

# Robert Kraft

## Das Gauklerschiff

### Die Irrfahrten der Argonauten.

#### 1. KAPITEL. DIE ARCHE NOAH.

Ich hatte in Bremerhaven auf dem Dreimastschoner »Therese« als zweiter Steuermann angemustert. Wir gingen mit Ballast nach Cardiff in England, nahmen Kohlen für Valparaiso und wollten als Rückfracht in Iquique Chilisalpeter laden.

Nach sechs Wochen denkbar günstigster Fahrt waren wir schon auf der Höhe von Kap Virgins, dem Südostzipfel Patagoniens und wenn alles gut ging, konnten wir morgen um dieselbe Zeit schon Kap Horn hinter uns haben.

»Stürmann, dorten aus der Luke roocht's,« sagte da im Vorübergehen zu mir ein Schiffsjunge, der aus der Kombüse das Mittagsessen holen wollte.

Ein Blick, und ich wußte alles.

»Feuer im Schiff, klar die Boote!!!«

Die Kohlen hatten sich selbst entzündet, und da war gar nichts mehr zu wollen. Ja, wir konnten Wasser hingießen, an Salzwasser fehlte es uns ja nicht, aber dazu mußten doch erst die Luken geöffnet werden, und das ist es ja, woran das schwelende Glimmen nur wartet, auf die

nötige frische Luft, um als helles Feuer herauszuschlagen. Wenn es erst einmal qualmt, dann ist es vorbei.

Ade Therese! Wir packten unsere Kleiderkisten und setzten die Boote aus, alle drei. Dann mußten wir noch so tun, als wollten wir löschen. Als nur das erste Brett abgehoben wurde, schlug schon eine rote Lohe heraus, und der erste Steuermann, der sich zu weit vorgewagt, wäre bald in das Flammenmeer gestürzt, die Gase hatten ihn schon betäubt.

Nun aber schleunigst fort! In wenigen Minuten würde der Eisenkasten ein glühender Kanonenofen sein.

Ade, Therese! Wir scheiden ohne Kummer. In Valparaiso hätten wir Dich sowieso sämtlich verlassen.

Ja, wir hatten eine herrliche Fahrt gehabt, und es war ein neues Schiff mit neuer Takelage, noch keine Hand hatte sich wund gearbeitet, und der Kapitän Jürgens war ein prächtiger Mensch – aber bei der Einnahme des Proviantes hatte er nichts zu sagen gehabt. Und die Reederei gehörte zu jenen Aktiengesellschaften, welche es sogar den Matrosen vom Leibe abknapsen, um ein paar Groschen mehr Dividende zahlen zu können. Das Hartbrot war voll Würmer, mit den Erbsen hätte man keine Schweine gefüttert, der Speck war blau angelaufen, das Salzrindfleisch stank bereits. Gegen solche Kost rebellierte sogar mein Magen, der, von ewigem Heißhunger geplagt, sonst alles vertrug. Einige Matrosen zeigten schon deutliche Spuren von Unterernährung, wollten immer schlafen und klappten nach jeder größeren Anstrengung

zusammen. Ehe wir Valparaiso erreicht, hätte der Hungertyphus ausbrechen können. Der brave Kapitän hatte seine Würste und Schinken und Konserven mit uns geteilt, aber was war das für achtzehn Mann. Ein Tropfen auf einen heißen Stein. In Valparaiso hätten wir anderen Proviant gefordert, und da wir doch keinen bekommen hätten, wären wir alle desertiert.

Wir stießen ab, als Schiffbrüchige auf hoher See im offenen Boot. Denn auch das Aufbrennen zählt zum Schiffbruch. Ein schreckliches Wort. Für uns war's ein Vergnügen. Ich war schon zweimal um Kap Horn gesegelt, kannte diese Gegend nicht anders als wie die meisten Schiffer davon erzählen, als den Schrecken des Seemanns. Eine tobende Wasserwüste, von ewigem Schneesturm aufgepeitscht, ehe man die Segel setzen kann, muß man mit der Marlspieke das Eis abklopfen, umlauert von Klippen und tausend anderen Gefahren.

Diesmal war es anders. Es war Mitte Januar, hier unten also Hochsommer! Kein Wölkchen am blauen Himmel, die Hitze aber durch ein kühles Lüftchen gemildert, das die maragdgrüne See ganz leicht kräuselte. Und aller menschlichen Berechnung nach, würde dieses Wetter noch lange Zeit anhalten.

Was gab es da also auszustehen? Es war eine angenehme Spazierfahrt, eine Gondelpartie. Wir ruderten nach der Küste, die wir, wenn keine Strömung dazwischenkam, in acht Stunden erreichen würden. Hatten wir bis

dahin noch kein Schiff gesichtet, das wir unserer Aufnahme für würdig hielten, so fuhren wir noch einige Stunden weiter, in die Magelhaenstraße hinein. Dort hatten wir unter den Dampfern die Auswahl. Denn vom ersten besten Schiffe ließen wir uns nicht etwa »retten«. Sonst kamen wir schließlich wieder auf so einen Hungerkasten. Nein, ein Passagierdampfer, ein möglichst großer, mußte es sein, auf dem es schon zum ersten Frühstück Bratwurst mit Rosenkohl gibt. Zwar nur für die erstklassigen Passagiere, aber gegen unglückliche Schiffbrüchige ist man doch nicht so. Und wir wollten denen schon etwas vormachen, was wir ausgestanden hätten. Ach, wie wir uns freuten!

Ich steuerte die kleine Jolle, bemannt mit drei Matrosen, einem Schiffsjungen und dem Segelmacher. Gleich in der zweiten Stunde kreuzte uns eine Bark mit norwegischer Flagge entgegen. Sie änderte den Kurs, hielt auf uns zu, obgleich wir uns gar nicht um sie kümmerten. Denn die uralte Schmak sah gar nicht nach Bratwurst und Rosenkohl aus, auf der war das Hartbrot sicher ebenfalls lebendig.

In Rufweite gekommen, brüllte Kapitän Jürgens hinüber, daß die »Therese« aufgebrannt sei, machte sonst seine Meldung. Drüben der Kapitän fragte zurück, ob wir aufgenommen sein wollten. Wir winkten gnädig ab, sahen, wie der Kapitän die Achseln zuckte. Nun, wenn wir nicht wollten – das kann ja jeder machen wie er will.

Dann kam von Süden her ein Dampfer. Na, wie der aussah! Wenn der mit einem anderen Schiffe zusammengeriet, blieben die beiden aneinander kleben. Förmlich mit Fett überzogen, alles eine Schmiere. Und dieser Gestank von verbranntem Tran, auch bei Windstille drei Seemeilen weit zu riechen. Ob wir aufgenommen werden wollten? Gott sei uns gnädig! Ein nordamerikanischer Walfischjäger, zwei Jahre unterwegs!

»Aller guten Dinge sind drei,« sagte der Segelmacher, ein Rheinländer, ein dufter Bruder, sein Vater hatte bei Köln eine große Stahlwarenfabrik, sang mit Vorliebe Studentenlieder, wenn er auch nur bis zur Obertertia gekommen, wonach er einen Griff in des Vaters Kasse gemacht hatte und zur See gegangen war, »aller guten Dinge sind drei – das nächste Schiff, das uns einlädt, ist ganz sicher ein Guanokasten.«

Aber an diesem Tage sollten wir überhaupt kein Schiff mehr in Sicht bekommen. Von den Dampferlinien befanden wir uns noch weit ab, und die Segler sind doch rar.

Als die Sonne sank, stellte sich, wie in letzter Zeit immer, starker Nebel ein, der die ganze Nacht anhielt – eine sichere Garantie, daß morgen wieder ein prächtiger Tag würde.

Bald sahen wir die Hand nicht mehr vor den Augen, auch die Bootslaterne hatte gar keinen Zweck, leuchtete wie ein Glühwürmchen. Ich hatte meine Instruktionen. Ab und zu ein Tuten auf dem Nebelhorn. Es dauerte nicht lange, so bekamen wir keine Antwort mehr. Auch einige

Signalschüsse wurden nicht erwidert. Wir hatten die beiden anderen Boote verloren. Nun, mochte es sein.

Ich ließ die Riemen einnehmen. Wir hatten ja Zeit, wozu sich abhetzen. Unser Magen knurrte mächtig. Wir waren ja um das Mittagsessen gekommen. Hatten uns freilich auch davor gegraut. Geräucherte Fleischwaren hatte uns der Kapitän nicht mehr geben können, wohl aber jedem Boote einige Flaschen Rum und Genever.

So machten wir uns auf dem Spiritusapparat einen tüchtigen Grog, in den wir den lebendigen Zwieback tauchten. Das war doch einmal etwas anderes. Sogar die Butter war vollständig ungenießbar. Wir fr. . . , speisten wie die Wölfe.

Dann konnten sich die fünf in die Segel wickeln und schlafen. Ich wachte bis Mitternacht, dann weckte ich den Segelmacher, einen Unteroffizier, der mußte bis Tagesanbruch wachen. Und er tat's gern. Der mißratene Sohn war ein tüchtiger Kerl geworden, verstand seine Sache, das Segelnähen, so gut wie jede andere seemännische Arbeit, ein treuer Kamerad, von unverwüstlicher Heiterkeit, eben ein echter »Kölner Jong«.

Auch ich legte mich schlafen. Träumte von Bratwürsten und Rosenkohl. Ich hatte mich nun einmal in dieses Gericht verrannt. Es war eine Reminiszenz aus meiner Schiffsjungenzeit, wo ich einmal gehört hatte, daß es auf den großen Passagierdampfern für die Salongäste schon beim ersten Frühstück Bratwurst mit Rosenkohl geben sollte. Natürlich konnte das nur ein Märchen sein. Solch

einen fabelhaften Luxus gibt es doch gar nicht auf der Erde. Dann später hatte ich nie darüber nachgeforscht, ob es vielleicht doch Wahrheit sein könne – jetzt nach zehn Jahren fing plötzlich wieder die Bratwurst mit Rosenkohl in meinem Gehirn zu spuken an.

Eben hatte ich im Traume die zwanzigste verzehrt, ohne die geringste Sättigung zu merken, als ich gerüttelt wurde.

Es war vier Uhr, der Tag graute. Das heißt, es war um uns herum wie etwas durchsichtige Milch.

Zu melden hatte der Segelmacher nichts, hatte unterdessen aber schon den Kaffee gebraut, hatte auch schon wieder die Rumbuttel in der Hand, die ich ihm aber abgeht.

Die anderen räkeltten sich unter den Segeln hervor. Dabei warf der eine den Kaffeetopf um. Es sollte keinen Auseinandersetzungen deswegen kommen.

»Da steht eint Kasten!«

Jetzt sahen wir alle die schattenhaften Umrisse eines Schiffes. Gleich darau wurde der Nebel von der Sonne wie ein Schleier gehoben, und da stand im Osten ein majätischer Dreimaster mit voller Takelage, wenn auch alle Segel festgemacht. Der Schornstein in der Mitte verriet, daß er auch eine Maschine im Bauche hatte.

»Ein Kriegsschiff! ein Kreuzer!!«

Drüber waren wir uns sofort klar. Nur Kreuzer der Kriegsmarine verbinden noch eine wirklich brauchbare Bemastung und Takelage, mit der man auch wirklich segeln kann, mit einer Maschine. Bei Handelsschiffen

kommt das gar nicht mehr vor. Die ganz verschiedene Bauart, die für ein Segelschiff und für einen Dampfer nötig ist, läßt sich bei einem Kauffahrer, bei dem Zeit Geld ist, nicht vereinen. Entweder nur Segel, oder nur Dampf. Höchstens die Winden werden durch eine kleine Hilfsmaschine getrieben. Bei einem Kriegsschiff ist das ja etwas ganz anderes.

Überhaupt erkannten wir auf den ersten Blick, daß es nur ein Kriegsschiff sein konnte.

Nur eines hätte uns irre machen können. Daß am Heck keine Flagge wehte, hatte nichts zu sagen. Die Kriegsflagge ist nicht immer gehißt. Aber der lange Kriegswimpel muß am Großstopp unbedingt wehen. Und der fehlte hier.

Das Schiff drehte uns etwas das Heck zu, aber die Entfernung war zu groß, als daß man den Namen mit bloßem Auge hätte erkennen können. Nur für den äußerst weitsichtigen Matrosen Moritz nicht. Ehe ich das Fernrohr aus dem Futteral gezogen, hatte der schon die Namen buchstabiert.

»Arche Noah.«

»Was, Arche Noah?« lachte ich.

Dann klärte mein Fernrohr den Irrtum auf.

Der Name des Schiffes war »Argos«, darunter stand der des Heimathafens – Noald.

Der Matrose hatte aus »Argos Noald« mit seinen weitsichtigen Augen »Arche Noah« gemacht.

Noald ist ein kleines Hafenstädtchen bei Liverpool, mit kleiner Werft, sehr tüchtig im Schiffsbau, berühmt wegen seiner Rennjachten, noch mehr wegen seiner Modelle,

die es der englischen Kriegsmarine liefert. Große Schiffe können auf der kleinen Werft freilich nicht hergestellt werden. Sie ist nur für feinste Präzisionsarbeit. Aber immerhin, solch einen Kreuzer wie diesen kann sie schon liefern.

Nun aber konnte es auch nicht mehr ein Kriegsschiff sein. Einen Kriegshafen Noald gibt es nicht. Und dennoch war es dem Baue nach ein Kriegsschiff, was wir uns nun aber gleich zusammenreimen konnten.

Wir hatten vorhin etwas vergessen. Es gibt wohl Privatschiffe, die mit voller Takelage eine starke Maschine verbinden: Expeditionsschiffe. Dazu werden ja überhaupt gern ausrangierte, aber noch seetüchtige Kreuzer der Marine genommen. Wir hatten sicher das Schiff einer englischen Südpolarexpedition vor uns.

»Stürmann,« sagte der Segelmacher, »da frühstücken wir wenigstens drauf, und so ein Polarschiff ist am Anfange der Reise so gut verproviantiert, daß es auf ein paar Würste und Schinken und Butterbüchsen gar nicht ankommt.«

Das war bei mir bereits beschlossen gewesen. Diesmal winkten wir nicht ab, warteten auch auf keine Einladung, sondern ruderten gleich hin.

An der Bordwand zeigten sich einige Männer, sonst aber brachte das offene Boot auf hoher See sehr wenig Aufregung hervor. Es war bei diesem herrlichen Wetter alles viel zu gemütlich.

»Sachte, Jungens, nicht so pulen!« ermahnte der Segelmacher. »Laßt die Zunge ein bißchen zum Halse heraushängen, wir müssen einen total erschöpften Eindruck machen, sonst kriegen wir dort auch wieder nur Tee mit Zwieback und Butter.«

Ein Fallreep wurde herabgelassen, wir machten das Boot fest und kletterten hinauf.

Zuerst wurden wir von einer ganzen Menge oder sogar Unmenge von Hunden begrüßt. Aber Eskimohunde, die den Schlitten ziehen sollten, waren das nicht. Doggen, Pintscher, Bullenbeißer, Windspiele, riesige Bernhardiner und winzige Schoßhündchen und was weiß ich. Anfeinden taten sie uns ja nicht gerade, aber sie machten einen Heidenspektakel.

Ein baumlanger Mann mittleren Alters – ich will ihn gleich als Kapitän Gustav Martin aus Blankenese vorstellen – beide Backetaschen voll Kautabak und die Hände bis an die Ellenbogen in den Hosentaschen vergraben, sprach uns an, aber es war kein Wort zu verstehen, so bellten und quietschten die Köter, bis der Mann, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen, mit seinen endlos langen Beinen Fußstritte nach allen Richtungen verteilte, worauf das Viehzeug endlich Ruhe gab und sich zurückzog.

»Schiff verloren?«

Ich erstattete Bericht.

»So. Hm. He, Schmidt, habt Ihr's gehört? Meldet es der Patronin. Was da werden soll.«

Ich hatte Englisch gesprochen, der Kapitän hatte diese letzten Worte auf Deutsch zu einem anderen, noch jungen Manne gesagt.

Ohne sich noch weiter um uns zu kümmern, ging der Kapitän nach der Treppe, die zur Kommandobrücke hinaufführte, brauchte zu den zehn oder zwölf Stufen nur zwei Schritte, setzte sich oben, immer ohne die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen, auf einen festgeschraubten Feldstuhl und hing seine Beine vor sich über das Geländer.

Der junge Mann, Offizier oder Matrose – das ist ja auf einem Handelsschiff gar nicht zu unterscheiden, auch der Kapitän trägt seine alten Anzüge auf – zögerte noch etwas, blickte mich an, und ich blickte ihn an.

Herr Gott, kannte ich dieses Gesicht nicht schon? Schmidt hieß er? Aber die Schiffskameraden, so weit sie Matrosen sind, kennen sich ja alle nur bei Vornamen.

»Georg – bist Du's oder bist Du's nicht?« fragte der.

»Ja, Georg Stevenbrock –«

»Natürlich, Georg! Kennst Du mich denn nicht mehr? Ich bin der Ernst – vom Bollriger »Mozart« – von Hamburg nach Port Natal und zurück.«

Ach, der Ernst! Wir hatten eine Reise zusammen als Matrosen gemacht. Vor sechs Jahren. Eine Freundschaft war es nicht geworden, wir hatten uns dann gleich wieder vergessen, ich wußte nicht, daß er unterdessen ebenfalls Steuermann geworden. Aber ein guter Kamerad war er gewesen, und man freut sich doch, so einen wieder zu sehen.

Wir schüttelten uns die Hände, dann ging er, der Patronin zu berichten.

Also eine Patronin gab es an Bord. Der mitfahrende Schiffsbesitzer wird Patron genannt, ist es eine Dame, dann ist's eben die Patronin oder Patrona. Aber nicht etwa, wenn er nur der Vertreter der Reedereigesellschaft ist, mag er auch noch so viele Aktien haben. Dann ist er nur der »Agent«, auch auf deutschen Schiffen englisch ausgesprochen – Ehdschent. Das sind solche Titel, die das Seemannsleben so mit der Zeit geschaffen hat. Patron ist ein ganz exklusiver Ehrentitel. Eigener Besitzer eines Schiffes, ein freier Seekönig, obgleich Handel treibend. Ein Jachtbesitzer ist immer wieder etwas anderes, kann sich nicht mit einem Patron messen. Eine Jacht kann jeder haben, der Geld genug hat, der fährt nur ab und zu aus Liebhaberei zur See. Der Patron ist der freie Fürst im zunftmäßigen Seemannsberufe.

»Hier sind wir aber wirklich in eine Arche Noahs geraten!« meinte der Segelmacher.

Ja, da hatte er recht. Die Hundemeute war noch das wenigste Viehzeug. Überall sonnten sich Katzen, gewöhnliche Hauskatzen, aber auch einige Angoras und sonstige exotische waren darunter. Über Deck kam eine Elster gehüpft, hackte mir schnell einmal in die Stiefel und sprang dann auf einen Bernhardiner, suchte ihm Flöhe ab. Auf dem Ruderhäuschen stand ein großer Käfig, in dem Lachtauben gurrten, und sie waren nicht etwa eingesperrt, jetzt machten einige ihren Morgenflug. Hinter einem Taubündel amüsierte sich ein junger Waschbär mit

einer großen Kugel. Jetzt erst bemerkten wir, daß in der Takelage mehrere Affen herumturnten –

Wohin man blickte, man mußte nur suchen – überall entdeckte man neues Viehzeug anderer Art.

»Reeehhhh!!!« rief der Kapitän, die Einleitung zum nachfolgenden Kommando, ohne seine Beine vom Geländer zu nehmen. »Hol an Steuerbordbrassen Kreuzmast!!«

Aus dem Matrosenlogis unter der Back stürmten acht Mann hervor, ihnen voran aber noch ein Schwein, reichlich groß und dick, wenn auch nicht gerade gar so fett gemästet. Und wunderte ich mich schon, daß es gleich dorthin galoppierte, wohin das Kommando rief, so sollte es noch viel besser kommen.

Eine Rahe wurde nach der anderen angeholt. Das geschieht immer in taktmäßigem Laufschrift, die Matrosen rennen immer hin und her. Und das Schwein galoppierte immer nebenher. Und nicht nur das, sondern wenn es zum nächsten Mast und zur nächsten Brasse ging, dann rannte das Schwein sogar voraus, als wollte es die Leute zur Arbeit anführen, und führte sie auch wirklich stets zur richtigen Brasse, welche Reihenordnung gar nicht so einfach ist – und beim Anholen galoppierte es wieder nebenher. Dann rückte es auch wieder mit den Matrosen ins Logis ab.

Wir staunten nicht schlecht. Doch ich entsann mich, das ein Schweinekenner, der aber dieses Borstentier nicht nur als zukünftige Wurst betrachtete, mir einmal versichert hatte, daß das Schwein das klügste von allen Tieren sei.

Über Deck kam ein brauner Kerl in weißem Anzug und roten Pantoffeln, wohl ein Inder, ein Steward, und trug in beiden Händen eine dampfende Terrine. Hinter ihm her trabte ein schwarzer Baribalbär, ein stattliches Vieh. Wäre es ein weißer Elefant gewesen, wir hätten uns gar nicht mehr gewundert.

Bei unserem Anblick stutzte der Mann, blieb stehen, betrachtete uns nachdenklich, und diesem seinem Nachdenken mußte er auch noch in anderer Weise zu Hilfe kommen.

Er nahm die Terrine in den rechten Arm, griff mit der linken Hand in die Jackentasche, brachte eine silberne Dose zum Vorschein. Der Inder wollte eine Prise nehmen. Dazu aber braucht man zwei Hände. Und er mußte mit der anderen Hand die Terrine gegen die Brust drücken.

Der Mann wußte sich zu helfen. Sein rechter Fuß schlürfte aus dem Pantoffel, die nackten Zehen hoben sich, öffneten den Deckel der Dose, griffen hinein, nahmen zierlich ein Prischen heraus, führten es zur Nase, links und rechts. Hierauf machte der Fuß die Dose wieder zu, dann aber ging er noch einmal hoch, jetzt schneuzte er sich mit den Zehen die Nase, und jetzt wischte er, uns immer nachdenklich betrachtend, die unsauber gewordenen Zehen an den Kopfhaaren ab, und als dies geschehen war, setzte er auf zwei Beinen seinen Weg fort, der Bär hinter ihm drein.

Ich blickte den Segelmacher an und der mich.

»Wir sind hier wohl auf ein Gauklerschiff geraten?« meinte ich.

»Bleiben wir nur bei der Arche Noah,« entgegnete jener. »Hier ist nicht nur das ganze Tierreich immer durch eine Spezies vertreten, sondern auch jede Menschenrasse. Habt Ihr den Kerl dort schon gesehen?«

Erst jetzt fiel mein Blick auf ihn, obgleich er schon immer herumspaziert war. Aber wir waren ja erst zwei Minuten an Bord, und man wußte ja gar nicht, wohin man hier zuerst blicken sollte, überall sah man etwas Neues.

»Ja, wie soll ich diesen Mann nun beschreiben? Wo mit der Beschreibung anfangen? Mit seiner Bekleidung. Das ist das einfachste.

Diese bestand nämlich aus einem ganz bescheidenen Badehöschen. Sonst war er nackt vom Scheitel bis zur Sohle. Und dabei hatte der Mann durchaus keine Ursache, mit seinen nackten Körperformen zu renommieren. Die waren alles andere als schön.

Es war eine Art von Dachshund in menschlicher Ausgabe von gelbbrauner Farbe. Obschon der gedrungene Oberkörper sehr kurz war, erschien er doch länger, weil die mageren, krummen Beinchen noch viel kürzer waren, und obgleich die Knochen aus dem Leibe traten, verfügte er doch über einen kleinen Hängebauch. Und nun zwischen den hohen, eckigen Schultern ein großer, eckiger Kopf mit mongolischem Affengesicht, in dem die Hauptsache die große Öffnung war, Mund genannt, mit dem er sich bequem in die weitabstehenden Elefantenoehren beißen konnte.

Und um nun das Kuriosum vollzumachen, hatte der nackte Kerl an seinem Badehöschen eine dicke goldene

Uhrkette hängen und daneben zwei Orden. Außerdem rauchte er aus einer Fuhrmannspfeife. So spazierte er, wie ein Schornstein qualmend, gravitatisch hin und her, uns keines Blickes würdigend.

»Ja, was ist denn das nur für ein Mensch?« machte der Segelmacher erst jetzt seinem Staunen Luft. »I, das ist ja überhaupt gar kein Mensch! Das ist eine Promenadenmischung zwischen Pavian und Dackel.«

Ich mußte mich schnell nach der Bordwand herumwenden, um nicht gleich so herauszuplatzen.

Ein lieblicher Duft ließ mich wieder ernst werden und mich umdrehen.

Ein Neger und ein Chinese trugen zwischen sich an Henkeln eine große Platte vorüber, auf der pyramidenförmig Teller aufgebaut waren, und auf jedem lagen zwei große, gebratene Schinkenscheiben und darüber vier Spiegeleier.

Ha, dieser Anblick! Und dieser Duft! Das war mir noch lieber als Bratwurst mit Rosenkohl. Zunächst aber wurde die Platte an mir vorüber getragen. Und wohin? Unter die Back. Wo nach allen Schiffsregeln nur Matrosen und Heizer einquartiert sein können, oder es gibt keine Bordroutine mehr.

»Hört, Segelmacher, hier werden doch nicht etwa die Matrosen zum ersten Frühstück schon gebratenen Schinken mit Spiegeleier bekommen?!«

»Jawohl, und zum zweiten Frühstück Lendenbeefsteak mit Schlagsahne,« spottete der.

Ernst kam zurück.

»Die Patrona will Dich sprechen. Du, Georg, Du kannst als dritter Steuermann ankommen. Unserm dritten ist vor ein paar Tagen von oben eine Marlspieke durch den Kopf gegangen, sofort tot.«

Er brachte mich bis an den Kajüteneingang, ich trat allein ein.

Prachtvoll eingerichtet! Vor allen Dingen aber hatte ich gleich einen Anblick, der mir unvergeßlich ist. Ich sehe alles noch nach vielen, vielen Jahren, als wäre es erst gestern gewesen.

Mitten in der Kajüte lag auf dem weichen Persertepiche ein mächtiger Königstiger, lang ausgestreckt auf der Seite, und neben ihm lag ein Kind, ein vielleicht sechsjähriges Mädchen, in einem weißen Spitzenkleidchen, hold wie ein Engel, das blasse Gesichtchen von blonden Locken umrahmt – und so lag es schlafend neben dem furchtbaren Raubtiere, das Köpfchen auf der buntgefleckten Brust gebettet, das eine Ärmchen halb um den Nacken des Ungeheuers geschlungen im anderen ein Püppchen, und der Tiger wieder seine Pranke über den Leib des Kindes gelegt, sicher nicht schwer.

So lagen die beiden da.

Das furchtbare Raubtier seit dem grimmigen Gesichtsausdruck – und daneben an seiner Brust das kleine Mädchen, sanft schlummernd, im Traume glücklich lächelnd, das Püppchen im Arme –

Ich weiß nicht – mir stieg plötzlich etwas siedend heiß zum Herzen empor, bis in die Augen hinein. Ich war

danaks ein gar wilder Gesell, wer mir irgendwie unbotmäßig kam, dem setzte ich sofort die Faust zwischen die Augen. Und andererseits war ich wieder etwas rührselig.

Der Tiger hob etwas den Kopf, blickte mich grimmig an, knurrte leise, und streckte sich wieder. Dem hätte ich ja das Kind nicht stehlen mögen, diesem das Püppchen nicht.

»Bitte, Herr Steuermann, kommen Sie herein,« erklang aus einer Nebenkabine eine feine Stimme. Ich trat ein, wäre mit dem einen Fuß bald auf einen Raben und mit dem anderen auf eine Schildkröte getreten. Nun fehlten bloß noch Schlangen.

An dem Schreibtisch saß eine weißgekleidete Dame, ganz genau dieselben feinen, blassen Züge wie das Kind, das ganz sicher eben solche große, blaue, träumerische Augen hatte. Überhaupt das ganze Gesicht war so eigentümlich verträumt. Aber dabei ungemein freundlich.

»Bitte nehmen Sie Platz.«

Sie hatte auf einen Stuhl gedeutet, der neben dem Schreibtisch im Schatten stand. Solch eine Einladung in der Kajüte war ich gar nicht gewöhnt. Und wäre ich ihr nur lieber nicht gefolgt. Mit einem kleinen Schmerzensschrei fuhr ich sofort wieder empor. Ich hatte mich gerade auf einen Igel gesetzt, der sich, das Unglück schon kommen sehend, bereits mit emporgesträubten Stacheln zu einer Kugel zusammengerollt hatte.

»Was haben Sie denn? Ach, richtig, ich hatte ja vorhin Peterm auf den Stuhl gehoben! Sie haben sich doch nicht

wehe getan? Er zeigt niemals die Stacheln. Bitte, heben Sie ihn herunter, recht vorsichtig.«

Also ich hob Herrn Peter zwischen den flachen Händen herunter. Ehe ich mich aber setzte, überzeugte ich mich, daß nicht etwa noch ein Stachelschwein drauf war. Denn das hat noch ganz andere Borsten und meine Hosen waren so dünn.

Nein, jetzt war der Sitz tierfrei. Nur hinten an der Lehne klebte ein Laubfrosch, der dann an meinem Halse herunterturnte.

Ich mußte berichten.

Die junge Dame sah mich dabei unverwandt an.

»Haben Sie Ihre Seefahrtspapiere?«

Ich präsentierte sie. Aber sie warf nur einen einzigen Blick hinein.

»Wollen Sie als dritter Steuermann bei mir bleiben?«

»Wohin geht die Reise?«

»Ganz unbestimmt. Ich mustere auf Zeit, von Monat zu Monat.«

»Was ist die Heuer?«

»Wieviel fordern Sie?«

»Englische Flagge? Die Normalheuer eines zweiten Offiziers – sechs Pfund Sterling.«

»Ich gebe Ihnen sieben.«

Das findet man selten, daß man mehr bekommt als man fordert, am seltensten auf einem Schiffe. Na, ich war's zufrieden, da bin ich nicht so.

»Werden auch die anderen Leute bleiben? Ich kann noch Matrosen brauchen.«

»Sicher.«

»Schicken Sie sie dann einmal zu mir. Melden Sie sich bei Herrn Kapitän Martin, dann lassen Sie sich von einem Steward Ihre Kabinen anweisen. Ihr Vorgänger hat durch einen Unglücksfall seinen Tod gefunden, Sie bekommen andere Kabinen –«

»O, das ist mir gleich, ich bin doch nicht etwa abergläubisch!«

»Nein, nein, es ist nicht nötig, wir haben Platz genug. Treten Sie nicht auf Lottchen.«

Lottchen? Nicht drauftreten? Natürlich blickte ich unwillkürlich nach meinen Füßen. Und da schlängelt sich weiß Gott eine Ringelnatter am Boden! Und was für ein Exemplar!

Nun, Ringelnattern werden so zahm, daß sie auf den Pfiff kommen und aus der Hand fressen. Und Brehm empfiehlt in seinem »Tierleben« Ringelnattern als lebendiges Spielzeug für Kinder. Das sind Ansichten.

Also ich nahm von meinem Halse den Laubfrosch und klebte ihn gegen die Wand, stieg über Fräulein Lottchen, stolperte über einen Hund, trat einer Katze auf den Schwanz, kroch unter einem Affen weg, der oben an der Tür hing und nach meinen Haaren haschte, prallte mit einem braunen Bären zusammen und gewann so nach und nach das Freie.

Ja, ich war in die Arche Noah geraten.

## 2. KAPITEL. EIN SÄBELDUELL UND SEINE FOLGEN.

Ich ging auf die Kommandobrücke und meldete mich als dritter Offizier dem Kapitän, der noch immer so da saß, die Hände in den Hosentaschen und die langen Beine über das Geländer gehängt, überreichte ihm meine Papiere, wollte es tun. Aber dazu hätte er doch die Hände herausnehmen müssen.

»Well, legen Sie sie dorthin. Sind Sie erschöpft, müde?«

»Nein, gar nicht.«

»Well, Sie treten heute mittag die dritte Wache an, ich gehe mit Ihnen.«

»Wir gehen drei Wachen?« wunderte ich mich.

»Drei Wachen.«

Ich ging.

»Eeeh,« wurde ich da zurückgerufen. »Wofür halten Sie das dort?«

Ich blickte hin, wohin er blickte, sah aber nichts.

»Was meinen Herr Kapitän?«

»Dort, das Ding auf dem Wasser.«

Er nickte nach der Richtung, dann hob er sein langes Bein und deutete mit langgestreckter Fußspitze. Ich vierte das Bein entlang, mußte mir dabei ein Lächeln verkneifen.

Ja, jetzt sah ich es. Wohl nur ein Brett.

»Meine ich auch. Well.«

Ich ging unter die Back, wo ich meine Leute vermutete, steckte wenigstens den Kopf durch die Tür. Daß ein

Offizier das Mannschaftslogis betritt, verbietet die Bordroutine, ein ehernes Anstandsgesetz, wenn es auch ungeschrieben ist.

Es waren mehr als 40 Mann, die an zwei langen Tafeln richtig bei gebratenem Schinken und Spiegeleiern saßen, früh um fünf.

Kann man verstehen, weshalb ich so staunte, meinen Augen kaum traute? Man glaube nur nicht, daß es so etwas auf anderen Schiffen gibt. Nicht auf der reichsten Privatjacht. Ganz im Gegenteil. Je reicher der Jachtbesitzer, desto mehr wird geknausert.

Na, ich mußte meinen Augen wohl trauen. Es waren unterdessen, seitdem die Tafel vorübergetragen worden, ja erst wenige Minuten vergangen, die Leute waren noch beim besten Schaffen, darunter auch meine, die nicht schlecht stopften und kauten. Schon das frische Weißbrot war ihnen ja die größte Leckerei.

»Hört, Jungens, Segelmacher – Ihr sollt achterraus zur Patrona kommen. Ihr könnt anmustern. Geht sofort. Laßt Euch etwas aufheben.«

Alle stets standen denn mich sofort auf. Die drei Matrosen und der Junge ppropften sich nur noch einmal den Mund tüchtig voll, mein Segelmacher hingegen, frech wie immer, und Oskar hieß er auch, langte erst noch einmal zu, nahm in jede Hand noch eine große Schinkenscheibe, ans jeder zwei Spiegeleier.

Er mußte sie wohl unterwegs schnell essen, auf dem Gange nach der Kajüte. Da nun aber die Dotter noch

sehr weich war, so mußte er gleich zu balancieren anfangen. Und denn besann er sich eines anderen, er schob die beiden Schinkenscheiben samt den Eiern in die Hosentaschen, in jede eine.

Wie der dann die weichen Eier wieder aus den Hosentaschen herausbringen wollte, da hätte ich auch dabei sein mögen.

Ich begegnete dem Inder, der seine Füße als Hände gebrauchen konnte, hielt ihn an – jawohl, er war Steward, sogar der erste, sprach Englisch, wußte schon, daß er mir meine Kabinen zeigen sollte, führte mich durch einen anderen Eingang ins Zwischendeck.

Kabinen? Auch der sprach in der Mehrzahl? Wahrhaftig, sogar der dritte Steuermann bekam hier eine Schlaf- und eine Wohnkabine, und wie eingerichtet, die reinen Salons!

Nun allerdings war dieses Schiff ja für Aufnahme von 400 Mann berechnet, und 70 waren, wie ich dann erfuhr, nur darauf, Platz war also genug vorhanden – aber immerhin, zwei Kabinen erhält auch auf einem Salon-dampfer der erste Offizier nicht.

»Wollen Sie hier oder in der Offiziersmesse frühstücken?«

»Ist es denn hier nicht Zwang, gemeinsam an der Tafel zu essen?«

»Zwang? Hier gibt es überhaupt keinen Zwang. Hier macht außer Dienst jeder, was er will. Wenn Sie wünschen, serviere ich Ihnen den Tee oben auf der Royalrahe.«

So lautete die etwas freie und ebenso sehr merkwürdiger Antwort des Stewards. Denn auf anderen Schiffen gibt es so etwas nicht. Auch in der Kauffahrtei darf nicht einmal ein Matrose essen, wo er will, nur an der Back, am gemeinschaftlichen Tische.

Vor allen Dingen aber hatte ich jetzt das Wort »Tee« gehört.

»Gut, so werde ich diesmal hier essen – also essen – Tee kann man bekanntlich nur trinken.«

Der braunschwarze Fußkünstler verstand mich sofort, der hatte nicht umsonst ein so verschmitztes Gesicht.

»Sehr wohl, Master Governor – ich weiß schon – die Schüsseln sind für Sie bereits heiß gesetzt, ich bringe sie sofort.«

Er ging, ich sah mich in meiner nunmehrigen Behausung etwas näher um.

Donnerwetter, hier war's aber fein! Diese Koje! Seidene Decken! Überall der Name »Argos« mit Gold eingestickt. Da konnte ich nicht mit meinen Seestiefeln drunterkriechen, wie ich's manchmal liebte. Und dieser Waschtisch!

Übrigens hatte ich es sehr nötig, daß ich mich wieder einmal wusch. Ich klappte die Mahagonieplatte hoch. Da mußte ich aber erst Seife – –

Nein, da lag sie schon. Erst aber glaubte ich, es wäre Schokolade. Erstens in Silberpapier eingewickelt, zweitens sah das Stück braun aus, drittens roch es nach

Zimmt und Vanille. Außerdem aber auch noch nach Rose, Veilchen, Reseda und anderen Blumen des Morgen- und Abendlandes.

»Madame Pompadour« war daran gepreßt, und auf einem beigepackten Zettelchen war außer der Versicherung, daß sich mit dieser Seife ständig, wenn sie nicht gerade etwas anderes zu tun hatte, die Madame Pompadour gewaschen habe, auch der Preis solch eines Stückes draufgedrückt: un Franc.

Heuheuh!! Dafür bekommt man ja in Hamburg ein Beefsteak frisch von der Pfanne mit Bratkartoffeln oder vier Pfund allerfeinste Schmierseife! Greunseep.

Wasser war vorhanden. Also ich zog meinen Flausrock aus, krepelte die Hemdärmel hoch, Kragen und Schlips hatte ich nicht abzulegen, und pompadourte mich für einen Franken.

Ich war noch nicht weit über die Handgelenke hinausgekommen, als in der Korridortür des Nebenzimmers, die der Steward offen gelassen hatte, die Patrona auftauchte. Der Waschtisch stand so, daß ich sie gleich sehen konnte, sie also auch mich.

»Darf ich eintreten?«

»Bitte sehr.«

»Ich dachte, weil die Tür offen war – Sie brauchen sich nicht zu genieren.«

Dabei war sie durch die Wohnkabine gegangen, auch in diese Tür getreten.

Nein, ich geniere mich durchaus nicht, da war ich nicht so. Mit einem Male aber fing ich mich doch ein bißchen

zu genieren an. Nämlich weil die so meinen Arm anstarrte.

»Herr Gott, haben Sie Arme!!«

Ja, die hatte ich. Man sah es sonst meiner Gestalt nicht an, was ich für Muskeln hatte. Aber ich dachte, die meinte, weil von meinen Armen so eine schwarze Sauce herunterlief.

»Wir mußten doch löschen, und überhaupt, es war Doch ein Kohlenschiff, und auf Segelkasten ist das Waschwasser rar,« suchte ich mich zu entschuldigen.

Nur ein leises Zucken um ihren Mund.

»Ich wollte nur sehen, ob Sie alles finden. Dort in der Schublade liegt Kamm und Zahnbürste und alles. Natürlich alles neu. Ich habe soeben alles selbst gebracht. Lieben Sie Gardinen vor den Fensterchen? Ich will Ihnen welche aufstecken.«

Gardinen vor den Fensterchen? Ich muß wohl ein wenig geistreiches Gesicht gemacht haben. Und weil ich mich genierte, weiter zu zeigen, daß ich eigentlich einen ziemlich weißen Arm hatte, fingerte ich dabei immer in dem Wasser herum.

Jetzt wurde auch sie etwas verlegen. Weil sie von »Fensterchen« gesprochen hatte.

»Ich meine die Bollaugen natürlich. Ja, ich weiß, es ist nicht seemännisch. Aber mein Bruder war der tüchtigste Seemann, und vor der Abreise mußte ich immer Gardinen vor den Bollaugen seiner Kabine anbringen, sie auch sonst so traulich als möglich machen. Und ich will

hier auf meinem Schiffe wirklich eine Patrona sein, eine Schutzherrin, eine Hausmutter, eine Schiffsmutter. Ich will, daß sich mein Volk – daß sich meine Leute, Offiziere wie Matrosen und Heizer, hier wirklich wie zu Hause fühlen.«

Es war merkwürdig, daß sie sich unter Zeichen einer neuen Verlegenheit schnell korrigiert hatte. Das wäre nämlich gar nicht nötig gewesen. Sie konnte ganz ruhig »mein Volk« sagen. Man spricht bekanntlich vom Schiffsvolk. Dabei wird das erste Wort häufig weggelassen. Jeder Kapitän spricht oft genug von seiner Mannschaft als von »seinem Volke«, ohne etwa von Größenwahnsinn geplagt zu werden.

Doch das war mir jetzt gar nicht aufgefallen.

Im Augenblicke ging mir etwas ganz anderes durch den Kopf.

Vorhin hatte ich sie nur sitzen sehen.

Jetzt stand sie in der Tür, wie in einem Bilderrahmen.

Es war eine kleine, zierliche Gestalt

Aber nun dieses Gesicht, dieser Kopf mit dem blonden, einfach gescheitelten Haar!

Herr Gott, wo hatte ich dieses Gesicht nur schon einmal gesehen? Dieses – dieses – wunderbare Etwas darin, was man gar nicht beschreiben kann!

Ach richtig! Raffaels Sixtinische Madonna mit dem Jesusknaben auf dem Arm.

Diese Verschmelzung von Jungfräulichkeit mit Mütterlichkeit, und dann wieder diese Verschmelzung von seligstem Glück mit tiefstem Schmerz, weil all das kommende

Unglück schon ahnend – so etwas hat eben nur ein Raffael fertig gebracht.

Und hier schuf es der liebe Gott in natura.

Ich vermag es eben nicht zu schildern.

Und gleichzeitig gingen in meinem Kopfe noch viele andere Dinge herum: Gardinen und Pompadourseife und Kämmе und Zahnbürsten, und das alles hatte sie mir selbst gebracht, weil sie wollte, daß –

Und mit einem Male stieg es mir unbändigem Gesellen, der seine Mutter gar nicht gekannt hat, der sich nun schon seit zehn Jahren in der Welt herumschlug, ohne einmal in eine anständige Gesellschaft gekommen zu sein, wieder so siedend heiß zum Herzen empor.

Mit einem Male hatte ich die größte Lust, meine Hände aus dem Waschbecken zu nehmen, dort nach der weißen Gestalt zu greifen und sie an mein Herz zu drücken.

Ich tat's nicht.

»Nee, ich brauche keene Gardinen.«

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie gestört habe,« sagte sie und ging.

Aber in einem Tone hatte sie es gesagt und mit einem Lächeln, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, ich könnte sie beleidigt oder gekränkt haben.

Statt ihrer trat drüben wieder der Inder ein mit seinem großen Brette, ich hörte ihn klappern.

Da unterbrach ich meine Wascherei. Die Arme konnten ein andermal darankommen. Man soll sich die Arbeit immer einteilen.

Ich trocknete die Hände ab – das erst schneeweiße Handtuch sah ja nett aus – und ging hinüber. Auf dem Tische stand ein großes Servierbrett, auf diesem ein Teeservice und eine ganze Menge schwarzer Töpfe, flache Terrinen aus Steingut, mehr als ein Dutzend. Außerdem ein Weißbrot, ungefähr anderthalb Pfund.

Ehe ich daran ging, den Inhalt der Terrinen zu untersuchen, mußte ich mir von dem Inder noch eine kleine Ansprache gefallen lassen.

»Sie einen Deitsland sein? Ick sprecken auch Deitsland. Perfekt, als wäre ick geborener Deitsland.«

Ich gratulierte ihm zu seinen Sprachkenntnissen. Nun ließ ich mich aber nicht länger aufhalten, mein Magen rebellierte.

Doch es sollte immer noch nicht sein. Ein helles Lachen erklang, es kam den Korridor herauf, ein ganz unbändiges Frauenlachen, es war die Patrona, sie wollte an meiner offenen Tür vorbei, konnte vor Lachen nicht weiter, taumelte herein, warf sich auf das kleine Sofa, hielt sich lachend die Schläfen.

Ach Gott, ach Gott – mein Kopf, mein Kopf!! – ich kann nicht mehr – was müssen Sie nur von mir denken – aber Ihr Mann – der Segelmacher – hat der Kerl Spiegeleier in den Hosentaschen!!«

Sie wollte sich an das Seitenpolster lehnen – und purzelte herunter. Es war so ein Schlafsofa, die Seitenlehnen konnten heruntergeklappt werden, und diese hier war nicht richtig befestigt gewesen.

»O Gott, o Gott, wie ich mich schäme, was müssen Sie nur von mir denken!«

Sie hatte sich aufgerafft und war lachend hinausgerannt

Mit des Segelmachers Spiegeleiern hatte es also in der Kajüte irgend etwas gegeben. Ich erfuhr es später. Der Segelmacher hatte stramm gestanden und der Patrona eine Papiere präsentiert. Da war ein Äffchen angeschlichen gekommen, hatte von hinten heimlich in eine seiner Hosentaschen gegriffen, etwas Weiches, Nasses gefühlt, der kleine Affe hatte seine Pfote wieder herausgezogen, mit mißtrauischem Blick und verdutztem Gesicht die gelbe Sauce an seinen Fingern betrachtet, hatte die Pfote geschlenkert, daran gerochen und wieder geschlenkert, immer mißtrauischer wurde das Affengesicht – na und da war die Patrona eben losgeplatzt. Nein, die brauchte sich nicht zu schämen. Das mußte ja eine gottvolle Szene gewesen sein!

»Ja, Patrona sehr gern lachen tun. Abberr auch serr viel weinen. Manchmal serr viel lachen, manchmal serr viel weinen. Patrona ist serr hartleibig.«

»Hartleibig?«

»Serr, serr hartleibig – hier«

Und der Inder legte die Hand auf sein Herz.

Ich hatte ihn schon vorher verstanden. So schwer von Begriffen bin ich nicht. Hartliebig, wollte er sagen. Die Liebe im Herzen bereitete ihr harte Schmerzen. Manchmal aber auch großes Glück. Sie hatte eben hart mit der Liebe herumzuwürgen. Wie jedes Weib. Denn jedes Weib

liebt, oder es ist kein Weib, und entweder liebt es glücklich oder unglücklich. Ich bin bloß froh, daß ich kein Mädchen geworden bin. Dann wäre ich jetzt sicher auch hartleibig gewesen.

»Bon appetit, monsieur, wünsche wohl zu speißen, lassen Sie sich gut smecken.«

Ich setzte mich in Positur, klar zum Gefecht. Es waren vier Reihen Terrinen, in jeder Reihe drei. Macht zusammen gerade ein Dutzend. Dann aber hinten als Arriergarde der Armee noch eine dreizehnte. Hatte nichts zu sagen, ich bin nicht abergläubisch

Natürlich fing ich mit der ersten vorn links an. »Sie enthielt Pflaumenkompott. Wurde ausgelöffelt. Dann kam Salleriesalat. Verschwand. In der dritten war Butter. Die aß ich, wie sich's gehört, zusammen mit dem Anderthalbpfundbrot. Brauchte nicht sehr lange Zeit dazu. In der vierten Terrine waren verschiedene Sorten Käse.

Nun aber begann in mir leise die Ahnung zu dämmern, daß ich doch wohl von der falschen Seite aus angefangen hatte. Ich hätte oben rechts anfangen müssen and nicht links unten. Aber ordnungsliebend, wie ich nun einmal bin, setzte ich die nun einmal eingeschlagene Richtung fort. Den Terrinen war das ja auch ganz egal.

Also ich verschluckte – verspeiste die verschiedenen Käsesorten. Dann kamen Steinpilze. Den ersten Löffel spuckte ich wieder aus. Sie waren so heiß. Und dabei war der Terrinendeckel ganz kalt gewesen. Das waren nämlich solche neue Gefäße, in denen sich alles einen ganzen Tag lang kochend heiß oder eiskalt erhält, je nachdem es

hineingefüllt wird. Aber so heiß waren die Pilze gar nicht, es war nur die erste Überraschung gewesen, ich konnte sie dann ganz gut mit drei Drucken hinabbringen.

Hierauf kam so ein Mischgemüse, das man wohl Leipziger Allerlei nennt. Fort damit an den Ort seiner Bestimmung! Dann kam Rosenkohl.

Das heißt, jetzt wurde mir die Sache verdächtig! Ich bin nicht sehr für Vegetarismus. Zwar liebe ich abund zu ein Bündel Heu, aber nur, wenn es erst von einem Ochsen verspeist worden ist. Dann verspeise ich den Ochsen. Und der Rosenkohl löste in mir den Gedanken an Bratwürstchen aus.

Na, in der achten Terrine war Krebsragout. In der neunten eine gebackene Seezunge. Aha, es wurde schon immer fleischähnlicher! Freilich hatte ich nur noch vier Terrinen vor mir. In der zehnten lag eine gebratene Turteltaube, so zart, daß ich vergaß, die Knöchelchen beiseite zu legen. Nummer elf bestand in Hammelfleisch und Reis mit Curry, meine Lieblingsspeise; das heißt eine etwas platonische Liebe. Und nun kam Nummer zwölf daran, die letzte. Hinten die plumpe Arriergarde zählte nicht ganz voll mit, die stand außerhalb der Reihe.

Es war mir ganz feierlich zumute, als ich den zwölften Deckel lüftete. Und da – und da – was erblickten da meine Augen?

Lagen da drin zwei stattliche Bratwürste!

Nun soll niemand mehr sagen, es gebe keine prophetischen Vorahnungen! Oder aber, die modernen amerikanischen Philosophen haben recht, man soll nur immer

wünschen, immer mit aller Kraft das herbeisehnen, was man gern möchte, dann kommt es auch. Freilich meist etwas anders, als man denkt. Wie hier in meinem Falle. Ich hatte immer Bratwurst mit Rosenkohl herbeigesehnt, und statt dessen war Rosenkohl mit Bratwurst herbeigekommen, in umgekehrter Reihenfolge, in einiger Distanz von einander.

Wie aber kamen diese Bratwürste hierher nach Patagoniens Küste?

Nun, heutzutage kann man ja alles präservieren und konservieren. Hätten die alten Ägypter unsere Kunst verstanden, sie hätten uns ihre Mumien ganz anders überliefert; eingekocht in Glasbüchsen. Auch die Hammelwürfel mit Curryreis stammten aus der Büchse, das hatte ich gleich gewußt. Und so werden auch die zukünftigen Bratwürste erst luftdicht gekocht.

Jedenfalls aber lebte man hier unten an Patagoniens Küste nicht schlecht. Früh um fünf zum ersten Frühstück.

Die dreizehnte, größere Terrine enthielt richtig die Bouillonsuppe, mit der ich die Bratwürste begoß.

Als ich mir den Mund abwischte, klopfte es. Ernst trat ein.

»Du, der Sidy schickt mich, der erste Steward, er geniert sich, selber zu kommen – weil er die Kartoffeln vergessen hat. Ob Du sie noch haben willst. Oder er will Dir als Ersatz auch noch eine große Portion frische Blut- und Leberwurst bringen. Obgleich es sonst nichts mehr davon gibt, nur noch für die Kajüte.«

»Frische Blut und Leberwurst? Konservierte?«

Ernst sah mich groß an.

»Konservierte frische Blut- und Leberwurst? Junge, bei Dir piept's wohl? Wir haben gestern Schweineschlachten gehabt. Es war ein sehr fideles Schlachtfest. Die Sau hieß auch Fidelio.«

»Ach so,« lachte ich, »Ihr eßt hier wohl so nach und nach die ganze Menagerie auf? Da gibt's hier wohl auch manchmal Hundeklein und Katzenragout, marinier-te Ringelnatter und Laubfrosch in Gelee?«

»Nein, so wie Du denkst, ist es nicht. All das Viehzeug gehört mit zum Volke. Aber Fidelio war in die Winde gekommen, hatte sich ein Bein abgequetscht und wäre eingegangen. Da haben wir es lieber aufgefressen. Eigentlich schade um das Tier. Es war ein sehr gebildetes Schwein, klüger als mancher Mensch. Konnte auf den Hinterbeinen tanzen und die Harmonika blasen, und wenn es gefressen hatte, wischte es sich das Maul mit der Serviette. Du zum Beispiel nimmst dazu, wie ich bemerke, den Handrücken. Ja, es war schade um das Tier. Aber ein fideles Schlachtfest war es doch. Bei 70 Köpfen kommt freilich nicht viel auf den Mann. Unser Schiffsarzt ist ein Jude, ein ganz waschechter, hat eine krumme Nase, krumme Beine, Plattfüße und heißt Isidor Cohn. Und der Igel hat gerade das allermeiste von dem Schweine vertilgt.«

Ernst hatte sich gesetzt, griff in die Brusttasche – hatte der Kerl ein Zigarrenetui bei sich!! Er machte denn auch ein Gesicht danach, als er es mir präsentierte.

»Ääääh – Habanna gefällig? Oder diese hier kann ich Ihnen sehr empfehlen. Santa Rosa Estramadura Felix Brasil mit Sankt Domingo Honolulu-Deckblatt. Bitte, hier ist der Zigarrenabschneider – hier ist Feuer, bitte – ääääh –«

Er ließ ein silbernes Feuerzeug schnipsen.

»Ja, Maat, da staunst Du wohl, was?«

»Junge, Junge, Junge, Junge, was bist Du für ein feiner Bengel geworden!« staunte ich denn auch wirklich. »Was ist denn das nur für ein Schiff?«

Ernst berichtete. So weit er konnte. Viel war es nicht.

Vor fünf Wochen hatte er in Liverpool von einem deutschen Segler abgemustert. Noch vorher war an Bord ein »Seelenverkooper« gekommen, ein Heuerbaas. »Wollt Ihr eine Heuer haben, Boys? Könnt sofort anmustern.« Hin nach dem Seemannsamt. Ein Kapitän Martin hatte gemustert. Für den Dampfer »Argos« aus Noald, in Liverpool liegend, wilde Fahrt. Das heißt, da ist nichts Abenteuerliches dabei. Man wird entweder auf Ziel angeworben, also für einen bestimmten Hafen und zurück, oder für wilde Fahrt, das heißt einfach auf Zeit, der Hafen ist vielleicht noch gar nicht bestimmt, die Heuer geht von Monat zu Monat.

Auch noch die ganze Besatzung eines deutschen Dampfers wurde angenommen, der ebenfalls gerade abgemustert hatte. Mit Ausnahme des Kapitäns und einiger Offiziere. Die Kleiderkisten und Zeugstücke auf den Buckel genommen und nach dem »Argos« abmarschiert. Dreißig Matrosen, zehn Heizer, acht Maate, das sind die

Unteroffiziere, zu denen zum Beispiel auch der Koch gehört, und sechs Offiziere und Ingenieure.

Diese kamen neu an Bord, als eigentliche Mannschaft. Und das waren schon sehr viel Hände. Vorgeschrieben waren für dieses Schiff 16 Matrosen, für jede Wache acht Mann. Hier aber wurde die Mannschaft in drei Wachen geteilt, und auf jede kamen zehn! Das war eine enorme Verschwendung! Natürlich als Handelsschiff betrachtet.

Die »Argos« war von der Noalder Werft auf eigenes Risiko, ohne Bestellung, als ungepanzelter Kreuzer für die englische Marine gebaut worden, diese hatte ihn nicht abgenommen Weshalb nicht, wußte Ernst nicht, ich später auch nicht. Ein wunderbarer Segler, mit der Hilfsmaschine dampfte er 12 Knoten, alles tadellos, Präzisionsarbeit durch und durch. Ich glaube, die neueste Theorie über die Geschützaufstellung hätte einen gänzlichen Umbau erfordert. Nun, das kam ja bei einem Kauffahrer oder Luxusfahrzeug nicht in Betracht.

Eine Frau Helene Neubert, hier unsere Patrona, hatte das fix und fertige Schiff, als Schaustück auch schon vollkommen für Offiziere und Mannschaft eingerichtet, gekauft. Mochte ja etliche Millionen dafür bezahlt haben.

Wer war die Frau Helene Neubert? Ernst wußte es nicht. Eben eine Freundin des Seesports, die sich so etwas leisten konnte.

Sie hatte schon eine Besatzung an Bord gehabt. Oder einen Teil davon. Oder eine Gesellschaft. Vierzehn Mann. Eine recht merkwürdige Gesellschaft. Allerdings nicht für

ein Schiff, nicht für einen Weltfahrer oder eine Weltfahrerin. So ziemlich alle Rassen der Erde waren vertreten. Ich werde von jedem einzelnen und von seinen Tugenden und Lastern später noch genug zu erzählen haben.

Jetzt will ich nur erwähnen, daß die meisten von diesen vierzehn Mann wohl mit zur Besatzung gehörten, wie der indische Steward und der chinesische Koch und der arabische Zimmermann und der jüdische Arzt, daß aber zwischen diesen und der anderen, neu angemusterten Besatzung eine unsichtbare und dennoch undurchdringliche Scheidewand gezogen war. Und dabei trotzdem die beste Freundschaft, das harmonischste Zusammenleben. Und dennoch vollständig getrennt.

Ernst sagte mir, daß er dieses merkwürdige Verhältnis gar nicht schildern könne, das müßte ich mit der Zeit selber herausfühlen.

Diese anderen, die schon an Bord gewesen, nannte Ernst die »Exklikusen«. Er meinte Exklusiven. Aber nicht, daß nur er hier einmal ein Fremdwort falsch aussprach. Wohl hatte das einmal jemand gemacht, und nun blieb es auch allgemein bei den »Exklikusen« übrigens war diese Wortverdrehung gar nicht so ohne Bedeutung. Im Plattdeutschen sind Kusen die Backzähne. Man kaut auf den Kusen und haut jemandem eine mang die Kusen. Und jene Exklikusen aßen meistens für sich, kauten für sich, konnten also recht wohl »Exklikusen« genannt werden.

Wenn jemand zu diesen Exklusiven gehörte, so war es doch offenbar der Kapitän, der unbedingt allein essen muß. Das war aber eben nicht der Fall! Der wurde

mit zur Besatzung gerechnet. Der indische Telleraufwäscher dagegen gehörte mit zu den Exklusiven, verkehrte mit der Patrona in ganz anderer Weise. Doch davon also später mehr.

Diese gemischte Gesellschaft war nebst der ganzen Menagerie, vom Königstiger an bis zum Laubfrosch, unter Frau Neuberts Führung mit dem Londoner Schnellzug nach Liverpool gekommen, das Schiff gekauft, die noch fehlende Einrichtung ergänzt, noch tausend andererlei Dinge angeschafft, verproviantiert, Kohlen eingenommen, ein Heuerbüro schickte den Kapitän Martin, vier Tage später musterte der die eigentliche Besatzung an, am anderen Tage Dampf auf und fort!

Und jetzt fing Ernst von der Patrona an zu schwärmen.

Nein, so ein Weib! Die reine Mutter zu jedem einzelnen.

»Leute! Ich bin die Patronin dieses Schiffes. Und ich will Euch eine wirkliche Patronin sein. Ihr sollt Euch auf meinem Schiffe wie zu Hause fühlen, es als Eure Heimat, als Euer Heim betrachten. Ich bin für Euch jederzeit zu sprechen. Wer etwas braucht oder sich über etwas zu beschweren hat, kommt sofort direkt zu mir. Seid Ihr gut ausgerüstet? Kommt mal alle mit.«

Sofort ins nächste große Ausrüstungsgeschäft, alle die Neuangekommenen. Hier sucht Euch aus. Was Ihr braucht. Was Euer Herz begehrt. Ganz egal, was es kostet. Und die Patrona suchte selbst mit aus, um jeden noch extra zu erfreuen. Jedem eine Meerschaumpfeife und dergleichen, was ein Matrosenherz in Verzücken

versetzt, nun aber die Meerschaumpfeife gleich mit einem langen Bernsteinstück, silberbeschlagen. Es konnte nichts teuer genug sein.

»Müßt Ihr nicht Uniformen tragen?« unterbrach ich den Erzähler einmal.

»Nein, Du siehst doch –«

»Aber im Hafen.«

»Auch nicht. Sie sagte es gleich, daß sie solche Livreen bei freien Seeleuten nicht liebe.«

A la bonheur! Das imponierte mir vorläufig am meisten. Ja, mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich würde niemals auf einer Jacht fahren. Nur wegen der Phantasieuniform nicht, in die man da meist gesteckt wird, mit goldenen Knöpfen und Fahnen und Bänderchen. Als Soldat trägt man Uniform als Beamter – auch auf den großen Post- und Passagierdampfern, das ist wieder etwas ganz anderes, dagegen habe ich gar nichts, da muß militärische Zucht sein – aber von einem ixbeliebigen Fatzken, nur weil er einen großen Geldsack hat, lasse ich mich in keine Lakaienlivree stecken!

Am Abend hatte die Patronin sie alle zusammen mit ins Theater genommen. Parkett! Sie mitten dazwischen.

»Ihr sollt Euch anständig amüsieren, und ich bin Eure Patronin.«

Arn anderen Morgen hatte hoch Schnee gelegen. Sie hatte ein Dutzend Schlitten bestellt und nun wurde mit Schellengeläut und Peitschenknall weit nach einem Dorfe hinausgefahren.

»Ihr Matrosen denkt immer, man kann sich nicht anders amüsieren, als daß man sein schwer verdientes Geld geschminkten Frauenzimmern in den Hals gießt,« hatte sie gesagt, und sie konnte nicht viel anders sprechen, denn sie sprach eben mit Matrosen. »Ich will Euch einmal zeigen, daß es auch anders geht.«

Und sie hatte es gezeigt. Es war ein Sonntag gewesen. Um zehn Uhr waren sie angekommen, hatten von dem Gasthofe Beschlag genommen. Eine Stunde später, als die Tafel gedeckt wurde, nach Schluß der Kirche, kamen die Mädels in hellen Scharen angerückt. Die Patronin hatte eine allgemeine Einladung ergehen lassen, erst jetzt. Gefafelt, Saal ausgeräumt, die Fenster verhangen, Gas angebrannt – da war's nicht Mittag, sondern Mitternacht, und es wurde losgetanzt mit voller Kapelle.

Der Pfarrer und der Gemeindevorstand hatten Einwendungen zu machen gehabt. Das war am Sonntag in England nicht erlaubt. Und nun gar am hellen Tage!

Ach was, nicht erlaubt! Was macht der Seemann einen Unterschied zwischen einem Sonntag und einer Mondnacht! Die Patronin zahlte die Strafe doppelt gleich im voraus, schrieb einen Scheck für die Kirchenkasse aus, und Pfarrer und Gemeindevorstand rückten wieder ab. Oder sie hatten wohl mitgemacht.

»Ach, Georg, haben wir uns amüsiert! Was sind wir doch für dumme Kerls, daß wir unser sauer verdientes Geld sogleich in der ersten Hafenspelunke verlumpen, gleich in der ersten Nacht! Nein, haben wir uns mit diesen Dorfmädels amüsiert!«

»Ja, ja, ich glaub's schon. Na und weiter?«

»Um fünf wurde zurückgefahren, klar Schiff, Dampf auf und zum Hafen hinaus. Na, und so ist das bis heute gegangen. Natürlich keine Schlittenpartien und Mädels. Das gibt's eben an Bord nicht. Aber sonst – wir leben hier wie die Ratten im Käse. Merkst Du nicht, daß ich mir schon ein Bäuchlein angemästet habe? Das ganze Schiff steckt voll Proviant, als Ballast sind Konservendosen geladen. Und was wir nun sonst noch alles haben! Eine große Bibliothek, einen Turnsaal –«

»Eine große Bibliothek?« fragte ich aufmerksam.

»Und was für eine! Ungefähr 2000 Bände. Romane und alles, in aller Schnelligkeit zusammengekauft und dennoch mit aller Sorgfalt ausgewählt. Wenn's einem aufs Geld nicht ankommt, kann man ja alles haben –«

Ernst schilderte noch weiter, was es hier an Bord alles gab. Ich will es hier nicht erzählen, sonst müßte ich später wiederholen. Außerdem kam Ernst von den Büchern doch lieber wieder auf die Konservendosen zurück, was die alles enthielten.

Mir aber stieg vor den Augen etwas auf. Ein Ideal. Mein Ideal, das ich von Kindesbeinen an gehabt, das mich zur See getrieben hatte. So ein Schiff zu haben, mein eigenes Schiff, mein Königreich, über das ich als freier Seekönig herrsche, über mein Schiffsvolk, über mein Volk, *mein Volk* – und wie wollte ich für dieses mein Volk sorgen, was für Kerls daraus machen –

Dabei aber verfiel ich in denselben Fehler wie mein Freund Ernst. Während ich so von einem hohen Ideal

träumte, mischte sich dazwischen die Blut- und Leberwurst, die ich doch eigentlich noch als Ersatz für die entgangenen Kartoffeln zu beanspruchen hatte.

»Ja, wenn man das nötige Geld hat!« seufzte ich.

Mit einem Male machte Ernst ein ganz besonderes Gesicht.

»Du, höre mal, Georg,« fing er mit leiserer Stimme an. »Ich will Dir etwas im Vertrauen sagen. Es war schon nicht hübsch von mir, daß ich's gelesen habe, und noch weniger, daß ich es einem anderen sage. Einem anderen würde ich ja auch niemals was davon erzählen, aber Du bist doch ein anderer –«

»Na, nun heraus damit, sag's oder sag's nicht!«

»An jenem Sonntagmorgen mußte ich für die Patronin die Post besorgen. Es waren ein paar Briefe für sie da, zwei aus Ägypten, die anderen aus Deutschland. Das sah ich doch an den Marken. Sonst ging's mich ja gar nichts an. Adressiert an Frau oder Missis Helene Neubert. Nur wegen einer Postkarte fragte mich der Beamte. Weil da eine andere Adresse draufstand, ebenfalls deutsch. An die Freifrau von der See Helene Neubert. Ob das stimmte. Natürlich stimmte es. Das war eben nur so eine Juxadresse. Nun aber drehte ich die Karte auch herum. Es war eine Ansichtspostkarte. Keine hübsche. An einem Baumast hing ein Mann, nobel gekleidet, aber die leeren Taschen umgedreht, die Zunge weit aus dem Halse. Und darunter war geschrieben: Sind die neuen Millionen noch nicht bald wieder verpulvert? – Verstehst Du, Georg?«

Und fragend blickte mich Ernst an.

Zunächst aber muß ich erklären, weshalb Ernst dieser Sache eine so lange Entschuldigung vorausschickte. Es ist für diese ganze Erzählung wichtig.

An Bord des Schiffes gibt es keine Klatscherei! Ich will gleich ein Beispiel anführen. Gesetzt den Fall, der Kapitän des Schiffes lebt in unglücklicher Ehe, seine Frau zu Hause ist eine böse Xantippe oder macht während der Abwesenheit ihres Mannes Dummheiten.

Die ganze Besatzung weiß darum. Vielleicht ist die ganze Besatzung aus demselben Neste wie der Kapitän. Da wäre es begreiflich, wenn im Matrosenlogis und in der Offiziersmesse darüber gesprochen würde, jeder gäbe sein Geschichtchen zum besten.

Ausgeschlossen!!! Nie wird im Matrosenlogis und in der Offiziersmesse auch nur ein einziges Wörtchen über diese Familienangelegenheiten des Kapitäns fallen! Man kann sich Anekdoten vom Kaiser erzählen, oder vom Schornsteinfegermeister August Schulze, oder auch die Familienangelegenheiten von früheren Kapitänen besprechen, unter denen man gefahren ist – aber nicht die des gegenwärtigen Kapitäns, keines anderen Schiffskameraden.

Ja, zwei gute Freunde einmal unter vier Augen, das ist etwas anderes. Aber öffentlich so etwas besprechen – vollkommen ausgeschlossen! Das ist unanständig. Das ist niederträchtig. Es geht gegen die Bordroutine.

Ich mußte dies ausführlich erklären, weil ich bald darauf wegen einer Verletzung dieses ungeschriebenen und

dennoch ehernen Bordgesetzes des Anstandes ein blutiges Renkontre haben sollte.

»Verstehst Du, Georg? Nicht die neun Millionen, sondern die neuen Millionen. Ob sie die noch nicht bald wieder verpulvert hätte. Die hat schon einmal Millionen durchgebracht. Wie lange diesmal die Herrlichkeit wahren würde.«

»Na, warum soll sie denn ihr Geld nicht verpulvern, wenn's ihr Spaß macht,« sagte ich und stand auf, »das macht doch jeder, wie er will, ich würde's gerade so machen – und Du machst jetzt, daß Du hinauskommst. Ich will mich noch ein paar Stunden aufs Ohr legen.«

So brach ich diese Unterhaltung ab. Doch nicht etwa, daß ich meinem Freunde seine Indiskretion übel genommen hätte. Durchaus nicht. Ich war wirklich sehr müde.

Ehe ich in meine Schlafkabine ging, wollte ich einmal nachsehen, was das für eine andere Tür im Salon war. Sie war unverschlossen, führte in eine Badekabine. Pikfein! Eine Marmorwanne. Oder aus doppeltem Blech und so angepinselt. Oder Emaille. Jedenfalls alles pikfein.

Wie ich noch in der Tür stand, kam Sidy wieder herein, dessen Klopfen ich wohl überhört hatte, in den Händen eine Schüssel.

Aaaaahh!! Wie mich das große Stück Leberwurst anlachte! Und das noch größere Stück Blutwurst! Ich wurde gleich wieder ganz munter.

»Verzeihen nur der Herr Steuermann, ich hatte vorhin ganz die Salzkartoffeln vergessen –«

»Schon gut, schon gut, ich verzeihe Ihnen, setzen Sie die Wurst nur dorthin. Kann man hier ein Bad nehmen?«

»Zu jeder Zeit.«

»Warmes Wasser?«

»Läuft immer heiß – Frischwasser.«

»Was, Frischwasser?!«

Ich war nur auf Seglern gefahren, da bekommt man alle Tage eine Kaffeetasse voll Frischwasser ins Waschbecken.

»Das ist Kondenswasser, geht immer wieder in den Kessel zurück, die Seife ist nur gut gegen den Kesselstein.«

Ich ließ ein, pompadourte mich. Verbraachte die ganze Madame Pompadour für einen Franken. Sehr gut gegen den Kesselstein. Dann zog ich mir das Stück Blut- und das Stück Leberwurst zu Gemüte, in jeder Hand eines und abwechselnd abbeißend, noch in der Wanne sitzend. Dabei hatte ich so meine Gedanken, setzte sie auch noch fort, als die Wurst samt der Schale verschwunden war.

Frau Helene Neubert – ein sehr einfacher Name.

Freifrau von der See – ein herrlicher Adelstitel! Gibt's auch noch gar nicht.

Wie wird man denn eigentlich adlig, wenn man's noch nicht ist? Na ja, man kann den Adel verliehen bekommen. Aber das ist doch nicht das Richtige.

Wie sind denn eigentlich alle die vielen Grafen und Freiherren und Barone entstanden?

Die haben sich ganz einfach selbst dazu ernannt. Früher. Da hat sich so ein tüchtiger Kerl, der sein Schwert zu

schwingen verstand, einfach mit einigen Kumpanen auf einem steilen Felsen festgesetzt – »hier, ich bin der freie Herr vom, auf und zum Adlerhorst, wer hier vorbeizieht, muß mir Tribut zahlen, oder ich poche Euch Pfeffersäcke aus« – und da war der Freiherr von, auf und zu Adlerhorst fertig.

Weshalb soll denn so etwas heute nicht mehr gehen? Wenn ich mein eigenes Schiff – –

Mit einem Male verließ mich die Besinnung.

Ein Schüttelfrost weckte mich wieder.

Hallo, wie lange hatte ich denn geschlafen, bis am Halse im Wasser sitzend?!

Das Wasser war kalt geworden; ja nicht gerade eiskalt, aber jedenfalls fror und zitterte ich wie ein junger Hund im Schnee.

Da glaste draußen die Schiffsglocke einen Doppelschlag Neun Uhr.

Na, da guten Morgen!

Drei Stunden hatte ich im Wasser gesessen oder sogar darin geschlafen! Da mußte es freilich kalt geworden ein.

Lachend sprang ich aus der Wanne, ich fühlte mich beim Anziehen wie neugeboren. Nun brauchte ich mich aber acht Tage lang nicht wieder zu waschen.

Siddy kam, meldete das zweite Frühstück. Jawohl, ich war schon wieder gefechtsbereit. Diesmal aber wollte ich es mit in der Offiziersmesse einnehmen.

Es waren der erste, zweite und dritte Maschinist, ferner Dr. Cohn, der Schiffsarzt, die sich mir vorstellten. Den zweiten Steuermann kannte ich ja schon zur Genüge, der

erste ging jetzt Wache. Die Maschinisten hatten nichts zu tun.

Ich will jetzt nur zwei der Herren erwähnen und auch nur oberflächlich: Dr. Isidor Cohn war ein noch junger Mann, ein echter Jude, balancierte auf seiner krummen Nase einen Klemmer, hatte trotz seiner abstehenden Ohren ein sehr geistreiches Gesicht. Sprach nicht viel, machte nur bei jeder Gelegenheit einen faulen Witz, am liebsten über sich selbst. Obgleich er gestern das meiste von dem Schwein vertilgt haben sollte – oder vielleicht eben deswegen – aß er heute nicht viel, sprach desto mehr der Rotweinflasche zu und piff außerdem dazwischen ab und zu einen Kognak.

Mir gegenüber saß der erste Maschinist, Herr Ingenieur Kalthoff, eine Simsongestalt, der mächtige Kopf von schwarzen Locken umrahmt, mit bis weit auf die Brust herabwallendem Vollbart, selbst das Gesicht mit den Pausbacken war muskulös zu nennen, und nun gar diese Hände! Strotzend von Muskeln.

Er gefiel mir von vornherein nicht, hatte so einen polternden, in jeder Hinsicht anmaßenden Ton, auch das Auge war nicht das richtige.

Natürlich mußte ich zuerst erzählen, wie wir das brennende Schiff verlassen hatten.

Dabei merkte ich, wie der erste Maschinist gar nicht erwarten konnte, daß ich fertig war; er hatte schon ein Stückchen Zeitung bereit, räusperte sich immer und sah mich ungeduldig an. Nun, ich machte es kurz genug, wenn auch nicht gerade dem zuliebe.

»Hören Sie, meine Herren,« fing er dann gleich an, mit gedämpfter Stimme und sich einmal umblickend, daß auch kein Steward anwesend sei, »jetzt habe ich es endlich herausbekommen, wer diese Frau Helene Neubert ist. Hören Sie, meine Herren, mit der ihrer Herrlichkeit und mit unserem Schlaraffenleben wird es wohl bald ein Ende haben. Die spielt va banque. Das ist eine notorische Verschwenderin. Die hat schon einmal ein ererbtes Vermögen von Millionen totgeschlagen, hat wieder geerbt, kam unter Kuratel, hat sich durch einen langen Prozeß freigemacht, und nun geht es wieder mit den Millionen los, diesmal als Schiffseigentümerin. Na, wir haben ja schon gesehen, wie die's treibt. Den Matrosen und Heizern silberbeschlagene Meerschampfeifen geschenkt! Und hier, wie die uns auftafelt, die Flasche Kognak zu zehn Mark – das ist doch gar keine Sache. Und wissen Sie, wie ich hinter die Wahrheit gekommen bin? Wie ich vorhin in einem Koffer krame, fällt mir eine alte Zeitung in die Hand – oder auch noch nicht so alt – 14 Tage vor unserer Abreise herausgekommen. Hier ist der Ausschnitt. Hören Sie, meine Herren: Die Freifrau von der See. Jeder Reisende, der in diesem und im vergangenen Jahre Kairo besuchte, hat sicher einmal oder öfters einen seltsamen Aufzug gesehen. Eine junge Dame mit aschblondem Haar, hoch zu Roß, meist in Beduinengewänder gehüllt, immer von einer Meute Hunde begleitet, dazwischen aber auch andere Raubtiere aller Art –«

»Bitte, unterlassen Sie das Vorlesen des Zeitungsartikels,« wurde da der Vorlesende von einer Stimme unterbrochen, höflich aber auf das Bestimmteste.

Diese Stimme gehörte mir an.

Ich war gleich am Anfange der Einleitung auf meinem Stuhle herumgerutscht.

Ich bin weiß Gott kein streitsüchtiger Mensch. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Und das hier war mir zu viel, mehr als zuviel.

Der Leser brach ab, sah mich erstaunt an.

»Wie meinten Sie?«

»Ich bitte Sie, diesen Artikel nicht vorzulesen.«

Nur noch erstauntere Augen.

»Ja, warum denn nicht?«

Na, wenn er's durchaus wissen wollte, dann mußte ich's ihm sagen.

»Weil sich das nicht gehört.«

Jetzt aber fingen die großen, schwarzen Augen zu funkeln an, und wie das Blut hoch kam!

»Meinen – Sie – mich?!«

»Jawohl, Sie! Verstehen Sie mich denn immer noch nicht? Es ist eine Ungehörigkeit von Ihnen, daß Sie hier am Tische überhaupt schon über unsere Patronin sprechen! Schon das verstößt gegen den Anstand, gegen die Bordroutine. Das könnte ich Ihnen schließlich noch verzeihen. Weil Sie Maschinist sind. Aber daß Sie hier über unsere Schiffsherrin, in deren Lohn und Brot wir alle stehen, solche höhnische Bemerkungen machen, sich so

über sie äußern, das ist einfach eine Gemeinheit von Ihnen! Verstanden?«

Der Simson richtete sich halb auf, legte sich halb über den Tisch, sich auf seine Fäuste stemmend. Ich war bereit, einen Schlag zu parieren und einen zurückzugeben. Aber er konnte nicht, er mußte sich stützen, sonst wäre er umgefallen. So zitterte er.

»Mensch, plagt Sie denn der Wahnsinn?! Wissen Sie denn, wen Sie vor sich haben? Ich bin Offizier!«

»Ich auch. Genau so gut wie Sie.«

»A bah! Machen Sie junger Fant sich doch nicht lächerlich! Steuermann sind Sie!«

»Na und was sind Sie denn?« fragte ich gleichmütig zurück, »Sie sind Maschinenschmierer.«

»Ja, hier auf dem Schiffe. Aber ich bin wirklicher Offizier!«

»Ich auch.«

»Ich bin Leutnant der Reserve!«

»Ich auch.«

Er stutzte, machte ein etwas dummes Gesicht.

»Ich bin Artillerieleutnant der Reserve.«

»Und ich bin in der kaiserlichen Marine Leutnant zur See der Reserve.«

Ja, das war ich. Ich hatte die Realschule besucht, war erst mit sechzehn Jahren zur See gegangen, hatte mein Jahr in der Marine gedient, war Offiziersaspirant gewesen, noch sechs Wochen als Vicesekadett, war als Leutnant zur Reserve beurlaubt worden.

Der mußte es wohl glauben. Ich brauchte ihm meine Karriere nicht erst zu erzählen.

Mit einem Ruck hatte er seine zitternden Glieder wieder in der Gewalt, er richtete sich vollends auf »Dann wissen Sie, was Sie jetzt zu tun haben.«

Sehr richtig. Wir konnten alle weiteren Formalitäten überspringen, hatten uns schon genug an den Kopf geworfen.

»Bestimmen Sie die Waffen.«

»Säbel.«

»Zeit und Ort?«

»Hier sofort.«

Er warf seine zusammengeballte Serviette unter den Tisch, ich faltete meine zusammen und stand auf.

In dem Raume herrschte Totenstill. Die anderen saßen wie gelähmt da. Nur Dr. Cohn nahm jetzt seinen Klemmer von der krummen Nase, blickte durch die Gläser, setzte ihn wieder auf und räusperte sich.

»Meine Herren – ich bin kein Soldat gewesen – ich habe Plattfüße – ich habe auch noch kein Duell gehabt – ich werde mich schön hüten – aber das eine weiß ich: Sie dürfen sich hier nicht so ohne weiteres duellieren! Sie stehen im Dienst! Im Schiffsdienst! Im aktivsten, den man sich denken kann! Haben Sie sich auch schon die Folgen überlegt? Sie werden auf lange Zeit hinaus disqualifiziert, wenn Sie nicht Ihr Patent als Schiffsoffizier für immer verlieren! Und außerdem – das ist ein englisches Schiff! Segelt unter englischer Flagge! Das ist hier englischer Boden! Und nach englischem Gesetz wird

schon die einfache Herausforderung auf tödliche Waffen vom Staatsanwalt als vorsätzlich geplanter Mordversuch verfolgt! Die kleinste Verwundung dabei wird als vorsätzliche Körperverletzung bestraft, die Tötung des Gegners als vorsätzlicher Mord mit eventuell lebenslänglichem Zuchthause! Sogar gehangen kann man dafür werden! Ist das den Herren auch bekannt?«

Der jüdische Arzt, der erst in so nachlässigem Tone mit leichtfertigen Worten begonnen, hatte mit immer größerem Nachdruck gesprochen. Der konnte großartig sprechen. Das war ein geborener Parlamentsredner!

Nur auf uns beide machte es gar keinen Eindruck.

Jawohl, das wußte ich alles, und der andere natürlich auch. Wir hätten den Zweikampf im nächsten Hafen ausfechten und vorher auch von dem englischen Schiffe formell abmustern müssen!

Aber daran dachten wir beide doch gar nicht. Wir waren eben als streitbare Kampfahne aufeinander geprallt, und nun ging es auch los mit dem Sporn.

»Jetzt sofort,« wiederholte der Ingenieur.

»Ich stehe zur Verfügung.«

»Darf ich die Herren bitten, uns als Sekundanten zu dienen?«

Alle erhoben sich, alle in ebenso aufgeregter wie feierlicher Stimmung. Es war ihnen etwas Neues, als Sekundanten bei einem Zweikampf auf Leben und Tod zu dienen, und sie wußten diese Ehre zu würdigen. Der zweite

Maschinist war ein alter, grauköpfiger Mann, ursprünglich ein Schlossergeselle, ein Heizer, ich lernte in ihm später einen höchst besonnenen, in gewisser Hinsicht fast ängstlichen Mann kennen – aber auch der dachte jetzt gar nicht daran, daß dies für ihn später vielleicht böse Folgen haben könnte.

Das Frühstück war sowieso beendet gewesen. Dr. Cohn schob sich schnell noch eine große Kaviarschnitte in den Mund.

»Wo scholl denn geschäbelt wern?« mummelte er mit vollem Munde.

Gerade auf einem Kriegsschiffe, wo mit jedem Kubikzoll geheizt wird, sieht es schlecht aus mit hohen Räumen, in denen man mit erhobener Säbelspitze nicht gegen die Decke stößt. Wenn man an Wohnräume und dergleichen denkt. So hohe Speisesäle wie auf Passagierdampfern gibt es da nicht.

»Im Maschinenraum, neben der Dynamo, da ist Platz genug und gute Beleuchtung,« meinte der erste Ingenieur.

Der dritte Maschinist wurde hinabgeschickt, um für reine Luft zu sorgen.

»Ja, aber sind denn auch Säbel vorhanden?« fragte ich.

Hatte ich eine Ahnung! Wir begaben uns in die Waffenkammer, in den Waffensaal.

An den Wänden standen in Reih und Glied an die hundert Doppelbüchsen und eben so viel englische Infanterie-Magazingewehre, über jedem ein Marinerevolver und ein Entersäbel.

Es sind gewaltige Dinger, diese Entersäbel. Wenig kürzer als ein Kürassierpallasch. Besonders die englische Marine hält noch sehr viel auf die Ausbildung mit dieser Waffe, der russisch-japanische Krieg hat gezeigt, daß der Entersäbel noch lange nicht ins alte Eisen geworfen werden darf. In der deutschen führen ihn nur noch die Torpedomatrosen, müssen aber auch tüchtig fechten.

Eine kleine Reihe, wahrscheinlich für die Offiziere bestimmt, zeigte besonders schön gearbeitete Körbe und Griffe. Ich nahm einen, zog den Säbel aus der schwarzbrünnierten Scheide.

Ein ausgezeichnete Stahl, schön ziseliert, haarscharf geschliffen, spitz wie ein Wespenstachel.

»Bitte, wählen Sie.«

»Ich habe gewählt.«

Wir steckten die Dinger in die Hosenbeine, storchten hinaus und gelangten auf Umwegen in die Maschinenräume hinab.

Unterwegs glaubte mich Ernst noch einmal belehren zu müssen.

»Du, Georg,« raunte er mir zu, »ich weiß ja, daß Du boxen kannst – die beiden Amerikaner damals auf dem »Mozart« hast Du ja nicht schlecht vertobakt – aber fechten – das ist ein Offizier von der reitenden Artillerie – und er ist Fechtlehrer gewesen, ich hab's selbst in seinen Papieren gelesen –«

»Halt's Maul!«

Der Leser muß verzeihen. Ich lasse die Menschen reden, wie sie im Leben wirklich sprechen, ohne dabei unflätig zu werden, was ich nie gewesen bin. Ich schreibe einen solchen Seeroman, wo das Rettungsboot durch die Brandung gondelt – »das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin« – um die Schiffbrüchigen abzuholen – »bitte, beliebten die Herrschaften einzusteigen, Sie sind gerettet« – da geht es anders zu, da wird nicht gebeten und nicht gebetet, sondern das Blaue vom Himmel herunter geflucht – Prometheustrotz!

Ich konnte hier zu meinem Freunde Ernst nicht anders sagen als »Halt's Maul«. Übrigens sagte ich »holt Dien Mul«, was schon anders klingen mag, aber ich will nicht mit Plattdeutsch anfangen.

Neben der kleinen Dynamomaschine hatten wir Platz genug, um uns auszutoben.

»Ohne Binden und Bandagen?« fragte ich.

»Sicher.«

Dr. Cohn kam nachträglich mit seinem Verbandkasten.

»Kinder, gebt mir nur nicht gar zu viel zu flicken. Ihr wißt doch, ich mache nicht gern was.«

Wir zogen Jacke und Weste aus, krepelten die Hemdsärmel bis an die Schultern hoch. Es war doch gut gewesen, daß ich mich vorher gründlich pompadourt hatte.

Der zweite Maschinist hatte noch einen Einfall. Er hatte sowieso eine etwas weinerliche Stimme, jetzt war sie noch weinerlicher.

»So eine Kampelei – ahem – mit so spitzen Dingen – ahem – kann doch einmal lätsch gehn. Haben Sie Ihr Testament gemacht?«

Er hatte sich dabei an den ersten Ingenieur gewendet. Der deutete auf mich.

»Fragen Sie den Herrn dort.«

Ich hatte eine spöttische Entgegnung auf der Zunge unterdrückte sie aber.

Es ging nicht eben kommentmäßig zu.

»Auf Hieb und Stich?« fragte ich erst jetzt.

»Sicher auf Hieb und Stich.«

Wir nahmen die Säbel zur Hand.

Da hatte auch Dr. Cohn erst noch einen Einfall.

»Sie, Herr Kalthoff – ich sollte Ihnen doch nach dem Frühstück den Bart stutzen – könnten wir das nicht erst machen? Ich habe die Fünfgroschen sehr nötig.«

Jetzt hatte ich eine noch bessere Gelegenheit, jene höhnische Bemerkung von vorhin zurückzugeben, aber wieder unterdrückte ich sie. Er sollte es erst zu hören bekommen, wenn es so weit war.

Wir nahmen Distanz, legten uns in Parade.

Der zweite Maschinist als der älteste sollte das Kommando übernehmen, er war instruiert worden, hatte ja nichts weiter als »Los!« zu rufen.

Mit einem Male konnte der alte Herr vor Aufregung nicht mehr sprechen.

»Lololololololololo –«

Mein Gegner wartete den Schluß des Kommandos nicht ab, ganz mit Recht nicht, er hatte schon lolololosgelegt, mit einer Prim, seinen zwei Meter langen Körper hoch aufrichtend, bis auf die Fußspitzen, wollte mir die Parade durchhauen. Als es ihm nicht gelungen war, mir gleich beim ersten Schlage den Schädel bis auf die Schultern zu spalten, ließ er blitzschnell eine Prim nach der anderen herabregnen.

Als auch die keinen Erfolg hatten, schlug er einige sehr geschickte Finten und stach eine Terz nach.

Ich sah ihm im Auge die Bestürzung an, daß seine Klinge so gut pariert wurde.

So, nun war die Zeit für mich gekommen.

»Ich werde Ihnen den Bart stutzen, decken Sie ihn – bei drei ist er ab – eins – so decken Sie doch Ihren Bart! – zwei – drei –«

Ich schlug eine Quartfinte, und im nächsten Augenblick hatte ich ihm den langen Bart dicht am Kinn glatt abgeschnitten.

Er merkte es recht wohl, was passiert war, in ein und demselben Moment wurde sein Gesicht käseweiß und purpurrot, und dann fing er wie ein Wilder auf mich einzuhaufen, ohne Sinn und Verstand.

Ich wollte das Spiel beenden, nicht mit ihm spielen wie die Katze mit der Maus, prellte seine Klinge ab, daß mich wunderte, daß er sie nicht gleich fahren ließ, stach nach und durchbohrte ihm den Oberarm.

Er ließ den Säbel fallen, sackte im ersten Nervenschmerz zusammen.

Dr. Cohn waltete seines Amtes. Es war ganz still in dem weiten Raume. Nur der halb oder ganz Ohnmächtige stöhnte leise. Eine tüchtige Fleischwunde, weiter nichts, keine Sehne durchschnitten. Ein paar Tage Wundfieber, dann konnte er wieder Dienst tun, schon vorher. Diese Maschinisten haben für gewöhnlich ja gar nichts zu tun, bummeln nur um ihre Maschine herum.

Ich zog mich schnell an, trat in den großen Maschinenraum hinaus, besichtigte die Kurbeln und Stangen. Gedanken über die Folgen machte ich mir nicht etwa. Bah! Dann darf man so etwas nicht erst anfangen. Bei mir kommt die Aufregung immer erst hinterher. Ich bekämpfte sie durch ruhiges Atmen, studierte eingehend die Maschine, meine Aufmerksamkeit nur darauf konzentrierend.

Weiß nicht, wieviel Zeit so vergangen war. Dann stieg ich hinaus, trat an Deck.

Ein Mann kam auf mich zu, der erste Steuermann, den ich noch nicht gesehen hatte. Er gefiel mir nicht. Weshalb nicht, das werde ich gleich sagen.

»Sind Sie der neue Dritte?«

»Ja.«

»Zum Kapitän auf die Brücke.«

Ich hinauf. Der Kapitän wußte schon alles, das sah ich ihm gleich an. Wie ich vor ihm stand, wollte er die Hände aus den Hosentaschen ziehen. Zwar tat er's nicht, er hatte nur so geruckt, aber es war schon ein böses Zeichen gewesen.

»Sie haben mit dem ersten Maschinisten ein Säbelduell gehabt!« herrschte er mich an.

»Ja.«

»Unfug verdammt!! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Ihrer Pflicht als Schiffsoffizier?!«

»Ich war nicht im Dienst und –«

»Halten Sie's Maul! Sie sind –«

»Herr Kapitän, – – –«

»Ihr ungewaschenes Maul sollen Sie halten!!! Sie denken wohl, weil Sie Reserveleutnant sind? Und wenn Sie sonst auch Großadmiral und kommandierender General der Infanterie und Kavallerie wären, hier sind Sie der dritte Steuermann und ich bin der Kapitän, und wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, lasse ich Sie in Eisen legen!! Sofort! Und wenn Sie sonst noch etwas von mir wollen, dann fahre ich mit Ihnen längs, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht!! – Well,« mit einem Male wurde er ganz ruhig, »ich muß die Sache ins Logbuch eintragen. Es ist meine Pflicht. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie von allen Flaggen auf mindestens ein Jahr disqualifiziert werden. Und außerdem, da es auf einem englischen Schiffe passiert ist, mindestens ein Jahr Tretmühle. Well.«

Ich war entlassen.

Dunnerwetter, hatte der eine Art und Weise, einem den Mund zu stopfen! So kleinlaut war ich noch nie gewesen. Und spricht der bei mir von einem ungewaschenen Maul! Wo ich erst drei Stunden in der Badewanne gesessen hatte!

»He, Steuermann, kommen Sie noch mal her!«

Ich wieder zurück. Er hatte schon wieder seine endlosen Spazierstangen über das Geländer gelegt.

»Ich habe eben einen Einfall bekommen. Ich brauche die dumme Geschichte doch nicht ins Logbuch einzutragen. Es geht zu machen. Ohne daß ich meine Pflicht verletze. Well.«

Ich war wieder verabschiedet.

Ach!! Hätte ich doch eine Million gehabt, und der Kapitän hätte zu mir gesagt: Steuermann Georg Stevenbrock, pumpen Sie mir doch einmal Ihre Million, wiederbekommen Sie sie freilich nicht.

Oder wäre doch da ein großes Feuer gewesen, und dieser Kapitän hätte gesagt, Steuermann, setzen Sie sich doch einmal dort in das Feuer hinein, lassen Sie sich braten, es macht mir Spaß.

Mir hätte es auch Spaß gemacht.

Aber ich hatte es dem ja gleich angesehen, was das für ein Mensch war! An den Augen. Ich kann nämlich jedem Menschen an den Augen ansehen, was mit ihm los ist. Das ist meine Spezialität. Ich prahle nicht, wenn ich behaupte, daß mich kein Mensch betrügen, täuschen kann, daß ich in den Augen eines jeden Menschen ganz deutlich seinen innersten Charakter lese. Ich werde noch oft von Augen sprechen müssen. Deshalb hatte mir auch vorhin der erste Steueranann gleich nicht gefallen.

Ein kleiner Nigger lief mich an.

Achterraus zur Patronin.

Nun ging's bei der wieder los.

Sie stand am Tisch, stützte sich mit einer Hand darauf, blickte mich erst groß und lange an, ehe sie anfing.

»Sie haben mit dem ersten Maschinist ein Säbelduell gehabt!«

»Ja.«

Das war also genau derselbe Anfang wie beim Kapitän gewesen. Nun aber änderte sich die Sache.

»Weshalb?«

»Weil er mich beleidigt hat.«

»Wodurch?«

»Das ist meine Sache.«

Jäh zuckte sie empor, groß flammten ihre blauen Augen auf.

»Was sagten Sie da?«

»Ich sagte Ihnen kurz und bündig meine Meinung. Und wenn ich auch die zierlichsten Redensarten drechselte, Sie würden doch immer nur dasselbe heraushören: das ist meine Sache.«

»Sie wollen mir nicht sagen, inwiefern er Sie beleidigt hat?«

»Nein.«

»Und ich will es wissen!!!«

Und dabei stampfte sie heftig mit dem Fuße auf. Das war nicht schön von ihr.

»Nein.«

Mit einem Male veränderte sie sich total, mit einem Schlage blickte sie mich mit den freundlichsten Augen an.

»Das ist hübsch von Ihnen – das ist sehr schön von Ihnen!«

So, nun wußte ich's. Das war eine kleine Schauspielerin. Spielte aber ganz famos.

»Ich war gerade unten im Maschinenraum.«

»Waren Sie?«

»Ich habe das Duell beobachtet.«

»Haben Sie?«

»Woher können Sie so ausgezeichnet fechten?«

Ich mußte lächeln.

»Weil ich zwischen Säbeln, Floretts und Rapiere geboren worden bin. Weil ich schon als Kind mit nichts anderem gespielt habe. Mein Vater ist noch heute der Universitätsfechtmeister von Kiel, und die Kieler Teutonen halten schon seit vielen Jahren die Weltmeisterschaft auf Stoß und Hieb. Dort wird mehr gefochten als studiert.«

Nun weiß der Leser, weshalb ich mich so viel mit den Augen beschäftige. Die ganze Fechterei liegt doch nur in den Augen. Alles andere ist doch nur mechanischer Drill des Handgelenks. Jeden Hieb und Stoß, den der Gegner führen will, muß man schon vorher in seinem Auge lesen. Und schon mein Urgroßvater war freier Fechtmeister gewesen. Da muß einem so etwas wohl angeboren werden.«

»Sie sind entlassen.«

Das hatte ich nun freilich nicht erwartet; das hatte ich nicht in ihren Augen gelesen, daß so etwas kommen würde.

Sie ging nach einem Ungetüm von Geldschrank, so groß wie ein Kleiderschrank, entnahm einem offenen Fache ein dünnes Buch, die Musterliste, kehrte zurück, nahm einen Federhalter, schrieb, ohne sich zu setzen, hinter meinem Namen die Bemerkung ein, daß ich an Bord auf hoher See abgemustert worden sei, 10 Uhr 12 Minuten vormittags.

Und angemustert worden war ich heute vormittag 4 Uhr 53 Minuten.

So, dann war ich hier also genau 5 Stunden und 17 Minuten dritter Steuermann gewesen.

Na, das ist ja für unsere schnellebige Zeit schon eine ganz hübsche Dienstperiode. Es gibt heutzutage viele Arbeiter, die so lange nicht auf ein und demselben Platze aufhalten. Und wie hatte ich gearbeitet! Soll ich die Terrinen alle noch einmal aufzählen? Und das zweite Frühstück kommt auch noch dazu! Und dabei drei Stunden in der Badewanne gewesen!

O ja, ich hatte mir die sieben Pfund Sterling, die ich nun zu bekommen hatte, ganz redlich verdient.

Aber ich wußte schon, daß ich sie nicht bekommen würde. So dumm war ich doch nicht. Die hatte mich vorhin doch nicht umsonst so freundlich angeblickt und mich belobigt ob meiner Verschwiegenheit in Ehrensachen.

»Ich ernenne Sie zu meinem Waffenmeister.«

Na, da war's schon!

Aber Waffenmeister? Den gibt's auf keinem Schiffe. Nur die französische Armee hat diesen Titel. Maitre des

armes. Das ist nichts weiter als Wachtmeister, Feldwebel. An diesem Posten war mir ja nun nicht gerade viel gelegen.

»Welche Heuer oder vielmehr welchen Gehalt beanspruchen Sie?«

»Als Waffenmeister? Da muß ich erst wissen, was –«

»Sind Sie mit 25 Pfund Sterling zufrieden?«

»Monatlich?«

»Monatlich.«

»Ja, ach ja, damit bin ich zufrieden,« nickte ich.

»Der Kapitän erhält nur 20 Pfund.«

»Das ist ja sogar sehr viel auch für den Kapitän solch eines Schiffes, aber ich kann doch nicht mehr bekommen als der Kapitän.«

»Doch. Sie sollen noch über dem Kapitän stehen. Freilich nur in besonderer Hinsicht. In seine nautische Führung können Sie natürlich nicht einsprechen. Sie gehören überhaupt nicht mehr zu der Besatzung. Von jetzt an sollen Sie zu den – zu den –« sie begann etwas zu lächeln, »zu den Exklikusen gehören.«

Sie mußte wohl glauben, daß ich dieses Wort noch nicht kenne, hatte es nur für sich selbst lächelnd so hingesprochen.

Dann wendete sie sich mit einem Ruck herum, ging, die Hände auf dem Rücken, mehrmals in der Kajüte hin und her, blieb mit einem Ruck wieder vor mir stehen.

»Kann man mit Ihnen sprechen?«

»Ja, mit mir kann man sprechen.«

»Werden Sie mich verstehen?«

»Ja, ich werde Sie verstehen.«

»Wirklich?«

»Madame, wenn es in unserer Schule eine Zensur für schnelle Auffassungsgabe gegeben hätte, was man so das Verstehstemich nennt – hierfür hätte ich in meinem Zensurenbuche regelmäßig noch eine zweite Eins gehabt.«

»Und in welchem Fache hatten Sie immer diese einzige Eins?«

»Im Turnen.«

»Können Sie so gut turnen?«

»Wenn ich nicht auf der Schulbank oder am Eßtisch saß, hing ich an der Reckstange. Schularbeiten habe ich prinzipiell niemals gemacht.«

»Was hatten Sie denn da immer für Zensuren?«

»Nun, über die drei kam ich in keinem Fache. Ich bin immer nur gerade so durchgerutscht.«

»Was hatten Sie denn zum Beispiel im sittlichen Verhalten?«

»Da gab es keine Nummern, sondern Bemerkungen. In mein Abgangszeugnis hatte unser guter Rektor eine etwas seltsame Bemerkung eingeschrieben: rüpelhaft, aber sonst harmlos und brav.«

Sie hatte manchmal lachen oder doch lächeln wollen, war aber nicht dazugekommen, hatte mich mit tiefstem Interesse befragt und angehört, mich immer mit ihren großen, blauen Augen fest ansehend.

Dann drehte sie sich wieder mit einem Ruck herum, begann wieder auf und ab zu wandern, die Hände auf

dem Rücken, begann zu sprechen. In abgerissenen Sätzen, sich oft wiederholend, mich nicht beachtend.

»Ich hatte einen Traum – einen schönen Traum – einen herrlichen Traum – ich träumte von einem Schiffe – von einem Schiffe, wie es die Welt noch nie gesehen – mit Männern darauf, wie es in solcher Vereinigung noch nie gegeben – die schönsten und stärksten und kühnsten Männer – jeder Mann ein ganzer Mann – jeder Mann ein ganzer Held – und ich die Führerin dieser Heldenschar – und jeder einzelne war bereit, sich für mich zu opfern – und ich war bereit, mich für jeden einzelnen zu opfern – und jeder einzelne war bereit, sich für den anderen zu opfern – – – – wir lebten einander zuliebe –«

Mit einem Ruck stand sie wieder vor mir.

»Verstehen Sie mich?«

»Ja, ich verstehe Sie.«

Und ob ich sie verstand! Ach, mein Traum – das war ja mein eigener Traum, den ich von Kindheit an geträumt!!

»Ja, ich sehe es Ihnen an, daß Sie mich verstanden haben.«

Das hielt ich für möglich. Das mußte sie gleich meinen Augen ansehen. Mir war es plötzlich wieder einmal so siedend heiß zum Herzen emporgestiegen, diesmal gleich bis in die Augen hinein – ich großer Bengel hätte beinahe zu heulen angefangen. Weiß selbst nicht warum.

»Ich glaube, wir beide passen zusammen, haben ganz die gleichen Charaktere.«

Ich blieb die Antwort schuldig.

»Das habe ich auf den ersten Blick erkannt, gleich vorhin, als Sie sich auf den Igel setzten.«

Es war nur gut, daß ich nicht zu antworten brauchte. Ich machte eine Reflexionsbewegung, griff mir hinten an den Hosenboden.

»Nur in einer Hinsicht haben wir einen großen. Charakterunterschied. Meinen Sie nicht?«

»Wieso, Madame?«

»Wissen Sie es nicht gleich?«

»Nein.«

Zum Glück nahm sie ihren Spaziergang wieder auf, sprach wie zuvor.

»Ich habe die Mittel, um meinen Traum zu verwirklichen. Oder ich habe ihn ja schon verwirklicht. Wenigstens den Anfang dazu gemacht. Aber nun die Fortsetzung, die Fortsetzung! Die Bearbeitung des rohen Materials bis zur plastischen Vollkommenheit! Das ist es, was ich nicht kann.

Sehen Sie, Herr Steuermann – Herr Waffenmeister, wollte ich sagen. Ich habe dieser Besatzung alles gegeben, was ich den Leuten bieten konnte. Und ist die Anmusterung auch sehr schnell geschehen, so war das alles von mir doch schon in langen Jahren reiflich überlegt. Ich habe ihnen Bücher in sorgfältigster Auswahl gegeben, ich habe Spiele aller Art angeschafft, das ganze Deck kann mit einem Netz umgeben werden, sie können Fußball und Lawntennis und Cricket spielen; unten im Zwischendeck habe ich einen Tunnel einrichten lassen, wie

ihn manche große Stadt nicht besitzt. – Nichts ist es! Alles vergebens! Diese Leute verstehen nicht, was ich will. Sie begreifen nicht, warum ich nur vier Stunden Dienst verlange und dann acht Stunden Freizeit gebe. Ja, die Leute haben gelesen und gespielt und geturnt – im Anfange. Weil's etwas Neues war. Dann hatte es den Reiz verloren. Dann legten sie sich hin und rauchten ihre Pfeifen und erzählten sich Geschichten. Und so manchen sie es jetzt noch, und so werden sie es weiter machen, und zuletzt wird es so weit kommen, daß sie an den größten Leckerbissen etwas zu tadeln haben.

Ja, ich könnte diese Spiele und körperlichen Übungen mit im Schiffsdienste aufnehmen. Es ist Zwang, sich daran zu beteiligen. Es ist einfach Dienst. Aber das ist doch nichts. Wo bleibt da mein Ideal, mein Traum –«

»Frau Patrona, das will ich wohl fertig bringen,« unterbrach ich die Sprecherin und streifte schon meine Ärmel hoch. Sie trat wieder an den Tisch, blieb dort stehen.

»Können Sie das?«

»Jawohl, da haben Sie in mir wirklich den Richtigen gefunden. Da will ich wohl Feuer dahinter bringen.«

»Aber nur kein Zwang –«

»Nein, nein, ich verstehe Sie vollkommen, vollkommen!! Alles muß mit Lust und Liebe geschehen. Zwischen den Jungens muß ein ständiger Wettkampf herrschen. Aber nicht etwa um eine Prämie. Es geht nur um die Ehre. O, Madame, das überlassen Sie nur mir, Sie sollen sehen, was ich in kürzester Zeit für ein ritterliches Volk zusammenfixe!«

Mit einem Male blickte sie mich ganz verklärt an. Und ich mochte ja auch so aussehen – ganz verklärt – denn das war wirklich etwas für mich. Hier brachte mich das Schicksal endlich auf meinen eigentlichen Beruf, zu dem ich mich geboren fühlte.

»Nun gut, fangen Sie an. Ich lasse Ihnen vollkommen freie Hand. Und wenn Sie irgend etwas brauchen – kommen Sie zu mir. Es ist aber auch noch etwas anderes dabei. Eigentlich die Hauptsache. Jetzt spreche ich von jenem Unterschied zwischen unserem Charakter.

Ich habe nämlich einen großen Fehler. Oder ist es eine große Tugend? Ist es edel von mir oder eine kleinliche Schwäche? Ich ich ich – ja, wie soll ich mich nun gleich ausdrücken – ich kann einen Menschen, der sonst seine Pflicht tut, der mir aber sonst nicht gefällt, nicht fortschicken –«

Aha!! Ich verstand sofort! Ja, es ist ganz hübsch, ein gutes Herz zu haben. Aber für den Betreffenden hat es manchmal böse Folgen, kann ihn mindestens in die schwersten Unannehmlichkeiten bringen.

Ich habe ein gutes Herz. Ich kann nicht nein sagen. Wenn mich jemand anpumpen will, und ich habe nichts, dann pumpe ich für ihn. Aber Dienst ist Dienst und keine Gefälligkeit. Wenn ich etwa Werkmeister in einer Fabrik bin, und ein Arbeiter tut nicht gut, oder er paßt mir sonst nicht – der fliegt sofort hinaus. Und wenn's mein bester Freund ist, mein eigener Bruder.

Das erzählte ich nicht erst.

»Wenn Sie das nicht können – ich kann's.«

»Sie verstehen mich?«

»Vollkommen.«

»Die Anmusterung ist ja viel zu schnell geschehen. Aber ich mußte sie doch haben, ich konnte sie doch nicht erst an Land auf ihren Charakter und ihr Können prüfen. Und dann wäre es doch immer noch dasselbe. Nun sind aber doch viele Männer dazwischen gekommen, die zu uns durchaus nicht passen. Obgleich es sonst vielleicht die tüchtigsten Seeleute sind. Und gerade das ist wieder der Grund, weshalb Kapitän Martin sie niemals entlassen wird. Für den kommt nur die Seemannschaft in Betracht. Dieser Kapitän, so klug und ausgezeichnet er auch ist, versteht mich überhaupt nicht –«

»Aber ich verstehe Sie. Ich werde in jedem Hafen alle Elemente, die nicht in unseren ritterlichen Kreis passen, ausmerzen und sie durch neue ergänzen, und so fort und fort.«

»Das ist es! Gut, dann ist die Sache ja erledigt. Sie sind also der Waffenmeister dieses Schiffes. Wenn es diesen Titel bisher noch nicht gegeben hat, so habe ich ihn hiermit eben geschaffen. Als Waffenmeister sind Sie der Höchste auf dem ganzen Schiffe, haben meine absolute Vollmacht.«

»Ich stehe auch über dem Kapitän?«

»Natürlich. Nur in die nautische Führung des Schiffes darf sich niemand einmischen.«

»Aber auch den Kapitän darf ich fortjagen?«

Sie sah mich groß an.

»Sie wollen Kapitän Martin entlassen?«

»Nee, den nich.«

Ich wußte gar nicht, weshalb sie plötzlich so lachte. Schnell wurde sie wieder ernst.

»Sie können jeden entlassen, jeden. Ohne mich erst zu fragen, Sie brauchen keine Bestätigung von mir zu haben. Nur bei einem besonderen Teile der Schiffsbesatzung möchte ich immer erst befragt werden, Ihren Grund hören.«

»Bei den Exklikusen.«

»Sie wissen schon davon?«

»Mein Freund Ernst erzählte mir etwas davon.«

»Das ist der zweite Steuermann?«

»Ja.«

»Hat er Ihnen sonst etwas erzählt?«

Schade, daß sie wieder so zu fragen anfang. Ich lasse mich nicht auf diese Weise ausfragen.

Da merkte ich, wie sie etwas sagen wollte und nicht gleich konnte, bis sie es endlich hervorbrachte.

»Herr Stevenbrock! Herr Waffenmeister! Es gehen über mich Gerüchte. Es ist nicht an dem. Genügt Ihnen diese meine Erklärung?«

»Ja.«

»Ich verfüge über unermeßliche, unerschöpfliche Schätze.«

»Das ist sehr schön, wenn man so etwas hat.«

Immer ernster wurde sie, auch wie unsicher, zögerte, bis sie mit einem entschlossenen Schritte dicht vor mich hintrat. Dafür aber zitterte jetzt ihre Stimme.

»Herr Stevenbrock! Ich weiß, wodurch der erste Maschinist Sie beleidigt hat. Weshalb Sie ihn gefordert haben. Ich danke Ihnen.«

Und sie streckte mir ihre weiße, schlanke, feine Hand hin. Ich drückte sie.

Sie zog sie zurück, streifte einen der blitzenden Ringe vom Finger, hielt ihn mir hin.

»Nehmen Sie das zum Andenken. Zum Zeichen, daß ich Ihnen auch fernerhin dankbar sein werde. Es ist das Heiligste, was ich besitze. Wir leben einander zuliebe.«

Sie hielt die Hand, die mir den Ring reichen wollte, etwas hoch, auffallend hoch.

Einen Handkuß? Ich bin kein Freund von »küß d' Hand, gnä Frau«. Schauderhaft! Eklig! Unmännlich! Und wenn's eine Prinzessin wäre, die mir gnädig die Hand zum Kusse hinhielte – die könnte ja lange warten.

Jetzt aber beugte ich mich, und als ich den Ring nahm, küßte ich den Handrücken, küßte sogar recht herzhaft.

Ich weiß nicht, wer von uns beiden dabei ein röteres Gesicht bekam.

Dann ging ich.

### 3. KAPITEL. MISTER TABAK UND DER PEITSCHENMÜLLER.

Draußen betrachtete ich den Ring. Ein breiter, dünner Goldreif, oben drauf ein großer roter Klecks. Siegellack war's nicht. Glas oder Granat oder Rubin – mir ganz egal. Auf der Innenseite waren die Worte eingraviert: »Wir leben einander zuliebe.« Das fand ich sehr schön. Aber ich

sollte ihn doch nicht etwa tragen? Da hätte ich mich geniert. Überhaupt ging er nicht einmal auf die Spitze meines kleinen Fingers. Ich steckte ihn in die Hosentasche.

Dort im Sonnenschein spazierte noch immer oder schon wieder der Badehosenpaviandackel mit Ordenssternen und Fuhrmannspfeife herum, dampfte mächtig. Jetzt zog er an der goldenen Ochsenkette eine mächtige goldene Uhr hervor, ließ den Deckel aufspringen, ließ sie bimbim repetieren, steckte sie wieder ein, zog aus einer anderen Tasche der Badehose eine goldene Dose hervor, nahm umständlich zwei Prisen, für jedes Nasenloch eine, dabei wie ein Walfisch schnaufend, steckte sie wieder ein, brachte dafür eine Platte Kautabak zum Vorschein, biß aber nichts davon ab, sondern steckte sie gleich ganz in den Schlitz, den er vorn im Gesicht zwischen den beiden Ohren hatte, für gewöhnlich Mund genannt, und hierauf nahm er den Abgußstiefel vom Pfeifenrohr, beugte sich zurück, sperrte den Rachen – pardon, den Mund, auf und ließ sich den braunen Tabaksmant in hohem Bogen hineinlaufen, ihn mit Wohlbehagen verschluckend.

Na da guten Appetit! Die Geschmäcker sind eben verschieden. Das ist auch sehr gut so, denn wenn alle Menschen wie die Australneger mit Vorliebe Raupen verschlucktem dann hätten wir ja gar keine Schmetterlinge mehr, und das wäre doch schade. Übrigens hatten wir in der kaiserlichen Marine einen Wachtmeister, von der Infanterie übergetreten, der ebenfalls solche Stiefelpfeifen rauchte und ebenfalls die angesammelte Tabakssauce

soff – trank, das für die größte Delikatesse erklärte, der er nur noch Kirsch mit Rum vorzog.

Ernst kam.

»Wie ist's gegangen?«

»Gut.«

»Was sagte der Kapitän und die Patronin?«

»Das erzähle ich Dir ein andermal, und auch Deine Komplimente, wie Du nicht gedacht hättest, daß ich den Riesen Goliath so abführen würde, kannst Du ein andermal anbringen. – Was ist das dort eigentlich für ein menschliches Individuum?«

Ernst machte ein geheimnisvolles Gesicht.

»Du, Georg, das ist ein gar berühmter Mann! Das ist ein Eskimo.«

Daß ich einen Eskimo vor mir hatte, zu der Ansicht war ich schon lange gekommen. Solch eine Gestalt hat nur ein nackter Eskimo. Aber ein berühmter Eskimo?

Ernst berichtete. Hauptsächlich, wie der Kerl zu den wahrhaftigen Orden an seiner Badehose gekommen war, ihm wegen seiner Verdienste von europäischen Königen verliehen. Alle Hochachtung! Ich gebe es in anderer Weise wieder.

Mister Kabat, genannt Tabak, weil er, wenn er nicht aß, die Pfeife nur aus dem Munde nahm, um Kautabak hineinzustecken, dazwischen ab und zu eine Prise nehmend. Er rauchte auch im Schläfe. Eine Kunst, die aber so ziemlich jeder Seemann versteht. Wenn man zur Koje geht, wird noch eine Schagpfeife angebrannt, man pafft sie im Schläfe zu Ende. Und Edison steckt sich auch erst, ehe

er einschlafen will, noch eine frischangebrannte Zigarre in die Spitze. Freilich, die Tages- und Arbeitszeit ist auch gar so kurz, um das Kraut des großen Geistes in Rauch ausgehen zu lassen. Jeder pflichtgetreue Mensch müßte sich angewöhnen, auch noch im Schlafe zu rauchen.

Dieser Eskimo hier aber wachte auf, wenn seine Pfeife ausging oder vielmehr, wenn der Tabak aufgebrannt war. Denn aus ging sie ihm niemals, am Ziehen ließ er es nicht fehlen. Dann wachte er auf, so wie der Müller aufwacht, wenn seine klappernde Mühle stehen bleibt, stopfte den großen Kopf wieder – so, nun hatte er für eine Stunde wieder Ruhe.

Es war doch schon ein merkwürdiger Zufall, daß dieser Mann Kabat hieß. Was aber in der Sprache seiner Heimat so viel wie »Werfer« bedeutet. Umgekehrt ist es aber eben Tabak. Und nun kam noch hinzu, daß dieser Eskimo die Zigarren von hinten rauchte. Das heißt, er steckte beim Rauchen immer das glühende Ende in den Mund. Was übrigens auch sehr viele Neger machen, wenn sie eine Zigarre bekommen. Wie sie dabei einen Genuß haben, wie sie überhaupt so die Zigarre rauchen können, mit dem Feuer im Munde, sie müssen doch immer blasen – das verstehe ich nicht. Ich zerbreche mir darüber auch nicht weiter den Kopf, probiere es nicht – ich könnte es mir angewöhnen.

Mister Tabak hielt sich für einen vollendet schönen Mann. Besonders betreffs seiner Körperformen. So einen eckigen Oberkörper, so dürr und dabei dennoch mit solch einem Hängebauch, auf kurzen, elegant geschweiften

Beinchen ruhend, die wieder in ungeheuren, quadratischen Füßen endeten – so eine Männerschönheit gab's sonst nirgends auf der Erde. Ganz abgesehen von seinem klassisch-schönen Paviangesicht.

Aber nicht etwa, daß Mister Tabak sich selbst verspottete, sondern das war sein heiliger Ernst! Er hielt sich für einen wunderbar schönen Mann! Das hatten ihm nämlich schon viele, viele Eskimomädchen gesagt, und auch schon manche Eskimofrau mochte seinetwegen die Ehe gebrochen haben.

Nun, das konnte ja sein, daß Mister Tabak in seiner grönländischen Heimat ein Adonis von unwiderstehlicher Schönheit war. Über den Geschmack ist eben nicht zu streiten.

Aber das hatten ihm auch europäische Damen gesagt und zwar die Damen in der Newyorker Waterstreet. Nämlich wenn Meister Tabak dort mit Goldstücken um sich warf. Und da er keine andere Damengesellschaft kannte, so mußte er's wohl glauben, daß er auch für europäische Damen ein bildschöner Kerl war.

Wie dieser Eskimo dazu kam, in der Newyorker Waterstreet manchmal mit Goldstücken um sich zu werfen? Weil er ein professioneller Harpunier war, der sich in Newyork verauktionieren ließ. Denn die Walfischharpunier lassen, wenn die Saison beginnt, in Newyork, dem Zentrum der Walfischjägerei, von den Tranmenschen, von den Unternehmern, öffentlich auf sich bieten. Es geht

ganz wie bei einer Auktion zu. Und so ein bekannter Harpunier bekommt eine fabelhafte Heuer. Mehr als der Kapitän regelmäßig, da ist er noch lange keine Berühmtheit. Außerdem hohen Anteil am Gewinn. Denn vom Harpunier hängt doch das ganze Geschäft ab. Und die Harpungeschütze können keinen Arm verdrängen. Die Jagd vom Dampfer aus mit Harpungeschossen wird überhaupt noch einmal durch internationales Fischereigesetz verboten werden. Nicht etwa, weil dadurch zu viel Walfische erbeutet werden – das kann man niemandem verwehren – sondern im Gegenteil, weil zu wenig, weil der Wal nur angeschossen wird und dann entkommt, an unzugänglicher Stelle verendet.

Dann hatte sich Mister Tabak der Nordpolforschung gewidmet, er hatte Polarexpeditionen als Jäger begleitet, hatte sie geführt. Und wie hatte er sie geführt! Nur ihm war es zu verdanken gewesen, daß die schon seit zwei Jahren verschollene amerikanische Expedition des Dr. Follard wiedergefunden wurde, daß wenigstens noch die Hälfte der Mannschaft gerettet werden konnte. Und die von der dänischen Regierung ausgesandte Expedition, der die Munition ausgegangen, hatte er einen ganzen Winter hindurch, neun Monate, vor dem sonst unvermeidlichen Hungertod bewahrt, nur durch seinen Wurfspeer. Auch mit Nansen war er gewesen, auf Schneeschuhen quer durch Grönland, und dann auf der »Fram«.

Ein tüchtiger Kerl!!! Der hatte sich verdient, was er da an der Badehose baumeln hatte, konnte wirklich stolz drauf sein!

Die goldene Uhr mit Kette hatte er von der Königin Wilhelmine von Holland bekommen, mit ihren Initialen. Den einen Orden hatte er vom König von Schweden, den anderen vom König von Dänemark. Mit dem hatte er auch an einem Tische gespeist, an Bord der »Fram«.

»Hören Sie mal, Herr Professor,« soll dann nach aufgehobener Tafel der König zu Nansen gesagt haben, »riecht der eigentlich mehr nach angebranntem Fett oder nach Tabaksschmant. Und was der Kerl schlingen kann! Ich weiß ja, was ein Eskimo im Essen leistet, fünf Pfund Speck auf einen Sitz ist für so einen eine Kleinigkeit – aber so eine Gefräßigkeit habe ich denn doch nicht für möglich gehalten!« –

Wie dieser berühmte Mann dann zu der Frau Helene Neubert gekommen war, wußte Ernst nicht, ich fragte auch nicht danach.

»Aber Du mußt ihn einmal werfen sehen! Es ist fabelhaft!«

»Die Harpune schleudern?«

»Ganz egal, was er in die Hand nimmt. Mit einem Stück Kohle holt er jede Möve im Fluge aus der Luft herab. Dort in der hölzernen Verschalung steckt noch eine kleine Eisenkugel ziemlich tief, und es ist hartes Holz. Die hat er hineingeschossen. Aber nur mit der Hand hat sie nur geworfen. Und er hat doch gar keinen starken Arm. Aber er wirft auch ganz anders. Es sieht immer aus, als ob er sich dabei den Arm auskugelte, so schleudert er ihn von hinten herum. Aber ich glaub's nicht, daß er es

vormacht. Ich will ihn – halt, da kommt der Peitschenmüller! Der kann etwas ganz Ähnliches und doch wieder etwas ganz anderes. Vielleicht ist's noch viel fabelhafter. Der gibt Dir gleich eine ganze Vorstellung. He, Sennor Juba Riata, kommen Sie doch mal her!«

Es war eine prächtige Erscheinung, die da hinter dem Ruderhaus auftauchte. Vor meinen geistigen Augen tauchte plötzlich noch viel mehr auf: der wilde Westen Nordamerikas, pferdebändigende Cowboys und büffeljagende Indianer, Buffalo Bill mit seiner ganzen Bande.

Er war ganz in Leder gekleidet mit vielen Fransen und bunten Stickereien, die weichen Stiefelschäfte gingen bis zum Leibe hinaus, an dem der gewaltige Sixshooter im Futteral hing, außerdem noch eine Menge anderer Sachen, darüber war ein Lasso aufgewickelt.

Und nun ein Bild von einem Manne, der Gestalt wie den Gesichtszügen nach! Ein Buffalo Bill in verjüngter Ausgabe. Denn ich habe den Colonel Cody noch mit kastanienbraunen Locken gekannt und nie wieder einen so schönen Mann gesehen. Bis auf diesen hier. Das heißt wahre Männerschönheit!

Auch diesem hier fielen die Locken unter dem breitrandigen Sombrero bis auf die Schultern herab. Aber hellblonde. Und nun nicht etwa so ein klassisch-griechisch-römisch-irisch-katholisches Apollogesicht. Nein, ein freies, offenes Germanengesicht mit kräftiger Nase und darin zwei mächtige, blaue, strahlende Augen. Alles an dem ganzen Manne Kraft und Kühnheit, zugleich aber auch freundliche Bescheidenheit.

Er wurde mir als Sennor Juba Riata vorgestellt.

Ich berichte gleich jetzt, was ich erst später über ihn erfuhr.

Sein eigentlicher Name war Alfred Juba von Müller. Sein Vater war ein deutscher Offizier gewesen, verkrachte, ging nach Amerika, kam in Texas auf einer großen Rinderfarm an, hatte eine Spanierin geheiratet. Der erste Sohn wurde, wie dort im spanischen Amerika sehr üblich, außer nach dem Vater auch nach der Mutter genannt, erhielt direkt deren Vornamen: Juba. Übrigens kommt dasselbe auch bei uns vor, ein Beispiel ist auch sonst sehr zutreffend: Karl Maria von Weber.

Alfred Juba wuchs zwischen Pferden, Rindern und Cowboys auf, die dort unten aber Vaqueros heißen, noch weiter im Süden Gauchos. Der Lasso heißt auf Spanisch Riata, und weil schon der Junge eine ganz besondere Meisterschaft im Gebrauch der Wurfschlinge zeigte, erhielt er den Ehrennamen Juba Riata.

Später kam er ins Wandern, schloß sich einem Zirkus an, bändigte erst junge Pferde, dann Löwen und Tiger, wurde einer der berühmtesten Dompteure des amerikanischen Kontinents. Bis ihn die Weltreisende Frau Helene Neubert an sich fesselte. Wohl aus keinem anderen Grunde, weil die exzentrische junge Dame eben lauter solche Helden der Wildnis und des Zirkus um sich versammelte, an solcher Begleitung ihre Freude hatte. Aber dieselbe Gage, die er bisher gehabt, würde sie ihm wohl nicht zahlen, denn der Raubtierbändiger war nicht unter 200 Dollars pro Abend aufgetreten.

Jedenfalls gefiel es ihm in dieser Stellung, jetzt an Bord des Schiffes. Obgleich ein Mann, mit dem man sich über alles unterhalten konnte, war er doch noch immer der echte Cowboy geblieben, kleidete sich auch als solcher, was man ihm nicht verdenken konnte. – Wie jeder der »Exklikusen«, hatte auch er sein Amt. Er war der Herr über alles, was da kreucht und fleucht, vom Königstiger an über die Lachtauben hinweg bis herab zum dressierten Mehlwurm – na, sagen wir: bis zum Laubfrosch.

Ich hatte in dieser Arche Noah ja erst den kleinsten Teil der ganzen Menagerie gesehen. Wohin ich blickte, überall tauchten neue Repräsentanten der Tierwelt von der ganzen Erde auf, vom Nordpol bis zum Südpol. So auch jetzt wieder.

Hinter dem langsam ankommenden Cowboy trabte ein Bär her. Ich hatte bisher zwei Bären an Bord gesehen: einen amerikanischen schwarzen Baribal und einen europäischen oder asiatischen braunen Landbären. Und dann noch den kleinen Waschbären.

Hier kam eine neue Spezies: ein Eisbär. Doch nein, schnell erkannte ich meinen Irrtum. Es war eine sehr seltene schneeweiße Spielart des braunen Landbären.

Noch ein anderes Raubtier folgte nach, das hier nicht fehlen durfte. Der Cowboy hatte in der Hand einen dicken Peitschenstiel von etwa dreiviertel Meter Länge, aus, wie ich dann bemerkte, mehren Streifen dünngeschabter Rhinozeroshaut geflochten, an dem eine endlose Lederschnur nachschleifte. Als er schon acht Schritte hinter der Wand hervorgekommen, war das Ende noch

immer nicht zu sehen, schließlich kam es, und es war ein junger Löwe, ein Baby, männlichen Geschlechtes, aber noch ohne Mähne, welches glaubte, der Cowboy schleife die Peitsche nur seinetwegen über Deck, damit es nach der Schmitze haschen könne. Ein reizendes Bild!

Sennor Juba Riata wurde mir also vorgestellt. Ein liebenswürdiger Mensch!

Unterdessen beschnüffelte mich eingehend der weiße Bär, ich merkte gleich, daß er mit seinen roten Augen im hellen Tageslichte sehr schlecht sehen konnte.

»Du wirst schon einmal sehen,« sagte Ernst, »wie Sennor Riata mit seinem Revolver schießt und den Lasso schleudert. Aber das ist alles nichts dagegen, was er mit seiner Peitsche leisten kann! Das ist einfach fabelhaft, grenzt an Zauberei! Würden Sie meinem Freunde nicht einmal eine kleine Probe Ihrer Kunst geben?«

»Gewiß, sehr gern. He, Jimmy, gib mir mal ein paar von den Dingern her.«

Ein Negerjunge ging vorüber, trug einen Korb mit Kartoffeln. Juba nahm einige heraus, legte sie auf die Bordwand. Das Schiff lag wie festgenagelt.

»So, nun stellen Sie sich so hin, halten Sie den ausgestreckten Finger so vor sich – so –«

Unsere Unterhaltung wurde unterbrochen, ein jäher Schreck durchzuckte mich, denn plötzlich tauchte dicht vor mir aus einer Luke ein ungeheurer Kopf auf, ein Menschenkopf, aber noch größer als ein Riesenkürbis, fürchterlich anzuschauen, mit herabhängenden Elefantenoehren, das von Zähnen starrende Maul ging von einem Ohr

zum anderen, die Augen waren wie die Untertassen, und dieser Kopf war lebendig, die Zähne fletschten und die Augen rollten.

Ehe ich mir das Ungetüm näher angeschaut hatte, war es schon wieder untergetaucht.

»Bengel, was soll der Mummenschanz!« rief ihm Juba Riata nach, und von unten erklang ein Kichern.

»Nevermind,« wandte er sich dann wieder an mich, »so ein Bursche, der mir manchmal bei meinen Dressuren behülflich ist, ist über meine Masken gekommen, hat sich einen Scherz erlaubt. Wenn nämlich ein ungebändigtes Raubtier irgend etwas fürchtet, so ist es solch eine unnatürliche Maske, vor der kriecht auch der rabiatste Tiger zitternd und winselnd in eine Ecke.«

Nach diesem kleinen Intermezzo wurde unsere Unterhaltung wieder aufgenommen.

Juba Riata ging von mir weg, ich zählte zehn Schritte. Die Peitschenschnur war, wie ich später maß, genau zehn Meter lang, reichte also doch noch etwas weiter als die zehn Schritte.

Dann drehte er sich um, knallte einmal mit der Peitsche, und es klang wie ein Pistolenknall.

»Ich will Ihnen zuerst zeigen, daß Sie nichts zu fürchten haben – selbst wenn ich Sie treffen sollte, tut es doch nicht weh – dabei ist es ganz gleichgültig, ob ich laut knalle oder nur schwippe –«

Er schlug mehrmals nach mir, bald mit einem Pistolenknall, bald hörte man kaum ein leises Pfeifen in der Luft.

Also ich hielt meinen rechten Zeigefinger emporgereckt vor mich hin. Jedesmal, wenn es knallte oder leise pfiß, fühlte ich etwas Kühles sich um meinen Finger schlängeln. Aber zu sehen war absolut nichts.

»Fühlen Sie, wie sich die Peitschenschmitze immer um Ihren Finger wickelt?«

»Ja, fühlen tue ich's wohl, aber es ist nur ein kühler Lufthauch.«

»Ich zeige Ihnen, daß es wirklich die Peitschenschnur ist –«

Ein Pistolenknall, und mein Finger war dick von der dünnen Peitschenschnur umwickelt, wohl zwanzigmal, wie ich dann bei dem langsamen Zurückziehen beobachtete.

»Nicht wahr, das ist doch ganz harmlos.«

»Ganz harmlos,« bestätigte ich.

»Senken Sie den Finger etwas, ich will Ihren Hals treffen – so –«

Pistolenknalle und Pfeifen, auch um meinen Hals legte sich mehrmals etwas Kühles, dann blieb er einmal von der Peitschenschnur umwickelt, bis sie zurückgezogen wurde.

»Ganz harmlos, nicht wahr?«

»Ganz harmlos,« bestätigte ich nochmals, noch nicht wissend, was jener eigentlich wollte. Denn das glaubte auch ich fertig bringen zu können. Freilich hätte ich dem anderen vielleicht auch eine tüchtige rote Strieme beibringen können. Doch so eine großartige Kunst war das

wohl nicht, mit der Peitsche jemanden zu schlagen, ohne ihm wehe zu tun.

Und dann verstand ich nicht, weshalb Ernst so höhnisch grinste.

»Nun nehmen Sie eine Kartoffel zwischen Daumen und Zeigefinger.«

Ich tat es, hielt sie vor mir hin. Der Peitschenmann knallte wie mit der Pistole.

»Haben Sie etwas bemerkt?«

Nein, gar nichts hatte ich bemerkt.

»Besehen Sie sich die Kartoffel.«

Eine ganze hatte ich zwischen den Fingern gehabt, jetzt bestand sie aus zwei Hälften. Mitten durchgeschnitten! Aber vor allen Dingen: wie ich hiervon so absolut nichts hatte bemerken können, wie der das mit seiner Peitschenschnur fertig brachte, das ging mir über die Hutschnur.

Er machte es noch mehrmals. Jetzt sah ich doch hin, gab genau Acht – nicht das geringste merkte ich, daß der immer die Kartoffel zwischen meinen Fingern halbierte. Nur daß plötzlich um die braungelbe Schale herum ein etwas dunkerer Strich entstand. Da war es eben schon geschehen. Aber auch nicht den kleinsten Ruck hatte ich dabei bemerkt.

Dann mußte ich einige Kartoffeln in die Luft werfen. Der Cowboy knallte oder ließ seine Peitsche pfeifen, und jede Kartoffel war mit einer Regelmäßigkeit halbiert, daß man glaubte, auf einer feinen Wage hätte jede Hälfte das gleiche Gewicht zeigen müssen.

Schon jetzt sperrte ich Maul und Nase auf.

Der Cowboy blickte sich suchend um. Auf der Nock, dem Ende der Großrahe, der untersten des Mittelmastes, saß einsam eine Taube, recht trübsinnig.

»Der Täubrich dort muß fort, muß geschlachtet werden. Er ist von seiner Gesellschaft ausgestoßen worden. Sobald er Land wittert, geht er ab. Ich scheuche ihn erst auf.«

Er schlug mit der Peitsche nach dem Tiere, ich hörte die Schwippe gegen die Leinwand klatschen, die Taube flog auf und davon.

Das hatte der Cowboy nur gewollt. Die Peitsche piff durch die Luft, ein Pistolenknall, und herab fiel der Kopf der Taube. Diese selbst, obschon sich aus dem Halsstumpfe bereits ein Blutstrom ergoß, flog noch weiter, weil sie eben reflexiv noch Flügelbewegungen machte, dann senkte sie sich, war schon über die Bordwand hinaus, wäre ins Wasser gestürzt – da knallte die Peitsche noch einmal nach, mit einem Ruck lag das kopflose Tier in der Hand des Cowboys. Weil sich jetzt die Peitschenschwippe nur um den Körper geschlungen hatte.

»Wie ist so etwas möglich?« konnte ich nur staunen.

»Diese Sicherheit im Schlagen? O, das ist nur Übung. Sehen Sie, ich bin jetzt 33 Jahre alt. Von meinem dritten Lebensjahre an habe ich die Peitsche in der Land gehabt, mich im Knallen und Schlagen geübt. Nun machen Sie das einmal 30 Jahre lang. Dann können Sie das auch. Eine angeborene Begabung dazu muß freilich wohl vorhanden sein. Oder doch Lust dazu. Und das ist es ja eben.

Wer keine Lust an so etwas hat, dem fällt es gar nicht ein, 30 Jahre lang mit der Peitsche zu knallen. Das ist die einfache Erklärung.«

Diese hatte ich eigentlich nicht gewollt, ich hatte an etwas anderes gedacht.

»Ja, aber wie kommt es, daß Sie mit der Peitschenschwippe der Taube gleich den Kopf glatt abschneiden können?«

Er zeigte mir die Schwippe. Sie war mehr als einen Meter lang, dünn wie Flaschendraht, aber vollständig biegsam, mit haarscharfen Zäckchen besetzt wie ein feines Laubsägeblatt.

»Das ist ein Streifen von der Innenhaut eines Geiermagens, kreisförmig herausgeschnitten. An sich schon scharf wie die allerfeinste Säge, äußerst widerstandsfähig, besitze ich ein Mittel, um die Zacken fast glashart zu machen. Mit der Zeit nutzt es sich ab, dann aber brauche ich den Streifen nur aufzukochen, wieder zu trocknen, und die Schärfe ist wieder da. Oder ich habe ja auch noch eine ganze Menge Ersatzstücke, Geiermägen sind billig. Also ich lasse die Schwippe sich um den Gegenstand, den ich durchschneiden will, herumwickeln, ziehe schnell durch, und auf ein und denselben Punkt wirken in einem Moment viele Tausende von haarscharfen Zähnchen – außer Stein und gehärteten Stahl schneide ich wohl alles durch. Natürlich hat alles seine Grenzen. Dort so eine dicke Rahe kann ich nicht durchhauen, wenigstens nicht mit einem Male. Aber sonst – passen Sie auf.«

Er nahm einen Schrubber, einen Besen, der da lag, der Stiel mindestens zwei Zoll dick, klemmte ihn fest zwischen die Räder einer Winde, ging wieder zehn Schritte zurück.

»Dort, wo die Öse mit dem Bindfaden ist, schneide ich ihn ab –«

Ein Knall, ein Pfeifen, und das Stück Besenstiel fiel herab. Glatt durchgesägt, durchgeschnitten!

Und mit einem Male war es mir doch nicht anders, als wäre mir mein Genick durchgesägt worden, einen solchen Schmerz fühlte ich am Halswirbel. Freilich nur Einbildung; aber jedenfalls griff ich doch unwillkürlich an mein Genick. Und da sah ich meinen Freund Ernst wieder so heimtückisch grinsen.

»Ja, Teufel noch einmal!« stieß ich hervor. »Wie machen Sie denn das, daß die Schwippe einmal alles zersägt und das andere Mal sich ganz harmlos um meinen Finger und Hals wickelt?!«

»Ebenfalls nur Übung. Nur ein besonderer Trick. Das liegt in der Drehung des Handgelenks. Sie sehen, daß die Schwippe doch nur auf der einen Seite mit Zähnchen besetzt ist. Drehe ich beim Schlagen das Handgelenk nach links, so legt sich die Schwippe mit der glatten Seite um den getroffenen Gegenstand, ich kann schnell zurückziehen, nicht der geringste Riß wird entstehen. Drehe ich das Gelenk nach rechts, so greifen die Zähne ein, beim Durchziehen wird der Gegenstand durchsägt.«

»Dann hätten Sie mir wohl vorhin auch gleich den ganzen Kopf absägen können?«

»Gewiß. Solche Knochen wie den Halswirbel schneidet meine Peitsche glatt durch.«

So lächelte der blondlockige Barbar ganz gemütlich. Mich aber, muß ich gestehen, überlief es plötzlich eiskalt.

Wenn der aus Versehen sein Handgelenk nach der falschen Seite gedreht hätte, dann hätte ich jetzt meinen Kopf untern Arm nehmen können.

Nein, ich danke für solche Handsgelenkdreherei!

»Dort mein Freund Mister Tabak – Mister Kabat, wollte ich sagen – kann wieder etwas ganz anderes, was ich nicht kann. Der hat sich wieder von Kindesbeinen an nur im Werfen geübt.«

Juba Riata nahm aus einem der Beutelchen, die er am Gürtel hängen hatte, eine kleine, runde Bleikugel oder ein großes Schrotkorn – ein Rehposten.

»Mister Kabat, bitte, geben Sie diesem Herrn hier doch einmal eine Probe Ihrer Werfkunst!« rief er dem Eskimo zu, ihm auch gleich das Kügelchen zuwerfend.

Es sah schon merkwürdig aus, wie der menschliche Dackelhund so phlegmatisch in die Luft griff. Das schwarze Kügelchen konnte man doch gar nicht fliegen sehen – ich wenigstens konnte es nicht.

Ich mußte wieder eine Kartoffel zwischen die Finger nehmen, der Cowboy nahm eine leere Pütze, einen Holzimer, und hielt sie dahinter.

»Allright!«

Der Eskimo stand, wie ich dann ausmaß, 14 Meter von mir entfernt. Er schlenkerte, ohne die qualmende Pfeife

aus den Zähnen zu nehmen, den rechten Arm in eigentümlicher Weise von hinten um die Schulter herum nach vorn, in diesem Moment war von dem Arm gar nichts zu sehen gewesen, ich fühlte einen ganz kleinen Ruck in der Hand, gleich darauf klatschte es. Die Kartoffel war genau in der Mitte durchbohrt, in dem Holzeimer lag die kleine Bleikugel, ganz plattgedrückt, hatte auch im Boden einen tiefen Eindruck hinterlassen.

»Mit einer Eisenkugel durchschlägt er den Holzboden. Dieses Blei ist überhaupt sehr weich, und ein richtiger Schuß mit Pulverkraft ist es natürlich nicht. – Hallo, Mister Kännchen! Haben Sie Zeit? Kommen Sie doch einmal her.«

Es war ein älterer Chinese, der über Deck ging, trug weiße Hosen und einen weißen Kittel, der ihm viel zu lang war, unter der weißen Ballonmütze hing ein langer Zopf herab.

»Das ist unser Koch, Mister Kien-Chen. Die Mastrosen nennen ihn immer Kännchen, und er nimmt's nicht übel. Der kann wieder etwas anderes, was wir anderen alle nicht können. Wieder ein Beweis, was der Mensch fertig bringt, wenn er nur eine einzige Fähigkeit ausbildet.«

Der Chinese mußte mir seine linke Hand zeigen. Da war nichts Auffallendes daran. Magere Finger mit sehr langen, aber wohlgepflegten Nägeln. Dagegen die rechte Hand – aber auch nur Daumen und Zeigefinger – unheimlich groß und stark, starrend von Muskeln. Die anderen drei Finger verschwanden gegen diese beiden ganz.

Juba Riata nahm wieder eine kleine Bleikugel aus dem Beutel, der Chinese wußte gleich, was von ihm verlangt wurde, nahm die Kugel zwischen Daumen und Zeigefinger, drückte sie spielend, scheinbar ohne jede Anstrengung, zu einer dünnen Platte zusammen.

»Ach, das ist wohl ein chinesischer Zahnarzt?!« rief ich.

»Jawohl. Kennen Sie diese Leute schon?«

Ja. Sie sind überall zu finden, wo es chinesische Quartiere gibt, in jedem indischen Hafenstädtchen, in San Franzisko, auch in Neuyork. Hier hatte auch ich schon einmal die Hilfe solch eines chinesischen Zahnkünstlers in Anspruch genommen. Es ist sehr interessant. Noch amüsanter freilich ist es, wenn man zusieht, wie ein anderer die Zahnschmerzen hat und sich im Rachen herumfingern läßt.

Ich hatte einen alten Stumpf weit hinten in der Kinnlade, er machte mir Höllenschmerzen, ich war zu einem amerikanischen Dentisten gegangen, der zerrte eine halbe Stunde lang mit den verschiedensten Zangen daran herum, ich hätte den Kerl backpfeifen mögen – nützte nichts – dann ging ich zu einem chinesischen Zahnzieher, setzte mich in einen Stahl, der Mongole guckte mir in den Mund, hineingegriffen, mit den Fingerspitzen den Stumpf angepackt, die linke Hand mir gegen die Stirn gepreßt, ein Ruck – raus war der Kerl.

Das macht die Übung. In China zählen die Zahnzieher zu der Kasse der Gaukler, der auch die Bettler und Diebe angehören. Aber das ist immer wieder eine Spezialzunft.

Der Sohn des Zahnziehers muß wieder den Beruf des Vaters ergreifen. Sobald das Kindchen nur zu denken, zu spielen anfängt, wird dieser Trieb schon zur Erziehung benutzt. Man schnallt das Baby auf ein Stühlchen, es bekommt vor sich ein Brett, in dem Löcher eingebohrt sind, in jedem steckt ein Zäpfchen. Dieses muß das Kind immer herausziehen, die Mutter oder eine Schwester steckt sie immer wieder hinein. Sehr bald merkt das Kind, was man von ihm verlangt, sonst bekommt es nichts zu essen. Und immer fester werden die Zäpfchen hineingesteckt, immer kürzer werden sie – bis sie so nach etwa zehn Jahren mit dem Hammer in die Löcher gekeilt werden!

Und das nun von früh bis abends, täglich 14 und noch mehr Stunden lang, nichts und nichts anderes! Und zehn Jahre reichen noch nicht. Ich habe mich darüber genau erkundigt. Vor dem achtzehnten Jahre wird selten ein Jüngling zur Meisterprüfung zugelassen. Besteht er sie nicht, vermag er den mit dem Hammer festgekeilten Zapfen, den er eben noch mit den Fingerspitzen fassen kann, nicht herauszuziehen, so werden ihm die beiden nutzlosen Finger abgehackt, wenn nicht gleich beide Hände, er rangiert als Krüppel unter die Bettler.

Im anderen Fall, wenn er die Prüfung besteht – na, dann ruppt so ein Kerl eben jeden Backzahn heraus, mag er auch noch so fest sitzen, wenn er auch nur einen winzigen Stumpf fassen kann. –

»Was hat nur Fips da oben?« meinte Juba Riata, aufmerksam in die Takelage des Großmastes blickend.

Fips war jedenfalls der Affe, der dort oben auf der Unterbramrahe saß, sich kratzte und etwas Blinkendes betrachtete, das er in der anderen Hand hielt.

»Es blitzt manchmal so, das scheint ein Ring zu sein. Der hat wieder etwas gestohlen. Ja, wie den Kerl nun aber bekommen?«

»Gehorcht er nicht dem Rufe?«

»Ja, aber nur, wenn er was bekommen soll. Der ist vom Stamme Nimm. Mir gehorcht er wohl, aber nur, wenn ich ihn im geschlossenen Raume habe. Es ist ganz unmöglich, ihn hier in der Takelage zu fangen. Ich könnte ihn wohl mit dem Lasso fangen, aber dann möchte er den Ring, oder was es sonst ist, erst fallen lassen, vielleicht über Bord. Ich muß es einmal mit der Peitsche versuchen. Freilich ohne Garantie, daß es gelingt. Meine Treffsicherheit hat auch ihre Grenzen.«

Und Peitschenmüller, wie er hier genannt wurde, führte das erstaunlichste seiner erstaunlichen Kunststücke aus. Etwas, was ich nicht für möglich gehalten hätte.

Er ging gemächlich nach der anderen Seite, stieg auf die Bordwand, begann langsam die Takelage zu erklettern. Der immer um sich blickende Affe bemerkte ihn, wurde mißtrauisch, wollte die Flucht ergreifen – da war es schon zu spät.

Eine Bewegung des Peitschenstiels von unten nach oben, die Schnur pfiß durch die Luft, und Fips machte einen Heidenradau – nämlich weil er plötzlich das blanke Ding nicht mehr zwischen den Fingern hatte.

Juba kam zu mir zurück. Es war wirklich ein Finger-ring, um den sich die Schwippe gefitzt hatte. Staunte ich schon, wie so etwas möglich war, so stutzte ich noch mehr bei Anblick des Ringes überhaupt.

Ein breiter Goldreif, oben drauf ein großer roter Klecks

–.

Hatte der Affe genau so einen Ring wie ich!

Und waren da drin nicht Worte eingraviert? Natürlich.

– Wir leben einander zu Liebe.

Das heißt, nun aber ging mir eine Ahnung auf! Ich dachte an die Spiegeleier des Segelmachers.

Ich hätte gar nicht in meine rechte Hosentasche zu greifen brauchen

Aber ich tat's doch.

Natürlich, mein Ring, mir zum ewigen Andenken ver-ehrt, war weg!

Der Affe hatte ihn mir geklaut.

Der Cowboy sah mein Gesicht und meine Bewegung nach der Hosentasche und wieder mein Gesicht.

»Das ist wohl Ihr Ring?«

Ich mußte gestehen, daß ich ihn erst vor zehn Minuten, länger hatte die ganze Vorstellung ja nicht gedauert, von der Patrona geschenkt bekommen hatte.

»Ja, da müssen Sie vorsichtig sein,« lachte der Cowboy, »hier an Bord gibt es eine ganze Masse Taschendiebe.«

Ich lachte nicht mit. Es war mir doch äußerst fatal. Sollte es auch nicht. Verehrt mir da eine junge Dame das Heiligste, was sie besitzt, zum ewigen Andenken – »wir leben einander zu Liebe« – und zehn Minuten später sitzt

da oben ein Affe und läßt durch den Reifen seine Flöhe springen!

Na, das sollte mir ja nicht wieder passieren. Jetzt steckte ich den Ring in die rechte Westentasche zum Priemtabak. Da war er sicher.

Ich war noch mit dieser Bergung beschäftigt, als ich in meiner linken Jackentasche etwas krabbeln fühlte.

Ahaaa!! Na warte! Ich drehte mich nicht erst um, sondern griff schnell zu.

Und hatte in meiner linken Jackentasche eine große, dicke Wurst gepackt, und zwar eine lebendige. Sie zapelte und kniff mich wie mit einer Zange, wenn auch nicht derb.

Ich erschrak etwas. Soll man auch nicht erschrecken, wenn man in seiner Tasche plötzlich eine lebendige Wurst fühlt, die einen kneipt! Also erschrocken drehte ich mich um. Und da steht vor mir ein – –.

Ich hatte gleich im Anfange gesagt, als wir uns bewußt wurden, in eine Arche Noah gekommen zu sein, wenn nun auch noch ein Elefant aufgetaucht wäre, wir wären nicht mehr sonderlich erstaunt gewesen.

Und jetzt stand da vor mir ein Elefant!

Und was für ein Exemplar!

Das heißt, nicht durch seine Größe imponierend, sondern im Gegenteil, durch seine Kleinheit.

Noch nicht ganz einen Meter hoch. Ein Elefantenbaby! Ein reizendes Tierchen!

Dieses untersucht mit seinem kurzen Rüsselchen meine Rocktasche.

Wie das Kerlchen merkte, daß es ertappt worden war, warf es sich herum, das Rüsselchen hoch, das Mäulchen aufgesperrt, freilich schon groß genug, daß man seinen Kopf hineinstecken konnte, und trabte davon, dabei unbeschreibliche Töne ausstoßend. Wirklich unbeschreiblich! Es schrie wie ein kleines, ungezogenes Kind – natürlich wie ein kleines Elefantenkind – aber so quäkend – wie ein Kindertrompetchen – unbeschreiblich – von urkomischer Wirkung.

Nur wegen dieses Schreiens lachte ich, daß mir die Tränen über die Backen liefen.

»Ja, das ist unser Lulu, der kann das Mausen auch nicht lassen!« lachte der Cowboy ebenfalls.

»Wo haben Sie denn den her?!«

»Von einer Karawane die aus Nubien kam und durch unsere Oase zog. Ein wild eingefangener Elefant oder vielmehr Elefant, aber schon ganz zahm hatte ihr Junges bei sich. Vor einem Vierteljahre saugte das Kleine noch kräftig. Dann ging die Mutter ein. Aber Lulu nahm gleich trockenes Futter an. Ich schätze ihn jetzt auf ein Jahr. Wenn er so weiter gedeiht, wird er einmal ein prachtvolles Tier. Der Ansatz zu den Stoßzähnen ist ausgezeichnet.«

In unserer Oase?

Es ging mich nichts an. Oder deswegen weiter zu fragen, dazu fühlte ich mich noch nicht heimisch genug.

Die Patronin kam von der Kommandobrücke herab. Hinaufgehen hatte ich sie nicht sehen. Einfach deshalb

nicht, weil man auch vom Zwischendeck durch das Kartenhaus hinaufgelangen konnte.

Sie suchte mich.

»Herr Waffenmeister, ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß Sie dann keine Wache mitgehen. Überhaupt nicht. Kapitän Martin ist gewöhnt, die dritte Wache mitzugehen und übernimmt sie fernerhin allein. Ich sage es Ihnen, damit Sie sich dann nicht erst mit dem Kapitän auseinanderzusetzen brauchen.«

Ich dankte, sie ging nach der Kajüte.

»Alle Hände an Deck, alle drei Wachen antreten vor dem Mast!« rief der Kapitän und kam herab.

Die Bootsmannpfeife schrillte, auch in die Luken hinein, um das Heizer- und Maschinenpersonal heraufzuruufen.

In fünf Minuten stand alles angetreten, nur der erste Maschinist und die Exklusiven fehlten. Wenn diese nicht die Neugier herbeitrieb, aber anstellen taten die sich nicht mit.

Es ging sehr militärisch her, vielmehr als auf einem anderen Handelsschiffe. Nur daß der Höchstkommmandierende dabei immer die Hände in den Hosentaschen behielt und sich auch sonst nicht gerade militärisch benahm.

»Herr Georg Stevenbrock da,« er schlenkerte mit dem Fuße nach meiner Richtung, »ist bevollmächtigter Stellvertreter der Patronin und mit Herr Waffenmeister anzureden. Well!«

Die Leute gingen wieder auseinander.

#### 4. KAPITEL. DIE GRÜNEN UND DIE ROTEN.

Nachdem ich so meinen neuen Posten definitiv angetreten hatte, will ich gleich noch eines erwähnen.

Bei wilder Fahrt wird also nicht nach einem bestimmten Ziele gemustert. Nur wenn das Schiff etwas Besonderes vorhat, muß das vorher mitgeteilt werden. Das ist in der Schifferordnung alles einzeln aufgeführt, ich gebe hier nur einiges an: Walfischjagd, Robbenschlag, überhaupt wenn es in die Polarregion geht – das muß der Mannschaft besonders gesagt werden. Ferner wenn Kapitän oder Patron sich in kriegerische Unternehmungen einlassen will: Kaperei, Schmuggeln von Kriegskonterbande, Blockadebrechen. Das darf die Mannschaft nicht erst hinterher erfahren, weder Offizier, noch Schiffsjunge. Solch ein Vorhaben, vorher nicht mitgeteilt, löst sofort den Kontrakt, jeder, der nicht mitmachen will, muß im nächsten Hafen abgesetzt werden.

Aber sonst erfährt man kein Ziel, oder brauchst es doch nicht zu erfahren. Hat man es nicht erfahren, so ist es ausgeschlossen, daß man danach fragt, daß man darüber im Mannschaftslogis oder in der Offiziersmesse disputiert, obgleich es nicht etwa durch ein geschriebenes Gesetz verboten ist. Es ist nicht anständig, es geht gegen die Bordroutine.

Eirnst hatte mir vorhin mitgeteilt, daß die »Argos« hier schon seit zwei Tagen mit festgemachten Segeln und ohne volle Dampfspannung lag, sich von Strömung und Wind treiben ließ.

»Wo geht die Fahrt hin?« hatte ich gefragt, wozu ich auch berechtigt war.

»Das weiß ich nicht.«

Gut, dann war diese Sache für mich nun auch erledigt. Und so etwas geht einem zuletzt ja so in Fleisch und Blut über, daß ich auch in Gedanken für mich solch eine Frage nicht mehr aufwarf.

Dagegen war jetzt meine erste Frage, wo sich die Turnhalle befände. Im Zwischendeck, der ehemaligen Batterie des ursprünglichen Kriegsschiffes.

Es war alles vorhanden, was zur Benutzung keine größere Höhe als drei Meter erforderte. Barren und Pferde und Böcke und Springapparate und dergleichen, alles zum Festschrauben. Trapeze und ähnliches konnten natürlich nicht angebracht werden. Auch die beiden Recke gebrauchten eine besondere Vorrichtung, um sie zu jeder Schwungübung benützen zu können. Durch die Batterie gingen die beiden großen Luken, fünf Meter lang und mir wenig schmaler, nach oben also aufs Deck, nach unten ins zweite Zwischendeck. Neben diesen Luken waren eiserne Schienen errichtet, zwischen diesen die Reckstangen eingespannt. Bei großen Schwungübungen mußten sie natürlich tief stehen, dann turnte man also in der Luke herum, halb in der Batterie, halb im zweiten Zwischendeck. Bei schönem Wetter wurde oben die Luke abgedeckt.

Ich zog meine Jacke aus und probierte es wieder einmal am Reck. Die Knochen waren doch ein bißchen eingeroftet. Aber das gab sich schnell.

Mein Poltern lockte einige Matrosen und Heizer herab. Die wollten doch sehen, was es mit dem sogenannten Waffenmeister für eine Bewandtnis hatte, und sie konnten hier gerade so gut sein wie ich. Auch die Wache hatte nichts zu tun, konnte sich überall aufhalten, wo der Bootsmannspiff sie erreichte.

Verwunderte, wenn nicht erstaunte Gesichter. Ich konnte wirklich sehr gut turnen, mir machte mancher professionelle Reckturner im Zirkus nichts vor.

»Wer von Euch kann turnen, Jungens?«

Die erst erstaunten Gesichter wurden gleich mißtrauisch und verdrießlich.

»Dat is nix för uns, wi in Seelüt.«

Nur einer trat vor, ein hübscher, schlanker Bursche, noch nicht 20 Jahre, sprang an die Stange und machte einige ganz hübsche Übungen.

»Wie heißt Du?«

»Hans Leichtfuß.«

Nanu! Es wurde mir unter Matrosenwitzen erklärt. Hier war einmal der Ausnahmefall, daß man einen Matrosen außer mit seinem Vornamen noch mit seinen Vatersnamen anredete. Aber nicht so einfach, man hatte noch etwas dazwischen geschoben.

Er hieß Hans Fuß und war Leichtmatrose. Da war er natürlich der Hans Leichtfuß geworden. Und ein richtiger Hans Leichtfuß war er auch, immer heiter und sorglos, immer Dummheiten im Kopfe, und außerdem ein ganz schneidiger Bengel.

Dies alles sah ich ihm gleich an, in den Augen und sogar an der Nasenspitze. Ich nahm ihn beiseite, erklärte, was ich von ihm verlangte.

Er sollte die ganze Besatzung die »Exklikusen« und vorläufig die Offiziere ausgenommen, in einer Liste zusammenstellen und diese in zwei möglichst gleichmäßige Parteien teilen. So gleichmäßig, daß er dann eine schwere Wahl hätte, welcher Partei er angehören solle.

Der helle Kopf verstand mich sofort.

»Von wegen der besten Seemannschaft?«

»Auch mit. Aber das gibt nicht den Ausschlag. Auf jede Wache die fixesten Jungen, und jede Wache soll die fixeste sein. Du erfährst vorher nicht, welcher Du angehören wirst. Matrosen und Heizer.«

»Schön, Herr Waffenmeister, wird gemacht.«

Ich suchte Sidy auf, fragte, ob ich ein Stück grünes und ein Stück rotes Zeug oder Tuch bekommen könnte. Zeug und Tuch wußte er nicht gleich, aber die feinste indische Seide war in solchen Farben da. War mir auch recht. Ich nahm metergroße Stücke, zerschnitt die beiden Farben in lauter kleine Streifen.

Wie ich hiermit noch beschäftigt war, sah ich Hans Leichtfuß herumspazieren, Bleistift und ein Stück Papier in der Hand, manchmal gen Himmel blickend, sich in den Haaren kratzend und dann schreibend und dann wieder himmelnd – gerade wie ein lyrischer Dichter.

Als ich meine Stücke zerschnitten hatte, war auch er fertig. Ich sah das Konzept, wo er die Einzelnen immer

hin und her rangiert hatte, bis sie jetzt in zwei Reihen sauber untereinander standen.

»Zu welcher Reihe aber ich gehören möchte, das wüßte ich wirklich nicht. Hier ist der Bruno und dort ist der Franz. Und dort ist der Jochen – dafür ist aber hier nun wieder der Paul. Der is ja ein bißchen dämlich aber was der Jochen is, der hat's Pulver ooch nich erfunden. Dafür kann der Paul mit einer Hand einen doppelten Palstegknoten schlingen, un der Jochen wieder kann ebenso ein zölliges Tau durchbeißen, wie nen Porzellanteller upfräten –«

»Schon gut, schon gut. So hast Du sie eben ganz richtig verteilt, und wegen der Wahl sollst Du gar keine Qual haben.«

Ich nahm einen grünen Streifen, legte die Hände auf den Rücken.

»Links oder rechts?

»Rechts.«

Er hatte die Faust mit dem Streifen getroffen.

»Dann gehört Dir die grüne Steuerbordwache, mir die rote Backbordwache.«

Ich ging hin, wo über das Geländer der Kommando-  
brücke die langen Beine herabhingen.

»Herr Kapitän,« frug ich höflich, »darf ich die Brücke betreten?«

»Ja.«

Ich stieg hinauf zum Allerheiligsten des Schiffes, das zu betreten der Kapitän sogar dem Schiffseigentümer verbieten kann. Wenn er es vorher ausmacht.

Kapitän Martin änderte zwar seine Lage nicht, empfing mich aber doch in besonderer Weise.

»Die Kommandobrücke steht Ihnen jederzeit frei, Herr Waffenmeister.«

»Danke, Herr Kapitän. Nun wollte ich Sie bitten, daß Sie noch einmal die ganze Mannschaft antreten lassen –«

»Das können Sie selbst tun. Sie selbst haben das Kommando über die ganze Besatzung, auch über die Wache. Bis wieweit, das wissen Sie als Schiffsoffizier selbst am besten. Und zur Besatzung gehöre auch ich.«

Ich dankte nochmals und stieg wieder herab. Wir beide verstanden uns, eine weitere Auseinandersetzung wegen unseres gegenseitigen Verhältnisses war nicht nötig.

Ich ließ durch den Bootsmann wieder alles antreten, mit, Ausnahme der Offiziere, die zuerst Vorgelesenen auf Steuerbord-, die anderen auf Backbordseite, verteilte an jene die grünen, an diese die roten Streifen, jeder bekam mehrere.

»Auf jedes Bekleidungsstück, das Ihr tragt, wird solch ein Streifen am linken Oberarm angenäht. Die ganze Besatzung ist fernerhin in die grüne und in die rote Partei geteilt. In Parteien! Nicht in Wachen! Näht es sofort an.«

Das war der einzige Befehl, den ich in dieser Beziehung gab.

Der Kapitän, ließ mich rufen, zu sich bitten.

»Sie wollen die Mannschaft in zwei Wachen teilen?«

»Nein, mit dem Schiffsdienst hat meine Einteilung gar nichts zu tun.«

»Dann ist's gut.«

Nur gegen eine Änderung der ursprünglichen Einteilung in drei Wachen hätte er Einspruch erhoben, hätte mindestens deswegen befragt werden müssen.

Ich selbst nähte mir einen roten Streifen an, Hans mußte das mit seinem grünen tun. Eine Erklärung gab ich nicht. Die ganze Mannschaft mochte sich jetzt ja nicht schlecht den Kopf zerbrechen was ich mit dieser Einteilung beabsichtigte.

»So, nun wollen wir einmal sehen, wer von uns beiden am höchsten springen kann, ob Du Deinen Namen mit Recht trägst.«

In die Batterie, wir stellten die Sprunggestelle auf, begannen zu springen, erst ganz niedrig.

Es fanden sich Neugierige ein.

»Na los, Jungens, zeigt mal, wie Ihr springen könnt.«

Von einem Dutzend machten zwei mit, die anderen schauten verächtlich zu. Das verächtliche Gesicht gehört überhaupt zur charakteristischen Physiognomie des deutschen, des germanischen Seemannes. Um das zu begründen, dazu müßte man eine psychologische Abhandlung schreiben. Ebenso wird man auch nie einen germanischen Seemann finden, der über seine Lippen auch nur eine Andeutung von Schmeichelei bringt, und wenn man ihn Feuersgluten aussetzte.

Ich ging einmal in meine Kabine. In der inzwischen dort untergebrachten Kleiderkiste hatte ich einen Spazierstock, aus dem Rückgrat eines Haifisches, die jahrelange Arbeit eines Matrosen, jeder Wirbelknochen mit

der Hand gedreht und poliert, dann auf einem Stahlstock aufgereiht und zusammengeschaubt, oben mit einer Krücke aus dem kleinen Horne eines Rhinoceros' versehen. Das Ding war unter Brüdern hundert Taler wert. Mein Freund Hein Paulsen war in Bombay am gelben Fieber gestorben und hatte ihn mir vermacht.

Zurück in den Turnsaal. Jetzt sprangen sechs Mann. Daß sie schon die Stiefeln ausgezogen hatten, war mir ein sehr gutes Zeichen. Tatsächlich von größter Wichtigkeit. Auch der Zuschauer waren mehr geworden, die jetzt aber blutige Witze über solche Hopserei rissen. Bei meinem Wiedererscheinen freilich verstummten sie. Man wußte eben nicht, was man aus mir machen sollte.

»Hier, was meint Ihr zu diesem Stock?«

Er ging von Hand zu Hand, die verächtlichen Gesichter verwandelten sich in bewundernde und ehrfürchtige. Denn diese Arbeit versteht jeder Matrose zu beurteilen. Jeder gefangene Hai von ansehnlicher Größe wird auf Rückgrat verarbeitet, zum Spazierstock, nur mit der Hand. Drehbankarbeit, was die sofort erkennen, gilt nicht für voll, es läßt sich auch gar nicht mit der Drehbank machen. Die ganze Mannschaft arbeitet während der Reise daran, dann wird der Stock verkauft, das Geld gemeinschaftlich – – versoffen.

»Hochfeine Arbeit, totsaubere Arbeit!«

»Welche Farbe am höchsten springt, der gehört dieser Stock.«

»Welche Farbe?«

Ich gab die Erklärung. Es war ja ganz einfach. Die gesprungenen Zentimeter wurden eben zusammengerechnet, bei jeder Farbe. Jeder konnte so oft springen, wie er wollte. Der beste Sprung galt.

Sofort begriffen. Alle sofort die Stiefeln aus und losgehopt. Ja, bei einigen sah es gottvoll aus. Man meint, jeder Mensch müsse doch über einen Strick springen können. Durchaus nicht. Gerade einige dieser Matrosen, die nicht beim Kommiss gewesen, benahmen sich ungeschickter als die kleinen Mädchen, sprangen mit dem rechten FuÙe ab, wollten aber auch mit dem rechten FuÙe zuerst drüber kommen, tanzten in der Luft so eine Art Polka. Schallendes Gelächter erfüllte immer wieder die Batterie.

Ich hatte eine Tabelle angelegt.

»Ist alles durch? Machen wir erst einmal Schluß. Grün hat zusammen 368 Punkte, Rot 474. Rot hat gewonnen, dieser Farbe gehört der Spazierstock.«

»Ja, wir sind aber nur sieben, die Roten sind neun!« sagten die Grünen.

»Das ist dabei egal. So holt doch noch mehr von Eurer Farbe. Die Farben sind ganz gleich, es gibt 26 Grüne und 26 Rote.«

Alles wurde sofort herangeholt. Alle mußten in die Batterie. Wer nicht gleich wollte, wurde geschleift. Aber der Widerspenstige brauchte nur erklärt zu bekommen, worum es sich handelte, brauchte nur eine Minute zuzusehen, und er machte freiwillig mit, sprang oder hopste.

Sogar August der Starke kam. Der zweite Bootsmann. Erstens wirklich stark wie weiland der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, und zweitens auch in anderer Hinsicht stark, rund wie ein Kloß. Auch, dieser Kloß kugelte sich über das Sprungseil, die ganze Batterie brüllte.

»Was ist denn hier nur los?« fragte die Patronin.

Sie war mit dem kleinen Mädchen an der Hand gekommen. Ilse Hartung, die Tochter ihres Bruders.

Erst mußte sich die Patrona einmal auslachen.

»Ich bin baff!« sagte sie dann mit ihrer gewöhnlichen Offenheit, etwas burschikos. »Wie haben Sie denn das nur fertig gebracht?!«

Ich zeigte ihr den Spazierstock, erklärte.

Da mußte sie mir erst einen kleinen Hieb versetzen.

»Ja dann freilich – Sie sagten aber doch, es sollten keine Prämien ausgesetzt werden.«

Wenn sie so sprach, dann verstand sie mich nicht. Nicht der Ehrgeiz des einzelnen, sondern der Parteigeist mußte geweckt werden. Und sie verstand denn auch diesen totalen Unterschied gleich.

Es ging weiter. Wir hatten vier Sprungständer zur Verfügung, die verschiedenen Klassen fanden sich zusammen, so daß die besten Springer nicht zu warten brauchten, bis sie ganz zuletzt ihre ganze Kraft entwickeln mußten.

Ich hatte mit 128 Zentimeter den höchsten Sprung gemacht. Bis Peter kam. Der übersprang mich mit vier Punkten. Nicht Peter der Igel, auf den ich mich gesetzt hatte, sondern Peter der Heizer. Der kleine Kerl, auch

sonst ein ausgezeichnete Turner, hopste wie ein Floh. Hans Leichtfuß war weit zurückgeblieben, aber der würde sich schon noch entwickeln.

Hierbei bemerke ich, daß den höchsten Sprung bisher der Kalifornier George Horine gemacht hat, 198 Zentimeter. Den deutschen Rekord hält ein Landsmann von mir, der Kieler Pasemann, mit 192. Man messe sich diese Höhe einmal aus. Und bei solchen internationalen Wettspielen wird ohne Sprungbrett gesprungen. Freilich liegt bei solch einem Springer dasselbe vor, wie bei so einem chinesischen Zahnkünstler, er macht nichts weiter als Springen, und zwar nur Hochsprung, danach hat er sein ganzes Leben eingerichtet. Trotzdem wird er nicht als professioneller Athlet, sondern als Amateur betrachtet, weil er sich nicht dafür bezahlen läßt, nur Ehrenpreise nimmt. Und trotzdem wird so einer, wenn er nicht selbst vermögend ist, von fremden Geldern unterhalten. Die englischen Fußball-, Tennis- und Kricketsmannschaften, die immer in der ganzen Welt herumziehen, erhalten alle Leibrenten, von Sportsfreunden oder Vereinen ausgesetzt. Ein angenehmes Leben ist dies übrigens nicht, die leben alle wie die Asketen.

Wieder einmal Schluß gemacht. Diesmal hatte die grüne Farbe mit 16 Punkten über die rote gesiegt. Der Spazierstock ging also in den Besitz der Grünen über.

»Kann das nicht weitergehen, Herr Waffenmeister?«

Zuerst hatten sie das ihnen noch unbekanntes Wort gar nicht von der Zunge gebracht, hatten sich geniert.

»Gewiß immer weiter, bis Euch die Knochen lahm sind.«

»Oho, Ihr Grünen, Euch wollen wir den Stock schon wieder abnehmen!« riefen die Roten.

Und weiter ging es mit heller Begeisterung.

»Herr Waffenmeister, Sie sind ein Hexenmeister!« sagte die Patronin zu mir mit ganz strahlenden Augen.

»Ich möchte mir einmal die Räume ansehen, die der Mannschaft zur Verfügung gestellt worden sind, die Bibliothek und so weiter. Darf ich Sie um Ihre Begleitung bitten?«

Sie kam mit. Es handelte sich um die Bibliothek, die unter der Back, also unter dem Mannschaftslogis, im Zwischendeck lag, von der Batterie durch eine Scheidewand getrennt. Die Patronin hatte hier für ihr Volk ein richtiges Klubzimmer schaffen wollen. Es fehlte wohl nur das Billard, sonst war alles zur Unterhaltung vorhanden, auch ein schönes Piano. Und nun rings an den Wänden herum die Regale voll Bücher.

Aber man sah es gleich, es lag gewissermaßen in der Atmosphäre, wie wenig dies alles benützt wurde. Diese Matrosen und Heizer waren so etwas eben nicht gewöhnt, die fühlten sich nur neben ihrer Koje auf der Kleiderkiste wohl.

»Ja hier könnten sie stehen. Haben Madame nicht zwei Schränke übrig? Womöglich ganz gleiche, womöglich mit Glastüren; sonst müssen wir sie selber machen.«

»Zwei Glasschränke? Ungefähr so groß? O ja, die habe ich zufällig in meinem Salon, kann sie entbehren. Wozu?«

»Na, da kommen eben die Prämien hinein, die Ehrenpreise. Jede Farbe hat ihren eigenen Schrank. Als erstes kommt mein Spazierstock hinein, als Ehrenpreis für den besten Hochsprung gemeinsam von einer Farbe ausgeführt.«

»Ach, Sie wollen noch mehr solche Preise aussetzen?!«

»Selbstverständlich. Für jeden einzelnen Turnapparat und jeden Sport einen besonderen, um den die beiden Farben ständig kämpfen müssen. Weitsprung, Reck, Barren, Hantelstemmen, Fußball, Schlagball, Tauziehen, Bootsrudern, Schwimmen, Fechten und so weiter, und so weiter. Sie werden doch so ein paar Sachen haben, sie brauchen ja gar nicht kostbar zu sein, es muß nur ein sichtbarer Gegenstand sein, um den täglich gerungen wird, der immer aus einem Schrank in den andern wandern muß –«

»Ach, da habe ich eine ganze Menge Silbersachen –«

Sie wollte gleich fortrennen, ich packte sie einfach beim Arm und hielt sie fest.

»Und dann hier in der Mitte zwischen den beiden kleineren Schränken ein größerer, recht fein geschnitzt.«

»Wozu der?«

»Da kommen die fremden Ehrenpreise hinein, die wir gemeinsam erringen, Grün und Rot zusammen, also eben wir Argonauten.«

»Fremde Ehrenpreise?«

»Nun ja, die wir uns in den Häfen holen. Wenn dort nicht gerade olympische Wettspiele stattfinden, so schreiben Sie selbst ein solches aus. »Hier, welcher Sportverein will sich mit uns Argonauten im Kampfe messen?« Und wo Engländer sind, da werden auch sofort von anderer Seite solche Ehrenpreise gestiftet oder es gibt kein Oldengland mehr. Oder wir segeln eben hin, wo solche Wettkämpfe stattfinden, wir können dazu doch auch einmal eine Fahrt ins Land hinein machen, Sie scheinen sich so etwas doch leisten zu können. Und wenn wir erscheinen, muß der Ruf erklingen: »Achtung, die Argonauten kommen, jetzt wird's für uns ein heißes Ringen geben!« Und ich versichere Ihnen, kann Ihnen die Versicherung auf mein Ehrenwort geben, daß sich unser Schrank bald mit solchen Ehrenpreisen füllen wird!«

Die junge Frau schaute mich mit Augen an, die immer begeisterter wurden.

Dann dachte ich, sie wollte mir um den Hals fallen.

Sie tat's nicht – noch nicht, das sollte erst später kommen. –

Ich fasse die nächsten Tage, während welcher wir still auf der spiegelglatt gewordenen See lagen, in Summa zusammen.

Mein Programm wurde ausgeführt. Alle Arten der Turnerei und des Sportes kamen daran. Für die verschiedenen Ballspiele konnte das ganze Deck von den Rahennocken aus mit einem Netz umspannt werden. Die Masten und Winden und andere Sachen waren ja im Wege, aber daran gewöhnte man sich, und dann würde es um so

besser gehen, wenn wir solche Hindernisse einmal nicht hatten.

Und die Begeisterung nahm immer zu. Der Grund hierfür ist ja nicht so leicht zu definieren. Eben Parteigeist. Grün gegen Rot. Jede Partei übte den ganzen Tag für sich allein, nur zu einer bestimmten Stunde, gewöhnlich vor dem Mittagessen, kamen beide Farben zu irgend einem Wettkampfe zusammen, und dann wanderte sehr oft ein silbernes Schaustück aus einem Schrank in den anderen.

Dann hastig das Essen hinuntergeschlungen – und es brauchte nur noch Erbsen mit Würfelspeck zu geben, das konnte man am schnellsten auslöffeln – und die Grünen, die das letzte Mal recht schlecht beim Bootsrudern abgeschnitten hatten, gingen wieder in die Boote, und die Kerls pulten, daß ihnen die Zunge aus dem Halse hing – während die Roten mit vollgepfropftem Magen die Bauchwelle und den Riesenschwung machten.

Und diese Begeisterung würde anhalten. Das wußte ich bestimmt! Grün gegen Rot! Darin lag der Zauber.

Wenn ich mich verspekuliert hatte, so war es nur in einem: ich hatte mir erst einige notiert, die wegen ihres Benehmens, weil sie eben doch nicht so recht mitmachen wollten, nur immer verächtliche Bemerkungen hatten, im nächsten Hafen ausrangiert werden sollten. Ich hatte sie nämlich wieder von dieser Liste gestrichen. Es mußte nur das, was in ihnen schlummerte, geweckt werden. Dann waren sie mit Feuer und Flamme dabei.

Der Hartnäckigste war ein englischer Matrose gewesen.

»Shut up, shut up!« sagte Sam immer nur verächtlich wenn er von seiner Partei geholt werden sollte.

Ich hatte einige Entersäbel zu Rapiere umschmieden lassen, das sonstige Paukzeug wurde gefertigt, die Schutzmasken und die gepolsterten Hüllen, die Fechtktionen begannen. Sobald jeder einigermaßen eingeweiht war, schied sich wieder Grün von Rot, jede Farbe übte für sich und focht gegen die andere. Wer in so etwas schon Meister war, machte dabei den unparteiischen Lehrer, in diesem Falle ich. Jetzt führte ich meinen Titel eher mit Recht.

»Na, Sam, los, die Plembe in die Hand genomment.«

»Shut up, shut up! Ja, wenn es Keulen wären.«

»Könnt Ihr denn Keulen schwingen?«

»Und wie! Da sollt Ihr mich mal sehen. Wenn wir nur welche hätten.«

O, wenn's weiter nichts war! Aus zwei alten Ruderstangen machte Hammid, der arabische Zimmermann das erste Keulenpaar. Ja, es sah recht hübsch aus, was uns Sam da vormachte. Man muß es nur einmal gesehen haben, was man mit diesen einfachen Holzdingern für eine verzwickte Quirlerei machen kann. Es sieht aber leichter aus, als es ist. Ich kannte es auch noch nicht, und mir juckten die Handgelenke nicht schlecht.

Gut, das wollten wir ebenfalls einführen. Ein Auslegebaum wurde geopfert, Hammid fertigte daraus 20 weitere Keulen, immer mehr kamen hinzu.

Und jetzt brachte Sam die Keulen gar nicht mehr aus den Fäusten, ersann immer neue Übungen und Tricks, um diese wieder seinen Schülern beizubringen.

Und als ich dann die 50 Mann zur ersten gemeinsamen Übung angetreten sah, wie die 100 Keulen in gleichmäßigem Schwunge durch die Luft sausten und wirbelnde Räder beschrieb, da konnte ich mir vorstellen, wie das später aussehen mußte, wenn die es hierin zur Virtuosität gebracht hatten.

Die Exklusiven hatten sich schon längst einreihen lassen. Sogar Meister Tabak trug an seiner Badehose einen roten Streifen und weihte die Leute in die Geheimnisse des Gerwerfens ein, ja, er legte sogar einmal seine Pfeife weg, um seiner Partei dazu zu verhelfen, die meisten Klimmzüge zu machen.

»Das hätte ich nicht für möglich gehalten, nun aber halte ich nichts mehr für unmöglich!« sagte da die Patronin, welche immer die Schiedsrichterin machte, alle Leistungen nach Punkten wertete, wie ich es ihr schnell beigebracht hatte.

Auch alle Offiziere machten mit. Mit Ausnahme des ersten Ingenieurs, der seine Kajbine nicht mehr verließ. Er laborierte ja auch noch an seinem Arm.

Ja, es kam mir sogar manchmal vor, als ob auch der Kapitän gern mitgemacht hätte. Er zuckte, wenn er zusah, öfters so eigentümlich mit den Ellenbogen, gerade als ob er seine Hände aus den Hosentaschen nehmen wollte. Und das wäre doch schade gewesen. Es war

überhaupt ganz gut, wenn der Kapitän nicht mitmachte. Und sehr lieb wäre es mir gewesen, wenn auch Doktor Cohn sich ausgeschlossen hätte. Wenigstens vom Keulenschwingen. Denn der Kerl gab mir einmal mit seiner Keule eins auf den Schädel, daß ich sehr leicht mit zertrümmertem Hirnkasten ins Jenseits hätte fahren können. Und dann forderte er auch noch, nachdem er mir einen kalten Umschlag gemacht hatte, von mir für seine Bemühungen eine Mark fünfundzwanzig.

Auch geschwommen wurde. Daran wollten die meisten ja nicht recht gehen. Die echten zweibeinigen Seeratten sind bekanntlich fast alle wasserscheu, können nicht schwimmen. Weil sie, wenn sie schwimmen können, die Todesnot nur unnötig zu verlängern: So heißt es. Ich will darüber nicht weiter sprechen. Das hat sich seit der allgemeinen Dienstpflicht auch sehr geändert. Es waren unter der Mannschaft auch genug Binnenländer, es brauchte überhaupt nur der Anfang gemacht zu werden, dann machten alle mit, und wer noch nicht schwimmen konnte, ließ sich an die Angel nehmen.

Ein Boot wurde 100 Meter weit ausgerudert, das galt als Ziel, und wieder ging es los, Grün gegen Rot. Dann wurde die Bordwand niedergelegt und ein elastisches Brett ausgeschoben. Es wurde gesprungen. Besonders Oskar, der Segelmacher aus Köln, war ein vorzüglicher Springer und Schwimmer. Aber auch alle anderen, die schwimmen konnten, machten mit, es ging eben um die Parteihre, jeder plumpste, so gut er plumpsen konnte.

Nur dieses wollte ich noch erwähnen. Nämlich wie dann auch August der Starke an die Reihe kam. Wie sich dieser kolossale Fleischkloß in seiner prallen Badehose auf das Brett stellte und einen Anlauf nahm. Sein Vorgänger hatte einen eleganten Kopfsprung mit Aufsatz gemacht. Und den wollte August nun nachmachen, ohne eine Ahnung davon zu haben. Aber der Kloß platzte mit dem Bauche aufs Wasser, mindestens fünf Meter herab, daß ich wirklich dachte, der ganze Kerl könnte auseinandergeplatzt sein.

Aber frisch und munter kletterte er wieder das Fallreep herauf, unverzagt noch einmal aufs Brett, wieder aufgesetzt – – da knackt er das ganze Sprungbrett ab und plautzt in noch ganz anderer Weise ins Wasser, auf die dem Bauche abgekehrte Seite, die Beine etwas nach oben –.

Ach, dieses Gelächter!

»Guck mal, Tante,« sagte die kleine Ilse, »dem Onkel Kapitän sind Hände gewachsen.«

Ja, der Kapitän hatte die Hände aus den Hosentaschen genommen, um sich vor Lachen am Geländer festzuhalten.

Und die Patronin wollte sich vor Lachen auf einen Boller setzen und setzte sich daneben.

Und Mister Tabak ließ vor Lachen seine Pfeife aus den Zähnen über Bord fallen.

Nein, so brüllend und so anhaltend war noch auf keinem Schiffe gelacht worden, wie damals auf der »Argos«.

Und solche Szenen ereigneten sich täglich, stündlich.

Ach, war das ein Leben auf diesem Schiffe!  
Wir lebten einander zu Liebe.

## 5. KAPITEL. IM LANDE DER VERZWEIFLUNG.

»Reeeehhh!!« leitete Kapitän Martin die Kommandos zum Segelmanöver ein, und Juno, das Schwein, führte die Matrosen im Galopp an.

Sie enterten im Laufschrift auf, in noch nicht einer Viertelstunde war der letzte Lappen gesetzt, wie ein weißer Schwan flog unsere Fregatte vor dem steifen Nordostwinde dahin.

»Dunnerslag,« meinte der Kapitän zu mir, »das klappete! Das kannte fixer keine Kriegskorvette machen, die für jeden Mast hundert Mann hat.«

Ja die Folgen machten sich schon bemerkbar! Die Knochen waren nicht umsonst geschmiert worden. Es steckte überhaupt schon etwas ganz Besonderes dahinter.

Die Küste tauchte auf, wir steuerten mit 16 Knoten Fahrt in der Magalhaesstraße, sausten hinein.

Welches von Osten kommende Segelschiff macht das nach?

Nun, wir hatten eben Glück! Dort unten weht nämlich sonst fast ständig der Wind, der Sturm von Westen hier. Aber warum soll er sich denn nicht einmal drehen. Die Sonnenglut nach langer Windstille hatte einmal andere atmosphärische Strömungen erzeugt. Der Westwind würde schon wieder kommen.

Aber immerhin, es war Tatsache, daß wir jetzt mit geschwellten Segeln von Osten her in die Magalhaesstraße

einsteuerten. Wir rutschten an einem mächtig qualmenden Kohlendampfer vorüber, als wär's eine Schnecke. Wir grüßten, auch der Dampfer holte die Heckflagge um Salut nieder – und vergaß sie wieder emporzuziehen, ließ sie versehentlich auf Halbstock wehen, das Zeichen der Trauer.

Ach, wo sind die herrlichen Zeiten geblieben, da solch ein weißer Schwan direkt in den Hafen rauschte, ein Kommando, wie durch Zauberei rollten sich an die 35 ungeheure Segel gleichzeitig zusammen, und fest lag das Schiff an der Hafenmauer!

Und wenn man die nötige Mannschaft dazu hätte, sie wäre auf solch ein Massenmanöver einexerziert – man darf es gar nicht mehr. Die Hafenzentrale verbietet es, noch mehr die Gesellschaft, die das Schiff versichert hat. Das Segelschiff muß zur Einfahrt einen Schleppdampfer nehmen, es ist Zwang, und ist der Wind auch noch so günstig.

Neben mir stand die Patronin.

Was hatte das junge Weib mit den sonst so blassen Zügen plötzlich für ein rotes Gesicht? Und diese Augen, wie die strahlten!

Nun, ich wußte schon –.

Auch mir wurde das Herz so weit, so weit.

Ach, solch ein vollgesetztes Segelschiff vor dem Winde! Wo bleibst Du armselige Qualmkiste!

»Kapitän Martin meint, mit 80 Matrosen könnten mir alle Rahen gleichzeitig bedienen!« sagte die Patronin jetzt zu mir.

»Ich will dem nicht widersprechen, glaube aber, daß der Kapitän jetzt selbst der Überzeugung ist, auch 70 würden schon genügen.«

»Dann fehlten uns noch 35.«

»Ja, genau die Hälfte.«

»Sie werden mir diese Matrosen noch beschaffen, Herr Waffenmeister.«

Aaah, welche Aussicht! Da hatte ich ja Gelegenheit, mich in meinem eigentlichen Berufe, auf den mich der liebe Gott durch dieses junge Weib endlich gebracht hatte, noch weiter zu betätigen.

Was die vorhatte, das wußte ich ja nun schon längst. Herrlich!

»Ich will nur erst einmal –«

Beinahe hätte ich etwas über unser Ziel oder ihre sonstige Absicht zu hören bekommen. Der Kapitän machte einen Strich durch die Rechnung.

»Was macht der Bengel da oben?!« schrie der Kapitän ärgerlich mit gen Himmel gewendetem Antlitz.

Es war Fritz, der Mondgucker, der ihn ärgerte.

Fockmast, Großmast, Kreuzmast. Von vorn nach hinten.

Die sieben Rahen mehr gibt es nicht – des Großmastes sind: Großrahe Untermars-, Obermars-, Unterbram-, Oberbram-, Royal- und Skyrahe.

Nach diesen Rahen werden die Segel benannt, einige haben aber auch einen besonderen Namen.

Das oberste Segel am Großmast, also an der Skyrahe, heißt der Mondgucker, offiziell.

Sind Schiffsjungen vorhanden, so wird der Mondgucker von einem solchen bedient, der dann gleichfalls Mondgucker heißt. Es ist ein Ehrentitel. Schiffsjungen gab es hier nicht, aber ich hatte doch einen solchen mitgebracht, den Fritz, ein kleiner, dicker Knirps, aber ein tüchtiges Kerlchen. Der hatte natürlich den Mondgucker bekommen, und nun war er eben Fritz, der Mondgucker.

Und jetzt machte der Bengel dort oben an der Skystange die Fahne! Ganz oben am letzten Endchen, am Flaggentopp. Er reckt den Leib seitlich in die Luft hinaus und zappelte mit den Beinen!

Der Bootsmann pfiß und drohte mit der Faust.

Der Junge sah es recht wohl – oder er war eben fertig mit seiner Fahne – rutschte an der Stange herab, lief ein Stück freihändig über die Skyrahe, sprang wie ein Affe an das nächste Gitau und schoß wie ein Blitz an diesem herab, bis auf Deck, kam gerade vor uns zu stehen.

Im Augenblick bemerkte ich nur eines.

Daß das sonst so blasse Gesicht der Patronin gerötet war, hatte ich schon gesagt.

Und jetzt bekam die doch mit einem Male einen Kopf so rot wie eine Klatschrose! Und so starrte sie den Jungen, der etwas verlegen vor uns stand, mit ganz entgeisterten Augen an.

Zunächst kam der Bootsmann, der zweite, August der Starke.

»Himmelhund!« schnauzte er den Jungen an und hielt ihm die Faust, so groß wie eine ansehnliche Kegelkugel, unter die Nase.

Der Junge wurde noch verlegener, zugleich aber auch etwas trotzig.

»Na wat denn? Ick bin doch'n Paapenboorjer.«

Im Augenblick war ich wohl der einzige, der gleich wußte, was der Junge hiermit meinte.

Papenburg ist eine kleine Hafenstadt im Bezirk Osnabrück, die von dort stammenden Matrosen sind geradezu berühmt wegen ihrer Verwegenheit und wegen ihres »Supens«. Was ein richtiger Paapenboorger ist, der muß einen Eimer Grog ohne Absetzen austrinken und dann noch einen Aal auf der Nase balancieren können. Außerdem haben sich unter ihnen noch am besten uralte Seemannsgebräuche erhalten.

»Ach richtig, Du bist ja aus Papenburg!« rief ich also. »Und wer von Euch zum ersten Male um Kap Horn segelt, der muß am Großstopp die Fahne machen, nicht wahr?«

»Ja freilich, muß ick doch, sonst muß ick doch enn ganze Pütze Saltwater utsupen.«

»Wir sind hier aber gar nicht bei Kap Horn.«

Der Junge blickte sich verwundert um nach Norden, wo ein Küstenstreifen zu sehen war.

»Neeee??«

»Wir sind in der Magalhaesstraße!«

»Tjoooo?? Ich dacht, dat wär Kap Horn.«

Ich kam nicht zum Lachen.

Plötzlich zieht die Patronin vom Finger einen Ring, von dem ein wahres Feuermeer in allen Regenbogenfarben ausgeht, ein erbsengroßer Brillant, von vielen kleinen umgeben, und gibt ihn dem Jungen.

»Da nimm – zum Andenken, daß Du zum ersten Male in die Magalhaesstraße kommst!«

Ich war ein Esel, daß ich ob dieses Geschenkes, ob dieser ganzen Handlungsweise so bestürzt wurde.

Ich hätte dieses junge Weib nun schon besser kennen müssen.

Was waren der denn diese blitzenden Steinchen! Vielmehr wundern hätte ich mich müssen, daß sie nicht sofort Befehl gab, die Segel zu raffen, Dampf aufzumachen und zurückzufahren, zum Kap Horn herum, nur dieses Jungen wegen, damit der dort seine Fahne machen konnte.

Daß der Junge verlegen wurde, war begreiflich. Schüchtern drehte er den funkelnden Ring zwischen seinen kulbigen Fingern.

Hast Du, Leser, schon einmal die Hand von so einem Schiffsjungen gesehen, auch wenn er nur seine erste Reise gemacht hat? Du würdest wahrscheinlich erschrecken. Denke daran, wenn Du eine Tasse Kaffee trinkst, ohne diese Schiffsjungenhand hättest Du keinen Kaffee.

Und dann geschah etwas, was die Situation wieder total veränderte.

Der Junge dachte wohl, daß er doch irgend etwas sagen müsse, und so blickte er die Patronin von unten mit verdrehten Augen mißtrauisch an, und noch mißtrauischer erklang es:

»Ist dat ook echtes Gold?«

Ach, wie soll man so etwas denn beschreiben! Ich platzte los, glaube, ich habe der Patronin ins Gesicht gesprudelt. Und die gab einen unbeschreiblichen Ton von sich, drehte sich schnell um und mußte das Taschentuch gebrauchen.

Der Junge trollte sich.

»Laß ihn Dir von keinem Affen und von keinem Elefanten mausen!« rief ich ihm lachend nach.

»Nee, nee, ick schenk emm mien Brut.«

Hatte der fünfzehnjährige Knirps auch schon eine Braut! Natürlich, als Paapenboorger!

Ich, immer noch aus vollem Halse lachend, wollte mich wieder der Patronin beigesellen, die an der Bordwand stand, das Taschentuch vorm Gesicht, der ganze Körper von Lachen erschüttert.

Da aber merke ich, daß sie gar nicht lacht.

Sie weint! Ein konvulsivisches Schluchzen!

Jetzt wäre eine maßlose Bestürzung meinerseits angebracht gewesen. Ich war es aber nicht.

Ich ahnte etwas, wußte etwas.

Nein, der galten die blitzenden Steinchen nichts.

Die suchte etwas viel Echteres als echtes Gold – etwas, was man für alles Gold der Welt nicht erkaufen konnte. Ganz vorn der Knirps, der Mondgucker, der mit seiner ??? am Großstopp die Sitten seiner Ururururahren geehrt hatte – der hatte so etwas Unverkäufliches in seiner Brust!

Ooooh, ich konnte mir recht wohl den Zusammenhang zwischen dieser wagehalsigen Turnerei und dem Blut —

Kopfe der Patronin, zwischen dem Ringe und ihrem Weinen erklären!

Aber mit Worten ausdrücken läßt sich so etwas nicht.

Also genug davon! –

Das heißt aber – wenn die ihre Ringe so weiter verschenkte, dann hatte sie bald keinen mehr auf den Fingern oder sie mußte sich andere anstecken.

Nun, hatte sie nicht gesagt, sie gebiete über unermeßliche, unerschöpfliche Schätze?

Ein etwas merkwürdiger Ausdruck.

Hm!

Ich schlenderte zum Kapitän, stellte einmal eine Frage, die mir als ganz exklusivem Waffenmeister wohl erlaubt war.

»Herr Kapitän, wissen Sie, wie hoch dieses Schiff versichert ist?«

»Es ist unversichert.«

Ahaaa!!

O, es ist etwas Herrliches um ein unversichertes Schiff. Wenn ich es mir leisten könnte, ich würde mein Schiff auch nicht versichern. Die Versicherung frißt doch mehr als dreiviertel des ganzen Verdienstes, den ein Schiff einbringen kann. Ein Schiff ist kein Haus. Mit einem Hause kann man nicht so leicht »anecken«. Eckt man aber mit einem Schiffe an, dann kann es sehr leicht futsch sein. Und mit einem unversicherten Schiffe kann man auch, wenn's einem Spaß macht, in jeden Hafen segeln. Das kostet dann nur eine Polizeistrafe.

»Ja, es ist etwas Herrliches um ein unversichertes Schiff!«

In anderer Hinsicht aber kann es auch etwas sehr, sehr Böses sein!

---

Der erste, östliche Teil der Magalhaesstraße ist 320 Kilometer lang. Man verlange keine Beschreibung. Ich will nur sagen, daß man durch enge Straßen, Narrows, aus einem Becken ins andere kommt, und jedes solche Becken ist einfach ein Meer, und die engen Straßen sind so breit, daß man, wenn man in der Mitte fährt, keine Ufer sieht. Aber äußerst gefährlich wegen der vielen Inselchen und Riffe.

Früh um acht hatten wir die Grenze passiert, von welcher an man die Magalhaesstraße rechnet, nachmittags gegen vier näherten wir uns dem Punkte, wo sie einen scharfen Bogen nach Südwesten macht.

Während der letzten Stunde hatte der Kapitän ein Segel nach dem anderen festmachen lassen, dafür mußten die Heizer hinab, der Schornstein begann zu qualmen, ohne daß schon die Maschine arbeitete. Immer mehr verlangsamte sich die Fahrt.

Auf der Kommandobrücke stand Doktor Cohn und machte ununterbrochen nach der Sonne geographische Ortsbestimmungen.

Doktor Isidor Cohn. Er hatte den doppelten Doktorhut, sogar den dreifachen. War Doktor der Medizin und Doktor der Philosophie, hatte speziell Mathematik und Astronomie studiert, außerdem Philosophie, wegen einer vergleichenden Abhandlung des Sanskrits mit anderen Sprachen war er von der Universität Oxford zum Ehrendoktor ernannt worden.

Der ungefähr dreißigjährige Mann beherrschte vollkommen in Schrift und Wort 23 verschiedene Sprachen, waren die Dialekte nicht mitgezählt.

Man wolle hierüber nicht staunen. Wer so etwas unglaublich findet, der weiß nicht, was es für Sprachgenies gibt, weißt nicht, daß jeder Kaufmann in den Levante alle Mittelmeersprachen spricht, und das sind acht.

Über die Fähigkeit sich eine fremde Sprache anzueignen, ist überhaupt nicht zu disputieren. Wir wissen auch nicht, wie es in dem Gehirne solch eines Wunderkindes aussieht, das mehrstellige Zahlen sofort im Kopfe multipliziert. Oder im Kopfe solch eines Mannes, der blindlings Schach spielt, mit einem Dutzend Gegnern zugleich, er sieht die Bretter gar nicht, und dennoch lenkt er seine Figuren zum Siege.

Man schlage im Konversationslexikon einmal das Wort »Mezzofanti« auf. Da wird man lesen, daß der Mann dieses Namens, ein Kardinal, 58 Sprachen schrieb und sprach, mit den Dialekten mehr als hundert. Oder Elihu Burritt, auch sehr interessant. Ums Jahr 1825 wurde in dem amerikanischen Städtchen New-Britain, Staat

Connecticut, in einer Hufschmiede ein Lehrjunge entdeckt, der perfekt Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Arabisch und Suahelisch konnte. In dem Hause hatte ein akademischer Theologie gewohnt, der dann als Missionar unter die Suahelis nach Afrika gegangen war, sich hierauf vorbereitet hatte, seine Grammatiken und Wörterbücher zurückgelassen hatte. Die waren dem Jungen in die Hände gefallen, er hatte sich diese Sprachen angeeignet, während er den Blasebalg zog. Der später als Prediger für den Weltfrieden berühmt gewordene Grobschmied starb 1879 zu Neuyork, seiner Liebhaberei ist er bis zu seinem Tode treu geblieben.

Auf dem Londoner Hauptpostamt steht noch heute ein junger Neger als Auskunftsdolmetscher, der achtzehn Sprachen spricht. Sie sind auf einer Blechtafel, die auf seiner Brust hängt, angegeben. Der wird oft genug geprüft. Er spricht sie perfekt, Deutsch ebensogut wie Bulgarisch. Und der Dolmetscher auf dem Neuyorker Hauptpostamt, ein Armenier, spricht gar 27 Sprachen.

Sollte da dieser jüdische Gelehrte, dem alle Mittel zur Verfügung standen, von dessen alles durchdringendem Scharfsinn und fabelhaftem Gedächtnis ich noch Proben genug bekommen sollte – sollte der, wenn er nun einmal ein ganz besonderes Sprachentalent besaß, sich nicht 23 Sprachen angeeignet haben können?

»Haben Sie schon als Kind angefangen, die Sprachen zu erlernen?« fragte ich ihn einmal.

»Ich konnte schon als dreijähriges Kind geläufig fünf Sprachen.«

»Ist nicht möglich!«

»Jawohl! Deitsch, Jiddisch, Deitsch-jiddisch, Jiddisch-deitsch – und durch de Nos.«

»Nein,« fuhr er dann fort nach diesem Witze, wie er sie so liebte, »ich war bis zu meinem vierzehnten Jahre ein kreuzdummes Luder. Mir war es immer, als hätte ich ein Brett vorm Kopfe. Eines Morgens, wie ich erwachte, war das Brett weg. Dann habe ich in einem Vierteljahre alles das nachgeholt, was ich in acht Schuljahren versäumt hatte. Und das ging dann so weiter. Wie ich eine fremde Sprache lerne? Ich lerne sie überhaupt gar nicht. Ich nehme ein Buch, in der betreffenden Sprache geschrieben, lese es einmal, lese es zweimal, dreimal – – dann kann ich diese Sprache.«

»Das verstehe ich nicht recht. Sie schlagen zuerst fortwährend im Wörterbuch nach?«

»Nein. Habe ich nicht nötig. Es ist immer dasselbe Buch, welches ich lese. Das kann ich auswendig. Es ist das Neue Testament. Weshalb ich gerade dieses gewählt habe? Weil das Neue Testament von der Londoner Bibelgesellschaft in mehr als 300 Sprachen übersetzt ist. Da hat man die Auswahl. Hat die eigene Sprache eine eigene Schrift, dann muß ich diese freilich zuerst lernen. Aber sonst geht es gleich los. Nur daß ich mit dem Evangelium Johannis anfangte. Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Und da ist mir keine Zeile fremd, jedes einzelne Wort kenne ich, und diese Übersetzungen sind möglichst wortgetreu. So

erlerne ich die Sprachen vollständig. Die zur Konversation nötigen Redensarten eigne ich mir bei der ersten Gelegenheit im Handumdrehen an. Und will ich die betreffende Sprache von grundauf beherrschen, kennen lernen, dann treibe ich die Grammatik erst hinterher. Das ist das ganze Geheimnis.«

Jawohl, wenn man es nur nachmachen könnte!

»Ach, das können Sie auch. Aber sehen Sie hier, machen Sie mir das mal nach, das ist wahre Kunst!«

Und er wackelte mit seinen großen, weitabstehenden Ohren, konnte sie sogar unabhängig voneinander bewegen, jedes für sich, was nun zum Schießen aussah!

Ja, das war unser Doktor Isidor, wie er nur genannt wurde.

Auch noch in anderer Hinsicht war er ein Genie: ein Sumpfgenie. Ein Glück war es für ihn, daß er immer ein armer Teufel gewesen, immer von der Hand in den Mund gelebt hatte. Ja sogar ein großes Glück, daß er, wenn er einmal Geld in die Finger bekommen, dieses sofort in sinnloser Weise verschleudert hatte, einfach weggeschmissen. Denn das steht fest: wenn einmal ein Jude leichtsinnig ist, dann kennt er auch keine Grenzen!

Zuletzt hatte er zwanzigtausend Mark geerbt. Wie lange er nicht nüchtern geworden war, wußte er nicht. Als er wieder zur Besinnung kann, befand er sich in einer Kaltwasserheilanstalt. Wo das Geld geblieben war, wußte er nicht. Einfach weg. Er kümmerte sich auch nicht weiter darum.

Aus dieser Nervenklinik hatte ihn Frau Helene Neubert geholt. Immer noch als ein Häufchen Unglück. In den ersten Tagen an Bord hatte er noch so den Taddrich gehabt, daß man ihm keine Gabel in die Hand zu geben wagte, er stach sich mit ihr beim Essen in die Augen. Aber jetzt war er wieder ganz perfekt. Nur mußte er wohl immer den nötigen Alkohol im Leibe haben.

Also jetzt nahm Doktor Isidor mit dem Sextanten ständig die Sonne auf und führte die Berechnungen aus, piff dazwischen ab und zu einen Kognak. Ich blickte einmal in sein Buch. Ach, diese Formeln! Ja, wir machen auch solche geographische Bestimmungen, müssen auch astronomische Kenntnisse besitzen – aber wo bleiben wir armen Steuermännel gegen einen richtigen Astronomen!

Die letzten Segel waren geborgen.

»Halbe Kraft voraus!« klingelte der Signalapparat nach dem Maschinenraum.

Wir näherten uns offenbar irgend einem Ziele, und wenn dieses auch nur in der Luft lag. Der Kapitän hatte schon seine Instruktionen!

In südlicher Ferne tauchten die Umrisse von Gebirgen auf.

»Herr Waffenmeister, bitte!«

Die Patronin stand am Kajütenaufbau und spähte durch ein Fernrohr nach diesen Gebirgen. Ich ging hin.

»Sind Sie schon einmal hier gewesen?«

»Ich bin zweimal um Kap Horn gekommen, aber nicht hier durch.«

»Kennen Sie sonst diese Gegend?«

»Nun, was jeder gebildete Mensch und speziell jeder Seemann kennen muß.«

»Das ist also das Feuerland!«

»Ja, was man so das Feuerland nennt. Was wir dort sehen, dürfte noch das spezielle Feuerland sein, die Tierra del Fuego, eine sehr große Insel, halb zu Chile, halb zu Argentinien gehörend. Der zweite Teil der Magalhaesstraße wird von einem Gewirr zahlloser kleinerer Inseln begrenzt, die man zusammen als Desolation-Land bezeichnet.«

»Desolation-Land!« wiederholte das junge Weib sinnend. »Wissen Sie, was das heißt, Desolation?«

Der nahm ich es einmal nicht übel, daß sie mich so ausfragte.

»Traurigkeit, Trostlosigkeit, Verzweiflung.«

»Ja, das Land der Verzweiflung. Warum mag das so heißen?«

»Na, weil es dort eben ganz verzweifelt traurig und trostlos aussehen soll.«

»Hm. Ich habe auch schon einen anderen Grund für diesen Namen gehört.«

»Haben Sie? Was für einen?«

»Haben Sie das Wort Desolation vielleicht schon sonst einmal gehört?«

Ich sann einen Augenblick nach und fuhr empor.

»Alle Wetter ja! So hieß doch die Fregatte von dem van Horn, der als Anführer der französischen Flibustier

in den Jahren 1603 und 4 alle die Hafenstädte von Chile, Peru and Mexiko ausplünderte! Ja, dem seine Fregatte hieß Desolation. Er hatte ihr diesen Namen nicht selbst gegeben, sondern die armen Spanier taufte sie so, was er dann akzeptierte. Weil überall, wo das Schiff mit dem gehißten Signal des furchtbaren Räubers erschien, die trostloseste Verzweiflung herrschte. Ja, und dieser van Horn ist dann verschollen, im Jahre 1605, als er mit seiner Fregatte, die ganz mit Schätzen vollgepfropft war, auf dem Rückweg begriffen war, um Kap Horn segeln wollte. Oder, von Westen her, wahrscheinlich durch diese Straße. Sie meinen, daß das Desolation-Land nach dieser Fregatte genannt worden ist? Das glaube ich nicht. Diese Übereinstimmung ist nur ein Zufall.«

Überrascht hatte die Patronin den Kopf gehoben und mich angeblickt.

»Woher wissen Sie denn das?!«

»Nanu! Das weiß doch jeder Mensch, der nur einiges Interesse für so etwas hat! Bukanier und Flibustier! Und der van Horn kam doch gleich nach dem Morgan. Ei, das war ein feiner Mann, dieser van Horn aus Ostende, ein humaner Mann! Wenn sich neue Leute für seine Räuberdienste meldeten, dann mußten sie sich anstellen, und urplötzlich wurde ganz unvermutet hinter ihrem Rücken eine Kanone abgefeuert. Horn beobachtete sie dabei, und wer bei dem Donnerknall auch nur im leisesten zusammenzuckte, den schoß, er auf der Stelle nieder. Unbrauchbar – weg! Ei, das war ein Patentmännel, dieser van Horn!«

»Ja, aber woher wissen Sie denn auch so genau die Jahreszahlen?« lachte die Patronin, obgleich es da doch gar nichts zu lachen gab, das war doch vielmehr sehr traurig.

»Ach so!« mußte aber auch ich jetzt lachen. »Ja, sehen Sie, Madame – ich habe nämlich nur lesen gelernt, um Seeräubergeschichte zu studieren. Schon in meinem zehnten Jahre hätte ich auf jeder Universität den Professorenstuhl für Seeräuberuniversalweltgeschichte einnehmen können. Ich kannte die genaue Biographie von sämtlichen Seeräubern der Welt, vom grauesten Altertume an bis in die Zukunft, sogar von solchen, die überhaupt gar nicht existiert haben. Ei, ich habe auch ein Seeräuberdrama geschrieben, gedichtet, in Versen. Als ich bei der Marine diente. Kling-Klang-Klung, der Schrecken des gelben Meeres, oder der blutige Popanz in der Kleiderkiste. Es ist auch aufgeführt worden. In Wilhelmshaven. Zu Kaisers Geburtstag. Die Frau des Divisionskommandeurs bekam vor Lachen die Schreikrämpfe. Faktisch.«

Die Patronin wand sich jetzt schon vor Lachen. Sie lachte gar zu gern.

»Von Matrosen aufgeführt?« brachte sie dann hervor.

»Jawohl. Sie denken wohl, die können nicht schauspielern? Nu, Sie hätten die blauen Jungen nur einmal sehen sollen!«

»Könnten Sie so etwas nicht einmal hier aufführen?«

»Ja, Madam, das ist ein Gedanke,« fuhr ich empor. »Ich habe auch schon daran gedacht, daß zwischen die Turnerei und Sportspiele auch einmal eine geistige Anregung

kommen muß. Richtig, ich werde meinen Kling-Klang-Klung noch einmal bearbeiten! – Ja, also Sie meinten, daß dieses Insellabyrinth nach jener Fregatte Desolation genannt worden ist? Nein, jetzt entsinne ich mich, daß schon Magalhaes dieses Land so getauft hat, und der ist im Jahre 1520 hier durchgekommen.«

Unterdessen hatte die »Argos« immer direkt auf die Küste zugehalten mit halber Kraft, Matrosen mußten ständig loten.

Jetzt war die Küste schon mit bloßen Augen als Landschaft zu erkennen, man konnte die einzelnen Bäume unterscheiden

Ein herrlicher Anblick! Die Berge bis oben hinauf mit frischem Grün bekleidet, vorher die flache Küste ein einziger Buchenwald!

Und das nennt man nun das Land der trostlosen Verzweiflung! Welche Ironie!

Ja, wir befanden uns eben im Hochsommer, auf dem 52. Breitengrade. Auf diesem liegt auf der nördlichen Halbkugel Berlin, und das wäre dort jetzt Juli gewesen. Und wirken tat hier die Sonne ebenso. Wo nur irgendwie ein Grashalm gedeihen konnte, da mußte sie wohl Grün hervorzaubern.

Aber wie ungünstig die südliche Erdhälfte durch atmosphärische Verhältnisse gegen die nördliche gestellt ist, das zeigten dort schon die Bäume. Es waren fast nur Buchen, dieselbe Art, die im Norden gedeihen. Dort aber ist die Buche doch ein sehr stattlicher Baum, hier dagegen blieb sie zwerghaft klein.

Und drei Monate später, wenn hier im Verhältnis zum nördlichen Breitengrad erst der Herbst anbrach, würde hier bereits alles von Schnee und Eis starren, dann mußten diese Bäume alle Kraft zusammennehmen, um einem acht Monate langen Winter trotzen zu können, und sie durften nicht hoch sein, sonst hätten sie den hier fast un- ausgesetzt brausenden Weststürmen nicht widerstanden.

Wir hatten es eben auch sonst ganz wunderbar getroffen. Von solch einer Wasserstille in der Magalhaesstraße können wenig Seeleute erzählen. Wie mochte sonst dort an den Felsen für gewöhnlich die Brandung wüten, umsonst waren doch dort nicht solche Löcher ausgehöhlt, während man jetzt hätte hineinschwimmen können.

»Recht so, Frau Patronin!« rief der Kapitän.

»Können wir ankern?«

»Ja. In elf Meter guter Muschelgrund.«

»Es ist Ebbe?«

»Tiefste Ebbe.«

»So gehen wir zunächst nor Anker.«

Der Steuerbordanker rasselte herab und faßte. Wir lagen kaum einen Kilometer vom Ufer entfernt. Die Küste war sehr ungleichmäßig, lauter Landzungen und Buchten, welche die Ausläufer der Taleinschnitte zu sein schienen. Doch konnten es ebensogut durchgehende Wasserstraßen sein, wir hatten also vielleicht auch lauter kleine Inseln vor uns. Das war ja nicht zu unterscheiden.

Da kam aus solch einer Bucht, von einer höheren Felsformation eingefaßt, ein Boot hervor, mehrere andere

folgten. Eingeborene statteten uns einen Besuch ab, Feuerländer, in ihrer Sprache Pescheräs.

Es sind auf dieser südlichen Seite der Straße verschiedene große Buchten bekannt, in welche auch die größten Schiffe sicher einlaufen können, in denen man bei schweren Stürmen Schutz sucht. Hier kommen diese Pescheräs mit den Schiffen in Berührung, betteln sie an.

Ob auch hier solch eine bekannte Bucht war, wußte ich nicht. Jedenfalls aber wußten diese Eingeborenen, daß sie von uns nichts zu fürchten hatten, daß sie von diesem Schiffe etwas geschenkt bekamen.

Die Boote waren einfache Baumstämme, ganz roh behauen, durch Feuer ausgehöhlt. In jedem saßen drei oder vier Männer von schmutzig brauner Farbe, nur um die Hüften ein Fell geschlungen, eine andere Bekleidung hatten sie ja auch bei dieser Sommerwärme nicht nötig, während sie sich sonst in Pelze hüllen, kleine, plumpe Gestalten, jetzt wohlgenährt, während sie, wenn man sie am Ende des Winters zu sehen bekommt, sämtlich klapperdürr sind.

Diese Veränderung ihrer Körperbeschaffenheit zeigt schon, auf welcher tierischen Stufe sie stehen. Sie leben von der Hand in den Mund, und selbst wenn sie sich einen Vorrat von Lebensmitteln für die kurze Zeit anlegen könnten, so tun sie es doch nicht, sind zu faul dazu, kennen überhaupt kein morgen. Für den Sommer bauen sie sich primitive Hütten aus Zweigen, sonst hausen sie in Höhlen und Erdlöchern. Als Jagdtiere gibt es Guanakos und eine Art Wolf, vielleicht aber ist es ein verwilderter

Haushund, erst später eingeführt, den sie mit Pfeil und Wurfhammer erlegen; noch mehr leben sie von Schaltieren und Fischen. Den hier sehr häufigen Seehund können sie nur im Winter erlegen, lauern ihm an seinem Eisloche auf. Weiter hinaus auf das Meer dürfen sie sich in ihren elenden Booten nicht wagen. Ein Freudenfest ist es, wenn ein Walfisch strandet. Dann die Eier der zahllosen Seevögel. Jetzt hatten sie sich gemästet.

Auch zwei Weiber waren dabei, die Gesichter noch häßlicher als die der Männer. Der unförmliche Mund an den Winkeln weit herabgezogen, so daß es immer aussah, als ob sie zu weinen anfangen wollten. Alles an ihnen starrend vor Fett und Dreck, alles eine Schmiere. Das straffe schwarze Haar ganz verwildert, sogar über das Gesicht hängend, wodurch sie erst recht ein wildes Aussehen bekamen, obgleich es die harmlosesten Menschen sind.

Die Boote legten sich an dem Schiffsrumpf zusammen, ein allgemeines Schnattern und Gestikulieren sehr deutlich, sie rissen die Mäuler auf, deuteten darauf und kaueten.

Ein Sack Schiffszwieback wurde ihnen hingeworfen. Gleich darüber her gemacht, die Wolfsgebisse malnten. Das zuletzt aufgeschlagene Faß Salzfleisch war sehr fettig, talgig. Wir warfen die Stücke einzeln hinab; sie wurden sofort verschlungen, ohne erst gekaut zu werden, die Zähne rissen nur ab. Als sie aber nun sahen, daß sie immer mehr bekamen, fraßen sie – pardon, verzehrten sie nur noch den Talg, das Fleisch warfen sie über Bord. Sie

hätten sich das Fleisch, wenn sie es auch weniger gern aßen, doch für später aufheben können. Aber nein, es wurde gleich ins Wasser geworfen.

Der zweite Maschinist brachte ein großes Paket Talglichter. Das sah nun sehr hübsch aus, wie sie die aufknabberten, nur den Docht übrig lassend, den sie aber zuletzt ebenfalls verschluckten. Ich wurde lebhaft an meine Knabenzeit erinnert, wo ich erst den Apfel schälte und dann hinterher auch die Schale aß, nur daß es hier umgekehrt ging: erst das Äußere, dann das Innere.

Doktor Isidor rief wiederholt etwas zu ihnen hinab, hielt ganze Reden. In ihrer Sprache? Sicher. Er hatte sie auch erlernen können. Die Londoner Bibelgesellschaft hat das neue Testament auch in Pescherä übersetzt. Freilich ganz verlorene Liebesmüh. Die wollen alte Talglichter haben, aber keine neuen Testamente. Und dann mußten sie doch auch erst lesen können. Es gibt allerdings einige Missionen mit Schulen dort, aber die hier wußten davon nichts.

Doktor Isidor sagte es mir später. Ja, er hatte sich vorbereitet, um sich mit den Pescheräs unterhalten zu können. Auf Antrag der Patronin. Er hatte in seiner eigenen Bibliothek diese sämtlichen Bibelübersetzungen. Aber nicht etwa, daß er das Pescherä zu jenen 23 Sprachen zählte, die er beherrschte. Er hatte sich nur einige Fragen und Reden zurechtgelegt. Auf Veranlassung der Patronin. Aber die Kerls dort unten reagierten nicht auf des Doktors Parlamentsreden, sie wollten noch mehr Talglichter haben.

»Wie können wir sie denn nur an Bord locken?« meinte die Patronin.

»Es ist schade, daß wir ihnen schon soviel gegeben haben, nun sind sie schon satt, nun kommen sie nicht mehr.«

Verschiedene Gegenstände wurden ihnen gezeigt, die das Herz dieser Leute doch reizen mußten, Spiegel, Messer und dergleichen – ja, sie wollten sie haben, aber nicht heraufkommen, so dicht man ihnen auch das Fallreep vor die Nase hing und winkte, wie Isidor auch parlamentierte.

»Soll ich mal einen heraufholen?« meinte Juba Riata, schon das Lasso von den Hüften wickelnd.

Lachend wehrte die Patronin ab. Es wurde überhaupt viel gelacht.

»Tante, was nehmen die sich denn immer vom Kopfe aus den Haaren und stecken es in den Mund?« fragte die kleine Ilse.

Noch ein Boot kam aus der Bucht gerudert, mit drei Männern und einem Weibe. Und da machten wir eine hochinteressante Beobachtung.

Das noch junge, derb entwickelte Weib war über und über mit Knochen behangen, mit menschlichen. Es war das ganze Gerippe eines Mannes, die einzelnen Knochen mit Sehnen zusammengeheftet, aber bunt durcheinander. Den Totenschädel trug sie vorn auf der Brust, einen Schenkelknochen an der Seite, den anderen auf dem Rücken, und so weiter. Aber auch das letzte Fingerknöchelchen war vorhanden.

Hiermit war eine von den Ethnologen heiß umstrittene Frage bejahend beantwortet. Es handelt sich um eine besondere Art von Totenverehrung, die man bestimmt sonst nur bei den Bewohnern der Andaman-Inseln kennt, zwischen Vorder- und Hinterindien gelegen.

Die Frau, welche dort Witwe wird, muß die Skelettknochen ihres verstorbenen Mannes Zeit ihres Lebens an ihrem Körper mit sich herumtragen. Nun ist schon immer behauptet worden, daß auch die Pescheräs dieselbe Sitte haben, wenigstens einzelne Stämme; andere Ethnologen bestreiten das.

Gewiß, es war so! Hier war der Beweis.

Die Andamanfrau, um sich möglichst bald mit den Knochen ihres geliebten Gatten, der sie täglich verdroschen hat, schmücken zu können, vergräbt die Leiche im oder bei einem Ameisenhaufen. Die Insekten liefern sehr bald ein sauberes Skelett. Hier kam ich auf die Vermutung, daß die verwitwete Frau Pescherä den geliebten Toten am Feuer brät – nicht um das Fleisch zu verspeisen, sondern um es recht schnell von den Knochen loslösen zu können. Einige Knochen sahen nämlich so angebrenzelt aus.

Ich hatte den an der Bordwand stehenden Leuten erzählt, was es mit diesen Knochen für eine Bewandnis habe.

»Hm,« meinte da Oskar der Segelmacher nachdenklich, »das muß aber fatal sein – wenn so eine mehrmals Witwe wird – immer wieder heiratet – wenn die

dann so'n halbes Dutzend Knochenkerle mit sich herumschleppt. Nee, die möcht'ch nicht heiraten. Oder legt sie denn die wenigstens ab, wenn se ins Bett steigt?«

Doktor Isidor sprach mit dem neuen Boote, und da kam ein Mann das Fallreep herauf. Die Frau mit den Knochen folgte ihm. Es war seine Gattin. Wie sich später erfuhr, muß bei den Feuerländern die Witwe das Skelett des Mannes nur tragen, wenn sie nochmals heiratet, was sehr selten vorkommt. Da muß sie sehr, sehr schön sein. So schön wie diese hier. Die hier hatte ein noch viel größeres Maul als Mister Tabak, und so ein großes hatte ich früher noch nie gesehen.

Die Ankömmlinge waren natürlich etwas furchtsam. Daß sie nicht vor fremden Tieren erschrecken, dafür war gesorgt worden.

Die Patronin und Doktor Isidor nahmen den Mann in Beschlag, brachten ihn soweit, daß er Rede und Antwort stand, während die Matrosen die Frau umringten, sie mit Talglichtern und anderen Leckereien fütterten.

So verging einige Zeit. Da wollte sich Oskar, der sich hauptsächlich bei der Unterhaltung hervorgetan, den lebenswürdigen Schwerenöter gespielt hatte, von dieser unvergeßlichen Stunde ein Andenken verschaffen. Er trat unbemerkt hinter sie, zog sein Messer und schnitt ihr den an dem Rücken hängenden Schenkelknochen ab.

Ich wurde erst durch das Kichern der Matrosen stutzig, da war es schon geschehen, und da wandte sich auch der Pescherä wieder dem Fallreep zu, ein grunzender Laut, und die Frau folgte ihm, ohne ihren Verlust bemerkt zu

haben. Oskar hielt den großen Knochen hinter seinem Rücken verborgen.

Das ging natürlich auf keinen Fall, und kein anderer erhob Einspruch. So tat ich es.

»Was soll der Unfug! Oskar, gebt dem Weibe sofort den Knochen zurück!«

Er wollte nicht. Da trat ich als Bevollmächtigter der Patronin auf.

»Gebt ihr den Knochen zurück, sofort, ich befehle es!«

Da lief er ihr nach, hielt ihr von der Seite den Knochen hin, so recht höflich.

»He – Sie da – Fräulein – junge Frau – Gnädige – Sie haben das linke Bein von Ihrem seligen Gatten liegen lassen.«

Das gab ja schon genug Grund zum Lachen. Aber es kam noch besser. Die Frau war nicht sonderlich überrascht, nahm den Knochen einfach hin, griff sich allerdings einmal auf den Rücken. Nun mußte sie das steile Fallreep hinab, wollte sich dabei mit beiden Händen festhalten. Und so nahm sie den Schenkelknochen einstweilen zwischen die Zähne.

»Guten Appetit, wünsche wohl zu speisen!« rief ihr Oskar nach . . .

Da brach das Gelächter natürlich erst recht los.



Ich glaube, wenn ich noch nautischer Steuermann gewesen wäre, so hätte ich auch nichts weiter erfahren,

weshalb wir hier lagen, was die Patronin beabsichtigte. Nur der Kapitän wußte wohl etwas mehr davon. Ganz sicher aber Doktor Isidor. Die beiden, die Patronin und der Schiffsarzt, steckten jetzt mehr denn je zusammen, unterhielten sich leise.

»Sie kommen doch mit, Herr Waffenmeister?« sagte die Patronin zu mir.

»An Land? Herzlich gern!«

Nehmen Sie ein Jagdgewehr mit.«

O, das war etwas für mich! Ich war ein leidenschaftlicher Jäger! Das heißt, das war nur eine platonische Liebhaberei von mir. Ich war überhaupt noch nie auf der Jagd gewesen. Als Junge hatte ich Sperlinge geschossen, auch einmal eine Taube, wofür ich den Hosenboden geklopft bekommen hatte – sonst noch nichts weiter. Ja, ich war in Ländern gewesen, wo Löwen und Tiger und Antilopen sind, aber doch immer nur im Hafen, und das ist doch ganz anders, als sich mancher denkt, als es manche Jugendschriftsteller schildern. Da kommt unsereiner doch gar nicht hin. Nach Möven hatte ich einmal geschossen. Da hatte mir der Kapitän das Tesching weggenommen. »Hier hat nur einer eine Waffe zu führen, und das bin ich!«

»Auch die Matrosen, die uns an Land rudern, sollen Waffen mitnehmen. Diese auszuteilen, das wäre Ihre Sache, Herr Waffenmeister. Aber ich weiß noch nicht, wer mitkommt und wieviel. Wahrscheinlich dampft auch gleich das ganze Schiff in die Bucht, die Einfahrt muß

noch einmal ausgepeilt werden. Der Kapitän hält es doch für besser. Die Waffenkammer steht ja immer offen.«

So hatte die Patronin noch hinzugefügt. Also ich suchte mir in der Waffenkammer eine Doppelbüchse aus, sie waren alle gleich, ganz neu, schnallte einen Gürtel mit Revolver um, nahm aber den Entersäbel ab, füllte die Munitionstaschen aus den Eisenkisten mit Patronen, dann ging ich in meine Kabine und bereitete mich sonst noch etwas auf die Expedition vor, zum Beispiel indem ich als Hauptsache meine Fischblase mit Tabak füllte.

Als ich wieder an Deck kam, waren die beiden Boote schon ausgesetzt. Also eine Jolle und, wie wenigstens der Kapitän gesagt hatte, die Dampfbarkasse. Es war aber ein Motorboot mit Petroleumbetrieb, ein großes Ding, lag unter einem Verdeck mittschiffs zwischen Groß- und Kreuzmast, wurde durch eine Winde aufgehoben und ausgeschwenkt.

Die Patronin kam aus der Kajüte. Ich kannte sie nicht anders als in einem weißen Kleide mit weißen Segeltuchschuhen. Jetzt trug sie ein dunkles Lodenkostüm, nicht allzu kurz. Man konnte eben noch sehen, daß sie Schaftstiefeln anhatte. Na, das ging noch. Ich hatte nämlich schon so einen Klostümwechsel erwartet und gedacht, gefürchtet, sie könnte in Hosen kommen. Und das kann ich bei einem Weibe nicht leiden, obgleich ich sonst gar nicht so bin. Über die Schulter hatte sie eine zierliche Doppelbüchse gehängt, und am Gürtel durften natürlich Revolver und Jagdmesser nicht fehlen. Sonst wär's doch

keine Jagdexpedition im amerikanischen Feuerlande gewesen.

Sie hatte das Motorboot benutzen wollen, aber da funktionierte etwas nicht, wie der Motor auch knatterte und stank. Die Maschinisten suchten und debattierten. Nur der erste fehlte, der verließ seine Kabine nicht.

Auch der Doktor kam mit, Ernst sollte steuern. Er wußte noch gar nicht wohin. Die sechs zum Rudern kommandierten Matrosen erschienen mit Doppelbüchsen.

»Du, Max,« mußte ich zu dem einen sagen, der sein Gewehr verächtlich am Riemen nachschleifte, »das ist eine Flinte und keine Mistgabel!«

»Wat schall ick denn mit dem Kohfott?« lautete die mich verächtlichere Antwort.

»Hast Du denn nicht in der Marine gedient?«

»Ich? Nee.«

»Warum haben sie Dich denn nicht genommen?«

»Weil ick keen groten Zeh hävv an den rechten Foot.«

»Wo hast Du denn Deine große Zehe gelassen?« mußte ich lachen.

»Mien Mutting seggte, dee hädd mi der Adebar (Klapperstorch) afbäten.«

Er schleifte seinen »Kuhfuß« weiter.

Bis zum Erzieren mit dem Gewehr und zu Schießübungen war es noch nicht gekommen, das würde aber auch noch geschehen. Ich will überhaupt gleich sagen, daß ich dieses Schiff und seine Mannschaft noch zu Waffentaten, zu Kriegstaten anführen wollte. Aber so weit, um der Patronin meinen Plan zu offenbaren, war es noch nicht.

Man soll niemals vorher von etwas sprechen, ehe man richtig loslegen kann! Sonst ist die Hälfte dies Erfolges schon dahin!

Wir stießen ab. Die Peschieräboote waren schon wieder in der Bucht verschwunden, die auch unser Ziel war.

Aus einer sachgemäßen Erforschung der Einfahrt, ob das große Schiff auch überall genug tiefes Wasser habe, was die Patronin doch beabsichtigte, sollte nichts werden, das mußte dann der Motorbarkasse oder einem anderen Boote überlassen bleiben, denn wir selbst sollten noch ein sehr hübsches Erlebnis haben, was aber unsere Absicht vereitelte.

Wegen der Pescheräs war also das ganze Viehzeug, soweit es gefährlich aussah, einmal eingesperrt worden. Wir hatten uns ungefähr 200 Meter vom Schiffe entfernt, als vielstimmiges Hundegebell in allen Tonarten erscholl. Juba Riata, der Herr und Meister dieses Viehzeuges, hatte es wieder in Freiheit gesetzt. Über der Bordwand tauchten zuerst Hundeköpfe auf, Lulu, das Elefantenbaby, schwenkte seinen Rüssel und quäkte, Löwen- und Tiger- und Bärenköpfe kamen hinzu, alle diese Tiere richteten sich auf und blickten dem Boote, das die Herrin entführte, nach – ein famoser Anblick, wie alle diese Tiere in Reih und Glied aufgerichtet an der Bordwand standen!

»Ob die wohl nachkämen,« meinte die Patronin, »wenn ich –«

Da war es schon geschehen. Plauz, plauz, plauz ging es, und immer wieder spritzte das Wasser.

Die ersten waren Thor und Odin gewesen, zwei prächtige Neufundländer, welche die abgehende Herrin erblickt und sie nicht im Stiche lassen wollten – ihnen nach folgte Frau Holle, der beiden gemeinschaftliche Ehegattin. Diese drei waren ja geborene Wasserratten, und zwar von der Salzwasserkante, aber –.

»Was die können, können wir auch!« sagten sich Kastor und Pollux, zwei riesige Boxer, mehr Bullenbeißer, und jumpten hinab.

»Nun aber schleunigst nach!« sagten sich Max und Moritz, zwei Bernhardiner, und verschwanden in den Fluten.

Und dann gab es einen Plauz und Klatsch, wie ihn eigentlich nur August der Starke fertig brachte. Diesmal aber war es Willy gewesen, der braune Bär, der sich die fünf Meter hatte herabplatschen lassen.

Und dann sauste durch die Luft ein gelber Bogen und verschwand ziemlich geräuschlos im Wasser – die Marchesse, die Herzogin, die gewaltige Königstigerin.

Daß der Tiger meilenbreite Meeresarme überschwimmt, um von einer Insel zur anderen zu gelangen, ist ja bekannt.

Es gab ja noch andere Hunde und sonstige Tiere genug, die uns hätten folgen können, auch sicher bereit dazu waren – die aber wurden wohl von Juba Riatas Peitsche zurückgehalten.

Und was wir hier gesehen hatten, das genügte ja auch schon.

O, war das ein Anblick gewesen!

So etwas läßt sich ja gar nicht beschreiben!

Auch nicht das Großartige andeuten, was dem Ganzen zugrunde lag. Diese Treue! Rinn ins Wasser und der geliebten Herrin nachgeschwommen!

Und wie die verschiedenen Köpfe nun angerückt kamen, diese glühenden Augen, wie jetzt der Wettkampf im Schwimmen losging! So etwas müßte man photographieren, kinematographieren – und es gäbe doch nur ein totes, seelenloses Bild.

Kurz und gut, mir stieg es wieder einmal ganz siedend heiß zum Herzen empor.

Und die Patronin sprang auf und klatschte in die Hände und jubelte und jauchzte – gebärdete sich wie ein vor Weihnachtsfreude närrisch gewordenes Kind. Und ich konnte es begreifen.

»Los, Kastor, Pollux – laßt Euch nicht von der Marchesse überholen – Max; der Max kommt vor! Der Willy, guckt mal den Dickwanst an –«

So und anders klang es durcheinander. Eben ein Anblick, daß selbst der faule Max, das heißt der Matrose ohne große Zehe, ganz enthusiasmiert wurde.

Ich hätte auf einen der Neufundländer gewettet, alle drei waren ja auch weit voraus gewesen – und hätte verloren. Mit einem Male legte Willy los, der braune Bär, der Fettwanst schoß plötzlich wie ein Fischotter durchs Wasser und hatte schnell die drei Neufundländer überholt.

Wir hatten natürlich mit Rudern aufgehört. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit kam der Bär heran. Und wollte zu uns ins Boot. Er legte die Pranken auf den Bordrand suchte sich zu heben.

Wir kamen in die größte Gefahr, das Boot wollte kentern. Und der Bär war durch nichts abzuwehren, wie wir auch auf ihn losschlugen. Wir hätten ihm die Pranken abhacken müssen. Und jetzt kamen die Hunde und glaubten, nichts wäre uns erfreulicher, als wenn sie ebenfalls ins Boot kletterten. Und zwar kamen sie alle von derselben Seite. Es hätte tatsächlich eine Katastrophe geben können, mit dem einfachen Kentern war es noch gar nicht abgetan.

Bis ein Matrose auf die geniale Idee kam, seinen Tabaksaft Willy in die Augen zu spucken. Es war ja nicht gerade sehr hübsch, auch keine ritterliche Fechtweise, aber im Augenblick wirklich das einzige Mittel, das uns vor der Katastrophe bewahrte. Der Bär ließ sich zurück ins Wasser plumpsen, um sich erst einmal die deliziose Sauce, die ihn halb oder ganz blind machte, abzuwaschen, wobei es ganz possierlich aussah, wie er dabei wirklich seine Tatzen zu Hilfe nahm.

Freilich hielten wir uns nicht lange mit dieser Beobachtung auf, die Hunde ließen sich noch einmal zurücktreiben, schnell wurden die Riemen gebraucht, wir kamen heraus aus dieser gefährlichen Situation.

In langsamerer Fahrt ging es weiter, die ganze Menagerie hinter uns her. Willy machte wohl noch den Führer, hatte aber keine Lust mehr, für die anderen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Nach noch nicht zehn Minuten steuerten wir in die Bucht ein. Zuerst ein langer Wassertunnel, so breit, daß drei große Schiffe bequem nebeneinander hätten fahren

können, hüben und drüben begrenzt von hier geradelinigen Landzungen mehrere Meter hoch, mit Gras bewachsen. Dann kam die eigentliche Bucht, ein weites Bassin, in dem eine ganze Kriegsflotte hätte ankern können – wenn sie wegen der Wassertiefe einlaufen durfte.

»Sie kann es,« erklärte die Patronin, »mein Bruder hat hier alles ausgepeilt. Dort an der niedrigen Felswand kann auch das tiefstgehende Schiff wie an einem Kai anlegen.«

Wir selbst legten noch etwas vor dieser Felswand an, auf die wir vom Boote aus nur mit einer Leiter gekommen wären, während vorher das Boot einen idealen Platz hatte. Wir konnten gleich an das Ufer springen, mit feinem, weißem Sande bedeckt, und taten es.

Und fast gleichzeitig erreichten auch die Tiere das Ufer, etwas hinter uns. Der erste, der aus dem Wasser stieg, war Willy, er trabte in kurzem Galopp auf uns zu, wurde aber im Laufen von Moritz, dem weißen Bernhardiner, überholt – und im nächsten Augenblick lag Frau Helene Neubert am Boden und Moritz patschte ihr mit seinen Pfoten auf dem Körper und im Gesicht herum, dann wurde er hierbei von zwei anderen Kötern unterstützt, und wie ich ob des unerwarteten Anblicks noch etwas fassungslos dastand, erhielt ich einen Stoß, der mich ebenfalls an den Boden legte, auch ich wurde von liebevollen Hunde- und Bären- und Tigerpfoten bearbeitet, und dann war die allgemeine Balgerei fertig, neun Männer und eine Dame wälzten sich mit Hunden und Bären und Tigern in dem Sande herum.

Na, dieses Schimpfen und Lachen und Brüllen im Lande der trostlosen Verzweiflung!

Die Tiere, überhaupt schon außer sich vor Freude, wieder einmal festes Land unter den Füßen zu haben, glaubten nicht anders, als wir seien extra hierher gekommen, um mit ihnen zu spielen.

Endlich gelang es uns, sie abzuwehren und wieder zur Raison zu bringen. Oder sie balgten sich nur noch untereinander. Aber wie wir aussahen! Wie aus dem Wasser gezogen und nun in dem feinen, trockenen Sande herumgewälzt. Besonders Doktor Isidor, der immer einen schwarzen Gehrockanzug trug, auch jetzt. Wie das Männchen aussah! Wie ein mit Mehl paniertes Schornsteinfeger! Ja, dieser jüdische Gelehrte liebte so als Gentleman aufzutreten, daß er entweder ohne Kopfbedeckung ging oder mit einem blankgewaschenen Zylinder, auch für diese Expedition hatte er ihn aufgehakt, hatte ihn jetzt noch auf, aber nun in welchem Zustande – und dieser Witzbold wußte die Komik noch zu vermehren, indem er sich jetzt danach hinstellte, die Hände über der Brust gefaltet, den total verbeulten, eingetriebenen, sandigen Zylinder ganz schief auf dem Kopfe, wie der uns nun durch seine Klemmergläser, die er glücklich gerettet, wehmütig von der Seite ansah. – »Kinder, was sagt Ihr nun dazu.«

Ach, es dauerte noch lange, lange Zeit, ehe wir uns wieder beruhigt hatten, im Lande der Verzweiflung und weitere Umschau halten konnten.

Umgrenzt wurde die Bucht von einem breiten Streifen weißer Sandfläche, wo Ebbe und Flut spülte, dann

kam eine noch viel breitere Rasenfläche, ich sah schon, wenn wir uns hier länger aufhielten, unseren zukünftigen Sport- und Exerzierplatz, dann begann der Buchenwald, ohne Unterholz, parkähnlich, dahinter erhoben sich grüne Hügel, ferner im Hintergrunde schneebedeckte Bergrücken ...

»O, hier ist es schön, herrlich – hier laßt uns Hütten bauen!« ließ ich meiner Begeisterung freien Lauf.

»Ja, hier möchte ich einmal begraben sein!« erklang es neben mir.

Betroffen wandte ich mich um. Die Patronin. Mit einem verträumteren Auge denn je.

Hatte das arme Weib eine visionäre Ahnung?

Ich sollte nicht dazu kommen, darüber nachzugrübeln, und sie auch nicht, und es war gut so. Es war eben nur so eine Redensart gewesen, wie man sie so wohl manchmal von sentimentalen Personen hören kann: »Hier möchte ich einmal begraben sein.«

Plötzlich kam die Marchesse hinter dem Damm, den die schmale Landzunge bildete, hervorgetanzt, drehte sich so blitzschnell im Kreise, daß der Tigerleib einem gelben Reifen glich, wir bemerkten nur, daß sie irgend etwa Schwarzes, Großes am Schwanzende hängen hatte, und erst als sie dann davon rannte, sahen wir es: an ihrem Schwanz hing ein großer Hummer.

Sie wußte sich übrigens schnell zu helfen, rannte nur nach dem nächsten Felsen, dort schlenkerte sie den Schwanz tüchtig dagegen, zerschmetterte den Hummer – und verspeiste ihn mit Wohlbehagen!

Diese kleine Szene hatte unsere Lachlust von neuem angeregt.

Woher hatte der Tiger den Hummer bekommen? Das wäre ja schön gewesen, wenn es hier mehr gab. Frischer Hummer ist doch etwas ganz anderes als eingebüchter.

Nun, wir brauchten nur in das klare Wasser zu blicken, dort unten zwischen den Steinen krebsten genug herum, und was für Exemplare!

Aber wie ward uns, als wir den Damm erstiegen. Was erblickten wir da!

Vor uns lag eine andere Bucht, noch viel, viel größer als diese, und vollständig anders beschaffen. Hier mußte einmal ein Felsen gestanden haben, der im Laufe der Jahrtausende ganz unterwaschen worden und dann zusammengebrosen war. Durch Ebbe und Flut waren dann die Trümmer abgerundet worden. Soweit das Auge reichte, war der Boden mit runden Steinen bedeckt, von den kleinsten an bis zu solchen wie große Kegelkugeln, und dazwischen stand noch das letzte Wasser der Ebbe.

Und in diesem Gemisch von Wasser und Steinen nun ein einziges Gewimmel von Hummern, die sich an toten und sterbenden Fischen delectierten.

Diese ganz Bucht war nämlich die reine Fischfalle. Indem der nur schmale Eingang mit einem Wall von solchen losen, runden Steinen verbarriadiert war. Bei Flut ging das Meerwasser noch hoch darüber, die Fische kamen herein, das Wasser trat wieder zurück, zuletzt floß es zwischen den Steinen ab, durch welche die größeren

Fische nicht konnten, sie blieben auf dem Trockenen liegen oder hatten nur noch ganz kleine Tümpel, in denen sich die Hummer ihrer bemächtigten. Und so ging das bei jeder Ebbe und Flut. Verwesende Fische konnten keinen Gestank erzeugen, indem sich dann auch jedesmal Seevögel in Legionen einstellten, die alles verzehrten und forttragen, was nicht schon die Hummer in den Scheren hatten.

Ich will gleich erwähnen, daß dies nicht die einzige so beschaffene Bucht war, die ganze Küste meilenweit hinauf wimmelte es ebenso von Hummern, und fast überall waren sie ebenso leicht zu fangen, einfach zu greifen – wobei man sich freilich vorsehen mußte, daß die Hummer nicht eher zugriffen.

Auch will ich gleich noch erwähnen, daß wir mit diesen Hummern noch etwas Schönes erleben sollten! Aber nicht etwa was Lustiges. Die sollten uns diese Gegend noch wirklich zum Lande der Verzweiflung machen.

»Himmel, hier kann man ja Millionär werden!« rief ich ideal veranlagter Mensch, der aber doch so prosaisch sein kann.

»Millionär?« wiederholte die Patronin verwundert.

»Nun ja, wenn man die Hummer gut verpackt einsackt oder gleich hier eine Konservenfabrik anlegt.«

»Ach so meinten Sie! Ist es denn nicht bekannt, daß es hier in der Magalhaesstraße so viele Hummer gibt?«

Ich hatte noch nichts davon gehört.

Ja, welches Schiff wagt sich denn auch hier so nahe an diese gefährliche, gänzlich unbekannte Küste? Wer hat hier etwas zu suchen?

»Meckwürdig, daß mein Bruder gar nichts von den Hummern berichtet hat, das ist doch auffallend genug.«

»Ihr Bruder war hier?«

»Voriges Jahr.«

»In welchem Monat?«

»Im November – vorvoriges Jahr.«

»Dann haben die Hummer vielleicht Laichzeit gehabt oder hielten sich aus anderem Grunde anderswo auf.«

»Ja, das ist möglich. Also Sie meinen, hier könnte man Millionen herausholen?«

»Na wenigstens von einer Million sprach ich!« lachte ich. »Aber ich glaube wirklich, daß dies hier eine unermessliche, unerschöpfliche Goldquelle ist.«

Die Patronin sah mich groß an,

»Sehen Sie, sagte ich Ihnen nicht, daß –«

Sie brach kurz ab.

»Herr Waffenmeister, ich will nachher einmal mit Ihnen allein reden.«

Unterdessen durchkreuzte drüben die tiefe Bucht schon das Motorboot, immer lotend, hinterher dampfte langsam die »Argos«. Das in dieser Bucht riesenhaft aussehende Schiff legte glatt an jener niedrigen Felswand an, es wurde an festgewachsenen Steinen vertaut, nur die Bordwand brauchte an der betreffenden Stelle geöffnet zu werden, die Laufbrücke nicht erst hinausgeschoben, man konnte gleich an Land treten.

»Herr Kapitän!« rief die Patrona hinüber. »Alles hat frei, was Sie nicht unbedingt brauchen!«

Und sie kamen an Land. Zuerst aber die ganze Menagerie. Mit Ausnahme der Haus- oder hier vielmehr Schiffskatzen. Die gehen eben nicht von Bord. Dagegen waren die Tauben, und was sonst noch Flügel hatte, schon vorher dem nahen Walde zugeflogen. Aber sie alle stellten sich dann am Abends wieder ein, keine einzige fehlte.

Ach, dieses Leben, das sich jetzt hier am Strande entwickelte, im Lande der trostlosen Verzweiflung! Wie die Tiere sich freuten, nach sechswöchentlicher Seefahrt wieder einmal festen Boden, Sand, Erde, Gras unter die Füße zu bekommen! Besonders die Hunde, wie die sich balgten, wie sie tobten! Und was nun sonst noch alles passierte!

Das erste war, daß Lulu in eines der großen, tiefen Löcher fiel, deren es hinter dem Sandgürtel auf der Rasenfläche sehr viele gab, als wären Bäume mit den Wurzeln herausgehoben worden. So war es auch sicher, sie waren vom Sturme entwurzelt.

Das jämmerlich quäkende Elefantenbaby wog mindestens schon seine drei Zentner, es mußte mit Seilen unter großen Anstrengungen wieder herausgeholt werden. Und kaum war es in Freiheit gesetzt, da plumpste es schon wieder in ein anderes Loch und schrie mit seinem Elefantenkinderstimmchen Zeter und Mordio. Und so ging das weiter. Für Lulu schienen diese Erdlöcher nur

dazu vorhanden zu sein, um hineinfallen zu können. Bis er auf ein löcherfreies Revier kam.

Am meisten Spaß – wenn nicht jeder Anblick immer wieder übertroffen wurde – machte mir der Rabe, der selbstverständlich Huckebein hieß.

Er konnte sprechen, sein Sprachlehrer mußte ein Sachse gewesen sein, der ihm nur ein einziges Wort oder nur eine einzige Redensart beigebracht hatte: ach herrjeeehses! Er war aber nicht redselig, man bekam es sehr, sehr selten einmal zu hören.

Jetzt holte Huckebein nach, was er so lange versäumt hatte. Krummbeinig oder doch mit seitwärts eingesetzten Füßen watschelte er in dem Sande, immer eine bestimmte Strecke hin und her marschierend, und dazu erklang es ununterbrochen: ach herrjeeehses, ach herrjeeehses, sach herrjeeehses –.

Es war zum Totschießen!

Aber es sollte noch besser kommen.

Wie wir noch so um ihn standen und lachten, hielt er plötzlich an, senkte in eigentümlicher Weise den Kopf mit dem mächtigen Schnabel, als denke er über etwas nach, dann wieder aufgerichtet, den Weg fortgesetzt und –.

»Nu wees Knebbchen, ach herrjeeehses, ach herrjeeehses, nu wees Knebbchen –«

»Ich habe ihn schon ein Jahr, und ich weiß noch gar nicht, daß er auch das kann!« wollte die Patronin wohl sagen, es war ja aber vor ihrem Lachen gar nichts zu verstehen.

In einiger Entfernung davon stand an einem Wassertümpel, den der letzte Regen zurückgelassen hatte, Fritz, der Mondgucker, stützte sich auf einen mächtigen Entersäbel, blickte mit furchtbar finsterem Gesicht in das Wasserloch – stand gerade da wie der grimme Hagen von Tronje, der als letzter Kämpfer auf der Hunnenburg Wache hält.

Nun will ich hier gleich etwas bemerken, ein für allemal, es erspart mir viel weitere Erklärungen.

Es ist eine Tatsache: dumme, beschränkte Menschen gibt es unter den Seeleuten, unter den Matrosen, nicht! Wenigstens nicht unter den deutschen! Man findet auf solch einem Schiffe einen Mutterwitz zusammengedrängt, wie er sonst auf solch einem engen Raume nirgends wieder in der Welt vorkommt. Da ist ein Schatz vorhanden, der für die Literatur erst noch gehoben werden muß.

Aber überhaupt, einen beschränkten deutschen Matrosen gibt es gar nicht. Nicht nur, weil solch ein Seemann doch viel in der Welt herumkommt – nein, es ist ganz etwas anderes dabei. Das Salzwasser macht es, sagt man. Es ist gar nicht so unrecht. Salz gebraucht man doch für Witz, Geist. Das Salzwasser soll keine Dämlichkeit dulden. Auch nicht so unrecht. Nämlich ein beschränkter Matrose würde sich so unglücklich fühlen, daß er bald einen anderen Beruf ergreifen würde.

Es fängt gleich mit der Erziehung des Schiffsjungen an. Er wird von den Matrosen scharf gemacht, salzig sagen die aber – »soltig«, oder richtiger »soldich« geschrieben.

Ach, was muß so ein armer Junge durchmachen! Zuerst wird er regelmäßig zum Kapitän geschickt, er soll etwas verlangen, was es gar nicht gibt, einen Butterquast oder eine Teerzange oder dergleichen, wofür er vom Käpten natürlich prompt ein paar Backpfeifen bekommt. Und so geht das fort und fort, und da gibt es ja noch tausenderlei »Witze«, bis der Junge »soldich ist, auf nichts mehr hereinfällt.

Das ist auch der Grund, weshalb alle deutschen Matrosen so mißtrauisch sind, bei all ihrer sonstigen Ehrlichkeit und Biederkeit und Offenherzigkeit. Von jedem Fremden denken sie zuerst, er will sie veralbern. Und da sind sie auf ihrer Hut.

Ähnlich ging es ja früher bei allen Handwerkerzünften zu. Aber die Zunft der Seemannschaft ist die einzige, die sich bis heute noch seit vielen, vielen Jahrhunderten mit all ihren Eigentümlichkeiten noch ganz genau so erhalten hat, die Dampfer haben daran noch gar nichts geändert.

Und was das deutsche Seevolk schon in alten, alten Zeilen für einen Witz und Humor besessen hat, sogar in Sachen, die man eigentlich ernster nehmen sollte, das zeigt am besten das uralte Hamburger Stadtwappen, heute noch zu sehen im Johanneum, im Erdgeschoß.

Es ist eine Tafel, da steht man auf einem Grabsteine einen Esel sitzen, der Dudelsack spielt, und darunter stehen die Worte:

»De Werlt heft zick ummeckert, darumme zo hebbe ick arme eezel pipen gheleert.«

Solch ein Stadtwappen ist heute wohl nicht mehr möglich. Das brachten damals nur die Ratsherren von solch einer freien Seestadt fertig! –

Also Fritz, der Mondgucker, stand breitbeinig an der Wasserpfütze und stützte sich finster auf sein mächtiges Schwert, wie weiland der grimme Hagen von Tronje als Wächter auf der Hunnenburg.

Ich ging hin.

»Was machst Du denn da, Junge?«

»Dee Bootsmann hädd mi hersteellt.«

»Wozu denn?«

»Ick mött Hampelmann bewacken, dat he nich utkniept.«

»Was? Hampelmann? Den Laubfrosch?«

Wahrhaftig, schwamm da in der Wasserpfütze unser Hampelmann herum, der letzte Mohikaner, nämlich der letzte Laubfrosch, den Lottchen, unsere Ringelnatter, noch nicht verschluckt hatte, und die Patrona versicherte, daß sie sich diese Untugend jetzt überhaupt ganz abgewöhnt habe.

Auch dieser Laubfrosch hatte einmal seine Freiheit an Land bekommen sollen, der erste Bootsmann hatte den Schiffsjungen daneben als Wächter angestellt mit einem mächtigen Schwerte!

Ich weiß nicht, ob dieser Witz durch Erzählen so wirkt, wie damals auf uns in Wirklichkeit.

Na, ich erlöste den armen Jungen natürlich gleich. Übrigens hätte auch der Bootsmann ihn nicht lange seiner Freiheit beraubt, er war schon unterwegs.

Und so ging es weiter im Lande der trostlosen Verzweiflung.

## 6. KAPITEL. WAS MIR DIE PATRONA ERZÄHLT.

»Herr Waffenmeister,« sagte die Patrona zu mir, »ich wollte Sie doch einmal allein sprechen.«

»Bitte.«

»Nicht hier. Wollen wir einen kleinen Spaziergang machen, dort den nächsten Hügel besteigen?«

Wir brachen sofort auf. Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß uns kein Hund begleitete. Hätte die Patrona gerufen, so wäre ja jeder mitgekommen. So aber fühlten sie sich hier ganz frei.

Wenn wir einen wachsamen Hund mit guter Nase mitgenommen hätten, uns wäre später viel, viel Verdruß, ja sogar Verzweiflung erspart geblieben! Das Schicksal wollte es nicht.

Wir durchschritten den parkähnlichen Buchenwald, freilich mit sehr niedrigen Bäumen, erstiegen einen Hügel, ganz bequem, nur daß die Bäume immer niedriger wurden, wie Büsche, durch die man sich zuletzt drängen mußte, aber ganz eigentümliche Büsche. Immer noch Bäume, mit starken Stämmen, einen halben Meter im Durchmesser, aber so niedrig, daß man über sie hinwegsehen konnte, und oben auf dem Hügel, wo sie am meisten dem Sturme zu trotzen hatten, konnte man sich gleich auf sie setzen.

Das taten wir denn auch, den Blick nach Westen gerichtet, wo sich die Sonne dem Horizonte näherte.

Ach, dort sah es ganz anders aus als hier. Wirklich trostlos. Alles ein Gewirr von schrecklich zerrissenen Felsen und größeren Plateaus, alles mit Wasserkanälen durchzogen, und dort vermochte nichts zu grünen.

Sinnend blickte die Patrona dorthin, noch sinnender als ich, sie hatte bisher kein Wort gesprochen.

»Ja, Waffenmeister,« begann sie dann, »ich muß mit Ihnen sprechen. Ich habe Ihnen gegenüber eine Äußerung getan, die mich bedrückt, deren ich mich schäme, so oft ich daran denke.«

»Was denn für eine Äußerung?« fragte ich erstaunt.

»Sie wissen es wirklich nicht?«

»Nein. Sonst würde ich nicht erst fragen.«

»Ich verfüge über unermessliche, unerschöpfliche Schätze. Sagte ich nicht damals in der Kajüte so zu Ihnen?«

»Ach sooo!«

»Haben Sie das nicht sehr merkwürdig gefunden?«

»Ja. Allerdings.«

»Das freut mich, daß Sie das gleich so zugeben. Dadurch beweisen Sie, daß ich mich auch sonst Ihnen rückhaltlos anvertrauen darf –«

»Bitte, Frau Neubert –«

»Nein, Sie müssen mich anhören. Ich brauche jemanden, dem ich mich einmal offenbare, ich muß es unbedingt. Darf ich?«

»Ja. Dann haben Sie allerdings auch in mir den richtigen Mann gefunden.«

»Ich weiß, weshalb Sie mit dem ersten Maschinisten das Duell gehabt haben. Ich weiß was er vorlesen wollte.

Er hätte es ruhig können. Ich weiß auch, was man sonst über mich spricht, über mich denkt. Es ist mir gleichgültig, oder vielleicht doch nicht so. Jedenfalls aber ist es mir gleichgültig, ob Sie das, was ich Ihnen jetzt sage, den anderen mitteilen: ich habe auf der Neuyorker Bodenkreditbank zwei Millionen Dollars stehen, mit vier Prozent, mir zur freien Verfügung. Genügt das, um solch ein Schiff wie dieses zu unterhalten?«

»Mit jährlich rund 350 000 Mark? Na sicher!« lachte ich, und ich muß gestehen, daß es wirklich ein überaus erleichterndes Lachen war, denn ich hatte mir doch schon manchmal etwas Sorge gemacht.

»Wissen Sie, weshalb ich Ihnen dies mitteile?«

»Ja.«

»Mein Volk – meine Leute sollen wissen, daß das nicht nur einmal so ein schöner Traum ist, sondern daß die ganze Sache festen, sicheren Bestand hat. Die Bodenkreditbank ist totsicher, eben deshalb zahlt sie auch nur für Amerika so außerordentlich niedrige Zinsen.«

»Wünschen Sie, daß ich es Ihrem Volke mitteile? Bitte, sprechen Sie nur immer von Ihrem Volke, zu dem auch ich mich zähle.«

»Ja. Es ist mir doch nicht so gleichgültig. Aber tun Sie es natürlich in anderer, angebrachterer Weise, als wie ich es Ihnen sagte. Jeder Mann, der zu mir hält, soll wissen, daß ich auch für später für ihn sorgen werde. Wenn ich darüber auch noch nichts Näheres beistimmt habe.«

»Ich werde es tun, Frau Patrona.«

»Ich danke Ihnen, Herr Waffenmeister. So will ich nun gleich weiter über mich berichten, dies allerdings nur Ihnen.«

Und ehe sie mir irgend ein Versprechen abgenommen hatte, fuhr sie fort:

»Helene Hartung. Eine Hamburgerin. Meinen Vater, einen kleinen Kaufmann habe ich als Kind kaum kennen gelernt. Wir waren zwei Geschwister, Richard und ich. Wir lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Richard war zuletzt – das heißt, bis sich die Verhältnisse total änderten – Steuermann, ohne seinen Zuschuß hätten wir gar nicht auskommen können; trotzdem mußte meine Mutter noch vermieten, Zimmerherren nehmen.

So kam einmal – es ist nun sechs Jahre her, – ich war damals siebzehn – ein älterer Herr zu uns, aber noch rüstig. Edward Powell aus St. Louis. Sprach perfekt Deutsch, nur mit amerikanischem Akzent. Hatte, wie wir dann erfuhren, ein Kapital von 50 000 Mark, von dessen Zinsen er in Hamburg recht gut leben konnte, nicht aber in Amerika.

Unser Gartenhäuschen gefiel ihm und er blieb bei uns in voller Pension. Es war ein feiner, freundlicher, nobler, alter Herr, wenn er auch seine – Schrullen hatte. Er ging fast nie aus. Am liebsten hatte er mich um sich. Das Verhältnis wurde immer inniger. Das heißt wie zwischen Vater und Tochter. Sonst brachte er keine Änderung in unsere bescheidenen Verhältnisse, meine Mutter ließ sich die Pension nach den üblichen Preisen bezahlen, sonst

durfte nichts angenommen werden, da gab es bei meiner Mutter nichts. Ich durfte kein Tüchelchen annehmen, kein Täfelchen Schokolade, für das ich mich nicht durch Früchte aus dem Garten revanchieren konnte.

So verging ein Jahr. Ich war achtzehn geworden. Da machte mir ein junger Mann, sehr gut situiert, eifrig den Hof. Das konnte der alte Herr nicht vertragen. Er war schon immer schrecklich eifersüchtig auf mich gewesen, wir hatten es bisher nur nicht so gemerkt, zumal da ja auch gar kein Grund vorlag.

Kurz, als er merkte, daß mir jener andere ganz gleichgültig war, daß ich aber wahrscheinlich eingewilligt hätte – denn in dieser Hinsicht war ich trotz meinen achtzehn Jahre noch ein vollkommenes Kind – machte er mir ohne weiteres einen Heiratsantrag.

Bei meiner Mutter nicht daran zu denken. Wegen den 50 000 Mark? Nicht für 50 Millionen. Der sechzigjährige Mann!

Da aber sagte ich, daß ich da doch auch ein Wort mitzusprechen habe. Ja, ich wollte ihn heiraten. Ich liebte ihn. Freilich wie eine Tochter den Vater, aber das müßte so sein beim Heiraten, dachte ich. Und ich bestand darauf! Den Onkel Edward oder keinen andern!

Na, da gab meine Mutter auch sehr schnell nach. Wie Du's treibst, so hast Du's. Wenn Du es durchaus willst, das ist etwas ganz anderes.

Also Hochzeit gemacht. Eine ganz stille. Überhaupt ging es nur bis zum Standesamt bis zur Kirche und zurück. Auf der Heimfahrt wurde mein nunmehriger Gatte

im Wagen unwohl, er wurde als Leiche herausgetragen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt!«

Die Erzählerin machte eine Pause.

Und nun konnte ich mir in ihren Zügen, in ihren Augen etwas erklären. Eine jungfräuliche Frau!

»Beamte kamen,« fuhr sie dann fort, »seine versiegelten Papiere wurden geöffnet, gleich stellte sich auch ein Hamburger Notar ein. Da erfuhren wir es sofort. Edward Powell hieß eigentlich Eduard Paul Neubert, ein geborener Deutscher, aber amerikanischer Bürger, ansässig in Neuyork, und – – ein sechsfacher Millionär! In Dollars! Daß er hier einen anderen Namen geführt, hatte nichts zu sagen. Ich war seine rechtmäßige Gattin. Außerdem war sein Testament regelrecht gemacht, bei jenem Notar, schon für mich als seine Frau. Zwei Millionen für wohlthätige Zwecke und Legate, die anderen vier Millionen für mich.

Und nun begann es. Aber nicht etwa das Glück, das die Menschen sonst immer mit dem Gelde in Verbindung bringen. Ganz das Gegenteil.

Mit einem Male hatte der Tote, der mehr als 30 Jahre als einsamer Sonderling gelebt, eine ganze Menge Verwandte. Hatte sie ja auch wirklich, besonders in Deutschland – alle gar nicht so schlecht gestellt, die jetzt das Testament und meine Erbberechtigung anfochten.

Ich will es nicht des Längeren schildern, wie es uns ergangen ist. Die Ehe überhaupt ungültig, da er mich ja unter einem anderen Namen geheiratet hatte. Der alte

Herr sollte unzurechnungsfähig gewesen sein. Erbschleicherei. Meine Mutter eine Kupplerin, ich eine Dirne. Erdrosselt, vergiftet sollte ich ihn im Hochzeitswagen haben. Es wurde tatsächlich Anklage gegen mich bei der Staatsanwaltschaft erhoben!

Genug! Nur eines noch: meine Mutter, kerngesund, frank und frei, eine echte Hamburgerin ist aus Gram darüber gestorben! So wußten uns jene lieben Verwandten fernerhin jeden Bissen zu verbittern und zu vergiften!«

Wieder eine kleine Pause, und sie war begreiflich.

»Aber es war nichts dagegen zu machen!« fuhr sie fort. »Ich war seine rechtmäßige Gattin, jetzt Witwe, und für den normalen Geisteszustand des Erblassers sprach am besten sein erst vorgestern aufgesetztes Testament. Doch immerhin, der Anfechtungsprozeß schwebte nun einmal, deshalb erhielt ich zunächst nur den Pflichtteil, den dritten Teil, aber von den sechs Millionen, indem nun auch die Legate zurückbehalten werden mußten, also zwei Millionen Dollars.

Nun endlich konnte ich meinen Traum verwirklichen! Was das für ein Traum war, das wissen Sie ja. Ein Schiff haben, ach, mein eigenes Schiff, als freie Seekönigin über mein Seevolk herrschen, ein Volk von Seehelden – na Sie wissen ja, ich habe es Ihnen schon einmal vorge-schwärmt.

Denn diesen Traum hatte ich schon als Kind geträumt. Ich war von jeher ein sehr, sehr phantastisches Kind gewesen. So ganz unerfüllbar war meine Sehnsucht ja auch nicht. Einmal würde mein Bruder doch Kapitän werden,

dann nahm er mich natürlich mit. Freilich wäre das ja etwas ganz anderes gewesen, kein eigenes Schiff, keine freie Seekönigin – aber immerhin für mich hätte das schon genügt, so immer an Bord leben zu können.

Und dabei war ich für das Seeleben ganz und gar ungeeignet! Ich konnte nicht bis nach Cuxhaven fahren, ohne fürchterlich seekrank zu werden. Und das wollte sich auch nicht ändern. Ich habe dann später ja weite Seereisen gemacht, war aber immer und ununterbrochen seekrank gewesen, fürchterlich! Das ging so bis vor einem halben Jahre. Halten Sie so etwas für möglich?«

»Ja warum denn nicht?« entgegnete ich. »Der Erdumsegler Cook ist bekanntlich ebenfalls fortwährend seekrank gewesen – seetoll, sagen wir.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Gewiß, das ist bekannt genug. Sobald das Schiff stampfte, wurde er seetoll. Immer wieder. Umsomehr ist seine Energie zu bewundern. Übrigens gibt es alte Seebären genug, wetterfeste Kapitäne, die, sobald der Wind umspringt, das Schiff in einem anderen Takte zu stampfen und zu schlingern beginnt, seetoll werden, nach allen Regeln der Kunst – ihren Magen umkrepeln, wollen wir uns zart ausdrücken.«

»Ja, sehen Sie, so war es bei mir. Na, dachte ich, wenn ich erst mein eigenes Schiff habe, das ist doch etwas ganz anderes. Ich werde doch nicht auf meinem eigenen Schiffe seekrank werden.

Also zuerst mein eigenes Schiff gekauft. Das heißt für meinen Bruder. Denn der machte doch selbstverständlich

mit. Wenn der auch durchaus nicht so phantastisch veranlagt ist wie ich. Aber wir beide hingen in innigster Liebe zusammen, es war doch ganz selbstverständlich, daß der nun gleich sein eigenes Schiff bekam, auf dem verwirklichte ich dann meine Pläne.

Ich bemerke nachträglich, daß mein Bruder schon vor einem halben Jahre geheiratet hatte, eine Jugendgespielin, also auch eine Freundin von mir. Sie wohnte bei uns im Hause, in einem Zimmerchen. Weiter reichte es doch bei dem Steuermann nicht, der sogar manchmal, wenn er keine Heuer bekam, als Matrose fahren mußte. Doch sie gehörte ja überhaupt mit zu uns.

Zuerst mußte ich wegen der Erbschaftsangelegenheit einmal nach Neuyork. Das war ja gleich der Prüfstein. Ach, fürchterlich! Das herrlichste Wetter, zehn Tage lang die See glatt wie ein Spiegel, und ich zehn Tage lang im Sterben liegend! Sobald ich festen Boden unter den Boden hatte, war es vorbei.

Mein Bruder rüstete das Schiff aus, machte unterdessen sein Kapitänsexamen, kam nach, um mich abzuholen. Seine Frau war mit an Bord, sollte darauf bleiben. Also auf meinem eigenen Schiffe probiert. Vielleicht war es nur das Zittern durch die Schraube, was ich nicht vertragen konnte. Es wurde gesegelt. Fürchterlich, fürchterlich! Gleich wieder umkehren! Ich wäre wirklich gestorben.

Da gab ich die Hoffnung auf, ich konnte nicht einmal mehr ein Schiff sehen, ohne gleich seekrank zu werden.

Ich ging auf Reisen. In Amerika. Ich konnte doch nicht wieder fort von Amerika. Ich habe Amerika bereist von Kanada bis nach Patagonien und wieder zurück, mehr zu Pferd, als per Eisenbahn. Dann riskierte ich es doch, nach einem anderen Erdteil zu fahren, nach Asien, nach China hinüber, per Schiff, der Landweg über Alaska und Sibirien war mir doch etwas zu umständlich, ich wartete das schönste Wetter ab, kam ja auch glücklich hinüber, aber wie!

Ich bereiste China, Indien, kam bis nach Konstantinopel. Immer zu Land. Ich wurde seekrank, wenn wir nur über einen Strom setzten. Meine Sehnsucht blieb freilich. Dann wollte ich mir wenigstens eine Insel zulegen, eine Inselkönigin werden. Allein ich konnte nicht einmal den Anblick des Meeres, nicht der stillsten See vertragen. Mir wurde sofort übel.

Na, dann blieb nur noch eine Art von Inseln übrig, eine Wüsteninsel, eine Oase. Dort wollte ich endlich mein Ideal verwirklichen. Ich setzte von Konstantinopel nach Skutari über, ließ mich für diese kleine Gondelfahrt chloroformieren. Dann weiter durch Kleinasien und Palästina nach Ägypten. Ich ging gleich bis zum Khediven, bis zum Vizekönig, offenbarte ihm meinen Wunsch. Ein liebenswürdiger Mann. Er wies mir die Oase el Dragga an, nur drei Stunden von Kairo entfernt, vier Quadratkilometer, ein paradiesisches Fleckchen Erde. Natürlich mußte ich sie den dort wohnenden Beduinen abkaufen, hatte schwer zu bezahlen.

Dort habe ich ein Jahr gehaust. Ich will nicht schildern, was wir da alles getrieben haben. Wir – nämlich ich mit meinen Getreuen, die ich während meiner Weltreisen nach und nach um mich versammelt hatte. Sie haben sie ja vor sich. Lauter Originale, die tüchtigsten Männer, und außerdem – ich bin schwer, schwer betrogen worden – nämlich in Geldsachen – als Entschädigung dafür hat Gott mich immer die treuesten Herzen finden lassen!

Außerdem sammelte ich noch Tiere. Hiervon möchte ich noch sprechen. Ich bin von Kind an die größte Tiernärrin gewesen. Viel durfte ich mir ja zu Hause bei unseren bescheidenen Verhältnissen nicht leisten. Wenigstens mußte das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden werden. Hühner, Tauben, Kaninchen – die waren angebracht. Auch ein paar Truthühner, einige Enten und Gänse zum Mästen. Von einem Schweine wollte zu meinem Bedauern meine Mutter durchaus nichts wissen. Und ich hatte die kleinen, süßen Ferkelchen doch so gern, ach so gern! Als Luxus waren nur weiße Mäuse erlaubt. Und einige Eidechsen und kleine Schildkröten. Und immer ein paar Dutzend Laubfrösche. Na und natürlich ein paar Katzen. Die Steuern für mein Hündchen sparte ich mir von der Butter ab. Ach, es war eine glückliche Zeit!«

Traumverloren blickte sie vor sich hin, glücklich lächelnd.

Und mir stieg es wieder einmal siedend heiß zum Herzen empor.

»Können Sie denn nun begreifen, wie man solch eine Tiernärrin sein kann?« fragte sie mich dann.

Ja, das konnte ich. Und wenn alle Menschen nur ein klein wenig von dieser Tierliebe besäßen, dann sähe es auf der Erde schon ganz bedeutend besser aus!

Dabei aber war sie ganz frei von Sentimentalität. Ihre Liebhaberei artete nicht etwa zur Manie aus. Denn Tiere vergöttern, so wie es besonders alte Jungfern machen, das kann ich nicht leiden, obgleich ich solchen alten Jungfern daraus keinen Vorwurf machen will. Aber leiden kann ich es nicht. Und so etwas gab es bei unserer Patronin nicht! Nicht etwa, daß sie Katzen und Hunde mit ins Bett nahm, sie von ihrem Teller essen ließ und so weiter und so weiter. Hier war der Mensch, und dort war das Tier! Wenn die Köter uns bei der Arbeit im Wege waren, und sie wollten nicht weichen, und wir hatten die Hände voll, dann bekamen sie einen Tritt, und die Patronin sah es und sagte kein Wort. Ich kam einmal gerade dazu, wie ein Windspiel sie böswillig in die Hand gebissen hatte und wie sie selbst das Tierchen nach allen Regeln der Kunst eigenhändig verkarbatschte, daß die Haare flogen.

»Ich hatte schon während meiner Reisen meiner Tierleidenschaft gefrönt!« fuhr die Patronin fort. »Jedes besonders schöne Tier mußte ich haben. Denn wenn ich solch ein Tier sehe, dann – nein, ich will gar nicht erst davon anfangen. Also ich richtete in meiner Oase eine Menagerie ein.

Unterdessen fuhr mein Bruder Richard als Kapitän und Patron seinen eigenen Dampfer. Wohl hatte er darauf seine Frau, die kleine Ilse war an Bord geboren – aber sonst

gab er sich nicht mit solcher Phantasterei ab. Er fuhr als Handelskapitän, nahm zum Teil Fracht auf eigene Rechnung, ich stellte ihm natürlich jedes gewünschte Kapital zur Verfügung, er machte Bombengeschäfte – hat zuletzt allerdings auch schwere Verluste gehabt.

Vor anderthalb Jahren kam er nach Alexandrien, suchte mich in meiner Oase auf, denn er hatte mir etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Wissen Sie, Herr Waffenmeister, was ein Gaukler ist? Einen Seegaukler meine ich. Ein Mann, ein Seemann. Wissen Sie, was man da unter Gaukler verstehst?«

Na und ob ich das wußte!

Wer das Handwerksburschenleben kennt, das sogenannte Kundenwesen, der weiß, daß es auf den Herbergen ewige »Pennbrüder« gibt, von denen jeder sein Patentchen hat. Oder vielmehr seine Erfindung, zu deren Patentierung er nur 60 Mark braucht, und er sucht den, der die ihm leiht, mit dem will er dann die zukünftigen Millionen teilen, und so lange er die nicht hat, lebt er vom Fechten und Bettelbriefschreiben.

Genau dasselbe findet man im Seemannswesen, nur noch in viel großartigerem Maßstabe. Da sind es aber nicht Erfindungen, sondern Wracks, gesunkene Goldschiffe, die in den Köpfen von verlotterten Matrosen spuken, die sich am Hafen und bei den Heuerbaasen herumtreiben. Oder an einsamer Küste und auf weltverlassenen Inseln mächtige Lager von Elfenbein oder Schildkrot

oder Perlmutter oder Ambra und dergleichen. Hauptsächlich aber doch immer gesunkene Schiffe mit unermesslichen Schätzen, deren Lage sie kennen. Aber die brauchen nicht nur 60 Mark zum Patentieren, sondern gleich ein ganzes Schiff.

Diese Schatzgräber des Meeres werden Seegaukler genannt oder einfach Gaukler. Es hat ja viel damit zu tun, daß Gaukler doch überhaupt unsichere, fahrende Leute sind, die alles andere lieber tun als arbeiten – eben Gaukler! – Es kann auch von etwas anderem abgeleitet werden.

Also ich wußte recht gut, was ein Gaukler, ein Seegaukler ist.

»Mein Bruder hatte solch einen Seegaukler kennen gelernt, der auf dem Meeresgrunde unermessliche Schätze liegen wußte. Aber, Herr Waffenmeister, nun sagen Sie nicht etwa gleich wie mein Huckebein: »Ach herrjeeesens, ach herrjeeesens!« Mein Bruder hatte doch von der Pike auf gedient, hatte doch seine Erfahrung. Wie jeder sein eigenes Schiff fahrende Kapitän und jede Privatjacht mit geheimnisvollen Angeboten von solchen Gauklern überschwemmt wird, das wissen Sie doch. Ach, was hatte mein Bruder für Briefe und Besuche bekommen, sobald es bekannt wurde, daß er sein eigenes Schiff fahren würde! Was sind die Schätze Salomos gegen die, welche ihm solche zerlumpfte Individuen anboten, einer immer mehr als der andere nach Branntwein duftend!

Nein, diese Gauklerei kannte mein Bruder. Er ist im Gegensatz zu mir ein ganz nüchterner, überaus praktisch

denkender Mensch. Aber was ihm da angeboten wurde, das war etwas ganz anderes, obgleich es auch von so einem zerlumpten und verlumpten Subjekt kam.

Cornelius Grant, ein Holländer, ehemaliger Kapitän. Er behauptete, zu wissen, wo vor 300 Jahren die »Desolation« des Flibustierkapitäns van Horn in der Magalhaesstraße gescheitert sei, oder wahrscheinlich von dem Seeräuber mit Absicht versenkt. Wissen Sie, was dieses Seeräuberschiff damals für Schätze an Bord führte?«

»Na, so genau weiß ich das nicht,« entgegnete ich, »ich habe nur Geschichten darüber gelesen und auch einmal eine glaubwürdige Chronik. Der van Horn soll ja in den Küstenstädten von Chile, Peru und Mexiko unermessliche Beute gemacht haben. Denn damals war das in den Tempeln vorgefundene Gold noch in Unmenge vorhanden, die spanischen Goldschiffe waren ja, immer unterwegs, um es abzuholen, und nun dazu Edelsteine aller Art. Damals waren ja die schönsten Edelsteine in Spanien gar nichts mehr wert. Jetzt haben sie die Klöster und Kirchen. Dort strotzt ja alles von Diamanten und Rubinen und Smaragden. Und das Volk verhungert.«

»Die »Desolation« hatte mehr als 20 Tonnen Gold an Bord, nach heutiger Berechnung, die Tonne zu 20 Zentner. Wissen Sie, wieviel das in Geld ist?«

»Nun, das läßt sich leicht berechnen. Das Pfund Feingold kostet heute wohl ungefähr 1050 Mark. 20 Tonnen? Das wären also rund 40 Millionen Mark.«

»Und dazu noch Edelsteinschätze in untaxierbarer Menge. Dort liegen sie.«

Die Patrona deutete mit der Hand in die tiefstehende Sonne, in das öde, wilde Felsenland hinein.

»So, da liegen sie!« wiederholte ich. »Wo denn da?!«

»Cornelius Grant besaß einen Situationsplan, auf Pergament gezeichnet, wahrscheinlich von dem Seeräuber-Kapitän selbst.«

»Wie ist er dazu gekommen?«

»Das verrät er nicht.«

»So, hm. Hat Ihr Herr Bruder die Zeichnung gesehen?«

»Ja. Flüchtig. Der alte Holländer gab sie nicht aus der Hand.«

»Und?«

»Aber Grant hat auch die Schätze selbst gesehen. In einer Bucht, in einer Tiefe von vielleicht 25 Metern unter Wasser, alles starrend von Goldbarren, und dazwischen flimmern die Edelsteine.«

»Warum hat er sie denn da nicht mitgenommen?«

»Weil Grant als Schiffbrüchiger hingekommen war, er hatte keine Mittel, sie zu heben. Und mein Bruder hat sie ebenfalls gesehen.«

»Ja?!!«

»Ja. Auch mein Bruder hat sie gesehen. Er war dort oder vielmehr hier. Hier in dieser Bucht hat auch er geankert, zwei Tage hat ihn Grant von hier geführt, nach jener Richtung dort. Ein fürchterlicher Weg. Im November vor-vorigen Jahres. Also vor 14 Monaten. Da hat auch mein Bruder die Schätze auf dem Grund liegen sehen. Gold und Edelsteine.«

»Nun und?«

»Der alte Holländer gab die Karte nicht aus den Händen. Als sie dort an Ort und Stelle waren, beugte er sich weit über den Rand, hatte auch der mitgenommenen Rumflasche zu reichlich mitgesprochen – er stürzte in die Tiefe und zerschmetterte sich den Kopf. Jetzt war mein Bruder der Besitzer des Pergamentes.«

»Nun und?«

»Er machte sich auf den Rückweg. Ohne die genaue Zeichnung hätte er ihn niemals gefunden. Er hatte zwei Taucherapparate mitgenommen, aber sie wollten nicht funktionieren. Außerdem war das Schiff hoch versichert, außergewöhnlich hoch beladen – das wollte er erst in Sicherheit bringen, nach Neuyork. Der Sperling in der Hand war ihm lieber, als die Taube auf dem Dache.«

»Sehr richtig! Die Lage der Bucht hat er doch geographisch bestimmt?«

»Diese hier, ja. Auf den Weg durfte er keine Instrumente mitnehmen, der Holländer war zu mißtrauisch. Der Situationsplan genügt auch, um die Goldbucht zu finden, aber ohne sie ist es auch rein unmöglich. Es soll ein fürchterlicher Weg in dem Felsenlabyrinth sein.«

»Nun und?«

»Mein Bruder fuhr also nach Neuyork, beabsichtigte ein kleineres Schiff zu kaufen oder zu chartern.«

»Nun und?« mußte ich immer wieder aufmuntern, denn immer längere Pausen machte die Erzählerin, sie begann recht trübselig vor sich hinzublicken.

»Es sollte nicht dazu kommen.«

»Warum nicht?«

»Mein Bruder – ist – heute noch in – – Neuyork.«

»Krank?!«

»Nein. Er ist – in – Sing-Sing.«

»Waaas!?!« stieß ich erschrocken hervor. »Im – im – im

–«

»Sprechen Sie es nur aus. Im Zuchthaus.«

»Ja warum denn nur?«

»Wegen Mordes!« erklang es von immer bebenderen Lippen.

»Wegen jenes Holländers?«

»O nein. Am zweiten Tage in Neuyork – er wohnte in einem Hotel – am Abend hörte er im benachbarten Zimmer einen heftigen Wortwechsel – dann ein Röcheln und Stöhnen – mein Bruder hinüber – da lag ein Mann am Boden – daneben ein blutiges Schiffsmesser. – Wie mein Bruder noch entsetzt dastand, vielleicht geschrien hat, kamen andere Leute herein – da richtete sich der Sterbende noch einmal auf – – »Richard Hartung, Richard Hartung, er hat mich ermordet!« rief er aus, dann war er tot!«

»Ja, wer war denn der Ermordete, wie kam er zu der schweren Beschuldigung?«

»Er kannte meinen Bruder – mein Bruder ihn – ein Kapitän, unter dem mein Bruder früher einmal als Steuermann gefahren ist, der ihn niederträchtig behandelt hat, ihn schlug – gegen den mein Bruder eine schwere Drohung ausstieß, natürlich ohne an eine Ausführung zu denken – und jetzt erkannte ihn der Sterbende mit dem

letzten Blick – nannte seinen Namen und beschuldigte ihn des Mordes!«

»O weh, o weh!!«

»Und die Waffe, mit welcher der Mord begangen wurde, war das Messer meines Bruders, er hatte es tags zuvor verloren, wußte aber nicht mehr wo?«

»O weh, o weh!!«

»Fünf Jahre schwere Arbeit auf Sing-Sing. Unvorsätzlicher Totschlag, begangen im heftigen Gemütsaffekt. Die mildernsten Umstände angenommen, die mildeste Strafe.«

Sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch, weinte. Dann war sie wieder gefaßt

»Als ich es erfuhr, reiste ich sofort nach Neuyork. Ich hatte keine Zeit mehr, seekrank zu werden. Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um den Fall aufzuklären, um den wahren Mörder zu finden. Ich habe fast die Hälfte meines Geldes geopfert. Denn dabei wird man das Geld so schnell los. Alles vergebens. Alice, seine Frau, hat es nicht überleben können.«

Wieder eine lange Pause. Sie wurde gefaßter.

»Vor drei Monaten habe ich meinen armen Bruder zum zweiten Male auf Sing-Sing besucht, habe ihn längere Zeit unter vier Augen sprechen können. Es ist nicht so fürchterlich schlimm. Er hat sich gottergeben in sein Schicksal gefügt. Er wird ganz anständig behandelt, mit einer ihm zusagenden Arbeit beschäftigt. Er wird die vier Jahre ruhig aushalten. Ein Jahr wird er sicher geschenkt

bekommen. Also nur drei Jahre noch. Was sind drei Jahre? Sie werden vergehen. – Ja, Herr Waffenmeister, und nun werden Sie wegen des Situationsplanes fragen, wegen des Schatzes, nicht wahr?«

Eigentlich nicht. Ich hätte es nicht getan. Es war mir peinlich, jetzt von Gold und Edelsteinen zu sprechen. Na, wenn sie es wollte, dann war das ja etwas anderes.

»Nun, wie ist es da mit der Zeichnung?«

»Die ist vorläufig für uns unerreichbar. Mein Bruder hatte sie in das Geheimfach seiner oder vielmehr einer Briefftasche gesteckt, einer roten, die er an jenem Schreckenstage gerade bei sich hatte, mit wenig anderen, unwichtigen Papieren darin.

Die Briefftasche wurde dem Verhafteten natürlich abgenommen, für den Verurteilten erst recht unter Siegel genommen. Mein Bruder hat versäumt, eine Kopie zu nehmen. Zu beschreiben ist gar nichts. Der Sträfling kann verlangen, daß das ihm Abgenommene dieser oder jener Person ausgeliefert wird. Also etwa mir. Dann aber werden die betreffenden Sachen noch einmal genau untersucht. In diesem Falle zum Beispiel auch die Briefftasche an den Nähten aufgetrennt, weil man doch schon an eine geheime Tasche denkt. Ich habe das Protokoll der abgenommenen Sachen gesehen, jedes einzelne Papier in der Briefftasche ist aufgeführt, nicht aber das Geheimfach mit dem Pergament. Es würde aber entdeckt werden, sobald man die Briefftasche fordert. Und nun hat der Holländer so viele englische Bemerkungen darauf geschrieben, daß man sofort weiß, worum es sich handelt. Es braucht nur

eine Kopie, eine schnelle Photographie davon genommen zu werden, und der Betreffende könnte das Geheimnis für sich ausbeuten. Dieses Feuerland hier ist noch chilenisches Gebiet, nur der östliche Zipfel gehört zu Argentinien. Aber es handelt sich nicht um Strandgut. Die betreffende Bucht ist mit dem Meere direkt verbunden, es ist überhaupt Seegebiet, der Schatz liegt tiefer als drei englische Yards unter Wasser – also er ist vollkommen frei, er gehört dem, der ihn findet und ihn hebt. Ohne jede Steuerabgabe. Wir könnten die Briefftasche stehlen lassen, für Geld ist doch alles zu machen, aber so etwas werden wir doch nicht tun.«

»Gott bewahre!«

»Also warten wir, wie es mein Bruder auch gesagt hat, ganz ruhig die drei Jahre ab. Die Briefftasche liegt dort einstweilen ganz sicher.

So, mein lieber Herr Waffenmeister, nun wissen Sie alles. Und Sie sind der einzige, der davon zu wissen bekommen hat, werden auch der einzige bleiben.«

»Auch Doktor Isidor weiß nichts davon?!« entfuhr es mir.

»Der? Wie kommt denn der dazu?! Kein Mensch weiß darum! Nur mein Bruder, ich und jetzt Sie.«

»Ja wie komme denn ich dazu?«

»Na, nun hören Sie auf mit solch dummer Fragerei!« wurde sie wieder immer heiterer und daher auch burschikos. Oder soll ich Ihnen auch noch einen furchtbaren Eid abnehmen, daß Sie nichts verraten? Na dann denken

Sie mal, Sie wären mein Huckebein – nu wees Knebbchen, nu wees Knebbchen! – Hahahaha, wäre das nicht gottvoll? Ja, nun muß ich Ihnen aber doch erst erzählen, wie ich überhaupt hierhergekommen bin.

Ja, ich habe schmähslich viel Geld verpulvert, das stimmt. Erstens meine kostspieligen Reisen, meine sonstigen Liebhabereien – aber was man mir nun sonst noch alles abgeknöpft hat! Erstens meiner Gutmütigkeit, und zweitens, weil ich einmal spekulieren wollte. Au weh! Eine Goldmine in Yukatan, ein chinesisches Unternehmen, garantiert 50 Prozent Dividende – na, diese Herren Chinesen haben mir ihre Zöpfe nicht schlecht um die Ohren geschlagen! Ich will gar nicht sagen, wieviel ich da verloren habe, ich schäme mich. Und zuletzt hatte mein Bruder sich verspekuliert, ich mußte alle Verbindlichkeiten einlösen. Wenn man acht Millionen gehabt hat, und man hat nach vier Jahren nur noch drei, dann sieht's doch schon etwas faul aus im Staate Dänemark –«

»Ja was ist denn nun aus den anderen beiden Millionen Dollars geworden?«

»Na warten Sie nur! Der Erbschaftsprozeß ging unterdessen immer lustig weiter. Na, diese amerikanischen Advokaten – gegen die sind ja unsere deutschen die reinen Waisenknaben! Achtzehn Parteien prozessierten gegen mich, fast nur aus Deutschland. Eigentlich war die Sache für sie ganz hoffnungslos. Die Sache wurde nur in die Länge gezogen. Meine Gegenpartei hatte einen Advokaten gefunden, der dafür bürgte, daß sie den Prozeß gewinnen würde. Also er bürgte für die Prozeßkosten.

Vor einem halben Jahre habe ich den Prozeß in letzter Instanz gewonnen. Meine Gegner hatten mehr als hunderttausend Dollars, rund eine halbe Million Mark, Kosten zu zahlen. Na, die hatten ja ihren Bürgen. Jawohl!! Da war das Kerlchen plötzlich verschwunden! Achtzehn Familien, bisher in ganz guten Verhältnissen lebend, waren plötzlich ruiniert. Was sollte ich da machen? Na da habe ich einfach die halbe Million bezahlt.«

»Für Ihre Gegner?! Das ist sehr, sehr edel von Ihnen!«

»Edel bin ich? Eine dumme Gans bin ich! Na lassen Sie nur. Wenn's einem Spaß macht, warum denn nicht. Die Hauptsache aber ist, daß ich jetzt gegen die Seekrankheit gefeit war. Also mein Wüstenkönigreich aufgelöst, ein Schiff gekauft. In Noald war gerade ein passendes zu haben. Und da habe ich mal einen feinen Kauf gemacht, sage ich Ihnen! Das aller-, allererste Mal, daß ich bei einem Geschäft nicht übers Ohr gehauen worden bin. Ein Agent, der dann doch noch viel daran verdienen wollte, hat mir dann gleich noch 20 000 Pfund Sterling mehr dafür geboten.

Also jetzt endlich habe ich mein Ideal verwirklicht. Nun helfen Sie mir, es immer weiter auszubauen, mein lieber Waffenmeister. Nach drei Jahren holen wir uns hier das Gold und die Edelsteine ab, teilen alles in drei Teile und knobeln sie aus. Bis dahin fahren wir in der Welt herum, immer dorthin, wo der Himmel am blauesten und die Sonne am goldensten ist. Jetzt aber vor allen Dingen an Bord zurück, ich habe einen riesigen Hunger!«

In heiterster Stimmung promenierten wir zurück. Als ich mich einmal umwandte, sah ich in einiger Entfernung von jenem Hügel den ersten Ingenieur, den Arm noch in der Schlinge, zwischen den Bäumen herumkriechen. Er suchte sich zu verbergen, was mir aber nicht weiter auffiel.

Der Leser aber weiß nun schon etwas, was ich damals gar nicht ahnte.

Ja, hätten wir einen guten Hund mitgenommen, der keinen Lauscher in der Nähe duldete, uns wäre viel Leid und Verdruß erspart worden.

## 7. KAPITEL. »IST DAS NICHT HERRLICH?«

Lieber Leser, nun will ich Dir etwas Herrliches erzählen, was wir dort unten im Lande der trostlosen Verzweiflung erlebten!

Der Anfang, die Einleitung dazu, ist freilich weniger herrlich.

Am nächsten Morgen, das prächtige Wetter hielt an, ließ ich meine Jungens einmal schießen, nach einer an Land aufgebauten Scheibe.

Na, was diese Matrosen, wenn sie nicht in der Kriegsmarine gedient haben, zusammenschießen!

Was die armen zur Ausbildung der Rekruten kommandierten Bootsmannsmaate und die Exerziermeister von der Infanterie dann mit diesen Matrosen durchzumachen haben, sobald es ans Schießen geht!

Das macht nämlich: alle Seeleute sind überreichlich weitsichtig, ebenso wie alle Wüsten- und Gebirgsbewohner.

Die unübertreffliche Schießkunst der Schweizer und Tiroler in der Gesamtheit ist bekannt. Die stellen ihr weitsichtiges Auge nach und nach durch die Erfahrung ein, die haben doch immer noch Berge zum Abmessen. Der Beduine lehrt es dem Sohne. Aber wer lehrt es dem Matrosen? Das kann nur der Unteroffizier machen oder bei Gelegenheit so einer wie sich.

Dann übernahm einer, der das englische Marinegewehr kannte, die Instruktion über die Waffe, zeigte, wie alles auseinandergenommen wird, dann war Gewehrputzen.

»Könnt Ihr nicht singen, Jungens?« fragte die Patrona. »Beim Gewehrputzen muß doch gesungen werden. Singt mal ein Seemannslied.«

Die Matrosen flüsterten zusammen, und dann begannen sie, so recht schön gedehnt, dabei nach der Patronin schielend:

Schieflein, Schieflein, Schieflein auf hooohem  
Meer,  
Schaukle, schaukle, schaukle egal mehr –.

Jetzt fingen die schon mit ihrem Matrosenhohn an!

»Kinder, das ist aber doch kein echtes Seemannslied!« merkte das auch die Patrona sofort. »Das singen vielleicht

Süßwasserkarpfen, die sich einmal nach etwas Salz sehnen, aber doch keine Salzheringe. Könnt Ihr denn nichts anderes?«

Erst verdrossene Gesichter, dann begann einer ein richtiges Seemannslied, da stimmten sie auch alle freudig ein:

Un wenn ick dann nach Hamborg komm,  
Da weet ick wat ick dau,  
For fief Penn da koop ick mi een  
An dee Eck von de Davidstraat  
Oreh, oreh, oreh, oreh, oreh, oreh,  
For fief Penn da koop ick mi een  
An dee Eck chä von de Davidstraat.  
In Hamborg in St Pauli  
Da geiht dat lustik dau –.

»Na nun hört mal auf damit!« lachte die Patronin, und dann wandte sie sich an mich.

»War das ein sogenannter Schandy?«

»Nein, das war keiner.«

»Was ist denn das nur eigentlich, ein Schandy?«

»Ja, ein Schandy ist, was – was – was eben nur Matrosen singen können. Bei ihrer Arbeit, beim Segelreff.«

»Kapitän Martin hat den Matrosen streng verboten, Schandys zu singen.«

»Das glaube ich schon!« mußte ich lachen.

»Ja warum denn nur?«

»Weil – weil – weil –«

»Aber ich habe die Matrosen im Hamburger Hafen so oft ihre Schandys singen hören, beim Ankerheben.«

»Das glaube ich schon. Aber haben Sie auch die Worte verstanden?«

»Nein, das allerdings nicht. Ist es denn nur gar so schlimm?«

Ja, wie sollte ich da eine Auskunft geben.

Was ist überhaupt ein Schandy? Eigentlich Shandy geschrieben.

Ich weiß es nicht. Es sind Matrosengesänge, allen germanischen Seeleuten eigentümlich, gleichgültig, ob sie deutsch, englisch, schwedisch, dänisch oder holländisch gesungen werden. Das Eigentümliche liegt in der Melodie. Unbeschreiblich. Auch nicht durch Noten wiederzugeben.

Ich will hier einmal einen Schandy in Hochdeutsch anführen, den aber kein Seemann kennt. Es war ein Versuch, den fürchterlichen Schandy in andere Bahnen zu lenken, ihm doch wenigstens etwas Sinn zu geben.

Stolz weht Schwarz-Weiß-Rot an unserem Heck,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho.

Drum segeln wir selbst übern Teufel hinweg,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho, ho, ho.

Sing vallerä ho, sing vallerä ho,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho.

Drum lieb'n den Matrosen die Mädchen so heiß,  
Sing vallerä ho, ho, ho, ho.

Ob schwarz ihre Haut, ob rot oder weiß –.

Und so weiter.

Das Ding ist ganz hübsch gemacht.

Nur schade, daß es kein Matrose singen will.

Denn dieser Schandy ist nicht echt, der ist künstlich gemacht worden, obgleich es die Melodie eines echten Schandys ist.

Aber die kann man ja hier nicht wiedergeben, und das geht überhaupt auch durch Noten nicht, auf keinem Instrument.

Der Tiroler hat sein Jodeln, und das muß man von Tirolern hören.

Auch der Seemann hat sein Jodeln, aber wieder ein ganz, ganz anderes. Er läßt die Stimme ebenfalls fortwährend überschnappen, aber wieder in ganz anderer Weise, es kommt immer ein Jauchzen dazwischen.

Es klingt fürchterlich!

Furchtbar scheußlich in geschlossenem Raume, und furchtbar prächtig dann, wenn der Schandy gesungen wird, wenn es daran ankommt, wozu er eben dient.

Das muß man hören, wenn die Kerls oben auf den Rahen stehen, im Sturm, wenn sie die Segel bändigen, und die wollen sich nicht bändigen lassen, und dann brüllt der Kapitän unten: »All Schandy, Boys!!« – und dann geht es dort oben taktmäßig los, brüllend, donnernd, jauchzend – und unten steckt alles die Finger in den Mund und pfeift dazu den Takt – so etwas kann man nur erleben!

Ich weiß woher der Schandy stammt. Ich ahne es wenigstens. Das ist noch ein altgermanischer Barritt!

Der Schlachtgesang, den die alten Germanen in ihre Schilder brüllten, wenn sie auf den Feind losgingen – der Barritt, den Tacitus nicht schrecklich genug beschreiben kann. –

Lassen Sie sich doch einmal einen Schandy singen!« bat mich die Patronin. »Es kann doch nicht so furchtbar sein. Ich gehöre doch mit zum Schiffe, ich kann schon etwas vertragen. Ich will einmal einen echten Schandy hören.«

»Na da singt mal einen, Boys. Aber nicht gerade einen so granatjen.«

»Schäll wi?« wurde geschmunzelt.

»Na ja, los!«

Und da mit einem Male verwandelten sich die bisher verdrießlichen oder spöttischen oder listigen Gesichter, da mit einem Male wurden sie alle ernst, sogar finster, drohend, die Augen nahmen einen ganz anderen Ausdruck an – und dann ging es los!

Die erste Strophe von jedem Verse wird vom Vorsänger gesungen. Wer das ist, das ist – höhere Inspiration, möchte man fast sagen. Irgend einer fängt plötzlich an, die anderen wissen es, ohne es ausgemacht zu haben. Dann fällt der Chor jauchzend ein. Jeder Schandy beginnt mit einem »Und« – wie in der Bibel – lang, lang ausgedehnt. Also da hieb einer an:

Uuuund häst Du dee Lübecker Anna nich seehn –.

Und brüllend und jauchzend fiel der aus 40 Mann bestehende Chor ein:

Sing vallerä ho, ho, ho, ho.

Deeeeeeee hädd 'n gewaltig – – – –

»Hö, hö, hö, hö!!« fing aber jetzt ich zu brüllen an, tödlich erschrocken, mit entsprechenden Armbewegungen herbeispringend. »Stop, stop, stop, stop!! Kerls, seid Ihr denn wahnsinnig?!«

Da brachen sie ab, selbst erschrocken. So blickten sie nach der Dame, nach der Patronin.

Verstehst Du denn, lieber Leser, was hier vorliegt?

Das läßt sich mit Worten gar nicht erklären.

Hier liegt ein psychologisches Geheimnis vor!

Man sage nur nicht etwa, daß die Matrosen rohe, gotteslästerliche, unflätige Menschen wären.

Ich kenne sie besser. Gerade das Gegenteil ist der Fall.

Aber verlange nur nicht, daß der Matrose, wenn er sich in schwindelnder Höhe mit wilden Segeln herumbalgt, Kirchenhymnen dazu singt. Und die Sache ist nämlich die, daß jeder in der Welt, der singen kann, das besingt, was er nicht hat, wonach er sich sehnt.

Das macht überhaupt die ganze Dichtkunst aus. Nur die Geliebte inspiriert den Dichter – hat er nichts mehr zu ersehnen, dann ist mit der Singerei vorbei. Deshalb schließen auch fast alle die Romane mit der Heirat. Dann ist Zapfen ab. Und so ist's allüberall in der Welt. Gebt dem Kanarienvogel ein Weibchen in den Käfig und er hört auf zu singen.

»Ja was war denn?« fragte die Patronin verwundert. »Warum lassen Sie die Matrosen denn nicht weiter singen?!«

Ach Gott, die hatte in ihrer Unschuld noch nicht verstanden, jetzt wollte die auch noch Aufklärung haben!

Mit einem Male wandte sie sich jäh um, schlenkerte mit den Fingern, daß es knallte, und ging schnell davon.

Der kleine Zwischenfall war beendet. Ich ließ meine Matrosen aber keine Schandys mehr singen, nicht an Land, nicht beim Gewehrputzen.

Das war natürlich nicht das Herrliche, woran ich in der Kapitelüberschrift vorbereitete. Aber die Einleitung dazu war es doch gewesen. –

Gleich darauf marschierten wir ab: die Patrona, ich, Peitschenmüller, Mister Tabak und Simson. Wir wollten eine Expedition ins Innere machen, würden wahrscheinlich einige Tage ausbleiben.

Simson war ein Neger, einer von den »Exklikusen«, der deshalb so hieß, weil er eben ein Simson war, ein riesenhafter Herkules. Dafür mußte er aber auch das zusammengelegte Boot aus Segeltuch tragen, doch ein ziemliches Gewicht, und sogar noch anderes mehr, was für den aber gar nichts zu sagen hatte. Es war ein professioneller, sogar geborener Lastträger.

Wir anderen hatten die übliche Jagdausrüstung, in der Jagdtasche kompakte Nahrungsmittel für vier Tage, auf dem Rücken einen kleinen Schlauch – aber aus Leder – mit je sechs Liter Inhalt. Mit Ausnahme Mister Tabaks. Der Eskimo hatte heute einmal seine Badehose mit einem Sportkostüm vertauscht, in dem er mir erst recht merkwürdig vorkam, sonst aber hatte er nichts weiter

bei sich als zwischen den Zähnen die qualmende Fuhrmannspfeife. Allerdings hatte auch er sich verproviantiert, aber gleich im Magen, hatte zum Frühstück seine fünf Pfund Speck verzehrt.

»Hier ist Ihr Wasserschlauch.«

»Ach, ich nehme kein Wasser mit. Was Sie mitschleppen, das wird auch schon für mich reichen.«

So hing er sich an den Gürtel nur noch eine Fischblase, zwei Pfund Tabak enthaltend, wie eine Bombe aussehend. Aber das wurde ihm auch noch zuviel.

»Seht mal, wie sich Simson freut, daß er wieder mal was tragen kann, wie der tänzelt!« sagte er gleich nach den ersten Schritten. »Na, die Freude will ich Dir machen – hier, mein lieber Simson, Du darfst meinen Tabaksbeutel tragen – da bin ich nicht so.«

»Na, Jungens,« rief die Patronin, als wir abrückten, »wenn wir wiederkommen, dann könnt Ihr mir vielleicht was anderes vorsingen.«

»Ay, ay, Capitana!« lachte Oskar der Segelmacher zurück.

Ich habe über unsere Expedition, die nach Südwesten führte, nicht viel zu berichten.

Eben ein nacktes, fürchterlich zerrissenes Felsengebiet, durchzogen von zahllosen Wasserkanälen, manchmal so schmal, daß wir darüber springen konnten; manchmal breit genug, um einige große Dampfer nebeneinander durchzulassen.

Langsam, ganz langsam kamen wir vorwärts. Fortwährend mußte das Segeltuchboot benutzt werden.

Ich will nur eine einzige Unterhaltung wiedergeben, und zwar eine, die Mister Tabak mit mir begann. Der Eskimo konnte überhaupt bei Gelegenheit sehr redselig werden.

»Gibt es hier Pferde?« wandte er sich also an mich.

»Nein. Wie sollen die denn hier fortkommen?«

»Es gibt hier aber doch auch Weideland.«

»Ja, das ist hier aber im Winter viel zu kalt, auch für wilde Pferde, so abgehärtet die auch sein mögen!«

»Ich habe aber gehört, daß es in Patagonien sehr schöne Pferde geben soll.«

»In Patagonien, ja. Das ist aber jenseits der Straße. Und dann doch mehr nach dem Norden hinaus, also wo es schon wieder etwas wärmer ist im Winter.«

»Es sollen sehr, sehr schöne Pferde sein.«

»Ja, die patagonischen Pferde sind berühmt. Wunderbare Schweife und Mähnen, auch sonst eine sehr dichte, prächtige Behaarung. Es ist eben schon mehr ein Pelz für den Winter. Aber sie sollen sich sehr schwer zähmen lassen. So schwer wie das afrikanische Zebra, wenn da auch einmal Ausnahmen vorkommen.«

»Sind es sehr große Tiere?«

»Das allerdings weiß ich nicht.«

»Haben Sie in Deutschland schöne Pferde?«

»O gewiß.«

»Große, starke Tiere?«

»Alle Sorten.«

»Auch solche dicke Holländer?«

»Jawohl, auch.«

»Die sind mir die liebsten. Wenn ich solch einen mächtigen, dicken Holländer sehe, da kann ich mich begeistern.«

»Sind Sie so ein großer Pferdeliebhaber, Mister Kabat?«

»Na und ob! Wenn ich einmal träume, dann träume ich nur von Pferden.«

»Reiten Sie gern?«

»Ich? Nee. Ich habe noch nie auf einem Pferde gesessen.«

»Wie kommt es denn da, daß Sie so ein großer Pferdeliebhaber sind?«

»Ja, ich weiß selbst nicht – wenn ich so ein recht schönes, edles Pferd sehe, da – da – da wird mir immer gleich ganz anders.«

Da wandte die vor uns gehende Patronin sich lachend um.

»Irren Sie sich nur nicht, Herr Waffenmeister – der interessiert sich und schwärmt nur für Pferde, weil er sie so gern ißt! Das ist ein Liebhaber von Pferdefleisch!«

Ach soo!!

»Ja,« setzte dieser Pferdeliebhaber auch noch erklärend hinzu, »wenn ich so ein recht schönes, edles, dickes, gutdurchwachsenes Pferd sehe, dann, dann, dann – läuft mir immer gleich das Wasser im Maule zusammen. Rippenstück ist mir beim Pferde das liebste. Das esse ich fast so gern wie Froschkeulchen. Und dann hinten der Steert und vorn die Schnauze. Wenn die Patrona vielleicht auch nüber nach Patagonien geht, will ich sehen, ob ich so

einen Gaul totschmeißen kann. Dann will ich Ihnen mal einen Pferdemaulsalat vorsetzen – einen Pferdemaulsalat, sage ich Ihnen –«

Und Mister Tabak schnalzte und leckte mit der Zunge.

Am Abend wurde zwischen Felsblöcken gelagert. Als über uns weg eine Wildente flog, vielleicht in einer Höhe von 40 Metern, bückte sich der Eskimo, nahm einen wallnußgroßen Stein, warf – und die Ente kam herab, mit zerschmettertem Brustkasten.

Es war mir nichts Neues. Ich hatte nun schon oft genug gesehen, wie er Möven im schnellsten Fluge traf. Aber immer wieder mußte ich staunen. Wie er so nachlässig den Stein aufhob, wie er warf, dabei mit der linken Hand seine Pfeife nachstopfend – es war nicht anders, als wenn unsereiner so die Zigarrenasche abschnippst.

Es war ein großes, schweres, überaus fettes Tier. Wir hatten einen Apparat und genügend Spiritus mit uns. Aber mit dem Braten, mit dem Rösten über der Flamme war es doch nichts. Und außerdem war das Tier so fett und von furchtbar tranigem Geschmack!

Nun, desto besser für Mister Tabak. Der verdrückte die ganze Ente sozusagen im Handumdrehen.

Am nächsten Morgen, sobald die Sonne aufging, gegen fünf Uhr, wurde die Wanderung fortgesetzt, immer noch in der Hauptrichtung nach Südwesten.

Daß wir die Goldbucht etwa so zufällig finden würden, daran glaubte die Patronin ja nicht, sie sagte es mir auch einmal bei Gelegenheit. Aber es war ganz gut, wenn wir uns hier schon etwas umsahen.

Immer noch ein prächtiger Tag. Wir hatten es hier einmal gut getroffen.

Es war gegen acht Uhr, wir dachten an das zweite Frühstück, als der vorausgehende Peitschenmüller, der gerade durch zwei hohe, nahe zusammengerückte Felsblöcke getreten war, plötzlich stehen blieb und die Hände erhob.

»Allmächtiger Gott!!«

Wenn dieser Mann erschrak oder nur so staunte, dann mußte es gewiß einen ganz besonderen Grund haben!

Erblickte er etwa unter sich in einer Wasserbucht den Schatz des Bukaniers?

Die Patrona sprang vor, ich ihr nach – und da standen auch wir vor Staunen, nein vor Schreck ganz gelähmt da!

Nein, kein Goldschatz war es, den wir erblickten.

Ein Schatz allerdings war es vielleicht dennoch, den wir da gefunden hatten. Vielleicht auch nicht.

Da lag zwischen zackigen Steinen gebettet, nur von wenig Wasser umspült, ein mächtiger Dampfer!

Ein Wrack! Aber kaum als solches gekennzeichnet. Ganz aufrecht gebettet, wie im Dock. Daß auf Steuerbordseite die Eisenplanken eingedrückt waren, das war von hier aus nicht zu sehen.

Nur die beiden Masken waren am Fuße abgesplittert.

Aber überhaupt ein Wrack schon dadurch, daß er zwischen Steinen lag, nur noch mit dem Kiel im Wasser. Wenn man bei solchen Eisenkasten, die mehr die Form

eines Backtroges haben, um möglichst viel Ladung nehmen zu können, überhaupt noch von einem Kiele sprechen darf.

Es sieht scheußlich aus, solch ein großer Dampfer auf dem Trockenen. Ja, nicht nur traurig, sondern scheußlich!

Wer so etwas noch nicht gesehen hat, dem kann man es auch nicht beschreiben, weshalb.

Ein gestrandeter großer Walfisch sieht traurig aus. Ein vollkommen aufs Trockene gesetztes großes Schiff, womöglich so aufrecht wie hier, macht einen noch viel, viel niederschlagenderen Eindruck auf den, der für so etwas Empfindung hat.

Es war ein Dampfer von wenigstens 4000 Tonnen. Das ist so die normale Größe der Ozeanfrachtdampfer. Und wie sich hinten die gewaltige, scheinbar ganz unbeschädigte Schraube herausreckte! Tot! Noch vielmehr als tot! Der gestrandete Walfisch erfüllt noch immer seinen Zweck. Aber dieser Dampfer hier hatte seinen Zweck so total verfehlt, auch dieses Wrack brachte noch immer Jammer über Jammer in die Welt, vielleicht weinende Witwen und Waisen, mindestens furchtbare Enttäuschungen.

Genug! Wir hatten überhaupt jetzt keine Zeit, solche Reflexionen anzustellen.

»Arkadia – Aberdeen!« las ich am Heck. Also ein Engländer.

Er lag dicht hinter den Felsen, hinter denen wir hervorgekommen waren, kaum 20 Schritt. Von uns entfernt, wir

brauchten nur über die Steine zu balancieren. Wie hatte sich denn dieser Riesenkasten hier hereingequetscht?! Er konnte doch nicht meilenweit über Land geschusselt sein.

Na, davon erst mal abgesehen, da kann in solchen Gebieten, die weder Land noch Wasser sind, noch etwas anderes passieren, diese Frage wollen wir später aufwerfen.

Nichts Lebendiges. Von den sechs Booten fehlten vier, sie waren mit den Davits offenbar regelrecht ausgeschwungen worden.

Alles so schrecklich und doch so friedlich im goldenen Morgensonnenscheine.

Und da – da plötzlich erschollen Töne!

Töne, wie ich sie nie wieder gehört habe.

Wenigstens nicht in solch einer Situation, in solch einer Stimmung.

Bald glaubte ich ein Harmonium zu hören, dann war es unbedingt wieder ein Klavier, dann schwoll es mächtig wie eine Orgel an, dann klagte es wieder wie ein Violoncello, und dann hörte ich wieder ganz deutlich eine Harfe.

Und das rauschte und sang und klagte und donnerte und weinte – jetzt mit mächtigem Klange, jetzt wieder leis und süß.

Ich bin nicht musikalisch. Empfänglich wohl für Musik, sehr sogar, aber nicht selbst musikalisch. Ich pfeife sogar immer daneben.

Ich will es gleich sagen: es war eine Bachsche Fuge, gespielt von Meisterhand auf einem Clavicembalo – einem

Instrument, das man jetzt wieder aus der Rumpelkammer hervorholt und sich staunend fragt, wie man solch eine Schönheit jemals vergessen konnte. Doch davon später mehr.

»Waffenmeister,« flüsterte da die Patrona ganz entgeistert, »was ist denn das?!«

Ich konnte keine Auskunft geben, ich war nicht weniger entgeistert. Ich gehörte nicht mehr dieser Erde an. Ich war plötzlich in den siebenten Himmel entrückt. Und sogar Mister Tabak – der hatte sogar seine Pfeife aus den Zähnen genommen, um dafür sein Maul recht weit aufsperrn zu können, als höre er mit diesem – obgleich seine Elefantenoehren groß genug waren.

Er war aber auch der einzige, der uns Auskunft geben konnte.

»Da macht jemand Musike.«

Na, nun wußten wir's endlich.

Also vorwärts, über die Steine balanciert!

Die »Musike« kam offenbar aus den offenen Bollaugen des Kajütenaufbaues heraus. Da konnten wir nicht hineinblicken das war zu hoch. Ein Fallreep hing herab, wir kletterten hinauf. Die Töne währten fort. Leise öffneten wir die Kajütentür.

Ach, dieser Anblick, verstärkt noch durch den Sonnenschein der von oben durch das Skylight hereinflie. Die Sonnenstrahlen gaben wie die goldene Umrahmung ab.

In der Ecke stand ein Klavier, langgestreckt wie ein Flügel, aber doch wieder ganz anders, und davor saß, vom Sonnenlichte umflossen, uns die Seite zukehrend,

ein kleines, buckliges Männchen in einem hartmitgenommenen Schlafrock, elegant mit Fetträndern garniert, die Füße in Fragmenten von Filzpantoffeln, die Strümpfe hackenlos – und spielte.

Und es rauschte und jubelte und klagte und jauchzte und weinte unter seinen geläufigen Fingern, und dann kam der Schluß noch einmal mächtig anschwellend und dann süß, und leise endend, und dann drehte der kleine Bucklige sein Gesicht zu uns herum, die wir schon mitten in der Kajüte standen, ein blasses, hageres, elendes Gesicht mit großen, braunen, schönen, herrlichen, mächtigen Augen, und mit einem sanften Lächeln sagte er zu uns:

»Ist das nicht herrlich? So etwas hat doch nur ein Johann Sebastian Bach schaffen können.«

Leser, kannst Du Dich in diese Situation versetzen?

Hier im Südzipfel Amerikas, im trostlosen Feuerlande, im Lande der Verzweiflung, dessen Bewohner ihr höchstes Ideal in Talglichtern sehen – finden wir ein verlassenes Wrack, da drin wird eine Bachsche Fuge gespielt, von einem buckligen Männchen im Schlafrock und Pantoffeln, es dreht sich um und fragt uns ganz gemütlich: »Ist das nicht herrlich?«

Dann freilich kam die Reaktion. Aber immer noch nicht so, wie sie hätte eigentlich kommen müssen.

Er stand auf, griff sich erst an den Hals, versuchte sein offenes Hemd zu schließen, was ihm nicht gelang, weil kein Knopf dran war, versuchte mit der anderen Hand gleichzeitig seinen Schlafrock zu schließen, an dem aber

ebenfalls weder Knopf noch Heftel noch Band war, so hielt er wenigstens alles krampfhaft fest, außerdem versuchte er noch abwechselnd seine Füße einen hinter dem anderen zu verstecken, wegen der Löcher in den Strümpfen, und so sagte er mit errötender Verschämtheit, sagte es wie vorhin deutsch:

»Ach entschuldigen Sie nur, ich bin noch nicht angezogen.«

Aber nicht etwa, daß wir darüber lachten oder doch eine Komik empfunden hätten! Durchaus nicht. Wir waren noch in ganz, ganz anderer Stimmung.

»Ja wer sind Sie denn?!« fand zuerst die Patrona die Sprache.

»Hämmerlein ist mein Name – Reinhold Hämmerlein – Emil Gustav Reinhold Hämmerlein aus Amsterdam.«

Ich will es nicht ausführlich schildern, wie sich die Sache weiter entwickelte, bis er seine Verlegenheit überwunden hatte. Dann konnte er auch ganz fließend sprechen und sachlich berichten, der kleine bucklige Mann, dessen Alter gar nicht zu taxieren war. Entweder war es das faltige Gesicht eines kranken Kindes, oder das jugendliche Antlitz eines Greises. Aber nun diese Augen! Das waren echte Kinderaugen. Und sie erzählten noch viel, viel mehr. Ihr Besitzer gehörte nicht dieser Erde an, der lebte in seiner Welt für sich, schon hier im Himmel.

Vor elf Wochen hatte die »Arkadia« in London als Hauptsache Bleirohre geladen, hatte noch einmal Amsterdam angelaufen und einige Fracht genommen, hatte die Fahrt nach Guayaquil angetreten, dem Haupthafen des Staates Ecuador.

Vor sieben Wochen hatte der Dampfer die Magalhaesstraße passiert. Am Nachmittag war Springflut gewesen, die sich aber in dieser Meeresstraße erst einige Stunden später bemerkbar macht, und zwar kommt die gewaltige Strömung dann von beiden Seiten hereingeschossen. Am Abend undurchdringlicher Nebel bei furchtbarer See.

Ja, was soll man da machen bei solchem Nebel in einem Gebiet, von dem man nur eine schmale Fahrstraße kennt? Stilliegen kann der Dampfer nicht, sonst ist er ja nicht zu steuern. Kapitän Scammy ließ Viertelkraft fahren und ununterbrochen loten. Es war seine Pflicht, aber Zweck hatte es nicht. Bei solcher See, wenn die Wogen so toben, da ist schwer zu loten, die wahre Tiefe zu ergründen, da kann man sich gleich einmal um hundert Meter täuschen, und der mit dem eingetalgten Lote heraufgeholte Meeresgrund sagte nichts, den kennt man hier nicht außerhalb der Fahrstraße. Rechts voraus donnerte eine Brandung. Stimmt, das waren die Kaskassia-Riffe. Also mehr nach Backbord gehalten.

Aber dabei befand sich der Dampfer schon ganz am Südrande der Straße, das war die Brandung in einem südlichen Kanal! Der Kapitän konnte es nicht wissen. Also immer weiter in die südlichen Straßen hinein, mitten hinein zwischen die Klippen und Riffe!

Da ein Knirschen des Kiels, noch einmal freigekommen, die Brandung, furchtbar verstärkt von der Springflut, schleuderte den Dampfer noch einmal vorwärts – dann saß man fest für immer.

Am nächsten Morgen war das schönste Wetter, da konnte man sich alles beschauen. O weh, wo war man hingekommen!

Als wir uns dann die Umgebung besahen, fanden wir das alles erklärlich. Wir hatten wohl meist festen Boden unter den Füßen gehabt, nur immer über Kanäle setzen müssen – hinter diesen Felsen aber lag ein offenes Wasserbassin, unübersehbar, einfach das freie Meer. Und zur Zeit der Springflut hatte auch diese Bucht dazu gehört, in der jetzt der Dampfer so gut wie auf dem Trockenen lag.

Hoffnungslos festgerannt! Ach, wie kann man da überhaupt noch von »hoffnungslos« sprechen. Wenn ein Schloß am Meere durch einen Bergrutsch ins Wasser plumpst, dann liegt es eben drin, da kann man doch auch nicht »hoffnungslos« sagen.

Also die nötigen Boote zu Wasser gebracht und davongerudert, um sich als Schiffbrüchige aufnehmen zu lassen. –

So hatte Emil Gustav Reinhold Hämmerlein berichtet, nur ausführlicher, sachlicher, viele Einzelheiten schildernd.

»Ja und Sie?« fragte die Patronin.

»Ich bin hier zurückgeblieben.«

»Weshalb denn?!«

Wieder wurde das Männchen etwas verlegen oder sogar sehr, es errötete wie ein kleines Mädchen.

»Ich – ich – wollte nicht mit – der Kapitän redete mir immer zu, aber ich wollte nicht – die Leute wollten mich mit Gewalt mitnehmen – da versteckte ich mich – man fand mich – ich sagte dem Kapitän, daß ich nicht mitkönnte – und da – da – gab er es auf. Da bin ich hier zurückgeblieben.«

»Ja weshalb denn nur?«

»Weil – weil – ich bin Orgelbauer – die »Arkadia« hatte in Amsterdam eine Orgel mitgenommen – für Guayaquil – oder vielmehr für Quito – ich sollte sie dort montieren –«

Die Patronin blickte nach dem Instrument, dem er solch wunderbare, mächtige Töne entlockt hatte.

»Dort die Orgel?«

»O nein. Das ist ein Clavicembalo. Nein, unten liegt eine Orgel verpackt – mit – mit 5000 Pfeifen und 64 Registern – sie ist für Quito bestimmt, für die neue Kirche – und – und – ich habe sie selber gebaut – mit meinem Vater – schon – schon mein Großvater hat daran gebaut – und – und – ich kann doch meine Orgel nicht im Stiche lassen –«

Schüchtern und verlegen hatte es das Männchen, das erst so fließend sprechen konnte, hervorgestammelt, mit demütigem Lächeln immer wie um Entschuldigung bitend, daß es überhaupt geboren war.

Und da plötzlich ging mir eine Ahnung auf!

Da aber mußte ich erst einmal das Examen übernehmen.

»Was kostet die Orgel?«

»10 000 Pesos.«

»Das sind rund 40 000 Mark. Ist das schon bezahlt?«

»Ei freilich, das mußte im voraus bezahlt werden.«

»Ist die Orgel Ihr Eigentum?«

»O nein,« erklang es noch verschämter, »ich – ich bin doch nur Angestellter bei Godfroys, sollte die Orgel doch nur in Quito montieren.«

»Sie haben keinen Anteil daran?«

»Was denn für einen Anteil? Ich – werde doch für diese Arbeit sehr gut bezahlt –«

»Sie sind nun schon sieben Wochen hier auf dem Wrack?«

»Ja, sieben Wochen werden's nun schon sein.«

»Ganz allein?«

»Ja, aber – aber –«

»Aber was?«

»Ich habe doch genug zu essen –«

»Werden Sie abgeholt?«

»Abgeholt? Nei – – nein – ich glaube nicht –«

»Hat Ihnen der Kapitän vielleicht gesagt, daß Sie abgeholt werden – Sie und natürlich erst recht die Orgel.«

»Nei – – nein – der Kapitän hat mir gleich gesagt, daß hier niemand wieder herkommt – weil – weil – doch alles versichert ist die Orgel doch natürlich auch – und – und – wenn ich wollte, dann könnte ich ja hier bleiben – aber – aber – für mich tun könnte er nichts mehr –«

Ich will hier gleich etwas erledigen, was doch einmal erwähnt werden muß, zumal es für uns noch eine so große Rolle spielen sollte: das Bergen von herrenlosem Seegut und das Versichern von Schiff und Ladung.

Was herrenloses Seegut anbetrifft, so sieht es in der Welt noch viel romantischer aus, als ich es jemals in einer phantastischen Erzählung gelesen habe. Ungeheure Schätze harren überall nur des Abholens.

Nach der letzten Statistik gehen jährlich von europäischen und amerikanischen Seeschiffen durchschnittlich 246 Dampfer und 772 Segler verloren, meist durch Strandung. Der Wert der Ladung beträgt rund zwei Milliarden Mark. Also jährlich! Das häuft sich doch immer mehr an! Und die meisten Schiffe liegen als Wrack irgendwo am Strand.

Na nun fahrt mal hin und holt die Milliarden ab! In Gestalt von Waren der verschiedensten Art, die doch nur zum kleinsten Teil ganz unbrauchbar werden.

Wenn ein Dampfer von 3000 Tonnen seinen Bauch mit brasilianischem Kaffee gefüllt hat – good average Santos, die billigste Sorte – so entspricht das nach heutigem Marktpreis einem Werte von genau zwei Millionen Mark, indem 100 Kilo im Speicher von Santos 66 Mark 50 Pfennig kosten. Das Pfund 33 Pfennige. Bei uns ist er beim Kaufen freilich teurer.

Der Dampfer liegt als Wrack an der Küste Argentinien fest und sicher zwischen den Klippen, er wird noch nach Jahrzehnten so daliegen, jeder kann hinfahren und sich die Kaffeesäcke abholen.

Ich fahre mein eigenes Schiff, bin in Sydney, will nach San Franzisko. Die Versicherung für Schiff und Ladung wird immer von Fall zu Fall, von Hafen zu Hafen abgeschlossen. Über die Höhe der Versicherungsprämie ist absolut nichts zu sagen. Weshalb nicht, werde ich später erklären.

Ich habe mein Schiff in möglichst kürzester Zeit – ich gebrauche diesen doppelten Superlativ mit Absicht – von Sydney nach San Franzisko zu bringen. Unterwegs sehe ich an einer Koralleninsel ein großes Wrack. Was geht mich das Wrack an? Ich habe mein Schiff nach San Franzisko zu bringen. Aber es reizt mich, ich untersuche es. Es ist nichts des Mitnehmens wert, oder das Ausladen ist zu beschwerlich. Ich fahre weiter. Mein Aufenthalt dort hat nur zwei Stunden gewährt. Natürlich muß das ins Logbuch, ins Schiffsjournal eingetragen werden. Da steht jedes Wörtchen unter Eid. Vertusche ich nur eine Minute und es wird mir nachgewiesen, dann komm ich ins Zuchthaus.

Vor San Franzisko wird mein Schiff gerammt, es geht unter.

Ich bekomme keinen Pfennig Versicherung ausgezahlt! Weshalb nicht?

»Ja, siehst Du, wenn Du Dich dort unten nicht zwei Stunden bei dem Wrack aufgehalten hättest, dann wärest Du zwei Stunden eher hier gewesen, wärest also nicht gerammt worden. Was hattest Du Dich denn bei dem Wrack aufzuhalten?«

So ist es!

Man wirft mit der Wurst nach dem Schinken.

Nun könnte man ja sagen, wenn mir später nichts passiert wäre, hätte ich mich nicht dort zwei Stunden aufgehalten, dann wäre ich vor San Franzisko gerammt worden. Ganz schön und gut, solch eine starke Glaubensfrömmigkeit, solch ein Glauben an das Walten einer göttlichen Vorsehung – aber mit so etwas läßt sich die Geschäftswelt nicht ein. Nur das Resultat entscheidet. Ich habe mich zwei Stunden unnütz dort aufgehalten – Schiff und Ladung und bezahlte Versicherungsprämie sind futsch!

So, nun fahrt einmal hin und nehmt Wracks aus! Das kann man nur mit unversichertem Schiffe. Dann wirft man aber doch erst recht mit der Wurst nach dem Schinken!

Etwas anderes ist der Beistand in Seenot. Aber hinwiederum ist das auch ganz, ganz anders, als man sich das gewöhnlich vorstellt. Man glaube nur nicht etwa, daß das allein so aus christlicher Nächstenliebe geschieht. Wohl geschehen auf See jeden Tag Heldentaten, von denen die übrige Welt nichts erfährt – aber berappt muß alles werden! Das heißt der Reederei, der das helfende Schiff gehört. Zeit ist Geld, jede Stunde, die man bei der Rettungsarbeit versäumt hat, muß bezahlt werden. Und bei den großen Passagierdampfern geht das in die Tausende pro Stunde! Das wird genau auskalkuliert und einem Schiedsgericht vorgelegt.

Es gibt Seeversicherungsgesellschaften, aber der Hauptsache nach versichern die Reeder unter sich auf Gegenseitigkeit national und auch international. Der Verlust wird also gemeinschaftlich getragen, es wird jährlich abgerechnet. Das geht prozentual nach den Tonnen. War der verlorene Kaffeedampfer mit drei Millionen Mark versichert gewesen, mein Schiff hätte tausend Tonnen, so wäre ich, wenn Deutschland drei Millionen Tonnen auf hoher See schwimmen hätte, was auch so ziemlich stimmt, mit tausend Mark an jenem Verluste beteiligt. Ginge also einmal ein Jahr gar kein Schiff unter, käme keine Havarie vor, so hätte auch niemand etwas zu bezahlen, und Schiff und Ladung wäre dennoch versichert.

Außerdem nun: herrenlos ist Strand- und sogenanntes freies Seegut überhaupt nicht. Es gehört immer noch dem Besitzer, mag es auf einsamer Klippe auch so lange liegen wie es will. Dem bergenden Schiffe gehört nur der dritte Teil des Wertes, es kann diesen behalten oder weiter verkaufen, der Besitzer hat das Recht des Verkaufs.

Von diesem Drittel, also vom ganzen Bergesgeld, erhält die Hälfte der Reeder, ein Viertel der Kapitän, das letzte Viertel wird unter die Mannschaft prozentual nach der Höhe ihrer Heuer verteilt.

Über diese Art der Verteilung wird in Seemannskreisen, das heißt in den unteren, viel geschimpft. Es wäre die größte Ungerechtigkeit. Wie kommt die Reederei dazu, die ganze Hälfte einzustecken? Die Matrosen sind es doch, die ihr Leben riskieren und sich beim Umladen plagen müssen.

Ich habe eine stark demokratische Ader, aber ich kann da kein Unrecht erblicken. Die Reederei riskiert bei so etwas ihr ganzes Schiff, denn mißlingt es, dann erhält sie nicht die Versicherung. Und der Kapitän riskiert sein Patent, deshalb ist ihm ein ganzes Viertel recht wohl zu gönnen. Steuerleute und Matrosen aber riskieren nichts, nur ihre Knochen, die haben sie so wie so jeden Tag einzusetzen, dafür werden sie bezahlt, sonst müssen sie eben zu Hause hinterm Ofen bleiben, und wenn dann jeder tausend oder auch nur hundert Mark bekommt, so kann er recht wohl damit zufrieden sein. –

Also dieser Dampfer hier war samt seiner Ladung – einfach hops!

Wegen der Bleirohre kam kein anderes Schiff in diese Klippengegend. Oder dann hätte man auch den Eisenkasten in Trümmern schlagen können, um die Eisenspalten mitzunehmen und sie anderswo wieder zusammenzuleimen. Und dasselbe galt von der Orgel. Die war mit 2000 Pfund Sterling versichert, die Kirchengemeinde von Quito erhielt sie ausbezahlt, und damit basta!

Und was hatte denn das alles in der Versicherung des Welthandels zu bedeuten? Genau soviel, als wenn ich hundert Mark in der Tasche habe, und ich verliere davon einen Groschen. Aufheben tue ich ihn ja, das stimmt. Aber ist er in eine Schlucht gefallen, so kletterte ich deshalb doch nicht etwa hinab, riskiere meinen Hals, und hat er sich in einer Dielenritze verkrümelte, so reiße ich deswegen doch nicht den Fußboden auf. Genau dasselbe Verhältnis lag hier vor.

Das war es, was ich hier des längeren habe ausführen müssen, wofür ich um Entschuldigung bitte. Viel lieber hätte ich ja einfach gesagt, wir hätten ein Wrack gefunden und alles eingesackt, und dann wären wir so weiter auf die Wracksuche gegangen. So wäre es vielleicht auch von anderer Seite erzählt worden. Ich aber kann das nicht, weil ich mich sonst in Unmöglichkeiten bewegen würde, jeder Seemann oder sonstige Sachverständige, der es liest, würde mich ja auslachen.

Und das alles wußte auch die Patrona ganz genau. Sie konnte einmal Fensterchen anstatt Bollaugen sagen, aber gerade in solchen Seeverhältnissen wußte sie, wie ich schon einmal gemerkt hatte, vielleicht noch besser Bescheid wie ich, das hatte die theoretisch studiert. Die internationalen Bestimmungen über das Bergen, und was damit zusammenhängt, umfassen eine recht stattliche Bibliothek.

»Der Kapitän hat Ihnen nicht gesagt, daß Sie von hier abgeholt würden?« wiederholte auch die Patronin noch einmal meine Frage.

»Nein. Melden wollte er es ja, das mußte doch auch ins Journal geschrieben werden, daß ich hier allein zurückbliebe, aber – aber – Hoffnung könnte er mir nicht machen.«

»Ja wie lange wollten Sie denn da hier bleiben?«

»Nun bis – bis – ach, ich habe ja so viel zu essen hier – und auch Trinkwasser – und dann regnet's doch auch einmal, da fange ich Wasser auf –«

»Sie wären wegen Ihrer Orgel einfach bis an Ihr Lebensende hier geblieben.«

»Ja – ja – ich kann doch meine Orgel nicht im Stiche lassen –«

Hilfflehend wanderten die schönen, braunen Kinderaugen im Kreise herum.

Der glaubte nämlich, wir verständen ihn nicht, und es uns begreiflich zu machen, darauf verzichtete er von vornherein.

Und wir verstanden ihn doch so gut, so gut! Wenigstens die Patronin und ich. Wahrscheinlich auch der Peitschenmüller, der blickte auch mit so eigentümlichen Augen auf das kleine bucklige Männchen. Von Simson war das ja nicht zu verlangen, noch weniger von Mister Tabak

Hut ab!

Wir standen hier vor einem Helden!

Es gibt Helden des Schlachtfeldes, es gibt Helden und noch mehr Heldinnen am Krankenbett. Es gibt Helden der Kunst, der Wissenschaft, der Arbeit. Es gibt aber auch Helden, deren Heldentum sich überhaupt gar nicht klassifizieren läßt. Helden irgend eines Ideals.

Solch einen Helden hatten wir hier vor uns, einen ganzen Helden vom Scheitel bis zur Sohle.

Wir sagten ihm aber keine Komplimente, wir fingen von etwas anderem an, ließen uns noch Näheres berichten.

Dann besichtigten wir das Schiff, stiegen in den Laderaum.

»Hier ist die Orgel.«

Alles in handlichen Kisten verpackt, gut verstaut, nichts beschädigt.

Sinnend stand die Patronin davor.

»Ist da auch wirklich alles vorhanden, was dazu gehört, Herr Hämmerlein?«

Alles, alles vorhanden, bis zum letzten Stiftchen, konnte dieser versichern.

»Der Blasebalg?«

»Das ist jetzt eine Rotationspumpe, ein Gebläse. Dort ist es verpackt. Für Motor- oder auch für Handbetrieb.«

»Waffenmeister, ich habe eine Idee!« wandte sie sich dann hastig an mich.

»Ich weiß, schon, was für eine!« lächelte ich.

»Was wäre das für eine?«

»Sie lassen sich die Orgel in Ihr Schiff einbauen.«

»Himmel noch einmal – Herr Hämmerlein, wäre das möglich?!«

Da plötzlich begannen die großen, braunen Augen noch mehr zu leuchten, als sie es schon immer taten.

»Sie haben ein Schiff?«

»Mein eigenes Schiff.«

»Wie groß?«

»Noch größer als dieses.«

»Ach, so groß brauchte es gar nicht zu sein und ich habe schon einmal daran gedacht – wenn ich meine Orgel in solch ein Schiff einbauen könnte – und dann weit draußen auf dem einsamen Meere spielen – wie das klingen müßte –«

»Könnte? Es ist nicht möglich?«

»Sicher, warum denn nicht? Soviel Platz wird doch dazu gefunden werden, und das ist dann ja etwas ganz anderes als in der Kirche, da käme es gar nicht so auf die Berechnung der Akustik an, ich würde die Pfeifen sogar mit Absicht auf die verschiedensten, weit entfernten Räume verteilen, die langen Grundbässe würde ich in die Ventilationsröhren einbauen –«

»Halt, halt, halt!« unterbrach ich. »Frau Neubert, Sie können diese Orgel mitnehmen und können, wenn sie 40 000 Mark kostet, von dem Besitzer oder von dem Versicherer 13 333 Mark 35 Pfennige dafür verlangen. Wird Ihnen das nicht für die Rückgabe bezahlt, so können Sie die Orgel verkaufen oder verauktionieren lassen und von dem Erlös die Ihnen zufallende Summe abziehen. Aber Sie können die Orgel nicht anektieren, der rechtmäßige Besitzer kann sie natürlich zurückfordern –«

»Aber das tun die, Quitaner nicht!« fiel mir das Männchen ins Wort.

»Nein?!« rief die Patronin.

»Nein, die sind froh, wenn sie die Orgel wieder los sind. Diese Quitaner haben sich wie – wie – wie die kleinen Kinder benommen, die Weihnachten nicht erwarten können. Erst haben sie jeden Tag telegraphiert, ob die Orgel denn noch nicht fertig wäre, als sie kaum den Auftrag gegeben hatten, und zuletzt, wie sie schon eingepackt wurde, wollten sie die Bestellung rückgängig machen, sie hätten sich nun schon für ihre Kirche eine fertige Orgel gekauft, sie würde schon montiert. Aber bei dem alten

Godfroy gibt es so etwas nicht, der schickte seine Orgel ruhig hin, mich zum Aufbauen mit –«

»Genug, genug!« jauchzte da die Patronin auf. »Die Orgel ist mir! Ja, Herr Hämmerlein – ich brauche doch nicht erst zu fragen, ob Sie auch Orgel spielen können – würden Sie die Orgel in mein Schiff bauen und mit mir kommen?«

»Auf Ihr Schiff?« bekam das Männchen noch einmal immer größere Augen.

»Es liegt nicht weit von hier. Eine Privatjacht, – wenn auch größer als dieser Dampfer hier. Ursprünglich eine Kriegsfregatte. Wir fahren in der ganzen Welt herum, nur zu unserem Vergnügen, und wo es uns auf dem einsamen Meere am besten gefällt, da bleiben wir liegen, so lange es uns beliebt. Wollen Sie mitkommen? Können Sie es oder sind Sie gebunden?«

»Ich bin ganz frei. Ach ja – ja – wenn ich das dürfte – mit meiner Orgel auf solch einem Schiffe –«

»Vorwärts, die Orgel wird abgeholt!« –

Nur noch eine kurze Besprechung, und es war entschieden, wie es gemacht wurde.

Juba Riata blieb mit Hämmerlein hier, wir anderen begaben uns nach dem Schiffe zurück, mit uns die Patronin – die zwar lieber hier geblieben wäre – hauptsächlich deshalb, um mit dem Kapitän zu sprechen, ob das Schiff nicht vielleicht noch näher herangeholt werden könnte. Ich hielt dies nicht für gut, wir wollten Gott danken, daß

wir das unversicherte Schiff glücklich in einer geschützten Bucht liegen hatten, wollte aber da kein Wort dazwischen reden.

So rückten wir im Eilmarsch wieder ab. Und wenn nun jetzt ein anderes Schiff kam und von dem Wrack Besitz ergriff? Für diesen Fall hatte die Patronin erst ein Schriftstück ausgesetzt, von uns als Zeugen unterschrieben; Ju ba Riata behielt es. Gegenwärtig war sie Besitzerin dieses Wracks, nur daß auch der einzige noch an Bord vorhandene Passagier einiges Anrecht darauf hatte. Kamen jetzt andere Menschen und wollten Besitz von dem Wrack ergreifen, so begingen sie Hausfriedensbruch, konnten mit Waffengewalt zurückgetrieben werden.

Und wie lange währte dieses Recht für uns oder vielmehr für den Besitzer des Schiffes, zu dem wir gehörten, in dessen Brot und Lohn wir standen? Dafür gibt es eine ganz verzwickte mathematische Formel.

Ich habe schon gesagt, daß die Paragraphen über das Bergungsrecht eine stattliche Bibliothek ausfüllen. Für den, der nichts damit zu tun hat, erscheint das als eine schauderhafte Umständlichkeit. In Wirklichkeit ist nichts so klar und präzise als dieses internationale Bergungsrecht. Da kann keine Streitfrage mehr aufgeworfen werden. Es ist bedacht worden, daß auf dem Wrack noch ein Kind geboren werden kann, als Kind des Kapitäns, eines Matrosen, eines Passagiers, eines Schiffbrüchigen, der erst unterwegs an Bord genommen worden ist – nach

Paragraph soundsoviel hat dieses Kind soundsoviel Eigentumsrecht an dem Wrack. Man macht manchmal Wetten, daß in dem Bergungsrecht dies und jenes vergessen sein müßte, an solch eine Kleinigkeit könne man doch nicht gedacht haben. Aber es ist nichts zu wollen.

Wieder zeigte sich Mister Tabak von einer anderen, staunenswerten Seite. Den Rückweg hätte ich schließlich auch gefunden. Aber nicht in fünf Stunden, wie der es fertig brachte. Wir waren ja bei dem Herweg viel im Zickzack gewandert, um immer die besten Übergänge über die Kanäle zu finden. Jetzt ging es immer direkt gerade aus, und doch war es immer die denkbar günstigste Stelle, wo einmal das Segeltuchboot benutzt werden mußte. Gerade als ob dieser Eskimo hier zu Hause wäre.

Es war der Instinkt, den der Eskimo in den Schnee- und Eiswüsten seiner Heimat erworben hatte, und der ehemalige Harpunier hatte diesen Instinkt in der Waterstreet zu Neuyork nicht verloren. Ja, es war staunenswert, wie der uns führte, aber eben deshalb nicht zu schildern.

Wie wir die Matrosen unseres Schiffes erblickten, war es aber auch die höchste Zeit.

Schon längst war es von Nordwesten hier pechschwarz mit schwefelgelbem Saume heraufgezogen, in der Atmosphäre lag ein furchtbares Etwas, die Luft glich geschmolzenem Blei, war kaum noch zu atmen.

Trotzdem konnte die Patronin bei Anblick der Mastspitzen, denen sich bald auch der Rumpf zugesellte, noch jauchzen.

»Mein Schiff – ach, mein Schiff – und mein Volk!«  
jauchzte sie auf.

Wir kamen näher. Die Umgebung des Schiffes hatte sich insofern etwas geändert, als dort am Strande ein mächtiger Holzstoß aufgebaut war. Es hatte uns schon immer an Brennholz gemangelt, um wenigstens das Kombüsenfeuer immer anzuzünden (Kombüse gleich Küche), die Leute hatten unterdessen Bäume gefällt, sie zersägt und gespalten, eine recht schöne Pyramide aufgestapelt.

Jetzt begann es in der Ferne zu murren, gewetterleuchtet hatte es schon immer, ununterbrochen stand der Horizont, noch ohne daß ein richtiger Donner zu hören war, in Flammen, und das war gut für uns, denn wir hatten immer noch einige hundert Meter zu marschieren, und immer finsterer wurde es, es wurde pechfinstere Nacht, jetzt nachmittags um drei, ohne das Wetterleuchten hätten wir auf dem schwierigen Terrain den Weg nicht finden können.

Und was hatten denn diese Matrosen?!

Sie hatten am Ufer gestanden, nicht nur Matrosen, denn es waren wenigstens 50 Mann, also auch Heizer und andere, sämtlich – schon auf den Regenguß vorbereitet – in ihren wasserdichten Ölanzügen, den Südwesten auf dem Kopfe – und wie sie uns kommen sahen, da stoben sie auseinander, aber doch alle mit ein und demselben Ziele, von allen Seiten das Schiff erklettert, das heißt sich über die Bordwand geschwungen, die Wanten

erklommen, einige blieben in diesen hängen, andere kletterten wie die Eichkatzen noch höher, verteilten sich auf den untersten Rahen, aber immer nach dem Lande zu, uns zugekehrt, sie gruppieren sich – und da streckte Oskar, den ich an seinem roten Südwester erkannte, den Arm aus.

»Eins – zwei –«

Ich will es gleich erklären, ich muß es, wenn ich auch die Pointe vorweg nehme, aber es geht nicht anders, ich kann die Erklärung nicht erst hinterher bringen, dann bin ich nicht mehr fähig dazu.

»Na, Jungens,« hatte die Patrona gesagt, als wir gestern früh abgerückt waren, »wenn wir zurückkommen, dann könnt Ihr mir vielleicht etwas anderes vorsingen.«

Sie hatte es gesagt, ohne sich irgend etwas dabei zu denken.

»Ay, ay, Patrona!« hatte Oskar der Segelmacher zurückgelacht.

Der aber hatte sich etwas dabei gedacht, oder doch gleich, als wir fort gewesen, war ihm die Idee gekommen.

Der Bengel war musikalisch bis auf die Knochen, wenn auch ohne jede Ausbildung. Klavierspielen zum Beispiel konnte er ganz vortrefflich, ohne irgend eine Note zu kennen, und außerdem mußte ich bei seinem Spiel immer an einen wahnsinnigen Bären denken. So paukte er drauf los.

»Jungens, die soll uns nicht wieder verhohniebeln, der wollen wir mal zeigen, was wir Salzwasserratten alles können, der wollen wir mal was vorsingen. Vorwärts,

jetzt freßt mal jeder ein Stück Kreide und dann ein paar Schluck Schmieröl draufgesetzt, so kann nämlich jeder Mensch ein Hofopernsänger werden, das ist meine eigene Erfindung.«

Und sie aßen Kreide und tranken Öl, nicht zu wenig, und dann nahm sie Oskar in die Dressur.

Was sollte gesungen werden? Etwas ganz Extraes mußte es sein.

Er hatte in seiner Kleiderkiste einen alten Lappen, ein in die Brüche gehendes Stück Papier, da drauf stand ein Gedicht, kein Name, von wem es war, keine Überschrift, das war schon abgefallen – aber Oskar hatte dieses Lied einmal von einem Männerchor singen hören – ein nordisches Heerfahrtlied, aus uralter Germanenzeit, Wikinger ziehen aus, um sich eine neue Heimat zu suchen, auf tobendem Meere spähen sie nach Land und die Melodie hatte Oskar noch im Ohr.

Jeder mußte es auswendig lernen, Oskar sang es vor und sang es immer wieder vor, spielte und spielte die Melodie auf einer Harmonika.

»Na los doch, Jungens, brüllt doch – brülle, Aujst, brülle – wenn Du den Text nicht kannst, Horitz, dann denkst Du einfach, Du hast eine Dynamitpatrone mit brennender Zündschnur in der Tasche stecken und brüllst vor Angst, das klingt auch ganz gut, so machen's die Hofopernsänger alle –«

Und sie brüllten. Anderthalb Tag und vielleicht auch die halbe Nacht hatten sie es sich eingeübt, immer auf

Ausguck stehend, daß wir nicht etwa kämen, und es wurde etwas daraus, es waren ja auch einige ganz gute Sänger darunter, die auch eine zweite Stimme konnten.

Und jetzt hingen sie im Ölrock und Südwest in den Wanten und standen auf den Reihen, jeder auf seinem Platze wie es einstudiert worden war.

Und da plötzlich sauste es heran in der Atmosphäre, noch finsterer wurde es, noch mächtiger flammte es am Horizonte auf, die bleierne Glut aber verwandelte sich plötzlich in eine schier eisige Kälte.

Und da begannen dort oben mehr als 50 rauhe Seemannskehlen donnernd zu brüllen, und dennoch war es eine jauchzende Musik:

Und das war Olaf Trikvason,  
Fuhr übers Nordmeer hin,  
Zu suchen sich ein Königreich –.

Und wie sie soweit sind, da plötzlich kracht und prasselt es vom Himmel herab, aus der schwarzen Wolke eine schneeweiße Wolke, haselnußgroße und noch größere Eisstücke – die dort oben lassen sich nicht beirren, die singen und brüllen weiter vom Olaf Trikvason und seiner germanischen Heldenschar – und da ein fürchterlich schmetternder Krach, eine Feuerschlange vom Himmel – und da plötzlich steht der große Holzhaufen in hellen Flammen – und ich stehe und starre und sehe plötzlich eine winterliche Eislandschaft, das ganze Schiff schon mit Eis überzogen, und dort oben in den Wanten und auf den Rahen die Wikinger, ihren Schlachtengesang brüllend.

Bis einer rief aus dem Volke:

Was erglänzt dort in schwarzer Wolke?

Schwer lehnte sich die Patronin auf meinen Arm, und sie preßte ihn mit ihren feinen Fingerchen, daß es mich schmerzte.

»Georg – Georg – ist das nicht herrlich?!«

## 8. KAPITEL. DIE GAUKELEI BEGINNT.

Der beste Weg nach dem Wrack war ausgekundschaftet worden, nicht der kürzeste, sondern es kam darauf an, die schmälsten Stellen der Kanäle zu finden, die mit Brettern überbrückt werden konnten – die Orgel befand sich an Bord der »Argos«, die 5000 Pfeifen wurden unter Hämmerleins Leitung von geschickten Händen montiert, in einer Weise, wie noch nie eine Orgel aufgebaut worden ist.

Die 5000 Pfeifen wurden allüberall im ganzen Schiffe verteilt, oben und unten in den drei Decks, hinten und vorn, die fast zehn Meter langen Bässe kamen richtig in die Ventilationsröhren hinein, von uns »Windtuten« genannt, aber auch überall wieder verteilt. Die Tastatur mit dem Registerwerk kam in die Kajüte, konnte auch beliebig anderswo aufgestellt werden, das Rotationsgebläse stand im Maschinenraum, die Windkästen wieder ganz anderswo, und das alles wurde durch Bleirohre, von denen wir ja genügend hatten, miteinander verbunden.

Was da noch herauskommen würde, wie da ein harmonischer Zusammenklang erzielt werden sollte, darauf

war ich doch gespannt! Aber das kleine bucklige Männchen wußte schon, was es tat. Das kroch mit seiner Fiebe nicht umsonst im ganzen Schiffe herum, fiebte in jedes Loch und in jede Ecke hinein und lauschte dem Klange, dann die Pfeifen wieder anders verteilend.

Auch sein Clavicembalo war an Bord gebracht worden, das er mitgenommen, um sich auf der langen Seereise die Zeit zu vertreiben, um den Genuß der Meeresfahrt zu verdoppeln. Da, wie es ankam, wurde das Männchen einmal etwas mitteilsam, überhaupt zugänglich. Denn sonst hatte es absolut nichts weiter im Kopfe als seine Orgel und im Munde seine Fiebe, und wenn man ihm zum zehnten Male sagte, er möchte zum Essen kommen, dann lächelte er einen glückstrahlend und traumverloren an und flüsterte: »Ja, ja, ich weiß schon die Labialpfeifen des Salicional's müssen mehr nach dem Schnarrwerk kommen und mehr auf Quinte gestimmt werden.«

Das Clavicembalo hat genau dieselbe Mechanik wie das alte Spinett, von dem ich aber nicht erst anfangen will, nur hat es mehr Oktaven und für jeden Ton mehrere Saiten, die mit Rabenkielen gerissen werden. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde es völlig vom Pianoforte, wie es noch heute ist, verdrängt, hat ein Jahrhundert vergessen in der Rumpelkammer gestanden, jetzt beginnt man es wieder hervorzuholen und steht staunend vor dem Wunder, was diesem Instrumente von Meisterhand für Töne zu entlocken sind. Einbürgern wird es sich freilich nicht wieder, für den Familiengebrauch ist es nichts. Wie bei der Violine muß das Instrument jeden Tag gestimmt

werden, nach jedem Stücke, aber da kommen einige hundert Saiten in Betracht, und wer soll denn das machen. Das bringt nur einer fertig, der das musikalische Gehör in den Fingerspitzen hat. In der königlichen Instrumentensammlung zu Berlin steht noch das Clavicembalo von Sebastian Bach, von – so haben mir Sachverständige berichtet – einer orchestralen Wirkung, von der man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man es nicht gehört hat. Es ist ein so kostbares Instrument, daß man es fast glauben möchte, daß der ehemalige Kantor der Leipziger Thomasschule an kalten Tagen im Bett liegen blieb, weil er keine Kohlen zur Feuerung hatte. Nun, er hat eben gedarbt, um sich dieses Instrument anschaffen zu können.

»Zeigen Sie uns doch einmal Ihre ganze Technik!« bat die Patrona Meister Hämmerlein, als er uns ein besonderes Stück auf dem Clavicembalo mit wunderbarer Geiläufigkeit vorgespielt hatte. Was der nur überhaupt für Fingerchen hatte – wie aus Draht geflochten.

»Das kann ich nicht auf diesem Instrument. Aber auf dem Klavier.«

Im Salon der Patrona stand ein Stutzflügel. Das Klavier im Klubraum der Mannschaft war von Oskars Fäusten schon ganz abgetrommelt worden, der Stutzflügel dagegen war – meiner Ansicht nach, und ich habe ein sehr feines Ohr, obgleich ich keinen Ton richtig wiedergeben kann – ganz rein gestimmt.

Aber das kleine Männchen holte erst aus seiner Rocktasche einen Klavierstimmer, wie unsereins aus der Westentasche den Zigarrenabschneider, stimmte erst das ganze Klavier um, und dann spielte er uns etwas vor.

Himmeldonnerwetter noch einmal!! Von Händen war überhaupt nichts mehr zu sehen. Von uns verstand ja kein einziger etwas Richtiges vom Klavierspiel, von der Musik; von der Kunst, auch die Patrona nicht, mochte sie sich auch von Rubinstein eine Stunde für tausend Mark etwas haben vorspielen lassen – wir waren mehr Zuschauer als Zuhörer. Für uns genügte schon zur Bewunderung, daß der entweder gar keine Hände mehr oder gleich drei Dutzend auf den Tasten hatte.

»Solch eine fabelhafte Technik!« rief die Patrona, als jener geendet hatte. »Sie müssen doch als Klaviervirtuose in jedem Konzertsaal auftreten können, anders habe ich es doch nicht von Anton Rubinstein gehört!«

»Wegen meiner Technik?« lächelte er bescheiden, ich bemerkte aber in seinen Augen etwas wie gutmütigen Spott. »Die vollendetste Technik, für die es überhaupt gar keine Schwierigkeit mehr gibt, ist heute ganz selbstverständlich, ist Voraussetzung. Allein auf das Innere kommt es an, auf die Seele des Spiels.«

»Aber die haben Sie doch gewiß auch!«

Traumverloren blickte er vor sich hin auf die Tasten.

»Ich hätte gar nicht die Kraft dazu, um öffentlich spielen zu können!« entgegnete er dann ausweichend, mit leiser Stimme.

Ja, man soll nur einmal den Arm von solch einem Klaviervirtuosen anfassen! Und statt Finger haben sie Nervenbündel, eben wie aus Draht zusammengeflochten. So ist aber der ganze Arm.

Und unser Schiff sollte noch viel musikalischer werden, wir alle selbst mit.

Die Firma Godfroy in Amsterdam baut nicht nur Orgeln, auch alle anderen Instrumente, hatte gleichzeitig eine große Sendung nach Quito gemacht, hauptsächlich Blech- und sonstige Blasinstrumente, aber auch Violinen und dergleichen, auch einige Leierkästen waren dabei.

Hämmerlein wußte natürlich darum, hatte uns aber noch gar nichts davon gesagt, eine geöffnete Kiste enthielt keine Orgelbestandteile, sondern Blechinstrumente, oben drauf lag eine Posaune.

»Aaaah, eine Saupone!« frohlockte Oskar, gleich danach greifend, machte schnell ein Bündel dran, hing sie sich um, kletterte die Wante hinauf, von einer Rahe zur anderen, höher und immer höher, bis zur Skyrahe hinauf, setzte sich und fing dort oben im Himmel zu blasen an: Im tiefen Keller sitz ich hier –.

»Ach,« sagte die Patrona zu Hämmerlein als sie von der Instrumentensendung hörte, »wenn wir hier ein Orchester zusammenbringen könnten!«

»Warum denn nicht?« meinte Hämmerlein. »Instrumente sind genug da.«

»Ja das will aber doch gelernt sein, dazu gehört doch musikalische Begabung –«

»Ach wo! Jeder bläst so gut wie er kann. Das muß nur arrangiert werden. In einer Woche will ich ein Blasorchester geschaffen haben, das sich überall hören lassen kann. Natürlich nicht in einem Konzertsaal; aber sonst soll das tadellos klingen. Nur müssen sie auf meinen Takt passen, weiter ist nichts nötig.«

Und wieder ging's los!

Die zweite herbeigeschaffte Kiste enthielt eine große Pauke. Wie die August der Starke erblickte, geriet er ganz aus dem Häuschen.

»Mir die große Pauke, die große Pauke gehört mir!«

Aber die bekam er nicht. Der hätte sie doch nur kaput gemacht, sie gleich eingehauen. Nachdem er sich in diese Abweisung gefügt hatte, wenn auch blutenden Herzens, begehrte er die Pikkoloflöte. Zwischen der großen Pauke und der Pikkoloflöte ist ja nun allerdings ein kleiner Unterschied, aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich, er bekam das winzige Pfeifchen in seine ungeheuren Pfoten gedrückt. Doch wiederum war es nichts, er konnte sie unmöglich spielen – weil er mit jedem seiner unförmlichen Bratwurstfinger immer gleich drei Löcher auf einmal bedeckte.

Dann wählte sich August unter den anderen Instrumenten das mächtigste aus, das Helikon – die runde Posaune, kreisförmig gebogen, die man sich über Brust und Rücken hängt. Schade nur, daß er wiederum eine falsche Wahl getroffen hatte, weil er das Ding gar nicht über seine Schultern brachte, und wie er mit den Füßen anfangen wollte, brachte er es erst recht nicht über den Bauch.

Nun, so blieb August der Starke eben bei der einfachen Posaune, die paßte auch am besten für ihn.

Die große Pauke war überhaupt ein heiß umstrittenes Instrument, jeder wollte sie haben. Da aber trat ich einmal als Waffenmeister mit unumschränkter Vollmacht auf: die große Pauke gehörte mir!! Die Leierkasten und die Pauke, das waren nämlich die beiden einzigen Instrumente denen ich reine Töne zu entlocken vermochte. Aber ich konnte bei dem Blasorchester doch nicht den Leierkasten drehen. Also hielt ich's mit der Pauke.

Es wurde dann noch eine zweite große Pauke gefunden. Nach der griff schnell Mister Tabak, ehe ein anderer danach greifen konnte. Für ihn hatte die Pauke nämlich den Vorzug, daß er dabei die Tabakspfeife zwischen den Zähnen halten konnte, was bei einem Blasinstrumente doch nicht gut angängig war.

Und die musikalische Ausbildung begann unter Hämmerleins Leitung.

O weh, war das ein Getute!

Es war sehr, sehr gut, daß wir uns im Feuerlande befanden, wo auf die Quadratmeile noch kein ganzer Einwohner kommt.

In unsere Bucht kam eine Herde Walrosse herein. Alle diese Robben haben zweifellos ein wirklich musikalisches Gehör, sie lieben Musik. Wenn auf den Dampfern, die Vergnügungsreisen nach dem Norden machen, die Bordkapelle spielt, und es sind Seehunde in der Nähe, dann kommen die sicher heran und lauschen mit leuchtenden

Augen. Die Robbenschläger locken sie mit melodischem Glockengeläute heran.

Aber diese Walrosse hier, als die uns blasen hörten, die machten schleunigst wieder Kehrt, machten daß sie wieder ins einsame Meer hinaus kamen.

Ja und doch es wurde etwas daraus! Von Tag zu Tag merkte man mehr, daß das 60 Mann starke Orchester sich bemühte, eine Melodie zu spielen, daß nicht nur jeder blies, wie es ihm gerade so zu blasen beliebte.

Und da merkte ich erst, was der Kapellmeister überhaupt zu bedeuten hat! Bisher hatte ich immer geglaubt, der Kapellmeister haue mit dem Taktstock nur so zu seinem Vergnügen in der Luft herum. Nein, dem ist durchaus nicht so! Das war ja ganz wunderbar, wie das kleine bucklige Männchen das alles zu arrangieren verstand, wie es in das schreckliche Tohuwabohu immer mehr eine taktmäßige Melodie zu bringen wußte!

Und was hatte er für einen schweren Stand! Hans Leichtfuß zum Beispiel, sonst doch ein ganz intelligenter Bengel – aber wenn's ans Konzertieren ging – der ging drauf wie Vater Blücher! Wenn wir beim zehnten Takte waren, war der mit seiner Klarinette schon drei Takte voraus, und wenn wir erst in der Mitte des Volksliedes waren, war der schon längst fertig.

Hingegen wiederum Max, der Matrose, dem der Klapperstorch die rechte große Zehe abgebissen hatte, der war mit seiner Trompete immer gleich von Anfang an ein paar Takte hinterher, und dieser Abstand wurde immer größer.

Also zum Beispiel, wir spielten das schöne Lied: Guter Mond, Du gehst so stille, durch die Abendwolken hin. Jetzt bliesen wir alle mit heiliger Andacht: so still-ille. Da merkte Max, daß wir schon angefangen hatten, und nun legte auch er mit seiner Trompete los: Guuuuter Moooonnd – – Hans hingegen schwabbelte mit seiner Klarinette bereits in den Abendwolken herum.

Überhaupt, der einzige, der wirklich richtig und schön spielen konnte, das war Ich! Weiter als bis vier braucht man ja bei der ganzen Geschichte gar nicht zu zählen, ich paßte gut auf, und wenn es soweit war, dann gab ich meiner Pauke allemal einen Klaps.

Nur durfte ich dabei August den Starken nicht ansehen, sonst konnte ich vor Lachen nicht zählen. Himmel, wie der beim Blasen seine Pausbacken aufblähte, was der für einen Kehlsack bekam – überhaupt, mit welcher Inbrunst der seine Posaune blies! Und wie der Fettkloß dabei schwitzte! Und aller fünf Minuten fing seine Posaune ganz seltsam zu gurgeln und zu glucksen an, dann mußte er sie ausgießen, und – Himmel Herrgott, was da allemal für ein Wasserschwall herauskam!

Auch Mister Tabak hatte ja eine große Pauke, bis vier zählen konnte der doch auch, also hätte er doch auch so gut spielen können wie ich.

Aber Gott bewahre, nicht dran zu denken! Der ließ sich doch von keinem Menschen Vorschriften machen. Der paukte los, wann es ihm gerade paßte. Immerhin, ordnungsliebend war er. Wenn er zum Beispiel einmal

seine Pfeife frisch gestopft hatte, wodurch er viele Paukenschläge versäumt, das holte er dann schnell wieder nach.

Auch gesungen wurde, ein Männerchor gebildet. Und wieder merkte ich, daß der Kapellmeister doch die Hauptsache ist. Wenn nur die Stimmbänder nicht defekt sind, wenn nur die Stimmritze genügend fiebt. Wunderbar war es, wie das Männchen uns zu dressieren verstand! Ich hatte noch gar nicht gewußt, daß ich überhaupt singen konnte. Über ein Blöken war ich bisher noch nie hinausgekommen. Mit einem Male ging es ganz famos. Nur durfte ich dabei den Doktor Isidor nicht anblicken, denn wie der beim Singen mit seinen großen Ohren wackelte, wie er sie lauschend nach den verschiedensten Richtungen herumklappte, das sah ganz merkwürdig aus.

Zwischen Blasen und Singen aber wurde fleißig geturnt und sonstiger Sport getrieben.

Doch da muß ich erst noch etwas anderes erwähnen.

Nach jener schönen, windstillen Zeit hatte damals der Hagelsturm draußen die stille See in eine tobende Wasserwüste verwandelt, und starker Westwind herrschte jetzt immer, auch bei Sonnenschein, ließ die See sich nicht wieder beruhigen.

Hier in unserer Bucht freilich war das Wasser fast ganz glatt, nur ein wenig gekräuselt. Diese Bucht war zu gut geschützt, und wir konnten auch jederzeit hinaus, aber nicht wieder herein hätten wir können.

Der Unterschied war nämlich ungefähr der, als wenn man bequem auf dem Bauche liegt und nach einem galoppierenden Pferde zielt. Dessen Reiter wird man wohl schnell weggeputzt haben. Nun soll aber einmal der Reiter vom galoppierenden Pferde herab den liegenden Gegner treffen!

Ja, hinaus konnten wir mit dem Schiff. Innerhalb der Bucht einen Anlauf genommen, durch den Kanal gerutscht und draußen waren wir. Dann konnte das Schiff tanzen wie es wollte. Aber herein konnten wir nicht. Da konnte das tanzende Schiff das Loch nicht finden. Da wäre es unfehlbar in Trümmer gegangen, auch jedes Boot.

Andere Schiffe bekamen wir nicht zu sehen, die Fahrstraße lag weit, weit nördlich, hierher auf dieses gänzlich unbekanntes Gebiet wagte sich ohne Grund niemand! Doch, da tauchte einmal ein Dampfer auf, kam näher, zeigte Flaggen, signalisierte.

Ob wir mit gebackenen Pflaumen oder sonstigem Dörr Obst aushelfen könnten. O, das war eine schlimme Frage!

Auf dem englischen Dampfer war der Skorbut ausgebrochen, jene Krankheit, die mit der Entzündung des Zahnfleisches anfängt, dann fault es, dann fallen die Zähne aus, dann geht es über den ganzen Körper her. Es ist eine Folge des ununterbrochenen Genusses von Salzfleisch und anderen Konserven. Die Natur läßt ihrer nicht spotten. Die will nicht, daß wir Tiere töten und deren Fleisch pökeln und einsalzen, Gemüse in Büchsen kochen. Das Trocknen von Fleisch und Gemüse erlaubt sie, das ist etwas anderes, so schützt sie unter Umständen

selbst ihre Erzeugnisse vor dem Verderben. Aber Einpökeln und Einsalzen und Einkochen tut die Natur nicht.

Sobald man wieder frisches Fleisch und Gemüse hat, vor allen Dingen frisches Obst, ist der Skorbut, der sonst fast immer tödlich verläuft, gehoben. Sonst ist das beste Mittel dagegen getrocknetes Obst, das gekocht wird. Wunderbar, wie das hilft. Am allerbesten ist Zitronensaft, aber von frischen Früchten muß er stammen. Ist er sterilisiert oder mit Salizyl vermischt oder sonstwie präpariert und präserviert, dann verschlimmert er nur das Übel. Da sieht man eben, was man von solchem Zeuge zu halten hat. Wir lassen uns täuschen, aber die Natur ist empfindlicher. Kartoffeln führen das Übel weder herbei, noch verhindern sie es, was wiederum für den Wert oder vielmehr den Unwert der Kartoffel spricht.

Gewiß, mit getrockneten Pflaumen und Äpfeln und Birnen konnten wir massenhaft aushelfen. Einige wasserdichte Säcke wurden gefüllt, vor allen Dingen aber noch mehr mit lebenden Hummern. Deren frisches Fleisch würde den Kranken schnell wieder auf die Strümpfe helfen. Wer aber nun glaubt, man brauche ja nur Fische zu fangen, um mit deren frischem Fleische den Skorbut zu bekämpfen, der soll nur einmal auf hoher See die Angel answerfen. Da kann er aber lange warten, ehe er einen Fisch dran bekommt. Die Fischer gehen doch nur dorthin, wo es wirklich Fische gibt, so haufenweise, daß sie heißhungrig nach jedem Köder beißen. Von der Netzfischerei wollen wir gar nicht erst sprechen.

Die Jolle mit sechs Ruderern war klar. Als Waffenmeister konnte ich mir die Führung nicht nehmen lassen, hier lag etwas Besonderes vor. Ich sagte aber auch gleich, daß ich das Boot nicht heil zurückbringen könnte, und das wußten alle anderen auch. Das mußte der englische Dampfer später bezahlen, wenn es gefordert wurde.

Ehe wir abgingen, kam der erste Maschinist mit Zeug-sack und Kleiderkiste. Er hatte mit der Patrona gesprochen, war auf seinen Wunsch abgemustert worden, wollte auf den Dampfer, der direkt nach London ging.

Gut, wir nahmen ihn mit. In die Riemen gelegt und durch den Kanal geschossen. Dann ging der Tanz los. Nun, wir kämpften uns durch, stoppten in vorsichtiger Entfernung vor dem wütend um sich schlagenden Dampfer ab.

Dabei aber darf man nicht etwa an Sturm und Graus denken. Es war das sonnigste Sommerwetter, heute wieder einmal ganz windstill. Aber es gehörte eine ganze windstille Woche dazu, um die einmal aufgewühlte See in dieser Gegend wieder zu beruhigen.

Noch ehe sich die anschickten, uns eine Leine zuzuwerfen, flog schon von uns eine stumpfe Harpune hinüber, die eine Leine aufrollte, mit unfehlbarer Sicherheit geschleudert. Denn auch Mister Tabak war mitgekommen, eben für diesen Zweck, damit wir nicht ein halbes dutzendmal zu werfen hatten, was gewöhnlich der Fall ist.

An dieser unserer dünnen Leine zogen wir ein stärkeres Seil vom Schiffe herüber, an diesem wurde ein Sack

nach dem anderen hinüber befördert, natürlich immer durchs Wasser, dann des Maschinisten Zeugsack, dann seine Kiste, die zwar knackte, aber glücklich hinaufkam, dann bekam er selbst eine Schlinge unter den Armen umgelegt.

Ich hielt ihm die Hand hin.

»Na da machen Sie's gut, Herr Ingenieur.«

Er nahm meine Hand, sagte freundliche, biedere Worte, zwischen uns sei doch alles kavalierrmäßig erledigt worden, es läge doch gar nichts vor, nannte mich Kamerad.

Aber es wäre mir lieber gewesen, er hätte meine Hand nicht genommen, hätte mir gleich den Rücken gedreht; denn ich las in seinen Augen, daß es ihm nicht von Herzen kam, daß er mit falscher Zunge sprach.

Na meinetwegen.

Er wurde durchs Wasser geholt. Es sieht gefährlicher aus als es ist. Wer es noch nicht gesehen hat, dem freilich würden ja die Haare zu Berge stehen, besonders wenn er selbst diese Prozedur durchmachen soll. Der Lotse geht unter Umständen täglich mehrmals so an Bord, zwischen Schiff und Lotsenschoner hin und her, und das ist gewöhnlich ein Greis, und als Seemann von altem Schrot und Korn kann er nie schwimmen. Es hat ja hierbei auch keinen Zweck, das stimmt. Aber zu sagen, daß die geborenen Seeleute wasserscheu wären, das ist natürlich ein Unsinn.

Kalthoff kam glücklich an Bord, wir pulten zurück.

Zu versuchen, durch den Kanal wieder in die Bucht zu kommen, oder vielmehr in diesem das Boot zu opfern, darauf verzichtete ich von vornherein, und ich ärgerte mich, daß mich der Eskimo erst hierüber belehren wollte. Das Boot war so wie so futsch, meine Aufgabe konnte nur darin bestehen, möglichst wenig oder womöglich gar keine Menschenknochen zu zerbrechen, und am Eingange des Kanals starrte es von Klippen und Riffen, da wären wir alle zerschmettert worden.

Also ich steuerte um die Landzunge herum, erspähte die günstigste Stelle, ließ das Boot von einer Woge an Land tragen. Es zerschmetterte in seinen einzelnen Planken, ein Matrose verlor zwei Backzähne, einer verstauchte sich die Hand, sonst nur ein paar Hautabschürfungen, nichts weiter.

Das war geschehen in der Magalhaesstraße an einem schönen, windstillen Sommertage, und Kapitän Martin verstieg sich dazu, seine Hand aus der Hosentasche zu nehmen, um die meine zu schütteln und mir ein Kompliment zu sagen. Nun kann man sich ungefähr denken, wie es sonst dort aussieht. Daß unser ganzes Schiff in solch eine Bucht hatte einlaufen können, das war einmal die allergrößte Ausnahme gewesen. Aber das hätte ich doch nicht vorher erklären können. Und nun spreche man nicht etwa von einem Motorboot. Das hat man doch längst nicht so in der Gewalt, wie ein Ruderboot. –

Also zwischen Blaserei und Singerei wurde eifrig geturnt. Immer noch übte jede Farbe für sich, täglich aber

kämpfte einmal Grün gegen Rot, in jedem Zweige des Sportes.

Die Silbersachen wanderten aus einem Schrank in den anderen, immer hin und her. Nur mein Haifischspazierstock, die Prämie für den Hochsprung, war für die rote Partei, der ich angehörte, ein für allemal verloren, das war ganz klar.

Ich war unterdessen von 123 Zentimeter auf 143 gekommen, Peter, der Heizer, übersprang mich noch weit – aber mit den Grünen war im Hochsprung überhaupt nicht mehr zu konkurrieren.

Daß Hans Leichtfuß seinen Namen noch bewahrheiten würde, das hatte ich ja gleich prophezeit. Aber daß er jetzt schon 170 sprang und sich täglich immer noch verbesserte, das hätte ich nicht erwartet. Und nicht nur der, sondern überhaupt alle Grünen sprangen so ausgezeichnet. Selbst August der Starke, dieser Fettklumpen, schien Federn in seine Elefantenbeine bekommen zu haben.

Kurz und gut, es war ein Rätsel dabei. Mit rechten Dingen konnte das nämlich nicht zugehen. Die Überflügelung war so plötzlich gekommen. Bis vor kurzem noch hatten wir Roten genau so gut gesprungen wie die Grünen, plötzlich aber, gleich nach dem Termin, nachdem wir das Wrack gefunden hatten, sprangen sie uns über die Köpfe weg. Und dann verbesserten sie sich mit einem Male auch so mächtig im Weitsprung. Am auffallendsten aber war es beim Hochsprung

Die hatten ihr Geheimnis. Das war schon daraus ersichtlich, daß sie ihren Übungsplatz hinter die Hügel verlegt hatten, dem sich keiner der Gegenpartei nähern durfte, sie stellten Wachen aus. An Bord übten sie niemals mehr, wenigstens nicht Springen, bei schlechtem Wetter setzten sie diese Übungen ganz aus. Die hatten dort hinten ihre Heimlichkeiten.

Ja aber was denn nur für welche? Was kann es denn beim Springen für ein Geheimnis geben? Zauberei? Die ganze Zauberei kann doch nur darin bestehen, daß man durch Übung die Springmuskeln stählt, die Beine möglichst hoch anzieht.

Nein, es gibt auch noch etwas anderes dabei. Für jede Sache scheint es ein Ei des Kolumbus zu geben, für jede! Es muß nur gefunden werden.

Ich will erst etwas anderes erwähnen, ein Beispiel, dessen sich viele Leser, die sich für so etwas interessieren, entsinnen werden.

Es muß Anfang der neunziger Jahre gewesen sein, als die Boote des Leipziger Rudervereins in Hamburg bei der Frühjahrsregatta sämtliche Preise gewannen. Sämtliche! Es war nichts gegen sie zu machen. Ob Zwölfer oder Einkuller – er sauste dem Gegner an der Nase vorbei.

Man stand vor einem Rätsel. Wie kommen denn die Leipziger dazu! Die auf ihrer Pleiße und Elster!

Das Geheimnis wurde verraten. Die Leipziger hatten den ganzen Winter hindurch im Sophienbad einer geschlossenen Schwimmhalle, jeden Abend stundenlang

trainiert. Das betreffende Boot wurde in dem Wasserbassin festgeschraubt, man ruderte mit durchbrochenen Riemenblättern. Also ohne vorwärts zu kommen, das Wasser ging durch die Riemenblätter hindurch. Aber der Widerstand war doch noch immer viel stärker als beim wirklichen Pulen. Infolgedessen rissen dann im Frühjahr die Boote der Leipziger allen anderen aus.

Höchst einfach, nicht wahr? Ja, es ist eben die alte Geschichte mit dem Ei des Kolumbus. Trainierapparate hatte es ja schon immer gegeben, hauptsächlich mit Gummizügen, die das Rudern ersetzen sollen, aber das ist kein richtiger Ersatz. Die Leipziger hatten den ganzen Winter hindurch wirklich gerudert, unter erschwerten Umständen. Heute wird das von jedem Ruderverein so gehandhabt, nun ist der Unterschied wieder ausgeglichen, bis jemand wieder auf eine andere Idee kommt.

Fritz, der Mondgucker, spekulierte es endlich aus.

»Sie springen mit Bleisohlen in den Schuhen.«

Da war das Geheimnis enträtselt. Hans war auf die Idee gekommen. Sie hämmerten Bleirohre zu Platten aus, legten diese in ihre Segeltuchschuhe, so wurde geübt, und immer schwerer und schwerer machten sie ihre Füße. Im Wettkampfe gegen uns sprangen sie natürlich unbeschwert. Und das schienen sie Flügel an den Füßen zu haben.

Nun wurde dieses Rezept natürlich auch von uns Roten gebraucht. Man probiere es einmal, was das für einen Erfolg hat! Natürlich darf es nicht übertrieben werden, die Vernunft muß immer dirigieren. Nun aber blieb es

nicht nur beim Springen mit Bleigewichten. Wir turnten mit Bleigewichten. Wir schwammen mit Bleigewichten. Wir legten um die Bootsriemen Bleiringe, immer mehr und immer dickere.

Es sind an sich schon gewaltige Dinger, diese fünf Meter langen Kutterriemen, es gehört ein starker Arm dazu, um sie zu dirigieren, besonders so, wie es in der Kriegsmarine verlangt wird. Wenn da ein dutzendmal hintereinander das Kommando kommt »hoch die Riemen!« da ist schon manchem riesenstarken Kerl vor Verzweiflung das Wasser in die Augen getreten. Da fühlt man nämlich, daß es nicht allein auf die Körperkraft ankommt. Der Bootsmann ist vielleicht nur ein kleiner, hagerer, unscheinbarer Mann, und der drückt den Riemen spielend mit einer Hand hoch, hundertmal hintereinander. Aber da jucken einem dann die Handgelenke!

So machten wir uns das Leben so schwer als möglich. Wenn wir aber nun einmal die Bleiringe abnahmen, dann verwandelten sich die mächtigen Riemen in unseren Händen in leichte Gerten.

Aber es blieb nicht allein bei Bleigewichten. Von jetzt an grübelte jeder darüber nach, wie wir uns das Leben möglichst versauern könnten. An den scharf zugeschnittenen Booten wurden vorn Platten befestigt, eben damit das Boot möglichst viel Widerstand fand. Und so bei allem und jedem, was ich nur noch durch ein Beispiel erläutern will.

Natürlich wurde auch kräftig Tau gezogen. Wenn zwei fremde Kriegsschiffe in einem fernen Hafen zusammenkommen, dann wird gewiß Tau gezogen, Mannschaft gegen Mannschaft, Nation gegen Nation, Flagge gegen Flagge. Aber auch die Mannschaft eines Handelsschiffes braucht nur die Herausforderung ergehen zu lassen, und alle anderen Besatzungen stellen sich, am Ufer tobt der lustige Kampf hin und her.

Erst begossen wir für da Tauziehen das Deck mit Wasser, dann schmierten wir es mit Seife ein, zuletzt auch das Tau. So, nun wollten wir Argonauten nach einigen Wochen einmal mit einer anderen Schiffsmannschaft Tau ziehen! Die Gegner konnten sich von uns ruhig die unscheinbarsten Gestalten aussuchen. Wir waren unserer Sache sicher.

So wurde auch das Fußballspiel gehandhabt, oder vielmehr gefußhabt, das, nachdem ich es einmal eingeführt, mit Leidenschaft betrieben wurde. Auch dazu wurde das Deck nach und nach immer mehr schlüpfrig gemacht, Masten und Winden genügten uns noch nicht als Hindernisse, immer raffiniertere wurden ausgedacht. –

Ja, wir versuchten uns das Leben so sauer als möglich zu machen.

Aber dabei schallte die Bucht von unserem Lachen und Jubeln wider.

Ach, war das damals ein Leben im Lande der trostlosen Verzweiflung!

Und immer und immer wieder etwas Neues ausgeheckt, alles Vorausgegangene noch weit überbietend.

Ich kann nur einige wenige Beispiele anführen. Ich tue es auch nur deshalb, um zu zeigen, wie sich der Charakter dies ganzen Schiffes nach und nach entwickelte.

Wir hatten also auch einige Leierkästen.

»Ich habe einmal einen Elefanten gesehen, der den Leierkasten drehte!« sagte jemand.

»Sennor Riata,« sagte darauf sofort die Patrona zum Peitschenmüller, »können Sie das nicht dem Lulu beibringen?«

»Na gewiß doch, warum denn nicht.«

Die Patronin wollte sonst ihre Tiere nicht dressiert haben, nicht zu Kunststückchen abgerichtet. Juba Riata mußte sie nur sonst in Zucht halten.

Aber das hier war doch einmal eine Ausnahme.

Das war früh um zehn gewesen, als die Patronin an den ehemaligen Dompteur die Forderung gestellt hatte, Peitschenmüller begab sich mit dem Elefantenbaby sofort ins Zwischendeck – es führte ein Liftzug hinab in einen besonderen Raum, nach noch nicht dreiviertel Stunden kam er wieder zum Vorschein – Lulu drehte mit seinem Rüsselchen den Leierkasten.

Das war nichts Besonderes. Eigentümlich aber war es, mit welcher Leidenschaft das Elefantenkind die Kurbel drehte, Lulu hörte gar nicht wieder auf, und wenn er entfernt werden sollte, fing er unglücklich zu quäken an. Und wenn er von jetzt an den Leierkasten erblickte, dann stürmte er voller Freude drauf zu und leierte mit unglaublicher Vehemenz los. Und dazu kam nun

noch, daß Huckebein mit Lulu ganz besondere Freundschaft geschlossen hatte, gern auf seinem Rücken saß und sobald nun Lulu den Leierkasten zu drehen anfang, dann war auch mit unfehlbarer Sicherheit Huckebein zur Stelle, hopste auf den Rücken seines Freundes und begann auf diesem einwärts hin und her zu marschieren. »Ach herrjeeehses, nu wees Knebbchen, ach herrjeeehses.« Hörte Lulu einmal zu drehen auf, blieb auch der Rabe stumm sitzen. Sobald die Leierei wieder losging, begann auch der Rabe wieder schwatzend hin und her zu marschieren.

Nun war aber einmal das Eis gebrochen, nun kamen auch die Affen dran, von denen wir fünf Stück hatten, und wenn der Himmel wollte, so würden es demnächst sieben sein.

Es war ein großes Glockenspiel vorhanden, an dem sich mehrere Personen gleichzeitig betätigen konnten, und schon zwei Tage später produzierten sich die fünf Affen als Virtuosen auf dem Glockenspiel, klimperten einen ganz hübschen Marsch. Daß Sidy dazu durch Zeichen die Kommandos gab, merkte man gar nicht, höchstens dadurch, weil sie den Inder immer so aufmerksam anschauten, und was sie für Prügel bekommen hatten – denn ohne Prügel geht es doch bei Affen nicht ab – das verrieten sie dadurch, wie sie immer erschranken, wenn sie sich einmal unbedingt hatten kratzen müssen, wie sie

dann die verloren gegangenen Takte schnell wieder nachholen. Denn Siddy war es, der sie vorführte. Dazu abgerichtet hatte sie allerdings Juba Riata, aber unter Assistenz des Inders. Mir war es auch sehr lieb, daß der edle Vaquero nicht den Kapellmeister der Affen spielte, das hätte ihm schlecht gestanden, und das fühlte er sicher selbst. Er hatte nur einen Wunsch der Patronin erfüllt, hatte gezeigt, daß er es könne.

Nun stelle man sich diese einzelnen Szenen in der Verteilung vor, mit dem sie begleitenden Spektakel im Lande der trostlosen Verzweiflung.

Dort am Waldessaum, aber noch in hörbarer Nähe, übten die Blechblaser unter Oskars Leitung: »Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus.«

Dort an der Küste übten die Flötisten, spielten den Pariser Einzugsmarsch.<sup>1</sup>

Und dort an der Bucht studierten vom Männerchor die zweiten Tenöre ihre Stimmen ein. »Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt.«

Nicht weit davon dirigierte Siddy das Glockenspiel der fünf Affen. »Zum tingeling, zum tingeling, zum tingelingeling.«

---

<sup>1</sup>Der Marsch wurde von Johann Heinrich Walch komponiert und war wohl schon um 1800 in Frankfurt am Main bekannt. Am 31. März 1814 wurde er in Anwesenheit von Kaiser Franz I., Zar Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. beim Einzug der verbündeten Truppen in Paris am Ende des Sechsten Koalitionskrieges gespielt. Anm. HP.

Und genau in der Mitte dieses Dreiecks stand Lulu und drehte mit seinem Rüsselchen mit unglaublicher Schnelligkeit den Leierkasten, das schnarrte nur so herab: »So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage.« – »Nu wees Knebbchen, ach herrjeeehses, nu wees Knebbchen!« schwadronierte der auf dem Elefantenrücken hin und her marschierende Rabe.

Und schließlich rauschte über alles dieses hinweg unter Hämmerleins Händen gewaltig die Orgel.

Na, ein Jahrmarkt war nichts dagegen!

Und ich sah es schon kommen!

Ein Gauklerschiff war unsere »Argos« ja bereits. Das heißt insofern, als wir unversichert auf Abenteuer ausgingen, was dann eben der norddeutsche Kaufmann »Gaukelei« nennt, und das Schiff, das so etwas tut, ist ein Gauklerschiff.

Aber ich sah es schon kommen, daß unser Schiff diesen Namen bald auch noch in anderem Sinne verdienen würde!

Wir waren auf dem besten Wege, alle zusammen Gaukler zu werden, Seiltänzer!

Und wie ich das noch so denke, da bemerke ich, daß es nur vier Affen sind, die sich an dem Glockenspiel betätigen, und daß es nicht Sidy ist, der sie dirigiert, sondern Meister Kännchen, der Chinese, unser Koch, früher Zahnkünstler, überhaupt ein Gaukler von Profession – und wie ich noch darüber nachsinne, weshalb das Meister Kännchen ist und weshalb das nur vier Affen sind, da höre ich hinter mir eine ganz seltsame Musik, und wie ich mich

umdrehe, da kommt Simson anmarschiert, der schwarze Riese, schlägt die große Pauke, und auf seinen Schultern sitzt Siddy, bläst eine endlos lange, Flöte, spielt sie vierhändig, nimmt nämlich auch seine Füße zur Hilfe – und auf Siddys Schultern wiederum sitzt ein Affe und schlägt dazu das Becken, dessen einer Teil auf Siddys Kopf befestigt ist.

Und wie dieses zusammengewachsene Trio noch stolz und freudestrahlend und frohlockend vorbeimarschiert, da kommen die Patronin und Sennor Juba Riata ansparziert, und ich höre sie zu ihm sagen:

Können Sie auch einem großen Hunde beibringen, daß er vorwärts und rückwärts Saltomortales schlägt?«

»O gewiß. Das kann man sogar einem Bären beibringen.«

Na da gute Nacht!

Ich begab mich in meine Kabine und suchte meine Befriedigung in einem geistigen, edlen Genusse.

Ich dichtete.

Und was dichtete ich?

»Kling-Klang-Klung, der Schrecken des gelben Meeres, oder der blutige Popanz in der Kleiderkiste.«

## 9. KAPITEL. »DU BIST, MEIN LIEB, SO SCHÖN UND SCHWEIGSAM WIE DIE NACHT!«

Nur ein ganz kleines Kapitelchen, nur eine ganz kleine Episode, die aber für uns später noch von höchster Bedeutung werden sollte.

Hämmerlein hatte, wie täglich, wieder den ganzen Männerchor vorgenommen, paukte ihnen »Ännchen von Tharau« ein.

Es war geradezu rührend, mit welcher Geduld und Sanftmut dieses Männchen alle die falschen Töne einschluckte.

Nur in einem einzigen Falle konnte unser Dirigent die Geduld verlieren, sogar böse werden. Wenn jemand zu tremulieren anfing, so hinten in der Kehle zu trillern.

So war es auch heute. Diesmal war Albert der Sünder.

Der Matrose Albert war ein junger, stiller, besonnener Mensch. Ein tüchtiger Matrose, kein Spielverderber, aber sonst auszeichnen tat er sich durch nichts, höchstens dadurch, daß er absolut kein Hochdeutsch sprechen konnte. Nicht einmal nachsprechen konnte er es, er mußte es sich erst in sein Platt übersetzen. Und zwar in sein eigenes Platt. Er war ein geborener Bremerhavener oder vielmehr Geestemünder, hatte sich aber sein eigenes Platt zugelegt. Zwischen Emden und Memel werden doch eine ganze Masse platte Mundarten gesprochen. Sie ähneln sich wohl, sind aber doch wieder grundverschieden. Albert sagte wieder Memeler »dü« anstatt »du«, oder vielmehr »ei dü«, sch sprach er wie der Ostfrieser »sk aus – Mensk, skon, skwimmen, friske Fiske« – und ch konnte er überhaupt nicht aussprechen, er schalt dafür stets ein k ein.

Daß er besonders gut singen konnte, davon hatten wir noch nichts bemerkt. Erst jetzt. Immer mehr machte er sich mit seinem Tenor heraus.

Wie Albert nun jetzt solo einen hohen Ton zu singen hatte, da legte er so einmal seine ganze Kraft und seine ganze Seele hinein, schmetterte wie ein Kanarienvogel los, hörte gar nicht wieder damit aus, trillerte weiter und weiter, ganz in Seligkeit versunken.

Und wahrhaftig, es klang schön! Für mein Ohr und für das der anderen, gar kein Zweifel!

Nur für das Ohr unseres Dirigenten nicht.

Hämmerlein brauste einmal aus, wie er es noch nie getan, machte eine Bewegung, als wolle er den Taktstock hinwerfen und darauf herumtrampeln.

»Zum Kuckuck noch einmal, so tremulieren Sie doch nur nicht!! Es kann jeder so falsch singen, wie er will, das schadet nichts, das will ich schon noch verdecken! Aber um Gottes willen nur nicht tremulieren, nicht trillern, nicht zittern! Sie verderben mir ja den ganzen Chor! Sobald das Tremulieren einmal eingerissen ist, kann ich aus dem ganzen Chor nichts mehr machen. Dann können Sie sich, meine Herren, als rollende Kanarienvögel hören lassen oder in einem Cafe chantant, aber nicht als – nicht als das, wozu ich Sie machen möchte. Also bitte, meine Herren, noch einmal von vorn.«

Sein Unmut war gleich wieder vorüber.

Seit dieser Zeit weiß ich und beobachte ich, daß mancher Sänger, der die prächtigste Stimme hat, von wirklichen Kunstkennern als hoffnungslos aufgegeben wird, weil er tremuliert. Es hat ihm an einem guten Lehrer gefehlt, er hat sich's angewöhnt und kann sich's niemals wieder abgewöhnen. Ich finde nichts dabei, aber es mag

schon sein, daß das für ein feines Ohr entsetzlich ist. Bei einer Koloratursängerin ist das wieder etwas ganz anderes, die kann und muß tremulieren.

Die Übungsstunde war beendet, Hämmerlein trat auf Albert zu.

»Bitte, wie war Ihr werter Name?« fragte er schüchtern oder doch sehr bescheiden wie immer den Matrosen.

»Wie ik heete? Nu wie skall ik denn anners heeten? Albert dau ik heeten.«

»Darf ich Sie bitten, mir zu folgen? Ich möchte Sie gern einmal unter vier Augen sprechen.«

Äußerst mißtrauisch blickte der hohe, schlanke Bursche, übrigens ein schöner Kerl, auf das kleine, verwachsene Männchen herab.

»Unner vär Oogen? O tjoo!« lautete dann sein Bescheid, und er ging mit an Bord.

Das kleine Männchen wollte Albert wegen seines Tremulierens doch nicht etwa vertobacken?

Das heißt, da kam er bei Albert an den Unrechten. Der schlug eine gute Nummer, so still er auch sonst war. So scherzten wir hin und her; denn es war doch natürlich nur Scherz.

Die Patronin suchte mich auf.

»Herr Waffenmeister, ich möchte Sie einmal unter vier Augen sprechen.«

Die mich auch unter vier Augen!

Na, ich hatte ein reines Gewissen, ich hatte nicht getrillert. Falsch gesungen, ja, massenhaft – aber das war ja erlaubt. Getrillert hatte ich nicht, weil ich's nicht konnte.

Ich folgte ihr. Sie führte mich in ihre Privatkajüte.

Aber noch ehe sie die Tür geöffnet hatte, erschollen da drin Klavier- und auch Gesangstöne.

»Wer ist denn da drin?!« staunte die Patronin.

Sie öffnete die Tür leise. Da sitzt an dem Stutzflügel Meister Hämmerlein und schlägt Töne an. Albert steht daneben und singt »laaaa«.

Es war ein starkes Stückchen! Das war hier nämlich das Heiligtum der Patronin! Und dieser schüchterne Mensch geht ohne zu fragen hinein und setzt sich ans Klavier.

Nun, wir beide waren doch nicht auf den Kopf gefallen, gerade wir waren diejenigen, die sofort begriffen, was hier vorlag.

Das schüchterne, bescheidene Männlein, das nichts als seine Kunst im Kopfe hatte, hatte auf dem Klavier Töne anschlagen wollen, das Klavier in unserem Klubhaus war dank Oskars Fäusten kaum noch zu gebrauchen, also nur der Stutzflügel kam in Betracht, der stand in der Patronin Heiligtum, das wußte Hämmerlein auch recht wohl – aber in diesem Augenblick sah er in seinem Geiste doch nur dieses Klavier, und da war er eben hierher – genachtwandelt, möchte man sagen. Und hätte das Klavier in der Patronin Schlafzimmer gestanden, so wäre er auch ohne Anklopfen hineingegangen, und die Patronin hätte ruhig im Bette liegen oder sich ankleiden können, der hätte gar nichts davon gemerkt.

Also Hämmerlein schlug verschiedene Töne an, Albert mußte dazu »laaaa« singen.

Dann eine Pause. Wir wurden nicht bemerkt.

»Hm. Können Sie pfeifen?«

»Pf – pei– piepen? O tjoo!«

»Bitte, pfeifen Sie doch einmal die Töne die ich anschlage.«

Es geschah. Albert piff wie eine Lokomotive.

Wieder eine längere Pause. Gedankenvoll schaute das Meisterlein auf die Tasten herab.

»Hm. Ich möchte einmal einige Worte von Ihnen hören. Passen Sie auf, ich werde Ihnen einen kleinen Vers vorsingen. Ohne Klavierbegleitung. Sie singen mir die Worte sofort nach. Also passen Sie auf: Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam, wie die Nacht.«

Mit grenzenlosem Staunen blickten wir uns beide an, die Patronin und ich.

Bombenelement, hatte dieses kleine, bucklige Männchen eine Stimme!!

Nicht etwa gewaltig.

Im Gegenteil, ganz zart und leise hatte er es gesungen. Aber auch wie silbernes Glockengeläute anzuhören!

Wirklich, es hatte genau geklungen, als wenn silberne Glöckchen angeschlagen würden.

Und gleich dahinter her erklang Alberts kräftiger Tenor:

»Düüü büüüühst mien Leif, so scheun un skwiegsam, wie deee Nackt!«

Er hatte es sehr schön gesungen. Aber nun nach den glockenreinen Worten dieses Platt – es war einfach von überwältigender Komik!

Doch wir platzten nicht heraus. Wir brauchten nur auf das kleine Männchen zu sehen, wie das so ernsthaft vor dem Klavier saß, und uns verging das Lachen. Weshalb, das ist nicht zu erklären. Sein tiefer, heiliger Ernst war es, der ansteckte, stärker wirkend, als die Komik, so etwas wie Komik nicht in seiner Nähe duldend!

»Hm. Ja Ich möchte Sie ausbilden. Ich kann Sie zum ersten Tenor bringen. Ich glaube, ich kann aus Ihnen etwas machen. Sie dürfen aber nicht mehr Bruststimme singen, nur noch mit dem Kehlkopf. Das müssen Sie erst lernen. Dann drücke ich die Stimme wieder aus dem Kehlkopf in die Brust hinab. Soll ich?«

Albert war durchaus kein dämlicher Junge, aber wenn er jetzt ein überaus dämliches Gesicht machte, und ein mißtrauisches dazu, das war begreiflich. Der dachte doch, der kleine Mann wolle ihn vivisezieren.

»Soll ich Sie ausbilden? Wollen Sie?«

Nein, fürchten tat sich Albert nicht.

»O tjoo, minetswagen. Mutt ik da väl Kreid fräten und Oil supen?«

Jetzt dachten wir, würde sich das kleine Männchen wenigstens ein Lächeln verbeißen. Aber es geschah nicht.

»Nein, solche Mittel gibt es gar nicht. Ich gebe Ihnen täglich einige Stunden Unterricht. Sonst dürfen Sie gar nicht mehr singen, nicht schreien, nicht einmal mehr laut sprechen. Und auch keine schwere Arbeit möchte ich Sie verrichten lassen. Sie müssen sich überhaupt ganz unter

meine Kontrolle stellen. Dann, glaube ich, wie Sie veranlagt sind – in einem halben Jahre schon – doch das sind Zukunftsträume, denen man sich nicht hingeben darf.«

Die beiden verließen die Kajüte, ohne uns bemerkt zu haben.

Das war am späten Nachmittag gewesen.

Am Abend saß ich in meiner Kabine und dichtete am »Kling-Klang-Klung«. Ich mußte ihn ja ganz neu bearbeiten, sozusagen noch einmal schöpfen. Dafür aber wurde er diesmal auch ganz fein, ganz genial! Und die Rollen schrieb ich jedem einzelnen Schauspieler direkt auf den Leib. Besonders August dem Starken. Auf dessen Bauch war ja auch genug Platz dazu vorhanden

Aber heute wollte es mit meiner Arbeit gar nicht recht gehen.

Mir kam das silberne Glockengeläute nicht aus den Ohren.

»Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht!«

Fort und fort wiederholte ich diese Worte, diese bezaubernde Melodie, und was ich mit der Kehle nimmermehr gekonnt, das vermochte ich im Geiste vollkommen, da kam kein falscher Ton dazwischen.

Merkwürdig auch, daß ich gar nicht mehr an die komische plattdeutsche Wiederholung dachte.

Nur immer die silbernen Glockentöne, wunder-, wunderbar gesungen.

Aber ein anderes Bild wollte mir dabei immer auftauchen.

Ich wußte es mit Gewalt niederzudrücken.

Und wie ich noch so sinne und sinne und sinne, da erklingt es durch das offene Bollauge in einiger Entfernung draußen in der stillen Nacht:

»Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht.«

Eine Frauenstimme! Die Patronin!

Na ja, die brachte diese Melodie und diese Worte eben auch nicht wieder aus den Ohren heraus!



Seit dieser Zeit gehörte Albert nur noch halb zu uns Argonauten, oder gar nicht mehr.

Hämmerlein gab ihm täglich zwei Unterrichtsstunden, eine vormittags und eine nachmittags, sonst war Albert nur noch zu sehen, wenn er am Strande oder an Deck spazieren ging. Ein sehr stiller Mensch war er ja immer gewesen, jetzt änderte er sich aber noch mehr in recht eigentümlicher Weise, wurde geradezu menschenscheu.

So glaubten wenigstens die im Mannschaftslogis. Es war ja ganz anders. Es hatte nicht ausbleiben können, daß er gehänselt wurde, da half kein Verbot und keine Aufklärung und da war es am besten, wenn er sich gänzlich zu seinem Lehrer gesellte, der sich nun einmal ganz ihm gewidmet hatte. Die beiden bewohnten jetzt zusammen auch eine Kabine, aßen zusammen, die beiden allein.

Von der Singerei bekam man nicht viel zu hören. Die beiden hatten dazu ihren eigenen Raum im Zwischendeck, der dick ausgepolstert worden war, der Patronin Stutzflügel war hineingekommen.

Erlauschte man einmal etwas, dann war es nicht besonders schön, was man da zu hören bekam. Tonleitern und dann merkwürdige Töne, die geradezu unschön klangen.

»Jetzt habe ich's heraus, wie der dressiert wird!« sagte Oskar einmal. »Hämmerlein macht's genau so wie wir. Der steckt Albert ein Bleirohr in die Luftröhre, damit er dann, wenn er kein Blei mehr im Halse hat, recht gut singen kann.«

Also wir hatten Albert als Kameraden durch die Singerei verloren. Schade um den braven Jungen!

So dachten wir!

Aber gerade der sollte als ganzer Argonaut noch manchmal unser Retter werden! –

Noch eins will ich hier gleich erwähnen.

Ich fragte Hämmerlein einmal, aus welchem Liede denn jene Worte seien, die wir damals zufällig gehört hatten. Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht.

»Aus gar keinem Liede!« lautete die Antwort. »Ich weiß nicht, ob sie schon existieren. Ich kenne sie nicht. Ich brauchte einige Worte und eine Melodie, und da habe ich das so gemacht, wie es mir gerade einfiel.«

Merkwürdig! Wenigstens merkwürdig für mich!

Dann hatte ich nur eine Frage.

»Komponieren Sie eigentlich?«

»Nein. Oder eigentlich ja.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich komponiere viel, aber ich vernichte alles sofort wieder.«

»Weshalb denn?«

»Wenn ich einmal etwas schaffen könnte, was kein Bach und kein Mozart und kein Beethoven hätte schaffen können, oder doch wenigstens etwas Ebenbürtiges – das würde ich bestehen lassen, sonst nichts.«

So sprach das Männchen.

O, wenn jeder so dächte – dann würde manches nicht komponiert und gedichtet und geschrieben worden sein.

## 10. KAPITEL. ILSSES GEBURTSTAG.

Wir konnten doch nicht immer in dieser Bucht liegen bleiben. Sonst hätten wir doch kein Schiff gebraucht, die Patronin hätte es verkaufen können, wenn sie sich für immer hier ansiedeln wollte. Und so paradiesisch war diese Gegend auch gar nicht, noch viel öder als die Lüneburger Heide. Wenn man freilich nach sechswöchentlicher Seefahrt in die Lüneburger Heide segelt, da findet man sie ja paradiesisch, und so mag es auch jedem Städter gehen, jedem Naturhungrigen.

Dazu kam jetzt nun noch ein ewiger Weststurm, der einen den Aufenthalt im Freien ganz verleidete. Wenn man in die Höhe sprang, wurde man einige Schritte zurückgeschleudert.

Am 16. Januar war ich als Schiffbrüchiger an Bord der »Argos« gekommen, am 19. Februar schlüpfen wir wieder durch den Kanal.

Wohin nun? Nun, immer dahin, wohin uns der Wind trieb. Nicht die schönsten Punkte der Erde mit Absicht aufsuchen, sondern sie zufällig finden. Und da findet man gewiß immer noch schönere, von denen niemand nichts weiß, als alle schon bekannten Wunder der Erde. Denn, ach, die Erde ist so unermesslich groß; und wir kennen noch so herzlich wenig davon!

So hätte ich's gehalten, wenn ich mein eigenes Schiff besaß und nicht auf Verdienst durch Fracht angewiesen war, und so dachte auch die Patronin, sie stimmte mir bei, als wir einmal darüber sprachen.

»Ist es denn aber recht,« sagte sie ferner bei dieser Gelegenheit, »so ganz zwecklos in der Welt herumzufahren? Sollte ich nicht mein Schiff zum Nutzen der Menschheit arbeiten lassen?«

»Ach larifari!« war meine Antwort, nicht gerade sehr höflich, aber deutlich. »Ist es denn der Menschheit von so großem Nutzen, wenn sie ihr Kaffee und Tee zuführen, damit sie ihre Nerven ruinieren? Oder Tabak, damit sie die Luft verstäubern? Oder vielleicht Rum und Arrak? Oder gar Opium? Ja, Sie können der Menschheit auch Reis und Mais und Kohlen zuführen, gewiß, das ist sehr nützlich. Aber passen Sie auf, wie dann die anderen Reedereien über Sie schimpfen, weil Sie ihnen den Verdienst wegnehmen, wo Sie's gar nicht nötig haben. Es ist

jetzt überhaupt eine faule Zeit, viele Schiffe liegen im Hafen ohne Fracht, viele Seemannsfamilien müssen darben. Nehmen Sie den armen Leuten doch nicht das Brot weg. Und soll sich denn kein reicher Mann mehr seinen Palast bauen können? Ist er etwa verpflichtet, für dieses Geld ein Kranken- und Waisenhaus zu bauen? Nein, Frau Neubert, solche Gedanken schlagen Sie sich ein für allemal aus dem Kopf! Wenn Sie der Menschheit einen Nutzen erweisen wollen, dann fangen Sie Haifische. Weil die andere Fische, die uns gut schmecken, ganz zwecklos fressen. Das heißt zwecklos nach unseren Ansichten! Der liebe Gott könnte Ihnen die Haifischjagd doch vielleicht sehr übelnehmen, Sie könnten der Natur doch einen großen Strich durch die Rechnung machen, wofür sie sich schon rächen wird. Denn ganz zwecklos sind die Haifische sicher nicht da.«

So sprach ich.

Und es war gut, daß es einmal so gekommen, daß dieses Thema einmal angeschnitten worden war, und daß ich so hatte sprechen können. Ich hatte diese Ansichten über die Welteinrichtung, über die Pflichten, die man der Menschheit schuldig ist, und so weiter, und so weiter, von meinem Vater von Kindesbeinen an eingebläut bekommen.

Und gut war es, daß die Patronin mir glaubte. Nun war diese Sache ein für allemal erledigt, sie kam nie wieder auf solche dumme Gedanken.

Denn wer sentimental veranlagt ist und auf solche Gedanken gerät, der bekommt vor lauter Sentimentalität

die Schöpsdrehe. Jawohl, er dreht sich immer im Kreise, findet keinen Ausweg mehr aus seinem Dilemma.

Und doch hätte ich ihr einen Rat erteilen können, wie sie sich der Menschheit sehr, sehr nützlich machen konnte, und zwar durch eine höchst ritterliche Beschäftigung. Die mythischen Helden des klassischen Altertums, ein Herkules oder Achilles, befreiten die Welt von Ungeheuern, nur deshalb wurden sie später unter die Götter versetzt. Nicht, weil sie Wüsten in blühende Gefilde verwandelt hatten. Ungeheuer gibt es noch heute. Die Männer, meist Engländer, die sich ganz der Tiger- oder Löwenjagd gewidmet haben, das sind sehr, sehr nützliche Menschen. Denn ein Tiger oder Löwe, der bei einem Dorfe oder zwischen Nomaden haust, richtet jährlich für mindestens 6000 Mark Schaden an, das läßt sich genau berechnen, und zwar nach dortigen Fleischpreisen. Solche Sportsmen werden denn auch von den Eingeborenen wie die Götter verehrt.

Aber es gibt auch noch andere Ungeheuer. Zweibeinige. Von diesen konnten wir die Welt befreien, wir hatten die Mittel dazu.

Doch soweit waren wir noch nicht. Jetzt hatten wir erst, einmal etwas anderes vor. Deshalb behielt ich meinen Plan noch ruhig für mich. Ich bin nicht so voreilig, ich kann warten.

Was wir wollten? Nun, ein Eliteschiff mit einer Elitemannschaft schaffen. Ein Schiff, von dem jeder einzelne Matrose zum Athleten ausgebildet ist. Oder, wollen

wir sagen: jede körperliche Fähigkeit, die er zum Schiffsdienst braucht, ist soweit als möglich entwickelt. Und das war auch etwas sehr, sehr Nützliches, was wir da vorhatten. Es mußte nur erst einmal ein Beispiel gegeben werden, dann würden wir schnell Nachahmer bekommen, Schule machen. Jawohl, Schule! Damals gab es wohl schon Schulschiffe der Kriegsmarine, aber noch kein Schulschiff für Seekadetten, die als Offiziere für die Handelsmarine ausgebildet werden, das ist erst vor ganz kurzem eingeführt, und die Lehrer für diese Offiziersaspiranten, die nur besseren Familien entstammen, oder begüterten, wollen wir sagen, müssen natürlich die allerbesten Matrosen sein. Und was tüchtige Matrosen zu bedeuten haben, das zeigt sich am besten dadurch, daß ein griechisches Schiff mit griechischer Besatzung für seine Versicherung und für die der Fracht eine fast dreimal so hohe Prämie zu zahlen hat, als ein deutsches Schiff mit deutscher Mannschaft.

Ja, ich hätte die schönste mir gebotene Karriere aufgegeben, um mich in den Dienst dieser Sache zu stellen, so phantastisch sie auch auf den ersten Blick erscheinen mochte. Es war ein Ideal – aber ein Ideal, das Hand und Fuß hatte.

Nur mußten wir, ehe wir Schule machen konnten, etwas leisten, mußten mit einem Male hervortreten und etwas zeigen, was die Welt noch nie gesehen hatte, denn die Welt will geblendet, will verblüfft werden, sonst geht es nicht!

Aber soweit waren wir noch lange nicht. Man kann doch nicht aus gewöhnlichen, das heißt normalen Menschen, aus Arbeitern, mögen es auch noch so kräftige und gewandte Burschen sein, in vier Wochen Athleten machen, die zu den olympischen Wettkämpfen antreten können. Auch in einem halben Jahre ist das noch nicht möglich. Daß Hans Leichtfuß schon über einen mittelgroßen Mann hopsen konnte, das hatte doch nichts zu sagen, das bringt jeder Zirkusclown fertig. Nein, die Argonauten in der Gesamtheit mußten es sein, welche die ganze Welt in Staunen setzten, sonst war nichts zu machen. –

Mit Westwind segelten wir zur Magalhaesstraße hinaus, und wenn wir dann nach Nordwesten hielten, so war das ganz richtig, durch das Parallelogramm der Kräfte wird der Wind von der Seite her besser ausgenützt, als wenn man direkt mit dem Winde segelt.

Ich überspringe fast 14 Tage. Die nötige Schiffsarbeit wurde verrichtet, es wurde geturnt und sonstiger Sport getrieben, die Leute begannen sich auch immer mehr für die Bibliothek zu interessieren. Auch von den vielen humoristischen Zwischenfällen will ich keinen einzigen erwähnen; denn an solchen fehlte es ja nicht, unabsichtlich passiert oder mit Absicht herbeigeführt. Die Stimmung, in der wir uns befanden – wie wir gebaut waren, möchte ich fast sagen – es konnte ja gar nicht anders sein. Ein dickes Witzbuch könnte ich über diese 14 Tage schreiben. Aber daran übersättigt man sich zu leicht, das heißt beim Lesen. Also lieber nicht.

Dann aber kam das große Ereignis, das ich ausführlich schildern muß. Ein Nichts für andere – für uns von allerhöchster Wichtigkeit.

»Ja, Ilse, da mußt Du eben Segeltuchschuhe tragen!« hörte ich die Patronin sagen.

»Weshalb denn?« fragte ich.

Alle ihre Stiefeln und Lederschuhe sind ihr zu klein geworden, mit einem Zuwachs habe ich nicht gerechnet, zumal nicht mit so einem schnellen. Das Kind wächst ja sichtbar.«

»Na dann – mag sie Segeltuchschuhe tragen!« sagte ich höchst geistreich.

Na dann machen wir ihr ein Paar Lederstiefeln, hatte ich aber sagen wollen, es noch rechtzeitig unterdrückt.

Wir leben einander zu Liebe! Und sie ist doch so schön, die heimliche Überraschung.

Ein Matrose muß viel können, mindestens alles das, was er braucht, muß er sich selbst machen, soweit es irgendwie möglich ist. Tabak kann er sich natürlich nicht selber machen. Ein Matrose, der bei der Anmusterung barfuß an Bord kommt, weil er seine Stiefeln versoffen hat, na das will ich verzeihen; aber wenn er im nächsten Hafen noch keine Stiefeln hat, dann habe ich keinen Respekt mehr vor ihm. Die muß er sich selbst machen können, mögen sie auch noch so unförmlich ausfallen, und hat er kein Leder, dann macht er sich selbst eine Lederimitation, teert Segeltuch, streut Kolophonium oder Eisenfeilspäne oder Kohlenstaub oder sonst was darauf, was trocknet und hart wird und sich polieren läßt, dann

braucht er im Sommer nicht barfuß und im Winter nicht in Segeltuchschuhen an Land zu gehen.

War Leder an Bord? Ja, Leder für Ventildichtungen, zum Putzen und dergleichen. Das war nicht das richtige. Na ja, wenn es nicht anders gegangen wäre. Aber zum Beispiel der Bezug von meinem Sofa, das feinste Rindleder, vielleicht schon mehr Kalb, das war genau das richtige, was man für gutes Schuhwerk braucht.

Und wie ich noch sinnend mein Sofa betrachte, das ich zum Teil in ein Paar Kinderstiefel verwandeln wollte, ob ich nur ein Stück herauschneiden sollte oder gleich alles, durch was ich den Bezug dann ersetzen würde, da kam mir eine Idee.

Ein besonderer Schusterheld war ich nicht. Es würde Matrosen geben, die es viel besser verstanden. Welche? Welcher am besten? Das wußte vorläufig nur der allwissende Gott. Hatte ein jeder Matrose ein Paar Schuhe oder Stiefeln gemacht, dann wußte auch ich es, ohne ein Gott zu sein.

Und es war ein so liebes, liebes Kind! Würde sich die kleine Ilse nicht mächtig freuen, würde sie vor Überraschung nicht auf den Rücken fallen, wenn sie –.

Vorwärts, den ganzen Lederbezug vom guten Sofa geruppt!

»Alles antreten zur Musterung in der Batterie!«

Sie traten an, die Grünen und die Roten, kauten gerade noch.

»Wer von Euch kann Lederstiefeln machen?«

Nicht weniger als 25 Matrosen meldeten sich, wozu ich hierbei auch die Unteroffiziere rechne, also 25 von der Deckmannschaft, wozu noch zwei Heizer kamen, und der eine von diesen mußte es auch können, weil es nämlich ein gelernter Fußbekleidungskünstler war.

»Wat for Stäbeln?«

»Für Ilse. Wasserstiefeln oder Halbschuhe mit Knöpfen oder Schnüren oder Gummizug oder Tanzlackschuhe – ganz egal, es fertige jeder seine Sorte, auf die er am besten geacht ist, Verstanden?«

Verstanden hatten sie mich wohl, aber für 27 Paar Stiefeln langte mein Sofabezug nicht. Na, erstens hatte ich noch ein zweites Kanapee mit ebensolchem Lederbezug, und dasselbe galt von den Kabinen der Steuerleute rund Maschinisten.

Her damit!

Ehe ich es verhindern konnte, lagen schon nicht weniger als acht Sofabezüge da. Na, hatte nichts zu sagen, wir verstanden doch so ein Ding wieder aufzupolstern. Aber ein Tapezierer und Möbelpolsterer oder auch ein Maurer und Zimmermann soll einmal auf einem glatten Deck einen 30 Meter hohen Mast aufrichten und einsetzen! Das will erst theoretisch auf der Schule studiert sein – und nachher geht's noch lange nicht. Aber das Wort »unmöglich« steht nicht im Schiffswörterbuch. Mit einer wahren Begeisterung, nein, mit einer wahren Berserkerwut gingen die 27 Mann an ihre Schusterei. »Für die Ilse! Für unsere Ilse! Für unser Kind!« Denn »unser Kind« war

die kleine Waise schon längst. Und nun außerdem konnte auch der Phantasieloseste, so zum Beispiel ich, sich vorstellen, was das für eine Überraschung geben würde, wenn das Kind plötzlich ganz unvermutet siebenundzwanzig Paar Stiefeln in die Hand gedrückt bekam.

Natürlich mußte erst Maß genommen werden. Es waren ja Segeltuchschuhe vorhanden, die noch paßten, aber das war für diese Matrosen nichts, die mußten erst einmal den Fuß sehen, ihn wirklich messen, ehe sie ihn in Leder wickeln konnten, sonst waren sie sich ihrer Sache nicht sicher.

Nun, das konnte geschehen, als Ilse wieder einmal schlafend auf ihrem Lieblingsplätzchen, auf dem Bauche der Marchesse, der Königstigerin, lag. Und wie dieses Maßnehmen geschah, das war schon merkwürdig genug. Jeder mußte es selbst tun, da traute keiner dem andern. Selbst ist der Mann! Der gelernte Schusterheizer war der einzige, der sich dabei eines Zollstockes bediente, die anderen maßen mit den Fingern, oder mit den Knöcheln, der wieder mit seiner Mütze, einer brauchte dazu unbedingt seinen eigenen Wasserstiefel, und einer mußte sich dazu auf den Rücken legen und seinen Fuß an den des schlafenden Kindes halten.

Nun aber war sich auch jeder seiner Sache sicher, und nun ging es los.

Die Patronin mußte ja etwas merken, tat aber, als merke sie nichts.

Dann jedoch besann sie sich, kam zu mir.

»Hören Sie, Herr Waffenmeister – Sie lassen wohl für Ilse ein Paar Schuhe machen, gleich einige Paar – ich will die Überraschung nicht etwa stören, sondern möchte sie noch verdoppeln – am 7. März hat Ilse ihren Geburtstag –«

Was, ihren Geburtstag? Und bis dahin noch fünf Tage Zeit!«

Jetzt änderte sich die Sache noch. Wenn ich keine Phantasie habe, so weiß ich doch, was man da sonst noch machen kann. Zuerst muß ich mit Hammid sprechen, dem arabischen Zimmermann, der soviel auf seinen Beruf hielt, daß er sich sogar eines seiner Beine selbst aus Holz gezimmert hatte, vom Schenkel an.

Jawohl, der wollte für die 28 Paar Schuhe – denn ich selbst beteiligte mich an der Schusterei – ein feines Schränkchen liefern, mit feinen Glastüren.

»So sehr fein braucht es gar nicht zu sein,« sagte ich, »die Schnitzereien machen wir anderen, die nageln wir dann mit Goldstiftchen drauf.«

Jeder Matrose kann doch Kerbholz schnitzen.

Also am zweiten Tage schon begannen die meisten zu schnipseln, einige hatten zu ihrer Schusterei auch nur einen Tag gebraucht.

Was nun das gelieferte Schuhwerk anbetraf, von Kinderwasserstiefel an bis zum zierlichen Lackschuh, wirklich gelackt – na, da waren ja tüchtige Pflaumen darunter! Auch meine Halbschuhe, die ich geliefert hatte, die sahen auch nicht besonders elegant aus. Dagegen waren vier Paar vorhanden, mit denen sich die Arbeit des

professionellen Schusters nicht im entferntesten messen konnte!

Aber alles wurde in den Schatten gestellt von dem Paar Halbstiefeln, die dann noch Mister Tabak brachte. Die denkbar feinste Arbeit, gelb gewichst, unten mit roten Knöpfchen besetzt, die sich dann aber als Muschelchen erwiesen, weiter oben mit blauen Schnürsenkeln, aber aus Seehunddarm, überhaupt das Ganze aus Seehundfell, wunderbar dünn geschabt, innen die Haare.

Wir hatten gar nicht gewußt, daß sich der Eskimo an der Konkurrenz beteiligt hatte. Aber wir sahen dann seine Werkstatt, die Abfälle.

Jedenfalls waren es ein Paar Stiefeln, die – es sonst gar nicht in der Welt gibt. So ein Paar Stiefelchen bekommt keine Prinzessin vom Schuster geschenkt, der vom Papa König den Titel Hofschuhmachermeister ergattern möchte.

Nur einen kleinen Fehler hatten diese herrlichen Stiefelchen: sie stanken ganz entsetzlich nach angebranntem Fett und mehr noch nach Tabaksschmant.

Ja, sogar Doktor Isidor hatte ein Paar Schuhe gefertigt! Hatte sie allerdings nicht genäht, sondern gegossen. Nämlich Gummischuhe. Sehr hübsch.

Nun konnte es aber bald aufhören mit den Schuhen. Mehr als 30 Paar gingen in das Schränkchen nicht hinein; wenigstens wenn sie hübsch in Reih und Glied auf den Regalen stehen sollten.

»Braucht Ilse sonst noch etwas?« fragte ich Siddy, der als Chefsteward ja gewissermaßen die Rolle der Kammerzofe spielte, und einen Weiberrock hatte der Inder ja auch gewöhnlich an.

Ob die sonst noch was brauchte? Ach, eine ganze Masse!

Erst jetzt erfuhr ich es, wie es so schlimm mit des Kindes Garderobe bestellt war. Die Ausrüstung mußte sehr schnell geschehen sein, die Erfahrung hatte gefehlt, und das Kind war eben sehr gewachsen.

Nun, das hatte ich ja nicht wissen können. Aber erst jetzt erfuhr ich, daß die Patronin fortwährend für das Kind flickte und stopfte, Strümpfe waren überhaupt kaum noch vorhanden.

»Ja weshalb ist sie denn da nicht zu uns gekommen zu den Matrosen?!«

Ja weshalb nicht! Wenn sie vielleicht auch wußte, daß Matrosen doch all das können, so hatte sie ihnen eben solche Weiberarbeit nicht übergeben wollen, gerade deshalb nicht, weil es ihre eigenen Matrosen waren – ihre Argonauten, ihre Helden!

Jawohl, das können wir Matrosen, flicken, stricken, sticken. Aber nicht etwa, daß wir solche »Bästler« nur aus Langeweile sind. Wir können keine solche lumpigen Strümpfe tragen, mit der Maschine gestrickt, mag die Wolle auch noch so gut sein. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß wir die Seestiefeln wochenlang nicht von den Füßen bekommen, und dann nach solch einer Periode soll man einmal das Resultat untersuchen. Dieser

Unterschied zwischen Maschinenarbeit und Handstricke-  
rei! Und so ist es mit allen Kleidungsachen. Wir können  
uns auf See doch nichts wieder anschaffen, auf Segel-  
schiffreisen, die ein Jahr und länger dauern, will man  
im fremden Hafen nicht fabelhafte Preise zahlen. Und  
wir wissen am allerbesten, daß das Teuerste eigentlich  
das Billigste ist. So ein blaues Hemd kostet mindestens  
zehn Mark. Dadurch aber, weil man immer aufpaßt, weil  
eben die Unterkleidung bei uns so eine überaus wichtige  
Rolle spielt, bekommt man auch eine ganz besondere Er-  
fahrung. So ein Matrose will in einem Geschäft Hemden  
kaufen, es sollen garantiert reinwollene sein, der Matro-  
se befühlt den Stoff zwischen den Fingern und sagt dem  
Verkäufer auf den Kopf zu, daß er entweder lügt oder  
sich selbst übers Ohr hat hauen lassen. Da ist so und so  
viel Prozent Baumwolle dazwischen. Deshalb kauft man  
sich lieber gutes Wollentuch und macht sich die Sachen  
selbst. Zeit genug hat man ja dazu.

Also losgeflickt und -gestrickt. Alles war vorhanden,  
Leinwand und verschiedene Stoffe und Seidenzeug. Das  
konnte uns Sidy aus dem Magazinraum verschaffen,  
so viel wir haben wollten, ohne daß die Patronin et-  
was wußte. Nur an Strickwolle hatte sie nicht gedacht.  
Nun, die hat jeder Matrose in seiner Kiste, wenn er nicht  
auch an Bord ein Lump ist. Und wie konnten die Jungens  
Strümpfe stricken, wenigstens einige von ihnen! Gleich-  
zeitig drei verschiedene Garne auf acht Nadeln, bunte  
Muster hineingestrickt! Und die anderen machten Hemd-  
chen und Höschen und Röckchen und Kleidchen. Und wir

waren mehr als 60 Mann, lagen in Windstille, und bei täglich sechzehnständiger Arbeitszeit läßt sich etwas fertig bringen, wenn dabei nicht zu viel geschlawwert wird. Man muß dabei die Luft anhalten, den komprimierten Dampf nicht zu viel oben zum Loche herauspfeifen lassen, sondern ihn in die Fingerspitzen dirigieren, dann fleckt's. Wenn man Brot schneidet, und man denkt daran, daß man Brot schneidet, dann wird man sich auch nie in den Finger schneiden.

Während dieser fünf Tage wurden die Musikübungen und Sportspiele ausgesetzt. Nur eines durfte nicht unterbrochen werden.

Ab und zu stand ein Mann unter der Back oder im Klubraum, wo geschneidert wurde, auf.

»Ich werde jetzt meinen Törn abmachen.«

Er begab sich in die Batterie, in den Turnsaal.

Wir wollen ihm einmal folgen, und er soll ausnahmsweise der einzige sein, der »seinen Törn« abmacht.

Die Batterie – die aber nicht etwa durch das ganze Schiff geht, sie nimmt noch nicht ganz die Hälfte ein – ist 42 Meter lang und ziemlich 12 Meter breit. Die Turngeräte sind weggestaut. An der einen Wand stehen in einer Stellage Bleirohre wie die Gewehre, daneben See- oder andere derbe Stiefeln, darüber hängt ein Rucksack, immer über jedem Bleirohr. Ferner ist noch eine Dezimalwaage vorhanden, eine Federwaage für kleineres Gewicht, ein großer Holzkasten, ein Polyphone aus dem Orgelwrack stammend, darüber tickt eine Uhr.

Der Mann zieht seine leichten Schuhe aus – das Barfußgehen liebt die Patronin nicht, sie hat mir einmal einen Wink deswegen gegeben – zieht dafür die großen Stiefeln an, die man jetzt nicht braucht. Wie ihm einer aus der Hand fällt, gibt es einen gewaltigen Plauz. Es sind Bleisohlen eingelegt. Dann nimmt der Mann das Bleirohr, über dem ein Täfelchen mit seinem Namen hängt, auch mit einem Register, in das schon viel eingetragen ist. Das Bleirohr ist an einem Ende zugequetscht, am anderen mit einem Holzpfropfen verschlossen, den zieht er heraus. Dann greift er in die Kiste, die kleingehacktes Blei enthält, wiegt davon auf der kleinen Wage hundert Gramm ab, die er in das Rohr füllt, es wieder verschließend.

Mit diesem Bleirohr macht er einige Minuten Übungen. Es ist nicht gerade ein Hantelstemmen. Mehr Gewehrübungen, aber doch auch wieder anders. Man merkt gleich, daß er genau nach Vorschrift übt, jeder Körperteil wird angestrengt, die Takte werden gezählt

Hierauf nimmt der Matrose den Rucksack vom Nagel. Man merkt gleich, wie sehr gewichtig der ist. Aber das ist noch nicht genug, der Mann wägt wieder gehacktes Blei ab, diesmal 250 Gramm, also ein halbes Pfund, füllt es in den Sack, hebt ihn sich auf den Rücken, schnallt ihn fest. Alles sehr praktisch eingerichtet.

Dann zieht er das Polyphon auf, Glöckchen erklingen, er wirft einen Blick nach der Uhr, beginnt, das Bleirohr wie ein Gewehr über der Schulter, an den Wänden entlang zu marschieren, immer im Kreise.

Es ist der Pariser Einzugsmarsch, den die stark klingenden Glocken spielen. Kann man denn nach diesem wirklich marschieren? Ja, im Geschwindschritt, aber in einem noch wahnsinnigeren, als der bei der englischen Armee eingeführte.

Und in diesem Eiltakte, wie jemand rennt, der es verschlafen hat, aber doch nicht wirklich rennen will, marschiert der Mann eine Stunde im Kreise herum, mit Bleisohlen an den Füßen, einem Bleirohr auf der Schulter, einen Bleisack auf dem Rücken.

Ganz genau eine Stunde. Sie wird lang, diese Stunde. Ich weiß es, denn ich selbst mache jeden Tag meinen »Törn«, immer mit zunehmendem Gewicht, das sich in größeren Perioden auch auf die Belastung der Füße erstreckt. Aber man hat immer Gesellschaft. Daß, wie jetzt nur ein Mann marschiert, kommt eigentlich gar nicht vor. Der Pariser Einzugsmarsch klingt ununterbrochen Tag und Nacht. Ist die Feder kaputt, wird eine neue eingesetzt. Ist die Platte zu abgenützt, stanzen wir eine neue. Können wir doch alles machen. Also man hat immer Gesellschaft, da geht es schon besser, auch wenn natürlich an eine Unterhaltung nicht zu denken ist. Und außerdem: was man aus Liebe tut –

Ist die Stunde beendet, dann jagt der Mann noch immer dreimal im Laufschrift in der Batterie herum, dann schnallt er ab, stellt sich auf die Dezimalwaage, konstatiert sein heutiges Gewicht. Letzteres tut er nur dem Doktor

Isidor zu Liebe, der dabei seine wissenschaftlichen Beobachtungen macht. Dicker wird man davon nicht. Nur August dem Starken scheint das ausgezeichnet zu bekommen, der nimmt dabei zu.

Nachdem der Mann sein Gewicht auf das Täfelchen geschrieben hat, geht er zu seinen Kameraden zurück und näht wieder Kinderhemdchen oder strickt Kinderstrümpfchen.

Und wozu nun dies alles.

Der stärkste Mann, von dem nicht die Sage, sondern die Historie berichtet, war der Athlet Milo von Croton, um 500 vor Christi, von dem man bestimmt weiß, daß er sechs olympische, sieben pythische, zehn isticische und neun nemeische Siegeskränze gewann. Solche siegreiche Athleten genossen damals ein ganz anderes Ansehen als heute, der olympische Sieger wurde Ehrenbürger seiner Stadt, war steuerfrei und hatte andere Vorzüge, überall wurden ihm Denkmäler errichtet. Daher wissen wir noch so viel von diesen griechischen Athleten.

Dieser Milo machte zuerst dadurch von sich reden, daß er einen großen Stier, der doch wohl seine zehn Zentner wiegt, durch die ganze Arena trug.

Dabei soll Milo anfangs gar kein so besonders starker Kerl gewesen sein. Er hatte seine besondere Methode zur Ausbildung. Für dieses Kunststück fing er erst mit einem kleinen Kalbe an, das er täglich auf den Schultern eine gewisse Strecke weit trug. Das Kalb nahm an Gewicht zu,

diese tägliche Zunahme merkte der Träger nicht besonders, und so trug er eben zuletzt einen ausgewachsenen Stier auf seinen Schultern!

So heißt es.

Das Rezept ist wenigstens gegeben, wie es zu machen ist.

Wenn Du, lieber Leser, noch ein gelockter Jüngling bist und noch nicht das Zipperlein hast, und Du willst ein Milo werden, dann schaffe Dir eine Hantel von 50 Pfund an. Die wirst Du doch wohl stemmen können, oder Du hast eben schon das Zipperlein, oder Du eignest Dich sonst nicht dafür, und dann hast Du doch auch keine Lust, ein Milo zu werden.

Die beiden Kugeln auf dem Stabe sind hohl, haben eine verschließbare Öffnung, lassen sich von dem Stabe abnehmen, andere Eisenscheiben lassen sich aufsetzen. Das Pfund Hantel kostet etwa 40 Pfennige.

Diese 50 Pfund stemmst Du jeden Morgen nach dem Aufstehen zehnmal, dann noch einmal so oft nach dem DANziehen. Dann gehst Du Deinem Berufe nach. Kannst Du diese Übung täglich imehrmals wiederholen, desto besser, aber nötig ist es nicht.

Am nächsten Morgen füllst Du in jede der beiden Kugeln 25 Gramm Schrotkörner, und so fährst Du fort und fort, das tägliche Gewicht der Hantel um 50 Gramm zu vermehren. Hast Du einmal gerade keine Schrotkörner,

dann steckst Du einstweilen in jede Kugel zwei alte Liebesbriefe, die zusammen auch ungefähr 25 Gramm wiegen. Ab und zu ersetzt Du die Schrotkörner durch Eisenscheiben, die zwischen den Kugeln eingeschaltet werden.

Wie Du Dir nun berechnen kannst, beträgt die Gewichtszunahme im Jahre 36 Pfund. In zehn Jahren sind das 860 Pfund. Dazu kommen die 50 schon vorhanden gewesenen. Macht zusammen 410 Pfund, die Du nach zehn Jahren jeden Morgen zehnmal stemmst. Das übertrifft schon etwas den bisher aufgestellten Weltrekord im Hantelstemmen.

Nun probiers. Es ist ein billiges Vergnügen. Nur darfst Du Deine Übung keinen einzigen Morgen vergessen, sonst vergißt Du es öfters, und dann – wirst Du nach zehn bis hundert Jahren vielleicht das Zipperlein haben, aber kein Milo sein.

Bist Du aber ein Mädchen, vielleicht etwas schwach auf der Brust, dann fange mit 20 oder nur 10 Pfund an, beschwere den Stab täglich auf jeder Seite mit einem Mehr von zwei Liebesbriefen – und ich garantiere Dir, daß Du Dir keine Pilalus Pilles orientales zu kaufen brauchst, um Deine Brust zu runden.



Während dieser fünftägigen weiblichen Handarbeitsperiode ereignete sich ein humoristischer Zwischenfall,

den ich erwähnen will, weil er sehr traurig für uns endete, wenigstens verging zuletzt sehr vielen das Lachen, besonders auch mir.

Es war Mittagszeit, die Matrosen machten bei dem herrlichen, windstillen Wetter »backen und banken« im Freien, das heißt, sie hatten den Mittagstisch und Sitzgelegenheit an Deck aufgestellt, vor dem Fockmast.

Die Suppe wurde aufgetragen, eine mächtige Terrine, Kartoffelsuppe, oben darauf eine dicke Schicht ausgelassenes Ochsenmark aus der Konservenbüchse. Seeluft zehrt sehr, selbst in heißen Gegenden verlangt der Körper viel Fett, aber jeder mag es doch nicht, wogegen gutes Rindermark immer gern gegessen wird.

Ich stand an dem Tisch, hatte mit den Leuten etwas zu sprechen. Noch war es nicht zum Ausschöpfen gekommen, als wir auf eine komische Szene aufmerksam wurden. Wir hatten uns in jener Bucht reichlich mit lebenden Hummern verproviantiert. Die Tiere waren in einer Kiste untergebracht, die zwischen Kombüse und Kommando- brücke stand, sie lagen zwischen Steinen und Moos, wurden täglich mit frischem Seewasser begossen und blieben so ganz munter.

Eines Tages hatten sie ein Brett beseitigt, hatten das Freie gewonnen. Die meisten wurden ja schnell wieder eingefangen, einige blieben aber doch verschwunden. Hin und wider fand man einen Hummer unter einem Taubündel oder sonstwo, einen sogar tief unten im Raum, bis jetzt fehlten noch immer vier.

Da sahen wir unseren Nebukadnezar, der sich mit einem großen Hummer, der an Deck wieder zum Vorschein gekommen, amüsierte. Nebukadnezar war ein langgeschwänzter Affe. Wer ihn so getauft hatte, weiß ich nicht.

Es sah äußerst drollig aus, wie sich der Affe benahm. Er saß vor dem Hummer, betrachtete ihn tief sinnig und tippte ihm ab und zu mit der Fingerspitze auf den Kopf.

Mit einem Male aber schrie mein Nebukadnezar Zeter und Mordio, voltigierte die Wante hinauf, während ihm hinten am Schwanz der Hummer hing. Höher und höher ging es hinauf unter fürchterlichem Zetergeschrei, der Hummer wurde an dem langen Schwanz hin und her geschleudert, wollte aber nicht loslassen, sich auch nirgends festklemmen.

So kam Nebukadnezar auf die Obermarsrahe, auf dem Fockmaste. Mit einem Male ließ der Hummer los, sauste herab und – gerade in die kochend heiße Kartoffelsuppe mit der Fettschicht hinein.

Da verging den meisten das Lachen, besonders auch mir, es verwandelte sich in Fluchen und Schmerzgeheul, denn das heiße Fett spritzte doch nach allen Seiten. Ich hatte ein paar böse Brandblasen im Gesicht abbekommen. Es war ein Glück, daß sonst nichts passiert war, manches Auge hätte flöten gehen können.

Seit dieser Zeit blicke ich, auch im Zimmer, wenn Kartoffelsuppe auf den Tisch kommt, immer unwillkürlich und mißtrauisch in die Höhe, ob von der Decke nicht etwa ein Hummer in die Suppenschüssel fallen könnte.

Dann kam der große Tag.

Wir bauten in der großen Kajüte auf, die auch den Offizieren zur Verfügung stand, in die sie wohl auch einmal einen Mann rufen konnten. Es war ja überhaupt ein besonderer Fall. Früh um vier fingen wir schon an, alles zu arrangieren, um sechs Uhr, sobald der Tag anbrach, würde Ilse erwachen, das wußten wir bestimmt, dann kam sie mit der Tante zum Vorschein. Die Patronin wußte ja überhaupt, um was für eine Überraschung es sich handelte, im Grunde genommen aber wußte sie gar nichts, und im übrigen war Sidddy instruiert, die beiden rechtzeitig eintreten zu lassen.

Wir schleppten herbei und bauten auf. Abgezählte drei Dutzend Hemdchen, ebensoviel Höschen, gestärkt und fein geplättet, mit gesticktem Monogramm, aber jedes Stück anders. Zwei Dutzend Paar Strümpfe, jedes mit einem anderen Muster und anderem Monogramm, ein Dutzend Röckchen und ebensoviel Kleidchen, aus Leinwand und Stoff und Tuch und Seide, mit und ohne Besatz, jedes ganz anders.

Ich selbst staunte, wie ich jetzt alles zusammen sah. Ja, in fünf Tagen können 62 Paar geschickte Hände schon etwas leisten, wenn man dabei die Luft anhält!

Die Wäsche wurde natürlich nicht übereinander geschichtet, so wenig wie die Kleider, sondern jedes Stück

einzelnen gelegt, was schon die Verschiedenheit der Monogramme rechtfertigte, und jedes Stück mit einem roten oder blauen Seidenbändchen umschlungen.

Na, wie das in der Kajüte aussah – großartig!

Was aber nun sonst noch alles dazukam. Ich kann nur Einiges noch erwähnen. Auch der sonst unsichtbar gewordene Albert hatte sich daran beteiligt. Das Kunststicken wird von den Matrosen überhaupt viel ausgeübt, und besonders dieser stille Mensch konnte großartig sticken! Er hatte ein Paar Strumpfbänder und einen Gürtel gefertigt, mit verschiedenfarbiger Seide gestickt, mit dem Namen unseres Schiffes und sonst noch mit Verzierungen – prachtvoll! Dann hatte der beste Kerbholzschnitzer noch ein besonderes Kästchen geliefert. Nun denke man sich den Kerbschnitt aber nicht so einfach, daß man links und rechts immer einen Schnitt macht, daß eine Ecke herauskommt. Da lassen sich Effekte erzielen, von dem der, der so etwas noch nicht gesehen hat, eben gar keine Ahnung hat. Der Deckel war ein ganzer Blumenstrauß und jedes Staubfädchen war eingeschnitten! Und in dieses Kästchen legte Meister Kännchen sein Geburtstagsgeschenk, einen hohlen Backzahn, den er einmal einem wimmernden Menschen herausgeruppt hatte – ein Monstrum von einem Backzahn, wie ich ihn so kolossal gar nicht für möglich gehalten hätte. Wenn der unter amerikanischen Raritätensammlern verauktioniert wurde, der brachte sicher ein beträchtliches Vermögen ein. Und so noch andere Überraschungen.

Den Mittelpunkt aber bildete der Schrank mit den 30 Paar Kinderstiefeln. Schon der Glasschrank war ein Glanzstück. Über und über mit Sternchen und Arabesken und Seeschlangen und Schiffchen bedeckt, die Stiften mit goldenen Köpfchen, und diese selbst bildeten wieder Arabesken und andere Figuren. Die Hauptsache aber war doch der Inhalt. Diese 30 Paar Stiefeln und Stiefelchen, Schuhe und Schuhchen, diese Eleganz und diese Unförmlichkeit, wie die auf den Regalen, alles Kerbschnitt in Reih und Glied standen – das war einfach von überwältigender Erhabenheit!

»Sie kommen!« meldete Siddy.

Wir stellten uns im Hintergrunde der großen Kajüte auf. Hämmerlein spielte die Orgel.

Ich habe noch nicht wieder von der Orgel gesprochen, werde es auch nie; nämlich wie das klang, wenn die Orgel spielte. 64 Register, 90 Stimmen mit 5000 Pfeifen. Auf dem einsamen Meere gespielt! Nie werde ich versuchen, da einen Eindruck schildern zu wollen. Das war nur zu erleben.

So traten die beiden ein.

Auch das Weitere vermag ich nicht zu schildern. Jedenfalls kam, wie gewöhnlich, alles ganz anders, als wie es sich irgend jemand vorgestellt hatte.

Ja, die Patronin hatte etwas gewußt, natürlich. Andererseits hatte sie gar keine Ahnung gehabt.

Da stand sie und starrte und starrte, minutenlang.

»Tante, was ist denn das nur?« staunte Ilse mit glückstrahlenden Augen des Unglaubens.

Und mit einem Male bekommt die Patronin einen purpurroten Kopf, dann wird das Gesicht wieder ganz weiß, und dann fängt sie an zu weinen und zu weinen, schreit vor Jammer laut auf.

Es störte nicht die Feststimmung, es war schnell wieder vorüber, und dann ging es anders los.

Jedenfalls aber hat noch keine Prinzessin und noch keine Milliardärstochter solch einen Geburtstag gefeiert, wie damals unsere Ilse, »unser« Kind!

Und ich ahnte damals noch nicht, daß dieser Schrank mit den 30 Paar Stiefelchen und Schuhchen, dann zum Teil schon stark abgenützt, dereinst noch einmal als erstes Schaustück im Salon meines eigenen Hauses stehen würde, daß ich selbst – doch ich will nicht vorgreifen.

## 11. KAPITEL. IN MARSEILLE.

Wir lagen in Marseille, der Wind hatte uns dorthin getrieben.

Na, ganz so zufällig war es ja nicht gekommen.

Aber einen Hafen hatten wir doch einmal aufsuchen müssen, und da war es ganz gut, daß es so ein großer wie Marseille war, wo alles zu haben ist, ohne daß man dafür Phantasiepreise bezahlen muß. Schon Kohlen kosten in Kapstadt genau das Doppelte wie in Marseille. Kohlen brauchten wir zwar nicht, aber manches andere destomehr. Wenn das Schiff auch unter Kapitän Martins Erfahrung ausgerüstet worden war, es war doch außerordentlich schnell gegangen, es hatte manches von Anfang

an gefehlt, und das Schiff war bereits seit vier Monaten unterwegs!

Da war den Leuten einmal ein längerer Aufenthalt in einem Hafen, in dem das Leben alles bietet, was der Mensch nun einmal braucht, zu gönnen. Sie hatten doch nicht auf ein Segelschiff gemustert, das von Europa nach Australien geht, wobei man sich von vornherein mit dem Gedanken, monatelang von der anderen Welt nichts mehr zu sehen, abfinden muß, obgleich da doch manchmal ein Hafen angelaufen werden kann – noch weniger waren sie auf einem Walfischfahrer, der gleich einmal drei Jahre draußen bleibt – und diese meist jungen Kerls waren doch auch keine Asketen, hatten kein Gelübde abgelegt.

Die Patronin machte mir als dem Waffenmeister, der nun einmal gewissermaßen die Rolle eines Aufsehers von Fürsorgezöglingen spielte, einige zarte Andeutungen, von wegen, daß die Matrosen nicht gar so sehr in den Straßen herumtorkelten, nicht immer gerade in den allerschlimmsten Löchern vor Anker gingen, wo sie dann nicht wieder flott zu bekommen waren, nur mit Polizeigewalt – daß sie freilich mit den Leuten, mit ihrem Volke, nicht gleich ins Theater und in die Gemäldegalerie gehen könne, das wisse sie ja selbst – aber das alles war gar nicht nötig, auch nicht, daß ich den Leuten erst Instruktionen erteilte – ich wußte schon, wie es kommen würde, und hatte mich auch nicht geirrt.

Über unser Schiff war ein ganz besonderer Geist gekommen. Der Korpsgeist! Was das für ein Geist ist, das

läßt sich nicht so leicht erklären. Wer ihn hat, der weiß es, kein anderer. Ich schlage im Wörterbuch nach und finde: Korpsgeist nennt man in Korporationen die tätigste Teilnahme jedes einzelnen an dem gemeinschaftlichen Wohle aller, unter Beiseitesetzung aller persönlichen Rücksichten.

Ja, diese Definition ist ganz richtig, aber – – das macht noch lange keinen Korpsgeist aus, da fehlt gerade die Hauptsache; denn sonst müßte in der Gesellschaft Jesu, unter den Jesuiten, der allerstärkste Korpsgeist herrschen, und gerade das Gegenteil ist der Fall.

Das Ritterliche ist es dabei, was den Ausschlag gibt! Und es brauchen nicht gerade Offiziere und Studentenverbindungen zu sein, unter denen dieser ritterliche Korpsgeist herrscht. Es können auch Arbeiter sein, Sangesbrüder oder eine Turnerriege. Aber mit dem heiligen Geiste hängt es etwas zusammen. Nur über Auserwählte kommt er, kann nicht erzwungen werden, kommt ganz plötzlich, man kann ihn festhalten und ihn auch sehr leicht wieder verlieren.

Bei uns kam aber auch noch etwas anderes hinzu, eine Macht, die vor allen schlimmen Abwegen behütet. Das ist der Sport. Das ständige Bewußtsein der Absicht, in einem ritterlichen Spiele die Meisterschaft erreichen zu wollen, wobei jede Sumpferie und Lumperei das größte Hindernis ist. Hierin liegt die ethische Bedeutung des Sports! Deshalb auch wird der Sport jeder Art auf den englischen Universitäten so eifrig gepflegt, am stärksten ausgedrückt durch das jährliche Wettrudern zwischen Oxford und

Cambridge, zu welcher Stunde man nicht telegraphieren kann, weil alle Telegraphenlinien der ganzen Erde besetzt sind, um diesen Wettkampf der beiden Universitäten zu beobachten. Deshalb auch haben die deutschen Studenten von jeher das Fechten gepflegt, was allerdings ganz seinen ursprünglichen Zweck verloren hat. Nicht wer die wenigsten, sondern wer die meisten Schmisse hat, das ist heute der Held, also der ungeschickteste Raufbold. Deshalb aber ruft auch der deutsche Kaiser den Studenten bei jeder Gelegenheit zu: »Treibt Sport!« –

Die Mannschaft der »Argos« marschierte nicht etwa in geschlossenem Trupp durch die Straßen, sie setzten sich nicht wie die Rekruten, die zum ersten Male ausgeführt werden, in einem Lokal an bestimmte Tische, wie der Herr Unteroffizier befiehlt. Gott bewahre! Sie gingen, wie und wohin sie wollten, gute Freunde zusammen oder auch allein. Aber es war doch etwas so ganz anderes, als wenn sonst ein Schiff abmustert oder wenn die Leute im fremden Hafen Vorschuß bekommen.

»Wir sind etwas anderes als Ihr, wir haben etwas Großes vor, aber verraten wird nichts, Ihr sollt schon noch staunen, und dazu müssen wir uns halten!«

Das war es!

Nur unser guter Doktor Isidor kam einmal vorgefahren, mußte eingeladen werden, hatte tausend Franken einstecken gehabt und jetzt nach einigen Stunden auch seine Uhr nicht mehr, nicht einmal seinen silbernen Bleistift, und dann glaubte er drei Tage lang, er wäre in

Frankfurt am Main in der Kaltwasserheilanstalt, die Patronin redete er immer mit »Herr Professor« an. Dann aber, als er wieder hergestellt war, mit den nötigen kalten Duschen, als er sich beim Essen nicht mehr mit der Gabel in die Augen stach, als er wieder gehen konnte, ohne immer zusammenzuknicken, als die Lebenslust wieder neu erwachte, da ließ er sich willig ins Schlepptau nehmen. –

Eines Mittags, wie ich von der Hauptpost kam, wurde mir auf der Straße ein Zettel zugesteckt, von einem Zettelverteiler.

Wo speist man in Marseille am besten und billigsten für nur einen Frank? In Maison Oliganda, Rue Bergere 34.

1. Gang: Suppe.

2. Gang: Fisch.

3. Gang: Braten mit Kartoffeln und Gemüse.

4. Gang: Geflügel.

Nachtisch: Brot, Butter und vier verschiedene Sorten Käse. – Früchte. – Eis.

»Dazu eine halbe Flasche guten Rotwein. –

Hallo!!

Das alles für einen einzigen Frank?

Hatte ich auch richtig gelesen?

Jawohl, da stand es gedruckt. Alles für einen einzigen Frank, für 80 Pfennig.

Na, da mußte ich hin. Ich erkundigte mich nach der Straße – die Rue Bergere war gar nicht so weit.

Zwar erwartete mich die Patronin mit einer höchst wichtigen Post, aber sie konnte nicht anders glauben, als

daß ich erst eine Stunde später käme. Und überhaupt – das war ich einfach der Wissenschaft schuldig.

Nun will ich gleich etwas bemerken, wodurch der ganzen Sache auch kein Abbruch geschieht.

Das war hier nicht etwa das einzige Restaurant in Frankreich, in dem man so billig und reichlich speist. Schon hier hatte dieses Restaurant, wie ich später erfuhr, mehrere Konkurrenten, ich habe dasselbe später auch in Nizza und in Paris gefunden, auch in italienischen Städten, für einen Franken oder Lire dasselbe Menü mit vielen Gängen und Nachtisch und Wein.

Damals aber wußte ich dies noch nicht. Nur eines war mir schon bekannt. Die halbe Flasche Wein konnte mich nicht weiter irritieren. Man las es hier ja überall, in jeder Weinhandlung und jedem Büdchen wurde guter Wein angepriesen, der ganze Liter zu vier Sous gleich 17 Pfennige. So ist das noch heute. Ein feiner Wein ist das natürlich nicht. Aber trinken läßt er sich schon. Und das ist nun der Detailpreis. Da kann ein großes Speisehaus, das starken Umsatz hat, im Großen einkauft, schon eine halbe Flasche geben, es braucht nicht der schlechteste zu sein, und sie kostet ihm höchstens einen Groschen.

Aber Suppe, Fisch, Braten mit Beilage, Geflügel, verschiedene Käse, Früchte, Eis – das alles für einen Franken.

Man sieht, wie ich meinen Denkapparat anstrengte, um dieses Rätsel durch eigenen Scharfsinn im voraus zu lösen.

Dabei kam ich, wie es, dann manchmal so geht, auf ganz merkwürdige Gedanken.

Sollte man da vielleicht erst ein gewisses Quantum Arbeit verrichten, ehe man dieses Genusses für einen Franken teilhaftig wurde? Erst einen Stapel Holz hacken?

Ich dachte nämlich an die Handwerksburschen an die armen Reisenden, die durch die vorsichtig geöffnete Vorsaaltür – »Mitglied des Vereins gegen Hausbettelei« – eine Anweisung auf 20 Pfennig zugesteckt bekommen, dort und dort gegen Nachtlager und einer kräftigen Mahlzeit einzutauschen, und wenn sie hinkommen, dann müssen sie erst einige Stunden Holz hacken.

Na, Holz zu hacken, das würde man doch von unsereinem nicht verlangen. Adressen schreiben? Auch nicht. Wollten die einem vielleicht mittels dieser Lockspeisen die Würmer aus der Nase ziehen, um Geschäftsgeheimnisse zu ergründen?

Ich kam nicht auf den Trichter. Aber jedenfalls sieht man doch, wie ich mich für diesen Fall interessierte.

Nun, ich hatte Maison Oliganda erreicht. Jetzt würde ja gleich des Rätsels Lösung kommen.

Es war ein gutbürgerliches Speisehaus. Da denke ich aber schon an französische Verhältnisse. In Deutschland wäre es eine hochfeine Aufmachung gewesen. Die Tische blendendweiß gedeckt, auf jedem schöne Blumen, Wasserkarraffen, verschiedene Arten Gläser.

Das Lokal war gut besucht, wenn auch nicht voll. Der Kleidung und auch dem Benehmen nach nur Herren und Damen besseren Standes. Essen tat noch niemand. Es

wurde jedenfalls gleichzeitig serviert, wenn auch an einzelnen Tischen, und soweit war es noch nicht.

Ich nahm Platz. Etwas schüchtern, verlegen, gedrückt. Ich nehme nicht gern etwas geschenkt an. Und mich hier für acht Groschen mästen zu lassen – es war mir peinlich! Na, der Wissenschaft wegen.

Ein Kellner brachte unaufgefordert eine halbe Flasche Rotwein. Ein tadellos schwarzbefrackter Geist. Daß er auf dem Vorhemdchen einen großen Saucenfleck hatte, das machte für dieses Speisehaus nur Reklame. Hier wurde mit Sauce nicht gegeizt.

Ich kostete den Wein. Der war ganz gut. Ich verstehe ja allerdings nicht viel von Wein, mehr von Rum und dergleichen, aber – kratzen und beißen tat der Wein nicht, zog einem nicht die Strümpfe aus, gar nichts.

Wollte ich also diese halbe Flasche nur einen einzigen Groschen rechnen. Nun aber lag schon neben jedem Teller eine lange Stange Weißbrot. Die kostete im Laden anderthalb Sou, das wußte ich. Ich wollte nur 5 Pfennig annehmen. Da waren aber doch bereits 15 Pfennig weg, blieben nur noch 65 für das ganze Menü.

Ach Du mein armer Hirnkasten!

Ein Klingeln erscholl. Durch alle Gäste ging es wie ein Ruck, plötzlich verstummte alles, wie im Theater, wenn der Vorhang hochgeht.

Und richtig, alsbald kamen die Kellner angerannt, brachten die Suppe.

Einen großen Teller voll, es ging gar nicht mehr hinein, eine ausgezeichnete Kohlsuppe, eine ausgezeichnete Bouillon!

Ich wurde ganz kopfscheu.

Na, Kohl ist ja billig, und es war ja nur die Brühe von gekochtem Fleisch. Aber immerhin, sollte dieser Teller Suppe auch nur 5 Pfennig kosten, dann blieben doch nur noch 60 Pfennig für Fisch, Braten mit Beilage, Geflügel, Butterbrot mit vier verschiedenen Sorten Käse, Früchte und Eis!

Ach Du mein armer Hirnkasten! Wäre ich doch nur nicht hier hereingegangen. Meine verfluchte Wißbegierde! Ich genierte mich fürchterlich. Mich hier in einer fremden Stadt für sechs Groschen mästen zu lassen.

Der Fisch kam. Ich nahm die Gabel in die rechte Hand, in die linke ein Stück Semmel.

Au!!!

Wie der Fisch vor mir stand, da freilich ging mir eine Ahnung auf!

Ja, Fisch war es. Sogar ein ganzer. Es war eine gebratene Sardine, nicht größer als mein kleiner Finger, aber längst, längst nicht so dick! Wie ein breitgequetschter Regenwurm, der eine Hungerkur durchgemacht hat.

Na, ich will mich kurz fassen; denn diese Schilderung hier ist erst die Einleitung für einen zweiten Besuch, den ich diesem Speisehaus abstattete, da ging der Witz erst richtig los.

So ging es weiter. Der Braten bestand in einem Hammelkotelett mit einer kleinen Kartoffel und sechs oder

sieben Schnitt Bohnen. Nicht Schnittbohnen, sondern Schnittchen, die von einer Bohne recht sein abgeschnipstelt worden waren.

Über das Hammelkotelett selbst will ich nichts weiter sagen als: Wenn ich nicht gerade ein mittelloser Hungerleider bin, und ich habe einen Hund – so einen abgenagten Knochen gebe ich ihm nicht. Da tut mir der Hund zu leid. Daß er nichts weiter als Knochen hat. Etwas Fleisch lasse ich denn doch dran.

Dann wurde das Geflügel serviert. Da aber mußte ich mir einmal kräftig auf die Lippen beißen. Ein kleines Taubenbeinchen! Und wie ich meine Blicke umherschweifen ließt da mußte ich zu dem Schlusse kommen, daß es in Marseille Tausendfüßler mit Taubenschenkeln gab, oder daß jede Taube tausend Füße hatte; denn alle anderen Gäste hatten auch nur Taubenbeinchen, jeder eins.

Und dann ein einziges Stückchen Butter mit tatsächlich viererlei verschiedenem Käse, freilich nur soviel als unsereiner für gewöhnlich an der Rinde dran läßt, dann eine Birne, eine Feige, drei Kirschen und vier Oliven, dann ein Stückchen Eis. Es rutschte mir vom Löffel, fiel auf den Boden, und wie ich hinblickte war's bereits ein Wassertropfen geworden.

Das also war dies Rätsels Lösung.

Wenn ich es mir jetzt berechnete, so hatte der Wirt an alledem noch vier Groschen verdient.

Doch davon abgesehen. Von etwas anderem möchte ich jetzt sprechen. Ich stellte Beobachtungen an, die mir morgen, wenn ich zum zweiten Male hier speiste, nicht

möglich waren. Denn da sollte ich hier etwas anderes erleben; nämlich mit Mister Tabak! Denn den mit seinem Riesenappetit brachte ich morgen mit hierher, das war von vornherein mein felsenfester Entschluß!

Es war nämlich höchst interessant, die anderen Gäste zu beobachten. Wie diese französischen und zum Teil auch italienischen Herrchen und Dämchen speisten. Mit welchem Genusse die sich dem Essen hingaben! Wie graziös die das elende Sardinchen mit der Gabel tranchierten. Wie die von dem Hammelknochen noch immer etwas Fleisch abzuschneiden wußten, wie zierlich sie die unsichtbaren Stückchen auf die Gabel schoben und zum Munde führten, wie fein sie das Taubenknöchelchen bearbeiteten. Überhaupt, mit welcher Behaglichkeit sie sich dem Ganzen hingaben

Nachträglich sei noch erwähnt, was aber eigentlich bei dem Charakter des Ganzen fast selbstverständlich ist, daß nicht nur jeder Gang auf einem frischen Teller serviert wurde, man nichts etwa von einer Platte nahm, sondern daß man auch immer ein frisches Besteck dazu bekam, Gabel und Messer, und zum Nachtsch wurde sogar eine neue Serviette gereicht, sauber und blendend weiß!

Und nun diese Unterhaltung! Immer über das Essen.

»Der Fisch ist heute vorzüglich.«

In der Tat, bei Levosier speist man längst nicht so gut.«

»Lassen Sie denn das Schwanzstück liegen?«

»Ja, auch das Kopfstück. Ich esse vom Fisch immer nur das Mittelstück!«

Ach Du allmächtiger Gott!! Ich sah schon morgen den gefräßigen Eskimo hier sitzen, vor dem winzigen Fischchen!

Dies alles aber charakterisiert so ganz den Franzosen, den Südfranzosen, und das geht weiter die Riviera entlang nach Italien hinüber.

Es sind glückliche Leutchen dort unten! Aber tauschen möchte ich mit ihnen nicht. –

Ich fragte nach der Rechnung – nur einen Frank. Als ich mir auf ein Fünffrankstück nur drei Franken zurückgeben ließ, bekam der Kellner vor freudiger Überraschung einen Hexenschuß.

Ich hatte die drei einzelnen Frankstücke in die Westentasche gesteckt, und wie ich sie mir dann bei Gelegenheit noch einmal besah, da waren zwei davon falsch oder doch wertlos, außer Kurs. Der Napoleonskopf hatte keinen Lorbeerzweig.

Na warte, alter Freund mit dem Saucenfleck!

Ich begab mich an Bord. Die Patronin hatte mich noch gar nicht erwartet. Sie las den postlagernden Brief, den ich mitgebracht hatte.

»Ja. Auch das ist nun in Ordnung. Ebenso wie die Sache mit der Orgel. Sie kostet also – es ist alles nach englischem Gelde berechnet worden – inklusive Versand und Versicherung genau 2100 Pfund Sterling. Auch schon die Instrumente sind dabei. Da nun der dritte Teil als Berge-lohn abgeht, so habe ich noch 1400 Pfund nachzuzahlen. Das ist bereits alles erledigt, die Orgel ist mein Eigentum. Nun aber hat die Reederei, also ich, nur die Hälfte

des Bergelohns zu beanspruchen. Ein Viertel fällt dem Kapitän zu, das letzte Viertel der Mannschaft. Also hat die Mannschaft von mir 175 Pfund Sterling ausgezahlt zu bekommen. Stimmt das so?«

Aufmerksam blickte ich die Sprecherin an. Ja, ich hatte mich schon vorhin nicht getäuscht. Sie war halb finster, halb trübselig, in ihrer Stimme lag auch ein Zittern, und jetzt, wie sie sich umwandte, um nach dem Panzerschrank zu gehen, sah ich es noch einmal verdächtig um ihre Mundwinkel zucken.

Sie machte sich an dem Geldschrank zu schaffen hinter der Panzertür, die sie ganz verdeckte.

»Nicht wahr, Herr Waffenmeister?« erklang es hinter dem gepanzerten Schutzwalle.

»Frau Neubert!« sagte ich leise.

»Ja.«

»Haben Sie schon mit Kapitän Martin darüber gesprochen?«

»Gewiß.«

»Der Kapitän hat sich seinen Anteil wohl schon auszahlen lassen?«

»Selbstverständlich.«

»Selbstverständlich, jawohl, selbstverständlich. Oder Sie dachten wohl, der Kapitän würde Ihnen die 175 Pfund schenken? Nein, dazu ist, Kapitän Martin ein viel zu lauterer, ehrlicher Charakter.«

Hinter der Panzertür verstummte das Rasseln mit den Geldkassetten plötzlich:

»Was sagten Sie da?!« erklang es leise.

»Frau Neubert,« bat ich, »kommen Sie doch mal vor, blicken Sie sich doch mal an, wir sind doch hier unter uns.«

Sie kam hervor, mit starren Augen, die sich mit Tränen gefüllt hatten.

»Sie werden,« fuhr ich fort, »der Mannschaft die ihr zukommenden 175 Pfund Sterling auszahlen wollen. Ja, glauben Sie etwa, die Leute werden das annehmen?«

Sie begann mich noch mehr anzustarren, denn jetzt verstand sie mich noch weniger.

»Wie meinen Sie?«

»Nein, keiner von den Matrosen und Heizern wird das Geld annehmen wollen. Sie werden schon das Angebot als eine große Beleidigung empfinden. »Verflucht soll der Schuft sein, der auch nur einen Penny von der Patronin annimmt!« So ungefähr werden sie sprechen. Sie, Frau Patronin, sind doch so gut zu ihnen gewesen. Sie haben ihnen silberbeschlagene Meerschaumpfeifen und vieles, vieles andere geschenkt. Ja, so denken diese Leute, und das ist ganz wunderbar, höchst achtungswert. Aber keiner von ihnen ist ein Kapitän Martin. Der verbindet mit seiner Ehrlichkeit soviel weitsichtige Klugheit, daß er seinen Anteil ruhig in die Tasche steckt, jedenfalls ohne ein »Danke« zu sagen. Ja, Frau Neubert, verstehen Sie denn nicht, was hier vorliegt? Die Leute müssen gezwungen werden, daß sie das, was ihnen gesetzlich zukommt, annehmen. Tun sie es nicht, dann werden sie unbarmherzig fortgejagt! Weshalb? Ja, Frau Neubert, halten Sie es

denn nicht möglich, daß einmal ein Riß in die Freundschaft kommt? Nun nehmen Sie einmal an, so ein Matrose geht in Unfrieden fort, oder es kann auch in Frieden sein, und er sieht einmal Ihr Schiff im Hafen liegen, oder die »Argos« fährt an seinem Schiff vorüber, und die Orgel spielt gerade – und da kann dieser Mann nun mit vollem Rechte zu seinen Kameraden sagen: das ist die »Argos« der Frau Helene Neubert, die Orgel haben wir aus einem Wrack genommen, haben uns schrecklich abrackern müssen, aber den Bergelohn haben wir nicht angenommen, wir haben ihr die Orgel geschenkt, von dieser Orgel gehört mir auch etwas –«

Ich brauchte nicht weiter zu sprechen. Sie verstand mich noch schneller, als ich es erwartet hatte, das sah ich gleich ihren Augen an, die immer größer geworden waren.

Während meiner letzten Worte hatte sie langsam die Hand erhoben, um sie sich kräftig gegen die Stirn zu klatschen.

»Waffenmeister – Sie haben recht! Hundertmal, tausendmal recht! Ach, ich Närrin –«

»Das alles weiß Kapitän Martin auch,« unterbrach ich sie, »aber der hält nicht erst so eine lange Rede wie ich, der müßte dazu am Ende die Hände aus den Hosentaschen nehmen –«

»Genug, genug! Ich verstehe, ich verstehe!«

»Na dann geben Sie mir gleich die 175 Pfund, ich will sie unter den Leuten gleich zur Verteilung bringen.«

Sie gab mir das Geld.

»Das wird prozentual nach der Höhe der Heuer verteilt, nicht wahr?« fragte sie.

»Jawohl.«

»Ja – verzeihen Sie, daß ich von so etwas beginne – nun bekommen Sie aber doch noch mehr Heuer als der Kapitän, also müßten Sie doch auch –«

»Nein, ich bekomme keine Heuer, sondern nur Gehalt. Ich habe überhaupt nichts von den Bergelohn zu beanspruchen. Ich stehe doch nicht mit in der Musterrolle.«

»Da – bekommen Sie gar nichts –?«

»Ich habe nichts zu beanspruchen. Ebensovwenig die sogenannten Exklusiven oder Exklikusen. Die gehören gesetzlich nicht zur Schiffsmannschaft.«

»Aber – aber –« wurde die Patronin wieder ganz kleinlaut, »da ist zum Beispiel der Simson, der hat doch gerade am allermeisten geschleppt –«

»Na lassen Sie mich nur machen!« fing ich jetzt zu lachen an. »Das kommt alles ganz anders, als Sie sich jetzt denken. Sie werden schon zufrieden mit mir sein. Die Hauptsache ist, daß Sie Ihre heiteren Augen wiederbekommen. Na, die haben Sie ja jetzt schon.«

Ich ging, stellte eine kleine Berechnung auf, begab mich zuerst zum ersten Steuermann; denn die Offiziere mußte ich einzeln vornehmen.

Ich hatte gleich im Anfange gesagt, daß mir der erste Steuermann nicht gefiel.

Nein, das tat er auch nicht, auch jetzt noch nicht ganz. Er hatte ein scheues Auge, konnte einen nicht ansehen, mich wenigstens nicht.

In anderer Hinsicht aber hatte ich nichts an ihm auszusetzen. Er war der tüchtigste Steuermann, kujonierte nicht, paßte ganz vortrefflich zu uns. Die Übungen machte er freilich nicht mit. Dazu war er mit seinen 40 Jahren auch schon zu alt. Er sang und blies auch nicht mit. Aber zum Beispiel hatte er sich eifrigst an Iلسes Geburtstag beteiligt, hatte in seiner Kabine viele Monogramme gestickt. Aber auch sonst hatte er schon wiederholt bewiesen, daß er ganz vortrefflich zu uns Argonauten paßte.

Ich ahnte schon, wußte, was mit dem los war. Der hatte etwas auf dem Gewissen, was ihn zugleich als tiefer Kummer bedrückte.

Nun, da bin ich der letzte, der auf so etwas ein Seil dreht. Wenn ich etwa weiß, daß jemand schon einmal im Zuchthaus gesessen hat, und mag es auch wegen eines noch so gemeinen Verbrechens gewesen sein – dem zeige ich gerade meine Teilnahme. Solange er ihrer würdig ist, Daran kommt es eben an. Ich finde das nachträgliche Bestrafen mit Verlust der Ehrenrechte ganz abscheulich. Der Mann kann sich doch in seiner einsamen Zelle gebessert, total umgewandelt haben. Warum soll er denn dann noch hinterher an so einer fürchterlichen Last schleppen. Gebt ihm doch statt dessen ein paar Jahre mehr. Aber wenn die Freiheitsstrafe vorbei ist, dann muß es auch wirklich vorbei sein, dann muß er wieder gerechtfertigt dastehen; denn er hat gesühnt.

Also wenn der Steuermann hier auf unserem Schiff ein Asyl gefunden hatte, dann wäre ich der letzte gewesen,

der es ihm entzogen hätte. Er hätte mich einmal noch so beleidigen können, da hätte es bei mir kein persönliches Interesse gegeben. Aber leiden konnte ich ihn nicht. Lieber wäre es mir gewesen, er wäre im Pfefferlande.

Diese Angelegenheit hier sollte der Prüfstein sein. Forderte er seinen gesetzlichen Teil, dann paßte er nicht zu uns, dann mußte er fort. Mit mir hatte das gar nichts zu tun.

»So und so, Herr Steuermann, Sie bekommen von der geborgenen Orgel auf Ihren prozentualen Anteil 4 Pfund 8 Schilling 5 Pence.«

I Gott bewahre! Nicht einen Penny! Und er sagte, warum nicht. Er würde sich doch schämen, etwas anzunehmen.

Gut, nun konnte er bleiben. Und wenn er einmal der Schwester den Gatten freien wollte, und er brauchte einen Bürgen, der eventuell statt seiner erblassen mußte, so konnte er sich an mich wenden. Was ich ihm natürlich nicht sagte.

»Aber der Bergelohn muß angenommen werden. Die Patronin will es. Also, schlage ich vor, er wird gleichmäßig unter alle verteilt. Auch unter die, die nicht in der Musterrolle stehen.«

Recht so!

Die anderen Offiziere nahm ich zusammen vor. Das waren ja nur Ernst, der zweite und dritte Maschinist. Übrigens, daß ich es nicht vergesse: der Anteil des ersten Maschinisten war bereits reserviert, der wurde an seine Adresse geschickt.

Na, bei diesen dreien hatte ich noch weniger Arbeit, oder eigentlich mehr. Aber die armen Kerls sahen ein, daß sie das Geld doch annehmen mußten. Natürlich ebenfalls gleichmäßige Teilung.

Dann trommelte ich in der Batterie die Mannschaft zusammen. Da hatte ich den schwersten Stand.

»Ihr müßt es annehmen!«

Da hielt der Matrose Knut, ein wahrer Cicero von der ostfriesischen Waterkant, eine lange Rede, holte wenigstens dazu aus.

»Jau! Dann legen wir zusammen und machen der Patronin ein Geschenk –«

»Nein, es wird eben kein Geschenk gemacht! Schenkt Euren Mädels etwas, aber nicht der Patronin –«

»Ihr seid wohl der Vormund der Patronin?« mußte sich erst einmal Sam der Engländer spöttisch vernehmen lassen.

»Nein, das bin ich nicht,« entgegnete ich ganz ruhig, »aber ich weiß, was ich hier zu sprechen habe. Jungens, nun nehmt mal Euren Verstand zusammen. Ihr wollt also der Patronin ein Geschenk machen. Schön von Euch sehr schön! Aber wißt Ihr, womit Ihr der Patronin das schönste Geschenk machen könnt? Ihr wißt doch ganz genau, was die will, was die von Euch hofft. Daß Ihr sobald als möglich mit diesem Schiffe allen anderen Schiffen über die Nase rutscht, und das liegt nur an Euch –«

So sprach ich noch etwas weiter, und befriedigt gingen die Leute von dannen.

»Der Waffenmeister hat recht.«

Es war eine sehr, sehr verzwickte Geschichte gewesen, und ich hatte sie sehr geschickt gelöst: dessen rühme ich mich ganz offen. Ich atmete nämlich erleichtert auf, gratulierte mir selber.

Ja, eine ganz verteufelte Geschichte war es gewesen! Wegen so ein paar lumpigen Pfund Sterling wäre bald die ganze Freundschaft in die Brüche gegangen! Es war schon sehr nahe drangewesen. Die Patronin hatte ja schon vor Kummer an zu weinen gefangen.

Nun könnte man ja allerdings sagen, daß ich das alles – mit Ausnahme des Falles des Kapitäns – ja erst provoziert hätte. Die Matrosen wollten doch verzichten, da hätte sich die Patronin ob solchen Edelmutts doch höchst glücklich gefühlt.

Nein, nein, nein, nein!! Hier lag etwas ganz, ganz anderes vor! Nur kein Edelmut in so etwas! Wenn nun nur ein einziger darunter gewesen wäre, der nicht gern und freiwillig verzichtet hätte?

Die Patronin hatte zu zahlen, was sie zu zahlen hatte und damit basta!

Daß wir dann untereinander gleichmäßige Teilung ausmachten, das war unsere Sache!

Ich würde mich ja bei alledem nicht so lange aufhalten, wenn das nicht die größte Bedeutung für später gehabt hätte.

Wir sollten nämlich noch einmal in andere Lagen kommen. Da – da kam es drauf an, ob die Matrosen edelmütig und opferwillig waren – aber nicht bei lumpigen 175 Pfund Sterling.

So brauche ich das dann später nicht mehr ausführlich zu behandeln, das ist nun erledigt. Wenn wir fernerhin ein Wrack ausnahmen oder sonstwie eine Beute machten, so gehörte die Hälfte des Gewinnes der Patronin, ein Viertel dem Kapitän, das letzte Viertel wurde unter der ganzen Mannschaft gleichmäßig verteilt, der Küchenjunge Jimmy bekam ebensoviel wie der erste Steuermann und wie ich, und damit basta! –

Nun will ich gleich noch etwas im voraus erwähnen.

Am letzten Tage, bevor wir Marseille verließ wurde für den Kapitän eine große Kiste gebracht.

»Erster! Jimmy!«

Der erste Steuermann und der schwarze Küchenjunge mußten in die Kapitänskajüte kommen.

Ich habe die Szene ja nicht selbst gesehen, aber so etwas erfährt man doch ganz genau.

Der erste Steuermann mußte warten, Jimmy kam erst fünf Minuten später.

Daß sich der Kapitän gar nicht um den ersten Offizier, der an der Tür stand, kümmerte, das war selbstverständlich. Das wird man als Schiffsoffizier schnell gewöhnt. Da wird nicht einstweilen über das Wetter gesprochen. Wenn den Steuermann seine Beine nicht mehr trugen, dann konnte er sich auch ohne Erlaubnis setzen.

Der schwarze Küchenjunge kam.

»Well!«

Und der Kapitän hatte sein langes Bein nach dem Tische geschlenkert.

Auf diesem Tische stand eine prachtvolle silberne Bowle, eine Galeere darstellend, ein mächtiges Ding. Hinten der Name »Argos«. Und an anderer angebrachter Stelle eingraviert: »Kapitän Gustav Martin den Argonauten.« Und außerdem, um ja keinen Zweifel zu lassen, wozu diese Galeerenbowle dienen sollte, war sie mit grünen und roten Steinen oder einer sonstigen Masse ausgelegt. Zum friedlichen Kampfspiel Grün gegen Rot!

Der Steuermann und Jimmy trugen sie hinaus.

Kein Wort weiter, keinen Dank!

Dieser Kapitän Martin war eine wirkliche, echte, unnahbare Majestät! Nur in Bordausgabe. Aber diese Majestät war auch in seiner Nähe direkt zu fühlen!

Und wie er nun die Übergabe des Geschenkes arrangiert hatte, so merkwürdig und doch so richtig! Ja, dieses Zartgefühl dabei! Man muß es nur richtig erfassen!

Der erste Steuermann war nach ihm eben der erste von der Schiffsbesatzung. Der mußte kommen. Von den »Exklusiven«, die aber doch mit zu den Argonauten gehörten, war ich der erste. Aber es war ganz richtig, wenn er mich nicht kommen ließ. Es war fast ausgeschlossen. Also ließ er von dieser Partei den letzten kommen, den Küchenjungen Jimmy. Der erste und der letzte vom registrierten Schiffe – also Argonauten ganz gleichberechtigt! Es war großartig ausgedacht gewesen!

Und wie ich dies alles erfuhr, da sah ich mich noch einmal an der Kommandobrücke stehen, damals gleich nach den ersten Stunden, und ich hörte ihn noch einmal:

»Ihr ungewaschenes Maul sollen Sie halten! Sie denken wohl, weil Sie Reserveoffizier sind? Und wenn Sie Großadmiral sind und kommandierender General –«

Ein prachtvoller Mensch! Es gibt wirklich Menschen, die man anbeten kann, ohne sich richtig Rechenschaft geben zu können, weshalb eigentlich.

Und was dieser Kapitän Martin auch sonst für ein Gentleman war, dafür sollte er noch später viele Beweise geben. –

Also diese Sache war nun erledigt.

Nur für mich noch nicht so ganz.

Als die Leute auseinandertraten, ging ich dem einen schnell nach und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Eh, Sam.«

»Wat?«

»Ihr fragtet mich doch vorhin, ob ich denn des Vormund der Patronin sei. Diese Frage paßte mir nicht. Verstanden? Das paßt mir nicht!«

Steif blickte mich der englische Matrose an.

»Will you fight with me?«

»Das ist es! Kommt mal mit mir hinunter in den Knock-himdown.«

Wir stiegen hinab nach dem Heizraum. Es war nicht etwa das erste Mal, daß so etwas vorkam.

Doktor Isidor bekam immer einmal etwas zu flicken und eine Schlinge an- oder eine Kompresse aufzulegen.

So etwas kann ja auch an Bord solch eines Schiffes gar nicht ausbleiben. Es ist so selbstverständlich, daß ich

bisher gar nichts weiter davon erwähnt habe, weil eben noch kein besonders interessanter Fall vorgelegen hatte.

Nun darf man sich aber bei so einem Boxgang nicht etwas Besonderes denken, ihm eine große Bedeutung zulegen. Das ist nicht anders, als wenn sich zwei zu einer Partie Sechsendsechzig gegenübersetzen und um die Ehre spielen.

Wenn's fertig ist, dann ist es eben vorbei. Manchmal sind's die besten Freunde, die sich gegenseitig die Augen blau hauen, und sie bleiben die besten Freunde. Und ist es denn etwa bei den Studenten anders?

Ja, es kann vorkommen, daß daraus Feindschaft wird. Aber da paßte ich doch gut auf. Dann hätten beide Parteien gehen müssen.

Also wir stiegen hinab. Neben dem Heizraum war ein kleinerer, mit Waschvorrichtungen für die Heizer, auch eine Matratze lag da – alles wie geschaffen für einen kleinen Boxgang. Dieser Raum hieß schon allgemein der »Knockhimdown«. Schlagihnnieder.

Das elektrische Licht angedreht, die Jacken ausgezogen, und wir legten los.

Ich gab ihm ein blaues Auge, ließ ihn ein bißchen Blut spucken, brachte den Bewußtlosen mit kaltem Wasser wieder zu sich, wusch ihn auch sonst ab – das war dort alles so hübsch vorhanden – führte ihn, falls er noch einmal schwach wurde, selbst zum Schiffsarzt.

Denn das mußte gemeldet werden, daß der Matrose Sam in die Ketterkammer gestürzt war.

Doktor Isidor lag in der Koje und stierte uns mit käseweißem Gesicht an.

»Frankfurt!« schrie er uns entgegen. »Frankfuuuuhr! Alles aussteigen!«

Ach so, der hatte ja noch seine drei Tage!

»Kellner – Bier her – schnell ein Glas Bier! Ich verdurste!«

Neben der Koje stand ein Krug mit Limonade, und der verwundete Sam war es, der dem Arzte zu trinken gab. Bewegen konnte er sich nämlich nicht, er war, damit er keinen Unsinn machte, in der Koje festgeschnallt.

Als ich am nächsten Morgen die Batterie betrat, da machte Sam schon unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches seinen Törn ab, auf dem Buckel einen Bleisack, auf der Schulter ein Bleirohr, über dem einen Auge eine Binde. Ich erwähne, daß wir auch das vom Wrack genommene Blei bezahlen mußten, abzüglich des Bergelohns, ebenso wie acht Sack Roggenmehl und sonstigen Proviant, aber mit solchen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten!«

»Waffenmeister,« frohlockte Sam mir entgegen, »heute fällt's mir so leicht – ich weiß selbst nicht wie – es muß doch was dran gewesen sein, daß man früher manchmal Blut ohne sonstigen Grund abzapfte.«

Na, da wird wohl niemand glauben, daß der mir etwas übel genommen hatte.

»Kommen Sie mit, Mister Kabat?«

»Wohin?«

»Ich habe etwas auf dem Seemannsamt zu tun, dann will ich speisen gehen.«

»Speisen?!«

Seine Schlitzaugen erweiterten sich gleich, neben der Pfeifenspitze kam die Zunge zum Vorschein. Er war noch gar nicht an Land gegangen, hatte kein Bedürfnis danach.

»Ja, ich habe ein Restaurant empfohlen bekommen, in dem man vorzüglich speisen soll. Suppe, Fisch, Braten, Geflügel, als Nachtisch viererlei Käse, Früchte, Eis. Kommen Sie mit?«

Daß dies alles nur einen Frank kosten sollte, das sagte ich ihm aber natürlich nicht, und noch weniger flunkerte ich ihm vor, daß man etwa für diesen Frank einen armlangen Fisch bekam.

Aber der Köder genügte schon, er biß sofort an.

»Ja, ich komme mit.«

Er hätte das ja alles an Bord haben können, wenn er nicht an Land gehen wollte. Aber ich wußte schon, was hier vorlag. Er wäre nur gar zu gern an Land gegangen, aber nicht allein, sondern – er wollte dazu aufgefordert, eingeladen sein. Und mit Matrosen ging der nicht etwa. Er war etwas eingebildet eitel – sehr sogar. Freilich, sonst ja ein urgemütlicher Kerl. Ein Offizier hatte ihn zum Mitgehen noch nicht aufgefordert. Nun kam ich. Ei, da kam er gleich mit!

»Ja, ich komme mit. Ich ziehe mich gleich an –«

»Ich muß aber sofort auf das Seemannsamt.«

»Da holen Sie mich wieder ab.«

»Kommen Sie doch nach dem Seemannsamt. Ich erwarte Sie punkt halb zwölf vor dem Hauptportal.«

»Allright. Wo ist das Seemannsamt?«

Ich beschrieb es ihm. Doch es genügte ihm schon, zu wissen, daß es nur ein Seemannsamt gab. Dann fand er es schon. Dieser Eskimo hatte seine Zivilisation doch in Neuyork erlangt.

Also ich erledigte meine Sache und erwartete ihn vor dem Portal.

Punkt halb zwölf erschien er auf der Bildfläche.

Ach Du großer Schreck!

Hier in Marseille trug der Eskimo an Bord immer einen blauen Maschinistenanzug. Ich hatte ihn mir im Geiste vorgestellt, wie er jetzt in einem Sportkostüm kommen würde, wie er eins damals bei dem Ausflug im Feuerland getragen hatte.

Und jetzt kommt hier dieser Kerl an – in einen schwarzen Gehrockanzug eingeklemmt, mit Zylinder, mit Lackschuhen – aber mit was für Quadranten! – gelbe Glacehandschuhe, unterm Arme einen roten Regen- oder Sonnenschirm, aber einen Damenschirm, mit weißen Spitzen dran – und natürlich seine qualmende Fuhrmannspfeife im Maule – und vorn neben der goldenen Ochsenkette baumelt wie eine Bombe eine Fischblase, mit Tabak gefüllt – und die beiden strahlenden Orden nicht zu vergessen. Dafür hatte er Kragen und Schlips vergessen.

So kommt der Kerl auf mich zugelatscht! Wie ein krummbeiniger Dachshund, der seine Pfoten in ungeheure Futterale gesteckt hat, ganz einwärts.

Die Straßenpassanten gafften so, daß sie vor Staunen ob dieser seltsamen Erscheinung gar nicht lachen konnten.

Ach, wie ich mich genierte, wie ich mich schämte!

Aber ich konnte mir den Harlekin doch auch nicht wieder vom Halse schaffen. Selbst hierzu war ich zu feig!

Nur einen einzigen Ausweg wußte ich.

»Kommen Sie, wir fahren natürlich.«

Und hilfeflehend spähte ich die Straße entlang nach einer Droschke, womöglich nach einer geschlossenen. Aber da wollte keine kommen.

Doch dort drüben war ja ein Droschkenstand. Aber da mußte ich mit diesem Harlekin erst über den freien, weiten Platz gehen, von vielen Menschen belebt.

Ach wie ich mich schämte! Wie in meiner fürchterlichen Verlegenheit mein Kopf immer mehr zu glühen begann.

»Nun, wohin, meine Herren?« erklang da eine weibliche Stimme.

Es war die Patrona.

»Wir wollen – wir wollen – wollen –«

Mehr brachte ich nicht heraus. Was die denken mußte; wo wir hinwollten, auf welchen Abwegen wir uns befanden.

Der Eskimo freilich hatte keinen Grund zur Verlegenheit, der konnte Auskunft geben, und er tat es ganz gründlich.

»Wir wollen speisen gehen. Suppe, Fisch, Braten, Geflügel, als Nachtisch viererlei Käse, Früchte und Eis.«

Man sieht, welchen Eindruck dieses Menu auf Mister Tabak gemacht hatte. Das hatte er sich offenbar bis jetzt immer hergesagt, es klang ganz so.

»Sooo!« lachte die Patrona. »Also schlemmen wollen Sie gehen! Na da nehmen Sie mich doch mit. Ich habe überhaupt immer erwartet, Herr Waffenmeister, daß Sie mich einmal einladen würden. Ich gehe auch gern einmal ins Tingeltangel. Aber ich kann mich doch nicht den Matrosen anschließen. Ich habe immer stark auf Sie gehofft, Herr Waffenmeister.«

Ja, hatte ich das wissen sollen! Ich kann doch nicht zu meiner Schiffspatronin und überhaupt zu keiner anständigen Dame, mit der ich nicht durchaus vertraut bin, sagen: »Ziehen Sie sich an und gehen Sie mit mir ins Tingeltangel!«

Aber an so etwas dachte ich jetzt gar nicht. Ich dachte nur daran, diesen menschlichen Dackel im schwarzen Gehrock mit der Fuhrmannspfeife ohne Kragen und Schlips in einer geschlossenen Droschke verschwinden zu lassen.

»Wir wollen einen Wagen nehmen –«

»Wo ist denn das, wo es Suppe mit viererlei Käse gibt?«

»In der Rue Bergere –«

»Rue Bergere? Da bin ich doch gerade durchgekommen. Die ist doch ganz hier in der Nähe.«

»Ja es ist gar nicht weit –«

»Na, da promenieren wir doch zu Fuß hin.«

Und sie trat zwischen uns, brachte uns in Bewegung.

Und da geschah etwas.

Dort in Marseille ist damals eine große Umwandlung mit mir geschehen, ist eine große Erkenntnis über mich gekommen!

»Mensch, erkenne Dich selbst!«

So stand im alten Griechenland über der Tür eines Tempels, und die griechischen Weisen hielten diesen Ausspruch für so bedeutungsvoll, daß sie ihn einem Gotte zuschrieben. Es soll das A und O aller Weisheit sein. Mit dieser Selbsterkenntnis fängt der Mensch überhaupt erst an, ein wirklicher Mensch zu sein.

Und damals dort in Marseille wurde ich solch ein wirklicher Mensch.

Indem mir nämlich die Erkenntnis kam, daß ich ein Affe war. Ein ganz großer Affe! Ein elender, feiger Affe!

Ach, wie ich mich schämte! Jetzt aber aus einem ganz anderen Grunde. Ob meiner Affenhaftigkeit. Mein einziger Trost war, daß ich auch gleich daran dachte, wie ich in der Welt ja nicht der einzige menschliche Affe sei. Daß ich noch so viele, viele Kollegen hatte!

Oder ist es nicht so? Na, Hand aufs Herz! Wir Herren der Schöpfung wollen uns in Sachen der Modetorheiten nur ja nicht über die Damen lustig machen. Wir Männer sind noch viel, viel größere Affen.

Wenn es heute dem König von England einfällt, auf der Straße ohne Kragen und Schlips zu gehen, die lange Studentenpfeife im Munde, so wette ich 100 gegen 1, daß einige Wochen später in Berlin Unter den Linden alle Männer, die Herren sein wollen, Gentlemen, ohne Kragen und Schlips mit der langen Pfeife herumlaufen, und wenn der Schusterjunge am Sonntag den Kavalier spielt, dann legt er dazu Kragen und Schlips ab und nimmt statt der Zigarre oder Zigarette die lange Pfeife.

Ich wette 100 gegen 1 und ich weiß, daß ich gewinne. Denn daß es so ist, das lehren hundert ähnliche Beispiele.

Ich will gar nicht von all den Herrenmoden anfangen, die England kommandiert, gehorsam von aller Welt nachgeahmt. Von dem Stehkragen, heute ganz niedrig, morgen bis an die Ohren; von den Handgelenkröllchen, womöglich aus Papier, heute rund, morgen flach geknöpft; Hose oben eng und unten weit – unten eng und oben weit; nur vorn eine Bügelfalte – vorn und hinten eine Bügelfalte – vorn und hinten und links und rechts eine Bügelfalte – nein, ich will nicht erst damit anfangen, da wird man nie fertig.

Nur eines will ich erwähnen, auch wie es gekommen ist: es war ums Jahr 1880, als der damalige Prinz von Wales, der nachmalige König Eduard VII. – the first gentleman of the world – die ganze Herrenmode der Welt kommandierend – als der einmal in einer Gesellschaft versehentlich seine Schlipsnadel schief trug, sie nicht genau in die Mitte gesteckt hatte.

Niemand wagte, den kronprinzlichen ersten Gentleman der Welt auf diese Inkorrektheit, auf diese furchtbare Entsetzlichkeit aufmerksam zu machen. Aber eine kleine Verabredung, und sämtliche Herren der Gesellschaft steckten ihre Nadeln ebenfalls schief in den Schlips.

Und einige Monate später trug die ganze Männerwelt, alle Männer der ganzen Welt, soweit sie auf dieser Erde einen Schlips tragen, die damals unentbehrliche Nadel schief im Schlipse! Hatte man keine Nadel an, so war »man« einfach unmöglich, halbnackt. Hatte man sie aus Versehen in die Mitte gesteckt, so wurde man zart oder spöttisch darauf aufmerksam gemacht, verwirrt verbesserte man den schrecklichen Fehler.

Oder ist es nicht so gewesen?

Na also!

Und wie nennt man so etwas? –

Ich bin nie eitel gewesen.

Meine Affenhaftigkeit bestand darin, daß ich mich genierte, schämte, mit einem Menschen auf der Straße zu gehen, der anders gekleidet war, als es die Mode vorschrieb, der überhaupt auffiel.

Gewiß, der Patrona fiel der kuriose Kauz auch auf, die amüsierte sich ebenfalls über ihn. Aber die genierte sich nicht, mit ihm zu gehen, das war der Unterschied!

Dieses junge Weib hatte darin eben einen viel stärkeren Charakter als ich, viel freiere, reellere Ansichten!

Indem ich aber damals dies alles erkannte, vor allen Dingen mich selbst, da kam es plötzlich wie eine Offenbarung über mich, da habe ich diese Schwäche wie mit einem Ruck für immer abgelegt.

Ich sehe wohl noch alles, aber eine Kleidung kann mich nicht mehr beeinflussen. Ob der, der neben mir hergeht, ein stutzerhaftes Gigerl ist oder ob er einen Arbeitskittel trägt oder ob er ein Naturmensch ist, barfuß und im Hemd, das ist mir ganz gleichgültig. Erst neulich wurden einem Freunde von mir, mit dem ich in einem freien Flußbade gewesen war, die Stiefeln gestohlen, er mußte einen weiten Weg in Strümpfen machen, wir kamen zuletzt auch durch belebte Straßen. Der machte sich auch nichts daraus. Das Straßenpublikum aber lachte und lachte über den eleganten Herrn, der da in Strümpfen lief. Weshalb das Publikum eigentlich lachte, das kann ich mir jetzt gar nicht mehr richtig erklären. Mir ist damals in meinem Gehirn eben etwas wie ausgelöscht worden.

Also wir marschierten los, Mister Tabak links, ich rechts, die Patronin in der Mitte. Ich plötzlich ein ganz anderer Mensch.

Übrigens zeigte es sich bald, daß wir auf den menschlichen Dackel sogar sehr stolz sein konnten! Denn ein Dackel im schwarzen Gehrock war und blieb er ja.

Das erste war, was ich bemerkte, daß ein Polizist vor uns Stellung nahm und salutierte.

Ich dachte erst, er begrüße die ihm irgendwoher bekannte Patronin

Aber nein, Mister Tabak war es, der nachlässig einen Glacehandschuhfinger an die Krempe seines Zylinders legte!

Die Orden, die beiden Orden!

Eine Abteilung Rothosen marschierte unter Führung eines Unteroffiziers durch die Straße

Es gibt ausländische Orden genug, die begrüßt werden müssen. Man erhält ja darüber Instruktion, wir wenigstens in der Marine erhielten sie.

Ja Du lieber Gott, soll man all diese Orden kennen, auf der Straße erkennen! Das Beste und Einfachste ist immer, wenn man zum Beispiel auf Posten steht, man präsentiert vor jedem Jahrmarktsorden. Da kommt man nie in Verlegenheit, und dem anderen machts Freude. Ich habe immer auch vor jedem Zollbeamten und jedem Gerichtsvollzieher präsentiert. »Das haben Sie nicht nötig, vor mir zu präsentieren!« sagte mir zwar so einer einmal – aber ich tat's, ich war eben ein höflicher Soldat.

So mochte auch der führende Unteroffizier denken, also die Rothosen nahmen Tritt und marschierten mit »Augen links« an uns vorüber, und dankend legte Mister Tabak den Finger an die Krempe.

Ein Offizier kam uns entgegen. Ich bemerkte, wie er bei Anblick der beiden Orden unsicher wurde, wie er scharf und immer schärfer blickte und dann grüßte er höflich, sich im Gehen mehrmals verbeugend.

Vielleicht mußte er es auch. Ich weiß, es nicht. Jedenfalls aber war das eine glänzende Ding der Danebrogorden. Bei der eingeschneiten Nordpolexpedition, die der

Eskimo herausgeschippt und zurückgeführt hatte, war ein Mitglied des dänischen Königshauses gewesen, und das ist doch etwas anderes, als wenn der Schornsteinfegergeselle August Schulze herausgeschippt wird, der Eskimo hatte doch auch mit dem König an einer Tafel gespeist, hatte ihm alles weggefressen – na und da hatte er doch auch nicht so einen kleinen Schruzorden bekommen können, sondern gleich den Danebrogorden.

Nun, kann man auf solch eine Begleitung nicht wirklich stolz sein? Auch wenn sie krumme Beine hat, über die große Zehe latscht, keinen Kragen anhat und Fuhrmannspfeife raucht, ab und zu den Schmant austrinkt?

Und das Straßenpublikum hatte einfach deshalb kein Lachen, weil es eben ganz Bewunderung war! Man muß diese Franzosen nur kennen, wie die für alles Exotische schwärmen, noch vielmehr als wir Deutschen.

Jetzt, nachdem der Offizier begrüßt und unser Begleiter mit der ganzen Hand am Zylinder gedankt hatte, wurde er auch erkannt.

»Ist das nicht ein Japaner?!«

»Gewiß, das ist der Generalfeldmarschall Baron Noki, der Held vom Jalu.«

»O ciel!« hörte ich eine elegante Dame flöten. »Was der für einen herrlichen Sonnenschirm hat! Ach so ein echter japanischer Sonnenschirm!«

Da hatte ich's! Ich wäre bald vor Entsetzen ob dieses roten Schirms mit den weißen Spitzen umgefallen – die hier wurde vor Entzücken darüber in den Himmel entrückt.

»Warten Sie mal hier, ich will mir ein paar Zigarren herausholen!« sagte jetzt Baron Noki und trat in einen Tabaksladen.

»Es war nicht gerade sehr rücksichtsvoll, aber als japanischer Generalfeldmarschall, der die Russen in die Pfanne gehauen hat, kann man sich so etwas schon leisten.

Diese Gelegenheit benutzte ich, um die Patronin über mein Vorhaben mit Mister Tabak einzuweihen. Ich hielt es für besser, wenn sie gleich darum wußte wie der sich mit der Sardine und dem Taubenbeinchen herumbalgen sollte.

»Ach, das wird ja köstlich!«

»Ja, hoffentlich wiederholt sich das alles auch so, daß die uns diesmal für den Franken nicht etwa jedem einen ganzen Hecht und einen ganzen Truthahn vorsetzen.«

Der Generalfeldmarschall Noki kam wieder heraus, mir einer Hundertkiste Zigarren, uneinpapiert.

»Halten Sie mal, Waffenmeister.«

Ich mußte die Kiste halten. Importierte, achtzig Franken. Er nahm eine heraus, zermürbelte sie zwischen den Händen und stopfte sie in seine Pfeife. Er rauchte nur zerkleinerte Zigarren in der Pfeife, das wußte ich schon. Richtiger Pfeifenknaster ist ja auch fast nur in Deutschland, Österreich und Holland zu haben. Selbst in Amerika, von wo er meist kommen soll, ist er kaum aufzutreiben, man muß, die Quellen kennen.

Dann, wie es wieder qualmte, schien er Lust zu haben, mir die Kiste aufzuhängen. Aber da gab es nichts, er mußte sie selber unter den anderen Arm nehmen.

Wir waren erst einige Schritte weiter gegangen, als Oskar einherkam. Er zog den Hut und marschierte vorbei.

Erstaunt blickte ihm die Patronin nach.

»War denn das nicht unser Segelmacher?!«

»Gewiß, das war Oskar.«

»Was gehst denn der so vorüber?!«

Ja warum! Weil Oskar eben wußte, was sich schickte. Und überhaupt, ein Soldat kann doch auf der Straße keinen Offizier ansprechen. »Wo wollen Sie denn hin? Darf ich Sie ein bißchen begleiten?«

»Ach, der sollte mitkommen!«

»So rufen Sie ihn doch!«

Ich rief ihn, er kam zurück – jawohl, der hatte nichts weiter vor. Nun wir ihn aber einmal eingeladen hatten, taute er auch gleich auf, war eben Oskar, der »Kölner Jong«.

Das erste war, daß er mich um zehn Franken anpumpfte. Obgleich er erst vorgestern, wie ich wußte, 300 Franken Vorschuß genommen, und vielmehr hatte er wohl auch nicht zu fordern.

»Sie bekommen es schon wieder, Waffenmeister. Von zu Hause habe ich zwar nichts mehr zu erwarten, aber ich beerbe einmal meinen Onkel, der hat erst neulich einen vorteilhaften Bankrott gemacht, und meine Tante hat – ach, meine Herrschaften, kennen Sie die famose Geschichte, wie der österreichische Seekadett in Peking mit dem russischen Offizier »meine Tante, Deine Tante« gespielt hat?«

So ging es gleich los.

Ja, ich kannte sie. Aber ich ließ Oskar erzählen. Es ist eine Tatsache, dieser famose Witz. Er war damals in aller Munde, die dort in den chinesischen Gewässern lagen, ich bekam ihn brühwarm erzählt, und der alte Kaiser Franz Joseph soll herzlich gelacht haben.

Der damalige Seekadett ist heute Kapitänleutnant in der österreichischen Marine.

Es war im Jahre 1900, damals bei dem Boxeraufstande, als die Truppen der verbündeten Mächte unter Graf Waldersees Oberkommando die in Peking belagerten Gesandtschaften befreit hatten.

Peking war eingenommen, es brannte an allen Ecken. Es wurde etwas mehr fouragiert, als erlaubt ist, jeder Soldat wollte ein Andenken mitnehmen. Besonders die Russen trieben's arg. Noch einmal wurde der strengste Befehl erlassen, daß auch keine Stecknadel genommen werden dürfte!

Durch die Straße marschiert ein Trupp österreichische Marinematrosen, geführt von einem Seekadetten. Der steht im Range eines Unteroffiziers, in solch einem Falle aber ist er voller Offizier, wie auch im Boot, wenn er es steuert.

Sie sehen im Fenster eines brennenden Hauses einen Vogelkäfig hängen, mit einem flatternden Kanarienvogel drin. »Den retten wir!« Und die Rettung gelingt. Ein Matrose hängt den Käfig an die Mündung seines Gewehrs, es geht weiter.

Da kommt ein Trupp russischer Soldaten entgegen, geführt von einem jungen, aber hohen Offizier.

Der sieht den Käfig mit dem Vogel, hält die Österreicher an und stellt den Seekadetten zur Rede.

»Sie haben geplündert!!«

Der Seekadett, ein sechzehnjähriges Bürschchen, nimmt vor dem hohen Offizier Stellung und berichtet sachgemäß. Man hat dem armen Kanarienvogel nur das Leben gerettet.

Aber der russische Offizier läßt sich nicht darauf ein.

»Ach was, Sie haben einfach geplündert!« fährt er den Kadetten an.

Da gibt das Knäblein die Stellung als Untergebener auf, aber nur, um sich stolz mit blitzenden Augen emporzurichten.

»Was wollen Sie denn eigentlich von mir?! Ich bin jetzt genau so gut Offizier wie Sie, österreichischer Offizier, und als Russe haben Sie mir gar nichts zu sagen.«

»Was?!« braust da der Russe aus. »Wissen Sie, wer ich bin?! Ich bin der Prinz Stanislaus, meine Tante ist die Großherzogin Pedrowitsch!«

»Und ich bin der Seekadett Müller, und meine Tante hat bei Graz eine Streichholzfabrik!« – –

So haben damals im brennenden Peking der österreichische Seekadett und der russische Offizier zusammen »meine Tante, Deine Tante« gespielt.

Und so erreichten wir das Speisehaus, befanden uns schon in der fidelsten Stimmung. Mit Ausnahme Mister Tabaks. Bei so einem transchluckenden Eskimo kann man doch auch keine humoristische Ader erwarten.

Wir setzten uns an einen Vierertisch. Es war wieder gerade so die richtige Zeit, gleich würde die Vorstellung beginnen. Den Wein brachte auch richtig wieder der Kellner mit dem Saucenfleck auf dem Vorhemdchen, das er noch gegen kein anderes vertauscht hatte.

Oskar schaute sich aufmerksam um. Der Bengel sprach ganz ausgezeichnet Französisch, besser als ich, war auch sonst schon in französischen Verhältnissen bewandert.

»Ach, jetzt weiß ich – das ist so ein Bums, wo man für einen Franken – auuuu!! Na hören Sie, Waffenmeister, Sie haben doch Platz genug, wenn Sie herumtrampeln wollen, die Erde ist doch so groß – weshalb denn gerade auf meinen Hiehneroogen?«

Aber mein gelinder Fußtritt unter dem Tisch war auch von einem Augenblinzeln nach Mister Tabak hin begleitet gewesen, und das genügte, Oskar verstand mich sofort.

Das Glockensignal zur Abfahrt des Zuges wurde gegeben, die Suppe kam. Es war dieselbe Kohlsuppe wie gestern, und nun beunruhigte ich mich auch nicht mehr, daß man heute jedem einen ganzen Hecht und einen ganzen Truthahn vorsetzen könnte. Vielleicht war's diesmal zur Abwechslung ein Stint und ein Sperlingsflügel.

»Ganz ausgezeichnet!« lobte Mister Tabak, der sein Weißbrot bereits verschlungen hatte und jetzt wie versehtlich nach meiner Semmel griff.

Während wir die Suppe verzehren, will ich etwas anderes erörtern. Es war doch trotz seiner Billigkeit ein

hochanständiges Lokal, und wir betrogen uns sehr auffallend, sehr frei, und das wurde immer schlimmer, wir trieben an unserem Tische immer mehr Allotria.

Aber die anderen Gäste sahen doch gleich, daß wir Seeleute waren, und Seeleuten muß man etwas nachsehen, das ist in Hafenstädten auch ganz selbstverständlich. Das beruht nämlich auf Gegenseitigkeit. Wenn die Landratten zu uns an Bord kommen, eine Seereise machen, dann betragen die sich auch etwas auffallend und sehr frei, die spucken uns immer das ganze Schiff voll, es ist ihnen vollständig gleichgültig, wohin sie den Inhalt ihres Magens entleeren, und wir sagen nichts, wir sind behilflich, wo und wie wir können – also müssen die auch nachsehen, wenn wir Seeleute nach langer, öder Reise wieder einmal an Land kommen und uns nur ein bißchen amüsieren wollen. Und sie tuns auch wirklich, in den Hafenstädten! Das sieht man am besten in Hamburg, wo sich das Seeleben der ganzen Welt am meisten konzentriert, was da für Szenen auf der Straße passieren, und die Schutzleute sehen gar nicht hin, die sind eben von oben angewiesen, und müssen sie einschreiten, so tun sie es nicht als Rächer, sondern als Helfer, als Beschützer, und ebenso verhält sich auch das feinste Publikum, soweit es ein echt Hamburger ist, den Seeleuten gegenüber. Denn daß eine Bande Matrosen in das vornehmste Hotel eindringt, den Champagner batterieweise anfahren läßt und ihn aus Eimern trinkt, das kommt in Hamburg täglich etliche Male vor. Und der echte Hamburger, der

feine Kaufmann, der Handelsherr, der Patrizier, der amüsiert sich nur darüber, der freut sich, das gehört mit zu seiner Welthandelsstadt. Diese jungen, tollen, überschäumenden Kerls sind es doch, durch die er hier vom Herzen aus das Blut durch alle Adern dieser Erde pumpt. Und wirkliche Ausschreitungen kommen dabei gar nicht vor, das ist die Hauptsache! Nie wird eine Dame von Matrosen, von echten Teerjacken, belästigt werden! Sie kann die obskurste Matrosenkneipe betreten, sie kann allein das Schiff besichtigen, in alle Winkel kriechen – immer wird man sie mit Respekt behandeln.

Genau dasselbe findet man in Amerika und in Australien unter all den Männern, die man für gewöhnlich zum Abschaum der Menschheit rechnet. Unter Goldgräbern, Cowboys und dergleichen wildem Gesindel. Einerseits das ungenierteste Benehmen, bei jeder Gelegenheit hauen sie furchtbar über'n Strang – andererseits wieder das artige, feine gentlemanlike, ritterliche Auftreten, besonders dem Weibe gegenüber, sobald sie merken, daß es nicht zu ihrer Gesellschaft gehört.

Es ist hiermit ein tiefes psychologisches Geheimnis verbunden. Die Hauptursache dabei ist wohl das Gefühl und das Bewußtsein der eigenen Kraftfülle. Der amerikanische Novellist Bret Harte hat diese Doppelnatur solcher Männer in unübertrefflicher Weise geschildert.

Hier in diesem Lokal wurden wir auch erkannt.

»Das sind welche von der »Argos«, wurde geflüstert, »von dem Menagerieschiffe.«

Unser Schiff hatte vom Hafenmeister einen sehr schönen Platz an einem einsamen Kai zugewiesen bekommen. Aber jetzt war dieser Kai nicht mehr einsam. Fortwährend staute sich darauf die Menge und gaffte unser Schiff an. Es konnte ja auch nicht anders sein. Schon das Aussehen des ganzen Schiffes, was man hier in solch einer großen Hafenstadt doch sofort beurteilen konnte – eine Kreuzerfregatte, ein Kriegsschiff, als Handelsschiff, als Lustjacht.

Unversichert! Das gab es in Marseille wohl wenige, die nicht wußten, was das zu bedeuten hatte, sonst hatten doch schon längst die Zeitungen dafür gesorgt. Und nun konnten die vielen Tiere doch nicht immer unten im Raume eingesperrt bleiben, und hätten wir auch in der Mitte des Hafens gelegen, selbst die Katzenraubtiere hätten jedenfalls einen Abstecher nach dem Lande gemacht. So war das ganze Vordeck, wozu schon alles vorhanden gewesen, mit einem Gitter umgeben, die Polizei hatte sich veranlaßt gesehen, die Sicherheit zu prüfen, hatte die Erlaubnis gegeben, und so trieb sich nun die ganze Menagerie doch noch auf dem freien Deck herum. Da hatte das Publikum natürlich etwas zu gaffen.

»Das sind Argonauten!« wurde geflüstert.

Also auch dieser Name war schon bekannt. Wir selbst brauchten ihn an Land gar nicht in den Mund genommen zu haben. Er kam jedem, der etwas von jener mythischen Erzählung wußte, ja von selbst, auf die Zunge.

»Das ist sie, la baronne de la mer!« hörten wir flüstern.

Die Freifrau von der See! Da war es schon! Ja, konnte man denn der Eigentümerin solch eines Schiffes – eines unversicherten, daher fast absolut freien Schiffes – einen passenderen Namen geben?

La baronne de la mer bekam einen ganz roten Kopf, sicher mehr vor Vergnügen, als vor Ärger.

Und dann wurde hier auch der japanische Generalfeldmarschall Baron Noki demaskiert, man erkannte seine wirkliche Gestalt. Das ging doch alles schon von Liverpool aus, wo alle Namen registriert worden waren, und solche große Hafenstädte hängen durch gemeinsame Interessen so eng miteinander zusammen, und die Zeitungen tragen alles in die Öffentlichkeit.

»Das ist der Eskimo, der berühmte Nordpolfahrer, früher ein Walfischjäger – der hat von der Königin Wilhemine der Niederlande –«

Undsowweiter, undsowweiter. Sie wußten alles! Und die guten Bürger dieser Republik, deren Wahlspruch »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« heißt – sie sind so überaus devot! Ach, wie die für Titel und für Orden und für dergleichen schwärmen! Wie die sich so gern bücken! So gern, so gern und so tief! Die Amerikaner sind aber da nämlich nicht viel anders.

Und ich habe so feine Ohren! Daher bin ich auch so musikalisch. Aber ich bin weithörig. Meine eigenen Töne höre ich nicht.

Nun aber, da wir erkannt worden, konnten wir uns auch mancherlei erlauben, das fand man jetzt nur noch »höchst interessant«, was sonst vielleicht für rüpelhaft

gegolten hätte. »Quod licet Jovi, non licet bovi.« Was dem Jupiter erlaubt ist, ist noch lange nicht jedem Ochsen erlaubt.

Von diesem Gesichtspunkte aus mußte man auch das betrachten, was jetzt der ordensbesternte menschliche Dackel im schwarzen Gehrock tat, der den Zylinder auf dem Kopf behalten hatte.

»Kommt denn der Fisch nicht bald?« fragte er.

»Da kommt er schon.«

Mister Tabak hatte bereits mehrmals kopfschüttelnd das silberne oder versilberte Tafelmesser betrachtet, mit dem er speisen sollte, hatte die abgeschliffene Klinge schnellen lassen – jetzt legte er es hin, griff unter die Weste, brachte einen breiten Stahl zum Vorschein, der immer länger und länger wurde, bis es ein Schlachtmesser war, schon mehr ein Schlachtschwert.

Mit diesem ungeheuren Messer mochte er früher im hohen Norden so manchen Walfisch abgespeckt haben. Jetzt gebrauchte er es nur noch dazu, um den Schweinespeck, den er mit Vorliebe aß, in mundgerechte Viertelpfundbissen zu zerschneiden. Er kaute nicht gern, obgleich er ein wahres Wolfsgebiß hatte, und solche kleine Bissen, nur von einem Viertelpfunde, brauchte er nicht erst zu kauen.

Und nun stemmte er dieses ungeheure Messer in der rechten Faust aufrecht auf den Tisch, auch die linke Faust lag auf dem Tische. »Klar zum Gefecht! Nun kommt mal her, Ihr gebratenen Fische, ich forcht mi net, ich will mit Euch schon fertig werden!«

Das sagte er nicht etwa. Gar nichts. Aber alles drückte es aus. Ach, war dies allein schon ein Anblick! Wie der da saß, mit dem Zylinder auf dem Kopfe, mit dem ungeheuren Messer, so kampfbereit –.

Der Fisch wurde serviert.

Richtig für jeden wieder eine gebratene Sardine.

Und heute waren die Fischchen vielleicht noch dürftiger ausgefallen.

Ja, wie soll ich es nun beschreiben.

Wie der Eskimo dasaß mit seinem Schlachtschwert, ohne sich zu rühren, und vor sich das Fischchen anblickte.

Lange Zeit wortlos, bewegungslos, tiefsinnig.

Wie er mir dann schnell einen mißtrauischen Seitenblick zuwarf.

Wie er dann langsam sein Schwert hob und die Spitze senkte, das Sardinchen anspießte, es vor seine Augen brachte und es wieder lange Zeit ganz tiefsinnig betrachtete.

Wie er mir dazwischen wieder einen schielenden Blick des Mißtrauens zuwarf.

Wie er dann seine linke Faust hob und öffnete, zugriff, das Fischchen vorsichtig mit zwei Fingern von der Messerspitze nahm, wie er seinen ungeheuren Rachen aufklappte, das Fischchen langsam hineinsteckte, wie er seinen Rachen wieder zuklappte – nur ein Druck, nicht eigentlich ein Schluck, und das Fischchen war begraben.

Und dann saß er wieder wie vorhin da, das Messer aufgestemmt, ernst, feierlich, tiefsinnig, auf das Weitere wartend.

So etwas geht eben gar nicht zu beschreiben; wenigstens die Wirkung bleibt aus.

Ich wundere mich noch heute, daß ich damals so ernst bleiben konnte.

Auch die Patronin blieb ernst; nur daß sie ab und zu ein ganz seltsames Grunzen von sich gab.

Und als sie dann herzlich lachte und ich auch, da hatten wir hierfür auch schon einen anderen Grund gefunden.

Die Ursache dazu war nämlich Oskar. Der hatte die Situation doch sofort erfaßt, er wußte jetzt, daß die Schiffsherrin mit uns gegangen war, um sich mit uns zu amüsieren, und da ließ nun der »Kölner Jong« seinem Mutterwitz die Zügel schießen.

Ach, wie der seine Sardine tranchierte! Natürlich nur mit der Gabel in der Rechten, in der Linken ein Stückchen Semmel – noch viel zierlicher und eleganter als dort drüben das schickste Dämchen – aber wie er nun dann die Bissen in den Mund schob, wie er auf beiden Backen kauete! Und nun dieses Schwadronieren dazu!

Ich will es nicht wiedergeben. Nur das, was er zuletzt machte, als er aber noch die Hälfte seiner Sardine auf dem Teller liegen hatte.

»Aaaaah, ich kann nicht mehr! Entschuldigen die Herrschaften, es ist nicht sehr fein, aber – bitte, Herr Oberkellner – Garçon! – einen Bogen Zeitungspapier! Einen

recht großen. So, danke. Ich werde mir die andere Hälfte mit nach Hause nehmen, gerade Bratsardine esse ich sehr gern kalt – vielleicht noch etwas in Essig eingelegt – sie muß erst ein paar Tage ziehen –«

Und er packte den Rest der Sardine ein, machte ein recht großes Paket davon.

Nicht nur wir lachten. Das ganze Lokal lachte mit. Auch die Kellner und die hinterm Büfett.

Dann kam der Braten. Das war diesmal aber doch etwas anderes. Kalbskotelett. Aber an dem Knochen war heute noch weniger dran als gestern. Kalb ist teurer als Hammel. Und wieder fing Oskar zu tranchieren und mächtig zu kauen an, konnte nicht alles aufessen – »beim besten Willen nicht! Weshalb nur immer so große Portionen? Garcon! Bitte! Einen Zeitungsbogen.«

»Um Gottes willen, Mister Kabat, was machen Sie denn?« rief die Patronin erschrocken.

Der hatte, nachdem er den »Braten« genügend lange angestarrt, es mit ihm genau so gemacht wie mit der Sardine, hatte gleich den ganzen Knochen verschluckt.

Ja, da war nichts mehr zu machen, der war weg!

Dann kam für jeden richtig wieder ein Täubchenbein, und wie der Eskimo dieses längere Zeit tiefsinnig betrachtet hatte, es am Knöchelchen vor sich hin haltend, kopfschüttelnd, da fand er endlich auch einmal Worte.

»Geflügel. Hm. Also das ist Geflügel. Herr Waffenmeister, was heißt das auf Französisch, Geflügel?«

»Volaille. La volaille.«

Volaille. So. La volaille. Das hier scheint aber nur volaille zu sein, da fehlt das la dran.«

Und er verschluckte das Taubenbein.

Hatte er diesen Witz mit Absicht gemacht? Wußte er überhaupt, was für einen ausgezeichneten Witz er da gemacht hatte?

Aber so etwas läßt sich ja gar nicht schildern, das läßt sich nur miterleben.

Er hatte Englisch gesprochen. Es mochte hier doch Herren und Damen geben, die Englisch verstanden. In unserer Nähe saß ein älterer, würdevoller Herr, der sich gar nicht um uns kümmerte, noch keine Miene verzogen hatte.

Der trinkt gerade aus seinem Glase, wie der Eskimo die Bemerkung macht, daß diesem »volaille« wohl das »la« zu fehlen scheine – und plötzlich bekommt der alte Herr einen Hustenanfall, sprudelt den ganzen Rotwein wieder heraus, macht, daß er hinauskommt, kann aber vor Lachen kaum noch das Freie gewinnen.

»Aaaaah!« machte da Oskar mit ganz verklärtem Gesicht, plötzlich einen Hundertfrankenschein in der Hand haltend.

Er hatte seine Rocktaschen untersucht, um darin Platz für die drei Pakete zu schaffen, und hatte einen Hundertfrankenschein gefunden.

»War es mir doch immer, als ob ich drei Hundertfrankenscheine noch gar nicht hätte ausgeben können! Nee, meine Herrschaften, wenn ich noch hundert Franken habe, dann bleibe ich nicht hier!«

Und er stürzte hinaus. Kam allerdings bald wieder, schon beim viererlei Käse, aus dem er wie aus den Früchten und sogar aus dem Eise, wozu er sich eine Butterbüchse geben ließ, immer mehr Pakete machte, um sie »mit nach Hause« zu nehmen.

»Der Wagen ist vorgefahren!« meldete der Kellner.  
Was denn für ein Wagen?

Ja, da war allerdings einer vorgefahren, ein leerer Lastwagen, bespannt mit zwei mächtigen Gäulen.

Auch der Kutscher trat ein, der Fuhrknecht, ein Herkules mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, blickte sich suchend um.

»Hier, hier, mein Lieber!« sagte Oskar. »Fassen Sie an, aber sehen Sie sich vor, heben Sie sich keinen Bruch, ich helfe mit.«

Und er half mit, die sechs Paketchen hinauszutragen und auf den Lastwagen zu laden, der Fuhrknecht schmunzelte nicht schlecht, besonders als Oskar gleich bezahlte, er hatte den Hundertfrankenschein schon gewechselt, 15 Franken kostete die Fuhre bis nach der »Argos«, natürlich gab Oskar einen Louisdor.

»Höööh!!« stöhnte er dann, wie er sich hinten gegen den Wagen stemmte, um ihn in Fahrt zu bringen, mit den sechs Paketchen.

Das sind eben solche Matrosenwitze. Das muß man aber selbst mit ansehen. Und nicht eigentlich, daß die Matrosen dabei andere belustigen wollen. Nein, das tun sie zu ihrem eigenen Gaudium.

Die Patronin lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen rannen. Und das ganze Lokal mit ihr.

Wir waren fertig, hätten gehen können.

Da nahm erst noch einmal der heute so schweigsame Mister Tabak das Wort.

»Suppe –« sagte er bedächtig vor sich hin, »Fisch – Braten – Geflügel – viererlei Käse – Früchte – Eis –«

Dann hob er langsam sein gewaltiges Messer, das er noch in der Faust hielt und schüttelte es gegen mich.

»Waffenmeister – mit Ihnen gehe ich ja gleich wieder speisen!«

»Na was denn?« übernahm Oskar da meine Verteidigung. »Das war doch der erste Gang.«

Der Eskimo stutzte, wenn er sonst auch nicht viel fürs Stutzen war.

»Wie? Der erste Gang?«

»Na freilich doch. Haben Sie noch nie in einem französischen Restaurant gespeist?«

»Nein.«

»Dann werden Sie jetzt merken, wie das in Frankreich gehandhabt wird. Das ist eben in Frankreich ganz anders. Diese fünf oder sechs Gänge bildeten nur den ersten Teil des Ganzen, das sechs solche große Abteilungen hat. Nun wird dasselbe noch einmal serviert, aber meist fängt man dabei von hinten an. Und überhaupt mit Variationen. Und zwischen den einzelnen Hauptgängen gibt es auch immer eine Zwischenpause. Da kommt sie ja schon

Gleich vier Kellner kamen schmunzelnd anmarschiert, jeder eine große Platte tragend, und auf jeder lag majestätisch ein mächtiger Schweinskopf, lorbeer- und olivenbekrönt, eine Zitrone im Maule.

So bekam jeder von uns vier seinen Schweinskopf vor sich hingestellt!

Oskar hatte sie schnell besorgen lassen, wo und wies, das habe ich nicht gefragt, jedenfalls aber hatte er sie bezahlt.

Und nun vor allen Dingen wundere man sich nicht mehr, wo die Matrosen immer ihr Geld lassen.

Und niemand wolle sagen: solch ein Unsinn, solch eine Zwecklosigkeit!

Da müßte man doch erst einmal ergründen, was beim Geldausgeben Sinn und Zweck hat.

Wenn ein Matrose für ein Jahr furchtbar schwere, gefährliche Schiffsarbeit tausend Mark ausbezahlt bekommt und es macht ihm Vergnügen, sich einen Kutschwagen zu mieten, eine Spazierfahrt aufs Land zu machen, vor einem Kolonialwarengeschäft zu halten, drei Pfund Astrachaner Kaviar zu kaufen und mit diesem die quietschenden Wagenachsen einzuschmieren – wie wir es nämlich einmal in Bremerhaven gemacht haben – so geht das keinen einzigen Menschen etwas an!

Wenn es nur bezahlt wird!

Dem Kaufmann ist es ganz egal, ob man mit seinem Kaviar die Wagenachsen einschmiert oder ob man ihn verschlingt, der freut sich über den großen Verdienst, da kann er sich ein Paar neue Hosen machen lassen, die er

vielleicht sehr nötig hat, und da freut sich wieder sein Schneider.

Und wenn jemand sagt: das sollte man doch lieber den Armen und Waisen zuwenden – gut, Ihr braven Leute, dann macht's vor, dann wollen wir's Euch nachmachen!

Dann aber, geehrte gnädige Madam, dürfen Sie auch nicht mehr für einen Hut hundert Mark oder zwanzig Mark oder fünf Mark ausgeben, man bekommt schon einen Hut für eine Mark, das, was Sie ersparen, geben Sie also den Armen und Waisen – wir machen's nach!

Und so fort, und so fort! –

Ich mache hier Schluß mit dieser Essereigeschichte.

Wir drei räumten das Schlachtfeld, überließen es dem Eskimo, mit den vier Schweinsköpfen fertig zu werden.

Als wir am Fenster vorbeigingen, sahen wir ihn, wie er den einen schon beim Wickel hatte und ihm mit ganz verklärtem Gesicht einen Kuß auf die Schnauze gab, wobei freilich viel zwischen seinen Wolfszähnen hängen blieb.

Halt! Ich mußte doch noch einmal zurück. Ich hatte ja ganz meinen Saucenfleckkonkel vergessen, die Sache mit den zwei Napoleonsköpfen ohne Lorbeerkranz.

Ich traf ihn in der Hausflur und nahm ihn vor.

»Non, non, non, non, non, monsieur!«

»Oui, oui, oui, oui, oui, monsieur! Alter Junge, Du hast mir gestern hier die beiden falschen Frankenstücke gegeben. Parole d'honneur – auf mein Ehrenwort!«

Ich brauchte ihn nur scharf anzublicken, da gab er sein Zögern auf, und nicht etwa, daß er nun so tat, als wolle

er mir zwei Franken schenken, was ich mir nicht hätte gefallen lassen.

Ohne weiteres griff er in die Tasche, fand aber nur ein Fünffrankenstück. So gab ich ihm noch drei Franken zu, die Sache war in Ordnung.

Es war spät am Abend, schon in der Nacht. Draußen am Belle de Mai war Volksfest, wir fuhren Karussell. Nicht nur wir drei, es hatten sich noch andere Argonauten zusammengefunden, und selbstverständlich gehörte dieses Karussell überhaupt uns, alles hatte freie Fahrt.

Die Patronin ritt gerade auf einem Zebra. August der Starke neben ihr auf einem Schwan, oben über ihnen machte Oskar an einer Eisenstange die Bauchwelle, als ich wieder einmal bezahlen wollte.

»No good, no good, Mister – Papa no good!« sagte der internationale Karussellbesitzer, mir das Fünffrankenstück zurückgebend.

Ich besah es mir. Ich hatte nur ein einziges Fünffrankenstück bei mir gehabt, das von dem Saucenfleckkonkel.

Himmelbombenelement noch einmal, tausend mit Granaten, Klüverbaum und Katzenschwänze!

Hat mir der Kerl ein Fünflirestück vom alten Kirchenstaate gegeben, mit dem Papste darauf!

Italienische Fünflirestücke werden in ganz Frankreich als voll genommen, aber – – »Papa no good«.

Das heißt, nun ging ich aber nicht noch einmal hin. Der knöpfte mir sonst noch mein ganzes Vermögen ab. Gewiß er würde das wertlose Fünflirestück wieder zurücknehmen, hatte aber nur einen Louisdor bei sich, ich

gab gutes Geld heraus – und dann hatte er mir wieder einen falschen Louisdor aufgehast! Und so ging das immer weiter, bis ich zuletzt eine Million falsche Tausendfrankenscheine hatte! Nein, ich ging nicht mehr hin! Diese Erfahrung genügte mir, wenn ich auch ein paar Franken dabei verloren hatte.

Diese Sache hat aber auch noch eine sehr ernste Seite.

Es gibt doch auch in Deutschland falsches Geld. Direkt falsches, und dann wertloses, außer Kurs gesetztes, alte Taler, alte Fünfgroschenstücke und dergleichen. Jeder Ladeninhaber hat solche Münzen in einer besonderen Schublade, er bekommt doch immer einmal eine aufgehängt.

Nun nehme man an, ein Franzose, ein Arbeiter, nur ein paar Brocken Deutsch sprechend, betritt in Deutschland einen kleinen Laden, kauft etwas, ein Stück Wurst, ein paar Zigarren, gibt ein gutes Fünfmarkstück hin. Hier wäre Gelegenheit, dem Manne falsches Geld aufzuhängen. Hat er's genommen, ist er einige Zeit weg, dann kann er gar nicht mehr viel machen.

Glaubt man, daß solch ein deutscher Ladeninhaber – oder eine Fleischersfrau, wollen wir einmal annehmen – diesem Franzosen nun mit Absicht falsches Geld aufhängen würde, um sich zu bereichern?

Nein, der Deutsche, der wirklich ein echter Deutscher ist, der ist zu so etwas gar nicht fähig! Und ich bin nicht etwa ein so großer Patriot, so ein Chauvinist, meine ich, so ein Hurraschreier. Aber was man als feste Überzeugung bekommen hat, das muß man auch aussprechen,

sonst ist's eine Sünde wider den heiligen Geist, die allein nie verziehen werden kann. Der Deutsche ist zu so etwas viel zu ehrlich. Aber »ehrlich« ist hierfür nicht das richtige Wort. Solch eine Niederträchtigkeit, einen armen Kerl, der nicht deutsch kann und das Geld nicht kennt, so übers Ohr zu hauen, das kommt einem Deutschen überhaupt gar nicht in den Sinn! Einem germanischen Deutschen, meine ich! Und dasselbe gilt für den Holländer, für den Dänen, für den Skandinavier, für den Engländer! Aber der Geschäftsinhaber muß auch wirklich ein germanischer Engländer sein! Es gibt auch noch viele andere Engländer.

Und nun gehe man nach Frankreich und Italien. Allerdings nicht als Vergnügungsreisender, der nur in besseren Hotels wohnt, sich einen Führer nimmt. Nein, man frage einen Deutschen, der in Frankreich und Italien gearbeitet hat, was der für Erfahrungen gemacht hat, ehe er Sprache und Geld und alle Verhältnisse kannte. Oder wir Seeleute, die wir in eine kleine Bude treten, weil wir ein paar Nähnadeln brauchen.

Was man da für falsches und wertloses Geld aufgehängt bekommt, wie man da in jeder und jeder Weise betrogen wird!

O diese romanischen Völker!

Äußerlich Kavaliere, jeder Straßenkehrer von lebenswürdigster Höflichkeit – innerlich alles durch und durch verrottet!

Diese romanischen Völker sind nicht durch Schicksalsbestimmung dem Untergang geweiht.

Die graben sich ihr eigenes Grab.

Eine faule Frucht kann nicht mehr lange am Baume hängen.

## 12. KAPITEL. IN PARIS, MEINES VATERS BRIEF UND EINE ROSE.

Die Patronin ließ mich zu sich in ihre Kajüte bitten.

»Würden Sie mich einmal nach Paris begleiten, Herr Waffenmeister?«

»Sie brauchen doch nur zu befehlen.«

»Nein, es hat nichts mit dem Schiffsdienst zu tun. Es ist eine ganz private Angelegenheit. Wollen Sie mich als mein Beschützer nach Paris begleiten?«

»Bis ans Ende der Welt – würde ich sagen, wenn das nicht eine schon zu abgedroschene Redensart wäre.«

»Aber wir halten uns gar nicht auf. Nicht, daß wir Paris besichtigen. Mir ist es höchst unangenehm, daß ich mich nur für eine Stunde von meinem Schiffe, von meinen Argonauten trennen muß, und hier muß ich doch wohl mit 36 Stunden rechnen. Wir kehren mit dem nächsten Schnellzuge zurück.«

»Wie Sie bestimmen.«

»Ich nehme nichts weiter mit als eine Hundepetsche.«

»Eine Hundepetsche?« stutzte ich.

»Lesen Sie mal hier diese Broschüre.«

Es war ein dünnes Heftchen, das sie mir gab, nur 16 Druckseiten, das meiste daran war der dicke Umschlag. Kostete aber einen ganzen Frank.

Der Titel lautete: »Madame Helene Neubert et les Argonautes.«

Hallooohhh!!

Ich las die erste Seite und bekam schon einen ganz roten Kopf – es wurde auf die Ungeheuerlichkeiten vorbereitet, die auf der »Argos« an der Tagesordnung waren. Ich blätterte herum und las nur noch eine einzige Stelle – einfach die größte Schweinerei – und ich schleuderte das Heft zu Boden.

»Genug!«

»Lesen Sie nur.«

»Genug, genug!!«

»Diese Broschüre ist noch nicht im Buchhandel erschienen!« fuhr die Patronin gemächlich fort. »Die Sache ist folgende: so ein Berufsschriftsteller, der übrigens schon durch verschiedene Schandpamphlete bekannt ist, schon mehrmals deshalb bestraft worden ist, hat von mir gehört, kommt plötzlich auf den Gedanken, wie er an mir ein paar tausend Franken verdienen kann. Er schmiert hier einfach so etwas zusammen, alles aus der Luft gegriffen, nur recht skandalös. Einen Verleger dafür findet er schon. Die beiden machen halbpart. Verklage ich sie – na, das ist sogar gut für die, dann werden sie erst recht berühmt und ihr Schäfchen bringen die erst ins Trockene. Aber ich bin ja auf hoher See, ich weiß ja gar nichts davon. 100 000 Exemplare werden die schon absetzen. Nun

ist das aber erst eine Einleitung. Hinten steht, daß alles, was hier erst angedeutet ist, wenn auch schon deutlich genug ist, demnächst in einem Buche ausführlich behandelt wird, von einem Augenzeugen geschildert. Preis sechs Franken. Es kann schon jetzt darauf subskribiert werden. Also jedenfalls wird's ein Bombengeschäft.

Nun aber bin ich mit einem Male mit meinem Schiffe in Marseille. Der Verleger in Paris erfährt es und – da wird es ihm doch etwas schwummrig zumute, sagt man wohl. Jetzt ist es noch Zeit, den Unschuldigen zu spielen. Noch ist kein Risiko vorhanden. Da schickt er mir also jetzt diese Broschüre, ein Probeexemplar, das andere ist noch nicht im Druck – ob das stimme, ob das den Tatsachen entspreche, ob er das mit meiner Erlaubnis veröffentlichen dürfe –«

Die Patronin mußte erst einmal lachen, und es klang gar nicht gezwungen, ehe sie fortfuhr:

»Nein, es entspricht nicht den Tatsachen, und ich gebe meine Erlaubnis nicht dazu! Und wenn er auch nur ein einziges Heft in die Öffentlichkeit kommen läßt, dann könnte er ja was erleben. Das habe ich ihm telegraphiert. Aber auch noch etwas anderes habe ich ihm telegraphiert. Der edle Mann hielt es nicht mit seiner Ehre für vereinbarlich, mir den Namen des anonymen Verfassers zu nennen. Jetzt hat er es aber doch getan. Alfonso Leblanc heißt der Gute, Paris, Montmartre, Rue de la Victoire Nummer 117 –«

Da kam Doktor Isidor eiligst herein, ein Kursbuch in der Hand.

»Verzeihen Sie – Ihr Schnellzug fährt schon um acht – ich habe mich vorhin geirrt!«

Die Patronin warf einen Blick nach der Uhr.

»Und jetzt ist es halb. Hinkommen tun wir noch! Herr Waffenmeister, sind Sie fertig?«

»Wenn ich nichts mitzunehmen brauche – ich bin fertig.«

Wir gingen, wie wir standen, nahmen erst unterwegs einen Wagen nach dem Bahnhof, punkt acht entführte uns der Schnellzug. Acht Uhr abends!

Die Patronin, die schon im Reisekleid gewesen, hatte nur eine Handtasche bei sich, ich hatte mir noch vier Taschentücher und zwei Kragen eingesteckt.

Natürlich fuhren wir erster. Natürlich – denn wenn die Besitzerin eines schuldenfreien Schiffes von 5000 Tonnen nicht erster Klasse fahren soll, wer soll es denn sonst tun?

Bis Lyon war in unserem Kupee noch eine Dame, die sich dann zufällig als Kellnerin entpuppte.

Während der ganzen Fahrt sprachen wir nur einmal noch über unser Vorhaben.

»Sie wollen den Monsieur mit der Hundepitsche traktieren?« fragte ich.

»Nein. Eine Hundepitsche habe ich allerdings mit, die werde ich aber nur auf den Tisch legen. Ich werde mir keine Blöße geben, daß er mich wegen Hausfriedensbruch und wegen Mißhandlung verklagen kann.«

»Ja, was wollen Sie denn sonst mit ihm machen?«

Da fing die Patronin zu lachen an.

»Passen Sie nur auf, ich habe eine famose Idee bekommen. Es wird etwas ganz Köstliches! Nur ich ganz allein könnte es nicht ausführen. Haben Sie eine Waffe bei sich?«

»Einen Revolver.«

»Das genügt. Sie werden schon selbst gleich merken, was Sie zu tun haben, ich brauche Ihnen nicht die geringste Instruktion zu geben. Sie sind eben mein Beschützer, nichts weiter. Sie werden sich hinterher totlachen. Sie werden wohl auch schon lachen wollen, während ich ihn bestrafe. Da aber müssen Sie ernst bleiben; sonst verrate ich nichts.«

Na, da war ich gespannt.

Es gibt ja verschiedene Schnellzüge, dieser hier war ein sehr guter, brauchte nur 13 Stunden nach Paris, hatte in Lyon nur eine Viertelstunde Aufenthalt, die anderen Aufenthalte in größeren Städten zählten nur nach wenigen Minuten.

Wir unterhielten uns hauptsächlich über das, Gauklerwesen. Wir hatten nämlich in Marseille schon eine Unmenge von schriftlichen und mündlichen Angeboten erhalten, von Seegauklern, die überall auf dem Meeresgrunde und an der Küste Schätze liegen wußten, die nur des Abholens warteten.

Da wir uns auf keines einließen, will ich hier auch nicht weiter darüber sprechen. Ich muß es später desto mehr.

Interessant war jedenfalls unsere Unterhaltung. Ein Schlafwagen war vorhanden, aber wir benützten ihn

nicht, destomehr den Speisewagen, und von Mitternacht an machten wir ein Nickchen, jedes in seiner Ecke.

Früh um neun kamen wir in Paris an. Was hier zuerst geschah, das hatte mir die Patronin schon gesagt. Es war zur Ausführung ihres Vorhabens noch zu früh, und sie hatte überhaupt etwas zu tun, was sie zwei Stunden beschäftigen würde, und was sie allein erledigen wollte. Ich möchte einstweilen in ein Hotel gehen, von wo sie mich abholen würde. Sie könne aber erst mit hinfahren.

Also wir nahmen einen Wagen, eine Droschke – na, in Paris, dieser eleganten Weltstadt, haben sie aber Droschken, und diese elenden Gäule, was ja auch bekannt genug ist! – Wir sagten dem Kutscher, er solle uns nach einem besseren Hotel in der Nähe bringen.

»Nach dem Hotel des Anglais?«

»Ganz egal, wenn es nur gut und nicht zu weit ist.«

Wir fuhren los, und der Kerl fuhr uns genau eine halbe Stunde lang. Erst später habe ich es konstatiert, nämlich, daß uns der Halunke im Kreise herum gefahren hat. Wir waren auf dem Lyoner Bahnhof angekommen, und das Hotel des Anglais befand sich gleich nebenan in einer Seitenstraße.

Das war schon die erste Prellerei gewesen, und als ich es merkte, war der Kutscher schon längst fort. Was hätte man denn tun sollen? Ihn etwa verprügeln?

Die Patronin benutzte diese selbe Droschke noch weiter, kam gar nicht erst mit herein.

»Also hier warten Sie auf mich. Aber Sie brauchen nicht immer hier zu sitzen. Jetzt ist es halb zehn. Ich bin

punkt elf wieder hier. Keine Minute früher und keine später. Ich halte etwas auf Pünktlichkeit. Auf Wiedersehen.«

Der Wirt selbst komplimentierte mich hinein, Monsieur Alfonse Gueit, ein echter Franzose, Pariser. Es war ein sehr kleines Hotel, unten war nur ein einziges Lokal, allerdings alles sehr schön aussehend. Jedenfalls, das fiel mir aber erst später ein, war der vor dem Bahnhof haltende Kutscher gespickt, daß er Fremde hierher brachte, erhielt seine Provision. Mit Engländern hatte dieses Hotel des Anglais gar nichts zu tun, und weder der Wirt, noch der einzige Kellner, den ich zu sehen bekam, sprach Englisch.

»Wünschen Sie zu frühstücken, mein Herr?«

Jawohl, frühstücken! Erst aber wollte ich mich einmal waschen. Und noch vorher meinen Durst löschen. Ich hatte einen schmähhlichen Durst. So trank ich erst zwei kleine Flaschen Sodawasser, dann wurde ich auf ein Zimmer geführt, ganz hübsch, aber auch ganz einfach, nicht etwa luxuriös, wusch mir Gesicht und Hände, wozu ich aber erst klingeln mußte, um mir ein Stück Seife geben zu lassen, dann nochmals für einen Kamm, für eine Kleiderbürste, dann begab ich mich wieder hinab.

Das Frühstück wurde serviert. Zuerst ein Spiegelei. Als zweiter Gang ein gebratenes Scheibchen Schinken, wieder mit einem Spiegelei darauf.

»Na nun hören Sie auf mit der Eierei.«

»Der dritte Gang ist Filet de boeuf.«

»Ja, schon gut, ich mag nichts mehr, ich bin satt.«

Hierzu hatte ich noch eine dritte Flasche Sodawasser getrunken.

Dann gesellte sich wieder der Wirt zu mir und versuchte eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen. Ich war sehr einsilbig.

»Ist der Herr schon in Paris gewesen?«

»Nein.«

»Wie lange bleiben der Herr hier?«

»Hier in diesem Hotel nur eine Stunde.«

»Darf ich den Herrn inzwischen etwas in Paris herumführen?«

»Während dieser einen Stunde?«

»Nur hier in der näheren Umgebung. O, wir haben hier wunderbare Sehenswürdigkeiten.«

Nun, das ließ sich machen. Das war doch überhaupt sehr liebenswürdig von dem Herrn, daß er mir so die eine Stunde vertreiben wollte.

Gut, ich ging mit. Der Gang um die nächste Ecke führte uns in eine dürftige Allee. Monsieur Gueit machte mich auf eine Pappel aufmerksam, in die vor vier Jahren der Blitz geschlagen hatte, und der Riß war so gut wieder zugeheilt, daß keine Spur mehr davon zu sehen war.

Mit den nächsten drei Schritten hatte er mich vor ein kleines Schaufenster geführt, in dem Hosen hingen, nichts weiter als Hosen.

»Ach, ich habe hier drin ein paar Worte zu sprechen. Wollen Sie mit eintreten? Es ist sehr sehenswert, dies ist das größte Spezialgeschäft in Paris für Pantalons.«

Gut, ich ging mit hinein. Nur der Wissenschaft halber. Es schien mir mehr eine Ramschbude zu sein. In die erste Etage hinauf, vollgepfropft mit Hosen, auf Stangen aufgereiht. Ein Stuhl wurde mir angeboten, und ich sah zu, wie sich Monsieur Alfonse Gueit den Stoff zu einer Hose aussuchte, wozu er ausgerechnet – ich kontrollierte mit meiner Uhr – 28 Minuten brauchte und dann ging das Anmessen los, was 34 Minuten währte, so daß ich dort auf meinem Stuhle eine Stunde und zwei Minuten gesessen habe.

Der Leser wird meinen, ich sei verrückt gewesen.

Nein, das war ich nicht.

Mir imponierte mächtig, daß ich jetzt in Paris herumgeführt wurde. Eine Stunde hatte ich Zeit, und diese benutzte ich, um Paris zu besichtigen. Andere haben in Paris den Eiffelturm und den Louvre und andere Sehenswürdigkeiten besucht. Ich aber bin mit dem Schnellzug von Marseille nach Paris gejagt, habe eine Pappel gesehen, in die vor vier Jahren einmal der Blitz geschlagen hat, habe eine Stunde in einer Hosenramschbude gesessen und bin dann gleich wieder nach Marseille zurückgejagt.

Ja, mir machte es das größte Vergnügen, hier zu sitzen und zuzusehen, wie der sich Stoff aussuchte und eine Hose anmessen ließ. Lieber hätte ich ihn ja beim Hosenboden genommen, aber das war keine besondere Kunst. Kunst war dagegen, hier ruhig dazusitzen. Ruhe, Georg, nur immer Ruhe. »Mut zieret auch den Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck!«

Also ich schaute zu, eine Stunde und zwei Minuten.

»Sie langweilen sich doch nicht etwa?«

»Nein, o nein, durchaus nicht!«

Es war ja auch gar nicht langweilig. Da waren soviel Hosen, ach soviele, die ich studieren konnte. Lange Hosen, kurze Hosen, enge Hosen, weite Hosen, braune Hosen, grüne Hosen, karierte Hosen, längsgestreifte Hosen, quergestreifte Hosen – – und auf einer weißen Flanellhose lief eine große Wanze.

»Ich muß aber jetzt fort!« sagte ich endlich.

»Nur einen Augenblick noch, mein Herr.«

Der Augenblick währte noch zehn Minuten, die ich auch noch zugab, dann ging es nach dem Hotel zurück, in zwei Minuten zu erreichen. Unterwegs brannte ich mir eine Zigarre an, Monsieur Alfonse Gueit winkte ob des guten Geruches dermaßen mit dem Zaunpfahle, daß ich ihm eine präsentierte. Er wollte sich revanchieren, hat es aber wohl vergessen.

»Die Rechnung, bitte.«

Sie wurde ausgeschrieben, ich habe sie noch jetzt hier vorliegen.

Vom Hotel des Anglais, Paris, beim Gare Lyonais Besitzer Alfonse Gueit.

1 Frühstück ... 5 Franken.

3 Mineralwasser ... 3 Franken.

1 Frontzimmer ... 5 Franken.

1 Zimmerbedienung ... 1 Franken.

1 Stück Seife ... 1 Franken.

1 Stück Kamm ... 1 Franken.

1 Stück Kleiderbürste. 1 Franken.

Für Führung durch Paris . . . 5 Franken.

Summa 22 Franken.

Ich bezahlte, ohne ein Wort zu verlieren, gab dem Kellner noch ein reichliches Trinkgeld. Daß ich den Kamm und die Bürste nicht mitgenommen hatte, brauchte ich wohl nicht erst zu sagen.

Als mir dann aber beim Abschied der Monsieur Alfonse Gueit auch noch ein Dutzend Geschäftskarten mitgab – »Bitte, empfehlen Sie mein Hotel« – da überwältigte mich die Rührung. Da hätte ich diesen unschuldsvollen Engel beinahe an meine Brust geschlossen.

Leute, denen ich das dann später erzählt habe, sagten: »So etwas darf man sich doch nicht gefallen lassen.«

Das sind einfach Klugschnacker, die so sprechen!

Ich habe später in Paris selbst den deutschen Generalkonsul gesprochen, erzählte ihm den Fall.

»Da ist hier gar nichts dagegen zu machen. Hat der Mann Sie gefragt, ob Sie geführt werden wollen? Ja. Und Sie haben bejaht. Er berechnet die Stunde mit 5 Frank. Sie haben auf alle Fälle zu zahlen, und wenn er klagen muß, haben Sie die Kosten zu tragen. Wer nach Paris fährt, muß schon in seiner Heimat genau wissen, wo er sich dort hinzuwenden hat. Gewiß, es ist eine nichtswürdige Übervorteilung, es ist eine Gaunerei – aber es ist gar nichts dagegen zu machen.« –

So sprach zu mir einige Jahre später der deutsche Generalkonsul in Paris.

Damals aber hat auch das Schicksal mir etwas ins Ohr geflüstert.

Etwas davon, daß die ewige Gerechtigkeit doch kein so leerer Wahn ist.

Der Weg führte mich, also nach vielen Jahren, an dem Hotel des Anglais vorüber. Ich trat einmal ein. Es war ein anderer Besitzer drin. Aber den Monsieur Alfonse Gueit kannte man noch recht wohl.

Leben tat der freilich nicht mehr. Hatte ein klägliches Ende genommen. Er hatte sich in Monte Carlo aufgehängt. Vorher hatte er seinen Revolver verkauft, um sich noch einmal sattessen zu können, ehe er zum Stricke griff.

Der kleine Bandit war einem größeren Räuber in die Hände gefallen. –

Punkt elf holte mich die Patronin mit einem Automobil ab.

»Alles in Ordnung Monsieur Leblanc ist zu Hause, erwartet uns. In solch einem Falle ist doch eine Kriegslist erlaubt. Ich konnte ihm doch nicht telephonieren, daß die Madame Helene Neubert mit einem ihrer Argonauten kommt. Dann würde er uns schwerlich empfangen. Ich habe uns als einen Monsieur Foulard und Gattin angemeldet. Die empfängt er sehr gern, weil sie ihm wahrscheinlich einige hundert Franken bringen. Das ist nämlich so ein Revolverjournalist, Sie wissen schon, so ein Lump, der eine Skandalgeschichte ausspioniert und mit Veröffentlichung droht, wenn ihm nicht so und so viel Schweigegeld gezahlt wird. Jetzt erwartet er also das

Ehepaar Foulard, dem er die Pistole auf die Brust gesetzt hat. Woher ich das weiß, tut nichts zur Sache. Er wird seinen Irrtum schon bald merken.«

»Und wie werden Sie ihn nun züchtigen?«

Wieder fing die Patronin zu lachen an.

»Nein, nein, ich verrate nichts – sonst verderbe ich Ihnen den ganzen Spaß.«

Na, das mußte ja eine sehr lustige Bestrafung werden. Da war ich doch wirklich gespannt.«

»Wird der Monsieur ebenfalls lachen?« fragte ich nur noch.

»Wenn er klug ist – ja. Denn ich will ich ihm nicht tun. Er kann dabei tatsächlich lustig lachen.«

Das Wohnhaus, vor dem wir in der Rue de la Victoire ausstiegen, war ebenfalls ein sogenanntes Hotel – ein Garçon-Hotel. Eigentlich wird in Paris überhaupt jedes gemeinsame Wohnhaus Hotel genannt.

Wir fragten unten den Portier nach Monsieur Leblanc, mußten uns sogar anmelden, der Portier weiß aber auch bestimmt, wer das Haus verlassen hat und wer nicht.

Wir stiegen drei Treppen hinauf, die Patronin klopfte an eine der vielen Türen, alle mit Nummern versehen, auch mit Schild oder Visitenkarten.

»Entrez!«

Es war ein Junggesellenzimmer, das Bett hinter einer Gardine, ein wüster Schreibtisch, darauf auch noch die Überreste eines Frühstücks.

Monsieur Alfonso Leblanc, ein kleiner Franzose mit schwarzem Spitzbart, den pomadisierten Popscheitel bis ins Genick gezogen.

Daß er das Ehepaar Foulard persönlich gar nicht kannte, hatte mir die Patronin bereits gesagt, und Monsieur Foulard schien nicht viel zu sagen haben, denn es war die Gattin, an die sich jener gleich wandte.

»Madame Foulard? Es ist mir sehr angenehm. Bitte, wollen Sie Platz nehmen.«

Aber wir nahmen noch keinen Platz.

»Nicht Madame Cecile Foulard – sondern ich bin Madame Helene Neubert – und dieser Herr ist einer meiner Argonauten, der Waffenmeister.«

Ein Starren, und dann ein kleiner Hexenschuß. Und dann bekam ich etwas sehr Merkwürdiges zu hören, was ich aber noch öfters zu hören bekommen sollte.

»Ma–Ma–Madame Helene Neubert – es ist mir sehr angenehm.«

Na, das glaubte ich ja nun nicht, daß das dem gerade sehr angenehm war!

»Und – und – Sie wünschen? Womit darf ich Ihnen dienen?«

Die Patronin hatte das Heft aus der Tasche gezogen und hielt es ihm hin.

»Haben Sie diese Broschüre geschrieben?«

Wieder ein kleiner Hexenschuß. Dann wollte er sich sammeln, was ihm aber doch nicht recht gelang.

»Und – und – wenn ich sie nun geschrieben hätte?«

»Ja oder nein! Doch Ihre Antwort ist gar nicht nötig. Ich weiß, daß Sie sie geschrieben haben. Sie werden jetzt diese Broschüre aufessen. Jetzt hier sofort! Ohne Widerrede! Setzen Sie sich dorthin und essen Sie diese Broschüre auf!«

Und die Patronin zog aus ihrer Kleidertasche, die aber wohl ein Loch dafür haben mußte, eine schwere, steife Hundepeitsche und legte sie wuchtig neben die Broschüre auf den Tisch.

Hallo!

Jetzt allerdings wußte ich es!

Ja, das war wirklich eine originelle, eine geniale Idee!

Und das sollte allgemein eingeführt werden! Daß so ein Skribifax, der etwas geschrieben hat, was er nicht verantworten kann, das auffressen muß! Eigentlich sollte es ja das Manuskript sein, aber das ist nicht immer zu haben. Dann also das, was gedruckt worden ist. Nicht immer gleich die ganze Auflage, nur ein Exemplar, Buch oder Zeitung, das genügt schon. Außerdem könnte beim Manuskript die Tinte schädlich sein. In der Buchdruckerschwärze hingegen ist Öl, die macht also sogar fett! Ei, das wäre vortrefflich, wenn das allgemein eingeführt würde, dann würde manches Unheilvolle ungeschrieben bleiben!

»Vorwärts, essen Sie!«

»Los!« mußte ich doch auch mich einmal vernehmen lassen. »Mangez, mangel!«

Ich zog dabei nicht meinen Revolver, um ihn ihm auf die Brust zu setzen, im Gegenteil, ich kreuzte dabei die

Arme. Hatte aber Mühe, dabei meinen Ernst zu wahren. Diese Idee war doch wirklich zu nett!

Der Monsieur Leblanc merkte, daß ihm nicht viel anderes übrig blieb, als zu gehorchen, hatte sich bereits gesetzt, auch schon nach der Broschüre gegriffen und befühlte zunächst mit zitternden Händen den dicken Umschlag aus Pappe.

»Den – den – den Umschlag auch?« fragte er ganz kleinlaut, und das war begreiflich.

»Nein, den will ich Ihnen schenken!« entgegnete die Patronin.

»Den können Sie sich sauer einlegen und für später aufheben!« mußte ich hinzusetzen.

»Das – das – ist mir sehr angenehm. Und – und – wenn ich das Papier nun aufgegessen habe –?«

»Dann ist die Sache zwischen uns ein- für allemal erledigt.«

»Sie – Sie – tun mir nichts weiter?« erklang es immer kläglicher.

O, das war ja ein Held!

»Nein doch. Natürlich dürfen Sie nicht wieder so etwas über uns schreiben. Wenigstens nichts, was nicht der Wahrheit entspricht, was Sie nicht als Tatsache beweisen können. Die Wahrheit zu schreiben, das kann man ja niemandem verbieten. Aber das nächste Mal, wenn Sie solche aus der Luft gegriffene Behauptungen aufstellen, dann müssen Sie die ganze Auflage aufessen. Diesmal nur hier dieses Probeexemplar.«

»Das – das – ist mir sehr angenehm.«

Diese stereotype Redensart klang um so drolliger, weil er dabei die Betonung dabei immer stark auf das »sehr« legte.

»Nun aber vorwärts, essen Sie!«

Und Monsieur Alfonso Leblanc begann zu essen, das Papier zu kauen und zu verschlucken. Er hatte nicht einmal den Mut, eine Seite erst herauszureißen, er ließ die anderen einstweilen daran hängen.

Ach, dieses Bild, wie der das Buch auffraß! Dieses wehmütige Gesicht dabei!

Da fiel mir etwas ein. Warum ihm nicht die Sache erleichtern, ihm die Kost schmackhafter machen, wenn es möglich war? Auf dem Schreibtisch neben den Frühstücksrüberresten stand eine Menage.

»Wünschen Sie vielleicht etwas Salz und Pfeffer und Senf?«

Ich setzte ihm die Menage hin.

»Ja – ja – danke sehr – das – das – ist mir sehr angenehm.«

Und er schmierte sich auf das Papier Senf, streute Pfeffer und Salz darauf.

»Vielleicht auch etwas Essig und Öl?«

Denn auch das war in zwei Fläschchen vorhanden.

»Ja – ja – das – das – wäre mir sehr angenehm.«

»Bitte sehr, hier.«

»Sie – Sie – sind sehr liebenswürdig.«

Und er machte sich eine Art Majonnaise aus Senf, Öl und Essig zusammen, tauchte das Papier hinein, das herauszureißen er jetzt auch den Mut hatte, und kaute die delikaten Bissen.

»Wenn ich – wenn ich – um ein Glas Wein bitten dürfte

–«

»Nein, geehrter Herr, den müßten wir erst holen –«

»Das – das – ist nicht nötig, ich habe in meiner Kommode eine Flasche Wein –«

»Halt, sitzen geblieben!«

Denn der hätte doch mit einem Sprunge zur Tür hinaus sein können. Aber er beschrieb mir, wo die Flasche Rotwein zu finden sei, ich holte sie, entkorkte sie, schenkte ihm ein, und er speiste weiter, nun die Bissen ab und zu mit einem Schluck Wein würzend.

»Wenn ich – wenn ich – etwas Brot dazu nehmen dürfte – es wäre mir sehr angenehm – dort in dem Wand-schrank –«

Ich fand das Weißbrot, auch eine Butterbüchse.

»Soll ich Ihnen vielleicht ein belegtes Brötchen machen?«

»Sie – Sie – sind sehr liebenswürdig – es – es – wäre mir sehr angenehm!«

Gut, ich bemutterte ihn, schnitt eine Scheibe Brot ab, schmierte Butter darauf, nicht zu knapp, da bin ich nicht so, legte selbst eine halbe Druckseite darauf.

Senf, Salz und Pfeffer, eventuell auch Essig und Öl, konnte er sich selbst nach Belieben darauf tun, was er

denn auch tat. Wenn noch verschiedene andere Fleischsorten und Käse und Radieschen und Sardellen hinzugekommen wären, dann wär's eine Hamburger Stulle gewesen. So war's nur ein einfaches, belegtes Bahnofsbrötchen. Er biß denn auch hinein, kaute emsig – aber bald schmeckte ihm das Brot nicht mehr, er hatte doch eben erst gefrühstückt – und da machte er es bald so, wie es verwöhnte Kinder tun: er fraß von dem Brote den Belag ab, nur das Papier.

Ach, und dabei sollte man nun ernst bleiben! Denn Mitleid empfand ich nicht etwa.

So verschwand eines der acht Blätter nach dem anderen. In noch nicht einer Viertelstunde war es geschehen.

Die Patronin, die sich gesetzt hatte, erhob sich.

»So, Monsieur Leblanc, es ist zwischen uns erledigt. Sie haben mir Genugtuung gewährt – es ist erledigt. Ob diese Sache an die Öffentlichkeit kommt, das hängt ganz von Ihnen ab. Von meiner und dieses Herrn Seite aus geschieht es nicht. Allerdings wäre es mir sehr lieb, wenn Sie Ihre Herren Kollegen von der Feder warnten. Wer über mich und über meine Argonauten etwas schreibt, was nicht den Tatsachen entspricht, was er nicht verantworten kann, das – muß er aufessen! Und ich werde den betreffenden Herrn zu finden wissen. Und wenn er sich auf dem Meeresgrunde versteckt oder auf dem Himalaja. Ich hole ihn herauf, respektive herab! Und wenn er über uns ein zwanzigbändiges Lexikon geschrieben hat – er muß alle zwanzig Bände aufessen! Adieu.«

»Es – es – – es war mir *sehr* angenehm!« klang es uns nach.

Ich will hier gleich bemerken, daß über uns nichts Unvorteilhaftes mehr geschrieben wurde. Monsieur Leblanc hatte doch wohl den Mund nicht halten können, oder die Wände hatten Ohren und Augen gehabt. Mit uns sollte man sich überhaupt bald in ganz anderer Weise beschäftigen.

Daß uns aber sonst der Bestrafte nicht verklagte, das war ja ganz selbstverständlich, der wollte doch nicht auch noch den Spott dazu haben.

Ferner schicke ich gleich jetzt voraus, daß über diese Sache noch einmal einer unserer Heizer, ein gelernter Buchdrucker oder Schriftsetzer, einen ganz famosen Witz vom Stapel ließ. Aber das geschah viel später, bei einer ganz besonderen Gelegenheit, und so kann ich davon erst berichten, wenn es soweit ist. Ich möchte nur schon jetzt darauf aufmerksam machen, damit sich der Leser dann später erinnert. Ein köstlicher Witz, den der Heizer dann noch nachträglich lieferte!

Wie ich die drei Treppen hinabgekommen bin, weiß ich nicht, ich hatte zu sehr mit mir selbst zu kämpfen, denn ich konnte doch nicht das ganze Haus mit meinem Gelächter erfüllen. Auf der Straße konnte ich's erst recht nicht.

Die Patronin blickte nach der Uhr.

»Halb eins geht ein Schnellng nach Marseille, den erreichen wir noch. Nicht wahr, wir fahren doch gleich wieder zurück? Ach, ich sehne mich so nach meinem Schiffe, nach meinen Argonauten, nach meinem Volke! Mir ist, als wäre ich schon eine Ewigkeit fort. Nicht wahr, wir fahren gleich wieder zurück?«

»Es – ist – mir – *sehr* angenehm!« platzte ich los.

Denn diese stereotype Redensart war immer von unbeschreiblicher Wirkung gewesen, besonders das letzte Mal.

Da aber, als ich losplatzte, saßen wir schon im geschlossenen Automobil, und 20 Minuten später wieder in einem Kupee erster Klasse.

Jetzt lachte aber auch die Patronin mit.

Und ich hatte ihr noch etwas Besonderes zu sagen.

»Wissen Sie, Frau Neubert, daß Sie da etwas geliefert haben, was überhaupt nur ein Seemann fertig bringt, so eine echte Salzwasserratte?«

»Wieso denn?«

»Kennen Sie den Kapitän Marryat, der viele Seemannsromane geschrieben hat? Kennen Sie von ihm den Peter Simpel?«

Nein, sie kannte ihn nicht.

Und ich erzählte ihr die betreffende Geschichte, die hier als Pendant in Betracht kam.

Vorausschicken will ich noch, daß der englische Kapitän Marryat in diesem seinen »Peter Simpel« die köstlichsten Seemannsgestalten geschildert hat, wie man so etwas nicht wieder in der Literatur findet! Aber man muß

es englisch lesen, auch in der besten Übersetzung will es nicht so wirken. Diese Kapitäne, diese Matrosen, diese Midshipmen, Seekadetten, diese Bumbootsfrau – köstlich! Das ist alles wirkliches Fleisch und Blut!

Die Erzählung spielt im 18. Jahrhundert, als es also noch keine Dampfschiffe und Eisenbahnen gab.

Peter Simpel, der kleine Held, ein Seekadett, fährt mit der Postkutsche von London nach Liverpool. Fünf Tage Fahrt! Auch ein Kriegsschiffsmatrose steigt noch ein, salutiert vor seinem kleinen Vorgesetzten, wird vertraulich, erzählt, daß er erst heute von Liverpool nach London zurückgekommen ist, sich sofort noch einmal zehn Tage Urlaub hat geben lassen, um nochmals nach Liverpool zu fahren, dann sofort wieder zurück.

»Weshalb denn?«

Der Matrose berichtet. Er hat sich in Liverpool bei einem Juden ein silbernes Petschaft gekauft, für drei Schilling. Und jetzt ist ihm in London gesagt worden, daß das nur versilbertes Blech ist, kaum einen Schilling wert.

»Ja,« schließt der Matrose gemütlich, »und da habe ich mir nun noch einmal zehn Tage Urlaub geben lassen, fahre noch einmal nach Liverpool, um dem Juden das Jackstück auszuklopfen.« –

Das ist so ganz, ganz echte Matrosenart! Auf solch einen Gedanken kommt ja überhaupt gar kein anderer Mensch. Fährt der noch einmal fünf Tage lang mit der Postkutsche nach Liverpool, um dem Juden, der ihn um zwei Schilling betrogen hat, das Jackstück auszuklopfen!

Und hatten wir hier nicht ein ganz ähnliches Stückchen geleistet?

Und bei mir kam noch die Pappel hinzu, in die vor vier Jahren einmal der Blitz geschlagen hatte, und dann das Hosenmuseum. Deshalb fährt man von Marseille nach Paris!

---

Ach, geht mir doch weg mit Paris! Ich bin später noch mehrmals in Paris gewesen, habe mir alles, alles besehen, damals war noch das Tanzhaus Moulin rouge, ich habe selber mit Cancan getanzt – aber so amüsiert habe ich mich nie wieder!

Die Patronin lachte denn auch herzlich, als ich ihr jetzt erzählte, wie ich in der einen Stunde die Sehenswürdigkeiten von Paris besichtigt hatte.

---

An Bord fand ich einen Brief meines Vaters vor, schon die Antwort auf meinen.

Ich hatte ihm sofort geschrieben, schon unterwegs, hatte den Brief sofort in Marseille zur Post gegeben. Ich hatte ihm alles ausführlich berichtet. Freilich nicht von glockenspielenden Affen und Posaunen und Orgeln und dergleichen. Nur die Hauptsache, worauf es hier zwischen uns ankam, aber auch ganz ausführlich.

Mein Vater, Universitätsfechtmeister, eng mit der ganzen Akademie verwachsen, nicht nur so aus Scherz, der

Vater der akademischen Jugend genannt, mit allen Professoren intim verkehrend, selbst ein Akademiker – er hätte mich, seinen einzigen Sohn, so gern studieren sehen. Ich aber hatte so gern zur See gehen wollen; und er hatte sein einziges Kind gehen lassen.

Ich hatte ihm immer Freude gemacht. Ich war Reserveoffizier geworden. Ich würde dereinst, wenn nichts dazwischen kam, als Kapitän einen großen Passagierdampfer führen.

Und jetzt war ich auf einem Gauklerschiffe, auf einem unversicherten Abenteurerschiffe. Was das im Seehandel und im Seemannsberuf zu bedeuten hat, das hatte ich ihm ausführlich berichtet. In Kiel konnte er sich aber noch viel ausführlicher darüber berichten lassen. Und auf diesem Gauklerschiffe war ich Waffenmeister, nahm eine Stellung ein, die es überhaupt gar nicht gibt. Nur in der französischen Armee – Wachtmeister. Zirkusdirektor ist wenigstens ein anerkannter Titel. Ich war nicht einmal Zirkusdirektor. Ich war Vortänzer auf einem Gauklerschiffe

Das alles hatte ich meinem Vater geschrieben.

»Nun weißt Du es. Nun entscheide. Ich gehorche.«

Mit welchen Empfindungen ich dies geschrieben hatte, das war dabei ganz Nebensache.

Und jetzt kam die Antwort.

Es war ein großer, großer Briefbogen. Und genau in der Mitte standen zwei Zeilen.

Was ich hier in drei oder vier Zeilen wiedergeben muß, das war dort in zwei Zeilen zusammengequetscht, obgleich noch mit dem Gänsekiel geschrieben.

Mein lieber Georg! Tue immer, was Du vor Gott und Dir selbst verantworten kannst. Um die anderen brauchst Du Dich nicht zu kümmern. Also auch um mich nicht. Ich bin stets Dein treuer Vater.

Ei, ei, ei, so ein Vater!

Ich schreibe ihm einen Brief von acht Seiten, und der antwortet mit zwei Zeilen!

Nur ja kein Wort zu viel!

Und die Anrede schreibt er nicht einmal groß!

Schreibt mir nicht einmal, was in Kiel jetzt für Wetter ist!

Schreibt mir nicht, wie's ihm geht!

Wünscht mir nicht, daß mich dieser Brief bei recht guter Gesundheit antrifft!

Na, so ein Vater aus der alten Zeit!

Nun aber wußte ich auch, was ich zu tun hatte.

Wir waren nachts um drei angekommen, die Patronin schlief bis um zehn. Dann ließ ich mich ihr melden.

»Frau Patronin!«

»Ja?«

»Gleich bei unserer Ankunft in Marseille habe ich meinem Vater geschrieben, habe ihm alles mitgeteilt, was das hier für ein Schiff ist, auf dem ich als Waffenmeister bin – na, Sie wissen ja, ein unversichertes Gauklerschiff, wir

haben uns doch oft genug darüber unterhalten – ob mein Vater damit einverstanden ist, daß ich diese Stellung weiter bekleide.«

»Ja?«

»Hier ist seine Antwort.«

Ich gab ihr den Brief, sie las die zwei Zeilen.

»Ja?« erklang es nach wie vor, ganz ungerührt.

»Ich bitte um meine Entlassung.«

Da wurde sie kreideweiß, es sah erst aus, als wolle sie sich auf den Teppich hinsetzen, aber sie tat es nicht, drehte sich ruhig um und ging nach dem Panzerschrank.

»Wie Sie wünschen.«

Sie kam mit zwei Büchern an den Tisch zurück.

»Also Sie möchten abmustern.«

»Abmustern? Nein. Entlassen möchte ich werden. Ich kann doch gar nicht abgemustert werden, denn ich bin ja gar nicht angemustert worden. Aber jetzt möchte ich Sie bitten, mich regelrecht auf Ihrem Schiffe anzumustern.«

Sie blickte mich an.

»Aber Sie sind ein schlechter Mensch!«

Ach, wie sie das hervorgebracht hatte!

Und ich mußte lachen!

»Nein, sind Sie aber ein schlechter Mensch!« wiederholte sie noch einmal in demselben Tonfall.

»Na was denn?« lachte ich. »Das war nur eine kleine Revanche. Ich komme doch aus Paris. Revanche, Revanche! Sie haben mich doch auch einmal so entlassen. Aber damals konnten Sie mich gar nicht entlassen, denn ich

war gar nicht angestellt, sondern ich war als dritter Steueremann angemustert. Nun habe ich einmal den Spieß herumgedreht.«

Na, wir beruhigten uns wieder. Eine kleine Weile ging ja das allerdings noch so weiter.

»Also angemustert möchten Sie werden? Als was denn?«

»Als Kargo-Kapitän.«

»Kargo-Kapitän? Was ist denn das?«

»Das wissen Sie nicht? Auf größeren Schiffen, die Fracht für eigene Rechnung nehmen, gibt es einen Mann, der diese Fracht unter sich hat. Ist es ein Vertreter der Reederei, aber kein Seemann, so heißt er Kargador oder Superkargo. Ist er zugleich ein berufsmäßiger Seemann, so heißt er Kargo-Kapitän. Ohne daß er wirklicher Kapitän zu sein braucht. Ein patentierter Steueremann muß er allerdings unbedingt sein. Er nimmt mit dem eigentlichen Kapitän ganz gleichen Rang ein, wenn sich die beiden auch einander gar nichts angehen. Hie Schiff, hie Fracht! Würden Sie mich als Kargo-Kapitän anmustern?«

»Ja selbstverständlich wenn Sie es wünschen!«

»Famos! Mir ist das nämlich auch deshalb so lieb, weil ich dann mit Kapitän Martin gleichgestellt bin; denn der arme Mann weiß ja gar nicht, was er mit mir anfangen soll. Als Waffenmeister bin ich ein Nichts in seinen Augen, andererseits habe ich mehr Heuer als er, habe mehr zu sagen – ich bin für ihn bisher ein wesenloses Gespenst gewesen. Nun aber kann ich als Kargo-Kapitän unmöglich mehr bekommen als der nautische Kapitän –«

»Kapitän Martin hat mir hier in Marseille bereits ganz offen erklärt, daß er fünf Pfund Zulage haben möchte, es ist bereits geregelt. Er hat jetzt 25 Pfund, im Monat.«

»Na, dann ist es ja gut!« lachte ich. »Dann beziehe ich jetzt also meine 25 Pfund als Kargo-Kapitän.«

»Und als Waffenmeister? Das Amt wollen Sie niederlegen?«

»O nein! Das ist und bleibt mein Hauptamt. Als Kargo-Kapitän habe ich hier auf diesem Schiffe doch gar nichts zu tun. Destomehr als Waffenmeister. Aber das ist von jetzt an ein unbezahlter Ehrenposten. Und das darf nun auch nicht mehr anders sein.«

»Gut, abgemacht! Aber nun sagen Sie mal: ist denn das nun auch mit Ihrer Seemanns- und Offiziersehre vereinbar, daß Sie auf diesem Gauklerschiff den Rang eines Kapitäns einnehmen?«

»Nu allemal, erst recht!« lachte ich wieder. »Es handelte sich nur um meinen Vater, der alte Herr hätte doch seine eigenen Ansichten haben können, und ich bin nun einmal ein gehorsamer Sohn – aber wenn der nichts dagegen einzuwenden hat – mir ist es sehr, sehr lieb, auf einem Gauklerschiffe als Seemann zu dienen, und nun gar als Kargo-Kapitän, was genau so gut wie voller Kapitän ist.«

»Weshalb ist es Ihnen denn so lieb?«

»Frau Neubert! Ich will Ihnen einmal reinen Wein einschenken. Sie nehmen es doch nicht übel. I wo, werden Sie's übel nehmen! Solch ein unversichertes Gauklerschiff ist nämlich ungefähr mit einer Balletteuse oder

einer gefeierten Soubrette oder sonstigen Schauspielerin zu vergleichen. So eine hat doch keinen Zugang in bessere Kreise. Andererseits aber wird sie geradezu vergöttert. Fast genau so ist's mit solch einem unversicherten Schiffe. Nicht einen Groschen bekommt man darauf gepumpt. Selbstverständlich nicht. Keine solide Seehandlung gibt ihm Fracht, weil's – nicht reputierlich ist, obgleich es der größte Unsinn ist; denn mit einem unversicherten Schiffe ist man doch viel, viel vorsichtiger als mit einem versicherten. Aber es gilt nun einmal für einen Leichtsinn. Was ja auch wirklich der Fall ist. Deshalb also steht auch der Kapitän eines unversicherten Schiffes, eines Gauklerschiffes, außerhalb der berufsmäßigen Seemannskreise. Zum Beispiel ist es ganz ausgeschlossen, daß er etwa in das Schiedsgericht einer Seemannskommission gewählt wird.

Nun wollen wir aber einmal die Kehrseite der Medaille betrachten. Oder ich kann mich ganz kurz fassen. Es ist heute nicht mehr so leicht, als Kapitän ein Schiff zu bekommen. Ich kenne viele, viele Männer, die schon längst ihr Kapitänsexamen bestanden, und die manchmal sogar noch als Matrose fahren, weil sie nicht einmal als letzter Steuermann ankommen können!

Und ich sage Ihnen nur noch das eine: wenn ich einige Zeit auf solch einem Gauklerschiff als Kargo-Kapitän gefahren bin, und ich sehe mich nach einer anderen Heuer um – ich sage Ihnen, ich brauche nur die zehn Finger auszustrecken – und an jedem einzelnen Finger hängt eine Reederei, die mich mit Kußhänden als Kapitän annimmt!

Weshalb? Nu weil auf solch unversicherten Gauklerschiffen eben nur die tüchtigsten Kerls zu finden sind! Der hat ein Gauklerschiff gefahren – Dunnerslag der muß was können! Und das ist auch wirklich so! Also es ist der reine Eigennutz von mir, wenn ich hier bei Ihnen bleibe. Mehr habe ich nicht zu sagen.«

»Ich hoffe aber,« lächelte die Patronin, »daß Sie recht lange bei mir bleiben.«

»Jawohl, das hoffe ich auch stark. Und nun gehe ich gleich zum Kapitän Martin, um ihn als meinen Kollegen zu begrüßen – um ihm zu sagen, daß ich auch so schlau gewesen wie er.«

Und ich wandte mich denn auch gleich der Tür zu.

»Herr Waffenmeister!« wurde ich da mit recht seltsamer Stimme noch einmal gerufen.

Ich blieb stehen, ging zurück. Und nun ereignete sich die gewaltige Szene. Wenigstens gewaltig für mich.

Was sie zuerst sagte, sprach sie wohl nur zu sich selbst, ganz in Träumen versunken, obgleich sie mich dabei anblickte.

»Ich – möchte Ihnen etwas zum Andenken an diese Stunde schenken. Ich schenke so gern. Aber das Teuerste, was ich besessen, haben Sie schon. Den Ring meiner Mutter. Und – es müßte auch etwas ganz anderes sein. Etwas, was ein Mensch gar nicht schaffen kann, nur Gott –«

Plötzlich erwachte sie aus dem Traume, ihr Gesicht nahm einen ganz anderen Ausdruck an, sie trat an den

Tisch, nahm aus einer Vase eine rote Rose, eben erst entfaltet, trat einen Schritt näher auf mich zu, und ernst und feierlich erklang es:

»Georg!

Wir beide sind keine Kinder mehr.

Obgleich wir in anderem Sinne noch die reinen Kinder sind.

Wir beide wollen uns nicht herumzerren wie in einem Romane.

Du hast mich vorhin tödlich erschrecken sehen, als ich glaubte, Du wolltest mich verlassen; weil es so unvermuetet kam, nur deshalb konnte ich so erschrecken, denn ich weiß es besser, sonst würde ich doch jetzt nicht so zu Dir sprechen.

Ich liebe Dich, Georg!

Ich gehöre Dir.

Du hast über mich zu befehlen.

Nur eines möchte ich Dich bitten, Georg – bitte, laß mir meine Freiheit!

Laß mir mein Schiff, mein Volk und – meinen Waffenmeister!

Laß mir meinen schönen Traum.

Bleiben Sie mein Waffenmeister, mein Vasall, mein Ritter.

Und dennoch – ich gehöre hiermit Dir –«

Sie führte die Rose an ihre Lippen, küßte sie, mit einem langen, langen Kusse, und reichte sie mir.

Und ich nahm sie, auch ich küßte sie – und ging!

Aber zum Kapitän konnte ich jetzt nicht mehr gehen.

### 13. KAPITEL. DER ATLANTIK-INDIA-ATLANTIK-MARSCH.

Es war an einem Freitag Vormittag, als ein Mann, see-männisch gekleidet, im Batterie-Bureau des vierten Forts von Kapstadt fragte, ob er den Festungskommandanten sprechen könne.

»Wozu?«

»Ob sechzig Mann, die morgen den Atlantik-India-Atlantik-Marsch machen wollen, dazu die Gewehre und Tornister bekommen können.« –

Diese Frage bedarf der Erklärung.

Das Wettgehen wurde in England schon eifrigst gepflegt, als man in Deutschland Fußball und Lawn-Tennis und dergleichen Sportspiele noch gar nicht kannte. Das ist ja auch so etwas, worüber sich jedes deutsche Herz kränken muß, daß wir dies alles erst von unseren englischen Vettern importieren, alles so nach und nach. Wenn es dort schon bald abgekleppert ist, dann fängt es bei uns erst an.

So läßt sich auch der Anfang des Wettgeh-Sportes in England gar nicht mehr ergründen. So lange die Bank von England existiert, ist der Wettmarsch der sämtlichen Angestellten dieser Bank über eine Strecke von 20 englischen Meilen, ausgeführt am zweiten Pfingstfeiertage, einem sogenannten Bankholiday, von nationaler Bedeutung.

Schon viele, viele Wochen vorher trainieren alle die Hunderte von Buchhaltern und Kommis täglich für diesen Wettmarsch. Da sieht man mitten in den Geschäftsstraßen Londons Szenen, Gestalten, die anderswo einfach gar nicht möglich sind.

Ich wohnte in jenen Pfingstwochen einmal in der Commercial Road, der Hauptgeschäftsstraße des östlichen Londons, und jeden Nachmittag um fünf sah ich durch diese Straße einen alten Herrn rennen – oder vielmehr gehen, aber nun wie, mit welchen Schritten, mit welcher Körperhaltung! – Nur bekleidet mit einem leichten Badekostüm, die Hosen gingen nicht bis zur Hälfte der Schenkel, mit leichten Schuhen und einem Strohhut. Er war einer der ersten Kassierer der englischen Bank, 68 Jahre alt. So rannte dieser alte Herr täglich nach Barking und zurück, halbnackt, noch nackter, eben nur mit einer Badehose bekleidet – die Fäuste geballt, die Ellenbogen in die Seiten gestemmt, so marschierte er weitausgreifenden Schrittes, mit weit vorgelegtem Oberkörper durch die belebtesten Geschäftsstraßen.

Kann man sich so etwas in Berlin, Wien oder Paris vorstellen? Nein! So etwas ist nur in London möglich! Nämlich wie man dort so etwas auffaßt! Nur Bewunderung, nur Respekt vor diesem alten Herrn!

Das war damals noch das Wettgehen.

Anfang des 20. Jahrhunderts kam dann das Wettmarschieren daran, der Armee-Gepäckmarsch mit feldmarschmäßiger Ausrüstung, sehr bezeichnend, aber nicht

eingeführt von den Organisationen der Armee, sondern von einfachen Sportsleuten.

Glaubt man etwa, solch ein Sport sei ganz zwecklos, sei nur eine athletische Spielerei?

Leser, hüte Dich, irgend etwas in der Welt als zwecklos zu bezeichnen, sonst dürfte vielleicht auch einmal Deine jetzige Tätigkeit, die Du für sehr, sehr nützlich hältst, als ganz zwecklos verurteilt werden!

Ich befand mich gerade in Hamburg, am 10. Juni 1900, ich stand gerade auf einer elektrischen Straßenbahn, wir fuhren am Zirkus Busch vorbei, mittags halb eins.

»Extrablatt, Extrablatt!! Die Gesandtschaften in Peking von den Boxern genommen, alles ermordet!!«

Man mußte in Hamburg sein, wo man den Pulsschlag der ganzen Welt am deutlichsten fühlt, um verstehen zu können, was das zu bedeuten hatte!

Ich will gar nicht von der Börse sprechen. Dieser Eindruck der Meldung im allgemeinen in solch einer Seestadt!

Ich sehe noch einen alten, feinen Herrn, wie er auf der Straße seinen Zylinder vom Kopfe nimmt, ihn zu Boden schleudert und darauf herumtrampelt.

»O Jammer, o Jammer – o Schmach über Schmach! Wozu haben wir denn unsere Kriegsschiffe?!«

Und ich sehe noch eine elegante junge Dame über die Straße rennen, weinend, schreiend, die Verzweiflung selbst.

»Mama, Mama – die Gesandtschaften sind gefallen – alles tot, alles tot – unser Fritz – unser Gretchen!«

Denn nun diese Einzelheiten, die man in den Extrablättern und dann in den weiteren Berichten las!

Sie hatten erst ihre Frauen und Kinder erschossen, mit eigener Hand, ehe sie sich zum letzten Verzweiflungskampfe rüsteten.

Ja, was sollten sie denn anderes tun? Die Belagerten konnten doch nicht ihre Frauen und Kinder lebendig in die Hände dieser chinesischen Boxer fallen lassen.

Diese Meldung war verfrüht und übereilt.

Nur die italienische und österreichische Gesandtschaft war schon geräumt worden, die anderen, einen geschlossenen Komplex bildend, hielten sich noch.

Aber das wußte ja niemand.

In Taku lagen einige Kriegsschiffe, nur von Matrosen besetzt. Also es waren keine Seesoldaten mit vollständiger infanteristischer Ausbildung dabei, meine ich. Die Nationalität dieser Schiffe nenne ich später.

Am 10. Juni traf aus dem in Aufruhr befindlichen Peking die Botschaft in Taku ein, datiert schon vom 4. Juni.

Hilfe! Allerhöchste Not! Wir können uns keinen Tag mehr halten! Wir müssen unsere Frauen und Kinder töten. Das wurde dann in die Welt telegraphiert, als wäre es bereits geschehen.

Die in Taku liegenden Kriegsschiffe setzten sofort eine Expedition zusammen, nur aus Matrosen bestehend.

915 Engländer, 509 Deutsche, 312 Russen, 150 Franzosen, 112 Amerikaner, 54 Japaner, 40 Italiener, 25 Österreicher. Den Oberbefehl übernahm der englische Admiral Seymour.

Man muß einen gesprochen haben, der diesen dreitägigen Gewaltmarsch mitgemacht hat! Der kann etwas erzählen!

Aber wir wollen hier nicht von Kilometern sprechen.

Dieser Gewaltmarsch von Taku nach Peking ist ein dunkler Punkt in der Kriegsgeschichte. Nicht ehrenvoll für Europa! Auch nicht für uns Deutsche, obgleich die sich am besten hielten. Gleichzeitig marschierten die 2000 Mann ab, es war ein internationales Wettmarschieren, immer länger dehnte sich der Zug aus, und die deutschen Matrosen marschierten immer an der Spitze. Die schlappsten waren die Amerikaner. Die blieben gleich am ersten Tage liegen. Sie hatten eben die wenigste Übung, die wenigste Ausbildung in solchen Parforcemärschen.

Aber auch den Deutschen weit, weit voran waren immer die japanischen Matrosen! Die hätten Peking auch erreicht, aber sie mußten auf Befehl Seymours immer auf die Nachzügler warten. Und am 12. Juni, nach zwei Tagen, wurde der ganze Marsch überhaupt als hoffnungslos aufgegeben, man kam auf den grundlosen Wegen nicht weiter, und alle die europäischen Krieger lagen wie die Fliegen da.

Es sollte dann ja noch ganz anders kommen, die Gesandtschaften in Peking konnten sich eben noch halten,

dann traf von der Peiho-Mündung auf die nötige Hilfe ein und räumte in Peking auf. –

Seit dieser Zeit sind die Armee-Gepäckmärsche als Sport eingeführt worden.

Und nun sage man nicht mehr, daß solch ein Sport zwecklos sei.

Daß man bei so etwas nun gleich ins Extreme fällt, gleich über den Strang haut, das ist beim menschlichen Charakter, wie er nun einmal ist, selbstverständlich. Jedenfalls aber ist es besser, ein Kommissar kann drei Tage nicht ins Bureau kommen, weil er vor Überanstrengung das Fieber hat, als weil er gewettet hat, in einer Stunde zehn Liter Bier auszusaufen. Ganz merkwürdig ist es auch – merkwürdig für uns! – was die englischen Prinzipale in Sachen solchen Sports ihren Angestellten für Konzessionen machen, wieviel sie da Urlaub geben, ein Auge zudrücken, wenn einer einmal ausbleibt. Nicht nur, daß es sich hier um eine nationale Ehrensache handelt, sondern die haben eben ihre Erfahrung! Der Bureauarbeiter, der in England nicht irgend einen körperlichen Sport treibt, nicht solch einem Klub angehört, dem er außerhalb der Geschäftszeit sein ganzes Interesse widmet, dem traut man nicht recht, der wandelt auf Abwegen. Ja, es ist schon etwas daran!

Und wollen wir doch nur nicht vergessen, daß jedes Volk – jedes! – als es aus der Höhe der Kultur und seiner Macht stand, am meisten den athletischen Sport pflegte. Als das alte Hellas die damalige Welt beherrschte, errichtete es seinen olympischen Siegern Denkmäler, gab ihnen

Triumphzüge, ernannte sie zu Ehrenbürgern, machte sie steuerfrei. Das heutige Griechenland kennt keinen Sport mehr. Die Türken in ihrer alten Macht waren die eifrigsten Sportjünger – heute ist es ihr liebstes Vergnügen, auf dem Hosenboden zu hocken. Spanien kennt nur noch das erbärmliche Stiergefecht. Heute hat England die Weltmacht.

Das ist ein Thema, über das man sich einmal mit einem gelehrten, wissenschaftlich gebildeten Sportsmann unterhalten muß. Da kann man etwas zu hören bekommen!

Also natürlich waren es wieder zuerst die Engländer, die sich mit Leidenschaft, aber auch mit der größten Energie auf diesen neuen Sport des feldmarschmäßigen Marschierens mit Gewehr und Gepäck warfen. Es ist auch wirklich großartig, wie in England so etwas gleich gehandhabt wird. So großzügig! Gleich von oben herab! Jede englische Garnison in der ganzen Welt erhielt von oben herab den Befehl, daß jeder Mann – also jeder Zivilist – der sich für einen Gepäckmarsch trainieren wollte, um sich an einem ausgeschriebenen Wettmarsch zu beteiligen, oder um außerhalb der Zeit einen neuen Rekord aufstellen zu wollen, alles dazu erhielt, was er brauchte, ein Gewehr, den beschwerten Tornister und so weiter.

Natürlich nicht jeder Nigger und jeder Stromer! Alles mit Unterschied. Man darf nicht alles gleich buchstäblich

nehmen. Aber immerhin, das Entgegenkommen der englischen Garnisonen in dieser Sache ist heute noch großartig. Und da macht der Engländer auch keinen Unterschied in der Nationalität. Der Sport ist international. So wie es die Wissenschaft ist – oder sein sollte.

So war es auch in Kapstadt.

Dort handelte es sich um den Atlantik-India-Atlantik-Marsch. Der wurde schon damals umstritten und wird es noch heute.

Kapstadt liegt an der Westküste an einer Bucht, die vom Kap der guten Hoffnung noch 30 Kilometer nördlich entfernt ist. Wenn man die Karte betrachtet, wird man gleich erkennen, daß dieses Kap nicht eigentlich den Atlantischen Ozean vom Indischen trennt. Diese Grenze bleibt richtiger das Kap Agulhas oder das Nadelkap. Andererseits ist es wieder ganz richtig, wenn man das mächtig vorspringende Kap der guten Hoffnung als die Scheidegrenze annimmt. Die Geographen sind so ehrlich gewesen, die östlich davon liegende Meeresbucht »die falsche« zu nennen – ich hätte es nicht getan.

Von Kapstadt, direkt am Atlantischen Ozean liegend, nach Muizenberg, an der falschen Bucht, also am Indischen Ozean, und wieder zurück, das war die Route für den »Atlantik-India-Atlantik-Marsch«, heiß umstritten mit feldmarschmäßiger Ausrüstung.

Nun muß ich zunächst etwas bekennen. Ich weiß, daß das englische Infanteriegewehr 4,2 Kilogramm wog, mit aufgepflanztem Bajonett 4,904 – aber ich kann nicht einmal sagen, wie lang diese Strecke war. In der Luftlinie

betrug sie nicht ganz 30 Kilometer. Sie ging erst südwestlich nach der Küste, von Brighton ab direkt südlich, durch die Schluchten der »Zwölf Apostel«, immer noch mehr Gebirgsschluchten, dann direkt auf Muizenberg zu und auf ebener Straße am Bahndamm entlang nach Kapstadt zurück.

Aber nun diese Drehungen und Schleifen! Die Sache war nämlich die, daß damals die Länge dieses Weges überhaupt nicht bekannt war. Die Strecke war topographisch noch nicht vermessen worden. Mit Schrittzählern und Fahrrädern und Automobilen, die Umdrehungszähler hatten, war sie wohl gemessen worden – ja Du lieber Gott, da kamen Unterschiede von Kilometern heraus!

Und heute existiert diese Straße über die Zwölf Apostel gar nicht mehr. So ausgezeichnet die Straßen auch beschaffen waren, wurden sie doch aufgegeben, als man durch Tunnel und Überbrückungen einen kürzeren Weg geschaffen hatte.

Die Länge ist ja auch ganz Nebensache, Hauptsache ist die Zeit, wie der Rekord immer mehr herabgedrückt wurde.

Von der englischen Armee hatte bisher die beste Zeit ein Sergeant mit 5 Stunden 24 Minuten aufgestellt. Die Sekunden brauche ich hierbei nicht zu nennen. Der beste Zivilist war ein junger Franzose, Aufseher in einem Lagerhause. Doch bekleidete er diese Stellung nur noch dem Namen nach, eben um nicht als Berufsläufer zu gelten, in Wirklichkeit tat er überhaupt nichts weiter mehr

als marschieren. Der hatte 5 Stunden 11 Minuten gebraucht, das war bisher seine Höchstleistung. Den Rekord hatte der australische Meisterschaftsgeher Frank Green mit 5 Stunden 4 Minuten 31 Sekunden geschaffen.

Aber nicht etwa, daß solche Wettmärsche und Rekordversuche nur zeitweilig stattfanden. Der Atlantik-India-Atlantik-Marsch war für Kapstadt ein Tagesereignis geworden. Einige Läufer befanden sich immer auf dieser Strecke, bei Tag und bei Nacht, wenn sie Mondschein dazu hatten, und nicht einmal der war nötig, und wer sich den glühendsten Sonnenbrand dazu auswählte, der trainierte sich eben, um in kühleren Stunden dann Besseres leisten zu können. Sollte solch ein Marsch ein wirkliches Resultat haben, so mußte der Betreffende mindestens von einem unparteiischen Radfahrer begleitet werden, der ihn kontrollierte, der fand sich auch immer, oder selbst dieser wurde vom vierten Fort – eigentlich vierte Batterie – zur Verfügung gestellt, oder sogar Kavalleristen begleiteten solch einen Mann, nur einen einzigen, der sonst vielleicht die Nadel schwang. Es war eben ein Befehl von oben herab, es waren zugleich militärische Übungen. Nur die absolute englische Sonntagsruhe wurde eingehalten, das wurden auch keine Gewehre und Tornister geliefert.

Zu einem wahren Volksfeste aber wurde diese Sache an jedem Sonnabend nachmittag ohne Ausnahme. Das kam besonders daher, weil der Abmarsch von der Pferderennbahn aus begann, die am vierten Fjord liegt, hier

auch wieder endete. Kapstadt hat eine sehr traurige Umgebung. Es wird Busch genannt, ist aber die reine Heide. Seitdem der prachtvolle botanische Garten freigegeben worden ist, hat Kapstadt wenigstens einen Park, sonst würde man dort gar keine Bäume kennen. Und dann ist mit der Rennbahn, sehr günstig gelegen, wieder ein Stück Wildnis geschaffen worden.

Die englischen Fabriken, Werkstätten und Bureaus schließen sonnabends schon um eins. Und da wanderte nun alles, was frei hatte, mit Kind und Kegel nach der Rennbahn hinaus. Hier wurde einmal Hinterwäldlers gespielt, man kochte im Freien ab, wozu schwarze Hausierer Brennholz und Holzkohlen verkauften, es wurde aber überhaupt alles feilgeboten, was man irgendwie brauchte, an anderen Stellen standen Jahrmarktsbuden aller Art, und außerdem lag in der Mitte der Pferderennbahn die Radrennbahn, auf der die verschiedenen Sportklubs ihre Kämpfe ausfochten, aber nicht nur Radrennen, sondern auch Fußball, Cricket, Traberrennen, Polospiele zu Fuß und zu Pferde und dergleichen. Da diese Klubs im Auslande politische Bedeutung haben, für die nächsten Wahlen ihre Anhänger suchen, so war dies alles frei, außerdem versuchte jeder Klub den anderen noch zu überbieten, das Volk durch Belustigungen zu unterhalten.

Kurz und gut: so herrschte auf der Rennbahn jeden Sonnabend das bunteste Jahrmarktstreiben, das um zwei begann und bis Mitternacht währte.

Nun kam also auch noch der Atlantik-India-Atlantik-Marsch hinzu. Nicht gerade, daß man ihm besonderes

Interesse entgegenbrachte. Mit Ausnahme, ein bekannter Läufer wurde zurückerwartet, auf den gewettet worden war. Denn gewettet wurde natürlich. Nicht etwa, daß er den Rekord brechen konnte – aber wieviel Minuten er mehr oder weniger als sechs Stunden dazu brauchen würde. Denn wer diese Strecke in sechs Stunden zurücklegte, das war schon ein tüchtiger Kerl! Aber auch sonst wurde jedes einzelne Resultat verkündet. Eine Viertelstunde vorher, ehe der Zurückkehrende, von Radfahrern gemeldet, zu erwarten war, fiel ein Kanonenschuß, oder ein Kanonenschlag knallte, dann eilte alles, was sich dafür interessierte, nach der Radrennbahn, denn auf dieser, 500 Meter lang, mußte der Zurückgekehrte erst noch eine Runde im Laufschrift machen. Das sollte gewissermaßen zeigen, daß der Mann als Soldat nach dem langen Parforcemarsch auch noch kriegsfähig war. Trotzdem wurde schon vorher, sobald der Mann das Band als Endziel überschritt, überall auf schwarzen Tafeln das Resultat der Zeit verkündet. Wenn die letzte Runde Dauerlauf dieses Resultat auch erst wirklich gültig wachte.

Noch muß ich bemerken, daß die feldmarschmäßige Ausrüstung nur in Gewehr, mit Sand beschwertem Tornister – 35 englische Pfund – Seitengewehr und zwei Patronentaschen mit zwei Pfund Eisengewicht bestand; sonst konnte sich jeder kleiden wie er wollte, er brauchte nur eine Badehose anzuhaben.

Das ist ja nun nicht gerade sehr »feldmarschmäßig«. Aber das hängt auch wieder mit dem zusammen, was wir

von den Japanern aus ihrem letzten Kriege gelernt haben; denn da haben diese Mongolen uns Europäern doch Verschiedenes vorgemacht. Schon ihre gewaltige Überlegenheit auf dem Marsche von Taku nach Peking beruhte wohl hauptsächlich darauf, daß die europäischen Matrosen vorschriftsmäßig ihre Seestiefeln anhatten, während die japanischen Matrosen leichte Segeltuchschuhe trugen, ein Reservepaar auf dem Rücken. Sonst trugen sie überhaupt nur ihre Waffen. Alles andere ließen sie sich von besonderen Trägern, die wieder von Waffen befreit waren, nachtragen. Und so haben es die Japaner ja auch im Kriege gegen die Russen gehandhabt. Nichts weiter als Gewehr, Patronen und eine Lederflasche mit Wasser; alles andere wird ihnen nachgetragen, ihnen mitten im Gefecht zugeführt. Läuft sich der japanische Soldat einen Wolf, so zieht er die Hose aus, wirft sie weg, marschirt im Hemde weiter. Es ist ganz richtig so. Vorwärts, nur vorwärts! Dem Feinde ist es doch ganz egal, ob der, welcher ihn totschießt, vorschriftsmäßig gebügelte Hosen anhat oder nur im Hemde herumläuft.

Aber den 35 Pfund schweren Tornister hatte man hier doch beibehalten.

---

Am 26. März hatten wir Marseille verlassen, am 2. Mai – an einem Donnerstag – trafen wir in Kapstadt ein.

Was wir hier wollten? Es lag uns eben gerade am Wege. Wir wollten wieder einmal an Land, der Wind hatte uns hergetrieben.

Nicht etwa, daß ich gerade an diesen Atlantik-India-Atlantik-Marsch gedacht hätte. Gehört hatte ich schon von ihm, kannte auch sonst die Verhältnisse, aber deshalb waren wir nicht nach Kapstadt gekommen, auch nicht, um sonst eine Herausforderung ergehen zu lassen.

Das mußte überhaupt alles ganz anders kommen. Ganz von selbst. Das durfte auf keinen Fall forciert werden. Wir waren auch noch gar nicht soweit. Ja, wir hätten ein paar Schiffsmannschaften mit dem Taue über den Haufen ziehen können. Uns hätte einmal die Mannschaft eines Kriegsschiffes im Bootsrudern besiegen sollen! Auch im Fußball wollten wir unseren Mann stellen.

Wenn wir aber nun doch besiegt würden?

Nein. Wir durften uns keinem Risiko aussetzen. Das mußte einmal wie ein Schlag vom Himmel kommen – und der kommt eben von selbst. Nur ruhig abwarten! Wir hatten Zeit.

Aber hier einmal den Atlantik-India-Atlantik-Marsch mitmachen – das war etwas anderes. Dabei wurde nichts riskiert. Das geschah ja außer Konkurrenz. Wir forderten doch niemanden heraus. Die Mannschaft eines Handelsschiffes wollte einmal versuchen, wie lange sie zu der Strecke brauchte. In aller Gemütlichkeit. Von solchen Handelsmatrosen und Heizern kann man doch überhaupt nicht viel verlangen. Und es war etwas ganz Neues.

So hatten wir beraten, und am anderen Vormittag ging ich hin nach der vierten Batterie an der Rennbahn. Die Sache mußte 24 Stunden vorher angemeldet werden, wegen der Gewehre und so weiter. Denn, wie gesagt, jeder Stromer bekam natürlich keine Ausrüstung. Daß der mit dem Gewehr, mochte es auch ein ausrangiertes sein, und mit dem Sandsack aus dem Rücken etwa über die Schweiz ging! Unbekannte Personen mußten in Kapstadt mindestens einen sicheren Bürgen nennen.

»Wozu?« fragte der martialische Wachtmeister auf meine Bitte, ob ich den Herrn Festungskommandanten sprechen dürfe.

»Ob sechzig Mann, die morgen den Atlantik-India-Atlantik-Marsch machen wollen, dazu die Gewehre und Tornister bekommen können?«

Von einem Schreibtisch erhob sich ein jüngerer Offizier.

»Dazu brauchen Sie nicht erst den Kommandanten zu sprechen, das könnte ich gleich erledigen. Für sechzig Mann? Wer sind denn die?«

»Die Mannschaft der »Argos«, die heute früh in den Hafen gelaufen ist.«

»Was, das ist doch das als Kriegsregatte getakelte Handelsschiff aus Noald?!« rief der Offizier überrascht.

»Jawohl.«

»Das am zweiten Kai liegt?«

»Jawohl.«

»Wo die Löwen und Tiger und Bären darauf herumspazieren?«

»Jawohl.«

Weiter wollte sich der Offizier nicht neugierig zeigen, er ging zur Sache zurück.

»Sechzig Mann?«

»Sechzig Mann.«

»Alle zur registrierten Besatzung gehörend?«

»Jawohl. Einige sind allerdings nur Angestellte, stehen nicht in der Musterrolle –«

»O, das tut nichts zur Sache. Wenn sie nur zum Schiff selbst gehören. Verzeihen Sie, ich muß so fragen, es ist meine Pflicht. Gewiß, die Mannschaft des englischen Schiffes kann alles bekommen. Es brauchte auch nicht gerade ein englisches zu sein. Mit wem habe ich die Ehre?«

»Georg Stevenbrock, Kargo-Kapitän der Argos.«

»Ist nicht auch ein erster Kapitän vorhanden? Nicht auch die Schiffsbesitzerin selbst?«

»Jawohl, Missis Neubert.«

»Ja, ja, ich weiß. In diesem Falle brauche ich nämlich die Bestätigung des Schiffsbesitzers, also hier der Patronin, daß die mit alledem einverstanden ist –«

Ich hatte mir schon von der Patronin solch eine Vollmacht ausstellen lassen und präsentierte sie nebst einem Schiffspapier.

»So, danke, das genügt vollkommen. Ich mußte es nur einmal sehen, nichts weiter. Danke, Herr Kapitän. Also morgen, sechzig Mann. Wann wollen Sie da abmarschieren?«

»Wir hatten an um 12 gedacht.«

»O, warum denn gerade in der heißesten Mittagsstunde?!«

Ja, die Zeit des Abmarsches schien schlecht gewählt zu sein. Aber wir hatten schon unsere Gründe dafür. Das war beraten genug worden. Mittags war nicht die heißeste Zeit, die fing erst um eins an, da wollten wir schon im Gebirge sein, und außerdem – wir hatten einige ausgezeichnete Wetterpropheten an Bord – es gab auch noch andere Gründe, daß wir die Nachmittagsstunden dem kühleren Vormittag vorzogen.

Das alles sagte ich dem Offizier aber natürlich nicht.

»Wir hätten gern den Marsch mittags um zwölf angetreten.«

»Nun, wie Sie wollen. Das steht ganz in Ihrem Belieben. Marschieren Sie selbst mit, Herr Kapitän, wenn ich fragen darf?«

»Jawohl. Es sind sehr wenige, die sich von der Mannschaft davon ausschließen. Wir sind genau sechzig Mann, und wir möchten, daß unser Marsch außer Konkurrenz geschieht, wir wollen auch als geschlossene Truppe gelten, gewissermaßen als einzelne Person –«

»Ach so! Ja, aber darüber müssen Sie morgen die Schiedsrichter sprechen, die das alles arrangieren. Meine Sache ist nur, die Ausrüstung zu geben. Nun, da seien Sie also morgen um elf – nein, bei so vielen Leuten lieber schon zwei Stunden eher. Also morgen früh um zehn sind Sie hier mit den Leuten, nicht wahr?«

»Jawohl. Ich danke Ihnen sehr, Herr Leutnant.«

»Haben Sie schon für kontrollierende Begleitung – doch da werden Sie schon genug bekommen, die brauche ich nicht erst zu stellen. Nun, Herr Kapitän, da wünsche ich Ihnen, daß Sie oder einer Ihrer Matrosen den Atlantik-India-Atlantik-Preis gewinnt.«

»Was ist das für ein Preis?«

»Den der Capetowner Athletik-Klub gestiftet hat. Ein feldmarschmäßig ausgerüsteter Soldat, mit Gewehr und Tornister, fast eine Elle hoch, alles aus Silber. Prachtvoll! Wer den Marsch in fünf Stunden macht, also des Australiers Frank Green aufgestellten Rekord noch um 4 Minuten und 31 Sekunden herabdrückt, der hat ihn. Ohne weitere Verteidigung. Er gehört ihm für immer. Na da wünsche ich Ihnen oder einem Ihrer Matrosen also, daß Sie diesen Preis gewinnen.«

Lächelnd, mit etwas gutmütigem Spott hatte es der junge Offizier gesagt. –

Am anderen Morgen um neun Uhr rückten wir ab, nach der Rennbahn, nach dem Fort.

Der erste Steuermann hatte wahrhaftig richtig prophezeit!

Man befand sich ja hier auf der südlichen Halbkugel der Erde mitten im Winter. Aber da kann es in der Kapkolonie auch noch sehr heiß sein, Kapstadt liegt genau auf dem 34. Breitengrade, was genau der Lage von Fez in Marokko entspricht.

Und es waren gerade in letzter Zeit immer wolkenlose, sehr heiße Tage gewesen. Heute nacht aber hatte es

tüchtig geregnet, und noch immer rieselte es vom grauen Himmel herab.

Das war ganz vorzüglich! Denn der entsetzliche rote Tonstaub, der im ganzen Kaplande zur Plage wird, den hatte ich am meisten gefürchtet, den waren wir an Bord des Schiffes nicht gewöhnt worden. Jetzt aber war der niedergeschlagen, und zwar bildete er keinen Schlamm, sondern, vorläufig mit so wenig Wasser gemengt, eine harte, zementähnliche Kruste. Besser hätten wir es gar nicht treffen können!

Wir waren alle gleichmäßig bekleidet. Einfach mit Hemd und Hose aus grauem, leichtem Drillich. Darunter trugen wir leichtes Flanellunterzeug. Breitrandige Strohhüte, an den Füßen leichte Segeltuchschuhe mit starken Ledersohlen. Dazu kam noch eine umgehängte Zweiliterflasche mit Tee und Zitrone.

Die hatten wir eigentlich gar nicht nötig. Ganz so wie im Kriege ging es bei diesem Sportmarsch doch nicht zu. Die Radfahrer und Automobilisten führten immer alles mit, um die Marschierenden unterwegs zu stärken. Es gab sogar einige Abspritzstationen. Da bekam man kalte Duschen. Man konnte sich ja auch einmal hinsetzen. Warum nicht? Dann freilich hatte man keine Aussicht, den Rekord herabzudrücken. Wir wollten aber lieber unser Trinkwasser selbst mitnehmen.

Wir marschierten schon so durch die Straßen, wie wir dann auch vom Start abmarschieren würden und hoffentlich auch wieder ankamen: in 15 Sektionen zu je 4 Köpfen, der Größe nach geordnet. Das war ja eigentlich ganz

falsch. Die besten Geher, die ich nun schon beurteilen konnte, hätten als Schrittmacher fungieren müssen. Aber wir wollten ja gar nichts Besonderes leisten. Wir wollten diesen Atlantik-India-Atlantik-Marsch nur auch einmal machen, eine ganze Schiffsbesatzung, nur zum Spaß. Na, wir würden ja etliche Stunden über die Rekordzeit brauchen, wenn wir wirklich so geschlossen bleiben wollten.

So war der Flügelmann der ersten Sektion der lange Heinrich, den man sich als Matrosen kaum länger und dürrer vorstellen konnte, der kleinste Soldat im letzten Glied war natürlich Fritz, der Mondgucker, obwohl ihn Peter, der Heizer, wenig an Größe übertraf. Ich marschierte ziemlich in der Mitte, direkt vor mir August, der nur wegen seiner unförmlichen Dicke kleiner aussah, als er wirklich war.

Wir hatten zu unserem Unternehmen, ohne Beabsichtigung, uns auch nicht gerade sehr angenehm, auch noch einen ganz besonderen Tag getroffen. Kapstadt hatte Bankholiday, Bankfeiertag. Das heißt nichts anderes, als daß in den Banken einmal gründlich gescheuert wird. Großes Reinemachen. Das englische Geschäftsleben, wo auch der kleinste Geschäftsmann sein Scheckbuch hat, ist aber so eng mit den Banken verknüpft, daß bei deren Schluß gleich alles still steht. Bis auf die Detailläden wird auch alles andere gleich geschlossen.

Also es war so gut wie Feiertag. In den Straßen wimmelte es. Gerade wegen dieses leichten, herrlichen Regens, der die ganze Natur wieder aufleben ließ, in dem

man wieder einmal atmen konnte, ohne den schrecklichen Staub schlucken zu müssen. Überdies würde der Regen bald aufhören, heute wurde noch das herrlichste Wetter.

»Da kommen sie, die Argonauten!«

Überall erklang es so. Es war schon alles bekannt. Es konnte ja auch gar nicht anders sein.

Nun marschierte aber auch alles mit nach der Rennbahn.

Halb zehn trafen wir dort ein. Neben der Tribüne, die sich bereits zu füllen begann, wurden die Vorbereitungen getroffen, wir wurden »gesattelt«. Die Herren, die bei diesem Marsche als Schiedsrichter fungierten, waren äußerst liebenswürdig, aber auf meine Erklärung, daß unser ganzer Trupp als Gesamtheit betrachtet werden sollte, ließen sie sich nicht ein. Das hätte erst eine Umänderung der Statuten und Bedingungen erfordert. Gut, die beiden Zeitpunkte sollten genommen werden, wann die erste und die letzte Sektion über das Band marschierte, und wieder die Zeitpunkte, wann der erste Mann und der letzte wieder über das Band schritt. Mehr konnte dabei nicht kontrolliert werden. Ja, mehr hatte ich ja aber auch gar nicht verlangt!

Wir wurden viel photographiert, einige Herren, wahrscheinlich Ärzte, die Wagen aufgestellt hatten, baten uns um Feststellung des Gewichtes. Doch das war rein wissenschaftliches Interesse.

Während dieser Zeit kamen kurz hintereinander zwei Mann zurück, die den Marsch nachts gegen vier angetreten hatten, von den Laternen der Radfahrer und auch eines Automobils begleitet.

Herrgott, wie die beiden Kerls aussahen!

Inwiefern, das ist nicht so einfach zu sagen.

Nicht etwa kotbedeckt, nicht wie in der Kaffeetrommel geröstet. Sie hatten die günstigsten Bedingungen gehabt, der Regen hatte nichts zu sagen. Aber in den Zügen, in den Augen stand es geschrieben, in was für einer Verfassung die sich befanden! Wie die Sterbenden, wenn sie auch noch marschierten.

Beide kamen über das Band, der eine setzte noch zum Laufschrift an, verlor aber dabei sein Gewehr, bückte sich und konnte sich nicht wieder aufrichten – und der zweite brach mit dem ersten Schritte über das Band wie ein Toter zusammen. Nur bis hierher noch hatte ihn seine letzte Energie getragen, keinen Schritt weiter.

Und die beiden hatten fast sechs Stunden zu der Strecke gebraucht! Und beide waren als die tüchtigsten Läufer bekannt!

Aber freilich, mit jenem Australier und jenem Franzosen konnten sie nicht konkurrieren, auch nicht mit dem englischen Sergeanten. Das waren eben gottbegnadete Genies auf dem Gebiete des Marschierens.

Und wie dieses Publikum hier schon diese Leistung von sechs Stunden zu würdigen wußte, das zeigte es durch sein Verhalten.

Ach, dieses Gejohle und Gepfeife, womit die beiden empfangen wurden! Wobei man wissen muß, daß das Pfeifen bei den Engländern ein Zeichen des Beifalls ist. Sonst kann es einem so gehen, wie erst kürzlich einer berühmten deutschen Opernsängerin, die in London gastierte und im zweiten Akt nicht wieder auftreten wollte, weil sie beim Fallen des Vorhanges so schrecklich ausgepiffen worden war. Es war eben der höchste Beifall gewesen. Wenn nicht nur auf der Galerie, wenn auch im Parkett und in den Logen gepfiffen wird – dieser Beifall kann in England nicht mehr übertroffen werden.

Die beiden wurden im Triumphe auf den Schultern durch die Rennbahn getragen, die sie selbst nicht mehr hatten passieren können. Auch der Tote oder doch Halbtote.

Und sehr, sehr bemerkenswert dabei war, daß der eine ein Bure und der andere ein Deutscher war, und Engländer bereiteten ihnen diese Ovationen!

In Sachen des Sports ist der Engländer durchaus unparteiisch! Das muß man ihm hoch anerkennen!

Es waren früh um vier noch mehr abgerückt, sie kamen viel, viel später an – aber auch sie wurden begeistert empfangen. Ja, marschiert nur einmal diese Strecke mit Tornister und Gewehr, ohne einmal Rast zu machen, fast immer im Geschwindschritt! Die hier wußten schon, warum sie jenen Ovationen bereiteten!

Unsere Ausrüstung ging schneller, als der Offizier gemeint hatte. Halb elf waren wir schon fix und fertig. Und wir hatten uns nicht gerade auf punkt zwölf versteift.

Zehn Minuten nach halb elf Uhr überschritt die erste Sektion das Band, 50 Sekunden später die letzte.

Noch einmal hob die Patronin grüßend die Hand, dann war sie hinter uns.

Der Regen hatte aufgehört, der Himmel aber war noch bedeckt und würde es voraussichtlich auch bleiben. Ganz windstill.

Im Geschwindschritt ging es durch die Heide, auf vorzüglich chaussierter Straße, wie zementiert, gänzlich staubfrei.

Gegen fünfzig Radfahrer waren um uns herum, mindestens zehn Automobile, die aber hinter uns bleiben mußten, oder sehr weit voraus; wegen des Staubes, wenn es den jetzt auch nicht gab. Es war Vorschrift.

»Stopp, stopp, stopp!« erklang es von allen Seiten und immer wieder. »Diesen Schritt haltet Ihr doch keine Viertelstunde aus!«

Ach, wenn die gewußt hätten! Nämlich wie uns der schwere Tornister auf dem Rücken ein Federkissen dünkte, und das Gewehr war einfach ein Bleistift. Wir waren an Zentnergewichte gewöhnt! Und dieser Geschwindschritt, den wir jetzt angeschlagen hatten, das war noch lange nicht der Takt des Pariser Einzugsmarsches! –

Lang, lang war die Einleitung.

Desto kürzer soll nun der Schluß werden.

Und so muß es wohl auch sein, wenn dabei eine Pointe herauskommen soll.

Als wir in Muizenberg nach Norden herumschwenkten, da war es bereits längst entschieden!

Da wußte man es aber auch bereits auf der Rennbahn, in ganz Kapstadt.

Denn Muizenberg ist telegraphisch verbunden, jetzt marschierten wir ja den Bahndamm entlang.

Ungefähr fünf Minuten vor halb vier hörten wir den Kanonenschuß donnern, der unsere Ankunft anmeldete.

»Nun los, Jungens!«

Und leise pfeifend wurde der Pariser Einzugsmarsch angestimmt, jetzt in dem Takte, wie ihn der Komponist vorgeschrieben hat, und so wurde jetzt losgelegt!

Als die erste Sektion das Band überschritt, gingen überall an den schwarzen Tafeln die weißen Zahlen hoch.

4 Stunden 56 Minuten 13 Sekunden!

40 Sekunden später überschritt die letzte Sektion das Band.

»Gewehr zum Laufschrift – marsch, marsch!«

Und wir absolvierten unsere Runde, im elastischen Laufschrift.

Und die Ovationen, die uns gebracht warden, die wir alle zusammen den Rekord des australischen Champions um mehr als sieben Minuten gebrochen hatten?

Ja, das eben ist die Pointe!

Keine Hand rührte sich zum Klatschen, kein Pfiff, kein anderer Laut.

Über der vieltausendköpfigen Menge lagerte eine wahre Todesstille. Auch so eine seltsame Bewegungslosigkeit. Auch wieder die reine Todesstarre.

Daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre, daß wir etwa gefahren wären, daran dachte natürlich gar niemand.

Wir hatten doch immer die Kontrolleure bei uns gehabt.

Und doch, mit rechten Dingen konnte es nicht zugegangen sein.

Also Hexerei! Oder eben etwas ganz Unbegreifliches, etwas, was in das Hirn keines Menschen hinein wollte.

In dieser Totenstille absolvierten wir auf der Radrennbahn unsere Laufschrirtrunde.

Ich hatte schon während des ganzen Marsches meine Freude daran gehabt, wie vor mir August der Starke bei jedem Schritte mit seinem Hinterteile wackelte. Wie es immer so wie ein Pendel hin und her schwenkte. Wirklich, ich hatte mich nicht satt dran sehen können. Aber das war noch nichts dagegen gewesen, wie dieses Hinterteil jetzt bei dem Laufschrift hin und her pendelte. Wie bei einem Hunderttalergaule.

»Abteilung – halt! Gewehr – ab!«

Dort stand die Patronin, blickte uns an, lautlos und regungslos wie alle anderen.

Aber sie sah aus, als wäre sie mit uns marschiert und wäre den Anstrengungen nicht gewachsen gewesen.

Wahrhaft leidend sah sie aus.

Und in diesem Augenblicke, wie wir das Gewehr abnahmen, hörte ich auch ein Wort, zwei Worte.

»Damned Germans!«

Verdammte Deutsche! Ein alter Herr hatte es leise hervorgestoßen. Mit finsternen Augen unter buschigen, zusammengesetzten Brauen stierte er uns an.

Daß die Besatzung der »Argos«, auch wenn sie unter englischer Flagge segelte, fast nur aus Deutschen bestand, das wußte man ja nun schon.

»Damned Germans!«

Wir schnallten den Tornister ab, legten das Gewehr daneben hin, marschierten geschlossen, wie wir gekommen, nach dem Hafen zurück und begaben uns an Bord, ohne uns um etwas zu kümmern.

#### 14. KAPITEL. IM ATLANTIK-INDIA-THEATER.

Der Sonntag war angebrochen.

Schon in aller Frühe drängte sich das Publikum auf dem Kai, begaffte unser Schiff.

»Das sind sie, die –«

Na lassen wir!

Wir bedurften der Sonntagsruhe.

Denn ganz so einfach war die Sache nicht etwa gewesen. Wir hätten heute nicht etwa zu Tanze gehen können.

Nur Fritz, der Mondgucker, stolzierte an Deck herum, besonders auch deshalb, weil dem Jungen heute erlaubt war, eine Pfeife zu rauchen; er fütterte die Tiere und tat, als ob das ganze Schiff sein wäre. Aber Auskunft gab der nicht etwa.

Die Morgenpost kam, die einzige des Sonntags, und unter den Briefen war – mir nicht so merkwürdig – nur

ein einziger, der auf unseren gestrigen Triumph Bezug nahm. Er war von dem Kapstädter Athletikklub.

Wir haben für den Atlantik-India-Atlantik-Marsch, wenn er in weniger als fünf Stunden ausgeführt wird, eine Prämie gestiftet. Diese Prämie ist gestern gewonnen worden. Wir wissen aber nicht recht, wem sie zuzusprechen ist. So erlauben wir uns höflichst, Sie, hochgeehrte Missis, und die in Frage kommende Mannschaft morgen abend acht Uhr in unser Klubhaus einzuladen.

Das war kurz wiedergegeben der Inhalt des längeren Briefes. Also eine Festlichkeit mit Überreichung des Preises. Die Patronin machte ein mißmutiges Gesicht.

»Das paßt mir eigentlich gar nicht.«

»Was paßt Ihnen nicht?«

»Diese Einladung. Ich möchte nicht eingeladen werden

–«

»Da haben Sie sehr recht! Bleiben Sie die Freifrau von der See. Eine freie Seekönigin. Einen König kann man nicht einladen, wenigstens kann es nicht jede beliebige Person, nicht so ein Klub. Und wenn seine Mitglieder auch lauter Fürstensöhne wären. Nur ein König kann einen König einladen. Der kann auch jede andere Person einladen. Bleiben Sie die unnahbare Majestät.«

Ich hatte mit kurzen Worten ganz genau das zusammengefaßt, was die Patronin gedacht hatte, es aber nicht gleich in Worte kleiden konnte.

»Ja, wie soll ich aber diese so überaus höflich gehaltene Einladung ablehnen, ohne zu beleidigen, ohne zu kränken?«

»Sprechen Sie einfach von einem Gelübde. Solche Gelübde sind heute nicht mehr modern, unsere nüchterne Zeit ist nicht mehr danach – well, führen Sie als freie Seekönigin so etwas wieder ein. Oder Sie brauchen deshalb auch keine Königin zu sein. Denken Sie an Walter Scotts angelsächsischen Than, an diesen alten, prächtigen Hauden, der das Gelübde abgelegt hatte, keinen Menschen vor seinem Hause zu begrüßen, und er ging auch seinem Könige nicht entgegen, auch der mußte zu ihm hereinkommen, und Richard Löwenherz wußte dieses Gelübde zu würdigen. Sie müssen dann aber solch ein Gelübde auch wirklich ablegen, es erst recht natürlich halten. Und wenn der König von Großbritannien und Kaiser von Indien Sie einlädt – Sie kommen nicht. Er muß zu Ihnen auf Ihr Schiff kommen, wenn er Sie persönlich sprechen will.«

So sprach ich. Und, ach, das war ja nun so etwas für dieses romantische Persönchen!

»Waffenmeister,« jauchzte sie mit ganz verklärten Augen aus, »Sie haben doch immer die besten Einfälle – ja, wir lassen die alten Ritterzeiten wieder aufleben! Wenn dazu auf dem Lande kein Platz mehr vorhanden ist, so werden wir ihn auf dem freien Meere schaffen!«

Sie schrieb sofort, ohne mich noch einmal um Rat zu fragen.

Der Brief, den sie mir dann zeigte, hatte aber gar nichts Romantisches an sich. Sie bedauerte einfach, der Einladung nicht Folge leisten zu können, sie nehme prinzipiell

keine Einladung an. In der Hoffnung, daß der hochgeehrte Athletik-Klub dies nicht verüble – und so weiter.

»Na, die Prämie bekommen wir nun natürlich nicht!« meinte ich.

»Haben wir deshalb etwa den Marsch gemacht?«

Ich hatte nichts weiter einzuwenden.

Der Sonntag verging. Wir hatten viel, gar viel zu beraten.

Am nächsten Morgen führte ich gleich aus, was wir beraten hatten.

Kapstadt hat mit Votorten 80 000 Einwohner und trotzdem mehrere Theater und andere Vergnügungslokale. Dort unten sitzt Geld; Gehälter und Arbeitslöhne sind sehr hoch, und wie es nun überhaupt in solchen Kolonien ist – ein unverheirateter Europäer kann des Abends gar nicht zu Hause bleiben, er ist förmlich gezwungen, in einen Klub zu gehen oder den Abend sonstwo zuzubringen, oder er würde sich einfach unmöglich machen, seine schwarzen Boys würden ihn des Abends gar nicht im Hause dulden oder er bekam keine Diener mehr, und dann könnte er dort unten auch nicht mehr existieren.

Das größte Theater, mit 2000 Sitzplätzen, führte wiederum den Namen Atlantik-India, und dorthin lenkte ich zuerst meine Schritte, darauf gefaßt, noch anderswo anfragen zu müssen. Aber es war nicht nötig. Der Direktor war zu sprechen, und er erklärte sich mit allem einverstanden.

Für 200 Pfund stellte er mir das ganze Theater von morgen früh bis Mitternacht zur Verfügung, inklusive Beleuchtung und allem, allem, was wir dazu brauchten, also auch mit dem nötigen Hilfspersonal. Auch den Billettvertrieb wollte er besorgen; sogar die Ankündigung auf seine Kosten.

Ich war erstaunt. Auf 300 Pfund hatte ich mich nach einer Kalkulation mindestens gefaßt gemacht.

Freilich, als ich bezahlt hatte, da erst teilte der Schlauberger mir mit, daß das Theater morgen überhaupt geschlossen war! Seine Schauspielertruppe trat morgen früh ihren kontraktmäßigen achttägigen Winterurlaub an. Nur das andere Personal mußte noch drei Tage bleiben, um das ganze Theater einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.

Na, das hatte ja nichts zu sagen. Jedenfalls hatte ich es sehr gut getroffen.

Also eine Vorstellung der Argonauten. Nichts weiter sollten Zeitungen und Theaterzettel melden. Natürlich mußte ich dem Direktor etwas Ausführliches darüber berichten, schon wegen der polizeilichen Anmeldung und Erlaubnis. Aber was ich ihm berichtete, das genügte, er übernahm gleich die Garantie, daß wir gar keine Schereien hätten, das würde er alles selbst erledigen.

Und dann erhöhte Preise der Plätze! Denn nur nicht billig sein! Davon hatte ich die Patronin, die erst anders dachte, zu überzeugen gewußt. Oder sonst alles ganz frei! Aber das war nicht gut angängig, weil wir ja gar nicht wußten, wen wir hätten einladen sollen.

Also um die Hälfte erhöhte Preise. Daß wir dann den Reingewinn nach Abzug unserer Unkosten oder einfach dieser Theatermiete, einer wohltätigen Anstalt überweisen wollten, das brauchte jetzt auch der Direktor noch nicht zu erfahren.

Es war alles erledigt. Es hatte aber doch ziemliche Zeit gedauert, ich kam erst gegen Mittag an Bord zurück.

In der Kajüte räumte Sidy gerade einige leere Champagner- und Portweinflaschen vom Tische, ferner Schüsseln mit Resten von Kaviar, Lachs und dergleichen Delikatessen.

»Einige Herren vom Athletik-Klub waren hier, sie haben in aller Form die Prämie gebracht!« rief mir die Patronin glückstrahlend entgegen.

Sie stand bereits in unserem Klubzimmer in dem großen Glasschranke, der den Grünen wie den Roten gemeinschaftlich gehörte, als erstes Siegeszeichen.

Alle Wetter noch einmal! Ein englischer Infanterist, kriegsmäßig ausgerüstet, fast einen Meter hoch, von Silber. Und nicht etwa getriebenes Silberblech. Alles massiv! Schon das silberne Gewehr, das man abnehmen konnte, imponierte mir mächtig. Alles bis aufs kleinste naturgetreu. Ja, so ein Klub läßt sich nicht lumpen, wenn er nun einmal etwas stiftet!

Und überhaupt, das war sehr, sehr fein von diesen Herren gewesen, daß sie selbst gekommen waren, um den Preis zu bringen. Kein Wort wegen der zurückgewiesenen Einladung.

»Na, da wollen wir ihnen auch Freibilletts – aber nein, nun gerade nicht! Nun sollen sie auch noch den Eintritt bezahlen!«

Und ich war so unverschämt, an diesen Klub auch noch 50 Billetts für die teuersten Plätze zu schicken, die aber erst gegen bares Geld eingelöst werden mußten, ehe man sie benutzen konnte.

Mit anderen Augen betrachtet, war es natürlich keine Unverschämtheit. Diese Herren hätten sich doch nichts schenken lassen, hätten sich höchstens beleidigt gefühlt.

Am Abend desselben Tages passierte eine dumme Geschichte. Unser Hahn war in einer Spelunke von Matrosen eines englischen Kriegsschiffes, das erst am Nachmittag in den Hafen gelaufen war, verprügelt worden. Dieser Matrose wurde einmal mit seinem Vatersnamen gerufen, weil er Hahn hieß, und weil's auch ein richtiger Hahn war.

Er war in der deutschen Marine Zwölfjähriger gewesen, hatte seine zwölf Jahre auch abgedient, hatte es aber nie über den Obermatrosen hinausgebracht, und auch der Winkel war ihm immer wieder gekappt worden. Nichts weiter als dumme Streiche im Kopfe. Dumme, nicht böse. Und dabei hatte gerade der Aussichten für eine Karriere gehabt. Auch dieser Matrose hatte zwei Orden. Einen für seine Bravour im Gefecht bei Bagamojo in Ostafrika, und dann eine Lebensrettungsmedaille. Er hatte im Roten Meere einen Offizier zwischen den Haifischen herausgeholt. Diese beiden Orden hatte man ihm ja nicht nehmen können. Aber er trug sie nie; konnte sie

nicht tragen, er hatte sie beide versetzt. Die silberne Medaille lag im Leihamte von Hull, mit dem Verdienstorden hatte er zwei Glas Bier bezahlt. Aber er wußte nicht mehr genau, ob das in Sidney oder Neuyork gewesen war.

Im übrigen ein tüchtiger Matrose! Überhaupt ein tüchtiger Hahn! Besonders im Abtakeln hatte er etwas los. Auf der letzten Reise hatte Kapitän Martin einmal den Großmast bis zum Mars abtakeln lassen, also Mars- und Bramstänge ab und alles was dazu gehört, vier Mann hatte er dazu hinauf geschickt – aber da war bereits unser Hahn oben, und ehe der zweite den Mars erreicht, hatte er schon mit einer wahren Berserkerwut, mit einer fabelhaften Schnelligkeit alles kurz und klein geschlagen. Aber regelrecht! Doch es war wirklich staunenswert wie der die Bolzen und Zapfen herausschmettete.

Als Kuriosum erwähne ich noch, daß gleichzeitig, als der Matrose Hahn dort oben im Himmel sein Zerstörungswerk verrichtete, unten im Schiffsbauche Meister Hämmerlein auf seiner Orgel gerade Haydns »Schöpfung« spielte.

Also Hahn hatte am Montag abend mit englischen Kriegsschiffmatrosen in einer Spelunke Streit bekommen, er war allein gewesen, war von der Übermacht verprügelt worden. Mitleidige Zivilisten brachten ihn blutüberströmt an Bord. Es war nicht so schlimm, er konnte dann am nächsten Abend schon wieder mitmimen.

Immerhin – meine Jungens wollten doch sofort los! Aber mein Veto hielt sie fest, ich ließ sie nicht von Bord, mochten sie brummen, wie sie wollten.

Am nächsten Morgen, also am Dienstag, schickten wir in aller Frühe dem englischen Kriegsschiffe eine Herausforderung zu. Auf Tauziehen! Das hört sich sehr harmlos an. Ist es ja auch. Ganz unblutig. Im Grunde genommen aber ist es doch nicht so harmlos, als wenn sich Studenten gegenseitig das Bäckchen etwas aufschlitzen.

Es kommen da uralte Seemannsbräuche in Betracht, vielleicht schon von den Vikingern ausgeübt, ganz sicher aber von den Vitalienbrüdern, dieser räuberischen Seemannszunft des 14. Jahrhunderts. Von denen haben wir noch schriftliche Überlieferungen.

Ich kann nur einiges Wenige anführen, wie dieser »Komment« gehandhabt wird. Ungemein umständlich, es geht aber trotzdem alles sehr schnell.

Auf ein möglichst großes Segel wurde die Herausforderung ganz klein geschrieben. Dreißig Mann gegen dreißig!

Dabei ist auch Hohn erlaubt. Unser Hohn bestand darin, daß wir 60 Mann stellen wollten, und der Gegner sollte sich davon die 30 schwächsten selbst aussuchen.

Dieses Segel wurde zusammengerollt, von sechs Mann hingetragen. Soviel Mann waren zum Tragen der Last auch wirklich nötig.

Angenommen! Die Eingländer waren gerade beim Deckwaschen, die ausgesuchten 30 Mann bekamen sofort frei. Wir lagen nicht weit auseinander, trafen in der Mitte an Land zusammen. Wir 60 Mann. Zuerst aber mußte bestimmt werden, wer die Waffe zu liefern hatte, das Tau, worauf doch sehr viel ankommt.

Jede Partei brachte eine Pfütze, einen Holzeimer mit, und ein Pint, dreivierteil Liter, irgend eines Getränkes. Es kann Bier oder Rum oder Zuckerwasser sein. Die Hauptsache ist, daß dieses Getränk nun noch mit einem Pint Seewasser vermischt wird. Welcher Führer von jeder Partei diese deliziose Mischung am schnellsten hintergießt, dessen Partei hat dann das Tau zu liefern, ist also im Vorteil.

Die Engländer wurden von einem rotnäsigen Bootsmann geführt. Das Kommando erscholl, und der soff pardon, trank die anderthalb Liter mit einem einzigen Ruck aus, sich dann schnell den Eimer über den Kopf stülpend. Die Nagelprobe. Unser erster Bootsmann setzte seinen Eimer nur an die Lippen und goß ihn dann aus, was erlaubt ist.

»Gaukler, Gaukler!« erklang es drüben höhrend. »Nicht einmal Seegaukler, nur Landgaukler! Haben sich als Fußlatscher ausgebildet. Können kein Salzwasser vertragen!«

Solcher Hohn ist also erlaubt. Vorher. Nicht mehr hinterher. Wir blieben ihn schuldig.

Das Tau wurde gebracht, ziemlich stark, sechs Zentimeter im Durchmesser. Desto besser für uns, denn wir waren ganz andere Taue gewöhnt, viel, viel dünner. Aber eben darum sehr günstig für uns. Und wie wir uns nun sonst noch für einen Taukampf präpariert hatten! Mit Seife eingeschmiert, mit – doch davon will ich jetzt nicht noch einmal sprechen.

Das Tau wurde in der Mitte durchschnitten, wieder zusammengesplißt, die Stelle mit grüner Farbe gestrichen.

Jetzt wählte der englische Bootsmann sorgfältig die 30 Mann unter uns 60 Angetretenen aus, hielt auch mit den anderen manchmal Besprechungen ab.

Ganz englisch war es ja nun, aber menschlich gerechtfertigt, daß der von uns die unansehnlichsten Figuren aussuchte.

Na ja – wenn schon, denn schon. Er konnte doch nicht die stärksten Kerls von uns wählen. Dann wäre er doch ein Narr gewesen.

Ich hätte es ja freilich nicht machen können. Ich hätte eben diese Bedingung überhaupt gar nicht angenommen. Da aber die Engländer das nun einmal akzeptiert hatten, mußte ihr Führer doch auch jede günstige Chance benützen.

Geradezu possierlich freilich war es, daß der Bootsmann als ersten »Mann« von uns den Schiffsjungen erkor, Fritz, den Mondgucker!

Und als zweiten erklärte er Napoleom unseren ersten Bootsmann.

Da hatte er aber nun gerade eine falsche Wahl getroffen, war gerade an den Unrechten gekommen!

Ich habe über diesen unsern ersten Bootsmann noch gar nicht gesprochen. Das kann ich auch immer nur, wenn einmal eine besondere Gelegenheit vorliegt.

Napoleon wurde er genannt, weil er eben einen Napoleonskopf hatte. Napoleon III. Es war ein Finne, eine kleine, magere, unansehnliche Gestalt mit ganz schräg herabfallenden Schultern und furchtbar krummen Beinen. Aber wieder eine ganz andere Krümmung als die

bei Mister Tabak. Diese Krümmung hier des Bootsmannes war doch etwas mehr eleganter. Wir hatten ja noch ein drittes Krummbein an Bord: unseren Doktor Isidor. Bei dem aber war es wiederum etwas ganz, ganz anderes. Der hatte dabei so einen wehmütigen Zug »um die Beine«.

Den Atlantik-India-Atlantik-Marsch hatte Napoleon nicht mitgemacht. Das konnte man von solchen Beinen nicht verlangen. Dagegen trat er jetzt als Ersatzmann für unseren Hahn ein, der in seiner Koje lag, eine Eiskompressen auf der Nase. Der Bootsmann konnte mitziehen, auch wenn er zuerst den Schiedsrichter gespielt hatte.

Also er wurde von den Gegnern als zweiter Mann gewählt. Da aber hatte man also gerade eine falsche Wahl getroffen. Denn das kleine, unansehnliche Männchen hatte eine wahre Bärenkraft, was man ihm aber eben nicht ansehen konnte; nur mußte er seine Hände in den Hosentaschen verstecken, wenn er das nicht verraten wollte. Unverschämte Pfoten! Eben Bärentatzen. Und dazu entsprechende Handgelenke.

Und so ging die Wahl weiter. August der Starke wurde natürlich nicht erkürt, dagegen ich, mir sah man auch nicht viel an.

Die Wahl war beendet, wir traten an. Die grüne Marke am Tau über der Marke im Sande. Es war grober Kies, der den Boden bedeckte, sehr hoch aufgeschüttet.

Die dort drüben hatten ja natürlich ihre Leute ausgesucht! Es waren bannige Pflaumenschmeißer dazwischen. Den ersten, den Vorzieher, machte ein Riese, an

dessen Herkulesarmen die Stränge wie die Saucischen hervortraten.

Nun aber machte ich mir auch den Spaß diesem Riesen als unseren Vorzieher unseren Fritz, den Mondgucker, gegenüberzustellen.

Ach, wie das aussah, wie diese beiden sich in fünf Schritt Entfernung kampfbereit gegenüberstanden, der herkulische Riese und der dagegen zwerghafte Schiffsjunge!

Ich weiß nicht – daß diese Engländer sich nur gar nicht genierten! Man wird wohl schon gemerkt haben, daß ich im allgemeinen sehr gut auf die Engländer zu sprechen bin; aber in gewissen Hinsichten sind sie wie – wie – wie von Gott verlassen.

»Turn –!« leitete der englische Bootsmann das Kommando ein.

»To!« gab ich das letzte Wort.

Ein Ruck und wir gingen mit den 30 Engländern ab!

Denn wie todessicher wir unserer Sache von vornherein gewesen waren, davon habe ich doch vorher gar nichts zu sagen brauchen.

Aber das war mir doch etwas gar zu schnell gekommen.

Die hätten dann sagen können, sie wären überrumpelt worden,

Ein leises Kommando, und sofort gehorchten die Jungen, gaben nach.

Wir ließen uns wieder bis zur Marke zurückziehen. Aber vorsichtig, vorsichtig!

»Zu – gleich!!«

Ein Ruck, und nun aber ging es mit Hurra davon, bis das Kai uns Halt gebot!

Es war nichts gegen uns ausgesuchte Schwächlinge zu machen! Der Riese zog mit seinem vorgestemmtten Seestiefel eine wahre Ackerfurche in den Kiesboden hinein – wohl, wir zogen diese Ackerfurche, soweit wir konnten!

Alle war's.

Die 30 englischen Matrosen schlichen mit ihrem Bootsmann wie die begossenen Pudel davon.

Wir spülten das Tau auf, nahmen unsere Hälfte als Trophäe mit, die im Mannschaftslogis angebracht wird, aber fernerhin dem Schiffe gehört, auch wenn die Besatzung wechselt, und keine Inschrift darf melden, wo und wann und durch wen und von wem sie gewonnen worden ist.

Alle war's!

Ja, aber nun der Effekt?

Das ist eben wiederum so etwas, was ich gar nicht schildern kann, weil der Effekt nämlich ganz ausblieb.

Eigentlich hätten uns die Besiegten in die nächste Kneipe führen und uns traktieren müssen, die Sieger müssen sich dann tüchtig revanchieren.

Aber ich habe schon gesagt, daß die englischen Matrosen wie die begossenen Pudel davongeschlichen waren. Einfach Kehrt gemacht und an Bord ihres Schiffes zurückmarschiert, aber nicht in Schritt und Tritt, ihr rotnäsiger Bootsmann voran.

Aber wir Tauzieher waren doch nicht die einzigen auf dem Plane. Hunderte und Aberhunderte standen da, von allen Seiten waren sie hierbeigeströmt, sobald bekannt geworden war, daß hier zwei Schiffsmannschaften Tauziehen wollten, Seeleute und Hafendarbeiter, und aus den Straßen waren die Passanten in hellen Scharen gelaufen gekommen.

Ach, und wie geht das sonst zu, wenn zwei solche Schiffsmannschaften an der Hafenuauer Tauziehen! – Dieses Johlen und Brüllen! Jeder nimmt natürlich sofort eine Partei, noch natürlicher wird sofort gewettet, sonst wäre man doch nicht in einer englischen Kolonie.

Da müssen aber die beiden Parteien erst einmal angezogen haben, damit man sich ein Bild machen kann. Und dann, wenn der Kampf hin und her wogt, einmal dorthin, einmal dahin, dann wird gejohlt und gebrüllt.

Wir hatten angezogen – und wir waren davongelaufen.

Und nun stand das vielhundertköpfige Publikum da, stand und starrte, lautlos und regungslos. Und so war es noch, als wir schon wieder an Bord gegangen waren.

Dann verlief es sich, langsam und schweigsam.

Mehr vermag ich nicht zu schildern.

Es war eben der zweite Blitz gewesen, den die Argonauten vom heiteren Himmel herabgelockt hatten.

In Wirklichkeit läßt sich aber solch ein Blitz gar nicht herablocken, er muß von allein kommen.

Jedenfalls konnten wir mit dem Erfolge zufrieden sein. Und die Patronin fing wieder einmal zu weinen an.

Man konnte leicht auf den Verdacht kommen, daß sie etwas hysterisch veranlagt sei, was aber durchaus nicht der Fall war.

Sie hatte nur – »viel z'viel G'fiehl!« sagt der Bayer.

---

Der Abend war gekommen, das Atlantik-India-Theater war bis auf den letzten der 2000 Plätze gefüllt.

Der billigste kostete 2 Schilling, der teuerste 20, und so hatten wir rund tausend Pfund Sterling in der Kasse, 20 000 Mark.

Das muß ich erwähnen, sonst vergesse ich die Hauptsache jeder Vorstellung, die irgendwo in der Welt stattfindet, wenn dabei Eintrittsgeld erhoben wird.

Wenn Menschen so tun, als wäre die Einnahme dabei ganz Nebensache, so sind's gewöhnlich gerade die verhungertsten Köter.

Das Theater hätte wohl dreimal soviel Plätze haben können, es wäre sicher gefüllt worden, die Preise hätten auch noch höher sein können. Tausende hatten kein Billett bekommen können. Dabei war für ein gewisses Publikum gerade eine recht schlechte Zeit. Der letzte Arbeitstag war doch ausgefallen, das hat für solche Leute viel zu bedeuten. Die vielen Leihhäuser waren stark frequentiert worden, nur unseretwegen, und nun hatten sie nicht einmal einen Platz bekommen. Das war bedauerlich, das konnten wir aber nicht ändern.

»Eine Vorstellung der Argonauten.«

Mehr hatten Zeitungen und Anschlagzettel nicht gemeldet.

Preise der Plätze, Anfang um acht, Ende gegen elf.

Drei Stunden wollten wir dem Publikum etwas vormimen. Was eigentlich, davon hatten die noch keine Ahnung.

Nun, wir wollten ihnen etwas vorblasen und vorsingen.

Jawohl, blasen und singen!

Wir hätten uns doch gehütet, hier im Theater ein Instrumentalkonzert zu geben, dann im dreistimmigen Männerchor ein Lied zu gröhlen!

Denn weiter als Gröhlerei wäre es doch nichts geworden. Und ebenso jämmerlich hätte unsere Tuterei geklungen.

Ja, draußen auf dem Meere, wenn wir auf den Rahen standen und brüllten, da wäre es etwas gewesen! Da hätten sie etwas zu hören bekommen, was sie noch nie gehört hatten, keiner von diesen allen!

Aber doch nicht hier im geschlossenen Theater!

Dort unten saß kunstverständiges Publikum genug, mancher Journalist mit gar feinen musikalischen Ohren. Die hätten uns ja morgen in den Zeitungen nicht schlecht abgetoffelt!

Dann waren die ersten beiden Blitze aus heiterem Himmel vergeblich gewesen, dann hätten wir alles wieder verspielt, was wir schon gewonnen.

Und trotzdem wollten wir diesem Publikum hier im Theater etwas vorblasen und vorsingen, und wir waren unseres Erfolges so todsicher wie heute früh, da die »Schwächlinge« der Argonauten den englischen Herkulesen zum Tauziehen gegenübergetreten waren.

Ja aber, was wollten wir denn da nun blasen und singen?

Nun, vor uns unter der Souffleurmuschel kauerte bereits Meister Hämmerlein, den Taktstock in der Hand.

Dieses kleine, bucklige, elende Männlein hatte seinen Beruf verfehlt.

Doch nein – gerade das Gegenteil – das bewies er ja eben jetzt. Daß er sonst nichts von sich reden machte, das war seine Sache.

Jedenfalls aber wären wir ohne dieses Männlein hier im Theater nichts gewesen. Von ihm stammte die geniale Idee, er hatte alles arrangiert und uns dressiert.

Ein Klingelzeichen und der Vorhang ging hoch.

Die Bühne war sehr breit und tief, für ein hundertköpfiges Ballett mit zweihundert Schlenkerbeinen berechnet.

Aber wir wollten kein Ballett tanzen, wenigstens jetzt noch nicht.

Vorläufig standen wir alle angetreten, 22 Mann im Hintergrunde erhöht auf ganz simplen Stellagen, vorn 40 Mann in vierfach durchsichtigen Reihen. Alle gleichmäßig gekleidet, ganz, ganz einfach, so wie bei dem Wettmarsch, in grauen Arbeitsanzügen, nur der Strohhut fehlte, dafür die Hemdsärmel möglichst hochgekremgelt,

vorn das kragenlose Hemd weit offen, und Meister Hämmerlein hatte uns noch einmal inspiziert, daß sich nicht etwa einer gekämmt hatte. Nur so wild und struppig als möglich.

Die 22 dort oben hatten Posaunen in den Händen, 22 Stück, und unten die 40 in jeder Hand eine Keule.

Und als der Vorhang hochging, da fingen wir 40 Mann unten, zu denen auch ich gehörte, zu brüllen an:

Festgeschmiedet sind wir – hei!!!

Nichts weiter. Nur ein einziges Mal diese vier Worte.

Dann hoben die 22 Mann dort oben ihre Posaunen und schmetterten mächtig los, und gleichzeitig hoben wir 40 unsere Keulen und machten eine Übung, nur wenige Sekunden.

Dann senkten die dort oben wieder ihre Posaunen, wir ließen unsere Keulen herabhängen und brüllten dreistimmig die zweite Strophe:

Festgeschmiedet sind wir – hei!!!

Und dann wieder unter Posaunengeschmetter eine kurze Keulenübung, dann wieder Bewegungslosigkeit, während wir den Schlußvers des Liedes brüllten:

Tor und Odin!

Es war ein, germanischer Barrit, gedichtet und komponiert von Meister Hämmerlein.

Ja, gedichtet! Obgleich es immer ein und derselbe Vers war.

Sollte es etwa anders sein?

Wenn die alten Teutonen in die Schlacht gingen – in die Schlacht, die für sie sehr zweifelhaft aussah – mit Ketten aneinandergeschweißt, um vereint entweder zu siegen oder zu sterben, und auch die Leichen mußten noch mit vorwärts – dann haben sie sicher nicht das Lied vom guten Monde oder von der Loreley gesungen.

Festgeschmiedet sind wir – hei!!!

Festgenietet sind wir – hei!!!

Tor und Odin!

So posaunten und brüllten die 62 Mann und schwenkten ihre Keulen dazu.

Und der Erfolg dieser Bläselei und Singerei und Schwingerei?

Die dort unten, 2000 Menschen, sperrten einfach Maul und Nase auf.

Mehr kann ich nicht sagen, finde auch keinen anderen Ausdruck, um deren Stimmung anzudeuten.

So ging es etwa zehn Minuten lang, nur die Keulenübungen wurden immer komplizierter, Posaunengeschmetter und Barrit blieb der gleiche, dann fiel der Vorhang.

Und unten saßen lautlos und regungslos die 2000 Menschen.

Dann freilich legten sie los.

Ach, dieses Gebrüll und Gejohle und Gepfeife und donnernde Getrappel!

Wir wollten keine Zugabe machen, es war ein für allemal beschlossen, aber wir mußten es, sonst hätten die sich noch in den Keller hineingetrampelt.

Also noch einmal diesen Barrit mit der nötigen Begleitung – dann aber ließen wir uns nicht wieder hervorlocken, wie die auch toben mochten.

So haben wir Argonauten damals in Kapstadt dem Publikum etwas vorgeblasen und vorgesungen, und die Zeitungen mochten ja recht haben, wenn sie am nächsten Morgen behaupteten, so etwas Gewaltiges und Überwältigendes habe man noch nicht gehört – und zugleich gesehen – so lange die Welt existiere:

Und ich muß offen bekennen, daß besonders der letzte dreistimmige Schlußsatz »Tor und Odin« wirklich von einfach überwältigender, überirdischer Wirkung war. In diese drei Worte hatte Hämmerlein eine Harmonie und eine Kraft und eine Wucht gelegt – doch wie soll man denn so etwas beschreiben. –

Dann kam mein Theaterstück daran. »Kling-Klang-Klung, der Schrecken des gelben Meeres oder der blutige Popanz in der Kleiderkiste«.

Aber dieser Titel wurde nicht etwa auf dem Programm angegeben. Gar nichts. Es gab ja überhaupt gar kein Programm.

Den künstlerischen Wert dieses von mir verfaßten Dramas, gänzlich neu bearbeitet, will ich nur mit folgenden Worten charakterisieren: nur immer so unmöglich als möglich! Nur immer der horrendeste Blödsinn!

Aber einen großen Vorzug besaß mein Geisteskind vor anderen Dramen: jeder Schauspieler konnte in irgend einer Sprache reden, ganz wie ihm beliebte. Darauf kams gar nicht an. Das Publikum verstand ihn schon.

Es war eben mehr eine Pantomime, wenn dabei auch gesprochen wurde. Und wie gesprochen! Aber der Hauptsache nach handelte es sich doch nur um den szenischen Effekt.

Ein deutscher Geschäftsreisender, in Dynamit, sauren Gurken und Nähmaschinen machend, kommt nach China, um hier seine Artikel anzupreisen, verirrt sich an den Hof des Kaisers, und nun geht die Geschichte los. Er wird für den furchtbaren Seeräuber Kling-Klang-Klung gehalten, der selbst sonst gar keine Rolle spielte, weshalb auch ich ihn mimte.

Mehr brauchte der Leser eigentlich gar nicht zu wissen. Höchstens noch, daß die Kaiserin-Mutter eine höchst exzentrische Dame war, besonders für europäisches Ballett schwärmte, selbst Ballettunterricht nahm, ab und zu einmal durchbrannte und in den deutschen Geschäftsreisenden alias Kling-Klang-Klung bis über die Ohren verliebt war.

Den deutschen Geschäftsreisenden spielte Siddy. Na ja, so ein Kommiss voyageur muß doch alles können! Als Schlangenmensch mit den Füßen Violine spielen und dabei eine brennende Lampe auf der Nase balancieren! Zumal wenn er in Dynamit, sauren Gurken und Nähmaschinen reist!

Und die Kaiserin-Mutter wurde von August dem Star-  
ken gegeben!

Ach, diese Liebesszene zwischen den beiden! Erst singt  
Kling-Klang-Klung alias Balduin Lehmann eine Arie – und  
Siddy sang sie gar fein! – schwärmt von seiner Geliebten,  
von dem süßen, kleinen Veilchen – und – jetzt kommt sie  
hereinspaziert, die Kaiserin-Mutter – August der Starke,  
dieser dreizentrige Fettkoloß, als Balletteuse im kurzen  
Flitterröckchen – setzt sich und nimmt den kleinen, ma-  
geren Hering auf die Knie – und jetzt fangen die beiden  
an ein Duett zu singen.

Im Zuschauerraum kamen tatsächlich Krampfanfälle  
vor. Einige mußten hinausgebracht werden. Sie konnten  
nicht mehr vor Lachen. Es mochte ja auch manche prüde  
Engländerin dabei sein – aber gerade von denen entfern-  
te sich keine. Lieber wälzten sie sich.

Und wie nun erst der Ballettunterricht anfang! Und wie  
zierlich dieser Fettkoloß tanzte! Und der Ballettmeister  
war Napoleon! Der mit seinen Säbelbeinen!

»Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr!« So und  
ähnlich erklang es fortwährend dort unten.

Auch die Szene, wie die Kaiserin-Mutter mit ihrem Ge-  
liebten flieht, war sehr hübsch.

Wie sie den mageren Hering auf den Tisch legt, wie  
sie den Oberkörper des Kautschuckmännleins vornüber-  
klappt, dann die Arme und Beine einklappt, den Gelieb-  
ten in Zeitungspapier einwickelt, ihn in eine gar nicht so  
große Handtasche steckt und so mit ihm abmarschiert.

Ich hatte nämlich aus der Kleiderkiste eine Handtasche gemacht, Sidy wurde immer einmal hineingesteckt, kam dadurch in die unmöglichsten Situationen.

Aber überhaupt, wie die Kaiserin-Mutter den Geliebten immer einmal so einpackte und wieder auspackte.

Und was nun sonst noch alles für Szenen vorkamen!

Festlichkeiten am Hofe des Kaisers von China!

Unsere ganze Menagerie trat mit auf!

Die fünf Affen produzierten sich als Virtuosen auf dem Glockenspiel, Lulu drehte dazu den Leierkasten, auf seinem Rücken spazierte Hucklebein herum und schwadronierte dazu.

Aber auch die Raubtiere hatten wir mit.

Davon hatte ich dem Direktor allerdings nichts gesagt, das wäre uns polizeilich nicht erlaubt worden. Aber nun waren sie einmal da, und wer hätte sich denn noch einmischen sollen, da war doch niemand mehr fähig dazu. Und Peitschenmüller war seiner Sache doch ganz sicher.

Tiere spielten überhaupt eine große Rolle. Kling-Klang-Klung wollte seiner Geliebten, die ihm fürchterlich zu werden begann, immer entwischen, aber die hatte einen gezähmten Königstiger, der apportierte ihn immer wieder!

Undsoweiter, undsoweiter.

Zwei Stunden währte das Stück, dann fiel der Vorhang nach dem Schlußakt, und es war gut. Zu großem Beifall waren die dort unten gar nicht mehr fähig.

Nun möchte ich an dieser Stelle noch etwas sagen.

Ich will eine gute Idee verraten, wie ein tüchtiger Geschäftsmann, der etwas wagt – mit dem Theater braucht er sonst gar nichts zu tun zu haben – schweres Geld verdienen kann, vielleicht goldene Berge.

Und ich bin da nicht so, mir so etwas patentieren zu lassen.

Wir haben schon Bauerntheater genug. Nicht nur die Oberammergauer.

Aber wir haben noch kein Matrosentheater.

In England werden wohl viel Seemannsstücke gegeben, aber von professionellen Schauspielern, nicht von Seeleuten. Nun mustert einmal die Schiffe durch und in der Kriegsmarine die Kasernen, was Ihr da für gottbegnadete Schauspieler unter diesen Matrosen finden werdet. Bei Gelegenheit kann man das ja auch merken. So bei Kaisers Geburtstag, wenn einmal gemimt wird.

Aber die Sache ist nur die, daß dann irgend ein Lustspielchen aufgeführt wird.

Nein, Szenen aus dem Seemannsleben müssen es sein, an Bord und im Hafen, in fremden Kolonien!

Die Rollen müssen den Kerls auf den Leib geschrieben werden!

So etwas gibt's aber noch gar nicht.

Da wird man sehen, was in diesen Matrosen, besonders in den deutschen, für ein Mutterwitz steckt! Und wie die ihn auf der Bühne herausbringen können!

Da läßt sich als Theaterdirektor, als Impresario und Manager noch etwas verdienen!

Mit solch einer echten Matrosen-Schauspielerbande im Lande herumreisen! –

Und was kam jetzt daran?

Denn es war noch nicht ganz halb elf.

Ich wußte es selbst noch nicht.

Ich wußte nur, daß Hämmerlein den Stutzflügel von Bord ins Theater hatte bringen lassen, daß Albert singen sollte.

Aber was er singen sollte, das wußte ich nicht. Ich hatte ihn überhaupt noch gar nicht singen hören, noch kein anderer. Manchmal hatten wir in der ausgepolsterten Kammer im unteren Deck ein paar Tönchen erlauscht, weiter nichts, und die hatten gar nicht schön geklungen »De- hüüüh – de – hüüüh!«

Der Vorhang ging hoch.

Ich saß in der reservierten Loge bei der Patronin.

Seitwärts auf der Bühne stand der Stutzflügel, daran saß Hämmerlein im schwarzen Anzug und intonierte leise.

Vorn an der Rampe stand Albert.

Ach, sah der Kerl unglücklich aus!

In seinem blauen Landanzug, der aber nicht mehr ganz neu war, ein weißes Halstuch umgewürgt, das linke Hosenbein war ganz heraufgerutscht, so daß man den Seestiefel zur Hälfte sehen konnte – so stand er da, mit seinen großen Pfoten an der Hosennaht herumfingernd.

Ach, hatte der das Lampenfieber!

Und jetzt, wie das Klavier etwas lauter wurde, sperrte er den Mund auf, griff sich noch einmal recht kräftig an die Hosennähte, und begann zu singen.

Und was sang er?

»Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht.«

Daß er es jetzt hochdeutsch hervorbringen konnte, das war aber auch alles.

Aber nun wie!

Wie der die Stimme in seiner fürchterlichen Verlegenheit quetschte!

Ach, wie ich mich genierte!

Und so ging es auch der Hälfte des Publikums dort unten. Die genierte und schämte sich, weil sie mitfühlte. Die andere Hälfte war noch nicht ganz soweit auf dieser menschlichen Stufe – die fing also bereits zu lachen an.

Ja, war denn Hämmerlein nur plötzlich verrückt geworden, daß er uns zuletzt so alles noch verpfuschte?!

»Das begreife ich nicht, das begreife ich nicht!« flüster-te auch die Patronin mit ganz entsetzten Augen.

Und der quetschte seine Töne weiter aus der Kehle heraus.

»Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht.«

Immer dasselbe. Wenn auch immer mit anderer Melodie.

Ja aber was war denn das?!

Das plötzlich geschah etwas!

Da vollzog sich dort unten in Kapstadt ein übersinnliches Wunder! –

Ganz gewiß gibt es Zauberei. Übersinnliche Wunder.

Wenn zum Beispiel in einer spiritistischen Gesellschaft ein Geist im ätherischen Leichenhemd erscheint, die eine Hand in eine Schüssel mit Mehl, die andere Hand in eine Schüssel mit Ruß taucht, und er schmiert damit die Gesichter der Anwesenden voll – und dann nimmt der Geist aus der vierten Dimension etwa eine Ofengabel und haut sie den Gläubigen um die Ohren und dazu spielt in dem finsternen Zimmer eine Klimperdose das schöne Lied: wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lie–ie–ieb – – na, ist das etwa keine Zauberei? Das sind ganz einfach übersinnliche, ganz und gar unerklärliche Wunder aus der vierten Dimension.

Oder nicht? Na da probier's mal. Mach's mal nach. Nimm als gewöhnlicher, irdischer Mensch eine Ofengabel und hau sie einer um den Tisch mit gefalteten Händen sitzenden Gesellschaft um die Ohren. Polstere aber vorher Deinen Rücken gut aus, nimm auch in jede Backentasche einen Bausch Watte. Denn paß auf, wie schnell die ihre Hände entfalten und Dich backpfeifen. Dem Geiste aber tun sie nichts, eben weil's ein Geist aus der vierten Dimension ist mit einem ätherischen Leichenhemde Na also! Also es gibt ganz echte Zauberei und Wunder.

Dort unten aber im Atlantik-India-Theater zu Kapstadt vollzog sich damals noch eine ganz andere Zauberei!

Inwiefern – ja das vermag ich nicht zu sagen. Denn ich wurde selbst angezaubert, daß mir die Sinne schwanden.

Nur eine kleine Andeutung kann ich machen.

Die Drahtsaiten des Klaviers schienen sich zu verlängern, bis sie den Sänger erreichten, mit diesem eine unsichtbare Verbindung herstellend.

Das war der Hauptzauber dabei.

Wer begleitete eigentlich?

Hämmerlein auf dem Klavier den Sänger oder der Sänger den Klavierspieler?

Nein, die beiden waren eine Seele geworden.

Das Klavier konnte spielen, was es wollte – Albert sang immer dieselben Worte dazu. Und er konnte singen, was für eine Melodie er wollte – das Klavier begleitete ihn dazu.

»Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht.«

Nichts weiter und nichts weiter.

Aber nun wie, wie!

Wann sich der Gesang plötzlich so verändert hatte – plötzlich oder nach und nach – das weiß ich nicht zu sagen.

Mächtig und immer mächtiger erklang die Tenorstimme, herrlich und immer herrlicher!

»Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht.«

Der Vorhang fiel.

Hinter ihm brach Albert wie ein Toter zusammen.

Er brauchte aber nur ein Glas Soda mit Kognak, dann hatte er sich wieder erholt. Und vor dem Vorhang saßen 2000 Menschen wie gelähmt da.

Sie waren einfach verzaubert.

Die erst schadenfroh gelacht hatten, die hatten dieses Lachen noch in den Zügen, waren nicht fähig gewesen, diesen Ausdruck zu verwischen.

Dann freilich brach der Tumult los. Ein Tumult, wie ihn wohl selten ein Theater, ein Konzertsaal gehört und gesehen hat.

Aber es gab keine Zugabe mehr, wenn auch die Bühne gestürmt wurde.



Und zu derselben Stunde feierten die Argonauten durchs einen Vertreter noch einen anderen ungeheuren Triumph.

Erin Capetowner Klub hatte keines seiner Mitglieder in das Theater schicken können. Der Schachklub. Wahrscheinlich wäre auch so wie so gar niemand von ihnen gekommen. Man weißt doch, wie solche »Geistesheroen« über alles denken, was nicht direkt mit dem Gehirn zusammenhängt, obgleich Ochsen ja auch mit dem Gehirnkasten ziehen. Man weißt doch, wie so ein Kunstenthusiast täglich in der Bildergalerie und in der Skulpturensammlung schwärmen kann, aber die herrlichsten menschlichen Körper im Zirkus in Fleisch und Blut zu bewundern, das fällt ihm gar nicht ein. Das ist für ihn verächtlicher Schnickschnack. Seine Figuren müssen aus Stein sein, mindestens tausend Jahre unter der Erde gelegen haben, oder ein berühmter Maler muß sie auf die

Leinwand geklitscht haben, aber auch noch nicht im vorigen oder gar diesen Jahrhundert.

Also diese Schachspieler kamen nicht zu uns ins Theater.

Außerdem weilte nun jetzt in Kapstadt der gegenwärtige Weltschachmeister, ein Amerikaner.

Heute abend war er in den Schachklub eingeladen, zeigte den Herren einige Probleme und ihre Lösungen, machte ein Blindlingsspielchen mit ihnen.

Doktor Isidor Cohn hatte schon vorgestern Bekanntschaft mit einigen von diesen Mitgliedern gemacht, war auch heute abend dort.

Daß unser Isidor ein sehr starker Spieler war, das wußten wir, er hatte es uns selbst erzählt.

Wie er sich bei jedem Schachturnier beteiligen könne, keinen Gegner fürchte.

Aber er konnte niemals mitmachen.

»Weshalb nicht?

Weil er immer besoffen war.

Daran war aber mehr eine Nervosität schuld, und zwar eine ganz eingebildete Nervosität.

Er glaubte, nicht spielen zu können, wenn er nicht sein gewisses Quantum Alkohol im Leibe hatte. Und war dies der Fall, dann konnte er natürlich erst recht nicht spielen.

So war es bisher gewesen. Das hatte sich durch die Seereisen sehr geändert, wenn er auch noch bei jeder Gelegenheit einen pfiff. Die nervöse Einbildung war es, die ihm das Salzwasser abgespült hatte.

So war er heute abend in den Schachklub gegangen, außerdem begleitet von Kapitän Martin, der immer bereit war, eine Hand aus der Hosentasche zu ziehen und dem Doktor das Schnapsglas wegzunehmen.

Und während wir im Theater die wahnsinnige Burleske aufführten, besiegte der Schiffsarzt der Argonauten in zwei Spielen den Weltschachmeister!

## 15. KAPITEL. AM ANDEREN MORGEN.

»Also,« sagte Mister Ritchie, der Direktor des Atlantik-India-Theaters, der uns einen frühen Morgenbesuch abgestattet hatte, »ich fasse meinen Vorschlag noch einmal kurz zusammen.

Ich trage sämtliche Unkosten dieses Schiffes, sämtliche!

Wir fahren von Hafen zu Hafen, machen ab und zu mit der Mannschaft auch einen Abstecher nach einer Binnenstadt.

Die Bestimmung dieser Häfen und Städte, in denen wir auftreten, muß, natürlich ganz mir überlassen bleiben, ebenso die Zeit, die wir darin verweilen.

Für jede Vorstellung zahle ich Ihnen, Frau Patronin, tausend Pfund Sterling, und garantiere monatlich drei Vorstellungen, also dreitausend Pfund Sterling.

Außerdem gestatte ich Ihnen noch, ja, ich möchte Sie vielleicht noch dazu verpflichten, daß Sie von Hafen zu Hafen Fracht mitnehmen. Der Verdienst dabei gehört

vollständig Ihnen, nur muß mir natürlich diese Frachtmithnahme von Hafen zu Hafen zu erlauben oder zu verbieten vorbehalten bleiben. Weshalb natürlich? Weil die Hauptsache dabei doch mein eigenes Unternehmen ist. Das Schiff kann nicht zu lange auf eine Fracht warten; sonst aber werde ich Ihnen darin das größte Entgegenkommen zeigen. Das läßt sich ja auch noch genau formulieren. Bitte, nun fassen Sie Ihren Entschluß kurz. Die Sache kann sofort beginnen, heute schon! Ich kann mich sofort freimachen. Und ein besseres Angebot wird Ihnen von keiner Seite offeriert, dessen seien Sie versichert.«

So sprach Mister Ritchie.

Und dabei schielte er ängstlich nach dem Stapel Briefe, den die Morgenpost gebracht hatte, und von denen die Patronin schon einige zu öffnen begann.

Daß er ängstlich war, in Sorge, in solch einem Briefe könne uns schon ein noch besseres Angebot gemacht werden, das erkannte wenigstens ich, nämlich in seinen Augen.

Sonst war es ein eisernes, unbewegliches Gesicht, das wir vor uns hatten, durch seine Bartlosigkeit jünger erscheinend, als der Mann wohl in Wirklichkeit war. Ich hielt ihn mehr für einen Amerikaner, als einen Engländer, er sprach ja auch etwas durch die Nase. Dann war er der Typ eines echten, smarten Yankees, der nichts weiter kennt als »Dollars machen«, der bereit ist, deshalb über Leichen zu schreiten, wenn er dabei nicht mit Polizei und Schwurgericht in Konflikt kommt. Dem man aber gerade deshalb in Geldsachen absolut vertrauen darf, bis auf

einen gewissen Punkt, der sich nicht so leicht definieren läßt, bis auf den Punkt, wo solch ein Yankee auch seinen besten Freund oder seinen eigenen Bruder oder Vater bei der Kehle packt und ihn langsam abwürgt, wenn dabei Dollars zu machen sind.

Außer der Patronin und mir befand sich auch Kapitän Martin in der Kajüte. Und es war sehr, sehr gut, daß die Patronin auch den als Beirat gerufen hatte. Eigentlich wäre diese Angelegenheit, wenn die Patronin nun einmal einen Beirat haben wollte, nur meine, des Kargo-Kapitäns Sache gewesen; denn mit der Fracht, mit dem Geldverdienen des Schiffes hatte es doch zu tun. Aber ich fühlte schon, wie ich diesem Yankee gegenüber in solch einer Sache geradezu ein Kind war, und weiter fühlte ich, daß hingegen unser Kapitän Martin, wenn ihm auch nur die nautische Leitung des Schiffes oblag, diesem smarten Yankee in jeder Hinsicht gewachsen war.

Kapitän Martin saß auf einem Wandstuhl, betrachtete aufmerksam seine Füße, die er so ziemlich in der Mitte der Kajüte liegen hatte, die Hände natürlich bis an den Ellenbogen in den Hosentaschen vergraben, und schob seinen Kautabak von einer Backetasche in die andere.

»Well,« nahm er jetzt zum ersten Male das Wort, »Sie garantieren monatlich dreitausend Pfund, sagten Sie. Womit garantieren Sie denn?«

»Ich habe gegenwärtig achttausend Pfund zur Verfügung. Die deponiere ich noch heute, wo Sie bestimmen, außerdem habe ich eine große Gesellschaft hinter mir. In vier Wochen deponiere ich eine weitere Summe.«

»Wieviel?«

»Bestimmen Sie die Höhe.«

»Wie lange soll der Kontrakt gelten?«

»Nun machen wir doch erst einmal drei Monate aus.

Ich bin aber auch sofort mit einem ganzen Jahre einverstanden, nur muß ich mir das Recht vorbehalten, den Kontrakt erneuern zu können. Ich meine, daß ich das Vorrecht dazu habe. Daß dann nicht ein anderer kommt und das Fett erst richtig abschöpft; denn ich werde doch zuerst ungemein große Ausgaben haben. Ist das nicht recht und billig, diese meine Forderung?«

»Well. Sind Ihnen denn die Unkosten dieses Schiffes bekannt?«

»Nun, wie hoch sind sie?«

»Monatlich dreizehnhundert Pfund Sterling.«

Der Yankee machte wenigstens einen Ansatz dazu, die Augenbrauen hochzuziehen.

»Das ist ja ganz außerordentlich viel!«

»Das ist die Durchschnittsberechnung eines halben Jahres. Die Frau Patronin hat mir Einblick in ihre Bücher gewährt. Es stimmt. Dabei sind alle Nebenausgaben nicht mit eingerechnet. Nur die Unterhaltung des Schiffes. Und dabei haben wir sehr, sehr wenig Kohlen verbraucht, sind fast immer gesegelt.«

»Ja wie kommt denn da diese enorme Summe zusammen? Ich verstehe nämlich auch etwas vom Schiff.«

»Einfach, weil die Heuern und Gehälter so hoch sind.«

»Ach so! Nun ja, das muß man ja auch bei solch einem Schiffe und solch einer Mannschaft erwarten. Dann also deponiere ich zuerst für drei Monate sechzehntausend Pfund Sterling; die eine Hälfte sofort, die andere Hälfte in vier Wochen. Später, wenn Sie sehen, wie vortrefflich unser Geschäft geht, werden Sie mich doch wohl davon entlasten, damit dieses Kapital besser arbeiten kann. Einverstanden, Frau Patronin?«

»Herr Kapitän Martin hat noch das Wort!« entgegnete diese, einen Brief nach dem anderen öffnend und überfliegend.

»Well!« begann Kapitän Martin denn auch gleich wieder. »Wir können also auch von Hafen zu Hafen, wenn es Ihren Geschäften nicht zuwiderläuft, Fracht mitnehmen.«

»Das können Sie. Auf eigene oder fremde Rechnung, wie Sie wollen! Der Verdienst gehört Ihnen.«

»Sie würden uns sogar zur Mitnahme solcher Fracht verpflichten, sagten Sie.«

»Ja, das möchte ich allerdings«

»Weshalb?«

»Weil es mir darauf ankommt, daß Ihre Mannschaft nicht etwa als eine Schauspielertruppe gilt. Es muß ein Handelsschiff bleiben, es müssen echte Matrosen sein, die ich in den Städten vorführe.«

Wahrhaftig, dieser Mann hatte sich alles, alles reiflich überlegt! Das hatte alles Hand und Fuß!

Gleichzeitig aber sah ich, wie die Patronin die Oberlippe hochzog. »Die ich in den Städten vorführe.« Jawohl,

hatte der eine Ahnung! Ich sah doch schon alles kommen. Wir verhandelten hier doch ganz zwecklos.

Aber es war ja ganz interessant, solche Vorschläge einmal anzuhören. Da merkten wir, wieviel wert wir waren.

»Sie versichern das Schiff?«

»Selbstverständlich. Das heißt, wenn es Fracht nimmt, dann werden Sie diese versichern, auch das Schiff, von Hafen zu Hafen. Das ist doch recht und billig.«

»Well.«

»Außerdem werde ich natürlich auch die ganze Mannschaft versichern, jeden einzeln.«

Kapitän Martin sagte diesmal kein »Well«, dafür aber verschob die Patronin die Oberlippe nochmals und noch höher nach oben.

Ihre Leute von einem Fremden so versichern zu lassen, nicht einmal richtig als Menschen, sondern ungefähr so, wie man Mastvieh und Mißgeburten als Schauobjekt versichert, das war doch nichts für die!

»Well, und was sollen wir denn nun da für Vorstellungen geben?«

»Nun, dieselbe, die Sie gestern abend in meinem Theater aufführten. Zuerst das Keulenschwingen mit Posauenbegleitung und Gesang, dann die Burleske, an der ich allerdings Verschiedenes ändern würde, und dann –«

Er wurde durch Siddys Eintritt unterbrochen.

Sonst hätte ich den Herrn unterbrochen.

Wollte der an meinem Theaterstück, an meiner Geistes-schöpfung etwas ändern!

I drrr Deiwel noch einmal!!

»Mister Bull bittet um Empfang!« meldete Siddey, hatte es sofort beim Eintritt gesagt, als Mister Ritchie noch sprach, und besonders dieser Name »Bull« schien es zu sein, der ihm gleich das Wort in der Kehle ersticken ließ, er machte auch gleich ein so eigentümliches Gesicht.

»Du weißt doch, daß ich niemanden empfangen, er habe denn meinen schriftlichen Bescheid erhalten!« sagte die Patronin.

»Er behauptet, er habe sich bereits angemeldet.«

»Das mag sein, aber ich habe ihm doch nicht – Halt!« die Patronin suchte zwischen den Briefen, nahm eine Karte. »Mister Bull? Ach so, der kommt wegen – ja, den möchte ich doch einmal sprechen, das interessiert mich. Ich lasse ihn bitten.«

»Gnädigste Frau,« nahm da der Theaterdirektor hastig das Wort, mit allen Zeichen der größten Unruhe, so eifern dieser Yankee auch sonst sein mochte, nehmen Sie kein Angebot dieses Mister Bull an, er kann das meine unmöglich überbieten –«

Da trat Mister Bull schon ein.

Ja, der führte seinen Namen mit Recht. Das war ein richtiger Bulle!

Oder doch eine Bulldogge in menschlicher Ausgabe.

Oder auch ein richtiger John Bull, womit man den Engländer vom alten Schrot und Korn bezeichnet, wie er in Witzblättern karikiert wird, in seinen eigenen, womit also der Engländer sehr wohl einverstanden ist.

Also eine dicke Bulldogge in menschlicher Ausgabe, wozu aber auch noch wirklich etwas Ochsenähnliches

kommt, und unbedingt muß diese Figur Kniehosen und Wadenstrümpfe tragen, was hier denn auch der Fall war.

»Bull!« fing der Eingetretene ohne weiteres zu bullern an. »Ephraim C. W. H. G. Bull. Sie kennen mich doch schon als den erfolgreichsten Impresario und Mennidscher (ich schreibe es hier einmal, wie es gesprochen wird), der je die Welt bereist hat. Ich habe vierzehn Monate den Zwerg General Timtomtum gemennidscht und habe ihm dreimalhunderttausend Dollars ausgezahlt. Ich habe den indischen Riesen Radschah Ramaparadra von Radschhure vier Monate gemennidscht und habe ihm hundertzwanzigtausend Dollars auszahlen können. Ich habe ein halbes Jahr das größte Wunder der Welt gemennidscht, das sechsbeinige Kalb mit zwei Köpfen, und habe an ihm nachweislich eine Viertelmillion Dollars verdient. Ich habe die größte menschliche Mißgeburt der Erde gemennidscht, drei zusammengewachsene Kinder mit nur vier Beinen, fünf Händen und zwei Köpfen und habe –«

»Aber bitte, bitte,« unterbrach die Patronin den Redeschwall mit erhobenen Händen, »ich habe hier an Bord keine einzige Mißgeburt, was wollen Sie denn eigentlich –«

»Ich will den Matrosen Albert Bohnsack mennidschen, ich zahle –«

»Halt!« fuhr da Mister Ritchie, von seiner Kaltblütigkeit vollständig verlassen, plötzlich wie ein Wilder auf die Patronin los. »Dieser Bohnsack gehört mir, dieser Bohnsack muß natürlich für mich singen –«

»– zahle Ihnen ein monatliches Fixum von zehntausend Dollars –«

»Der Matrose Bohnsack gehört mit zu meinem Kontrakt,« fing Mister Ritchie jetzt zu brüllen an, weil auch schon der andere schrie, »der darf nur für mich singen –«

»– und die Hälfte vom Reingewinn!« konnte der menschliche Bulle aber noch ganz anders brüllen.

Einen Augenblick verstummte die Brüllerei, die beiden konnten nicht mehr.

Aber ich stand schon bereit, falls sie die Patronin jetzt auch handgreiflich attackieren wollten, denn so sah es bereits aus.

»Aber meine Herren, meine Herren!« lachte die Patronin, halb ärgerlich, halb wirklich belustigt. »Wofür halten Sie mich denn eigentlich? Bin ich denn etwa eine Sklavenhälterin?«

Und dann machte sie es äußerst kurz.

»Nein!« wandte sie sich an den Theaterdirektor. »Ich bedaure, Ihr Angebot ablehnen zu müssen.«

»Aber ich zahle Ihnen eventuell auch –«

»Nein! Geben Sie sich keine Mühe mehr. Jedes weitere Wort ist zwecklos. Nein, sage ich, nein!!«

Dieses energische »Nein!« imponierte mir äußerst.

Sie hatte mir doch einmal gesagt, damals gleich im Anfange, sie sei in gewissem Sinne so energielos, könne zum Beispiel niemanden, der sich sonst gut führe, entlassen. Nun gut, eben nur in gewissem Sinne war sie schwach, eine Folge ihrer Herzengüte. Jetzt bewies sie genau das Gegenteil.

Mister Ritchie sah denn auch gleich ein, daß gegen ein solches »Nein!« nichts zu machen war.

»Sie werden es sich noch überlegen, ich werde Ihnen noch einmal schreiben!« sagte er nur noch, als er nach seinem Hute griff.

»Es ist zwecklos.«

Der Theaterdirektor war gegangen, Mister Bull war noch vorhanden.

»Also ich zahle Ihnen für Ihren Matrosen Bohnsack monatlich ein Fixum von zehntausend Dollars –«

»Ja, geehrter Herr, Sie verkennen die Verhältnisse doch vollkommen!« fiel ihm die Patronin ins Wort.

»Wieso denn?«

»Sie tun ja gerade, als wäre dieser Matrose mein Sklave, über dessen Leib und Seele ich zu befehlen hätte!«

»Solch eine Sklaverei gibt es heutzutage allerdings nicht mehr. Aber Sie haben ihn doch gemennidsscht.«

»Gemanaget? Was wollen Sie denn nur damit sagen?«

»Nun, Sie haben doch mit ihm einen Kontrakt gemacht –«

»Daß er für mich singen muß? I Gott bewahre! Dieser Matrose ist eben ein Matrose auf meinem Schiffe. Und es besteht nicht einmal ein Musterkontrakt! Die ganze Mannschaft ist für wilde Fahrt geheuert. Also auch dieser Matrose könnte hier in Kapstadt sofort das Schiff verlassen –«

»Wie, er ist, ganz frei?!« horchte die menschliche Bulldogge mit ihren Knorpelohren hoch auf.

»Wie ich sage. Sprechen Sie doch mit dem Matrosen selbst. Machen Sie ihm Ihren Vorschlag selbst. Er ist jetzt an Bord. Fragen Sie nach ihm. Fragen Sie aber nach dem Matrosen Albert, nicht nach dem Matrosen Bohnsack.«

Das ließ sich Mister Bull nicht zweimal sagen, er galoppierte sofort hinaus.

»Nun, meine Herren, was sagen Sie denn zu alledem?« wandte sich die Patronin jetzt an uns.

»Well,« nahm zuerst Kapitän Martin das Wort, »das war sehr interessant und besonders auch sehr lehrreich.«

»Wieviel bot uns der Theatermensch?«

»Wollte alle Unkosten des Schiffes bestreiten und garantierte monatlich dreitausend Pfund.«

»Ja, richtig, so war es! Nun, dieses Angebot kann ich begreifen. Wir haben gestern abend mit einer Vorstellung tausend Pfund eingenommen. Dieser gerissene Theaterdirektor würde noch ganz andere Einnahmen erzielen. Und der würde die Mannschaft in jedem Hafen doch nicht nur einmal auftreten lassen. Aber nun unseren Albert? Ein monatliches Fixum von zehntausend Dollars oder zweitausend Pfund Sterling und die Hälfte des Verdienstes? Kann denn das so ein einzelner Mann mit seiner Singerei wirklich verdienen?!«

»Well,« zeigte sich Kapitän Martin, dieser alte Seebär, auch hierin durchaus bewundert, »da ist jetzt ein italienischer Tenorist aufgetaucht; Caruso heißt er, der singt den Abend nicht unter zehntausend Franken, ich weiß es –«

»Jaaa, Caruso! Mit dem kann sich aber doch nicht unser Albert vergleichen, so herrlich er auch gestern abend –«

»Well,« ließ aber Kapitän Martin diesen Einwand nicht gelten, »was heißt Caruso, was heißt singen! Da ist so eine spanische Tänzerin, die Otero, die bekommt für ihre Beinstrampelei und Bauchwackelei ebenfalls pro Vorstellung zehntausend Franken. Ich weiß es. Ich selbst habe sie in Lissabon gesehen, Ein Schiffsmakler nahm mich mit hinein, pro Platz 20 Milreis, das sind rund hundert Franken. Und dabei konnten wir uns nicht einmal setzen. Aber ein anderer hat sich auf meinen Hut gesetzt. Und ebensoviel bekommt die australische Tänzerin, die Saharet. Zehntausend Franken für eine Viertelstunde Hopselei. Manchmal noch mehr. Die habe ich ebenfalls gesehen. In San Franzisko. Die hopst wieder ganz anders als die spanische Otero. Ich will ja nicht etwa sagen, daß Caruso nicht wirklich der größte Sänger wäre, der seine zehntausend Franken auch wirklich verdient – aber der Hauptsache nach kommt es doch immer auf den Manager und Impresario an, der eine geschickte Reklame zu machen weiß. Hier ein Matrose – der Matrose Bohnsack – vollkommen ungeschult – ein Traum- und Trance-Sänger – die Plätze werden verauktioniert, und der Bullenbeißer schleppt das Geld in Säcken nach Hauses! Natürlich nicht in der Hundetürkei, aber in Amerika!«

So hatte unser Kapitän Martin gesprochen.

Und dieser alte Seebär hatte sofort das Richtige getroffen, obgleich er gestern abend gar nicht im Theater gewesen war, vorher nichts davon gewußt hatte, nur davon nachträglich gehört hatte.

Ein Traum- und Trance-Sänger.

Ja, das war es!

Damals kamen die Traumtänzerinnen auf.

Man weiß doch, was das ist. Ich möchte mich darüber nicht weiter verbreiten.

Nur eines will ich dazu bemerken: das hat nichts mit Zauberei zu tun, nicht einmal etwas mit Hypnotismus. Oder wir sind überall von solcher Zauberei umgeben, werden bezaubert und bezaubern andere, täglich und stündlich.

Dann wäre jeder Feldherr, der seine Truppen gegen den übermächtigen Feind anführt und diese seine vielleicht schon ganz erschöpften Soldaten wissen doch ganz, ganz bestimmt, daß sie siegen werden, solch ein Zauberer.

Und eine gewisse Art von Zauberei ist ja auch dabei! Einer der größten Zauberer war Napoleon der Erste.

Diese Art von Zauberei findet aber fortwährend im täglichen Leben statt. Einer verfügt über die größten Kapitalien, ist wirklich der tüchtigste, erfahrenste Geschäftsmann, und er bringt's zu nichts. Ein anderer hat nichts weiter als Schulden, und er bringt für sein Unternehmen im Handumdrehen eine Aktiengesellschaft zusammen, hat Erfolge über Erfolge. Das ist auch ein Zauberer!

Unser Albert war ganz und gar von der Klavierbegleitung seines Meisters abhängig, der ihn ausgebildet hatte. Wahrscheinlich sogar von dessen Person. Ohne Hämmerlein war er ein Nichts!

Vorläufig!

Das konnte sich ja noch ändern. Er konnte sich an einen anderen Klavierbegleiter gewöhnen, der einen ebenso starken Einfluß auf ihn gewann, er konnte sich später aber auch ganz von dieser Beeinflussung freimachen.

Vorläufig konnte er als ein Traum- und Trance-Sänger gelten, das hätte sein Impresario doch natürlich in die Welt posaunt und hätte dafür gesorgt, daß es bei diesem Verhältnis auch blieb. Selbst wenn daraus zuletzt Betrug oder Vorspiegelung falscher Tatsachen wurde. –

Hierüber hatten wir uns etwas unterhalten und kamen dann wieder auf das Hauptthema zu sprechen.

»Nein,« sagte die Patronin, »uns zu einem Theaterschiff herabwürdigen, das wollen wir nicht tun! Wir wollen wenigstens kein Geld damit verdienen. Freilich kann ich es ja den Leuten nicht verbieten, daß sie nun öffentlich gegen Geld, gegen Honorar auftreten, dazu aber müssen sie mich erst verlassen –«

»Frau Patronin,« war diesmal ich es, der sie unterbrach, »was Sie da eben sagten, ist geradezu eine Beleidigung für mich!«

»Wie?!« stellte sie sich erstaunt

»Ja, eine Beleidigung für mich. Sie wissen, daß ich sonst sehr bescheiden bin. Aber dessen darf ich mich rühmen: ich bin es, der alle diese Männer soweit gebracht hat, daß sie jetzt so etwas ausführen können. Und ich kenne alle diese meine Jungens auch sonst, dem Charakter nach. Ja, ich glaube sogar, daß ich es erst gewesen bin, der diesen Charakter gebildet hat! Und ich versichere und garantiere Ihnen, daß wir keinen solchen Hundsfott unter uns haben!«

Sie wollte mich nicht verstehen, stellte sich sogar etwas beleidigt, und ich hatte ja auch sehr derb gesprochen.

»Ich weiß nicht, was Sie da für Ausdrücke gebrauchen, Herr Waffenmeister –«

»Ach, Frau Patronin, Sie wissen ganz genau, was ich meine! Und da brauchen Sie sich gar nicht beleidigt zu fühlen, es muß vielmehr Ihr eigener Stolz sein, und den fühlen Sie auch recht wohl –«

»Da geht der Mister Bull wieder von Bord,« sagte Kapitän Martin, »er muß den Albert doch wohl gesprochen haben, rufen wir ihn doch einmal.«

Albert kam, ein stiller Mensch wie immer, und daß er die Mütze zwischen den Händen drehte, war das einzige Zeichen von Verlegenheit.

Er konnte noch immer nicht Hochdeutsch sprechen, obgleich er sich sichtlich abmühte, ab und zu auch solche Brocken und ganze Sätze hervorbrachte.

»Hat Dir der dicke Engländer einen Vorschlag gemacht?«

»Tjau, tjau –«

»Was denn?«

»Ick schäll im Theater singen, un he will mi twölftusend Dollars im Monat geben –«

»Wieviel?!«

»Twölftusend Dollars.«

Mister Bull war also schon zweitausend Dollars höher gegangen.

»Na und Du?«

»Ick hämm mien Seestäbel ann Kopp smäten.«

»Was?«

»Ick treckte grad mien Seestäbel an, un weil dee nich uphörte to quasseln und to quattern, dö häww ick em een Seestäbel ann Kopp worfen, nur een, do is he ook glieks freewillik gahn, sonst hädd ick emm noch rutsmätn.«

»Ja aber Albert!« sagte die Patronin: »Warum denn nur?! Warum hast Du das nicht angenommen?«

Mit einem Male richtete sich der Matrose hoch auf, bekam einen ganz roten Kopf.

»Nu weil ick doch keen Hundsfott bin!«

Nichts weiter.

Die Augen der Patronin aber wanderten zu mir und blieben an meinem Blick hängen.

Albert wurde entlassen, bekam nichts weiter zu hören.

»Ich danke Ihnen, meine Herren,« sagte dann die Patronin mit leiser, etwas zitternder Stimme, und sie wandte ihre Augen wieder ab, ich sah aber noch, wie es darin leuchtete und glänzte, »ich danke Ihnen, Herr Kapitän

Martin, ich danke Ihnen, Herr Waffenmeister, ich – bin sehr erschöpft.«

16. KAPITEL. »ZU DIESEM AUGENBLICKE MÖCHT' ICH  
SAGEN –«

Ich machte mich sofort auf den Weg, um die Geldangelegenheit zu erledigen, die mit unserer Theatervorstellung zusammenhing.

Es waren genau 1021 Pfund und 7 Pence eingenommen worden. Davon gingen 200 Pfund Theatermiete ab. 21 Pfund und 7 Pence erhielt das Theaterpersonal, das uns gestern geholfen hatte, als besondere Gratifikation, und die einzige Vorschrift war, daß es ganz gleichmäßig verteilt wurde. Na, die würden sich ja nicht schlecht freuen.

Von den übrigbleibenden 800 Pfund erhielt ein Drittel das Seemannsheim in Kapstadt, ein Drittel das Seemanns-Witwen- und Waisenhaus hierselbst, das letzte Drittel wurde für dasselbe Institut nach Hamburg geschickt.

Das wollte ich gleich persönlich abmachen, wozu da erst schreiben – einfach das Geld abgeliefert, Quittung dafür, fertig!

Daß die ganze Mannschaft hiermit vollständig einverstanden war, brauche ich wohl nicht extra noch zu sagen. Wie man im allgemeinen hierüber dachte, hatte am besten Albert mit seinen Worten ausgedrückt: »Ich bin doch kein Hundsfott!«

Was er hiermit gemeint hatte, wie er dazu tat, so etwas zu sagen, das weiß der Leser ganz genau, sonst könnte ich es ihm auch nicht weiter erklären.

Nein, wir spielten nicht gegen Geld! Wir hatten das Theaterstück und alles andere zu unserer eigenen Belustigung einstudiert und eingeübt, und das machten wir den anderen auch zu unserer eigenen Belustigung vor!

Aber heute nachmittag wurde eine Partie auf den Tafelberg gemacht! Und dann später ein Ausflug in die weitere Umgebung, da wurde getanzt, wieder so etwas arrangiert wie damals in Liverpool! Und das alles bezahlte natürlich die Patronin, das war ganz selbstverständlich, aber doch nicht etwa mit dem Gelde, das die Matrosen durchs ihre Mimerei eingenommen hatten!

Also ich ging nach der Post, zahlte für Hamburg ein, besuchte jene Institute, zählte das Geld bar auf den Tisch und ließ mir Quittung geben. »Auf wessen Namen?«

»Ganz egal – schreiben Sie: erhalten von den Argonauten.«

»Der Segen Gottes wird es Ihnen vergelten!« sagte salbungsvoll und wirklich gerührt der alte Herr, der das für das Seemanns-Witwen- und Waisenhaus besorgte.

»Das wollen wir stark hoffen!« entgegnete ich und ging.

Einige Stunden hatte mich diese Geschichte aber doch aufgehalten. Mittags war schon etwas vorüber, als ich den Rückweg antrat.

Als der Hafen vor mir lag, ich aber noch nicht unser Schiff sehen konnte, fuhr an mir ein Depeschbote auf dem Zweirad vorüber.

Und als ich das Deck betrat, lehnte sein Rad an unserem Großmaste. Gerade kam der Postjunge wieder aus der Kajüte, radelte über das Laufbrett und davon.

Ahnungslos betrat ich die Kajüte, um der Patronin die Quittungen zu geben. Gott, so ein Schiff bekommt im Hafen doch fortwährend Telegramme.

Als ich aber die Patronin da drin auf dem Sofa sitzen sah, in dieser Haltung und mit diesem Gesicht, da wurde mir gleich recht ungemütlich zumute.

»Georg – Waffenmeister – ich bin – – – ruiniert!«

»Um Gottes willen, was ist denn geschehen?!« rief ich erschrocken.

»Die Neuyorker Boden-Kreditbank ist zusammengebrochen – nicht 5 Prozent werden ausgezahlt!«

»Ach sooo! Jagen Sie mir da einen Schreck ein! Weiter nischt? Ich denke doch, Sie haben eine Tasse Kaffee getrunken und statt Zucker ein Stück Zyankali hineingetan.«

Da mußte sie mich wohl groß anblicken.

»Ich bin vollkommen ruiniert!«

»Ja wieso denn nur?«

»Ich habe kein Geld mehr.«

»Aber sonst sind Sie doch gesund?«

Da fing sie zu lachen an.

»Sie nehmen ja die Sache verdammt kaltblütig – o, verzeihen Sie – aber weiß, Gott, da muß auch ich einmal so

ein Wort gebrauchen, und angewöhnen kann man es sich hier allerdings leicht, es ist verzeihlich – also, Herr Waffenmeister, Sie finden gar nichts weiter dabei, daß ich alles verloren habe? Meine zwei Millionen Dollars sind futsch. Mein Rechtsanwalt in Neuyork erklärt es mir klipp und klar, sagt auch gleich, daß ich wohl nicht mit zu denen gehören werde, die höchstens 5 Prozent erwarten dürfen. Nur daß ich auch nichts zuzuzahlen habe. Ich habe nichts mehr.«

Ich hatte mich gesetzt.

»Sie haben doch noch dieses Schiff.«

»Das allerdings –«

»Schuldenfrei, es gehört ganz und gar Ihnen?«

»Ja.«

»Was haben Sie dafür bezahlt?«

»Hunderttausend Pfund Sterling.«

»Bar bezahlt, alles in Ordnung?«

»Alles.«

»Na also. Da können Sie doch nicht etwa sagen, daß Sie ruiniert sind. Das ist ja geradezu sündhaft gesprochen.«

Sie starrte erst etwas vor sich hin.

»Ja aber – ich habe gar kein Betriebskapital mehr. Ich kann die nötigsten Ausgaben nicht mehr bestreiten. Ich wollte gerade eine größere Summe von der Bank holen lassen. Ich habe mich vollständig ausgegeben. Ich habe gerade noch fünf Pence in der Kasse. Anderswo habe ich gar kein Geld.«

Und sie stand auf, ging nach dem ungeheuren Panzergeldschrank, öffnete die nur angelehnte Tür, kramte dahinter, es klimperte, dann kam sie wieder zum Vorschein.

»Hier – und noch einen alten silbernen Zwanzigpfenniger habe ich gefunden, der mir einmal als Dreipencestück aufgehängt worden ist.«

Und sie hielt mir die Hand hin, in der die fünf einzelnen Kupferpennies und der alte deutsche Zwanziger lagen, auch noch ein Loch durchgeschlagen!

Wollte sie einen Witz machen?

Ganz sicher nicht.

Aber wie nun das aussah, wie die mir jetzt die paar Kupfermünzen und den durchlochten Zwanziger hinhielt, sie, die bisherige zehnfache Millionärin, die davon acht Millionen verloren hatte, aber noch immer ein schuldenfreies Schiff im Werte von zwei Millionen Mark besaß – kurz und gut, ich lehnte mich zurück, und lachte lachte, lachte!

»Verzeihen Sie – aber das ist zu gottvoll – wir haben gerade mehr als sechzehntausend Mark an die Armen verschenkt –«

Doch ich brauchte nicht um Verzeihung zu bitten. Jetzt empfand sie selbst die Komik dieser Situation, sie lachte selbst aus voller Kehle mit.

Freilich verging ihr das Lachen sehr schnell, sie wurde desto ernster.

»Herr Waffenmeister – ich spreche jetzt zu Ihnen, als den Anführer der ganzen Besatzung als zu ihrer Seele – ich muß das Schiff verkaufen.«

Da wurde auch ich sehr ernst. Aber das, was ich eigentlich sagen wollte, sprach ich nicht aus, als ich fragte:

»Weshalb müssen Sie das Schiff verkaufen?«

»Weil mir gar nichts anderes übrig bleibt.«

»Weshalb nicht? Bitte, wollen Sie sich näher erklären.«

»Einfach weil ich kein Betriebskapital mehr habe. Ich kann die Leute nicht mehr bezahlen, muß ihnen die Heuern schuldig bleiben –«

Weiter ließ ich sie nicht sprechen, jetzt konnte ich mich nicht mehr beherrschen.

»Nun hören Sie aber auf!!« brach ich los. »Was Sie da sagen, das ist noch viel mehr als eine Beleidigung der ganzen Mannschaft, deren Vertreter, deren Seele ich bin, wie Sie selbst sagten – das ist eine Mißachtung, eine direkte Verhöhnung ein Vorwurf der Unehrenhaftigkeit! Wissen Sie denn nicht, was Sie an diesen Männern haben?!«

Ich war tatsächlich so erregt, daß ich nicht weiter sprechen konnte, daß ich aufspringen mußte, um einige Gänge durch die Kajüte zu machen.

Ganz niedergeschmettert saß sie auf dem Sofa. Und ich hatte mich schnell wieder beruhigt.

»Na, Helene, das glaubst Du doch – Frau Patronin, das glauben Sie doch selbst nicht, daß diese Männer Sie treulos verlassen werden, weil Sie ihnen vielleicht einmal nicht die Heuer bezahlen können.«

»Nein, das glaube ich nicht!« flüsterte sie, Tränen im Auge.

»Das haben Sie doch nur gesagt, um sich selbst Schmerz zu bereiten, oder so wie manche Frauen am liebsten von ihrem Begräbnis sprechen.«

Sie schwieg, und es war auch ein dummes Gleichnis von mir gewesen, obwohl vielleicht ganz richtig.

»Ja was soll ich nun tun?« flüsterte sie dann.

»Einfach den Kopf oben behalten, das ist die allererste Aufgabe. Wir wollen einmal nicht an die Schätze denken, die dort im Feuerlande liegen sollen, die Sie in drei Jahren heben können. Weiß es eigentlich schon Kapitän Martin? Von dem Zusammenbruche der Bank?«

»Nein.«

»Teilen Sie es ihm mit. Jetzt gleich. Ich möchte erst dessen Ansichten und eventuelle Vorschläge hören, ehe ich die meinen zum besten gebe.«

Kapitän Martin wurde gerufen.

Bis dieser kommt, will ich eine kleine Erklärung einflechten.

Unsere Lage war natürlich durchaus nicht so traurig. Wenn man ein Schiff hat, das zwei Millionen wert ist, für das ein Schiffhändler schon mehr geboten hatte, braucht man sich doch nicht arm zu fühlen.

Andererseits aber war auch die erste furchtbare Nieder geschlagenheit der Patronin, daß sie gleich ganz verzweifeln wollte, begreiflich, menschlich gerechtfertigt.

Wenn jemand zehn Millionen Mark besitzt, und er verliert davon mit einem Schlage acht, es bleiben ihm nur noch zwei Millionen, die in einem Schiffe stecken, sonst ist gar kein bares Geld mehr vorhanden, so kann sich der

Betreffende plötzlich wohl als ein Bettler fühlen. Das ist menschlich begreiflich, man muß sich nur in die Sachlage hineindenken. Solch ein Schiff hat ja auch immer große Ausgaben. Ganz abgesehen von der Beköstigung und Bezahlung der Mannschaft und vom Kohlenverbrauch eines Dampfers. In jedem Hafen sind Abgaben zu entrichten: Ankergeld, Steuern für Unterhaltung der Leuchtfeuer, der Bojen, eventuell Lotsengebühren und noch vieles andere mehr.

Wie hoch diese Gebühren sind, das kann ich hier nicht erörtern. Es wird pro Tonne berechnet, aber das ist in jedem Hafen total verschieden. Manchmal pro Tonne nur ein paar Pfennige, manchmal ein paar Groschen. Es handelt sich dabei weniger um die Größe des Hafens, als darum, ob die Anlagen des betreffenden Hafens schon bezahlt sind, wieviel Schulden noch darauf ruhen, ob die Unterhaltung hohe Kosten erfordern, undsoweiter, undsoweiter. Mancher winzige Hafen an der Westküste Südamerikas fordert mehr Ankergeld und sonstige Gebühren als Hamburg, London und Neuyork.

Ferner kommt es ganz darauf an, aus welchem Grunde man den Hafen anläuft. Will man dabei Geschäfte machen, so sind die Gebühren natürlich am höchsten. Seenot befreit meist von allen Abgaben. Sucht man einen Hafen auf, weil etwa der Skorbut ausgebrochen ist, der durch frisches Fleisch und Gemüse schnell wieder beseitigt wird, so wird es schon viel, viel billiger. Natürlich auch, wenn man Trinkwasser und Proviant braucht. Ja,

es ist sogar vorgesehen, daß die Mannschaft keinen Tabak mehr hat und der Kapitän deshalb einmal einen Hafen anläuft; denn ohne Tabak hört die Gemütlichkeit zur See auf. Da mag sich dann noch auf der öden Wasserwüste herumtreiben lassen, wer Lust hat. Dann eröffnet sich wieder ein neuer Frauenberuf.

Alle diese zum Teil internationalen Hafenbestimmungen sind nämlich nicht von Juristen am grünen Tische gemacht worden, sondern von alten erfahrenen Seeleuten! Das ist der Unterschied! Die wissen, was es heißt, wenn der Mannschaft unterwegs der Tabak ausgeht. Es gibt einige Häfen, welche bei Tabaksnot alle Gebühren weglassen.

Unser Schiff hatte hier in Kapstadt für sieben Tage 600 Mark Hafengelder zu zahlen. Blieben wir länger liegen, so wurde das ja bedeutend billiger. Einen Lotsen hatten wir bei der vorzüglichen Einfahrt nicht nötig gehabt.

Ich hatte einmal gesagt, daß man auf ein unversichertes Schiff keinen Groschen gepumpt bekommt. Das ist ja auch ganz richtig. Nämlich wenn man dabei an eine Beleihung denkt, die registriert wird, so wie man auf ein Haus eine Hypothek nimmt. So etwas ist bei einem unversicherten Schiffe ganz ausgeschlossen. Es braucht ja nur aus dem Hafen hinauszufahren, eckt an, sinkt in nur 20 Meter Tiefe, die Hebungskosten würden seinen Wert übersteigen – alle ist es! Beim abgebrannten Hause ist wenigstens noch der Grund und Boden vorhanden; aber Meeresgrund kostet nichts.

Andererseits darf man aber alles nicht gleich buchstäblich nehmen. Wenn wir 30 Pfund Sterling Gebühren zu zahlen hatten, und wir besaßen sie nicht, und wir hätten die nicht auftreiben können, für ein Schiff, das zwei Millionen Mark wert war – das wäre nichts anderes gewesen, als wenn ein Zigarrengeschäft, mag es auch noch so ein kleines Bündchen sein, keine Streichholzschachtel mehr hinlegen kann, um dem Kunden Feuer zu geben. Dieser Vergleich ist ganz richtig.

Wir hatten doch noch Wertvolles genug an Bord. Von den Schmucksachen der Patronin will ich gar nicht sprechen, das war wieder etwas ganz anderes. Aber wir hatten zum Beispiel in den Bunkers noch 400 Tonnen Steinkohlen! In Liverpool hatten sie 300 Pfund Sterling gekostet, hier in Kapstadt waren sie das dreifache wert, man bekam sofort 900 Pfund dafür bezahlt. Jeder Kohlenhändler nahm sie mit Kußhänden. Kohle ist im Seehandel ein feines, sicheres Geschäft! Schon in Gibraltar kostet Steinkohle das doppelte als in Cardiff, in Valparaiso das vierfache! Denn amerikanische Kohle kann dort nicht viel in Betracht kommen, sie muß; zuerst zu weit mit der Eisenbahn befördert werden, das macht sie zu teuer. In der Steinkohle kann mit England höchstens noch Deutschland konkurrieren

Aber die 600 Mark Hafengebühren hätten wir auch gepumpt bekommen. Irgendwo. Wenn wir die nicht aufzutreiben wußten, dann waren wir – einfach dumme Ludders. Anders kann ich mich nicht ausdrücken. Mit einem Schiffe von zwei Millionen Mark! Wenn ein gutsituierter,

anständig gekleideter Mann eine kleine Reise macht, eine Fahrt mit der Elektrischen in einen Vorort, den Groschen dazu hat er in der Westentasche gehabt, beim Aussteigen merkt er, daß er sein Portemonnaie zu Hause hat liegen lassen – hängt der sich etwa vor Verzweiflung gleich auf? Fast ein ganz gleicher Fall lag hier bei uns vor.

»Daß freilich die Patronin zuerst den Kopf verloren hatte, das war begreiflich. –

Kapitän Martin kam. Beim Eintreten nahm er die Mütze vom Kopfe, wozu er doch die eine Hand aus der Hosentasche hatte ziehen müssen, und da der Bann nun einmal gebrochen war, nahm er auch noch die andere heraus – als er aber die Mütze auf den Tisch gelegt hatte, vergrub er schleunigst beide Hände wieder bis an die Ellenbogen in den geliebten Hosentaschen.

Die Patronin berichtete ihm die Sachlage.

»Well.«

Vorläufig nichts weiter. Auf mich aber wirkte dieses »Well« geradezu humoristisch.

Dann begann Kapitän Martin in der Kajüte auf und ab zu gehen, was er ja nicht getan, wenn hier nicht ein ganz besonderer Fall vorgelegen hätte, der die gesellschaftlichen Verhältnisse etwas lockerte. Wenn es brennt, springt bekanntlich sogar die Frau Bürgermeisterin im Hemde zum Fenster heraus. Also konnte jetzt auch der Kapitän hin und her marschieren, wenn das seinem Gehirn förderlich war. Und dabei knickte er ab und zu mit einem seiner endlos langen Beine etwas zusammen und schlenkerte es dann wieder von sich, immer die Hände tief, tief

in den Hosentaschen vergraben, und man merkte ihm an, wie er sich abmühte, sie noch tiefer hineinzubringen.

»Sie haben sonst nichts weiter?«

»Nein. Allerdings habe ich ja wertvollen Schmuck.«

»Äh!« erklang es verächtlich. Und dann weiter nach einer mit Beineschlenkern ausgefüllten Pause.

»Well, Sie nehmen einfach Fracht. Natürlich muß das Schiff versichert werden. Aber das will ich wohl alles fixen. Ich will hier sofort lohnende Fracht bekommen.«

Wieder eine marschierende Pause mit Knicken und Schlenkern. Dann, als keine Antwort kam, blieb der Kapitän in einiger Entfernung stehen und schielte zurück nach der Patronin.

»Das wollen Sie wohl nicht, Fracht nehmen, he?«

Stumm stand die Patronin da, zu Boden blickend.

»Da haben Sie auch ganz recht. Ich würde es an Ihrer Stelle och nich tun.«

Ach, wie das herausgekommen war! Aber mit vollem Ernste. Der alte Kapitän mit dem graumelierten Haar und Bart setzte seine Wanderung fort: Ich will es versuchen, wiederzugeben, wie er sprach:

»Well.

Ich bin keiner von der Waterkant.

Bin tief, tief von binnen her.

's sind Berge dort.

Abenteuerlust hat mich wie manchen anderen Jungen zur See getrieben.

Bei Nacht und Nebel durchgebrannt bin ich.

Verstoßen hat mich mein Vater.

Hat mir aber nix geschadet.

Gefunden habe ich das freilich nicht, was ich zur See suchte.

Wollte Seeräuber werden, und ganz simpler Kapitän, wurde ich.

Habe verdammt wenig Abenteuer erlebt. Kein Zeitungsmensch würde mir Sixpence dafür geben, was ich erlebt habe. Habe Kohlen gefahren und Reis und Kopra (Fleisch der Kokosnuß) und anderes Teufelszeug.

Habe auch acht ganze Jahre lang aus Konstantinopel Knochen und Hadern und Lumpen abgeholt für eigene Rechnung.

Habe schweres Geld dabei verdient, well.

Bin verheiratet gewesen.

Well.

Habe vierzehn lebendige Kinder. Neun Jungen und fünf Mädels.

Sind alle groß und fein ab, die Rackers.

Mein erster ist Landgerichtsdirektor und hat schon eine Glatze.

Meine jüngste hat einen Rittergutsbesitzer in Pomern und ist eine auf, zu und von.

Ich soll zu meinen Kindern kommen, zu meinen Enkeln. Einmal zu dem, einmal zu dem.

Verdammt, ich kann nicht.

Ja, mal zum Besuch.

Aber dann wieder – ahoi!!

Kann nicht lassen von dem verdamnten Salzwasser, das man nicht einmal gurgeln kann.«

Eine längere Pause. Aber immer ausgefüllt von Hin- und Hermarschieren, Beinknicken und Beineschlenkern, Tabakkauen und dem Bemühen, die Hände noch tiefer als bis zu den Ellenbogen in die Hosentaschen zu pfpöpfen.

»Kohle, Reis, Kopra, Knochen und Lumpen!« erklang es dann weiter. »Auch einmal Kirschkerne für eigene Rechnung. Kirschkerne ist ein feines Geschäft. Und mein dritter hat eine ätherische Ölfabrik.

Da, Frau Patronin, lernte ich Sie kennen.

Well, ich fuhr Ihr Schiff.

Unversichert, well.

Gauklerschiff, well

Verdammt noch einmal, ich – ich – habe noch kein altes Herz bekommen, die Sehnsucht, ach, die Sehnsucht meiner Kinderjahre –«

Mit einem Rucke blieb er plötzlich vor der Patronin stehen.

»Na, Madam, da gaukeln Sie doch mal los!!«

Ach, wußte dieser Mann zu sprechen!

Wenn ich es nur wiedergeben könnte!

Aber der Leser wird's schon verstehen.

Wird verstehen, weshalb die grauen Augen dieses alten Kapitäns plötzlich so zu sprühen begannen!

Es war begreiflich, daß die Patronin nicht gleich eine Antwort wußte. Und er nahm seine Wanderung wieder auf, beineknickend und beineschlenkernd, aber elastisch wie ein Jüngling.

»Kein Kapital mehr – Unsinn.«

Auch kein solches Schiff braucht man zu haben.

Laß die breitgetretenen Plätze,  
Steig nach unten, steig nach oben –  
Reiche Nibelungenschätze  
Liegen rings noch ungehoben.

Von wem ist das?

Weiß nicht.

Nevermind.

Aber recht hat der Kerl.

Wir haben schon solche Schätze liegen sehen.

Haben schon einmal darüber gesprochen, ohne noch an eine Ausführung zu denken.

Mein Kollege, der Kargo-Kapitän, hatte damals eine feine Idee.

Dort mit den Hummern in der Feuerlandbucht.

Hummern – mit Hummern muß sich ein feines Geschäft machen lassen.

Habe es mir schon einmal auskalkuliert. Wir nehmen eine Million Pfunddosen mit, auch Zweipfund- und Dreipfunddosen, leere Blechbüchsen, halten ein bißchen Umschau in so einer Konservenfabrik, engagieren einen tüchtigen Sieder, fahren nach dem Feuerland, errichten dort eine Kocherei, erst werden die Krebse im Dampfessel abgesotten, dann an Land weiter präserviert, Steine gibt's dort ja genug für einen geeigneten Feuerherd, zugelötet – habe mir auskalkuliert, daß wir in einem halben Jahre tüchtiger Arbeit netto eine halbe Million Franken

verdienen können. Habe mich schon in Marseille recht genau erkündigt. Abnehmer sofort!«

Ja, daran hatte auch ich schon gedacht. Nicht nur schon früher, sondern gerade jetzt! Diesen Vorschlag hätte ich jetzt auch noch gemacht. Da es mein Kollege getan, war es ja gut. Ich bin doch nicht so einer: »Das haben Sie erst von mir, Sie haben es mir nur weggenommen.«

»Well,« fuhr mein Kollege fort, »das Hummerprojekt läßt sich aber jetzt im Winter, den wir hier haben, nicht ausführen. Da ist dort im Feuerland nichts zu wollen. Da müssen wir bis zum Sommer, mindestens bis zum Oktober warten, ehe wir uns da näher heranmachen können. Immerhin können wir uns ja schon gelegentlich nach den Blechdosen und sonstigen Vorbereitungen umsehen.«

Also ein halbes Jahr haben wir noch Zeit. Wie füllen wir die nun aus.

Geld verdienen! Geld ist Pulver, und ohne Pulver kann man keine Schlacht gewinnen. Nur mit dem Bajonett – da ist's heutzutage faul.

Geld verdienen!

Frau Patronin, Herr Kollege!

So praktisch und nüchtern spricht ein Mann, der Ihnen in demselben Atemzuge gleich einen ganz anderen Vorschlag machen wird.

Einen höchst romantischen Vorschlag

Was ist Romantik?

Nevermind.

Es ist meiner ehrlichen Überzeugung nach ein großer Fehler, daß man den Vorschlägen dieser Gaukler so gar keine Beachtung schenkt.

Was heißt Gaukler? Seegaukler?

Kolumbus war in den Augen der damaligen sachverständigen Welt nichts weiter als ein verrückter Seegaukler.

Auf dem Seewege nach Westen herum nach Indien zu kommen – wahnsinniger Blödsinn!

Eine wissenschaftliche Kommission wurde zusammenberufen, und sie bewies nach allen Regeln der logischen Wissenschaft, daß es nicht möglich sei, nach Westen hin um die Erde zu segeln.

Weil doch die Erde rund sei, also weil man dort und dort doch mit dem Schiffe hinabrutschen müsse, ins bodenlose Weltall hinein.

Nevermind.

Jedenfalls aber, wenn alles richtig gänge, hätten wir ohne diesen Gaukler Kolumbus heute noch kein Amerika und daher auch keinen Tabak.

Kapitän Martin benutzte diese Gelegenheit, um sich schnell ein neues Stück abzuschneiden und im Munde verschwinden zu lassen, ohne das bisherige Päckchen zu entfernen.

»Eine weitere Einleitung erspare ich mir!« fuhr er dann fort, noch mit seinem Tabak beschäftigt. »Frau Patronin, geben Sie mir doch einmal alle die Briefe der Gaukler her, die Sie hier und auch schon in Marseille erhalten haben. Ich habe mich noch gar nicht darum gekümmert. Jetzt

will ich sie doch einmal prüfen. Vielleicht ist doch ein ganz vernünftiger Vorschlag dazwischen.«

Aha, aha, aha!!

In dem alten Knaben erwachten wieder die Seeräuber-  
gelüste oder doch die Abenteuerlust, wollen wir sagen.

Na, und war das etwa so etwas Wunderbares?

Wir, die wir nicht zur See gegangen sind, weil wir  
mußten, weil schon unsere Urururväter zur See fuh-  
ren, wir sind doch alle aus ein und demselben Hol-  
ze geschnitzt. Wenn man nur Gelegenheit hätte, seinen  
romantischen Gelüsten nachzugehen! Dabei kann man  
noch immer praktisch und sogar nüchtern sein, nämlich  
immer dabei das Geldverdienen im Auge behalten.

Die Patronin, schon wieder lächelnd, auch mit recht  
strahlenden Augen, brachte aus ihrem Panzerschranke  
zwei große Stöße meist sehr schmieriger Briefe ange-  
schleppt.

»So, danke, ich werde sie dann mitnehmen –«

»Es sind merkwürdige Sachen dazwischen, und einige  
scheinen wirklich gar nicht so ohne –«

»Ja, ja, glaube ich schon. Das will ich eben prüfen und  
glauben Sie mir nur, daß ich wenigstens mein möglich-  
stes tun werde, um eine spätere Blamage zu vermeiden.  
Nun aber brauchen wir immer noch erst einmal Geld.  
Wie wir uns überhaupt erst einmal weiterhelfen wollen,  
bis wir die goldenen Schätze auch wirklich in der Tasche  
haben. Well, Frau Patronin, Ihnen kann es doch niemals  
an Geld gebrechen. Sie haben doch eine wahre Goldquel-  
le. Eh?«

Und, die Hände wieder vergraben, blickte er seitwärts nach der Patronin.

»Sie meinen unsere Vorstellungen!« lächelte sie, und daß sie dabei lächelte, war mir höchst angenehm.

»Ahem!« nickte jener. »Na und das Weitere wissen Sie ja, was ich meine. Daß Sie Ihre Leute nicht für Geld schauspielern lassen wollten, so lange Sie zwei Millionen Dollars hatten, das kann ich begreifen. Aber nun, denke ich, ist es doch etwas anderes. Oder ist das etwa eine Schande? Meine zweite Tochter ist och enne Schauspielerin. In England. Kennen Sie die Sinclaire?«

»Was, die Sinclaire?!« echote die Patronin mit ganz entgeisterten Augen. »Die berühmte Shakespeare-Darstellerin. Die unvergleichliche Ophelia?!«

»Jawohl, das ist meine Tochter. Miß Sinclaire. Aber das ist ihr Künstlernamen. Die ist verheiratet. Mit einem Baronet. Glücklicherweise verheiratet. Das ist nicht so ein Luftikus und Habenicht. Der macht Seife. Mit 800 Arbeitern. Also, was ich sagen wollte, ich dachte, Sie lassen unsere Jungens ruhig schauspielern, wenn wir Geld brauchen. Und damit Sie sich keine Sorge machen – nichts für ungut, Herr Kollege, wollen Sie uns mal – nee, bleiben Sie nur, Sie können's hören – und daß Sie sich also keine Sorge machen, Frau Patronin – ich habe Ihnen ja schon einige Andeutungen gemacht, daß ich's mir leisten kann, habe es natürlich mit Absicht getan – ich stelle erst mal dreitausend Pfund zu Ihrer Verfügung – well.«

Und hinaus war er.

Wir blickten uns an, die Patronin und ich.

»Das – das – kann ich doch gar nicht annehmen!« flüsterte sie.

»Um Gottes willen,« rief ich erschrocken, schon wieder Verwicklungen fürchtend, »weshalb denn nicht?!«

Da trat Siddy ein.

»Ich soll für den Herrn Kapitän die Briefe holen, Sie wüßten schon welche.«

»Dort liegen sie.«

»Und draußen steht der Matrose Albert, er möchte die Patronin sprechen.«

»Herein mit ihm.«

Albert kann, und jetzt drehte er nicht mehr die Mütze verlegen in den Händen.

»Ick hävv hört, See hämm keen Geld mehr!« platzte er gleich los.

»Woher weißt Du denn das schon?!« fragte die Patronin überrascht, gleich ein ganz rotes Gesicht bekommend.

»Der Siddy hädd's uns verzählt.«

Siddy machte schleunigst, daß er mit seinen Briefen hinauskam.

»Ja und?«

»Der Mister Bull is all wedder da.«

»So?«

»Jetzt bietet er mir schon törtientusend Dollars, wenn ick for emm singen dau.«

»Dreizehntausend Dollars im Monat? Ja und?«

»Ick häww schon mit Hämmerlein spoken.«

»Ja und?« wiederholte die Patronin, aber recht unsicher werdend.

»He will mi beglieten.«

Eine Pause. Die Patronin rang mit sich. Dann ward sie ganz ruhig.

»Du willst das Angebot annehmen?«

»Tjau. Ick weet, daß dat Schipp monatlich tusenddriehundert Pond kostet. Un ick schall monatlich mehr als tweetusend Pond bekommen. Also brukt Ihr Euch keen Sorge mehr to maken.«

Wieder eine Pause. Regungslos stand die Patronin da; nur in ihren Augen las ich etwas Besonderes.

»Die willst Du mir wohl geben, Albert?« fragte sie dann leise.

»Tjau!« erklang es einfach zurück.

»Also Du willst uns verlassen?«

»Dat geht doch nich anners.«

Wieder eine Pause.

Dann ging es durch den Körper der Patronin wie ein Ruck, sie hob dabei auch etwas die Arme.

Ich glaubte erst, sie wolle auf den Matrosen zustürzen um ihn in ihre Arme zu schließen.

Sie hatte es ja tun wollen, aber sie tat es nicht. Und es war gut so. Nicht etwa, daß ich eifersüchtig geworden wäre.

Aber was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

Dann hätte sie nämlich auch alle anderen Matrosen, alle Leute umarmen müssen: denn Opfer bleibt Opfer, die Größe tut dabei nichts zur Sache.

»Ich danke Dir, Albert,« sagte sie dann ganz ruhig, »ich nehme es für geschehen an, aber es ist nicht nötig, Du brauchst uns nicht zu verlassen, es ist alles wieder in Ordnung.«

»Ihr hebt all wedder Geld?« erklang es treuherzig.

»Ja, der Kapitän hilft aus, falls wir wirklich welches brauchen.«

»Desto better. Nix for unगत, Madam, 's war nich beus mient.«

Und der Matrose ging, einfach wie er gekommen. In der Mitte der Kajüte stand die Patronin, sie blickte zu dem Skylight empor, durch das ein Strahl der Nachmittagssonne hereinfiel, jetzt hob sie auch noch langsam die Arme, und feierlich und jauchzend zugleich erklangen aus ihrem Munde Fausts letzte Worte, die er spricht, als ihm auf dieser Welt nichts mehr zu wünschen übrig bleibt:

Zu diesem Augenblicke möcht ich sagen:

Verweile doch, Du bist so schön –«

Aber nach diesen Worten brach sie nicht wie Goethes Faust tot zusammen, sondern fiel mir um den Hals, weinend wohl, aber sonst ganz lebendig.

## 17. KAPITEL. GELD UND CHININ.

Ach, war das ein Leben, eine fröhliche Aufregung an Bord der »Argos«, als die ganze Mannschaft jetzt alles erfuhr.

Kein Geld mehr vorhanden, der Kapitän nur als letzte Sicherheit dahinterstehend, sonst von jetzt an ganz auf die eigene Schlaueit und Tatkraft angewiesen, wahrscheinlich immer nur so von der Hand in den Mund lebend. Es ist nicht so leicht zu definieren, weshalb da die fröhliche Aufregung, die sich bis zur enthusiastischen Begeisterung steigerte

Hier kommt ein menschlicher Charakterzug in Betracht, ohne den die Menschheit niemals die Stufe erreicht hätte, auf der sie jetzt steht, ohne den sich der Mensch überhaupt nie über das Niveau des Tieres erheben würde

Es ist, könnte man sagen, die Lust am wagemutigen Spekulieren. Denn der kaufmännische Spekulationsgeist, der erst wägt und dann wagt, der ist es, der die Menschheit in Schwung bringt und erhält, ohne den die Menschheit erstarren und wieder zum Tierleben herabsinken würde.

Der kaufmännische Spekulationsgeist, sagte ich. Aber mit »Kaufmannschaft« braucht es gar nichts zu tun zu haben. Es ist genau derselbe Geist, der den Kolumbus nach Westen hat segeln lassen, der den Goldgräber in wasserlose Einöden führt, der einen jungen Kaufmann seine sichere Stellung aufgeben läßt, um sich selbständig zu machen, derselbe Geist, der in Wolle spekuliert, oder in fernen Ländern Handelsbeziehungen anknüpft oder einen deutschen Bauern nach Amerika auswandern läßt. Alles dasselbe, alles dasselbe.

Mag diese Andeutung genügen.

Es ist immer ein Werfen mit der Wurst nach dem Schinken.

Jedenfalls aber wäre ohne diesen Charakterzug, dem man nach Belieben nachgeben kann, den meisten Menschen das ganze Leben keinen Schuß Pulver wert. –

Dieser Geist war es, der unser ganzes Schiff erfaßt hatte.

Ja, das Schiff selbst kam dabei stark mit in Betracht.

Es wurde alles gleich schriftlich formuliert, ich selbst tat das, schrieb auf, was die Beratungen der Mannschaft zu Tage förderte, legte es dann der Patronin vor, die es gut hieß oder Änderungen vorschlug, und so kamen nach und nach regelrechte Statuten zustande, welche den Wert eines Kontraktes hatten, wenn dies anfangs auch nicht beabsichtigt gewesen war.

Eine professionsmäßige Schauspielertruppe und Gauklerbande wollten wir natürlich nicht werden, dem Seemannsberuf wollten wir treu bleiben.

Die erste Verpflichtung war, daß wir in keinem gemieteten Theater auftraten, sondern nur in unserem eigenen. Und das konnte nur unser Schiff sein.

Also wir würden solche Vorstellungen fernerhin nur noch auf oder in unserem Schiffe geben. Hierzu fehlten bei dem ursprünglichen Kriegsschiffe allerdings die Räumlichkeiten. Aber die waren leicht zu schaffen, ein Theatersaal, der mindestens tausend Zuschauer faßte. Wie wir das machten, werde ich später schildern.

Es waren gerade einige der simpelsten Matrosen, die sofort argwöhnten, daß wir dadurch unserem Seemannsberufe untreu werden könnten. Schauspielern und schauspielern, um Geld zu verdienen – na, und je mehr man Geld in die Kasse bekommt, auf die Bank bringt, destomehr will man doch haben. Das ist doch die alte Geschichte.

»Das machen wir ganz einfach so!« schlug sofort ein Matrose vor. »Es darf nur geschauspielert werden, wenn sich in der Schifffkasse weniger als – na sagen wir tausend Mark, 50 Pfund befinden. Dann dürfen wir eine Vorstellung geben, um wieder Geld zu verdienen. Mit dem Gelde werden die Heuern bezahlt, wird alles angeschafft, was wir brauchen, und dann darf so lange nicht mehr gespielt werden, bis wieder weniger als 50 Pfund in der Kasse sind.«

Wohl, ich ging mit diesem Vorschläge zur Patronin. Und die gab fröhlich lachend ihre Bestätigung. Und auch Kapitän Martin lächelte, als er, sein »Well« sagte.

Hiermit war die Hauptsache der ganzen Geschichte, des neuen Verhältnisses, erledigt. Denn wenn die Reederei kein Betriebskapital hat, nur noch eine Pumpstation, dann darf man in Bezug der Mannschaft wirklich von einem neuen, besonderen Verhältnis reden.

Und wenn wir nun einmal ein lohnendes Wrack ausnahmen? Nun, dann wurde eben nach den Gesetzen gehandelt. Sich nur ja nicht außerhalb der Gesetze stellen!

Wer das getan hat, der ist noch immer zugrunde gegangen! Alle Gesetze sind von Menschen geschaffen worden, die sich dazu für befähigt hielten und dabei nach bestem Wissen und Willen gehandelt zu haben glaubten. So muß man wenigstens annehmen. Irren ist freilich menschlich. Und Ausnahmen bestätigen die Regel. Also muß man auch solchen Gesetzen sich unterordnen, sonst gerät man schnell auf die schiefe Bahn. Ich glaube, da denke ich ganz vernünftig, und so dachten wir alle, weil wir alle Seeleute waren, die da ihre eigenen Ansichten haben.

Also die Hälfte des Bergelohns der Patronin, die ihr Schiff riskierte, ein Viertel dem Kapitän, der seinen Ruf riskierte, das letzte Viertel der Mannschaft, zu der als Kargo-Kapitän in diesem Falle auch ich gehörte. Wenn wir unser Teil gleichmäßig verteilten, so war das unsere Sache. Und wenn wir nun ein Wrack oder sonst etwas fanden, was keinen Besitzer oder Erben mehr hatte? Denn so etwas gibt es doch auch. Oder uns auf eine Spekulation einließen, wie etwa auf die Hummern? Nun, dann kam der Verdienst eben in die gemeinschaftliche Kasse. Wie da der Anspruch war, das konnte ja später noch erörtert werden.

Hierbei erwähne ich gleich einmal, daß der erste Maschinist noch nicht ersetzt war. Der zweite und dritte waren eben höher gerückt, einen dritten brauchten wir gar nicht, ebensowenig wie einen dritten Steuermann.

Matrosen, Heizer und auch Offiziere hatten sich ja schon massenhaft angeboten, besonders hier in Kapstadt

nach unseren verschiedenen Triumphen. Sie wollten so gern an Bord der »Argos«. Gut, wenn wir einen uns passenden Mann fanden, wollten wir ihn gern in unseren Kreis reihen. Aber wir hatten noch keinen gefunden. Fremde nahmen wir natürlich nicht so leicht auf. Das mußte überhaupt von ganz allein die Gelegenheit mit sich bringen. –

Am Abend desselben Tages, da sich diese letzten Szenen abgespielt hatten, wurde ich in die Kajüte zur Patronin gerufen.

Auch Kapitän Martin war da, hatte die Gauklerbriefe gesichtet, der Patronin einen zu lesen gegeben, so schmutzig und schwierig aussehend wie die meisten anderen.

»Hm,« brummte die Patronin, die letzte Seite lesend, »also nach dem Amazonenstrome.«

»Well, ich halte diesen Vorschlag für den solidesten.«

»Hm. Ja. Darf ich den Brief dem Waffenmeister geben?«

»Well, deshalb ist er ja da.«

Ich nahm den Brief und las. Er war englisch geschrieben, aber sehr fehlerhaft, ich merkte gleich an verschiedenen Ausdrücken und Interpunktion und dergleichen – zum Beispiel wurde das Fragezeichen sowohl hinter als vor den Satz gestellt – daß der Schreiber ein Spanier sein mußte, was die Unterschrift auch bestätigte, und überhaupt der ganze Brief war spanisch!

Der Schreiber, Sennor Adamita Lopez, kannte das Eldorado mit seinen unermeßlichen Goldschätzen, offerierte sie uns.

Ich sage »das Eldorado«. Das ist an sich ein Unsinn. Das spanische el ist schon ein Artikel. Also sagt der Gebildete« das Dorado, ohne zu wissen, daß das auch wiederum falsch ist. »Dann müßte es im Spanischen Lodorado heißen. El ist der.

Also bleiben wir, um aus dieser Drehe herauszukommen, nur ruhig bei »das Eldorado«, wie es unsere Großväter gesagt haben, ohne sich um den Ursprung des Wortes zu kümmern und doch genau wissend, was sie damit meinten.

El dorato heißt »der vergoldete«, wozu also etwas zu ergänzen ist. Nämlich das Wort »Mann«. Der vergoldete Mann. Wir haben im Laufe der Zeit »das goldene Land« daraus gemacht.

Ich werde hier einfach eine Lesung wiedergeben, wie sie in einem neuen Konversationslexikon steht.

Eldorado, der Vergoldete, nannte man in Europa den Beherrscher eines angeblich an Gold und Edelsteinen überreichen Landes in Südamerika, der mit Goldstaub belegt sein sollte. Die Erzählung hat, wie es scheint, ihren Grund in einem Bruch, der unter den Chibche geübt ward und der darin bestand, daß an einem bestimmten Tage der Kazike von Guatavita mit Goldstaub überzogen sich auf einem Floß, auf den heiligen See von Guatavita hinaus begab, dort Opfertgaben brachte und dann den Goldstaub im Wasser des Sees abwusch. Später wurde

der Name auf das Goldland selbst übertragen, dessen Dasein seit dem 16. Jahrhundert für eine ausgemachte Sache galt, und dasselbe in die Gebirge im spanischen Guayana, an den Parimesee, bei den Quellen des Oyapoc, verlegt. Glücksritter und unternehmende Männer, wie Georg von Speyer (1536), Philipp von Hutten (1541), Walter Raleigh (Ende des 16. Jahrh.), Lorenz Keimis (1596), Nikolaus Horsmann (1740) usw. bemühten sich, die Stadt Manoa del Dorado mit ihren Dächern aus Gold, in die sich die Reste der Inkafamilie zurückgezogen haben sollten, aufzufinden. Wiewohl aber ein Engländer gegen das Ende des 16. Jahrhunderts selbst eine Beschreibung und eine Karte des Landes erscheinen ließ, mußte es doch, gleich dem Parimesee, endlich in das Reich der Dichtung verwiesen werden. Indessen ließ sich der Spanier Antonio Santos nicht abhalten, noch 1780 auf eine Entdeckung des Goldlandes auszugehen.–

Soweit das Konversationslexikon.

Erwähnen will ich noch, daß jener Engländer, der Beschreibung und Karte veröffentlichte, George Malville hieß. Ich habe später einmal dieses Buch mit der Karte in der Bibliothek des Britischen Museums selbst in der Hand gehabt. Jedenfalls höchst interessant, wenn man auch gleich merkt, daß alles nur Phantasie ist. Vor allen Dingen bleibt jener Engländer, der selbst dort gewesen sein will, die Erklärung schuldig, weshalb er kein Gold eingesackt hat.

Nun also wollte hier der Sennor Adamita Lopez wissen, wo dieses Goldland lag. Es wurde von einem Nebenflusse des Amazonenstromes durchflossen, auch mit unserem Schiffe zu erreichen. Näher bezeichnete er die Lage natürlich nicht. Er selbst war nicht dort gewesen, wohl aber sein Freund. Der hatte auch die Goldklumpen und Edelsteine schaufelweise eingesackt, hatte aber bei einer Verfolgung durch Indianer alles im Stiche lassen müssen, um sein nacktes Leben zu retten. Auf dem Hinwege hatte er eine genaue Karte über das in Frage kommende Flußgebiet entworfen, hatte sie bei seinem Tode seinem Freunde vermacht, hier dem Briefschreiber. Und nun bot der uns diese Schätze an, gegen Teilung des Gewinnes. Er die Hälfte, wir die Hälfte. –

Als ich dies gelesen hatte, da war ich – einfach paff!

Das hielt Kapitän Martin für den solidesten Vorschlag!

Ich hatte auch schon einige solcher Gauklerbriefe gelesen. Da war mancher darunter, dem man hätte trauen können.

Warum sollte denn solch ein Matrose nicht wissen, wo in erreichbarer Tiefe das Wrack eines Schiffes lag, das einige Goldbarren an Bord gehabt hatte? Er selbst war auf diesem Schiffe gewesen, war der einzige Überlebende, kannte die Lage des Wracks ganz genau.

Da waren uns aber auch noch ganz, ganz andere Vorschläge gemacht worden. Einer immer verrückter als der andere.

Als Kuriosum erwähne ich nur, daß solch ein Seegaukler wissen wollte, wo die Juden anno dazumal durch

das Rote Meer trockenen Fußes gezogen waren, und da hätten sie, behauptete der Kerl, die Hälfte der goldenen Tempelschätze verloren, die sie aus Ägypten hatten mitgehen heißen – und wo die nun im Roten Meere lagen, das wollte der wissen!

Na, und da war mir dieser Vorschlag denn doch noch solider, als der mit dem Eldorado.

Ach, wir Seeleute, die wir nach Südamerika gekommen sind, wir können ja von diesem Eldorado etwas erzählen!

Jedes Schiff, besonders jeder Passagierdampfer, der nach Para oder einem Hafen von Guayana oder Venezuela kommt, wird immer gleich von verlumpten Individuen, Spaniern und Portugiesen, geradezu überschwemmt, die einen direkt nach diesem märchenhaften Goldlande führen wollen. Man wird sie nicht eher wieder los, bis man ihnen eine Kupfermünze oder wenigstens eine Zigarette geschenkt hat.

Und da nannte Kapitän Martin dies hier den Vorschlag, den er für den solidesten hielt?

Merkwürdig, ganz merkwürdig! Der mußte gerade mit dem Eldorado gar keine Erfahrungen haben.

»Hm,« brummte jetzt auch ich, wie vorhin schon die Patronin gebrummt hatte, »also um das Eldorado handelt es sich –«

»Um was?« fragte Kapitän Martin.

»Um Eldorado, um das sagenhafte Goldland –«

»Wuoat?!« machte der Kapitän jetzt in noch ganz anderer Weise.

»Na, hier steht doch, daß –«

»Geben Sie mal den Brief her.«

Er nahm ihn und blickte nur auf die erste Seite.

»Nanuu! Ich habe den Brief verwechselt. Der hier muß gerade so aussehen. Warten Sie, ich hole den richtigen, jetzt weiß ich, wo er liegt. Nee, mit dem Eldorado wollen wir lieber nischt zu tun haben.«

Er entfernte sich schnell.

Ach so! Der hatte uns aus Versehen einen falschen Brief zu lesen gegeben!

Jetzt fing auch die Patronin zu lachen an – »drum, ich denke doch!« – die kannte eben auch schon etwas von diesem Goldlande.

Der Leser aber wird später merken, daß diese Einleitung doch nicht umsonst gewesen war. Kapitän Martin kehrte sehr schnell zurück, mit einem anderen Briefe, der jenem tatsächlich sehr ähnlich sah. Besonders war er ebenso schmutzig und schmierig und fettig. Aber der Inhalt bestand nur aus wenigen Zeilen. Gerichtet an Senora Helene Neubert, Patrona der »Argos«. Die englisch und orthographisch, aber wie mit einem Besen geschriebenen Zeilen lauteten:

Ich offeriere Ihnen eine wilde Chinari-  
denkultur, die ich am Amazosnas kenne.  
Eine vollständige Ausbeutung derselben  
schätze ich auf mindestens vier Millionen

Milreis. Für die Sicherheit meines Projektes garantiere ich mit einem vollwertigen Einsatz.

Montezuma della Estrada.

Prospektador.

Q. B. S. M.

»Aaah, ein Prospektador!« rief ich zunächst.

Im englischen Amerika heißen Prospektors die Goldgräber oder richtiger die Goldsucher. Sie selbst nennen sich mit Stolz so, bilden eine eigene Zunft. Sie kundschaften also erst aus, wo Gold vorhanden sein könnte, wozu ja allerdings eine große Erfahrung nötig ist, dann leiten sie gewöhnlich eine Expedition dorthin und nehmen nur Prozente von dem Gewinn, unterscheiden sich insofern von den eigentlichen Goldgräbern.

Im spanischen Amerika sind dasselbe die Prospektadores. Das ist aber noch ein weiterer Begriff geworden, diesem Worte haftet ein Makel an. Nicht nur Schatzsucher, sondern auch Schatzschwindler. Vielleicht hat auch schon ein deutscher Leser mit ihnen Bekanntschaft gemacht. Es gibt Perioden, wo auch Deutschland mit den Prospekten solcher spanischen Schatzschwindler geradezu überschwemmt wird. »In Ihrer Nähe ist ein Schatz vergraben, eine französische Kriegskasse, ich habe das Geheimnis von meinem Großvater, schießen Sie mir die Unkosten der Reise vor, dann komme ich hin, wir teilen den Schatz zusammen.« Oder auf dem Bahnhofe liegt ein

Koffer, er enthält wertvolle Sachen, womöglich gestohlene Pretiosen, er muß mit einigen hundert Mark eingelöst werden.

Das ist der Geschäftsbetrieb der spanischen, Prospektadores. Also Schatzschwindler. Ursprünglich aber war es eine ganz ehrliche Zunft, wenn auch noch so abenteuerliche Glücksritter.

»Well,« meinte Kapitän Martin auf meinen Ausruf, »es ist gar kein schlechtes Charakterzeichen, daß er sich gleich selbst einen Prospektador nennt.«

»Was bedeuten die vier Buchstaben darunter? Q. B. S. M.?«

»Que besan sus manos!« erklärte der Kapitän. »Welcher Ihre Hände küßt. Das spanische »Hochachtungsvoll«, der Unterschrift nachgesetzt.«

Ich konnte etwas Spanisch, das lernt man schon, wenn man einige Reisen nach Südamerika macht – mein Kollege schien aber doch noch mehr zu können als ich.

»Well, wir wollen doch mal den Mann kommen lassen. Dort am Amazonenstrome wächst der Chinabaum, und diese ungeheuren Wälder, ein Gebiet fast so groß wie ganz Europa einnehmend, sind uns ja fast noch gänzlich unbekannt, man kann gar nicht eindringen, nur auf Wasserstraßen, die man aber auch erst finden muß. Weshalb soll der nicht einmal eine wilde Chinarindenkultur entdeckt haben. Wilde Kultur? Das ist zwar ein Paradoxon, aber doch nicht so unlogisch. Auch die Natur kann doch eine Kultur anlegen. Er will damit ausdrücken, daß dort

nichts weiter als Chinabäume wachsen, wie in einer von Menschenhänden gepflegten Kultur.«

»Und wie hoch schätzt er die Ausbeutung?« fragte die Patronin, obgleich sie den Brief selbst gelesen hatte.

»Auf vier Millionen Milreis. Das wären noch etwas mehr als sechzehn Millionen Mark.«

»Wie ist denn das möglich?«

Nun, da war gar nichts so Unmögliches dabei.

Kapitän Martin hatte bereits in Handbüchern nachgelesen, konnte uns Auskunft geben, auch jetzt noch zogen wir einige Bücher zu Rate.

Chinin, ein weißes, ungemein bitter schmeckendes Pulver, ist das einzig sichere Mittel gegen Wechselfieber, welches es vollständig neutralisiert, aber auch von unschätzbarem Werte bei allen anderen Arten von Fiebern, wie Sumpffieber, Malaria, Kindbettfieber usw., usw.

Alle Fieberzustände beruhen auf einer Zersetzung des Blutes, die Eiweißbestandteile des Blutes werden vernichtet. Durch geordneten Genuß, von Chinin aber wird der Eiweißbedarf des Körpers auf ein Minimum reduziert, die Fieberbakterien haben keinen Angriffspunkt mehr.

Ohne Chinin können wir Nordländer in den tropischen Gegenden gar nicht existieren, nicht einmal die Rolle von ganz passiven Aufsehern über die gegen Fieber immunen Eingeborenen spielen. Und man braucht nur einmal eine

Reise nach den Tropen gemacht zu haben, nur ein einziger Tag Aufenthalt im Hafen, so ist man schon mit Fieberbazillen infiziert, man siecht auch im kalten Norden am immerwiederkehrenden Wechselfieber – ohne Chinin!

Gegenwärtig wird der Chininverbrauch auf der ganzen Erde auf jährlich 250 000 Kilogramm im Werte von elf Millionen Mark (Engros-Preis) geschätzt, wobei aber zu bedenken ist, daß es noch eine Unmasse, eine Legion von ähnlichen Fiebermitteln gibt, welche wohl auch ähnlich wirken, aber das echte Chinin, den Auszug aus der Rinde des Chinabaumes, nicht im entferntesten ersetzen können.

Die Nachfrage ist also viel größer als das Angebot. Man legt wohl überall Chinakulturen an, aber man kann den Bedarf noch immer nicht decken. Die Rinde dieser künstlichen Kulturen hat auch nicht die intensive Wirkung, wie die der wildwachsenden Bäume.

Ja, unsere moderne Chemie kann sogar das Chinin in der Retorte darstellen, auch im Großen, ganz billig. Nach der chemischen Zusammensetzung ist es genau dasselbe Chinin, hat auch denselben Geschmack. Da zeigt aber wieder einmal die Natur, daß sie sich nicht so leicht ins Handwerk pfuschen läßt. Dieses künstliche Chinin hilft nicht gegen Fieber. Weshalb nicht, das wissen wir nicht. Nur den Magen kann man sich damit ruinieren, was allerdings auch beim natürlichen Chinin der Fall ist, wenn man die Sache übertreibt; denn so ganz ungestraft läßt die Natur doch niemals ihrer spotten.

Die Heimat des echten Chinabaumes – weshalb dieser Baum kurzerhand »China« genannt wird, das habe ich nicht ergründen können – sind die Gebirgsabhänge der Anden vom westlichen Venezuela bis zum nördlichen Bolivia. Das heißt, dort kommt er in Masse vor. Man findet ihn aber im ganzen nördlichen Südamerika, an Stellen, wo man ihn gar nicht vermutet, und gerade an Flußniederungen enthält die Rinde außerordentlich viel Prozent Chinin von bester Wirkung.

Ja, wenn man solche Bäume nur finden könnte! Heute gibt es besonders auf Ceylon, Java und Jamaika riesige Kulturen. Aber dort ist man schon zufrieden, wenn man nur ein einziges Prozent Chinin in der Rinde hat! Die wildwachsenden Bäume haben bis zu zehn Prozent! Und noch von ganz anderer Wirkung! Was man schon im voraus durch Bestimmung eines Alkaloides erkennen kann.

Der wilde China ist ein Baum bis zu 40 Meter Höhe und 3 Meter Stammdurchmesser. Die Rinde wird abgeschält, wobei es gleichgültig ist, ob er erst gefällt wird oder nicht. Die Rinde nur teilweise abzuschälen, um den Baum am Leben zu erhalten, daß er die verlorene Rinde womöglich wieder ergänzt, das ist bisher nicht gelungen. Der Baum geht durch Saftverlust unter allen Umständen zugrunde. Also zieht man ihn gleich ganz ab.

Ein mittlerer Baum von 20 Meter Höhe und anderthalb Meter Stammdurchmesser liefert im Durchschnitt 10 Zentner getrocknete Rinde, die als solche in den Handel kommt. Der Wert wird bestimmt nach dem »Unit«, was

ein Prozent Chiningehalt bedeutet. Das englische Pfund-Unit kostet heute anderthalb Pence, gleich 12 Pfennig. Da nun die wilde Rinde mindestens fünf Units hat, kostet das englische Pfund Rinde mindestens 50 Pfennig, also liefert solch ein Baum für mindestens 500 Mark Rinde. Das ist aber ganz bescheiden gerechnet.

Wo die wilden Chinabäume vorkommen, da stehen sie trotz ihrer Höhe eng zusammen, dulden keine anderen Bäume zwischen sich. Man rechnet auf 100 Quadratmeter mindestens einen ausgewachsenen Baum.

Der Prospektador schätzte die Ausbeutung auf sechzehn Millionen Mark. Dazu wären bei 500 Mark pro Baum 32 000 Bäume nötig gewesen. Die konnten also unter Umständen auf drei Quadratkilometer stehen. –

So hatte uns Kapitän Martin vorgerechnet, gleich mit Bleistift auf Papier.

Ich horchte nicht schlecht, und die Patronin bekam immer größere Augen.

»Frau Patronin, da könnten Sie ja gleich das Doppelte Ihres verlorenen Geldes wieder verdienen!« sagte ich.

»Ja, spotten Sie nur!«

»Well, da gibt es gar nichts zu spotten!« nahm mein Kollege für mich Partei. »Ich habe einmal im Amazonasstrom ein Inselchen besucht, und da standen vier große Chinas drauf. Mehr hatten gar nicht Platz drauf. Und das war gar nicht weit von Manaos entfernt, dieser großen Stadt mit 45 000 Einwohnern. Und niemand ahnte etwas von diesen kostbaren Bäumen. Dort wimmelt es ja

freilich von solchen Inselchen, und niemand hat ein Interesse daran, sie zu besuchen. Es ist auch wegen der Stromschnellen sehr gefährlich. Ich ließ die vier Bäume abrinden, erhielt in Manaos sofort 540 Milreis dafür bezahlt, ungefähr 2400 Mark. Und was haben denn dort drei Quadratkilometer zu bedeuten? Ich halte es schon für möglich, daß jemand so eine wilde Kultur kennt.«

»Warum beutet der Mann das da nicht selbst aus?« mußte dann wohl unsere nächste Frage sein.

»Ja, warum nicht?! Weshalb führt auch der solideste Prospektor lieber eine Expedition nach dem von ihm gefundenen Geldgebiet, als daß er selbst zur Hacke und Schaufel greift? Der weiß schon, warum er es tut. Vielleicht ist dort ein Indianergebiet. Die schießen mit vergifteten Pfeilen. Auf solche Möglichkeiten muß man sich bei so etwas natürlich gefaßt machen. Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht in den Mund.«

»Womit will er denn für die Sicherheit des Unternehmens garantieren?«

»Das mag er uns selbst sagen. Also wollen wir den Mann kommen lassen?«

Na gewiß doch wollten wir!

## 18. KAPITEL. EIN LEBENDES RÄTSEL.

Seine Adresse stand am Kopfe des Briefes.

Es war ein »Hotel«, in Wirklichkeit in der ältesten Hafenstraße die größte Räuberspelunke von Kapstadt, das Hotel zur Schildkröte.

»Wer dort logiert, der sieht aber gar nicht danach aus, als ob er für alle Unkosten solch einer Expedition garantieren könne!« meinte ich.

»Well, wir werden ja sehen.«

Kapitän Martin schrieb den Brief, die Patronin unterzeichnete ihn nur. Ein Matrose wurde hingeschickt.

Nach 20 Minuten kam er zurück, allein.

»Der Mann wohnt gar nicht dort, hat dort nur seine Adresse. Na, das ist ja eine Spelunke! Und der Wirt war gar nicht gut zu sprechen auf den Hidalgo, wie er ihn nannte. Einen größeren Hungerleider gebe es nicht.«

»Holt er denn den Brief ab?«

»Ja, es wäre möglich, daß der Hidalgo heute abend noch einmal käme. Ihm geben wollte der Wirt den Brief, mehr könnte er nicht sagen.«

Es verging nur eine halbe Stunde, als Sennor Montezuma della Estrada gemeldet wurde. Ich befand mich noch in der Kajüte bei der Patronin, der Kapitän wurde schnell gerufen.

Na, das war ja eine Gestalt, die da eintrat!

Ich hatte schon manches merkwürdige Individuum gesehen, aber so eines noch nicht!

Die Hauptsache an ihm war ein weiter, schmieriger Mantel von unbestimmter Farbe, der ihn vom Kinn bis zu den Füßen einhüllte. Diese letzteren hatte er wie die Slowaken – aber auch wie die spanischen Basken – mit Lederstreifen umwickelt, was gerade noch zu sehen war.

Dann auf dem Kopfe ein Sombrero, ein schäbiger Filzhut mit mächtiger Krempe, tief, tief in die Stirn gedrückt,

so daß man von dem mumienhaft eingetrockneten, bartlosen Gesicht nicht viel mehr als die lange, schmale Adlernase und die scharfen Adleraugen sah.

Die linke Hand hatte er unter dem Mantel, hielt diesen zusammen, und vorn aus einem Schlitz – Ärmel – hatte der Überwurf, ein Poncho, gar nicht – sah die rechte Hand hervor, die ausgedörrte Hand einer Mumie, nur aus Knochen und gelber Haut bestehend, schmutzig, an den Spinnenfingern reichlich zollange Nägel, ganz spitz, wie bei einem Raubvogel, und zwischen diesen Krallen hielt er eine brennende Zigarette, die er ab und an die blutleeren Lippen führte, wobei aber, da er sich hierzu stets bückte, sein Gesicht immer vollends verschwand.

Ich bemerke gleich, daß er ständig Zigaretten rauchte. Konnte er das Stummelschen nicht mehr halten, so verschwand die rechte Hand unter dem Mantel und kam gleich mit einer neuen, schon brennenden Zigarette zum Vorschein. Das besorgte er alles unter dem Mantel. Den glimmenden Stummel mußte er ausdrücken und einstecken.

So stand er vor uns. Unbeschreiblich! Diese Krallenhand, diese Nase, diese Raubvogelaugen – ganz unheimlich!

Wirklich, ich hätte mit diesem Manne nicht allein sein mögen!

»Montezuma della Estrada, Prospektador!« stellte er sich vor und ließ das Fragment seines Mumiengesichtes vollends verschwinden, weil er den Kopf beugte um aus

der Zigarette in seiner Hand, deren Lage er nicht veränderte, einen Zug zu inhalieren.

Und diese Stimme! Nicht nur total heiser, sondern wie ein zischendes Krächzen klingend.

»Well!« übernahm Kapitän Martin, wie ausgemacht, das Verhör. »Sprechen Sie Englisch?«

»Si, si, Sennor!« wurde gekrächzt.

»Sie wissen am Amazonasstrome eine Stelle, wo wilde Chinabäume stehen?«

»Si, si, Sennor.«

»Wo?«

»Ich weiß es.«

Das hatte er aber immer noch auf Spanisch gesagt. Oder doch: Ich weiß.

Das Verbum wissen heißt auf Spanisch saber. Es wird unregelmäßig konjugiert. Ich weiß heißt yo se. Aber das Fürwort läßt der Spanier für gewöhnlich weg. Er sagt nur: se, gleich ich weiß.

Aber der Spanier konjugiert dieses Verbum unter Umständen auch regelmäßig, obgleich es grammatikalisch nicht erlaubt ist, Dann sagt er anstatt »ich« auch noch »mein«, also »mi« anstatt »yo«. Also sagt er »mi sabe.« Sowie es jetzt auch dieser Mann getan hatte.

Ich muß dies anführen, falls einer meiner Leser Spanisch kann und dann sagt: Mi sabe – das gibt's ja gar nicht!

Nein, in Grammatiken und Schulbüchern steht es allerdings nicht. Aber man soll nur nach Spanien und nach

Südamerika kommen, wie oft man es dort hört: mi sabe! Allerdings auch nur bei besonderer Gelegenheit. Es ist die stärkste Bejahung, oder vielmehr die größte Betonung einer Behauptung, deren der stolze Spanier fähig ist. Mi sabe – – Halt's Maul, ich weiß es, nun aber keine Widerrede mehr!«

»Mi sabe.«

»Nebenfluß des Amazonasstromes?«

»Nebenfluß.«

»Auf welchem?«

»Mi sabe.«

»Vor oder hinter Manaos?«

»Mi sabe.«

Nun weiß der Leser, was dieses »mi sabe.« unter Umständen bedeutet. Ich weiß es – Du brauchst es nicht zu wissen.

»Können wir mit diesem Schiffe bis hinfahren?«

»Si, si, Sennor.«

»Wissen Sie, wie tief dieses Schiff geht?«

»Mi sabe.«

»Nun, wie tief?« ließ diesmal Martin aber nicht nach.

»Das Wasser ist tief genug, um mit diesem Schiffe bis in die Mitte des Gebietes zu fahren. Mi sabe.«

»Wie lange braucht man von Para aus?«

»Mi sabe.«

Es war nichts zu machen.

»Ist es gefährlich dort?«

»No, Sennor.«

»Fieber?«

»No, Sennor.«

»Kriegerische Indianerstämme?«

»No, Sennor.«

»Wie groß ist das Gebiet?«

»Mi sabe.«

Also auch so etwas wollte er nicht einmal andeuten.

»Sie schätzen den Wert auf vier Millionen Milreis?«

»Si, si, Sennor.«

»Waren Sie selbst schon dort?«

»Si, si, Sennor.«

»Wieviel Prozent Chinin?«

»Sieben bis zehn Units.«

»Well. Weshalb beuten Sie denn das nicht selbst aus?«

»Mi sabe.«

»Sie selbst führen uns hin?«

»Si, si, Sennor.«

»Ohne weitere Begleitung?«

»Ich allein.«

»Die Arbeit des Abrindens soll auch unsere Mannschaft ausführen?«

»Si, si, Sennor.«

»Welchen Anteil wollen Sie am Gewinn haben?«

»Nichts.«

Es war sofort ausgesprochen worden, heiser hervorgezischt.

»Sie wollen gar nichts davon haben?«

»Nichts.«

Wir blickten uns an.

»Ja aber warum denn nur nicht?!« fragte die Patronin.

»Mi sabe.«

Es war wiederum ausgesprochen worden, wie es eben nur ein Spanier aussprechen kann, und wenn er auch noch in ganz andere Lumpen gehüllt ist.

»Well!« nahm wieder Martin das Wort. »Also keinen Anteil am Gewinn. Was fordern Sie sonst?«

»Nichts.«

»Auch kein Gehalt?«

»Nichts. Nur Brot, Zwiebeln und Wasser.«

Wir blickten uns wieder an. Wenigstens die Patronin und ich. Der Kapitän hob nur etwas die Schultern.

»Well. Nun schrieben Sie doch davon, daß Sie für die Sicherheit des Unternehmens garantieren könnten. Einen vollwertigen Einsatz für unsere Unkosten geben wollten.«

»Si, si, Sennor.«

»Womit garantieren Sie?«

»Con eso – hiermit!«

Auch seine linke Hand schlüpfte einmal hervor und warf etwas auf den Tisch.

Alle Wetter noch einmal!

Es war ein runder Diamant von der Größe einer welschen Nuß in Brillantschliff, gefaßt in einen goldenen Ring. Aber nicht etwa als Fingerring! Um den ganzen Diamanten zog sich eine breite Goldscheibe herum, in der saß er drin.

Ich habe später im Louvre zu Paris den »Regent« gesehen, auch »Pitt« genannt. 136 Karat. Es ist nicht der größte, wohl aber der schönste aller bisher bekannten

Diamanten, daher auch der kostbarste. Sein Wert wird heute auf 15 Millionen Franken geschätzt.

Dieser Diamant, den ich hier sah, der war noch größer und noch viel, viel schöner als der Regent.

Fabelhaft war das Feuer, das im Scheine des elektrischen Lichtes von denn Dinge ausstrahlte! Ein Feuermeer in allen Farben des Regenbogens!

Nur Kapitän Martin blieb ganz gelassen, so nahm er den Diamanten vom Tisch.

»Sie gestatten mir wohl die Frage,« konnte auch dieser kalte Seebär sehr höflich sein, »ob dieser Diamant Ihnen gehört?«

»Si, si, Sennor.«

»Wo haben Sie denn den her?!« staunte jetzt die Patronin, viel weniger höflich als der Kapitän, welche Frage aber verzeihlich war.

»Mi sabe.«

»Ist denn der auch wirklich echt?!«

»Si, si, Sennora.«

Heute nachmittag war in der Kajüte die undichte Glasscheibe eines Bollauges nachgezogen worden, sie war dabei gesprungen, die beiden Hälften lagen noch auf dem Nebentisch. Solch eine Glasplatte ist zolldick.

Der Kapitän nahm eine Hälfte.

»Gestatten Sie, daß ich das Glas ritze?«

»Si, si, Sennor.«

Erst ritzte der Kapitän allerdings nur, dann drückte er bedeutend stärker auf, nahm die Scheibe in beide Hände – sie brach sofort durch. Zollstarkes Glas!

Ein Zeichendes echten Diamanten ist das ja allerdings noch nicht. Es gibt noch andere Steine und auch Metalle – Iridium – die Glas schneiden.

Kapitän Martin führte den Diamanten an den Mund und hielt längere Zeit die Zunge daran.

So sollen es die Diamantenhändler machen, wenn sie sonst kein Mittel bei der Hand haben, um die Echtheit eines Steines zu prüfen. Was sie dabei mit der Zunge herausfühlen, weiß ich nicht.

»Natürlich, das ist ein echter Diamant da, ist gar kein Zweifel dran, und zwar einer vom reinsten Wasser.«

»Si, si, Sennor.«

»Wie hoch schätzen Sie den Wert dieses Diamanten?«

»Mi sabe.«

»Sie wollen mit ihm dafür bürgen, daß wir dort für vier Millionen Milreis Chinarinde erbeuten?«

»Si, si, Sennor.«

»Dann schätzen Sie also doch auch diesen Diamanten aus vier Millionen Milreis?«

»Si, si, Sennor.«

Der Kapitän wog das schimmernde Ding in seiner Hand.

»Well, dann dürfte er nicht zu hoch taxiert sein. Also Sie deponieren diesen Diamanten bei der Siennora Patrona?«

»Si, si, Sennor.«

»Wollen wir das schriftlich machen?«

»No, Sennor.«

»Erbeuten wir dort, wohin Sie uns führen, nicht für vier Millionen Milreis Chinarinde, dann gehört dieser Diamant der Sennora Helene Neubert?«

»Si, si, Sennor – si, si, Sennora.«

»Well, Frau Neubert, nehmen Sie diesen Diamanten unter Verschuß.«

Mit etwas zitternder Hand nahm die Patronin den funkelnden Stein, verschwand hinter der Panzertür, kam wieder zum Vorschein.

Ja, mir wurde auch immer seltsamer zumute. Nur Kapitän Martin blieb ganz ungerührt.

»Wann können wir die Expedition antreten?«

»Ahora – jetzt.«

»Jetzt sofort Kapstadt verlassen?«

»Si, si, Sennor Capitano.«

»Well, wir wären dazu imstande. Wir könnten in spätestens drei Wochen in Para sein. Ist jetzt die Zeit zu der Expedition auch günstig?«

»Si, si, Sennor.«

»Wegen der Wasserverhältnisse?«

»Si, si, Sennor.«

»Die Regenzeiten sind im Amazonasgebiete auf den verschiedenen Flußgebieten total verschieden.«

»Mi sabe.«

»Also mit der Regenzeit hat es gar nichts zu tun?«

»No, Sennor.«

»Wieviele Bäume sind wohl abzurinden?«

»Mi sabe.«

»Nein, Sennor, hierüber möchte ich doch eine nähere Auskunft haben. Gezählt werden Sie sie ja nicht haben, aber ungefähr taxieren werden Sie doch können, sonst könnten Sie nicht auch so bestimmt von vier Millionen Dollars sprechen.«

»Ungefähr 30 000 Bäume.«

Da – unsere Berechnung hatte gestimmt!

»In welcher Zeit könnten wir die entrinden?«

»Wieviel Leute haben Sie für diese Arbeit zur Verfügung?« fragte der Spanier erst ganz richtig.

»Well – sechzig Mann könnten sich daran beteiligen.«

»In vierzig Wochen!« erklang es jetzt sofort.

»Wie berechnen Sie das?«

»Jeder Mann pro Tag zwei Bäume. Macht in der Woche mit Ausschluß des Sonntags 720 Bäume. In vierzig Wochen wäre es geschehen.«

»Well, diese Berechnung stimmt. Ich weiß, daß zwei Cascarilleros ganz bequem täglich sechs große Bäume abziehen, auf vier würden es zwei unserer Jungens wohl auch bringen, gleich im Anfang, und ich kalkuliere, daß die bald noch viel schneller arbeiten würden; denn was ich von den Cascarilleros gesehen habe, das hat mir nicht besonders imponieren können. Wohl sind sie gewandt wie die Affen, und sehr gefährlich sieht es aus, wenn sie die Rinde oben anschneiden und sich an dem abschälenden Streifen herablassen, aber das ist auch so unpraktisch wie möglich, da würden wir wohl bald anders arbeiten.«

»Si, si, Sennor!« stimmte die Mumie denn auch bei.

»Also wollen wir uns auf ein Jahr gefaßt machen.«

»Si, si, Sennor.«

»Wir sind aber nur für ein halbes Jahr mit Proviant versehen.«

»Mi sabe.«

»Woher wollen Sie denn das wissen?«

»Mi sabe.«

»Well. So müssen wir uns erst noch für ein weiteres halbes Jahr verproviantieren.«

»Si, si, Sennor.«

»Sind Sie Seemann?«

»No, Sennor Capitano.«

»Sie kennen aber doch sicher die hier in Betracht kommenden Verhältnisse?«

»Si, si, Sennor.«

»Würden Sie vorschlagen, daß wir den Proviant hier in Kapstadt nehmen?«

Jetzt fühlte der Kapitän dem Manne einmal auf den Zahn.

»No, Sennor.«

»Sondern?«

»Erst in Para, besser vorher in Rio.«

Der Mann hatte die Prüfung bestanden. Es ist ja manchmal ein kolossaler Unterschied dabei, in welchem Lande man sich verproviantiert. In Rio de Janeiro kostet der Zentner bestes Salzfleisch 20 Mark, hier in Kapstadt war er nicht unter 50 Mark zu haben; ebenso Hülsenfrüchte, Mehl und dergleichen. Und nun gar Spezialitäten wie Kisteneier! In Kapstadt das Schock nicht unter

sechs Mark – man weiß gar nicht, woher die Eier dort unten so furchtbar teuer sind – in Rio bekommt man für dasselbe Geld fünf Schock Eier!

Noch billiger aber verproviantiert man sich in Buenos Ayres oder Montevideo. Dort bekommt man unter Umständen das Fleisch umsonst, muß nur Faß und Salzlake bezahlen, nicht einmal die Arbeit wird gerechnet.

»Sie meinen also, wir sollen uns in Rio verproviantieren?«

»Si, si, Sennor.«

»Ist das Flußwasser in jener Gegend gut trinkbar?«

»Si, si, Sennor.«

»Es gibt dort auch Flüsse mit verdammt schlechtem Wasser. Der Tintorello führt seinen Namen mit Recht, der verpestet den Amazonas noch auf eine weite Strecke, das soll noch nicht der schlechteste sein.«

»Mi sabe.«

»Also das Trinkwasser dort ist gut?«

»Si, si, Sennor.«

»Haben wir sonst noch etwas Besonderes mitzunehmen?«

»No, Sennor.«

»Wir müssen doch wohl besonderes Handwerkszeug haben?«

»Messer, Äxte und Seile.«

»Die sind allerdings genug an Bord vorhanden. Also wir könnten jetzt sofort den Hafen verlassen?«

»Si, si, Sennor Capitano.«

»Bleiben Sie gleich hier?«

»Si, si, Sennor.«

»Gehen aber doch erst noch einmal an Land?«

»No, Sennor.«

»Ihr Gepäck?«

»Habe keins, Sennor.«

Dieses Geständnis machte unserem Kapitän Martin absolut nichts aus.

»Well. Frau Patronin, soll ich aufs Seemannsamt gehen, uns abmelden? Dampf aufmachen lassen? In zwei Stunden können wir auf hoher See sein und Segel setzen. Der Wind ist günstig. Soll ich?«

»Wie Sie wollen!« flüsterte die Patronin, und ihre Erregung war begreiflich. Mir ging es nicht viel anders.

»Nein, wie Sie wollen, Sie haben zu bestimmen. Wollen Sie die Fahrt sofort antreten?«

»Ja.«

»Well.«

Und der Kapitän ging sofort hinaus, fünf Minuten später überschritt er das Laufbrett.

Wir blickten uns an und dann wieder auf das eingewickelte Mumien skelett, das eine Zigarette nach der anderen rauchte.

Himmel, wie in diesem Totenschädel die Raubvogel augen über der mächtigen Adlernase, die übrigens, wie ich jetzt bemerkte, etwas schief war, funkeln konnten!

»Mann – Sennor!« begann die Patronin leise. »Wer sind Sie denn nur?!«

»Ein Prospektador!« erklang es heiser, mehr krächzend, und man hörte den Stolz heraus.

»Wie kommen Sie denn dazu, mir so etwas anzubieten?!«

»Mi sabe!« blieb der Kerl auch uns beiden gegenüber derselbe.

»Haben Sie denn dieses Angebot schon einmal einem anderen gemacht?«

»No, Sennora Patrona.«

»Noch keiner anderen Person?«

»No, Sennora.«

»Sie haben das mit den Chinabäumen erst jetzt erfahren?«

»No, Sennora.«

»Sie wissen es schon seit längerer Zeit?«

»Si, si, Sennora.«

»Schon seit Jahren?« examinierte die Patronin weiter, was auch ich getan hätte.

»Si, si, Sennora.«

»Und haben noch nicht daran gedacht, diese Schätze auszubeuten?«

»No, Sennora.«

»Ja, warum denn nun gerade mir?!«

»Mi sabe.«

»Sie haben sicher einen besonderen Grund dazu?«

»Si, si, Sennora.«

»Kennen Sie mich denn?«

»Si, si, Sennora.«

»Was wissen Sie denn von mir?«

Durchbohrend ruhten die glühenden Adleraugen auf der Patronin.

»Sie haben,« erklang es dann heiser wie immer, »heute früh achthundert Pfund Sterling den Armen überwiesen – alles, was Sie gestern abend im Theater verdient haben.«

Alle Wetter noch einmal!!

Auch die Patronin verstand natürlich sofort, war mächtig erschüttert und brauchte längere Zeit, ehe sie fortfahren konnte, und dann stellte sie gleich eine sehr richtige Frage, woran ich nicht gleich gedacht hätte.

»Das können Sie aber doch höchstens erst heute mittag erfahren haben.«

»Si, si, Sennora Patrona.«

»Und wann haben Sie denn diesen Brief geschrieben?

»Heute mittag.«

Ach so! Der Brief war erst mit der Nachmittagspost gekommen. Das hatten wir nicht gewußt. Jetzt aber stimmte es auch.

»Und weil ich diese Theatereinnahme abzüglich unserer Unkosten wohltätigen Anstalten überwiesen habe, das hat auf Sie solchen Eindruck gemacht, daß Sie mir solch ein Millionen einbringendes Geheimnis übergeben?«

»Mi sabe!« erklang diesmal diese Redensart ausweichend. Es war aber doch angebrachter gewesen als ein »si, si, Sennora«.

»Bestimmen Sie nun, wie ich den Erlös der Chinarinde verwenden soll?«

»No, Sennora.«

»Daß ich einen Teil den Armen vermachen soll?«

»Ich habe keine Bedingungen, Sennora!« erklang es mit Nachdruck.

»Auch nicht, wie ich es unter meine Mannschaft verteile?«

»Sennora, ich stelle gar keine Bedingungen!« erklang es immer noch einmal.

Dann war diese Sache aber auch erledigt.

»Und Sie wollen also gar nichts davon haben?« begann die Patronin doch noch einmal.

»No, Sennora.«

»Sie fordern nur Brot, Zwiebeln und Wasser.«

»Si, si, Sennora.«

Dann war es gut, daß wir gestern eine gute Portion Zwiebeln eingenommen hatten.

»Sie sind ganz bedürfnislos.«

»No, Sennora.«

»Nicht?!«

»Ich bedarf Brot, Zwiebeln und Wasser.«

Da durfte man wohl wenigstens lächeln, obgleich dieser Mann sicher keinen Witz machen wollen. Aber er hatte ja auch ganz recht.

»Und Tabak,« ergänzte ich.

»No, Sennor.«

»Sie rauchen doch.«

»Ich bedarf ihn wohl wie Papier, aber ich habe selbst genügend bei mir.«

»Ach so! Den sein ganzes Gepäck bestand also in Tabak und Zigarettenpapier.

Und Seife? hätte ich jetzt gern noch gefragt, unterdrückte es aber lieber.

»Sie bleiben also gleich hier an Bord?« begann wieder die Patronin.

»Si, si, Sennora.«

»So begrüße ich Sie herzlichst als meinen Gast.«

Die eingewickelte Mumie machte mit Grandezza eine Verbeugung.

»Herrgott, ich habe Ihnen noch nicht einmal einen Stuhl angeboten!«

»Gracias, Sennora.«

Aber er setzte sich nicht, wie auch wir immer gestanden hatten.

»Ich werde Ihnen sofort eine Kabine anweisen lassen.«

»Gracias, Sennora – danke, nein.«

»Was nein?«

»Ich brauche keine Kabine.«

»Sie brauchen keine Kabine?«

»No, Sennora.«

»Ja wo schlafen Sie denn?«

»Wo ich mich hinlege.«

A la bonheur! Ein bedürfnisloser Diogenes, Wohnraum und Bett verachtend, sich mit einem Fasse zum Schutze gegen Regen und Sonne begnügend. Meine Hochachtung! »Wenn ich nicht Alexander wäre, dann möchte ich Diogenes sein.«

Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein guter Witz ein.

Den Stoiker oder Zyniker Diogenes kennt wohl jeder. Ein Philosoph, der in möglichster Bedürfnislosigkeit

das höchste dem Menschen erreichbare Glück zu finden wähnte. Als er nur noch eine hölzerne Trinkschale besaß, und er sah einmal ein Kind aus der hohlen Hand trinken, warf er auch noch diese Schale fort. Aber eine Wohnung hatte er doch noch – ein Faß, wobei man jedoch an kein hölzernes denken darf, das man damals noch gar nicht kannte, sondern ein mächtiges, irdenes Gefäß ein Tank, ein Bassin aus gebranntem Ton, in dem damals der Wein aufgehoben wurde oder in dem man ihn doch gären ließ; sonst gab es ja Weinschläuche, vielleicht auch ein Wassertank.

Auch König Alexander von Mazedonien, den wir jetzt den Großen nennen, besuchte einmal den merkwürdigen Sonderling. Diogenes sonnte sich gerade vor seinem Fasse. Alexander unterhielt sich mit ihm, der Mann gefiel ihm, obgleich Diogenes natürlich nicht etwa aufstand. Das gab's bei dem nicht.

»Ich gewähre Dir eine Bitte.«

»Dann, bitte, gehe mir aus der Sonne.«

Und der König ging davon mit den Worten: »Wenn ich nicht Alexander wäre, dann möchte ich Diogenes sein.«

Diese Geschichte darf historisch für verbürgt gelten, Plutarch erzählt sie mit allen Einzelheiten, und dem königlichen Schüler des Aristoteles sieht solch eine Äußerung auch ganz ähnlich.

Nun kam mir einmal ein Buch in die Hände, in dem dieses Geschichtchen erzählt wurde. Nicht gerade ein Schulbuch, aber doch immerhin ein belehrendes Buch für die Jugend. Und da, wie der König ging, sollte er gesagt

haben: »Wenn ich nicht Alexander der Große wäre, dann möchte ich Diogenes sein!«

Ich war noch ein Kind, als ich das las, empfand es aber schon damals als einen guten Witz, daß der sich gleich selbst Alexander den Großen nannte. Und vielleicht habe ich Unrecht, vielleicht ist es gar kein Witz, denn so etwas kann heute auch noch vorkommen.

Übrigens habe ich später einmal selbst solch einen Diogenes kennen gelernt, am Bodensee, in der Nähe von Konstanz. Der alte Mann hauste in einer Bretterbude am See, war ganz bedürfnislos, und wenn er doch einmal Geld brauchte, so ging er als Hausschlächter.

Dabei ist nichts weiter. Solch ein faules Leben kann jeder Zigeuner und Tagedieb führen. Erst eine gewisse Philosophie und noch ein gewisses Etwas macht den Diogenes aus.

Ich habe mich mit dem alten Manne oft köstlich unterhalten, und von den vielen Geschichtchen, die über ihn zirkulierten, will ich hier nur eine anführen.

Der Bürgermeister des nächsten Ortes war Holzhändler, hatte dem Einsiedler einmal Bretter geliefert, schickte vergebens Rechnungen, zuletzt auch eine energische Mahnung, jener solle doch endlich seine Schulden bezahlen; worauf der moderne Diogenes ganz einfach zurückschrieb:

Sehr geehrter Herr Bürgermeister! Bezahlen Sie Ihre eigenen Schulden, aber kümmern Sie sich nicht um die Schulden von anderen Leuten.

Ich selbst wurde einmal Zeuge solch eines originellen Ausspruchs, begleitet von einer entsprechenden Handlung.

Der Alte schlachtete wieder einmal ein Schwein, was im Monat höchstens einmal geschah, dafür bekam er drei Mark, mehr brauchte er nicht monatlich für seinen Lebensunterhalt.

Die Prozedur des Schweineabstechens geschah in dem Städtchen in einem Hofe mit öffentlichem Durchgang, und, wie das nun so ist, es hatte sich ein zahlreiches Publikum versammelt, um mit anzuhören und anzusehen, wie die noch lebendige Zukunftswurst quiekt und sich verblutet.

Als nun das Schwein seine Seele ausgehaucht hatte, da nahm der Alte sein Käppchen ab, faltete die Hände und sagte salbungsvoll, so wie es der Pfarrer oder Kantor nach beendetem Begräbnis tut:

»Die lieben Anverwandten und Leidtragenden können nun nach Hause gehen.«

## 19. KAPITEL. BROT AUF DEM MEERE!

Wir waren mit günstigem Winde nach Rio de Janeiro unterwegs, nur um uns dort für ein weiteres halbes Jahr zu verproviantieren.

Die ganze Mannschaft hatte natürlich erfahren, um was es sich dann später handelte. Ja, die freudige Erregung war natürlich groß in einem Jahre durch Abrinden von Bäumen so runde sechzehn Millionen Mark verdienen zu können. Wie die dann geteilt wurden, darüber

wurde noch nicht gesprochen Jedenfalls waren wir dann fein heraus, dann konnten wir schon einmal »anecken«. Dann wurde einfach eine neue »Argos« gekauft, wir ließen eine neue nach eigenen Plänen bauen, und wir hätten viele Verbesserungen vorzuschlagen gehabt. Obgleich das Schiff für das Herz eines Seemannes nicht so ein toter Gegenstand ist. Lieber behielten wir diese »Argos« hier. Immerhin, unsere Zukunft war sicher gestellt.

Aber ich glaube, ich glaube fast – meine Jungens hätten lieber Zigeuners gespielt. Hätten lieber, wie wir uns es schon ausgemalt hatten, von der Hand in den Mund gelebt.

Ich dachte nämlich auch so.

Und die Patronin sicher auch. Die machte manchmal solche Andeutungen, ohne sich weiter auszusprechen.

Doch immerhin, die sechzehn Millionen wurden mitgenommen.

Eine Gaukelei war es ja doch auch, ebenso wie es das Geschäft mit den Hummern gewesen wäre, nur noch viel einträglicher. Und überhaupt hatten wir sie ja noch gar nicht in der Tasche! Vorläufig hatte die Patronin beim Kapitän gegen tausend Mark Schulden, und an Heuern standen auch schon wieder gegen 4000 Mark; denn die 70 Mann erforderten täglich gegen 400 Mark an Heuer und Gehalt, wobei ich nicht den von Juba Riata und Mister Tabak mitrechne, worüber ich nicht fragte und die Patronin mir noch nichts gesagt hatte, die aber, glaube ich, noch einen ganz anderen Gehalt bekamen.

Ja, war das überhaupt nicht nur ein märchenhafter Traum, das mit den sechzehn Millionen Mark, die wir innerhalb eines Jahres von den Bäumen schälen können sollten?!

So hätten wir uns wohl manchmal gefragt, hätten wir Kajütsgäste nicht ab und zu den riesenhaften Diamanten bewundert und seinen Besitzer immer vor Augen gehabt.

Sennor Montezuma della Estrada, von der Mannschaft kurz der Prospektador genannt, war und blieb ein lebendiges Rätsel, mindestens ein ganz merkwürdiger und auch unheimlicher Gesell.

Er hielt sich ganz zurückgezogen, lebte nur von Brot und Zwiebeln, aber man mußte aufpassen, wollte man ihn einmal essen sehen, das machte er in aller Heimlichkeit nur so nebenbei, schlenderte den ganzen Tag an Deck oder im Schiffe herum, kein Lieblingsplätzchen habend – wo er sich einmal anlehnte, da blieb er stundenlang lehnen, immer dicht in seinen Mantel gehüllt, den alten Filz tief über die Augen gezogen, eine Zigarette nach der anderen rauchend. Wenn er müde war, legte er sich in einen Winkel, in dem er sicher war, daß ihn niemand auf die Beine trat, wußte sich überhaupt wie eine Katze zu verkriechen, die manchmal spurlos verschwindet, bei Tage oder Nacht irgendwo zum Vorschein kommt.

Man wurde auch sonst recht an eine Katze erinnert, schon durch sein Schleichen. Waschen tat er sich nie, war wasserscheu wie eine Katze. Wenn das Deck naß war, hielt er sich in den unteren Räumen aus. War das

Deck trocken, und es wurden Vorbereitungen zum Deck-scheuern getroffen, so verschwand er schleunigst. Nur ja kein Wasser! Nun konnte es aber doch einmal passieren, daß er auch bei schönstem Wetter von einem überdammenden Spritzer getroffen wurde, dann schüttelte er sich genau wie eine Katze, schlenkerte auch in so eigentümlicher Weise einen Fuß nach dem anderen, genau wie es eine Katze tut, die nasse Pfoten bekommen hat, und machte schleunigst, daß er unter Deck kam.

»Si, si, Sennor, – No, Sennor. – Mi sabe.«

Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Da wurde er natürlich bald in Ruhe gelassen.

Unterdessen richteten wir den Raum ein, in dem wir unsere Theatervorstellungen geben wollten; denn das wollten wir nicht vergessen, dieser Gedanke machte meinen Jungens viel größeren Spaß, als der an die vier Millionen Milreis, wenn sie sich auch daran freuten, in dem brasilianischen Urwald einmal den Hinterwäldler spielen zu können.

Wenn ich sage, daß wir aus der Batterie den Boden herausnahmen, so drücke ich mich zwar nicht seemännisch aus – denn im Schiffe gibt es nur Decks und Decken – aber für den Leser ist es viel verständlicher.

Also wir entfernten auf dem Zwischendeck, das wir Batterie nannten, den Boden, so daß dieser Raum mit dem darunterliegenden Mitteldeck vereint wurde. Den Raum unter diesen nenne ich das Unterdeck, unter diesem befand sich der Doppelboden des Schiffes, auch noch ein Raum, aber nicht mehr verwendbar.

Jetzt verfügten wir über einen Raum von sechs Meter Höhe, der immer noch 42 Meter lang und 12 Meter breit war. Das war erst der Zuschauerraum des Theaters, der bei 500 Quadratmeter leicht 1000 Menschen fassen konnte. Hinten abgeschlossen wurde er durch den Mittelschacht, durch den der Schornstein und anderes ging, was für die Maschinen- und Kesselräume in die Höhe geführt werden muß, wie die Ventilationsröhren, durch welche auch die Asche entfernt wird. Aber noch immer blieben an den Seiten geräumige Zu- und Ausgänge für das Publikum, womit man rechnen mußte, daß die Polizei uns nicht etwa Schwierigkeiten in den Weg legte, uns solche Vorstellungen in einem Schiffe einfach verbot.

Vor der Entfernung des Bodens waren ja überhaupt erst viele Beratungen und prüfende Erwägungen aller Sachverständigen nötig gewesen. Aber es ging. Und als die Sache erst einmal eingeleitet war, dann konnten alle Mann in noch nicht ganz zwei Stunden den ganzen Boden entfernen und ihn in derselben Zeit wieder einsetzen, wozu eben verschiedene Vorrichtungen getroffen werden mußten, so zum Beispiel, daß jedes Deckbrett noch ein besonderes Loch am äußeren Ende bekommen mußte.

Mit diesen Decksbrettern errichteten wir in derselben Zeit, gleichzeitig beim Abnehmen, aber auch schon die tausend Sitzplätze, von vorn nach hinten etwas ansteigend, so daß die Bühne von jedem Platze aus gut zu sehen war, und jeder Platz war leicht zu erreichen und mit einer deutlich sichtbaren Nummer versehen, welche

Nummern wiederum dann das Zurückversetzen der Bretter zum Deck erleichterten.

Es war wirklich eine ganz geniale Einrichtung, wie wir das alles arrangiert hatten, mit welcher Schnelligkeit wir aus Batterie und Mitteldeck einen großen Theatersaal schufen, diesen wieder in zwei Schiffsräume zurückverwandeln konnten, und der geniale Gedanke, der dies alles überhaupt erst möglich machte, stammte aus dem Kopfe des Kapitäns Martin, woraus man schon ersieht, wie sehr der sich dafür interessierte.

Vorn unter der Back, mit der Batterie in gleicher Linie, lag unser Klubraum. Der mußte, wenn das Theater hergestellt wurde, fallen. Unter diesem lag die Segelkammer. Das heißt, ein ganz beträchtlicher Raum, solch eine Bühne hat manches Theater nicht! Der wurde dann also zur Bühne, etwas erhöht angebracht. Und nun von dieser Bühne nach oben in die Back und nach unten in das Unterdeck ein Liftzug.

Mag diese Beschreibung genügen. Ich kann nur sagen, daß wir eine Bühne schufen, die mit solchen technischen Einrichtungen wohl wenige Theater besitzen.

Während dieser Arbeiten wurde der Schiffsdienst nicht vernachlässigt, wozu auch die höchste Sauberkeit des ganzen Schiffes gehört, und unsere »Argos« glich immer einem Schmuckkästchen. Ebensowenig aber wurde der Sport vergessen, noch immer kämpfte täglich zu gewissen Zeiten Grün gegen Rot, noch immer wanderten die Silbersachen aus einem Schrank in den anderen.

Gerade vier Monate war ich nun an Bord, seit vier Monaten führten wir nun dieses Leben von sich trainierenden Athleten, und nicht an einem einzigen Tage waren diese Übungen unterbrochen worden.

Wie wir uns noch entwickeln würden, darauf war ich wirklich gespannt! Es waren ja von Anfang am starke, muskulöse Kerls unter uns gewesen – aber nun dieses tägliche Hantelstemmen mit fortgesetzt gesteigertem Mehrgewicht, ganz regelmäßig eingehalten, immer nach der Tabelle kontrolliert, niemals eine Überanstrengung – nur das nicht – und das ganze sonstige Sportleben, alle die anderen Übungen, bei denen keine Muskel unberücksichtigt blieb – und nun überhaupt auch sonst unsere ganze Lebensweise, ständig in frischer Seeluft, das beste, kräftigste Essen, reichlich Schlaf, nicht die geringste Aufregung, also niemals etwa ein Zechgelage, dem sonst auch nur zu gern unsere Turnvereine huldigen – ja, ich war wirklich gespannt, wie wir uns nach einem Jahre entwickelt haben würden!

Wenn man sich vorzustellen vermochte, wie es vor vier Monaten gewesen war, und wenn man die Gestalten mit den damaligen verglich – da konnte man Wunder konstatieren.

Da war zum Beispiel der Matrose Max, dem der Klapperstorch die große Zehe abgebissen hatte – gewiß, ein kräftiger Kerl war er immer gewesen, Schwächlinge kann

man an Bord doch nicht gebrauchen – aber von besonderen Muskeln hatte er nichts gezeigt, und nun ein langsamer, phlegmatischer Stockfisch! Und jetzt war dieser selbe Max schnell und gewandt wie eine Katze und zeigte außerdem Muskeln wie ein kleiner Herkules! Und so war es auch bei allen anderen der Fall. Sie bekamen einen ganz anderen Fleischansatz, der sich aber nur in festen Muskeln äußerte.

Doktor Isidor sprach oftmals darüber. Er selbst beteiligte sich immer mehr an unseren Übungen, griff sich fortwährend an seine Armmuskeln, von denen früher keine Spur zu bemerken gewesen war – ach, hatte der dünne Ärmchen gehabt! – und eine Folge davon war, daß er immer weniger Kognak pffif.

»Waffenmeister,« sagte er also oftmals, »wir machen der Welt etwas vor, was sie noch nicht gesehen hat. Daß einzelne Menschen, die sich sonst nicht durch Körperkräfte auszeichnen, durch systematische Übungen zu Athleten trainiert werden, das ist ja schon dagewesen, aber eine ganze Schiffsbesatzung aus 70 Mann bestehend, deren Körperbeschaffenheit sich so sichtlich verändert – das ist wohl noch nicht dagewesen, das ist auch ein wissenschaftliches Ereignis – hätte ich's nur von Anfang an sorgfältig verfolgt!«

So tat er es wenigstens noch jetzt, wog und maß täglich jeden einzelnen, prüfte besonders auch den Herzschlag, hatte dadurch viel zu tun. Und da wunderte sich und staunte dieser Doktor der Medizin, bei dem die »Medizin« aber doch nur ganz Nebensache war, besonders

über die Gleichmäßigkeit des Herzschlags jedes einzelnen. Ja, da staunte er wirklich, machte kein Hehl daraus, sprach es bei jeder Gelegenheit aus.

Das Herz des erwachsenen, gesunden normalen Menschen macht in der Minute 70 bis 80 Schläge. Die Anzahl ist aber bei jedem gleich. Meines macht zum Beispiel 76 Schläge. Das bleibt sich immer gleich, mit Ausnahme natürlich, wenn man aufgeregt ist, seelisch oder wenn man sich überanstrengt hat. Normal, meine ich immer,

Aber man braucht ja nur die Fingerspitzen auf den Puls zu legen, so fühlt man, daß der Pulsschlag kein gleichmäßiger ist; bald geht er schneller, bald langsamer, wenn auch in jeder Minute die gleiche Anzahl herauskommt. Die langsamen Pulsschläge werden dann immer durch schnellere wieder eingeholt. So ungefähr, wie Mister Tabak auf seiner Pauke die ausgefallenen Takte schnell wieder einholte.

Und nun staunte Doktor Isidor, wie gleichmäßig jetzt bei uns allen der Puls ging. Er hatte dazu einen besonderen Apparat konstruiert, durch den er die Schläge auf einem Papier registrierte.

»Wunderbar, wunderbar, diese Regelmäßigkeit! So etwas hätte ich nicht für möglich gehalten!«

Mehr will ich davon nicht sagen, ich selbst verstehe nichts weiter davon. Es genügt, daß dieser Arzt diese Regelmäßigkeit so staunenswert fand.

Und aus dieser Herztätigkeit darf man wohl auch auf die Gemütsstimmung schließen. Ich kann nur sagen, daß

ich mich selbst damals in einer ständigen Arbeitsfreudigkeit befand, wie ich sie bisher nie gekannt hatte, obgleich ich nie ein arbeitsscheuer Mensch gewesen bin. Es war etwas so ganz Besonderes in mir. Und dasselbe mußte bei allen anderen der Fall sein. Ins Herz sehen konnte ich ihnen ja nicht, aber ich las es doch in ihren strahlenden Augen. Wirklich, sie hatten jetzt alle solche strahlende Augen bekommen. Und wenn es einmal eine schwere Arbeit gab, so gingen sie alle mit einer wahren Wut daran. Uns wäre nichts angenehmer gewesen, als wenn wir jetzt ein Wrack gefunden hätten, auch wenn es nur mit Salz beladen gewesen wäre, in Doppelzentnersäcken. Uns mit diesen Säcken herumbalgen zu können, es wäre uns die reine Lust gewesen! Da wir nun aber keine solche Gelegenheit hatten, so mußten wir eben dem Überschuß von Kraft, den wir in uns fühlten, in Sportübungen Luft machen. –

Am 8. Mai hatten wir Kapstadt verlassen, und am 17. – wir hatten gerade den Wendekreis passiert – trat völlige Windstille ein, bald wurde die See glatt wie ein Spiegel.

Nun, wir konnten ja dampfen. Aber weshalb sollten wir? Keiner von uns hatte es mit den Millionen so eilig, jeder hatte es lieber, diese Ruhe des Schiffes einmal zum Bootspulen und zum Schwimmen zu benützen.

Höchstens hatte da der Prospektador ein Wort mitzusprechen.

»Wir möchten gern hier liegen bleiben, bis wir wieder günstigen Wind haben, oder so lange die See so ruhig ist!« sagte der Kapitän zu ihm.

»Si, si, Sennor Capitano.«

»Die Leute wollen bootspulen und schwimmen.«

»Si, si, Sennor.«

»Sie haben es nicht so eilig, nach Brasilien zu kommen?«

»No, Sennor.«

»Kann denn die Chinakultur nicht unterdessen schon von anderen gefunden und ausgebeutet worden sein?«

»No, Sennor.«

»Weshalb denn nicht?«

»Mi sabe.«

»Sie wissen bestimmt, daß die Bäume dort noch unangestastet stehen und bis zu unserer Ankunft dort unangestastet stehen bleiben werden?«

»Si, si, Sennor.«

»Woher wollen Sie denn das so genau wissen?«

»Mi sabe.«

»Sie sind wohl allwissend?«

»Mi sabe.«

»Well.«

Die Vorbereitungen wurden getroffen. Die einen wollten Bootsrudern, die anderen unterdessen nach einem ausgesteckten Ziele schwimmen

»Haifische!« erklang da der Ruf.

Sie statteten uns einen Besuch ab, Blauhaie, Menschenhaie, Menschenfresser, mindestens zwei Dutzend, stattliche Burschen darunter, bis vier Meter lang.

Da sie uns nun einmal ausgekundschaftet hatten, würden wir sie nun auch nicht wieder los werden, sie würden uns bis nach Rio begleiten.

Da war es nun natürlich nichts mehr mit dem Schwimmen im offenen Meere.

I Gott bewahre! Haifische – Schnickschnack!

Was man von der furchtbaren Gefährlichkeit der Haifische fabeln hört, das wird einem zuletzt zum Ekel.

Da es aber nun einmal so ist, die Landbewohner so etwas gern hören, so flunkern wir nur noch mehr dazu.

Ja, natürlich – wenn das Schiff langsam versinkt, man hängt in den obersten Wanken – oder man klammert sich am gekenterten Boote fest, umringt von Haifischen – dann hört der Spaß auf.

Oder man fällt über Bord, wird beim Wasseraufschlagen von der Pütze herabgerissem zwischen die Haifische – dann heißt es tüchtig strampeln! So lange man sich heftig bewegt, beißt der Hai nicht. Er muß sich dazu erst auf den Rücken wälzen, das Fassen der Beute in dieser Lage macht ihm Schwierigkeiten, das weiß er, deshalb schnappt er überhaupt nicht, so lange man sich tüchtig bewegt, so lange man schwimmt. Er liegt auf der Lauer, bis sich die Beute einmal nicht mehr bewegt. Dann freilich hat er sich mit Blitzesschnelle umgewälzt und sein Opfer auch schon beim Beine oder beim Arme oder mitten um den Leib gepackt und verschwindet mit ihm. Ob ein Hai von vier Meter Länge wirklich einen erwachsenen Menschen auf einmal verschlingen kann, darüber gehen die Meinungen auseinander. Ich möchte es nicht

bezweifeln. Ich selbst habe im Magen solch eines Hai-es einen Tunfisch von zwei Meter Länge gefunden. Am gefährlichsten ist daher, wenn man über Bord zwischen Haifische gefallen ist, der Moment, da man sich schon gerettet glaubt. Wenn man das Fallreep ergreift oder das zugeworfene Tau, an dem man in die Höhe gezogen wird. Der Hai schnellt noch hoch und packt sicher zu, wenn man schon ein Meter über Wasser ist; denn da kann er eben von unten noch zuschnappen.

Sonst aber, so lange man das feste Deck unter den Füßen hat, ist der Mensch Beherrscher des Meeres und über alles, was darin schwimmt, da läßt er sich nicht von Haifischen irritieren.

Wer schwimmen wollte, der schwamm, die Strecke wurde von einigen Booten bewacht, der Hai taucht niemals plötzlich von unten auf, er zeigt seine Rückenflosse schon von weitem, besinnt sich lange, ehe er sich nähert – und dann bekam er einfach eine Gewehrkuugel, worauf der Hai wie ein geölter Blitz auf Nimmerwiedersehen von dannen schießt.

Auf diese Weise konnten wir uns also schon zuvor von den Haifischen befreien. Wir beschossen sie einfach. Alle trifft man dabei nicht. Mit den ersten Getroffenen geht die ganze »Schule« ab.

Aber auch das wollten wir nicht tun. Wir hatten schon immer ein Experiment ausführen wollen, wozu wir Windstille abgewartet, oder wir hätten alle Segel festmachen müssen. Jetzt war die Gelegenheit dazu gerade günstig.

An Haifische hatten wir dabei gar nicht gedacht, aber desto besser, daß welche vorhanden waren.

Bemerken will ich noch, daß man den Haifisch nicht anders fangen kann, als mit dem Köder an der Angel. Geschossen kann er also nicht werden. Auch wenn er ganz bestimmt eine große Kugel durch das Gehirn bekommen hat, schießt er doch noch pfeilschnell davon und verschwindet. Von der Harpune reißt er sich unter allen Umständen los, läßt nur einen Fetzen Fleisch daran zurück. Dagegen beißt er auf jeden Köder, es braucht gar kein Fisch zu sein.

Wenn er am Haken hängt, so beginnt er sich mit rapider Schnelligkeit zu wälzen, in der Längsrichtung des Seiles, würgt dieses regelmäßig ab, selbst eine Stahltrosse. Also muß eine Vorrichtung vorhanden sein, daß das Seil die Drehungen mitmacht. Dann kann es der Hai natürlich nicht abwürgen.

Man hat soviel Gelegenheit dazu, aber es wird selten gemacht. Ab und zu fordert der Kapitän dazu auf, macht sich die Mannschaft im Hafen oder auf einem Segler bei Windstille oder flauem Winde dieses Vergnügen. Es ist überhaupt gar kein Vergnügen. Liegt der Hai an Deck, dann ist es nur noch eine scheußliche Schlächterei. Man kann auch mit dem Tiere gar nichts anfangen. Die Haut wird von Drechslern wie Glaspapier benutzt. Aber Glaspapier ist doch billig genug. Die Leber, bei großen Tieren meterlang, gibt einen sehr guten Tran. Das ist aber auch alles. Das Fleisch ist nur von jungen Tieren genießbar, ist aber auch eine besondere Liebhaberei. Ich kann es nicht

essen. Aus dem Rückgrat wird ein Spazierstock gefertigt. Das macht aber jeder Seemann in seinem Leben nur einmal. Die Abdreherei ist eine einsame Arbeit. So läßt man den Haifisch ungeschoren, meiner Ansicht nach viel zu viel oder man vertreibt ihn durch Schüsse.

Also wir hatten schon immer etwas Besonderes vorgehabt, nur eine günstige Zeit dazu abgewartet – eine besondere Art von Fischfang, obgleich wir dabei nicht an Haie gedacht hatten. Nun aber konnten auch gleich die drankommen.

Doktor Isidor präparierte schnell ein Medizinfläschchen, füllte Pulver hinein, leitete durch den durchbohrten Kork zwei überspinnene Kupferdrähte mit blanken Enden, der Kork wurde noch durch Teer gedichtet.

Jetzt um das Fläschchen eine dünne, aber große Scheibe Salzfleisch gewickelt, etwas befestigt, und so diesen Köder über Bord geworfen.

Sofort drehte sich ein Hai herum, das Stück Fleisch verschwand im zähnestarrenden Rachen; daß er untertauchte, erlaubten wir noch, dann ein Druck auf einen Knopf, der elektrische Strom war geschlossen, – pardauz, eine Explosion, und weg war der Kopf!

Furchtbar arbeitete noch der Leib. Aber daß der ohne Kopf davonschoß, soweit ging es denn doch nicht. Und da sauste auch schon des Eskimos Harpune herab und um den Leib, der sich schnell ausgetobt hatte, wurden Schlingen angebracht, so wurde er dann an Deck gezogen.

Für uns war dieser Haifisch ja nicht so nutzlos. Wir hatten Raubtiere genug an Bord, die das für Menschen ungenießbare Fleisch mit Wollust fraßen.

Allerdings hatten wir es nicht nötig, brauchten auch sonst nicht auf Fischfang auszugehen, wegen Fütterung der Raubtiere. Bei der Ausrüstung in Liverpool hatte die Patronin oder Kapitän Martin in einer Zwangsauktion 150 Tonnen, gleich 3000 Zentner Stockfische erstanden, für 70 Pfund Sterling. Das ganze Kilogramm kostete also noch nicht einmal einen Pfennig. Solche Gelegenheiten hat man manchmal in Seestädten. Vorn das Unterdeck war noch ganz vollgepfropft von Stockfischen, ohne daß sich ein Geruch bemerkbar machte. Und alle die Raubtiere und Hunde fraßen das Zeug noch mit derselben Gier wie am ersten Tage, gleich steinhart wie es war, amüsierten sich damit als mit kaubaren Knochen, es bekam ihnen ausgezeichnet.

Noch waren wir damit beschäftigt, um den kopflosen Haifischkörper die Schlingen zu legen. Die anderen waren bei der Explosion davongeschossen. Da begann sich die Oberfläche des Meeres mit Fischen zu bedecken, bis zu einem halben Meter groß, alle auf der Seite schwimmend. Lauter Makrelen. Ein köstlicher Fisch!

In einiger Tiefe hatte sich gerade ein Zug Makrelen bewegt, sie waren durch den Wasserdruck, von der Explosion erzeugt, betäubt worden, sie kamen an die Oberfläche, immer mehr und mehr, bis alles davon wimmelte.

Aber auch viele andere Fischarten waren darunter, besonders größere Raubfische, die auf die Makrelen Jagd gemacht hatten. Ich will keine Arten aufzählen.

Das war es gewesen, was wir beabsichtigt hatten. Einmal auf diese Weise zu fischen. Durch Explosion. Indem wir daran gedacht hatten, daß wir einmal kein Geld hatten, uns Proviant zu kaufen. Daß wir dann wenigstens Fische hatten.

Wie schwer es ist, auf hoher See Fische zu fangen, das habe ich ja schon einmal erwähnt. Fische gibt es im Meere sicher allüberall in den verschiedensten Tiefen. Aber sie wollen nicht beißen, das ist es! Sie haben dort unten andere Nahrung genug, als daß sie gleich nach jedem Köder schnappen. Ein Fisch frißt doch immer den anderen auf.

Etwas anderes ist es dort, wo sie in kolossalen Rassen vorkommen, wie auf den Neufundlandsbänken, auf der Doggerbank, überhaupt an jenen untiefen Stellen, die man Fischbänke nennt, welche die Tiere regelmäßig zu gewissen Zeiten in ungeheuren Schwärmen aufsuchen, wohl wegen des Laichens, sich überhaupt immer dort aufhalten, oder eine Art verdrängt immer die andere. Dort lohnt sich sogar die Angelfischerei, weil die Fische alles Genießbare sofort erschnappen.

Es war nicht etwas Neues, was wir da erfunden hatten. Besonders auf Kriegsschiffen, die in fischreichen Buchten liegen, machen es sich die Matrosen oft zum Spaß, sich auf diese Weise ein Gericht Fische zu verschaffen. Allerdings nicht durch Pulver und elektrischen Funken.

Sie nehmen eine alte Selterswasserflasche mit Patentverschluß, lassen sich vom Lazarettgehilfen etwas doppeltchlorsaures Kali und Schwefelsäure geben oder besorgen sich diese Chemikalien von Land; es wird in die Flasche geschüttet, diese schnell verschlossen und ins Wasser geworfen. Es muß aber sehr fix gehen, sonst explodiert sie in der Hand, und dann wird's böß!

Bald brodeln eine mächtige Luftblase empor, dann kommen die betäubten Fische, die sich im Umkreise befunden haben, nach oben, man liest die besten Sorten heraus.

Diese Art von Fischerei ist streng verboten, soweit es sich verbieten läßt. Bis auf drei oder in einigen Ländern auch vier Seemeilen von der Küste entfernt, und in Binnenmeeren, wie in Nord- und Ostsee.

Meiner Ansicht nach ist es ganz mit Unrecht verboten. Es ist durchaus keine Aasfischerei, wie man sagt. Wohl mögen die Fische, die sich in allernächster Nähe der direkten Explosion befunden haben, getötet werden – alle anderen werden nur betäubt, erholen sich bald wieder und schwimmen davon. Ich habe mich später zahllose Male davon überzeugt, daß es dem betäubten Fische nichts geschadet hat. Ich weiß nicht, weshalb diese Art von Fischerei nicht erlaubt ist. In süßen Binnengewässern ist es freilich etwas ganz anderes, da dürfte man wohl zuviel junge Brut dabei vernichten. Aber im Meere? Und im offenen Meere kann man es ja überhaupt gar nicht verbieten.

Wir schöpften in handlichen Netzen, setzten auch schnell die Boote aus. Wir mußten uns beeilen, denn die Fische kamen bald wieder zu sich. Jetzt kehrten auch die entflohenen Haifische zurück, um sich an der bequemen Beute zu mästen. Sie wurden mit Gewehrkugeln empfangen, und da gingen sie davon, um nicht wieder zurückzukehren.

Wir zählten dann 627 große Makrelen, im Durchschnitt ein Kilogramm schwer, die wir geschlachtet und ausgeweidet hatten. Wenn alle Mann anfaßten, so war das eine Kleinigkeit. Sie wurden sofort gebückelt oder auch gebökelt, nicht etwa aber gepökelt. Der Pökling hat gar nichts mit pökeln zu tun, wie das Pökelfleisch, man kann höchstens Bökling sagen, was auch richtiger wäre als das Bückling. Diese Art von Konservierung ist nämlich eine Erfindung des flandrischen Fischers Christian Boekel! Es ist ein unglücklicher Zufall, daß der gerade so heißen mußte, dadurch kommt nun die fortwährende Verwechslung zwischen pökeln und bökeln. Deshalb sagt man eben bückeln.

Wir hatten schon vorher alle Vorbereitungen zum Bückeln getroffen oder doch alles erwägt, indem wir eben schon an solch eine Fischerei gedacht hatten, wenn auch nicht gleich solch eine Beute erhoffend.

Die Fische wurden mit den durchbohrten Köper an eisernen Stangen aufgereiht und diese in einer der beiden Ventilationsröhren befestigt, die nach dem Heizraum hinabgingen. Mit dem 500. Fisch machten wir erst einmal

Schluß, mehr hätten wir auch nicht gut hineinbringen können.

Und das war überhaupt nicht so einfach, wie ich hier erzähle. Wir hätten in dieser Blechröhre nicht so einfach mehr als zehn Zentner Gewicht befestigen können. Dazu wurde erst ein Krahn aufgebaut, an dem das Ganze hing. Das war es eben, was wir schon vorbereitet hatten, sonst wären wir nicht so schnell damit fertig geworden.

Es war noch eine kleinere Dampfmaschine von einigen Pferdekraften vorhanden, der Donkey, der Esel. So genannt, weil sie zu allerhand Hilfsleistungen verwendet wird, wenn die große Maschine steht; wie zum Treiben der Winden im Hafen. Jedes größere Segelschiff hat jetzt seinen Donkey.

Dazu gehört natürlich auch ein besonderer Kessel. Die Feuerung geht auf Dampf in einen großen Schornstein, muß aber auch isoliert werden können.

Unter diesem Kessel wurde ein Holzfeuer angemacht. Holz hatten wir jetzt genug an Bord. Vorher wurde das Feuerrohr in die Windtute mit den Fischen geleitet. Ein zweites Rohr wurde mit dem Orgelgebläse in Verbindung gebracht und gleichfalls in die Windtute geleitet, und nun ging die Geschichte los. Zuerst wurde das Gebläse mit der Hand gedreht, wozu ein Mann genügte, er erzeugte einen ganz intensiven Luftstrom, dann später, als im Kessel der nötige Atmosphärendruck war, konnte ja auch die kleine Maschine laufen.

Na, wir waren ja gespannt, was da herauskommen würde! Wir konnten uns ja auch tüchtig verspekuliert haben mit unserer ingeniösen Idee!

Unter den Matrosen befanden sich einige Sachverständige, welche immer einmal prüften, Beratungen abhielten und Wärme und Luftstrom regulierten. Zu diesen gehörte Mister Tabak nicht. Dieser Eskimo verstand sich nur auf die verschiedene Präservierung des Kabeljaus, auf Stockfisch, Klippfisch und Laberdan, womit er aber nun auch schon große Pläne im Kopfe hatte, schon davon zu schwärmen begann, wie er aus dem ganzen Schiffe eine Fischdörrerei und -Salzerei machen wolle.

Nach vier Stunden wurde die Räucherei für beendet erklärt, aus der Windtute kamen 500 prachtvolle Makrelen-Bücklinge zum Vorschein, wie Gold glänzend! So, nun konnte Meister Hämmerlein wieder Orgel spielen, sein Blasebalg war wieder frei.

Aber nein! Wir hätten diese Räucherei ins Endlose fortsetzen können.

Doktor Isidor hatte eine zweite Flasche präpariert, eine viel größere, und brachte sie in einer Tiefe von genau 100 Metern zur Explosion.

Ach, was hatten wir da gemacht! Bald bedeckte sich die Meeresoberfläche in einem Umkreise von einigen hundert Metern mit Tausenden und aber Tausenden von betäubten Makrelen! Überhaupt gar nicht zu taxieren. Es war einfach eine dicke Schicht von Fischleibern, welche alles Wasser verdrängten.

Auch der Magen dieser Tiere war ebenso wie bei den ersten strotzend mit kleinen Fischchen gefüllt. Mehrere Matrosen, behaupteten, daß das ebenfalls Makrelen seien, junge Brut, und sie würden schon recht haben. Alle Raubfische fressen ihre eigene Brut. Die Fruchtbarkeit der Makrele kenne ich nicht. Ein rochener Kabeljau hat vier bis sechs Millionen Eier im Leibe, Leeuwenhoeck, seinerzeit der beste Fischkenner will neun Millionen Eier gezählt, respektive gewogen haben. Und die Makrele wird dem Kabeljau nicht an Fruchtbarkeit nachstehen. Da dürfen schon solche Fische ihre eigenen Kinder fressen. Was soll denn sonst daraus werden.

Merkwürdig war, daß diese kleinen Fischchen nicht in die Höhe kamen; deren Luftblase war eben noch anders beschaffen.

Wir hatten sechzehn große, leere Fässer zur Verfügung, die salzten wir unter fachkundiger Leitung mit Makrelen voll. Der Überschuß an geschlachteten Fischen wurde sofort verspeist, die Tiere damit gefüttert.

Da aber waren die anderen Makrelen schon längst verschwunden. Eine Viertelstunde später, nachdem die ersten erschienen waren, schwammen die letzten schon wieder davon. Man konnte es deutlich beobachten, wie sie nach und nach wieder lebendig wurden. Leichen waren nicht zu bemerken.

Unter uns bewegte sich ja wahrscheinlich gerade ein Makrelenzug hin, vielleicht nach Milliarden zählend. Von der Massigkeit dieser Fischzüge können wir uns ja gar keine Vorstellung machen.

Wie dem aber auch sei, das wußten wir jetzt bestimmt: wenn wir auch kein Geld mehr hatten, verhungern würden wir nicht auf dem Meere. Und wenn wir wollten, konnten wir aus unserem Schiffe eine Fischräucherei machen. Geld läßt sich damit verdienen.

## 20. KAPITEL. EIN KAUM GLAUBLICHER VORFALL.

Am 27. Mai früh in der neunten Stunde nahmen wir Peilung auf Rio, machten Dampf auf, nahmen einen Lotsen an Bord. Die Einfahrt in die Bucht ist wegen vieler Inselchen sehr schwierig. Dafür aber gibt es auch nur *ein* Rio de Janeiro. Nur der Hafen von Sidney übertrifft es noch an Schönheit. Was will denn der Hafen oder die Bucht von Neapel dagegen sagen! Na ja, durch seinen Vesuv.

»Die Argos von Noald, los Argonautes von Kapstadt!« rief der Lotse sofort.

Es war alles schon bekannt. Der »Neuyork Herald« war natürlich die erste Zeitung auf dem amerikanischen Kontinent gewesen, die von unseren Triumphen in Kapstadt in einem Berichte von 200 Zeilen erzählt hatte – ein telegraphischer Bericht! – der mindestens tausend Dollars Depeschengebühren gekostet hatte. Aber so etwas leistet sich ja so eine Zeitung jeden Tag.

Das hatten die Zeitungen in Rio nachgedruckt, eine Menge portugiesische, englische, spanische, französische und italienische Blätter – eine deutsche Zeitung gibt es in Rio noch immer nicht, so viel Deutsche dort auch leben, so viele Vereine sie auch bilden – dann aber hatten

uns bereits auch schon zwei Dampfer überholt, aus Kapstadt kommend, welche wußten, daß die »Argos« nach Rio wollte, so daß gerade jetzt alles wieder brühwarm war.

Auf Reede liegend, ließen wir über uns das Chor der Rache ergehen, alle die Beamten des Zolles, der Hafenpolizei, der Sicherheitspolizei, der Gesundheitspolizei und sonst noch verschiedener Polizeien, wir fütterten und tränkten sie ab und logen ihnen etwas vor, bekamen dann aber auch, wie wir wünschten, vom Hafenmeister einen möglichst einsamen Platz angewiesen, ganz am Ende der Häuserreihen, am Kai St. Christavao, hatten, falls ein Bedürfnis vorlag, den Friedhof ganz in der Nähe, auf der Halbinsel Caju. Noch näher lag dem Friedhof ein spanischer Dampfer, der auch schon sehr nach Sterben aussah, er erstickte bald vor Dreck, dann kam ein Italiener, dann zwei Franzosen, dann wir, dann weiter viele Eingländer und Deutsche und noch mehr Franzosen.

Einsam blieben wir freilich nicht lange. Bald sammelte sich das Publikum an, um uns anzustarren, auch Menschen genug, die uns einen Besuch abstatten wollten, besonders Zeitungsmenschen.

Das Betreten eines jeden Schiffes ist immer erlaubt, kann vom Kapitän nicht verboten werden. So lange es bemannt ist. Denn das Schiff gilt als Wohnung der Besatzung und jeder Mensch muß doch in seiner Wohnung besucht werden können.

Aber das ist es eben! Man braucht doch nicht jeden Besuch zu empfangen. Also das Laufbrett ausgescho-ben, um der allgemeinen Höflichkeit nachzukommen, ein paar handfeste Matrosen als Portiers davorgestellt, und dann war Zapfen ab. Wenn sich ein guter Freund melde-te, der uns besuchen wollte, so hätten wir es schon erfah-ren, der wurde empfangen, sonst niemand. Nur Beamte in Uniform oder mit Legitimation mußten freien Zutritt haben.

Als alles soweit geregelt war, ging ich zur Patronin, um mit ihr zu besprechen, wie wir es wegen der Eintrittskar-ten halten wollten. Heute abend schon?

Ich war noch nicht weit mit meinen Auseinandersetzungen gekommen, als sie plötzlich vor mir auf die Knie fiel.

»Georg, Georg – ich bitte Dich um alles in der Welt – habe Erbarmen mit mir!« jammerte sie mit gerungenen Händen.

»Ja um Gottes willen, was ist denn los?« rief ich tödlich erschrocken.

»Ich kann nicht, ich kann nicht – ich kann nicht auf meinem Schiffe solche Theatervorstellungen geben und das Geld dafür nehmen!«

Da war es!

Hatte ich es doch fast geahnt!

Sie war auf der ganzen Reise nicht mehr die Richtige gewesen.

Und ich konnte es ja ganz gut begreifen. Die Freifrau von der See, die freie Seekönigin – die war sie nun nicht

mehr. Sobald sie auf solche Theatervorstellungen angewiesen war, daraus ein Geschäft machte. Da hatte sie vollkommen recht, das konnte ich ihr ganz deutlich nachempfinden.

»Na dann also nicht!« sagte ich einfach.

Aber sie blieb liegen und jammerte weiter.

»Nehmt mein Schiff – tut damit, was Ihr wollt – aber ich kann dann nicht länger darauf bleiben – ich verstecke mich einstweilen irgendwo an Land –«

»Ach dummes Zeug, Helene!« stellte ich mich ärgerlich. »Was hast Du denn nur zu jammern? Wir machen's eben nicht und damit basta! Wir nehmen nur Proviant ein, dann segeln wir weiter und holen uns die vier Millionen Milreis, dann ist ja die ganze Sache wieder im Lote –«

So sprach ich noch weiter, jetzt freilich wieder als Waffenmeister zur Patronin. Es gelang mir, sie wenigstens wieder zu beruhigen. Das Richtige war es ja noch längst nicht.

»Ich will den Kapitän rufen –«

»Nein, nein– sprechen Sie mit ihm – ich kann jetzt nicht – ich will allein sein, nur allein sein –«

Ich ging zum Kapitän Martin und berichtete ihm.

»Well.«

Dann mußte er aber doch erst einige Gänge durch die Kajüte machen, ehe er seine Gedanken gesammelt hatte.

»Auf diese Theatereinnahmen hier in Rio hatte ich freilich stark gerechnet, sonst hätte ich gar nicht vorgeschlagen, erst nach Rio zu gehen, um uns zu verproviantieren.

Ich habe schon die Produktenbörse gelesen und meine Kalkulation aufgestellt 15 000 Mark brauchen wir für ein halbes Jahr Proviant. Ich würde sie gern verlegen, aber – wozu denn eigentlich? Nach der Berechnung des Prospektadors handelt es sich doch um dreimalhunderttausend Zentner Chinarinde, das sind 15 000 Tonnen, dazu müssen wir doch überhaupt mindestens vier Fahrten machen. Was sollen wir da gleich soviel Proviant mitnehmen? Da behalte ich mein Geld doch lieber in der Tasche. Also sagen Sie der Patronin, daß wir –«

Er brach ab, um einmal ganz energisch mit den Beinen zu schlenkern.

»Nein, sagen Sie, daß alles in Ordnung ist. Ich kaufe den Proviant. Solchen Schmerz will ich ihr nicht machen, als hätte die Aufgabe der Theatervorstellungen etwas an meinem Entschlusse geändert.«

Ich holte ihm seine Hand aus der Tasche, um sie zu schütteln und zu drücken.

»Well, da ist gar nichts weiter dabei. Ich werde den nötigen Proviant schon ohne Zwischenhandel direkt vom Schiff bekommen, dann können wir unter Umständen noch ein feines Geschäft dabei machen. Ich gehe gleich jetzt.«

»Wollen Sie nicht einmal den Diamanten mitnehmen und Erkundigungen einziehen, was er wert sein mag? Gerade hier in der brasilianischen Hauptstadt muß es da doch Sachverständige genug geben.«

»Ja, das will ich. Aber nicht jetzt, sonst könnte sie denken, ich wollte erst eine Sicherheit haben. Nein, ich

brauche keine Sicherheit. Die Sache des Prospektadors scheint mir schon sicher genug.«

Kapitän Martin ging.

Ich begab mich in die Batterie, in der gerade alle Mann beschäftigt waren, sie in einen Zuschauerraum mit tausend Plätzen zu verwandeln.

»Stoppt mal Eure Arbeit. Kommt mal alle her. So und so.«

Ruhig nahmen sie meine Erklärung hin.

Aber ihre Niedergeschlagenheit war groß, sehr groß.

»Sie kann es natürlich recht gut mit ihrer Ehre vereinigen, aber nicht mit ihrer Würde, nicht mit ihren Idealen. Versteht Ihr, was ich meine?«

»Freilich, ja freilich, Waffenmeister.«

»Wenn wir mit der Chinarinde wieder genügend Geld verdient haben, dann wird es wieder anders, dann geben wir wieder Vorstellungen, aber nur, um das Geld wieder den Armen zu geben.«

»Freilich, ja freilich, Waffenmeister.«

Und schweigend trugen sie die Sitzplätze wieder ab, um aus den Brettern wieder die Decke herzustellen.

Ich ging in meine Kabine, zerriß den langen Brief, den ich während der letzten Tage an meinen Vater geschrieben hatte. Nur eine Vergeßlichkeit war es gewesen, daß ich ihn noch nicht zur Post gegeben hatte. Jetzt empfand ich es als ein Glück. Es stand manches darin, was jetzt ganz haltlos geworden war. So schrieb ich einen neuen. Eine Stunde verging.

»Die Patronin läßt den Herrn Waffenmeister bitten!« meldete Siddy.

Ich begab mich hin. Sie hatte die funkensprühende Wallnuß in der Hand.

»Wir wollen uns hier doch einmal erkundigen, was dieser Diamant wohl –«

»Der Herr Kapitän!« meldete Siddy, die Tür aufreißend.

Kapitän Martin trat nicht, sondern er stürmte herein.

»Dunnersschlag!! Hält denn der Mensch so etwas für möglich?!«

Zunächst mußte ich den Kapitän für betrunken halten.

Erstens diese Worte bei dem stürmischen Eintritt, zweitens dieses dunkelrote, glühende Gesicht, und drittens – und das war das allerschlimmste Zeichen! – hatte er seine Hände nicht in den Hosentaschen.

»Frau Patronin, zeigen Sie mir doch noch einmal die Depesche von Ihrem Neuyorker Rechtsanwalt.«

Sie hatte sie gleich zur Hand, er nahm und las sie.

Bodenkredit bankrott, alles verloren!

Das las er laut, das andere für sich.

Und dann warf er das Papier auf den Tisch, steckte die Hände in die Hosentaschen, warf sich auf einen Stuhl und streckte die Beine weit von sich.

»Nein, hält man denn so etwas für möglich, hahaha!!«

Und er brach in ein unauslöschliches Gelächter aus, wozu ich diesen Mann gar nicht für fähig gehalten hätte. Oder ich mußte ihn mir am Groggtisch zwischen anderen

alten Kapitänen vorstellen, wenn so die besten in aller Welt selbsterlebten Witze durchgenommen werden.

Wie wir ihn noch verständnislos anstarrten, sprang er wieder auf.

»Frau Patronin, ich will meine Botschaft nicht lange hinhalten – ich gehe vorhin auf meine Bank – frage so nebenbei, ob denn bei dem Bankrott der Neuyorker Bodenkreditbank noch etwas herauszuholen wäre. – »Wuat,« brüllt mich der Kerl an, »die Neuyorker Bodenkreditbank bankrott?! Sie sind wohl ein bißchen verrückt geworden.« –«

»Was?!« schrien auch wir beide jetzt auf. »Die Neuyorker Bodenkreditbank nicht bankrott?!«

Der Kapitän holte seine Hand hervor, um sie, vorgebeugt da stehend, gegen seine Stirn zu klatschen.

»Na Menschenkinder – wie könnt Ihr denn nur glauben, daß die Neuyorker Bodenkreditbank überhaupt krachen gehen kann? Das ist doch die solideste Bank, die's überhaupt in der Welt gibt, die beleiht doch nur Grund und Boden im Staate Neuyork – ins Gesicht haben sie mir gelacht – und jetzt lache ich Euch ins Gesicht – Menschenkinder, wie könnt Ihr denn nur glauben, daß die Neuyorker Bodenkreditbank zahlungsunfähig werden könnte – seid Ihr denn nur ganz und gar von Gott verlassen – hahahaha!!«

Und der alte Kapitän blickte sich und klatschte aus seine Knie.

Ich will gleich vorgreifen, es etwas anders erzählen, als wie es kam.

Wie war denn so etwas nur möglich?!

Nun, gegen zwei Uhr war ich damals in Kapstadt an Bord zurückgekommen, gerade wie der Depeschbote das Telegramm abgeliefert hatte.

Bodenkredit bankrott, alles verloren!

Undsoweiter. Gegen zehn Zeilen. Die Aktionäre haben höchstens 5 Prozent zu erwarten.

Aus Neuyork, unterzeichnet oder vielmehr aufgegeben von Steffenson, dem früheren Rechtsanwalt und noch jetzigen Geschäftsvertreter der Mistreß Helene Neubert, an die das Telegramm gerichtet war. Daß sie sich mit ihrem Schiffe in Kapstadt befand, hatte sie ihm sofort bei ihrer Ankunft telegraphiert.

Wer von uns dachte daran, nun gleich in die Stadt zu laufen, um nähere Erkundigungen einzuziehen? Das war doch hier Tatsache, da brauchte doch nicht weiter gefragt zu werden.

Kapitän Martin kam, las das Telegramm. Der kannte diese Bank nur so dem Namen nach. Der hatte, wenn er in Amerika, in Neuyork war, mit anderen Banken zu tun, die sich mehr mit dem Seehandel beschäftigen.

Kennt denn etwa in Deutschland jeder Kaufmann, der nicht gerade im Bankfach ist, die Kredit Lyonnais, die größte Bank Frankreichs? Wer kennt denn aber nun erst die Neuyorker Bodenkreditbank? Der Neuyorker, der Amerikaner, Bankleute, Börsenleute, Bodenspekulanten; anderen geht die ja gar nichts an.

Auch Kapitän Martin hatte keinen Zweifel in die Tatsache gesetzt, die dieses Telegramm verkündete.

Dann hatte er seine lange Rede gehalten, dann hatte er die Gauklerbriefe studiert. Dann war der Prospektador gekommen. Da war es schon Abend gewesen.

»Soll ich das Schiff abmelden?« hatte Kapitän Martin gefragt. »Soll ich Dampf aufmachen lassen? Well.«

Und er war nur auf dem Seemannsamt gewesen, hatte dort keine Erkundigungen über diese Neuyorker Bank eingezogen. Und zwei Stunden später waren wir auf hoher See gewesen. –

Ja, wie kam denn nun überhaupt diese falsche Meldung?

Das ist überhaupt nie aufgeklärt worden.

Der Rechtsanwalt Harris Steffenson in Neuyork hatte kein solches Telegramm aufgegeben; der wußte von nichts.

Hatte da jemand einen Putsch für die Börse vorbereitet?

War es ein Streich einer jener lieben Verwandten? Und sei es auch nur, um der lieben Helene einen grimmigen Schrecken einzujagen? Oder vielleicht, um sie zum Verkauf ihres Schiffes zu veranlassen?

Wir haben es nie erfahren.

Ja, wir konnten später, als wir uns darum bemühten, nicht einmal mehr konstatieren, ob dieses Telegramm überhaupt in Neuyork aufgegeben worden war!

Das stammte vielleicht aus Kapstadt! War gefälscht! Dem Depeschenboten in die Hände geschmuggelt worden!

Denn möglich ist so etwas. Da sind schon ganz andere Sachen gemacht worden.

»Kinder,« sagte dann später Kapitän Martin, als er sich nochmals ausgelacht hatte, »es erscheint als ein schier unglaublicher Fall! Daß wir an so etwas draufgehuppt sind! Aber, wenn man es richtig bedenkt, da sind in der Weltgeschichte schon ganz andere Fälle passiert! Nehmt nur einmal an, wie anno 70 die Franzosen schon auf der ganzen Linie geschlagen waren, und in Paris feierte man noch immer einen französischen Sieg nach dem anderen! Wie ist denn so etwas zu erklären?«

Ja, da hatte der Kapitän allerdings recht.

Aber da lassen sich auch noch andere Fälle herbeiziehen, die wir selbst mit erlebt haben.

Da war einmal – es ist noch gar nicht so lange her, ums Jahr 1900 muß es gewesen sein – in Paris eine Madame Humbert. Eine Bauerndirne, eignet sich als Dienstmädchen bei einer Herrschaft etwas Schliff und eine gewisse Bildung an. Kommt auf einen genialen Gedanken. Schafft sich einen mächtigen Panzergeldschrank an und behauptet, in diesem befänden sich hundert Millionen Franken, die hat sie von einem geheimnisvollen Unbekannten bekommen – es war wohl ein brasilianischer Minenbesitzer – sie dürfe aber den Geldschrank erst nach einer gewissen Zeit öffnen.

Und auf diesen leeren Geldschrank hin bekommt sie nach und nach vierzig Millionen Franken gepumpt!

Vierzig Millionen Franken!

Von den größten, solidesten, gewieftesten Bankhäusern!

Alle fallen sie darauf herein!

So weiß diese Bauerndirne ihr Märchen zu erzählen!

Was soll man denn dazu sagen?

Nun soll das nicht passiert sein, ein Schriftsteller erfindet das als Sujet, schreibt darüber einen Roman.

Na, der könnte ja sein Manuskript lange herum-schicken!

Hat er Glück, findet er unter den Redakteuren oder Verlegern eine mitleidige Seele, so bekommt er freie Kost und Logis in einer Tobzelle.

Und in Wirklichkeit passiert es!

Die Wirklichkeit läßt eben alles, alles weit hinter sich, was ein Mensch auch in seinen verwegenen Träumen jemals erfinden kann! –

Die Patronin sah natürlich etwa wie ein Geist aus der vierten Dimension aus, oder auch wie einer aus der fünften bis sechsten Dimension.

»Nein, ist es denn nur möööglich?!«

»Na, gehen Sie mal mit Ihrem Kreditbrief hin nach der Bank, holen Sie sich den goldenen Mammon ab!«

»Georg – Georg –«

Es sah ganz so aus, als ob sie mit ihrem verklärten Gesicht mir um den Hals fallen wollte.

Das ließ ich mir aber nicht gefallen.

Jetzt beugte ich mich vor und klatschte mit meiner Hand gegen meine Stirn.

»Aber Frau Patronin – wie können Sie auch nur auf so einen Gedanken kommen, daß so ein Bankhaus wie die Neuyorker Bodenkreditbank pleite gehen kann –«

Weiter hielt ich meine Vorlesung nicht, ich stürmte hinaus, in die Batterie hinein, wo die Leute gerade die letzten Planken in die Decke oder in den Boden einfügten.

»Jungens, Jungens, was macht Ihr denn da?! Seid Ihr denn verrückt?! Ihr sollt doch den Zuschauerraum aufbauen! Vorwärts, vorwärts, die tausend Sitzplätze geschaffen, heute abend wird Theater gespielt!«

Die Jungens starrten mich natürlich nicht schlecht an. Auch der Matrose Albert war dabei, und der stille Bengel mußte doch wohl der Gescheiteste sein, der traf gleich den Nagel auf den Kopf.

»See hädd woll all wedder Geld?«

»Wieder Geld?« schrie ich. »Hat sie denn jemals keins gehabt?«

Und dann klatschte ich mir wiederum die Hand vor die Stirn.

»Jungens, Jungens, seid Ihr denn nur ganz und gar von Gott verlassen, daß Ihr glauben könnt, so ein Haus wie die Neuyorker Bodenkreditbank könnte zusammenkrachen?! Jungens, Jungens, Ihr werdet doch mit jedem Tage dämlicher!«

Ich wieder hinaus. Mochten die von mir denken, was sie wollten.

Am Ufer drängten sich die Massen, man machte Anstalten, die Laufbrücke zu stürmen, die drei Matrosenportiers standen in Boxerstellung, schrien nach Sukkurs.

»Ist hier noch der Redakteur von der Gazeta de Noticias?!« überschrie ich das Toben.

Denn ich hatte ja schon eine Unmenge von Karten in der Tasche, noch mehr lagen auf meinem Tische.

»Hier, hier!«

Der Herr durfte passieren, ich nahm ihn mit in meine Salonkabine.

»Also wir werden heute abend wieder so eine Vorstellung geben. Aber diesmal bei uns an Bord. Sie schrieben mir, daß Sie ganz und gar zu meiner Verfügung ständen. Nun, ich würde Ihnen eventuell die Ehre geben, daß Sie den Billettverkauf besorgen dürfen.«

Mit vor Freude zitternden Händen zog der Zeitungsmensch sein Notizbuch.

»Wieviel – viel – Plätze?«

»Genau tausend Plätze, einer so gut wie der andere.«

»Und – und – der Preis?«

»Nun, ich dünke, drei Milreis pro Platz ist gerade ein hübscher, runder Preis.«

»Und – und – werden Sie die Einnahme wieder einer wohltätigen Anstalt überweisen?«

Ich drehte mich halb zur Seite, um jenem einen vernichtenden Blick zuzuwerfen.

»Na, dachten Sie etwa, wir spielten in unsere eigene Tasche?! Alles für die Armen, alles für die Armen!«

## 21. KAPITEL. DIE SEEZIGEUNERIN.

Früh um sechs ging die Sonne auf.

Wie gewöhnlich so ungefähr im Osten.

Ich drehte ihr aber den Rücken zu.

Lehnte an der Bordwand, rauchte eine Zigarre und schaute unseren Matrosen zu, die schon wieder bei der Arbeit waren, die Rahen richteten, in besonderen Weise, was am besten von der Straße aus geschah, die in dieser Gegend um diese Zeit noch ganz menschenleer war. Wir lagen direkt an einer Straße, drüben mit Häusern besetzt.

Die Jungens waren schon wieder bei der Arbeit, obgleich sie bis Mitternacht gemimt hatten.

Ach, war das ein Getöse gewesen!

Genau 3000 Milreis hatten wir in der Theaterkasse, was nach damaligem Kurse genau 12 750 Mark entsprach.

Wobei ich nämlich – wie immer bisher – den portugiesischen Milreis meine! Denn wenn ein Leser nachschlägt, so wird er finden, daß der brasilianische Milreis ja nur 2.25 Mark hat.

Dort unten herrschen ganz unklare Geldverhältnisse, in die man sich erst hineinfitzen muß. Wir aber wußten schon, was wir meinten, wenn wir von einem Milreis sprachen. Den brasilianischen Doppelreis. Ich werde von jetzt an lieber Dollar sagen, wie auch dort unten sehr üblich, da weiß jeder, wieviel das ist.

Genau 3000 Dollars in der Kasse!

Nicht einmal der Redakteur hatte ein Freibillett bekommen, obgleich er sich, wie noch andere Angestellte seiner Zeitung die Beine abgelaufen hatte.

Sie mußten alle vollen Eintrittspreis berappen!

Na ja, wenn man alles den Armen geben will!

Aber die würden schon noch eine Anerkennung von uns bekommen, die sich gewaschen hatte. Da brauchten sie keine Angst zu haben. Da ließen »WIR« uns doch nicht lumpen.

So simulierte ich, wie ich an der Bordwand lehnte, eine Zigarre rauchte und zusah, wie sich meine Jungens mit den vertrackten Rahen abquälten.

Ach, ist das eine Wonne, dieses Bewußtsein, auf der bombensicheren Neuyorker Bodenkreditbank zwei Millionen Dollars zu vier Prozent liegen zu haben! Und mit diesem Bewußtsein bei Sonnenaufgang eine echte Havana zu rauchen!

»Chachachettaaas!« erklang der Ruf, das ch wie bei »rauchen« ganz hinten in der Kehle hervorgebracht.

Das spanische Wort für Krabben, Taschenkrebse.

Es war eine Krabbenverhäuferin, die gerade an dem spanischen Schiffe langsam vorüberging und ihre Ware aussang.

Ja, da kam sie!

Holde Erinnerung aus meiner Jugendzeit, kehre noch einmal zurück!

Da kam sie!

Klothilde, Du holder Engel mit dem Teufel im Leibe!

Klothilde, Du scheußliche Teufelsfratze mit dem Engelsherzen!

Lieber Leser!

Es ist keine erfundene Figur; die ich Dir hier vorzeichne.

Sie lebt noch heute, die Klothilde Gracco, Du kannst sie besuchen, wie auch ich es vor noch gar nicht so langer Zeit getan habe.

Sie lebt noch heute in Monako, in der unteren Stadt Condamine, hat die Pension Maison Bellando.

Dort kannst Du Dir von ihr einer ihrer tausend und einen Geschichten erzählen lassen, in aller Welt alles selbst erlebt.

Und es ist gleichgültig, ob Du ein Deutscher oder ein Franzose oder ein Engländer oder ein Schwede oder ein Holländer oder ein Italiener oder ein Spanier oder ein Portugiese bist – sie erzählt immer in Deiner Muttersprache.

Und wenn Du bei ihr wohnst oder Du hast sonst ihr Wohlgefallen errungen, und Du bist einmal in Geldverlegenheit oder hast kein Hemd mehr anzuziehen, brauchst es ihr bloß zu sagen, die zieht sofort ihr Hemd aus und gibt es Dir.

Dabei kommt sie als Pensionswirtin freilich auf keinen grünen Zweig. Aber die weiß sich schon durchzuhelfen, die pumpt dann wieder einen reichen Kauz an, der von vornherein weiß, daß er nichts wiederbekommt. Ich sah sie kommen, ein barfüßiges Weib, mit einem kurzen Kittel, oben ein Hemd, in der Hand einen großen Bastkorb.

»Chachachettaaas!«

Das war eine schlechte Zeit zum Krabbenverkaufen, früh um sechs.

Von dem spanischen Schiffe wurde ihr ein Wort zugerufen.

»Caracho di bognetti!« gab sie zurück.

Na ich danke!

Was das heißt, das steht in keinem Wörterbuche.

Jetzt kam sie an das italienische Schiff.

»Granchiiios – granchiiios di mareee!«

Auch nichts. Auch das italienische Schiff war wie ausgestorben.

Jetzt bam sie an dem französischen Dampfer vorüber.

»Crevetts – crevetteees!«

Auf dem französischen Schiffe schlief erst recht noch alles.

Nun kam sie zu uns.

»Kerrreeebss!!«

Ganz genau wie in London die Krabbenhändler auf der Straße!

Jetzt sah ich sie nun deutlich, zumal sie zu mir emporblickte

Eine schlanke, kräftige Gestalt. Kleine, schöngeformte Füße. Aber nun dieses Gesicht! Ja, wie soll ich es beschreiben.

Es war nichts weniger als schön. Hagere, strenge, männliche Züge. Eine gerade, scharfe Nase. Unter dieser ein Bärtchen, um das sie mancher Husarenleutnant beneidet hätte. Aber nun diese Augen, die in dem schwarzbraunen Gesicht funkelten!

»Krabben gefällig?« fragte sie jetzt auf deutsch zu mir herauf. »Taschenkrebse, mein Herr?«

Ich antwortete nicht, war noch ganz in dieses eigentümliche Gesicht versunken, mochte aber doch den Kopf geschüttelt haben.

»Na da nich!« sagte sie und wollte gehen.

Aber sie ging nicht, schaute den an einem Tau ziehenden Matrosen zu.

Dann wandte sie sich wieder mir zu und rief:

»Eh, Stürmann, häbht Jü nich ehn Zigahr for mi?«

Lachend warf ich ihr eine Zigarre hinab, der Kreolin, die mich im schönsten Schiffsplatt anbettelte.

»Häbht Jü nich en bäten Für? Oder Jü dacht wohl, ick schäll mi dat Für ut'n Ooogn slagn?«

Lachends warf ich ihr meine Streichholzbüchse zu, sie brannte sich die Zigarre an, warf mir die Schachtel mit einem kurzen »danke« zurück, setzte sich auf einen eisernen Boller und gab sich ganz dem Genusse der Zigarre hin, paffte wie ein Schornstein, den Rauch durch die Nase blasend.

Dann schaute sie aufmerksam nach den Matrosen, die mit einer Rahe nicht fertig werden wollten, vergebens an einem Tau rissen.

»Na da pult doch, Jungens,« ermunterte sie, »pult doch – zu – gleich! Zu – gleich!«

Die Rahe wollte sich nicht hiven lassen.

»Na da singt doch, Jungens,« ermunterte sie wieder, »singt ein Schandy –«

Und sie fing an zu singen:

Uuund dr Käpten hädd enn beuses Wief,  
O ho, ho!  
See hädd'n Düwel in den Lief  
Und tanzt mit emm Jim Cro.

Und wie sie so weit war, steckte sie Daumen und Zeigefinger einer Hand in den Mund und piff das »zu – gleich«, piff, wie nur ein alter, ausgeteierter Bootsmann pfeifen kann.

Die Matrosen stutzten, blickten nach der Sängerin und Pfeiferin, und dann konnten sie vor Lachen nicht mehr ziehen.

»Na da pult doch, Boys, pult –«  
Uuuund bin ick mal mit ihr allien,  
O ho, ho!  
Dann slag ick ihr den Schädel in  
Und tanz dazu Jim Cro.

Und dann piff sie wieder.

Und dann sang sie weiter, das Schandy, das auch ich noch gar nicht kannte.

Uuuund wat schiert mi Fru, was schiert mi Kind,  
O ho, ho!  
Ick ersup see in dee Waterpin  
Und tanz: dazu Jim – –.

Mit einem Male brach sie ab, sprang auf und jumpte von der ziemlich hohen Ufermauer ins Wasser.

War das ein verrücktes Frauenzimmer!

Ja aber weshalb sprang sie denn plötzlich ins Wasser?!

Weil sie gesungen hatte, daß sie, als Seemann gedacht, Frau und Kinder im Wasserfaß ersäufen wollte, hinterher Jim Cro tanzend?

Nein, irgend einen Grund mußte dieser plötzliche Wassersprung doch haben!

So, wie ich stand, konnte ich sie nicht sehen. Sie war im Wasser unter dem übergebauten Heck, unter dem sich Steuer und Schraube befindet, verschwunden

Also ich springe schnell nach achtern und blicke über das Heck.

Da sehe ich unter mir gerade wieder ihre Gestalt aus dem Wasser emportauchen, sie hat ein weißes Bündel in den Armen.

Allmächtiger Gott!

Unsere Ilse!

Ich will es gleich erzählen, wie es gekommen war.

Ilse, wie immer aufstehend, sobald der Morgen graute, hatte schon gespielt, hinten im Heckraum, noch hinter der Kajüte, ihrer Kinderstube.

Dort befand sich die Heckluke, hinten an der Wand angebracht. Wir hatten sie gestern benutzt, um einiges einzunehmen. Sie war zuzuschließen vergessen worden, nicht einmal zugeriegelt.

Das Kind hatte sich angelehnt, war ins Wasser gepurzelt, war verschwunden gewesen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Ich hatte nichts plumpsen hören.

Aber jenes Krabbenweib hatte es gesehen. Sofort war sie ins Wasser gesprungen, mit drei Stößen hingeschwommen, nachgetaucht, das Kind zu fassen bekommen. Es wäre rettungslos ertrunken.

Plötzlich hatte ich ein Seil in der Hand und warf es ihr zu, daß sie nur wenigstens erst einmal einen Halt bekam. Übrigens hätte sie gar nicht ans Ufer kommen können, hier war keine Treppe.

Unvergeßlich ist mir, was in den nächsten Sekunden geschah. Wenn ich überhaupt etwas dachte, so hatte ich ja jetzt an etwas ganz anderes zu denken, und dennoch mußte ich darüber staunen, grenzenlos staunen, was die dort unten im Wasser ausführte.

Wasser tretend, im linken Arm das Kind, fing sie mit der rechten Hand das Seilende auf, zog nach, schleuderte es von sich, griff nach, schlang sich das Seil am das Handgelenk, schlug einen Steg, schleuderte das Seil nochmals von sich, zog es durch die Luft im Bogen zurück – und die regelrechte Schlinge war fertig, die sie sich sofort um den Oberkörper legte, unter den Armen durch.

Die Matrosen üben sich viel in Knotenkunststückchen, einen Knoten nur mit einer Hand zu schürzen zu werfen, zu schleudern. Da sieht man manchmal Virtuosen, die Fabelhaftes fertig bringen. Ich kann so etwas nicht.

Aber was dieses Weib dort unten leistete, das habe ich niemals wieder gesehen, das hat ihr auch kein anderer nachmachen können! Und nun dabei schwimmend, beim Wassertreten! Über ihren Kopf weg! Im anderen Arme ein Kind, das über Wasser zu halten war!

Im Augenblicke meinte ich eine Hexerei gesehen zu haben. Ich war wirklich wie verhext. Grübelte nur darüber nach, wie die denn das fertig gebracht hatte!

Das währte freilich nur einen Moment, dann dachte ich an etwas anderes.

Da aber fing die dort unten wieder zu singen an; sie hatte ihren Schandy doch nicht zu Ende gesungen.

Ick ersup see in de Waterpint  
Und tanz dazu Jim Cro – hiv up!

Wir zogen sie herauf. Noch andere waren herbeigesprungen, keines Wortes fähig. Sie starrten nur nach dem blonden Lockenköpfchen unseres Kindchens.

»Wo ist denn nur Ilse?« erklang es da hinter uns.

Die Patronin war es, die fragte.

Da kamen die beiden gerade über die Bordwand, von zwanzig ausgestreckten Armen empfangen.

Na, ich brauche wohl nicht zu sagen, wie die auch sonst empfangen wurde.

Ich könnte es übrigens gar nicht schildern. Ich weiß nicht, was sich in den nächsten Minuten alles abspielte, was in der Kajüte alles gesagt wurde, wie sich die Patronin benahm. –

Sie blieb bei uns an Bord, wurde eine Argonautin.

Ogleich sie dadurch einen heiligen Schwur brach, denn sie hatte erst kürzlich das Gelübde abgelegt, sogar in die Hand eines Priesters nie, nie wieder an Bord eines Schiffes zu gehen.

Aber diesen Schwur brach sie nun gerade zum dreizehnten Male.

»Na, Kinders, diese Geschichte kostet mich ja mindestens wieder drei Dutzend Vaterunser!«

»Sie sind katholisch?«

»Tjo, all wedder mal.«

Sie hatte nämlich schon alle Religionen durchgemacht. Jetzt war sie 34 Jahre.

Ich hätte sie viel jünger gehalten, zumal als ich sie für eine Kreolin gehalten hatte; höchstens für zwanzig.

Klothilde konnte sofort Bescheid geben, woher das kam.

»Das macht einfach die viele Liebe. Wer viel geliebt hat, dem wird auch viel verziehen. Auch in Anrechnung der Jahre.«

Klothilde Gracco aus Genua. Beruf: Stewardess (Schiffskellnerin).

Daß sie aus Genua war, das stand wenigstens in ihrem Seefahrtsbuche, das jetzt aber in Rio auf dem deutschen Konsulate lag. Um es wieder zu bekommen, mußte sie entweder 40 Mark Strafe zahlen oder 14 Tage brummen, weil sie zuletzt von einem deutschen Passagierdampfer desertiert war. Und zwar schon zum – – ixten Male.

»Wenn ich mir durch meinen Krabbenfang die 40 Mark zusammengespart habe, dann brumme ich die 14 Tage ab dann also habe ich doch 80 Mark zusammen. Na dann aber geht Klothilde los!«

Also aus Genua.

Doch was hieß bei der aus Genua?

Man entscheide:

Ihre Mutter war eine Deutsch-Schweizerin, ihr Vater ein Kapitän aus Genua. Das war der einzige Anhaltspunkt, daß sie aus Genua sein sollte. Ihr Vater fuhr ein Triestiner Schiff, das aber unter französischer Flagge segelte, an Bord dieses Schiffes wurde Klothilde geboren, im Hafen von Gibraltar, also in Spanien, aber Gibraltar ist englisch.

Nun soll einmal jemand entscheiden, welcher Nation die eigentlich angehörte!

»Ach, mich hat ja überhaupt eine Möwe im Fluge ausgebrütet.«

Der Esel hat mich im Galopp verloren – sagt man entsprechend wohl am Lande.

Sie blieb bei der Mutter an Bord.

Als sie dreizehn Jahre alt war, starb die Mutter, und Klothilde kam nach Genua in eine feine Pension.

Nicht ganz eine Woche hielt sie es drin aus, dann verschwand sie und tauchte auf einem englischen Schiffe aus dem Kohlenbunker wieder auf. Als Junge. Und als Schiffsjunge blieb sie auch auf diesem Schiffe.

Dann musterte sie auch auf anderen Schiffen an, auch auf Seglern – als Leichtmatrose und Matrose.

Bis in ihrem achtzehnten Jahre durch Zufall einmal ihr zartes Geschlecht entdeckt wurde.

Nun war es aus mit der Seefahrerei. Das heißt als Matrose. Nun ging sie als Stewardess. Kam sie aber nicht einmal gleich als Schiffskellnerin an, dann ging sie wohl

auch wieder einmal als Matrose, sogar als Bootsmann war sie schon einmal gefahren.

Vorher aber, noch ehe ihre zweite Periode richtig begann, in ihrem zwanzigsten Jahre, als sie nach italienischen Gesetzen mündig wurde, bekam sie die Erbschaft ausgezahlt, die ihr der unterdessen verstorbene Vater hinterlassen hatte, rund hunderttausend Lires, also achtzigtausend Mark.

Nun ging sie erst mal nach Paris. Sie brauchte noch nicht ganz 14 Tage, um die 100 000 Lires totzuschlagen.

Das mußte man aber von ihr selbst erzählen hören.

»Ei, Kinders, da hättet Ihr mich mal sehen sollen! Eine russische Prinzessin, die Tochter von einer Großfürstin, wollte mit mir konkurrieren! Aber die konnte doch nicht mit der Klothilde antreten! Wenn die vierspännig fuhr, dann fuhr ich sechsspännig und hatte hinten dran noch extra zwei Gäule, die mußten schieben. Ei, Kinder, war ich da angesehen! Jedem Konstabler, der vor mir salutierte, haute ich einen Hundertfrankenschein um die Ohren. Und nun von oben bis unten und hinten und vorn mit Diamanten gepanzert! Natürlich mit falschen, mit Similis. Na ja, für hunderttausend Franken kann man sich doch nicht mit echten Diamanten panzern. Aber das konnte man doch nicht unterscheiden. So wurde ich geehrt, daß ich zuletzt auf Regierungskosten freie Fahrt nach Havre bekam. Mit zwei Gendarmen, die gut aufpassen mußten, daß mir unterwegs nichts passierte. Per Schub mit der Polizei.«

Und nun ging es wieder los, die christliche Seefahrerei. Als Stewardess oder was sich sonst gerade bot. Noch 14 Jahre lang. Bis heute. Dabei aber nun auch immer einmal an Land sich betätigt, in allen Weltteilen. Meist war sie als Kellnerin gegangen. Aber auch als Goldgräber hatte sie sich versucht, mehrmals, Pferde hatte sie gestohlen – ach, was die alles gewesen war!

»Ob ich in Kapstadt gewesen bin? Ei, da hatte ich doch eine Strohhutfabrik! Aber das Geschäft ging nicht. Und da war gerade so ein neues Patent aufgekommen, Kaffeesäcke aus Strohgeflecht. Also ich krepelte alle meine Strohhüte zu Kaffeesäcken um. Nun machte ich Konkurs, es kam alles unter den Hammer. Nun glaubte aber der Auktionator, ich hätte noch eine Strohhutfabrik, also der verauktionierte alle die Kaffeesäcke als Hüte –«

Ach, konnte die Geschichten erzählen!

Und es waren Tatsachen, was sie erzählte, das konnte man und kann man noch heute nachprüfen.

Eine ihrer Geschichten möchte ich hier doch einmal wörtlich wiedergeben. Wie sie in Melbourne gekellnert, was sie da Seltsames erlebt hatte.

Nun muß ich aber den Leser von vornherein um Entschuldigung bitten. Ich muß sie so sprechen lassen, wie sie selbst erzählte, sonst hat es gar keinen Zweck.

Und sie ließ den australischen Spelunkenwirt so sprechen, wie solch ein australischer Spelunkenwirt eben wirklich im Leben spricht.

Sollte ich der Geschichte einen Namen geben, so würde ich sie »Diana mit dem Goldregen« betiteln.

Wobei ich an das bekannte Bild denke – obgleich ich jetzt nicht gleich weiß, von welchem Meister es ist – wie die Göttin Diana von Jupiter besucht wird, der sich ihr in Gestalt eines Goldregens naht, auf sie herabfällt. Also ich beginne:

*Diana mit dem Goldregen.*

Hatte mich mal in Melbourne festgerannt. War wieder mal von Bord gelaufen – hatte was ausgefressen – hielt mich in einer Spelunke versteckt, bis das Schiff fort war. Dann wurde ich in der Spelunke Kellnerin.

Weil drin Wein verschenkt wurde und weil's drin richtige Tische und Stühle gab, hieß man's eine französische Weinstube.

Ebensogut konnte man mich die Jungfrau von Orleans nennen.

»Klothilde,« sagte der Baas zu mir, wie er mich einrichtete, »you bloody damned nice girl – jeden Morgen um zehn kommt ein old Gentleman zu mir, Mister Hailgig, ein bloody damned reicher Boy, trinkt immer eine bloody damned halbe Rotwein für nen bloody damned Schilling – der bezahlt nur mit Farthings,<sup>1</sup> stopft jedesmal fünfzig einzelne Farthings in Ihren bloody damned Hals hinein. You understand, ay?«

»Er stopft sie mir in den Mund nein?«

»No, Miß Hinten, nein.«

»Hinten nein?«

---

<sup>1</sup>Die kleinste englische Kupfermünze = 2 Pfennige

»Yes, Miß. Hinten in den Hals hinein, zwischen Haut und Hemd. Der alte Krauter macht's nicht anders. Hat'n Spleen. Aber sonst ein Gentleman. Well, dann gehen Sie hinauf in Ihre Kammer und schütteln Ihre bloody damned Kittel aus, bringen mir die fünfzig Farthings. You understand, ay?«

Ja, nun hatte ich's verstanden.

Früh um neun mußte ich schon unten sein – und bis um drei ging's immer – hatte die Stube zu fegen und die Tische zu scheuern. Punkt zehn kam Mister Hailig, ein alter Knasterbart im schäbigen Rock, trank eine halbe Flasche vom billigsten Rotspon, sprach kein Wort, gab auch keine Antwort auf eine Frage. Wie ich ihm in der Nähe seines Tisches einmal den Rücken zudrehte, erwischte er mich von hinten oben bei der Halskrause und ließ mir zwischen Hals und Hemd eine Handvoll Münzen den Buckel hinunterrutschen, ohne dabei etwas zu sagen. Na, wenn's dem Spaß machte – mir war's egal, wo er das Geld hinsteckte, da ist Klothilde nicht so. Und ich mußte mich sowieso dann gleich umziehen.

Also ich ging nach oben in meine Kammer, heftelte meine bloody damned Kittel auf – da fielen die Farthings herunter, kollerten am Boden herum. Erst fehlten ein Dutzend oder noch mehr am Schilling. Aber ich mußte nur ordentlich suchen, unterm Bette und unterm Schranke krebzen, mit einer Haarnadel in den Dielenritzen stochern, in die man eine Pudelmütze werfen konnte – da brachte ich die fünfzig zusammen; freilich auch keinen mehr, Trinkgeld gab's bei dem nicht.

Am andern Morgen wieder dieselbe Geschichte. Diesmal aber machte ich's praktischer, als ich mich des Mammons entleerte – ich breitete am Boden mein Bettuch aus und stellte mich darauf. Da rollten die kleinen Dinger nicht so. Und weil ich sie nun einmal so hübsch beisammen hatte, nahm ich dann gleich das ganze Bettuch wie einen Sack auf den Rücken und brachte die fünfzig Farthings so dem Baas. Der lachte unbändig. »You bloody damned rascal!«

Und so ging das Morgen für Morgen. Ich wunderte mich nur, wo dieser Mister Hailgig die vielen Farthings herbekam! Die kleinen Dinger sind in Australien noch seltener als in England.

In dieser Spelunke hatte noch kein Mädchen länger als drei Tage ausgehalten. Das kommt dort in Australien überhaupt nicht vor. Immer hin und her. Hier aber hatten es die Mädels immer auf den verrückten Kerl geschoben, hatten es ihm auch gesagt, er solle seine fünfzig Farthings an seinem eigenen Leibe sonstwo hinstecken, aber nicht in ihren Hals. Und trotzdem machte er's bei jeder neuen Kellnerin immer wieder.

Es war am siebenten Morgen. Am Mittwoch war ich angetreten, und am Dienstag war's. Old Hailgig hatte mir wieder, wortlos wie immer, die fünfzig Farthings den Buckel herunterrutschen lassen. Ich machte meine Arbeit fertig, dann ging ich hinauf, trat aufs Bettuch band meine Kittel auf.

Ein Korsett trug ich früh noch nicht. Der kupferne Mammon rasselte herab.

Kupfern? Wie das heute klang! Und dann traue ich doch meinen Augen nicht – – da sehe ich auf dem Bettuch lauter Goldstücke liegen! Englische Pfund, funkel-nagelneue Sovereigns!

Ich träumte nicht nur, es waren und blieben echte Sovereigns, fünfzig Stück.

Konnte das ein Versehen sein? Es wäre möglich gewesen. Der reiche Knacks, der zu Hause so viele Farthings im Kasten hatte, würde wohl auch noch andere Münzen aufgespeichert haben, und er griff, wenn er bezahlte, nur immer so in die Hosentasche, hatte sofort die abgezählten fünfzig Farthings in der Hand, steckte sie mir sofort in den Hals, ohne sie noch einmal angesehen zu haben. Konnte er da zu Hause nicht einmal aus Versehen in den falscher Geldkasten gegriffen haben? Hatte die fünfzig Stück vielleicht im finstern abgezählt? Die Farthings sind doch genau so groß und so dick wie die Sovereigns. Ja, diese sind allerdings viel schwerer – aber immerhin, so ein Irrtum wäre doch möglich gewesen. Auch ich hatte nicht das geringste davon gemerkt, was ich auf den Hüften für eine Goldlast eine halbe Stunde lang mit mir herumgeschleppt hatte.

Ich hätte mit den fünfzig Goldfüchsen einfach verschwinden können. Ich habe auch schon genug gemaust, auch Geld – was der Mensch braucht, muß er haben – aber in gewisser Beziehung ist die Klothilde ehrlich. Das mußte aufgeklärt werden.

Jetzt war er schon fort. Die Goldstücke brachte ich dem Baas natürlich nicht, sagte ihm auch nichts davon.

Er war überhaupt einmal fortgegangen, ich steckte einen Schilling in den Kassenschlitz.

Als dann seine Tochter kam, die manchmal mit half, ging ich in die Horsestreet, wo der Alte wohnte. Das ganze Haus gehörte ihm. Er selbst aber hauste nur in einer Dachkammer. Er war ein alter Geizknüppel, der sich früh den Wein nur als Lebenselixier gönnte.

Ich klopfte an. Er öffnete. So und so, erklärte ich. Was es mit den fünfzig Sovereigns wäre.

Ich denke doch, der will mich auffressen!

»Die gehören Ihnen, weil Sie sich das von mir altem Esel eine ganze Woche lang haben gefallen lassen!« brüllte er mich wütend an und schmetterte die Tür zu, daß er mir bald die Nase eingeklemmt hätte.

Ich will nicht renommieren – aber ich hatte so etwas schon geahnt. Klothilde ist nicht so dumm. Der hatte mir nach gewisser Zeit die Goldstücke statt der Farthings mit Absicht hineingesteckt. Der hatte gewissermaßen eine Wette mit sich selber abgeschlossen, daß das kein Mädel sieben Tage mitmachen würde.

Am anderen Morgen kam er wieder. Kein Wort von ihm, ansprechen durfte man ihn gar nicht. Ich hielt ihm wieder meinen Hals so recht gefällig hin, obgleich ich nicht etwa dachte, daß der mir nun wieder fünfzig Goldstücke hineinpfropfen würde. Aber jetzt war es auch mit den Farthings vorbei. Jetzt legte er wie jeder andere Mensch einen Schilling auf den Tisch. Der Baas wunderte sich. Mochte er. Von mir erfuhr er nichts.

Dann ging ich. Die fünfzig Goldfuchse brannten mir gar zu fürchterlich in der Tasche. Sie wurden in Melbourne schleunigst verjuckt. Dann zog ich lange Stiefeln an, pflöpfte Männerhosen hinein und ging mit in die Barri-barriberge, wo man Gold gefunden hatte.

Ob ich welches gefunden habe?

Nicht die Bohne.

Zwei Stiche und einen Revolverschuß habe ich mitgebracht, aber kein Gold.

Dann wurde ich in Sidney Gouvernante und Anstandsdame bei einer Familie mit dreizehn lebendigen Kindern. Aber es waren Juden, es mußte eine Israelitin sein. Und ich war damals gerade evangelisch-reformiert. Schön, da wurde ich einmal hebräisch. Na, wie ich da umgekrem-pelt worden bin, und Klothilde als Anstandsdame.

Aber das muß ich Euch ein andermal erzählen. Prost, Maate – auf Ihr Wohl, Frau Patronin – hoch lebe Back- und Steuerbord!

---

»Das war so eine Erzählung der Klothilde Gracco. Nun mußte man aber das von ihr selbst erzählen hören, wenn sie in der Kajüte hinter der dampfenden Punscherrine saß mit einer qualmenden Zigarre, so lang und so dick und so schwarz als möglich.

Und was für Grimassen und Fratzen die nun dabei schnitt! Aber daß war nicht etwa Angewohnheit, noch viel weniger Nervosität. Ihre Seele spiegelte sich auf

ihrem Gesicht wider, und diese ihre Seele war ganz Feuer. Eine geborene Schauspielerin! Wenn sie den australischen Spelunkenwirt sprechen ließ, so war sie im Moment dieser selbst, und wie sie nun den breiten, australisch-englischen Dialekt hervorbrachte, mit ganz schiefem Munde – »Klothilde, you bloody damned rascal« – einfach zum Totschießen!

Vor drei Wochen war sie also hier in Rio von einem deutschen Passagierdampfer gelaufen, als Stewardess, hatte zum dreizehnten Male den Schwur abgelegt, nie wieder das Deck eines Schiffes zu betreten. Weshalb eigentlich, das wußte sie wohl selbst nicht recht. Sie wollte der Seefahrt eben endlich entsagen, weil sie das Gefühl hatte, daß es für ein Weib auf die Dauer doch nichts sei. Jetzt hatte sie von Krabbenfang und Krabbenverkauf gelebt und recht hübsch dabei verdient. Wenn sie genug Geld zusammen hatte, wollte sie in Rio eine Seemannsherberge aufmachen.

Nun hatte sie doch wieder das Deck eines Schiffes betreten müssen, war aus dem Wasser heraufgeleiert worden – sie ergriff diese Gelegenheit nur gar zu begierig, um ihr Gelübde zum dreizehnten Male zu brechen. Sie war ja ganz unschuldig daran, hatte das Deck ja nicht freiwillig betreten.

Nun aber blieb sie bei uns, selbstverständlich!

Sie wußte sich sehr, sehr nützlich zu machen. Sie hätte ja auch jede seemännische Arbeit verrichten, sogar die Funktion eines Steuermannes übernehmen können –

aber es fand sich bald etwas Geeigneteres für sie, wodurch sie uns eine große Sorge abnahm.

Unsere Ilse brauchte nun ernstlich Schulunterricht. Ihre Tante eignete sich nicht dazu, keiner von uns. Am besten Meister Hämmerlein, der hatte ihn auch übernommen, aber der vergaß, manchmal mitten im Satze das Sprechen, konnte dann, wenn er nicht geweckt wurde, stundenlang vor sich hinträumen, mit den Fingern auf dem Tische trommelnd.

Jetzt übernahm Klothilde den Schulunterricht, und diese internationale Seezigeunerin, Matrose, Stewardess und sogar Bootsmann gewesen, von der man doch nicht viel Ewig-Weibliches, das uns hinanzieht, erwarten durfte, die manchmal haarsträubend fluchte – sie war die beste, gewissenhafteste, aufmerksamste, geduldigste Lehrerin – dem Kinde die zarteste Pflegerin.

Unter den Matrosen war sie dann wieder deren Kamerad.

Und was die nun sonst noch alles aufstellte, davon werde ich noch gar viel zu erzählen haben.

## 22. KAPITEL. TRIUMPHE IN RIO.

Am Freitag waren wir gekommen, am Sonnabend gaben wir die zweite Vorstellung.

Wir hätten es nicht getan, wenn wir klar zum Auslaufen gewesen wären. Aber so weit würden wir erst am Montag sein, und so lange wurde auch im Weinberge der Kunst gearbeitet.

Unsere Statuten, daß wir in der Theater- oder sogar Schiffskasse immer nur 50 Pfund Sterling haben durften, so ist war die Mimerei verboten, hatte jetzt natürlich keine Gültigkeit mehr. Jetzt waren »Wir« ja wieder vermögende Leute, Bankkapitalisten, die ihre »Kunst« nur zu wohltätigen Zwecken betrieben. Aber Spaß hatte es doch gemacht, als wir damals diese Statuten ausgesetzt. Und die Patronin hätte ihren vermeintlichen Bankrott auch nicht in ihrem Leben vermissen mögen. Dabei hatte sie doch einmal recht tief in das Herz ihrer Leute, »ihres Volkes« blicken können.

Ach, es war herrlich gewesen, was sich dabei offenbart hatte! Albert hatte ja damals nur für alle gesprochen.

Die verschiedenen Theater und sonstigen Vergnügungslokale Rios wollten sich auf die Hinterbeine setzen, gegen die polizeiliche Erlaubnis für das fremde Theaterschiff ankämpfen, gaben es aber sofort auf, als sie erfuhren, daß wir die ganze gestrige Einnahme, tausend Dollars, bereits dem Seemannshospital überwiesen hatten; sonst hätten sie einmal vollends boykottiert werden können.

Wir konnten an ihrem Verlust nichts ändern. Was dem einen seine Nachtigall, ist dem anderen eben seine Eule. Die mußten unfreiwillig mit wohltätig sein. Übrigens hat Rio de Janeiro mehr als eine halbe Million Einwohner, wir nahmen ihnen nur tausend Menschen weg, und auch nur solche, die für einen Platz drei Dollars zahlen können.

Diesmal aber wurde der Billettverkauf anders gehandhabt. Die Plätze wurden verauktioniert. Das geschah in 25 Hotels und größeren Lokalen, übernommen wurde das Ganze wieder von der Zeitung »Gazeta de Noticias«, die sich uns überhaupt in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte, ohne einen direkten Vorteil davon zu haben.

Gegen sechs Uhr abends liefen die letzten Resultate der Billettauktion ein, gleich in Masse, und als die eine Summe von fast neuntausend Dollars ergaben, da wurde uns doch etwas schwummrig zumute.

So etwas hätte niemand erwartet. Der Platz im Durchschnitt 36 Mark!

Allerdings kam hinzu, daß jeden Sonnabend nachmittag, oder schon am Mittag, aus der ganzen Umgebung, gut mit Eisenbahnen durchzogen, die steinreichen Hazienderos mit ihren Familien nach der Hauptstadt kommen.

Sennor Traquez, jener gefällige Redakteur, war mit diesem Resultate nicht einmal im entferntesten zufrieden. Es sei zu viel Zwischenhandel vorgekommen, schon erstandene Plätze seien bis zum sechsfachen Preise weiterverkauft worden. Auch habe die telephonische und telegraphische Bestellung nicht richtig funktioniert. Morgen könne er für mindestens 20 000 Dollars Einnahme garantieren.

Wir selbst mußten uns erst an solche Erfahrungen gewöhnen, wenn wir doch auch die Welt schon so ziemlich kannten.

Da kommen eben die Verhältnisse in Betracht. Das ist Amerika. In Europa ist so etwas gar nicht denkbar. Das ist ja auch der Grund – von dem Goldbeutezug europäischer Künstler nach Amerika ganz abgesehen – weshalb in Amerika selbst große Theater, Zirkusse, Menagerien und dergleichen Unternehmungen die weitesten, kostspieligsten, beschwerlichsten Reisen unternehmen, per Achse mit Pferden, in vielen, vielen Planwagen durch Prärie und Urwald, um irgend ein winziges Nest zu erreichen, das auf keiner Karte angegeben ist. Was in solch einem Neste manchmal für Geld steckt, Gold, gemünzt und ungemünzt! Die alten Goldgräberzeiten sind noch immer nicht vorüber. Es gibt aber auch noch andere Beschäftigungen. Ein riesiger Wald wird in Bretter verwandelt. Die Arbeiter kommen nicht fort, haben keine Gelegenheit zum Geldausgeben, aber jeden Sonnabend wollen sie ihren Lohn in bar haben, da gibt es nichts! Und sie wissen wirklich nicht, was sie mit dem Gelde anfangen wollen. Ja, es sich im Spiele gegenseitig abnehmen. Da wechselt es aber doch immer hin und her. Professionelle Falschspieler, wie sie Gerstäcker geschildert hat, gibt es heute gar nicht mehr in Amerika, diese Pest ist glücklich ausgerottet. Und diese Leute warten nur auf eine Gelegenheit, um einmal Geld ausgeben zu können. Natürlich möchten sie auch etwas dafür haben, etwas sehen und hören, Oder wie aus den Rinder- und Pferdefarmen die Cowboys. Es braucht gar nicht nach Schluß der Season zu sein, wenn er sein Jahresgeld ausgezahlt bekommt. Solch ein Cowboy schnallt einen Silbersporen ab und wirft ihn auf den

Kassentisch, und der Sängerin auf der Bühne, mag sie auch noch so gröhlen, wirft er den anderen pfundschweren Sporen an den Kopf.

Aber sehr bemerkenswert ist dabei, daß nun nicht etwa jede zusammengelaufene Schauspielerbande kommen darf. Auch diese Hinterwandler wollen etwas »Beruhmtes« sehen. Sie wollen für ihr Geld eben dasselbe haben, wie die »Swells« in den großen Städten. Dann aber bezahlen sie auch. Ganz egal, was es kostet. »Was die »Swells« sich leisten können, das bezahlen wir mit einer Hand.«

Die Hauptsache freilich liegt ja auch im Aplomb, im pomphaften Auftreten, schon im Ein- und Aufzug solch einer Truppe, sonst ist nichts zu machen. Und da sieht man ja auch manchmal in solch einer Bretterbude mitten im Urwalde oder in einem vergessenen Neste fabelhafte Toiletten! Und die Diamanten, die solch eine Chansonette zeigt, müssen echt sein! Schöpft man Mißtrauen, so wird die Sache untersucht, und sind es Similis, dann werden die Wagen der Gesellschaft mit Johlen zum Tempel hinausgeschoben, die Schauspieler mit Eiern und Pech und Federn beworfen! Das ist eben amerikanisch.

---

Nun kann ich gleich wieder mit der Klothilde anfangen.

Sie hatte noch nichts von unserem Schiffe und seiner »künstlerischen« Bedeutung gewußt. Am vorhergehenden Tage hatte sie draußen am einsamen Meeresstrande gekrebst, wohnte auch dort draußen bei einer Fischerfamilie. Auch vorher hatte sie sich doch nicht um die Zeitungsberichte gekümmert.

In der sechsten Morgenstunde war sie an Bord gekommen, nun erfuhr sie doch bald alles.

»Eine Vorstellung gibt Ihr? Was denn für eine Vorstellung? Kann ich da nicht mitmachen?«

Nun natürlich machte Klothilde doch gleich mit!

Am Abend trat sie schon auf.

Und wie!

Was die in aller Schnelligkeit ausgeheckt und sich auch schon eingeübt hatte, nämlich mit einem Partner zusammen, den sie dazu brauchte!

Nun muß ich erst Verschiedenes erwähnen, um die ganze Sache plausibel zu machen.

Klothilde hielt Musterung unter ihren nunmehrigen Schiffskameraden, mit Wohlgefallen ruhte ihr künstlerisch entwickeltes Auge besonders auf dem dreizentrigen Fett- und Fleischkloß, August der Starke genannt, sie hörte ihn sprechen.

»Ei dü, Du bist doch ein Bayer! Noch hinter München her. »Von Kempten Du bist ein Allgäuer, nicht?«

August der Starke sperrte vor Überraschung seinen Rachen auf.

Klothilde sprach nämlich sämtliche deutsche Dialekte – sämtliche, glaube ich! Das kam von den vielen Fahrten auf deutschen Auswandererdampfern her. Nun hatte sie ein sehr feines Ohr und außerdem eine wahre – Zündnadelschnauze! Man konnte von ihr irgendwelchen Dialekt verlangen, sie machte ihn sofort nach, gleich mit einer Charakterfigur. Am ergötzlichsten war es, wenn sie einen deutschsprechenden Ungarn markierte, es brauchte nicht gerade der Baron Mikosch zu sein, noch ergötlicher aber wohl war es, wenn sie als deutschsprechende Tschechin schimpfte. Na, diese Ausdrücke! Das waren ja nur so kleine Privatunterhaltungen, aber wir wälzten uns immer wieder vor Lachen.

Jawohl, unser zweiter Bootsmann, August Bringmayr, war ein Bayer, noch hinter Kempten her, ein echter Allgäuer.

Hierin muß ich immer noch etwas anderes bemerken. Die besten Matrosen stellt das Binnenland.

Das mag manchem Leser merkwürdig klingen. Aber das ist unter uns Seeleuten allgemein bekannt, das weiß jeder Kapitän.

Es ist auch sehr einfach zu erklären, daß es sogar gar nicht anders sein kann.

Die von der Waterkant, von der Küste, die ergreifen den Seemannsberuf aus Tradition. Der Vater, der Großvater, alle Ahnen waren Seeleute, also muß der Junge auch Matrose werden. Ob er will oder nicht. In seinen Gedankenkreis schleicht sich überhaupt gar kein anderer Beruf ein. Und dabei ist es also auch ganz gleichgültig, ob

sich der Junge überhaupt dafür eignet oder nicht; wenn er nur nicht gerade ein Krüppel ist, aber sonst kann er direkt wasserscheu sein, er geht zur See.

Aus dem Binnenlande aber gehen doch natürlich nur die Jungen zur See, die aus Neigung und Sehnsucht dazu getrieben werden. Und daß die gute Turner und Kletterer und Schwimmer sind, das ist doch ganz selbstverständlich. Da wird doch niemals ein Muttersöhnchen dabei sein, das im Winter Ohrenklappen trägt.

Nun allerdings versagen ja auch viele solche Binnenländer. Na, dann geht so ein Junge, der die Nase vollbekommen hat, eben wieder nach Hause zurück! Bleibt er aber dabei, dann ist er auch gut! Während der Junge von der Küste gar keine Wahl hat, ob es ihm gefällt oder nicht. Das ist eben der gewaltige Unterschied dabei!

Gerade die Matrosen aus Bayern haben einen ganz besonderen Ruf als die tüchtigsten Schiffsleute. –

August Bringmayr war schon zwei Jahre lang Lehrling in einer Dorfbäckerei bei Kempten gewesen. Da hatte er sich frei gemacht, um seiner Neigung folgen zu können, war nach Hamburg und zur See gegangen.

Kein Mensch hörte ihm mehr den Bayer und gar den Allgäuer an, wenigstens meiner Meinung nach nicht. Er sprach Platt oder Hochdeutsch wie jeder andere Hamburger.

Klothilde aber hatte seine Heimat bis zum engsten Bezirk sofort herausgehört! Mir unbegreiflich!

»Du bist ein Allgäuer? Da mußt Du doch auch – können.«

»Ei gewiß das kann ich noch!«

Es hatte niemand gehört, oder die es doch gehört hatten, verrieten nichts.

Aber so mußte es doch wohl gekommen sein.

Nein, verraten wurde nichts.

Das war nämlich mit die Hauptsache bei unserer Theaterspielerei.

Wir spielten nämlich auch für uns selbst, nicht nur für das Publikum. Wir überraschten uns gegenseitig

Muß den Schauspielern ihre »Kunst« nicht zum Halse heraushängen, wenn sie ein und dasselbe Stück hundert oder auch nur fünfzigmal hintereinander spielen müssen, müssen, müssen!? Ich habe Schauspieler darüber gesprochen. Da kann man ja etwas zu hören bekommen.

Wir konnten nicht in solch eine Verlegenheit des verzweifelten Lachens und des lachenden Jammers kommen.

Wer eine gute Idee hatte, der ging zu Meister Hämmerlein, trug sie ihm vor, machte ihm seine Sache vor, oder einige zusammen. Aber sie brauchte gar nicht so gut zu sein, Hämmerlein wußte dann schon etwas daraus zu machen.

Da wurde dann heimlich einstudiert. Dazu geeignete Räume hatten wir ja genug. Und dann wurde das als Zwischenspiel in meinen »Kling-Klang-Klung« eingeschoben, bei der Festlichkeit am Hofe oder bei sonst einer Gelegenheit.

Davon wußten wir anderen aber noch gar nichts. Das bekamen die Unbeteiligten erst auf der Bühne zu sehen,

wenn es eben so weit war. Wurde dadurch das ganze Stück zu lang, so wurden eben andere Szenen gestrichen, aber ohne Verabredung, alles frei aus dem Handgelenk heraus, und es klappte vorzüglich, ohne vorherige Generalprobe.

Das heißt, das war gestern abend das erste Mal gewesen, daß das so gehandhabt worden war. Wir hatten ja noch gar nicht wieder zusammen gespielt.

Aber so war es gestern abend gewesen. Eine ganze Menge neuer Zwischenspiele, von denen wir selbst, die wir nicht direkt daran beteiligt waren, zum Teil gar keine Ahnung gehabt hatten. Und das eben war das Amüsante dabei, auch für uns! –

Also nun hatte Klothilde wieder etwas Neues ausgeheckt und im zweiten Bootsmann einen Partner gefunden. Noch einige andere mußten ins Vertrauen gezogen werden, die bekamen schnell etwas zu nähen und zu schnitzen. Die beiden übten im Geheimen unter Hämmerleins Klavierbegleitung im Verborgenen. Aber nicht so still wie die kleinen Veilchen. Es war ein Heidenspektakel, den man manchmal zu hören bekam. Aber was sie übten – keine Ahnung!

Als Hämmerlein dann einmal herauskam und an mir vorüberging, schlenkerte er die Finger und schüttelte sich vor geräuschlosem Lachen, was man bei dem kleinen, buckligen Männchen selten sah.

»Das ist ja ein Teufelsweib! Ich habe manchmal vor Lachen nicht begleiten können! Na, das wird ja etwas heute abend!«

Der Abend kam, die Vorstellung begann. Zuerst wieder das Keulenschwingen. Das sich aber nun ganz bedeutend verbessert hatte, wenn es auch, derselbe Barritgesang und dieselbe Posaunenbegleitung geblieben war.

Der Effekt war derselbe wie gestern abend, wie vor drei Wochen in Kapstadt – grenzenlos!

Nur daß hier noch ein ganz anderes Publikum in Betracht kam, eines mit spanisch-portugiesisch-brasilianische Blute.

Es war gut, daß die Mitteldecke oder der Batterieboden dafür berechnet war, noch ein ganz anderes Gewicht zu tragen, als nur das von lumpigen tausend Menschen. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, der Leser mag sich das im Geiste selbst ausmalen.

Dann »Kling-Klang-Klung«. Von den neuen Einlagen, die wir schon gestern abend gespielt hatten, erwähne ich nur einen Fanfarenmarsch von zwanzig Mann auf sogenannten Engelsposaunen oder Heroldstrompeten geblasen, wozu Hämmerlein unter Mitwirkung einiger Heizer, die kunstfertige Schlosser waren, gewöhnliche Posaunen und selbst Trompeten umgebaut hatte, zu zwei Meter langen Rohren. An jedem hing eine gold- und silbergestickte Flagge, mit unserem Schiffsnamen. Es waren eben die Argonauten, die am Hofe des Kaisers von China ihren Einzug hielten, mit Fanfaren geschmetter, unter den Klängen des Argonautenmarsches natürlich vom Hämmerlein komponiert.

Kennt man den bekannten Kreuzritter-Fanfaren-Marsch von Henrion? So ungefähr. Aber noch viel, viel imposanter. Und der ist für sechs Trompeten gesetzt, – wir verfügten über zwanzig Heroldsposaunen!

Musikdirigent war August der Starke. Der sollte ja eigentlich am chinesischen Hofe die Kaiserin-Mutter sein, aber das war ja ganz egal. Jetzt war er einmal der Bootsmann der nach Peking gekommene Argonauten. Seine Gestalt war unersetzlich, auch seine Kraft. Er spielte nämlich gleichzeitig zwei Pauken, und was für Dinger, die Felle doppelt und dreifach verstärkt, bearbeitete sie mit zwei mächtigen Keulen. So gab er den Takt an.

Großartig! Fabelhaft! Unbeschreiblich! Einfach überwältigend!

»Mit diesem Stücke könnten wir auch im besten europäischen Konzertsale paradieren!« hatte sogar der Komponist gesagt, der sonst so überaus bescheidene Hämmerlein. »An die Beurteilung dieses Marsches wagt sich auch der bissigste Kritiker nicht heran – er verliert ja gleich die Besinnung.«

Aber wirklich – einfach großartig!

Außerdem wurde jetzt die Menagerie noch viel mehr ausgenützt.

Und dann kamen die beiden, wieder August der Starke – und Klothilde

In tyroler oder oberbayerischen Kostümen.

Schuhplatteln!

Und wie die beiden schuhplatteln konnten!

Wie der ungeheure Fettkloß seine Beine schlenkerte, wie er gegen die an den mächtigen Schenkeln prall ansitzenden Lederhosen klatschte, wie er fingerschnalzend um sein Dearndl herumtanzte, dazwischen immer einmal ein »Holdrio juhuuu« – und wie Klothilde tanzte – wie er sie dann nahm und herumschwenkte, bis zu der sechs Meter hohen Decke emporschleuderte und sie wieder auffing, daß die weißen Unterröcke flogen, und dann wieder losgestampft und losgeklatscht – »Holdrio juhuuu!« – »Uiiiiii!« quiekte dann wieder das Dearndl dazwischen.

Ich kann nur eines sagen: es konnte nicht weiter gespielt werden. Das Theaterstück mußte abgebrochen werden. Die tausend Menschen tobten und rasten und wollten die Bühne stürmen. Die beiden sollten weiter tanzen. Wir standen hinter dem gefallenen Vorhang wirklich schon mit dem Wasserschlauch bereit, die Dampfpumpe war angestellt, um den Brasilianern eine kalte Dusche zu geben.

Da ging der Vorhang wieder hoch. Ich selbst befand mich übrigens im Zuschauerraum neben der Patronin.

Also auch wir beiden wußten nicht, was jetzt kommen würde. Weiter gespielt konnte das Stück nicht werden.

Wieder kamen die beiden, August und Klothilde.

Jetzt aber als holländische Bauern. Er im Flausrock mit großen Silberknöpfen, mit Pumphosen und der Zipfelmütze auf dem Kopfe, sie im kurzen, schwarzen Rock, blumengestickt, mit roten Strümpfen, im Haar einen merkwürdigen Aufputz – und vor allen Dingen beide

an den Füßen ungeheure, unförmliche Holzschuhe. Also Schuhe, keine Holzpantoffeln.

Und jetzt begannen die beiden einen holländischen Bauerntanz, wobei es nur darauf ankommt, mit den Holzschuhen möglichst aufzustampfen, möglichst viel Spektakel zu machen.

Ach, wie soll ich es schildern!

Wie die beiden sich an den Händen faßten und im Kreise hopsten, wie die angeschossenen Frösche, tiefer und tiefer in die Kniebeuge gehend und immer höher springend, um immer kräftiger aufstampfen zu können, und wie sie dabei lachten!

Denn das ist mit die Hauptsache bei diesem holländischen Bauerntanz, das Lachen!

Bei unserer Tanzerei, beim Walzer und dergleichen, wird doch nicht etwa gelacht. Im Gegenteil, wenn man scharf beobachtet – bei uns schleicht sich in die Gesichter der Tanzenden, wenn sie sich so eng umschlungen hinwälzen, immer ein Zug, der dem wirklichen Menschen gar nicht recht gefallen will. Es wird immer so etwas Tierisch-Sinnliches.

Bei natürlicheren Tänzen, welche der Freude und Ausgelassenheit Ausdruck geben sollen, wie eben beim Schuhplatteln, kommt der Jubel auch nur ab und zu zum Durchbruch, das Richtige ist es noch längst nicht.

»Aber das holländische Holzschuhstampfen, das ist ein richtiger Tanz! Man muß es nur einmal gesehen haben, wie die sonst so ernsten, phlegmatischen Holländer da zu ausgelassenen Kindern werden. Wie sie sich totlachen

wollen, weil sie solchen Unsinn machen, sich gegenseitig bei den Händen zu fassen und im Kreise herumzuhüpfen, nichts weiter als mit den Holzschuhen möglichst viel Spektakel machend.

Und so tanzten diese beiden, nur im Kreise herumhopsend, in der Kniebeuge stehend, möglichst stampfend und sich ausschüttend vor Lachen.

Man sieht aber wohl, daß man so etwas nicht beschreiben kann.

Ich sehe noch seitwärts von mir einen brasilianischen Hüter der Ordnung stehen, wie er sich krampfhaft an einen eisernen Stützpfeiler klammert, wie er vornüber neigt und den Helm vom Kopfe verliert. Und in derselben Verfassung befand sich das ganze Publikum. Ein einziges brüllendes Lachen aus tausend Kehlen.

Nein, das Theaterstück konnte nun nicht mehr fortgesetzt werden.

Diese beiden durften wir überhaupt nicht mehr im Zwischenspiel auftreten lassen. Die machten doch mein ganzes Stück wirkungslos. Hinterher wirkte doch gar kein Witz mehr.

Albert trat auf.

»Du bist, mein Lieb, so schön und schweigsam wie die Nacht.«

Nichts weiter.

Aber es genügte.

Wiederum erlag das gesamte Publikum dem seltsamen, unbeschreiblichen Zauber, eine ganz echte Zauberei!

Wohl wurden noch Beifallsstürme des Wahnsinns entfesselt, dann aber leerte sich der Theatersaal in ziemlicher Ordnung.

---

Wir waren in der Kajüte, die Patronin und ich. Auch Kapitän Martin kam.

»Frau Patronin, hier ist ein Herr draußen. Er wollte mich sprechen. Habe ihn gesprochen. Ehe Sie ihn empfangen, können Sie ja schon erfahren, um was es sich handelt.«

»Nun?«

»Es ist nämlich der Direktor und Besitzer vom Olympia-Theater. Dem größten hier. Auch mit Zirkus 3000 Sitzplätze. Er will Ihnen für jeden Abend 25 000 Dollars zahlen. Und das eine Woche lang. Sieben Vorstellungen. Er garantiert also 175 000 Dollars. Garantiert wirklich. Und seine Garantie ist gut. So viel hat er selbst auf dem Theater als Hypothek stehen.«

Die Patronin faltete die Hände, sah ganz kläglich aus.

»Ach, nun wieder das!«

»Well,« fuhr der Kapitän fort, »ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie nur drei solcher Wochen brauchen – und die werden wir schon zusammenbekommen, wenn auch nicht gerade in Rio allein – Und Sie haben einen Fond, mit dem Sie sich ein neues solches Schiff kaufen können, falls Sie dieses einmal verlieren sollten.«

Hilfesuchend blickte die Patronin nach mir.

»Georg –?«

»Nein!« sagte ich einfach.

»Nein! Nein!« fing sie da zu schreien an. »Verschonен Sie mich doch nur mit solchen Vorschlägen!«

»Well, ich hielt es nur für meine Pflicht. Also ich soll den Herrn fortschicken?«

»Ja! Ja!«

»Well, ich würde es an Ihrer Stelle auch nicht tun!« sagte Kapitän Martin und ging.

Und die Sache war erledigt.

Nein, wir durften so etwas nicht tun, sonst war unsere Freiherrlichkeit futsch!

Wer es versteht, der weiß eben, um was es sich hierbei handelte, und wer es nicht versteht, dem wird man es auch niemals begreiflich machen können.

Ich will hierbei gleich noch eines bemerken.

Wir haben sehr bald viele Konkurrenten bekommen. Es hat bald nach uns noch viele Theaterschiffe gegeben, die von Hafen zu Hafen fuhren.

Nicht eines hat bestehen können! Sie kamen nie auf die Kosten. Hatte sich der Unternehmer eine Kalkulation gemacht, daß er so etwas wagt, dann war diese Kalkulation eben stets falsch gewesen.

Bei uns war das ja etwas ganz, ganz anderes! Solch eine Mannschaft, wirkliche Matrosen und Heizer, die selbst schauspielerten, hat man nie wieder zusammentrommeln können. So etwas läßt sich doch überhaupt nicht

»zusammentrommeln«. Wir hatten doch auch nicht getrommelt. In Liverpool kommen die beiden Mannschaften zweier Schiffe auf einem einzigen zusammen und – ja Du lieber Gott, was soll man da weiter sagen!

Zusammentrommeln läßt sich so etwas jedenfalls nicht, niemals!

Das kommt, wie's eben kommt! Ist ein Geheimnis dabei, so läßt sich solch ein Geheimnis doch niemals mit Worten definieren.

Unser ganzes Schiff besaß nur zwei menschliche Arme, und an jedem Arme befanden sich 36 Paar Hände, und alle diese Hände wurden nur von einem einzigen Kopfe dirigiert.

Aber es war immer ein verschiedener Kopf. Einmal war es Kapitän Martins Kopf, einmal war es Hämmerleins Kopf, einmal war es mein Kopf.

Und diese menschliche Maschinerie besaß auch nur ein einziges Herz. Aber dieses blieb immer ein und dasselbe Herz.

Es war das Herz unserer Patronin

Das war das ganze Geheimnis! Anders weiß ich es nicht auszudrücken.

Auf dem Mississippi fahren einige Theater- und Zirkusschiffe. Dort rentiert es sich. Aber ein Seeschiff, von Hafen zu Hafen fahrend, um Vorstellungen zu geben – wer es gewagt hat, der hat dabei sein und anderer Leute Kapital verspekuliert.

Oder noch eine andere Lösung des Geheimnisses, weshalb es gerade uns glückte, will ich geben.

Das Rezept dazu stand in dem Ringe, den mir die Patronin gegeben hatte.

»Wir leben einander zu Liebe.«

---

Am anderen Vormittag – Sonntag – war in der Bucht von Rio internationales Bootsracen der im Hafen liegenden Kriegsschiffe, Wettrudern im zehnriemigen Kutter. Zwischen zwei brasilianischen Kriegsschiffen, zwei englischen, einem nordamerikanischen, einem französischen und einem argentinischen.

Ein deutsches Kriegsschiff war nicht da; sonst wäre dieses Bootsracen nämlich auch nicht arrangiert worden.

Der geneigte Leser wird wohl schon gemerkt haben, daß ich in Sachen der Nationalitäten sehr gerecht bin. Ich bin deutscher Patriot. Aber alles hat seine Grenzen. Mir gefällt vieles, vieles nicht. Und nun gar in Sachen des Sports können wir vorläufig den Engländern nicht das Wasser reichen.

Aber das ist eine Tatsache: wenn Kriegsschiffe verschiedener Nationen ein Wettrudern ausschreiben, und ein deutsches Boot ist dabei, dann siegt aber auch ganz gewiß dieses deutsche Boot!

Ich weiß nämlich selbst nicht, woher das kommt! Die Engländer haben doch genau dieselben Boote, genau dieselben stämmigen Kerls, genau dieselbe Disziplin, sie werden genau so eingepult – aber mit den deutschen Kriegsschiffmatrosen können sie nie antreten! Ich bin

doch selbst mit in der Marine eingepult worden. Aber ich weiß nicht, worin das Geheimnis liegt. Der erste Bootsmann bestimmt zum Bootsracen die Ruderer, wählt den Kuttersteuerer, meist nur einen Obermatrosen, dann noch eine kleine Rede –. »Jungens, Gnade Euch Gott, wenn Ihr nicht – unter meine Augen dürft Ihr ja nicht wieder treten!« – und das Boot geht ganz sicher als erstes durchs Ziel. –

Die sieben Kapitäne der verschiedenen Schiffe hatten zusammen für die Offiziersmesse des siegenden Schiffes einen sehr schönen silbernen Pokal gestiftet, für die Deckoffiziersmesse einen silbernen Aschenbecher, die Mannschaft des ersten Bootes erhielt hundert Dollars, des zweiten fünfzig, des dritten fünfundzwanzig Dollars. Recht annehmbare Preise. Außerdem stiftete ein Privatmann aus Rio für die ganze Mannschaft des siegenden Schiffes noch für den Nachmittag Schokolade mit Kuchen.

Auch jedes Handelsschiff konnte sich mit einem Kutter beteiligen, ohne Einsatz. Es meldete sich keines. Da hätten auch höchstens die großen Passagierdampfer in Betracht kommen können, von denen ja genug im Hafen lagen, besonders deutsche, deren Mannschaft wird ja richtig eingepult. Aber mit Kriegsschiffen können sie da denn doch nicht konkurrieren, da fehlt die fortwährende Übung. Ein Handelsmatrose läßt sich doch nicht drillen, bis er nicht mehr weiß, ob er nur so schwitzt oder ob ihm

etwas anderes Fatales passiert ist. Denn man soll nur einmal sehen, wie die »Manofwars«, die Kriegsschiffmatrosen, gezwiebelt werden! Das Publikum bekommt es aber gar nicht zu sehen. Das würde wahrscheinlich solch eine Tierquälerei gar nicht dulden.

Nur eine Privatjacht meldete sich, einem Londoner Multimillionär gehörend, so einem Pillendreher, der die hartleibige Menschheit beglückt.

Aber das Boot wurde von den Schiedsrichtern nicht angenommen. Wohl war es ein zehnriemiger Kutter, see-tüchtig, konnte aber nicht als großes Rettungsboot gelten, dazu war es zu leicht und zu schmal. Es war ein Rennboot für See.

Und dann schließlich die »Argos«, ein Mittelding zwischen Kauffahrteischiff und Jacht bildend.

Halb zehn ging es zum Start, nach der Ilha das Cobras – Schlangeninsel, es sind aber keine Schlangen mehr darauf, alles befestigt. Von hier nach Ilha Caquaradas, ungefähr sechs Kilometer, dort herum und zurück. Das heißt, so war die Strecke! Erst wurde gestartet. Die Bucht wimmelte von Lustdampfern und anderen Fahrzeugen, aber die Strecke wurde gut freigehalten. Das Wasser war leicht gekräuselt.

Während des Startes kollidierte das nordamerikanische Boot mit einem kleinen Dampfer, eine Planke wurde ihm eingedrückt. Mir hatte es recht ausgesehen, als ob etwas Absicht dabei gewesen wäre. Und richtig, die Yankees machten nicht mehr mit, obgleich sie ja noch andere

Kutter an Bord hatten. Nein, sie wollten nicht mehr. Na, die wußten schon, warum nicht.

Wir lagen in einer Reihe. Unser Boot allein mit einer Handelsflagge. Natürlich mit der englischen.

Punkt zehn fiel der Kanonenschuß wir pulten an.

Es ging, wie es immer geht. Bei dieser Sorte Mischung ist es immer dieselbe Geschichte. Zuerst schossen die Brasilianer und Argentinier weit voraus. Diesen Südländern wird man nie, nie angewöhnen können, daß sie Kräfte für später sparen.

Allerdings darf dieses Kräfteaufsparen beim Bootsrudern nicht übertrieben werden. Es ist doch etwas ganz, ganz anderes als beim Pferde- und Radrennen. Bleibt man einmal beträchtlich zurück, dann läßt es sich nicht wieder einholen. Aber sich gleich mit solcher Wut in die Riemen zu legen, das ist natürlich Unsinn.

Dann kamen die Franzosen, dann wir, und in unserem Kielwasser folgten die beiden englischen Boote, deren Steuerleute geduckt wie die Katzen vorm Mäuseloch saßen.

Schon nach fünf Minuten hatten die Brasilianer und Argentinier ihre Lungen vollkommen ausgepumpt, und sofort schossen die beiden Engländer an uns und an dem Franzosen vorüber. Nun aber los! In der nächsten halben Minute hatten auch wir den Franzosen hinter uns, lagen dicht hinter dem letzten Engländer.

Nun war also die Sache betreffs der Nationalität bereits entschieden. Die englische Flagge siegte unter allen

Umständen. Wenn nicht die englische Kriegsflagge, dann eben die englische Handelsflagge.

Und da kam auch noch, um das Kraut vollends fett zu machen, eine zweite englische Handelsflagge auf! Das Rennboot des englischen Pillendrehers.

Eine unerhörte Dreistigkeit! Machte einfach mit!

Na, da es nun einmal mitlief, mochte es laufen. Zu sagen hatte es natürlich nichts. Es überholte uns schnell, war schon längst hinter der Insel verschwunden, als wir erst eine Landzunge erreicht hatten. Kunststück, solch ein leichtes Rennboot!

Herum um die Insel!

»Nun aber mal los, Jungens! Zu – gleich!!«

Und meine zehn Jungens legten los, jetzt erst richtig!

Sie zogen durch, daß ich gefürchtet hätte, sie könnten die Esschenstangen durchbrechen – wenn es möglich gewesen wäre. Aber biegen taten sie sich wie die Reitgerten; denn jetzt waren sie nicht mehr mit schweren Bleirohren umgeben.

Es ist etwas Seltsames, ganz Seltsames mit dem Bootsrudern.

Mir gegenüber saß als erster der Matrose Erich, ein kleiner Blondkopf von Rügen, er gab den Schlag an. Seine blauen Augen bohrten sich in die meinen und diesen Blick reflektierte ich auf alle die anderen Augenpaare, und so wurde nur ein einziges Augenpaar daraus.

Weiß der Leser, was ich hiermit sagen will?

Pferd und Reiter können eins werden. Das ist gewiß. Beim Bootsrudern aber können zehn Menschen und noch

mehr plötzlich eine einzige Seele bekommen, und das Boot selbst wird lebendig, das ist kein totes Holz mehr, und jeder Riemen wird lebendig, und das alles hat nur eine einzige Seele.

Und so gingen wir an den beiden Engländern glatt vorüber, und ich konnte nur noch sehen, daß der Steuermann im vordersten Boot plötzlich die Maulsperre bekam.

Ach, dieses Toben an Land, dem wir uns jetzt immer mehr näherten, und ringsherum auf den Fahrzeugen, dieses Brüllen und Heulen und Pfeifen!

Vor uns lag das Rennboot ruhig auf Riemen. Es wollte mit uns noch ein bißchen spielen. Uns gleichgültig; es rannte ja nicht mit, aber eine Gemeinheit war's doch.

Jetzt brauchte ich nicht mehr den suggerierenden Blick, unser Sieg war bereits entschieden, und so blickte ich nach unserem Schiffe am Kai, deutlich zu sehen, ihm immer näher kommend.

An Deck mochten unsere Kameraden stehen, sie mochten jubeln – ich sah sie nicht. Ich sah nur dort oben in halber Höhe der Mittelwangen die Patronin hängen, in der einen Hand ein Doppelglas, das sie aber schon nicht mehr brauchte, in der anderen Hand ein weißes Tuch, um uns zu winken – aber sie winkte nicht.

Und dann blickte ich anders wohin.

Nach dem Heck unseres Schiffes, an dem die englische Flagge wehte.

Und dann fing ich an zu beten.

»Lieber Gott, laß doch schon die Depesche gekommen sein, laß doch gerade jetzt –«

Und in demselben Augenblick ward mein Gebet erhört.

Und in demselben Augenblick fing vor uns das Rennboot wieder zu pulen an, aber es klappte nicht, die Ruderer spielten Sechsendsechzig, das heißt, die Riemenblätter klapperten zusammen.

Und in demselben Augenblick erfaßte ich die Situation.

»Durch, zieht durch, Jungens!« heulte ich auf. »Die Depesche ist da, wir sind registriert!«

Und in demselben Augenblick schossen wir am Friedhof von Caju und an dem englischen Rennboote vorbei, und das konnte uns nun nicht mehr einholen auf dieser kurzen Strecke!

Und da bückte ich mich und holte aus dem Bootskaften etwas hervor, was ich für alle Fälle mitgenommen, wenn ich auch nicht darauf zu hoffen gewagt hatte – und dann griff ich hinter mir, zog die Flaggenstange heraus und riß mit den Zähnen die englischen Farben ab, knüpfte mit einer Hand und mit den Zähnen andere Farben daran und setzte die Stange wieder ein.

So gingen wir noch weit vor dem englischen Rennboot als erste durch das Ziel, aber nicht mehr als englisches Boot – jetzt knatterten hinter mir die schwarzweißroten Farben, so wie auch schon dort auf unserem Schiffe die deutsche Flagge wehte, und Kapitän Martin stand daneben und salutierte.

Das längst und sehnsüchtig erwartete Kabeltelegramm von Hamburg war endlich eingelaufen – die »Argos« war von Noald nach Hamburg überschrieben worden!



Noch eines muß ich erzählen, ehe wir Rio verlassen.

Ein Stückchen, das August der Starke ausführte, noch an demselben Tage, überhaupt gleich nach unserer gewonnenen Wettfahrt.

Doch muß ich erst etwas vorausschicken

August der Starke hieß er, nicht wegen seiner Dicke, sondern weil er so stark war wie weiland der Kurfürst von Sachsen.

Der Mensch besaß eine geradezu unheimliche Kraft! Nicht nur eine gewöhnliche Bärenkraft. Der quetschte in seinen Armen jeden Bären zusammen.

Doch was heißt Kraft? Ich glaube, daß man Körperkraft niemals wird messen können. Ich habe einen schwächtigen Kerl gesehen, der zehnmal hintereinander eine Dreizentnerhantel stemmen konnte, aber auf der Schulter nicht einmal eine Fünfzigpfundkiste tragen.

Unser August war kein besonderer Held im Hantelstemmen. Er wog ziemlich drei Zentner, brachte nur mit Mühe und mit unsäglichem Schnaufen einen Klimmzug fertig, konnte also auch keine drei Zentner stemmen, brachte sie nicht über Brusthöhe, brachte die Arme nicht darunter.

Andererseits bewies er manchmal eine geradezu übermenschliche Kraft! Es mußte nur einmal die Gelegenheit kommen. Da bekam er plötzlich einen roten Kopf, packte zu und führte etwas aus, was – man überhaupt gar nicht begreifen konnte. Leistungen, die man nur einem göttergleichen Herkules zuschreibt. Aber das ließ sich nicht kommandieren.

Das erste Mal hatte ich so etwas von ihm gesehen, als wir damals vor der Bucht in der Magalhaesstraße vor Anker gingen. Gerade als der Anker fiel, schlippte die Kette von dem Zahnrad der Winde ab, sie war nicht ordentlich aufgelegt worden. Die herabrasselnde Kette konnte sofort gebremst werden, es hatte auch sonst nichts weiter zu sagen, es ging auch so, wurde dann aber eine überaus langweilige Geschichte.

Als die Kette abschlippte, sprangen sofort vier Matrosen hinzu, gaben aber auch gleich den lächerlichen Versuch auf, die Kette noch über die Winde werfen zu wollen.

Da sprang auch der zweite Bootsmann herbei, packte die Kette und warf sie über die Winde.

»Let go!«

Was hierzu für eine Kraft gehört hatte, das läßt sich nicht mit Zahlen ausdrücken. Da muß man die Verhältnisse kennen, um so etwas beurteilen zu können. Und nur mit der einen Hand, nur mit der linken Hand hatte er das ausführen können! Denn mit der rechten Hand hatte er gleichzeitig die Kettenglieder über dem Zahnrad geordnet! Es war eine Kraftleistung gewesen, die man

keinem Menschen zutraut, einfach menschenunmöglich, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. –

Ich will nicht weiter schildern, wie unser siegendes Boot an Bord empfangen wurde, jetzt unter deutscher Flagge.

Wir hatten übrigens noch gar nicht die Berechtigung die zu hissen, vorläufig hatte die Depesche aus Hamburg erst Kapitän Martin bekommen, das mußte erst angemeldet werden.

»Frau Patronin, da gehen Sie gleich selbst auf Seemannsamt, dann geht's am schnellsten. Sie sind die Reederei, ich komme als stellvertretender Kapitän mit.«

Gut, wir beide gingen sofort; nahmen aber einen Wagen, einen zweirädrigen, ein Handsome, elegant und schnell.

Wir fuhrer nach dem Seemannsamt, in einer Viertelstunde war alles erledigt; den Wagen hatten wir draußen warten lassen.

Als wir einstiegen, wurden wir erkannt. Die von der »Argos«, die Sieger im heutigen Bootsrennen, welche dem Waisenhaus wiederum die gestrige Theatereinnahme überwiesen haben, 8000 Dollars.

Oder wahrscheinlich hatte der Portier oder sonst wer gesagt, daß wir da drin wären und bald wieder herauskommen müßten, das Publikum, sich immer mehr anstauend, wartete schon darauf, um uns eine Ovation zu bringen.

Also sie brüllten und schwenkten Hüte und Tücher. Und dann, als wir glücklich eingestiegen waren, schirrten

sie das Pferd ab, um selbst den Wagen zu ziehen und zu schieben. Der Kutscher sprang schnell ab, um das Pferd unter seine Obhut zu nehmen, um seinen Wagen kümmerete er sich nicht, da hätte ihm ja jeder Schaden ersetzt werden müssen.

Die Fuhre ging unter dem nötigen Brüllen und Johlen ab, bis der Hafen und unser Schiff in Sicht kam.

Da kam ein Trupp unserer Jungens die Straße entlang. Sie wollten an diesem schönen Sonntagnachmittag in Rio noch ein bißchen poussieren; denn heute abend ging's in See, da konnten sie nur noch mit Fischen poussieren.

Die sahen uns und auf welche Weise wir vorwärts befördert wurden.

Und da wurden die Jungens eifersüchtig.

Einmal eine sehr schöne Eifersucht.

»Hallo, zurück da, dat is unser Sach!«

Also auch die menschlichen Pferde wurden gespannt, ob sie wollten oder nicht.

Aber auch die drei Dutzend Argonauten kamen nicht dazu, uns zu ziehen.

»Dat is allien mien Sach!« sagte der zweite Bootsmann, der mit dabei war.

Was nun weiter geschah, konnte ich ja nicht sehen, denn ich saß mit in dem Wagen.

August kroch unter den Wagen, bückte sich noch tiefer, stemmte Kopf und Hände fest an und – hob den ganzen Wagen aus!

Noch etwas ausbalanciert, und nun Paradeschritt angenommen.

Und so im elastischer Paradeschritt marschierte er die noch wenigstens 400 Meter, marschierte über die Laufbrücke und setzte den Wagen fein säuberlich an Deck nieder.

Und wie er wieder hervorkroch, da verwandelte sich das Ungetüm in einen österreichischen Hausdiener, so elegant öffnete er mit, einer zierlichen Verbeugung den Schlag.

»Bitte, gnä Frau, wollen's gefälligst herauspazieren!«

Kapitän Martin schüttelte dann den Kopf.

»Man hält es nicht für menschenmöglich!«

### 23. KAPITEL. AUF DEM AMAZONENSTROME.

Einem Segelschiffe, in der Nähe der brasilianischen Küste, das die Orientierung verloren hatte, war schon seit einiger Zeit das Trinkwasser ausgegangen.

Immer drohender wurde das Schreckgespenst des Verschmachtungstodes!

Da tauchte ein Dampfer auf, kam näher, kam in Rufweite.

»Wasser, Wasser, wir verdursten!«

»Na da schlägt doch eine Pütze auf,« wurde zurückgelacht, »Ihr seid doch schon hundert Meilen drin im Amazonenstrom!« –

Solche und ähnliche Geschichten werden erzählt, um die Mächtigkeit des Amazonenstromes zu charakterisieren. Mögen ja auch wirklich passiert sein.

Schon hundert Meilen den Amazonasstrom hinauf? Also Seemeilen. Das sind 25 geographische Meilen. Das ist gar nichts.

Dort ist man noch auf dem Meere

Daß das Süßwasser ist, das sieht man ihm nicht an.

Der Amazonasstrom, Rio das Amazonas, hieß früher Maranon, mit welchem Namen die Engländer ganz fälschlicherweise jetzt nur noch den Oberlauf bezeichnen, und alle Welt plappert gehorsam nach.

Mar a non? So müßte es im fragenden Tone heißen. Meer oder nicht? Diese Frage gebührt aber doch dem Unterlaufe, doch nicht dem Oberlaufe!

Was man über diesen Strom auch für Schilderungen lesen mag – von diesen Wassermengen kann man sich gar keine Vorstellungen machen. Bis man den Strom selbst einmal befahren hat, wenigstens bis nach Manaos.

Wenn man eine gewöhnliche Karte von Südamerika hat, womöglich Nordamerika auch noch gleich darauf, so sieht man Manaos sehr nahe der Küste liegen, an der Einmündung des Rio Negro.

's ist nur ein Katzensprung.

In Wirklichkeit beträgt die Entfernung von Para, dem Mündungshafen des Amazonas, bis nach Manaos in der Luftlinie 180 geographische Meilen!

Das ist genau dieselbe Entfernung, wie von Hamburg über die Alpen weg bis nach Neapel. Das ist genau die Länge der Donau von der Quelle bis zur Mündung, in der Luftlinie.

Die Hamburg-Amerika-Linie läßt – in Verbindung mit der Südamerikanischen Linie – fünf Dampfer nach Manaos gehen, aller 14 Tage einen. Darunter ist zum Beispiel die »Rhaetia«, 6600 Tonnen, die geht vollbeladen bis nach Manaos hinauf!

Die braucht dazu von Para an fünf Tage und fünf Nächte ununterbrochene Fahrt, legt des Nachts nicht etwa an. Sie dampft allerdings nicht volle Kraft, sondern nur acht Knoten.

Und wenn man nun so 800 Seemeilen in fünf Tagen und Nächten gedampft ist, dann kann man sich dort oben bei Manaos noch immer fragen: mar a non? Ist das ein Meer oder ist das ein Strom?

Mit den bloßen Augen sind die Urwälder an den Ufern noch nicht zu erkennen.

Allerdings gibt es viele bewaldete Inseln.

Der Rio Negro gilt als der größte Nebenfluß. Nur weil er der längste ist und am weitesten befahren werden kann. Er hat die größte Bedeutung; trotzdem ist er bei seiner Mündung bei Manaos ja nur zwei Kilometer breit.

Vorher der Tapajos zum Beispiel hat gar keine Bedeutung, er kann wegen Stromschnellen nur lumpige 340 Kilometer befahren werden, und mündet trotzdem mit einer Breite von dreizehn Kilometern! Fast zwei geographische Meilen breit!

Der Amazonas selbst ist an seiner Mündung 250 Kilometer breit, das ist ungefähr so wie von Berlin nach Hamburg; er drängt, obgleich man von einer Strömung kaum

etwas merkt, bei Ebbe das Meer 200 Kilometer zurück, so weit also macht sich sein Wasser bemerkbar.

Die ankommende Meeresflut muß nun wieder den Strom zurückdrängen, das will sich der Strom erst nicht gefallen lassen, und daraus entsteht aller 12 Stunden und einigen Minuten das Phänomen der sogenannten Pororoca. Die Meeresflut wälzt sich als eine drei bis vier Meter hohe Mauer mit unheimlicher Geschwindigkeit heran, ihr Donnern ist mehr als 10 Kilometer weit hörbar. Dieses Phänomen würde an der Mündung alle Schifffahrt unmöglich machen, jedes kleinere Fahrzeug wenigstens, das in den Bereich dieser Welle kommt, ist verloren, wenn der liebe Gott nicht dafür gesorgt hätte, daß auch in dieser Hinsicht kein Baum in den Himmel wachsen kann. An jeder tieferen Stelle der Mündung sinkt nämlich diese Flutwelle in sich zusammen, und ganz, ganz merkwürdig ist es nun, daß an diesen Stellen das Wasser ganz ruhig bleibt. Die Wassermauer verschwindet plötzlich, schnellst erst auf der nächsten Untiefe wieder empor, wälzt sich weiter, und die übersprungene Stelle bleibt ganz glatt. Der Physiker kann erklären, woher das kommt, das ist aber sehr umständlich.

Diese Untiefen sind genau bekannt, ebenso die Zeit, wann die Pororoca kommt, und so ist es nur eine Unvorsichtigkeit, wenn einmal ein Unglück geschieht.

Bei Obidos, in der Luftlinie hundert geographische Meilen von Para, also von der Mündung entfernt, läßt

sich die Wassermasse des Amazonasstromes einmal berechnen, weil er hier zwischen Felswänden auf zwei Kilometer zusammengedrängt wird bei einer Tiefe von 80 bis 100 Meter. Dabei ist aber zu bedenken, daß der Unterschied der Wasserstandshöhe zwischen trockener und Regenzeit 12 bis 14 Meter beträgt. Es wird also das Mittel angenommen. Demnach bewegt der Strom bei Obidos in der Sekunde 120 000 Kubikmeter Wasser.

Das ist aber noch nicht das ganze Wasser des Amazonasstromes. Abgesehen davon, daß sich ja auch noch hinter Obidos einige ungeheure Nebenflüsse in den Hauptstrom ergießen.

Ungefähr 200 Nebenflüsse sind bekannt, von denen keiner kleiner ist als der Rhein. Die anderen Nebenflüsse sind ganz unbekannt.

Die professionellen Lotsen sprechen von 700 Nebenflüssen, und es ist recht glaublich.

Nun aber kommen noch die sogenannten Bifurkationen in Betracht, ein Wort, das ich noch öfters gebrauchen werden muß.

Das sind die natürlichen Wasserverbindungen wieder zwischen den Nebenflüssen. Die großartigste Bifurkation, die es überhaupt in der Welt gibt, ist die zwischen dem Rio Negro und dem Orinoko, so daß dieser ungeheure Strom von Venezuela also überhaupt direkt mit dem Amazonas verbunden ist! Man kann von Paris aus durch ganz Brasilien fahren und kommt oben am Karibischen Meere wieder heraus! Mit Dampfern! Allerdings Umladestellen wegen Stromschnellen, tagelange Märsche.

Und ebenso kann man von Para aus bis nach den Anden am Stillen Ozean fahren, eben auf diesen Bifurkationen, ohne überhaupt den Amazonasstrom zu berühren! Immer von einem Nebenflusse zum andern!

Von diesen Bifurkationen wissen wir freilich herzlich wenig. Jeder Indianerstamm kennt doch nur die, an der er wohnt. Und wir kennen doch nicht einmal diese Indianerstämme. Es wird eben eine Gegend so groß wie ganz Europa, bedeckt mit undurchdringlichem Urwald, von zahllosen Wasseradern durchzogen, welche das Wasser der Regenzeiten, total verschieden, auffangen und es zum Teil nach dem Atlantischen Ozean abführen, ohne daß es den Hauptstrom, den Amazonas, erreicht. Erst an der Mündung, ein Gebiet umfassend so groß wie ganz Deutschland, 10 000 Quadratmeilen, trifft alles wieder zusammen. –

Noch will ich erwähnen, daß eine Reise von Hamburg nach Manaos, vier Wochen dauernd, 160 Mark kostet. Natürlich Zwischendeck. Aber inklusive Beköstigung. Und so eine Beköstigung wie auf solch einem Hansa-Dampfer bekommt man in keinem Sanatorium für wöchentlich 60 Mark. Hier kostet sie nur 40 Mark, und man hat dafür noch freie Fahrt. Auch unsereiner kann sich gar nicht ausrechnen, wie die das so billig machen können. In Madeira und Para einige Tage Aufenthalt – alles mit eingeschlossen, nicht etwa noch extra Bezahlung für Aufenthalt an Land. In Manaos bleibt der Dampfer fünf Tage liegen, nimmt neue Fracht, und fährt man mit ihm gleich wieder zurück, so kann man auch noch diese

fünf Tage frei an Bord wohnen. Fleisch so viel wie man verschlingen kann,

Der billigste Preis für eine Fahrt 1. Klasse – eine 2. Klasse gibt es an diesen Dampfern nicht – beträgt 600 Mark. Das kommt auf die Kabine an. Man kann in der Kapitänskajüte, dem Staatszimmer der Salondampfer entsprechend, für 4500 Mark fahren, aber die Beköstigung ist ganz die gleiche.

Ich habe hier einen Speisezettel von der »Rio Grande«, von Hamburg aus auch diese Linie befahrend, nach Manaos, an Bord gedruckt am 16. Februar 1910, und es dürfte den Leser doch vielleicht interessieren, zu erfahren, was so ein Kajütsreisender für seine 600 Mark für die vier Wochen bekommt.

Ich schreibe die Tages-Speisekarte wörtlich ab.

Erstes Frühstück von 7 bis 9: Kaffee, Tee, Kakao Weiß und Feinbrot, Zwieback, Semmel, geröstetes Brot, verschiedenes Gebäck. Marmelade, Ingwer, Honig. Früchte, Hafergrütze, Milchreis. Gekochte und verlorene Eier, Rühreier, Spiegeleier mit Schinken oder Speck. Omelettes mit jungen Erbsen, mit Spargel, mit Champignons und mit feinen Kräutern. Pfannkuchen, Apfelkuchen Kalbskotelettes, Beefsteak, Hammelkotelettes, Frankfurter Wurst vom Rost. Rauchheringe. Gekochte, gebratene und gebackene Kartoffeln. Verschiedene Sorten Aufschnitte. Käse. –

Nun bemerke ich aber dazwischen, daß dies nicht etwa so serviert wird, wie dort in dem Speisehaus von Marseille! Jeder langt zu und bestellt, so viel er will. –

Gabel-Frühstück um 12: Schwedische Vorspeise. Olla Podrida. Geeiste Kraftbrühe. Kalbszunge nach Mailänder Art mit Erbsen. Entrecote mit Strohkartoffeln, Salat, Apfelkompott, Baba mit Früchten. Frikadellen mit Kartoffelsalat.

Gleichzeitig auf dem Nebenbüfett: Geräucherter Lachs, Bratheringe, Sardinen in Öl, Rollmops, Anchovis, Bismarckheringe. Geräucherter Schinken. Frische Wurst. Kalter Braten. Geflügel. Mikado-Salat. Russischer Salat. Kartoffelsalat Radieschen.

Nachmittags Kaffee, Tee, Kakao mit Gebäck, in den Tropen Limonade und Eis mit Waffeln.

Hauptmahlzeit abends 7: Russische Platte. Fasanensuppe nach Dubarry. Kraftbrühe. Steinbutt mit geschlagener Butter. Hammelrücken garniert. Chaud-froid nach Villeroi. Kapaunen. Kompot und Salat. Stangenspargel. Gefrorene Speise von Ananas. Nachtisch.

Dann wird an Deck oder im Salon noch ein Büfett aufgeschlagen. –

Solch eine Seereise ist eine einzige große – – Fresserei!

Nun muß man aber auch gesehen haben, was diese Passagiere, besonders nach Überstehung der Seekrankheit verschlingen!

Denn von einem »essen« oder gar »speisen« darf man da nicht mehr sprechen. Das wäre Frevel.

Wer so etwas nicht miterlebt hat, der kann sich gar keine Vorstellung davon machen.

Seit drei Tagen segelten wir den Amazonasstrom hinauf.

Nach der englischen Seemannssprache, die doch auch die deutsche beeinflußt, segelt auch jeder Dampfer, wenn er auch überhaupt gar keinen Mast hat.

Wir aber segelten wirklich, hatten alle Leinwand gesetzt! Denn in dieser Breite, fast direkt auf dem Äquator, weht fast ununterbrochen das ganze Jahre hindurch der Passat. Bis nach Tabatinga kann man hinaufsegeln bis an die brasilianische Grenze, von Para aus 3650 Kilometer Wasserstrecke, was einer Entfernung von London bis nach Konstantinopel entspricht. Ich gebe solche Vergleiche, weil man sich ja sonst gar kein Bild machen kann. So wird man übrigens auch auf der Seemannsschule instruiert.

Natürlich alles mit Ausnahme. Bei großen Krümmungen hört die Segelei auf. Auch durch die Enge von Obidos muß, man unter allen Umständen dampfen oder sich schleppen lassen.

Bis dorthin sollten wir aber überhaupt gar nicht kommen.

In Para war kein Lotse an Bord genommen worden.

»Mi sabe.«

Gut, wenn der Prospektador uns führen konnte. »Sie haben den Amazonasstrom oder doch die betreffende Strecke öfters befahren?« fragte Kapitän Martin nur noch.

»Si, si, Sennor Capitano.«

»Sie kennen die Strecke auch wirklich ganz genau?«

»Si, si, Sennor.«

»Wenn uns ohne Lotsen ein Unfall passiert, wenn wir ein anderes Schiff rammen, sind wir dafür voll und ganz verantwortlich?!«

»Mi sabe.«

»Sind Sie denn ein verantwortlicher Lotse?«

»No, Sennor.«

»Ja, wenn uns nun etwas passiert? Können Sie denn eine Verantwortung auf sich nehmen?«

Dieses Gespräch fand in der Kajüte statt, und der Spanier deutete einfach auf den mächtigen Panzerschrank.

Ja, da hatte er allerdings recht! Dort lag doch sein Riesendiamant drin. Gewiß, das war Garantie genug. Da konnten wir schon einmal einen Dampfer über den Haufen rennen.

Also wir segelten mit voller Leinwand hinauf, machten in der Stunde im Durchschnitt sechs Knoten, hielten freilich immer auf Dampf.

Ich will diese dreitägige Partie auf dem Unterlaufe nicht weiter schildern. Es war später interessanter, und sonst müßte ich später wiederholen, wenn ich jetzt schon von Krokodilen und dergleichen erzählen wollte.

Während der ganzen drei Tage waren von der Mitte aus die waldigen Ufer nur durch das Fernrohr zu erkennen. Freilich näherten wir uns manchmal einem Ufer ganz beträchtlich und dann gab es eine Unmasse von Inseln.

Und das war es ja eben! Wir mußten ja nicht, zwischen welchen Inseln man durch mußte. Mancher tiefgehende

Dampfer vermied die freie, kilometerbreite Wasserstraße, fuhr ganz dicht an einer Insel vorbei, was wir nie gewagt hätten. Wir hätten die freie Straße benutzt und – wären festgerannt. Der Dampfer hatte eben einen Lotsen an Bord. Aber solch einem Dampfer kann man doch nicht immer folgen.

Nun, der Prospektador führte uns eben, und der konnte das Wasser, das merkte man an allem und jedem. Unablässig stand er Tag und Nacht auf der Kommandobrücke, die Richtung angehend. Dann kamen ja auch stundenlange freie Strecken, die bezeichnete er, während dieser Stunden schlief er. Mit den entgegenkommenden Jankandas, den riesenhaften Flößen, auf denen die eingeborenen Schiffer mit ihren Familien ganze Dörfer errichten, wußte der Kapitän allein fertig zu werden. In der Nacht wurde gedampft, da hat man das Schiff denn doch anders in der Gewalt.

Am Morgen des vierten Tages streckte der Spanier seine Krallenhand nach Nordwesten aus.

»Aca – dort!«

»Was ist dort?« fragte Kapitän Martin.

»Maycuru.«

»Das ist ein See.«

Wir studierten doch unaufhörlich die Karten. Was darauf zu sehen war, werde ich gleich sagen, nämlich herzlich wenig.

»Si, si, Sennor.«

»Durch einen Nebenfluß mit dem Amazonas verbunden?«

»Si, si, Sennor.«

»Von diesem See geht ein Strom weiter nach Norden oder kommt vielmehr von dort oben her, der ebenfalls Maycuru heißt?«

»Si, si, Sennor.«

»Da wollen wir hinein?«

»Si, si, Sennor.«

»Mensch! – Sennor Montezuma della Estrada! – Nun lassen Sie doch endlich einmal mit sich sprechen!«

»Si, si, Sennor Capitano.«

»Wie weit ist es dann noch bis nach jener Stelle?«

»Mit dieser Fahrt, sechs Knoten in der Stunde, noch vier Tage, nur Tagesfahrt.«

Na endlich! Denn bisher hatte der Spanier auf solche Fragen immer nur ein »Mi sabe« gehabt.

»Also nur Tagesfahrt?«

»Si, si, Sennor. In der Nacht machen wir fest oder gehen vor Anker oder bleiben einfach liegen.«

»Und wir kommen mit diesem großen Schiffe überall durch?«

»Es todas partes – überall.«

»Brauchen die Rahen nicht abzunehmen?«

»No, Sennor.«

»Sie nicht einmal längs zu richten?«

»No, Sennor.«

»Aber segeln können wir nicht mehr?«

»No, Sennor. Dampfen.«

»Wir haben aber doch nur 350 Tonnen Kohlen an Bord.«

»Mi sabe!« fing es jetzt wieder an.

»Ich glaube ja, daß es reicht. Aber warum waren Sie denn nur so dagegen, daß wir in Rio oder in Para noch mehr Kohlen einnahmen?«

»Mi sabe.«

»Das Schiff kann den Weg mit voller Ladung machen?«

»Muß es doch können.«

Natürlich, wir wollten doch gleich bei der ersten Rückfahrt 4500 Tonnen Chinarinde mitnehmen. So viel konnte unser Schiff dann noch fassen.

Dann will ich hier gleich erledigen, weshalb wir keine anderen Arbeiter mitnehmen konnten.

Einfach deshalb nicht, weil der wilde Chinabaum frei ist.

Wer ihn findet, der kann ihn abschälen, dem gehört die Rinde.

Und dagegen hilft kein Arbeitskontrakt und gar nichts.

Wir konnten wohl Hunderte von Arbeitern engagieren, wir brachten sie hierher – und dann schälen sie für sich die Rinde ab.

Oder wir mußten den ganzen Distrikt kaufen. Dann hatte der Arbeitskontrakt natürlich Gültigkeit. Was auf dem Lande wächst, das gehört doch dem Besitzer.

Da mußten wir aber erst wissen, wo sich der Distrikt befand, also seine geographische Lage kennen. Oder das war auch gar nicht nötig, auf jeden Fall kamen dann Regierungsbeamte und Vermesser mit. Das sind die hauptsächlichsten Unkosten. Sonst bekommt man ja dort das

Land für ein Butterbrot oder wirklich geschenkt, allerdings unter sehr scharfen Bedingungen. Man muß es auch wirklich urbar machen.

Das wollten wir nicht? Was wollten wir denn sonst dort mit dem Lande machen?

Schon deshalb kamen Regierungsbeamte mit.

Nun fanden die dort die Chinabäume.

Dann fingen die selber zu schälen an, oder, wenn sie so patriotisch gesinnt waren, dann benachrichtigten sie die Regierung, dann registrierte die das Land für den Fiskus, beutete die wilde Chinakultur für eigene Rechnung aus.

Kurz und gut, bei solch einem Geschäft konnte nur ein Schiff wie das unsere in Betracht kommen, mit solch einer Mannschaft! Auf jedem anderen Schiffe hätte leicht Mord und Totschlag ausbrechen können. Wenn sechzehn Millionen Mark an den Bäumen wachsen, man brauchst sie nur abzuschälen, dann hört die Gemütlichkeit und die Freundschaft auf, oder die Menschheit müßte sich plötzlich sehr verändern.

Natürlich gibt es gute Kameradschaft. Aber die erst einmal finden! Hier bei uns war sie vorhanden.

Ja, wie war denn dieser Spanier in Kapstadt gerade zu uns gekommen?! Er kannte uns doch noch gar nicht!

»Mi sabe.«

Na schön. Und wenn er von alledem auch nicht den geringsten Anteil haben wollte – war uns auch recht.

Jetzt, da wir uns dem Ziele näherten, da die Sache greifbare Wirklichkeit bekam, freuten wir uns ja nicht schlecht auf die sechzehn Millionen.

An warnenden Stimmen fehlte es freilich immer noch nicht, wenn einmal gar zu große Zukunftspläne gemacht wurden.

»Täuv man, täuv man, wir haben sie noch nicht in der Tasche, die Chinarinde noch nicht im Laderaum, noch nicht einmal für die erste Rückfahrt!«

Diese Warner oder Zweifler hatten auch ganz recht. Nur das konnte schon besprochen werden, daß wir uns dann für einige Zeit trennen mußten. Das beste war wohl, wir schälten erst alle Rinde ab – anders war es überhaupt gar nicht möglich – dann wurde die erste Rückfahrt angetreten. Vielleicht die Hälfte der Mannschaft blieb als Bewachung zurück. Die einmal abgeschälte Rinde gehörte dann natürlich uns, die wurde in weiteren Fahrten abgeholt, oder dann konnten wir ja auch andere Fahrzeuge mieten. –

Eine Stunde später dampften wir mit festgemachten Segeln in den Maycuru ein.

Wir besaßen drei Spezialkarten von diesem nordöstlichen Teil Brasiliens, eine deutsche, eine englische und eine französische. Dabei bemerke ich, daß es bis heute noch keine bessere Spezialkarte gibt.

Auf allen dreien war dort, vom Amazonenstrom durch eine schmale Landzunge getrennt, ein blauer Klecks angegeben, ungefähr 50 Kilometer im Durchmesser. Das war der See Maycuru.

Auf der englischen und deutschen Karte floß in diesen See von Norden her ein Fluß oder ein Strom, wollen

wir gleich, sagen. Für Flüsse war auch auf dieser Spezialkarte gar kein Platz. Die englische Karte nannte diesen Strom ebenfalls Maycuru, die deutsche gab ihm – immer gewissenhaft – lieber gar keinen Namen. Und noch gewissenhafter waren diesmal die Franzosen, die hatten überhaupt gar keinen Strom eingezeichnet. Und da taten sie sicher recht, denn auf der englischen und deutschen Karte hatte dieser Strom einen total anderen Lauf bekommen!

Nun kann man sich wohl ungefähr ein Bild machen! So unbekannt ist dort alles noch, gleich nahe der Mündung des Amazonenstromes! Mächtige Dampfer fahren dicht vorüber, man weiß, daß dort, nur durch eine schmale Landzunge getrennt, die natürlich ebenfalls durchflossen wird, ein großer See liegt, 2500 Quadratkilometer, aber man weiß noch nicht einmal, ob dieser See einen Zufluß hat, wahrscheinlich ein mächtiger Strom, so lang und breit wie der Rhein!

Und im übrigen ist dort ein Gebiet von 800 Kilometer Breite und 600 Kilometer Länge, nämlich bis nach Guayana hinaufreichend, also 10 000 geographische Quadratmeilen, so groß wie Deutschland, wo auch auf den genauesten Spezialkarten einfach ein weißer Fleck gelassen ist, nur durchzogen von dem »vermutlichen« Maycuru!

So sieht es dort aus! So viel wissen wir von Brasilien. Und das nahe der Küste! Vom Innern darf man gar nicht erst sprechen.

## 24. KAPITEL. ANGENEHME UEBERRASCHUNGEN.

In dieses völlig unbekannte Urwaldgebiet, so groß wie ganz Deutschland, drangen wir jetzt ein.

Das heißt, der Prospektador sagte es uns, daß wir den Amazonenstrom verlassen hätten und uns jetzt auf einem Nebenstrome befanden, auf dem Maycuru.

Wir konnten das doch nicht riechen, wir konnten doch auch wieder einmal um eine Insel herumfahren.

Bald freilich merkten wir doch, daß wir nicht mehr auf dem Hauptstrome waren. Die Schiffe, die Boote, die Flöße fehlten. Kein Mensch mehr war zu erblicken.

Ja, wer hat denn auch abseits des Amazonenstromes etwas zu suchen? Höchstens noch auf denjenigen Nebenflüssen, an denen Ansiedlungen oder doch wenigstens Indianerdörfer liegen, mit denen etwas zu feilschen ist; oder noch eine Forschungsexpedition könnte in Betracht kommen.

Wir sahen keine Forschungsexpedition und kein Indianerdorf, nicht einmal einen einzelnen Indianer.

Aber destomehr Krokodile. Und die Burschen wurden hier immer dreister. Wir konnten dicht an einer Sandbank vorüberfahren, auf der sie sich in Masse sonnten, die rührten sich gar nicht mehr. Wir konnten schießen – der Angeschossene schleppte sich dem Wasser zu, die anderen nicht.

Die kannten die Feuerwaffe noch gar nicht, noch nicht einmal den Menschen! Das war es!

Und so ging es weiter und weiter dem Nordwesten zu – vier Tage lang!

Uns ward ganz unheimlich und immer unheimlicher zumute!

Weshalb?

Weil wir Seeleute waren!

Weil wir hier mit unserem Seeschiffe von 5000 Tonnen mit dreißigmetershohen Masten im Urwalde herumgondelten!

Wenn hier nun einmal unserem Prospektador etwas passierte?

Wenn dem jetzt plötzlich beliebte, mit dem letzten Atemzuge seine edle Seele auszuhauchen?

Wir fanden uns nicht wieder zurück.

Weshalb nicht – das läßt sich nicht so leicht erklären, da muß man solch eine Wald- und Wassergegend gesehen haben.

Wo war denn eigentlich der berühmte See Maycuru geblieben?

Wir hatten nichts davon bemerkt, obgleich wir wirklich durchgefahen waren. Der war eben gleichfalls mit zahllosen Inseln und Inselchen durchsetzt.

Und so gingen hier allüberall zahllose Wasserstraßen ab, wenn man um sich blickte, so sah man immer mindestens ein Dutzend Einbuchtungen die ebensogut weiter gehen, wie blind enden konnten.

Wie dieser Spanier sich in diesem Labyrinth zurecht fand, das wußten wir nicht; aber das wußten wir, daß wir uns nicht wieder zurückfinden würden.

Daß wir aller Stunden eine geographische Ortsbestimmung machten, das hatte eigentlich gar keinen Zweck, so genau kann die im Handumdrehen nicht gemacht werden, außerdem war ja der Himmel manchmal bedeckt, bei der nächsten Bestimmung waren wir schon wieder einige zehn Meilen vom letzten Punkte entfernt.

Und mochte Juba Riata, dieser ehemalige Cowboy, auch einen noch so guten Orientierungssinn besitzen, ebenso der Eskimo – in diesem Urwaldslabyrinth hörte es auf. Die beiden gestanden gleich ganz offen, daß sie sich nicht wieder zurückfinden könnten.

Naja, zurückfinden! Das wollten wir schon. Aber nicht in vier Tagen; in vier Wochen oder in vier Monaten, oder in vier Jahren wollten wir den Amazonenstrom schon wieder erreichen, denn dann mußte doch vor dem Schiffe Schritt für Schritt gelotet werden, damit es nicht aufrannte.

Doch es hatte ja gar keinen Zweck, sich solchen Grübeleien hinzugeben. Der Prospektador war ja bei uns. Wir mußten nur aufpassen, daß er nicht einmal über Bord rutschte, einem Alligator in den Rachen hinein. Überessen tat der sich mit seinen Zwiebeln und Brot schon nicht. Überarbeiten ebenfalls nicht. Und auch sonst schien er ganz gesund zu sein, sonst hätte er doch nicht so mörderlich Zigaretten rauchen können. –

Die vierte Nacht brach an.

Wir waren auf einer größeren Wasserfläche vor Anker gegangen, umringt vom Urwald, durch den sich die Wasserstraßen zogen. Guter Ankergrund fand sich überall in einer Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Meter.

Sobald die Dunkelheit anbrach erwachte der Urwald zum eigentlichen Leben. Die Jaguare brüllten, die Wasserschweine grunzten, die Tapire quiekten und die Affen machten einen noch größeren Spektakel als am Tage. Nur das Geschrei der Papageien war verstummt. Die hielten ihren nächtlichen Schlummer auf dünnen Zweigen, wo ihnen die Raubtiere nicht beikommen konnten.

Ich werde von diesen Tieren später noch viel zu erzählen haben; nur die Moskitos will ich gleich erledigen.

Die wurden ebenfalls bei Nacht erst richtig lebendig. In Myriaden stellten sie sich ein. Sie sind nicht größer als unsere Mücken. Es sind überhaupt ganz genau dieselben lieben Tierchen, nur wirkt in der tropischen Hitze ihr Stich noch ganz anders, jeder Stich wird zu einer Beule, wozu auch kommen mag, daß sie dort am Rüssel mehr Verwesungsstoff haben. Und nun eben Myriaden!

Doch man kann sich leicht gegen sie schützen. Man reibt einfach alle Körperstellen, die ihren Angriffen ausgesetzt sind, mit Lorbeerfett ein, vermischt mit etwas Nelkenöl. Da beißt einen keine Mücke. Noch besser ist Nelkenöl allein, aber das greift zu sehr die Haut an. Und auch vor dem grünen Lorbeerfett scheinen alle Insekten einen Widerwillen zu haben.

Weshalb dieses Mittel in jenen von Moskitos verseuchten Gegenden nicht allgemein angewandt wird?

Ja Du lieber Gott, weshalb nicht!

Das sogenannte persische Insektenpulver kommt aus Dalmatien, wird durch Mahlen der getrockneten Köpfe einer Art von Gänseblume gewonnen, und gerade bei jenen Landleuten, die es bereiten, wird man von Flöhen aufgeessen.

Überdies ist es auch nicht gerade angenehm, Hände und Gesicht immer mit solch einer Fettschicht bedeckt zu haben. Die Leute dort in den Städten und Dörfern wissen sich schon anders zu helfen, und wir wußten es auch.

Vor der Koje ein Moskitonetz auszuspannen, wie man es zu kaufen bekommt, eine Art Gardine, das hat gar keinen Zweck. Einige Mücken wissen sich immer durch eine Spalte einzuschleichen, und es reicht schon eine einzige aus, um die Koje zur Hölle zu machen. Und das ist sie so wie so, auch ohne Moskitos, man hält es darin vor Hitze gar nicht aus.

Wir hatten schon in Rio an diese Qual gedacht und uns gewappnet, uns reichlich mit Lorbeerfett und Nelkenöl versehen, außerdem mit Holzplatten und dünner Drahtgaze.

Jeder baute sich seinen eigenen Sarg, ein Lattengerüst, dessen Wände aus Drahtgaze gebildet wurden, eng vernagelt. Unter diesem Kasten schlief jeder an Deck, auf einer Matratze. Da konnte keine Mücke hinein.

Hiermit verbanden wir aber auch noch ein zweites Mittel, um auch die gerade bei Nacht unerträgliche Hitze oder vielmehr Schwüle zu lindern.

Bekanntlich wird durch schnelle Verdunstung von Wasser Kälte erzeugt. Also wir legten über den Kasten auch noch angefeuchtetes dünnes Segeltuch, Leinwand. Wie deren Feuchtigkeit austrocknete, so entstand unter ihr eine angenehme Kühle. Noch intensiver wirkt es, wenn die Sonne darauf brennt, weil dann das Wasser noch schneller verdunstet. Auf diese Weise kann man sich auch im Garten einen ganz einfachen Kühlapparat bauen, in den man sich hineinsetzt. Unter uns Seeleuten ist das allgemein bekannt.

Natürlich muß die Leinwand, wenn sie ausgetrocknet ist, wieder angefeuchtet werden. Das besorgte bei uns einfach die Nachtwache, die verstärkt ging. Die gingen ab und zu mit der Gießkanne die Reihe entlang und besprengten das Tuch wieder. Natürlich nicht gleich so, daß es durchregnete. Das kam ja auch einmal vor, aber das machte ja gerade Spaß.

Auf diese Weise lagen wir jede Nacht wie im kühlen Grabe, nur kerngesund, hielten einen tiefen Schlaf, der eben die Hauptsache zur Gesundheit ist. Zwar nahm jeder täglich zur Vorsicht eine kleine Dosis Chinin, aber ich glaube gar nicht, daß es nötig war. Wenn man schlafen kann, dann ist alles in Ordnung, dann kann man auch essen, und dann kriegt man kein Fieber. Etwas anderes ist es ja, wenn man sich gerade in einen Fiebersumpf hineinsetzt.

Die Wachegänger waren inzwischen tüchtig mit Lorbeerfett eingeschmiert. Nach zwei Stunden wuschen sie

sich und krochen in ihren Sarg, andere kamen an die Reihe.

So verbrachten wir also auch die vierte Nacht.

Es war eine stockfinstere Nacht.

Wenige Sekunden Dämmerung, und dann plötzlich war es heller Tag. Der Schatten des Urwaldes konnte uns nicht erreichen.

»Törn to! Ankerlichten!«

Dann erst, wenn wir schön wieder in Fahrt waren, wurde gefrühstückt.

»He, wo ist denn das Dinghy hin?«

Das Dinghy ist das kleinste Boot. Es gehen knapp vier Menschen hinein. So eine Art Teichgondel. Fast nur Kriegsschiffe führen es, um schnell einmal ein Seil auszufahren. Wir schleppten es bei dieser Fahrt immer nach. Es konnte doch einmal gebraucht werden. Wir hatten schon einige Tiere des Fleisches wegen geschossen, wenn sie in Schußweite durchs Wasser setzten, besonders Wasserschweine, auch schon einen Tapir, das brasilianische Flußpferd wenn es auch etwas anders aussieht, ganz schrill pfeift – da war das Dinghy immer von Nutzen.

Es mußte bei der Ankerkette liegen.

Da lag es aber nicht mehr. Es war samt der Leine, mit der es befestigt gewesen, verschwunden.

»Wo ist denn das Dinghy hin?«

»Na zum Donnerwetter, wo ist denn das Dinghy?« ließ sich jetzt auch Kapitän Martin vernehmen. »Wer hat Wache gehabt?«

Die wußten von nichts.

Ob ein Indianer, der es uns gestohlen hatte, herangeschwommen war? Oder in einem anderen Boot?

Da konnte man nur raten, Erklärung brachte es nicht.

»Klar zum Ankerhiven!«

Der Anker ging hoch.

»Wo ist denn der Sennor?«

Der stand sonst, wenn es so weit war, schon immer auf der Kommandobrücke.

»Na wo ist denn nur der Sennor Estrella?!«

Wir riefen und suchten in allen Winkeln, wo er zu schlafen pflegte.

Ob die anderen auch schon so eine dunkle Ahnung hatten wie ich, weiß ich nicht.

Da kam die Patronin aus der Kajüte gerannt.

»Kapitän – Kapitän –«

»Na was denn?!«

»Ich will mein Tagebuch in den Geldschrank legen, da steht die Schublade auf – und da – und da – da ist der Diamant fort!«

»Na da guten Morgen!« sagte Kapitän Martin ganz gemütlich und drehte um, als wolle er nach seiner Kajüte gehen.

Er kam freilich gleich wieder zurück.

»Wissen Sie, daß das Dinghy fort ist?«

»Ja!« flüsterte die Patronin.

»Daß der Spanier nicht zu finden ist?«

»Ja.«

»Wie hat er denn den Geldschrank aufbekommen? Gewalt angewendet?«

»Ich – ich – hatte – habe – die Tür aufstehen lassen.«

Natürlich. Die machte in ihrer Sorglosigkeit die Panzertür überhaupt niemals zu.

»Well. Nevermind. Das heißt, meine ich: es ist allein meine Schuld.«

Und dann zog Kapitän Martin die rechte Hand aus der Hosentasche, um sie als Faust gar nicht so sanft gegen seine Stirn zu schlagen.

»Daß mir altem Manne so etwas noch passieren muß! Aber Alter schützt eben nicht vor Torheit. Hat mich doch noch einmal so ein Gaukler hineingelegt! Na, nun müssen wir eben sehen, wie wir hier wieder herauskommen. Anker klar? Halbe Kraft rückwärts! Ruder hart steuerbord!«

Der Wenst begann, das Schiff wendete.

Ei, ei, ei, ei, ei!!

Das war ja eine nette Überraschung!

Der Herr Prospektador futsch, der Riesendiamant futsch, die vier Millionen Milreis futsch, überhaupt gar keinen Chinabaum zu sehen bekommen – und wir hier mit unserem Fünftausendtonnenschiffe mitten im brasilianischen Urwalde, nicht wissend, »wo bin«!

Weshalb hatte uns der Kerl denn in diese Wildnis gelockt?

Denn daß dies alles von vornherein arrangiert war, daran war doch gar kein Zweifel, und darüber wurde doch natürlich gesprochen.

»Der will uns überfallen!«

»Womit denn?«

»Nun mit Piraten. Auf dem Amazonasstrome wimmelt es von Piraten.«

»Wirklich?«

»Ich habe einmal so eine Erzählung gelesen: Die Strompiraten des Amazonas.«

Ja, so etwas hatte ich auch gelesen, sogar eine ganze Menge solcher Geschichten, vom dünnleibigen Groschenheft an bis zum zehnbändigen Bandwurm. Der Leser weiß doch: ich hatte doch Seeräuberuniversalgeschichte studiert!

Na schön, sie sollten nur kommen! Wir erwarteten sie sehnsüchtig.

»Bleakfast is leady!« sang der chinesische Koch aus seiner Kombüse mit quäkender Stimme.

»Hallo, Meister Kännchen!« lachte ich. »Wir segeln unter deutscher Flagge!«

Er gab sich seit Rio alle Mühe, sich im Deutschen zu vervollkommen, war nur in der Verwirrung durch dieses große Ereignis ins Englische zurückgefallen.

»Flühstück is feltick!« verbesserte er sich also.

Als waschechter Chinese konnte er nämlich das r nicht aussprechen, schaltete dafür immer ein l ein.

Bald war alles wieder an Deck.

»Von dort sind wir hergekommen.«

»Nein, aus diesem Kanal!«

»Ach wo, ganz von dort her!«

Es wurden noch andere Richtungen angegeben, jeder behauptete, ganz bestimmt recht zu haben.

Kapitän Martin folgte natürlich der Partei, von deren Meinung er selbst überzeugt war.

Nach einer Viertelstunde Fahrt mußten wir erfahren, daß wir in eine Sackgasse geraten waren, der betreffende Wasserkanal endete blind.

Na, das konnte ja gut werden!

Und da knirschte auch schon der Kiel auf Sand!

Also ein Boot ausgesetzt, ein zweites, als Piloten voraus, immer lotend. Sechs Knoten konnten wir nun natürlich nicht mehr machen, kaum noch zwei.

Und der zweite Kanal erwies sich wiederum als eine Sackgasse, diesmal aber erst nach einer halben Stunde!

»Sennor Riata,« wandte ich mich an Peitschenmüller, »können Sie nicht die Richtung angeben?«

Der zuckte die Achseln.

»Ich habe mich bereits zweimal geirrt.«

»Dann brauchten Sie also nicht unbedingt hier als Lotse zu stehen?«

»Nein, ich verzichte, Ratschläge zu geben.«

»Dann mache ich Sie darauf aufmerksam, daß es gleich um acht ist.«

»Wohl, ich bin bereit.«

Und wir begaben uns in die Batterie, die aber jetzt immer sechs Meter hoch blieb, um unsere gewöhnliche Fechtstunde von acht bis neun abzuhalten.

Peitschenmüller war der einzige, der es im Fechten mit mir aufnehmen konnte, er hatte es überraschend schnell gelernt, es bereits zur Meisterschaft darin gebracht, im Säbel sowohl wie mit Florett, er bot mir schon einmal

die Spitze, und so konnte ich mich allein an ihm auch weiter ausbilden.

Die Jungens hörten, daß wir fochten. Und die von der Freiwache kamen, und es dauerte gar nicht lange, so begannen auch sie mit ihren verschiedentlichen Übungen, turnten und sprangen und rannten und balgten sich mit Bleigewichten herum.

Auch die Patronin kam in die Batterie, machte ein erstauntes Gesicht und sah eine Weile schweigend zu.

»Das ist ja großartig!« sagte sie dann

Ich fragte nicht, was sie denn so großartig fand. Denn ich wußte es. Eben deshalb aber durfte ich nicht sagen; oder nur etwas anderes, dessen konnte ich mich nicht enthalten.

»Dem Koch dem Meister Kännchen müssen Sie Ihr Kompliment machen, Frau Patronin.«

Sie verstand mich sicher nicht, und ich gab ihr keine Erklärung.

Was ich damit meinte?

Ja, es ist für den, der kein Seemann ist schwer zu sagen. Der Seemann weiß, es sofort, was ich meine.

Weil uns der Koch zum Frühstück gerufen hatte.

O, diese Schiffsköche sind Helden!

Die Gelegenheit muß nur kommen.

Sie müssen Helden sein, sonst können sie eben nicht als Schiffskoch fahren.

Schiffskoch, was ist Schiffskoch! Smeerkock!

Das Schiff ist verloren.

Jeden Augenblick muß es von Sturm und Brandung zwischen die Klippen geschleudert werden.

Die ganze Mannschaft ringt und ringt mit letzter verzweifelter Kraft um ihr Leben, um das Schiff vielleicht doch noch frei zu bekommen. Die Masten werden gekappt, alles über Bord!

Nur der Koch beteiligt sich nicht an diesem Kampfe gegen den Tod.

Der steht mit weißer Schürze und weißer Mütze in seiner Kombüse, schürt das Feuer und rührt in den Töpfen.

Jetzt blickt er nach der Uhr an der Wand. Es ist die vorschriftsmäßige Zeit. Und er öffnet vorsichtig die obere Hälfte der geschlossenen Tür auf der Leeseite, um nicht einen gar zu großen Schwall des eisigen Salzwassers abzubekommen.

»Mittag ist fertig!!« brüllt er in das Heulen des Sturmes, in das Donnern der Brandung hinaus.

Der alte Schiffskoch weiß, daß ihm niemand das Essen abholen wird; seit gestern mittag hat er schon viermal vergebens gerufen.

Aber wenn nun das Schiff jetzt freikommt?

Dann wollen die Matrosen erst essen. »Schaffen!« heißt es an Bord deutscher Segelschiffe.

Und wenn sie dann nichts haben?

Überhaupt ganz gleich – der Schiffskoch weiß, was er zu tun hat.

»Mittag ist fertig!!«

Bruch!! Ein Splittern und Bersten und, den Rührlöffel in der Hand, von seinen Töpfen begraben, verbrüht und verbrannt, so sinkt der Schiffskoch mit den anderen hinab in die eisige Tiefe!

Schrumm – wieder mal einer, der kein Denkmal bekommt.

Und wir hätten wegen dieses spanischen Halunken, weil er uns hier im brasilianischen Urwalde versetzt hatte, nicht unsere täglichen Übungen abhalten sollen?

Pah! –

Bös war es freilich dennoch.

Wir kamen nicht vorwärts und nicht rückwärts; wenn wir auch immer wieder eine ganz andere Umgebung sahen, aber immer wieder in Sackgassen hinein.

Und so verging der ganze Tag!

Gegen fünf Uhr ankerten wir, in sechs Meter Tiefe, auf Sand. Sehr viel flacher durften wir auch nicht gehen. Etwa hundert Meter von Backbord war der Urwald entfernt, auf der anderen Seite war eine größere Wasserstrecke, dann kam wieder Urwald mit abzweigenden Wasserstraßen.

In der großen Kajüte fand eine Beratung statt, an dem auch diejenigen Matrosen und Heizer teilnehmen sollten, die ich als die intelligentesten Köpfe und erfahrensten Männer vorschlagen mußte.

Zu Tage zeitigte diese Beratung nichts.

Das Einzige war, unsere Versuche, eine Durchfahrt zu gewinnen, ruhig fortzusetzen. Wir mußten uns an den Urwald, an diese Verhältnisse gewöhnen. Dann bekamen

wir sicher mit der Zeit ganz andere Augen, andere Erfahrungen, andere Instinkte. Die bisherigen vier oder fünf Tage hatten noch nichts zu bedeuten gehabt, da hatten wir uns immer auf den Führer verlassen. Wir befanden uns in der Lage des in Gefangenschaft geborenen oder lange gefangen gehaltenen Vogels, der in Freiheit gesetzt wird. Der ist draußen zwischen den Bäumen zuerst ganz hilflos, weiß keinen Wurm und kein Korn und kein Wasser zu finden. Oder auch umgekehrt ist es ganz richtig. Selbst ein Vogel, der immer in der Stube ist, aber im Käfig, er wird hinausgelassen – für den bedeutet die Stube, so klein sie auch sein mag, plötzlich eine weite, fremde, rätselhafte Welt, in der er irrend herumflattert, sich den Kopf an den Scheiben stoßend. Aber er untersucht immer mehr, er wird ein ganz anderer Vogel – nach einigen Tagen schon fühlt er sich in der Stube heimisch. Es war gar kein so unpassender Vergleich mit unserer Lage.

»Wann ist hier die Regenzeit?«

Niemand wußte es. Die Bücher gaben für diese Gegend keine Auskunft. Die Regenzeiten sind auf der ungeheuren Länge des Amazonasstromes selbstverständlich ganz verschiedene, aber auch in der näheren Umgebung wechseln sie scheinbar ganz ohne System ab. Dort hingegen, wo man sie kennt, kann man das Steigen und Fallen des Wassers bis zum bestimmten Tage voraus verkünden.

Von einer Flutmarke war nirgends etwas zu bemerken. Also kein Zeichen, daß das Wasser früher schon einen höheren Stand gehabt habe, was doch an den Bäumen deutlich zu sehen gewesen wäre. Das war eigentlich schlimm

für uns. Danach hatten wir jetzt also doch den höchsten Wasserstand. Demnach also mußten wir uns auf ein Fallen des Wassers gefaßt machen, ob nun früher oder später.

Es hatte keinen Zweck, hierüber weiter zu sprechen, sich in Befürchtungen zu ergehen.

»Ob der Spanier denn wirklich einen Angriff auf uns mit Komplizen plant?«

»Well, wir tun, was wir können. Die Lichter sollen lieber gelöscht werden. Sonst kein unnötiger Wachtdienst. Aber die Nachtwache möchten besonders dazu geeignete Leute übernehmen. Das besorgen Sie wohl, Herr Waffenmeister.«

Gut, ich sorgte dafür. Andererseits war ich ohne jede Sorge, wie alle die anderen.

Gegen elf Uhr kroch auch ich in meinen Sarg und lauschte noch ein wenig dem Höllenspektakel der Tiere des Waldes, welchen die unseren glücklicherweise nicht beantworteten – in den ersten Tagen hatten sie Lust dazu gehabt, diese musikalische Neigung hatte ihnen aber Peitschenmüller bald ausgetrieben – dann schlummerte ich sanft ein.

Als ich erwachte, war das Konzert verstummt, wonach es schon nach vier Uhr sein mußte, denn um diese Zeit hört das Konzert auf, die letzten Nachtstunden verschlafen auch diese Tiere.

Die tiefste Stille herrschte. Einen Schritt der Wache hörte ich nicht, sonst hätte ich sie angerufen, um nach

der Zeit zu fragen, lauter rufen wollte ich nicht; so riß ich ein Streichholz an und leuchtete auf die Taschenuhr.

Schon halb sechs! Ich kroch heraus und dehnte die Glieder; ich fühlte mich wie neugeboren.

Absolute Stille! Bis auf einiges Schnarchen. Der so sägte, das war Knut, und das Pusten dazwischen, wie eine den Berg hinaufkeuchende Lokomotive, das erzeugte August der Starke. Und dazu stockfinster! Der Himmel hatte sich wieder überzogen, um diese Zeit gibt es auch nicht mehr die prachtvollen Glühkäfer, die nur bis gegen zwei ihren Fackelglanz machen, von unbeschreiblicher Pracht, manche so groß wie die Hühnereier.

Ein Matrose ging auf Segeltuchschuhen lautlos vorüber, ich bemerkte ihn nur durchs ein Rascheln.

»Nichts Neues?!«

»Nichts.«

Ich ging an meine Toilette. Als zivilisierter Seemann spülte ich mir natürlich zuerst den Mund aus. Warm, aber trocken. Das heißt nämlich, ich brannte mir zuerst eine Pfeife an. Das machte ich im Durchgang unter der Kommandobrücke. Es sollte ja kein Licht gezeigt werden.

Dann lehnte ich mich über die Bordwand und blickte ins Wasser hinab. Zu sehen war allerdings nichts davon.

Ach, schmeckt so eine Pfeife gut, früh halb sechs im brasilianischen Urwald! Aus dem Urwald duftete es köstlich heraus, aber meine Pfeife duftete noch viel köstlicher.

Einige wenige Sekunden Dämmerung und plötzlich war es heller Tag.

Und da –!

Allmächtiger Gott!

Was erblicken da meine Augen unter sich!

Nicht etwa Wasser.

Nur Sand!

Sitzt unser ganzes Schiff mitten drin im Sand!

Gar keine Spur mehr von Wasser!

Bis zum Urwald hin alles Sand, auf Steuerbordseite hin auch wieder alles Sand, auch wieder ungefähr hundert Meter weit, dann erst fängt wieder das Wasser an – und mitten auf dieser Sandbank liegt unser Schiff wie ein Walfisch im Sandbade!

Hat sich ziemlich bis zur Wasserlinie eingegraben, die Schraubenwelle ragt gerade noch heraus, die unteren Schraubenflügel stecken auch schon drin im Sand!

Das Wasser war in der Nacht ganz sachte abgelaufen, ganz sachte hatte sich das Schiff, ursprünglich eine Kreuzerfregatte, mit seinem scharfen Kiel in den weichen Sand eingegraben!

Niemand hatte auch nur das geringste davon gemerkt, gehört, verspürt!

Kein Hund hatte angeschlagen!

Denn Bordhunde werden da bald sehr scharf, wenn irgend etwas nicht in Ordnung ist, die merken es sofort und machen Lärm. Sie können kein Segel mehr schlagen hören, weil sie wissen, daß dann die Mannschaft aufentern muß und tut es die Mannschaft nicht, dann melden sie eben diese Unordnung.

Nicht einmal die Glieder der Ankerkette konnten geklirrt haben, wenigstens nicht übertrieben, so sachte mußte sich das Schiff eingebettet haben.

Fassungslos wie ich standen alle die anderen da.

Jetzt kam Kapitän Martin an Deck.

Ich sehe noch, wie er den Kopf vorreckt.

Jetzt hätte er wiederum sagen können: Na da guten Morgen!

Aber diesmal sagte er es nicht.

»Damn –«

Auch diesen Fluch vollendete er nicht. Es wurde etwas anderes daraus, nachdem er sich erst einmal über die Bordwand gebeugt hatte.

»Kinder, flucht nicht, sondern betet lieber!« erklang es feierlich. »Nicht, daß wir hier aus dieser Lage erlöst werden. Das kommt schon von allein – oder es kommt eben nicht. Aber wir wollen dem Schöpfer danken, daß er hier solchen weichen Sand geschaffen hat, der uns wie Wasser aufgenommen hat und trägt, sonst lägen wir hier bereits wrack für immer auf der Seite!«

Wir alle verstanden, was er meinte.

Wir hätten doch umkippen können!

Dann war's für immer vorbei!

Das kann so ein Schiff, so ein hohles Ei aus doch nur dünnen Eisenplanken nicht aushalten!

So aber, wie es jetzt war, hatte es im Grunde genommen wenig zu sagen.

So wie wir jetzt lagen, lagen wir fest und sicher.

Freilich festgenagelt. Aber das Hochwasser mußte doch einmal wiederkommen, und dann wurden wir auch wieder gehoben.

»Der Prospektador!« erklang da der Ruf, langgedehnt und staunend hervorgebracht.

## 25. KAPITEL. GETÄUSCHT!

Wahrhaftig, da kam er!

Kam angerudert in unserem Dinghy! Ruderte vorwärts, noch ein kräftiger Schlag mit beiden Riemen, das leichte Boot schusselte etwas die schräge Sandfläche hinauf. Er stieg aus, schritt auf unser Schiff zu, fest in seinen Ponchomantel gewickelt, den Sombrero tief in der Stirn, eine qualmende Zigarette zwischen den Krallenfingern.

»Well, Jungens, da laßt man das Fallreep zum Wasser hinab, das sich in Sand verwandelt hat oder lieber gleich die Falltreppe. Solch ein Besuch muß seinem Werte entsprechend empfangen werden.«

Die Treppe senkte sich hinab, der Spanier erstieg sie. Die Patronin, die sich ob des Sandes schon ausgestaunt hatte, war mit zur Stelle. Frage und Antwort übernahm aber nur Kapitän Martin, erst an Deck und später in der Kajüte.

»Buenos dias, Sennora e Sennores.«

»Schönen guten Morgen, Herr Prospektador.«

»Dispense uste – ich bitte Sie um Entschuldigung.«

»Bitte, bitte. Haben Sie gut geschlafen?«

»Danke, Sennor Capitano. Nein.«

»I warum denn nicht?«

»Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig.«

»Nu, das ist, nicht gerade nötig. Was denn für eine Erklärung?«

»Weshalb ich mich vorige Nacht von Bord entfernt habe.«

»Haben Sie? Das haben wir noch gar nicht gewußt! Ist uns gar nicht aufgefallen. Na ja, bei den Mahlzeiten werden Sie ja niemals vermißt.«

Der Spanier ließ sich durch den Spott nicht irritieren. Er blieb immer derselbe.

»Es war etwas nach Mitternacht, als ich im Walde einen Laut vernahm, einen Tierlaut, einen imitierten Tierlaut, aber nur für das Ohr desjenigen als solcher erkennbar, der das Geheimnis kennt. Kurz, es konnte nur ein Kamerad von mir sein, den ich allerdings nicht hier vermutete, so wenig wie er mich. Er gab einem anderen dieses auch mir bekannte Zeichen. Auch ich gab das Zeichen. Es wurde beantwortet. Nun mußte ich Gewißheit haben.

Es war ein unverzeihlicher Fehler von mir, daß ich das Boot nahm und davon ruderte, ohne wenigstens einer Wache nur ein Wort zu sagen, aber ich hab's nun einmal getan.

So ruderte ich nach dem Walde, dachte sofort zurückzukommen. Ja, ich stieß auf Kameraden. Aber aus den Minuten wurden Stunden. Sie verleiteten mich mit, ihnen zu kommen. Ich dachte vor Sonnenaufgang zurück zu sein. Auch dieses versäumte ich.

Es war schon gegen halb acht, als ich an die Ankerstelle zurück kam. Das Schiff war fort. Weshalb, das konnte ich mir ja leicht denken.

Bis jetzt habe ich ununterbrochen nach Ihnen gesucht, mit Ausnahme dreier Stunden, die ich unbedingt zum Schlafen bedurfte, sonst habe ich ununterbrochen nach Ihnen ausgespäht. Besonders nach Lichtern. Ich sah keine. Eine Schußwaffe habe ich nicht bei mir. Ich habe gerufen und gepfiffen. Meine Kameraden zu alarmieren, das hatte aus besonderem Grunde keinen Zweck. Ich habe ununterbrochen nach Ihnen gesucht. Jetzt habe ich Sie endlich gefunden. In einer höchst unangenehmen Lage.«

Der Spanier machte eine Pause, ließ wieder einmal auch seine linke Krallenhand hervorschlüpfen, die mußte die Zigarette übernehmen, denn mit der rechten Hand lüftete er jetzt seinen Filz. Zum ersten Male bekamen wir seinen Schädel zu sehen, mit schwarzen Haaren bewachsen, kurz geschnitten, aber noch immer struppig genug.

So den Filz in die Höhe haltend, blickte er im Kreise herum. Die ganze Mannschaft hielt sich ja doch in der Nähe auf.

»Sennores,« redete er so die Matrosen an, »durch mich sind Sie in diese höchst unangenehme Lage gekommen. Durch mich haben Sie sicher auch sonst einen höchst sorgenvollen Tag und eine ebensolche Nacht gehabt. Es gibt für mich eigentlich keine Entschuldigung, trotzdem wage ich es, Sie um Entschuldigung zu bitten.«

Er setzte seinen Filz wieder auf und blickte wieder uns an, die Hauptpersonen.

»Diese Erklärung war ich auch Ihren Leuten schuldig, auch diese hatte ich um Entschuldigung zu bitten. Dies habe ich hier öffentlich an Deck getan. Jetzt bitte ich Sie, mit Ihnen weiter in der Kajüte sprechen zu dürfen.«

Carambo! Das war doch eigentlich höchst nett gesprochen und gehandelt.

Ich wurde überhaupt etwas kopfscheu.

Der hatte den Diamanten doch schon gemaust!

Der hatte ihn doch schon in Sicherheit gebracht!

Hatte doch schon seinen Zweck erreicht!

Weshalb kam der überhaupt noch einmal hierher?

War da nicht ein Rätsel vorhanden?

So grübelte ich!

Kapitän Martin war vernünftiger als ich, der grübelte nicht erst.

»Well. Kommen Sie mit in die Kajüte.«

Wir gingen in die Kajüte, auch der Spanier setzte sich diesmal, ohne Aufforderung.

»Well?«

»Sprechen Sie im Namen der Sennora Patrona?«

»Well. – Ja.«

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.«

»Well?«

»Bitte entbinden Sie mich meines Versprechens.«

»Was für eines Versprechens?«

»Das ich Ihnen gegeben habe.«

Eine kleine Pause, Kapitän Martin war nicht anders, als ob er überlege, was für eine Farbe er jetzt aus seinen unschuldigen Karten ausspielen solle.

»Na nun mal los!« sagte er dann aber doch in etwas schroffem Tone, wie er aber vielleicht auch beim Kartenspiele gesprochen hätte. »Was wollen Sie eigentlich, he?«

»Ich habe Ihnen doch versprochen, für vier Millionen Milreis Chinarinde zu liefern.«

»Na sicher haben Sie das versprochen.«

»Ich werde mein Versprechen halten.«

»Na sicher müssen Sie Ihr Versprechen halten.«

»Jeder Mensch kann aber doch einmal in die Lage kommen, sein Versprechen nicht halten zu können.«

Wieder eine kleine Pause.

»So. Hm. Well. Na also?«

»Ich bitte Sie, mich meines Versprechens zu entbinden.«

Zum Kuckuck, wo wollte der Mensch denn nur hinaus?!

Was baute der uns hier für eine Falle?!

»Was heißt entbinden?«

»Ich habe eben meine Wette verloren, denn eine Wette war es doch schließlich.

»Wette?«

»Wenn Sie allerdings darauf bestehen, so werde ich Ihnen dennoch die Chinarinde im Werte von mindestens vier Millionen Doppelreis liefern. Zum größten Teil sogar schon abgeschält. Und auch für diese Arbeit hätten Sie nichts zu zahlen.«

»So. Hm. Sehr liebenswürdig. Und wenn wir darauf nicht eingehen?«

»Dann habe ich eben meinen Einsatz verspielt.«

»Einsatz?«

»Meinen Diamanten.«

»Ihren Diamanten?«

»Dort.«

Und der Spanier deutete mit seinem Krallenfinger nach dem Panzerschranke.

Nun allerdings hätte ich gesagt: den haben Sie doch bereits gemaust!

Kapitän Martin sagte es nicht.

»Der ist nicht mehr da drin.«

»Nicht? Wo sonst?«

»Den haben wir nicht mehr.«

»Den – haben – Sie – nicht – mehr?!« erklang es lang gedehnt.

Kapitän Martin lehnte sich zurück und betrachtete den Mann.

Ich wußte, was der Kapitän dachte.

Ja, was sollte man denn nun mit diesem Schufte anfangen? Was half es denn, ihm ins Gesicht zu sagen: Du hast den Diamanten entwendet und mitgenommen! Er leugnete einfach. Wie sollte er denn überführt werden? Mochte seine Schuld auch noch so kraß zu Tage liegen, der bezichtigte einfach uns, den Diamanten beiseite gebracht zu haben!

Nein, Kapitän Martin hatte ganz recht: es mußte vorsichtig sondiert werden, was der Spanier mit seiner Wiederkunft überhaupt bezweckte.

Aber es sollte alles ganz anders kommen.

Plötzlich kam der Matrose Klaus herein, unangemeldet, er stürmte herein.

»Die is he!!«

In seiner Hand, die er uns hinhielt, lagen einige Glasplitter, ein Streifen blankes Kupferblech, ein blanker Schilling, ein blankgescheuerter Zinnlöffel – – und unser Diamant!

Hat der Leser bereits erraten, was hier vorlag?

Wir wußten es sofort, wie wir auch nach der hingehaltenen Hand starrten

»Wo?« flüsterte der Kapitän, einen Kopf wie eine Klatzschrose bekommend, mit ganz entgeisterten Augen.

»In der neuen Segelkammer, ganz vorn in der Ecke.«

»Ach herrjeehses, ach herrjeehses!« schnarrte da im Hintergrunde der Kajüte Huckebeins Stimme.

»O Gott, o Gott, daß wir nicht an diese Möglichkeit gedacht haben!« flüsterte die Patronin mit gerungenen Händen.

Ja, an diese Möglichkeit hätten wir denken können! Huckebein stahl, wie eben ein Rabe stiehlt, alles was glänzte, was er forttragen konnte, das schleppte er nach einem Versteck, ohne dieses besonders heimlich zu verbergen. Wir fanden immer einmal ein Räubernest mit solchen Sachen

Und niemand hatte mit einem Gedanken an solch eine Möglichkeit gedacht!

Ja freilich, wir denken doch, die Patronin hat mindestens die Schublade in dem Panzerschrank zugemacht, die den kostbaren Diamanten enthält!

Aber das war eben nicht der Fall gewesen, nur ein Spalt, der Rabe hatte das glänzende Ding herausgeholt!

Und der Leser versteht doch auch, weshalb uns so fürchterlich zumute war! Vierundzwanzig Stunden lang haben wir diesen Mann in allen Tonarten verflucht und beschimpft, den Gauner, den Schuft, der uns hierher gelockt, uns treulos verraten hat, den Einbrecher, der den Diamanten im Werte von vier Millionen Milreis gestohlen hat.

Eigentlich ist es ja ganz gleichgültig, ob man eine Stecknadel oder solch einen Diamanten von Wallnußgröße stiehlt.

Ja, eigentlich ist es ganz gleichgültig. Vor Gott. Aber den menschlichen Richter möchte ich einmal sehen, der da keinen Unterschied macht. Läßt er sich durch diesen Unterschied der Objekte nicht beeinflussen, so wäre er ja gar kein Mensch.

Kurz und gut – mir wäre es im Augenblicke angenehm gewesen, wenn ich im Boden versunken wäre, um nie wieder aufzutauchen.

Kapitän Martin war aufgestanden, um einen Gang durch die Kajüte zu machen.

»O ist das fatal, ist mir das fatal! So eine Affenschande! Tja, da gibt es nur eines –«

Und er trat vor den Spanier, holte die Hand aus der Hosentasche und hielt sie ihm hin.

»Sennor della Estrada! Ich bitte Sie um Verzeihung. Sie sollen Ihre Revanche öffentlich haben. Jetzt nehmen

Sie erst einmal meine Hand als die des Kapitäns dieses Schiffes.«

»Weshalb?« fragte der Spanier ungerührt, wie er bei dieser ganzen Szene geblieben war, nur daß seine Raubvogelaugen noch mehr funkelten.

»Wir haben geglaubt, Sie hätten gestern nacht den Diamanten mitgenommen, ihn dort aus dem Geldschrank entwendet –«

Und Kapitän Martin berichtete ganz ausführlich. Ungerührt hörte der Spanier zu, bis der Kapitän geendet hatte, wobei er aber auch schon wieder die Hand in die Tasche gesteckt hatte.

»Sie haben sich eben geirrt!« erklang es dann gelassen wie immer. »Also ich biete Ihnen den Diamanten als Ersatz für die Chinarinde an.«

Wenn der Spanier die Sache so auffaßte, dann war die Sache erledigt – vorläufig Kapitän Martin ging sofort darauf ein.

»Well. Die 30 000 Chinabäume sind vorhanden?«

»Sind vorhanden.«

»Noch weit von hier?«

»Mi sabe!« wurde ausgewichen.

»Sie werden schon abgerindet?«

»Si Sennor.«

»Von wem?«

»Mi sabe. Aber die Rinde gehört mir. Sie steht Ihnen zur Verfügung. Sie haben gar keine Schwierigkeit dabei. Nur das Einladen. Aber ich bitte Sie, auf die Chinarinde zu verzichten und dafür meinen Einsatz anzunehmen.«

»Den Diamanten?«

»Ja. Sind Sie überzeugt, daß er echt ist?«

Kapitän Martin hatte ihn nicht, wie er erst beabsichtigt, in Rio prüfen lassen. Er hatte keinen Vertrauensmann gefunden, das war in Brasilien überhaupt nicht so einfach, da muß man sehr vorsichtig sein – weshalb, davon werde ich später berichten.

»Ja, ich bin überzeugt, daß der Diamant echt ist!« entgegnete Martin.

»Glauben Sie, daß dieser Diamant einen Wert von vier Millionen Doppelreis hat?«

»Hm. Wenn man einen Liebhaber dafür findet –«

»Ja oder nein, Sind Sie von diesem Werte überzeugt oder nicht?«

»Ja.«

»Auch Sie, Sennora Patrona?« wandte er sich jetzt an diese.

»Ja.«

»Wollen Sie diesen Diamanten für die versprochene Chinarinde annehmen?«

»Wir erweisen Ihnen also eine Gefälligkeit,« nahm wieder Kapitän Martin das Wort, »wenn wir statt der Chinarinde den Diamanten nehmen?«

»Ja, eine sehr große Gefälligkeit, und ich werde Ihnen auch dankbar dafür sein.«

»Well, Frau Patronin, da müssen Sie die letzte Entscheidung treffen.«

»Aber das können wir doch unmöglich annehmen,« sagte diese ganz verwirrt, »wie kommen wir denn dazu, uns von Ihnen so etwas schenken zu lassen –«

Sie kam nicht weiter. Jetzt taute der Spaniole zum ersten Male auf, jetzt wurde er eklig.

Wenigstens stand er langsam aus, hüllte sich noch fester in seinen schäbigen Mantel, um uns mit einem unsagbar verächtlichen Blicke zu messen.

»Für wen halten Sie mich denn, Sennora?« erklang es schneidend. »Sennor Montezuma della Estrada ist von jeher ein Ehrenmann gewesen und wird es immer bleiben! Ich habe Ihnen damals in Kapstadt das Angebot gemacht, Sie haben es angenommen. Weshalb ich keinen Anteil an dem Gewinn der Chinarinde haben will, geht Sie nichts an, oder Sie hätten schon damals fragen müssen, hätten es allerdings auch damals nicht erfahren. Ich versprach einen gleichwertigen Einsatz, habe mein Wort gehalten, und Sie nahmen den Diamanten an. Jetzt sind Sie damit einverstanden, auf die Chinarinde zu verzichten, also habe ich meinen Einsatz verloren. Der Diamant gehört Ihnen, basta! Nun möchte ich deswegen kein Wort mehr hören!«

Ganz energisch hatte er gesprochen.

Dann war freilich gar nichts mehr dagegen zu machen.

Also der Diamant gehörte uns, der Patronin. Sie mußte ihn nur unter besseren Verschuß nehmen. Einen Liebhaber, der den vollen Wert bezahlte, wenn ihn die Patronin zu verkaufen wünschte, wollten wir schon finden. Da braucht man nur nach Neuyork in die fünfte Avenue zu

gehen, wo die Milliardäre alle zusammenhocken. Aber da gibt es auch noch andere.

Wo der diesen Diamanten her hatte, darnach durften ihn wir natürlich nicht fragen. Nun, uns konnte das auch gleichgültig sein, jetzt waren wir seine rechtmäßigen Besitzer. Übrigens konnten wir ihn ja auch spalten lassen, kleinere Steine daraus machen, wodurch der Gesamtwert allerdings sehr verringert wurde.

»Well, nun sitzen wir aber hier fest!« nahm Kapitän Martin wieder das Wort.

»Am 2. August trifft hier das Regenwasser aus dem Gebirge ein, am anderen Tage sind Sie wieder frei.«

Wir durften dieser Prophezeiung ohne weiteres glauben. Ich habe ja schon einmal gesagt, wie genau man den Eintritt der Regenzeit bestimmen kann, eben weil die Termine so regelmäßig sind, was mit den Kalmen und Passaten zusammenhängt. Das heißt, es ist immer nur für eine gewisse Gegend gültig. Ein untrügliches Zeichen zum Bestimmen des Termins, wann das Wasser fällt und wieder steigt, ist auch das Verhalten einer besonderen Art von Schildkröten, worüber ich später noch sprechen werde.

Heute hatten wir den 16. Juni. Demnach also mußten wir 47 Tage hier liegen bleiben. Nun, die Zeit wollten wir uns schon vertreiben.

»Wie ist es denn nur möglich,« fragte Kapitän Martin, »daß das Wasser in einer einzigen Nacht sechs Meter fallen kann?«

»Sieben Meter.«

»Ja, wo fließt denn das nur so plötzlich hin?«

»In die Bifurkationen; diese sind bei Hochwasserstand ausgetrocknet –«

»Bei Hochwasserstand ausgetrocknet?!«

»Si, si, Sennor. Die Bifurkationen füllen sich beim Steigen des Wassers, des eigentlichen Stromes. Dabei werden Dämme aufgeschlämmt, welche zuletzt die Kanäle absperren; nämlich wenn das Wasser etwas sinkt, um dann lange Zeit seinen Höchststand zu behalten. Während dieser Zeit nun trocknen die Bifurkationen wieder aus, sie haben ja keinen Zufluß mehr. Also ist der Damm auf der einen Seite ganz trocken, auf der anderen von Wasser bespült. Sinkt nun das Wasser wieder, so bearbeitet es den Damm, er bricht, in einem Moment viele tausend Dämme, und das Stromwasser ergießt sich in die Tausende von Kanäle. Daher die Schnelligkeit des Sinkens. In einer Nacht ist es geschehen, nun aber sinkt das Wasser auch nicht weiter. Am 2. August kommt es wieder, am 3. erreicht es schon seinen Höchststand.«

Die ausgetrocknete Mumie sprach plötzlich wie ein Gelehrter auf dem Katheder, und es war wirklich höchst interessant!

»Wäre aber das Wasser auf dem Strome auch jetzt noch tief genug für unser Schiff?«

»Si, si, Sennor. Daß Sie in einen Nebenarm und gerade auf eine Sandbank geraten sind, ist sehr bedauerlich.«

»Sie werden uns dann zurückführen?«

»Si, si, Sennor.«

»Sie begeben sich inzwischen zu Ihren Kameraden, welche die Chinabäume abschälen?«

»No, Sennor.«

»Sondern?«

»Ich bleibe bei Ihnen, werde das Schiff mit keinem Schritte mehr verlassen. Das bin ich Ihnen jetzt schuldig.«

So sprach der Spanier, und die Sache war erledigt.

Ein ganz vortrefflicher Mensch, dieser Spanier!

Was für ein bitteres Unrecht hatten wir ihm zugefügt!

Nicht er hatte uns getäuscht, sondern wir uns in ihm!

So dachten wir damals!

Die Sache sollte aber doch noch etwas anders kommen.

## 26. KAPITEL. SIEBEN WOCHEN IM URWALDE.

Es war eine schöne Zeit gewesen, damals die drei Wochen in jener Bucht im Feuerlande, in der Arnautenbucht, wie wir sagten – aber die sieben Wochen, die wir auf dieser Sandbank im brasilianischen Urwalde verbrachten, waren noch viel, viel schöner!

Spiel, Sport, Jagd – und jeden Tag tausend Dummheiten! Wir bedauerten nur, daß jeder Tag bloß 24 Stunden hatte, sonst hätten wir doch noch mehr Dummheiten machen können. Wir bedauerten, daß der Mensch doch ab und zu schlafen muß. Wir machten die Nacht zum Tage, hielten lieber in den heißen Mittagsstunden in unseren kühlen Särgen ein ausgiebiges Schläfchen.

Eine ingeniöse Idee jagte die andere, aber etwas »Dummheit« war doch immer dabei.

Die Nacht wurde durch den elektrischen Scheinwerfer erhellt, der intensiv weiße Lichtstrahl zog alle Moskitos der ganzen Umgebung hier bei uns zusammen, in Myriaden und Abermyriaden – und trotzdem blieben wir selbst jetzt ganz verschont von ihnen, eben weil sie alle in das Licht wollten.

Nun noch eine elektrische Falle gebaut, schwachglühende Kupferdrähte, an denen sie sich die Flügel verbrannten, und sie stürzten in dazu schon aufgestellte Kästen.

Hundert Liter Mückenleiber brachten wir auf die Weise jede Nacht mindestens zusammen. Nun sollte der Liter eine Mark kosten – das war schon ein ganz hübsches Geschäft, wenn es auch die Kosten unseres Schiffes nicht deckte. Immerhin, wir schaufelten Säcke voll, fühlten uns als Nachtigallenfutterfabrikanten.

Und während die armen Mücken sich ihre Flügel verbrannten, ließ die Orgel mit ihren 5000 Pfeifen unter Hämmerleins Händen eine Sinfonie erbrausen.

Ach, waren das Nächte dort im brasilianischen Urwalde!

Bereits am zweiten Tage fand die Durchstechung und feierliche Einweihung des Argonauten-Kanals statt.

Wir hatten die Sandbank von einem Wasserkanal zum anderen durchstochen, in einer Länge von 140 Meter, zwei Meter breit und etwas über einen Meter tief, vollkommen zum Schwimmen geeignet, und dann gab es noch ein tieferes Bassin mit zwei elastischen Sprungbrettern.

Denn mit dem Baden und Schwimmen draußen im Flusse war es ja nichts, der Krokodile wegen, oder wir hätten eine größere Strecke mit einem Netz schützen müssen, aber doch immer eine unsichere Sache.

So brauchte nur dieser Kanal durch solide Schutzvorrichtungen abgesperrt zu werden.

In anderthalb Tagen hatten wir diesen Kanal hergestellt, mehr als 400 Kubikmeter Sand bewältigt.

Ja, wenn 70 Paar Hände feste zugreifen, wie an einem Arme gewachsen, da läßt sich etwas schaffen! Selbst Doktor Isidor hatte geschaufelt, daß er triefte, aber immer nobel, im schwarzen Gehrock und Zylinder, auf der krummen Nase den Kneifer, bei jedem Spatenstich mit den Ohren wackelnd.

Doch wir hatten die Schaufelei überhaupt gar nicht nötig. Ach, wir waren ja so ingeniose Köpfe! Wir waren mit genialen Gedanken vollgepfropft wie das Ei mit Dotter.

Das Orgelgebläse mußte wieder einmal herhalten. Erst hatten wir mit ihm die Makrelen geräuchert, jetzt mußte es als Saugwerk den Sand heben. Das Schaufeln mit 70 Paar Menschenarmen ging freilich bedeutend schneller, aber immerhin, zum Herausschaffen des Sandes aus dem tieferen Bassin war es doch recht brauchbar und dann war es eben die geniale Idee, die uns den Hauptspaß dabei machte.

Bei der Einweihung des Argonauten-Kanals bliesen zehn Mann den brasilianischen Moskito-Marsch auf einer einzigen Riesenuniversaltrompete, gefertigt aus einer Windtute und dem Schornstein des Donkeys, und

der dreistimmige Argonautenmännerchor sang die Jubelhymne des Königs Mwambanjululelangalaclick von Ulo-lombalaleclijajalaloclick, von Seiner schwarzen Majestät selbst gedichtet und komponiert: Radau, Radau, Radaudaudu.

»Nee, wissen Sie, Waffenmeister,« sagte Kapitän Martin dann kopfschüttelnd zu mir, »ich glaube, die Jungens doch nun genau zu kennen – aber immer wieder muß ich sagen: nee, so eine verrückte Bande habe ich noch nicht gesehen!«

Und als Kapitän Martin dies sagte, da hatte noch gar nicht das große Wasserfest begonnen! Von diesem will ich nichts weiter erwähnen, als daß Klothilde eine Seejungfrau mimte, die von einem tollen Seehund gebissen und infolgedessen wasserscheu wird, von den anderen Wassergöttern an die Kreuzleine genommen werden muß.

Mit dieser Wasserpantomime sollten wir später in Hafenstädten noch oftmals paradieren, daß die Zuschauer vor Lachen umfielen.

Sehr schön war auch der Argonautenberg. Der ausgehobene Sand, 400 Kubikmeter, war zu einem recht ansehnlichen Hügel aufgeschüttet worden, von dort oben ging auf spiegelglatt polierten Brettern eine Rutschbahn direkt in das Wasserbassin hinab. Auch ein geistreiches Spielchen war dafür schnell erfunden. Der Kampf um die Wurst. Es galt, in halber Höhe die Fahrt möglichst zu bremsen und nach einer seitwärts aufgehängten Wurst zu haschen, wozu man sich seitwärts biegen mußte, zur

Balance die Beine nach der anderen Seite ausstreckend – da aber nun das Bremsen und der Griff nur in den seltensten Fällen gelang, so sauste der Betreffende immer in der urkomischen Stellung ins Wasser hinein.

Ach, dieses Gelächter!

Na, was von uns Menschen die Affen denken mußten, die dort oben in den Bäumen ihr Wesen trieben und unserem Treiben neugierig zuschauten!

Und ach, was wir mit diesen Affen der Freiheit alles angestellt haben, um sie in unsere Gewalt zu bekommen, nur um sie dann gleich wieder laufen zu lassen. Diese Fallen, die wir denen bauten, diese Schliche und Kniffe, die wir ersonnen, um sie zu überlisten! Ich will es nicht weiter ausführen.

Dagegen will ich hierbei erwähnen, daß wir keine Affen fingen oder schossen, um sie zu verspeisen. In Brasilien werden nämlich die Affen allgemein verzehrt. Ich hätte es nie fertig bringen können, und alle anderen teilten meine Ansicht, als wir uns einmal darüber unterhielten. Einen Affen schießen, um ihn auszustopfen – ja, warum nicht, aber ihn am Spieße oder in der Pfanne zu braten – nee! Es hat doch eine verdammte Ähnlichkeit mit Menschenfresserei. So eine Affenhand, die man abschneiden muß, mit diesen Fingern – nee!

Ich habe mich später über diesen brasilianischen Geschmack näher orientiert, und da habe ich die doch sehr eigentümliche Entdeckung gemacht, daß wie die

Eingeborenen nur die Portugiesen, die Spanier, die Italiener und die Franzosen den Affen, auch den menschenähnlichsten, unbekümmert mit dem größten Behagen verzehren. Bei allen Yankees, Engländern und Deutschen, die dort dominieren, ist der Genuß von Affenfleisch durchaus verpönt. Ich will daraus nicht gerade einen Schluß auf den Nationalcharakter oder vielmehr auf die Rasse ziehen, aber – es ist doch sehr merkwürdig.

Sehr auffallend ist es auch, daß auf den brasilianischen Märkten kein Affenfleisch tot oder lebendig feilgeboten wird. Die Affen werden nur so unter der Hand bezogen. Auch in den Hotels und in den Restaurationen gibt es kein Affenfleischgericht. Also – so ganz richtig ist die Sache doch nicht, ein kleines Bewußtsein, daß etwas nicht in Ordnung ist, ist schon dabei! – – –

Dann weiter bauten wir eine Riesenschaukel, oder nur eine Trapezvorrichtung mit 15 Meter langen Seiten zum Abspringen ins Wasser.

Zwei schlanke Baumstämme wurden gefällt, oben durch Querbalken verbunden, unten im Sande gut verankert, mit noch besser verankerten Seilen, die durch Doppelgewinde angespannt werden konnten, absolut festgehalten. So etwas verstehen wir Seeleute doch. Und nun zwischen diesen Balken an 15 Meter langen Seilen das Trapez, über dem Kanal schwingend, und wenn man beim starken Schaukeln den höchstmöglichen Punkt erreicht hatte, so mußte man beim Abspringen gerade in die Mitte des tiefen Bassins kommen.

O, mit solch einer langen Springschaukel kann man etwas machen! Ich habe sie nur noch im Leipziger Elsterbad gesehen. Und einige von uns wurden bald Meister. Prachtvolle Sprünge! Aber sie alle waren bereits halbe oder sogar schon ganze Akrobaten. Doppelsaltos mit nachfolgendem Hechtsprung waren gar keine Seltenheit mehr.

Wenn wir einmal in einem Wettschwimmen ein Kunstspringen bestritten, da würde man ja mit den Argonauten etwas erleben!

Und wenn ich mir nun diese Kerls noch vor fünf Monaten vorstellte, wie sie damals über das niedrige Sprungseil hopsten! Und jetzt, wenn sie aus der Höhe einer dritten Etage mit ausgebreiteten Armen, stolz den Kopf zurückgeworfen, von dem Trapez abgingen!

Ach was wir alles bauten!

Das Auffinden eines hohlen Baumes, in dem ein Volk Bienen hauste, das uns seinen reichen Vorrat an Honig lassen mußte, gab Veranlassung zur Errichtung eines Backofens.

Honig und Backofen reimt sich ja nicht so ohne weiteres zusammen. August der Starke war es, der dieses Zusammenreimen sofort fertig brachte, obgleich er sonst durchaus keine poetische Ader hatte.

»Kinders, jetzt werde ich Euch beweisen, daß ich nicht umsonst zwei Jahre als Bäcker und Konditor gelernt habe, jetzt werde ich Euch einmal einen Honigkuchen backen!«

Ein Backofen war ja an Bord vorhanden, für das ursprüngliche Kriegsschiff, dessen Offiziere doch immer Frischbrot haben wollen, sogar ein sehr großer, neben der Kombüse in einem besonderen Raume.

Aber es ist mit diesen Schiffsbacköfen immer eine dumme Sache. Sie müssen von Eisen sein, direkte Feuerung haben, es geht doch nicht anders. Ja, das Frischbrot, das wir ab und zu bekamen, oder überhaupt so oft wir Appetit darauf hatten, stellte Meister Kännchen tadellos her. Aber es konnten nur kleine Brötchen sein oder Dreipfundbrote, andere Dimensionen waren wie Kunstbäckereien darin nicht möglich, und der zweite Bootsmann hatte etwas ganz, ganz anderes vor.

Also wir bauten erst einen richtigen Backofen ihn in den Sand hinein, nämlich mit Zement, der in ziemlicher Quantität mit zur vorschriftsmäßigen Schiffsausrüstung gehört, um etwa mit Zement und Werg ein Leck zu verstopfen. Man braucht ihn aber auch noch für andere Zwecke.

Also erst wurde mit Zement und Sand ein Fundament gegossen, auf der Sandbank darüber mit Holzbrettern ein Gerüst gebaut, gewölbt, fünf Meter lang und vier Meter breit, mit kleineren Dimensionen wollte sich August der Starke nicht einlassen, und da mußte auch noch Spielraum vorhanden sein, um ein solches Kuchenblech bequem aufzunehmen, und über diesen Holzbau wurde nun die Decke gegossen, wieder mit einer Mischung von Sand und Zement. Zu unterst aber, die eigentliche Decke bildend, kam erst noch reiner Sand.

Wozu?

O, wir waren geniale Kerls! Wie wir uns das alles ausgediftelt hatten! Und wie das dann alles auch wirklich klappte!

Wir wollten nämlich die Sanddecke durch stärkere Hitze erst etwas schmelzen, damit später nichts auf den Kuchen herabbröckelte, mußten aber auch verhüten, daß der Zement wieder ausgebrannt wurde.

Doch mit solchen Kleinigkeiten will ich mich nicht einlassen, es waren noch andere Vorsichtsmaßregeln nötig.

Also jetzt den fertigen Ofen mit kleinem Holz beschickt, und wiederum mußte, um zuerst eine stärkere Hitze zu erzeugen, der Orgelblasebalg erhalten. Es klappte alles famos! Natürlich verbrannte auch das Holzgerüst mit.

Unterdessen wirkte August schon den Pfefferkuchenteig aus. Und wie der wirkte! Wie der mit dem kolossalen Teigbatzen herumfuhrwerkte, ihn in die Lust warf und wieder auffing! Und wie der Kerl dabei schwitzte!

»Aujst, Du hast nen Tropfen an der Nase hängen.«

»Stimmt, der muß rin, der gibt dem Nürnberger Lebkuchen erst den richtigen Leb, sonst geht he nich up!«

Dann den Ofen sich wieder etwas abkühlen lassen, wie August bestimmte, und auf einem Blech den Kuchen hineingeschoben, genau fünf Meter lang und vier Meter breit, so ungefähr ein Teppich, der ein ansehnliches Zimmer ganz ausfüllt.

Und wie das Ding nach einigen Stunden herauskam – Dunnerwetter, da erst staunten wir richtig! Jetzt erst

sah man richtig, was das für ein Pfefferkuchen war bei einem Viertelmeter Dicke! Und wie famos der gelungen war! Wie fein braun lackiert!

Besonders die Patronin war einfach ganz weg vor Stauen.

Und dann hatte sie eine Idee. Der Kapitän war nämlich der einzige, der den Kuchen noch gar nicht gesehen hatte, auch nicht wie er als ausgerollter Teig hineingeschoben worden war.

Also die Patronin zog mich beiseite.

»Waffenmeister – ich begehe eine große Indiskretion – einen Verstoß gegen die Bordroutine – aber ich kann nicht anders – morgens hat Kapitän Martin seinen Geburtstag, es steht doch in seinen Papieren – könnte der nicht den Riesenpfefferkuchen überreicht bekommen?«

Ei jawohl, ei gewiß das wurde gemacht!

Allerdings nicht als Geburtstagsgeschenk. Daß dies nicht angängig war, das hatte ja schon die Patronin gesagt. Weshalb das nicht angängig war, das läßt sich nicht so leicht erklären, dazu muß man Seemann sein. Es geht eben gegen die Bordroutine, gegen den Schiffsanstand, dem Kapitän zu seinem Geburtstag zu gratulieren und ihm ein Geschenk zu überreichen. Es wird wohl überhaupt jeder einsehen, daß so etwas gar nicht möglich ist. Die Mannschaft kann doch nicht dem Kapitän, dieser unnahbaren Majestät, zum Geburtstage gratulieren. Wenn der erste Steuermann sein Neffe ist, so kann er seinem Onkel gratulieren, aber doch nicht dem Kapitän!

Aber zu machen war es – nur in anderer Weise. Der Koch oder sonstwer konnte für den Kapitän doch einmal etwas Besonderes backen. Es ließ sich auch noch etwas mehr daraus machen.

August wurde ganz Feuer und Flamme, als er das vom Geburtstag des Kapitäns erfuhr.

»Ei, da spritze ich was drauf, Jungens, Ihr sollt mal sehen, wie Euer Bootsmann spritzen kann, und zwar nicht nur zum Deckscheuern mit der Dampfspritze!«

Also er traf seine Vorbereitungen und spritzte, wie der Kuchen erkaltet war. Spritzte mit einem weißen Zuckerschäum. Spritzte auf den braunen Kuchen eine ganze Landschaft mit Sonne, Mond und Sternen. Aber die Hauptsache war eine Kommandobrücke. Und auf dieser Kommandobrücke war die Hauptsache ein Mann, in voller Lebensgröße, nur auf einem Beine stehend, das andere endlos lange Bein über das Geländer gehängt, beide Hände bis an die Ellenbogen in den Hosentaschen vergraben.

Na – großartig, kann ich nur sagen!

Unser Käpten, wie er leibte und lebte!

Man sah ihn förmlich seinen Tobak kleinkauen!

Und darunter die Widmung: Die Argonauten ihrem Kapitän.

So etwas war ja nun erlaubt. Da wäre sogar noch viel mehr erlaubt gewesen. Aber nur nicht so etwas wie vom Geburtstage anfangen! Das ist etwas rein Persönliches,

das gehört nicht aufs Schiff. Wir hätten auch nicht seinen Namen darauf nennen dürfen. Mit dieser Unpersönlichkeit der Schiffsbesatzung hängt sogar das zusammen, daß es bei den Matrosen, wie ich schon einmal ausführte, nur den Vornamen gibt. Man fährt ein ganzes Jahr lang mit einem guten Kameraden zusammen, schließt innige Freundschaft, und man erfährt gar nicht seinen richtigen Namen. Ausnahmen gibt es natürlich immer, wie bei »unserem Hahn«.

Und nun bekam dieses Pfefferkuchengemälde noch einen mächtigen Rahmen aus Brezelgeflecht, mit Saffian und Ei fein goldgelb anlackiert!

Der Morgen des andern, des großen Tages brach an. Die Jungens standen auf der Lauer. Hoffentlich wurde der Käpten heute nicht seiner Gewohnheit untreu. Aber er wurde es nicht. Kapitän Martin betrat des Morgens nie das Deck von seiner Kajüte aus, sondern erschien zuerst immer auf der Kommandobrücke, aus dem Kartenhaus herauftretend, nach welchem, wie schon einmal erwähnt, ein Gang und eine Treppe von den Kajüten aus führte.

So geschah es also auch heute bei Aufgang der Sonne. Kapitän Martin trat aus dem Kartenhaus, natürlich die Unterarme bis zu den Ellenbogen in den Hosentaschen, ging nach vorn an das Geländer – und richtig, auch heute hob er das linke Bein, legte es über das Geländer, bei der Länge dieser Beine nicht viel anders, als wenn ein anderer den Fuß auf einen Stuhl stemmt, um in dieser Stellung erst einmal Takelage und Himmel zu mustern.

In diesem Augenblick kamen zwölf Matrosen anmarschiert, auf jeder Seite sechs, zwischen sich auf Stangen den riesigen Kuchen tragend, auf der Blechtafel ruhend, und so richteten sie ihn vor der Kommandobrücke aufrecht hin, die Vorbereitungen dazu waren schon vorher getroffen worden, stellten den Kuchen etwas schräge auf, wie man ein Bild auf eine Staffelei setzt. Dann gingen sie wieder.

Die Kommandobrücke war nicht allzuhoch, der Kapitän stand direkt seinem Ebenbild oder schon mehr Spiegelbilde gegenüber, nur daß es aus weißem Zucker war, sah sich in eben derselben Stellung, die er jetzt einnahm.

Wohl eine Minute blickte er regungslos sein weißgezuckertes Konterfei auf dem Riesenkuchen an, jetzt las er offenbar die Widmung, da nahm er die rechte Hand aus der Hosentasche um sich kopfschüttelnd den Vollbart zu streichen, in Wirklichkeit aber wohl mehr, um sein lautloses Lachen auch nicht sehen zu lassen.

»Well. Bootsmann! Laßt das Ding mal in meine Kajüte tragen.«

Er ordnete selbst an, wo es aufgestellt werden sollte, aufrecht gegen die Wand. Seine Kajüte war der einzige Wohnraum, der den fünf Meter hohen Kuchen, durch den Rahmen noch etwas höher, in dieser Stellung aufnehmen konnte. Er hatte eben die Kapitänskajüte bekommen, die für den Kommandanten des ursprünglichen Kriegsschiffes bestimmt gewesen, der doch manchmal repräsentieren muß. Es war sehr schön von der Patronin gewesen,

daß sie diesen besten Raum auch wirklich dem Kapitän überlassen hatte. Aber so war sie ja immer.

Die Patronin, Ilse und ich, wir drei waren die einzigen, die ihm dann zum Geburtstage gratulierten. Ich war ja als Kargo-Kapitän sein gleichgestellter Kollege, da war es etwas anderes.

»So freudig bin ich an meinem Geburtstage noch nie überrascht worden!« konnte er dann als ganz gewöhnlicher Mensch zu uns sagen. »Und ich glaube, wenn ich König und Kaiser wäre, ein imposanteres Geschenk könnte mir kein Fürst machen. Es sind doch Teufelsjungen!«

Er war wirklich ganz gerührt.

Heute dinierten wir drei bei ihm in seiner Kajüte, das Essen ging ja auf Rechnung des Schiffes, hierüber hatte er überhaupt frei zu verfügen, aber das Getränk dazu, Johannisberger Cabinet und Sillery, entnahm er seinem eigenen Proviantmagazine.

Und von der Mannschaft erhielt heute zum Mittagessen jeder eine Flasche Rüdesheimer, der erste Offizier sowohl wie der Schiffsjunge, ohne Erklärung wurden sie aufgestellt, respektive in der Offiziersmesse vor den Platz eines jeden hingestellt, nicht etwa »das ist vom Kapitän, weil er heute seinen Geburtstag hat, für den Pfefferkuchen« – um Gottes willen nicht! – und nicht etwa, daß ein Hoch ausgebracht werden durfte, auch nicht im engen Kreise der Offiziere. Es geht gegen die Bordroutine, dieses eherne Gesetz, obgleich es ungeschrieben ist.

Dieser Wein ging zwar aus der großen Schiffsproviantkammer, aus der speziellen Weinkammer, in der Batterie

über Batterie lagerte, aber es war ganz selbstverständlich, daß ihn der Kapitän dann später bezahlte, ebenso wie am Abend den eisgekühlten Schwedenpunsch in beliebiger Menge.

Den Riesenpfefferkuchen verspeiste dann natürlich ebenfalls die Mannschaft, aber erst war er doch zwei Tage in der Kapitänskajüte aufgestellt gewesen, und sein Eigentümer hatte sich ein gutes Stück reserviert und ein anderes noch größeres nach der Patronatskajüte geschickt.

Während wir vier in der Kapitänskajüte speisten, kam das Gespräch auf die Backerei im Besonderen und auf die Kocherei im Allgemeinen an Bord der Schiffe.

Da konnte ich auch ein Wort mitsprechen.

Ich kann nämlich auch kochen.

Und wie!

Ich bin einmal als Schiffskoch gefahren! Wenn auch nur 14 Tage lang.

Was ich damals erlebt habe, das erzählte ich und gebe es hier wieder.

Unser Hamburger Dampfer, 42 Mann Besatzung hatte in Singapore Reis geladen. Ich war als Matrose darauf.

Wie wir früh abfahren wollen, fehlt der Koch. Ist vom Nachturlaub nicht zurückgekommen. In der letzten Stunde wurde er gesucht, nicht gefunden – wir hatten keine Zeit mehr, ein anderer war nicht aufzutreiben – wir fuhren ohne Koch los. Einen Kochmaat, einen Küchengehilfen, hatte er nicht gehabt, war ohne den fertig geworden, auch ein solcher war nicht aufzutreiben gewesen, und das ist auch noch lange kein Schiffskoch.

»Wer von Euch kann kochen?« fragte der Kapitän.

Na, welcher Matrose kann denn nicht kochen!

Aber keiner trat mutig aus den Reihen.

Es ist eben eine eigentümliche Sache mit der Kocherei an Bord. Umsonst ist doch nicht der Schiffskoch derjenige Unteroffizier, der die höchste Heuer bekommt, so viel wie der zweite Steuermann, also wie ein voller Offizier.

Aus was für Verlegenheiten muß sich so ein Schiffskoch manchmal zu helfen wissen! Was bekommt der manchmal für Proviant und Zutaten geliefert, von der Reederei, die nichts weiter in den Augen hat, als den Aktionären möglichst viel Dividende zahlen zu können. Salzfleisch und Speck, dem man erst die blaue Farbe und den Geruch nehmen muß, wofür jeder Schiffskoch sein eigenes Geheimnis hat. Erbsen, die man eine ganze Woche lang ununterbrochen kochen kann, und die doch nicht weich werden. Dazu ist doppelkohlensaures Natron da. Aber das ist schon in den ersten Tagen verbraucht. Also wird tüchtig mit Soda nachgeholfen; denn weich müssen die Erbsen werden, es geht um die Ehre des Kochs. Der Sodageschmack muß aber wieder weggeschafft werden. Undsoweiter, undsoweiter.

Allerdings gilt das nur für Segelschiffe, die lange Reisen machen. Bei der Übernahme des Proviantes muß er ja tadellos sein, aber die faule Sache ist die, daß es noch kein Gesetz gibt, welches bestimmt, daß auch das bisherige Alter des Proviantes angegeben werden muß. Man weiß, also nicht, wie lange sich das Fleisch, die Butter und alles andere halten wird.

Bei Dampfern ist das ja etwas ganz anderes. Die müssen aller 14 Tage einen Hafen anlaufen, wegen der Kohlen, und hat sich bis dahin schon eine Unreellität gezeigt, so wandert der schlechte Proviant über Bord, der Kapitän kauft neuen, dazu hat er das Recht. Oder ist er mit Aktienteilhaber und auch so ein Dividendenbruder, dann läuft ihm die Mannschaft davon und dieses Schiff bekommt so leicht keine andere!

Wir waren ganz ausgezeichnet verproviantiert.

Trotzdem meldete sich kein Matrose und kein Heizer, mochte er auch noch so gut kochen können.

Es ist und bleibt etwas Merkwürdiges bei der Schiffskocherei. Schon daß der Mann, der ja deshalb nicht gleich Unteroffizier wird, nur eine Zulage bekommt, von seinen bisherigen Kameraden nun fortwährend gehänselt wird. Nichts kann er recht machen, nur aus Scherz schikaniert man ihn in jeder Weise.

Ich kannte diese Verhältnisse – und kannte sie doch noch nicht so richtig.

Na, Georg, wenn sich niemand meldet – kannst Du denn nicht kochen?

Ich hatte allerdings noch nie gekocht.

Aber – bah! – was ist denn bei der ganzen Kocherei!

Ich hatte doch die Realschule absolviert, hatte ganz gute chemische Kenntnisse, auch in Bezug auf die Kocherei.

Und ich war doch überhaupt ein pfiffiger Junge.

Ich wußte, weshalb Soda, kohlensaures Natron, die Erbsen weich macht, weshalb es doppelkohlensaures Natron noch besser tut.

Ich wußte, daß man Fleisch, das man eben des Fleisches wegen verzehren will, gleich in kochendes Wasser bringt, weil da sofort das Eiweiß gerinnt, so eine undurchdringliche Kruste bildet, wodurch das innere Fleisch saftig bleibt, während man, wenn es sich um Fleischbrühe handelt, das Fleisch kalt ansetzt, es möglichst langsam erhitzt.

Ich wußte auch, worauf das Brotbacken beruht, weshalb durch Zusatz von Bierhefe der Teig aufgeht. Ich kannte auch die dazu nötige Temperatur. Und wenn ich einmal etwas nicht wußte, so brauchte ich ja nur in der Offiziersmesse in Meyers großem Konversationslexikon nachzuschlagen. Da stand alles, alles drin. Also konnte ich auch kochen und backen.

Denn einen anderen durfte ich deswegen nicht fragen, die hätten mir ja schöne Rezepte gegeben! Das wußte ich ebenfalls.

Kurz und gut, Rittersmann oder Knapp, Georg war es, der keck und verwegen aus den Reihen trat.

»Ick!«

Schön, das Heiligtum der Kombüse wurde mir überwiesen.

Es war in der achten Stunde, ich hatte gleich ans Mittagessen zu gehen.

Den Küchenzettel macht der Kapitän selbst. Ist er faul, dann macht er ihn gleich für die ganze Reise, jeder Wochentag wiederholt sich immer wieder: sonst schreibt er ihn für jede Woche einzeln vor.

Wie dem auch sei – für heute lautete der Speisezettel, wobei man bedenken muß, daß man im Hafen doch frisches Fleisch mitnimmt, wenigstens für einige Tage.

Mannschaft: Rindfleisch mit Bouillonkartoffeln.

Unteroffiziere: Und Eierkuchen mit Preiselbeeren.

Offiziersmesse: Bouillonsuppe, Rinderbraten mit Salzkartoffeln, Eierkuchen mit Preiselbeeren.

Kajüte: Dasselbe. Dazu Schöpsenkeule gebraten. Und Mischgemüse und Stangenspargel.

Ich ging an die Arbeit. Mit dem Abschneiden des Fleisches von den großen Stücken hatte ich gar nichts zu tun, das hatte der Steward zu besorgen, es mir zu liefern.

Vorher bewies ich noch, daß ich Kaffee kochen konnte. Ein feiner Kaffee! Auch für die Mannschaft. Ich hatte nämlich dem Steward, als er einmal nicht hinsah, zwei Pfund extra gemaust

Das Eiser war tadellos! Ha, ich und nicht kochen können! Bei meiner Intelligenz! Es ist doch auch so einfach, ein paar Konservendosen aufzuknipsen und den Inhalt zu wärmen, für den Spargel Butter zu zerlassen und dergleichen, und nicht mehr Beschwerde hatte mir das Kochen und Braten des Fleisches gemacht.

Nur das Anrühren des Eierkuchenteiges hatte mir nicht recht gelingen wollen. Da waren Mehlklünkerchen und Mehlklumpen drin gewesen, die sich durchaus nicht herausquirlen lassen wollten, erst hatte ich sie alle einzeln zerdrücken wollen, erst mit einem Löffel, dann mit den Fingern, es schienen aber nur immer mehr zu werden,

hieraus erkennt die kochkünstlerisch ausgebildete Leserin also ganz genau, daß ich nicht etwa nur ein Märchen erzähle – na, da goß ich das dünne Zeug ganz einfach durch ein Haarsieb und ließ die Klünkerchen und Klumpen über Bord verschwinden.

Dann aber sprachen mir die Offiziere auch ob der Eierkuchen ihre Bewunderung aus, wozu sie auch wirklich allen Grund hatten – nämlich weil ich statt der vorgeschriebenen Salzkochbutter zum Backen die feinste Kapitänskajütenspeisebutter verwendet hatte – das war mir doch ganz egal! – und ebenso hatte die Mannschaft noch nie solche Bouillonkartoffeln gehabt, nämlich weil ich aus der Proviantkammer außer des Kaffees auch noch eine Pfunddose Liebig's Fleischextrakt gemaust und sie zur Verbesserung der Fleischbrühe verwandt hatte.

Am nächsten Mittag gab es für die Mannschaft wiederum Rindfleisch – der mitgenommene halbe Ochse mußte unter diesen Breiten doch möglichst schnell aufgegessen werden – diesmal aber mit Reis.

Ich schicke voraus, daß der Koch alles, was er braucht, vom Steward in beliebiger Menge fordern kann. Nur das Fleisch und die Luxussachen wie Kaffee und dergleichen werden ihm zugewogen. Von den Hauptnahrungsmitteln, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchten und Mehl, kann der Koch, wenn sie ihm nicht gleich offen stehen, vom Steward so viel fordern wie er will, der Steward hat es ihm einfach herauszugeben.

Wieviel ich für die 42 Mann Reis brauchte, das auszukalkulieren war jetzt also meine Sache. Da durfte ich

auch niemanden fragen, sonst hätte ich mich doch blamiert.

Na, wieviel Reis brauchte ich wohl für die 42 Mann? Wieviel kann der einzelne Mann essen? Von Kartoffeln hatte ich gestern pro Kopf zwei Pfund genommen. Und da war gar nicht so viel übrig geblieben. Auf dem Schiffe wird ja tüchtig »geschafft«. Reis ist natürlich etwas ganz anderes als Kartoffel. Sagen wir also: pro Kopf ein und einviertel Pfund Reis. 42 mal 1,25 ist 52,50. Aber Kapitän und Offiziere essen weniger Reis, weil sie noch anderes bekommen. Also sagen wir rund 50 Pfund, einen halben Zentner.

Und ich gehe hin zum Steward und verlange einen halben Zentner Reis.

»Wozu?«

»Na wozu!« schnauze ich den dämlichen Kerl an. »Weil es heute Reis gibt! Oder 50 Pfund sind wohl für 42 Mann zu viel, was?! Ich soll die Leute wohl hungern lassen, wie?!«

Der Steward sagte nichts mehr.

Mißt mir dieses infame Biest von Steward in aller Seelenruhe 25 Liter Reis zu, zeigt mir auf der Wage, daß es sogar noch mehr als 50 Pfund sind. Grinst nicht einmal dabei!

Ich rücke mit meinem halben Zentner Reis ab, und wie es so weit ist, nehme ich einen Dreißiglitertopf, schütte den Reis hinein und fülle Wasser nach. Es stand noch eine gute Schicht Wasser darüber. Die See war glatt wie

ein Spiegel, unser Dampfer gondelte wie auf einem Teiche. Daß der Reis etwas quoll, konnte ich mir denken, ich hatte doch die Realschule besucht und war überhaupt ein intelligenter Bursche. Deshalb eben ließ ich noch eine gute Wasserschicht darüber stehen, damit der Reis sich ausdehnen konnte.

Der Topf steht überm Feuer.

Und jetzt beginnt die Tragödie.

Ja, der Reis dehnt sich aus; denn das war kein Quellen mehr.

Ich fange an, mit dem großen Löffel zu schöpfen, fülle einen anderen Topf voll.

Und wie ich den dritten Topf voll Reis fülle, da bekomme ich es aber doch mit der Angst zu tun.

Je schneller ich schöpfe, desto schneller quillt das Teufelszeug in die Höhe.

Ich habe schon sämtliche Töpfe meiner Kombüse mit Reis angefüllt und sehe noch kein Ende dieser Quellerei.

Und, weiß der Teufel, ich habe auch gar keine Gelegenheit, den Reis über Bord zu schütten! Gerade haben die Matrosen auf beiden Seiten meiner Kombüse an Deck zu tun. Nicht etwa, daß sie mir in die Kombüse geguckt hätten. So etwas gibt's ja an Bord nicht! Aber – ich hatte eben keine Gelegenheit, den Reis über Bord verschwinden zu lassen; denn gesehen durfte das nicht werden.

Und in dem Kochtopf überm Feuer mehrt sich's und mehrt sich's!

»Und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären.«

Denn ich mußte doch auch immer noch Wasser nachgießen! Dabei aber mußte ich mich aber beeilen, um nur gleich wieder zu schöpfen, schöpfen, schöpfen!

Ich schwitzte Todesangst. Jetzt war auch schon der Backtrog mit Reis angefüllt. Die Aufwaschbalje schon längst. Und ich brauchte doch noch andere Töpfe für die sonstige Kocherei.

»Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt –«

Der Reis quoll nicht mehr. Ich will hierbei bemerken, falls ein Leser die Sache noch nicht kennt, daß der Soldat im Manöver, wenn er selbst abkocht, eine kleine Kaffeetasse voll Reis zugemessen bekommt, das gibt eine gar ansehnliche Portion, so ein Manöversoldat hat doch Hunger! Und ich hier mit meinem halben Zentner, pro, Kopf mehr als einen halben Liter!

Ja, nun hatte ich aber keine Töpfe mehr. Und noch immer keine Gelegenheit, den Reis über Bord zu schütten. Doch ich mußte mir zu helfen, und das ist immer die Hauptsache.

Ich hatte meine langen Seestiefeln an, die zog ich aus, füllte sie bis an den Rand mit dem Luderzeug, setzte sie in den Verschlag. So, nun hatte ich die nötigen zwei Töpfe frei. Solche Seestiefeln fassen doch etwas.

Das Mittagessen ging gut vorüber. Nur meine Angst und Sorge nicht. Ich mußte mich doch des überflüssigen Reises entledigen, und jetzt stand gerade der Käpten auf der Brücke. Ach, was mir die vielen Reistöpfe, die ich natürlich versteckt hielt, für Sorge machten.

Da kam ein Matrose, wie es so manchmal geschieht, mit seiner Kumme an, seinem Eßnapf.

»Du, Georg, häst nich noch en bäten Reis?«

Ja, konnte er kriegen.

Da kam ein zweiter Matrose an.

»Du, Georg, häst nich noch en bäten Reis for mi?«

Mir wollte eine kleine Ahnung aufgehen – aber ich ließ sie nicht aufkommen. Der Kerl war ja auch ganz ernst. Ja, er konnte noch Reis bekommen, es war noch etwas vorhanden.

Und kaum ist der Matrose fort, da sehe ich einen Schiffsjungen angewatschelt kommen, trägt vor sich am Bauche eine mächtige Waschbalje, so eine kleine Badewanne.

Das heißt – jetzt blieb es aber nicht nur bei der Ahnung – ich spuckte schon in die Hand.

So kam der Junge heran. Es war ein Binnenländer.

»Sie möchten doch so freundlich sein,« begann er in seiner höflichen Weise, freilich etwas ängstlich, »und den Matrosen noch diese Balje voll Reis füll–«

Quatsch hatte der liebenswürdige Jüngling eine von mir drin!

Will mich der verfluchte Bengel veralbern!

Der arme Junge!

Der konnte doch gar nichts dafür, der war doch geschickt worden, mußte ja gehorchen.

So ist es aber nun einmal in der Welt. Gewöhnlich muß es ein Unschuldiger ausbaden.

Und wir sind alle einmal Schiffsjunge gewesen.

Dann wurde ich meine Sintflut von Reis in anständiger Weise los.

Das war die schwierigste Situation in meiner vierzehntägigen Kombüsenkunst gewesen. Wie ich in einem Dreißigliterkessel 25 Liter Reis kochen wollte!

Ich richtete mich immer mehr ein. Nur die Erbsen habe ich noch einmal angebrannt, was aber jedem Koche passieren kann, zumal wenn man die Töpfe nur ein Viertel voll füllen darf, mit ihnen herumbalancieren muß, weil das Schiff wie ein toller Ziegenbock tanzt.

Bei dieser Gelegenheit machte ich noch einen guten Witz, wenigstens einen für ein Schiff, der auch vom Kapitän stark belacht wurde.

Also ich hatte die Erbsen anbrennen lassen. Nicht sehr, aber es war doch zu schmecken. Nun ging ich aber gerade einmal ins Mannschaftslogis. Da gab es bei mir keine Feigheit.

»Na, Jungens, schmecken die Erbsen?«

Natürlich schmeckten sie nicht. Aber mir zu sagen, daß sie angebrannt wären, das tat keiner, dazu waren diese Matrosen zu anständig, weil es eben jedem passieren kann, daß er die Erbsen einmal anbrennt.

Anderes freilich bekam ich genug zu hören. Denn daß sie mit dem Essen zufrieden sind, das ist unmöglich, gerade wenn's ein Kamerad bereitet hat, der sich als Koch hervorgedrängt hat. Sie schimpften auf etwas, was gar nicht vorhanden war.

»Die Suppe ist ja viel zu heiß! Wie kannst Du uns nur so eine glühende Suppe schicken, Georg!«

»Und so versalzen! Total versalzen!«

Aber es waren auch einige darunter, die mich lobten, ausnahmsweise – eben gerade deshalb, weil die Suppe angebrannt war.

»Nee, die Erbsensuppe schmeckt ganz gut.«

In diesem Augenblick, wie ich dieses dreierlei Urteil hörte, bekam ich eine Idee.

Schnell ergriff ich eine Pütze, einen Holzeimer, füllte ihn an der Frischwasserpumpe, war sofort wieder zurück, goß die ganze Pütze in die mächtige Schüssel hinein.

»So, Jungens. Wem die Suppe vorhin zu heiß gewesen ist, dem ist sie nun nicht mehr zu heiß; wem sie zu salzig gewesen ist, dem ist sie nun nicht mehr zu salzig; und wem dieser angebrannte Fraß vorhin geschmeckt hat, der wird auch jetzt nichts daran auszusetzen haben.«

Da hatte ich die Lacher auf meiner Seite.

In Suez bekamen wir einen zünftigen Schiffskoch an Bord.



In der sechsten Nacht, in der wir auf der Sandbank lagen, gleich nach Sonnenuntergang hörten wir ein merkwürdiges Geräusch, ein Klappern und Rasseln, das sich immer mehr verstärkte, ganz unheimlich wurde.

»Die Arraus kommen, um ihre Eier zu legen!« erklärte Sennor Esstrada sofort. »Da sehen Sie auch, daß wir in 40 oder ganz genau in 41 Tagen wieder Hochwasser haben werden.«

Wir hatten uns über diese Schildkrötenart, die im Amazonenstrome und seinen Nebenflüssen, die zahlreichste und für den Menschen wichtigste ist, in Büchern schon zur Genüge orientiert, zumal in Alfred Brehms unvergleichlichem »Tierleben«, diesem erhabenen Denkmal in der zoologischen Literatur, welches alle anderen Nationen viel mehr anstaunen als die deutsche.

Die Arrau, die wir in einzelnen Exemplaren schon oft genug gesehen und gefangen und verzehrt hatten, hat im ausgewachsenen Zustande eine Panzerlänge von 50 Zentimeter bei einem Gewicht von 50 Pfund, wobei aber zu bedenken ist, daß Schildkröten sehr alt werden, also auch sehr langsam wachsen. Immerhin, wir hatten solche große Tiere schon oft genug gesehen.

Sonst einzeln lebend, vereinigen sie sich zum Eierlegen zu massenhaften Scharen. Wann dies geschieht, ist nach der Gegend ganz verschieden, hängt mit der Regenzeit zusammen, die aber eben in dem ungeheuren Amazonasgebiete, wozu noch das des Orinokos kommt, ganz verschieden ist. Jedoch wird der Termin in jeder einzelnen Gegend ganz genau eingehalten, eben wieder wegen der Regelmäßigkeit der Regenzeit. In Essequibo am unteren Orinoko legen sie ihre Eier in der Nacht vom 28. zum 29. Januar, am oberen Orinoko am 28. März, in den Gegenden des Amazonenstromes fallen die Legezeiten in die Monate Oktober und November.

Wir befanden uns in der Mitte, daher fingen sie hier im Juni an. Dabei werden immer wieder dieselben Sandbänke oder Sandinseln aufgesucht.

Nun allerdings kann sich die Regenzeit oder das Kommen des Hochwassers verschieben, sich auf viele Tage verzögern.

Das kann der Mensch vorher nicht wissen. Aber die Arrauschildkröte irrt sich niemals. Vierzig Tage nachdem Eierlegen setzt ganz bestimmt die Regenzeit ein!

Woher sie das so ganz genau berechnen kann? Das wissen wir nicht. Wir sprechen etwas von einem »Instinkt«, ohne zu wissen, was Instinkt ist.

Es ist die Sorge um ihre Brut, welche die Mutter genau instruiert, wann sie die Eier abzusetzen hat, auf daß so wenig als möglich vernichtet werden, anderen Tieren zur Beute fallen.

Dieaes mächtige Tier, wenn auch nicht gerade eine Riesenschildkröte, hat außer den Menschen wenig Feinde zu fürchten. Ab und zu wendet einmal ein Jaguar eine um, reißt ihr durch Tatzenschläge das untere Schild ab, frißt sie. Das muß aber ein sehr starker Jaguar sein, und der findet in diesen Wäldern andere Beute genug, als daß er sich öfters solche Arbeit macht.

Anders ist, wenn nach genau 40 Tagen – alle Vögel haben doch auch so eine regelmäßige Ausbrütezeit – aus dem heißen Sande die kleinen Schildkrötchen hervorkriechen, der zukünftige Panzer nur erst aus einer gallertartigen Masse besteht. Auch die anderen Tiere kennen diesen Termin genau, sie lauern schon einige Tage

vorher auf diesen Leckerbissen, alle Raubtiere der weitesten Umgebung versammeln sich an der Brutstelle, Tausende von Wasserschweinen, und nun gar die zahllosen Vögel, und alle wollen sich mästen.

Es sind Millionen und aber Millionen von kleinen Schildkrötchen, die innerhalb von etwa sechs Stunden gleichzeitig ausschlüpfen, sie würden dennoch sämtlich vertilgt werden, wenn nicht während dieser Zeit das Hochwasser käme, das sie schützend aufnimmt.

Es ist wunderbar! Unerklärlich! Da kann eben der Mensch nur staunen.

Allerdings wenden sich die kleinen Tierchen ja sofort dem Wasser zu. Aber bei Trockenheit ist der Weg doch manchmal weit. Nur durch die Hochflut entgehen die meisten dem Tode.

Und wie sich die ausgeschlüpften Schildkrötchen sofort dem Wasser zuwenden, das ist überhaupt auch so eine ganz rätselhafte Sache!

Wir haben mehrmals das Experiment wiederholt, das Humboldt und Schomburgk gemacht haben.

Als es bald zum Auskriechen war, nahmen wir Eier und vergraben sie anderswo. Nach der einen Seite war es 28 Meter vom Wasser entfernt, nach der anderen 33 Meter, also nur 5 Meter Unterschied, und der Wind kam von der weiteren Strecke her. Außerdem war es so eingerichtet, daß die kürzere Strecke nach der anderen Richtung lag, als die der Haupttrupp auf dem großen Brutplatze nehmen mußte, so daß also kein suggestiver Muttergedanke in Betracht kommen konnte.

Als nun die Tierchen auskrochen, eilten sie sofort auf der kürzeren Strecke nach dem Wasser!

Wer sagte ihnen denn, daß es dort nur 28 Meter weit war? Wittern konnten sie das nicht. Dort strich der Wind hin! Da hätten sie viel eher das Wasser aus 33 Meter Entfernung wittern müssen.

Nun ging der Haupttrupp aber nach Westen diese Tierchen hier gerade entgegengesetzt nach Osten!

Man soll doch ja nicht von »Instinkt« sprechen! Hier liegt etwas vor, was der Mensch mit aller philosophischen Spekulation nicht enträtseln kann und niemals enträtseln wird!

Das Gelb der Eier, über die ich nachher noch sprechen werde, besteht der Hauptsache nach aus einem Öl, das einen wichtigen Handelsartikel bildet. Nach der Menge Öl, die ein Brutplatz ergibt, kann man nun berechnen, wieviel Schildkröten auf solch einer Sandbank in einer einzigen Nacht zusammenkommen, wobei man freilich auch wissen muß, wieviel Eier die Arrau legt.

Im Durchschnitt 100 Stück. Junge Tiere 50, ältere bis 150. Noch genauer hat es Schomburgk durch zahllose Untersuchungen berechnet. Im Durchschnitt 116 Stück.

Die Berechnungen der ganzen Eiermenge nach dem gelieferten Öle sind während vieler Jahre an drei verschiedenen Brutplätzen vorgenommen worden, auf den drei Inseln Cucurapuru, Uruanu und Pararuma.

Wir nehmen die Insel Uruanu am Orinoko heraus als diejenige, welche das wenigste Öl liefert. Diese Insel ergibt im jährlichen Durchschnitt rund tausend Krüge Öl.

In der sandigen Umgegend, also nur Uferstrecken, werden weitere 4000 Krüge zusammengebracht. 200 Eier geben eine Weinflasche voll Öl, auf einen Krug gehen 25 gewöhnliche Weinflaschen. Also kommen auch wieder 5000 Eier heraus, die zu einem Krüge, wie er im Handel üblich ist, nötig sind. Also müssen dort 250 000 Schildkröten zusammenkommen, keine unter 35 Zentimeter groß, in einer einzigen Nacht! Denn mit Sonnenaufgang ist keine mehr zu sehen.

Diese Art von Berechnung ergibt aber ein Resultat, das noch weit, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt! Vor allen Dingen kommen die »nährischen« Schildkröten in Betracht, die noch jungen, unerfahrenen Mütter, welche zuletzt drankommen und sich dann so ungeschickt benehmen, es besonders mit dem Eierlegen dann so eilig haben, weil sie sich durchaus nicht vom Tage überraschen lassen wollen, daß sie mindestens ein Drittel der in den schon vorhandenen Löchern befindlichen Eier, auf diese ihre Schicht legend, zerbrechen, dann auch noch beim Wiederzuscharren der Löcher, was diesen »nährisch Arraus überlassen bleibt; während das kunstvolle Aufgraben die alten Mütter besorgen.

Und was nun während dieser Zeit von den herbeigeströmten Indianern an Eiern verzehrt wird! Und wie die während des Ölauskochens mit den Eiern verfahren, was da noch nutzlos zerbrochen wird!

Schomburgk schätzt wohl richtiger die Zahl der Arraus, die bei Uruanu jährlich zum Eierlegen zusammenkommen, in einer einzigen Nacht auf mindestens 430 000 Stück.

Dabei sind die Brutplätze gar nicht so groß. Zu 100 Krügen Öl gehören in normaler Weise eine Ausbeute von 400 Quadratmetern. Die müssen also 500 000 nein, mindestens 800 000 Eier enthalten, wozu also 8000 Schildkröten nötig sind. Die quetschen sich also auf diesem Raume zusammen. Das heißt, die kommen innerhalb der 12 Nachtstunden hier angerückt. Da müssen aber doch nun erst die tiefen Löcher gegraben und dann auch wieder zugescharrt werden! Von dieser Wimmelei kann man sich gar keine Vorstellung machen. Da hüten sich auch die Jaguare, wie die Menschen. Wer unter dieses Gewimmel kommt, der wird selbst in dem weichen Sande zermalmt oder einfach erstickt.

Die Löcher haben oben einen Durchmesser von einem Meter und sind, von der ursprünglichen Oberfläche der Sandbank an gerechnet, 60 Zentimeter tief. Mehrere Schildkröten graben zusammen ein Loch, mit den Hinterfüßen schaufelnd, sich dabei immer im Kreise drehend, und dabei benetzen sie den Sand mit ihrem klebrigen Harn, wodurch es kommt, daß die Löcher auch unten breiter sind, als es sonst das Gefälle des trockenen oder etwas feuchten Sandes erlaubt. Die Eier werden mit den Hinterfüßen abgestrichen und ein Ei neben das andere geordnet. Durch das Zuscharren muß sich ja die ganze

Stelle erhöhen, so daß jetzt die unterste Schicht einen Meter unter der Oberfläche liegt.

Dann ist die ganze Sandbank wieder völlig glatt. Weshalb die Tiere der Nachbarschaft, die das Eierlegen beobachtet haben, die Eier nicht ausgraben, um sie zu fressen, das ist wiederum so ein unergründliches Rätsel in der Natur. Diese Eier der Arrau schmecken köstlicher als Kibitzeier. Für den Menschen. Für die Raubtiere wohl nicht. Aber warum nicht? Die fressen doch sonst alles, was nur zu fressen ist. Und nun gar die Wasserschweine! Nein, sie gehen nicht an diese Eier, sonst würden die ja auch alles, alles vernichten! Erst wenn die Brut auskriecht, dann geht die allgemeine Jagd lustig los. Daß die »närrischen« Schildkröten in ihrer Unerfahrenheit so viel Eier zerbrechen, das dürfte wohl auch von der Schöpfungskraft Berechnung sein, die Suppe, die von oben nach unten dringt, ist zum Gedeihen der unversehrten Eier eben nötig.

Unser Prospektador war in dieser Gegend wie zu Hause, aber daß die Arraus hier ihre Eier ablegten, das hatte er noch nicht gewußt!

Denn daß die Schildkröten nur zufällig dieses Jahr einmal hierher kamen, das war ausgeschlossen. Sie halten immer dieselben Brutplätze ein und werden es so lange tun, so lange es noch eine Arrau gibt. Wo sie geboren worden ist, dahin kehrt auch die Arrau zum Brutgeschäft zurück, und ist das aus irgend einem Grunde nicht mehr möglich, so geht sie eben selbst zugrunde.

Nun, der Spanier kannte eben nur die fahrbaren Wasserstraßen, die Chinakulturen und dergleichen Hauptplätze, die ihn interessierten, sonst auch weiter nichts. Das war aber hieraus nun auch gleich zu bestimmen, daß es hier in der Umgebung gar keine Indianerstämme gab oder daß diese ebenfalls nichts von diesem Brutplatz wußten, sonst wären die schon hier gewesen und hätten auf die Schildkröten gelauert.

Also es klapperte und rasselte und krachte, und der Spanier hatte uns die Erklärung gegeben.

»Können wir die Tiere in der Nähe beobachten?« war unsere erste Frage.

»Gewiß. Die lassen sich durch nichts verscheuchen oder beirren. Sie können sie beleuchten. Nur die Sonne darf sie nicht überraschen.«

Die erste Sichel des Mondes und die Sterne verbreiteten doch nur ein schwaches Licht, wir nahmen Lampen mit, auch den elektrischen Scheinwerfer durften wir einstellen und taten es.

Die Strecke, auf welcher sich die Arraus beim Eierlegen vom Ufer entfernen, beträgt immer 40 Meter. Also diese ganze Strecke vom Wasserrande an wird in Angriff genommen.

Oben am Oberlause des Madeira, der noch in Bolivia entspringt oder oben am Orinoko, es sind immer 40 Meter, die sich die Arraus vom Wasser entfernen. Weiter gehen sie nicht. Als hätten sie ein Meßband bei sich. Wenn man auch nicht gerade mit einem halben Meter rechnen darf.

Wir sahen die Schildkröten schaufeln und Eier legen, wie ich es schon beschrieben habe; wenigstens bei den äußersten konnten wir es beobachten. Aber auch die wurden schon fortwährend verdrängt, richtig zu beobachten war nichts. Und alles andere nun vollends ein unentwirrbares Gewimmel. So war es auf unserer Sandbank, so war es allüberall auf den anderen sandigen Uferstrecken, so weit der Blendstrahl reichte, so weit wir die Ufer abschreiten konnten. Das Wasser zu gewinnen, um es etwa mit dem Boote zu befahren, das war jetzt rein unmöglich. Über die Panzer wegzuschreiten, das war leichter gesagt, als getan. Wer unter diese Tiere, von denen gar viele einen halben Zentner wogen, geriet, der war einfach verloren.

Wir sahen die ganze Nacht zu. Deutlicher konnten wir beobachten, wie kurz vor Tagesanbruch die »nährischen« Arraus als die letzten, kleinere Exemplare, eben jüngere Schildkröten, auch ihre Eier ablegten, mit ungemeiner Hast die unteren Eierschichten und ihre eigenen zerbrechend, und dann die Löcher zuschaukelnd, diesmal mit den Vorderpfoten, wobei sie sich nun wieder ungemein geschickt benahmen. Sie harkten und harkten, bis der aufgewühlte Sand wieder völlig eben war, als wenn soeben erst das Wasser abgelaufen wäre.

Als die Sonne aufging, war auch die letzte wieder in den trüben Fluten verschwunden.

Wir Menschen bewiesen uns als die größten Raubtiere dieser Erde, indem wir uns sofort über die Eier her machten, sie wieder ausgruben. Na, wir wollten sie doch

wenigstens kosten. Und da muß man sich beeilen; denn schon am dritten Tage ist es vorbei, da hat sich der Embryo bereits zu entwickeln begonnen.

Die kugelrunden Eier sind kleiner, als man sie so einem großen Reptil zutraut, nur etwas größer als Taubeneier. Das Eiweiß ist grünlich, das Dotter orangegelb. Sie schmecken ungekocht wie gekocht ganz vorzüglich, deliziös. Übrigens bringt das Kochen keinen Unterschied hervor. Beide Dotter bleiben flüssig. Sie gerinnen erst bei höheren Temperaturen, wie beim Braten in Butter, und dann will es nicht mehr so gut schmecken. Trotzdem werden die Eier allgemein gekocht, nämlich um sie länger aufbewahren zu können, weil dadurch natürlich die Lebenskraft getötet wird.

Mit diesen gekochten, aber auch mit den rohen Arrau-Eiern spielen die Kinder in Brasilien allgemein Ball. Es sind richtige Gummibälle. Wenn man sie auf die Erde haut, springen sie hoch empor. Es ist eine Kalkschale, aber eine ganz andere als bei Vogeleiern, äußerst elastisch.

Nun aber zerbrechen die letzten Schildkröten doch so viel Eier. Wie kommt das bei solcher Härte und Elastizität? Nun, zuerst sind die Schalen eben viel weicher, sie erhärten erst mit der Zeit, oder aber, glaube ich, eben die Suppe der zerbrochenen Eier ist nötig, den anderen diese Härte zu geben, da kommt eine neue chemische Verbindung zustande.

Daß man diese Eier als Gummibälle benutzen kann, das hat freilich eine Zeitgrenze. Bald springen sie beim

Aufschlagen, und dann verbreiten sie regelmäßig einen fürchterlichen Gestank, der Geruch eines faulen Hühnereies ist dagegen noch Odeur zu nennen, wie wir zu unserem Leidwesen – oder aber Belustigung – noch oft genug erfahren.

Nun bereiteten wir uns aber auch Schildkrötenöl, dem besten Olivenöl gleichkommend, nur zu eigenem Bedarf, ein Geschäft ließ sich daraus nicht machen, denn für den ganzen Krug allerbesten Öls, zwischen das keine verdorbenen Eier gekommen sind, werden von den Händlern nur zehn Franken gezahlt – hierbei wird wieder einmal nach französischem Gelde gerechnet – wozu also ungefähr 5000 Eier nötig sind. Nein, da konnten wir bei unseren Arbeitslöhnen nicht auf die Kosten kommen. Gemacht wurde es natürlich dennoch, eben für den eigenen Verbrauch. Wir machten es so, wie es in den Büchern geschildert wird, welche Fabrikationsmethode von Sennor Estrada auch bestätigt wurde.

Eine höchst einfache Manipulation. Die ausgegrabenen Eier wurden in irgendwelche Bottiche geworfen, die Eingeborenen nehmen dazu gleich ihre Boote, und mit Keulen zerstampft. Es schadet nichts, wenn auch Sand dazwischen kommt. Nur vor faulen Eiern muß man sich hüten, die es jetzt ja aber noch gar nicht geben konnte. Das Öl, aus dem also fast das ganze Eigelb besteht, sammelt sich oben, wird abgeschöpft und in eisernen oder tönernen Gefäßen gekocht. Je länger man es kocht, desto haltbarer wird es, doch hat ein längeres Kochen als sechs Stunden keinen Zweck mehr. Dann ist es fast wasserklar,

nur mit dem Anfluge eines gelben Scheines, der von dem eigentlichen Dotter kommt, vollkommen geruchlos und von einem höchst angenehmen Geschmack. Besonders zum Braten ist es vorzüglich geeignet, kann da wie Butter verwendet werden, während Olivenöl da doch nicht etwa ein Ersatz ist.

Da wir hier nun einmal von Öl und Butterersatz sprechen, will ich gleich ein chinesisches Rezept angeben, wie man sich auf eine höchst merkwürdige Weise ein vorzügliches Salatöl bereiten kann, das beste Olivenöl an Wohlgeschmack übertreffend. Unser chinesischer Schiffskoch hat es uns später noch oft genug vorgemacht. Manche Hausfrau dürfte mir dafür dankbar sein, aber auch der Chemiker sollte das Experiment einmal nachprüfen, denn es ist ein chemisches Rätsel dabei.

Man schmilzt über hellem Feuer Gänsefett und gießt unter ständigem Umrühren eine gleiche Menge gewöhnliche, frische Kuhmilch hinzu. Auf zwei Pfund Fett ein Liter Milch. Dieses trübe Gemisch läßt man mehrmals aufwallen, es immer einmal vom Feuer nehmend. Plötzlich, nach dem vierten bis sechsten Aufwallen, verwandelt sich die trübe Emulsion von Fett und Wasser, wird klar wie gelber Wein. Nun auf weiße Flaschen abziehen und diese einige Tage der Sonne aussetzen. Je länger dies geschieht, desto haltbarer wird das Öl. Es muß überhaupt immer wieder einmal den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden, dann scheint die Haltbarkeit unbegrenzt zu sein. Zum Braten ist es weniger geeignet, gibt aber das feinste, wohlschmeckendste Salatöl.

Wie kommt es, daß die trübe Emulsion plötzlich weinklar wird? Daß sich das Fett mit dem Wasser der Milch verbindet? Daß sich die Milchsäure nicht mehr bemerkbar macht? Daß sich die Eiweißstoffe der Milch nicht mehr zersetzen? Daß die Haltbarkeit gerade durch die Sonnenstrahlen befördert wird, die doch sonst die Zersetzung der Milch und das Ranzigwerden des Fettes erst einleiten? Hier ist eben eine neue chemische Verbindung entstanden, mit der sich unsere Chemiker wohl noch gar nicht beschäftigt haben. –

»Würden Sie,« fragte Sennor Estrada gleich am ersten Tage dieser Eierausbeute, »den Cascarillos nicht einige Tausend Eier hinbringen? Sie können Ihnen ein höchst angenehmes Gegengeschenk machen.«

Gut, auch ohne Hoffnung auf dieses Gegengeschenk waren wir gern bereit, den Wunsch zu erfüllen. Der Prospektador erklärte weiter, daß die Chinakultur nur zwei Stunden Bootsfahrt entfernt sei, was aber in diesem Wald- und Wasserlabyrinth eine entlegene Welt zu bedeuten habe, nur durch einen wundersamen Zufall könnten sich die beiden Parteien finden, und er möchte nicht, daß die Rindenschäler von ihrer Arbeit abgehalten würden, übrigens sollte diese Brutstelle unser Geheimnis bleiben.

»Unser Geheimnis?« wiederholte Kapitän Martin. »Wir sind doch später gar nicht imstande, diese Brutstelle wieder aufzufinden, wenn Sie uns erst wieder hinausgebracht und dann verlassen haben.«

»Doch, ich werde Ihnen auf der Rückfahrt die Mittel angeben, wie Sie den Weg immer wieder zurückfinden können, dann erst werden Sie auch begreifen, weshalb ich Ihnen nicht schon auf der Herfahrt diese Merkzeichen angeben konnte. Erst auf der Rückfahrt ist es möglich.«

»Ach, das wäre ja herrlich, wenn wir ab und zu wieder herkommen könnten!« jubelte die Patronin sofort, und so dachten auch wir.

Ja, wir hatten diese Sandbank im Urwald bereits über alles lieb gewonnen, und es ist doch auch so schön, in der Welt hier und da ein Plätzchen zu kennen, »von dem sonst niemand nichts weiß«. Gerade durch diese Heimlichkeit ist es ja so schön.

Zuerst gingen wir sofort an die Eierkocherei für die Rindensammler, gegen 200 Mann, die dann ja auch eine gute Portion Eier verzehren konnten.

Als Kochgefäß benützten wir gleich den Kessel des Donkeys, der etwas über einen Kubikmeter Wasser faßte, und so konnten wir uns leicht berechnen, daß dann ungefähr 30 000 solche taubeneigroße Eier hineingingen.

Das war ja eine tüchtige Arbeit, die auszugraben, herbeizubringen und aufzuschlichten, aber es waren eben wiederum 70 Paar Hände, die von einem Kopfe gelenkt wurden. Schon nach wenigen Stunden konnte der Kubikmeter Eier mit kaltem Wasser gekühlt und nach dem großen Kutter geschafft werden, der unterdessen schon zu Wasser gebracht worden war.

Ehe ich die Expedition schildere, will ich etwas über den Urwald sagen. Das ist freilich eine sehr schwierige

Sache. Gewisse Schriftsteller, besonders solche, die Jugenderzählungen schreiben, machen es sehr klug, wenn sie immer einfach nur vom »Urwald« sprechen, dann haben sie es auch sehr leicht, einige nähere Schilderungen zu geben, wenn sie noch gar keinen gesehen haben, so daß ihre Phantasie durch keinerlei Sachkenntnis getrübt wird.

An unsere Sandbank grenzte diejenige Art des Urwaldes, die von den Brasilianern Igapo genannt wird. Diese Art Urwald, hauptsächlich aus riesigen Wollbäumen gebildet, wird dadurch bedingt, daß der Boden selbst bei mäßigem Wasserstande unter Wasser steht, nur bei tiefstem Wasserstande wie jetzt trockenen Fußes begangen werden kann.

Schön war es in diesem Igapo nicht etwa. Duster, ganz duster! Nicht der feinste Sonnenstrahl konnte durch das dichte Laubdach dringen, das sich in einer Höhe von vierzig bis sechzig Metern über den Hinaufblickenden wölbt. Das Wasser hatte sich sofort verlaufen, kein Pfützchen stand mehr, aber vollkommen austrocknen würde der modrige Humusboden nie. Und nun dieses Gewirr von riesigen Wurzeln! Von einem »Begehen« darf man da überhaupt nicht sprechen. Ein ununterbrochenes Klettern, eine halsbrecherische Gebirgspartie. Wenn sich dann auch wieder Wurzeln wölben, daß man unter ihnen durchreiten kann, wenn es auch freie Bodenstrecken

gibt. Wegen dieser Wurzeln kann man auch beim höchsten Wasserstande nur mit einem ganz flachen Boote eindringen, sonst bleibt man überall hängen, klemmt sich fest, daß man gar nicht freikommt.

Und an den dicken Riesenstämmen nun, die sich schnurgerade emporrecken, armstarke und noch stärkere Adern und Sehnen, die sich spiralförmig hinaufwinden. Das sind die »Stengel« der Schlingpflanzen. Sie gleichen umsomehr Adern und Sehnen eines Körpers, weil sie mit dem Hauptstamme des Wollbaumes, an dem sie schmarotzen, wirklich durch Wurzelfäserchen verwachsen sind, obgleich sie ihre Hauptnahrung aus dem Erdboden holen. Auch drücken sie sich im Laufe der Zeit in den Stamm ein.

Dort oben nun, in der doppelten Höhe eines vierstöckigen Hauses, entwickelt sich erst die wahre farbenreiche Pracht des Urwaldes und sein Leben. Hier im Scheine der Sonne entfalten die Schlingpflanzen ihre wunderbaren, riesigen Blüten, bringen Früchte hervor, hier oben hausen die Affen und zahllose Vogelarten, hauptsächlich aber doch Papageien, hier stellt ihnen der Jaguar nach, dergleichen die Baumschlange. Alle diese Tiere leben hier in einer luftigen Welt für sich, kommen nie auf den Boden.

Wir waren oben. Hatten einen günstigen Baum am Rande mit eisernen Steigeisen in eine leicht erklimmbare Leiter verwandelt. Hat man sich oben erst einmal durchgeschnitten, so ist ein unvorsichtiges Herunterfallen gar nicht mehr möglich. Entweder man steht auf Ästen und Zweigen oder auf einem unentwirrbaren Geflecht von

Schlingpflanzen. Man merkt überhaupt gar nicht, daß man sich vierzig Meter hoch über dem Erdboden befindet. Ja, hier oben ist selbst schon wieder Erdboden. Hier hat sich auch schon wieder Humus gebildet, in dem Büsche und kleinere Bäume gedeihen.

Hier oben hausen bei den Überflutungen auch die Indianer, bauen sich ihre Hütten und braten erlegte Affen und Vögel. Trinkwasser liefert ihnen eine massenhaft vorkommende Pflanze, ein Mittelding zwischen Agave und Kaktus, deren große Früchte und vielleicht noch mehr fleischigen Blätter so saftreich sind, daß beim Anschneiden eine förmliche Quelle hervorsprudelt. Es gibt aber auch Indianerstämme, die überhaupt nie auf den richtigen Erdboden kommen. Die müssen allerdings auf anderes Wild verzichten. Hirsche und Schweine und dergleichen können da natürlich nicht hinaufkommen, nur Klettertiere.

Der Boden steigt von den Flüssen aus naturgemäß an, den Übergang bildet die Region des Kautschukbaumes, verschiedener Palmenarten und des Bambus, hier ist der Wald passierbar, hier hausen in zahllosen Scharen verschiedene Hirscharten, Tapire, Akutis, Wickelbär und Ameisenfresser und andere, und dann, wo auch das höchste Hochwasser nicht mehr hinkommt, beginnt die Hyläa, wie der Brasilianer diese Art des Urwaldes nennt. Wieder sind es meist Palmen, aber keine Kokos, Datteln- und Ölpalmen, wenn sie auch meist eßbare Früchte tragen, und dann hauptsächlich auch die Castanheira, welche in kolossaler Menge die Paranuß liefert, bei uns auch

Wasser- oder amerikanische Wallnuß genannt, von der bei uns auf dem Markte das Pfund 80 Pfennige kostet, in Para noch nicht zwei Pfennige, und in Manaos gar bekommt man sie geschenkt. Gott weiß, wieviel Zwischenhändler da sich erst die Finger versilbern, ehe die Paranüsse zu uns kommen. Freilich ist bei uns auch keine Nachfrage vorhanden, das ist es eben.

In die Hyläa kann man nicht eindringen. Hier geht das Gewirr von dünneren Schlingpflanzen bis zum Boden herab, dazwischen Wälle von übermanneshohem Schwertgras, die einzelnen Blätter wirklich wie Schwerter zu gebrauchen, man kann sich daran den ganzen Leib in zwei Teile halbieren, und dann Dornen von Armeslänge, spitz wie die Wespenstacheln, und mikroskopisch kleine wie die Bienenstacheln, die wird man gar nicht wieder los.

Na ja, eindringen kann man. Wir dringen doch auch in den Felsen ein. Mit dem schweren Saumesser und einer besonderen Sense, die auch dünnere Baumstämme durchhaut, kommt man in der Stunde zwei Meter vorwärts. Dringt man auf diese Weise tiefer ein, braucht man Tage dazu, so muß man sich aber auch wieder zurückhauen, so schnell verfilzt sich das Zeug wieder! Und dann die infamen Stacheln!

Wo der Boden noch höher ansteigt und sich nicht für Bäume eignet, ist die Region der Campos. Die entspricht den Prärien oder Savannen, sehr hohes Gras, das aber

passierbar ist, sich nur in der größten Trockenheit niederlegt. Doch haben auch diese Campos immer ihre Waldinseln, Catingas genannt, wenn man eindringen kann, Campos, wenn sie wie die Hyläa unpassierbar sind. Diese Campos nun sind die eigentlichen Tummelplätze aller der brasilianischen Wildarten.

Doch können diese drei oder sogar vier verschiedenen Regionen – es kommt ja noch die des Kautschukbaumes hinzu – natürlich nach und nach ineinander übergehen, können dicht nebeneinander bestehen. Unsere Sandbank hatte in dieser Hinsicht eine überaus glückliche Zeit. Uns freilich in den ersten Tagen ganz unbekannt.

Unsere Sandbank wurde also direkt vom Igapo begrenzt, in dem auch bei Tage so gut wie Nacht geherrscht hätte, wenn nicht gleich überall aus dem modrigen Boden ungeheure Pilze emporgeschossen wären, die sämtlich stark phosphoreszierten, ein Dämmerlicht verbreiteten. Was uns da wieder für eine geniale Idee kam oder doch unserem Doktor Isidor, die wir dann verwirklichten, das werde ich später noch schildern.

Jenseits des Flusses, wenn man da überhaupt eine Ufergrenze ziehen konnte, erhob sich auf höherem Boden die undurchdringliche Hyläa. So meinten wir wenigstens anfangs. Aus der luftigen Höhe unseres Steigebaums konnten wir erkennen, daß die Hyläa nur einen schmalen Gürtel bildete, den Flußlauf begleitend, dahinter erstreckte sich die grasige Campos.

Dorthin mußten wir, dort fing erst das richtige Jagdgebiet an. Freilich hatten wir uns wenigstens zwei Kilometer weit durchzuhauen, und bald sahen wir ein, was für ein schwieriges, wenn nicht unmögliches Beginnen dies war.

Doch woher kamen denn die massenhaften Pekaris und Wasserschweine, auch Tapire und selbst Hirsche, die sich manchmal im Wasser zeigten? Sennor Estrada machte uns gleich aufmerksam, daß hier irgendwo ein natürlicher Durchgang sein müsse.

Und richtig, wir fanden ihn, durch die Hyläa zog sich eine Catinga, eine passierbare Waldstrecke, die dann direkt in die Campos übergang, und das war gar nicht weit von unserer Sandbank entfernt. Nun hatten wir alles in der Nähe, was unser Herz begehrte. Auf der Grenze der Catinga und der Hyläa wuchsen auch massenhaft die herrlichsten Baum-, Busch- und Bodenfrüchte. Ich will aber gleich sagen, daß sich diese alle mit unseren Äpfeln, Birnen, Kirschen und Pflaumen nicht vergleichen lassen. Wenn ein Brasilianer in Deutschland gewesen ist, und er kommt in seine Heimat zurück, so kann er seinen Landsleuten nicht genug von der Köstlichkeit der deutschen Früchte vorschwärmen. Und da hat er ja auch ganz recht. Mit den Äpfeln, Birnen, Kirschen, Pfirsichen und Weintrauben, die innerhalb der deutschen Grenzen gedeihen, läßt sich überhaupt nichts in der Welt vergleichen! Und nun unsere Walderdbeere! Das weiß der Deutsche, der

nicht aus seiner Heimat herauskommt, nur nicht zu würdigen. Was will denn dagegen die Banane bedeuten, diese süße Mehlgurke. Und das gilt von allen diesen tropischen Früchten, nur süßes oder sauersüßes, wässriges oder mehliges Zeug, nichts weiter. Ebenso ist es ja auch schon in Südeuropa. Eine Apfelsine bleibt doch immer eine Apfelsine. Wir aber haben Hunderte von verschiedenen Äpfelsorten, alle an Geschmack und Aroma ganz verschieden.

Als Ausnahme will ich in den Tropen die Ananas gelten lassen, die auch wir am Rande der Hyläa massenhaft fanden. Aber da muß man, wenn die Frucht reif wird, aufpassen wie ein Heftelmacher, mehr schon wie die Katze vorm Mauseloche. Eine Stunde später, nachdem die Frucht ihre Reise vollendet, wird sie schon holzig, am anderen Tage ist sie gar nicht mehr zu kauen. Die Ananasfrüchte, die auf unseren Märkten als westindische angeboten werden, sind sämtlich in englischen Treibhäusern gezogen, oder jetzt fängt man auch in deutschen Treibhäusern mit dieser Kultur an. –

Wir traten die Expedition im Kutter an. Als Waffenmeister und Bootssteuerer war ich der Hauptmann, hatte dazu 18 Mann ausgesucht, die sich für solch eine Fahrt am meisten interessierten, daher wohl auch sich am meisten eigneten, die sich schon als die besten Jäger bewiesen hatten, darunter natürlich auch Juba Riata und Mister Tabak. Sennor Estrada diente nur als Lotse, die Patronin konnte jetzt einmal als Passagier gelten, wenn ihr auch das Boot gehörte, wir in ihren Diensten standen.

Drei Stunden lang ging es in flotter Fahrt durch den Urwald, ohne uns durch irgend etwas aufhalten zu lassen, nicht einmal durch den Anblick einer schillernden Riesenschlange. Sie war nämlich zu schnell in dem Dornendickicht der Hyläa verschwunden, sonst hätten wir uns doch zur Verfolgung aufgemacht.

Nach diesen drei Stunden hörten wir Menschenstimmen, und da waren wir schon am Ziele. Wir sahen einen parkähnlichen Bestand von zahllosen Chinabäumen, welche von den Cascarilleros entrindet wurden. Die meisten der 200 Mann waren oben in den Wipfeln, konnten von Baum zu Baum klettern, schnitten oben ringsum die Rinde an, packten das losgelöste Ende und ließen sich herabgleiten, durch ihr Gewicht einen Streifen von einem Viertelmeter Breite losschälend, bis sie am Boden waren.

Es sah ganz gefährlich aus. Unser Prospektador versicherte uns aber, daß Unglücksfälle zu den seltensten Ausnahmen gehörten.

Wir ließen uns nicht weiter mit diesen portugiesischen und spanischen Individuen ein, die noch viel mehr banditenähnlich als abenteuerlich aussahen. Wir sollten bewirtet werden, schlugen aber dankend ab, denn das uns vorgesetzte Fleisch stammte offenbar von Affen, ich sah eine knusprig gebratene Kinderhand, und das fade, süßsaure Zeug, von dem man uns zum Trinken nötigte, konnten wir selbst einer Palmenart abzapfen, wenn wir darnach begehrt hätten.

So gaben wir nur die Säcke voll Eier ab, beobachteten noch einige Zeit das Entrinden und fuhren wieder davon,

nachdem Sennor Estrada unsere leeren Säcke zurückerhalten hatte, einen davon aber mit etwas vollgestopft.

»Was ist da drin?«

»Samen von Liprolla.«

»Was ist das?«

»Eine Art Salat, den die Cascarilleros immer bei sich haben, um immer frisches Gemüse essen zu können. Bekannt ist dieser Salat überall, aber sehr schwer zu haben. Die Liprolla gedeiht nur unter den Chinabäumen, aber auch nur unter den wilden. Anderswo wächst sie wohl auch, bringt aber keinen Samen hervor. Wir werden jetzt jeden Tag frisches Gemüse haben, das ausgezeichnet schmeckt und gegen Fieber noch sicherer wirkt als die Chinarinde, als Chinin.«

Na, das tägliche frische Gemüse ließ ich mir gefallen, das waren die 30 000 gekochten Eier wert!

»Teilen sich die zweihundert Mann den Gewinn?« fragte die Patronin.

»Mi sabe!« war die Antwort

Also ein Weiterfragen war nicht erlaubt oder hatte doch keinen Zweck.

Nun, mir war es gleichgültig, was die mit den vier Millionen Dollars machten. Nur das glaubte ich nicht, daß die das Geld einer wohltätigen Anstalt vermachten; eher verwendeten sie es für anarchistische Propaganda. Danach hatten diese zerlumpten Individuen mit den Galgenphysiognomien sämtlich ausgesehen. Teilten sie es redlich, so kamen auf jeden 20 000 Dollars, jeder von

ihnen wurde im Laufe eines halben Jahres ein vermögender Mann, was ja auch unter Goldgräbern noch heute vorkommen kann.

Wir traten sofort die Rückfahrt an, um noch vor Anbruch der Nacht unsere Heimat auf der Sandbank wieder zu erreichen. Zwar hatten wir ein großes Zelt mitgenommen, waren auch sonst mit allem versehen, um eine Nacht im Urwald möglichst bequem zu verbringen, aber wenn irgend möglich, sollte solch eine Übernachtung im Walde doch vermieden werden. Ist das Blut einmal zur Aufnahme von Fieberbazillen geeignet geworden, so bringt man diese, wie bereits erwähnt, gar nicht wieder heraus. Mitten im Urwald übernachteten wir ja freilich immer, aber auf unserem Schiffe war das doch etwas ganz anderes, das bot jede mögliche sanitäre Einrichtung.

So sehr wir uns auch beeilten, brach doch plötzlich die Nacht an, noch ehe wir unser Schiff in Sicht bekommen hatten. Aber der Mond stand schon am sternklaren Himmel, und wir hatten auch nur noch um zwei Ecken zu biegen.

Und was für ein Anblick erwartete uns, als wir um die letzte Ecke bogen!

Wir hätten ja darauf gefaßt sein können, wir hatten ja selbst mit an den Vorbereitungen geholfen, und dennoch waren wir außer uns vor Staunen.

Das ganze Schiff war mit Lämpchen illuminiert, die sich in doppelter Reihe an der Bordwand und weiter unten hinzogen, dann an den drei Masten hinauf und wieder an den Rahen entlang, und das strahlte und funkelte und flimmerte in einem unbeschreiblichen Lichte, das nichts mit Elektrizität oder einem Brennstoffe zu tun haben konnte; eher war es, als ob überall geriebener Phosphor aufleuchte.

Nun, wir wußten also, was hier vorlag. Das, was wir alle zusammen in den letzten Tagen vorbereitet, hatten die Zurückgebliebenen jetzt zur letzten Vollendung gebracht, sie überraschten uns damit, auch insofern, als jetzt unter Meister Hämmerleins Händen die Orgel zu rauschen begann.

Ich hatte schon der phosphoreszierenden Pilze gedacht, die in der auch am Tage herrschenden Nacht des Igapo-Urwaldes, sobald sich das Wasser verlaufen hatte oder bis auf die immerbleibende Feuchtigkeit des Bodens verdunstet war, überall massenhaft und zum Teil in riesenhaften Exemplaren, wie die ausgespannten Regenschirme, emporschossen.

Unser Doktor Isidor hatte sich gleich mit diesen Pilzen beschäftigt. Er besaß an Bord ein Laboratorium, um das ihn mancher private Chemiker und Physiker beneidet hätte. Was er Chemisches an den Pilzen entdeckte, weiß ich nicht – jedenfalls war keiner eßbar – er überraschte uns nur mit einem physikalischen Experimente, das dann gleich im Großen mit praktischem Werte ausgeführt wurde.

Nur die Sporenfächer auf der unteren Seite des Hutes waren es, die so intensiv phosphoreszierten. Also nicht, daß diese Pilze wie die Laternen die Nacht dies Urwaldes erhellt hätten. Das Leuchten war ihnen Selbstzweck, sie erhellten nur den Boden unter sich, wozu die Natur wohl schon einen Grund haben würde. Immerhin, das Phosphoreszieren war so stark, die Pilze wuchsen so massenhaft, wenn auch in noch so winzigen Exemplaren, daß der ganze Boden einer matten Glasscheibe glich, hinter der Licht brennt, alle Wurzeln wie die erleuchteten Milchglasröhren, und da verbreitete sich auch sonst Helligkeit genug. Unter großen Pilzen konnte man auch in der finstersten Nacht ganz bequem lesen.

Abgebrochen, leuchteten die Pilze noch lange, ebenso die herausgeschnittene Fächermaterie allein, doch wurde das Phosphoreszieren natürlich bald immer schwächer, nicht aber, wenn man für stärkere Zufuhr von atmosphärischer Luft sorgte, was am besten in einer Flasche geschah, mit doppelten Glasröhren. Dann phosphoreszierte diese Materie noch viel stärker als im Freien, und immer mehr, je stärker man blies, und immer und immer wieder, wenn die Leuchtkraft auch schon einmal erloschen schien. Freilich durfte man nicht den schon verbrauchtem kohlenensäurehaltigen Atem einblasen. Pilze weichen ja bekanntlich insofern von den anderen Pflanzen ab, als sie nicht imstande sind, die Kohlensäure zu zersetzen, sie müssen das, was sie zum Zellenaufbau ihres Körpers brauchen, als Parasiten anderen Pflanzen oder überhaupt organischen Körpern entnehmen, woraus man an sich

schon schließen kann, daß bei ihnen auch der Sauerstoff eine ganz andere Rolle spielen muß, als sonst bei den Pflanzen.

Hierauf gründete sich also das Experiment, das wir dann im Großen ausführten.

Leere Wein- und Bierflaschen waren genug vorhanden. So etwas wird ja an Bord des Schiffes nicht zwecklos weggeworfen. Weiße wurden bevorzugt, aber auch rote und grüne konnten gebraucht werden, die brachten dann schöne Farbeffekte.

Also diese Flaschen wurden mit solcher Fächermaterie der Pilze gefüllt, die Korke doppelt durchbohrt, Glasröhren von verschiedener Länge hineingeschoben, wenn die Glasröhren ausgingen, wußten wir uns mit Bambusröhrchen zu helfen, diese miteinander durch dünne Gummischläuche verbunden oder gleich direkt. Wenn nur alles luftdicht war, wenigstens so ziemlich, das war die Hauptsache. Größere Entfernungen wurden durch Bleirohre überwunden. So drapierten wir das ganze Schiff wie mit Illuminationslämpchen.

Dann später haben wir auch die Räume unter Deck mit solchen Lampen erleuchtet. Für kleinen Bedarf genügten sie vollkommen. Immer neue Einrichtungen wurden erfunden, so daß man zum Beispiel den Luftstrom für die einzelnen Lampen an- und abstellen konnte.

Mit der Zeit nahm die Leuchtkraft ja ab, aber wir konnten die Materie ja immer wieder ersetzen.

Gerade als wir zurückkamen, wurde das Ganze zum ersten Male in Betrieb gesetzt, wenn auch schon eine

Probe abgehalten worden war. Das Orgelgebläse trieb die Luft durch alle Illuminationsflaschen, nachdem sie aber doch erst durchs die Orgelpfeifen gegangen war. Auch konnte nur ein Teil des Luftstromes verwendet werden, sonst war er zu stark.

Es funktionierte tadellos. Der Effekt war unbeschreiblich. Und nun dazu dieses Orgelspiel im nächtlichen Urwald!

Ich will nur einen Eindruck erwähnen, den dies alles auf mich hervorbrachte. In diesem Augenblick dachte ich daran, wie gut es doch war, daß wir nichts mit den Chinabäumen zu tun bekommen hatten. Na, das wäre ja eine schöne Plackerei geworden, ein ganzes Jahr lang! Da hätten wir solche hübsche Spielereien, die aber doch auch ihren idealen Wert haben, nicht machen können.

Freilich, wenn 75 Mann in einem Jahre sechzehn Millionen Dollars verdienen können, das ist ja recht schön. Aber – es war doch besser so! Sonst hätten wir auf dieser Sandbank nicht solch ein lustiges Sport- und Jägerleben führen können. Wie Herkules anno dazumal den Stall des Augias ausgemistet hat, das hat mir in seinem Heldenleben am allerwenigsten gefallen.

Und wir hatten doch unseren Diamanten! Und außerdem – noch viel, viel schöner als dieser Diamant – zwei Millionen Dollars auf der bombensicheren Neuyorker Bodenkreditbank!

Hiermit wollten wir uns ja, ja genügen lassen, uns nicht mit geschäftlichen Spekulationen beschweren und mit Arbeit abplacken – es wäre solcher Argonauten, die

wir nun einmal waren und sein wollten, gar nicht würdig gewesen. –

Nun will ich zum Schlusse dieses langen Kapitels noch einen einzelnen Tag herausgreifen, ihn vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein schildern, um zu zeigen, wie wir auf unserer Sandbank im brasilianischen Urwald lebten, wie wir uns die Zeit zu vertreiben wußten, und wie alles das nicht möglich gewesen wäre, wenn wir jetzt Chinarinde hätten abschälen müssen.

Ich wähle dazu nach meinem sorgfältig wie ein Schiffsjournal geführten Tagebuch den 13. Juli, nachdem wir also schon vier Wochen hier lagen. Dieser Tag verlief genau so wie alle anderen, nur daß wir an ihm das aufregendste Jagdabenteuer der ganzen Zeit erlebten und daß auch sonst einige interessante Zwischenfälle vorkamen.

Sobald der neue Tag aufflammte – fast punkt sechs Uhr, denn wir lagen ja fast direkt auf dem Äquator, wo die Sonne eben immer um sechs Uhr auf- und untergeht – kroch ich aus meinem kühlen Drahtsarge hervor, in dem ich sieben Stunden wie ein Toter geschlafen hatte, mich nun aber auch wirklich wie ein neugeborener Mensch fühlend.

Sofort nach dem Argonautenkanal, der aber unterdessen verdoppelt worden war, so daß man jetzt im Kreise schwimmen konnte. Hier warteten schon einige Bade- und Schwimmlustige auf mich, bis ich das Wasser freigab.

»Wasser gefahrenfrei!« stattete Juba Riata mir die Meldung ab, und jetzt erst, nachdem auch ich dies wußte, durfte das Spiel im Wasser beginnen.

Denn wenn auch die Zuflüsse der Kanäle durch starke und dichte Drahtgeflechte, die auch die dünnste Wasserschlange nicht durchließen, geschützt waren, so konnte doch über Nacht ein Krokodil oder eine Schlange über die Sandbank in unser Baderevier gekrochen sein, und die Verantwortung hierfür hatte ich als Waffenmeister freiwillig übernommen wenn die Sicherheit selbst auch Peitschenmüller zu kontrollieren hatte. Solch eine Verantwortung für meine Jungens aber ließ ich mir nicht nehmen, ich erst gab das Wasser wirklich frei.

Wir hatten ein einfaches Mittel erfunden, um uns gegen solche Reptilien zu sichern. Jeden Abend wurde die Umgebung der Kanäle sorgfältig geharkt und gewalzt, und auf das Auge dieses ehemaligen Wildwestmannes durfte man sich verlassen, daß er am anderen Morgen in dem Sande den Eindruck auch der kleinsten Schlange oder eines Zitteraals sofort bemerkt hätte.

Außerdem waren während der Nacht die Hunde im Freien, wenigstens einige, und deren Anführer in dieser Sache war Moritz, einer der beiden Bernhardiner. Der hatte nämlich schon einmal eine böse Erfahrung mit einem Zitteraale gemacht, war lange Zeit gelähmt gewesen, daß wir an seinem Wiederaufkommen schon gezweifelt hatten, und sein furchtbarer Haß erstreckte sich nun auf alles Schlangenähnliche, sogar auf jeden größeren Regenwurm, und der hatte nun auch alle die anderen

Hunde scharf gemacht. Auf unsere Sandbank durfte ja kein Zitteraal und keine Schlange kommen, dann ging der Spektakel los! Von einem Krokodil oder Alligator gar nicht zu sprechen.

Der aufmerksame Leser wird nun sofort daran denken, daß diese Hunde ja während der Nacht den gewalzten Sand zertrampeln konnten. Nein, das taten sie nicht. Nur eine festbegrenzte Strecke von einigen Metern Breite an den Rändern der Kanäle wurde geharkt und gewälzt, diese Strecken waren für die Füße der Hunde geheiligt. Dies ihnen beizubringen, war für ihren Herrn und Meister eine Kleinigkeit gewesen. So wie jeder gute Jagdhund nur diejenigen Felder durchstöbert, die ihm sein Herr freigibt, und sehr bald lernt ein intelligenter Hund durch eigene Intelligenz unterscheiden, welche Felder er betreten darf und welche nicht. Einige Hunde, besonders die kleineren, deren Intelligenz nicht so weit reichte – von einem Mops und einem Windspiel kann man so etwas nicht verlangen – wurden während der Nacht an Bord gehalten.

»Wasser gefahrenfrei!«

Zuerst wurde das Wettschwimmen über hundert Meter zwischen Grün und Rot ausgetragen oder doch beendet. Es handelte sich bei allen diesen Wettkämpfen ja immer um die Gesamtleistung einer Farbe, was nicht hintereinander stattzufinden brauchte. Nur immer kontrolliert mußte es werden. O, ich hatte gar viel zu tun! Als Kargo-Kapitän war ich ein Tagedieb, der seine monatlichen 25 Pfund Sterling ganz umsonst bekam; als unbesoldeter Waffenmeister aber verdiente ich dieses Geld

redlich! Wenn die anderen schon längst schliefen, saß ich gar oftmals noch über meinen Registerbüchern, stellte die Resultate zusammen, was gar nicht so einfach war.

Von den Grünen hatten fünf Mann die Hundertmeterstrecke abzuschwimmen, von den Roten vier Mann, dann waren wir wieder einmal durch. Die Zeiten wurden mit einer Kontrolluhr gemessen, die auf ein fünftel Sekunde arretiert werden konnte.

Die neun Mann hatten ihre Tour absolviert. Die Roten hatten wieder einmal mit der Durchschnittszeit von einer Minute 27,3 Sekunden gewonnen, mit 2,5 Sekunden Vorsprung. Bei solch einer Masse muß es sich ja sehr aufheben. Wir hatten aber Schwimmer dabei, die nur wenige Sekunden über einer Minute brauchten! Der beste Schwimmer war der rheinländische Segelmacher, Oskar, der hatte es schon auf eine Minute fünf Sekunden gebracht. Freilich lag der jetzt auch immer im Wasser. Der Weltrekord im Hundertmeterschwimmen wird gegenwärtig von dem Pawnee-Indianer Kajanomoku<sup>1</sup> mit einer Minute 2,3 Sekunden gehalten, eben jetzt bei den olympischen Spielen in Stockholm aufgestellt.

Dieser neue Sieg der roten Farbe, wodurch sie den silbernen Fisch in ihrem Schranke behielt, war etwas so Wichtiges, besonders durch eine gute Zeitverbesserung, daß es sofort der Patronin gemeldet wurde, obgleich sie noch schlief. Sie verlangte es, es mußte gegen die Tür gepocht werden, bis sie Antwort gab.

---

<sup>1</sup>Duke Paoa Kahinu Mokoe Hulikohola Kahanamoku. H. P.

Dann wurde das Wasser freigegeben für das allgemeine Baden, Schwimmen und Springen. Aber von einem Baden konnte man eigentlich nicht sprechen. Lauter Übungen, nichts als Trainieren, wenn es dabei auch einmal zu einer lustigen Spritzerei und dabei zu einer regelrechten Wasserschlacht kam.

Und wenn ich nun meine Jungen so sah, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte, da mußte ich immer wieder meine Betrachtungen anstellen, mußte immer und immer wieder staunen! Wie die sich in den nun sechs Monaten in ihrem Körperbau verändert hatten! Da war zum Beispiel der lange Heinrich, der jetzt gerade die Riesenschaukel in Schwung brachte. Was war der vor sechs Monaten, da ich ihn zum ersten Male nackt gesehen, für eine Jammergestalt gewesen! Eine lange, krumme Latte. Nichts als fleischlose Pferdeknochen, unordentlich, schlottrig zusammengenäht. Die linke Schulter ganz herabhängend. Und was hatte der jetzt für eine Figur bekommen! Der reine göttergleiche Achilles! Und der Fleischansatz konnte doch nicht von dem Essen herkommen. Der hatte doch schon vor meiner Zeit immer wie ein dreifacher Scheunendrescher gefuttert. Und nun was für ein Fleischansatz, was für ein Muskelbau! Diese prachtvoll ausgebildeten Arme, diese Schenkel, diese Brust! Ein Modell für jeden Bildhauer, der einen olympischen Athleten darstellen will.

Ich mußte manchmal an mich halten, daß ich nicht stolz wurde, mich als kleinen Herrgott fühlend.

Und jetzt ging der lange Heinrich, dieses ehemalige steife Knochengerippe, mit einem Saltomortale von der Schaukel ab, mit der Grazie einer zwei Meter langen Balletteuse.

Auch ich absolvierte mein Training im Wasser – mit beschwerenden Gewichten! – dann mußte ich unsere Ilse an die Angel nehmen. Sie hing schon vier Wochen dran, ohne das Tempo zu begreifen; aber das schadete nichts – was lange währt, wird gut.

Vom Schiffe her schrillte die Bootsmannspfeife.

»Deckwaschen!«

Man glaubte nicht, daß das Deck noch schneeweiß werden könnte, als es schon war. Aber gescheuert mußte es jeden Morgen werden. Dazu kam noch Messingputzen und es gab gar viel zu putzen. Aber das ist eine Kleinigkeit, wenn, wie auf einem Kriegsschiffe, wie auch wir es hielten, jeder Mann seine Putzstation hat. Die hält er auch am Tage immer im Auge, hat immer etwas Putzwolle in der Tasche, mit der er bei jeder Gelegenheit einmal liebevoll über die blanken Teile wischt. Am leichtesten hatte es der Matrose, dem das Geländer auf der Kommandobrücke anvertraut worden war. Da mischten schon genug des Kapitäns Hosenbeine, das war immer spiegelblank.

Als die Sonne sich über den Urwaldbäumen erhob, war unser Schiff wieder wie aus dem Ei geschält, obgleich es schon vorher gar nicht hätte sauberer sein können.

Dann war das erste »Backen und Banken«. Frühstück. Den beliebtesten Anteil dazu lieferte immer unser Garten, auf der Sandbank hergestellt mit aufgeschüttetem Humus aus dem Urwald, wegen der Ameisen umgeben mit einer auszementierten Rinne, gefüllt mit Wasser, in dem Fische abgekocht worden waren. Das kann keine Ameise vertragen.

Bestellt wurde dieser Garten nur mit jenem Samen aus dem unerschöpflichen Sacke. Jeden Tag wurde gesät, jeden Tag hatten wir neues, frisches Gemüse, wenn auch nicht gerade dieser Samen über Nacht aufgegangen war. Es waren kleine Krautköpfe, die aus der Erde kamen, sie schmeckten ganz köstlich, wenn auch sehr bitter. Sie wurden stark gezuckert, aber nicht nur deshalb, um diesen bitteren Geschmack zu decken. Zucker spielte bei uns überhaupt eine große Rolle.

In meiner Jugendzeit noch war Zucker nur etwas für Kinder. Na ja, zum Kaffee Zucker. Sonst war Zucker nur Kindern zugänglich, und zuckeressende Jungen waren verweichlichte Muttersöhnchen, fürsorgliche Eltern beschränkten den Genuß von Bonbons und dergleichen auf ein Minimum. Süßer Kuchen schon eher, aber nur keinen blanken Zucker! Davon bekommt man einen versauerten Magen, schlechte Zähne.

Und heute?

In der neuesten Auflage von Brockhaus' großem Konversationslexikon ist wörtlich zu lesen:

»Der Zucker ist nicht nur, wie noch vielfach geglaubt wird, bloß ein Genußmittel wegen seines süßen Geschmacks, sondern auch ein billiges und vorzügliches Nahrungsmittel, besonders eine Quelle der Muskelkraft, weshalb er auch im deutschen Heere als Extraktion bei starken Anstrengungen eingeführt ist.«

Meine geehrten Zucker-Physiologen des 20. Jahrhunderts!

Was Sie da unter ungeheurer Gehirnarbeit endlich entdeckt haben, das haben die amerikanischen Bauern schon vor vierhundert Jahren gewußt. Die Negersklaven haben zur Erntezeit immer Zucker erhalten, bis zu zwei Pfund pro Kopf, und zwar nicht etwa nur auf den Zuckerplantagen, sondern besonders auf den Baumwollpflanzungen! Weil da während einiger Tage eine ganz intensive Arbeit geleistet werden muß. Der Zucker baut nicht, wie Eiweiß, die Muskel nach und nach auf, sondern er erlaubt durch beschleunigte Verbrennungstätigkeit die höchste Leistung der schon vorhandenen Muskeln!

Zucker soll schlechte Zähne erzeugen? Nirgends wird mehr Zucker verkonsumiert als in Amerika, nirgends sieht man schönere Zähne als in Amerika. Aber wenn man einem Säugling, der nach Milch brüllt, in den Mund einen Schnuller stopft, angefüllt mit aufgeweichter Semmelpappe und Rohrzucker, dann bekommt dieser Säugling hiervon einen schlechten Magen und davon auch schlechte Zähne, das stimmt allerdings!

Ach, was hat sich überhaupt in den letzten drei Jahrzehnten nicht alles auf dem Gebiete der Therapie, der

Krankheitsbehandlung, geändert! Ich will gar nicht erst davon anfangen, wie wir sonst nach Gutachten der Ärzte und aller sonstigen vernünftigen Menschen die Rückenmarksdarre und den Gehirnschwund bekamen.

Aber von der Bleichsucht will ich noch einmal beginnen. Zu meiner Zeit durften bleichsüchtige Kinder und Jungfrauen keinen marinierten Hering essen, überhaupt nichts Saures und Scharfes.

Heute sollen Bleichsüchtige soviel Saures und Scharfes essen, als sie nur Appetit haben!

Und darum handelt es sich doch auch nur, um den Appetit! Es ist doch so einfach. Die Natur weiß sich immer von allein zu helfen, oder sie selbst gibt die besten Ratschläge. Dazu hat sie in der Ernährungsfrage eben den Hunger und den Appetit geschaffen. Nun muß man ihr aber auch gehorchen. Wenn eine blasse oder knallrote Jungfrau eine wahre Manie nach Essig hat, so soll sie eben Essig trinken, so viel sie mag. Merkwürdig – für unsere sogenannte Vernunft! – ist es ja, daß die allerverdorbensten Magen so leidenschaftlich gern die allerschwerstverdaulichen Sachen essen, wie etwa Hummermayonnaise. Und wenn man dem Verlangen nachgibt, dann fängt die Würgerei mit Magenkrämpfen an. Recht so! Immer eßt nur Hummermayonnaise! Diese Würgerei braucht der Magen, um zu gesunden! Und wer kein Geld für Hummermayonnaise hat, der mag Kieselsteine mit Essig und Öl schlucken, wenn er Appetit darnach hat, sonst nicht.

Traurig ist es nur, daß der Mensch, als Gesamtheit, niemals Maß halten, keinen Unterschied machen kann, alles gleich über einen Leisten schlagen muß. Heute gibt es schon viele, viele Menschen, die sich bei jeder Gelegenheit in die Sonne legen, ohne ein Bedürfnis darnach zu haben, nur weil sie Heilung von irgend einer Krankheit oder Schwäche erhoffen, und sie werden immer schwächer, und sie legen sich klagend doch immer wieder in die Sonne. Auf diese wirken die Sonnenstrahlen eben wie Gift. Da brauchen sie aber doch nicht erst einen Arzt zu fragen, nicht erst zu experimentieren. Es kommt doch ganz einfach darauf an, ob es einem Spaß macht oder nicht. –

Nach dem Frühstück begann wieder Spiel und Arbeit, aber ohne Kommando, ganz wie jeder wollte. Der hob Zentnergewichte, jener stopfte seine Strümpfe, ein dritter gerbte im Schweiß seines Angesichts Krokodilleder, um sich ein Paar Stiefeln und ein Portemonnaie daraus zu fertigen, in welches er dann seinen Anteil an die sechzehn Millionen Mark stecken wollte, wenn wir den Diamanten verkauften.

Das heißt, viele Krokodile für Portemonnaies waren in unserer Nachbarschaft nicht mehr vorhanden. Wir hatten in den vier Wochen bis heute schon 54 Stück geschossen oder harpuniert oder gefangen. Da wollten die Übriggebliebenen nicht mehr mitmachen, besuchten uns nicht mehr. Na, diese 54 Häute langten ja auch als Portemonnaie für die sechzehn Millionen, da konnte jeder auch

noch ein Paar Stiefeln und eine Panzerkappe abbekommen. Oskar stolzierte sogar schon manchmal mit einer Alligatorenpanzerweste herum.

Von acht bis neun hielt ich mit Peitschenmüller meine gewöhnliche Fechtstunde ab. Bei dieser Gelegenheit fand auch immer gleich das Mannschaftsfechten statt, das ich in unseren Zwischenpausen beaufsichtigte. Heute wurde mit Säbeln gepaukt, Grün gegen Rot.

O, wie ich mich darauf freute, wenn ich erst einmal meine Jungens auch hierin öffentlich auftreten ließ! Da konnte ich einmal eitlen Träumereien nachhängen.

Als ich ins Freie kam, wurde gerade auf der Rennbahn, auf der Sandbank in einer Länge von 500 Meter elliptisch abgesteckt, eifrig trainiert.

Auch der Matrose Knut, der verpfuschte Cicero, der Parlamentsredner, unser bester Läufer, absolvierte einen 5000-Meter-Lauf, beendete ihn gerade, ich erfuhr das Resultat.

Ziemlich zwanzig Minuten.

Eine ganz, ganz traurige Leistung!

Der Weltrekord über 5000 Meter wird von dem Amerikaner Bonhag mit 15 Minuten und einigen Sekunden gehalten.

Und unser bester Läufer brauchte fünf Minuten länger!

Ja, der rannte aber in dem weichen Sande auch mit verschiedenen Bleigewichten!

Ohne Gewichte sprang heute einmal Peter, der Heizer, der kleine Peter, der sich vom Hochsprung ganz dem

Weitsprung zugewendet hatte. Es sollte ein Entscheidungssprung sein, deshalb mußte ich kommen, um ihn zu kontrollieren und zu registrieren.

Sechs Meter 43 Zentimeter!

Nun messe man sich diese Länge einmal aus!

Aber der Weltrekord im ebenen Weitsprung steht auf sieben Meter 62! Gesprungen vom Amerikaner Gutter-son.

Ja, ich kann es nicht helfen: es sind fast nur Nord-amerikaner, welche solche Höchstleistungen der menschlichen Kraft und Körpergewandtheit aufstellen! Dann kommt England, dann Schweden, dann Deutschland. Und dann erst in weitem, weitem Abstände alle anderen Nationen.

Nun messe man sich diese sieben Meter 62 einmal aus.

Und von nun an wolle man nicht mehr solche Redensarten und Vergleiche gebrauchen wie: mit dem Sprunge eines Panthers stürzte er sich – – –

Denn so wie der Mensch kann kein Panther und kein Tiger und kein anderes Tier springen!

O, es ist etwas Herrliches!!

Wenn Geistesarbeiter geringschätzend und verächtlich über allen Sport sprechen, über die Ausbildung der körperlichen Kraft und Gewandtheit, so beweisen sie nur, daß sie geistig noch nicht reif genug sind, um den Kern der ganzen Sache zu verstehen.

Der Mensch ist der Herr der Erde!

Wohl ist er es im letzten Grunde durch die Kraft seines Geistes geworden – aber der mußte erst die Ausbildung

seiner körperlichen Fähigkeiten bis zur möglichsten Vollkommenheit vorausgehen, sonst hätte die Gehirnkraft niemals sich zur letzten Herrschaft aufschwingen können. Wer das nicht begreift, der versteht überhaupt die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit nicht!

Wohl ist der Geist des Menschen eine furchtbarere Waffe, als die Klaue des Löwen. Durch die Erfindung des Gewehres und des Schießpulvers. Aber es gehörten auch Männer dazu, welche den Mut und die körperlichen Fähigkeiten hatten, um mit diesen Waffen gegen den Löwen den Kampf zu eröffnen! Sonst würde dieser noch immer seine ehemaligen Gebiete beherrschen!

Ja, im letzten Grunde ist es der Geist des Menschen, der jedes Tier in jeder Hinsicht immer mehr besiegt und dadurch sich immer mehr die Welt unterjocht. Nur noch die Rauchschnalbe übertrifft den Menschen in der Luft an Schnelligkeit, die gewöhnliche Schnalbe mit ihrer Höchstleistung von 35 Metern in der Sekunde wird bereits von den schnellsten Aeroplanen übertroffen!

Mit solchen Augen muß man einmal alle diese Erfindungen betrachten, dann bekommen sie noch einen ganz anderen, ethischen Wert!

Um aber mit solch einer Flugmaschine eine Schnalbe überholen zu können, dazu gehören erst Sportsleute, Seiltänzer der Luft, die erst durch jahrelange Übung und asketisches Training ihre Nerven und ihren ganzen Körper dazu stählen mußten, um so etwas ausführen zu können!

Und überhaupt – wer hat denn das erste brauchbare Luftschiff und den ersten Aeroplan konstruiert?! War es ein Gelehrter, der den Plan zum ersten Luftschiff am Schreibtisch entworfen hat oder war es nicht ein verwegener Reiteroffizier? erinnert man sich noch, mit was für Hohn und Spott Graf Zeppelin seinerzeit übergossen worden ist, gerade von wissenschaftlicher Seite aus? Und wer waren denn alle jene Männer, welche als erste mit einer Drachenmaschine als Vögel in die Luft flogen? Waren es etwa berufsmäßige Ingenieure? Nein, es waren nichts weiter als abenteuerliche Ritter des Sportes, die diese Maschinen entwarfen und bauten, erst im Probieren studierend, dann zahllose Male ihr Leben riskierend, sich nach und nach jeden Knochen im Leibe zerbrechend – und die deutschen Zeitungsausschnitte sind noch vorhanden, in denen die Gebrüder Wright, als sie die ersten Resultate ihrer Leistungen auf einer Flugmaschine veröffentlichten, als eitle, phantastische Prahler, als amerikanische Humbugmacher hingestellt wurden!

Genug! –

Nach dem Mittagessen wurde Siesta in den kühlen Särgen gehalten. So wurden die Drahtkästen nun einmal genannt.

Heute sollte unsere Siesta einmal in ungeahnter Weise gestört werden.

Plötzlich schlugen wütend die Hunde an, die sich als einzige Wächter auf der Sandbank herumtrieben.

Aber was war das? Weshalb verwandelte sich das grim-mige Hundegebell plötzlich in ein klägliches Heulen und Winseln?!

Hei, wie da die Toten in ihren Särgen schnell wieder lebendig wurden und zum Vorschein kamen!

Ja, was war denn das für ein Tier, das dort am Rande der Sandbank dem Wasser entstieg war?

Eine Schildkröte. Das war leicht zu erkennen. Aber was für eine riesenhafte! Doch wegen der Größe der Schildkröte sollten unsere Hunde feige geflohen sein?

Wir eilten hin. Es war eine der sehr seltsamen Mata-matas, der größten Schildkröte Brasiliens, überhaupt ei-ne der größten der Erde. Die Länge ihres Schildes mußte fast zwei und ein halb Meter betragen.

Wir hatten ja die zoologischen Bücher über Brasilien studiert, wir hatten über sie gelesen, ihre Abbildung gese-hen, wir erkannten sie sofort, wir waren also überhaupt vorbereitet.

Aber ein furchtbarer Ekel packte mich, packte uns al-le. Nie wieder habe ich ein Tier von solch abschrecken-der Häßlichkeit erblickt. Häßlich nach unserem mensch-lichen Geschmack. War das ein Weibchen, so mochte es ja für ein Männchen derselben Art die herrlichste Juno sein. Die Schildkrötenjungs hatte gleich zwei Rüssel, nämlich beide Nasenlöcher waren wurmähnlich verlängert und nun auch der ganze Kopf mit dicken, langen Würmern besetzt. Das heißt mit wurmähnlichen Hautlappen, die aber umsomehr lebenden Würmern glichen, die auf dem Kopfe als Parasiten lebten, weil sich alles bewegte.

Und nun vor allen Dingen ein entsetzlicher Gestank, der von diesem Tiere ausging! Wie nach verwestem Fleische. Nein, wie nach – – ich will gar nicht mehr daran denken! Dieser Gestank war es, vor dem unsere Hunde heulend und winselnd die Flucht ergriffen hatten und wir hätten jetzt dasselbe getan, wenn das Ungeheuer sich nicht gleich wieder ins Wasser zurückgezogen hätte.

Befreit atmeten wir auf. Glücklicherweise verschwand auch gleich wieder der entsetzliche Gestank. Wir hatten eine Matamata gesehen und gerochen – wir hatten genug!

Mit unserer Siesta aber war es vorüber. Die Sportübungen und häuslichen Beschäftigungen wurden wieder aufgenommen, viele gingen jetzt aber auch auf die Jagd, in größeren Trupps oder zu zweit, ganz wie sie wollten. Das erbeutete Fleisch wurde, so weit es nicht verspeist werden konnte, eingesalzen oder geräuchert.

Eine abgeteilte Mannschaft der Grünen brachte die sechzehnriemige Pinasse, unser größtes Ruderboot, das natürlich auch segeln konnte, sogar mit zwei Masten und Bugspriet, zu Wasser. Eine gar schwierige Arbeit! Dieses Boot, zehn Meter lang und zwei breit, lag mittschiffs an Deck in Klumpen und Barrings, mußte in besonderen Davits, Bootskrahnen geliftet und über Bord geschwungen werden, dann natürlich auch noch die 120 Meter über Land getragen.

Es handelte sich hierbei wiederum um eine Übung, die täglich vorgenommen wurde, im Wettkampfe zwischen Grün und Rot, wer die Pinasse am schnellsten zu Wasser

bringen, mit ihr eine Insel umrudern und wieder an Deck vorschriftsmäßig befestigen konnte.

Diese Übung hatte eine Vorgeschichte gehabt. Zu der Fahrt nach den Cascarilleros hatten wir doch den großen Kutter benutzt, der zwar in Davits hing, nur ausgeschwungen zu werden brauchte – aber die Matrosen waren doch nur mit dem Wasser vertraut, nicht mit solchen Sandbänken – kurz und gut, die Geschichte war sehr langsam vor sich gegangen, Kapitän Martin hatte zwar nichts gesagt, aber wiederholt mißbilligend den Kopf geschüttelt.

Das sollte er ja nicht zum zweiten Male tun! Es war schon höllisch gegen meine Ehre als Waffenmeister gegangen! Ebenso aber auch allen anderen, nicht nur den beiden Bootsleuten, welche eigentlich dieses Manöver zu leiten hatten.

Es wurde jetzt also täglich geübt, und nun zwar gleich mit dem größten Boote, der Pinasse, im Konkurrenzkampfe Grün gegen Rot, nach Bestimmung der Zeit.

O, was hätte wohl so ein alter Seebär von echtem Schrot und Korn, wie Admiral Schröter, von der Pike auf gedient, selbst Matrose gewesen, der auch von seinem ältesten Offizier verlangte, daß er noch selbst die Flagge auf dem Mastknopf befestigen konnte, der seinem Burschen zeigte, wie man die Seestiefeln mit der Hand einschmiert – was hätte der wohl gesagt, wie hätte dem das Herz im Leibe gelacht, wenn der dieses Manöver hätte beobachten können! Nun, vielleicht tat er's vom Himmel aus.

Wie diese sechzehn Kerls das schwere Boot herunterbrachten, daß es sofort auf die Ruderstangen zu liegen kam, die sie aber auch schon auf den Schultern hatten, wie da jeder einzelne Handgriff bis ins kleinste berechnet war, wie sie abmarschierten, das Boot zu Wasser brachten, mit einem Satze auf den Duchten saßen – »Riemen – hoch! Setzt – ab! Laßt – fallen! Rudert – an!«

Und fort ging das mächtige Boot, das 80 Mann aufnehmen konnte, in sausender Fahrt, um die Insel zu umkreisen, eine Strecke von fünf Kilometern! Hei, wie die Kerls durchzogen, bei jedem Rucke unter der Bordwand verschwindend!

Und das um zwei Uhr, in der besten Mittagshitze, direkt unter dem Äquator, 40 Grad Celsius im Schatten!

Konnten die denn nicht einen Hitzschlag bekommen? Hitzschlag, bah!

Die jetzt immer mehr zunehmenden Hitzschläge sind nur eine Folge unserer Narrheit. Jawohl, wir zivilisierten Europäer sind ganz einfach Narren, müssen dafür bestraft werden!

Die Natur hat diejenigen Organe, bei deren Erschaffung sie sich die größte Mühe gab, in den Kopf verlegt: das Gehirn, die Augen, die Ohren usw. Diese Organe bedürfen einer besonders reichlichen, geordneten, regelmäßigen Blutzufuhr. Deshalb hat die Natur oder sagen wir einfach der liebe Gott, diesen Kopf extra auf eine schlanke Säule gesetzt, Hals genannt, auf daß die Adern, welche durch den Hals gehen, immer von frischer Luft umspült werden.

Und was tun nun wir Menschen? Wir panzern diese schlanke Säule, Hals genannt, mit vier- bis sechsfach verstärkter und gestärkter Leinwand!

Und die Folge? Wenn's mal bei uns ein bißchen heiß ist, dann bekommen die Menschen Ohrensausen und fallen gleich um.

Recht so! Wir müssen so lange von der Sonne Stiche und von der Hitze Schläge bekommen, bis wir unsere Narrheit endlich einsehen und aufgeben! Bis wir den von der Natur schlank geschaffenen Hals wieder entblößen!

Du lieber Gott, wenn man in den Ländern, wo es wirklich heiß ist, solche Kragen tragen wollte! Und was man auch dort manchmal für Anstrengungen verlangt, von Soldaten, Matrosen, Arbeitern, auch weißen! Da würden ja an einem einzigen Tage sämtliche Menschen von der Hitze totgeschlagen werden, also am Hitzschlag sterben.

Aber so etwas gibt's ja gar nicht, man braucht nur den Hals so zu tragen, wie ihn die Natur haben will, also daß das Blut in den Adern frei zirkulieren kann, ohne die geringste Hemmung eines Kragenrandes. –

Nach einer halben Stunde kehrte die Pinasse in derselben sausenden Fahrt zurück, mit der sie abgegangen. Die sechzehn Kerls natürlich pitschnaß, wie aus dem Wasser gezogen; aber einen Hitzschlag hatten sie nicht bekommen. Aufs Ufer geschossen, herausgesprungen, die Ruderstangen unters Boot geschoben.

»Haaalt die Pinaß, haaalt die Pinaß!« erklang da brüllend der Ruf.

Drei Matrosen kamen eiligst in der kleinen Jolle angerudert.

Ich erschrak.

Mit diesen drei Matrosen in der Jolle war Juba Riata gleich nach dem Essen auf die Jagd gegangen. Er hatte schon heute früh eine Unze gesehen, die schwarze Spielart des Jaguars, ein Weibchen, das offenbar Junge säugte, hoffte deren Lager zu finden, wollte die wertvollen Jungen ausheben, um sie unserer Menagerie einzuverleiben, hatte dazu also diese drei Matrosen in der Jolle mitgenommen.

Jetzt kehrten die allein zurück, schrien nach der Pinaß.

»Was ist geschehen?! Wo ist Juba Riata?!«

»Peitschenmüller hat eine Riesenschlange gefangen, wir sollen mit einem großen Boote hinkommen!«

Eine nähere Erklärung erfolgte, wenn auch so eilig als möglich. Juba Riata hatte eine Anakonda erblickt, nach der Beschreibung der Matrosen ein riesiges Tier, die von einem Baumaste herabgehangen hatte, den Kopf überm Wasser. Schnell hatte Peitschenmüller nach seinem Lasso gegriffen, die Schlinge aber mit dem Stachelband vertauschend, dessen Wirksamkeit ich schon einmal kennen gelernt hatte.

Er hatte schon einmal auf diese Weise einen Tapir gefangen. Das eselgroße Tier mit dem einfachen Lasso fortzuziehen, wäre die einfache Unmöglichkeit gewesen. Aber dem Zuge des schmerzenden Stachelhalsbandes hatte es folgen müssen. Gezähmt konnte das Tier allerdings nicht werden, wie es Peitschenmüller ursprünglich geplant, da muß man wohl den Berichten aller derer glauben, die so etwas schon probiert haben, der Tapir hatte sich vor Menschenangst den Schädel ingerannt, er mußte geschlachtet werden.

Mit dem Stachelhalsband hatte Juba Riata also auch die Anakonda gefangen, ihr die Schlinge über den Kopf geworfen. Sie war sofort im Gebüsch verschwunden. Jetzt saß Peitschenmüller an ihrer Stelle auf dem Aste, das Lasso straff gespannt, erbat sich ein größeres Boot, mit dem er die Riesenschlange nachschleifen wollte. Die Jolle mit den drei Ruderern wäre der Kraft des Ungeheuers vielleicht doch nicht gewachsen gewesen.

So sicher war sich Peitschenmüller seiner Sache, daß er auch den Auftrag gegeben hatte, sofort einen Käfig herzustellen, der die Riesenschlange aufnehmen sollte, mindestens sechs Meter lang, denn so groß schätze er das Ungeheuer, wenn nicht noch länger.

Wir hatten einige eiserne Raubtierkäfige an Bord, aber für solch eine Riesenschlange war keiner geeignet. Doch konnten wir uns schnell einen herstellen, das eben wußte Peitschenmüller schon.

Wir hatten am Rande der Hyläa Bambusstangen geschnitten, durchschnittlich zehn Meter lang, die man ja

immer verwenden kann, hatten schon eine Unmenge aufgestapelt.

Sofort gingen die zurückbleibenden Matrosen daran, aus den Stangen solch einen Käfig zusammenzubinden, das verstanden sie doch, da kam weder eine Riesenschlange noch ein Löwe wieder heraus.

Ich hatte diese Anordnung nur getroffen, da war die Pinasse auch schon wieder zu Wasser.

»Ich komme mit!« rief die Patronin, die gehört hatte, um was es sich handelte.

Nun, das konnte ich ihr nicht verbieten, und warum sollte sie auch nicht.

»Wißt Ihr die Stelle auch wiederzufinden?«

Jawohl, es war gar nicht weit von hier, und meine Jungen waren ja unterdessen in der ganzen Umgebung wie zu Hause geworden, Peitschenmüller hatte doch auch gerade die richtigen mitgenommen.

»Ist er denn auf dem Baumast nicht einem Angriff der Riesenschlange ausgesetzt?«

»Er meinte nicht, daß die Schlange auf ihn losgehen würde, es wäre auch schade, dann bekäme er sie nicht lebendig, er müßte sie töten, denn der hat seinen Sägeknüppel bei sich.«

Ich kannte dieses fürchterliche Instrument des ehemaligen oder ja eigentlich noch jetzigen Ranbtierbändigers. Es war ein aus Rhinozeroshaut geflochtener Knüppel, und ich hatte gesehen, wie er mit diesem ein drei Zoll starkes Eichenbrett wie dünnes Papier durchschlagen hatte. Einen Löwenschädel hätte er wie ein hohles

Ei zertrümmert. Ferner aber war dieser Knüppel auf der einen Seite mit jener Magenhaut eines Geiers besetzt, lauter kleine Zähnchen, winzig klein, eigentlich kaum zu fühlen, und dennoch als Säge von einer furchtbaren Wirkung. Wenn er zuschlug und schnell durchzog, sägte er einfach alles ab, was nicht gerade aus Metall oder Stein war. Aber ist der Knochen nicht eigentlich auch aus Stein? Kalkverbindungen? Nun, den stärksten Schenkelknochen eines Ochsen sägte er mit einem scheinbar ganz geringen Schlage glatt durch! Also wenn ihm die Riesenschlange irgend etwas wollte – einfach Kopf ab!

Da sahen wir ihn schon sitzen, auf einem niedrig sich über das Wasser reckenden Aste, ganz gemütlich, rauchte eine Zigarre und baumelte mit den Beinen, in der einen Hand das straffgespannte Lasso.

Schnell hatten wir uns verständigt. Als er ins Boot sprang, wäre er aber doch bald über Bord gezogen worden.

»Heu, heu, mein Tierchen! Das Halsband ist Dir wohl wieder zu weit geworden? Na da komm!«

Er zog, wir ruderten, wie er immer angab, ganz, ganz langsam an.

Da kam der Kopf aus dem Dickicht zum Vorschein. Dicht hinter ihm lag die mit Stacheln besetzte Schlinge um den Hals, wenn man da von einem Halse sprechen darf.

Der Schlangenkopf war nicht eben groß, was aber für ein Leib folgte nach! Wir maßen dann später an der stärksten Stelle einen Leibesumfang von ein Meter 14 Zentimeter, die ganze Länge betrug sechs Meter 43. Es mögen schon größere Riesenschlangen erlegt und gefangen worden sein, einigen solcher Berichte ist unbedingt zu glauben, aber gezeigt ist noch keine worden, weder lebendig, noch tot, noch ihre Haut.

Ob die Riesenschlange, speziell die Anakonda, wirklich Menschen verschlingt, darüber will ich mich hier nicht auslassen. Ich habe es niemals gesehen. Daß solch ein Ungeheuer einen ganzen Menschen samt Stiefeln und Schlips verschlingen kann, das ist ganz selbstverständlich.

Sie schien sich mit dem Schwanz oder dem hinteren Leibe an Baumstämmen festzuklammern, mußte aber durch den Zug des schmerzenden Stachelbandes wohl oder übel nachgeben – und dann plötzlich schoß sie in ihrer ganzen Länge hervor, durch oder über den Schlamm hin, der sich ziemlich breit am Ufer hin erstreckte, und in das freie Wasser hinein. Man kann die Anakonda ja fast eine Wasserschlange nennen.

Er war sie verschwunden, sie mochte glauben, in Freiheit zu sein, da tauchte sie wieder auf, und nun ging der Tanz los.

Himmelherrgott, war das ein Tanz! Ich kann es nicht beschreiben, wie die im Wasser tobte! Zu sehen war überhaupt nichts, von solch einem Wasserschwall wurden wir überschüttet.

Ich kann nur sagen, daß sich auch mein Haar zuerst vor Entsetzen sträubte, und da war es begreiflich, daß sich Helene angstvoll an ihren Ritter Georg klammerte, der jetzt aber eben freilich kein furchtloser Drachentöter war.

»Ruhig, ruhig,« ermahnte Peitschenmüller, mit Lasso und Knüppel hinten neben mir stehend, »immer langsam rudern – die hat sich bald ausgetobt, und angreifen tut sie uns auf keinen Fall – oder ich würde sie schon empfangen!«

Das Wasserspritzen ließ denn auch bald nach.

Nun aber geschah etwas, gegen das die Wasserspritzei noch eine Kleinigkeit gewesen war.

Die Anakonda sah bald ein, daß sie im Wasser doch nicht ihre Freiheit wieder gewann, daß sie hier erst recht keine Gelegenheit hatte, sich festzuklammern, und so wollte sie wieder ans Ufer, kam aber nur bis in den sumpfigen Teil hinein.

Hier, durch die schmerzende Halsschlinge festgehalten, wiederholte sie ihr fürchterliches Schlagen und Peitschen, und die Folge war, daß wir von einem Schlammregen übergossen wurden.

Wohl wurde sie durch das weiterrudernde Boot bald wieder ins freie Wasser gezogen, jetzt sorgte Juba Riata dafür, daß sie nicht mehr den Sumpf erreichen konnte, aber schon glichen wir alle Möhren, waren mindestens über und über mit Schlamm besprengelt.

Es kam wohl noch zu einigen Befreiungsversuchien, doch immer mehr gab die Schlange ihren Widerstand

auf, ließ sich unter Wasser fortziehen, nur ab und zu mit dem Kopfe auftauchend, dann einige furchtbare Schläge mit dem Hinterleibe aufs Wasser führend. An einen tätlichen Angriff auf die Menschen dachte sie nicht.

Nach einer halben Stunde hatten wir die Sandbank wieder erreicht. Der Käfig war bereits fertig, neun Meter lang und ebenso breit, die Höhe hatte, wie ich angeordnet, nur einen halben Meter zu sein brauchen. An den Ecken kreuzten sich die Stangen, so daß dadurch also die Zwischenräume entstanden waren.

Juba Riata betrat mit dem Ende des gegen 20 Meter langen Lassos das Ufer, keine weitere Hilfe verlangend, zog die Schlange hinter sich her. Auf dem Sande folgte sie ziemlich willig, das Stachelhalsband mußte doch sehr schmerzhaft sein, wenn man auch kein Blut fließen sah.

Nur noch ein Zwischenfall ereignete sich, freilich einer, der auch dem Kaltblütigsten einen Schreckensschrei entlockte. Plötzlich schoß das Ungeheuer wie ein Pfeil über den Sandboden, hatte sich im Augenblick vor seinem Peiniger in Manneshöhe aufgerichtet, den Rachen weit aufgerissen, so daß man die ganz respektablen, hakenförmigen Fangzähne deutlich sah, und so zuckte sie vor Juba Riatas Kopfe hin und her, vor und zurück schießend, aber immer steil aufgerichtet

Peitschenmüller selbst glaubte wohl, daß sein Kopf im nächsten Augenblick im Rachen der Schlange verschwunden sein würde, schon holte er zum Schlage aus, um jener den Kopf abzusägen – da sank die Schlange

wieder blitzschnell zusammen und suchte seitwärts das Weite zu gewinnen.

Da war sie geliefert, dadurch brachte sie sich selbst in die Nähe des Käfigs. Für eine Tür war selbstverständlich gesorgt. Der erste Bootsmann war aber auch so intelligent, um gleich zu erkennen, was sonst hier noch fehlte, ohne eine Aufforderung dazu zu bekommen

Schnell steckte er von hinten durch den ganzen Käfig eine solch längere Bambusstange, daß sie zur Tür wieder herauskam, Juba Riata verstand es sofort, er konnte dieses Stangenende schon mit dem Lasso erreichen, dieses daran festgebunden, wieder durch den Käfig gezogen, bis er es hinten wieder hatte – nun war es eine Kleinigkeit, die Anakonda zu zwingen, daß sie auch noch in ihre zukünftige Wohnung kroch. Dem Zuge dies schmerzenden Halsbandes konnte sie eben nicht widerstehen.

So wurde jetzt auch noch ihr Kopf an das Gitter gezogen, mochte der Leib auch toben, wie er wollte, diesen Bambusstäben, die meine Jungens mit geteertem Kabelgarn zusammengebunden hatten, vermochte sie nichts anzuhaben; Peitschenmüller hätte das Lederband einfach zerschneiden können, aber er brachte es sogar fertig, es zu lockern und der Schlange über den Kopf zu ziehen.

Die tiefen Eindrücke, welche die Stahlstacheln hinterlassen hatten, waren zu sehen, aber sie schienen die Haut gar nicht durchbohrt zu haben, Blut floß wenigstens nicht.

Auf diese Weise haben wir eine Anakonda gefangen, wie wohl noch niemals eine Riesenschlange gefangen

wurde, von einer Größe, wie noch keine in einem zoologischen Garten gezeigt worden ist.

Ich will gleich noch hinzufügen, daß sich die Anakonda sofort ganz ruhig in ihre Gefangenschaft fügte, die ersten beiden Wochen Nahrungsaufnahme verweigerte, dann aber in einer Nacht gleich ein halbes Dutzend Waldhühner und ebensoviel brasilianische Eichhörnchen verschlang, von da an regelmäßig fraß, später sogar Salzfleisch. Auch ein reichlich einen Zentner wiegendes Wasserschwein wurde von ihr mit Leichtigkeit verschlungen, was ihr freilich für einige Tage genügte.

Ehe sie an Bord kam, wurde für sie ein soliderer Käfig gebaut, der aber nicht mehr so groß zu sein brauchte. Er wurde in dem Farbenraum im Mitteldeck aufgestellt.

So wurde die »Argonautenriesenschlange« ein eherner Bestand unseres Schiffes, wir sollten noch mancherlei mit ihr erleben. Das war ein einzelner Tag aus dem Leben auf unserer Sandbank im brasilianischen Urwald gewesen.

Die Nacht war angebrochen, die Glühkäfer funkelten, und unser Schiff leuchtete im Scheine von Hunderten von phosphoreszierenden Lämpchen.

O, wie soll ich es schildern, was sich nun ereignete!

Nicht nur in dieser Nacht, sondern Abend für Abend, dort auf der Sandbank im brasilianischen Urwalde!

»Herr Waffenmeister, ich hätte eine Bitte an Sie.«

So hatte Meister Hämmerlein gleich in den ersten Tagen unseres Hierseins zu mir gesagt, verlegen oder doch mit seiner schüchternen Bescheidenheit wie immer.

»Aber bitte!«

»Ich – ich – habe ein Oratorium komponiert – die neuen Seligpreisungen – mit einem Schlußsatze – Sie wissen, den Anfang der Bergpredigt aus dem Matthäi-Evangelium – es ist ein Solo mit Chor – Albert singt den Messias – er ist schon gut eingeübt – und nun – nun – dachte ich – wenn unser Männerchor einfällt – mit dem Posaunenchor –«

»Ja warum nicht?! Darüber haben doch überhaupt nur Sie zu bestimmen, Sie haben uns doch erst ausgebildet.«

»Es ist – ist – der Chor der Gläubigen –«

Na ich verstand. Gewissermaßen hatte er ja auch ganz recht. Matrosen als Kirchensänger, die in einem Oratorium den Chor der Gläubigen markieren, die den Inhalt jeder Seligpreisung bestätigen, freundlich dazu einladen, an den Heiland zu glauben – 's ist eine dumme Geschichte!

Aber ich glaube, ich glaube – daß unter den professionellen Kirchensängern und sonstigen Künstlern, die in der Kirche zeitweilig mitwirken, manchmal Personen sind, die in moralischer Hinsicht doch noch unter uns Matrosen stehen!

»Na warum denn nur nicht?!«

Also es wurde gemacht.

Abend für Abend übten wir.

So auch heute abend, heute nacht.

Ach, wie soll ich es schildern!

Wenn Albert mit seinem wunder-wunder-wunderbaren Tenor begann, der immer und immer schöner wurde!

Wie das in dieser Urwaldsnacht erklang!

Wenn unter leiser, süßer Orgelbegleitung die erste Seligpreisung verklungen war, so glaubte man nichts Schöneres mehr hören zu können, und nun erklang es doch immer noch viel, viel herrlicher!

»Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!«

Nein, das konnte nun nicht mehr übertroffen werden!  
Wie der nur das Wort »suffering« hervorbrachte!

Es wurde nämlich Englisch gesungen. Hämmerlein hatte es nun einmal nach dem englischen Bibeltext komponiert, hatte etwas Englisches dazu gedichtet, hatte wahrscheinlich schon lange Zeit daran gearbeitet, vielleicht schon viele Jahre, das konnte oder mochte er nun nicht mehr ändern. Das war ja auch ganz gleichgültig. Wir Deutschen, die Englisch vollkommen beherrschten, hörten schließlich im Geiste doch nur das Wort »Leid«.

Wie der nun dieses Wort »Leid« hervorbrachte! Und diesen Ton, den in diesem Augenblick die Orgel erklingen ließ!

Das Herz krampfte sich einem im Busen vor unsagbarem Schmerz zusammen, um sich dann gleich wieder in süßer Wehmut aufzulösen.

Und dann nun – selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.«

Und so ging es weiter, immer herrlicher und immer herrlicher!

Wie dieser Kerl sang!

Und wie der dabei aussah!

Albert, der sich einen Vollbart stehen ließ bekam überhaupt immer mehr einen Christuskopf.

Gewiß, das war der Heiland selbst, der dort oben auf der Bank stand und dem Volke seine Seligpreisungen sang. »Siehe, ich habe die Welt überwunden –«

Und nun nach jeder einzelnen Seligpreisung immer der Chor der Gläubigen. Zwanzig Posaunen mit mehr als vierzig Männerstimmen, noch unterstützt durch die plötzlich gewaltig erbrausende Orgel:

*Gracious savior, king of glory  
Hasten now, his word obey.  
Swing your heartdoor widely open.  
Enter in while you may!*

Wörtlich übersetzt: Gnädiger Heiland, glorreicher König! Eile, sein Wort zu hören. Schwinge weit auf Deines Herzens Tür, laß, ihn herein, so lange Du noch kannst.

Aber so etwas läßt sich ja gar nicht übersetzen.

Und nun besonders das »king of glory«, wie das herauskam, diese überirdische Majestät, die in diesen Worten lag.

Der letzte Satz war verstummt – »seid fröhlich und getrost, es wird Euch im Himmel wohl belohnt werden« – der Chor der Gläubigen hatte es bestätigt.

Kapitän Martin, die Hände bis an den Ellenbogen in den Hosentaschen, den Oberkörper weit vorgebeugt, schüttelte sich wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt.

»Das ist überwältigend – das ist einfach überwältigend!!«

Wir hatten das nun schon zum zweiundzwanzigsten Male geübt, und zum zweiundzwanzigsten Male hatte Kapitän Martin diese selben Worte so herausgeschüttelt.

Heute abend aber fügte er noch etwas anderes hinzu, denkwürdige Worte, welche es verdienen, der Nachwelt überliefert zu werden – dazu aber nahm er erst die rechte Hand aus der Hosentasche und schüttelte den astähnlichen Zeigefinger vor meiner Nase, nicht um mir zu drohen, sondern gewissermaßen um jedes Wort zu unterstreichen.

»Und heute abend habe ich es ganz genau konstatiert! Allemal, wenn die Stelle kommt »king of glory« – dann hören allemal im Walde die Affen zu schnattern auf!«

So sprach Kapitän Martin.

Na, dann war es ja gut, dieses Urteil ließ ich mir gefallen!

Wenn sogar die Affen ob unseres Gesanges verstummten, die Luft anhielten – dann durften wir hoffen, mit unserem Oratorium auch vor anderen Menschen gnädige Ohren zu finden.

Aber wir dachten gar nicht daran, dieses Oratorium anderen Menschen vorzusingen. Gerade dieses Oratorium nicht. Das sangen wir nur für uns.

Oder wenn wir es jemandem vorsangen, Abend für Abend, wenn sich jeder bemühte, sein Bestes zu leisten – dann war dies alles nur für unsere Patronin bestimmt!

»Wir leben einander zu Liebe.«

Das war schon längst unser aller Wahlspruch geworden. Es war die Zauberformel der Argonauten.

## 27. KAPITEL. DER PHÖNIZISCHE DIAMANT.

Am 2. August krochen vorschriftsmäßig die kleinen Schildkröten aus, in ungezählten Legionen, wir stellten mit einigen jene schon früher erwähnten Experimente an, machten andere interessante Beobachtungen, gleich darauf begann das Wasser zu steigen, und am anderen Tage in der neunten Morgenstunde wurde unser Schiff von der Flut gehoben, die freilich jetzt auch über uns vom Himmel in Strömen herabgoß.

Unsere Sandbank hatte für zehn Monate zu existieren aufgehört. Daß sie aber nach dieser Zeit wieder uns gehörte, dafür hatten wir gesorgt. Hierüber hatte uns Senor Estrada belehrt. Einfach einen abgerindeten Baumstamm im Sande aufrecht eingegraben, so daß er jetzt vom Wasser umspült wurde, und oben darauf ein Zeichen gemacht. Wir hatten das Wort »Argos« eingeschnitten.

Wer eine von Menschen noch unbenutzte Brutinsel oder Brutbank findet und er hinterläßt solch ein Zeichen, kann beweisen, daß er es selbst eingeschnitten hat, dem gehört auch fernerhin diese Brutstelle der Schildkröten, so weit sie sich auch erstreckt.

Allerdings kann ein einzelner nicht gleich das ganze Gebiet beanspruchen, er hat nur ein Vorrecht darauf. Ihm selbst als einzelne Person gehört nur ein Terrain von 400 Quadratmetern, das er auszubeuten vermag, nämlich ein Streifen von zehn Metern Breite, und die Schildkröten legen also ihre Eier immer 40 Meter am Ufer hinauf.

Aber er kann dann zur Brutzeit mitbringen, wen er will, alle seine Begleiter müssen als Besitzer der Brutstelle anerkannt werden. Also kann er schon vorher durch Preisgabe seines Geheimnisses Kapital daraus schlagen.

Haben auch andere die Brutstelle gefunden, sie respektieren das Zeichen nicht, sie wollen nicht weichen, dann kommt es zum Kampfe auf Leben und Tod, und das brasilianische Gesetz spricht den Besitzer und seine Begleiter frei von Mord, sie haben eben überhaupt in ihrem Rechte gehandelt, dürfen gegen jene anderen mit Waffengewalt vorgehen, sie eventuell töten. Dieses Gesetz besteht, seitdem die Portugiesen in Brasilien herrschen, obgleich es niemals geschrieben worden ist. Es ist überhaupt erst von den Indianern übernommen worden.

Sucht der erste Finder und Besitzer die Brutstelle einmal nicht auf, dann allerdings verliert er sein Eigentumsrecht daran.

Für uns sollte alles dies noch von größter Bedeutung werden, deshalb habe ich es hier so ausführlich wiedergegeben. Denn daß wir diese Sandbank später wieder einmal besuchten, das war ja, wenn es das Schicksal nicht anders wollte, ganz zweifellos, obgleich es uns ganz angenehm war, als wir jetzt den Anker aus dem Sand hiven konnten. Schön, herrlich, köstlich waren ja diese sieben Wochen gewesen, aber – schließlich waren wir doch Seeleute und keine Sandauguste

So traten wir die Rückfahrt an. Diesmal machte uns Sennor Estrada bei jeder Biegung auf einen besonders merkwürdig gestalteten Baum aufmerksam, der einen

Namen bekam und mit einer Kennzeichnung auf einem Papier vermerkt wurde, dazu die Kompaßbestimmung – auf diese Weise entstand eine Karte, nach der wir uns später immer zurückfinden konnten.

Sennor Estrada hatte gesagt, daß er uns diese Kennzeichen erst auf der Rückfahrt geben könne. Da hatte er auch ganz recht. Aber weshalb, das vermag ich hier nicht zu definieren, höchstens kann ich daran erinnern, daß man, wenn man durch eine fremde Gegend kommt, und man will sich zurückfinden, sich immer einmal umdrehen muß, sonst findet man dann den Rückweg nicht.

Am Abend des vierten Tages erreichten wir wieder den Amazonasstrom, und 74 Stunden später lagen wir wieder im Hafen von Para am Kai.

»Buenas noches, Sennora e Sennores – wenn ich wieder etwas prospektiert habe, werde ich mir erlauben, Ihnen wieder mein Angebot zu machen.«

So sagte Sennor Montezuma della Estrada in der Kajüte, in der sich die Patronin, Kapitän Martin und meine Wenigkeit befanden, gleich in den ersten Minuten, nachdem das Schiff am Kai vertaut worden war, hüllte sich noch fester in seinen schäbigen Poncho, führte eine frische Zigarette zwischen die Lippen und verließ die Kajüte.

Fort war er!

So war der Abschied gewesen.

Da gab es nun nichts mehr dran zu ändern.

»So ein kuriose Kauz!« staunte die Patronin, als sie endlich glaubte, daß er wirklich gegangen war.

Na inwiefern denn kurios? Im Gegenteil, dieser Abschied imponierte mir. Was sollte er denn erst noch viel quasseln? Er hatte sein Versprechen eingelöst! basta, nun war er mit höflichem Gruße davongegangen, der stolze Spanier, mit dem wir länger als vier Monate zusammen gewesen waren, ohne auch nur die Innenseite seines Mantels gesehen zu haben. Ob er unter diesem Hosen oder was sonst trug, das war für uns immer noch ein Rätsel. Übrigens hatte ich auch gar kein Verlangen darnach, diese unteren Kleidungsstücke zu sehen, am wenigsten sein Hemd, falls er wirklich ein solches an hatte; denn das mußte dann wohl dasjenige der Königin Isabella, die ja auch seine Landsmännin war, weit übertreffen.

Der geneigte Leser weiß doch, was ich hiermit meine? Nicht?

Jedenfalls aber weiß, er doch, was Isabellenpferde sind. Eine gelbe Spielart mit weißen Hufen und roten Augen. Es sind die Albinos, die Kakerlaks unter den Pferden, den weißen Mäusen entsprechend. Isabellenfarbe nennt man aber überhaupt eine bräunlich- bis weißlichgelbe Farbe, etwa dem Milchkaffee entsprechend.

Wie kommt diese Farbe zu dem Namen? Ich habe von einer Königin Isabella gesprochen. Das stimmt nicht ganz. Es war die spanische Prinzessin Isabella, die Tochter Phillipps II. die Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Österreich, welcher im Jahre 1601 Ostende belagerte, wobei seine Gattin feste mitmachte, sogar das Oberkommando dabei führte.

Als nun Ostende nicht so schnell fallen wollte, da tat die energische Isabella einen fürchterlichen Schwur:

»Ich ziehe mein Hemd nicht eher aus, als bis Ostende erobert worden ist!«

Die Belagerung von Ostende dauerte aber noch drei ganze Jahre.

Und Isabella, eine sehr fromme Dame, mußte doch natürlich ihren Schwur halten. Also behielt sie ihr Hemd drei ganze Jahre lang an.

Und seitdem nennt man Isabellenfarbe eine braungelbe Färbung.

Diese Sache ist historisch! –

Daß wir einige Tage in Para liegen blieben, das war von vornherein ausgemacht worden. Das waren wir schon den Leuten schuldig. Sie waren zehn Wochen im Urwald gewesen, waren sogar schon fast vier Monate unterwegs, denn in Para hatten wir uns auf der Herfahrt gar nicht aufgehalten – na, und unsere Jungens waren doch keine Mönche, welche die drei bekannten Gelübde abgelegt hatten.

Nun, in Para brauchten sie auch unfreiwillig kein Mönchsleben zu führen. Para ist eine Stadt mit 70 000 Einwohnern und wie alle diese südamerikanischen Städte, mögen sie auch bis über die Ohren verschuldet sein, mit einem Komfort und Luxus ausgestattet, wovon manche europäische Residenzstadt nichts weiß.

Also unsere Jungens amüsierten sich.

Ja, sie sollten sich auch nach Herzenslust amüsieren.

Da war doch unsere Patronin nicht so.

Wenn einer um zehn Dollars Vorschuß bat, dann sagte sie, damit könne er sich in so einer großen Stadt doch unmöglich amüsieren – und gab ihm dreißig.

Doch sie betrug sich ganz anständig. Vor allen Dingen meine ich, daß die übliche Sauferei ganz fortfiel. Das hing eben alles mit unserem Sport zusammen, womit ich aber nicht noch einmal anfangen will.

Nur zwei Leute hauten einmal mächtig überein Strang.

Daß der eine von diesen beiden Oskar, der Segelmacher war, das war ja nicht weiter verwunderlich.

Daß aber der zweite von ihnen August der Starke hieß, das hätten wir nicht erwartet. Der ehemalige Bäckerjunge war sonst ein so solider Mann geworden, hielt sogar sein Geld zusammen, sparte für die Zukunft! Und hier in Para betrug er sich so – saumäßig, daß ihn die Polizei einsperren mußte! Aber freilich war Oskar der Verführer gewesen, das mag als Entschuldigung gelten.

Ich will die Geschichte erzählen, als ob ich dabei gewesen wäre.

Am Abend des zweiten Tages gehen bis auf die unumgänglich notwendige Wache alle Mann an Land.

Nach und nach verlieren sie sich in der weitläufig gebauten Stadt, Oskar und August bleiben zusammen, wenn sie auch keine intimere Freundschaft geschlossen hatten. Kameradschaft selbstverständlich. Oskar hat sich

drei Monate Heuer auszahlen lassen, hat also rund hundert Dollars in der Tasche, der Bootsmann trägt sein ganzes Ersparnes in verschiedenem Papiergeld bei sich, wieviel weiß ich nicht. Dem brennt aber das Geld nicht so furchtbar in der Tasche, wie dem Segelmacher aus Köln.

»Na, Bootsens, was machen wir denn nun? Halt, dort stehen Reitesel! Reiten wir einmal!«

»Ach, was soll ich reiten! Mich trägt doch nicht so ein Tierchen.«

Aber Oskar geht hin, August begleitet ihn.

Die Esel sind aber gar nicht zu vermieten, sondern nur zu verkaufen.

»Was kostet der hier?«

»Zehn Dollars.«

Schön, Oskar greift in die Tasche und wirft dem Manne zehn Dollars an den Kopf, das Eselchen gehört also ihm.

»Nun kauft Euch nur auch einen, Bootsens.«

»Dummes Zeug! Der hat doch überhaupt gar keinen Sattel und keinen Zügel.«

»Hat er nicht? Nee, faktisch, nur einen Strick um den Hals! Wißt, Bootsens, dann lassen wir die Esel auf uns reiten, nehmen sie auf den Rücken, was?!«

August will nicht mitmachen, und Oskar bekommt den seinen nicht auf den Rücken oder kann ihn nicht tragen, was doch nicht so einfach ist.

»Das könnt Ihr auch nicht, Bootsens.«

»Was, ich könnte nicht so ein Eselchen tragen?« fällt August richtig sofort darauf ein, nimmt den Esel auf den Buckel und trägt ihn davon.

Aber nicht weiter als bis zur nächsten Kneipe. Nun nimmt Oskar aber seinen Esel auch mit hinein ins Gastzimmer. Es ist zugleich ein Cafe.

»Aber, meine Herren, das geht doch nicht!«

»Was geht nicht? Mein Esel hat Durst. Wenn er bezahlt? Eine Flasche Wein mit drei Gläsern. Kuchen her! Schlagsahne! Das ist nämlich eine Dame, die liebt so was.«

Nun es aber einmal so weit ist, der Esel als voller Gast gelten soll, wird er auch auf ein Sofa gesetzt, hüben und drüben setzen sich Oskar und August, halten ihn unter den Vorderbeinen fest, brauchen sich aber gar nicht so anzustrengen, das Eselchen hält ganz still, frißt mit Wohlbehagen den vorgesetzten Kuchen und schleckert Schlagsahne.

»Hört, Bootsen, haltet ihn mal allein, ich habe eine Idee, komme gleich wieder.«

Oskar kommt denn auch schnell zurück, hat ein Damenkleid gekauft, ein hochelegantes Kostüm für fünfzehn Dollars und einen mächtigen Federhut, hat auch den Schleier nicht vergessen.

Also das Eselchen wird als Dame kostümiert. Die muß jetzt aber doch erst recht Torte und Schlagsahne bekommen. Und ihre beiden Kavaliere trinken eine Flasche Wein nach der anderen und probieren außerdem alle Liköre durch.

Und jetzt ziehen die beiden weiter, immer aus einem Cafe ins andere, zwischen sich unter den Vorderbeinen

oder vielmehr unter den Armen den als Dame kostümierten Esel.

Die ganze Straße brüllt und läuft mit, auch das gemiedenste Cafe füllt sich im Nu, alles will doch sehen, wie die beiden Rivalen auf dem Sofa mit der langgeschnäuzten Dame poussieren, wie sie ihr Torte ins Maul schieben und ihr Schlagsahne hineinhauen.

Zuletzt aber werden sie dieser Sache doch überdrüssig, sie versetzen ihre Dame. Wo sie den Esel samt Kostüm und Hut eigentlich gelassen hatten, das wußten sie später gar nicht mehr.

An dieser Umwälzung in der Situation war besonders auch eine Unterhaltung und eine sehr nützliche Beschäftigung schuld, welche die beiden vornahmen.

In die kleine Kneipe waren zwei Maurer mit ihrem Handwerkszeug gekommen.

»Ich kann auch mäuern!« sagt Oskar. »Ich bin einmal in Philadelphia ausgekniffen, da habe ich drei Wochen an Land gemäuert.«

»Und ich fünf Wochen in Adelaide!« sagt August.

»Ach nee!! Ihr auch? Ich habe aber nicht etwa nur Steine getragen. Ich habe geputzt.«

»Geputzt? Ich habe auch geputzt!«

»Wände mit Kalk abgeputzt, meine ich.«

»Jawohl, ich auch.«

»Hört mal, Bootsmann, Ihr wollt mich doch nicht etwa veralbern?«

»Nenee, 's ist so, das ist eben ein merkwürdiges Zusammentreffen.«

»Na, das müßtet Ihr mir doch erst einmal vormachen.«

»Sofort, wenn ich nur etwas hätte –«

»Die Kerls dort haben ja Kellen.«

»Ja, aber wo nehmen wir den Kalk her?«

»Kalk? Nu – nu – dort auf dem Büfett steht Kartoffelsalat –«

Jawohl, auf dem Büfett stand eine mächtige Schüssel mit frischgemachtem Kartoffelsalat, und kurz und gut, meine beiden Kerls, durch Wein und Likör schon in der richtigen Stimmung, nehmen die Maurerkellen und putzen in der Kneipe um die Wette mit Kartoffelsalat die Wände ab! Wer am schnellsten mit seiner Wand fertig ist.

Schön war das ja gerade nicht. Aber – ich hätte mit dabei sein mögen! Wie die beiden mit Kartoffelsalat die Wände abputzten!

Na, dem Kartoffelsalat war es ja auch ganz egal, und es wurde alles bezahlt.

Hiermit aber waren die beiden in dieser Kneipe noch nicht fertig.

Sie waren wieder in Unterhaltung gekommen. Übers Geschützexerzieren. August hatte bei der Matrosen-Artillerie gedient, Oskar bei der Matrosen-Division und wenn auch bei beiden ganz gleich am Geschütz exerziert wird, so waren die zwei doch über das »Kanonen los!« in Meinungsverschiedenheiten gekommen.

»Nein, das Geschütz wird erst ausgerannt!«

»Nein, erst werden die Tailen gespannt!«

»Aber, Junge – das ist doch so einfach – wenn ich Dir's nur einmal vormachen könnte – wenn wir nur so was wie ein Geschütz hier hätten –«

Und suchend blickten sich die beiden um.

Jawohl, so etwas Ähnliches wie ein Geschütz war im Gastzimmer vorhanden.

Wenn auch nicht gerade zum Schießen bestimmt.

Ein Klavier! Ein Piano, auch Pianoforte genannt.

Und jetzt fingen die beiden an, mit dem Pianoforte »Kanonen los!« zu machen, spannten es an Seilen, fuhrwerkten mit dem Klavier immer in der Gaststube hin und her!

Na, die Hauptsache war, daß sie durch diese praktische Demonstration ihre Meinungsverschiedenheit beseitigten. Sie hatten beide dasselbe gemeint, sich nur falsch ausgedrückt.

Ja, nun gerieten sie aber wieder über das Abreißen in Differenzen. Die Stellung, welche Nummer eins beim Abfeuern, beim Abreißen der Zündschnur, annimmt.

Oskar machte es vor, August machte es vor, aber etwas anders. Eine großartige Stellung, die man dabei einnehmen mußte! Bücken durfte man sich dabei nicht, wenn man visierte, sondern man mußte in die Kniebeuge gehen, aber nur mit dem rechten Beine, das linke streckte man weit, weit aus. Aber da jucken einem manchmal die Kniekehlen!

Diesmal wollten sich die beiden doch nicht so leicht einig werden.

Jetzt machte es wieder einmal August vor.

»Nein, so stellt sich Nummer eins hin!«

Und der Fleischkoloß nahm die entsprechende Stellung ein, rechts tief in die Kniebeuge, das linke Wurstbein weit von sich gestreckt, und jetzt griff er über die Reißleine.

»Feuer!!«

Pardauz! ging es da, und aus dem Klavier schlug eine mächtige Feuergarbe empor, der Deckel klatschte oben gegen die Decke, und dann war alles in Pulverqualm gehüllt!

Oskar war nämlich einmal draußen gewesen, war schnell über die Straße zu einem Waffenhändler gelaufen – in jenen Gegenden hat alles bis Mitternacht auf – hatte ein Pfund Schießpulver gekauft und eine Zündpille zum Abreißen, hatte das heimlich ins Klavier praktiziert und alles arrangiert.

August denkt, er hat eine gewöhnliche Leine in der Hand, reißt vorschriftsmäßig ab – da explodiert dort drin in dem Klavier das Pfund Pulver, der ganze Oberteil des Pianofortes kracht gegen die Decke!

Als ich das dann später von meinem Augenzeugen habe erzählen hören – habe ich mich gekugelt!

Ein norwegischer Steuermann war dabei gewesen, ein ganz phlegmatischer Mensch – aber auch der konnte vor Lachen kaum erzählen.

Besonders wie der dicke August dastand, in der vor-schriftsmäßigen Stellung, wie der abriß, wie das harmlose Klavier plötzlich schoß, wie August das Maul aufsperrte und nach der Decke blickte, und dann wieder nach dem schießenden Klavier.

Es war ja freilich ein derber Spaß gewesen!

Aber von Matrosen kann man doch auch keine zarten Pfänderspiele verlangen.

Und die Hauptsache war, daß alles gut abgelaufen. Das hatte Oskar überhaupt schon gewußt, daß gar nicht viel passieren konnte. Das einfache Jagdpulver konnte nur nach oben explodieren, den Klavierdeckel heraushauen, ihn nach oben schleudern, weiter nichts.

Als Konzertinstrument war das Klavier freilich nicht mehr zu gebrauchen, wenn es auch noch Töne von sich gab, wie Oskar sofort durch Spielen des Dessauer mit anschließenden Walzer konstatierte.

»Herrlich, herrlich! Na endlich habe ich einmal ein Klavier gefunden, das mich befriedigt! Herr Wirt, was kostet dieses entzückende Instrument?«

Sechzig Dollars wurden dafür verlangt.

Aber die wollte Oskar nicht bezahlen.

Einfach deshalb nicht, weil er die gar nicht mehr hatte.

Aber da griff schon August in die Tasche.

»Das Klavier mußt Du überhaupt bezahlen!« wurde Oskar jetzt auch noch unverschämt. »Ich habe doch gar nicht geschossen, Du hast doch abgefeuert!«

Na, August bezahlte doch überhaupt mit Vergnügen. Bei dem wurde das Geld jetzt doch auch immer lockerer in der Tasche.

Jetzt aber gehörte das Klavier natürlich ihnen. Sie nagelten und banden es wieder zusammen, durch das Binden kamen sie auf Bandagen, sie machten dem kranken Klavier mit nassen Bettüchern Umschläge, legten Eiskompressen auf, gaben auch innerlich verschiedene Einflößungen.

Zuletzt nahm August das kranke Kanonenklavier auf den Rücken, das heißt nur, um weiter aus einer Kneipe in die andere zu ziehen und musikalische und ärztliche Vorstellungen zu geben, wozu dann auch noch eine Klistierspritze kam, durch deren eifrige Benutzung das Instrument ja nicht eben wohltönender wurde; denn so krank es auch sein mochte, erhalten mußte es unter Oskars Fäusten noch immer tüchtig. Es war auch schnell eine Einrichtung ersonnen worden, daß Oskar auch unterwegs spielen konnte, während August es auf dem Rücken trug.

So zogen die beiden armen fahrenden Musikanten mit ihrem im Sterben liegenden, auf dem letzten Loche pfeifenden Pianoforte noch stundenlang in dem nächtlichen Para herum, bis sie kein Restaurant und kein Cafe mehr offen fanden. Das heißt, sie mußten doch erst suchen, ob sie wirklich keines mehr offen fanden.

So kamen sie in das alte Viertel von Legut, wo bei den letzten Häusern und Hütten gleich der Urwald beginnt.

Man kommt in Para aus den Straßen wahrhaftig direkt in den Urwald.

Da sahen sie vor einem Tore eine rote Laterne brennen.

»Dort ist noch etwas offen!« jauchzte August, und Oskar intonierte auf seinem Rücken eine Jubelouvertüre.

Das Tor ließ sich öffnen, sie kamen in einen Hof, sahen wieder vor einer Tür eine Laterne brennen, die in einen geräumigen Stall führte, und in diesem Stalle stand ein großer Elefant, mit einem Fuße angekettet.

Man hat schon öfters versucht, in den tropischen Gegenden Amerikas den Elefanten, besonders den indischen, als Arbeits- und Reittier einzuführen. Es ist gar keine schlechte Spekulation. Der Elefant leistet dasselbe wie zehn Pferde, seine Unterhaltung kostet dort ja gar nichts, er geht auch zur Fortpflanzung. Die faulen Südamerikaner haben das nur noch nicht energisch betrieben, nach jeder schlechten Erfahrung, die doch erst gemacht werden muß, geben sie den Versuch immer gleich wieder auf. Die Engländer haben in Australien das nützliche Kameel schon vollkommen eingeführt

Ein Mensch war nicht zu sehen.

»Das ist ein Reitelefant,« sagte August, »ich weiß, wie man so einen reitet. Du, Oskar, wollen wir mal einen Spazierritt machen?«

Na und ob Oskar wollte!

Also dem Elefanten, der sich alles willig gefallen ließ, die nur mit einem Karabinerhaken befestigte Kette abgenommen und ihn hinausgeführt, und an seiner Stelle – das war eigentlich der beste Witz dabei – wurde vor der

Krippe das kranke Klavier hingestellt, die Kette um einen Fuß geschlungen.

Willig hob der Elefant das Bein, um die Reiter aufsteigen zu lassen, August, der auch einen regelrechten Hakenstock gefunden hatte, als erster hinauf, der übernahm die Leitung, hinter ihm saß Oskar, und hinaus ging es.

Als zehn Minuten später der neue Tag aufflammte, befanden sich die Elefantenreiter schon auf der Landstraße nach Tahira, mitten im Urwald.

Aber die beiden, die dem Alkohol ja tüchtig zugesprochen hatten, zuletzt auch dem höllischen Absinth, waren auf dem Rücken des Elefanten bereits eingeschlafen.

Mit einem Male bekam August einen Stoß gegen den Bauch, er klammerte sich an etwas fest, ebenso aber klammerte sich auch etwas auf seinem Rücken fest.

Wie die beiden wieder zur Besinnung kamen, sahen sie dort schon in einiger Entfernung den Elefanten traben, August klebte an einem Baumast, der sich über den Weg reckte, er war von dem Elefanten abgestrichen worden, und auf seinem Rücken klammerte sich Oskar fest, drei Meter über dem Erdboden.

So klebten die beiden dort oben noch wie die Laubfrösche im Wonnemonat zusammen, als sie hinter sich Menschen schreien hörten. Polizisten und andere Männer kamen angerannt.

Die einen fingen den Elefanten wieder ein, die anderen hatten es auf die beiden dort oben abgesehen, die sich jetzt auf dem Aste häuslich einrichteten.

»Herunter da mit Euch!«

»Nee. Weshalb denn? Uns gefällt es hier oben ganz gut.«

»Ihr habt den Elefanten gestohlen!«

»Paß, up, wenn Du das noch einmal sagst, fall ich Dir auf den Kopf, und Du bist eine tote Leiche! Wir den Elefanten gestohlen? Wir haben doch unser kostbares Klavier dafür angebunden.«

Aber der Humor hielt nicht lange an. Der höllische Absinth machte sich erst jetzt richtig bemerkbar. Oskar wollte nur schlafen, nichts weiter, und August bekam einen moralischen Jammer.

»Wenn ich mich gegen das Gesetz vergangen habe, so will ich auch dafür sühnen, ich verlange die volle Strenge der Gerechtigkeit.«

So deklamierte er, nachdem er sich schon ebenso wie Oskar hatte herabfallen lassen. Sie wurden nach der Stadt zurückgeführt, auf beiden Seiten Polizisten. Viel anhaben konnte man ihnen ja nicht – jetzt nicht! Das heißt, so ohne weiteres durften diese Matrosen, deren Schiff unter einer fremden Flagge im Hafen lag, nicht eingesperrt werden. Dazu mußte erst ein Verhaftungsbefehl vorliegen, oder sie hätten sinnlos betrunken oder sich obstinat benehmen müssen; sonst, wenn sie sich legiti mierten, konnten sie nur an Bord des Schiffes gebracht werden, das Weitere erfolgte dann später. Und wenn das Schiff den Hafen verließ konnte nur der Staatsanwalt sie zurückbehalten.

Die Sache aber war eben die, daß Oskar bereits im Gehen schlief, und daß August in seinem moralischen Jammer, überhaupt gar nicht richtig bei Besinnung, durchaus ins Gefängnis wollte, um »seine Schuld zu sühnen«.

Gut, seinen Willen konnte er haben. Die beiden kamen in das alte Gefängnis von Legut, eine elende, einstöckige Baracke, als Arresthaus dienend. Es ist übrigens gar nicht weit vom eigentlichen Hafen von Para entfernt, wir konnten die Baracke von unserem Schiffe aus sehen.

Die beiden wurden isoliert, jeder kam in eine Zelle im unteren Stockwerk, auch August fiel auf der Pritsche jetzt sofort in tiefen Schlaf. Daß die beiden jetzt nicht vernommen werden konnten, das hatte man ihnen doch gleich angemerkt, und überhaupt wußte man ja auf der Polizei schon alles, was die beiden Kerls während der ganzen Nacht für Unfug getrieben hatten, aber schließlich doch ganz, harmlos, die Polizei hatte nicht einzuschreiten brauchen. Schon ging nach unserem Schiffe eine Meldung ab.

Man kann nicht eben sagen, daß sich unser zweiter Bootsmann am Schlusse besonders heldenhaft benommen hatte. Das sollte aber anders werden, sobald er aus seinem todesähnlichen Schlafe erwachte.

Das geschah bereits nach einer Stunde, als wir eben erst die Meldung bekommen hatten.

Erstaunt blickte er sich in der Zelle um. Wo er sich befand, das mußte er doch gleich erkennen.

»Wuoat?! Eingesperrt hat man mich? Ohne meine Erlaubnis?! Mich, August den Starken, Bootsmann von der »Argos«?! I drrr Deiwel noch einmal –«

Und August nahm einen Anlauf gegen die Tür, brach durch die Tür, brach mit demselben Anlauf gleich noch durch eine zweite Tür – und da befand er sich auch schon im Freien. Allerdings erst in einem ummauerten Hofe. Aber gerade war das Tor geöffnet, um einen Wagen durchzulassen, und August sah unser, sah sein Schiff liegen.

Aber da spazierte im Hofe auch eine Schildwache herum, ein Soldat mit Gewehr, der wußte doch gleich, was passiert war, es wurde doch auch schon geschrien – also der sprang mit gefällttem Gewehr, Bajonett aufgepflanzt, an den Flüchtling zu.

Aber bei unserem August kam er da gerade an den Unrechten. Der nahm den brasilianischen Soldaten samt Gewehr mit aufgepflanzttem Bajonett ganz einfach unterm Arm und setzte seinen Weg fort, freilich im Laufschrift, rannte durch das Tor und nach dem Hafen, auf sein Schiff zu.

Wir hatten den polizeilichen Bericht unterdessen schon bekommen, ich wollte mich gerade auf den Weg machen, um die beiden Vagabunden erst, einmal wieder auf freien Fuß zu bringen – kommt da unser August angerannt, die brasilianische Schildwache in voller Waffenausrüstung unterm Arm!

Nun war die Sache ja erst gut!

Na, vor allen Dingen bekam der Soldat, der noch gar nicht recht wußte, was mit ihm eigentlich los war, ein opulentes Frühstück vorgesetzt, dann ließ, ich mir von August berichten, er konnte die Polizeimeldung nur bestätigen, daß bis auf die Entführung des Elefanten sonst gar nichts weiter vorgekommen war, und ich machte mich sofort auf den Weg nach der Polizeizentrale, um dort erst einmal den höchsten Polizeigewaltigen zu sprechen, um dort auch die Adresse des Elefantenbesizers zu erfahren, damit dieser womöglich keine Meldung machte.

Der Polizeihauptmann, der gerade Dienst hatte, war ein höchst netter Mensch, und ein ebenso netter Mensch, konnte er mir versichern, sei der Elefantenbesitzer, ein Inder, ein reicher Kaufmann, der sich in Para als Kautschukhändler niedergelassen hatte.

»Sie werden sich mit diesem Herrn schon auseinandersetzen können, und dann ist alles in Ordnung. Der Bootsmann hat die Tat ganz einfach im Traumzustand begangen. Wenn der Inder nur keine Meldung macht. Fragen Sie doch gleich telephonisch an, ob er schon zu sprechen ist.«

Ich wurde mit ihm verbunden, der Inder selbst kam ans Telephon, ich stellte mich als Kargo-Kapitän der »Argos« vor, ob ich ihm meine Aufwartung machen dürfe.

In welcher Angelegenheit, wenn ich fragen darf?«

»Ihnen ist heute früh von zweien unserer Leute ein Reitelefant entführt worden –«

Ich brauchte nicht weiter zu sprechen, er wußte schon alles. Und dann kam der echte buddhistische Inder zum Vorschein, dem Toleranz und immergewährte Verzeihung die höchste Tugend ist, durch welche Sanftmut diese jetzt scheinbar so geknechteten Inder schließlich doch noch einmal das ganze Erdreich besitzen werden.

»O nein, ich habe noch keine Meldung gemacht und werde es auch nicht tun. Es ist ja überhaupt ganz meine Schuld, weil ich Wächter angestellt hatte, von deren Zuverlässigkeit ich mich vorher nicht genügend überzeugt habe. Es ist alles in Ordnung. Bitte sehr!«

Mehr konnte man wahrhaftig nicht verlangen! Ich will gleich im voraus erwähnen, daß auch der Fall mit der entführten Schildwache einfach mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt wurde. Wir waren ja auch in Brasilien, wo noch eine ganz andere als eine portugiesische Wirtschaft herrscht, und diese Beamten wußten doch, wen sie vor sich hatten, und unsere Patronin ließ sich da doch nicht lumpen, die griff dann noch tief in den Beutel, um der ganzen Polizei von Para und einer Abteilung Soldaten einen Festtag zu machen.

So waren die beiden Vagabunden noch mit einem blauen Auge oder sogar gänzlich unbeschädigt aus dieser Affäre herausgekommen.

Eine Stunde später erschien auch Oskar an Bord, so lange hatte man gebraucht, um ihn wach zu bekommen, und er legte sich gleich wieder schlafen, mit dem besten Gewissen der Welt.

Nicht so einfach faßte August die Sache auf, auch nicht, als wir schon im Vertrauen den Bescheid erhalten hatten, daß absolut nichts nachkommen würde.

Während er mit verdoppeltem Eifer seiner Arbeit nachging, machte er nicht gerade ein niedergeschlagenes Gesicht – das hätte einem Bootsmanne doch gar nicht gestanden – aber doch ein recht finsternes, und es war auch schon auffallend, wie furchtbar er beim Deckwaschen mit dem Schlauche herumwürgte – und dann beobachtete ich ihn zufällig durch die offene Tür, wie er sich in seiner Kammer rasierte.

Er stand vor dem Spiegel, betrachtete sein Gesicht, das ihm grimmig entgegenblickte, und dann erscholl in seiner Kehle ein unbeschreiblicher Ton, kräftig spuckte er in den Spiegel, also in sein eigenes Antlitz.

»Sauhacksch!!«

Mehr sah und hörte ich nicht, ich machte schnell, daß ich weiter kam.

Ebenso dachte auch Klothilde über die beiden Übeltäter, sagte es ihnen dann auch – freilich mit einem Nachsatze.

»Kinders, Kinders,« sagte sie kopfschüttelnd, »geniert Ihr Euch denn nur gar nicht, Euch so in einem fremden Hafen zu betragen?! Das ist doch skandalös! Ich wollte ja gar nichts dagegen sagen, wenn Ihr mich wenigstens mitgenommen hättet, da hätte ich Euch noch etwas ganz anderes vorgemacht –«

Na, Klothilde sollte uns auch noch genug vormachen.

Hinzufügen will ich noch, daß der Inder uns dann auch noch das bandagierte Klavier zuschickte. Wir machten einen Karnickelstall daraus, wegen der Anakonda, die doch immer ab und zu einiger lebendigen Nahrung bedurfte.



Am anderen Morgen stellte uns Kapitän Martin einen ihm gutbekannten Diamantenhändler vor.

Man muß in Brasilien einfach deshalb sehr vorsichtig mit Diamanten sein, weil die ganze Diamantensucherei, und was damit zusammenhängt, ein Regal der Regierung ist, man hat eigentlich gar nicht das Recht, einen besitzlosen Diamanten, den man findet, aufzuheben, man muß den Fund anzeigen, erhält nur eine Prämie. Man muß sich eigentlich über den rechtmäßigen Erwerb auch des kleinsten Diamanten am Fingerringe ausweisen können, und so kann man sich denken, in was für Verlegenheiten man wegen solch eines Monstrums kommen kann.

Auf die Verschwiegenheit des Mynherrn van Hoolen durften wir uns verlassen, so hatte uns Kapitän Martin versichert, ehe er ihn an Bord brachte und die Patronin ihren Schatz aus dem Panzerschranke hervorholte.

Der alte Holländer verzog keine Miene in seinem gelben Ledergesicht, als er das funkelnde Taubenei mit dem breiten Goldring nahm und es von allen Seiten betrachtete. Auch er hielt den Diamanten an die Zunge, dann aufmerksam die befeuchtete Stelle besehend.

»Ja,« sagte er dann, »ein phönizischer Diamant, wie ich ihn von solcher Größe und solcher Schönheit noch nie gesehen habe.«

Wir atmeten erleichtert auf. Wenn so etwas dieser alte, gewiefte Diamantenhändler sagte, dann war es ja gut!

»Ein phönizischer Diamant?« wiederholten wir dann natürlich erst.

»Ein phönizischer Diamant!« bestätigte jener. »Ist er Ihnen feil, Frau Patronin?«

»Was ist er wohl wert?« flüsterte die ganz erregt.

»Nun, fünfhundert Dollars würde ich Ihnen sofort zahlen.«

Natürlich glaubten wir nicht recht gehört zu haben.

»Fünf – – hundert – – Dollars?!«

»Fünfhundert Dollars. Das ist aber schon ein Liebhaberpreis. Mehr zahlt Ihnen kein anderer Mensch für das Ding. Ich kenne einen Herrn, der phönizische Diamanten aus Liebhaberei sammelt. Ich glaube, daßch bei dem noch ein kleines Geschäft damit machen werde, sonst zahlt Ihnen niemand fünfhundert Dollars dafür.«

Jetzt mußten wir wohl unseren Ohren trauen, aber man kann sich denken, wie wir aus allen Wolken gefallen waren.

»Ja – um Gottes willen – ein phönizischer Diamant – was ist denn das nur?!«

»Das wissen Sie nicht? Ja, sie sind selten, das stimmt, können wohl gar nicht mehr gemacht werden, das Geheimnis der Herstellung scheint auch in Indien verloren

gegangen zu sein, aber es ist und bleibt doch nichts weiter als wertloses Glas –«

»Glas?! Dieser Diamant schneidet aber doch selbst das stärkste Glas wie Butter?!«

»Stimmt. Das ist eben das Geheimnis der Herstellung dieses Glases. In Indien weiß man oder wußte man dem Glasflusse einen besonderen Zusatz zu geben, der das Glas dann so diamanthart machte. Weil die Phönizier doch das Glas erfunden haben sollen, hat man diese Imitationen phönizische Diamanten genannt. Es ist noch nicht gelungen, das Geheimnis zu ergründen. Wertvoll sind ja diese Dinger, das stimmt. Fünfhundert Dollars sind aber auch ein recht hoher Preis für so eine Glasimitation. Sie haben dieses Ding für einen echten Diamanten gehalten? Haben Sie denn nicht gleich die Wasserprobe gemacht?«

»Wasserprobe?«

Der Holländer verlangte eine Schüssel mit Wasser, nahm aus einem Lederbeutelchen einen erbsengroßen Diamanten und warf ihn hinein.

»Das ist ein Diamant. Der bleibt auch unter Wasser ein Diamant, wenn er natürlich auch nicht dasselbe Feuer hat. Ich nehme ihn heraus – sofort brilliert er wieder, ich brauche ihn nicht erst abzutrocknen. Jetzt lege ich den Phönizier ins Wasser –«

Da war er eine glanzlose Glaskugel mit abgeschliffenen Flächen! Und diese Glanzlosigkeit blieb auch nach dem Herausnehmen, die Flächen mußten sorgfältig abgerieben werden, ehe das Funkeln wieder begann.

Wie uns zumute war, läßt sich denken, nicht beschreiben.

»Ich versichere Ihnen auf Ehrenwort, daß fünfhundert Dollars der höchste Preis ist, den ich zahlen kann. Überhaupt ist mir gar nicht so viel daran gelegen, das Ding zu kaufen, es ist ein großes Risiko, vielleicht werde ich es nicht für denselben Preis wieder los.«

»Aber erlauben Sie,« nahm ich das Wort, »da ist doch schon der breite, dicke Goldreif, eine ganze Platte, dieses Gold muß doch schon allein –«

»Gold? Das ist kein Gold.«

»Was?!«

»Das merke ich sofort an der Schwere. Das habe ich überhaupt gleich in den Fingerspitzen. Das ist – erlauben Sie einmal, daß ich etwas mit dem Federmesser ritze?«

Er tat es.

»Natürlich – das ist nur eine Bleischeibe – ganz schwach vergoldet. Jawohl, das Vergolden des Bleis, das ist auch so etwas Indisches.«

Mynherr van Hoolen war gegangen, ohne sein Angebot erneuert zu haben.

Wir drei blickten uns noch immer an.

»Nun schlägt's aber dreizehn,« sagte Kapitän Martin endlich, »so ein spanischer Schuft!«

Da Kapitän Martin dies gesagt hatte, brauchten wir beiden anderen, die Patronin und ich, kein Wort mehr hinzuzufügen; wenn wir klug waren.

Ja, was sollten wir denn tun? Diesen Spaniolen nun etwa suchen? Unsere Ansprüche auf die Chinarinde jetzt noch geltend machen?

Bah, es hatte gar keinen Zweck, über so etwas noch zu sprechen. Wir hatten sieben herrliche Wochen auf der Sandbank im brasilianischen Urwald verlebt, hiermit konnten wir zufrieden sein, diese Fahrt war also doch nicht so ganz zwecklos gewesen.

Helene tat das Klügste, was jemand jetzt tun konnte – indem sie nämlich in ein herzliches Lachen ausbrach, an dem auch nicht etwa was Erkünsteltes war.

»Hahahaha, das ist ja köstlich, hat uns dieser spanische Prospektador mit einem Glasdiamanten angeschmiert! Nein, den verkaufe ich jetzt auch nicht mehr für tausend oder zehntausend Dollars, der soll mir eine liebe Erinnerung sein!«

## 28. KAPITEL. WIR LASSEN UNS CHARTERN!

So lachte Helene noch, und wir anderen beiden lachten jetzt auch mit, als der als Ordonnanz gehende Matrose eintrat und ein Briefchen für die Patronin brachte.

»Es ist ein Herr, der Sie durchaus sprechen will, wie noch viele andere, und als wir ihn nicht über das Laufbrett ließen, hat er schnell eine Karte geschrieben.«

Die Patronin erbrach das Kuvert und nahm eine Visitenkarte heraus.

Reginald J. Carlisle, St. Louis. Möchte Ihr Schiff chartern. Zu den annehmbarsten

Bedingungen. Stelle volle Sicherheit. Bitte um Empfang.

So hatte Helene vorgelesen. Die Worte waren mit Bleistift gekritzelt.

»Unser Schiff chartern? Das ist wieder so ein Unternehmer, der mit uns Geschäfte machen will. Wie sieht er aus, Franz?«

»Nee, der sieht gar nicht wie so'n Manager aus!« entgegnete der Matrose.

»Sondern?«

»Gerade wie'n Geisterkieker.«

»Geisterkieker?!« lachte die Patronin

»Ja, gerade wie'n Geisterkieker.«

»Na da wollen wir mal den Geisterkieker empfangen. Ich bin gerade in der Stimmung. Vielleicht bringt er uns als Sicherheit gleich ein paar phönizische Diamanten aus dem Geisterreiche mit.«

Zwei Minuten später trat der »Geisterkieker« ein. Ja, Franz hatte ganz recht gehabt, so sah er auch aus. »Abgezehrte, blasse Mienen, die den Tod zu rufen schienen!« wie Wilhelm Busch singt.

Doch ich will ihn anders und näher beschreiben, den Mann, der einer der Unsrigen werden sollte, wenigstens so halb und halb.

Es war ein noch junger, schlanker, wohlgebauter Mann, das blasse, bartlose Gesicht durch und durch vergeistigt, etwas Schwermütiges darin – »wie das Leiden Christi!« sagte einmal sehr richtig ein Matrose – blaue,

ganz verträumte Augen, noch viel, viel Verträumter als die unseres Hämmerlein, und nun noch dazu die blonden Haare bis auf die Schultern fallend.

Bekleidet war er mit einem weißen Tropenanzug, statt der Uhrkette trug er um den Hals eine einfache schwarze Schnur, die im schwarzen Schärpengürtel endete, ganz einfache schwarze Lederstiefeln, das heißt ohne Kappen und dergleichen, aber dennoch das feinste Schuhzeug, und da er doch sicher ein Nordamerikaner, ein Yankee war, so war sehr bemerkenswert, daß er keinen Diamantring trug; denn in Nordamerika muß jedes Dienstmädchen ihren Diamantring haben, in Amerika, fängt der Mensch überhaupt erst mit dem Diamantring an, ein wirklicher Mensch zu sein. Der hier trug gar keinen Ring, hatte dafür wunderbar schöne Hände, wirklich auffallend schöne Hände, die Fingernägel peinlich gepflegt. Es fiel auf.

Ein einfacher Mann! Nicht nur ein einfacher Gentleman. Machte einen ungemein sympathischen Eindruck. Den hätten wir sofort empfangen, wir brauchten ihn nur zu sehen.

»Carlisle!« stellte er sich vor, in der Hand den waschlappigen Panama, den ich für so einen für tausend Dollars hielt. Wenn ich auch sonst nichts von Panamahüten verstand. Wenn aber der einen trug, dann hatte der auch einen wirklichen Panama, aus einem einzigen Palmenblatte, das an sich schon eine Kostbarkeit ist, innerhalb von vier Wochen nur des Nachts im Keller geflochten, der Boden unter Wasser stehend.

Die Patronin stellte uns vor.

»Bitte nehmen Sie Platz. Herr Kapitän Martin spricht für mich.«

Wir hatten uns gesetzt, der Herr steckte seinen Hut in die Rocktasche.

»Sie wollen uns mennidschen?« begann der Wortführer sofort.

Der uns managen? Als Theaterdirektor? Als Impresario? Nee, da bewies Kapitän Martin keine besondere Menschenkenntnis, wenn er dem so was zutraute. Eben-  
sogut hätte ich mich als Lucinde von der Heilsarmee geeignet.

»Ich möchte dieses Schiff chartern.«

Chartern ist in der Seemannssprache ganz einfach mieten. Aber ein Schiff mieten oder pachten, das könnte ich niemals aussprechen.

»Chartern. So. Hm. Well. Wozu?«

»Gestatten Sie, daß ich Ihnen erst mitteile, wie ich hierher komme.«

»Well, bitte.«

»Schon vor einem Vierteljahre hörte ich in Neuyork von Ihren Triumphen in Kapstadt. Ich las die Berichte wohl mit großem Interesse, dachte mir aber nichts weiter dabei. Dann hörte ich von Ihren Vorstellungen und Ihrem Siege im Wettrudern in Rio. Und da hatte ich plötzlich – plötzlich – eine – eine – Offenbarung.«

Das heißt, ohne jede Verlegenheit hatte er es gesagt. Er hatte nur den richtigen Ausdruck nicht gleich finden

können. Von Schüchternheit war bei dem nichts zu merken. Ein vollendeter Weltmann, trotz der durchgeistigten Züge und der verträumten Augen.

»Was für eine Offenbarung?«

»Daß ich mich an Bord dieses Schiffes begeben soll. Sofort führte ich meinen Entschluß aus. Ich erfuhr, daß Sie von Rio nach Para gegangen waren. Ich sofort nach Para. Die »Argos« war schon den Amazonenstrom hinaufgefahren. Ich trat mit Manaos in telegraphische Verbindung. Nach Manaos kamen Sie nicht. So habe ich Sie hier in Para zurückerwartet. Fast sieht es aus, als ob ich Sie leicht hätte verpassen können; denn ich hatte einen Abstecher ins Innere gemacht. Aber ich war meiner Sache sicher, und – ich habe Sie ja nun auch noch angetroffen.«

Es war etwas undeutlich, was der da berichtete.

»Well, und Sie wollen unser Schiff chartern?!« blieb Kapitän Martin bei der Sache.

»Ja.«

»Wozu?«

»Um – das läßt sich nun freilich schwer erklären –«

»Zu kriegerischen Unternehmungen?«

War denn unser Kapitän heute ganz verrückt geworden? Der und kriegerische Unternehmungen! Na ja – ich mußte wieder einmal an die Heilsarmee denken.

Aber im Grunde genommen fragte Kapitän Martin ganz sachlich.

»Ich möchte an Bord dieses Schiffes leben – nichts weiter.«

»So, nichts weiter. Hm. Wozu, muß ich aber da immer wieder fragen?«

»Weil – es ist schwer zu definieren – doch ich glaube, ich bin Personen gegenüber, die mich sofort verstehen werden – weil – wissen Sie, was jeder Mensch im Leben sucht? Jeder Mensch! Weshalb er lebt, weshalb er arbeitet, weshalb er strebt, weshalb er atmet?«

»Um sein Glück zu finden!« sagte diesmal die Patronin.

»Um sein Glück zu finden!« wiederholte Mister Carlisle bedachtsam. »Sie sagen es. Deshalb möchte ich an Bord dieses Schiffes leben.«

Es war bereits eine bedeutsame Unterhaltung geworden, mir auch nicht so ganz unverständlich.

»Kennen Sie uns denn schon näher?« fragte jetzt die Patronin auch weiter.

»Näher? Nein.«

»Haben Sie von uns sonst noch nichts weiter gehört?«

»Nein; nur daß Sie alles, was Sie durch Ihre Vorstellungen einnehmen, den Armen überweisen.«

»Daraus schließen Sie auch sonst auf unseren Charakter?«

»Gewiß. Darf ich das nicht?«

Da hatte er ja auch ganz recht oder auch nicht. Die Patronin war einfach eine sehr reiche Dame, die sich so etwas leisten konnte, wie es ja auch in Wirklichkeit war.

»Sie sprachen doch vorhin von einer Offenbarung!« fuhr sie fort.

»Ja.«

»Gestatten Sie mir eine offene Frage, Mister Carlisle?«

»Bitte, fragen Sie ganz offen, ich werde ebenso offen antworten.«

»Sie sind wohl Okkultist?«

»Ja.«

»Theosoph?«

»Ja.«

Na, so sah er ja auch aus. Was ein Okkultist und ein Theosoph ist, weiß, wohl jeder. So nennen sich die Anhänger einer christlich-buddhistischen Geheimwissenschaft, von der aber die andere Wissenschaft nichts wissen will. Mehr weiß ich davon selber nicht. In Amerika zählen diese Theosophen nach vielen Millionen, und die schlechtesten Menschen sind es nicht, das weiß ich auch. Vielleicht sind es kuriose Käuze, andererseits aber sind unter ihnen die reichsten und praktischsten Geschäftsleute. Dann weiß ich auch noch, daß alle diese Theosophen wohl an den Spiritismus als an eine Tatsache glauben, aber mit solchen Geistererscheinungen absolut nichts zu tun haben wollen! Das ist höchst bemerkenswert!

»Well,« fing da wieder Kapitän Martin an, der sich verdammt wenig um Geister und Theosophen kümmerte, »also Sie wollen unser Schiff chartern, um darauf zu leben. Well, was zahlen Sie?«

So schnell ging es aber doch nicht mit dem Geschäft, da mischte sich erst noch einmal die Patronin ein, und sie hatte auch ganz recht.

»Dazu brauchen Sie doch nicht gleich das ganze Schiff zu chartern!« sagte sie. »Wenn ich Sie nun als meinen Gast einlade?«

Der junge Mann verneigte sich.

»Ich danke Ihnen herzlichst, Frau Patronin. Aber – ich möchte mit dieser Charterung des ganzen Schiffes gleich noch einen anderen Zweck verbinden.«

»Was für einen Zweck, wenn ich fragen darf?«

Das hatte natürlich die Patronin gesagt. Kapitän Martin hätte da nicht erst gefragt, ob er so etwas auch fragen dürfe.

»Ich möchte – etwas ergründen.«

»Was denn ergründen, wenn ich fragen darf?«

»Die Richtigkeit einer Theorie.«

»Wohl einer okkulten Theorie?«

»So ist es.«

»Well, was zahlen Sie dafür?« fing Kapitän Martin wieder an, und daß er sich erst ein frisches Stück Kautabak abgebissen hatte, war ein gutes Zeichen.

»Ja, was kostet dieses Schiff pro Tag?«

»Well, da müssen wir erst wissen, was Sie eigentlich vorhaben. Eine okkulte Theorie ist für uns für mich eine Seifenblase, mit der ich verdammt wenig anzufangen weiß. Well, Mister Carlisle, nun sagen Sie mir, was Sie beabsichtigen. Dann sage ich Ihnen den Charterungspreis pro Tag, pro Woche und pro Monat – oder von Hafen zu Hafen; ohne Verbindlichkeit, daß wir darauf eingehen.«

»Gut, ich fasse mich kurz. Ich werde Ihnen sagen: fahren Sie dahin, fahren Sie dorthin – dann fahren Sie hin

–«

»Nach dem Nordpol – nach dem Südpol. Nee, das ist gar zu kurz und bündig ausgedrückt. Da machen wir nicht mit.«

Der Spott hatte nicht im Tone, aber doch schon in den Worten gelegen. Der junge Mann blieb ungerührt.

»Und doch können Sie auf diese Bedingung eingehen. Indem ich diese Bestimmung immer nur für 24 Stunden gebe. Sie sollen das Recht haben, mir den Kontrakt jeden Tag kündigen zu können. Jeden Mittag, wollen wir sagen. Dann ist der Kontrakt sofort erloschen. Ich aber bin Ihnen auf 14 Tage verpflichtet. Auf 14 Tage sage ich, weil man doch in dieser Zeit mit einem Dampfer von überall aus einen Hafen erreicht. Ich verpflichte mich aber auch gern auf noch viel längere Zeit. Auf einen Monat, auf einige Monate. Ganz wie Sie bestimmen. Sie dagegen sollen ganz frei sein. Sobald Sie mir kündigen, ist der Kontrakt erloschen. Sie brauchen auch nicht einmal innerhalb der 24 Stunden dorthin zu segeln oder zu dampfen, wohin ich angebe. Nicht dort still zu liegen, wie ich gern möchte, wenn es Ihnen irgendwie nicht paßt. Kann ich Ihnen annehmbarere Bedingungen stellen?«

Nein, das konnte er wirklich nicht!

Gut aber war es, daß sich jetzt die Patronin nicht weiter einmischte, sondern den Kapitän das Wort führen ließ.

»Well, hiermit wäre ich einverstanden. Und was zahlen Sie?«

»Bitte machen Sie die Berechnung.«

Solch eine Berechnung kann jeder machen, der ungefähr den Frachtpreis pro Tonne kennt. Der beträgt zum Beispiel von Liverpool nach Neuyork pro Tonne ein Pfund Sterling. Ich nehme normale Verhältnisse an. Solch ein mittlerer Frachtdampfer braucht zur Reise zehn Tage, wollen wir annehmen. Also würde der Charterpreis pro Tag und pro Tonne zwei Mark betragen. Das würde bei unserem Schiffe von 5000 Tonnen Ladefähigkeit also pro Tag 10 000 Mark ausmachen.

So muß man rechnen, um sich wenigstens ein ungefähres Bild machen zu können.

Freilich ist da ja die Versicherung des Schiffes mit einbegriffen! Das ist es ja eben, was die Geschichte so teuer macht – scheinbar so teuer!

»Unser Schiff ist unversichert.«

»Das weiß ich, und darauf eben kommt es mir an.«

»Worauf kommt es Ihnen an?«

»Daß Ihr Schiff auch unter meiner Charterung unversichert bleibt.«

»Well, wie Sie wollen!« ging Martin ohne weiteres hierauf ein. »Dann würde der Preis also pro Tag 2500 Dollars betragen. Dann aber mache ich Sie darauf aufmerksam, daß wir uns nicht auf große Risikos einlassen können.«

»Auf was für Risikos?«

»Daß wir etwa unbekannte Küsten aufsuchen oder unser Schiff sonstwie in irgendwelche Gefahr bringen. Das ist bei einem unversicherten Schiffe natürlich nicht möglich.«

»Das wäre zu umgehen.«

»Inwiefern?«

»Ich selbst versichere Ihr Schiff.«

»Ich denke, Sie wollen ein unversichertes Schiff haben?«

»Ich versichere es nicht bei einer Gesellschaft.«

»Sondern?«

»Wie hoch ist der Wert dieses Schiffes?«

»Frau Patronin?«

»Fünfmalhunderttausend Dollars!« entgegnete diese ohne Zögern.

»Für diesen Preis könnte ich es kaufen?«

»Ja, wenn es verkäuflich wäre.«

»Mit allem, was sich darin befindet?«

»Wie es steht und liegt!« drückte sich die Patronin nicht gerade seemännisch aus.

»So deponiere ich fünfmalhunderttausend Dollars für den Fall, daß das Schiff ganz verloren geht. Alle Reparaturkosten durch Havarie oder Bergungskosten oder sonstige Unkosten werden von dieser deponierten Summe abgezogen. Ist das nicht ganz einfach?«

»Well, das wäre ganz einfach!« bestätigte wieder Kapitän Martin. »In diesem Falle würde der Charterungspreis natürlich viel geringer.«

»Wie hoch ist er dann?«

Nur wenige Augenblicke bedurfte der Kapitän der Überlegung.

Pro Tag 300 Dollars. Frau Patronin,« wären Sie hiermit einverstanden?«

Ei gewiß! Das konnte die sich auch schnell berechnen.

Unser Schiff erforderte nach der Durchschnittsberechnung also 26 000 Mark monatliche Unterhaltungskosten. 9000 Dollars sollten wir monatlich erhalten, das sind rund – da der Dollar doch etwas mehr als 4 Mark hat – 38000 Mark. Blieben 13 000 Mark Überschuß. Da nun Millionen zu verzinsen waren, so war das ein Zinsfuß von 7,5 Prozent. Das ist im Seehandel eine nicht übermäßige Verzinsung des Kapitals, allerdings sehr reichlich, wenn es sich um ein so sicheres, risikoloses Geschäft handelt wie hier.

Kapitän Martin hatte also sofort das Richtige getroffen. Er hatte durchaus keine unverschämte Forderung gestellt, hatte aber auch das Interesse seiner Reederei, der Patronin, sehr gut gewahrt.

»Ja, damit bin ich einverstanden!« entgegnete also Helene sofort, wenn die sich das wohl auch nicht so schnell berechnet hatte.

»Well, also 300 Dollars pro Tag, dann steht das ganze Schiff zu Ihrer Verfügung, wenn Sie als Sicherheit für Verlust, und Unfall 500 000 Dollars deponieren.«

»Einverstanden!«

»Ja, Sie, aber wir noch nicht. Ich sagte Ihnen doch, daß das erst Vorschläge sind ohne jede Verbindlichkeit. Die Entscheidung bleibt natürlich der Patronin überlassen.«

»Ich bin damit einverstanden!« rief diese sofort.

»Sie wollen doch Bedenkzeit haben –«

»Ich brauche keine Bedenkzeit.«

»Well, dann wollen wir den Charterkontrakt gleich schriftlich formulieren.«

Und Kapitän Martin ging an den Schreibtisch, nahm einen großen Bogen mit dem Schiffsnamen her und begann flüchtig zu schreiben, die Worte dabei laut sprechend.

Es war wirklich ganz wunderbar, wie dieser Mann den Kontrakt aufsetzte, gleich in der Reinschrift, kurz und bündig, und dabei dennoch auch nicht das geringste vergessend. In zehn Minuten war es geschehen.

Ich gebe nur nochmals die Hauptsache wieder.

Also Mister Reginald J. Carlisle charterte die Hamburger »Argos« für täglich 300 Dollars, versicherte das Schiff gegen Verlust und Unfall mit 500 000 Dollars, die er an einer von der Reederei gewünschten Stelle bar zu depozieren hatte. Der Zinsgenuß gehörte natürlich ihm, sonst aber war das Geld bis zur Aufhebung des Kontaktes gesperrt. Der Charterer hatte über das Schiff gänzlich frei zu verfügen, sein Ziel zu bestimmen. Aber immer nur von Mittag zu Mittag. »Nach Greenwicher Zeit gerechnet, nicht wahr? Well, nach Greenwicher Mittag.« – Das galt für 14 Tage. Den Charterpreis für diese 14 Tage, also 4200 Dollars, hatte der Charterer im voraus zu zahlen. Der Reeder oder sein Stellvertreter hingegen konnte den Kontrakt jeden Mittag kündigen, war dann nur noch an 24 Stunden verpflichtet. Aber wenn dem Reeder eine Bestimmung in Bezug auf das Schiff nicht gefiel, so brauchte sie überhaupt gar nicht ausgeführt zu werden.

»Stimmt alles?«

»Ich bin mit allem einverstanden!« entgegnete der junge Mann.

»Well, dann fehlt nur noch die Unterschrift, die auf dem Seemannsamt zu erfolgen hat.«

Ich merkte, wie verlegen die Patronin wurde, und ich wußte den Grund.

Es war ein höchst einseitiger Kontrakt. Alles zum Vorteil für den Reeder, für den Charterer gar nichts.

Aber es war sehr gut, daß die Patronin nicht mehr einsprach, alles ihrem Kapitän überließ, und das war ein tadelloser Ehrenmann.

Nicht etwa, daß er diesen jungen Mann mit den verträumten Augen übers Ohr gehauen hätte. Der Kapitän mußte die Interessen seiner Reederei nach allen Kräften wahren, und solch eine Charterung ist doch überhaupt eine höchst eigentümliche Sache. Ein Schiff ist eben ein Schiff und kein Haus auf festem Boden. Und man kann sein Schiff doch nicht irgend einem wildfremden Menschen bedingungslos in die Hände geben. Wenn der nun Dynamit und Streichhölzer laden wollte! Oder ein Pilgerschiff daraus machen oder den Nordpol entdecken!

Nein, Kapitän Martin war ganz im Recht. Und der junge Mann mußte uns eben vertrauen.

Noch will ich darauf aufmerksam machen, daß zu dieser Sache, wenn sie auf die Dauer durchgeführt werden sollte, wenn es sich nicht nur um eine Spekulation handelte, ein zehnfacher Mark-Millionär gehörte, der sein Geld mit vier Prozent angelegt hat. Solche gibt es in Amerika genug, die gehören noch lange nicht zur exklusiven Gesellschaft, da fängt der richtige Mensch erst mit hundert Millionen an.

Also, meine ich, etwas so Großartiges war es nicht etwa, was wir da arrangieren wollten, da kommen im Schiffswesen noch ganz andere Geldgeschäfte vor. Auf der See erblaßt überhaupt alles, was man an Land großartig finden mag. Man denke nur daran, daß zum Beispiel auf einem großen Luxusdampfer zwischen Hamburg und Neuyork eine einzige Staatskabine, allerdings aus mehreren Räumen bestehend, 16 000 Mark kostet! Wenn der Mieter sie erst in Southampton bezieht, was keine Preisverringerung mit sich bringt, so hat er nur noch fünf Tage Seefahrt, bezahlt also pro Tag 3000 Mark. Zwar kann er noch eine Person für diesen Preis mitnehmen, aber tut er es nicht, so verringert sich der Preis auch nicht, und er muß sich verpflichten, die zweite Person nicht gegen Bezahlung mitzunehmen. Und einen Diener hat er nicht einmal frei, nicht einen einzigen.

Also das sind Preise, die im Hotelleben an Land überhaupt ganz unmöglich sind; denn an Bord sind nicht einmal Getränke dabei.

»Ja, wenn Sie und die Frau Patronin damit einverstanden sind, so wollen wir zur Unterschrift aufs Seemannsamt gehen!« sagte Mister Carlisle, schon wieder seinen zusammengewurstelten Panama aus der Rocktasche ziehend.

»Nein, so schnell geht das nicht!« entgegnete Kapitän Martin, ein Bein übers andere schlagend. »Ich sagte nur, daß dieser Kontrakt nur noch unterschrieben zu werden brauchst, um gültig zu werden, was auf dem Seemannsamte zu erfolgen hat, mit notarieller Beglaubigung. Da

ist vorher doch noch verschiedenes andere zu bedenken, was nur nicht in diesen formellen Kontrakt aufgenommen zu werden braucht, weil es mehr privater Natur ist, obgleich für uns wichtig genug, alles noch in Frage stellen könnend.«

»Bitte, sprechen Sie.«

»Bringen Sie Begleitung mit?«

»Nein.«

»Sie sind ganz allein?«

»Ganz allein.«

»Also auch keinen Diener?«

»Nein.«

»So müssen die Bedienung wir Ihnen stellen?«

»Ich bitte nur um eine Aufwartung, die täglich meine Kleider sauber hält.«

»Nichts weiter?«

»Nichts weiter. Rasieren tue ich mich selbst.«

»Wie isst es mit der Beköstigung? Die ist im Charterpreis eigentlich nicht mit eingeschlossen; wenigstens nicht, wenn sie ganz besonders sein muß zumal wenn es sich um kostspielige Getränke handelt.«

»Ich trinke nur Wasser; höchstens einmal Limonade.«

»Und die Speisen?«

Ich dachte schon, jetzt würde kommen: ich lebe nur von Brot und Zwiebeln. Dann hätten wir ja unseren Prospektador wiedergehabt, nur in etwas verbesserter Auflage, gut gebunden mit Goldschnitt. Oder nein, ohne Goldschnitt, aber sauber und solid eingebunden.

»Ich bin Vegetarier, esse nur Gemüse und Brot, mache überhaupt gar keine Ansprüche.«

Na, etwas mehr als Zwiebeln war es doch geworden. Aber so ganz unrecht hatte ich doch nicht gehabt. Wie ein Vegetarier sah der ja auch ganz aus. Den konnte ich mir mit einem englisch gebratenen Beefsteak gar nicht vorstellen.

»Also Konservengemüse?

»Ja.«

»Mit diesen können wir Ihnen aufwarten, das darf ich hier im Namen der Patronin gleich sagen, mit solchen Kleinigkeiten wollen wir uns nicht weiter aufhalten. Hingegen wegen Ihrer Kabinen.«

»Ich bedarf nur einer einzigen, ich bin ganz anspruchslos.«

»O,« schaltete die Patronin ein, »wir haben Kabinen massenhaft zur Verfügung!«

»Dann ist es ja etwas anderes. Ich meine nur, daß Sie meinetwegen nicht etwa Umstände machen, und vor allen Dingen nicht etwa sich selbst beschränken. Das muß ich ernstlich bitten, sonst würde ich mich wirklich beschränkt fühlen.«

»Well,« nahm Kapitän Martin wieder das Wort, »die Kabinenfrage ist erledigt. Wen Sie vor sich haben, das wissen Sie doch, sonst wären Sie doch nicht erst zu uns gekommen, um – Ihr Glück zu finden.«

»Sehr richtig gesprochen!«

»Wollen Sie von hier Fracht mitnehmen?«

»Nein.«

»Gepäck?«

»Natürlich.«

»Sehr umfangreich?«

Ich mußte lächeln. Hatte aber unrecht. Der Kapitän dachte an alles. Es konnte sich ja um Schmuggelwaren handeln, die der als Gepäck deklarierte, das ganze Schiff voll.

»Normal.«

»Well. Doch keine Explosivstoffe?«

»Nein.«

»Säuren?«

»Nur Wäsche und Kleider und was man sonst für eine Seereise braucht.«

»Well. Sie erkennen doch die Berechtigung dieser Fragen an?«

»Sehr wohl, Herr Kapitän.«

»Danke. Haben Sie sonst noch spezielle Wünsche?«

»Ja.«

»Bitte sprechen Sie.«

»Ich bin gewohnt, täglich drei Wannenbäder zu nehmen; früh, mittags und abends.«

Da hatte sich der Prospektador in germanischer Auflage allerdings ganz bedeutend verbessert. Doch das ist für Nordamerika nichts Neues. Die Neuyorker Damen, die nicht wissen, wie sie Geld und Zeit totschiessen sollen, baden sich täglich bereits fünfmal vor jeder Mahlzeit.

»Das sind Nebensachen, die wir gar nicht – und doch! Frischwasser?«

»Nein, Seewasser. Höchstens, daß es, wenn es sehr kalt ist, etwas gewärmt wird.«

»Well, Sie würden Ihre eigene Badeeinrichtung haben, heißes Seewasser immer zu Ihrer Verfügung stehen, das Sie nach Belieben mischen. Sonst noch spezielle Wünsche?«

»Ja, Herr Kapitän, Frau Patronin – ich kenne das Bordleben – ich darf doch ganz offen sprechen?«

»Ganz offen und ungeniert.«

»Ich bitte, mir die Mahlzeiten in meiner Kabine zu servieren.«

»Wie Sie wünschen.«

»Aber nicht zu regelmäßigen Zeiten, sondern nur, wenn ich sie bestelle. Dann warte ich, bis man sie mir bringt.«

»Wie Sie wünschen.«

»Nun aber etwas, was ich nicht so leicht aussprechen würde, wenn es nicht gerade an Bord dieses Schiffes wäre, auf dem ich mich glücklich fühlen möchte, und Sie haben mir die Erlaubnis gegeben, ganz offen zu sein.«

»Bitte sprechen Sie.«

»So bitte ich, sich gar nicht um mich zu kümmern.«

»Well. Niemand.«

»Ich bitte, mich nicht anzusprechen.«

»Niemand.«

»Frau Patronin, Sie verzeihen doch, es handelt sich dabei um –«

»Sicher, sicher – selbstverständlich, selbstverständlich!«

»Wenn ich es vielleicht einmal vergesse, Ihnen guten Morgen zu wünschen –«

»Haben Sie gar nicht nötig, ich verbitte mir sogar Ihren Gutenmorgengruß!« lächelte die Patronin.

»Dagegen möchte ich die Erlaubnis haben, andere anzusprechen, um etwa Fragen zu stellen.«

»Dürfen Sie!« sagte diesmal wieder der Kapitän.

»In welchen Grenzen sich das zu bewegen hat, weiß ich.«

»Selbstverständlich.«

»Darf ich die Kommandobrücke betreten?«

Durch diese Frage verriet der junge Mann, daß er das Bordleben, und mehr noch, daß er die Bordroutine kannte!

Und ehe der Kapitän diese Frage beantwortete, überlegte er fast eine halbe Minute lang, was bei so etwas eine gar lange Zeit bedeutet. Und hierüber hatte auch er allein als Kapitän zu entscheiden, da hatte die Patronin gar nichts einzureden, er hätte auch ihr das Betreten der Kommandobrücke verbieten können, und wenn sie auch Königin und Kaiserin gewesen wäre, oder er hätte sofort oder an See im nächsten Hafen sein Kommando niedergelegt. Andernfalls wäre es von allen anderen Kapitänen, an deren Hochachtung ihm gelegen, fernerhin als verächtlicher Mensch gemieden worden.

»Ja, Sie dürfen die Kommandobrücke betreten,« entgegnete nach dieser halben Minute Kapitän Martin, »aber mit Ausnahmen. Sie dürfen die Brücke betreten und sich darauf aufhalten, wenn ich nicht auf der Brücke bin oder

wenn ich eine gewöhnliche Mütze trage. Sie dürfen die Brücke nicht betreten oder müssen sie sofort verlassen, sobald ich die Kapitänsmütze mit einem Goldstreifen aufhabe oder aufsetze. Verstehen Sie, Mister Carlistle?»

»Sehr wohl, Herr Kapitän.«

»Und da gibt es in diesem Falle nicht ein Sichbeleidigt-fühlen?«

»O nein, Herr Kapitän.«

»Denn ich will nicht etwa einen Menschen kränken. Ich mag keinen Hund kränken. Wenn ich einmal eine gewöhnliche Kopfbedeckung mit der Schiffermütze vertausche, Sie dadurch also von der Kommandobrücke fortweise, so hat das schon einen bestimmten Grund.«

»Ganz sicher, Herr Kapitän. Ich danke Ihnen.«

»Sonst noch etwas, Sir?«

»Haben Sie Taucher an Bord?«

»Zwei Taucherapparate.«

»Vollständig funktionierend?«

»Selbstverständlich, sonst gehörten sie doch ins alte Eisen.«

»Auch Leute, welche tauchen können?«

»Ich glaube, es sind vier vorhanden, in deren Militärpaß steht, daß sie als Taucher ausgebildet sind. Nicht wahr, Frau Patronin?«

»Sogar fünf. Sie wollen tauchen lassen, Sir?«

Der Kapitän hätte diese Frage sicher niemals gestellt, bei der Patronin war das etwas anderes.

»Ja – vielleicht –« erklang es einmal etwas zögernd.

Helene wollte wohl noch weiter fragen, verschluckte es aber.

»Die Gebühren für das Tauchen haben nach internationalem Reglement natürlich Sie zu zahlen!« sagte der Kapitän nur noch, und dazu war er allerdings berechtigt.

»Selbstverständlich.«

»Sonst noch etwas, Sir?«

»Nicht daß ich jetzt wüßte.«

»Well, dann handelte es sich, ehe wir den Kontrakt unterschreiben, wenn wir es überhaupt tun, nur noch um die 500 000 Dollars, die Sie zu deponieren haben, und um die 4200 Dollars, die sofort für die ersten 14 Tage zu zahlen sind.«

»Ich bin sofort bereit dazu. Wollen wir gleich nach der Bank gehen?«

»Nach welcher Bank?«

»Nach der brasilianischen Zentralbank.«

»Hm. Dort möchte ich das Geld eigentlich nicht deponiert haben.«

»Ganz wie Sie bestimmen.«

»Sie können es von dort aus überweisen?«

»Jawohl. Sofort, telegraphisch.«

»Frau Patronin! Wollen Sie die halbe Million nach Ihrer Bank haben?«

»Es wäre mir das Liebste.«

»Also nach der Neuyorker Bodenkredit-Bank.«

»Ganz wie Sie wünschen.«

»Hm. Mister Carlisle – jetzt gestatten Sie mir eine Frage – ich bin doch nicht etwa neugierig – aber man möchte doch ungefähr wissen, wer so ein Schiff chartert –«

»Kennen oder kannten Sie den amerikanischen Zeitung-Verleger Josua Carlisle?« fiel ihm der junge Mann ins Wort, und es war nur Höflichkeit.

Unser Kapitän bekam etwas große Augen.

»Der Gründer und Besitzer von fünf der größten amerikanischen Zeitungen?«

»Ja.«

»Der vor einem Jahre gestorben ist?«

»Leider.«

»Mit Hinterlassung von hundert Millionen Dollars?«

»So ungefähr.«

»Sie sind sein Sohn, als einziges Kind Universalerbe?«

»Bin ich. Reginald Carlisle.«

Also wir hatten einen hundertfachen Millionär vor uns, in Dollars, was man bei uns auch einen halben Milliarden nennt. Denn vergeudet hatte der von seiner Erbschaft noch nichts, wir sollten es später erfahren, es war sogar noch etwas mehr als eine halbe Milliarde, über welche der grasessende Jüngling verfügte.

»Well – Frau Patronin – nun haben Sie die letzte Entscheidung zu treffen, ob Sie zustimmen oder nicht.«

»Ja, ich stimme zu.«

Ich hatte schon ein »Halt!« rufen wollen, um die Patronin erst noch einmal unter vier Augen vorzunehmen, tat es aber nicht, besann mich noch im letzten Augenblick.

Wir riskierten ja absolut nichts. Innerhalb von 24 Stunden konnten wir das Männchen, wenn uns irgend etwas nicht gefiel, ja gleich wieder fortschicken, und wenn er jetzt auch wie als Besitzer über das ganze Schiff verfügen und bestimmen konnte, so brauchten wir seinen Befehlen oder Wünschen ja nicht einmal nachzukommen. Das stand ja alles im Kontrakt.

Ich wäre als Charterer auf solche Bedingungen nun freilich nicht eingegangen. Aber wenn der damit zufrieden war – des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

## 29. KAPITEL. DER STERNKIEKER.

Jetzt begaben wir uns sofort an Land, als Kargo-Kapitän hatte auch ich den Charterkontrakt zu unterschreiben, in einer Stunde war alles abgemacht, auf dem Seemannsamt sowohl, wie auf der Bank. Wir drei gingen gleich wieder an Bord zurück, Mister Carlisle in sein Hotel, um mit seinem Gepäck nachzukommen.

Ich nahm die Leute vor, instruierte sie hauptsächlich darüber, daß sie sich um den Herrn gar nicht kümmern sollten, womöglich gar nicht nach ihm hinsehen. Die darüber verdutzten oder sogar schon finsternen Gesichter, daß wir uns von einem fremden Menschen hatten chartern lassen, klärten sich schnell wieder auf, als ich ihnen sagte, daß dieses neue Verhältnis an unserer bisherigen Lebensweise nicht das geringste ändere.

Eine halbe Stunde später kam Mister Carlisle in Begleitung dreier Dienstmänner, die sein ziemlich umfangreiches Gepäck trugen. Mit dem ersten Schritt an Deck

war er Herr dieses Schiffes. Gerade deshalb aber kümmerte sich niemand weiter um ihn als Sidy, der als Chefsteward ihm seine Kabinen anwies, möglichst einsam gelegen, Salon, Schlafkabine und angrenzende Toilette mit eigener Badeeinrichtung, dann konnte er aber noch, wenn er wollte, alle angrenzenden Kabinen benutzen.

Wir drei Hauptpersonen saßen auf der Kommando-  
brücke, ohne uns weiter über das neue Verhältnis zu unterhalten, als Mister Carlisle wieder an Deck erschien und sofort zu uns heraufkam, was er durfte, da der Kapitän eine gewöhnliche Mütze trug, einen sogenannten Wolkenschieber, wie ich diese Kopfbedeckung zum Unterschied zur Kapitänsmütze fernerhin nennen werde.

Der neue Herr trat gleich so auf, wie er es uns gesagt, indem er sich um uns beiden anderen gar nicht kümmerte, sich nur an den Kapitän wendete.

»Herr Kapitän?«

»Sir?«

Der halbe Milliardär zog an der schwarzen Schnur eine silberne Uhr aus dem Gürtel.

»Es ist jetzt zehn Minuten vor zwölf.«

»Der Kapitän warf einen Blick nach der Wanduhr im Kartenhaus, die immer nach der Ortszeit reguliert wurde.

»Well, nach amerikanischer Zonenzeit für Para.«

»Können Sie 12 Uhr 47 Minuten den Hafen verlassen?«

Das klang schon ganz, ganz merkwürdig!

»Nein, das kann ich nicht.«

»Bitte weshalb nicht?«

»Erstens kann man innerhalb einer Minute keinen Hafen verlassen –«

»Bitte, ich meine, ob Sie 12 Uhr 47 Minuten den ersten Befehl, das erste Kommando dazu geben können, das vertaute Schiff freizumachen?«

»Ja, das könnte ich wohl. Sie wollen in See?«

»Die Ebbe setzt erst halb drei ein, gegen Mittag ist die stärkste Flut mit Pororoça.«

»Können Sie gegen die Pororoça nicht angehen?«

»Bah, das werde ich mit diesem Schiffe wohl können.«

»Haben Sie noch etwas einzunehmen?«

»Nichts. Wir sind klar.«

»Wollen Sie also 12 Uhr 47 Minuten das erste Kommando dazu geben, das Schiff abzusetzen und dann in See zu stechen?«

»Well, wenn Sie es wollen.«

»Was wäre dieses erste Kommando, das Sie für dieses Manöver geben?«

»Klar bei den Trossen.«

»Wollen Sie also 12 Uhr 47 Minuten, möglichst pünktlich bis zur Sekunde, das Kommando geben: klar bei den Trossen?«

»Well, kann geschehen. Und wohin dann?«

»Das teile ich Ihnen erst mit, sobald wir den Äquator passieren, an den Sie also zuhalten wollen, in kürzester Linie, und dessen Passieren Sie mir rechtzeitig mitteilen wollen.«

»Well, Sir.«

»Danke, Herr Kapitän.«

Mister Carlisle verließ die Kommandobrücke, verschwand wieder im Kajüteneingang.

Wir blickten uns an.

»Was sollte das?« meinte die Patronin.

Ja, da war gar nichts dazu zu meinen.

»Das ist eben so ein Okkultist,« sagte Kapitän Martin, »von dem ist nichts anderes zu erwarten. Durch und durch von Aberglauben verseucht.«

Der Kapitän hatte wohl das Richtige getroffen. Der Geisterseher, wie ich ihn gleich jetzt nennen will, hatte vielleicht so ein prophetisches Punktierbuch befragt, wann er den Anker lichten oder überhaupt aufbrechen solle – 12 Uhr 47 Minuten, hatte er herauspunktiert – und nun mußte diese Zeit eingehalten werden, sonst konnte er sein Glück nicht finden, sonst ging's verkehrt.«

»Na, mag der kuriose Kauz seinen Willen haben!« sagten wir alle drei, wenn auch jeder mit anderen Worten.

Es wurde Dampf aufgemacht, Feuer war unter den Kesseln immer gewesen, und bemerke ich noch, daß wir schon gestern noch 800 Tonnen Kohlen eingenommen hatten. Die Mannschaft aß schon eher zu Mittag, da es dann viel zu tun gab. Die Abmeldung bei der Hafenbehörde war bereits geschehen.

»Klar bei den Trossen!« erscholl des Kapitäns Kommando, sobald der große Zeiger der Ortsuhr die 47. Minute nach 12 vollgemacht hatte.

Das Schiff wurde abgesetzt, mit Volldampf ging es zum Hafen und zur Bucht hinaus, der donnernden Pororoca

direkt entgegen, die aber solch einem großen Kielschiffe wie dem unseren, nicht viel anhaben konnte, und Kapitän Martin wußte auch ohne Lotsen die gefährlichsten Stellen zu vermeiden, er brauchte sich auch nur nach den kleineren auf Reede verankerten Fahrzeugen zu richten.

Mister Carlisle ließ sich nicht an Deck blicken. Gegen vier Uhr beorderte er eine Mahlzeit, nahm ein kaltes Bad und sprach dann sehr mäßig den vorgesetzten vegetarischen Delikatessen zu. So ließ, sich die Patronin in meiner Gegenwart von Sidy dann berichten, fragte den indischen Steward direkt darüber aus.

»Da wir ihn nicht über so etwas fragen dürfen,« sagte sie zu mir, »wie es ihm schmeckt, ob er nach etwas Besonderem Appetit hat, ob er sich wohl befindet, ob er etwas wünscht, so müssen wir ihn beobachten, um seinen Wünschen entgegenzukommen.«

Als um sechs Uhr die Nacht anbrach, erschien Mister Carlisle an Deck, hatte einen schwarzen, flachen Kasten unterm Arm, man vermutete einen Photographenapparat.

Wir hatten unterdessen, da wir nach Nordosten gehalten, die Strömung des Amazonas schon hinter uns, die See war glatt wie ein Spiegel, und auch sonst eine windstille, herrliche Nacht mit vollem Sternenglanze.

Sidy brachte Mister Carlisle ein Tischchen und einen Stuhl nach.

»Wohin soll ich den Tisch setzen, Sir?«

»Irgend wohin, wo ich nicht im Wege bin.«

Das Tischchen kam vor dem Mittelmast zu stehen, so daß wir es von der Kommandobrücke aus sehen konnten.

Mister Carlisle zog aus der Brusttasche ein zusammengebrochenes, umfangreiches Schreibheft, und dem Kasten entnahm er einen Gegenstand, der einem Spiegel gleich. Ich will überhaupt gleich sagen, daß es ein Hohlspiegel war von etwa 30 Zentimeter Durchmesser, wie man ihm zum Rasieren benutzte.

Aber der junge Mann wollte sich nicht rasieren, sondern der »Geisterkieker« verwandelte sich in einen »Sternkieker«. Er beobachtete darin die etwas vergrößert wiedergegebenen Sterne, über sich und an den verschiedensten Stellen des Horizontes, maß mit einem Zirkel ihre Abstände, und dann begann er in dem Hefte mit langen Zahlenreihen zu rechnen, wobei er auch wunderliche Figuren zog, die Felder mit Zahlen ausfüllend.

Also einfach ein Astrolog, der von den Sternen etwas erfahren wollte, aus der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Nachdem er sich schon als Okkultist und Theosoph zu erkennen gegeben hatte, war da auch gar nichts mehr Wunderliches dabei.

Die Astrologie, die Sterndeutekunst zu abergläubischen Zwecken, ist die Mutter unserer heutigen wissenschaftlichen Astronomie. Die heutigen Astronomen wären noch nicht so weit, wenn es nicht einst Astrologen gegeben hätte. Und die Entwicklung der Menschheit scheint sich in einem ewigen Kreislaufe zu drehen. Nachdem man die Astrologie einige Jahrhunderte als Aberglaube verlacht hat, beginnt man sie jetzt wieder ernst

zu behandeln. Man soll in den Sternen wirklich das Geschick des Menschen und alle zukünftigen Ereignisse der ganzen Weltgeschichte lesen können, wenn man eben darin zu lesen versteht. So behaupten alle die, welche eben daran glauben. Solcher müssen schon gar viele sein, denn in England erscheinen bereits zwei astrologische Wochenblätter, von tüchtigen, sogar berühmten Astronomen, also Männern der wissenschaftlichen Himmelskunde, herausgegeben, und in Amerika zählen solche astronomische Blätter nach Tugenden, auch eine ganz neue astrologische Bibliothek ist schon wieder entstanden, und wie die Astrologie auch in anderen Ländern schon wieder Fuß faßt, das zeigen die Zeitungsannoncen, worin sich Astrologen empfehlen, sie wollen den Menschen aus den Sternen ihr Geschick offenbaren, Vergangenheit und noch mehr Zukunft, und das würden sie doch nicht tun, in immer größerem Maßstabe annoncieren, wenn sie nicht großen Zuspruch hätten.

Hiermit ist das Kapitel über Astrologie schon abgeschlossen. Der Leser wird davon nichts mehr zu hören bekommen. Ich selbst glaube nicht daran, hüte mich aber auch, darüber zu spotten. Ich habe kein Interesse daran, es kümmert mich nicht.

Nun will ich hier auch gleich erledigen, was es mit der Astrologie unseres Chartermeisters, des Mister Reginald Carlisle, für eine Bewandnis hatte. Es ist auch nur Negatives was ich darüber zu berichten habe.

Der junge Mann ist gar lange Zeit bei uns an Bord gewesen, wenn auch mit Zwischenpausen. Die Argonauten

durften ihn als einen der Ihrigen bezeichnen. Aber vertraut wurde er niemals mit uns. Am nahesten kam ich ihm. Die Sterne beobachtete er in seinem ganz primitiven Rasierspiegel jede Nacht, wenn es Sterne zu sehen gab, später schaffte er sich eine Gelegenheit, daß er sie bei schlechtem Wetter auch unter Deck beobachten konnte, durch ein Oberlicht. Er maß also mit einem Zirkel die Abstände verschiedener Sterne, trug Zahlen in die Felder von Figuren ein, rechnete Exempel aus. Er war kein besonderer Mathematiker, konnte nicht einmal mit Logarithmen rechnen, wollte es nicht lernen. Ich habe ihn bei seinen Rechnereien, die sich nur auf die vier Grundspeizes erstreckten, vielfach unterstützt, dann später bat er um meine Hilfe. Eingeweiht hat er mich niemals in seine Geheimniskrämerei, und ich habe ihn auch niemals darüber befragt. Mit dem, was er da ausdiftelte, hatte er ja allerdings manchmal ganz wunderbare Erfolge, die an Zauberei zu grenzen schienen. Dann aber hatte er manchmal und ebenso oft gänzliche Mißerfolge, so daß es also doch wohl nur auf einen Zufall hinauslief.

Ich habe am Spieltisch zu Monte Carlo einen Mann gesehen, der ein untrügliches System erfunden haben wollte, wie man unbedingt immer gewinnen muß. Ich habe gesehen, wie achtundzwanzigmal hintereinander die betreffende Farbe, die er gesetzt hatte, herauskam. Dann setzte er die Null und sie gewann. Dann nach einer längeren Pause besetzte er die Siebzehn, und die Siebzehn kam heraus. Dann setzte er sofort die Sechsenddreißig und sie gewann.

Dieser Mann hatte unbedingt das untrügliche System entdeckt!

Alles staunte, war außer sich!

Nur die Spielbankbeamten lächelten.

Und sie lächelten mit Recht.

Am Abend desselben Tages noch hatte der Herr alles verspielt!

Das Glück hatte ihn verlassen. Es war eben nur einmal ein ganz besonderes Glück gewesen. Zufall, weiter nichts!

Seitdem lasse ich mir nicht mehr durch so etwas imponieren. Und wenn hundert Prophezeiungen hintereinander eintreffen – es ist ein Zufall, nichts weiter! Ich wenigstens denke nicht anders, grübele überhaupt nicht weiter darüber nach.

Seit dieser Zeit, gleich vom ersten Abend an, hieß der junge Herr, und das konnte gar nicht anders sein, bei der plattdeutschen Mannschaft natürlich nur noch der Sternkieker, die anderen nannten ihn hochdeutsch den Sternseher, und werde auch ich mich dieser Bezeichnung fernehin bedienen.

Acht geschlagene Stunden, nämlich von sechs bis zwei Uhr nachts, kieke der Sternseher in seinen Rasierspiegel, maß mit dem Zirkel und rechnete. Wir waren uns sofort darüber klar, daß wir einen Astrologen vor uns hatten, und, wie die Damen nun einmal sind, besonders die Patronin war natürlich gleich ganz weg, wollte sich mit mir durchaus in ein Gespräch über Astrologie einlassen, ob oder ob nicht.

Aber ich war dafür absolut nicht zu haben. Mochte sie auch deswegen etwas mit mir schmollen, das war mir in diesem Fall ganz egal. Was ich nicht weiß macht mich nicht heiß. Bei Kapitän Martin hatte sie natürlich ebenfalls kein Glück. An Doktor Isidor fand sie einen Unterhalter, aber nicht lange, denn dieser Astronom hatte für eine derartige Sternenkunde nur blutige Witze. Dagegen kam sie dann bei Meister Hämmerlein an den Richtigen, der glaubte auch etwas daran. So unterhielten sich die beiden lang und breit über diese Geschichte, ich hörte es mit an, gebe aber davon kein Wörtchen wieder, kann es auch gar nicht, es ging bei mir zu einem Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus, ohne daß ein Wörtchen davon bei mir im Gehirn verblieb.

»Bitte, Herr Kapitän, wie weit sind wir noch vom Äquator entfernt?« rief der Sternenseher punkt Mitternacht zur Kommandobrücke hinauf.

Aller vollen Stunde wurde eine geographische Ortsbestimmung bis zur Sekunde gemacht. Ich bemerke hierzu kurz für diejenigen Leser, denen so etwas außerhalb ihrer Interessensphäre liegt oder die es von der Schule her vergessen haben, daß ein Breitengrad vom anderen 15 geographische Meilen oder rund 111300 Meter entfernt liegt. Der Grad wird in 60 Minuten, die Minute in 60 Sekunden geteilt. Dasselbe gilt für die Längengrade oder Meridiane, nur daß die nach den Polen hin natürlich immer enger zusammenrücken. Nur direkt auf dem Äquator beträgt sein Ortsgrad 1,3 Quadratmeilen, eine Ortssekunde, indem man durchs 3600 dividiert, würde

also ein Quadrat von 31 Meter Seitenlänge oder Durchmesser sein. Nach den Polen zu wird natürlich ein immer schmäleres Rechteck daraus, nur die Breite von 31 Meter bleibt immer.

Die geographische Ortsbestimmung nach der Sonne oder noch besser nach verschiedenen Sternbildern unter gleichzeitiger Zuhilfenahme des Mondes bietet auf dem Schiffe bei ruhiger See keine besondere Schwierigkeit, vorausgesetzt freilich, daß die vorzüglichsten astronomischen oder doch nautischen Instrumente in den Händen solcher geschulten Seeoffiziere sind, wie es bei uns der Fall war. Großes Übung gehört dazu. Besonders mein Freund Ernst hatte darin etwas los.

Man kann diese Bestimmung auch bis zur zehntel Sekunde machen, so daß also ein Quadrat oder doch Rechteck von drei Meter größter Breite herauskommt. Das ist aber nur an Land möglich, oder bei ganz, ganz still liegendem Schiffe, und das vermag überhaupt nur der wirkliche Astronom auszuführen.

Denn die Hauptsache bei diesen Ortsbestimmungen ist ja der Chronometer, der dann auch bis zur zehntel Sekunde genau mit der Greenwicher Sternwartenuhr übereinstimmen muß, die täglich bis zur hundertstel Sekunde justiert wird. So genau geht aber kein Schiffschronometer und keine andere durch Feder oder Gewicht getriebene Uhr. Aber der wirkliche Astronom brauchst gar keine Uhr. Unser Doktor Isidor bestimmte die Zeit bis zur zehntel Sekunde ganz genau nach dem Stande der Sterne durch das sogenannte Meridianfernrohr.

Mehr brauche ich hierüber nicht zu sagen, will nur noch erwähnen, daß ich mich in der Astronomie bedeutend weiter ausgebildet hatte, als es für einen Seeoffizier nötig ist, daß ich aber den Beobachtungen und Berechnungen, die Doktor Isidor mit seinem Meridianfernrohr ausführte, wie ein unwissendes Kind gegenüberstand. Sie sind schauerlich, diese Formeln, welche solche exakte Astronomen aufstellen und berechnen.

»Wir haben bei 12 Knoten noch zwei Stunden zu dampfen,« entgegnete Kapitän Martin zurück, »ich werde Sie rechtzeitig darauf aufmerksam machen, wenn wir uns der Linie nähern.«

»Ich werde sie Ihnen bis zu ein fünftel Sekunde oder bis zu sechs Meter genau mit Kreide über Deck ziehen!« setzte Doktor Isidor noch hinzu, und nicht etwa spöttisch.

Halb zwei waren wir noch drei Seemeilen vom Äquator entfernt, die in einer Viertelstunde gemacht werden konnten.

»Der Längengrad spielt keine Rolle?« fragte Kapitän Martin, nachdem er dies dem Sternseher, der nur zehn Schritt von der Kommandobrücke entfernt saß, zugerufen hatte.

»Nein, auf den Längengrad kommt es gar nicht an.«

Die Minuten vergingen, das Schiff fuhr langsamer und langsamer, bis die Schraube ganz stoppte, bis sich das Schiff ganz ausgelaufen hatte, auch noch einen kleinen Schlag rückwärts ging.

Auf der Brücke wurden ununterbrochen Ortsbestimmungen gemacht, Doktor Isidor bewies sich wieder einmal als unübertrefflicher Meister – mußte freilich auch ab und zu seinen Kognak hinter die Binde gießen.

»Jetzt – jetzt –« rief er da, »in diesem Augenblick geht die Äquatorlinie in einer Breite von sechs Metern über Ihren Tisch!«

Der Sterngucker rechnete eifrig noch eine Minute, dann erhob er sich.

»24 Grad 8 Minuten 35 Sekunden nördlicher Breite, 17 Grad 29 Minuten 11 Sekunden östlicher Länge!« sagte er, während er die Treppe zur Kommandobrücke erstieg.

»Dort werden Sie etwas finden?« fing die Patronin gleich an, obgleich ihr das Fragen verboten worden war.

»Ja, ein Wrack in einer von Tauchern leicht erreichbaren Tiefe!« wurde aber Mister Carlisle jetzt gleich mitteilhaftig.

»Ah! Und was birgt dieses Wrack?«

»Das allerdings weiß ich noch nicht. Aber jedenfalls soll ich in dem Wrack etwas höchst Interessantes, etwas höchst Überraschendes finden.«

»Und das haben Sie in den Sternen gelesen?« wurde die Patronin als Weib natürlich immer gespannter, ganz atemlos.

»Ja und nein. Ursprünglich habe ich es von einem Medium.«

»Von einem spiritistischen Medium?«

»Jawohl, von einem hellsehenden Mädchen, mit dem ich jahrelang experimentiert habe, von dessen Zuverlässigkeit betreffs des Hellsehens ich zahllose Beweise erhalten habe. Leider ist die junge Dame vor einem halben Jahre gestorben.«

»Ah, wie interessant!« begann Helene immer mehr zu himmeln.

»Ja, und daß ich dieses Schiff chartern werde, daß auf diesem Schiffe meine zweite Lebensperiode beginnt, in der ich Wunderbares erleben soll, das hat dieses Medium ebenfalls vorausgesagt, und zwar schon vor zwei Jahren.«

»Ist nicht möglich! Aber da hat die »Argos« doch noch gar nicht existiert!«

So rief die Patronin, aber in einem Tone, der sagte, daß sie gar nicht daran zweifelte, es also für recht wohl möglich hielte.

»So präzis bis zum Schiffsnamen hat sich das Medium allerdings nicht ausgedrückt, immer nur in Andeutungen, in Symbolen, Sie verstehen doch?«

»Jawohl, in Symbolen!« wiederholte Doktor Isidor, wackelte mit den Ohren und schenkte sich ein Glas von der Pfirsichbowle ein, die wir uns hatten bereiten lassen. »Prosit, meine Herrschaften, es leben Sym, Pfirsich- und alle anderen Bowlen.«

»Jedenfalls,« fuhr der Sternseher unbeirrt und ungerührt fort, habe ich mit diesem Schiffe das Richtige gefunden; heute ist der 15. August, an diesem Tage sollte ich direkt auf dem Äquator die astrologische Berechnung

machen, selbst das deutete das Medium stark an, daß diese Berechnung in der zweiten Nachtstunde des 15. August stattfinden würde, das ist denn auch geschehen, doch eigentlich ganz ohne mein Zutun, und nun bin ich fest überzeugt, daß ich am 10. September in der zweiten Nachmittagsstunde an der bezeichneten Stelle ein Schiffswrack mit geheimnisvollem Inhalte finden werde.«

»No, Sir,« ließ sich da Kapitän Martin vernehmen, der sich während dieser Zeit mit dem Federmesser ein Stück Kautabak abgeschnitten hatte und es jetzt behaglich in den Mund schob, »Sie werden am 10. September dieses Jahres dort kein Schiffswrack finden.

»Weshalb denn nicht?!« wandte sich Mister Carllstle erstaunt an den Kapitän, und wir anderen staunten ob dieser sicheren Verneinung nicht minder.

»Mit diesem Schiffe wenigstens werden Sie bis zum 10. nächsten Monats nicht hinkommen.«

»Ja warum denn nur nicht?!« sprachen auch wir anderen es jetzt erstaunt aus.

Wir befanden uns jetzt ungefähr auf dem 50. Grad westlicher Länge, auf dem 17. Grad östlicher Länge sollte jener Punkt liegen, das waren etwa tausend geographische Meilen, die kleine Abweichung nach Norden kam dabei gar nicht in Betracht – na, und die machten wir doch in den drei Wochen, selbst wenn unser Schiff als Dampfer wie eine Schnecke kroch.

»Sie rechnen doch nach Greenwich?«

»Selbstverständlich, nach Greenwicher Länge.«

»Und auf welchem Längengrade soll der Punkt liegen?«

»Auf dem 17. Grade östlicher Länge.«

»Na, dann kommen Sie ganz einfach deshalb nicht bis zum 10. September und auch nicht in vier Wochen hin, weil der 17. Grad östlicher Länge mitten durch Afrika geht, beim 24. Grad nördlicher Breite dürfte das Zentrum der Sahara in Betracht kommen. Wir können ja gleich einmal nachsehen.«

Ich schlug mich gleich direkt vor die Stirn, und Doktor Isidor wackelte diesmal wirklich wie ein Esel mit seinen großen Ohren.

Unsereiner hat doch so viel mit Längen- und Breitengraden zu tun, hat daher das ganze über die Erde gespannte Liniennetz im Kopfe, immer vor Augen. Aber so geht's! Mußte uns das passieren!

Ja selbstverständlich der 17. Grad östlicher Länge tritt bei Tripolis ein und kommt bei Kapstadt wieder heraus, wenigstens so ungefähr, halbiert jedenfalls ganz Afrika der Länge nach in zwei Teile!

Nur Kapitän Martin hatte es sofort erfaßt, wir anderen »Klugen« waren wieder mal hineingefallen.

Der Kapitän war ins Kartenhaus gegangen, wir folgten ihm nach, er beugte sich schon über eine große Karte von Afrika.

»Hier ist der in Frage kommende Punkt!« deutete er mit der Fingerspitze. »Gar so tief liegt er doch nicht, wie ich erst annahm. Der 24. Breitengrad geht noch durch das Reich Tripolis, durch Fessan. Aber immerhin, bis

zum 10. September kommen Sie nicht hin. In 14 Tagen schnellster Fahrt will ich Sie bis nach Tripolis bringen, bis zum Hafen Tripolis. Dann aber müssen Sie sich einer Karawane anschließen, oder wenn Sie selbst auch noch so eilen, in weiteren 14 Tagen machen Sie diese Landtour nicht oder Sie müssen sich eines Luftschiffes oder einer Flugmaschine bedienen.«

Der Herr Sternkieker war natürlich ganz fassungslos, wie er auf die Karte blickte.

»Aber – aber – das Medium sprach doch ganz bestimmt von einem Schiffswrack, das ich dort finden soll?!« brachte er mühsam hervor.

»Well, es ist gerade ein Gebirge, das in Betracht kommt, das Dschofragebirge – da mag es ja einen Gebirgssee geben, der mit Schiffen befahren wird, da mag also auch ein Wrack drinliegen.«

Der Kapitän hatte es ohne jeden Spott gesagt, solcher hatte aber doch in den Worten gelegen.

»Nur bis zum 10. September sind Sie nicht dort,« setzte er noch hinzu, »dafür könnte ich garantieren; denn ich glaube auch nicht, daß Sie mit einem Luftschiff oder einem Aeroplane dorthin gelangen.«

Der Sternkieker blickte auf sein Heft mit den Rechnereien.

»Halt, ich hab's!« jubelte er da plötzlich auf, wie er noch nie gejubelt hatte. »Aaah, da ist mir ein Irrtum untergelaufen – ich habe die Venus als gerade Zahl behandelt – natürlich, natürlich, hier in dieses linke Feld muß

sie gesetzt werden – also handelt es sich auch um den 17. Längengrad westlich von Greenwich.«

»Westlich von Greenwich?« wiederholte der Kapitän.  
»Ja, Herr, das ist allerdings etwas anderes. Aber – warten Sie mal – ja, dort könnte allerdings eher das Wrack eines Seeschiffes liegen – aber tauchen können Sie auch nicht hinab.«

»Weshalb nicht?«

»Na sehen Sie doch her. Der bezeichnete Punkt liegt direkt hinter Kap Bojador. Also immer noch auf dem Lande, aber dort ist schon Düne, die mächtigste Düne der Erde. In diesem Dünensande kann ein altes Wrack vergraben liegen, das stimmt allerdings, und dort können Sie auch am 10. September sein.«

Der Irrtum war also beseitigt, und es kam auch kein anderer vor.

Hierbei sieht man aber auch, wie es mit solchen astrologischen Berechnungen beschaffen ist. Der junge Mann hatte einen Stern in ein verkehrtes Figurenfeld eingetragen, das brachte gleich einen Unterschied von zirka 600 geographischen Meilen hervor.

Freilich sollte man darüber nicht spotten. Einem wissenschaftlichen Astronomen kann doch dasselbe durch die falsche Stellung eines Kommas passieren.

»Frau Patronin,« wandte sich der Sternseher wieder an diese, »werden Sie mich auf Ihrem Schiffe nach Kap Bojador bringen?«

Na und ob Helene wollte!

»Es kann ja nicht weit von dort nach dem betreffenden Punkte sein, vielleicht nur ein Tagesmarsch – werden Sie Ihre Leute an der Ausgrabung des Wracks aus dem Sande teilnehmen lassen?«

Na und ob Helene wollte!

Allerdings hatte sie da nicht allein zu bestimmen, nichts zu befehlen.

Matrosen und Heizer sind durchaus nicht verpflichtet, einen Tagesmarsch von der Küste entfernt im Sande zu paddeln.

Aber selbstverständlich machten wir da alle mit. Und das Sandschaufeln hatten wir ja nun schon gelernt, hatten auch genug Schaufeln an Bord, im brasilianischen Urwald selbst gefertigt.

»Ja, wie ist es nur möglich, daß ein Medium so etwas bestimmen kann?!«

Der Sternkieker war bereit, nähere Auskunft zu geben, und jetzt fing zwischen dem und der Patronin die Geisterseherei erst richtig an, während ich es vorzog, mich in meine Klappe zu legen, an Bord Koje genannt

### 30. KAPITEL. DAS ERSTE MENSCHENLEBEN, DAS ICH MIT ABSICHT VERNICHTE.

Am 28. August sichteten wir die Küste Afrikas.

Dreizehn Tage hatten wir gebraucht, weil wir meistens gesegelt waren.

Während dieser Zeit hatten wir einen viertägigen, sehr schweren Sturm durchgemacht den jeder brave Kapitän eines Passagierdampfers ganz sicher seinen Kajütsgästen

als den »fürchterlichsten Sturm, den ich je erlebt habe«, bezeichnet hätte. Denn zu dieser Behauptung ist jeder Passagierkapitän geradezu verpflichtet.

Aber tatsächlich, es war ein sehr schwerer Sturm gewesen, den wir überstanden hatten. Der erste in den nunmehr acht Monaten war es freilich nicht gewesen. Wir hatten doch nicht etwa immer schönes Wetter gehabt. Aber ich habe von solch einem Sturme noch nie gesprochen, werde es auch nie tun, es sei denn, es passiere etwas Besonderes dabei. Solch einen Sturm auf dem Meere kann man überhaupt gar nicht beschreiben, ich wenigstens verzichte darauf. Häuserhohe Wellen, von denen immer gefabelt wird, gibt es gar nicht – oder es sind dabei einstöckige Häuserchen gemeint – hingegen kann man sich von der furchtbaren Gewalt der Wogen gar keine Vorstellung machen, nicht, wie furchtbar so ein Schiff bockt – das kann man alles nur erleben.

Der Sternkieker war uns während dieser dreizehn Tage durchaus nicht näher gekommen.

Als ein wahres Glück empfand ich, daß die Patronin gleich am zweiten Tage von seinen theosophischen und spiritistischen Theorien die Nase voll bekommen hatte.

»Mir tut der Kopf weh, ich mag gar nichts mehr davon hören!« sagte sie im Vertrauen zu mir. »Und wenn er dort auch im Sande das Wrack findet, und wenn er noch ein Dutzend solcher Bestimmungen macht, die sich als Prophezeiungen bewahrheiten – ich will es höchst interessant finden, ich will immer mitmachen, so lange es mir gefällt – aber an solches Geisterzeug glaube ich nicht,

meinen Kopf lasse ich mir nicht verwirren, daß ich so schrecklich davon träume, wie es vorige Nacht der Fall war.«

Na Gott sei Dank! Helene hatte eben eine viel zu gesunde Natur, als daß sie sich auf so etwas einließ. Sie hatte andere Ideale. Aber ich atmete doch erleichtert auf.

Hingegen mußte man dem Stern- und Geisterkieker auch die Ehre geben, daß er seine Theorien durchaus niemandem aufdrängte, was ja sonst bei solchen Geistern, wozu auch die Vegetarier und Temperenzler gehören, gewöhnlich der Fall ist. Wenn er nicht gefragt wurde, fing er von allein auch nicht davon an, und gefragt durfte er ja auch eigentlich gar nicht werden.

Dagegen durfte er selbst fragen, und das tat er denn auch reichlich, hatte dazu besonders mich ausersehen. Aber das waren nur Fragen betreffs unseres Schiffes und der Mannschaft.

Ich gab ihm willig über alles Auskunft, ließ ihn unseren Übungen zuschauen, auch wenn diese mit Bleigewichten ausgeführt wurden, ohne ihm sein Ehrenwort abzunehmen, nichts davon zu verraten, wenn ich ihm auch sagte, daß dies unser Geheimnis sei, und vorläufig bleiben möchte. Genau so hatte ich es auch mit dem Prospektador gehalten. Ich gebe in solchen Sachen nicht viel auf Schwüre und Ehrenworte. Wer da etwas verraten will, der tut es doch – und weiß sich hinterher auszureden, den Unschuldigen zu spielen.

Es kamen einige Zwischenfälle vor, die ich erwähnen muß.

Ganz außer sich wurde Mister Carlistle, als er zum ersten Male auf hoher See die Orgel spielen hörte. Er hatte sich doch schon vorher genug um unser Schiff gekümmert, hatte aber gar keine Ahnung von dieser Orgel gehabt. Und vollends überwältigt wurde er dann von unserem Oratorium zu.

Die nächste Folge war, daß er zur Patronin ging und ihr das ganze Schiff gleich abkaufen wollte.

»Fordern Sie dafür, was Sie wollen! Dieses Schiff muß unbedingt mir gehören!«

Helene wußte ihm eine sehr hübsche, originelle Antwort zu geben.

Sie fragte telephonisch die Kommandobrücke an, auf welchem Längengrade sich das Schiff gegenwärtig befände.

Ungefähr auf dem 40.

»Wohl, und jetzt ist es nach Ortszeit zwei Uhr nachmittags. In Greenwich ist es aber erst 40 Minuten vor 12 Uhr mittags. Mister Carlistle – zwei Uhr 40 Minuten, sobald es in Greenwich Mittag ist, kündige ich Ihnen den Charterkontrakt – wenn Sie noch ein einziges Mal mir solch einen Vorschlag machen!«

Da war er stumm.

»Nein, das Schiff ist mir unverkäuflich,« fuhr Helene dann sanfter fort, »unverkäuflich, auch für hundert Millionen Dollars. Und was wollen Sie denn überhaupt? Kann ich Ihnen denn etwa auch die Mannschaft mitverkaufen? Sind denn das etwa meine Sklaven, selbst der

Seele nach? Sie würden doch nur ein totes Schiff laufen, doch niemals die »Argos« mit den Argonauten.«

Er stellte niemals wieder solch einen Antrag.

Bald daran kam Ernst zu mir, suchte mich als Freund auf.

»Sieh mal, Georg, hier hat mir der Geisterkieker einen Scheck ausgeschrieben, nur die Summe nicht ausgefüllt, das soll ich selber tun, und dann das Geld unter die Leute verteilen. Wenn wir nun jetzt ein paar Millionen hineinschreiben?«

Ich nahm den Scheck und ließ sofort alle Mann antreten.

»So und so. Nehmt Ihr das an? Haltet eine Beratung ab, der ich nicht beiwohnen will.«

Schon nach fünf Minuten wurde ich wieder gerufen.

»Nein, wir lassen uns nicht kaufen, wollen von dem und von keinem anderen etwas geschenkt haben, keinen Cent.«

Diesen Bescheid brachte ich ihm mit dem Scheck.

»Machen Sie so etwas nicht wieder, bitte.«

»Verzeihen Sie, es war nicht böse gemeint!« murmelte er gedrückt. –

Am 28. August also sichteten wir die Küste von Afrika, und zwar die Strecke zwischen Kap Bojador und Kap Blanco, die allerdings 700 Kilometer lang ist.

Diese ganze Küstenstrecke zeigt die gewaltigste Dünenbildung der Erde. Hier tobt sich die Kraft des Atlantischen Ozeans am stärksten aus, bei Ebbe tritt das Meer

auf dem ganz ebenen Strande meilenweit zurück, der feine Sand trocknet schnell, der meist herrschende Westwind, oft genug zum Sturm ausartend, treibt den Sand vor sich her, häuft ihn zur Düne an, bis zu einer Höhe von 200 Metern!

Freilich ist davon vom Meere aus nichts zu bemerken. Man sieht nur eine ebene Sandfläche, bei Ebbe also meilenlang, bei Flut immer noch kilometerbreit, die Küste erscheint immer noch ganz niedrig, weil das Aufsteigen eben ganz, ganz sanft erfolgt. Die Dünenbildung bemerkt man erst von der Landseite aus. Da erhebt sich die Sandkette plötzlich 200 Meter hoch und noch höher, indem dort hinten der Boden zum Teil noch tiefer liegt als das Meeresniveau.

O, was mögen in diesem Sande, ob er nun noch von Wasser bedeckt ist oder zeitweilig wird oder nicht, für Wracks vergraben liegen!

Denn jedes Schiff, das zwischen dem 2. und 20. nördlichen Breitengrade bei dem meist herrschenden Westwinde ruderlos wird, muß hier antreiben, und wie viele Segelschiffe mögen bei voller Manövrierfähigkeit nicht gegen den Weststurm ankommen können! Sie geraten auf Sand, an ein Wiederfreikommen ist gar nicht zu denken – und wenige Tage später ist von dem ganzen Schiffe keine Spur mehr zu sehen. Nur ein kleiner Leichenhügel wölbt sich darüber.

Denn nicht etwa daß das Wrack einsinkt, sondern der trockene Flugsand deckt es zu, das Hindernis gibt Veranlassung zur Bildung einer neuen Düne, deren Höhe aber auf der unendlichen Fläche gar nicht ins Auge fällt.

Nun läßt sich denken, wie diese Küste von den Schiffen gemieden wird. Es ist ja dort auch absolut nichts zu holen.

Das Gebiet zwischen Kap Bojador und Blanco, sich noch 500 Kilometer ins Innere erstreckend, bildet die spanische Kolonie Rio de Oro. Das heißt Goldfluß. Aber weder von einem Flusse, noch von Gold ist etwas zu bemerken. Dieser Name kommt auch von so einer Sage, wie das Dorado in Südamerika.

Spanien machte früher Ansprüche auf die ganze Sahara. Im Jahre 1887 trat es seine vermeintlichen Rechte gegen ein Butterbrot an Frankreich ab, wollte aber doch noch ein Stück Land als Eigentum wahren.

Es erhielt das Gebiet von Rio de Oro, 185 000 Quadratkilometer, mit dem einzigen Hafen an dieser Küste.

Das arme Spanien muß ganz und gar von Gott verlassen gewesen sein, daß es sich von Frankreich so schmachlich übers Ohr hat hauen lassen!

Die dahinter liegenden Gebiete von Adrar, Tmarr und Igidi sind gar nicht so schlecht. Wohl ist auch dort alles Wüste, aber mit großen, herrlichen Oasen darin! Mit blühenden Städten von mehr als 10 000 Einwohnern Fleisch, Getreide und Früchte in Hülle und Fülle. Während im ganzen Gebiete von Rio de Oro vielleicht nicht ein einziger Grashalm gedeiht.

Nur daß es an der Küste einen Hafen hat. Das heißt eine Bucht, die einzige an der ganzen Küste, in die auch größere Schiffe ohne besondere Gefahr einlaufen können.

So legten die Spanier hier eine Kolonie an, bauten ein Fort, steckten 80 Soldaten hinein, wozu noch 50 eingeborene Arbeiter und Diener kamen. Also zusammen 130 Mann. Wir zählten genau 132. Nur Männer.

Diese »Stadt« heißt ebenfalls Rio de Oro. Ich werde sie fernerhin zum Unterschied zum ganzen Lande nur Oro nennen.

Nun liegen die 130 Mann hier im Sonnenbrande, brauchen Kohlen wie das tägliche Brot, um aus Seewasser trinkbares zu destillieren, und spinnen Trübsal. Ihr einziger Dienst besteht darin, daß sie das Feuer eines Leuchtturms unterhalten, welche Verpflichtung die Franzosen ihnen auch noch aufgehalst haben.

Wahrscheinlich oder sogar ganz sicher, haben die Spanier gehofft, den Handel aus den benachbarten Oasen über diesen Hafen zu leiten. Die Franzosen haben ihnen natürlich ein Schinippchen geschlagen. Die Waren gehen nach wie vor auf den alten Karawanenwegen durch französisches Gebiet nach Algier, jetzt wird bereits eine Eisenbahn durch die Wüste gebaut.

Wir hatten direkt auf Oro zugehalten. Schon befanden wir uns in einer weiten Bucht, ringsum von Sandwällen umgeben, vor uns erstreckte sich, obgleich Hochflut war, noch eine Sandstrecke von vier Kilometer Breite, dann sahen wir an der eigentlichen Küste einen Häuserbau,

und bis dorthin war die Sandfläche kreuz und quer mit Wasserkanälen durchzogen.

Jedenfalls – oder es kann überhaupt gar nicht anders sein – ist der ursprünglich felsige Meeresgrund hier mit tiefen Spalten durchzogen, in die der Sand hineinpurzelt, so daß also immer freies Wasser bleibt. Bis sich auch diese unterseeischen Gebirgsschluchten und -Spalten einmal mit Sand ausgefüllt haben. Vielleicht aber gibt es dann schon keine Menschen mehr auf diesem Planeten.

An ein selbständiges Befahren dieser Wasserpassagen war nicht zu denken. Es war früh gegen neun Uhr, als wir die Lotsenflagge hißten. Sofort löste sich dort von dem Häusergerümpel ein kleines Dampfboot ab, näherte sich uns im Zickzack, manchmal auch die weitesten Bogen beschreibend, hatte uns erst in einer Stunde erreicht.

Es war ein arabischer Lotse mit arabischer Mannschaft zur Bedienung des kleinen Dampfers, die vier spanischen Offiziere gingen nur als Passagiere mit.

Der Hafen von Oro ist frei, also jedes Schiff kann ihn anlaufen, ohne besondere Erlaubnis, die Herren durften höchstens im Vertrauen fragen, was wir hier wollten. Nun eben eine Privatjacht, die einmal dieses weltverlassene Nest an der Westküste Afrikas besuchen wollte.

Also die vier Offiziere waren nur mitgekommen, um wieder einmal andere Menschen zu sehen; denn es war ja noch gar nicht gesagt, daß wir auch wirklich in den Hafen einlaufen wollten. Ach, wie die sich freuten, daß

es Tatsache sein sollte! Aller zwei Monate kam ein spanisches Kriegsschiff an, so elend als möglich, das der Garnison Lebensmittel und Kohlen brachte – letztere also zur Destillation des Trinkwassers – und was sie sonst noch in ihrer Einsamkeit brauchten. Andere Schiffe waren hier ganz unbekannt. Und das Kriegsschiff war vor einem Monat hier gewesen, so daß man sich jetzt gerade in der Mitte dieser Periode befand.

Die Garnison bestand aus dem Kommandanten, sechs Offizieren, 14 Unteroffizieren und 59 Soldaten, von denen einer eine Fahne zu tragen hatte, sieben andere Flöten, Trompeten und Trommeln spielen mußten. Am liebsten wäre ja auch der Kommandant gleich mitgekommen aber das verbot ihm doch seine Ehre, seine Würde, seine Verantwortung, und die zwei anderen Offiziere waren durch Dienst gebunden, wenn der auch nur im Reglement stand. Die vier freien Offiziere hatten also das Lotsenboot benutzt, nur um einmal andere Menschen zu sehen, falls wir doch nicht den Hafen angelaufen hätten. Zur Feier dieses Besuchs und Empfangs hatten sie sämtliche Orden und Ehrenzeichen angelegt, und nicht zu knapp, selbst der jüngste Leutnant, den ich stark im Verdacht hatte, daß er seinen Degen nicht mehr aus der Scheide ziehen konnte, weil er eingerostet war, denn es starrte alles vor Rost, hatte seine Heldenbrust mit wenigstens zwei Dutzend Orden gepanzert, und obgleich sie weiße, aber sehr schmutzige Tropenuniformen trugen,

hatten sie doch vorn und hinten goldene oder vergoldete oder blankgeputzte Messingknöpfe reichlich daraufgenäht.

Das ist nun einmal spanisch. Der Gehalt, den sie bekommen, ist ja furchtbar kläglich – so werden sie mit Titeln und Orden entschädigt. Es braucht ja nicht alles Gold zu sein, was glänzt, und geschliffenes Glas funkelt auch.

Bei dieser Gelegenheit, bei der ersten Begrüßung, ereignete sich ein sehr trauriger Fall, der aber an Bord unseres Schiffes schon eine längere Einleitung gehabt hatte, jetzt machte er sich in seiner ganzen Schwere fühlbar, und ich bedaure fast, daß er trotzdem einer guten Portion Humors nicht entbehrte.

Der Matrose Albrecht – nicht zu verwechseln mit dem sangeskundigen Albert – hatte schon während dieser ganzen Reise Spuren von Geistesstörung gezeigt. Vielleicht hatte es auch schon auf der Sandbank im brasilianischen Urwald angefangen, wir hatten nur nicht darauf geachtet, uns damals nichts weiter dabei gedacht.

Daß Matrosen, besonders auf Kriegsschiffen, immer ein Stück Putzwolle in der Tasche haben und mit diesem bei jeder Gelegenheit über das Messing auf ihrer Putzstation fahren, habe ich ja schon erwähnt. Das kann leicht zur Leidenschaft werden, besonders in den Tropen. Es hängt mit dem bekannten und doch so rätselhaften Tropenkoller zusammen. Wenn in diesen heißen Gegenden besonders infolge von Überanstrengung im Gehirn solch eines Matrosen eine Schraube locker wird, so kann

man sicher sein, daß er zuerst von der Putzmanie befallen wird. Er will immer putzen, putzen, putzen. In den gemäßigten Breiten, wenn es wieder kühler wird, verschwindet das fast immer wieder von selbst.

So war es auch mit unserem Albrecht. Der fing mit einem Male zu putzen an, auch was er nicht nötig hatte, konnte sich von dem Messing gar nicht wieder trennen, mußte zehnmal zum Essen gerufen werden, von den gemeinschaftlichen Sportübungen schlich er sich fort, um sein geliebtes Messing mit Putzpomade einzusalben und darauf herumzureiben.

Na, schlimm war es nicht. Sonst ging er seiner Arbeit nach, stand ganz vernünftig Rede und Antwort. Er durfte sich an keinen anstrengenden Arbeiten und Übungen mehr beteiligen, mußte vor allen Dingen der heißen Sonne aus dem Wege gehen, bekam eine besondere, leichte Diät. Dem allen fügte er sich ganz willig, wenn er nur sonst nach Herzenslust Messing putzen durfte.

Aber Doktor Isidor hatte sicher ganz recht, wenn er gerade diese Willigkeit, mit der er sich den ärztlichen Vorschriften fügte, für ein sehr böses Zeichen hielt. Der Mann war sich eben bewußt, daß bei ihm etwas im Kopfe nicht in Ordnung war, wollte geheilt sein, und er putzte dennoch weiter. Infolgedessen wurde er immer melancholischer.

Als nun die vier spanischen Offiziere noch an Deck standen, die erste zeremonielle Begrüßung erfolgte, putzte Albrecht gerade wieder das Messinggeländer der Kommandotreppe.

Mit einem Male kommt er herangeschlichen – schleicht wirklich auf den Zehenspitzen – in der linken Hand die offene Schachtel mit Putzpomade, in der rechten Hand den Lederlappen, taucht ihn in die Pomade und – – fängt der Kerl an, dem einen Offizier hinten am Rocke die goldenen Knöpfe zu putzen! Ganz heimlich, ganz vorsichtig, und dabei mit einem überaus zufriedenen und doch so pfiffigen Gesicht!

Noch stehe und starre ich – denn jetzt sehe ich doch den hellen Wahnsinn hervorbrechen – der Offizier merkt natürlich die Putzerei hinten an seinem Waffenrocke, er dreht sich schnell um – recht so, das kommt meinem Albrecht gerade gelegen, er spuckt kräftig auf einen der blitzenden Orden an der Heldenbrust, schmiert einen tüchtigen Flatschen Pomade nach und fängt an zu putzen.

Da merkten auch alle anderen, was mit dem armen Kerl los war.

»Albrecht ist toll geworden!«

Einige Matrosen sprangen herbei und wollten ihn fortziehen.

Da aber brach der Wahnsinn völlig los.

»Laßt mich, ich muß doch die Orden putzen –«

Mit diesen Worten riß er sich los, stürzte auf einen andern Offizier zu, klatschte dem gleich die ganze Pomadenschachtel gegen die Heldenbrust und begann sämtliche Orden gleichzeitig abzureiben.

Vier starke Matrosen gehörten dazu, um ihn zu überwältigen. So wurde er fortgeschleppt, unter Deck.

Und nun dieses schreckliche, jammernde Zetergeschrei!

»Laßt mich doch putzen, laßt mich doch putzen!«

Er wurde in eine leere Kammer gesperrt, sollte erst festgebunden werden, da er doch offenbar einen Tobsuchtsanfall hatte, aber es war nicht nötig, er brauchte nur eine blinde Messingstange zu bekommen, so putzte er leidenschaftlich mit zufriedennem Gesicht.

Ich will gleich erledigen, was noch daraus geworden ist. Unheilbar geistesgestört, die Putzmanie blieb für immer, auch wenn wir später die Polargegenden aufsuchten. Zweimal versuchten wir, ihn in einer Irrenanstalt und in einer Privatklinik unterzubringen, das waren wir unserem Gewissen schuldig, aber sobald er von Bord kam oder nur merkte, daß er das Schiff verlassen sollte, fing er wie ein Kind zu weinen an.

Nun gut, so blieb er eben an Bord. Da konnte er Putzen nach Herzenslust. Und er tat nichts weiter mehr als Messing und Kupfer putzen. Das war sein Lebensglück, und was kann denn der Mensch mehr verlangen, als sein Glück zu finden. Und den anderen konnte es nur recht sein. Die brauchten an und unter Deck nichts mehr zu putzen. Und trotzdem glänzte und gleißte auf unserem Schiffe immer alles, was nur irgendwie blank zu putzen war. Die Offiziere wurden aufgeklärt und um Entschuldigung gebeten. Der eine freilich sah ja schön aus, die ganze Brust voll brauner Putzpomade. Es hatte nicht viel zu sagen. Er mußte seinen Waffenrock ausziehen, meine Jungen nahmen ihn in Arbeit, trennten die Knöpfe und

Litzen ab, wuschen ihn, und als wir nach einer Stunde in dem kleinen, aber vortrefflichen Hafen einliefen, stolzierte der Offizier wieder in einem schneeweißen Kittel herum, der sogar von den schmutziggrauen Hosen recht seltsam abstach, und seine Orden funkelten und strahlten großartiger denn zuvor, was auch seinen besonderen Grund hatte.

»Albrecht hädd see doch noch putzt!« flüsterte mir ein Matrose im Vorbeigehen listig zu.

---

Ich schildere das Fort nicht weiter, und wie wir darin empfangen wurden. Jedenfalls mit spanischer Gastfreiheit und überhaupt wie von Leuten, die in ihrer Einsamkeit glücklich sind, einmal andere Menschen bewirten zu können.

Über das kärgliche Mittagessen will ich nicht spotten, sie setzten uns das Beste vor, was sie hatten. Wir würden uns mit einer Abendmahlzeit an Bord revanchieren, die ganze Besatzung und Einwohnerschaft sollte von unserer Hülle und Fülle genießen, so lange wir hier lagen.

Auch in diese verlassene Station hatte sich schon die Kunde von dem Argonautenschiffe verirrt – es kamen doch Zeitungen her, wenn auch nur aller zwei Monate – das gab ja Stoff zur Unterhaltung genug, aber wegen des Zweckes unseres Hierseins wurden wir weder von dem

liebenswürdigen Kommandanten, noch von den Offizieren mit einem Wörtchen befragt, das verbot der spanische Anstand.

Leider ließ ich mich nach dem Mittagsessen verleiten, das freundliche Angebot des Kommandanten anzunehmen, meine Siesta in einem seiner Zimmer auf dem Sofa abzuhalten.

Legionen von heißhungrigen Flöhen stürzten sich über mich her.

Und da hatte dieser Kerl, dieser liebenswürdige spanische Festungskommandant, auch noch die Unverschämtheit gehabt, mich einmal im Vertrauen zu fragen, ob wir denn bei den vielen Tieren an Bord nicht recht unter Flöhen zu leiden hätten!

Nein, das hatten wir ganz und gar nicht. Unser Schiff war immer gänzlich flohrein.

Das ist ja auch so ein Ideal, was überhaupt nur an Bord eines Schiffes zu erreichen ist. Säugetiere sind doch an Land niemals ganz flohrein zu halten, nicht der ästhetische Mops im Damenboudoir, einmal muß er doch auf die Straße, da erwischt er schon seinen Floh, auch im Garten, da sorgen wieder die Vögel dafür, bei Nacht die Fledermäuse, und auch auf der einsamsten Insel würde das Hausgeflügel das Ungeziefer wieder von anderen Vögeln bekommen.

Nur auf einem Schiffe ist solch eine Reinhaltung möglich. Das muß einmal erwähnt werden, und ich tu es mit Vorliebe, weil das Schiff eben mein Ideal ist, das ich verherrlichen möchte.

Wenn wir einen Hafen verließen, die Tiere brauchten gar nicht an Land gewesen zu sein, die Tauben waren eingesperrt gehalten worden, so zeigten sich ja stets einige Flöhe. Alle diese Hunde und Katzen und sonstigen Kreaturen waren dafür schon so empfindlich geworden, daß man es durch ihr Kratzen sofort merkte. Dann ging sofort die allgemeine Jagd los, unter der Leitung des jagdkundigen Juba Riata, der als ehemaliger Tierbändiger darin doch schon große Erfahrung hatte, und Doktor Isidor hatte diese Sache von jeher schon wissenschaftlich studiert und praktisch betrieben. Nach 24 Stunden war an Bord unseres Schiffes kein Floh mehr vorhanden, und kein fremder konnte mehr herankommen.

Hier aber durfte unsere Menagerie nicht an Land, so große Sehnsucht alle Tiere auch hatten. Das hätte ja sonst einen schönen Kampf gegeben. Ganz frei blieben sie ja doch nicht, dafür sorgten schon wir Menschen als Zwischenträger.

Ich mußte dies einmal erwähnen. Wer nicht in den Tropen gewesen ist, der hat ja gar keine Ahnung von dieser schrecklichen Schmarotzerplage. In den besseren Hotels jener Gegenden bezahlt man nicht umsonst solche enorme Zimmerpreis. Die Konkurrenz würde bald billigere Preise schaffen; aber es ist gar nicht möglich, nur wegen der Flöhe und Wanzen nicht. Alle Polstermöbel müssen ständig mit scharfen Pulvern und Laugen behandelt werden, Teppiche werden gleich ausgekocht, da hält das Zeug natürlich nicht lange, es muß immer wieder durch

neue Sachen ersetzt werden, und das ist es, was diese Hotelzimmer so furchtbar teuer macht! Das wissen nämlich die wenigsten der Hotelgäste. Sie sollen aber nur einmal etwa in Kairo in einem Zimmer schlafen, dessen Einrichtung seit drei Tagen nicht mit scharfer Lauge behandelt worden ist. Es ist im Bett gar nicht auszuhalten.

Es war gegen vier Uhr, als ich mich von dem beißenden Sofa verabschiedete. Ich befand mich in der zweiten Etage, und wie ich zum Fenster hinabblickte, sah ich unten im Forthof die Patronin mit Doktor Isidor im Gespräch mit einem Offizier stehen.

Die beiden waren klüger gewesen als ich, sie hatten wie der Kapitän ihre Siesta an Bord abgehalten; nur ich hatte mich von dem Kommandanten verleiten lassen, im Fort zu bleiben.

So war die Patronin also schon wieder zurück. Ich verließ mein Zimmer, fand auf dem Korridor nicht gleich die Treppe. Eine Tür führte mich auf einen Balkon, einen Altan mit hoher Brustwehr.

Auch hier war ein kleiner Hof, nur ein Winkel die Mauern hatten hier heraus keine Fenster, wohl nur dieser Altan war vorhanden.

»Tante, Tante!« erklang es da im jammerndsten Tone.  
Unsere Ilse!

Ich beuge mich erschrocken über die Brüstung, da sehe ich dort unten unsere Ilse, die sich gegen einen Mann in arabischer Kleidung wehrt, aber sich natürlich nicht viel wehren kann.

Das Kind hatte auf eigene Faust eine Entdeckungsexkursion in der Umgebung des Forts gemacht, war von einem arabischen Diener oder Arbeiter – einem noch jungen Burschen – hier in diesen Winkel gelockt worden.

Im nächsten Moment stand ich auf der Brustwehr und jumppte hinab, ohne mir erst Rechenschaft darüber zu geben, ob ich mich parterre oder in der dritten Etage befand.

Es war also das zweite Stockwerk, ein höheres gab es überhaupt gar nicht, die Höhe von der Brustwehr bis zum Boden betrug – wie dann später gemessen wurde – genau neun Meter.

Glücklicherweise war es feiner, tiefer Sand, in den sich meine Füße gruben, sonst hätte mir ja etwas anderes passieren können.

Freilich sackte ich tüchtig zusammen, sonst aber auch weiter nichts.

In solchen Momenten funktioniert das Gehirn ganz anders, als bei normalen Verhältnissen, vor allen Dingen scheint sich die Zeit viel länger auszudehnen.

Vielleicht drei Sekunden nur mag ich zusammengebrochen am Boden gelegen haben, aber in diesen drei Sekunden sah ich ganz deutlich, wie Helene aus einer kleinen Tür trat, verwundert, das Kind hier zu finden, und mich daneben am Boden liegend. Gleichzeitig aber, und das war mir die Hauptsache, sah ich auch den Araber auf der anderen Seite durch einen Durchgang schlüpfen.

Und da war ich auch schon hinter ihm her.

Jenseits des Durchgangstunnels war die Fortmauer, umgeben vom Wüstensand.

Erst wollte er um die Mauer herum, besann sich, schlug einen Haken, setzte seine Flucht nach Osten fort, ich ihm nach, etwa fünfzig Meter hinter ihm.

Er trug kurze weiße Jacke und Pumphose und war barfuß. Ich trug Tropenanzug und Segeltuchschuhe. Den weißen Helm hatte ich verloren. Als einzige Waffe hatte ich einen schweren Nickfänger mit fünfzölliger Klinge bei mir.

Er blickte sich zum zweiten Male um und verdoppelte dann seinen Lauf.

Und da bemerkte ich, daß mir alles Training mit Bleigewichten nichts genützt hatte, nicht für diesen Fall. Der Araber war schneller als ich, die Entfernung zwischen uns vergrößerte sich, obgleich ich in dieser ersten Minute meine ganze Schnelligkeit aufgeboten hatte.

Da aber überkam mich etwas.

»Dich muß ich haben!«

Nur mit diesen vier Worten kann ich ausdrücken, was mich überkam. Ich bin nicht sehr für Rache.

Ich kann einem Feinde verzeihen. Lieben kann ich ihn nicht, aber verzeihen kann ich ihm.

Wenn ich bei passender Gelegenheit jemanden, der mich anrempelt oder anrüpelt, eine hineinhaue, so ist das etwas ganz anderes.

Aber das Gefühl des Hasses, der Rachsucht ist mir fremd.

Mich hat einmal ein Mann sehr beleidigt, fürchterlich beleidigt, gekränkt, mir das bitterste Weh zugefügt, mit dem ich jahrelang ringen mußte. Ich hätte den Mann vernichten können, durch richterlichen Spruch, aber ich tat es nicht, weil mir seine Familie leid tat. Als dieser Mann dann ins Elend kam, da habe ich seiner Familie geholfen, obgleich ich sonst gar keinen Grund dazu hatte. Ich tat's, eben weil es mein Feind gewesen war, der mir unschuldig das bitterste Weh zugefügt hatte!

Das darf ich hier berichten; denn von einem besonderen Edelmut ist da gar keine Rede. Wäre das der Fall, dann allerdings dürfte ich's nicht erzählen oder ich wäre ein heuchlerischer Lump. Ich tat's, weil ich nicht anders konnte; ich bin eben ein guter Kerl. Das darf ich ungeniert sagen: aber von einer besonderen Tugend ist da gar keine Rede, ebensowenig aber darf man auch an eine Schwäche glauben.

Nein, Rache kenne ich nicht.

Aber hier lag etwas ganz anderes vor.

»Warte nur, mein Junge, Dich kriege ich – Dich Buben soll die Sonne nicht lange mehr bescheinen!«

Es brauchte kein Ausrufungszeichen dahinter.

Ganz gelassen sprach ich es zu mir, und sprach es fort und fort.

Und so ballte ich die Fäuste, stemmte die Ellenbogen in die Hüften und fiel aus dem schnellsten Rennen in einen gemäßigten, aber immer noch schnell fördernden Dauerlauf.

Schnell vergrößerte sich die Entfernung zwischen uns. Zum vierten Male blickte der vor mir dahinrasende Araber, dem ich nicht folgen konnte, und fiel ebenfalls in einen Hundetrab.

Ha, ich ihm nicht folgen können!

Aber immer, glaube es nur.

Du oder ich!

Doch nein, gar kein oder.

Nur Du, nur Du!!

Ich will ihn kurz schildern, diesen Dauerlauf um Leben und Tod durch die Wüste, welcher – vier Stunden währte!

Vier ganze Stunden und vielleicht noch zehn Minuten dazu!

Ziemlich genau um vier Uhr muß es gewesen sein, als ich von der Brüstung herabsprang.

Als die Sonne unter dem Horizont verschwand, nach kurzer Dämmerung sternfunkelnd die Nacht anbrach, hatten wir einen kleinen See erreicht.

Die Sonne sank in dieser Gegend am heutigen Datum nach Ortszeit 6 Uhr 42 Minuten unter den Horizont, bis zur letzten Scheibe.

Dieser Wüstensand war vom Fort Rio de Oro aus, wie später berechnet wurde, genau 62,57 Kilometer entfernt, in der Luftlinie.

Der Weltrekord des sogenannten Marathon betrug 40 Kilometer, steht heute auf 2 Stunden 36 Sekunden, aufgestellt in Stockholm von dem englischen Südafrikaner Mac Arthur.

Ich habe damals an der Westküste der Sahara diesen Weltrekord noch weit, weit übertroffen; denn wir werden doch nicht immer die direkte Luftlinie gerannt sein.

Und jenem arabischen Jüngling gebührt ebenfalls die Ehre, diesen Weltrekord schon früher übertroffen zu haben.

Aber wir haben damals keine Zeugen und keine Schiedsrichter mit Stechuhren gehabt, unser Marathon-Lauf ist in keinem Sportkalender registriert worden.

Nur die Sonne und die Sterne haben uns kontrolliert!  
O, was waren das für vier Stunden!

Was habe ich in diesen vier Stunden alles gedacht und gedacht und gedacht!

Und in welcher seltsamer Verfassung ich mich überhaupt befand.

Schon die ersten beiden Stunden, als die afrikanische Wüstensonne noch mit versengenden Strahlen brannte.

Mein Gaumen war Feuer und mein Hirn war Glut, und in meinen Adern rollte siedendes Blei – – aber mein Herz war kalt wie Eis.

Und mein glühendes Hirn fing zu phantasieren an: Ich bin der rächende Todesengel, und ich will Dein Blut schlürfen, schlürfen, schlürfen!! Und mag es auch glühendes Blei, wie das meine sein, es soll mir dennoch ein kühlender Labetrunk dünken.

So sprach mein glühendes Hirn. Aber gleichzeitig auch sprach mein eiskaltes Herz:

Bube, Ruhe, Georg, nur immer Ruhe – laß Dich nicht aus diesem Hundetrab bringen – auf diese Weise entgeht er Dir nimmer.

So führten Hirn und Herz ein Wechselgespräch, fort und fort.

Und was ich in dieser Zeit nun sonst noch alles erlebt habe!

O, wie wir beide zusammen gespielt haben!

Oder ich nur mit ihm.

Ein amüsanter Spiel.

Das Spiel der Katze mit der Maus?

Nein, das wäre noch lange kein Vergleich.

Ich habe einmal eine Schlange beobachtet, eine ägyptische Aeskulapvipere, die im geschlossenen Raume auf glattem Boden eine Maus verfolgte, nicht hungrig, aber noch beutelustig. Wie die mit der Maus spielte! Wenn sich das arme Mäuslein ergebungsvoll in sein Schicksal ergab, sich duckte, dann blieb auch die Schlange ruhig liegen, und schoß das Mäuslein wieder davon, dann war auch die Schlange wieder hinter ihm her, immer im Kreise herum, und kürzer und kürzer ward die Entfernung zwischen den beiden.

So war es auch hier. Kürzer und kürzer wurde die Entfernung zwischen uns. Aber nicht nach und nach, immer ruckweise. Meiner Maus begann nicht der Atem, sondern nur die Kraft langsam zu versagen. Manchmal raffte sie diese Kraft wieder zusammen, schoß davon. Ich blieb in meinem gleichmäßigen Laufschrift. Und wenn der Maus

die Kraft wieder ausging, dann war ihr die Schlange wieder einige Meter näher. So waren aus dem ursprünglichen Abstand von 50 Metern jetzt nur noch 30 geworden.

Da also, als die Sonne sank, die Nacht anbrach erreichten wir den kleinen See.

Was sage ich? Ein kleiner See? Nur eine Wasserlache im Sande war es. Ihr Umfang oder der Weg, den wir dann immer um sie herum machten, betrug genau, wie später gemessen wurde, 64 Meter. Nur die perspektivische Täuschung der Wüste, die untergehende Sonne hinter mir, hatte die Wasserlache erst so groß erscheinen lassen.

Die Maus rannte um das Wasser herum. Also hatten wir es genau zwischen uns. Die Maus auf der einen Seite, die Schlange auf der anderen Seite. Und so rannte der Araber immer wieder um den kleinen Teich herum.

Wohl, mir war es recht! Als ich zum dritten Male den Teich umrannt hatte, begann ich zu zählen.

Es war eine fürchterliche Höllenpein für mein glühendes Hirn, dieses Zählen, aber eine wahre Himmelsfreude für mein kaltes Herz.

Bis 337 habe ich gezählt.

Dreihundertundsiebenunddreißig Mal habe ich den Jüngling um den Teich gejagt, innerhalb von anderthalb Stunden!

Da aber hatten wir längst nicht mehr das Wasser direkt zwischen uns, da war ich keine zehn Meter von ihm entfernt!

Immer wieder raffte er noch einmal seine letzte Kraft zusammen, schoß schnell vorwärts – ich im gleichmäßigen Laufschrift, die Ellenbogen in die Hüften gestemmt, hinter ihm her – und in der nächsten Minute, wenn er seine Kraft erschöpft, war ich ihm wiederum einen Meter näher gerückt!

So ging es fort und fort um den Teich herum, und über uns funkelten die Sterne.

»Ruhe, Georg, nur immer Ruhe – falle nicht in schnelleren Lauf – auf diese Weise entgeht er Dir nimmer!«

Da wendete er wieder einmal den Kopf, um mir sein verzweifeltes Gesicht zu zeigen.

Jawohl, ich wußte schon.

Der probierte es nicht erst, stehen zu bleiben, sich auf die Knie zu werfen und um Erbarmen zu flehen.

Der wußte, wie zwecklos das gewesen wäre.

Wenn er zurück blickte, mußte er doch auch mein Gesicht sehen, mußte darin lesen können, so schwach der Sternenschein auch sein mochte.

Dort war es die furchtbare Todesangst, die solch eine Leistung der Kraft und Ausdauer entwickelte – und hinter der Todesangst her die gebändigte Wut!

Da plötzlich, wie ich ihn zum dreihundertundsieben- unddreißigsten Male um den Teich jagte, vielleicht noch sechs Meter von ihm entfernt, stieß er einen Schrei aus, den ersten, den er hören ließ und stürzte sich kopfüber ins Wasser.

Er wollte schwimmend das andere Ufer gewinnen, um so womöglich den ganzen Teich wieder zwischen uns zu bringen.

So dachte er.

Gut so, daß er so gedacht und es probiert hatte!

Nun war er mein! Ich wußte es sofort!

Ich mit einem flachen Hechtsprung ihm nach, und in der Mitte des Teiches hatte ich ihn, warf mich über ihn! Umklammerte von hinten seine Kehle und drückte ihn unter Wasser.

Da zeigte es sich, daß das Wasser uns nur bis an den Leib ging, wir beide kamen zu stehen

Aber da hatte ich doch schon seinen Kopf unter Wasser, und ich hielt ihn fest unter Wasser!

Er kämpfte, wie eben ein Ertrinkender um sein Leben kämpft, krallte seine Hände in meine Beine – fürchterlich.

Und wie ich noch so gebückt stehe und den Mann er säufe, da spritzt Wasser an meine Lippen, und da merke ich, daß es süßes Wasser ist, trinkbares Wasser!

Und wie der dort unten zwischen meinen Knien mit dem Tode kämpft, da schlürfe ich über ihm das köstliche Wasser mit vollen Zügen, ich trinke und trinke und trinke!

Ich trinke und schlürfe und schlucke noch, wie jener zwischen meinen Knien, die Kehle von meinen Fäusten umspannt, plötzlich ganz still wird.

Ich trinke weiter.

Und es war gut so.

Denn plötzlich wurde der noch einmal furchtbar lebendig, furchtbar krallten sich seine Finger noch einmal in meine Schenkel ein.

Das aber war auch der letzte Todeskampf gewesen. Eine große Blase quoll empor, ich schlürfte seine Seele mit dem köstlichen Wasser ein.

Dann war er tot – und ich war gesättigt.

Ich ließ die Leiche im Wasser, watete ans Ufer.

Als Mörder?

O nein.

Ich fühlte mich nicht als Mörder, habe mich deswegen nie als solcher gefühlt.

Ich fühlte mich tief befriedigt.

Ich hatte die Welt von einem Scheusal befreit.

### 31. KAPITEL. HUNDEGEBELL UND MONDESZAUBER.

Ich watete ans Ufer, blickte zum ersten Male nach meiner Uhr, einer Schlüsseluhr, der kein Wasser etwas anhaben kann. Remontoiruhren können wir Seeleute nicht gebrauchen.

Zehn Minuten nach acht.

Dann stimmte es auch, daß jetzt gerade der Vollmond sich über den Horizont erhob.

Also vier Stunden und einige Minuten waren wir gerannt. Die zurückgelegte Strecke wagte ich nicht abzuschätzen. Zumal ich glaubte – obgleich es gar nicht der Fall war – daß der Verfolgte oftmals große Bogen beschrieben habe.

Na, vielleicht 20 Kilometer war ich vom Fort entfernt. Man sieht, wie total ich mich irrte. Es waren ziemlich genau 62 Kilometer. Aber mit einer Schätzung hielt ich mich überhaupt gar nicht auf, sagte nur so leichthin: vielleicht 20 Kilometer.

Mehr dachte ich im Augenblick an die Beantwortung der Frage, wie denn hier mitten in der Wüste ein Süßwasserteich sein könne.

Nun, es war eben ein Brunnen oder eine Quelle, die nicht hervorsprudeln konnte, weil der darüberliegende Wasserdruck ihrer Austriebskraft die Balance hielt.

Wäre die Umgegend mit grüner Vegetation bedeckt gewesen, so hätte man das eine Oase genannt. Mußte denn das nicht eigentlich der Fall sein? Mußte das Frischwasser das Salz des Sandes, dem ehemaligen Meeresboden entstammend, nicht nach und nach ausgelaugt und ihn vegetationsfähig gemacht haben?

Nein, kein Grashalmchen gedieh.

Weshalb nicht, das wußte ich nicht, hielt mich auch nicht länger mit der Beantwortung dieser Frage auf. Ich bemerke nur, daß man auch in der lybischen Wüste viele Süßwasserteiche findet, die an den Rändern keine Spur von Vegetation zeigen. Woher das kommt, kann erklärt werden, ist hier aber nicht am Platze.

Ich war nicht besonders müde; eigentlich überhaupt gar nicht. Nach dem Bade und nach Löschung meines furchtbaren Durstes fühlte ich mich wie neugeboren, hätte sofort den Rückweg wieder im Dauerlauf antreten können.

Aber so vernünftig war ich auch, um mir zu sagen, daß dies eine Täuschung sein müsse. Es war auf jeden Fall eine Überanstrengung gewesen, dieser vierstündige, sehr schnelle Dauerlauf, bei fortwährend fürchterlichem Durst, die Reaktion würde schon noch kommen.

Übrigens hatte ich plötzlich wieder das größte Bedürfnis nach Wasser, dem ich natürlich nachgab, und ich wußte, daß dies noch öfters kommen würde.

Also mein Entschluß war gefaßt. Ich blieb einige Stunden hier, versuchte zu schlafen, und wenn mir das nicht gelang, so löschte ich doch meinen sicher immer wieder hervorbrechenden Durst, bis die reichlich verbrauchte Feuchtigkeit im Körper wieder ersetzt war; denn darauf beruht ja nur das Gefühl des Durstes und seine Stillung. Aber das ist nicht mit einem Male zu erreichen.

Dann, als mein Durst zum zweiten Male gelöscht war, dachte ich daran, daß in diesem Wasser ja noch die Leiche läge, dachte ohne besonderen Ekel daran, von diesem Wasser getrunken zu haben. Aber länger sollte der Tote auch nicht drin liegen bleiben. So watete ich noch einmal durch die Mitte, der Zufall ließ mich auch gleich auf die am Grunde liegende Leiche stoßen, ich zog sie ans Ufer und vergrub sie in einiger Entfernung im Lande, was schnell geschehen war. Ein Grausen empfand ich nicht dabei, ich bin an das Hantieren mit Leichen gewöhnt worden, auf einer Fahrt von Kalkutta nach Schanghai, wo innerhalb von acht Tagen von 400 eingeborenen Deckpassagieren fast die Hälfte an der Cholera starb, und mein Gewissen war also durchaus nicht belastet worden.

Viel angesehen habe ich den Toten allerdings auch nicht, ihm nicht erst die Taschen visitiert, wenn er überhaupt Taschen hatte.

Dann legte ich mich auf der anderen Seite des Teiches hin, mir aus Sand ein erhöhtes Kopfkissen machend, um einige Stunden zu schlafen oder zu ruhen.

Nein, müde war ich absolut nicht, weder schläfrig, noch fühlte ich Gliedererschöpfung, und gerade deshalb sagte mir ein dunkles Bewußtsein, daß mit mir irgend etwas nicht in Ordnung sein könne, daß noch irgend etwas nachfolgen müsse, nach diesem vierstündigen Dauerlaufe; denn ganz ungestraft macht man so etwas nicht, zumal unter solch seelischer Erregung.

Ich hatte schon früher einmal die Folgen einer Überanstrengung kennen gelernt. Hatte bei einer Schiffshavarie, die dann noch ganz gut abgegangen war, etwas länger als 36 Stunden ununterbrochen das Schwungrad der Pumpe gedreht, also ohne Schlaf. Als ich dann abgelöst wurde, wir überhaupt schon im sicheren Hafen lagen, legte ich mich todmüde in meine Koje. Ach, war das ein herrliches Gefühl, wie ich mich so im Bewußtsein der Sicherheit ausstrecken konnte, um nun einen tiefen, tiefen Schlaf zu tun! Und diese köstliche Todmüdigkeit!

Jawohl, nichts war es mit dem Schlafen! Mit einem Male merke ich, daß ich deswegen nicht gleich einschlafen konnte, weil ich nicht ruhig liegen konnte. Ich mußte mich fortwährend bewegen. Keine drei Sekunden konnte ich ein Glied ruhig liegen lassen. Und dann merkte ich, wie sämtliche Glieder zu zucken anfangen.

Na, ich ging zum Schiffsarzt, der gab mir eine Morphiumeinspritzung und ich mußte sie noch an zwei Tagen bekommen, dann war die Sache wieder in Ordnung. Da erkennt man erst, was solch ein Höllenstoff wie Morphinum, von dem man sonst nur den entsetzlichsten Mißbrauch und seine Folgen hört, in ärztlicher Hand für ein Segen sein kann.

Aber die Viertelstunde, wo ich so todmüde in meiner Koje lag, ohne einen Augenblick einen Finger ruhig halten zu können, immer hin und her zuckend, die werde ich ja nicht vergessen!

Mit einiger Angst dachte ich daran, daß dieses Muskel- oder Nervenzucken auch jetzt wieder eintreten könnte, wo ich hier hilflos an der Küste lag.

Aber so ein seelischer Schwächling bin ich denn doch nicht. Ich merkte nichts von solch einem Zustand, ich sagte mir, daß ich dann auch nicht so an etwas denken dürfe, und hätte es dennoch angefangen – na, dann trat ich einfach sofort den Rückweg an, marschieren kann man dann immer noch, nur nicht still liegen.

Aber ich hatte nicht nötig, wieder aufzustehen, ich fühlte mich ganz wohl, und meiner Energie gelang es, jeglichen Gedanken an solch eine Möglichkeit, von einer Nervenschwäche befallen zu werden, zu unterdrücken.

Da aber trat etwas anderes ein, die Folgen der Überanstrengung sollten doch nicht ausbleiben.

Freilich ist es sehr schwer zu schildern, was mit mir vorging.

Wie ich so daliege, noch mit offenen Augen, der prachtvollen Sternenhimmel betrachte, überkommt mich plötzlich ein Gefühl der grenzenlosen Verlassenheit.

Ich muß an meinen alten Vater denken – ich werde vom Heimweh erfaßt.

Wer das Heimweh nicht kennt, nicht disponiert dazu ist, der hat ja gar keine Ahnung, was Heimweh überhaupt ist. Der wird nie begreifen, wie Menschen an Heimweh sterben können, und zwar gerade sonst sehr kräftige, robuste Männer. Es ist ja bekannt, daß besonders Schweizer so furchtbar vom Heimweh gepackt werden können. Ich habe später an Bord einen Schweizer gehabt, der in Amerika vor Heimweh irrsinnig geworden war, d. h. geisteskrank, der ganz im Banne der Sehnsucht nach seinen Bergen lag. Es war schrecklich anzuhören, wie der junge, starke Mann Tag und Nacht winselte. So etwas begreift man ja aber gar nicht, wenn man es nicht selbst einmal durchgemacht hat. So wenig wie man einem eisernen Kerl mit Nerven von Klavierdrähten begreiflich machen kann, was Hysterie ist.

Ich hatte Zeit meines Lebens noch kein Heimweh gehabt, konnte mir gar nicht vorstellen, was so etwas ist, und jetzt kriege ich großer Bengel plötzlich das Heimweh!

Das heißt, ohne mir Rechenschaft geben zu können, daß es Heimweh ist.

Ein allgemeiner Weltschmerz erfaßt mich.

Jawohl, der Menschheit ganzer Jammer packt mich an. Ich fange plötzlich wie ein Kind zu weinen an.

Ohne zu wissen warum.

Ich will es gleich sagen: es war eben die Reaktion auf die Überanstrengung, wobei weniger der vierstündige Dauerlauf, als vielmehr die vierstündige Seelenverfassung in Betracht kam, die furchtbare Wut, die ich immer hinuntergefressen hatte.

Für mich wäre damals eine furchtbare Krisis eingetreten, ich wäre seelisch sehr erkrankt, wahrscheinlich von unheilbarer Melancholie befallen worden – wenn ich eben nicht gerettet worden wäre.

Also ich liege da im Wüstensande. Und weine und jammere und winsele und weiß nicht warum.

»Ich wollte, ich wäre tot.«

Und wie ich das noch so sehnsuchtsvoll denke, da höre ich plötzlich in weiter Ferne einen Ton.

Hundegeläut!

Und da gibt es einen Ruck in mir, wie ein Feuerstrom schießt es mir plötzlich durch Kopf und Herz und durch alle Adern, und ich schnelle empor.

»Pluto!« jauchze ich auf.

Und noch einmal erschallt das eigentümliche, hohe Bellen, das der Jagdhund – aber zum Beispiel auch der Spitz – ausstößt, wenn er das Wild, auf dessen Fährte er liegt, erblickt oder seine Nähe nun richtig wittert. Läuten nennt der Jäger diese Art Bellen, und es ist auch ein wirkliches Läuten.

Und dieses Lauten hier kannte ich, das konnte nur unser Pluto sein.

Ich habe noch nicht von diesem Hunde gesprochen. Ich kann nicht jeden Hund und jedes Mitglied unserer Menagerie dem Leser einzeln vorstellen, sondern das muß geschehen, wenn es eben die Gelegenheit mit sich bringt.

Die Schwimmtour damals in der Magalhaesstraße hinter unserem Boote her hatte Plato nicht mitgemacht, obgleich er der erste aller Hunde war, der vierbeinige Hundehauptmann, oder eben deshalb, weil er der erste war, war er dem Boote der Herrin nicht gefolgt. Dazu war er zu gut erzogen, viel zu vernünftig, da hätte er erst den Befehl dazu bekommen müssen. Das war doch die größte Undisziplin gewesen, was die anderen großen Hunde da begangen hatten, und über so etwas war Pluto erhaben. Es war ein englischer Bluthund reinsten Rasse, also ein großer, starker, kurzhaariger Jagdhund, als Bluthund, wie er früher in Amerika zur Verfolgung der entflohenen Sklaven benutzt wurde, vor allen Dingen durch die äußerst langen Schlappohren gekennzeichnet, die auch bei gesenktem Kopfe noch weit über die Schnauze herabhängen, und dann die Stirn mit tiefen Runzeln durchzogen, überhaupt ein furchtbar sorgenvolles Gesicht.

Zwischen den Mitgliedern unserer Menagerie ging es ja manchmal hahnebüchen zu! Ach, da flogen ja manchmal die Haare, und da gab es hinterher hinkende Beine!

Zumal noch so viele kleinere und auch immer junge Hunde vorhanden waren. Ich habe solche Szenen noch nie erwähnt. Das war manchmal ein einziger Hundeknäuel, alles zusammen verbissen; denn gegen Futterneid ist noch keine Peitsche geflochten worden.

Besser als Juba Riatas Peitsche bewährte sich dieser Bluthund; denn Pluto war als der intelligenteste und zuverlässigste Hund von Peitschenmüller zum vierbeinigen König des ganzen Tierreiches eingesetzt worden. Und Pluto wußte die ihm anvertraute Würde zu schätzen und wußte Ordnung zu halten, so weit es irgend möglich war. Es war ein edler Charakter, er sah vieles nach, drückte manchmal beide Augen zu, denn als Hundephilosoph wußte er eben, was ein saftiger Knochen zu bedeuten hat, obgleich er selbst ganz frei von Egoismus war, eben deshalb sah er vieles nach – aber wehe, wenn es ihm einmal zu viel wurde und er fuhr dazwischen! Es war nicht der stärkste Hund. Die großen Doggen und die Bernhardiner und Neufundländer waren ihm ja an Körperkraft weit überlegen, und nun gar die beiden Dioskuren Kastor und Pollux, die beiden Bullenbeißer, die waren herkulische Riesen gegen diesen Bluthund. Aber Pluto war eben der bessere Kämpfer. Der hatte im Nu so einen Hundeherkules beim Genick gepackt und schüttelte ihn ab, daß dem Bullenbeißer Hören und Sehen verging und er sich winselnd in einer Ecke verkroch.

So hatte Peitschenmüller diesen Bluthund, der nach einem deutschen Vorsteher überhaupt die beste Nase besaß, auch als Stöberer ausgebildet, als Führer der Meute

auf der Jagd. Schon damals in der ägyptischen Oase. Ich hatte solche Übungen in der Argonautenbucht auf dem Feuerlande gesehen, praktisch auf der Jagd auf den brasilianischen Campos.

Da war Pluto also der Stöberer, der Fährtsensucher. Es gab ja weit schnellere Hunde, aber mit der Schnelligkeit ist es da allein nicht getan, unbesonnene Schnelligkeit kann da sogar alles zu schanden machen. Solche eilfertige Hunde nehmen eine kreuzende Spur auf, locken die ganze Meute in der Hitze des Gefechtes hinter sich her, die Jagd ist verdorben. Die Meute hat dem Stöberer, der prüfend die Fährte untersucht, unbedingt zu folgen, keiner darf ihn überholen, und wenn er sich auch minutenlang bei einer Kreuzung aufhält. Und Pluto wußte die Meute in Ordnung zu halten. Wehe, wenn ihn ein anderer Hund überholen wollte. Der war im Nu lahmgebissen, bei seiner Gegenwehr auch kaput gebissen. So war es wenigstens früher gewesen, jetzt kam so etwas gar nicht mehr vor. Die anderen Hunde und selbst die größeren Raubtiere hatten einen maßlosen Respekt vor ihm. Und trotzdem war Pluto eines Seele von einem Hunde! Er ließ sich von einem anderen Hunde, ob größer oder kleiner als er, aus seinem eigenen Freßnapfe den größten Leckerbissen, den saftigsten Knochen wegnehmen, duldete es ruhig, er war eben sehr gutmütig. Mit diesen Bluthunden ist es ja überhaupt eine eigene Sache. Sie scheinen ihren Namen gänzlich mit Unrecht zu führen, und dennoch sind

es die furchtbarsten Menschenjäger. Die Sache ist nämlich die, daß diese künstlich gezüchtete Hunderasse, eine Kreuzung der besten Jagdhunde mit Pariser Fleischerhunden, die treueste Anhänglichkeit gegen ihren Herrn besitzen, die so weit geht, daß sie die Autorität eines anderen Menschen gar nicht anerkennen. Sobald ihnen ihr Herr befiehlt, ist jeder andere Mensch für sie auch nur ein Stück Wild. Gerade den entgegengesetzten Charakter hat der Pudel. Der begrüßt, wenn er zu Hause eingesperrt ist, mit freudigem Schwanzwedeln den durchs Fenster steigenden Einbrecher, sobald der nur freundlich zu ihm spricht.

Ich war bisher kein besonderer Tierliebhaber gewesen, bin es erst an Bord dieses Schiffes geworden.

Und daß ich jetzt so ausführlich über diesen Bluthund berichtet habe, das hat einen besonderen Grund.

Ich will es sagen: durch diesen Hund bin ich vor einer schweren seelischen oder geistigen Krankheit bewahrt worden, die mich natürlich auch körperlich ruiniert hätte. Ich weiß es ganz bestimmt.

Also wie ein Feuerstrom schoß es mir plötzlich durch Kopf und Herz und durch alle Adern, als ich dieses mir wohlbekannte Hundegeläut vernahm.

»Pluto!!« jauchzte ich auf.

Noch konnte ich im Mondlicht in der weißgelben Wüste nichts unterscheiden. Da aber verwandelte sich das eigentümliche Läuten in ein dröhnendes und dennoch jauchzendes Bellen, und da plötzlich stimmten auch noch viele andere Hundestimmen mit ein.

Und da plötzlich gingen mir die Augen auf, da plötzlich sah ich sie in langgestrecktem Galopp angejagt kommen, an der Spitze Pluto, die Nase am Boden, daß die langen Ohren noch im Sande schleiften, dann wieder mit einem jauchzenden Bellen den Kopf hoch werfend, daß die Ohren wie die Fahnen flogen, und hinter ihm die ganze Meute unserer größten Hunde, Max und Moritz, die beiden Bernhardiner, Kastor und Pollux, die beiden Boxerdoggen, Thor und Odin, die beiden Neufundländer. Nur Frau Holle fehlte, die Neufundländerin, weil die jetzt außer zwei eigenen Kinderchen, auch die zwei kleinen Unzen, die schwarzen Jaguare, säugen mußte, welche Peitschenmüller damals richtig aus dem Neste genommen hatte.

Sie hatten mich erreicht, begrüßten mich jauchzend, wenn auch nicht gar zu stürmisch, weil ihr vierbeiniger Meister dabei war, der immer auf Ordnung hielt.

Ach, wie soll ich es schildern!

Wie ich niederkniete, Plutos durchrunzeltes sorgenschweres Haput hernahm und meine brennenden Lippen auf seine kalte Hundeschnauze drückte.

Wie ich einen Hund nach dem andern abküßte, obgleich ich sonst nicht etwa für Hundeküsserei bin.

Aber damals – damals!

Diese selbe Hundemeute sollte mir später noch einmal zu Hilfe kommen, wie ich es schildern werde, in einer viel, viel gefährlicheren Situation, sollten mein Leben retten, als ich schon Abschied davon genommen hatte

– das war grandios, wie sie über meine Peiniger herfielen, – aber viel, viel schöner war es gewesen, als ich hier in meinem undefinierbaren, unsagbaren Seelenschmerze ihr Bellen in weiter Ferne gehört hatte!

Ja, diese Hunde hatten mich vor etwas Furchtbarem bewahrt, gegen welches der leibliche Tod noch nichts war.

Das wußte ich ganz bestimmt, noch ehe ich merkte, wie mich plötzlich eine Müdigkeit befiel, daß ich mich kaum noch aufrecht halten konnte. Jetzt war eben die Reaktion eingetreten, eine gesunde Krisis, die Gefährdung der Seele oder des Geistes war durch die hervorbrechende Körpererschöpfung plötzlich aufgehoben.

Erst als ich einen nach dem andern abgeküßt hatte, bemerkte ich, daß jeder von ihnen auf dem Rücken, kurz hinter dem Nacken, ein Paket trug, auf dem des Bluthundes, ebenso wie die Pakete der anderen mit schwarzem Segeltuch umwickelt, war noch ein kleineres von weißem Tuch befestigt, dieses löste ich zuerst ab, dabei gleich an dem besonderen Knoten und überhaupt an der kunstreichen Verstrickung, Klothildens Hand erkennend, denn in der Schürzung von Knoten war dieses seegeborene Weib unerreichbar, beschämte den besten Matrosen.

Noch eine Gummiumhüllung, eine kleine Blechbüchse und ich entnahm dieser einen Brief.

Wo bist Du? Lebst Du noch? Wenn ja, so gib Pluto zu fressen und zu saufen und schicke ihn sofort mit Deiner Botschaft

wieder zurück. 16 der besten Geher sind bereits unter Wassermanns Führung unterwegs.

In tausend Ängsten um Dich

Deine Helene.

Dann folgten noch einige Postskripten, welche verrietten, in welcher Hast und Angst diese Zeilen geschrieben worden waren.

Schreibe auf, wann Du Pluto abschickst, die Nachkommenden fangen ihn ab und können daraus vielleicht bestimmen, wo Du bist, wie weit entfernt, wenn Du es nicht selbst angeben kannst.

Der Inhalt von Plutos Paket ist nur für Dich bestimmt.

Über Ilse hat ihr Schutzengel gewacht.

Georg, befreie Deine Helene von tausend Ängsten, ich kann unterdessen nur beten.

Dann folgte nichts mehr. Zunächst mußte ich einmal über das »wenn ja« herzlich auslachen. So glaubte ich, daß dies der Grund meines Heiterkeitsausbruchs sei. Es war natürlich ein ganz anderer Grund – die Hunde nun bei mir zu haben, mit meinen Freunden in Verbindung zu stehen.

Weiter enthielt die Blechbüchse ein unbeschriebenes Stück Papier und einen Bleistift, ehe ich aber schrieb, löste ich sämtliche Pakete ab, und erst jetzt dachten die Tiere daran, ihren Durst zu löschen, auch gleich ein Bad zu nehmen.

Ich will bei dieser Gelegenheit gleich erwähnen, was in Fort Oro vor sich gegangen war, wie ich es später erfuhr.

Man hatte mich hinter dem Flüchtling her durch die Wüste rennen sehen, bis wir am Horizont verschwunden waren.

Noch eine Viertelstunde hatte man gewartet.

Dann, als die Sorge wuchs, war Juba Riata mit einigen unserer besten Geher und Läufer unseren Spuren gefolgt, der Kommandant hatte auch eine Abteilung Soldaten mitgegeben, die aber gleich in den ersten zehn Minuten weit zurückgeblieben waren.

Fast eine halbe Stunde war Juba Riata den Spuren gefolgt, der anfängliche Eilmarsch hatte sich schon längst in Laufschrift verwandelt, bis auf einem steinigen Plateau, von dessen Passieren ich aber gar nichts wußte, die Spuren aufhörten und auch von dem vorzüglichen Fährten-sucher, der dieser ehemalige Cowboy war, nicht wieder gefunden werden konnten.

Nun zurück, schnellstens zurück, um den Fehler gutzumachen, den Juba Riata zu spät einsah! Nämlich, daß er nicht gleich die Hunde mitgenommen hatte. Aber wer hatte auch gedacht, daß ich mich so weit entfernen würde, daß die Spuren plötzlich aufhörten.

Und die Zurückbleibenden dachten jetzt auch nicht an die Hunde oder sie erwarteten eben wieder erst die Hilfs-  
expedition zurück.

Erst gegen halb sieben traf Peitschenmüller wieder ein, den anderen weit, weit voraus, dieser Wildwestmann war überhaupt unser bester Läufer, mochte er auch mit dem Matrosen Knut nicht auf der Rennbahn konkurrieren können. Wenn es aber einmal in Gottes freier Natur darauf ankam, dann machte dieser ganz aus Eisen bestehende ehemalige Vaquero doch alle aufgestellten Sportrekords zu schanden.

Jetzt also schnell die Hunde vorbereitet, die man für diesen Fall am zweckdienlichsten hielt. Man durfte ja den Versicherungen des Kommandanten und aller anderen glauben, daß es in ganz Rio de Oro keine räuberische Beduinen, keinen einzigen Menschen gebe, ebenso aber mußte man auch glauben, daß in dem ganzen Gebiet von fast 200 000 Quadratkilometer, wobei auch nur der spanische Besitz in Betracht kommt, kein Tropfen Wasser zu finden sei.

Das mag merkwürdig klingen, aber die hatten von diesem Wüstenbrunnen, der sich als ein ansehnlicher Teich ausbreitete, eben gar keine Ahnung! Übrigens kam er für das Fort auch nicht in Betracht, die Entfernung war viel zu weit, auch ein Röhrensystem war unmöglich, der Brunnen lag 60 Meter tiefer als das Fort oder vielmehr als der Meeresspiegel.

Also jeder der Hunde erhielt in dichtem Lederschlauch drei Liter Wasser und zwei Pfund gepreßten Fleischkuchen für sich selbst aufgepackt, daß ich sie dann füttern und tränken konnte, Plato für mich statt des Hundekuchens ein Pfund Zwieback, ein Pfund Cornedbeef, eine Dose Fleischextrakt, ein Fläschchen Kognak und einen Revolver mit 24 Patronen, dafür weniger Wasser, und die Hunde wurden unter Plutos Führung laufen gelassen. Diese Last von 10 Pfund inklusive Verpackung hatte für die starken Tiere nicht viel zu bedeuten.

Kurz nach sieben waren sie abgelassen worden, gegen neun Uhr hatten sie mich erreicht. So hatten sie zu den 42 Kilometern zwei Stunden gebraucht.

Das war keine besondere Leistung für einen Hund. Ganz abgesehen davon, daß ich selbst ja diese Strecke in zwei Stunden 42 Minuten durchrannt habe, und ein Hund kann denn doch noch etwas anders rennen als ein Mensch, und sei es Achilles selbst.

Wir wissen noch gar nicht, was ein Hund im Laufen leisten kann. Die Wettrennen auf der Sportbahn sagen gar nichts. Nur ab und zu durch einen besonderen Fall gewinnt man ein Urteil, und da kann man immer nur staunen.

Es ist noch gar nicht so lange her, da fährt eine bekannte Schauspielerin von Leipzig nach Chemnitz, an einem heißen Junitag, in der heißesten Mittagszeit. Sie benutzt einen gewöhnlichen Personenzug, einen Bummelzug, der 11 Uhr 35 Leipzig verläßt, 1 Uhr 58 in Chemnitz

ankommt, unterwegs fünfzehn mal haltend. Die Strecke beträgt 82 Kilometer.

Sie läßt sich von ihrer Zofe zur Bahn bringen, die ihren Bernhardiner an der Leine hat, ein sehr großes, schweres, langzottiges sechsjähriges Tier, stark überfüttert.

Die Dame streichelt den Hund noch einmal, steigt ein, fährt ab. Wie sie in Chemnitz aussteigt, springt Tyras ihr freudestrahlend entgegen, freilich auch die Zunge eine halbe Elle aus dem Maule heraushängend.

Der Hund hat sich von seiner Führerin losgerissen, ist zwischen den Schienen dem Eisenbahnzuge nachgerannt, zwar nicht mitkommend, ihn aber auf jeder Zwischenstation wieder einholend – kurz und gut, er war gleichzeitig in Chemnitz, hat die 82 Kilometer in zwei Stunden 23 Minuten zurückgelegt. Nicht etwa ein Windspiel, sondern ein mächtiger, schwerer, fettgefütterter Bernhardiner!

Und es hat dem Tiere absolut nichts geschadet, es war nur eine gute Entfettungskur.

Wir wissen, wie gesagt noch nicht, was ein Hund leisten kann. Vom Pferde wissen wir es so ziemlich, aber vom Hunde haben wir da noch gar keine Ahnung. Und das gereicht der Menschheit nicht zur Ehre; denn der Hund ist schon viele tausend Jahre früher ein treuer Freund und Gehilfe des Menschen gewesen. Und noch weniger gereicht es uns superklugen Menschen, die wir auf unseren Scharfsinn, auf unsere Erfindungen so stolz sind, zur Ehre, daß wir erst jetzt im 20. Jahrhundert anfangen, den wunderbaren Geruchssinn des Hundes im

Dienste der Polizei und des Kriminalwesens zu benutzen. Ha, ist das großartig, wovon die Zeitungen jetzt immer berichten, von den Erfolgen dieser Polizeihunde! Viel tausend Jahre hat der Hund auf diesen genialen Einfall der scharfsinnigen Menschen warten müssen! Und anstatt die Sache nun, da sie einmal angefangen hat, wenigstens gleich mit Energie zu betreiben, jedem nächtlichen Schutzmann und jedem Feldgendarmen einen guten Hund auf Staatsunkosten zu geben, begnügt man sich noch immer mit kleinlichen Versuchen, verplempert das Geld lieber mit anderen Experimenten, um dem Diebes- und Verbrecherwesen Einhalt zu tun. Während der Hund doch schon seit Jahrtausenden der treue Hüter des Hauses und Hofes gewesen ist und nur darauf wartet, daß ihn der Mensch auch endlich in der Öffentlichkeit beschäftigt, was ja eben seine Lust ist. Nicht an der Kette zu liegen, nicht eingesperrt zu werden, nicht spazieren geführt zu werden, sondern stöbernd, ganz auf die eigene Intelligenz angewiesen, durch Feld und Busch und durch die nächtlichen Straßen zu laufen. –

Also das mitgeschickte Wasser wäre nicht nötig gewesen.

Die Hunde hatten gar keine Lust zu fressen, wenigstens Pluto nicht, dem ich den Fleischkuchen zerbrach. Nun, so konnte er gleich wieder abgehen. Ich schrieb:

Bin wohlauf. Liege an einem Brunnen mit trinkbarem Wasser. Schicke Pluto punkt 9

Uhr ab. Um Mitternacht trete ich Rückmarsch an.

Waffenmeister.

So, das genügte vollkommen. Das Schreiben war ja nicht für Helene bestimmt, es wurde von der Hilfsexpedition abgefangen.

Ich schickte Pluto auf die Heimreise, fütterte die anderen Hunde, die mehr Appetit hatten, als ihr verantwortlicher Führer, aß selbst nur einen kleinen Zwieback mit etwas Fleischextrakt bestrichen, mehr konnte ich nicht hinunterbringen, desto besser schmeckten mir einige Schluck Kognak, dann streckte ich mich wieder in dem Sand aus.

Ach, war mir jetzt wohl, selig zu Mute, wie ich so dalag, von den sechs Hunden umlagert! Jetzt fühlte ich die Müdigkeit in meinen Gliedern, ich war wie zerschlagen, im Nu würde ich einschlafen.

Ich nahm mir vor, um zwölf Uhr aufzuwachen, und ich würde unfehlbar aufwachen, das wußte ich beistimmt. Das kann jeder Mensch bestimmen, wenn er sich darin nur etwas übt, nur ein einziges Mal ernstlich will. Wie es möglich ist, daß der Mensch während des Schlafes die Uhr im Kopfe hat, zur bestimmten Stunde und Minute aufwachen kann, das freilich kann kein Mensch erklären; wenigstens nicht mit den Erklärungen unserer modernen

Wissenschaften. Doktor Karl de Prel<sup>1</sup> hat ein ganzes Buch über dieses Phänomen geschrieben.

Als ich wie mit einem Ruck aufwachte, mir von einer fremden, geheimnisvollen Macht gegeben, war mein erster Griff nach der Uhr, und deren beide Zeiger standen direkt an der zwölf.

Wie neugeboren sprang ich empor.

Autsch! Nein, so ganz neugeboren war ich nicht. Oder ich hoffe doch nicht, daß jedem neugeborenen Kindlein die Dickbeine und die Waden so weh tun, wie mir die meinen!

Mir war in den Beinen und besonders in den Waden gerade so zu Mute wie damals, das heißt am anderen Tage, nachdem ich am Tage zuvor in Hamburg für die freiwillige Seemannsmission Traktätchen verteilt hatte, in die Briefkasten der Wohnungen gesteckt, und ich hatte so gegen hundert Häuser abgekleppert, immer bis hinauf unters Dach, vier Etagen hoch. Na, dieses anderen Tages werde ich ja gedenken! Meine Waden, meine sonstigen Beine! So etwas mache ich ja nicht wieder, wenn ich nicht berufsmäßiger Briefträger werden will. Ich danke für solche freiwillige Seemannsmissionstätigkeit. Da klebe ich doch lieber auf jedes Traktätchen eine Dreiermarke und bleibe hübsch in der Kneipe sitzen. Aber es war ein so verflixt hübsches Dämchen gewesen, das mich

---

<sup>1</sup>Carl Freiherr du Prel, auch Karl Freiherr du Prel oder Baron Carl du Prel, 1839–1899, war ein deutscher Philosoph, Schriftsteller und Okkultist. Anm. H.P.

zu dieser Kolportiererei verleitet hatte. Na, da habe ich ja am anderen, Morgen nicht schlecht geflucht!

Also genau so war mir's auch jetzt in den Beinen und zumal in den Waden zu Mute.

Nun, deshalb wurde dennoch aufgebrochen, diese lahmen Glieder wollten wir schon wieder schmieren. Zunächst einmal innerlich mit einem Schluck Kognak. Dazu muß man bekanntlich die Flasche heben und den Kopf etwas zurückneigen, sonst geht's nicht oder bereitet doch Schwierigkeiten, also ich neigte den Kopf zurück, dabei guckte ich in den Vollmond, der regelrecht jetzt den höchsten Punkt seiner Laufbahn am Horizont erreicht hatte.

Und da ließ, ich die Flasche wieder sinken, ohne ein Schlückchen genehmigt zu haben.

Na, Himmelbombenelement noch einmal, Klüverbaum und Katzenschwänze, bin ich denn wahnsinnig oder kratzt mich der Affe?!

Wolle der geneigte Leser mir solche Ausdrücke verzeihen. Ich lasse in der Wiedergabe die Menschen immer so sprechen, wie sie im Leben wirklich sprechen, und so sprach ich oder dachte ich, als ich, ein Seemann, der weit mehr Decksplanken als Salonparkett unter den Füßen gehabt, damals in der Wüste plötzlich eine große Burg erblickte, eine ganze Festung mit Mauern, Türmen und Zinnen!

Ich reibe mir mit der einen Hand die Augen – nein, die sind ganz regelrecht offen – mit der andern Hand führe ich die unterbrochene Bewegung aus, nehme aus

der Flasche ein gutes Schlückchen – nein, so wohltuend rinnt einem im Traume kein Kognak durch den Hals – und daß diese Festung schon gestern abend hier gewesen wäre und ich sie nicht gesehen hätte, das ist ebenfalls ganz ausgeschlossen.

Nun, die Erklärung blieb nicht lange aus.

Eine Fata Morgana.

Was das ist, weiß doch jeder. Eine Luftspiegelung. Wenn zwei Luftschichten von sehr verschiedenen Temperaturen die sich nicht so schnell vermischen, zusammenstoßen so kann diese scharfbegrenzte Luftfläche als Spiegel wirken, durch das Licht der Sonne oder des Mondes wird das Bild eines Gegenstandes nach einem anderen Punkte zurückgeworfen.

Mehr brauche ich darüber hier nicht zu sagen. Durch einfache oder doppelte Spiegelung entsteht ein umgekehrtes oder aufrechtes Bild des betreffenden Gegenstandes – ich hatte hier eine aufrechte Spiegelung. Durch die Sonne werden Fata Morganas häufiger erzeugt, als durch den Mond, weil deren Leuchtkraft eben viel stärker ist, obgleich solche Luftspiegelungen in der Nacht viel öfters vorkommen müßten, weil durch die Ausstrahlung des heißen Wüstensandes in die kalte Nacht solche Luftzonen eher entstehen als bei Nacht; aber das Mondlicht ist eben gewöhnlich zu schwach. Hat man aber einmal eine nächtliche Fata Morgana, dann ist sie auch von vollendeter Klarheit, so wie es hier bei mir der Fall war.

Absolut nichts ließ die Wirklichkeit vermissen. Mit greifbarer Deutlichkeit stiegen die Mauern direkt aus der

flachen Wüste empor, jedes Türmchen hob sich scharf vom sternenbesäten Horizont ab. Nur über die Entfernung durfte ich kein Urteil abgeben; da kann man sich in der Wüste überhaupt sehr täuschen, zumal in solch einer Vollmondnacht. Manchmal glaubte ich, die Burg sei viele Kilometer oder gar Meilen entfernt, dann dachte ich wieder, mit hundert Schritten müßte ich sie erreichen können,

Erwähnen muß ich noch, daß die Erscheinung, die aber für das Auge doch vollkommene Wirklichkeit war, auf die Hunde so gar keinen Eindruck machte. Sehen taten sie sie auch, das bemerkte ich sofort, aber sie kümmerten sich gar nicht darum. Diese Hunde wußten eben sofort, daß es nur eine wesenslose Erscheinung war, nichts Reelles dahinter. Nur der Affe wird vom Spiegelbild getäuscht, will das Spiegelbild untersuchen, greift dahinter, eben weil der Affe das menschenähnlichste Tier ist. Die Katze springt höchstens in ihren ersten Kindertagen einmal in den Spiegel, dann fällt sie nicht mehr darauf herein. Noch viel ausgeprägter ist dieser Unterscheidungssinn für Wirklichkeit und Spiegelung oder Nachahmung beim Hunde. Da hat man ja schon gar viel experimentiert. Da gibt auch nicht die Witterung den Ausschlag, das ist ein ganz besonderer Instinkt. Man mag eine Hundefigur noch so getreu malen oder modellieren und sie mit natürlichem Hundegeruch imprägnieren, der lebendige Hund mag einmal stutzen – dann hat er das Nachgemachte sofort erkannt, kümmert sich nicht mehr darum.

Ich hatte also einmal das Glück, eine nächtliche Fata Morgana in herrlichster Vollkommenheit zu beobachten.

Das mußte aber doch die Spiegelung von einer Wirklichkeit sein; in der Richtung, in die ich blickte, mußte auch eine wirkliche Burg oder ganze Festung liegen!

Solch eine Festung mit Türmen und Zinnen hier mitten in der Wüste?

Nun, das konnte möglich sein, die Welt brauchte davon nichts zu wissen. Ich hatte mich ja schon zur Genüge aus Büchern über diese spanische Kolonie Rio de Oro orientiert, ehe ich das Land betreten hatte. Da hatte nichts von solch einer ummauerten Stadt, die man keine Ruine nennen durfte, dringestanden. Außer über politische Verhältnisse war da überhaupt sehr wenig zu lesen gewesen. Eine menschenleere Wüste, in der sich jedenfalls auch keine Maus ernähren konnte – terra inkognita – gänzlich unbekanntes Land.

Da konnte es also auch recht wohl solch eine alte Festungsstadt drin geben. Überhaupt mußte es ja unbedingt das Spiegelbild einer wirklich vorhandenen Festung sein.

So überlegte ich noch, als in der Ferne wiederum ein Hundeläuten erklang, mit jauchzendem Bellen beantworteten es meine sechs Tiere, ich gab ihnen die Erlaubnis, den Ankommenden entgegenzulaufen, und bald sah ich sie selbst.

Es waren also sechzehn Mann, unsere besten Geher, geführt von Wassermann, einem deutschen Vorstehhund, der früher Waldmann geheißten hatte, aber tatsächlich mehr ein Wasserjagdhund war, ein vorzüglicher Taucher.

Feldmarschmäßige Ausrüstung, aber nicht zum Sportzweck, der Ballast auf dem Rücken bestand hauptsächlich in Wasser, und die Bewaffung nur in Revolvern obwohl sie mit »Gewehr über« anmarschiert kamen. Aber das war kein Schießgewehr, sondern jeder trug über der Schulter eine hohle Bambusstange, wie unser Zimmermann auf der brasilianischen Sandbank hundert Stück gefertigt hatte, auf beiden Seiten mit gutem Verschluss eben für solche Zwecke, für Expeditionen, wobei kein Gewehr nötig war, aber unsere Leute waren nun einmal gewöhnt, mit Gewehr zu marschieren, der Hohlraum diente zur Aufnahme von Proviant, zum Beispiel von Hülsenfrüchten, jeder Mann konnte sich mit diesem Inhalte vier bis fünf Tage lang beköstigen und außerdem konnte auf diese Bambusstange das kurze englische Bajonett, das zu dem Infanteriegewehr gehörte, aufgepflanzt werden, eine furchtbare Waffe im Nahkampfe abgebend.

Wenn ich sage, daß dies meine Erfindung war, so rühme ich mich nicht etwa, sondern so etwas zu erfinden, das war eben meine Sache, als die des Waffenmeisters, dazu hatte ich meinen Kopf anzustrengen, dafür wurde ich bezahlt.

Unter diesen sechzehn besten Gehern befand sich August der Starke, in dessen Fettleibigkeit man sich eben vollständig irrte. Dieser Koloß bestand nur aus Kautschuk, durchsetzt mit Knochen und Muskeln.

Die Führung hatte ja wohl Ernst als Offizier oder vielleicht Juba Riata – aber wie sie jetzt ankamen, da mußte

unbedingt August der Starke das Kommando übernehmen.

»Abteilung –« fing er mit total heiserer Stimme zu brüllen an, obgleich er gar nicht heiser war, er ahmte eben die bierheisere Stimme eines Unteroffiziers nach, und die vier Sektionen nahmen Tritt, auf Verabredung gleich Paradeschritt an, »halt!! Sektiooon – schwenkt ein!! Geweeehr – ab!! Richt Euch! Vorletzter Mann etwas weiter raus! Wilhelm zieh den Bauch ein! Augen geraaade – aus!!«

Und dann trat er vor und machte mir Meldung.

Es war nur eine Spielerei, aber – dennoch von großer Bedeutung, ich wußte es voll und ganz zu würdigen, obgleich die Zeit damals bei mir noch nicht vorbei war, da ich den deutschen Parademarsch und den ganzen sonstigen Gamaschendrill lächerlich fand.

Heute denke ich darüber anders, und damals wußte ich diese Spielerei ebenfalls zu würdigen.

Diese sechzehn Mann hatten zu den 42 Kilometern fünf Stunden gebraucht. Man mache es nur einmal nach! Die erste Hälfte des Weges hatten sie meist im Dauerlauf zurückgelegt, dann allerdings, als ihnen Pluto mit der beruhigenden Meldung begegnet war, hatten sie sich bedeutend mehr Zeit genommen, aber des schweren Wassergewichts hatten sie sich zur Vorsicht doch noch nicht entledigt, und immerhin, nach fünf Stunden kamen sie hier an, in Paradeschritt, bei vollem Humor! Da mußte man Hochachtung bekommen!

Die erste wirkliche Meldung hatte mir Ernst zu machen, eine ihn sehr beschämende, es war ihm etwas ganz

Fatales passiert. Er hatte alles mitgenommen, was man zu einer geographischen Ortsbestimmung braucht, Tabellen und Quecksilberdose, hatte sich von der Patronin den Taschenchronometer geben lassen, eine gewöhnliche Uhr, welche aber die Kleinigkeit von 4000 Mark gekostet hatte – nur den Sextanten nicht. Statt dessen Etui hatte er in seiner dunklen Kabine eine Schachtel mit Patronenhülsen eingesteckt. Hatte es erst gemerkt, als ihnen Pluto begegnete, als er diesen Punkt bestimmen wollte; hatte es aber nun auch gleich durch Pluto nach dem Schiffe gemeldet, daß man ihm seinen Sextanten durch Hundepost nachschickte.

Na, Ernst brauchte nicht so niedergeschlagen zu sein, ich machte ihm keine Vorwürfe, und jetzt gab es anderes zu besprechen. Dort stand die Burg. Die Ankommenden hatten sie schon vor einer halben Stunde vor sich gesehen, aber nicht so wie ich, mit einem Male fix und fertig dastehend, für sie war sie nach und nach aus dem Boden gewachsen, und nicht etwa so, daß sie sich durch Näherkommen vergrößert hätte. Dazu wuchs sie viel zu schnell. Die meisten dieser Männer hatten gleich gewußt, daß es nur eine nächtliche Fata Morgana sein könne.

»Die Wirklichkeit dieser Spiegelung müssen wir natürlich untersuchen. Ihr seid aber wohl nicht mehr fähig, jetzt noch dorthin zu marschieren?«

Fähig, Kunststück! Es wurde mir sehr übel genommen, was ich da gesagt hatte.

Nur erst einmal sich den Magen voll Wasser pumpen und ein paar Bissen essen, dabei sich lieber gar nicht erst

hinsetzen, dann gleich weiter. Oder ein Bad genommen, das war auch ein Gedanke, das erfrischte die Glieder und brachte sie nicht in hinterher ermüdende Ruhe.

»Wo ist denn nun der Araber geblieben?« fragte Peitschenmüller, als sich alle schon auszogen.

Ich erzählte ihm alles. Nur was ich sonst dabei durchgemacht hatte, das konnte ich ihm nicht schildern.

»Dort habe ich ihn verpaddelt. Was wird es für Folgen haben?«

»Gar keine. Nur ein Protokoll, nichts weiter. Es war ein Diener, nicht eigentlich zur Garnison gehörend, aber mit unter dem Standrecht stehend, das über dieses einsame Fort immer verhängt ist, und der Kommandant sagte bereits, daß der Kerl, wenn er zurück käme, sofort kriegsgerichtlich gehängt würde. Sie haben ihn der ehrlosen Todesstrafe nur entzogen.«

Na, dann war es ja gut. Übrigens hätte ich mir verdammt wenig aus sonstigen Folgen gemacht. Wir paddelten ihn noch einmal aus, untersuchten ihn näher, fanden nichts weiter als im Gürtel einen ziemlich langen Dolch, an dessen Benutzung er gar nicht gedacht hatte. Ich nahm den Dolch an mich und wir scharrten den Toten tiefer wieder ein.

Während sich die anderen im Wasser tummelten, schrieb ich einen ausführlichen Bericht, teilte auch von der Fata Morgana mit, deren Ursache wir sofort untersuchen wollten, schickte mit dem Paketchen Thor auf die

Reise, ihm aber auch den anderen Neufundländer mitgebend. Die beiden hatten sich ja unterdessen genügend ausgeruht.

Als wir wieder marschbereit dastanden, nach einer halben Stunde, war die turmgekrönte Festung unterdessen ganz bedeutend zusammengeschrumpft. Daß wir nicht solch ein hohes Gebäude in der Wüste finden würden, dessen waren wir uns überhaupt bewußt. Schon mancher von uns hatte eine Fata Morgana gesehen, die es ja auch zur See gibt, ich eine an der portugiesischen Küste, allerdings eine umgekehrte Luftspiegelung, wie es überhaupt meistens der Fall ist. Da hatte in der Luft ein ungeheures Haus mit einem Fabrikschornstein gehangen, alles also umgekehrt, der Schornstein nach unten, und darüber noch ein Schiff mit himmelhohen Masten. Als wir näher kamen, war es ein kleines Häuschen mit einem Rauchfang gewesen, davor hatte im Hafen ein kleiner Segelkutter gelegen. Die Spiegelung zieht sich eben immer in die Länge.

Wie weit die reelle Festung sich von uns befand, mochte sie sich auch noch so wenig über den Sand erheben, das vermochte von uns niemand zu sagen, wir kannten diese Berechnung nicht. Später habe ich überhaupt gehört, daß solch eine Berechnung bei der Fata Morgana gar nicht möglich ist. Theoretisch wohl, aber nicht praktisch. Man weiß ja niemals, wo sich der aus verdichteter Luft bestehende Spiegel befindet.

Wir nahmen genauen Kurs nach dem Kompaß und marschierten los, Ostsüdost dreiviertel Ost.

Jetzt schrumpften die hohen Mauern ganz rapid zusammen.

Und als wir genau 35 Minuten im Geschwindschritt marschiert waren, da erkannten wir, daß die niedrigen Mauern, die wir jetzt vor uns hatten, Wirklichkeiten waren, und in einer weiteren Viertelstunde hatten wir sie erreicht.

Es war ein ziemlich umfangreiches Gebiet, vielleicht zwei Quadratkilometer, aus dessen Sand zerbröckelte Mauern aus Quadersteinen hervorsahen, nirgends höher als einen halben Meter, nur daß ab und zu noch ein Stein darauf lag.

Das hatte uns eine Festung mit Zinnen und Türmen vorgetäuscht.

Natürlich auch wirklich ein höchst interessanter Fund!

Wir hatten eine alte Ruinenstadt entdeckt, im Sande vergraben. Aber wir durften dieser Entdeckung auch nicht gar zu große Wichtigkeit beimessen.

Besonders in den Wüsten Kleinasiens und Nordafrikas sind die Ruinenstädte einfach zahllos. Wo man eine größere Sanderhöhung sieht, und man gräbt nach, da kann man fast sicher sein, auf eine alte Ruinenstadt zu stoßen, deren einstigen Namen man nicht mehr erforschen kann.

Niemand nimmt sich die Mühe, solche Ruinen auszugraben, auch kein Forscher.

Man findet doch nichts weiter als zusammengestürztes Mauerwerk.

Denn diese alten Städte, einst in blühenden Gegenden liegend, sind doch nicht so plötzlich durch eine Katastrophe verschüttet worden, wie etwa Herculanium und Pompeji, sondern sie sind ganz nach und nach, im Laufe von Jahrhunderten, vom Flugsande der nahen Wüste zugedeckt worden, die Einwohner wanderten ganz nach und nach aus, wie die Brunnen versiegten, der Sand eben ein Bewohnen unmöglich machte, und da nahmen sie doch natürlich alles mit, was irgendwie des Mitnehmens wert war. Und als die Stadt ganz verlassen war, dann kamen schließlich immer noch einmal beutelustige Wüstenbewohner und suchten noch einmal nach.

Ja, man kann ja noch etwas findes, unbrauchbare Hausgerätschaften und dergleichen. Aber das findet man doch auch in denjenigen Ruinenstädten, deren Namen wir noch kennen, die für uns ein historisches Interesse haben. Deshalb also gräbt man nicht in solchen unbekanntem Ruinen nach. Das ist eine heillose Arbeit, wie wir noch erfahren sollten, die sich absolut nicht lohnt.

Dies alles war mir schon damals so ziemlich bekannt, wir hatten einmal eine deutsche Ruinenforschungsexpedition nach Smyrna befördert, da war ich etwas in die Verhältnisse eingeweiht worden, und ich erzählte jetzt davon.

Nun, etwas nachgraben taten wir morgen natürlich doch, wenn auch nur mit den Händen, eine Mauer mußte doch einmal bis zum Grunde verfolgt, ganz freigelegt werden, interessant war es ja doch, so eine Paddelei in

einer Wüstenruine, die wahrscheinlich ein vieltausendjähriges Alter hatte, wenn man auch sonst nichts weiter dabei fand.

Vor allen Dingen legten wir uns jetzt zwischen den niedrigen Mauern schlafen, auch ich fiel noch einmal gleich wieder in Schlummer.

### 32. KAPITEL. EIN WRACK BESONDERER ART.

Als unsere Hunde, die beiden Bulldoggen und die beiden Bernhardiner, anshlugen, zeigte meine Uhr ein Viertel sechs; bald mußte die Sonne aufgehen.

Sie hatten ein Gebell in weiter Ferne beantwortet; das auch wir jetzt vernahmen, begrüßten den ankommenden Kameraden.

»Das ist Chloe!« sagte Juba Riata nach kurzem Lauschen.

Sie kam, die Heldin aus dem berühmten Schäferspiele »Daphnis und Chloe«, nämlich unsere Schäferhündin. Ich werde sie aber fernerhin als Hund bezeichnen. Mit Unrecht, mir sind die Hündinnen lieber geworden als Hunde, sie sind weit zuverlässiger, was ja auch jeder Jäger weiß.

Wer etwas Näheres über den Charakter des Schäferhundes erfahren will, der lese in Brehms »Tierleben« nach. Dort stehen viele Seiten über ihn, geschrieben zu einer Zeit, da man diesen Hund nur dazu für brauchbar fand, um einen halb blödsinnigen Schäfer beim Hüten zu unterstützen. Wieder so etwas, was nicht sehr für den Scharfsinn und die Beobachtungsgabe des Menschen

spricht. Von seiner Dankbarkeit ist überhaupt nicht zu sprechen.

Der Schäferhund ist der Zigeuner unter den Hunden. Das stimmt allerdings. Heute evangelisch, morgen katholisch, übermorgen ist er Jude – ganz wies verlangt wird, wies Geschäft erfordert.

Was aber beim Menschen Charakterlosigkeit ist, das gereicht diesem Hunde zur höchsten Ehre.

»Ist sein Herr ein Stutzer – er findet keinen stolzeren Renommierhund. Muß sein Herr zu Hause die Kinder warten – er kann sie ruhig ganz seinem Schäferhund überlassen. Ist sein Herr ein Wilddieb – sein Schäferhund verwandelt sich in einen unübertrefflichen Stöber und Vorsteher, der nichts mehr haßt als Förster und Waldhüter, seinen Haß aber listig verdeckend.«

Nein, ein größeres Lob kann man dem einst so verachteten Schäferhunde nicht aussprechen, und jetzt endlich fängt man ja auch an, ihn als Polizeihund zu verwenden.

Und daß ich hier überhaupt so viel von Hunden spreche, dafür rechtfertige ich mich durch Arthur Schopenhauers Worte: »Die größte Errungenschaft, die der Mensch gemacht hat, ist die Zähmung des Wolfs zum Hunde!«

Chloe kam angestürmt, auf dem Nacken wohleingewickelt den Sextanten und ein Schreiben der Patronin an mich, ohne weiteren Belang. Nur Antwort sollte sie gleich haben. Arme Hunde! Ihr mußtet hier ja noch etwas hin und her rennen! Aber sie taten es ja auch so gern, es war ihnen ja die reine Lust.

Die Sonne erhob sich über den Horizont, wir machten die Bestimmung.

24 Grad 8 Minuten 36 Sekunden nördliche Breite.

17 Grad 29 Minuten 11 Grad westliche Länge.

Hallo!! Überrascht sahen wir uns an.

Die astrologische Bestimmung unseres Sternkickers!

Nur um 30 Meter waren wir nördlicher gerutscht, die Längenbestimmung war sogar ganz genau.

Zufall oder – irgend etwas, wovon unsere Schulweisheit nichts träumt?

Nevermind, da wollten wir uns den Kopf darüber nicht zerbrechen, ich wenigstens tat es nicht, gab auf solche Fragen keine Antwort, hörte auf solche Gespräche gar nicht hin.

Also wir befanden uns da, wo Mister Carlisle nach einem Schiffe tauchen wollte, brauchten nur 30 Meter südlicher zu rutschen. Eine nochmalige Berechnung ergab, daß wir uns nicht geirrt hatten, der Chronometer war durchaus zuverlässig.

Tauchen? Nun, warum soll man denn nicht auch in Sand untertauchen können. Auf die Beschaffenheit der Substanz kommt es doch nicht an. Man taucht in einer Versenkung oder im Meere der Vergessenheit unter.

Ein Schiff sollte hier gefunden werden?

Nun, warum denn nicht?

Daß diese Stadt hier einst dicht an der Meeresküste gestanden hatte, das war ganz zweifellos.

Die Düne von Kap Bojador rückt jährlich acht Meter weiter nach Westen vor, ins Meer hinein. So hat man berechnet.

Wir befanden uns, wie wir nun bestimmen konnten, 47 Kilometer von der Küste entfernt. Durch den letzten Marsch waren noch fünf Kilometer dazu gekommen, von dem Brunnen an, ziemlich direkt nach Osten.

Also hatte diese Stadt vor 6000 Jahren am Ufer des Meeres stehen müssen.

So ergibt die Berechnung. Aber ich traue solchen Berechnungen nicht, besonders auch nicht denen der Geologen, wenn sie etwa Zeiträume nach dem Heben und Senken des Festlandes bestimmen wollen.

Wir begehen immer den Fehler, das heutige Maß als unabänderlich feststehendes zu betrachten. Die Dünen an der Westküste Nordafrikas können ja früher viel schneller oder viel langsamer gewandert sein. Wie kommen wir denn dazu, immer gerade mit acht Metern zu rechnen! Und so ist es mit allen solchen Berechnungen!

Immerhin – wie dem auch sein mochte – einmal hatte hier diese Stadt unbedingt an der Meeresküste gelegen, ob nun vor 1000 oder vor 10 000 Jahren, das war dabei ganz gleichgültig.

Also konnte man hier auch recht wohl das Wrack eines hölzernen Schiffes finden. Holz ist in trockenem Sande unverwüstlich.

Also die Jucken ausgezogen und losgepaddelt. Zum Schaufeln konnten uns nur die kleinen Kochtöpfe dienen. Aber mit den bloßen Händen ging es doch noch schneller.

Dabei stand das Mundwerk nicht still. Hier war das auch nicht nötig, hier brauchte nicht in fünf Tagen eine ganze Prinzessinnenausstattung gefertigt zu werden.

Ich bereicherte die Leute mit meinen eigenen Kenntnissen, die ich aber nicht etwa über diese Sache schon immer gehabt, sondern ich hatte mich eben, ehe ich nach Rio de Oro kam, gut in Büchern orientiert, mehr als die anderen.

Den alten Griechen und Römern galt Kap Bojador als die letzte Grenze, wie weit man bei der Fahrt längst der Westküste Afrikas gelangen konnte. Nämlich weils dort eine außerordentlich starke Strömung nach Norden herrscht, welche die Rudergaleeren nicht überwinden konnten. Hätten sich die Galeeren weiter in die offene See gewagt, so hätte man gefunden, daß sich diese Strömung leicht vermeiden läßt. Das geschah aber nicht.

Trotzdem, die Phönizier müssen schon viel früher viel weiter nach Süden gedrungen sein. Herodot versichert, daß verwegene Phönizier zu Zeiten des Königs Necho von Ägypten, 600 vor Christi, vom roten Meere aus ganz Afrika umschiffen haben und auch an der Westküste Afrikas sehr viele phönizische Kolonien besucht haben.

Hierüber sollten auch Urkunden bestehen, Herodot hat sie selbst gelesen, die man aber bisher noch nicht gefunden hat.

Gleichgültig – hier war eine alte Stadt, die einst am Meere gelegen, und wenn ihre Einwohner nicht einem jetzt unbekanntem Volke angehört hatten, so waren es wohl Phönizier gewesen.

So erzählte ich den paddelnden Matrosen; auch die Karthager nicht vergessend, die ja ebenfalls zur Erforschung der westafrikanischen Küste mit beigetragen haben, vor allen Dingen der Admiral Hanno, aber doch später als die Phönizier.

Das Wort »Phönizier« genügte schon, das mußte bei meinen Jungen gleich Erinnerungen wecken.

»Hier ist allwedder en phönizischer Diamant!!« schrie als erster Moritz, einen etwas glänzenden Kieselstein von Kopfesgröße in die Höhe hebend.

»Hurra, und hier ist ein phönizischer Hosenkнопf! jauchzte bald darnach ein anderer, den Hosenkнопf präsentierend, der aber erst seinem Nachbar abgeplatzt war.

Und so ging es bei der Ausgrabung der viel tausendjährigen Stadt weiter, an Witz fehlt es den Matrosen ja nicht, die merkwürdigsten Gegenstände wurden ausgegraben.

Unterdessen hatte ich schon wieder Wassermann nach Hause geschickt, mit dem Bericht, als was sich die Fata Morgana entpuppt hatte, auf welcher Breite und Länge gefunden, und wenn vielleicht noch Leute nachkämen, so sollten sie möglichst viele Blecheimer und ein Bassin aus wasserdichtem Segeltuch mitbringen. Mit der Erklärung wozu. Unbedingt nötig war es ja nicht, aber doch bequemer, falls wir hier länger blieben. Dann hatte jeder von uns, eine Bambusstange mit zwei Eimern auf dem Nacken, täglich nur einmal die fünf Kilometer nach dem Süßwasserteich hin und zurück zu machen, was in zwei Stunden geschehen war, und wir hatten Wasser in Hülle und Fülle. Außerdem natürlich noch Holzschaukeln, wie

wir sie auf der brasilianischen Sandbank verwendet hatten. Aber, wie gesagt, unbedingt notwendig war dies alles nicht.

Wir paddelten den ganzen Tag an einer Mauer hinab in einer Breite von etwa zehn Metern, und zwar auf beiden Seiten, damit nicht etwa der enorme Sanddruck von der einen Seite her die Mauer umwarf, und am Abend hatten wir sie bis zu einer Tiefe von sechs Metern freigelegt. Eine recht ansehnliche Arbeit, die wir da geleistet hatten; denn es ist dabei doch das starke Gefälle des losen, feinen Sandes in Betracht zu ziehen.

Die Mauersohle hatten wir noch nicht erreicht, dagegen schon große Blöcke zu Tage gefördert, die offenbar von eingestürzten Decken herrührten. Auf unterirdische Kammern zu stoßen, die aber früher noch über der Erde gelegen hatten, damit durften wir überhaupt nicht rechnen. Die Last des sich aufhäufenden Flugsandes mußte doch alle Mauerung eingedrückt haben, nur senkrechte Mauern waren stehen geblieben, oder vielleicht, daß massive Platten diese Last ausgehalten hatten. Auf eine solche aber waren wir hier nicht gestoßen.

Für heute abend langte das mitgebrachte Wasser noch, morgen früh mußten wir uns aber auf den Weg nach dem Brunnen machen, womöglich noch vor Sonnenaufgang, am besten gleich alle zusammen, um uns satt zu trinken und die Wasserschläuche wieder zu füllen.

Es war ein ganz fideles Tagewerk gewesen, und die humoristische Unterhaltung währte noch lange in die Nacht hinein.

»Wir werden ein phönizisches Wrack finden, aber erst am 10. September, nachmittags punkt zwei.«

So hieß es allgemein, denn ich hatte ja von Mister Carlistles Behauptung erzählt, das war ich den brav schippenden Leuten geradezu schuldig gewesen, und so wurde nicht nur ironisch gesprochen, denn mehr oder wenig abergläubisch sind doch alle Teerjacken, wohl überhaupt alle Menschen – ich nicht ausgeschlossen – wenn ich's auch nicht gestehen mag.

Gut, dann hatten wir noch zwölf Tage Zeit, denn heute war erst der 29. August. Bis dahin aber wurde trotzdem brav weiter geschippt oder mit den Händen gepaddelt, bis dahin wurde so viel Mauerwerk als möglich freigelegt, mochten wir auch absolut nichts finden.

Am nächsten Morgen um vier Uhr wurden wir wieder durch Hundegebell geweckt, eine neue Expedition kam anmarschiert, aus nicht weniger als 35 Köpfen bestehend, darunter die Patronin, Mister Carlistle, Doktor Isidor und von Fremden zwei spanische Offiziere und drei Soldaten vom Fort.

Sie waren bei Sonnenuntergang aufgebrochen, waren mäßig marschiert, hatten über Mitternacht drei Stunden gemacht. Die Leute waren schwer mit Proviant bepackt, statt der Bambusstange mit zwei Holzschaukeln oder Hacken, außerdem trug jeder drei zusammengesteckte Blecheimer, von denen jeder zwei zuletzt am Teiche gefüllt hatte, uns sogleich Wasser bringend.

Die beiden Offiziere waren mit den drei Soldaten als Gepäckträger aus Neugierde mitgekommen, ich erfuhr

gleich, daß sie nicht etwa was mit Beschlag belegen könnten für das Fort oder für die spanische Regierung, und wenn wir hier auch goldene Berge und Kisten voll Diamanten ausgraben sollten. Da kommt ein spanisches Gesetz über das Schatzfinden in Betracht, so weit es nicht auf privatem Boden ist, sonst ist alles freies Eigentum des Finders.

Mister Carlistles Aufregung, so sehr er sie auch zu meistern suchte, war begreiflich. Erst hier an Ort und Stelle befahl sie ihn richtig.

Ich mache es kurz. Zwölf Tage lang haben wir geschaufelt, der 10. September war angebrochen.

»Heute nachmittag um zwei Uhr werden wir das Wrack finden!« versicherte unser Sternkieker zum hundertsten Male.

»Nach hiesiger Ortszeit?«

»Ja. Zwei Stunden, nachdem die Sonne den Zenith überschritten hat, werden wir das Wrack erblicken. So hat mir das Medium versichert, und es hat sich nie, nie getäuscht.«

Es war verdammt wenig Aussicht dazu vorhanden, daß die Prophezeiung auch diesmal in Erfüllung gehen würde.

Wir hatten in den zwölf Tagen das in Betracht kommende Geviert von ungefähr 1000 Quadratmetern vollständig ausgegraben. Ein Irrtum wegen der Lage war ausgeschlossen, Doktor Isidor hatte mit dem Meridianfernrohr zwei Zeitbestimmungen gemacht, die Kontrolle dazu – alles stimmte bis aufs Pünktchen oder die Erdachse

hatte sich unterdessen anders geneigt. Aber dieser Astronom konnte sogar berechnen, daß auch dies nicht der Fall war. Mister Carlisle hätte die geographische Bestimmung bis zur zehntel Sekunde geben können, wir hatten ein Loch genau an diesem Punkte von drei Metern Durchmesser aufgeworfen. Aber er konnte die Bestimmung nur bis zur einfachen Gradsekunde geben.

Dann war aber auch gar keine Aussicht vorhanden, hier ein Schiffswrack zu finden; denn hier befanden wir uns so ziemlich im Zentrum der uralten Stadt. Nackt reckten sich die dicken Mauern empor, zehn Meter hoch und noch höher, die Straßen waren gepflastert gewesen, mit Steinplatten belegt, wir hatten sie aufgerissen, wir hatten Keller gefunden, aber kein Schiff, überhaupt absolut nichts.

Wie sollte denn auch mitten in die Stadt ein Schiff hereinkommen?

Wir hatten anderswo graben wollen, außerhalb der Stadt, wo eher der ehemalige Hafen zu vermuten war – Mister Carlisle hatte es nicht für nötig, als zwecklos befunden.

Er war von der Richtigkeit der astronomischen Berechnungen des Doktors überzeugt, er zweifelte nicht an seinem spiritischen Medium – also mußte das Wrack mit seinem geheimnisvollem höchst kostbaren Inhalt hier, gerade hier in diesem Geviert gefunden werden.

Aber erst am 10. September, nachmittags um zwei. Also hatte es eigentlich überhaupt gar keinen Zweck gehabt, schon immer hier zu paddeln.

Nun, wir hatten getan, was wir hatten tun können, nur um unseren Charterpatron unseren guten Willen zu zeigen – ob es Zweck hatte oder nicht, ob er es anerkannte oder nicht.

So war der 10. September gekommen. Heute mittag wurde keine Siesta gehalten. Nur etwas kaltes Corned-beef mit Reis, auf Petroleum gekocht; alles auf Menschenrücken nachgebracht, und es wurde weiter geschaufelt und gehackt.

»Punkt zwei finden wir das Wrack!« sagte Mister Carlisle, die Uhr in der Hand, die wenige Minuten vor zwei wies.

Solch eine Vertrauensseligkeit hatte ich noch nicht gesehen. Ich war eben mit solchen Okkultisten und ähnlichen irdischen Geistern noch gar nicht zusammen gekommen.

Es wurde um zwei, der große Zeiger lief ruhig weiter, und von einem Wrack oder so etwas Ähnlichem gar keine Spur.

Mister Carlisle war furchtbar niedergeschlagen, murmelte immer etwas vor sich hin, wich jedem aus, kroch allein zwischen den Mauern und Trümmern herum.

Und mit uns allen trat nun auch ein gewaltiger Umschlag ein.

Die ganzen zwölf Tage hatten wir kein Wörtchen gesagt. Nun aber hatten wir diese Paddelei und Schleppelei satt! Mir taten schon die armen Hunde leid, die fortwährend zwischen unserem Schiffe und hier unterwegs gewesen waren.

»Ich dachte, Frau Patronin, wir rückten sofort ab. Nun ist's genug des grausamen Spieles.«

»Bis heute abend noch.«

Gut, so lange wollten wir noch schaufeln und hacken. Von Sonnenuntergang bis Mitternacht sollte geruht werden, dann wurde abgerückt; morgen früh waren wir wieder an Bord unseres Schiffes. Ach, was wir uns darauf freuten! Also wir arbeiteten weiter, legten noch einige Keller frei, ohne auch nur ein Spähnchen versteinertes Holz zu finden. Dabei gefiel es mir gar nicht, daß die meisten der Matrosen und einige Heizer jetzt über den »Sternkieker« blutige Witze rissen. Gerade die waren zuerst ganz Vertrauensseligkeit gewesen; aber so ist eben der Mensch.

Außerdem war es eine ganz gefährliche Arbeit, die immer gefährlicher wurde. Es waren schon mehrere Mauern eingestürzt, nur unserer Vorsicht war es zu danken, daß noch kein Unglück geschehen war.

Es waren lauter mächtige Mauern, aus meterdicken Quadern, aus dem Steinboden gebrochen und bearbeitet, aufgetürmt, mit einer Art Mörtel miteinander verbunden. Mochte dieser Mörtel auch schon verwittert sein, die Quader lagen noch fest. Nun aber hatten sämtliche Mauern noch eine Verkleidung auf beiden Seiten, das waren aber auch schon wieder dicke Mauern, und diese lösten sich oft ab, krachten zusammen. Wie gesagt, wir mußten äußerst vorsichtig sein, zumal jetzt bei den Kellerarbeiten.

Die Nacht brach an, wir bereiteten unser spärliches, wenn auch sehr nahrhaftes Abendessen, außerhalb dieses gefährlichen Sandloches lagernd. Nur Mister Carlistle war nicht bei uns, der kroch noch mit seiner Petroleumlaterne in den Ruinen herum.

Es wurde um acht, die meisten Leute schwatzten noch zusammen, Carlistle war noch nicht zurück.

»Na nun haltet endlich die Luft an!« wurde ich einmal grob, als einige noch immer über den Geister- und Sternkieker spotteten oder auch über ihn schimpften. »Ihr seid ja selbst die reinen Kinder gewesen, die sich vor Gespenster fürchten. Macht's Maul zu und schlaft, damit ihr nachher unterwegs nicht liegen bleibt.«

Da krachte und donnerte es dort unten in dem ausgepaddelten Tale, von aufgeworfenen Sandbergen eingeschlossen

Wieder war die Verkleidung solch einer Mauer abgefallen, was aber immer ebensogut war, als wenn eine ganze Mauer, ein ganzes Haus einstürzte.

»Ssst – ruft da der Yankee nicht um Hilfe?!«

Wahrhaftig – »To help! To help!« erklang es dort unten in ziemlicher Entfernung.

Na, nun war's ja gut, jetzt verunglückte der auch noch!

Wir noch mehr Lampen angebrannt und hinab, natürlich blieb keiner zurück.

Carlistle rief noch immer, aber nicht mehr um Hilfe, sondern nur um uns die Richtung anzugeben, was uns freilich nicht über seinen Zustand beruhigen konnte.

Bald sahen wir ihm liegen. Es war richtig wieder so eine Wandverkleidung eingestürzt, der Yankee lag unter den Trümmern, und zwar ganz gewaltige Steinplatten, war wenigstens mit den Beinen eingequetscht!

Zuerst aber, wie er uns erblickte, streckte er den Arm aus.

»Das Schiff – da ist das Schiff!«

Alle Wetter ja!

Das Schiff war doch noch gefunden worden!

Allerdings nicht solch ein Schiff, an das wir immer gedacht hatten.

Die abgestürzte Wandverkleidung hatte in der eigentlichen Mauer in Brusthöhe eine Nische freigelegt, in dieser stand ein Schiffsmodell, ungefähr einen halben Meter lang.

Ehe wir es näher betrachteten, mußte natürlich dem Verunglückten zu Hilfe gekommen werden, eher wagte gar niemand hinzusehen, so anständig war jeder. Aber er war gar nicht verunglückt, war nur mit den Beinen eingeklemmt gewesen, nicht ein einziger Hautriß.

Nun erst wurde das Modell untersucht. Es war das Modell einer Rudergaleere, aus Bronze getrieben oder gegossen, vorn als Gallionsfigur der Kopf eines menschlichen Ungeheuers, jedenfalls der Kinderopfer liebende Moloch oder Malik oder Melkart, und dieses gefundene Schiffsmodell konnte insofern als Wrack gelten, als die einst vorhanden gewesenen Ruderstangen abgebrochen waren, desgleichen der Mast, und auch sonst war das Ding ziemlich verbeult.

Es mochte fünf Pfund wiegen, beim Schütteln klapperte es darin.

»Vorsicht, Vorsicht!«

Wir waren schon vorsichtig genug. Gleich hier an Ort und Stelle wurde untersucht und die Planke bald gefunden, die sich aufschieben ließ. Aus dem Hohlraum kam eine Rolle zum Vorschein, offenbar eine Papyrusrolle.

Wir waren mit ihr noch vorsichtiger, solche uralte Dinge zerbrechen doch sehr leicht, diese hier aber tat es nicht, ließ sich ganz leicht aufrollen – auf grauem Grunde waren mit tiefschwarzer Schrift, die sich wunderbar erhalten hatte – als Farbe, meine ich – Hieroglyphen gemalt. Es war ein ganz beträchtliches Schriftstück, einen Meter lang und ein Drittel Meter breit, sehr eng geschrieben.

Hierbei erwähne ich noch, was ich bisher vergessen hatte, daß wir in den Ruinen sonst keine Schrift gefunden hatten, etwa eingemeißelte, keine Figur, gar nichts.

»Doktor, was ist das für eine Schrift?«

»Nicht assyrisch, nicht phönizisch, nicht die der Karthager – ich kenne sie nicht.«

Mit diesem Funde begnügten wir uns, brachen aber nun schon um neun auf, denn mit der Ruhe war es jetzt doch vorbei.

»Georg, was sagst Du zu alledem?!« fing Helene bei der ersten Gelegenheit mit ganz entgeisterten Augen zu mir an.

»Gar nischt!« war meine Antwort, und hätte sie mich als Waffenmeister behandelt, so wäre ich nicht höflicher gewesen.

Nein, ich wollte von alledem nichts wissen, das heißt, mich nicht in Spekulationen ergehen, und wer das nicht merkte, daß ich dies nicht wollte, dem konnte ich auf Wunsch auch noch gröber kommen.

So gerecht war ich aber nun auch wieder, den Betreffenden nicht daran aufmerksam zu machen, daß der Sternkieker das Schiffsmodell ja nicht nachmittags punkt zwei gefunden habe, wie ihm das Medium prophezeit. Das wäre dann auch nur eine Wortklauberei gewesen, so bin ich nicht. Ich pfiß überhaupt auf die ganze Sache, freute mich nur, nun nach dieser verdammten Paddelei wieder an Bord zu kommen.

Früh um acht trafen wir in Oro wieder ein, nach einem mäßigen Marsche mit zweistündiger Nachtruhe.

Doktor Isidor nahm die Papyrusrolle sofort in Angriff, Mister Carlisle war immer nur ein untätiger Zuschauer, wenn er einmal mit dabei war, aber es sollte gar lange dauern, ehe die Schrift enträtselt werden konnte.

### 33. KAPITEL. KAPITÄN SATAN VOM »SEETEUFEL«.

»Wohin nun, Mister Carlisle?« fragte noch an demselben Tage die Patronin den Chartermeister in meiner Gegenwart.

»Haben Sie nicht ein Ziel vor?« war die Gegenfrage.

»Nein.«

»Bitte, Sie können es ruhig sagen.«

»Nein, ich habe nichts vor.«

»Dann bitte ich Sie, Ihr Schiff nach China zu dirigieren.«

»Wie Sie wünschen. Durch den Suez-Kanal? Das ist der nächste Weg von hier aus.«

»Die Route überlasse ich ganz Ihnen.«

»Sie wissen aber, wohl, daß die Passage durch den Suez-Kanal pro Tonne fünf Franken kostet, das machte bei meinem Schiffe 25 000 Franken, wozu noch Lotsengebühren und andere, allerdings keine beträchtlichen mehr, kommen.«

»O, diese 25 000 Franken hätten ja gar nichts zu bedeuten!« konnte der halbe Milliardär, wenn er nicht geizig war, mit Recht entgegen. »Aber es ist sogar Bestimmung – ich will es Ihnen offenbaren – daß ich mich unbedingt ganz Ihnen fügen muß, auf welchem Wege Sie mich nach China bringen werden.«

»Also wieder eine Bestimmung, natürlich wieder so eine spiritistische oder astrologische, und nun konnte sich die Patronin nicht enthalten, noch weiter zu fragen, leider ohne mich vorher hinauszuschicken, und ich war doch zu schwach, um gleich von selbst zu gehen.

»Ihnen auch wieder von jenem Medium gegeben?«

»Nein, diese Bestimmung habe ich mir selbst aus den Sternen berechnet.«

»Daß Sie sich nach China begeben sollen?«

»Ja, es ist unbedingt für mein Schicksal notwendig, dort wird etwas tief, tief in mein Leben eingreifen.«

»Hoffentlich ist es etwas Gutes.«

»Ja, es ist etwas Günstiges für mich.«

»China ist groß, die chinesische Küste lang.«

»Zunächst ist mir im allgemeinen China offenbart worden, die nähere Bestimmung des Ortes findet später statt, wenn sich die Zeit erfüllt hat. Nur ist es unbedingt nötig, daß ich an Bord dieses Schiffes nach China komme.«

»Wann, bleibt gleichgültig?«

»Gänzlich.«

»Ich könnte mich unterwegs auch einmal längere Zeit aufhalten?«

»Ganz wie Sie wollen. Wenn Ihr im Auge behaltene Ziel nur China ist.«

»Herr Waffenmeister,« wandte sich die Patronin jetzt an mich, »ob von hier aus um Afrika oder um Amerika herum nach China, dabei ist in der Entfernung kein großer Unterschied, das weiß ich gleich aus dem Kopfe, ohne erst auf eine Karte sehen zu müssen. Aber sind jetzt auch die Wind- und Wetterverhältnisse günstig, um durchs die Magalhaesstraße zu fahren?«

»Wind- und Wetterverhältnisse dürfen bei einem Schiffe wie dem unsrigen, einem ursprünglichen Kriegsschiffe, überhaupt gar nicht in Frage kommen!« entgegnete ich.

»Gut. So segeln oder dampfen wir durch die Magalhaesstraße, statten noch einmal unserer Argonautenbucht einen Besuch ab. Nur noch eins, Mister Carlisle. Doktor Cohn sagte mir vorhin, daß er vor der Papyrosrolle als vor einem ihm vorläufig unlösbaren Rätsel stände.

Es sei offenbar eine Geheimschrift, also eine ganz künstlich gemachte Schrift, und auf die Enträtselung solch einer Geheimschrift sei er nicht geacht – so drückte er sich aus – da müsse er sich erst einrichten, was erst ein langes Studium erfordere. Weiter sagte er mir, daß es da Kapazitäten gebe, die sich die Enträtselung solcher Geheimschriften zur Spezialität gemacht haben, das sei vor allen Dingen in Buenos Ayres der Professor Salvatore, für so etwas weltberühmt, und Doktor Cohn kennt ihn, er hat wenigstens viel mit ihm über Schachprobleme korrespondiert – wollen wir da nicht erst einmal nach Buenos Ayres?«

»Nein, gnädige Frau Patrona. Es steht in den Sternen geschrieben, daß die Entzifferung dieser Papyrosrolle unbedingt an Bord dieses Schiffes durch unsere eigene Bemühungen zu erfolgen hat, sonst würde der Inhalt dieser Schrift für mich ganz bedeutungslos werden. Das habe ich heute nacht schon, als wir in der Wüste Rast auf dem Marsche hielten, mit absoluter Zuverlässigkeit aus den Sternen mit dem Zirkel gestochen.«

So sprach der junge Mann.

Und ich mußte mir schnell auf die Lippen beißen.

Na da! Arme Sterne, wenn Ihr wüßtet, wozu Ihr für eine gewisse Art von Mikroben, die auf diesem Planeten schmarotzen, vorhanden seid, wie die Euch mit spitzen Zirkeln im Leibe herumstochern!

Und, Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie dieser da! Daß Du meinen Schädelinhalt für solchen Aberglauben unempfänglich gemacht hast!

Die Unterredung war beendet, die Leute erfuhren gleich unser nächstes Ziel, und sie alle freuten sich, wieder die Argonautenbucht zu besuchen, wo wir doch alle erst richtig zusammengeschweißt worden waren, so wie auch ich mich darauf freute.

Am Abend gaben wir der ganzen Garnison eine Vorstellung, natürlich ohne Entree, das waren wir ihnen schuldig, wenn sie auch wenig Gelegenheit gehabt hatten, uns ihre Gastfreundschaft zu beweisen, diese armen hier in die Wüsteneinsamkeit verbannten Leute würden ein ganzes Jahr an »Kling-Klang-Klung« und an Klothildes und Augusts Schuhplattler und allen den anderen Krimskrams zu zehren haben, und am nächsten Morgen brachte uns der Lotse durch die Sandkanäle ins offene Meer.

Die Fahrt über den ganzen Atlantik von Nordost nach Südwest erfolgte in 26 Tagen so abwechslungsreich wie immer. Das heißt, an Bord wohl jedes anderen Schiffes, auch des mit allen Spielvorrichtungen und Schwimmbad und Musikkapellen ausgestatteten Luxusdampfers wäre es wohl eine überaus langweilige Seereise gewesen. Denn die schreckliche Langeweile bleibt auf einer so langen Reise durch die Wasserwüste nie aus. Nur an Bord unserer »Argos« konnte so etwas wie Langeweile gar nicht aufkommen. Weil wir eben die waren, die wir waren. Anders kann ich mich nicht ausdrücken. Jedenfalls aber: wenn ich erzählen wollte, was sich allein in diesen 26 Tagen an Bord unseres Schiffes ereignete, was jede Tag- und Nachtstunde für einen neuen tollen Witz

oder eine humoristische Szene brachte – es würde allein schon ein dickes Werk entstehen wie dieses hier, das ich über die ganze Argonautenzeit schreiben will.

Deshalb will ich über diese 26 Tage lieber überhaupt gar nichts erwähnen.

Nur das will ich sagen, daß der Sternkieker noch immer jede Nacht, wenn der Himmel klar war, in seinem Rasierspiegel brav mit dem Zirkel maß, glücklicherweise aber ohne etwas zu äußern, was er da aus den Sternen herausgestochert hatte. Er verschonte uns mit seinem Aberglauben gänzlich.

Anders aber wurde es, als wir in der Magalhaesstraße wieder vor unserer Bucht lagen und berieten, ob wir die Fahrt durch den schmalen Kanal wagen sollten oder nicht. Da trat der Sternkieker einmal aus seiner Reserve heraus.

Es war am 9. Oktober in der Mittagsstunde, als wir in der Magalhaesstraße an derselben Stelle lagen, wo damals Doktor Isidor seine astronomischen Berechnungen beendet und wir mit dem schwimmenden Hundegefolge die Bootsfahrt in die Bucht angetreten hatten.

Vor Einfahrt in die Magalhaesstraße, noch im Atlantik selbst, hatten wir ziemlich ruhige See gehabt, dann war der Wind umgesprungen, jetzt brandete es dort an der Küste ganz mächtig, wenn auch noch nicht so schlimm wie es hier manchmal toben kann, überhaupt die meiste Zeit tobt. Auf den Bergen bis herab in die Ebenen lag noch dicker Schnee, hier setzte ja erst der Frühling ein.

Sollten wir die Einfahrt riskieren oder nicht?

Zunächst mußte da ja Mister Carlisle als Charterpatron befragt werden, der hatte doch das Schiff mit eigenem Gelde versichert.

»Machen Sie es ganz, wie Sie es für gut befinden, Herr Kapitän. Halten Sie die Einfahrt für möglich, so bleibt meine Versicherung bestehen, daran ist nicht zu rütteln.«

Das war eine äußerst nette Antwort gewesen. Aber dann kam ein böser, böser Nachsatz.

Übrigens werde ich mein ägyptisches Punktierbuch befragen, da werden wir ja gleich sehen, ob wir die Durch- und Einfahrt wagen dürfen oder nicht.

Und Meister Carlisle begab sich in seine Kabine, um zu »punktieren«. Wer da weiß, was das ist, dem schadet es ja nichts weiter – und wohl dem, der es nicht weiß. Ich kannte es von einem Dienstmädchen, das wir einmal hatten, die punktierte immer hieraus, was es zu bedeuten habe, wenn sie einmal von Läusen geträumt hatte, ob ihr Bräutigam ihr treu bleibe oder nicht. Ja, er war und blieb ihr treu – und dabei wurde der Schneidergeselle jede Woche gepfändet, obgleich er hohen Lohn bekam, so viel Alimente hatte der Kerl zu zahlen.

Na, das war ein Dienstmädchen gewesen, aus Memel, noch weiter von dort hier, wo sich die Füchse gute Nacht sagen.

Aber nun hier dieser junge, gebildete halbe Milliardär. Zum Teufel noch einmal, wenn man so einen Haufen Geld hat, muß man doch auch einen ganzen Haufen Bildung haben! Was man so Bildung nennt. Oder nicht?

Und geht der jetzt, um das ägyptische Punktierbuch zu befragen, ob wir mit unserem Kriegsschiffe dort durch die Brandung in die Bucht einfahren sollen oder nicht!

Heiliges Bombenelement noch einmal, das war eigentlich der beste Witz gewesen, den wir während dieser ganzen Fahrt erlebt hatten!

Gleichzeitig aber erfaßte mich etwas wie eine grenzenlose Scham – über die ganze Menschheit, zu der ich doch auch gehöre.

Ein unbeschreiblicher Blick war es denn auch, den Kapitän Martin dem Davongehenden nachschickte, und dann beorderte er sämtliche Offiziere, auch die Maschinisten, ferner die beiden Bootsleute und vier Matrosen, an deren Erfahrung er etwas gab, auf die Kommando-  
brücke.

»Haltet Ihr die Einfahrt in die Bucht ohne Gefährdung des Schiffes für möglich? Wägt ab, und dann offenes Urteil! Auch Ihr, Matrosen!«

Sie blickten lange nach dem Kanal, in dem es furchtbar schäumte, und niemand wollte sprechen, sein Urteil abgeben. Und ich konnte es ihnen auch nicht verdenken.

Nur ein einziger hatte den Mut dazu, der alte Larsen, der erste Bootsmann, der Finne mit den entsetzlich krummen Beinen und den herabhängenden Schultern, genannt Napoleon.

Die haarigen Affenarme über der geöffneten, zottigen Brust verschränkt, sah er mit seinen Napoleonsaugen scharf nach der brandenden Küste.

»Nee, Käpten, 's ist, too riskant!« sagte er dann.

»Well. Und Ihr anderen? Stimmt Ihr dem Bootsmann bei oder dagegen? Offen hieraus!«

»Wir stimmen ihm bei – 's ist zu riskant!«

»Well, es ist entschieden. Wir fahren nicht ein.«

»Und Ihre eigene Meinung, Herr Kapitän?« fragte die Patronin.

»Käme nicht in Betracht, wäre überstochen.«

»Und wenn Mister Carlisle nun nach seinem Buche versichert, daß wir glücklich durchkämen?«

»Er soll mit seinem ägyptischen Traumbuche zur Hölle gehen und dies Teufels Großmutter punktieren!« konnte Kapitän Martin auch seiner Reederin gegenüber einmal reichlich grob werden.

»Wenn er aber nun darauf besteht, nun gerade, wegen seiner prophetischen Überzeugung, und er hat für das ganze Schiff doch vollen Einsatz gegeben?«

»Dann, Frau Patronin, wenn auch Sie dem beistimmen, was ich nicht verhindern kann – dann übergeben Sie das Kommando über dieses Schiff einem anderen, ich lege es sofort nieder.«

Alle Wetter noch einmal. Aber recht so, recht so!

Aber es sollte immer noch ganz, ganz anders kommen. Eine großartige Szene sollte noch folgen. Wenn der Leser diese Großartigkeit nicht richtig erfaßt, so ist das meine Schuld, dann habe ich die ganze Szene nicht richtig geschildert, habe die richtige Pointe verpaßt. Für mich war es eine der großartigsten Szenen, die ich jemals erlebt habe. Wenn es dabei auch ohne jeden großartigen Kampf abging.

Mister Carlistle kam wieder aus der Kajüte, erstieg die Kommandobrücke.

»Nein, das Schiff würde unfehlbar scheitern, wenn wir in die Bucht fahren wollten, ich habe es mit untrüglicher Gewißheit aus den Sternen punktiert.«

So sprach Mister Carlistle. Und da plötzlich sah ich, wie sich das verwetternete, an sich schon rote Gesicht des Kapitäns noch dunkler färbte, wie aus seinen blauen Augen ein wahres Wetterleuchten schoß, und er reckte seine hohe Gestalt noch höher empor.

»Alle Mann auf die Stationen!« donnerte sein Baß. »Voller Dampf auf! Klar zum Ramm!«

Da gab es nichts mißzuverstehen, die Leute rannten, machten hauptsächlich die Korkfänder klar, die Maschinisten eilten unter Deck.

»Sie wollen es dennoch wagen?« sagte Mister Carlistle. »Und ich versichere Ihnen, ich garantiere Ihnen, daß dieses Schiff unfehlbar . . . «

Er sprach nicht weiter. Mit einer schnellen Bewegung hatte der Kapitän seine Tuchkappe vom Kopfe genommen, griff mit seinem langen Arm ins Kartenhaus hinein, nahm dort die Kapitänsmütze vom Tische, setzte sie auf, blickte den Amerikaner an . . .

Dieser verstand sofort, neigte den Kopf, verließ die Kommandobrücke, ohne noch ein Wort gesagt zu haben.

»Frau Patronin,« wandte sich Martin jetzt ganz gelassen an diese, »ich weiß, was ich tue. Ich halte die Einfahrt für möglich, mag es auch ein gefährliches Wagnis sein. Aber ich halte es für möglich. Ich wollte dem Urteil

jener erfahrenen Männer nur nicht widersprechen, diesem Gesamturteil hätte ich mich gefügt – aber wie die Sache nun gekommen ist ... verdammt, nein, solch einem Schicksalsspruche füge ich mich nimmermehr! Jetzt wirds gewagt! Und wenn dem Schiffe doch etwas passiert – ich, Kapitän Gustav Martin, bin gut für die zwei Millionen!«

Mehr brauchte nicht gesprochen zu werden. Schon qualmte der Schornstein mächtig, nach drei Minuten meldete der klingelnde Signalapparat aus dem Maschinenraum volle Dampfspannung und Kapitän Martin griff selbst in die Speichen des Steuerrades.

Ich will das Resultat dieser Auflehnung gegen einen menschlichen Schicksalsspruch gleich im voraus verkünden.

Wir kamen unversehrt hinein, wir kamen auch unversehrt wieder heraus.

Seit dieser Zeit verschonte uns Mister Carlisle mit seiner Sternseherei und Punktiererei. Wohl trieb er noch für sich seinen Hokusfokus – was dieses negative Resultat seiner Prophezeiung auf ihn für einen Eindruck machte, wie er es für sich zu rechtfertigen wußte, das weiß ich zwar nicht – danach bestimmte er noch seine Ziele und Termine, wir taten ihm seinen Willen, wenn es nicht gegen unsere direkte Überzeugung war – aber mit seiner eigentlichen mystischen Praxis verschonte er uns von jetzt an gänzlich.

Also wir fuhren auf den Kanal zu. Das heißt, das Schiff tanzte wie ein toller Ziegenbock, und tanzte umso mehr,

je mehr wir uns der Küste näherten. Ich selbst hätte die Durchfahrt nicht gewagt, hätte ein glückliches Durchkommen eigentlich auch nicht für möglich gehalten.

Wie wir durchkamen, das kann ich unmöglich schildern. Kurz und gut, wir kamen durch, ohne irgendwie einmal angeeckt zu sein.

Dann waren wir in der Bucht, glatt wie ein Spiegel. Und wenn ich sagte, daß Kapitän Martin, als er jetzt die Speichen losließ, sie dem Matrosen wieder übergebend, sich den Schweiß vom Gesicht wischte, der urplötzlich ihm aus allen Poren perlte, so kann der Leser vielleicht begreifen, was das für fünf Minuten gewesen waren, die wir durchgemacht hatten – nur fünf Minuten, aber eben was für welche!

Und da überkam mich etwas, da beging ich einmal einen schweren Verstoß gegen die Bordroutine.

Ich schwenkte meine Mütze.

»Ein hip hip hurra für unseren Käpten. Hip hip hip . . . «

»Hurra!« donnerte es nach.

Es hätte aber nicht viel gefehlt, so wäre uns allen dieses Hurra in der Kehle stecken geblieben. Ich habe die Bucht schon früher beschrieben. Also wenn die Küste auch im allgemeinen flach war, so gab es doch auch viele Felsmassen, auch schon vorgelagerte. Über diese konnten wir von Deck aus nicht blicken, nur wenn man erst ein gut Stück die Wante hinauf geklettert war, aber daran hatte diesmal niemand gedacht.

Und wie wir nun das ruhige Wasser der Bucht erreicht haben, da sehen wir dort an dem niedrigen Felsenrand,

gar nicht weit von unserer ehemaligen, bedeutend höheren Anlegestelle ein langgestrecktes Fahrzeug liegen, welches das kundige Auge sofort als ein großes Torpedoboot oder gleich als einen Torpedojäger von etwa tausend Tonnen erkennen muß.

Aber ein Kriegsschiff kann es nicht sein, denn am Heck weht eine Handelsflagge die Novascotia-Flagge, rot mit blauen Querstreifen.

Ich will hier gleich erledigen, was über Novascotia in bezug auf die Schifffahrt zu sagen ist – über die Novoscotiemen, also Neuschottland, die Küstenprovinz Kanadas, von der die Hauptstadt Halifax ist. Aber das ist eine deutsche Übersetzung, die in Wirklichkeit niemand gebraucht; es heißt Novascotia.

Halifax und die anderen Häfen dieser kanadischen Provinz haben eine ganz bedeutende Schifffahrt, lassen prozentual von allen Seestaaten noch die meisten Segelschiffe gehen, hauptsächlich nach China und anderen teebauenden Ländern, versorgen das ganze östliche Amerika mit Tee. Dazu müssen die Schiffe um Kap Horn gehen, bei dieser langen Reise kann kein Dampfer mit einem Segler konkurrieren, wegen der Kohlenunkosten, daran wird auch der Panamakanal nichts ändern, von einer Bahnbeförderung des Tees über San Franzisko nach dem Osten erst gar nicht zu sprechen.

Die »Novascotiemen«, wie schon diese Schiffe allgemein genannt werden, zahlen die höchsten Heuern. Der

Matrose bekommt monatlich 120 Mark. Während Nordamerika sonst nur 100 Mark zahlt. England 80, Deutschland 60. Am wenigsten Heuer zahlt Griechenland, 20 Mark. Die griechischen Matrosen sind eben auch danach, obgleich die Höhe der Heuer eigentlich nicht die seemännische Tüchtigkeit ausdrückt.

Die Novascotiamen sind in der ganzen seefahrenden Welt ohne Konkurrenz wegen ihrer Verwegenheit, wegen ihrer Tollheit. Es gibt wohl ein Reffen, aber kein Festmachen der Segel wegen eines Sturmes. Lieber läßt der Kapitän alle Masten abknacken, ehe er deswegen ein Segel birgt. Oder sonst wäre er eben kein Novascotiaman. Und kein Novascotiaman läßt sich von einem anderen Segelschiffe überholen, lieber wirft er die halbe Ladung über Bord, und sie haben nur hölzerne Masten, weil man diese schwippend machen kann, was bei eisernen nicht möglich ist, wiederum auf die Gefahr hin, daß sie abknacken. Aber nur nicht sich von einem anderen Handelssegler überholen lassen!

Ferner sind die Novascotiamen konkurrenzlos in ihrer Roheit. Es ist die roheste Bande, die auf Gottes Erde existiert. Was früher die Steinetreiber zu Lande gewesen sind, zum Teil auch jetzt noch, das sind die Novascotiamen zur See, nur daß sie die Steinetreiber noch weit, weit hinter sich lassen.

Und diese Novascotiamen, jetzt als Matrosen, als Seeleute so genannt, sind fast ausschließlich Deutsche. Wenn sie natürlich auch keine deutsche Heimat mehr kennen – es sind doch Deutsche! Nur Norweger kommen noch

in Betracht. Schweden schon nicht mehr. Engländer und Amerikaner sind ganz selten.

Daß es hauptsächlich Deutsche sind, das hat einen tiefen psychologisch-historischen Grund. Das hängt noch mit der deutschen Landsknechtschaft des Mittelalters zusammen, sogar noch mit den germanischen Völkerwanderungen, die doch am meisten der Eroberungslust, der Kriegslust entsprangen. Die deutschen Landsknechte, die sich und ihre Waffen dem Feldherrn verkauften, der sie am höchsten bezahlte, gleichgültig, ob es ein Deutschen oder ein Italiener oder ein Spanier war, mit dem sie dann durch Dick und Dünn gingen, dem sie dann auch treu wie Gold waren – vorausgesetzt allerdings, daß er sie immer regelmäßig bezahlte – diese deutschen Landsknechte sind ausgestorben – zur See leben sie noch heute, als Seeknechte, als amerikanische Novascotiamen.

Und Krieger sind diese deutschen Seeknechte, wohl in amerikanischen Diensten stehend, aber regelmäßig unter dem direkten Befehl eines deutschen Kapitäns, ja auch noch Heute. Der Teehandel ist nur seine Beschäftigung für die Friedenszeit, wenn sie nichts anderes zu tun haben. Sie warten nur darauf, daß irgendwo Krieg ausbricht, zwischen Seemächten, was ja auch fortwährend der Fall ist. Dann verwandeln sich alle diese Novascotiaschiffe in Kaper, oder sie stellen sich als Blockadebrecher zur Verfügung, oder schmuggeln Waffen und Proviant. Schmuggerei betreiben sie überhaupt immer, auch bei der friedlichen Kauffahrtei. –

Solch einen Novascotiaman hatten wir hier vor uns, unter denen es natürlich auch genug Dampfer gibt, sicher aber keinen gewöhnlichen Frachtdampfer mit 10 bis 16 Knoten, das läßt der Novascotiasolz nicht zu, dann würde er wenigstens nicht unter der roten Flagge mit blauem Strich fahren, und dieser hier war denn gleich ein Torpedojäger, der in der Stunde vielleicht seine 30 Knoten machte.

Den Namen konnten wir am Heck nicht sehen, aber an dem kurzen Signalmast, nur ein Stumpf, flatterte im leichten Winde noch eine zweite Flagge, die sogenannte Comptoirflagge, im weißen Felde blaue Wogen, in diesen ein rotes Ungetüm schwimmend halb Delphin, halb phantastischer Drache, und auf diesem reitend ein schwarzer Teufel mit Dreizack, die Zunge heraussteckend und gegen den Beschauer noch extra eine höchst unanständige Bewegung machend, ihm sein Wappen zeigend, den Körperteil, den zwar jeder Mensch hat, auf dem er sitzt, der aber speziell als das Wappen des Teufels gilt.

»Alle Heiligen! Das ist ja die Flagge des Kapitäns Satan!« war die untenstehende Klothilde die erste, die das rief.

»Wahrhaftig, Kapitän Satan!« bestätigten einige Matrosen ebenso staunend. »Hat sich einen Torpedojäger zugelegt, den er nun natürlich auch wieder den Seeteufel getauft hat!«

»Kchchchchch!« erklang es da neben mir.

Dieser schriftlich nicht wiederzugebende Laut kam aus der Kehle des Kapitän Martin, und ich bemerkte, wie seine blauen, für gewöhnlich so gutmütigen Augen einen ganz finsternen drohenden Ausdruck angenommen hatten, wie sie nach dem schwarzen Schiffe blickten.

»Kennen Sie den Kapitän Satin vom Seeteufel?« wandte er sich dann an mich und die Patronin. »Satin, heißt er, Jonas Satin, nicht Satan. Er wird aber allgemein Satan genannt, er selbst nennt sich sogar mit Stolz so.«

Nein, weder die Patronin noch ich kannten diese Seeberühmtheit, wenn es eine solche war. Die Welt ist groß, und der Schiffe und Kapitäne gibt es gar zut viele, und in dem dickleibigen Schiffsregister fällt einem so ein Name wie »Seeteufel« gar nicht auf, da gibt es nach ganz andere wunderliche Namen. Es waren von den 75 Mann unserer Besatzung auch nur Klothilde, drei Matrosen und ein Heizer, die diesen Kapitän Satan kannten oder doch schon von ihm gehört hatten.

Kapitän Martin winkte uns ins Kartenhaus, wir, die Patronin und ich, folgten ihm, er schloß die Tür.

Nach dem Passieren des Kanals hätte die Schraube sofort gestoppt, jetzt lief sich das Schiff aus, Raum genug hatte es dazu in der weiten Bucht.

»Frau Patronin, Herr Kollege!« begann Kapitän Martin.

»Der Mann am Ruder braucht nicht zu hören, was ich Ihnen jetzt sagen will, obgleich ich dies alles jenem Kapitän auch direkt ins Gesicht sage, oder ich würde es überhaupt gar nicht zu einem dritten aussprechen, darauf dürfen Sie sich bei mir wohl verlassen.

Auch dieser Kapitän Jonas Satin ist ein Gaukler zur See – aber ein Gaukler, gegen den jene anderen, die diese Bezeichnung führen, harmlose Kinder sind.

Dieser Kapitän Satin ist das niederträchtigste Scheusal, das ich in Menschengestalt kenne – ist wahrscheinlich der allergrößte Schurke, über den Gott seine Sonne in mir unbegreiflicher Langmut noch scheinen läßt.

Dieser Teufel in Menschengestalt ist zu jedem Verbrechen fähig, zu jedem!

Nur eines will ich Ihnen offenbaren, was ich von diesem Scheusale weiß.

Ich weiß bestimmt, daß dieser Kapitän Satin einmal einem Konkurrenzschiffe mit mehr als 40 Mann Besatzung und drei Dutzend Passagieren eine Seemine gelegt hat, um es in die Luft zu sprengen, nur um einen Auftrag von kaum 2000 Dollars eher zu erhalten, als jener andere Kapitän, deshalb hat er jenem anderen ihm folgenden Schiffe eine unterseeische Mine gelegt, in einer engen Hafeneinfahrt, auf die Gefahr hin, daß auch andere Schiffe in die Luft fliegen konnten . . . «

»Allmächtiger Gott,« flüsterte Helene erschrocken, »ist denn so etwas möglich?«

»Bei Gott ist kein Ding unmöglich – und beim Teufel keine Niederträchtigkeit – und dieser von einem irdischen Weibe geborene Mensch verdreht selbst seinen Namen Satin in Satan, stellt sich selbst hohnlächelnd so vor, selbst seine Unterschrift ist so zu lesen. Daß er sein Schiff, das er ab und zu verliert, natürlich nur, wenn

es mit Ladung hoch versichert ist, immer den Seeteufel nennt, sagt ja auch schon genug.

Ja, er hat die unterseeische Mine wirklich gelegt, um ein großes Schiff mit sieben Dutzend Menschenleben zu vernichten, wegen eines Geschäftes von 2000 Dollars! Ich weiß es bestimmt! Ich habe es damals sofort aus bester Quelle erfahren! Aber zu beweisen war ihm nichts. Mit jenem Schiffe war Gott, ließ vorher die Schraube brechen, und dann hat Kapitän Satin die Seemine rechtzeitig wieder aufgefischt, und jener Zeuge, von dem ich es erfuhr, schwerverwundet, starb zu früh. Es wäre dem verfluchten Hunde absolut nichts zu beweisen gewesen, so habe ich die Anklage gar nicht erst erhoben.

Herr Kollege, Frau Patronin!

Ich kann es nicht beweisen, aber es ist meine feste, ehrliche Überzeugung was ich Ihnen jetzt sage.

Auch dieser Kapitän Satin ist ein Gaukler, der es besonders auf Wracks abgesehen hat, die er aufsucht, um sie auszunehmen, und er hat im Auffinden solcher gestrandeten oder treibenden Wracks ein fabelhaftes Glück, er hat schon Dutzende eingebracht oder ausgenommen.

Und ich bin der festen Überzeugung, daß dieses Scheusal solche unglückliche Schiffe erst durchs falsche Leuchtfeuer oder sonstige Listen auf den Strand und zwischen Klippen lockt – daß er sie auf hohler See manövrierunfähig machst, die ganze Besatzung aus der Welt schafft, ermordet – und die Schiffe dann entweder als verlassene Wracks einbringt oder sie erst ausnimmt, wenigstens alles, was unauffällig mitgenommen werden

kann, und die Schiffe dann einfach auf den Meeresgrund versenkt!«

Die Arme bis an den Ellenbogen in den Hosentaschen vergraben, hatte der Kapitän mit hochgezogenen Augenbrauen zu uns gesprochen, mit leiser Stimme.

Helene war entsetzt – ich faßte es kaltblütiger auf.

»Haben Sie denn Beweise für solche ungeheuerlichen Anschuldigungen?«

»Nein. Nicht den geringsten. Und dennoch: ich weiß es!«

Ich zweifelte nicht daran, daß dieser Mann aus ehrlichster Überzeugung sprach.

»Ich weiß es so bestimmt, wie ich ganz bestimmt weiß, daß er damals jenem Schiffe eine Seemine gelegt hat. Obgleich ich das ebenfalls nicht beweisen kann!« setzte er noch hinzu.

»Bringt er denn wirklich sehr viele Wracks ein?« fragte ich.

»In den letzten zwei Jahren sind es sieben gewesen.«

»Fällt das denn nicht auf?«

»Er betreibt das Aufsuchen von Wracks als Spezialität, er will darin etwas los haben, er rühmt sich seines Glückes. Nein, bewiesen konnte ihm bisher noch niemals etwas werden. Und solch eine furchtbare Anklage kann doch nicht ohne triftigen Grund erhoben werden. Und dieser Mensch ist mit allen Hunden gehetzt, ist mit dem Teufel im Bunde, er rühmt sich ja direkt, blasphemiert damit, daß er selbst ein Teufel sei. Nicht nur, daß er seinen Namen Satan in Satan verkehrt, sondern er treibt es

zum Beispiel so weit, daß er sich auch hinkend stellt. Er schleift sein rechtes Bein nach. Und das ist nur Verstellung denn bei anderer Gelegenheit habe ich ihn ganz schnell laufen sehen. Und trotzdem wiederum spielt er sich als unantastbaren Ehrenmann auf!«

»Hat er immer dieselbe Mannschaft an Bord?«

»Immer. So gegen fünfzig Mann. Viel zu viel für sein Schiff. Aber das kann ja jeder halten wie er will. Und der kann es sich leisten. Bei wiederholten Gelegenheiten hat er gezeigt, daß er über Millionen verfügt. Obgleich man nicht weiß, wo er sie hat. Angelegt hat er sie nicht.«

»Kann denn da nicht einmal einer von der Mannschaft zum Verräter werden?«

»O, diese Höllenbande ist ja mit Pech und Schwefel zusammengeschweißt. Er füttert die Bestien mit rohen Beefsteaks, da sind sie ihm treu. Wenn er einmal einen Abgang hat, was oft genug vorkommt, – es wird Schreckliches geflüstert, wie es an Bord seines jeweiligen Schiffes zugehen soll, der mordet seine Leute mit eigener Hand – so ergänzt er die Mannschaft mit Vorliebe aus Zuchthäusern, nimmt entlassene Verbrecher als Matrosen und Heizer an. Aber kann man ihm etwa einen Vorwurf daraus machen? Dieser Teufel ist so gerissen, daß er mit dieser seiner Menschenfreundlichkeit auch noch ganz offen renommiert. Er nimmt sich eben solcher entlassenen Sträflinge, die sonst wieder auf Abwege geraten, an, will sie wieder zu ehrlichen Menschen erziehen. Damit protzt er auch noch. Verstehen Sie, was da Ungeheuerliches dabei ist?«

O ja, ich verstand recht wohl.

»Hat er denn da aber nicht zu fürchten, daß solch ein Mann einmal in der Trunkenheit etwas ausplaudert?«

»In der Trunkenheit? Seine Leute müssen alle Temperenzler sein. Das ist auch wieder so etwas, womit er sich als heiliger Engel brüstete. Natürlich gilt das nur an Land. Was die an Bord für Orgien feiern, das weiß doch niemand.«

»Ist noch niemals eine Anklage gegen ihn erhoben worden?«

»Ich kenne zwei Fälle. Das ganze Schiff wurde sorgfältig untersucht. Und das Resultat? Die Ankläger sind als verleumderische Denunzianten durch Gegenanklage schwer bestraft worden.«

Au! Dann war es freilich faul, mit diesem Kerl anzubinden.

»Ja, Herr Kapitän Martin, und warum teilen Sie uns das alles jetzt mit?« fragte ich dann ganz offen.

»Damit Sie wissen, wen Sie vor sich haben, wen Sie hier finden, falls Sie sich länger in der Bucht aufhalten wollen. Ich hielt es gerade für meine Pflicht, Sie vor diesem Menschen zu warnen, habe auch noch einen ganz besonderen Grund dazu.

Auch ich habe nämlich einmal mit Kapitän Satin einen geschäftlichen Konkurrenzkampf ausgefochten, in dem ich Sieger blieb. Ich kam ihm zuvor, erhielt einen Jahresauftrag, der mir rund eine halbe Million Reinverdienst einbrachte. Natürlich ein total ehrliches Geschäft, ich war

eben der Schnellere gewesen und . . . ich wurde eben bevorzugt. Kapitän Satin selbst gratulierte mir, ganz unnötigerweise, darin hat er eben was los, mit feinem gewöhnlichen hämischen Grinsen. Dabei aber vernahm ich auch ein heimliches Zähneknirschen, – und einen Blick fing ich dabei auf – einen so furchtbar gehässigen Blick, sage ich Ihnen . . . ich habe von diesem Menschen alles zu erwarten. Es ist der einzige Feind, den ich, so viel ich weiß, auf der Erde habe. Aber auch mein Todfeind. Schon zweimal hat er mir etwas am Zeuge zu flicken gesucht, es ist ihm aber nicht gelungen, ich habe es auch nur unter der Hand erfahren, sonst hätte ich ihn doch zur Rechenschaft gezogen. Wenn der aber eine Gelegenheit hat, mir zu schaden – der läßt sie sich sicher nicht entgehen. Das ist es, was ich Ihnen sagen mußte. Und dieser Teufel in Menschengestalt ist zu allem fähig, zu allem!«

»Sie fürchten ihn?« war es die Patronin, die das fragte, denn ich hätte es nicht getan.

»Fürchten!« wiederholte denn auch Martin mit geringschätzendem Achselzucken. »Ich fürchte Gott und sonst nichts auf der Welt.« Diesen von Bismarck für das ganze deutsche Volk geprägten Wahlspruch darf ich mit vollem Rechte für meine Person in Anspruch nehmen. Nein, ich fürchte keinen Teufel, weder einen wirklichen aus der Hölle, noch solch einen irdischen. Ich hielt es nur für meine Pflicht, Ihnen meine offene Meinung über diesen Kapitän Satin mitzuteilen, falls die Frau Patronin hier länger liegen bleiben will, und ich bitte Sie, Herr Kollege, unsere Leute etwas zu instruieren, damit sie auf der

Hut sind. Das ist Ihr Amt als Kargo-Kapitän, derartig für die Sicherheit des Schiffes zu sorgen, während ich nur die nautische Leitung habe, und als Waffenmeister wohl obendrein.«

»Ich werde die Leute instruieren, Herr Kapitän!« entgegnete ich.

»Natürlich daß Sie ihnen nicht alles das erzählen, was ich Ihnen jetzt über diesen Mann mitgeteilt habe. Das war nur im Vertrauen unter vier oder sechs Augen gesagt.«

»O nein, ich verstehe vollkommen.«

»Ja, was will der eigentlich hier?« fragte jetzt die Patronin mit begreiflicher Unruhe.

Begreiflich für mich. Wenn sich schon immer beim Anblick dieses Schiffes, das ebenfalls ein auf wagehalsige Spekulationen ausgehendes Gauklerschiff war, an die Flibustierschätze der »Desolation« des van Horn gedacht hatte, so die Patronin natürlich erst recht. Wenn wir auch gar keinen Grund dazu hatten.

Wir lagen jetzt still in der Mitte der Bucht, ja immer noch weit ab von der Küste, konnten aber schon jeden Mann mit bloßen Augen deutlich unterscheiden, jede Bewegung erkennen.

Einige Dutzend Männer waren damit beschäftigt, auf dem Lande nicht weit von dem Schiffe einen Bau zu errichten, der etwa einen halben Meter Höhe erreicht hatte und sich jetzt mehr in die Länge erstrecken sollte, danach sah es wenigstens ganz aus, wozu die Leute aus der

angrenzenden Hummerbucht die dort liegenden Steine herbeischleppten.

Seitdem wir in der Bucht erschienen waren, hatte die Arbeitsfreudigkeit natürlich bedeutend nachgelassen, das fremde Schiff, das noch keine Flaggen zeigte, wurde angegafft und besprochen.

»Mir scheint,« sagte Kapitän Martin, »die sind wegen der Hummern hierher gekommen, die haben auch so einen Gedanken wie wir gehabt, die errichten bereits einen Kochofen.«

Natürlich, so war es! Wie hatten wir denn auch, oder ich wenigstens, die Anwesenheit dieses Gauklerschiffes gleich mit dem Schatze des Flibustiers in Verbindung bringen können.

»Woher mag er von den Hummern wissen?«

»Da fragen Sie mich zu viel, Frau Patronin. Er wird es uns schon selbst erzählen. Glauben dürfen wir es ihm freilich nicht, was er da sagen wird! Der Kerl lügt aus Prinzip. So wie er als ein echter Teufel auch aus Prinzip alle Ehrlichkeit haßt, überhaupt alles, was gut ist und recht und schön.«

»Sie meinen, wenn wir beilegen, er wird zu uns an Bord kommen?«

»Ganz sicher wird er seine Visite abstaten. Schon deshalb, weil er weiß, daß er mich dadurch ärgert.«

»Und Sie werden ihn empfangen?«

»Das muß ich, den Kapitän eines anderen Schiffes nach allen Regeln der Höflichkeit empfangen, das schreibt die Bordroutine vor, auch wenn sie ungeschrieben ist. Er

kann mir ja aber auch eine wichtige dienstliche Meldung zu machen haben! Und wenn das auch nicht der Fall ist, so muß ich doch seinen Besuch unbedingt erwidern. Ja, wollen Sie denn nun anlegen?«

»Meinen Sie denn, daß es gefährlich ist, daß er uns etwas anhaben kann?«

»Ah bah, gefährlich, uns etwas anhaben können!« erklang es verächtlich zurück, wodurch sich aber die Patroinin unmöglich beleidigt fühlen konnte, so war es gegeben. »Daß wir die Augen offen halten müssen, weil von diesem Kapitän jeder böse Streich zu erwarten ist – das habe ich mit der Schilderung seines Charakters nur sagen wollen. Zurückgewichen wird natürlich keinen Zoll, und wenn es auch eine Legion von wirklichen Teufeln aus der Hölle wäre.«

»Die Anwesenheit dieses Menschen und überhaupt eines fremden Schiffes verleidet mir ja überhaupt hier den Aufenthalt, aber ich wollte wenigstens die Tiere gern wieder einmal an Land lassen. In Rio de Janeiro war es doch nicht das Richtige für sie.«

»Well, legen wir an.«

Wir verließen das Kartenhaus, die Kommandos zum Manöver wurden gegeben.

»Hat er denn schon immer solch einen Torpedojäger gehabt?« fragte ich inzwischen noch einmal.

»Nein, noch vor einem halben Jahre fuhr er einen Segler, er hat aber auch schon oft Dampfer gehabt. Schon in

Rio de Janeiro las ich in der Zeitung, daß er auch seinen letzten Segler wieder verloren und sich einen Torpedojäger angeschafft hat, der in Neuyork für die Kriegsmarine gebaut worden war und von der Regierung nicht abgenommen wurde, weil er statt der vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit von 34 Knoten in der Stunde bei der Probefahrt nur 32 entwickelt hatte. Da hat er als Privatmann das Kriegsschiff natürlich für ein Spottgeld bekommen.«

»Was will denn der mit so einem Torpedojäger machen?«

»Na, gaukeln will er damit!« konnte Kapitän Martin schon wieder sorglos lachen. »Doch Spaß beiseite – der weiß schon, weshalb er einen gepanzerten Torpedojäger mit voller Armierung, sogar mit Lanzierrohren für Torpedos kauft – wer weiß, was der damit wieder für eine Teufelei vorhat, von der aber die Welt wohl niemals etwas erfahren wird.«

Wir hatten an unserem alten Platze vertaut, der Bugspriet lag kaum dreißig Meter von dem Achtersteeven des schwarzen Fahrzeuges entfernt.

Die Leute standen noch immer da und begafften uns, steckten die Köpfe zusammen, und das war begreiflich. Auch unsere »Argos« war ein Kriegsschiff, das erkannten die doch sofort, außerdem hatten auch wir jetzt schon anstandshalber unsere Flaggen zeigen müssen, und wenn der »Seeteufel«, welchen Namen wir jetzt neben dem Heimatshafen »Halifax« wirklich hinten am Heck lasen,

nicht seit einem Jahre oder dreiviertel unterwegs war, irgend einen Hafen angelaufen hatte, wo es eine Zeitung gab, so mußten sie sicher schon von der Argos und den Argonauten gehört haben, und da war es eben begreiflich, daß sie die Köpfe zusammensteckten.

Wir nahmen absolut keine Noitiz von ihnen, und das war nicht etwa auffällig oder eine Mißachtung. In bekannteren, weil leichter zugänglichen Buchten des Feuerlandes oder sonstwo in der Welt kommen oft genug Schiffe zusammen, besonders Walfischjäger und Robbenschläger, um am Lande Tran auszukochen und Felle zu präparieren, sie bleiben unter Umständen viele Wochen lang dicht nebeneinander liegen, und zwischen Kapitänen und Mannschaft wird nicht ein einziges Wort gewechselt. Es ist sogar ganz gut so – da können keine Streitigkeiten entstehen.

Mustern taten wir die Novascotsmen natürlich dennoch. Himmel, waren das lauter ausgesuchte Exemplare der christlichen Seefahrt – nämlich was die Galgenphysiognomien anbetraf! Soviel zerfetzte Galgengesichter hatte ich wirklich noch nie beisammen gesehen! Übrigens waren auch recht viele Neger und Mulatten unter ihnen vertreten, was man sonst eigentlich auf Novascotiaschiffen nicht findet.

Wir ließen die Tiere an Land, und wieder begann das tolle Treiben der ganzen Menagerie. Lulu, immer noch ein Baby, für einen Elefanten haben ja so ein paar Monate nicht viel zu sagen, fiel sofort wieder in seine alten Löcher, mußte immerwährend herausgeholt werden, sonst

quäkte er sich tot – und jene Rüpels dort wollten sich bereits totlachen. Gefährlich konnten die Hunde und Raubtiere ihnen nicht werden, das wußten wir natürlich und das merkten jene auch sofort.

»Da kommt er schon, der Kapitän Satan!« sagte Klothilde zu mir, der ich noch an Deck geblieben war.

Ich will den Mann, der noch so tief und fürchterlich in unser Schicksal eingreifen sollte, bis wir dieses Scheusal endlich zur Strecke gebracht hatten, gleich ausführlich beschreiben.

Eine kleine, untersetzte Gestalt, vierschrötig mit mächtigen Schultern, eine Bärenkraft verratend, auf dem Stiernacken ein gewaltiger Kopf mit schwarzen Borstenhaaren. Den Knebelbart trug er offenbar deshalb, um sich noch extra etwas Teuflisches zu geben, was ihm aber nicht gelang, wenigstens wenn man an so einen schönen Mephistopheles denkt, denn das Gesicht war von Pockenarben und Messerhieben entstellt, außerdem schielte er auf beiden Augen, so daß man nie wußte, wohin er blickte. Den rechten Fuß zog er ziemlich stark nach, was mir aber keine Verstellung schien, wohl eine Schwäche des ganzen Beines, und es war recht wohl möglich, daß diese Schwäche bei großer Erregung schwand.

Gekleidet war er mit auffallender Sorgfalt, wenn er sich natürlich auch erst für diesen Besuch so herausstaffiert hatte. Der blaue Anzug war von feinstem, seidenartig glänzendem Tuche, natürlich auch Seemannsschnitt, die trichterförmigen Hosen sich sogar ganz unmäßig

erweiternd, schneeweißer Stehkragen und Manschetten, roter Schlips, Kapitänsmütze mit goldenen Streifen, Lackschuhe, die kulbigen Finger der Bärenlatzen mit blitzenden, äußerst kostbaren Ringen gepanzert – ein Seemannsgigerl in fratzenhafter Ausgabe. Sein Alter war bei diesem verwetterten, zerfetzten Gesicht gar nicht zu taxieren. Jedenfalls aber zwischen vierzig und fünfzig.

So kam er angehinkt.

»Na, da laßt nur unter uns das Los ziehen, Waffenmeister!« setzte Klothilde noch hinzu

»Ein Los ziehen? Wozu denn?«

»Wer von uns geschlachtet werden soll.«

»Geschlachtet werden soll? Was faseln Sie da, Klothilde?«

»Ich fasele gar nicht. Der will doch ein gutes Stück Menschenfleisch vorgesetzt haben, gehackt, roh, a la tartar, mit Zwiebeln und Essig und Öl und ein Ei drauf – Menschenfleisch ist dem doch die größte Delikatesse, überhaupt dieser ganzen Teufelsbande – das ist ja bekannt genug – die haben auch immer lebendiges Schlachtvieh mit zwei Beinen und einer Nase im Gesicht mit sich an Bord – das ist doch auch das gemeinsame Geheimnis, das diese ganze Teufelsbande wie Pech und Schwefel zusammenkittet. Wer auf diesem Höllenschiff angemustert wird, der muß erst eine Portion Menschenfleisch verzehren, dann gehört er erst richtig mit zum Bunde, dann haben sie ihn natürlich feste, da ist seine Zunge doch versiegelt.«

So sprach Klothilde, gar nicht so leise, wenn auch niemand in der Nähe war, der uns hören konnte.

Ich war starr.

Das war denn doch ein starkes Stückchen!

Klothilde konnte schreckliche Mordgeschichten erzählen. Auch in Gespenstergeschichten war sie groß, mit dem Klabautermann und dem fliegenden Holländer stand sie auf Du und Du, mit dem letzteren war sie schon einmal verheiratet gewesen, wußte ganz genau, wie es an Bord dieses Geisterschiffes zuging. Das heißt, sie selbst glaubte nicht etwa an Gespenster. Sie veralberte nur ihre Zuhörer.

Was sie aber jetzt da aus dem Stegreif über diesen Kapitän und seine Mannschaft berichtete, das war ja unerhört!

»Klothilde, wie kommen Sie dazu, etwas zu behaupten, was Sie gar nicht verantworten können, etwas so Ungeheuerliches . . .«

»Ungeheuerlich ist es wohl, aber unglaublich gar nicht. Das ist bei uns, die wir den Kapitän Satan näher kennen, allgemein bekannt, daß der und seine Leute sich bei jeder Gelegenheit Menschen verschaffen, die sie mästen und dann auffressen. Wenn die Schiffbrüchige auffischen, die verschwinden an Bord des Seeteufels für immer die werden . . . ay? Jawohl, ich komme.«

Sie war von der Patronin in die Kajüte gerufen worden.

Ich starrte ihr nach, ich starrte dem Kommenden entgegen – und dann schlug ich mir alle Gedanken über das soeben Gehörte aus dem Kopfe.

»Eh, die Bestien tun mir doch nichts?« rief jetzt Kapitän Satin noch in beträchtlicher Entfernung, mit merkwürdig hoher Stimme.

Er wurde von einigen Matrosen beruhigt, die einen ihn besonders beschnobernden Bären zurücktrieben.

»Dann ist gut, ich bin nämlich ein bißchen ängstlich, hähähähä!! lachte er schrill, wie seine unangenehme Stimme war. »Hallo, was hat denn das Vieh?«

Ja, da passierte etwas ganz ganz Seltsames, etwas ganz Schauerliches, das man mit der Feder nur nicht so beschreiben kann.

Die Hunde hatten sich um den Fremden also wenig oder überhaupt gar nicht gekümmert, nur Willy der braune Bär hatte ihn näher in Augenschein genommen, mit der Nase, und dann war auch Harras angeschlichen gekommen, um von dem Ankommenden einmal Witterung zu nehmen, zumal ihm das Augenlicht fast schon fehlte.

Harras war ein Wolfshund, dem Wolfe näher als dem Hunde, nur daß er schon bellte, was der Wolf ja nicht kann – es war das einzige Tier an Bord, das nicht der Patronin gehörte. Juba Riata hatte ihn mitgebracht, Harras war schon sein treuer Begleiter gewesen, als jener noch Cowboy gewesen, hatte sein ganzes Artistenleben mitgemacht, ungefähr zehn Jahre lang, und als ihn Peitschenmüller damals in der Prärie halbverschmachtet auf der Leiche eines Reiters, seines früheren Herrn gefunden hatte, da mußte er auch schon einige Jahre alt gewesen sein.

Also ein schon sehr alter Hund, rüdig aussehend, wenn er auch noch gesund war, aber fast erblindet, pfiff auf dem letzten Loche. Peitschenmüller hielt natürlich die größten Stücke auf seinen vierbeinigen treuen Freund, erzählte Wunder von der wahren Menschenklugheit des Tieres, und die sollte Harras jetzt noch besitzen. Ich hatte aber absolut noch nichts von dieser Menschenklugheit bemerkt. Harras war überhaupt nie zu bemerken. Wenn er sich in die Sonne legte, dann dahin, wo ihn niemand trat, ihn gar niemand sah, das schien wohl noch seine einzige Klugheit zu sein.

Also auch Harras hatte sich an Land begeben, torkelte unsicher herum, sich nur mit der Nase orientieren könnend, und so hatte er auch den Fremden gewittert.

Und plötzlich kneift der alte Wolfshund seinen räudigen, spärlich beharrten Schwanz zwischen die Beine und fängt zu heulen an, so entsetzlich wie ich es nie wieder von einem Hunde gehört habe, und da mit einem Male stimmen auch alle anderen Hunde mit in dieses schreckliche Geheul ein.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß Peitschenmüller schon in jener ägyptischen Oase alle diese Hunde »leichenfest« gemacht hatte. Das heißt, sie heulten nicht mehr, wenn sie eine menschliche Leiche witterten, was ja sonst der Hund mit Vorliebe tut. Ein guter, kluger Hund. Der kennt den Herrn der Schöpfung eben nur lebendig, ein toter Mensch ist ihm etwas Rätselhaftes, vielleicht auch etwas Grausiges, da fängt er zu heulen und

zu winseln an. Das hatte ihnen Peitschenmüller also abgewöhnt. Als ich damals an dem Wüstenteiche die Leiche vergraben hatte, und die Hunde kamen, so hatten sie diese Leiche wohl sofort gewittert, sie hatten es mir angezeigt, daß sie es wußten, das hatte ich sofort gemerkt – und dann hatten sie sich scheu um den Grabhügel herumgedrückt. Ein Heulen gab es nicht mehr.

Und jetzt fangen alle diese Hunde, von Harras dazu angestimmt, auf solch eine schauerhafte, unbeschreibliche Weise zu heulen an!

»Was – ist – das?« höre ich da sagen, und neben mir steht Juba Riata, hat es in ganz seltsamem Tone gesagt, und sein Gesicht mit den weitgeöffneten Augen drückt das grenzenloseste Staunen aus, aber auch noch etwas ganz anderes, etwas wie furchtbarer Schreck, was mir bei diesem eisernen Manne ganz fremd ist.

Er brauchte nur mit seiner Peitsche, die er nie aus den Fingern ließ, wie mit einer Pistole zu knallen, und das entsetzliche Heulen verstummte mit einem Schlage. Aber das alte Spielen wollte nicht wieder beginnen. Alle die Hunde waren und blieben gedrückt, schlichen herum, wenigstens lange Zeit noch.

»Hallo, das war wohl die Ouvertüre zu dem berühmten Argonautenkonzert, hähähä? lachte wieder die schrille Stimme des immer Näherkommenden, und jetzt hörte ich, daß diese Stimme neben der Höhe auch einen eigentümlich fetten Klang hatte, was gar nicht zusammen passen wollte, so wenig wie zu der ganzen Gestalt.

Er hatte das Laufbrett erreicht, dort empfing ihn der erste Steuermann. – »Kapitän Satan vom Seeteufel, Halifax, ist Kapitän Martin zu sprechen?« – Der erste Offizier salutierte, und Kapitän Satan, wie er sich selbst genannt hatte, nicht Satin, wurde von Kurt, des Kapitäns speziellem Steward, über den ich bisher noch nichts weiter zu berichten hatte, in die Kapitänskajüte bugsiert, wo bereits neben einigen Delikatessen der obligate Champagner und Portwein auf dem Tische stand. Denn ohne Champagner und Portwein geht es nicht ab, wenn sich gegenseitig zwei Kapitäne an Bord besuchen, die einerseits, wenn sie nicht ihr eigenes Schiff fahren, auch nichts weiter als geknechtete Dividendensklaven sind, andererseits aber Fürsten des Meeres mit einer unumschränkten Gewalt, über die kein absoluter Monarch verfügt. Denn einen Menschen, sogar seinen ersten Offizier, der nur einen Finger gegen ihn hebt, auf der Stelle niederschließen, das kann auch der russische Zar sich nicht leisten, darf es wenigstens nicht zum zweiten Male tun, sonst dürfte er wohl eingesperrt werden. So ein struppiger Kapitän mit Volksschulbildung, wenn er überhaupt eine regelrechte Schule besucht hat, trägt ins Logbuch ein, weshalb er den Mann niedergeschossen hat, das Seegericht spricht ihn nach kurzem Verhör frei, wenn auch die ganze Mannschaft anders aussagt. Gegen den Diensteid des Kapitäns ist gar nicht aufzukommen. Oder da muß es schon ganz anders kommen. Und er erhält von der Reederei für diesen Zweck, um einen anderen Kapitän bewirten zu

können, extra eine Kiste besten Champagner und Portwein mit, als wäre es ein ehernes Gesetz, obgleich es gar keine solche Vorschrift gibt, und wenn die Reederei auch sonst die Mannschaft ihres Schiffes verhungern läßt.

Der hinkende Teufel im stutzerhaften Seemannskostüm war in der Kajüte verschwunden. Wir hatten über diese Begrüßung vorhin gar nicht gesprochen. In diesem Augenblick sah ich im Geiste die beiden Kapitäne in der Kajüte zusammen kommen. Und ich warf die Frage auf, ob Kapitän Satan wohl dem bestgehaßten Kollegen die Hand zum Gruß hinhalten und ob Kapitän Martin wohl seine Hand aus der Hosentasche nehmen würde, um jene zu schütteln. Oder wie der diese Sache sonst umging. Und ferner schossen mir im Augenblick allerlei Mord- und Verbrechergeschichten durch den Kopf. Ich dachte daran, ob diese schielenden Augen den Kapitän Martin wohl hypnotisieren könnten. Ich sah im Geiste, wie sich die beiden Männer gegenüber saßen, wie Martin einmal wegsah und wie der hinkende Teufel ihm schnell ein Tränklein in den Portwein goß, das unseren Kapitän besinnungslos machte, eine willenlose Maschine in der Hand dieses Teufels.

Und wie ich das noch so dachte, alles in einem Augenblick, da mußte ich plötzlich herzlich lachen. Nämlich wie ich mir vorstellte, wie sich Kapitän Martin hypnotisieren ließ. Wie der andere das wohl anfangen wollte. Oder wenn der unseren Käpten, immer die Hände bis an den Ellenbogen in den Hosentaschen, mit einem Tränklein besoffen machen wollte . . .

Kurz und gut, ich mußte plötzlich laut auflachen.

»Was lachen Sie denn?« fragte Peitschenmüller, noch neben mir stehend, immer noch mit dem halb erstaunten, halb bestürzten Gesicht.

»Ach, ich dachte gerade etwas!«

»Mir ist durchaus nicht lächerlich zumute.«

»Ja, so sehen Sie auch aus. Was haben Sie denn? Was hatten denn nur vorhin die Hunde, daß sie so schrecklich heulten?«

Peitschenmüller blickte sich erst vorsichtig um, sogar scheu, was diesem Manne gar nicht stand.

»Waffenmeister – Sie könnens mir glauben, ich habe schon viel in meinem Leben durchgemacht – manchmal Schauderhaftes – aber Sie wissen doch ich erzähle nicht gern davon . . . «

Ja, das wußte ich. Er war selten einmal über seine Erlebnisse zum Sprechen zu bringen, und dann erzählte er immer nur ganz harmlose Geschichten.

»Na und?«

»Ich habe den kubanischen Krieg mitgemacht, auf Seiten der Yankees – immer begleitet von meinem Harras – da bin ich mit einer Abteilung Soldaten einmal im Boote auf See, bei einer Landung, abgetrieben, wir wurden verschlagen, nach den karibischen Inseln, landeten auf einer – und Sie wissen wohl, die Kariben huldigen noch heute dem Kannibalismus, der Menschenfresserei, wenn sie nur können – und wir wurden gefangen, vier meiner Kameraden sind gebraten worden . . . «

»Was Sie nicht sagen!«

»Jawohl. Sie könnens mir glauben, daß ich nicht gern davon erzähle. Wenn nicht rechtzeitig ein Kanonenboot erschienen wäre, alle, wir achtzehn Mann, wären aufgefressen worden!

Auch mein Harras war gebunden worden. Als zukünftiger Braten. Wie nun der erste Soldat über dem Feuer schmorte, da fängt doch der Hund auf eine schreckliche Weise an zu heulen, wie er noch nie geheult hatte. Auch nicht bei einer Leiche. So wie er vorhin heulte. Und so heult er weiter, wie ein Soldat nach dem anderen geschlachtet und gebraten wird. Bis er einen Schlag auf die Schnauze bekam, der ihn betäubte.

Zwei Jahre später bin ich wieder in Mexiko. Apachen haben ein Blockhaus überfallen, wir kommen zu spät, können aus der brennenden Hütte nur noch die Leichen der Farmer ziehen, schon angesengt.

Wie das mein Harras wittert, das verbrannte Menschenfleisch, da fängt er wieder so gräßlich zu heulen an.

Und das dritte und letzte Mal passierte es erst vor anderthalb Jahren, kurz bevor ich die Patronin kennen lernte. Da fängt auf freiem Gelände mein Harras auch wieder so schrecklich zu heulen an. Wir graben nach, wo er anzeigt, finden eine frische Leiche, furchtbar verbrannt. Ein Mord, der Leichnam sollte verbrannt werden, wurde aber dann doch vergraben.

Wissen Sie, was ich damit sagen will?«

Starr blickte ich den Sprecher an.

»Daß der Kapitän nach verbranntem Menschenfleisch gerochen hat?«

»Ja, bei Gott, ich kann auf keinen anderen Gedanken kommen. Harras hat noch ein sehr gutes Gedächtnis, eine äußerst feine Nase. Alles andere gebratene Fleisch macht ihm nur Appetit. Eine menschliche Leiche zeigt er an, sonst aber läßt sie ihn kalt. Nur den Geruch von angebranntem Menschenfleisch kann er nicht vertragen. Da heult er so entsetzlich. Selbst die anderen Hunde finden es schrecklich. Die heulen dann zur Gesellschaft mit, ohne zu wissen warum. Aber Harras weiß warum, und der irrt sich nicht.«

»Und Sie meinen,« flüsterte ich, »daß dieser Kapitän Satan ... «

»Nach gebratenem oder angebranntem Menschenfleisch riecht, mehr meine ich nicht. Bitte, sprechen Sie nicht weiter darüber, vorläufig nicht. Ich mußte Ihnen nur den Grund mitteilen, warum Sie mich so erstaunt und bestürzt gesehen haben.«

Juba Riata ging einfach davon, wie es seine Weise war. Dafür trat wieder Klothilde zu mir.

»Sie, Waffenmeister – was ich vorhin zu Ihnen sagte – sprechen Sie nicht darüber. Nicht wahr?«

»Klothilde, wie kommen Sie denn nur auf solch einen entsetzlichen Verdacht?«

»Ja, dieser schreckliche Verdacht besteht bei allen denen, die diesen Kapitän und seine Mannschaft näher kennen und etwas mehr davon wissen. Wissen Sie, was ich meine?«

»Nein.«

»Haben Sie noch nicht gehört, daß alle die, welche Menschenfleisch essen, dauernd essen, mit der Zeit eine ganz hohe, fettige Stimme bekommen?«

Nein, das war mir etwas ganz Neues, was ich da zu hören bekam.

Ich will diese Sache gleich hier erledigen, in anderer Weise, als damals mein Gedankengang war.

Seeleute sind doch zuerst mit fremden, der anderen Welt früher unbekanntem Völkern zusammengekommen, auch mit Kannibalen, haben manche böse Erfahrung mit ihnen gemacht.

Im Mannschaftslogis wird mancherlei »Garn gesponnen«, werden schauerliche Geschichten erzählt. Wenn man sie nicht selbst erlebt haben will, dann der Großvater, der Urgroßvater.

Da wird manchmal nicht nur von wilden Kanibalen berichtet, sondern auch von weißen Matrosen, von Schiffbrüchigen, die im offenen Boot oder auf eine Klippe verschlagen sich gegenseitig aufgefressen haben.

Und wer einmal Menschenfleisch gekostet hat, der soll dann nicht wieder davon lassen können, mindestens öfters eine unheimliche Sehnsucht danach bekommen. Und wer Gelegenheit hat, dieser unnatürlichen Lust zu fröhnen, der soll mit der Zeit eine ganz hohe Fistelstimme mit fettigem Klang bekommen. Nicht der wilde Insulaner, dem der Kannibalismus etwas ganz Natürliches, etwas

Erlaubtes ist, sondern der Europäer, der diese furchtbare Sünde begeht. Am Klange seiner Stimme soll er seinen Frevel verraten.

So wird im Mannschaftslogis erzählt. Bisher hatte ich noch nicht gehört. Das ist doch kein Alltagsgespräch. Später habe ich gefunden, daß unter den Seeleuten wirklich so erzählt wird.

Ich habe Anthropologen und andere Gelehrte darüber gesprochen. Die wußten von so etwas nichts, fanden es auch ganz unglaublich. Weshalb soll sich denn die Stimme durch den Genuß von Menschenfleisch so verändern?

Nun, da will ich einmal den Herren Gelehrten ein anderes Rätsel aufgeben.

Es ist eine Tatsache, die ich berichte.

Ich habe einmal in einem Buche – ich weiß nicht mehr in welchem – die Behauptung gelesen, daß alle Menschen, die fortwährend Fische essen, mit der Zeit abstehende Ohren bekommen. Als Beweis wurden ganze Völker angeführt, die fast nur von Fischen leben, wie die Eskimos, die japanischen Küstenbewohner und andere. Die haben ja nun allerdings abstehende Ohren, aber es ist doch ein schwacher Beweis, von ganzen Völkerschaften darauf zu schließen, daß alle Menschen, die dauernd Fisch essen, mit der Zeit abstehende Ohren bekommen.

Da sollte ich einmal eine eigentümliche Beobachtung machen.

Ich habe einmal in Frankreich ein Kartäuserkloster besucht, bei Bruixvill. Die Kartäuser sind diejenigen, die den

famosen Schnaps machen, den Chartreuse. Jetzt allerdings nur noch in Spanien, in Frankreich sind sie neuerdings ausgewiesen. Früher war die Ordensregel der Kartäuser sehr streng, nur Brot und einfachstes Gemüse, Fleisch und Fisch gar nicht. Jetzt fehlt nur noch Fleisch, Fisch gilt desto mehr. In der Nähe des Klosters waren viele große Teiche, in denen Karpfen und Barsche und ähnliche Arten gezüchtet wurden, dazu noch großer Import. Die Brüder aßen tagtäglich zu jeder Mahlzeit sechserlei verschieden zubereitete Fischgerichte, als Gemüse Spargel und Artischocken und tranken den Wein aus Literhumpen.

Da fiel mir auf, daß die meisten dieser Brüder, die älteren sämtlich, so weit abstehende Ohren hatten.

Und auf meine bei Gelegenheit angebrachte Frage sagte mir der Prior, der sich durch ganz besondere Horchlöffel auszeichnete, ohne weiteres direkt, daß dies von dem dauernden Fischgenuß herkäme. Der Mönch, möchte er auch als Novize noch so kleine, enganliegende Ohren haben, bekäme mit der Zeit durch die fortgesetzte Fischfresserei abstehende Löffel.

Das ist eine Tatsache!

Nun löse dieses Rätsel, wer da kann.

Deshalb aber braucht man nicht etwa auf Fischgerichte zu verzichten. – –

»Haben denn alle Mann an Bord dieses Schiffes solch eine Fistelstimme?«

»Na, nicht gerade alle, bei allen schlägt das eben nicht an, aber doch die meisten.«

»Das haben Sie selbst gehört?«

»Habe ich selbst gehört.«

»Wo hatten Sie denn Gelegenheit hierzu?«

»In Kingstown, wo die ganze Mannschaft des Seeteufels wegen Einbringung eines Wracks einmal protokollarisch vernommen wurde.«

Unsere Unterhaltung wurde durch Siddy unterbrochen, die Patronin ließ mich zu sich bitten.

Der Kapitän hatte ihr soeben durch seinen Steward ein Billett zugeschickt. Das wäre nicht nötig gewesen, wenn wir vorher mündlich alles ausgemacht hätten. Aber der Teufel war uns eben gar zu schnell mit seinem Besuche über den Hals gekommen.

Das Billett lautete:

»Kapitän Satin bittet Sie durch mich, als Patron seines Schiffes Ihnen als der Patronin dieses Schiffes seine Aufwartung machen zu dürfen. Sie als Patronin haben nicht nötig, ihn zu empfangen, können ihm durch den Steward eine einfache Absage zugehen lassen. Wollen Sie ihn aber empfangen, so haben Sie Zeugen bei sich! Er wird Sie bitten, ihm und seinen Leuten eine Vorstellung zu geben, wird die höchsten Preise bieten. Darauf gehen Sie doch auf keinen Fall ein. Diese Bande verpestet doch unser ganzes Schiff. G. Martin.«

Das hatte mir Helene zu lesen gegeben.

»Ich wollte nur Dich noch fragen, Georg, ob Du es wünschest, daß ich ihn empfangen soll.«

»Du willst es nicht?«

»Ich habe kein Verlangen danach, diesen Menschen kennen zu lernen, und von einer Vorstellung ist natürlich gar keine Rede, nicht um Millionen, nicht für alle Schätze der Welt.«

»Dann fort mit ihm!«

Siddy wurde instruiert, bekam ganz höfliche Worte herzusagen.

Fünf Minuten später überschritt Kapitän Satin wieder das Laufbrett.

Die Patronin befand sich schon wieder an Deck, dazu hatte sie das Recht, es war ganz unmöglich, daß sie jetzt noch von ihm angeredet wurde, es war auch durchaus kein Anstandsverstoß.

Auch Kapitän Martin kam gleich wieder heraus.

»Nun, was wollte er?« empfing ihn die Patronin, als jener an Land kaum außer Hörweite war. »Hat er gesagt, weshalb er hierher gekommen ist?«

»Richtig wegen der Hummern. Er hat mir ganz umständlich erzählt, von wem er erfahren hat, daß hier so viel Hummern sind, will nun hier eine Konservenfabrik anlegen. Aber die Büchsen hat er noch nicht dazu. Jetzt baut er zur Probe erst einen Ofen, dann will er Arbeiter holen, wahrscheinlich deutsche oder russische Auswanderer, die er in Neuyork abfängt. Dann macht der hier eine Konservenfabrik mit Sklavenbetrieb auf. Wollte Sie fragen, ob Sie daran partizipieren wollten.«

»Davon kann doch gar keine Rede sein!«

»Na, dann brauchen wir ja auch nicht weiter darüber zu sprechen. Was war denn das, was Ihnen da entflog?«

Die Patronin hatte in der Hand noch des Kapitäns Billett gehabt, nur ein dünnes Papierchen, ein von See her kommender Windstoß hatte es ihr entführt, es aufs Land geweht, wehte es weiter.

»Ihr Billett!« flüsterte Helene, das Weitere wohl ahnungsvoll schon kommen sehend.

Und es kam wirklich!

Das Papier flatterte weiter, dem davongehendem Kapitän rasch, überholte ihn, blieb an einem Steine hängen, er hob es auf, las es im Weitergehen, steckte es ein.

Und Kapitän Martin machte mit dem Leibe eine krümmende Bewegung, als wolle er ein Lachen ersticken.

»Na, nun wirds gut! Na, nun weiß der ja, wie ich über ihn denke. Wirklich ein Glück aber, daß ich nicht, wie mir erst die Feder fließen wollte, Verbrecherbande geschrieben habe, die unser ganzes Schiff verpesten würde. Der würde mir sofort einen Prozeß anhängen. Aber daß er dies gelesen hat, das schadet nix. Ja, nun muß ich ihm aber unbedingt einen Gegenbesuch abstatten, zwischen Kapitänen ist das nicht anders möglich, wenn sie nicht gerade ihre Feindschaft gegenseitig ausgesprochen haben.«

»Sie sind dazu verpflichtet?« fragte die Patronin.

»Wie ich sage.«

»Wenn ich aber nun jetzt sofort die Bucht wieder verlassen will?«

»Das ist etwas anderes. Dann kann ich eben nicht. Diese Dienstpflicht geht über jede Höflichkeitspflicht. Dann

muß ich mich durch ein Schreiben entschuldigen, eventuell auch nur durch Flaggensignale.«

»Vorwärts, abgetaut, wieder auf die See hinaus!«

In zehn Minuten war die ganze Menagerie wieder an Bord, nur die Tauben, die den Wald aufgesucht hatten, fehlten noch, die aber alsbald, als sie das Schiff sich entfernen sahen, vollzählig nachgeflogen kamen, und in weiteren zehn Minuten hatten wir den Kanal wieder hinter uns.

Daß die Ausfahrt selbst bei stürmischster See keine beträchtliche Schwierigkeit bot, indem man in der geschützten, immer ruhigen Bucht einen tüchtigen Anlauf nehmen konnte, habe ich schon früher erwähnt, und auch sonst passierte nichts, obgleich Mister Carlisle nur darauf zu warten schien.

Vorher hatte Kapitän Martin einen Matrosen mit einem Entschuldigungsschreiben nach dem »Seeteufel« geschickt, weshalb er den Besuch nicht erwidern könne. Befehl seiner Patronin, die Bucht sofort wieder zu verlassen. Kapitän Satan hatte das Schreiben mit einem hämischen Grinsen gelesen, das eingesteckte Billett nicht zurückgeschickt.

Ich suchte diese ganze Angelegenheit mit der Menschenfresserei zu vergessen, was mir auch gelang.

Aber dieser Kapitän Satan sollte sich uns noch einmal selbst in böse Erinnerung bringen.

#### 34. KAPITEL. IM KAMPFE MIT PIRATEN.

Vier Wochen später.

Die Morgendämmerung vertrieb die finstere Nacht, die aufgehende Novembersonne beleuchtete ein stilles Meer, im Nordwesten eine wildzerklüftete Küste mit zahllosen vorgelagerten Felseninselchen und eine zweimastige chinesische Dschunke, die mit niedergelassenen Bastsegeln in einer Entfernung von einem halben Kilometer vor den äußersten dieser Inselchen mit einer geringen Strömung die Küste entlang nach Südwesten trieb.

An Deck der Dschunke befanden sich anderthalb Dutzend Chinesen, die alle schnatternd und eifrig gestikulierend nach der nahen Küste blickten, und der Kapitän der Dschunke, der über einen ganz besonders schönen Hängebart und Zopf verfügte, hieß Georg Stevenbrock, wie überhaupt die sämtlichen Chinesen germanische Argonauten waren, mit Ausnahme von Kien Chen, genannt Mister Kännchen, unserm Schiffskoch.

Daß ich mit meinen Argonauten auch kriegerische Unternehmungen vorhatte, habe ich ja schon früher einmal erwähnt, angedeutet, und jetzt, da uns unser Sternkieker nach China dirigiert hatte, noch immer ohne ein bestimmtes Ziel anzugeben, war die erste Gelegenheit dazu gekommen.

Die Seeräuberei steht an der ganzen chinesischen Küste wie im ganzen malaischen Archipel noch heute in vollster Blüte. Wir bleiben bei China.

Die Zeiten, da jedes europäische oder amerikanische Segelschiff, das sich bei Windstille in der Nähe der Küste befand, ganz sicher sein durfte, von chinesischen Piraten in ihren Ruderprauen angegriffen zu werden, sind

allerdings vorbei. Das hat die Erfindung der Dampfmaschine mit sich gebracht. Die bezopften Piraten sind sich niemals sicher, ob solch ein Segelschiff nicht doch eine Hilfsmaschine im Bauche hat, plötzlich Dampf aufmacht und wie ein Würgengel zwischen die Ruderfrauen fährt. Es genügt auch schon der Donkey, der die Winden treibt, oder vielmehr nur dessen Kessel, oder überhaupt irgend ein großer Wasserkessel, unter dem Feuer gehalten wird, um den Angriff der Langzöpfe abzuschlagen, dem kochenden Wasser, in weitem Bogen ausgespritzt, hält niemand stand, und dann unsere modernen Magazingewehre, die selbst in unkundigster Hand zur furchtbaren Waffe werden. Mag die Besatzung eines kleinen Schoners auch nur aus zehn Mann bestehen, ehe zehn Frauen mit je 40 Mann herangekommen sind, haben die Matrosen, mögen sie auch noch so schlechte Schützen sein, unter den Piraten doch schon schrecklich aufgeräumt.

Anders bei der Dschunke, dem einheimischen Fahrzeug.

Nach einem uralten chinesischen Gesetz durfte der Seehandel nur mit nach Vorschrift gebauten Schiffen betrieben werden, nur aus Brettern zusammengenagelten Kräften, mit Teerwasser dicht gemacht, die von jeder hohen See sofort kaput geschlagen werden, so daß sie nur an der Küste entlang fahren können, bei jedem Sturme oder nur höher gehenden See in der nächsten Bucht Schutz suchend.

Der Grund dieses Gesetzes war der, um den Einwohnern des Landes ein Verlassen ihrer Heimat unmöglich zu

machen, so daß sich nur eine Küstenschiffahrt entwickeln konnte. Es war die chinesische Mauer übertragen auf das Meer.

Dieses Gesetz ist schon längst abgeschafft worden. Heute könnte sich jeder chinesische Herrscher die modernsten Schiffe bauen lassen. Aber niemand denkt daran. Jenes Gesetz hat Jahrtausende lang bestanden und ist strikte befolgt worden, und solch ein alter Zopf ist nicht so bald abgeschnitten. Vorläufig gibt es noch keine einzige Werft in dem ungeheuren Reiche die selbstständig ein modernes Schiff bauen kann, nicht den kleinsten hölzernen Segler moderner Konstruktion. Man müßte ihn auf einer ausländischen Werft bauen lassen. Dann fehlen aber chinesische Matrosen. Der Chinese eignet sich nicht zum wirklichen Seemann, diese Fähigkeit ist in den vielen tausend Jahren gar nicht entwickelt worden. Den Schiffskessel heizen kann er vorzüglich, aber zur Bedienung der Segel und überhaupt zur Arbeit an Deck fehlt ihm alles und jedes. Japanische Matrosen fahren auf europäischen Schiffen in Hülle und Fülle, es sind die tüchtigsten Seeleute, aber wer hat schon einen chinesischen Matrosen gesehen? Zwar gibt es jetzt schon chinesische Kriegsschiffe, bemannt mit Chinesen, aber von deren Jämmerlichkeit will ich gar nicht erst beginnen, ich bleibe bei der Kauffahrtei.

Also müßten die auf fremden Werften erbauten Handelsschiffe auch mit fremden Matrosen bemannt werden. Nun, da kann man den ganzen Seehandel nach auswärts

doch lieber gleich ganz den fremden Nationen überlassen, man begnügt sich mit dem Zwischenhandel, der ist viel sicherer, hat nicht so viel Risiko.

Bleibt nur noch die Küstenfahrt, die in China um so bedeutsamer ist, weil im Lande gute Kommunikationswege fehlen. Da kommen als Hauptsache nur die großen Flüsse in Betracht. Also die Waren werden von Flußmündung zu Mündung gebracht, die Flüsse hinauf oder hinab gefahren und dann erst auf schlechten Landstraßen in dem ungeheuren Reiche verteilt.

Bei dieser ausgedehnten Küstenschiffahrt nun ist man bei den alten Dschunken geblieben, und wie die Sache nun einmal liegt, ist es auch ganz richtig so. Die Hauptsache ist nämlich, daß mit der Billigkeit dieser elenden Bretterkisten und ihrer Arbeit kein anderes Schiff konkurrieren kann. Wäre das möglich, so hätte ja schon längst England diesen enormen Küstenhandel Chinas an sich gerissen, so wie es zum Beispiel an den levantinischen Küsten getan hat; hier würde sich wahrscheinlich auch Frankreich daran beteiligen. Aber mit dem Frachtsatze, den diese chinesischen Dschunken nehmen, kann nicht einmal ein verhungertes Grieche konkurrieren.

Diese zahllosen Dschunken – sie sind wirklich noch nicht gezählt – welche den ganzen, immensen Küstenhandel betreiben, bedingen die Existenz der nicht minder zahllosen Küstenpiratenbanden. Die Dschunke, die angesichts der chinesischen Küste außerhalb eines Hafengebietes in Windstille kommt oder nur nicht schneller

segeln kann, als solch eine Prau rudert, die ist unrettbar verloren. Mit absoluter Sicherheit tauchen Piratenboote auf, und wenn die Mannschaft der Dschunke sieht, daß sie nicht entkommen kann, kein europäisches Schiff in der Nähe ist, das noch zu Hilfe eilen kann, so denkt sie an gar keinen Widerstand, die Zopfträger kauern sich hin und lassen sich einfach abschlachten. Denn jeder Widerstand gegen die Übermacht ist nutzlos, Gnade gibt es nicht, auch Gefangene werden nicht gemacht, die etwa selbst Seeräuber werden sollen. Diese Piraten bilden auch wieder eine Kaste, die keine Fremden aufnimmt.

Auf diese Weise gehen dem chinesischen Handel – das läßt sich berechnen – noch heute jährlich mindestens 60 Millionen Mark verloren. Andere, welche die Sache genau kennen wollen, haben auch schon 200 Millionen Mark ausgerechnet. Aber die chinesischen Kaufleute fassen diesen Verlust ganz kaltblütig auf. Der chinesische Küstenhandel ist so außerordentlich, daß dieser Verlust gar nicht weiter in Betracht kommt. Die Piraten sind die Raubvögel, Füchse und Marder für den Hühnerstall, der muß nur gut beaufsichtigt und in der Nacht verschlossen werden, dann lohnt sich die Hühnerzucht immer noch. Die Dschunken dürfen bei eintretender Windstille oder bei mäßigem Winde eben nicht so nahe an der Küste sein, daß sie von den Piraten gesichtet werden können, nur darauf kommt es an. Und die chinesischen Händler und Schiffsbesitzer haben sich gegenseitig für den Verlust durch Piraterie versichert, das ist eine hochentwickelte Organisation.

Wo bleibt denn nun die Beute?

Da muß zunächst gesagt werden, daß den Piraten in ihren Schlupfwinkeln gar nicht beizukommen ist. Diese liegen stets auf Inseln, von denen es ja an der ganzen chinesischen Küste wimmelt, wenn sie auch so klein sind, daß sie selbst auf der größten Spezialkarte nicht einmal durch Punkte angegeben sind, weil man sie eben überhaupt noch gar nicht kennt. Die zerrissene Küste, die man allüberall sieht, das sind lauter Inselchen.

Also auch vom Lande her sind diese Schlupfwinkel nur auf Wasserwegen zu erreichen, diese kennen nur die Mitglieder der Bande, kein fremdes Boot findet sich in den Kanälen zurecht, und wenn diese auch vielleicht früher passierbar waren, so haben die Piraten in den Jahrhunderten oder vielleicht auch Jahrtausenden Zeit genug gehabt, alle anderen durch Steinmassen zu verbarrikadieren, nur eine einzige im Zickzack laufende Labyrinthstraße offen haltend, die schon von einem Kinde mit seinem Gewehr oder mit Fitschepfeilen beherrscht werden kann.

In diesen unangreifbaren und überhaupt unauffindbaren Schlupfwinkeln wird die Beute aufgehäuft, bis der Hehler sie abholt. Aber der ist von der Regierung konzessioniert. An der Küste ziehen zu gewissen Zeiten Handelskarawanen entlang, an den bestimmten Stationen werden Signale gegeben, die Piraten hören sie, ein Boot kommt gerudert, bringt den Kaufmann mit verbundenen Augen nach dem Schlupfwinkel, wo er die ihm angebotenen Waren besichtigt, es wird gefeilscht, und dann muß er den Preis sofort in bar bezahlen. Dafür aber wird er

auch mit einer den Chinesen sonst ganz unbekanntem Ehrlichkeit bedient. Der Kaufmann wird mit verbundenen Augen wieder zurückgebracht, vorläufig ist er sein Geld los. Nun bringen die Piraten die Ware nach einer einsamen Insel, die von Land aus nicht beschossen werden kann, von dort holt der Kaufmann sie ab. Dafür hat der konzessionierte Diebeshehler 20 Prozent vom gezahlten Preise an die Regierung abzugeben, also macht die Regierung durch diese Seeräuber noch ein ausgezeichnetes Geschäft, es kann ihr gar nicht so viel daran gelegen sein, diesem Unfug zu steuern.

Die chinesische Regierung hat gegen die Piraten überhaupt niemals etwas unternommen, wohl eben aus diesem Grunde. Engländer waren es, die zuerst gegen sie energisch vorgingen, weil sie so viel Segelschiffe durch die Piraten verloren. In den vierziger Jahren, als die Dampfmaschine das Seewesen zu beherrschen begann, kamen Engländer auf den schon erwähnten Gedanken. Segelschiffe wurden mit einer Hilfsmaschine ausgestattet, sie blieben mit Ansicht bei Windstille an den verrufensten Stellen der Küste liegen, die Piraten wurden angelockt und von einer militärisch geschulten Mannschaft nach Gebühr empfangen.

Auf diese Weise sollen innerhalb von drei Jahren mindestens 20 000 Piraten ihr Leben haben lassen müssen. Dann gingen sie nicht mehr in die Falle, seitdem bleiben europäische Segelschiffe von ihnen unbelästigt.

Das ist das einzige, was dadurch erreicht wurde. Sonst war eine Abnahme der Piraten gar nicht zu merken, und

ihren Hauptzweck hatten die Engländer doch nicht erreicht.

Es waren abenteuerliche Unternehmer gewesen, Ritter zur See, die diesen Plan ausgeheckt hatten. Aber denen war dabei doch nicht so viel daran gelegen, die Menschheit und speziell China von den bezopften Bluthunden zu befreien. Sondern vor allen Dingen hatten es diese englischen Abenteurer auf die aufgestapelte Piratenbeute abgesehen. Hierbei brauchten sie erst die Mitwirkung ihrer Regierung, der englischen. Bisher hatte die Piratenbeute, wenn doch einmal ein Nest ausgehoben wurde, der chinesischen Regierung gehört, oder dem Kaiser, so lautete wenigstens das Gesetz. Damals konnte England auf China gerade einen großen Druck ausüben, und jene Abenteurer regten an und die englische Regierung setzte durch, daß dieses Gesetz abgeschafft wurde. Fernerhin gehörte, wie es noch heute ist, die den Piraten abgenommene Beute voll und ganz demjenigen, der ihnen diese Beute eben abnimmt.

Hierin aber hatten sich jene englischen Seeritter total verspekuliert. Sie hätten es wissen können, das hatte ihnen in China doch jedes Kind erzählt. Aber sie hatten es nicht geglaubt. Sie hatten gehofft, Piraten lebendig zu fangen und sie zu zwingen, daß sie ihnen den Weg nach dem Schlupfwinkel zeigten, unter Anwendung der Tortur.

Hiermit also war es nichts. Man kann keinen chinesischen Piraten zu einem Geständnis zwingen, ihn nicht

einmal lebendig fangen. Sobald sich solch ein Pirat gefangen sieht, begeht er Selbstmord. Daran ist er durch nichts zu hindern, er verschluckt seine Zunge, erstickt.

Und hierin gibt es keine Ausnahme. Das ist eben das furchtbare Kastenwesen. Das ist auch der Grund, weshalb die Piraten keine anderen unter sich aufnehmen. Das Geheimnis ihres Schlupfwinkels ist wohl gehütet. Schon die kleinsten Kinder werden dazu erzogen, sie kennen es nicht anders, das ist ihnen während Jahrtausenden in Fleisch und Blut übergegangen: der Pirat, der gefangen wird, begeht sofort Selbstmord. – –

Ich hatte, wie schon wiederholt erwähnt, schon als Kind Seeräuberuniversalweltgeschichte studiert. Was gar nicht so humoristisch aufzufassen ist. Mir waren alle diese Verhältnisse durchaus bekannt. Und ich war zur See gegangen, um entweder Seeräuber zu werden oder Anti-Seeräuber. Mein guter Engel hatte mich veranlaßt, den letzteren Beruf zu ergreifen. Was ebenfalls nicht so ganz humoristisch zu nehmen ist.

Ja, ich hatte schon als zehnjähriger Junge ernsthaft darüber nachgegrübelt, wie man den Piraten, speziell diesen chinesischen, zu Leibe rücken könne. Nicht nur um sie zu vernichten, sondern um ihnen ihre blutige Beute abzunehmen. Im Geiste sah ich immer in ihren Felsverstecken die aufgestapelten Fässer und Ballen, darunter kostbare Seidengewebe und noch kostbareres Opium und das im Orient unentbehrliche Ambra, viermal so teuer als Gold, die Moschusbeutelchen nicht zu vergessen, und alle diese aufgehäuften Schätze gehörten dem, der

den Mut dazu hatte und die List dazu erfand, wie sie den chinesischen Piraten abzunehmen waren, wie man den Weg in ihren Schlupfwinkel erfuhr.

Ich erfand das Mittel dazu nicht. Der bezopfte Pirat verrät den geheimen Wasserweg nicht, er kann es nicht, denn gefangen begeht er Selbstmord.

Bis ich eines Abends mit meinem Vater in einem Varieteetheater saß.

Da sah ich etwas, da kam mir plötzlich die grandiose Idee.

Und es war tatsächlich eine großartige Idee.

Zwanzig Jahre lang habe ich diese Idee mit mir herumgetragen, keinem Menschen etwas davon erzählt, sie eifersüchtig als meine Erfindung gehütet, die sich nicht patentieren läßt.

Ich wollte sie dereinst selbst ausführen, den chinesischen Piraten ihre Schätze abzunehmen, um dadurch ein reicher Mann zu werden. Aber zur Ausführung gehörte Geld, Betriebskapital. Mit anderen wollte ich nicht teilen. So wartete ich ruhig, bis schon einmal die Gelegenheit kommen würde.

Da führte mich mein Schicksal an Bord der »Argos«. Hier fand ich alles zusammen, was ich für mein Vorhaben brauchte. Ein ganz freies Schiff, unter dem Befehl einer Person stehend, die für meinen abenteuerlichen Vorschlag Verständnis hatte, eine tüchtige Mannschaft, die ich immer tüchtiger machen konnte, in treuer Kameradschaft zusammenhaltend frei von Beutegier – und hier vor allen Dingen fand ich Juba Riata.

Mit Juba Riata hauptsächlich habe ich meinen Plan besprochen, mit ihm habe ich länger als sechs Monate die Vorbereitungen dazu getroffen.

Länger als sechs Monate!

Und ich habe dem Leser kein Sterbenswörtchen davon mitgeteilt!

Dafür soll der Leser dann aber auch höchst überrascht sein, was dabei herausgekommen ist. – –

In den letzten vier Wochen, als es nun wirklich nach China ging, waren die letzten Vorbereitungen zu dem abenteuerlichen Unternehmen getroffen worden.

Eine Dschunke wurde gebaut. Alles, was dazu nötig, war vorhanden, in der Hauptsache Bretter. Kien Chien, wenn auch Zahnkünstler, war doch immerhin Sachverständiger, aber dem seine theoretischen Anleitungen brauchte ich nicht, ich hatte zwanzig Jahre lang auf Dschunkenbau studiert.

An Deck unseres Schiffes erstand eine ganz regelrechte Dschunke von 18 Meter Länge und ziemlich 5 Metern Breite, an der auch nicht das geringste fehlte. Ich erwähne nur die beiden großen, menschlichen Augen, die ich vorn an den Bug malte, auf jede Seite eines, ohne welche Menschengenossen nach Ansicht der Chinesen keine Dschunke ihren Weg über das Meer finden kann. Hätten diese Augen gefehlt, oder wären sie nicht genau gemalt worden, wie ich sie mit kunstfertiger Hand malte, im Winkel gelbe Streifen und auch unten bewimpert – kein chinesischer Pirat wäre doch auf diese imitierte Dschunke gehuppt!

Ja, imitiert war sie. Überhaupt gar keine regelrechte Dschunke. Nur ein Aufbau, der dann auf unsere Dampfbarkasse gesetzt wurde.

Nun will ich aber gleich bemerken, daß dies nicht etwa die geniale Idee war, die ich als zwölfjähriger Junge im Varieteetheater gefaßt, nachdem ich schon zwei Jahre lang über dieses Problem vergebens gebrütet hatte. Das mit der imitierten Dschunke, das war nichts Neues. Als es mit den großen Segelschiffen nicht mehr ging, lockte man die Piraten mit chinesischen Dschunken an, teils mit, teils ohne Maschine ausgestattet, innen gepanzert oder ungepanzert – auf alle Fälle aber mit einer europäischen Mannschaft besetzt, die das Schnellfeuergewehr zu gebrauchen verstand.

Doch weiter, als daß man einigen Dutzend oder hundert Piraten den Garaus machte, erreichte man dadurch ja nichts. Der Weg nach dem Schlupfwinkel wurde dadurch nicht gefunden. Das war nur eine Art Sport, eine Menschenjägerei, der besonders reiche Engländer und Amerikaner huldigten. Nützlich insofern, als sie dadurch ja die Welt von menschlichen Bestien befreiten. Übrigens hörte man sehr wenig von derartigen Piratenjägern, die Küste Chinas ist gar zu groß, da verteilen sich solche Dschunken, und es ist auch eine überaus kostspielige Jagd, da sie gar nichts einbringt, und sehr bemerkenswert ist, daß die chinesische Regierung diese Vertilgung der Piraten nicht unterstützt, weder durch Geldschuß oder Prämien oder auf sonst eine Weise, wie man zu diesen Unternehmungen auch keine Chinesen werben

kann. Mir war damals nur der Engländer Robert Russell bekannt, der in einer mit Dampfkraft ausgestatteten Dschunke, die er immer wieder anders ausstaffierte, die Südwestküste Chinas abfuhr, die der Provinz Fukuan, so die Piraten anlockte und die Insassen der Prauen zusammenknatterte, und der Leser weiß, wie gut ich in diesen Verhältnissen beschlagen war. Dieser Russell hat über seine Abenteuer auch ein Buch geschrieben, das damals aber noch nicht veröffentlicht war.

Nein, meine Idee ruhte der Hauptsache nach auf einer ganz anderen Grundlage. Ich glaubte das Mittel gefunden zu haben, den Piraten auch in ihre Schlupfwinkel folgen zu können, dazu die mehr als halbjährlichen Vorbereitungen, die hier mit der imitierten Dschunke war davon nur die letzte gewesen.

Am Abend des 6. November sichteten wir die Küste. Ich hatte als Ziel die des gelben Meeres gewählt, die der Provinz Schantung, an welcher Küste ein lebhafter Handel zu Wasser zwischen Nanking und Yengtschen stattfindet, von wo er weiter nach Korea hinübergeht, hauptsächlich Seidenzeuge, Cocons und Opium, so daß dort also auch stark die Piraterie blüht.

Wo wir an der Küste direkt unser Unternehmen begannen, das war ziemlich gleichgültig, wenn es nur nicht in der Nähe eines größeren Hafens war. Dem halten sich die Piraten natürlich fern, ein kleinerer Hafen geniert sie weniger, wenn sie nicht gar mit dessen Bevölkerung unter einer Decke stecken.

Als wir die geographische Lage bestimmten, ergab es sich, daß wir uns etwas südwestlich des Flusses Tschao befanden, total versandet, daß dort kein Hafen in Betracht kommen kann, und auch sonst war auf der besten Spezialkarte für dort meilenweit keine Ortschaft eingetragen.

Freilich hat es mit solchen »Spezialkarten« seine eigene Bewandnis. So erblickten wir dort zwei hohe, isolierte Berge, ohne weiteres Gebirge, eingetragen als Kutunselt und Taolotsi. Aber Punkte auf der Karte gaben ehrlich an, daß man noch nicht einmal wisse, ob diese beiden ganz mächtigen Berge auf dem Festlande oder noch auf vorgelagerten Inseln lägen. Da, muß man meinen, braucht man doch nur die umwohnenden Eingeborenen zu fragen. Ja, wenn aber nun die einen sagen, sie lägen aus dem Festlande, und die anderen behaupten, es wären noch Inseln, dann weiß man doch gerade so viel wie zuvor.

Nun, jedenfalls hatten wir eine ganz gute Küstengegend getroffen, und auch sonst war uns das Glück günstig. Eine finstere, windstille Nacht, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde es auch morgen schön und windstill sein.

So geschah es denn auch. Und als der Morgen anbrach, lag unsere Dampf- oder vielmehr Petroleumbarke, über sich das Gerüst einer regelrechten Dschunke mit zwei Masten, nur noch 200 Meter von den ersten Inseln, einfach als Küste bezeichnet, entfernt, so weit hatten wir uns ihr im Schatten der Nacht mit Schraubenkraft

genähert, und die »Argos« war unterdessen wieder außer Gesichtweite der Küste seewärts zurückgegangen!

Wie der hölzerne Dschunkenaufbau über der eisernen Barkasse angebracht war, das kann ich unmöglich auseinandersetzen. Jedenfalls als mit wunderbarer Genialität ausgedacht. Das darf ich sagen, weil da jeder seinen Senf dazu gegeben hatte, da war an alledem, was ich mir schon in zwanzig Jahren ausgegrübelt hatte, noch vielerlei geändert worden, nicht zum wenigsten von Kapitän Martin, der dabei seinen Gehirnkasten ganz gehörig angestrengt hatte. Erwähnen will ich nur, daß die Barkasse nicht den ganzen Bau zu tragen hatte, das wäre, wenn wir uns aus Deck aufhielten, zu viel gewesen, die unteren Kanten schwammen auf großen Korkstücken und besonders auch auf aufgeblasenen Luftschläuchen, und das war nun allerdings meine ursprüngliche Erfindung, wozu aber auch nicht viel gehörte.

Die Besatzung bestand aus 26 Köpfen, und bei deren Zusammensetzung hatte es nun allerdings an Bord des Argonautenschiffes einmal Uneinigkeit gegeben. Meine Jungen waren doch, als sie endlich erfuhren, um was es sich handelte, ganz Feuer und Flamme, da hatte doch jeder mitmachen wollen. Aber das war doch nicht angängig gewesen, und da hatte ich auch nicht das Los entscheiden lassen, sondern da hatte ganz einfach die beste Schießkunst mit Gewehr und Revolver den Ausschlag gegeben.

Also die besten Schützen wurden unter den Matrosen und Heizern ausgesucht. Zu diesen gehörten auch Ernst

und Oskar. Ferner auch Fritz der Mondgucker. Das Kerlchen schoß wie ein Kunstschütze. Aber es war ein Schiffsjunge, bei dem das Mitkommen einen Haken hatte. Doch er hatte mich gar nicht lange zu betteln brauchen, und auch Kapitän Martin hatte gleich seine Zustimmung gegeben, selbst auf die Gefahr hin, sich dereinst vor dem Hamburger Seegericht oder in einem fremden Hafen vor dem deutschen Konsulat verantworten zu müssen, daß er den unmündigen Jungen in unnötiger Weise in den Tod geschickt hatte. Na, wir wollten uns schon verantworten.

Ja, daß einer und der andere von uns eine Kugel abbekam, daß die »Argos« vielleicht gerade den besten Springer oder Läufer oder sonst eine Kraft verlor, für immer, durch den Tod, damit mußte ja gerechnet werden. Aber wer nichts wagt, hat auch keine Aussicht, etwas zu gewinnen. Und ...

Und außerdem will ich hierüber gar nicht weiter sprechen, denn von uns dachte kein einziger mit einem Gedanken an so etwas. Beten taten wir allerdings alle. Wir waren mit einem Male alle fromm geworden. Nämlich wir flehten zum Himmel empor, daß jetzt nicht etwa noch ein größeres Schiff auftauchte, das die Piraten, wenn sie uns schon erblickt, von einem Angriff auf uns abgehalten hätte. Bisher hatte alles so famos geklappt, weit und breit war kein Segel und kein Rauchwölkchen zu sehen – und so ein Schiff als Retter in der Not hätte uns doch den ganzen Spaß verdorben. Daß dies nicht geschah, deshalb also stiegen unsere frommen Gebete zum Himmel empor.

Von der Kriegsmannschaft der Dschunke muß ich doch noch etwas mehr sagen. Auch die Patronin war mitgekommen. Natürlich, die wollte das Abenteuerchen doch persönlich miterleben, und ich hatte sie nicht etwa gewarnt.

Klothilde hätte nur den Wunsch zu äußern brauchen, und wir hätten doch unsere Klothilde mitgenommen. Aber sie hatte es nicht getan. Weshalb nicht? Ich ahnte es. Die Patronin schien es nicht zu ahnen. Das brave Mädchen wollte die kleine Ilse nicht allein lassen, falls doch etwas passierte.

Dagegen hatte August der Starke mitkommen müssen, ob er wollte oder nicht. Nicht etwa, weil er so trefflich schoß. Im Gegenteil, er schien prinzipiell immer daneben zu schießen. Obgleich er behauptete ein wahrer Kunstschütze zu sein. Aber nur mit der Fünfunddreißigzenti-  
meterkanone, an der er in der Matrosenartillerie ausgebildet war. Mit solch einer sechszentrigen Granate, behauptete er, hole er jede Schwalbe aus der Luft herab. Aber so ein Riesending besaßen wir nicht. Nur einige Revolvergeschütze, von denen zwei überhaupt zur Armierung der Barkasse gehörten. Das eine wurde, wenn es so weit war, von unserem Hahn bedient – es heißt niemals »der« Hahn, sondern immer »unser« Hahn, weil dieser Matrose eben ein richtiger Hahn war – das andere von Oskar.

Also August der Starke war dennoch mitgenommen worden. Nämlich wegen seiner Dicke. Der mußte den chinesischen Handelsherrn markieren, der seine Fracht

selbst begleitete. Bei den Chinesen gilt bekanntlich weibliche Dicke als Schönheit und männliche Dicke als Vornehmheit und nicht ohne Grund als Zeichen des Reichtums, und wenn sich die Piraten nicht durch solch einen Fettkoloß anlocken ließen, dann gab es überhaupt kein Mittel mehr.

Meister Kännchen war der Sachverständige und mehr noch Sprachkundige, falls es doch vielleicht zu einer Unterhaltung kam, als zweiter Dolmetscher war Doktor Isidor mitgekommen, der sogar noch mehr Dialekte konnte als der echte Chinese.

Neben Juba Riata ist Mister Tabak nicht zu vergessen. Mister Carlisle hatte meine Einladung abgelehnt, dem mochten die Sterne und sein ägyptisches Punktierbuch nichts Günstiges für seine Person bei dieser Expedition prophezeit haben.

Dann hatten wir noch verschiedene Mitglieder unserer Menagerie an Bord, von denen ich später sprechen werde, wenn sie in Funktion treten müssen.

»Da kommen sie!«

Na, Gott sei Dank, unsere Gebete waren erhört worden, kein anderes Schiff hatte sich dazwischen gemengt.

Zwischen den Felseninselchen tauchte eine Prau auf, eine zweite folgte, eine dritte ... bis wir elf zählten, die auf uns zustrebten, jede mit 15 bis 20 und noch mehr Mann besetzt, alle bis auf den Steuermann rudern.

Ich hatte also schon viele Geschichten gelesen, Abenteuer mit chinesischen Piraten behandelnd, mit Bildern geschmückt, und da war regelmäßig zu sehen, wie die

bezopften oder unbezopften Seeräuber in chinesischen Kostümen auf den Duchten sitzen und sich mächtig in die Riemen legen, wie es nur die eingepulte Bootsmannschaft eines Kriegsschiffes kann.

Sehr schön, diese Bilder, aber so etwas gibts in Wirklichkeit gar nicht. Alle diese chinesischen Piraten rudern im Stehen nach vorwärts.

Ihre Prauen sind Klinkerboote, die Planken also übereinandergelegt, sehr geschickt selbstgefertigt aus den Planken der erbeuteten Dschunken, so daß ein Verlust einiger Prauen nicht viel für sie zu bedeuten hat.

Es kommen stets sämtliche Prauen mit allen waffenfähigen Männern – so darf man wenigstens vermuten, die internen Angelegenheiten sind ja gänzlich unbekannt – einmal um durch die erdrückende Übermacht gar keinen Widerstand aufkommen zu lassen, und dann um die Fracht der Dschunke sofort in die Boote laden zu können, falls ein größeres Schiff dazwischen kommt. Eine beladene Dschunke wird wohl in die schmalen, flachen Wasserstraßen nicht einfahren können, sie muß erst geleichtert werden, wenn sie wegen der wertvollen Planken zum Bootsbau oder als Feuerholz nicht gleich zusammengeschlagen und so mitgenommen wird.

Es waren die wildesten Gestalten, die wir hastig und höchst unregelmäßig die plumpen Ruder bewegen sahen, meist in braune Kittel gehüllt, häßliche Mongolengesichter. Daß sie bei jahrtausendelanger Übung immer noch nicht imstande waren, die Riemen taktmäßig zu

bewegen, mochte daher kommen, weil es noch nicht gelungen war, ihnen dabei das Schwatzen abzugewöhnen. Ein unaufhörliches Geschnatter, es klang wirklich gerade, als wenn sich eine große Gänseherde näherte, und dabei wurden auch einmal die Riemen losgelassen, um gleich mit beiden Händen nach unserer Dschunke zu deuten.

Nun, da wir Chinesen waren, mußten auch wir schnattern und mit den Fingern deuten. Aber nicht lange, dann verschwanden wir hinter der Bordwand. Die tapferen Chinesen hatten sich eben an Deck hingeworfen, um geduldig das unerbittliche Schicksal zu erwarten. Natürlich nicht ohne einige Verzweiflungsausbrüche, da hatte ich mit meinen seemännischen Schauspielern vorher doch erst einige Proben abgehalten.

Aber wir achtzehn imitierten Chinesen, die wir uns an Deck befunden hatten, blieben nicht ruhig liegen. Wir krochen im Schutze der Bordwand in den Raum hinab, in die eigentliche Barkasse, durch die Schießlöcher, noch mit Eisenplatten umgeben, betrachteten wir erst richtig die ankommenden Prauen, jeder schon sein Gewehr zur Hand, und hier erst gab ich meine Instruktionen, die noch nötig waren.

»Das letzte Boot, in dem der Steuermann den roten Turban trägt!«

»Ay, ay, Waffenmeister!«

»Es wird geschont!«

»Ay, ay, Waffenmeister!«

»Feuer!«

Und die Salve krachte und krachte noch einmal.

Den Erfolg kann ich nicht beschreiben. Jedenfalls war es mit dem Rudern sofort vorbei.

Gleichzeitig hatten auch die beiden Revolverkanonen gekracht, von Oskar und Hahn bedient, in vier Sekunden elf Mal, meist gleichzeitig.

Alle die Matrosen und Unteroffiziere, die früher in der Marine an der Hotchkiß-Revolverkanone, 37 Millimeter, ausgebildet worden sind, bedauern ungemein, können es gar nicht begreifen, daß diese kleine Revolverkanone in der deutschen Marine von dem Schnellfeuergeschütz verdrängt worden, überhaupt ganz abgeschafft worden ist.«

Gegen gepanzerte Torpedoboote kann die Revolverkanone freilich nicht dasselbe leisten wie das Schnellfeuergeschütz mit seiner furchtbaren Durchschlagskraft, das stimmt. Aber kann denn im Seekriege ein Geschütz nicht auch einmal gegen hölzerne Boote oder gegen ein Schiff mit dünnen Eisenplatten gerichtet werden? Und für diesen Zweck waren die kleinen Revolverkanonen ganz unvergleichlich. Den Bügel an die Schulter gestemmt, die Hand an der Kurbel, das Auge über das Korn visierend, hatte die doch immerhin große Kanone für den hierin ausgebildeten Mann, wozu freilich auch seine besondere Art von Genie gehört, dasselbe zu bedeuten wie der Revolver in der Hand des Cowboys, der sich niemals an die Browningpistole gewöhnen wird, weil er bei der das Handgelenk nicht drehen kann. Es ist fabelhaft gewesen, was die Matrosen mit der Revolverkanone, bei der die Patronen mit Hartguß oder Granaten durch einen Trichter selbsttätig nachfallen, geleistet haben! Sie haben auf

500 Meter Figuren in die Scheibe geschossen, so schnell, wie man solch eine Figur anmalen kann. Was mit dem Schnellfeuergeschütz nicht etwa mehr möglich ist. Aber diese einfachen Männer haben da ja nichts mitzusagen, obgleich sie gerade als Männer der Praxis darüber gefragt werden sollten.

Mit elf Schüssen hatten die beiden innerhalb von vier Sekunden zehn Boote zum Sinken gebracht. Sie hatten sich, nebeneinander stehend, in die Boote geteilt, wozu weiter keine Unterhaltung nötig gewesen war. Fünfmal hatte jeder geschossen, mit Hartgußkugeln, und nur Unterwasserschüsse sollten es sein. Nur Oskar hatte einmal gefehlt, das heißt das eine Boot oberhalb des Wassers getroffen. Da hatte Hahn schnell noch seinen sechsten Schuß drauf gesetzt, auch diesem Boote ein Loch unterhalb der Wasserlinie beigebracht. Auch noch in diesen vier Sekunden. Richard Hahn aus Chemnitz, eines Strumpfwirkers Sohn, der schon längst Feuerwerksoffizier hätte sein können, wenn er eben nicht . . . ein Hahn gewesen wäre. Eben ein verlumptes Genie. Mindestens im Schießen ein Genie.

Sofort sanken die zehn Prauen ja nicht, aber durch die Löcher von 37 Millimeter Durchmesser strömte das Wasser doch mit Macht ein, und daß sie nicht verstopft werden konnten, dafür sorgten wir mit unseren Magazinengewehren.

Die Chinesen dachten überhaupt gar nicht an ein Verstopfen. Wie es zuging, kann ich überhaupt gar nicht beschreiben. Für uns war es nur ein Spielchen gewesen, für jene ein unerklärliches furchtbares Etwas.

Mit der ersten Gewehrsalve waren die Insassen eines jeden Bootes schon dezimiert, und da schaukelten ihnen auch schon die Planken unter den Füßen weg. Das sprangen sie lieber gleich über Bord ins Wasser.

Das letzte Boot sah die schreckliche Katastrophe, von dem es allein verschont geblieben war, und die Kerls drehten sich einfach um und ruderten zurück, ohne erst das Boot zu wenden, flohen mit dem nötigen Geschrei wieder der Küste zu.

Wir hatten jetzt keine Zeit, die im Wasser Schwimmenden und sich an die vollgesackten Boote Klammernden zu beobachten.

Jetzt – jetzt kam es darauf an, ob sich meine Erfindung, verwirklicht von Juba Riata, bewähren würde!

Jetzt erst soll der Leser erfahren, was wir während mehr als sechs Monaten schon vorbereitet hatten, ohne daß ich ein Wörtchen darüber gesagt habe.

Schon war oberhalb der Barkassenwand in der Dschunke eine Klappe aufgemacht worden.

»Vorwärts, Neptun, Kasper, Nauke – dem Boote nach!« kommandierte Peitschenmüller.

Und durch die Luke, die aber dem fliehenden Boote abgekehrt war, schlüpfen zwei Seehunde und ein Walroß. Nur die Tante, ein weibliches Walroß, blieb zurück, um zu unserer weiteren Verfügung zu stehen.

Ich fasse mich so kurz als möglich.

Damals als zwölfjähriger Junge hatte ich in dem Varietee einige dressierte Seehunde und Walrosse gesehen. Die ersten, die in Europa vorgeführt wurden.

Sie hatten Harmonika geblasen, Pistolen abgefeuert, brennende Petroleumlampen auf der Nase balanciert, weggeworfene Gegenstände auf dem Teppich humpelnd apportiert.

Damals war mir zwölfjährigem Jungen der Gedanke gekommen, ob sich solch ein Seehund nicht noch zu etwas anderem abrichten ließe, als nur Petroleumlampen auf der Nase zu balancieren und einen Stock zu apportieren.

Da habe ich gleich an die Schlupfwinkel der chinesischen Piraten gedacht.

Fast zwanzig Jahre lang habe ich über diesen Plan gegrübelt, habe auch nähere Erkundigungen über Seeheunde und Walrosse eingezogen – allein zur praktischen Ausführung kam ich nicht, zu keinem einzigen Experiment. Es fehlte mir die Gelegenheit dazu. Außerdem füllte dieser Plan ja nicht etwa meine ganze Gedankenwelt aus. Es war nur nebenbei so ein Lieblingsgedanke, dessen Ausführung ich immer in die Zukunft hinausschob.

Ich kam an Bord der »Argos«, lernte Juba Riata als Herrn der ganzen Menagerie kennen. »Ich habe erzählt, wie uns damals in der Argonautenbucht am Feuerlande eine Herde Walrosse besuchte, als gerade unser Orchester übte, wie sie gleich wieder Reißaus nahmen, eben weil es so musikalische Tiere sind.

Aber ich habe nicht erzählt, daß wir damals drei Stück von diesen Walrossen lebendig gefangen haben.

Ich habe es nicht getan, um den Leser vollkommen zu überraschen.

Juba Riata, dem ich meinen Plan nun offenbarte, der von ihm gebilligt wurde, nahm die Tiere sofort in Dressur. Ein Walroß, das eine Wunde davon getragen, ging ein.

Dann, als wir in Marseille lagen, haben wir von der zoologischen Handlung der Gebrüder Levintoins, die auch Tiere abrichten und ausstellen, die französischen Hagenbecks, fünf schon dressierte Seehunde gekauft, für 12 000 Franken. Sie konnten auch nur solche Kunststückchen ausführen, ihr Witz aber war doch schon geschärft, jetzt nahm sie Peitschenmüller in eine ganz andere Dressur. Einer dieser Seehunde starb.

Von alledem habe ich nichts erwähnt. Sonst hätte ich auch von der Dressur anfangen müssen, und das wäre eine gar lange Geschichte geworden. Denn ich weiß schon, wenn ich von so etwas anfangen, von Tieren, wozu man die alles abrichten kann, von ihrem Verstande und so weiter und so weiter, dann höre ich niemals wieder auf. Also lieber nicht.

Nur das eine will ich hier noch als Resultat unserer Erfahrungen sagen:

Heute ist der Mensch endlich, endlich auf den Gedanken gekommen, den vierfüßigen Hund im Dienste des Krieges und der Polizei zu verwenden. Es muß doch

furchtbar schwer gewesen sein, die geniale Idee auszuhecken, einen Hund durch die Vorpostenkette der Feinde schleichen zu lassen, ihn Verwundete aufsuchen und Diebe und Verbrecher mit seiner feinen Nase verfolgen zu lassen!

Mit dem befloßten Hunde des Meeres ist der scharfsinnige Mensch heute so weit gekommen, daß er ihm eine brennende Petroleumlampe auf die Nase setzt, ihn einen Leierkasten drehen, eine Harmonika blasen und einen Spazierstock apportieren läßt, wozu dieses befloßte Säugetier des Meeres auf einem Teppich oder in der Zirkusloge humpeln muß.

Ich aber sehe schon die Zeit kommen, da man den Seehund dazu benutzen wird, daß er geschriebene Depeschen von Schiff zu Schiff und von Küste zu Küste befördert! Und leider wird er wohl auch Dynamitbomben an Schiffsrümpfe heften und zur Explosion bringen müssen, oder es wäre nicht der Mensch, der ihn abrichtet, derselbe Mensch, der kein Luftschiff und keine Flugmaschine erfinden kann, ohne gleich daran zu denken, wie man da so schön Bomben und Granaten auf seine Mitmenschen hinabwerfen kann . . .

Genug davon!

Wir bleiben bei dem, was unsere vier Seehunde und zwei Walrosse leisten konnten und geleistet haben.

Jetzt, da ich sie dem Leser nun einmal hergestellt habe, werde ich auch noch öfters von ihnen erzählen.

Bemerken will ich gleich noch, daß ich den sechs Tieren ursprünglich schöne, klassische Namen gegeben hatte. Aber es kam, wie es so oft geschieht, besonders wenn Matrosenwitz dabei im Spiele ist. Nur das männliche Walroß hatte meinen ihm gegebenen Namen Neptun behalten, das Weibchen hatte ich nach der Seenixe Dandea getauft, meine Jungens hatten alsbald Tante draus gemacht. Es war allgemein die Tante. So waren auch die französischen Namen der vier Seehunde geändert worden. Die hießen jetzt Kasper, Nauke, Pimberle und Knipperdolling. Wie diese Namen entstanden waren, das wußte jetzt niemand mehr.

Pimberle und Knipperdolling waren an Bord der »Argos« zurückgeblieben, falls uns von dort eine Depesche zugeschickt werden sollte – und daß uns etwa so ein Seehund nicht fand, weil wir außer Gesichtswerte waren, solch ein Gedanke konnte in unserem Kopfe gar nicht mehr entstehen, dazu mußte man aber eben die Leistungsfähigkeit dieser Seehunde in ihrem Elemente erst näher kennen gelernt haben! – Neptun, Nauke, Kasper und die Tante waren mit uns gekommen, und nur letztere, das weibliche Walroß, mit einem mächtigen Schnauzbarte, blieb auch jetzt noch bei uns.

»Vorwärts, Neptun, Kasper, Nauke – dem Boote nach!« kommandierte also Juba Riata.

Die vier befloßten Tiere hatten schon immer durch die Schießscharten nach den Prauen gespäht, die ganze Szene beobachtet – ach, was soll ich von der Klugheit dieser Seehunde und Walrosse erzählen, ich kann es nicht;

von Menschenklugheit darf man da nicht viel sprechen, da gibt es viel, viel dümmere Menschen genug! – Jetzt rutschten die drei Genannten sofort nach der anderen Seite, wo schon die Luke geöffnet worden war, rutschten mit fabelhafter Gewandtheit, schoben sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch das Loch, waren im Wasser verschwunden, ohne daß auch nur das leiseste Plätschern zu hören gewesen wäre.

So, das war besorgt, um das Weitere brauchten wir uns nun gar nicht mehr zu kümmern. Nun mußten wir nur ihre Rückkehr abwarten. Dann zeigten sie uns den Weg, den das Boot genommen hatte, bis zu dem Schlupfwinkel der Piraten hin. Oder doch bis dahin, wo diese das Boot verlassen hatten. Aber sie führten unsere Barkasse auch noch weiter durch fahrbare Wasserstraßen. Wir hätten vielleicht gar nicht nötig gehabt, erst die Prauen oder auch nur eine einzige herauszulocken. Diese Seehunde hätten den fahrbaren Weg auch so aufgespürt. Sie zeigten an, ob vor uns nur ein Meter oder fünf Meter Wassertiefe war, oder zehn oder zwanzig oder fünfzig. Die beiden Walrosse tauchten sogar bis achtzig Meter hinab und zeigten uns diese Tiefe dann durch ein gewisses Bel-len bis zu einer Genauigkeit von fünf Metern an!

Wie gesagt, ich kann unmöglich schildern, wie Juba Riata den Tieren dies alles beigebracht hatte! Noch viel erstaunlicher eigentlich aber war die Klugheit dieser Tiere selbst, die man dabei beobachten konnte!

Die fliehenden Piraten würden die ihnen folgenden Seehunde nicht bemerken, keine Ahnung von ihnen haben und bekommen. Die Tiere schwammen immer unter Wasser. Und wenn sie aller drei bis fünf Minuten einmal Luft schöpfen mußten, so gehörte das Auge eines Eskimos oder sonstigen seehundkundigen Jägers dazu, um die auftauchende Nase mit einigen Schnauzhaaren über dem Wasser überhaupt zu bemerken. Diese chinesischen Piraten sahen sie sicher nicht.

Jetzt mußten wir also die Rückkehr der befloßten Wasserhunde abwarten.

Ganz untätig warteten wir natürlich nicht.

Die Piraten der mit Wasser gefüllten Prauen wendeten sich schwimmend der Küste zu, und daß sie diese erreichten, das warteten wir nicht ab.

Es ist nicht gerade etwas Schönes, was ich jetzt zu berichten habe.

Aber unsere Handlungsweise verdient keinen Tadel, war durchaus gerechtfertigt.

Wir waren ehrliche Seeleute, und das dort waren blutige Seeräuber.

Rasch internationalem Seegesetz kann man den Seeräuber, den man auf frischer Tat mit der Waffe in der Hand ertappt, auch wenn diese Waffe nicht direkt gegen den Beobachter selbst gerichtet ist, ohne weiteres niederschießen oder ihn, um der Handlung ein gerichtliches Gepräge zu geben, am Maste des eigenen Schiffes aufhängen.

Will man das nicht, so ist es die unbedingte Pflicht, den Piraten gefangen zu nehmen und ihn im nächsten Hafen der Behörde auszuliefern. Bei Piraterie, die ohne Anwendung irgendwelcher Waffengewalt ausgeübt worden ist, gibt es fünf bis fünfzehn Jahre Zuchthaus respektive die schwerste Strafe des betreffenden Landes; wenn dabei eine Waffe erhoben wurde, auch wenn kein Tropfen Blut floß, gibt es nur den Tod.

Diese hier hatten nach internationalem Gesetz den Tod verdient, in den vollgesackten Booten lagen noch Gewehre und andere Waffen – und überhaupt, es waren doch chinesische Piraten.

Sollten wir die fast 200 Mann etwa auffischen und sie gebunden der nächsten Hafenbehörde ausliefern, daß sie gehangen oder geköpft werden mußten, auf die Gefahr hin, daß man sie mit behördlicher Erlaubnis wieder entzwischen ließ?

Fiel uns ja gar nicht ein!

Und überhaupt, das waren ja gar keine Menschen, das waren zweibeinige Bestien.

Wir haben die schwimmenden Köpfe als Zielscheiben benutzt.

Noch 187 Patronen haben wir verschossen, dann gab es keinen Schwimmer mehr, keine Leiche trieb. Der menschliche Körper sinkt zuerst unter.

Außerdem hatten sich gar schnell Haifische eingestellt, die uns behilflich waren.

Erwähnen will ich dabei, daß unsere Seehunde nicht etwa diese Haifische zu fürchten hatten. Die konnten,

wenn sie wollten, mit diesen Bestien des Meeres, die sich beim Erfassen der Beute erst umdrehen müssen, Blindkuh spielen. Der Seehund hat überhaupt nur den Eisbären zu fürchten, und auch nur dann, wenn dieser ihm an seinem Luftloche im Eise auflauert. Und dann natürlich das größte Raubtier der Erde, den Menschen. Aber diese chinesischen Piraten also nicht.

Den Petroleummotor der Barkasse in Betrieb zu setzen hatten wir nicht nötig gehabt. Außer Schußweite kam kein Schwimmer, das heißt er erreichte nicht die erste Insel, die ja nur 200 Meter von uns entfernt war. Zwei von ihnen hatte Peitschenmüller mit seinem Lasso lebendig gefangen, aber wir brachten keinen lebendig an Deck. Der eine, ein Knabe fast noch, stieß sich, sobald er merkte, daß er aus dem Wasser gezogen wurde, einen Dolch ins Herz, der zweite, ein älterer Mann hatte ein so aufgedunsenes Gesicht und hervorquellende Augen, daß wir gleich wußten, welchen Todes er gestorben.

Er war erstickt, indem er seine eigene Zunge verschluckt hatte. Doktor Isidor brach ihm die fest zusammengepreßten Zähne aus, untersuchte mit dem Operationsmesser, wie das dann aussieht, wenn jemand seine Zunge verschluckt hat, was übrigens gar nicht so einfach ist. Das muß unter sachkundiger Leitung erst eingeübt werden. Ich habe dieser Untersuchung nicht beigewohnt, und einige Matrosen sagten mir dann, sie hätten lieber auch nicht mit ansehen sollen. Schauderhaft!

Ich selbst beteiligte mich anfangs nicht an der allgemeinen Kopfschießerei, dann später holte ich das Versäumte nach, nur deshalb, damit man mir später nichts nachsagen konnte, ich habe meine Hände rein halten wollen. Wie dies gemeint ist, wird der Leser noch später erfahren. Es ist dies überhaupt das dunkelste Kapitel in meiner ganzen Argonautenzeit. So einfach mit der Menschenschießerei war die Sache eben doch nicht.

Daß Helene sich an der Schießerei beteiligte, das hätte ich gar nicht zugelassen, aber sie war Weib genug, um lieber gar nicht hinzusehen.

Zuerst, als die drei Seehunde abgelassen worden waren, ließ ich weiter von den mitgenommenen Tauben zwei Stück aufsteigen, jede mit einer Mitteilung in einem Büchsen am Halse. Es waren zwar keine speziellen Brieftauben, sondern gewöhnliche Haustauben, aber das bleibt sich schließlich ganz gleich, und außerdem waren es auch keine Haustauben mehr, sondern Schiffstauben, eine neue Spezies, die wir gezüchtet hatten. Sie waren an Bord der »Argos« ausgebrütet worden, sie kannten keine andere Heimat mehr als dieses Schiff. Darüber hatten wir schon viele Versuche angestellt. In jedem Hafen wurden am Lande bleibende Personen ersucht, einige unserer Tauben erst nach mehreren Stunden fliegen zu lassen, wenn wir schon abgefahren waren, und immer fanden sie unser Schiff wieder. Ich habe von solchen Experimenten, die wir fortwährend anstellten, der aller-verschiedensten Art, weiter gar nicht erzählt, werde es

auch nicht tun, sondern immer nur das Resultat schildern, wenn es einmal die Gelegenheit mit sich bringt.

Die beiden Tauben stiegen hoch empor und schossen sofort dem Nordosten zu, wo sich die »Argos« aufhalten mußte. Dann also beteiligte auch ich mich an der Kopfschießerei.

Als der letzte Kopf verschwunden war, tauchten schon die Masten unseres Schiffes auf, und als es uns nach einer halben Stunde erreicht hatte, kehrten auch die drei Seehunde – zu denen ich fernerhin auch die Walrosse rechne, – zurück, sich durch ein Bellen anmeldend. Sie hatten also doch zu dem Hin- und Herweg fast dreiviertel Stunde gebraucht.

Jetzt brauchte die Barkasse nicht, wie es sonst geschehen wäre, wenn die Argos nicht so schnell gekommen, unter dem Dschunkenaufbau hervorzuschlüpfen, diesen bis zur Rückkehr auf den Luftschläuchen schwimmen lassend, sondern das Brettergerüst wurde gleich mit zwei Winden wieder an Deck gehoben und dort auseinandergenommen, und nun konnten auch die andern in Booten mit an der Expedition teilnehmen, so weit sie nicht zur notwendigsten Bedienung des Schiffes zurückbleiben mußten, was einfach dadurch entschieden wurde, wer jetzt gerade Wache hatte. Diese Boote hätten wir ja so wie so gebraucht, um die den Piraten abgenommene Beute an Bord zu schaffen, nur hätten wir sonst nicht erst die Argos erwartet.

Ich schildere dies umständlicher, als es in Wirklichkeit vor sich ging. Nur wenige Worte der Verständigung, und

von den fünf Booten, welche das ursprüngliche Kriegsschiff besaß wozu aber noch die Dampfbarkasse kam, die ebenso wie die große Pinasse bequem 100 Mann fassen konnte, außerdem noch das kleine Dinghy und das lange Walfischboot, wurden vier ausgesetzt, noch 32 Mann nahmen darin Platz, und sie folgten der Barkasse nach, die wieder von den drei Seehunden geführt wurde.

Die Barkasse hatte sich bereits in kriegsbereitem Zustande befunden, das heißt ihre Bordwände waren schon vorher durch angeschraubte Stahlplatten erhöht gewesen, stark genug, um wenigstens jeder modernen Gewehrkuugel zu trotzen, so hoch, daß man aufrecht hinter ihnen stehen konnte, mit kleinen Schießscharten versehen, für die beiden Revolverkanonen mit größeren Öffnungen, die aber auch sofort wieder geschlossen werden konnten.

Wir mußten ja noch immer auf einen warmen Empfang rechnen, fünfzehn Piraten hatten wir mit Absicht entkommen lassen, und in dem Schlupfwinkel würden sich doch wohl außer Frauen, Kindern und Greisen auch noch andere waffenfähige Männer aufhalten. Wenn sie ihren Schlupfwinkel bei unserer unerwarteten Annäherung verließen, so konnten sie sich doch zwischen den Klippen in den Hinterhalt legen und uns Kugeln zusenden.

Uns in der Barkasse hinter den Stahlplatten war da nichts anzuhaben. Höchstens von oben her hätten wir eine ganz besondere Art von Bomben zu fürchten gehabt.

Der in den chinesischen Piratenverhältnissen bewanderte Leser dürfte sich schon gewundert haben, daß ich noch nichts von den Stinktöpfen berichtete. Das sind irdene Gefäße, welche, wenn sie beim Aufschlagen zerbrechen, eine Jauche ausgießen, die einen entsetzlichen Gestank verbreitet. Wer nicht schleunigst aus dieser Atmosphäre flieht, so lange er noch den Atem anhalten kann, der erstickt, und da helfen auch keine Nasenquetschen. Diese Stinktöpfe waren es auch, die früher jedes europäische Segelschiff bei Windstille den chinesischen Piraten rettungslos auslieferten, wenn es nicht rechtzeitig gelang, sämtliche Töpfe noch zwischen den Händen der Piraten zu zerschießen, so daß diese selbst schleunigst über Bord springen mußten, um nicht selbst zu ersticken. Platzt solch eine Tonbombe innerhalb des Schiffes, durch eine Luke oder ein Bollauge hineingeworfen so ist ein Aufenthalt darin nicht mehr möglich, auch die siegreichen Piraten müssen bei guter Lüftung mehrere Stunden warten, bis sie sich hinabgeben können, wenn ihnen dadurch nicht die ganze Beute entgeht.

Die Fabrikation dieser Stinktöpfe ist ein Geheimnis der Piraten. Auch in China weiß sonst niemand, wie die wirksame Flüssigkeit hergestellt wird. Unsere Chemiker wissen wohl, daß der wirksame Bestandteil Kakodyl ist, eine Verbindung des Arsens – jedoch nicht eigentlich giftig, nur so entsetzlich stinkend – aber ach! sie können nicht enträtseln, wie die chinesischen Piraten diese Substanz herstellen, was nämlich gar nicht so einfach ist, für

uns im Laboratorium, während die Piraten diese Bomben massenhaft werfen.

Aber es ist von jeher auch nur das Geheimnis von einzelnen Piratenbanden gewesen. Stinktöpfe sind immer nur auf Schiffe geworfen worden, die zwischen den beiden Küstenprovinzen Kantung und Fukian und der Insel Formosa angegriffen wurden. In anderen Küstengegenden sind sie nie gebraucht worden, so auch nicht hier an der Küste des gelben Meeres.

Übrigens hört man jetzt gar nichts mehr von den Stinktöpfen, auch nicht in jenen früher von ihnen verpesteten Meeresgegenden. Auch jene Piraten haben sie eben gar nicht mehr nötig, weil sie europäische Schiffe überhaupt nicht mehr angreifen, chinesische Dschunken sich ihnen gleich ohne jeden Widerstand ergeben. Und durch Anwendung der Stinktöpfe entgeht ihnen selbst zu oft die schon gesicherte Beute, das heißt, sie können mit dem verpesteten Schiffe dann gar nichts mehr anfangen.

Also Stinktöpfe hatten wir hier nicht zu fürchten. Nur Gewehrkugeln und Pfeile. Nun, da mußte unsere gepanzerte Barkasse den ungeschützten Ruderbooten eben ein gutes Stück vorausfahren, wir mußten gut aufpassen, um einen Hinterhalt rechtzeitig zu entdecken, und im übrigen befanden wir uns eben im Kriege.

Aber es sollte leichter gehen, als wir uns gedacht hatten. Eine halbe Stunde sind wir zwischen Klippen und Riffen den drei Seehunden gefolgt, die mehr durch aufsteigende Luftblasen den Weg angaben, als daß sie ihre Köpfe über Wasser zeigten. Wenn sie zu dem Hin- und

Rückweg nur dreiviertel Stunden gebraucht hatten, wir jetzt zur Hintour eine halbe Stunde, so waren sie eben auf dem Rückweg bedeutend schneller geschwommen, als da sie dem Piratenboote gefolgt waren.

Von diesem Wege kann ich nur sagen, daß es durch ein Wasser- und Klippenlabyrinth ging, und niemand hätte diesen Weg zurückgefunden, der ihn nicht von Jugend auf kannte. Merkmale hätte man da niemals ins Auge fassen können. Oftmals machten die Seehunde solche Bogen, gingen direkt zurück, daß wir glaubten, sie hätten sich verirrt, führten uns falsch. Doch da kannten wir unsere Tiere doch wieder zu gut. Jedenfalls hätten wir uns ohne diese Tiere, wenn sie uns etwa verloren gegangen wären, nicht wieder zurückgefunden, das heißt nicht in den Booten, wir hätten sie nur unter ungeheuren Anstrengungen über die Klippen tragen können, wobei wir mit Leichtigkeit alle abgeschossen worden wären. Was wir dann später auch noch zu hören bekommen sollten. Jedenfalls habe ich schon damals auf dem Hinweg von selbst eingesehen, wie es ganz unmöglich ist, solch ein wie dieses angelegtes Piratennest zu Wasser oder zu Lande zu erreichen. Wenn man eben nicht darauf abgerichtete Hunde der See zu seiner Verfügung hat.

### 35. KAPITEL. WAS WIR IN DEM SCHLUPFWINKEL FANDEN.

Also eine halbe Stunde war vergangen. Die Fahrt wurde besonders dadurch verzögert, daß die Ruderboote oftmals die Riemen nicht auslegen konnten, fortgestoßen werden mußten, so eng wurde die Wasserstraße, jedoch

niemals so eng, daß unsere breitere Barkasse nicht hätte durchkommen können. Auch fand sie überall tiefes Wasser genug. Aber wir wollten die Ruderboote auch nicht zu weit hinter uns lassen. Beschossen waren wir noch nicht worden, kein Mensch war bisher zu sehen gewesen.

»Da laufen sie!« erklang da der Ruf.

Wir hatten uns einer mehr zusammenhängenden Klippenformation genähert, hinter der größere Felsen sich erhoben, festes Land verratend, und zwischen diesen Felsen, noch in Büchenschußweite, sahen wir sie hastig laufen, Männer und Frauen und Kinder, manchmal verschwindend und wieder zum Vorschein kommend.

»Nicht schießen, laßt sie laufen!« kommandierte ich, als besonders die in den Booten schon die Gewehre anschlugen.

Ich hatte schon genug von der Menschenabschießerei im Wasser gehabt, und so ging es auch den meisten in meiner Barkasse. Wir eigneten uns alle nicht zur Menschenjagd, und wenn ich gewußt hätte, wie alles kommen würde, so hätte ich mich in dieses Abenteuer gar nicht eingelassen. Wovon ich später noch sprechen werde.

Die Chinesen waren gen Norden zwischen den Felsen verschwunden, und wir hatten zwischen den letzten Riffen das feste Land erreicht, eine felsige Küste, alles furchtbar zerrissen. In der kleinen Ausbuchtung lagen nur einige unbrauchbare Prauen, zertrümmert oder voll Wasser.

Zuerst schickten wir die drei vierbeinigen Hunde, die wir ebenfalls schon in der Barkasse gehabt hatten, voraus. Es war nicht eben heldenmütig von uns, daß wir die treuen Tiere erst einer Kugel aus dem Hinterhalte aussetzen wollten, aber schließlich war Vorsicht die Manier der Weisheit schon bei den alten Argonauten, und wenn die Piraten, sobald sie sich gefangen sahen, Selbstmord begingen, so war ihnen auch zuzutrauen, daß sie hier blieben, um noch möglichst viel Schüsse abzufeuern, ehe sie in den Tod gingen, und das Leben meiner Jungen war mir denn doch kostbarer als das der Hunde.

Aber es sollte von alledem nichts geschehen.

Die Hunde, die zwischen den Felsen verschwunden waren, schlugen an.

»Sie haben etwas gefunden, aber keinen Feind, keinen Menschen!« erklärte Juba Riata sofort, der doch die Stimme seiner Zöglinge kannte, falls wir es nicht schon gelernt hatten. Freilich waren wir ja auch noch gar nicht mit Feinden zusammengeraten.

»Sie werden den fliehenden Chinesen, wobei auch Frauen und Kinder sind, doch nicht folgen?« fragte ich.

»Nein, nicht eher, als bis ich ihnen den Befehl dazu gebe.«

»Ich denke, Sie geben ihnen den Befehl hierzu nicht.«

»Recht so, wollen wir die, denen die Flucht gelungen ist, nun auch laufen lassen.«

Die Boote wurden unter der nötigen Bewachung zurückgelassen, wir anderen drangen in das Felsenlabyrinth ein. Unterwegs kam uns Chloe entgegen, der Schäferhund, um die weitere Führung zu übernehmen, er leitete uns in einen Felsenkessel, dessen Wände von Höhlen siebartig durchlöchert waren.

Wir waren am Ziele, im eigentlichen Schlupfwinkel der Piraten. Ich mache es kurz, was wir alles fanden – viel war es nicht, und das – weswegen wir hierhergekommen sollten wir überhaupt nicht finden.

Im Freien Feuerstellen, aufgestapeltes Holz, zerhackte Planken ehemaliger Dschunken, Kochkessel, zum Teil ganz primitive, zum Teil höchst kostbare Erzeugnisse der Kupfertreiarbeit, die verschiedensten Hausgerätschaften – in den Höhlen massenhaft Lumpen, wenn auch viele seidene, einige Säcke mit Reis und Bohnen – das war so ziemlich alles, was wir im Laufe einer Stunde fanden. Von alten Gewehren und sonstigen Waffen aus chinesischer Vorzeit will ich gar nicht erst sprechen.

»Die Piraten scheinen alles, was sie hier aufgestapelt hatten, erst vor kurzem an eine Handelskarawane verkauft zu haben!« meinte Meister Kännchen.

Ja, das schien uns allen so, dazu brauchten wir nicht erst das Urteil eines chinesischen Sachverständigen zu vernehmen. Denn daß hier noch vor kurzem große Mengen von Sachen, Kisten und Kasten aufgespeichert gewesen waren, die man fortgetragen hatte, das war an verschiedenen Spuren ganz deutlich zu erkennen.

Aber wir waren nicht etwa niedergeschlagen, daß wir um die erhoffte Beute gekommen waren.

Ich will mich kurz zu fassen versuchen: Ja, es war einmal mein Knaben- und Jünglingstraum gewesen, den chinesischen Piraten ihre Beute abzunehmen und dadurch ein reicher Mann zu werden, Schätze aufzuhäufen. Aber das war schon lange her. Jetzt war ich gar nicht mehr so lüstern nach Schätzen. Und überhaupt – wie alles gekommen war – was wir hier vorfanden – alle meine Jungen dachten genau so wie ich. Sie freuten sich, daß sie hier nichts mitzunehmen hatten.

Denn unbeschreiblich war der Gestank, der in diesen Höhlen und in der ganzen Umgebung herrschte. Von hier eng zusammenlebenden Menschen herrührend, denen die größtmögliche Unreinlichkeit geradezu ein Bedürfnis war. Nur wenn wir dem Hungertode ins Auge gesehen, hätten wir von dem Reis und den Bohnen genießen können, die schon diesen Gestank angenommen hatten, wenigstens unserer Meinung nach, und wenn wir auch unter den Kleiderlumpen goldene und diamantene Schätze vermutet hatten, wir hätten sie sicher nicht angerührt. Es war einfach schrecklich, was unsere Augen erblickten und unsere Nasen rochen – obgleich die eigentlichen Stinktöpfe fehlten.

Und wenn wir hier wirklich Kisten voll Opium und Ambra und hunderte von Säcken voll kostbarster Seidenstoffe gefunden hatten, war es nicht Piratenbeute, mit der wir uns bereichern wollten, klebte nicht an allem unschuldig vergossenes Blut?

Ich will ja nicht etwa sagen, daß unter uns nicht genug waren, die sich um so etwas verdammt wenig gekümmert hatten. Aber . . . wir alle hatten so etwas gar nicht nötig, wir waren viel zu gut gestellt, uns gefiel das Leben an Bord dieses Schiffes viel zu sehr, als daß wir jetzt solche Gelüste nach Reichtümern gehabt hätten.

Kurz und gut, wir alle waren wirklich froh, daß wir keine Kisten und Säcke in die Boote zu laden hatten, die dann womöglich unser ganzes Schiff verpestet hatten, uns vielleicht wirklich die Pest an Bord gebracht hätte!

»Georg, das machen wir nicht wieder!« flüsterte Hele-  
ne.

Nein, das machten wir nicht wieder. Ich hatte meine Idee mit den Seehunden verwirklicht, sie hatte sich bewährt, das wollte ich an passender Stelle veröffentlichen, aber damit auch genug! Mich gelüstete nicht nach den blutigen Waren, die wir dann erst verschachern mußten, allen uns Argonauten nicht, und ebenso wenig hielten wir uns verpflichtet, die Welt oder doch China von solchen menschlichen Bestien zu befreien. Bei diesem Experimente hatten wir mindestens 150 ins Jenseits befördert, darüber fühlten wir Kopfschützen nicht die geringsten Gewissensbisse, im Gegenteil, das war ein sehr gutes Werk giewesen – aber, wie gesagt, zu mehr hielten wir uns nun nicht verpflichtet. Mochte diese Jagd auf zweibeinige Raubtiere und Abahme ihrer Beute nach unserem Rezept nun betreiben wer da wollte, wir wünschen ihm viel Glück – wir tatens nicht mehr – ab!

»In die Boote!« kommandierte ich.

»Die Hunde suchen aber noch die Umgegend ab, sie können doch noch etwas finden!« sagte Juba Riata.

»Mögen sie noch etwas finden, wir nehmen es nicht mit – kein Gold und keine Edelsteine – ich wenigstens rühre sie nicht an, will auch nichts davon haben.«

»Da – da . . . jetzt haben sie einen Menschen aufgestöbert!«

In der Tat, die drei Hunde hatten in eigentümlicher Weise angeschlagen. Aber nur Peitschenmüller konnte diese verschiedenen Stimmen unterscheiden und deuten, wir anderen hatten noch nicht viel Gelegenheit zu solcher Unterscheidung gehabt.

»Und zwar einen lebendigen Menschen,« setzte der Hundemeister noch hinzu, »bei einem Toten würden sie wieder anders anschlagen.«

Ja, einen lebendigen Menschen mußten wir uns doch erst einmal ansehen, mehr noch als einen toten.

Da kam auch schon wieder Chloe, um uns dorthin zu führen, wo seine beiden Kameraden noch den aufgestöberten Chinesen ankläfften – oder den Menschen, es konnte ja auch eine zurückgelassene Frau oder ein Kind sein.

Wir kamen noch an vielen Höhlen vorüber, und es war ganz deutlich zu erkennen, daß die meisten noch vor kurzem mit Säcken und Kisten angefüllt gewesen waren. Ich will nur die Spuren in dem lockeren Boden erwähnen, wie die Kisten gewälzt und die Säcke geschleift worden waren. Jetzt waren sie alle leer bis auf abgesprungene Kistenbretter und aufgeplatzte Säcke und dergleichen.

In der Höhle, in die uns der Schäferhund geführt hatte, befand sich zwar kein lebendiger Mensch, das konnte man gleich sehen, es war hell genug und da konnte sich niemand verstecken – wohl aber sah die am Boden stehende Kiste ganz verdächtig aus, zumal durch ihre sargähnliche Länge, und diese wurde von den beiden Hunden so eigentümlich angebellt, wobei ihnen jetzt auch wieder Chloe half.

»Da steckt ein lebendiger Mensch drin, das sagen mir die Hunde ganz deutlich!« erklärte Juba Riata.

Es war eine einfache Bretterkiste der Deckel mit starken Drahtstiften zugenagelt.

»Wenn der nicht die Kunst versteht, sich selber in eine Kiste einzunageln, so müssen das wohl seine Kollegen getan haben!« sagte Oskar, der in der Hoffnung überhaupt auf zu öffnende Kisten gleich Stemmeisen und Hammer im Gürtel mitgenommen hatte, und er machte sich gleich an die Arbeit.

»Vorsicht, Vorsicht,« wurde von anderer Seite gewarnt, »wer weiß was die hier für ein Teufelszeug hinterlassen haben.«

»Etwas Stinkigeres als die stinkigen Lumpen kann es unmöglich sein!« lachte Oskar, den Hammer schwingend.

»Es ist unbedingt ein lebendiger Mensch, die Hunde irren sich nicht, sie zeigen einen lebendigen Menschen an!« erklärte Juba Riata nochmals.

»Ja, warum sollen die Piraten den denn nur hier eing nagelt und zurückgelassen haben?«

Oskar unterbrach einmal seine Arbeit, die Kiste wurde hin und hier bewegt, daran gepocht – keine Antwort erfolgte.

»Er soll es uns selber sagen.«

Der Deckel war entfernt.

Ein überraschender Anblick erwartete uns!

In der Kiste lag, auf Sägespähne und einer Decke, gebettet, ein braunes Weib, ein junges Mädchen, in bunte, baumwollene Gewänder gehüllt.

Ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, mit den lieblichsten, sanftesten Zügen.

Es dauerte eine Weile, ehe wir Umstehenden uns von unserer Überraschung erholt hatten.

»Eine Indierin mit malaiischem Typus!« war Doktor Isidor dann der erste, der Worte fand, und dann griff er auch als Arzt zuerst zur Untersuchung zu.

»Tot.«

»Nein, sie ist nicht tot, sonst würden meine Hunde ganz anders bellen oder mit meiner Erlaubnis auch heulen,« sagte Juba Riata nochmals, »und der Geruch dieser Tiere läßt sich nicht von einem Scheintot täuschen.«

Wir untersuchten näher auf Leben und Tod. Wir hätten für Tod stimmen müssen. Von Atem und Puls keine Spur, ganz kalt, die Glieder steif. Allerdings nicht so ganz wie in der Todesstarre, die doch überhaupt bald wieder verschwindet. Es war, als ob in den Gliedern und in jedem der zierlichen Fingerchen eine Feder stecke. Die Finger waren halb zur Faust geschlossen, sie ließen sich strecken, schnellten aber sofort zurück.

»Ja, es mag ein Starrkrampf sein, in den gewisse In-der-Menschen und Tiere ganz gewiß zu versetzen wissen, durch Hypnose oder innerlich angewandte Mittel!« entschied Doktor Isidor, sagte aber nichts anderes, als wir alle dachten. Gerade Seeleute können doch viel von den Gaukeleien der indischen Fakire erzählen.

»Vorwärts, Juba Riata,« sagte ich, »jetzt müssen wir doch noch versuchen, einen der Piraten zu bekommen, oder eine Frau, die uns Auskunft geben kann, wer das ist.«

Ich selbst schloß mich nicht der abgehenden Expedition an. Nach einer halben Stunde kam Juba Riata zurück. Er hatte mit den Hunden die Spur der zuletzt geflüchteten Bande bis an eine andere Stelle der Küste verfolgt, wo eingerammte Pfähle und Stricke verrieten, daß hier noch mehr Prauen gelegen hatten – mehr konnte nicht konstatiert werden. Eine Spur durch das Wasser zu verfolgen, das war auch von den befloßten Hunden des Meeres zu viel verlangt.

Unterdessen hatte Doktor Isidor das braune Weib weiter untersucht, wenn auch mit schonendster Hand, hätte seine Prognose doch immer wieder auf Tod stellen müssen, wenn er nicht von vornherein anderer Ansicht gewesen wäre. Er glaubte eben dem Unterscheidungsvermögen der Hunde in solchen Sachen – mit dem man sich überhaupt bei Annahme eines Scheintodes viel mehr befassen sollte – er dachte wie wir alle von vornherein an

indischen Hokusfokus. Die verschiedensten Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Bei einem Schnitt in eine Ader des Armes floß kein Blut, wohl aber ließ sich solches herausdrücken, sah dunkel aus und war ganz dick. Kurz entschlossen sagte Doktor Isidor:

»Das muß ich mikroskopisch in meinem Laboratorium untersuchen, wir nehmen sie doch gleich mit.«

Selbstverständlich nahmen wir sie mit. Die gehörte doch nicht zu der Piratenbande, die hatte sich jedenfalls schon in dieser Kiste in diesem Zustande an Bord einer Dschunke befunden; war mit erbeutet worden, war aber nicht mit verschachert worden. Die Piraten wußten wohl selbst nicht, was sie damit anfangen sollten.

Auf ihren Stand konnte man aus nichts schließen. Weder aus ihren sehr feinen Händen und zierlichen Füßchen noch aus der sehr einfachen Kleidung. Schmuck war nicht zu bemerken, noch sonst etwas Außergewöhnliches. Allerdings hatte noch keine nähere Körperuntersuchung stattgefunden, das ließ vorläufig die Gegenwart der Patronin nicht zu.

Nach einer weiteren halben Stunde waren wir wieder an Bord, in der Kajüte wurde der leicht zugeschlagene Deckel wieder abgenommen. Und da ereignete sich die seltsame Szene.

Jetzt war natürlich auch Mister Carlisle dabei, und kaum erblickte er das braune Gesicht mit den bezaubernden Zügen, da stößt er einen Schrei aus, fällt auf die Knie und fängt weinend zu jauchzen an:

»O, Ihr wunderbaren Sterne, Ihr habt mich nicht vergebens mit diesem Schiffe nach Chinas unermesslichen Küste geführt, ohne mir irgend ein bestimmtes Ziel anzugeben – meine Königin, mein Weib – hier habe ich Dich endlich gefunden!«

So jauchzte er unter Tränen, und dann warf er sich über die Todesstarre und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen und küßte sie immer wieder.

Na, was sollte man denn nun dazu sagen?

Als er sich wieder etwas beruhigt hatte, war es Kapitän Martin, der das Verhör übernahm.

»Well, das ist Ihr Weib?«

»Mein Weib – meine Königin – mein Weib!« stammelte jener noch ganz fassungslos, aber glückstrahlend.

»Well, Ihr ehelich angetrautes Weib?«

»Nicht so, wie Sie es sich prosaisch denken – meine Königin, die mich allnächtlich im Traume besucht.«

Oho!

Nun ahnten wir doch gleich etwas!

Und es war sehr gut, daß Kapitän Martin mit den Händen in den Hosentaschen das Examen gleich begonnen hatte und auch damit fortfuhr.

»Im Traume besucht?« ließ er nur seine Augenbrauen etwas höher rutschen.

»Ja, jede Nacht.«

»Well, wissen Sie denn sonst, wer das ist?«

»Nein.«

»Nee? Hat sie Ihnen denn das nicht im Traume gesagt, wer sie ist?«

»Nein, so etwas gibt es nicht, wenn man sich auf der Astralebene befindet.«

»Auf der Astralebene? Hm, well, weiß schon, wenn ich auch nicht an den Mumpitz glaube. Ja, da haben Sie also immer von der da geträumt?«

»Jede, jede Nacht. Und im Traume war sie mein Weib. Nein, wer sie im Leben ist, meine Königin der Nacht, das hat sie mir nicht gesagt. Aber das hast sie mir gesagt, daß ich sie an der Küste Chinas finden würde, an Bord dieses Schiffes, und an Bord dieses Schiffes würde sie für mich auch zum wirklichen Leben erwachen!«

»Ach, Mumpitz.«

Es war nicht gerade sehr höflich vom Kapitän, aber auch begreiflich, daß er an solche Träumerei nicht glaubte und auch nicht viel davon hören wollte.

Da aber richtete sich der junge Mann plötzlich mit flammenden Augen hoch empor.

»Sie glauben nicht meinen Worten?!«

»Well, das ist ja alles recht schön und gut, aber . . . «

»Soll ich Ihnen den Beweis erbringen, daß dies wirklich mein Weib ist, das mich jede Nacht im Traume besucht?«

»Well, bringen Sie den Beweis.«

»Glauben Sie meinem Ehrenwort, daß ich dieses Mädchen noch niemals im Leben, noch niemals im wachen Bewußtsein gesehen habe?«

»Ja, Mister Carlisle, Ihrem Ehrenworte glaube ich.«

»Daß ich auch sonst von diesem Mädchen noch niemals etwas gehört habe?«

»Ja, Mister Carlistle! darin glaube ich Ihnen.«

»Wohlan, so heben Sie ihren Kopf, wenden Sie sie um – und wenn dieses Mädchen nicht am Nacken, mehr nach dem linken Schulterblatt zu, ein Muttermal hat, weiß gefärbt auf der braunen Haut, in ungefährer Gestalt eines Eichenblattes, dann . . . will ich ein Narr sein, der auf dieses Mädchen kein Anrecht hat!«

Es geschah, die Todesstarre wurde umgewendet, ihr Nacken entblößt.

Uns allen war bei dieser einleitenden Prozedur schon ganz unheimlich zumute. Wenigstens mir, und ich glaube da doch, auch auf die Stimmung der anderen schließen zu dürfen.

Und wahrhaftig, da sehen wir auf dem braunen, sammetartig glänzenden Nacken von den edelsten Formen, mehr nach dem linken Schulterblatt zu, ein weißes Muttermal, das nicht nur ungefähr, sondern ganz genau die Form eines Blattes der Stieleiche hat, etwa vier Zentimeter lang und wenig schmaler.

»Nun?!«

Jetzt machten die anderen aus ihrer Bestürzung kein Hehl mehr, während ich nun wieder ganz eiskalt wurde, und Kapitän Martin blieb der alte, nur daß er seine Hände noch etwas tiefer in die Hosentaschen zwängte.

»Well, das ist sehr, sehr merkwürdig. Na, da kann ich Ihnen nur wünschen, daß sie recht bald erwacht, daß sie auch dann noch mit allem einverstanden ist, was sie mit Ihnen im Traume ausgemacht hat, daß dann die reelle Hochzeit stattfindet und daß sie Ihnen eine gute Mitgift

einbringt. Aber die haben Sie ja wohl nicht nötig. Was sie sonst im Leben ist, das hat sie Ihnen nicht gesagt?«

»Nein.«

»Weil Sie immer von einer Königin sprachen.«

»So nenne ich sie nur immer – meine Königin – sie ist die Königin meines Lebens – meiner nächtlichen Träume – meines Herzens.«

»Na, da wünsche ich Ihnen, daß sie sich nicht etwa auch noch als richtige Königin entpuppt, von so einem indischen Reiche, damit Sie nicht etwa noch in politische Unannehmlichkeiten kommen. Und Sie wollen Ihre Fräulein Braut oder Frau Gemahlin nun hier an Bord behalten?«

»Das muß unbedingt geschehen.«

»Weshalb unbedingt?«

»Nur hier an Bord dieses Schiffes wird sie das Bewußtsein wieder erlangen, zum richtigen Leben wieder erwachen.«

»Sie hat Ihnen im Traume gesagt, daß Sie sie hier bewußtlos oder gar mehr ganz als halbtot finden werden?«

»Nein, nur, daß ich sie an Chinas Küste finden würde, wenn ich mich der »Argos« bediene, und daß wir an Bord dieses Schiffes vereint werden würden.«

»Sie hat direkt von der »Argos« gesprochen?«

»Ganz direkt.«

»So, so. Sehr merkwürdig, wirklich sehr merkwürdig. Was doch nicht alles in der Welt passiert, sogar im Traume, und unsereins weiß gar nichts davon. Well, sehr merkwürdig. Und Sie dürfen die Scheintote auch nicht

von anderen untersuchen lassen, ob es gelingt, sie ins Leben zurückzurufen . . . «

»Auf keinen Fall! Nur hier muß ihr Wiedererwachen ruhig erwartet werden!«

»Well, well, dann geschiehts eben so, da brauchen Sie sich doch nicht gleich so aufzuregen.«

»Und nicht wahr, Frau Patronin,« wandte sich Mister Carlisle bittend an diese, »nun bleibt unser Charterverhältnis auch bestehen?«

»Dieses muß bestehen bleiben, wenn Sie . . . ?«

»Ich muß der Herr des Schiffes sein, von dessen Mannschaft sie gefunden wird, so hat sie mir im Traume ganz direkt vorgeschrieben. Das heißt – der Herr dieses Schiffes, sage ich – Sie verstehen das doch richtig . . . «

»Selbstverständlich Mister Carlisle – selbstverständlich es ist alles in Ordnung, unser altes Verhältnis bleibt bestehen, so lange Sie wünschen!«

### 36. KAPITEL. AUF VANCOUVER.

Was sagst Du nun zu alledem, Georg?«

»Gar nischt.«

Helene hatte in ihrer Kajüte wieder einmal vergeblich bei mir angepocht.

Diesmal aber setzte ich freiwillig doch noch etwas hinzu.

»Ich kann nur eines sagen: daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Ja, an solche Dinge glaube ich. Nach diesem offenen Geständnis aber, Helene, bitte ich

Dich, mich mit weiteren solchen Fragen verschonen zu wollen.«

Das tat sie denn auch. Aber über den Sternkieker wurde nun doch noch etwas weiter gesprochen, es war gerade einmal die Gelegenheit dazu.

Es war ja ein eigentümliches Verhältnis, das mit dieser ganzen Charterei. Ja, wir hatten uns durchaus nicht gebunden, waren eigentlich noch ganz frei, wir konnten ja den Kontrakt innerhalb von 24 Stunden kündigen und brauchten die Anweisungen des Charterers schon vorher nicht zu befolgen, wenn wir nicht wollten. Aber ... es war keine richtige, würdige Sache für uns Argonauten, die wir absolut freie Herren der See sein wollten, oder nur unserer selbsterwählten Herrin dienend, der Freifrau von der See.

Hierüber hatten wir unter uns schon mehrmals gesprochen, daraufhin hatte ich dem Sternkieker auch den Vorschlag gemacht, den Kontrakt aufzugeben, er könne ja unser Gast bleiben, wir würden ihn noch immer dorthin bringen, wohin er beliebt.

»Bitte, nein, nein, ich muß dieses Schiff unbedingt für mein eigenes Geld gechartert haben – so steht es in den Sternen geschrieben – sonst finde ich mein Glück nicht!«

Na, wenn es so stand – ganz wie der kuriose Kauz wollte, seinem Glück wollten wir nicht hinderlich im Wege stehen.

Und nun war nochmals solch eine Gelegenheit gekommen, diesmal schnitt er die Sache selbst an.

»Gut, das alte Verhältnis soll bestehen bleiben, wir sind ja in unserer Freiheit durchaus nicht beschränkt, ich habe auch innerlich kein solches Gefühl, das mich etwa demütigen könnte!« sagte Helene noch, als wir uns einige Zeit hierüber unterhalten hatten, und die Sache war wiederum erledigt.

»Hat er schon wieder ein neues Ziel angegeben?« fragte ich.

»Nein, und er sagt, daß er dies auch nie wieder tun würde, denn nun hatte er sein Glück gefunden.«

»Desto besser für ihn, und daß er alle unsere Kosten trägt, wir dabei auch noch extra eine gute Summe jeden Monat einstecken, kann uns ja auch nur sehr angenehm sein. Und wohin gedenkst Du nun zu segeln, Helene?«

Sie blickte einige Zeit sinnend vor sich hin, wobei aber ihre Augen immer freudiger aufleuchteten.

»Weißt Du, Georg,« sagte sie dann, »ich habe schon seit vier Jahren keinen richtigen Winter mehr erlebt. Entweder ich bin zwischen Oktober und März auf der südlichen Hälfte der Erdkugel gewesen oder doch in einer nördlichen Breite, wo man Schnee und Eis nicht kennt. Ja, ich möchte wieder einmal Schnee und Eis sehen.«

»Ich auch!« frohlockte ich auf. »Ich möchte mich wieder einmal im Schnee wälzen, Schlittschuh fahren und dann mit richtigem Genusse dampfenden Punsch trinken!«

»Also fahren wir nach Norden!«

»Fahren wir!«

»Hast Du eine bestimmte Gegend im Auge?«

»Ich? Nee. Wenns nur kalt genug ist, daß man Schlittschuh fahren kann.«

»Kennst Du Vancouver?«

»Die große Insel an der Westküste Nordamerikas, zu British-Columbien gehörend? Nicht viel mehr als dem Namen nach.«

Helene berichtete mir näher darüber, sie hatte sich schon mehr darüber orientiert, weil sie sich eben schon öfters mit dieser Insel beschäftigt hatte.

Also an der Westküste Kanadas gelegen, das hier aber British-Columbia heißt, eine Provinz für sich, auf dem 50. Breitengrad, 33 100 Quadratkilometer umfassend, das ist – um immer ein Verhältnis zu haben – mehr als doppelt so groß als das Königreich Sachsen.

Nach Monte Baber hinüber, auf dem Festlande gelegen, wo gleich zwei Pacificbahnen enden, ist es nur ein Katzensprung – wenigstens auf der Karte.

Durchweg gebirgig, herrlich bewaldet, ungeheuer reich an Eisen, Kupfer, Nickel und Kohlen. Aber zum Abbau kommt nur der östliche Küstenstreifen in Betracht, also dem Festlande gegenüber, wo auch die Hauptstadt Viktoria liegt, mit 20 000 Einwohnern, darunter 3000 Chinesen.

Dort lohnt sich eben nur der Bergbau. Aus dem Inneren der Insel fehlen die Kommunikationswege, sie wären zu schwierig anzulegen, ihre Herstellung würde ein größeres Kapital beanspruchen, als der Bergbau an Zinsen einbringt, was immer den Ausschlag bei so etwas gibt,

weshalb auch zum Beispiel in Schweden so viele Magnetberge, aus fast reinem Eisen bestehend, nicht ausgebeutet werden können. Die Gewinnung des Eisens würde immer noch zu teuer zu stehen kommen.

Deshalb kann auch an der Westküste der langgestreckten Insel kein Bergbau betrieben werden. Hier fehlen die Häfen, die Gelegenheit zum Abholen der Erze, sie kann also an Billigkeit der Erzeugnisse nicht mit der Ostküste konkurrieren.

So kommt es, daß diese große Insel bis auf einen schmalen Küstenstrich auf der Ostseite noch in gänzlicher Wildnis daliegt. Von den Laub- und Nadelhölzern wollen wir gar nicht erst sprechen, von deren Abholzung, meine ich. Es wird doch immer zuerst da Holz gefällt, wo man es am besten abholen kann, was hier eben nicht der Fall ist. Und da gibt es in Amerika noch andere Gelegenheit. Sobald der Klafter nur um einen Groschen teurer durch den Transport wird als die Konkurrenz, lohnt sich die Sache doch nicht, der Unternehmer kommt doch nicht auf seine Kosten.

Nun bliebe nur noch die Landwirtschaft übrig, von Leuten betrieben, die nicht gleich an den Verkauf ihrer Erzeugnisse denken, die sich und ihre Familien nur erst einmal selbst ernähren wollen, und in dem Gebirge gibt es ja auch genug Ebenen, mit äußerst fruchtbarem Boden, sonst würde doch nicht so viel Wald dort wachsen, besonders auch Laubwald, Eichenwald.

Aber da ist ebenfalls nichts zu machen. Alle uns bekannten Getreidearten gedeihen dort nicht, obgleich die

Winter auf der ganzen Insel, weil dort der warme japanische Golfstrom auftritt, viel wärmer sind, als man ihrer hohen Breitenlage nach erwarten müßte, und die Sommer sehr feucht.

Aber das ist es eben! Ob eine Getreideart in einer gewissen Gegend gedeiht oder nicht, dazu braucht man heutzutage nicht mehr erst Versuche anzustellen, das kann man heute nach dem Thermometer berechnen, den man ein ganzes Jahr lang beobachtet. Denn jede Getreideart braucht, um reif zu werden, jährlich so und so viele Stunden einer gewissen Wärme. Kommen diese nicht heraus, dann reift das Getreide nicht. Und so ist es auf ganz Vancouver. Alle uns bekannten Getreidearten und sonstigen Nahrungspflanzen wachsen im Winter unter dem Schnee zu schnell oder behalten zu viel Triebkraft und werden dann im kühlen, feuchten Sommer niemals reif.

So ist also fast die ganze Insel noch ein jungfräulicher Urwald. Dabei ein wahres Paradies für Jäger. Alles wimmelt von Wild, besonders von den verschiedensten Hirscharten.

Aber auch da, um der Jagdlust zu frönen, ist wieder ein böser Haken dabei. Die eingeborene Bevölkerung besteht aus Indianern, die man auf 10000 Köpfe schätzt – sie lassen sich überhaupt ganz ruhig zählen – zum großen Wakale-Stamme gehörend, natürlich wieder in viele Unterabteilungen mit eigenen Häuptlingen zerfallend.

Es sind noch heute ganz echte Rothäute, ausschließlich von der Jagd lebend, dabei friedliebend, sogar unter sich, und wenn fremde Jäger kommen, Blaßgesichter, dann freuen sie sich, nehmen gern Geschenke an, sie aber stolz erwidern, und führen die Blaßgesichter mit größtem Vergnügen auf die Jagd.

Aber schießen tut man dabei nichts, das ist die Sache! Diese schlaun Burschen führen den fremden Jäger nur dorthin, wo es kein Wild gibt, lassen ihn in einer trockenen Regenrinne übernachten, wo er am Morgen fortgeschwemmt wird, oder verekeln ihm sonst auf alle mögliche Weise den Jagdgenuß – aber immer in vollster Höflichkeit – und kommt man doch einmal in ein gutes Jagdrevier, dann »verbellen« sie das Wild. Man kommt nicht zum Schuß. Das ist in ganz Nordamerika in alten Jägerkreisen allgemein bekannt. Auf Vancouver ist mit der Weidmannslust nichts zu wollen.

Ja, wenn es dort wertvolle Pelztierc gäbe! Dann hätte der Yankee ja dort schon Fuß gefaßt, da wäre es mit den naturwüchsigen Rothäuten dort schon längst vorbei. Aber wegen der mäßigen Winterkälte gibt es dort eben keine Pelztierc, wenigstens keine mit einem wertvollen Pelz, wobei sich die anstrengende Jägerei lohnt.

Das alles ist noch heute so. Nur von der Natur selbst sind diese Rothäute auf den Aussterbeetat gesetzt worden. Das heißt: der Kindersegcn ist sehr gering, es sterben mehr alte, als neue dazu geboren werden. Die Schöpfung scheint eben die Urbevölkerung Amerikas nicht mehr zu leiden. Sonst aber, wer in Amerika noch echten

Urwald und echte Indianer kennen lernen will, der muß nach Vancouver gehen. Er selbst kann sich ja mit der Zeit zu einem Jägerleben einrichten, mit keiner anderen Gefahr, als daß er selbst von einem Grislybären gejagt und gefressen wird. –

So hatte mir Helene berichtet, auch an der Hand der Karte.

»Hat Ihnen Juba Riata schon von seinem ehemaligen Freunde, dem weißen Biber erzählt?«

»Nein, mir noch nicht.«

So tat es jetzt zunächst die Patronin, für mich jetzt Helene.

Franz Naumann war mit den Eltern, schlesischen Bauern, schon als Junge nach Nordamerika gekommen, hatte das ganze Farmer- und noch mehr Hinterwälderleben durchgemacht, war immer weiter nach Westen gewandert, war immer mehr Jäger geworden, bis er nach Vancouver gekommen war, um sich hier gänzlich als Jäger niederzulassen. Hatte auch in ein Indianerwigwam hineingeheiratet. Weil er so gern tranige Biberschwänze saß – denn Biber gibt es dort massenhaft, nur ihre Pelze taugen nichts – und weil er auch sonst so ein Wassermensch war, wurde er von den Indianern der weiße Biber getauft.

So hatte er jahrelang als Jäger auf Vancouver gehaust. Wie viele Jahre, das wußte er wohl selber nicht, bis ihn wieder die Sehnsucht nach der Kultur gepackt hatte. Er war nach San Franzisko gegangen. Hier lernte er den Juba Riata kennen, der damals gerade im Artistenberuf

tätig war, in einem Zirkus auftrat, und der weiße Biber wirkte einige Zeit mit in einer Indianerpantomime.

Lange hielt er es nicht aus, er wollte zurück in seinen einsamen Wald, und nun wußte er ganz bestimmt, daß er ihn nie wieder verlassen würde. Er wollte auch Juba Riata, mit dem er engere Freundschaft geschlossen bewegen, für immer mit ihm zu gehen.

Na, wenigstens begleiten tat ihn Peitschenmüller, der gerade ein neues Engagement suchte, sich einmal Urlaub nehmen wollte.

Die beiden gingen nach Vancouver, jagten einige Wochen zusammen, dann nahm Peitschenmüller wieder Abschied.

»Juba Riata ist im Winter dort gewesen!« schloß Helene ihren Bericht. »Ende Dezember und Anfang Januar, und er konnte mir nicht genug von der Winterpracht der dortigen Wälder vorschwärmen. Schon zweimal war ich im Begriff, mit ihm dorthin zu gehen, als ich dieses Schiff noch nicht hatte, aber immer ist nichts daraus geworden – und Du weißt ja auch von meiner früheren Abneigung gegen alle Seefahrt. Nun aber ist mein Entschluß gefaßt: wir gehen nach Vancouver, verleben dort einen Winter. Meinst Du nicht?«

»Nu allemal! Wird es aber nicht jetzt schon zu spät dazu sein?«

»Weshalb zu spät?«

»Wollen wir direkt mit unserem Schiffe hin?«

»Gewiß, und das ist es eben. Der weiße Biber hatte seine Jagdgründe an der Westküste, wohin er dann auch

zurückkehrte, Riata mitnehmend. Wo das ist, das kann ich Dir nicht genauer bezeichnen – hier ungefähr, wo meine Fingerspitze ist – die Hauptsache aber ist, daß Juba dort einen weiten Hafen gesehen hat, wie geschaffen zur Aufnahme unseres Schiffes, tief genug, das hat er mit der Lachsharpune oft genug sondiert, auch beim größten Sturme ganz ruhig darin, sicher einzufahren, und er weiß bestimmt, daß er diesen Hafen auch wiederfindet.«

»Ja aber nun wegen der Eisverhältnisse im Winter, das meine ich eben!«

»Ach so. Ja, wir können immer hinein. Um diese Zeit ist dort oben allerdings schon Eis, aber dieses wird niemals so stark, daß wir mit unserem Kriegsschiffe, auch wenn es ungepanzert ist, nicht durchbrechen könnten. Es war damals im Januar ein ausnahmsweise strenger Winter für Vancouver, aber Juba behaupten auch damals hätten wir mit der »Argos« das Eis mit Leichtigkeit aufräumen können, und wegen des Fischfanges, den er hauptsächlich betrieb, hatte er ganz genaue Bekanntschaft mit den Eisverhältnissen gemacht. Ich habe ihn schon vorhin nochmals darüber gesprochen, er ist Feuer und Flamme, seinen alten Freund, den weißen Biber wieder zu besuchen. Ach, Georg, dort oben im verschneiten Walde wieder einen Winter erleben!«

»Da bin ich mit dabei, also mal los!«

Und eine Stunde später schon waren wir bereits mit Volldampf nach Osten unterwegs.

Aber erst ging es nach San Franzisko. Wir mußten unseren Proviant ergänzen, brauchten sonstige Sache und

meine Jungens wollten doch auch wieder einmal an Land, und nicht in so einer chinesischen Hafenstadt.

Achtzehn Tage brauchten wir zu der Fahrt über den Stillen Ozean, der aber durchaus nicht still war, jetzt zur Winterszeit. Das Leben an Bord ging in seiner frischen, fröhlichen Weise weiter.

Über unsere »Königin«, welchen Namen sie nun einmal bekommen hatte, habe ich nichts weiter zu sagen, als daß sie todesstarr in einem kleinen Salon aufgebahrt lag.

Sehr merkwürdig – aber ich habe eben nichts weiter über sie zu sagen.

Doktor Isidor hatte Verschiedenes mit ihr versucht – nichts half, – die lag mit geschlossenen Augen da, wie sie lag, ohne zu atmen, ohne zu verwesen, ohne zu verfallen. Auch ihr Blut blieb in demselben dicken, eigentümlichen Zustande. Doktor Isidor fand keinen Unterschied zwischen frischem Menschenblute, nur daß es eben ganz dick war, nicht von selbst aus einer Wunde fließen wollte.

Mister Carlistle verbrachte täglich längere Zeit bei ihr, meist kniend im Gebet, streichelte sie wohl auch, küßte sie aber nicht mehr und ... war glücklich in der Hoffnung an ihr Erwachen. Na, und wenn ein Mensch glücklich ist, mehr kann man doch nicht von diesem Leben verlangen.

Dann weiter habe ich noch zu bemerken, daß unser Isidor noch immer an der Geheimschrift herumrätselte, ohne zu einem Resultat zu kommen, daß aber der Sternkieker nichts davon wissen wollte, in San Franzisko so

einen gelehrten Diftelbruder zu Rate zu ziehen. Hier an Bord würde die Lösung der Geheimschrift erfolgen, oder nie.

Auch jut – immer ganz wie der Mensch will – besonders wenn er eine halbe Milliarde hat. Bei dieser Gelegenheit mache ich darauf aufmerksam, daß für den halben Milliardär in Mark die Charterung dieses Schiffes dasselbe zu bedeuten hatte, als wenn ein vierprozentiges Millionär für seine Wohnung 400 Mark jährliche Miete zahlt, und das wird er sich doch wohl leisten können. Und uns war es ebenfalls sehr angenehm »Wir lebten einander zu Liebe« ... unser Sternkieker mit eingeschlossen.

Sonst habe ich über diese achtzehn Tage sehr stürmischer Fahrt nach meinem Tagebuche noch Folgendes zu erzählen:

Am 11. November kam an Bord unseres Schiffes der erste größere Unglücksfall vor, der des Erwähnens wert ist: dem Matrosen Walter wurde von einer herabkommenden Spiere der linke Oberarm gebrochen. Doch würde voraussichtlich alles wieder gut heilen.

An demselben Tage machte Napoleon, der erste Bootsmann, einen famosen Witz, allerdings ganz unfreiwillig.

Fritz der Mondgucker hatte beim Anholen der Rahen eine falsche Brasse von der Nagelbank geworfen, und Napoleon machte ihn liebevoll auf den Irrtum aufmerksam: »Du Kalb – Du Ochse – Du Büffel – Du Nashorn – Du Rhinoceros – Du Du Du Du Du ... Rhododendron!«

Die Patronin hatte es wie ich mit angehört, mußte sich schnell abwenden.

»Hört, Napoleon, wißt Ihr denn, was ein Rhododendron ist?« fragte ich.

»Das ist ein Rhinoceros mit drei Hörnern, das noch vor der Sündflut auf der Erde herumgelaufen ist.«

»Nein, das ist eine Blume, eine sehr schöne Blume.«

»Das Rhododendron? Nee, Waffenmeister, das ist ein, vorsündflutliches Vieh gewesen.«

»Ich versichere Euch, es ist eine Pflanze mit sehr schönen Blumen. Kommt, ich will sie Euch im Konversationslexikon zeigen, mit Abbildung.«

Na, dann glaubte ers endlich, konnte sich nur noch hinter den Ohren kratzen.

Seitdem war Fritz der Mondgucker nur noch das Rhododendron, wenigstens so lange, bis gemerkt wurde, wie furchtbar fatal es dem biedereren Bootsmann aus Finnland war, da hörte es sofort auf.

Ich kann nicht etwa die zahllosen Witze und humoristischen Episoden erzählen, die tagtäglich passierten, aber das habe ich anführen müssen. Wie Napoleon seine Titulaturen steigerte, mit dem Kalbe anfang und dann über das Rhinoceros weg bis zum Rhododendron – es war zu urkomisch gewesen! Freilich mußte man es wohl selbst mit angehört haben.

Ebensowenig erzähle ich solche Kleinigkeiten, wie der Matrose Karl seinem besten Freunde dem Gottlieb während dieser Überfahrt wegen einer kleinen Meinungsdivergenz im Knockhimdownsalon zwei Schneidezähne ausschlug.

Erwähnenswerter ist da schon, daß nach meinem Tagebuche am 17. November der geistesgestörte Albrecht die goldene Uhr erwischte, die sich der sparsame, aber etwas eitle Matrose Klaus in Kapstadt für sieben Pfund Sterling gekauft hatte, und sie so lange mit dem Putzlappen bearbeitete, bis der dünne Goldüberzug verschwunden war und der Tombak zum Vorschein kam.

Na, Gnade Gott dem Juden, wenn wir wieder nach Kapstadt kamen! Da erlebte jene schon erwähnte Erzählung des Kapitän Marryat, der einen Matrosen wegen eines Petschafts noch einmal von London nach Liverpool fahren läßt, noch einmal eine neue Auflage. Und unsere Fahrt von Marseille nach Paris ebenfalls.

Am 25. in aller Frühe liefen wir im herrlichen Hafen von San Franzisko ein, allgemein einfach nur Frisko genannt. Hierbei erwähne ich einmal das, was die Patronin in jedem Hafen, wo es möglich war, sofort tat: nämlich, daß sie sofort nach Neuyork an ihren Rechtsanwalt telegraphierte, hauptsächlich wegen des Befindens ihres Bruders. Daß dieser von der Schwester nicht mehr besucht sein wollte, habe ich wohl schon früher berichtet, und ich hätte es an seiner Stelle nicht anders gemacht.

Trotz der vielen Umschaltungen, die der elektrische Funke auf seinem Wege durch den ganzen amerikanischen Kontinent nötig hatte, kam die Antwort von der Küste des Atlantischen Ozeans schon in drei Stunden zurück, welche Schnelligkeit am besten der begreift, der einmal auf eine Stadtdepesche gelauert hat – dem Bruder ging es in Sing-Sing ganz famos!

Der amerikanische Rechtsanwalt hatte sich wirklich sehr drastisch ausgedrückt – kreuzfidel und puppenlustig, hätten die entsprechenden englischen Worte in freier Übersetzung gelautet.

Noch an demselben Vormittag nahmen wir Kohlen und Proviant in nötiger Menge ein und versorgten uns sonst mit allem, was wir bei einem mehrmonatlichen Winteraufenthalt auf Vancouver zu gebrauchen gedachte, nicht zu vergessen Schlittschuhe und Schneeschuhe, pro Kopf je ein Paar.

Uns alle hatte überhaupt plötzlich eine Begeisterung ganz besonderer Art gepackt. Während der ganzen Reise über den Stillen Ozean, seitdem an der chinesischen Küste das mit Vancouver herausgekommen war, war nur noch von Wintersport jeglicher Art gesprochen worden. Besonders schwärmten alle meine Jungen fürs Skilaufen. Ganz besonders deshalb, weil außer Kabat, dem norwegischen Matrosen Olaf und Juba Riata, der es auch erst damals auf Vancouver gelernt hatte, überhaupt noch keiner Schneeschuhe an den Füßen gehabt hatte. Ich auch noch nicht. So waren wir alle für die Sache mit einem Male eingenommen, daß wir schon auf dem Wendekreis des Krebses an Bord des Schiffes hatten Schneeschuhe laufen wollen. Und wir hatten es wirklich getan. Die drei Sachkundigen hatten welche gefertigt, jeder ein Paar, der Eskimo die in Grönland üblichen, wieder ganz verschieden von den langen standinavischen Skis, und Juba Riata hatte ein Paar kanadische gefertigt, mit Lederriemen

überflochtene Holzrahmen, wie die Tennisschläger aussehend. Und da waren wir abwechselnd auf dem nassen, glatten Deck herumgerutscht. Gerade wie die Kinder, die zu Weihnachten die ersten Schlittschuhe bekommen, es ist noch kein Eis, und da humpeln sie einstweilen in der Stube herum.

Ja, auch mit Schlittschuhen war es gleich versucht worden. Da aber nur in einer einzigen Kleiderkiste ein Paar verrostete Dinger vorhanden gewesen waren – an so etwas hatte die Patronin bei der Ausrüstung des Schiffes denn doch nicht gedacht, wir alle später auch nicht – so wurden Rollschuhe daraus gemacht. Fast jeder der jungen Leute hatte sich ein Paar gefertigt, die Rädchen aus irgend etwas rundem herstellend, die verwegendsten Kombinationen waren zum Vorschein gekommen.

Natürlich war das alles nur halber Kram gewesen. Nur so eine Idee mit humoristischer Ausführung. Schon die langen Ski, so einfach sie auch aussehen, sind gar nicht so leicht zu machen, ganz abgesehen davon, daß uns das nötige Eschen- oder Buchenholz fehlte.

Nun, in Frisko war alles vorhanden. Wenn man in dieser paradiesischen Gegend mit ewigem Frühling auch gar keinen Schnee kennt. Aber ganz in der Nähe ist ja die himmelhohe Sierra Nevada mit ewigem Eis und Schnee. Da wird von Frisko aus eifrigst dem Wintersport gehuldigt, also ist hier auch alles zu haben.

Ach, war das eine Lust, wie wir noch am Vormittage einkauften! Und Frau Helene Neubert war wieder einmal

diejenige, der nichts teuer genug sein konnte. Sie strahlte vor Seligkeit, wenn sie bezahlte. Pelzgefütterte Sportstiefeln, extra nur zur Aufnahme von den neuesten Patenthalifaxschlittschuhen bestimmt. Da aber nun einmal das Rollschuhfahren angeschnitten worden war, mußten auch Rollschuhe gekauft werden. Für jeden gleich zwei Paar. Das eine Paar mit einfachen vier Rädern, das andere zum Kunstlaufen bestimmt, sieben Gummiräder in einer Reihe geordnet. Und hierzu waren nun wieder besondere Kunstrollschuhläuferstiefeln nötig. Wenigstens absolut nötig nach Ansicht der Frau Helene Neubert. Und dies alles bekam jeder, jeder, ob er wollte oder nicht, auch Hammid mit seinem hölzernen Bein und Kapitän Martin. Obgleich der gar nicht daran dachte, solche Dinger an die Füße zu schnallen, zumal wenn er dabei etwa gardie Hände aus den Hosentaschen nehmen sollte!

Das erste Resultat dieses Einkaufes war, daß August der Starke mit seinen siebenrädri gen Kunstläuferrollschuhen, als er sie eben erst anprobiert hatte, sofort in das Schaufenster des Ladens hineinsauste, außerdem auch noch mit seinem Hinterteil einen eigentlich ganz soliden Polsterstuhl in Trümmern legend, wofür die Patronin wieder 30 Dollars zu bezahlen hatte – und sie bezahlte stets freudestrahlend.

Na, sie hatte es ja jetzt dazu, noch viel mehr als früher! Wie wir jetzt durch den Charterungskontrakt gestellt waren!

Ach, ich sehe noch die Szenen, die da passierten, wie die ganze Bande in dem Laden die Rollschuhe anprobiert! Ich sehe noch den kleinen Knut, wie er mit dem rechten berollten Fuß unter den Ladentisch fährt und mit dem linken der Verkäuferin unter die Röcke, während er sich mit beiden Fäusten krampfhaft an den prächtigen Vollbart eines fremden Herrn anklammert – und ich sehe noch den baumlangen Heinrich, wie dem die Füße abgehen, wie er nach oben greift und eine Portiere erwischt, wie er das ganze Gelumpe herunterholt und sich damit zudeckt – und kaum hat sich August der Starke aus den Trümmern der großen Spiegelfensterscheibe und des Stuhles hervorgearbeitet, da kracht er auch schon wieder mit einem Sofa zusammen, auf dem aber auch schon die Patronin sitzt . . .

Genug!

Und doch, ich muß es betonen, wie wir den Einkauf der Ausrüstung zum Wintersport betrieben, wenn zu diesem auch nicht gerade Rollschuhe gehören.

Wir wollten frühestens erst morgen fort, die Jungens sollten sich diese Nacht einmal amüsieren. Sie wollten nicht. Sie wollten nach dem winterlichen Vancouver, sich im verschneiten Gebirgswald vergraben. Wäre es möglich gewesen, wir wären schon zu Mittag wieder in See gegangen – auf Wunsch der Leute. Einiges konnte aber erst am Abend geliefert werden. Na, und da allerdings machten sie einen lustigen Nachmittag, und so groß Frisko auch ist, in der Altstadt merkte man es ganz deutlich,

daß gegen siebzig Menschen die Taschen voll Geld hatten.

Und dann ist die Hauptsache auch die, daß wir eben deswegen in Frisko keine Vorstellung gaben. Am Abend in der achten Stunde ging es wieder in See!

---

Genau 70 Stunden später, nachdem die Sonne schon seit zwei Stunden verschwunden war, wenn wir sie auch überhaupt in den drei Tagen nie zu Gesicht bekommen hatten, nahmen wir Peilung auf die Südwestküste von Vancouver. Wir peilten aber nicht etwa nach Leuchttürmen, sondern mit dem eingefetteten Lot nach Wassertiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes. Hier gibt es keine Leuchttürme. Man kann doch nicht etwa die ganze Küste von Amerika mit Leuchttürmen spicken. Der Schiffer muß eben den Küsten fern bleiben, muß, wenn er die Küste nahe glaubt, bei sternenloser Nacht ständig loten und kann nach der Erde, die er mit dem eingefetteten Blei heraufholt, sich auch ungefähr über die Gegend orientieren, wo er sich befindet.

Das ist alles auf den Seekarten verzeichnet, und was die Engländer in diesen Seekarten im Laufe der Jahrhunderte geleistet haben, das ist einfach fabelhaft!

70 bis 80 Meter Tiefe, ungefähr 30 Prozent weißgelber Sand Nummer 6, 50 Prozent Pinasmuscheln Nummer 13,

20 Prozent sonstiger Dreck, den wir nicht näher zu untersuchen brauchten – gewiß, etwa 10 Seemeilen vor uns war der Barclay Sound mit Kap Reale.

Nun aber schleunigst wieder seewärts ahoi!

Es war eine schauderhafte Nacht! Seit zwei Tagen schon wütete der Nordsturm, der Stille Ozean tobte, wie nicht der Atlantik in der Bucht von Biscaya tobt, bittere Kälte, daß man sich nicht die Nase putzen konnte, alles gefroren, und dazu ein Schneetreiben, daß im Lampenschein nicht die Hand vor den Augen zu sehen war. Erst gegen Mitternacht ließ dieses furchtbare Schneetreiben nach, der Himmel begann sich sichtlich aufzuhellen, und gegen acht Uhr hatten wir den herrlichsten Sonnenaufgang, wenn auch der Nordsturm noch brauste, daß man nicht gegen ihn atmen konnte.

Im Nordosten erblickten wir eine Küste von furchtbarer Zerrissenheit, mächtige Vorgebirge reckten sich weit ins Meer hinaus.

Auf der Kommandobrücke stand Juba Riata, hatte seine blauen Adleraugen auf diese Küste gerichtet, und jetzt streckte er die Hand aus.

»Dort jenes Vorgebirge ist es, zwischen diesem und dem Kuppelbau müssen wir hinein.«

Die Spezialkarte von Vancouver wurde befragt. Namen haben diese Vorgebirge und Buchten ja alle bekommen, wenn man sie sonst auch noch gar nicht kennt.

Port Sunny hieß die Bucht, welche Juba Riata bezeichnete, an deren waldiger Küste er damals einige Wochen

verlebt. Er hatte sie aber mit dem weißer Biber von Viktoria zu Fuß erreicht, meist auf Schneeschuhen, in viertägigem Marsche, und diese beiden Kerls hatten marschieren können!

Port Sunny – sonnige Bucht – wir hatten es gerade gut getroffen, daß sie ihren Namen bewahrheitete.

»Noch unvermessen!« setzte die Patronin hinzu, nachdem sie eine andere Karte befragt hatte, die aber wieder ganz anders aussah als jene geographische Küstenkarte.

Was dies für eine Bedeutung für uns hatte, daß diese Bucht innerhalb des letzten Vierteljahres noch nicht vermessen worden war, das wird der Leser später erfahren. Oder eine Andeutung kann ich schon machen: die Küsten dieser Bucht hatte noch keinen Besitzer, es war vorläufig noch freies Regierungsland.

»Und Sie halten eine Einfahrt auch bei diesem Sturme und diesem Seegang für möglich?« fragte Kapitän Martin.

Ja, Juba Riata hält die Einfahrt für möglich und sieht keine Gefahr vorhanden. Denn er hatte das Meer hier während einiger Wochen beobachtet. Hier trifft also der japanische Golfstrom auf, der an der Küste einen Höhenunterschied zwischen Ebbe und Flut von sechs Metern erzeugt. Und Juba Riata hatte auch bei tiefster Ebbe und auch bei stärkstem Seegang, wodurch das Meer doch noch tiefere Einblicke gestattet, keine einzige Klippe gesehen. Das mußte den Ausschlag geben, wenn wir es nun einmal wagen wollten.

»Well, in einer Stunde haben wir Hochflut – Frau Patronin?«

»Na, sicher wirds riskiert!« gab die ihre Erlaubnis zu der Sache, obgleich die eigentlich von dem Chartermeister hätte eingeholt werden müssen. Aber wie das Verhältnis bei uns nun einmal lag, brauchte Mister Carlisle gar nicht erst gefragt zu werden.

Und wir gingen mit Volldampf gegen die felsige Küste los. Jedes andere Schiff, das uns beobachtet, hätte uns für verrückt gehalten. Wirklich verrückt wurde auch unser Schiff, als es sich nach einer Stunde zwischen den beiden Vorgebirgen befand. Dermaßen tanzte es hier, in einem tollen Wogengang, der gleichzeitig von allen Seiten zu kommen schien.

Aber wir rangen uns durch, kamen immer weiter hinter das Vorgebirge, das sich als Landzunge von Norden nach Süden zu erstreckte, und hinter dieser natürlichen Kaimauer mußte ja das Wasser immer ruhiger werden. Nur daß jetzt noch Eisschollen hinzukamen, die furchtbar gegen den Schiffsrumpf donnerten.

Ich will die weitere Passage nicht ausführlicher beschreiben, könnte sie auch gar nicht anschaulich machen.

Wieder eine Stunde später schwammen wir in einer kleinen Bucht, die aber noch ein Dutzend solcher Schiffe bequem hätte aufnehmen können, glatt wie ein Spiegel, obgleich über uns die Wolken noch immer vom Sturm gejagt wurden, das Wasser durchsichtig wie blauer Kristall, so daß man bei etwa zehn Meter Tiefe die kleinste Muschel am Boden erkennen konnte.

Auf der Nordseite wurde diese Bucht von einem niedrigen Damm begrenzt, hinter dem sich eine kilometerweite, spiegelglatte Eisfläche erstreckte. Nach Osten hin stieg die bewaldete Küste wohl steil, aber doch erklimmbar empor, während sich auf der Südseite die schwarzen Felsen jäh bis zum Himmel emporreckten, aber von vielen Schluchten durchbrochen, die noch von dem blauen Wasser erfüllt waren.

Über die ganze Szenerie kann ich nur eines sagen:

»Ach, ist das herrlich hier, ist das herrlich hier!«

So hatte die Patronin begeistert gerufen, als sie damals in jener Bucht des Feuerlandes das Land betreten hatte.

Hier wäre dieser Ausruf viel eher angebracht gewesen. Hier tat sie ihn nicht.

Keiner von uns war eines Wortes fähig.

So furchtbar überwältigend war die Szenerie in ihrer schrecklich wilden Schönheit. Unbeschreiblich. Ich wage gar keinen Versuch einer näheren Schilderung.

Nur ein Beispiel kann ich heranziehen.

Ich habe gesagt, daß die Bucht auf der Südkette von schwarzen Felsen eingerahmt war, sich steil aus dem Wasser emporreckend. Von Schluchten unterbrochen. Das sagt im Grunde genommen gar nichts, da kann man sich kein Bild in seiner Phantasie machen.

Wir haben eine gleiche Szenerie in Deutschland.

In der sächsischen Schweiz, wenn man auf der Brücke des Basteifelsens steht und nach der Ostseite in die Schlucht hinabblickt, wie sich da die Sandsteinfelsen wie die Säulen emporrecken.

Die sächsische Schweiz, bah, was ist das für sein lausiges Miniaturgebirge! Es gibt viele, viele Dresdener, die noch nicht auf den Basteifelsen gekommen sind. Wenn sie es sich leisten können . . . ja, die Alpen!

Da muß man einmal solche Engländer hören, die noch mehr als die Alpen gesehen haben, alle zugänglichen Gebirge der Erde.

Da wird man die einstimmige Versicherung hören, daß es eine Szenerie von solch wilder, überwältigender Romantik, wie man sie hier von der Basteibrücke der sächsischen Schweiz erblickt, nur noch im indischen Hidukusch und im Libanon gibt!

Wenn man das von solchen Weltbummlern hört, da fängt man anders über die sächsische Schweiz zu denken an.

Endlich fanden wir wieder Worte.

»Wie kommt es,« fragte ich, »daß diese Bucht nicht zufriert?«

»Weil sie,« entgegnete Juba Riata, einen warmen Zufluß hat.«

Das Wasser hatte eine Temperatur von 18 Grad Celsius, kam einem daher bei den 6 Grad Kälte der Luft lauwarm vor.

»Wo ist der warme Zufluß?«

»Das weiß auch ich nicht. Jedenfalls unterirdisch, vielleicht dort in der Nähe jener natürlichen Felsenbrücke, dort ist das Wasser am wärmsten. Dann ist gar nicht weit von hier, in zehn Minuten Bootsfahrt zu erreichen, eine Höhle, eine Tuffsteingrotte, in der eine mächtige heiße

Quelle entspringt, die sich im Boden verliert. Es ist drin vor Hitze kaum auszuhalten.«

»Und was ist das dort für ein Eisfeld? Seine Spiegelglätte füllt auf. Es hat doch auch hier tüchtig geschneit, die Fichten können die Schneelast ja kaum noch tragen. Wo ist der Schnee auf dem Eisfeld geblieben?«

»Das ist eine Lagune. Sie sehen, daß der abgrenzende Damm kaum einen halben Meter hoch ist, und höher ist hier auch nicht der Unterschied zwischen Ebbe und Flut. Bei der höchsten Flut nun geht das warme Wasser der Bucht eben über den Damm hinweg, überschwemmt die Lagune, bringt im Winter die oberste Eisschicht und den Schnee zum Schmelzen, gefriert natürlich bei genügender Kälte schnell wieder, und so ist eben immer eine spiegelglatte Eisfläche vorhanden.«

Dann war das ja die idealste Eisbahn, die man sich nur denken konnte!

»Nun müssen Sie aber erst einmal,« fuhr Juba Riata fort, »in diese Felsenschluchten eindringen! Das ist das grandioseste, was ich je gesehen habe. Es ist ein ganzes Labyrinth, mit einer bizarren Architektur, wie sie kein menschlicher Architekt im Fieberdelirium zusammenräumen könnte. Wir können die Wasserwege mit diesem Schiff befahren.«

»Mit diesem Schiffe?! Dort zwischen die Felsen dringen?!« rief ich erstaunt.

»Auf den Hauptwegen, ja. Wenigstens bis nach jener heißen Grotte kann ich Sie bringen, mit dem Schiffe. Dann zweigen ja auch noch viel schmälere Schluchten

ab, die wohl nur im Boote zu befahren sind. Es ist eben ein ganzes Labyrinth, dessen Ausdehnung ich gar nicht kenne, ich bin ja nur vier Wochen hier gewesen, und wie ich es auch mit dem Boote befahren habe – ich glaube, da langt ein Menschenleben nicht aus, um dieses Labyrinth kennen zu lernen. Wollen Sie erst einmal die heiße Tuffsteingrotte besichtigen? Das ist wohl das Interessanteste. Fabelhaft, dieser Anblick!«

»Wollen wir?« wandte ich mich an die Patronin.

Diese starrte noch immer die schneebedeckten Tannen und Fichten and Eichen an, ließ ihr Auge über die blinkende Eisfläche schweifen und blickte dann wieder hinein in die kolossalen Felsentore, oben wirklich sehr oft durch einen Bogen, eine natürliche Brücke verbunden – erst bei meiner Anrede schrak sie aus ihren Träumen empor.

»Nein, nein!« fing sie plötzlich zu schreien an. »Fort! Fort! Nach Viktoria!«

Sie hatte wirklich geschrien, daß ich ganz zusammengeschocken war.

Nun, ich mußte sehen, was sie für einen Grund dazu hatte.

Dieses Land hier konnte ja schon seinen Besitzer haben.

Die neueste Vermessungskarte von ganz Kanada erscheint aller Vierteljahr. Die letzte war Anfang Oktober herausgekommen. Auf dieser, die wir in Frisko hatten

kaufen können, war Port Sunny und Umgebung allerdings noch nicht rot umgrenzt. Herrenloses Gebiet, Regierungsland. Aber Juba Riata hatte ja gar nicht gewußt, daß es sich um Port Sunny handele. Also hatte auch eine telegraphische Anfrage in Viktoria nicht viel genützt. Und unterdessen konnte ja dieses Land gekauft worden sein, ein Gebiet von vielen Quadratmeilen.

Zwar hätten wir hier immer dem Wintersport heiligen können, auch dem Sommersport, so lange es uns beliebte. Der etwaige Besitzer hätte uns nicht fortweisen können. Das ist in Amerika an solch einer einsamen Küste nicht so leicht. Da muß schon ein Regierungsbefehl hinzukommen, der aber auch erst zu begründen ist.

Aber wie unsere Patronin nun einmal war, die Frau Helene Neubert, die Freifrau von der See, und überhaupt, was wir hier alles vorhatten, wenn sich das bewahrheiten sollte, was uns Juba Riata schon alles von dieser Gegend vorgeschwärmt hatte und was wir nun mit eigenen Augen als Tatsache erblickten – nein, wenn wir uns hier niederlassen wollten, dann mußte dieser Grund und Boden und dieses Wasser auch uns gehören, oder ... wir fuhren gleich wieder ab, ohne uns erst weiter umzusehen, um niemals wieder herzukommen.

Der Leser weiß ja schon, was wir hier vorhatten. Wir wollten unseren eigenen Hafen haben, von dem ... niemand nichts wußte. Das drückt es wohl am besten aus. So einen verborgenen Schlupfwinkel irgendwo auf der Erde. Und zum Hafen gehört doch auch eine Küste.

Ach, wir hatten schon viel hierüber gesprochen! Aber wo solch einen heimlichen Schlupfwinkel finden? Das ist heutzutage doch nicht mehr ganz so einfach. Die Bucht im Feuerlande hatten wir ja schon Argonantenbucht getauft gehabt. Aber der Wind hatte nur einmal zu blasen brauchen, da wußten wir, daß das dort nichts war, hatten es ja auch schon vorher gewußt. In diese Bucht konnte man doch nur einlaufen wenn viele Tage lang Windstille gewesen war, was dort so selten passiert, bei dem geringsten Seegang war immer Gefahr vorhanden, daß das Schiff bei der Einfahrt zerschellte. Nein, dort war es nicht. Jene Bucht war ja überhaupt gar nicht so wunderschön.

Aber diese hier, das war etwas für uns! So etwas Herrliches hätten wir uns überhaupt gar nicht träumen lassen.

Also zuerst einmal nach Viktoria, ehe wir uns hier weiter umsahen. Das Land wurde mit keinem Fuße betreten.

Die Hauptstadt von Vancouver war von hier 120 Seemeilen entfernt, abends um zehn lagen wir im Hafen.

Das Landamt war natürlich geschlossen. Aber da war bald ein Beamter gefunden, der uns Auskunft geben konnte. Und wir durften aufjubeln. Nein, dort an der Südwestküste war alles noch herrenlos.

Nun muß ich etwas über den Erwerb von Regierungsland in Kanada mitteilen. Jede mündige, unbescholtene, männliche Person – bei Frauen bedarf es einiger Erweiterung – bekommt in Kanada auf Antrag 60 Acker Regierungsland. Der englische Acre hat 5000 Quadratyards

gleich 4000 Quadratmeter. Dieses schon vermessene Regierungsland bekommt er umsonst und vollständig gebührenfrei, kann es sich auf der Karte aussuchen, wo er will. Ein Vater mit sechs erwachsenen Söhnen bekäme also 420 Acker zusammenhängendes Land. Das läßt sich bei gemeinschaftlichem Familienbesitz auch noch auf Frau und Töchter und selbst noch auf die kleinen Kinder erweitern. Mit Genossenschaften läßt sich die Regierung nicht ein, das können die Mitglieder machen, wie sie wollen.

Nur muß man sich verpflichten, dieses Land selbst zu bebauen, darauf zu »dominieren«. Das muß fünf Jahre lang geschehen, dann erst wird der Grundbesitz mein wirkliches Eigentum. Doch mit dem Bebauen wird es gar nicht ernst genommen. Wohl kommt ab und zu ein Regierungsbeamter, aber dem ist es ganz schnuppe, was jemand auf seinen Äckern treibt. Dagegen wird es mit dem »Dominieren« sehr streng genommen. Man muß darauf ständig wohnen. Werden einem größere Reisen nachgewiesen, dann ist man das Land wieder los.

Nun glaube aber niemand, er könne nach Kanada gehen, sich da 60 Acker Urwald aussuchen und darin ein Jägerleben führen. Das hält niemand ein halbes Jahr aus. Das haben schon tausende versucht, und tausende haben sich hinterher selbst ausgelacht. Das ist alles nicht so einfach.

Dann kann man in Kanada auch noch unvermessenes Regierungsland bekommen, so viel man haben will, ohne Verpflichtung darauf zu wohnen und es zu bebauen.

Auch dieses Land gibt die Regierung vollständig umsonst, gleich quadratmeilenweise. Aber einmal sind die eventuellen Indianer, die noch Anspruch auf dieses Land machen, zu entschädigen, die haben pro Acker zwei Schilling zu bekommen, müssen diesen Preis annehmen, ob sie wollen oder nicht, und dann vor allen Dingen hat man dieses Gebiet auf seine eigene Kosten vermessen zu lassen.

Und das ist eine gar teure Geschichte! Es sind gewöhnlich zwei Geometer mit einigen Hilfsarbeitern, die zusammen pro Tag ungefähr 100 Mark bekommen. Man muß pro Acker 10 Schilling deponieren. Für einen Quadratkilometer also 2500 Mark. Zwar wird einem vorge-rechnet, daß die Vermessung nicht die Hälfte, nicht den vierten Teil kosten wird – aber die beiden Herren sorgen schon dafür, daß die deponierte Summe ganz genau aufgebraucht wird. Die nehmen sich Zeit.

Doch darf man hierin keine Übervorteilung erblicken. Das ist eine ganz eigentümliche Sache.

An der Spitze der Vermessungsabteilung für Kanada stand damals und steht noch heute Sir Mac Hovell, Professor und vielfacher Ehrendoktor, einer der bedeutendsten Geologen und sonstigen Naturwissenschaften der beste Kenner Kanadas, außerdem, wie er bei mehrfacher Gelegenheit gezeigt hat, ein hochehrenwerter Mensch.

Und der stellt alle Geometer als Regierungsbeamte persönlich an, prüft sie persönlich, und mit der Vermessungskunst ist es bei dem noch nicht abgetan, er nimmt

nur geschulte Geologen, Zoologen und Botaniker, prüft auch besonders auf den Charakter.

Zeit nehmen sich diese Herren, das stimmt. Aber faulenzten dürfen sie nicht etwa. Dieser Sir Howell soll vielmehr wie ein Teufel hinter ihnen sitzen, überall in Kanada da auftauchen, wo man ihn am wenigsten vermutet, um seine Herren Beamten zu kontrollieren.

Diese müssen zugleich auch das ganze Land, das sie vermessen sollen, auf Gesteinskarten, Fauna und Flora untersuchen, wissenschaftlich, das ist es! Auf diese Weise wird das deponierte Geld verbraucht. Solche reiche Leute, die den Wunsch hegen, gleich einige Quadratmeilen zu besitzen, um Riesenfarmen anzulegen oder dem Sport zu huldigen, müssen mit ihrem Gelde der Wissenschaft dienen, um das noch so wenig erforschte Kanada aufzuschließen.

Es wird ja viel von solchen Leuten über dieses System geschimpft, ich aber finde es ganz vortrefflich. Außerdem muß man doch auch bedenken, daß die kleinen Bauern, die doch die eigentliche Kraft des Landes bilden, auch in Sachen des Steuerbezahlens das schon vermessene Land ganz umsonst und gebührenfrei bekommen, und das muß doch irgendwo wieder herauspringen.

Am nächsten Morgen um 10 begaben wir uns auf das Landamt. Die Sache war höchst einfach, dauerte keine Viertelstunde. Allerdings konnte die Patronin jetzt nur

tausend Acker für sich registrieren lassen, vier Quadratkilometer. Für mehr Land muß ein besonderer Antrag gestellt werden, welcher einer höheren Entscheidung bedarf. Aber bei Zusprechung dieser vier Quadratkilometer war es nicht viel anders, als wenn jemand eine Schnitte Brot abschneidet. Die Patronin deutete auf der Karte das Küstengebiet, das sie zu besitzen wünsche, mit dem Bleistift an, ein bartloser Jüngling maß mit dem Zirkel, und zog mit roter Tinte ein Viereck – so, dieses Viereck, vier Quadratkilometer, gehörte der Frau Helene Neubert aus Hamburg.

Freilich die Hauptsache, erst hatte sie 500 Pfund Sterling für die späteren Vermessungsarbeiten deponieren müssen! Oder man war bei der doch ganz sicher, daß es geschah! Die Schiffsbesitzerin hatte nur erklären müssen, daß sie dieses Geld sofort hinterlegen könne und wolle!

Dann kam noch das Registrieren.

Frau Helene Neubert unterschrieb.

»Und Titel?« fragte der Beamte

»Titel?«

»Freifrau von der See?«

Der englische Beamte hatte dies deutsch ausgesprochen, hatte sich dabei beinahe die Zunge abgebrochen. Jedenfalls kannte er gar nicht die Bedeutung dieser Worte.

Aber immerhin, er hatte es gesagt. Mußte also schon so etwas gehört haben.

Die Patronin bekam einen Kopf wie eine Klatschkrose.

»Missis Helene Neubert – ich habe keinen Titel. Nun ja – Schiffsbesitzerin.«

Die Sache war erledigt.

Noch will ich erwähnen – falls ein Leser auf diesen klugen Gedanken kommen sollte – daß ja auch wir anderen noch jeder vier Quadratkilometer dazu nehmen konnten, nebeneinander gelegen, die traten wir dann der Patronin ab. Oder auch nicht. Ganz wie sie wollte.

Ja, das wäre gegangen. Das ist doch auch nicht gerade eine unehrliche Schiebung.

Aber mit solchen gegenseitigen Abtretungen von ausgewirktem Regierungsland kann man in Kanada und überhaupt in Nordamerika mörderlich hineinfallen! Inwiefern, das kann ich hier nicht auseinandersetzen, das würde viel zu weit führen.

Nur eines will ich sagen: England hat es wunderbar verstanden, allem Landwucher in seinen Kolonien einen Riegel vorzuschieben, weil es da früher mit Australien so böse Erfahrungen gemacht hat, noch heute nach Jahrhunderten fürchterlich daran zu kauen hat.

Wir begnügten uns vorläufig mit den vier Quadratkilometern.

Die Geometer würden erst nächstes Frühjahr kommen.

Dagegen kam sofort ein Major mit, ein Indianeragent, um mit den roten Besitzern dieses Gebietes in Verhandlung zu treten. Denn die bekamen nun von uns noch 100 Pfund Sterling, gleich 2000 Mark, pro Acker zwei Schilling, sofort in bar oder in gewünschten Waren zum Marktpreis von Viktoria, frei ins Wigwam geliefert.

In diesen Kauf mußten die Indianer also willigen, ob sie wollten oder nicht.

Wer hierbei eine Ungerechtigkeit findet, eine Vergewaltigung, dem sei nur gezeigt, wie es diese Indianeragenten machen, wenn sich die Rothhäute etwa auf die Hinterbeine setzen wollen.

»Wo habt Ihr denn dieses Land her?« lautet dann die Frage.

Alle Indianer Nordamerikas wissen nämlich noch heute ganz genau, daß sie nicht die Ureinwohner dieses Landes sind. Vor ihnen war hier ein anderes Volk, dessen letzte Reste jedenfalls die nach dem höchsten Norden verdrängten Eskimos sind. Die fremde Rasse, die wir die indianische nennen, ist von Nordwesten hier vorgedrungen, jedenfalls aus Asien über die Behringstraße, und hat diese Ureinwohner vollständig ausgerottet. Dieser furchtbare Vernichtungskampf muß eben erst beendet gewesen sein, als die Europäer in Nordamerika von Osten her vordrangen. Die heutigen Indianer wissen das noch ganz genau, sie rühmen sich dessen.

»Was habt Ihr denn damals diesen Ureinwohnern für eine Entschädigung gegeben?« lautet dann die zweite Frage.

Da wissen die Indianer nichts zu antworten.

Nein, es ist höchst anständig, daß England heute diesen kanadischen Indianern zwei Schilling für den Acker Land zahlt. Die Union hat es nicht so gemacht.

Außerdem ist ja in Kanada wie in ganz Nordamerika die Jagd frei, also auch die Indianer können nach wie

vor auf den von ihnen abgetretenen Gebieten jagen. Nur nicht auf bebautem Felde, das in Frucht steht, das heißt der Ernte wartet. Und dann nicht auf umzäuntem Gebiete, so hoch eingefenzt, daß kein vierfüßiges Tier in freiem Sprunge darübersetzen kann, wobei es zwischen Grundbesitzern und Jagdliebhabern manchmal zu interessanten Prozessen kommt.

Major Deware wurde von einem Wachtmeister und zwei Soldaten als Diener begleitet, alle in Zivil. Die begleiteten uns kostenlos, wenn sie natürlich auch unsere Gäste waren. Kostenlos wurde uns auch weitere militärische Hilfe zugeschickt, falls es nötig werden sollte. Aber das war auf Vancouver noch nie vorgekommen. Die »Argos« ging wieder ab.

Nur zwei schlossen sich von der Rückfahrt aus: Jubas Riata und ich.

Wir beide hatten verabredet, den Rückweg über Land per Schneeschuh zu machen. Hatten es öffentlich so verabredet, daß sich uns kein anderer als Begleiter anbot.

Besonders Helene schmolte ein bißchen mit mir, aber das war mir ganz egal. Da ließ ich mir doch keine Vorschriften machen. Oder sie hätte mich ja als Kargo-Kapitän abmustern und als Waffenmeister entlassen könnten. Ich hänge mich niemandem an die Rockschöße, will aber auch niemanden an den meinigen hängen haben.

Wir legten die Strecke, die in der Luftlinie 150 Kilometer beträgt, in sechs Tagen zurück, immer auf Schneeschuhen, auf kanadischen, deren Gebrauch gar nicht weiter zu erlernen ist, sie beabsichtigen auch gerade das Gegenteil der norwegischen, sollen durch ihr Lederflechtwerk das Gleiten verhindern.

Hätte Juba Riata diesen Weg unter kundiger Führung nicht schon einmal gemacht und hätte er nicht jeden Gebirgspaß wieder zu finden gewußt, so wäre diese Tour im Winter überhaupt gar nicht möglich gewesen.

Wir haben unterwegs manches Abenteuer erlebt, doch finde ich es nicht weiter erwähnenswert. Einmal saß Peitschenmüller unten in einer Schneespalte, in die er gestürzt war, und ich saß oben auf einem Baume, und zwischen uns beiden saß ein mächtiger Grislybär und ging nicht eher, als bis er unseren für zwei Tage berechneten Proviant verzehrt hatte. Dann freilich, als wir unsere Waffen wieder hatten, mußte er dafür sein Leben lassen.

Nur ein einziges Mal fanden wir die Schneeschuhspuren eines andern Menschen, doch wurden sie bald verweht.

Es waren sechs herrliche Tage und Nächte gewesen, die ich in den einsamen, verschneiten Wäldern verlebt hatte, aber noch herrlicher war es, als ich am siebenten Tage in der elften Morgenstunde auf dem letzten Bergrücken stand, in weiter Ferne das glitzernde Meer erblickte und gerade unter mir die Bucht mit unserem Schiffe.

Ach, war das ein Anblick! Nämlich besonders unsere Jungen zu beobachten, was die gerade trieben!

Gut die Hälfte von ihnen tummelte sich auf der Eisbahn, fuhr Schlittschuh, da gab es ja schon amüsante Szenen genug, aber interessanter war es doch, die Rodler zu beobachten.

Na, die hatten da ja wieder einmal etwas Nettes ausgeheckt!

Rodeln kann ja schließlich jeder, wenn er einen Schlitten, einen Abhang und genügend Schnee hat, aber so wie die jodelten, das brachten eben nur die neuen Argonauten fertig!

Dort, wo der Abhang etwas sanfter war, aber immer noch auf der Eisbahn endend, ging es hinab, auf den regelrechten Sportschlitten, die in Frisko gekauft worden waren, und sie schienen sich auch schon welche nach eigenen Ideen gebaut zu haben, es waren merkwürdige Formen dazwischen.

Schon die auf der Bahn hier und da stehenden Bäume boten Schwierigkeiten genug, die gewandt umgangen werden mußten. Dann war auch noch eine künstliche, sehr scharfe Kurve geschaffen worden, und nicht genug mit dieser Gefahr, sondern hier hatten sie auch noch ein Gestell aufgebaut, an dem Beutelchen hingen, und beim Vorbeisausen kam es daran an, solch ein Beutelchen zu erhaschen, wobei man beim Biegen nach der Außenseite der Kurve noch viel leichter umkippen konnte. Und sie rollten denn auch nicht schlecht im Schnee.

Und was war in den Beutelchen?

Ich erfuhr es ja erst später.

Da hatte jeder Mitspielende als Einsatz sein Goldstück hineinzutun, ein englisches Pfund oder den gleichen Wert. Meine solid gewordenen Jungen hatten doch massenhaft Geld.

Na, solch eine Rodelei ließ ich mir wenigstens gefallen!

Ich bin nämlich sonst nicht fürs Rodeln. Ich finde es etwas dämlich, einen Berg hinaufzukraxeln, in wenigen Sekunden herunterzurutschen und dann den Schlitten wieder hinaufzuschleppen, und so immer weiter. Ja, als Kinder haben wir das auch gemacht. Aber eigentlich nur deshalb, weil es auf dem Stadtberge verboten war. Um den Schutzmann zu kujonieren. Und wenn der Sandaugust kam und streute, dann schnell den Sand wieder mit den Pudelmützen fortgefegt und wieder dem Hüter der Ordnung an der Nase vorbeigesaust! Das war unsere Lust, aber doch nicht etwa da den Hügel hinabzurutschen.

Und das möchte ich hierbei auch einmal sagen: so wie wir Jungen vor 25 Jahren Schlittschuh fahren, das kann die heutige Jugend nicht mehr! Ich habe viele deutsche Städte im Winter gesehen, habe stundenlang an Eisbahnen meine Beobachtungen gemacht – unsere heutige Jugend kann nicht mehr Schlittschuh fahren! Das scheint man über das fade Rodeln ganz verlernt zu haben. Freilich fiel uns halbwüchsigen Jungen, zwölf- bis sechzehnjährig, auch gar nicht ein, den Mädels – oder jetzt sind es wohl schon Damen – die Schlittschuhe anzuschmalen, vor ihnen die Mütze abzunehmen und mit ihnen ein

bißchen auf dem Eise herumzukraxeln. Na, so ein Süßholzraspler hätte uns ja nicht mehr kommen dürfen! Wir jagten um die Wette, übten uns im Kunstlauf und suchten auf freier Bahn die Stellen, wo man am leichtesten einbrechen konnte.

Also dieses Rodeln hier ließ ich mir schon eher gefallen. Ich habe dann selber von früh bis abends mitgemacht. Wem es gelang, ein Beutelchen zu erhaschen, der hatte jedes Mal 20 Mark verdient, und griff er noch weiter hinten zu, wobei er freilich auch noch viel leichter kentern konnte, dann auch noch mehr Goldstücke, die Zahl vermehrte sich immer. Wer aber daneben griff oder dabei umwarf, der mußte wieder seinen Einsatz zahlen.

Und nicht genug hiermit, das Beste kam erst noch.

Dann einfach einige hundert Meter über die glatte Eisfläche sausen, bis der Schlitten sich ausgelaufen hatte, das war nichts für meine Jungen, da hatten sie schnell ihre Erfindung gemacht.

Sie hatten unten aus der Lagune das Eis ausgehackt und die Eisschollen herausgenommen hatten. Über dem freien Wasser nur eine schmale Eisbrücke stehen lassen, daß eben die Schlittenkufen darin Platz hatten, und über diese Eisbrücke mußte nun der vom Hügel herabsausende Schlitten. Erst wenn dies gelang, erst dann war die Beute richtig gewonnen. Sonst mußte sie wieder zurückgegeben werden.

Gerade als ich hinsah, kam ein Rodel den Hügel herabgesaut, es war der englische Matrose Sam, er hatte richtig ein Beutelchen erwischt, nun aber schnell wieder

den Schlitten dirigiert, auf die Lagune, auf die Eisbrücke ...

Bruch, Kladderadatsch! Hochauf spritzt das Wasser, verschwunden ist der Schlitten samt Rodler, da taucht er pustend wieder aus, schwimmt ans Ufer, den Schlitten nachziehend ...

Und da kommt schon wieder einer herabgesaut ... bruch, kladderadatsch ... genau dasselbe ... nur daß der nach der anderen Seite ins Wasser schießt ...

Na da guten Morgen!

Rodeln diese Kerls ins Wasser hinein, bei sieben Grad Kälte!

Na, gesundheitsschädlich ist so etwas ja nicht. Wenn man nicht bereits die Lungenschwindsucht hat. In diesem Falle soll mans lieber bleiben lassen.

Aber sonst ... ach, Du lieber Gott, wenn man sich durch so etwas den Tod holen könnte – dann gäbe es doch überhaupt gar keine lebendigen Matrosen mehr! Was wir manchmal in Wasser stehen müssen, an Deck, aber doch immer im Wasser, lange Eiszapfen im der Nase.

Die Rodler hatten ihr Ölzeug an, unten und oben gut zugebunden. Ganz schützen tut es ja nie, etwas Wasser dringt immer ein ... aber die Hauptsache war, daß es ihnen Spaß machte.

Und was es ihnen für Spaß machte, das hatte uns schon vorher ihr furchtbares Brüllen und Johlen gesagt, das wir schon in drei Knoten Entfernung gehört hatten.

Wir hatten erst geglaubt, sie lägen bereits mit Indianern im Kampfe.

Dann traten wir den Abstieg an und ließen uns unten von Menschen und Tieren nach Gebühr begrüßen.

### 37. KAPITEL. WIE WIR UNSERE KONKURRENTEN RETTEN.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Mit Sport aller Art und reicher Jagd dazu.

Es war ein herrliches Leben, und wir glaubten, hier für immer bleiben zu können. Wenn wir einmal Abwechslung bedürfteten – bis nach Viktoria waren es ja nur zehn Stunden, bis nach Frisko drei Tage. Aber jetzt dachten wir noch nicht an so etwas.

Indianer hatten sich noch nicht gezeigt. Die hatten schon längst ihre festen Winterquartiere bezogen, von denen sie sich nicht weit entfernten, und es war eben ein Zufall, daß diesen Winter kein Stamm hier in der Nähe lagerte. Sonst wären die schon gekommen, die mußten dieses Gejohle und Posaunengetute und Orgelspielen doch vernehmen. Aber niemand kam.

Nun, Major Deware hatte Zeit. Der konnte ein halbes Jahr warten. Es wäre ja gut gewesen, wenn man in Viktoria über seinen längeren Verbleib gewußt hätte, aber etwa deshalb hinfahren – kein Gedanke dran! Wie dort überhaupt die Verhältnisse liegen.

Der schon ältere Offizier war einst ein echter Hinterwäldler gewesen und war es eigentlich noch immer, nur daß er sich unterdessen eine ganz respektable Bildung angeeignet hatte. Im übrigen ein prächtiger Mensch.

Und eben so gut vertragen wir uns mit dem bärbeißigen Wachtmeister und mit den beiden Soldaten. Sie alle machten mit.

Besonders der alte Major wurde ganz Begeisterung, nachdem er uns näher kennen gelernt und unser Treiben beobachtet hatte.

»Haben Sie denn noch nicht daran gedacht,« sagte er eines Tages, als wir Hauptpersonen in der Kajüte bei der Punschterrine zusammensaßen, »mit Ihrem Schiffe Schule zu machen? Und zwar im wörtlichen Sinne dieses Ausdrucks. Ein Schulschiff einzurichten? Wenn Sie etwa zum Schiffsdienst geeignete Waisenknaben . . .«

Weiter kam er nicht.

Kaum ist ihm das letzte Wort entfahren – »orphans« auf englisch, eigentlich ja orphanboys, aber wir dachten doch nicht etwa an Waisenmädchen – also kaum ist ihm dieses letzte Wort entfahren, da springt Mister Carlisle auf und breitet die Arme aus.

»Endlich, endlich!« jauchzt er ganz verklärt zum Himmel empor, respektive zur Kajütendecke.

Wir denken doch schon, seine Traumkönigin ist endlich aus ihrer Todesstarre erwacht. Aber woher soll er das hier plötzlich wissen?

Nein, sein »endlich« hatte auch einen ganz anderen Grund.

»Endlich darf ich Ihnen meinen Vorschlag machen! Ja, nehmen Sie Waisenknaben auf und bilden Sie sie zu tüchtigen Seeleuten aus, nach Ihrer eigenen Methode! Schon immer wollte ich Ihnen diesen Vorschlag machen, aber

ich mußte warten, bis er erst von anderer Seite kam, so hatten es mir die Sterne befohlen!«

Ahaaaa!

Nur schade, daß Major Deware mit seinem Vorschlag zu spät kam und Mister Carlistle mit dem seinigen schon viel früher zu spät gekommen wäre.

Diesen Fall hatten wir unter uns ja schon längst sehr häufig besprochen.

Ich hatte ja schon früher einmal gesagt, daß wir ein Schulschiff machen wollten. Auf ein Kadettenschiff, also auf Söhne »besserer« Eltern, verzichteten wir lieber von vornherein. Das muß unter staatlicher Kontrolle stehen, und . . . lieber nicht.

Also Söhne armer Leute, am liebsten gleich Waisenknaben.

Und dabei hatten wir natürlich an deutsche Jungen gedacht.

Da aber hatte der erfahrene Kapitän Martin eine Warnung ausgesprochen

Die deutsche Kauffahrtei kann massenhaft Schiffsjungen gebrauchen. Es melden sich ja auch genug, aber die meisten halten nur eine Reise aus, dann haben sie die Nase voll von der christlichen Seefahrt, gehen wieder nach Hause zur Mutter oder zur Mama oder zum Muddchen, werden lieber Zuckerbäcker oder irgend etwas anderes weniger Gefährliches, wobei man nicht so egal naß wird, keine so krummen, aufgerissenen Finger davon bekommt.

Da, müßte man meinen, könnten doch die deutschen Waisenhäuser genug Material liefern. Oder auch solche Anstalten für verwahrloste Knaben. Das täte nichts. Die kommen später an Land doch auch in eine Lehre. Da können solche Stromer auch an Bord kommen. Da ist an ihnen entweder nichts mehr zu verderben, oder ... sie sollen sich wundern, was für eine gute Zucht ihnen beigebracht wird!

Aber da haben Kapitäne und andere Männer, die so etwas in die Wege leiten wollten, schon die schlimmsten Erfahrungen gemacht. Das hängt mit dem deutschen Vormundschaftswesen zusammen. Dann besonders mit der hirnverbrannten, aber in Deutschland schier unausrottbaren Ansicht, daß die Seeleute zum Abschaum der Menschheit gehören. Und solche Jungen sollen doch im Gegenteil zu »nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft« erzogen werden. Kurz und gut, während sonst so ein Junge in seinem »Heim« meistens mehr Prügel als zu essen bekommt, wird er jetzt plötzlich, wenn er aufs Schiff soll, als Ebenbild Gottes betrachtet, als die wertvollste Perle der Schöpfung – fortwährend steckt das Vormundschaftsgericht seine Nase dazwischen.

»Laßt um Gotteswillen bloß Eure Hände ab von deutschen Waisenhäusern und Fürsorgeanstalten!« hatte Kapitän Martin gesagt, erzählte einige Beispiele aus seinen Erfahrungen, und es genügte für uns.

»Aber aus englischen oder amerikanischen Anstalten können Sie solche Bengels nehmen, da werden sie Ihnen mit Haut und Haaren und Seele überlassen, und kein Mensch kümmert sich mehr um sie.«

Gut, uns war das recht. Es brauchten nicht gerade Deutsche zu sein. Wir waren auch nur zu dreiviertel deutsch Und wenn wir die Jungens ausgebildet hatten und konnten sie der Welt vorführen, nicht nur als tüchtige Seeleute, sondern auch als wirkliche Menschen und dazu wollte ich sie schon dressieren, in aller Liebe, da hatte ich meine Pläne schon bis ins kleinste gemacht – dann würde man uns wohl auch deutsche Stromer und Vagabunden anvertrauen.

Aber so eilig hatten wir es mit der Ausführung dieses Planes nicht. Das Argonautenschiff existierte erst ein Jahr, und was hat denn ein Jahr zu bedeuten! Die Gelegenheit würde schon noch kommen.

Immerhin war dies der hauptsächlichste Grund, daß wir noch keine anderen Leute angenommen hatten. Den Leser entsinnt sich ja, daß die Patronin bis zu hundert Mann haben wollte, um gleichzeitig sämtliche Rahen bedienen zu können. Dies war der Grund unserer bisherigen Zurückhaltung. Wir dachten immer an eine ganzes Bande von Schiffsjungen. Aber nur nichts übereilen. Und gerade auf dem Schiffe lernt man warten.

So unterhielten wir uns eines Morgens beim gemeinsamen Frühstück, zu dem es aber schon Punsch gab, was man in dieser Gegend auch ganz gut vertragen kann.

»Ich verpflichte mich,« sagte unser Sternkieker noch, »nein, ich bitte um die Gunst, die Kosten dieser Erziehung tragen zu dürfen.«

Weiter konnte jetzt nicht darüber gesprochen werden.

Der erste Steuermann kam herein gestürzt.

»Auf den Riffen sitzt ein Dampfer!«

Wir hinaus.

»Ludwig hat ihn gesehen, von dort oben.«

Der Matrose hatte zur Frühpartie den steilen Berg erklimmen, auf der Hälfte des Weges hatte er im Nordwesten zwischen den Riffen einen großen Dampfer liegen sehen, weit, weit von hier.

Mehr konnte er nicht berichten, und es genügte. Hinaufgeklettert war niemand, jetzt stand alles im Schiffsdienst, mußte der Kommandos warten.

Jetzt ich mit einigen der schnellsten Kletterer hinauf, Ludwigs Spuren folgend, die besten Fernrohre mitgenommen.

Wir hatten eine Viertelstunde zu klettern, ehe wir über den nördlichen und nordwestlichen Bergrücken blicken konnten, der uns die Aussicht nach dem Meere verdeckte.

Wahrhaftig dort lag zwischen den dem Küstengebirge vorgelagerten Riffen und Klippen ein Dampfer. Oder überhaupt ein mastenloses Wrack. Die Entfernung wagte niemand zu taxieren. In einer Entfernung von einer bis fünf geographischen Meilen. Also lieber gar keine Abschätzung. Durch das beste Fernrohr konnten wir an dem

ganz schräg liegenden Deck eben noch Menschen kriechen sehen, und zwar eine sehr große Menge, und da man doch die Tragweite oder Heranziehung solch eines Glases genau kennt, müßte man danach doch die Entfernung sogar ganz richtig berechnen können – aber das geht alles nur in der Theorie, in der Praxis kommt es ganz auf die Beschaffenheit der Atmosphäre an, und nicht nur auf ihren Feuchtigkeitsgehalt.

Jedenfalls aber waren das viel mehr Menschen, als zur Besatzung des Dampfers gehörten, also Passagiere, und jedenfalls sahen sie ihrem unvermeidlichen Tode ins Auge, wenn nicht noch rechtzeitig eine Rettung kam. Denn wie furchtbar es dort brandete, wie sich die Sturzseen immer über den ganzen Rumpf ergossen, das war ebenfalls deutlich zu erkennen.

Wir jagten wieder hinab. Unterdessen hatte es Kapitän Martin schon fertig gebracht – oder wir wollen die Ehre allein den Heizern geben – vollen Dampf aufzumachen. Feuer unter den Kesseln war ja immer, aber in einer halben Stunde volle Dampfspannung zu bekommen, dazu hatte doch etwas gehört. Mit Kohle freilich war das nicht möglich gewesen. Mit Holz, drei Ballons Petroleum und einigen Fässern Schweineschmalz.

Schnell war der Plan entworfen. Juba Riata getraute sich den Weg nach dort über Land zu finden. Also der mit der Hälfte der Mannschaft ab, mit soviel Tauen und besonders mit Brettern bedacht, als sie nur tragen konnten. Wurde es ihnen zu viel, so mochten sie es einstweilen unterwegs liegen lassen. Denn daß dem Wrack nur vom

Lande her beizukommen war, indem über die Riffe eine Brücke geschlagen wurde, das ahnten wir gleich.

Wir dampften hinaus. Zwei Stunden brauchten wir ja schon, um nur das offene Meer zu gewinnen, welches jetzt bei fast völliger Windstille noch vom letzten Sturme tobte, und dann brauchten wir noch eine weitere halbe Stunde, um ein kleineres Vorgebirge, das sich nach Westen reckte, herumzukommen.

Dann sahen wir es liegen, gar nicht mehr weit von uns entfernt. Ein schrecklicher Anblick. Die ganze hintere Hälfte war schon total geborsten, überhaupt verschwunden, nur das Vorderteil reckte sich zwischen den Klippen festgeklemmt, schräg empor, und dort an Deck, auf wenige Quadratmeter zusammengedrängt, klammerte sich ein Knäuel Menschen aneinander fest, wir schätzten sie auf hundert, es war aber fast die doppelte Anzahl, und dazwischen sehr, sehr viele Kinder.

O Jammer über Jammer!

Wie kam denn nur dieses Schiff mit so vielen Kindern hierher?! Was hatte denn nur hier ein Passagierdampfer zu suchen?

Na, solch eine Frage warfen wir jetzt doch gar nicht auf. Wie sie zu retten waren, um diese Frage drehte sich jetzt alles. Von unserem Schiffe aus nicht. Ausgeschlossen! Diesen Klippen und Riffen, zwischen denen es fürchterlich kochte, konnte sich kein Boot nähern.

Oder wir mußten warten, bis die See einmal ganz still wurde. Das geschah aber in diesem Winter nicht mehr.

Und denen dort hingen die Eiszapfen von den notdürftigen Kleidern herab, jetzt sahen wir es deutlich.

Zwar war es gar nicht so sehr kalt. Das selbst registrierende Thermometer hatte als höchste Kälte für die Nacht sechs Grad angezeigt, jetzt waren es nur noch drei Grad.

Aber das genügte gerade, um Eiszapfen entstehen zu lassen. Das Meerwasser mit drei Prozent Salzgehalt friert erst bei vier Grad Celsius. Wenn es nicht sehr bewegt ist. Dabei scheidet es den Salzgehalt aus. Also bleibt das einmalige Eis auch bei weniger Grad bestehen. Daher noch jetzt dort die Eiszapfen und Eiskrusten. Und sehr viele Personen und vor allen Dingen die meisten Kinder waren nur im Hemd! Die Katastrophe mußte mitten in der Nacht erfolgt sein, als alles in der Koje lag, und wie sie gelegen, so waren sie eben an Deck gestürzt!

Ach, diese Winkerei!

Alle diese Hände und Händchen schlugen mir schmerzhaft gegen mein Herz.

»Betet, betet!« jammerte die Patronin. »Hämmerlein – die Orgel – die Orgel!«

Sie war vor Verzweiflung einfach von Sinnen.

Und doch – beten konnten wir, daß Juba Riata den Weg nach der Küste fand und genug Bretter bei sich hatte.

Von dort war eine Rettung vielleicht möglich.

Ein Mann, wahrscheinlich der Kapitän oder ein Offizier, ließ sich von zwei anderen mehr vorschieben und

festhalten, um nicht von den Sturzseen über Bord gewaschen zu werden, hatte in jeder Hand einen weißen Lappen, er semaphorierte.

Das ist die Art der Verständigung durch Signale, wobei zwei Flügel um eine aufrecht stehende Stange gedreht werden, dieser Signalapparat heißt Semaphor. Durch verschiedene Stellung eines oder beider Flügel kann man alle Buchstaben des Alphabetes wiedergeben, und dasselbe kann man ja auch mit den Armen ausführen. Das Semaphorieren muß jetzt in der Marine von jedem Manne erlernt werden.

»Golden City – Frisko – Kapitän Swift.«

So, das war die erste, die dienstliche Vorstellung.

Golden City – die goldene Stadt – was für ein dummer Name, was für eine Blasphemie!

Nun ahnte ich aber auch schon etwas.

Und da kam es auch schon.

»Am 15. von Skagway nach Frisko.«

Richtig! Ein Goldschiff! Wenn es auch kein Gold an Bord zu haben brauchte. Aber Goldgräber! Skagway ist der Haupthafen für Alaska, für Klondyke.

Dort drüben fuhr es fort:

»Mit elf Mann Besatzung . . . «

Hallo! War das kein Irrtum, keine falsche Zahl gewesen?

Dieser Dampfer, dessen ganze Größe man doch noch ungefähr erkennen konnte, mußte mindestens 40 Mann Besatzung haben, und erst hatte der Kapitän die volle

Besatzung zu melden, mit der er abgegangen war, ohne Abzug des Verlustes.

Ich, der ich das Semaphorieren übernommen hatte, aber an unserem Apparat, machte das Nichtverstandens-Zeichen.

»Elf Mann Besatzung,« wurde wiederholt, »in Skagway alles desertiert, keine Leute zu haben gewesen . . . «

Nun wußte ich es. O, Du verfluchtes Gold!

Und dieser amerikanische Kapitän geht mit elf Mann – mit vier Heizern, fünf Matrosen, einem Steward und einem Steuermann, wie ich gleich verraten will – in hohe See! Um nicht in Skagway einen ganzen Winter lang eingefroren liegen zu bleiben.

O Du Amerika!

O Du armer Dividendensklave!

Denn hättest Du nicht riskiert, was nur irgendwie zu riskieren ist – dann hätte Dich die Reederei als Kapitän entlassen. Mit den Seegesetzen wollte man schon fertig werden. Denn wenns glückt, dann kräht kein Hahn danach. Im Gegenteil, dann hat der Kapitän ja ein Bravourstückchen gemacht.

Die fünf Matrosen hatten natürlich mit heizen müssen. Also überhaupt gar keine Deckmannschaft!

»186 Passagiere!« fuhr es drüben fort.

Hierbei bemerke ich gleich, was mir der Kapitän jetzt nicht zu melden brauchte, daß noch kein einziger durch den Tod abgegangen war. Wohl standen die zusammengedrängten Menschen fortwährend unter Wasser, aber es waren doch zwischen den Riffen keine eigentlichen

Sturzseen, nur die überdammende Brandung, die keine so große Gewalt mehr hatte.

Der Kapitän wollte mir weiter melden, wann der Schiffbruch erfolgt war, da aber hatte ich erst etwas zu semaphorieren

Denn was haben denn in Alaska so viel Kinder zu suchen? Die Goldgräber nehmen ihre Familien nicht mit, das ist ganz ausgeschlossen.

»Woher die Kinder?« semaphorierte ich also.

Die Antwort kam:

»Zirkus Smetani, mit 120 Personen, darunter Ballett von 52 Kindern.«

Plötzlich sanken mir die Hände wie gelähmt von den Drehkurbeln herab.

O Du verfluchtes Gold und Geld!

Ich hätte es wissen können.

Ich hatte in San Franzisko die Riesenplakate an allen Straßenecken gelesen. Ein Zettel kündigte an, daß demnächst der weltberühmte Zirkus Smetani in Frisko auftreten würde, gegenwärtig noch in Alaska, in Klondyke gastierend, mit hundert Pferden, mit zehn Elefanten, mit einer ganzen Menagerie, mit 150 Artisten, darunter die »flying angels«, die fliegenden Engel, ein Ballett von mehr als 50 Kindern, kleinen Kindern, keines über zehn Jahre alt. Es war extra betont.

Ich will gleich alles erklären, was ich erst später erfuhr.

Wie solche Artistentruppen, auch die größten Zirkusse durch ganz Amerika die weitesten Kunstreisen machen, mit den Planwagen durch Wildnisse und Prärien,

um ein weltverlassenes Nest zu erreichen, in dem sich aber das Geld der Arbeiter aufgehäuft hat, das habe ich wohl schon früher erwähnt. Es lohnt sich also.

Solch eine Reise nach dem Goldlande Alaska würde sich für den großen Zirkus wohl gelohnt haben.

Sie hatten den ganzen Sommer dort gastiert, von Ansiedlung zu Ansiedlung ziehend, aus denen aber zum Teil schon ganz ansehnliche Städte geworden sind, und Direktor Smetani hatte denn auch wirklich das Gold in Säcken eingeheimst.

Der Haupthafen für Alaska ist also Skagway. Die Seefahrt ist dort wegen der Eisverhältnisse schon im Anfang September beendet. Wenigstens muß man darauf gefaßt sein. Der Zirkus war rechtzeitig zur Stelle. Da kam diesmal das Treibeis schon Ende August an, sackte sich fest, auch der stärkste Dampfer konnte nicht mehr durchbrechen.

Ach, dieser Zeit, und Geldverlust! Nun den ganzen Winter – nein, dreiviertel Jahr hier festgebannt liegen müssen, bis in den Mai hinein!

Die Natur spottet aller Berechnung. So etwas kommt dort oben überhaupt häufig vor. Nämlich Anfang Dezember trieb alles Packeis wieder ab, noch einige Tage, und die Wasserstraße war wieder frei.

Nun schnellstens diese Gelegenheit benutzen, denn lange hielt das nicht an!

Der Zirkus hatte den ganzen Dampfer gechartert, wenn er auch noch andere Passagiere mitnehmen durfte.

Keine Heizer? Keine Matrosen? Ach was, wir selbst heizen mit! Nur fort von hier, aus diesem Eisloche nach San Franzisko, wir sind schon wieder engagiert!

Und der Kapitän hatte es riskiert.

Dort saßen sie nun zwischen den Klippen.

Heute nacht um elf war die Katastrophe erfolgt. Wie der Dampfer so tief zwischen die Riffe gekommen war, das konnte niemand sagen. Eben im dichten Nebel. –

»Dort, dort!« heulte ich auf.

Da kamen sie aus einer Schlucht hervor, Juba Riata mit seiner Mannschaft, im Laufschrift, obgleich schwer, schwer bepackt, mit langen Brettern von Schulter zu Schulter.

Sie erreichten das feste Ufer, vor dem die Klippenformation begann, wo es nur wenig brandete.

Ja, von dort aus hielt ich die Rettung für möglich, von dort aus waren es nur noch 500 bis 600 Meter nach dem Wrack.

Das semaphorierte uns auch Juba Riata zu.

»Brücke möglich. Aber mehr Bretter, Pfosten und Seile.«

Die Hauptmasse der Bretter, die wir in Frisko eingenommen hatten, falls wir in Vancouver viel zu bauen hatten, uns auch am Lande häuslich einrichten wollten, befand sich noch an Bord.

»Wir gehen sofort zurück und bringen sie Euch nach.«

»Ich komme zur Führung zurück.«

Nun setzte ich mich erst noch einmal mit dem Wrack in Verbindung.

»Kann sich das Wrack halten?«

»Allright!« lautete die etwas seltsame Antwort.

»Mut, wir retten Euch!« war es das letzte, was ich semaphorierte, und dann ging es mit Volldampf zurück, und da wir jetzt auch in den schmalen Wasserstraßen, die wir aber nun doch schon kannten, mit voller Kraft fahren, wurde es diesmal in zwei Stunden gemacht.

Trotzdem war Juba Riata schon zur Stelle. Es war sehr gut, daß er als Führer gekommen war, denn es wäre nicht so einfach gewesen, den Spuren unserer Vorgänger zu folgen, so deutlich sie in dem Schnee auch sein mochten. Juba Riata hatte doch erst einen Weg suchen müssen, sie hatten große Umwege gemacht, waren große Strecken zurückmarschiert, so wären wir irre geführt worden, was jetzt vermieden wurde.

Jubas Bericht brauche ich nicht wiederzugeben und er wurde auch nicht untätig angehört. Bretter und Pfosten und Taue und Seile ausgeladen und sonst alles, was wir zu gebrauchen gedachten, aufgepackt und im Dauerlaufe davon!

Zurück blieben nur Kapitän Martin, Hämmerlein, Carlisle und natürlich Ilse. Sonst ging alles mit. Hammid mit seinem hölzernen Bein, der aber als Zimmermann und überhaupt als Genie in allen Holzsachen uns doch recht praktische Winke geben konnte, wurde abwechselnd auf dem Rücken getragen, immer im Dauerlauf, auf kanadischen Schneeschuhen.

Doktor Isidor, der in dem letzten Jahre ein ganz anderer Mensch geworden war, schleppte seinen beträchtlichen Verbandskasten, die Patronin hatte sich mit den Utensilien zum Kaffeekochen beladen, und Klothilde vollends stellte im Buckeln einen ganzen Mann.

Schlitten konnten auf diesem Wege nicht gebraucht werden, das hatte Juba Riata schon vorher gewußt, dagegen hatte er sich gleich von einigen Hunden begleiten lassen, falls eine Botschaft zu übermitteln war.

Also immer im Dauerlaufe, wenn nicht geklettert werden mußte, was oft genug der Fall war. Die steilsten Abhänge hinan und hinab, an schauerlichen Abgründen vorbei, wo jeder Fehltritt den Tod brachte. Und nun dabei so schwer bepackt, mit zum Teil sechs Meter langen Brettern auf den Schultern, von zwei Mann getragen, und nicht nur je eines!

Unsere Vorgänger hatten zu der Strecke zwei und eine halbe Stunde gebraucht, wir machten sie in andert-halb. Da hatte aber Juba Riata eben erst einen Weg gesucht, war oftmals zurückgegangen, und außerdem hatten sie erst Schluchten mit Brettern überbrückt, uns also so schon einen bequemeren Weg geschaffen.

Um zwei waren wir aufgebrochen, also erreichten wir halb vier die Küste, da aber verschwand auch schon die Sonne unter dem Horizonte.

Doch währte die Dämmerung in dieser hohen Breite noch eine Stunde, auch dann herrschte, obgleich der Himmel bedeckt und kein Mond war, noch immer nur ein Halbdunkel. Einmal kam das durch die Brandung,

denn obgleich das Meer in dieser nördlichen Breite nicht phosphoresziert, so muß durch die heftige Bewegung des Salzwassers, mit Algen und sonstigen mikroskopischen Lebewesen erfüllt, doch eine elektrische Fluoreszenz erzeugt werden, es geht von der Brandung immer wie ein leuchtender Schein aus, und hinter uns die schneebedeckten Felsen und Abhänge trugen ebenfalls mit zur Erleuchtung bei, mochte sie auch noch so schwach sein. Jedenfalls konnten wir arbeiten. Außerdem hatten wir noch genug Lampen mitgenommen, einer mußte dem andern bei besonderen Arbeiten vor die Hände leuchten.

Wie es dort zwischen den Riffen aussah und wie wir die Brücke darüber schlugen, das kann ich unmöglich schildern. Es spottet wirklich jeder Beschreibung. Erwähnen will ich nur, daß das Legen und Befestigen der Laufbretter Nebensache war. Hauptsache und die schwerste Arbeit war das Herstellen der Barriere! Denn diese war unbedingt nötig, um sich daran festzuhalten. Ach, da ging es ja manchmal in Winkeln von 45 Grad hinauf, von Felsen zu Felsen, und nun immer von der Brandung bespült, und da nützten auch noch nichts, um ein Ausgleiten zu verhindern, aufgenagelte Querleisten, da mußte in Leibeshöhe darüber unbedingt ein starkes Seil gespannt werden, an das man sich ganz sicher klammern konnte, befähigt, Zentnerlasten zu tragen, denn ohne Zweifel mußten wir doch die Schiffbrüchigen auf dem Rücken an Land tragen, die armen Menschen konnten doch solch einen gefährlichen Weg nicht mehr beschreiten!

Dieses Seil mußte von Felsen zu Felsen gespannt werden. Aber das war nicht so einfach, wie sich das hier sagen läßt. Da mußten meistens erst Pfosten eingeklemmt werden. Und die wir besaßen, erwiesen sich meistens zu kurz. Erst Pfosten, ganze Balken fertigen, aus langen Brettern, die übereinander befestigt wurden, Löcher gebohrt und zusammengeschaubt, wozu wir alles mitgenommen hatten, oder auch nur zusammengebunden, wie es nur Seeleute verstehen.

Ich habe es dennoch zu beschreiben versucht, finde es ist doch nicht möglich, ein Bild von unserer Arbeit zu machen.

Solche Vorbereitungen hatten die Vorausgegangenen in den vier Stunden, da sie schon hier waren, bereits getroffen, sie hatten die Brücke mit dem Barrierenseil auch schon gegen 50 Meter weit vorgeschoben.

Wie diese bisher geschaffene Brücke nun aussah, das ist es eben, was jeder Beschreibung spottet.

Jetzt liefen die Fußbretter einmal gerade hin, dann ging es direkt in den kochenden Strudel hinab und dann wieder haushoch hinauf nach einem spitzen Felsen, fünf sechsmeterlange Bretter mußten zusammengebunden werden, um eine Strecke von 25 Metern zu überbrücken, ohne Unterstützung!

Und das war erst der Anfang gewesen, der allerleichteste Teil! Immer furchtbarer wurde die Klippenformation, daher auch immer schwieriger die Arbeit und dazu wurde es nun jetzt dunkel!

Kabat war es, der diese Arbeit leitete. Ich sah diesen Eskimo eigentlich zum allerersten Male arbeiten, etwas Nützliches tun. Wie dieser Kerl jetzt aber auch arbeitete! Was der alles fertig brachte! Das Unmöglichste, das Fabelhafteste! Wenn wir anderen alle ratlos dastanden, hier mußte unbedingt das Ende der Brücke sein, jetzt war kein anderer Felsen mehr zu erreichen – dieser Eskimo wußte doch noch einen Rat, fand immer wieder eine Fortsetzung!

Juba Riata mußte einen Felsen, an den wir gar nicht gedacht hätten, weil wir ihn gar nicht dazu für geeignet hielten, mit seinem Lasso einsaugen, oder Kabat selbst warf das Seil mit der Schlinge, arbeitete sich durch die Brandung hinüber, Bretter nachgezogen, die er erst provisorisch festband, dann Pfosten nach, seine Axt geschwungen, daß die Spähne nur so flogen, irgendwie wußte er die Pfosten sicher einzuklemmen, auf diesen wurden die Laufbretter erst richtig befestigt, dann das Seil gespannt – und da war es meist Klothilde, welche als zweite Person hinüberkam um die erste Sicherung für die nachkommenden Arbeiter herzustellen. Denn immer wieder mußten wir Männer zu unserer Beschämung gestehen, daß dieses Weib mit den widerspenstigen Seilen und Tauen umzugehen verstand wie kein anderer von uns!

Aber die Hauptsache war doch der Eskimo – im Auffinden des Weges.

Dieser Eskimo, der ehemalige Führer von Polarexpeditionen, war hier eben in seinem Element. Zwar waren

es hier keine Eisblöcke, von deren Zerrissenheit man sich gar keine Vorstellung machen kann, die er zu überwinden hatte, sondern nackte Steinfelsen, aber im Grunde genommen war es doch dasselbe.

Jedenfalls hätten wir ohne diesen Eskimo die Brücke niemals fertig gebracht, und er war es auch gewesen, der durch Juba Riata uns hatte zusemaphorieren lassen, daß er die Brücke für möglich hielt. Hier an Ort und Stelle bei Besichtigung hätten wir es nicht für möglich gehalten. Keiner von uns. Kabat mußte es uns erst zeigen, daß es dennoch möglich war.

Und dabei war und blieb er immer der Mister Tabak. Immer die qualmende Fuhrmannspfeife zwischen den Zähnen, auch wenn es direkt durch das brandende Wasser ging, der Pfeifenkopf war durch eine besondere Vorrichtung geschützt, und erlosch sie doch einmal, dann konnte die Arbeit ruhig warten, erst mußte die Pfeife mit Stahl und Zunder wieder in Brand gesetzt werden, und wenns eine Viertelstunde lang dauerte – dann aber flogen die Spähne auch wieder in doppelter Anzahl!

Nur noch eines will ich hierzu sagen: die verschiedensten Sachverständigen haben später diese Gegend besichtigt, und sie hätten es nimmermehr geglaubt, daß wir über diese Klippenformation in einer Länge von mehr als 250 Metern innerhalb von 23 Stunden eine begehbare Brücke schlagen konnten, auch beim stillsten Wetter nicht, mit allen modernsten Hilfsmitteln nicht, wenn wir nicht 200 Zeugen dafür gehabt hätten, eben die, die wir dadurch retteten. –

Gegen sechs Uhr, als der letzte Schein der atmosphärischen Dämmerung geschwunden war, wurde es plötzlich so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen nicht mehr erblicken konnte. Das heißt, wir mußten uns erst daran gewöhnen, dann wurde es schon besser. Aber erst war es doch so.

Die Arbeit wurde deswegen nicht eingestellt. Nur daß Kabat nicht mehr die nächsten Felsenriffe attackieren konnte, da wäre auch nicht viel mit Magnesiumfackeln zu machen gewesen. So wurden einstweilen Vorbereitungen zum weiteren Bau getroffen, Pfosten hergestellt, Löcher gebohrt, indem man mit den Lampen vor die Hände leuchtete.

Da, kaum eine halbe Stunde später, flammte am Horizonte plötzlich ein prachtvolles Nordlicht empor, die Nacht fast tageshell erleuchtend, wenigstens für unsere Augen.

Und noch prachtvoller war der Anblick, den dieses nächtliche Licht uns zeigte.

Der Eskimo hatte sofort seine Pionierarbeit wieder aufgenommen, unterstützt von Klothilde.

Und so sahen wir denn die beiden jetzt dort oben stehen, auf einem spitzen Felsen, der sich als Säule fast so hoch wie ein vierstöckiges Haus aus der Brandung emporreckte, dort hinauf lief schon die Brücke, noch aber fehlte eine letzte Verbindung von einigen Metern, die stellten die beiden her, und nun sahen wir die zwei Gestalten, sich wie schwarze Silhouetten mit den denkbar

schärfsten Umrissen von dem blendendweißen Horizonte abhebend – der Eskimo, wie er mit seiner Axt gewaltig einhieb, und hoch oben auf einem schon errichteten Pfosten Klothilde, natürlich nicht in Weiberröcken, aber daß es ein Weib war, dort oben gewissermaßen auf der Fahnenstange eines vierstöckigen Hauses arbeitete, das konnte man an dem langen, vom starken Winde gepeitschten Haare erkennen, denn wenn Klothilde auch Knoten gut schlingen verstand, ihr Haar hatte sie nicht richtig zu befestigen verstanden . . .

Ein herrlicher, ein unbeschreiblicher Anblick! Wie die beiden dort oben arbeiteten, mit den Pfosten und Seilen herumwürgten, gegen die alles Gebilde von Menschenhand hassenden Elemente ankämpften!

Und dann blickte ich nach dem Wrack hinüber. Ich hatte es ja in solcher Nähe nur gesehen, als schon die Dämmerung angebrochen war, nun sah ich es in voller Beleuchtung.

Daß die genau 198 Menschen, die sich an dem Vorderdeck zusammendrängten, von einem starken, doppelten Seile umspannt waren, wußte ich bereits, jetzt aber sah ich es erst richtig. Und jetzt sah ich die jammervollen Gestalten, die meistens nur ganz notdürftig bekleidet, viele tatsächlich nur im Hemd, von der überkommenden Brandung ständig durchnäßt werdend und dennoch mit Eis bedeckt, und ich sah deutlich die verzweifelten Gesichter, die meist geschlossenen Augen . . .

Gestern nacht um elf war die Katastrophe erfolgt. Seit nun schon 20 Stunden standen sie so da, und es sollten

noch immer 16 Stunden vergehen, ehe sie diese Stellung verlassen konnten!

Nun, mit den der Situation entsprechenden Augen betrachtet, war ihr Schicksal erträglich. Da kommen bei Schiffbrüchigen noch ganz andere Notlagen vor. So, wie sie standen, wie die Schafe dicht zusammengepfercht, konnten sie schlafen. 36 Stunden kann der Mensch Hunger und Durst aushalten. Denn aus den Räumen war nicht etwa noch etwas zu holen, die 100 Pferde und die 10 Elefanten wie die Tiere der ganzen Menagerie waren im Hinterteil untergebracht, natürlich gleich ersoffen, überhaupt bis zur Höhe des Decks stand alles unter Wasser. Und die Kälte war schließlich nicht so schlimm. Sechs und noch mehr Grad kann der Mensch vertragen, ohne zu erfrieren, auch wenn er im Hemd ist. Gerade, wenn er die meiste Zeit unter Wasser steht, kann er diese Temperatur aushalten. Da wissen wir Seeleute doch etwas zu erzählen. Es kommt auch noch die ganze seelische Stimmung hinzu.

Ja, wir würden sie, wenn sonst alles glückte, als noch gebrauchsfähige Menschen retten, das heißt ohne erfrorene Gliedmaßen.

Freilich sonst – fragt mich nicht, wie es denen zumute sein mochte!

Und darauf konnten wir uns auch gefaßt machen, daß wir mit etlichen Irrsinnigen zu rechnen hatten, die gar nicht gerettet sein wollten.

Nun will ich an dieser Stelle gleich noch etwas erledigen, um später den Gang der Handlung nicht mehr unterbrechen zu brauchen.

Wir wußten von vornherein, daß die 120 Artisten, auch wenn sie einem amerikanischen Zirkus angehörten, meist Deutsche waren und ganz bestimmt sämtlich deutsch sprachen.

Sämtliche reisende Handwerksburschen und sämtliche Bäckergesellen in der Welt sind Deutsche. Wenn sie auch einmal aus Österreich oder Ungarn stammen. Deutsch sprechen sie mindestens, sind also deutscher Abstammung. Andere reisende Handwerksburschen und Bäckergesellen findet man gar nicht in der Welt. Worüber schon Goethe in seiner »Italienischen Reise« als eine Merkwürdigkeit spricht.

Ebenso sind fast sämtliche Artisten, welche die Welt bereisen, Deutsche. Woher das kommt, das kann man sich kaum erklären. Aber es ist nun einmal so.

Nur daß sie immer einen englischen oder Französischen oder italienischen Namen annehmen, weil ... Michel das nun einmal so liebt. In Deutschland darf ein berühmter Seiltänzer nicht seinen ehrlichen Namen August Schulze beibehalten, sondern er muß Sennor Raphaelo Estramadura heißen, dann kann er etwas.

Aber unter sich selbst bleiben die deutschen Zirkus- und Varieteeünstler immer deutsch, so international sie sonst auch sein mögen, vor allen Dingen ist Deutsch die internationale Artistensprache, auch die englischen, französischen, italienischen und sonstigen anderen Artisten,

deren es natürlich auch genug gibt, können alle Deutsch. Ebenso wie jeder deutsche weitbefahrene Seemann Englisch kann, weil Englisch die internationale Seemannssprache ist.

Als nun das Nordlicht aufflammte, sah ich die zusammengedrängte Menschenherde teilnahmslos dastehen, wie ein regungsloser Klumpen.

Dann tauchten dort oben aus der Felsenkuppel der Eskimo und Klothilde auf.

Die Schiffbrüchigen mußten sie sehen, unser ganzes Werk, alle konnten doch nicht schlafen, aber es vermochte keinen Eindruck auf sie hervorzubringen, dazu hatte der zwanzigstündige Jammer schon zu stark gewirkt.

»Kinder,« schrie da Klothilde aus ihrer Höhe hinüber, »in vier Tagen haben wir Weihnachten!«

Das stimmte allerdings. Heute war der 20. Dezember. Trotzdem, es war etwas merkwürdig, daß dies Klothilde hinübergerufen hatte.

Doch wirklich, da kam eine Bewegung in die zusammengepferchte Masse.

Und da erscholl dort drüben auf dem Wrack eine sehr schöne Männerstimme, ein Lied angehend. Und dann fiel es hundertstimmig ein, am meisten klangen die hohen Kinderstimmen durch.

Klothilde hatte es auf englisch gerufen – Christmas – jetzt aber erklang dort drüben auf Deutsch ein Weihnachtlied, von Martin Luther, bei uns weniger bekannt, wenn es auch im Gesangbuch steht, in deutsch-amerikanischen Kirchen und Gemeinden zu Weihnachten dagegen sehr viel gesungen:

»Vom Himmel kam der Engel Schar,  
Erschien den Hirten offenbar,  
Sie sagten ihm: Ein Kindlein zart,  
Das liegt dort in der Krippen hart . . . «

Da sank das Polarlicht in sich zusammen, erlosch so plötzlich wieder, wie es aufgeflammt war, undurchdringliche Finsternis umgab uns, und da verstummte auch plötzlich der Gesang. Aber es hatte genügt.

Ach, wie es da in meinem Herzen aufstieg, und wohl in unser aller!

Und hatten sie wirklich »Krippen« gesungen, nicht »Klippen«?

»Na, da fang doch nicht zu flennen an, Döskopp!« erklang neben mir eine ärgerliche Stimme. »Ach wat, nun wollen wir mal singen.«

»In Hamborg in Sankt Pauli,  
Do geiht dat lustig tau . . . «

Und sie sangen weiter, meine Jungen. Matrosenlieder, weil es eben Matrosen waren.

Und überhaupt, was ist in dieser gesegneten Nacht zusammengedrückt worden!

Dafür aber war der Himmel uns auch nicht günstig. Das Nordlicht hätte uns doch eigentlich die ganze Nacht leuchten können. Statt dessen fing sofort auch noch zu schneien an.

Na, dann wurde eben weiter geflucht ... und weiter gearbeitet! Auch ohne Nordlicht. Wenns eben nicht leuchten wollte, na, dann piffen wir einfach auf alle Nord- und sonstigen Lichter. Wir wurden auch ohne sie fertig. Prometheustrotz!

Und meine Jungen hatten ja auch allen Grund zum Fluchen. Doktor Isidor bekam immer einmal etwas zu tun. Mehr aber als gequetschte Finger und aufgeplatzte Zehen, auf die ein Brett gefallen war, und zerschundenen Knien gab es glücklicherweise nicht. Nur dem Matrosen Gottlieb mußte der linke Zeigefinger abgeschnitten werden. Na, da half er nun mit Kaffee kochen, von dem wir, wenn wir an Land kamen, immer einmal naschten, dazu ein paar Bissen Schiffszwieback.

Aber gegen acht Uhr erscholl ein gellender Schrei, dem andere Rufe nachfolgten.

»Ludwig, Ludwig, wo bist Du?!«

Keine Antwort. Und wir fanden ihn auch nicht.

Der Matrose Ludwig, derjenige, der das Wrack gesichtet, ohne den wir vielleicht überhaupt gar nichts davon erfahren hätten – gerade der war von den nassen, jetzt auch noch verschneiten Brettern abgeglitten, war zwischen die Riffe gestürzt – verschwunden!

Wir hielten uns nicht lange mit Suchen auf. An eine Rettung wäre überhaupt gar nicht zu denken gewesen.

Weiter geschuftet!

Nun aber konnten bald immer weniger Hände beschäftigt werden, auch alle Vorbereitungen waren schon getroffen. Dagegen fehlte es uns noch an dünnerem Tauwerk, auch mußten wir schon an den Empfang der Schiffbrüchigen denken, an Proviant und besonders auch an Decken.

Gleich 30 Mann gingen ab, wieder unter Führung von Juba Riata, der sie alle zusammen an die Leine nahm. So rückten sie ab im Schneegestöber.

Fünf Stunden später, gegen zwei, kamen sie zurück, besseres Wetter mitbringend und alles, was wir sonst noch brauchten. Und außerdem noch etwas Besonderes, womit wir sie nicht beauftragt hatten.

Aber unter ihnen war auch Ostar gewesen, der eine verbundene Hand hatte, und der mußte doch natürlich wieder etwas ganz Besonderes ausgeheckt haben, sonst wäre es doch nicht der Oskar gewesen.

Posaunen und Trompeten und Klarinetten brachten die Kerls mit.

Und nun ging es auch gleich los, Märsche und Walzer und Gassenhauer, geblasen von einem aus 20 Mann bestehenden Orchester!

Übrigens war es nicht etwas so ganz und gar Neues, was wir da aufführten.

Hast Du, lieber Leser, schon einmal gesehen, wenn in Kiel oder Wilhelmshaven oder in einem fremden Hafen ein deutsches Kriegsschiff Kohlen einnimmt?

Dies darf, wenn es die Verhältnisse irgendwie erlauben, nur in der Nacht geschehen. Wenn die Sonne aufgeht, muß das Kriegsschiff wieder wie aus dem Ei geschält daliegen.

Jedes größere Kriegsschiff hat eine Musikkapelle an Bord, und diese muß nun während der ganzen Nacht spielen, um den blauen Jungens die schmutzige, heillose Arbeit wenigstens in etwas zu erleichtern.

Es ist etwas Großartiges dabei. Aber man muß es selbst mitgemacht oder es wenigstens einmal in der Nähe beobachtet haben, um das Großartige zu begreifen. Solch eine nächtliche Kohlenübernahme eines deutschen Kriegsschiffes bei voller Musik!

Ich habe, auch wenn ich Einjähriger war – da muß alles rann! – mit geschippt und gekarrt und getrimmt, daß mir der Schweiß wie eine Dusche zum Buckel heruntergelaufen ist und ich an den hornigen Händen doch immer noch Blasen bekam.

Ja, da muß alles mit ran! Auch die Musiker!

Ach, diese armen Musikanten!

So weh mir der Buckel auch tat – ich habe die Musikanten nicht beneidet.

Die ganze Nacht ununterbrochen blasen!

Wir können doch ab und zu eine kleine Pause machen – die nicht!

Die müssen blasen und tuten und blasen, bis ihnen die Lunge zum Halse heraus kommt!

Bis dann endlich »rein Schiff« kommandiert wird. Die Matrosen und Heizer sind noch fähig, das ganze Schiff zu

säubern – die Musiker könnten es nicht mehr, die knicken zusammen.

Und wenn dann die Sonne aufgeht, und sie spiegelt sich in dem blitzenden Messing, und das Deck glänzt und gleißt, und die Sonne weiß nichts davon, was hier während ihrer Abwesenheit für eine furchtbare Arbeit geleistet worden ist, eine kriegsmäßige Übung, deren Zeit bis zur Minute auch, aus dem fernsten Hafen der Welt sofort nach Berlin gemeldet werden muß, und die Hafenbewohner glauben, das deutsche Kriegsschiff hat sich nur so während der ganzen Nacht mit Musik amüsiert, die Matrosen hätten getanzt . . . o, es ist etwas Herrliches dabei! –

Und so arbeiteten wir unter den Klängen der Posauen, Trompeten und Klarinetten die zweite Hälfte der Nacht durch, so rückten wir Schritt um Schritt und Fuß um Fuß und Zoll für Zoll über die Klippen vor, auf das Wrack los, dann freilich auch wieder einmal gleich eine zehnmeterweite Kluft mit zusammengebundenen Brettern überspringend.

Als es gegen acht zu dämmern begann, waren wir vielleicht noch 50 Meter von dem Racker entfernt, aber die schwerste Arbeit war nun auch hinter uns.

Es war gerade um elf, als wir endlich nach dreiundzwanzig Stunden ununterbrochener Arbeit das letzte Brett legten, das uns mit dem Wrack verband, und da gerade brach hinter die Wolken die strahlende Sonne hervor, küßte mit warmem Hauch die blassen Gesichter der

frostzitternden Schiffbrüchigen und küßte ihre schweißtriefenden Retter.

»Die Kinder, zuerst die Kinder!«

Die Ausladung ging in aller Ordnung vor sich.

Nur ein einziger Mann, ein amerikanischer Goldgräber, konnte es nicht erwarten, drängte sich rücksichtslos vor, einige Kinder beiseite schleudernd ... der Matrose Theodor, der die Sache schon kannte und dem er gerade entgegenlief, setzte ihm sofort die Faust zwischen die Augen, schmetterte ihn zu Boden.

Das war die einzige Ausnahme gewesen, aber dieses Exempel genügte. Irrsinnige gab es nicht.

Das Hinübertragen der 52 Kinder bot gar keine Schwierigkeiten. Getragen wurden sie, auch wenn sie zum Selbstgehen fähig waren und selbst gehen wollten. Es hätte doch noch ein Unglück geben können. Jedes Ausgleiten, wenn man sich nicht an dem Seil festhielt, bedeutete den Tod.

Es waren die 52 Kinder des Balletts, zur Hälfte aus Jungen und Mädels bestehend. Wirklich keines über zwölf Jahre alt, einige aber auch erst vier Jahres alt! Eine Sünde und Schande!

Woher diese Kinder, sämtlich deutsch sprechend, stammten, davon werde ich später berichten, so weit sich dies überhaupt ermitteln ließ.

Es waren aber auch noch andere Kinder vorhanden, teils eben als Artisten auftretend, teils ... Mißgeburten.

Denn mit dem amerikanischen Zirkus war, wie dort üblich, gleich eine Abnormitätenschau verbunden gewesen.

Die tierischen Mißgeburten waren unten im Zwischen-deck sämtlich ersoffen, nur die menschlichen lebten noch, eine ganze Menge, die ich aber jetzt nicht etwa zu beschreiben gedenke. Wenn es nicht gerade mit dem Rettungswerke zusammenhängt.

So war da zum Beispiel ein zehnjähriger Junge, der etwas über zwei Zentner wog. Der hätte ja eigentlich zu den Männern gerechnet werden müssen, aber im anderen Sinne war er noch mehr als ein Kind . . . etwas blödsinnig, konnte nichts weiter sagen als »schu dick. Da wir das gleich merkten, wurde auch er gleich an Land getragen.

Jawohl, den zweizentri-gen Jungen an Land tragen, über die schwankende Brücke weg, aus schmalen Brettern bestehend, die sich schon durch das Gewicht eines einzelnen normalen Mannes manchmal wie die Gerten bogen, überschwindelnde Tiefen, in denen es von Felsenspitzen starrte, aus so schrägen Brettern, daß man sich überhaupt nur an dem Barrierenseil Hand über Hand fortziehen konnte!

Der Matrose Albrecht war es, der das kleine oder vielmehr sehr stattliche Mastschwein auf den Rücken nahm. Der geistesgestörte Albrecht, der immer nur putzen wollte!

Aber jetzt war er nicht mehr geistesgestört. Sobald er gehört, um was es sich handelte, da hatte er mitgewollt, und es hatte nichts genützt, daß wir ihm die schönsten Sachen, mit Grünspahn überzogen, zum Putzen gegeben.

Er war mitgegangen. Und er war der tüchtigsten Arbeiter einer gewesen.

Aber wenn wir geglaubt, das wäre eine Krisis gewesen, jetzt wäre er wieder normal, so hatten wir uns geirrt. An Bord fing er gleich wieder zu putzen an,

Doch jetzt huckte er den zweizentrigen Jungen auf. Und dazu war auch Albrecht am geeignetsten. Er war erst nach seiner vierjährig-freiwilligen Marinezeit für immer zur See gegangen, zur Kauffahrtei, früher war er Müllerbursche gewesen, na, und da mußte er wohl so einen Zweizentnersack schleppen können.

»Schu dick!« sagte der Bengel, als er die Arme um Albrechts Hals schlingen sollte,

Er mußte festgebunden werden.

»Nun schlinge Deine Beine um seinen Leib!«

»Schu dick.«

»Verstehst Du uns?«

»Schu dick!« war die stereotype Antwort, und dabei steckte der Blödsinnige sein Zünglein immer heraus.

Es war noch mehr ein Wage- als ein Kraftstückchen, den jugendlichen Koloß hinüberzutragen, aber es gelang.

Hier auf dem Wrack blieb ja alle Heiterkeit aus, aber an Land, sobald wieder so ein Häufchen Unglück in Sicherheit war, da mußte sich der Matrosenwitz unbedingt Luft machen, oder es wären eben keine deutschen Matrosen gewesen, wovon freilich sehr bald auch die Heizer und Kohlentrimmer angesteckt werden.

Wie ich am Lande drei Kinder ablud, die mir auf den Rücken gebunden worden, kam wieder ein Matrose an, Wilhelm, mit zwei Kindern bepackt.

Bedächtig lud er sie ab, und wie er sie betrachtete, machte er ein überaus dämliches Gesicht.

»He, wat is denn dat? Wer hat denn die beiden zusammengelascht?!«

Die beiden Kinder, ein Junge und ein Mädchen, waren mit dem Hinterteil zusammengewachsen.

Wilhelm tat, als könne er das durchaus nicht begreifen, obwohl er es recht gut konnte.

»Wat, Gaukler?!« rief er dann, als man ihm davon gesagt. »Dat sind Gaukler wie wir? Dann sind das doch Konkurrenten von uns! Na, da smheet see nur wedder int Water!«

Noch muß ich einen halbwüchsigen Jungen erwähnen, der nur ein Bein hatte, aber gleich so geboren, es war auch fast in die Mitte gerückt, als eine Mißgeburt, und an diesem sonst ganz normal entwickelten Beine hatte er keinen Fuß, es war eine Gummiplatte daran gesetzt.

»Jim Snyder aus Melbourne, genannt das einbeinige Känguruh.«

So meldete das Zirkusprogramm.

Das erste stimmte nicht. Er war in Nordamerika von deutschen Eltern geboren und gegen eine horrende Summe an so einen Unternehmer verkauft oder vermietet worden, was in solchen Artistenkreisen ja alles möglich ist. Aber die letztes Bezeichnung stimmte.

Der Bengel wollte sich nicht auf den Rücken nehmen lassen, und ehe wir es uns versahen, war er schon davongesprungen, setzte mit seinem einen Gummifuße die ganze Brücke entlang, sprang den ihm begegnenden Männern über die Köpfe weg, wozu sie sich allerdings etwas bücken mußten, ganz genau wie ein richtiges Känguruh, vorausgesetzt, daß ein Känguruh auf seinen zwei Beinen wirklich so springen kann, mit solcher Kraft und Gewandtheit und Grazie, die steilsten und glättesten Strecken hinauf, mit fabelhafter Sicherheit!

Dann kamen die Weiber daran. Unter diesen waren auch sechzehn englische Mädchen, solche verrückte »Girls«, die taratabumdeay singen und dazu tanzen, mit den Beinen Buttermilch in der Luft quirlen.

Das heißt aber, jetzt sangen und tanzten sie nicht. Die Hälfte von ihnen war nur im Hemdchen. Nicht einmal Lockenwickel hatten sie an.

Als die durchweg sehr, sehr schlanken Dämchen von meinen Matrosen auf den Rücken genommen worden, da brach auch noch einmal so ein Witzfunke hervor, gleich hier noch auf dem Wrack, es kam ja doch manchmal vor, so wie auch die Sonne sich manchmal versteckte und wiedererschien.

»Gucke mal, Garl, was die für dürre Beene hat,« sagte der Heizer Schorsch, dessen Wiege am Strande der sächsischen Elbe gestanden, als er sich ein Taratabumdeay-Girl im Hemdchen auflud, wobei er doch auch ihre Beine unter seine Arme nehmen mußte, und wenns eine Frau Bürgermeisterin gewesen wäre.

»Na, da baß nur uff, Schorsch!,« entgegnete Garl, ebenfalls von da unten her, »daß Du unterwegs geene Knochen verlierst.«

Unter den Frauen aber war eine, die wir bis zuletzt lassen mußten.

Eine Riesendame. Oder nein, keine Riesendame, so groß war sie gar nicht, wog aber noch etwas mehr als vier Zentner.

Sie war noch gar nicht so alt, hatte ein wirklich hübsches Gesicht, einen Mund so klein, daß sie kaum eine Wallnuß hineinbrachte, dagegen wahre Elefantenbeine, schon die Waden waren wie die eines Elefanten, und dementsprechend dick war alles an ihr.

»Madame Pompadour, die schwerste Dame der Welt!« meldete der Zirkuszettel.

Ich bemerke gleich, daß sie noch länger bei uns an Bord bleiben sollte, und aus Madame Pompadour machten meine Jungen natürlich sofort »Mama Bombe«.

Also die konnten wir nicht so ohne weiteres hinübertragen. Dieses Gewicht hätte auch nur August der Starke tragen können, das hätte zusammen sieben Zentner ergeben, und darauf war unsere Brücke nicht geacht.

Den Prüfstein für ihre Tragfähigkeit hatte schon immer August abgeben müssen, deshalb hatten wir auch Albrecht ohne besondere Sorgen mit dem zweizentrigen Jungen abgehen lassen, aber dieses vierzentrige Maststück auf dem Rücken eines anderen, es brauchte gar

nicht August zu sein – nein, das durften wir nicht wagen, und da half nun auch keine Verstärkung mehr, die war überhaupt gar nicht mehr anzubringen.

Nun, zuerst einmal alle Männer hinüber. Wer von diesen selbst geben wollte, durfte es, aber wer getragen werden wollte, wurde gebuckelt, es waren genug dabei, und wir konnten es ihnen nicht verdenken 36 Stunden lang und jetzt schon länger so regungslos stehen, immer von eisigem Wasser umspült, und nun dazu diese Seelenverfassung!

Unterdessen hatte ich meinen Plan überlegt, auch schon die Vorbereitungen dazu getroffen.

Das Gewicht mußte auf möglichst lange Strecken verteilt werden. Also die Riesendame wurde an eine lange Stange gebunden.

Ach Gott, ach Gott!

Und so wimmerte auch fortwährend die Madame Pompadour.

Aber in echt berlinerischem Dialekt.

»Ach Jotte ooch, ach Jotte ooch!«

Und zu diesem Wimmern hatte sie ja auch allen Grund.

Wir banden das arme Weib wie eine abgebrühte Sau in der Mitte der Stange an, banden ihr auch, damit sie sich nicht etwa anklammern konnte, die Hände zusammen, fesselten sie regelrecht. Und dabei hatte das arme Weib ebenfalls nur ein Hemd an, dazu noch ein sehr kurzes. So hatte sie in der Koje gelegen, so war sie nach der Katastrophe an Deck gestürzt.

Das heißt, uns war nicht etwa lächerlich zumute, und auch sonst hatten wir alles andere im Kopfe!

Wie diese vier Zentner nun über diese schwankende Brücke bringen ... in solch einer Situation ist es einem verdammt egal, ob dieses lebende Gewicht nun eine Freifrau von, auf und zu oder eine Hökenfrau ist, ob sie ein Ballkleid anhat oder überhaupt gar nischt.

Zwei Träger durften es nur sein. Den einen machte ich, das war von vornherein bei mir beschlossen. Ich fühlte mich befähigt dazu, und überhaupt, das ließ ich mir hier als Anführer der Bande nicht nehmen – wenn schon, denn schon – wenn hier jemand den Todessturz machte, dann hatte ich ihn zu maschen.

Als zweiten Träger wählte ich Albert. Den Sänger. Denn der war nicht etwa zurückgeblieben, in der Befürchtung, er könne bei der Geschichte durch einen Halskatarrh seine Stimme verlieren. Das gabs bei dem nicht!

Und einmal war Albert ein baumstarker Kerl, wenn man es ihm auch nicht ansah, ebensowenig wie mir magerem Häring, und dann vor allen Dingen war Albert die phlegmatische Ruhe selbst, und das war dabei die Hauptsache.

Und wir beide fuhrwerkten los, die acht Meter lange Stange mit der aufgebaumelten Riesendame zwischen uns. Ich wage gar nicht mehr daran zu denken. Einmal hatte ich die allergrößte Lust, die Stange von der Schulter gleiten zu lassen und mich kopfüber in die Tiefe nachzustürzen, denn überleben hätte ich das ja nicht können.

»Ach Jotte ooch, ach Jotte ooch!« fing in diesem Augenblicke wieder die Madame Pompadour zu wimmern an.

»Wat seggt see?« fragte da vorn Albert! »Hürt, Waffenmeister – ick mutt immer dran denken – ob der wohl ook schuhplatteln kann?«

Ich blieb die Auskunft schuldig.

Aber mit einem Male war meine Schwäche vorüber.

Und wir brachten sie ans Ufer.

Als die letzte Person vom Wrack, nachmittags gegen drei.

Am Ufer warteten wohl noch einige Leute von uns, aber von den anderen Schiffbrüchigen war niemand mehr da. Sie hatten nur etwas Kaffee und Zwieback mit Fleischextrakt und Cornedbeef bekommen, dann mußten sie weiter, und wer nicht selbst gehen konnte, der wurde getragen oder gezogen oder geschleift, aber jedenfalls fort, fort an Bord unseres Schiffes! Eine Nacht wollten wir nicht mehr hier zubringen.

Daß dieses Riesenweib gehen konnte, daran war gar kein Gedanke. Nun ließen wir sie aber auch gleich an der Stange hängen, wie sie einmal hing. Nur daß wir ihr die Hände aufschnürten und ihr zu trinken und zu essen gaben. Na, wie die schlang! Und dann natürlich wickelten wir sie in Decken.

Dann weiter mit ihr, trotz der großen Last im Geschwindschritt, jetzt freilich immer auf jeder Seite drei Mann unter der Stange. Nur beim Passieren der mit schmalen Brettern überbrückten Schluchten wurde der

schnelle Schritt gemäßigt. Halb fünf wurde es stockfinster, und wir waren noch mindestens eine Stunde vom Schiffe entfernt und hatten zufällig keine einzige Laterne bei uns!

Da aber begrüßte uns schon Hundegebell, ein Lichtchen tauchte auf – es war der unverwüstliche Jubai Riata, der uns als Führer entgegenkam.

Eine Stunde später legten wir Madame Pompadour an Deck unseres Schiffes nieder.

Ach, wie wohl mir da zumute war!

Mister Carlistle stürzte auf mich zu.

»Waffenmeister – Mister Stevenbrock – denken Sie sich ... meine Königin ist erwacht!«

»Ach, Quark, hängt Euch beide auf!« war meine Antwort.

Na, zum Teufel noch einmal – kommt der splienige Kerl jetzt mit seiner Traumkönigin angerückt, wo ich mich hier seit drei geschlagenen Stunden mit einer menschlichen Bombe von vier Zentnern netto herumbalge!

Übrigens hatte der Sternkieker seine Traumkönigin schon öfters lebendig gesehen, aber es war immer nur so eine Vision in seinem verschrobeneren Gehirn gewesen, und diesmal war es auch nicht anders. Die Inderin lag noch kalt und starr in ihrem Salon.

Ich wußte schon, wo ich die Patronin zu finden hatte. Dort, wo einstweilen die Kinder untergebracht waren, in der großen Kajüte.

Ja, da lagen sie, die 52 fliegenden Engel, und einige kleine Mißgeburten dazwischen, gut gebettet und in Decken gewickelt. Alles in tiefem Schlafe. Einige aber hatten vorher noch gegessen – oder gefuttert, wollen wir lieber sagen, sie hatten als erste Füllung des maltraierten Magens Hafergrütze mit Syrup bekommen. Die Schüsseln standen noch am Boden herum, es sah wirklich nicht viel anders aus, als hätten kleine Schweinchen ihre Mahlzeit gehalten, was sie nicht bewältigen konnten, das hatten sie sich ins Gesicht und in die Haare geschmiert – und so lagen sie da, in süßem Schlummer und bedeckt mit durch Syrup versüßter Hafergrütze.

Klothilde war eben dabei, diese Schüsseln und Teller beiseite zu räumen, und die Patronin saß in einem Lehnstuhl, die Hände im Schloß gefaltet, und ließ ihre verklärten Blicke über die verkleisterten Engelchen schweifen.

Bei meinem Eintritt erhob sie sich, kam mir entgegen, hatte es aber nicht eben eilig, mir ihre Arme um den Hals zu legen, und ebenso langsam – oder feierlich, will ich sagen – kam es heraus aus ihrem Munde:

»Heute ist mein Geburtstag!«

Na, dann war das große Geheimnis endlich heraus! Ich hatte ihren Geburtstag schon immer zu erfahren versucht. Der Geburtstag unserer Patronin mußte doch gefeiert werden. Die Patronin war etwas ganz anderes als der Kapitän. Aber vergebens, der war nicht zu erfahren gewesen.

»Ach, der ist schon lange vorbei!« hatte sie das eine Mal gesagt, und das andere Mal: »Ach, bis dahin ist noch lange Zeit.«

Nun aber war es heraus, und ich zweifelte nicht, daß sie die Wahrheit sprach.

»Georg, heute ist mein Geburtstag!« wiederholte sie noch einmal an meiner Brust, aber mehr jauchzender als vorhin, und dabei patschte sie mir mit ihren ebenfalls mit Syrup und Hafergrütze bekleisterten Händen im Gesicht herum. Und wie sie das gejauchzt und das getan hatte, da war diesmal ich derjenige, der plötzlich einen Weinkrampf bekam. Den ersten in meinem Leben und hoffentlich den letzten.

### 38. KAPITEL. WIR SICHTEN UNSERE KONKURRENTEN UND WAS WIR SONST NOCH ERLEBEN.

Die Sonne ging auf und ging wieder unter, und wir dachten gar nicht daran, die Schiffbrüchigen nach einem Hafen zu bringen.

Dieser ganze Tag wurde mit Schlafen und Essen und Essen und Schlafen hingebracht und nur ab und zu eine Meinung ausgetauscht.

Gut wäre es ja gewesen, wenn die Kunde von dem Schiffbruch der »Golden City«, und der Rettung ihrer Mannschaft und der Passagiere schnellstens nach San Franzisko kam. Das konnte auf telegraphischem Wege auch von Viktoria aus geschehen.

Aber jetzt Dampf aufmachen – ich hätte mir doch lieber die Hände abgehackt, ehe ich meinen Jungen so etwas zugemutet hätte, auch nicht für die Barkasse, die überhaupt bei diesem Seegange gar nicht hinausgehen konnte.

Da in aller Frühe dieses ersten Tages erbot sich der unverwüstliche Juba Riata, die Meldung nach Viktoria zu bringen, über Land, in drei Tagen wollte ers schon schaffen. Mister Tabak wolle ihn begleiten, sie hätten schon zusammen gesprochen.

Na, wenn die beiden wollten – des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Mit Mühe und Not brachte ich Kapitän Swift wach, er setzte einen Bericht auf, der von seinem Steuermann und einigen von uns als Zeugen unterschrieben wurde.

Auch Major Deware gab ein Schreiben mit. Über den und seine drei Leute habe ich bei dieser Affäre nichts weiter gesagt. Na, die hatten eben mitgemacht, waren mitgekommen und hatten geholfen, was sie hatten helfen können. Die Brücke freilich hatten sie ja mit keinem Schritte betreten. Und was der alte Major und der noch ältere, bärbeißige Wachtmeister so ab und zu äußerte, das mag ich nicht wiederholen. Der alte Wachtmeister jedenfalls hatte seine Bärbeißigkeit meinen Jungen gegenüber plötzlich total verloren, war förmlich schüchtern wie ein kleines Mädchen geworden.

»Wenn die »Argos« wieder nach Viktoria kommt, sollen Sie und Ihre Leute ja nach Gebühr empfangen werden,

und wenn es nach mir ginge, dann würde ein Denkmal errichtet werden, wie es kein zweites in der Welt gibt.«

So, das will ich nur erwähnen, sagte der Major, als er sein Schreiben brachte. »Na, Herr Major, damit ist uns nicht gerade gedient, mit so einem Empfang, für den ich mir am Ende gar erst einen Frack bauen lassen muß!« entgegnete ich.

»Würde der Bote nicht auch diesen Brief von mir an das englische Konsulat mitnehmen?«

Der dies fragte, war ein Herr im warmen Sportanzug, mit eisgrauem Haar, aber noch mit ziemlich jugendlichem Gesicht, im übrigen eine höchst sympathische Erscheinung, freundlich und bescheiden und dennoch einen ganz exklusiven Eindruck machend.

»Wer sind Sie, bitte?«

»Ich heiße Mac Miller, bin ein Engländer, hatte eine Reise nach Alaska gemacht, nur zum Vergnügen, oder auch aus wissenschaftlichem Interesse. Ich möchte doch so bald als möglich meine Angehörigen benachrichtigen, was dann das englische Konsulat in Viktoria auf telegraphischem Wege besorgt.«

»Selbstverständlich kann der Brief mitgenommen werden.«

Diese Sache war erledigt. Weiter kam aber niemand mit Briefen, alle anderen lagen in tiefem Schläfe.

Juba Riata und Mister Tabak rückten auf Schneeschuhen ab, letzterer gab Volldampf, und auch ich legte mich, nachdem ich noch einmal den Magen vollgepfropft, gleich wieder schlafen, um im Traume allen transtinkenden und schmantrinkenden Eskimos eine Liebeserklärung zu machen, und Klothilde gab ihren Segen dazu, wozu sie aber erst auf einer Felsenspitze einen noch höheren Balken hinaufkletterte.

So also wurde dieser ganze Tag verdämmt, erst am nächsten befanden wir uns wieder in richtiger Verfassung, außerdem aber noch viel mehr in seligster Stimmung.

Erst jetzt hielten wir nähere Umschau unter den Geretteten. Die meisten meiner Jungen hatten ja eine lebendige Bürde auf dem Rücken gehabt, ohne zu wissen, ob weiblichen oder männlichen Geschlechts, ob nur mit einem Beine ausgestattet oder gleich mit dreien.

Ja, da erblickten wir nun freilich seltsame Gestalten. Aber ich will sie nicht etwa alle einzeln schildern. Die meisten verließen uns ja überhaupt bald wieder, derer will ich gar nicht erst gedenken, und die anderen, die bei uns blieben, bekommt der Leser so nach und nach vorgestellt, wenn eben gerade die Gelegenheit zur Vorstellung ist.

Das kann auch sofort beginnen.

»Wenn der sich hinlegt, dann ist ein Bandlwurm.«

So sprach Joseph ein Matrose, wie unser zweiter Bootsmann gleichfalls ein Bayer.

So hatte ich ihn sagen hören, als ich am zweiten Tage wieder das Deckt betrat.

Er hatte einen Riesen von 2,35 Meter Länge gemeint. Aber auch ausschließlich in die Länge gewachsen. Dürr wie eine Hopfenstange, von Schultern gar keine Spur, hingegen war ein gut Teil seiner Länge auf den Hals zu rechnen.

Der Matrose oder Heizer, der ihn getragen, hatte ihn wie ein Tau über dem Nacken hängen gehabt.

Bandlwurm hatte der bayrische Joseph gesagt, nicht Bandwurm.

Na, da war »General Tim Tom, der größte Mensch der Welt«, natürlich unser »Bandlwurm« geworden.

Ich hatte mich auf dem Wege zur Patronin befunden, setzte ihn fort, fand sie im großen Badezimmer, auch für Massendusche eingerichtet, mit hochgekrepelten Ärmeln im Kostüm einer Scheuerfrau, und scheuern tat sie auch, schrubbte ein Dutzend der kleinsten fliegenden Engel ab, Klothilde schmierte sie mit grüner Seife ein. Besonders die Haare, die aber auch noch eine andere Salbe nötig hatten, weil sich darin kleine Gäste angesiedelt hatten. So etwas bleibt ja auf solch einem Passagierdampfer selten aus, und diese Tierchen machen sich verdammt wenig aus eiskaltem Seewasser.

»Du, Georg, denke Dir mal . . . die haben alle Läuse!« begrüßte mich die Patronin seelenvergnügt.

Na, dann hätte ich nicht erst so zarte Andeutungen zu machen brauchen.

Dann betrachtete sie, mit der Schrubbarbeit einhaltend, tiefsinnig und zärtlich zugleich den kleinen verlausten Engel, den sie gerade unter der Bürste hatte, einen vielleicht fünfjährigen Jungen, der aber auch wirklich einem Engel glich! Außer dem herrlichsten blonden Lockenkopf mit klassischen Zügen die harmonischsten Körperlinien, alles wie gemeißelt, zart und ungemein kräftig zugleich.

Na ja, zu solchen Kindern, die Ballett tanzen müssen und an Drähten durch die Luft fliegen, sucht man sich doch überhaupt die schönsten aus, besonders wird auf volle, schöne Körperformen geachtet, und das Weitere tut die fortwährende Übung, verbunden mit gutem kräftigem Essen, wie es doch bei solch einem großen Zirkus verabreicht wird.

Ich bemerke von vornherein, ehe wir sie so sortierten, daß von den 52 Kindern dieses Ballette 32 Knaben und 20 Mädchen waren, also nicht genau halb und halb, wie wir erst annahmen.

Man müßte eigentlich annehmen, daß sich für irdische Engel, die in Trikots an Drähten aufbaumelt werden. Mädchen mehr eignen als Jungen. Wegen der Körperlinien.

Nein, gerade das Gegenteil ist der Fall. Wenigstens wenn es sich um kleine Engelchen handelt.

Ich möchte den Leser einmal auf etwas aufmerksam machen.

Wenn man in einer Gemäldegalerie alle die Bilder betrachtet, besonders Heiligenbilder, auf denen Engel vorkommen, so wird man durchweg finden, daß alle kleineren Engel Buben sind. Aber wenn sie größer werden, mehr in die Jahre kommen, dann werden Mädchen draus. Aber im zarten Engelsalter sind es durchweg Jungen.

Na, diese Maler haben eben gewußt, weshalb diese Metamorphose. Und der Mann, der dieses Kinderballett zusammengestellt hatte, das war doch schließlich auch ein Künstler, wußte wenigstens, worauf es ankam. Kurz, bis zum sechsten oder siebenten Jahre, und das waren die meisten, waren es lauter Knaben, erst dann kamen in der Mehrheit Mädchen, nur einige wenige ältere, dicke Buben dazwischen.

»Georg, was meinst Du dazu – ich habe eine Idee – wir wollten doch Schiffsjungen annehmen – wenn wir diese Kinder erzögen ...«

Ich weiß gar nicht, weshalb mich plötzlich so ein Schreck durchzuckte.

Wie ich den fünfjährigen Engel anstarrte und mich dabei impulsiv in den Haaren kratzte.

»Ab ... aber – Helene – die ... die Mädchen auch?« konnte ich nur stammelnd hervorbringen.

»Nein, die Mädchen nicht, mit solchen Experimenten, durch Schiffsmädchen einen neuen weiblichen Beruf zu eröffnen, wollen wir uns lieber nicht befassen!« lachte sie zurück. »Natürlich nur die Jungen. Was meinst Du dazu?«

»Ab . . . aber,« hatte ich immer noch nicht die Sprache ganz wieder, »die sind doch noch so winzig klein . . . «

»Nun, dieser Fehler würde sich mit jedem Tage verbessern. Und ab wir überhaupt nicht ein gutes Werk tun, wenn wir diese Kinder dem Zirkusleben entführen? Erst handelt es sich doch nur um eine Erziehung, und die könnten wir ihnen doch an Bord ganz gut geben.«

Ich hatte mich wieder zusammengerafft.

»Nein, Helene, das ist nicht so einfach, wie Du Dir es denkst. Diese Kinder sind doch gar wertvolle Objekte, die sind durch irgend einen Kontrakt ihrem Manager mit Leib und Seele verpflichtet . . . «

»Dieser Manager ist aber tot!«

»Tot?!«

»Jawohl, Mister Ephraim Snatscher, wie er hieß, ist bei dem Schiffbruch verunglückt, ertrunken, über Bord gewaschen worden.«

»Verunglückt?!«

Ja, so war es. Diese Kinder hatten es gesehen, auch noch andere, wie der alte Herr noch in der ersten Nacht über Bord gewaschen worden war.

Aber der Kapitän hatte es nicht gesehen, nicht sein Offizier, nicht die meisten anderen – na, und die hatten sich über solche Kleinigkeiten nicht unterhalten.

Also war es ein falscher Bericht gewesen, den wir abgeschickt hatten, ein Passagier hatte dabei seinen Tod gefunden. Na, das hatte ja nichts weiter zu sagen.

»Aber dieser verunglückte Manager wird doch Rechtsnachfolger haben, die nun in den Kontrakt eintreten können.«

»Ja, darüber können mir diese Kinder nichts sagen, da müssen wir uns an eine andere Quelle wenden.«

Dann wurde sofort Gelegenheit. Sidy meldete, daß der Herr Direktor Smetani der Frau Patronin seine Aufwartung zu machen wünsche.

Ja, das konnte geschehen. Die Patronin überließ die Kinder der Klothilde, warf sich ein Morgenkostüm über, und wir empfangen den Herrn.

Es war ein italienischer Zirkusdirektor, wie er im Buche steht, das hagere, verlebte, aber nicht unsympathische Gesicht mit einem mächtigen schwarzen Knebelbart verziert. Nur daß es eigentlich ein Österreicher war.

»Erlaubens, daß i hereinspazier – kiß d’Hand, gnä Frau – i hob die Ehr ... «

Und so weiter. Und dabei purzelten ihm schon die Tränen über die faltigen Wangen herab.

Einmal, weil er noch unter dem Eindruck der Todesnot und der Rettung stand, und zweitens, weil er, wie er uns gleich offenbarte, durch den Schiffbruch die schwersten pekunären Verluste erlitten habe. Zwar war alles, was er dabei verloren hatte, versichert gewesen, das bekam er bezahlt, – aber als Zirkusdirektor konnte er für lange Zeit nicht mehr arbeiten, er mußte überhaupt sein ganzes Personal entlassen, drei Engagements für große Städte gingen ihm verloren.

»Wissen Sie, daß Mister Snatcher verunglückt ist?«

Ja, der wußte es.

»Verheiratet war er nicht?«

»Aber nein, gnä Frau!« erklang es, als wäre es eine beleidigende Frage gewesen.

»Ist es denn so ausgeschlossen, daß der verheiratet gewesen ist?«

»Abber jaaa gnä Frau!«

»Weshalb denn?«

Ich fasse es kurz zusammen, was wir so nach und nach erfuhren.

Dieser Ephraim Snatcher, ein echter Yankee, war ein Geizknüppel ersten Ranges gewesen. Den Kindern hatte er ja bei ihrer anstrengenden Arbeit kräftiges Essen verabreichen müssen, aber sonst . . . nur keinen roten Cent ausgeben! Es war ein alleinstehender Mann gewesen, er hatte auch alles, alles allein gemacht. Nur daß er für die Kinder von Gesetzes wegen einen Privatlehrer halten mußte, den er aber auch danach bezahlte.

Übrigens hatte er nicht allein dieses Kinderballett »ge-managet«, sondern auch noch einige andere Kinderspezialitäten. So zum Beispiel waren auch der zweizentrige »Schudick« und das menschliche, einbeinige Känguruh sein »Eigentum«.

»Wo hat er denn diese Kinder her?«

Das konnte Direktor Smetani alias Schmidt nicht sagen, auch kein anderer. Wie solche Kinder eben verkauft werden. Von ihren Eltern oder von Kindesräubern oder von sonst wem, ganz wie richtige Ware. Dann läßt solch

ein Unternehmer die Kinder bei anderen Truppen ausbilden, oder er tut es selbst, aber immer in aller Heimlichkeit, bis er mit ihnen in der Öffentlichkeit erscheint. Dann weiß niemand mehr die Abstammung dieser Kinder.

Zum ersten Male hörte ich damals von solchem Kinderhandel für Zirkus- und Varieteebetriebe und sonstige Schaustellungen, und der erstreckt sich nicht etwa nur auf Amerika, sondern umspannt die ganze Welt.

O, man sollte nicht nur allein, wie es jetzt geschieht, den »Mädchenhandel« verfolgen. Es gibt zahllose Kinder, die des Schutzes noch viel mehr bedürftig sind.

»Was wird denn nun aus diesen Kindern?«

Ja, das war eine fatale Sache. Mister Snatcher war in Artistenkreisen eine weltbekannte Persönlichkeit gewesen, aber von seinen Verhältnissen wußte niemand etwas. Und seine Papiere befanden sich in seinem Koffer dort im Wrack, waren verloren.

Überhaupt ist solch ein Kinderhandel doch nicht etwa gesetzlich geregelt, anerkannte Kontrakte gibt es da gar nicht, also kann auch kein Erbe eintreten.

Diese namenlosen, ortsunansässigen Kinder waren jetzt wie die herrenlosen Hunde. Wer sich ihrer annahm, dem gehörten sie, bis sie ihm wieder davonliefen. Die Kunst besteht eben darin, in solchen Kindern den Gedanken an ein Fortlaufen gar nicht aufkommen zu lassen. Also kann von einer schlechten Behandlung nicht viel die Rede sein. Oder aber ... gerade das Gegenteil! Die schmachlichsten Prügel! Das sind dann aber Stümper in ihrem Fache. Die hier hatten nichts zu klagen gehabt.

Sonst, wenn sie einmal davon laufen, kann man natürlich nicht etwa die Hilfe der Polizei anrufen. Dann werden sie eben in eine Fürsorgeanstalt gesteckt.

So hatte uns Direktor Smetani erklärt.

»Ich nehme sie nicht. Ich habe jetzt anderes vor. Und nun überhaupt – diese Rasselbande! Mister Snatcher verstand sie im Zaume zu halten – ich könnte es nicht. Der Pepi, einer meiner Clowns, will sich ihrer annehmen, mit ihnen reisen. Ich habe wenigstens schon so etwas munkeln hören.«

»Könnten wir sie hier an Bord behalten?«

»Abberrr jaaa! Sie sind doch auch so ein Zirkusunternehmen, ich habe doch schon genug von Ihnen gehört, von dem schwimmenden Zirkus des Argonautes, nehmen Sie das fliegende Kinderballett mit in Ihr Programm auf ... «

»Nein, nein, das ist es nicht!« wehrte die Patronin mit leisem Lächeln ab, während ich den Kerl schon bald beim Kragen genommen hätte, um ihn hinauszuschmeißen. »Wir möchten nur einige Knaben an Bord behalten, um sie zu Seeleuten auszubilden ... «

»Abberrr jaaa! Suchen Sie sich doch die besten Exemplare aus!«

»Wohin dann aber mit den anderen? In eine Erziehungsanstalt bringen?«

»Abberrr nein!« schlug der Zappelmann – denn ein solcher war es – gleich die Hände über dem Kopfe zusammen. »Bedenken Sie doch die arrrmen Kinderrrchenenn,

die haben nun getanzt von früh bis abends, was sollen die nun in einer Erziehungsanstalt . . . «

Er sprach noch weiter, und der Mann hatte ganz, ganz recht! Mir gefiel es sogar sehr an ihm, daß er gleich auf diese Weise für die Freiheit der Kinder eintrat. Etwas eigentümlich, aber er gehörte doch selbst zu den fahrenden Leuten, jetzt sprach er in echtem Mitleid für diese Kinder.

Die Sache war erledigt. Wir würden uns die brauchbarsten Jungen aussuchen und die übrigen nebst sämtlichen fliegenden Mädchen großmütig einem anderen überlassen.

O, ich freute mich wirklich schon riesig darauf, solche sechs- bis zehnjährige Jungen – jüngere konnten wohl schwerlich in Betracht kommen – die schon halb und halb zu kleinen Akrobaten ausgebildet worden waren, in meine weitere Dressur zu nehmen, ich wollte schon aus ihnen etwas machen! Und auch in moralische Erziehung wollte ich sie nehmen! Denn daß da böse Pflanzen dazwischen waren, das war ja zu erwarten. Jedenfalls aber hätte ich bei Jungen, die mir aus Waisenhäusern und Fürsorge, also Besserungsanstalten übergeben worden wären, alle schon über 14 Jahr alt, der Moral nach ein noch viel ungesünderes Material erhalten.

Wie ich durch den etwas dunklen Korridor ging, kam mir etwas zwischen die Beine, ein dünnes Stimmchen kreischte auf.

»O, mein Kind, ich habe Dich doch nicht getreten?!«

»Nicht sehr, mein Herr, nicht sehr!« winselte das zarte Stimmchen.

Ich hob das Geschöpfchen auf, fühlte kaum ein Gewicht, setzte es auf meinen Arm.

Jetzt mußte man verdammt vorsichtig sein, überall wiebelte und kriebelte es von Kindern. Meine Jungen saßen schon wieder feste bei der Schneiderarbeit, die meisten hatten doch nur ein Hemdchen angehabt, nur notdürftig bekleidet waren sie alle gewesen, und mindestens wollte ich diesen Kindern hier erst etwas Wintervergnügen bereiten.

Ich trat in helles Licht. Es war ein kleines Mädchen, das ich auf dem Arm hatte, trug, wie ich gleich bemerkte, es trug ein Kleidchen von unserer Ilse. Na, für unsere Ilse war ja das überhaupt etwas!

Ein kleines Mädchen? Gewiß das war sie. Aber wie alt? Vier Jahre? Nein, war das nicht eine – eine Puppe?

Ja, zum Teufel, hatte dieses kleine, überaus zarte Geschöpfchen nicht schon einen ganz regelrechten Busen?!

Kurz und gut, ich wurde nicht klug aus dem Dinge, was ich da auf dem Arme hatte, und ehe ich selbst auf den Trichter geriet, kam da ein Junge anspaziert, einer von den wenigen, der bei dem nächtlichen Schiffbruche Pumphen angehabt hatte, auch so ein vierjähriger Knirps.

»Herr Waffenmeister?« fragte er.

Hallo! Ich starrte den Knirps nicht schlecht an. Hatte der eine Baßstimme für seine Wenigkeit!

»Wie alt bist Du denn, mein Kleiner?«

»Zweiundvierzig Jahre!« entgegnete die Baßstimme.

Ja, nun merkte ich es. Es war ein Zwerg, noch nicht ganz einen Meter hoch.

Das heißt, daß die Patronin den nicht etwa aus Versehen mit abseifte!

Der glich nur im Äußeren einem vierjährigen Kinde, hatte auch ein Kindergesicht, aber nur, wenn man nicht genauer hinsah – sonst gerade das Gegenteil davon, wie es auch schon seine Stimme verriet.

»Ja, der Waffenmeister dieses Schiffes bin ich. Sie wünschen?«

»Wenzel ist mein Name!« fuhr die tiefe Stimme fort, und jetzt ward sein Gesicht für mich auch immer älter. »Alois Wenzel – genannt Attila – Sie wissen vielleicht – Attila, das war nämlich der König der Hunnen, die damals die Goten . . . «

»Ja, ja, ich kenne schon den Attila, wenn auch nicht persönlich.«

»Ich bin nämlich professioneller Hundereiter – trete als Hunne auf, schieße mit Pfeil und Bogen, werfe die Lanze und führe die verwegensten Reiterkunststückchen aus, aber nicht zu Pferd, sondern zu Hund – meine beiden Doggen sind nun freilich ertrunken, aber Sie haben ja genug Hunde, die reite ich zu – und was meine Frau ist, die reitet die hohe Schule auf dem Ziegenbock . . . «

»Ihre Frau?!« mußte ich zunächst einschalten.

»Sie hat das Vergnügen, auf Ihrem Arme zu sitzen.«

Au weh! Nun freilich wußte ich es! Daher die puppenhafte Figur mit ziemlich voller Entwicklung, und daher auch hatte sie zimperlich den Finger an den Mund gelegt

und blickte errötend seitwärts, wie sie so auf meinem Arme saß.

»Entschuldigen Sie gütigst, Frau ... Frau ... Attila Wenzel!« sagte ich und setzte sie, wirklich von Verlegenheit befallen, sacht auf den Boden.

»Ach, ich bin durchaus nicht eifersüchtig,« tröstete mich der Gatte, meine Verlegenheit bemerkend, »und Rosamunde is ooch nich so, wenn se sich ooch so stellt. Ja, also was ich sagen wollte – meine Frau da reitet die hohe Schule auf dem Ziegenbocke, eine Attraktion ersten Ranges – nun sind allerdings unsere beiden Ziegenböcke ersoffen – aber da bekommen wir schon andere wieder – oder ich möchte auch einmal ein Schwein zureiten – also wenn Sie uns beide engagieren wollen ... «

»Na ja, darüber sprechen wir noch!« sagte ich und machte, daß ich fortkam. Sonst ritt der zuletzt auch noch unseren Igel zu.

Aber den ganzen Tag noch wurde ich von Artisten aller Art angelaufen, überhaupt von sämtlichen, auch von den Dienern, Pferdewärtern und sonstigen Arbeitern. Sie waren ja alle stellenlos und glaubten eben, das sei ein schwimmender Zirkus, der noch mehr Personal brauchen könne.

Wen wir von ihnen behielten, darüber werde ich später berichten.

Die Tage vergingen. Ach, das war ja etwas für diese Kinder, besonders unsere Menagerie. Zwar hatten sie ja selber eine in dem Zirkus gehabt, noch eine ganz andere als unsere, aber mit diesen Löwen, Tigern und Bären

hatten sie doch nicht etwa spielen dürfen. Wenn diese Raubtiere nicht mehr genügend wild waren, dann wurden sie künstlich wild gemacht, damit sie einmal den sie in voller Freiheit vorführenden Dompteur anbrüllten, und nach ihm schlugen. Und überhaupt, das war doch etwas ganz anderes gewesen, die Kinder hatten gar nicht an diese Tiere herandürfen.

Mit den Raubtieren unserer Menagerie aber konnten sie nach Herzenslust spielen, an Bord wie an Land, sich mit ihnen im Schnee wälzen und Rutschbahn fahren, Unser Leo war jetzt mit seinen anderthalb Jahren ein unleserlich neugierig wie ein junger Hund. Freilich mußten wir es ihm erst erlauben, ein Fremder hätte ihn nicht so ohne weiteres angreifen dürfen. Und das galt von allem Raubzeug unserer Menagerie.

Dann mußte die Brücke abgebrochen werden, wenn wir nicht auf die Bretter und auf das viele Tauwerk verzichten wollten. Einmal wäre sie doch dem Sturme und der Brandung zum Opfer gefallen, jetzt hielt alles noch zusammen.

Auch Kapitän Martin bekam sie noch in voller Struktur zu sehen, und da sah ich auch diesen Mann einmal staunen.

»Das ist fabelhaft! Ich hätte diese Brücke nicht für möglich gehalten, hätte es überhaupt gar nicht gewagt. Und in 23 Stunden?! Das ist einfach fabelhaft!«

So sprach Kapitän Martin. Und dabei herrschte jetzt nicht mehr so eine Brandung wie damals.

Da sieht man also, daß ich diese Arbeit gar nicht richtig beschreiben konnte. Das Abbrechen ging viel schneller als das Aufbauen, wenn wir uns dabei auch Zeit nahmen, vier Tage.

Ludwigs Leichnam wurde nicht gefunden. Wir setzten ihm kein anderes Denkmal als in unserem Herzen.

Von dem Wrack war absolut nichts zu holen. Das Vorderteil saß fest und würde so lange sitzen bleiben, bis der Rost alles in Trümmer brach.

Das Weihnachtsfest war nach Gebühr gefeiert worden.

Am achten Tage nach ihrer Abreise kamen Juba Riata und Kabat zurück, in Begleitung einiger Dutzend Indianer, die sie auf dem Rückweg getroffen hatten, die Männer des ganzen Stammes, dem dieses Gebiet gehörte. Juba Riata war ihnen ja schon von damals bekannt, aber den weißen Biber fand er nicht mehr unter ihnen, der war tot.

Es waren einesteils noch ganz waschechte Indianer, andererseits konnte man mit ihnen geschäftlich unterhandeln wie mit einem Yankee.

Die Gebietsabtretung bot nicht die geringste Schwierigkeit. Diese Indianer wußten eben, daß da gar nichts zu machen war. Wenn sie sich im Kampfe gegen die »langen Messer« nicht bis zum letzten Mann aufreiben wollten.

Major Delaware stellte den Verkaufsvertrag aus, der Häuptling setzte nebst einigen anderen Kriegern das Totem darunter, erhielt seine 100 Pfund Sterling in Gold, und die Sache war erledigt. Er hatte sogar gesagt, daß er

auch einen Scheck auf Viktoria annehme. Aber Gold war ihm doch lieber.

Die drei Dutzend Indianer wurden zwei Tage lang bewirtet, dann schieden wir als die besten Freunde.

So, nun waren wir die Besitzer dieses Grund und Bodens, nun konnten wir uns hier häuslich einrichten, Blockhäuser erbauen, die heiße Grotte in ein regelrechtes Dampfbad verwandeln und andere bleibende Arbeiten ausführen, die uns niemand wieder wegreißen durfte, wie wir uns alles schon so schön ausgemalt hatten, alle Pläne dazu schon fix und fertig entworfen.

Statt dessen packten wir die Bretter und Zementfässer jetzt wieder ein und dampften davon, nach San Franzisko zurück, um überhaupt ein anderes Ziel zu suchen.

Ich hatte es kommen sehen.

Wir hatten hier nun schon vier Wochen lang Wintersport aller Art getrieben, und diese Zeit genügte vollkommen, nun sehnte man sich wieder einmal nach einer Abwechslung. Außerdem wollten doch die Goldgräber, die das, was sie in Klondyke gefunden, bei sich hatten, endlich nach einem Hafen gebracht werden, auch die anderen Schiffbrüchigen sollten und wollten nicht immer bei uns bleiben – also sie wurden nach San Franzisko gebracht, und bei uns stand es fest, daß wir nicht sofort zurückkehrten. Später einmal wieder, ja, aber nicht sogleich.

Unterdessen war die Sache geregelt worden, wen wir behalten wollten und wen nicht. Wir behielten gleich alle 32 Jungen des Balletts bei uns, es ließ sich auch kaum

anders machen, wenn wir sie nicht rücksichtslos einem ungewissen Schicksal ausliefern wollten.

Der Clown Pepi war der einzige der Artisten, der, auch über einiges Geld verfügend, das Kinderballett weiterführen, mit ihm reisen wollte. Aber nur mit Mädchen. Weshalb nur mit solchen, weshalb er durchaus keine Jungen haben wollte, das sagte er nicht, daß war sein Geschäftsgeheimnis, und gerade bei derartigen Unternehmern kommt es ja darauf an, mit einer neuen Spezialität, einem neuen Trick urplötzlich herauszukommen, sonst ist die ganze Sache nichts.

Jedenfalls aber hatte ich diesen Clown unterdessen näher kennen gelernt, es war ein Ehrenmann, dem nicht zuzutrauen war, daß er etwa einen Handel mit kleinen Mädchen anfangen wollte, und daß er sich nicht mit Jungen als überflüssige Esser beladen mochte, das war ihm bei seinem kleinen Kapital nicht zu verdenken. Übrigens pumpte er die Patronin auch um tausend Pfund an, die er aber später zum bestimmten Termin, den er selbst angegeben, pünktlich zurückzahlte.

So behielten wir also gleich alle 32 Jungen. Es war ja, wie ich nun schon erfahren, unter diesen kleinen und halbwüchsigen Engeln mancher darunter, bei dem es nicht genügte, nur ein B vorzusetzen, der eine stahl alles, was er sah und fortbringen konnte, nur aus Lust am Stehlen, er warf es fort, ins Wasser, und ließ sich eher totschiagen, als daß er dann, wenn er überführt worden, den Ort angab, aber das war der schlimmste noch nicht, es waren auch schadenfrohe Charaktere darunter

– und Schadenfreude ist die einzige Untugend, die ich beim Kinde und überhaupt beim Menschen nicht verzeihen kann, einen Menschen, der sich über das Unglück eines anderen freut, halte ich zu allem, zu allem fähig, und das halte ich auch für unausrottbar, wenn es ihm das Schicksal nicht selbst austreibt – aber was sollten wir mit solchen Bengeln machen. Sie einer Anstalt übergeben, auch wenn wir dafür zahlen mußten, das war immer mehr ausgeschlossen, je mehr wir uns die Sache überlegt hatten, da hatte der Zirkusdirektor vollkommen recht gehabt.

Also sie blieben sämtlich an Bord. Ja, es reizte mich immer mehr, den Kampf mit solchen noch unentwickelten Charakteren, die man aber schon jetzt direkt als verbrecherisch veranlagte bezeichnen konnte, aufzunehmen. Wenn nur erst die anderen von Bord waren, die nicht zu uns gehörten, dann wollte ich diese kleinen Teufel schon unter meine Fuchtel nehmen, geführt in aller Liebe.

Ich verweile deshalb so lange bei dieser Sache, weil sie damals für mich wirklich von höchster Bedeutung war. Ich sah ein neues Lebensideal vor meinen Augen auftauchen. Aus diesen zum größten Teil nichtswürdigen kleinen Stromern brave, tüchtige Menschen zu machen, durch eine besondere Erziehungsmethode durch eine spartanische Lebensweise, bei der sie vor Erschöpfung gar nicht auf böse Gedanken kommen konnten, aber dabei immer behandelt mit der allergrößten Liebe, immer angeführt durch aufmunterndes Beispiel.

In solchen Gedanken ging ich damals ganz auf, begann schon jetzt die Stundenpläne dazu bis ins Kleinste auszuarbeiten

Nur ein einziger Junge der ganzen Bande machte eine Ausnahme in seiner Abstammung, indem er diese nämlich kannte, wenigstens seine Mutter – den Vater allerdings auch nicht.

Es war dies die Nummer acht. Die Jungen hatten alle pompöse Namen bekommen, meist klassische Götter- und Heldennamen, Apollo und Achilles und dergleichen, außerdem aber waren sie bei den Tanzübungen, wie es da am praktischsten war, mit Nummern gerufen worden, und bei diesen Nummern blieb es auch bei uns. Es war das allereinfachste. So waren sie alle gleich der Größe nach geordnet. Sollte der Teufel alle die Götter- und Heldennamen im Kopfe behalten, mit den Zahlennummern aber ging es gleich am zweiten Tage, weil sie sich dementsprechend in Reih und Glied aufstellten. Und es ist vielleicht auch besser, man nennt ein Kind acht oder dreizehn, als Ernst, und dann ist's ein kreuzfideler Bruder, oder Felix, das ist der Glückliche, und dann ist's in seinem ganzen Leben ein ewiger Pechvogel, der sich zuletzt vor Gram aufhängt.

Die zehnjährige Nummer acht war nämlich der Sohn der Madame Pompadour, für seine Jahre ein äußerst kräftiger Bengel, würde aber wohl niemals so ein Fettwanst werden und vor allen Dingen war er, wie ich nun schon beobachtet hatte, der tüchtigste Junge von allen, auch der beste Charakter, er hatte mich schon angefleht, an

Bord bleiben zu dürfen, als Schiffsjunge, aber die vierzentrige Mama liebte den Jungen wirklich, kein Gedanke dran, daß sie sich von ihm trennen würde . . .

»Na, da bleiben auch Sie bei uns. Wollen Sie?«

»Ach Jotte ooch, ja!«

Also auch Mama Bombe blieb bei uns an Bord. Als gar nicht so unnützes Mitglied dieser Schiffsgesellschaft. Wenigstens meine Jungen hatten sofort ihren bedeutsamen Zweck erkannt. Wenn wir einmal eine Fünfunddreißigzentimeterhartkugel in den Schiffsbauch bekamen, die setzte sich einfach auf das Leck drauf, da kam kein Wasser mehr herein!

Außerdem hatte Mister Ephraim Snatcher, so weit noch unmündige Kinder in Betracht kamen, auch noch das einbeinige Känguruh und den zweizentrigen »Schudick« gemanaget. Diese beiden waren nun auch herrenlos geworden, kein anderer Artist wollte sie haben, – gut, behielten wir die auch.

Froh war ich bloß, daß die zusammengewachsenen Zwillinge noch ihren Herrn und Besitzer hatten, sonst hätten wir die auch noch an Bord behalten müssen!

Das Kinderballett hatte, wie schon erwähnt, von Gesetzes wegen einen Lehrer haben müssen, der den schulpflichtigen Kindern wenigstens Lesen und Schreiben beibrachte. Natürlich war es ein Deutscher. Auch solche Haus- und Privatlehrer sind in aller Welt Deutsche. Ein noch junger, schüchterner, ungelenker, halbverhungertes Mann. Wenigstens sah er so aus. Obgleich er immer kaute, sobald er sich unbeobachtet fühlte. Die 52 Kinder, und

nicht zum wenigsten die Mädels, hatten ihm so auf der Nase herumgespielt, daß er überhaupt gar keine Nase mehr hatte. So behaupteten wenigstens meine Jungen. Er hatte eine winzige Stulpnase, auf welcher der Brillensteg eben noch Halt fand. Und überhaupt ein Gesicht wie ein böser Affe. Und heißen tat er Balduin Fabian. Natürlich hatten meine Jungen diesen Namen sofort in Pavian verdreht. Das heißt, zu hören bekam er das nicht. Der Matrosenwitz ist wohl derb, kann furchtbar derb werden, roh – aber beleidigend wird er nie. Die Kinder nannten ihn nur Fabs und das allerdings mußte er sich gefallen lassen.

Im übrigen ein seelensguter Kerl, ein Pädagoge vom Scheitel bis zur Sohle, hatte nichts weiter im Kopfe – na, der blieb natürlich auch als Lehrer.

Ferner blieb bei uns auch General Tim Tom, der größte Mensch der Welt, der Bandlworm. Er hatte so lange gebettelt, bis er bleiben durfte. Er hatte das Artistenleben satt, sich vom Publikum anstaunen zu lassen, er wollte irgendwelche Arbeit verrichten, wir konnten noch einen Tellerwäscher gebrauchen – er wurde es. Zwar ging er in den Aufwaschraum nicht hinein, der war nur 2 Meter 20 hoch, – na, da kroch er eben hinein und setzte oder kauerte sich bei seiner Arbeit hin.

Schließlich blieben auch noch Attila, König der Hunnen, und Frau Gemahlin Rosamunde bei uns. Auf unseren eigenen Antrag. Ilse hatte sich in die winzige Puppenspendame verliebt. Helene vielleicht nicht minder, und sie war es auch wirklich wert. Aber auch der Wenzel-Attila

gefiel mir immer besser. Sie hatten unsere Einladung angenommen, denn Gage gab es nicht, sie sollten nur unsere Gäste sein, und sie wollten sich denn auch einige Zeit Ferien nehmen. Das konnten sie sich auch leisten, der Knirps hatte Geld – eine seltene Ausnahme unter den Artisten.

So, nun war es aber genug, nun konnte losgegaukelt werden. Nun waren wir ein wirkliches Gauklerschiff, aber in noch einem ganz anderen Sinne als in dem des Seehandels. Wenn uns überhaupt hieran noch etwas gefehlt hatte.

Der Anfang des neuen Jahres wurde noch auf Vancouver gefeiert, wurde ganz mächtig gefeiert, und am 4. Januar lagen wir beim schönsten Frühlingswetter in der Bucht von Frisko auf Reede.

Weiter ging es auch nicht, nicht in den Hafen hinein. Ein Fährdampfer wurde signalisiert, der die ganze Bande an Bord nahm, und nur Kapitän Martin ging mit, um alles Geschäftliche zu erledigen.

Überschwengliche Dankesworte hatte es ja zahllose gegeben, aber keiner der Geretteten dachte daran, zu fragen, ob denn nun irgend etwas zu bezahlen sei. Denn das ist ja nicht so einfach, das muß alles bezahlt werden. Na, wir dachten ja ebenso wenig daran, ihnen eine Rechnung zu präsentieren, aber immerhin, es ist interessant, daß sich kein einziger muckste, am allerwenigsten der Herr Zirkusdirektor Smetani.

Doch einer machte sich deswegen noch bemerkbar.

Der Sportsman mit dem jugendlichen Gesicht und den weißen Haaren, der sich Mac Miller nannte. Während der ganzen zwei Wochen hatte der sich am allerwenigsten bemerkbar gemacht, jetzt aber tat er es.

»Darf ich Sie einmal unter vier Augen sprechen, Herr Waffenmeister?« fragte er, als wir erst nach dem Fährdampfer signalisiert hatten.

Ich führte ihn in meinen eigenen kleinen Salon.

»Sie, Herr Waffenmeister, sind wohl die richtige Person, an die ich mich jetzt wende.«

»Es kommt ja ganz darauf an, was Sie wollen.«

»Um meine Kostenrechnung darf ich wohl nicht bitten?«

»Nein. Sie waren wie alle übrigen unsere Gäste – oder die unserer Patronin.«

»Ich verzichte auf alle Dankesworte – auch Ihre Hand will ich nicht drücken, ich hätte zu viele Hände zu schütteln. Hingegen . . . kann ich für die Frau Patronin und für Sie selbst und für die ganze Mannschaft dieses Schiffes etwas tun?«

»Was wollen Sie denn für uns tun?«

»Jeder Wunsch, den der mächtigste Herrscher auf dieser Erde erfüllen kann – er soll Ihnen erfüllt werden.«

Groß blickte ich den Sprecher an.

»Der mächtigste Herrscher dieser Erde?!«

»Der König von Großbritannien und Irland, Kaiser von Indien – er ist mein intimster Freund.«

Mein Stutzen läßt sich denken.

»Ja, Herr, wer sind Sie denn?!«

»Ich bin englischer Peer und Earl – ich bin der Herzog von Westmoreland.«

Da nahm ich die Hände aus den Hosentaschen und die Mütze vom Kopf. Ich weiß, was sich schickt. Wenn mir auch eine Prinzessin vergebens die Hand zum Kusse hinhalten würde.

Freilich biß ich mir auch erst ein neues Stück Kautabak ab, um recht klar denken zu können.

Ja, da hatte ich einen Wunsch vorzutragen.

Aber hiermit breche ich die Wiedergabe unserer Unterhaltung ab.

### 39. KAPITEL. DIE KÖNIGIN DER AMAZONEN.

»Haben Sie ein besonderes Ziel, Mister Carlisle?«

»Ach ja, bitte.«

»Na, da schießen Sie mal los.«

Ich machte mit dem Herrn, der auf Vancouver bei jeder nächtlichen Gelegenheit in seinem Rasierspiegel mit dem Zirkel zwischen den Sternen herumgestochert hatte nicht viel Federlesens. Unsympathisch war er mir durchaus nicht, im Gegenteil – aber wenn er gehen wollte, ich hätte ihn nicht zurückgehalten.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit gleich etwas erwähnen.

»Haben Sie ein Glück, so einen halben Milliardär zu finden, der mit seinem Gelde Ihr ganzes Schiff unterhält!«

So und ähnlich ist unserer Patronin gar oft gesagt worden.

Von Sachunverständigen.

Da war gar kein besonderes Glück dabei.

Ein Mädchen hat nichts weiter als eine gute Figur und eine hübsche Larve – blutarm braucht sie nicht zu sein, Blut hat sie genug, aber sonst keinen Groschen – und sie wird wegen ihrer guten Figur und ihrer hübschen Larve von einem reichen Manne geheiratet, bei dem sie es auch wirklich gut hat.

Kommt das nicht häufig genug vor? Kennt wohl nicht jeder von uns solch einen Fall? Ob so etwas bei den drei Milliarden Menschen, die es auf der Erde gibt, nicht jeden Tag passiert?

Ja, und was lag denn hier anderes vor? Der halbe Milliardenär hatte sich in unser Schiff, das eine gute Figur besaß, einmal verliebt, er fühlte sich glücklich zwischen uns – warum sollte er sich da das nicht leisten?

Und bei uns war es eigentlich ganz anders. Unser Schiff war zwei Millionen Mark wert, hatte ein Betriebskapital von acht Millionen. Wir hatten den doch überhaupt gar nicht nötig. Wir konnten unser Schiff arbeiten lassen und dabei noch viel mehr verdienen. Kapitän Martin war mit seinem Charterpreis ganz bescheiden gewesen. Dafür hatten wir doch auch unsere Freiheit verkauft. Freilich waren wir so vorsichtig gewesen, daß die Ehe innerhalb von 24 Stunden wieder geschieden werden konnte.

Nein, da war absolut kein besonderes Glück dabei, daß der uns gechartert hatte. –

»Na, da schießen Sie mal los, wohin wollen Sie?«

Er hatte aus den Sternen seines Rasierspiegels wieder eine geographische Ortsbestimmung herausgestochert, bis auf die Sekunde.

Der angegebene Punkt lag auf dem zweiten Grade nördlichen Breite zwischen Celebes und Halmahera, welches ebenfalls eine ganz beträchtliche Insel des malaiischen Archipels ist. Man sehe auf der Karte nach, wie auch ich es jetzt tat.

»Können Sie haben. Wenn wir dort zwischen die vielen Inselchen kommen, die Fahrstraßen sind noch nicht ausgelotet . . . «

»Ich weiß bestimmt, daß das Schiff dort ankern kann.«

»Das wird sich ja finden. Jedenfalls nähern wir uns der Stelle, so weit als wir können. Vorausgesetzt, daß die Patronin damit einverstanden ist.«

Ich begab mich hin zu ihr. Natürlich war die damit sofort einverstanden. Die wurde doch gleich von der Neugierde geplagt.

»Was will er denn dort?«

»Da mußt Du ihn selber fragen!« war meine Entgegnung, wenig höflich, aber ehrlich.

Denn ich hätte mir doch lieber die Zunge abgebissen, ehe ich den nach dem »Warum« gefragt hätte.

Zweiundzwanzig Tage später, am 26. Januar, gingen wir genau an der bezeichneten Stelle vor Anker, mitten in der Lagune einer der hier zahllosen kleinen Koralleninseln.

Hier wollte Mister Carlisle das Erwachen seiner Traumkönigin erwarten, so stand es in den Sternen geschrieben, und da dies niemals erfolgen würde, einfach weil sie mausetot war, so lägen wir wahrscheinlich heute noch dort, wenn nicht etwas anderes dazwischengekommen wäre.

Aber zwei ganze Monate blieben wir hier doch liegen, die Patronin hatte Geduld, die wartete ebenfalls auf das Erwachen der Toten – na, und wir anderen wußten uns die Zeit schon zu vertreiben.

Es war also eine Koralleninsel, von anderthalb Kilometer Durchmesser, stark mit Kokospalmen bestanden, in der Mitte ein Brunnen, das sich ansammelnde Regenwasser enthaltend, nur bei höchster Flut einen brakigen Geschmack annehmend, umringt von dem üblichen Barrierenriff, höher aufgebauten Korallen, das immer mehrere Durchstiche hat, Inlets genannt, ein solches hatten wir ausgelotet, es hatte uns bei gutem Wetter eine glatte Durchfahrt erlaubt.

Alle diese kleinen Inseln, die ihre Entstehung nur den bauenden Korallen verdanken, daher kein Gebirge haben, sind unbewohnt. Nur zu gewisser Zeiten kommen die Insulaner von den bewohnten Inseln, um die reifen Kokosnüsse einzusammeln. Einmal herrscht hier keine Wohnungsnot, und zweitens ist es überhaupt gar nicht möglich, sich auf diesen ungeschützten Koralleninseln für die Dauer niederzulassen. Die Äquinoktialstürme werfen alles nieder, was der Mensch hier gebaut hat, jeder Halm würde vor der Ernte abgeknickt werden, nur

die schlanke Kokospalme vermag diesen Stürmen zu trotzen, sie mögen blasen wie sie wollen, deshalb eben hat die Natur sie hierher gepflanzt Selbst die Schweinezucht, die man versucht hat, erwies sich als unmöglich. Die Tiere werden einfach ins Meer geweht. Diese kleinen Koralleninseln, so verlockend sie auch aussehen, kommen für die Kultur der Menschheit nicht in Betracht.

Nun, dies nächste Sturmzeit war noch fern, und wir hatten sie auch nicht zu fürchten, unser Schiff lag auf diesem Korallengrund fest vor Anker, diese Ketten brachen nicht, das war wieder etwas ganz anderes. Aber man kann doch nicht etwa in der Lagune jeder dieser Inselchen so ein Schiff verankern.

Also zwei Monate brachten wir hier zu, und wir wußten uns die Zeit zu vertreiben. Eben mit unseren gewöhnlichen Sportübungen. Und wie ich meine Kinder ausbildete, das werden die später geschilderten Resultate zeigen. Jedenfalls war ich höchst zufrieden mit ihnen.

Nur einmal hatte ein malaisches Anlegeboot mit 20 Mann, die unsere Masten über dem hohen Barrierenriff erblickt, einen Besuch abgestattet. Doktor Isidor hatte den Dolmetscher gespielt, sie kamen von dem Festland herüber, worunter sie aber die Insel Halmahera verstanden, 100 Kilometer von hier entfernt, wollten nach dem Stande der Kokospalmen sehen. Sie sprachen von einem Radschah von Maladekka, oder so ähnlich, dem sie untertänig seien, dem auch diese Inseln hier gehörten – aber dieser Name war weder auf der Karte noch im geographischen Wörterbuche zu finden, und kein Gedanke dran,

daß die uns diese Gegend auf einer Karte hätten zeigen können. So ein buntes Papier hatten die überhaupt noch gar nicht gesehen.

Sie wurden reichlich bewirtet und segelten wieder ab. Wir glaubten, nun würden die uns auch bald andere Besucher auf den Hals schicken, aber vier Wochen vergingen, und kein anderes Boot zeigte sich.

Es war am 24. März, als ich in früher Morgenstunde an Deck stand und über einen Plan nachsann. Ich wollte gern einmal nach Menado, dem uns nächsten Hafen auf Celebes, mit Anschluß an das Telegraphenkabel. Ich wollte einmal nach England telegraphieren. Das brauchte aber die Patronin nicht zu wissen. Und wenn ich gesagt hätte, ich wollte nach Hause an meinen Vater telegraphieren, das hätte sie mir nicht geglaubt.

Nun, sie brauchte von meiner Telegraphiererei ja überhaupt nichts zu wissen. Wir brauchten zwar nichts, meine Jungen und Bengels – Jungen sind die Erwachsenen, Bengels die Kinder – hatten gar keine Sehnsucht nach Frischfleisch, wir hatten da Ersatz genug, aber ich wollte der Patronin schon plausibel machen, daß Frischfleisch doch gut sei, es könne doch einmal der Skorbut ausbrechen.

Wenn nicht das ganze Schiff hinging, weil der Sternkieker fürchtete, in dieser Zeit könne das Erwachen seiner Traumkönigin verpaßt werden, so genügte auch schon die Barkasse. Die machte die Fahrt nach Mienado in 12 Stunden, das Wetter war jetzt noch das denkbar günstigste und würde auch noch einige Zeit so anhalten,

und in Menado würde es doch Schweine geben, da brachte die Barkasse einige Dutzend lebendig mit, die wir hier nach und nach schlachteten, vielleicht auch einige Schafe und Kälber, und außerdem dachte ich auch schon an eine großartige Karnickelzucht. Mit Karnickeln muß man auf diesen Koralleninseln doch etwas anfangen können, das sollte man einmal probieren. Nahrung finden die immer, bei den Stürmen verkriechen sie sich in ihren Löchern, und Schaden können sie auf diesen Inseln doch nicht anrichten.

Ja, eine Karnickelzucht anlegen, das war ein Gedanke von Schiller, ich hatte wieder einmal ein Ei des Columbus gelegt! Nur erst einmal ein Karnickelpaar haben, um es als Adam und Eva in den Garten Eden zu setzen!

So hing ich meinen Gedanken nach und blickte dabei nach dem nahen Strande, auf dem meine großen Jungen den verschiedensten Sportübungen oblagen, wie auch meine kleinen Jungen zur Hälfte Fußball spielten, zur anderen Hälfte unter des ersten Bootsmanns Leitung ein Landungsmanöver in den beiden Jollen übten. Einige gondelten auch unter Mister Tabaks Steuerung in dessen Walfischboot herum, das heißt sie schossen herum, und ich bemerkte schon mit bloßen Augen, wie einige der kleinen Kerls, und er hatte sich gerade die allerkleinsten ausgesucht, die Zunge zum Halse herausreckten, aber die Knirpse pulten noch immer mit ungeschwächtem Eifer.

Da kam Mister Carlisle in größter Aufregung angestürzt.

»Herr Waffenmeister, Herr Waffenmeister – sie ist erwacht!«

Es machte auf mich nicht den geringsten Eindruck.

»Schon wieder einmal?« fragte ich kalt zurück.

Ganz richtig war es im Kopfe dieses jungen Mannes ja nie gewesen, und es wurde immer schlimmer mit ihm. Nicht nur, daß er nach wie vor im Traume mit ihr verkehrte, sondern jetzt sah er sie auch manchmal im wachen Bewußtsein lebendig vor sich. Visionen. Er konnte schon Traum von Wirklichkeit nicht mehr richtig unterscheiden.

Die Inderin war eben mausetot. Ausgezeichnet einbalsamiert. Auf eine uns unbekannte Weise. Auch Juba Riata gab schon längst zu, daß sich seine Hunde damals getäuscht hatten. Solch eine einbalsamierte Leiche, die nicht in Verwesung geht, war ihnen eben etwas Neues gewesen, da hatten sie sie als ein noch lebendiges Wesen angeklafft.

»Schon wieder einmal?« fragte ich also zurück.

»Sie hat sich auf das Sofa gesetzt!«

»Nanu!« mußte ich allerdings jetzt staunen.

So weit, daß die Leiche aufstand und sich anderswo hinsetzte, hatte es unser Sternkieker freilich noch nicht getrieben. Er sah sie sich manchmal nur bewegen, den Mund öffnen, die Augen aufschlagen, atmen und dergleichen.

»Und sie sitzt noch auf dem Sosa?«

»Sie sitzt noch da.«

»Nanu! Ganz lebendig?«

»Nein, nach wie vor starr, aber sie hat sich auf das Sofa gesetzt.«

Ich ging mit ihm hin in die Kabine, in der sie auf einem besonderen Tische standesgemäß aufgebahrt lag, festgeschnallt . . .

Nein, sie lag eben nicht mehr auf der Bahre!

Sie saß dort in einer Ecke des Sofas!

Ich starrte lange Zeit, ehe ich eine Untersuchung begann, nachdem ich auch die Patronin und Doktor Isidor und Kapitän Martin und die sonstigen Hauptpersonen hatte rufen lassen.

Die fanden ebensowenig wie ich eine Erklärung für dieses Rätsel.

Wenn das Mädchen sich hatte bewegen können, so war es recht wohl möglich, daß sie sich allein losgeschnallt hatte. Sie konnte mit der Hand nach dem einen Arm reichen, dann den Brustriemen, dann den unteren, und dann hatte sie sich aufgerichtet und die Fußriemen beseitigt.

Ja, da hatte sie sich aber doch eben erst bewegen müssen!

Und jetzt saß sie so starr da, wie sie immer gelegen hatte! Aber doch in einer ganz anderen Haltung!

Ganz starr war sie allerdings nie gewesen. Die Glieder waren wie jeder Finger ungefähr wie harter Gummi, noch ein wenig elastisch.

Wir standen vor einem unlösbaren Rätsel, so unlösbar wie jene Geheimschrift.

Daß Mister Carlisle seine Hand im Spiele habe, daran war nicht zu denken. Oder er mußte wissen, wie die Gliederstarre zeitweilig zu lösen war.

Sonst war sie wieder tot wie zuvor – tot wenigstens für uns.

»Boot ahoi!« erklang da oben an Deck der Ruf. »Eingeborene kommen!«

Das war im Augenblick wichtiger für uns. Nur Carlisle blieb zurück, wir anderen eilten hinauf.

Es war wieder so ein Auslegeboot, wie es alle Insulaner der Südsee haben, das durch das »Inlet« hereingeselte. An zwei oder drei Balken wird ein Brett weit hinausgeschoben, auf dieses setzen sich Bootsinsassen, um, wenn nötig, die Balance herzustellen, so daß diese Dinge ganz mächtige Segel führen können, ohne in die Gefahr des Kenterns zu kommen. Andererseits freilich sind diese Ausleger, auch wenn sie verschoben werden können, ja sehr hinderlich. Aber geborene Wasserratten sind diese Südsee-Insulaner jedenfalls. Und außerdem geborene Seeräuber. Es war ein größeres Boot als jenes erste, auch viel besser gebaut, zwei Dutzend Menschen darin, zum Teil beturbant, sie winkten, wir winkten friedliche Grüße zurück, das Boot rauschte heran, Segel und Ausleger wurden eingezogen, es legte am Schiffsrumpf bei.

»Ist es erlaubt, an Deck zu kommen?« rief ein älterer, beturbanter Inder hierauf, in seine Seide gehüllt.

Er hatte es in perfektem Englisch gefragt, aber ich hatte gleich den Dialekt, den eigentümlichen Gaumenlaut herausgehört, den der Holländer in der Aussprache des

Englischen hat, und es war auch das Gesicht eines Holländers.

»Bitte, Sie und Ihre Leute sind herzlich willkommen.«

Wer dies sagte und wer fernerhin von uns spricht, einmal dieser, einmal jener, ist gleichgültig. Auf der anderen Seite war nur dieser Holländer.

Er allein stieg das Fallreep hierauf, nachdem er auch noch den Kris, den malaiischen Dolch, aus dem Gürtel gezogen und ihn zurückgelassen hatte.

Ich, Mustapha Allharrah, durch die Gnade meines Herrn sein Sirdar, ein Pascha, komme als Gesandter des Maharadscha von Maladekia.«

»Freut uns sehr. Bitte, wollen Sie uns in die Kajüte folgen. Haben nach andere Personen in Ihrem Gefolge Anspruch darauf, daß wir sie mit Ihnen zugleich empfangen? Daß wir nicht etwa die Etikette verletzen, die uns ja unbekannt ist.«

»Nein, meine Leute bleiben vorläufig im Boote.«

Wir, die Hauptpersonen, saßen in der Kajüte, Sidy servierte als erstes den unvermeidlichen Champagner und Portwein. Dabei bemerke ich nachträglich, daß der indische Steward aus Delhi stammte und von der Insel Halmahera noch gar nichts gehört, Celebes bisher für eine Provinz aus Borneo gehalten hatte. Dabei aber darf man seine geographischen Kenntnisse nicht etwa unterschätzen. Ich habe erst kürzlich von einer großen, französischen Firma einen Brief erhalten mit der Aufschrift: Dresden, Westpreußen.

»Ich danke, ich bin Mohammedaner, der Prophet verbietet allen Weingenuß!« schlug der holländische Pascha oder indische Sirdar den Portwein ab, aber dabei einen sehnsüchtigen Blick nach der Buttel werfend.

»Ist Ihnen ein Glas Likör angenehm?« muß ich doch erwähnen, daß es Kapitän Martin war, der dies fragte.

»Ach ja, wenn es kein Wein ist.«

Im Laufe unserer langen Unterhaltung kippte der Mohammedaner ein Gläschen Schnaps nach dem anderen hinunter. Den Schnaps hat der Prophet nämlich seinen Gläubigen zu verbieten vergessen. Einfach deshalb, weil der Schnaps damals noch nicht erfunden war. Dasselbe gilt vom Bier. Aber Pascha Mustapha Allharrah blieb lieber beim Schnaps.

»Ich habe doch die hohe Ehre, die Patronin dieses Schiffes vor mir zu sehen, Missis Helene Neubert?«

»Ich bin es.«

Der Sirdar erhob sich, nahm gegen die Patronin eine unterwürfige Stellung an.

»Meine allergnädigste Herrin, die Begum der Maladekkaranis, sendet durch mich der Patronin der »Argos« ihre Grüße und ladet sie nebst allen ihren Leuten zu sich ein. Du, o Patrona, sollst über den Felsenpalast der Maladekkaranis gebieten, so lange es Dir beliebt, und Deine Leute sollen auch ihre Gäste sein. – Ich habe mich meines Auftrags entledigt.«

Er verbeugte sich mit auf der Brust verschränkten Armen, setzte sich wieder, goß das erste Weinglas voll Benediktiner hinter undleckte sich die Lippen.

»Maladekkaranis!« wiederholte Doktor Isidor zunächst. »Maladekka ist ein Wort des indischen Pakrit-Dialektes und bedeutet Waffenreich. Das habe ich gleich gewußt, ohne mir weiter dabei etwas zu denken. Wir gebrauchen im Deutschen das Wort Frankreich ohne daran zu denken, daß dies wörtlich »reich an Franken« bedeutet. Das heißt reich an Frankenmännern. Aber Maladekkaranis? Das würde doch wörtlich, heißen: reich an waffentragenden Frauen? Nicht?«

»Sie sagen es. Der Maharadscha von Maladekka hat eine weibliche Leibgarde – also Amazonen, würden wir sagen – und seine Gemahlin ist die Anführerin derselben, hat den Titel Begum oder Königin der Amazonen.«

»Was Sie nicht sagen!« rief Helene überrascht und gleich mit ganz strahlenden Augen. »Amazonen?! Richtige Amazonen?!«

Nun, da brauchte sie nicht so überrascht zu sein.

Wenn wir von Amazonen hören, die heute noch existieren sollen, waffenkundige Frauen, die mit in den Krieg ziehen, so denken wir immer an die aus 5000 Weibern bestehende Leibgarde des Königs von Dahomey! Als gebe es nur dort noch Amazonen.

Das ist falsch! Es gibt auf der Erde noch sehr viele Reiche mit Amazonen.

Die Kurdenmädchen werden in den Waffen ausgebildet und gehen mit ihren Brüdern und Vätern bis zu ihrer Verheiratung mit auf Krieg und Raub aus.

Bei sehr vielen Völkern des Himalajagebirges ziehen Frauen und Töchter mit in den Krieg, nicht als barmherzige Schwestern, sondern sie müssen, ebenso wie die Dahomeyweiber, an der Spitze kämpfen.

Man kann die Sache aber auch noch mit anderen Augen betrachten.

Ein indischer Kaufmann in Rongoon, ein sonst ganz gebildeter, in Geographie und Politik beschlagener Mann, hat mir persönlich gegenüber einmal behauptet, daß der Kaiser von Deutschland eine weibliche, bewaffnete Leibgarde habe, die vor ihm kriegerische Evolutionen machen müsse. Das sei doch in Indien allgemein bekannt.

Wie solch eine Legende entstehen kann?

Das ist ganz einfach.

Und ein Stückchen Wahrheit steckt auch schon dahinter. Man muß das Rätsel nur gelöst bekommen.

Ein indischer Fürst kommt nach Berlin, wird mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen, wird auch einmal in die Hofoper geführt.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß dies die königliche Hofoper ist.

Ein Ballett wird vorgeführt.

Das ist das königliche Ballett!

Es wird dem orientalischen Gaste zu Ehren ein orientalisches Stück gegeben, eine Bearbeitung eines Märchens aus »Tausendundeinernacht, Aladin oder die Wunderlampe«.

In dieser Burleske führt das Corps de ballet einen Waffentanz auf, mit Schwert und Speiß und Schild, kriegerische Evolutionen.

Dieser echte Orientale sieht auf der Bühne nichts Orientalisches, er sieht nur phantastische Kostüme und angemalte Pappe und Leinwand – sieht nur die tanzenden Kriegerinnen.

»Königliches Ballett?«

»Königliches Ballett.«

»Die gehören dem König?«

»Die gehören dem König!« muß ihm gesagt werden, denn die richtige Sachlage ist dem Fremdling gar nicht begreiflich zu machen.

Ein anderer Inder, ein Kaufmann oder sonst ein gewöhnlicher Sterblicher, der kann dann später im Hotel den Oberkellner fragen, sich die Sache richtig erklären lassen.

Aber das kann der Fürst nicht.

Und jetzt fährt der wieder nach Hause und erzählt, daß der König von Preußen und Kaiser von Deutschland eine weibliche Leibgarde hat, die vor ihm Kriegstänze aufführen muß, und das sickert nun weiter herum.

So kommt es!

Der holländisch-indische Sirdar, das ist so viel wie Generalfeldmarschall, gab uns weitere Aufklärungen. Maladekka war nichts anderes als der im eigenen Lande gebräuchliche Name für Halmahera. So heißt die Insel, als Reich ist es Maladekka, das Waffenreich, über welches ein Maharadscha herrscht, absolut unabhängig.

Absolut unabhängig? Wo diese Insel doch eine holländische Kolonie ist, mit zu dem holländischer Gouvernement Celebes gehört?

Wenn ich über diese politischen Verhältnisse sprechen will, so mache ich es mir bequem, ich schreibe aus dem neuesten Konversationslexikon von dem Artikel »Celebes« den betreffenden Absatz ab:

»Nur der kleinste Teil der Insel wird direkt von holländischen Beamten verwaltet. Der weitaus überwiegende Teil steht unter einheimischen Fürsten. Mit den meisten derselben hat Holland Bundesgenossenschaftsverträge abgeschlossen. Nur die Fürsten einiger kleinen Reiche sind tributpflichtig. Der weitaus größte Teil des Landes mit allen benachbarten Inseln ist faktisch gänzlich unabhängig.«

So ist es heute noch, gegenwärtig.

Und so wird es wohl noch lange Zeit bleiben.

Diese indischen Fürsten des malaiischen Archipels pfeifen doch auf die holländischen Gouverneure! Holland ist es vielmehr, welches diesen Fürsten Tribut zahlt, damit sie nur ja Ruhe halten!

Holland ist ja viel zu schwach, ist ja gar keine Kriegsmacht mehr.

Aber Holland ist ein politisches »Rührmichnichtan«.

Diese Kolonien können ihm also nicht etwa von einer anderen Nation abgenommen werden, auch nicht durch Kauf.

Vorläufig nicht. So kommt es, daß dort die herrlichsten Länder, reich bewässert, überaus fruchtbar und meist ganz gesund, welche hunderte von Millionen Menschen ernähren könnten, noch ganz brach liegen. Vorläufig noch.

Nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung, die aber in diesem Falle totsicher ist, es ist die Formel der Zinseszinsrechnung, muß Deutschland in 100 Jahren zweihundert Millionen Einwohner haben. Wie es dann in Deutschland und überhaupt in der Welt aussehen wird, das kann sich keine Phantasie erträumen, hat auch noch keine probiert. Zukunftskriege mit Luftschiffen und Flugmaschinen sind leichter zu beschreiben, nur diese Bevölkerungszunahme muß dabei vergessen werden. Wir können uns doch nicht gegenseitig auffressen. Dann also dürfte sich die politische Geographie doch ganz bedeutend ändern.

Der Maharadscha oder Sultan Rangalla herrschte über die Insel Halmahera mit ihren 18 000 Quadratkilometern und 120 000 Einwohnern in absoluter Unabhängigkeit. Er duldet darauf einige holländische Ansiedlungen, aber nur an der Küste, also Hafenorte, weil er selbst dadurch viele Vorteile hatte, so bekam er zum Beispiel von Holland alle Waren vollkommen zollfrei. Diese Gefälligkeit ist aber doch nur ein Tribut, den Holland ihm zahlte.

Der also lud uns zu sich ein.

»Nein, die Begann ist es, seine Gemahlin, die Sie einlädt!« betonte der Sirdar extra. »Es ist bei uns Sitte, daß nur die Frau Gäste einladen kann.«

»Woher kennt die Begum uns denn?«

Nun, es waren eben Eingeborene von Maladekka gewesen, die uns damals besucht, die hatten sich den Namen »Argos« gemerkt, so war die Kunde von uns an diesen indischen Hof gekommen.

»Ja, aber woher kennt man uns denn sonst? Hat man denn dort schon von diesem Schiffe und den Argonauten gehört?«

Gewiß. Der Sirdar berichtete uns näher. Dort wurden sogar Zeitungen gehalten. Überhaupt war die Königin Sallah eine Französin, der edle Sirdar, dem der Benediktiner zu Kopfe stieg, machte gar kein Hehl daraus, daß seine allergnädigste Königin einst zur Pariser Demimonde gehört hatte, jedenfalls war sie auch einmal Artistin gewesen, Zirkuskünstlerin, Seiltänzerin, hatte sich abenteuernd nach Indien verirrt, war schon in einem anderen Harem gewesen, bis sie hier als allerhöchste Majestät landete.

Die hatte von unseren Triumphen in Kapstadt und Rio gelesen, die Kunde war zu ihr gekommen, daß die »Argos« hier in einer Lagune läge – »das sind sie, die Argonauten – na, da fahre mal hin und lade sie ein, diese Argonauten müssen mir etwas vormachen und mit meinen Maladekkaranis kämpfen.«

»Was kämpfen sollen wir mit den Amazonen?!«

»Jawohl. Das heißt unblutig. Nur Kampfspiele. Diese 256 Weiber sind so halb und halb oder auch ganz als Akrobatinnen ausgebildet. Sie möchten mit den Argonauten um die Wette laufen und springen und den Speer werfen. Und dann besonders auch Ringkampf. Sie nehmen doch die Einladung an?«

Ich war schon aufgesprungen.

»Kapitän, ich rufe meine Jungens an Bord, Sie erlauben doch, daß ich gleich Dampf aufmachen lasse. Na, da fahren wir doch hin!

Mit diesen Weibern wollten wir uns doch herumbalgen!

Das war doch ausgemachte Sache!

Ach, war dieser Sternkieker ein famoser Kerl! Denn ohne seinen Rasierspiegel lägen wir doch jetzt nicht in der Lagune dieser Koralleninsel, die Maladekkas hätten uns nicht gesehen, die Königin hätte uns nicht eingeladen, meine Jungen könnten sich nicht mit diesen indischen Amazonen herumbalgen.

Ist das nicht ganz logisch? Wirklich ein famoser Kerl, dieser Mister Carlisle! So einen Rasierspiegel schaffe ich mir auch noch an, vielleicht auch noch ein ägyptisches Punktierbuch.

»Wir müssen aber doch erst Mister Carlisle fragen!« lächelte die Patronin ob meiner Eilfertigkeit.

»Ach, da hat er diesmal gar nichts zu sagen, sonst trage ich Ehescheidung an – – da kommt er.«

Ich nahm ihn gleich draußen vor, um ihn nicht erst einführen zu müssen.

»Wie gehts Ihrer Frau Traumkönigin?«

»Es ist nichts, sie sitzt starr auf dem Sofa.«

»Das freut mich. Wissen Sie schon, daß wir von einer indischen Königin eine Einladung bekommen haben?«

Ja, er wußte es schon. Sidy hatte ihm schon alles schnellstens erzählt.

Sidy war ein Luder, konnte sein Maul partout nicht halten – aber diesmal wars ganz gut gewesen.

»Und diese Einladung müssen wir auch annehmen,« fuhr Carlistle gleich fort, »dort werde ich erfahren, wer sie ist, dort wird sie auch erwachen. So punktieren die Sterne.«

Na, dann wars erst recht gut. Wirklich ganz famos, diese Sterne, daß sie sich so punktieren und mit dem Zirkel anstochern lassen!

Meine Jungens kamen schon von allein zurück, teils um den fremden Besuch zu besichtigen, teils weil überhaupt Frühstückszeit war.

»Hört, Jungens – Dampf auf und klar Schiff überall! – Und dann wascht Euch die Pfoten, Ihr sollt mit indischen Amazonen großes Preisringen machen – na, ich erzähle es Euch nachher ausführlich – oder laßt Euch von Sidy erzählen,«

Als ich wieder in die Kajüte trat, berichtete der Sirdar soeben, daß es immer 256 Amazonen seien, welche die Leibgarde des Königs bildeten, eine eiserne Zahl, nämlich deshalb, weil die vier bei den Maladeklas eine heilige Zahl ist, und vier mal vier mal vier mal vier macht zusammen 256.

»Es sind Frauen des Königs?« fragte die Patronin.

»O nein, es müssen Jungfrauen sein und bleiben.«

»Und die Begum ist zugleich dies Anführerin?«

»Jawohl, und die ist auch mit in diese Zahl 256 inbegriffen.«

»Hm, dann ist die aber doch keine Jungfrau mehr!« meinte Doktor Isidor, bedächtig mit den Ohren wackelnd.

»Doch. Sie ist zwar als Königin die erste Gattin des Sultans, aber nur dem Namen nach. Das ist die höchste Ehre, die es bei uns gibt. Die gehört ebenfalls mit zu den 256 Jungfrauen.«

»Ja, ich denke aber,« fing ich jetzt an, »die ist früher auf den Pariser Boulevards herumgelaufen . . . «

Die Patronin gab mir unterm Tisch einen sanften Tritt gegen das Schienbein, und ich verstummte.

Der Sirdar erzählte auf Befragen weiter, wie diese Leibgardistinnen bis auf die Königin schon als ganz kleine Kinder unter den schönsten Mädchen des Landes ausgesucht und als Tänzerinnen und in allen akrobatischen Künsten ausgebildet werden.

»In den Krieg gehen sie nicht mit?«

»Nein. Wenn sie auch in der Führung aller Waffen ausgebildet werden, worin sie auch Erstaunliches leisten. Es sind eben mehr Waffentänzerinnen, nur insofern Amazonen.«

»Sie dürfen niemals heiraten?«

»Niemals.«

»Was geschieht denn mit ihnen, wenn sie zu alt sind, um solche akrobatische Künste auszuführen?«

»Dann – dann ... werden sie bis an ihr Lebensende gepflegt.«

»Hm,« brummte da Doktor Isidor, einmal ganz mächtig mit seinen großen Ohren wackelnd, »jetzt entsinne ich mich, doch schon einmal von diesen Amazonen von Halmahera gehört zu haben. Nur der Name Maladekka war mir fremd. Diese Maladekkanis werden, wenn man sie wegen Alters oder sonstiger Unbrauchbarkeit ausrangiert, eingesperrt und müssen des Hungertodes sterben, nicht wahr?«

Während vorhin das Zögern des Sirdars kaum bemerkbar gewesen war, färbte sich jetzt sein dickes, braunes Gesicht noch dunkler.

»So ist es!« mußte er dann zugeben.

Und das nannte der nun eine Verpflegung bis zum sanften Lebensende!

»O,« fuhr er dann eifrig fort, die Sitten des Landes verteidigend, dem er jetzt angehörte, »dieser freiwillige Hungertod ist aber die höchste Ehre, was meinen Sie wohl, was dabei für Festlichkeiten gefeiert werden, wenn so eine Amazone stirbt!«

»Und wenn sie nun einmal nicht freiwillig verhungern will?«

»Ja, dann allerdings wird sie dazu gezwungen.«

»Indem man sie einsperrt und ihr nichts zu essen gibt?«

»Ja natürlich, wie soll es sonst geschehen. Aber trotzdem werden ihr dann dieselben Ehren zuteil.«

»Und dasselbe gilt doch nicht etwa auch für die Königin?«

»Ganz genau dasselbe!«

»Wenn die alt wird oder sonst nicht mehr tanzen kann, muß auch die des Hungertodes sterben?«

»Sobald es der Sultan befiehlt, ja.«

»Und auf so etwas hat sich, eine lebenslustige Französin eingelassen?!«

»Sie ist schon vollkommen eine mohammedanische Inderin geworden. Und dann diese Ehren und Vorzüge, die diese Amazonen schon bei Lebzeiten genießen! Schon daß sie als Mohammedanerinnen unverschleiert gehen, ihr Gesicht jedem Manne zeigen dürfen. Dies allein wiegt doch solch einen gar nicht so schmerzvollen Tod hundertfach auf. Aber dies dürfte Ihnen als christlichen Abendländern wohl nicht recht verständlich sein!«

Da hatte er allerdings recht!

Ich aber verstand sofort, weshalb wir das nicht verstehen.

So wenig wie ein mohammedanischer Orientale versteht, wie jemand bei uns wegen solch eines kleinen Dinges, das man an der Brust trägt, Orden genannt, zum Speichellecker werden kann. Wobei ich mich noch sehr dezent ausdrücke.

Hierbei fällt mir ein guter Witz ein, ein Wortspiel, das ich irgendwo einmal gehört habe.

Es gibt dreierlei Art von Orden: erdiente, erdienerte und erdinierte. Die letzteren sollen die häufigsten sein.

Die nötige Dampfspannung wurde gemeldet, die Boote gehiwt, auch das der Eingeborenen, die Anker hoch, und es ging zur Lagune hinaus.

Ein Eingeborener machte den Lotsen. Bei den 12 Knoten, die unser Schiff dampfte, würde es neun Stunden brauchen, bis es Kalam erreichte, den Hafen der Residenz. Das berechnete der Mann genau, und es stimmte dann auch.

Aber da die mondlose Nacht sehr finster werden würde, müßten wir eine Bucht anlaufen oder im freien Wasser vor Anker gehen, das sagte er ebenfalls im voraus.

Inselchen überall, und nicht nur unbewohnte Koralleneilande. Am Nachmittage erblickten wir Küsten, die ebensogut einem Festlande angehören konnten, wenn wir nicht gewußt hätten, wo wir uns befanden.

Es waren die Ternates, recht beträchtliche Inseln, der großen Halmahera vorgelagert.

»Gehören diese mit zu Maladekka, sind sie dem Sultan untertänig?«

»Dem Namen nach, ja. Wie wir zu Holland, so stehen diese Inseln wieder zu uns. Es hausen Seeräuber darauf. Wir nennen sie auch nur die Räuberinseln.«

Daß es hier allüberall Seeräuber gibt, ganze Seeräuberstaaten, das wußten wir bereits. Aber es sind wieder ganz andere Piraten als die chinesischen Sie gleichen mehr den alten nordischen Vikingern, die ja in ihren Booten weniger Jagd auf Schiffe machten, als plündernd ins Land einfielen. So machen es auch diese malaiischen Piraten. Sie kommen in großen Scharen in ihren Prauen

angerudert, direkt in den Hafen hinein oder heimlich von der Seite, machen die überrumpelten Männer nieder und schleppen alles mit fort, auch die Frauen und kleineren Kinder. Besonders nach der Ernte werden sie zur reinen Heuschreckenplage.

Aber sie greifen nur die Ansiedlungen ihrer braunen Stammesgenossen an, die in geordneten Verhältnissen leben. Gegen europäische Schiffe und Ortschaften können sie nichts ausrichten.

Es ist wenig gegen sie zu machen. Diese einzelnen Piratenbanden sind besser organisiert und halten im Notfalle besser zusammen als alle diese doch nur kleinen Fürstentümer. Und Holland mischt sich absolut nicht ein. Das ist auch in dem Bundesvertrag festgelegt, daß es dies gar nicht darf. Übrigens kann ja Holland nichts angenehmer sein, als daß sich die Eingeborenen in solchen gegenseitigen Kämpfen aufreiben oder doch dezimieren.

Denn es sind ja nichts weiter als gegenseitige Kämpfe. Die Überfallenen revanchieren sich bei Gelegenheit wieder. Es waren überhaupt alle See- und Landräuber Piratenstaaten und Piratenrepubliken. Die hier auf den Ternaten nannten wieder die Maladekkanen Räuber. Das war hin wie her. Und so ist das alles heute noch.

Abends um fünf liefen wir in eine Bucht mit tiefem Wasser und ankerten. Einen Menschen bekamen wir nicht zu sehen, aber Raubtiere aller Art hörten wir die ganze Nacht brüllen.

Am andern Morgen hatten wir noch zwei Stunden zu dampfen, dann liefen wir in eine herrliche, weite Bucht

ein, deren Ufer mit Hütten bedeckt waren – Kalam, die Residenzstadt des Sultans von Maladekka.

Aber das durfte man nicht lächerlich nehmen. Wenn auch hier unten nur einige hundert elende Hütten standen mit einigen tausend Einwohnern.

Alle Verhältnisse waren hier wegen der Seeräuber geregelt, deren Ankunft unberechenbar war.

Halmahera ist zum Teil sehr gebirgig. Es war nur ein schmaler Küstenstreifen, auf dem die Hütten standen, gleich dahinter ging es steil empor, auf der Nordseite trat die glatte Felswand vollends bis dicht ans Wasser heran, und dort oben in einer Höhe von etwa 150 Metern klebte etwas wie ein Adlernest.

Das war der äußere Teil der Felsenburg zu Ehren der Amazonen der Palast der Maladekkaranis genannt, sonst ganz in den Felsen hineingehauen, das war die eigentliche Residenz des Sultans, schon mehr eine ganze Stadt mit mehr als tausend Einwohnern, die immer dort oben lebten, die Hälfte davon Krieger, welche von hier oben nach den Piraten spähten, um dann mit ihnen den Kampf aufzunehmen.

In dieser Felsenbuog wird alles aufgespeichert, was das Land liefert, und es sind gar fleißige, betriebsame Eingeborene, von Feldfrüchten vor allen Dingen Reis, in den Wäldern wird das für Lackfarben begehrte Damarharz gesammelt, in den Bergen gibt es große Silber- und Kupferminen, auch Gold wird in ganz beträchtlicher

Menge gefunden. Dies alles wird hier oben aufgespeichert, bis ein holländischer Dampfer kommt und alles, was die Eingeborenen nicht selbst brauchen, abholt.

Das muß aber doch alles erst aus dem Innern des Landes herbeigeschafft werden, und diesen Zeitpunkt, wann die Karawanen kommen, kennen die Piraten ganz genau, da nützt es nichts, die Termine von der Ernte unabhängig zu machen und sonst zu verschieben, die Piraten haben ihre Spione, und dann erscheinen sie mit ihren zahlreichen Prauen, ein ganzes schwimmendes Heer.

Aber die Krieger dort oben sind auf der Wacht. Dann werden die schon handfertig liegenden Steine und Felsblöcke auf die feindlichen Boote herabgeschleudert, das ist viel wirksamer als jedes Artillerief Feuer.

Manchmal freilich gelingt den Piraten die Landung doch, während die Waren und Produkte noch hier unten liegen, dann wird alles mitgenommen, und dann muß versucht werden, die Piraten in den eigenen Prauen zu verfolgen, um ihnen die Beute wieder abzunehmen, oder man revanchiert sich mit einem Einfall in das feindliche Land. Denn, wie gesagt, das beruht ja ganz auf Gegenseitigkeit, diese Maladekkanen machen genau solche Piratenzüge.

So hatte uns der Sirdar erklärt. Nur daß er das letztere Revanche oder eine Bestrafung der Piraten nannte.

»Wo sind denn hier die Segelboote und Ruderprauen?« fragte ich.

Denn an der Küste lagen nur einige wenige Fahrzeuge, und der Sirdar hatte von einer Flotte von hundert von Booten gesprochen, und auf der Kriegsfahrt sollten sie sich jetzt nicht befinden, auch nicht zum Einsammeln der Kokosnüsse, deren gepreßtes Fleisch ebenfalls für den Sultan eine Quelle des Reichtums bildet.

Der Sirdar machte mich auf einige Höhlen oder nur Löcher in der Felswand aufmerksam, in die noch das Wasser hineinspülte. Dort drin lagen alle die Boote, in einem in den Felsen hineingehauenen Hafen, der auf diese Weise leicht verteidigt werden konnte, überhaupt ebenso wie die Felsenburg uneinnehmbar war, meinen Ansicht nach auch, für jedes europäische Kriegsheer.

Wer diesen Hafen und die Räume der Burg dort oben und die Treppenaufgänge in den Felsen gemeißelt hatte, das wußte hier niemand mehr. Eben die Vorfahren. Aber unter welchen Sultanen, denn da mußten doch ganze Generationen gearbeitet haben – das ging bis in die graue Vorzeit zurück. Man weiß ja, wie gern sich die Indier in die Felsen hineinbohren. Man denke an den kolossalen Felsentempel auf der Insel Elefantine bei Bombay, das muß man aber gesehen haben, um sich einen Begriff davon machen zu können, da helfen keine Angaben von Maßen, und solcher Felsentempel, bei denen nicht eine schon vorhandene Höhle benützt wurde, gibt es in Indien noch zahllose, sie sind wirklich noch nicht gezählt, und darunter, so weit uns bekannt, mit noch ganz anderen Dimensionen als jene von Elefantine.

Diese Leutchen haben ja Zeit, so etwas anzulegen, bei uns wäre solch eine Arbeit gar nicht mehr möglich, seitdem es keine kriegsgefangenen Sklaven mehr gibt.

In solch ein Wasserlöchelchen konnte unser Schiff nicht kriechen, um in den eigentlichen Hafen zu gelangen, wir konnten uns überhaupt gar nicht der Küste nähern, gingen in der Mitte der Bucht vor Anker.

»Sie werden bereits erwartet, es ist alles zu Ihrem Empfange schon vorbereitet!« sagte der Sirdar, nachdem er mit zwei Tüchern einige Zeichen gemacht hatte, eine Art des Semaphorierens, und wir sahen, wie auch dort oben in dem Adlernest etwas Weißes und Rotes geschwungen wurde.

Wir hatten gestern den ganzen Tag Zeit gehabt, alles zu besprechen, alle Möglichkeiten zu erwägen, nachdem uns der Sirdar alle Verhältnisse offenbart hatte.

Wir mußten ja von vornherein damit rechnen, in ein malaiisches Räubernest zu kommen, dessen mohammedanische Bewohner nur zu gern, wenn sie nur einmal können, Christen aus fanatischem Religionshass töten, auch Männer zu Sklaven machen, und die es überhaupt auf unser Schiff und seinen Inhalt abgesehen hatten.

Aber wir durften auch unbedingt der Versicherung des Sirdars glauben, daß wir, nachdem wir einmal eine Einladung bekommen, die unter der geheiligten Gastfreundschaft der Mohammedaner stehenden unverletzlichen Gäste sein wurden, denen auch nicht ein Haar gekrümmt werden durfte.

So hatte uns der Sirdar versichert, indem er gleich selbst stark andeutete, wie er recht wohl unser geheimes Mißtrauen erriete und verstände und da hatte er auch gleich noch etwas über sich selbst gesprochen, wie er als Holländer in die Dienste solch eines malaiischen Sultans gekommen sei.

Er war einst holländischer Offizier gewesen, war ungerechtfertigt übersprungen worden, hatte sich gekränkt gefühlt, hatte sich dem Sultan von Maladekka als militärischer Beirat angeboten und war angenommen worden.

»Ich bin nicht etwa dadurch ein Feind meines Vaterlandes geworden, aber noch weniger ist daran zu denken, daß ich etwa ein holländischer Spion bin. Nein, ich diene jetzt meinem braunen König in bedingungsloser Treue. Mit meinem Mohammedanismus, der unbedingt nötig war, ist es allerdings schwach bestellt. Aber die Versicherung kann ich Ihnen auf mein Ehrenwort als Ehrenmann und als Offizier geben: an die Heiligkeit der mohammedanischen Gastfreundschaft dürfen Sie unbedingt glauben!«

So sprach der Sirdar, und wir glaubten ihm.

Dann aber war unser Plan auch gleich gefaßt gewesen.

Ich selbst hatte die Patronin ja einmal dazu animiert, es sich zum Prinzip zu machen, keine Einladung anzunehmen. Und wenn auch irgend ein König oder Kaiser sie zu sich an seinen Hof einlud – die Einladung wurde abgeschlagen! Wer uns oder die Patronin kennen lernen wollte, der mußte zu uns an Bord kommen.

Aber hier lag ja etwas ganz anderes vor. Wir selbst waren es, die diese malaiischen Amazonen gern kennen lernen wollten. Und daß diese mohammedanischen Weiber, so viel Freiheit sie auch sonst genossen, nicht zu uns an Bord kamen, das war leicht begreiflich, das brauchte uns der Sirdar nicht erst zu erklären.

Nun gut, dann folgten wir eben einmal der Einladung, gingen in die Felsenburg, dann aber auch gleich wir alle zusammen!

Nur die 32 Schiffsjungen blieben an Bord und von uns eigentlichen Argonauten nur diejenigen, die eben nicht mitkommen wollten, denn gezwungen konnte doch dazu niemand werden, das war ja kein Dienst.

Ich führe sie außer den Schiffsjungen alle einzeln an, welche zurückblieben, habe meinen besonderen Grund dazu:

Kapitän Martin, der überhaupt nie das Schiff verließ, wenn es nicht der Dienst erforderte; der erste Steueremann, der sich überhaupt nie unter andere Menschen begab; der erste Maschinist, der überhaupt nichts anderes als seine Maschine im Kopfe hatte; ferner der Schiffszimmermann Hammid mit seinem hölzernen Bein und Kien Chen, der in seiner Kombüse keinen anderen kochen ließ.

Das waren die Zurückbleibenden von der eigentlichen Besatzung. Sonst blieben noch an Bord: Fabian, der als Lehrer das für seine Pflicht hielt; Mama Bombe; der blödsinnige Schudick; Carlisle.

Alle übrigen waren mit, der Bandlwurm sowohl wie das Zwergehepaar wie das einbeinige Menschenkänguruh, selbstverständlich auch Ilse an der Hand Klothildens.

Wir nahmen gleich mit, was wir bei unseren Vorführungen zu gebrauchen gedachten: Turngerätschaften und Spielutensilien der verschiedensten Art, unsere Säbel und Rapiere, auch die Pauken und Posaunen und sonstigen Instrumente nicht zu vergessen. Dort oben sollte es gleich mehrere Turnierplätze geben, nach der anderen Bergseite hinaus, auch die Amazonen übten ja dort oben, kamen überhaupt niemals herunter. Wenn wir sonst noch etwas brauchten, konnten wir uns ja jederzeit holen lassen. Tiere begleiteten uns vorläufig noch nicht. Auch Kullissen und Garderobe für das Theaterspiel nahmen wir nicht mit, denn für dieses hätten diese Orientalen doch absolut kein Verständnis, das hatte uns der holländische Sirdar gleich gesagt. Aber Musik, ja, das war etwas ganz anderes.

Ich hatte geglaubt, er würde, als wir die Rapiere und Entersäbel einpackten oder umschnallten, etwas davon sagen, daß die Mitnahme von Waffen nicht erlaubt sei, aber kein Wort davon, und so sagte natürlich auch ich nichts.

Die Barkasse genügte, um uns 76 Köpfe, die wir genau waren, an Land zu bringen. Das heißt, es ging durch so ein Wasserloch in den Hafen hinein. Es gab nach der

Felsenburg hinauf auch noch einen Weg von der Landseite hinauf, aber den durften Fremde nur mit verbundenen Augen passieren, erklärte der Sirdar, und darauf würden wir uns vielleicht nicht einlassen, worin er auch ganz recht hatte. Von dem unterirdischen Hafen ging es dagegen direkt hinaus, da war solch eine Vorsichtsmaßregel nicht nötig.

Ehe ich als letzter ins Boot stieg, ließ ich noch einmal die 32 Jungen zusammentreten, hielt noch eine kurze Ansprache. Eine humoristische. Wie ich das Schiff einzig und allein unter ihrem Schutze zurücklasse, daß sie zeigen sollten, wie sie ganze Männer seien, wozu aber auch unbedingte Subordination gegen den Kapitän und jeden anderen Vorgesetzten gehöre.

Ja, ich sprach humoristisch.

Andererseits aber war es ganz und gar nicht humoristisch.

Das alleingelassene Schiff stand tatsächlich unter dem Schutze dieser 32 Jungen mit einem Durchschnittsalter von acht Jahren.

Aber der Leser wird später noch erfahren, was ich in den vier Monaten aus diesen Kindern durch eine ganz besondere Erziehungsweise gemacht hatte!

Wie ich sie zur größten Selbständigkeit gebracht hatte. Zu einer Selbständigkeit von deren Größe ich selbst gar nichts ahnte!

Denn diese Beugels sollten uns während unserer Abwesenheit einen fürchterlichen Streich spielen.

Doch ich darf nicht vorgreifen.

»Jawohl, Waffenmeister!« erklang es mir aus 32 Kehlen enthusiastisch nach, als auch ich ins Boot stieg.

Ein größeres Wasserloch ließ uns ein, wir sahen in der weiten, um nicht zu sagen ungeheuren Höhle im unsicheren Scheine von Öllampen und auch einiger Fackeln, von Malaien für uns gehalten, eine Unmenge von Auslegebooten, Ruderprauen und anderen Fahrzeugen liegen. Sonst war nichts deutlich zu erkennen.

Das Wasserbassin wurde ringsum von einer niedrigen Galerie eingerahmt, wir stiegen aus, die Barkasse blieb einfach hier liegen, einstweilen auch alle unsere Sachen, der Sirdar übernahm ohne weiteres die Führung.

Es ging die Steintreppen hinauf, alles aus dem Felsen herausgemeißelt, immer im Zickzack, an jeder Ecke von einer schön aus Kupfer oder Bronze gearbeiteten Öllampe erleuchtet, sonst alles ganz nackt.

»Hier geht der Brunnenschacht durch!« sagte der Sirdar einmal, mit der Hand gegen eine Felswand klat-schend.

»Hat der Brunnen immer Wasser?«

»Immer, er versiegt auch in der trockensten Zeit nicht.«

Dann war diese Burg überhaupt uneinnehmbar. Oder es hätte doch, wenn die hier auch alle Feldfrüchte aufspeicherten, einiger Jahre bedurft, um sie auszuhungern. Im Sturme zu nehmen war sie jedenfalls nicht, bei solchen Felsengängen. Einige Mann an jeder Ecke nur mit Lanzen bewaffnet, hätten genügt, um eine ganze Armee aufzuhalten.

Schon sehr hoch waren wir gestiegen, als sich ein horizontaler Gang zu einem Saale erweiterte, in dem die ersten Teppiche und Polster lagen, auch sahen wir hier, mit Ausnahme unten im Hafen, die ersten Menschen, wohl Diener.

Nun erwartete ich endlich die Aufforderung, auch unsere sonstigen Waffen abzulegen, und sie wäre angebracht gewesen. Der Fremde und auch schon bekannte Gast muß beim Betreten eines mohammedanischen Hauses alle seine Waffen im Vorzimmer ablegen. So, erinnere ich daran, hatte ja auch der Sirdar seinen Dolch aus dem Gürtel genommen und im Boote zurückgelassen, ehe er an Bord gekommen war.

Aber diese Aufforderung geschah nicht, keine Frage deshalb. Es handelt sich eben immer nur um offen getragene Waffen. Zwar soll man auch verborgene Waffen ablegen, aber der Gast wird daraufhin doch nicht etwa erst visitiert, braucht auch kein Ehrenwort abzugeben, nicht beim Barte des Propheten zu schwören. Der Sirdar hatte ganz sicher auch noch Waffen unter seinem Kaftan gehabt.

Jeder meiner Jungen hatte einen Sackpuffer bei sich, einen Bulldogrevolver mit genügender Munition, und außerdem noch sein Schiffsmesser. Aber wir wurden also nicht nach verborgenen Waffen gefragt. Diese Malaien trauten uns eben, daß wir nicht etwa als Räuber kamen, die sich ihrer Burg bemächtigen wollten, so wie wir ihnen vertrauten.

Dann noch ein kurzer Gang, und wir betraten wieder einen Saal, der sein Licht durch große Fensteröffnungen erhielt, allerdings sehr hoch angebracht, und außerdem mit Teppichen und Polstern wirklich prachtvoll ausgestattet.

Auf einem thronartigen Sessel, golden oder vergoldet, die Edelsteine aber jedenfalls echt, saß, der Sultan Rangalla, ein schon älterer, sehr korpulenter Mann, und alle hinter ihm stehenden Männer, die ersten seines Reiches, waren gleichfalls dick.

Mir fiel diese allgemeine Dicke überhaupt sehr auf, ebenso die weichen, verschwommenen Züge, die ich überall erblickte, durch die zum Teil sehr großen Vollbärte nichts Energisches bekommend, überall die ungemein feinen Hände mit polierten und rotgefärbten Nägeln – diese ganze Männergesellschaft machte einen ungemein verweichlichten Eindruck, und der Sirdar hatte uns ja auch schon erzählt, was für ein reicher Mann dieser Sultan sei und in welchem Luxus an diesem Hofe gelebt würde.

Wie wir empfangen würden, wie wir uns zu verhalten hätten, darüber hatte uns ja der Sirdar schon zur Genüge instruiert, ich habe aber von alledem nichts erwähnt, da ich ja sonst wiederholen müßte.

Nun, es war einfach genug. Gar keine weitere Begrüßung, noch weniger eine Vorstellung. Dafür sofort eine gar heilige Zeremonie.

Dem Maharadscha wurde von einem Diener auf einer silbernen Platte ein großer, flacher Brotkuchen gebracht,

er selbst entnahm einer goldenen Schale eine Hand voll Salz, streute es auf den Kuchen, riß ein Stückchen ab, aß es, riß weitere Stückchen ab und gab jedem von uns eines, während wir vorbeidefiliierten, dazu immer dieselben malaiischen Worte sprechend:

»Im Namen des Propheten heiße ich Euch als Gäste der Sultana von Maladekka und der Begum der Maladekkanis willkommen.«

So, wir hatten Salz und Brot mit ihm gegessen, nun waren wir unverletzlich und wenn auch einer von uns aus Versehen einen Totschlag beging. Und geschah ein Mord mit Absicht, so mußte der Betreffende sich erst auf freiem Felde außerhalb Gesichtsweite entfernt haben, ehe er verfolgt werden durfte.

Gleich nach dem Vorbeidefilieren wurden wir wieder in einen anderen Saal geleitet, in dem auf niedrigen Tischchen, vor denen wir niederhocken mußten, das vom Propheten für um elf Uhr vorgeschriebene Mittagmahl serviert wurde.

Eine Schüssel wurde nach der anderen aufgetragen, nach der zehnten verzichtete ich darauf, sie weiter zu zählen. Zwar war es meistens Reis, aber immer in total anderer Zubereitung, mit dem verschiedensten Fleisch, das man nicht wiedererkannte, alles so in Würfelchen geschnitten, daß man mit den Fingern fertig wurde. Denn Gabel und Löffel und Messer gab es auch für die europäischen Gäste nicht.

Wie gesagt, der holländische Sirdar hatte uns schon geschildert, wie alles kommen würde, wir hatten uns verabredet, diese Esserei nicht zu lange auszudehnen, sonst hätte das ja Stunden gewährt, und als niemand mehr zu langte, wobei freilich dem Eskimo von seinem Freunde Juba Riata die Schüsseln vor der Nase weggenommen werden mußten, wurde das übliche Waschwasser herumgereicht, und dann ging es wieder in einen anderen Saal, der aber mit einem prächtigen Garten fast in offener Verbindung stand, die eine Wand war herausgemeißelt worden, nur einige Säulen hatte man stehen lassen.

Hier erwartete uns schon wieder der Maharadscha mit seinem Gefolge, auf der einen Seite sitzend, wir lagerten uns ihnen zwanglos gegenüber, so einen weiten Halskreis bildend. Nur der Sirdar blieb bei uns, zwischen der Patronin und mir, um uns Erklärungen geben zu können, unsere Fragen zu beantworten. Ein vertraulicheres Beisammensein mit dem Maharadscha und der Begum würde erst heute abend erfolgen, jetzt ging alles noch streng zeremoniell zu.

»Bitte, keine indischen Gaukler und Schlangenbeschwörer,« hatte ich von vornherein gesagt, »wir möchten so bald als möglich die Amazonen kennen lernen.«

Bisher war noch von keinem Weibe etwas zu bemerken gewesen, weder verschleiert noch unverschleiert, jetzt aber kamen sie anmarschiert, die 256 Leibgardistinnen.

Solch einen Anblick hatten wir nun freilich nicht erwartet. Vor allen Dingen nicht, daß diese Ehrenjungfrauen, die sie doch waren, sich uns christlichen Fremdlingen so ziemlich im Evakostüm präsentieren würden. Obgleich sie vom Halse bis zu den Füßen eingehüllt waren, sogar gepanzert. Da es aber solche schmiegsame Schuppenpanzer wohl schwerlich gibt, mögen sie auch noch so sein gearbeitet sein, so waren es sicher Trikots, auf welche dünne Blechschüppchen nur aufgenäht waren, die einen in Gold, die anderen in Silber. Sonst hätten sie unmöglich so jede Bewegung mitmachen können.

»Es waren durchweg sehr, sehr schöne Mädchen, die sich uns präsentierten, einmal dem Gesicht nach, und dann auch nach den Figuren. Daß sie sehr viel körperliche Übungen treiben mußten, das war den kraftvollen Gestalten wohl gleich anzumerken, aber Riesenweiber oder besonders muskulöse waren nicht darunter.

Sie waren mit Schwert und Schild bewaffnet, führten ein Ballett mit kriegerischen Evolutionen aus, kämpften zusammen, Rot gegen Weiß, Gold gegen Silber, und wenn die blitzenden, ganz gewaltigen Säbel zusammenklapperten, dann klang es nach Holz, sogar nach hohlem Holz, und wenn die nicht anders fechten konnten, dann war es mit ihrer Fechterei nicht weit her.

»Ist denn da auch die Begum dabei?« fragte ich den Sirdar.

»Jawohl, die vierte in der zweiten goldenen Reihe, die jetzt gerade vorrückt, ist es. Das ist die Begum Sallah, die Anführerin der ganzen Leibgarde, die sie alle in Zucht

halten muß. Aber Vorkämpferinnen oder Vortänzerinnen gibt es hier nicht, weil doch sonst noch eine zweite vorhanden sein müßte, was nicht sein darf. So tritt sie bei den Spielen einfach mit in die Reihen.«

Ich sah ein ebenso schönes, schwarzäugiges und schwarzhaariges junges Weib mit orientalischen Zügen wie alle die anderen, sie blickte auch genau so kokettierend nach den fremden Gästen wie alle anderen. Ganz genau so wie bei unserem Ballett.

»Es ist wirklich eine Französin?«

»Ganz sicher. Aber bitte, sage nicht, daß Du es weißt.«

»Wie alt ist sie denn?«

»Da stellst Du eine Frage, die hier mit dem Tode bestraft wird!« flüsterte der Sirdar zurück, lächelte aber dabei.

Nun, die meisten unserer Damen würden solch eine Frage nach dem Alter vielleicht auch mit dem Tode bestrafen – wenn sie es nur dürften.

Die trikotgepanzerten Jungfern waren so erst zehn Minuten herumgehopt, waren sicher noch lange nicht fertig, als das gesellige Beisammensein jäh unterbrochen werden sollte.

Ein malaiischer Diener kam auf uns zu, machte dem Sirdar eine Meldung, die ich ja nicht verstand.

»Weshalb ist denn Euer Schiff abgedampft?« wandte der sich jetzt an mich.

»Was?!«

»Euer Schiff dampft zur Bucht hinaus.«

»Ach, das ist ja gar nicht möglich!«

»Wenn ich Dir sage! Unsere Krieger haben es gesehen, die stehen doch immer auf dem Söller auf Wache – soeben schicken sie mir die Meldung, daß das fremde Schiff zur Bucht hinausdampft.«

Ich war aufgesprungen, die Patronin auch. Was kümmerte uns jetzt noch die Tanzerei und das ganze Zeremoniell. Erklärung dieses Rätsels mußten wir haben!

»Wo kann man von hier auf die Bucht hinabblicken?«

»Das ist gleich hier ... «

Der Sirdar führte uns, einige von meinen Leuten, die es mit angehört, worum es sich handelte, schlossen sich an.

Dann standen wir im Freien auf einer Plattform, dadurch gebildet, daß die Felswand hier oben einen Absatz machte, weiter zurücktrat, die Plattform hatte eine Ummauerung – das war das Adlernest, das man von unten gewährte, hier oben freilich von ganz respektabler Größe.

Ich sah nicht, wer sich alles darauf befand, ich sah nur tief unter mir die Bucht – und in dieser keine »Argos« mehr – wohl aber steuerte sie soeben mit mächtig qualmendem Schornstein zu der Bucht hinaus und verschwand hinter einem Vorgebirge.

Ich starrte und starrte.

»Helene, was soll das bedeuten?« konnte ich nur flüstern.

»Der Kapitän macht mit den Jungen eine Probefahrt, heizen können die Kinder ja!« entgegnete die.

»Ja, einen Kessel können die Bengels wohl heizen, aber ... Kapitän Martin mit denen eine Übungsfahrt machen, ohne daß er uns davon benachrichtigt hätte?! I, da ist bei Kapitän Martin doch gar nicht daran zu denken!«

»Die Wächter sagen,« wandte sich da der Sirdar nachdem er noch mit den Malaien gesprochen hatte, »an der Kommandobrücke hätte, als das Schiff abging, nicht der Kapitän gestanden, auch kein anderer erwachsener Mann, sondern nur lauter halbwüchsige Knaben!«

Mehr brauchte ich nicht zu hören, da plötzlich ging mir die klare Erkenntnis auf, so ungeheuerlich sie mir auch selbst dünken mochte.

»Jungens,« schrie ich, »die Bengels rücken mit unserem Schiffe aus! Hinunter! Ihnen nach!«

So schrie ich noch in dem Tanzsaale, in dem aber nicht mehr getanzt wurde. Auch alle meine anderen Jungen und sonstigen Leute standen doch jetzt da, wußten jetzt alle, um was es sich handelte, und wußten nun nicht gleich, was sie beginnen sollten.

»Mir nach! Hinab, hinab! Mit der Barkasse ihnen nach!«

Und wir rasten hinab. Wie lange wir zu den 150 Metern Tiefe brauchten, weiß ich nicht. Ich nahm immer drei und vier Stufen auf einmal und wurde dennoch von Klothilde überholt, obgleich diese die kleine Ilse auf dem Arme hatte.

Und dann saßen wir alle in der Barkasse, die noch mit unseren Sachen bepackt war, der Motor angestellt, und sie knatterte in die Bucht hinein und zu dieser hinaus,

mit 14 Knoten Fahrt, während die »Argos« unter Dampf nur 12 machte.

#### 40. KAPITEL. DIE BLAUEN UND DIE GELBEN.

Ja, ich hatte aus den 32 Knirpsen innerhalb von drei Monaten etwas zu machen verstanden.

Nicht etwa, daß ich sie in der Seemannschaft schon so weit ausgebildet gehabt hätte, daß jeder einen ganzen Mann stand. Das kann man bei Jungen, von denen nur einige schon zwölf Jahre alt waren, einige aber auch erst vier, im Durchschnitt acht Jahre, wohl nicht verlangen.

Nein, in moralischer Hinsicht meine ich, in der Ausbildung des Charakters.

Ich glaube da wirklich durch eine besondere Erziehungsmethode ein Problem gelöst zu haben, das man auch anderwärts einmal versuchen sollte, um kleine Tüchtigkeits – geborene Bösewichte, möchte man fast sagen – in bessere Menschen zu verwandeln.

Zunächst erwähne ich, wenn das dabei auch Nebensache ist, daß die 32 Jungen unterdessen andere Namen bekommen hatten.

Mit den Götter- und Heldennamen konnten wir uns durchaus nicht befreunden, Cäsar, Hektor und Nero hießen auch schon Hunde von uns. Und das Rufen mit Nummern wurde uns nach und nach immer unsympathischer. Riefen wir einfache Zahlen, so entstanden zu oft Verwechslungen, also mußte man immer »Nummer« vorsetzen, und das erinnerte doch sehr an Zuchthaus. Andere Vornamen sind aber gar nicht so leicht zu erfinden, wenn

man schon 60 Leute hat, die alle beim Vornamen gerufen werden, jeder mit einem anderen, wenn er auch nachträglich mit einem solchen getauft worden ist. Das ist an Bord des Schiffes nun einmal nicht anders. Jeder Mann vor dem Mast wird beim Vornamen gerufen, und sind drei Auguste dabei, dann werden zwei von ihnen umgetauft.

Nur einer war unter ihnen, der einen christlichen Vornamen hatte. Weil er seine Eltern oder doch seine Mutter kannte, die ja mit uns an Bord war. Der Sohn der Mama Bombe.

Der hieß Otto.

Und zufällig führte er in der Größenreihe auch die Nummer acht.

Das war ein merkwürdiger Zufall insofern, als acht auf Italienisch nämlich Otto ist. Wenn auch unser Name Otto nichts mit der italienischen acht zu tun hat. Der Name Otto ist ein altskandinavisches Wort und bedeutet der Vortreffliche.

Aber die italienische Zahl otto hatte uns doch darauf gebracht.

Wir benannten die 32 Jungen einfach mit den italienischen Zahlen.

Uno, Duo, Tre, Quattro, Cinque, Sei, Sette, Otto, Nove, Dieci, Undici, Dodici, Tredici, Quattordici, Quindici, Sedici, Diciasette, Diciotto, Diciannove, Venti, Ventuno, Ventidue, Ventitre, Ventiquattro, Venticinque, Ventisei, Ventisette, Ventiotto, Ventinove, Trente, Trentuno, Trentiduo.

Das war sehr leicht zu behalten, deshalb braucht man kein Italienisch zu können, die Worte sind scharf voneinander verschieden, und es klingt doch ganz anders, wenn man auf einem deutsch sprechenden Schiffe jemanden »Trentuno« ruft als »Einunddreißig« oder gar »Nummer Einunddreißig«. Deshalb sollten meine Jungen, die meist germanischer Rasse waren, keine Italiener werden. Vorläufig war es ganz gut so, vielleicht konnte es auch für immer so bleiben.

Die Hauptsache war, daß ich die ganze Bande gleich wieder in zwei Farben geteilt hatte, auch äußerlich durch Abzeichen erkennbar, in die Blauen und in die Gelben.

Infolgedessen werde ich fernerhin öfters die Bezeichnungen die »Grünroten« und die »Blaugelben« gebrauchen, um die erwachsene Mannschaft, zu der ich aber auch Fritz den Mondgucker und Jim den schwarzen Kartoffelschäler zähle, von diesen eigentlicher Jungen zu unterscheiden.

Ich habe meine Erziehung während der Fahrt nach der Koralleninsel und während unseres zweimonatlichen Aufenthaltes in der Lagune deshalb nicht geschildert, weil es die größte Ähnlichkeit damit hatte, wie ich auch meine großen Jungen, die Grünroten, ausgebildet hatte.

Also mit Ausnahme einiger Schulunterrichtsstunden wurden den ganzen Tag Sportspiele jeglicher Art getrieben, es wurde geturnt, gesprungen und gerannt, geschwommen und gerudert, ich ließ sie auch fechten, ja ich gab ihnen sogar schon Revolver und Gewehre mit

scharfen Patronen in die Hand, ließ sie nach der Scheibe schießen.

Weshalb nicht? Unter den Kindern der Hinterwäldler gibt es noch viel kleinere, die schon ganz perfekt mit dem Schießprügel umzugehen wissen. Sie müssen es lernen, die Not gebietet es. Und konnten wir nicht auch einmal in die Lage kommen, daß wir Erwachsenen nicht mehr fähig waren, unser Schiff zu verteidigen, daß diese Knirpse ein Gewehr abdrücken mußten, um ihr und unser Leben zu verteidigen?

Und was heißt bei so etwas überhaupt Alter? Wie häufig kommt es vor, daß ein Mann, der schon so ziemlich ein ganzes Menschenalter lang den Bureausessel gedrückt hat, nun, da er sich pensionieren läßt, zum Zeitvertreib auf die Jagd gehen will, zum allerersten Male in seinem Leben nimmt er ein Gewehr in die Hand. Und dieser alte Mann hat keine Aufsicht dabei. Ist es da nicht besser, man gibt einem Kinde unter Aufsicht ein Gewehr in die Hand? Dieses Kind wird nicht so leicht ein Unglück anrichten als so ein alter Bureaukrat oder Rentier mit dem Tadderich.

Dann ferner natürlich Unterricht in Seemannsarbeiten aller Art, im Schiffsdienst. Sie mußten einen Teil des Schiffes ganz selbständig rein halten, lernten knoten und splissen, mußten in der Takelage arbeiten. Daß die 32

Bengels etwa das Schiff als Segler hätten bedienen können, daran war natürlich nicht zu denken, aber immerhin, es waren ja sowieso schon so kleine Akrobaten gewesen, sie wurden immer mehr ausgebildet, sie konnten die Matrosen schon recht wohl unterstützen.

Dies alles geschah nach genau bestimmtem Stundenplane, nach der Schiffsroutine.

Bordroutine ist das ungeschriebene Gesetz für den Anstand, der auf dem Schiffe zu herrschen hat. Unter Schiffsroutine versteht man den Stundenplan für die Arbeit und den sonstigen Dienst, der auf Kriegsschiffen von Tag zu Tag anders entworfen und öffentlich ausgehängt wird.

Ja, geregelt waren diese Stunden für jeden einzelnen Tag ganz genau. Heute war von 2 bis 3 Schulunterricht, von 3 bis 4 Flickstunde, dann konnte oder vielmehr mußte geturnt oder sonstiger Sport getrieben werden.

Aber hierin ließ ich den Jungen gänzlich freien Willen.

Es war genau dasselbe wie bei den erwachsenen Grünroten. Farbe ging gegen Farbe, Blau gegen Gelb. Jede Partei übte sich am meisten in der Sache, in der sie am wenigsten leistete, um beim nächsten Wettkampf gegen die andere Farbe die verloren gegangenen Punkte wieder aufholen zu können. Auch hier ging es um Prämien, auf deren Wert es ganz und gar nicht ankam, auch die Blaugelben hatten ihr eigenes »Logis« – sprich so, wie es geschrieben wird – ihren Klubraum, auch hier hatte jede Farbe ihren eigenen Glasschrank, und die Prämien wanderten zwischen den beiden Schränken hin und her.

In diesen drei Monaten hatte die erste Begeisterung für diese Wettspiele nicht im geringsten abgenommen, im Gegenteil, sie nahm immer zu. Genau so, wie noch heute nach einem Jahre meine erwachsenen Grünroten, wenn sie sich zur Koje legten, ehe sie einschliefen, sich nur darüber unterhielten, welche Farbe wohl diese oder jene Prämie das nächste Mal erringen würde.

Mit diesen kleinen Bengeln durfte ich aber noch etwas anderes anstellen, was ich mit den Großen hätte nicht tun dürfen. Ich hätte den Leuten nicht eine Prämie für gute Führung anbieten dürfen. Etwa, welche Farbe am wenigsten flucht, die bekommt hier diese Figur als Prämie in ihren Glasschrank gesetzt. Da hätten mich diese Kerls ja nicht schlecht ausgelacht! Es hat eben alles seine Grenze.

Aber bei solchen Kindern war das noch möglich.

Allerdings war es nur ein Versuch von mir. Ich glaubte selbst nicht daran, daß es gelingen würde. Eine körperliche Ausbildung ist doch etwas ganz anderes als eine moralische.

Aber das Wunder geschah.

Ich hatte die Zauberkraft des Korpsgeistes, über den ich schon früher einmal gesprochen habe, noch immer viel zu gering eingeschätzt.

Denn nichts anderes als der Korpsgeist war es, der dieses Wunder fertig brachte.

Wie schon gesagt: es waren ja niederträchtige Rüpels darunter. Taugenichtse waren sie überhaupt alle gewesen. Mit niederträchtigen Gewohnheiten behaftet. Daß

sie sich wegen jeder Kleinigkeit gegenseitig anspuckten, das war noch das wenigste, und mehr will ich gar nicht erwähnen. Bei vielen aber sah man schon den Stempel des zukünftigen Verbrechers ganz deutlich auf die Kinderstirn gedrückt.

Da hätten keine Strafe, nicht die fürchterlichsten Prügel genützt. Das wußte ich im voraus, damit fing ich gar nicht erst an.

Ich setzte eine Prämie für die beste Führung aus. Nur eine, Figur, einen hölzernen Elefant. Mit Absicht hatte ich so etwas gewählt. Die Prämie durfte mit der guten Führung in gar keiner Beziehung stehen.

So, nach dieser Prämie hat jede Farbe durch gute Führung zu ringen. Jeden Mittag vor dem Essen wird sie einer Farbe neu zugeteilt, die sie dann für 24 Stunden zu verteidigen hat. Die früheren guten Führungen zählen natürlich nicht mit. Es geht immer nur von Mittag zu Mittag.

Und da geschah das Wunder, an das auch ich niemals geglaubt hätte.

Die durch und durch verrohten Bengels wurden plötzlich alle Musterknaben.

Ich mußte es mir erst reiflich überlegen, ehe ich es begreifen konnte.

Es war eben der Korpsgeist, der dieses Wunder bewirkte. Alles Persönliche war ganz ausgeschaltet. Es ging nur um die Ehre der Farbe, der Partei. Welche Farbe den hölzernen Elefanten am Mittag in ihren Glasschrank bekam.

Damit die Figur nicht aus dem blauen Schrank in den gelben wanderte, deshalb hörte der unverbesserliche Dieb plötzlich zu stehlen auf. Oder er hatte vielmehr alles, was er heimlich erwischen konnte, einfach über Bord geworfen, nur aus Lust am Verschwindenlassen, an Schädigung eines anderen, an der Vernichtung. Das war ja natürlich schon mehr eine Manie, eine geistige Krankheit. Aber plötzlich war diese verschwunden. Und so war es bei allen anderen. Die verlogenen Schlingel, die aus Prinzip logen – sie sprachen plötzlich die lautere Wahrheit. Denn wenn sie einmal bei einer Lüge ertappt wurden, dann gab es wieder für die andere Farbe einen Punkt, der ihr den hölzernen Elefanten näher brachte. Und so war es bei allem und jedem.

Kurz und gut, aus diesen kleinen, nichtswürdigen Halunken waren mit einem Schlage tadellose Musterknaben geworden.

Und jetzt hatten diese Musterknaben uns das ganze Schiff gemaust!



Ich will es gleich erzählen, wie es gekommen war, wenn ich es auch erst später erfuhr,

Gegen zehn Uhr hatte ich meine Anrede gehalten, wir gingen mit der Barkasse davon.

Die Knirpse fühlten sich als Herren des Schiffes. Das heißt als Beschützer.

»Wenn wir nur jetzt zeigen könnten, was wir schon leisten können.«

»Wenn nur jetzt plötzlich ein Sturm käme.«

»Oder Seeräuber. Na, die wollten wir ja heimschicken.«

»Na, wenn uns dieses Schiff gehörte, wir wollten ja etwas anderes machen, als immer so lange in einer Lagune liegen.«

So und ähnlich waren die Reden zuerst gegangen. »Wenn wir wenigstens jetzt einmal eine Fahrt allein machen dürften.«

»Das wäre ein Gedanke! Wir müßten den Kapitän fragen!«

»Dummer Hund, denkst Du denn, der erlaubt so etwas?«

»Na, da wird er einfach gar nicht erst gefragt, wir fesseln ihn einfach und fahren los.«

Ventetre war es gewesen, der diesen Vorschlag zuerst gemacht hatte, ein zehnjähriger, aber noch sehr kleiner Bursche, dem ich das eigentlich am allerwenigsten zuge-  
traut hätte.

Doch es kommt ja gar nicht drauf an, von wem dies alles ausging. Sie machten überhaupt alle mit, waren gleich ein Herz und eine Seele, nur die Anregung mußte dazu einmal gegeben werden.

»Na, warum solls denn der Kapitän nicht erlauben,« hatte es dann weiter geheißen, »nur einmal so ein bißchen in der Bucht herum dampfen.«

Hierzu bemerke ich, daß die Blaugelben wirklich schon einmal geheizt hatten, jede Farbe eine ganze Wache lang, vier Stunden lang.

Schon auf der Fahrt von Frisko nach der Koralleninsel hatte ich ihnen die Maschine und die Heizanlagen erklärt oder von den Maschinisten erklären lassen. Dieses Kenntnis gehört heute mit zur Seemannschaft, wenn ein Steuermann auch nur auf Seglern fahren will. Auf der Navigationsschule hat man ganz tüchtig Maschinenkunde und alles, was dazu gehört.

»Will mal jemand mitfeuern und Kohlen trimmen, um zu merken, wie einem da der Rücken weh tut?«

Ei gewiß, das macht doch Spaß! Und sie hatten Kohlen geschleppt und unter die beiden Kessel geworfen. Zu deren Bedienung gehörten auf jede Woche vier Heizer und Kohlenzieher, die bei uns abwechselnd arbeiteten, also einmal heizten, einmal trimmten.

Sollten 16 kräftige Jungen, ich meine keine notorischen Schwächlinge, mochten einige von ihnen auch erst vier Jahre alt sein, aber im Durchschnitt waren sie ja acht Jahre, nicht dasselbe leisten wie vier Männer?

Nun, den vollen Atmosphärendruck hatten sie nicht immer halten können. Es ist doch eine ganz höllische Arbeit, das Nachwerfen muß auch verstanden sein. Aber immerhin, der nötige Dampf war doch immer vorhanden gewesen, um die Schraube arbeiten zu lassen, die Bengels hatten sich mächtig angestrengt, zumal es wieder Blau gegen Gelb gegangen war.

Also sie glaubten, die Kessel und Maschine vollständig bedienen zu können, zumal sie unterdessen doch noch viel hinzugelernt hatten. Was die jetzt alle schon für Muskeln bekommen hatten! Und diese Hände!

»Gerade, wenn wir hier ein bißchen in der Bucht herum dampfen, dann sehen die Malaien, was wir können – falls sie Lust hätten, das Schiff anzugreifen.«

»Hm, das sollten wir dem Käpten eigentlich sagen, dann wird ers schon erlauben.«

»Wo ist der Käpten?«

»Er kriecht unten im Schiffe herum.«

»Warten wir, bis er wieder kommt.«

»Wer will dann zu ihm gehen und ihm den Vorschlag machen?«

»Ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Hasenfüße seid Ihr, Süßwasserhäringe!«

»Na, dann geh Du doch!«

Dazu hatte der »Held« aber auch keine Lust.

»Na, dann gehen wir eben alle zusammen!«

»Jawohl, und dann auch sofort!«

Richtig, den Entschluß sobald er sich einstellt, nur immer gleich beim Schopfe gefaßt, zur Ausführung gebracht.

Sie glaubten den Kapitän im Unterdeck, begaben sich sofort hin. Durften es ja auch, alle das Deck verlassen, standen gegenwärtig unter keinem Kommando.

Kapitän Martin inspizierte die unteren Schiffsräume, hatte auch einmal die Arrestelle des ursprünglichen

Kriegsschiffes ausgeschlossen oder vielmehr nur aufgeriegelt, war eingetreten, um nach dem Rechten zu schauen. Dringesessen hatte bei uns ja noch niemand, aber in Ordnung mußte doch alles sein, so zum Beispiel daß sich die Pritsche leicht herab und wieder hoch klappen ließ.

»Herr Kapitän!« erklang es da hinter ihm.

Der Kapitän drehte sich um, sah da vor der Tür Jungen stehen, so viel Platz hatten, steckte die Hände, die er zu dem Herumklappen gebraucht hatte, wieder in die Hosentaschen

»Was wollt Ihr?«

»Können wir nicht einmal in der Bucht ein bißchen herumdampfen?«

»In der Bucht herumdampfen?«

»Damit die Malaien sehen, daß wir das ganze Schiff regelrecht bedienen können, daß wir die Matrosen und Heizer gar nicht gebrauchen.«

»Das ganze Schiff regelrecht bedienen können? Ihr seid wohl verrückt geworden? Schert Euch an Deck!«

Da plötzlich krachte die Tür zu.

Mit einem Sprunge war der Kapitän an der Tür, aber da war schon der schwere Riegel vorgeschoben worden.

Wer es getan, das weiß ich nicht, danach habe ich dann später auch nicht geforscht, niemand sollte zum Ankläger werden, um sich entschuldigen zu wollen.

»Bande verfluchte, wollt Ihr gleich die Tür öffnen?!«

Aber nur die Klappe für die Wache wurde aufgemacht. Einer mußte gehoben werden, um durch das Guckloch sehen und sprechen zu können,

»Gehen Sie die Erlaubnis, Käpten, daß wir ein bißchen in der Bucht herumdampfen?«

»Tollhäusler Ihr, wollt Ihr gleich die Tür öffnen?!«

»Na, dann machen wir es eben so, wir werden auch ohne Euch fertig.«

Wie es gekommen war, ich weiß, es nicht.

Jedenfalls war der Anfangs gemacht, nun folgte es weiter.

Die Bürschchen wurden wie von einem Taumel erfaßt. »Der Rausch der Rebellion packte sie. Aus einer Luke, die nach dem Maschinenraum führte, blickte ein Knabekopf.

»Stürmann, Ihr sollt mal zum Käpten kommen, aber fix, fix!«

Der erste Steuermann hatte Wache auf der Kommandobrücke, durfte diese unter keinen Umständen verlassen. Aber wenn ihn der Kapitän rief? Dann selbstverständlich.

»Was ist denn passiert?!«

»Fix, nur fix!«

Der Steuermann stürzte herbei, in die Luke hinein, die Leiter hinab, hatte den Boden noch nicht mit den Füßen berührt, als ihm diese schon mit Stricken umwunden wurden, und ebenso schnell ging es mit den Armen und Händen, die er noch an der Leiter liegen hatte, um sich festzuhalten, die wurden ihm einfach festgelaßt. Was wollte er denn überhaupt gegen 32 solche kräftige Bengels machen. Da unterlag auch ein Riese an Kraft. Und

inzwischen hatten sie auch schon eben so leicht den ersten Maschinisten abgefertigt, Kalthoffs Nachfolger, ein stilles, etwas ängstliches Männchen, wie ich ihn schon gleich im Anfange geschildert habe.

Der lag auch schon gebunden neben der Maschine, die er geschmiert hatte, und diese Bengels verstanden Knoten zu schürzen, dafür hatte ich gesorgt, und Klothilde hatte ihnen noch extra einige besondere Kunstkniffe beigebracht, die sie jetzt mit bestem Erfolge anwandten.

Alle anderen wurden mit eben solch leichter Mühe abgefertigt. Bemerkenswert ist es aber doch, daß diese Teufelsbraten dem Zimmermann wie dem chinesischen Koch schon den Revolver auf die Brust setzten. Fabian und Carlisle kamen gar nicht in Betracht, die wurden einfach eingesperrt, letzterer im Totensalon bei seiner Traumkönigin, wo er sich natürlich befunden, und von Mama Bombe, und Schudick braucht gar nicht erst gesprochen zu werden.

Jetzt waren die Knirpse wirklich Herren des Schiffes!  
Nun fort!

Erst aber die Führung erwählt!

Als Kapitän und Offiziere konnten nur drei »Mann« in Betracht kommen.

Drei von den Jungen waren sehr gute Rechner, zeigten Interesse für die Sache – ich hatte sie im Ausführen von geographischen Ortsbestimmungen ausgebildet, nach der Sonne sowohl wie nach Sternbildern wie nach Mondstrecken. Da ist gar nicht so viel dabei. Eine rein mechanische Sache. Nur zur Handhabung des Sextanten

gehört Geschicklichkeit, weiter nichts. Das Rechnen nach Tabellen geschieht ganz mechanisch, wenn auch Logarithmen dazu nötig sind.

Das Schifferexamen für große Fahrt hätten diese drei natürlich nicht bestehen können, auch in diesem Fache nicht – aber für kleine Fahrt ist diese Bestimmung schon gar nicht nötig.

Quattro wurde Kapitän, die beiden anderen seine beiden Offiziere, darunter auch Otto.

Sehr bezeichnend für ihre Gemütsverfassung war, daß sich diese drei den Gürtel sofort mit Revolver und Messern spickten. Das taten aber auch alle anderen, wenn sie auch zum größten Teil in den Heizraum geschickt wurden.

Na ja, regelrechte Meuterer waren sie nun doch schon geworden. Und von denen bis zum Seeräuber ist es ja nur noch ein kleiner Schritt.

Zwar wußten diese Bengels selbst noch gar nicht, was sie eigentlich wollten – aber nur in der Bucht ein bißchen herumdampfen, das konnten sie jetzt jedenfalls nicht mehr, das wußten sie bestimmt.

Wir waren ja mit voller Dampfkraft eingefahren, das Wasser in den Kesseln war noch immer kochend, die nötige Dampfspannung war bald wieder hergestellt, der einzige Anker mit der Dampfwinde gehin und einstweilen hängen gelassen, und fort ging es zur Bucht hinaus,

Wohin?

Den Weg zurück, den wir gekommen waren. Da die an Deck Gebliebenen doch auch etwas zu tun haben mußten, ließ der Herr Kapitän von ihnen unterdessen Gewehre und Munition aus der Waffenkammer bringen, auch die Revolverkanonen klar machen.

Wozu?

»Wir wußten ja gar nicht, was wir taten, wir waren ganz verrückt.«

So wurde mir später von ihnen gesagt.

Eine andere Erklärung gibt es auch gar nicht.

Sie waren vom Größenwahnsinn berauscht.

Aber die meisten Wahnsinnigen scheinen immer noch ganz genau zu wissen, was sie tun, können oftmals ganz kaltblütig handeln.

Freilich sollten sich die kleinen Seekönige nicht lange ihrer freien Selbstherrlichkeit erfreuen.

Sie waren, seitdem sie die Bucht verlassen, vielleicht erst 20 Minuten gedampft, aber auch nicht mit voller Kraft, die konnten sie nicht aufbringen, hatten sich erst drei Seemeilen von der Bucht entfernt, als es unter dem Kiel knirschte, und immer mehr knirschte, und zwar ganz unheimlich, nicht nur nach Sand, sondern nach Felsen, oder hier wohl nach Korallen, ein Ruck und ... der Dampfer saß fest!

Übrigens will ich gleich sagen: wir hätten bei der Ausfahrt ebensogut hier festrennen können! Nämlich ohne eingeborenen Lotsen!

Die Bürschchen – steuern konnten sie alle, das ist gar keine Kunst – hatten ganz genau denselben Kurs eingehalten, den wir genommen, das war aller Ehren wert.

Aber das war vor zwei Stunden gewesen, da hatte noch höchste Flut geherrscht, und der Lotse, der sich über den Tiefgang unseres Schiffes genau orientiert, hatte uns glatt über diese Bank weggebracht, ohne uns etwas von ihr zu sagen.

Wenn wir ohne Lotsen den Rückweg zwei Stunden nach Flut angetreten hätten, wir wären hier ebenfalls totsicher festgefahren.

Ach Du großer Schreck!

Doch nein – Ehre, wem Ehre gebühret!

Die erwählte Führung erschrak durchaus nicht, sie waren ganze Männer vom Scheitel bis anderthalb Meter hinab zur Sohle.

»All Mann an Deck!« donnerte der Herr Kapitän durch das Sprachrohr hinab in den Maschinenraum, soweit ein Kinderstimmchen donnern kann, nachdem er durch den Signalapparat auch schon den Dampf abbestellt hatte.

Aber das hatten die Maschinisten schon von ganz allein getan, sie kamen wie die Heizer schon von ganz allein heraufgestürzt, die hatten dort unten doch aus erster Quelle erfahren, was passiert war. Es mußte ganz schauerlich gekratzt haben.

Was nun?

Da tauchte dort hinten schon unsere Dampfbarkasse auf.

Nun hätten die Bürschchen uns eigentlich auch noch beschießen müssen. Aber nein, so weit ging es denn doch nicht.

Bei unserem Anblick rutschte diesen Seehelden denn doch das Herz in die Pumphöschen.

Da war es Otto, der den besten Gedanken hatte, und ich hätte es ihm auch verdacht, wenn ers nicht gewesen wäre, denn der Sohn der Mama Bombe war wirklich der Intelligenteste von allen.

»Jungens, erwischen lassen dürfen wir uns nicht! Diese Blamage ertrage ich nicht! Die beiden Jollen klar! Wir schlagen uns in die Wildnis und führen da ein freies Jägerleben!«

So hatte Otto gerufen.

A la bonheur, das war gar keine so schlechte Idee. Wenn schon, denn schon! Und die anderen sahen denn auch sofort ein, daß es hier gar nichts anderes gab.

Also die beiden Jollen ausgeschwungen und zu Wasser gelassen. Das verstanden die Bengels dank meiner Bemühungen schon ganz famos. Vollkommen ausgerüstet für längere Fahrt waren diese Boote immer, hatten gefüllte Wasserfäßchen und einige Säcke mit Schiffszwieback und Konserven und anderen Proviant.

Aber die wackeren Jungen waren bei so klarem Verstande, daß sie in aller Schnelligkeit noch mehr Proviant einluden, Gewehre nahmen sie selbstverständlich mit, sonst konnten sie doch nicht jagen, sie keuchten unter der Last von Patronenkisten – ja, sie dachten sogar an Äxte, Sägen, Hämmer, Nägel und dergleichen Werkzeug,

um es sich als Jäger im indischen Urwald möglichst bequem zu machen.

Tatsächlich – wenn ich jetzt auch etwas ironisch erzähle – dann später fand ich dies alles höchst lobenswert.

Wenn schon, denn schon!

Es waren wirklich ganz tüchtige Bengels, diese Knirpse! Die würden es später schon einmal zu etwas bringen.

Und nun mit welcher Schnelligkeit sie dies alles ausführten!

Wir waren noch ein gutes Stück von dem Schiffe entfernt, da waren die beiden Jollen schon unterwegs.

Ob die Jungens freilich die nächste Insel erreichen würden, das war sehr die Frage, denn von der waren sie noch zwei Kilometer ab.

Aber der Himmel selbst stand den wackeren Burschen bei. Mit einem Male versagte unser Motor. Na überhaupt dieser Petroleummotor! Wir kurbelten und kurbelten – er kam nicht wieder in Betrieb!

Die Barkasse konnte auch gerudert werden, die Riemen lagen vorschriftsmäßig befestigt auf den Trachten. Aber über ihnen lagen unsere Säbel und Rappiere und Posaunen und Pauken und was wir sonst noch alles mitgenommen hatten, das mußte erst fortgeräumt werden, und als wir einige Riemen herausgeholt hatten, konnten sie wegen des Gepäckes kaum gebraucht werden.

So erreichten wir mit Müh und Not das Schiff, gleich in der Absicht, die Barkasse aufzugeben und lieber einen oder zwei Kutter zu benutzen.

Kapitän Martin war es, der uns das Fangseil zuwarf und dann die Hände in die Hosentaschen steckte.

Wie er es fertig gebracht hatte, die schwere Eisentür aufzuwuchten, den kolossalen Riegel aufzubrechen, das ist mir immer ein Rätsel geblieben.

Mit wenigen Worten hatte er uns über den Vorgang verständigt, so weit es nötig war.

»Nun aber ihnen nach mit den Kuttern, oder die Jungen sind des Todes, sie kommen in die Korallenstrudel!«

Ja, die Situation hatte sich unterdessen geändert.

Die unternehmenden Bürschlein sollten keine Terna-teninsel erreichen, um sie erst von Seeräubern zu säubern und dann ein freies Bukkanierleben auf ihr zu führen.

Ein anderer mochte glauben, daß sie freiwillig die Richtung geändert hätten, sich von der Insel entfernen wollten. Wir aber merkten gleich an ihrem verzweifelten und daher unregelmäßigen Pulen, daß es ein unfreiwilliger Abgang war.

Sie waren in eine Ebbeströmung gekommen, die sie mit sich fortriß, so verzweifelt sie sich auch dagegen wehrten.

Und sie wußten schon, daß sie sich nicht fortreiben lassen durften, sie sahen dasselbe, was auch wir sahen: dieser mächtige Strom lief dort hinten in die Korallenriffe hinein – dort wo es so furchtbar brandete und brauste – dort wartete ihrer der unerbittliche Tod! Dort blieb keine Bootsplanke auf der anderen, dort verschwand alles in

dem kochenden Strudel, wenn es nicht vorher an den spitzen Korallenriffen aufgespießt wurde.

»O, gnädiger Himmel, habe nur einmal noch Erbarmen!« heulte ich auf, als ich diese Situation erfaßt hatte.

»Der erste Kutter, den für gewöhnlich ich selbst steuerte, war auch der erste im Wasser, mit der abgeteilten Mannschaft, die ich selbst eingepult hatte.

Wir schossen über das Wasser, und als auch wir uns in der Strömung befanden, war es noch etwas anderes als ein Schießen. Eine Fahrt wie ein Torpedojäger mit 30 Knoten machten wir sicher. So hatten wir in höchstens fünf Minuten die beiden Jollen eingeholt, nur noch 300 Meter von dem kochenden Korallenstrudel entfernt.

Ich konstatiere, daß die Bengels bis zur letzten Minute und Sekunde mit voller Kraft gepult hatten, gegen den Tod ankämpfend.

Als sie uns ankommen sahen, die Retter in der Not, die Engel vom Himmel, da freilich war es mit ihnen vorbei, da ließen sie die Riemen fahren.

Ach, diese kläglichen Gesichter, die sich uns zukehrten!

Aber noch einmal mußte ich sie erst aufrütteln.

»Erste Jolle – streich backbord!« brüllte ich.

Gelobt sei Gott, sie waren noch fähig, das Ruderkommando auszuführen.

Die Backbordruderer der Jolle Nummer eins griffen noch einmal zu den Riemen. Der Erfolg war der, daß die beiden Jollen zusammenkamen.

Nun brauchte ich weiter kein Kommando zu geben, sie begriffen schon von selbst, was sie tun mußten, oder sie taten es ganz instinktiv: sie klammerten mit den Händen die beiden Jollen zusammen.

Mit drei Streichen hatten wir gewendet, ich schlang das Seil um den Bug der ersten Jolle, und als ich es durch den Bugring zog, da zogen auch meine Jungen schon an.

Und wieder brauchte ich den Bengels nicht zu sagen, was sie zu tun hätten. Sie dirigierten von ganz allein die zweite Jolle nach hinten, hingen sie an die erste.

Und da kam auch schon der zweite Kutter angeschossen, wie immer von Oskar gesteuert, und spannte sich vor unseren.

Und wie auch die Bengels wieder mutig zu den Riemen griffen, da kam die sechzehnriemige Pinaß unter dem ersten Bootsmann angebraust und spannte sich wieder vor Oskars Kutter.

Und nun ging der Tanz erst richtig los, die letzte Jolle kaum noch 100 Meter von dem Strudel entfernt, schon immer schöpfen müssend.

Ich will ihn nicht schildern, diesen Tanz, kann es nicht.

Ziemlich drei Stunden haben wir gebraucht, um wieder an Bord zu kommen, nur aus der Strömung heraus!

Von einem Vorwärtskommen war überhaupt gar nichts zu merken, das konnte man nur aller Viertelstunden konstatieren.

Als ich meinen Fuß an Deck setzte, trat Carlisle auf mich zu, ganz kläglich, mit gefalteten Händen.

»Waffenmeister – jetzt ist meine Königin wirklich tot!«  
piepste er.

Ich hätte dem Yankee-Jüngling beinahe eine heruntergehauen, war nur nicht fähig dazu.

Ich hatte gleich im Anfange das Steuer einem anderen übergeben, hatte selbst mit gepult.

Jetzt wollte ich mich auf einen Boller setzen, verfehlte mein Ziel, sackte daneben gleich zusammen.

Und so lagen auch alle die anderen wie die Fliegen da. Ja, das war auch etwas anderes gewesen als damals das Bootsracen in Rio! Wir hatten drei Stunden lang Brust an Brust mit dem Tode gerungen!

Erst nach einer halben Stunde waren wir wieder richtig lebendige Menschen. Wenigstens wir Grünroten. Die Blaugelben noch lange nicht. Das waren noch immer lauter kleine Häufchen Unglück. Kapitän Martin ließ sie in die Segelkammer einsperren. Hatte kein Wort zu ihnen gesagt, noch weniger einen berührt. Dazu hätte er ja auch die Hände aus den Hosentaschen nehmen müssen. Übrigens hätte er sie noch ganz anderswo einsperren lassen können, wir hatten nackte Räume genug; so konnten sie sich wenigstens auf die Segel hinlegen. Aber visitieren hatte er sie zuvor lassen, damit sie in ihrer Verzweiflung nicht etwa sonst noch etwas anrichteten.

»Na, Gnade Euch Gott, wenn wir Euch dann vornehmen!« sagte August der Starke, der Herr der Segelkammer, als er einen Jungen ziemlich unsanft hineinschob.

»Still, Bootsmann,« hörte ich Kapitän Martins Stimme, »Ihr werdet sicher nicht den Richter spielen und stoßt die Jungen nicht so herum!«

Unterdessen, gleich nach unserer Abfahrt, hatte Kapitän Martin schon gelenzt. So dicht hält auch nicht das bestgefugte Stahlschiff, daß es nicht doch etwas Wasser einläßt. Und dann hinten die Stopfbüchse, durch welche die Schraubenwelle geht! Dieses sich regelmäßig im Kielraum ansammelnde Wasser, das von Zeit zu Zeit ausgepumpt wird, heißt Lenzwasser. Hier und da gehen durch alle Decks Röhren bis in den Kielraum hinab, durch diese wird das Lenzwasser zu regelmäßigen Zeiten gepeilt, es muß darüber eine besondere Tabelle geführt werden.

Das Lenzwasser war normal, also ein Leck war nicht vorhanden.

Unter den Zurückgebliebenen war kein ausgebildeter Taucher gewesen. Jetzt ging der Heizer Paul hinab, ein geschulter Taucher, gelernter Schlosser, ich begleitete ihn im zweiten Kostüm.

Eine tote Korallenbank, das heißt die Korallen waren abgestorben, es hatte sich eine hohe Schicht Korallensand gebildet, auf dieser hatten sich in hoher Lage Muscheln angesiedelt, Hammermuscheln.

In diese Muschelschicht und vielleicht auch noch in den darunter liegenden Korallensand hatte sich der scharfe Kiel in eine Tiefe bis zu einem halben Meter eingegraben, fast der ganzen Länge nach. So weit wir jetzt beurteilen konnten, war er ungebrochen Hinten lag er naturgemäß tiefer als vorn. Aber die Hauptsache war:

die Schraube war unverletzt, lag frei, hatte noch genug Spielraum.

Als ich wieder an Deck war, den Helm abgeschraubt und meine beruhigende Meldung erstattet hatte, tauchte der Sirdar auf, der mit einem Boote gekommen war.

Was denn passiert sei. Festgerannt? Hat nichts weiter zu bedeuten?

»Na, dann ist es ja gut! Also nun kommen Sie doch gleich wieder nach der Felsenburg zurück. Die Begum hat mir befohlen, daß ich Sie unbedingt gleich mitbringen soll. Heute nacht findet ein glänzendes Fest statt. Also bitte, kommen Sie.«

Er bekam ja von uns nichts zu hören, keine Grobheit, aber ... hatte der gute Mann eine Ahnung!

Wir dachten jetzt doch an alles andere als an diese malaiischen Amazonen! Die mochten sich unter Anleitung ihrer Königin nur alle aufhängen – wir wären nicht hingekommen, um sie abzuschneiden.

Unser Schiff, unser Schiff!

Denn daß wir es so glatt wieder herausbekamen, das war noch lange nicht gesagt!

Die nächste Hochflut war hier heute nacht einige Minuten nach zehn Uhr. Einmal aber war in diesem Inselgebiet die Flut überhaupt sehr gering, der Strom wurde, wie wir selbst schon erfahren, dort an der Inself Spitze nach Norden abgelenkt, und unglücklicherweise war heute nacht Nippflut, sie erreichte die geringste Höhe, weil der Mond mit der Sonne in Quadratur stand, 90 Grad voneinander entfernt.

Die nächste Flut war morgen früh halb elf, die war schon bedeutend höher. Die wollten wir ganz ruhig abwarten.

Wir hätten ja auch einmal mit voller Kraft zurückgehen können, jeder andere Dampfer hätte es gemacht – aber wir waren unversichert! Nein, wir wollten ganz ruhig bis morgen mittag warten. Dann pumpten wir auch noch die hinteren mit Wasser gefüllten Ballasttanks leer, vielleicht schafften wir auch noch eine gute Portion Kohlen nach hinten, um das Vorderteil zu entlasten – dann hatten wir getan, was wir tun konnten, wir brauchten uns nie Vorwürfe zu machen, falls doch noch etwas schief ging.

Denn die deponierte Versicherungssumme unseres Chartermeisters hätten wir in diesem Falle niemals angenommen, das war ganz ausgeschlossen.

Der Sirdar ging wieder ab mit unserem Bescheid. Morgen hoffentlich würden wir wieder die Felsenburg besuchen, um der Begum etwas vorzuführen und uns mit ihren Amazonen zu messen, aber heute nacht war nicht daran zu denken.

#### 41. KAPITEL. VON WELCHEM SCHICKSAL UNS DER DUMME JUNGENSTREICH BEWAHRT HAT, UND WAS ER UNS SONST NOCH EINBRINGT.

Der Abend war angebrochen, die Hauptpersonen saßen in der Kajüte beisammen zur Beratung.

»Was soll nun aus diesen Bengels werden,« begann die Patronin. »Ich will mein Urteil zurückhalten, bis ich Ihres gehört habe. Herr Kapitän Martin, fangen Sie an.«

»Well, die waren von jeher reif für eine Korrekstitutionsanstalt.«

»Bitte, lassen Sie mich das Wort ergreifen!« sagte sofort Klothilde, aber sie kam nicht dazu, zuerst ergriff ich das Wort.

Und ich sprach eine halbe Stunde lang.

Ich sprach wie ein Buch, wie ein Advokat.

In einer halben Stunde kann ein zungengewandter Advokat tausend solcher Zeilen wie diese sprechen, und die möchte ich doch lieber nicht wiedergeben.

Ich fing von den Äpfeln in Nachbarsgarten an, die dazu da sind, um von den Nachbarskindern gemaust zu werden.

Und der Junge, der, obgleich in seines Vaters Garten noch viel bessere Äpfel wachsen, die er nach Belieben abpflücken darf, nicht in des Nachbars Garten steigt, um dessen saure Äpfel zu mausen, das ist kein tüchtiger Junge, das wird auch kein tüchtiger Mann.

Ich weiß zwar, daß ich da bei den Herren Pädagogen auf Widerspruch stoßen werde, aber da lasse ich mich gar nicht beirren, da habe ich meine Erfahrungen, und außerdem habe ich den Baum der Erkenntnis auf meiner Seite. Was ich hiermit meine, das werden die Herren Pädagogen schon verstehen, andere brauchen es nicht zu verstehen. Und wenn der Prometheus nicht die Götter bemaust hätte, dann hätten wir heute noch keine Streichhölzer, müßten die harten Erbsen roh kauen.

Quod licet Jovi, non licet bovi.

Was dem Jupiter erlaubt ist, darf noch lange nicht jeder Ochse tun.

Alles mit Unterschied. Es kommt immer ganz auf den Gesichtspunkt an.

Das Ideal des tüchtigen Jungen ist, des Nachbars es-sigsaurer Äpfel zu mausen, auf die Gefahr hin, den Hosenboden windelweich geklopft zu bekommen.

Weiter geht der Gesichtskreis dieses Jungen eben noch nicht.

Ich war einmal als Junge bei einem Jagdwagen angestellt, der abgeschirrt und festgebremst auf einer etwas abschüssigen Straße stand, sollte aufpassen, daß kein Lausbub kam und an der Bremse leierte.

Aber der Lausbub war ich selber. Nur einmal ein klein bißchen die Bremse aufdrehen, der Wagen nur ein ganz klein wenig laufen lassen – ach, das mußte doch zu herrlich sein! Ich konnte doch sofort wieder festdrehen.

Und mich zog und riß es so lange an den Fingern, bis ich die Bremse ein ganz klein bißchen aufdrehte, der Wagen kam ins Rollen – und dann wußte ich nicht mehr, nach welcher Richtung ich drehen sollte – bis der elegante Jagdwagen an einer Pappel in hundert Stücke zerschmetterte. Mein guter Vater hat ja schwer berappt, obgleich ers vielleicht gar nicht nötig gehabt hätte.

Na, und lag denn hier etwas anderes vor?

Ob ein Apfelbaum oder eine Kutsche oder ein ganzer Dampfer von 5000 Tonnen – das ist wohl in unseren kurzsichtigen Augen ein gewaltiger Unterschied, aber im großen Weltenraume ist es so ziemlich ein und dasselbe.

Wir hatten die 32 Bengels zu tüchtigen Seeleuten erziehen wollen, hatten sie bereits zur größtmöglichen Selbständigkeit gebracht.

Wir hatten sie bei unserer Kutsche einmal als Wächter zurückgelassen

Und da hatten sie einmal die Bremse aufgeleiert.

Und wie sich die Kutsche festgerannt hatte, da waren sie ausgerissen. Genau so wie ich damals ausgerissen war.

Und dabei hatten sie sich dennoch wie ganze Männer von einem bis anderthalb Meter Höhe benommen.

Hatten als zukünftige Jäger die Gewehre nicht vergessen, hatten auch an Äxte und Sägen und Nägel gedacht.

Und zum Schlusse hatten sie noch gepult wie die ganzen Männer.

»Nein,« schloß ich meine halbstündige Rede, »das ist im Grunde genommen nichts weiter als ein dummer Jungenstreich gewesen, der noch sehr gut abgelaufen ist. In eine Korrekptionsanstalt hätten wir sie vorher schicken müssen, aber jetzt nicht mehr! Gerade jetzt nicht. Auch von jeder Bestrafung wollen wir absehen. Die haben eine Lektion vom Himmel bekommen – verlassen Sie sich nur darauf, die haben sie bekommen, in deren Haut möchte ich nicht gesteckt haben und auch jetzt noch nicht stecken – die machen so etwas nicht zum zweiten Male! Und da wollen wir dieser Strafe des Himmels nicht noch einige menschliche Backpfeifen ranhängen, nicht eine einzige, kein ungnädiges Wort mehr! Das käme mir

wie Lumperei vor. Ich habe gesprochen. So, Klothilde, nun können Sie sprechen.«

»Ja, wenn Sie mir alle Worte wegnehmen, da bleibt mir ja gar nichts übrig.«

»Und ich stimme den Ausführungen des Waffenmeisters bei,« sagte die Patronin, »wenn ich anfangs auch anderer Meinung war. An eine Korrektionsanstalt hatte ich allerdings nicht gedacht. Nur an eine tüchtige Strafe. Aber jetzt stimme ich dem Waffenmeister voll und ganz bei, er hat mich zuüberzeugen gewußt.«

»Well, die Sache ist erledigt!« meinte nur noch Kapitän Martin, nichts weiter.

Also ich sofort nach der Segelkammer und aufgeschlossen.

Es war mäuschenstill in dem finsternen Raume, war es wenigstens geworden, als der Schlüssel gerasselt hatte.

»Kommt heraus, Ihr Sünder. Ihr seid wieder Engel. Ihr seid begnadigt worden. Begnadigt! Verstanden? Nicht etwa freigesprochen. Eigentlich habt Ihr ja alle den Tod durch Henkershand verdient, außerdem noch einige Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte! Es ist alles vergessen und vergeben! Ich nehme Euch kein Ehrenwort ab, daß Ihr so etwas nicht wieder macht. So fürchterlich dumm werdet Ihr doch nicht sein, um solch einen dummen Streich nochmals zu machen. Nun kommt heraus, eßt und legt Euch zur Kojе. Oder machst sonst, was Ihr wollt. Es wird nicht mehr darüber gesprochen, es ist überhaupt gar nichts geschehen.«

Sie krochen heraus.

Ach, diese Gesichter!

Nee, die machten so etwas so bald nicht wieder.

Sie holten sich ihr Abendessen aus der Kombüse und schlangen.

---

»Herr Stevenbrock,« sagte Doktor Isidor zu mir, »jetzt ist die Inderin wirklich tot, sie hat sich total verändert, geht schon in Verwesung über.«

Ja, so war es. Jetzt lag sie auf dem Sofa, mit ganz schlaffen Gliedern, die Züge total eingefallen, gar nicht mehr zu erkennen. Von einer Verwesung bemerkte ich zwar noch nichts, das heißt ich roch nichts – Doktor Isidor wollte es an der Veränderung des Blutes erkennen.

Was hier vorgelegen hatte – ich weiß, es nicht. Die anderen auch nicht. Da konnte man sich immer nur in Vermutungen ergehen, was keinen Zweck hat.

Daneben saß Carlisle, die Hände gefaltet, selbst eine Leiche, wenn sie auch noch sprechen konnte.

»Nein, nein, sie ist nicht tot – hier in Maladeikka wollte sie mir ja sagen, wer sie sei – hier wollte sie mir auch in Wirklichkeit gehören.«

So wimmerte er immer wieder. Der junge Mann war nicht recht bei Sinnen. Das war er ja überhaupt nie gewesen.

Ich sprach mit der Patronin.

»Die ist tot, die ihr künstlich beigebrachte Starre hat plötzlich aufgehört, die ist nun reif dazu, in der Erde oder im Wasser zu verschwinden.«

»Das läßt Mister Carlistle nimmermehr zu!«

»Ja, aber diesem grausamen Spiele müssen wir doch endlich ein Ende machen. Ich schlage vor, wir dampfen morgen, wenn es der Himmel nicht anders will, nach Menado und setzen den Mister Carlistle an Land, mit toter oder lebendiger Leiche. Dann kann er mit ihr machen, was er will.«

»Fast ganz genau denselben Vorschlag wollte ich Dir machen, Georg!«

»Wirklich?!«

»Wahrhaftig. Ich habe schon öfters daran gedacht, mich von diesem Herrn wieder zu befreien. Ein ganz harmloser, angenehmer Mensch, aber . . . ich mag keinen Chartermeister mehr über mir haben. Jetzt ist Gelegenheit, uns seiner in aller Höflichkeit zu entledigen. Aber mache Du es mit ihm ab, ich möchte mit ihm darüber nicht verhandeln.«

Dann war die Sache erledigt.

Es wurde still auf dem Schiffe.

Herrlich duftete es aus dem nahen Urwalde herüber, hier fehlte auch das Gebrüll der Raubtiere. Nur riesige Fledermäuse huschten massenhaft durch die Luft.

Es war gegen elf Uhr, bei wolkenbedecktem Himmel sehr finster; nur unsere Seitenlichter und die Toplaterne leuchteten, als ein Rauschen und Ruderschlag das Nahen eines Bootes verkündete.

Ein Feind konnte es nicht sein, der hätte beim Annähern doch nicht solchen Spektakel gemacht. Trotzdem wurde der Scheinwerfer angestellt. Er traf eine malaisische Prau, in der wir gleich den Sirdar erkannten.

Aber nur an der Kleidung. Als er dann in der Kajüte stand, hätten wir ihn bald erst recht nicht wieder erkannt, so verändert hatte sich sein dickes Gesicht, so eingefallen war es. So wie sich plötzlich die starre Inderin verändert hatte.

»Um Gott, Mann, was ist denn geschehen?!« rief die Patronin. »Wie sehen Sie denn aus?!«

Er hob die Hände, brachte es kaum heraus.

»O Jammer über Jammer – o Greuel aller Greuel ... die Maladekkaranis haben den Sultan ermordet, alle die Radschas ermordet ... überhaupt alles ermordet ...«

Auch unser Schreck läßt sich begreifen. Das war kein Staunen und keine Bestürzung mehr. Oder wir wären keine fühlenden Menschen gewesen.

»Alles ermordet?!«

»Alles, alles! Wenigstens alle Männer – es müssen gegen 300 sein – und alle männlichen Kinder – das Knäblein an der Mutter Brust haben sie nicht verschont ...«

»Ja, um Gottes Willen, weshalb denn nur?!«

»Ich weiß es nicht ... obgleich es mir die Begum eben erst erklärt hat ... ich habe nichts gehört ... ich bin noch jetzt ganz betäubt ... die Maladekkaranis hätten sich schon längst verschworen, alle männlichen Wesen in ihrem Felsenpalast zu töten ... immer wieder wäre die Ausführung aufgeschoben worden ... bis sie geschworen

haben, in der Nacht zum Ramsai müsse es geschehen . . . am Ramsai dürfe kein männliches Wesen mehr in der Burg sein, . . . und morgen ist der Ramsai, an welchem heiligen Tage der Prophet den Entschluß faßte, den höchsten Gott zu predigen . . . und die Maladekkwanis haben ihren Schwur gehalten.«

Der Sirdar brach auf einem Stuhle zusammen, verhüllte sein Gesicht.

»O Allah, Allah, was ich geschaut habe!« stöhnte er.

»Sie wurden doch nicht Zeuge der Schlächtere?!«

»Ja, ja! Der Sultan speiste mit den Ersten seines Hofes zur Nacht. Die Maladekkaranis sollten vor ihm tanzen. Sie kamen als Bogenschützinnen. Und wie sie tanzten, da schnellten sie plötzlich ihre Pfeile ab – aber nicht nach der Scheibe, nicht um sie wieder aufzufangen – sondern jeder der spitzen Pfeile durchbohrte eines Fürsten Herz! Und das war das Zeichen zu der Schlächterei. Allen anderen Männern hatten sie bereits Opium in den Schlaftrunk gemischt. Alles schlief. Alles ermordet! Alles, alles! Nur die Weiber und weiblichen Kinder nicht. Es hätte auch niemand fliehen können, sie hatten schon alle Ausgänge besetzt, verrammelt . . . «

»Nur Sie hat man nicht getötet?«

Der Sirdar raffte sich zusammen.

»Ich bin verschont worden, um den Vermittler zu spielen, und jetzt zunächst soll ich Ihnen eine Botschaft bringen. Die Begum Sallah ladet Sie zu sich auf die Felsenburg ein, heute nacht noch, jetzt sofort möchten Sie mir folgen.«

»So, ooch noch!« brummte Kapitän Martin.

»Wir denken gar nicht daran!« erwiderte ich einfach.

»Wenigstens Sie, Herr Waffenmeister, möchten mir sofort folgen.«

»Wohin?«

»Zu der Begum Sallah.«

»In die Felsenburg?«

»Ja.«

»Was will sie von mir?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie hat es Ihnen nicht gesagt?«

»Nein, wirklich nicht.«

»Sie ahnen auch nichts?«

»Nein, durchaus nicht. Ach, ich bin ja noch halb betäubt von dem Schrecklichen, was ich gesehen habe! Wie die Weiber die kleinen Kinder . . . «

»Genug! Wir wollen solche Greuelthaten gar nicht näher beschrieben haben. Sagen Sie der Begum, daß ich nicht komme. Heute nicht und morgen nicht!«

Der Sirdar neigte das Haupt.

»Das habe ich mir gedacht, und auch die Begum hat sich diese Absage gleich denken können. So hat sie mir einen zweiten Auftrag gegeben. Wenn Sie absagen, so will sie zu Ihnen kommen, heute nacht noch, auf dieses Schiff. Die Begum muß Sie unbedingt sprechen.«

»Mich?«

»Ja, Sie, den Waffenmeister dieses Schiffes. Aber Sie müssen ihr erst durch mich Ihr Ehrenwort geben, daß sie an Bord dieses Schiffes geschützt ist, daß sie es wieder

verlassen kann, ohne daß Sie oder einer Ihrer Argonauten etwas gegen sie unternimmt!«

Ich überlegte einige Minuten. Niemand störte mich in meinem Nachdenken.

»Ja, daraufhin gebe ich ihr mein Ehrenwort!« entgegnete ich.

»So bringe ich der Begum diesen Bescheid.«

Der Sirdar stieg wieder in sein Boot und fuhr ab. Wir blickten einander an.

»Meine Herren, meine Herren!« flüsterte dann die Patronin mit ganz entgeisterten Augen.

Ja, wir wußten schon, woran sie dachte, und wir dachten genau dasselbe.

»Ich glaube, ich glaube ... diese Jungen haben uns durch ihren dummen Streich vor einem fürchterlichen Schicksal bewahrt!«

»Da ist wohl nichts mehr zu glauben, sondern das ist wohl ganz sicher so. Wollten wir nicht über Nacht in der Felsenburg bleiben?«

»Ich hätte die Einladung angenommen, es war ja schon ausgemacht.«

»Auch wir wären alle abgeschlachtet worden!«

»Ja freilich, wenn man einen Schlaftrunk bekommt, gegen solch eine heimtückische List ist nicht viel zu machen.«

»Oder wir wären einfach in einen Raum gelockt worden, auch uns hätten Pfeilschüsse niedergestreckt.«

»Oder auch nicht!« sagte ich. Andere sprachen auch mit.

»Wie meinten Sie?«

»Uns hätten die Amazonen vielleicht lebendig gelassen.«

»Uns, weshalb gerade uns?«

»Das ist nun eine Frage! Ahnen Sie nichts, Frau Neubert?«

Ja, jetzt ging ihr wohl eine Ahnung auf. Deshalb sagte sie auch nichts weiter.

»Diese Jungen haben uns mit ihrem dummen Streiche einfach gerettet!« wiederholte sie nur nochmals.

»Ja, da wollen wir ihnen nun auch Lorbeerkränze flechten, Prämien verteilen.«

Daraus wurde natürlich nichts. Die Jungen bekamen überhaupt gar nichts oder doch nicht viel davon zu hören,

Aber eines war ausgezeichnet!

Eines freute mich riesig!

Nämlich, daß wir den Bengels schon vorher volle Begnadigung gewährt hatten, noch ehe wir eine Ahnung von den Folgen ihres Streiches gehabt hatten!

Denn es ist doch eine dumme Geschichte, wenn man einem Übeltäter Verzeihung gewähren muß, weil seine böse Tat zufällig ein großes Übel abgewandt hat.

Das hatten wir also nicht nötig. Darüber freute ich mich wirklich riesig.

»Was will aber die Begum nun noch von Ihnen?«

»Sie können noch fragen?«

Nein, die Patronin fragte nicht mehr.

Nach der Abfahrt des Sirdars war noch keine Stunde vergangen, als wieder ein Boot kam, von dicht vermummten Gestalten gerudert, woraus wir schlossen, daß es Frauen sein müßten. Doch konnten wir uns auch irren, es war nicht zu unterscheiden.

Eine vermummte Gestalt erstieg das Fallreep, ich allein empfing sie in der Kajüte.

Sie enthüllte ihr Gesicht, ich sah schöne, brünette Züge, die mir aber älter vorkamen als heute mittag bei dem Waffentanz.

»Ich habe Ihr Ehrenwort, daß ich geschützt bin,« erklang es auf Französisch.

»Sie haben es, Sie sind geschützt.«

»Ich bin die Begum Sallah.«

»Und ich bin der Waffenmeister dieses Schiffes.«

»Nicht der Besitzer desselben, aber Sie haben hier viel zu sagen.«

»So ungefähr ist es. Was wünschen Sie?«

»Hat Ihnen der Sirdar erzählt?«

»Ja. Sie haben den Sultan und alle Männer in der Felsenburg ermordet.«

»Hat er Ihnen auch gesagt, warum?«

»Nein. Und ich will es auch nicht wissen.«

Aus den schwarzen Augen der Südfranzösin schossen Blitze furchtbaren Hasses.

»Weil wir dieser Weiber in Männerkleidern endlich überdrüssig waren . . . «

»Ich will es nicht wissen, sagte ich.«

»Weil wir endlich frei sein wollten . . . «

»Ich will es nicht wissen!« betonte ich nochmals. »Was wünschen Sie sonst?«

»Hören Sie mich an, Herr Waffenmeister! Wir Amazonen sind Herrinnen der Felsenburg und dadurch Herrinnen von ganz Maladekka, und ich bin die anerkannte Sultana der Amazonen. Aber wir brauchen Männer! Wirkliche Männer! Und wir haben von den Argonauten schon mehr gehört, als Sie vielleicht ahnen. Wir wollen uns miteinander verbinden. Sie alle kommen mit auf unsere Felsenburg, wo wir zusammen . . . «

»Nein, ich höre Sie nicht an!« fiel ich ihr ins Wort, nur deshalb so spät, weil sie außerordentlich schnell gesprochen hatte, »Ich habe Sie nur empfangen, weil doch vielleicht die Möglichkeit vorhanden ist, daß Hilfsbedürftige Schutz brauchen. Sind vielleicht Weiber und Kinder in Sicherheit zu bringen? Daß sie nicht einer Rache zum Opfer fallen, die sie nicht verdient haben? Nur das antworten Sie mir. Jeder andere Vorschlag, jedes weitere Wort ist ganz vergebens.«

Ich hatte in einer Weise gesprochen, die keine andere Deutung zuließ.

Die Begum gab sich denn auch gar keine Mühe weiter, jetzt aber galt ihr haßerfüllter Blick direkt mir.

»Sie schlagen mein Angebot also ab?!«

»Kein Wort weiter!«

»Wissen Sie, wie furchtbar Sie mich als Weib beleidigen?!«

Sie hatte es gezischt, mit vorgebeugtem Oberkörper, und ich war darauf vorbereitet, einen Dolch oder dergleichen in ihrer Hand zu sehen.

»Das ist mir ganz egal. Haben Sie mir keinen anderen Vorschlag zu machen? Daß wir uns Hilfsbedürftiger annehmen sollen? Dann verlassen Sie unser Schiff. Mit Mörderinnen wollen wir nichts zu tun haben.«

Jetzt, dachte ich, würde es kommen.

Statt dessen richtete sie sich ganz ruhig auf, ging nach der Tür, drehte sich aber dort noch einmal um.

»Auf Wiedersehen, Herr Waffenmeister,« winkte sie lächelnd zurück, aber mit furchtbarem Hohne, »ja, wir werden uns schon noch einmal wiedersehen – dann mache ich Ihnen noch einmal denselben Vorschlag – und dann werden Sie es sich wohl anders überlegen. Auf Wiedersehen!«

Sie stieg ins Boot, es ruderte ab.

Ich war die Antwort schuldig geblieben, hatte auch jede spöttische Bemerkung unterdrückt.

Die Patronin und die anderen Hauptpersonen hatten dieser kurzen Unterhaltung unbemerkt mit beigewohnt.

Sie hatten nichts weiter zu sagen. In Gegenwart der Patronin wäre es auch peinlich gewesen, noch viel darüber zu sprechen.

Siddy mußte es natürlich schleunigst unter der Mannschaft verbreiten. Freilich hätte ein Wink von uns genügt, so wäre er schweigsam wie das Grab gewesen. Aber das brauchte er hier gar nicht zu sein, wir benutzten ihn in

solchen Fällen geradezu als Telephon, das uns mit der Mannschaft verband.

»Na, das wäre mir schon ganz angenehm, dort oben in der Amazonenburg so einmal ein bißchen den Sultan oder Pascha zu spielen.«

So hatte Oskar gesagt, als er es erfahren, und noch manch anderer meiner Jungen mochte ebenso denken, was ich ihnen gar nicht verargen konnte. Aber ... man soll den Teufel nicht an die Wand malen.

---

1030

Die Nacht verging ohne jede Störung. Angegriffen konnten wir ja auch gar nicht werden, wir lagen in freiem Wasser, vom nächsten Ufer zwei Kilometer weit entfernt. Trotzdem hatte ich natürlich für die nötige Sicherheit gesorgt.

Ebenso friedlich brach der neue Tag an. Niemand hätte geahnt, daß dort hinter dem niedrigen Hügelrücken, der nach dem Meere hin die Bucht von Kalam begrenzt, die Revolution tobte.

Nun, wahrscheinlich »tobte« sie auch noch gar nicht so. Erst mußte sich die Sache abklären.

Doch uns ging das ja überhaupt gar nichts an.

Sobald die Sonne höher gestiegen war, daß ihre Strahlen nicht gar so schräge ins Wasser drangen, ging ich mit Paul im Taucherkostüm noch einmal hinab, um genauer zu messen, wie tief der Kiel sich eingegraben hatte,

ob unter den Muscheln nicht doch vielleicht noch scharfe Korallenzacken waren, die uns beim Rückwärtsgehen gefährlich werden konnten.

Es waren also Hammermuscheln, eine Unterart der Voggelmuschel, zu der auch die Auster gehört.

Auf der Steuermannsschule muß man auch Muschelkunde treiben. Eben wegen des Peilens, was man mit dem eingefesteten Lote vom Meeresboden heraufbringt.

Nun muß ich gestehen, daß ich in der ganzen Zoologie äußerst schwach beschlagen bin. Ich kann heute noch kein Rotkehlchen von einem Gimpel unterscheiden. Das ist ganz merkwürdig. Das Interesse hierfür geht mir ganz ab.

Am besten von allen Tieren einer Art und Gattung wußte ich zwischen den Muscheln Bescheid. Weil mir das eben auf der Navigationsschule eingepaukt worden war. Aber auch da war es noch schlimm genug mit meinen Kenntnissen bestellt, das allermeiste hatte ich schon wieder vergessen.

Nun, unsereiner brauchst auch gar nichts von Muscheln zu wissen, mindestens nicht ihre Namen. An dem bißchen Talg, womit man unten das Lot einschmiert, bleiben größere Muscheln doch nicht hängen, überhaupt keine lebendigen, man bekommt immer nur so losen Dreck herauf, eventuell zum Teil auch aus kleinen Muschelschalen bestehend.

Und bei der Unterscheidung dieses Dreckes mit kleinen Muschelschälchen da kann mir nun niemand etwas vormachen! Dazu braucht man aber keine zoologischen Kenntnisse zu besitzen. Das geschieht bei uns alles nach Nummern und nach Stichworten, die man dann im Handbuche aufsucht.

Daß dies Hammermuscheln waren, das wußte ich. Weil sie fast genau wie die Austern aussahen, und Austern kenne ich deshalb so gut, weil ich sie sehr gern esse. Aber Austern konnten es nicht sein, weil diese in den tropischen Breiten nicht vorkommen. Das freilich mußte ich wissen, sonst hätte ich mich aufhängen können.

»Ob man die Dinger wohl essen kann?« fragte ich mich und leckte in meinem Taucherhelm schon die Lippen.

Als unsere Untersuchung mit sehr günstigem Resultat beendet war, nahm ich einige mit, kleinere und größere, eine mit einem Durchmesser von fast 20 Zentimetern. Es gibt ja auch solche große Austern, sogar noch viel, viel größere, die aber nicht verschickt werden. Sie schmecken nicht, und dann wird der Transport durch das wertlose Kalkgewicht zu teuer.

Ich bin wieder an Deck, der Helm wird mir losgeschraubt, ich habe noch in den Händen die Muscheln.

»Das sind doch Perlmuscheln?!« erklingt es da gleich von mehreren Seiten.

Unter meinen Jungen gab es eben welche, die noch viel mehr Erfahrungen hatten als ich. Da war also gar nicht daran zu zweifeln.

Was, Perlmuscheln?!

Ich hätte doch jeden Eid geleistet, ja ich wäre sogar jede Wette darauf eingegangen, daß die Perlmuschel eiförmig ist und ganz glatte Schalen hat, so wie die Pfahlmuschel, wie die Entenmuschel!

Ja, ich habe mich dann sogar überzeugt, daß ich die echte Perlmuschel so in meinem Kollegienheft beschrieben und nachgemalt habe. Genau wie eine Pfahlmuschel.

Da habe ich Döskopp damals in der Schulstunde eben geträumt! Da ist uns zum Unterschiede eine Anodonta gezeigt worden, eine Süßwassermuschel, die auch Perlen liefert, freilich nicht zu vergleichen mit den Perlen des Meeres, am häufigsten in der Elster vorkommend, wo sie sogar gezüchtet wird, mit minimalem Erfolge – und die gleicht allerdings ganz der Mieß- oder Pfahlmuschel – und ich hatte die für die echte Meeresperlenmuschel genommen, während ich beim Zeichnen der echten Perlmuschel von einem Austernfrühstück geträumt hatte!

»Jawohl, das sind Perlmuscheln!«

Ich mußte es wohl glauben. Daß mich etwa meine Jungen verhöhnelten, das war ganz ausgeschlossen.

Meister Kännchen kam aus seiner Kombüse herbei.

»Wahrhaftig, das sind Perlmuscheln! Und in dieser großen sind Perlen – und in der auch – und in der auch.«

---

Ich will gleich erwähnen, was über die Perlen und ihre Entstehung zu sagen ist, weil es für uns noch später von Bedeutung sein sollte. Zunächst muß betont werden, daß

überhaupt fast alle Muscheln Perlen erzeugen. Ich selbst habe in einer Pfahlmuschel einige Dutzend Perlchen gefunden, größer als ein Stecknadelkopf, und auch in der Auster kommen sehr häufig große Perlen vor. Aber die sind alle nichts wert. Graue Kalkkugeln. Nur die Avicula des Meeres liefert jene tautropfenähnlichen Perlen, nach denen die Menschen so begehrt sind, und dann hat höchstens noch die Elsterperle aus dem Süßwasser einigen Wert.

Eine einzige Perle findet man niemals. Weniger als vier ist schon eine Seltenheit. Mikroskopisch kleine Perlen hat man schon bis zu 300 und mehr Stück in einer Muschel gezählt.

Die kostbarste heute bekannte Perle, früher im Besitze des Königs Philipp II. von Spanien, ist heute unter dem Namen »La Peregrina« im englischen Thronschatz, hat bei schönster, durchsichtiger Weiße die Größe eines Taubeneis und hat heute nach Juwelierberechnung einen realen Wert von einer Million 200 000 Mark. Liebhaber würden ja noch ganz andere Preise dafür zahlen. Und besonders der Sultan von Maskat soll auch noch ganz andere Perlen sein eigen nennen. Sonst hat die größte Sammlung der schönsten Perlen die jetzige Königin von Italien. Da können die Damen der amerikanischen Milliardäre mit ihren Klunkerketten noch lange nicht mit.

Die Perlen bestehen aus demselben Stoffe wie die Innenseiten der Schalen, aus denen man das Perlmutter gewinnt. Es ist kohlenaurer Kalk. Aber auf die Struktur durch das natürliche Ausbauen kommt es an, das ist

es, was wir im Laboratorium nicht nachahmen können! Die ganze Schale ist kohlenaurer Kalk, aber nur die Innenseite liefert das schillernde Perlmutter, und was wieder von diesem durch den Magensaft oder sonst einen Schleim abgelöst wird, das liefert wieder die köstliche Perle. Durch die natürlichen Transformationen wird die Substanz eben immer wertvoller.

Weshalb die einen Muscheln Perlen erzeugen, die anderen nicht, und auf welche Weise sie es machen, das wissen wir nicht. Unsere Gelehrten ergehen sich da nur in Vermutungen.

Es sollen Fremdkörper in die Muschel eindringen, weniger wohl beim Öffnen wegen Nahrungsaufnahme als durch äußere Verletzungen, Sandkörnchen und dergleichen, besonders wird auch von einem Eingeweidewurm erzählt, welcher dem Weichtiere Kummer bereitet, weshalb es ihn mit seinem Schleim, der mit Perlmutterlösung gesättigt ist, einhüllt, so wird das scharfe Sandkorn oder der Eingeweidewurm unschädlich gemacht.

Es mag sein. Man hat in Perlen mikroskopische Partikelchen gefunden, manchmal sind sie sogar mit bloßen Augen erkennbar. Aber in den meisten Perlen ist absolut nichts vorhanden, auch kein Hohlraum.

Und dann müßte man da doch auch Perlen künstlich erzeugen können, das heißt die Muscheln dazu zwingen, solche zu erzeugen, indem man ihnen künstlich Fremdkörper einführt.

Solche Versuche sind gemacht worden. Am intensivsten in der zoologischen Versuchsstation von Kensington

Garden zu London. Aber alles war vergebens. Man hat dort Perlmuscheln, den natürlichsten Verhältnissen angepaßt, länger als 30 Jahre gepflegt, man hat sie zu Tode gekitzelt . . . aber Perlen haben sie nicht erzeugt.

Ebenso erfolglos waren die künstlichen Züchtungsversuche in der Station von Colombo auf Ceylon, wo man die Muscheln gleich direkt im Meerwasser ließ. Nein, sie hüllten keine Fremdkörper mit Perlmutter ein, sie spuckten sie einfach wieder aus, oder starben daran.

Und doch, es geht!

In China werden echte Perlen zwangsweise hergestellt, indem man in Perlmuscheln winzige Zinnstückchen einführt, die bilden dann den Kern von schönen, großen Perlen.

Aber so einfach ist die Sache nicht, wie man immer hört, wie es zum Beispiel auch im Konversationslexikon steht. Wenn das so einfach wäre, dann würden die Chinesen doch den ganzen Perlenhandel ruinieren.

In China, heißt es, die Chinesen.

Nein, es gibt in ganz China überhaupt nur zwei buddhistische Klöster, welche das Geheimnis kennen, wie man Muscheln zwangsweise Perlen machen lassen kann.

Ihr Geheimnis brauchten sie gar nicht besonders zu hüten.

Die Sache verhält sich nämlich genau so wie mit der Goldmacherei.

Daß alle Metalle, also auch Gold, keine einfachen Elemente sind, wie man bisher angenommen, darüber sind sich unsere modernen Chemiker bereits wieder einig. Die

verspottete Alchemie kommt wieder zu Ehren. Dann aber muß man Metalle auch auf synthetischem Wege herstellen können, also auch Gold. Dieses Problem wird ganz sicher noch einmal gelöst werden.

Aber niemals wird der Mensch Gold oder irgend ein anderes Metall billiger herstellen können, als es uns die Natur liefert. Das ist die Sache!

Und so verhält es sich auch mit den künstlichen Perlen. Jene chinesischen Mönche verkaufen sie für den doppelten und dreifachen Preis einer natürlichen Perle und behaupten, sie nicht billiger herstellen zu können, und man darf ihnen glauben.

Weshalb aber werden denn überhaupt solche künstliche Perlen zum doppelten und dreifachen Preise der natürlichen Perlen gekauft?

Weil es kleine Buddhafigürchen aus Zinn sind, welche die Mönche von den Muscheln mit Perlmutter schleim umhüllen lassen, diese Figürchen sieht man dann durchschimmern. Solche Perlen werden dann als Amuletts, als Talismane getragen, weil diese beiden Klöster im Rufe der größten Heiligkeit stehen. Nur deshalb werden diese hohen Preise dafür gezahlt. Natürlich können nur die Reichsten sich so etwas leisten, solche Buddhaperlen sind überhaupt selten genug.

Immerhin, es ist doch interessant: es ist wirklich möglich, die Muscheln zum Erzeugen von Perlen zu zwingen, und in China versteht man diese Kunst. Unsere Wissenschaft hat es noch nicht fertig gebracht. –

Die größten Perlenbänke sind bei Ceylon, im Golf von Mexiko und im persischen Golfe. Letztere sind persönliches Eigentum des Sultan von Maskat, hier werden die schönsten und größten Perlen gefunden, aber nur gelbe, welche aber von den Orientalen auch am meisten bevorzugt werden.

Am bekanntesten ist die Perlenhank bei Aripo auf Ceylon, hier hat der Fremde Zutritt, deshalb ist hier das Leben und Treiben bei der Perlenfischerei am häufigsten beschrieben worden.

Da heißt es immer, daß die von Tauchern gefischten Muscheln an der Küste aufgehäuft werden, sie müssen absterben, natürlich einen gräßlichen Gestank verbreitend, dann werden die Perlen herausgelesen. Da man nun in tausend Muscheln oftmals noch nicht eine einzige kleine Perle findet, so sei dies der sinnloseste Raubbau.

Dies alles stimmt zwar – bis auf das letzte.

Die dortigen Taucher und sonstigen Sachverständigen erkennen nämlich sofort, wenn eine Muschel Perlen enthält. Diese Perlen sind für die Muscheln eine Krankheit – wahrscheinlich ganz unserem Blasenstein entsprechend, oder dem Ambra des Potwales – und diese Krankheit drückt sich auch schon äußerlich aus. Die Hammermuscheln haben an sich schon eine sehr rauhe Schale, aber wenn sie Perlen enthalten, dann sind sie noch viel hockriger, mit großen Kalkauswüchsen besetzt, Gebilde wie Schraubenzieher recken sich empor. Die Muschel ist krank, wenn sie auch nicht daran stirbt.

Das wissen die Leute dort natürlich. Solche Muscheln werden sofort aussortiert, in ihnen findet man regelmäßig Perlen. Je größer die Auswüchse auf der Schale, desto größer auch die Perlen. Aber auf die Größe der Muschel selbst kommt es gar nicht an.

Nun allerdings werden unter den zur Verwesung aufgeschichteten Muscheln dann beim Abräumen auch noch Perlen gefunden, es wird emsig danach gesucht. Aber das ist fast Nebensache. Die Hauptsache ist das Perlmutter. Die Ausbeute an Perlen ist überhaupt so gering, daß sie die Kosten der gewaltigen Unternehmungen kaum noch deckt. Aber die Verarbeitung dieser Muscheln auf Perlmutter, die lohnt sich vorzüglich!

---

»In dieser großen sind Perlen – und in der auch – und in der auch!« hatte Kien Chen sofort gesagt.

Sie sind gar nicht so leicht zu öffnen, diese Muscheln, auch im kochenden Wasser dauert es noch lange genug, ehe die Hitze durch die dicken Kalkschalen dringt.

Aber wir hatten natürlich an Bord einen Austeröffner, einige, da war es eine Kleinigkeit.

Und was erblicken wir, wie wir die erste Muschel, eine mittelgroße, aufgeknackt und den weichen Körper mit dem Messer zurückgestrichen haben?

Fünf haselnußgroße Perlen von schönster Form und Milchfarbe wie die Eierchen im Nest gebettet!

Na, wir Umstehenden starrten ja nicht schlecht!

Nur Kapitän Martin blickte anstatt nach der Muschel in meiner Hand nach der nahen Insel, und dann begann er sofort mit seiner Bruststimme zu deklamieren:

»Holland gesteht seinen indischen Kolonien nur eine halbe Seemeile Küstenwasser zu, oder es sind wohl vielmehr die einheimischen Fürsten gewesen, die auf eine nur so schmale Wasserzone bestanden, wozu sie schon ihren Grund haben mögen. Wir sind von jener nächsten Insel mehr als eine Seemeile entfernt. Also befinden wir uns auf herrenlosem Freigebiet. Perlmuschelbänke stehen nach internationaler Vereinbarung unter keiner Ausnahmegesetz. Diese Muscheln und Perlen gehören dem, der sie findet.«

»Dann gehören sie mir, ich habe sie hiermit gefunden!« sagte Mister Tabak, griff schnell zu, hatte die fünf Perlen sofort in der Hand und ließ sie in der Tasche verschwinden – griff nochmals zu, nahm mir auch die Schale aus der Hand, die Pfeife aus den Zähnen, und er schluckte auch die Auster hinter – und dann reichte er mir die Schale zurück.

»Hier, Herr Waffenmeister, diese Schale schenke ich Ihnen!«

Ach, dieses Gelächter!

Aber man kann so etwas ja so schwer beschreiben. Der Witz lag hauptsächlich in der Fixigkeit, mit welcher der Eskimo dieses Manöver ausgeführt hatte. Die fünf Perlen herausgenommen und in die Tasche gesteckt, die Auster hintergeschluckt, mir die Schale zurückgereicht – alles innerhalb von drei Sekunden.

In diesem Witz lag aber auch ein gar tiefer Sinn.

Der Eskimo behielt die Perlen doch nicht etwa in der Tasche. Er hatte nur einmal schnell einen guten Einfall gehabt. Wer die Perlen findet, das heißt, wer am fixesten zugreift, dem gehören sie.

Aber ich habe einmal eine Geschichte gelesen. Wahrscheinlich nur erfunden, aber von einem Manne geschrieben, der die Sache kannte, alles den Möglichkeiten entsprechend.

Ein Schiff findet im Indischen Ozean auch so eine Perlenbank. Die 20 Mann Besatzung sind die besten Kameraden. Was die nun für Pläne machen. Aber es kommt gar nicht zur Teilung des Perlenschatzes. Nach drei Tagen lebt niemand mehr von den 20 Mann. Sie haben sich gegenseitig abgemurkst.

Bei uns war das nicht zu fürchten. Aber ich glaube, ich glaube – wir bildeten eine seltene Ausnahme!

Das war nur die erste der drei gekennzeichneten Muscheln gewesen.

Jetzt wurde die große aufgeknackt. Die war mit Perlen strotzend angefüllt, aber nur mit winzig kleinen, mit bloßen Augen kaum erkennbar. Staubperlen, gar nichts wert. Wenn in den Zeitungen für einen halben Taler ein Ring mit zehn echten Perlen angeboten wird – das sind solche Dingerchen. Oder sie können auch noch größer sein, sie sind nichts wert. Aus diesen Staubperlen macht man im Orient Zahnpulver.

Die dritte Muschel aber, die kleinste, enthielt wieder erbsengroße, wunderschöne Perlen, gleich elf Stück. Es

ist überhaupt merkwürdig, daß die meisten Muscheln zehn oder elf Perlen enthalten. Neun und zwölf sind schon Ausnahmehzahlen.

Oskar kam auf mich zugetänzelt, ins rechte Auge eine kleine Lederdichtung, eine runde Lederscheibe als Monokel geklemmt.

»Ääääääh ... auf ein Wort, Herr Waffenmeister ... ääääääh ... vielleicht können Sie mir einen Rat geben ... ich habe nämlich nächstens – – ääääh ... einige Millionen anzulegen ... welche Bank könnten Sie mir empfehlen ...«

Auf diese Weise ging es schon los. Also von Habgier war bei uns nicht viel zu merken.

Und Oskar war nicht etwa der einzige, der seinem Witz freien Lauf lassen mußte.

Zum Beispiel auch Doktor Isidor machte sofort mit.

Es waren auch einige der Blaugelben herbeigekommen, die Jungens hatten sich unterdessen etwas von ihrer Niedergeschlagenheit erholt.

Jetzt nahm Doktor Isidor solch eine Erbsenperle heraus, hielt sie gravitatisch mit unnachahmlicher Miene solch einem Knirpse hin, einem Dreikäsehoch.

»Hier, mein Junge ... hier hast Du ein kleines Trinkgeld ... kaufe Dir in Steglitz bei Berlin eine hübsche Villa dafür ... Balkon mit Wasserklosett ... mit Musik ... wenn man sich drauf setzt, dann spielt den Priesterchor aus der Zauberflöte mit voller Pauken- und Posaunenbegleitung. Ich besuche Dich auch einmal mit meinem Luftschiffe ...«

»Vorausgesetzt,« ergänzte Klothilde, »daß Sie bis dahin Ihre Perlen noch nicht versoffen haben.«

Und so ging es weiter.

Ja, und diese Bengels!

Es mußte als eine Tatsache anerkannt werden.

Diese Lausbuben waren die reinen Götterknaben. Erst bewahren sie uns davor, daß uns diese malaiischen Amazonen abmurksen oder zu ihren Leibsklaven machen, und dann drücken sie uns auch noch mit der Nase auf eine Perlenbank!

Na – gedankt wurde ihnen ja nicht etwa – aber für die Zukunft dieser Kinder sollte gesorgt werden!

Das heißt, erst mußten wir noch ein paar Perlen mehr haben.

Und dafür wurde auch gesorgt, bei diesen Witzen standen wir nicht etwa untätig herum.

Schon wurde der zweite Korb, von Paul mit Muscheln gefüllt, heraufbefördert, schon war alles mit Aufknacken beschäftigt, schon hatte Mister Tabak mindestens drei Dutzend Austern verschlungen, schon stieg auch ich wieder mit bleibeschwerten Füßen das Fallreep hinab.

»Das heißt,« hatte ich noch gesagt, ehe mir der Helm festgeschraubt wurde, »vergeßt mir über den Perlen nicht Luft zuzupumpen, sonst könnte mir dann mein Anteil an den Millionen verdammt wenig nützen.«

Ehe auch ich die Körbe vollsackte, schritt ich einmal den ganzen Grund ab, so weit der Schlauch reichte, aber um das ganze Schiff herum, die Pumpe wurde immer weiter gerückt.

Es war doch nur eine sehr kleine Bank, die wir ausbeuten konnten.

Sonst haben solche Perlmuschelbänke ja gewöhnlich riesige Dimensionen, und der Theorie nach müßten sie ja ins Endlose wachsen. Hat man doch in einer einzigen Muschel schon mehr als zehn Millionen Eier gezählt oder vielmehr abgewogen. Aber der Nachwuchs und schon die Eier sind eben sehr gefährdet, eben deshalb ist die Natur mit den Eiern so verschwenderisch und dann werden die Grenzen solcher Bänke durch Meeresströmungen und Bodentiefen gezogen. Tiefer als 30 Meter geht die Perlmuschel nicht, bei Ebbe muß sie noch mit vier Fuß Wasser bedeckt sein, sonst stirbt sie ab.

Daß hinten die Schiffschraube frei lag, hatte ich schon gesagt. Jetzt konstatierte ich, daß es dort hinten plötzlich ganz steil hinabging, so war es auch vorn, wenig entfernt vom Vordersteven, und ebenso an den Seiten in einem Abstände von etwa 25 Metern. Mit einer Lotleine von 50 Meter Länge fand ich noch keinen Grund.

Die Sache war also die, daß sich von dem tieferen Meeresboden hier ein Felsen emporreckte, oben ein Plateau bildend. Auf diesem hatten sich einst Korallen angesiedelt, deren Wachstum war wieder durch Perlmuscheln erstickt worden.

Wenn den umwohnenden Eingeborenen dieser unterseeische Felsen als Untiefe auch bekannt sein mochte, so

wußten sie doch sicher nicht, daß hier Perlmuscheln gediehen. Sie loteten, ohne den Grund einmal zu untersuchen. Durch Strömungen konnten Muscheln wohl abgerissen, aber niemals an ein Ufer gespült werden, sie fielen dann von dem Felsen in eine große Tiefe hinab.

Hätten die Eingeborenen oder sonst jemand von dieser Perlenbank gewußt, dann wäre sie natürlich schon längst ausgebeutet worden.

Ach, wie viele unbekannte Perlenbänke mag es in jenen Gegenden noch geben!

Was mögen da in stets erreichbarer Tiefe noch für Schätze liegen!

Da der Mensch diese krankhafte Bildung der Muscheln nun einmal als Kostbarkeit betrachtet. Und wenn ich selbst auch nie viel Geld für so etwas ausgeben würde – ich kann die Vorliebe vieler Menschen für solche Dingerchen recht wohl begreifen. O ja, es ist doch etwas Herrliches, solch eine Perle, wenn sie über die Hand rollt, wie eine erstarrte Träne, wie ein geschliffener Milchtropfen! Es gibt wirklich nichts, was sich mit solch einer Perle vergleichen läßt.

Und wir hatten solch eine unbekannte, herrenlose Perlenbank gefunden!

Und die dem Menschen so angenehme Krankheit herrschte unter ihren Bewohnern außerordentlich stark.

So ging es allerdings nicht weiter, daß unter sieben Muscheln gleich drei mit Perlen beladen waren, wenn

auch eine nur mit Staubperlen. Das war ein Zufall gewesen, daß ich bei sieben Stück gerade drei solche schrumpelige Muscheln erwischt hatte, ein außerordentlicher Zufall. Eine ungefähre Berechnung ergab dann, daß bei 80 Muscheln, der kleine Nachwuchs nicht mit gerechnet, nur eine perlenhaltige war, mit wirklich schönen Perlen, mindestens so groß wie eine kleine Erbse.

Nur! sage ich. Das war schon ein ganz enormer Prozentsatz!

Wir gingen ganz planmäßig vor. Schon die beiden Taucher mußten ihr Augenmerk auf möglichst verschrumpelte Muscheln richten, wozu in aller Schnelligkeit ein besonderer Leuchtapparat gefertigt worden war. Faßreifen wurden kreuz und quer mit Lederschnüren überspannen, an diese kamen einige Dutzend Glühbirnen, mit der Akkumulatoren-Batterie verbunden – das gab unter Wasser eine ganz bedeutende Lichtquelle.

Nach einer Stunde begab ich mich hinauf, um mich von einem anderen ablösen zu lassen.

Ei die Dunnerwetter!

Ein Kasten, größer als eine Zigarrenkiste, war schon halb voll. Mindestens erbsengroße Perlen, die kleineren kamen anderswohin, und eine kleine Schachtel war auch schon fast gefüllt mit solchen bis zur Haselnußgröße. Größere fanden wir auch nicht, die allererste Muschel, die erbrochen worden war, hatte zufällig die größten und auch die schönsten Perlen enthalten.

Und doch . . .

Gerade, wie ich den Helm herunter hatte, stieß Oskar ein wahres Indianergeheul aus, kam angestürzt, eine Perle in der Hand, so groß wie eine Billardkugel!

Ich will es gleich verraten: es war nämlich auch eine Billardkugel, die Oskar aus irgend einem Lokal zum Andenken mitgenommen und sie in seiner Kleiderkiste gehabt hatte, sicher ohne sie zu bezahlen, übrigens keine elfenbeinerne, eine ganz geringe Imitation.

Aber die Hauptsache war doch, daß wir uns alle doch erst von dieser ungeheuren Perle verblüffen ließen. Freilich wenn sie nur nicht gerade von Oskar gefunden worden wäre! Lange dauerte das Staunen ja nicht.

»Du, Oskar, zeige mal die Muschel, wo Du die Perle gefunden hast.«

»Halts Maul, Döskopp – die hat schon Mister Tabak verschlungen – samt der Schale . . . verdirb mir doch den Spaß nicht!«

Oskar hatte es nämlich weniger auf uns als vielmehr auf Mama Bombe abgesehen. Die saß nämlich mit ihren mehr als vier Zentnern Fettgewicht auf einem extra für sie gefertigten Stuhle – laufen konnte sie überhaupt kaum noch – und schaute dem Treiben zu.

Auf diese hatte eis Oskar mit seiner Billardkugel hauptsächlich abgesehen, und da allerdings kam er auch an die richtige. Die Madame Pompadour, jetzt Mama Bombe, war nämlich etwas dämlich, ein bißchen sehr dämlich. Na ja, was kann man denn auch bei vier Zentner Fett noch besonders viel Geist verlangen.

»Wer die Perle findet, dem gehört sie, nicht wahr, Waffenmeister?«

Ich bestätigte es, und nun hätte Oskar schon nicht mehr nötig gehabt, mich bei dieser Frage anzublinzeln.

»Wie hoch wird die la peregrina im englischen Kronschatz von der Größe eines Taubeneis taxiert?«

»Auf 60 000 Pfund Sterling.«

»Dann ist diese hier doch zehnmal so viel wert, rund zehn Millionen Mark, wollen wir sagen, was?«

»Ganz sicher!«

»Jungens, kiek mich an, ich bin ein zehnfacher Millionär! Aber ich will es gar nicht sein, ich habe das Gelübde der Armut abgelegt. Solch eine Bombenperle kann, überhaupt nur unserer Mama Bombe gehören. Nicht wahr, Jungens?«

»Jawohl, jawohl, die muß unsere Mama Bombe haben!« erklang es einstimmig im Chor. Denn jetzt wußten ja nun schon alle, was es mit dieser Bombenperle für eine Bewandtnis hatte.

Nur Mama Bombe merkte nichts.

»Ach, Jotte ooch – nee, Jotte ooch – das kann ich doch gar nicht annehmen!« wiederholte sie verschämt immer wieder, als ihr Oskar die Billardkugel mit entsprechenden Worten als Geschenk überreichte. »Nee, was soll ich denn mit so 'ner Perle anfangen . . . «

»Zum ewigen Andenken an mich an Ihrem Busen tragen . . . «

Und da geschah wieder so etwas, was, glaube ich, überhaupt nur an Bord eines Schiffes möglich ist, das eine kleine, aber auch eine ganze Welt für sich bedeutet, in welcher, wie die tausendpferdige Maschine keuchend arbeitet, sich die Stunden in Minuten konzentrieren.

Der erste Maschinist war es, der plötzlich nach der Billardperle griff und davoneilte, unter Deck verschwand.

Ich habe Herrn Ingenieur Malzmann schon etwas beschrieben, als er noch zweiter Maschinist war, als er das Zeichen zum Beginn des Zweikampfes geben sollte, er hatte nur »los!« zu sagen gehabt, hatte es aber vor Erregung nicht herausgebracht, oder vielmehr gleich in mehrfacher Wiederholung: lololololo . . .

Also ein fünfzigjähriges, grauköpfige Männchen, eingetrocknet, aber noch äußerst rüstig, nur so ungemein bescheiden, in gewisser Hinsicht sogar ängstlich das heißt so vorsichtig in allem, was er tat und sprach.

Und dabei war er früher Grobschmied gewesen. Nicht Schlossergeselle, wie ich erst gesagt, Hufschmied. Er war ein Selfmademan. Er war als Kohlenzieher zur See gegangen, hatte es bis zum Maschinisten gebracht ohne eine Schule besucht zu haben, hätte nach seinen bisherigen Stellen und nach den Zeugnissen, die er aufzuweisen hatte, jetzt als erster Maschinist, als erster Ingenieur auf dem größten Passagierdampfer fahren können.

Als der nun nach der mächtigen Perle griff und davon rannte, da wußten wir alle sofort, was er vorhatte.

Dieser ursprüngliche Grobschmied hatte eine fabelhafte Handfertigkeit für die feinsten Arbeiten. Er betrieb aus

Liehaberei in seiner Freizeit Goldschmiedearbeit, hatte in seiner Kabine eine vollständig eingerichtete Werkstatt dazu. Er schmolz einfach im Kesselfeuer englische Sovereigns ein, machte daraus die schönsten Phantasieringe, aber auch andere Sachen, die herrlichsten Blümchen, alles ganz naturgetreu, mit Staubfädchen und allem.

Diese Goldarbeiten schickte er bei Gelegenheit in seine Heimat, an ein Fräulein Julia Walzmann, seine auch schon bejahrte Schwester. Das hatten wir zufällig erfahren. Das letzte Wertpaket hatte er aus Para abgeschickt. In einen anderen Hafen mit Postverbindung waren wir ja überhaupt gar nicht mehr gekommen. Was er sonst mit den Schmucksachen machte, ob er sie verkaufen ließ oder für sich selbst aufbewahrte, das sagte er uns nicht, und deshalb nur die kleinste Frage zu stellen, das verbot der Bordanstand.

Es war überhaupt eine eigentümliche Sache. Es war überhaupt ein eigentümlicher Mensch. Echt wie sein Gold, gediegen wie seine Arbeiten – aber still für sich, verschlossen – obgleich dennoch der treueste Kamerad. Aber es schien ihm peinlich zu sein, daß wir nur um seine Goldschmiedearbeit wußten. Zu Ileses Geburtstag hatten wir bestimmt erwartet, daß er einen goldenen Schmuck liefern würde, denn von Knauserei war bei dem gar keine Rede. Stattdessen hatte der ehemalige Grobschmied einige Strümpfchen gestrickt und Borden gehäkelt.

Infolgedessen hatte ihn die Patronin auch noch niemals, so oft sie auch schon daran gedacht, mit der Bitte

angegangen, ihr einen Schmuck zu fertigen. Der kuriose Kauz hätte doch sicher keine Bezahlung angenommen und ... es wäre ihm überhaupt höchst unangenehm gewesen.

Als aber nun jetzt der erste Ingenieur mit der Billardperle davonrannte, da wußten wir alle sofort, was er vorhatte. Ein Spaßverderber war er ja überhaupt niemals gewesen, und jeder Mensch hat einmal einen Moment, da er aus seiner Charakterrolle fällt. Oftmals bedeutet solch ein Moment, da er auftaut, eine Umwandlung seines ganzen Charakters.

Und richtig, noch waren keine zehn Minuten vergangen, die sich die Jungens unterdessen durch andere Scherze zu vertreiben gewußt hatten, als der erste Ingenieur wiederkam, nur mit etwas verlegenem Lächeln sein Werk präsentierend.

In diesen noch nicht ganz zehn Minuten, wozu aber doch auch der Weg nach seiner Kabine und zurück gerechnet werden muß, hatte dieses Männchen die Billardkugel mit starken Golddrähten gefaßt und das Ganze an einer langen Stahlnadel befestigt, gelötet – eine Arbeit, so sauber und akkurat und zierlich, daß man meinen sollte, ein Goldarbeiter müsse einen ganzen Tag damit beschäftigt gewesen sein – und der hatte das in noch nicht zehn Minuten fertig gebracht!

Ich erwähne dies alles deshalb so ausführlich, weil ich damals, als ich mir die ganze Sache richtig überlegte,

fast an Zauberei glaubte, ich hielt solch eine Schnelligkeit nicht für möglich, ich dachte erst, der Ingenieur hätte solch eine Billardkugel als Busennadel schon fertig liegen gehabt, mußte es dann aber wohl glauben, daß er dazu nur etwa sechs Minuten gebraucht hatte.

Und zweitens schildere ich dies so ausführlich, weil diese Goldschmiedekunst des ersten Maschinisten für uns alle später noch von höchster Bedeutung werden sollte.

Jetzt zunächst setzte Oskar seine Kapriolen fort, steckte die Busennadel dorthin, wohin sie gehörte – an den Busen der Mama Bombe!

Und die merkte noch immer nichts, nur daß sie noch mehr vor stolzem Glücke strahlte

»Jotte ooch nee, wie komme ich nur dazu, so ne Berle for zehn Millionen Märkersch!« stammelte immer wieder ihr so ungemein kleines Mündchen.

Aber das war nicht etwa die einzige humoristische Szene, die sich während der Arbeit abspielte. Denn die Arbeit wurde ja deswegen nicht etwa versäumt. Nur noch eine will ich schildern von hundert anderen.

Alle Muscheln, die nach ihrem Aussehen keine Perlen enthielten, wurden gleich wieder über Bord geworfen, aber an einer bestimmten Stelle, die vorher schon nach rauhschaligen abgesucht worden war, so daß man Muscheln nicht wiederholt heraufbrachte. Die leeren Schalen der aufgebrochenen Muscheln aber wurden gleich dorthin geworfen, wo sie in größere Tiefe sanken. Da muß man auch sehr vorsichtig sein, solche Leichen können eine ganze Bank verpesten, absterben lassen, denn

das scheint doch etwas ganz anderes zu sein, als wenn Muscheln eines natürlichen Todes sterben, wozu doch auch Krankheiten zu rechnen sind. Ihre Altersgrenze kennt man noch gar nicht.

In diesen aufgebrochenen Muscheln waren die Weichtiere selbst nur noch zum Teil. Wir alle, die wir Geschmack an Muscheln fanden, hatten sie schon gekostet, roh und auch gekocht und gebacken, aber keinen Gefallen daran gefunden. Diese Perlmuscheln haben einen eigentümlichen, tranigen Beigeschmack!

Das war ja aber gerade etwas für unseren Mister Tabak!

Es gibt ja Menschen genug, die auf einen Sitz hundert Austern verzehren. Das sind immerhin noch normale Menschen. In dieser Hinsicht aber, wenn es sich um die Fresserei handelte, war dieser Eskimo kein normaler Mensch, ich glaube sogar noch weniger als seine Kameraden von der Eiskante. Der schluckte und schluckte, schneller noch als Juno – auch Schweine lieben Austern wie alle Muscheln ungemein – der erbrach besonders große Muscheln nur, um das Tier selbst zu verschlucken, und was er dabei an Perlen im Munde spürte, spuckte er in den Sammelkasten.

Daß hiermit eine Gefahr des Verlustes für uns verbunden war, das merkten wir erst später, darauf machte er selbst uns erst aufmerksam, nachdem er so ungefähre Schätzung nach schon mindestens 300 Muscheln verschlungen hatte.

»Schon wieder eine Perle verschluckt,« rief er jetzt einmal, »wenigstens so groß wie ein Kirschkern.«

Rufe des Schreckens! Was, der verschluckte Perlen so groß wie die Kirschkerne?! Hatte sicher schon mehrere solche verschluckt?!

Aber Mister Tabak beruhigte uns, mit entsprechender Handbewegung, mit der anderen Hand schon wieder nach einer anderen Riesenmuschel greifend.

»O, das macht mir nix – ich kann solche Perlen schon vertragen – und wenn sie so groß wie die Wallnüsse sind – und ich werde sie schon wieder zum Vorschein bringen, ich werde gut aufpassen . . . «

»Neneneneeee!!« rief aber Doktor Isidor. »Der Magensaft läßt keine Perle passieren – und nun gar Ihr Magensaft, der sogar Kotelettknochen spurlos verdaut!«

So ist es. Schon in gewöhnlichem Essig lösen sich die Perlen, nur aus kohlensaurem Kalk bestehend, unter Brausen ziemlich schnell aus, und der Magensaft ist noch viel schärfer.

Also mochte Mister Tabak vielleicht schon, um nur irgend eine Summe zu nennen, für rund hunderttausend Mark Perlen verschluckt haben! Oder vielleicht auch nur für zehntausend.

Na, wir hatten ja genug von dem Zeuge, ein Brechmittel wollten wir ihm deshalb nicht erst einflößen, das hätte seine Ehre beleidigen können. Und überhaupt, was dem sein Magen einmal gefaßt hatte, das gab er doch durch keine List und durch keine Gewalt wieder her.

Jedenfalls aber ging das nicht so weiter, jetzt durfte er nur noch Muscheln schlucken, die schon von anderer Seite auf ihren Perleninhalt geprüft worden waren.

»Ja, was ist dieses Gemüse eigentlich wert?« fragte ich einmal, als ich die erstarrten Tautropfen in dem Kasten durch meine Finger gleiten ließ. »Was kosten solche weiße Bohnen nach dem heutigen Marktpreise?«

Das konnte niemand von uns sagen. Am besten hätte es vielleicht die Patronin verstanden, die hatte doch schon genug Perlengeschmeide gekauft, das war aber eben Geschmeide, da muß doch die Juwelierkunst bezahlt werden, überhaupt will der Juwelier doch an den Perlen selbst verdienen.

In diesem Augenblick dachte ich an den ersten Ingenieur, ob der nicht vielleicht . . .

Da wurde ich in die Kajüte zur Patronin gerufen.

Ihre Augen leuchteten, sie mußte erst ein paar Mal tief Atem holen, ehe sie sprechen konnte.

»Georg, jetzt sind wir reich!«

»Das sind wir schon immer gewesen, so lange wir auf den faulen Schwindel nicht hereinfliegen, die Neuyorker Bodenkreditbank könnte pleite gemacht haben. Mit zwei Millionen Dollars darf man sich wohl reich nennen.«

»Aber eine Million dürfte wohl noch hinzukommen.«

»Ja, das wird es wohl, und ich unterschätze diesen Zuwachs unseres Reichtums auch gar nicht. Nun dürfen wir schon einmal unsere »Argos« verlieren, jetzt können wir uns eine neue kaufen, ohne daß unser Betriebskapital geschwächt wird.«

Mit einem Male nahmen Helenes erst so strahlende Züge einen Ausdruck der Niedergeschlagenheit an.

»Nun können wir aber doch nicht mehr Mister Carlisle fortschicken.«

Verdammt noch einmal, ja, da hatte sie recht!

Ich verstand sofort.

Jetzt, da wir den Perlenschatz gefunden, da wir sein monatliches Chartergeld nicht mehr brauchten, schickten wir ihn fort, lösten wir den Kontrakt.

Das heißt, so hätte er denken können.

Und daß er so hätte denken können, das war mir schrecklich fatal, nur deshalb wollten wir ihn lieber behalten.

»Schiff ahoi!« erklang es in diesem Augenblicks wie ich noch so dachte, kein Wort deshalb noch gesagt hatte,

Wir sahen es durch das Kajütenfenster. Es war ein Frachtdampfer mit englischer Flagge, der hinter jener Insel hervorkam, offenbar Kurs auf Kalam zu hielt, wobei er in ziemlicher Nähe an uns vorüber mußte.

Und da plötzlich kam Carlisle in die Kajüte geeilt.

»Frau Patronin – Verzeihung, wenn ich störe – aber die Zeit drängt – ein Dampfer kommt, auf den ich als Passagier möchte – Verzeihung, wenn ich unseren Kontrakt so plötzlich löse!«

Nur einen freudig-erstaunten Blick konnten wir beide wechseln.

»Sie wollen uns verlassen?!« rief dann die Patronin, und ihr Bedauern war dabei ganz ungekünstelt.

»Ja, und natürlich nehme ich sie mit.«

»Ihre Traumkönigin?«

»Ja, ich lasse sie schon wieder in die Kiste legen.«

»Aber warum denn nur?!«

Er gab in aller Schnelligkeit eine Erklärung, die für uns gar keine war.

Eben wieder die Sterne. Oder sein ägyptisches Punktierbuch. Hier mußte unser Schiff festgenagelt werden hier mußte ein anderes kommen, um ihn und seine Traumkönigin mitzunehmen, dann würde die Erklärung erfolgen, dann würde sie wieder zum Leben erwachen. Wenn da nicht erst noch andere Umwege zu machen waren.

»Ja, Mister Carlisle, ganz wie Sie wünschen – da muß aber dem Dampfer signalisiert werden.«

Es geschah. Zuerst stellten sich die beiden Schiffe einander vor.

Der »Hamilton« aus Newcastle kam von Singapore und ging direkt nach Valparaiso.

»Wollen Sie denn nach Valparaiso?« fragte die Patronin.

»Sicher, sicher – doch ganz gleichgültig, wohin er geht – ich muß unbedingt an Bord dieses Dampfers!«

»Nehmen Sie einen Passagier erster Klasse mit?« lautete die nächste Frage, die noch mit Signalflaggen gegeben wurde.

Alle Frachtdampfer, auch die größeren Segelschiffe, nehmen einige Passagiere erster Kajüte mit, sind dazu

eingerrichtet. In diesen Gegenden füllen sie auch oft genug, wenn Platz und Gelegenheit, das ganze Zwischendeck mit farbigen Passagieren an, lassen sie sogar viele Tage lang auf freiem Deck kampieren. Man darf überhaupt zwischen Passagier- und Frachtdampfer gar keinen so scharfen Unterschied machen. Nur die Auswandererdampfer bilden eine besondere Klasse.

Gewiß.

»Wen?«

»Einen Herrn.«

Wenn ein Diener dabei gewesen wäre, das wäre sofort gemeldet worden, bei solcher Flaggensprache geizt man doch mit jedem Worte.

»Fünfzig Pfund!« nannte der englische Kapitän gleich den Preis.

Das war nicht zu viel für diese noch lange Strecke, und schließlich muß solch eine besondere Gelegenheit doch auch besonders bezahlt werden.

Der Dampfer hatte direkt auf uns zugehalten, wir waren schon in Rufnähe.

Daß wir festgerannt waren, das konnte man dort noch nicht wissen – aber daß die nicht merkten, wie wir hier Muscheln heraufholten und öffneten, dafür war schnellstens gesorgt worden.

»Wir sitzen auf einer Bank fest, warten die Flut ab!« rief Kapitän Martin durch das Sprachrohr hinüber.

Da hütete sich der andere Dampfer, noch näher zu kommen, strich langsam seitwärts vorüber.

Während sich die beiden Kapitäne noch weiter unterhielten, wurde schon ein Kutter zu Wasser gelassen. Mister Carlistles umfangreiches Gepäck hineinbefördert, und unter diesem sah ich auch die Kiste, in der wir in dem chinesischen Räuberneste die Leiche gefunden hatten.

»Die Inderin ist drin?« fragte ich leise den neben mir stehenden Doktor Isidor.

»Sie ist drin. Carlistle gab den Auftrag dazu, sobald er die Masten des Dampfers erblickte, er hätte es allein getan, wenn ihm niemand dabei geholfen hätte. Es geht doch nicht gegen Ihre oder der Frau Patronin Ansicht, daß er die Leiche mitnimmt?«

»Durchaus nicht, mag er seine Traumkönigin nur mitnehmen. Wie sieht sie aus?«

»Ich scheine mich doch geirrt zu haben, als ich schon an eine Verwesung glaubte. Jetzt scheint die Leiche, die bisher ein so frisches Aussehen hatte, zur Mumie einzutrocknen.

»Leiche?« wiederholte ich. »Ist sie nicht gestern aufgestanden, hat sich auf das Sofa gesetzt?«

Doktor Isidor zuckte skeptisch die Achseln.

»Nach meiner wissenschaftlichen Ansicht darf ich nur von einer Leiche sprechen. Und überhaupt ist es noch längst nicht erwiesen, daß die Inderin auch wirklich selbst aufgestanden ist. Der Yankee hat gefunden, daß ihre Gliederstarre geschwunden ist, hat sie losgeschnallt und auf das Sofa getragen, ihr die Hände im Schoße gefaltet. Aber er weiß gar nicht, daß er es getan hat. Denn

ganz richtig ist es mit dem jungen Mann sicher nicht. Wenn er auch nicht gerade ein somnambuler Nachtwandler ist, so schläft er doch oft genug bei Tage mit offenen Augen.«

Carlisle kam aus der Kajüte, in der er noch einmal mit der Patronin verhandelt hatte.

»Leben Sie wohl, Herr Kapitän – leben Sie wohl, Herr Waffenmeister – lebt herzlich wohl Ihr alle – ich werde schon noch von mir hören lassen.«

Zu einem weiteren Abschied war keine Zeit vorhanden. Der Dampfer konnte nicht lange warten.

Ins Boot hinein und hinübergerudert, an Bord gestiegen, das Gepäck nachbefördert und der Dampfer, der sich noch nicht einmal ausgelaufen hatte, setzte sich mit voller Kraft wieder in Fahrt.

Carlisle winkte noch lange, wir winkten zurück, bis der Dampfer hinter dem Vorgebirge verschwand.

So, nun waren wir den kuriosen Kauz los.

Schade um den jungen Mann! Wenn der . . .

Doch ich wollte gar nicht mehr an ihn denken, und da mich alle zur Genüge kannten, fing auch in meiner Gegenwart niemand von ihm an.

Aber wir sollten uns doch nicht für immer von ihm getrennt haben.

## 42. KAPITEL. DIE FREIFRAU VON DER SEE.

Die Hochflut um elf machte uns frei, wir hätten wohl gar nicht nötig gehabt, den Wasserballast auszupumpen.

Noch zwei Tage blieben wir hier liegen, ununterbrochen Muscheln tauchend, durch abwechselnde Wache auch während der Nacht. Natürlich aber liefen wir nicht wieder fest, bei niedrigem Wasser wurde das Tauchen von der Barkasse aus besorgt.

Die Nachbarschaft merkte nichts von unserer einträglichen Arbeit. Sonst wäre doch ganz sicher einmal ein Boot gekommen. Denn wo so etwas wie Perlenmuscheln zu finden ist, da ziehen sich die Menschen doch wie die Geier an einem Aase zusammen. Hin und wieder fuhr ein Auslegeboot oder eine Prau mit Eingeborenen vorüber, sie blickten natürlich nach uns, kamen aber nicht herbei.

Die Entfernung nach der nächsten Insel betrug eben zwei Kilometer, da kann man mit bloßen Augen nicht unterscheiden, was Menschen treiben, und mit einem guten Fernrohre hätte nur konstatiert werden können – vielleicht – daß wir hier tauchen ließen.

Aber die hier hausenden Eingeborenen kamen gar nicht auf die Vermutung, daß auf dieser Bank, die sie ja sonst recht gut kannten, Perlmuscheln gediehen. Dagegen mußten sie wissen, daß wir hier festgerannt waren. Dabei hatten wir eben eine Havarie erhalten. Wir führten unter Wasser eine Reparatur aus.

Ebensowenig erfuhren wir etwas davon, was sich dort hinter dem fernen Vorgebirge im Reiche Maladecca und in der Felsenbucht abspielte. Niemand besuchte uns, wir fuhren nicht hin, wir kümmerten uns nicht darum.

Nach zwei Tagen – oder noch nicht einmal nach 48 Stunden – mußten wir unsere Fischerei beenden. Nach

langer windstiller Zeit hatte über Nacht ein Lüftchen geweht, das sich bei Sonnenaufgang in einen brausenden Sturm verwandelte, und der würde nun hier zur Äquinoktialperiode das Meer wochenlang toben lassen. Da war nichts mehr zu wollen.

Übrigens war die Bank an perlenhaltigen Muscheln schon bald erschöpft. Es war eben nur ein sehr kleines Areal, das man regelrecht absuchen konnte. Aber es waren auch bald zwei Pfund der schönsten Perlen, die wir gesammelt hatten.

»Wohin nun, Georg?«

»Ja, ich hätte eine Bitte – ich habe in meinem Rasierspiegel die Sterne abgestochert . . . «

»Jawohl, nun fange Du auch noch an!« lachte Helene

»Na gut – und was sagen die Sterne?«

»Nicht die Sterne, sondern mein Rasierspiegel. Er sagt, daß wir heute den 27. März haben . . . «

»Ach, hast Du einen allwissenden Spiegel!«

». . . und daß wir dann gar nicht mehr so viel Zeit haben, um unser nächstes Ziel zu erreichen.«

»Ja, was aber ist das für ein Ziel?«

»Welches wir spätestens am 16. Juni erreicht haben müssen.«

Helene stutzte.

»Am 16. Juni?!«

»Nun, was geschah da voriges Jahr?«

»Da – da . . . saßen wir plötzlich auf der Sandbank im brasilianischen Urwald fest! Ja, wollen wir denn dort wieder hin?«

»Ja, selbstverständlich. Oder hast Du keine Lust, dort noch einmal solche sieben Wochen durchzumachen?«

Ich will nichts weiter sagen, als daß sich unter der ganzen Mannschaft, so weit sie erwachsen war, ein ungeheurer Jubel erhob, als sie erfuhr, daß es wieder nach dem Amazonenstrome ging.

Da hatten wir aber, wenn man mit kleinen Zwischenfällen rechnen wollte, auch wirklich nicht mehr viel Zeit zu verlieren, deshalb wollten wir auch den doch etwas kürzeren Weg links herum um die Erde einschlagen, den Suezkanal benutzen. Wenn man innerhalb zweier Tage zwei Pfund solche Perlen gefunden hat, dann kommt es einem doch nicht auf 25 000 Franken an.

Am nächsten Tage liefen wir erst noch einmal Menado auf Celebes an. Es war die nächste Kabelstation, die Patronin wollte wieder einmal nach Neuyork wegen ihres Bruders telegraphieren.

Sie erhielt den Bescheid, daß sie in fünf Stunden wiederkommen möchte, wegen der Antwort. Eher hätte es keinen Zweck. Mit dem Telegraphieren geht es eben doch nicht so schnell, wie man manchmal denkt. Wenn auch der elektrische Funke in der Sekunde mehrmals die Erde umläuft. Da kommen die Umschaltstationen und noch vieles andere in Betracht.

Nun, wir wußten uns auch noch mehr als nur fünf Stunden zu vertreiben. Wir hatten auch mancherlei zu ergänzen und anzuschaffen, und Menado ist ein wichtiger Hafen, da ist alles zu haben, was ein Schiff nur brauchen kann, wenn auch etwas teuer.

Vor allen Dingen aber betrat auch ich die Kabelstation, jedoch ohne daß die Patronin etwas davon wußte.

In dem Telegraphenraum in den ich gewiesen wurde, befand sich nur ein junger Herr.

Es ist eine sehr hübsche Episode, die ich hier erleben sollte, die ich nicht in meinem Leben vermissen möchte. Ich denke jedesmal daran, so oft ich mir eine Zigarre anbrenne.

»Sie wünschen?«

»Ich möchte nach London telegraphieren.«

»Das Wort sechs Franken.«

»Ja, ich weiß.«

»Sie müssen sich aber eine halbe Stunde gedulden, es werden gegenwärtig Regierungsdepeschen gewechselt, so lange werden die wohl noch in Anspruch nehmen. Wären Sie zehn Minuten eher gekommen, da war eine Dame hier, an die hätten Sie sich gleich anschließen können, jetzt nicht mehr. Also wollen Sie in einer halben Stunde wieder vorfragen.«

»Und in welcher Zeit werde ich dann aus London Antwort bekommen können?«

»Das kommt ja ganz darauf an, ob Ihnen auch gleich geantwortet wird . . . «

»Sofort. Die betreffende Stelle hat selbst direkten Kabelanschluß und wartet schon auf meine Depesche, beantwortet sie sofort.«

»Dann müssen Sie sich aber immer noch auf fünf bis sechs Stunden gefaßt machen.«

»Es ist eine amtliche Depesche, eine amtliche Unterhaltung.«

»Eine amtliche?!«

Ich zeigte die Depesche, die ich schon aufgesetzt hatte, zeigte noch ein anderes Schriftstück mit einem großen Siegel versehen.

Der junge Mann stutzte nicht nur, sondern er staunte, blickte mich plötzlich ganz unsicher an.

»Ja, das ist doch eine Regierungsdepesche!«

»Jawohl, so etwas nennt man wohl eine Regierungsdepesche.«

»Ja, das ist doch etwas ganz anderes! Erstens kostet die nichts, so etwas rechnen die Regierungen unter sich ab, und zweitens wird die ohne Umschaltungen direkt befördert. Da haben Sie die Antwort auch sofort wieder. In zehn Minuten, wenn die Depesche dort schon für Sie bereit liegt. Und dann kann ich auch vielleicht eine Pause in dem jetzigen Gespräch benutzen, um Ihr Telegramm noch London zu befördern. Bitte, wollen Sie Platz nehmen.«

Wie umgewandelt konnte der junge Herr nicht sein, denn er war schon immer sehr höflich gewesen.

Ich setzte mich, er ging an ein Stehpult und schrieb, hatte sich eine Zigarre angebrannt. Einer von den drei vorhandenen Apparaten klapperte hin und wieder.

Ein Malaie trat ein, zwar in heimatlichem Kostüm, aber durch ein Messingschild auf der Brust als Beamter gekennzeichnet. Etwas Hohes konnte er jedoch nicht sein, der junge Holländer schnauzte ihn in einer mir

fremden Sprache ganz mächtig an. Trotzdem nahm der braune Kerl nicht die qualmende Manilazigarre aus dem Munde, mit der er auch eingetreten war.

»Hier ist das Rauchen wohl gestattet?« fragte ich freimütig, als sich der Kerl wieder entfernt hatte.

»Aber bitte sehr!«

Ich hätte es auch ohne Frage wissen können, im ganzen Orient betrachtet man das Tabakrauchen zum Leben gehörig wie das Atmen. Selbst im deutschen Krankenhaus zu Konstantinopel, unter deutschen Ärzten stehend, läßt man noch den schon mit dem Tode ringenden Schwindsüchtigen sein Zigarettenchen rauchen. Alle die Krankensäle und Krankenzimmer sind mit Tabaksqualm gefüllt, und keiner dieser Ärzte meint noch, daß dies schädlich sein könnte. Dabei muß ich auch daran denken, wie mich einmal jemand dazu verleitete, eine längere Eisenbahnfahrt in einem Nichtraucherkupee zu machen. Und in dem saßen gleich zwei spuckende Schwindsüchtige, die ängstlich die Fenster geschlossen hielten. Na, da gute Nacht!«

Also ich zog schmunzelnd mein Zigarrenetui.

»Darf ich Ihnen Feuer geben?«

Der junge Holländer nahm aus so einem Wandfeuerzeug den Stift, mit Benzin getränkt – zog ihn aber unangebrannt zurück.

»Halt, einen Augenblick! Vielleicht ist es eine kleine Überraschung für Sie ...«

Er lauschte nach dem Klappern des Apparates, ging hin, hob einen kleinen Kasten auf, unter dem sich zwei nahe gerückte Metallspitzen befanden.

»Der Generalgouverneur in Batavia gibt eine Depesche an alle Regierungen der Erde – Menado liest mit – da, jetzt wird Stockholm angerufen – mit ganz direkter Stöpselung – einen Augenblick, gleich muß Stockholm das Verstandenzeichen geben – so, jetzt . . . «

Zwischen den beiden Metallspitzen knisterte ein blaues Fünkchen über, der Herr hatte den Stift daran gehalten, die Benzinwatte brannte sofort.

»Bitte hier – Feuer direkt aus Schweden – ohne Schwefel und Phosphor.«

In der Tat, ich brannte meine Zigarre mit Feuer an, das direkt aus Schweden kam!

Ein geringfügiges Erlebnis, ohne jede Bedeutung – aber ich erinnere mich so gern daran.

Und gut war es vielleicht, daß die Patronin nicht dabei war. Die hätte am Ende diesem lebenswürdigen jungen Manne gleich eine Hand voll Perlen in die Tasche gesteckt.

Zwanzig Minuten vergingen, der Herr erzählte mir mancherlei von der Kabeltelegraphie, dann wurde ich mit London verbunden, so ziemlich mit der höchsten Amtsstelle Englands. Ich hatte ziemlich viel zu depeschieren, konnte es mir auch leisten, es kostete mich ja nichts. Die Antwort kam immer prompt zurück. Doch nur fünf Minuten, dann war es beendet.

Mit bestem Danke verabschiedete ich mich. Das Telegrammgeheimnis mußte überhaupt gewahrt werden, und dann bat ich noch, auch der in fünf Stunden wiederkommenden Dame, der Miß Helene Neubert, nichts davon zu sagen, daß ich, der Waffenmeister der »Argos« hier gewesen sei.

Selbstverständlich nicht!

Hochbefriedigt, wirklich glücklich marschierte ich ab.

Ach, sollte Helene eine Überraschung erleben!

Wie ich so durch die Straßen des europäischen Stadtviertels schlendere, erlebe aber erst ich eine Überraschung, sehe etwas, was ich auch niemals erwartet hätte.

Ich komme an so einem Vergnügungsort vorbei, wie es die Holländer gleich wie die Deutschen lieben, höre da drin ein Brüllen und Gejohle mit deutschen Worten – hallo, das sind doch meine Jungen! – ich trete ein, komme durch die Hausflur in einen großen Garten, in der Mitte ist ein festgetretener oder gar asphaltierter Platz, zum Tänzchen im Freien, und auf diesem tummeln sich so ziemlich die Hälfte meiner Jungen, aber nicht im Tanze, sondern sie sind damit beschäftigt, auf Fahrräder aufzusteigen und sofort immer wieder herunterzufallen. Fast jeder hatte sein eigenes Zweirad.

Menado hat 10 000 Einwohner. Freilich sind es meist arme Eingeborene, Malaien und Chinesen und anderes Gesindel, aber es gibt doch auch reiche darunter, sehr reiche, und dann holländische Beamte und Kaufleute und Plantagenbesitzer, die im modernsten Komfort leben.

Wo ist heute in der Welt eine Ansiedlung, in der es noch kein Fahrrad gibt.

In solch einer Stadt gab es also etliche radelnde Herren und Damen und Kinder, sogar eine Aya, ein indisches Kindermädchen, radelte.

Nun hat jede Ortschaft, ob Millionenstadt oder hundertköpfiges Dorf, einmal eine Periode, da das Radeln zur Manie wird. Mit einem Male will jeder ein Bicycle haben, es gehört zu seinem Glück. So war es auch hier vor einem Vierteljahre gewesen. Da hatte sich ein griechischer Händler von einer amerikanischen Filiale in Batavia sechs Dutzend Clevelandräder schicken lassen, hier die beliebteste Sorte.

Einige konnte er noch verkaufen, dann war die allgemeine Lust am Radfahren hier schon wieder vorbei. Wie die Patronin vom Postamt kommt, sieht sie in einem Bacchal, in so einem Laden, in dem überhaupt alles zu haben ist, was zum Leben gehört, ein Plakat: »Hier sind vier Dutzend ganz neue Clevelandräder spottbillig zu verkaufen.«

Da bekommt unsere Patronin eine geniale Idee.

Ha, Fahrräder!

Die hatten ihre Jungens noch nicht.

Auf der Sandbank dort im Urwald! Auf einer Bretterbahn!

Hineingegangen.

ßDie ganz vernickelten Räder scheinen tadellos zu sein. Noch 46 Stück sind vorhanden, darunter zwei Damen- und einige Kinderräder.

»Wieviel kosten die alle zusammen?«

Nun, das Clevelandrad ist die Elitemaschine Amerikas, durchschnittlich 400 Mark . . .

»Jedes Rad, wie es hier steht, kostet 300 Gulden – aber ich will es machen billig – zehntausend Gulden alle zusammen.«

So spricht der griechische Jude, der doch auf den ersten Blick sieht, wen er vor sich hat.

Und die Patronin zieht sofort ihr Scheckbuch, sie ist eine gute Kopfrechnerin, ist schon hoch beglückt, 3800 Gulden »abgehandelt« zu haben.

Da tritt zum Glück Kapitän Martin in den Laden, will sich ein paar Kisten Manilazigarren kaufen.

Nun aber kauft sich dieser olle ehrliche Seemann nicht einmal zehn Zigarren, ohne daran zu denken, ob er nicht, falls sie ihm nicht schmecken, durch Wiederverkauf ein Geschäftchen dabei machen kann. Und wäre er nicht eben derjenige, so hätte er uns auch nicht damals seinen Kredit anbieten können.

»Zehntausend Gulden? Daß Du räudiger Hund zehntausend Mal die Cholera bekommst! Fünfhundert Gulden, und keinen blutigen Cent mehr für Deine miserable Schundware!«

Und dabei weiß Kapitän Martin noch gar nicht, was die Patronin eigentlich kaufen will!

Aber der hat doch nicht umsonst jahrelang in Konstantinopel auf eigene Rechnung mit Griechen um Knochen und Lumpen gefeilscht.

Der Grieche rauft sich die Haare und schwört bei den Häuptern seiner noch ungeborenen Kinder . . .

Na, kurz und gut, für 2500 Gulden bekam die Patronin den ganzen Schwamm.

Wie der Händler dann mit der amerikanischen Filiale fertig wurde, wie er die wieder anschmierte, das weiß ich nicht, das ging uns ja auch gar nichts an.

Nun konnten sich die Jungens die Räder gleich abholen, brauchten aber nicht erst von Bord zu kommen. Die erste und dritte Wache, gegen 50 Mann, saß ganz in der Nähe in einem Gartenlokal, poussierten da zusammen in Kompanie mit einer einzigen österreichischen Kellnerin.

Sie wurden geholt.

Ach, diese Freude, wie die die Räder erblickten, die ihnen gehören sollen!

»O Hein, kannst Du ook radfahren?«

»O tjooo, nu worum denn nich?«

Also erst noch einmal in den Garten hinein, den asphaltierten Tanzplatz als Radfahrbahn benutzt.

Nur ganz wenige, einige Heizer, hatten schon einmal ein Fahrrad zwischen den Beinen gehabt. Ich auch noch nicht.

Aber warum soll denn nicht jeder Mensch radfahren können? Das ist doch so überaus einfach! Man setzt sich einfach drauf, tritt links, tritt rechts, paßt auf, daß man weder nach links noch nach rechts umkippt.

Und nun diese Athleten und Akrobaten, geschmeidig wie die Panther, alle schon mehr ganze als halbe Seiltänzer ... was, die sollten nicht sofort auf so einem Dinge fahren können?!

Ich kam gerade hinzu, wie die Anfangsversuche in vollem Gange waren.

O Gott, o Gott!

Wie die kaboltzten! Mit welcher schneidigen Eleganz sich diese Akrobaten auf die Maschine schwangen, und mit welcher Vehemenz sie nach irgend einer Seite wieder herabschossen!

War das ein Gelächter und ein Gejohle damals im malaiischen Archipel auf Celebes!

»Nee, Kinners, so geht dat nich,« kam dann einer der Geschundenen zu dieser Erkenntnis, »wir mötten irst enne Rieh bilden.«

Und sie bildeten erst eine Reihe, ein Dutzend, stiegen auf die nebeneinanderstehenden Räder und hielten sich gegenseitig fest, Arm in Arm, so wollten sie erst einmal fahren, bis sie die Balance heraus hatten.

Aber noch ehe sie abgeschoben sind, da kippt die ganze Reihe um, genau so, wie man eine Reihe Bleisoldaten umwirft.

Ach, diese Stellungen und Lagen, dieses Beinezappeln in der Luft!

Auch die Patronin wälzte sich mit – obgleich sie nicht mitfuhr – nur vor Lachen.

Und wir anderen Zuschauer desgleichen.

Ein Glück nur, daß wir imstande waren, in unserer Maschinenwerkstätte jede nötige Reparatur an den Dingen selbst auszuführen. Denn ein Dutzend Räder waren bereits demoliert. Aber, wie gesagt, wenn wir sie einmal hatten, dann konnte sich daran auch verbiegen und zerbrechen, was da wollte, wir flickten alles wieder zusammen, brauchten auch keine rohen Ersatzteile, die schmiedeten unsere Schlosser selbst, drehten und bearbeiteten sie sonstwie, viel Matrosen waren nicht minder geschickt in solchen Arbeiten, und dann wußte man sicher, daß die geflickten Maschinen noch besser hielten, als da sie neu waren.

Denn ich sah es schon kommen!

Wenn die Jungen erst gut fahren konnten, dann erst würde die Reparatur richtig losgehen!

Wenn die in der Batterie auf dem tanzenden Schiffe fuhren, gerade wenn es auf stürmischer See recht toll bockte, wenn die dann bergauf und bergab sausten, immer gegen die Wände prasselten!

Denn so war es doch auch mit dem Rollschuhlaufen gewesen.

Ich habe nur nichts davon erzählt. Ich habe geschildert, wie sich die Jungens damals in Frisko die Kunstläuferrollschuhe anprobierten, wie sie in die Fensterscheiben sausten und sich fremden Menschen an die Vollbärte hingen.

An Deck des schlingernden Schiffes kamen ja solche Situationen nicht vor, die Gelegenheit fehlte eben dazu, aber sonst ging es da noch viel, viel köstlicher zu. Aber

eben gar nicht möglich, so etwas zu beschreiben. Deshalb habe ich auch gar nichts davon erwähnt.

Übrigens war das nicht etwa was Neues, was wir da trieben oder noch treiben wollten. Ich vergesse nie, darauf aufmerksam zu machen, wenn wir einmal mit einer Idee schon Vorgänger gehabt hatten.

Das Rollschuh- und Radfahren wird schon längst auf den großen Passagierdampfern als Sport betrieben. Gerade wenn das Schiff einmal recht tüchtig stampft und schlingert, dann geht das Vergnügen los. Freilich ein ziemlich kostspieliges Vergnügen. Wenigstens das Radfahren. Es handelt sich nur darum, eine bestimmte Strecke zurückzulegen, oder einmal um das Deck zu fahren und mit heiler Maschine zurückzukommen. Es muß ein sehr seefester Radfahrer sein, der das fertig bringt. Diese erstklassigen Passagierdampfer haben schon eine besondere Fahrradreparaturwerkstätte an Bord.

---

Am 15. April passierten wir für 25 000 Franken, wozu aber auch noch die Gebühren für den Lotsen und andere hinzukommen, den Suezkanal, in 19 Stunden. Man darf nur fünf und eine halbe Seemeile in der Stunde machen. Und nur wer wie wir einen elektrischen Scheinwerfer an Bord hat, darf auch in der Nacht dampfen. Allerdings kann man sich auch einen solchen nebst Dynamomaschine leihen. Sonst muß man für die Nacht in einer Ausweichebucht festmachen.

Sechs Tage später passierten wir die Straße von Gibraltar.

»Frau Patronin,« sagte Kapitän Martin, »wir müssen noch einmal Kohlen fassen, und da schlage ich Lissabon vor, dort sind sie am billigsten.«

»Ganz wie Sie wollen. Wenn wir nur rechtzeitig auf unserer Sandbank liegen.«

Es war gut, daß die Patronin die Verhältnisse doch nicht so recht kannte. In Gibraltar sind die Kohlen nämlich billiger als in Lissabon. Denn Gibraltar ist englisch, und England duldet doch nicht etwa eine so nahe Konkurrenz, lieber würden die Kohlen unter dem Preise verkauft werden. Erst müßte Lissabon als Kohlenstation tot gemacht werden.

Diese kleine Flunkerei aber hatte Kapitän Martin nur in meinem Auftrage begangen.

Wir konnten Lissabon in 20 Stunden Fahrt erreichen. Am Ende derselben aber kam eine sternenlose Nacht, und am Morgen bei bedecktem Himmel wußten wir immer noch nicht das »Wo bin«. Bis ein Fischerfahrzeug uns sagte, daß wir schon 25 Seemeilen oder zwei Stunden nördlich über das Ziel hinausgeschossen waren, uns auch genauen Kurs nach Kompaß angab.

»Was, Südwest zu Süd? I, das ist ja gar nicht möglich!«

»Si, si, Sennor Capitano.«

Der portugiesische Fischer steuerte wahrscheinlich nach einem von ihm selbst erfundenen Kompaß.

Wir wollten die Sonne abwarten oder ein anderes Fahrzeug abwarten, das in diesem Wasser beschlagen war.

Und richtig, nicht lange, da kam ein Fahrzeug ange-dampft, gleich mit vier Schloten, ein englischer Panzer!

Grüßend senkte er die Kriegsflagge, wir erwiderten natürlich den Gruß mit unserer deutschen Handelsflagge.

Freilich ist bei solcher Grüßerei wenig Freundlichkeit dabei. Diesem zuerst grüßenden Kriegsschiffe mußten wir sofort Namen des Schiffes, des Heimatshafens und des Kapitäns melden, was man bei einem grüßenden Handelsschiffe doch nicht nötig hat. Aber stellt man sich einem Kriegsschiff, das seine Flagge halbstock holt, nicht sofort vor, dann fällt erst ein blinder Schuß, drei Minuten später gibt es ein Loch in den Bauch.

Also wir hatten uns vorgestellt. Der Panzer, immer näher kommend, dankte höflich, und jetzt kletterten auch dort drüben einige bunte Lampen hoch.

Aber nicht etwa, daß dieses englische Kriegsschiff sich jetzt uns vorgestellt hätte!

Die meisten Matrosen konnten sich das Signal sofort übersetzen, es ist allgemein bekannt, wenn es auch selten gegeben wird. Dieses Signal ist der Popanz in der Kauf-fahrtei, und jeder weiß doch, was ein Gespenst ist, wenn auch noch niemand eines gesehen hat.

Und Verwünschungsrufe erklangen überall.

»Vermaledeite Engländer! Daß wir uns so etwas bieten lassen müssen! Was will der lausige Manofwar eigentlich von uns?«

Dieses Signal, das uns das Kriegsschiff gab, lautete nämlich:

»Streicht die Segel!«

Das heißt: wir sollten stoppen! In dieser uralten Fassung aber lautet dieser Befehl auch noch für den Dampfer, der überhaupt gar keinen Mast mehr hat, wenn er halten soll. Die englische Seemannssprache, die, ganz mit Recht, maßgebend ist, hat überhaupt gar kein Wort für »dampfen«, sie läßt noch heute auch den Dampfer »segeln«, was hier also die Bedeutung von »fahren« angenommen hat.

Ja, da war nichts dagegen zu machen, wir hatten einfach zu gehorchen, wir mußten darauf gefaßt sein, daß unser ganzes Schiff durchsucht wurde, daß wir nach irgend einem Hafen geschleppt und beliebig lange Zeit festgehalten wurden, bis uns diplomatische Verhandlungen zwischen England und Deutschland wieder freigaben.

Denn eine wahre Freiheit gibt es auch auf dem offenen Meere nicht, obgleich es herrenlos ist. Hier herrscht noch das Recht des Stärkeren, das Faustrecht – das freie, internationale Meer steht ständig unter den Kriegsgesetzen.

Tatsächlich so ist es!

Jede Seemacht hat nahe ihren Küsten eine Grenze, hinter welcher der friedliche Zustand aufhört.

Für Deutschland ist diese Grenze nach Westen die Linie Dover-Calais. Sobald ein deutsches Kriegsschiff diese Linie passiert, wird eine Flaggenparade abgehalten, der Kriegswimpel wird niedergeholt und wieder gehißt, der

Kommandant erklärt den Kriegszustand, die Geschütze werden geladen, der Mannschaft werden die Kriegsartikel verlesen, das ganze Schiff befindet sich fernerhin im gefechtsklaren Kriegszustand.

Desertiert ein deutscher Kriegsschiffsmatrose in dem Hafentädtchen Gravelines, zwei Meilen von Calais, wird fahnenflüchtig, wird erwischt, so kommt er vielleicht mit einem Jahre Festung ab. So lautet das bestimmte Urteil.

Bleibt er aber in Grisnez, zwei Stunden hinter Calais versehentlich über Urlaub, so wird er kriegsgerichtlich erschossen!

Das heißt, er wird nicht erschossen. Er wird auch nur zu einiger Zeit Festung oder sogar nur Arrest begnadigt. Aber begnadigt wird er dazu, nicht verurteilt! Das ist der gewaltige Unterschied dabei! Das Urteil kann nur auf den Tod lauten. Jede geringere Strafe ist nur eine Begnadigung.

Diesen Unterschied macht die Linie Dover-Calais aus.

Also außerhalb seiner heimatlichen Gewässer ist jedes Kriegsschiff im effektiven Kriegszustande, immer klar zum Gefecht.

Daß zwei Kriegsschiffe zweier Nationen, die miteinander im Frieden leben, nicht aufeinander losgehen, das ist selbstverständlich.

Aber die Kauffahrtei bekommt diese internationale Kriegsbereitschaft doch manchmal recht derb zu fühlen.

Jedes Kriegsschiff jeder anerkannten Macht, die Gesandtschaften unterhält, kann auf internationalem Wasser jedes andere Fahrzeug irgendwelcher Nation, das keinen Kriegswimpel führt, Fischkutter oder den größten Passagierdampfer anhalten, der Kommandant oder sein Stellvertreter kann sich an Bord begeben, sich die Schiffspapiere vorlegen lassen, er kann das ganze Schiff visitieren, kann es in den nächsten Hafen schleppen, über dem seine eigene Flagge weht – unter Umständen ist aber auch das nicht nötig – kann das Schiff unter militärischer Bewachung hier festhalten.

Gehorcht der Kauffahrer der Aufforderung nicht, die Segel zu streichen, widersetzt er sich der Visitation, so wird Gewalt angewendet, er kann sofort in den Grund geschossen werden.

Nach dem Warum hat nur die Regierung des Handelsschiffes zu fragen. Der Kommandant des Kriegsschiffes gibt die Erklärung des Warums seiner Regierung ab, die antwortet der anderen.

Das machen die beiden Regierungen ganz unter sich ab!

Das ist von Bedeutung!

Nämlich daß die Öffentlichkeit, das große Publikum da gar nichts zu erfahren braucht!

Da hat keine Zeitung und niemand seine Nase dazwischen zu stecken!

Das Kriegsschiff hat sich im effektiven Kriegszustande befunden, das ist die Sache!

Auf freiem Meere herrscht immer Krieg, auch wenn er nicht zum Ausbruche kommt!

Das Kriegsschiff rechtfertigt sein Vorgehen, die Regierung entschuldigt sich oder erklärt sich der anderen Regierung, diese nimmt die Entschuldigung oder die Erklärung als gerechtfertigt an, und die Sache ist erledigt!

Also kann auch jedes chinesische oder türkische Kriegsschiff, das kleinste Kanonenboot, den größten englischen Handels- oder Salonluxusdampfer anhalten, kann ihn visitieren, kann ihn nach einem Hafen schleppen – die Regierungen machen das Warum unter sich ab, den Grund braucht sonst niemand zu erfahren.

So lauten die internationalen Bestimmungen.

In Wirklichkeit sieht es nun freilich etwas anders aus. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird.

Gewiß, es kann vorkommen, daß auch das armseligste türkische Kanonenboot den größten englischen Dampfer anhält, ihn festnimmt, und die englische Regierung muß später dieses Vorgehen billigen. Und dabei braucht man gar nicht an großartigen Waffen- und sonstigen Schmuggel zu denken.

Der englische Dampfer ist etwa in Konstantinopel gewesen, verläßt den Hafen wieder – da erfährt die türkische Behörde, daß dort an Bord ein Pestfall vorgekommen ist, die Engländer haben ihn verschwiegen, um nicht unter Quarantäne zu kommen – oder ein Pestverdächtiger hat sich an Bord begeben . . . da jagt eben ein türkisches Kriegsschiff nach und nimmt den englischen Dampfer fest.

Ist das nicht sogar höchst ehrenwert? Das geschieht doch zum Wohle der ganzen Menschheit.

Ja, solche Fälle können vorkommen und kommen auch tatsächlich oft genug vor.

Sonst freilich ... so ein dreckiger Kümmeltürke wird sich doch schwer hüten, der englischen Handelsflagge nahe zu treten!

Wenn da nicht ein absolut genügender Grund vorliegt, einen englischen Dampfer anzuhalten ... na, England wüßte sich doch zu revanchieren! Das kann doch die arme Türkei kujonieren, daß sie Blut schwitzt!

Anderseits freilich wird auch der Kommandant des größten englischen Panzers es sich erst sehr reiflich überlegen, ehe er auch den kleinsten türkischen Küstendampfer oder Segler anhält. Er muß einen durchaus triftigen Grund haben, ehe er es tut, es riskiert.

Denn auch seine vorgesetzte militärische Behörde könnte ihm sein rigores Vorgehen höchst, höchst verdenken. Denn auch die Türkei kann sich gegen England revanchieren. Durch Warenboykott und dergleichen

Kurz und gut, die internationale Höflichkeit wird auch auf dem Meere wegen der guten Handelsbeziehungen aufs strengste gewahrt! Es muß ein ganz, ganz triftiger Grund vorliegen, wenn ein Kriegsschiff ein anderes Fahrzeug unter fremder Handelsflagge anhält und es gar untersucht.

»Streich die Segel!«

Hier an uns war von einem englischen Kriegsschiffe dieser Befehl einmal ergangen. Und wir hatten einfach zu gehorchen und uns alles gefallen zu lassen, was diese Engländer mit uns vornahmen.

Hatten den Teufel danach zu fragen, weshalb sie es taten.

Ja, fragen konnten wir wohl, aber zu antworten brauchten sie nicht.

Die Erklärung erhielten wir später von der deutschen Regierung durch das Seemannsamt – oder vielleicht nicht einmal das.

Gehorchten wir nicht, so wendete das Kriegsschiff zur Erreichung seines Zieles Gewalt an, als letztes Mittel, wenn wir flohen, wurden wir manövrierunfähig gerammt oder geschossen, eventuell bis auf den Grund.

Und wenn uns eine Flucht gelang?

Dann wurden wir durch internationale Verfügung, auf schnellstem Wege sämtlichen Häfen der Erde mitgeteilt, unter den Bann der Piraterie oder doch der »Half-Piraterie« gestellt.

Worüber ich später noch sprechen werde.

Jedenfalls hatte dann jedes Kriegsschiff der Welt die Pflicht, mit Hintenansetzung seiner heimatlichen Order die »Argos«, sobald sie irgendwo erblickt wurde, zu verfolgen, sie festzunehmen oder eventuell zu vernichten.

Obgleich wir deshalb noch keine Piraten, keine Seeräuber zu sein brauchten. Das englische »Piraterie« hat international noch eine andere Bedeutung bekommen. Davon also später mehr. Oder schon hier eine ganz einfache Erklärung: der Pirat ist nicht nur ein Freibeuter, sondern er selbst ist »freie Beute« – indem er sich außerhalb der Gesetze stellt.

»Streich die Segel!«

Die Verwünschungen unserer Leute gegen die Engländer waren erklungen.

Und da sah ich, wie Helene bis in die Lippen erblaßte.

»Die – Frei – Frau – von – der – See!« flüsterten diese todesblassen Lippen, und tief sank ihr Kopf auf die Brust herab.

Der Leser weiß sofort, was sie mit diesen Worten meinte, so wie ich es sofort verstand, ihre ganze Gemütsverfassung, woran sie jetzt dachte, was sie zu furchtbar niederschmetterte.

Nichts war es mit ihrem erträumten Ideal!

Nichts ist es mit der freien Selbstherrlichkeit zur See!

Und wenn ich mein eigenes Schiff habe – und ich weiß mitten im Meere, was es nämlich auch wirklich gibt, eine Süßwasserquelle – und ich weiß ein unerschöpfliches Lager von Kohlen und Proviant oder ich bin überhaupt von Kohlen unabhängig und kann mir die Nahrungsmittel auf chemischem Wege aus der Atmosphäre ziehen, so daß ich niemals einen Hafen anzulaufen brauche – frei bin ich deshalb noch lange nicht, gerade nicht auf dem internationalen Meere!

Da kommt ein Kriegsschiff, es kann eine chinesische Dschonke mit der Kriegsflagge sein – »streich die Segel!« – ich muß gehorchen, ich muß mich eventuell bis aufs Hemd visitieren lassen . . .

Na, ist das etwa eine selbstherrliche Freiheit?

Nichts ist es damit!

Und das meinte unsere Patronin, als sie erbleichend jene Worte flüsterte, jenen Titel, mit dem sie manchmal verspottet wurde und den sie sich in ihren Träumen doch selbst so gern gab!

»Stopp!«

Der Signalapparat hatte geklingelt, die Schraube stoppte.

Kapitän Martin natürlich fluchte nicht, kam nicht aus der Fassung, hatte nicht einmal einen verwunderten Blick nach dem englischen Panzer.

Der handelte einfach wie er als Kapitän handeln mußte, und dafür bekam er monatlich 25 Pfund Sterling. Oder jetzt vielmehr 500 Mark. Nein, 510 Mark. Denn daß der Schilling eine Mark 2 Pfennige hat, das hatte der doch nicht etwa vergessen!

Das Kriegsschiff setzte ein Boot aus. Die See war doch etwas zu sehr bewegt, als daß sich zwei große Schiffe ohne jede Gefahr des Rammens Bord an Bord hätten legen können – im Kriegsfall freilich wäre es im Gegenteil eine Spielerei gewesen – es wird bei dieser Gelegenheit überhaupt durchaus vermieden.

Das Boot tanzte schneidig aus uns zu.

»Die Offiziere haben doch große Paradeuniform an?!«  
erklang es.

»Und die Matrosen sind auch in Parade!«

»Ja, was wollen die Lumpenkerls eigentlich von uns?!«  
ertönte es dann allgemein.

»Haltet's Maul!« kommandierte ich. »Oder habt dann auch den Mut, solche Schimpfworte diesen englischen Manofwars ins Gesicht zu sagen! Wir werden schon sehen, was sie von uns wollen. Ausgefressen haben wir doch nichts. Oder Sie vielleicht, Frau Patronin?«

Die starrte jetzt mit noch immer blassem Gesicht dem Boote entgegen, hatte nicht meinen Humor herausgehört.

»Die – Frei – Frau – von – der – See!« flüsterte sie nochmals.

Die Falltreppe war herabgelassen worden, das Boot legte schneidig bei, als erster stieg ein Kapitän zur See, in der Armee einem Oberst entsprechend, herauf, ihm nach folgten zwei andere Offiziere, alle in Paradeuniform.

Kaum hatte der Kapitän, sicher der Kommandant des Panzers, den Fuß an unser Deck gesetzt, so richtete er sich straff empor, legte die Hand an den Dreimaster, und laut und klar ertönte es:

»Im Dienste Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Irland, Kaisers von Indien!«

Hallo!

Was hatte dieser englische Offizier hier zu sagen, daß sein Kriegsherr auch Kaiser von Indien war?

Das war uns verflucht schnuppe!

Und das war auch ganz außer der Form!

Ich kannte doch die Formalitäten in solch einem Falle.

Und was salutierte denn der dabei?!

»Missis Helene Neubert, Patronin dieses Schiffes?« wandte sich der Kapitän dann an diese, noch immer die Hand an dem Dreimaster.

»Ja!« flüsterte die, noch immer blässer werdend.

»Im Dienste Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Irland, Kaisers von Indien!« erklang es noch einmal, dabei aber zog er jetzt schnell unter dem Waffenrock etwas Weißes hervor, ein großes Kuvert, mit vielen Siegeln bedeckt, überreichte es der Patronin.

Mit zitternden Händen nahm die es. Ich blickte ihr über die Schulter.

Oben auf dem großen Kuvert stand gedruckt, was der Kommandant schon zweimal gesagt hatte, natürlich sich der englischen Sprache bedienend, und hier war es etwas anders geschrieben, als es englische Schulbücher lehren, nämlich alle Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben:

»In Service of His Majesty the King of Great-Britain and Ireland, Emperor of India.«

Und darunter war schwungvoll eine Adresse geschrieben, halb englisch, halb lateinisch:

To

The Freelady of the Sea  
Helene Neubert,  
ßcapitanea et valvasora,

ß ßHonorable.

Die Patronin starrte und starrte.

»Na, da machen Sie doch auf!« ermunterte ich, schon im ganzen Gesicht lachend.

Denn ich wußte ja alles.

Das war ja alles erst von mir arrangiert worden!

Sie erbrach die Siegel.

Es war der Dank des Herzogs von Westmoreland für seine Rettung und für die von 200 anderen Menschen.

Der englische König erhob die Mistreß Helene Neubert, erhob unsere Patronin, die Schutzherrin der Argonauten, als Freelady of the Sea, als Freifrau von der See in den Adelsstand!



Dieser Titel »Freifrau von der See«, den es in England wirklich gibt, bedarf einer Erklärung.

Es gibt in England den Adelstitel Lord, es gibt auch Freelord. Den letzteren Titel aber hat man seit dem 16. Jahrhundert aussterben lassen.

Weshalb? Ich weiß es nicht.

Wir haben ja ganz genau dasselbe bei uns. Es gibt noch den Titel »Edler«. Zum Beispiel Edler von der Planitz. Früher in Österreich besonders aber auch in Bayern sehr häufig. Aber verliehen wird dieser Adel jetzt nicht mehr

...

Der Adel »Freelord«, dessen Gattin eine Freelady ist, kann in England noch verliehen werden, aber es geschieht nicht mehr. Stattdessen ist der Baronet geschaffen worden.

Wer nun die englischen Adelsverhältnisse nur einigermaßen kennt, nicht genau, der glaubt gewöhnlich, daß der Freelord mehr sei als der Lord. Aber das ist falsch. Gerade das Gegenteil ist der Fall.

Ebenso, wie man gar manchmal die Meinung hört, daß ein außerordentlicher Professor mehr sei als ein ordentlichen. Das ist natürlich nicht so. Der erstere ist eben »außer der Ordnung«, ist den ordentlichen Professoren noch nicht eingereiht. So ein Irrtum kann aber leicht entstehen.

Das »Free« vor dem Lord ist nichts weiter als eine zarte Beschränkung, aber doch eine Beschränkung.

Den Adelstitel Freelord führten zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert in England die Hauptleute der königlichen Leibgarde.

Ihr militärischer Titel war: capitaneus et valvasorus« Also lateinisch. Kapitän – Hauptmann und Vasall.

Ein heutiger Lateiner mag darüber lächeln.

Aber man wird doch schon von dem sogenannten Küchenlatein gehört haben, auch Mönchlatein genannt, weil es in Klöstern gesprochen wurde. Ein ganz schauderhaftes, korrumpiertes Lateinisch, dadurch entstanden, weil damals Latein fast zur Umgangssprache geworden war, nicht nur unter Gelehrten, auch am Hofe wurde es

gesprochen, sogar in der Küche, und da machte man immer mehr sein eigenes Lateinisch So, wie es heute gelehrt wird, so ist es erst wieder im 19. Jahrhundert gereinigt worden. Übrigens heißen noch heute in Italien die kleinen Lehensadligen »valvassori«.

Diese Hauptleute der königlichen Leibgarde, die auch in der Schlacht des Königs persönlichen Schutz bildeten, waren natürlich gewaltige Haudegen. Bei deren Ernennung, wenn es um die persönliche Sicherheit ging, wurde einmal nicht auf angeborenen Adel und sonstigen Stammbaum gesehen. Da wurde der gewöhnlichste Soldat zum Hauptmann gemacht, wenn er nur furchtlos und treu war und seine Plembe zu schwingen verstand!

Alser solch ein Mann, dem sich der König ganz und gar anvertraute, mußte doch besonders geehrt, auch er mußte in den Adelsstand erhoben werden.

Nun aber sind alle Adlige hoffähig, zu gewissen Festlichkeiten müssen sie unbedingt bei Hofe erscheinen.

Und was sollte denn nun solch ein alter, verwetterter Haudegen, ursprünglich ein gewöhnlicher Soldat, bei Hofe machen! Der aß womöglich mit den Fingern und beim Tanzen trat er die Kavaliere und Hofdämchen doch nur egal auf die Hühneraugen.

Da erfand man für diese Hauptleute der Leibgarde den Adelstitel »Freelord«.

So frei sollte dieser Lord sein, daß er nicht einmal bei Hofe zu erscheinen, daß er sich den Teufel um die ganze Zeremonie zu kümmern brauchte!

Das ist die Sache!

Und in gleichem Sinne hat es in England auch immer einen »Freelord of the Sea« gegeben, aber immer nur einen einzigen.

Diesen Titel führte der Kapitän des Schiffes, welches der König benutzte, wenn er einmal eine Seereise zu machen hatte. Das heißt, es konnte ja immer ein anderes Schiff sein – aber dann wurde dieser »Freelord of the Sea« stets zu seiner Führung kommandiert. Natürlich hatte man sich da ebenfalls den tüchtigsten Seemann ausgesucht, und wunderbar ist es da nicht, daß das kein geborener Adliger mit uraltem Stammbaum, sondern ursprünglich ein gewöhnlicher Matrose gewesen war.

Dieser »Freelord of the Sea« hat sich sogar noch viel länger erhalten als der Freelord an Land, bis ins 18. Jahrhundert hinein, man weiß sogar noch die genaue Jahreszahl, da dieser Titel aus dem Adelsregister gestrichen wurde: im Jahre 1741, als der damalige Leibkapitän von König Georg II., John Vernun, ebenfalls ein von der Pike auf gedienter Seebär, der in seinen früheren Jahren sogar nur auf Schmugglerschiffen gefahren war, zum Großadmiral der britischen Flotte ernannt wurde. Als solcher konnte er das Schiff des Königs doch nicht mehr ständig führen, da ist dieser Titel »Freelord of the Sea« für immer eingezogen worden. Obgleich er noch immer verliehen werden könnte.

---

Ich hatte dies alles schon immer gewußt.

»Kann ich für Sie – für die Patronin – für die Mannschaft dieses Schiffes etwas tun?«

So hatte mich damals auf der Reede von Frisko der jugendlich aussehende Herr mit dem weißen Kopfe gefragt, als er noch einmal unter vier Augen von mir Abschied nehmen wollte.

»Wer sind Sie?«

»Der intimste Freund des mächtigsten Herrschers auf dieser Erde – ich bin Earl und Peer von England – ich bin der Herzog von Westmoreland.«

Da war mir sofort der Gedanke durch den Kopf geschossen – da hatte ich schnell die Mütze abgenommen und mir noch ein Stück Tabak abgebissen.

Ja, wenn dieses Männchen solch einen Rang einnahm, da hatte ich allerdings einen Wunsch vorzutragen, und ich tat es.

»Ist das möglich?«

»O ja, das ist schon möglich,« hatte der Herzog gelächelt, »dieser Titel ist ja nicht eigentlich gestrichen worden, er liegt nur in der Rumpelkammer, könnte wieder hervorgeholt werden. Und weshalb sollte ihn nicht auch eine Dame bekommen können? Aber auch von der Flagge, die früher dazu gehört hat, sprachen Sie?«

»Gewiß, gewiß, das ist doch die Hauptsache dabei, sonst hat es ja gar keinen Zweck!« rief ich eifrig.

»Ich will sehen, ob es sich machen läßt. O ja, ich kann es Ihnen schon jetzt zusichern, daß es geschehen wird. Natürlich bedarf es einiger Zeit.«

Und wir hatten weiter darüber gesprochen, wie wir uns verständigen wollten, und der Herzog hatte auf ein schon mit mehreren Siegeln versehenes Formular einige Zeilen geschrieben, hatte seinen Namen und sein eigenes Siegel daruntergesetzt, noch dazu einige merkwürdige Stichworte, und kraft dieses Dokumentes konnte ich überall auf der Erde, wo sich eine Telegraphenstation befand, ohne Gebühr direkt mit dem englischen Kriegsministerium hin und her depeschieren. Dort würde er alles niederlegen, wenn er nicht selbst antworten konnte. Vor einem Vierteljahre würde eine Anfrage freilich wenig Zweck haben, zumal der König von England sich gerade auf einer Reise befand.

In Menado hatte ich nach dem Kriegsministerium telegraphiert.

Ja, es war alles in Ordnung, lag alles fix und fertig da.

»Kommen Sie nach London?«

»Wie Sie bestimmen.«

»Es ist nicht unbedingt nötig.«

»Wie sonst?«

»Wohin gehen Sie jetzt?«

»Nach Para.«

»Übermorgen geht H. M. S. »Prince of York« nach Lissabon. Soll Kommandant Diplom und Flagge mitnehmen, unserer Gesandtschaft in Lissabon übergeben?«

»Wie Sie bestimmen.«

»Bestimmte Antwort Ihrerseits.«

»Ja.«

»In 14 Tagen bei englischer Gesandtschaft in Lissabon abzuholen. Schluß.«

So hatten wir nach Passieren der Straße von Gibraltar den Abstecher nach Lissabon gemacht. Weil dort die Kohlen am billigsten sind. Kapitän Martin war der einzige, den ich eingeweiht hatte.

Der hatte einmal, o Wunder, ohne ganz dringenden Grund die Hand aus der Hosentasche gezogen und sich auf den Schenkel geklatscht, daß es wie eine Fuhrmannspeitsche geknallt hatte.

»Donnerschlag ja – dann darf sich unsere Patronin wirklich eine Freifrau von der See nennen – eine Frau, deren Freiheit zur See gänzlich unbegrenzt ist – und diese absolute Freiheit fällt auf das ganze Schiff zurück!«

Der »Prince of York« mußte schon seit einer Woche in Lissabon sein, das heißt das Bewußte schon vor einer Woche bei der englischen Gesandtschaft abgegeben haben.

Da tauchte am frühen Morgen der große Panzer mit englischer Kriegsflagge auf.

»Streicht die Segel!«

Ich konnte nicht wissen, daß dieses Panzerschiff der »Prince of York« war, ich kannte es nicht, konnte den Namen nicht lesen, aber als dieser Befehl zum Stoppen kam, da wußte ich es sofort. Und richtig, es war der »Prince of York«, dessen Kommandant alles bei sich hatte, um es bei der Gesandtschaft zu hinterlegen. Es war etwas dazwischengekommen, er erreichte Lissabon eine Woche später.

Als ich nun die Offiziere in großer Parade sah, da bestand vollends gar kein Zweifel mehr.

So kam alles noch weit, weit besser, als ich im schönsten Traume geträumt hatte. Auf der englischen Gesandtschaft wäre bei Überraschung der betreffenden Sachen gar keine Zeremonie gemacht worden. Freelord, Freela-dy – auch frei von jeder traditionellen Zeremonie! Das ist ja eben das Schönste dabei, was unser zeremonielles Zeitalter aber eben nicht mehr dulden will.

Hier war es schon etwas anderes, der Kommandant und seine Offiziere und die rudern den Matrosen hatten doch wenigstens ihre besten Anzüge anlegen müssen – Paradeuniform – und dann überhaupt die Bordroutine! Hier wurde doch schon eine kleine Zeremonie daraus.

Die Patronin starrte auf das geöffnete Schriftstück, wie sie vorhin auf das Kuvert gestarrt hatte.

»Die – Frei – Frau – von – der – See!« flüsterte sie nochmals, wie sie schon vorhin zweimal geflüstert hatte, jetzt aber wohl in einer ganz anderen Gemütsverfassung. Und plötzlich färbte sich ihr bisher so blasses Gesicht dunkelrot.

Ich ließ sie rot werden, ich war den beiden anderen Offizieren behülflich.

Diese hatten über die Bordwand hinuntergelangt, die Matrosen hatten ihnen ein ziemlich umfangreiches und gewichtiges Paket, in Seide gehüllt, heraufgelangt, sie hatten es in Händen, wußten nicht gleich, was sie damit anfangen sollten – ich nahm es ihnen einfach ab.

Das dünne Seidenzeug enthielt eine große Flagge aus schwerster Seide. Es war die englische Kriegsflagge, aber das große Mittelkreuz im weißen Felde, sonst rot, hier von blauer Farbe.

Es war die englische Halbkriegsflagge Sie wird von einem Nichtkriegsschiffe geführt, also von einem Passagier- oder sonstigem Schiffe der Kauffahrteiflotte oder auch nur vom kleinsten Segler, auf dem sich ein Mitglied des königlichen Hauses oder sonst ein Fürst oder überhaupt eine Person befindet, die in königlichem oder nur amtlichem Auftrage reist, und es ist Grund vorhanden, sie vor jeder Visitation zu schützen. Das muß sich dann aber auch auf das ganze Schiff erstrecken, über dem diese Flagge weht. Kein englisches Kriegsschiff kann solch ein Fahrzeug anhalten. Der Befehl »Streich die Segel« kann nur irrtümlich ergehen. Es braucht nur diese Halbkriegsflagge heißt zu werden, das Kriegsschiff bittet um Entschuldigung und zieht wieder ab.

Zwar ist das nur eine interne Angelegenheit Großbritanniens. Es besteht keine internationale Abmachung. Ein Kriegsschiff einer anderen Nation könnte solch ein Fahrzeug dennoch anhalten. Aber so etwas ist ganz ausgeschlossen. Das wäre für den englischen Stolz eine tödliche Beleidigung – es ist vollkommen ausgeschlossen.

Diese Halbkriegsflagge hatte stets als Attribut zu dem Titel »Freelord of the Sea« gehört, er hatte sie auch auf seiner Privatjacht oder sonstigem Handelsschiffe geführt, auf dem er sich gerade befand.

Sie hatte auch einer Freelady of the Sea nicht vorenthalten werden können.

Wir waren zum ersten und letzten Male von irgend einem Kriegsschiffe angehalten worden, nie wieder würde es passieren.

Jetzt waren wir wirkliche freie Herren der See!



Die Offiziere waren zurückgerudert, nachdem in der Kajüte etlichen Champagnerflaschen der Hals gebrochen worden war, der Panzer nahm seinen Kurs nach Lissabon wieder auf.

Die Patronin war in alles eingeweiht worden, in alle ihre Rechte; Pflichten hatte sie durch diesen, allerdings nicht erblichen Adelstitel absolut nicht auf sich genommen, und sie war in ihrem Glücke wohl stolzer, als sie sich merken ließ, zu welchem Stolze sie auch wirklich allen Grund gehabt hätte.

»Folgen wir gleich dem Panzer nach Lissabon?« fragte ich.

Mit leuchtenden Augen blickte die Gefragte auf das weite Meer hinaus, gerade nach der anderen Richtung, als wo Lissabon lag.

»Ach, daß wir wegen dieser schwarzen Steine jetzt erst einen Hafen anlaufen müssen – daß wir nicht gleich in das freie Meer hinaus können!«

»Nun,« meinte Kapitän Martin, »bis Para wird schon langen, wir haben ja Zeit genug, wir segeln, wenn wir

irgendwie können – dann nehmen wir die Kohle eben in Para ein – wieviel die dort kosten, das ist uns doch ganz schnuppe.«

Es war die Entscheidung gewesen.

### 43. KAPITEL. HEXENGOLD UND HEXENSCHÜSSE.

Am 14. Juni gingen wir im brasilianischen Urwald neben unserer Sandbank vor Anker.

Neben ihr, nicht auf ihr.

Es war ja ganz hübsch gewesen, wie unser Schiffchen von 5000 Tonnen so direkt auf dem trockenen Sande gelegen hatte, wie ein Ei in weichem Flaum gebettet, wie man gleich so von Bord herabspringen konnte, aber ... wir wollten unserem Schiffe doch lieber die Bewegungsfreiheit lassen.

So waren wir in der Fahrstraße vor Anker gegangen, die auch bei niedrigstem Wasserstande noch Tiefe genug für das größte, schwerste Kriegsschiff hatte. Die Entfernung konnte später noch mehr verkürzt, es konnte ja dann eine bequeme Brücke nach der Sandbank geschlagen werden.

Vorläufig stand sie noch unter Wasser. Dort sah der Baumstamm heraus, mit unserer Inschrift, wonach wir uns als Herren dieser Brutbank betrachteten – und dort reckten sich nun gar die beiden hohen Masten empor, zwischen denen wir die Springschaukel befestigt gehabt

hatten. Denn die hatten wir damals stehen lassen. Weshalb hätten wir die kolossal verankerten Masten erst wieder ausgraben sollen? Reparaturen, neue Befestigungen würden ja freilich vorzunehmen sein.

Vor allen Dingen aber handelte es sich darum, ob auch wirklich wieder in der Nacht vom 15. zum 16. das Wasser abfließen würde, so weit, daß die Sandbank freigelegt wurde. Oder an einem etwas späteren Termine, darauf kam es uns ja gar nicht an.

Ich will nicht schildern, wie die zwei Tage vergingen, was wir während derselben an die Pünktlichkeit der Naturordnung für Anforderungen stellten.

»Wenn übermorgen bei Sonnenaufgang die Sandbank nicht freiliegt, dann trete ich aus der christlichen Kirche aus und werde Mohammedanerin, das bin ich noch nicht gewesen.«

So sprach Klothilde. Mag das genügen.

Aber die Natur sollte uns in dem Vertrauen, das wir auf ihre Zuverlässigkeit setzten, nicht täuschen.

Ja, es ist wirklich wunderbar, wie pünktlich die Naturelemente, Wind und Regen und dergleichen, in jenen Breiten sind!

Eigentlich war sie ja nicht ganz pünktlich. Diesmal fing das Fallen des Wassers schon am Abend an, noch vor Sonnenuntergang.

Na, diese kleine Verfrühung wollten wir der Mama Natur verzeihen. Klothilde wollte eine gute Katholikin bleiben. Oder eigentlich gehörte sie jetzt wohl der Sekte der

Quäker an. Sie wußte es nicht mehr genau, führte darüber kein Buch. Na, darauf kam es ja auch nicht so genau an.

Also diesmal konnten wir das rapide Fallen des Wassers beobachten.

Schon um Mitternacht war es vollkommen beendet, und als die Sonne eines neuen Tages aufging, hatten wir unsere Lage schon verändert, waren der Sandbank bedeutend näher gerückt, waren sogar schon dabei, eine solide Brücke von 25 Meter Länge zu schlagen.

Dann richteten wir uns auf der Sandbank wieder ein, brauchten aber nicht wieder ganz von vorn anzufangen.

Dort stand wohl erhalten noch unser Backofen, Kapitän Martin sollte wieder seinen Riesenpfefferkuchen haben, diesmal natürlich mit einem anderen Zuckergemälde. Der Ofen brauchte nur etwas von eingeschlammtem Sande gereinigt zu werden, dann war er gleich wieder betriebsfähig.

Auch der Argonautenkanal mit größerem Teich – alles noch vorhanden. Das darüber stehende stille Wasser hatte da doch nicht viel versanden können, auch nicht die ankommende Flut. Das ging hier alles so glatt vor sich.

Etwas ausgebessert und ausgeschippt mußte ja natürlich doch werden. Aber das war jetzt eine Kleinigkeit, in wenigen Stunden war alles schon wieder tadellos. Dann die Masten mit neuen Tauen gespannt, und noch vor dem Mittagessen schwang schon wieder die Riesenschaukel, meine Jungen gingen mit Kopfstürzen und einfachen und

doppelten und dreifachen Saltomortales ab und hauten ins Wasser, daß es eine Pracht war!

Und als am Abend unter Hämmerleins Meisterhänden die Orgel im Urwald erbrauste, da erstrahlte das ganze Schiff schon wieder in voller Illumination, das Licht in diesen Flaschen lieferten wieder phosphoreszierende Pilze.

---

Ich überspringe die nächsten fünf Wochen.

Ach, es waren wieder fünf köstliche Wochen gewesen!

Eines Nachmittags, nach der Siesta, bin ich unten im Ballastraum und sehe nach den Wassertanks, von denen einer lecken soll.

Mit dem Aufschrauben vergeht einige Zeit. Ich habe oben niemandem gesagt, wohin ich mich begeben.

»Waffenmeister, Waffenmeister!« brüllt da Siddys Stimme.

»Hier! Was gibt es?«

»Sie werden im ganzen Schiffe gesucht!«

»Ist etwas passiert?!«

»Nein, das nicht – aber Besuch haben wir bekommen.«

»Was denn für einen Besuch?«

»Na, raten Sie mal.«

Ich muß hierzu bemerken, daß Siddy seine Stellung als Exklusiver zu wahren gewußt hatte. Als gewöhnlicher Steward, als Schiffskellner und Diener, hätte er mir, dem Kargo-Kapitän, doch nicht etwa so kommen dürfen. »Na,

raten Sie mal.« Aber dieser indische Gaukler, der er früher gewesen, hatte nur sein Vergnügen daran, mit den Tellern zu jonglieren, die Speisen zu servieren, überhaupt eine dienende Rolle zu spielen. Doch was heißt dienende Rolle? Überhaupt jeder Mensch, der nicht gerade dem lieben Gott den Tag abspielt, nimmt im Leben eine dienende Rolle ein.

Ein einziges Mal, gleich im Anfange, als ich noch gar nicht an Bord gewesen, war etwas vorgekommen, gerade mit dem Kapitän. Kapitän Martin, der das Verhältnis der »Exklikusen« noch nicht richtig gekannt, hatte den indischen Steward achten aus der Kajüte gerufen, er sollte umgeschüttete Tinte aufwischen. Sidy war nicht gekommen, hatte den Gehorsam verweigert. Eine kleine Auseinandersetzung mit der Schiffspatronin – die Sache war ein für alle Mal in aller Gemütlichkeit erledigt. Wenn Kapitän Martin fernerhin wünschte – Sidy putzte ihm sofort die Stiefeln. Mir auch. Aber er tat es freiwillig. Da durften wir nicht verlangen, daß er vor uns stramm stand. Wir mußten uns vertrauliche Anreden gefallen lassen. Und wir verstanden unser gegenseitiges Verhältnis ganz genau.

»Na, raten Sie mal.«

Ich war mit meiner Arbeit fertig, nahm das Lämpchen und den Schraubenschlüssel und begab mich nach der Luke, durch die Sidy seinen beturbanten Kopf steckte.

»Indianer?«

»Nein. Wenn Sies raten, bekommen Sie meine nächste Monatssteuer – 30 Pfund Sterling.«

Zum ersten Male erfuhr sich durch Zufall – denn nie, nie hatte ich mich um so etwas gekümmert – daß dieser Steward mehr bekam als ich und der Kapitän! Es war eben ein »Exklikuser«, mit zu der Firma Juba Riata, Mister Tabak und Kompanie gehörend, die von der reichen Weltreisenden aus ihren Lebensstellungen gerissen worden waren.

»Ja, mein lieber Siddy, wie soll ich da raten.«

»Sie kennen ihn.«

»Was, ich kenne ihn?!«

»Sehr, sehr gut.«

»Und er besucht uns hier im brasilianischen Urwald?«

»Jawohl. Wissen Sie nun, wers ist?«

Ich kam nicht darauf. Ich konnte mir unmöglich jemanden vorstellen, den ich gut kennen sollte und der uns hier besuchte.

»Na, Waffenmeister, da polstern Sie sich mal hinten Ihre Hosen aus, damit Sie sich nicht weh tun, wenn Sie dann vor Staunen umfallen. Kommen Sie nur, kommen Sie nur, Sie werden wie eine Stecknadel gesucht – der Herr wartet in der Kajüte, alles ist schon beisammen, nur Sie fehlen noch.«

Na, da war ich doch wirklich gespannt wie ein Regenschirm, wen ich da in der Kajüte finden würde! Ich trete ein.

Die Patronin ist drin, Kapitän Martin Juba Riata, Doktor Isidor.

Die aber sehe ich gar nicht.

Ich sehe nur die abenteuerliche Gestalt, eingemummt in einen schäbigen Mantel, sehe die Krallenfinger, die ein Zigaretten unter die schiefe Nase führen ...

Heiliger Klabautermann!

Unser Prospektador!

Der Sennor Montezuma della Estrada!

Ja, mein lieber Sidy, Du hättest ruhig Deinen Kopf verwetten können – ich würde ihn Dir nicht abgenommen haben. Diesen alten Freund hier wiederzusehen, das hätte ich mir allerdings nie träumen lassen!

Die Unterhaltung war schon im besten Gange.

Natürlich drehte sie sich um den Riesendiamanten, der als corpus delicti auf dem Tische lag, auch eine Schüssel mit Wasser war bereits vorhanden.

Sennor Estrada hatte sich auch schon überzeugen lassen, daß es kein echter Diamant war. Er schien selbst nicht viel von Diamanten zu verstehen. Wenigstens konnte er nicht diese Wasserprobe. Es ist auch wirklich ganz merkwürdig. Diese Wasserprobe ist doch so überaus einfach, und sie ist doch so wenig bekannt.

Gerade, wie ich eintrat, richtete sich die spanische Mumie mit unnachahmlichem Stolze empor, richtete seine schiefe Nase von einem zum anderen.

»Sennor Capitano – Sennora Patrona ... halten Sie mich für fähig, daß ich Sie habe betrügen wollen?«

Nein, davon konnte keine Rede sein. Sonst hätte der sich doch nicht wieder vor uns blicken lassen.

Das war so logisch, daß darüber gar nicht weiter gesprochen zu werden brauchte.

»Well,« nahm Kapitän Martin das Wort, »davon kann keine Rede sein. Sie sind eben selbst das Opfer einer Täuschung, wahrscheinlich eines Betrags geworden. Wo haben Sie den Diamanten eigentlich her?«

»Mi sabe!« konnten wir wieder einmal hören.

»Hören Sie mal, mein lieber Freund, mit Ihrem mi sabe kommen Sie diesmal nicht weit!« fuhr Kapitän Martin fort. »Sie haben garantiert, daß Sie uns für vier Millionen Dollars Chinarinde liefern wollten, Sie haben auch eine Bürgschaft geleistet, wir nahmen sie auch an, aber diese Bürgschaft hat sich als wertlos erwiesen . . . «

»Verzeihung, Sennor Capitano, wenn ich unterbreche. Vier Millionen Dollars hatte ich gesagt?«

»Vier Millionen Dollars.«

»So biete ich Ihnen als Ersatz vier Milliarden Dollars an.«

Der Kerl hatte es gesagt, wie so etwas mit solcher Grandezza nur so ein verlumpter spanischer Hidalgo sagen kann.

Am schnellsten hatte das Gesagte unser Doktor Isidor begriffen, der hielt gleich die offene Hand hin.

»Vier Milliarden Dollars? Her damit. Womöglich in Gold.«

»Si si, Sennores – in Gold!« erklang es zurück.

Die kleine Pause war begreiflich.

»Well,« nahm dann wieder Kapitän Martin das Wort, was ich aber wohl nicht immer zu sagen brauchte, wenn ein »well« erklingt, »wir nehmen als Entschädigung gern vier Millionen Dollars in Gold an.«

»Ich schätze es mindestens auf vier Milliarden Dollars.«

»Well, wir begnügen uns schon mit dem tausendsten Teil, nur mit vier Millionen.«

»Ich biete Ihnen aber den ganzen Goldschatz an, stelle ihn Ihnen zur freien Verfügung.«

»Well, wir danken. Das heißt nämlich: wir nehmen ihn dankbar an. Wo befindet sich denn dieser Goldschatz?«

»Gar nicht weit von hier.«

»Well, wenn man mit Monddistanzen rechnet, so ist es von hier bis nach Honolulu auf der anderen Seite der Erdkugel gar nicht sehr weit.«

»Wenn Ihr Schiff mit halber Kraft dampft, sechs Seemeilen in der Stunde, so können wir das Ziel in einem Tage erreichen. Oder in sechzehn Stunden, will ich sagen.«

»So. Hm. Wollen Sie uns nicht etwas nähere Auskunft geben, ehe wir hier die Anker lichten, die schöne Brücke abbrechen müssen?«

»Ich habe das Eldorado gefunden.«

»Ach herrjeeehses, ach herrjeeehses!« ließ sich in diesem Augenblick Huckebein unser Rabe mit schinarrender Stimme vernehmen.

Jawohl, mein Huckebeim Du hattest ganz recht.

Das Eldorado . . . ach herrjeeehses

Ich habe über dieses Goldland ja schon früher erzählt, brauche es nicht zu wiederholen.

»So, Sie haben Eldorado gefunden.«

»Si si, Sennor.«

»Das goldene Land.«

»Si si, Sennor.«

»Sind selbst dort gewesen?«

»Si si, Sennor.«

»Wann?«

»Komme soeben von dort.«

»Und dort ist wirklich Gold?«

»Si si, Sennor.«

»Haben natürlich gleich welches eingesackt.«

»No, Sennor.«

»Weshalb denn nicht?«

»Mi sabe.«

»Hören Sie, mein lieber Freund, ich wiederhole, daß Sie diesmal mit Ihrem mi sabe . . . «

»Weil ich bei der heiligen Veronika von Camonna, die meine Schutzpatronin ist, geschworen habe, niemals wieder Gold zu berühren.«

»So, hm!« brummte Kapitän Martin, und auch wir anderen mußten uns bei dieser Erklärung beruhigen, gegen solch ein Gelübde ist eben nichts zu machen.

»Wie ist das Gold dort beschaffen? Wie wird es gefunden?«

»Es ist eine Bonanza.«

»Bonanza? Was ist denn das?«

»Eine Bodenvertiefung, in welcher das Gold frei zu Tage liegt, indem jedenfalls Wasser alles Erdreich wegspülte, nur die schweren Goldblöcke liegen gelassen hat. Das nennen wir eine Bonanza.«

Hallo!

»Es liegt in ganzen Blöcken da?«

»In mächtigen Blöcken, so groß wie hier diese Kajüte, wie dieses ganze Schiff.«

Richtig gehört hatten wir, da gab es ja nun nichts.

»So – groß – wie – die – ses – gan – ze Schiff?« wiederholte Kapitän Martin in rhythmischem Takt.

»Si si, Sennor!« erklang es gleichmütig wie immer zurück.

»Doch nicht etwa reines Gold?«

»Si si, Sennor.«

»Nicht nur Erzblöcke, die einiges Gold enthalten?«

»Gediegenes Gold.«

»Gediegenes Gold in Blöcken so groß wie dieses ganze Schiff?«

»Si si, Sennor. Freilich auch kleinere Klumpen. Dann aber auch wieder ganze Berge von Gold, größer als dieses Schiff.«

»Das haben Sie selbst gesehen?!«

»Si si, Sennor.«

»Wann denn?«

»Vor drei Tagen, als ich dort war.«

Der Prospektador war, bemerkte ich jetzt, in einem kleinen, primitiven Boote angerudert gekommen.

Ja, warum denn nicht? Weshalb soll man denn so ganz und gar für ausgeschlossen halten, daß es solche riesige Goldklumpen gibt?

Die ersten Goldfunde in historischer Zeit, die man so richtig kontrollieren konnte, waren die in Kalifornien. Dort hat man gediegene Goldklumpen frei und glänzend

auf dem Boden liegend gefunden. Was man früher auch schon bezweifelt hatte, dieses freie Vorkommen von gediegenem Golde auf dem Erdboden. Nicht denkend, was da für Wasserkräfte im Spiele gewesen sein können.

Es waren aber höchstens hühnereigroße Stücke. Und da kam der Mensch mit seinem wunderbaren Scharfsinn sofort wieder zu der Erkenntnis, daß größere Goldklumpen überhaupt gar nicht vorkommen können.

Habe acht, o Natur, die Grenzen sind Tür gezogen: bis zur Hühnereigröße basta!

Bis in den fünfziger Jahren in Australien ausgerechnet ein Schäfer dieses »Naturgesetz« über den Haufen wirst, ganz wörtlich über den Haufen wirft.

Ein alter Schäfer sitzt jahraus jahrein unter einem Baum auf einem Steine. Es ist sein Lieblingsplätzchen, von wo er seine Schafe beobachtet. Eines Tages sieht er, wie unter diesen Stein eine kleine Schlange schlüpft. Zum ersten Male legt er Hand an den Stein, um ihn umzukippen, er wundert sich über die ungeweine Schwere, endlich gelingt es ihm – da gleißt es ihm golden entgegen!

Es ist ein gediegener Goldklumper von 87 Kilogramm Schwere, nur außen etwas mit Lehm beschmiert, dessen Gewicht hierbei aber schon abgerechnet ist.

Dieser Nugget, nach seiner ersten Besitzerin »Sarah Sand« benannt, wurde vom Britischen Museum in London erworben, dort ist er heute noch in der geologischen Abteilung zu sehen.

Aber hiermit nicht genug – dort in derselben Gegend wurden noch drei andere Goldklumpen gefunden, einer von 74, der zweite von 68, der dritte von 51 Kilogramm Gewicht.

Dann aber hörte es auf. Nicht ein Körnchen wurde mehr gefunden. Der Boden enthält dort keine Spur von Gold.

Wie kommen nun gerade diese vier großen Goldklumpen dorthin?

Frage die vergangenen Jahrtausende!

Nach alledem ist es also recht wohl möglich, daß man einmal einen ganzen Goldberg findet, einen Klumpen so groß wie ein ganzes Haus.

»Mir hat einmal so ein alter Diftelbruder gesagt, als wir über das Vorkommen von Gold sprachen, daß es das noch gänzlich unbekannte Patagonien und noch mehr das trostlose Feuerland sein dürfte, welches uns in Sachen des Goldes noch die größten Überraschungen bereiten würde.

Ja ... ich weiß nicht ... auch ich habe so eine Ahnung!

Wer hat im Jahre 1895 gewußt, daß im nächsten Jahre in Alaska, in dieser Eiswüste, Gold gefunden würde, allein im Jahre 1906 für 100 Millionen Mark!

»Wie haben Sie dieses Goldlager entdeckt?« setzte Kapitän Martin das Examen fort. »Aber bitte – kein mi sa-be.«

»Ich war von der wirklicher Existenz eines Eldorado immer überzeugt, habe so lange geforscht, bin so lange

im Urwalde herumgekrochen, bis ich es gefunden habe. Allerdings besaß ich schon immer eine uralte Überlieferung. Schon früher ist einmal ein Spanier, ein Ahne von mir, dort gewesen. Er hatte den Weg aufgezeichnet. Nach jahrelangem Bemühen habe ich ihn endlich gefunden.«

»Außer Ihnen weiß niemand davon?«

»No, Sennor.«

»Eine Bodensenkung, sagten Sie?«

»Si si, Sennor. »Das heißt, es ist ein ganzes Tal, angefüllt mit riesigen Goldblöcken.«

»Ein ganzes Tal?« wiederholte der Kapitän, und ich hätte es auch getan.

»Si si, Sennor.«

»Dann müßte doch ein Gebirge in Betracht kommen.«

»Si si, Sennor.«

»Das Grenzgebirge nach Guayana hin?«

»Si si, Sennor.«

Das stimmte, das mußten wir so ungefähr in 16 Stunden erreichen können, bei halber Fahrt.

»Englisch Guayana? Niederländisch Guayana? Französisch Guayana?«

»Mi sabe.«

Diesmal mußten wir diese ausweichende Redensart gelten lassen.

Eigentlich war uns dieser Mann ja gar keine nähere Erklärung schuldig. Wir mußten uns einfach seiner Führung anvertrauen – oder ließen es eben bleiben.

»Wie weit können wir mit unserem Schiffe heranfah-  
ren?«

»Direkt bis zum Aufstieg.«

»Wie hoch ist dieser Aufstieg?«

»Er erfordert eine halbe Stunde.«

»Schwierig?«

»Ganz und gar nicht.«

»Ist es denn nicht möglich, daß ein anderer Mensch dieses Goldtal findet?«

»Es wäre ein sehr, sehr großer Zufall.«

»Weshalb?«

»Es ist ein hohes Plateau, überall von senkrechten, ganz glatten Felswänden begrenzt, und es gibt nur diesen einzigen Aufstieg.«

»Ist denn dieser so schwer zu finden, zu sehen?«

»Zu sehen ist er überhaupt nicht.«

»Überhaupt nicht zu sehen? Das begreife ich nicht.«

»Sie werden es begreifen, sobald ich Sie hingeführt habe.«

Der Kapitän schien nichts mehr zu fragen zu haben. Ob wir jetzt hinführen oder nicht, das blieb der Patronin oder einer Beratung überlassen.

»Sie sagten doch,« nahm da Doktor Isidor das Wort, »es handele sich um das sagenhafte Eldorado.«

»Si si, Sennor Dottore.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil in dem Tale eine große Stadt liegt, auf welche ganz die Beschreibung paßt, welche alle geben, die in Eldorado gewesen sein wollen und jedenfalls auch wirklich gewesen sind.«

»Aah, eine große Stadt liegt in diesem Tale?« erklang es mit größter Überraschung, nicht nur aus dem Munde des Doktors.

»Si si, Sennores e Sennora.«

»Aber unbewohnt!«

»Si si, Sennor. Eine Ruinenstadt, wenn auch nicht gerade ganz in Trümmern liegend. Die goldenen Dächer sind noch wohl erhalten.«

»Was, goldene Dächer?!«

»Si si, Sennores. Wie alle die Beschreibungen lauten.«

Ich muß hierzu bemerken, daß die spanische Literatur über dieses sagenhafte Eldorado eine eigene Spezialität hat, schon zu einer ganzen Bibliothek angewachsen.

Freilich – so mußten doch auch wir annehmen – nur der Phantasie entsprungen. Wenn die Beschreibungen dieser Goldstadt so übereinstimmend sind, so kommt das einfach daher, weil einer vom anderen abgeschrieben hat.

»Sie waren in dieser Ruinenstadt?«

»No, Sennor.«

»Nein?!«

»Ich konnte nicht hinab.«

»Ja, weshalb denn nicht?«

»Diese Stadt liegt in dem Goldtale.«

»Ja, wir denken, Sie waren in dem Tale!«

»Nein. Ich habe nur von oben hinabblicken können. Kennen die Sennores nicht die Beschreibung des Baptiste Salvatore, welche die genaueste und sachlichste über Eldorado ist?«

Nein, die kannte niemand von uns.

»Es ist ein Tal von anderthalb Kilometer Breite und vier Kilometer Länge, in welchem die Doristis, wie Salvatore die ausgestorbenen Einwohner getauft hat, hausten, in der sie ihre Stadt hatten. Oben auf dem Plateau trieben sie nur Ackerbau und Viehzucht. Das Tal ist rings von hohen Felswänden eingeschlossen, unersteigbar, wie ich selbst gesehen habe.

Die Doristen wußten einen geheimen Auf- respektive Abstieg, von dem aber die Überlieferung mit Plan, die ich besitze, nichts meldet, ich habe ihn auch nicht zufällig gefunden. Vielleicht gelingt das uns. Ich mußte mich mit dem Anblick der Goldblöcke und der Ruinenstadt mit ihren goldenen Dächern und Pfeilern von oben begnügen.«

Wir wurden von immer größerer Spannung befallen. Irgend etwas Wahres mußte doch unbedingt daran sein! Dieser Mann wollte uns doch direkt hinführen!

»Wie sollen denn wir da hinabgelangen?«

»Nun, einfach durch Seile. Eine Stelle habe ich gemessen, die Tiefe betrug 42 Meter.«

»Sie hatten kein Seil mit?«

»Nicht solch ein langes.«

»Wie haben Sie denn da diese Tiefe gemessen?«

»Durch zusammengeknüpfte Schlingpflanzen.«

»Da konnten Sie sich doch auch auf solchen ein Seil herstellen, um sich daran hinabzulassen.«

»In eine Tiefe von 42 Meter, Sennores?«

Der Mann hatte recht. Das ist leichter in der Phantasie ausgeführt als in der Wirklichkeit. Für uns würde es eine Kleinigkeit sein, aber ein einzelner Mann würde sich doch verdammt hüten, sich an einem aus Schlingpflanzen gedrehten Seil in die zweifache Tiefe eines vierstöckigen Hauses hinabzulassen, wo er dann doch auch wieder heraufklettern muß! Ei, da soll man einmal klettern!

»Wie groß ist das Plateau?« wurde weiter gefragt.

»Baptiste Salvatore hat es gemessen, hat es fast kreisrund gefunden mit einem Durchmesser von etwa drei Meilen.«

»Seemeilen?«

»No, Sennor, Landmeilen.«

»Sie meinen geographische Meilen?«

»Si si, Sennor.«

»Wie sieht es dort oben aus?«

»Zum Teil Urwald, herrliche Grascampos, dann aber auch viele Felsformationen, auf denen zahlreiche Ziegenherden klettern.«

»Ziegen?!«

»Si si, Sennor. Und auf den Grasflächen tummeln sich unübersehbare Pferdeherden.«

»Was, Pferde?!« wurde in immer größerem Staunen gerufen.

»Si si, Sennores. Baptiste Salvatore, der Eldorado im 16. Jahrhundert besuchte und beschrieb, es dann aber nicht wiedergefunden hat, auch auf seiner zweiten Reise gestorben ist, erzählt von diesen Pferdeherden, er nimmt nach Funden von angebrannten Pferdeknochen an, daß

die Doristen diese hauptsächlich deshalb züchteten, um ihr Fleisch zu essen, und auch ich habe diese ungeheuren Pferdeherden gesehen.«

Ja, wir mußten es wohl glauben – vorläufig auf Hörensagen hin. Dieser Mann konnte uns doch nicht so Ungeheuerliches vorflunkern!

»Schöne Pferde?« fragte Juba Riata aufmerksam.

»Herrliche Rosse, Sennor, wie sie edler und feuriger nicht auf den Gefilden Andalusiens weiden. Nicht zu vergleichen mit den sonstigen amerikanischen Mustangs, die alle so dicke Fesseln haben.«

»Ja, meine Herren – Frau Patronin – wollen wir da nicht hin?« fragte jetzt auch Juba Riata, dem es gleich die Pferde angetan hatten.

Denn seiner Reitlust konnte er freilich nicht an Bord frönen. Pferde hatten wir nicht, das wäre doch etwas schwer zu machen gewesen. Diese langbeinigen Tiere leiden auf dem stampfenden und schlingernden Schiffe schrecklich.

»Ja, Waffenmeister, wollen wir?« fragte mich die Patronin.

»Na, gewiß doch, dann mal los! In zwei Wochen müßten wir die Sandbank doch sowieso verlassen, oder da ist sie vielmehr verschwunden, da kommt es auf diese zwei Wochen nun auch nicht mehr an.«

Bis zum Abend war alles an Bord gepackt. Viel war es ja auch nicht. Den Hauptbestandteil bildeten die Bretter der Radfahrbahn.

Dann waren wir fertig zum Abdampfen. Aber unser Prospektador wollte den Morgen abwarten, es war eine finstere Nacht, auch das Licht des elektrischen Scheinwerfers hielt er für ungenügend, um ganz sicher den Weg auf den Wasserstraßen durch den Urwald zu finden.

Also am nächsten Morgen um sechs Uhr, sobald sich die Sonne über den Horizont erhob, für uns noch gar nicht sichtbar, dampften wir los, mit halber Kraft.

Unsere Erregung läßt sich denken.

Gold bleibt Gold. Es hat von jeher die Erde beherrscht und wird es wohl auch immer tun.

Der lotsende Spanier machte uns immer auf besondere Inseln und leicht erkennbare Bäume aufmerksam, wonach auch eine Karte entworfen wurde, so daß wir später den Weg auch allein finden konnten. Am späten Nachmittage tauchte im Norden über dem Urwald ein Gebirge auf, das Tumuchumac-Gebirge, welches die Grenze zwischen Brasilien und Französisch-Guayana bildet. Aber nur eine geographische, keine politische. Diese Grenze ist noch nicht festgelegt, noch immer beansprucht sowohl Brasilien wie Frankreich dieses Gebirge für sich, ohne daß es deswegen zu Streitigkeiten gekommen ist.

Guayana ist nämlich für Frankreich ganz wertlos, diese Kolonie kostet den Franzosen jährlich nur ungeheures Geld.

Mit Guayana beweist Frankreich seine totale Unfähigkeit für jede energische Kolonisation.

Diese französische Kolonie, 80 000 Quadratkilometer, ist nicht minder fruchtbar, wahrscheinlich noch viel

fruchtbarer als das benachbarte Niederländische und Britische Guayana, hat mit seinen vielen Gebirgszügen ein ganz gesundes Klima. In Fiebersümpfe darf man sich natürlich nicht setzen.

Die Engländer führten aus ihrem Guayana im Jahre 1900 Landeserzeugnisse, hauptsächlich Tabak, Kaffee und Kakao im Werte von zehn Millionen Mark aus. Die Holländer im gleichen Jahre für sechs Millionen. Die Franzosen mußten in demselben Jahre, wie es noch heute ist, alle diese Waren sogar noch einführen, sogar Kakao, obgleich der dort wild wächst!

Unter internationalen Jesuiten entwickelte sich dieses jetzige Französisch-Guayana einst wunderschön. Ich bin doch nicht etwa ein Freund der Jesuiten, aber das muß man diesen Jesuitenpatern lassen, daß sie die Eingeborenen zur Kultur des Landes anzuhalten verstanden, daß sie Verkehrswege anlegten, daß sie das ganze Land immer höher brachten. Zucker, Reis, Mais, Kaffee und Kakao wurden massenhaft erzeugt und ausgeführt.

Da übernahm die französische Regierung die Verwaltung, die Jesuiten wurden enteignet, vertrieben und die Franzosen haben die Kolonie total verlottern lassen. Alle die Verkehrsstraßen sind wieder mit der Wildnis verschmolzen, jetzt ist das Innere dieses Landes wieder genau so unbekannt wie vor 400 Jahren, es treiben sich darin einige tausend Indianer und Busch neger, die Nachkommen von entlaufenen Sklaven herum, in Sachen der französischen »Zivilisation« hört man nur von der Teufelsinsel und anderen Deportationsorten – Cayenne, Ile

Royale, Kourou, Maroni &c. – in denen gegenwärtig 6000 Sträflinge schmachten, meist politische »Verbrecher«. Das ist alles, was die Franzosen aus diesem herrlichen Lande zu machen gewußt haben.

An diesem Tage konnten wir das Gebirge nicht mehr erreichen. Am anderen Morgen hatten wir noch drei Stunden zu fahren, die Gegend wurde immer hügeliger, immer höher reckte sich das Gebirge empor, bis die glatte Felswand jäh aus Wasser und Urwald emporstieg.

»Wir sind am Ziel, hier ist der Aufstieg,« sagte der Spanier eine Viertelstunde später.

Wie, hier sollte ein Aufstieg sein?

Wenigstens 300 Meter hoch stieg die rötliche Porphyrowand glatt wie eine Mauer empor, kein Grashälmchen konnte Fuß fassen, keine Schlingpflanze fand einen Halt.

Wenn der Aufstieg freilich so leicht erkennbar gewesen wäre, dann hätte er doch auch kein solches Geheimnis sein und bleiben können, wie unser Prospektador auf Fragen immer wieder versicherte, ohne eine nähere Erklärung zu geben.

Nur ganz unten nahe dem Wasser zog sich an der Felswand noch ein breiterer Grat hin, auf dem sich Humus gebildet hatte, auf dem daher auch tropische Vegetation wucherte, auch riesige Wollbäume standen, sich auf der einen Seite mit den Zweigen gegen die Felswand quetschend, nach der anderen Seite die mächtigen Äste desto weiter über das Wasser reckend.

An zwei solchen Urwaldriesen wurde, wie der Spanier anordnete, unser Schiff festgemacht, also auch dieser Felsgrat fiel noch steil ins Wasser hinab, wir loteten noch immer eine Tiefe von einigen zwanzig Metern, und ich will nur sagen, daß unsere Masten 30 Meter hoch waren und daß ihre Topen doch immer noch nicht die untersten Äste der Wollbäume berührten, und dabei standen diese hier doch nicht etwa auf besonders gutem Boden, die Humusschicht war nicht allzudick! Diese Wollbäume sind eben Riesen, die man gesehen haben muß, um sich von ihnen eine Vorstellung machen zu können.

»Nun teilen Sie die Leute ab, die Sie mitnehmen wollen.«

»Es können beliebig viele sein?«

»Möglichst viele, das Gold muß doch herunter transportiert werden, wenn wir es auch meist rutschen lassen können. Vorher ist es aber doch noch eine ziemliche Strecke zu tragen.«

Es herunter rutschen lassen? Nun, wir würden ja sehen. Der Spanier hatte ganz recht, wenn er nicht viel Erklärungen gab, da wir ja gleich alles mit eigenen Augen schauen sollten.

Ich wählte die Roten, welcher Farbe ja auch ich angehörte. Mehr als die Hälfte der Mannschaft wollte ich lieber nicht mitnehmen, wenn der Spanier auch versicherte, in den vielen Jahren, seitdem er sich hier herumtrieb, niemals einen Indianer erblickt zu haben.

Die Kinder blieben sämtlich zurück, die kamen dann auch schon einmal daran, wenn es dort oben wirklich so interessant war.

Juba Riata gehörte überhaupt zu den Roten, und bei solchen Hauptpersonen war es ja auch etwas ganz anderes, von den Grünen kamen auch noch Kabat und Doktor Isidor mit, natürlich die Patronin, auch Klothilde schloß sich der Expedition an, da die kleine Ilse ja unter genügendem Schutze stand.

Zuerst wurde das zweite Frühstück eingenommen. Ohne Essen fährt die Seele aus dem Körper. Dann beladen wir uns mit dem, wie der Prospektador anordnete, hauptsächlich mit Seilen, und da mehrere Laternen nötig sein sollten, nahm gleich jeder eine mit, dazu genügend Petroleum.

»Auch Stangen, Balken, Bretter?« fragte ich.

»Nein, die sind nicht nötig, um uns in das Tal hinabzulassen, dicht am Rande stehen Bäume, die genügen zur Befestigung der Seile. Aber noch einige Rollen, Äxte und Sägen. Balken schon deshalb nicht, weil zum Transportieren derselben erst ein Weg geschaffen werden mußte. Ich bitte nämlich, wenn wir jetzt durch das Unterholz kriechen, möglichst wenige Spuren zu hinterlassen. Wir wollen diesen Aufstieg doch lieber als unser Geheimnis hüten.«

Wir brachen auf, einer hinter dem anderen, der Spanier als Führer an der Spitze, mit schon brennenden Lampen. Auch einige Hunde begleiteten uns, falls eine schnelle Botschaft nach dem Schiffe zu schicken war.

So krochen wir Mann hinter Mann durch das Unterholz, durch die Büsche, die hier glücklicherweise keine Stacheln hatten, kamen in eine Felsspalte, die sich aber nicht nach oben, fortsetzte, also in eine Höhle.

»Dies ist ein unterirdischer Flußlauf!« erklärte der Spanier mir, der ich der nächste hinter ihm war, aber auch die anderen Hauptpersonen konnten es noch hören. »Hier ist einst das Wasser eines Flusses herausgekommen, der früher das Plateau durchströmte und plötzlich im Boden verschwand. Es läßt sich oben noch an dem ausgetrockneten Flußbett erkennen. Aber auch zur Regenzeit fließt jetzt kein Tropfen Wasser mehr hier herab, es hat sich mit der Zeit einen anderen Weg gewählt, ergießt sich oben in einen großen See, der nur nach Norden einen Abfluß hat, am Rande des Plateaus einen mächtigen Wasserfall bildend.«

In schnurgerader Richtung stieg der Tunnel empor, in einem Winkel von etwa 30 Grad, nur deshalb leicht zu ersteigen, weil der Boden ziemlich rauh war, breit genug, daß mehrere Männer nebeneinander gehen konnten, und auch unser Bandlwurm hätte überall aufrecht stehen können.

Sonst war hier nichts Bemerkenswertes zu sehen, von Gold keine Spur.

Nach einer halben Stunde schimmerte uns ein schwaches Dämmerlicht entgegen, wir kamen in eine große Höhle mit ebenem Boden, grüne Zweige verdeckten den Ausgang.

Wir drangen durch, ohne noch darauf zu achten, keine Spuren zu hinterlassen, hieben uns mit Messern Bahn.

Zuerst kam eine breite Rinne das ehemalige Flußbett, jetzt mit Buschwerk angefüllt, wir arbeiteten uns durch und hinauf und ...

Ein herrlicher Anblick bot sich uns dar!

So weit das Auge reichte, schweifte es über wellenförmige Grasflächen, aber nicht zu vergleichen mit den um diese Zeit sonnenverbrannten Llanos oder Campos dort unten, sondern das hier oben waren richtige Prärien im herrlichsten Blumenschmuck, wie sie sonst nur die Mississippi-gegenden aufzuweisen haben, und das jetzt in der trockensten Jahreszeit!

»Das macht die Höhenlage,« erklärte der Prospektador unaufgefordert auf unser freudiges Staunen, »jede Nacht fällt hier reichlich Tau, so daß gar kein Tropfen Regen nötig wäre.«

Aber es war keine einförmige Prärie, hier und da standen Baumgruppen, die dort hinten einen ganzen Wald bildeten, einen Urwald, jedoch ohne Unterholz, parkähnlich, und ferner fehlte es auch nicht an pittoresken Felsgruppen.

Gerade hinter uns befand sich eine solche, wir waren ja aus einer großen Höhle getreten, und, gerade sprang vor uns eine Ziege auf, die an den Knospen genagt hatte, sprang mit mächtigen Sätzen die Felsen hinauf, und plötzlich zeigten sich dort überall solche Ziegen.

Waren das nicht unsere gewöhnlichen Ziegen und Ziegenböcke? Fast mochten wir es glauben. Allerdings sehr, sehr stattliche Tiere!

»Endlich Ziegenböcke, da fangen wir ein paar, die reite ich zu!« jubelte Frau Rosamunde Wenzel-Attila auf, die uns natürlich nebst Herrn Gemahl begleitet hatte. Denn wenn man solch eine Reise tut, da will man doch auch etwas sehen.

Wir hatten uns in Menado vergebens nach Ziegen umgesehen, auf daß uns die Zwergin ihre Dressur und Reitkunst auf diesen Tieren einmal zeigen könne, ebenso in Para, und anderswo waren wir ja, seitdem wir die Schiffbrüchigen gerettet, noch nicht gewesen.

»Und dort Pferde!« setzte Juba Riata mit leuchtenden Augen hinzu, schon nach dem Lasso greifend.

Es waren prächtige, langbemähnte und langbeschweifte Tiere, einige Dutzend, die hinter solch einem Wäldchen, aber aus Urwaldriesen gebildet, hervorgaloppierten und hinter einer Felsengruppe wieder verschwanden.

»Pferde, aaah, Pferde!« ließ sich auch Mister Tabak freudestrahlend vernehmen, aber bekanntlich aus einem ganz anderen Grunde – er leckte sich dabei schnalzend die Lippen. »Gehen wir auf die Pferdejagd!«

»Na, erst wollen wir einmal auf die Goldjagd gehen!« meinte ich.

Wir setzten uns in Marschreihe, verfolgten einige Zeit einen klaren Bach, in dem Forellen sprangen, sahen immer ab und zu eine Pferde- und Ziegenherde, wozu aber

auch noch Mufflons kamen, die schon mehr zu den Schafen gehören.

»Gibt es sonst noch andere Tiere hier oben?« fragte ich den Spanier.

»Vögel.«

Die sah ich selbst. Für diese beschwingten Bewohner der Lüfte bietet ja so eine steile Felswand kein Hindernis.

»Säugetiere, meine ich.«

»Ich habe noch keine anderen gesehen als Pferde und Ziegen und solche behörnte Schafe.«

»Schlangen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie lange haben Sie sich hier oben aufgehalten?«

»Zwei Tage.«

»Da waren Sie zum ersten Male hier?«

»Si si, Sennor.«

»Und haben uns dann gleich aufgesucht?«

»Si si, Sennor.«

»Weil Sie erwarteten, daß wir in diesem Jahre wieder nach jener Sandbank kommen würden.«

»Si si, Sennor.«

»Nun sagen Sie bloß mal, Sennor Estrada, weshalb wollen Sie uns alle denn durchaus zu Millionären oder gar zu Milliardären machen?«

»Mi sabe.«

»Weil Sie denken, daß bei uns dieses Gold am besten aufgehoben ist, daß wir mit den Reichtümern den besten Gebrauch machen?«

»Si si, Sennor, Sie sagen es.«

»Und Sie sollen sich da in uns nicht getäuscht haben.«

»Wie sind denn nun,« ließ sich da dies Patronin hinter mir vernehmen, »diese Pferde und alle die sonstigen Tiere hier heraufgekommen, wenn dieses ganze Plateau von unersteigbarem Felswänden eingefasst ist?«

Da stellte Helene eine Frage, welche kein Darwin und kein Häckel und kein anderer Mensch beantworten kann und jemals beantworten wird.

Deshalb aber, um solch eine Frage zu stellen, braucht man nicht nach Brasilien zu gehen, in das Tumuo-Humao-Gebirge.

In unseren Alpen liegt ein einsamer Gebirgssee in einer Höhe von mehreren tausend Metern.

Es sind Fische darin. Wohl mag der See einige Spezialitäten haben, aber die meisten Fischarten sind doch genau dieselben wie dort unten in den Gewässern des Tales.

Wie sind denn diese Fische da hinauf gekommen?

Na, wer kann diese Frage beantworten?

Nein, die Schöpfung läßt sich nicht hinter die Kulissen blicken! Da ist jede Grübelelei und Spekulation ganz zwecklos!

Die Gelehrten spekulieren und spekulieren und ... spekulieren immer daneben!

»Wie weit ist es noch bis zu dem Goldtale?«

»Hier sind wir schon.«

Eine Hügelkette, mit einigen Bäumen bestanden, hatte uns die Aussicht verdeckt.

Wie wir oben standen, da . . . konnten wir nur verblüfft stehen bleiben! Steil ging es plötzlich in die Tiefe hinab, dicht vor unseren Füßen lag ein weites Tal.

Und, o Wunder, was wir da erblickten!

Der Spanier hatte es uns ja geschildert, aber das mußte man selbst sehen, um es glauben zu können.

Allüberall ließ es die hochgekommene Sonne gleißend aufleuchten, allüberall, wohin man auch blickte, lagen Goldblöcke, darunter solche von riesenhaften Dimensionen, und in der Mitte des Tales eine große Stadt, gar keinen so ruinenhaften Eindruck machend, und dort leuchtete erst recht alles von rotem Golde, besonders die Dächer, aber auch Säulen, ganze Mauern – alles von Gold.

Eldorado! Die goldene Stadt!

Also es war doch kein leerer Wahn!

Es war ein Sand, in dem das Gold so häufig vorkam, daß es seine Bewohner wie gewöhnliches Material zum Bauen benutzt hatten.

Großen Wert konnte da dieses Gold freilich hier nicht gehabt haben.

Aber für uns hatte es jetzt den gegenwärtigen Wert, das Pfund rund tausend Mark, wir mußten unseren Fund nur als Geheimnis zu wahren wissen.

Denn wenn solch eine Unmenge Gold auf den Markt geschleudert wurde, das konnte doch vielleicht eine bedeutende Entwertung herbeiführen. So wie es zur Zeit der Entdeckung Amerikas geschah, besonders dann durch Pizarro und Cortez. Da stiegen natürlich zumal in

Spanien, wo aus Amerika ein Goldschiff nach dem anderen ankam, die Preise für alle Lebensmittel, überhaupt für alles, was man kaufen kann, ins Ungemessene und das ist gleichbedeutend mit einer Entwertung des Goldes.

Man darf wohl glauben, daß wir alle zusammen ganz fassungslos waren.

Gold ist eben Gold, es verfehlt wohl bei keinem Menschen, der nicht blödsinnig ist, seine magische Wirkung.

Nur bei einem von uns galt das nicht. Der war durchaus nicht blödsinnig, aber ... er wurde von etwas anderem geplagt.

»Dort sind wieder Pferde,« sagte Mister Tabak, nicht ins Tal, sondern in die Ferne spähend, »die scheinen wirklich sehr schön durchwachsen zu sein. Ich will doch einmal eins totschmeißen. Es ist ja auch bald Mittag.«

Lachen tat ich darüber nicht, aber es gab mir doch die Fassung wieder.

»Ja, Kinders, da wollen wir uns mal hinablassen und den goldenen Mammon herausholen. Na, das wird ja eine Heidenarbeit geben!«

Mit diesen Worten trat ich dicht an den Rand, an dem die Grasnarbe wie abgestochen war. Aber da ebenso dicht am Rande ein mächtiger Baum wurzelte, würde der Boden auch mich tragen, eine Gefahr des Abbröckelns war ausgeschlossen, wir durften diesem Grenzboden noch ganz andere Lasten anvertrauen, hier und wohl überall.

So blickte ich in die Tiefe hinab. Schwindel kennt ja unsereins nicht. Sonst hätte ich mich ja auch an einen Ast festhalten können, aber es war gar nicht nötig.

Ja, ganz senkrecht ging die hier weißgraue Felswand hinab. Aber doch nicht so ganz glatt. Da war zum Beispiel in einer Tiefe von ungefähr sechs Metern erst ein meterbreiter Absatz, der nach beiden Seiten immer schmaler wurde, bis er sich ganz verlief, und auch auf diesem Grad lagen zwei Goldklumpen, einer so groß wie eine mittlere Kegelkugel, aber mehr vierkantig, also mehr ein Würfel, und der andere so groß wie – wie – wie ...

»Du, Jochen, die goldene Kommode dort unten, die schenke ich Dir!« sagte Hein.

Ja, so groß wie eine Kommode. Der mächtige Goldblock hatte auch nämlich ungefähr so eine Form, oben mit einem Aufsatz drauf. Es gibt ja nun freilich sehr große Kommoden, es gibt auch sehr kleine Kinderkommoden – das hier war eine von mittlerer Güte. Betrug ihr Inhalt »nur« einen Kubikmeter, so wog sie, da Gold das spezifische Gewicht 20 hat, das heißt zwanzigmal schwerer als ein gleiches Volumen Wasser ist, 400 Zentner, hatte also, wenn es durch und durch gediegenes Gold war, woran wir gar nicht zweifelten, einen Wert von rund vierzig Millionen Mark.

So hatte nämlich Doktor Isidor mit lauter Stimme vorgerechnet.

»Träume ich denn wirklich nicht nur?!« flüsterte die Patronin, wie ich in die Tiefe blickend, aber mit ganz entgeisterten Augen.

»Nee, nee, Doktor, Sie haben ganz recht,« sagte ich, »Ihre Rechnung stimmt – für diese Kommode können Sie sich vier Millionen Flaschen echten Kognak kaufen.«

»Was hat sich denn der Doktor für das Ding Kognak zu kaufen, die goldene Kommode hat mir doch schon Hein geschenkt?« meinte Jochen.

Man sieht – bei uns konnte kein Goldfieber ausbrechen – der Matrosenwitz war stärker, der ließ sich durch nichts zurückhalten.

»Gut, Jochen, DU sollst sie haben,« sagte ich jetzt, »aber Du mußt sie Dir natürlich auch selber heraufholen. Das heißt – die Kommode laß einstweilen liegen – bringe erst einmal den Würfel herauf. Mit dem knobeln wir dann das andere Gold aus.«

Also an einem geeigneten Ast, der sich über den Abgrund reckte und an dem ich mich erst einmal ein bißchen schaukelte, wurde ein Block mit Rolle befestigt – ein Stängewant oder Puppblock, will ich für einen Sachverständigen einmal ganz sachlich sein, denn es gibt sieben verschiedene Arten von Blöcken – ein Seil durchgeschooren, an diesem wurde Jochen hübsch unter den Armen aufgehängt und so hinabgelassen.

Wenn ich den etwas abgerundeten Würfel auf 15 Zentimeter Durchmesser berechnete, so ergab das rund 3400 Kubikzentimeter, mal 20 ist 68 000, also wog er ungefähr 68 Kilogramm.

Na, diese Last hatte für den stämmigen Jochen nicht viel zu bedeuten.

Aber so rechnen muß man erst, wenn man so etwas vor sich hat, solch einen Goldklumpen aus der Tiefe heraufbefördern will!

Da kann man sich nämlich verflucht irren!

Besonders in Jugendschriften wird da manchmal Großes geleistet.

Da nimmt jemand einen Goldklumpen so groß wie ein Bierfäßchen auf die Schulter und rückt damit ab.

Das gibts nicht!

Gold ist fast dreimal so schwer wie Eisen.

Also Jochen schwebte hinab.

Ich stand an dem Baume, mich an einem Aste festhaltend, etwas vorgebeugt, kommandierte – fast alle anderen, so weit sie nicht die Taille zu bedienen, das heißt das Seil zu dirigieren hatten, lagen platt am Boden neben dem Rande und beobachteten auf diese Weise ungefährdet den ganzen Vorgang.

Jochen ist unten angelangt, hat noch einen Schritt zu machen, bückt sich, bringt beide Hände unter den kleinen Goldblock, hebt ihn ...

»Oooooohhh!« brüllt er da furchtbar auf und fällt platt auf den Boden hin, über den Goldwürfel weg, den er eben erst geliftet hat, nur wenige Zoll, wie mir schien

»Was ist denn los, Jochen?!« schreie ich hinab.

»Oooooohhh – – ich habe mir Schaden getan, ich habe mir einen Bruch gehoben!« winselt der dort unten, auf dem Gesicht liegend.

»Hol auf!«

Er wurde hochgezogen.

Ach, was der Matrose schrie und winselte und heulte, wie er wieder in der Luft hing!

Und Jochen war ein ganzer Kerl, der hätte nicht geschrien, mit keiner Wimper gezückt, wenn man ihm etwa ein Bein amputiert hätte, ohne Narkose.

Aber er mußte Schmerzen haben, die jeder Beschreibung spotteten.

Ja freilich, wenn man sich durch zu schweres Heben einen innerlichen Schaden getan hat, wenn ein Gewebe oder sonst etwas zerrissen ist, dann muß es wohl die denkbar ungünstigste Situation sein, wenn man so in der Schwebe hängt und hochgezogen wird, wenn man die ganze Last des Körpers mit den Armen oder unter den Schultern zu tragen hat.

Doch was halfs? Herauf mußte er, so oder so. Er wurde, wie er auch winselte und heulte, hochgezogen und eingeschwungen. Es hatte ja auch kaum eine halbe Minute gedauert.

Dann lag er am Boden, auf dem Rücken, nach wie vor heulend und wimmernd, schien sich vor Schmerzen krümmen zu wollen, wagte es aber nicht, konnte nicht.

»Mein Rückgrat – oooohhh – ich habe das Rückgrat gebrochen – macht mich tot, ich halte es nicht mehr aus, macht mich tot – oooohhh . . .«

Es war einfach haarsträubend, wie sich der Mann gebärdete.

Aber dieser stämmige Kerl sollte sich beim Heben von vielleicht 130 Pfund Schaden getan, sich einen Bruch gehoben oder gar das Rückgrat gebrochen haben?

Ach, Unsinn! Was müssen wir manchmal heben, so aus der Kniebeuge heraus!

»Der wird einen Hexenschuß bekommen haben!« sagte ich gleich, oder vielmehr erst jetzt diesen Gedanken erfassend.

»Ja, das glaube ich auch, es wird ein Hexenschuß sein!« bestätigte Doktor Isidor sofort, wenn er auch gleich an eine Untersuchung nach einem Unterleibsbruch ging.

Ein Hexenschuß!

Was ist denn das eigentlich, ein Hexenschuß?

Ich weiß es nicht.

Und kein anderer Mensch weiß es, und wenn er auch die sämtliche Medizin der ganzen Erde mit Löffeln gefressen und einige hundert Menschen anatomisch in lauter Atome zerschnipselt hat!

Ich gewissenhafter Mann schlage im allerneuesten Konversationslexikon nach – das heißt jetzt, am Schreibtisch im Schlafrock mit Pantinen, ich hatte damals doch nicht die siebzehn Riesenbände einstecken – und lese:

»Hexenschuß (Lumbago), ein heftiger, meist ganz plötzlich auftretender und alle Bewegungen, insbesondere Drehungen und Beugungen des Rückens in hohem Grade erschwerender Kreuz- und Lendenschmerz welcher entweder auf einem einfachen Rheumatismus der Lendenmuskeln oder auf der Zerreißung einzelner Muskelfasern der Rückenstrecker infolge einer allzu hastigen und kräftigen Bewegung beruht. In der Regel verschwindet das Leiden bei einem geeigneten diätischen Verfahren (Ruhe, Bettwärme, Schwitzen) nach einigen

Tagen von selbst; bei heftigeren Schmerzen bringen kräftige Hautreize, wie Spanischfliegenpflaster, Schröpfköpfe, der elektrische Pinsel, die heiße Dampfdusche, die Anwendung der Massage und dergleichen oft überraschend schnelle und anhaltende Erleichterung. Der Namen hängt mit dem Hexenglauben zusammen.«

So, nun wissen wir es, was ein Hexenschuß ist.

Also entweder Rheumatismus der Lendenmuskeln oder eine Zerreißung einzelner Rückenmuskeln.

Mich deucht aber, zwischen Rheumatismus und Muskelzerreißung ist ein Unterschied wie zwischen Zahnschmerz und der Trichinose.

Und was soll denn überhaupt bei einer Zerreißung von Rückenmuskeln Fliedertee helfen, damit man schwitzt?

Nein, meiner Ansicht nach ist es ein akuter Rheumatismus der Rücken- und Lendenmuskeln, wobei auch Brustmuskeln in Mitleidenschaft gezogen werden können.

Die Urplötzlichkeit, mit welcher dieser Schmerz, also dieser Rheumatismus auftritt, hat dabei nichts zu sagen.

Denn was ist denn nun überhaupt wieder Rheumatismus?

Niemand weiß es.

Es tut sehr weh, das weiß jeder, der den Rheumatismus schon einmal gehabt hat.

Und dann weiß er auch – wenigstens wenn er sich selbst scharf beobachtet hat – wie urplötzlich jeder Rheumatismus sich bemerkbar macht oder doch sich bemerkbar machen kann.

Man macht irgend eine kleine Bewegung mit dem Arm, greift nach einem Glase, denkt gar nicht an Rheumatismus – schrumpft, plötzlich ein heftiger Stich in der Schulter – man hat im Arm den schönsten Rheumatismus, der lange, lange Zeit anhalten kann. Ganz nach und nach verschwindet er, aber mit den heftigsten Schmerzen angemeldet hat er sich in einem einzigen Moment.

So wird es wohl auch mit dem Rheumatismus der Rückenstreckmuskeln sein, die mit den Muskeln der Lenden und auch der Brust verbunden sind. Vorbereitet hat sich die Krankheit schon längst, die Muskeln warten nur noch auf eine passende Gelegenheit, auf eine besondere Drehung, um ihr Kranksein definitiv anzumelden.

Ich konnte davon erzählen, ich hatte auch einmal einen Hexenschuß abbekommen nur einen einzigen, aber auch einen vom besten Kaliber.

Es war schon viele Jahre her, in Acapulco, ich schlenkere meine Spazierhölzer in einem Tanzsaal, habe da so eine niedliche kleine Mexikanerin, nehme das Mädchel einmal bei den Hüften und schwinde es hoch ... pflaue, da fällt mein Georg plötzlich so lang wie er ist, auf die Nase, bleibt so liegen, wimmernd und stöhnend.

»Georg, mit Dir ist's vorbei – Du hast Dir einen Schaden gehoben – hast Dir die Rückenmarkssäule zerknackt und Dir außerdem noch die ganze Lunge umgekrempelt – nun ade Du schöne Welt!«

Dabei hatte ich aber doch noch andere Gedanken, zweifelnde.

Deibel noch einmal, Du und Dir einen Bruch oder so was heben?! Bei diesem kleinen Mädel, das vielleicht noch keine achtzig Pfund wiegt, brutto?!

Na, kurz und gut – ich wurde der Länge nach an eine Stange gebunden und so von meinen Kameraden an Bord getragen. Das sagt wohl am besten, wie es mit mir bestellt war. Ich konnte nicht stehen und nicht sitzen und nicht liegen. Wenn ich nur den kleinen Finger krumm machte, fühlte ich in der Wirbelsäule, daß ich laut aufschrie, und als ich einmal niesen mußte, glaubte ich, meine Lungen müßten zerplatzen. Denn auch so furchtbare Lungenschmerzen hatte ich bei jeder Bewegung! Es waren aber nur die Brustmuskeln, die das Atmen besorgen.

Unser Kapitän wußte gleich, was es war, einfach ein Hexenschuß und der glaubte auch nicht an eine Muskelzerreiung. In die Koje gepackt und tüchtig geschwitz, daß das Wasser nur so lief. Nach zwei Tagen war es vollkommen vorbei. Aber noch einmal durchmachen möchte ich diese zwei Tage nicht. Und noch lange hinterher getraute ich mir nichts zu heben. Oder ich dachte immer mit Grausen dabei: wenss nur nicht wieder schießt! Auch dieser ängstliche Gedanke schwand, dann lachte ich darüber, spielte mit einer anderthalbzentrigen Holländerin beim Tanzen Fangeball, ohne an Hexenschieerei zu denken.

Jedenfalls also wußte ich jetzt, wie es dem armen Jochen zumute war.

»Was hat denn der Spanier da, ist denn der Kerl plötzlich übergeschnappt?!« wurde da gerufen,

Wirklich, was sollte man davon denken?

Liegt unser Prospektador da plötzlich auf den Knien, hat eine Reihe Zwiebeln zwischen seinen Krallenfingern und benützt sie als Rosenkranz, murmelt Gebete und schiebt dabei die Zwiebeln hin und her.

Hierbei muß ich nachträglich etwas erwähnen. Die Spanier sind doch überhaupt ganz von religiösem Aberglauben durchseucht, solche spanische Goldsucher erst recht. Bei unserem Prospektador aber hatten wir hiervon niemals auch nur das Geringste bemerkt. Ebensowenig etwas von einer Frömmigkeit. Noch nie hatten wir ihn beten oder sich bekreuzigen sehen. Daß er immer Hartbrot und Zwiebeln unter seinem Mantel bei sich führte, das wußten wir – aber daß er jetzt mit solch einer Reihe Zwiebeln den Rosenkranz betete, ganz öffentlich, dabei auf den Knien liegend, das war uns etwas ganz Neues.

Und wie der Kerl dabei aussah!

Wie eine vieltausendjährige Mumie, die wieder zum Leben erwacht ist, um nochmals zu sterben! Und wie die Augen angstvoll, mit allen Zeichen des Entsetzens angstvoll umherirrten!

Und jetzt fing er auf den Knien zu rutschen an, gerade auf mich los.

»Gnade, Sennor – Erbarmen, Sennor – Verzeihung, Sennor – um aller Heiligen willen, gewähren Sie mir Absolution!« winselte er.

»Ja, Mann, was ist denn nur los?!« staunte ich, wie er auch noch meine Knie umklammerte.

»Ich habe Euch betrogen!«

»Uns betrogen? Wieso denn?!«

»Ich habe Euch etwas Furchtbares verschwiegen!«

»Was denn verschwiegen?«

»Den Fluch – den schrecklichen Fluch!«

»Was denn für einen Fluch?«

»Der auf diesem Tale, auf diesem Golde ruht!«

Endlich fing er an zu sprechen, erzählte.

Erzählte von dem alten Eldorado, wie die einstigen Bewohner hier wie im Paradiese gelebt hatten – wie ein christlicher Missionar gekommen war, ein heiliger Mann, natürlich ein Spanier, der ihnen das Evangelium gepredigt hatte – wie der von den Eldoristen verhöhnt und verlacht worden war – zuletzt hatten sie ihn auch gemartert – und da hatte der heilige Mann, ehe er seinen Geist aufgab, gerufen:

»Verflucht sei dieses Tal – verflucht bis in alle Ewigkeit sei Euer Gold – wer es anrührt, den soll der Spinodezza treffen und er soll daran elendiglich sterben . . . «

So hatte unser Prospektador winselnd erzählt.

»Es gibt böse Geister, welche den Menschen mit furchtbaren Schmerzen peinigen können . . . «

»Der Spinodezza?« fragte ich. »Was ist denn das?«

»Spinodezza ist bei den Spaniern genau dasselbe, was bei uns der Hexenschuß!« erklärte Doktor Isidor.

»Verzeiht mir, Sennores – ich habe es gewußt und habe Euch nichts davon gesagt – aber ich habe es selbst nicht geglaubt – jetzt sehe ich es . . . «

»Ach, Quark!« sagte ich. »Verschont uns mit Euren spanischen Faxen. Der Matrose ist einfach schon längst für

Rückenrheumatismus disponiert gewesen, und zufällig in dem Augenblick, da er sich nach dem Goldklumpen bückte, ist die verhaltene Krankheit zum Ausbruch gekommen. Vorwärts, seilt mich an, ich selbst gehe hinunter.«

»Sennor, ich beschwöre Euch . . . «

Ich ließ ihn weiter beschwören, ich glitt hinab. Kein einziger von uns schenkte solchem Aberwitz Glauben. Weiter hätte doch auch nichts gefehlt.

Ich habe den Sims erreicht, vor mir liegt der Goldwürfel. Ich bücke mich, habe ihn eben erst mit den Händen berührt – plötzlich geht es mir wie ein Blitz durchs das ganze Rückgrat, auch ich stütze hin, brülle und wimmere vor Schmerz.

Ich habe in meinem Leben den zweiten Hexenschuß bekommen!

Ich habe nicht an den auf diesem Golde ruhenden Fluch des heiligen Märtyrers gedacht, dazu war mein Schmerz zu groß; in meinem Inneren schien sich alles zu verdrehen – aber man kann sich wohl vorstellen, was die dort oben dachten, wie auch ich, sobald ich das Gold berühre, hinstürze und zu brüllen anfange!

Natürlich zieht man auch mich gleich wieder hoch.

O, Du heiliges Kanonenrohr, was ich in der halben Minute ausgestanden habe, wie man mich hochzog, wie ich so unter den Armen in der Schwebe hing, wie sich meine Wirbelsäule ausdehnte!

»Laßt mich los – laßt mich in die Tiefe stürzen! – das halte ich nicht mehr aus!«

So heulte auch ich.

Dann lag ich oben auf dem Rücken.

Ich hätte mich gern vor Schmerzen gekrümmt, aber ich konnte nicht. Bei der kleinsten Bewegung wurde der Schmerz nur noch unerträglicher, der sich von der Wirbelsäule über den ganzen Körper verbreitete, bis in die Fingerspitzen hinein.

Na, diese Gesichter der Umstehenden! Das läßt sich ja wohl auch denken. Und ich habe sie trotz meiner furchtbaren Schmerzen auch wirklich gesehen. Wie die fassungslos auf mich herabblickten, mit welchen Augen!

»Georg, um Gottes willen, was ist das, was ist das?« schrie Helene, neben mir kniend, die Hände ringend.

Doktor Isidor wollte mir behülflich sein, riß mir Jacke und Hemd auf.

»Rührt ihn nicht an, rührt ihn nicht an!« schreit da der Spanier. »Auch wer den nur berührt, der schon einmal dieses verfluchte Gold angefaßt hat, wird vom Spinodezza getroffen, so lautet der Fluch!«

»Oooooohhh!« stöhnt da Doktor Isidor und fällt über mich hin.

»Oooooohhh, mein Rückgrat, mein Rückgrat!« jammert da plötzlich Helene und wirft sich zu Boden.

»Uuuuuhhhh – aaauuuhhh – verflucht noch einmal – verflucht und zugenäht!«

So und ähnlich heult und winselt es plötzlich, allüberall, einer nach dem anderen stürzt hin oder legt sich hin, krümmt sich vor Schmerzen und erstarrt wieder, brüllt und wimmert und stöhnt.

Wie soll ich es schildern?

Wir waren 42 Personen.

Keine blieb verschont.

Ich sehe noch Juba Riata, wie er daliegt, auf dem Gesicht, ohne zu schreien und zu winseln, wie er aber dafür wie ein toller Hund wütend ins Gras beißt.

Ich sehe noch den Eskimo, wie er auf dem Rücken liegt, noch vielmehr höre ich ihn, was der für schauerliche Töne ausstößt, es klingt wie ein Gesang, es sind auch Worte, aber mir unverständliche – es ist ein Zaubergesang seiner Heimat, der die bösen Geister bannen soll.

Ich sehe noch Klothilde, wie sie sich dort brüllend am Boden wälzt.

Ob ich jetzt an einen Fluch glaubte, der über dieses Gold, über dieses Land ausgesprochen worden war, der an uns in Erfüllung ging, daß wir alle zusammen einen schrecklichen Hexenschuß bekommen hatten, oder so etwas ähnliches, ein »Spinodezza«, woran wir hier kläglich sterben sollten?

Ich weiß nicht, ob ich damals so etwas gedacht habe.

Jedenfalls aber hatte ich etwas anderes zu denken.

Diese Schmerzen, ach, diese furchtbaren Schmerzen in der Wirbelsäule, in den Lenden, im Brustkasten, die von hier aus wie Feuer durch den ganzen Körper gingen!

Da denkt man nur an Rettung, an Linderung und da allerdings mußte ich an einen bestimmten Mann denken.

»Doktor – oooohhhh – Doktor – – was – was ist das!«

»Ich – oooohhhh – ich – ich weiß es nicht!« winselte Doktor Isidor neben mir. »Weshalb aber – oooohhhh –

weshalb aber – bleibt – oohhhh – der Spanier davon verschont!«

Wahrhaftig!

Jetzt erst sah ich es!

Nicht alle waren von der rätselhaften Krankheit befallen worden! Nur einer nicht!

Dort auf den Knien lag noch der Spanier, drehte noch den Zwiebel-Rosenkranz zwischen den Krallenfingern und betete dazu!

Mochten seine Augen auch noch so entsetzt blieben – von den furchtbaren Schmerzen war er jedenfalls nicht befallen worden.

Ich fand keine Erklärung dieser Rätsels grübelte auch nicht weiter darüber nach.

»Chloe – oohhhh, aaauuh – Chloe!« wimmerte ich. – Der Leser entsinnt sich. So hieß der Schäferhund oder eigentlich eine Hündin – jedenfalls unser bester Hund, der zuverlässigste Depeschenträger.

Ja, die Hunde, die wir mitgenommen, wie die sich betrogen! Zuerst hatten die geglaubt, wir wollten mit ihnen spielen, hatten sich über uns geworfen, sich mit uns balgen wollen.

Aber der Irrtum währte bei diesen klugen Tieren nicht lange.

Sie wurden unsicher, ganz kopfscheu – dann fingen sie auf eine schreckliche Weise zu heulen an.

Die konnten doch gar nicht wissen, nicht begreifen, was mit uns los war, weshalb wir uns so auf der Erde wälzten und brüllten und stöhnten.

Einer und der andere oder vielleicht auch alle wären schon noch davon gelaufen, nach unserem Schiffe, um ganz aus eigenem Antrieb Hilfe zu holen, dessen bin ich sicher.

Aber vorläufig waren sie noch ganz fassungslos, und es war gut, daß sie nicht schon alle davon gelaufen waren.

»Chloe – oooohhh – Chloe – komm her!«

Der Schäferhund kroch winselnd auf mich zu, als hätte er selbst solch furchtbare Rückenschmerzen, machte aber dazwischen doch manchmal einen merkwürdigen, wie mich aufmunternden Sprung, als sollte ich den nachmachen, und dann leckte er winselnd mein Gesicht.

Ach, diese Augen, die auch solche Hunde machen können!

Chloe, also der zuverlässigste Depeschenhund, hatte am Halsband gleich eine Kapsel hängen.

Kaum, daß ich sie öffnen, den Bleistift aus der Brusttasche ziehen und ein Blatt Papier von dem Notizblock abreißen konnte. Mit unsäglichen Schmerzen gelang es mir, konnte ich einige Worte schreiben.

»Wir sind alle von rätselhafter Krankheit befallen worden, von Wirbelsäule ausgehend, sind ganz hilflos. Leute schicken. Stevenbrock.«

So hatte ich gekritzelt, kaum leserlich.

Da, noch hatte ich das Papier nicht in die Kapsel gesteckt, erscholl in der Ferne Hundegebell.

Der zurückgebliebene Neufundländer Odin kam angesetzt, eine Kapsel am Halse.

Juba Riata richtete sich etwas auf, öffnete den Mund, wollte wohl rufen, konnte es nicht.

»Odin – hierher – zu mir!« brachte ich mühsam hervor. Jedes gesprochene Wort ließ die Brust krampfhaft schmerzen.

Ich machte die Kapsel auf, nahm das Papier heraus.

Kapitän Martins Handschrift, aber kaum zu erkennen!

»An Bord rätselhafte Krankheit ausgebrochen, furchtbare Schmerzen im Rückgrat, auch Lenden und Brust, wie Hexenschuß! Aber alle ganz plötzlich! Nur alle Kinder und Siddy sind verschont geblieben. Kommt sofort zurück! Martin.«

Ich starrte und starrte.

Doktor – hier lest!«

Er war fähig dazu, preßte die Lippen zusammen.

Dann stieß er einen Schrei aus, der ganz anders klang als die sonstigen Wehelaute.

»Der Spanier verschont? Siddy verschont? Die Kinder verschont? Ich habs, ich habs! Waffenmeister – oooohhhh – aaauuuh – haben Sie heute – zum Frühstück – den Kindern – von dem australischen Büchsenfleisch gegeben?«

»Nein, nein . . . !« wimmerte ich.

Da zuckte Klothilde empor, als habe sie einen Gegenhexenschuß bekommen.

»Strychnin, Strychnin!« schrie sie auf, sie, die sich auch in Australien viel herumgetrieben hatte, mitten im Busch.

»Ja, ja, bestätigte Doktor Isidor winselnd, »das australische Büchsenfleisch – enthält Strychnin – wir alle sind mit Strychnin vergiftet!«

Ja, da allerdings war die Erklärung sofort gegeben! Der Fluch des heiligen Märtyrers hatte eine ganz natürliche Lösung gefunden – freilich nicht eben eine uns beruhigende.

Strychnin ist ein furchtbares Pflanzengift. Diejenigen Pflanzen, welche es in den Blättern, Wurzeln und Früchten – meist Nüssen – sehr reichlich enthalten, kommen hauptsächlich in Australien vor. Man gewinnt das weiße, kristallinische Pulver leicht durch alkoholische Extraktion, aber auch auf andere Weise.

In ganz Australien wird dieses Strychnin, das sich also jeder so leicht selbst herstellen kann, dazu verwendet, um die Dingos, wilde Hunde, das einzige Raubtier Australiens, das unter den Schafherden mörderischen Schaden anrichtet, zu vergiften.

Ein Schaf wird geschlachtet – oder es gibt doch auch immer einmal ein gefallenes Tier – man reibt es innen tüchtig mit dem weißen Pulver ein, läßt es liegen.

In der Nacht kommen die Dingos, fressen von dem Fleische und sterben sehr bald. Am andern Morgen liegen Dutzende von Dingoleichen um den Rest des Schafes, alle mit krampfhaft aufgerissenem Rachen. Denn das Strychnin wirkt hauptsächlich auf das Rückenmark, erzeugt Starrkrampf, der schnell mit dem Tode endet. Doch davon später mehr.

Hat man nicht gleich ein gefallenes Schaf zur Hand, so nimmt man ein verendetes Rind.

Uns waren in Menado zehn Zentner australisches Cornedbeef angeboten worden. 50 Büchsen a 20 Pfund, wie

solche auch die englische Marine bekommt, von einem Händler, der sie schnellstens los werden wollte, weil er eben Geld brauchte.

Zwei geöffnete Probedosen, nach Belieben ausgewählt, hatten das vorzüglichste Fleisch enthalten. Wir hatten die 50 Büchsen gekauft, sehr billig.

Die ersten beiden Dosen hatten uns nichts geschadet. Wir hatten unterdessen neun weitere Büchsen verzehrt – wir hatten nichts von einer Strychninvergiftung, nichts auch nur von den leisesten Rückenschmerzen gemerkt.

Es brauchte ja auch nur eine einzige Dose solches mit Strychnin durchsetztes Fleisch zu enthalten. Diese 50 Büchsen enthielten doch nicht nur das Fleisch eines einzigen Rindes. Oder, anders ausgedrückt, von dem mit Strychnin vergifteten Rinde brauchten wir doch nicht sämtliches Fleisch konserviert bekommen zu haben. Das ist doch alles Massenfabrikation. Wer weiß, in welche verschiedenen Erdteile diese giftigen Fleischdosen gegangen waren!

Jedenfalls aber war da eine Schweinerei vorgekommen. In der Konservenfabrik – die aber vielleicht mitten in der Wildnis stand – war jedenfalls ein nicht frisch geschlachtetes Rind verwendet worden, ein schon vorher totgewesenes Tier war eingekocht worden – freilich hatte wohl niemand gewußt, daß das Fleisch mit Strychnin vergiftet gewesen war.

Solch eine Dose hatten auch wir bekommen, hatten das Cornedbeef heute zum zweiten Frühstück gegessen. Aber nur die eigentliche Besatzung, die Exklusiven und

die Kajütengäste Für diese, ungefähr 80 Personen, langte solch eine Zwanzigpfunddose gerade so hübsch, da bekam jeder sein Viertelpfund zugeteilt, der Kapitän, die Offiziersmesse und die Patronatskajüte als Aufschnitt.

Die Kinder, die Blaugelben, hatten zum Frühstück etwas anderes bekommen. Die standen auch betreffs der Ernährung unter meiner speziellen Aufsicht. Und was brauchten die Cornedbeef zu haben. Einerseits ist es nur eine Leckerei, andererseits nur ausgekochtes Fleisch, die eigentliche Kraft ist doch schon heraus. Die hatten zum zweiten Frühstück ihre mit kondensierter Milch versüßte Hafergrütze bekommen, welche die Hauptspeise der alten Germanen bildete, welcher noch heute die Gebirgsschotten ihre sprichwörtlich gewordene Muskelkraft und ihren mächtigen Knochenbau verdanken, und dann hinterher hatten sich die 32 Bengels noch mit einem großen holländischen Käse amüsieren können.

Die hatten also kein Cornedbeef gegessen.

Und der Spanier fristete sein Leben bekanntlich nur mit Brot und Zwiebeln.

Und der indische Siddy war ein strenggläubiger Buddhist, dem das Rindvieh heilig ist, der kein Rindfleisch aß.

Und wie nun Doktor Isidor das vernahm – die 32 Kinder verschont geblieben. Siddy und hier unser Prospektador – da kam er sofort auf den Trichter!

»Haben die Kinder heute zum Frühstück von dem australischen Büchsenfleisch bekommen?«

Und wie er diese Frage gestellt hatte, da ging auch sofort der Klothilde ein Licht auf, die sich eben schon genug in Australien herumgetrieben hatte.

»Strychnin!«

Denn so äußert sich die Strychninvergiftung.

In furchtbaren Rückenschmerzen.

Freilich nur, wenn man noch nicht so viel Strychnin geschluckt hat, daß man gleich daran stirbt, oder daß doch nicht sofort Starrkrampf eintritt, der regelmäßig mit dem Tode endet.

Wie das Strychnin eigentlich auf den Organismus wirkt, das wissen wir noch gar nicht. Es scheint, als ob zuerst das Rückenmark angegriffen, gelähmt wird, und diese Lähmung erstreckt sich schnell über den ganzen Körper. Sobald das vergiftete Tier den Rachen aufreißt, der Mensch den Mund, sobald der Krampf die Kinnbacken ergreift, dann ist es vorbei mit ihm.

Ich hatte von Strychnin schon genug gehört, aber doch nichts weiter, als daß es ein furchtbares Pflanzengift ist, welches durch Starrkrampf den Tod herbeiführt, wobei man zuletzt das Maul aufreißt.

Wir hatten mit Strychnin infiziertes Büchsenfleisch gegessen, ungefähr eine Stunde später machte sich die Wirkung urplötzlich bei allen ziemlich gleichzeitig bemerkbar, und ich fühlte bereits, wie ich die Maulsperre bekam – das heißt in meiner Einbildung! So ein eingebildeter Narr ist eben der Mensch.

Ob es ein Gegenmittel gibt, ob noch eine Rettung möglich war, ohne daß wir samt und sonders Zeit unseres Lebens mit aufgesperrtem Maule herumlaufen mußten, das brauchte ich nicht erst zu fragen, darüber äußerte sich unser Doktor Isidor gleich selbst.

Dieser krummbeinige Jude bewies überhaupt bei dieser Gelegenheit, daß er ein ganzer Kerl war, wenn er sich auch auf der Erde herumwälzte und stöhnte und quietschte.

»Wasser, Wasser!« heulte er. »Nach dem Bach! Trink Wasser, bis Ihr platzt! Wenn wir keinen Starrkrampf bekommen, sind wir gerettet! Ohne schädliche Folgen! Aber Wasser, Wasser saufen! Das schafft das Gift wieder heraus! Und dann . . . Juba Riata, schickt den Hund an Bord! Sie alle sollen Wasser saufen, immer saufen, bis sie platzen! In meiner Apotheke links oben in vierter Reihe die sechste Büchse – Diuxetin steht dran! Aller halben Stunden einen . . . halt, ich schreibe es auf! Wir müssen . . .«

Er sagte, was wir mußten.

Es ist zu dumm, daß man so etwas nicht wiedergeben kann.

Hier wurde freilich kein Blatt vor den Mund genommen.

Wenns brennt, springt sogar die Frau Bürgermeisterin im Hemd zum Fenster heraus, und bei uns brannte es ganz bedenklich.

Ich will es kürzer beenden, die vielleicht grausigste Szene meines Lebens – man muß sich die ganze Sache

nur richtig vorstellen – will nicht mehr brüllen und stöhnen und wimmern und quietschen lassen.

Wir schleppten und rollten uns nach dem Bache, der zum Glück nicht weit entfernt war. Im langsamen Gehen nur fünf Minuten, auf diese Weise brauchten wir zwanzig.

Unser Prospektador zeigte sich gleich wieder ganz energisch, rannte davon, kam wieder, hatte seinen Sombrero mit Wasser gefüllt, hielt sich wohl verpflichtet, mir als Waffenmeister und Kargo-Kapitän als erstem das Leben zu retten. Der Bach schien kalte Bouillon zu enthalten. So eine Fettschicht schwamm auf dem Wasser in dem Filz. Und ehe ich diese Kraftbrühe, aus des Spaniers Kopf gezogen, einer anderen Person anbieten konnte, etwa der Patronin, hatte der Spanier durch eine ungeschickte Bewegung auch schon wieder das ganze Wasser ausgeschüttet.

Mit solchen kleinen Wassermengen war hier überhaupt nichts zu machen.

Wieder war es Doktor Isidor, der anordnete, daß der Spanier erst die beiden Zwerge an den Bach trug. Gerade diese beiden kleinen Menschlein wurden ganz fürchterlich herumgerissen. Bis das geschehen war, hatten auch wir anderen den Bach erreicht, jeder so gut wie er konnte.

Und nun ging die Pantscherei los. So ein alter, echter Münchner, allabendlicher Stammgast im Hofbräu, ders

nicht unter zehn Maß tut, hätte seine Freude an uns gehabt. Das heißt, wens Bier gewesen wäre. Hier hätte er ja ohne Grund nicht mitgemacht.

Töpfe und dergleichen hatten wir nicht mitgenommen, aber jeder hatte doch eine Mütze. Wer sich gleich ins Wasser setzen wollte, konnte das ja auch machen. Und wir zechten, daß, wenn dort weiter unten am Bachesrand Leute wohnten, die sich wundern mußten, wo denn plötzlich das Wasser bliebe.

Es gibt auch wirklich kein anderes Mittel. Man kennt keines gegen Strychnin. Nur die Erfahrung hat gelehrt, daß Rettung noch möglich ist, wenn man das Strychnin durch möglichst vieles Wassertrinken wieder aus dem Körper schafft, so lange sich noch kein Starrkrampf bemerkbar macht, und am besten ist dieser schnelle Stoffwechsel durch harntreibende Mittel zu unterstützen.

Dafür wurde denn auch bei uns gesorgt. Nach noch nicht ganz einer halben Stunde kamen gleich mehrere Hunde angesprungen, die uns das betreffende Medikament brachten, und Doktor Isidor verteilte die Pülverchen. Genau so wurde es natürlich an Bord gehalten, dort hatte der vierbeinige Depeschbote schon instruiert, und dieser Depeschendienst wurde weiter aufrecht gehalten, es kamen immer beruhigendere Nachrichten.

»Ilse erholt sich merklich wieder, versichert kaum noch Schmerzen zu haben. Martin.«

Na, dann war es gut. Das Kind hatte auch nur ein Scheibchen von dem Teufelszeug gegessen. Aber unsere Ilse war doch unsere Hauptsorge gewesen. Auch schon

wegen der Patronin. Denn die hatte durchaus hinuntergewollt, nur wegen des Kindes ihres Bruders. Ach, hatte die gebrüllt! Weil sie eben vor Schmerzen nicht konnte. Ich mag gar nicht dran denken. Nun aber konnten wir der weiteren Entwicklung mit Ruhe entgegensehen.

Das Wasser half. Die Schmerzen schwanden bei allen ohne Ausnahme sichtlich, oder vielmehr merkliche. Gegen ein Uhr stellte sich bei allen eine große Müdigkeit ein. Aber die hatte nichts mit unserer Vergiftung zu tun, sondern war im Gegenteil ein Zeichen der Gesundheit, daß wir wieder normal wurden.

Denn wie ich unser Sandbankleben beim ersten Male ausführlich beschrieben habe, wir waren hier gewöhnt, nachts bis gegen zwei Uhr aufzubleiben – Moskitofang bei elektrischem Licht und dergleichen – bei Sonnenaufgang wieder aufzustehen und dann des Mittags eine ausgiebige Siesta zu halten. Das hatten wir nun auch schon wieder fünf Wochen so getrieben, das zweistündige Nachmittagsschläfchen war uns zum Bedürfnis geworden.

Allein Doktor Isidor riet uns, die Neigung zum Schlaf zu bekämpfen. Wir taten es, aber es ward uns wirklich schwer, sehr schwer. Vielleicht mochte doch die Erschöpfung durch die Schmerzen mit beitragen, auch ich konnte mich des Schlafes kaum erwehren.

»Na, Kinders, da erzählt ein paar gute Witze!« munterte Klothilde auf.

Jawohl, uns war gerade zum Witze erzählen zumute! So weit waren wir noch lange nicht.

»Na, da will ich den Anfang machen!« blieb jedoch Klothilde dabei. »Aber diesmal will ich – autsch! – nichts von mir selber erzählen, kein Erlebnis, sondern eine – aaauutsch! – Gespenstergeschichte. Weil wir hier doch auch eine Gespenstergeschichte erlebt haben. Denn daß dieses Gold hier verhext ist, das ist doch – aaaauuuh, jetzt stachs wiederum im Rücken! – gar kein Zweifel! Also eine Geistergeschichte, die tatsächlich passiert ist, auch wenn ich nicht mit dabei gewesen bin.«

Und Klothilde erzählte.

Ich will diese wahrhaftige Geistergeschichte dem Leser nicht vorenthalten. Nur gebe ich sie in etwas anderer Fassung wieder, flechte nicht ab und zu ein »au« oder »autsch« ein, wie es die Erzählerin tat, und was dieses Teufelsweib für Grimassen schneiden konnte, das habe ich ja schon früher erwähnt.

Also:

*Die Geisterhand von Black Castle*  
Eine wahre Gespenstergeschichte.

Tausend Mark Prämie demjenigen, der beweist, daß so etwas nicht passieren kann.

War da eine lustige Gesellschaft englischer Aristokraten bei Lord Walsome, dessen Schloß, eine ehemalige Ritterburg, hoch oben auf dem schwarzen Felsen von Walsomecliff trotzig seine Türme und Zinnen zum Himmel reckte. Es heißt noch heute Black Castle, die schwarze Burg. Diese grausige Geschichte ist übrigens vor noch gar nicht so langer Zeit passiert.

Morgen sollte Jagd auf Hochwild sein, heute abend kreiste der Pokal. Manch Märlein wurde erzählt, auch der Vergangenheit dieses Schlosses gedacht.

»Spukt in dem Turmzimmer immer noch die Geisterhand?« fragte jemand.

Der Schloßherr nickte trübe.

»Ja, leider. Immer noch. Und das wird wohl auch nie anders werden.«

»Was, Spuk! Was Geisterhand?!« erklang es von verschiedenen Seiten.

»Sie kennen das noch nicht?«

»Kein Wort!« riefen die meisten. »Erzählen, erzählen!«

»Die Geschichte ist ganz einfach, wenn man so etwas einfach nennen kann. Da ist hier einmal vor hundert und mehr Jahren ein Roßhändler hergekommen, hat dem Burgherrn sein Pferd angeboten. Der Gaul schien schon, wenigstens nach den Zähnen, seine zwanzig Jahre auf dem Buckel zu haben, war wohl nur mit Arsenik oder mit einem ähnlichen Teufelsmittel so rund und für einige Stunden so feurig gemacht worden, aber der Jude hob seine Hand zum Schwure empor. Und sagte feierlich: Der Gott meiner Väter soll mer erscheine lasse jede Nacht meine Hand vor dem Bette, wenn das Pferd älter ist als sechs Jahre!

Da hat der Burgherr das Pferd gekauft. Der Jude ist im Turmzimmer über Nacht geblieben. Am anderen Morgen fand man ihn tot im Bett. Ein Herzschlag. Andere sagten,

die Läuse hätten ihm das letzte Stückchen Niere aufgefressen. Und am Abend war der Gaul klapperdürre und stolperte über seine eigenen Beine.

Ein Kammerjäger wurde beordert, der säuberte das Turmzimmer von der lebendigen Hinterlassenschaft des Juden. Weil er an einem Tage nicht fertig wurde mit den vielen Tierchen, legte er sich am Abend gleich auf das Bett, um mit dem ersten Morgensonnenstrahl mit fröhlichem Halali gleich wieder auf die Jagd gehen zu können. Er schlief ein. Mit einem Male erwachte er durch einen kühlen Lufthauch, der über ihn hinstrich. Der Vollmond schien in das Turmzimmer. Und da sah der Mann zu seinen Füßen am Bettrand eine große, weiße Hand, so groß, wie der Roßtäuscher sie gehabt hatte. Gerade verkündete die Turmuhr die zwölfte Stunde, und eine volle Stunde, bis es eins schlug, stand die Hand so da. Dann verschwand sie wieder.

Während dieser ganzen Stunde konnte der Kammerjäger kein Glied rühren, war wie erstarrt, mußte unverwandt nach der Hand blicken. Geschadet hatte es ihm ja weiter nichts. Nur wurde er dann in seinem Berufe so unsicher, daß er nicht einmal mehr einen lahmen Floh zur Strecke bringen konnte. Infolgedessen soll er dann noch die juristische Laufbahn betreten haben, wobei man nicht so zu eilen braucht. Das ist die ganze Geschichte.«

So hatte der Gastgeber geschlossen.

»Und dieser Spuk existiert jetzt noch?« wurde ungläubig gefragt.

»Heute noch. Regelmäßig bei Vollmond. Während meiner Zeit haben es zwei Männer gewagt, bei Vollmond in dem Turmzimmer zu schlafen. Beide sind um Mitternacht von dem kühlen Luftzug geweckt worden, beide haben die große, leuchtende Hand erblickt. Das heißt, es darf nur ein einziger im Turmzimmer sein, er muß im Bett liegen. Bei zwei Personen kommt der Spuk nicht. Ich spreche von zwei verschiedenen Fällen. Geschadet hat es ja keinem, aber ... nicht für alles Geld der Welt noch einmal! Und das ist ein Faktum!«

»Haben Sie den Spuk selbst schon gesehen?« fragte ganz aufgeregt Baron Naugham.

Dieser junge Baron war erst kürzlich von einer Reise um die Erde zurückgekehrt, erzählte fortwährend die haarsträubendsten Jagd- und Abenteuer geschichten, renommierte mit seinen Heldentaten, nahm es sehr übel, wenn man ihm nicht volle Aufmerksamkeit schenkte. Er allein wollte immer das Wort führen.

»Nein, ich mache solche Experimente nicht, für mich genügt die Aussage glaubwürdiger Zeugen!« entgegnete Lord Walsome.

»Ach, das ist ja Unsinn! So etwas gibts ja heutzutage gar nicht mehr!« rief der Baron.

»Ich weiß es nicht. Ich habe die beiden Herren für glaubwürdig gehalten.«

»Das sollte man doch einmal versuchen!« sagte ein anderer. »Heute ist ja gerade Vollmond.«

»Ja, wer wagt?!« erklang es im Chor.

»Na, was gibts denn da zu wagen!« rief Baron Naugham. »Ich bin in Indien bei Heiderabad einmal in einem Leichenturm gewesen, da . . . «

»Ist in dem Turmzimmer ein Bett?« wurde er schleunigst unterbrochen, denn sonst kam wieder eine endlose Geschichte.

»Die alte Bettstelle steht noch da, es braucht nur eine Matratze hineingelegt und sonst alles vorgerichtet zu werden.«

»Baron, wagen Sies?«

»Na, was gibts denn da zu wagen! Ich habe einmal in Neuyork in einer Leichenkammer . . . «

»Es muß also ein einzelner sein!« sagte Lord Walsome nochmals.

»Na, denken Sie etwa, ich fürchte mich? Ich bin in Südafrika einmal in einem offenen Grabe . . . «

»Baron, wenn aber der Spuk schon um Mitternacht losgeht, dann müssen Sie sich beeilen, es ist schon zehn Minuten über elf.«

»Ich bin bereit.«

Gut, der Schloßherr gab sofort Order, das Turmzimmer vorzurichten, das war schnell geschehen, alle Herren begleiteten den Baron hinauf.

Es war ein rundes, nacktes Zimmer, das nur das schon gemachte Bett enthielt, daneben ein Nachttisch, nichts weiter. Der Vollmond schien bereits herein.

»Aber ich bin für nichts verantwortlich, was auch passiert und was es auch für Folgen haben mag!« sicherte sich der Gastherr noch.

»Selbstverständlich! Und ich wiederum mache die Herren darauf aufmerksam, daß ich hier auf den Nachttisch meinen geladenen Revolver lege. Wenn man mich etwa schrecken will, wenn ein Mummenschanz kommt – ich verfehle mein Ziel nie! Ich habe in China einmal . . . «

»Aber, Baron, wer denkt denn an so etwas!«

»Dann ist's gut. Muß man denn schlafen? Kommt der Spuk auch, wenn man wacht?«

»Das weiß ich nicht. Man schläft wohl durch höhere Gewalt ein.«

Noch einige humoristische Warnungen und Wünsche, und die Herren stiegen wieder hinab.

Schon unterwegs auf der Turmtreppe lachten sie sämtlich sich ins Fäustchen.

»Gott sei Dank, daß wir diesen Schwätzer mit seinen furchtbaren Aufschneidereien endlich los sind, das war ja gar nicht mehr auszuhalten! Jetzt können wir uns erst gemütlich unterhalten.«

Also nur darauf war von vornherein alles zugeschnitten gewesen, den Baron zu entfernen, ihn ins Bett zu bringen, was nur nicht sein eigenes hatte sein können. Jedoch zirkulierte wirklich solch eine Spukgeschichte über das Turmzimmer, darin hatte Lord Walsome die Wahrheit berichtet. Nur daß die Geisterhand noch niemand gesehen hatte.

Und die übermütigen Herren ahnten nicht, was sie dem jungen Baron für ein furchtbares Geschick bereiteten! Denn der sollte wirklich einen Spuk erleben, die Geisterhand wirklich zu sehen bekommen, und mit was für schrecklichen Folgen!

Wir bleiben in dem Turmzimmer bei dem Unglücklichen.

Furcht kannte der junge Bärenbinder tatsächlich nicht, das mußte man ihm lassen. Er sah sich noch einmal um, auch unters Bett und in den Nachttisch! legte dann auf diesen seinen entsicherten Revolver, schloß die Tür, entkleidete sich, legte sich zu Bett, löschte das Licht aus.

Er schlief denn auch sehr bald ein. Allerdings bestand die »höhere Gewalt« wohl nur in dem reichlich genossenen Punsch.

Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht, als ihn ein kühler Lufthauch weckte, der vom Fußende her zu kommen schien.

Der Vollmond schien jetzt direkt ins Zimmer, eben schlug es die zwölfte Stunde und ... dort am Fußende seines Bettes zeigte sich eine große, weiße Hand!

Fassungslos starrte der Baron sie an. Aber bewegen konnte er sich noch, und kouragiert war der junge Mann wirklich.

Schnell griff er nach seinem Revolver.

»Hand dort weg, oder ich schieße!« schrie er. »Eins – zwei ...«

Die Hand wich nicht.

»Drrrrr ...«

Puff!

Sein unfehlbarer Revolver hatte gekracht.

Die Folgen waren fürchterliche.

Wie soll ich das Folgende nun schildern?

Am nächsten Morgen konnte Baron Naugham nicht mit auf die Jagd gehen.

Weshalb nicht?

Acht Tage lang lag der unglückliche junge Mann im Bett, konnte weder gehen noch stehen.

Er hatte sich von seinem linken Fuße die große Zehe abgeschossen.



Die Erzählung war beendet.

Einen Kommentar bedarf sie wohl nicht.

Solch einen Schluß hätte nun freilich niemand von uns erwartet.

Und wie Klothilde nun zu erzählen verstand, wie die uns immer mehr in Spannung versetzt hatte!

Wir lachten, daß uns die Augen tränten.

Ja, wir konnten wirklich lachen, so sehr uns dabei auch der Rücken schmerzte – es war wirklich die beste Medizin gewesen, die uns Klothilde eingeflößt hatte, zum ersten Male konnten wir wieder aufstehen.

»Na, Jungens, dann machen wir uns auch gleich auf den Rückweg!«

Es geschah. So sauer es uns auch wurde. Und wenn wir dazu auch zwei Stunden brauchten, in dem schrägen

Tunnel immer auf dem Hosenboden rutschten – wir kamen an Bord. Natürlich hatten wir alles zurückgelassen.

Wenn die Erkrankten an Bord unterdessen auch schon ganz bedeutend den Weg der Besserung beschritten hatten, ohne so herzlich gelacht zu haben wie wir, so schrieben wir das nur der Schwitzkur zu, die sie inzwischen schon in ihren Kojen hinter sich hatten.

Das taten jetzt auch wir, ließen uns von den Kindern gut einpacken. Doktor Isidor gab uns noch einige Pülverchen, und schon gegen sechs Uhr fiel ich für meinen Teil in einen todesähnlichen Schlaf.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon etwas über dem Horizont. Vorsichtig wollte ich meine Glieder bewegen. Aber es war gar keine Vorsicht mehr nötig. Mit einem Juchzer sprang ich aus der Koje, fühlte mich wie ein neugeborener Mensch. Und dasselbe galt von allen anderen ohne irgend welche Ausnahme, die Schmerzen waren gänzlich verschwunden, das Strychnin war vollständig aus dem Körper herausgeschafft worden und hatte keine Spur einer nachteiligen Folge hinterlassen.

Ein gnädiger Gott war mit uns gewesen! Es hätte ja auch ganz anders ablaufen können, trotz unseres erfahrenen Schiffsarztes Wasserkur.

Wir frühstückten nach bald vierundzwanzigstündigem Fasten wie die verhungerten Wölfe, denn gestern hatte niemand Appetit gehabt. Natürlich kein Cornedbeef wieder! Daß die noch vorhandenen 38 Dosen gleich über Bord wanderten, brauchte ich wohl nicht erst zu sagen.

Die Dose, die zum gestrigen Frühstück verwendet worden, war noch vorhanden. Doktor Isidor konnte in den Fleischresten, die an den Wänden klebten, wirklich Strychnin nachweisen

Wir wollten ein andermal beim Kaufen von Lebensmitteln aus unbekannter Quelle vorsichtiger sein. Freilich weiß man da niemals, wo man mit der Vorsicht anfangen und aufhören soll. Mit einer Hummerdose aus dem feinsten Delikatessengeschäft kann man sich genau so und noch ganz anders vergiften.

Und dann machten wir uns natürlich zum zweiten Male auf den Weg, um nun wirklich das Gold herauszuholen.

Da gab es doch nichts! Auch der Spanier sagte kein Wort mehr von dem auf dem Golde ruhenden Fluche, sagte überhaupt gar nichts, ging schweigend mit.

Also die Expedition setzte sich genau aus denselben Personen wie gestern zusammen. Andere hätten sich ihr ohne Erlaubnis auch gar nicht anschließen können, höchstens der Kapitän, aber der verließ doch jetzt das Schiff nicht.

Nach dreiviertel Stunden standen wir wiederum vor dem Tale und blickten auf das in der Sonne gleißende Gold hinab.

Ich selbst seilte mich an, um wiederum zuerst den kleinen Goldblock heraufzubefördern. Dabei sah ich wohl was Helene für ein ängstliches Gesicht machte, aber sonst tat sie nichts, dazu hatte sie doch einen zu starken Charakter.

Alles Weitere, was mit diesem Golde im Werte von vielleicht ungezählten Milliarden zusammenhängt, mache ich so kurz wie möglich ab.

Ich schwebe hinab, erreiche den Grat, mache den Schritt, der mich noch von dem Goldwürfel trennt, blicke mich, ergreife ihn, hebe ihn . . .

Da bekomme ich abermals einen Hexenschuß!

Aber einen ganz anderen als gestern.

Es ist nur ein jäher Schreck, der mich durchzuckt. Nämlich weil der Goldblock so ungemein leicht ist.

Ich habe seine Schwere doch auf mindestens 130 Pfund berechnet, und jetzt finde ich, daß es höchstens 20 Pfund sein können!

Und wenn man sich anschickt, ein schweres Gewicht zu heben, die Muskeln dazu anspannt, und man hebt plötzlich eine Leichtigkeit, so erschreckt man dabei tatsächlich, genau so, wie wenn man im Finstern glaubt, jetzt kommt eine sehr tiefe Stufe, und dann findet man nur einen ganz geringen Absatz.

Ja, wie ist denn das möglich, daß dieser Goldwürfel so leicht ist?

Sollte er hohl sein?

Aber ich brauche nur das Gold etwas näher zu betrachten, die faserige Struktur, die Fasern und Blättchen lösen sich unter meinen Fingernägeln sogar ab, da geht mir sofort die Erkenntnis auf.

Und ich breche in ein unbändiges Lachen aus.

Ja, es ist tatsächlich Hexengold, das uns der Spanier hier hat finden lassen!

Hexengold, auch Katzensgold genannt.

Eine goldglänzende Spielart des Glimmers.

Wie man solche Streifen häufig in der Steinkohle findet.

Ein ganz wertloses Zeug.

Und – alles andere, was hierzu gehört, mache ich nun vollends ganz kurz – von derselben Beschaffenheit waren die sämtlichen Goldblöcke!

Einfach ein Tal, in dem solches Hexen- oder Katzensgold, gelber Glimmer, massenhaft vorkam!

Die einstigen Bewohner dieses Tales hatten mit solchen goldglänzenden Glimmerplatten ihre Dächer geschmückt, hatten mit solchen Glimmerplättchen die Säulen und Mauern ihrer Häuser beklebt!

Und als diese Erkenntnis eine allgemeine geworden war, da sahen wir uns vergeblich nach unserem Prospektador um, was der nun dazu sagen würde.

Der Spanier war spurlos verschwunden, hatte englischen Abschied genommen.

Jetzt hatte der noch nachträglich von dem Hexengold seinen Hexenschuß bekommen, hatte sich schleunigst an Bord begeben, hatte sein Boot bestiegen und war davongerudert.

Ein schallendes Gelächter klang ihm nach, wenn er es auch nicht mehr hören mochte.

#### 44. KAPITEL. NEUE WERBUNGEN.

»Georg, glaubst Du an Ahnungen?«

So fragte mich Helene drei oder vier Stunden später, als wir alle schon unten in den Ruinen herumkrochen.

Die verlassene Stadt erwies sich in der Nähe doch nicht so wohlerhalten, wie sie von oben aus den Eindruck gemacht hatte. Sonst habe ich über sie weiter nichts zu sagen. Wir fanden nichts Interessantes, kein Skelett, kein Hausgerät, gar nichts. Und solcher Ruinenstädte, von einer ausgestorbenen Menschenrasse aufgebaut, gibt es in ganz Amerika so zahllose, daß ein Altertumsforscher wohl schwerlich die weite Reise unternommen hätte, nur weil man hier zur Verzierung der Gebäude, die sonst gar keine architektonische Merkwürdigkeit bildeten, Platten und Plättchen von dem in diesem Tale so häufigen Goldglimmer benutzt hatte. Und ob dies doch vielleicht das sagenhafte Eldorado sei, das war eine ganz zwecklose Frage.

»Georg, glaubst Du an Ahnungen?«

Mit diesen Worten drehte sich Helene plötzlich nach mir um. Wir befanden uns gerade in einer mit Trümmern bedeckten Straße.

Ich blicke in ein wenn nicht verstörtes so doch höchst ängstliches Gesicht und in eben solche Augen.

»Um Gott, Helene, was ist denn geschehen?!«

»Ob Du glaubst, daß es so etwas wie Ahnungen gibt, frage ich!«

Ja, an so etwas glaube ich.

Ich selbst habe in meinem Leben nie so etwas gehabt. Also die Vorahnung eines künftigen Ereignisses. Man sagt zwar manchmal, auch ich gebrauche es wohl häufig:

»Das habe ich geahnt – ich habe die sichere Ahnung . . . « und dann ereignet es sich wirklich. Vielleicht – vielleicht auch nicht. Das meine ich hier natürlich nicht. Ich meine also die Vorahnung eines künftigen Ereignisses, besonders eines solchen, das tief in das eigene Schicksal greift, wenn eine Person stirbt, die man sehr liebt, und man weiß in weiter Ferne, daß sie jetzt mit dem Tode ringt, oder daß ihr sonst etwas zugestoßen ist – man weiß es ganz bestimmt, ohne daß man sich irgendwie Rechenschaft geben kann, und hinterher erfährt man, daß es Tatsache gewesen ist . . .

Nun, der Leser versteht schon.

Nein, ich selbst habe niemals solch eine Vorahnung gehabt. Mir sind gar liebe Personen gestorben, mein Vater, er hat auf seinem Sterbebett nur an mich gedacht, sein heißester Wunsch war, mich noch einmal zu sehen – und ich habe weder ein »Gesicht« gehabt noch sonst irgend eine Ahnung.

Aber ich bin direkt gezwungen worden, daran zu glauben, daß es doch so etwas gibt.

Ich will ganz schlicht die Tatsache erzählen.

Als ich in Hamburg die Navigationsschule besuchte, war ich bei einem weitläufigen Verwandten meiner schon verstorbenen Mutter in Pension, bei einem Bahnassistenten und dessen Frau, die überhaupt, um ihr Einkommen zu verbessern, immer einige Pensionäre nahmen.

»Mit mir zusammen war noch ein Gymnasiast, ein sechzehnjähriger Untersekundaner, der Sohn eines Holsteiner Gutsbesitzers. Er war ein äußerst aufgeweckter,

etwas frühreifer Junge, machte gern ein Kneipchen mit und war schon etwas sehr hinter den Frauenzimmern her. Aber deswegen war nichts zu sagen. Er war sonst ein ganz braver Junge, machte seine Sache in der Schule, war immer unter den ersten, führte sich tadellos. Er war schon sechs Jahre bei meiner Tante in Pension, eben seitdem er das Gymnasium besuchte, nie hatte er Grund zur Klage gegeben. Seine Klassenkameraden kneipten auch schon, machten einen Ausflug mit anschließendem Kommerz, das ist nun einmal so in Untersekunda und schon vorher. Artur wäre ein Mucker gewesen, wenn er da nicht mitgemacht hätte, mit seinem Taschengeld kam er dabei aus, und wenn er einmal mit einer Kellnerin poussierte – na, das ist nun einmal so in diesen Jahren, da fängt die Geschichte an.

Meine Tante war eine ganz ausgezeichnete Frau, war ihren Pensionären eine wirkliche Mutter. Wenn sich Artur nicht tadellos geführt hätte, so würde sie ihn niemals behalten haben, nicht für alles Geld der Welt.

Eines Sonnabendnachmittags will sie wie gewöhnlich auf den Markt gehen, auch ich muß in die Stadt, begleite sie ein Stück, Artur will Schularbeiten machen, ist ganz allein zu Hause.

Wir sind vielleicht erst zehn Minuten unterwegs, wir plaudern harmlos zusammen, als meine Tante, den Marktkorb am Arme, plötzlich stehen bleibt und mich ganz verstört anblickt . . .

»Ich weiß nicht . . . ich muß wieder nach Hause . . . da ist etwas passiert . . . mit Artur –!«

Umgedreht, und in vollem Galopp zurückgerannt!  
Wirklich gerannt, daß alle Menschen stehen bleiben.

Ich hinterher.

»Was ist denn nur los?«

»Ich weiß nicht . . . unser Artur . . . o Gott, o Gott, daß  
ich nur nicht zu spät komme . . .«

Und so ins Haus hinein, die zwei Treppen hinauf, die  
Vorsaaltür aufgeschlossen, nach Arturs Zimmer . . .

Dessen Zimmertür ist verschlossen!

»Aufgemacht, aufgemacht!« donnert meine Tante da-  
gegen und versucht die Tür zu erbrechen, reißt fast die  
Klinke ab.

Drinne wird ein Stuhl gerückt. Artur öffnet die Tür,  
mit einem sehr roten Kopfe.

»Artur, was hast Du tun wollen?!«

Mit diesen Worten greift ihm meine Tante sofort in die  
rechte Rocktasche – und nicht etwa, daß er nach dieser  
eine verdächtige Bewegung gemacht hätte – zieht einen  
Strick hervor, mit einer Schlinge daran.

Und da gesteht der Junge! Er hat vor einiger Zeit in  
seiner Klasse Geld kassiert, 40 Mark, um eine gemein-  
schaftliche Bücherrechnung zu bezahlen, hat das Geld  
in einer Animierkneipe verjuxt, übermorgen, am Mon-  
tag, muß die Sache herauskommen, er weiß nicht, wie  
er sich das Geld noch verschaffen soll, will es nicht ge-  
stehen – da hat sich der Bengel aufhängen wollen, hat  
soeben schon auf dem Stuhle gestanden, den Strick am  
Nagel, die Schlinge um den Hals. – –

Das ist eine Tatsache, die ich erlebt habe, die ich durch nichts aus der Welt schaffen kann.

Meine Tante in ihrer furchtbaren Verantwortlichkeit für den ihrer Fürsorge anvertrauten Zögling wurde von einer geheimen Gewalt noch rechtzeitig zurückgetrieben.

Auf jede andere Erklärung verzichte ich.

Für so etwas gibt es überhaupt gar keine Erklärung.

Nur so manchmal denke ich daran, was wohl mit dem Manne passiert wäre, der vor 25 Jahren behauptet hätte, es wäre möglich, einem Menschen die Knochen im Leibe zu photographieren. Oder noch später, es wäre möglich, ohne Draht zu telegraphieren.

Zwar ist das etwas ganz anderes, hierbei handelt es sich doch um ein physikalisches oder sogar mechanisches Problem, das zu lösen ist, aber ... ein Vergleich liegt doch sehr nahe.

Jedenfalls bin ich damals überzeugt worden, daß es so etwas wie eine Vorahnung doch gibt. Denn dann noch nicht daran zu glauben, das wäre eine Sünde wider den heiligen Geist. Dann noch von einem »Zufall« zu sprechen, das wäre schon mehr heller Wahnsinn.

Erwähnen will ich noch, daß die Rechnung natürlich sofort bezahlt wurde, und es geschah noch rechtzeitig, es kam nichts heraus. Und meine Tante behielt den Jungen nun doch bei sich. Nun gerade! Und er machte seine Schul- und Universitätszeit glatt durch – heute ist er Studienrat.

Und nun stelle man sich vor, wenn die brave Frau nach Hause gekommen wäre, und der Junge hätte dort am Nagel gehangen!

---

»Ja, ich glaube, daß es so etwas wie Ahnungen geben kann!« entgegnete ich jetzt auf Helenes nochmaliges Fragen.

Von meinem eigenen Erlebnis hatte ich ihr noch nichts erzählt, tat es auch später nicht, es hatte ja keinen Zweck.

»Ich weiß nicht ... mir ist es, als ob ... als ob ... ich nach Neuyork müßte!«

»Wegen Deines Bruders?«

»Ja. Als ob dem etwas zugestoßen sei. Das heißt, nicht etwa, als ob ich eine ganz bestimmte Ahnung hätte – aber ... mich drängt es plötzlich nach Neuyork!«

»Ich weiß schon, ich weiß schon.«

»Und das sofort, sofort!«

Sie geriet immer mehr außer sich.

»Ja, Helene, dann entweder – oder. Willst Du hier bleiben oder aufbrechen.«

»Ich muß nach Neuyork, und das sofort, sofort!«

Und dabei war sie schon unterwegs mit großen Schritten, ich hinter ihr her.

»Mit dem ganzen Schiffe?«

»Ja natürlich ich trenne mich doch nicht von meinem Schiffe, von meinen Leuten!«

»Nun, das ist nicht so ganz natürlich. Wenn Du so schnell wie möglich nach Neuyork kommen willst!«

»Sicher, sicher, so schnell wie möglich! O, Georg, wüßtest Du, wie mir plötzlich zumute ist!«

». . . dann solltest Du den Weg über New-Orleans benutzen, also von dort aus mit der Eisenbahn.«

»Richtig, richtig, das machen wir!«

»Ich hätte auch Lust, die Jungen und besonders die Kinder einmal sich allein zu überlassen, das heißt unter Juba Riatas Führung, der hat hier viel vor, er hat schon einige Andeutungen gemacht, und ich wäre begierig, wie die sich in einigen Wochen entwickelt hätten, ohne daß ich immer Zeuge der einzelnen Phasen bin.«

»Ganz wie Du willst, ganz wie Du willst.«

Wir hatten den Aufzug erreicht. Unterdessen war oben schon ein tüchtiger Balken verankert worden, der Förderkorb faßte vier Personen und trug noch eine ganz andere Last. In wenigen Minuten waren wir oben.

Alles Weitere fasse ich kurz zusammen.

Helene fügte sich ganz meinem Plane.

Das Schiff blieb hier liegen, die Barkasse brachte uns nach Para, unter Ernsts Führung, der versicherte, den Rückweg finden zu können, was er dann auch bewies. Schon jetzt, indem er sich ja erst aus dem Wasserlabyrinth heraus in den Amazonenstrom finden mußte, welche Aufgabe er ohne mein Einreden glatt löste. Außerdem nahmen wir zwei Seehunde mit, im Boote liegend. Für solch eine weite Strecke hatten diese Wassertiere allerdings noch keine Probe abgelegt, aber sie führten sie

dann wirklich aus, sollten später noch ganz andere Proben ihres Orientierungssinnes ablegen.

Wir kamen in Para an, hatten manchen Dampfer überholt. Die Patronin sofort auf die Telegraphenstation.

Schon nach einer Stunde kehrte sie in das Hotel zurück, in dem die Leute mindestens einen Tag ruhen sollten.

»Georg, mein Bruder ist tot!«

An dem Tage und wahrscheinlich in der Stunde, da sie die Ahnung gehabt, war er im Gefängnis einer akuten Lungenentzündung erlegen.

Ja, nun allerdings mußten wir schnellstens nach Neuyork! Wegen der Hinterlassenschaft, wegen der Brieftasche mit dem Situationsplan.

Und schon in zwei Stunden ging ein Uniondampfer von Para ab direkt nach Neuyork, den wollten wir beide benutzen. Denn bei direkter Fahrt dauerte es nicht länger als mit der Eisenbahn.

Also die Barkasse ging schon morgen zurück. Na ja, die siebzehn Kerls konnten doch nicht hier untätig liegen bleiben, oder das wollte ich doch nicht, wer wußte denn, wie lange wir ausblieben, was wir wegen der Herausgabe der Sachen für Umständlichkeiten hatten, auch sollte der Bruder noch ein anständiges Begräbnis finden. Denn vorläufig war er doch auf dem Friedhofe der Ehrlosen eingescharrt worden.

Wie wir uns dann nach dem Schiffe zurückfanden, darüber brauchten sich die anderen nicht den Kopf zu zerbrechen, das war meine Sache, und ich wollte es schon fertig bringen, so oder so.

Abschied genommen und zum Hafen hinaus. Weshalb wir nach Neuyork wollten, das freilich wußte niemand. Ich war der einzige, den die Patronin in das unglückliche Schicksal ihres Bruders eingeweiht hatte. Es brauchte doch auch niemand zu erfahren, daß der Vater der kleinen Ilse im Zuchthause saß, ob nun unschuldig oder nicht. Die Patronin hatte in Neuyork eben etwas Geschäftliches zu erledigen – basta!

Von Para nach Neuyork sind es rund tausend Seemeilen, die der Dampfer in vier Tagen und Nächten tadelloser Fahrt machte. Ich will nicht schildern, wie der verstorbene Zuchthaussträfling exhumiert wurde und bei Brooklyn auf einem Stückchen gekauften Landes ein anständiges und auch feierliches Begräbnis fand, und was wir dann für Scherereien hatten, ehe die erbberechtigte Schwester die aufbewahrten Sachen ausgeliefert bekam.

Endlich erhielten wir das versiegelte Paket. Alles war vorhanden, wie es das Protokoll aufzählte, auch die rote Briefftasche mit den gleichfalls nummerierten Papieren darin.

In unserem Hotel trennten wir die Nähte auf, ein Pergament kam zum Vorschein, auf diesem eine Zeichnung und viele Bemerkungen in englischer Sprache.

Auf eine weitere Beschreibung verzichte, ich eine verständliche könnte ich doch nicht geben.

Also es war der Situationsplan, nach dem wir uns von der Argonautenbucht im Feuerlande dorthin finden konnten, wo vor 300 Jahren der Flibustierkapitän van Horn sein Schiff, die »Desolation« samt allen an Bord befindlichen Schätzen, die er zusammen geraubt, versenkt haben sollte.

»Wieviel Tonnen Gold waren es gewesen?« fragte ich.

»Zwanzig Tonnen.«

»Der Teufel noch einmal, das wären ja schon wieder rund vierzig Millionen Mark! Bei uns müssen es wohl immer vierzig sein, entweder Millionen oder Milliarden, Mark oder gar Dollars!«

»Und dazu noch unermessliche Schätze an Edelsteinen.«

»Na, na, wenn sich nur nicht wieder alles in Hexengold und Katzensteine verwandelt!« lachte ich.

»Aber nachsuchen tun wir doch.«

»Na sicher!«

Zuerst aber hatten wir in Neuyork noch etwas anderes zu tun, machten eine Erwerbung, die mir viel lieber war als alle Schätze der »Desolation« und vielleicht der ganzen Erde. Wenigstens mir viel lieber. Ich bin nun einmal so. Und die Patronin war es wohl erst recht

Ein guter Stern hatte uns gerade jetzt nach Neuyork geführt, daß wir diese Erwerbung, die mit keinem Golde zu bezahlen ist, machen konnten.

Die Sache war folgende:

In Neuyork und Brooklyn und sonstiger Umgegend, wo es so massenhaft Deutsche gibt, existieren doch ganz

selbstverständlich viele deutsche Turnvereine. So selbstverständlich wie Gesangs- und Schützen- und Skat- und Kegelvereine.

Da waren diese deutschen Turnvereine einmal übereingekommen: wir wollen hier doch einmal ein deutsch-amerikanisches Turnfest veranstalten und laden dazu unsere Turnerbrüder aus der Heimat dazu ein.

Und es geschah. An alle größeren oder vielleicht auch kleineren Turnvereine Deutschlands war die Einladung ergangen. Freie Fahrt hin und zurück zweiter Kajüte und hier volle Verpflegung. Natürlich vorausgesetzt, daß jeder Verein nur seine besten Turner schickte. Andererseits muß man bedenken, daß es unter den Deutsch-Amerikanern doch reiche Knöpfe gibt. Das war zum Beispiel ein Mann, der vor 20 Jahren als armer Fleischergehilfe nach Amerika gekommen war, jetzt beherrschte er den ganzen Neuyorker Fleischmarkt – der allein zeichnete für hundert Gäste, die er auf seine Rechnung herkommen ließ und bewirtete, und solch splendor Landleute gab es noch mehrere.

Und sie waren gekommen, aus allen Gegenden Deutschlands, eine ganze Schiffsladung, die Elite der deutschen Turnerschaft.

Wobei allerdings zu bedenken ist, daß viele ausgezeichnete Turner ja nicht hatten abkommen können.

Denn auf vier Wochen mußten sie sich doch gefaßt machen, und so lange Urlaub gibt doch selten ein Prinzipal, und ein solider, in fester Stellung befindlicher Kaufmannsgehilfe wird sich doch sehr überlegen, ehe er wegen solch einer Turnerfahrt nach Amerika einfach seine sichere Stellung aufgibt.

Aber immerhin, es war die Elite der deutschen Turnerschaft, die hier zusammengekommen war!

Auf Long-Island war der Festplatz. Eine ganze Woche lang wurde hier geturnt, um die Preise gerungen.

So oft als möglich waren wir beide, Helene und ich, drüben, schauten dem Treiben zu. Helene hatte in diesen trübseligen Tagen ja auch sehr eine Abwechslung nötig.

Und die bekam sie dort. Sie wurde immer mehr ganz Begeisterung. Und ich auch.

Ich hatte doch natürlich schon Turner gesehen, gute Turner. Ich hatte auch schon größeren Turnfesten beigewohnt. Das heißt so Gauturnfesten.

Hier aber sah ich etwas, was ich noch nicht zu sehen bekommen hatte.

Ich habe, ganz einfach gesagt, Maul und Nase aufgesperrt.

Und wenn ich dachte, ich könnte das Maul wieder zumachen, weil ich mich an den Leistungen solch eines Turners an Reck und Barren satt geschaut hatte, dann sah ich denselben Mann seine Übungen am hölzernen und gepolsterten Pferd machen, um die meisten Punkte zu erreichen, und ich mußte das Maul doch wieder aufsperrern!

Und so erging es natürlich erst recht den zuschauenden Yankees und sonstigen geborenen Amerikanern, und so erging es auch den deutsch-amerikanischen Turnern.

Denn die waren aus dem deutschen Turnen schon ins Sportwesen verfallen. Das eben ist die Sache!

Der Unterschied zwischen Sport und Turnen ist der, daß beim Sport ganz einseitig die höchste Vollendung in einer einzigen körperlichen Fähigkeit erreicht werden soll, während beim Turnen jede einzelne Muskel im Körper möglichst entwickelt wird.

Mit den Champion-Sportsmen, welche Weltrekords aufstellen, konnten diese deutschen Turner nicht antreten, das stimmt allerdings. Keiner von ihnen erreichte einen Hochsprung von nur 190 Zentimeter, keiner lief 100 Meter in elf oder gar nur zehn Sekunden, keiner konnte vier Zentner stemmen.

Aber ich habe ja schon einmal geschildert, wie es diese meist englischen und amerikanischen Athleten treiben. Sie wollen Amateure sein, nehmen ja auch wirklich keine Bezahlung an, und im Grunde genommen sind es doch nur bezahlte Professionisten. Sie werden eben von ihren Vereinen oder sonst aus einer Kasse unterhalten. Wer einmal sich als Hochspringer ausgebildet hat, der bleibt beim Hochsprung, tut nichts anderes mehr. Enorm entwickelte Bein- und Wadenmuskeln, und dabei die reinen Kinderarme. Dafür bekommt der Mann später, wenn er ausrangiert wird, eine Leibrente.

Und wie solch ein olympischer Sieger im Hochsprung nun über das Seil kommt! Das Wie ist ja ganz gleichgültig. Wenn er nur drüber kommt, ohne es zu berühren. Es sieht manchmal wirklich scheußlich aus, mit welchen Gliederverrenkungen der sich in der Luft darüberwälzt.

Dagegen nun hier diese deutschen Turner! Mit welcher Eleganz die ihren Hochsprung absolvierten! Halb Panther, halb Achilles, halb Gummiball. Und dann zum Reck, und dann zum Pferd, und dann zum Weitsprung, und dann zum Barren, und dann zum Hantelstemmen, und dann zum Schnellauf – und überall Leistungen, daß . . . ich eben Maul und Nase aufsperrte!

Und ich war doch schon von meinen Jungens etwas gewöhnt, ich selbst hatte mich unterdessen auszubilden verstanden, und ich hatte doch auch schon früher etwas im Zirkus gesehen.

Pah, Zirkus!

Da schwingt sich so ein Gymnastiker durch die Luft von Trapez zu Trapez und umschlägt sich unterwegs einige Male.

Das nachzumachen, das ist für solch einen deutschen Turner, der seine Glieder schon so in der Gewalt, einfach eine Spielerei!

Aber er tut es nicht, weil er Angehörige hat, weil er seinen Beruf hat, und weil man bei solchen Kunststückchen doch einmal das Genick brechen kann.

Das ist die Sache!

Er kann es sofort machen, aber er tut es nicht, weil er nicht für abendlich hundert oder tausend Mark seinen Hals riskiert. Er geht treu seinem Berufe nach.

Außerdem blickt er schon deshalb verächtlich auf diesen ganzen Zirkusmumpitz herab, weil hier jede elegante Körperhaltung fehlt, die für den deutschen Turner mit als Höchstes gilt!

---

»O, Georg, wenn wir solche Männer für uns gewinnen könnten!«

Helene sprach es aus, was ich mir bereits gedacht hatte, mir dazu schon den Plan zurecht legend.

Als wir unsere Sachen geordnet hatten, ließ ich den Werberuf erschallen. Freilich nicht mit Pauken und Posaunen.

Ich sprach persönlich mit jedem einzelnen, der mir am meisten imponiert hatte, als Turner und . . . als Mensch! Was letzteres ich aus seinen Augen richtig beurteilen zu können glaubte und, wie dann die Erfahrung lehrte, auch richtig beurteilt habe.

Oft genug kam ich ja an eine falsche Adresse. Manchen, den ich sehnlichst gern an mich gefesselt hätte, mußte ich fahren lassen. Verheiratet oder verlobt oder sonstige Familienbände. In fester Stellung oder sonstwie unabkömmlich für seinen weiteren Beruf sich ausbildend. (Was wiederum bewies, daß ich mich nicht in den Augen getäuscht hatte.)

Aber acht Mann brachte ich doch zusammen, und diese genügten auch, und es waren nur solche, welche in jedem Fache die erste Siegespalme davongetragen, aus deren Augen die Treue strahlte.

Ich führe sie hier namentlich an, die fernerhin mit zu den Argonauten gehören sollten, mit Angabe ihres Berufes und einer kurzen Körperzeichnung. Zur Unterscheidung der übrigen Leute wurden sie nur beim Vatersnamen gerufen, so daß ich also auch jetzt gleich den Vornamen weglasse.

Zuerst die beiden Extreme den Körperformen nach:

Häckel, Advokatenschreiber. Nach seinen Umrissen ein Herkules. Aber ich habe noch keine Statue des Herkules gesehen, den farnesischen nicht ausgeschlossen, bei dem die Muskulatur so durchgearbeitet, so hervorgetreten wäre. Und trotz dieses gewaltigen Körpers, geschmeidig wie eine Katze, schon mehr wie eine Schlange.

Kretschmar, Kaufmann, d. h. Handlungsbeflissener, speziell Verkäufer in einem Damenkonfektionsgeschäft. Im direkten Gegensatz zu dem riesigen Herkules ein kleines, dürres Männchen. Nur aus Knochen und Sehnen bestehend, alles federnder Stahl. Wo der seine Kraft hernahm, daß er auch z. B. im Hantelstemmen, Steinstoßen und ähnlichen Kraftübungen immer den ersten Preis davontrug, das ist mir so lange ein geheimnisvolles Rätsel geblieben, bis ich erfuhr, wie sich solche Menschen systematisch ausbilden.

Das also waren die beiden Extreme in Körperformen. Die anderen hielten zwischen diesen beiden die Mitte.

Vogel, ebenfalls Handlungsbevollmächtigter, aber aus der Kolonialwarenbranche.

Kaul, Maler und Tapezierer.

Swidersky, Lithograph.

Starke, Schriftsetzer.

Hannemann, Uhrmacher.

Günther, genannt Schnipplich, Schneider.

Dieser letztere bildete noch eine besondere Ausnahme, weil er ein sehr kleiner und sehr dicker Stöpsel war. Von seinen Kameraden wurde er allgemein Schnipplich genannt, welchen Spitznamen er auch bei uns beibehielt, weil er etwas Schnippliches, Zappliges an sich hatte. Das machte aber nur die Schnelligkeit, mit der er seine Übungen ausführte, schon wie er dazu antrat. Alles war so zweckmäßig. Und das hatte er auch im gewöhnlichen Leben an sich. Ob der nun sein Taschentuch hervorholte oder sich eine Zigarre anbrannte, das war alles ein Ruck und ein Zuck. Daher der Name »Schnipplich«. Ich hätte diesen kleinen, dicken Schneidergesellen manchmal für den besten Turner unter den acht gehalten, wenn ich nicht immer wieder zu der Ansicht gekommen wäre, daß überhaupt jeder der beste war. Wenn einer in irgend etwas übertroffen worden war, dann machte er es gleich wieder durch irgend etwas wett, machte etwas vor, daß ich . . . immer wieder nur Maul und Nase aufsperrn konnte.

Wie man sieht, gingen sie allen Berufen nach, die zu solchen Kraftspielen und zu ihrem Körperbau im schreiendsten Gegensatze standen.

Das mag einen anfangs irritieren, bald aber, wenn man sich um so etwas näher kümmert, sieht man ein, wie das alles zusammenhängt.

Männer, die den ganzen Tag schwer körperlich zu arbeiten haben, Lastträger, Maurer, Schmiede und dergleichen, die haben des Abends keine Lust mehr, sich noch mit Gewichten herumzubalgen und am Reck herumzubäumeln.

Das ist schon der eine Grund, weshalb man unter den besten Turnern so viele Männer mit einer ruhigen, sitzenden Beschäftigung findet.

Aber der Hauptgrund ist das nicht.

Dieser läßt sich nicht so leicht erklären.

Hiermit ist ein tiefes physiologisches und auch psychologisches Geheimnis verbunden.

Die indische Philosophie kann dieses Geheimnis erklären, unsere moderne Wissenschaft nicht.

Doch ich will hier nicht philosophisch und okkultistisch werden, nur einiges möchte ich noch andeuten:

Solche Menschen, die ihre körperliche Kraft und Gewandtheit nach jeder Richtung hin bis zur größtmöglichen Vollendung ausgebildet haben, die haben nicht erst in einem gewissen Alter, wenn sie selbständig denken konnten, den Entschluß gefaßt, ich will ein guter Turner werden.

Dann wäre so etwas nicht mehr möglich gewesen. Da nützt der Wille und die Übung allein nicht, das sind geborene Turner, sie sind schon mit Muskeln und stählernen Knochen zur Welt gekommen.

Ihr Kismet, ihr Schicksal hat sie gleich in eine Turnerfamilie hineingeboren werden lassen, oder doch in Verhältnisse, in denen sie von zartesten Kindesbeinen an sich im Turnen geübt haben, zuerst sogar unbewußt.

Ich spreche aus Erfahrung, ich selbst kenne persönlich solch eine Familie, wo schon die kleinen Kinder in der Wiege unbewußt Freiübungen machen. Ich brauche keine Diskretion zu beobachten: es ist die Familie Faber in Leipzig. Alle Mitglieder dieser Familie auch die weiblichen, sind Meisterschaftsturner, ohne einen Beruf daraus zu machen.

Solche Kinder haben dann nichts weiter als die Turnerei im Kopfe. Danach richten sie dann von vornherein ihr ganzes Leben ein, alles bis ins Kleinste, bis aufs Essen und Trinken. Und als Beruf wählen sie sich meist eine ruhige, womöglich sitzende Beschäftigung. –

Doch genug hiervon, soweit es das Allgemeine betrifft.

Damals freilich, als ich hörte, daß dieser riesenhafte Herkules mit dieser furchtbaren Muskulatur von seinem vierzehnten Jahre an Schreiber bei einem Advokaten gewesen war, es niemals über 80 Mark im Monat hinausgebracht hatte, da ... bin ich doch förmlich erschrocken!

Was lag denn hier für ein Rätsel vor?

Fehlte es dem Manne etwa an Intelligenz?

Ganz und gar nicht! Ganz im Gegenteil! Der hätte ebensogut studieren können, wenn seine Eltern nur das nötige Geld dazu gehabt hätten. Dann wäre der jetzt Professor gewesen.

Nun, ich lernte die Verhältnisse mit der Zeit kennen. Der war in seinen bescheidenen Verhältnissen eben glücklich.

Und was kann denn der Mensch mehr verlangen?

Und im Gegensatz dazu nun sein Extrem, der kleine, dürre Konfektionär.

Ja, der eignete sich dazu, den Damen Kleiderstoffe vorzulegen, Korsetts und Unterhöschen. Dieses zierliche, gewandte, patente, etwas eitle Männchen.

Aber wenn man dieses Männchen, das bis auf die krummen Beine ganz die schwächliche Figur unseres Doktor Isidors hatte, nun nackt sah!

Himmeldonnerwetter noch einmal!

Da hatte man allerdings Grund zum Erschrecken!

Gegen diesen nixigen Zwerg konnte auch unser dreizentriger Bootsmann mit seiner Riesenkraft im Ringkampfe nichts ausrichten. Wenn sich das dürre Männchen feststemmte, dann wurzelte es wie ein Eichbaum im Boden. Und griff es richtig zu, dann spritzte tatsächlich unter seinen Fingern sofort das Blut hervor.

Und dann führte dieser kleine Konfektionär ein Kraftkunststückchen aus, das gar nicht zur Turnerei gehörte, das er nur einmal so nebenbei zum Besten gab, sich aber wohl erst eingeübt haben mußte: er legte vor sich auf den Boden drei Zentnerkugeln und warf eine nach der anderen schnell empor, immer wieder auffangend, immer wieder hochwerfend – jonglierte also mit ihnen, einige Minuten lang. Ich habe dies von keinem anderen

Menschen nachmachen sehen, von keinem professionellen Herkules. Und dieses Männchen verkaufte den Damen Kleiderstoffe, Korsetts und Unterhöschen!

Na, lassen wir es. Aber ich habe damals so gelacht, daß ich dabei weinte.

---

Ja, sie kamen mit, erklärten sich mit allem einverstanden.

Dazu hatte es natürlich längerer Verhandlungen bedurft.

Die wollten doch wissen, wohin und wozu eigentlich. Nun, ich wußte es ihnen zu erklären, ihnen auch etwas den Mund wässrig zu machen.

Turnerschiff – das genügte schon – und was ich nun sonst von unserem Leben schilderte.

Wegen des Gehaltes mußte ich schnell sein, sonst machte die Patronin ihre Vorschläge, und die dachte doch natürlich, solche Eliteturner, schon mehr Übermenschen, müsse man stückweise mit Gold aufwiegen.

»Englische Matrosenheuer, wenn wir auch unter deutscher Flagge segeln – monatlich 80 Mark.«

»Wir sollen als Matrosen arbeiten?«

»Als Matrosen? Ja, meine Herren, können Sie denn als Matrosen fahren? Haben Sie die dreijährige Schiffsjungenzeit und eine mindestens einjährige Leichtmatrosenzeit durchgemacht? Oder woher können Sie denn sonst alle Schiffsarbeiten?«

Die Elitemenschen stutzten etwas.

»Ja, was sollen wir denn sonst dort auf dem Schiffe?«

Da begann ich einen Vortrag zu halten, einen sehr, sehr langen.

Und die Patronin staunte und die acht Männer lachten immer wieder aus vollem Halse.

Was ich sprach, worüber die Patronin so staunte und weshalb die acht Turner so lachten, das wird der Leser erst später erfahren, wenn es so weit ist. Sonst würde ich die Pointe vorwegnehmen.

»Ja, gewiß, da machen wir erst recht mit!« erklang es mit strahlenden Gesichtern.

»Gut. Also 80 Mark im Monat. Für uns gilt der Kontrakt ein Jahr, von heute an gerechnet. Sie können uns jederzeit verlassen, sobald es möglich ist, spätestens aber müssen wir Sie, nachdem Sie den Kontrakt lösen, nach zwei Monaten in einen Hafen gebracht haben, wo eine gute Verbindung nach Hamburg herrscht, Heimreise auf unsere Kosten. Außerdem ist jeder gegen erwerbsunfähig machenden Unfall oder gegen Tod mit 10 000 Mark versichert, innerhalb dieses ersten Probejahres. Wollen Sie jeder eine Adresse angeben, wohin das Geld bei Todesfall geschickt werden soll.«

Die acht Männer staunten ob unserer Großmut.

Das hatte ich aber mit der Patronin vorher verabredet, hatte sie wieder einmal tüchtig in die Kandare nehmen müssen. Daß die nicht wieder gleicht mit Goldklumpen um sich schmiß.

Na ja, wenn man zwei Millionen Dollars auf der Bank hat, eine ganze Zigarrenkiste voll erbsen- bis haselnußgroße Perlen sein eigen nennt und zwanzig Tonnen oder 400 Zentner Goldbarren liegen weiß, dazu noch etliche Fässer voll Diamanten und sonstiges Geschmeide, dann brauchst man ja auch nicht so auf die Groschen zu sehen. Aber alle kanns doch einmal werden, wenn man nur tüchtig zu schmeißen weiß. Da hielt ich ihr doch lieber ein bißchen die Hand fest.

Das Turnfest war beendet, auch der letzte Katzenjammer vom letzten Kommers überwunden – na nun vorwärts, auf, nach dem Amazonenstrom!

Vorher aber mußte noch eingekauft werden, die Ausrüstung.

Na, das war ja nun wieder so etwas für meine Helene!

Aber es machte auch wirklich Spaß, besonders im Waffenladen, wo sich die acht Turner aussuchen konnten, was sie wollten.

Zwar hatten wir ja alles an Bord, aber es war doch auch die lange Fahrt durch die Wildnis zu bedenken.

Und ob es den Turnern Spaß machte, sich die Jagdkostüme und dann besonders die Waffen auszusuchen?

Na und ob!

Oder es wären doch keine Turner und überhaupt keine jungen Männer gewesen! Denn wenn so viele pensionierte Beamte oder Rentiers mit weißen Haaren noch auf den Gedanken kommen, nach dem Schießprügel zu greifen, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, um an

einem Häslein vorbeizuschießen und noch viel, viel weiter an einem Rebhuhn, dagegen oftmals mit Sicherheit in das Hinterteil eines Treibers – na, dann soll doch die ganze Frisch-Frei-Fromm-Fröhlichkeit der Teufel holen, wenn die nicht erst recht Spaß an so etwas hat!

»Nur nicht genieren, nur nicht genieren!« mußte ich die bescheidenen jungen Männer wiederholt ermuntern. »Es ist die Freifrau von der See, für deren Schutz und Ernährung Sie sich bewaffnen sollen! I nu nee, Häckel, was wollen Sie denn mit dieser leichten Bleispritze, die benutzen Sie doch höchstens nur als Zahnstocher – hier, diese Elefantenbüchse, das ist etwas für Sie – und wenns dort keine Elefanten gibt, dann schaffen wir einfach erst welche hin. Diesen Revolver, Starke? Für zwei Dollars? Nee, Starke, mit solcher Lumperei fangen wir nicht an. Das Allerteuerste ist für uns Freiherren von der See gerade gut genug.«

So ging es zu, und so ging es weiter.

»Und nun noch ein Dutzend englische Sättel, das habe ich Juba Riata versprochen,« sagte die Patronin, »falls die Matrosen in Para keine solchen oder nur spanische Sättel bekommen haben.«

»Sättel?« wurde verwundert gefragt. »Wozu denn Sättel?«

»Nun, zum Reiten!« entgegnete ich.

»Zum Reiten?!«

»Jawohl, zum Reiten. Wir haben Pferde an Bord. Wir reiten in der Takelage auf Pferden herum, bedienen die

Segel zu Pferde. Sie glaubens nicht? Auf mein Ehrenwort als Reserveoffizier.«

Dieses Ehrenwort durfte ich geben. Die unter den Rahmen gezogenen Taue, auf denen der Matrose beim Arbeiten steht, heißen nämlich Pferde, und die kurzen Taue, an denen er sich festhält, Handpferde.

»Wir sind nämlich in einer Gegend, wo es wilde Pferde gibt,« setzte ich noch hinzu, »die wollen wir fangen und zureiten. Können Sie reiten, meine Herren?«

Nein, kein einziger. Na ja, vielleicht im Hippodrom hatten sie einmal einen Gaul zwischen den Beinen gehabt. Gedient hatten sie alle, Kretschmar und Starke, welch letzterer fremdsprachliche Schulbücher setzte, als Einjährig-Freiwillige – aber zufälligerweise alle bei der Infanterie oder Festungsartillerie. Sechs von ihnen waren als Unteroffiziere entlassen worden.

Also reiten konnte keiner.

Aber ich wußte schon, was ich da erleben würde.

»Können Sie reiten, meine Herren?« hatte ich gefragt. Ebenso gut hätte mich der Advokatenschreiber fragen können: »Können Sie eine Klageschrift kopieren?«

Nein, das hatte ich noch nie gemacht.

Diese Meisterschaftsturner schwangen sich doch ganz einfach drauf auf den Gaul und ritten davon, und wenn er bockbeinig werden wollte – na, dann quetschten sie ihn ganz einfach tot.

Wir benutzten gleich wieder einen nach Para gehenden Dampfer, der diesmal freilich einige westindische Inseln anlief, was mir aber ganz lieb war. So gewöhnten sich die Neulinge nach und nach an das tropische Klima. Außerdem ließ ich sie eine kleine Chininkur durchmachen.

An Bord war ein englischer Artist, Luftgymnastiker, Reckturner, der vom dreifachen bis auf das fünffache Reck gekommen war. Es sollte seine letzte Gastreise sein, die er so ziemlich um die ganze Erde machte. Daraus aber sollte nichts werden.

Er hatte seinen Apparat in einem besonderen Abteil des Zwischendecks aufgebaut, übte täglich. Bis er eines Tages jammernd auf der Matratze lag. Er hatte einen mächtigen Schlag gegen den Bauch bekommen.

»Wollen Sie mir den Turnapparat verkaufen?« fragte ich ihn.

»Was geben Sie dafür?«

Ich kaufte ihn. Er blieb gleich stehen. Meine Turner nahmen ihn gleich in Benutzung.

Noch keiner von ihnen hatte an einem fünffachen oder auch nur doppelten Reck geturnt. Schon eine halbe Stunde später machten sie nicht nur alle die fabelhaften Schwungübungen nach, die sie von dem Artisten gesehen hatten, sondern ein jeder übertraf ihn noch bei weitem!

Stürzen taten sie dabei allerdings oft, machten Fehlgriffe, zumal im Anfange. Ganz halsbrecherisch aussehende Stürze.

Aber wie die sich gegenseitig abfingen!

Und das ist es eben! Nämlich wie die deutschen Vorturner in einem Sonderkursus speziell in diesem Abfangen ausgebildet werden!

Und das war es eben, wozu ich diese systematisch geschulten Turner hauptsächlich zu gebrauchen gedachte. Ich war immer ein sehr guter Turner gewesen. Hatte mich unterdessen weiter ausgebildet, täglich. Am Reck konnten die mir wenig vormachen. Aber von diesem Abfangen hatte ich noch gar keine Ahnung gehabt. Uns fehlte überhaupt ganz die systematische Schulung, die elegante Haltung – die sollten uns die erst beibringen.

In Para kaufte ich von der Werft ein nagelneues Seeboot, einen zehnriemigen Kutter, und es ging den Amazonenstrom hinauf.

Gerudert hatten sie ja alle schon. Gegondelt. Oder auch schon gepult.

Freilich, wenn ich tüchtige, intelligente Kauffahrteimatrosen habe, so will ich sie bei täglich achtstündiger Übung in einer Woche so weit bringen, daß wir eine Bootsparade mitmachen können. Freilich nur pulen, kein Bootsmanöver, anlegen und absetzen und dergleichen.

Diese acht Eliteturner hier zogen schon nach der ersten Viertelstunde mit einem kraftvollen und eleganten Takt durch, daß auch Prinz Heinrich seine Freude daran gehabt hätte! Und dessen eingepulte Bootsmannschaft steht in der ganzen Welt unerreicht da.

Mit einem Bootsmanöver war freilich noch nichts zu wollen, und ehe sie nur auf Riemen halten kannten, würden sie noch manchen Tropfen schwitzen müssen. Die

würden sich überhaupt noch über manches wundern, wenn die mit uns mitmachen wollten! Mit der Turnerei allein ist es noch nicht abgetan.

Jedenfalls aber schossen wir mit einem ganz schneidigen Takt den Strom hinauf, brauchten uns vor keinem Kriegsschiff zu schämen.

Jedoch nahmen wir uns Zeit. Sehr oft wurde gelandet, ich gab reichlich Gelegenheit zur Jagd, jeden Abend legten wir frühzeitig an einem der hier überall vorhandenen Dörfer an.

#### 45. KAPITEL. WIE WIR EMPFANGEN WERDEN, UND WAS ICH AUF DEM PLATEAU ERLEBE.

Am 24. Juli hatten wir das Schiff verlassen, am 30. August, nach fünfwöchentlicher Abwesenheit, tauchte es vor uns wieder auf.

Ach dieser trauliche Anblick im brasilianischen Urwalde! Ich verstand, weshalb die Patronin so aufjubelte.

»Sie kommen, sie kommen!« jubelte da ein Kinderstimmchen zurück. »Die Tante, die Tante – der Onkel, der Onkel – sie kommen, sie kommen!«

Na, das war ja eine schöne Zucht an Bord!

Erspäht die kleine Ilse zuerst den nahenden Feind! Aber das Kind hatte eben zufällig gerade nach der Inselecke geblickt, hinter der wir hervorgeschossen kamen.

Dann schlugen wütend die Hunde an, und bis sich ihr drohendes Bellen in ein Freudengeheul verwandelte, hatten wir das Schiff erreicht, legten mit möglichster Schneidigkeit an der Falltreppe bei.

»Wat in denn dat for Seutratten?« erklang es da dort oben verächtlich aus Matrosenmund. »Wat späl'n dee denn for Sößunsöchzig?«

Ei die Tunnerwetter! Ich hatte meine acht Puler während der langen, langen Stromfahrt doch wenigstens hundert Mal anlegen lassen, hatte ihnen alles und alles erklärt und gezeigt, hatte ihnen jeden Griff vorgemacht – jetzt war es früh in der achten Stunde, sie hatten eine ruhige Nacht hinter sich, hatten gut geschlafen, waren also bei ganz, frischen Kräften, und natürlich hatten sie sich jetzt bei diesene Anlegen doch die denkbarste Mühe gegeben, es hatte ja auch ganz famos geklappt – und da sagen die Matrosen dort oben, diese acht Meisterschaftsturner hier unten spielten mit den Riemen sechsundsechzig!

Und sie hatten nämlich recht, diese Matrosen!

Ja, meine lieben Meisterschaftsturner Deutschlands, Ihr werdet noch manches auszuhalten haben, ehe Ihr meinen Argonauten als vollwertig eingereiht werden könnt!

Ich hatte diesen meinen Argonauten doch nicht umsonst nunmehr schon anderthalb Jahre lang täglich den Schweiß in Strömen den Buckel hinunterlaufen lassen!

Ich sprang hinauf. Kapitän Martin kam mir entgegen, nahm eine Pranke aus der Hosentasche, um . . . sich ein neues Stück Kautabak abzubeißen. Bei dieser Gelegenheit gab er sie mir aber auch gleich.

»Well?«

»Alles wohl. Und an Bord?«

»Allright.«

»Kein Unfall?«

»Nee.«

Kein Krankheitsfall?«

»Nee.«

»Wir bringen acht neue Argonauten mit.«

»Well.«

»Die ausgesuchtesten Eliteturner Deutschlands.«

»Well.«

Na, mit dem war ja doch nicht viel anzufangen. Die acht Mann waren hochgekommen.

»Siddy, nimm Dich dieser acht Herren an, bringe sie gut in der Kajüte unter. Es sind Argonauten, sie bleiben bei uns, vorläufig aber sind es die Gäste der Frau Patronin.

»Allright, Waffenmeister. Bitte, kommen Sie, meine Herren. Nehmen Sie das Gepäck gleich mit?«

Die erst so freudestrahlenden Gesichter der umstehenden Matrosen und Heizer hatten sich plötzlich in recht mürrische verwandelt.

»Na, nun vorwärts, Jungens, holt den Herren mal ihr Gepäck herauf!« fuhr ich sie an.

Sie gehorchten. Ihre Mienen dabei waren mir höchst gleichgültig.

»Gott grüße Sie, Waffenmeister!« rief jetzt Juba Riata, mir herzlich die Hand schüttelnd, wie er schon die Patronin begrüßt hatte.

Jetzt war Juba ein vollkommener Cowboy, indem er nämlich auch Sporen trug – und was für silberne Dinger mit Fünfmärkrädern – und außerdem duftete er nach Pferd.

An Bord unseres Schiffes schien mir jetzt überhaupt alles mehr nach Pferd als nach Teer zu duften.

»Wie gehts, mein lieber Juba?«

»Nu fein!« lachte er im ganzen Gesicht. »Sind wohl schon tüchtig hinter den Gäulen her?«

»Nu!«

»Haben schon viel zugeritten?«

»Nu!«

»Wie stehts sonst oben aus auf dem Plateau?«

»Gehen Sie nur selbst hinauf, ich verrate nichts!«

»Wo sind die Kinder?«

»Alles oben aus dem Plateau, alles! Nur die Wache ist an Bord. Gehen Sie hinauf!«

»Jawohl.«

»Sofort?«

»Na, wenigstens etwas Frühstück will ich noch in aller Schnelligkeit verschlingen . . . «

»Können Sie auch oben.«

»Ein Bad nehmen habe es fast nötig.«

»Können Sie auch oben.«

»Na, lassen Sie mir nur wenigstens fünf Minuten Zeit!« lachte ich.

»Gut, fünf Minuten. Dann kommen Sie hinauf?«

»Jawohl.«

»Oder in einer Viertelstunde, wollen wir sagen«

»Weshalb denn gerade in einer Viertelstunde? Was haben Sie eigentlich?«

»Lassen Sie nur – ich habe tatsächlich etwas vor.«

»Was?«

»Einen Empfang für Sie.«

»Was für einen Empfang?«

»Lassen Sie nur! Sie werdens schon sehen. Gehen Sie allein hinauf?«

»Allein?«

»Nicht mit den Herren, nicht mit ... bitte, gehen Sie in einer Viertelstunde allein durch den Tunnel hinauf.«

»Wie Sie wünschen.«

»Also in einer Viertelstunde kommen Sie nach.«

»Jawohl.«

Peitschenmüller entfernte sich schleunigst. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was der wollte.

Ich begrüßte Klothilde und den Doktor und einige andere, packte aus, was ich der kleinen Ilse mitgebracht hatte – die arme Waise, die sie nun geworden! – sah noch einmal nach den acht Turnern, ob sie gut untergebracht waren, wobei ich eine halbpfündige Schinkenscheibe frei aus dem Handgelenk verzehrte. Dann machte ich mich auf den Weg, mit einem Lämpchen ausgerüstet. Durch das Unterholz war noch keine Bahn geschlagen, doch hatte es durch das viele Hin- und Herkriechen natürlich stark gelitten. Aber das war ja bei dieser tropischen Üppigkeit bald wieder zugewachsen.

Ich ersteige den Tunnel, in dem sich nichts verändert hat, habe, wie gesagt, gar keine Ahnung, wie man mich

oben empfangen will. Na ja, wahrscheinlich eine Ovation mit Pauken und Posaunen. Vielleicht tuten auch die Kinder mit.

Nach noch nicht einer halben Stunde bin ich oben. Auch durch das Buschwerk des trockenen Flusses muß man noch kriechen, um ins Freie zu kommen.

Jetzt bin ich wirklich oben und im Freien, vor mir liegt die Prärie, genau noch so frischgrün und blumig, wie vor fünf Wochen. Was hier niedergetreten wird, richtet sich über Nacht wohl wieder auf.

Aber kein Mensch ist zu sehen.

Doch da, wie ich noch so dastehe, eben erst aus dem Busche herausgekommen bin, schwirrt plötzlich etwas Schwarzes vor meinen Augen, es legt sich etwas um meinen Leib, wie eine Schlinge, schnürt mir die Arme fest, und ehe ich mich versehe, kriege ich von hinten einen mächtigen Ruck, daß ich gleich rücklings in die Knie sacke, dann liege ich auch schon vollends auf dem Rücken und plötzlich kriebelt und wiebelt es um mich herum von kleinen, halbnacktem rotbraunen Gestalten von Indianern in Miniaturausgabe will ich gleich sagen – und ehe ich mich weiter versehe, sind mir meine Hände auch schon vollends gefesselt, desgleichen die Füße.

Ich hätte mich tatsächlich nicht wehren können, wenn ich es auch gewollt hätte.

Und da setzt auch schon so ein kleiner Indianer seinen Fuß auf meine Brust, macht ein fürchterliches Gesicht, rollt drohend die Augen und sagt in fürchterlichem Ton, aber auf gut Deutsch:

»Hugh! Was macht das Blaßgesicht an den Jagdgründen der Kommantschen?!«

Na, da guten Morgen.

So wird der Herr Waffenmeister von seinen Zöglingen empfangen!

Na, nun wußte ichs.

Meine Kinder spielten Indianers.

Recht so!

Jeder Junge hat doch wohl Indianerschmöker gelesen – und es gibt gar vortreffliche darunter, sie brauchen nicht gerade von Cooper oder »nachempfunden« zu sein – und kein tüchtiger Junge, der dann nicht auch »Indianers« gespielt hat. Mindestens zeugte das von großer Phantasielosigkeit, die sich wohl auch später im praktischen Leben als Mangel an Unternehmungsgeist fühlbar machen wird.

Wir Jungen seinerzeit haben alle »Indianers und Trappers« gespielt, haben einander die imaginäre Kopfhaut abgezogen und im Walde ganz reelle Lagerfeuer angezündet.

Die Jungens heute machen es auch noch.

Nur ist zwischen damals und heute ein kleiner Unterschied.

Wir haben damals deswegen, hauptsächlich wegen der Lagerfeuer erst vom Förster und dann vom Lehrer der Hosenboden voll bekommen.

Heute werden die Jungen als »Pfadfinder« von obenher protegiert und organisiert und von ihren Lehrern bei ihren Indianerspielen angeführt.

Also sind wir Jungens von anno dazumal es gewesen, die diese ganze Sache erst in Gang gebracht haben, wir haben dafür die Märtyrerprügel erlitten. Hut ab vor uns!

Und außerdem ist es sehr schade, daß die »Pfadfinder« auch erst von England importiert worden sind.

Mehr Originalität, meine Herren, mehr Originalität! –

Ich will den Miniatur-Indianer, den ich da erblickte, ganz genau beschreiben, und zwar gilt diese Beschreibung für alle. Ich fange von unten an und gehe zollweise nach oben.

Mokassins aus weichgegerbtem Leder, sehr sauber genäht, sehr hübsch gestickt.

Lederne Leggings – auf gut Deutsch Hosen – sicher gleichfalls eigene Arbeit, an den Seiten Fransen.

Festgehalten wurden die Leggings durch einen Gürtel, an dem ... Skalpe hingen!

»Jawohl, echte Skalpe!«

Denn ein Lappen zusammengeschrumpelte Haut, an dem sich eine Haarlocke befindet, das nennt man doch wohl einen Skalp.

Was sonst noch in dem Gürtel steckte oder daran baumelte, das werde ich später beschreiben.

Der Oberkörper war nackt und von der Sonne schon so braunrot gebrannt, daß sein Besitzer als ganz echter kupferroter Indianer durchgehen konnte, und dasselbe galt von dem Gesicht.

Bemerkenswert war, daß jeder der Zwergindianer, die ich hier erblickte, in der Mitte der Brust ein spannenlanges Herz von gelbem Tuch angepappt hatte, mit Harz befestigt, dessen Zweck mir später erläutert werden sollte. Es mochte eben das Totem sein.

Tätowierungen und Malereien am Körper fehlten, nur das Gesicht zeigte einige Striche und Punkte von schwarzer und weißer Farbe, wodurch auch das pausbäckigste, gutmütigste Kindergesicht ein ungemein wildes Aussehen bekam.

Und nun schließlich in der Mitte des glattrasierten Schädels eine prachtvolle Skalplocke, geschmückt mit einer langen, gelben Feder.

Wo die Jungen, die immer ganz kurz geschnittenes Haar tragen mußten, plötzlich so eine lange Wirbellocke herbekamen, das wurde mir ja bald klar. Einfach eine Perücke, wohl aus einer Fischblase hergestellt, daran eine steife Locke aus Pferdehaar. Das war der Skalp, den sie dem besiegten Feinde abnahmen, um ihn sich als Trophäe an den Gürtel zu hängen.

Alle, die ich hier erblickte, gehörten zur gelben Partei, hatten auf der Brust gelbe Herzen und auf dem Kopfe eine gelbe Feder, also würde die blaue Partei eben ihre Farbe tragen.

Nun wieder zum Gürtel. An diesem hingen verschiedene Beutelchen, die natürlich alles enthielten, was der Wald- oder Prärieläufer immer bei der Hand haben muß, beim Indianer durfte sicher auch der Medizinbeutel nicht

fehlen – dann steckte darin und noch in Scheide das lange, starke Schiffsmesser, das auch diese Jungen, wenn sie in der Takelage arbeiten sollten, unbedingt haben mußten, und ferner ein ganz regelrechter Tomahawk, eine Axt, aber doch etwas anders, besonders auch mit schön geschnitztem und geschmücktem Griff, und dann von etwas kleinerem Format.

Auch Bogen und auf dem Rücken hängende Pfeilköcher erblickte ich, alles saubere, kunstvolle Arbeit, da gab es keine solche zusammengebundene Stümpereien, wie man sie bei indianerspielenden Kindern manchmal sieht, das schien hier alles ganz echte indianische Hausarbeit zu sein – und dann vor allen Dingen hatte jeder in der Hand oder auf dem Rücken noch ein Gewehr, über deren Herkunft ich mir nicht gleich klar werden konnte.

Es waren kleine Gewehre, Teschings, aber mit kürzerem Lauf – Miniatur-Kugelbüchsen. Das Schloß konnte ich nicht richtig erkennen.

Wo hatten sie denn die her? An Bord hatte es die nicht gegeben.

Nun, ich würde es schon später erfahren.

Jedenfalls waren es ganz waschechte Rothäute. So realistisch hatten wir Jungens uns nicht ausgestattet, hätten freilich auch gar keine Möglichkeit dazu gehabt.

Und nun außerdem zeigten alle diese kleinen Indianer für ihr Alter, selbst jeder fünfjährige Knirps, eine Muskulatur, die das Staunen eines jeden Menschen und besonders auch das höchste Interesse eines jeden Arztes hervorrufen mußte!

Über diese ausgebildete Muskulatur, die ich allen Kindern ohne Ausnahme innerhalb eines halben Jahres beigebracht hatte – angeschöpft, hätte ich beinahe gesagt – darüber werde ich später noch einiges zu sagen haben.

Es war Otto, der Sohn der Mama Bombe, der mir den Fuß auf die Brust setzte. Wie ich gleich bemerkte, war er durch ein besonders großes Herz und durch eine besonders schöne Skalplocke und desgleichen Feder als Häuptling ausgezeichnet.

»Hugh! Was macht das Blaßgesicht auf den Jagdgründen der Kommantschen?!«

So hatte der Indianerhäuptling grimmig gefragt, und ich bin und war nicht derjenige, der lange Zeit zur Antwort brauchte, meine Beobachtungen machte ich so nach und nach. Ich fand mich sofort in meine Rolle.

»Ich bin ein harmloser Jäger, der nicht wußte, daß dies die Jagdgründe der tapferen Kommantschen sind, deren Ruhm die ganze Welt erfüllt!« gab ich zurück.

Kein Zeichen des Beifalls. Immer finsterer blickten die Augen in den wilden Gesichtern auf mich herab. Meine Lobhudelei schien also nicht viel genützt zu haben.

»Hat das Blaßgesicht schon einen Namen?«

Die waren ja schon ganz gut beschlagen! Wenns wahr ist, was in den besseren Schmökern steht, dann bekommt der Indianer erst einen Namen, wenn er eine kühne Tat vollbracht hat.

»Meine weißen Brüder nennen mich den Meister der Waffen.«

»Den Meister der Waffen!« wiederholte der kleine Häuptling gravitatisch. »Der starke Bär, der große Häuptling der Kommantschen, wird prüfen, ob das Blaßgesicht die Wahrheit spricht. Hat der weiße Jäger eine gespaltene Zunge, so wird er am Marterpfahl sterben. Uff! Der starke Bär hat gesprochen.«

Und da geschah etwas, was ich auch niemals für möglich gehalten hätte!

Er hob die Hand und winkte, und da . . .

Da galoppierten hinter der Felsengruppe, neben der wir uns befanden, ein Dutzend Pferde hervor, auf ihren mit Decken, aber auch mit Pantherfellen belegten Rücken saßen einige solcher kleinen Indianer, führten die ledigen Tiere an Lassos.

Ich staunte ja nicht schlecht!

Hatten sich diese Jungens als ganz regelrechte Kommantschen sogar schon beritten gemacht!

Daß Juba Riata unterdessen schon Pferde gefangen und gebändigt und zugeritten hatte, daß glaubte ich ja, das hatte er mir vorhin ja selbst gesagt – aber sogar schon alle diese Kinder zu Pferde . . .

Ja, und was waren denn das für Pferde?!

Ich hatte damals in der kurzen Zeit, da ich auf dem Plateau geweilt, nur große, stattliche Tiere gesehen.

Das hier aber waren Pony's, den Shetländern ähnlich, auch so struppig, trotzdem aber sehr schöne Tiere, ungemain kräftig und doch von eleganten Formen, und außerdem alle gescheckt.

Wo kamen denn die her?

Gab es hier zweierlei Pferderassen, eine große und eine kleine?

Nun, ich würde dies alles ja später erfahren.

Jetzt erst bemerkte ich, daß alle auch mit Lasso und mit federgeschmückter Lanze versehen waren, eine ganz achtunggebietende Lanze mit glänzender Stahlspitze.

»Uff!«

Und ich, der ich halb aufgerichtet dasaß, bekam, während mir gleichzeitig die Fußfesseln gelöst wurden, einen Stoß mit der umgekehrten Lanze in den Rücken, gar nicht so sanft.

Na, wartet nur, meine Jungens, wenn ich nicht mehr Euer Gefangener bin!

Sie schwangen sich auf ihre Gäule.

Prachtvoll, großartig!

Und dann wurde ich, mit noch besser umschnürten Händen, am kurzen Lasso oder gleich an zweien zwischen zwei Reiter genommen, mußte zwischen ihnen herlaufen, rennen, die Pferde schlugen einen ganz gehörigen Trab an. Das fand ich ja nun weniger prachtvoll und großartig.

So eine gemeine Schwefelbande!

Lassen die ihren Herrn und Meister und Erzieher mit gebundenen Händen zwischen zwei Gäulen in vollem Trabe rennen!

Na, wenn ich Euch erst wieder als Schiffsjungen an Bord habe, dann will ich Euch doch . . .

Doch Spaß beiseite!

Die Kerlchen hatten ihre Sache großartig gemacht!

Da mußte man Respekt bekommen!

Ich war vollständig überrumpelt worden – aber auch vollständig! Den Lasso von hinten über den Kopf geworfen, und ich hatte dagelegen. Da war ich auch schon an Händen und Füßen gefesselt gewesen. Und das war nicht etwa nur so eine Spielerei, auf die ich einging – nein, ich hätte mich wirklich nicht wehren können, ganz ausgeschlossen. Es war zu plötzlich gekommen und zu geschickt gemacht worden. Diese Knoten hielten, diese Lederbanden zu sprengen war keine Möglichkeit. Und ich mußte hier zwischen den Pferden mitlaufen, ob ich wollte oder nicht!

Zu meinem Glück war unser Ziel nicht weit. Ein Wäldchen, oder nur ein größerer Platz, der mit hohen Bäumen ziemlich eng umstanden war. Hier und da sah ich auf einem hohen Aste eine kleine Rothaut sitzen. Das waren die Wächter des Lagers, die das hohe Gras beobachten mußten, in dem ein Anschleichen doch sehr leicht möglich gewesen wäre.

Denn daß die Gelbherzen mit den Blauherzen, von denen auch die Skalpe stammten, im Kampfe lagen, daß sich die beiden Indianerstämme auf dem Kriegspfade befanden, daran war ja für mich gar kein Zweifel.

Ich war doch wirklich auf die spätere Erklärung gespannt, wie die diesen Krieg führten, in welchem Falle sie einen Skalp erbeuteten. Der Tote wurde dann natürlich schnell wiedergeboren, sein Skalp wuchs ihm gleich wieder nach. Aber der Sieger hatte dann einen feindlichen Skalps erbeutet, das war natürlich die Hauptsache. Wir

hatten es früher so mit unseren Schülermützen gemacht, bei uns gab die Besiegung im Ringkampf den Ausschlag, was hier aber wegen der großen Verschiedenheit des Alters und daher der Körperstärke wohl nicht angebracht war.

In der Mitte der Waldblöße standen drei Wigwams. Ganz regelrechte. Vielleicht nur etwas kleiner als wie für normale Indianer. Aber sonst ganz regelrecht aufgebaut und ausgeführt, aus Lederhäuten, mit grotesken Tiergestalten und sonstigen Figuren bemalt. Die gelbe Farbe herrschte vor.

Dann brannten zwei große Lagerfeuer, über dem einen schmorte ein mächtiger Braten, jedenfalls eine Ziege. Gedreht wurde der Spieß von einem Indianer. Weiber und Kinder konnte ich natürlich nicht verlangen.

Meine Begleiter saßen ab, die Pferde wurden regelrecht gekoppelt. Oder vielmehr gehobbelt, wie es im wilden Westen heißt. Die Vorderfüße wurden ihnen so zusammengebunden, daß sie beim Weiden nur kleine Schritchen machen, nicht entfliehen konnten.

Und die Kerlchen machten das alles, als wären sie geborene Rothäute, aber schon ausgewachsene Krieger!

Die mußten ja in den fünf Wochen tüchtig ausgebildet worden sein! Natürlich von Juba Riata. Viel faullenzen aber hatten die jedenfalls nicht können, und ... gelernt bleibt gelernt, sogar das Pferdehobbeln.

Mir wurde bedeutet, mich in einiger Entfernung von den Feuern niederzulassen. Zwei Wächter blieben bei mir, und mit deren handbereiten Tomahawks wäre gar

nicht zu spaßen gewesen. Auch im Ernstfalle hätte ich bei diesen Kindern nicht so leicht eine Flucht gewagt.

Die anderen ließen sich an dem Lagerfeuer ohne Braten nieder, zur Beratung. Erst aber wurden Pfeifenrohre aus dem Gürtel gezogen, andere steckten den Pfeifenkopf an den hohlen Stiel ihres Tomahawks, und gravitatisch wurde einige Zeit geraucht.

Doch nein, sie rauchten nur kalt. Gestopft hatten sie den Kopf aus einem Beutel, hatten wenigstens so getan, hatten auch mit einem Luntenfeuerzeug Funken geschlagen aber Qualm gabs nicht.

Und doch, als ich dann einige solcher Pfeifen näher betrachtete, da merkte ich, daß sie alle ganz regelrecht nach Tabak rochen, die Steinköpfe auch schon angeräuchert waren, und das hatten nicht etwa die Matrosen getan.

Na, meinetwegen. Da bin ich nicht so. Wir haben als zehnjährige Indianer auch schon die Friedenspeife geraucht, auch andere Pfeifen, auch Zigarren, haben uns dann hinter einen Busch gestellt und mit bleichem Gesicht den Magen umgekrempt. Und haben uns hochbeglückt als ganze Männer gefühlt.

Als ich diese Kinder übernahm, da hatte schon mancher der fliegenden Engel bei jeder Gelegenheit sein Zigaretten ganz offen geraucht. Das hatte ich ihnen nun freilich schleunigst aus den Fingern geschlagen. Es gab überhaupt kein Rauchen, direktes Verbot!

Wenn sie aber hier einmal heimlich eine Pfeife rauchten, weil sie Sehnsucht danach hatten, oder weil es nun

einmal zu ihrer »Vollkommenheit« gehörte – na, da hätte ich nichts dagegen gehabt. Das heißt, ich hätte es nicht gesehen. Am wenigsten, wenn sie den Indianer markierten.

Dem Indianer ist der Tabak eine hochheilige Pflanze. Als Manitou, der große Geist, den Menschen geschaffen, seinen roten Sohn, und nun die Erde verließ, auf der er bisher gesessen, da sproßte dort, wo seine rechte Hand ruht, der Mais hervor, und dort, wo seine linke Hand gelegen, wuchs der Tabak. Der Mais zur wirklichen Stillung des Hungers, der Tabak zur vermeintlichen Stillung, zur Besänftigung des knurrenden Magens, falls der Mais einmal mißrieth. Gar nicht so dumm ausgedacht!

Deshalb ist der Tabak als Geschenk des großen Geistes dem Indianer auch tatsächlich heilig, es werden beim Rauchen viele Zeremonien getrieben. Deshalb die heilige Friedenspfeife, gemeinschaftliches Rauchen gilt als Schwur, das Calumet spielt ja überhaupt eine große Rolle. Die indianische Tabakspfeife ist Gegenstand einer eigenen Forschung geworden, es existiert darüber eine eigene Literatur. Genau so, wie bei uns die alten Wappen vergangener Geschlechter studiert werden.

Matrosen sind die ersten gewesen, welche mit den Ureinwohnern Amerikas in Berührung kamen. Matrosen haben den Tabak, nach Salz heute das unentbehrlichste Bedürfnis des Menschen, über die ganze Erde verbreitet. Es ist ganz merkwürdig, wie die Seeleute aller Nationen die indianische Ehrfurcht für den Tabak mit übernommen haben. Inwiefern diese Ehrfurcht, das kann man aber nur

verstehen, wenn man selbst Seemann ist. Jedenfalls kann sich der heutige Seemann die Seefahrt ohne Tabak gar nicht mehr vorstellen und daß der Mangel an Tabak beim Anlaufen eines Hafens als halbe Seenot gilt, die Hafengebühren bedeutend erleichtert, habe ich ja schon einmal gesagt.

Schon der vierzehnjährige Schiffsjunge darf rauchen. Allerdings nur mit jedesmal bei den Matrosen eingeholter Erlaubnis, die ihm nur gegeben wird, wenn er ein tüchtiger Kerl ist. Zum Kauen des Tabaks dagegen wird er direkt angehalten.

Weshalb? Weil ohne Tabakkauen bei dem heutigen Salzfleisch sofort der Skorbut ausbrechen würde! Als die Seefahrer noch keinen Tabak hatten, da gab es auch noch kein Salzfleisch, nur getrocknetes und geräuchertes, welches bald von Würmern wimmelt. Erst der Tabak hat die dauernde Ernährung durch Salzfleisch möglich gemacht. Was man aber damals noch gar nicht gewußt hat. Das ist ein ganz, ganz merkwürdiges Zusammengreifen gewesen! –

Die kalte Pfeife der nachdenklichen Sammlung war ausgeraucht, wurde ausgeklopft, der Steinkopf in das Beutelchen, das lange Rohr oder der Tomahawk in den Gürtel zurückgesteckt.

Jetzt hielten sie Beratung ab.

Ganz nach indianischer Weise.

Es imponierte mir wirklich äußerst.

Mädchen bringen so etwas nicht fertig.

Die können keine »Indianers« oder »Indianersch« spielen.

Das weiß ich aus eigener Erfahrung.

Wenn ich auch Ausnahmen zulassen will. Stadtrat Piekers Grete zum Beispiel konnte es ganz ausgezeichnet, die durfte an unserem Beratungsfeuer mit teilnehmen. Denn die war taubstumm.

Diese meine Jungens hier machten als waschechte Indianer so wenig Worte wie möglich. Sogar eine Zeichensprache hatten sie sich schon zurechtgelegt.

Dann erhoben sie sich, König Otto der Achte, als Komantschenhäuptling der starke Bär, trat auf mich zu.

»Der Meister der Waffen wird beweisen, daß er diesen Namen mit Recht führt.«

»Ich werde es beweisen.«

»Er wird mit mir kämpfen.«

Kämpfen mit dem Knirps? Na, da war ich doch gespannt, wie nun das wieder arrangiert werden sollte,

Nun, das war ganz einfach. Es gibt einen Waffenkampf, bei dem man sich nicht gegenseitig abzuschlachten braucht. Man kann doch auch um die Wette schießen.

Und um so etwas handelte es sich auch hier.

An einen Baumstamm wurde in Kopfhöhe solch ein Tuchherz befestigt, der Häuptling ging hin, entfernte sich mit zehn großen Schritten, die bei einem Erwachsenen vielleicht sechs ausmachten, sieben Meter, drehte sich um, zog sein Schiffs- oder vielmehr Skalpiermesser, nahm die Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt es im

erhobenen Arm etwas über die Schulter, visierte, ein kräftiger Schleuderruck – und zitternd steckte das Messer tief in dem Baume, hatte das Herz ziemlich in der Mitte durchbohrt.

Dabei hatte es sich nicht in der Luft herumgewirbelt, sondern hatte nur eine halbe Umdrehung gemacht.

Hallo!

Ich war doch ganz starr! Nein, das konnte ich nicht, daran war ich nicht geächt.

Obgleich ich im Messerwerfen einige Erfahrung hatte, Früher war nämlich das Messerwerfen bei den Seeleuten allgemein üblich, wurde also als Sport geübt, auch für den Ernstfall verwendbar. Es hörte immer mehr auf. Zuletzt betrieben es nur noch die englischen Matrosen. Jetzt auch diese nicht mehr, es ist durch das Boxen ganz verdrängt worden.

Immerhin, wenn das Gespräch darauf kommt, probiert man es doch einmal wieder, mit dem Messer nach einem Ziel zu werfen.

Das ist garnicht so einfach. Mann trifft wohl das Ziel, aber nicht mit der Spitze. Das Messer dreht sich schnell im Kreise, und es ist nur Zufall, wenn es gerade mit der Spitze auftrifft. Es kommt darauf an, daß das Messer nur eine halbe Umdrehung macht, oder nur eine viertel oder gar keine, je nachdem wie man es anfaßt, bei der Spitze oder beim Heft, wie man es sich eben einmal eingeübt hat. Oder solche Meisterschaftswerfer lassen es sich auch zweimal oder dreimal oder sehr viele Male umdrehen, ganz wie sie wollen.

Das ist nicht so leicht wie es aussieht. Es kommt auf eine gewisse Bewegung an, oder auf irgend etwas, was man nicht definieren kann. Das ist gerade so wie etwa bei dem Doppelkreisel, Diabalo oder wie das Ding heißt, welches die Kinder mit einer ausgestreckten Schnur aufheben und in der Luft tanzen lassen. Das probiert man und probiert man, das Teufelsding will nicht an der Schnur kleben bleiben, so schwitzt man einige Stunden lang – bis es mit einem Male geht. Weshalb das Ding jetzt plötzlich tanzt, das weiß man gar nicht. O, es ist ganz interessant, auch für einen alten Mann, wenn er sich einmal mit solch einem Teufelsding abmüht und sich von den Kindern mit seiner Gelehrsamkeit auslachen läßt. Diese Stunden sind durchaus nicht unnütz verbracht, jedenfalls nützlicher als beim Kartenspiel.

Ich hatte das Messerwerfen probiert, es nicht gebracht, mich auch nicht weiter darin geübt. Nein, das konnte ich nicht nachmachen.

»Junge, wer hat Euch denn das beigebracht?!« fiel ich da vor Staunen aus meiner Rolle.

Daß unter meinen Leuten ein Messerwerfer war, das wußte ich gar nicht.

Das Messer wurde aus dem Herzen entfernt, der starke Bär – oder Otto, der er jetzt für mich war – zog seinen kleinen und doch als Waffe ganz beträchtlichen Tomahawk aus dem Gürtel, den Arm zum Wurf zurückgelegt – saused durchschnitt die blitzende Axt die Luft, hatte das Herz glatt durchgeschnitten, stak tief drin in der Baumrinde.

»Nanu! Hat das Euch Juba Riata gelehrt?!«

»Hugh! Das Blaßgesicht spricht wie eine Squaw!« erklang es verächtlich zurück. »Kann der Meister der Waffen das Messer und den Tomahawk auch so schleudern?«

»Na, versuchen will ich es doch einmal!«

Ich war aufgesprungen, meine Hände wurden mir entfesselt.

»Wenn das Blaßgesicht an Flucht denkt, so wird es die Schärfe meines Tomahawks fühlen!« wurde dabei gesagt.

Ich achtete nicht weiter darauf, fiel immer mehr aus der Rolle. Denn ich wurde immer mehr Feuer und Flamme. Inzwischen hatten nämlich auch andere »Krieger« Messer und Tomahawk geschleudert, den Baum hatten sie alle getroffen, stets blieb Spitze oder Schneide im Holz haften, die meisten hatten auch das Herz getroffen, allerdings keiner mit solcher Sicherheit, Kraft und Eleganz wie ihr kleiner Häuptling.

Man hatte Otto eben nicht umsonst zum Häuptling erwählt. Der Stärkste war er ja lange nicht, aber jedenfalls der Geschickteste und dann vor allen Dingen der Intelligenteste, das hatte ich ja schon immer gewußt. Nur daß es bei meiner Erziehung keinen Unteroffizier und keine andere führende oder beaufsichtigende Rolle gab. Es existierten nur zwei Farben, die miteinander wetteiferten, mit Ausschluß jeder Persönlichkeit.

Ich schleuderte ein Messer. Mit einem Male war ich nämlich der Meinung, daß es doch ganz einfach sein

müsse. Denn es hatte immer so überaus einfach ausgesehen, wie diese noch nicht einmal halbwüchsigen Jungen Messer und Tomahawk geworfen hatten.

Nichts war es! Wohl traf ich das Herz mit dem Messer, aber es klapperte nur dagegen, immer und immer wieder, auch nicht der Zufall wollte es, daß es einmal mit der Spitze drin stecken blieb.

Dann ließ ich mir ein Tomahawk geben – nein, es gelang mir nicht, die halbe Drehung herauszubekommen. Entweder es prallte mit dem Stiel oder mit der hinteren Seite gegen den Baumstamm.

»Nein, Waffenmeister, auf diese Weise geht es nicht, da müssen Sie das Messer wie das Beil ganz anders anfassen.«

Das hatte Juba Riata gesagt, der hinter den Bäumen auftauchte.

Sein Dazwischenkommen schützte mich davor, daß ich als Prahlhans an den Marterpfahl gestellt wurde.

Das Indianerspielen war für mich beendet – vorläufig. Ich wollte auch erst einmal eine sachliche Erklärung haben.

Die gab mir Peitschenmüller, während wir etwas abseits lagerten, dabei dem weiteren Treiben der Miniatur-Indianer zuschauend.

Es hatte den Kindern schon immer im Blute gesteckt, die Indianerspielerei. In der Bibliothek von zirka 2000 Bänden, welche die Patronin damals in Liverpool in aller

Schnelligkeit und doch mit guter Auswahl zusammengekauft hatte, befanden sich auch zahlreiche Indianer-erzählungen, nicht nur die klassischen von Cooper und Ferry und Meyne-Reid. Matrosen interessieren sich für so etwas genau so gut wie andere junge Menschen – germanische Matrosen, meine ich – ja, es ist sogar sehr eigentümlich, wie bescheiden sie da in ihren Ansprüchen sind, wie sie zum Beispiel auch an abenteuerlichen Seegeschichten, von Verfassern geschrieben, die nie ein Schiff gesehen haben, gar keine Kritik üben, wenn sie eben nur durch phantastische Abenteuerlichkeit unterhalten werden, und infolgedessen wird in den Hafenstädten ein schwungvoller Hausierhandel, auf der Straße wie in Hamburg meist mit Karrenwagen, mit solchen Schmöckern getrieben.

Für meine 32 Kinder waren diese Indianergeschichten natürlich erst recht etwas, und ich wäre doch der letzte gewesen, der ihnen solche Literatur vorenthalten hätte. Übrigens war auch bei uns das erste Literaturwerk, das in der Schule gelesen wurde, Robinson Crusoe. Nach der heutigen Pädagogik ist so etwas kaum noch denkbar, aber ich sehe schon die Zeit kommen, da der unsterbliche Rubinson Crusoe in der Schule wieder zu Ehren kommen wird, und zwar in noch ganz anderer Weise, da er nicht nur gelesen, sondern auch gleich selberlebt wird – worüber ich dann noch etwas sagen werde.

An Bord war keine Gelegenheit zum Indianerspielen. Die Jungen hatten hierzu auch tatsächlich keine Zeit. Jede Stunde war durch die Schiffsroutine ausgefüllt.

Schiffsarbeit, körperliche Übungen aller Art und Schulunterricht. Wenn ich für diesen auch täglich eine Stunde oder höchstens zwei für genügend hielt, um das bißchen Lesen und Schreiben und Rechnen beizubringen, was der Mensch braucht, so lange er sich nicht für eine höhere Wissenschaft vorbereitet. Ferner mußten sich die Jungen alles, was sie brauchten, selbst fertigen, ihre Kleider und Strümpfe und Stiefeln, mußten auch abwechselnd unter Meister Kännchens Anleitung ihr Essen selbst kochen, und da war also nicht viel Zeit zum Indianerspielen vorhanden. Andererseits war ja überhaupt ihr ganzes Leben ein Spiel. Ich will hier gleich erledigen, was ich über Robinson Crusoe und die Schule sagen wollte, muß aber dazu eine kleine Einleitung machen.

Im Jahre 1905 starb zu Amiens ein Prophet, wie es einen mit solch prophetischer Gabe wohl selten gegeben hat.

Dieser gottbegnadete Prophet hieß Jules Verne.

Wohl alle meine Leser kennen seine phantastischen Schriften.

Jawohl, phantastisch!

Alles, was dieser Mann, ursprünglich ein armseliger Gerichtsschreiber, einst von Unterseebooten und lenkbaren Luftschiffen und Flugmaschinen geträumt hat, zu einer Zeit, da die andere Welt an so etwas noch gar nicht dachte – alles ist fast buchstäblich in Erfüllung gegangen oder befindet sich auf dem besten Wege der Verwirklichung.

Ganz selbstverständlich hat es seinerzeit nicht an dem nötigen Spott gefehlt, mit dem man diesen unverbesserlichen Phantasten, der sich nur in »Unmöglichkeiten« gefiel, überschüttete.

Ja, das galt sogar von denjenigen seiner Schriften, in denen er gar keine wunderbaren Erfindungen behandelte. Wie zum Beispiel in seiner »Reise um die Erde in 80 Tagen«, erschienen 1873.

Wohl haben damals auch Erwachsene dieses Buch mit Vergnügen gelesen, haben es dann aber lächelnd den Kindern in die Hände gegeben.

»In 80 Tagen um die Erde! Pff! So ein Unsinn, so eine Unmöglichkeit!«

Na und heute? Heute braucht man dazu noch nicht einmal 60 Tage.

Dann aber hat Jules Vernes seinen prophetischen Blick auch auf dem Gebiete der Schule oder überhaupt der Jugenderziehung offenbart, ohne daß dies damals gewürdigt wurde.

»Die Schule der Robinsons!« heißt diese Erzählung.

Kinder werden auf eine Insel gebracht, müssen sich von grundauf durchs eigenes Nachdenken alles selbst fertigen.

Das, was dieser Dichter damals geträumt hat, wird jetzt bereits in Praxis ausgeübt.

In Nordamerika gibt es schon mehrere solcher »Robinsonschulen«, auch in England schon zwei.

Die Kinder kommen, so bald sie so weit sind – bei schulpflichtigem Alter, das in England mit dem fünften

Jahre beginnt, oder schon vorher oder auch erst später, das ist ganz egal – in eine ländliche Kolonie, wo sie alles, was sie zu des Lebens Nahrung und Notdurft gebrauchen, sich selbst erzeugen und anfertigen müssen. Mit dem Urbarmachen des Landes fängt es an, dazu muß sich ein jeder einzelne den ersten Spaten und die erste Hacke selbst schnitzen, mit einem Steinmesser, er lernt eine Messerklinge schmieden, so verfertigt er sich die ersten eisernen Spaten und Hacken – eine kleine Gemeinschaft baut sich die erste Hütte aus Zweigen, daraus wird eine Blockhütte aus rohen Baumstämmen, daraus eine Bretterhütte, daraus ein Fachbau – bis zuletzt ein steinernes Haus entsteht, und alles, alles, was sich darin befindet, ist selbstgefertigt, das Hemd ist aus selbstgebautelem Flachs gesponnen und gewebt, die Nähnadel und der Zwirn ist selbstgefertigt, das Tuch zum Anzug ist dem Schafe abgenommen, versponnen und verwebt.

Das, was wir Schulunterricht nennen, ist dabei ganz ausgeschlossen. Das heißt, daß sie dabei mit gefalteten Händen auf der Schulbank sitzen. Na ja, wenn sie lesen und schreiben und die ersten Anfangsgründe des Rechnens lernen, müssen sie dabei wohl still sitzen. Aber dann ist es hiermit vorbei. Alles Weitere erlernen sie eben gleich in der Praxis. Denn bei allem, was sie tun und fertigen, wird ihnen von vorgebildeten Lehrern auch das Woher und Wie und Warum gelehrt, die ganze Mathematik, die uns eingebläut wird, lernen diese Jungen – und auch die Mädchen – bei ihren praktischen Arbeiten. Wenn sie

einen Kreis aus Holz aussägen, so haben sie zugleich geometrischen Unterricht aber das wird ihnen alles spielend beigebracht und das eben ist die Hauptsache!

Aber nicht nur das, sondern diese Kinderkolonien verwalten sich auch ganz selbständig, es sind kleine Republiken; wenn nicht einen Präsidenten, so erwählen sie doch ihren Gemeindevorstand, ihre Gemeinderäte, sie haben ihre eigene Gerichtsbarkeit, verhängen Strafen, und so weiter.

Wenn dann diese Kinder, diese Knaben mit 14 Jahren ins Leben treten, dann sind das schon vollkommene Männer, die sich in jeder Lebenslage zurechtfinden, in jeder, darauf darf man sich wohl verlassen. Und dennoch haben sie die schönste Jugendzeit genossen!

Wenn ich dagegen meine Schulzeit bedenke!

Ach, Du lieber Gott! Ach, Du großer Jammer!

Unsere Arbeiter erstreben als Ideal die achtstündige Arbeitszeit.

Wir Kinder hatten täglich außer Mittwochs und Sonnabends, sieben Schulstunden – und nun außerdem noch diese häuslichen Arbeiten! Mit zehn Stunden täglicher Arbeit konnte man getrost rechnen.

Und was für Ballast wurde uns aufgebürdet! Mit was mußten oder sollten wir unseren Kopf vollpfropfen! Meiner Berechnung nach neunzig Prozent davon . . . alles für den alten Fritzen!

Ein Glück nur, daß ich so schlau war, niemals Schularbeiten zu machen, und freilich ein weiteres Glück,

daß sich auch mein Vater nichts aus meinen Schulzensuren machte. Wenn ich zu Ostern nur eben so gerade mit durchrutschte, damit kein ganzes Jahr verloren ging, dann war es schon gut, mehr verlangte er nicht von mir.

Freilich hatte ich deshalb auch in meiner Kinderzeit immer Sorgen, schwere, schwere Sorgen.

Die schriftlichen Hausarbeiten konnten vor der Schulstunde schnell noch abgeschrieben werden, was man sonst beantworten mußte, das wurde vorgesagt, da waren wir mit allen Hunden gehetzt, und wenn der Lehrer daneben stand, da wurde aus weiter Ferne signalisiert, dafür hatten wir eine eigene Zeichensprache erfunden – aber beim Auswendiglernen von längeren Sachen, da hörte doch so etwas auf.

Und ach, was haben wir vor zirka 30 Jahren alles auswendig lernen müssen! Besonders diese Bibelsprüche, diese Gesangbuchlieder!

Ich muß es hier aussprechen. Mir ganz egal, ob ich Anstoß erzeuge. Es ist der heilige Geist, der mich dazu drängt, dem man nicht widerstreben darf.

Ich habe solches Zeug nie auswendig gelernt. Ich hatte keine Zeit dazu.

Und ich bin nie ein schlechter Mensch gewesen, bin keiner geworden. Ja, ich bin in späteren Jahren sogar sehr religiös geworden! Und eigentlich, wenn ich es mir recht überlege, bin ich es sogar immer gewesen!

Und da denke ich nun an einen Schulkameraden. Der Junge hatte ein ganz besonderes Faible für biblische Geschichte und was damit zusammenhängt. Der konnte fast

die ganze Bibel auswendig. Wo der und der Spruch stand, die Sprüche herzuschnattern, die Gesangbuchlieder herzudeklamieren, das war seine Lust. Natürlich in Religion immer die Eins, natürlich überhaupt ein Musterknabe, der uns immer als Beispiel hingestellt wurde.

Und was ist aus diesem Jungen geworden?

Er wurde Kaufmann, hatte ein großes Geschäft. Mit betrügerischem Bankrott fing das Zuchthaus an. Aber dabei blieb es nicht, es ging immer weiter. Das letzte, was ich von ihm hörte, war ein Versicherungsschwindel mit Brandstiftung!

Gewiß, es ist eine Ausnahme.

Ja und doch ... wo bleibt denn da die Nutzenanwendung?

Genug davon!

---

Auch während des fünfwöchigen Aufenthaltes auf der Sandbank war keine richtige Gelegenheit zum Indianerspielen gewesen. Die ganze Umgebung mit dem dunklen und feuchten oder aber undurchdringlichen Urwald eignete sich doch nicht recht dazu. Und die Sandbank selbst war nur ein großer Sportplatz gewesen.

Aber hier in dieser luftigen, gesunden Höhe, auf diesen Prärien und in diesen parkähnlichen Wäldern, da war ja nun alles wie dazu geschaffen, um »Indianers« zu spielen. Und nun außerdem Pferde!

Ich hatte ja diese Gegend gleich am zweiten Tage wieder verlassen, hatte von dem Plateau gar nichts weiter zu sehen bekommen.

»Also nicht wahr, Juba Riata. Sie lassen die Kinder hier einmal nach Herzenslust spielen!« hatte ich beim Abschied gesagt.

»Ohne Sorge, ich will aus den Bengels schon ganz waschechte Rothäute machen!« hatte Peitschenmüller gelacht.

Zufälligerweise waren wieder fünf Wochen vergangen, bis wir zurückkamen.

Ich hatte ja in dieser Zeit oftmals daran gedacht, erwartete bestimmt, hier die Kinder beim Indianerspiel zu finden . . . aber daß sie mir, von Juba Riata schnell instruiert, solch einen Empfang bereiten würden, das freilich hatte ich nicht erwartet.

Peitschenmüller berichtete ausführlich.

Alles, was ich an ihnen und sonst hier sah, hatten sie sich selbst gefertigt. Allerdings nicht so ganz buchstäblich genommen, nicht von grundauf. Für ihre stählernen Tomahawks hatten sie nicht erst Eisenerzlager und Hochöfen mit Puddelanlagen zu errichten brauchen. Stahl war schon genug vorhanden gewesen, die Beile waren ihnen von den Schlossern geschmiedet worden, aber auch viele Matrosen hatten dabei geholfen.

Na ja, wenn sie Bäume für Zeltstangen fällen wollten, Feuerholz zerkleinern und dergleichen, dann mußten sie auch richtige Beile haben, nicht nur solche hölzerne Tomahawks, mit Silberpapier überklebt, wie wir

sie uns gefertigt hatten. Wenn schon, denn schon. Und diesen kleinen Männern, von denen jeder allwöchentlich seine Schießbedingungen mit scharfen Patronen aus englischen Infanteriegewehren zu erfüllen hatte, die bei der Arbeit in der Takelage immer das große Schiffsmesser benutzen mußten, denen konnte man auch ganz ruhig scharfe Beile in die Hände geben. Oder sie wären eben nicht diejenigen gewesen, die sie waren. Den Kopf spalteten sie sich nicht gegenseitig, das wußten wir schon.

»Sonst aber haben sie sich alles selbst machen müssen. Erst wurden Ziegen geschossen, sie mußten das Abhäuten lernen, dann das Gerben . . .«

»Womit haben sie denn die Ziegen geschossen?« fiel ich ins Wort. »Was sind denn das nur für kleine Gewehre?«

Da erfuhr ich es: Es waren Windbüchsen. So wenigstens werden die Dinger bei uns genannt, Wind- oder Luftbüchsen, ganz fälschlicherweise. Wohl gibt es Luftgewehre, die also mit Luft, nämlich mit komprimierter Luft schießen, aber zu kaufen bekommt man wohl keine. In den sechziger Jahren wurde einmal ein preussisches Kavallerieregiment, oder nur eine Schwadron, mit Windbüchsen ausgerüstet. Sie leisteten fast dasselbe wie Pulvergewehre, aber der Lauf explodierte zu oft. Jetzt hat auch wieder Nordamerika pneumatische Geschütze von kolossalen Dimensionen, die Dynamitbomben schleudern, eingeführt. Weitere Versuche kenne ich nicht.

Das, was wir Luftgewehre nennen, deren Schleuderkraft beruht ganz einfach auf Federmechanismus, hat mit Wind und Luft gar nichts zu tun. So war es auch hier. An Bord hatte sich von jeher ein großer Raum voll Gasrohre befunden, sie waren schon bei der Übernahme des Schiffes vorhanden gewesen, Wozu, das wußten wir nicht. Der erste Maschinist war es gewesen, dem der Gedanke gekommen. In ein möglichst gerades Stück Rohr kam eine Spiralfeder hinein, eine Vorrichtung zum Anspannen und Abschnellen. Korn und Visier, eine besondere Öffnung für die Kugel, so daß es ein moderner Hinterlader wurde, hinten ein Kolben aus Holz daran, und das Gewehr war fertig.

Freilich ist das ja nun leichter gesagt als getan, aber für solche Bordmechaniker ist es tatsächlich eine Kleinigkeit, ach, was müssen die manchmal flicken, und nun gar unser erster Maschinist, dieses alte Männchen, gelernter Grobschmied und jetziger Goldarbeiter, überhaupt ein Tausendkünstler. Der machte, wenn man es verlangte, aus einer alten Kaffeemühle innerhalb weniger Stunden eine brauchbare Weckuhr.

Also der brauchte nur das erste Mbdell zu fertigen, dann gab es andere Hände genug, um innerhalb eines Tages alle 32 Jungen mit solch einer Waffe zu versehen.

»Wirklich eine ganz brauchbare Büchse,« sagte Juba Riata, in der Hand solch ein Gewehr, an dem er mir die Konstruktion erläutert hatte, »durchaus solid und zuverlässig, selbst eine Sicherung ist hier vorhanden, auf zehn Schritt glatter Kernschuß . . . «

»Aber ich bitte Sie,« mußte ich ihn wiederum unterbrechen, »wie kann man denn nur mit so einem Federdinge eine Ziege erlegen?!«

»Nein, eine Ziege freilich nicht,« lachte Peitschenmüller, »nicht einmal einen Spatzen!«

»Ja, wozu haben sie denn sonst diese Dinger?«

Ich erfuhr es, mein eigener Scharfsinn reichte zur Erklärung nicht aus.

Die ganze Bande bildete zwei Stämme. Die Gelben waren die Kommantschen, die Blauen die Apachen. Natürlich mußten sie sich gegenseitig befehlen. In welchem Falle nun war ein »Krieger« besiegt, mußte dem Gegner seinen Skalp, mit der Feder seiner Farbe geschmückt, ausliefern, wenn ein Ringkampf wegen der großen Verschiedenheit des Alters und daher der Körperstärke nicht in Betracht kommen konnte?

Ich betone ausdrücklich, daß die Jungen selbst dieses Problem in einer Beratung gelöst hatten. Die Sache war wirklich gar nicht so einfach gewesen.

Es wuchs hier oben überall, wie auch unten, ein Strauch, der schwarze Beeren trug, so groß wie die Vogelbeeren. Seinen botanischen Namen habe ich gar nicht erfahren können, die in Brasilien einheimischen Portugiesen nennen diese Pflanze Yammaia.

Die sehr dünnchaligen Beeren enthalten einen schwarzen, dickflüssigen, klebrigen, teerähnlichen Saft, sind ungenießbar, werden auch sonst nicht verwendet.

Durch diese Beeren waren die Jungen auf den genialen Gedanken gekommen. Sie halten wohl einen kleinen

Druck zwischen den Fingern aus, wenn sie aber heftiger aufschlagen, dann platzen sie, der schwarze Saft, ganz harmlos, ist nicht so leicht wieder zu entfernen.

Also jeder Krieger mußte auf der Brust ein spannen-großes Tuchherz von seiner Farbe tragen, mit etwas Baumharz darauf geklebt. Als erste Schußwaffe hatten Blaserohre gedient, aus Bambus gefertigt. Als der erste Maschinist davon gehört, war der gleich auf den Gedanken gekommen, hatte die Blaserohre durch richtige Gewehre ersetzt, oder doch durch Rohre, mit denen man so einigermaßen richtig zielen und schießen konnte.

Nun handelte es sich also darum, den Feind zu beschleichen und ihm einen »tödlichen« Schuß ins Herz beizubringen. Andere »Verwundungen« zählten nicht mit. Platzte die Beere, die Kugel auf dem Herzen, dann färbte der Saft den Tuchlappen schwarz, dann war der Getroffene einfach tot, hatte liegen zu bleiben und zu warten, bis ihm der Sieger den Skalp abgenommen hatte.

Dann durfte der Skalpierte wieder lebendig werden oder nein, noch nicht so ganz, ohne Skalp durfte er sich nur erheben, seine Waffen mitnehmen, mußte aber ganz still nach Hause gehen. Erst wenn er sich in seinem Wigwam einen neuen Skalp aufgeklebt und sein geschwärztes Herz wieder gewaschen hatte, war er wieder ein lebendiger Mensch durfte von neuem den Kriegspfad betreten.

Wirklich ganz genial ausgedacht! Man muß sich in die Sache nur richtig hinein versetzen, um diese Genialität zu

begreifen. Es handelte sich hierbei um einen ganz richtigen Kampf um Tod und Leben, ohne daß die Geschichte irgendwie gefährlich werden konnte. Dann waren durch gegenseitiges Übereinkommen alle Kampfregeln auch bis ins Kleinste ausgearbeitet. Wenn sich zwei feindliche Indianer gegenüberstanden, durch gegenseitiges Beschleichen womöglich ganz unvermutet, so kam es eben darauf an, wer am schnellsten sein Gewehr anschlug und den tödlichen Schuß am sichersten abgab. Und nicht etwa, daß sich jemand schnell auf den Bauch warf oder dem Gegner den Rücken zukehrte, damit der sein Herz nicht treffen konnte! So etwas gibt es beim Indianer natürlich nicht, der sich die Skalplocke nur deshalb stehen läßt, um dem Gegner eine gute Handhabe zu geben, daß der ihm recht bequem die Kopfhaut abziehen kann. Immer frei dem Feinde Brust und Herz geboten. Nur auf die Geschicklichkeit des Anschleichens kam es an, oder auf die Schnelligkeit der Hand.

Und dann war die Sache immer noch nicht so einfach. Wohl mußte der einmal ins Herz Getroffene sofort niederstürzen, aber seinen Skalp brauchte er deshalb noch nicht verloren zu haben, den mußte der vorläufige Sieger ihm selbst abnehmen. Aber der Getroffene konnte ja Stammesgenossen in der Nähe haben. Die eilten herbei, um wenigstens noch seinen Skalp zu retten. So konnte es kommen, daß auch der erste Sieger noch Leben und Skalp verlor. Oder auch der bekam wieder Hülfe, dann entbrannte um die »Toten« ein heißer Kampf.

Und schließlich mußten die Toten, deren Skalps gerettet werden sollte, erst heimgetragen werden! Erst wenn der Betreffende in seinem Lager war, sogar im bestimmten Wigwam, erst dann erwachte er mit gerettetem Skalp wieder zum Leben.

O, es war alles bis ins Kleinste ausgearbeitet! Streitfragen, ob tot oder lebendig, ob der Skalp dem Feinde verfallen war oder nicht, konnten gar nicht vorkommen.

»Peitschenmüller, da spiele ich mit!« rief ich ganz begeistert.

Denn ach, ich hatte damals noch ein so junges Herz! Habe es übrigens noch heute. Einige graue Haare haben dabei nichts zu sagen.

»Da sind Sie nicht etwa der einzige Erwachsene, der mitspielt!« lachte Juba, »die ganze Mannschaft spielt mit. Die Grünen sind die Pawnees, Sie als Roter würden wie ich zu den Sioux gehören. Die bekämpfen sich auch gegenseitig, manchmal allein, manchmal macht der eine Stamm mit den Apachen oder mit den Kommantschen Bundesgemeinschaft, wies gerade so kommt. Ja, wirklich, die Matrosen und Heizer haben auch solche Federbüchsen. Ach, und ich sage Ihnen, es ist wirklich ein ganz herrliches Spiel! Und glauben Sie, daß dieses kindliche Spiel auf die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten einen kolossalen Einfluß hat?«

Er erklärte näher, wie er das meinte, und ich glaubte es ihm.

Ich habe schon früher gesagt, daß Juba Riata nicht gern über sein früheres Leben sprach. Nicht etwa, daß

er Grund zum Schweigen gehabt hätte. Ganz im Gegenteil. Der hätte etwas erzählen können, worauf er stolz sein durfte. Er war also auf einer Rinderfarm in Texas aufgewachsen, mitten zwischen Apachen, die sich immer gegen die Blaßgesichter auf dem Kriegspfade befanden, war dann aber als Cowboy oder Vaquero auch in Arizona und in anderen Indianergebieten gewesen, immer mit den Rothäuten im Kampfe liegend.

Das war so ein Mann, so ein Held des wilden Westens, wie ihn die Indianerschmöker verherrlichen. Aber er war viel zu bescheiden, um irgend etwas von seinen zahllosen Abenteuern zu erzählen. Das konnte höchstens einmal die Gelegenheit mit sich bringen.

Kurz, Juba Riata verstand alles, was der Wildwestmann können muß. Und jetzt weihte er die Kinder ein, ebenso die erwachsenen Jungen, in die Fährtenkunde und in alles andere, in die tausend Kniffe, um den Feind zu überlisten und sein eigenes Leben zu schützen.

Und nun wolle man sich die ganze Sache nur richtig vorstellen, um sie auch richtig würdigen zu können. Das Verlieren des Skalps war durchaus nicht entehrend. Aber selbstverständlich wollte doch jeder, der einen verloren hatte, nun baldigst einem Gegner den seinen abnehmen.

Und nun schlich so ein Junge, ob nun sechs- oder sechsundzwanzigjährig, durch die Prärie und durch den Wald, die Augen am Boden, um eine gefundene Splur zu verfolgen, um sich an einen Gegner heranzuschleichen, dabei aber mußte er seine Augen auch allüberall haben, mußte sein Gehör aufs schärfste anstrengen, um nicht

selbst überrascht zu werden, hatte dabei immer auf das kleinste Merkmal am Boden zu achten . . .

Glaubt man, daß da fünf Wochen genügen, um die menschlichen Sinne bis zum feinsten Grade auszubilden, um einen Menschen überhaupt ganz zu verwandeln, und nicht zu seinem Nachteile?

Ich habe es selbst erlebt, daß es so ist. Weshalb wird denn der deutsche Soldat so intensiv im Felddienst, im Patrouillendienst ausgebildet, mit der Bemühung, ihn auch in der geistigen Selbständigkeit so weit als möglich zu bringen?

Es läuft auf ganz dasselbe hinaus. Wenn heute unsere Jungen mit obrigkeitlicher Erlaubnis im sonst gesperrten Walde »Pfadfinder« spielen – was wir früher »Indianers und Trappers« nannten – so ist dies durchaus nicht zwecklos. Es ist durchaus nicht nur als ein kindliches Spiel zu betrachten. Und es ist nicht nur für einen künftigen Krieg, nicht zur Vaterlandsverteidigung, sondern es ist für das ganze Leben.

Ja, ich habe es selbst beobachtet, was aus Kindern und auch noch aus erwachsenen Männern innerhalb von fünf Wochen werden kann, wenn sie solch eine Lebensweise führen, fünf Wochen lang täglich unausgesetzt und manchmal des Nachts mit intensivster Anspannung aller ihrer Sinne, die doch geistigen Ursprungs sind. Es ist wirklich fabelhaft, was da für eine Umwandlung mit dem

ganzen Menschen stattfindet. Aber zu definieren ist diese Umwandlung nicht weiter. Nun, wir sollten es erleben, was diese Ausbildung aller Sinne für einen kolossalen Nutzen für uns hatte.

»Es gibt aber auch ein Lebendigfangen des Feindes,« fuhr Juba Riata in seinen Erklärungen fort, »das geschieht mit dem Lasso, sowohl zu Fuß wie zu Pferde. Überhaupt wird ja auch das gegenseitige Beschießen zu Pferde ausgeübt . . . «

»Ja, die Pferde!« mußte ich wiederum unterbrechen. »Wo haben Sie denn nur diese Ponys her?!«

»Na, die kommen hier oben eben auch massenhaft vor. Es sind zweierlei Rassen vorhanden, eine sehr große und eine ponyartig. Die großen, starken lassen sich allerdings sehr schwer zähmen. Wohl habe ich einige gebändigt und zugeritten, sie gehorchen ganz gut dem Zügel und dem Schenkeldruck, aber zu trauen ist ihnen niemals. Plötzlich wälzen sie sich, oder man hat plötzlich ihr Gebiß im Schienbein. Einen nicht durch und durch geübten Rauhreiter, der besonders auch über etwas – etwas . . . Brutalität verfügen muß, möchte ich gar nicht drauf setzen. Ohne zungenzermalmende Kandare und grausamer Stachelschiene wird man nie mit ihnen fertig. Also überlassen wir diese edlen Rosse nur lieber unserem Mister Tabak, der findet ihr schön durchwachsenes Fleisch ganz delikat. Einige andere Leute aber auch schon, es werden immer mehr, die Geschmack an Pferdefleisch finden, und ich sehe gar nicht ein, warum man denn Pferdefleisch verabscheuen soll. So werden diese großen Tiere bereits

als Jagdwild betrachtet, das Fleisch wird schon geräuchert oder eingesalzen.

Die Ponys dagegen lassen sich äußerst leicht zureiten. Das ist wirklich ganz wunderbar, obgleich die Tiere doch so wild und störrisch aussehen. Schon nach einer Stunde vernünftiger, nicht grausamer Behandlung nimmt auch der zuerst unbändigste Wildling willig Sattel und Reiterlast auf sich, gehorcht ganz sanft der Trense. Und es sind gar starke Tiere, tragen einen anderthalbzentri-gen Reiter stundenlang im schärfsten Galopp, ohne irgendwelche Erschöpfung. Auch einige unserer Leute sind schon ganz tüchtige Pferdebändiger und Zureiter geworden, so daß ich nicht mehr allein alle Arbeit habe. Besonders Hans hat nicht nur einen leichten Fuß, sondern eine überaus leichte Hand, was beim Zureiten die Hauptsache ist, wenn es sich nicht nur um ein bloßes Bändigen handelt. Natürlich mit der nötigen Kraft verbunden. Aber die leichte Hand merkt das Pferd sofort und ist dankbar dafür.«

»Gibt es Raubtiere hier oben?«

»Nur Panther. Wenigstens haben wir bisher noch kein anderes Raubtier erblickt. Freilich handelt es sich um ein Areal von mehr als zehn geographischen Quadratmeilen, es gibt darin die denkbar verschiedensten Regionen, erst der geringste Teil davon ist von uns erforscht oder doch untersucht, und solche Tiere halten sich immer nur in bestimmten Gebieten auf, die ihnen am meisten zusagen.«

»Dieselbe Pantherart wie unten?«

»Ja. Nur daß sie mir alle etwas größer zu sein scheinen. Sie kommen massenhaft vor. Das muß wohl auch sein, zumal wenn es wirklich die einzigen Raubtiere sind. Sonst würden sich ja die anderen, die pflanzenfressenden Tiere ins Ungeheure vermehren, bis sie sich selbst auffressen müßten, wollten sie nicht verhungern. Dem weiß, die Natur immer vorzubeugen.«

»Werden sie dem Menschen gefährlich?«

»Wenn sie angegriffen werden, natürlich. Wir jagen tüchtig auf sie, auch die kleinen Jungens haben schon viele geschossen, natürlich nicht mit der Federbüchse. Es gibt wenige, die noch kein Fell haben. Ein Unglücksfall ist noch nicht vorgekommen. Die Kerlchen schießen ja schon wie die Westernmens, wie die Hinterwäldler. Übrigens ist strenge Order, daß kein Junge ohne Beisein eines Erwachsenen, den ich selbst dazu bestimmt habe, einen Panther angreift. So lange Sie nicht hier waren, war ich dafür verantwortlich. Jetzt können Sie die Bestimmung ja ändern.«

»Sie mag nur so bleiben. Gibt es Schlangen hier oben?«

»Ja, mehrere Arten. Auch eine Riesenschlange, eine Netzschlange, der größten eine. Kommt ziemlich häufig vor, ist aber dem Menschen ungefährlich.«

»Giftschlangen?«

»Noch keine einzige gefunden.«

»Was gibt es sonst noch für bemerkenswerte Tiere hier oben?«

»Vor allen Dingen Büffel, welche ... «

»Was, Büffel?!« rief ich erstaunt.

»Büffel, die ich für echte nordamerikanische Bisons halten möchte, nur daß sie nicht einen so ausgeprägten Höcker haben. Dafür sind sie noch größer, noch mächtiger ...«

Peitschenmüller fuhr fort zu erklären, ich aber hörte nichts mehr.

Erschrocken war ich emporgeschnellt, blitzähnlich erwägend, welche Waffe hier wohl am angebrachtsten sei, die ich auch wirklich gleich zur Hand hatte, außer meines Revolvers in der hinteren Hosentasche, der mir aber zur Abwehr gar nicht recht geeignet erschien.

Ein dröhnendes Brüllen war nämlich erschollen, in dichtester Nähe, ein furchtbares Brüllen, und da trat es auch schon aus dem Gebüsch heraus, ein ungeheurer Büffel, ein Stier, mit mächtigen Hörnern, überhaupt ein mächtiges, ganz unheimliches Vieh!

Der amerikanische Bison, der Buffalo, wird im Durchschnitt am Widerrist zwei Meter hoch. Beim Bison besteht dieser Widerrist in einem hohen Höcker, daher auch diese für ein Rind doch ganz bedeutende Höhe.

Bei diesem Tier hier fehlte der den Bison doch etwas entstellende Höcker, und trotzdem betrug seine Höhe immer noch mindestens zwei Meter. Sonst aber glich er ganz einem Bison. Nun kann man sich vielleicht vorstellen, was das für ein Vieh war! Und nun noch dazu diese zottige, am Boden schleppende Mähne! Dieser Haarwulst!

Und jetzt senkte dieses Ungeheuer den ungeheuerlichen Kopf mit den rotglühenden Augen, richtete die ganz gefährlich spitzen Hörner direkt gegen uns.

Und da kann man vielleicht auch begreifen, daß ich schnellstens jeden Gedanken an eine Waffe aufgab und mich lieber nach einem Baume umsah, auf den ich retieren könnte.

Nur weil Juba Riata ganz ruhig liegen blieb, tat ich es nicht. Obwohl ich Peitschenmüllers Verhalten ganz und gar nicht verstand.

»O, Sie brauchen nicht zu erschrecken,« sagte er jetzt ganz gemütlich nachdem er seine Erklärung, die ich also gar nicht mehr gehört, beendet hatte. »Komm her, Devil, komm her, mein Liebling.«

Und Devil, der liebliche Teufel, folgte dem Rufe, kam heran, nahm aus der ausgestreckten Hand ein Stückchen Zucker. Doch nein – ein Stückchen Salz.

Da erst bemerkte ich, daß das Ungetüm einen Ring in der Nase hatte, von dem aus ein Leitseil nach dem Rücken lief, und daß außerdem auf dem Rücken ein Sattel lag – freilich ein ganz anderer als ein Pferdesattel, ein ganz ungeheures Ding, der den Buckel umspannen mußte – mit entsprechenden Steigbügeln daran.

Ein zugerittener Büffel!

Im Augenblick aber mußte ich über etwas ganz Besonderes staunen.

Doch ein ganz merkwürdiger Kauz, dieser Juba Riata, dieser Peitschenmüller!

Man überlege sich die Sache nur recht.

Wir sprechen über Pferde. Wir sprechen über andere Tiere, die hier oben vorkommen. Wir unterhalten uns schon länger als eine halbe Stunde. Endlich bringe ich aus ihm heraus, daß es hier oben auch Büffel gibt.

Und dabei hat dieser Kerl schien einen Büffel gezähmt und zugeritten, der hier ganz dicht in seiner Nähe weidet, der nur nicht zu sehen ist und sich nicht bemerkbar macht!

Versteht der geneigte Leser, worum es sich hierbei handelt, worüber ich so staunte?

Wohl jeder andere hätte doch alsbald gesagt: »Hören Sie mal, ich habe schon so einen Büffel zugeritten, sehen Sie mal, haben Sie schon so etwas gesehen? Na, was sagen Sie denn dazu?«

Dieser Mann hier verlor kein Wort.

Wenn der Büffel nicht zufällig gebrüllt und aus dem Gebüsch gekommen wäre, wir hätten hier tagelang im Grase liegen können, dieser Peitschenmüller hätte nichts von seinem phänomenalen Reittiere erwähnt.

Dieser Mann hatte sich in seinen früheren Jahren einen indianischen Charakter angeeignet, es war noch immer etwas Indianisches an ihm. Das war es! Ich hatte so etwas schon öfters gemerkt, ohne mir richtig Rechen-schaft über diesen Charakter geben zu können. Jetzt aber kam das einmal voll und ganz zum Vorschein, nun wußte ich es!

Und jetzt erst, als ich nicht mehr vom Schreck beherrscht wurde, sah ich auch, was für ein ungeheures, fürchterliches Vieh das war!

Zwei Meter hoch und drei Meter lang!

Man messe sich das einmal aus, und dann lese man über den Bison in Brehms »Tierleben« nach. Um es nämlich auch glauben zu können, daß es solch einen Ochsen wirklich gibt!

Dann aber gehe man nicht in den zoologischen Garten, um da an amerikanischen Bisons seine Messungen zu machen.

Was man da an nordamerikanischen Bisons zu sehen bekommt, das ist ja nur Schruz. Die sind in der Gefangenschaft geboren, und schon deshalb können es gar keine ganz echten sein, denn es gibt noch kein einziges Beispiel, daß sich wildeingefangene Bisons in der Gefangenschaft fortgepflanzt haben.

Auch die Bisons, welche Buffalo Bill mit seiner Indianerbande benutzt, sind keine echten. Es sind Abkömmlinge von Bisons aus dem Yellowstonepark mit zahmen Hauskühen, welche unter jene wilden Herden getrieben und dann wieder eingefangen worden sind. Trotzdem sind des Obersten Codys Mischlings-Bisons die schönsten und größten, die jetzt gezeigt werden, kein zoologischer Garten hat solche Exemplare aufzuweisen. Aber echte Bisons sind es noch lange nicht.

Die einzigen jetzt noch existierenden Bisons leben im Yellowstonepark, in jenem ungeheuren Nationalpark, auf dem Grenzipfel der Staaten Wyoming, Montana und Idaho, eine der herrlichsten, imposantesten, schaurigsten Gegenden der ganzen Erde, wo die Natur einmal alles zusammengedrängt hat, was sie an Wundern nur irgendwie

bieten kann, und der Yankee ist ideal und praktisch genug gewesen, diese 13 000 Quadratkilometer für tabu, für heilig, für unantastbar zu erklären. Dort gibt es noch große Büffelherden, sie dürfen nicht gejagt werden, leben sonst aber in ungebundenster Freiheit. Wer bei der Jagd erwischt wird, bekommt Zuchthaus, kann auch sofort niedergeschossen werden. Die Aufsicht führen einige Schwadronen Bundeskavallerie, aber nur zusammengesetzt aus erprobten Wildwestjägern.

Ich bin in späteren Jahren im Yellowstonepark gewesen, habe dort Büffelherden weiden, Stiere miteinander kämpfen sehen.

Für mich ist der amerikanische Bison das imposanteste, das fürchterlichste Tier.

Man kennt einen Löwen, man kennt einen Elefanten.

Wenn man das Wort »Löwe« oder »Elefant« hört, so kann man sich doch dieses Tier gleich im Geiste vorstellen. Aber das kann man beim Bison nicht.

Man denkt an ein Rind, an einen Ochsen.

Und nun sieht man plötzlich solch einen Ochsen.

Jawohl, einen Ochsen!

Der Anblick spottet aller Beschreibung.

Zwei Meter hoch und drei Meter lang!

Und das ist nur die Durchschnittshöhe, es gibt noch größere.

Und nun diese ungeheure Mähne, und dann vor allen Dingen dieses rote, glühende, furchtbar wilde Auge!

Das finstere Gesicht eines Löwen ist gar nichts dagegen.

Schon hier auf dem Gebirgsplateau im brasilianischen Urwald sah ich solch einen riesenhaften Bison. Nur dadurch vom nordamerikanischen unterschieden, daß der Höcker fehlte, daß der zwei Meter hohe Widerrist sich über den ganzen Rücken erstreckte. Also war er noch mächtiger als der eigentliche Bison.

»Sie brauchen nicht die geringste Sorge zu haben!« sagte Juba Riata, über des Ungetüms Nase streichelnd und den ungeheuren Kopf krauend, was der Stier mit einem behaglichen Grunzen vergalt. »Mein Devil ist wie ein Lamm. Eigentlich hätte ich ihn daher lieber Angel, Engel, nennen sollen.

Mein Schreck – oder ich will nur lieber gleich sagen: meine Furcht war verschwunden

»Ja, wie kommen denn diese Ungeheuer nur hier herauf?!«

»Herr, das weiß ich nicht!« lautete die einfache Antwort, und es war auch eine dumme Frage von mir gewesen, nach dem Ursprung der Schöpfung zu forschen, worüber ich ja schon einmal gesprochen habe.

»Es ist kein ganz echter nordamerikanischer Büffel oder Bison?« konnte ich schon eher weiterfragen.

»Bis auf den Höcker. Sonst gleicht er diesem vollkommen.«

»Ich denke, der Bison läßt sich nicht zähmen, also wohl noch viel weniger zureiten?«

»Nein, und auch darin gleicht dieses Tier ganz dem amerikanischen Bison.«

»Auch darin?! Ja, Sie haben ihn aber doch zugeritten!«

Juba Riata blickte zur Seite, und es kam mir nicht anders vor, als wenn er meinen Augen ausweichen wolle.

»Herr Waffenmeister,« sagte er dann etwas leise, »ja, ich habe dieses Tier zugeritten. Ich kenne ein Mittel, um auch das wildeste Tier zu bändigen und es ganz meinem Willen zu unterwerfen, daß es mir wie ein Lamm folgt, mir wie ein Hund gehorcht. Aber zum zweiten Male möchte ich diesen Dressurakt nicht vornehmen. Fragen Sie mich nicht, wie ich es fertig gebracht habe. Es geschah auch an einer ganz abgelegenen Stelle, niemand durfte und konnte mir zuschauen. Ich habe es fertig gebracht, einen Bison zu bändigen und zuzureiten – genug! Einmal und nicht wieder!«

Da mochte es ja freilich schön dabei zugegangen sein.

»Na, da reiten Sie mir doch wenigstens einmal etwas vor!« sagte ich, denn Juba Riata machte keine Miene, in den Sattel zu steigen, und er hätte es sicher nicht getan, wenn nicht eine zwingende Notwendigkeit vorlag.

Aber meiner Aufforderung kam er sofort nach. Er volltierte hinauf. Denn von einem Aufsteigen durfte man bei dieser Höhe nicht viel sprechen.

O, wie das schon aussah, der Mann auf dem Büffel!

Peitschenmüller war ein gar stattlicher Kerl! Aber gegen dieses ungeheure Reittier war er doch nur ein verschwindendes Menschlein!

Auch der Vergleich mit einem Elefantenreiter wäre ganz fehlgeschlagen, das war wieder etwas ganz, ganz anderes.

Nein, dieser langgelockte Mann auf dem kolossalen, mähnenumwallten Büffel, dicht hinter dem ungeheuren Kopf sitzend – einfach ein unvergleichlicher Anblick!

Und nun, wie er das Ungetüm zugeritten hatte! Eben genau wie ein gutes Schulpferd. Auf der Waldblöße ließ, er das Tier in allen Gangarten gehen, zuletzt in Galopp, in immer rasenderer Karriere.

O, dieser Anblick, wie das Ungeheuer mit tief gesenktem Riesenschädel dahinjagte! Unbeschreiblich!

Und ich dachte an etwas.

Früher benutzte man Elefanten, um die feindlichen Reihen in Verwirrung zu bringen, indem man sie einfach hineinjagte.

Was gab es wohl, was diesem Ungeheuer hier widerstanden hätte?

Felswände, künstliche Mauern in genügender Stärke. Sonst wohl nichts. Wehe, wenn dieser Büffel in eine Schwadron Kavallerie hineingerast wäre! Da wäre ja überhaupt gar kein Pferd mehr zu halten gewesen, sie brauchten dieses wütende Vieh bloß ankommen zu sehen.

Zuletzt ließ er den Büffel sogar über Büsche und einen Graben springen, und das riesige Tier tat es trotz seines unförmlichen Leibes mit einer Eleganz, wie ich es niemals für möglich gehalten hätte.

Dann hielt er wieder neben mir. Aber nun wie! Ein Ruck, und das Ungeheuer, eben noch in voller Karriere befindlich, stand plötzlich wie aus Erz gegossen.

»Prachtvoll! Herrlich! Unvergleichlich!« jubelte und staunte ich.

»Wollen wir einmal nach dem Sportplatz reiten?«

»Sportplatz?«

»Am See liegt er. Gar nicht weit von hier. Die Grünen fechten jetzt gegen die Roten ein Polospiel aus. Zu Pferde.«

»Zu Pferde?!«

»Jawohl, alle, alle sind schon beritten. Reiten Sie mit? Können Sie reiten?«

Ja, ich konnte reiten. Auf dem Karussell hatte ich schon geritten. Auch schon im Hippodrom, dreimal herum einen Groschen. Aber auch schon in orientalischen Häfen hatte ich schon geritten, auf der Straße, Ausflüge gemacht. Freilich nur auf Eseln. Und gar zu schnell durfte mir mein Reittier nicht werden. Sonst ließ ich den Zügel los und schlang liebevoll die Arme um den Esels Hals. Wenn ich es nicht vorzog, an einer weichen Stelle mich sanft vom Rücken herabgleiten zu lassen.

Na, unterdessen hatte ich die Sache etwas geändert, ich war wieder der gewandteste Turner geworden, leistete noch viel mehr, als in meinen besten Knabenjahren. Mit dem Reiten hat die Turnerei ja freilich nichts zu tun, aber ... doch darüber habe ich ja schon einmal ausführlich gesprochen.

Also her mit dem Gaul! Ein großes, starkes Pony wurde gebracht, die Steigbügel verlängert, und ich schwang mich mit der Grazie oder doch Geschicklichkeit eines Pavians hinauf, ohne den Steigbügel benutzt zu haben –

nämlich weil ich den nicht gefunden, wie auch mein Fuß gesucht hatte.

»Recht so, ein echter Wildwestmann muß von jeder Seite aus aufsteigen können!« lobte mich Juba Riata. Ach so, ich war ja von der verkehrten Seite aufgestiegen, von der rechten!

Aber wenn mich ein Juba Riata deswegen belobte, dann war es ja gut so.

Fort ging es! Erst im Schritt, dann im Trab!

Na, nun sage niemand mehr, daß ich nicht reiten konnte!

»Galopp!«

Nee, ich konnte doch nicht reiten.

Wenigstens muß es jammervoll ausgesehen haben, wie ich da oben herumschaukelte.

Aber die Hauptsache war doch, daß ich die Balance behielt, überhaupt nicht herunterkugelte. Das andere, was zum Reiten gehört, wollte ich schon mit der Zeit lernen.

»Dort kommt ein Wassergraben. Wollen wir ihn nehmen?«

»Nu sicher!«

»Werden Sie ihn nehmen können?«

»Nu sicher!«

»Das Pferd springt von allein. Nehmen Sie die Zügel etwas kürzer, Schenkel fest und Oberkörper etwas vor, dann schnell . . . «

Peitschenmüllers Anweisung kam zu spät, es war seine Schuld, er hätte schneller sprechen müssen.

Mein Gaul war schon gesprungen und ich ... bruch, kladderadatsch ich war über den Kopf weggeschossen und lag drüben auf der Nase.

Aber das Pony war ausgezeichnet dressiert, das mußte man ihm lassen.

Auch das Tier, ein Hengst, bleibt sofort stehen, setzt nur die Vorderfüße über mich weg, und wie es so breitbeinig über mir steht, da fängt das Luder an zu ...

Na Gott bewahre mich! Muß mir so etwas passieren!

Zwar war ich wie ein Blitz unter dem Pferdeleib hervorgesprungen, aber da war es schon zu spät, da hatte ich schon meine warme Dusche weg!

Und Peitschenmüller lachte auf seinem Büffel, daß ihm die Tränen über die Wangen rannen.

»Verzeihen Sie, Herr Waffenmeister, daß ich lachte – aber so ein Mißgeschick, das nennt man Pech ...«

»Ich verzeihe Ihnen, hoffe aber, daß Sie nicht alle Ihre Ponys so ausgezeichnet dressiert haben!« lachte ich selbst aus vollem Halse mit. Denn da bin ich doch nicht so.

Und dann war es ein großes Glück im Unglück, daß es niemand gesehen hatte. Denn wenn etwa Klothilde dabei gewesen wäre oder es später erfahren hätte – na, die hätte mich doch einfach tot gemacht!

Das Wasser war ja ganz in der Nähe, angezogen war ich auch danach – ich also hinein in die Schwemme, dann wieder hinauf in den Sattel – und nun machte ich gleich zum zweiten und dritten Male den Sprung, ohne wieder den Boden zu küssen. Nun hatte ich es schon heraus, worauf es beim Springen ankam.

Das Hexengoldtal blieb links liegen, nach wenigen Minuten schon in Trab und Galopp hatten wir unser Ziel erreicht.

Es war ein recht beträchtlicher See, an dessen südlichem Ufer sich das ganze Treiben entwickelte.

Ich habe einmal die Behauptung aussprechen hören, daß sich gerade in England der Sport nur deshalb so ungewein entwickelt hätte, weil England einen ganz besonderen Rasenboden habe.

Das wird wohl übertrieben sein, aber Tatsache ist, daß England einen Rasen besitzt, wie man ihn sonst nirgends in der Welt wiederfinden. Wenn das hohe Gras bei gutgepflegtem Boden ganz kurz geschoren wird, dann entsteht ein Teppich, der eben für alle Rasenspiele ganz unvergleichlich ist. Anderswo muß überall für Lawntennis ein besonderer Platz geschaffen werden, asphaltiert und mit Kies bestreut und gewalzt – ist in England alles gar nicht nötig. Einfach das Gras abgeschoren, und der herrlichste Sportplatz ist fertig, gerade so wie er für die Gummibälle beschaffen sein muß, weder zu hart noch zu weich, was aber auch für alle anderen Ballspiele gilt, und nicht zuletzt für das Pferderennen. Dieser Grasboden ist wie geschaffen für den Pferdehuf. Solcher Graswuchs läßt sich aber durch Kunst sonst nirgends erzeugen. Er hängt eben mit dem englischen Klima zusammen.

Hier war auch solch ein Boden, ein ganz natürlicher, der gar keiner Pflege bedurfte. Es war ein großes Felsenterrain, glatt wie ein Tisch, ohne jeden Riß auf dem in zweifußhoher Humusschicht tropisches Moos wucherte,

hart wie Gummi, also doch etwas elastisch. Sonst duldeten diese Moos keine andere Pflanze.

Ich halte mich deshalb so lange bei diesem Sportplatz auf, weil jeder, der etwas von Sport kennt, doch weiß, wie sehr es auf den Boden dabei ankommt.

Auf dieser Moosfläche tummelten sich einige Dutzend Ponyreiter, tummelten sich ganz gehörig. Die Grünen fochten gegen die Roten einen Polokampf aus.

Ich will darüber nichts weiter sagen, als daß es sich darum handelt, ob nun zu Pferde oder zu Fuß, oder auch zu Schlittschuh oder zu Rollschuh, einen Ball durch das feindliche »Tor« zu treiben.

Besonders bei der englischen Hautevolee ist dieses Ballspiel zu Pferd sehr beliebt, ganz besonders in Indien. Der Ball wird dabei mit langen Stöcken geschlagen und getrieben.

Ich wunderte mich doch etwas, daß das meine Jungen schon fertig brachten. Ich hätte da nun freilich noch nicht mitmachen können. Ich bekam schon grandiose Reiterkunststückchen zu sehen.

Aber auch noch anderes gab es hier zu sehen, nicht alle waren an dem Polospiel beteiligt, vielleicht nur die Hälfte.

Seitwärts davon in gehöriger Entfernung war die Humusschicht mit dem Moos abgehoben worden, auf der freien Felsbäche, eben und glatt wie ein Tisch, wie asphaltiert, wurde Rollschuh und Rad gefahren, und mehrere von ihnen hatten sich auch schon als Kunstfahrer

ausgebildet, die sich in jedem Varietee hätten sehen lassen können.

Und dort ein Turnplatz mit sämtlichen Geräten, die des Nachts in einem Schuppen aufbewahrt wurden.

Und jetzt kam die Patronin mit den acht Turnern angerückt.

»Leute, hier stelle ich Euch Eure Kameraden vor, wir haben acht neue Argonauten bekommen, es sind die Meisterschaftsturner von Deutschland, sie werden Euch jetzt etwas vorturnen.«

Und die acht Kerls begannen zu turnen.

Dem Folgenden muß ich ein besonderes Kapitel widmen, es ist gar zu wichtig für uns

#### 46. KAPITEL. DROHENDE KONFLIKTE UND WIE ICH SIE ZU LÖSEN WEISZ.

»Es ist schon losgegangen, Georg.«

So sagte die Patronin am Abend zu mir in der Kajüte.

Wenn nicht einmal oben auf dem Plateau ein Nachtlager und vielleicht auch ein nächtlicher Schleichkrieg inszeniert wurde, so mußten die beiden Wachen, welche den ganzen Tag frei hatten, bei Sonnenuntergang wieder an Bord sein, die Kinder natürlich erst recht.

So hatte Kapitän Martin während meiner Abwesenheit bestimmt, und so würde auch ich es weiter halten. In den zwölf Tagesstunden konnten die sich oben genug austoben, konnten es ja auch abends bis spät in die Nacht an Bord fortsetzen.

»Was ist schon losgange?« fragte ich in bayrischem Dialekt, was meine humoristische Stimmung charakterisiert.

»Die Eifersucht!« war die lakonische Antwort  
Ich hatte es gewußt.

Ich hatte doch meine Jungen beobachtet, als heute nachmittag dort oben die acht Turner ihr phänomenales Können an jedem Gerät entwickelt, auch auf den Sprungbrettern ins Wasser hinein, auch schon auf dem Rücken der Pferde. Sie waren eben sofort die unübertrefflichsten Kunstreiter gewesen. Aber das Staunenswerteste hatten sie doch wieder an den Geräten geleistet, besonders an Barren und Reck.

Die biedereren Seeleute hatten gestaunt, dann aber waren ihre Gesichter verdrießlich geworden, dann mürrisch dann finster, dann verächtlich – und verächtlich hatten sie sich zuletzt abgewandt.

Meine Jungen waren ganz einfach von der Eifersucht erfaßt worden.

»Wenn das die neuen Argonauten sind, die ihr aus Neuyork mitgebracht habt, dann können wir alten Argonauten ja gehen. Sucht Euch nur noch mehr solche Turnerhelden zusammen, die Euch etwas vorzappeln.«

Nicht etwa, daß ich dies sagen hörte. Von keinem einzigen, keine Andeutung davon! Aber ich las diese Worte ihnen förmlich von der Stirn ab, aus den Augen heraus.

Einfach die Eifersucht hatte sie erfaßt.

Die Eifersucht ist eine der häßlichsten Leidenschaften.

Doch nein! Für diese Untugend kann der Mensch am allerwenigsten, dagegen hilft kein Ankämpfen, also soll man sie auch nicht häßlich nennen.

Die Eifersucht ist eine Leidenschaft,  
Die stets mit Eifer sucht,  
Was Leiden schafft.

Dieses geflügelte Wort ist wohl bekannt genug. Es schadet aber auch nichts, zu wissen, daß es von dem deutschen Philosophen und Theologen Schleiermacher ist; um von dem Geistreichtum dieses jetzt so wenig gelesenen Mannes wenigstens einen kleinen Begriff zu haben.

Und so ist es doch.

Andere unglücklich machen – und sich selbst am allertiefsten. In seinem eigenen Herzen schmerzhaft herumwühlen. Jeden Grund dazu ver Hundertfachen, und ist kein Grund dazu vorhanden, so wird einer mit jedem Raffinement gesucht.

Also meine Jungens waren eifersüchtig geworden.

Na, sie hatten in diesem Falle ja vielleicht auch wirklich einen Grund dazu.

Es gibt auch eine Art von Eifersucht, die man hochachten soll.

Bei den Tieren findet man diese Art von Eifersucht am ausgeprägtesten bei den Hunden, und gerade hierdurch werden sie die treuesten Freunde des Menschen, eben dadurch erheben sie sich himmelhoch über alle anderen Tiere.

Bei den Menschen hängt diese edle Art von Eifersucht mit der Vasallentreue zusammen, am stärksten im Nibelungenliede in der Person des Hagen von Tronje zum Ausdruck gebracht.

Mögen diese Andeutungen genügen.

Und für uns war die Sache wahrhaftig gar nicht so einfach.

Es drohte tatsächlich ein böser, böser Konflikt, durch den unsere ganze bisherige Harmonie in die Brüche gehen konnte.

Aber ich scharfsinniger Mensch – der wirklich scharfsinnige Leser versteht doch wohl dieses Eigenlob – hatte das alles ja gleich in Neuyork vorausgesehen, als ich die Turner anwarb, ich geistreicher Mensch hatte auch gleich ein Mittel gewußt, um dies alles zu verhüten, der Sache noch die allerbeste Wendung zu geben.

»Offenbare es den Leuten gleich jetzt!« bat Helene.

»Nein, morgen früh erst.«

»Bitte, bitte, Georg, offenbare es den armen Jungen gleich jetzt!« flehte die Patronin noch mehrmals.

Aber ihr untertänigster Vasall ließ sich nicht erweichen, der blieb hart.

Michten die Jungens nur einmal die ganze Nacht zappeln, sich mit ihrer Eifersucht herumbalgen, das schadete gar nichts.

Aber den Kapitän Martin weihte ich schon ein. Sonst freilich niemanden

Der Morgen brach an. Die dritte Wache hatte heute Deckwaschen, überhaupt den ganzen Tag Dienst, durfte

das Schiff nicht verlassen. Da noch kein dritter Steuer-  
mann angenommen, war der Offizier dieser Wache noch  
immer der Kapitän selbst, den dritten Bootsmann hat-  
te schon immer der Matrose Hein gespielt, er bekleidete  
diesen Rang auch schon längst.

Das Deckwachen begann. Nur wenige von den ande-  
ren beiden Wachen trieben sich an Deck herum, auch sie  
verschwanden nach und nach wieder, aber nicht, daß sie  
sich nach dem Plateau begeben hätten.

Nur die Kinder waren unter Peitschenmüllers und des  
Eskimos Führung schon abgerückt zum täglichen Spiel,  
heute war besonders großes Ger- oder Speerwerfen. Aber  
vorher hatten die Kinder in der Batterie ihren »Törn« ab-  
machen müssen. Bleibeschwertes Schnellgehen, Hantel-  
stemmen und einige andere Übungen, immer mit täglich  
zunehmendem Gewicht, und waren es auch nur wenige  
Gramm. Daher die Muskulatur dieser Kinder. Man solls  
nur einmal probieren!

Zwar hatten sie dort oben noch viel bessere Gelegen-  
heit dazu, auch auf dem Plateau war dazu alles vorhan-  
den, dort konnte auch jeder noch nach Belieben üben  
und sich trainieren – aber der Morgentörn in der Batte-  
rie war nun einmal eingeführte Pflicht, der sich niemand  
entziehen durfte. Nur um ja keine Ausnahmen einreißen  
zu lassen. Daher, wiederhole ich, die Muskulatur dieser  
Kinder.

»Na, was ist denn?« wandte ich mich an eine noch an  
Deck stehende Gruppe der ersten und zweiten Wache.  
»Geht Ihr denn nicht auf das Plateau hinauf?«

»Nee.«

»Warum denn nicht?«

»Wi hämm keen Lust.«

So!

Na meinetwegen.

Das konnten die machen, wie sie wollten.

Freilich würde dann, wenn sie keine Lust mehr für dort oben hatten, bald ein anderer Wachtdienst eingeführt werden.

Auch diese letzte Gruppe der Freigänger begab sich ins Mannschaftslogis.

Ich blickte einmal hinein. Da hockten sie, Heizer und Matrosen, und wühlten in ihren Kleiderkisten herum.

»Habt Ihr denn heute schon Euren Törn abgemacht in der Batterie?«

»Nee.«

»Warum denn nicht?«

»Wi hämm keen Lust.«

So!

Na meinetwegen

Diese Morgenübungen gehörten ebenfalls nicht zum Schiffsdienst, darüber gibt es nirgends eine Vorschrift.

Das heißt: zum dritten Male durften sie mir diese Antwort nicht geben!

Doch so weit ließ ich es nicht kommen, ich wußte ja.

Die armen Kerls!

Ob sie wohl schon ihre Kleiderkisten packten?

Mit was für einem Herzen wohl?

Die Eifersucht ist eine . . . und so weiter.

Der Kapitän erschien auf der Kommandobrücke.

»Alle Mann an Deck!«

Die Bootsmannspfeife schrillte das Kommando nach. Die beiden Freiwaschen kamen an Deck, natürlich mit affenartiger ... nein, mit der Geschwindigkeit mit der sie kommen müssen, im Sturmschritt.

Mürrische Gesichter konnten sie ja machen, so viel sie wollten, aber ihre Spazierhölzer schlenkern mußten sie aus Leibeskräften. Oder die Bootsleute hätten ein Feuer dahintergemacht, mit Stiefel und Faust, daß ihnen Hören und Sehen vergangen wäre.

Denn der Bootsmann, der das bei Gelegenheit nicht tut, womöglich gar, weil er nicht dazu fähig ist, der bekommt etwas ins Buch geschrieben, daß er nie wieder als Bootsmann fahren kann.

Sie kamen angestürmt, bauten sich auf. Da wir drei Wachen hatten, mußte ein Karree gebildet werden, nur eine Seite offen, die nach der Kommandobrücke.

»Der Kargo-Kapitän und Waffenmeister übernimmt das Kommando bis zum Beleg.«

Der nautische Schiffsführer sprach und verschwand wieder im Kartenhaus, in dem er also einen Niedergang nach seiner Kajüte hatte.

Also ich war der Kommandant des Schiffes. Eigentlich war ich es ja immer, konnte ja sogar den Kapitän entlassen, aber dessen Würde mußte doch der Mannschaft gegenüber gewahrt werden, und in den eigentlicher Schiffsdienst hatte ich ja wirklich nichts hineinzureden.

»Wegtreten?« fragte der erste Offizier, als ich nicht gleich ein weiteres Kommando gab,

Nein. Die Leute konnten gleich stehen bleiben.

Und nun wollte ich mir auch einmal einen ganz besonderen Spaß machen.

»Aaaahhh Händs an Deck!«

Gleich alle drei Bootsmannspfeifen schrillten und trillerten, noch in ganz anderer Weise als vorhin, besonders die Stewards rannten, die Kajütenjungen, wurden dabei von den dazu abgeteilten Matrosen unterstützt.

Nämlich um die Exklusiven und die sonstigen Gäste an Deck zu bringen, aus der Kojе heraus, falls sie noch darin lagen, Alle, alle mußten an Deck!

Na ja, das Schiff konnte doch sinken, oder brennen, oder sonst eine Lebensgefahr bestehen.

Nur wegen der Mama Bombe hatte ich Sidy schon vorher einen Wink gegeben, damit die nicht ihre vier Zentner aus der Kojе zu wälzen brauchte, wobei sie regelmäßig das Moskitonetz zerriß, der Kapitän blieb in seiner Kajüte, und auch die Schiffsherrin hätte nicht zu kommen brauchen, die hätte, wenn es ihr Spaß machte, freihändig verbrennen oder wegsacken dürfen.

Aber auch die Patronin stellte sich schnellstens ein, Ilse an der Hand, beide schon angezogen, während Klothilde sich noch im kurzen Unterrock befand, und der Bandl-wurm knüpfte sich noch die Hosen zu, wozu er bei deren endloser Länge ja freilich auch geraume Zeit brauchte.

Und nun gar unser armer Doktor Isidor! Der hatte gerade im Bade gesessen, war aber sofort herausgeholt

worden, erschien nur in einen Bademantel eingewickelt, mit schneeweißem Kopf, die Haare eingeseift!

»Was ist los?! Was ist denn passiert?!«

»Angetreten!«

Sie traten an, die acht Neulinge in ihren grauen Turnerkostümen wurden mehr nach der Mitte bugsiert.

»Diese acht Burschen dort sind auf der »Argos« als Schiffsjungen angemustert worden.«

So sprach ich, und alle wars!

Für den Leser muß ich aber wohl noch einige Erklärungen hinzufügen.

Für die Seeleute war es nichts Neues, daß gereifte Männer noch einmal als Schiffsjungen anfangen.

Ich persönlich kenne zwei Männer, welche in gereiftem Alter noch als Schiffsjungen in die Kauffahrtei eintraten.

Dabei schließe ich alle die vielen Jünglinge aus, die ich kenne, welche noch vor ihrer Militärzeit zur See, zur Handelsmarine gegangen sind. Teils, um wirklich Seemann zu werden, teils um nicht als Vier-, sondern als Dreijähriger in der Kriegsmarine zu dienen, also um »gezogen« zu werden, teils solche junge Leute, die ihr Einjährig-Freiwilligen-Examen gemacht haben und nun ihre einjährige Dienstzeit in der Marine absolvieren.

Denn das ist nur möglich – in der Matrosendivision – wenn man vorher ein Jahr zur See gefahren ist. Man muß unbedingt mindestens 12 Monate Seefahrtszeit auf deutschen Segelschiffen nachweisen, sonst kann man nicht als Einjähriger in der Marine, d. h. in der Matrosendivision dienen. Dann aber ist es ja auch ganz schön. Man

kommt auf jeden Fall hinaus, sieht etwas von der Welt, und es kostet absolut nichts. An Land muß der Einjährige freilich auch in der Kaserne schlafen, anders geht es nicht. Auch der Offiziersaspirant. Und in der Marine kann noch jeder Mann Offizier werden, jeder! Wenn er das Zeug dazu hat. Meist geht es über den Feuerwerksmaat hinaus. Sonst kann er nur Deckoffizier werden. Hat aber auch schon etwas zu sagen!

Nein, diese Jünglinge meine ich hier nicht

Ich meine gereifte Männer, die eine sichere Lebensposition aufgaben, um noch zur See zu gehen, um die Seemannskarriere zu ergreifen.

Der eine war ein siebenundzwanzigjähriger Kaufmann, ein gutgestellter Buchhalter, in Lebensstellung, der noch einmal den Schiffsjungen spielte, der andere, 32 Jahre alt, war . . . ein Assessor beim Landgericht.

Als gewöhnlicher Schiffsjunge zur See gegangen! Denn anders geht es nicht.

Drei Jahre als Schiffsjunge. Das ist Vorschrift, ist Gesetz. Die Zeit als Leichtmatrose hängt ganz vom Kapitän ab, aber unter einem Jahre geht es selten. Und dann, wieder Gesetz, mindestens zwei Jahre als Vollmatrose. Dann wird man zum Steuermannsexamen zugelassen, wozu man natürlich erst eine Navigationsschule besuchen muß. Oder auch nicht so natürlich. Darauf könnte man sich eventuell auch durch Selbststudium vorbereiten.

Und all diese Zeit muß man auf deutschen Segelschiffen durchmachen! Dampfer und Ausländer zählen nicht mit.

Da sieht man also, was es für ein Märchen ist: die Zeiten der Segelschiffe seien vorüber.

Im vergangenen Jahre sind in Hamburg ungefähr 4300 Segelschiffe eingelaufen und wieder ausgelaufen. Und zwar Hochseeschiffe! Kleine Küstensegler nicht mit eingegriffen. Das spricht wohl am besten.

Das ist ein Viertel aller Hochseeschiffe, die Hamburg anliefen.

Mit der Tonnenzahl können sie freilich nicht mit den Dampfern konkurrieren, auch im Verhältnis nicht, daß stimmt allerdings.

Hinwiederum werden gerade jetzt immer mächtigere Segler gebaut, in Amerika schon Sechsmaster. Denn die Konkurrenz im Seehandel wird immer größer, und in der Billigkeit des Frachtsatzes können die Dampfer wieder nicht mit den Seglern konkurrieren.

Also die vorschriftsmäßige Zeit zum Zulassen zum deutschen Steuermannsexamen unbedingt auf deutschen Hochseesegelschiffen abgemacht werden.

Wenn sich nur recht viele Schiffsjungen zur Handelsflotte melden wollten. Wie sich die deutsche Flotte noch entwickeln wird, das ist noch gar nicht abzusehen, die scheint erst noch in den Kinderschuhen zu stecken, und

außerdem muß besonders deshalb für Nachwuchs gesorgt werden, weil der Abgang der deutschen Matrosen und Seeoffiziere nach der englischen und amerikanischen Flotte ein ganz kolossaler ist. Alles deutsch, alles deutsch!

Ja, Schiffsjungen genug melden sich ja auch. Aber neunzig Prozent geht wieder nach Hause zu Muttern.

Denn freilich, leicht ist es nicht. Ein schwerer, schwerer Dienst, – harte, harte Arbeit! Man muß sich nur einmal die Hände solch eines Jungen nach der ersten Woche ansehen! Bis sich das nötige Leder gebildet hat. Es gibt keinen anderen Beruf, der solches Leder bildet. Diese nassen Taue! Und nun überhaupt alles naß. Naß in die Kojen, mit gefrorenen Kleidern – man denkt, jetzt endlich kann man einmal seine vier Stunden abschlafen – da fängt wieder so ein Segel zu schlagen an »all Händs an Deck!« – und wieder geht die Balgerei auf den Rahen los, stundenlang. Und nun dazu noch dieser Schlangenfraz!

Aber wer es aushält, wer die nötige Energie und Intelligenz besitzt, und wer nicht zum Krüppel geschlagen wird oder sonst abfährt, der hat Aussicht, dereinst Kapitän zu werden, ganz sichere Aussicht!

Denn der Abgang ist groß, und sonst fährt man eben unter anderer Flagge. Der deutsche Kapitän wird von allen anderen seefahrenden Nationen mit Kußhänden aufgenommen.

Aber vor allen Dingen Energie! Das Ergreifen und Benutzen der gegebenen günstigen Verhältnisse! Daran

eben lassen es ja die meisten fehlen, die trotz aller Intelligenz und seemännischen Tüchtigkeit Zeit ihres Lebens als Matrosen fahren. Sobald sie an Land ausgezahlt werden, versaufen sie alles. Saufen darf man natürlich nicht.

Ist man aber einmal Kapitän, dann ist man ein kleiner König. Zwar ein kleiner nur, aber selbstherrlicher als jede Majestät an Land. –

Die beiden Männer, die ich hier meine, haben es ausgehalten.

Und sie mußten als Schiffsjungen anfangen. Als ganz richtige Schiffsjungen. Da gibt es nichts. Und außerdem nun das uralte Zunftwesen!

Auch der Herr Assessor wurde von den Matrosen geduzt, während er sie mit »Sie« anzureden hatte, mußte ihnen das Eßgeschirr reinigen, alle anderen der niedrigsten Arbeiten verrichten, die dem Schiffsjungen zufallen.

Eine dreijährige Lehrzeit brauchten die beiden allerdings nicht durchzumachen. Die gesetzliche Vorschrift sagt nur, daß niemand unter 17 Jahren Matrose werden kann. Ist man schon darüber hinaus, so kommt es eben ganz auf die Leistungen an, dann kann der Kapitän nach Willkür zum Leichtmatrosen befördern. Freilich wird da der Kapitän sehr vorsichtig sein, er ist verantwortlich dafür, wenn er einen Mann als Matrosen qualifiziert, der noch nicht sämtliche Schiffsarbeiten versteht.

Ein Jahr Junge, ein Jahr Leichtmatrose – unter dem kommt sicher niemand weg. So war es auch bei dem Assessor, den ich näher kennen lernte. Und dann unbedingt

24 Monate als Matrose, ehe man zur Steuermannsschule zugelassen wird, das ist Gesetz, da kommt niemand herum.

Prügel bekommen solche große »Jungen« natürlich nicht mehr. Da ist ein »natürlich« angebracht. Ja, sie können Prügel bekommen, die Matrosen haben dazu das Recht. Aber dann sind es eben Waschlappen, die es nicht anders verdient haben, und solche gehen in späten Jahren doch nicht mehr zur See.

Aber immerhin, ich selbst habe gesehen, wie der Herr Assessor, als er nicht schnell genug einen Block einhing, vom zweiten Steuermann einen Tritt bekam, der ihn zu Boden warf.

Und der mußte ihn ruhig einstecken, konnte nichts dagegen machen.

Oder er wäre heute nicht Kapitän.

Denn dieser ehemalige Landgerichtsassessor, der die Juristerei satt bekam, der noch in spätem Alter sein Jugendideal verwirklichen wollte, der hat dieses sein Ideal wirklich erreicht! Der fährt heute einen großen Passagierdampfer zwischen Bremen und Indien. Der tauscht mit keinem Reichsgerichtsdirektor mehr!

Der andere, der Kaufmann, ging zur amerikanischen Flotte über und ist heute als Staatsbeamter Hafenmeister von Charleston. –

»Haben Sie nicht Lust, den Seemannsberuf zu ergreifen, Kapitän zu werden?«

So hatte ich die acht Turner damals gefragt. Nachträglich, nachdem ich sie schon engagiert hatte.

Kapitän werden? Ja, natürlich! Wer möchte das wohl nicht gern! Aber geht das denn?

»Ja, aber Sie müssen eine dreijährige Lehrzeit als Schiffsjunge durchmachen.«

Was? Dazu freilich hatte keiner Lust.

Da hatte ich eine halbe Stunde lang gesprochen, hatte alles erzählt, geschildert, Beispiele angeführt Prügel bekamen sie ja nicht bei uns. Aber den ungeschriebenen Zunftgesetzen mußten sie sich fügen.

Und lachend hatten sie freudestrahlend ihre Zustimmung gegeben, und sie waren durchs das deutsche Generalkonsulat auf dem Neuyorker Seemannsamt für die Hamburger »Argos« als Schiffsjungen angemustert worden! Monatlich zehn Mark! Mehr gibt es auf deutschen Schiffen für den Jungen nicht. Reicht aus für die Kleidung, und mehr braucht er ja auch nicht. Was ich den acht Männern sonst gab, das ging ja niemandem etwas an. Die Heuer betrug zehn Mark. Nebenbei bemerkt: englische Schiffe nehmen überhaupt keine Jungen an; die Engländer sind so schlau, sich die besten Matrosen gleich fix und fertig vom lieben deutschen Vetter Michel liefern zu lassen.

»Diese acht Burschen dort sind auf der »Argos« als Schiffsjungen angemustert worden.«

So hatte ich jetzt von der Kommandobrücke herab als stellvertretender Kapitän gesagt.

Und das genügte.

Gleichgültig, ob diese Leute hier schon so einen Fall erlebt hatten oder nicht – jedenfalls wußten sie nun sofort, worum es sich handelte.

Ein allgemeiner, starrender Blick nach den acht »Burschen«, ein staunender Blick – und dann plötzlich heiteren sich alle die mürrischen und verdrießlichen Gesichter auf. Dann weiter ein allgemeines Grinsen, auch Grien genannt.

Die hatten es sofort erfaßt!

Und hiermit war der drohende Konflikt beseitigt, alles Böse hatte sich zum Guten gewendet.

Inwiefern, wodurch – diese Antwort überlasse ich dem Leser. So leicht zu definieren ist es ja auch gar nicht.

Aber das war jedenfalls das einzige Mittel gewesen, um jede Mißstimmung schnellstens zu beseitigen, alle Eifersucht, um die acht neuen Männer als gleichberechtigte Argonauten einzuführen – gerade als die niedrigsten Schiffsjungen, die eventuell jeder Matrose backpfeifen konnte. Zunächst aber mußten die neuen Schiffsjungen auf die Wachen verteilt werden, das ist immer das erste bei einer neuen Massenmusterung.

Die Exklusiven und Gäste konnten dazu wieder wegtreten, die »Gefahr« war ja vorüber. Aber nur Doktor Isidor verschwand, in seinem Bademantel gewickelt, nicht schlecht auf mich raisonnierend.

Die Verteilung der neu angemusterten Mannschaft auf die Wachen ist Sache der Offiziere, der Kapitän kümmert

sich nicht darum. Die neuen Leute treten an, die Steuerleute rufen beim Namen oder winken, immer abwechselnd, bis die ganze Portion verteilt ist. Das sind immer kritische Minuten für die Offiziere, zumal wenn sie die Matrosen sonst noch gar nicht kennen gelernt haben. Jeder will natürlich die besten Matrosen für seine Wache haben. Aber woher soll man das wissen? Die Papiere sagen gar nichts. Solche mit schlechten Zeugnissen hat der Kapitän doch gar nicht angemustert. Da muß man sich auf den Blick verlassen, auf die seemännische Menschenkenntnis, wobei man sich aber doch oft grimmig täuschen kann.

Kritisch ist für den Steuermann diese Auswahl bei der Verteilung deshalb, weil er allein für die Leistung der ganzen Wache verantwortlich ist. Klappt einmal ein Segelmanöver nicht, passiert sonst etwas während dieser oder jener Wache, dann ist es allein der wachthabende Offizier, der vom Kapitän das Donnerwetter bekommt. Und was für ein Donnerwetter, manchmal mit Blitz und Hagelschlag! Um die einzelnen Matrosen, die schlapp und ungeschickt gewesen sind, kümmert sich der Kapitän gar nicht. Der hält sich nur an den führenden Steuermann, der muß dann alles ausbaden. Das ist genau so wie im Heer, wenn beim Manöver eine Kompanie einen dummen Streich gemacht hat, nur die Soldaten selbst sind daran schuld – aber diese Soldaten werden dann doch nicht etwa zum Zivil entlassen, sondern der vielleicht ganz unschuldige Herr Hauptmann ist es, dem ein

»Major ade!« zugerufen wird, der den Helm mit dem Zylinderhut vertauschen muß.

Ja, die Verteilung dieser acht Schiffsjungen, von solchen strammen Bengeln war wirklich eine ganz wichtige Sache, und es ging sofort los.

»Die Jungen werden mit ihren Vatersnamen gerufen!« brauchte ich nur noch zu sagen, und begab mich an Deck, um selbst mit zu wählen, als dritter, denn jetzt galt ich nur als dritter Steuermann, wie es auch beim Kapitän selbst gewesen wäre, das heißt als Offizier der dritten Wache.

Diese Familiennamen waren im Laufe des gestrigen Tages schon allgemein bekannt geworden.

»Häckel!« sicherte sich der erste Steuermann sofort den Advokatenschreiber mit den riesenhaften, herkulischen Umrissen, und der Gerufene marschierte hinüber.

»Starke!« schrie Ernst, der zweite Steuermann, mit einer krampfhaften Hast, als fürchte er, ein anderer könne ihm diesen Mann wegnehmen.

Der Schriftsetzer, der mit seinen muskulösen Riesenfoten auch lieber Granitblöcke als Letterchen hätte setzen sollen, wie er überhaupt der Statur nach am meisten dem Advokatenschreiber ähnelte, marschierte zur zweiten Wache hinüber. Das »marschieren« ist wörtlich zu nehmen.

»Schneider Schnipplich!« entfuhr es mir.

Alles lachte.

Es war mir wirklich nur entfahren. Ich wußte, daß Günther Schneider war, daß er allgemein Schnipplich genannt wurde, ich war nicht gleich auf den richtigen Namen gekommen – da hatte ich zur Sicherheit »Schneider Schnipplich« gerufen.

Nun blieb es aber auch bei diesem Schneider-Schnipplich

Also der kleine, dicke Stöpsel, fast eine Fettkugel, schnipelte mit zierlichen Schrittchen zu mir hierüber. Natürlich wußte ich schon, wen ich für des Kapitäns eigene Wache gesichert hatte. Ein phänomenaler Kerl, dieser Herrenkleiderkünstler! Wenn er auch Brüste wie eine Frau hatte. Das war bei dem aber alles Muskel!

»Swidersky!«

»Vogel!«

Gott sei Dank, der, auf den ich es abgesehen hatte, war noch frei! Ich hatte schon gezittert.

»Kretschmar!«

Der kleine, spindeldürre Damenkonfektionär hopste mit elegantem Sprunge zu mir herüber.

Auch ihr Beruf war ja nun schon allgemein bekannt.

»Sie, Herr Waffenmeister,« mußte sich denn auch Klotthilde gleich vernehmen lassen, »Sie wollen wohl ein Herren- und Damenkonfektionsgeschäft aufmachen?«

»Jawohl, und ich hoffe, daß Sie uns als erste Kundin beehren, um sich einen neuen Unterrock zuzulegen. Der da sieht ja scheußlich aus!«

Nun blieben noch zwei übrig, die ausgelost werden mußten: der Uhrmacher Hannemann und der Maler und Tapezierer Kaul.

Ersterer trug eine Brille und fiel der zweiten Wache zu, letzterer hatte sich an den Zimmerdecken beim Malen die Haare abgestoßen, hatte eine mächtige Glatze, und wurde durch das Los für die dritte Wache entschieden.

Gerade diese beiden, die niemand hatte haben wollen – wenn sie auch in der Turnerei den anderen durchaus nichts nachgaben – sollten die tüchtigsten Seeleute werden und das höchste Ziel erreichen. So ist es eben gewöhnlich.

Der Kapitän erschien wieder und nahm mir formell durch »Beleg« das Kommando wieder ab. An Bord wird ein Kommando oder Befehl oder eine Anordnung nicht zurückgenommen oder aufgehoben, sondern »belegt«.

So, nun konnte es losgehen. Und es ging los! Die acht neubackenen Schiffsjungen sollten erst einmal vollen Tagesdienst tun, ehe sie mit zur Freiwache kamen.

Also schnellstens Arbeitszeug anziehen, und dann wurde ihnen zuerst der Schrubber in die Hand gedrückt – nein, zuerst ihnen gezeigt, wie sie den Besen überhaupt anzufassen hatten. Denn das will auch gelernt sein. Wenn so ein Matrose ein Dienstmädchen kehren sieht, dann sträuben sich ihm die Haare.

Dann war es natürlich Oskar, der als erster einen Jungen vornahm, um ihn »soltig« zu machen, salzig, scharf.

Er hatte heute Dienst, teerte gerade ein Segel.

»Du, Häckel,« sagte er zu dem Herkules, »lang mal hin zum ersten Bootsmann, laß Dir eine neue Teerzange geben. Der mit den krummen Beinen und dem Napoleons-gesicht, das ist der erste Bootsmann, und darauf ist er

auch stolz – das heißt auf sein Gesicht, auf seine Beine weniger – er will auch so angeredet sein. Also Du sagst zu ihm: »Herr Napoleon, Sie möchten doch so freundlich sein und die Güte haben und mir für den Herrn Segelmacher eine neue Teerzange gehen.« – Verstanden? Nun lauf. Aber trapp, immer trapp!«

Also Häckel rannte, stellte sich in Positur vor das kleine Krummbein hin, ein Riese vor einen Zwerg.

»Herr Napoleon, Sie möchten doch so freundlich sein und die Güte haben und mir für den Herrn Segelmacher eine neue Teerzange ... «

Das letzte Wort konnte er nicht mehr aussprechen. Da hatte das kleine Krummbein schon in die rechte seiner ungeheuren Tatzen gespuckt und zum Schlag ausgeholt.

»Du Näswater! Du Rotzjunge infamer! I hau Di een in de Snut ... «

Zwar tat es der Bootsmann nicht, aber es genügte gerade.

Einmal nämlich wollte er nicht Napoleon genannt sein, und zweitens gibt es überhaupt so etwas wie eine Teerzange gar nicht ...

So fing es an, und so ging es weiter. Auf diese Weise wurden die neubacktenen Schiffsjungen »salzig« gemacht.

47. KAPITEL. DAS INDIANERSPIELEN WIRD ERNST.

Ungefähr acht Tage später ritt ich an einem herrlichen Morgen auf meinem Pony, auf dem ich nun sattelfest geworden, allein nach Norden durch Wald und Prärie, nur begleitet von Chloe, dem Schäferhunde.

Ich wollte einmal allein sein, einen ganzen Tag lang, vielleicht noch länger, wollte mich aber dazu doch nicht in ein Versteck legen. So machte ich gleich einmal eine kleine Forschungsexpedition auf eigene Faust.

Erforscht war das Plateau ja schon innerhalb der sechs Wochen, seitdem die »Argos« hier lag, so weit dies eben bei solch einem Gebiet möglich war. Wenn man einen Begriff davon haben will, was zehn geographische Quadratmeilen bedeuten, so nimmt man am besten eine Karte von der Umgegend seiner Heimat her, die man gut kennt, alle die umliegenden Dörfer, mißt ein Viereck von etwa drei deutschen Meilen ab und sieht nun nach, was da alles drinliegt. Dies also erkennt man, was zehn Quadratmeilen zu bedeuten haben, was es heißt, solch ein Gebiet mit Gebirgen und Tälern, mit Wäldern und Prärien, mit Flüssen und Seen zu erforschen, das heißt, es gründlich kennen zu lernen.

Wir hundert Menschen hätten vielleicht ein ganzes Jahr lang hier tagtäglich herumschweifen können, und dann fand man eines Tages noch immer ein weites Tal von den bizzarsten Formationen, von denen wir bisher noch keine Ahnung gehabt hatten.

Nur der ganze Rand des Plateaus war schon abgegangen, respektive abgeritten worden. Allüberall fielen die Felswände glatt wie die Mauern hinab, mindestens 300 Meter hoch, auf der Nord- und Ostseite stürzten einige prachtvolle Wasserfälle in die furchtbare Tiefe.

So war mir von Juba Riata berichtet worden, der während meiner Abwesenheit mit Matrosen und anderen schon wiederholte Forschungs Expeditionen unternommen hatte. Ich selbst hatte mich während der acht Tage nur wenige Kilometer von unserem Sportplatz entfernt, nur wie es Sport und Spiel mit sich brachte, ich hatte mich unausgesetzt meinen Jungen und Kindern gewidmet, und so war es mir nicht zu verdenken, wenn ich bei dieser meiner ersten Expedition einmal mit mir allein sein wollte. Es war für mich einmal ein Ruhetag.

Ich folgte keinem Rande, sondern wollte das Plateau zuerst möglichst in der Mitte nach Norden durchqueren. Während ich so mein Pferdchen durch Wälder und Prärien lenkte, mehr im Schritt als im Trab, dachte ich dies und dachte jenes.

Zehn deutsche Quadratmeilen! Die vermochten bei diesem fruchtbaren Boden mit Ackerbau und Viehzucht mindestens 5000 Menschen zu ernähren, ganz selbständig. Ein unersteigbares Felsplateau, zu dem hinauf es vielleicht nur einen einzigen Schleichweg gab, der nur uns bekannt, der jedenfalls mit einer Hand voll Leute gegen ein ganzes Regiment zu verteidigen war.

Lag da ein Gedanke nicht sehr nahe?

Wir Argonauten setzten uns hier oben fest. Wir nahmen uns hier herauf germanische Frauen, die unserem Geschmack und idealen Zielen entsprachen. Wir zeugten Kinder und erzogen sie in unseren Idealen.

Vorläufig war dies noch herrenloses Land, stand noch unter keiner Regierung. Zwar war eigentlich gerade das Gegenteil der Fall, sowohl Frankreich wie Brasilien machten Anspruch darauf – doch das ist fast dasselbe: so lange sich zwei Hunde um einen Knochen streiten, so lange gehört der Knochen noch keinem von ihnen. Erst wenn der Knochen in einem Magen begraben ist, dann erst kann der betreffende Hund mit Recht sagen: dieser Knochen gehört mir! Vorher nicht.

Doch ob nun Frankreich oder Brasilien, das war ja überhaupt ganz gleichgültig. Wir pflanzten hier oben einfach die Argonautenflagge auf – »Argonautien sollst Du heißen Du, jungfräuliches Land!« – als brave Christen feierten wir natürlich einen Dankgottesdienst, daß uns der liebe Gott hier so ein schönes Land geschenkt hatte, besaßen wir schon Kirchenglocken, so wurden die geläutet, sonst spielte jedenfalls die Orgel, dazwischen einige Kanonenschüsse – und die selbständige Republik Argonautien war erklärt. Oder wollten die Argonauten lieber einen König dazu haben, mich dazu wählen – gut, wurde angenommen, da bin ich nicht so – also dann war eben das Königreich Argonautien fertig. Oder vielleicht auch das Kaiserreich.

Dann, nachdem ich mich als König oder Kaiser von Argonautien – am besten beides zugleich – aller Welt

proklamiert hatte, richtete ich in allen Hauptstädten Gesandtschaften ein, nahm nach allen Regeln der politischen Kunst erst einmal einen tüchtigen Pump auf, weil das nun einmal zum Anstand gehört . . .

Doch nein, bevor ich noch meine Gesandtschaften in England, Deutschland, Frankreich, Montenegro und so weiter eingerichtet hatte, würden hier wohl von der Nordseite her die Franzosen und von der Südseite her die Brasilianer mit Heeresmacht angerückt kommen.

»Herunter da, Ihr Strauchdiebe, was habt Ihr dort oben zu suchen! Das ist Regierungsgebiet!«

Natürlich kamen wir nicht herunter.

Da wollten sie zu uns herauf.

Hieran hatten wir und ganz besonders ich als König natürlich schon gedacht, hatten an dem Eingange zu dem Schleichweg bereits eine Warnungstafel angebracht:

»Achtung! Geschlossene Gesellschaft! Gesperrtes Gebiet! Das Betreten des Königreiches Argonautien ist Fremden ohne besondere Erlaubnis streng verboten. Zuwiderhandlungen werden nach Paragraph 78 bis 2999 bestraft, nicht unter einen Tag Haft. Georg Stevenbrock – König von Argonautien.«

Natürlich würden die Franzosen oder Brasilianer nicht viel auf dieses Verbot geben.

Ebenso natürlich wußten wir dies aber auch, hatten uns schon darauf vorbereitet.

Natürlich hatte unterdessen unsere »Argos« schon alles herbeigeschleppt, was der Mensch und jeder Staat auf viele, viele Jahre hinaus zu des Leibes Nahrung und

Notdurft braucht, darunter zum Beispiel auch Pulver und Blei. Und Kruppsche Kanonen.

Doch solche moderne Mordinstrumente und Materialien hatten wir ja gar nicht nötig.

Das Wort »sperren« soll von »speeren« kommen. Wenn früher ein Weg verboten wurde, so befestigte man dort einen Speer, die Spitze dem Kommenden entgegen.

So konnten auch wir es halten. Wir hielten den uneingeladenen Besuchern einen oder einige Speere entgegen, und gehorchten sie nicht diesem Wink, dann stachen wir auch zu.

Was wollten sie denn machen?

Gar nichts konnten sie machen.

Auch Legionen von Regimentern nicht.

Sie konnten uns nicht von unten her bombardieren.

Konnten uns nicht aushungern, uns nicht die Wasserleitung abschneiden.

Wir konnten uns hier oben in aller Mühe vermehren wie der Sand am Meere. Und wenn es genug Sandkörner waren, wenn auch erst nach einigen hundert Jahren, dann rückte der Überfluß an streitbaren Jünglingen aus, germanische Helden, um die Nachbarschaft zu erobern.

Bis zum Meere waren es nach Norden wie nach Osten nur 60 Meilen. Dort würde sich wohl ein Hafen finden lassen. Dann hatten wir, unsere Nachkommen, Ellbogenfreiheit.

Und so oft die germanischen Jünglinge auch wieder zurückgedrängt würden, auf der unbezwingbaren Hochburg fanden sie immer wieder Schutz, immer neue Scharen spie dieses Plateau aus . . .

Genug des Traumes!

Aber nicht etwa, daß nur ich jetzt solch einem Traume nachhing.

Wir hatten uns in der Kajüte schon oft genug darüber unterhalten.

Und nicht etwa, daß es ein unausführbarer, unmöglicher Traum gewesen wäre, eben nichts weiter als ein Traum.

So etwas wie eine Unmöglichkeit gibt es ja überhaupt gar nicht.

Das, was wir uns da manchmal ausmalten, war recht wohl zu verwirklichen.

Auf diese Weise sind ja überhaupt alle Königreiche und Staaten gegründet worden, von Zwingburgen aus.

Ja, die Ausführung war recht wohl möglich, wenn man da auch mit Jahrhunderten rechnen mußte.

Aber wenn wir uns auch darüber unterhielten, so dachten wir doch gar nicht daran, mit dieser Ausführung einen Anfang zu machen, uns hier niederzulassen und Ackerbau und Viehzucht zu treiben.

Wir waren Seeleute, die Liebe zur See und zum Schiffsleben war uns schon in Fleisch und Blut übergegangen, uns gehörte das ganze Meer, uns stand die ganze Welt offen, und wir wollten nur Gott danken, daß wir die

englische Halbkriegsflagge bekommen hatten, die uns zu wirklichen Freiherren der See machte.

Das hier war nur ein kleiner Abstecher per Schiff in den brasilianischen Urwald hinein, wir hatten zufällig dieses Gebirgsplateau gefunden, alles war hier für unser Sporttreiben wie geschaffen, hier wollten wir einige angenehme Wochen verbringen, und damit basta! Dann ging es wieder dorthin, wo der Himmel am blauesten war, wo die Sonne am schönsten lachte oder wo das prächtigste Schneegestöber war.

Aber um Gottes willen sich nicht nur auf solche politische, welterschütternde Zukunftspläne einlassen!

Immerhin, unterhalten konnte man sich darüber, zum Scherz, aus dichterischer Neigung, wollen wir sagen, und so machte es auch jetzt mir noch den größten Spaß, solchen utopistischen Träumen nachzuhängen, während ich mein Pferdchen durch Wald und Prärie lenkte und der Schäferhund um mich herumstöberte.

So war ich ungefähr eine Stunde geritten, als ich eine Felsenformation erreichte, die ein kleines Tal bildete, oder eine Schlucht – also ein Fleckchen Grasland, aber auch mit schönen Bäumen bestanden, war von niedrigen Felsen umsäumt, unter einem solchen sprang eine klare Quelle hervor – ein idealer Lagerplatz, wie geschaffen zur Einnahme des ersten Frühstücks.

Ich war absichtlich mit nüchternem Magen abgeritten, hatte im Rucksack Weißbrot, Butter und ein delikates Brathuhn, wie sie hier massenhaft herumflogen, fast so

groß wie die Truthühner – freilich flogen sie ungebraten herum, in prachtvollem Federschmuck.

Also ich stieg ab, suchte mir ein geeignetes, vom Morgentau verschontes Plätzchen, hoppelte meinen Gaul und traf Vorbereitungen zum Frühstück. Aber nicht, daß ich mir erst ein Lagerfeuer anzündete. So romantisch war ich gar nicht veranlagt. Wenigstens jetzt nicht mehr. Diese Art Romantik hatte ich schon längst hinter mir. Sonst hätte ich mir ja auch erst ein Stück Wild schießen müssen. Aber Meister Kännchen verstand doch so ein Huhn viel besser in der Bratpfanne in feinsten Tafelbutter braun zu schmoren, als ich hier am Lagerfeuer am Spieß und der mitgenommene Tee war in der Thermophorflasche noch brühheiß, die Butter dagegen in der Thermaphorbüchse noch eiskalt. Das zog ich aller Romantik am Lagerfeuer vor. Jetzt erblickte ich mein romantisches Ideal darin, die 32 Kinder und auch noch meine erwachsenen Jungen zu Elitemenschen auszubilden, gegen welche die alten Spartaner und die olympischen Sieger Schwächlinge sein sollten.

Auf einem moosigen Steine sitzend, zog ich mir mein Butterbrot und Brathuhn zu Gemüte, trank dazu Tee, war ganz Wonne. Ach, dieser herrliche Morgen! Und dieses herrliche Brathuhn! Auch Chloe war ganz weg ob so vieler Naturschönheit, saß neben mir und paßte gut auf, daß kein Knöchelchen verloren ging.

Plötzlich ein Knurren, ein wütendes Anschlagen und da tauchte es auch schon vor mir an einer Felsenecke auf.

Ein Reitersmann.

Ein Indianer.

Aber kein südamerikanischer, noch weniger ein brasilianischer, sondern nach aller Logik eine nordamerikanische Rothaut.

Erst dachte ich, daß Juba Riata wieder ein Späßchen gemacht hätte, mir auch hier so eine kleine Überraschung bereiten wollte. Daß er einen oder einige der Matrosen als Indianer herausstaffiert hätte, die mich hier überfallen sollten. Die erwachsenen Leute, also die Grünen und Roten, spielten, wie schon erwähnt, zwar ebenfalls »Indianers« mit, hatten sich aber noch keine solchen Kostüme gefertigt.

Nun, dachte ich, hätte sich das geändert, mir sollte hier in voller kriegsmäßiger Kostümierung eine Überraschung bereitet werden.

Natürlich war das nur so ein blitzähnlicher Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, im nächsten Augenblick hatte ich meinen Irrtum erkannt.

Nein, das hier war eine ganz waschechte, eine geborene Rothaut, einer der Söhne des großen Geistes, wie sie heute noch in einigen Gegenden Nordamerikas herumstromern.

Es war eine hohe, sehr kräftige, muskulöse Gestalt von vorschriftsmäßig kupferroter Farbe, geschmückt mit der ebenso vorschriftsmäßigen Skalplocke, die aber wohl nicht nur auf einer Perücke befestigt war, noch weniger kostümiert als meine kleinen Indianer, seine Leggings reichten nur bis an die Waden, das heißt nämlich, er trug außer den Mokassins nur noch eine Art Gamaschen aus

rotem Leder, sonst nackt bis auf den kleinen Schurz, bewaffnet war er der Hauptsache nach mit Bogen und Pfeilen, die ich über seiner Schulter hervorblicken sah, und in der Hand, die außerordentlich groß, und knochig und muskulös war – wirklich ganz auffallend, so daß man es gleich bemerkte – trug er eine lange, federgeschmückte Lanze.

So thronte er auf einem hohen, prächtigen Pferde, auf einem von der hiesigen großen Sorte, so blickte er mich an, erstaunt und drohend zugleich.

»Hugh, was will das Blaßgesicht auf den Jagdgründen der Apachen?!« erklang es in ganz gutem Englisch.

Merkwürdig! Fast ganz genau so war ich von meinen kleinen imitierten Indianern empfangen worden! Nur daß das die Kommantschen gewesen waren, hier war es ein Apache.

Vor allen Dingen aber gefiel mir diese ganze Art und Weise nicht, wie der mich anredete.

»Hugh, was hat denn die Rothaut mich hier beim Frühstück zu stören?« war meine erste Entgegnung, die mir so entfuhr.

»Was sagst Du da zu mir?« erklang es immer drohender und brüsker. »Wie wagst Du weißer Hund mich, die große Hand der Apachen, zu nennen?! Elender Knabe, Großhand nimmt Dich auf seine Lanze!«

Na, nun war mirs aber genug, nun stand ich aber auf.

»Du mich auf Deine Lanze nehmen? Großhand heißt Du? Da ist bei Deiner Namenstaufe wohl eine Verwechslung vorgekommen, man wollte Dich wahrscheinlich Großmaul nennen, wie?«

»Sohn einer Hündin, das war Dein letztes Wort!«

Und da legt der rote Kerl plötzlich seine Lanze ein und sprengt mit gesenkter Spitze auch schon auf mich los!

Hätte ich nicht einen blitzschnellen Seitensprung gemacht, so wäre ich im nächsten Augenblick durchbohrt gewesen, mitten durch die Brust, ich hätte damals meine Seele ausgehaucht, da wäre gar nichts zu fackeln gewesen.

So rutschte die Lanzenspitze gerade noch an mir vorbei. Weiter ließ ich ihn aber nicht kommen.

Wie er selbst gerade an mir vorbeisauste, griff ich schnell zu, packte ihn beim Fuß und beim Handgelenk, riß ihn von seinem Gaule herunter.

Wie er so herabstürzte, kam er mir, der ich zuletzt doch etwas in die Kniebeuge gegangen war, gerade auf das linke, etwas vorgestreckte Knie zu liegen – kam gerade so zu liegen, wie man einen Jungen überlegt, um ihm den Hosenboden auszuklopfen, und wie der Kerl nun so dalag, da dachte ich in diesem Augenblick an all die zahllosen Prügel, die ich auf diese Weise und in dieser Stellung von meinen Lehrern bekommen, weil ich das aufgegebene Gesangbuchlied wieder nicht auswendig gelernt hatte – na und überhaupt, mir war dieser Kerl doch wirklich zu dumm gekommen – ich sitze hier ganz ruhig da und frühstücke, da taucht dieser Kerl plötzlich auf und beschimpft

mich ohne weiteres, natürlich gebe ich ihm eine Grobheit zurück – und da will mich dieser Kerl plötzlich aufspießen, hätte es auch wirklich getan, hätte ich nicht eine fixe Wendung gemacht – sonst hätte ich schon eine tote Leiche sein können – oder hätte ich mich gebückt, so hätte er mir mindestens ein Auge ausstechen können – und das ist doch gar keine Sache!

Kurz und gut, in diesem Augenblicke hatte es bei mir dreizehn geschlagen, und ich pochte dem tapferen Apachenkrieger hinten das Badehöschen aus, was ich nur pochen konnte, den Takt dazu mit passenden Worten begleitend:

»I – Du – Lau – se – junge – in – famer . . . «

Weiter kam ich nicht, obgleich es erst die Einleitung gewesen war. Noch rechtzeitig bemerkte ich, daß der Stromer plötzlich ein langes Messer in der Hand hatte, womit er wahrscheinlich untersuchen wollte, ob meine Waden echt oder nur auswattiert seien, aber ehe ihm das gelang, bekam er von mir links und rechts ein paar Backpfeifen mit der Faust. Da hatte er einen Ohnmachtsanfall, lag ganz mäuschenstill auf meinem Knie, ich legte ihn auf den Rücken, und ehe er sich wieder erholt hatte, war er mit seinem eigenen Lasso, den er um die Hüften gewickelt hatte, an Händen und Füßen gebunden.

Das heißt, mit den Füßen war ich noch nicht ganz fertig, nur der letzte Sicherheitsknoten fehlte noch, als ich bei meiner Arbeit gestört wurde.

»Throw up your hands! Hoch die Hände!«

So wurde nicht gerade gedonnert, es war vielmehr ein sehr hohes Stimmchen, welches mir das zurief.

So wie dieses Stimmchen sah auch das ganze Männchen aus, das mir mit vorgehaltenem Revolver befahl, sofort die Hände hochzuheben.

In solchen Situationen ist ja unser natürlicher Photographenapparat, Auge genannt, für Momentaufnahmen eingestellt, es ist ganz wunderbar, was man da in einem einzigen Augenblick alles sieht, wie das Gehirn sofort auch alles verarbeitet.

Es war ein Juba Riata in Miniaturausgabe, der da fünf Schritte entfernt vor mir stand. Bis an den Leib gehende Stiefeln mit Talersporen, unter dem breitrandigen Sombrero blonde Locken, die bis auf die Schultern fielen, und so weiter – eben auch so ein Cowboy oder Vaquero, nur klein und sogar zierlich, der mächtige Revolver, dessen Kolben die kleine Faust umspannte, nahm sich wie eine Handkanone aus.

Jedenfalls aber befand ich mich in einer ganz gefährlichen Situation. Denn jedenfalls war doch der Revolver scharf geladen, solche gestiefelte und langhaarige Burschen, ob sie nun groß oder klein sind, machen nicht langen Sums mit der Schießerei, und einer Kugel kann man nicht so schnell ausweichen wie einer Lanzenspitze.

Also ich beschloß, meine Hände erst einmal schnellstens hochzuheben, ehe dort der Revolver krachte. Dann später konnte man ja weiter sehen.

Das heißt, zu dieser Entschließung brauchte ich nur den tausendstel Teil der Zeit, die ich hier auf diese Erklärung verwende.

»Hoch die Hände!« erklang es, und da wollte ich dieser Aufforderung auch schon nachkommen.

Aber andere Pfoten waren noch fixer als die meinen. Und zwar nicht nur Vorderpfoten, sondern auch Hinterpfoten.

Plötzlich sauste es durch die Luft wie ein schwarzweißer Blitz, und der hieß Chloe.

Und da lag mein Revolvermann auch schon wie ein geprellter Frosch auf dem Rücken, und auf seiner Brust stand Chloe und wies ihm grimmig die Zähne, und ehe dem braven Tiere der Revolver vielleicht doch noch gefährlich werden konnte, war ich mit einem Satze schon dort und hatte das Ding ihm aus der Hand genommen.

»So, meine brave Chloe,« sagte ich, während ich dieses Männchen ebenfalls mit seinem eigenen Lasso band, aber nur an den Händen, »das war Nummer zwei, und aller guten Dinge sind bekanntlich drei. Diese gute Nummer drei wollen wir aber lieber nicht abwarten, sondern lieber machen, daß wir schleunigst von hier verduften. Passe mal gut auf, daß mir unterdessen niemand etwas tut, während ich hier dieses Männchen frachtfähig einpacke. Geh, such nach dem Feind!«

Der von Juba Riata dressierte Schäferhund – nein, eine Hündin war es – verstand und gehorchte sofort, verschwand in den Büschen und zwischen den Felsen, suchte die ganze Umgebung ab, und Chloe hätte mich schon

rechtzeitig vor einem dritten Menschen, der nur ein Feind sein konnte, gewarnt.

Mein Entschluß war im Augenblick gefaßt gewesen. Hier durfte ich auf keinen Fall bleiben. Jeder, der jenseits über die niedrigen Felsen kroch, konnte mich wegschießen oder mit dem Lasso wegfangen, allein auf diesen Hund durfte ich doch nicht meine Sicherheit bauen.

Also nur erst einmal fort von hier, womöglich gleich nach unserem Lager. Denn diese Sache hier mußte doch erst einmal klargelegt werden. Dazu mußte ich aber auch gleich einen Mann mitnehmen, der uns die Erklärung abgeben konnte.

Das große Pferd des Indianers hatte das Weite gesucht, aber dort stand noch das Pony, auf dem der Cowboy gekommen. Es ließ sich von mir ruhig am Zügel ergreifen.

Erst hatte ich nur den weißen Mann mitnehmen wollen. Warum aber nicht auch gleich den roten? Es waren überhaupt sehr kräftige und auch sehr große Ponys, das hier ein ausnahmsweise starkes Tier, das recht gut zwei Menschen tragen konnte, zumal einer so ein kleiner Wicht war – also ich lud zunächst den Indianer, der noch nicht zur Besinnung gekommen, aber keinesfalls tot war, auf den Rücken des fremden Tieres, löste die Fußfesseln, ließ die Beine herabhängen, laschte so seinen sonstigen ganzen Körper gut fest. Dann war vorn noch immer Platz für einen Reitersmann.

»Nun seid so freundlich und steigt auf!« sagte ich als ich den Cowboy in die Höhe hob. »Leichter, als Ihr schon

seid, braucht Ihr Euch nicht zu machen, nur die Beine wollt Ihr gefälligst ein wenig spreizen, und wenn Ihr Euch sonst ziert, dann gibt es einen Klaps.«

Es war ein noch junger Mann mit blondem Schnurrbärtchen, beim Emporheben fühlte ich trotz der sonst zierlichen Gestalt recht kräftig entwickelte Muskeln, sein sonnenverbranntes und verwettertes Gesicht war intelligent und auch freundlich zu nennen, durchaus nicht wild und verwegen – vor allen Dingen aber war es jetzt ein überaus bestürztes und daher etwas dummes Gesicht, das mich fassungslos anstarrte.

»Aber Sir, aber Sir,« stotterte er, »wer sind Sie denn nur, wie kommen Sie denn nur hierher . . . «

Auch durch diese Redeweise machte er mir durchaus nicht den Eindruck eines echten Cowboys.

»Diese Frage werde ich zunächst dann Ihnen vorlegen, ehe ich Ihnen eine Erklärung gebe!« war meine Antwort, während ich ihm noch die Füße unter dem Pferdeleib festschnürte.

»Wir wollen durchaus nicht Ihre Feinde sein . . . «

»Na, ich danke! Erst will Ihr roter Kamerad mich mit der Lanze anspießen, dann drohen Sie mir mit dem Revolver . . . «

»Nur ein unglücklicher Zufall, nur ein Mißverständnis! Ich versichere Ihnen, wertester Sir . . . «

»Halten Sie die Luft an! Wir haben dann noch Zeit genug zur Unterhaltung, jetzt habe ich erst anderes zu tun.«

Die Verladung war geschehen, ich vergaß auch nicht des Indianers Skalpiermesser und Lanze mitzunehmen,

seinen Tomahawk konnte er ruhig im Gürtel behalten, vergaß auch nicht des Cowboys Revolver, auch nicht mein halbes Brathuhn und meine anderen sieben Sachen – so, nun konnte die Fuhre abgehen.

Ich schwang mich auf meinen eigenen Gaul, nahm den anderen beim Zügel und piff dem Hunde.

»Niemand in der Nähe, Chloe? Dann paß gut auf, daß uns niemand folgt, daß auch um uns herum niemand schleicht.«

Fort ging es, immer im Trab, nach unserem Sportplatz zurück, Chloe in voller Karriere immer in weitem Bogen um mich herum.

»So, Mister, nun können wir uns gemütlich unter halten. Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?«

Ich gebe es kurz wieder, was ich von dem Manne innerhalb des dreiviertelstündigen Rittes erfuhr, wie er auch noch später sich und seinen Charakter offenbarte – dies alles gebe ich summarisch wieder, ohne die Reihenfolge einzuhalten. Denn das wurde ja eine ganz verwickelte Konversation. Auch bemerke ich gleich, daß ich ihm schon nach den ersten zehn Minuten seine Fesseln löste.

Harry Sandow. Sein Vater war in England Brauereibesitzer gewesen, so ein Bierkönig. Als er dann starb, die Brauerei »limited« wurde, Aktiengesellschaft, bekam jedes der drei Kinder rund zwei Millionen Pfund Sterling ausgezahlt. Sie sind ja ganz kolossal, diese englischen Brauereien. Es gibt ihrer eben nur wenige.

Dabei aber hatte Harry, der einzige Sohn, keine goldene Jugend verlebt. Hatte von der Pike auf dienen müssen,

Malz schippen und Würze siedend, dann später im Kontor von früh bis abends hinter den Büchern sitzen. Und dabei war des armen Jungen Kopf ganz mit Indianergeschichten angefüllt gewesen, die in England ja noch viel verbreiteter sind als bei uns. Er hatte lieber Indianerhäuptling werden wollen.

Na, als er vor fünf Jahren frei geworden, noch immer ein zwanzigjähriger Jüngling, hatte er ja seiner Neigung folgen können. Und er war nach Amerika gegangen, hatte sich in allen Indianer-Reservaten herumgetrieben, von denen das sogenannte Indianer-Territorium zwischen Kansas, Arkansas, Texas und Neu-Mexiko nur das größte ist. Man betrachte nur einmal eine neuere Karte der Vereinigten Staaten größeren Maßstabes, was für eine Unmasse von Gebieten den Indianern noch reserviert sind, die man nicht betreten darf, oder nur auf das eigene Risiko hin, seinen Skalp zu verlieren. Die Romantik der Indianerherrlichkeit ist noch längst nicht so entschwunden, wie es die Schullehrer den Jungen glauben machen wollen, damit die nicht durchbrennen, um ein reelles Indianerspiel mitzumachen.

Also Harry hatte brav mitgemacht, hatte mit den meisten noch existierenden Indianerstämmen gejagt, sich an ihren Kriegsfehden beteiligt, war ein durchaus tüchtiger Kerl geworden. Konnte jede Fährte wie der geübteste rote Jäger verfolgen, stand auch im Kampfe seinen ganzen Mann. Was ihm am Knochenbau abging, das ersetzten ihm seine gestählten Muskeln. In der sonnenverbrannten Wüste zu schmoren, vor Durst die Zunge aus dem

Halse zu recken, das war ihm die wahre Lebensfreude. Merkwürdig war, daß er sich dabei so gar nichts vom indianischen Charakter angeeignet hatte. Immer heiter, immer kreuzfidel und puppenlustig. Es war nämlich ein unverbesserlicher Phantast, Idealist und Optimist, von welchem seinem Charakterzuge ich später noch mehr sprechen werde. Oder eines will ich gleich jetzt erwähnen: wenn der einen Feind getötet hatte, den zu hassen er allen Grund haben mußte, weil der ihn vielleicht schon einmal furchtbar gemartert hatte, und dann also tötete er ihn im Kampfe – dann orientierte er sich, ob dieser sein gefallener Feind eine Familie habe, und dann sorgte er für diese. Also eine Seele von einem Menschen! Aber auch ein unverbesserlicher Phantast.

Auch Südamerika hatte er sich angesehen. Nur um die Indianer zu studieren Ob die argentinischen Penchuenchen, und wie sie alle heißen mögen, vielleicht noch »idealer« seien, als die nordamerikanischen Rothhäute. Nein, das waren sie nicht. So war er wieder zurückgekehrt zu seinen geliebten Kommantschen, die er ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte.

Vorher aber hatte er noch einen Abstecher nach Französisch-Guayana gemacht. Die hier hausenden Indianer und schwarzen Buschklepper sollten ganz hervorragende Krieger und Jäger sein.

Das hatte er zwar nicht bestätigt gefunden, aber dafür hatte er die Bekanntschaft eines französischen Jägers gemacht, der diese ganze Wildnis wie seine Hosentasche

kannte und dabei ein gott- oder teufelsbegnadeter Held der Wildnis war, wie er im Buche steht.

Der alte Renard war sein Führer geworden, bis an das südliche Grenzgebirge von Guayana hatte er ihn geleitet.

»Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch das größte Geheimnis dieses Landes, vielleicht der ganzen Erde das größte Geheimnis meines Lebens zeige?«

»Was verlangt Ihr dafür?«

Der alte Renard verlangte dafür, daß der junge Mann Erkundigungen einzog, was aus seiner Frau und sechs Kindern geworden sei, die er, Renard, von später Abenteuerlust getrieben, oder vielleicht war auch etwas der Staatsanwalt dabei, vor mehr als 30 Jahren in Lyon hatte sitzen lassen, von denen er nie wieder etwas gehört, so sehr er sich manchmal auch schon darum bemüht, freilich ohne selbst wieder nach Frankreich zurückzukehren.

Harry hatte es versprochen und – das sei gleich bemerkt – auch sein Versprechen gehalten, hatte ein ganzes Detektivinstitut mit Kabeltelegrammen damit beauftragt. Den sechs Kindern ging es allen gut.

Da, als Harry also das Versprechen gegeben, hatte ihn der alte Renard noch tiefer in das Gebirge geführt, in eine Schlucht hinein, die sich dann aber als ein aufwärts führender Tunnel erwies.

Also auch von der Nordseite her gab es solch einen unterirdischen Aufstieg nach diesem Plateau. Zweifellos war es ebenfalls ein ehemaliger Wasserlauf, der mit der Zeit versiegt war. Vielleicht gab es noch mehrere solcher

Aufstiege. Überhaupt dieses ganze Plateau hatte Karstformation, das hatten wir schon längst erkannt. Das ist ein geologischer Ausdruck für eine Gegend, in der Wasserläufe im Boden verschwinden und anderswo wieder zum Vorschein kommen. Weil sich dies sehr häufig im Karst vorfindet, in jener Einöde in der Nähe von Triest, wohl schon zu Dalmatien gehörend. Wenn ein Fluß im Boden verschwindet und anderswo wieder zutage tritt, so nennt man das auch Karstphänomen, es ist ein wissenschaftlicher Ausdruck geworden. Im afrikanischen Kapland hat man es aber noch viel häufiger und großartiger als im Karst.

Also die beiden waren hier auf das Plateau gekommen.

»Hier ist das alte Eldorado!« hatte Renard scheu geflüstert.

Also auch er kannte die ganze Geschichte, kannte auch jenes Tal, wußte aber auch schon, daß es nur Katzensgold war.

Freilich wußte der die Sache anders zu erklären, obwohl auch wieder der christliche Märtyrer in seiner Erzählung vorkam. Aber das war hier einst wirkliches Gold gewesen, erst durch den Fluch des gemarterten Missionars hatte es sich in wertlosen Goldglimmer verwandelt, und außerdem waren all die ehemaligen Einwohner dieses Landes in Pferde und Büffel und Ziegen und andere Tiere verzaubert worden.

Dies war auch der Grund, weshalb der Alte hier oben nicht jagen, sich gar nicht aufhalten wollte. Er hätte verhexte Menschen geschossen, er fürchtete sich überhaupt

vor Gespenstern. Nicht einmal sprechen tat er von diesem Plateau, es war sein Geheimnis, zum ersten Male hatte er es einem anderen Menschen offenbart.

Einige Tage hatten die beiden hier oben zugebracht, Mister Sandow war viel umhergeschweift und den ganzen Plateaurand abgegangen.

Dann waren die beiden wieder hinabgestiegen, Harry war nach Nordamerika zurückgekehrt, zu seinen geliebten Kommantschen, die ihresgleichen nicht hatten.

Es gibt mehrere Kommantschenstämme, die früher alle zusammen in Nebraska hausend, jetzt auf verschiedene Reservate verteilt sind. Die Lieblinge von Mister Sandow hatten unter ihrem Häuptlinge, dem schwarzen Bi-ber, ihre Wohnsitze im südwestlichen Texas, am Pecos River.

Diese Gegend war ihnen von der Regierung in Washington für »ewige Zeiten« als Reservat angewiesen worden. Wenn aber Geld oder Geldeswert dazwischen kommt, dann ist die »Ewigkeit« manchmal recht kurz, besonders in Amerika.

In diesem geheiligten Gebiete waren mächtige Kupfererzlager entdeckt worden, und nun mußten die Kommantschen hinaus zum Tempel! Ein Vorwand war bald gefunden. Also sie sollten wiederum anderswohin verpflanzt werden.

Die Kommantschen hatten sich so eine Verpflanzung schon zweimal gefallen lassen, diesmal nicht wieder. Es wäre zum mörderlichen Kampfe gekommen. Und der benachbarte Apachenstamm hätte mitgemacht, weil der

auch fort mußte. Zwar herrschte von jeher zwischen Kommantschen und Apachen die erbittertste Feindschaft, ein ewiger Kampf – die Regierung ist nämlich so schlau, immer zwei solche Stämme, die sich hassen wie Hund und Katze, als Nachbarn zusammenzubringen, da geht das Verschwinden der lästigen und so kostspieligen Rothäute am allerschnellsten – jetzt aber wurden sich die beiden feindlichen Stämme einig, tranken zusammen Blut, schworen sich Freundschaft, natürlich auch wieder eine »ewige«. Kampf den Blaßgesichtern bis aufs Messer, bis zum allerletzten Mann!

Tatsächlich nur die Ankunft von Harry Sandow hatte ein ganz greuliches Morden verhindert. Die beiden Stämme konnten zusammen 142 geübte Krieger ins Feld stellen, das ist in solchen wilden Gegenden gar nicht zu verachten. Und wenn sie besiegt wurden, was ja gar nicht ausbleiben konnte, so schlachteten sie wie gewöhnlich vorher alle ihre Weiber und Kinder und Greise ab. Es ist doch scheußlich!

Da also war gerade im letzten Moment Harry Sandow angekommen und er brachte es fertig, den Verzweiflungskampf zu verhindern.

»Komm mit mir, meine roten Brüder! Ich habe für Euch neue Jagdgründe gefunden. Und nicht etwa solche, wie man Euch jetzt in der trostlosen Llano estacado anweisen will, wo Ihr ja verhungern müßt, weshalb Ihr ganz recht habt, wenn Ihr Euch durchaus nicht dorthin verpflanzen wollt. Nein, herrliche Jagdgründe, auf denen es von Wild

aller Art wimmelt, sogar Büffel gibt es dort in ungeheurer Menge.«

So hatte der weiße Jäger, der hier Heimatsberechtigung besaß, gesprochen.

Hugh, Büffel!

Nur die ältesten Krieger konnten sich dieses edlen Jagdtieres noch erinnern. Aber davon wissen taten sie alle.

Da waren sie sofort bereit, dem weißen Bruder zu folgen.

Es war übrigens eine ganz große Sache, dieses Vertrauen, das man diesem weißen Jäger entgegenbrachte, worüber sich dann besonders Juba Riata noch sehr wundern sollte. Gerade deshalb bekam er vor dem Männchen die größte Hochachtung.

Aber auch an die Regierung mußte sich Sandows deswegen wenden.

»Wo liegen denn diese neuen Jagdgründe, die Sie den Kommantschen und Apachen anweisen wollen?«

»In Afrika!« lautete die Antwort.

Da hatte die amerikanische Regierung gar nichts weiter zu fragen, Afrika ging sie nichts an.

Es waren genau 413 Menschen gewesen, Männer, Weiber und Kinder, mit denen Sandow nach Galveston gewandert oder zum Teil auch mit der Eisenbahn gefahren war. Nur ihre Pferde hatten sie zurückgelassen, sonst war alles Haus- und Jagdgerät mitgenommen worden, auch die Wigwams.

In Galveston charterte Sandow einen Dampfer, nach Afrika, nach Sierra Leone. So hieß es wenigstens, so wurde auf dem Seemannsamt gemeldet. In Wirklichkeit sollte er nach der Küste von Französisch-Guayana gehen. Darin wurde aber nur der Kapitän von vornherein eingeweiht, und der konnte so etwas machen, denn er fuhr sein eigenes Schiff, und überhaupt, wenn man so viel Geld hat wie dieser junge Mann, da kann man schon Verschiedenerlei machen. Im schlimmsten Falle hätte er einfach einen Dampfer gekauft, er konnte ihn dann ja wieder verkaufen.

Zwischen Organabo und Iracubo wurde gelandet, in einer Flußmündung in aller Heimlichkeit. Natürlich, heimlich mußte dies alles geschehen! Die Franzosen hätten doch niemals die Landung und den Durchmarsch von 400 nordamerikanischen Indianern erlaubt! Durch dieses Deportationsland! Vor Gayenne und vor der ganzen Küste kreuzen immer einige Kriegsschiffe.

Wenn es aber heimlich und geschickt genug gemacht wurde, so konnten diese die Landung und Ausschiffung auch nicht verhindern, dazu ist die ganze Küste denn doch zu groß, zu wild, zu unbekannt.

Und der amerikanische Kapitän, wenn auch ein Deutscher, den Sandow für sich gewonnen, war gerade der richtige, mit allen Hunden gehetzt, ein notorischer Schmugglerkapitän.

Also die Einfahrt in die Flußmündung und die Ausschiffung gelang, ohne daß man an behördlicher Stelle etwas davon erfuhr. Dann später hatte es nichts mehr zu

sagen, da war der Indianertrupp schon längst unterwegs, an eine Verfolgung in der Wildnis war dann nicht mehr zu denken.

In elf Tagen hatten die mit ziemlichem Gepäck beladenen Indianer die 50 bis 60 Meilen zurückgelegt. Wenn man die dortigen Verhältnisse kannte, so war es ganz erstaunlich, wie der junge Mann sie so schnell und sicher geführt hatte. Juba Riata sprach ihm dann seine ungeschminkte Hochachtung aus.

Vorgestern nachmittag waren sie hier oben angelangt, das erste Lager wurde aufgeschlagen, gestern waren die ersten Pferde eingefangen und schnell zugeritten worden, heute früh hatten verschiedene Abteilungen die ersten Expeditionen eingetreten, um dieses Gebiet erst einmal kennen zu lernen, Sandow in Begleitung des schwarzen Bibers, des Häuptlings der Kommantschen, und einiger anderer Krieger, die er aber unterwegs verloren hatte, wofür er dann Großhand, einen Apachenkrieger, getroffen hatte. Gleich darauf war das Intermezzo mit mir geschehen.

Diese Erklärung, von mir hin und wieder durch Fragen unterstützt, hatte ungefähr eine Viertelstunde in Anspruch genommen, ich hatte also unterdessen meinem weißen Gefangenen die Fesseln gelöst.

»Nun wissen Sie alles, was ich zu berichten habe, wer ich bin und wie ich hier heraus komme, und nun sagen Sie mir wohl auch, wer Sie sind. Sie können sich denken, wie fatal es mir ist, hier noch einen anderen Menschen zu treffen.«

»Ja, jetzt können Sie das erfahren. Haben Sie vielleicht schon von der Hamburger »Argos« gehört?«

»Was, Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie mit zu den Argonauten gehören?!«

»Tue ich.«

»Die zum ersten Male in Kapstadt solche Triumphe feierten, dann in Rio de Janeiro, die dann in Vancouver das großartige Rettungswerk ausführten, wofür die Schiffsherrin, die Missis Helene Neubert, dann vom englischen König zur Freifrau von der See ernannt wurde . . . «

»Diese Freifrau von der See ist meine Herrin.«

»Aber der erste dieser Argonauten, dieser Seehelden, wird Waffenmeister genannt, heißt Georg Stevenbrock . . . «

»Der bin ich selber.«

Noch einen grenzenlos erstaunten Blick auf mich, dann ließ er die Zügel fahren, um die Arme auszubreiten und mit ganz verklärtem Gesicht zum Himmel aufzublicken.

»O, himmlische Sonne, daß Du mir in meinem Leben noch einmal das Glück gewährst, einen dieser Argonauten kennen zu lernen!«

So jubelte er. Er jubelte noch ganz anders. Ich kann es gar nicht schildern, wie der sich in seinem Enthusiasmus benahm, was der sonst noch alles hervorsprudelte. Uns sind ja in den vielen Jahren manche Schmeicheleien gesagt worden, aber so etwas habe ich doch nie wieder zu hören bekommen. Und doch klang alles ganz ehrlich. Jedenfalls aber widerstrebt mir, so etwas wiederzugeben.

»Sie können auch alle anderen Argonauten kennen lernen, wir liegen alle hier oben.«

Ich schilderte ihm kurz, wie uns ein spanischer Prospektador, welchen Ausdruck er natürlich kannte, nach Eldorado hatte führen wollen, wie wir anstatt Gold nur goldglänzenden Glimmer gefunden hatten, wie wir nun schon seit sechs Wochen hier oben unsere Spiele trieben.

Ach, nun jetzt erst dieses Glück, daß er in das Lager der Argonauten kommen sollte! Darüber hatte er ganz seine Indianer vergessen. Ich aber nicht.

Ich hatte immer den Gefangenen im Auge behalten, der hinter ihm auf dem Rücken des Pferdes festgebunden war. Er war wieder zu sich gekommen, das merkte ich ganz deutlich, aber er lag noch mit geschlossenen Augen da, hatte nur den Kopf zur Seite gewendet, um sein Gesicht nicht den Sonnenstrahlen auszusetzen. Übrigens waren ja erst 20 Minuten vergangen, so lange hält man solch einen Transport schon aus, und nun gar solch eine Rothaut.

»Warten Sie erst einmal, Geehrtester – was sollen wir nun mit diesem Indianer anfangen?«

»Sie haben doch wohl gesehen, wie ich ihm den Hosensboden ausklopfte.«

»Großartig, großartig!«

»Wird er das nicht übelnehmen?«

»Übelnehmen?«

»Das wird doch natürlich gegen seine Ehre gehen, und ich möchte nicht, daß daraus böse Konsequenzen entstehen, möchte mich mit dem Manne lieber versöhnen.«

»Ich verstehe, ich verstehe. Aber Sie irren. O, wie kann man sich beleidigt fühlen, wenn man von dem Waffenmeister der Argonauten besiegt wird, da sind selbst Prügel nur eine hohe Ehre!«

Es war mit dem enthusiastischen Kerlchen eben nichts anzufangen.

»Soll ich ihn freigegeben, ist ihm zu trauen, kommt er freiwillig mit?« versuchte ich es doch noch einmal.

»Lassen Sie nur, lassen Sie ihn nur gebunden! Was gibt es denn für eine höhere Ehre, als von dem unbesiegbaren Waffenmeister der Argonauten so gefesselt zu werden!«

Da gab ich den Versuch auf. Nun gut, mochte der Mann nur so bleiben, die halbe Stunde hielt er schon noch aus, und wie ich dann mit ihm fertig werden wollte, daß wir als Freunde schieden, dazu hatte ich schon meinen Plan.

»Und Sie bleiben für immer hier?«

»Nein, wir gehen sogar sehr bald wieder von hier fort.«

»O, bleiben Sie hier, bleiben Sie hier! Verbünden Sie sich mit uns . . .«

Und er schilderte, was er mit seinen Indianern hier vorhatte.

Es war fast genau dasselbe, was auch wir schon geträumt hatten, nur ohne an eine Ausführung zu denken.

Hier auf diesem unbezwinglichen Plateau das Indianertum in alter Herrlichkeit wieder aufleben lassen, dann von hier aus die umgebenden Länder besiegen, wenigstens so weit als es die Vermehrung nötig machte.

Er schilderte es ganz ausführlich. Ich sagte nichts dazu, ließ ihn schwärmen.

»Und da machen Sie mit Ihren Argonauten mit, wir verbinden uns zusammen!«

»Nein. Wir verlassen das Plateau bald wieder.«

Er wollte noch weitere Versuche machen, mich zu überreden, bis er endlich einsah, daß alles zwecklos war.

»Dann versorgen Sie uns wenigstens Frauen!« scherzte er, obgleich es gar nicht so scherzhaft gemeint war.

»Wozu denn Frauen?«

»Damit diese meine Indianer hier oben nicht aussterben.«

»Ich denke, sie haben ihre Frauen und Töchter mitgebracht?«

»Das wohl, es sind auch genug, aber der Wahrscheinlichkeitsberechnung nach müßte dennoch schon in hundert Jahren keine Seele mehr hier oben sein, auch wenn kein Kampf, kein Unglücksfall vorkommt.«

Er hielt einen kleinen Vortrag, der einer wissenschaftlichen Unterlage nicht entbehrte.

Während die südamerikanischen Indianer heute noch an Zahl zunehmen, sind die nordamerikanischen ganz offenbar von der Natur selbst auf den Aussterbeetat gesetzt. Die Schöpfung hat sie einmal benutzt, nun will sie sich ihrer wieder entledigen, läßt sie aussterben.

Dabei brauchst man gar nicht an ihre Fehden und an Krankheiten zu denken, welche ja allerdings wie seinerzeit die Pocken, fürchterlich unter den Rothäuten ausgeräumt haben.

Einmal ist die Kindersterblichkeit eine sehr große, trotz aller Sorgsamkeit der indianischen Mütter für ihre

Kinder, also gar nicht so leicht zu erklären, die Kinderzahl ist überhaupt eine sehr kleine – dann aber vor allen Dingen ist es ganz merkwürdig, daß viel mehr Knaben geboren werden als Mädchen.

Das ist immer ein sicheres Zeichen, daß die Natur ein Volk ausrotten will. Diesen Vorgang hat man recht deutlich bei den Maoris und bei anderen Südsee-Insulanern beobachten können.

Infolgedessen herrscht denn auch heute bei den meisten nordamerikanischen Indianerstämmen Polyandrie, Vielmännerei. Mit ernsten Augen betrachtet, ist das völlig entschuldbar. Übrigens müssen die gemeinsamen Gatten einer Frau überall unbedingt Brüder sein, was auch schon wieder ein Hindernis ist. Man sieht aber doch, wie das indianische Gesetz auch dies zu regeln sucht.

Auch hier waren 258 Männer und Knaben und nur 155 Frauen und Mädchen vorhanden,

»Doch davon abgesehen – es muß überhaupt frisches Blut zugeführt werden, und zwar durch Frauen. Denn nur die Frauen sind an dem Aussterben schuld, das weiß ich bestimmt.«

»Woher wollen Sie das so bestimmt wissen?«

»Durch ein Experiment.«

»Durch was für ein Experiment?«

Er schilderte es mir. Ich kann es hier nicht wiedergeben. Jedenfalls aber hatte alles Hand und Fuß, was mir der junge Mann da sagte.

»Na, da führen Sie Ihren roten Schützlingen doch genügend Ehehälften zu.«

»Ja, aber woher nehmen und nicht stehlen?« lachte jener. »Welches Mädchen will denn in das Wigwam solch eines roten Kriegers ziehen?«

»Negerinnen bekommen Sie massenhaft.«

»Um Gotteswillen, nur kein Negerblut! Das entartet vollends. Sambos – Mischlinge zwischen Indianern und Negern – na, ich danke!«

»Nun, da könnte ich Ihnen einen anderen Vorschlag machen.«

»Was für einen? Sprechen Sie!«

»Würden Sie auch Inderinnen verschmähen?«

»Inderinnen?«

»Amazonen, ganz echte Amazonen – nur daß sie sich noch nicht beritten gemacht haben.«

»Was, indische Amazonen?!«

»Gegen 250 Stück, ohne die zerquetschten, die könnte ich Ihnen empfehlen.«

»Wo sind denn die zu haben?!«

Ich glaube, der Teufel hat mich damals geritten, daß ich dem unser Abenteuer in Halmahera mit den indischen Maladekkaranis erzählte!

Wie konnte ich aber auch ahnen, daß der wirklich . . .

Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

Übrigens wurde meine Erzählung, wie die Weiber alle Männer und männlichen Kinder in der Felsenburg ermordet hatten, durch unsere Ankunft im Lager unterbrochen oder schon durch den Anblick desselben.

Es läßt sich denken, was das für eine Überraschung gab, als ich mit den beiden fremden Menschen angerückt

kam. Die erste und zweite Wache befand sich auf dem Plateau, auch alle Hauptpersonen mit Ausnahme des Kapitäns.

Ich sprach nicht erst mit der Patronin oder mit sonst jemand, sondern gleich alle mußten antreten, ein gut Teil, die gerade beim Schwimmen gewesen, in Badehosen – so gab ich mit schallender Stimme einen Bericht, ganz kurz, aber sie erfuhren alles, was sie wissen mußten.

Nicht länger als drei Minuten hatte ich dazu gebraucht.

»So, nun geht wieder an Eure Spiele, und zwar mit aller Energie. Macht hier einmal diesem Indianer etwas vor, damit er dann seinen roten Brüdern erzählen kann, damit die wissen, mit wem sie es eventuell zu tun bekämen.«

Meine Jungen verstanden mich sofort, und sie legten wieder los.

Nur den kleinen Engländer überließ ich der Patronin und den sonstigen Hauptpersonen, unter denen vor allen Dingen Juba Riata zu erwähnen ist, damit er diesen noch einmal seine ganze Geschichte auspackte, der Indianer gehörte mir allein. Ich band ihn vom Pferde, trug ihn unter einen Baum, von wo er gerade so recht hübsch den ganzen Sportplatz und das Seeufer überblicken konnte, löste ihm vollends die Fesseln, gab ihm auch Messer und Speer wieder.

»Hier, mein Sohn, hast Du Deine Messer und Gabel wieder, Du bekommst gleich etwas zu schnabulieren. Einen anderen Gebrauch wirst Du doch nicht von Deinen

Waffen machen. Wir gerieten im Kampfe aneinander, einer von uns mußte doch siegen – jetzt aber ist das vorbei, Du bist mein Gast. Dann, wenn Du gegessen hast, stopfst Du Dir gemütlich eine Pfeife und siehst hübsch zu, was wir Blaßgesichter dort für Allotria treiben.«

So ungefähr sprach ich und ließ ihn allein, nur noch dafür sorgend, daß ihm ein Berg gebratenes Fleisch, frischgebackenes Brot und andere gute Sachen vorgesetzt wurden.

Der rote Krieger wollte nicht mitmachen, stellte sich einfach tot. Wie einen schlappen Sack hatte ich ihn tragen müssen, so hatte ich ihn mit dem Rücken an den Baumstamm gelehnt, und, so blieb er mit geschlossenen Augen sitzen.

Aber ich merkte recht wohl, wie er alsbald zu blinzeln begann, er machte die Augen vollends auf, schloß sie wieder, machte sie wieder auf – und als Häckel, dieser notorische Herkules, von der Riesenschaukel mit einem dreifachen Saltomortale abging, oder überhaupt wie eine rotierende Kugel durch die Luft wirbelnd und dann doch noch mit einem eleganten Kopfsturz im Wasser verschwindend, von da an vergaß der rote Krieger, seine Augen wieder zu schließen, sperrte sie vielmehr immer weiter auf.

Ja, da bekam er nun freilich auch etwas zu sehen! Etwas, was man nicht im Berliner Wintergarten und auch nicht im Londoner Olympia zu sehen bekommt, in welcher letzterem Varietee immer auf mehreren Bühnen zugleich Vorstellungen gegeben werden.

Nicht nur, daß gerade Schneider-Schnipplich und der Uhrmacher Hannemann gleichzeitig am fünffachen Reck turnten, sondern auch alle meine Jungen taten ihr Bestes, um ihr Können zu zeigen, alle. Wohin man blickte, da sah man Leistungen auf dem Gebiete der Akrobatik, wie man so etwas eben sonst nirgends zu sehen bekommt.

Von alledem will ich nichts weiter erwähnen, als daß Olaf, der schwedische Matrose, sich gerade als Kunstläufer produzierte, sich neue Tricks einübte, auf Rollschuhen, bei denen sieben Rädchen unten in der Mitte in einer Reihe standen, daß sie also mehr Schlittschuhen gleichen. Der Schwede war schon immer ein ausgezeichnete Schlittschuhläufer gewesen, und wie sich dieser Kerl nun auf den Kunstrollschuhen ausgebildet hatte, was der für Sachen machte, was der alles riskierte, das war einfach phänomenal! Er konnte stundenlang so auf dem glatten Felsboden herumtanzen, und ich konnte ihm stundenlang zusehen, und wenn ich dachte, jetzt hätte er seine Kunst erschöpft – was er eben gemacht hatte, das war doch nicht mehr zu überbieten – da führte der Kerl einen Sprung, eine Evolution aus, daß ich wiederum vor Stauen Maul und Nase aufsperrte. Gehen, tanzen, fliegen – nein, das hier war eine Bewegungsart, für welche der Mensch noch kein Wort erfunden hat.

Der rote Krieger dachte also nicht mehr daran, die Augen zu schließen und den Toten zu spielen. Ich hätte ihm auch ruhig ein Maschinengewehr zur Verfügung stellen können, er hätte es nicht gegen uns angewendet.

»Wah!« schrie er da plötzlich und schnellte empor.

Und was war es, was diesen roten Mann, dem stoische Gleichmütigkeit gegen alles als die höchste Tugend gilt, in solche Erregung versetzte, daß er sich so weit vergessen konnte?

Nichts weiter, als daß soeben Frau Rosamunde auf einem Ziegenbock im Damensattel an ihm vorüberritt.

Ja allerdings, diesen schneeweißen Ziegenbock mußte man auch gesehen haben, um glauben zu können, daß es auch eine ideale Ziegenbockschönheit gibt. Ein Ziegenbock von unbeschreiblicher Schönheit! Es wäre gar nicht nötig gewesen, daß man seine mächtigen Hörner vergoldet und daß man ihn mit bunten Fransen behangen hatte. Und wie dieses Dämchen ihn nun ritt! Also eine Beschreibung kann es da gar nicht geben. Und wie sie dann nach allen Evolutionen der hohen Schule plötzlich mit dem Tiere den steifen Felsen hinaufsetzte, man wußte überhaupt gar nicht, wo der Steinbock denn nur Halt für seine Füße fand!

Und dann kam ihr Gatte, der Wenzel-Attila, auf Pollux angeritten, einer unserer Riesendoggen, und ihm nach folgten alle die anderen großen Hunde, alle gezäumt und gesattelt, alle beritten, nämlich von den leichtesten und daher kleinsten unserer Kinder, die jetzt ständig ihr Indianerkostüm trugen.

Was der rote Kriegermann wohl dachte, als er diese winzigen Indianer da auf Hunden reiten sah? Und wie reiten! Und was die für Hindernisse nahmen?

Ferner will ich nur noch erwähnen, dann aber nichts weiter, daß sogar auf dem Wasser geritten wurde.

Auf dem Wasser, nicht im Wasser!

Wie das zu verstehen ist? Wie so etwas möglich sei?

Nun, es war ganz einfach unser Seelöwe, der in dem See herumschwamm, und auch er war gesattelt, er wurde von Mister Tabak geritten, der diese Dressur vollzogen hatte. Da muß man aber doch wohl von einem Auf-dem-Wasser-Reiten sprechen.

»Uff! Medizin!« hörte ich den roten Krieger flüstern.

Also er hielt's für Zauberei. Nun, mochte er es nur glauben.

Ja, wir brauchten keine Perlen zu finden, keine Goldblöcke und Diamanten liegen zu wissen. Wir waren auch nicht allein auf »Kling Klang Klung« nebst Einlagen angewiesen.

Wir mieteten oder kauften uns einfach in der Nähe einer Weltstadt wie Neuyork oder London ein größeres Terrain mit Wasser, es wurde eingezäunt, und da gaben wir uns unseren Belustigungen hin, nur zum eigenen Vergnügen. Aber andere durften zusehen – gegen eine Mark Eintritt.

Glaubt man wohl, daß wir ebensolchen Zuspruch haben würden wie etwa eine Weltausstellung? Täglich zehn- bis hunderttausend Besucher. Und das Geld war rein verdient. Wir hatten ja gar keine Unkosten weiter als unsere Ernährung.

Aber an so etwas dachten wir ja gar nicht!

Ich hatte einige Minuten, nicht weit von dem Indianer stehend, dem ganzen Treiben zugeschaut, mußte mir die

Zeit noch weiter vertreiben, denn Sandow war dort noch im besten Erzählen.

»Komm mal her, mein roter Freund, mache mir das mal nach.«

Zwar kam er nicht, stand nicht auf, sah mir aber doch zu.

Außer den verschiedensten Turngeräten waren überall Apparate oder Vorrichtungen aufgebaut, die sich ein Uneingeweihter nicht so leicht hätte erklären können.

Gerade hier neben dem Baume befand sich solch eine Einrichtung, die ich jetzt nicht weiter beschreiben will, der Leser wird ihren Zweck gleich kennen lernen. Es war hier der Platz für den Fechtunterricht, oder doch für eine Spezialität desselben, ein besonderer Trainierapparat, will ich sagen, um Auge und Hand die größtmögliche Sicherheit zu geben, um den Menschen von einer angeborenen Schwäche zu befreien.

Da stand auch ein Kasten, der Säbel enthielt, scharf geschliffen.

Einen solchen nahm ich, pflückte vom Boden einen kugelrunden Pilz ab, so groß wie eine Billardkugel. Diese Pilze wuchsen hier überall, schossen über Nacht empor.

Dann winkte auch dem ersten besten Matrosen – also tut es gar nichts zur Sache, wer es war – er mußte die Mütze abnehmen, ich legte ihm die Kugel auf den Kopf, nahm Abstand, holte recht weit aus und schlug mit

dem gewaltigen Säbel eine Quart, also einen horizontalen Hieb von rechts nach links, mit möglichster Vehemenz, und hatte mit dieser Quart den Kugelpilz in zwei Teile halbiert.

Allerdings fiel er dabei vom Kopf, das ließ sich nicht vermeiden. Aber jedenfalls waren die beiden Hälften fast ganz genau gleich.

Es ist dies nicht etwa ein besonderes Kunststück. Das kann jeder gute Fechter, oder man braucht auch gar nicht fechten zu können. Es wird doch jeder, der nicht gerade ein ausgemachter Tölpel ist, mit einem Stock solch eine große Kugel treffen können.

So, wird er es wirklich können?

Geneigter Leser, ich mache Dich hier auf ein psychologisches Geheimnis aufmerksam, Du sollst Dich gleich selbst davon überzeugen können, ich werde Dir die Mittel zur Nachprüfung in die Hand geben.

»Komm, mein roter Freund, mache mir das einmal nach. Aber meinen eigenen Kopf will ich dazu lieber nicht hergeben, es kann ja auch ein anderer sein, ein künstlicher.«

Jene erwähnte Vorrichtung bestand in nichts weiter als in einem zweizölligen Gasrohr, manneslang, das auf eine Steinplatte gestellt wurde, und oben drauf kam ein Menschenkopf aus Holz geschnitzt, angemalt, mit Perrücke, recht natürlich nachgeahmt. Es waren sogar Glasaugen, die einen ganz unheimlich anstierten.

Das war die ganze Vorrichtung. Viel Wind durfte nicht wehen, sonst fiel das Rohr um. Auch stoßen durfte man natürlich nicht dran. Sonst aber stand es fest.

Ich pflückte noch so einen Kugelpilz ab, legte ihn auf den Kopf, mit dem Säbel Abstand genommen, eine furchtbare Quart geschlagen – der Kugelpilz fiel in zwei Hälften gespalten herab.

»Nun komm, mein roter Freund, mache mir das einmal nach. Ich behaupte, daß Du es nicht kannst. Ich behaupte, daß Du den Pilz überhaupt nicht triffst. Allerdings erlaube ich Dir nur zwei Schläge. Du brauchst den Pilz auch nicht in der Mitte zu spalten. Du sollst ihn überhaupt nur treffen. Das kannst Du nicht. Oder Du triffst das Eisenrohr, wirfst es um. Aber den Kugelpilz triffst Du nicht. Ich behaupte es.«

Der Indianer stand wirklich sofort auf. Ich hatte mich schon darauf gefaßt, ihn noch länger einladen zu müssen.

»Warum soll Großhand die Kugel nicht treffen?«

»Weil Du es eben nicht kannst. Mache es doch. Aber nicht das Rohr umwerfen! Sonst hast Du Deinen Kopf verspielt.«

Ich zeigte ihm noch einmal, wie leicht das Rohr stand, wie ein geringes Antippen genügte, um es umzuwerfen.

»Meinen Kopf?«

»Ja. Wenn Du das Rohr triffst, dann schneide ich Dir den Kopf ab.«

Der Indianer wurde etwas mißtrauisch und es war begreiflich.

»Und wenn ich die Kugel treffe?« fragte er dann.

»Dann kannst Du mir den Kopf abschneiden. Das heißt, wenn ich es mir gefallen lasse. Na, schlage nur zu. Über das andere werden wir uns dann schon einig. Hier hast Du den Säbel.«

Noch ein kurzes Überlegen, dann nahm der Indianer das »lange Messer«, zielte erst mit der Spitze nach dem Pilze, der wieder auf den Kopf gelegt worden war, holte aus, schlug zu – schlug wenigstens drei Zoll über den Pilz hinweg.

Ein ganz verduzttes Gesicht.

Wieder gezielt, zum zweiten Male geschlagen – wieder hoch drüber weg.

Neue Bestürzung noch eine ganz andere als vorhin.

Er zielte und holte zum dritten Male aus.

»Halt, Du hast schon verspielt, nur zweimal ist es erlaubt ... «

Na, ich ließ ihn zum dritten Male schlagen, ich sah es ja schon kommen – und richtig, zum dritten Male schlug er die Quart hoch über die Kugel hinweg.

Da aber hatte der Indianer genug.

»Hugh, Medizin!«

Mit diesen Worten warf er den verhexten Säbel mit allen Zeichen des Grausens weg.

Ich nahm ihn noch einmal, halbierte den Pilz und ging meiner Wege, den roten Krieger mit seinen Grübeleien über den rätselhaften Zauber allein lassend.

Weshalb er den Kugelpilz nicht treffen konnte? Du kannst es auch nicht, lieber Leser, wenn Du Dich nicht

darin geübt hast, wenn Du Dich nicht einer menschlichen Schwäche entledigt hast – oder aber, bringst Du es sofort, dann bist Du ein geborenes Fechtgenie.

Ich will hier das Rezept zu einem ganz ähnlichen Experiment geben, besonders in einer Gesellschaft höchst belustigend. Nimm einen engen Lampenzylinder, oder eine weite Glasröhre, die eben steht, ohne umzufallen, stelle sie auf den Tischrand, an eine Ecke, gib der Röhre oben noch eine kleine Plattform, lege etwa ein Stückchen Papier daraus, aber möglichst klein, setze auf dieses einen kleinen Gegenstand, etwa einen Hemdenknopf.«

Nun stelle Dich davor, ziele mit Daumen und Mittelfinger und schnipse den Knopf herunter.

Das ist höchst einfach, das wirst Du sofort und immer bringen.

Nun aber nimm einigen Abstand und gehe schnellen Schrittes – wirklich im Geschwindschritt – an dem Tisch vorüber und schnipse sie im Vorbeigehen, ohne mit dem Schritt zu stocken, den Knopf herunter, ohne die Glasröhre dabei umzuwerfen.

Das kannst Du nicht. Du kannst nicht den Knopf treffen. Du wirst immer und immer wieder hoch darüber hinaus schnipsen. Ja, Du kannst nicht einmal schnellen Schrittes vorbeigehen. Du wirst immer stehen bleiben oder doch im Gehen stocken und dabei dennoch darüber hinaus schnipsen, und wirst dabei jedenfalls ein sehr wenig geistreiches Gesicht machen.

In einer Gesellschaft ist es höchst belustigend. Besonders diese verblüfften Gesichter! Ja, weshalb in aller Welt

soll ich denn den Knopf nicht treffen können?! Spaß! Und dann dieses erstaunte Gesicht, wenn der Siegessichere doch wieder hoch hoch darüber hinaus geschnipst hat.

Man begreift wirklich gar nicht, weshalb man denn den Knopf nicht treffen kann.

Bis die psychologische Schwäche überwunden ist, dann kann man es.

Diese Schwäche besteht einfach darin, daß man immer fürchtet, die Glasröhre umzuwerfen. Weiter ist es nichts. Sehr einfach, aber . . . so ist es.

Verstärkt wird die Gefahr und daher auch die Schwäche noch dadurch, wenn man einen Einsatz geben muß, den man beim Umwerfen verliert, einen Taler oder einen Groschen, je nachdem die finanziellen Verhältnisse sind.

Da hütet sich jeder erst recht, die Glasröhre umwerfen zu wollen, schnipst immer höher über den Knopf hinaus, kann noch weniger schnellen Schrittes vorübergehen, stockt, stutzt und macht ein dummes Gesicht.

Man probiere es nur einmal.

Hierbei dem Schlagen mit dem scharfgeschliffenen Säbel nach einem kleinen auf einem menschlichen Kopfe liegenden Gegenstand fehlt nur das schnelle Vorübergehen, sonst ist es im Prinzip genau dasselbe. Man fürchtet, den Kopf zu treffen, den wackligen Apparat umzuwerfen. Diese Schwäche muß erst beseitigt werden, sonst ist an ein Hiebfechten nicht zu denken. Wer es sofort kann, das ist ein geborenes Fechtgenie. –

Ich begab mich zu der Hauptgruppe zurück. Jetzt mußte Sandow seine Erzählung doch beendet haben.

Jawohl, das hatte er, und jetzt war er mit Juba Riata in Streit geraten, wobei freilich bei diesem Manne nicht an ein »Zanken« zu denken ist.

»Nein, Sie irren sich, Sir,« hörte ich ihn gerade sagen, »Ihr Plan kann sich niemals erfüllen.«

»Na, warum denn nur nicht, so sagen Sie es doch endlich!«

»Einfach deshalb nicht, weil Apachen und Kommantschen niemals in Frieden zusammen leben können.«

»Aber sie haben die Kriegsaxt vergraben, Frieden für ewige Zeiten geschlossen, ich versichere es Ihnen!«

»Ja, genau solch einen ewigen Frieden, wie auch England immer schließt, wenn es sich mit einer anderen Nation befreunden will. Bei der ersten Gelegenheit ist dann alles wieder vorbei.«

»Aber das gilt nicht für diese Indianer, die halten ihr Wort unverbrüchlich; ich kenne doch diese Apachen und Kommantschen . . . «

»Herr, ich werde sie wahrscheinlich besser kennen.«

»Das bestreite ich . . . «

Mehr hörte ich nicht. Eine allgemeine Bewegung, die unter den Turnenden und Spielenden entstand, machte mich aufmerksam.

»Was ist denn los?«

»Alfreds Pferd ist zurückgekommen, ohne seinen Reiter!« wurde mir aufgeregt gemeldet,

Ich sah, wie sich einige bemühten, ein lediges Pferd mit dem Lasso zu fangen, was auch bald gelungen war.

»Wo war denn Alfred hingeritten?«

»Nach dem Goldtale.«

»Wozu?«

»Er ist heute ganz früh dort gewesen, mit noch anderen zusammen, sie haben dort auf einen Panther gejagt. Vor ungefähr einer Stunde, als sie schon längst wieder zurück waren, vermißte Alfred sein Messer, er glaubte die Stelle zu wissen, wo er es nur verloren haben konnte, und da ist er noch einmal fortgeritten.«

»Allein?«

»Ganz allein. Und nun kommt sein Pferd zurück!«

»Kinder, was seid Ihr denn nur so aufgeregt? Der ist eben einmal abgestiegen, das Pferd ist ihm davon gelaufen.«

»Nein, sein Pferd folgte ihm wie ein Hund. Dem ist etwas zugestoßen, daß er es auch nicht mehr rufen konnte!«

»So wollen wir ihn suchen . . . «

»Es sind ihm schon ein paar nach.«

Und da kamen diese auch schon wieder zurück, zu Pferde.

Und der eine, der erste, hatte vor sich im Sattel eine menschliche Gestalt hängen.

»Was ist denn mit Alfred passiert?«

Es war eine fürchterliche Antwort, die schweigend gegeben wurde.

Die menschliche Gestalt glitt herab, wurde hingelegt – es war der Matrose Alfred, tot, ohne Kopfhaut. Regelrecht skalpiert!

Den Eindruck, den die Leiche auf uns machte, vermag ich nicht zu schildern.

Nicht etwa Racheschwüre!

Meine Jungen schwuren bei jeder Gelegenheit gotteslästerlich, das war ihnen nun nicht mehr abzugewöhnen. Aber Racheschwüre gab es nicht.

Mit finsternen Gesichtern standen sie alle im Kreise herum, blickten auf den guten Kameraden herab, der indianischer Mordlust zum Opfer gefallen war.

Aber diese Augen, diese Augen!

Die linke Brust des Toten war blutig, das Hemd zeigte ein Löchelchen.

Juba Riata beugte sich herab, öffnete das Hemd, untersuchte kaltblütig die kleine Wunde, aus der Herzblut quoll.

»Das ist ein Pfeil gewesen, und sollte der nicht ...«

Er packte an, wälzte die Leiche herum, schnitt das Hemd hinten mit dem Messer auf.

Auch auf dem Rücken solch eine kleine Wunde.

»Der Pfeil hat ihn von hinten durchbohrt, da gibt es gar keinen Zweifel.«

Er richtete sich wieder auf, warf die langen Haare zurück.

»Wo fandet Ihr ihn?«

Nahe der Stelle, wo wir den ersten Querbalken gelegt hatten, um uns in das Tal hinabzulassen. Unterdessen aber war eine bequemere Stelle gefunden worden.

»Lebte er noch?«

»Nein!« erklang es dumpf zurück.

»Habt Ihr Spuren gefunden?«

Das wohl, aber verfolgt konnten sie nicht weit werden, sie verloren sich bald auf hartem Felsboden.

Juba Riata sagte nichts mehr, wollte davon gehen.

»Halt,« sagte ich, »wo wollen Sie hin?«

»Meinen Teufel holen.«

»Wozu?«

»Um nach jener Stelle zu reiten.«

»Wozu?«

»Wozu, wozu!« wiederholte er verächtlich.

»Sie wollen die Spur verfolgen, den Mörder?«

»Na sicher doch!«

»Sie werden es nicht tun!«

»Was?!«

»Sie werden es nicht tun! Sie bleiben hier! Mister Sandow,« wandte ich mich an diesen, »wissen Sie etwas davon? Können Sie aus irgend etwas erkennen, ob es ein Kommantsche oder ein Apache gewesen ist, der diesen Mann menschlings von hinten ermordet hat, um ihm den Skalp zu nehmen?«

Der kleine Mann war ganz fassungslos.

Dann schüttelte er den Kopf. Nein, da vermochte er keine Unterscheidung zu machen.

Juba Riata war es, der dem Apachen, der dort noch unter dem Baume stand, etwas in seiner Sprache zurief. Der rote Krieger gehorchte auch wirklich dem Rufe, kam langsam heran. Aber keine Muskel zuckte in dem steinernen Gesicht, als er die skalpierte Leiche betrachtete.

Dann sagte er etwas.

»Nein, auch Großhand vermag nicht zu unterscheiden, ob es ein Apache oder ein Kommantsche gewesen ist!« verdolmetschte mir dann Sandow.

»Gut!« sagte ich. »Aber dort in den Indianerlagern wird man wohl bald erfahren, wer der Mörder gewesen ist.«

»Selbstverständlich, der Betreffende rühmt sich doch seiner Tat.«

»Auch dessen, daß er den harmlosen Mann von hinten erschossen hat?«

»Ja, das ist mir unbegreiflich! Oder ... schließlich auch nicht – Skalp ist Skalp!«

»Mister Sandow, wollen Sie sich unter solchen Umständen noch nach dem Indianerlager begeben?«

»Ganz sicher, und das sofort ... «

»Ist Ihr Leben nicht bedroht?«

»O nein, das wäre ja noch schöner ... «

»Gut, daß müssen Sie am besten wissen. Wollen Sie unseren Parlamentär machen?«

»Gewiß? Was haben Sie auszurichten?«

Ich erhob meine Stimme, daß es alle, alle vernehmen konnten:

»Sagen Sie den vereinigten Apachen und Kommantschen, daß sie den Mörder unseres Kameraden ausfindig machen und ihn uns ausliefern sollen, damit wir ihn hängen können. Bis morgen früh zum Sonnenaufgang ist der Mörder hier, und zwar lebendig, freiwillig oder unfreiwillig, damit wir über ihn zu Gericht sitzen. Ist er bis dahin nicht hier, dann ... werden wir uns ihn selbst holen. Verstanden? Das richten Sie aus. Bitte.«

Mister Sandow ritt davon, ohne noch viel zu sagen. Auch Großhand ging mit ihm.

Der Matrose Alfred erhielt sein Begräbnis, wie es dem guten Kameraden gebührte. Auch Kapitän Martin kam herauf, zum ersten Male, um der Feier beizuwohnen.

Sonst will ich sie nicht weiter schildern. Gerade war sie beendet, drei Stunden danach, nachdem Sandow abgeritten war, als er schon wieder zurückkam.

»Es ist ein Apache gewesen, Steinherz, der sich hier herangeschlichen und den einsamen Mann getötet hat. Es sieht böse aus bei uns, ganz böse. Die Apachen verweigern natürlich die Auslieferung ihres Stammesgenossen, während die Kommantschen Ihre Forderung recht und billig finden. Schon haben sich die beiden Stämme getrennt, schon bereiten sie sich zum gegenseitigen Kampfe vor. Vielleicht ist er bereits ausgebrochen.«

Weiter hatte Sandow nichts zu berichten, er ritt gleich wieder zurück, ohne gefragt zu haben, ob wir uns an dem Kampfe beteiligen würden oder nicht.

Wir Hauptpersonen traten zur Beratung zusammen. Zur Beratung über Krieg oder Frieden. Wenn irgendwie möglich, wollten wir einen Kampf vermeiden. Besonders ich war es, dem das Leben eines jeden einzelnen viel zu lieb war, als es gegen solche rote Heiducken aufs Spiel zu setzen. Aber haben mußten wir den Mörder unbedingt, tot oder lebendig, eher gingen wir nicht von hier fort!

Also so mußte doch ein Kriegsplan beraten werden. Ich brauche ihn nicht wiederzugeben, weil er ja doch nicht ausgeführt werden sollte.

Sadow war erst eine halbe Stunde fort, als er schon wieder zurückkam, nicht allein, sondern in Begleitung einer ganzen Bande Rothäute, Kommantschen im vollen Kriegsschmuck.

Der an der Spitze Reitende, sich durch seine dunklere Farbe und durch besonderen Federschmuck auszeichnend, war der schwarze Biber, der Häuptling der Kommantschen, und vor sich hatte er einen gefesselten Apache.

»Die Apachen sind Hunde, die Blaßgesichter mögen den feigen Mörder hängen!«

So sprach er, warf die gebundene Rothaut uns vor die Füße und ritt mit seiner Bande im Galopp sofort wieder zurück. Auch Sadow blieb nur noch wenige Minuten bei uns, nur um uns mit wenigen Worten eine Erklärung zu geben, dann seinen roten Freunden gleich wieder nacheilend.

Der Kampf war schon ausgebrochen, es hatte bereits ein mörderliches Gemetzel stattgefunden. Dabei war der betreffende Apache den Kommantschen lebendig in die Hände gefallen, deren Häuptling selbst hatte ihn gefangen, hatte ihn uns gebracht.

»Weiter habe ich Ihnen nichts zu berichten. Ich muß sofort zurück. Was werden Sie jetzt tun? Ich bitte Sie in-  
nig, beteiligen Sie sich nicht an diesem roten Bruderkriege, den ich auch bestimmt noch beizulegen hoffe. Bitte, bleiben Sie neutral.«

Nun, da brauchte Sandow nicht lange zu bitten. Außerdem hätten wir doch nur den Kommantschen beistehen können, und diese waren sowieso schon bedeutend in der Mehrheit.

»Dann werden wir noch heute das Plateau verlassen, vielleicht schon in der nächsten Stunde, überhaupt diese Gegend mit unserem ganzen Schiffe, werden nicht sobald hierher zurückkehren. Wollen Sie uns begleiten?«

»Ich?! Ich bleibe hier, die Sache der Kommantschen ist die meine, und ich hoffe doch noch, diesen Bruderkrieg beizulegen.

Der junge Mann blieb in seinem Vorsatze unerschütterlich, des Menschen Wille ist sein Himmelreich und es war überhaupt auch höchst ehrenwert.

»Können wir sonst etwas für Sie tun?«

»Nicht daß ich wüßte.«

Kurz war der Abschied, und wir sahen den jungen Mann wieder zwischen den Bäumen des nächsten Waldes verschwinden.

Über den Mörder wurde regelrecht zu Gericht gesessen, das einstimmige Urteil lautete auf den Tod durch den Strang, und zwar hingen wir ihn nicht an den nächsten Baumast, sondern in aller Schnelligkeit wurde ein regelrechter Galgen gezimmert, außer den Kindern zogen wir alle zusammen an dem Strick, an dessen Ende der rote Mann sein Leben aushauchte. Er mochte nur hängen bleiben, seine Kameraden würden ihn schon selbst abschneiden.

Dann brachen wir die Gerätschaften und das ganze Lager ab, alles wurde auf den Rücken genommen und hinab zum Schiffe marschiert. Eine Stunde später schon waren wir mit halber Kraft unterwegs

#### 48. KAPITEL. STATT SCHÄTZE NUR EIN REVOLVER.

Am 12. Oktober liefen wir in der Argonautenbucht ein, nachdem wir fast zwei Wochen in der Magalhaesstraße gekreuzt hatten, auf besseres Wetter wartend, das nun endlich eingetreten war, die Einfahrt erlaubend.

Unterwegs hatten wir Buenos Ayres angelaufen, hauptsächlich deshalb, um die sechs Pferde wieder freizugeben, die wir versuchshalber von dem Plateau mitgenommen hatten. Da es meist sehr schlechtes Wetter war, hatten wir das Elend der armen Tiere nicht mehr mit ansehen können, wie sie in den engen Boxen standen, in dem sie sich kaum bewegen konnten, so gut wie festgeschnallt, dabei langsam verhungern.

Ja, man kann Pferde zur See transportieren, so weit wie man will. Cortez und Pizarro haben doch auch Pferde mit nach Amerika genommen, oder man denke an den englischen Burenkrieg, was sind da für Pferde nach dem Kapland geschafft worden!

Aber es ist und bleibt eine scheußliche Tierquälerei, mit der wir uns nicht beflecken sollten. Wir hatten einen Versuch gemacht – und niemals wieder!

Der Büffel hingegen hatte die Überfahrt ganz ausgezeichnet überstanden. Der konnte sich auch beim schlechtesten Wetter, wenn das Schiff wie toll tanzte und

bockte, auch in einem größeren Raume ganz frei bewegen, hielt immer tapfer stand, es schien ihm sogar Spaß zu machen.

Das Pferd ist ein Einhufer, das Rind hat gespaltene Hufe, das macht dabei den Unterschied aus! Das Rind klettert doch auch gern, tummelt sich im Gebirge auf Abhängen herum, auf denen das Pferd gar nicht mehr fortkommen könnte, auch das Maultier nicht, wo es hilflos dastehen würde.

Ferner hatten wir in Buenos Ayres, von wo gefrorenes Fleisch ja massenhaft exportiert wird, eine Eismaschine gekauft, speziell für Schiffsbetrieb bestimmt, hatten sie einbauen lassen, besaßen nun einen großer Gefrierraum, hatten nun immer so gut wie frisches Fleisch. Auf diese Idee hätten wir übrigens auch eher kommen können.

Jetzt waren wir glücklich in die Argonautenbucht eingelaufen, ohne wieder ein anderes Schiff vorzufinden.

Der Steinherd, den die Mannschaft des »Seeteufels« damals errichtet hatte, war noch vorhanden, erwies sich aber gar nicht gebraucht, überhaupt unvollendet. Also schien Kapitän Satan sein Vorhaben, die Hummern . . .

Doch was ging denn das uns an?

Unterdessen hatte die Patronin die ganze Besatzung in ihr Geheimnis eingeweiht. Es galt, die Schätze des Flibustierkapitäns van Horn zu heben.

Die Aufregung der ganzen Mannschaft war ja allerdings groß, aber wegen einer Teilung, wie das dann gehandhabt werden sollte, wurde kein einziges Wort verloren. Jedenfalls stieg solch eine Frage keinem einzigen Manne auch nur in Gedanken auf. Ich geniere mich überhaupt förmlich, von so etwas auch nur anzufangen. Und von demselben Geiste, der die ganze reguläre Mannschaft beseelte, waren auch schon alle unsere Gäste angesteckt worden. Wenn sie überhaupt noch als Gäste gelten konnten, nicht schon als wirkliche Argonauten zu bezeichnen waren. Von dem Zwergehepaar war das ganz bestimmt der Fall, das dachte gar nicht mehr daran, seinen alten Artistenberuf wieder aufzunehmen. Freilich dachten sie ebensowenig an eine Frage, ob sie denn für ihren Aufenthalt hier etwas zu bezahlen hätten. Wir aber dachten noch viel weniger an so etwas. Das hatte sich eben alles so von ganz allein geregelt. Der Bandlwurm war allerdings ein Döskopp so lang er war, aber mit seiner Tellerwäscherei waren wir durchaus zufrieden, und anderes hatten wir doch nicht von ihm zu verlangen.

Also wenn es doch vielleicht an eine förmliche Teilung ging, dann sollte der auch seine paar Goldklumpen abbekommen und sich die Hosentaschen voll Diamanten pflöpfen können.

Die Expedition brach sofort auf: die Patronin, ich, Doktor Isidor, Juba Riata, der Eskimo und ein Dutzend Leute. Diese mußten allerdings Verschiedenes tragen, aber die

schwersten Sachen, wie zum Beispiel die Taucherapparate, bekam der Büffel aufgeladen – na, und der konnte ja etwas buckeln!

Mit dieser Last schwamm er sogar durch jedes Wasser und kletterte dann wieder zum anderen Ufer hinauf, wenn er nur irgendwie einen Fuß hinaufbringen konnte. So etwas bringt doch ein Pferd gar nicht fertig. Ich bin überhaupt der festen Überzeugung, habe es ja auch erfahren, daß das Rind das Pferd in jeder Hinsicht übertrifft, also auch hinsichtlich der Intelligenz. Die Sache ist nur die, daß man sich mit der Zucht des Pferdes als Diener des Menschen schon seit Jahrtausenden beschäftigt hat, das Rind aber ebenso wie das höchst intelligente Schwein immer nur als Schlachtvieh betrachtet hat.

Wir rückten ab. Wohl zeigten die nahen Berge noch eine völlige Winterlandschaft, auch im schattigen Walde lag noch Schnee, aber auf freiem Gelände duldet die Frühjahrs-sonne unter dieser Breite keinen mehr.

Daß ich die Karte nicht beschreiben kann, habe ich schon früher gesagt. Jedenfalls aber war der Weg, den wir zu nehmen hatten, ganz genau angegeben, auch mit allen Wasserübergängen. Die englischen Bemerkungen bezogen sich auf Kompaßrichtungen und dann vor allen Dingen auf besonders geformte Felsen, nach denen man peilen mußte. Der Weg fing von dieser Bucht an, wo damals der Rückmarsch der Schiffbrüchigen geendet hatte.

Ich mache es kurz, schildere nicht die manchmal sehr schwierigen Wasserpassagen. Jedenfalls hatten wir es

nur dem ungeheuren Büffel zu verdanken, daß wir keine einzige Brücke zu schlagen brauchten, so daß wir die langen Bretter ganz umsonst mitgenommen hatten. Aber Vorsicht ist besser als Nachsicht.

Morgens gegen elf waren wir aufgebrochen, froren in der Nacht wie die jungen Hunde, und am andern Nachmittage gegen drei Uhr näherten wir uns der Stelle, wo vor 300 Jahren das Piratenschiff gescheitert war, vielleicht nicht so unfreiwillig.

Es war eine weite Bucht, die von Nordwesten her eine breite Wassereinfahrt hatte, durch welche die »Desolation« also eingedrungen war, um an der Küste festzurennen.

Dann hatte man, wie eine ausführlichere Bemerkung angab, das Gold und die sonstigen Schätze ausgeladen und in einer benachbarten kleineren Bucht versenkt, um sie später wieder herauszuholen, was aus irgend einem Grunde also nicht geschehen war.

Von Schiffsstrümmern war nirgends etwas zu bemerken. Aber jedenfalls stimmten die Angaben ganz, ganz genau.

Dort war der Felsen, der ungefähr einem Menschenkopf glich, dort weiter hinten der Berg mit der Einsattelung, zwischen diesen beiden Merkmalen mußte man mit vier Strich nach Süden nach einer Felsensäule peilen – von dort aus stieß man mit ungefähr 80 großen Schritten auf die kleinere Bucht, in der die Schätze versenkt worden waren.

Es war ein feierlicher Moment, als wir die 80 Schritte getan hatten und nun vor dem Wasserloche standen, das in einer Tiefe von etwa 25 Metern für 40 Millionen Goldbarren barg, außerdem noch Diamanten und andere Edelsteine und sonstige Juwelen in unschätzbbarer Menge.

Eine kleine Enttäuschung hatten wir freilich sofort.

Also im November vorigen Jahres war Richard Hartung selbst hier gewesen, wollte mit eigenen Augen dort unten die Schätze haben glänzen und gleißen sehen.

Daß dies eine Tatsache gewesen war, daran war ja auch gar nicht zu zweifeln.

Wir aber sahen nichts gleißen, obgleich die beste Gelegenheit dazu gewesen war.

Denn es herrschte Windstille, das Wasser war glatt wie ein Spiegel, äußerst klar und durchsichtig, die Sonne stand noch ziemlich hoch, und in eine Tiefe von 25 Metern kann man unter solchen Verhältnissen recht wohl blicken.

Wir sahen denn auch den grauen Grund, aber von Goldbarren und anderen gleißenden Dingen keine Spur.

»Sind wir auch wirklich an der richtigen Stelle?« fragte ich zweifelnd.

Die Patronin deutete auf einen Felsen, der dicht am Rande des Wasserloches sich erhob. In eine glatte Steinfläche waren zwei Buchstaben eingemeißelt, nicht eben tief, aber dennoch deutlich erkennbar – R. H. – und darunter das Datum, an dem Kapitän Richard Hartung von

hier aus die Schätze der »Desolation« dort unten gesehen hatte.

Nun war jeder Zweifel beseitigt.

»Na, da will ich mal hinab,« sagte ich.

Ein Taucherapparat wurde vorgerichtet, ich panzerte mich und glitt hinunter in das eisig kalte Wasser.

Ich erreichte den Grund, die Petroleumlampe, durch einen besonderen Schlauch mit Luft gespeist, leuchtete genügend.

Aber da war nichts von Gold und Diamanten zu sehen. Ja und doch!

Dort glänzte etwas zwischen den Steinen, die hier und da lagen.

Ich hob es auf.

Eine goldene Hutnadel! Oder doch so ungefähr aussehend. Eine lange Nadel, vielleicht auch ein sehr dünner Dolch, ein Stilet, mit einem eigentümlich geformten Griff, oben in einem Knauf endend, der wohl einen Pantherkopf darstellen sollte.

Und dort blitzte es abermals!

Es war ein goldener Fingerring, für einen Riesen berechnet, oder aber ein Armband für ein äußerst dünnes Handgelenk, mit blitzenden Steinen besetzt.

Und so fand ich noch einige andere Schmucksachen, aber nur spärlich. Ich mußte die Steine sehr genau untersuchen.

Ja, die Schätze hatten hier gelegen, aber sie waren inzwischen schon von anderer Seite abgeholt worden, das war für mich nun kein Zweifel mehr.

Und was lag denn dort? Der Stein sah ja gerade aus wie ein ...

Nein, es war nicht nur kein Stein, der so aussah, sondern es war ein wirklicher Revolver, den ich aufhob.

Die alten Südamerikaner hatten noch keine Revolver, aber auch vor 300 Jahren hat es die noch nicht gegeben. Der Revolver, die erste Drehpistole ist im Jahre 1840 vom Amerikaner Colt konstruiert worden.

Und überhaupt, das war ein ganz moderner Bulldogrevolver, während die Schmucksachen jedenfalls sehr alte Arbeit der Goldschmiedekunst waren, das konnte ich auch im Scheine meines Lämpchens erkennen.

Ich gab das Signal zum langsamen Aufzug.

»Die Schätze des Flibustierkapitäns haben hier unten sicher gelegen, aber ebenso sicher hat sie ein anderer vor uns abgeholt.«

Das waren meine ersten Worte, nachdem mir der Helm abgeschraubt worden war.

»Ja, und zwar die Mannschaft des Seeteufels!« setzte Juba Riata hinzu.

»Was?!«

»Hier hat einer seine Visitenkarte zurückgelassen.«

Und Juba Riata zeigte den Revolver, den er mir gleich abgenommen hatte, deutete auf den Kolben, beide Seiten herumdrehend.

Richtig, auf der einen Seite des hölzernen Kolbens war der Name J. Miller eingeschnitten, auf der anderen Seite das Wort »Seeteufel«.

Wir blickten einander an.

Was wir sonst sagten, brauche ich gar nicht wiederzugeben.

Es war ja alles einfach genug. Einer der Mannschaft des »Seeteufels« hatte beim Tauchen unten seinen Revolver verloren, oder er hatte ihn von hier oben hinabfallen lassen, hatte die Waffe nicht wiedergefunden oder ihren Verlust gar nicht bemerkt – ganz zweifellos aber war doch der Kapitän Satan selbst hier gewesen.

Schon damals voriges Jahr, als der »Seeteufel« in der Argonautenbucht gelegen hatte?

Wie hatte er die Kenntnis von den Flibustierschätzen bekommen?

Hatte er sie zufällig gefunden?

Es waren ganz unnütze Fragen, die wir da aufwarfen.

Kapitän Satan war uns eben zuvorgekommen.

»Treten wir nur gleich den Rückweg an!« sagte die Patronin, und ihr niedergeschlagenes und auch finsternes Gesicht war begreiflich.

»Na, da wir nun einmal hier sind, wollen wir auch gründlich nachsehen, was unser Vorgänger uns großmütig nachgelassen hat!« meinte ich.

Helene wollte nicht, wollte sich nicht mit den Knochen begnügen, den ihr der Konkurrent von der riesigen Beute wie verächtlich zurückgelassen hatte, aber ich gab dieser weiblichen Verstimmung nicht nach, ging noch einmal hinab, auch ein Matrose kam im zweiten Apparat mit hinab.

Es war doch noch eine ganz beträchtliche Menge von altertümlichen Schmucksachen und besonders auch von

losen Edelsteinen, die wir im Laufe einer Stunde zusammenbrachten. Freilich mußten wir dazu den Boden ganz gründlich absuchen, das Geröll wegräumen, größere Felssteine beiseite wälzen und in Ritzen und Ecken krebser, um etwas zu finden.

Und das eben war das ganz sichere Zeichen, daß hier einst solches Zeug massenhaft gelegen hatte. Unsere Vorgänger hatten hier so viel davon gefunden, immer einfach hineinschauend, daß sie zuletzt gegen den Mammon ganz abgestumpft geworden waren, sich zuletzt gar keine Mühe mehr gegeben hatten, nach den letzten Resten, die sie nicht mehr gleich erblickten, zu suchen.

Es war ein ansehnlicher, gewichtiger Lederbeutel, den wir dann mit solchen Schmucksachen gefüllt heraufbrachten. Meist Geschmeide von ganz altertümlicher Arbeit, jedenfalls eben altmexikanische. Dann aber war auch eine Goldplatte dabei, auf beiden Seiten mit Verzierungen versehen, sie schien doppelt zu sein, und bei näherer Untersuchung erkannten wir, daß es ein zusammengequetschter Becher war, offenbar ein Kirchenkelch – denn der Seeräuberkapitän hatte doch natürliche auch die in Amerika schon entstandenen spanischen Kirchen geplündert – der die Jahreszahl 1588 trug.

Hiermit war auch der letzte Zweifel gehoben, daß hier nicht wirklich die zusammengeraubte Beute des Flibustierkapitäns gelegen hätte.

»Nun, das ist immer noch genug, kalkuliere ich, um uns dafür eine neue Argos kaufen zu können!« meinte

ich, als ich mir diesen Rest der Juwelen, uns großmütig überlassen, bei Tageslicht betrachtete.

Es war töricht von mir, die Patronin auf diese Weise in ihrer Niedergeschlagenheit trösten zu wollen.

»Ja, es ist ein Vexierrevolver!« sagte in diesem Augenblick Juba Riata, noch immer die Waffe in den Händen, sie hin und her drehend, an dem Kolben herumfingend.

»Was, Vexierrevolver?«

»Das ist so ein Revolver, wie ihn eine amerikanische Fabrik als Spezialität anfertigt, der Kolben ist hohl, kann geöffnet werden, aber da ist eine geheime Vorrichtung dabei, wie bei einem Vexierschloß . . . ah, hier ist es schon!«

Der Kolben war in der Mitte aufgeklappt, etwas Weißes fiel heraus.

Es war ein mehr gelber als weißer Pergamentstreifen, auf dem etwas geschrieben war, wir erkannten fünf Zahlenreihen, auch Buchstaben kamen manchmal vor – einfach fünf geographische Ortsbestimmungen, nur abgekürzt wiedergegeben, wie man sie sich in der Schnelligkeit notiert.

Sie lauteten:

36 22 4 n 164 51 37 w

24 13 11 n 123 6 28 o

52 17 6 s 61 0 49 w

4 31 43 s 7 2 44 o

43 1 12 s 178 20 0 w

Die Buchstaben bedeuteten also nördliche respektive südliche Breite und westliche respektive östliche Länge.

»Was mögen diese geographischen Ortsbestimmungen zu bedeuten haben?« meinte die Patronin.

»Ja, Frau Patronin, da verlangen Sie von meiner Allwissenheit zu viel!« lachte ich.

»Da hat der Piratenkapitän einfach seine Verstecke!« ließ sich ein Matrose vernehmen.

Ich fuhr gegen den Sprecher herum.

»Piratenkapitän?! Mensch, kannst Du etwa beweisen, daß der Kapitän des Seeteufels Seeraub treibt?!«

Der Mann wurde ganz unwirsch.

Ja, der Kapitän Satin oder Satan vom »Seeteufel« wurde ja der heimlichen Piraterie bezichtigt, es wurden fürchterliche Sachen über ihn erzählt – das tat man so im Vertrauen unter sich, im Matrosenlogis in der Kajüte – aber das durfte doch um Gottes willen nicht öffentlich geschehen, wenn man nichts beweisen konnte!

Ich ließ den Matrosen in seiner Verlegenheit, er hatte seine Lektion bekommen, und damit genug.

»Wo liegen denn diese bis zur Sekunde angegebenen Punkte?« fragte die Patronin weiter, wozu sie natürlich das Recht hatte.

Nun, das konnte ich ungefähr angeben, ohne eine Karte befragen zu müssen. Unsereiner sieht ja immer im Geiste die Erdkugel mit Breiten- und Längengraden überspannt. Außerdem aber hatte ich in meinem nautischen Taschenbuche eine ziemlich große Weltkarte.

Ich gebe die Bestimmungen jetzt nur ungefähr wieder, mich nicht mit Sekunden, nicht einmal mit Minuten aufhaltend.

Der erste Punkt lag in der schwimmenden Fucusbank des Sargassomeeres, Atlantischer Ozean. Mag diese Andeutung vorläufig genügen.

Die zweite Bestimmung bezog sich auf die Insel Formosa an der Küste Chinas.

Der dritte Punkt lag in der Nähe der Falklandsinseln, also gar nicht sehr weit von hier entfernt.

Der vierte Punkt war nahe der westafrikanischen Küste bei Kap Lopez.

Die fünfte Bestimmung bezog sich auf einen Punkt, der ungefähr 200 Meilen östlich von Neuseeland mitten im Meere lag.

»O ja, es muß, ganz interessant sein,« sagte ich, »einmal nachzuforschen, weshalb Kapitän Satan diese Bestimmungen gemacht hat und sie in dem hohlen Kolben seines Revolvers verbirgt.«

Der Revolver scheint aber doch einem Manne namens Miller zu gehören!« verbesserte Juba Riata.

»Ach so, richtig! Nun gut, dann bezieht sich mein Gesagtes eben auf diesen Miller.«

»Das ist doch jedenfalls ein Mann vom Seeteufel.«

»Höchstwahrscheinlich.«

»Sollte der seinem Kapitän nicht ein Geheimnis gestohlen haben?«

»Hm. Nicht so unmöglich. Nun, wir können ja erst einmal die Falklandsinseln besuchen, Zeit dazu haben wir ja.«

Wir traten sofort den Rückmarsch an. Es wurde ja unterwegs noch viel von dem Funde in dem Revolver gesprochen, die verschiedensten Möglichkeiten wurden erwogen, was die geographischen Ortsbestimmungen bedeuten könnten, aber es hat keinen Zweck, daß ich unsere Unterhaltung wiedergebe.

Wenn wir einmal mit Kapitän Satan zusammentrafen, so mußten wir ihm ja den Revolver zurückgeben, auch das Pergament sollte darin bleiben, jedenfalls aber hatte ich mir die Zahlen bereits notiert.

#### 49. KAPITEL. DER PIRAT.

Am anderen Tage kurz vor Sonnenuntergang trafen wir wieder ein, bekamen wenigstens unser Schiff wieder in Sicht.

Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir da auch wieder den Torpedojäger an seiner alten Stelle liegen sehen, den Seeteufel.

Wir beschleunigten unsere Schritte, das war die Hauptsache, um schnellstens eine Erklärung zu bekommen.

»Heute früh in der neunten Stunde ist er in die Bucht eingelaufen!« wurde uns natürlich gleich berichtet, noch ehe wir selbst von unserem negativen Erfolge erzählten.

»Was tun sie hier?«

»Gar nichts. Kaum daß einer einmal das Land betreten hat.«

»Hat der Kapitän nichts von sich hören lassen?«

»Nein.«

Wir berichteten dem Kapitän Martin.

Der zuckte die Schultern.

»Ja, das ist fatal, aber da ist nichts zu machen. Auch jener Kapitän Satin hat eben von den Schätzen der »Desolation« gewußt und ist mit dem Abholen schneller gewesen als Sie.«

»Und was halten Sie von diesen geographischen Ortsbestimmungen?«

So fragte die Patronin, ich hätte es gar nicht getan. Der Kapitän wußte doch genau so viel oder so wenig wie wir davon, hätte nur raten können, aber das tat dieser Mann gar nicht.

»Ich muß diesen Kapitän unbedingt sprechen!« sagte dann die Patronin.

Nach einer kurzen Beratung hatten wir unseren Entschluß gefaßt.

Die Patronin schrieb eine höfliche Einladung, ein Matrose als Ordonnanz beförderte das Briefchen hinüber.

Schon nach wenigen Minuten brachte er die Antwort zurück.

»Herr Kapitän Satan läßt sagen, er würde sich erlauben, sofort zu kommen!« meldete der gediente Marine-matrose in strammer Haltung.

»Kapitän Satin, Satiin heißt der Herr!« hatte ich zu verbessern.

»Nein,« verteidigte sich der Matrose, »er selbst sagte: sagen Sie Ihrer Patronin, Kapitän Satan würde sich erlauben, sofort zu kommen. Kapitän Satan, nicht Satin. Er betonte es extra.«

Dann allerdings war der Mann in seinem Recht, meine Verbesserung war inkorrekt gewesen.

In der schon erleuchteten Kajüte war alles bereit zum Empfang, überhaupt alles an Bord. Dazu hatte vor allen Dingen gehört, daß die Tiere eingesperrt wurden. Trotzdem merkten die Hunde den fremden Schritt, schlugen wütend an – aber diesmal war es nicht wie sonst nur ein kurzes Bellen, um gleich wieder zu verstummen, was man ihnen doch auch nicht verbieten konnte, die treuen Tiere taten doch nur ihre Pflicht – sondern diesmal stimmten sie, von Harras dem alten Wolfshund erst dazu angeleitet, wieder in jenes schreckliche, schauerliche Geheul ein, das sie sonst nie, nie hören ließen. Eben nur damals, als Kapitän Satan zum ersten Male gekommen, hatten sie es angestimmt, und nun abermals ...

Juba Riata sprang schnell noch einmal hinaus, in den nahen Raum, in den die Hunde gesperrt worden, und alsbald verstummte auch das schreckliche, durch Mark und Bein gehende Heulen, um nicht wieder zu ertönen.

Dabei hatte Juba die Tür weit offen gelassen, wir sahen den Kapitän schon durch den Korridor kommen, vom ersten Steuermann respektvoll geführt.

Da wollte es der Zufall, daß Mama Bombe gerade aus ihrer Kabine, deren Tür nach diesem Korridor ging, ihre vier Zentner herauswälzte.

Und da geschah etwas Besonderes.

Kapitän Satan war von dem sich ihm bietenden Anblick dieser Riesendame – wenn sie auch gar nicht so groß war – so überrascht, daß er wohl ganz vergaß, wie

wir in der Kajüte Versammelten ihn sehen konnten. Also er sah nicht uns, sondern nur dieses ungeheure Weib, in einen Schlafrock eingehüllt.

»Hei, wer ist denn das?!« stieß er hervor, schon unverschämt genug, da er ja wohl schwerlich wissen konnte, was für eine Stellung diese Frau einnahm.

»Madame Pompadour,« hielt sich der erste Steuermann wohl zu einer Vorstellung verpflichtet, »eine der Personen, die wir bei Vancouver gerettet haben, was dem Herrn Kapitän wohl bekannt ist!«

Die Augen des Kapitäns verschlangen die unförmliche Gestalt, die sich in dem engen Korridor nicht so leicht an ihm vorbeidrücken konnte, und jener machte auch keine Miene, ihr Platz zu geben.

»Und die ist bei Ihnen geblieben?!«

»Jawohl, für immer, sie zählt mit zu den Argonauten!« lächelte der erste Steuermann.

»Nein, so ein holder Engel! Na, da geh nur vorbei, Du reizender Fleischkoloß.«

Und er trat gegen die Korridorwand. Mama Bombe schob sich vorbei, aber wir bemerkten ganz deutlich, wie der Kapitän gerade mit Absicht ihr möglichst wenig Raum gab, sich gegen sie preßte, auch mit den Händen untersuchte, ob wirklich diese kolossale Fleisch- und mehr noch Fettmasse an ihr echt sei.

Die Mama Bombe war ja ein viel zu gutmütiges, naives, beschränktes Geschöpf, als daß sie hierbei etwas gefunden hätte, von einem Beleidigtsein gar keine Spur – uns aber stieg vor Entrüstung das Blut in den Kopf!

Und dann bemerkte ich noch etwas, gerade ich, weil ich seitwärts von der Tür saß.

Endlich hatte sich Mama Bombe vorbeigeschoben, Kapitän Satan blickte ihr nach, aber doch nicht den Kopf ganz umwendend, nur so halb seitwärts, und ich saß eben gerade so, daß ich es noch sehen konnte – und da also sah ich, wie der Nachblickende seine große, rote, fleischige Zunge zum Vorschein brachte und sich über die Lippen leckte. Es sah aus, nicht als ob ein Raubtier sich das Maul leckt, sondern als ob ein Raubtier ein großes, rohes Stück Fleisch verschlingt – es sah einfach scheußlich aus, diese tierische Gier, die in dieser Bewegung lag! Von den Augen dabei gar nicht zu sprechen.

Er trat ein. Ich habe ihn ja schon damals ganz ausführlich beschrieben. Auch jetzt war er wieder so stutzerhaft gekleidet, mit einer Unmenge von Schmuck behangen, die plumpen Finger förmlich mit Diamanten gepanzert – außerdem aber war sein Gesichtsausdruck unterdessen noch impertinenter geworden, und mir kam es vor, als ob seine fettige Fistelstimme sich noch höher geschraubt habe. Aus seinem früheren »hä hä« war jetzt ein »hi hi« geworden, bei jedem dritten Worte hervorgebracht.

»Habe die Ehre, meine Herren – hi hi – und habe vor allen Dingen die allerhöchste Ehre, die allergnädigste Freifrau von der See begrüßen zu dürfen – hi hi – die unvergleichliche Heldin von Vancouver – hi hi – deren Ruhm die ganze Welt erfüllt – hi hi ...«

Er schwatzte und höhnte und kicherte noch mehr, ich will es nicht ausführen.

Endlich hatte er sich erschöpft und sich gesetzt, nippte mißtrauisch von dem Wein, als fürchte er Gift.

»Herr Kapitän,« begann dann die Patronin schnellstens, »es ist nur eine Frage, weshalb ich Sie zu mir habe bitten lassen.«

»Bitte, bitte, allergnädigste Freifrau von der See – hi hi – ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung – hi hi – bin Ihr alleruntertänigster Diener, hi hi . . . «

»Wie haben Sie von den Schätzen der »Desolation erfahren?«

Nur ein stutzendes Staunen in dem widerwärtigen Gesicht. Aber dieses Staunen war sichtlich erkünstelt, ich wenigstens erkannte es sofort.

»Desolation?!« wiederholte er dann.

»So hieß doch das Schiff des Flibustierkapitäns van Horn.«

»Flibustierkapitäns van Horn?!«

»Sie kennen diesen Namen nicht?«

»O doch, aber . . . was wollen Sie denn mit dem hier?!«

»Herr Kapitän, machen wir es einfach. Sie haben hier im Feuerlande doch einige Tonnen Gold und Schätze an Juwelen gefunden.«

Ein noch größeres Staunen wurde geheuchelt.

»Ja, Frau Patronin – Mylady, wollte ich sagen – woher ist Ihnen denn das bekannt?!«

»Sie oder einer Ihrer Leute haben an dem betreffenden Orte eine Visitenkarte hinterlassen.«

Jetzt mußte ich echtes Staunen konstatieren, das sich in dem niederträchtigen Spitzbubengesicht ausprägte.

»Eine Visitenkarte? Wie meinen Sie das?«

»Auf dem Grunde des Wasserbeckens fanden wir hier diesen Revolver.«

Und die Patronin griff hinter sich und präsentierte den Revolver.

Und jetzt kam es drauf an.

Dieser Revolver, das war der Hauptgrund, weshalb wir den Teufelskapitän hierher zitiert hatten, um ihn bei der Überreichung zu beobachten. Wenigstens für mich war es der Hauptgrund gewesen.

Und da sah ich, wie der Mann ganz verstört wurde, als er nach dem Revolver griff, oder doch, wie er die eingritzten Namen las, und dann bemächtigte sich seiner eine furchtbare Wut, die er gar nicht zu unterdrücken suchte, hier in Anwesenheit fremder, distinguirter Personen und einer Dame.

»So ein Hund infamer, wenn dieser vermaledeite Schuft nicht schon tot wäre . . . «

So ungefähr, aber doch noch ganz, ganz anders, mit fürchterlichen Flüchen vermengt – und dabei hatte er, seiner ersten Wut folgend, den Revolver durch das offene Bollauge geschleudert, das nach dem Wasser ging, was der natürlich sehr wohl wußte.

Nun aber war es auch erwiesen!

Nämlich daß der Kapitän gar nichts von dem Hohlraum des Vexierrevolvers wußte, und wie dieser Hohlraum ein Pergament mit solchen geographischen Ortsbestimmungen barg.

Er war wütend darüber, daß einer seiner Leute, der also unterdessen seinen Tod gefunden, in seiner Tolpatschigkeit dort einen Revolver verloren hatte, mit seinem eingravierten Namen und dem seines Schiffes – daß war der einzige Grund, weshalb der jähzornige Mann plötzlich so wütend geworden war.

Schnell hatte er sich wieder beherrscht, nahm seine alte, hämische Maske wieder an.

»Verzeihen Sie, allergnädigste Mylady – hi hi – Sie werden sich wundern, daß ich plötzlich so erbost bin – hi hi – nämlich deshalb, daß ein gewöhnlicher Matrose es wagt, auf einen Gegenstand, der sein persönliches Eigentum ist, den Namen meines ehrlichen Schiffes zu kratzen – das dulde ich nämlich nicht – hi hi – ich bin nun einmal so hi hi – was würden denn Sie sagen, wenn jeder Ihrer Leute auf seinen Pfeifenkopf . . . «

»Ich hoffe,« unterbrach ich den Sprecher, »Sie werden dem Manne diese kleine Verletzung der Bordroutine doch nicht sehr streng entgelten lassen?«

»Ja, wenn ich nur könnte – hi hi – o, den wollte ich schon hochnehmen – hi hi – aber leider ist dieser Halunken – John hieß er, jawohl, John Miller – schon vor ein paar Monaten von einer Spiere totgeschlagen worden – hi hi – sofort zu Brei zerquetscht – hi hi . . . «

So, das wollte ich mir nur noch einmal bestätigen lassen. Nun war es gut, nun konnte das Scheusal ruhig weiter kichern. Nun aber tat er es gerade nicht mehr, er wurde plötzlich ganz sachlich.

»Also auch Sie, gnädigste Mylady, wußten, daß hier in dieser Gegend in einem Wasserloche große Schätze liegen?«

»Ja.«

»Darf ich fragen, woher Ihnen das bekannt war? Es interessiert mich natürlich sehr.«

»Mir war ein alter Plan in die Hände gekommen!« lautete die ausweichende und doch wahrheitsgetreue Antwort. »Genügt Ihnen diese Erklärung?«

»Sie muß mir wohl genügen, wenn Sie nichts weiter sagen wollen, hi hi!« ging da das vermaledeite Kichern und Feixen schon wieder los.

»Und woher hatten Sie die Kenntniss von diesen Schätzen? Darf ich das fragen?«

»Mir haben einfach Pescherähs davon erzählt.«

»Hiesige Eingeborene?«

»Ja, Feuerländer, wie man sie auch nennt.«

»Diese hatten die Schätze gesehen?«

»Natürlich, sonst hätten sie mir doch nicht davon erzählen können, hi hi.«

»Weshalb haben die Eingeborenen die Schätze nicht selbst an sich genommen?«

»Erstens, weil die ja gar keinen Wert für sie hatten, und selbst wenn . . . na, wie sollten die sie denn aus 25 Meter Wassertiefe heraufholen, hi hi?«

Das war allerdings ein ganz triftiger Grund. Höchstens etwas angeln hätten sie können, da vermochten sie aber doch keine großen Goldklumpen heraufzubefördern.

»Wann erfuhren Sie von den Schätzen?« forschte die Patronin weiter.

»Voriges Jahr um dieselbe Zeit ungefähr.«

»Sie kamen wegen dieser Schätze schon hierher?«

»Nein, erst nur wegen der Hummern, mit denen ich ein Geschäft machen wollte, hi hi.«

»Und dann erst erfuhren Sie von den Schätzen?«

»Ahem – so ist es – wieder von anderen Pescherähs, die uns aufsuchten, um zu betteln, hauptsächlich Talglichter, hi hi.«

»Und dann haben Sie die Schätze gleich abgeholt?«

»Jawohl.«

»Also schon voriges Jahr um dieselbe Zeit.«

»So ist es. Sonst noch etwas gefällig, allergnädigste Mylady? Ich bin Ihr gehorsamer Diener, hi hi.«

»Nein, ich habe nichts mehr zu fragen.«

»Dann gestatten Sie mir wohl noch eine Frage, hi hi?«

»Fragen Sie. So weit ich kann, werde ich antworten.«

»So weit es Ihnen beliebt, wollten Sie wohl sagen, hi hi.«

»Auch das.«

»Also Sie wissen genauer, woher diese Schätze ursprünglich stammen?«

»Jawohl.«

»Die hat der Flibustierkapitän van Horn im 17. Jahrhundert zusammengeraubt?«

»Ganz sicher.«

»Ja ja, ich weiß, sein Schreckensschiff, die »Desolation«, soll hier gescheitert sein.«

»Das ist auch eine Tatsache.«

»Und von diesem Schiffe stammen tatsächlich alle die Goldbarren und Schmucksachen und Edelsteine?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Na, das ist nur gut, das ist nur gut, daß Sie mir so bestimmt diese Versicherung gehen können, hi hi hi!« feixte händereibend der Teufelskapitän.

»Weshalb ist es Ihnen denn so lieb, dies zu erfahren?«

»Na, weil ich dachte, die Schätze könnten jemandem gehören – und selbst, wenn sie auf herrenlosem Wassergebiet liegen, mehr als zwei Faden unter Wasser, so daß sie dem Gesetze nach dem gehören, der Sie findet – aber wenn sie doch noch einen Besitzer gehabt hätten, dem hätte ich sie natürlich sofort zurückgegeben – hi hi – da bin ich nicht so, da bin ich nicht so – hi hi – ich bin doch ein Ehrenmann, ein Gentleman dazu; hi hi . . . «

So feixte und kicherte er weiter. O, dieser ironische Satan! Hätte ich ihn doch gleich beim Kragen nehmen und hinauswerfen können!

»Aber wenn sie von dem Flibustierkapitän van Horn stammen, der schon seit 300 Jahren tot ist – na, dann natürlich gehören Sie mir, dann brauche ich mir keine Gewissensbisse zu machen, hi hi.«

»Wieviel Gold in Barren haben Sie denn gefunden?« konnte sich die Patronin doch nicht enthalten zu fragen.

»Wissen Sie, wieviel die »Desolation« an Bord gehabt haben soll?«

»Ich glaube es zu wissen.«

»Nun?«

»Zwanzig Tonnen Gold, die Tonne nach unserer jetzigen Berechnung zu 20 Zentner.«

»Stimmt, stimmt ganz genau, hi hi, und zwar das allerfeinste, gediegenste Gold, mindestens zehn Millionen Dollars wert. Wollen Sie sich die Goldbarren einmal ansehen, gnädigste Freifrau von der See, hi hi?«

»Nein, ich danke, es hat ja gar keinen Zweck.«

»Aber ein wunderbarer, wunderbarer Anblick, sage ich Ihnen, hi hi! Und nun noch dazu Geschmeide und Juwelen und lose Diamanten scheffelweise, hi hi. Wollen Sie den Schatz nicht einmal besichtigen, hi hi?«

»Nein.«

»Ich würde Ihnen gern die Hälfte abgeben, hi hi.«

»Was?! Wie kommen Sie denn dazu, mir solch ein Angebot zu machen?!« sagte die Patronin mit höchst abweisender Miene.

»Nun, Sie haben doch gewissermaßen auch ein Anrecht auf diese Schätze.«

»Wieso denn ich?«

»Sie haben doch auch darum gewußt, sind nur beim Abholen ein bißchen zu spät gekommen, hi hi ... «

Nun wurde es aber bald Zeit, daß der hinauskam, sonst griff ich doch noch zu!

Die Patronin aber behielt ihre Ruhe, was mich wieder sehr freute.

»Wer die herrenlosen Schätze abholte, dem gehören sie!« entgegnete sie ganz sachgemäß.

»Das wohl – hi hi – und trotzdem hätte ich einen Grund, Ihnen die Hälfte davon abzutreten ... «

»Was für einen Grund?«

»Sie würden sie doch gewiß zu wohltätigen Zwecken verwenden . . . «

»Wenn Sie das wollen, so können Sie das ja mit eigener Hand tun.«

»Oder Sie können sich die Hälfte ja auch erst redlich verdienen.«

»Wie das?«

»Geben Sie mir und meiner Mannschaft an Bord Ihres Schiffes eine Vorstellung.«

Lauernd wie die Augen einer Katze vor dem Mauseloche ruhten die seinen auf der Patronin.

»Nimmermehr!«

»Ja, warum denn nicht? Wenn Sie nun einmal nur für die Armen und Waisen . . . «

»Geben Sie sich keine Mühe weiter. Nein! Es ist dies mein letztes Wort.«

»Und doch hätte ich Ihnen noch einen Vorschlag zu machen.

»In dieser Sache ist es ganz zwecklos.«

»Sie haben da doch eine gewisse Madame Pompadour an Bord.«

Die Patronin stutzte wie wir alle, jetzt ging sie doch noch einmal drauf ein, und es war ganz richtig so. Da mußte man das feixende Scheusal doch noch einmal aussprechen lassen.

»Was wollen Sie mit der?!«

»Ich ... ahem – hi hi hi – ich liebe solche Abnormitäten – ich ... möchte diese Dame gern an Bord meines Schiffes haben ... «

Es war eigentlich schade, daß die Patronin jetzt schon aufstand, welches Zeichen der Entlassung ja nicht mißzuverstehen war. Jetzt hätte sie diesen Mann nun auch weiter sprechen lassen können.

»Also nicht für die Hälfte der ... «

»Nun aber kein Wort mehr!« unterbrach ihn die Patronin drohend.

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung – hi hi – wenn ich etwa Ihr Zartgefühl verletzt habe – hi hi.«

Der Kapitän hatte nach seiner Mütze gegriffen und wandte sich zum Gehen.

»Halt!« erklang es da nochmals hinter ihm, aus dem Munde der Schiffsherrin.

»Sie wünschten wohl, allergnädigste Freifrau von der See.«

»Auch dieses gehört Ihnen, was wir dann noch gefunden haben.«

Mit diesen Worten hatte sie ein flaches Körbchen auf den Tisch gesetzt, gefüllt mit jenen Pretiosen.

»Was soll das?«

»Nun, das fanden wir eben noch in dem Wasserloche. Nehmen Sie es nur mit.«

»Aaah, das Resultat der Nachlese, die Sie noch gehalten haben! Nein, das ist Ihnen. Wer herrenloses Gut findet, dem gehört es doch. Das gehört Ihnen, hi hi hi.«

Einen größeren Hohn hätte er nun nicht mehr in Worte und Ton legen können.

»Nehmen Sie es mit!«

»Dann schenke ich es Ihnen, hi hi.«

Da nahm die Patronin den Korb und schüttete oder schleuderte seinen Inhalt durch das Schiffsfenster dem Revolver nach ins Wasser hinein.

»Na, das kann man ja durch Taucher wieder herausholen lassen, hi hi hi.«

Da war es aber gut, daß er schon draußen war!

»So ein Lump!« sagte Kapitän Martin, der sich immer im Hintergrund gehalten hatte. »Was wollte der denn nur mit der Mama . . . «

»Bitte, kein Wort weiter!« wurde er von der Patronin unterbrochen, und es fiel auch wirklich kein einziges Wort mehr über diese Sache.

Nur über den Revolver und seinen Inhalt wurde noch einmal gesprochen.

Also der Teufelskapitän konnte wirklich nichts von den geographischen Ortsbestimmungen wissen, die einer seiner Leute in seiner Waffe verborgen hatte.

Was hatte es nun mit diesen Bestimmungen für eine Bewandnis?

Nun, wir wollten einmal nachforschen, es war doch interessant, und . . . wir hatten auch einen besonderen Grund dafür.

Eine Stunde später wurde uns eine große Überraschung zuteil.

Die Matrosen hatten schon vorher mit Schwabbern einige Aalfallen für die Nacht gestellt. Schwabber sind aufgefranzte Taue, oder viele dünne Seile, Kabelgarne, sie werden an einem Ende zusammengebunden. Mit dieser Vorrichtung wird allgemein an Bord das Deck aufgewischt, aufgeschwabbert. Hängt man nun solch einen Schwabber in einiger Tiefe dort, wo Aale sind, ins Wasser, so kann man sicher sein, daß immer Aale hineinkriechen, besonders kleinere, welche ja auch am besten schmecken. Dann bringt man vorsichtig einen Korb darunter, zieht so den Schwabber hoch, und in dem Korbe haben sich die Aale gefangen.

Die Matrosen brachten in dem einen Korbe außer einigen Aalen auch den Revolver hoch! Er war bei dem Wurf durch das Bollauge gerade auf solch einen durch einen Stock weiter ausgesteckten Schwabber gefallen und hatte sich mit der Sicherung an einem Kabelgarn festgehakt.

Getaucht hätten wir nach diesem Revolver ja ebensowenig wie nach den weggeworfenen Schmucksachen, das wäre doch gegen unsere Ehre gegangen. Da wir den Revolver aber nun auf diese zufällige Weise wiederbekommen hatten – desto besser so!

Denn nun konnte ihn der Teufelskapitän nicht mehr bekommen, zufällig oder absichtlich, konnte nicht mehr erfahren, was sich in dem hohlen Kolben befand. Also auch nicht, daß wir um seine eventuellen Geheimnisse wußten.

Am anderen Morgen in aller Frühe wurde die »Argos« abgetaut; als sich die Sonne erhob, befanden wir uns schon draußen im freien Fahrwasser.

Es war ja eine bittere Erinnerung, die wir mitnahmen an unsere einst so geliebte Argonautenbucht, daß dieser hämische Halunke uns zuvorgekommen war, aber ... da war nun nichts dagegen zu machen.

Eine Stunde waren wir ostwärts gedampft.

»Der Seeteufel achter uns!« erklang da der Ruf.

Ja, dort hinter uns war das kleine und doch so lang aussehende Ding, kaum über Wasser ragend, fast einer Zigarre gleichend, aufgetaucht, es dampfte in unserer Richtung.

Schon eine Viertelstunde später war es vollends dicht hinter uns und ... folgte in unserem Kielwasser!

Es war eben gar kein Zweifel, daß der das mit Absicht tat!

Wir waren mit unseren 12 Knoten gedampft, der hatte uns mit seinen mehr als 30 Knoten in rasender Fahrt bald eingeholt – und jetzt plötzlich fuhr er genau so schnell oder langsam wie wir! Legte sich ganz einfach mit Absicht in unser Kielwasser!

»Bitte, stoppen Sie, Herr Kapitän, lassen wir ihn vorüber!« sagte die Patronin mit finsterem Gesicht.

Ein Warnungssignal der Dampfpeife, und die »Argos« toppte.

Der »Seeteufel« ging dicht an uns vorbei. Auf dem niedrigen Deck standen, immer halb unter Wasser, einige

Männer, auf der sich nur wenig erhebenden Kommando-  
brücke auch, der Kapitän Satan.

»Guten Morgen, meine Herren, hi hi,« grinste er zu  
uns herauf, »guten Morgen, meine allergnädigste Frei-  
frau von der See – hi hi. Schöner Morgen heute, wie?«

Die Patronin wandte ihm einfach den Rücken, ver-  
schmähte aber auch deswegen unter Deck zu gehen, da  
sie nun einmal den herrlichen Morgen genießen wollte.

Der »Seeteufel« war vorübergefahren.

»Stopp!« hörten wir aber da noch das Kommando,  
nicht gerufen, sondern geklingelt, und der Torpedojäger  
hielt in seiner Fahrt inne.

Was sollte das? Die Patronin bekam denn auch schon  
ganz große Augen.

»Volle Fahrt, Herr Kapitän!«

Wir fuhren also wieder los und ganz von selbst änder-  
te Kapitän Martin den Kurs, ging in fast rechtem Winkel  
nach backbord hinüber.

Da aber beschrieb auch der »Seeteufel« einen Bogen,  
war gleich wieder hinter uns, dann wieder neben uns,  
behielt mit uns die gleiche Geschwindigkeit.

Mit blitzenden Augen trat die Patronin an die Bord-  
wand. Die beiden Schiffe waren so nahe zusammen, daß  
man sich bequem unterhalten konnte, man brauchte gar  
nicht die Stimme besonders zu erheben.

»Herr Kapitän Satan!«

»Ah, ah, gnädigste Freifrau von der See, Sie wünschen,  
hi hi? Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, hi hi.«

»Sie wollen sich uns wohl anschließen?«

»Erraten, gnädigste Mylady, hi hi.«

»Uns begleiten?«

»Ganz sicher – immer als Ihr gehorsamer Sklave zu Ihrer Verfügung stehend, – hi hi.«

»Und auf wie lange das?«

»Für immer, hi hi. Bis an mein Lebensende, hi hi. Ich darf Ihnen aber verraten, daß mir einst eine alte Zigeunerin prophezeit hat, daß ich auch noch nach meinem Tode als ganz moderner fliegender Holländer auf der Erde oder vielmehr auf dem Meere spuken werde. Weil ich nämlich nicht einmal in der Hölle Aufnahme finde, ein so verworfener Teufel bin ich, hi hi hi hi.«

Und als oh er einen ausgezeichneten Witz gemacht hätte, so brüllte die ganze Mannschaft des Teufelsschiffes mit.

Aber wehe, was unsere Patronin jetzt für einen Kopf bekam!

»Was, Sie wollen mich für immer begleiten?«

»Wie ich sage. Ich habe es bei meiner Großmutter in der Hölle geschworen, Sie immer zu begleiten, hi hi hi. Erstens, weil ich eben Ihr gehorsamer Diener sein will, immer zu Ihren Diensten stehen will, und zweitens, weil ich hoffe, bei dieser Gelegenheit, wenn ich immer in Ihrer dichtesten Nähe bin, doch ab und zu etwas von den wunderbaren Gauklerkünsten der Argonauten zu sehen zu bekommen, hi hi hi.«

So grinste der Kerl.

Na, nun wars ja gut.

Was wollten wir denn dagegen tun, wenn der Ernst machte?

Und der führte sein Vorhaben aus, daran war doch gar kein Zweifel. Nur um uns zu kujonieren. Nur aus teuflischer Schadenfreude, um uns das Leben zu verbittern. Und wir konnten es ihm nicht verbieten. Die See ist frei. Wir konnten uns seiner auch nicht so leicht entledigen, da gehörte eine ganz besondere List dazu, die aber erst ausgeheckt werden mußte.

Mit einem Male rannte die Patronin nach der Treppe der Kommandobrücke, sprang hinauf.

Sofort trat ihr Kapitän Martin entgegen, mit ausgestrecktem Arm, als wisse er schon, was sie beabsichtige, und so war es ja auch in der Tat.

»Was wollen Sie, Mylady?«

»In den Grund rammen dieses Teufelsschiff . . . «

Helene war außer sich, und es war begreiflich.

Aber Kapitän Martin vertrat ihr fest den Weg, ließ sie nicht vollends die Kommandobrücke betreten.

»An den Signalapparat und das Steuerrad kommen Sie nicht, in dieser Verfassung nicht auf meine Brücke! Nehmen Sie doch Vernunft an, Frau Patronin!« setzte er bit tend leise hinzu.

Und zum Glück tat es auch Helene, hatte sich gleich wieder in der Gewalt, sah ein, was sie da für eine Torheit begehen wollte.

Ziemlich ruhig, freilich mit einem ihrer Gemütsverfassung entsprechendem Gesicht, kehrte sie an die Bordwand zurück.

»Ach, Sie wollen mich wohl in den Grund rammen?« erklang es drüben denn auch gleich mit genügendem Hohn. »Bitte, gnädigste Freifrau von der See, genieren Sie sich nicht, hi hi hi. Nur erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mein ursprüngliches Kriegsschiff wirklich gepanzert ist, Ihres aber nicht.«

»Herr Kapitän, was habe ich Ihnen getan, daß Sie mir das Leben so verbittern wollen?« fragte die Patronin ruhig.

»Sie haben mir gar nichts getan – im Gegenteil, ich begleite Sie ja nur, um Sie in Ihrer Freiherrlichkeit zu bewundern, allergnädigste Freifrau von der See, hi hi.«

Es war ja einfach genug. Dieser Kerl revanchierte sich eben für das Briefchen, das damals der Kapitän Martin an die Patronin geschrieben, was unglücklicherweise der Wind auch jenem in die Hände geweht hatte.

Die Patronin hätte gleich gehen sollen, wir konnten doch beraten, wie wir den los wurden, aber sie blieb, kreuzte die Arme über der Brust und nagte an der Unterlippe.

»Aber wenn Ihnen mein ständiger Anblick doch vielleicht nicht lieb ist, hi hi,« fuhr es unten fort, »so will ich Ihnen die Bedingungen nennen, zu welchen ich Sie sofort wieder verlassen werde.«

»Was für Bedingungen?«

»Lassen Sie Ihre Argonauten mir und meinen Leuten an Bord Ihres Schiffes eine zweistündige Vorstellung geben.«

Jetzt wenigstens wandte ihm die Patronin ohne weiteres den Rücken und verschwand in der Kajüte.

»Und dann bitte ich um Gelegenheit, daß ich der lieb-reizenden Madame Pompadour, die ich nun einmal in mein Herz geschlossen habe, einen Heiratsantrag machen kann, hi hi hi!« klang es ihr kichernd nach.

Ich will das Weitere kurz machen.

Den ganzen Tag begleitete uns der »Seeteufel« nicht nur immer dicht neben uns, sondern er fuhr immer spielend um uns herum, wie ein Haifisch um das Schiff, dem er nun einmal seine Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Was sollten wir denn dagegen tun?

Da war absolut nichts dagegen zu machen.

Der begleitete uns auch in jeden Hafen, fuhr mit uns wieder heraus.

In der Nacht die Lichter löschen und im Dunkeln davon fahren?

Jawohl, hat sich was! Nicht ein einziger an Bord dachte an so etwas. Auch die Nichtseeleute waren schon zu lange an Bord, um an so etwas zu denken.

Wohl war es auf diese Weise möglich, diesem See-strolch so zu entkommen, und dann sollte er sich uns ja nicht so bald wieder anschließen können.

Aber das merkte der doch, wenn wir die Lichter löschten, dann zeigte er uns an, und Kapitän Martin verlor sein Patent, auch alle Offiziere, die sich durch Eid nicht von dem Verdachte reinigen konnten, daß sie nichts von diesem Vorhaben des Kapitäns oder sonst eines Menschen gewußt hatten.

Die Lichter löschen, des Nachts ohne die vorschriftsmäßigen Lichter fahren – ei, da lassen die internationalen Seegesetze nicht mit sich spaßen!

Nur ein Krieg hebt alle solche Vorschriften auf. Die kriegführenden Nationen müssen aber erst die betreffende Note, daß sie gegenseitig Krieg führen wollen, den übrigen Mächten durch ihre Gesandten überreicht haben, dann wird der Ausnahmefall anerkannt. Das ist alles bis ins kleinste geregelt!

So etwas galt doch nicht etwa für uns hier.

Ein Zufall sollte die Lichter auslöschen?

Das müssen Kapitän und Offiziere doch alles unter Eid aussagen. Und dann etwa des Meineids überführt werden und ins Zuchthaus kommen?

Die Freifrau von der See saß in der Kajüte. Ihre Gemütsstimmung läßt sich denken. Das nennt man nun eine Freiheit zur See. Von solch einem Schufte ständig umlauert zu werden.

»Georg, einen Rat, einen Rat, wie wir den los werden!«

Ich konnte ihr nicht helfen. Vielleicht fand ich noch einen Rat, eine List, aber jetzt wußte ich nichts.

Vogel ließ sich melden, Schiffsjunge, ehemals Handlungsbeflissener, in einem Kolonialwarengeschäft, einfach Häringsbändiger.

»Herr Waffenmeister, ich weiß einen Rat, wie wir den weglocken können.«

»Sprechen Sie, Vogel.«

So unter vier Augen biehandelte ich die acht Turner doch nicht als gewöhnliche Schiffsjungen, duzte sie auch

nicht. An Deck und überhaupt bei der Arbeit allerdings war das etwas anderes.

»Wir machen eine Seepost.«

»Seepost? Was verstehen Sie hierunter?«

Der schien sich zu wundern, daß ich das nicht wußte.

»Wir schreiben einen Zettel, mit einer geographischen Ortsbestimmung, da und dort an der Küste ist ein Schiff gescheitert, mit einer wertvollen Ladung – es wird so gemacht, als hätte es der Kapitän selbst geschrieben – der Zettel wird dann in eine recht auffallende Flasche gesteckt, gut verkorkt und versiegelt, heimlich über Bord geworfen, daß es die drüben auf dem Seeteufel nicht merken, aber die Flasche werden sie dann schon treiben sehen, sie fischen sie auf, und so ein Wrack mit kostbarer Ladung wird sie schon weglocken . . . «

Er berichtete noch ausführlicher, und ich ließ ihn ruhig aussprechen, sah ihn dabei nur immer fest an.

»So!« sagte ich dann, als er fertig war. »Mensch, haben Sie sich denn auch schon überlegt, was Sie da tun wollen. Wenn diese gefälschte Flaschenpost von höchster Seenot erzählend, nun von einem anderen Schiffe aufgefischt wird? Und wenn dieses nun zwischen die Klippen fährt? Haben Sie sich überlegt, was Sie da für Menschenleben auf Ihr Gewissen bekommen können? Was Sie da für Strafe erhalten können? Vieljähriges Zuchthaus?«

Ich will es hier in etwas anderer Weise erledigen, als wie ich es diesem Turner auseinandersetzte.

Solche Bubenstreiche mit gefälschten Flaschenposten sind schon wiederholt ausgeübt worden, von Passagieren, von Badegästen und so weiter. Das ist der nichtswürdigste Bubenstreich den man sich denken kann! Bestraft wird so etwas, wenn es herauskommt, unter allen Umständen, hart bestraft – und wenn es böse Folgen hat, dann kann es Zuchthaus dafür geben! Mag das genügen.

Ich muß diesem Turner die Ehre widerfahren lassen, daß er hieran gedacht, alles wirklich reiflich erwogen hatte.

»Wir passen gut auf, daß diese Flasche auch wirklich von dem »Seeteufel« aufgefischt wird, wenn sie ihm entgeht, so holen wir sie selber wieder . . . «

Er sprach noch weiter. Aber es nützte ihm nichts.

»Und wenn jener Kapitän nun erkennt, daß es nur eine gefälschte Flaschenpost ist? Und schließlich muß er es doch erkennen! Wenn die Sache auch ohne jede Gefahr für ihn abgegangen ist. Dann zeigt er uns an, daß wir diese falsche Flaschenpost in die Welt gesetzt haben. Und wir können es doch nicht abschwören. Und was meinen Sie wohl, was der Kapitän und die Offiziere für solch einen Streich bekommen? Die können nicht mehr zur See fahren. Nein, lieber Freund, das war nichts.«

Ganz unwirsch schlich Vogel davon.

Ich erkannte recht wohl an, wie der intelligente junge Mensch für uns seinen Kopf angestrengt hatte, um uns aus dieser fatalen Situation zu befreien.

Es war unsere eigene Schuld, daß jemand noch auf solch einen verbrecherischen Anschlag kommen konnte,

ihn ganz harmlos findend, wir hatten die neuen Schiffsjungen über so etwas noch nicht genügend instruiert.

Nun könnte, um nichts zu vergessen, ein Leser auf den Gedanken kommen: aber das mit der Flaschenpost, die den Teufelskapitän von uns weglockte, konnte ja ein anderer Mann machen, ohne daß Kapitän und Offiziere etwas davon wußten, dann waren die doch auch straflos, überhaupt wirklich ganz unschuldig.

Dem kann ich nur sagen, was Pompejus dem Menas erwidert, in Shakespeares »Antonius und Kleopatra«, 2. Aufzug, 7. Szene.

Menas macht seinem Freunde Pompejus den Vorschlag, die drei Triumvirn, die sich auf seinem Schiffe befinden und gegen seine herrschüchtigen Pläne sind, in seine Gewalt zu bringen.

»... ich kappe jetzt das Tau,  
Wir stoßen ab, ich greif an ihre Kehle –  
Und Dein ist alles!«

Worauf Pompejus erwidert:

»... Ah! Hätt'st Du getan,  
Und nicht gesagt! Von mir ist Büberei,  
Von Dir ist treuer Dienst! Vergiß es nie,  
Mein Vorteil geht nicht meiner Ehre vor,  
Die Ehre ihm! Bereu es, daß Dein Mund  
So Deine Tat verriet. Tatst Dies geheim,  
Dann hätt ich, wenns geschehen, als gut erkannt,  
Doch nun muß ich verdammen.«

Herrliche Worte! Wie sie eben nur ein Shakespeare fertig bringt.

Und ich mußte nun alle meine Leute vornehmen und sie eindringlich warnen, daß sie nicht etwa irgend solch einen Unfug unternahmen! Mußte sie auf die ganze Strenge des Gesetzes aufmerksam machen – und auf unsere Ehre!

Sonst hätten wir doch auch gleich diesen Kapitän weg-schießen oder auf sein Teufelsschiff eine Dynamitbombe werfen können.

Im übrigen aber waren alle meine Jungen schon so charakterfest, daß sie ihrem Unmut in keinem einzigen Fluche Luft machten. Wenigstens durfte er dort drüben nicht gehört werden. Das ganze Schiff war für uns einfach Luft, mochte der Haifisch nur ruhig um uns herum spielen, wir sahen ihn nicht.

Aber freilich – sitzen tat der Stachel doch in unserem Fleische!

Ja, wie sollten wir ihn aber nun los werden, diesen Teufelskapitän?

Klothilde war diejenige, die den besten Rat wußte.

»Kinder,« sagte sie, »gebt mir mal 'ne Reihe Zwiebeln her, ich will beten, daß ein tüchtiger Nebel kommt!«

Sie spielte auf den Zwiebelrosenkranz unseres Prospektadors an.

Zwar tat sie das nicht, so gotteslästerlich war unsere Klothilde gar nicht veranlagt, ich sah sie auch sonst nicht beten – aber in Erfüllung sollte ihr Wunsch dennoch

gehen, der uns auch wirklich allein aus dieser vermaledeiten Patsche helfen konnte, daß wir mit Anstand dem aufdringlichen Begleiter entschwanden.

Da aber mußte erst noch eine ganze Nacht vergehen.

Also auch während dieser ganzen Nacht huschte der »Seeteufel« um uns herum. Wenn wir die Riesenzigarre selbst nicht mehr sahen, so doch immer seine farbigen Seitenlichter und die weiße Toplaterne. Immer um uns herum kreisend, uns verhöhrend. Sogar auch mit Worten, die wir genug zu hören bekamen.

Aber die Nacht war so beschaffen, daß wir schon hoffen durften.

Mondlos ganz windstill, der Himmel unbewölkt, eigentlich sehr finster und in anderer Hinsicht doch wieder ungemein hell. Die Sterne funkelten nämlich außerordentlich stark, ohne doch wirklich zu leuchten, ohne Helligkeit zu verbreiten, und sie schienen auch so nahe gerückt zu sein, viel näher als sonst, wie überhaupt alle Gegenstände.

Das ist immer ein sicheres Zeichen, daß man bald starken Nebel und wahrscheinlich auch Regen zu erwarten hat. Dann ist nämlich die Atmosphäre mit Feuchtigkeit gesättigt, jedes einzelne Wasserbläschen wirkt wie ein Vergrößerungsglas alle zusammen scheinen die Gegenstände näher heranzurücken. Das wissen auch die Gebirgsbewohner ganz genau. Wenn des Abends bei schönem Sonnenuntergang die Berge so scharfe Umrisse haben und so nah erscheinen, dann kommt am anderen Tage ganz bestimmt Regen.

Und so war es auch bei uns. Statt daß nach der herrlichen Nacht ein schöner Sonnenaufgang folgte, stieg es plötzlich von unten auf und senkte es sich von oben herab, wie ein weißer Schleier, und da waren wir auch schon in eine Milchsuppe eingehüllt.

So, nun mal los!

Zuletzt hatten wir die schwachen Umrisse des »See-  
teufels« auf Steuerbordseite gesehen, also nach Backbord  
davongefahren und dann noch einige Bogen und Zick-  
zacklinien gemacht.

Nebelsignale zu geben, dazu waren wir auf freiem  
Meere durchaus nicht verpflichtet, und daß wir verse-  
hentlich zusammenrammten, das wäre ein außerordent-  
licher Zufall gewesen, mit dieser Gefahr mußte man eben  
rechnen.

Als nach einer Stunde im dichtesten Nebel noch kein  
Zusammenstoß passiert war, da durften wir bestimmt  
hoffen, den aufdringlichen Gesellschafter nun für immer  
los zu sein. Ach Gott, wo der jetzt sein mochte!

Und so bald kriegen sollte der uns ja nicht wieder! Die  
Welt ist groß, wir hatten die Auswahl unter den Häfen  
in allen Erdteilen, und wir brauchten doch auch niemals  
ein Ziel anzugeben.

Und eine zweite Stunde verging im dichtesten Nebel.

Dann fing es an zu regnen, erst zu rieseln und dann  
in Bindfaden und Stricken, und es war nicht anders, als  
wenn ein starker Regen oder Hagel strichweise oder auch  
lochweise ein Getreidefeld niederlegt. Denn in einem  
hochstehenden Getreidefeld sieht man doch manchmal

weite Mulden, die Halme sind aus irgend einem Grunde – wahrscheinlich weil der schlechte Boden gerade hier nur eine schwache Entwicklung der Halme gestattete – gerade hier vom Regen niedergelegt oder gar umgeknickt worden.

So war es auch hier bei uns betreffs des Nebels. Plötzlich lagen wir wie in einem weiten, offenen Tale, ringsherum von einer undurchdringlichen Nebelwand eingeschlossen.

Und wer beschreibt nun unseren Schreck, wie da plötzlich ostwärts auf dieser nur für den Blick undurchdringlichen weißen Wand die lange Riesenzigarre herauschießt, der Torpedojäger, der »Seeteufel«!

War es ein Zufall, daß er uns wiedergefunden hatte? Oder hatte er wirklich ein Mittel gewußt, um uns auf den Hacken zu bleiben?

Wir wußten es nicht, und das war auch ganz gleichgültig.

Wir hatten seine Gesellschaft wieder, das war die Hauptsache!

Und nicht etwa, daß wir nun schleunigst selbst in die undurchsichtige Nebelwand kriechen konnten. Diese ganze Erscheinung war nämlich nur eine optische Täuschung, das freie Tal und die Nebelwand, das wußten wir von vornherein. Dieser scheinbar nebelfreie Kessel ging immer mit uns, wir konnten so schnell fahren wie wir wollten, also auch die Entfernung von der Nebelmauer blieb immer dieselbe. Die Sache war eben die, daß es eine besondere Nebelart war – Glasnebel nennt ihn der

Seemann – der nur von weitem ganz undurchsichtig erscheint, in ihm selbst merkt man auf einige Entfernung gar nichts davon.

Also wenn wir auch weiter fuhren, um uns herum war es immer frei, und da natürlich hatte uns der Torpedojäger gleich wieder ein.

Die Teufelsmannschaft machte gar kein Hehl aus ihrer Freude, uns wieder zu sehen, sie winkten und schrien uns einen Gutenmorgengruß zu, auch Kapitän Satan schwenkte die Hand und salutierte dann.

»Stopp!« kommandierte da Kapitän Martin, die Maschine stand, und da lag auch der »Seeteufel« schon dicht neben uns.

Kapitän Martin trat an das Seitengeländer der Kommandobrücke. Zum ersten Male sprach er seinen englisch-amerikanischen Kollegen an.

»Herr Kapitän Satin!«

»Sie wünschen, Herr Kapitän Martin?« erklang die fette Fistelstimme zurück.

»Weshalb verfolgen Sie uns?«

»Ich Sie verfolgen? Die See ist doch frei, ich kann doch hinfahren, wohin ich will, hi hi!«

»Sie haben doch selbst schon gesagt, daß Sie uns ständig begleiten wollen!«

»Nun ja, wenn mir das Spaß, macht, wer will mir denn das verbieten, hi hi?«

Da richtete Kapitän Martin seine Reckengestalt noch höher auf, und wie dem seine grauen Augen blitzen konnten!

»Nein, Verboten kann ich Ihnen diese Begleitung nicht. Aber meine Meinung über Sie kann ich Ihnen sagen. In meinen Augen ist solch eine unerwünschte Begleitung zu Land wie zu Wasser eine unfaire Handlung, ist in diesem Falle, wie Sie sich dabei betragen, sogar eine direkte Infamie! Also in meinen Augen sind Sie ein infamer Lump, der also kein Schiff als Kapitän fahren darf! Verstanden!«

Himmeldunnerwetter noch einmal!

Und mit einem Male fiel es uns wie Schuppen von den Augen.

Unser Kapitän Martin hatte allein wieder einmal das Richtige getroffen.

Ja, so hatte es kommen müssen, so!

»So, nun wissen Sie meine Meinung,« fuhr Kapitän Martin fort, »und nun begleiten Sie uns nur ruhig weiter, wir gehen jetzt nach Buenos Ayres, dort verklagen Sie mich wegen Beleidigung, ich werde wegen dieser Beleidigung wahrscheinlich bestraft werden – aber das Weitere tragen wir dann vor dem internationalen Seemannsgericht aus! Ich, Kapitän Martin, ich werde dafür sorgen, daß dies Ihre letzte Fahrt als Kapitän gewesen ist – Sie infamer Schuft!«

Himmeldunnerwetter noch einmal!

Mehr vermag ich nicht zu sagen, um unsere Stimmung zu schildern, wie wir dies hörten!

Famos, famos!

Dieser Kapitän konnte wegen solch eines unfairen, fleghaften Benehmens zur See tatsächlich sein Patent verlieren, es mußte nur richtig gehandhabt werden!

Freilich war zu erwarten, daß es auch jetzt gleich zwischen den beiden zu einer Katastrophe kam.

Der dort drüben stehende Kapitän war plötzlich im Gesicht weiß wie eine Kalkwand geworden, seine Augen drohten die Höhlen zu verlassen, so glotzten sie herüber, und seine Finger krallten in der Luft herum, also vorläufig noch außerhalb der Taschen.

Und ich war wohl nicht der einzige, der bereit war, es zu verhüten, daß er schnell in eine seiner Taschen griff und irgend etwas Gefährliches zum Vorschein brachte, vor allen Dingen sah ich auch schon Peitschenmüllern bereit stehen, gefechtsbereit mit jenem Instrument, nach dem er eben diesen Spitznamen bekommen hatte, das er ja selten aus der Hand ließ, und mit dieser Peitsche langte er ganz bequem hinüber, so nahe lagen wir zusammen.

Doch es sollte nicht zu einer weiteren persönlichen Auseinandersetzung zwischen den beiden Kapitänen kommen.

»Schiff ahoi!« erklang da der Ruf. »Englischer Manofwar!«

Jetzt sahen wir ihn alle. In der nördlichen Nebelwand tauchte schattenhaft die Takelage eines Schiffes auf, gleich darauf aber war es auch schon völlig heraus, in dem nebefreien Kessel, eine Kreuzerfregatte wie die

unsere, aber am Top den Kriegswimpel, und jetzt wurde am Heck die englische Kriegsflagge gehißt, grüßend gesenkt und wieder gehißt.

»Achtung vor einem Manofwar – erwidert den Gruß, Ihr armseligen Pfefferkästen, und zeigt mal Eure Visitenkarten!«

Dies bedeutet solch ein Gruß eines Kriegsschiffes. Davon habe ich ja schon früher einmal berichtet.

Jedenfalls ist mit solch einem freundlichen Gruß gar nicht zu spaßen, da muß man nur schleunigst die Mütze abnehmen.

Also dies legte im Augenblick auch die ganze Streitsache bei, beide Kapitäne hatten Befehle zu geben. Der Fall konnte dann ja wieder aufgenommen werden, selbstverständlich geschah das dann auch.

Zunächst aber kletterten die Flaggen hoch, die beiden Handelsschiffe, die sie doch waren, auch wenn sie keinen direkten Handel trieben, stellten sich vor.

Und nicht etwa, daß der Novascotiafahrer hier die Flagge von Halifax gezeigt hätte! Solch ein Späßchen konnte er sich wohl bei einem anderen Kauffahrer bei der gegenseitigen Vorstellung erlauben, aber bei einem Kriegsschiff gab es so etwas nun nicht!

Also der »Seeteufel« hißte gehorsam seine englisch-kanadische Handelsflagge, und wir vergaßen nicht, auch unsere Halbkriegsflagge zu zeigen, als die Standarte der englischen »Lady of the Sea«.

Das Kriegsschiff dankte und ließ jetzt seinerseits eine Reihe bunter Lappen hochklettern. Aber nicht etwa, daß sich dieses Kriegsschiff vorstellte. Es war ein Befehl.

»Seeteufel – streich die Segel!«

Hallo!

Und da wurde dort drüben auch schon ein Boot ausgesetzt.

Also der Kapitän des Kriegsschiffes oder doch ein Offizier wollte dem »Seeteufel« einen Besuch abstatten. Und da denkt man immer gleich an eine Visitation, obschon die nicht durchaus notwendig zu sein braucht.

Na, uns ging es ja nichts an.

Nur dem »Seeteufel«, nur dem Kapitän Satin ging es etwas an.

Und dem schien dieser Besuch recht nahe zu gehen. Plötzlich stampft der mehrmals wie wütend mit dem Fuße auf, und ehe wir uns versehen, schießt auch schon die schwarze Riesenzigarre mit voller Fahrt an uns vorbei, schneller und immer schneller, bis der Torpedojäger sicher seine 32 Knoten macht!

Drüben auf dem Kriegsschiff ertönen Schreie, dann ein Kommando, mehrere Kommandos.

»Fertig – Feuer!«

Bum!

Und es war ein scharfer Schuß; mindestens aus einem Zwanzigcentimetergeschütz, das hört man doch gleich heraus, ob blind oder scharf, und gerade bei solchem Nebel sieht man das Geschloß auch in dichter Nähe fliegen – und so sahen wir ganz deutlich, wie die Granate über

das Fahrzeug wegflieg, so dicht, daß sie vielleicht noch den Top des kurzen Signalmastes streifte.

Jedenfalls aber doch vorbeigeschossen! Wenn es nicht bloß ein scharfer Schreckschuß gewesen war, wonach es aber gar nicht ausgesehen hatte. Und ehe dasselbe Geschütz hätte wieder geladen werden können, obgleich das heutzutage affenartig fix geht, war die lange Riesenzigarre schon in der westlichen Nebelwand spurlos verschwunden.

Nun war jede Nachschießerei zwecklos, und in diesem Nebel hätte auch eine Verfolgung nichts genützt, ganz abgesehen davon, daß diese Kreuzerfregatte, so schnell sie sonst bei Volldampf vielleicht auch war, doch sicher keine 32 Knoten machte.

Wir waren zunächst einfach sprachlos!

Von einem Kriegsschiff die Aufforderung zu erhalten, die Segel zu streichen – was noch eine andere Bedeutung hat, als nur die Fahrt einzustellen, still gelegen hatten wir ja überhaupt – der Kauffahrer gehorcht, meldet sich, das Kriegsschiff setzt ein Boot aus. Und da plötzlich geht der Kauffahrer in voller Fahrt davon, sofort wird ihm ein scharfer Schuß nachgesendet, eine Zwanzigzenteimetergranate, die ganz offenbar nur durch Zufall ihr Ziel verfehlt – ei die Dunnerwetter, so etwas kommt ja heutzutage selten vor, da kann man sich höchstens in die alten Flibustierzeiten zurückversetzt fühlen.

Ja, was lag denn hier eigentlich vor?!

Nun, wir würden es wohl gleich erfahren, das Boot, gleich mit drei Offizieren dekoriert, hielt direkt auf uns zu.

»Die Lady of the Sea zu sprechen, Patronin der »Argos«?« rief der am höchsten ausgezeichnete Offizier.

»Hier!« gab die an Deck stehende Patronin zurück.

»Fregattenkapitän Dorington von Seiner Majestät Schiff »Duke of Gloucester«. Gestatten Sie mir, daß ich einmal an Bord komme?«

»Bitte sehr.«

»Danke verbindlichst.«

Die Falltreppe wurde herabgelassen, das Boot legte bei. Ei, es ist doch etwas Schönes, wenn man so eine halbe englische Kriegsflagge führen kann! Und ebenso höflich hätte auch der Kriegsschiffskapitän jeder anderen Nation erst sngefragt, ob er unser Schiff betreten dürfe, obgleich er es durchaus nicht nötig gehabt hatte.

Der Fregattenkapitän war heraufgekommen, in die Kajüte geführt worden, wo Sidy im Handumdrehen das Nötige zum Empfang vorgerichtet hatte.

Obgleich sonst sicher ein eiserner Mann, der auch im heftigsten Geschützfeuer mit keiner Wimper zuckte, suchte er jetzt doch seine Erregung nicht zu verbergen, vergaß alle weiteren Förmlichkeiten und machte gar keine Einleitung.

»Ja, weshalb ist denn der Kapitän Satan mit seinem »Seeteufel« so plötzlich auf und davon gegangen? Was haben Sie denn mit dem hier gehabt?!«

Zum Glück übernahm nicht die Patronin, sondern gleich Kapitän Martin die Erklärung, der machte es ja kurz genug.

Von den Schätzen des Flibustierschiffes brauchte natürlich kein anderer Mensch etwas zu erfahren.

»Well, ich habe mit dem Kapitän Satin einmal etwas Persönliches gehabt, was er mir übelgenommen hat, gestern früh trafen wir uns in der Magalhaesstraße wieder, er heftete sich uns an und wollte uns von nun an ständig begleiten, wohin wir auch führen, nur um uns zu schikanieren.«

Der Kapitän führte etwas weiter aus, wie jener eine Vorstellung und die Madame Pompadour hatte haben wollen, wie er uns sonst noch gehöhnt hatte – nichts weiter, und es genügte.

»Ja, ja, das sieht dem Burschen ganz ähnlich,« bestätigte Kapitän Dorington, »einem Menschen das Leben zu verbittern nur aus Lust an teuflischer Bosheit. Ja, aber was ist der denn plötzlich davongeschossen?!«

»Wir dachten, diese Erklärung könnten Sie uns geben!«

»Ich? Ich weiß es nicht.«

»Weshalb ließen Sie denn den »Seeteufel« die Segel streichen?«

»Um ihn einmal zu visitieren.«

»Und weshalb das?«

Der Fregattenkapitän zuckte die Schultern.

»Ja, weshalb, weshalb ... weil ich eben das Recht habe, jeden Kauffahrer und sonstiges Fahrzeug, das

nicht unter Kriegsflagge fährt, anzuhalten und mir seine Schiffspapiere vorlegen zu lassen, es auch gründlich zu visitieren.«

»Und hatten Sie hierzu einen besonderen Grund, den »Seeteufel« zu visitieren?«

Wieder zögerte der Fregattenkapitän etwas.

»Ja und nein – nein und ja. Über diesen Kapitän Satin, der sich selbst Satan nennt, der seinem Schiffe einen solch blasphemierenden Namen wie »Seeteufel« gegeben hat, zirkulieren die verschiedensten Gerüchte. Ganz unheimliche Gerüchte, ist Ihnen das bekannt?«

»Ja.«

Können Sie diesem Kapitän etwas Tatsächliches nachweisen, das ihn vor die Geschworenen bringt?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Also sind es nur Gerüchte die man gar nicht wiederholen darf, will man von diesem Menschen nicht selbst vor Gericht zur Verantwortung gezogen werden. Er hat doch schon solche Dinger gemacht, das wissen Sie doch auch.«

»Ich weiß es.«

»Nun gut. Also ich sage nichts. Aber da ich ihn hier sah, wollte ich ihn doch einmal visitieren. Er hat sich der Visitation oder überhaupt meinem Besuch durch Flucht entzogen. Wissen Sie, aus welchem Grunde er dies tat?«

»Das sah doch fast aus,« mischte sich die Patronin einmal ein, »als habe er ein böses Gewissen, als habe er eine Visitation durch ein Kriegsschiff zu fürchten.«

»Hm. Auf diese Vermutung muß man allerdings kommen. Aber ich habe mich nicht in Vermutungen zu ergeben. Ich habe nur meine Pflicht zu tun. Jenes Schiff hat sich meinen weiteren Befehlen und Anordnungen durch Flucht entzogen. So erkläre ich hiermit den »Seeteufel« von Halifax als Piratenschiff, Kapitän Satin zum Piraten. Bitte, tragen Sie es sofort in Ihr Schiffsjournal ein. Da ich persönlich anwesend bin, muß ich selbst mit unterzeichnen.«

Es war ausgesprochen, es war eingeschrieben!

Kapitän Satin war zum vogelfreien Piraten erklärt worden!

Ich habe schon früher einmal gesagt, daß nach der internationalen Seeordnung ein Pirat noch kein Seeräuber zu sein braucht.

Nach diesen Bestimmungen ist ein Pirat derjenige, der als vereidigter Schiffer sich gegen die internationalen Seegesetze vergangen hat und sich der Bestrafung oder auch nur der Verantwortung eigenmächtig entzieht.

Das ist die ganz einfache Definition.

Was er begangen hat, ob er nur versehentlicherweise die Seitenlichter nicht rechtzeitig bei Dunkelheit angesteckt oder ob er als Seeräuber Dutzende von Schiffen genommen und die Mannschaften hingeschlachtet hat, das ist dabei ganz gleichgültig! Sobald er sich der Verantwortung entzieht, stellt er sich außerhalb der Seegesetze und wird als vogelfreier Pirat verfolgt.

Erst wenn er sich selbst gestellt hat oder eingeliefert worden ist, stellt die Justiz die Art seines Vergehens fest,

dann erst wird richtig die Anklage erhoben, die dann ja auf Seeräuberei lauten kann. Da die englische Sprache kein besonderes Wort für Seeraub hat, so unterscheidet sie zwischen »piracy« und »perfect piracy«: letzteres ist dann also Seeräuberei. So lange aber nur die Polizei in Betracht kommt, die das verfolgte Schiff den Behörden auszuliefern hat, gibt es nur Piraterie, und wenn ein Schiff beim Verlassen des Hafens auch nur ein unvorschriftsmäßiges Manöver ausgeführt hat. Daß der Kapitän sich einer Bestrafung, und habe er auch nur fünf Groschen zu bezahlen, entzieht, das gibt den Ausschlag, das stempelt ihn schon zum Piraten.

Es treiben sich immer Piratenschiffe herum. Die Sache ist ja auch höchst unschuldig. Einerseits. Andererseits furchtbar ernst!

Jedes Schiff und Fahrzeug, das erfährt, dies und jenes Schiff sei in die Acht der Piraterie erklärt worden, muß das in jedem Hafen melden und an jedes ihm begegnende Schiff weitergeben, auch wo das Piratenschiff zuletzt gesichtet worden ist.

Jedes Kriegsschiff ist verpflichtet, den Piraten festzunehmen und, wenn er sich durch Flucht entziehen will, zu vernichten.

Jedes Handelsschiff ist verpflichtet, das ihm begegnende Piratenschiff aufzufordern, sich sofort nach dem nächsten Hafen zu begeben und den Behörden zu stellen. Und jedes Handelsschiff kann dann das Piratenschiff, wenn es erklärt, der Aufforderung nicht Folge leisten zu wollen,

ebenfalls mit Gewalt ins Schlepptau nehmen, kann es in den Grund rammen oder schießen.

Das Kriegsschiff ist hierzu verpflichtet, das Handelsschiff kann es tun. Das ist hierbei der einzige Unterschied zwischen Kriegs- und Handelsschiff, was aber auch für jede Privatjacht gilt. –

So stand es jetzt also auch mit dem »Seeteufel« und seinem satanischen Kapitän. In die Acht der Piraterie erklärt!

Wie wollte der sich denn da wieder freimachen? Wo wollte der denn Kohlen und Trinkwasser herbekommen? In jedem Hafen wurde er doch festgenommen und sah einer ganz exemplarischen Bestrafung entgegen, verlor auch auf alle Fälle sein Kapitänspatent.

Nun, das war uns ja alles ganz gleichgültig. Daß wir den unliebsamen Kerl auf diese Weise losgeworden, das war für uns die Hauptsache und wenn er uns nochmals auffand und sich uns anschloß, na, jetzt konnten wir ja anders mit ihm sprechen, mit diesem vogelfreien Piraten!

## 50. KAPITEL. DAS GEHEIMNIS DER BEIDEN SCHWESTERN.

Kapitän Dorington war nach seiner Fregatte zurück gerudert, diese verschwand im Osten.

»So, jetzt wollen wir einmal nachsehen, was es mit den beiden Schwestern für eine Bewandnis hat,« sagte ich.

Denn nach den beiden Schwestern wies uns die dritte der fünf geographischen Ortsbestimmungen, wie wir uns nun auf der Spezialkarte bereits überzeugt hatten, und es

war uns gar nicht eingefallen, dem englischen Manofwar von diesem unseren Funde Mitteilung zu machen.

Was ging das denn den an?

Wenn wir nun dort Gold oder sonst etwas Wertvolles fanden?

Das wollten wir dann auch für uns behalten, keinen Mitfinder haben, mit dem wir hätten teilen müssen.

Also nach den beiden Schwestern, die sich östlich von den Falklandsinseln mitten im Meere die Hände zu reichen suchen.

Die Falklandsinseln liegen 600 Kilometer von der Südostküste Patagoniens entfernt, bestehen aus zwei großen und zirka 200 kleineren Inseln. Entdeckt wurden sie ungefähr im Jahre 1600 von englischen Seefahrern, waren dann abwechselnd im Besitz von Franzosen und Spaniern, die sie vergebens zu besiedeln versuchten. Denn es sind ja trostlose Inseln. Der Boden ist ganz fruchtbar, aber der jahraus jahrein fast ununterbrochen wütende Sturm duldet auch an den geschütztesten Stellen nicht das Aufkommen eines einzigen Bäumchens.

Zuletzt saßen Argentinier drauf und gruben nach Zinn und Kupfer. Da kam 1840 ein englisches Kriegsschiff, jagte die Argentinier zum Teufel, in die Mitte der Inselgruppe wurde ein imaginärer Zirkel eingesetzt mit 150 Kilometer Spannweite, ein Kreis geschlagen, und dann sagten die Engländer: Was innerhalb dieses Kreises von 300 Kilometer Durchmesser liegt, das ist englisches Gebiet, das hat uns der liebe Gott geschenkt. God save the Queen. Amen!

Nun, die Engländer haben aus den trostlosen Falklandsinseln etwas zu machen verstanden – und Rinderzucht wird ganz intensiv betrieben, besonders das Fleisch dieser Falklandsrinder, die lebendig nach England transportiert und dort noch einmal gemästet werden, gilt als das vorzüglichste der Welt, ist in London pro Pfund nicht unter zwei Schilling zu haben. Aber die Engländer haben auch unter enormen Kosten jahrzehntelang erst eine besondere Rasse von Rindern und Schafen züchten müssen, welche dieses böse Klima vertrugen! Außerdem wird ein besonderer, starkhalmiger Hafer massenhaft gebaut.

Das Kuriosum besteht hauptsächlich darin, daß die argentinische Regierung die Falklandsinseln noch immer als ihr Eigentum betrachtet. Es ist eine argentinische Kolonie. Und England bezeichnet sie als eine englische Kolonie. Solcher Kuriositäten gibt es aber noch eine ganze Menge, die nordische Bäreninsel wird gleich von vier verschiedenen Nationen beansprucht, von Rußland, Schweden, Dänemark und England, und der deutsche Jachtbesitzer Robert Braun ist es gewesen, der sich von dort jahrelang seine Kohlen geholt hat, ohne daß die Welt davon gewußt hat, bis es zufällig verraten wurde.

Nur die beiden großen Falklandsinseln kommen in Betracht, und die sind auch schon furchtbar schwer anzulaufen, nur in Port Stanley. Die anderen 200 Inselchen und Eilande, auf denen meist das unansehnliche, staudenähnliche Tunsokgras ebenfalls üppig gedeiht, sind für die Menschen wegen der schrecklichen Brandung einfach

unerreichbar. Auch mag es ihnen wohl an Trinkwasser fehlen.

Ungefähr 50 Kilometer von diesem englischen Kreisgebiet, östlich entfernt stehen dann noch zwei mächtige Felsen einsam im Meere.

Sie sind nicht vom Himmel herabgefallen. Wohl sind die Falklandsinseln im großen und ganzen flach, aber hin und wieder erheben sich riesige Felsengebilde, jäh aus dem Boden sich emporreckend, bis zu 700 Metern. Dort hat es jedenfalls in prähistorischer Zeit einmal ganz anders ausgesehen, das war eine einzige große Steinmasse, die unterwaschen worden und zusammengestürzt ist, zu dieser haben auch noch die »beiden Schwestern« gehört, die jetzt weit draußen im Meere ganz einsam stehen.

Also es sind zwei Felsen, die sich unvermittelt jäh aus dem Wasser emporrecken. Ihre Höhe hat man trigonometrisch auf 340 Meter berechnet, unten mögen sie einen Durchmesser von 200 Meter haben, sie sind also höher als breit.

Von weitem meint man nur einen Felsen zu sehen, und überhaupt ist die Spalte, die sie voneinander trennt nur von Nordosten zu erblicken, ihr Abstand beträgt höchstens 30 Meter.

Diese Spalte scheint oben in schwindelnder Höhe früher einmal überbrückt gewesen zu sein, es recken sich hüben und drüben Felsvorsprünge vor, ungefähr wie Menschenarme aussehend, die sich gegenseitig die Hand reichen wollen.

»Die beiden Schwestern« haben die Seefahrer diese zwei Felsen getauft. Sonst will man von ihnen nichts wissen. Man ist froh, wenn man sie gar nicht zu Gesicht bekommt. An ein Herankommen ist natürlich gar nicht zu denken. Auch bei sonst stillster See, wenn schon wochenlang Windstille geherrscht hat, schäumt dort noch immer die fürchterlichste Brandung.

Und gerade für diese Spalte, welche die beiden steinernen Schwestern voneinander trennt, galt die dritte jener Bestimmungen, für den nordöstlichen Teil, das war aus der Spezialkarte ganz deutlich zu erkennen.

Was sollte denn dort zu finden sein?

Nun, wir mußten eben sehen.

Und jetzt lagen die beiden Schwestern vor uns.

Ein ganz imposanter Anblick, diese beiden kolossalen Felsmassen, einsam und verlassen mitten im Meere. Natürlich hielten wir uns in respektvoller Entfernung, drei Seemeilen ab, denn die letzte Zeit war durchaus nicht windstill gewesen, vielmehr sehr stürmisch, auch jetzt wehte noch eine tüchtige Brise, und dort am Felsen schäumte und kochte es denn ganz fürchterlich. Alles ein einziger weißer Wogenschwall.

»Kiek, dort oben steht see, siehst De se?« hörte ich einen Matrosen zum anderen sagen.

»Jau, jau,« entgegnete der andere, dessen Wiege in Ostfriesland gestanden hatte, dicht bei Jever, »jau, jau. Is dat de Lowise?«

»Nee, dat is de Ida.«

»Was schwatzt Ihr da?« fragte ich.

Die beiden wurden etwas verlegen, packten dann aber aus.

Zum ersten Male hörte ich, daß über diese beiden Felsen auch eine Sage ging. Doch natürlich, zwei solche einsame Felsen mitten im Meere mußten unter den Seeleuten doch auch ihr Märlein haben. Ich hatte davon nur noch nichts gehört, es gibt deren Märlein und Gespenstergeschichten auch gar zu viele.

Die beiden Schwestern hießen diese Felsen nicht nur darum, weil sie so dicht nebeneinander standen und sich die Hand reichen wollten, sondern auf ihnen hausten auch wirklich zwei Schwestern, zwei verwunschene Schwestern.

Es war der Loreleifelsen des Meeres, gleich in doppelter Ausgabe. Was die beiden weiblichen Menschenkinder bei Lebzeiten ausgefressen hatten, daß sie nach ihrem Tode dort oben herumspuken und auch noch friedliche Schiffer ins Verderben locken mußten, darüber herrschten die verschiedensten Ansichten. Die verbreitetste war die, daß sie die Töchter eines holländischen Kapitäns gewesen, diesen immer auf seinen Seefahrten begleitend, und in ihrer ungemeinen Liebesbedürftigkeit hatten sie nach und nach die ganze Schiffsbesatzung totgemacht.

Dafür hatte der Himmel sie zur Strafe in diese beiden Felsen verwandelt, oder sie dort oben drauf gesetzt, da mußten sie als Geister spuken, immer noch herrliche Jungfrauen, und durch Winken und ihren Gesang die vorbeifahrenden Schiffer anlocken. Wer hinfuhr, der fuhr natürlich in sein Verderben, zerschellte an den Felsen.

Es gab also auch noch andere Lesarten, aber darin waren sich alle einig, daß die eine Luise und die andere Ida geheißen hatte und also noch hieß.

»Jawohl, jawohl, da sind sie, da sind sie, die Ida und die Luise!« fing Oskar, der eben erst aus der Koje kam, jetzt zu schreien an. »Hört Ihr sie singen? Seht Ihr sie winken? Fix, Jungens, jetzt das Gegenzauberlied, sonst lassen wir uns betören, also los – erst den Zauber gegen die Ida, eins, zwei drei . . .«

Und er fing an zu singen, mit beiden Armen den Takt schlagend, und brüllend und doch gar nicht so übel fiel der ganze dreistimmige Männerchor der Argonauten, der unterdessen zusammengekommen war, mit ein:

»Und das ist die reizende Iiiiiida,  
Zeigt sie sich, ruft alles: ei siiieh da,  
Nee so enne Ida wie diiiieda,  
Die war aber ooch werklich no niiiiie da.«

Das war das Zauberlied gegen die Verlockungskünste der Ida, nun bekam auch die »Louise« das ihre ab. Das kann ich aber nicht wiedergeben, das ist zu unanständig.

Nein, diese Matrosen! Nichts weiter als Unsinn im Kopfe, nichts weiter als Unsinn! Diese deutschen Matrosen, muß man aber betonen.

Wie gesagt, ich hatte von diesen beiden Schwestern wohl schon gehört, aber noch nichts von dieser Sage und von den Zauberliedern, die deutsche Matrosen singen, wenn sie die beiden Felsen einmal zu Gesicht bekommen. Erst jetzt hörte ich davon. Die Welt ist eben gar zu groß,

solcher Sagen und Märlein und Gebräuche sind gar zu viele.

Wir umdampften langsam die ganze Felsmasse, immer in vorsichtiger Entfernung.

Ja, wozu aber diese geographische Ortsbestimmung, die sich auf jene Spalte bezog?

Wir wußten es nicht. Und da sich in Vermutungen ergehen, das hatte doch gar keinen Zweck. Ich wenigstens tat es nicht, wollte da auch nichts hören.

So waren wir ungefähr aus unserem alten Punkt zurückgekommen, lagen nordöstlich von den Felsen.

»Dort ist sie, dort oben steht sie und winkt!« erklang da der Ruf.

Ja, wahrhaftig! Dort oben auf dem Felsenrand in schwindelnder Höhe stand ein winziges Menschlein. Sehr weitsichtige Augen konnten es schon so erkennen, und durch ein gutes Fernrohr sah man deutlich, daß es den weiten Gewändern nach ein Weib sein mußte, außerdem flatterte im Winde ihr langes, blondes Haar.

»Und da eine zweite!«

Wahrhaftig, jetzt standen zwei Weiber dort oben.

Na, nun wars ja gut! Was sollte man denn zu diesem Rätsel sagen? Wie kamen denn die beiden Weiber dort oben hinauf? Denn mit solchen Gespenstergeschichten wollen wir hier doch nicht erst anfangen.

»Sie haben Fernrohre, sie semaphorieren!«

Die eine, die mit den schwarzen Haaren, begann jetzt, in jeder Hand ein Fernrohr, das erst auf uns gerichtet gewesen war, zu semaphorieren, ganz regelrecht in englischer Sprache.

»Hülfe, Rettung!« waren die beiden ersten Worte.

Ich war schon nach unserem Semaphorapparat gesprungen und gab das Verstandenzeichen.

»Wer seid Ihr?« fragte ich dann.

»Die – beiden – Töchter – des holländischen – Kapitäns – Pooteken.«

So hatten wir buchstabiert. Was die anderen dachten, ging mich nichts an, ich hatte nur den Semaphorapparat zu bedienen.

»Wie kommt Ihr dort hinauf?« war meine nächste Frage, zu der man gar nicht so lange Zeit braucht. Die beiden Flügel spielen schneller als die einer Windmühle, jede gedrehte Stellung ist also ein Buchstabe. Es geht schneller als ein langsames Schreiben.

»Wir – werden – von – Kapitän – Satan – hier – gefangen – gehalten.«

Hallo!

Deshalb also jene geographische Bestimmung für diese Felsen! Jetzt kam Licht in die Finsternis.

Auch ich war zuerst doch so bestürzt, daß ich das Verstandenzeichen vergaß.

Da wurde dort oben das fragende Zeichen gegeben, ob wir das Letzte verstanden hätten. Ich holte es schnell nach.

»Abholen, uns befreien!« fuhr es oben fort, natürlich immer möglichst lakonisch.

»Wie abholen?«

»In die Spalte hineinfahren.«

»Unmöglich.«

»Nein. Direkt hineinfahren.«

Die konnten von dort oben wahrscheinlich gar nicht den unteren Teil des Felsens sehen, wußten nichts von der Brandung, oder die Mädchen verstanden so etwas eben nicht zu würdigen.

»Unmöglich. Furchtbare Brandung. Alles zerschmettert.«

»Nein. Mächtige Ölquelle. Wasser ganz ruhig. Einfahrt ganz gefahrlos. Nur Mut.«

Da stutzten wir! Dort war irgendwo eine mächtige Ölquelle? Ja, dann allerdings konnten die Verhältnisse in Wirklichkeit ganz andere sein, als es von hier aussah.

Hierzu bemerke ich aber, daß es durchaus nichts genützt hätte, Petroleum oder anderes Öl auszugießen. Man hätte eine ganze Schiffsladung von 10 000 Tonnen auslaufen lassen können, die Brandung dort wäre nicht etwa verschwunden, hätte sich nicht im geringsten beruhigt. Gegen die Küstenbrandung versagt dieses Mittel vollständig.

Weshalb, das kann ich hier nicht ausführen. Das sind Verhältnisse, welche man einem Laien niemals schildern kann, in denen sich aber auch der Seemann oftmals vollständig irrt.

Aber dort selbst eine kontinuierliche Ölquelle? Das wäre etwas anderes gewesen!

»Eine kontinuierliche Ölquelle?«

»Ja. Zwischen den Felsen. Ganz still. Einfahrt ganz gefahrlos. Nur Mut.«

»Wir kommen.«

Meine Zusage war etwas übereilt. Ich hatte doch nicht den Ausschlag zu geben, selbst die Mannschaft war erst zu befragen, es handelte sich doch um ein Wagnis auf Tod und Leben.

Und da ereignete sich an Bord der »Argos« etwas sehr, sehr Merkwürdiges.

Ich will es ganz klar machen, mit Worten ist es auch kaum zu schildern, der Leser muß sich selbst in die Gemütsverfassung aller dieser Menschen zu versetzen suchen.

Es waren Seeleute, die meisten von ihnen abergläubisch, glaubten an den fliegenden Holländer und an andere Gespenster, ohne selbst zuzugeben, daß sie daran glaubten.

Verspotteten sich selbst, und glaubten dennoch daran.

Der Leser merkt wohl schon, daß so etwas nicht zu schildern ist.

Kurz und gut, die meisten dieser einfachen Männer zweifelten nicht daran, daß die beiden Weiber dort oben nur Trugbilder der Hölle waren, die uns zwischen diesen Felsen in das Verderben lockten wollten, und dennoch zögerte keiner auch nur einen Moment, in die kochenden Strudel hineinzufahren.

Es handelt sich hierbei um eine Art von Heroismus, für welche besondere Art der Mensch noch keine Bezeichnung erfunden hat.

Übrigens fällt mir hierbei ein tiefsinniges Wort Artur Schopenhauers ein:

»Um sich nicht vor Geistern zu fürchten, muß man an Geister glauben.«

Mag der Leser sich dieses Wort selbst auslegen, ich vermag es nicht.

Aber mir ist einmal in einem lichten Moment meines Gedankenlebens die klare Erkenntnis gekommen, daß es so und nicht anders ist!

»Ja, wir steuern hinein, und wenn es auch Kinder der Hölle sind, die uns dort zerschmettern wollen.«

Das war die einstimmige Antwort auf die an alle gerichtete Frage, ob sie bereit wären, es zu riskieren oder nicht.

Das hatte doch einige Minuten in Anspruch genommen, und die beiden Weiber fürchteten wohl, wir könnten anderen Sinnes werden, sie riefen durch Winken wieder an, und sie sprachen das aus, was hier gedacht worden war, negierten es, hatten also die Gedanken erraten, die an Bord dieses Schiffes zum größten Teile herrschten.

»Wir – sind – keine – Sirenen – keine Gespenster. Wir sind hilflose Mädchen. Erbarmen.«

»Wir kommen!« semaphorierte ich zurück, und die letzten Vorbereitungen wurden getroffen, vor allen Dingen die Korkfänder klar gemacht.

Aber noch einmal wurde beraten. Oder es war doch Kapitän Martin, der einen Vorschlag machte.

»Wollen wir nicht zuerst einen Versuch mit einem Boote machen, mit der Dampfbarkasse?«

»Das könnten wir ja!« meinte ich. »Wer will es zuerst riskieren?«

»Ich – ich – ich – ich . . . «

Sie alle wollten das Versuchskaninchen spielen.

»Nun, dann können wir auch gleich alle zusammen bleiben, der Versuch wird gleich mit dem ganzen Schiffe gemacht!« sagte die Patronin, und sie allein hatte ja zu bestimmen.

Noch einmal mußte ich anfragen, ehe wir die Fahrt antraten.

»Wohin steuern?«

»Direkt in die Spalte hinein,« buchstabierten die geschwungenen Arme zurück.

»Mit welcher Fahrt?«

»Wieviel macht Ihr?«

»Bis zwölf Knoten.«

»Volle Fahrt.«

»Sonst noch Vorschriften?«

»Nein. Ganz gefahrlos.«

»Feinde dort?«

»Nein.«

»Wir kommen. Schluß.«

Also nun mal los!

Und wir legten los, Kapitän Martin selbst am Steuerad. Was nämlich bei solch einer Gelegenheit betont werden muß, weil sonst der Kapitän das Steuerrad gar nicht anrührt, auch der Steuermann nicht. Wenn es in einer Erzählung heißt, die auf einem modernen Seeschiffe spielt: der Steuermann stand am Steuer, steuerte selbst . . . dann weiß man schon, daß der betreffende Erzähler noch gar kein Schiff gesehen hat, mindestens von den Verhältnissen gar keine Ahnung hat.

In was für einer Lage wir uns fünf Minuten später befanden, kann ich unmöglich schildern. Um uns herum alles eine weiße Gischt, mag das genügen.

»Na gute Nacht, Georg, lebt wohl Ihr alle.«

Und dann plötzlich, da . . .

Da dachte ich plötzlich an ein arabisches Märchen. Überhaupt prachtvoll, diese arabischen Märchen! Die Sinnparabeln meine ich.

Der Engel des Lebens begegnet dem eilenden Engel des Todes.

»Wohin gehst Du, mein Bruder?« fragt der erstere.

»Ich gehe nach Damaskus, um zehntausend Menschen mit der Pest zu schlagen.«

Vier Wochen später treffen sich die beiden wieder.

»Du sprachst die Unwahrheit,« sagt der Engel des Lebens, »Du hast in Damaskus fünfzigtausend Menschen an der Pest sterben lassen.«

»Mit nichten. Ich schlug nur zehntausend – die anderen vierzigtausend sind vor Angst gestorben.«

Wunderbar ausgedrückt! Ich glaube, so kurz, um eine tiefsinnige Wahrheit auszudrücken, kann nur der sonst so schwatzhafte Orientale sein.

Aber an diese Parabel dachte ich damals nicht. An eine andere.

Um eine Festung rotiert blitzschnell eine hohe Mauer. Sie hat ein weites Tor, immer offen, aber dieses dreht sich doch mit so blitzschnell.

Ein Ritter will in die Festung hinein, muß hinein.

Doch wie da hineinkommen?

Nun, er stemmt einfach die Lanze ein, setzt sich fest, gibt dem Rosse die Sporen, sprengt los ... und ist drin, in der Festung!

An dieses tiefsinnige arabische Märlein dachte ich, als wir urplötzlich in ganz stilles Wasser hineinschossen, dort aus den furchtbaren Wirbeln heraus.

Links und rechts himmelhohe ganz glatte Felswände, dazwischen ein spiegelglattes Wasser, und dieser friedliche Kanal an beiden Enden von schäumenden Wogenbergen ganz scharf begrenzt.

Man frage mich nicht, wie so etwas möglich ist. Der Physiker kann es im Laboratorium durch ein Experiment im Kleinen vorführen. Daß hier auf dem Wasser eine dicke Ölschicht schwamm, das machte es aus. Mehr noch aber, daß von irgendwoher ununterbrochen neues Öl hin-zufließ.

Doch wollte man mich auch nicht weiter fragen, wohin denn nachher das Öl abfloß. Nach Südwesten zu dem

Kanal hinaus, das kann ich sagen. Aber wohin dann weiter? Weshalb merkte man dann südwestlich von diesen Felsen nichts von solch einem Ölstrom?

Wenn ich das beantworten soll, so könnte man mich ebensogut fragen, wo denn die ungeheure Menge von Kohlensäure bleibt, welche die zahllosen Vulkane auf der Erde tagtäglich aushauchen, wo man doch mit Gewißheit konstatieren kann, daß seit Jahrhunderten der Kohlen säuregehalt in der Atmosphäre um kein tausendstel Prozent zugenommen hat, obgleich die Wälder, welche am meisten Kohlensäure schlucken, doch immer abnehmen.

Das sind eben nur ungeheure Mengen in den Augen von uns rechnenden Menschlein, im Haushaltungsbuche der Natur sind es verschwindende Nullen.

Und genau so war es hier. Wohl floß ständig massenhaft Öl ab, aber jenseits der Felsen war keine Spur nachzuweisen, wie sich später auch Doktor Isidor in seinem Laboratorium abmühte. Das unendliche Meer verschlang alles Öl. Oder vielleicht auch, daß in der furchtbaren Brandung eine mechanisch-chemische Zersetzung des Öles stattfand, von der wir noch gar nichts wissen, weil wir künstlich sie nicht nachahmen können.

Es war ein dickes, weißes, durchsichtiges, völlig geruchloses Erdöl, flüssigem Paraffin gleichend, das in einer Schicht von acht Zentimetern Dicke auf dem Wasser schwamm.

Solche Untersuchungen stellten wir jetzt zwar nicht an, aber die Dickflüssigkeit und völlige Geruchlosigkeit

fiel uns doch sofort auf. Gewöhnliches Erdöl, Petroleum und dergleichen, hätte ja tüchtig gestunken.

Die hüben und drüben senkrecht aufsteigenden Felswände waren wohl glatt wie die Mauern, zeigten aber doch hin und wieder Öffnungen von Höhlen, und an einigen der unteren, wenige Meter über Wasser, verrieten Ringe und andere Vorrichtungen, daß dies Anlegeplätze für Schiffe waren.

»Kinder, wir sind in dem Räubernest des Seeteufels!« flüsterte ich mit einiger Erregung, als wir langsam und immer langsamer, das Schiff sich auslaufen lassend, durch den Kanal fuhren, der also etwa 30 Meter breit war.

»Räubernest?« wiederholte Kapitän Martin. Er hatte Recht – Recht wie immer. Weil der Kapitän Satan hier solch einen Schlupfwinkel hatte, deswegen brauchte er noch keine Seeräuberei zu treiben. Aber ... die Vermutung rückte doch immer näher.

»Wo sind denn nun die beiden verhexten Jungfrauen?«

Nun, wenn die innerhalb des Felsens Leitern oder Treppen benutzen mußten, um von dort oben hier herab zu kommen, da konnten sie ja eine Weile abwärts steigen. 340 Meter, das ist ungefähr die fünfzehnfache Höhe eines vierstöckigen Hauses; und in zehn Minuten, die wir nur gebraucht hatten, steigt man weder in die 60. Etage hinauf noch herab.

»Hoffentlich sind die Jungfrauen noch nicht gar zu alt!« meinte Oskar, der sein Maulwerk nun einmal nicht halten konnte, wenn er nicht unbedingt mußte. »Wann

sind die denn damals vom Teufel geholt und hierher verpflanzt worden?«

»Am 29. Februar 1644 früh halb neun!« konnte Klothilde sofort angeben, die überhaupt in allen Seemannsagen durchaus firm war. Und nun der Schelm, den die im Nacken sitzen hatte, noch einen ganz anderen als unser Segelmacher. »Es war gerade ein Schaltjahr.«

»Nach Christi Geburt?« fragte Oskar noch.

»Nach Christi.«

»Na, dann sind sie ja noch keine 400 Jahre alt, dann können es auch noch keine ägyptische Mumien sein.«

»Wir kommen sofort!« erklang da von oben eine Frauenstimme.

Wir sahen in halber Höhe des rechten, westlichen Felsens einen schwarzhaarigen Kopf durch eine kleine Öffnung herausblicken.

Das heißt, es gehörten gute Augen dazu, um das sogleich unterscheiden zu können, die Frau mußte auch eine gute Lunge haben, um gehört zu werden.

»Legen Sie nur irgendwo an, wo es für Ihr Schiff paßt!« fuhr es oben fort. »Alle Wasserminen und sonstige Höllenmaschinen oder Selbstschüsse sind abgestellt.«

Der Kopf verschwand.

Oho!

Wasserminen und sonstigen Höllenmaschinen!

Also der Herr des Seeteufels hatte sich vor unerwünschten Besuch gesichert.

Hier unter uns lagen Seeminen, in einer Tiefe von nur neun Metern, wie wir schon sondiert hatten, es gab auch noch sonstige Höllenmittel.

Na, da wollten wir nur hoffen, daß die wackeren Mädchen all dieses hübsche Teufelszeug wirklich gut abgestellt hatten, daß wir nicht etwa in die Lust flogen und dann unsere Gliedmaßen einzeln zusammensuchen mußten.

Ich spreche so, um auszudrücken, in welcher Gemütsverfassung wir uns befanden. Wir sprachen damals nämlich wirklich so, dachten auch so, es war keine Blasphemie dabei.

Also nevermind, wir legten an. Entweder wir flogen, oder wir flogen nicht. Wir sind nicht geflogen. Und auch sonst tat es nirgendwo knallen. Nur absichtlich haben wir es später mehrmals knallen lassen, da hat es uns aber natürlich nichts geschadet.

Es war eine geräumige Höhle, vor der wir gerade so recht bequem festmachen konnten, dann mit einem großen Schritte an Land gehen.

Wenn es eine natürliche Höhle war, so hatte man sie mit Hilfe des Meißels wohl nur etwas viereckig gemacht. Darin lagen Taubündel und Korkfänder und andere Utensilien, die man beim Festmachen des Schiffes und ähnlichen Manövern bedarf, auch einige größere und kleinere Anker.

»Ei sieh da,« sagte ich sofort, auf einen respektablen Anker deutend, auf dem beim Schmieden zwei Namen

geschaffen worden waren, »ein Anker von der »Pennsylvania« aus Philadelphia, ein Dampfer, der vor zwei Jahren nach Singapore ging, zuletzt in der Nähe des grünen Kaps gesichtet wurde und dann spurlos verschwand, wie ich zufällig weiß – und hier, sein Buganker – ei, das läßt ja schon tief blicken!«

Ehe wir weitere Untersuchungen anstellen konnten, flatterte es durch eine Öffnung im Hintergrund herein, zwei Frauengewänder, und sie befanden sich in unserer Mitte.

»Gerettet, gerettet, endlich von dieser Gefangenschaft erlöst!« wurde zweistimmig gejauchzt; oder gejaukt, wie der Matrose sagt.

Aber die eine war blond, die andere schwarz – den Haaren nach, meine ich – und dieser Farbenunterschied war auch sehr gut, denn sonst sahen sich die beiden zum Verwechseln ähnlich, was besonders daher kam, weil es, wie ich gleich verraten will, Zwillingschwestern waren, und weiter will ich, nur Oskars wegen, gleich erwähnen, daß sie die zwanzig noch nicht viel überschritten hatten und daß es zwei bildhübsche Mädels waren. Die blonde hieß Senta, die schwarze Nora – ebenfalls sehr leicht zu merken. Ich als Vater hätte die Hellblonde allerdings Blanca genannt. Wenn schon, denn schon.

Man konnte es den beiden armen Mädchen nicht verübeln, wenn sie erst ein bißchen weinten, ehe sie erzählen konnten, und das mußte schon deshalb in der Kajüte

oder überhaupt an Bord geschehen, weil es Kapitän Martin doch mit anhören wollte und weil der ohne ganz triftigen Grund, wenn ihn nicht direkt die Pflicht dazu rief, doch niemals sein Schiff verließ, und wenn es auch an Land Goldstücke geregnet hätte – nein, sogar Kautabaksröllchen, brasilianische Sweetspions dulcissimi.

Ich gebe nun die Erzählung der beiden Schwestern wieder – den Bericht über ein fürchterliches Ereignis aus dem Seemannsleben.

Johann Pooteken hatte schon jahrzehntelang als Kapitän Schiffe einer Antwerpener Reederei über den Ozean geführt, zuletzt den »Helios«, einen Dampfer von 3000 Tonnen.

Wie mancher Kapitän hatte auch er seine ganze Familie ständig bei sich an Bord: seine Frau, die beiden Zwillingstöchter Senta und Nora und seinen einzigen Sohn Stephan, der zuletzt unter des Vaters Kommando als zweiter Steuermann fuhr.

Vor vier Jahren sollte der »Helios« seine letzte Fahrt machen, und mit ihm die ganze Besatzung.

Er war mit Kaffee, Zucker und Spirituosen nach Kapstadt bestimmt gewesen. Auf der Höhe von St. Helena trat das schreckliche Ereignis ein.

Nach dem zweiten Frühstück fühlten sich plötzlich alle an Bord befindlichen 38 Menschen von einem heftigen Unwohlsein befallen, mit Schwindel verbunden. Die beiden Schwestern konnten nur berichten, daß sie einen nach dem anderen hatten umfallen sehen – »der Tee war

vergiftet!« hatten sie den Vater noch stöhnen hören, dann hatte auch sie das Bewußtsein verlassen.

Nora war die erste gewesen, die wieder zu sich gekommen. Da hatte vor ihr ein fremder Mann gestanden.

»Hallo, mein Täubchen, hast Du endlich ausgeschlafen?« hatte er gelacht.

»Wer sind Sie?«

»Kapitän Satan vom Seeteufel.«

Er berichtete, und auch die andere Schwester konnte es mit anhören, die sich ebenfalls bald wieder erholte. Bald nach ihren damaligen Begriffen.

Schon vor drei Tagen hatte der »Seeteufel«, der aber damals noch kein Torpedojäger, sondern ein normaler Frachtdampfer war, der aber eben auch schon diesen Lieblingsnamen des satanischen Kapitäns geführt hatte, den steuerlos treibenden »Helios« gesichtet.

An Bord begeben – alles tot gefunden! Mit entstellten Gesichtern hatte die ganze Mannschaft dagelegen.

»Ihr habt Euch einfach vergiftet,« sagte Kapitän Satan, »und zwar mit dem Tee beim zweiten Frühstück, von dem wir noch Reste vorfanden, die Frühstückstafel war ja noch gedeckt, die Matrosen lagen vor der Back im Mannschaftslogis. Der Tee enthielt Grünspahn, das haben wir dann gleich konstatiert, es wurde etwas davon unserer Schiffskatze eingeflößt, und die verreckte alsbald daran. So ist auch Euch ergangen. Nur Ihr beiden Mädels gabt noch schwache Lebenszeichen von Euch, und dank meiner unermüdlichen Bemühungen ist es gelungen, Euch

ins Leben zurückzurufen, hä hä hä. Ihr habt wohl nur sehr wenig von dem Tee getrunken, eh?»

Sicher nicht weniger als die Mutter, die aber auch ihren Tod gefunden hatte und bereits wie alle anderen Toten über Bord gewandert war.

Doch was blieb denn den beiden armen Mädchen anderes übrig, als alles zu glauben, was der Unhold ihnen da vorschwatzte. Nun muß man sich überhaupt in ihre Verfassung hineindenken.

Sehr bald aber sollten ihnen die Augen aufgehen.

Natürlich war der »Helios« von der fremden Mannschaft besetzt worden, oder doch von der Hälfte. Der »Seeteufel« selbst aber hatte einen anderen Kurs eingeschlagen.

Da tauchte ein französisches Segelschiff auf, nannte Namen und Heimatshafen.

»Helios, Antwerpen,« gab dieses Schiff natürlich zurück, dann aber wurde hinzugesetzt: »Kapitän Pooteken.« Und sonst nichts weiter. Noch ein Flaggengruß, und der »Helios« dampfte weiter nach Süden.

Die beiden Schwestern waren zwar nicht an Bord geboren, aber doch auf dem Schiffe groß geworden, kannten alle seemännischen Verhältnisse, konnten auch solche Flaggensignale mitlesen.

Das war doch natürlich ganz inkorrekt gewesen, Kapitän Pooteken war ja tot! Und überhaupt, der ganze Vorfall hätte doch dem anderen Schiffe gemeldet werden müssen, das war direkte Vorschrift!

»Was soll denn das?! Weshalb verschweigen Sie dem Schiffe den schrecklichen Vorfall?!«

Ehe sie noch eine Antwort erhielten, sahen sie einen Mann, durch dessen Anblick ihnen die Augen aufgingen.

Den Koch, den man in Antwerpen auf den »Helios« neu angemustert hatte, und dessen teuflisches Grinsen, wie er nach den beiden Schwestern schielte, nach ihnen eine höhnische Verbeugung machte, sagte ihnen alles.

»Unser Koch ist mit Ihnen im Bunde, er hat uns vergiften müssen!« war Senta die erste, die das sofort rief.

»Endlich erraten!« grinste der Teufelkapitän. »Ich bewundere Ihren Scharfsinn, hä hä hä. Nun können Sie auch alles erfahren. Ja, dieser vortreffliche Koch gehört mit zu jener Bande, er hat den Tee vergiften, gleichzeitig aber auch dafür sorgen müssen, daß Sie, meine beiden jungen Damen, das Gegengift in Ihre Tassen bekamen, damit ich Sie dann noch am Leben fand. Denn ich kenne Sie schon lange, habe Sie bereits mehrmals gesehen. Sie haben mich schon immer entzückt und sollen mir fernerhin das Leben versüßen.

Also nun ohne Umschweife gesagt: ich bin Pirat, ein direkter Seeräuber, ein solches Vergiften von ganzen Schiffsbesatzungen ist meine Spezialität. Der Koch war beordert, das Vergiften auf einem bestimmten Breiten- und Längengrade auf der Höhe von St. Helena zu besorgen, wir hielten uns hier schon in der Nähe auf, nur ein Wink, wir kamen heran, bemächtigten uns des Schiffes. Das ist aber nicht schon vor drei Tagen, sondern erst vor drei Stunden geschehen. Trotzdem sind die Leichen

schon alle über Bord, Sie sind die einzigen Lebendigen. Aber einmal hätten Sie es schließlich doch erfahren müssen. Und nun erlauben Sie, daß ich Sie hier einstweilen in diese Kabine einsperre. Versuchen Sie nicht etwa einen Selbstmord, es gelingt Ihnen nicht, Sie werden ständig durch ein Löchelchen beobachtet. Auf Wiedersehen, meine holden Damen, entstellen Sie Ihre schönen Augen nicht durch zu viel Weinen, Sie sollen es herrlich bei mir haben – wenn Sie artig sind, hä hä hä.«

So sprach der Unhold und schloß die Tür zu.

»Wir wurden nach diesen beiden Felsen gebracht, die beiden Schwestern genannt, wo der Piratenkapitän ein regelrechtes Räubernest angelegt hat, und hier werden wir nun seit vier Jahren gefangen gehalten.«

So schloß Nora, die am meisten erzählt hatte, ihren Bericht, der vorläufig die Hauptsache enthalten hatte.

Es läßt sich denken, wie erschüttert wir Zuhörer waren, was für Gedanken auf uns einstürmten.

Also dieser Kapitän Satan war wirklich ein regelrechter Seeräuber, einer der scheußlichsten Unholde, den die Erde wohl je gesehen. Gegen den waren die alten Flibustierkapitäne ja die reinen Waisenknaben gewesen, trotz aller Untaten, die sie begangen. Die hatten aber doch wenigstens ritterlich gekämpft, beim Erbeuten der Schiffe ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt.

Natürlich mußten wir noch viel mehr erfahren, und Kapitän Martin war es, der das Examen übernahm.

»Well, wie sind Sie sonst behandelt worden?«

»Ganz gut, das müssen wir trotzdem anerkennen. Nur daß uns die Freiheit fehlte.«

»Inwieweit die Freiheit?«

»Wir haben sechs große Zimmer zu unserer Verfügung gehabt . . . «

»Hier in diesen Felsen sechs große Zimmer?«

»O, wie diese Felsen ausgehöhlt sind, und was diese alles enthalten! Sie werden staunen, wenn Sie die Räume durchwandern, wie wir gestaunt haben, obgleich wir doch ganz andere Gedanken im Kopfe hatten, und wir sind ja auch erst seit zwei Tagen frei, und während dieser Zeit sind wir noch längst nicht durch alle Felsen gekommen . . . «

»Erst seit zwei Tagen sind Sie frei?«

»Wir haben unsere fünf Wächter überwältigt, sie in eine Falle gelockt . . . «

»Wie, es sind fünf Männer hier?«

»Wir haben sie eingesperrt.«

Die Schwestern berichteten näher, wie sie das angefangen hatten. Ich will es ganz kurz wiedergeben.

Zu den sechs Räumen, die ihnen zur Verfügung gestellt, gehörte auch eine separierte Felsenkammer.

Natürlich hatten sich die beiden in den vier Jahren fortwährend mit Fluchtgedanken getragen, aber jeden Fluchtplan hatten sie wieder verwerfen müssen, es wäre auch nicht möglich gewesen, über die Leichen ihrer Wächter zu gehen.

Endlich war es ihnen doch geglückt. Senta hatte vorgestern ein Unwohlsein erheuchelt, Nervenanfalle, die sich

bis zur Tobsucht gesteigert hatten, die beiden speziellen Wächter hatten sie nicht halten können, einer nach dem anderen war herbeigeeilt, trotzdem hatte sich das kräftige Mädchen losgerissen und war in jene Kammer gestürzt, alle ihr nachgerannt, zum zweiten Male sich losgerissen, zur Kammer hinaus, die Türe hinter sich zugeschmettert und zugeriegelt ... da waren die fünf Mann gefangen gewesen!

Man sieht wohl, daß dies einfacher zu erzählen ist, als es in Wirklichkeit auszuführen gewesen war, und doch hatten es die beiden Mädchen nicht ausführlicher geschildert.

»Sind die fünf Männer dort auch wirklich ganz sicher aufgehoben, daß sie sich nicht etwa befreien können? mußte dann natürlich Kapitän Martins erste Frage sein.

»Sie sind es, ein Sprengen der schweren, eisernen Tür ist ganz unmöglich.«

»Ist eine Öffnung vorhanden, durch welche man sie beobachten kann?«

»Ja, zwei. Ein Fenster, das auf der Ostseite ins Freie führt, so eng, daß niemand auch nur den Kopf durchstecken kann, und eine zweite an der Decke, allerdings viel weiter, da könnte ein Mann durch, aber die Decke ist wohl zehn Meter hoch!

»Ist das Loch nicht zu erreichen?«

»Nein, es müßten sich denn alle fünf Mann übereinanderstellen, und auch dann würde der oberste wohl noch nicht hinaufreichen.«

»Indem sie Möbel übereinander bauen?«

»Es sind keine vorhanden, die Felsenkammer war immer ganz leer.«

»Haben die Leute Waffen bei sich?«

»Das wohl, aber sie nützen ihnen nichts, und wir hüteten uns, wenn wir durch die Deckenöffnung zu ihnen sprachen, wenn wir ihnen Essen und Wasser gaben.«

»Trotzdem, es muß unser erstes sein, diese fünf Männer vollends unschädlich zu machen. Herr Kollege, wollen Sie ... halt! Was hat das mit den Seeminen und Höllenmaschinen, von denen Sie sprachen, für eine Bewandtnis?«

»Überall sind solche hier gelegt. Kapitän Satan selbst hat uns in alles eingeweiht, wie die Sprengminen funktionieren und wie sie abzustellen sind, tat es mit einem eitlen Behagen. Denn dieser Mann ist furchtbar eitel, renommiert gern.«

Ja, das hatten auch wir schon bemerkt.

»So waren Sie nicht immer in Ihre sechs Räume eingesperrt?«

»Nein, nicht wenn Kapitän Satan hier anwesend war, dann genossen wir viel mehr Freiheit, durften uns überall frei bewegen, allerdings immer unter Aufsicht. In des Kapitäns Abwesenheit aber wurden wir immer eingeschlossen gehalten. Jedenfalls aber stimmt das mit der Anstellung der Minen und sonstigen Sicherheitsmaßregeln, darüber haben wir uns, immer mit solchen Fluchtgedanken beschäftigt, ganz genau orientiert.«

»Nun vorwärts, dann erst einmal die fünf Männer völlig unschädlich und in unsere Gewalt gebracht!« rief Kapitän Martin, sich dabei an mich wendend. »Eine der Damen wird Sie führen, die andere bleibt hier, um mir weiter zu berichten. Nehmen Sie genügend und geeignete Leute mit.«

In wenigen Minuten hatte ich diese ausgewählt und sich bereit machen lassen, alle Hauptpersonen kamen mit, denn das war jetzt doch das Interessanteste, also auch die Patronin und Klothilde. Nora führte uns, Senta blieb an Bord zurück.

Also wieder in die Höhle, durch den hinteren Ausgang kamen wir in einen Korridor, es ging eine Treppe hinauf. Hier und da brannte eine große Lampe, an Öl war hier ja kein Mangel.

Auch wir konnten uns ja von dem Mädchen weiter berichten lassen, aber jetzt war keine Zeit dazu, erst wollten wir uns der Hauptaufgabe erledigen. Wir befanden uns ja in einer äußerst gespannten Stimmung.

Auf diesem kurzen Wege bekamen wir nicht eben viel zu sehen. Nackte Korridore, hin und wieder eine eiserne Tür, nichts weiter.

»Wohin führen diese Türen?«

»Sie verschließen Wohnräume der Mannschaft oder Vorratsmagazine!« lautete die Antwort. »Die können Sie nachher besichtigen. Hier wurden wir eingeschlossen gehalten.«

Nora hatte eine der eisernen Türen geöffnet. Es waren fünf sehr schön und zum Teil prächtig eingerichtete Wohn- und Schlafzimmer, die wir durchschritten. Die kostbarsten Teppiche, die künstlerischsten Möbel, ornamentaler Schmuck überall, auch ein Konzertflügel war vorhanden.

Doch jetzt war die schmiedeeiserne Tür für uns die Hauptsache, welche Nora als die betreffende bedeutete. Diese Felsengewölbe hier waren ja nicht von vornherein als Damenboudoirs bestimmt gewesen, sie waren auch sonst nicht durch Türen voneinander getrennt, die viereckigen Durchlässe waren nur durch schöne Portieren verhängen, nur hier diese letzte Kammer war mit solch einer eisernen Tür verschlossen, die Kapitän Satan wohl in einem Hafen hatte nach Maß fertigen lassen, um sie dann hier anzubringen.

»Hier drin sind die fünf Männer.«

Wir schoben natürlich nicht gleich den schweren Riegel zurück, sondern pochten erst gegen die Tür.

Aber wie wir auch dagegen donnerten und was wir auch für Fragen stellten, es erscholl keine Antwort, und ein Guckloch wie bei den Gefängnistüren war nicht vorhanden.

Weshalb antworteten sie nicht? Was ersannen die für eine List? Oder waren sie tot?

»So müssen wir uns noch eine Etage hinaufbegeben, von dort oben kann man also durch ein Deckenloch hineinsehen.«

Wir taten es, verließen diese Räumlichkeiten wieder, erstiegen auf Umwegen vom Korridor aus noch eine Treppe, kamen in diese Gegend zurück.

In einer Kammer, die einige Mehlsäcke und Proviantkisten enthielt, befand sich in der Mitte des Bodens eine eiserne Platte, sie konnte in Angeln emporgehoben werden, wir blickten durch eine Öffnung in jene verschlossene Kammer hinein.

Schauerlich war der Anblick, der uns erwartete. Dort unten war der ganze Boden eine einzige Blutlache, in dem fünf regungslose Menschen lagen. Tot. Sie alle hatten sich mit ihren Messern die Pulsadern aufgeschnitten, hatten sich verblutet. Sie mochten gehört oder sonstwie bemerkt haben, daß dieses Räubernest von einer fremden Macht besetzt worden war, oder vielleicht genügte auch schon die Erkenntnis, daß sie von den beiden Mädchen rettungslos hier gefangen gesetzt worden waren – sie hatten sich geschämt, ihrem Kapitän wieder unter die Augen zu treten, wollten überhaupt allen Konsequenzen aus dem Wege gehen – da hatten sie einfach gemeinschaftlichen Selbstmord begangen.

»Wann haben Sie die fünf Männer zuletzt lebendig gesehen?«

»Heute früh, als wir ihnen zwei Krüge mit Wasser hinabließen.«

»Sie sprachen nicht von Selbstmord?«

»Nein, sie legten sich aber nicht mehr wie gestern aufs Bitten, machten auch keine Versprechungen mehr, schienen sich ganz in ihr Schicksal ergeben zu haben. Da gingen sie wahrscheinlich schon mit Selbstmordgedanken um.«

»Jedenfalls.«

Nun, zuerst mußten wir sehen, ob in einem nicht doch vielleicht noch Leben war, daß wir ihn noch zum Sprechen bringen konnten.«

Also schleunigst wieder hinab, in die Kammer eingedrungen. Nein, da war nichts mehr zu machen. Bei allen war schon die Leichenstarre eingetreten.

Ich sah einige Zeit zu, wie sich Doktor Isidor mit den starren Körpern beschäftigte. Er studierte wohl eben die Todesstarre.

»Ob es mir wohl erlaubt wird, daß ich die Leichen sezieren?« meinte er.

»Da müssen Sie, wenn Sie dazu erst eine Erlaubnis brauchen, wohl die Patronin fragen!« entgegnete ich und verließ die Kammer.

Die Patronin hatte bei dem entsetzlichen Anblick nicht lange verweilt, hatte sich mit Nora gleich wieder entfernt, wahrscheinlich hatte auch Klothilde einen Wink bekommen.

Ich hörte die drei Damen hinter einer Portiere sprechen, mit etwas gedämpfter Stimme, aber doch noch für mich verständlich, und ich hatte keinen Grund, mich diskret zurückzuziehen. Wollten die drei nicht belauscht werden, dann hätten sie noch vorsichtiger sein müssen.

Übrigens war es gar nichts so Schlimmes, worüber sie sich unterhielten, wenn allerdings auch nicht gerade in öffentlicher Männergesellschaft angebracht.

»Der Kapitän ist Ihnen wirklich mit keinem Worte zu nahe getreten?« fragte die Patronin.

»Niemals auch nur mit einem einzigen Worte, nicht mit einem Blicke!«

»Das finde ich seltsam. Auch keiner der anderen Männer?«

»O, wenn sich der Kapitän uns gegenüber so benahm, wie hätte das dann ein anderer wagen dürfen! Hier herrschte eine geradezu furchtbare Manneszucht!«

»Ja, weshalb eigentlich hielt er Sie hier gefangen?«

»Eigentlich nur, damit wir ihn, wenn er hier anwesend war, unterhielten.«

»Womit unterhielten?«

»Ganz harmlos. Wir mußten ihm etwas auf dem Klavier vorspielen, etwas vorsingen, oder wir spielten zusammen Karten, Whist oder Tarok oder dergleichen – ganz harmlos. In dieser Hinsicht war der sonst so furchtbar blutige Seeräuberkapitän gar kein unrechter Mensch – ja sogar ein tadelloser Ehrenmann und Gentleman. Eben gerade in dieser Hinsicht, uns beiden Mädchen gegenüber, und dasselbe galt von allen seinen Leuten.«

»Das finde ich seltsam!« hörte ich die Patronin wieder sagen und sah sie im Geiste den Kopf schütteln. »Sie verzeihen doch und verstehen doch wohl auch, wenn ich da etwas seltsam dabei finde.«

»Ich verstehe, und ich glaube, Ihnen dafür eine Erklärung geben zu können.«

»Was für eine?«

Eine Pause des Zögerns trat ein, und ich zog mich nicht zurück.

»Es ist ... mir etwas fatal ... aber es muß sein! Ich glaube fast, daß dieser Kapitän Satin ursprünglich ein geborener Russe ist. Oder doch seiner Abstammung nach. Ich habe mich mit Senta oft darüber unterhalten. Und mehr als die Hälfte seiner Mannschaft sind Russen, das wissen wir bestimmt.«

»Russen? Was wollen Sie hiermit andeuten?«

»Sie ahnen nichts?«

»Durchaus nicht.«

»Haben Sie noch nichts von der russischen Sekte der Proslewiten gehört?«

Die Patronin verneinte, ebenso Klothilde.

Mir aber ging plötzlich eine Ahnung auf.

Denn ich hatte schon von diesen russischen Proslewiten gehört.

Sie bilden eine religiöse Sekte, deren Mitglieder teils als Mönche in Klöstern leben, teils aber auch wie andere Menschen Berufsgeschäften nachgehen.

Woher der Name kommt, weiß ich nicht, es scheint nur die Verstümmelung eines russischen Wortes zu sein, und ... diese Männer verstümmeln auch sich selbst!

Die Mönche haben natürlich die drei üblichen Gelübde abgelegt: das der Keuschheit, der Armut und des unbedingten Gehorsams gegen ihre Oberen.

Die außerhalb des Klosters lebenden Laienbrüder halten nur das erstere Gelübde, das der Keuschheit.

Von den in Rußland lebenden Deutschen werden sie infolgedessen einfach »Weiberhasser« genannt, es gibt auch einen entsprechenden russischen Namen dafür.

Da nun solch ein Gelübde nicht so einfach zu halten ist, zumal außerhalb eines Klosters und von Gefängnismauern, so verstümmeln sich diese Menschen in ihrem religiösen Wahnsinn selbst!

In Rußland ist das allgemein bekannt, auch in Amerika, besonders in Kanada, wo es mehrere solcher Proslewitensekten gibt, als die fleißigsten Ackerbauer und solidesten Bürger lebend, es steht auch im Konversationslexikon.

Da, wie mir dies noch durchs Herz zuckte, kam Doktor Isidor.

»Waffenmeister, ich habe bei Untersuchung der Toten eine Entdeckung gemacht! Es ist nicht nötig, daß sie Menschenfleisch essen, um alle so eine fette Fistelstimme zu bekommen. Haben Sie schon einmal von den russischen Proslewiten gehört?«

Also ich wußte es bereits.

»Wer hätte es für möglich gehalten, daß solche wahn sinnigen Brüder auch zur See fahren!« sagte ich nur.

»Nun, warum denn nicht. In Kanada gibt es ihrer genug, da hat solch eine Gesellschaft eben einmal ein Novascotiaschiff bemannt. Der Kapitän Satin ist einfach

selbst Proslewite, hat sich solche Sektenbrüder zusammengelesen, sie als Matrosen ausgebildet, wenn es noch keine gewesen sind.«

Dasselbe hatten inzwischen die drei Damen dort hinter der Portiere unter sich abgemacht, mit noch leiserer Stimme.

»Geben sich diese Proslewiten auch dem Genusse von Menschenfleisch hin?« hörte ich jetzt Klothilde wieder lauter fragen.

»Ob es Menschenfresser sind? Davon habe ich niemals etwas gehört!« entgegnete Nora.

»Also auch bei der Mannschaft des »Seeteufels« haben Sie so etwas nicht gemerkt.«

»Daß die Menschenfleisch verzehren?!« erklang es im Tone des höchsten Staunens. »Um Gotteswillen, wie kommen Sie auf solch einen schrecklichen Verdacht?!«

»Nun,« erwiderte Klothilde ausweichend, »solchen Bluthunden, welche ganze Schiffsbesatzungen vergiften, um die Fracht zu erbeuten, die auch in anderer Weise Unnatürlichkeiten begehen, denen ist doch auch wohl so etwas wie Menschenfresserei zuzutrauen. Also Sie haben niemals so etwas bemerkt?«

»Niemals, niemals! Dort an Bord nicht und auch hier nicht in den vier Jahren.«

Schon vorher war Juba Riata zu uns getreten, hatte dieses Letzte noch gehört, mochte sich auch schon mit Doktor Isidor hierüber unterhalten haben.

»Dennoch bleibt mein Verdacht bestehen, daß diese Leute Menschen braten und verzehren!« sagte der jetzt.

»Ich täte meinem braven Harras geradezu unrecht, wenn ich glaubte, er hätte sich diesmal getäuscht, als er bei Witterung des Kapitäns so schrecklich heulte, wie immer, wenn er gebratenes Menschenfleisch riecht.«

Ich ließ es dabei bewenden, räusperte mich stark und schlug die Portiere zurück, die mich von den drei Weibern trennte.

»Verzeihen Sie, wenn ich störe und Ihrer Unterhaltung ein Ende mache. Miß Pooteken zeigt uns wohl erst einmal die Vorrichtung mit den Sprengminen, wie die an- und abgestellt werden, das muß jetzt wohl unser Nächstes sein.«

»So begeben wir uns hinauf!« sagte das Mädchen, von ihrem Sitze aufstehend. »Es ist eine Wachtstube, die ganz oben direkt unter dem Plateau liegt. Wir können den Fahrstuhl benutzen, der freilich nur drei Personen trägt, und viel schneller als der Treppenaufstieg geht es auch nicht.«

»Wie, auch einen Fahrstuhl gibt es hier?«

»Ich werde ihn Ihnen zeigen.«

Nur ein kurzer Gang durch den Korridor, und wir standen vor einem Schacht, der seitwärts in der Felswand hinauf und hinabließ. Sonst erblickten wir nur vier starke Drahtseile und ein dünneres Tau, an welchem letzterem Nora kräftig zog, und nach kurzer Zeit kam von unten eine Plattform herauf, an den vier Drahtseilen hängend, auf der noch ein großes Wasserfaß stand.

Es war ein sehr primitiver Aufzug, die Plattform lief immer direkt von oben bis nach unten, konnte auf diesem

Wege nicht angehalten werden, wer an anderer Stelle, das heißt in einer anderen Etage mitwollte, mußte eben schnell eintreten, und so taten auch wir drei Personen, Nora, die Patronin und ich.

Während der Auffahrt gab sie eine Erklärung, die ich hier in anderer Form wiederhole, auch gleich noch anderes hinzufügend.

Die beiden Felsen waren durchlöchert wie die Ameisenhügel. Ob es natürliche Höhlungen waren, oder ob sie von Menschenhänden geschaffen worden waren, das konnten die beiden Schwestern nicht sagen, darüber hatte ihnen Kapitän Satan keine Erklärung gegeben, wahrscheinlich weil er es selbst nicht wußte. Ebenso aber hatte er ihnen auch nicht gesagt, wie er in den Besitz dieses Geheimnisses gekommen war. Denn einmal mußte er es schließlich doch von anderer Seite erfahren haben, daß ein Fahrzeug es ohne Gefahr riskieren durfte, direkt in die furchtbare Brandung hineinzufahren, um zwischen die beiden Felsen zu gelangen.

Kurz und gut, sie waren durchlöchert wie die Ameisenhaufen, und eine Kammer hing immer mit der anderen zusammen, und wo das nicht der Fall war, da gab es doch Verbindungsgänge, also Korridore, wie wir sagen, von denen die Gewölbe wieder abgingen.

Ja, die beiden Felsen besaßen auch eine unterseeische Verbindung, ein Gang unter Wasser führte von einem zum anderen.

Oben zeigten die beiden gleichhohen Felsen ganz glatte Plateaus. Völlig eben waren sie nur scheinbar für das

Auge, in Wirklichkeit neigte sich die Fläche von allen Seiten etwas nach der Mitte, wo sich ein großes, tiefes Bassin befand, das ganz sicher von Menschenhänden gearbeitet worden war, als Zisterne, in die also alles Regenwasser laufen mußte. Da nun jedes Plateau der beiden Felsen ungefähr 200 Meter lang und ebenso breit war und da in dieser regnerischen Gegend jährlich mindestens anderthalb Meter Höhe Regen fiel, so lieferten diese beiden Plateaus zusammen jährlich 120 000 Kubikmeter Wasser, welche nach runder Rechnung genügt hätten, um 50 000 Menschen jahraus jahrein den Durst zu löschen.

Allerdings hätten da, um kein Wasser zu verlieren, die Zisternen noch viel größer angelegt werden müssen. Wenn sie sich nach starken Regengüssen gefüllt hatten, so flossen sie über, das Wasser floß nach Süden ab, dann also ergoß sich bei starkem Regen dort von oben ein Wasserfall herab.

Aber das überschüssige Wasser, das man nicht zum Trinken und zu häuslichen Arbeiten gebrauchte, wußte man hier auch noch auf andere Weise zu verwenden, es mußte vorher eine Arbeitsleistung ausführen.

Nicht weit von der Zisterne – es gilt aber immer für alle beide Plateaus – war ein Loch durch die Felsendecke gebohrt, ein gebogenes Eisenrohr, als Heber dienend, führte in den Schacht, in dem der Fahrstuhl lief.

Nun war eine ganz einfache Vorrichtung vorhanden, durch einen Ruck an ein Seil wurde ein Hahn gedreht, ein in dem Rohr angebrachtes Ventil öffnete sich, das Wasser lief in ein auf der Plattform stehendes Faß, war

dieses gefüllt, so schloß sich das Ventil von selbst, ein zweiter Ruck an dem Seil, jetzt war der Mechanismus gelöst, das Wasserfaß glitt herab und zog auf der anderen Seite seine zweite Plattform herauf, die das Gewicht von drei Menschen tragen konnte.

War das Faß unten, so entleerte es sich durch halbes Umkippen von selbst, wurde durchs das Gewicht der Hinabfahrenden wieder hinaufbefördert, füllte sich wieder, und das unten in eine zweite Zisterne geflossene Wasser konnte noch immer benutzt werden.

Man sieht, die ganze Vorrichtung ist nicht so leicht zu beschreiben. Aber der geneigte Leser wird mich wohl verstanden haben. Jedenfalls war alles ganz einfach und dennoch ganz ideal ausgedacht.

Wir hatten die oberste Etage erreicht, über die sich die noch mächtige Felsendecke wölbte. Nora führte uns in einen Raum, welcher der Hauptsache nach eine elektrische Akkumulatorenbatterie enthielt, von der sehr viele grünumspinnene Kupferdrähte ausgingen.

An der Wand war auf einer Leinwand von mehreren Quadratmetern die ganze Anlage im Grundriß und Aufriß aufgezeichnet, woraus man deutlich ersah, wo im Wasser des Kanals wie in den unteren Felsenkammern alle die Sprengmaschinen lagen, wie sie mit dieser Zündbatterie verbunden waren.

Nur dieser Kontakt braucht gelöst zu werden, dann sind sämtliche Minen ausgeschaltet!« erklärte Nora

Die ganze Vorrichtung war so einfach, daß ich dies selbst sofort herausgefunden hätte. Wir durften uns wegen dieser Explosionsminen in Sicherheit fühlen.

»Was ist das hier für ein Rohr?«

»Ein Sprachrohr, das nach dem Plateau führt, auf dem sich immer ein Wächter befinden mußte. Ein zweiter Mann war ständig auf dieser elektrischen Station.«

»Wie gelangt man auf das Plateau hinauf?«

Das war nur von außen möglich. Dicht in der Nähe einer Fensteröffnung dieses Raumes war eine eiserne Leiter angebracht, noch sechs Meter hatte man zu steigen, dann befand man sich auf dem Plateau dieses Felsens.

Ich stieg sofort hinauf und hielt Umschau. Nichts als das endlose Meer war zu sehen, nur mit dem schärfsten Fernrohr konnte man gerade noch die höchsten Kuppen der Falklandsinseln erkennen.

Die beiden Schwestern, die auf einem Schiffe als Töchter eines Kapitäns groß geworden waren, erklärten dann ganz offen, wie wenig sie Hoffnung gehabt hätten, auch nach Überwältigung ihrer Wächter diese Felsen verlassen zu können.

Diese gefährliche Gegend hier wurde von allen Seefahrern wie die Pest gemieden, und auch das Feuer des größten Scheiterhaufens hier oben angezündet, hätte nicht von den Falklandsinseln aus erblickt werden können. Wohl strahlen die modernen Leuchttürme ihre Blinkfeuer noch viel weiter als 50 Kilometer aus, aber was meint

man wohl, was hierzu für Einrichtungen gehören, diese ungeheuren Reflexspiegel, und dann das »Blinkfeuer«, das immer nur ab und zu aufzuckt, einen blendenden Strahl um sich schleudert, das ist eben die wirksame Hauptsache dabei.

»Was hätten Sie denn nun getan, wenn der »Seeteufel« zurückgekommen wäre?« fragte ich Nora, die mit wie die Patronin auf das Plateau gefolgt war.

Fest blickte mich das junge, schöne Mädchen an, und ebenso festen Tones erklang es:

»Eine von uns war immer hier oben, um die Rückkehr des »Seeteufels« zu erwarten. Wir hätten ihn in den Kanal einlaufen lassen. Dann ein Druck auf einen Knopf, und wir hätten die Welt von menschlichen Ungeheuern befreit. Unsere weitere Rettung hätten wir Gott überlassen. Er hat Sie uns gleich am zweiten Tage zugesandt. Ja, weshalb eigentlich haben Sie sich diesen unheimlichen Felsen so weit genähert?«

Ich erzählte ihr von dem Fund in dem hohlen Kolben des Revolvers, ohne mich jetzt auf Einzelheiten einzulassen. Aber vergebens hatte ich gehofft, die Schwestern könnten uns Näheres mitteilen, was die anderen vier geographischen Ortsbestimmungen zu bedeuten hätten.

Es war überhaupt sehr wenig, was sie uns jetzt und später über die Lebensweise dieser modernen Seeräuber mitteilen konnten.

Kapitän Satan hatte den beiden Mädchen gegenüber nur immer renommiert, daß er der größte und blutigste Pirat der Jetztzeit sei, hatte sie in alle hiesigen Einrichtungen eingeweiht, aber was er außerhalb dieses Schlupfwinkels trieb, welche Schiffe er erbeutete, was er mit dem Raub machte, darüber hatte er niemals gesprochen, auf solche Fragen hatte er immer nur sein höhnisches Kichern gehabt.

Wann und wie oft er hier einlief, das war gänzlich verschieden. Manchmal mehrmals im Monat, einmal war er länger als ein Jahr ausgeblieben.

»Wieder eine ganze Besatzung vergiftet und das Schiff eingebracht!« grinste dieser Teufel dann händereibend.

Aber was es für ein Schiff war, mit was befrachtet gewesen, wo es blieb, das erfuhren die Schwestern nie. Nun, das Schiff wurde dann eben, nachdem die wertvollste Fracht hier ausgeladen worden war, draußen im Meere versenkt. Dann blieb die Ladung einige Zeit hier liegen, alle verräterischen Zeichen der Verpackung wurden entfernt, vielleicht auch wurde sie ganz umgepackt – dann wurde sie auf den »Seeteufel« verladen und weiter verkauft, direkt oder indirekt durch Zwischenhändler, durch Helfershelfer, die dieser moderne Seeräuber jedenfalls in aller Welt besaß.

Sonst konnten uns die Schwestern nur noch berichten, daß der »Seeteufel« hier auch Öl einnahm, um es unter den Kesseln zu verfeuern. Die ganze Feuerungsanlage wird danach eingerichtet, daß sowohl Kohlen wie Öl benutzt werden konnte, welches einfach eingespritzt

wurde. Solche doppelte Anlage gibt es schon auf vielen Dampfern, zumal auf amerikanischen, wir selbst aber hatten noch gar nicht gewußt, daß auch dieser Torpedojäger eine solche besaß.

Die mächtige Ölquelle befand sich innerhalb des östlichen Felsens, es brauchte nur ein mit dem Pumpwerk verbundener Schlauch eingelegt zu werden.

Dies zu wissen war uns sehr wichtig. Also der zum Pirat erklärte Kapitän hatte gar nicht nötig, wegen Kohlen einen Hafen anzulaufen. Aber hierher mußte er unbedingt ab und zu kommen, um seinen verbrauchten Ölvorrat zu ergänzen. Vorausgesetzt, daß er nicht noch anderswo geheime Kohlenlager oder Ölquellen kannte.

Die Mädchen konnten uns seine Räumlichkeiten zeigen, die er bei seiner Anwesenheit hier bewohnte, ein Schreibtisch und ein Panzerschrank waren vorhanden, wir verstanden alles zu öffnen, niemals erfolgte eine unheilvolle Explosion, wir fanden fremde Schiffspapire und anderes Material genug, das dem Kapitän Satan einfach den Hals brach, aber nichts, was über sein sonstiges Treiben etwas verraten hätte, ebensowenig bares Geld oder sonstige Schätze, wenn man davon absehen will, was er zur Ausschmückung der Wohnräume für seine weiblichen Gefangenen verwendet hatte, natürlich alles von erbeuteten Schiffen zusammengeraubt, wie sich manchmal auch noch konstatieren ließ.

Was sich sonst noch alles an Waren der allerverschiedensten Art in den unteren Gewölben vorfand, mit deren

Aufzählung will ich gar nicht erst anfangen, denn da würde man nie fertig. Jedenfalls aber war es genug, um ein halbes Dutzend großer Frachtdampfer damit zu füllen.

Einem trägen Leben hatten sich diese modernen Seeräuber nicht hingegeben, fleißig waren sie gewesen, das mußte man ihnen lassen.



Nachdem wir genügend Umschau gehalten hatten in den gefüllten Magazinen und sonstigen Räumen, woran sich auch Kapitän Martin beteiligt, weil dies seine Pflicht war, saßen wir wieder in der Kajüte zur Beratung zusammen, telephonisch mit dem Plateau verbunden, auf das wir natürlich Wachen gestellt hatten. Der »Seeteufel« konnte ja zurückkommen. Wegen der eventuellen Signale, die er von seinen eigenen Leuten erwartete, konnten uns die Schwestern freilich gar nichts sagen.

Der Leser dürfte sich wundern, was bei dieser Beratung herauskam

Ja, es wäre ja alles wunderschön gewesen.

Nämlich wenn wir uns selbst hier in diesem meerumbrandeten Felsennest festgesetzt hätten. Hier hätten wir ja erst recht die freien Seekönige spielen können, welche die andere Welt gar nicht mehr brauchten. Wasser war immer genug vorhanden, auch wir hätten eine Einrichtung für Ölfeuerung mit leichter Mühe anbringen können, dann hätte es sich nur noch um Proviant gehandelt,

den wir uns schon verschaffen wollten. Auf ganz ehrliche Weise.

Wer wollte uns denn hier etwas anhaben? Die Kriegsschiffe mochten nur kommen! Das hier war bisher herrenloses Gebiet, wir hatten es besetzt, nun wollten wir es auch verteidigen, uns Anerkennung verschaffen.

Ja, das wäre alles ganz schön gewesen – wenn die internationalen Seegesetze nicht gewesen wären, diktiert von der Moral und dem Gewissen ehrenwerter Männer.

Wir waren ganz einfach verpflichtet, unsere Entdeckung so bald als möglich im nächsten Hafen den Behörden oder dem nächsten uns begegnenden Kriegsschiffe anzuzeigen!

Unterließen wir das, so machten wir uns selbst der Piraterie schuldig, wenn auch nur der einfachen, das heißt, wir stellten uns außerhalb der Gesetze und wurden deshalb, sobald die Geschichte herauskam, zur Verantwortung gezogen, wurden bestraft, dem Kapitän und den Offizieren wurde das weitere Befahren der sonst ganz freien See als verantwortliche, vereidigte Schiffer verboten.

Und uns fiel doch gar nicht ein, uns solchen Eventualitäten auszusetzen oder überhaupt wegen dieses Schuftes unser bisheriges, herrliches Leben aufzugeben. Man muß nur auch bedenken, daß jetzt doch ausgekundschaftet werden mußte, wem die abgenommenen Waren gehört hatten, die mußten den Besitzern, Reedereien und Handelsfirmen wiederzugestellt werden, was das für ungeheure Arbeit kosten würde!

I, uns fiel es ja gar nicht ein, uns mit allen diesen weiteren Sachen zu befassen! Nur schleunigst wieder fort von hier!

Also mit solchen romantischen Ideen oder geschäftlichen Angelegenheiten hielten wir uns gar nicht auf, sondern unsere Beratung galt nur der schnellsten Erledigung dieser ganzen Sache.

Ich fasse es kurz zusammen. Wir ließen zwei Dutzend unserer bewährtesten Leute als Wächter hier zurück, auch die beiden Schwestern blieben freiwillig, weil sie hier doch am besten Bescheid wußten, wir anderen steuerten mit dem Schiffe noch am Nachmittage wieder zu dem Kanal hinaus, mußten wieder solch eine schreckliche Höllenfahrt durchmachen und vermochten hinterher gar nicht zu begreifen, wie alles so gut ablaufen konnte.

Wir nahmen Kurs nach Port Stanley, um in diesem nächsten Hafen, ob er nun englisch oder argentinisch war, unsere Entdeckung zu melden.

Kam inzwischen der »Seeteufel« zurück, so blieb es ganz der Beratung der beiden Schwestern und des ersten Offiziers überlassen, ob sie ihn in die Luft sprengten oder nicht, ob sie sich einstweilen in den oberen Etagen bis zu unserer Rückkehr verschanzen wollten. Das einfachste war wohl, sie ließen das ganze Schiff mit diesen Bluthunden gleich von der Bildfläche verschwinden.

Wir hatten gar nicht nötig, Port Stanley anzulaufen. Angesichts der östlichen großen Insel erblickten wir eine englische Kreuzerfregatte, in der wir alsbald wieder

den »Duke of Glocester« erkannten, dessen Ziel eben Port Stanley gewesen war.

Ich begab mich mit der Patronin unverzüglich an Bord hinüber, erstattete Bericht, der gleich protokolliert wurde.

Der englische Kriegskapitän glaubte natürlich anfangs, wir seien irrsinnig und erzählten ihm ein Märchen, mußte es aber zuletzt wohl glauben, und da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen.

Dann sofort, da er nicht unbedingt nach Port Stanley mußte, nach den beiden Schwesterfelsen zurück! Es waren ja nur 30 Seemeilen, die wir in noch nicht drei Stunden machten, so erreichten wir sie noch vor Dunkelheit, das verabredete Signal, daß alles in Ordnung sei, wurde von oben gegeben, die »Argos« machte die Einfahrt vor, das englische Kriegsschiff folgte nach, was freilich vorher viel Überredungskunst gekostet hatte.

Im Laufe der Nacht wurde dem englischen Fregattenkapitän alles übergeben, am anderen Morgen fuhr die »Argos« wieder hinaus, auch die beiden jungen Damen mitnehmend.

So, nun mochte das englische Kriegsschiff und überhaupt die englische Regierung sehen, wie sie mit alledem fertig wurden. Wir hatten unsere Pflicht getan, uns kümmerte das alles nichts mehr.

Da es sich hierbei um Waren handelte, die ihren Besitzern durch Menschengewalt, nicht durch Naturgewalten verloren gegangen waren, so gab es keinen Bergelohn,

sondern nur einen Finderlohn, zwanzig Prozent des Wertes der Waren, und den hatten allein wir zu beanspruchen. Mit dem Fortschaffen der Waren mochten sich nur andere abmühen, wofür sie nur ihre Kosten beanspruchen durften.

Wir richteten den Schnabel unseres Schiffes nach Nordosten, um erst einmal zu untersuchen, was es mit der vierten geographischen Bestimmung, die sich auf die Westküste Afrikas bezog, für eine Bewandtnis habe.

## 51. KAPITEL. AN BORD DES PIRATEN, UND DESSEN ENDE.

Es war am fünften Tage, nachdem wir die beiden Felsen hinter uns hatten.

Oder vielmehr in der fünften Nacht.

Eine fürchterliche Nacht!

Der Sturm heulte in der Takelage, daß es pfiß, und wenn es einmal nicht pfiß, dann klang es grade, als wenn dort oben ein Riesenbraten in der Pfanne schmore – es klingt wirklich immer so, einen anderen Vergleich für dieses Geräusch kann ich gar nicht finden – und wie das Schiff tanzte und bockte, will ich gar nicht zu schildern versuchen.

Gegen elf Uhr wurden alle Mann an Deck gepfißen, um die Pardunen zu verstärken damit nicht etwa alle drei Masten über Bord gingen, obgleich wir auch das letzte Segel festgemacht hatten.

Eine furchtbare Arbeit, das Anbringen und Spannen der schweren Taue, bei diesem Wetter! Ich beteiligte mich daran als Matrose.

Plötzlich, wie ich in halber Höhe der Kreuzwanten stehe und mich gegen den Sturm kaum anklammern kann, erhalte ich einen Schlag gegen die Brust, eine unwiderstehliche Kraft reißt meine Hände los, ich sause durch die Luft, und da liege ich auch schon drin im Wasser.

Das ist so ziemlich das einzige, dessen ich mir bewußt bin. Von den Lichtern des Schiffes sah ich schon nichts mehr. Ich kann auch nicht sagen, ob ich stundenlang oder nur minutenlang mit den Wogen gerungen habe. Ich dachte noch einmal gleichzeitig an meinen Vater, an Helene und an Haifische, dann war ich plötzlich als Kind am heimatlichen Weihnachtstische, der Christbaum brannte – und dann wußte ich nichts mehr von mir. Aber das wußte ich, daß ich, als ich wieder erwachte, noch nicht im Jenseits war.

Das war die Kabine eines irdischen Schiffes, freilich keine von unserer »Argos«. Solche winzige Bollaugen gab es bei uns nicht, auch nicht ein solch konstruiertes Hängbett, in dem ich lag, nur im Hemd, aber nicht mein eigenes.

»Jedenfalls wieder einmal mit dem Leben davon gekommen. Aufgefischt worden. Gelobt sei Gott!«

Dann sah ich mich weiter um. Es war aber nichts weiter zu sehen, als neben dem Bett ein Tischchen, auf dem eine Flasche Wasser und ein Glas gehörig befestigt standen, was sehr nötig war, denn dieses Fahrzeug bockte noch ganz anders als die »Argos«, zur Zeit da ich unfreiwillig Abschied von ihr nahm.

Es war ein Dampfer, die Schiffsplanken zitterten ganz unheimlich, noch unheimlicher ratterte die aller Augenblicke aus dem Wasser schlagende Schraube.

Auch elektrische Glühbirnen waren vorhanden, nicht brennend, da es Tag war, wenn auch durch die wogengepeitschten Glasscheiben das Licht trübe genug hereinfiel, aber eine Klingel sah ich nicht, wenigstens nicht mir zur Hand.

Nun, da stand ich einfach auf. Weh tat mir nichts, ich fühlte mich überhaupt wie neugeboren.

Dazu mußte ich aber erst die Holzbedeckung aufklappen, welche sich über das Schwebebett spannte, mich bis zur Brust wie in einem grönländischen Kajak einschließend, sonst hätte der Schläfer bei solchem Wasser ja herausgeschleudert werden können – und schon bei dieser ersten Bewegung merkte ich, wie ungemein schwach ich doch war.

Da ging die Schiebetür der Kabine auf und herein trat ...

Alle Heiligen!

Der Kapitän Satan!

»Nun, von den Toten erwacht, mein lieber Freund, hi hi?« grinste er mit seinem beliebten Händereiben.

Ich war fassungslos, doch nur für wenige Augenblicke, wenn die mir vielleicht auch eine Ewigkeit dünkten. Dann hatte ich mich wieder gesammelt.

»Sie haben mich aufgefischt?«

»Ja, ein wunderbarer Zufall, wie man ihn kaum für möglich hält, hi hi.«

Er klappte von der Wand ein Sitzbrett herab, ließ sich darauf nieder, stemmte sich fest, kreuzte die Arme über der Brust und betrachtete mich mit seinem lebenswürdigsten Hohngrinsen.

»Sie wollten wohl gerade aufstehen? Geben Sie sich keine Mühe. Sie krankes Männlein, Sie können die Holzdecke gar nicht öffnen, sind auch noch innen extra mit einem Gurt festgeschnallt, damit Sie mir ja nicht aus dem Bettchen fallen, hi hi.«

Ich nahm die Sache, wie sie nun einmal lag, wollte vor allen Dingen möglichst viel erfahren.

»Wie haben Sie mich gerettet?«

»Heute nacht gegen zwei wurde mir ein Mann über Bord gewaschen, wir leuchteten mit dem Scheinwerfer ab, sahen ihn treiben, warfen eine Zangenboje aus, sie erreichte ihn, er konnte sie nicht greifen, da ergriff die Boje ihn, wir zogen ihn an Bord – da hatten wir statt unseres Matrosen einen fremden Menschen erwischt, und der waren Sie. Ein kurioser Austausch was? Hi hi, was doch nicht alles in der Welt passiert.«

Im ersten Augenblick hatte ich als Seemann nur eines gehört.

»Eine Zangenboje?«

»Eine Zangenboje!« wurde bestätigt.

»Was ist denn das?«

»Eine Rettungsboje, die den Schwimmer, ob er nun bewußtlos ist oder nicht, auf elektrischem Wege von selbst ergreift und festhält.«

»Habe noch nie von solch einer Zangenboje gehört, das muß ja ein ganz idealer Rettungsapparat sein.

»Ist es auch – meine eigene Erfindung – bin wirklich stolz darauf, – hi hi. O, wenn Sie bei mir bleiben, mein lieber Freund – von mir können Sie etwas lernen, als Seemann und überhaupt als wißbegieriger Mensch – was ich alles für Erfindungen besitze, wovon die andere Welt noch gar nichts weiß, hi hi.«

»Also da wäre ich drei Stunden im Wasser gewesen!« sagte ich zunächst.

»Wann sind Sie über Bord gestürzt?«

»Es war gegen elf.«

»Ja, dann wären es drei Stunden gewesen.«

»War ich denn bewußtlos?«

»Das nicht, Sie schwammen, wußten aber nichts von sich, wehrten der Rettungsboje und den hülfreichen Händen immer ab, als hätten Sie im Wasser Liebschaft mit einer Seenixe gemacht, hi hi.«

»Wie lange habe ich hier gelegen?«

»Es ist jetzt gleich Mittag. Wie fühlen Sie sich?«

»Eigentlich ganz wohl.«

»Wohl ein bißchen schwach?«

»Ja, das merkte ich schon vorhin und jetzt erst recht.«

»Warten Sie, ich will Ihnen noch einmal Medizin einflößen, von mir selbst erfunden und gebraut, hi hi.«

Er stand auf, öffnete den unteren Teil des vollen Tischchens, brachte ein Fläschchen mit einer braunen Flüssigkeit zum Vorschein, füllte einen silbernen Löffel.

»Daß Sie nicht etwa nach mir greifen, um mich zu packen, Sie junger Held, hätte verdammt keinen Zweck, hi hi.«

»Ich denke nicht daran, ich möchte von Ihnen erst mehr erfahren.«

»Recht so, recht so, hi hi. Dann schlucken Sie erst einmal das, das wird Ihnen bald wieder auf die Sprünge helfen.«

Ich aber zögerte, das Zeug zu schlucken, aus guten Gründen.

»Sie denken wohl an Gift oder an sonst einen Höllensstoff, hi hi?« wurden meine Gedanken natürlich gleich erraten. »Nein, mein lieber Freund, wenn ich Sie töten oder Ihnen ein Betäubungsmittel einflößen wollte, so hätte ich das in Ihrer Bewußtlosigkeit doch viel einfacher gehabt.«

Er hatte recht – ich schluckte.

Wie Feuer fühlte ich den braunen Saft erst im Magen und dann auch gleich durch meine Adern rollen, es belebte mich wirklich wunderbar.

»Köstlich, nicht wahr? Jaaaa, was ich alles für Mittelchen habe – wenn ich nicht ein Teufel wäre, ich könnte zum Heiland der Menschheit werden, hi hi.«

»Weshalb sind Sie so ein Teufel?« fragte ich ernst.

»Weil ich es amüsanter finde, ein Teufel zu sein als ein Engel – im Himmel ist es mir zu langweilig, in der Hölle geht es fideler zu, hi hi.«

Er barg die Sachen und setzte sich wieder.

»Sonst noch etwas, was Sie wissen wollen, ehe ich meine Fragen stelle? Stehe Ihnen ganz zu Diensten, mein wertester Waffenmeister, hi hi.«

»Ja, ich habe erst noch einige Fragen. Sind Sie der »Argos« gefolgt?«

»Durchaus nicht.«

»Sie haben sie heute auch nicht gesehen?«

»Nein.«

»So weiß man dort nicht, daß ich von Ihnen gerettet worden bin?«

»Nein, woher soll man das dort wissen?«

Das war es, was mich augenblicklich mit tiefster Betrübnis erfüllte. Daß man dort um meinen Tod trauerte. Und wie trauerte!

Doch das ließ sich ja schnell ändern.

»Sie werden meine Rettung doch natürlich der »Argos« so schnell als möglich mitteilen, was ja leicht zu machen ist.«

»Natürlich natürlich!« kicherte der Kerl. »Aber nur unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß Sie sich unserem Bunde anschließen.«

»Was für einem Bunde?« stellte ich mich unschuldig.

»Nun, daß die Argonauten sich mit uns verbünden, daß wir gemeinsame Sache machen.«

»Sie meinen, wir sollen mit Ihnen zusammen Seeraub treiben?« mußte ich jetzt wirklich lachen.

»Natürlich, natürlich hi hi.«

»Na, da können Sie ja lange warten, hahahaha!«

»Na, so lange bleiben Sie dann eben bei uns, hihihhi!«

»Ohne daß Sie die »Argos« von meinem Hiersein benachrichtigen?«

»Komm ganz darauf an, kommt ganz darauf an, das muß ich mir erst noch überlegen. Sind Sie fertig mit Ihren Fragen?«

»Ich bins. Nun fragen Sie.«

Er brachte ein Büchelchen zum Vorschein, in dem ich mein eigenes Notizbuch erkannte, das ich immer in der Innentasche meiner wasserdichten Weste trug.

Jetzt aber kicherte der Satan nicht mehr, sein Gesicht nahm vielmehr einen furchtbar drohenden Ausdruck an, als er die letzte beschriebene Seite aufschlug.

»Woher haben Sie hier diese geographischen Bestimmungen?!«

Aha, da war es!

Was sollte ich lügen? Ich erzählte von dem Funde in dem hohlen Revolverkolben.

»Dieser Schuft!« knirschte er mit den Zähnen. »Was aber sollen die anderen vier bedeuten?«

»Was für andere vier?«

»Nun, Sie haben doch hier fünf solche Ortsbestimmungen aufgeschrieben.«

»Jawohl, auf dem Pergamentstreifen standen diese fünf.«

»Und was sollen die bedeuten?«

»Wissen Sie das nicht? Dann ich erst recht nicht.«

»Nein, mir hat der Halunke nur die eine geraubt. Welche die beiden Schwestern betrifft. Kennen Sie die beiden in Frage kommenden Felsen bei den Falklandsinseln?«

»Gewiß!«

»Sie waren wohl etwa schon dort?« erklang es jetzt lauernd, schon wieder mit dem höhnischen Grinsen.

Im Augenblick war mein Entschluß gefaßt

»Jawohl, wir waren dort.«

»Weshalb?«

»Na, es interessierte uns doch zu erfahren, weshalb der Piratenkapitän sich solche Notizen gemacht und in einem hohlen Revolverkolben verborgen hatte.«

»Diese Notizen stammen nicht von mir.«

»Aber das mußten wir doch annehmen.«

»Stimmt. Wann waren Sie dort?«

»Vor fünf oder jetzt wohl vor sechs Tagen, wir kamen eben von dort.«

»Na und?«

»Ja was und?«

»Sie haben wohl die beiden Schwestern umkreist, was, hi hi?«

»Allerdings.«

»Und konnten sich nicht erklären, wie ich an diesen beiden steinernen Schwestern ein Interesse haben könnte, wie?«

»Allerdings nicht.«

»Hi hi – mit diesen Felsen werden Sie noch etwas erleben – da werden Sie noch Ihr blaues Wunder erleben, – hi hi.«

Er steckte das Buch wieder ein, wurde wieder ernst.

»Und was die anderen vier Bestimmungen bedeuten, das wissen Sie wirklich nicht?«

»Nein, wie soll ich es wissen. Wir waren eben auf dem Wege, der vierten Bestimmung auf den Grund zu gehen.«

»Die nach Annoben weist, der südlichsten der Guinea-Inseln an der Westküste Afrikas?«

»Jawohl.«

»Gut. Werde ich auch einmal hingehen. Leider aber habe ich einen großen Ölverlust gehabt, bin gezwungen, mich erst wieder mit Öl zu versehen, denn einen Kohlenhafen möchte ich doch lieber nicht anlaufen, hi hi.«

Au!

Also nach den steinernen Schwestern zurück!

Der »Seeteufel« konnte sich ja dort auf einen heißen Empfang gefaßt machen.

Und ich mit an Bord!

Da war mein Leben freilich nur vorläufig gerettet gewesen. Denn mit solch einem notorischen Seeräuber wird doch kein langer Prozeß gemacht, der wird sofort in den Grund geschossen.

»Haben Sie Appetit, Herr Kapitän?«

»Ja sehr.«

»Sie werden gleich etwas erhalten. Und nicht etwa Menschenfleisch.«

»Was, Menschenfleisch?!« fuhr ich empor, so weit ich konnte.

»Na, es geht doch über uns allgemein das Gerücht, daß wir Menschenfleisch essen, und das beruht auf Tatsache.«

»Ungeheuer – Scheusal!« stieß ich hervor.

Ich bedauerte alsbald, meinem Entsetzen solchen Ausdruck gegeben zu haben, denn der hatte dafür doch nur ein höhnisches Kichern.

»Haben Sie schon von der russischen Sekte der Proslewiten gehört?«

»Ja.«

»Wir gehören dazu.«

»Das dachte ich mir, habe aber noch nicht gewußt, daß deren Mitglieder Menschenfresser sind!« konnte ich schon wieder ganz ruhig entgegnen, nur gleich mit dem festen Vorsatze, hier an Bord nichts zu essen, und wenn ich auch verhungern sollte.

»Nein, nicht alle Proslewiten genießen Menschenfleisch, nur eine besondere Zweigsekte. Kennen Sie die Göttin Kali?«

»Die indische Göttin? Ja.«

»Wie heißen ihre Anhänger, die sie verehren?«

»Duggys oder Pharsingers, Schlingenwerfer, weil sie ihre Opfer nur mit einer seidenen Schlinge erdrosseln dürfen.«

»Und weshalb erdrosseln sie möglichst viele Menschen?«

»Weil die Kali, die sie verehren, die Göttin der Vernichtung ist, alles Lebendige haßt.«

»Stimmt. Sie sind ganz gut beschlagen in dem indischen Sektenwesen. Und dasselbe gilt für uns Obiten, wie wir uns als eine Zweigsekte der Proslewiten selbst nennen. Wissen Sie, wer Obi ist? Nein, können Sie nicht

wissen, oder Sie wären schon eingeweiht, gehörten dann schon mit zu uns. Obi ist nach altfinnischem Glauben der erste Obermeister der Hölle, der alles haßt, was Gott geschaffen hat, und da doch einmal alles zugrunde gehen muß was geschaffen worden ist, so ist es doch ganz logisch wenn man diesen Teufel mehr verehrt als den schaffenden Gott, nicht, hi hi?«

Ich verschmähte eine Antwort.

»Also,« fuhr der Teufelsanbeter grinsend fort, »wir selbst dürfen wie die Proslewiten nicht nur nichts Lebendiges erzeugen, sondern müssen auch möglichst viel Lebendiges vernichten. Und außerdem müssen wir an gewissen Tagen auch Menschenfleisch verzehren. Da ist aber dabei gar kein Muß, das tut man gar bald nur zu gern. O, Sie sollen schon noch merken, wie köstlich Menschenfleisch schmeckt.«

»Da können Sie lange warten, ich werde verhungern.«

»Nein, das brauchen Sie nicht. Was Sie vorgesetzt bekommen, können Sie ruhig essen. Es ist bei den Obiten strengste Vorschrift, daß niemand gezwungen werden darf, der Seite beizutreten, also auch nicht Menschenfleisch zu essen. Ganz freiwillig muß dies alles geschehen.«

»Da können Sie ja bei mir lange warten!« konnte ich nur wiederholen.

»O, wir haben schon Mittel, um jeden zum Übertritt zu bewegen, jeden!«

»Was für Mittel, Betäubungsmittel?«

»O nein, das wäre doch schon Zwang. Ganz, ganz freiwillig bei vollem Bewußtsein muß es geschehen.«

»Da bin ich doch gespannt, was das für Mittel sein sollten.«

»Einfach, indem wir Sie erst unser herrliches Leben beobachten lassen, bis Sie die größte Sehnsucht danach empfinden, da selbst mitmachen zu dürfen.«

»Was denn für ein herrliches Leben?«

»Sie werden schon sehen. Diese Orgien, die wir feiern!«

»Na, ich danke für Orgien!«

»Sie werden schon sehen. Wissen Sie auch, daß wir schon einen Argonauten verspeist haben, hi hi?«

»Einem Argonauten? Machen Sie doch keine Witze!«

»Ich versichere es Ihnen.«

»Wen denn?«

»Ihren ersten Ingenieur, den Mister Kalthoff.«

Ich wußte mich zu beherrschen, nur um noch mehr zu erfahren.

»Wie sind Sie denn zu dem gekommen?«

»Er suchte mich in London auf, wo mein »Seeteufel« gerade lag.«

»Und?«

»Und da erzählte er mir, daß im Feuerlande die Schätze des Flibustierkapitäns lägen, hi hi hi.«

So kicherte der Satan, und in demselben Moment sah ich vor meinen geistigen Augen den ersten Ingenieur, mit dem Arm in der Schlinge, wie er hinter den Bäumen

stand, uns nachblickend, aber schnell wieder verschwindend!

Und da wußte ich schon alles, ich hätte gar nicht weiter zu fragen brauchen.

»Der hat uns damals belauscht?«

»Alles, alles, was Ihre Patronin Ihnen damals auf dem Hügel erzählt hat, hi hi.«

»Und?«

»Na und da sind wir einfach nach Neuyork gefahren, haben in Sing-Sing den richtigen Mann zu finden gewußt, einen Beamten, der zu den versiegelten Sachen der Sträflinge gelangen konnte, der hat uns das Zeug des Kapitän Hartung gebracht, aufgemacht, die rote Briefftasche aufgetrennt, den Plan photographiert, die Tasche fein säuberlich wieder zugenäht, alles tadellos wieder versiegelt – na, und da haben wir uns die Schätze einfach abgeholt, hi hi hi.«

So kicherte der Teufel händereibend.

Nun war es also heraus!

»Es macht Ihnen wohl rechte Freude, mir das mitzuteilen?« konnte ich nur fragen.

»Natürlich, natürlich – wenn die Schadenfreude die reinste Freude eines jeden Menschen ist, so doch erst recht die eines Teufels, hi hi.«

»Eines jeden Menschen? Na, lassen wir das. Und dann also haben Sie wohl zum Danke diesen Mister Kalthoff aufgefressen?«

»Ganz freiwillig, ganz freiwillig ließ er sich verspeisen.«

»Was, ganz freiwillig ließ er sich fressen?« mußte ich lachen, wenn es auch sehr heiser klingen mochte.

»Ganz freiwillig ist er einer der Unsrigen geworden. Und Sie sollen nur erfahren, was es bei uns für eine Ehre, für ein Vergnügen ist, freiwillig in den Tod zu gehen, also Selbstmord zu begehen, wenn es einem von unserem Vorgesetzten nur erlaubt wird, was durch das Los geschieht. Und dann wird man von den anderen zu Ehren des Obi gebraten und verspeist. Sie werdens schon noch erfahren. Nicht wahr, der Kapitän Hartung der Bruder Ihrer werten Frau Patronin, kam doch ins Zuchthaus, weil er in dem Neuyorker Hotel einen Mann, ebenfalls einen Kapitän, ermordet haben sollte.«

»Jawohl!« konnte ich ganz ruhig bestätigen.

»Der eigentliche Mörder aber bin ich, hi hi hi. Mein Zimmernachbar, der Kapitän Hartung, hatte auf dem Korridor sein Messer verloren, ich fand es, führte mit ihm die Tat aus, hatte meinen Grund dazu. So nun wissen Sie es, und nun lassen Sie es sich gut schmecken hi hi hi.«

Und hinaus war er.

Statt seiner traten zwei herkulische Neger ein, von denen der eine mir eine dampfende Schüssel brachte, der andere diente jenem als Schutz.

Und ich speiste denn auch mit dem größten Appetit, trotz meines früheren Vorsatzes, der so felsenfest gewesen war.

Ich kann überhaupt nur eines sagen:

Und wenn ich bestimmt gewußt hätte, es wäre Menschenfleisch gewesen, was man mir vorsetzte, ich hätte es dennoch mit dem größten Appetit gegessen!

Denn wenn man leben will, muß man essen.

Und ich wollte leben, wollte meine Kraft behalten, wollte mit jenem Teufel in Menschengestalt noch einmal Abrechnung halten zu können.

Aber es war Hammelfleisch mit Curry und Reis, meine Lieblingspeise, aus der Büchse.



Die Tage vergingen.

Ich zählte sie nicht.

Die Holzdecke hatte man von meinem Bett bald entfernt, aber in der Kabine war ich ein Gefangener, durfte sie nicht verlassen.

Gefüttert wurde ich sehr gut, und sicher nicht mit Menschenfleisch. Aber immer noch war es mir ganz gleichgültig, wenn es solches gewesen wäre.

Wenn ich nicht auf dem Bett lag, schritt ich in meinem Gefängnis rastlos auf und ab, finsternen Rachegedanken nachhängend. Oder Vergeltungsplänen, will ich lieber sagen.

Der satanische Kapitän stattete mir keinen Besuch mehr ab. Ich bekam niemand anders zu sehen als die beiden herkulischen Schwarzen, meine Gefängniswärter, die immer zusammen kamen.

An diesen mich zu vergreifen, daran dachte ich gar nicht. Hier an Bord hatte das keinen Zweck. Überhaupt war ich mir noch ganz im unklaren, wie ich meine Flucht und Vergeltung denn ausführen wollte. Ich mußte eben eine Gelegenheit abwarten.

»Massa Käpten sollen mit an Deck kommen!« sagte da eines Morgens der eine Neger zu mir.

Ich wurde nicht gefesselt. Nur daß hinter mir immer die beiden Schwarzen lauerten.

An Deck sah ich gleich, weshalb man mich gerufen hatte ...

Dort im Süden erhoben sich wieder die beiden steinerne Schwestern.

Auf der niedrigen Kommandobrücke stand der Teufelskapitän, deutete nach ihnen.

»Erkennen Sie sie wieder, Herr Kollege?«

Ich blieb die Antwort schuldig, suchte mir auszumalen, was nun kommen würde, gab es aber bald auf.

Wir kamen näher, der Kapitän äugte durch das Fernrohr, gab ein Kommando.

An dem kurzen Signalmast begannen die Semaphorflügel zu spielen.

»Zum Teufel, was geben die denn keine Antwort, schlafen die Burschen denn?!« schrie wütend Kapitän Satan.

Ich hätte eine Erklärung geben können, weshalb von dort oben kein Gegensignal kam, aber ich hütete mich.

Jetzt waren wir nur noch eine Seemeile von der kochenden Brandung entfernt, und der Semaphorapparat spielte vergebens.

»Löst einen Kanonenschuß, daß die Schlafmützen aufwachen!«

Ehe es hier an Bord krachte, quoll dort oben aus dem vorderen Plateau ein Rauchwölkchen empor, auch ein schwacher Feuerschein war zu sehen gewesen, und noch ehe wir den Geschützdonner vernahmen, schmetterte es schon furchtbar gegen den hinteren Teil des Fahrzeuges, daß es sich auf die Seite zu legen drohte.

Die Engländer hatten ein großes Geschütz hinaufgebracht, es gut maskiert, und sie warteten nicht ab, ob der Pirat auch ohne Gegensignal, das sie ja nicht geben konnten, die Einfahrt wagen würde oder nicht, sie hatten gefeuert.

Und es war ein Meisterschuß gewesen, der das Hinterteil getroffen, genau über der Wasserlinie, und da halfen dem Torpedojäger keine Panzerplatten, so stark konnte der denn doch nicht gepanzert werden, die Granate hatte die Platten durchschlagen, und gerade dort hinten unter der Wasserlinie befand sich der Munitionsraum.

Die Wirkung war eine furchtbare, obgleich ich gar nicht viel davon gesehen habe.

Ich hörte nur einen ohrenbetäubenden Knall, oder eine ganze Reihe von schrecklichen Detonationen, sah vielleicht auch noch schwarze Massen durch die Luft fliegen – in derselben Sekunde aber flog ich schon selbst, gleichzeitig auch einen stechenden Schmerz in der Brust fühlend. Mehr wußte ich nicht von mir.

Mir ist es gewesen, als ob ich mehrmals zur Besinnung gekommen wäre, aber ein klares Verständnis meiner Lage

hatte ich nie. Höchstens daß mich häufig heftiger Durst plagte, der immer schnellstens mit säuerlicher Limonade gestillt wurde.

Als ich aber endlich die Augen aufschlug und gleich mit ganz klarem Bewußtsein um mich schaute – Himmel, was erblickte ich da!

Nichts mehr und nichts weniger als die mir so wohlbekanntete Einrichtung des kleinen Lazarettes der »Argos«. Und links neben meinem Patentkugelbett saß Helene und las in einem Buche, und rechts davon stand Doktor Isidor und drehte jener halb den Rücken, wohl aus dem Grunde, weil er gerade einen Kognak piff.

»Helene!«

Im Augenblick wunderte ich mich hauptsächlich darüber, daß meine sonst so kräftige, sonore Bruststimme nur so piepste.

Gleichzeitig in meiner unaussprechlich freudigen Überraschung streckte ich ihr die Hand hin, wollte die ihre ergreifen, und da erschrak ich wirklich. Nämlich weil mein rechter Hemdsärmel weit zurückgerutscht war, und weil ich in diesem nicht mehr einen fleischigen, muskulösen Arm erblickte, sondern nur noch einen Knochen.

Sie hatte ihr Buch sinken lassen, ein ebenso besorgter wie freudig erstaunter Blick traf mich.

»Herr Doktor, er ist wieder erwacht!« flüsterte sie ganz leise.

Schnell drehte sich Isidor herum.

»Na nu bleibt er ooch lähm.«

Dennoch wollten die beiden mich immer noch als Halbtoten behandeln, der nur einmal so vorübergehend wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, aber da gab es bei mir nichts, ich war plötzlich wirklich ganz lebendig geworden, und ich wollte nichts von Schonung wissen, wollte unbedingt sofortigen Bericht haben, ob ich nun 30 Pfund abgenommen hatte oder nicht.

Noch ein kurzes Sträuben, noch einiges Schluchzen mit Freudentränen, dann erfuhr ich alles.

Ich fasse es ganz kurz zusammen.

Der Schreck läßt sich denken, wie nach jener Sturmnacht der Waffenmeister vermißt wurde. Daß ich bei Befestigung der Hülfsparadunen mitgearbeitet hatte, wußte man, aber abgehen hatte mich niemand sehen.

Wo war der Waffenmeister?

Über Bord gegangen, da gab es gar nichts weiter zu rätseln.

Und da gab es auch gar nicht mehr die tobende Wasserwüste abzusuchen.

Die Arbeit war nachts zwischen elf und eins geleistet worden, wohl nur da konnte es passiert sein, und erst um sieben zum ersten Frühstück wurde ich vermißt.

Nein, das war kein Schreck mehr, das war etwas ganz anderes, was die ganze Mannschaft erfaßte. Von Helene will ich nicht erst sprechen.

Gegen zehn war sie wieder aus ihrer Kajüte gekommen, ein ganz anderes Wesen.

»Kapitän Martin! Zurück nach den beiden Schwestern mit Volldampf!«

Hatte sie wieder eine Ahnung gehabt?

Sie konnte es hinterher nicht mehr sagen. Was man bei einer wahrhaftigen Vorahnung hinterher eigentlich auch niemals kann.

Sie selbst gab dann die Erklärung ab, daß sie jetzt nicht mehr planlos auf Abenteuer ausgehen, sondern sich erst an der Vernichtung oder am Abfangen des Piraten beteiligen wolle, der doch bestimmt einmal in seinem Schlupfwinkel zu erwarten sei.

Genug – es wurde nach den beiden Schwestern zurückgedampft.

Fünf Tage hatten wir uns also schon entfernt gehabt, in fünf Tagen bekam man die beiden Felsen wieder in Sicht.

Da trugen die Luftwellen einen dumpfen Knall herüber, dem noch ein ganz anderer folgte.

Also die »Argos« kam gerade dazu, wie der »Seeteufel«, der nur mit halber Kraft gedampft sein konnte, in die Luft flog.

Das englische Kriegsschiff kam herausgeschossen, um alles Lebendige noch zu retten, die »Argos« beteiligte sich an der Fischerei.

Aber lebendige Menschen sollten nicht aufgefischt werden können.

Es wiederholte sich hier fast genau dasselbe grausige Spiel, das wir an der chinesischen Küste mit den bezopften Piraten erlebt hatten.

Wohl schwammen noch genug Lebendige herum, aber lebendig wurde keiner herausgebracht. Regelmäßig schon erstickt, regelmäßig hatten sie ihre Zunge verschluckt.

Diese Übereinstimmung zwischen buddhistischen Chinesen und Novascotiamen war gar nicht so wunderbar, wenn man wußte, daß die letzteren russische Proslewiten waren, wenn auch vielleicht in Kanada geboren, germanischer Abstammung.

In dem ungeheuren Rußland leben zahllose Buddhisten, nicht nur im asiatischen. Auch in den Städten des europäischen Rußlands gibt es überall buddhistische Klöster und Tempel. Der Handel ist es, der diese Elemente hier vermischt.

Aber überhaupt, der griechisch-katholische Russe, hat mir immer einen mohammedanisch-buddhistischen Eindruck gemacht. Ich werde dieses Gefühl wenigstens nicht los, als ob hier eine Verschmelzung dreier Religionen vorläge. Besonders durch den Fatalismus des slawischen Russen. Wie er sich teilnahmslos auch in das schwerste Schicksal fügt, wenn es nun einmal nicht zu lindern ist. Der russische Soldat gleicht ganz dem türkischen – von fanatischer Tapferkeit, von apathischer Trägheit – der russische Bauer gleicht ganz dem indischen.

Doch wie dem auch sei – hier handelte es sich um eine religiöse Verbrechersekte, deren Mitglieder verpflichtet waren, ihre Zunge zu verschlucken – wozu also einige Vorübung unter sachgemäßer Leitung gehört – wenn sie

jemandem in die Hände fielen, der sie zu einem Geständnis, zu einem Verrat zwingen konnte. Und die lebendig Herausgebrachten hatten sämtlich diesen Selbstmord begangen, auch der Schwerverwundetste, der durch die Explosion Verstümmelte, sobald er wieder zur Besinnung gekommen.

Nur einer hatte es nicht getan.

Und der war ich gewesen.

Na, diese Freude, wie ich aufgefischt worden war, gerade von der »Argos«!

Ich will sie nicht beschreiben.

Zwar war ich bewußtlos, hatte etwas davongetragen, aber es war gar nicht so schlimm. Eine Quetschung des Brustkastens, ohne daß eine Rippe gebrochen oder ein edlerer Teil verletzt worden war. Ich war bald wieder hergestellt, konnte Doktor Isidor mit Bestimmtheit versichern.

Aber ein anderes böses Symptom stellte sich ein. Ich bekam Nervenfieber. Genau sechzehn Tage hatte ich mich mit dem Tode herumgebalgt, ohne einmal zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Gestern war der kritische Schweiß ausgebrochen, heute war ich Sieger über den Tod geblieben. Hatte ihm nur an die 30 Pfund Fleisch lassen müssen, obwohl ich doch sowieso nur ein magerer Häring gewesen war. Nur Schultern und Arm und Schenkel hatte ich immer gehabt. Das war jetzt auch vorbei. Nur noch abgenagte Knochen.

»Und Kapitän Satan?« fragte ich.

Der war nicht aufgefischt worden, weder tot noch lebendig mit verschluckter Zunge. Eben der Katastrophe zum Opfer gefallen, weggesackt.

»O, Helene, was dieser Mann mir gestanden hat,« flüsterte ich.

Sie war niedergekniet, immer meine Hände küssend.

»Ich weiß, ich weiß alles – wenigstens wenn es wahr ist, was Du in Deinen Fieberdelirien alles geredet hast – aber sprich nicht jetzt, Du darfst nicht, Du mußt Dich schonen, – und wenn sich nur Dich wiederhabe!«

Aber ich ließ mich nicht abhalten, ich mußte sofort berichten.

»Ob es wahr ist, was er mir da gestanden hat?«

Mit schmerzbewegtem Antlitz und doch von Glück ganz verklärt schaute sie mich an.

»Wenn ich nur Dich wiederhabe, Georg!« wiederholte sie, nichts weiter. –

Ich machte mich schnell wieder heraus.

Was ich in den sechzehn Tagen an Einnahme von Nahrungsmitteln versäumt hatte, wurde schnellstens nachgeholt. Ach, habe ich gegessen!

Und dann, ach, dieses Glücks wie sie alle nacheinander kamen, um mich zu sehen, alle meine Jungen und meine Kinder, große und kleine, grüne und rote, blaue und gelbe, schwarze und weiße, gerade und krumme, männliche und weibliche!

Wie ich dann als durchscheinendes Gerippe wieder an Deck mitten unter ihnen saß!

Ach das war ja die allerbeste Medizin für mich!

Doch überhaupt, dieses Nervenfieber, meine erste wirkliche Krankheit, schien mir sehr dienlich gewesen zu sein. Ich bekam einen ganz anderen Fleischansatz, mit dem mageren Häring schien es für immer vorbei zu sein.

## 52. KAPITEL. RÄTSELHAFTE VORGÄNGE.

Es war in der Nacht vom 17. zum 18. November, am sechsten Tage, nachdem ich wieder zu den Lebendigen gehörte, mit welchem Termin an Bord unseres Schiffes eine neue Zeitrechnung begonnen hatte.

Während der 16 Tage, da es unentschieden gewesen, ob ich oder der Tod siegen würde, war die »Argos« immer zwischen dem 40. und 50. Breitengrad hin und hergekreuzt, so weit es der amerikanische und der afrikanische Kontinent gestattete, denn jetzt hatte nur Doktor Isidor das Kommando gehabt, und der hatte einen schnellen Klimawechsel nicht für gut befunden, hatte diese gemäßigte Breite für mich am besten gehalten.

Heute nach dem Abendessen hatte mir mein Tyrann die erste Pfeife erlaubt – ach, wie die schmeckte! – und dabei war beraten worden, wohin wir nun den Schnabel unseres wackeren Schiffes richten wollten.

»Noch Annobon, wohin die vierte geographische Bestimmung weist.

»Nicht daran zu denken!« rief Doktor Isidor sofort. »Nach so einer Fieberinsel unter dem Äquator, weiter fehlte doch nichts!«

»Das gebirgige Annobon ist ganz fieberfrei, ist sogar äußerst gesund!« konnte Kapitän Martin versichern.

»Trotzdem – niemals erlaubte ich, daß sich mein Rekonvaleszent innerhalb der heißen Zonen an Land begibt!«

»Niemals wieder?« lachte ich.

»Bis Sie wieder ganz gesund sind.«

»Ach, Doktor, wenn Sie wüßten, wie gesund ich mich fühle!«

So war es in der Tat. Ich war schon am sechsten Tage völlig wieder hergestellt, nur mein ursprüngliches Gewicht fehlte noch, absolut nichts weiter.

Das wußte auch Doktor Isidor recht gut, aber er beharrte auf seinem Willen, 14 Tage mußte ich unbedingte noch als Rekonvaleszent gelten.

»Meine Herren,« sagte da die Patronin, »was mich anbetrifft, ich möchte überhaupt auf das weitere Aufsuchen dieser geographischen Punkte verzichten. Ich habe ein Haar in dieser Aufsucherei gefunden.«

Gut – wir waren alle damit einverstanden. Uns plagte die Neugier durchaus nicht.

»Wohin aber sonst, wenn wir nicht immer hier hin und her kreuzen sollen?«

»Nun,« fuhr die Patronin fort, »da schlage ich vor, wir verleben den Winter wieder auf Vancouver.«

Ja, das war ein Vorschlag, da stimmten wir alle jubelnd ein. Und diesmal sollte es noch anders werden als damals, Schneeballschlachten, Schneefestungen . . .

Ach, was wir uns schon alles ausmalten, wie unsere Jungen und vor allen Dingen die Kinder diesmal dort oben Weihnachten und den ganzen Winter feiern sollten.

Also sofort den Schnabel des Schiffes nach Nordwesten gerichtet, wieder der Magalhaesstraße zu, wenn wir diesmal nicht vorzogen, um Kap Horn zu segeln, wenn es auch nur denen zuliebe geschah, welche diese berühmte scharfe Seemannsecke noch nicht passiert hatten.

Dann bemerke ich noch nachträglich, daß die beiden Fräulein Pooteken gleich bei uns an Bord blieben, als die Unsrigen, ohne das Verlangen zu äußern, irgendwo einmal das Land zu betreten, um ein Lebenszeichen von sich nach der Heimat zu geben.

Die Sache war eben die, daß die beiden Mädchen in ihrer Heimat absolut keinen familiären Anhang und keine Freundschaft gehabt hatten, sie waren ja immer an Bord des Schiffes gewesen, und ihr Vater als angestellter Kapitän hatte nichts weiter als seine Heuer und Anspruch auf Pension gehabt, viel würde er sich wohl nicht erübrigt haben – und überhaupt, in den vier Jahren waren die beiden Mädchen doch sehr weltfremd geworden, und sie fühlten sich so überaus wohl bei uns, sie hatten deswegen schon genügend mit der Patronin gesprochen – kurz und gut, sie begannen als Argonautinnen ein neues Leben.

Um acht mußte ich mich zu Bett begeben, da half keine Widerrede, aber das Bett stand nicht mehr im Lazarettraum, sondern seit zwei Tagen schlief ich wieder in meiner Kabine, allein, so legte ich mich zur Koje und . . . rauchte wie schon gestern erst meine zwei Zigarren, auch ohne Doktor Isidors Erlaubnis.

Nachdem ich den letzten Stummel in der Spitze weggelegt hatte, schlummerte ich bald ein. Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht, als mich die elektrische Klingel merkte, da brannte auch schon das elektrische Licht, Doktor Isidor war es, der eingetreten war. Meine Tür durfte ich während dieser Rekonvaleszenzzeit nicht verschließen, das war die einzige Vorsichtsmaßregel, die er bestimmt hatte.

»Sind Sie wach, Waffenmeister?«

»Wie Sie wohl merken.«

»Fühlen Sie sich wohl?«

»Lassen Sie doch endlich Ihre dumme Fragerei!«

»Fühlen Sie sich kräftig genug, um ein wunderbares Naturphänomen zu beobachten? Daß Sie sich nicht etwa darüber zu sehr aufregen.«

»Ach, Quark!«

Schon war ich mit gleichen Füßen aus der Kojen gesprungen, und auch bei einem kranken Seemanne dauert es nicht lange, um in die Oberkleider und in die Schuhe zu fahren, wenn er sich nur noch irgendwie rühren kann. Ich will damit sagen, daß man an Bord ja niemals besondere Toilette für die Nacht macht, unsereinem wenigstens kann es nicht passieren, daß man bei einem Schiffbruche im Hemd dasteht.

»Was für ein Naturphänomen?«

»Eine ganz, ganz rätselhafte Lichterscheinung. Machen Sie nur schnell, daß ich sie auch noch einmal zu sehen bekomme, sie kann ja jeden Augenblick wieder verschwinden! Ich hätte jemanden geschickt, um Sie holen

zu lassen, aber ich hielt es für meine Pflicht, erst selbst nach meinem kranken Kindchen zu sehen. So, ziehen Sie noch eine warme Jacke an. Haben Sie nicht einen Kognak hier?«

Ja, den hatte ich, und während ich also eine warme Flausjacke äußerlich anzog, wattierte sich Doktor Isidor mit drei kalten »Konjacken« innerlich.

Dann waren wir unterwegs durch die Korridore.

»Welche Zeit ist es?«

»Gleich elf. Vor zehn Minuten hats angefangen. Wir waren alle noch an Deck, alles bat, Sie zu holen, ich erlaubte es nicht, es könnte Sie zu sehr aufregen, schließlich aber bracht ichs doch nicht übers Herz und ging selbst, um Sie zu holen.«

»Was ist es denn nur? Ein südliches Polarlicht?«

»Ach, Polarlicht! Eine Lichterscheinung an Deck unseres Schiffes, über die man den Verstand verlieren könnte, weil unsere ganze Schulweisheit wieder einmal in die Binsen geht. Kommen Sie nur, Sie werdens gleich sehen, wenns nur noch da ist! Kommen Sie nur, knöppen Sie Ihre Hosen morgen zu.«

Wir hatten das Deck erreicht. Alle waren versammelt, standen in großem Bogen enggedrängt vor der Kommandobrücke, wo das Phänomen am besten zu beobachten war. Auch die Kinder hatte man aus den Kojen geholt, daß auch sie die rätselhafte Erscheinung sahen.

Und in der Tat, das war ja etwas ganz, ganz Rätselhaftes! Zunächst bemerke ich, daß es eine windstille, sehr finstere Nacht war, mondlos, der Himmel bedeckt, mit

Regen drohend. Der Seegang war mäßig, das Schiff schlingerte nur wenig, stampfen tat es gar nicht.

Ich glaubte, wir hätten gesegelt, da ich doch nicht das Zittern der Schiffsplanken durch die Schraube vernahm, aber die Maschine war schon vor meinem Wecken abgestellt worden, einesteils, um das Lichtphänomen auch bei still liegendem Schiffe zu beobachten, andernteils, um auch den Heizern und Maschinisten Gelegenheit zu geben, das Wunder zu beobachten, denn in dieser Hinsicht ging es ja an Bord unseres Schiffes ganz anders zu als sonst auf irgend einem Fahrzeug, ganz familär. Wenn es einmal etwas Besonderes zu sehen gab, dann mußte alles heran, jede Arbeit konnte liegen bleiben. Natürlich alles mit Ausnahme.

Die Sache war nun folgende:

Genau dreiviertel elf war es gewesen, als der auf der Kommandobrücke stehende erste Offizier die Erscheinung zuerst gesehen hatte.

Vor der Kommandobrücke huschte an Deck ein kreisrunder Lichtschein herum.

Das klingt sehr harmlos.

Aber jeder Lichtschein muß doch irgend eine Lichtquelle haben. Wenn er nicht direkt von dieser kommt, so muß er von ihr durch Spiegelung reflektiert werden, durch einfache oder durch mehrfache.

Solch eine Lichtquelle gab es an Bord nicht, also war auch eine Reflexspiegelung ausgeschlossen. Es brannte die vorschriftsmäßige Laterne mit weißem Licht, an Backbord das rote und an Steuerbord das grüne Licht,

dann noch in der Bussole die den Kompaß erleuchtende Doppellaterne, die man aber von außen gar nicht sah.

Andere Lichter waren an Decke nicht vorhanden, alle Türen und Luken geschlossen, die unter Deck befindlichen Lichtquellen kamen gar nicht in Betracht.

Außerdem war es ein ganz intensiv weißes Licht, höchstens mit elektrischem Bogenlicht zu vergleichen. Das Licht der Toplaterne, wohl als »weißes Feuer« bezeichnet, war dagegen gelb zu nennen, und elektrisches Bogenlicht, wie zum Scheinwerfer benutzt, brannte jetzt überhaupt nirgends. Oder nur ganz unten im Maschinenraum.

Nach einigem Besinnen kam der erste Steuermann zu der Ansicht, daß hier ein Naturphänomen oder doch irgendwie ein Rätsel vorliegen müsse, und dieser Ansicht waren auch schon der erste Bootsmann und einige Matrosen geworden, die sich unterdessen eingefunden hatten.

Die ganze Gesellschaft, worunter ich also die Hauptpersonen des Schiffes verstehe, saß hinter der Kommandobrücke, sie kamen hervor . . .

»Ja, das ist etwas ganz Merkwürdiges. Wo kommt denn dieser Lichtschein her?«

Der Kapitän, der schon schlief, weil er um Mitternacht die dritte Wache für den fehlenden Steuermann antrat, wurde geweckt und kam.

»Well, da finde ich keine Erklärung.«

Da sieht man also wohl, daß es wirklich etwas ganz Rätselhaftes sein mußte.

So stand alles noch, wie auch ich kam.

Der kreisrunde Lichtschein wanderte immer vor der Kommandobrücke hin und her, aber nicht regelmäßig, sondern einmal dahin, einmal dorthin, manchmal schnell, manchmal langsam, blieb stehen, drehte direkt um, wanderte im Kreise, und so fort.

Wenn er einmal stand, so konnte man mit dem Metermaß messen, daß sein Durchmesser genau 20 Zentimeter betrug.

Dabei konnte man mit absoluter Sicherheit konstatieren, daß das Hin- und Herwandern nicht etwa von den Schiffsbewegungen herkam. Nein, der Lichtschein machte ganz, ganz selbständige Bewegungen. Erstens war es ganz gleichgültig, ob das Schiff schnell oder langsam fuhr oder ganz stand. Die Lichtscheibe hielt sich immer vor der Kommandobrücke auf. Und wenn sich das Schiff stark nach Backbord überlegte, sich also auf Steuerbordseite hob, so hätte der Lichtschein doch auch diese Seite hinaufklettern müssen. Aber nein, er ging dahin, wohin es wollte, manchmal ging er dann gerade nach Backbord hinüber, allen optischen Gesetzen zuwider, bis auf die Reeling hinauf.

Es kam auch vor, daß er plötzlich auf der Treppe oder auf der Kommandobrücke selbst lag. Mit Vorliebe aber hielt er sich auf der großer Luke auf, die sich gerade vor der Kommandobrücke befand, eine erhöhte Fläche von 18 Quadratmetern.

Außerdem wurde noch etwas anderes ganz Merkwürdiges konstatiert.

Es kam ja oft genug vor, daß der Lichtschein unter die Menschen geriet, an ihnen hinaufkletterte oder huschte, daß er ihnen direkt ins Gesicht fiel.

Da nun wurde konstatiert, daß dieses Licht trotz seiner intensiven Weiße durchaus nicht blendete. Es war davon überhaupt gar nichts zu merken. Das Gesicht des Betreffenden wurde ganz hell, aber die Augen brauchte man nicht zu schließen. Aber es war auch dann die strahlende Lichtquelle nicht zu erblicken. Und da nützte es nichts, daß man sich an den Boden legte und wartete, bis der Lichtschein einmal gerade über das Gesicht fuhr. Keine Blendung, keine Lichtquelle.

Doktor Isidor hatte sich einen großen Spiegel bringen lassen, zwei, erst einen einfachen, dann einen Hohlspiegel, es gelang ihm, den Lichtschein mehrmals abzufangen.

»Wunder über Wunder, dieses intensive Licht läßt sich nicht reflektieren!«

Nein, es ging nicht. Der Lichtschein war auch in den Spiegeln zu sehen, gab aber keinen Widerschein.

Wie sollte man sich das erklären? Was für eine Art von Licht war denn das?

So war es schon zehn Minuten vor mir gegangen, so ging es auch noch einige Minuten in meiner Gegenwart fort.

Da aber plötzlich veränderte sich das Phänomen, in einer Weise, daß wir alle einen heftigen Schreck bekamen.

Immer mehr schien es, als habe es der Lichtschein auf die große Luke abgesehen, immer länger wanderte er nur

auf dem Riesendeckel herum, selten einmal, daß er über den Rand hinauskam, er schlüpfte dann schleunigst auf den erhöhten Deckel zurück.

Da plötzlich gerade wie die Schiffsglocke mit drei Doppelschlägen elf Uhr glaste, blieb der Lichtschein für längere Zeit genau in der Mitte des Lukendeckels liegen, auch wieder ganz unnatürlich, er hätte sich doch wenigstens durch die Schwankungen des Schiffes bewegen müssen, aber das tat er nicht, er blieb wenigstens zehn Sekunden ganz still liegen, und dann plötzlich begann der Lichtschein zu schwellen.

Zu schwellen – anders kann ich mich nicht ausdrücken.

Die flache Scheibe, eben nur ein Schein, verwandelte sich in einen Körper.

Er wurde höher, bis es eine vollkommene Kugel war, auch wieder von 20 Zentimeter Durchmesser, die jetzt eben als Kugel hin und her zu rollen begann.

Man muß es gesehen haben, um unseren Schreck begreifen zu können.

»Vorsicht, ein Kugelblitz!« erklang es entsetzt, und alles prallte auseinander.

Linienblitze, Flächenblitze, Kugelblitze – so wird unterschieden.

Auch von den letzteren hat wohl jeder schon gehört, so selten sie auch beobachtet werden mögen. Am häufigsten auf dem Meere, an Bord des Schiffes. Ihre Entstehung ist

noch gänzlich unbekannt, obwohl man sie schon künstlich erzeugen kann, zwischen zwei feuchten Metallplatten unter hoher elektrischer Spannung. In der Natur bilden sie sich bei gewitterschwangerer Atmosphäre plötzlich auf irgend einem Gegenstand, rollen darauf herum, mit Vorliebe auf Menschen oder überhaupt lebenden Wesen, seltsamerweise merkt man selbst gar nichts davon, plötzlich ein betäubender Knall – die Elektrizitätskugel hat sich irgendwohin entladen, das lebende Wesen aber, Mensch oder Tier, bleibt stets unbeschädigt. Diese Kugelblitze sind überhaupt nie so stark wie die anderen. Mit ihnen zu tun haben mag aber natürlich niemand. Eigentlich hat es gar keinen Zweck, daß ich hier von Kugelblitzen erzähle, denn . . .

»I wo, das ist doch kein Kugelblitz, der sieht ganz anders aus und benimmt sich ganz anders!« rief Doktor Isidor sofort und ging der weißleuchtenden Kugel auch gleich zu Leibe.

Es war wieder dasselbe. Auch diese Leuchtkugel hatte genau dieselben Eigenschaften wie der Lichtschein, nur daß es bei der vollen Kugel noch viel deutlicher zu bemerken war. Hielt man eine Hand hinein, so war diese in der finsternen Nacht hell erleuchtet, selbst schwarzer Samt erschien intensiv weiß, aber das merkwürdigste dabei war, daß die Kugel außer sich selbst nicht den geringsten Lichtschein verbreitete.

»Auch sie rollte wieder auf dem Lukendeckel herum, kam gar nicht mehr herab. Trat jemand auf die Luke, so

ging die Leuchtkugel natürlich durch ihn hindurch, obgleich sie sonst ohne den geringsten Eindruck auf dem Deckel herumrollte, als wäre es eine Kugel aus festem Material. Aber auch kein Hüpfen kam vor, wie dies der Kugelblitz immer tut.

Daß wir es aber hier mit keinem solchen zu tun hatten, davon waren wir nun schon längst überzeugt.

Auch ich betrat einmal die Luke, um mir das rätselhafte Phänomen durch die Füße laufen zu lassen, um meine Hände hineinzutauchen, wobei man weder etwas von Wärme noch von Kälte verspürte.

Nun aber geschah das Seltsame.

Ich zog meine Hände zurück, trat zurück, um die Luke zu verlassen. Die Kugel rollte mir nach.

Nun, das war eben Zufall, das hatte sie bei anderen wohl auch schon einmal gemacht.

Wie ich aber nun von der Luke herabgestiegen war, sprang auch sie herab, rollte vor meine Füße, blieb vor ihnen liegen.

Ich ging weiter zurück – die Kugel rollte mir nach.

Ich ging links – die Kugel folgte mir.

Ich ging rechts – die Kugel mir immer nach.

Ich ging bis vor an die Back, das erhöhte Vorderteil des Schiffes – die Kugel mir nach, entfernte sich zum ersten Mal von ihrer alten Stelle, die sie sonst immer einhielt.

Ich ging unter der Kommandobrücke durch – die Kugel blieb mir auf den Fersen.

Drehte ich mich um, so blieb sie mir vor den Füßen liegen.

Ging ich weiter, blieb stehen, wandte ihr aber den Rücken, so rollte sie um mich herum, oder ging wesenlos durch meine Beine und lagerte sich vor meinen Füßen.

Ich stieg die Treppe zur Kommandobrücke hinauf – die Feuerkugel hüpfte ebenfalls die Stufen hinauf. Und zwar hüpfte sie diesmal wirklich ging nicht wesenlos durch das Holz hindurch war plötzlich oben. Nein, wie ein beseelter Gummiball war sie die Treppe hinaufgehüpft.

Ich trat in das Kartenhaus – die Kugel mir nach.

Ich stieg wieder hinab – die Kugel hüpfte ebenfalls die Treppe hinab, immer dicht hinter mir.

Ich ging über Deck nach hinten – die Kugel rollte mir nach.

Ich trat in die Kajüte – die Kugel wich nicht von mir.

Ich ging durch verschiedene Korridore – die geisterhafte Kugel immer wie ein gehorsamer Pudel hinter mir her.

Ich wieder an Deck, nach der Kommandobrücke – mein feuriger Kugelpudel hinter mir her.

Ich streckte die Hand aus, beugte mich etwas ...

»Komm, mein Püppchen, hoppla auf meine Hand!«

Ich hatte nur Scherz gemacht – nein, faktisch, die Kugel schnellte empor und saß auf meiner Hand, blieb drauf sitzen, ich konnte die Hand bewegen wie ich wollte. Als wäre es eine leuchtende Kegelkugel. Freilich doch wieder in ganz anderer Weise. Erstens fühlte ich gar kein Gewicht, und zweitens, schloß ich die Hand zur Faust, dann saß sie eben oben auf der Faust.

Das Staunen der Leute, die mir zum Teil immer gefolgt waren, läßt sich denken.

Aber eines kann ich gleich behaupten: von einem Entsetzen war sicher bei keinem einzigen auch nur eine Spur vorhanden.

Das war wirklich etwas ganz Merkwürdiges, unsere Gemütsverfassung bei alledem.

Sehr erschrocken waren wir nur gewesen, als sich der flache Lichtschein plötzlich in eine volle Kugel verwandelt hatte, weil wir eben an einen gefährlichen Kugelblitz gedacht hatten.

Aber des Weiteren nun, wie die an sich schon so rätselhafte Feuerkugel sich noch viel rätselhafter benahm – das grenzenlose Staunen verwandelte sich immer mehr in fröhliches Lachen.

»Das war wirklich etwas ganz Merkwürdiges dabei, diese unsere Gemütsverfassung.

»Well, das ist Zauberei!« sagte Kapitän Martin, die Meinung aller aussprechend.

Ja natürlich, an was sonst als an Zauberei sollte man denken? Aber von Furcht oder nur Bestürzung darüber gar keine Spur.

»Das ist auch die Bestätigung, daß das eine ganz reelle Erscheinung aus der vierten Dimension ist!« sagte da Doktor Isidor.

»Was meinten Sie da?!«

»Weil wir uns so gar nicht vor dem Phänomen fürchten.«

»Wir verstehen Sie nicht.«

»Schopenhauer sagt: eine reelle Geistererscheinung erkennt man stets daran, das man sich vor ihr nicht im geringsten fürchtet, sondern sie nur mit Interesse betrachtet.«

»Was, Doktor, Sie glauben doch nicht etwa an Gespenster?!« erklang es von mehreren Seiten, auch aus meinem Munde, der ich noch die Feuerkugel auf meiner Hand hielt.

»Ja, ich glaube, daß es außer uns noch Wesen gibt, in einer für unsere Sinnen unerkennbaren und auch für unser Gehirn unfaßbaren Welt, welche wir die der vierten Dimension nennen, im Gegensatz zu unserer dreidimensionalen.«

Mit einiger Feierlichkeit hatte es Doktor Isidor gesagt.  
Sapperlot noch einmal!

Hatten wir doch noch nicht das geringste davon gemerkt, daß dieser krummbeinige Jude an so etwas glaubte!

Wir hatten immer gedacht, der glaube nur an seine verschiedenen Wissenschaften und an den Spiritus, was zwar auch »Geist« heißt, der aber doch ein ganz anderer ist.

Nie hatte er von so etwas gesprochen, hatte über den Sternkieker immer nur blutige Witze gemacht.

Und jetzt offenbarte der sich so!

»Ja, ich glaube an sogenannte Geister,« setzte er jetzt noch hinzu, »und wenn solche menschlichen Geister wie Kant und Schopenhauer an überirdische Geister geglaubt

haben, so brauche ich mich dessen Geständnisses wohl nicht zu schämen.«

Bevor diese Unterhaltung weiter geführt werden konnte, geschah wieder etwas, was nun alles Vorhergegangene übertreffen sollte.

### 53. KAPITEL. EINE BOTSCHAFT AUS UNBEKANNTER WELT.

Plötzlich sprang die Kugel von meiner Hand herab, auf den Lukendeckel, rollte genau nach der Mitte, hier blieb sie stehen, plötzlich zerfloß sie, aber in ganz eigentümlicher Weise, nach allen Seiten hin flossen und zuckten Lichtstreifen, die flossen und zuckten einige Sekunden durcheinander, dann wie ein Ruck, und da stand auf der schwarzen Teerleinwand leuchtend geschrieben, auf Deutsch in Kurrentschrift:

»Fürchtet Euch nicht!

Ich liebe Euch!«

Wieder nicht der geringste Schreck unsererseits von Entsetzen gar nicht zu sprechen – aber unser Staunen läßt sich denken.

»Nein, wir fürchten uns nicht!« rief ich dann schnellstens.

Sofort flossen die Buchstaben wieder zu Strahlen zurück, zuckten zu der vorigen Kugel zusammen – da aber gingen schon wieder neue Strahlen aus, und mit einem Ruck hatten sich andere Buchstaben und Zeilen gebildet,

auf dem Lukendeckel stand ein ganzer Brief in leuchtenden Buchstaben, jeder zehn Zentimeter hoch, so daß auch Fernstehende mit Bequemlichkeit lesen konnten.

»Georg Stevenbrock! Ich will mit Dir sprechen. Aber ich kann mich Dir vorläufig auf keine andere Weise verständlich machen als auf diese. Und Du mußt mir vorläufig schreiben. Nimm einen Bogen Papier und Bleistift und schreibe deutlich Deine Fragen und Antworten auf.«

Die leuchtende Schrift blieb stehen.

»Well, das ist Hexerei!« sagte Kapitän Martin und biß sich ein neues Stück Kautabak ab.

Andere Rufe des Erstaunens erklangen ja noch genug, ich aber sorgte vor allen Dingen dafür, daß schnellstens ein Tischchen mit Stuhl zur Stelle geschafft wurde, ferner Papier, wozu mir gleich ein ganzer Block Quartbogen gebracht wurde.

Also ich setzte mich ganz gemütlich in Positur, leckte gewohnheitsmäßig den Bleistift an und schrieb mit sehr großen Buchstaben.

»Kannst Du das lesen?«

Zusammen zuckten die Buchstaben, wieder eine einzige Kugel bildend, sie lief wieder auseinander:

»Ja,« stand jetzt aus der Luke, »Du brauchst nicht so groß zu schreiben.«

Und nun ging das Gespräch weiter. Ich schrieb mit Bleistift auf mein Papier, jenes andere Wesen mit Licht auf den schwarzen Lukendeckel, und zwar ganz bedeutend schneller als ich. Es war immer nur ein Zuck. Aber

zwischen Verlöschen und Neuentstehen wurde stets erst die Kugel gebildet.

»Wer bist Du?«

»Ein irdischer Mensch wie Du.«

»Das glaube ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Das ist doch ganz geisterhaft.«

»So geisterhaft, wie es noch vor wenigen Jahren gewesen wäre, wenn plötzlich jemand drahtlose Telegraphie benutzt hatte.«

Well, mein Partner hatte recht, ganz recht! Nur nicht sich ins Boxhorn jagen lassen!

»Was ist das für ein Licht?« war meine nächste Frage.

»Ein besonderes Licht, für Euch so unverständlich wie noch vor wenigen Jahren die von Professor Röntgen entdeckten sogenannten *X*-Strahlen aller Welt noch unbekannt waren.«

Wiederum sehr wahr gesprochen!

»Wie heißt Du?«

»Nenne mich Schwester Anna.«

»Ah, Sie sind eine Dame?«

»Ein Weib – nenne mich Du.«

»Wo bist Du jetzt?«

»Das erfährst Du nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich nicht will.«

Kann war jede weitere Frage deswegen zwecklos.

»Wie bringst Du dieses Licht und diese Spiegelung zustande?«

»Es ist keine Spiegelung.«

»Sondern?

»Direkte Lichterzeugung.«

»Wie machst Du das?«

»Laß solche technische Fragen, ich darf sie nicht beantworten.«

»Wie Du befehlst.«

»Ich befehle Euch nichts, darf Euch nichts befehlen, darf Euch nur immer bitten.«

»Das war auch nicht so von mir gemeint, wir lassen uns nichts befehlen!« mußte ich Starrkopf sogar in solch einer Situation niederschreiben. »Was hast Du uns zu bitten?«

»Daß Ihr mich liebt.«

»Da müssen wir Dich doch erst etwas näher kennen lernen.«

»Ihr sollt mich näher kennen lernen.«

»Los!«

»Ich liebe Euch weil Ihr Euch untereinander liebt.«

»Danke!« schrieb ich und was hätte ich auch weiter schreiben sollen. Dabei, bemerke ich erst jetzt, sprach ich das Geschriebene stets laut mit, daß es alle hören konnten, sonst weiter nichts.

»Seit zwei Jahren schon beobachte ich Euch.«

»So.«

»Noch nie habe ich einen begrenzten Raum gesehen, in dem sich so viele Menschen befinden, die sich gegenseitig ohne jeden Eigennutz so lieben.«

»Danke. Du kannst uns immer sehen?«

»Ja.«

»Auch unter Deck?«

»Ja.«

Bei solch einer Erklärung hat unsereins ja nun gleich merkwürdige, knifflische und kitzlige Gedanken.

Und als ob diese erraten würden, so entstanden dort gleich neue Zeilen.

»Fürchtet Euch nicht. Nur einem reinen Wesen ist solche Macht gegeben.«

»Danke!« antwortete ich wieder. »Und was hast Du nun zu bitten?«

»Daß Ihr mir vertraut.«

»Das kommt ganz darauf an!« war und blieb ich starrköpfig.

»Mir ist von Gott befohlen worden, daß ich Euch unter meine Führung nehmen soll.«

»Du verkehrst mit Gott?« fragte ich keck, und es war doch auch das einzig Richtige.

»Ja, so wie jeder Mensch mit Gott verkehrt.«

»Ich tu es nicht, kann es nicht.«

»Doch, Du tust es.«

»Wie denn?«

»Durch Dein Gewissen.«

»Na gut. Läßt sich hören. Und?«

»Ich bitte Euch innigst: forscht nicht den geographischen Ortsbestimmungen nach, die Euch durch Zufall in die Hände gefallen sind.«

Hallo!

Da freilich mußten wir stutzen.

Doktor Isidor brauchte mich nicht in den Rücken zu kuffen – ich wußte schon, was ich zu fragen hatte.

»Was weißt Du von diesen Ortsbestimmungen?«

»Ich weiß davon.«

»Du willst Dich nicht weiter darüber äußern?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Ich darf nicht.«

»Wer verbietet es Dir?«

»Gott.«

»Schwester Anna – das ist mir in diesem Falle zu weitläufig ausgedrückt.«

»So will ich sagen: eine innere Stimme warnt mich Euch hierüber mehr zu offenbaren, und diese innere Stimme trügt nie, nie, deshalb gehorche ich ihr.«

»Sokrates' Dämon!« flüsterte mir Doktor Isidor zu.

Ich wußte recht wohl, was er meinte.

Dieser alte Schwede aus Griechenland erzählt ja auch immer von seinem »Dämon«, der ihm rät und ihn warnt, womit er ja nichts weiter als die Stimme seines Gewissens meint, die sich ausbilden läßt, man muß nur immer recht genau lauschen. Das gebe ich alles recht wohl zu. Aber das ging mich jetzt gar nichts an.

»Kennst Du den Kapitän Satan?«

»Ich weiß, wen Du meinst.«

»Bist Du mit ihm verbunden?«

»O nein. Er ist ein Kind der Finsternis, ich bin ein Kind des Lichtes.«

»Schön. Weißt Du, was wir in den beiden Felsen bei den Falklandsinseln gefunden und erlebt haben?«

»Ich weiß alles.«

»Bist Du allwissend?«

»Nein. Aber diesen Fall kenne ich, ich habe Euch beobachtet.«

»Wie ist Kapitän Satan zu der Kenntnis dieser Felsen-schwestern und ihrer Einfahrt gekommen?«

»Auch er hat durch Zufall davon Kenntnis bekommen.«

»Von wem?«

»Durch einen Mann unserer Gemeinschaft, der uns einige Geheimnisse geraubt hat.«

»Was für Geheimnisse?«

»Stelle nicht solche Fragen.«

»Was ist das für eine Gemeinschaft?«

»Eine Gemeinschaft von Gottesmenschen in Christi Namen. Ich bitte Euch innigst, diese angegebenen Punkte nicht aufzusuchen.«

»Weshalb nicht?« mußte ich doch immer wieder fragen.

»Überall droht Euch Gefahr.«

»Was für eine Gefahr?«

»Ihr würdet sie kennen lernen, wenn Ihr meiner Bitte nicht Gehör schenktet, Euch dennoch hinbegebt.«

»Wir sind nicht die Männer, die sich durch eine einfache Warnung vor irgend einer Gefahr zurückschrecken lassen, wenn einmal ein Entschluß gefaßt worden ist.«

Diesmal erschienen auf der Lake nur zwei Worte, aber auch riesenhaft geschrieben.

»Recht so!«

Nach einigen Sekunden rollten diese zwei Riesenworte wieder zur Kugel zusammen, es entstanden wieder Zeilen von früherer Buchstabengröße.

»Ich bitte Euch, meiner Warnung Gehör zu schenken. Da ich aber die Gründe Eurer Weigerung, wenn nicht Eures Mißtrauens anerkenne, so will ich Euch erst einen Beweis geben, wie ich nur Euer Bestes will, wie Ihr mir daher vertrauen dürft.«

»Nun?«

»Ja der zweiten Kajüte vorn im Zwischendeck, die Ihr noch nicht benutzt habt, liegt unter der Matratze der untersten Koje eine Korallenviper im erstarrten Zustande, aber lebend. Tötet sie.«

Wir starrten ja nicht schlecht auf die leuchtende Schrift.

Dann aber fragte ich nicht erst weiter, sondern nahm schnell ein paar Leute mit, ausgerüstet mit den nötigen Instrumenten.

Und wahrhaftig, wie wir in der betreffenden Kabine und Koje die Roßhaarmatratze mit der genügenden Vorsicht hochheben, da sehen wir dort drunter aus der zweiten Matratze die prachtvollste scharlachrote Korallenviper zusammengeringt liegen!

Ein kräftiger Hieb, und aus war es mit ihr, aber wie sie sich im Todeskampf noch gewälzt hatte, zischend mit den furchtbaren Giftzähnen herumschnappend, das hatte gezeigt, wie lebendig sie noch gewiesen war!

Es ist eine brasilianische Schlange, eine der giftigsten. Wenn die einmal gebissen hat, da ist nichts mehr zu machen. Die hatte sich, wahrscheinlich als wir dort im Urwald gelegen, an Bord geschlichen. In den kälteren Breitengraden war sie in einen Winterschlaf gefallen. In der heißen Zone wäre sie schon wieder lebendig geworden.

Ja, und erst hatten die beiden Schwestern diese Kabine beziehen sollen, nur durch einen Zufall waren sie in eine andere gekommen. Und es war gar nicht so sehr gesagt, daß Sidy oder ein anderer Steward die Matratze erst gelüftet hätte. Und auch durch die Körperwärme der Schlafenden wäre die Schlange schon wieder lebendig geworden. Na, das hätte ja eine schöne Geschichte geben können!

Wir wieder hinauf und den anderen erzählt, unseren Fund vorgezeigt.

Wir konnten uns nur groß ansehen.

In der Mitte des Lukendeckels lag noch die feurige Kugel, und ich setzte mich wieder an das Tischchen, nahm den Bleistift zur Hand.

»Liest Du mit?«

Die Kugel floß auseinander, die Strahlen ordneten sich zu Buchstaben.

»Ich sehe Euch immer.«

»Wir haben die Schlange gefunden und getötet!« schrieb ich da noch unnötigerweise.

»Ich weiß es.«

»Wo ist sie zu uns an Bord gekommen?«

»Als Ihr an dem Eldoradoberge laget, ist sie über einen Ast des Euch nächsten Baumes an Bord geschlüpft.«

»Das wußtest Du schon immer?«

»Ja.«

»Weshalb hast Du uns da nicht schon früher oder überhaupt gleich gewarnt?«

»Weil ich noch nicht durfte. Stelle auch nicht solche Fragen.«

Mir zitterte das Herz mehr als die Hand, als ich die nächsten Worte schrieb:

»Edle Retterin, wir danken Dir von ganzem Herzen! So wollen wir Dich auch nicht erst fragen, ob Du in der Zukunft lesen kannst, wollen also nicht wissen, ob die Giftschlange ohne Dein Eingreifen noch Unheil angerichtet hätte oder nicht, sondern wir wollen uns fernerhin Deiner Führung anvertrauen!«

So hatte ich geschrieben und auch gesprochen, und ich glaube, ich hatte aus dem Herzen aller gesprochen.

Die meisten waren ja überhaupt mit meiner bisherigen Starrköpfigkeit auch gar nicht einverstanden gewesen, am wenigsten die Patronin.

»Für dieses Vertrauen danke auch ich Dir!« wurde leuchtend zurückgeschrieben. »Also Du versprichst mir, jene Punkte nicht aufzusuchen.«

»Ich verspreche es Dir hiermit.«

»Und ich weiß, daß Dein Wort für alle gilt.«

»Es gilt für alle!« durfte ich ganz bestimmt versichern.

»So will ich Euch einen Ersatz dafür geben, was Ihr verloren habt. Wißt Ihr, was Ihr verloren habt?«

»Die Schätze des Flibustiers?« fiel mir gerade nur ein, obgleich im Hintergrunde meines Gehirns vor allen Dingen eine alte, schmutzige, verkohlte Holzpfeife auftauchte, aus der ich aber am liebsten rauchte, und die ich schon seit vier Wochen vermißte.

»Nein, diese Schätze bedeuten für Euch keinen Verlust, das habt Ihr doch durch Euer ganzes Verhalten offenbart, und Menschen, die sich so untereinander lieben, wie Ihr es tut, brauchen auch kein Gold und Geschmeide, denn sie besitzen schon das Köstlichste was diese Welt bieten kann . . . «

Die Buchstaben mußten erst zur Kugel zusammen rutschen, weil schon der ganze Deckel vollgeschrieben war.

»Sondern?« fragte ich unterdessen.

Die Buchstaben ordneten sich wieder.

»Habt Ihr nicht bedauert, das Geheimnis der beiden steinernen Schwestern mitten im herrenlosen Meer nicht als das Eure behalten zu können, weil sich dort schon ein Pirat eingenistet hatte? Weil Ihr die vorgefundene Seeräuberbeute einem englischen Kriegsschiffe anzeigen mußtet?«

»In der Tat, das haben wir sehr bedauert.«

»Ihr hättet dieses Geheimnis lieber für Euch behalten.«

»Natürlich.«

»Um Euch dort festzusetzen.«

»Na, wenigstens um eine geheime Station für unser Schiff zu haben, von der die andere Welt nichts weiß.«

»Hierzu würde sich auch das Eldoradoplateau eignen.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Erstens hat das schon seinen Besitzer, sogar gleich zwei, Brasilien sowohl wie Frankreich macht Anspruch darauf, und dann ist auch eine sechstägige Stromfahrt nötig, um erst hinzukommen.«

»Richtig! Aber wäre es Euch nicht lieb, solch ein herrliches Eldorado-plateau mitten im freien Meere zu haben, für jedes andere Schiff völlig unzugänglich, nur Ihr wißt einen geheimen Landungsplatz?«

»Na, und ob uns so etwas lieb wäre!« ließ ich meinen Bleistift jauchzen, welche etwas gewagte Redewendung der geneigte und mir wohlwollende Leser schon verstehen wird.

»So will ich Euch solch einen zugänglichen Felsen im freien, herrenlosen Meere anweisen, sehr ähnlich den beiden steinernen Schwestern, aber doch wieder ganz, ganz anders, oben darauf ein herrlich bewaldetes Plateau.«

»Wir danken verbindlichst!« antwortete ich nur, während die Patronin schon jubelnd in die Hände klatschte.

»Nur dadurch den steinernen Schwestern so ähnlich, daß auch dort nur eine mächtige Ölquelle die Fahrt durch die Brandung ermöglicht.«

»Herrlich!«

»Durch dieselbe Brandung, welche jedes andere Schiff, auch den verwegenen Schiffer abhält, eine Landung zu versuchen.«

»Ich verstehe.«

»Von der Einfahrt, die Ihr benutzen werdet, um in einen sicheren Hafen zu gelangen, ohne die geringste Gefahr, ist dort überhaupt gar nichts zu sehen.«

»Es wird immer schöner.«

»In einem gemäßigten Klima, nicht zu vergleichen mit der rauhen, sturmgepeitschten Zone der beiden Schwestern.«

»Wo liegt dieser Felsen?«

»Ihr werdet es erfahren.«

»Wann?«

»Wenn es Zeit dazu ist. Bitte, frage jetzt nicht weiter. Es müssen erst Vorbereitungen getroffen werden, daß Ihr diesen Felsen auch beziehen könnt. Gegenwärtig wohnen noch Menschen darauf.«

»O weh! Was für welche?«

»Welche von unserer Gemeinschaft.«

»Sie wollen ausziehen?«

»Ja.«

»Unseretwegen?«

»Ja.«

»Das tut uns leid . . . «

»Es ist beschlossen, genug! Ihr werdet dann ein so gut wie jungfräuliches Land dort vorfinden, mindestens keine Spur, daß Menschen dort schon gehaust haben.«

»Wir danken, und wir können warten.«

»Erst müßt Ihr mir aber noch eine Bitte erfüllen.«

»Befiehl.«

»Ich habe Euch nichts zu befehlen.«

»Aber ich habe schon gesagt, daß wir uns Deiner Führung fernerhin bedingungslos anvertrauen.«

»Gut. Ihr wolltet nach Vancouver fahren, um dort den nördlichen Winter zu verbringen?«

»Ja.«

»Ich bitte Euch, diesen Plan aufzugeben.«

»Ganz wie Du be. . . wünschest.«

»Fahrt jetzt zuerst nach Gibraltar.«

»Wir werden hinfahren.«

»Dort wird sich Euch ein Mann vorstellen, Euch mit einer Bitte angehen. Gewährt ihm diese Bitte, hilft ihm, führt sein Vorhaben aus, so abenteuerlich es auch klingen mag.«

»Näheres darüber können wir noch nicht erfahren?«

»Ich weiß selbst noch nicht mehr.«

»Ich meine: daß nicht etwa eine Verwechslung passiert. Denn Bittende mit den abenteuerlichsten Vorschlägen nähern sich uns in jedem Hafen immer massenhaft.«

»Ich werde Euch ein Zeichen geben, wenn der richtige Mann kommt.«

»Schön. Du bleibst mit uns fernerhin immer in Verbindung?«

»Nein. Es kann nicht sein. Auch ich habe einem anderen zu gehorchen, und dies erlaubt er mir nicht – noch nicht.«

»Schade. Was für ein Zeichen wirst Du uns geben? Daß wir darauf achten.«

»Ich werde, wenn ich mit Euch sprechen will, Eure Schiffglocke ertönen lassen.«

Wir blickten nach der unter der Kommandobrücke hängenden Glocke, an welcher die Glasen geschlagen wurden, die Zeit durch einfache und doppelte Schläge.

Auch das brachte jenes geheimnisvolle Wesen fertig, diese Glocke nach Belieben ertönen zu lassen?

Das wurde ja immer mysteriöser!

»Darf ich Dich anrufen?« fragte ich weiter.

»Nein, es darf nicht sein.«

»Schade. Unter keinen Umständen?«

»Nein. Es darf nicht sein. Aber ich bin bei Euch alle Zeit.«

»Danke, Du bist unsere Schutzgöttin . . . «

»Halt!« wurde mein Schneiden sofort durch neue Lichtbuchstaben unterbrochen. »Ich bin ein irdischer Mensch wie Ihr alle! Daß Ihr mir nicht etwa göttliche Verehrung zollt!«

»Nein. Es war nur eine Redensart von mir gewesen. Aber daß wir Dir herzlichst danken, das erlaubst Du doch wohl.«

»Ihr könnt mir Euren Dank auch durch eine Erkenntlichkeit erweisen.«

»Durch welche?«

Die zusammengerollte Kugel zögerte einige Zeit, ehe sie wieder Lichtstrahlen zu Buchstaben formte, und dann mußte der schwarze Lukendeckel mehrmals beschrieben werden.

»Hört mich an, Ihr Argonauten!

Die höchste Vollkommenheit kann der Mensch nur durch Liebe erringen.

Durch jene Liebe welche das ganze Universum umfaßt.  
Dieses ganze Universum heißt Gott.

Wer Gott über alles liebt, der wird selbst Gott, indem er in ihm aufgeht.

Der Anfang dazu ist, daß man durch Aufgabe jedes Eigennutzes sich selbst besiegt.

Das geht dann Schritt für Schritt weiter, was man aber nicht beschreiben, was man nur erleben und dann fühlen kann.

Auch Ihr habt diesen Weg schon betreten, wenn auch Euch zuerst wohl unbewußt.

Ich, ein irdisches Weib, bin auf diesem Wege schon weit vorgeschritten.

Weit für Euch.

Ja, mir sind bereits Kräfte gegeben, von denen die andere Welt nichts weiß, noch nicht einmal etwas ahnt.

Ich könnte Euch ... Kunststückchen vormachen, daß Ihr aus einem Staunen ins andere fallen würdet, wenn Ihr Euch nicht entsetztet.

Aber wir, die wir so weit sind, machen keine Kunststückchen.

Trotzdem – Ihr könnt Euch nicht mit mir messen.

Und trotzdem – in vielen Hinsichten seid Ihr mir himmelhoch überlegen.

Ihr könnt etwas, was ich nicht kann und was, glaube ich, alle anderen Menschen nicht können.

Wißt Ihr, was das ist?

Wollt Ihr mir einen Wunsch erfüllen?

Ihr habt es mir schon zugesagt.

So singt mir jetzt noch einmal die Seligpreisungen vor, auf meinen besonderen Wunsch, also extra für mich.

Darum bitte ich Euch, und ich werde es Euch vergelten.

Lebt wohl, Ihr meine Freunde und Freundinnen, bis Ihr wieder von mir hören werdet.

Schluß!«

Die leuchtenden Buchstaben schossen zur Feuerkugel zusammen, und diese verschwand plötzlich, wie eben eine Lichterscheinung plötzlich verschwinden kann. –

Ich habe zu dieser wundersamen Episode nicht mehr viel hinzuzufügen.

Wir traten in der schönen, windstillen Nacht unter jetzt sternenfunkelndem Himmel an Deck zusammen und sangen die von Hämmerlein komponierten Seligpreisungen, und ich kann nur eines sagen: so herrlich hatte Albert den Christus noch nie gesungen, wir anderen noch nie so inbrünstig den Chor der Gläubigen, und so schön hatte Meister Hämmerlein die Orgel wohl noch niemals gespielt.

Wenigstens meiner Meinung nach.

Und wie der letzte Satz – »Seid fröhlich und getrost, es wird Euch im Himmel wohl belohnt werden« – und der letzte Orgelton verklungen war, da ertönte einige Sekunden die unter der Kommandobrücke hängende Schiffsglocke!

Ohne daß der am langen Riemen herabhängende und befestigte Klöppel dazu benutzt wurde!

Sie ertönte von ganz allein.

Es machte uns gar nichts mehr weiter aus.

Unsere Beschützerin hatte nur ihren Dank ausgedrückt.

Ein weiteres Zeichen folgte nicht nach.

#### 54. KAPITEL. »IN DER REITZENBAINER STRASSE HAT'CH NE KAFFEEFRAU ERHÄNGT.«

Eine merkwürdige Kapitelüberschrift, nicht wahr, lieber Leser?

Ich will hiermit von vornherein andeuten, daß durch dieses rätselhafte Erlebnis die an Bord herrschende Fröhlichkeit nicht im geringsten gestört wurde.

Weshalb auch?

Wir unterhielten uns ja noch oft genug über diese Vorfälle, alle Möglichkeiten erwägend, und kamen doch immer wieder zu demselben Schluß:

Weshalb soll es denn nicht hin und wieder einen Menschen oder einen ganzen Verein von Menschen geben, der durch Erfindungen oder überhaupt durch Kenntnisse aller anderen Welt, das heißt der anderen Menschheit, weit voraus ist, seine Entdeckungen aber aus irgend einem Grunde geheim hält?

In bezug auf die leuchtende Schrift hatte »Schwester Anna« schon selbst die beste Äußerung getan.

Mit der drahtlosen Telegraphie und Telephonie haben wir wohl überhaupt erst einen Anfang gemacht. Wie sich das in hundert Jahren entwickelt haben wird, das kann noch kein Mensch voraussehen.

Aber auch die Fernphotographie ist ja jetzt schon recht gut möglich, sie vervollkommnet sich immer mehr.

Und das Fernsehen, daß man etwa im Theater der Bühne gegenüber einen großen Spiegel anbringt, und jeder, der Anschluß hat, stöpselt zu Hause seinen Apparat und sieht alles mit, diese Erfindung ist nur noch eine Frage der Zeit, daran wird schon tüchtig gearbeitet.

Und wenn wir schon ein Boot, ein ganzes Schiff ohne Besatzung durch elektrische Wellen über Wasser lenken können, weshalb soll man denn da nicht auch eine Glocke ertönen lassen? Ist dies denn nicht schon überhaupt bei der drahtlosen Telegraphie der Fall, wenn der Wecker ruft?

Also bei alledem, was wir da erlebt hatten, brauchten wir durchaus nicht an Zauberei zu denken.

Wir hatten eine Beschützerin gefunden, die bedeutend mehr konnte als wir – damit wollten wir recht wohl zufrieden sein, – basta!

Ob sie auch prophezeien, in der Zukunft lesen konnte und danach uns schützend zur Seite stand, das würde sich ja später zeigen.

Darüber zerbrachen wir uns nicht den Kopf. Ich wenigstens tat es nicht.

Es wurde ja bei Gelegenheit noch viel darüber gesprochen, besonders zwischen Doktor Isidor und der Patronin, natürlich waren auch alle anderen Frauenzimmer mit Feuereifer dabei, ich aber hielt mich solchen Unterhaltungen immer fern.

Mir ganz gleichgültig, ob oder ob nicht. Wenn nur zum Schlusse alles gut geht, wenn nur alles klappt. Das ist immer die Hauptsache. Das heißt aber: wenn mir ein Geist aus der vierten oder ixten Dimension in den Weg tritt und will sich in meine irdischen Verhältnisse mischen, will mir Vorschriften machen – den Kerl packe ich, so oder so, und schmeiße ihn aus unserer irdischen Welt hinaus, daß er sich drüben in seinem Geisterreiche seine ätherischen Knochen zusammenlesen mag! Das ist bei mir ausgemachte Sache.

Und, dessen bin ich mir gewiß, so dachten auch alle meine Jungen. Ohne Ausnahme. Also auf unser bisheriges Leben hatte dies alles nicht den geringsten Einfluß gehabt, während dieser Fahrt nach Gibraltar wurden mehr Tollheiten und gute Witze denn je ausgeheckt, wovon ich aber hier nicht erst anfangen will, denn sonst müßte ich allein über diese drei Wochen ein dickes Buch schreiben.

Am 9. Dezember liefen wir im Hafen von Gibraltar ein.

Wir hatten uns Zeit genommen, waren fast immer gesegelt. Wenn die Schwester Anna uns zur Eile antreiben wollte, so mochte sie nur die Glocke läuten. Aber die schwieg, kein anderes Zeichen kam.

Die Stadt Gibraltar liegt auf der Westseite des Felsens, steigt direkt vom Wasser terrassenartig an, hat 20000 Einwohner, meist Italiener, die nämlich noch von den alten Festungsarbeiten herkommen, weil man da doch keine Spanier gebrauchen konnte, und 6500 Mann englische Besatzung.

Der großartige Hafen ist ganz künstlich angelegt, nur durch Molen eingedämmt, was bis zum Jahre 1900 schon 60 Millionen Mark gekostet hat. Übrigens ist es der einzige vollständige Freihafen Europas. Das ist ganz famos von den Engländern! Das muß man anerkennen!

Im Laufe der Tage besichtigten wir die Festung, so weit sie zugänglich ist, was ich nicht weiter beschreiben will, da kann man nur Maul und Nase aufsperrn. Nämlich wie die Engländer da in den Felsen sich hineingepaddelt haben, und das Interessanteste bekommt man doch gar nicht zu sehen – dann ergänzten wir mit 400 Tonnen unseren Kohlenvorrat, sei es auch nur als Ballast, und dann gaben wir an drei Abenden hintereinander Vorstellungen, an Bord, wofür wir zusammen rund 2300 Pfund Sterling einnahmen, 46 000 Mark, die an wohltätige Anstalten in aller Welt verteilt wurden.

Unter zehn Mark war keiner der tausend Plätze zu haben gewesen, die wir aufstellen konnten. Diese englischen Söldner haben ja auch Geld wie Heu, können es in dem Städtchen ja gar nicht verhaufen, über die Grenze, über die Punta de Europa, dürfen sie ja nicht.

Nun gibt es dort aber doch auch viele Offiziere, meist Aristokraten, die nicht wissen, wohin mit ihrem schweren Mammon, mit ihren Familien, es gibt sonstige reiche Leute, die sich in dem abgeschlossenen Neste vor Langeweile totgähnen – na, die hatten ja für die besseren Plätze tüchtig bluten müssen!

Es war gut, daß wir alles, was wir an Land zu suchen gehabt, vor diesen Vorstellungen erledigt hatten. Sonst

wäre ein jeder von uns immer auf den Schultern durch die Straßen getragen worden, oder sie hätten uns überhaupt einfach totgemacht.

Weshalb? Weil wir auch hier wieder unser gewiß sauer verdientes Geld eben den Armen gaben. Das wirkt eben, das löste den Enthusiasmus erst richtig aus. Das ist auch ganz anerkennenswert, aber ... wir wollten mit solchen Ovationen doch lieber nichts zu tun haben.

Ferner war nun hier auch schon die Seeräuberaffäre bekannt geworden, nun drängten sich die Neugierigen erst recht heran, wir bekamen Einladungen über Einladungen – aber – da gab es nichts bei uns, wir nahmen prinzipiell keine an, und wäre auch der englische König in Gibraltar gewesen.

So legte sich der Sturm nach und nach. Die Menge drängte sich nur noch Tag und Nacht am Kai und starrte unser Schiff an, ohne uns weiter zu inkommodieren.

Da aber sollten wir etwas erleben!

Es war am zweiten Morgen nach der letzten Abendvorstellung, zwischen zehn und elf. Auch in dieser Vormittagsstunde standen schon wieder etliche hundert Menschen auf der Mole und begafften uns, in der Hoffnung, nur wenigstens den Anblick eines Affen erhaschen zu können, obgleich die dort oben auf dem Felsen noch wild vorkommen, die einzigen in Europa, allerdings gehegt und gepflegt. Unsere Affen waren aber eben ganz besondere, die konnten ein Quartett spielen, sogar sechzehnhändig.

Das Laufbrett mußte ausgelegt sein, das gehört im Hafen, wenn man nun einmal am Kai liegt, zur Bordroutine, ist sogar direkte Vorschrift, wenigstens muß jeder Mensch die Möglichkeit haben, an Bord zu gelangen, indem im Hafen das Schiff als Wohnung der Mannschaft gilt, und jeder Mensch darf in seiner Wohnung Besuch empfangen, worüber ich wohl schon einmal gesprochen habe. Ob man diesen Besuch empfängt, das ist ja etwas anderes.

Auf dem Laufbrett standen als Portiers – bei uns aber »Läufer« genannt – vier handfeste Matrosen, und zwar wählte ich dazu immer die rücksichtslosesten, oder doch die energischsten, will ich sagen. August der Starke hätte sich zum Beispiel dazu nicht geeignet, auch nicht Oskar, die hätten sich durch ein süßes Stimmchen und ein liebliches Frauenantlitz zu leicht betäuben lassen, das kannte ich schon – aber bei dem sangeskundigen Albert zum Beispiel gab es so etwas nicht, dieser Heiland in Matrosenausgabe setzte, wenn es sein mußte, auch der heiligen Madonna den Seestiefel gegen den Leib, und solcher Charaktere gab es noch mehrere.

So lange es noch Platz an den Molen gab, mußten die Schiffe daran anlegen, das war Vorschrift, sie durften nicht in der Mitte des Hafens vor Anker gehen – dagegen war nichts zu machen.

Die Morgenpost hatte uns auch heute wieder zwei ganze Säcke voll Briefe gebracht, im Gesamtgewicht von 56

Pfund, netto, ohne Säcke. Und dabei waren die von gestern noch nicht einmal gelesen worden, noch nicht einmal sämtliche von vorgestern!

Ei die Dunnerwetter! Ich glaube, alle 27 000 Einwohner von Gibraltar machten nichts anderes mehr, als an uns Briefe zu schreiben. Es mußte tatsächlich so sein.

So ging es ja in jedem Hafen, ob wir nun eine Vorstellung gaben oder nicht, ich habe mich nur niemals dabei aufgehalten, tue es jetzt zum ersten Male.

Was uns alles geschrieben wurde, das kann ich gar nicht sagen. Alles, alles, alles, was überhaupt in der Welt nur möglich ist. Der hatte Zahnschmerzen, keine Zange konnte den Stummel fassen, und fragte uns nun an, ob unser chinesischer Zahnkünstler, von dem er gehört, ihm nicht zu Hülfe kommen könne – die brauchte 10 000 Franken, um sich von ihrem Gatten scheiden lassen zu können.

Das sind so aus der Luft gegriffene Grenzen, nun mag der Leser selbst nachdenken, was zwischen diesen beiden Grenzen alles für Möglichkeiten liegen können.

Von den Vorschlägen, wie wir unser Schiff und unsere Kraft verwenden könnten, will ich gar nicht erst sprechen.

Nur noch eine kleine Andeutung: Wenn jedem Mohammedaner statt nur vier Frauen ihrer vierzig erlaubt wären, und ich hätte hundert Leute gehabt, und sie wären Muselmänner geworden – ein jeder von ihnen hätte seine Häuslichkeit mit den nötigen Ehehälften ausstatten können, ganz kostenlos, gleich hier in Gibraltar.

Ei diese Liebesbriefe, diese Anträge!

Und nun diese Adressen!

Die Frauenzimmer wußten doch gewöhnlich nicht, wie der Betreffende hieß, dem sie ihre Huldigung darbringen wollten. Nun, die Hauptsache war ja dabei der Bestimmungsort, »an Bord der Argos«, den lieferte die Post dann einfach ab, das Weitere war unsere Sache, und wenn die Betreffende nun nicht den Namen kannte, was ja fast immer der Fall war, so hatte sie den Betreffenden eben auf dem Kuvert näher beschrieben.

Ei, was wir da erlebt haben, diese Beschreibungen!

In Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und in anderen Sprachen, uns zum Teil noch ganz unbekannt, selbst unserem Doktor Isidor – und nicht zum mindesten in Deutsch.

Schon in Rio de Janeiro, wo es ja Deutsche haufenweise gibt, hatten wir uns den Spaß gemacht, alle die Variationen, in denen das Wort »Schnurrbart« geschrieben worden war, in seiner Liste zusammenzustellen.

Bis 26 verschiedene Schreibarten hatten wir zusammengebracht. Es wären noch mehr geworden, aber die Sache wurde uns zuletzt zu langweilig.

»Snuhbad« war wohl die schönste Variation gewesen.

Oder der Adressat wurde auch gleich auf dem Kuvert porträtiert. Ei, diese Konterfeie, die wir da manchmal zu sehen bekamen! Zum Totschießen!

Besonders August der Starke wurde mit Vorliebe gemalt, der war ja auch am leichtesten zu charakterisieren,

auch durch Beschreibung. Der war überhaupt am meisten umschwärmt. Merkwürdigerweise – wenigstens für mich merkwürdig – aber zum Beispiel auch der klapperdürre Sidy.

»An den ganz dünnen Herrn, der gar keine Knochen hat und sich mit den Zehen am Halse kratzen kann, Hochwohlgeboren.«

Und so weiter und so weiter.

Aber das hatte für uns schon längst alles Interesse verloren.

Es gab wohl gar keinen Brief mehr, der durch Adresse oder Inhalt an Originalität noch hätte übertroffen werden können.

Und doch, jeder Brief mußte geöffnet und gelesen werden. Es konnte ja doch einmal einer darunter sein, der höchst wichtig für uns war, und vielleicht trug der gerade eine ganz unsinnige Adresse.

Sie wurden an die Empfänger verteilt, so weit sich das gleich erkennen oder doch erraten ließ, an dem Lesen der übrigen, und das waren noch die allermeisten, beteiligten sich alle Matrosen und Heizer und sonstigen Personen, so weit sie Lust dazu hatten. Kommandiert konnten sie doch zu so etwas nicht werden.

Nun – wir lebten einander zu Liebe – da ging dieses Geschäft immer schnell von statten. Nur vorgestern und gestern war diese Arbeit aus besonderen Gründen einmal vernachlässigt worden, das rächte sich heute bitter.

So saßen wir Hauptpersonen auch heute früh in der Kajüte und lasen die Briefe, die uns ab und zu als wissenswert aus dem Mannschaftslogis zugestellt wurden. Dort waren sie also bereits geöffnet und gelesen worden, von Matrosen und Heizern!

Eine nette Wirtschaft, diese Administration, was?

Na, gehts aber denn im Sekretariat eines königlichen Hofstaates etwa anders zu?

Sogar Doktor Isidor beteiligte sich daran, Briefe zu lesen, die so ein Matrose für lesenswert gefunden hatte, oftmals von den höchsten Würdenträgern geschrieben, von männlichen und weiblichen Herrlichkeiten – ja sogar Mister Tabak drückte manchmal auf einen englischen Brief seine zehn fettigen Finger ab.

»Hier,« sagte jetzt die Patronin zu mir, »schreibt eine Lady Evelyn Suffolk, Peereß of England, eine Herzogin, zwölf Jahre alt, mit ihrem Onkel gegenwärtig in Gibraltar – will bei uns als Schiffsjunge eintreten. Wenn wir sie nicht nehmen, vergiftet sie sich.«

Helene wies mir den Brief hin, geschmückt mit einer goldenen Herzogskrone.

Es ließ mich kalt, ich stand auf. Ich war schon zu sehr abgebrüht.

»Mag se sich vergiften!« sagte ich und ging hinaus, zu einer Erholungspause.

Gerade hatten die vier Laufbrückenwächter ein heftiges Renkontre mit einem Weibsbilde, das durchaus an Bord wollte.

Es war eine sehr korpulente Dame mittleren Alters mit einem knallroten, höchst energischen Gesicht, unter der Nase einige Haare, auf der Nase ein ansehnliches Haarbüschel, in einem pompösen Spitzenkleide, das aber, zumal sie offenbar kein Korsett trug, wie ein Sack an ihrem massigen Körper schlotterte.

»Und ich muß die Schiffpatronin sprechen!« schrie sie mit Stentorstimme, dabei mit einem Spazierstock in der Luft herumfuchtelnd, der schon mehr den Namen »Knüppel« verdiente, wenn er auch einen goldenen Griff hatte.

»Die Patronin ist für niemand zu sprechen,« wurde ihr kalt entgegengesetzt, »Sie müssen ihr schreiben.«

»Ich habe bereits an sie geschrieben!«

»Dann werden Sie Antwort bekommen.«

»Ich habe keine bekommen!«

»Dann war Ihre Sache nicht wichtig genug.«

»Unerhört, unerhört!« keuchte die Puderhenne. »Wissen Sie, wer ich bin?«

»Nee.«

»Ich bin die Lady Diggeldy!«

»So. Ich bin der Matrose Pieplack.«

»Ich bin die Gattin des Obersten Sir Diggeldy, Regimentskommandeur und Festungskommandant von Gibraltar!«

Au weh!

Das war also hier die höchste Persönlichkeit von Gibraltar, zumal wenn man annahm, daß die Frau Kommandeuse die Hosen anhatte, denn sonst wäre es doch keine echte Engländerin gewesen.

Ja, die hatte schon zwei- oder dreimal geschrieben, sie müsse die Patronin unbedingt in wichtigster Angelegenheit sprechen.

Aber was halbs? Wenn wir die empfangen, dann wäre der Bann gebrochen gewesen. Nur keine Ausnahme machen! Selbst nicht bei der Frau Kommandeuse. Und wenn sie eine schriftliche Antwort haben wollte, so mußte sie auch ausführlich oder doch ganz bestimmt schreiben, um was es sich denn eigentlich handele. Auf solche unbestimmte Briefe, man wolle uns in irgend einer dringenden Angelegenheit sprechen, ließen wir uns absolut nicht ein, und wenn, wie gesagt, der König von England selbst uns so geschrieben oder so gekommen wäre.

Fatal wars ja freilich doch.

Wir müssen unbedingt auf Reede hinaus, faßte ich jetzt den energischen Entschluß, es ist auch schon wegen der Tiere, die nicht mehr so lange eingesperrt sein können, und der Mann, den wir hier erwarten sollen, wird uns auch draußen zu finden wissen.

Auf den Matrosen Franz, der aber auch häufig mit seinem Vatersnamen Pieplack gerufen wurde – denn wer so einen schönen Namen hat, das darf nicht unberücksichtigt gelassen werden – machte es nicht den geringsten Eindruck, daß er die Frau Kommandeuse, die Stadtgewaltige von Gibraltar vor sich habe.

»Das ist mir piepschnuppe.«

Wenigstens gebrauchte er einen entsprechenden englischen Ausdruck. Aber ich kann doch hier nicht in englischer Sprache erzählen.

»Unerhört, unerhört!« kollerte wieder die rote Puderhenne. »Und ich muß die Patronin, die Lady of the Sea, unbedingt sprechen!«

»Nee, gibts nicht.«

»Und wenn ich Gewalt brauchen muß!«

»Gewalt? Probieren Sies mal, Madam oder Mylady.«

»Sie glauben nicht, daß ich an Bord komme, wenn ich nur will?«

»Nee.«

»Wissen Sie, wer ich bin?«

»Sie habens ja schon gesagt.«

Der rote Puder mit den Haaren unter und auf der Nase richtete sich noch kampfbereiter empor.

»Ich bin der General der Suffragetten von Gibraltar!«

Oho!

Von den Suffragettes – sprich, wenn es englisch sein soll, söffrädtschetts – hat wohl schon jeder meiner Leser gehört. Das lateinische »Suffragium« heißt Stimme. Sie wollen also Stimmrecht haben, Wahlberechtigung.

Schon damals war diese Frauenbewegung im Gange, nicht zum wenigsten in den englischen Kolonien, von wo sie überhaupt ausgegangen zu sein scheint, besonders in Australien gab es schon immer sogenannte »Suffragettes«. Man hörte nur nicht so viel von ihnen, weil sie sich eben wenig bemerkbar machten, noch nicht solche Tollheiten und Ausschreitungen begingen, eben noch nicht solche Propaganda für ihre Sache machten.

Nebenbei bemerkt: wenn ich ein Frauenzimmer wäre, so würde ich auch unbedingt eine Suffragette sein! Da

würde ich unter allen Umständen aus Leibeskräften mitmachen! Wer Steuern zahlt, der muß auch seinen Vertreter im Parlament wählen können. Das ist recht und billig, das ist ganz klipp und klar, daran gibt es gar nichts zu deuteln! Diese jetzt verspotteten und verhöhnten Engländerinnen sind die Märtyrerinnen für eine große Sache, dereinst wird ihnen die ganze weibliche Welt Dank wissen, und nach 100 Jahren wird man ebensowenig verstehen, wie früher ein steuerzahlendes Weib nicht wahlberechtigt war, wie wir heute kaum noch fassen können, wie man vor 200 Jahren noch Hexen verbrannte.

Der Mann, der hierüber anders denkt, mag der beste Mensch, Bürger und Hausvater sein, aber das rechte Verständnis für das Weltgetriebe spreche ich ihm ab.

»Ich bin der General der Suffragetten von Gibraltar!«

»Söff ... Söff ... wuoat?«

»Rufen Sie Ihre Patronin!«

»Nee.«

»Ich muß sie sprechen!«

»Ist nicht zu sprechen, für keinen Menschen.«

»Ist sie krank?«

»Nee.«

»Wo befindet sie sich?«

»In der Kajüte.«

»Rufen Sie sie.«

»Nee.«

»Dann erzwingen Sie mir den Zutritt.«

»Probieren Sie mal.«

»Sie glauben nicht, daß ich das kann?«

»Nee.«

Da setzte das rote Weib den goldenen Griff des Spazierknüppels an die behaarten Lippen und pfiß wie eine Lokomotive.

Und dann setzte sie den Stock wieder ab und fing dafür zu brüllen an:

»Tohuuuu – tohuuuuu . . . «

Die Wirkung dieses Signals und Schlachtgeschreis war eine wunderbare.

Nein, nicht wunderbar, sondern einfach entsetzlich.

»Tohuuuu, tohuuuu, tohuuuu . . . « fing es mit einem Male so hundertstimmig an, brüllend und schreiend und quiekend, und da kamen sie auch schon angestürzt.

Eine ganze Rotte wilder Frauenzimmer, teils hoch-elegant gekleidet, mit fabelhaft großen und federgeschmückten oder sonstwie herausgeputzten Hüten, teils auch solche sackartige Erscheinungen, alte und junge, hübsche und häßliche – ich hatte gar nicht gemerkt, daß sich dort unter dem neugierigen Publikum so viele Damen befunden hatten – und ehe wir uns versahen, waren sie schon da, waren an Deck.

Da war gar nichts zu machen. Auf solch einen Ansturm war niemand vorbereitet gewesen. Die vier Matrosen waren einfach überrannt worden.

Ja, wir hätten sie zurücktreiben können, wären zweifellos Sieger geblieben, aber . . .

»Hallo, hallo, das gibts hier nicht!« schrie ich und packte so ein zierliches Dämchen, das einen ganzen Gemüsegarten auf dem Kopfe hatte, beim durchbrochenen Gacearm.

Ich wollte sie kräftig zurückschleudern.

Da aber fängt doch das Dämchen an zu quieken und zu quietschen, wie – wie ... wie eben nur so ein Frauenzimmer quieken und quietschen kann.

Ja zum Teufel, was soll man denn da machen?

Ganz gleichgültig, ob es eine junge, schöne Dame ist mit einem ausgeschnittenen Atlaskostüm aus Paris, oder ob eine alte, häßliche Negerin, deren ganze Bekleidung aus einigen Fransen besteht – da ist Weib eben Weib, und wenn solch ein Weib so quiekt und quietscht, da ist unsereiner ganz einfach vollkommen machtlos, da hört der Mann auf, ein Mann zu sein.

Also ich ließ das Dämchen schleunigst wieder los!

Das Getobe rief die weiblichen Mitglieder unseres Schiffes an Deck, sie kamen angestürzt, die Patronin und die beiden Schwestern und Klothilde.

Ja, die hätten ankämpfen können – Weib gegen Weib, das war ja etwas ganz anderes, die hätten raufen können, daß die Haare flogen, und sich gegenseitig die Augen auskratzen, – aber was wollten denn die vier Damen gegen dieses mindestens halbe Hundert weiblicher Bestien ausrichten!

Und doch ... Klothilde war diejenige, die sofort den einzig richtigen Gedanken erfaßte. Das war eine Strategie auf weiblichem Schlachtfelde.

»Die Pumpe – schnell die Dampfpumpe angestellt!«

Der Schlauch mit Mundstück lag vom Deckwaschen noch da, der Donkey hatte noch vollen Dampf, sofort sprang ein Matrose hin, das Ventil aufgedreht, Klothilde hatte schon den Schlauch in den Händen . . .

Jawohl, Klothilde, Du hattest das einzig Richtige sofort erfaßt!

Nur schade, daß Du zuerst den kalten, dicken Wasserstrahl gerade mir direkt wuchtig ins Gesicht klatschen ließest und dann, wie ich mich schnell wandte, schoß der mächtige Strahl direkt in mein rechtes Ohr, daß ich drei Tage lang darauf nur undeutlich hören konnte.

Dann aber wurde der kalte Strahl richtig dirigiert, und . . . probatum est!

O, Ihr Londoner Polizisten, die Ihr Euch ständig mit diesen weiblichen Hyänen in Menschengestalt herumbalgen müßt, lernt doch etwas von unserer Klothilde!

»My new hat! Mein neuer Hut!«

So erklang es mindestens fünfzigstimmig, und mindestens fünfzig Händepaare fuhren nach den feder- und blumengeschmückten Hüten, und ihre Besitzerinnen machten schleunigst, daß sie wieder über das Laufbrett an sicheres Land kamen.

Aber es waren mehr als mindestens fünfzig, und der Hauptzweck wurde doch noch erreicht, wir waren schließlich doch die Besiegten.

Einige wußten dem Wasserstrahle auszuweichen oder sie trotzten ihm keck, und wenn sie auch der Nymphe

auf dem Pariser Montmartreplatz glichen, die gleichzeitig von 36 Wasserstrahlen bespritzt wird, von oben und unten, von vorne und hinten – die wackeren Nymphen arbeiteten sich durch nach dem Kajüteneingang, ein halbes Dutzend, an der Spitze die Generalin und Kommandeuse, drangen ein in die Kajüte.

Nun hätte Klothilde ja allerdings weiter spritzen können, aber den Siegerinnen machte das nun nichts mehr aus, die waren schon wie aus dem Wasser gezogen und um unsere schöne Kajüteneinrichtung wäre es doch schade gewesen.

Also die Schlacht war verloren, die Pumpe wurde abgestellt.

Das Parlamentieren mit den sieben triefenden Nymphen begann in der Kajüte. Na, wie die aussahen! Schon allein diese aus dem Leim gegangenen Frisuren!

»Unerhört, unerhört!« war es diesmal unsere Patronin, die das sagte, mußte sich aber dabei das Lachen verbeißen.

»Ich mußte Sie unbedingt sprechen!« keuchte die Frau Kommandeuse, deren üppige Körperformen man jetzt wie in natura bewundern konnte, denn das nasse Spitzenkleid klebte wie ein Trikot an dem taillosen Leibe.

»Das ist Hausfriedensbruch!«

»Ich werde mich dafür verantworten, dafür bestrafen lassen – aber sprechen mußte ich Sie unbedingt!«

»Nun gut – was wünschen Sie denn nur?«

Die Unterhaltung wurde gemütlicher. Die Brunnen-  
nymphen setzten sich, verdarben unsere ganze Möbel-  
garnitur, wofür sie sich später allerdings großartig revan-  
chierten, die Kommandeuse trug ihre Wünsche vor.

Ich fasse es summarisch zusammen. Die Sache war fol-  
gende:

Das ganze gesellschaftliche Leben dieser englischen  
Festungskolonie spielte sich natürlich in den Klubs ab.

Auch die Damen der Offiziere und Beamten und son-  
stigen hochstehenden Persönlichkeiten hatten ihren eig-  
nen Klub – und was für einen, ein ganzes Klubhaus, einen  
richtigen Palast!

Da gingen die Einladungen immer hin und her, keine  
Woche ohne glänzendes Fest, wobei natürlich auch ge-  
tanzt wurde.

Nun war es die alte Geschichte. Alle die Herren hat-  
ten keine Lust mehr zu tanzen. Sie engagierten nicht. Ob  
in Frack oder Uniform – sie alle lungerten gähnend an  
den Wänden herum, die Hände gentlemanlike in den Ho-  
sentaschen, auch die Herren Offiziere, und suchten sich  
möglichst bald wieder zu drücken, nach dem Büfett, an  
den Spieltisch oder sonstwohin. Nur nicht tanzen.

Wenn sich einmal ein Paar drehte, das war eine  
große Ausnahme, da mußte eine starke Pflicht dahinter  
stecken.

»Das ist ein Skandal!« lasse ich die nasse Puderhen-  
ne jetzt selbst sprechen. »Unsere jungen Damen sollen  
tanzen, müssen tanzen! So spreche ich als General der  
Suffragetten. Da sehen Sie wieder, wie freidenkend wir

sind. Das Tanzen hat mit dem weiblichen Wahlrecht gar nichts zu tun. Wir sind Frauen und wollen Frauen bleiben! Wir sind auch einmal junge Mädchen gewesen und haben gern getanzt, deshalb sollen auch die heutigen jungen Damen tanzen! Ich tanze noch heute für mein Leben gern, könnte zwei Stunden hintereinander aushalten. Aber nicht zu machen bei diesen heutigen jungen Herren! Das ist ein Skandal!«

Sie wischte sich die Mischung von Seewasser und Schweiß aus dem knallroten Gesicht – die Patronin war schon immer während des langatmigen Berichtes unruhig auf ihrem Stuhle herumgerutscht.

»Ja, Mylady, was soll ich dabei tun?« fragte sie jetzt.

»Hören Sie mich an, verehrteste Mylady. Hier muß einmal ein Exempel statuiert werden. Diese Herrchen sollen eine Lektion bekommen, eine fürchterliche Lektion! Morgen abend hat unser erster Damenklub seinen speziellen Tanzabend; also einen speziellen Ball, wie jeden Monat einmal. Daß die Herren diesmal nicht eingeladen werden, das war bei uns bereits abgemachte Sache. Eine Bestrafung ist das allerdings nicht für diese Schlappsäcke ... pardon, ich habe manchmal etwas starke Ausdrücke – aber eine grenzenlose Blamage ist es für sie doch, und es wird ja auch eine Skandalaffäre daraus werden. Nevermind, wir wissen immer, was wir tun.

So wollten wir Damen also zusammen tanzen. Aber ganz das Richtige ist das doch noch nicht. Wenn wir nur

andere Tänzer hätten. Aber wen? Daß wir hiesige Männer oder Herren einladen, die dem ersten Klub nicht angehören, das ist aus besonderen, aus politischen Gründen ganz ausgeschlossen – wegen der nächsten Parlamentswahlen, Sie verstehen wohl. Es müssen Fremde sein.

Da, wie Ihr Schiff hier ankam, ging mir die grandiose Idee auf. Ob unsere Tänzer wohlgepflegte Fingernägel oder harte Arbeitshände haben, darauf kommt es uns gar nicht an, da sind wir nicht so. Wir sind ganz moderne Weiber mit starken Weltansichten. Anständig müssen die Männer natürlich sein. Und da dachte ich . . . nevermind, ich fasse mich ganz kurz: Mylady, pumpen Sie uns Ihre Matrosen für morgen abend zum Tanzen!«

Die Frau Kommandeuse hatte gesprochen.

Und das Gesicht unserer Patronin war immer länger geworden.

Ach, hatte die ein langes Gesicht bekommen!

Weshalb, das läßt sich wohl leicht denken.

Ihr Volk, ihre Argonauten, ihre Helden – die sollten für diese faulen englischen »Schlappsäcke« einspringen, sollten diese englischen Dämchen herumschwenken – Tanzmatrosen!

Na, da kam die ja bei unserer Patronin schön an!

»Mylady . . . «

Weiter kam Helene nicht.

Da war mir plötzlich ein grandioser Gedanke durch den Kopf geschossen.

»O ja, Mylady, Sie können unsere Matrosen bekommen, gewiß doch.«

Ein mehr entsetzter als erstaunter Blick der Patronin traf mich, aber ehe sie ein Wort sagen konnte, hatte ich ihr schon unter dem Tische auf den Fuß getreten, und auch von meiner Seite ein Blick – und Helene war nicht auf den Kopf gefallen, die wußte jetzt sofort, daß ich etwas Besonderes vorhatte – ihr langes Gesicht wurde gleich wieder normal.

»Bitte, sprechen Sie darüber mit diesem Herrn, mit dem Waffenmeister, das ist dessen Sache – über die Mannschaft hat nur dieser zu bestimmen.

»Aaaah, der Herr Waffenmeister! Der berühmte Waffenmeister der Argonauten, der sie so phänomenal ausgebildet hat! Es gereicht mir zur Ehre.«

»Dito.«

»Also Sie gestatten, daß Ihre Matrosen für uns Tänzer abgeben?«

»Nu sicher.«

»Sie können doch tanzen?«

»Nu allemal.«

»Denn, wie ich weiß, die meisten sind doch Deutsche.«

»Nu freilich.«

Hierzu bemerke ich, daß die Engländer und Engländerinnen sonst in allen Körperübungen so bewandert, durchweg herzlich schlechte Tänzer sind. Einfach deshalb, weil ihnen die Gelegenheit, also die Übung fehlt. In England kommen da überhaupt nur die sogenannten »besseren Kreise« in Betracht. Im Volke, das seiner Arbeit nachgeht, ist das Tanzen so gut wie unbekannt. Öffentliche Tanzlokale gibt es überhaupt nicht, und die Klubs

müssen doch immer nur als Ausnahme betrachtet werden. Dennoch tanzt der Engländer leidenschaftlich gern, eben gerade deshalb, weil ers nicht kann. Und das Ideal eines Tänzers für ihn ist jeder Deutsche. In England ist man im allgemeinen nicht gut auf den Deutschen zu sprechen, aber im Tanzsaal ist er der vergötterte Held, da muß er ran. Also wer nach England geht, mit der Aussicht, in die »besseren Kreise« zu kommen, zu großen Gesellschaften eingeladen zu werden, in die Klubs – der schmiere sich vorher nur seine Tanzbeine ein! Und nicht zu vergessen: seine deutschen Volkslieder muß er vorsingen! Und da kann er gröhlen wie er will, er wird einen enthusiastischen Beifall ernten! Das ist etwas ganz Merkwürdiges.

»Wieviel Matrosen können Sie stellen?«

»Ja, wieviel Damen sind es denn?«

»Genau 47. Ich mit einbegriffen. Nicht eine mehr und nicht weniger. 47 können kommen, und da müssen sie kommen. Ich bin Präsidentin des ersten Damenklubs von Gibraltar, und da halte ich auf strengste Ordnung. Nur Tod oder schwerste Krankheit könnte entschuldigen. Können Sie 47 Mann stellen?«

»O gewiß. Es müßten allerdings einige Heizer hinzugezogen ... «

»Tut gar nichts zur Sache. Wenn es nur anständige Menschen sind.«

»Sicher.«

»Und natürlich sauber gewaschen.«

»So wie ... «

Na, ich hätte beinahe etwas gesagt, unterdrückte es noch rechtzeitig.

»Tadellos in Kleidung und Manieren.«

»Sie können auch mehr bringen.«

»Kann gemacht werden. Und auch die Kapelle werden wir ... «

»Es spielt wie immer unsere ausgezeichnete Garnisonskapelle.«

»Ach bitte, die Musik möchten wir lieber selbst übernehmen.«

»Weshalb?«

»Weil wir nun einmal ... «

»Gewiß, gewiß, ganz wie Sie bestimmen. Und wie herrlich Ihre Leute musizieren können, das haben wir ja schon erfahren.«

»Wir werden nur die neuesten Tänze blasen ... «

»Ganz wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen. Wir tanzen jede Tour.«

»Jede Tour, schön. Und wann beginnt der Rumm... der Tanz?«

»Punkt acht Uhr. Wenn Sie nur um acht Uhr da sind. Eine Vorstellung gibt es bei solch einer Gelegenheit nicht, nicht im allgemeinen und nicht im besonderen, also auch der Herr stellt sich nicht der Tänzerin vor, das wissen Sie wohl. Um zehn Uhr findet eigentlich ein Souper statt, da wird erst, vorgestellt, aber – aber ... «

»Sie möchten dieses Souper wohl lieber ausfallen lassen?«

»Ja, in diesem Falle – in diesem Falle ... «

»Bitte, sprechen Sie ganz ungeniert. Also kein Souper, keine Tafel.«

»Nein. Bitte nicht. Es wird ein kaltes Büfett aufgestellt werden, das natürlich nichts zu wünschen übrig lassen wird ...«

»Selbstverständlich, selbstverständlich.«

»Und Getränke, auch Champagner – Sie haben doch Ihre Leute genügend in der Zucht, daß sie sich nicht etwa besaufen?«

Wir sprachen englisch, und sie hatte das Wort »boos« gebraucht, das man nicht anders als mit »sauften« übersetzen kann. Obgleich man es in der besten Gesellschaft aussprechen darf. Sonst läßt ja bekanntlich der Engländer selbst die Tiere nur »trinken«, für ihn kann nur ein Mensch saufen – gar nicht so mit Unrecht.

»Aber ich bitte Sie, Mylady, meine Argonauten, was meinen Sie ...«

»I beg your pardon.«

»Und bis wann dauert es?«

»Eigentlich bis zwei. Da sind aber diese Schnupfsäcke von Herren schon regelmäßig alle verschwunden. Es kann auch länger dauern.«

»Bis vier, wollen wir sagen?«

»Das kommt ganz darauf an, wie lange es Ihre Leute aushalten. Die werden das Tanzen doch nicht sehr gewöhnt sein.«

»Allerdings nicht.«

»Aber unsere jungen Mädchen wollen sich einmal austanzen, und ich auch, das muß ich offen gestehen.«

»Meine Leute werden schon ihr Bestes tun. Ist dann sonst alles in Ordnung?«

»Ich wüßte nichts mehr, was zu besprechen wäre.«

Die sieben klitschnassen Nymphen verabschiedeten sich mit herzlichstem Danke, stiegen in unterdessen herbeigeholte Wagen.

»Ach, das wird ja himmlisch!« hörte ich sie noch flöten. Ja, es sollte himmlisch werden.«

Wartet, Ihr Luders, meine Argonauten als Tanzmattrosen gebrauchen zu wollen!

---

Dieser und der nächste Tag verging.

Niemand kam, dessentwegen die Schiffsglocke geisterhaft geläutet hätte.

Einmal kam ein Diener, auch die Frau Kommandeuse selbst, um sich zu vergewissern, daß wir nicht etwa unseren Entschluß geändert hätten.

I Gott bewahre!

Ein Mann, ein Wort!

Da gabs doch gar nichts zu fackeln!

Im Mannschaftslogis wurde schon nichts anderes gemacht als weiße Handschuhe zusammenzuflicken und Lackschuhe herzustellen, bei denen niemand vermutet hätte, daß der Untergrund aus Segeltuch bestand.

Der Abend kam, punkt halb acht rückten wir ab, in Gala tadellos aufgetakelt, 68 ausgewachsene Männer mit zehn Trompeten und Posaunen und zwei großen Pauken.

Fünf Minuten vor acht waren wir klar zum Gefecht.  
Rinn in den Saal!

Da saßen abgezählte 47 Damen im strahlenden Halbkreis und wedelten mit den Fächern.

Ei die Dunnerwetter!

Erstens dieser Saal, zweitens diese Damen!

Denn die wollten sich nicht lumpen lassen, wollten ihre Tänzer nicht lumpen, weil es nur Matrosen waren!

Alles genau wie sonst!

Die prachtvollsten Toiletten, die oben nicht anfangen und unten nicht aufhören, alles ein Gefunkel von Diamanten und Perlen.

»Hört, Kinder,« sagte Doktor Isidor beim Eintreten, »mehr beim Tanzen nischt maust!«

Dann mußte ich schinellstens unseren Mister Tabak beim Schlaffittchen nehmen, denn der hatte schon das im Nebensaal aufgebaute ungeheure Büfett erblickt, wollte gleich drauf los, um es abzugrasen.

Die zwölf abgeteilten Mann hinan aufs Orchester, ein furchtbarer Tusch, wir mit zierlichen Schrittchen losgehüpft auf die Damen, eine Verbeugung gemacht und ...

»Auf der Reitzenhainer Straße hat'ch ne Kaffeefrau erhängt!«

So begannen zehn Posaunen und Trompeten und zwei Pauken loszuschmettern.

Kennst Du, geneigter Leser, dieses schöne Lied, als Tanzmelodie unvergleichlich?

Es ist sehr zu bedauern, wenn Du es nicht kennst. Dann hast Du etwas versäumt. Das mußt Du nachholen.

Es ist ein Hopser.

Die Engländer hopsen nämlich überhaupt alles. So wird aber auch bei Hofe getanzt, auch am deutschen, an allen Höfen. Da wird nur gehopst. Mächtig gehopst. Immer so hoch als möglich. Schleifende Walzer gibt es gar nicht. Immer nur recht hoch gehopst.

Die Matrosen hingegen schleifen mit Vorliebe, und zwar auf den Hacken, aber sie können auch hopsen, wenn sie nur wollen.

Und meine Jungen hopsten. Ich hatte sie doch instruiert. Na und wie die hopsten!

»Auf der Reitzenhainer Straße hat'ch ne Kaffeefrau erhängt!«

Ich will es kurz machen, es wenigstens versuchen.

Acht geschlagene Stunden lang, bis morgens früh um hier, haben wir keine einzige Dame auch nur eine einzige Minute aus den Klauen gelassen!

Nicht eine Viertelminute lang!

Keine hat sich einmal setzen dürfen!

Immer aus einem Arm in den anderen!

Und acht geschlagene Stunden lang schmetterten und tobten ununterbrochen die zehn Trompeten und Posauen und zwei Pauken:

»Auf der Reitzenhainer Straße hat'ch ne Kaffeefrau erhängt . . . «

Ununterbrochen immer ein und derselbe Hopser!

Jeder Musikant, der einmal abtreten wollte, um zu tanzen oder ans Büfett zu gehen, wurde sofort durch einen anderen ersetzt.

Aber bei den Damen gab nichts. Die durften nicht ans Büfett gehen!

Die hatten nicht mit uns soupieren wollen, die hatten nur tanzen wollen . . . schön, mein Püppchen, tanze, immer tanze!

»Auf der Reitzenhainer Straße hat'ch ne Kaffeefrau erhängt!«

Daß jeder seine Tänzerin, wenn sie die Zunge gar zu lang aus dem Hals reckte, schnell einmal tränkte, das war alles.

Aber freigegeben wurde sie nicht, immer aus einem Arm in den anderen!

Und auch zu essen bekamen sie nichts!

»Na was denn? Das waren doch Suffragettes. Die wollten doch mit den Männern gleich Wahlberechtigung haben. Und mit dem Steuerzahlen ist es da doch nicht abgetan. Da muß man auch mit Gott für Fürst und Vaterland in den Krieg. Und da gibts manchmal noch viel länger als acht Stunden keinen Bissen.

Das hier war also eine gute Vorübung, demnach . . .

»Auf der Reitzenhainer Straße hat'ch ne Kaffeefrau erhängt!«

War das etwa fürchterlich? War das Tierquälerei?

Ich kann nur eines sagen: oben in den Logen befand sich die Patronin mit unseren Bordweibern, es gesellten

sich als Zuschauer auch immer mehr Herren hinzu, obgleich die ja gar keinen Zutritt hatten. Heute war ja aber alles außer Rand und Band, sie hatten sich einzuschleichen gewußt.

Und dort oben kugelte man sich vor Lachen!

Im übrigen ging es durchaus anständig zu. Nicht das geringste fiel vor.

Nur Doktor Isidor hatte sich am Likörbüfett wieder einmal wie ein Stint bezechet, machte aber weiter keinen Unsinn, tanzte nicht mehr, klammerte sich hübsch fest und saugte weiter aus den Schnapsflaschen wie eine Biene aus Blumenkelchen.

Und dann allerdings unser Mister Tabak! Der war nicht sehr fürs Tanzen, was man ihm bei solchen krummen Beinen auch nicht verdenken konnte, der weidete nur immer das Büfett ab. Na, da war ja nichts weiter dabei, wenn er nun einmal solchen Hunger hatte. Aber nicht hübsch von ihm war, daß er dann einmal, weil der Büfettisch ungemain breit war, er nicht überall hinlangen konnte, tatsächlich auf allen vieren zwischen den Schüsseln darauf herumkroch und aus den Sardinenbüchsen das Öl aussoff.

Gegen zwei Uhr erlosch plötzlich das elektrische Licht. Spinnenduster war es. Ich glaube sicher, so ein Herr dort oben hatte für diese Finsternis gesorgt.

Aber sie irrten sich. Es wurde ruhig im Finstern weiter getanzt.

»Auf der Reitzenhainer Straße hat'ch ne Kaffeefrau erhängt!«

Es gab einige mächtige Karambolagen, weiter nichts.

Und dann gab es auch noch einen gewaltigen Krach mit Gläsersplittern.

Schon nach wenigen Minuten, während welcher keine einzige Dame aus den Klauen gelassen worden war, flammte das elektrische Licht wieder auf, und da sahen wir die Bescheerung.

Doktor Isidor war nur zwischen die Likörflaschen gefallen.

Hatte sich nicht weiter beschädigt, nur in die Zunge hatte er sich geschnitten, weil er die Scherben ausleckte.

Und ferner war Oskar, der wie ein angeschossener Floh herumhopste, die Füße wirklich meterhoch warf, während der Finsternis in einen Rohrstuhl getreten, gleich durch, hatte den Stuhl am rechten Beine hängen, und er streifte ihn nicht etwa gleich ab, das gabs bei dem nicht, der tanzte erst seine Kaffeefrau zu Ende, und dann erst, als er seine Dame einem anderen überliefert hatte, stieg er aus dem Stuhle heraus, rannte nach dem Büfett, bohrte sich in aller Schnelligkeit wie eine verhungerte Ratte in einen holländischen Käse ein, dann mit noch kauendem Munde auf eine andere Dame losgeschossen, die gerade frei wurde, und ...

»Auf der Reitzenhainer Straße hat'ch ne Kaffeefrau erhängt!«

Um vier marschierten wir in geschlossener Kolonne ab, unsere Damen den Dienern und barmherzigen Schwestern überlassend.

Wie es in dem Saale aussah, will ich nicht zu beschreiben versuchen. Alles eine Nässe. Die Atmosphäre war, wie der stereotype Ausdruck lautet, mit Feuchtigkeit geschwängert. August der Starke zog noch auf der Straße wie eine Schnecke eine nasse Spur hinter sich. –

Ich will es gleich kurz erledigen, was noch damit zusammenhängt.

So hatte ich den Damen, die meine Argonauten als Tanzmatrosen gebrauchen wollten, eine Lektion erteilt.

Aber der Erfolg war eigentlich doch ein recht negativer.

Man denkt wohl, die hätten uns das übelgenommen, uns wegen Tierquälerei verklagt?

I Gott bewahre!

In den nächsten Tagen regnete es geradezu Briefchen, die uns meist auf geheimnisvolle Weise zugestellt wurden.

Wir wurden mit Geschenken überschüttet, deren anonyme Absender sehr leicht zu erraten waren.

Ich zum Beispiel erhielt ein Zigarrenetui zugestellt, inwendig mein Monogramm aus Diamantsplitterchen, das genau so nach Ylang-Ylang und Patschuli stank, wie die Kommandeuse danach gestunken hatte. Habe das Ding niemals gebrauchen können.

Wir bekamen es auch noch direkt zu hören, wie köstlich sich die Damen amüsiert hätten. So etwas sollte recht bald wieder gemacht werden.

Ja, dort in Gibraltar ist mir zum ersten Male aber auch ganz deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß an der

stereotypen Redensart alter, ausgedörrter Lebemänner, die sie in Romanen und auf der Bühne so gern tun, doch etwas Wahres ist: nämlich daß die Weiber einfach ganz unberechenbar sind!

## 55. KAPITEL. DIE GLOCKE LÄUTET!

Wieder waren vier Tage vergangen, und die Schiffsglocke war noch nicht von Geisterhand geläutet worden, kein anderes Zeichen hatte unsere unsichtbare Gönnerin von sich gegeben.

Ich stand neben dieser Glocke unter der Kommandodrücke und überlegte mir, was für ein Mittel ich nun noch probieren könnte, um den ekelhaften Moschusgeruch endlich wieder loszuwerden. Alle Waschungen mit greuner Seep, Soda, Sand und die verschiedensten Räucherungen hatten bisher nichts genützt. Vielleicht existierte der schreckliche Geruch nur noch in meiner Einbildung, aber das half nun nichts, auch das schärfste Paprikafleisch schmeckte mir nach Ylang-Ylang und Patschuli, es war gar nicht mehr zu ertragen.

Selten habe ich so viel geflucht wie damals in Gibraltar, und immer mehr kam ich zur Überzeugung, daß nur ich derjenige gewesen, der bei dieser Geschichte hereingefallen war. Die Frau Kommandeuse hatte mir da einen Denkkettel angehängen, den ich vielleicht Zeit meines Lebens nicht wieder los wurde, und daß die anderen, die ebenfalls mit dieser Dame getanzt hatten, nichts von dem nachträglichen Parfümgestank wissen wollten, das konnte mich nicht trösten.

Und weiß der Teufel, während dieser Zeit, die ich meine Moschusperiode nenne und die mich tatsächlich sehr unglücklich machte, surrte mir fort und fort ein Gedicht durch den Kopf, das ich irgendwo einmal gelesen oder gehört hatte, den poetischen Erguß eines ganz modernen Rinnsteindichters, und für mich hatte diese Sache damals so große Bedeutung, daß ich die geistreichen Verse meinem Leser nicht vorenthalten möchte:

Ich kenn ein glücklich Hundevieh,  
Das wäscht man nur mit Patschuli  
Und wohlriechender Seife.  
Des Mittags kriegt es nur Filet,  
Kriegt es was andres, sagt es: »Nee,  
Solch Fressen, das ist treife.«  
Dich aber lebe wie ein Schwein,  
Der Wind pfeift mir durchs Hosenbein.  
Ich habe keine Decke –  
Ich friere an der Ecke.

Das ist eine Probe der allermodernsten Poesie.

Trotz der frühen Morgenstunde drängten sich die Menschen schon und noch immer auf der Mole, um uns zu bewundern.

Heute war allerdings auch ein besonderer Grund dazu vorhanden.

Gestern nachmittag hatten wir einer Herausforderung der Garnison zu einem Fußballmatch Folge geleistet. Die

Garrison von Gibraltar, wenn sie auch manchmal wechselt, ist selbst in der englischen Heimat als unüberwindliche Fußballmannschaft gefürchtet. Die Kerls haben ja in dem Felsenest nichts weiter zu tun.

Wir hatten uns ihren besten Kämpfern gestellt. Aber mit uns war nichts zu machen gewesen. Innerhalb von 20 Minuten hatten wir acht Tore geschossen, und nicht aus Leichtsinn, sondern wirklich nur aus Großmut hatten wir auch dem Gegner einen Schuß durch unser Tor gestattet.

Da war es kein Wunder, wenn sich die Menge schon bei Sonnenaufgang auf dem Kai staute, um uns Ovationen zu bringen. Denn Fußball ist dem Engländer Fußball, da geht ihm nichts drüber.

Briefe bekamen wir nach wie vor in unverminderter Zahl, aber auch noch immer versuchte ab und zu ein naives Menschenkind, persönlich Einlaß zu finden,

So auch jetzt, in der neunten Morgenstunde. Auf dem Laufbrett stand ein Mann, verhandelte mit den Wächtern.

Es war ein noch junger Mensch, der mir einen ganz verdächtig deutschen Eindruck machte. Außerdem offenbar ein blondlockiger Künstlerkopf, der von dem breitrandigen Sombrero geschmückt wurde.

»Tut mir leid, die Patronin ist prinzipiell nicht zu sprechen!« sagte denn jetzt auch der Matrose auf Deutsch. »Nein, auch der Waffenmeister nicht, nicht der Kapitän, niemand. Sie müssen schreiben, kurz, aber doch ganz bestimmt, was Sie wollen. Ist die Sache eine Antwort wert, dann bekommen Sie eine, sonst nicht.«

So hörte ich den Matrosen sprechen.

Da schrak ich furchtbar zusammen.

In diesem Augenblick begann plötzlich neben mir die Glocke zu tönen, ohne daß der herabhängende und befestigte Klöppel benutzt wurde, ohne daß die große Glocke schwang.

Da muß man wohl erschrecken, wenn man kein blödsinniges Tier ist. Nach Schopenhauers Theorie soll man ja nur über reelle Geistererscheinungen nicht erschrecken.

Wenn ich erschrak, so mußte also die Glocke durch eine irdisch-physische Kraft in Schwingungen versetzt werden, so rätselhaft diese auch sein mochte.

Es mochten ungefähr 20 Schläge gewesen sein, laut und deutlich genug, um das ganze Schiff rebellisch zu machen, wenn auch nicht zu verwechseln mit dem Feueralarm, der übrigens bei uns gar nicht mit der Glocke signalisiert wurde, sondern durch die Sirene mit komprimierter Luft.

Bei den letzten Tönen legte ich die Hand an die Glocke. Die Vibrationen der Metallwände wurden ganz regelrecht gehemmt.

Dann ließ ich Glocke Glocke sein und ging schnell hin nach der Laufbrücke.

»Sie wünschen?«

»Ich möchte gern die Patronin sprechen, die Freifrau von der See Helene Neubert. Bitte, bitte, machen Sie es doch möglich!«

Es war ein männliches, äußerst sympathisches Künstlergesicht, in das ich blickte. Der Ausdruck einer gewissen Melancholie gehört meiner Meinung nach zum echten Künstler – da hatte ich schon in meiner Jugend einige Erfahrungen gesammelt – wenn er auch nicht gerade so stark zu sein braucht wie in diesem Antlitz.

»Sie sind wohl Maler?«

»Ja.«

»Ihr Name?«

»Reinhold Gerlach.«

Da fing die Glocke abermals zu läuten an.

»Schon gut, schon gut, weiß schon!« mußte ich Brummbär nach der Glocke abwinken.

Alles war bereits an Deck gestürzt, denn was es mit diesem Glockenläuten ohne Klöppel für eine Bewandnis hatte, wußten sie ja alle.

»Kommen Sie mit.«

Ich führte ihn in die Kajüte, die Hauptpersonen kamen zusammen, die Patronin nahm schnell den letzten Lockenwickel aus den Haaren. Klothilde hatte noch einige Haarnadeln zwischen den Zähnen.

Kennt man das – mir fällt immer einmal so etwas ein, und dann muß es auch heraus – wie dem Mark Twain, dem berühmten amerikanischen Humoristen, nun leider auch schon im Jenseits, die Marmorstatue gezeigt wird?

Es ist so eine berühmte antike Figur, ein nacktes Weib, das sich mit kokett zurückgeneigten Armen die Haare friert, dabei offenbar in einen Spiegel blickend.

»Wie gefällt Ihnen das?« fragt der Besitzer der Statue.

Mark Twain mustert mit kritischen Augen.

»Ganz unnatürlich, ganz unnatürlich.«

»Was?!«

»Die hat ja keene Haarnadeln im Munde.«

Das ist Mark Twain! Auch ein ehemaliger Seemann, als Pilot und als Heizer gefahren. –

Wir hatten uns gesetzt.

»Nun, mein junger Freund, was bedrückt Sie?«

Ja, ganz gedrückt saß er da. Die feinen Hände gefaltet, mit einem unsäglich traurigen Gesicht.

Dann kam es heraus.

»Meine Schwester ist verschleppt worden.«

»Verschleppt?! Wo denn? Wohin denn?«

»In Konstantinopel – in das Serail des Sultans.«

Ich erzähle es anders, als wie wir es nach und nach erfuhren.

Eine romantische Geschichte, die manchem vielleicht unglaublich klingen mag, und doch passiert so etwas alle Tage, und kein Hahn kräht danach.

Reinhold Gerlach war ein akademisch geschulter Maler, ein talentvoller, ein gottbegnadeter Maler.

Wer einigermaßen Einblick in solche Verhältnisse gewonnen hat, der weiß ja, was es mit der Malerei als Erwerb auf sich hat. Wer kauft denn Gemälde?

»Was soll ich denn mit dem Bilde,« sagt der reiche Parvenu zu dem Künstler, der ihm seine neueste Schöpfung zeigt, ein schönes Weib, nur mit dem Gürtel der Venus bekleidet. »Hundert Taler soll das Ding kosten? Was soll ich denn mit dem Bilde. Nach Modell gemalt? Wissen Sie

was – geben Sie mir die Adresse von dem Mädél, geben Sie mir eine Empfehlung mit – dann kriegen Sie hundert-fünfzig Taler.«

Ich persönlich kenne einen Maler, der – es ist noch gar nicht so lange her – die Familie eines regierenden Fürstenhauses porträtierte. Natürlich auf Bestellung. Da muß er also doch schon einen Namen gehabt halten, auf den eben alles ankommt. Und während dieser langen Zeit hat der Mann bunte Bilder für die Innenseite von Zigarrenkistendeckeln gemalt, entworfen! Um nicht zu verhungern!

Man hält es kaum für möglich. Der mußte doch Vorschuß bekommen. Nein, eben nicht! Auch der spekulanteste Jude gab ihm auf die Porträts der Königskinder hin keinen Pfennig! Denn die Bilder konnten ja mißfallen, brauchten nicht abgenommen zu werden. Da malte der Künstler nebenbei federgeschmückte Indianerinnen auf Zigarrenkisten, um nicht zu verhungern. Die Porträts fanden Beifall – jetzt freilich ist der fein 'raus, jetzt will jeder Isaak Levisohn von ihm konterfeit sein, jetzt wälzt der sich auf Gold.

Kurz, obgleich schon mehrere seiner Werke in verschiedenen Gemäldegalerien ausgestellt waren und enthusiastisch bewundert wurden, pries sich der giottbe-gnadete Reinhold Gerlach glücklich, als er endlich in einer Ansichtspostkartenfabrik als technischer Leiter der Farbenharmonie mit monatlich 150 Mark fest angestellt wurde. Nun brauchte er wenigstens seiner Schwester

Hildgard, die für einen Hungerlohn in einem photographischen Atelier tätig war, nicht mehr zur Last zu fallen.

Es kam noch besser. Auch Hildgard wanderte hinüber in die Ansichtspostkartenfabrik. Und die beiden bekamen zusammen den ungeheuren Gehalt von monatlich 500 Mark. Freilich mußten sie dafür auch die ganze Welt bereisen. Um Sujets für Ansichtspostkarten zu finden. Ohne weitere Reisespesen. Einen Gehilfen hätte Reinhold, wenn er auch photographieren konnte, so wie so mitnehmen müssen, weil er immer eine auseinanderschleppbare Feuerwehrleiter mitzuschleppen hatte, von deren Spitze Gebäude und so weiter photographiert werden mußten – na, da nahm er gleich die Schwester mit.

Die Geschwister merkten ja bald, daß der ungeheure Gehalt hinten und vorn nicht langte, aber sie wußten sich einzurichten, sie kamen durch, und sie sahen dabei doch die Welt.

Als erstes war ihnen die sogenannte Hundelinie vorgeschrieben, die Route von Budapest nach Konstantinopel. Hauptsächlich sollten sie alle interessanten Moscheen mitnehmen, das Innere wiedergeben, und da darf man nicht viel photographieren, da kann man leicht gesteinigt werden. Deshalb eben der gottbegnadete Künstler mit seinem Tuschkasten.

Also Belgrad, Sofia, Philippopel, Adrianopel, Dadscharopel – und so opelten und popelten die beiden weiter bis nach Konstantinopel.

Sie wohnten in der christlichen Vorstadt Pera, wo es aber noch muselmännisch genug zugeht. Ich war auch

schon dort gewesen. Auch dort kann man des Nachts vor dem Geheul der wilden Straßenhunde nicht schlafen, und nach jedem Regen bleibt man im Kote stecken. Sie wohnten bei einer armenischen Familie. Die Armenier sind gar keine unrechten Menschen, in Kleinigkeiten sind sie ehrlich.

Eines Tages war Reinhold auf der Kunstfahrt, Hildgard entwickelte zu Hause die Platten.

Als er heimkam, war sie gerade fortgegangen, hatte etwas beim Drogisten holen wollen.

Sie kam nicht wieder. Zur Polizei gelaufen, zum deutschen Konsul – ja, was sollte da gemacht werden.

Hildgard kam nicht wieder.

Aber am dritten Tage mußte Reinhold Strafporto für einen unfrankierten Brief bezahlen. Er tat es gern, denn er erkannte doch gleich die Handschrift seiner Schwester. Stutzig machte ihn nur, daß das Kuvert selbst hergestellt und zusammengeklebt war.

»Reinhard, ich bin verschleppt worden – ich bin als Odaliske im Harem des Sultans – im Serail, mehr weiß ich nicht – ich werde ganz gut . . . «

Nichts weiter. Vorzeitig abgebrochen.

Der junge Mann machte den großen Fehler, daß er zuerst zur türkischen Stadtpolizei ging und dort auch noch das Zettelchen aus den Händen gab.

Er sah es nie wieder. Wurde nur wegen dieses Zettelchens von Pontius zu Pilatus geschickt und gab seine diesbezüglichen Bemühungen erst auf, als er seine neuen Stiefelsohlen durchgelatscht hatte.

Konsulat, Gesandtschaft, wohlwollende, einflußreiche Persönlichkeiten, die ihn wirklich einmal anhörten – immer nur ein bedauerndes Achselzucken.

Ich will es nicht weiter schildern, mir steigt noch immer das Blut siedend heiß zu Kopfe, wenn ich nur daran denke, was ich damals zu hören bekam. Der junge Mann besaß den unverzeihlichen Fehler, daß er kein Geld hatte. Nicht einmal ein »von« vor seinem Namen. Keine vornehme Verwandtschaft.

Und auch dies alles hätte ihm wohl nichts geholfen. Ja, wenss eine Prinzessin gewesen wäre, die aus Versehen abhanden gekommen und die man im Serail des Sultans vermutet hätte.

Aber wegen solch eines armseligen Malermädels.

Wohl deswegen politische Verwicklungen einleiten? Weiter fehlte nichts!

Diese dreckigen Türkenhunde lachen uns doch aus!

Und die Türken verhöhnen und verachten uns eingeborenen Europäer mit vollkommenem Rechte.

Christliche Generationen haben die herrliche Sophienkirche gebaut, die asiatischen Türken pflanzen den Halbmond darauf, und wir dulden es ruhig. Wir borgen unseren alten Erbfeinden auch noch Geld, um recht viel »Proßentche« zu bekommen.

Doch genug davon.

Der Tag der Abrechnung wird schon noch einmal kommen.

Am 11. Januar dieses Jahres war es gewesen, als Hildgard verschwand.

Zwei Wochen später gehörte Reinhold mit zu denen, die täglich des Mittags vor dem Tor des deutschen Hospitals sitzen und darauf warten, ob für sie von der Krankenkost ein Schüsselchen übrig geblieben ist.

Sein Geld war verbraucht. Ach, was hatte der für Hände füllen müssen! Bakschisch! Ohne irgend etwas dafür zu haben. Alle seine Habseligkeiten schon verkauft. Auch was er noch zu Hause gehabt, hatte er sich schon schicken lassen.

Er selbst aber hatte seiner Fabrik keine Ansichten mehr schicken können, zu fordern hatte er nichts weiter, Vorschuß gab es nicht. Alle wars. Und die Schwester war weg.

Na, schließlich fand er doch noch jemanden, der ihn wenigstens wieder in die Heimat expedierte.

Aber wenn er in Konstantinopel an Ort und Stelle nichts hatte machen können, hier erst recht nichts.

Es war die alte Geschichte: wohl sahen alle, alle, an die er sich hilfeflehend wandte, das himmelschreiende Unrecht ein – »das ist ja unerhört, hier muß unbedingt etwas geschehen, Ihre Schwester muß doch wieder heraus!« – aber diejenigen, die ihm wirklich aus ganzem Herzen helfen wollten, die hatten kein Geld und keinen Einfluß, und die die Macht dazu hatten, die speisten ihn mit schönen Redensarten ab und ließen sich dann gar nicht mehr blicken.

Es ist die alte Sache! Habe selbst persönlich etwas ganz Ähnliches erlebt, was aber nicht hierher gehört.

Die Schwester war für den Bruder einfach tot.

Endlich mußte er es glauben. Er spie auf die Menschen und wurde selbst ein anderer Mensch. So glaubte er wenigstens.

Da er seine Sache ja sonst sehr gut gemacht hatte, nahm ihn die Ansichtspostkartenfabrik wieder an, schickte ihn nochmals auf Kunstreisen, diesmal nach Spanien.

Zuletzt von der Alhambra nach Gibraltar.

Und nun hatte die Glocke geläutet, nun saß er hier vor uns.

»Well,« war es natürlich Kapitän Martin, der mit diesem Worte anfang, als jener schwieg, »wir sollen Ihnen also helfen. Wie stellen Sie sich das nun vor? Was könnten wir für Sie tun?«

Nein, der junge Mann war durch Menschenverachtung kein anderer Mensch geworden.

Oder diese seine Erzählung hatte noch einmal den ganzen Jammer in seinem Bruderherz aufgerührt.

Ach, Geschwisterliebe! Welch herrliches Wort! Wo ist sie denn zu finden?

Ich habe die Augen immer offen gehabt, habe gar scharfe Augen, aber bisher in der Welt verdammt wenig von wahrer Geschwisterliebe bemerkt.

Aber Geschwister, die sich als Kinder zu Hause verklatschen und prügeln und beißen und kratzen, und die dann später als »gesetzte Menschen« beim Teilen der Erbschaft mit Knüppeln dreinschlagen möchten, wenn es anständig

wäre, deshalb lieber die Sache vor Gericht austragen – ja, die habe ich genug kennen gelernt. Bei uralten Jungfern und Brüdern, die den Tadderich haben und sich allein nicht mehr anziehen können, zählt die Geschwisterliebe nicht mehr mit.

Noch niedergeschlagener denn zuvor saß der junge Mann da. Die einleitenden Worte, die unser Kapitän da getan, hatten ihn doch auch nicht eben ermutigen können.

»Ich dachte – ich hatte hier von Ihnen gehört – auch schon früher – und weil Ihr Schiff gerade hier lag – da dachte ich – dachte ich – weil Sie doch so viel den Armen geben – daß Sie – Sie ein mitleidiges – Herz – und – Sie haben doch auch Verbindungen – die Lady of the Sea – mit England – und – und – ein mitleidiges Herz –«

»Gott verdamme mich ewig!«

Alles blickte erschrocken nach mir.

Denn das hatte ich gesagt.

Ich war schon vor einiger Zeit aufgestanden, marschierte in der Kajüte auf und ab.

Und ich bat nicht etwa um Entschuldigung, in Gegenwart von Damen so geflucht zu haben. Auch die beiden Schwestern waren zugegen.

»Ja, Gott verdamme mich ewig! Da brauchen wir gar keine englischen Verbindungen, da segeln wir ganz einfach hin und holen das Mädel wieder heraus, und wenn man sie uns nicht gutwillig geben will, dann . . . «

Und ich ließ eine der Hundepfeifen durch die Luft pfeifen, die bei uns überall herumlagen.

Alsbald heulte Doktor Isidor wie ein Kettenhund auf.

Die Schwippe mußte versehentlich seinen Schenkel gestreift haben – der vielmehr sein Bein, so etwas wie Schenkel hatte das dürre Kerlchen ja gar nicht.

»Auuuuu! Was fällt Ihnen denn ein?!«

»Scheeren Sie sich hinaus, wenn Ihnen das nicht paßt!« schnauzte ich ihn auch noch an. »Sie sind überhaupt ooch so'n orientalisches Brechmittel!«

Er ging nicht. Es konnte auch nicht schlimm gewesen sein.

Dieser Zwischenfall aber charakterisiert meine damalige Stimmung.

Eine wilde Fröhlichkeit war plötzlich über mich gekommen.

Ich war damals ein gar wilder Gesell. Es mußte nur einmal Gelegenheit sein, daß es zum Durchbruch kam.

Obgleich sonst ein gutes Luder! Das Gefühl von Rache und Haß war mir, wie schon einmal erwähnt, ganz fremd. Ich kenne diese Gefühle eben nicht, sie sind mir nicht mit in die Wiege gelegt worden. Vielleicht ist das sogar eine Schwäche. Dann kann ich aber eben nichts dafür.

Aber manches gab es, was ich nicht leiden konnte. Ungerechtigkeit, Vergewaltigung. Da konnte ich böse werden. Da konnte ich außer mir geraten. Um dem entgegenzutreten, einer brutalen Ungerechtigkeit, da riskierte ich sofort meine Existenz, da kam es mir auch auf ein paar Jahre Zuchthaus nicht an, und da hätte es hinterher auch kein Bereuen gegeben.

Und ich hatte sofort einen Bundesgenossen auf meiner Seite.

Jetzt sprang auch die Patronin mit blitzenden Augen auf.

»Na sicher, die holen wir aus dem Serail heraus!«

»Well, wie denken Sie sich das?« fragte Kapitän Martin kaltblütig wie immer zurück.

Da wurde die Patronin gleich wieder etwas unsicher, so blickte sie nach mir hin.

Mein Plan aber war sofort gefaßt.

»Das ist doch höchst einfach!« lachte ich noch immer mit wilder Lustigkeit. »Wir kitschen einfach einen hohen türkischen Würdenträger, so einen Pascha oder etwas ähnliches, von der Straße weg, oder holen ihn, wenn es sein muß, aus seinem Hause heraus, gleich einen türkischen Prinzen, den Thronnachfolger selbst – und dann heißt es: haust Du meinen Juden, hau ich Deinen Juden – heraus mit der Odaliske, die sich schon melden wird, Ihr braucht alle die Weiber nur antreten zu lassen und zu fragen, eher bekommt Ihr Euren Kronprinzen nicht wieder! Na, Kapitän, was machen Sie denn da für ein Gesicht? Sie meinen, das ginge nicht? Oder da machten Sie nicht mit? Weil wir da zu Piraten werden würden? O, die »Argos« braucht damit auch gar nichts zu tun zu haben, da chartern oder kaufen wir einstweilen ein anderes Fahrzeug, die Führung übernehme ich – jawohl, da bin ich bereit, einmal den Piratenkapitän zu spielen, unter einer Maske, und ich versichere Ihnen, daß sich von unseren Jungen genug melden werden, die da mitmachen wollen.«

So hatte ich gesprochen.

Ja, dieser Plan war gut und ausführbar, da hatte auch Kapitän Martin nichts mehr dagegen einzuwenden.

Vorläufig hatte es gar keinen Zweck, weiter darüber zu sprechen, erst mußten wir in Konstantinopel sein, und dazu mußten wir erst Gibraltar verlassen, uns erst vor-schriftsmäßig auf dem Hafenamt abmelden.

Das besorgte ich selbst, ich ging sofort an Land, nur Gerlach kam noch mit, um seine Siebensachen zu holen.

Und jetzt war der junge Mann wirklich ein ganz anderer Mensch geworden.

Er strahlte vor Seligkeit.

Daß wir seinen Wünschen gleich so entgegenkamen, die ganze Sache gleich so einfach auffaßten, das hatte er ja nun freilich nicht erwartet, nicht im kühnsten Traume zu hoffen gewagt.

»Wie soll ich Ihnen nur danken – wie soll ich nur . . . «

»Na, halten Sie die Luft an, holen Sie Ihre Sachen. In einer Stunde müssen Sie zurück sein, dann haben wir vollen Dampf, dann geht es sofort ab!«

»In einer halben Stunde bin ich zurück!«

»Und daß Sie natürlich zu niemandem davon sprechen!«

»Gott bewahre! Ich weiß schon, um was es sich hierbei handelt. Auch an meinem glücklichen Gesicht soll niemand etwas merken.«

56. KAPITEL. DER STOWAWAY.

Als ich nach einer halben Stunde an Bord zurück kam, hatte sich auch Gerlach wieder eingefunden, bereits eine Kabine bezogen.

Es wäre ja vielleicht besser gewesen, wenn wir den jungen Mann, ob er nun hier in Gibraltar von der Entführung seiner Schwester erzählt hatte oder nicht, heimlich an Bord genommen hätten, daß überhaupt niemand von seiner Anwesenheit wußte – aber wenn man so vorsichtig sein will, da wird man ja überhaupt niemals fertig, da verbittert man sich ja das ganze Leben.

Dann hätten wir auch bei jedem Fäßchen Wein und bei jedem Frühstückskorb, der uns als Präsent geschickt wurde, daran denken müssen, daß vielleicht Konkurrenzneid oder sonst irgend eine gelbe Eifersucht durch Gift unserer Argonautenherrlichkeit ein Ende bereiten wolle.

Aber obgleich wir schon einmal mit vergiftetem Büchsenfleisch eine böse Erfahrung gemacht hatten, so dachten wir ja an so etwas gar nicht, und nicht etwa, daß Doktor Isidor, wenn uns Getränke oder Fressalien geschickt wurden, erst eine Analyse gemacht hätte.

Wenn etwas nicht in Ordnung gewesen wäre, das hätten wir schon bald genug im Magen gemerkt, oder wie damals bei dem Strychnin im Kreuze, und damit basta!

Ich erwähne erst jetzt, daß wir hier in Gibraltar wie in jedem englischen Hafen, in dem wir uns angenehm bemerkbar machten, mit solchen Präsenten, die man trinken oder verspeisen kann, geradezu überschüttet wurden. Es ist dies eine englische Eigentümlichkeit, hängt mit dem uralten Picknick zusammen. Das ist ein keltisches Wort und heißt nichts weiter als Gastfreundschaft. In den englischen Volkskreisen wird das alte, echte Picknick noch heute ganz streng gehandhabt. Es ist gerade umgekehrt wie bei uns. Dort wird man beim Besuch nicht bewirtet, sondern der Besuchende bringt Speisen und Getränke mit, oder läßt letztere auf seine Kosten aus dem nächsten Wirtshause holen. Infolgedessen werden in England gerade Familien, deren Ernährer einmal keinen Verdienst hat, von den Nachbarn des Abends recht häufig besucht. Jeder bringt etwas zu essen mit, so viel, daß die arme Familie gleich für einige Tage versorgt ist. Das ist dort eine ganz herrliche Sitte!

In den höheren Kreisen wird das heilige Picknick wenigstens noch der Form nach gewahrt. Wir bringen, wenn wir eingeladen sind oder einen Besuch machen, der Hausdame ein Bukett, den Kindern eine Bonbonniere mit. Der feine Engländer schickt seinem Besuche einen Picknickkorb voraus, mit Delikatessen und Wein und Likör. Der deutsche Kaiser, wenn er dem englischen Königshof einen Besuch macht, bringt regelmäßig einen gefüllten Wildschweinskopf mit. Wer das schon manchmal in der Zeitung gelesen und sich vielleicht gewundert hat,

der weiß nun, daß dies mit der uralten, heiligen Sitte des Picknicks zusammenhängt.

Also in jedem Hafen, in dem sich Engländer befanden. denen wir es angetan hatten, bekamen wir immer massenhaft solche Picknickpräsente zugeschickt, Frühstückskörbe und ganze Kisten oder Fässer mit Wein, wenn der Sendung auch kein Besuch nachfolgte. Da hat das Picknick seine eigentliche Form, seinen ursprünglichen Zweck geändert. Das hängt nun wieder mit den Verhältnissen in den Kolonien zusammen. In den heißen Gegenden halten sich doch frische Lebensmittel und auch geräucherte Fleischwaren nicht lange. Dort sieht man, auch in großen Städten wie Kairo oder Bombay, keine solche Delikatessenzläden wie bei uns. Es ist nämlich auch gar nicht möglich, dort solche feine Fleischwaren herzustellen. Weshalb nicht – das kann nur der Fachmann erklären. Das ist genau so, wie es schon in dem benachbarten Frankreich durchaus nicht gelingen will, ein wirklich gutes Bier zu brauen. Da nützt es nichts, bayrische Bierbrauer hinkommen zu lassen. Mit solchen Experimenten hat man schon Millionen verpulvert, bis man die Unmöglichkeit eingesehen hat. Ebenso wie es unmöglich ist, dem echten Schweizerkäse irgendwie Konkurrenz zu machen.

Nun sind aber gerade im Auslande, eben weil man sie dort nicht so leicht bekommt, solche »Fressalien« unheimlich geschätzt. Dort gibt es Geschäfte, große Agenturen, die nichts weiter als Bestellungen auf Picknickkörbe entgegennehmen. Die will der Engländer aus seiner Heimat haben, wenn sie auch vielleicht in Braunschweig

oder sonstwo in Deutschland gefüllt werden. Das ist ein gar schwunghafter Handel, und das ist auch gar nicht so einfach, dazu gehört viel Erfahrung, die Schiffe müssen genau bestimmt werden, nicht jedes hat einen Eisraum, und da muß man auch genau den Eisenbahnfahrplan kennen, das muß alles Hand in Hand gehen, sonst schlägt einem, wenn man so einen Korb öffnet, nur ein fürchterlicher Gestank entgegen.

Man soll prinzipiell keine Geschenke annehmen, für die man sich nicht revanchieren will oder kann. Wie wir es damit hielten, das habe ich schon geschildert, wie wir damals den Scheck des Mister Carlisle zurückwiesen.

Aber alles mit Ausnahme! Ganz abgesehen von Geburtstagsgeschenken und dergleichen. Man kann auch einer am Wege stehenden Blumenfrau eine Rose abkaufen und sie der ersten besten fremden Dame überreichen. Nimmt die sie nicht an, hat ihr Begleiter etwas dagegen, so stehen die beiden eben nicht auf gesellschaftlicher Höhe. Aber eine Leberwurst kann man ihr nicht plötzlich in die Hand drücken. Das ist jedoch in England erlaubt. Wenn auch etwas bildlich gemeint. Es hängt eben wieder mit dem Picknick zusammen.

Kurz, wenn wir solche Picknickpräsente zurückgewiesen hätten, das wäre für den englischen Absender eine grenzenlose Beleidigung, eine durch nichts wieder gutzumachende Kränkung gewesen. Und wir wollten doch niemanden kränken.

---

Die Kunde, daß unser Schiff in aller kürzester Zeit abdampfen würde, hatte sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt verbreitet. Es wäre gar nicht nötig gewesen, daß unser Schornstein so mächtig qualmte. Dafür hatten schon die Hafensbeamten gesorgt.

Noch einmal wurden wir mit Picknickpräsenten überschüttet. Meist waren es Diener und Dienstmänner und Offiziersburschen, die kleine und große Körbe von gefälligem Aussehen brachten, aber auch ganze Flaschenkörbe mit Wein, dazu eine Karte oder ein Briefchen abgebend.

Alles wurde angenommen. Einen Dank schließt diese Art von Schenkerei aus. Die Begleitschreiben, wenn überhaupt welche dabei waren, kamen gleich so durcheinander, daß wir später gar nicht mehr kontrollieren konnten, von wem die einzelnen Sachen waren.

Schon wollten wir die Laufbrücke einziehen, als noch ein Rollwagen vorgefahren kam, auf dem ein stattliches Faß von bekanntem Aussehen lag, ein englisches Oxhoft, eine halbe »Pipe«, nämlich wenn Portwein in Betracht kam, 238 Liter gleich 64 englische Gallons, gesetzlich vorgeschrieben.

Und echter Douroport war es denn auch, den uns eine Weinfirma im Auftrage eines Lords Harlin schickte.

Wurde dankbar angenommen. Man kann froh sein, wenn man einmal echten Portwein von Douro bekommt. Der geht nur durch englische Hände, und die saufen dort drüben ja alles, was gut ist, selber. Dann setzen sie gequetschte Rosinen mit Zuckerwasser an, Spiritus hinein,

füllen dieses Gebräu in die von ihnen geleerten Pipen und verkaufen es ihren Nachbarn als echten Portwein.

Also das schwere Faß mehr als fünf Zentner wiegend, wurde an Deck gerollt, einstweilen, da alle Luken schon geschlossen waren, mit Klampen festgelegt, die Laufbrücke eingeholt, die letzte Verbindung mit dem Lande gelöst – und fort ging es.

Dort am Kai wurden die Taschentücher und Mützen und Hüte geschwungen unsere Kapelle spielte noch einmal ein Abschiedslied, ganz selbstverständlich »Muß i denn, muß i denn«.

Zwei Stunden vergingen. Den Felsen von Gibraltar hatten wir schon hinter uns, nun ging es ins Mittelländische Meer hinein. Unser Ziel wußte niemand, das braucht man ja nicht anzugeben.

In der Kajüte unterhielt sich die Patronin mit dem jungen Maler. Nicht über seine Schwester, sondern über seine Kunst. Sie wollte ihn auch sonst in ihre Dienste stellen. Gar kein so übler Gedanke. Unsere Kajüten und sonstigen Wohnräume mit solchen Bildern zu schmücken mit schönen Landschaften mit Szenen aus unserem Argonautenleben und so weiter. An so etwas hatten wir noch gar nicht gedacht. Doktor Isidor hatte einen guten Photographenapparat, konnte auch photographieren, war aber viel zu faul dazu, erhielt auch keine Aufforderung. Es war bei uns niemand für so etwas eingenommen. Wir erlebten alles Schöne lieber und behielten es dann einfach in der Erinnerung. Ansichtspostkarten und dergleichen hatten wir nicht nötig. Aber immerhin, wenn der

junge Mann etwas konnte – o ja, solche Ölgemäldchen, das mußte ja ganz hübsch sein.

Ich hatte einige Zeit zugehört und war dann an Deck gegangen. Da unsere Abreise so plötzlich geschehen, gab es noch viel zu tun, was gerade meine Sache als die des Kargokapitäns war.

»Nun hier das Portweinfäß in den großen Proviantraum!«

Die betreffende Luke wurde geöffnet, neben der das Faß schon lag, der Krahn der Winde darüber geschwungen, die Zangenhaken klargemacht.

Weiter kamen wir nicht.

In dem Fasse erscholl ein deutliches, kräftiges Klopfen.

So klopft kein Portwein, auch kein Rosinenwasser. Wir wußten ja sofort, was hier los war.

»Ein Stowaway!« erklang es von den Umstehenden einstimmig.

Ein blinder Passagier, der sich verstaut hat. Dieses englische Wort ist auch in deutschen Seemannskreisen nun einmal allgemein eingeführt.

»Ein Stowaway!«

Wir stellten nicht erst lange Fragen, sondern das Faß wurde gleich hochgekippt, wozu drei starke Männer gehörten, und mit dem Stemmeisen aufgebrochen.

»Ja, wie kann denn aber nur das Faß so schwer sein?!« fragte jemand.

Das war eben das Geheimnis, das ich schnellstens gelöst haben wollte, weswegen ich den Insassen nicht erst anrief.

Denn unsereiner hat doch seine Erfahrung, mir kann doch niemand etwa ein volles Weinfäß abliefern, und wenn man es öffnet, dann kauert nur ein Mensch drin.

So etwas kann man sehr schön in Jugendschriften erzählen, aber in Wirklichkeit ist so etwas ganz ausgeschlossen.

Hier lag wirklich ein großes Rätsel vor, das wir durch eigene Untersuchung schnellstens lösen wollten.

Das Rätsel war bereits zur Hälfte gelöst, als mit dem Holzdeckel zugleich eine dicke Bleiplatte herausgehoben wurde, wobei zwei Männer tüchtig zufassen mußten, so schwer war sie.

Und ehe ich noch in das Faß blicken konnte, da schnellte schon wie aus dem bekannten Kasten das Teufelchen an der Spiralfeder heraus, aber keine rote Fratze mit Hörnern, sondern ein liebliches Mädchenantlitz oder zuerst wäre mir beinahe ein großer Samthut an die Nase gefahren, dann erst folgte das liebliche Gesichtchen wie Milch und Blut, dann folgte ein weißer Spitzenkragen nach, dann ein dunkles Kleidchen, und dann machte das, was in dem Kleidchen steckte, über den Faßrand mit gleichen Füßen eine kunstgerechte Hocke, und neben dem Fasse stand ein allerliebstes Mädchel von etwa 12 Jahren im kurzen Kleidchen, das aschblonde Haar offen und vorn über beide Schultern fallend – so stand das Mädchel da, den einen Fuß im Schnallenschuhchen etwas vorge setzt, die Arme in die Hüften gestemmt – so stand es da, öffnete das rote Mündchen und sagte ganz einfach:

»Lady Evelyn, Duchesse von Suffolk, Peeresse.«

So, nun wußten wir es.

Also eine englische Herzogin. Aber nicht eine, die es durch Heirat wird, sondern eine geborene Herzogin, eines Herzogs Tochter, die keinen Bruder hat, die also nach des Vaters Tode die Herzogswürde erbt und fortpflanzen soll, die also auch die Peerswürde mit allen Rechten und Pflichten übernimmt, die auch einen Sitz im Oberhaus haben müßte, wenn dort Weiber Sitze hätten.

Also eine Peeresse, welche, wenn die englische Königsfamilie ausstürbe, eine neue Königsdynastie begründen könnte.

Und ehe wir noch etwas sagen kannten, fuhr das rote Mündchen schon zu plappern fort, im schönsten Deutsch:

»Denken Sie nicht etwa, daß Sie mich wieder los werden! Drehen Sie nicht etwa um! Lebendig bringen Sie mich nicht an Land! Ich will bei den Argonauten aufgenommen werden, will als Schiffsjunge anfangen, und damit fertig!«

So, wenn die mit allem fertig war, dann wars ja gut!

»Bitte, Mylady, folgen Sie mir in die Kajüte.«

Vor der Patronin legte sie offene Beichte ab, nur ich war noch zugegen. Es hätte doch vielleicht etwas dabei herauskommen können, was sonst niemand zu erfahren brauchte. Aber es war gar nicht der Fall.

Die kleine Waise – denn das mußte sie wohl sein, sonst hätte sie ja keine regelrechte Peereß sein können – stand unter der Vormundschaft ihres Onkels mütterlicherseits, des Lordes Eugen Harlin, der wegen eines Brustleidens, das aber nach Behauptung seiner liebenswürdigen Nichte

nur eine eingebildete Schrulle von ihm sein sollte, jeden Winter in Gibraltar verbrachte, das ein so mildes, glückliches Klima besitzt, daß dort sogar Affen in Freiheit leben können, ohne die Schwindsucht zu bekommen.

Auch die kleine Peereß mußte immer mit, sie hatte in der palastähnlichen Villa ihren Hofstaat.

Jawohl, ihren eigenen Hofstaat. Man muß nur wissen, was so eine Persönlichkeit zu bedeuten hat. Wenn so ein vollblütiger englischer Lord, der nicht inkognito reist, nach Berlin kommt, so kann der nicht etwa in einem Hotel absteigen, sondern der wird als Gast des Kaisers empfangen. Das ist gar nicht anders möglich. Oder er muß inkognito reisen. Jeder Lord, der zugleich Peer ist, ist thronberechtigt.

Doch davon abgesehen. Oder auch nicht so abgesehen. Ich hätte bei der ja nicht den Oberhofmeister spielen mögen. Das war ein ganz böser Racker.

Sie hatte schon viel von den Argonauten gehört, hatte schon immer die Absicht gehabt, in diese seemännische Gesellschaft mit einzutreten. Wenn sie nur gewußt hätte, wo dieses rastlose Schiff zu erreichen gewesen, dann wäre sie schon längst durchgebrannt.

Das vertraute sie natürlich nicht ihrem Onkel und auch keiner Ehrendame an – so dumm war die doch nicht – sondern nur ihrem Freunde Jimmy.

Jimmy, ein in den Kolonien ergrauter Soldat, hatte den Stall unter sich. Aber nicht etwa als Oberstallmeister, hatte überhaupt eigentlich gar nichts mit den Pferden zu tun, nur mit dem Mist. War einfach ein Stallknecht. Aber, wie das nun manchmal so kommt, gerade der war der kleinen herzoglichen Herrlichkeit intimster Freund und Berater. Er mußte übrigens, was sie dann alles von ihm erzählte, ein ganz kapitaler Bursche sein. War schuß- und stichfest, konnte Freikugeln gießen, Warzen versprechen, und wenn er Karten gab, so hatte er regelmäßig die höchsten Trümpfe. Eben so ein alter Soldat, der sich in aller Welt herumgeschlagen hatte.

Natürlich konnte Jimmy auch wahrsagen. Nicht aus den Karten, sondern aus alten Bleikugeln, da hatte er sein eigenes System. Und da prophezeite er mit untrüglicher Gewißheit heraus, daß jetzt für seine kleine Herrin noch nicht die Zeit zum Durchbrennen gekommen sei, um sich den Argonauten anzuschließen, sie müsse noch warten, bis es das Schicksal oder seine Bleikugeln bestimmten.

Mir schien, daß der Alte selbst ein bißchen das Schicksal gespielt hatte, er wollte das Herzogskind von solch einem Streiche abhalten.

Da aber kam die »Argos« selbst nach Gibraltar, und nun ließ sich Evelyn durch nichts mehr abhalten, und wollte ihr alter Freund nicht ihre ganze Gunst verscherzen, so mußte er jetzt behilflich sein, sie an Bord zu bringen.

Dem Onkel den Wunsch als Bitte vorzutragen, daran war natürlich gar nicht zu denken. Zuerst wurde einige

Male an die Patronin geschrieben, es konnte ja doch sein, daß sie so romantisch war, um die kleine romantische Peeresse gleich anzunehmen, die Briefe wurden immer drohender, als aber gar keine Antwort kam, da mußte Jimmy seinen Rat erteilen, wie sie dennoch an Bord kam.

Es war ja schließlich einfach genug. Es ist ja so leicht, auch ohne Geld und Erlaubnis an Bord eines Schiffes zu kommen und eine Seereise mitzumachen.

Jedes Schiff ist ja, wie gesagt, im Hafen immer zugänglich und da kann man schon eine Gelegenheit erspähen, sich in den Kohlenbunkers oder im Laderaum zu verstecken, und auf hoher See kriecht man dann hervor, wegen solch eines blinden Passagiers dreht das Schiff nicht etwa um oder läuft einen Hafen an.

Jawohl! Um Gottes willen, daß kein unternehmender Jüngling so etwas machen will! Von hundert, die das riskieren, kommt kaum einer lebendig wieder zum Vorschein. Die Leichen, die immer einmal beim Löschen des Schiffes, beim Ausladen, gefunden werden, erzählen davon. Auf den Stowaway werden noch Kohlen geschüttet, Kisten und Säcke geladen, und aus ist es mit ihm! Er mag schreien und pochen wie er will, in den seltensten Ausnahmefällen wird er gehört. Wohl ihm, wenn er erstickt, ehe er verhungert und verschmachtet.

Das alles war dem alten Jimmy bekannt, der als englischer Kolonialsoldat Seereisen genug gemacht hatte.

Und selbst wenn es während einer unserer Vorstellung dem Stowaway gelang, ein sicheres Versteck zu finden,

wo ihm so etwas nicht drohte, etwa in einer Kabine unter einer Koje, so war doch mit unseren vielen Hunden zu rechnen, und da hatte der alte Jimmy allerdings auch ganz recht. Denn da wir ja in jedem Hafen mit Anträgen von Männern und auch genug von Weibern überschüttet wurden, die zu uns an Bord wollten, so waren wir vor Stowaways immer auf unserer Hut, vor dem Verlassen eines Hafens suchte regelmäßig die ganze Hundemeute unter Peitschenmüllers Leitung alle Innenräume des Schiffes ab, auch nach jeder Vorstellung, und wir hatten auch schon mindestens zwei Dutzend Stowaways gefunden, wovon ich nur nicht gesprochen habe, weil es eben nicht am Platze war. Jedenfalls entging diesen Nasen unserer Hunde, die daraufhin nun schon scharf gemacht worden waren, keine fremde Person mehr, die sich nach einer Vorstellung oder gar bei Abfahrt des Schiffes noch an Bord aufhielt, der Betreffende mochte sich auch noch so gut und noch so tief im Schiffe versteckt haben. Dann waren immer alle Durchgänge geöffnet, die Hunde durchstrichen ganz von selbst das ganze Schiff – sie fanden jeden!

Sollte Evelyn mit List an Bord gebracht werden, woran der alte Sünder jetzt wirklich mit Enthusiasmus einging, so konnte das nur in der letzten Minute vor der Abfahrt geschehen, in Verpackung.

Als solche kam eine große Kiste oder ein Champagnerkorb oder ein Faß in Betracht.

Aus verschiedenen Gründen entschloß sich Jimmy für ein genügend großes Faß für eine halbe Pipe.

Die Vorbereitungen wurden schnellstens getroffen. Es war ja ganz unbekannt, wann wir Gibraltar wieder verlassen würden.

Das Oxhoft war schnell besorgt. Daß dies alles in größter Heimlichkeit geschah, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Nun handelte es sich vor allen Dingen darum, dem Fasse die nötige Schwere zu geben. Denn so dumm war Jimmy nicht, so eine Erzählung zu glauben, daß etwa ein Faß mit Salzfleisch geöffnet wird, und zum Vorschein kommt ein Mensch. Da müßte sich ein Mensch so in das Faß pressen, daß der Innenraum vollkommen ausgefüllt wird, eben als wäre zusammengepreßtes Salzfleisch drin. Und selbst wenn hundert Fässer übergenommen werden, die Matrosen merken doch sofort, wenn statt des deklarierten Salzfleisches lebendiges drin ist, der Unterschied im Gewicht ist eben gar zu groß, das Faß würde sofort untersucht werden, nur um sich von dem Lieferanten nicht prellen zu lassen.

Nein, so einfach ist das nicht, wie man sich das manchmal denkt.

Aber der alte Haudegen wußte Rat.

An das Grundstück der herzoglichen Villa oder des Palastes grenzte eine Niederlage der Garnison, auch alte und neue Bleiplatten waren darin massenhaft vorhanden. Die Felsenkammern, in denen die Geschütze in Lafetten stehen oder in Ketten hängen, sind nämlich mit Bleiplatten ausgepolstert, weil Blei den Schall außerordentlich dämpft, besser wie das weichste Holz, so gut wie Filz, ohne wie dieser den Pulvergeruch anzunehmen, der

sich nach und nach bildende Pulverschleim kann abgewischt werden.

Dort hinten hatte Jimmy schon seine Freunde, alte Veteranen, die besorgten ihm so viel Bleiplatten, wie er haben wollte. Wie es in solchen Militärniederlagen eben manchmal zugeht, nicht nur in englischen.

Um das nötige Gewicht auszurechnen, dazu waren keine besonderen mathematischen Kenntnisse nötig. Ungefähr vier Zentner waren noch nötig. Also einige Bleiplatten wurden zugeschnitten und zu Zylindern gebogen, andere bildeten den Boden und Deckel. Dann war für das Kind noch immer Platz genug drin, es konnte sich auch umdrehen, falls es mit dem Fasse einmal auf den Kopf gestellt wurde. Boden und Deckel ruhten fest auf den Bleizylindern, konnten unmöglich herabfallen, weder nach innen noch nach außen, wohl aber konnte Evelyn, wenn sie sich mit Füßen und Händen stemmte, ohne besondere Kraftanstrengung den oder jenen Deckel herausdrücken. Das war alles ganz vortrefflich arrangiert. Wenn Jimmys Erfindungskraft dazu nicht ausreichte, so wußten seine Freunde besseren Rat, denn die hatte er eingeweiht, und die alten Soldaten machten ja nur zu gern so etwas mit.

Dann noch genügend Luftlöcher gebohrt, von außen kaum bemerkbar, und die Sache war allright. Eine mehrstündige Probesitzung hielt Evelyn ganz vortrefflich aus.

Nun handelte es sich nur noch darum, die Abfahrt der »Argos« zu erfahren. Die Abmeldung des Schiffes mußte unbedingt auf dem Hafenamt geschehen, und auch dort

fand Jimmy seine verschwiegenen Helfershelfer. Fünf Minuten später, nachdem die Abfahrt gemeldet wurde, erfuhr auch Jimmy davon, bei Tage wie bei Nacht. Nach dieser Abmeldung hat, wenn nicht ganz zwingende Ausnahmen vorliegen, mindestens noch eine Stunde zu vergehen, ehe das Schiff den Hafen oder vielmehr seinen Anlegeplatz verlassen darf, und dicht daneben war eine Speditionsfirma, bei der ein Kutscher und ein Rollfuhrknecht auch schon ins Vertrauen gezogen waren.

Kurz und gut, nicht das geringste war vergessen worden, und wie alles geklappt, hatte ja das Resultat gezeigt.

–

So hatte uns die kleine Prinzeß berichtet. Denn das war sie. Sie konnte aber nicht so angeredet werden, weil eine Peereß noch viel mehr ist. Die wird auch nicht mit »Mylady« angeredet, wie ich es getan, sondern mit »Your Ladyship«. Doch davon abgesehen – sie wurde dann unsere Prinzeß.

Sie hatte zu ihrem Bericht viel kürzere Zeit gebraucht als ich hier.

Helene blickte mich an und ich sie, und dann betrachteten wir wieder das reizende Kind, das auch als Arbeitermädchel in die ordinärsten Kleider gehüllt sein konnte, um ebenso reizend zu sein.

»Ja, Mylady – oder Prinzeß – was soll denn nun daraus werden?« begann dann die Patronin.

Zunächst klatschte die Prinzeß die vorgeworfenen Hände zusammen, als ob sie eine Fliege fangen wolle, und dann wußte sie gleich Bescheid.

»Na ich bleibe eben hier an Bord.«

»Wir bringen Sie sofort nach Gibraltar zurück.«

»Probieren Sies mal!« lachte sorglos das Rosenmündchen.

»Was wollen Sie denn dagegen tun?«

»Lebendig bekommen Sie mich nicht wieder von Bord.«

»Ach Prinzeß, reden Sie doch keinen Unsinn. Ich kann mich wirklich nicht anders ausdrücken.«

»Sie werdens schon sehen. Sobald Sie mich mit Gewalt von Bord entfernen wollen, werden Sie etwas ganz fürchterlich Entsetzliches erleben. Und wenn es Ihnen durch eine List gelingt, mich an Land zu bringen, etwa wenn ich schlafe, daß Sie mir etwa erst einen Schlaftrunk eingehen, dann ... haben Sie mein Leben auf Ihrem Gewissen. Ich begehe Selbstmord, verlassen Sie sich nur darauf.«

Durchaus nicht theatralisch hatte sie es gesagt, sogar mit lachendem Munde.

Aber ... wir lachten durchaus nicht mit. Man weiß ja, wozu solch verrückte Mädels fähig sind, gerade aus solchen Kreisen.

Ehe wir jedoch etwas sagen konnten, lag die kleine Herzogin schon vor der Patronin auf dem Teppich umklammerte ihre Knie, und jetzt klang ihre Stimme ganz anders.

»Bitte, bitte, allerliebste Mylady, behalten Sie mich doch bei sich! Ach, wenn Sie wüßten, wie ich mich danach sehne, hier dieses Leben mitmachen zu können!

Und Sie haben ja auch noch viele Jungen und auch ein kleines Mädchen bei sich! Ich will ja alles, alles tun, was Sie von mir verlangen, die schmutzigste Arbeit und die schwerste Arbeit, ich will waschen und scheuern und putzen! Und wenn Sie wüßten, was ich in den letzten Tagen alles gemacht und ausgestanden habe, um meinen Plan auszuführen, ich habe keine Nacht mehr geschlafen, denn die Meldung konnte ja auch des Nachts kommen, daß Sie gleich abfahren, und ich mußte mich immer bereit halten . . . «

Sie sprach und flehte noch weiter. Für mich war nichts weiter nötig.

Mir stieg es wieder einmal so siedend heiß zum Herzen empor, ich war aufgesprungen.

»Genug, die bleibt an Bord!«

Die sonst so romantisch und phantastische Patronin war diesmal vernünftiger als ich.

»Ja, um Gottes willen, das geht aber doch nicht! Und wenn sie schließlich auch bei uns bleiben könnte . . . denken Sie doch nur an den Lord, an ihren Onkel, die Prinzess wird doch bereits vermißt . . . «

Mit einem Jubelschrei, wie ihn der gefangene Vogel ausstößt, wenn er durch die geöffnete Tür seinem Käfig entflieht, war das Mädels aufgeschnellt und hing an meinem Arme. Denn jetzt war natürlich ich es, an den sie sich zu halten hatte.

»Das habe ich mit meinem Jimmy doch schon alles verabredet!« jauchzte sie.

»Was denn verabredet?« mußte ich ob dieses Glückes lachen.

»Na, der erzählt doch nun gleich, wo ich mich befinde, drei Stunden später, nachdem das Schiff abgefahren ist, das haben wir natürlich ausgemacht, so in Angst will ich meinen guten Onkel doch nicht lassen.«

»Aber auch Jimmy weiß doch gar nicht, ob wir Dich auch wirklich gefunden haben, Du konntest ja dennoch verunglücken, nur als Leiche gefunden werden.«

»Ja, das mußte natürlich riskiert werden, wer nichts wagt, gewinnt nichts, aber Jimmy hielt die ganze Geschichte für totsicher, und auch das Weitere haben wir ja ausgemacht.«

»Was denn?«

»Sobald ich zum Vorschein komme und alles in Ordnung ist, berichten Sie dem ersten Schiffe, das durch die Straße von Gibraltar geht, daß ich hier an Bord bin und bleibe, das meldet das Schiff dann nach der Festung hinauf . . . «

»Aber Kind, mein Kind, das hättest Du doch gleich sagen sollen!«

»Kind, mein Kind – ach, wie herrlich das klingt!« jauchzte sie sofort, nicht etwa unverständlich für mich.

Es machte der kleinen Peereß, vor der doch jedenfalls alles kroch, eben den größten Spaß, von einem Fremden so familiär angedet zu werden, und ob nun englisch oder französisch oder deutsch, das macht für derartige Kinder ja gar keinen Unterschied, die lernen die

Hauptsprachen doch gleich von kleinauf, haben danach ihre Umgebung.

»Wo fahren Sie hin?«

»Nach Konstantinopel!« durfte ich jetzt verraten, wenn es da überhaupt etwas zu verraten gab.

»Na, da kommt mein Onkel einfach nach Konstantinopel nach!«

»Und dann?«

»Na, dann bleibt er natürlich mit an Bord.«

»Was, dann bleibt er an Bord?« stutzte die Patronin wie ich.

»Ja natürlich, wenn ich an Bord bleibe, dann muß der auch hier sein, das geht doch nicht anders. Was meinen Sie denn wohl, was der als Vormund für eine Verantwortung für mich hat! Und Sie erlauben doch, daß mein Onkel auch mit an Bord bleibt, bitte, bitte von dem alten Herrn merken Sie ja überhaupt gar nichts!«

In aller Schnelligkeit teilte sie uns etwas von der Lebensweise ihres Onkels mit. Der alte Herr war ein Sonderling, ein ganz großer. Nur wegen seiner herzoglichen Nichte mußte er viele Dienerschaft oder sogar einen ganzen Hofstaat unterhalten, er selbst hatte gar keine Bedienung nötig, wollte keine haben, hätte am liebsten sich selbst sein Essen gekocht und selbst sein Bett gemacht, teils aus philosophischen, aus stoischen Gründen, teils eben aus Schrullenhaftigkeit. Man findet so etwas sehr oft in solchen Kreisen. Ich will nur er wähnen, daß Rockefeller, der amerikanische Petroleumkönig, der reichste Mensch auf diesem Planeten, ebenfalls nur von Brot und

Früchten lebt und tatsächlich sein Bett in seiner Kammer selbst macht. Das sind Ansichten. Er will von aller Welt möglichst unabhängig sein. Da muß man wohl selbst erst einmal so viel Millionen und Milliarden zusammengeschart haben, um auf solche Ideen zu kommen. Für den aber, der ernster darüber nachdenkt, ist das alles ganz begreiflich.

»Er wird sicher keinen einzigen Diener haben wollen, wenn er nun einmal hier bleibt. Wenn er nur Schach spielen kann.«

»Schach?!«

Wir erfuhren, daß des alten Herrn ganzer Lebensberuf darin bestand, selbstgesetzte Schachprobleme zu lösen.

Na, da konnte er ja bei uns allerdings an Doktor Isidor einen Gesellschafter finden, der würde ihn schon zu fesseln wissen.

»Und Jimmy kommt dann noch an Bord, nicht wahr?« schmeichelte sie weiter.

Denn für die war das nun eben alles schon ganz ausgemachte Sache.

»Ja, dann können wir aber doch gleich wieder nach Gibraltar zurückfahren und den Lord Harlin abholen, wenigstens erst einmal mit ihm sprechen.«

»Ja, das können wir. Nur nicht in den Hafen hinein.«

»Warum nicht?«

»Weil sonst das Schiff unter englischen Hafengesetzen steht und festgehalten werden kann.«

»Was sollen wir sonst tun?«

»Natürlich in neutralem Wasser liegen bleiben.«

»Weshalb das?«

»Na, da kann Ihnen doch auch kein Kriegsschiff etwas anhaben, darf Ihnen nicht befehlen, in den Hafen zu kommen?«

»Weshalb denn nicht?«

»Nu, weil Sie doch die englische Halbkriegsflagge führen.«

Wir staunten ja nicht schlecht.

Die beiden hatten eben absolut nichts vergessen, konnten ja auch die Verhältnisse recht wohl kennen.

Es kam nur alles so altklug und siegessicher aus dem Kindermunde heraus!

»Wenn Ihr Onkel Sie aber nun wieder mitnimmt?«

»Ja, wie soll er denn nur?! Ich gehe einfach nicht. Und wenn Sie mich nun gar unter Ihren Schutz nehmen, was Sie doch ganz selbstverständlich tun. Und wenn mein Onkel auch auf einem Kriegsschiffe kommt, das hat Ihnen doch gar nichts zu sagen.«

Es war nichts zu machen, die hatte sich mit ihrem Freunde alles klipp und klar überlegt.

Nur um das An-Bord-Kommen hatte es sich gehandelt, und dieses Problem hatten sie eben zu lösen gewußt.

Es wurde nur noch mit Kapitän Martin gesprochen – der hatte nichts dagegen einzuwenden.

Also wieder umgedreht, und als wir die Signalstation auf der Felsenfestung wieder in Sicht hatten, das Signal gegeben, daß wir zu sprechen wünschten.

Da aber wurde dort oben auch schon die »Argos« angerufen.

»Ist die Duchesse von Suffolk an Bord?«

»Ja.«

Jimmy hatte also bereits gebeichtet. In Gibraltar mochte ja eine schöne Aufregung herrschen. Eine englische Herzogin und Peereß läßt man nicht so ohne weiteres verschwinden.

Es wurde weiter signalisiert.

»Ist sie wohl?«

»Allright!«

»Sofort zurück!«

Waren die verrückt, wurden die Engländer vom Größenwahnsinn geplagt?

Diesem Befehle brauchten wir durchaus nicht nachzukommen, wir befanden uns in internationalem Wasser und ließen lustig die halbe englische Kriegsflagge flattern.

Dort oben kletterten weiter die bunten Lappen hoch.

»Warten! Ein Kanonenboot schon unterwegs!«

Ja, warten wollten wir. Obgleich wir auch das nicht nötig gehabt hätten.

»Lord Harlin an Bord?«

»Ja.«

Das Gespräch war beendet.

Eine halbe Stunde später kam das Kanonenboot, schon mehr ein Torpedojäger, angerauscht, angebraust.

Die See war so ruhig, daß es an Bord beilegen konnte, wozu der Kommandant aber erst um Erlaubnis gefragt hatte.

Dem alten Herrn, der alsbald das Fallreep heraufkletterte, sah man durchaus nichts von seiner eingebildeten Lungenschwindsucht an, und nicht etwa, daß er »geblüht« hätte.

»Ach, daß man mir die Vormundschaft über solch einen Wergel aufgehalst hat!«

Das war sein erstes Wort, als er das Deck betrat. Dann wurde er wieder ganz steife Würde.

»Wo befindet sich Ihre herzogliche Herrlichkeit, die Peereß von Suffolk?«

»In der Kajüte.«

»Ich möchte Ihre Ladyschaft sprechen.«

»Bitte sehr.«

Gott sei Dank, daß der nicht erst mit uns anfang, es gleich mit der Durchbrennerin persönlich abmachen wollte.

Was die nun ausmachten, das ging uns ja nichts mehr an.

Drinnen in der Kajüte ging es äußerst lebhaft zu, reichlich eine Viertelstunde lang.

Manchmal quietschte eine Stimme, wie eben nur so ein Mädels quietschen kann, der alte Lord konnte seiner fürstlichen Nichte gegenüber auch brüllen. Aber immer leiser wurde seine Stimme, immer demütiger, und dann hörten wir auch etwas wie Schluchzen.

Es tat uns leid, herzlich leid, aber wir konnten es nicht ändern.

Das junge Dämchen mit Gewalt zu entfernen, das durften wir gar nicht wagen, das wußten wir nun schon

Die Kajütentür öffnete sich wieder, die Prinzeß flog mir direkt an den Hals – mir, nicht der Patronin. Ich hatte ja aber auch zuerst die Entscheidung gegeben.

»Ich darf bleiben, ich darf bleiben!« jubelte sie an meinem Halse.

»Nur bis nach Konstantinopel, nur bis nach Konstantinopel!« setzte der ihr folgende Onkel hinzu, sich schnell noch einmal die Augen wischend. »Es ist nur einmal eine kleine Vergnügungsfahrt bis nach Konstantinopel. Ja, gestatten Sie aber, daß auch ich die an Bord Ihres Schiffes mitmache?«

»Aber selbstverständlich Mylord, es gereicht uns zur höchsten Ehre!«

»Und Ihre Ladyschaft möchte gern auch den Jimmy mitnehmen . . . «

»Bitte sehr.«

»Nun haben wir aber gar keine Garderobe . . . «

Doch, dafür war ebenfalls schon gesorgt.

An Deck des niedrigen Kanonenbootes hatte sich schon immer ein weißhaariger Bursche bemerkbar gemacht, pfiffig zu uns heraufblinzelnd.

Es war Jimmy, der die Fahrt hatte mitmachen müssen, um gleich hier an Ort und Stelle weitere Rechenschaft zu stehen.

Aber Jimmy hatte auch, ohne dazu eine Aufforderung zu bekommen, zwei große Koffer packen lassen, einen für den Lord, einen für die Duchesse, hatte sie mitgenommen, ohne daß sein Herr etwas davon gewußt hatte.

Sie brauchten nur heraufbefördert zu werden.

»O dieses Komplott, dieses Komplott!« stöhnte der alte Herr, als er Einsicht in die ganze Sache bekam. »Daß mir so etwas noch passieren muß! Sagen Sie mal, Herr Waffenmeister – nicht wahr, Sie sind doch der Waffenmeister – Ihr Schiffsarzt soll doch ein so ausgezeichnete Schachspieler sein? Beschäftigt er sich auch mit Problemen, damit ich mir bis nach Konstantinopel die Zeit etwas vertreiben kann?«

Das konnte ich ihm versichern – und das Kanonenboot konnte wieder zurückdampfen, wir unseren Weg nach Osten fortsetzen.

So hatten wir wieder drei neue Personen an Bord bekommen, ohne daß es irgendwie in unserer Absicht gelegen hätte, und die wir in Konstantinopel natürlich nicht wieder los werden sollten.

Und was es für uns bedeutete, eine englische Peereß an Bord zu haben und vielleicht noch mehr den Lord Eugen Harlin, den ehemaligen englischen Kolonialminister, das sollte uns später noch klar werden.

## 57. KAPITEL. DIE TAUBE DER ARGONAUTEN.

Drei Tage später, aber schon am Abend, wir hatten genau die Hälfte des Weges nach Konstantinopel hinter uns, saß ich in meiner Salonkabine am Schreibtisch und stellte für den nächsten Tag die Sportroutine auf, den Stundenplan für die obligatorischen Sportübungen, an denen sich nun auch die kleine Prinzeß schon wacker beteiligte.

Diese mußte dabei freilich besonders berücksichtigt werden, das zwölfjährige Mädchen konnte noch nicht

wie die gleichaltrigen Kinder, die nun seit einem Jahre unter meiner Fuchtel standen, mit spielender Leichtigkeit Gewichte von einem halben Zentner und noch mehr stemmen, konnte an Körperkraft auch der nunmehr achtjährigen Ilse bei weitem nicht das Wasser reichen, nicht einmal den sechsjährigen Jungen. Aber wenn die kleine englische Herzogin auch nur sieben Tage an Bord blieb, uns in Konstantinopel wieder verließ, und sie behielt diese Zeit in ihrer Erinnerung, wahrscheinlich als die schönste aus ihrer Kinderzeit, und sie befolgte meine einmal gegebene Anleitung prinzipiell systematisch weiter, so würde sie es mir dereinst wohl Dank wissen.

Wie mir vielleicht auch mancher Leser Dank wissen wird. Ich werde über diese meine Erziehungsmethode zur Ausbildung der höchstmöglichen Körperkraft später noch einmal ausführlich sprechen. Obgleich die im 4. Heft auf Seite 239 und folgenden gegebenen Andeutungen schon genügten.

Und dann möchte ich das sagen, was Johann Georg von Zimmermann, der Leibarzt der Kaiserin Katharina von Rußland, der auch an Friedrich des Großen Sterbebett gestanden hat, in der Einleitung zu seinem berühmten Werke »Über die Einsamkeit« gesagt hat: »Herzlich will ich mich freuen, wenn auch nur ein einziger für mein Buch mir dankt und mir sagt, es habe ihn aufgeklärt, gebessert und beruhigt.«

Es mag ja sein, daß diese Methode der systematischen Körperausbildung gar nicht meine eigene Erfindung ist,

daß sie schon vor mir ausgearbeitet und ausgeprobt wurde. Damals aber ist dies alles meinem Kopfe entsprungen. Und übrigens ist das ja ganz gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß so etwas weiteren Kreisen bekannt wird. –

Da, wie ich so den Stundenplan aufstellte mit einer Fröhlichkeit im Herzen, die mich jetzt nimmer verließ, huschte plötzlich über das Papier ein Lichtschein, blieb dort liegen, wo gerade meine Feder schrieb.

Ein Blick nach der Decke, einer nach der elektrischen Glühbirne, einer nach dem mir gegenüber hängenden Wandspiegel – und ich wußte, daß dieser Lichtschein seine Quelle nicht in dieser Kabine haben könne.

Schwester Anna meldete sich wieder! Gar kein Zweifel!

Und der kreisrunde Lichtschein glitt langsam über das Papier hin, über den Schreibtisch verschwand für einige Sekunden, und dann sah ich ihn wieder an dem Wandspiegel emporklettern, sich hier immer mehr verbreiternd, bis er den ganzen Spiegel überspannte.

Dieser Spiegel war in der Glasfläche ungefähr ein Meter hoch und dreiviertel Meter breit. Ich sah in ihm mich am Schreibtisch sitzen, alles was sich darauf befand und was hinter mir war.

Plötzlich aber, wie der weiße Lichtschein die ganze Spiegelfläche bedeckte, sah ich nichts mehr von einer Spiegelung, mich nicht mehr und gar nichts.

Obgleich es doch ein heller Lichtschein war, der alles in noch stärkerem Lichte hätte erscheinen lassen müssen.

Es war aber nicht anders, als wenn über den Spiegel plötzlich ein weißes Laken gehängt worden sei. Oder, will ich sagen, als ob das Glas mit Schlemmkreide bestrichen sei.

Und plötzlich entstanden auf dieser weißen Fläche schwarze Buchstaben, mit einem Male standen sie da.

»Schwester Anna möchte Dich telephonisch sprechen.«

Gelassen griff ich nach dem auf dem Schreibtisch liegenden Telephon, das mich mit allen Räumen verband, in denen sich Telephone befanden, sonst wie jetzt ständig für die Kommandobrücke und für die Patronatskajüte gestöpselt war.

»Guten Abend, mein lieber Freund!« sagte mir eine weiche Frauenstimme ins Ohr.

Über diese Stimme mußte ich mich zunächst baß wundern.

Unsere Telephonanlage funktionierte tadellos, man hörte jedes Wort ganz deutlich, aber alle die Apparate schnarrten wie die Kaffeemühlen, das war auch aus irgend einem Grunde durchaus nicht zu ändern.

Und jetzt hörte ich die leise, weiche Frauenstimme so sprechen, als säße mir die Dame mit dem glockenreinen Organ gegenüber!

Na, nevermind.

»Guten Abend, Schwester Anna!« erwiderte ich also den Gruß und konstatierte, daß in diesem Augenblick die Schrift an dem Spiegel verschwand, dieser wieder so funktionierte, weshalb man ihn dort hingehängt hatte.

Also auch von dem Lichtschein war nichts mehr zu bemerken.

»Ich kann mich,« fuhr die leise und doch so deutliche Frauenstimme fort, »jetzt auch auf diese Weise mit Dir unterhalten. Aber bitte, sprich nicht so laut, Du brauchst nur im leisesten Tone zu flüstern, ich höre Dich schon, wie Du doch auch mich verstehst.«

»Ganz deutlich. Soll unser Gespräch niemand anders hören?«

»Es ist nicht nötig, nur mit Dir will ich sprechen.«

»Aber mein Telephon ist mit der Kommandobrücke und der Patronatskajüte verbunden, ich werde abstöpseln . . . «

»Es ist nicht nötig.«

»Nicht?«

»Nein. Es sind ganz andere Schallwellen, die ich Dir zusende. Wohl muß ich dabei ein Mikrophon benutzen, um mich Dir verständlich zu machen, und Du Dich mir, aber diese Schallwellen werden von den Kupferdrähten nicht fortgeleitet.«

Na, dann war es ja gut. Eine ganz vortreffliche Erfindung, die könnten unsere Ingenieure auch bald machen.

»Und Du kannst nach wie vor von anderer Seite angerufen werden, Dich mit dem Betreffenden unterhalten. Das merke auch ich sofort, und dann hören wir eben mit unserem Gespräch einstweilen auf.«

»Ich verstehe.«

»Nur daß Du jetzt allein bist und nicht belauscht wirst.«

»Ich bin allein und kann nicht belauscht werden.«

»Hast Du mich etwas zu fragen?«

»Nein.«

»Wirklich gar nichts?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Das wundert mich.«

»Und mich wundert höchstens, daß Du Dich darüber wunderst.«

»Weshalb?«

»Weil Du mich dann noch nicht genügend kennst, was ich voraussetzte.«

»Recht so!«

Das hatte sie schon damals auf den Lukendeckel geschrieben, in ganz auffallender Weise, in ausnahmsweise großen Buchstaben, und jetzt hatte ihre Stimme bei diesen Worten einen besonderen Klang, sie hatte es in einem besonderen Tonfalle gesagt, daß ich gleich auf die Vermutung kam, die »Schwester Anna« müsse eine ausgebildete »Seemännin« sein.

Dieses »Recht so!« bekommt man nämlich an Bord des Schiffes fortwährend zu hören.

»Was liegt an?« fragt der Kapitän oder Offizier aller paar Minuten den steuernden Matrosen. »Nord Nordost dreiviertel Ost!« lautet etwa dessen Bescheid. »Recht so!« erklingt es dann, wenn an dem Kurse nichts zu ändern ist.

Das ist aber nicht etwa eine beliebige Redensart, sondern das ist eine von den Seebehörden vorgeschriebene Kommandoformel der Bestätigung, die man also auch

bei anderen Gelegenheiten, wenn etwas bestätigt werden soll, an Bord fortwährend zu hören bekommt.

»Sprechen die anderen nicht über ein großes Rätsel?«

»Na und ob! Besonders die Patronin und unser Schiffsarzt stecken deshalb immer zusammen, nicht minder auch unsere anderen Damen.«

»Worüber sprechen sie?«

»Als Du uns damals sagtest, wir sollten nach Gibraltar fahren und dort einen Mann erwarten, dem wir helfen könnten, wußte Gerlach noch gar nicht, daß er von seiner Firma nach Gibraltar geschickt würde, er hat auch sonst niemals eine Aufforderung dazu erhalten. Stimmt das nicht?«

»So ist es.«

»Demnach muß es auch ein Schauen in die Zukunft geben.«

»Das gibt es auch. Der, dem Gott die Augen öffnet, kann es.«

»Demnach muß es aber auch eine unvermeidliche Schicksalsbestimmung geben.«

»Gibt es ebenfalls, und dennoch ist jeder Mensch ganz freier Herr seines Willens. Glaubst Du mir, daß es so ist?«

»Ich bin gar nicht so abgeneigt, es Dir zu glauben.«

»Und Du fragst mich nicht, wie das möglich ist?«

»Kannst Du es erklären?«

»Ich könnte es.«

»Würde ich es auch verstehen?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil Du noch nicht so weit in Deiner Entwicklung bist.«

»Dann will ich so lange warten, bis ich so weit bin.«

»Recht so!« erklang es wiederum. »Und eben deshalb, weil Du solch einen Charakter besitzt, will ich fernerhin immer nur mit Dir sprechen.«

»Das habe ich mir gleich gedacht!« konnte ich nur erwidern.

Wie ich über so etwas denke, habe ich dem Leser ja schon mehrmals gesagt. Ich bin schon als Kind gern in eine Zauberbude gegangen, habe aber schon damals nie Neigung verspürt, hinter die Kulissen zu blicken, um zu erfahren, wie der Tausendkünstler seine Illusionen fertig bringt. Jetzt bin ich ein Mann. Ich glaube zwar nicht, daß mit dem Tode die individuelle Persönlichkeit erlischt – weshalb ich das nicht glaube, das kann ich nicht sagen, das ist eben so eine unkontrollierbare Ahnung, die zur Gewißheit werden kann – aber was sonst nach dem Tode aus mir wird, das ist mir ganz verdammt schnuppe. Es wird genau so kommen, wie es kommen muß. Darüber mache ich mir jetzt keine Sorge. Ich werde manchmal von Wißbegierden anderer Art geplagt – aber betreffs solcher Sachen kenne ich keine Neugierde.

Da also hatte die Schwester Anna meinen Charakter ganz genau erkannt.

»Ich habe Deinen Plan gehört,« fuhr das Telephon fort, »auch wenn ich Euch nicht etwa belauschte.«

»Ich glaube es, und kann mir den scheinbaren Widerspruch recht wohl zusammenreimen. Doch was für einen Plan meinst Du?«

»Du willst Gerlachs Schwester dadurch aus dem Se-rail befreien, daß Du einen vornehmen Türken wegfangst und ihn dann gegen das Mädchen austauschst.«

»Ja.«

»Es wäre nicht nötig.«

»Weißt Du etwas anderes?«

»Ja. Aber Du und Ihr alle sollt immer ganz Euren freien Willen haben.«

»Wenn Du einen besseren Plan hast, so werde ich ihn selbstverständlich ausführen.«

»So fahre direkt nach Konstantinopel, aber nicht in den Hafen, nicht um das goldene Horn herum, sondern gehe südöstlich davon vor Anker, an einer Stelle, die ich Dir dann noch näher bezeichnen werde. Es ist dort eine Untiefe mit Muschelgrund, wovon aber nichts in Deinen Seekarten steht, weil diese für den Anker erreichbare Untiefe eben der anderen Welt noch gar nicht bekannt ist. Du wirst diese Stelle in der Nacht vom 23. bis zum 24. erreichen. In dieser Nacht punkt zwölf Uhr nach Ortszeit wird sich dem Bug Eures Schiffes ein weißer Lichtschein zeigen. Diesem folgt. Und dort, wo sich der weiße Lichtschein in einen roten verwandelt, was ungefähr zwei Uhr nachts geschehen wird, dort laßt den Anker fallen. So ganz genau auf den Punkt kommt es dabei nicht an. Hast Du mich verstanden?«

»Ich habe Tisch verstanden, o, Du unsere dodonäische Taube!«

Dem Leser, der in der griechischen Mythologie nicht bewandert ist, werde ich später erklären, was hiermit gemeint ist. Übrigens gingen meine Kenntnisse in solchen Spezialitäten auch nicht so weit, ich hatte es erst von Doktor Isidor.

Jene Schwester Anna aber wußte sofort, was ich hiermit gemeint hatte.

»Ja, ich will Euch modernen Argonauten die weissagende Taube sein, wenn mich auch nicht die Göttin Athene als Holzspan in Euren Schiffsmast eingesetzt hat. Also nun weiter: dort bleibt Ihr liegen und erwartet das Weitere. Jedenfalls aber wird sich noch an demselben Tage, am Geburtstage unseres Herrn, das erfüllen, weshalb Ihr nach Konstantinopel gefahren seid. Reinhold Gerlach wird seine Schwester wiederfinden.«

»Auf welche Weise?«

»Bitte, das frage nicht!«

»Ganz wie Du wünschest.«

»Mir ist die Zukunft enthüllt, danach darf ich Euch führen, Euch zum Heile, das ist mir erlaubt. Aber ich darf Euch nicht die Zukunft enthüllen, das ist mir verboten.«

»Das ist mir auch viel lieber so, da hat man öfters angenehme Überraschungen, wenigstens bei solch sicherer Führung.«

»Recht so! Dann werde ich Euch südwärts nach Euren aller anderen Welt unbekanntem Asyl führen, das ich Euch versprochen habe.«

»Dann, wenn Du hiervon anfängst, habe ich doch noch einige Fragen.«

»Stelle sie.«

»Es handelt sich dort also auch wieder um so eine geheime Einfahrt wie bei den steinernen Schwestern.«

»Ja, um ganz das gleiche Geheimnis, nur ist es noch viel unkenntlicher.«

»Auf meine Argonauten kann ich mich ja verlassen. Nun haben wir aber wieder vier Fremde an Bord bekommen, die Schwester Gerlachs soll auch noch hinzukommen, und es scheint ganz, als ob alle bei uns bleiben sollten. Es handelt sich auch nur um den Lord Harlin, um den ehemaligen englischen Kolonialminister . . . «

»Vertraut ihm!« wurde ich kurz unterbrochen.

»Wir dürfen ihn als einen der unsrigen betrachten?«

»Vollkommen. Er wird niemals zum Verräter werden, er steht, was Ihr auch tut, immer ganz auf Eurer Seite. So steht es im Buche des Schicksals geschrieben, das wenigstens darf ich Dir sagen.«

»Dann ist es ja gut. So dürfen wir ihn und die andere also auch über unsere dodonäische Taube einweihen?«

»Tut es.«

»Soll ich den anderen auch unser jetziges Gespräch mitteilen?«

»Du sollst es. So weit Du es für gut findest.«

»Wie meinst Du das?«

»Ich meine, daß Du ja nicht alle Mann zusammenzurufen brauchst, um ihnen darüber einen Vortrag zu halten.

Teile es nur denen mit, die als Hauptpersonen dabei in Frage kommen.«

»Ich verstehe.«

»Hast Du sonst noch eine Frage?«

»Ja, jetzt möchte ich allerdings noch etwas wissen.«

»Nun?«

»Es könnte ja sein, und der Fall wird doch sicher auch noch einmal eintreten, daß wir noch einen anderen Mann und noch viel mehr an Bord nehmen. Wenn sich nun darunter ein Verräter befände, würdest Du uns vor ihm warnen?«

»Ich würde es tun.«

»So kannst Du im Herzen der Menschen lesen?!« fragte ich mit einiger Erregung.

»Ja, im Herzen der Menschen wie im Buche des Schicksales. Nun lebe wohl bis ich mich vor Konstantinopel wieder bemerkbar machen werde. Und wenn ich Dich vielleicht schon vorher sprechen will, so werde ich die Schiffsglocke ertönen lassen, dann tritt an irgend ein Telephon, und Du wirst meine Stimme vernehmen. Schluß.«

Die weiche Frauenstimme war verklungen.

Ja, ich war nicht nur etwas, sondern sogar sehr erregt. Fröhlich erregt.

Nur über das, was ich da zuletzt vernommen hatte.

Nämlich daß wir fernerhin vor verräterischen, treulosen Charakteren gewarnt werden sollten, die sich etwa in unsere Gemeinschaft schleichen kannten, und doch auch mein Auge konnte sich da einmal irren.

Das dünkte mir köstlicher als alles, alles andere, diese Sicherheit, die uns hierin garantiert wurde.

Ich begab mich sofort in die große Kajüte, in der alle Hauptpersonen versammelt waren, auch unsere Gäste, als die sie vorläufig noch gelten mußten, waren zugegen.

Ich berichtete mein Gespräch mit der geheimnisvollen Unbekannten, und das Staunen derer läßt sich denken, die davon noch gar nichts gehört hatten.

»Das ist ja die reine dodonäische Taube!« war es jetzt Lord Harlin, der dies sofort rief.

Ich will nun erklären, was es hiermit für eine Bewandnis hat.

Wer in einem neueren Konversationslexikon nachschlägt, um über die Argonautensage nachzulesen, wird von der dodonäischen Taube gar nichts erwähnt finden, wahrscheinlich aber in einem älteren. Diese älteren Lexikas hatten eben mehr Platz für derartige Ausführungen, die hatten sich noch nicht so viel mit den letzten Errungenschaften der Technik zu beschäftigen.

Am besten ist es natürlich, man liest gleich die Quellen. Freilich gibt es da verschiedene klassische Werke, Epen, welche die Argonautensage auch ganz verschieden behandeln. Am ausführlichsten berichtet über die dodonäische Taube das Epos des Valerius Flaccus.

Der bekannte Jason erhält von seinem Oheim Pelias den Auftrag, das goldene Vließ des Widders, auf welchem Phrixus und Helle entflohen waren, aus dem Haine des Ares zu Colchis zu holen, wo Phrixus den treuen

Hammel geschlachtet und sein goldenes Fell an einer Eiche aufgehängt hatte, dort bewacht von einem Drachen.

Zunächst möchte ich etwas einschalten. Jede Sage muß doch einen symbolischen Hintergrund haben, muß irgend etwas bedeuten. Es ist eine von unseren gelehrten Mythologen heiß umstrittene Frage gewesen, was man sich denn unter dem goldenen Vließ vorzustellen habe. Wenn es einfach ein goldenes Schafsfell gewesen wäre, so hätten sich doch wohl nicht fünfzig der ersten Helden Griechenlands, darunter Könige und Königssöhne, aufgemacht, um unter den größten Strapazen dieses Fell zu suchen. Da muß irgend etwas anderes dahinterstecken.

Die modernen Okkultisten legen diese Sage so aus, daß auf dem Widderfell ein alchymistisches Rezept geschrieben war, wie man Gold machen könnte. Daher »goldenes Vließ«. Dies nur nebenbei.

Zu dieser Fahrt läßt Jason von Argus, dem Sohne des Phrixus, ein fünfzigrudriges Schiff bauen, so groß, wie es die damalige Welt noch nicht gesehen hat, das nach seinem Erbauer den Namen »Argo« bekommt.

Hier ist also zwischen uns und den alten Argonauten ein kleiner Unterschied vorhanden. Unser Schiff hieß »Argos«, nach jener griechischen Insel so benannt.

Jason fordert die berühmtesten Helden Griechenlands zur Mitfahrt auf, und ihrer fünfzig kommen. Nach anderen Schriftstellern sollen es freilich noch viel mehr gewesen sein, bis zu hundert.

Herkules, Theseus, Kastor und Pollux, und so weiter, sie alle kommen mit. Auch ein Weib war darunter: Atalanta, die unbesiegbare Schnellläuferin, welche Kaledonien von dem furchtbaren Eber befreite.

Was nun diese alten Argonauten für Abenteuer erlebten, darüber mag man anderswo nachlesen. Ich will hier nur von der dodonäischen Taube sprechen.

Dodona war ein im alten Griechenland hochberühmtes Orakel, überhaupt das älteste. Dort stand ein mächtiger, dem Zeus geheiligter Eichbaum, aus dessen Rauschen Priesterinnen weissagten. Diese Priesterinnen wurden Peleides genannt, d. i. Tauben. Weshalb sie so hießen, weiß ich nicht.

Nun interessierte sich auch die Göttin Athene so sehr für diesen Argonautenzug, daß sie von dieser prophetischen Eiche einen Span abschnitt, der ebenfalls weissagte, also auch sprechen konnte, und ihn in den Mast der »Argo« einfügte. Der Span selbst wurde dodonäische Taube genannt.

Wenn die Argonauten nun einmal irgend etwas wissen wollten, so brauchten sie nur ihre hölzerne Taube zu befragen, und außerdem, nach Valerius Flaccus, schickte dieser prophetische Holzspan bei schwierigen Passagen von ganz allein einen Lichtstrahl voraus, dem die Argonauten einfach nur zu folgen brauchten, um überall glücklich durchzukommen.

Mit diesem prophetischen, den Weg anzeigenden Span ist zweifellos schon der Kompaß angedeutet, den damals erst die Chinesen besaßen.

58. KAPITEL. VOR KONSTANTINOPEL.

Wieder waren drei Tage vergangen, ohne daß sich Schwester Anna nochmals gemeldet hätte.

Es war eine stockfinstere Nacht, die dem heiligen Christfest vorausging, zu dem wir schon längst unsere verschiedenen Vorbereitungen trafen.

Man konnte die Hand nicht vor den Augen erkennen. Wir steuerten nach den verschiedenfarbigen Leuchtfeuern, die hier und da an der türkischen Küste aufflammten, alle in den Seekarten eingetragen.

Aber es war eine sehr schöne Nacht, mild wie im Frühling. Denn hier unten kann es im Dezember manch mal schon bitter kalt sein. Die See war fast ganz glatt.

Wir Hauptpersonen hatten uns auf der Bank versammelt, dem erhöhten Vorderteil des Schiffes, unter dem sich fast immer, wie auch bei uns, das Mannschaftslogis befindet.

»Gleich ist es Mitternacht!« meldete jetzt Doktor Isidor der unsere Greenwicher Zeit nach der Ortszeit umgerechnet hatte.

Nach den Leuchtfeuern wußten wir ja immer genau, wo wir uns befanden.

»Da – da – da – da ist es!«

Plötzlich lag mehrere Meter vor dem scharfen Bug an dem stillen Wasser, das sich erst hinter uns rauschend schloß, ein heller, weißer Lichtschein, derselbe kreisrunde, den wir schon damals gesehen hatten, und wir holten

ihn nicht ein, er war uns immer in derselben Entfernung voraus.

Für uns war das wohl ein Phänomen, aber ein anderes Schiff hätte dicht vorüber fahren können, oder auch an Deck unseres Schiffes hätte ein Uneingeweihter den Lichtschein sehen können, er hätte daran nichts Bemerkenswertes gefunden.

Für den wäre das einfach ein Lichtschein gewesen, der vorn aus einem Bollauge herausfiel, und es hätte ein Physiker oder ein sehr scharf beobachtender Mensch sein müssen, um sich darüber zu wundern, daß der Lichtschein vorher durch die Finsternis ja gar keinen Strahl zog. Denn der fehlte, und das war es eben!

Der Lichtschein führte uns ganz beträchtlich vom Kurse ab, immer weiter nach Norden. Dadurch näherten wir uns so weit der Küste, wie wir allein es niemals gewagt hätten. Aber diesen leuchtenden Piloten durften wir wohl trauen. Es war die dodonäische Taube, die ihn uns voraussandte.

Zwei Stunden vergingen. Ach was die anderen über den Lichtschein alles für Spekulationen aufstellten. Ich aber machte da nicht mit, ich war der Odysseus, der seine Ohren verstopfte.

Da begann die Schiffsglocke zu läuten, aber nicht von Menschenhand in Schwingungen versetzt, und gleichzeitig verwandelte sich das weiße Licht in ein blutrotes.

Kapitän Martin war auf seinem Posten, das war die Hauptsache, auf der Kommandobrücke, von wo aus er den Lichtschein auch noch sehen konnte.

Der Signalapparat klingelte, die Schraube stoppte, machte einige Schläge rückwärts, in wenigen Sekunden war die Fahrt gebremst, und gleich beide Buganker rasselten herab, faßten sofort in neun Meter Tiefe.

Jetzt freilich konnte auch Kapitän Martin verwundert den Kopf schütteln.

Nach den farbigen Küstenfeuern konnten wir genau auspeilen, wo wir uns befanden, danach die Seekarten befragen.

Diese ganzen Küstengegenden hier sind von den Russen aufs genaueste ausgelotet worden. Die Russen sind überhaupt nach den Engländern die fleißigsten Seeforscher und Meridianvermesser immer gewesen und sind es heute noch, das muß man ihnen lassen – auch so ziemlich das einzige Gute, was ich von den Russen kenne. Es hängt mit der Petersburger geographischen Gesellschaft zusammen, die durch Legate überaus reich dotiert ist, und wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu, jeder reicher Mann, der sich auch noch nach seinem Tode bemerkbar machen will, setzt dieser Gesellschaft immer noch ein Legat aus.

Die hiesige Seekarte, die an Genauigkeit kaum noch übertroffen werden kann, zeigte hier überall eine Tiefe von über hundert Metern an. Und wir ankerten auf einer Muschelbank, die sich, wie wir dann später auspeilten, über vier Quadratkilometer erstreckte, bei nur neun Meter Fluttiefe.

Wir lagen sicher vor Anker, ich legte mich schlafen. Das nächste Mal, wenn sich Schwester Anna bemerkbar

machte, wollte ich sie fragen, ob ich sie denn nicht anrufen könne. Bisher hatte sie den Schluß immer so kurz gemacht.

Als es zu dämmern begann, erwachte ich. Die aufgehende Sonne beleuchtete das amphitheatralisch aufsteigende Konstantinopel, ließ die vergoldeten Dächer und Kuppeln der Moscheen und Minaretts erglänzen – ein herrlicher Anblick, viel herrlicher als der innere Anblick.

Der Gebäudekomplex dort oben auf dem felsigen Vorgebirge, dem eigentlichen »goldenen Horn«, das war das berühmte Serail des Sultans, ein ganzes Stadtviertel bildend, aber durch Mauern von der anderen Welt abgeschlossen.

Serail heißt nichts weiter als Palast, für Konstantinopel hat es aber eine besondere Bedeutung, es ist eben die Residenz des Sultans, in dem sich natürlich auch sein Harem befindet, so daß man hier das Wort Serail gleichbedeutend mit Harem gebraucht.

In diesem Serail gibt es nur einen einzigen Mann, der diesen Namen wirklich verdient, und das ist der Sultan selbst. Alle anderen sind Eunuchen.

Damals zu unserer Zeit war noch Abdul Hamid Herrscher aller Rechtgläubigen, damals war das ganze Serailwesen noch in seiner vollsten Blüte.

Aber wie viele Eunuchen und Weiber und Odaliskinnen und Sklavinnen der in seinem Serail gehabt hat, das hat man auch bei der Auflösung des ganzen Hofstaates durch seinen Nachfolger niemals richtig erfahren. Sieben Frauen oder Khadunas durfte er sich halten, das weiß man

ja bestimmt, aber selbst die Angaben der ehemaligen Insassen des Harems schwankten zwischen 500 und 5000 Odaliskinnen und Sklavinnen.

Selbst die höchsten Würdenträger waren in dem Serail ebenso abgesperrt, daß sie niemals einen völligen Überblick bekamen, und dann kommt auch noch die türkische Lügerei und Aufschneiderei hinzu.

Also dort oben war Reinhold Gerlachs Schwester als Odaliske.

Odaliske heißt wörtlich übersetzt Stubenmädchen. Jedes türkische Mädchen, das sich im Hause nützlich macht, heißt denn dort auch wirklich Odaliske. Im Serail des Sultans hat sie nun freilich eine andere Bedeutung, dort braucht sie nicht zu scheuern und zu putzen und Staub zu mischen. Diese Odaliskinnen müssen vor allen Dingen tanzen, um den Sultan zu erheitern. Zwar kann er auch sonst über sie verfügen, aber das soll gar nicht so einfach sein. Nur während des Beiramfestes führt ihm die Walide, die Sultansmutter, eine Jungfrau zu, die trifft die Auswahl, nicht etwa der Sultan, und da deren größter Ehrgeiz darin besteht, einen prinzlichen Enkel zu bekommen, so sucht sie die Betreffende nur unter ihrer eigenen Verwandtschaft aus. Und bei dem schon damals alten Sultan war diese ganze Sache ja überhaupt sehr mau.

Wenn also sonst alles klappte, dann konnte der junge Maler über das Schicksal seiner Schwester ganz beruhigt sein. Nur eben wie sie aus dem heiligen, unantastbaren Serail wieder herausbekommen, das war die Hauptfrage, die kein Diplomat zu lösen verstanden hätte.

Es wurde Mittag, und nichts war passiert.

Einige kleine Fahrzeuge strichen an uns vorüber, meist unter Segel, größere Schiffe hatten keinen Grund, sich so weit der Küste zu nähern.

Da läutete unsere Schiffsglocke ohne Menschenhand. Ich schnell auf die Kommandobrücke, deren Telephon mir am nächsten war.

»Hier, Waffenmeister, wer dort?«

»Schwester Anna. Anker auf und Dampf! Aber bleibt dort liegen, geht nur etwas gegen die Strömung an. Um das Horn geht soeben ein kleiner Raddampfer unter türkischer Flagge. Auf diesem macht die fünfte Khaduna eine Spazierfahrt, in Gesellschaft einiger Odalisken, darunter ist auch Hildgard. Der Dampfer kommt an Euch vorüber. Beobachtet ihn ruhig. Wenn es so weit ist, werdet Ihr wissen, was Ihr zu tun habt. Hast Du mich verstanden?«

»Das wohl, aber . . . «

»Schluß.«

Ja, da gab es nun weiter nichts, als vollen Dampf aufzumachen, was in zwei Minuten geschehen war, die Anker zu hiven und mit Viertelkraft der von Osten kommenden Strömung entgegenzugehen.

Richtig, dort hinter dem Vorgebirge tauchte ein kleiner Raddampfer auf, am Heck die türkische Handelsflagge. Von der Strömung getrieben, näherte er sich uns schnell. An Deck lungerten einige zerlumpfte Matrosen herum, lagen in der Sonne, sonst war nichts Bemerkenswertes zu sehen.

Aus gewissen Anzeichen erkannten wir gleich, daß es ein alter Holzkasten war, und die fünfte Khaduna – die sieben Frauen des Sultans werden wirklich nur nach Nummern bezeichnet – mußte viel Mut haben, sich solch einem alten, durch Schaufelräder getriebenen Holzkasten anzuvertrauen. Doch schließlich waren früher ja alle Dampfer aus Holz gebaut, auch die »Loreley«, das in Konstantinopel stationierte deutsche Kriegsschiff ist ein hölzerner Radkasten.

Das Fahrzeug war vielleicht nur noch einen halben Kilometer von uns entfernt, wir hörten schon die Maschine mächtig keuchen, als plötzlich die herumlungernden Matrosen aufsprangen und durcheinander liefen, aus dem Kajüteneingang stürzten Türken in alter Nationaltracht hervor, wir konnten schon mit bloßen Augen ihre in den Gürteln steckenden Pistolen und Dolche erkennen, aus den Luken schossen schwarze Heizer empor.

Da war etwas passiert! Solch ein alter Bretterkasten, bei dem manchmal nur noch die Farbe dicht hält, kann ja leicht einmal aus den Fugen gehen.

Jetzt wurde auch mit Ball und Wimpel das Zeichen der höchsten Seenot gegeben, an Deck begann es noch viel mehr zu wimmeln, die verummten Gestalten waren offenbar Frauen, die Matrosen wollten ein Boot aussetzen und brachten es nicht aus den Davits heraus, man winkte uns eifrigst ...

Nun, wir waren schon mit Volldampf unterwegs, hatten in drei Minuten das Fahrzeug längsseit.

»Wir sinken, wir sinken!« wurde uns außer in Türkisch auch in französischer Sprache zugerufen.

Ja, das hatten wir in den drei Minuten auch schon gesehen, der Backtrog mußte sich ganz rapid mit Wasser füllen.

Der hölzerne Zwerg lag dicht neben dem eisernen Riesen. Schon hatten wir die Krahnne ausgeschwungen und Boots bäume ausgeschoben, Taue hinabgeworfen, unser Kapitän brüllte wie ein französischer Schiffer, aber die türkischen Matrosen wurden nicht fertig, unsere Jungen jumpten hinab und legten die Taue um die Boller oder wußten sie sonstwie solid zu befestigen, und wir hatten das Ding fest, sinken konnte es nicht mehr.

»Was hat es denn gegeben?«

Aus dem allgemeinen Schnattern war nichts zu verstehen.

Jedenfalls aber entstand zwischen zwei türkischen Fettwansten ein Streit. Der eine wollte, daß alle die herabgelassene Treppe benutzten, um zu uns an Deck zu kommen, der andere wollte es nicht zulassen.

»Herauf mit Euch, Euer Dampfer sinkt, in der nächsten Minute liegt er auf dem Grund!« schrie ich.

Das gab den Ausschlag, jetzt war der zweite Türke der erste, der eiligst die Falltreppe benützte.

Das Heraufklettern ging ziemlich glatt von statten. Es waren etwa drei Dutzend Männer, die meisten sehr dick und alle mit Fistelstimmen, und ein Dutzend vermummte Weiber, darunter einige wie die Kugeln, die nach und nach an Deck kamen.

»Wo ist der Monsieur Kapitän?« fragte so ein waffengeschpickter Dickwanst.

»Hier.«

»Ich möchte Sie unter vier Augen sprechen.«

»Reinhold, Reinhold!« erklang es da jauchzend, und eine der schlankeren vermummten Weiber warf sich an des jungen Malers Brust.

»Hildgard, meine Schwester, endlich habe ich Dich wieder!« jubelte der nicht minder, das jetzt unverhüllte Gesicht der Schwester küssend.

Mit dieser Jauchzerei und Küsserei aber war jener waffengeschpickte Fettwanst nicht einverstanden, er stürzte gleich drauf zu und wollte die beiden auseinanderreißen.

Erstens aber war das gar nicht so leicht, und zweitens stand daneben Kapitän Martin, und der war gerade der richtige, um an Bord seines Schiffes so eine fremde Gewalttat zu dulden.

Er nahm die eine Hand aus der Hosentasche und drängte den Türken zurück, ich glaube sogar, er hob ihn dabei wie eine Puppe empor.

»Halt, halt, halt, halt, wir sind an Bord eines deutschen Schiffes!«

»Das ist eine Odaliske des Padischahs!« quiekte der Türke.

»Diese Dame ist die Schwester von einem meiner Leute.«

Ich will es nicht so wiedergeben, wie es sich abwickelte, will es ganz kurz machen.

Es war ja auch einfach genug. Wir ließen uns nicht erst in diplomatische Verhandlungen ein, noch weniger dachten wir daran, erst in den Hafen zu gehen. Dort wären wir ja doch die Schwächsten gewesen, hier aber hatten wir die Macht.

Die Khaduna hatte eine Morgenspazierfahrt machen wollen, das geschah immer unter einer Handelsflagge, eben um jedes Aufsehen zu vermeiden. Vielleicht war auch eine Kriegsflagge an Bord, aber die war doch nicht gehißt gewesen.

Was wollten sie denn da gegen uns machen. Als der Kislar Agasi, oder wie der Kerl hieß, der Hauptmann der Verschnittenen, dem die Sicherheit der Khaduna und ihrer Dienerinnen anvertraut worden war, nur einen einzigen Griff nach einem seiner vielen Dolche machte, wohl nur so eine theatralische Bewegung, wurden ihm seine sämtlichen Waffen sofort abgenommen.

»Noch solch eine drohende Bewegung, und ich lasse Sie sofort in Arrest setzen!« donnerte ihn Kapitän Martin im besten Französisch an. »Alle Ihre Waffen abgeben!«

Sie mußten es, da gab es keinen Widerstand. Diese Forderung war hier auch unser gesetzliches Recht.

Ich will hier nicht anführen, was uns der türkische Hauptmann alles androhte. Schwatzen konnte er, so viel er wollte. Aber ein türkisches Kriegsschiff durfte er nicht anrufen, dafür sorgten wir.

Wir richteten unseren Kurs nach den Dampferlinien, riefen den ersten ostwärts fahrenden Frachtdampfer an,

einen englischen, der sich nur zu gern bereit erklärte, sich den Bergelohn verdienen zu wollen.

Also er nahm uns den sinkenden Kasten ab, befestigte ihn ebenfalls an Auslegebäumen, die ganze Türkengesellschaft wanderte hinüber, zuletzt folgte das schon versiegelte Paket nach, alle Waffen enthaltend.

»Das sollt Ihr ja büßen, Ihr rädigen Christenhunde!« quälte drüben der Eunuchenhäuptling, drohend seine fette Faust schüttelnd.

Vergebens hatte ich – und vielleicht noch manch anderer mit mir – gehofft, daß die Türken so etwas ähnliches einmal an Bord unseres Schiffes gesagt hätten. Sie hatten sich gehütet, kein einziges Schimpfwort war gefallen. Drohungen hatten sie ja ausstoßen können, das war etwas anderes gewesen.

Erst jetzt, da sie sich in Sicherheit wähnten, ging es drüben los.

Der Eunuchenhäuptling blieb nicht der einzige, der seinem Herzen jetzt Luft machen mußte.

»Ungläubige Hunde, mit stinkender Jauche gefüllte ...«

Weiter ging es vorläufig von anderer Seite nicht. Ein Blitz fuhr hinein.

Unser Windenkrahn war noch ausgeschwungen, das Seil hing noch herab, zwischen uns und dem englischen Schiffe, aber frei, nicht mehr um einen Boller des darunterliegenden Fahrzeugs geschlungen – und im nächsten Augenblick sprang ich an dieses Seil, hatte ja sowieso genügenden Schwung, sauste hinüber, stand an Deck des

englischen Dampfers und setzte dem Eunuchenkäuptling die Faust zwischen die Augen, daß er wie ein Sack hin-  
stürzte.

»Da, das ist ein christliches Weihnachtsgeschenk!«

Nun hatten aber auch schon die anderen uns Christen-  
hunde beschimpft, und der zweite war ein englischer Ma-  
trose, der solch einen Türken mit einem Fausthieb nieder-  
schmetterte.

Das ging mich nichts weiter mehr an, ich hatte mei-  
ne Pflicht als Mensch deutscher Staatsbürger und euro-  
päischer Christ getan, schwang mich an dem Seile wie-  
der zurück, ignorierte das jubelnde Hallo meiner Jungen,  
faßte sofort einen ganz kaltblütigen Gedanken. Die bei-  
den Geschwister hatten sich ja gar viel zu erzählen, jetzt  
aber fiel mir etwas ein, weshalb ich die beiden stören  
mußte, es war schleunigst noch etwas nachzuholen.

»Haben Sie Schmuck an sich, der Ihnen nicht gehört?«

Ja, das wirklich außerordentlich schöne Mädchen war  
als Odaliske mit einer ganzen Menge von Armbändern  
und Ringen und Ohrglocken behangen.

»Her damit! Damit die uns nichts nachsagen können.«

Das ganze Gelumpe schnellstens zusammengepackt,  
ich selbst warf es mit erklärenden Worten hinüber. Oh-  
ne aber beleidigend zu werden.

Dann wurde die Verbindung gelöst, der englische  
Dampfer setzte seinen Weg ostwärts, wir den unsere  
westwärts fort. –

Als bald ertönte die Schiffsglocke, ich eilte an das näch-  
ste Telephon.

»Bist Du zufrieden, wie ich das arrangiert habe?«

»Ja, sehr, Schwester Anna. Wie hast Du denn den türkischen Dampfer zum Sinken gebracht?«

»Bitte, stelle nicht solche Fragen.«

»Wie Du befehlst, verzeihe mir meine Neugierde.«

»Er wäre auch ohne mein Zutun seinem Schicksale nicht entgangen, nur das darf ich Dir noch sagen.«

»Es genügt für mich.«

»Wohin wollt Ihr jetzt?«

»Wir haben kein Ziel.«

»Nach Konstantinopel dürft Ihr nicht. Man würde Euch doch noch etwas anhaben können.«

»Das glaube ich schon.«

»Seid Ihr bereit, den herrenlosen Besitz im Meere, den ich Euch anweisen will, anzutreten?«

»Wir sind immer bereit.«

»So erfahre es jetzt: es handelt sich um die fünfte geographische Bestimmung, welche nach Neuseeland oder richtiger nach den Chathmainseln, weist.«

»Aha! Also der sogenannte Seelandfelsen.«

»Du sagst es. Er ist von den Unsrigen für Euch geräumt worden. Wenigstens zum Teil. Einiges hat sich doch geändert. Wir müssen ihn uns teilen. Aber wir werden Euch nicht belästigen, Ihr braucht, wenn Ihr nicht wollt, gar nichts von uns zu bemerken.«

»Schon gut, schon gut – wir werden uns schon zusammen vertragen!« lachte ich.

»Alles Weitere teile ich Dir später mit.«

»Ich warte.«

»Habt Ihr Euch noch mit etwas für diese weite Reise zu versehen?«

»Nicht daß ich augenblicklich wüßte. Wir sind für reichlich ein Jahr noch mit allem versehen.«

»So segelt zuerst nach Sydney. Dort werdet Ihr sofort Gelegenheit haben, eine ganz neue Ölfeuerung billig zu erstehen, die nach einer ganz kleinen Abänderung genau für Eure Kesselheizung paßt, Ihr könnt das Einbauen unterwegs selbst besorgen.«

»Wie Du befehlst, o dodonäische Taube.«

»Ich habe Euch nichts zu befehlen.«

»Dann wie Du uns ratest. Von unserem Danke will ich schweigen, so etwas ist mit Worten gar nicht auszudrücken. Werden wir auf dem Seelandfelsen vielleicht Gelegenheit haben, Dich selbst zu sehen?«

»Vielleicht – ich weiß es noch nicht.«

»Wir hoffen es.«

»Welcher Weg würdest Du nach Sydney nehmen?«

»Nun – ich denke doch ostwärts herum. Das ist nach Sydney der nähere Weg.«

»Um das Kapland?«

»Nein, dann schon durch den Suezkanal. Auf die paar lumpigen tausend Franken kommt es uns dann auch nicht an.«

»Dann würdet Ihr Sydney und den Seelandfelsen wohl niemals erreichen.«

»Weshalb denn nicht?!«

»Ihr würdet in Port Said festgehalten werden. Bis dahin hätten die türkischen Behörden dann schon gesorgt.

Und man würde Euch nicht eher wieder freilassen, als bis Ihr die Odaliske wieder ausgeliefert hättet.«

»Festgehalten? Wie will man denn das machen?«

»Indem man Euch in Quarantäne nimmt.«

»In was denn für eine Quarantäne? Wir sind alle kerngesund.«

»Aber man würde Euch beim Passieren des Suezkanals oder schon in Port Said einen Pestfall aufhängen. Das verstehen diese Türken schon zu arrangieren. Kurz, man würde Euch nicht eher freigeben, als bis Ihr die Odaliske wieder ausgeliefert habt – und auch sonst würde man Euch natürlich zu kujonieren wissen.«

Auweh!

Ich sprach es gleich aus, was ich dachte.

»Na, wenn das im Buche des Schicksals steht, falls wir den Suezkanal passieren, dann wollen wir lieber um die Gute Hoffnung fahren.«

»Recht so! Sonst noch etwas?«

»Ja, diesmal habe ich noch etwas zu fragen.«

»Nun?«

»Darf ich nicht auch Dich einmal anrufen?«

»Nein, das darfst Du nicht!« erklang es rasch. »Das verbiete nicht ich Dir, sondern ich selbst stehe unter den Befehlen eines Höheren, dem ich zu gehorchen habe. Und dieser erlaubt nicht – noch nicht – daß Ihr mich zu jeder Zeit anrufen könnt. Aber seid guten Mutes, ich bin bei Euch und schütze Euch vor jeder Gefahr, und kommt Ihr doch einmal in Not, in größte Todesnot, und ich greife nicht helfend ein, so seid versichert, daß dies dann nur

zu Eurem Besten dient, auch wenn Ihr es nicht begreifen könnt, so wie auch ich es vielleicht nicht begreifen kann. Aber der, dem ich diene, weiß es besser. Schluß.«

## 59. KAPITEL. DIE MYSTERIEN VON SEELAND.

Am 12. Februar liefen wir im Hafen von Sydney ein, wir hatten eine siebenwöchige Fahrt mit sehr viel Lust und ein wenig Leid hinter uns.

Dem Matrosen Edmund war von einer Rahe das linke Bein abgequetscht worden, er stelzte bereits auf einem hölzernen umher, und der Heizer Franz hatte sich im Kesselraum durch eigene Unvorsichtigkeit furchtbar verbrüht, er war in wenigen Minuten tot gewesen.

Weshalb waren die beiden von unserer dodonäischen Taube nicht gewarnt worden, zur Zeit nicht dort zu sein, wo sich das Unglück zutrug?

Oder wäre ihnen dann noch ein schlimmeres Schicksal beschieden gewesen?

Mochten die anderen in der Kajüte dieses Gewirr der Schicksalsräder zu enträtseln versuchen, ich kümmerte mich nicht darum.

Jedenfalls aber hatte uns diese siebenwöchige Fahrt viel mehr Lust als Leid gebracht.

Schwester Anna hatte nichts wieder von sich hören lassen, und es wäre auch gar nicht nötig gewesen. Wie wir in Sydney zu der Ölfeuerungsanlage kamen, da war gar nichts Wunderbares dabei, das war die einfachste Sache von der Welt.

Sie wurde einfach in einer Sydneyer Schiffszeitungen annonciert, war dort und dort zu besichtigen.

Freilich wurde dann konstatiert, daß sie damals, als Schwester Anna davon gesprochen, noch nicht verkäuflich, überhaupt noch gar nicht in Sydney gewesen und nicht einmal nach hier bestimmt war, aber das ließ mich alles ganz kalt.

Ich ging hin und kaufte sie, und es brauchten auch wirklich nur einige Rohre gekürzt zu werden, dann paßte die Anlage ganz famos in unser Schiff, das Einbauen konnten wir unterwegs selbst besorgen.

Noch einmal unseren Eisraum mit frischgeschlachtetem Ochsen, Hammel- und Schweinefleisch gefüllt, und wir dampften wieder ab.

Nachträglich erwähne ich, daß wir beim Verlassen des Mittelmeeres noch einmal Gibraltar angelaufen hatten, wegen Lord Harlins, der uns mit seiner Nichte wenigstens bis nach Sidney hatte begleiten wollen. Wenn er wegen seines Mündels auch niemandem Rechenschaft schuldig war, so hatte er für solch eine lange Reise doch erst verschiedene Sachen erledigen müssen, auch Garderobe und besonders Evelyns Schulbücher mußten mitgenommen werden. Den Schulunterricht aber konnte er selbst und ganz besonders unser Doktor Isidor übernehmen. Allerdings war ich derjenige, der dafür sorgte, daß der Kopf des armen Mädels nicht gar zu sehr angestrengt würde.

Nun waren wir in Sydney, und Lord Harlin dachte noch immer nicht daran, uns zu verlassen. Doktor Isidor wußte dem leidenschaftlichen Schachspieler immer neue Probleme zu stellen, und dann vor allen Dingen war Lord Harlin, ein ausgezeichnete Kenner der alten indischen Sprachen, über das Pergament gekommen, das wir damals in der Wüstenruine in dem Schiffsmodell gefunden und das uns Mister Carlisle als ganz selbstverständlich zurückgelassen hatte, da seine Entschifferung nur an Bord unseres Schiffes gelingen sollte, und Lord Harlin glaubte in den Hieroglyphen eine Ähnlichkeit mit dem Pakrit zu finden, einer Zweigsprache des Sanskrits, und so hatte Doktor Isidor nach langer Pause die Lösung dieses Rätsels mit seiner Unterstützung wieder aufgenommen.

Wir passierten die Cook-Straße, welche Neuseeland durchschneidet, ließen die Chatham-Inseln rechts liegen, und am 23. Februar tauchte vor uns der Seelandfelsen auf, das australische Helgoland.

Er hat eine ziemlich quadratische Basis, deren Durchmesser man trigonometrisch auf zwei ein halb Kilometer berechnet hat; seine Höhe auf 1400 Meter.

Oben scheint ein Plateau zu sein, und bei solcher Höhe wird wohl auch auf dieser südlichen Breite in den Wintermonaten, hier also im Juni, Juli und August, der atmosphärische Niederschlag als Schnee liegen bleiben.

Es ist sehr wohl möglich, daß sich dieses Plateau zur Kultur eignen würde, einige hundert Menschen ernähren könnte, aber dieser Felsen gehört zu denjenigen Punkten der Erde, welche für die Menschheit wohl für immer

unerreichbar bleiben werden. Nur Seevögel können erzählen, wie es dort oben aussieht.

Denn erstens steigen die ungeheuren Felswände überall ganz steil aus dem Meere empor, nur unten ausgewaschene Höhlen enthaltend, sonst ohne den geringsten Riß – und zweitens herrscht dort auf allen Seiten zu jeder Zeit eine furchtbare Brandung. Und wenn auch wochenlang völlige Windstille geherrscht hat, das ganze Meer glatt wie ein Spiegel ist, in diesen Höhlen und überhaupt am ganzen Felsenrande schäumt und kocht und spritzt es dennoch ständig auf fürchterliche Weise.

Das ist eben die Kraft des Meeres, die empört ist, hier auf freiem Gebiet plötzlich solch einen festen Widerstand zu finden. Denn die absolute Ruhe der See ist nur eine scheinbare, in Wirklichkeit ist das Meer immer in Bewegung. Der Physiker kann es berechnen, weshalb auch das in der weiteren Umgebung stillste Meer dort so spritzen und branden muß, aber das muß man gesehen haben um es glauben zu können. An der portugiesischen Küste oder an der Westküste Englands kann man ja dasselbe beobachten. Wo Dünen sind oder überhaupt flacher Strand, da spült das Wasser kaum. Aber gegen Felsen tobt die Kraft des ganzen Ozeans mit furchtbarer Gewalt an. Das ist genau so, wie wenn man im Parterre den Hahn der Wasserleitung aufdreht. Das Wasser läuft doch ganz harmlos heraus. Schraubt man aber an das Mundstück einen Schlauch mit enger Mündung, so spritzt es bis zur vierten Etage empor.

Es ist also ganz ausgeschlossen, daß dort ein Schiff oder auch nur ein Boot anlegen kann. Es würde sofort zersplittern. Ja, wenn das möglich wäre, dort hinauf zu gelangen – dann hätte natürlich England schon längst dieses australische Helgoland im Besitz und es befestigt. Aber es ist gar nicht daran zu denken. Und es ist auch nicht so einfach, solch einen einsamen Felsen mitten im Meere ohne weiteres in Besitz zu nehmen. Da muß erst die Flagge aufgepflanzt werden, und dann hätte die betreffende Macht sicher auch die Verpflichtung, dort oben einen Leuchtturm zu unterhalten.

Dieser Felsen, der oben vielleicht kulturfähiges Land hat, ist also noch herrenlos, wie es solcher Felsen und auch ganzer Inseln ja noch massenhaft gibt.

Die Schiffer gehen in weitem Bogen um den Felsen herum, überhaupt kommen nur Segler in Betracht, von Dampferlinien führt keine vorbei, und auch in finsterster Nacht kann er nicht besonders gefährlich werden, denn das Toben der Brandung ist schon kilometerweit zu hören. Vorgelagerte Klippen scheinen ganz zu fehlen.

So standen wir an Deck und beobachteten, wie auf der Südwestseite in den ausgewaschenen Höhlen das Meer furchtbar kochte und spritzte, obgleich sonst die See glatt wie ein Spiegel war, und so war es auch auf allen anderen Seiten.

Da wurde die Schiffsglocke von unsichtbarer Hand geläutet.

Dad Telephon aus dem Kartenhaus wurde mir am verlängerten Draht herabgelassen, damit alle an Deck hören konnten, was mir Schwester Anna zu sagen hatte. Denn es hatte keinen Zweck, an andere Telephons zu treten. Nur dasjenige Telephon, das ich in die Hand nahm, sprach kein anderes. Wenn sie aber laut sprach so war auch ihre Stimme immer in größerem Abstände zu hören.

»Hier, Waffenmeister. Schwester Anna?«

»Ja!« bestätigte die so überaus wohltönende, weiche Frauenstimme. »Dies ist der Seelandsfelsen, den ich Euch als Euer festes Heim mitten im Meere anweise.«

»Wie sollen wir unser Heim nun in Besitz nehmen?«

»Einfach indem Ihr direkt hineinfahrt. Peile mit dem Kompaß nordost zwei Striche Ost, richte dorthin das Fernrohr.«

Wir taten es, ich brauchte dazu nicht das Telephon aus der Hand zu legen, von Mund und Ohr zu entfernen.

»Was erblickst Du?«

»Wie mit bloßen Augen den massigen Felsen mit schäumenden Höhlen, nur alles bedeutend näher gerückt.«

»Siehst Du den weißen Fleck, der sich über einer der Höhlen befindet?«

In der Tat, den erblickten wir, und der weiße, kreisrunde Fleck war so groß und so auffallend, an der fast schwarzen Felswand, daß wir ihn eigentlich schon vorher hätten sehen müssen.

»Es ist ein Lichtschein, den ich gegen die Felswand werfe.« erklärte das Telephon. »Er bezeichnet die Höhle, in die Ihr zu steuern habt. Sie ist der einzige Ein- und Ausgang.«

»In diese Höhle sollen wir fahren?« mußte ich erst nochmals fragen.

»Wie ich sage.«

»Mit dem ganzen Schiffe?«

»Natürlich.«

»Mit vollen Masten?«

»Gewiß.«

»Unser Großmast hat 30 Meter absolute Höhe.«

»Und diese Höhle ist mehr als 50 Meter hoch und so breit, daß drei solcher Schiffe nebeneinander bequem einfahren können.«

Wir wollten es glauben. Nach unseren eigenen Augen hätten wir es nicht geglaubt. Diese Höhle, die sich von den benachbarten durch nichts unterschied, in der es ebenso fürchterlich kochte, sah aus, als könne sie nicht einmal einen kleinen Segelkutter aufnehmen.

Da aber kann sich eben auch unsereiner sehr täuschen. Wir wußten noch gar nicht, wie weit wir noch von dem Felsen entfernt waren, ob drei oder sechs Seemeilen.

»Vertraut Ihr mir?«

»Gewiß doch, Schwester Anna, ganz bedingungslos.«

»So dampft mit voller Kraft in diese Höhle hinein, und wenn das Meer auch noch so tobte unter einem Orkan, Ihr werdet immer ungefährdet hineinkommen, wenn Ihr

nur ungefähr die Mitte des Höhleneingangs zu treffen wißt.

Dann, sobald Ihr durch die Brandung seid, in stillem Wasser, stoppt sofort ab und gebt etwas Gegendampf. Das ist die einzige Sicherheitsmaßregel, die ich Euch zu geben brauche.

Merkt Euch die Höhle gut, daß Ihr sie immer wieder findet, wenn ich sie auch einmal nicht durch einen Lichtschein kenntlich mache, obgleich ich dies wohl zur Vorsicht immer tun werde.

Sonst werdet Ihr fernerhin wohl nicht mehr viel von mir zu hören bekommen, und so will ich gleich jetzt erledigen, was ich Euch sonst noch zu sagen habe.

Unser Plan hat sich unterdessen, wie ich schon einmal erwähnte, etwas geändert.

Ich wollte Euch doch zuerst ein ganz jungfräuliches Eiland anweisen. Ob wir nun diesen Felsen oder ein anderes Versteck im Auge hatten, bleibt für Euch gleichgültig.

Wir wären willens gewesen, auch in und auf diesem Felsen jede Spur von unserem bisherigen Aufenthalt zu verwischen, aber auf Wunsch eines Höheren, dem wir zu gehorchen haben, soll dies nicht geschehen.

Ihr werdet also mancherlei vorfinden, oder sogar sehr, sehr viel. Es erwarten Euch die größten Überraschungen.

An Euch liegt es, nach und nach die Entdeckungen zu machen, was Euch ja nur gefallen wird.

Alles, was Ihr vorfindet, gehört Euch, Ihr könnt es benutzen, frei darüber verfügen, könntet es sogar, wenn Ihr wolltet, veräußern. Es ist eben Euer Eigentum.

Und alles dies ist rechtmäßig erworben, kein anderer hat Anspruch darauf zu machen. Daß Ihr also nicht etwa glaubt, wie in den beiden steinernen Schwestern zusammengepferchte Seeräuberbeute zu finden. Wir haben alles dereinst gekauft oder selbst angefertigt, wir schenken es Euch, den Argonauten, die wir lieben.

An Euch ist es, Euer Geheimnis zu wahren. Fahrt also nicht aus und nicht ein, wenn ein anderes Schiff in der Nähe ist, das Euch beobachten könnte. Ihr könnt ja von oben immer Umschau halten.

Zwar würde kein anderes Schiff das Wagnis so leicht nachmachen, Ihr habt auch die Mittel, die beruhigende Ölquelle abzustellen – wie das gemacht wird, das müßt Ihr eben selbst erforschen – aber es ist doch besser, wenn die andere Welt gar nichts von Eurem Geheimnis erfährt.

Sollte dasselbe aber doch einmal entdeckt werden, wollte Euch jemand diesen bisher herrenlosen Felsen streitig machen, so habt Ihr nach unserer Ansicht, worüber wir uns lange beraten haben, das Recht, ihn zu verteidigen, auch mit blutiger Waffengewalt. Doch das müßt Ihr dann mit Eurem eigenen Gewissen ausmachen. Wir aber heißen es jedenfalls gut, wenn Ihr wegen dieses Felsens auch gegen alle vereinten Mächte und Nationen den Krieg eröffnetet.

Weiter habe ich Euch nichts zu sagen. Ihr könnt in und auf dem Felsen hausen, wie Ihr wollt, absolut wie Ihn

wollt. Ihr könnt Euch neue Räume schaffen, könnt bohren und sprengen. Könnt auch, wenn es Euch Vergnügen macht, Eure Mitbewohner suchen. Denn Mitbewohner habt Ihr in dem Felsen. Aber Ihr werdet nichts von ihnen bemerken, sie auch nicht finden, und wenn Ihr auch den ganzen Felsen wie ein Sieb durchlöchert. Das kann ich Euch gleich versichern.

Nun dampft hinein und amüsiert Euch. Schluß!«

Das Letzte hatte recht humoristisch geklungen. Diese wunderbare Schwester Anna schien überhaupt durchaus keine Betschwester und Kopfhängerin zu sein, ich hatte es schon manchmal so aus ihrer Stimme herausgehört. Daß sie Witze riß, das freilich konnte man ja nicht verlangen.

Ja, also dann man los. Weit und breit war kein Schiff und nichts zu sehen, wovor wir uns hätten zu genieren brauchen.

Auf das Loch zugehalten und mit Volldampf hinein.

So einfach, wie ich es hier sage, war es ja auch in Wirklichkeit – nur uns selbst war es dabei nicht so einfache zumute gewesen.

Fürchterlich hatte es in der riesigen Höhle ausgesehen, alles ein einziger Wassergischt, bis zur Mastspitze hinaufspritzend.

Allerdings wurde unser Schiff ja kaum merklich in Bewegung gesetzt, aber ich kann nur sagen, daß auch ich ein Stoßgebetlein stammelte oder doch dachte, und ich

glaubte sicher, es sei mein letztes, als uns die Wassergischt umtobte. Nämlich auch mit einem Höllenspektakel. Ganz unbeschreiblich. Jedenfalls war es hier noch weit, weit schlimmer als dort bei der Einfahrt zwischen die beiden steinernen Schwestern, wo wir doch noch immer den freien Himmel über uns gehabt hatten, während wir hier in ein schwarzes Loch hineinfahren. Und überhaupt auch sonst war es noch weit fürchterlicher.

Noch stand ich halb oder wohl mehr ganz betäubt da, mit geschlossenen Augen, mich an der Nagelbank des Fockmastes anklammernd, obgleich das gar nicht nötig gewesen war, weil das Schiff also kaum in Schwingungen gekommen war, als ich den Signalapparat klingeln hörte.

»Stopp! Halbe Kraft rückwärts! Volle Kraft rückwärts! Stopp!«

Ja, unser Kapitän Martin hatte mit offenen Augen auf seinem Posten gestanden, und die Maschinisten und Heizer unten merkten ja gar nichts von der Situation.

Als ich die Augen aufmachte, war das erste, was ich sah, daß Doktor Isidor neben mir gerade einen Schluck aus seinem Pullchen nahm.

»Kathodenlicht!« sagte er dann, sich die Mischung von Kognak und Salzwasser von den Lippen leckend.

Ja, hell war es hier drin.

Wir befanden uns in einer ungeheuren Höhle, wenigstens 300 Meter im Durchmesser und fast ebenso hoch

in runder Wölbung, so daß hier drin bequem ein Dutzend der mächtigsten Ozeandampfer hätten nebeneinander liegen können.

Wir staunten ja nicht schlecht. Zunächst darüber, das diese ganze Höhle mit hellem Tageslicht erfüllt war.

Wo kam das her? Hinter uns lag der Eingang, von dem Wassergischt wie mit einem weißen Schleier verhangen, Fensteröffnungen gab es nicht, keine Lichtquellen.

Es war nicht anders, als wenn das weiße Tageslicht von den Felswänden selbst ausginge, von überall her, so daß also auch kein Schatten geworfen wurde.

Kathodenlicht hatte Doktor Isidor gesagt. Mochte sein. Das ist eine besondere Art von elektrischem Licht, das man in den sogenannten Geißlerschen Röhren erzeugt. Es soll das kalte Licht der Zukunft sein, man schmiert es gewissermaßen, wenn ich mich so ausdrücken darf, an die Wände der Räume, die man erleuchten will. So weit sind wir heute freilich noch nicht, die Sache geht zunächst nur im Laboratorium.

Nun, hier war dieses Problem eben schon gelöst. Also Kathodenlicht, wollten wir sagen, ob es nun stimmte oder nicht.

Das nächste, was wir konstatiertem war, daß auf dem glatten Wasserspiegel keine Spur von Öl zu bemerken war, obgleich solches doch auch hier die Ursache der Wasserstille sein sollte. Woher das kam, werde ich später erklären. Jedenfalls waren wir sehr zufrieden, daß die Ölschicht hier drinnen fehlte, denn angenehm ist das doch schließlich nicht.

Um das ganze Wasserbassin zog sich eine sechs Meter breite Galerie herum, von der in die Felswand viele viereckige Öffnungen hineingingen, also Türen, nur daß sie unverschlossen waren. Aber sonst konnte man nicht viel sehen, das Licht, so hell dieses auch war, drang nicht weit ein.

Wieder etwas die Schraube in Bewegung gesetzt, und wir legten an, ohne jede Vorsicht zu gebrauchen, besonders ohne erst die Tiefe auszuloten. Hätten wir deswegen vorsichtig sein müssen, so hätte uns Schwester Anna schon davon gesagt, davon waren wir nun felsenfest überzeugt.

Dann erst ergab eine Peilung, daß wir dicht an der Galerie noch immer eine Wassertiefe von mehr als 30 Metern hatten. Die Decke war trotz ihrer Wölbung hier noch immer hoch genug für unsere Masten, auch die Rahen brauchten nicht erst gedreht zu werden.

Boller und Ringe und alles war vorhanden, um das Schiff zu befestigen, und nicht nur hier an dieser Stelle, sondern überall. Aber auch hinabführende Treppen, falls Boote anlegen sollten. Sonst war die Galerie so hoch, daß man nach Beseitigung der Bordwand gerade an Land gehen konnte, alles, als wäre es gerade für unsere »Argos« eingerichtet worden, und ein Unterschied zwischen Ebbe und Flut ist in diesem Teile des Stillen Ozeans kaum bemerkbar.

Die Patronin war, wie es sich gehörte, die erste, die ihren Fuß auf den Steinboden setzte. Dann folgte als zweite Person ich nach.

»Was ist denn das?« fragte die Patronin da, schon vor einer Nische stehend, die ganz mit Ventilrädern und Hähnen und Metallstöpseln gefüllt war.

Ja, das mußten wir eben erst ausprobieren, was da angestellt und abgestellt werden konnte, und solcher Nischen mit geheimnisvollen Drehvorrichtungen gab es noch mehrere.

Drehen konnten wir ja jedenfalls alles, passieren würde nichts, sonst hätte uns doch unsere geheimnisvolle Gönnerin gewarnt. Aber es sollte nicht jeder Matrose hier nach Belieben herumleiern können. Das mußte nach und nach von kundiger Hand untersucht werden, man mußte es sich doch auch merken, was für einen Zweck die verschiedenen Räder und Hebel und Stöpselungen hatten. Sonst allerdings konnten die Leute nach Belieben auf eigene Faust auf Entdeckungsreisen ausgehen.

»Hier ist ein Telephon!«

»Hier ist ein Aufzug!«

»Hier steht ein Automobil!«

So und anders erklang es denn auch alsbald durcheinander.

Ich besichtigte zunächst diese letzte Entdeckung. Da aber hatte auch ich schon herausgefunden, daß sich an der Tür eines jeden Felsenraumes ein im Finstern leuchtender Griff befand, den man nur zu drehen brauchte, um das ganze Gewölbe in hellem Lichte erstrahlen zu lassen, das auch wieder ohne erkennbare Quelle direkt von den Wänden ausging.

Es war ein Lastautomobil, einfach ein großer Tafelwagen. Meine Jungen waren aber doch nicht auf einem weltverlassenen Dorfe ausgewachsen, die wußten doch gleich was vorn die Steuervorrichtung zu bedeuten hatte, ihr nächster Blick war unter die Plattform gewesen, und da hatten sie zwischen den Rädern die Maschinerie gesehen. Also konnte es nichts weiter als ein Automobil sein, wenn auch von einer Konstruktion, nämlich einer äußerst einfachen, wie wir alle eine solche noch nicht gesehen hatten.

Nun, ich schwang mich hinauf und machte mir an der Steuervorrichtung zu schaffen.

»Vorsicht, Vorsicht!« warnte gleich der erste Ingenieur. »Solch ein Ding kann plötzlich furchtbar losschießen.«

»Kannst Du denn ein Automobil steuern?« fragte auch Helene besorgt.

»Ich? Nee. Keine Ahnung davon. Aber wenn das Ding schießen oder sonstwie gefährlich werden könnte, so wäre es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit der Schwester Anna gewesen, uns davor zu warnen. Also ich fahre los – Beene weg, Hiehneroogen weg – da da da . . . «

Ja, ich fuhr schon los. Hatte nur den langen Hebelarm ein wenig niederzudrücken brauchen, ich fuhr sofort zurück gerade direkt gegen die Wand, daß es krachte. Aber dann hatte ich auch gleich den Rückwärtsgang heraus, fuhr noch einmal hinten gegen die Wand, dann aber war mir auch die Lenkung klar. Viel passieren konnte schon deshalb nichts, weil sich der Hebel immer nur ruckweise

niederlegen ließ, die Geschwindigkeit sich also nur ganz nach und nach beschleunigen ließ.

Ich fuhr hinaus auf die Galerie, wäre mit dem ganzen Automobil beinahe ins Wasser gepurzelt, brachte nur im letzten Moment das Ding noch zum Stehen, was mir aber nun auch nicht wieder passieren sollte, lenkte in elegantem Bogen um, fuhr, um meine absolute Sicherheit als Automobilchauffeur zu beweisen, wieder in den Raum hinein, aus dem ich gekommen und ... prallte wiederum gegen die Wand an!

Diesmal aber war die Anprallerei nicht so einfach. Nicht, daß ich mich oder das Automobil oder die Wand beschädigt hätte, sondern diesmal lag etwas wie Hexerei vor.

Aus diesem Loche war ich herausgekommen, da gab es ja nun gar keinen Zweifel, also mußte ich durch den kurzen Tunnel doch wieder in den Raum hineinkommen, in dem das Automobil gestanden hatte, ob er nun erleuchtet oder dunkel war.

Aber nichts wars, ich rannte eben gegen eine Wand, die sich da am Ausgange des Tunnels plötzlich gebildet hatte.

Wie ich mich noch so staunend fragte, wo denn diese Felsenwand plötzlich hergekommen sei, kam sie schon wieder herab, und jetzt sah ich auch wieder in dem erleuchteten Raume die Patronin und den ersten Ingenieur nebst einigen Hunden stehen.

Nun war das Rätsel auch für mich gelöst. Der ganze Raum, mehr als zehn Meter im Durchmesser, so daß er

also die ganze Schiffsbesatzung aufnehmen konnte, war eben ein Fahrstuhl. Man brauchte nur den Hebel an der Wand zu drehen, dann ging's hoch oder hinab, ganz, wie man wollte.

Wie sich dieser Fahrstuhl eigentlich bewegte, das haben wir nie erfahren können, und ich glaube, es hätte nichts genützt, auch wenn wir alle Felswände in Trümmern geschlagen hätten. Ohne Zweifel elektrisch, aber von Seilen oder Rädern oder Kugeln und dergleichen war nichts zu bemerken. Also schon die Führung war ganz rätselhaft.

Na nevermind, wenn das Ding nur auf Kommando rutschte, was es denn auch immer willig tat.

Nur das möchte ich noch bemerken, daß alle Fahrstühle so praktisch eingerichtet waren, daß man unmöglich verunglücken konnte. Ich meine nämlich, daß einmal nicht jemand zwischen Plattform und festen Boden geraten konnte. Wie das arrangiert war, will ich nicht weiter beschreiben, sondern nur sagen, daß man dann, wenn man durchaus will, auch auf der Eisenbahn verunglücken kann, nämlich indem man sich einfach auf die Schienen vor die Lokomotive legt.

Wir fuhren gleich einmal hinauf, alle, die gerade in dem Raume standen, ungefähr ein Dutzend so nach und nach zusammengekommen. Das Automobil blieb ein-  
weilen draußen.

Die schwarzen Felswände rutschten schnell herab, wenigstens mit unseren Augen betrachtet von nach wenigen Sekunden aber färbten sie sich weiß, dann gleich wieder

schwarz, dann kam wieder ein weißer Streifen, den wir im Flug passierten.

Was sollte das bedeuten?

Nun, das hatten wir Pfiffköpfe bald heraus.

Man brauchte nur einen zweiten Hebel zu drehen, so blieb der Fahrstuhl an der nächsten weißen Wand von selbst stehen, und gleichzeitig senkte sich auch diese Wand herab, wir blickten in einen Korridor, der hier aber schon mit einem Teppich belegt war, sahen auch weiter schon in einen komfortablen Salon hinein.

Die weißen Wände bezeichneten also immer die Etagen, wo man aus- und einsteigen konnte.

»Weiter, nicht aufhalten, erst einmal immer höher hinauf!«

Eine Hebelrotation, die offene Wand schob sich wieder zu, die Fahrt wurde fortgesetzt.

»Die Etagen müßten aber nummeriert sein, daß man immer weiß, wo man sich befindet, daß man nicht immer die weißen Felder zu zählen braucht!« meinte Helene.

»Hier ist eine Zahnstange, an der ein Zeiger emporklettert!« sagte ein Matrose.

So war es. In einer Nische befand sich eine Zahnstange, an der sich ein Zeiger bewegte. Jeder Zahn trug eine kleine Nummer, jetzt ging der Zeiger von der Fünf zur Sechs, also passierten wir jetzt diese Höhe.

Die letzte Nummer am obersten Zahn war 200. Also 200 Etagen. Donnerwetter! Aber wenn der Felsen 1400 Meter hoch war, so konnte man jeder Etage eine Höhe

von 6 bis 7 Metern geben. Wobei eben die Decken und besonders das oberste Plateau abgingen.

Dann war noch ein zweiter Zeiger vorhanden, der sich an einer Feder einschnappen ließ, und als ich den nun, als der rutschende Zeiger die Acht passierte, auf die Elf einstellte, blieb der Fahrstuhl richtig nach drei weiteren Etagen stehen, also in der elften.

Überaus genial ausgedacht! So konnte man den Fahrstuhl in jeder beliebigen Etage automatisch halten lassen, brauchte nicht erst auf angemalte Nummern zu achten.

Wenn wir nur gewußt hätten, auf welche Weise diese ganze Sache funktionierte. Da wurde doch auch ich etwas neugierig – oder vielmehr wißbegierig. Aber dieses Rätsel sollten wir nicht lösen können. Und es war das allerkleinste von vielen hunderten, die wir hier noch finden sollten.

In der 30. Etage ließ, ich den Fahrstuhl noch einmal halten, nur aus Wissenstrieb, ob sich die Felswände auch hier als Türen so senkten. Sie taten es. Das Innere des Felsens wollten wir jetzt noch nicht erforschen, erst einmal hinauf auf das Plateau!

Anders freilich dachten wir, als wir bei geöffneten Wänden plötzlich Stimmen vernahmen.

Jauchzende und gröhlende Stimmen!

Wer konnte das sein?

Das mußte natürlich untersucht werden.

Wir verließen den Fahrstuhl, nur zwei Mann zurücklassend, drangen in die Korridore, die hier überall erleuchtet waren, ein, folgten dem Spektakel. Denn ein solcher war es, von Männer- und wohl auch von Weiberstimmen ausgeführt. Ein allgemeines Gröhlen und Quieken.

»I, das sind ja unsere eigenen Jungen und Kinder!« sagte da Juba Riata.

So war es. Nur der veränderte Schall und die Akustik zwischen den Felswänden hatte uns die sonst so wohlbekanntesten Stimmen nicht gleich erkennen lassen. Jetzt aber hörte auch ich es, auf diese Weise zum Beispiel konnte nur Oskar gröhlen

Ein Dutzend Leute hatten mit einigen kleinen Blaugelben einen anderen Fahrstuhl benutzt, waren unterwegs einmal ausgestiegen, hatten hier in dieser Etage etwas gefunden, was ihnen den größten Spaß bereitete.

Ja, wie soll ich den Raum nun beschreiben, den wir erblickten, in dem sich die Bande auf ihre Weise amüsierte.

Ein mächtiger Saal von ungefähr 20 Meter Höhe, das ist die Höhe eines vierstöckigen Hauses, kreuz und quer angefüllt mit Stangen, aber systematisch geordnet.

Jede Stange war genau zweieinviertel Meter lang und eine jede auch so weit von der anderen entfernt. Auf diese Weise wurden lauter offene Quadrate gebildet, die also den ganzen Saal füllten, vom Boden an bis zur Decke.

Nun versuche man sich dieses ungeheuerliche Holzgerüst vorzustellen.

Was sollte das bedeuten? Was mochte das für einen Zweck haben?

Nun, ich hatte einen ganz ähnlichen Raum, allerdings bei weitem nicht so groß, schon einmal in einer holländischen Gerberei gesehen. Es war der Trockenraum gewesen, wo die Felle aufgehängt wurden, auch da waren die Stangen, um den Platz möglichst auszunützen, so angeordnet gewesen.

Was waren denn hier für Felle zu trocknen, in solch ungeheurer Menge?

Nun, sei dem, wie es wolle – unsere Jungen hatten sofort erkannt, wie dieses Gerüst in besonderer Weise zu benutzen sei, nachdem sie sich überzeugt, daß die Stangen aus bestem Eschenholz bestanden, genau so dick, wie eine Reckstange, und daß sie ausgezeichnet zusammengefaltet und sonstwie befestigt waren. Das kolossale Gerüst bildete ein einziges Ganzes, mit einfacher Menschenkraft war es gar nicht möglich, solch eine Stange herauszureißen.

Und die Entfernung von Stange zu Stange war genau so, daß auch ein großer Mann an der Stange die Riesenwelle machen konnte, ohne die andere zu berühren, und dennoch war sie im Sprunge leicht zu erreichen. Und dann kam noch hinzu, daß das systematische Gerüst doch hin und wieder mit freien Stellen unterbrochen war, und an diesen Stellen hing dann immer von der Decke ein recht langes Tau herab, gerade so ein recht günstiges Klettertau.

Kurz und gut – die großen und kleinen Jungens spielten »Affens«, haschten sich gegenseitig in dem Gerüst

herum und trieben andere Allotria. Gerade wie wir eintraten, sauste Kretzschmar, der ehemalige Damenkonfektionär, an solch einem Seile in weitem Bogen durch die Luft, nahm im Vorbeisausen einem Matrosen die Mütze vom Kopfe, saß im nächsten Augenblick hoch oben auf einer Stange, betrachtete mit behaglichem Grunzen seinen Raub, suchte in der Innenseite nach Tierchen, kratzte sich schnatternd – nun aber war schon der Matrose hinter ihm her, also Kretzschmar die Mütze zwischen die Zähne genommen und von Stange zu Stange gesprungen, sich auch einmal an einem Seile mächtig durch die Luft geschwungen – und als der Matrose nun sah, daß er, ein so ausgezeichnete Turner er auch selbst war, diesem klapperdürren Menschenaffen doch nicht folgen konnte, nahm er schnell einem anderen Matrosen die Mütze vom Kopfe, und nun wieder dieser hinter ihm her – nun aber erbeutete Kretzschmar schon eine zweite Mütze, eine dritte – jetzt also die ganze Bande hinter ihm her, immer Affen markierend, kratzend und schnatternd und quiekend und brüllend und jauchzend – ein unbeschreibliches Tohuwabohu. Das aufgeregteste Affenhaus war nichts dagegen. Und man vergaß auch wirklich ganz, daß es Menschen waren, man sah nur die gewandtesten Affen, eine Maskierung war dabei gar nicht nötig. Es war aber auch wirklich fabelhaft, was besonders Kretzschmar und Günther und Vogel, die anwesenden Meisterschaftsturner, an Sprüngen leisteten. Denn da konnten meine Jungen schließlich doch noch nicht mitmachen, so sehr sie sich unterdessen auch ausgebildet hatten.

Ich kann nur sagen, daß wir Zuschauer lachten, daß uns die Tränen über die Backen kugelten. Stundenlang hätten wir zusehen können. Oder lieber hätten wir mitgemacht. Wenn wir vor Lachen dazu fähig gewesen wären. Die Mitspielenden brauchten ja nicht zu lachen, die hatten sich ganz in ihre Affenrolle versetzt.

»Hier Zuckerchen!« rief die Patronin, die für ihre besonderen Lieblinge aus der Menagerie immer Zucker in der Tasche hatte, warf ein ansehnlicher Stück in die Mitte des Saales.

Der Heizer Peter hatte es zuerst erwischt, steckte es sofort in den Mund, schwang sich weiter. Nun aber sofort die ganze Affenbande hinter ihm her. Und da half es Peter nichts, daß er von meinen ursprünglichen Leuten wohl der beste Turner war, Schneider-Günther hatte ihn doch bald eingeholt und gefangen, und eben immer den Affen spielend, keinen Spaß verderbend – Peter gab sich denn auch gefangen, und Günther quetschte ihm die Kinnbacken zusammen, griff mit den Fingern in Peters Maul – und was der Kerl nun dabei für eine Grimasse schnitt! – zog den Zucker heraus, steckte ihn in den eigenen Mund, setzte die Flucht fort, die ganze Affenbande tobend hinter ihm her ...

»Ich kann nicht mehr, ich sterbe, mein Kopf platzt!« heulte die Patronin.

Ich nahm sie unterm Arm und schleifte sie davon, wieder dem Fahrstuhl zu.

Dieses Spiebchen wurde ja natürlich fortgesetzt. Und wenn erst unsere richtigen Affen mit meinen Jungen in

dem Gerüst in Konkurrenz traten, darauf war ich doch wirklich gespannt!

Jetzt aber wollten wir erst einmal auf den Felsen hinauf.

Zu der Fahrt vom Meeresniveau an bis hinauf auf das Plateau brauchte man, wie dann konstatiert wurde, genau 20 Minuten. Also machte der Fahrstuhl in der Sekunde etwas mehr als einen Meter. Dieser hier. Es gab noch eine andere Menge Liftzüge, kleinere, die es bedeutend schneller machten, in der Hälfte dieser Zeit. Das hier war ja ein Lastaufzug, zur Aufnahme des schweren Automobils bestimmt, auf dem aber auch wieder einige Dutzend Menschen stehen konnten.

Jetzt hielten wir prinzipiell nicht mehr an. Da aber stand der Fahrstuhl von allein. Der kletternde Zeiger hatte den 200. Zahn erreicht.

Wir befanden uns in einem Raume – in einer Grotte, will ich gleich sagen – denn von außen gesehen war es eine Felsformation und durch die offene Tür sahen wir grünes Laubwerk.

Als ich hinaustrat, war das erste, daß ich einen tüchtigen Schlag auf den Schädel bekam. Ein großer, rotwangiger, prachtvoller Apfel, einer von der Tiroler Sorte, war mir auf den Kopf gefallen. –

Ich will es beschreibend zusammenfassen.

Das völlig ebene Felsenplateau bildete einen einzigen Park von etwas mehr als sechs Quadratkilometern. Die Vegetation war die des südlichen Europa – oder die der besten Rheingegend, will ich sagen.

Unter den Laubbäumen herrschte die Eiche vor, aber die italienische, und zwar ist dies die echte, die eigentliche Steineiche, alle anderen an Größe übertreffend, das beste, härteste Holz liefernd, und süße, eßbare Eicheln dazu. Ferner die Edelkastanie. Alle europäischen Obstbäume massenhaft. Der Pfirsichstrauch hatte sich zu einem ansehnlichen Baume entwickelt, bildete ganze Wälder. Wo diese nicht zu viel Schatten spendeten, gedieh die Weinrebe mit den herrlichsten Trauben als wilde Schlingpflanze.

Also einfach ein Paradies! Und das Paradies war auch ummauert. Rings um das ganze Plateau zog sich eine fast 15 Meter hohe Mauer. Außen bildete sie mit der Felsenwand eine Fläche, nach innen stufte sie sich terrassenförmig ab. Also man konnte überall zu ihr hinaufsteigen, auf der obersten Stufe hatte man noch eine Brustwehr vor sich, nur noch einen halben Meter stark.

Ob diese Mauer künstlich aufgeführt oder aus dem Felsen herausgehauen worden war, das haben wir niemals unterscheiden können. Es war derselbe Basalt wie der ganze Felsen, alles aus einem Guß. Jedenfalls war diese Mauer ein vorzüglicher Windschutz für den ganzen Park. Denn hier oben konnte es ja manchmal tüchtig pfeifen.

Am Rande der untersten Stufe zog sich an dieser Mauer, also rings um das ganze Plateau, ein breiter Weg hin, nackter Steinboden, aber doch so eigentümlich gekörnt, daß man gleich an eine künstliche Zementierung dachte.

Solche Wege, breit genug, um zwei Wagen ausweichen zu lassen, durchzogen den ganzen Park kreuz und quer,

aber doch in einer Weise, daß es den Eindruck der Wildnis, des englischen Naturparkes will ich sagen, durchaus nicht störte. Wenn man den Park erst richtig kannte so brauchte man überhaupt auf solche Wege gar nicht zu stoßen, dafür sorgten Überbrückungen und Untertunnelungen, die aber einen ganz natürlichen Eindruck machten, Felsenbrücken, natürliche Felsengänge und dergleichen.

Für den Eindruck der Natürlichkeit, der urwüchsigen Wildnis war überhaupt aufs Beste gesorgt. Keine Lauben, keine Kioske. Obgleich sie dennoch massenhaft vorhanden waren. Aber stets in einem natürlichen Felsen verborgen. Niemand konnte von außen ahnen, daß sich da drin regelmäßig ein in die Tiefe führender Fahrstuhl befand.

Ziemlich in der Mitte des Parkes, teils von Wald, teils von blumigen Wiesen, teils von sandigem Strand begrenzt, befand sich ein Teich von 200 Meter Durchmesser, also schon mehr ein kleiner See. Mehrere Bäche, darunter sogar solche, die mit Booten befahrbar waren, ergossen sich in diesen See, und die meisten entsprangen als Quellen Felsformationen, bildeten sogar ansehnliche Wasserfälle.

Bäche? Die als Quellen entsprangen? Wie war denn das hier oben möglich?

Regen fiel ja hier allerdings genug. Er versickerte im Boden, kein Tropfen brauchte verloren zu gehen, was nicht die heiße Sonne schnell verdunstete.

Aber wie konnten denn hier oben Quellen entspringen?!

Nun, die ganze Geschichte wurde ganz einfach künstlich gemacht. Das im Boden versickernde Regenwasser wurde in mächtigen Reservoirs aufgefangen und durch irgend eine Kraft wieder hochgedrückt, so bildete das fließende Wasser einen ununterbrochenen Kreislauf.

Ja, es genügte schon, nur solche geheimnisvolle Fahrstühle gesehen zu haben, um auch das ganz einfach zu finden.

So durchstreiften wir den Park, immer größere Überraschungen erlebend.

Übrigens waren wir nicht die ersten hier oben, noch vor uns waren andere Fahrstühle benützt worden. Ich war noch gar nicht weit gekommen, als ich Mister Tabak stehen sah, starr in die Ferne blickend und dabei immer mit seiner kulbigen Zunge über die Lippen leckend.

Ich brauchte nur der Richtung seines Blickes zu folgen, da wußte ich, weshalb er so die Lippen leckte.

Dort auf einer Wiese weidete ein Rudel Pferde, prächtige Tiere.

Der Eskimo hatte gleich Appetit bekommen, wollte sie fressen.

»Pferde,« murmelte er jetzt, immer noch mit geisterhaftem Sehnsuchtsblick, »Kühe sind auch da, lauter milcherne – aber Pferde, solche schöne, edle, gutdurchwachsene Tiere . . .«

Er brach ab, wandte sich, gar nicht sich um mich kümmernd, wie es so seine Weise war, zog aus einem Busche

neben dem Bache, an dem wir gerade standen, ein Kajak hervor, so ein einsitziges grönländisches Boot, mit einem doppelten Paddelruder zu bewegen, stieg hinein, ruderte davon, verschwand zwischen den Bäumen.

Wir staunten ja nicht schlecht. Nämlich über das Benehmen dieses Eskimos. Er hatte eben dieses Kajak zufällig gefunden – aber wie der nun tat, als ob er hier völlig zu Hause war – ein ganz, ganz merkwürdiges Benehmen. Dann mußte ich schleunigst zur Seite springen, um nicht von einem Automobil überfahren zu werden, das auf dem Wege dahergebraust kam, aber ohne jedes Knattern, ohne jedes andere Geräusch, und kein Lastautomobil, sondern ein eleganter Personenwagen.

Ein Heizer, gelernter Schlosser, der schon auf Automobile gearbeitet hatte, steuerte, einige Matrosen als Passagiere belustigten sich damit, im Vorbeisausen Orangen und andere Früchte von den Bäumen zu pflücken.

»Mensch, kannst Du denn gar nicht tuten?!« rief ich wirklich böse, denn ich wäre faktisch beinahe überfahren worden, und ich kann diese stinkigen Teufelsdinger überhaupt nicht leiden. »Komm mal her – hierher zurück!«

Max, wie der Kerl hieß, gehorchte, bremste überraschend schnell, lenkte geschickt um und kam zurück.

»Kannst Du denn nicht tuten?!« schnauzte ich ihn noch einmal an.

»Nee, is nich nötig!« grinste der Kerl.

»Was, nicht nötig?! Du hättest mich beinahe überfahren.«

»Nee, ausgeschlossen.«

»Was? ausgeschlossen?!«

»Wenn Ihr nicht zur Seite gesprungen wärt, dann hätte ich direkt vor Euch gehalten. Das Auto hält sofort auf der Stelle. Da, seht mal.«

Er machte eine Wendung, war sofort in sausender Fahrt, direkt gegen eine Eiche, schon sah ich den ganzen Kasten in tausend Splittern herumfliegen – aber nein, nur ein Hebeldruck und die Kutsche stand regungslos vor dem Baume.

»Wie ist denn dieses schnelle Bremsen möglich?« mußte ich staunen, denn es war wirklich ganz frappant gewesen.

»Weiß nicht.«

»Du bist doch Automobilschlosser.«

»Ja, aber solche Dinger habe ich nicht unter den Händen gehabt, das ist ganz rätselhaft.«

»Was ist denn die treibende Kraft?«

»Weiß ich auch nicht, Waffenmeister.«

»Doch Elektrizität.«

»Vielleicht. Ich finde aber nichts von Elektrizität, keine Akkumulatoren und kein Motor und gar nix.«

»Wo stand denn das Automobil?«

»Nu, im Automobilschuppen, was man auch eine Garage nennt.«

»Was, ein ganzer Automobilschuppen?«

»Jawohl, von außen ist eine Grotte, in der eine ganze Menge Automobile stehen.«

»Eine ganze Menge?!«

»Wenigstens ein Dutzend, darunter ganz, ganz kleine, wie ich sie noch nie gesehen habe, wie die Großvaterstühle. Ein paar von uns sind schon damit losgefahren.«

»Wo ist denn diese Automobilgrotte?«

Max deutete mit der Hand.

»Wenn Sie hier gerade ausgehen und dann links an der Terrassenmauer hin, erst kommen Sie an der Munitionskammer vorbei . . . «

»Was, Munitionskammer?!«

»Nu ja, wo die Granaten und Pulverkartuschen drin sind . . . «

»Was, Granaten und Kartuschen?!«

»Nu ja, für die Geschütze.«

»Was denn für Geschütze?«

»Die ganze Mauer ist doch mit Kanonen gespickt.«

Ich ließ das Automobil weiter fahren, um selbst zu inspizieren. An dieser Mauer waren wir ja noch gar nicht gewesen.

Wir erreichten sie, stiegen die steilen Stufen hinauf.

Herrlich von unbeschreiblicher Erhabenheit war der Anblick, den man von hier oben genoß. Wenn man auch nichts weiter sah als das unendliche Meer. Aber das war es eben! Aus dieser Höhe von 1400 Metern!

Mit meinem ausgezeichneten Taschenfernrohr konnte ich im Westen gerade noch einige dunkle Punkte erkennen – die Chataminseln. Sonst nichts als Wasser und Wasser, sich spiegelnd im Sonnenschein.

Doch von Geschützen war nichts zu bemerken.

Nun, die Sache war anders, als ich sie mir nach des Heizers Beschreibung gedacht hatte.

Ab und zu wurden die unteren Stufen unterbrochen, dann befand sich dort eine Tür, ein offener Zugang.

Die ganze Terrassenmauer war nämlich hohl, wurde nur hier und da durch Quermauern abgestützt, so daß lauter einzelne Kammern entstanden, natürlich durch Zugänge miteinander verbunden. Ich will es gleich zusammenfassen, was wir im Laufe von vielen Stunden konstatierten und zählten.

Es war sein großartiges Befestigungswerk. Genau aller hundert Meter stand in einer Nische ein Geschütz, und da die Länge der ganzen Umfassungsmauer zehn Kilometer betrug, so waren es hundert Geschütze, die wir dann zählten.

Kanonen von allen Kalibern, von 8 Zentimetern an bis zu 40.

Aber Kanonen von ganz besonderem Aussehen, wenn sie auch sonst ungefähr unseren Geschützen glichen. Die Hauptsache dabei ist doch eben immer das Rohr und der Verschuß.

Ich blieb über das System nicht lange im unklaren, denn ich hatte in Neuyork schon einmal ein pneumatisches Geschütz gesehen, die letzte Errungenschaft des amerikanischen Kriegswesens.

Es waren samt und sonders pneumatische Geschütze, das Projektil wurde also durch komprimierte Luft herausgeschleudert.

Diese wurde ohne Zweifel durch das mächtige Vertikalrohr zugeführt, auf dem jedes Geschütz lagerte. Auf welche Weise, wo und wie die Luft komprimiert wurde, so schnell, wie man eben wieder laden konnte, bei den größeren Geschützen auch wieder durch eine pneumatische Vorrichtung, das haben wir niemals erforschen können.

Die Hauptsache war, daß die Bedienung eine ganz einfache war, man konnte an den Vorrichtungen alles gleich erkennen.

Das Visier konnte für jedes Geschütz einzeln eingestellt werden, es war aber auch noch auf jeder Seite ein komplizierter Spiegelapparat mit Netzvorrichtung vorhanden, um automatisch die ganze Breitseite zugleich abfeuern zu können.

Wer in diesem Artilleriewesen bewandert ist, der weiß, was hiermit gemeint ist, sonst kann ich das nicht näher beschreiben.

Die Visiere der größeren Geschütze konnten bis zu 23 Kilometer eingestellt werden, würden also wohl auch so weit reichen. Hierzu möchte ich eine Bemerkung machen. Wenn unsereiner, der bei der Marine gedient hat, von solchen Schußweiten Feld- oder Festungsartilleristen erzählt, dann kann es passieren, daß man ausgelacht wird. Von anderen Leuten gar nicht zu reden. Weil die sich um so etwas nicht kümmern, gar nicht ahnen, was unsere heutigen Schiffs- und Küstengeschütze leisten.

Ich selbst war dabei, wie im April 1892 auf dem Schießplatze bei Meppen die Flugbahn einer Panzergranate aus einem Kruppschen 24 Zentimeter-Schiffsgeschütz berechnet wurde. Gewicht der Granate 215 Kilo, Pulversatz 120 Kilo. Bei 44 Grad Rohrwinkel ging das Geschöß 20 226 Meter weit, erreichte dabei eine Höhe von 6540 Metern, brauchte dazu 70,2 Sekunden.

Das ist aber nicht etwa die Höchstleistung. Die größeren Geschütze erreichen noch ganz andere Weiten. Für Italien hat Krupp ein 45 Zentimeter-Geschütz geliefert, die Granate wiegt 1000 Kilo, die Pulverkartusche 220 Kilo, hier wird noch bei 20 Kilometern auf Treffsicherheit garantiert. Jeder Schuß kostet 8000 Mark. –

In anderen Kammern waren die Geschosse massenhaft aufgespeichert, Granaten, Schrapnells und Spitzhartgußkugeln. Aber auch Pulverkartuschen waren vorhanden. Diese Geschütze konnten auch regelrecht abgefeuert werden. Oder man konnte doch Salut oder Warnungsschüsse abgeben. Denn solch ein donnernder Knall macht bei dem Feinde doch einen ganz anderen Effekt als das Zischen der komprimierten Luft.

Dem Feinde?

Nun, jedenfalls war dieses Paradies genügend geschützt.

Ja, es schadet gar nichts, wenn auch solch ein Paradies mit Kanonen gespickt wird.

60. KAPITEL. VERIRRT.

Die Patronin und ihre Begleitung inspizierte die Innenräume der Terrassenmauer weiter, ich entfernte mich, wollte erst wieder einmal hinab nach unserem Schiff, wollte den Kapitän Martin sprechen.

Was ich da zuletzt gesehen, hatte mich doch sehr erregt.

Man hatte uns da etwas in die Hand gegeben, was doch nicht so einfach zu bewerten war.

Das hier war nicht ein australisches Helgoland, sondern das war ein australisches Gibraltar!

Wenn wir uns hier festsetzten, dann konnten wir der ganzen Welt . . .

Genug, ich mochte es mir gar nicht weiter ausmalen.

Aber aussprechen mußte ich mich gegen jemanden. Und da konnte nur Kapitän Martin in Betracht kommen, der war doch der Vernünftigste von uns allen.

Ich wollte mit dem nächsten Fahrstuhl in die Tiefe rutschen. Es wimmelte hier ja alles von solchen Fahrstühlen, jede Grotte enthielt einen, jetzt aber fand ich nun gerade keinen.

Ich hatte meinen Gedanken nachgehungen, war auf Geratewohl durch den Park gegangen, in der Meinung, wieder nach jener Grotte zu kommen, in der wir gelandet, und wie ich aus meinen Träumen erwachte, merkte ich, daß ich mich verlaufen hatte.

Bäume, Wiesen, Wasser – aber keine Grotte sah ich. Übrigens wußte ich damals noch gar nicht, daß jede Felsformation hohl war und einen Fahrstuhl enthielt. Aber da kam mir schon ein Fahrstuhl entgegen. Allerdings kein Liftzug, sondern eben ein richtiger Fahrstuhl.

In einem bequemen Großvaterstuhl, das eine Bein über der Lehne, fläzte sich behaglich der Matrose Jochen, rauchte behaglich seine kurze Pfeife. So kam das seltsame Vehikel auf kleinen Rädern angerollt. Nur daß der Großvaterstuhl unten ausgefüllt war.

Mir war das nicht gerade etwa Neues. Auf der Weltausstellung in St. Louis hat man solche Autostühle gehabt, um eben in möglichst bequemer Weise überall herumkutschieren zu können. Es war für eine mäßige Geschwindigkeit gesorgt worden, sie konnte nicht gesteigert werden, damit die Entleiher solcher Autostühle nicht etwa ein Wettfahren machten.

Auch Jochen kam ziemlich langsam einher. Sonst hätte er sich auch nicht so hinfläzen und behaglich mit den Augen zwinkern können.

Auf meinen Ruf hielt er an, brauchte dazu nur einen der kleinen Hebel zu drehen, die sich vorn an den Armlehnen befanden.

»Wo hast Du das Ding her?«

»Dort hinten steht eine ganze Grotte voll.«

»Dann hole Dir dort einen anderen, jetzt lasse mich einmal in den Stuhl.«

Ich nahm Platz, Jochen zeigte mir überflüssigerweise noch die Handgriffe, auch wie man vorn eine Stellage

aufschlagen konnte, um eine Tasse Kaffee draufzusetzen, dann fuhr ich los.

Ja, es machte mir großes Vergnügen, so herumzukutschieren. Über den selbstfahrenden Großvaterstuhl hatte ich im Augenblick die ganzen Kanonen vergessen.

Als ich um eine Felsformation fuhr, erblickte ich einen Eingang, oder für mich vielmehr eine Spalte, ich fuhr direkt hinein, und, da ich dies alles ja noch nicht wußte, wunderte ich mich, eine wohnlich eingerichtete Grotte vorzufinden, mit Tisch, Stühlen, Sofa und allem anderen, was eben zur Wohnlichkeit gehört.

Es war aber noch verschiedenes andere vorhanden, was mir zu denken gab.

Ein Wandschränkchen, das ich öffnete, enthielt mehrere Hähne, aus der Wand hervorragend, richtige Bierhähne. Unsereins hat doch gleich so etwas im Kopfe. Ich dachte aber auch gleich an ein Automatenrestaurant. »Bediene Dich selbst.« Dazu war auch nicht besonders viel Scharfsinn nötig, denn über den Hähnen standen auf einem Regal Porzellantassen und Gläser, alles nur aufs Feinste, feinstes Porzellan und die Gläser schön geschliffen.

Sechs Hähne zählte ich, alle verschiedenfarbig. Weiß, gelb, braun, schwarz, rot, grün. Daneben noch eine Art Trichter mit kleinem Hähnchen. Und darunter ein Ausguß.

Also ohne Zweifel ein Automatenrestaurant. Ob aber die Sache auch funktionierte? Auch ohne Geldeinwurf?

Der überhaupt gar nicht zu sehen war, ins Paradies auch schlecht gepaßt hätte.

Ich drehte den weißen Hahn nach links. Es floß kaltes Wasser heraus, das schnell eiskalt wurde. Beim Zurückdrehen merkte ich, daß man ihn auch nach rechts drehen konnte, tat es, und schnell erwärmte sich das Wasser, bis es kochend heiß wurde.

Dann drehte ich den nächsten Hahn, den gelben. Gelb war auch die Flüssigkeit, die alsbald herauskam, aber doch erst nach einiger Zeit, dann aber auch gleich kochend heiß und schon der Geruch sagte mir, daß es Tee war. Sehr starker, den man aber je nach Belieben verdünnen konnte. Der braune Hahn spendete einen vorzüglichen Mokka-Kaffee, Schokolade der schwarze, Zitronenlimonade der rote, eine Art Mandelmilch der grüne. Was der Trichterapparat bedeutete, hatte ich auch bald heraus, man brauchte ihn nur zu drehen, so fielen von oben einige Stückchen Zucker hinein.

Ich nahm mir eine Tasse Tee, verdünnte sie mit etwas Wasser, sah mich nach dem Hahne um, der den dazu nötigen Kognak oder Rum spendete.

Der fehlte aber.

Also durchaus unvollkommen, diese Einrichtung im paradiesischen Schlaraffenland.

Dann mußte ich mich nach einer besseren Kneipe umsehen, wo Schnaps gab.

So räsionierte ich, während ich auf dem Sofa saß und den Tee schlürfte. Nach einigem Teegebäck oder einem Dutzend belegter Brödchen hätte ich übrigens jetzt auch

Appetit gehabt. Aber nichts gabs! Eine ganz mangelhafte Bewirtschaftung hier!

So ist der Mensch immer unzufrieden. Und Doktor Isidor zum Beispiel würde ja noch ganz anders schimpfen, wenn er hier keinen Hahn mit Kognak fand.

Das heißt, als ich so auf dem Sofa saß und den Tee schlürfte, dachte ich eigentlich doch an etwas anderes.

Das heiße Wasser ließe sich ja durch eine heiße Quelle erklären.

Aber wo kamen die anderen Getränke her?

Die mußten doch erst in einer Küche zubereitet werden. Wo befand sich diese Küche?

Wats waren das für Menschen oder sonstige Wesen, die immer auf frisch gekochten Kaffee und Tee hielten?

Nevermind – durch solche Grübeleien konnte ich das Rätsel ja doch nicht lösen.

Ein meterhohes Gitterwerk, das in einer Ecke eine quadratische Fläche umgab, fesselte meine Aufmerksamkeit.

Das sah gerade so aus wie eine Schutzvorrichtung, die auf Bahnhöfen den in die Tiefe führenden Fahrstuhl umgibt, damit niemand hinabpurzelt.

Hebel und wieder so eine Zahnstange sagten mir vollends, daß es wirklich ein Liftzug sei. Das war es ja, was ich gesucht hatte, ich dachte wieder an die Kanonen und an Kapitän Martin.

Ich hin, klinkte die Gittertür auf, trat ein, drehte den Haupthebel. Der Boden senkte sich, der Zeiger an der Zahnstange kletterte hinab.

Die schwarzen Felswände rutschten vorbei, in regelmäßigen Zwischenräumen von weißen Feldern unterbrochen. Die bezeichneten also die Etagen, wo man den Fahrstuhl verlassen konnte, das hatte ich nun doch schon heraus.

Nur der Wissenschaft halber stellte ich einmal den zweiten Zeiger in mittlerer Höhe ein, also in den hundertsten Zahn.

Als der automatische Zeiger diesen erreicht hatte, blieb denn auch der Fahrstuhl gehorsam stehen, statt des weißen Feldes war hier eine Öffnung, die Wand hatte sich eben bereits verschoben.

Ich hatte eigentlich weiter fahren wollen, nun aber trat ich doch einmal hinaus, um zu sehen, wie es hier in der mittleren Höhe des Felsens beschaffen war.

Ich staunte ja nicht schlecht. Das rätselhafte Licht mit dem hier nicht gespart wurde – nur unten hatten wir es andrehen müssen, sonst war alles erleuchtet – zeigte mir die prachtvolle Wandverkleidung der Korridors. Mosaik, aus lauter kleinen Steinchen von den verschiedensten Farben zusammengesetzt. Eine prachtvolle Farbensammensetzung, prachtvolle Muster. Jedenfalls, meiner Ansicht nach, maurische Ornamentik, wie ich sie schon in der Alhambra gesehen hatte.

Wer hatte denn dies alles hier nur geschaffen?!

Nevermind.

Nun vergaß ich aber doch wieder die Kanonen und den Kapitän Martin, ging noch weiter.

Von dem Korridor ging ab und zu links und rechts eine Tür ab, immer unverschlossen, aber stets mit einer verschiebbaren Portiere versehen. Die schwersten Seidenstoffe, prachtvoll gestickt.

Von der Einrichtung aller der Räume will ich nur sagen, daß sie etwa der eines königlichen Palastes glichen, die man manchmal besichtigen darf. Ich habe freilich nicht viel solche Häuser besucht, bin nicht in das königliche Schloß von Berlin gekommen. Aber im Schlosse des Fürsten von Monako bin ich gewesen, es soll eines der großartigsten sein, was der da alles zusammengeräubert hat, und es ist ja auch wirklich staunenswert, dieser Glanz und Luxus.

So war es auch hier. Also weiter will ich darüber nichts sagen. Mag es sich jeder selbst ausmalen.

Nachdem ich mindestens ein Dutzend solcher Gemächer und Prunksalons durchwandert war, alle hell erleuchtet, ohne daß die Lichtquelle zu sehen war, ließ ich mich in einen Erman fallen. Es war wohl ein Schlafzimmer. Wenigstens stand dort ein zweischläfriges Himmelbett. Für mich war es ja ein Prunksalon.

Ich wollte wieder ins Grübeln verfallen.

Wer konnte nur dies alles . . .

Ach zum Teufel noch einmal, was ging denn das mich an!

Sehr viel aber ging mich an, daß jetzt mein Magen zu knurren begann.

Gegen zehn Uhr waren wir hier hereingefahren, jetzt war es gleich zwei, also schon vier Stunden waren vergangen, ich hatte wie wohl die meisten, das Mittagessen versäumt. Die anderen gingen mich nichts an, ich aber merkte jetzt meinen mörderlichen Hunger. Zu dem Tee vorhin hatte eben das Gebäck gefehlt.

Also nun definitiv zum Schiffe hinabgerutscht.

Aber schon wie ich aufstand, bekam ich gleich so eine Ahnung, daß ich vielleicht den Rückweg zum Schiffe gar nicht so leicht wiederfinden könnte.

Ich wußte ja gar nicht, in welchem Teile des Parkes ich mich befunden hatte, als ich die Grotte betrat und den Fahrstuhl benutzte, und dieses quadratische Plateau hatte zweieinhalb Kilometer im Durchmesser!

Wenn ich nun unten ankam, und auch dort war der ganze Felsen ausgehöhlt, wie sollte ich denn da den Hafen mit dem Schiffe finden? Mein Taschenkompaß sagte da gar nichts, den hatte ich vorher überhaupt gar nicht befragt. Da konnte ich ja vielleicht lange herumirren, ehe ich die Wasserhöhle zufällig fand.

Na, erst einmal den Fahrstuhl wieder aufgesucht und hinabgerutscht, dort immer gut die Richtungen gemerkt, und fand ich das Schiff nicht, dann eben wieder mit diesem oder einem anderen Fahrstuhl hinaufgerutscht, bis in den Park, dort wollte ich die große Grotte mit dem Lastaufzuge schon wiederfinden.

Ja, wo war ich denn eigentlich hergekommen? Aus diesem Zimmer?! Nein, aus jenem. Oder aus dem Saale dort?

Kurz und gut, ich wußte weder aus noch ein. Eine Viertelstunde verging, ich pilgerte durch die Zimmer und durch Korridore, ohne meinen Liftzug oder einen anderen zu finden.

Hatte sich die Öffnung hinter mir wieder geschlossen? Ich wußte es nicht. Jetzt jedenfalls fand ich keine, durch die ich in einen Raum gekommen wäre, wo man einen Fahrstuhl vermuten konnte. Immer nur neue Prunkzimmer und neue Korridore. Treppen gab es gar nicht. Auch keine Küchen und Speisekammern, die mir, wenn sie gefüllt, jetzt am wünschenswertesten gewesen wären. Denn mein Magen knurrte immer mächtiger.

Eine Stunde war vergangen, und ich irrte immer noch kreuz und quer herum, aus einem Prunkgemach ins andere, manchmal einen Korridor passierend.

Den Glauben an das Auffinden eines Fahrstuhls hatte ich schon längst aufgegeben, ich suchte nur noch nach einer gefüllten Speisekammer oder nach einem Automatenrestaurant. Aber nichts wars!

Und doch, da fand ich einen Fahrstuhl! Aber wiederum keinen solchen, wie ich ihn mir gewünscht hatte, mit senkrechter Beförderung, der mich hinab oder jetzt besser wieder hinaufgebracht hätte. Sondern einen mit horizontaler Bewegungskraft. In der Nische eines Korridors stand wieder so ein Großvaterstuhl mit Hebeln an der Armlehne, und er funktionierte auch sofort.

Also jetzt konnte ich beim Suchen nach etwas Eßbarem wenigstens meine Beine schonen, konnte dabei fahren. Und ich kutscherte los, in der hundertsten Etage dieses Riesenlabyrinth, immer aus einem Zimmer ins andere – ohne das zu finden, was ich jetzt am meisten brauchte.

Ich wurde immer ärgerlicher, begann zu fluchen.

War denn das eine Sache?

Hatte Schwester Anna nicht gesagt, hier bestände nirgends die geringste Gefahr?

Und ist das etwa keine Gefahr, sich in der hundertsten Etage eines zweihundertstöckigen Hauses von zehn Kilometern Umfang total zu verirren, mit einem seit nunmehr als fünf Stunden leeren Magen?!

Mein Fluchen nützte nichts.

Ich begann nähere Umschau nach anderen Sachen zu halten.

Schränke gab es gar nicht, die ich hätte visitieren können. Denn ich dachte ja immer an so einen Automaten-schrank.

Doch da war ein Schrank, einer mit Glastüren. Dahinter waren die herrlichsten Silbersachen aufgebaut, Teller und Schüsseln und Krüge und dergleichen. Ein Schubkasten enthielt Messer und Gabel und Löffel, alles vom schönsten Silber, ein zweiter Kasten dasselbe in kleinerer Ausgabe, wohl fürs Dessert. Also befand ich mich wohl in einem Speisezimmer.

Teufel aber noch einmal, was nützten mir alle dieses herrlichen Silberspeisegerätschaften, wenn ich sie nicht gebrauchen konnte?!

Ich wendete meine Aufmerksamkeit einem besonderen Apparate zu, der sich fast in jedem Raume befand, auch hier und da in den Korridoren aufgehängt war.

Es war eine dünne, schwarze Metallplatte ungefähr 30 Zentimeter im Quadrat, mit zahllosen Löchelchen dicht nebeneinander versehen, also wie ein Sieb.

Oder nein, die Löcherchen waren nicht zahllos. Sie waren sogar nummeriert. Oben ging die Zahlenreihe bis 300, links von unten nach oben bis 202.

Dann hingen an festen Seidenfäden zwei Metallstiftchen, die genau in die Löcherchen paßten.

Also doch offenbar eine elektrische Schaltvorrichtung. Was konnte hier gestöpselt werden? Das Licht? Dafür befand sich an jeder Tür ein besonderer Hebel, jetzt alle angedreht.

Nein, ich mußte gleich an ein Telephon denken. Wenn auch nichts von Mikrofonen und sonstigen Trichtern zu sehen war. Aber etwas Telephonartiges mußte doch dabei sein. Die Höhenreihen bezeichneten doch zweifellos die einzelnen Etagen.

Also ich begann zu stöpseln. Ohne eine Ahnung, was dabei herauskommen würde. Ach, was habe ich gestöpselt, an der Platte herumgefingert. Nicht nur in dieser, sondern noch an vielen anderen.

Immer wieder den zwecklosen Versuch aufgebend, immer wieder an einer anderen Platte herumstöpselnd!

Wieder einmal, meine Uhr zeigte nun schon die vierte Stunde, verließ ich solch eine Platte, um seufzend davonzufahren.

Da plötzlich klingelte es hinter mir.

Wie ich anhielt und mich umdrehte, sah ich, daß die schwarze Platte plötzlich weiß geworden war, auch ein intensives Licht ausstrahlte. Und das Klingeln schien aus der Platte herauszukommen.

Ich schnell wieder hin.

»Ist jemand dort?!« schrie ich aufs Geradewohl auf die Platte, das Klingeln überbrüllend.

Alsbald verstummte das Klingeln.

»Ja, Kurt ist hier!« erklang es ganz deutlich.

Also wirklich ein Telephon! Nur ein ganz anderes als wir kennen. Die ganze Platte wirkte als die Schallwellen empfangende und wiedergebende Membrane, oder wie daß Teufelsding nun sonst funktionierte.

Gott sei Dank, ich hatte wenigstens mit einem Menschen Verbindung erlangt, konnte mit ihm sprechen! Obgleich es etwas kühn von mir war, glaubte ich mich dadurch doch schon gerettet.

»Du bists, Kurt?«

»Ja. Der Waffenmeister, nicht wahr?«

»Jawohl.«

»Ach, Herr Waffenmeister,« fing da mit einem Male der sonst so resolute Matrose mit ganz kläglicher Stimme an, »ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin, ich habe mich verirrt.«

Ach Du großer Schreck! Ich fühlte gleich etwas in meine Stiefeln rutschen!

Ich denke doch, ich finde hier jemanden, der mich aus diesem Labyrinth wieder herauslotsen kann, dabei hat sich der Kerl selber verirrt, verlangt Hülfe von mir!

»Wo bist Du denn?«

»In der hundertdreiunddreißigsten Etage. Mehr aber weißt ich nicht. Ich wollte hinunterfahren, habe unterwegs den Fahrstuhl einmal verlassen und kann ihm nun nicht wiederfinden. Auch keinen anderen. Seit wenigstens zwei Stunden irre ich hier nun schon herum.«

»Ja, mein lieber Kurt, da kann ich Dir nicht helfen, da mußt Du mich erst einmal aus der hundertsten Etage herausbugsieren, dann will ich Dich aufsuchen und befreien.«

»Ich habe ganz mächtigen Hunger . . . «

»Ich auch.«

»Finde nichts zu essen . . . «

»Ich auch nicht.«

»Können Sie mir nicht wenigstens sagen, wo ich . . . «

»Herr Waffenmeister, sind Sie das?« wurde da der Sprechende von einer anderen Stimme unterbrochen, die ich gleich erkannte.

»Sie wünschen, Frau Patronin?«

»Ach, Georg,« fing die jetzt auch ganz kläglich an, »ich wollte hinunterfahren, allein, schon vor einer Stunde, habe den Fahrstuhl in der vierundachtzigsten Etage verlassen, und jetzt finde ich keinen Fahrstuhl wieder, irre nun schon seit einer Stunde hier herum.«

So, nun wars ja gut! Es konnte aber schließlich auch noch besser kommen.

Wir waren rund hundert Personen, und zweihundert Etagen hatte dieses Felsenhaus! Also standen jedem zwei ganze Etagen von je zehn Quadratkilometern zur Verfügung, in denen er herumirrend verhungern konnte.

»Ja, Helene, ich bin ganz genau in der gleichen Lage ...«

## 61. KAPITEL. DER ZAUBERSPIEGEL.

Ein schrilles Klingeln unterbrach mich, und gleichzeitig färbte sich die weiße Platte wieder schwarz.

Doch nur wenige Sekunden, dann nahm sie wieder die weiße Farbe an.

»Georg Stevenbrock?« wurde ich jetzt von einer weichen Frauenstimme angerufen, die ich nun schon zur Genüge kannte.

»Schwester Anna?« durfte ich mit Recht erleichtert aufatmen.

»Verzeihe mir, daß ich Dich und Deine Gefährten in eine so unangenehme Situation gebracht habe. Es geschah natürlich unabsichtlich. Wir sind eben auch noch unvollkommene Menschen, haben mancherlei vergessen, als wir Euch diesen Felsen zur Verfügung stellten, in der Meinung, Euch nun darin gänzlich selbst überlassen zu können. Jedem Telephon auf dem Korridor gegenüber ist ein Fahrstuhl, und es braucht nur daß letzte Loch gestöpselt zu werden, so öffnet sich die Wand, an den sofort sichtbaren Hebeln kann der Fahrstuhl, wenn der Hebel weiß ist, hinauf oder herab dirigiert werden. Ist er schwarz, so wird der Fahrstuhl zur Zeit gerade benutzt, dann muß

eben so lange gewartet werden, bis sich der Hebel wieder weiß färbt.«

»Aha! Erfahren das jetzt auch die anderen, daß sie davon Gebrauch machen können, ehe sie verhungern?«

»Sie erfahren es gleichzeitig mit Dir, nur in anderer Weise, ich möchte jetzt, wie immer, mit Dir allein sprechen.«

»Bitte.«

»Kannst Du mir noch einige Stunden schenken?«

»Zunächst muß ich unbedingt einmal an Bord unseres Schiffes.«

»Wozu, wenn ich fragen darf?«

»In einigen Stunden könnte ich schon verhungert sein.«

»Ist das der einzige Grund, daß Du an Bord willst?« erklang es in einem Tone, aus dem ich ganz sicher schließen konnte, daß die Schwester Anna jetzt belustigt lächelte.

»Eigentlich ja, das ist jetzt der einzige Grund!«

»Deinen Hunger kann ich auch sofort stillen.«

»Das wäre mir sehr angenehm. Dann stehe ich Dir auch sofort für einige Stunden oder auch für einige Tage zur Verfügung.«

»Folge dem Lichtschein zu Deinen Füßen, er wird Dich an das Ziel Deiner Wünsche führen.«

Wie ich niederblickte, lag zu meinen Füßen wirklich ein kreisrunder Lichtschein, wie eben ein Sonnenfleck in einem tageshellen Zimmer, und als ich einen Schritt nach

ihm hin tat, zog er sich vor mir zurück, und so immer weiter.

Also ich folgte meinem seltsamen Lotsen, der mich durch mehrere Zimmer bugsierte, bis in einen kleinen Saal, in dem vor einem Sofa ein mit dampfenden Schüsseln besetzter Tisch stand.

Zufällig wußte ich einmal ganz bestimmt, daß ich diesen selben Saal erst vor fünf Minuten passiert hatte, von hier war ich direkt an jenes Telephon gekommen, und da war dieser Tisch noch nicht gedeckt gewesen, das hätte ich mir ganz sicher nicht entgehen lassen.

Nun, ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf, setzte mich und langte zu.

Es waren mehrere warme Fleischgerichte mit Gemüsezutaten, über deren Ursprung ich mir nicht ganz klar werden konnte. Es war Fleisch und doch kein Fleisch, mehr eine Art von Kloß, oder man hätte an ganz fein gehacktes Fleisch denken können, und am meisten fiel mir auf, daß alle Speisen, so angenehm würzhaft sie auch schmeckten, doch absolut geruchslos waren. Dasselbe galt von den Gemüsen, wenn man das Zeug so nennen durfte. Immer war es ein Brei, aber der eine schmeckte wie junge Erbsen, der andere genau wie Spargel. Das Weißbrot aber war ein ganz natürliches und der Rotwein ganz vorzüglich.

Bald war ich gesättigt, das dauert ja auch bei unsereinem nicht lange, wenn man nur ungeniert essen kann. Vor Antritt der Wache hat man ja niemals länger als zehn

Minuten Zeit zum Mittagsessen. Trotzdem war auf den silbernen Platten nicht mehr viel.

Zigarren und Feuerzeug hatte ich bei mir, ich steckte mir eine an, lehnte mich behaglich zurück, und erwartete das Weitere. Dort war ja auch so eine Telephonplatte, Schwester Anna würde mich schon rufen, wenn es so weit war.

Da setzte sich vor mir die Tischplatte in Bewegung, ging in die Höhe. Aber da war gar keine Zauberei dabei. Sie ruhte einfach auf fünf Beinen, die vier Eckbeine blieben stehen, nur das mittelste schob sich hoch; nahm die Tischplatte mit, oben an der holzgetäfelten Decke klappte eine doppelte Tür auf, die Tischplatte verschwand in der Öffnung, die Falltür ging wieder zu. Natürlich ragte nun vom Boden bis zur Decke empor eine dünne Säule, das verlängerte mittelste Tischbein.

Ich staunte das nicht etwa als eine besonders ingenieure Erfindung an. Besonders auf Schiffen, wo man mit jedem Quadratfuß Raum geizen muß, ist die Speisetafel, ihr Decken, das Servieren und Abräumen immer ein Problem gewesen. Man konstruiert ein Tischchendeckdich, es steigt mit Speisen bedeckt aus einer Bodenversenkung empor, senkt sich dann wieder hinab, um abgeräumt oder neu besetzt zu werden.

Hiervon ist man aber bald wieder abgekommen. Da sind nämlich schon böse Zwischenfälle passiert. Es ist gar nicht so einfach, da eine Schutzvorrichtung anzubringen. Da ist schon manchem Bein und Fuß von der Tischplatte eingeklemmt worden oder er hat gar einen Sturz in die

Tiefe getan. Denn es muß doch über der verschwindenden Tischplatte erst eine Öffnung entstehen, und die ist eben gar nicht so leicht schnellstens zu schützen, oder auch die Schutzvorrichtung kann gefährlich werden.

So verlegt man die Pantry (den Anrichterraum) jetzt lieber über das Speisezimmer, läßt sich den Tisch heben, oben verschwinden und wieder herabkommen.

Es dauerte denn auch gar nicht lange, so gingen die Klapptüren an der Decke wieder auf, jetzt aber nach unten, die Tischplatte kam wieder herab, besetzt mit einer neuen Flasche Wein, mehreren Zigarrenkisten und Feuerzeug.

Die Havannas waren nicht besser als die meinen, ich gab mich weiter deren Genusse hin, dazu noch einige Gläser des wirklich großartigen Rotweines schlürfend, dessen Flasche keine Etikette zeigte. Man schien hier schon zu wissen, daß ich Rotspon jedem anderen Weine vorziehe, ich liebe den Gerbsäuregeschmack, sonst hätte man mir wohl sicher auch Weißwein und andere Sorten vorgesetzt, davon war ich fest überzeugt, ohne von Größenwahnsinn geplagt zu werden.

Da aber ereignete sich etwas, daß ich mich fragte, ob ich nicht vielleicht von einer anderen Art Wahnsinn geplagt würde!

Etwa zehn Schritte entfernt mir gegenüber war ein großer Wandspiegel. Oder überhaupt die ganze Wand war ein einziger Spiegel. Es war überhaupt ein recht merkwürdig eingerichtetes Zimmer, bei diesen Dimensionen schon mehr ein Saal zu nennen. Auf der einen Seite

stand nur dieses Sofa mit dem Tisch davor, dann weiter und auch an den anderen zwei Wänden zog sich nur ein breiter Diwan hin, sonst war der ganze Raum leer, nur daß auf dem kostbaren Teppich der den Boden völlig bedeckte, noch eine Menge Kissen und Polster verstreut lagen, wie dazu bestimmt, daß sich eine größere Gesellschaft gleich auf dem Boden lagern konnte, wie es die Orientalen machen. Und die vierte, türlose Wand, mir gerade gegenüber, war also ein einziger Spiegel.

Ich bin gewiß kein Spiegelaffe, aber es konnte ja nicht anders sein, ich mußte mich immer oder doch öfters, sobald ich die Augen hob, im Spiegel sehen. Ich hatte beobachtet, wie es mir geschmeckt, und jetzt sah ich, wie ich in den Polstern fläzte und mit behaglich blinzelnden Augen die blauen Rauchwölkchen steigen ließ.

Da plötzlich . . . ja, was war denn das?!

Da sitzt mit einem Male ein Mensch neben mir auf dem Sofa.

Ein altes Männchen mit schneeweißen, etwas langen Haaren, das bartlose Gesicht ganz durchrunzelt, patent gekleidet in einen schwarzen Frackanzug, mit schlohweißem Oberhemd, Stehkragen und weißem Schlips.

Daß heißt, ich sehe den Kerl nur im Spiegel! Neben mir war nichts. Ich greife mit der Hand, welche Bewegung ich auch im Spiegel mache, fahre durch die Luft und dort durch das Spiegelbild meines Nachbars.

Jetzt greift das Männchen nach dem zweiten auf dem Tische stehenden Glase, nimmt die Rotweinflasche, füllt

sich das Glas, hebt es mit einer Verbeugung gegen mich und trinkt.

Das alles vollzieht sich aber nur im Spiegel. Vor mir in Wirklichkeit ändert sich natürlich nichts.

Ja, wie der Mann aber nun sein Glas wieder hingesezt hat, da stehen dort im Spiegel auf dem Tische drei Gläser und zwei Flaschen!

Wie war das möglich?

Nun, eben irgend eine Illusion, die mir da vorgemacht wurde. Es regte mich durchaus nicht auf. Wenn ich vorhin sagte, ich hätte mich gefragt, ob ich nicht vielleicht wahnsinnig geworden sei, so war das nicht so gemeint.

Jetzt stand der Mann auf, quetschte sich zwischen Sofa und Tisch hervor, während er also ein Hereinquetschen nicht nötig gehabt hatte, machte wieder eine Verbeugung gegen mich sprach zu mir, bewegte wenigstens die Lippen, zu hören war ja nichts, deutete nach den auf dem Boden liegenden Polstern, machte wie einladende Handbewegungen.

Und da kamen durch die Tür, die ich auch im Spiegel sehen konnte, Gestalten herein, türkisch und indisch gekleidet, überhaupt orientalisb bärtige Männer mit Schwertern umgürtet, herrlich geschmückte Weiber ...

Da, noch ehe ich es etwas näher hatte unterscheiden können, während mein Gehirn noch diesen ersten orientalischen Eindruck verarbeitete, erscholl ein Klingeln, und im Nu war dieser ganze Spiegelspek wieder verschwunden, auch das alte Männchen.

Die Telephonplatte hatte geklingelt, hatte sich auch weiß gefärbt. Ich stand auf, begab mich hin, wo sie über einer Lücke des Diwans hing.

»Hier Waffenmeister!« meldete ich ganz gewohnheitsgemäß meinen Titel.

»Hier Schwester Anna!« entgegnete deren weiche Stimme. »Ich muß schon wieder um Verzeihung bitten.«

»Weshalb denn? Das Essen war ganz ausgezeichnet.«

»Wegen der Gaukelei, mit der man Dich belästigt hat. Kaum ist bekannt geworden, daß man Euch einen persönlichen Berater geben, also mit Euch in näheren Verkehr treten will, so hält man sich schon für berechtigt, Dir im Illusionsspiegel eine Gaukelei vorzumachen. Es war nicht böse gemeint.«

»Das glaube ich schon, und sie hätte ruhig fortgesetzt werden können.«

»Du liebst solche Illusionen?«

»Wer liebt das nicht? Das müssen doch sehr große Sauertöpfe sein, die von so etwas nichts wissen wollen. Wir sind keine solche Mucker. Wir sind ja selbst professionmäßige Gaukler. Bitte, laß Deine Leute nur nach Herzenslust solche Illusionen vorführen, sie werden an uns ein vergnügtes Publikum haben. Nur darfst Du nicht verlangen, daß wir den Illusionen auf den Grund gehen werden, uns darüber die Köpfe zerbrechen. Ich wenigstens für mein Teil werde das nicht tun.«

»Gut, wenn es so ist, dann könnt Ihr hier noch mehr davon zu sehen bekommen. Nun aber die Hauptsache, weswegen ich Dich sprechen wollte. Es ist also doch wohl

besser, wenn Ihr einen Berater bekommt, der Euch näher in die Eigentümlichkeiten dieses Felsenlabyrinthes einführt.«

»Ganz wie Du willst.«

»Nein, nur Du hast zu bestimmen. Ihr würdet doch mancherlei nicht finden, was Euch sehr angenehm sein dürfe. So wäre es schon der größte Zufall, wenn Ihr die im untersten Geschoß befindlichen Bäder entdecken würdet. Ist Dir also solch ein Berater angenehm?«

»Er ist mir und uns allen angenehm!« entgegnete ich einfach.

»Gut. Er wird sich Dir dann gleich vorstellen. Du hast ihn übrigens schon gesehen, vorhin im Spiegel. Es ist derselbe alte Herr. Er faßte die Mitteilung falsch auf, wollte Dir gleich etwas vorgaukeln. Jetzt wird er selbst zu Dir kommen. Es ist die einzige Person, die wir in Fleisch und Blut zu Euch senden dürfen. Wir sind an strenge Gesetze gebunden. Mit diesem alten Herrn dürfen wir eine Ausnahme machen. Nun ist es freilich mit diesem alten Herrn eine eigentümliche Sache. Er ist nicht ... ganz geistesnormal, will ich mich zart ausdrücken.«

»Irrsinnig?«

»Nein, das ist er nicht. Oder das ist doch ein zu weiter Begriff. Er befindet sich nur in einem Wahne, hat eine fixe Idee. Er glaubt an Seelenwanderung. Er hält sich gegenwärtig für den Professor Gottfried Beireis. Hast Du von diesem schon gehört?«

»Du meinst den gelehrten Sonderling, der in der Mitte des 18. Jahrhundert von Helmstedt aus die damalige Welt veralberte?«

»So ist es. Und Du gebrauchst gleich den richtigen Ausdruck. Für diesen hält sich der alte Herr. Ich habe nichts weiter hinzuzufügen. Du wirst ihn selbst kennen lernen. Also ein ganz harmloser, durchaus ehrenwerter Charakter. Gedulde Dich einige Minuten, dann wird er sich Dir zur Verfügung stellen, als Dein gehorsamer Diener. Schluß.«

## 62. KAPITEL. PROFESSOR BEIREIS.

Die Telephonplatte färbte sich wieder schwarz.

Ich setzte mich wieder hin, erwartete den Besuch.

Was ich nun über jenen Professor Beireis sage, entnehme ich der zweiten Auflage von Meyers Konversationslexikon, erschienen 1870, wo solche Biographien ausführlicher behandelt worden sind. In neueren Lexikas wird dieser Mann mit wenigen Zeilen abgetan.

Beireis, Gottfried Christoph, Polyhistor und gelehrter Sonderling, geboren am 2. März 1730 zu Mühlhausen in Thüringen, wo sein Vater, ein städtischer Beamter, sich mit Pharmacie beschäftigte, zeichnete sich schon als Knabe durch ungewöhnlichen Ernst, außerordentliche Reizbarkeit, glühende Einbildungskraft und Lebhaftigkeit des Geistes, sowie durch das treueste Gedächtnis und große Wißbegierde aus. Als er 1750 die Universität zu Jena bezog, hatte er es bereits in alten und neuen Sprachen, in Mathematik, Physik, Geschichte, Musik und

selbst in gymnastischen Übungen aller Art ungemein weit gebracht. In Jena studierte er drei Jahre lang die Rechte, zugleich aber aus Neigung Mathematik, Physik, Chemie und Medizin. Nach beendigter Studienzeit ging er auf Reisen, teils um seine Kenntnisse zu erweitern, teils aber auch, um seine in der Chemie gemachten Entdeckungen zu verwerten. Die Reisen, welche ein undurchdringliches Dunkel deckt, das der mysteriöse Mann nie aufzuhellen geneigt war, gingen wohl nicht, wie er vorgab, nach Indien, sondern wahrscheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und mehrere Teile von Deutschland. Im September 1756 kehrte er unvermutet nach Thüringen zurück und brachte bedeutende Geldsummen mit, wodurch er zuerst den Ruf von seinem Reichtum begründete, von welchem in der Folge viel Übertriebenes verbreitet wurde. Im Oktober desselben Jahres ging er nach Helmstedt, ließ sich als Student inskribieren und studierte unter Heister, dessen Praxis nach seinem Tode meist auf Beireis überging, mit dem größten Eifer Medizin und Chirurgie. Schon 1759 wurde er ordentlicher Professor der Physik an der Universität zu Helmstedt. 1762 Professor der Medizin, 1767 Hofrat, 1768 Professor der Chirurgie, 1802 Leibarzt des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und starb am 17. September 1809, nachdem er kurz zuvor noch den Jubeltag der Doktorwürde und der fünfzigjährigen Amtsführung als Professor mit jugendlicher Kraft und Munterkeit gefeiert hatte. Beireis gebot über einen ungemeinen Reichtum von Kenntnissen; er war ein uneigennütziger, sorgfältiger

Arzt und hatte eine große Praxis. Seine Tätigkeit als akademischer Lehrer, die bis ins höchste Alter ununterbrochen fort dauerte, war ebenso umfassend wie verdienstlich, er trug die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange vor und erläuterte sie durch Experimente, las über Naturgeschichte im allgemeinen und ihre verschiedenen Zweige, lehrte namentlich auch Botanik in Verbindung mit Exkursionen, hielt mineralogische, insbesondere metallurgische Vorlesungen, gab Unterricht in der theoretischen und Experimental-Chemie, der Ökonomie, Gartenkultur und Forstwissenschaft und so weiter, und wußte daneben noch Zeit zu gewinnen zu Vorträgen über Musik, Ästhetik, Malerei, Numismatik und so weiter, und zwar zeichneten sich alle diese Vorlesungen durch Gründlichkeit und Genauigkeit aus und wurden durch seine wertvollen Sammlungen von Natur- und Kunstschatzen und seine ansehnliche Bibliothek bedeutend unterstützt. Bei allen diesen Vorzügen aber waren Eitelkeit und Bigotterie vorherrschende Züge seines Charakter und die eigentlichen Triebfedern seiner Handlungen. Er lebte fast ohne allen Umgang, blieb unverheiratet und war bemüht, sich ein geheimnisvolles Ansehen zu geben. Sein ganzes großes Haus, das er allein mit einem Bedienten bewohnte, dessen Frau seinen einfachen Haushalt besorgte, war mit Gegenständen der Natur und Kunst angefüllt, die teils wirklich selten und kostbar waren, teils von ihm dafür ausgegeben wurden. Er besaß die Bahnsche Rechenmaschine, die drei berühmten Vaucansonschen Automaten, die

von Droz verfertigte Zauberuhr und andere Kunstwerke. Von großer Wichtigkeit waren seine physiologisch-anatomischen Präparate, und unter diesen namentlich die von dem berühmten Lieberkühn injizierten. Unter seinen astronomischen, mathematischen und physikalischen Instrumenten befanden sich die für die Geschichte der Erfindungen merkwürdigen Instrumente Ottos von Guericke. Bedeutend war auch seine Naturalien-, besonders seine Mineraliensammlung, sowie der chirurgische Apparat, der größtenteils aus dem Heisterschen Nachlasse stammte. Sein Münzkabinett enthielt viel schöne, wohlerhaltene Exemplare aus dem Altertume, auch viele alte Goldmünzen, und war von einem ansehnlichen Werte. Seine Gemäldesammlung zählte manches seltene Original, vorzüglich aus der deutschen Schule. Beireis zeigte der Menge von Besuchenden, unter denen oft auch fürstliche Personen waren, seine Kunstschatze mit vieler Gefälligkeit, pflegte sie aber mit auffallender Scharlatanerie selbst zu rühmen und als einzig, unübertrefflich und unbezahlbar zu preisen. Dies war besonders der Fall mit einer durchsichtigen Masse, die größer als ein Hühnerei war und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sei, den alle Fürsten der Erde nicht zu bezahlen imstande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dieses kostbare Juwel bei ihm versetzt habe und wußte diese Fabel mit allen Einzelheiten auszuführen. Der Obermedizinalrat Klapproth aus Berlin erkannte indes bei näherer Besichtigung nichts weiter in dem

Steine als einen durch seine Größe ausgezeichneten Kiesel von Madagaskar. Die Mittel zur Anschaffung seiner vielen und kostbaren Natur- und Kunstschatze verdankte Beireis vorzüglich seinen chemischen Erfindungen. Zu diesen gehörte eine schöne, rote, karminähnliche, aber dem Mineralreich angehörende Farbe, deren Bereitung er den Holländern gegen bedeutende Summen mitteilte; ferner eine den Indigo ersetzende blaue Farbe auf Tuch; dann ein chemischer Prozeß, den er auf Kobalt anwendete und für dessen Mitteilung eine sächsische Bergwerksbehörde ihm mehrere tausend Taler bot; eine Methode, ohne Pottasche blau zu färben, wofür ihm ähnliche Anträge gemacht wurden; endlich ein vorzüglich schönes, rotes und blaues Siegellack. So lehrte er auch anderen die Kunst, aus bisher unbekanntem Mitteln Essig zu bereiten, aber nur unter der Bedingung, daß er jahrelang gewisse bedeutende Prozente von ihrem Gewinn zog, und dergleichen mehr. Beireis selbst gab sich gern das Ansehen, als ob er die Kunst, Gold zu machen, besitze. Seine chemischen Erfindungen gingen größtenteils mit ihm zu Grabe; seine mathematischen, astronomischen und physikalischen Instrumente vermachte er der Universität Helmstedt, seine übrigen Sammlungen und seine große Bibliothek wurden zerstreut.

Ich aber kann von diesem Manne noch mehr erzählen, was meines Wissens sonst nirgends zu lesen ist.

Im Hause meines Vaters verkehrte manchmal ein alter Professor, geboren in Helmstedt, und in dessen elterlichem Hause fand später die Frau Schwennicke eine Unterkunft, die mit ihrem Manne bei Beireis die Wirtschaft geführt hatte. Die hatte natürlich viel von dem alten Herrn erzählt, wunderliche Sachen.

Alles in seinem Hause mußte automatisch funktionieren. Das fertigte er sich alles selbst. Das ganze Haus war mit Röhren durchzogen, die mit komprimierter Luft oder Wasser arbeiteten. Wenn er Gäste bewirtete, was er besonders gern tat, so setzte man sich an einen ungedeckten Tisch, mußte sich freilich darauf gefaßt machen, daß der Stuhl, auf dem man saß, plötzlich im Boden verschwand. Dann kam eine leere Flasche, Beireis füllte sie mit Wasser und schenkte aus ihr köstlichen Wein ein, immer andere Sorten, ganz wie man wünschte. So verwandelte er Steine in Brot und andere Speisen, zauberte sie aus nichts hervor. Und wenn man ihn deswegen für einen wirklichen Zauberer hielt, für einen mit übernatürlichen Fähigkeiten ausgestatteten Magier, so fühlte er sich geschmeichelt, freute sich hinterher darüber königlich.

Die Menschen zu veralbern, ihnen Streiche zu spielen, das war seine Lust. Wenn sich der Gast nach dem Essen wusch, so durfte er sicher sein, beim Abtrocknen an dem weißen Handtuch ganz schwarz zu werden. Und ähnliches mehr.

Dabei aber war Beireis eine Seele von einem Menschen! Unbemittelte Studenten hatten bei ihm nichts zu zahlen, er gewährte ihnen Freitische, unterstützte sie in jeder anderen Weise, seine ärztliche Praxis übte er überhaupt ganz umsonst aus, gab auch noch das Geld für die Arznei.

Wenn man da noch davon spricht, die Haupttriebe jeder aller seiner Handlungen sei Eitelkeit und Prahlerei gewesen – gut, mag man so sprechen. Ich meinerseits denke da anders.

Aber ich sollte das alte Männchen, das ich also schon im Spiegel gesehen hatte und das sich in seinem Wahne für diesen Professor Beireis hielt, nicht so bald persönlich kennen lernen, darüber sollte erst noch eine lange Zeit vergehen.

### 63. KAPITEL. EINE VERUNGLÜCKTE WALFISCHJAGD.

Wieder schrillte die weißgefärbte Telephonplatte.

»Hier Waffenmeister!« meldete ich mich. »Schwester Anna?«

»Nein, ich bin's, Juba Riata!« ließ sich dessen Stimme vernehmen. »Im Süden zeigt sich eine große Herde Walfische, Meister Tabak will auf sie Jagd machen, die Patronin hat ihre Erlaubnis dazu gegeben, wir sind schon alle unten, treffen die Vorbereitungen dazu – kommen Sie mit?«

Nu natürlich, da mußte ich doch dabei sein! Ich bin sonst gar kein so leidenschaftlicher Jäger, das heißt ich

muß nicht jedes von der Polizei ungeschützte Tier unbedingt tot machen, aber eine Walfischjagd, bei der ich einmal dieses grönländischen Harpuniers Kunst bewundern konnte, ließ ich mir doch nicht entgehen! Während unserer nun schon zweijährigen Seefahrerei hatten wir noch keinen einzigen Walfisch erblickt.

»Ich komme sofort!« rief ich also, im Augenblick gar nicht mehr an den Professor Beireis denkend, eilte auf den Korridor, steckte in der nächsten Telephonplatte einen der beiden Metallstöpsel in das letzte Loch, und wirklich ging sofort ein Stück der gegenüberliegenden Wand herab, in der Öffnung zeigte sich ein weißgefärbter Hebel, ich drehte ihn, und zwei Minuten später senkte sich von oben eine Plattform herab, die ich bestieg, um die Fahrt nach unten weiter fortzusetzen.

Schon während dieses kurzen Wartens und dann natürlich noch mehr während des längeren Hinabfahrens dachte ich daran, ob ich nun unten auch gleich die Wasserhöhle mit unserem Schiffe wiederfinden würde, daß ich nicht etwa wiederum herumirrte. Juba Riata schien es nun schon herauszuhaben, wie man die einzelnen Etagen telephonisch anrief, ich war mir darüber immer noch nicht klar, und die Schwester Anna schien nur ein Lebenszeichen von sich zu geben, wenn es ihr gerade einmal paßte.

Meine Erwägungen waren unnötig gewesen. Nach noch nicht zehn Minuten Fahrt landete der nur kleine Fahrstuhl in einer Kammer, wo ich schon das Lärmen

meiner Jungen vernahm, und ich brauchte nur herauszutreten, da sah ich unser Schiff schon in dem Wasserbecken liegen.

In aller Schnelligkeit wurde mir das Nötigste mitgeteilt. Man hatte eben vom Plateau aus im Süden eine »Schule« Walfische erblickt, still liegend, also sich dem Schlafe hingebend. Sofort war mit Einverständnis der Patronin die Jagd beschlossen worden. Als ich ankam, war alles schon fix und fertig. Die Motorbarkasse sollte das Walfischboot mit der Mannschaft hinausbringen. Denn unter den Kesseln des Schiffes war seit fünf Stunden nur noch das übliche, ganz schwache Feuer unterhalten worden, mindestens einer halben Stunde hätte es bedurft, um wieder vollen Dampf aufzumachen.

»Wird aber die Barkasse auch glücklich hinauskommen?«

»Sollen wir deshalb nicht erst einmal die Schwester Anna anfragen?«

»Ja, wie ist sie denn anzurufen?«

So und anders klang es durcheinander, dabei aber war das vollständig ausgerüstete Walboot schon in der Barkasse verladen worden, es ging gerade hinein, die von dem Eskimo eingepulte Monnschaft saß schon drin, überhaupt alles war schon fertig, als ich ankam, ich konnte gerade noch hineinspringen, dann ging es schon fort. Ich wußte noch nicht einmal, daß auch die Patronin mit drin saß, hatte sie, weil sie ein vollständiges, mir ungewöhnliches Männerkostüm trug, nicht gleich erkannt. Es ging

eben alles drunter und drüber, obgleich dennoch in vollster Ordnung.

Also den Motor angekurbelt und hinein in den Höllenstrudel! Ein tosendes Wirrwarr, wir wurden pitschnaß, das war aber auch das einzige, was uns passierte.

Mit einem Male schwammen wir im schönsten Sonnenscheine auf dem stillsten Wasser.

Sofort wurde, wie Mister Tabak wollte, der jetzt allein zu befehlen hatte, das schmale Walboot ausgesetzt, die zwölf eingepulsten Matrosen kletterten hinein. Nun handelte es sich nur noch um den Steuermann. Als solcher waren, da es sich hierbei doch um etwas ganz Besonderes handelte, von dem Eskimo nur ich und unser Hahn ausgebildet worden. Hahn war Oberhaupt ein ganz vorzüglicher Bootssteuerer, auch so eine Art von genialer Kunst, die man eigentlich nie richtig erlernen kann, die einem angeboren worden sein muß, weshalb Hahn auch in der Marine beim Wettracen immer Kuttersteuerer gewesen war. Auch jetzt hatte er die Barkasse durch die Brandung gesteuert.

So wollte ich jetzt schnell in das Walboot klettern, um die Steuerung zu übernehmen, aber Hahn war noch schneller als ich, er hatte auch besser geessen, war mit einem Sprunge drüben am Ruder.

Da aber stieß er bei dem Eskimo auf Widerstand.

»Raus da mit dem Hahn, der Waffenmeister ans Ruder!« kommandierte er.

Und als diesmal Hahn nicht wieder so schnell war, hatte Mister Tabak den stämmigen Matrosen mit einer Fixigkeit und Kraft aus dem schwankenden Boote in die Barkasse zurückbefördert, mit einem Doppelgriff am Kragen und Hosenboden, wie man solche dem kleinen, krepligen und eigentlich sogar schwächlich gebauten Eskimo nimmer zugetraut hätte.

Ich aber konnte stolz daran sein, daß der mich als Steuermann bevorzugte. Denn hier gab es nicht etwa einen Rangunterschied und dergleichen, hier entschied allein die Tüchtigkeit und hierüber hatte allein wieder der Harpunier zu entscheiden.

Es sollte aber noch anders kommen! Der Eskimo bewies noch ganz anders, daß er der Harpunier war, gegen den, wenn es nun einmal die Erbeutung eines Walfisches gilt, auch der Kapitän ein Nichts ist. In dieser Situation ist allein der Harpunier unumschränkter Befehlshaber.

Auch die Patronin wollte schnell in das Boot hinüberklettern.

»Nix da!« schrie aber Mister Tabak, setzte ihr die Hand vor die Brust und gab ihr einen Stoß, daß sie gleich wieder in die Barkasse zurückpurzelte. »Alles klar! Riemen hoch! Setzt ab! Laßt fallen! Ruder . . . an!«

Und fort schossen wir schon wie ein abgeschnellter Pfeil.

Hinter mir knatterte alsbald der Motor Barkasse.

»Zurück die Barkasse bis ich winke!« schrie aber der Harpunier, und das Knattern verstummte gehorsam.

Ich, der ich ihr beim Steuern den Rücken zukehrte, sah sie ja überhaupt nicht. Und ich ahnte nicht, daß ich sie und Helene und alle meine Gefährten nicht so bald wieder sehen sollte – ahnte nicht, daß dies eine Abschiedsfahrt für eine gar lange Trennung sein sollte!

Wir schlossen über das glatte Wasser. Der Eskimo gab mir einmal mit ausgestrecktem Arm die Richtung an, ohne ein Wort zu sagen, dann traf er seine weiteren Vorbereitungen, die zunächst darin bestanden, daß er sein Hemd, daß er außer der Hose nur noch trug, auszog und seinen gelben Affenleib aus einem Topfe mit Fett einsalzte. Dann prüfte er einige Harpunen, die im Boote lagen, wog sie in der Hand, legte sie wieder hin, prüfte die Rolle mit der aufgewickelten Leine, an welche die Harpune befestigt wird, goß einige Pfützen Wasser drüber, dann richtete er sich auf, blickte zurück, winkte.

Die Barkasse sollte uns folgen.

Auch ich blickte einmal zurück. Der Felsen ragte natürlich noch mächtig empor, wir schienen uns noch gar nicht viel entfernt zu haben, die Barkasse aber war bereits nur noch als ein Punkt zu erkennen.

»Himmelhund, willst Du gleich Deine blutig verdammten Augen nach vorn auf mich richten?!« wurde ich da belehrt, daß mit Mister Tabak jetzt nicht gut Kirschen essen war.

Ich gehorchte, aber eine Frage mußte ich doch noch stellen.

»Was sind es denn für Walfische?«

»Potwale!« entgegneten einige Matrosen gleichzeitig.

»Mister Kabat,« mußte ich da doch noch bemerken, »wissen Sie auch, was Potwale zu bedeuten haben? Grönlandswale sind keine Potwale.«

»Maul gehalten!« wurde ich angedonnert. »Oder meint Ihr, ich hätte noch keinen Potwal harpuniert? Jedenfalls mehr schon, als Ihr solche gebratenen Sardinen in dem Marseiller Speisehaus auf einen Sitz in Euren Zwergmaggen stopfen könnt.«

Na, dann war es ja gut.

Also wir hatten es mit Potwalen zu tun, welche die tropischen Meere bevölkern, vom 40. Grad nördlicher Breite an bis zum 40. Grad südlicher Breite herab. So sagt man im allgemeinen, weil der Mensch in seiner Allweisheit und Ordnungsliebe nun einmal jeder Tiergattung seine Grenze vorschreiben will. Im allgemeinen mag das ja auch stimmen. Aber man hat eine ganze Schule Potwale auch schon auf dem 56. südlichen Breitengrade beobachtet, und die grönländischen Eskimos wissen noch heute von diesen Tieren zu erzählen, die einst an ihren vereisten Küsten ganz heimisch waren. Und von ihrer Gefährlichkeit wissen sie auch noch zu erzählen.

»Wenn ein Grönlandswal ein Schiff mit aller Gewalt anrennt oder das Jagdboot mit einem Schwanzschlage zertrümmert, es in die Luft schleudert, so ist das ein Zufall bei dem in seinem Schmerze blind gewordenen Tiere. Daß aber ein Potwal ein friedlich einhersegelndes oder dampfendes Schiff ohne weiteres annimmt, das ist in zahllosen Fällen erwiesen. Von 1830 bis heute sind die Namen von vier Schiffen bekannt, die von Potwalen,

ohne daß diese selbst angegriffen wurden, in den Grund gerammt wurden. Allerdings muß man dabei an hölzerne Schiffe mit geringer Tonnenzahl denken. Einen eisernen Dampfer oder Segler kann kein Potwal leck rammen, da rennt er nur seinen eigenen Kopf ein.

Aber immerhin, die Gefährlichkeit dieses Meeresriesen, der dem Grönlandwal nicht im geringsten an Größe nachsteht, bis zu 30 Meter Länge, ist zur Genüge bekannt. Dabei steht die Gefahr seiner Jagd in gar keinem Verhältnis zum Gewinn. Die Barten sind spärlich noch weniger liefert er Tran.

Etwas anderes ist es, was den habgierigen Menschen immer wieder zur Jagd auf dieses Meeresungeheuer anreizt. Der Potwal birgt unter Umständen etwas gar Köstliches in seinem Inneren: Ambra, eine weißgelbe Masse, die sich manchmal in der Harnblase dieses Seesäugetieres vorfindet. Es ist ein Krankheitsstoff, ein Harnstein. Für die Orientalen bis heute unentbehrlich bei der Fabrikation von Parfümen und Räuchermittel und noch mehr als Aphrodisiakum. Sein Preis ist noch ständig im Steigen begriffen. Heute wird ein Kilo Ambra vom Engroshändler mit 7000 Mark bezahlt, ist also, dem Gewicht nach mehr als dreimal so teuer als Gold,

Am meisten Ambra findet man zufällig auf dem Meere schwimmen. Meist nur in kleinen Stücken, es sind aber schon Blöcke bis zu einem Zentner gefunden worden. Das sind dann zweifellos zusammengeklebte Stückchen. Aber mit diesem Zufall, der sich auch sehr selten ereignet, begnügt sich der Mensch nicht. Doch sind es

ausschließlich nordamerikanische Schiffe, welche wegen dieses Ambras dem Potwal direkt zuleibe gehen. So etwas bringt eben nur der Yankee fertig. Nämlich mit seiner brutalen Rücksichtslosigkeit. Die Mannschaft muß »gepreßt« werden, in irgend einem Hafen werden bei nächtlicher Weile Matrosen betrunken gemacht oder gleich mit Gewalt auf das Schiff geschleppt. Die sieht man dann nicht wieder. Die nicht beim Einpulen totgeprügelt werden, die verlieren ihr Leben bei der gefährlichen Jagd.

Nun, wenn Mister Tabak um diese Gefährlichkeit wußte und sogar schon selbst Potwale harpuniert hatte, dann war es ja gut. Von uns wäre deswegen natürlich keiner zurückgetreten.

»Halber Schlag!«

Da sahen wir sie vor uns liegen, wie schwarze, langgestreckte Inseln aus der blauen Flut emportauchend. Freilich immer noch wenigstens zwei Seemeilen von uns entfernt.

Spritzen oder »blasen« taten sie nicht. Sie schliefen oder ruhten doch, hatten dabei den ungeheuren Kopf, den ungeheuerlichsten aller Walarten, weit aus dem Wasser ragen. Nur hin und wieder sah man eine Wassersäule emporsteigen.

Mit halbem Schläge näherten wir uns der »Schule«, die aus mindestens 40 Mitgliedern bestand. Kabat deutete mir die Richtung an. Offenbar hatte er es auf ein etwas abseits schwimmendes Tier abgesehen, das ein außerordentlich großer Fettwanst sein mußte.

In noch nicht einer halben Stunde hatten wir unser Ziel erreicht, hatten da aber schon andere Tiere passiert, befanden uns mitten unter der Herde.

Schauerlich war es, was wir da erblickten. Diese Riesenleiber, und nun erst diese ungeheuren walzenförmigen Köpfe, vorn aber ganz scharf abgeschnitten, und diese fürchterlichen Rachen, von schrecklichen Zähnen starrend – auch ganz besonders durch diese Zähne unterscheidet sich der Potwal vom Bartenwal, und er weiß sie auch als Waffe zu gebrauchen – und fabelhaft war es, mit welcher Geschwindigkeit diese Rachen auf und zu geklappt wurden. Innerhalb eines einzigen Momentes meterweit auf und zu – das muß man gesehen haben, um es glauben zu können. Das liest man wohl in allen sachlichen Beschreibungen dieses Wals, aber man hält solch eine blitzähnliche Beweglichkeit dieses riesigen Rachens nicht eher für möglich als bis man es selbst gesehen hat.

Und nun schließlich noch dieser Gestank hier mitten zwischen der Herde! Wie nach verwestem Aase. Das ist allein der Atem dieser riesigen Tiere.

Doch wir hatten jetzt an anderes zu denken als solche Beobachtungen anzustellen. Wenn ich mich über etwas wunderte, so war es nur darüber, daß diese Tiere, die doch so gar nicht schlafend erschienen, mitten zwischen sich ein mit Menschen besetztes Boot ließen, ohne sich darum zu kümmern. Na ja, sie schliefen eben, oder befanden sich doch in einem ganz lethargischen Zustande,

dann könnte man sich auf den Rücken solch eines Ungeheuers setzen, so erzählen ja alle Walfischjäger, alle derartigen Bücher – aber gesehen muß man es haben, solch eine Teilnahmslosigkeit der Tiere, die immer das Maul schnell auf und zu klappen, um das glauben zu können.

Sonst waren die Augen der zwölf Ruderer nur starr auf mich gerichtet, und meine so wieder auf den Harpunier, weil alle Kommandos jetzt nur noch gewinkt wurden, und wie uns dabei zumute war, wie sich das Herz in der Brust zusammenschnürte, das war dabei ganz gleichgültig.

Jetzt hob der Eskimo den rechten Arm mit der am Seile befestigten Harpune, streckte dabei den linken Arm aus, ich neigte den Oberkörper vor, und geräuschlos tauchten die zwölf Riemen ins Wasser, stoppten das Boot ab.

Nur noch fünfzig Schritt lagen wir von dem auserwählten Ungeheuer entfernt, waren ihm von der Seite nahe gekommen.

Erst jetzt nahm der Harpunier richtig Stellung, stemmte den linken Fuß auf den Brig, beugte sich zurück, schloß die linke Faust und öffnete sie wieder, zugleich eine Richtung angehend – ich gab diese stummen Befehle weiter, sie wurden befolgt, wieder wurde langsam angerudert, das Boot näherte sich jetzt mehr von vorn.

Vielleicht nur noch zehn Meter von der mittleren der drei Inseln entfernt, die der Riesenleib über Wasser bildete. Jetzt wurde die Hand zur Faust geschlossen, und der Eskimo beugte seinen braunen Leib wie eine Gerte

zurück, schnellte ihn wieder vor, und die Harpune entsauste seiner rechten Hand.

Ich sah, mit welcher Wucht das furchtbare Eisen mit Widerhaken zwischen Kopf und Rücken ins Wasser sauste, dort sich in den Speck einbohrte, wie gleich darauf ein roter Blutstrahl emporspritzte.

Also die Lunge getroffen! Denn sonst blutet der Walfisch nicht.

Und das ist es eben, was vom Schiffe aus mit der Harpuncanone so selten glückt, gerade die Lunge zu treffen. Das gelingt unter drei Schüssen noch nicht einmal, und gelingt es nicht, so ist der Walfisch als Beute unrettbar verloren, denn nur in der Lunge kann er tödlich verwundet werden, sonst entgeht er dem Schiffe regelmäßig, und eben deshalb ist, dieses Harpunieren mit dem Geschütz eine Aasjägerei, die noch verboten werden wird.

Im ersten Augenblick wunderte ich mich, daß der Walfisch trotz der schrecklichen Verwundung so still liegen blieb. Freilich war es eben nur ein Augenblick. Oder eine Sekunde, will ich sagen.

Diese Sekunde aber hatte der Eskimo auch schon benutzt, mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit, um der ersten Harpune noch zwei weitere nachfolgen zu lassen, die dann dicht nebeneinander in dem Riesenleibe staken. Ich wußte wirklich gar nicht, wo er die beiden anderen Harpunen plötzlich herbekommen hatte.

Da aber ging der Tanz auch schon los, ein furchtbarer Tanz!

Plötzlich schoß das Ungetüm mit dem Kopf voran kerzengerade in die Luft empor, nur der letzte Teil des Schwanzes blieb noch im Wasser, kippte um, stürzte wagerecht zurück.

Es war mir nur wie ein Phantom gewesen, was er da erblickt hatte.

Die Folgen davon aber lassen sich denken. Wir befanden uns plötzlich wie auf einem sturmgepeitschten Meere mit häuserhohen Wellen – wenn die aufgeregte See nun einmal haushoch sein muß, wenn man ihr Toben beschreiben will.

Aber die Besinnung behielt ich, behielten wir alle.

»Pul an!« schrie ich da mein Winken jetzt doch nicht gesehen worden wäre.

Und die Jungens pulten an, wir schlossen davon, ich in der Richtung steuernd, die der Eskimo mit ausgestrecktem Arme angab.

Aber nur acht handhabten die langen Riemen mit Macht, die vier hierzu abgeteilten Matrosen, eben vorzüglich eingedrillt, schöpften das Wasser aus, was sie schöpfen konnten. Dann griffen auch sie wieder zu den Riemen, und schneller und schneller schossen wir dahin, daß das Wasser am Bug hoch aufschäumte, während der Eskimo eine Pfütze nach der anderen über die sausende Rolle goß, damit sich die ganze Vorrichtung nicht durch die gewaltige Reibung entzündete oder doch die Lager sich nicht festbrannten.

Jetzt kam es darauf an. Oder doch in wenigen Minuten mußte es sich entscheiden. Wie schnell ein Walfisch

schwimmt, hat man noch nie konstatieren können, was man sich deswegen auch schon für Mühe gegeben hat. Aber daß er in Todesgefahr bis zu 20 Seemeilen in der Stunde machen kann, wenn auch nur für kurze Zeit, das ist zweifellos. So schnell kann ein Boot natürlich nicht rudern, kein Rennboot. Das vorzügliche Hanfseil, oder mehr eine Schnur, war 300 Meter lang. So lang muß sie sein, denn so tief kann der Walfisch in seiner Todesnot tauchen, das hat man schon konstatiert. Würde er tiefer tauchen können, so würde solch ein Riesentier jedenfalls das ganze Boot mit in die Tiefe ziehen. Aber bei 300 Meter Länge ist das noch nicht vorgekommen.

Wenn aber nun die 300 Meter Schnur abgelaufen sind, und das Tier ist noch nicht tot, noch nicht einmal im geringsten ermüdet? Wenn dann das Boot nicht in genügender Fahrt ist, dann reißt die Leine unbedingt. Und da gibt es keinen anderen, festeren Stoff, da läßt sich nichts mit Draht machen, am besten hat sich noch Manilahanf bewährt, für diesen Fall weit besser als Seide, die wohl viel mehr Zug, aber keinen solchen Ruck vertragen kann.

Also nun heißt es, erst das Boot in schnellste Fahrt zu bringen, dann die Kräfte möglichst zu schonen, um dann im letzten Augenblick, wenn die letzten Meter ablaufen, wenn der Harpunier das Zeichen dazu gibt, noch einmal die vollste Kraft zu entwickeln, bis die Muskelbänder zu sprengen drohen.

Daraus kommt alles an. Das ist der Grund, weshalb besonders auf den amerikanischen Walfischjägern die Hälfte der Matrosen – die aber gewöhnlich gar keine wirklichen Matrosen sind – vom Harpunier oder vom verantwortlichen Steuermann totgeprügelt werden. Nicht nur halb tot, sondern ganz tot. Nur um dieses einzige Manöver einzudrillen. So einfach zu beschreiben, und in Wirklichkeit fürchterlich.

Nun, wir waren von dem Eskimo zur Genüge eingedrillt worden. Wenn auch ohne Prügel.

Also nur ein kraftvolles Anholen, dann wurde in aller Gemütlichkeit gerudert. Während sich doch schon jede einzelne Muskel krampfartig anspannte.

Vorn neben der rasenden Rolle kauerte wie eine gelbe Katze der Eskimos, mit der einen Hand sie immer begießend, den schweren Schöpfeimer wie eine Tasse handhabend, in der anderen Faust sein langes, schweres Messer, um das Seil doch vielleicht noch zu kappen.

Denn wenn sich jetzt die Schnur verwickelte und der Walfisch ging gerade in die Tiefe, so waren wir verloren, wir wurden mit in die Tiefe gerissen.

Oder wir hätten dann doch wieder auftauchen können? Das Boot wäre doch ebenfalls in Stücke gerissen worden, wir wären doch gleich erschlagen worden.

In diesem Falle hätte die Leine doch noch gekappt werden müssen.

Aber noch rollte sie klar ab. Wie die Leine sonst stand, konnte ich nicht genau unterscheiden.

Da spritzte vor uns ein blutiger Strahl empor, der ganze Walfisch sprang hoch aus dem Wasser heraus und verschwand wieder.

Dadurch befanden wir uns wieder auf einem toben- den Meere, und jetzt durfte nicht mehr geschöpft werden, kein Mann war zu entbehren, keine Hand, wenn sie auch nur spielend den Riemen bewegte.

»Go on!«

Da erst legten meine Jungen los, daß sich die mehr als vier Meter langen Eschenstangen wie die Reitgerten Bogen. Nur wenige Sekunden der verzweifeltsten Kraftanstrengung, dann ein furchtbarer Ruck, wir wurden von einer unwiderstehlichen Kraft vorwärtsgerissen, gleichzeitig aber flogen auch alle Riemen ins Boot und ... Mister Tabak griff nach seiner Pfeife, schlug Feuer, brannte sie sich an.

Es war geglückt. Die abgerollte Leine war nicht gerissen, wir wurden geschleppt. Und keiner von den Ruderern hatte mit dem durch die Zugkraft herausgerissenen Riemen einem anderen den Schädel eingeschlagen. Denn das ist ja mit die Hauptsache dabei, die Riemen im gegebenen Moment aus dem Wasser zu bringen, ehe man sie seinen Nachbarn um die Ohren haut, wobei aber gewöhnlich der ganze Schädel in Trümmer geht. Wenigstens für uns war das mit eine Hauptsache. Auf den Walfischjägern, besonders auf den amerikanischen, ist dieses Schlußmanöver ganz Nebensache. Da zählt ein Menschenleben gar nichts. Wenn nur die Leine nicht gerissen ist.

Nun konnten wir gemütlich zusehen, wie wir geschleppt wurden. Wie lange wir in südwestlicher Richtung davongerast sind, weiß ich nicht, mir war schon vorher das Zeitmaß vollständig verloren gegangen.

Der Felsenberg hinter uns ragte kaum noch über dem Horizont empor, und von der Barkasse war nichts zu erblicken.

Wie lange die tolle Fahrt noch dauern würde? Nun, eben bis sich der Walfisch ausgeblutet hatte. Und wie lange das dauern würde, das wußte vorläufig nur Gott. Vielleicht konnten wir noch eine ganze Stunde lang warten.

Und wenn wir nun dann den Felsenberg völlig aus den Augen verloren hatten? Und wir in dieser Nußschale von Boot mitten auf dem Meere, wo es auch noch recht nach Sturm in der Atmosphäre lag?

Ja, wer solche Erwägungen anstellt, der muß eben hübsch zu Hause hinterm Ofen sitzen bleiben. Oder mindestens darf er nicht auf die Walfischjagd gehen. Das ist eben das Los, das jeden Walfischjäger jeden Tag erwartet, plötzlich mitten auf sturmgepeitschter See im einsamen Boote zu sein. Dazu hat man eben im Boote immer einige Fässer mit Trinkwasser und einige Kisten Proviant, wie auch wir, und dann muß man sich eben wieder nach seinem Schiffe zurückzufinden wissen, mit oder ohne erlegte Beute.

»Er läßt nach, das Seil wird schlapp!« erklärte nach einiger Zeit der wie ein Schornstein qualmende Eskimo.

Im Osten tauchte ein Schiff auf, ein Dampfer, und als ob der sich verblutende Walfisch von dem seine Rettung erhoffte, so wandte er sich jetzt dieser Richtung zu.

Auf diese Weise näherten wir uns schnell dem Dampfer.

Aber noch ehe wir die Flagge unterscheiden konnten, sollte sich die Katastrophe ereignen, die der Jagd ein vorzeitiges Ende bereitete.

Vielleicht aller fünf Minuten hatte der Wal schon immer seinen Kopf zum Wasser herausgereckt, dann stets einen mächtigen Blutstrahl ausblasend, oder doch einen rotgefärbten Wasserstrahl.

So waren wieder einige Minuten vergangen, langsamer und langsamer wurde unsere Fahrt, jetzt konnten wir schon wieder zu den Riemen greifen. Kabat gedachte dem Ungeheuer noch eine vierte Harpune beim Auftauchen beizubringen.

Da aber sollte der Walfisch den Speiß umdrehen.

Wie es eigentlich geschah, weiß ich gar nicht.

Plötzlich, ohne daß wir gemerkt hatten, daß die Leine ganz schlaff geworden wäre, tauchte neben dem Boote etwas mächtiges Schwarzes auf, ein furchtbarer Ruck von unten, und da flog ich auch schon nach oben durch die Luft, schlug einige Salto mortales, und dabei sah ich dennoch ganz deutlich, wie zwei andere Matrosen und Mister Tabak ebenfalls Salto mortales schlugen, letzterer noch die qualmende Fuhrmannspfeife zwischen den Zähnen.

Dann plauzte ich aus beträchtlicher Höhe ins Wasser hinein, und als ich wieder auftauchte, war mir natürlich nicht etwa humoristisch zumute. Ich selbst fühlte mich ja gänzlich unbeschädigt. Aber die anderen? Doch da kamen sie schon angeschwommen, einer nach dem anderen, bis wir alle Vierzehn wieder so hübsch beisammen waren, zwischen den Trümmern unseres Bootes, von dem nur das Vorderteil zu fehlen schien, das war eben mit dem Walfisch davongegangen. Und daß dieser, nachdem er uns mit dem Schwanz in die Luft geschlagen, gleich weiter gegangen war, das war noch unser größtes Glück.

»Ist jemand verwundet?«

Nein, kein einziger. Es war wirklich fast ein Wunder zu nennen, daß niemand auch nur einen Hautriß davongetragen hatte.

»Na, Kinder – wenn wir ooch nischt hamm, sein wir doch beisamm!« konnte ich da schon wieder scherzen.

Ein weiteres Glück für uns war ja freilich, daß dort auch gerade noch ein Dampfer kam, der unser Malheur unbedingt gesehen haben mußte. Denn von dem Felsenberg war jetzt so wenig noch zu sehen wie von der Barkasse. Die hatte uns eben trotz ihrer 16 Knoten Fahrt aus den Augen verloren, oder der Motor hatte wieder einmal versagt. Also wir wären sonst in einer höchst üblen Lage gewesen, denn stundenlang und meilenweit zu schwimmen, darauf waren wir denn doch nicht geacht, und wenn das Meer auch nicht überall von Haifischen wimmelt, sie hätten uns doch hier ausspionieren können.

Der Dampfer kam näher. Es war ein englischer. Da galt es erst, eine Beratung abzuhalten, und wir versammelten uns in engerem Kreise, konnten uns dazu ja an den Bootstrümmern festhalten. Ich nahm das Wort.

»Daß wir von der »Argos« sind, können wir natürlich nicht leugnen, wir werden vielleicht gleich erkannt, aber das Geheimnis muß gewahrt werden. Unser Schiff kreuzte in der Nähe des Seelandfelsens, als wir uns zur Jagd aufmachten. Die Barkasse war hinter uns her. Der Dampfer soll uns nach dem Felsen zurückbringen. Dort werden wir die Barkasse schon sichten, vielleicht mischt sich auch die Schwester Anna wieder ein. Dann gehen wir eben in die Barkasse und geben dem Dampfer mit bestem Danke den Laufpaß. Die »Argos« hält sich eben hinter dem Felsen. Lange suchen wird der Frachtdampfer nicht nach ihr, so einer hat doch niemals Zeit zu verlieren. Oder wir lassen uns nach dem nächsten Hafen bringen.«

So sprach ich, und es war ja einfach genug.

#### 64. KAPITEL. IN DEN HÄNDEN VON SEELENVERKÄUFERN.

»Es war der Dampfer »Persepolis« aus North-Shields, der uns auffischte.

Persönlich kennen tat uns niemand, aber bekannt waren die Argonauten schon genug.

Ich berichtete, Kapitän Jeffers war ein netter Mensch, aber zurückbringen konnte er uns nicht.

»Ich kann beim besten Willen nicht. Ich habe in Cal-lao telegraphische Order nach Wellington erhalten, habe schlechte Fahrt gehabt, bin schon vier Tage überfällig.

Nein, auch die Chataminseln kann ich nicht anlaufen. Sie müssen mit nach Wellington.«

Gut, so gingen wir mit nach Wellington. Am dritten Tage erreichten wir die Hauptstadt von Neu-Seeland. Schon am anderen Tage war eine Dampfergelegenheit nach den Chataminseln, sie seien auch das Ziel der »Argos«. Dieses Märlein mußte ich wohl oder übel auftischen.

Nach den Chataminseln wollten wir auch wirklich, uns dort aber ein Segelboot nehmen, um nach dem Seelandfelsen zurückzukehren. Bis dorthin war es dann ja nur noch ein Katzensprung.

Ich hatte genau 20 Pfund Sterling bei mir, was die anderen zufällig in den Hosentaschen bei sich gehabt, war nicht der Rede wert – Kapitän Jeffers lieh mir auf das Konto unserer reichen Reederin oder überhaupt gleich mir weitere 50 Pfund, und das genügte vollkommen.

Mittags waren wir angekommen, im Laufe des Nachmittags besichtigten wir die Stadt von 50 000 Einwohnern, besonders der botanische Garten ist höchst sehenswert. Nur den halbnackten Eskimo hatte ich neu equipieren müssen, sonst hatten nur noch einige meiner Jungen Mützen bekommen. Am Abend gingen wir in eines der vier Theater, ich schon die Fahrkarten für den Dampfer in der Tasche, Betten in einem mittleren Hotel hatten wir auch schon belegt, nach dem Theater ging es aber natürlich, erst noch einmal in eine Bar, wo es etwas Klimbim gab.

Wie wir gegen Mitternacht schon bald aufbrechen wollen, gehe ich noch einmal in den Hof, allein, peile in der

Stockfinsternis nach einer roten Laterne – da bekomme ich von hinten einen furchtbaren Schlag über den Kopf, daß mir das Feuer aus den Augen spritzt.

»Das war ein Gummiknüppel – das ist das erste Mal, daß mir so etwas passiert.«

So deute ich noch ganz ruhig, dann aber wars mit dem Denken vorbei.

Wie ich wieder zu mir kam, umgab mich völlige Finsternis, ich fühlte mich an Händen und Füßen schmerzhaft gebunden, und außerdem hatte ich noch einen tüchtigen Knebel im Munde, einen Lappen, der nach Schmieröl schmeckte, und dann herrschte Teergeruch.

Meine Gemütsstimmung läßt sich denken.

»Du bist gepreßt worden, bist schon im Raume eines amerikanischen Walfischjägers!«

Das war mein erster Gedanke, der in meinem schrecklich schmerzenden Kopfe entstand.

Ich hatte ja schon immer gewußt, daß die amerikanischen Walfischjäger Leute mit Gewalt pressen, in jedem Hafen, wo sie anlegen, probieren sie es, so wie auch speziell in Neuyork die Austernfischer, aber daß mir einmal so etwas passieren könnte, daran hatte ich niemals gedacht.

Ich wäre auch jetzt nicht gleich auf diese Idee gekommen, hätte nur an eine einfache Beraubung geglaubt, wenn nicht das Walfischabenteuer vorausgegangen wäre und wenn nicht in Wellington gleich zwei amerikanische Walfischjäger gelegen hätten.

Nun aber war meine Überzeugung auch felsenfest: Du bist solchen verfluchten Trankochern in die Hände gefallen, man hat Dich gepreßt!

Dazu kam noch, daß ich ganz bestimmt wußte, in einem Schiffsraume zu liegen, das roch ich gleich und jetzt bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß wir schon unterwegs waren, das Fahrzeug begann bereits zu schlingern und zu stampfen.

Ja, da kann man wohl erschrecken! An Bord solch eines Segelkastens schon unterwegs nach den antarktischen Gewässern, auf mindestens zwei Jahre hier festgenagelt, die fürchterlichste und schmutzigste Arbeit wie ein Sklave verrichten müssen! Denn wenn der Walfischjäger einmal volle Mannschaft hat, läuft er vor zwei Jahren nie wieder einen Hafen an. Die ganze Besatzung läuft ja gleich davon. Man kann sich aber auch auf vier Jahre gefaßt machen.

»Meine einzige Hoffnung war die Schwester Anna, daß die mit ihrer Hellseherei . . .

Doch ich wollte mich solchen Hoffnungsgedanken lieber nicht hingeben, es war auch etwas Beschämendes für mich dabei.

Wie lange ich betäubt gewesen, wußte ich natürlich nicht, aber auch nicht, wie lange ich dann noch so vor mich hin gedöst hatte.

Ganz richtig kam ich erst wieder zur Besinnung, als in der Finsternis ein Licht auftauchte, eine brennende Lampe, die sich mir näherte.

In dem feuchten Dunste erkannte ich einen Mann, in einen orientalischen Kaftan gekleidet, freilich schmierig genug, und zwei ähnlich gekleidete Männer folgten ihm, in dem niedrigen Raume gebückt kriechend, auch den Gesichtszügen nach ganz waschechte orientalische Spitzbuben, Türken oder Araber oder mohammedanische Indier. Dafür hat unsereins doch gleich ein Auge.

Was, türkische oder arabische oder indische Walfischjäger?! Nee, die gibt es nicht! So wenig, wie es bei der ganzen Seefahrerei, glaube ich, keinen einzigen Juden gibt. Mir ist wenigstens innerhalb von fast 30 Jahren keiner vorgekommen.

Da aber ging mir wiederum eine Ahnung auf, und diesmal zweifellos die richtige!

Meine vorige Theorie mit den amerikanischen Walfischjägern war falsch gewesen!

Ich war Seelenverkäufern in die Hände gefallen!

»Seelenverkäufer« ist dem Seemann ein etwas weiter Begriff.

Seelenverkäufer heißen auch alle die Heuerbaase und Boardingmasters, welche die Matrosen verheuern, und sie heißen ganz mit Recht so. Einen deutschen Schiffsjungen, der im Auslande einmal davonläuft, als Vollmatrosen auf einen Amerikaner zu verschachern, wo er natürlich so geprügelt wird, bis er aus Verzweiflung über Bord springt, ist ihnen eine Kleinigkeit.

Es gibt bei der christlichen Seefahrt auch noch andere Seelenverkäufer.

Dann besonders heißen Seelenverkäufer auch die orientalischen Agenten, welche indische und chinesische und auch polynesische Eingeborene, sogenannte Kulis, als Plantagenarbeiter nach aller Welt verschachern, wo man solche billige Arbeiter eben gebraucht, die man wirklich auch manchmal gar nicht entbehren kann.

Und in Wellington hatte solch ein Seelenverkäufer gelegen, hatte in einem Holzkasten von kaum 100 Tonnen mehr als 400 chinesische Kulis wie die Heringe eingepökelt gebracht, die auf einer neuen Teeplantage verwertet werden sollten. Ich brauchte die Gestalten nur zu sehen, da wußte ich es sofort, daß es solche Seelenverkäufer waren.

»How do you do? Allright? Wenn sein artig, habben serr serr gut – wenn sein nix artig, machen bum bum.«

So oder ähnlich kauderwelschte der Kerl in einem kaum verständlichen Englisch, während er mir den Knebel aus dem Munde nahm.

Ich wurde an Armen und Füßen angepackt und davongetragen, oder erst geschleift, in einen höheren Raum hinein, in dem ebenfalls gerollte Segel lagen, nur daß hier noch in den Holzwänden starke Ketten mit Hand und Fußschellen eingelassen waren, und alsbald traf man Vorbereitungen, mich an solch einer Vorrichtung zu befestigen.

»Wer seid Ihr? Was habt Ihr mit mir vor? Wo bringt Ihr mich hin?!«

»Wenn sein artig, dann habben serr serr gut – wenn sein nix artig, dann machen bum bum!« kauderwelschte der Kerl wieder, dabei mir mit einem dicken Knüppel unter der Nase herumfuchtelnd.

Da war gar nichts zu wollen. Ich war einfach ein Stück Vieh. Jede Frage war ganz zwecklos. Ebensogut kann ein Ochse brüllen.

Die mir vorn gebundenen Hände wurden in Handschellen gelegt, dann erst löste man die Lederriemen, auch die der Füße, ohne diese in Eisen zu legen.

»Wenn sein artig, dann nix Füße fesseln – wenn sein nix artig, dann auch Füße fesseln und bum bum dazu. Trink.«

Aus einem Krüge wurde mir ein Becher eingeschenkt, es war ein süßer, feuriger Wein, der mir außerordentlich wohl tat.

»Dann wurde ich am ganzen Körper mit Schwamm, Wasser und Seife gewaschen, wobei ich erst jetzt bemerkte, daß auch ich nur mit einem langen Kittel bekleidet war, alles andere hatte man mir genommen, auch Strümpfe und Schuhe.

Die Waschung mit nachfolgender sorgfältiger Trocknung geschah nur, um mich dann mit Branntwein und dann noch mit Öl einzureiben, den ganzen Körper, wie es bei diesen Orientalen eben Sitte ist, besondere Sorgfalt aber widmete man einigen abgeschürften Stellen an den Gelenken, wo die Lederriemen zu sehr geschnitten oder gerieben hatten, dort bekam ich auch Verbände angelegt,

es wurde dafür gesorgt, daß die Handschellen mich nicht drückten.

Dann wurde ein Krug mit Wasser gefüllt, ein Bastkorb mit Weißbrot, Datteln, Feigen und getrocknetem Fleisch hingesezt, und die drei Männer kletterten die Leiter hinauf, die Luke offen lassend, durch welche Tageslicht fiel.

So, nun konnte ich über mein Schicksal nachgrübeln.

Na, das war einfach genug.

Die Seelenverkäufer hatten kurz vor der Abfahrt noch eine Gelegenheit erspäht, um noch ein recht gutes Geschäftchen zu machen, einen jungen, kräftigen, gutgewachsenen Menschen – ein Schlag über den Schädel, und er wurde mitgenommen, um als Sklave verkauft zu werden.

Als Sklave?

Gibt es denn heutzutage noch Sklaverei?

Na, wer daran zweifelt, daß es heutzutage noch ganz regelrechte Sklaverei gibt, den will ich nicht erst darüber aufzuklären versuchen.

Für mich war das jedenfalls alles ganz klipp und klar.

Und nun will ich das Weitere kurz machen, so lang mir die Zeit auch wurde.

Erst viel später habe ich es mir berechnen können, daß unsere Fahrt ungefähr acht Wochen währte.

Ich blieb angekettet, hatte aber genügend Bewegungsfreiheit und wurde aufs Beste gepflegt und behandelt. Aber ich war und blieb eben das angekettete Stück Vieh, nur nicht ein Ochse, sondern ein edles Rennpferd, das transportiert wird. Keine Frage wurde mir beantwortet,

man hörte mich überhaupt gar nicht sprechen. Auch sonst gelang es mir nicht, das Ziel zu erfahren. Ich konnte mich nicht einmal orientieren, in welcher Richtung wir fuhren. Wohl war der Lukendeckel bei gutem Wetter immer geöffnet, aber das war zu wenig, als daß ich darauf den Kurs hätte bestimmen können.

So vergingen also acht Wochen. Freilich hatte ich damals eine viel längere Zeit eingeschätzt.

Über meine Stimmung will ich nicht weiter reden. Verzweifelt wurde ich jedenfalls niemals. Im Gegenteil, ich wurde immer mehr gespannt daraus, wo diese Reise denn noch enden würde, ob in Indien oder in Afrika. Mit Fluchtplänen gab ich mich nicht ab. Hier an Bord hatte das ja gar keinen Zweck.

Da, nach einer längeren Zeit schweren Unwetters, während welcher ich nur deshalb etwas trübsinnig gewesen war, weil wegen der Sturzseen die Luke immer geschlossen sein mußte – aber man gab mir doch wenigstens eine Lampe, auch Tabak und Pfeife – hörte ich, wie der Anker fiel.

Wieder vergingen einige Stunden. Dann erschienen die üblichen beiden Männer, die mir das Frühstück brachten. Nur daraus wußte ich, daß ich eine Nacht hinter mir hatte und jetzt ein neuer Morgen angebrochen war. Denn wenn das Schiff so schlingerte wie jetzt, wo es auch noch vor dem Anker tat, benutzten sie nicht den Weg von oben durch die Luke, sondern kamen seitwärts durch ein Loch in diesen Raum gekrochen.

»Wo sind wir?« ließ ich mich wieder einmal zu einer Frage verleiten.

Es hatte keinen Zweck, ich bekam keine Antwort. Das wertvolle Rennpferd hatte nur einmal gewiehert, für den Menschen unverständlich.

Ich frühstückte, ausgezeichnet wie immer. Das Schiff beruhigte sich nach und nach vor dem Anker.

Dann kam in Begleitung meiner beiden Gefängniswärter der Mann, den ich bereits den Hakim nannte, den Arzt. Als ich einmal eine Krankheit erheuchelt, hatte er mich ganz sachgemäß behandelt. Heute wurde ich wieder einmal gewaschen und rasiert, was aller drei Tage geschah, mit Branntwein eingerieben und gesalbt, und mir fiel auf, daß dies heute mit außergewöhnlicher Sorgfalt geschah, auch das Haar wurde mir geschnitten, zum zweiten Male während der Reise.

Es wurde mittag, ich bekam mein Mittagessen, und zwar mein Leibfutter, dessen ich nie überdrüssig werden kann: Curry mit Reis. Das hatte es allerdings wie auf allen orientalischen Schiffen fast täglich gegeben, heute aber gab es dazu in Würfel geschnittenes frisches Hammelfleisch! Und dann folgte als zweiter Gang ein gebratenes Huhn!

Das ließ tief blicken. Wir waren nicht aus Not an einer beliebigen Stelle vor Anker gegangen, sondern wir lagen an einer bewohnten Küste. Von Ankunft oder Abfahrt eines Bootes hatte ich freilich nichts bemerkt. Wußte ich doch noch nicht einmal, wie groß dieses Fahrzeug, wie

stark seine Bemannung war, und ob ich noch Leidensgefährten hatte.

Die Luke blieb jetzt offen, ich sah den blauen Himmel, weiter nichts.

Kaum aber hatte ich das delikate Brathuhn verzehrt, als ich doch merkte, daß jetzt ein Boot angekommen sein müsse, ich hörte solche Geräusch. Die Leute schwatzten ja genug, aber ich war mir noch nicht klar darüber geworden, ob sie türkisch oder arabisch oder hindustanisch sprachen. Ich kannte diese Sprachen eben nicht. Nur chinesische Laute waren nicht darunter, die wären mir aufgefallen.

Da kletterte die steile Leiter der Mann herab, der sicher der Kapitän war, ihm folgte der Hakim, diesem ein Mann, den ich noch nie gesehen hatte, ebenfalls orientalisch, aber besser gekleidet, mehr »nach Land«.

Und der Handel begann. Das Handelsobjekt war ich. Ich mußte mich präsentieren, wie mich Gott geschaffen hatte, danach war schon mein Kaftan eingerichtet, daß er trotz meiner Fesseln abgestreift werden konnte. Kapitän und Hakim priesen meine Vorzüge mit überschwenglichen Worten, nur schade, daß ich davon nichts verstand, und der Fremde griff mir sachgemäß in alle meine Fleischteile, ich mußte ihm auch die Zähne zeigen, wie man eben auch einem Pferde ins Maul guckt. Nebenbei bemerkt: ich war angehalten worden, mir nach jeder Mahlzeit die Zähne zu reinigen, hatte dazu einen steifborstigen Pinsel bekommen, und der Hakim selbst hatte aller drei Tage sogar meine Fußnägel poliert. Ich war

in den acht Wochen ein bildschöner Kerl geworden, der reine Adonis, und heute duftete ich wieder einmal nach allen Wohlgerüchen des Orients.

Der Handel dauerte wenigstens zwei Stunden. So lange schnatterten die drei ununterbrochen gleichzeitig, ich wurde immer wieder betastet und gekitzelt, immer wieder mußte ich alle möglichen Stellungen einnehmen, um meine Körperformen ins beste Licht zu bringen, und ich tat alles willig. Was hätte ich denn auch anders tun sollen. Jetzt nach acht Wochen alles noch verderben? Und ich war wirklich gespannt, was da noch kommen würde, ich befand mich sogar in humoristischer Stimmung. Nur daß ich etwa als Eunuche in einen Harem käme, davor hatte ich ein bißchen Angst.

Endlich wurden sie handelseinig, der Fremde hatte mich gekauft, das merkte ich ganz deutlich. Wieviel ich wert war, das sollte ich erst später erfahren. Da war ich allerdings schon hoch im Preise gestiegen, das war doch hier der Verkauf aus erster Hand.

Zunächst gingen die drei wieder, ich bekam noch einmal mein Vesper, der Abend brach an.

Da kam der Fremde wieder, wurde nur vom Kapitän geleitet, brachte selbst zwei bis auf den Schurz nackte Neger mit, kräftige Burschen.

Ich wurde kostümiert, bekam derbe Schuhe an, eine Lederhose, die zwischen den Beinen wie ein Sack herabhäng, so daß ich nur kleine Schritte machen, unmöglich rennen konnte, und ähnlich war die Jacke aus starker,

aber schmiegsamer Leinwand beschaffen, eine Zwangsjacke. Aber nur die Oberärmel waren fest, so daß ich nur die Unterärmel bewegen konnte, die Hände bis zum Mund heben, und da kann man ja nicht viel machen. Ich konnte jemanden packen, ihn aber nicht boxen, ihn nicht treten.

In dieser Verfassung mußte ich hinauf klettern, betrat zum ersten Male das Deck des Fahrzeuges, einer zweimastigen Brigg.

Der Vollmond stand schon hoch, beschien eine Bucht, in deren Mitte wir lagen, und eine Küste, wohl sandig, aber schön bestanden mit Palmen, sowohl Kokos- als Datteln- und anderen Palmen, so weit ich das aus der ziemlichen Entfernung erkennen konnte, und dann eine Kolonie von weißen Steinhäusern.

Wo befand ich mich? Ich hatte keine Ahnung. Ich konnte ebensogut in Indien wie in Afrika sein, oder auch in Amerika, sogar in Europa, etwa an der mazedonischen Küste. Oder auch in Australien.

Diese Küstenbeschaffenheit sagte mir absolut nichts, höchstens durch die Palmen, daß es eine sehr warme Gegend war. Das war aber auch alles. Das orientalische Element ist durch seinen intensiven Handel über die ganze Erde verbreitet, in Europa wenigstens in den Balkanländern. Bei Para zum Beispiel hatte ich eine Küstengegend gesehen, in der sich die indisch-arabische Kolonie angesiedelt hatte, und da hatte es ganz genau so ausgesehen wie hier, auch nur solche orientalische Fahrzeuge und Prauen mit eigenartigen Segeln hatten dort gelegen,

kein einziges modern-europäisches Fahrzeug. Und dasselbe kann man in vielen Gegenden Australiens finden. Dort sind die Chinesen und indische Kulis schon massenhaft eingewandert, die ziehen den ganzen orientalischen Handel nach sich, das verwischt den ursprünglichen Charakter einer Landschaft vollkommen.

Und wir waren acht Wochen lang gesegelt, ich schätzte die Zeit aber lieber auf ein Vierteljahr, und ich wußte nicht wohin und wie schnell, und in einem Vierteljahr konnte auch diese Brigg recht gut bis nach Südamerika kommen, unter Umständen sogar bis nach der Türkei hinauf.

Kurz und gut, ich hatte nicht die geringste Ahnung, wo ich mich auf dem Erdballe befand. Nur nicht in der nördlichen oder südlichen kalten Zone, das sagte mir die Palmenvegetation. Aber nicht in einer gemäßigten Zone, das wäre schon wieder zu viel gesagt. Die Levantenküsten Italiens und Frankreichs – die Riviera – haben doch schon ganz tropischen Afrikacharakter. Wenn dort auch die Dattel nicht reift. Aber ob dort jene Palme reife Datteln hervorbrachten, das wußte ich ja noch gar nicht.

Ich mußte in ein Boot steigen, das von zwei Negerstehend vorwärts gerudert wurde, mein Herr nahm als Passagier neben mir Platz. Es ging dem Lande zu.

»Speak english?« begann ich.

»Kul.«

Das war weder Türkisch noch Arabisch noch Hindustanisch, weder Ja noch Nein, das wenigstens weiß doch unsereins.

»Parlez-vous francais?«

»Kul.«

»Parla italiano?«

»Kul.«

Ich gab es auf, zu erfahren, was das für ein Land war.

Wir landeten an einem niedrigen Kai, mein Herr winkte, ich ging neben ihm, die beiden Neger folgten uns.

Wir ließen die Häuseransiedlung rechts liegen, schritten einem der einzelstehenden Häuser zu, alle in maurischer Bauart gehalten, woraus ich aber noch auf gar nichts schließen konnte. Eben orientalisches.

Unterwegs begegneten uns einige Männer, alle orientalisches gekleidet, meist in weißen oder braunen Kaftanen oder Burnussen wie die Araber, aber einen arabischen Eindruck machten sie mir eigentlich nicht. Die Araber kennt man doch, und sie sind in Afrika wie in Asien ganz dieselben. Es war immer ein besonderer Gesichtsausdruck vorhanden, den ich nicht weiter definieren kann, und dann vor allen Dingen fielen mir die langen, schwarzen Locken auf, welche sie sämtlich trugen, was man bei den Arabern niemals findet. Die scheren oder rasieren sich den Schädel vielmehr ganz kahl oder lassen nur einen Stutz stehen.

Wir hatten das Haus erreicht, betraten einen von einer Öllampe erleuchteten Partererraum, der fast ganz von einer Pritsche ausgefüllt wurde, auf der sieben Menschen lagen, lauter Neger, alle den Hals in einer doppelten Querleiste, also im Sklavenjoch, was nun ganz gefährlich aussah.

Ich wurde bedrängt, auf der Pritsche an einer noch freien Stelle Platz zu nehmen, schon wurde dort der obere Teil der hölzernen, aber mit eisernen Bändern versehenen Querleiste aufgeklappt.

Ja, was blieb mir anderes übrig, als der wirklich freundlich gegebenen Einladung nachzukommen?

Ganz abgesehen davon, daß hinter mir die zwei baumstarken Nigger standen und daß dort in den Ecken auch noch zwei mit Dolchen und Pistolen gespickte Wächter lauerten, machte schon meine Zwangskleidung jeden Widerstand einfach ganz unmöglich. Ausschreiten konnte ich wohl, aber sonst das Knie nicht einmal so weit erheben, um einem Menschen einen Kniestoß in den Bauch zu geben, und so ohnmächtig waren auch meine Hände, von den Armen gar nicht zu sprechen.

Und überhaupt, ich dachte vorläufig noch gar nicht an Flucht und Gegenwehr, es wäre auch wirklich sinnlos gewesen.

Also ich kletterte hinauf, streckte mich aus, mein Hals wurde eingespannt.

Da merkte ich sofort, daß die Sache gar nicht so schlimm war. Von einem Folterblock gar keine Spur. Die Höhlung in dem unteren Balken war weich gepolstert, mit der oberen, ebenfalls etwas hohlen Leiste kam der Hals überhaupt gar nicht in Berührung, dazu nun noch ein hohes Kopfkissen – so lag man sanft wie in Abrahams Schoß, ganz bequem, konnte sich drehen und strecken. Nur nicht sich befreien, den Hals nicht herausziehen, das

war bei dieser ebenso sinnreichen wie einfachen Einrichtung gänzlich ausgeschlossen.

»Toilul!«

Oder so ähnlich erklang es, wobei mir ein Schlauch in den Mund gesteckt wurde, der in einem hinter dem Kopfe stehenden Krüge endete, und solchen Krug hatte ein jeder hinter sich. Er enthielt Wasser, der Schlauchs wirkte als Heber, man konnte ihn sich selbst in den Mund stecken, bis an diesen reichten ja die Hände gerade.

Dann bekam ich noch ein Weißbrot, einen Klumpen Datteln, eine gute Portion Feigen und eine große Weintraube auf die Brust gelegt, und mein Herr und die beiden Neger gingen, die zwei Wächter, ebenfalls schwarze, blieben.

## 65 KAPITEL. IN EINEM RÄTSELHAFTEN LANDE.

Ich will meine Gedanken nicht schildern. Nur das will ich sagen, daß es durchaus nicht traurige waren. Ganz im Gegenteil.

Einmal ganz regelrecht den Sklaven spielen – recht so! Und daß ich über kurz oder lang meine Freiheit wiedererlangte, entweder durch meine Argonauten, durch Schwester Anna auf meine Spur gebracht, oder durch eigene Kraft und List, davon war ich ja nun felsenfest überzeugt.

Überhaupt, ich hatte doch wirklich nichts zu klagen. Ja, ich war förmlich gerührt ob dieser ausgezeichneten Behandlung, die man hier einem Sklaven, den man ins Joch spannte, zuteil werden ließe.

Das Weizenbrot, ungefähr ein Pfund, war frischbacken, knusprig, der reine Kuchen. Die Datteln waren köstlich. Und nun gar erst die Feigen. Nicht etwa solche Kranzfeigen, solch billiger Ausschuß, sondern auserlesene Smyrnafeigen, von denen bei uns das Pfund zwei Mark kostet. Und nun schließlich gar die Weintraube! Sie enthielt nur anderthalb Dutzend Beeren, aber jede so groß wie eine Eierpflaume, vom köstlichsten Geschmack! Das mußte wohl ein Endchen von so einer Traube sein, wie sie die beiden jüdischen Kundschafter aus dem gelobten Lande auf beiden Achseln angeschleppt brachten. Wenn man übrigens die Weintraubenkulturen bei Damaskus und besonders in der ägyptischen Oase Fayum gesehen hat, hält man so etwas recht wohl für möglich. Kolossale Trauben!

Also ich schnabulierte mit gewöhnlichem Appetit, war wirklich ganz gerührt.

»Parlez-vous francais?« erklang es da neben mir.

Ich wendete den Kopf, blickte in ein wohl tiefbraunes Gesicht, das aber doch mehr ein europäisches war.

Es war, will ich gleich sagen, ein Italiener, der Französisch nicht ganz perfekt, aber doch besser sprach als ich das Italienische.

»Oui Monsieur Wo sind wir hier?«

»In Schohar.«

»Schohar? Wo liegt das?«

»In Maskat, in Oman – 20 Meilen oberhalb der Stadt Maskat.«

Es war ausgesprochen. Nun wußte ich, wo ich mich befand.

In einem Lande, das meiner Ansicht nach das geheimnisvollste, das rätselhafteste der ganzen Erde ist, das Mexiko der Zukunft. –

Bitte, lieber Leser, gestatte mir eine kleine Einschaltung, auch wenn sie nicht direkt zur Sache gehört.

Ich war kürzlich in so einer okkultistisch-theosophischen Gesellschaft. Diese Leute sind – wie ich auch – überzeugt, daß in der Welt überhaupt nichts stirbt, so etwas wie einen Tod gibt es gar nicht, das heißt wie eine Vernichtung. Es ist ein ewiger Kreislauf. Und das gilt für das ganze Weltall mit seinen zahllosen Sonnensystemen wie auch für das einzelne Individuum, es gilt für den Wurm wie für das Molekül und das Atom, das gilt aber auch in geistiger Hinsicht, für das einmal gesprochene Wort wie für den nur gedachten Gedanken.

Was einmal ist, das ist schon immer gewesen und wird immer wiederkommen, für unsere Augen und Gedankenkraft nur immer in anderer Anschauungsweise. Das Verschwinden und Wiederkommen ist nur ein scheinbares, für uns allerdings ein reelles, und die Zwischenperioden bilden Zeitwellen, die man berechnen kann.

Also, führte nun der Vortragende in jener Gesellschaft aus, da auf unserem Planeten einmal neue Erdteile entdeckt wurden, Amerika und Australien, von denen die damalige Menschheit noch gar nichts wußte, so muß

auch die Zeit wiederkommen, da die Menschheit auf diesem Planeten immer noch neue Erdteile entdeckt, von denen wir uns jetzt noch gar nichts träumen lassen.

Auf dieser Erde soll die jetzige Menschengeneration noch neue Weltteile entdecken?!

Wie soll denn das möglich sein?!

Und dabei ist nicht etwa an den Nordpol und Südpol zu denken, sondern um solche neue Erdteile wie Amerika und Australien soll es sich handeln.

James O'Donnell, ein amerikanischer Seher mit prophetischem Geiste, will dieses Problem gelöst haben, durch Schauen in die Zukunft.

Er behauptet, daß die ganze Theorie mit dem feurigflüssigen Kern der Erde eine falsche ist, daß die Erde nur innerhalb ihrer festen Rinde mehrere Zentralfeuer hat, oder daß die ganze Eigenwärme der Erde überhaupt eine ganz andere Ursache hat, daß sonst die Erde eine Hohlkugel ist, die noch eine andere Vollkugel enthält, beschienen von dem aufgesaugten Sonnenlicht, das durch die erste Außenrinde diffusiert – was O'Donnell sogar physikalisch-mathematisch berechnet – umgeben von einer für uns atembaren Atmosphäre, und diese Innenerde gilt es nun von uns zu entdecken und zu besiedeln.

So weit jener amerikanische Seher.

Ist das Wahnsinn?

Ich überlasse dem Leser, darüber zu urteilen.

Nur möchte ich darauf aufmerksam machen, daß das phantastische Projekt des Kolumbus, Indien westwärts

auf dem Seewege zu erreichen, damals von der ganzen gelehrten Welt für hellen Wahnsinn erklärt worden, schon deshalb, weil natürlich doch die Schiffe am Rande der Erde ins Bodenlose hineinpurzeln mußten.

Schließlich füge ich noch hinzu, daß dieser selbe James O'Donnell auch die letzten drei großen Kriege viele Jahre vorher prophezeit hat, ferner die letzte Entdeckung eines Saturnmondes.

Genug hiervon.

Ich wollte hier etwas anderes sagen, das war nur eine Einleitung dazu, um zu zeigen, daß die menschliche Phantasie überhaupt gar keine Schranken hat, und was die Phantasie erdichtet, soll, nach okkultistischer Anschauung, auch verwirklicht sein, indem die menschliche Phantasie ja erst ein Produkt der Schöpfungskraft ist. Was nicht ausführbar ist, ist auch nicht denkbar. Man muß nur intensiv denken und kräftig die Erfüllung wünschen, dann verwirklicht es sich auch. Hätte niemand daran gedacht und gewünscht, daß der Mensch noch einmal fliegen könnte, so hätten wir heute noch kein Luftschiff und keinen Äreoplan – für die Menschen noch vor hundert Jahren eine märchenhafte Phantasie. –

Wenn sich nun alle Ereignisse wiederholen sollen; so müßte man doch auch noch einmal ein neues Peru oder Mexiko entdecken und erobern, nicht nur unermessliche Schätze enthaltend, sondern auch eine Bewohnerschaft mit einer hochentwickelten Kultur, wenn diese auch ganz verschieden ist von der unsrigen.

Und das ist allerdings etwas, was ich sehr wohl für möglich halte, solch eine Entdeckung und Eroberung eines neuen Mexikos mit uralter Kultur und unermeßlichen Schätzen an Gold und Edelsteinen, die für einige Zeit alles schon vorhandene Gold und dergleichen entwerten.

Das ist das heute noch selbständige Sultanat Oman, nach seiner Hauptstadt auch Maskat genannt, den Südostzipfel Arabiens bildend, mit einer Küstenlänge von 80 geographischen Meilen und 30 Meilen Breite.

Dieses Oman oder Maskat ist für mich das rätselhafteste Land der Erde.

Schon deshalb, weil alle Reiseberichte über dieses Land fehlen. Obgleich jeder Fremde, auch der europäische Christ, von den Bewohnern ganz freundlich aufgenommen wird, man führt ihn überall herum. Aber das, was er sehen möchte, bekommt er nicht zu sehen. Noch kein einziger hat über dieses Maskat etwas Genaueres berichten können. Im Konversationslexikon ist doch bei jedem Artikel, wo es nötig ist, die betreffende Literatur angeführt, in der man sich näher orientieren kann. Ja, dieses Maskat ist ganz ausführlich beschrieben, wir wissen genau, wie es in den Oasen aussieht, aber hier fehlt einmal eine Literaturlausgabe gänzlich. Es gibt über dieses Maskat noch kein einziges Werk. Man muß die ganze Sache kennen, um das zu würdigen zu wissen.

Und was für eine Rolle nun hat dieses Maskat in der Weltgeschichte und ganz besonders im Welthandel gespielt!

Seit mehr als zweitausend Jahren ist der gesamte Handel Persiens und Indiens ausschließlich über Maskat gegangen. Das war das Monopol seiner Sultans, schon durch die Macht ihrer Flotten, welche den ganzen indischen Ozean beherrschten, und auch die ganze Küste Persiens gehörte diesen Sultanen.

Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, als Portugiesen, Franzosen, Holländer und Engländer an diesem Handel konkurrierten, änderte daran nur sehr wenig. Hauptsächlich waren es immer noch die Mittelmeerländer, welche die indischen und persischen Waren, das Gold, die Edelsteine, die Spezereien, besonders die Tücher und Webereien so heiß beehrten – man denke nur an Venedig unter Marco Polo! – und das alles, jährlich Waren im Werte von Milliarden, ging ausschließlich über Maskat.

Das änderte sich erst mit der Eröffnung des Suezkanals also in der Mitte des 19. Jahrhunderts, da erst begann Maskat in die Nacht der Vergessenheit zu sinken.

Unermeßlich aber müssen die Summen sein, welches Maskat in den vielen Jahrhunderten an diesem Zwischenhandel verdient hat.

Wo sind diese Summen in gemünztem Gelde und in Gold- und Silberbarren geblieben?

Man weiß es nicht.

Schon die alten Perser nannten dieses Land »Töpislantan«, das ist »das schluckende Land«, und so heißt es dort noch heute. Maskat hat in den Jahrhunderten oder sogar

Jahrtausenden immer nur geschluckt, aber niemals wieder etwas herausgegeben.

Und das ist dort ebenfalls heute noch so.

Daß Sultanat Maskat, das etwa eine halbe Million Einwohner hat, braucht nur etwas Reiszufuhr, alles andere erzeugt es sich im Überflusse selbst, hat die andere Welt gar nicht nötig. Dafür werden Datteln im achtfachen Werte des Reises ausgeführt, aber auch nur die allergeringste Sorte. Alles, was gut ist, essen und behalten die Maskaten selbst, sie geben der anderen Welt nur das schlechteste Futter.

An der Küste Maskats sind die reichsten Perlmuschelbänke der Erde, dort werden die schönsten Perlen gefunden. Die Ausbeutung ist wiederum ein Monopol des Sultans. Der Ertrag wird jährlich auf achtzehn Millionen Mark geschätzt, und da können die Perlenbänke bei Ceylon nicht etwa mitmachen, und dann ist dabei noch zu bedenken, daß das Angaben der Maskaten selbst sind, die doch sicher nicht die Wahrheit sagen, vielleicht nur den vierten Teil des Betrages nennen, oder es wären doch keine Orientalen.

Und von diesen Perlen kommt keine einzige in den Handel!

Wo sie bleiben, das weiß man nicht.

Töpislatan – das Land verschluckt sie.

Bei dem Sultan sieht man nichts von Perlen und anderen Schätzen. Das ist ein ganz einfacher Mann, er lebt bescheiden in einem ganz einfachen Hause, so wie alle

diese Maskaten leben, ob sie nun Beduinen oder Fischer oder Handwerker sind.

Die haben eben die echte Lebensweisheit entdeckt.

Die leben ganz bescheiden, arbeiten nur, wenn es ihnen gerade Spaß macht, essen aber nur das Beste, was ihnen ihr Land liefert, nur der größte Schund, mit dessen Menge sie nichts mehr anzufangen wissen, wird verkauft. Auch den besten Kaffee haben sie, dort gibt es noch den echten Mokka. Aber den trinken sie selber, keine Bohne kommt aus dem Lande heraus.

England weiß, was Maskat zu bedeuten hat, was dieses »schluckende Land« für Schätze enthalten muß, die man nur aufzufinden und abzuholen braucht.

Alle die der Küste vorgelagerten Inselchen sind englischer Besitz, sind von den Engländern befestigt worden.

Natürlich nur, um dem Sultanat von Maskat ihren »Schutz angedeihen zu lassen«.

Nun, die Maskaten mit deren Seeherrlichkeit es nun doch einmal vorüber ist, haben diese wasserlosen Felseilande den Engländern ruhig überlassen, sind mit deren Schutzherrschaft ganz zufrieden.

Andererseits freilich lachen sie die Engländer aus, lachen uns alle aus.

Sie sagen es dem Fremden ja auch ganz offen.

»Was wollt Ihr uns denn anhaben? Wir ziehen uns einfach in die Wüste zurück und vergiften hinter uns die Brunnen.«

Ja, das ist es! Diesen Wüsten- und Oasenbewohnern ist absolut nichts zu wollen.

In ganz Oman gibt es kein einziges Fließchen, dagegen Brunnen massenhaft, die aus dem Gebirge gespeist werden.

Und wenn diese Brunnen nun vergiftet werden, was will man denn da machen? Auf solche Entfernungen läßt sich den durch die Wüste marschierenden Soldaten kein Wasser nachschaffen. Dabei braucht man auch gar nicht an Arsenik und dergleichen Gift zu denken, obwohl darin diese Orientalen sehr wohl bewandert sind, besonders in Pflanzengiften, die wir noch gar nicht kennen.

Es genügt ja schon, in jedem Brunnen nur einen Kadaver zu versenken. Da bricht sofort die Ruhr und Cholera aus, die wenigsten werden sich nach der Küste zurückschleppen können.

Diese Eingeborenen aber werden immer schon Wasser zu finden wissen.

Ja, England weiß, was in diesem Maskat an Schätzen aufgestapelt ist und wartet nur auf eine Gelegenheit, um sie doch einmal abholen zu können aus diesem Mexiko der Zukunft, wenn das weltbeherrschende England bis dahin nicht von einer anderen Macht abgelöst worden ist.

---

»Wie sind Sie hier in die Gefangenschaft geraten?«

Philippo, wie der Italiener hieß, berichtete.

Er war Hafenarbeiter in Suez gewesen, hatte eines Sonntags, erst vor zwei Wochen, mit einem Kameraden

eine Segelpartie gemacht, Wind und Strömung hatten sie zu weit ins offene Meer hinausgetrieben, sie waren von einem arabischen Segler aufgefischt worden und einfach als Sklaven hierher verkauft worden.

Sein Kamerad war gleich am zweiten Tage mit einer Sklavenkarawane ins Innere abmarschiert, Philippo lag hier schon seit acht Tagen. Es wurde gewartet, bis eine zweite Sklavenkarawane voll war. Allerdings brauchte er nicht immer hier auf der Pritsche zu liegen, am Tage konnten sich die Gefangenen in einem ummauerten Hofe frei bewegen, nur während der Nacht kamen sie in den bequemen Halsblock.

»Wer nicht wie ich Frau und Kinder hat, der kann sich eigentlich glücklich preisen, bei den Maskaten Sklave zu werden!« schloß er seufzend.

»Haben die es so gut?«

»Sehr, sehr gut, sie brauchen kaum zu arbeiten, werden wie die eigenen Kinder behandelt.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe schon einmal in Maskat gearbeitet, in der Stadt. Da kam eines Tages ein Landsmann von mir an, der war Sklave im Innern gewesen und konnte davon erzählen. Aber nicht lange. Noch an demselben Tage wurde er von einer Steinplatte totgequetscht.«

»Was sprechen diese Leute für eine Sprache?«

»Banschanisch.«

»Was ist das?«

»Ein Gemisch von Persisch und Arabisch. Mehr ersteres als letzteres.«

Ach richtig! Jetzt konnte ich mir auch den Gesichtstypus mit den schwarzen Locken erklären, das war alles ganz persisch. Diese Vermischung stammt eben noch von den persischen Kolonien her.

»Die Baschanen sind nur an der Küste, drinnen im Lande wird reines Arabisch gesprochen!« setzte der Italiener noch hinzu, und dann aus tiefster Brust seufzend:

»Ja, und dort aus dem Innern ist eine Flucht ganz unmöglich!«

»Weshalb denn?«

»Weil alle diese Maskaten Zauberer sind.«

»Zauberer?«

»Ganz mächtige Zauberer. Sie haben sich dem Teufel verschrieben, deshalb stehen ihnen höllische Geister zu Diensten, und die lassen keinen Sklaven entfliehen. Die bringen ihn sofort wieder zurück.«

Ich hatte es mit einem Italiener aus der untersten Volksklasse zu tun, und da weißt man doch, was man davon zu halten hat.

»Sie haben doch eben vorhin selbst gesagt, daß einem Landsmann von Ihnen die Flucht gelungen ist.«

»Weil er einen Talisman gestohlen hatte.«

»Gut, so werden wir auch solch einen Talisman stehlen.«

»Hat es ihm denn etwas genützt? Ist er denn weiter als bis nach Maskat gekommen? Wurde er dort nicht gleich am ersten Tage von einer Steinplatte totgedrückt, mit der er sonst gar nichts zu tun hatte? Die hat so ein höllischer Geist auf ihn geworfen. Nein, aus diesem Lande kommt

keiner wieder lebendig heraus, den diese Zauberer einmal zu ihren Diensten gebraucht haben. Nie, nie werde ich meine Frau und Kinder wiedersehen.«

Der Mann sprach noch weiter von der Teufelszauberei dieser Maskaten, er war von Aberglauben ganz durchseucht, ich wünschte ihm gute Nacht. Und entschlief sanft.

Als ich wie die anderen Schläfer geweckt wurde, konnte es, wie ich mich dann aus der Stellung des Mondes orientierte, erst gegen zwei Uhr nachts sein.

Jeder Mann erhielt eine große Schale schwarzen, süßen Kaffee, wie ich ihn, obgleich er gar nicht stark war, von solch köstlichem Aroma noch nie getrunken hatte.

Dann wurde gleich aufgebrochen. Wir blieben, wie wir waren, alle acht mit den Hälsen in dem doppelten Brette eingespannt, nur daß dieses natürlich von der Pritsche losgeschlossen wurde.

Wir waren so ziemlich alle von gleicher Größe, und außerdem merkte ich erst jetzt, daß jeder Mann sein eigenes Joch hatte, die einzelnen Teile waren durch einige Kettenglieder miteinander verbunden, so daß es nichts geschadet hätte, wenn ein großer Mann neben einem kleineren zu stehen kam, wenn der Unterschied nur nicht gar zu groß gewesen wäre, was bei uns eben nicht der Fall war.

An die Querjoche wurden noch einige Bündel gebunden, die wir also beim Marschieren zu tragen hatten, aber gar nicht von besonderem Gewicht, und fort ging es, in Begleitung von einem Dutzend bewaffneter Männer, zur

Hälfte vor uns, zur Hälfte hinter uns, wie auch wir einer hinter dem anderen marschierten.

Als der Tag zu grauen begann, befanden wir uns noch immer zwischen Mais-, Weizen- und Baumwollfeldern, deren außerordentliche Fruchtbarkeit – es war die Zeit der Reife – ich erst jetzt richtig erkannte, und ab und zu wundervolle Haine oder ganze Wälder von Mandel-, Orangen- und Feigenbäumen, wie vollends die Dattelpalme überall stand, auch mitten auf den Feldern.

Dann, als die Sonne aufging, kam eine sterile Wüstenregion, die in einer Stunde durchwandert wurde, wir erreichten eine herrliche Oase, und hier war schon Schluß der Tagesarbeit.

Und so wurde es vier Tage lang gehalten. Regelmäßig nachts um zwei wurde aufgebrochen und bis kurz nach Sonnenaufgang marschiert, bis sieben oder acht Uhr, erreichten wir dann eine Oase, bald nur ein kleines grünes Inselchen im gelben Wüstenmeer, bald von kaum übersehbarer Ausdehnung, immer von äußerster Fruchtbarkeit, mit ganzen Wäldern von den köstlichen Obstbäumen, und hier wurde den ganzen Tag im Schatten gelagert.

Es herrschte hier allerdings den ganzen Tag über auch immer eine fürchterliche Gluthitze, bis zu Mitternacht anhaltend. Ganz auffallend war es überhaupt, daß hier die Nächte gar nicht so kalt waren wie in den afrikanischen und auch asiatischen Wüsten, obgleich auch hier ein überreicher Tau fiel. Aber dieser war ganz warm. Das rührt in dieser Zone eben von den Seewinden her.

Daher auch trotz der ungemeinen Trockenheit – im ganzen Jahre fällt hier kaum 100 Millimeter Regen, und der auch nur im März und April – die fabelhafte Fruchtbarkeit des Bodens, wo er nicht aus reinem Sand besteht.

So legten wir, wie ich mir ungefähr berechnen konnte, was dann auch ziemlich stimmte, täglich 20 Kilometer zurück. Der Charakter der Landschaft blieb immer derselbe. Im Grunde genommen war alles vegetationslose Wüstenregion, nur durch kleine und große Oasen unterbrochen, deren Bewohner, wenn ihnen nicht alles gleich in den Mund wuchs, Ackerbau und Viehzucht trieben. Allerdings sah ich nur wenige Kamele und Pferde, freilich sehr schöne Tiere, und viele Ziegen. Rinder und Schafe gab es nicht. Dann aber noch massenhaft Tauben und Hühner.

Letztere erhielten wir denn auch außer Brot und Früchten hauptsächlich gebraten vorgesetzt, manchmal auch Ziegenfleisch, wie wir überhaupt ganz ausgezeichnet gepflegt und ebenso behandelt wurden. Kein böses Wort bekamen wir zu hören. Es war ja allerdings auch kein Grund dazu vorhanden, aber immerhin, unseren Sklaventreibern war jede Roheit fremd. Die Oasenbewohner hatten nur Zelte, wir verbrachten jede Nacht im Freien, unter Bäumen lagernd, die schon genügend vor dem Taufall schützten, erhielten aber immer noch Kamelhaardecken. Nur daß wir dabei im Halsjoch bleiben mußten, was aber gar keine besondere Unbequemlichkeit war.

Jetzt beschäftigte ich mich natürlich schon mit Fluchtgedanken, das heißt ich merkte mir vorläufig gut den Weg, der immer nach Südwesten ging, hielt immer die Augen offen, merkte aber auch schon, wie schwer es einem Fremden werden würde, ungehindert durch dieses Land zu kommen, wenn er nicht genügenden Wasservorrat bei sich hatte.

Der Brunnen befand sich in jeder Oase immer in der Mitte, wo sich auch das ganze Leben konzentrierte, und wenn es auch gar keine Hunde zu geben schien, so mußte es doch sehr schwer sein, sich unbemerkt heranzuschleichen, um seinen Durst zu löschen und den verbrauchten Wasservorrat zu ergänzen.

Am dritten Tage tauchte vor uns das Gebirge auf, welches in einer Entfernung von zehn geographischen Meilen die ganze Ostküste des Landes begleitet. Man weiß nur, daß es Erhebungen bis zu 3000 Metern hat, sonst ist es von unseren Geographen noch gänzlich unerforscht. Hinter ihm beginnt die eigentliche arabische Wüste.

Als wir am Morgen des vierten Tages nach bereits sechsständiger Nachtwanderung wie immer Rast für den ganzen Tag machten, lag dieses Gebirge, jäh aus der Wüste emporsteigend, sozusagen in handgreiflicher Nähe vor uns, was freilich eben eine optische Täuschung war.

Philippo verstand die Sprache unserer Begleiter, er erlauschte vieles und berichtete mir oftmals darüber.

»Morgen wird ein schwerer Tag für uns,« erklärte er mir am Nachmittag in dieser Oase, »wir sind noch acht Stunden von dem Gebirge entfernt, treffen unterwegs auf

keine Oase und auf keinen Wüstenbrunnen mehr, haben dann noch immer fünf Stunden in dem Gebirge zu marschieren, ehe wir an unser Ziel gelangen, müssen also einen bedeutenden Wasservorrat mit uns schleppen.«

»Und was für ein Ziel ist das?« fragte ich.

»Eine Stadt, welche Arkuma heißt. Mehr habe ich nicht erfahren können. Unsere Treiber sprechen aber diesmal wirklich von einer Oase, von einer richtigen Stadt, nicht nur von einer Oase. Dort werden wir an unsere zukünftigen Herren verkauft.«

Diesmal wurden wir schon um Mitternacht geweckt, wir bekamen an unsere Joche ansehnliche Ziegenschläuche gehängt, mit Wasser gefüllt, in viel schnellerem Marsche, als sonst ging es in die nächtliche Wüste hinein, die sich erst jetzt von der Tagesglut etwas abzukühlen begann.

Man forderte einmal eine tüchtige Leistung von uns. Der Eilmarsch wurde sieben Stunden lang ununterbrochen angehalten. Als die Sonne sich über dem Horizonte erhob, in dieser Gegend und Jahreszeit eben gegen sieben Uhr, drangen wir in eine sandige Schlucht des Gebirges ein, das sich ganz unvermittelt mit steilen Felswänden jäh aus der Wüste erhob.

Ein reichliches Frühstück wurde gehalten, diesmal nur aus Fleisch bestehend, und sofort ging es weiter.

Es war ein furchtbares Schluchtenlabyrinth, durch welches wir noch fünf Stunden lang marschierten. Die sonst völlig ebenen Pässe waren manchmal so eng, daß sich kaum zwei Mann ausweichen konnten, zu beiden

Seiten stiegen die Felsenmauern kerzengerade bis zum Himmel empor, man konnte diesen wirklich manchmal kaum sehen, und dabei ging es immer im Zickzack kreuz und quer, die Schluchten wurden durch zahllose Seitengänge unterbrochen, die sich von unserem Wege durch nichts unterschieden, und da verzweifelte ich fast, daß ich in diesem Labyrinth jemals den Rückweg durch eigene Kraft finden würde.

Gerade wegen der Enge dieser Schluchten wanderten wir ja meist im Schatten, dennoch war es schier unerträglich heiß darin, und als die im Zenit stehende Sonne direkt auch in den schmalsten Riß hinein schien, befand man sich wie in einem mit siedenden Blei gefüllten Kessel.

Aber die Araber gönnten uns diesmal keine Rast, trieben uns immer wieder an, freilich ohne irgendwie grausam zu sein. Im Gegenteil, aller zehn Minuten führten sie mit eigener Hand jedem einen Becher mir Zitronenwasser oder kühl schmeckendem Kaffee an die Lippen, sie forderten uns mit gutmütigen Worten zum Singen auf, und da keiner diesem Wunsche nachkam, sangen sie selbst uns etwas vor, freilich alles andere als ein Marschlied, mehr eine eintönige Totengräbermelodie, nach arabischer Weise durch die Nase gesungen. Übrigens hatten sie ja unter der Hitze genau so zu leiden wie wir, und das Gewicht ihrer Waffen, zumal der schweren Flinten, betrug wohl nicht weniger als das unserer Wassersäcke, die wir so bequem hüben und drüben gut ausbalanciert an den Jochen hängen hatten. Was sie sonst Tröstendes

und Ermutigendes sprachen, verstand ich nicht, und der Italiener hatte keine Lust mehr, es mir zu übersetzen. Er taumelte wie ein Trunkener weiter. Ich für mein Teil war ja so trainiert, daß solch ein Marsch gar keine Strapaze für mich bedeutete.

Schon seit einer Stunde hatte die Sonne den Zenit überschritten, es mochte also gegen ein Uhr sein, ab und zu entstand schon wieder ein Schattenstreifen, aber die Hitze war fürchterlich, der Italiener und einige Neger konnten sich kaum noch weiter schleppen, als sich die enge Schlucht plötzlich erweiterte, und vor uns lag in einem Talkessel ein reizendes Städtchen, umrahmt von Orangenhainen und jedes einzelne Haus überschattet von Dattelpalmen. Nach dieser langen Wüstenwanderung einfach ein paradiesischer Anblick.

Mit unserer letzten Kraft schleppten wir uns – ich will mich nur mit zu den anderen zählen – durch die um diese Zeit menschenverlassenen Straßen, auch die Ankunft der Sklavenkarawane brachte durchaus keine Aufregung hervor, wir kamen in ein größeres Steingebäude, gleich die Karawanserei verratend, die kostenlose Herberge des Orients, im Hofe wurden wir mit Hilfe eines Schlauches reichlich mit Wasser abgespritzt, ein Zeichen, daß hier durchaus kein Mangel an Wasser war, dann legten wir uns auf eine weiche Matratze und fielen in tiefen Schlaf.

## 66. KAPITEL. BEIM MÄUSEKÖNIG.

Am späten Nachmittage, als wir ausgeschlafen hatten und gespeist worden waren, wurden wir, immer noch alle

acht im Sklavenjoch, in einen anderen, größeren Raum der Karawanserei geführt, in dem sich schon eine ganze Menge Araber versammelt hatten, wir mußten uns entkleiden, das heißt einfach den Kaftan abstreifen, und der Sklavenmarkt begann, wir wurden verauktioniert.

Ich will nicht beschreiben, wie es dabei zuging. Übrigens einfach genug. Oder ich wurde selbst gar nicht Zeuge, weil es gerade bei mir sehr schnell ging und ich schon nach den ersten fünf Minuten einen Käufer fand.

Einer unserer Führer hatte mich eben erst zungewandt angepriesen, mir ab und zu in die Muskeln greifend, als schon ein alter, würdevoller Araber mit langem weißen Bart das Höchstgebot gemacht hatte, das von keinem anderen Kauflustigen übertroffen wurde, so viele Augen auch begehrllich auf mir ruhten.

Wie ich später erfuhr, hatte mich der Alte für 70 Beutel Gold gleich 7000 Mark erstanden. Gewiß eine ganz beträchtliche Summe für einen Sklaven, von dem man nichts weiter weiß, als daß er, wie man eben sehen kann, gerade gewachsen ist und sehr kräftige, muskulöse Glieder hat.

Mir schien es denn auch, als ob die anderen Kauflustigen den Alten ob dieses Gebotes, das er nach einiger Überlegung, dann aber auch sofort gemacht hatte, auslachen wollten, aber offenbar hatten sie alle vor dem Alten den größten Respekt, niemand lachte, niemand spottete, aber es hatte mir doch erst fast so geschienen, als hätten sie Lust dazu gehabt. Jedenfalls machte niemand ein

höheres Gebot, und der Verkäufer war außerordentlich erfreut.

Ein Wink des Alten, und ich wurde von dem Halsjoch befreit, obgleich man ihn zu warnen schien, ich mußte meinen Burnus wieder anlegen, ein zweiter Wink, und ich folgte dem alten Araber.

Um die Karawanserei war eine größere Volksmenge versammelt, so hatten sich jetzt auch die Straßen belebt, vor den Haustüren saßen arabische Männer und auch verschleierte Frauen mit spielenden Kindern.

Im allgemeinen erregte ich hier so wenig Aufmerksamkeit, wie wir es während des ganzen Marsches in den Oasen getan hatten. Neugier war keine Untugend der Maskaten, das mußte man ihnen lassen.

Wieder wurde der neben mir gehende Alte von allen Seiten mit größter Ehrerbietung begrüßt, die meisten der Sitzenden standen dazu auf.

Nur die Kinder benahmen sich etwas anders.

»Boslokawa!« hörte ich die kleinen Knaben und Mädchen öfters rufen, mit offenbarem Spott, dann schnell Reißaus nehmend. »Boslokawa, Boslokawa Abdallah!«

Dann drohte der Alte den Kindern wohl mit seinem elfenbeinernen Stock, aber gutmütig dabei lächelnd. Doch den Kindern, die ihn wohl verspottet hatten, ging es nicht so gut, ich sah mehrmals, wie solch ein kleiner Spötter von seinen Eltern in aller Schnelligkeit eine Backpfeife bekam, unter vorwurfsvollen Worten.

»Bitte, treten Sie ein!« sagte jetzt mein Herr zu mir.

Hallo! Erstens diese Höflichkeit, zweitens auf Deutsch – das hätte ich nicht erwartet!

Nun, es konnte ja nur eine aufgeschnappte Redensart sein, und daß ich ein Deutscher war, mochte er mir schon ansehen.

Er führte mich in einen Raum, nur klein, aber recht hübsch orientalisches ausgestattet. Das unvergitterte Fenster ging nach dem Hofe, in einen grünen, blumigen Garten verwandelt, in der Mitte plätscherte ein Springbrunnen.

Auf seinen Wink mußte ich auf einem Kissen Platz nehmen, er ließ sich mir gegenüber mit gekreuzten Füßen nieder. Der Alte hatte wirklich ein überaus gutmütiges Gesicht.

»Nicht wahr, Du bist ein Deutscher?« begann er jetzt ohne weiteres, sich immer noch des besten Deutschen bedienend

»Ja.«

Lächelnd strich er seinen prächtig gepflegten, schneeweißen Bart.

»Ich habe es nicht vorher gewußt, habe Dir aber Deine deutsche Abstammung sofort angesehen. Du wunderst Dich wohl, daß ich Dich gleich deutsch anspreche, hier im Herzen Maskats?«

»Allerdings. Sind Sie denn ein Deutscher?«

»O nein. Ich bin arabischer Maskate und Mohammedaner. Aber ich bin viele Jahre lang in Europa gewesen, auch in Deutschland, habe in Berlin Philosophie und in Leipzig Chemie studiert.«

Nun, in Deutschland gibt es manchen arabischen Studenten. Natürlich immerhin, überrascht war ich sehr.

»Du bist mein Sklave, ich habe Dich gekauft!« fuhr der Alte unvermittelt fort.

»Ich weiß es.

»Du hältst die Sklaverei für unerlaubt?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Weil es unmoralisch ist, über Leib und Seele eines anderen Menschen befahlen zu wollen.«

»Über die Seele kann man ja gar nicht befahlen.«

»Na, dann nur über den Leib, das genügt auch schon.«

»Ihr habt in Eurer Heimat keine Sklaverei?«

»Nein. Das weißt Du doch selbst ganz gut, wenn Du lange Zeit in Deutschland gelebt haben willst.«

»Und Du willst behaupten, daß es in Deiner Heimat keine Sklaverei gibt?«

Ich wußte, was jener meinte, und schwieg lieber, wußte im Augenblick auch wirklich keine Antwort.

»Lassen wir das. Dir ist die Sklaverei verpönt, weil Du ein Christ bist. Ist es nicht so?«

»Du sagst es.«

»Ich aber bin Mohammedaner, und der Prophet erlaubt im Koran die Sklaverei.«

»Ich weiß es.«

»So nenne ich Dich mit vollem Rechte meinen leibeigenen Sklaven.«

»Ich kann dagegen nichts einwenden.«

»Wie heißt Du?«

»Gib nur Deinem Sklaven einen beliebigen Namen!«

»Nein, mein lieber Sohn, nenne mir nur Deinen wirklichen Namen, damit ich Dich so rufe!« erklang es gütig wie immer.

»Georg.«

»Ist das nicht nur ein Vorname? Hast Du nicht noch einen anderen?«

»Georg Stevenbrock.«

»Gut. Ich werde Dich nur Georg nennen. Dieser Name gefällt mir. Ich heiße Abdallah ben Aga, bin früher Imam gewesen, einer der höchsten Priester, bin es eigentlich noch jetzt, führe noch diesen Titel, übe den Priesterberuf nur nicht mehr aus. Jetzt bin ich das, was Ihr einen Privatgelehrten nennt. Du sollst mich Vater Abdallah nennen, wie mich hier alle Kinder rufen, wenn auch auf Arabisch.

»Wie Du willst, Vater Abdallah.«

»Weshalb nennst Du mich Du? Ist es in Deiner Heimat nicht Sitte, einen Fremden, zumal seinen Herrn, mit Sie anzureden?«

Ohne jede Strenge war es gesagt worden, sicher nur aus Wißbegier.

»Ich bin gewohnt,« entgegnete ich offen, »jeden, der mich mit Du anredet, ebenfalls zu duzen. Aber in diesem Fall werde ich Sie, wenn Sie wünschen . . . «

»Nein, nein, auch Du sollst mich mit Du anreden, und Du sollst mich nicht nur Vater Abdallah nennen, sondern ich will Dir ein wirklicher Vater sein.«

»Ich danke Dir, Vater Abdallah!« konnte ich nur erwidern.

Aufmerksam blickte er mich einige Zeit an, immer mit seinem überaus freundlichen Gesicht. Das war sicher ein wirklich gütiger Herr und Mensch oder alles log, ich wollte auch niemals wieder etwas auf den Ausdruck der Augen geben.

»Was bist Du in Deinem Berufe?« fragte er dann.

»Seemann.«

»Das ist ein weiter Begriff. Matrose?

»Ich habe zuletzt im Range eines Kapitäns gestanden, wenn ich auch noch nicht die gesetzliche Befähigung zum Kapitän hatte.«

»Bist Du Soldat gewesen?«

»Ich bin in meiner Heimat sogar ein Offizier, Leutnant in der Marine.«

»Aaah. So weißt Du doch auch – oder vielmehr muß ich sagen: ich weiß was das Ehrenwort eines deutschen Offiziers zu bedeuten hat.«

»Natürlich weiß ich das!« lachte ich.

»Gibst Du mir Dein Ehrenwort als deutscher Offizier, nicht von hier zu entfliehen?«

Da brauchte ich keine lange Zeit zum Überlegen der Antwort.

»Nein, das kann ich Dir daraufhin nicht geben.«

»Gut,« erklang es da ohne weiteres, »ich verstehe, weshalb Du mir Dein Ehrenwort deswegen nicht geben kannst, eben weil ich weiß, was bei Euch das Ehrenwort zu bedeuten hat. Vielleicht noch etwas anderes, als wenn

mancher Moslem beim Barte des Propheten schwört, wo man sich von einem Falschschwur sehr leicht wieder reinigen kann.«

Und der Alte, der mir immer besser gefiel, strich lächelnd seinen langen, weißen Bart.

»Aber als erstes,« fuhr er dann fort, »mache ich Dich, mein lieber Sohn, darauf aufmerksam, daß Dir niemals eine Flucht gelingen wird. Weshalb nicht? dürftest Du da mit Recht fragen. Die Antwort wird Dich wundern, wenn ich Dir sage: weil ich über viele Erd-, Luft-, und Feuergeister gebiete, welche Dich mir immer wieder zurückbringen würden. Nicht wahr, diese Antwort wundert Dich?«

Allerdings, das tat sie. Der alte Herr schien in seiner Jugend von der deutschen Philosophie nicht viel profitiert zu haben. Freilich gibt es ja doch auch eine Richtung, die sich mit Geistern beschäftigt, wobei man nicht etwa an Spiritismus zu denken braucht. Leugnen doch nicht einmal solch nüchterne Köpfe wie Kant und Schopenhauer die Existenz von Geistern, das heißt von Wesen, die wir nur nicht mit unseren beschränkten Sinnen wahrzunehmen vermögen.

Oder hatte der gute Alte etwa ein bißchen einen Klaps?

»Hältst Du mich etwa für irrsinnig?« erriet er da auch schon meine Gedanken, wozu allerdings nicht viel gehörte.

»Diesen Eindruck machst Du mir durchaus nicht.«

»Ich bin es durchaus nicht. Gut. Ich werde Dir später die Beweise geben, daß ich wirklich Herr über viele Geister bin, die mir dienen. Jetzt laß Dir meine Behauptung

genügen: sie bringen Dich sofort zurück, falls Du ohne meine Erlaubnis diese Stadt oder auch nur dieses Haus verlassen wolltest. Dir erscheint die Flucht vielleicht sehr leicht. Ich bin ein alter Mann, dem ein Gelübde Waffen zu tragen verbietet, ich bewohne dieses Haus nur mit zwei Töchtern und einigen Dienerinnen, habe keinen einzigen männlichen Diener – Du glaubst vielleicht, mich einfach bei nächtlicher Weile, falls ich Dir im Wege stehen sollte, niederschlagen zu können . . . «

»Sehe ich etwa aus wie ein Mörder?« fiel ich ihm ins Wort.

Wieder betrachtete er mich längere Zeit aufmerksam.

»Nein, so siehst Du nicht aus! Trotzdem, ich muß Dich warnen. Du würdest in solch einem Falle Schreckliches erleben. Durch meine Geister, die mich rächen würden. Und entkommen kannst Du überhaupt nicht, Du würdest niemals das Meeresufer erreichen. Ich werde Dir später in aller Güte einen Beweis geben, weshalb dies ganz unmöglich ist. Also Du bist gewarnt. Gut. Hast Du Verwandte, nach denen Du Dich sehnst, welche über Dein Verschwinden unglücklich sein werden?«

»Einen Vater.«

»Sonst niemanden weiter?«

»Sonst kommt wenigstens niemand weiter in Betracht, nicht von Verwandten.«

»Wo lebt Dein Vater?«

»In Kiel.«

»Kiel – kenne ich!« wiegte der Alte sinnend sein kluges Haupt. »Du wirst Deinem Vater schreiben, daß Du Dich in guten Händen befindest.«

»Ich danke Dir, Vater Abdallah.«

»Allerdings darfst Du ihm nicht berichten, wo Du in Gefangenschaft bist.«

»Nicht?!«

»Nein, das ist doch nicht angängig. Dadurch könnten wir hier nur Unannehmlichkeiten haben. Weil bei Euch die Sklaverei nicht erlaubt ist. Aber Du sollst später Deinen Vater besuchen können.«

»Besuchen?!«

»Ich gebe Dir Urlaub! Du kommst dann freiwillig zurück.«

»Als Dein Sklave?!«

»Als mein Sohn.«

»Ich verstehe nicht.«

»Du wirst einer der unsrigen, wirst Mohammedaner.«

»Niemals!« rief ich mit Entschiedenheit.

Ich bin durchaus nicht so sehr fromm. Aber den Glauben meiner Väter halte ich hoch, da gibt es bei mir nichts! Ich glaube, ich kann mich foltern und rösten lassen, ehe ich mein Christentum verleugne. Ich glaube es. Wenigstens der feste Vorsatz ist da.

»Fürchte nicht, daß Dir Gewalt geschieht!« erriet da der Alte wiederum meine Gedanken. Überdies weißt Du doch, daß der Moslem einen Andersgläubigen gar nicht mit Gewalt zu seiner Religion bekehren darf. Er darf die Ungläubigen wohl mit Feuer und Schwert ausrotten,

muß es sogar, aber zu seinem Glauben mit Gewalt bekehren, das darf er nicht. Nur durch freundliche Belehrung. Doch davon später, wenn ich diese Belehrung beginne. Jetzt bist Du noch mein Sklave, oder mein Diener, will ich sagen, den ich für schweres Geld gekauft habe, wenn ich Dich auch schon wie einen Sohn, den ich liebe, behandle. Du sollst meinen Hausstand führen, wenigstens diejenigen Arbeiten verrichten, welche nicht für arabische Frauenhände geeignet sind. Diese Arbeiten sind leicht genug. Du wirst Deine Pflichten im Laufe der Tage ganz von selbst kennen lernen. Bist Du müde?«

»Gar nicht.«

»Wirklich nicht?«

»Ich habe vorhin vier gute Stunden fest geschlafen.«

»Wärest Du fähig, wieder eine ganze Nacht ohne Schlaf auszuhalten?«

»Sofort.«

»Die Sache ist nämlich die, daß sich hier in diesem heißen Talkessel das ganze Leben mehr auf die Nacht konzentriert, dafür wird am Tage geschlafen, wenn wir auch nicht direkt Nachttiere sind.«

»Das habe ich schon während unseres Marsches gemerkt.«

»Und so halte auch ich es in meinem Hause. Wenn Du also ausgeschlafen hast . . . «

»Vollkommen.«

»Gut, dann könntest Du ja gleich Deine Dienste antreten.«

»Ich bin bereit.«

»Dies ist hier Dein eigenes Zimmer. Gefällt es Dir?«

Ich sah mich zum ersten Male aufmerksamer um. Der Raum wurde bereits durch eine brennende Lampe erleuchtet, die aber erst jetzt, nachdem die Sonne untergegangen war, in Wirksamkeit trat. Besonders die im Hofe blühenden Mandelbäume spendeten köstliche Düfte durch das offene Fenster herein.

»Es gefällt mir ganz ausgezeichnet, Vater Abdallah.«

»Wenn Du müde bist, kannst Du Dich jederzeit hierher zurückziehen, Du sollst ganz wie mein lieber Sohn behandelt werden.«

»Ich danke Dir, Vater Abdallah!« sagte ich mit aufrichtiger Rührung ob solcher Behandlung, die hier einem Sklaven widerfuhr.

»Betten kennen wir Orientalen ja nicht, das weißt Du wohl. Wir schlafen auf den Polstern, auf denen wir am Tage sitzen. Was Du aber brauchst, kannst Du Dir ja leicht beschaffen, ich werde Dir dann alles zeigen.

Ich machte eine dankende Verbeugung.

»Bist Du hungrig?«

»Ganz und gar nicht. Wir sind vorhin erst tüchtig gefüttert worden.«

»Ich werde Dir dann die Küche und Speisekammer zeigen, wo Dir Tag und Nacht immer alles zur Verfügung steht. Ja, und nun . . . kannst Du kleine Holzarbeiten verrichten? Mit Säge und Hammer umgehen?«

Mir war es, als hätte er eine kleine Pause der Verlegenheit gemacht. Es fiel mir aber nicht weiter auf.

»O ja, das kann ich. Wenn es nicht gar zu komplizierte Holzarbeiten sind.«

»Durchaus nicht. Ganz einfache. Und ich denke doch, Du als gebildeter Mann, der Du als deutscher Offizier bist, fürchtest Dich doch nicht vor Tieren?«

»Vor Tieren?« wiederholte ich etwas stutzend.

Denn diesmal war mir seine Verlegenheit wirklich aufgefallen.

»Vor Bosloks, meine ich.«

»Bosloks? Was sind das für Tiere?«

»Das sind – – sind – – nun komm, ich will sie Dir gleich zeigen. Es sind ganz reizende Tierchen, Du wirst meine Liebhaberei bald begreifen und dann hoffentlich ebenfalls Freude an ihrer Pflege finden.«

Wir erhoben uns, durchschritten einen Korridor – es war ein sehr großes, zweistöckiges Haus – eine Treppe hinauf, alles schön mit Teppichen belegt, alles schon erleuchtet, betraten einen großen Raum und . . .

Ja, da bekam ich allerdings etwas von »Tierchen« zu sehen!

Ich wußte gar nicht, wohin ich sehen sollte.

Obgleich ich überall dasselbe sah.

»Weiße Mäuse!« rief ich dann, wirklich schon mit ehrlichem Vergnügen.

»Ja, weiße Mäuse nennt Ihr diese niedlichen Tierchen!« bestätigte der Alte, wieder mit einiger Verlegenheit. »Auf Arabisch Boslokawas. Ich bin nämlich ein großer Freund von weißen Mäusen. Weil es nach meiner Ansicht die klügsten Tiere sind, die es überhaupt auf der

Erde gibt. Die Kinder nennen mich selbst manchmal den Boslokawa, weiße Maus, oder auch den Boslopadischah, den Mäusekönig. Ich nehme es ihnen nicht übel. Ach, diese Freude, die mir diese lieben, lieben Tierchen bereiten!«

Und das erst verlegene Gesicht des Alten wurde vor Seligkeit ganz verklärt. –

Ich will nun versuchen, zu beschreiben, wie es in dem Zimmer aussah, was ich erblickte.

Alle vier Wände des großen, hohen Raumes waren vom Boden bis zur Decke mit schmalen Brettern bedeckt, die wieder durch Querleisten unterbrochen waren, so daß Kästchen von verschiedener Höhe und Länge gebildet wurden, vor jedem einzelnen war eine Glasscheibe angebracht, und hinter diesen Scheiben nun wimmelte es auf den Brettern, also in den Kästchen von weißen Mäusen, von Hunderten und vielleicht auch Tausenden, die rastlos aus einem Kästchen ins andere liefen, oder, kann man gleich sagen, aus einem Zimmerchen ins andere, denn sie alle waren durch Türen verbunden, die in die Höhe geklappt werden konnten, aber immer nur nach einer Seite hin, so daß die Mäuse also auch immer nur nach einer Seite einen Ausweg fanden.

Aber das war nicht so einfach. Wohin ich auch blickte, überall sah ich eine andere Spielerei, eine andere Vorrichtung, welche die Mäuse auf ihrem Wege zu überwinden hatten.

Bald ging es eine Treppe hinauf, bald eine hinab, über Brückchen und Stege, durch lange Tunnel hindurch,

dann fehlte wieder ein ordentlicher Weg, die Mäuse mußten erst an einem Seil hinaufklettern, ehe sie auf einer Galerie einen Ausweg fanden, dort war eine ganze Villa errichtet, aus und ein ging es durch die Haustüren, auf diesem und jenem Balkon erschien eine Maus, putzte sich das Näschen, verschwand wieder, tauchte einmal zum Schornstein heraus, ohne schwarz geworden zu sein – dann in einem anderen Zimmer konnte nur ein regelrechter Liftzug zum Weiterkommen benutzt werden, er ging nur in die Höhe, wenn in einem anderen Zimmer, aber gar weit von diesem entfernt, zwei andere Mäuschen auf einer Plattform niedergingen, und auf jener anderen hatte immer nur eine einzige Platz – und dann eine Falltür, oder ein in der Schwebe gehaltenes, ausbalanciertes Brett, auf das die Maus unbedingt mußte und nicht wieder zurückkonnte, seinen Weg fortsetzen mußte, und dann kippte das Brett um und das Tierchen plumpste rettungslos in ein Bassin mit Wasser – nein, Milch war es, deshalb wohl auch das eifrige und behagliche Lecken, sobald das Mäuschen auf einem kunstvoll geschnitzten Treppchen das Trockene wiedergewonnen hatte – und so allüberall solche ingenüose ausgedachte Vorrichtungen, wohin das Auge auch blickte, immer wieder etwas Neues.

Ich hatte zwar schon früher manchmal weiße Mäuse gesehen, im Schaufenster von Tierhandlungen zum Beispiel, aber sonst bestand meine ganze Erfahrung, die ich mit diesen Nagern gemacht, nur darin, daß ich einmal einen Schulkameraden gehabt hatte, der zu Hause weiße Mäuse hielt und infolgedessen dermaßen nach Mäusen

stank, daß von den Lehrern dagegen eingeschritten werden mußte.

Doch hier bemerkte ich keine Spur von diesem penetranten Gestank.

Übrigens dachte ich jetzt auch gar nicht an diese meine Erfahrung.

»Ach, das ist ja entzückend!« rief ich jetzt.

Und es war auch wirklich ganz reizend, alle diese zierlichen, langgeschwänzten blendend weißen Tierchen mit den rotglühenden Augen zu beobachten, wie sie sich in den Zimmerchen und Gängen tummelten, alle die Hindernisse überwandten, sich niedersetzten und das Schnäuzchen putzten.

»Nicht wahr, es ist reizend?« sagte der Alte freudestrahlend. »Ja, es ist eine merkwürdige Liebhaberei, es ist eine Schrulle von mir, ich weiß es, aber gern will ich mich als Mäusekönig verspotten lassen, diese Tierchen vergelten es mir jede Nacht tausendfach wieder, alle Liebe, die ich ihnen angedeihen lasse.«

»Wie kommt es denn, daß sie alle nach einer Richtung laufen?«

»Weil sie nur immer die Tür nach einer Seite hin passieren können . . . «

»Das verstehe ich, das habe ich schon gemerkt – aber immerhin, wie kommt es, daß sie alle überhaupt so eilen, um nach ein und derselben Richtung zu kommen?«

»Ahso, das meinst Du! Diese fortwährende Beweglichkeit während der ganzen Nacht erreiche ich dadurch, daß ich an dem einen Ende das Futter aufstelle, am anderen

Ende das Trinken. So müssen die Mäuschen ständig von einem Ende zum anderen wandern, durch sämtliche Zimmer und Gänge hindurch, einmal, um ihren Hunger zu stillen, das andere Mal, wenn sie durstig sind.«

Aha! Demnach hatte der Alte so eine Art von Perpetuum mobile erfunden!

»Nun aber können sie aber doch schon ihren Durst hier in dem Milchbade löschen!« meinte ich.

»Dieses Milchbad ist eben zugleich die Tränkstation an einem Ende der Laufbahn, eine andere Tränke gibt es gar nicht. Sie bekommen nur die beste Ziegenmilch, etwas verdünnt und mit Zucker versüßt, die lieben Tierchen. Hineinfallen müssen sie erst, gänzlich untertauchen, damit sie sich dann genügend ablecken. Früher mußten sie ein unfreiwilliges Wasserbad nehmen, da aber leckten sie sich nicht genügend ab. Die Milch aber lecken sie vom eigenen Körper mit dem größten Vergnügen auf. Auf diese Weise verbinde ich das Angenehme mit dem Nützlichen, denn auf diese Weise erziehe ich sie zugleich zur höchsten Sauberkeit. Oder merkst Du etwas von einem Mäuseruch?«

Jetzt erst erinnerte ich mich jenes Schulkameraden mit dem polizeiwidrigen Mäusegestank. Nein, wirklich keine Spur war davon zu merken.

»Dies kommt eben von der Reinlichkeit, von dem begehrten Milchbade. Und dann freilich auch dürfen sie keinen Speck und keine andere Fleischnahrung bekommen, ausschließlich Körner.«

»Und wo ist nun diese Futterstelle?«

»Drüben im anderen Zimmer.«

Er führte mich hinüber.

Da erst merkte ich, daß die Geschichte noch weiter ging!

Die Mäuse mußten, um zum Futterplatz zu gelangen, durch eine Tunnelröhre durch die Wand hindurch, durch eine andere kamen sie wieder zur Tränke zurück. Auch dieser Raum, noch größer als jener, war schon ziemlich angefüllt mit solchen Kästchen, oder doch die Wände mit ihnen tapeziert, nur noch wenig Platz für neue Einrichtungen war vorhanden.

Ich sah den großen Futterkasten, in dem sich wohl einige hundert Mäuse drängten, aber ohne sich gegenseitig den ungeschälten Reis und andere Körner streitig zu machen, um dann wieder ihre lange, lange Wanderung durch die Wand bis zum unfreiwilligen Trinkbad zurückzulegen.

»O, ich habe noch vier weitere Zimmer für die Mäuse frei,« sagte da der alte Vater Abdallah glücklich verschämt wie ein junges Mädchen, das sich beim ersten Liebesgedanken ertappt, »ja eigentlich sogar sechs, es brauchen nur zwei Zimmer in dieser Etage ausgeräumt zu werden.«

»So willst Du alle acht Zimmer mit Mäusen bevölkern?« mußte ich mein Lachen verbeißen.

»Ja, warum nicht? An Nachwuchs fehlt es niemals. Wenn nur genügend Laufgänge vorhanden sind. Denn so frei in den Zimmern herumlaufen lassen, das kann ich sie natürlich nicht. Oder Du meinst doch nicht etwa,

daß das Tierquälerei ist, wenn ich sie so lange Wanderungen zwischen Trockenfutter und Milch hin und her machen und sie solche Hindernisse überwinden lasse? O, das macht den Mäuschen doch selbst das größte Vergnügen, die wollen doch immer klettern und durch Löcher kriechen und alles untersuchen, und sieh nur, wie gesund infolgedessen alle diese lieben Tierchen sind, und was sie für gesunde rote Bäckchen haben.«

»Rote Bäckchen?!« durfte ich mich mit Recht wundern.

»Ja, sieh doch, wie ihre Bäckchen im Dunkeln so rot leuchten und funkeln . . . «

»Du meinst wohl ihre roten Augen?«

»Ach richtig, ich habe mich versprochen, ich meine ihre Äuglein!« mußte der Alte jetzt selbst lachen.

Er sprach zwar ganz perfekt Deutsch, solch eine Verwechslung zweier Worte konnte ihm aber doch einmal passieren.

»Die Augen meine ich. Wenn die im Dunkeln so rot glühen, dann sind die Tierchen gesund und lustig. Hältst Du das etwa für Tierquälerei?«

»Ganz und gar nicht! Auf solch einen Gedanken bin ich überhaupt noch gar nicht gekommen.«

»Das freut mich. Und wie ich sie nun sonst noch pflege! Am Tage, wenn sie schlafen, lasse ich sie im Dunklen. Das Lampenlicht bei Nacht geniert sie nicht. Und hier sind die Wochenbettchen, diese Zimmerchen sind immer durch Bretter verdunkelt. Ab und zu nachsehen kann man ja. Die Wöchnerinnen erhalten auch besonderes Futter und Milch sind ganz ungestört für sich.«

In einem besonderen Viertel der Mäusestadt waren die Glasscheiben durch Brettchen ersetzt, der Alte schob einige zurück, und da sah ich die Bescherung, den Segen des Himmels.

Weich gebettet auf Watte, mit eigenem Freß- und Saufnapf versehen, lag in jedem Abteil ein Mäuschen in stillem Mutterglück mit seinen sechs bis zehn Kinderchen, meist noch nackten Geschöpfchen von rotem Aussehen.

»Und hier ist die Kinderstube.«

Ach, was der mir sonst noch alles zeigte.

»Ja, wenn ich die Sache nur noch weiter ausbauen könnte,« erklang es dann seufzend, »alle die anderen sechs Zimmer voll.«

»Weshalb kannst Du nicht?«

»Da müssen doch solche Kästchen angefertigt werden, anders hat die ganze Sache doch gar keinen Zweck.«

»Fehlt Dir Material und Handwerkszeug dazu?«

»Alles massenhaft vorhanden.«

»Kannst Du das nicht selbst fertigen? Das ist doch einfach genug.«

»Wohl, aber ich darf ebensowenig ein Werkzeug wie eine Waffe anrühren, ein Jugendgelübde bindet mich. »Wer hat dies denn alles angefertigt?«

»Mullah, ein alter Diener.«

»Weshalb hat er diese Beschäftigung aufgegeben?«

»Weil er vor einem Vierteljahre gestorben ist.«

»Bekommst Du denn keinen anderen Diener?«

»Für so etwas nicht, nicht hier in Maskat, nicht im ganzen Lande, nicht für alles Geld der Welt.«

»Weshalb denn nur nicht?«

»Ich will es Dir offen erklären, mein Sohn. Alle Maskaten sind überaus abergläubisch. Ich werde allgemein für einen Zauberer gehalten. Der bin ich ja nun auch tatsächlich insofern, als ich mir Geister dienstbar gemacht habe. Wenn Du hierin eine Inkonsequenz erblickst, so will ich Dir später erklären, daß durchaus keine vorliegt. Die Sache ist nun die, daß in ganz Maskat, wo man sonst keine solche weißen Mäuse kennt – ich habe sie vor einigen Jahren aus Italien importiert – der Glaube besteht, ich hätte die mir untertänigen Erd-, Luft- und Feuergeister in diese weißen Mäuse verzaubert, hätte sie einstweilen in diese Tierleiber hineingebannt, um sie dann nach Belieben als Geister wieder zu verwenden. Glaubst Du, daß es wirklich so sei?«

»Ich? Nee.«

»Ist es auch nicht. Infolgedessen aber bekomme ich in mein Haus keinen männlichen Diener. Seine Seele könnte verloren gehen, denn der Koran verbietet alle Zauberei wie auch den Umgang mit Zauberern, so sehr diese auch geachtet werden. Oder eben gefürchtet. Nein, geachtet. Man achtet den Mut des Zauberers, der seine Seele aufs Spiel setzt. Aber einen Diener bekomme ich in ganz Maskat nicht. Und daß mir ein solcher bei dieser Bauerei für die Geistermäuse behilflich sein soll, daran ist erst recht gar nicht zu denken. Bei Dienerinnen ist das etwas anderes, die bekomme ich, denn die Weiber sind bei uns bekanntlich religionslos, das heißt sie haben keine Seele,

kommen weder ins Paradies noch in die Dschehenna, in die Hölle, ihre Seele zerfließt nach dem Tode in nichts.

Aber ein Wein kann ich für diese Arbeiten nicht gebrauchen. Der alte Mullah, der schon im Hause meines Vaters war, bildete eine Ausnahme, der war mir treu, der hatte seine Seele sowieso schon verloren. Der hat dies alles nach meinen Angaben gefertigt. Nach seinem Tode habe ich mich vergeblich bemüht, einen Ersatz für ihn zu bekommen. Es geht nicht. Ich kann auch keinen fremden Araber oder sonstigen Mohammedaner in mein Haus nehmen. Weshalb nicht, das verstehst Du jetzt noch nicht. Alle Maskaten bilden eine große Familie, kein Fremder kommt herein. Laß Dir diese Erklärung vorläufig genügen.

So gab es nur noch ein Mittel. Ich beauftragte einen Sklavenhändler, mir gelegentlich einen christlichen Diener zu besorgen. Ich habe Dich gekauft. Und nun frage ich Dich: willst Du hier diese Arbeiten übernehmen?«

Ja gewiß wollte ich!



Die Tage vergingen, ich hatte mich schon gänzlich eingelebt.

Neben den Mäusezimmern war eine vollständig eingerichtete Werkstatt für diese Arbeiten vorhanden, die Hauptsache dabei war ein ganz moderner Laubsägekasten, aber auch Hobelbank mit allem, was dazu gehört,

dünne Brettchen waren massenhaft aufgespeichert, desgleichen Glastafeln, deren kostspieliger Transport auf dem Karawanenwege für diesen alten reichen Knasterbart gar keine Rolle spielte.

Also ich laubsägte und leimte und nagelte und schnitt mit dem Glaserdiamanten Fensterscheibchen, reinigte täglich die Mäusezimmerchen, streute Futter, füllte das Milchbad, versorgte speziell die glücklichen Mütter, hütete die nackten roten Kinderchen und hing dabei so meinen Gedanken nach.

Und die weilten nämlich nicht etwa gar so oft bei meinen Argonauten, was die sich jetzt für Sorge um mich machten, wenn sie nicht schon meinen Tod betrauernten.

Nein, meine Gedanken waren meistens ganz, ganz andere.

Herr, wer bin ich, und was kann aus mir noch alles werden!

Die Realschule absolviert, Seemann geworden, Reserveleutnant in der Kaiserlich deutschen Marine, Kargokapitän und Waffenmeister auf einem freiherrlichen Schiffe unter halber Kriegsflagge – und jetzt hier als weißer Sklave bei braunen Arabern in Maskat säge und leime und nagele ich Zimmerchen für weiße Mäuse zusammen, leite nackte Mäusekinderchen zu den ersten Gehversuchen an – Herr, wer bin ich, und was kann aus mir noch alles werden!

Also, will ich hiermit sagen, meine Gedanken waren durchaus nicht traurige. Ich sehnte mich noch gar nicht nach meinen Argonauten zurück.

Ach mir gefiel es ja ganz großartig hier!

Nur im Anfang hatte mich Vater Abdallah bei diesen Arbeiten angestellt. Dann staunte er über meine eigene Erfindungsgabe.

Na, was ich aber auch die armen Mäuschen kujoniert habe! Was für akrobatische Leistungen ich von denen verlangte! Ich will es nicht weiter schildern, was alles für Hindernisse ich zwischen Futterplatz und Trinkbad aufstellt. Die Kletterseile und Kippbrücken waren noch gar nichts gewesen. Federnde Sprungbretter stellte ich her, von denen herab sie doppelte und dreifache Salto mortales machen mußten, ob sie wollten oder nicht. Mag das genügen. Oder nur noch will ich sagen, daß ich auch die Fahrstühle, die immer sehr mangelhaft funktioniert hatten, ganz bedeutend verbesserte. Auch das Seiltanzen zog ich mehr ins Bereich der akrobatischen Künste, ferner konstruierte ich eine Rutschbahn mit Wagenbetrieb, eine Rodelbahn mit Schlitten, wenn auch ohne Schnee, dann eine Wasserfähre, von den Mäusen selbst in Betrieb zu setzen, schließlich sogar eine ...

Doch nein, nun ist mit dem Aufzählen genug! Sonst würde ich vielleicht überhaupt nie fertig.

Jedenfalls habe ich meinen genialen Erfinderkopf noch niemals so angestrengt wie damals, wie ich den armen Mäuschen das Leben immer mehr zu versauern suchte, ihre Wanderung zwischen Trockenfutter und Getränk immer hindernisvoller gestaltete.

Aber rastlos wanderten sie hin und her, überwunden die zahllosen Schwierigkeiten, und ihre roten Augen

glühten im Dunkeln immer mehr. Also wurden sie immer gesünder und glücklicher. Was wollte man mehr?

Mit anderen Arbeiten in oder außer dem Hause hatte ich gar nichts zu tun, absolut nichts. Das Reinemachen und alles andere besorgten eine ganze Menge weiblicher Gestalten, die ich immer nur verummmt erblickte und welche wie die beiden Töchter, von denen Vater Abdallah damals gesprochen hatte, sonst nie wieder, die ganze zweite Etage bewohnten.

Zu regelmäßigen Zeiten fand ich in einem besonderen Zimmer ausgezeichnete Mahlzeiten für mich bereit, die ich allein einnahm, und auch durch keine Dienerin wurde ich dabei gestört.

Ich muß offen gestehen – ehrlich wie ich immer bin – daß ich willens war, mich mit diesen weiblichen Wesen noch etwas näher zu beschäftigen, Vater Abdallah hatte mir deswegen auch noch gar kein Verbot gegeben, und ich sollte doch als Sohn des Hauses gelten. Aber nach vierzehn Tagen war noch immer nichts daraus geworden, ich ging noch ganz in meinem Mäuseberufe auf. Diese Spielerei machte mir eben tatsächlich außerordentliches Vergnügen.

Der Alte befand sich, wenn ich nicht aß oder schlief oder überhaupt der Ruhe pflegte, was ich ganz halten konnte wie ich wollte, immer bei mir, in der Werkstatt wie in den Mäusezimmern, ergötzte sich an meinen neuen Erfindungen, dabei aber führten wir ständig philosophische Gespräche.

Dieser mehr als achtzigjährige Araber war ein gar gescheiter Kopf! Wenn man ihn nur nach seinem Treiben hier in seinem Hause beurteilen wollte, so irrte man sich überhaupt total in ihm. Wohl mochte diese Mäusespielerei, die er vor einigen Jahren begonnen, in der nun sein ganzes Leben aufging, eine kindliche Schwäche seines hohen Alters sein, aber sonst war von Geistesschwäche nichts an ihm zu merken. Ein Geist von alles durchdringender Schärfe! Und diese Universalbildung! Dabei frei von jeder Eitelkeit, der solche Gelehrte, gerade wenn sie ihre Studien privat im stillen für sich treiben, sonst so gern huldigen. Im Gegenteil, dieser Alte war die Bescheidenheit selbst. Nicht daß er seine Kenntnisse und die Art und Weise, wie er sie sich erworben, verheimlichte, daß er seinen früheren Lebenslauf in ein mysteriöses Dunkel zu hüllen suchte, aber die Gelegenheit mußte erst kommen, ehe er darüber berichtete, ich mußte ihn dazu auffordern, sonst tat er es nicht. Als ich ihn damals verwundert fragte, woher er denn Deutsch könne, hatte er gesagt, daß er sich mehrere Jahre in Deutschland aufgehalten habe. Das mußte doch einen Grund haben, und so hatte er auch gleich gesagt, daß er in Berlin Philosophie und in Leipzig Chemie studiert habe.

So erfuhr ich weiter nach und nach, immer erst durch Fragen oder sonst bei zufälliger Gelegenheit, daß er in früheren Jahren auch die Universitäten von Paris und Oxford besucht hatte, hauptsächlich Physik und Chemie studierend, nebenbei aber auch die alten orientalischen,

indischen Sprachen, Sansskrit und Pakrit usw. deren klassische Pflegstätte dank der Bemühungen des deutschen Professors Max Müller ja die englische Universität Oxford geworden ist.

Aber er war selbst in Indien gewesen, in Tibet, hatte Lamaklöster besucht, hatte Amerika bereist – kurz, mehr als 20 Jahre hatte er die ganze Welt durchwandert, nur um seine Studien zu treiben.

Dabei war er, der an erster Quelle, in Konstantinopel, auch die ganze Priesterlaufbahn durchgemacht und dort die höchste Weihe erhalten hatte, ein unverfälschter Mohammedaner geblieben.

Und immer mehr lenkte er unsere philosophische Unterhaltung, über die ich nichts weiter sagen will, auf den Koran, auf die Vortrefflichkeit seiner Religion, suchte mich einfach zum Mohammedismus zu bekehren.

Es gibt für den Mohammedaner nur zwei Wege, um nach dem Tode direkt, ganz gleichgültig was man vorher für ein Leben geführt hat, und sei es auch noch so gottlos gewesen, in den siebenten Himmel zu kommen, also gleich die höchste Stufe der ewigen Seligkeit zu erreichen, was sonst ungeheurer Zeitperioden bedarf: entweder unter der grünen Fahne des Propheten im Kampfe gegen die Ungläubigen zu fallen, oder einen solchen zur allein wahren Religion des Propheten zu bekehren.

Aber hierbei darf, wie ich schon einmal gesagt habe und was mir auch bereits bekannt war, absolut kein Gewaltmittel angewendet und kein Druck ausgeübt werden. Hierüber herrscht ein vielverbreiteter Irrtum. Weil

die Mohammedaner doch die Andersgläubigen mit Feuer und Schwert verfolgen, wie es der Koran ganz direkt vorschreibt. Das wird eben meist falsch verstanden, eine Inkonsequenz liegt da durchaus nicht vor. Die Nichtmohammedaner haben eben gar keine Existenzberechtigung, sie sollen und müssen ausgerottet werden – wobei allerdings nicht an Meuchelmord oder überhaupt an Mord gedacht werden darf, der heilige Krieg muß von Gesetzeswegen erklärt werden, und Gesetz und Koran sind eins.

Aber nicht, daß der Mohammedaner vorher zu den Ungläubigen, die er bekriegen will, sagen darf: wir wollen Euch verschonen, wenn Ihr den Glauben des Propheten annehmt. Nein, die Ungläubigen sind überhaupt dem Tode verfallen.

»Und trotzdem also ist es die höchste Ehre des Mohammedaners, er erwirbt sich auch nach dem sündhaftesten Leben sofort das Paradies wenn er auch nur einen einzigen Andersgläubigen zu seiner Religion bekehrt. Aber dies darf ausschließlich nur durch freundliche Belehrung geschehen. Kein Geld, keine Stellung, gar nichts darf dem Betreffenden deswegen angeboten werden. Also auch nicht etwa die Tochter zum Weibe. Sonst hat der Bekehrer seinen Lohn dahin.



Dies alles war mir also bereits bekannt, und ich merkte ja recht wohl, wohinaus der Alte wollte, wenn er mir

immer die Vortrefflichkeit seiner Religion anpries, ohne mich direkt zum Übertritt aufzufordern. Denn nicht einmal das ist erlaubt. Ganz freiwillig, nur aus eigener Sehnsucht muß man kommen.

»Vater Abdallah,« sagte ich da eines Tages, oder vielmehr eines Nachts, als er mir wieder einmal eine Sure des Korans erläuterte, »auf diese Weise machst Du aus mir keinen Mohammedaner. Aber es gebe wohl ein Mittel, um mich zum Übertritt zu bewegen.«

»Was für ein Mittel?«

»Du sagtest doch gleich am ersten Tage, daß Du über Erd-, Luft-, und Feuergeister zu befehlen habest.«

Er hatte hiervon noch nie wieder begonnen, ich nicht wieder darüber gefragt.

»Das habe ich gesagt, und es ist tatsächlich so!« entgegnete er jetzt.

»Du wolltest mir auch einmal Beweise davon geben.«

»Ich bin bereit dazu.«

»Gut. Wenn Du mich überzeugen kannst, daß es wirklich Geister gibt, dann . . . «

»Halt, mein lieber Sohn!« fiel er mir schnell ins Wort.

»Du meinst, dann würdest Du Mohammedaner werden?«

»Ja.«

»Dieses Versprechen nehme ich nicht an, es hat gar keinen Zweck, daß Du es gibst. Ja, ich bin bereit, Dir zu beweisen, daß ich über Geister gebiete.«

»Wann?«

»Jetzt sofort.«

Ich war etwas überrascht. Der Alte hatte wohl immer nur auf diese Aufforderung gewartet.

»Sind keine Vorbereitungen dazu nötig?«

»Nicht für daß was ich Dir jetzt zeigen will. Allerdings sind das nur Experimente untergeordneten Grades, die höheren kann ich Dir erst später vorführen, Du mußt nach und nach ausgebildet werden, daß Du die Phänomene überhaupt ertragen kannst, und dazu sind dann allerdings längere Vorbereitungen nötig, Fasten, Waschungen, Räucherungen und dergleichen. Gehe in Dein Zimmer, wasche Dir nur die Hände, lege ein neues Gewand an, dann treffen wir im Vorraum wieder zusammen, und Du sollst schon heute nacht Wunderbares genug zu schauen bekommen.«

## 67. KAPITEL. ARABISCHE MAGIE.

Es war gerade Mitternacht, als ich mein Zimmer wieder verließ.

Im Vorraum erwartete mich schon Vater Abdallah ebenfalls mit einem neuen Kaftan angetan.

Er führte mich in einen Teil des großen Hauses, den ich noch nicht betreten hatte, nahm eine brennende Lampe vom Sims, es ging eine Treppe hinab, also in den Keller, der in den Steinboden eingehauen war.

Da erst merkte ich, daß dieses Haus ebenso tief unter dem Boden lag, wie es sich in die Höhe erhob, denn wir stiegen immer noch zwei Treppen hinab, und auch hier waren alle Korridore mit Teppichen belegt, nur daß die Hängelampen nicht brannten.

Nach einem längeren Gange durch solche Korridore blieb er vor einer Tür stehen, aus schwerem Holz und schön geschnitzt wie alle anderen.

»Hier sind wir am Ziele, mein lieber Sohn. Öffne diese Tür.«

Eine Klinke war vorhanden, aber ich drückte sie vergebens.

»Und trotzdem ist sie nicht verschlossen und nicht verriegelt. Aber keine fremde Hand kann sie öffnen, und wenn auch alle Gewalt der Erde angewendet würde. Denn sie wird von den Geistern zugehalten, die ich hinter diese Tür gebannt habe. Sieh, unter der Hand ihres Meisters öffnet sie sich sofort.«

Er brauchte denn auch bloß die Hand auf die Klinke zu legen, so konnte er die Tür sofort ganz leise öffnen.

Freilich vermochte mir dies ganz und gar nicht zu imponieren. Deswegen wurde ich noch lange nicht Mohammedaner.

Es war ein nur kleiner Raum, ganz mit schwarzem Samt ausgeschlagen, auf dem ebenfalls schwarzen Teppich waren durch Kissen und Polster einige Sitzgelegenheiten geschaffen.

»Setze Dich, mein lieber Sohn.«

Er zog die Tür hinter sich zu, befestigte die Lampe an einem von der Decke herabhängenden Draht und ließ sich mir dicht gegenüber mit untergeschlagenen Beinen nieder.

»Ich beginne ohne weiteres mit den Experimenten. Die Erklärung erfolgt erst später, wenn Du sie zu verstehen

überhaupt in der Lage bist. Denn dazu mußt Du einen theoretischen Unterricht bekommen, der gar lange Zeit währt. Mehr habe ich gar nicht vorauszuschicken.«

Er griff zwischen Hals und Kaftan, zog an einem goldenen Kettchen einen Ring hervor, löste ihn ab und steckte ihn an den Zeigefinger der rechten Hand, dann hielt er ihn mir näher hin.

Es war ein ganz mächtiger Ring, ein sehr breiter, dicker Goldreif, an dem sich ein Stein von der Größe einer Haselnuß befand, aber oben abgeplattet, und dort prangte er strichweise in den deutschen Landesfarben, also in Schwarz-Weiß-Rot.

»An diesem Ringe sind die Erd-, Luft-, und Feuergeister gebunden, die ich mir dienstbar gemacht habe. Ihre Zahl darf ich nur in einer magischen Formel aussprechen, und das würdest Du nicht verstehen – jetzt noch nicht. Die drei Farben bedeuten die Elemente, denen sie angehören. Schwarz ist die Erde, weiß ist die Luft, rot ist das Feuer.«

»Aha!« machte ich, als er mich nach dieser Erklärung erwartungsvoll anblickte.

Der Alte schmunzelte. Es war überhaupt ein ganz humoristischer alter Knasterbart, er konnte Schnurren erzählen und Witze reißen, die Mäusezimmer schallten manchmal von unserem Lachen wider, und diesen feinen Humor hatte er auch jetzt nicht etwa draußen gelassen. Obgleich er sonst ganz sachlich blieb.

»Du zweifelst, daß an diesem Ringe Geister der drei Elemente gebunden sind?«

»Zunächst mache ich darauf aufmerksam, daß wir gewöhnlich mit vier Elementen rechnen. Das Wasser fehlt noch.«

»Die arabische Magie kennt in diesem Falle nur drei Elemente. Wohl gibt es auch Wassergeister, aber diese sind den Erdgeistern untergeordnet, zählen also in dieselbe Kategorie.«

»Wohl, so will ich in diesem Falle auf das Wasser verzichten, wenn ich deswegen nicht, um meinen Durst zu löschen, Erde essen muß.«

»Also Du bezweifelst, daß an diesem Ringe Geister gebunden sind?« wiederholte der Alte seine vorige Frage.

»Gestatte mir, daß ich zunächst daran zweifle.«

»Dieser Ring kann mir durch keine Gewalt entwendet werden.«

»Weshalb nicht?«

»Die an ihn gebundenen Geister dulden es nicht. Ziehe mir den Ring ab!«

Erst nahm er ihn selbst noch einmal ab, steckte ihn wieder an den Finger und hielt ihn mir hin.

Ja, da erlebte ich allerdings schon etwas Seltsames! Er hatte den Ring ganz leicht von seinem Finger abgenommen und wieder angesteckt, jetzt aber versuchte ich vergebens, ihn abzustreifen.

Und ich wußte gar nicht, weshalb ich ihn eigentlich nicht abbrachte! Der Alte hielt seinen Finger gestreckt, ich konnte sogar deutlich sehen, wie lose der Ring auf dem Finger saß. Aber ich konnte ihn nicht abstreifen. Ich fand einen undefinierbaren Widerstand. Der Ring war

wie angewachsen. Ich zog den ganzen Mann zu mir herüber, aber der Ring ging nicht ab.

Vater Abdallah machte es mir noch einmal ganz, langsam vor, wie er den Ring abnahm und ansteckte, schob ihn auf dem Finger spielend hin und her – aber mir war es unmöglich ihn vom Finger zu bringen.

Jetzt streifte er ihn wieder ab, legte ihn zwischen uns auf den Teppich

»Nimm den Ring.«

Ich wollte es, konnte es aber nicht. Der Ring wurde von einer unwiderstehlichen Kraft auf dem Teppich, obgleich dieser doch wollig war, festgehalten.

»Da ist Magnetismus im Spiele!«

»Ah, Du kluger Mann!« spottete der Alte, aber immer gutmütig. »Sieht das denn etwa aus, als ob der Ring durch Magnetismus festgehalten würde?«

Nein, in der Tat nicht! Der Flor des Teppich, wie man die aufrecht stehenden Fäden nennt, war, wie ich mich an anderen Stellen überzeugte, etwa ein Zentimeter hoch, war ganz weich, aber der Ring drückte sich nicht im geringsten ein, und dennoch vermochte ich ihn nicht abzunehmen.

»Wie ist das möglich?«

»Es gibt noch eine andere Kraft als die der Schwerkraft, oder Anziehungskraft der Erde – oder es gibt überhaupt noch etwas anderes als das, was wir das Gewicht eines Körpers nennen. In diesem Zustande befindet sich jetzt der Ring. Laß Dir das vorläufig genügen.«

Ich mußte es wohl.

»Aber auch wenn ich Dir den Ring in die Hand gebe, vermagst Du ihn nicht zu halten.«

»Er ist so schwer, daß er mir die Hand niederdrückt?«

»Nein. Es handelt sich dabei überhaupt um gar kein Gewicht.«

»Sondern?«

»Probieren wir es. Auf einen kleinen Schmerz kommt es Dir doch nicht an.«

Der Alte hob den Ring auf, ich mußte die flache Hand ausstrecken, er ließ ihn mir hineinfallen.

»Auuuu!« heulte ich etwas auf und schleuderte den Ring schleunigst von mir. Er war plötzlich glühend heiß. Ich hatte mich ganz tüchtig gebrannt, wenn auch ohne Erzeugung einer Brandblase.

»Wie ist das möglich?« fragte ich in offenem Staunen.

»Du wirst es später erfahren. Es sind eben die an dem Ringe gebundenen Geister, jetzt die Feuergeister, die dies bewirkten, während die scheinbare Schwere die Erdgeister erzeugten. Jetzt lasse ich die Luftgeister in Aktion treten. Beachte dabei, daß ich keine magischen Formeln und dergleichen gebrauche. Es geht ganz einfach zu. Komm her zu mir! Auf meinen Finger!«

Der Alte streckte seine rechte Hand nach dort aus, wo der Ring auf dem Teppich lag, ungefähr drei Meter von uns entfernt.

Da aber, wie der Alte das letzte Wort gesprochen, war der Ring dort plötzlich verschwunden, er befand sich mit einem Male auf seinem Zeigefinger.

Ja, ich staunte. Aber an Geister glaubte ich deshalb noch lange nicht. Es war für mich nur eine Gaukelei, irgendwie zustande gebracht. Und wenn ich auch annehmen wollte, daß der Alte Kenntnisse besaß, über Naturkräfte verfügte, die der anderen Welt noch unbekannt waren, so lief es doch immer auf dasselbe hinaus.

»Erst wurde der Ring vor fremden Händen durch die Erdgeister geschützt, die ihn schwer machten, das heißt ihm eine ganz besondere Art von Widerstandskraft verliehen!« erklärte Vater Abdallah weiter. »Dann machten ihn die Feuergeister heiß, jetzt trugen ihn mir die Luftgeister wieder zu. Nun werde ich die Erdgeister zusammen mit den Luftgeistern arbeiten lassen. Strecke noch einmal die Hand aus, aber fürchte nicht, daß Du nochmals gebrannt wirst. Diesmal fehlen ja die Feuergeister.«

Ich tat es, hielt die flache Hand hin, der Alte hielt in einiger Höhe den abgestreiften Ring darüber, ließ ihn fallen – und der große Ring fiel, ohne daß ich das Geringste davon merkte, glatt durch meine Hand hindurch auf den Teppich, von wo ihn der Alte wieder aufhob.

Ich sprang auf, machte in dem Raume einige Gänge hin und her, war plötzlich doch sehr erregt.

»Du glaubst wohl, Du seiest hypnotisiert, erlebtest dies alles nur in Deiner Einbildung, durch meine Suggestion?« erriet der Alte wiederum meine Gedanken.

Ja, an so etwas hatte ich tatsächlich gedacht.

Aber da gab es nichts, ich war bei voller Besinnung. Es war nicht nötig, daß ich mir erst in die Ohrläppchen kniff.

Beruhigt kehrte ich auf meinen Platz zurück. Mochte nun noch kommen, was da mochte, ich wollte es doch nur als eine Gaukelei hinnehmen.

»Bitte mache mir das Letzte doch noch einmal vor.«

»So oft Du wünschest.«

Er ließ den Ring noch mehrmals durch meine Hand fallen. Anders ist es nicht auszudrücken. Der starke Ring mit dem nußgroßen Steine ging glatt durch meine Hand hindurch. Freilich ohne daß ich dabei merkte, wie in meiner Hand etwa ein Loch entstanden wäre.

Als ich selbst den auf dem Teppich liegenden Ring einmal aufheben wollte, fand ich ihn wieder wie festgenagelt. Der Alte konnte ihn sofort wegnehmen. Oder er brauchte auch nur seine Hand auszustrecken, plötzlich war der Ring verschwunden, in einem Nichts zerflossen, und stak dafür an seinem Finger.

»Es ist dazu nicht nötig, daß ich den Befehl ausspreche, ich brauche ihn nur zu denken, und die Luftgeister führen ihn aus.«

»Mußt Du dazu die Hand ausstrecken?«

»Auch nicht nötig.«

Er steckte seine beiden Hände in die Taschen seines Kaftans, während der Ring noch zwischen uns auf dem Teppich lag.

»An welche Hand soll der Ring jetzt kommen?«

»An die linke.«

»An welchen Finger?«

»An den kleinen.«

Plötzlich verschwand der Ring vor meinen Blicken und wie der Alte seine beiden Hände aus den Taschen nahm, war der Ring am kleinen Finger seiner linken Hand.

»Streife ihn ab.«

Der Ring war viel, viel zu weit für diesen kleinen Finger, und trotzdem vermochte ich ihn nicht abzustreifen. Weshalb nicht, das vermag ich gar nicht zu sagen. Der Widerstand lag mehr in der Luft.

»Jetzt bringe ich zu den Erd- und Luftgeistern auch noch die Feuergeister, der Ring soll durch Gluthitze das Hindernis überwinden. Dazu will ich aber lieber nicht Deine Hand nehmen, denn das Brandloch bleibt. Breite den unteren Rand Deines Kaftans aus. Oder hast Du ein Tuch bei Dir?«

Das hatte ich, ich war reichlich mit Wäsche und Garderobe versehen worden.

Ich mußte das weiße Leinentuch zwischen beiden Händen straff spannen, der Ring wurde darauf gelegt, blieb liegen.

»Er wird erst durch meinen Befehl heiß, den ich nur in Gedanken zu geben brauche. Jetzt!«

Ein Qualmen, der Ring fiel durch, ein schwarzumrandertes Brandloch blieb in dem weißen Tuche zurück, ein Brandgeruch erfüllte das Zimmer.

»Wunderbar!« sagte ich, und warum sollte ich nicht staunen.

»Glaubst Du nun, daß an diesem Ringe Geister gebunden sind?«

»Nein.«

»Was glaubst Du sonst?«

»Daß dies eine Gaukelei ist, die auf irgend eine Weise zustande kommt, nur nicht durch Hilfe von Geistern an die ich nun einmal nicht glaube.«

»Wohl, mein Sohn, Du sollst und darfst auch an nichts glauben, wovon Du nicht vollständig überzeugt bist. Du sollst diese Geister noch selbst sehen. Aber eines nach dem anderen. Jetzt erlaube ich Dir, daß auch Du einmal den Ring in die Hand nimmst, die Geister sind instruiert. Schließe Deine Hand zur Faust zusammen.«

Ich hatte den Ring diesmal vom Teppich nehmen können, schloß die Finger zur Faust.

»Wie fühlt sich der Ring an?«

»Der Temperatur nach? Ganz kühl.«

»Er soll sich in Deiner Faust langsam erwärmen.«

Tatsächlich wurde der Ring warm, wohl nach und nach, aber doch viel schneller, als ihn etwa die Blutwärme erwärmt hätte.

»Wenn er Dir zu heiß wird, so wirf ihn nicht gleich fort, sondern rufe einfach Halt!«

Immer wärmer wurde der Ring, wurde heiß und immer heißer, bis ich es nicht mehr aushalten konnte . . . «

»Halt!«

Im Nu war der Ring wieder ganz kalt.

»Kannst Du Dir das auf physikalische Weise erklären?«

»Nein, aber ich glaube schon, daß es Naturgesetze gibt, welche die Physiker noch nicht kennen. Wer sie aber nun doch schon kennt und zu benutzen weiß, vermag damit wunderbare Spielereien hervorzubringen.«

»Wohl, nimm es an. Bist Du nun aber überzeugt, daß man mir den Ring nicht entwenden kann?«

»Nimm ihn mir doch jetzt noch einmal aus meiner geschlossenen Faust – auuu!«

Schleunigst hatte ich den plötzlich wieder glühend heiß gewordenen Ring von mir geschleudert, ich sah ihn über den Teppich rollen, im nächsten Augenblick aber befand er sich schon wieder am rechten Zeigefinger des Alten.

»So war das nicht gemeint,« sagte ich, mir etwas ärgerlich die schmerzende Handfläche blasend, »Du solltest den Ring wesenlos durch meine geschlossene Hand hindurchgehen lassen.«

»Das konnte ich in diesem Falle nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich Dir den Ring freiwillig gegeben hatte, freiwillig mußtest Du ihn mir deshalb auch zurückgeben oder Dich doch seiner entledigen, ihn von Dir werfen.«

»Na, ich danke! Tat ich das etwa freiwillig?«

»Gewiß.«

»Nein, er verbrannte mir die Hand.«

»Wohl, steht es nicht ganz in Deinem Willen, Dir Deine Hand verbrennen zu lassen?«

Ja, wenn der Alte freilich so anfing – da war nichts dagegen zu machen! »Kein Mensch muß müssen,« sagt Schiller. Teufel noch einmal, dieses herrliche Wort läßt sich in der Praxis nur so schlecht durchführen.

»Hast Du ein Messer bei Dir?«

Das hatte ich ein starkes Messer in der Scheide, einen Dolch, den ich bei meinen Holzarbeiten gebrauchte, ihn aber auch immer einstecken hatte. Unsereins kann doch nicht ohne Messer sein. Ich zog ihn hervor.

»Schneide mir den Finger mit dem Ring ab.«

Ganz vorsichtig säbelte ich mit dem vorzüglichen haarscharfen Stahl über den Finger hin. Es war vergebens, ich konnte dann auch aufdrücken wie ich wollte, ich konnte nicht in das Fleisch schneiden. Warum nicht, vermag ich gar nicht zu sagen. Unter meinen Fingern konnte ich das Fleisch immer eindrücken, aber mit dem Messer fand ich einen festen, unbesiegbaren Widerstand, der mehr in der Luft als im Fleische selbst zu liegen schien.

»Wie ist das möglich?«

»Die Geister lassen dort, wo Du mich verwunden willst, immer eine feste, undurchdringliche Schicht entstehen.«

»Woraus besteht diese Schicht?«

»Aus Luft, die sich aber in einem besonderen Aggregatzustand befindet. Diese Erklärung mußt Du Dir vorläufig genügen lassen, eine andere würdest Du nicht verstehen – vorläufig noch nicht.«

Immerhin, das war schon einmal eine physikalische Erklärung gewesen!

Daß jede selbständige Substanz drei Aggregatzustände besitzt, davon sind unsere Physiker schon längst überzeugt. Also den festen, den flüssigen und den gasförmigen. Beim Wasser kommt das auch in der Natur vor: Eis,

Wasser und Dampf. Daß es nun auch noch einen anderen, einen vierten Aggregatzustand gibt, ahnt man oder weiß man sogar schon durch das Verhalten des Wassers, bei besonderen Gelegenheiten. Schon beim Bilden der Eisblumen am Fenster möchte man an einen besonderen Aggregatzustand glauben. Denn sonst fällt es dem Wasser doch gar nicht ein, beim Gefrieren zu kristallisieren. Und warum versucht es nun da gerade Farrenkräuter nachzuahmen, die erste Pflanzenform, die sich auf unserer Erde entwickelte? Hier hat das tote Element offenbar schon das Bemühen, die Sehnsucht, ein lebendiges Wesen zu werden, aus der anorganischen in die organische Materie überzugehen.

Weiter dann der sogenannte sphäroidale Zustand des Wassers, schon genügend bekannt. Läßt man in eine weißglühende Metallschale Wassertropfen laufen, so benehmen sich diese ganz sonderbar – auf einer ebenen Platte entsteht der sogenannte »Leidenfrostsche Tropfen« – sie rollen und tanzen hin und her, verdampfen wohl, werden immer kleiner, aber doch ohne in richtiges Kochen zu kommen. Überhaupt müßten sich die Tropfen auf dem rot oder gar weißglühenden Blech doch augenblicklich in Dampf verwandeln. Das tun sie aber eben nicht. Kühlt sich aber nun das Blech ab, dann kommt ein Zeitpunkt, da das ganze Wasser plötzlich mit einem Knall explodiert, es ist verschwunden, hat sich urplötzlich in Dampf verwandelt.

Diese Erscheinung ist für den Physiker ein großes Rätsel. Er kennt die Erscheinung recht wohl, vermag sie sich

aber nicht zu erklären. Man kann nur annehmen, daß sich das überhitzte Wasser in einem besonderen Aggregatzustand befindet. Hierdurch entstehen auch die meisten Dampfkesselexplosionen, gegen die wir uns noch gar nicht schützen können. Will man aber nun das Bestreben des Wassers, bei besonderer Gelegenheit zu Eisblumen zu kristallisieren, auf einen vierten Aggregatzustand zurückführen, so müßte man bei dem überhitzten sphäroidalen Wasser doch schon an einen fünften Aggregatzustand glauben, und daraus wieder läßt sich schließen, daß es überhaupt noch eine ganze Masse solcher Aggregatzustände gibt, von denen wir noch gar nichts ahnen.

Und was hätte man denn übrigens vor hundert Jahren gesagt, wenn jemand von flüssiger Luft gesprochen hätte?

Unmöglich ist absolut gar nichts! Nichts hat eine Grenze! Also auch nicht die Beschränktheit der Menschen.

»Schneide mich irgendwo anders, stich mich, wo Du willst, auch ins Auge.«

Es gelang mir nicht. Die Spitze des Messers fand überall am Körper des Alten einen undefinierbaren, aber auch unbesiegbaren Widerstand. Als ich mit aller Kraft zustieß, war es nicht anders, als ob ich gegen eine Panzerplatte treffe. Nur daß es nicht den geringsten Schall gab.

»Wunderbar, ich gestehe es! Dann aber habe ich zunächst eine Frage.«

»Bitte, mein lieber Sohn?«

»Kannst Du Dich jederzeit in diesen Zustand versetzen?«

»Ja, wenn ich will.«

»Also auch außerhalb dieses Raumes hier, draußen im Freien? Kannst Du mir alles dies auch morgen am Tage in Deinem Garten unter Gottes Sonne vormachen?«

»Ja, ich könnte es, aber ich tue es nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Das, mein lieber Sohn, verstehst Du noch nicht. Du wirst es später begreifen lernen, aber jetzt kannst Du es noch nicht. Die Sache ist die, daß ein Adept, ein Meister der Magie, alle seine Fähigkeiten nicht zu seinem eigenen Vorteile benutzen darf. Sonst ist er überhaupt gar nicht fähig dazu, oder aber er verliert seine magischen Fähigkeiten sehr schnell wieder. Wenn ich einen Schüler ausbilden will, so muß das ganz im geheimen geschehen, in einem geschlossenen Raume und in einem besonderen dazu, der immer wieder benutzt wird. Eine weitere Erklärung kann ich Dir vorläufig nicht geben. Willst Du Dir daran vorläufig genügen lassen?«

»Es genügt mir!« entgegnete ich, und wahrhaftig rann mir dabei etwas wie ein heiliger Schauer über den ganzen Leib. »Du willst mich zum Magier ausbilden?«

»Ich will. Wenn Du danach begehrt.«

»Na und ob ich will!«

»So lasse Dir vorläufig an den Experimenten genügen, die ich Dir vormache, ohne Dir eine Erklärung zu geben.«

Der Alte griff in die Luft, hatte plötzlich etwas in der Hand – ein braunes irdenes Töpfchen, sehr klein.

»Weißt Du, was das ist?«

»Das sieht bald aus wie ein Schmelztiegel.«

»Ist es auch, ein Schmelztiegel.«

»Wo hast Du den plötzlich herbeikommen?«

»Ein Luftgeist hat ihn mir auf meinen Befehl aus meinem Laboratorium zugetragen.«

»Du hast hier ein Laboratorium?« fragte ich zunächst.

»Ein vollständig eingerichtetes physikalisches und chemisches Laboratorium mit allen Apparaten und Chemikalien.«

Davon hatte mir der Alte in den vierzehn Tagen auch noch kein Wörtchen gesagt!

»Nicht wahr, der Tiegel ist leer?«

»Er ist leer.«

»Jetzt lasse ich ihn von einem Erdgeist mit Wasser füllen.«

Plötzlich war das Tiegelchen fast bis zum Rande mit Wasser gefüllt.

»Ich nehme den Ring, werfe ihn in das Wasser . . . «

Plötzlich hatte sich das Wasser in Eis verwandelt. Der Eisklumpen fiel aus dem Tiegel in meine Hand. Es war regelrechtes Eis, schmolz schon etwas wieder durch die Wärme meiner Hand.

»Und wo ist der Ring?«

»Schon wieder hier an meinem Finger.«

Zunächst hatte ich einen besonderen Gedanken.

»Hm, da hast Du ein Mittel, um Dir in Deinem Hause immer Eis zu verschaffen?«

»Du redest unbedacht, mein lieber Sohn. Habe ich Dir nicht eben gesagt, daß ich aus meinen magischen Fähigkeiten nicht den geringsten Vorteil ziehen darf?«

»Ahso. Das ist aber sehr schade. Was hat da die ganze Sache für einen Zweck?«

»Ist es nicht schon genug, den Naturkräften befehlen zu können?«

»Mir wäre das noch nicht genug.«

»Du wirst aber nicht eher Fortschritte in der Magie machen können, als bis Du zu dieser Überzeugung gekommen bist.«

»Gut, das wird sich finden. Mache mir noch etwas anderes vor.«

Der Eisklumpen wurde wieder in das Tiegelchen getan, der Alte streifte den Ring ab.

»Die Feuergeister hatten den Ring durch Ableitung der Wärme so kalt gemacht, daß er das Wasser augenblicklich in Eis verwandelte. Jetzt soll er die intensivste Hitze ausstrahlen.«

Er warf den Ring auf das Eis, sofort ein furchtbares Zischen, eine große Dampfwolke stieg auf und . . . der Tiegel war leer, hatte aber am Boden jetzt ein großes Loch, oder überhaupt gar keinen Boden mehr, nur noch einen kleinen Rand, und der Ring saß schon wieder an des Alten Finger.

»Der heiße Ring hat das Wasser nicht nur zu Dampf verflüchtigt, sondern seine Hitze war so groß, daß er

gleich durch den Boden des Tiegels schmolz. Dabei mache ich Dich darauf aufmerksam, daß dieser Schmelztiegel eine Hitze von mehr als 2000 Grad Celsius verträgt, auch Platin kann man darin schmelzen, wovon Du Dich selbst in meinem Laboratorium überzeugen sollst. Stecke selbst diesen Tiegel ein.«

Ich tat es, wieder etwas kopfscheu geworden.

»Das war ein sogenannter spiritistischer Apport!« sagte ich dann.

»Ich weiß, was Du meinst. Das Herzutragen eines entfernten Gegenstandes durch Geisterhand nennt Ihr Europäer – vorausgesetzt, daß Ihr überhaupt daran glaubt – einen spiritistischen Apport. Ja, das war es. Aber ich will nichts von Eurem Spiritismus wissen. Sprich einfach von einem Apport.«

»Du kannst Dir durch Deine Geister jeden entfernten Gegenstand zutragen lassen?«

»Ja.«

»Bitte, laß mir aus meinem Zimmer das Rasiermesser holen, das auf dem Spiegeltische liegt.«

»Ich könnte es durch einen meiner Geister holen lassen, aber ich will nicht, ich darf nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe es Dir schon gesagt. Weil ich aus meiner Magie nicht den geringsten Vorteil ziehen darf.«

»Dieses Rasiermesser bedeutet weder für Dich noch für mich einen Vorteil, wir bedürfen es ja nicht.«

»Es ist dasselbe. Es ist ein unnatürlicher Vorgang, der nicht erlaubt ist. Nur hier in diesem Raume darf ich zu

Deiner Belehrung solche Apporte vornehmen, laß Dir das genügen, bis Du meine Weigerung später vollkommen verstehen wirst.«

»Aber Du hast Dir doch auch den Schmelztiegel zutragen lassen,« beharrte ich dennoch, »das war sogar direkt zu Deinem Vorteil, da Du ihn sonst selbst aus Deinem Laboratorium hättest holen müssen.«

»Mein Laboratorium liegt noch in der Zone, in welcher ich meine Geister zu solchen Zwecken benutzen darf.«

Der Alte war nicht zu fangen. Denn mir schrien doch so, als ob die Sache irgend einen Haken habe.

»Aber,« fuhr er fort, »ich will Dir andere Gegenstände holen lassen. Nur ist immer Bedingung, daß der betreffende Gegenstand nicht im Besitze eines lebendigen Menschen ist, daß auch kein lebendiger Mensch überhaupt davon weiß.«

Der Alte griff in die Luft und hatte plötzlich ein goldenes Armband in der Hand, prachtvoll mit farbigen Steinen besetzt, ein ganz altertümlicher Schmuck.

»Nimm es, befühle und betrachte es!«

Das Armband war eine Realität.

»Wo kommt das her?«

»Jedenfalls stammt es von einem vergrabenen oder sonstwie verborgenen Schatze, von dem kein lebendiger Mensch etwas weiß.«

»Du selbst weißt das nicht ganz genau?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe einem meiner Geister den Auftrag gegeben: schaffe mir einen Schmuck aus einem Schatze herbei, von dem kein lebendiger Mensch etwas weiß. Das Letztere wäre gar nicht nötig gewesen, denn meine Geister wissen doch schon, wie ich das halte. Und ich selbst will und darf nicht wissen, wo sich dieser Schatz in Wirklichkeit befindet, darf meine Geister deswegen nicht fragen.«

»Weshalb darfst Du das nicht wissen und darfst deswegen nicht fragen?«

»Einfach deshalb nicht, weil sich das für einen Adepten, der schon eine sehr, sehr hohe Stufe erreicht hat, nicht gehört. Das wäre eine ganz unpassende Neugier. Überhaupt eine Unmöglichkeit. Was gehen mich denn diese verborgenen Schätze an? In dieser Hinsicht muß ein Magier für die Welt schon gänzlich abgestorben sein. Schade, daß Du das noch nicht verstehst.«

»Doch, ich verstehe es bereits. Also ich darf dieses Armband auch nicht behalten und mitnehmen?«

»Nein, das darfst Du nicht. Es kommt nicht hier aus diesem Raume heraus.«

»Hier aber könnte es jahrelang liegen bleiben?«

»Unter Umständen für alle Ewigkeit.«

»Wenn aber nun dieser Schatz von einem Menschen gefunden würde?«

»Nun, was dann?« fragte mich der Alte aufmerksam.

»Dann würde noch rechtzeitig dieses Armband hier verschwinden und dort wieder an Ort und Stelle sein.«

»Du sagst es – es freut mich, daß Du jetzt den Kern der ganzen Sache zu verstehen beginnst!« lobte mich mein Lehrer.

»Laß das Armband wieder verschwinden, zurücktragen.«

»Lege es auf den Teppich.«

»Nein, lasse es zwischen meinen Fingern in Nichts zerfließen.«

»Das geht nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Aus demselben Grunde nicht, weswegen ich Dir auch den Ring nicht aus der geschlossenen Faust nehmen konnte. Weil Dir das Armband freiwillig gegeben worden ist: Also mußt Du es freiwillig auch wieder zurückgeben. Oder aber ... «

Schnell schleuderte ich das Armband von mir, denn es war in meinen Fingern plötzlich glühend heiß geworden.

Es berührte nicht erst den Boden, es zerfloß in der Luft, verschwand einfach.

Aber ich staunte nicht mehr. Denn plötzlich war mir die Erkenntnis aufgegangen, wie dies alles ermöglicht werden konnte, ohne Hilfe von »Geistern«. Oder nicht ganz plötzlich, sondern bei der Weigerung des Alten, mir mein Rasiermesser herbeizuschaffen, hatte ich diese Erkenntnis bekommen.

Ich werde später eine vollständige Erklärung für diese Gaukeleien geben. Und auch dem Alten sagte ich nichts von meiner Erkenntnis. Ich wollte mir ruhig noch mehr von ihm vorgaukeln lassen, meine Meinung würde er

schon später zu hören bekommen. Jetzt wollte ich den Gläubigen spielen, wenigstens so halb. Wenn ich mich noch über etwas wunderte, so war es höchstens über die Konsequenz des alten Gauklers und . . . Gauners, möchte ich gleich sagen. Denn er hätte mir recht wohl den Ring wie das Armband direkt aus der Hand »herauszaubern« können. Daß er das aber nicht tat, dafür einen Grund anzugeben wußte, das war eben seine ganz raffinierte Schlaueit, wie der Leser später merken wird.

»Kann ich mir von Deinen Geistern noch etwas anderes apportieren lassen?«

»Also Du glaubst jetzt, daß ich über Geister gebiete?« fragte er da rasch.

»Noch nicht so ganz. Ich glaube aber, daß Du in Dir selbst magische Fähigkeiten besitzt, durch welche Du diese Phänomene erzeugst.«

»Gut, nimm das vorläufig an.«

»Also kannst Du mir noch etwas anderes herbeischaffen.«

»Gewiß. Alles, was Du willst. Nur muß es immer den genannten Bedingungen entsprechen. Kein Mensch darf durch das Verschwinden eines Gegenstandes erschreckt werden, er darf ihn nicht vermissen, überhaupt darf kein Mensch von seinem Vorhandensein etwas wissen.«

»Ich verstehe schon. So bitte ich um einen kleinen Diamanten aus demselben Schatze.«

»Wenn ein solcher loser Diamant bei dem Schatze vorhanden ist, ausgebrochen darf er nicht werden. Oder aber . . . nun, sehen wir zu. Strecke Deine Hand aus.«

Ich tat es, und da lag auch schon auf meiner Hand ein erbsengroßer Diamant.

»Dieser Stein ist mir also freiwillig in die Hand gegeben worden.«

»Gewiß doch . . . «

Schnell hatte ich das Ding verschluckt. Auf so eine Pille im Magen kam es mir doch nicht an.

Der Alte machte ein höchst bestürztes Gesicht, dann erhob er warnend die Hand.

»Mein lieber Sohn, so etwas mach nicht wieder!« sagte er, streckte die Hand aus und hatte darauf den oder einen anderen Diamanten.

»Ist das derselbe?«

»Derselbe, ich habe ihn durch Deinen Körper wandern lassen.«

»Ich habe aber nichts von brennendem Schmerz gespürt, und der Stein war mir doch freiwillig gegeben worden, wie kann man ihn denn da wieder aus meinem Magen herausholen?«

»Aber es war Dir nicht erlaubt worden, ihn zu verschlucken, nur in der Hand durftest Du ihn behalten. So konnten ihn auch meine Geister wieder aus Deinem Magen holen.«

Der Alte war nicht zu fangen, blieb sich immer konsequent.

»Willst Du sonst noch etwas hergetragen haben?« fragte er, als das Steinchen wieder spurlos verschwunden war.

»Was ich will?«

»Gewiß. Was Du willst. Wenn es den Bedingungen entspricht, und wenn es in diesen Raum hereingeht.«

»Es darf auch im Meere liegen?«

»Sicher.«

»In jeder Tiefe?«

»In jeder.«

»Auf dem Meeresboden liegen gesunkene Schiffe genug . . . «

»Aber mein lieber Sohn,« unterbrach er mich, »so ein ganzes Schiff geht doch nicht in diesen engen Raum!«

»Nenee,« lachte ich, »das verlange ich ja auch gar nicht. Nur einen Gegenstand aus solch einem Wrack. Kann ich da näher wählen?«

»Das kannst Du.«

»So möchte ich ein Geschütz eines Schiffes von der spanischen Armada haben, das damals gesunken ist.«

»Willst Du noch ein näheres Schiff bezeichnen?«

»Das ist nicht nötig.«

»So gib acht, erschrick nicht – jetzt!«

Ein donnerndes Poltern, und zwischen uns lag ein gelbes Geschützrohr von fast zwei Meter Länge und einem viertel Meter Durchmesser, ganz naß hier und da mit Algen und anderen Seepflanzen übersponnen.

Ja, ich war mächtig erschrocken. Sonst wäre ich doch kein normaler Mensch gewesen. Aber nur die Plötzlichkeit und das Poltern hatten mich so erschrocken. Das Phänomen selbst sonst nicht. Das konnte ich mir also bereits erklären. Aber das brauchte der Alte noch nicht zu wissen.

Es war ein Broncerohr, so schwer, daß ich es nicht zu heben vermochte. Ziseliert und auch sonst mit erhabenen Verzierungen versehen, hinten auf der rechten Seite war das Wort »Pendula« eingraviert – die Feder – wohl der Schiffsname auf der rechten Seite die Zahl 1573.

Die spanische Armada ging im Jahre 1588 gegen England vor.

»Bist Du zufrieden?«

Ich kostete das herabrinneude Wasser. Es schmeckte salzig.

»Ganz erstaunlich!« sagte ich, freilich ziemlich trocken. »Also Entfernung und Gewicht spielen für Deine Geister gar keine Rolle.«

»Nein. So wenig es für den Gedanken eine Entfernung gibt, so wenig auch für die Geister, über die ich befehle.«

»Und das Gewicht?«

»Weißt Du, was Schwerkraft ist?«

»Nach langen Spekulationen ist die neueste Theorie die, daß alle Schwerkraft aus Schwingungen des Äthers beruht, der jeden Gegenstand durchdringt.«

»Das ist auch die richtig erkannte Wahrheit.«

»Also verstehen seine Geister diese Ätherschwingungen aufzuheben?«

»Sie können es, aber in diesem Falle machen sie es anders, daß sie jedes Gewicht mit Gedankenschnelle hierher schaffen können.«

»Wie machen sie es?«

»Sie dematerialisieren jeden Gegenstand erst, den sie herbeischaffen wollen, und materialisieren ihn hier wieder. Verstehst Du, wie das gemeint ist?«

Ich verstand es und hoffe, daß es auch jeder Leser versteht. Denn sonst wäre dazu eine gar komplizierte Erklärung nötig. Freilich muß man da immer etwas an Magie glauben, obwohl es im Grunde genommen auch nicht nötig wäre.

»Also auch diejenigen Schwingungen des Äthers, welche die Schwerkraft oder einfach das Gewicht jedes Körpers erzeugen, können Deine Geister aufheben?«

»Sie können es.«

»Dann müßte doch auch dieses Geschützrohr gewichtslos gemacht werden können.«

»Es ist bereits geschehen. Hebe es.«

Wieder erschrak ich sehr. Nämlich weil ich mich auf mehrere Zentner gefaßt gemacht hatte, die ich überhaupt nicht heben konnte, und nun fand ich das Rohr federleicht. Oder überhaupt ohne jedes Gewicht.

»Lasse es los.«

Ich tat es, und das große Broncerohr blieb frei in der Luft schweben. Natürlich, wenn ein Gegenstand absolut gar kein Gewicht hat, dann muß er wohl dort in der Luft hängen bleiben, wo man ihn losläßt.

Mit einem Male war das Rohr vor meinen Blicken verschwunden.

»Meine Geister haben es an Ort und Stelle zurückgebracht.«

Ich blickte auf den Teppich der vorhin ganz naß gewesen war. Jetzt war keine Spur von Wasser mehr zu bemerken, ebenso wenig wie an meinen Händen, die eben noch getriefft hatten.

»Wo ist dieses Wasser hin?«

»Das ist ebenfalls schon wieder dort, von wo es gekommen ist. Aber Du stellst Dir doch nicht etwa vor, daß es meine Geister aufgewischt und so hingetragen haben. Das geschieht alles auf magische Weise, verstehst Du?«

Wenn da überhaupt etwas zu verstehen war, so hatte ich es verstanden.

»Was willst Du sonst noch von meinen Geistern herbeigeschafft haben?«

»Zunächst interessiere ich mich am meisten für diese Aufhebung der Schwerkraft. Das können Deine Geister bei jedem Gegenstande?«

»Bei jedem.«

»Auch der sich von vornherein in diesem Raume befindet?«

»Gewiß.«

»So müssen sie doch auch mich selbst gewichtslos machen können.«

»Das können sie auch. Du bist es.«

Plötzlich überkam mich ein ganz merkwürdiges, schauerliches Gefühl.

Wohl konnte ich alle meine Glieder noch bewegen, aber mit ihnen absolut keinen Druck ausüben. Ich konnte die Finger auf meinen Arm legen, aber nicht ins Fleisch kneifen. Konnte den Mund öffnen, den Finger zwischen

die Zähne stecken, aber nicht so darauf heißen, daß ich das leiseste Gefühl davon hatte. Von einem Aufstehen gar nicht zu sprechen . . . ein ganz undefinierbarer Zustand.

»Ich habe die Gewichtslosigkeit nur einen Teil Deiner Muskeln treffen lassen!« sagte der Alte. »Wollte ich die Ätherschwingungen in Deinem Körper vollständig aufheben, so könntest Du ja auch nicht mehr die Augen verdrehen, überhaupt nicht mehr sehen, die Sehnerven versagten den Dienst, Du könntest nicht mehr sprechen, nicht atmen, Dein Blutschlag stockte sofort, Du wärest einfach tot. Nur wer genügend Erfahrung darin hat, darf solche Experimente machen, ich wollte es Dir einmal zur Warnung dienen lassen. Es gibt die verschiedensten Grade bei dieser Gewichtslosigkeit. Jetzt versetze ich Dich in den Zustand der absoluten Gewichtslosigkeit, wobei Du aber doch alle Deine Fähigkeiten beibehältst, und Deine Bewegungen sollen allein durch die Kraft Deines Willens reguliert werden. Wolle, daß Du emporschwebst, und Du wirst emporschweben.«

Ich konzentrierte meine Gedanken auf diesen Wunsch, und sofort schwebte ich empor, bis zur Decke. Ich konnte diese mit den Händen betasten, mich auch von ihr abstoßen, aber es hatte keinen Zweck, diese Bewegung wurde nicht fortgepflanzt. Doch ich brauchte nur den Willen zu haben, so senkte ich mich wieder herab, langsam oder schnell, ganz wie ich wollte. Ich konnte mich in der Luft überschlagen, und auch meine Kleider machten diese ruhige Bewegung mit, wurden also nicht selbständig zur Erde herabgezogen. Aber auch vom Boden konnte ich mich

nicht mit den Füßen abstoßen, nur allein der Wille dirigierte alle meine Bewegungen.

So trieb ich es längere Zeit, mich an dieser seltsamen Fliegerei ergötzend.

Dabei war mir immer ganz klar, wie dies alles ermöglicht werden konnte, ohne Geisterkraft und ohne die magischen Fähigkeiten eines Adepten. Oder überhaupt jeder Mensch ist so ein Hexenmeister, ohne daß er es weißt. Er muß diese für gewöhnlich unbewußte Fähigkeit nur erkennen. Davon wollte ich aber dem Alten noch nichts sagen.

Mit einem Male, wie ich gerade langausgestreckt in halber Höhe des Zimmers schwebte, strengte ich meine Willenskraft vergebens an, ich konnte zappeln nach Herzenslust, aber heraus kam ich nicht wieder aus dieser Lage.

»Was ist denn das?!«

»Ich habe Dir den Willen über Deine Bewegungen entzogen, jetzt mußt Du dort oben hängen bleiben bis in alle Ewigkeit!« schmunzelte der Alte, auch als ehrwürdiger Adept immer noch ein Humorist.

»Es ist genug!« lachte ich nach einer Weile, als alle meine Bemühungen, mich selbst aus dieser Lage zu befreien, erfolglos blieben.

Langsam senkte ich mich herab, wie ich gewollt hatte, kam zum Sitzen, und da fühlte ich mein Körpergewicht mit einem Ruck zurückkehren, mit der Fliegerei war es vorbei.

»Was sagst Du hierzu?« lächelte der Alte. »Wie hat Dir das gefallen?«

»Ein ganz wunderbarer – – – Zustand.«

Bald hätte ich mich verplappert.

Aber der Alte brauchte nicht besonders scharfsinnig zu sein, um meine Gedanken zu erraten.

»Du meinst wohl, daß Du dies alles nur träumst?«

Ich faßte an meine Nasenspitze und verdrehte die Augen.

»O nein, ich träume doch nicht. Ich befinde mich bei vollem Bewußtsein.«

»Willst Du diesen Raum einmal verlassen?«

»Ja, wenn ich darf.«

»Gewiß, warum nicht? Du kannst gleich etwas holen. Ich will, da ich einen so gelehrigen Schüler an Dir habe, diese erste Experimental-Vorstellung doch gleich länger ausdehnen, als ich zuerst beabsichtigte. Ich könnte mir die dazu nötigen Sachen durch meine Geister herbeschaffen, aber es ist besser, wenn Du sie selbst holst, es gewinnt mehr Realität. So gehe in das erste Stockwerk, gleich an der Treppe links die zweite Tür, sie ist unverschlossen, es war das Spielzimmer meiner Kinder, jetzt unbenutzt, aber Du findest noch genug Spielzeug darin, hole so eine Schachtel, die auf einem Simse steht, die hölzerne Tiere enthält, Du wirst sie schon finden, brauchst ja nur hineinzusehen. Laß hier die Tür offen, daß Du Dich gleich zurückfindest.«

Ich erhob mich, nahm die Lampe mit, öffnete die Tür, trat hinaus.

In diesem Augenblicke erfaßte mich ein großes Stauen, ich wurde an meiner ganzen Erklärungstheorie irre.

Doch schnell war das wieder überwunden. Nein, meine Theorie war dennoch ganz richtig.

In dem Keller konnte ich mich nicht verirren, erstieg die Treppen, fand das betreffende Zimmer, in dem es bunt genug aussah, blickte in verschiedene Schachteln, nahm eine, die eine ganze Menagerie enthielt. Es war Nürnberger Spielzeug, welches ja die ganze Welt beherrscht.

So begab ich mich in den Keller zurück, fand die offene Tür, trat ein. Der Alte saß noch so da, wie ich ihn verlassen hatte.

Als ich die Lampe aufhing, bemerkte ich, wie sich die Tür von selbst schloß, woraus ich mir nichts weiter machte.

Vater Abdallah nahm die Schachtel, schüttete alle die zahmen und wilden Tiere aus und setzte den Deckel umgestülpt zwischen uns.

»Meine Experimental-Vorstellung artet mehr in eine Gaukelei aus. Aber das ist nur scheinbar. Da müßte man erst definieren, wo die Gaukelei respektive die Wissenschaft beginnt und wo sie aufhört. Das wollen wir nicht tun. Aber eine kleine Erklärung muß ich diesmal doch vorausschicken.

Durch die magische Kraft meiner Geister sollen diese hölzernen Tierfiguren lebendig werden.

Aber Du kannst nicht verlangen, daß sie dem Holze wirkliches Leben einhauchen, sonst besäßen sie göttliche

Kräfte, was nicht der Fall ist. Es ist nur ein imaginäres Leben, was Du zu schauen bekommst. Wie das zu verstehen ist, werde ich Dir später erklären, wenn Du auch theoretisch so weit bist.

Jetzt laß Dir nur folgendes gesagt sein: es gibt nur einen einzigen Urstoff. Aus diesem bestehen alle Elemente, jetzt in chemischen Sinne gesprochen. Sauerstoff oder Eisen oder Kohlenstoff oder Kupfer oder Wasserstoff oder Quecksilber oder Stickstoff – es ist immer ein und derselbe Urstoff, der sich nur immer in einem anderen Aggregatzustand befindet, was durch verschiedene Schwingungswellen des Äthers verursacht wird.

Weshalb die Ätheratome, selbst aus diesem Urstoffe bestehend, einmal so und einmal so schwingen, das vermag ich Dir nicht zu erklären. Ich kann es, aber Du würdest mich jetzt noch nicht verstehen, und wenn Du auch der größte Physiker der Erde wärest. Das läßt sich überhaupt nur intuitiv erfassen.

Wer nun diese Ätherschwingungen nach Belieben verändern kann, der vermag ein chemisches Element in das andere zu verwandeln. Der Adept kann es. Geister einer höheren Stufe vermögen noch mehr. Die können zum Beispiel auch Eisen oder Holz in Kautschuk verwandeln. Wie aber dies nun möglich ist, das vermag ich Dir jetzt ganz und gar nicht zu erklären. Diese Verwandlung ist überhaupt nur imaginär aufzufassen.

Ich komme kurz zum Resultat: die Kraft meiner Geister verwandelt dieses Holz in Gummi oder Kautschuk.«

Mit diesen Worten reichte mir der Alte ein hölzernes Reh, ungefähr fünf Zentimeter hoch sehr plump geschnitzt, braun angemalt.

»Das ist einfach Holz!« sagte ich.

»Aber jetzt nicht mehr.«

In der Tat, mit einem Male konnte ich die dünnen Beine bewegen, den Leib etwas zusammendrücken, was ich vor wenigen Sekunden noch nicht vermocht hatte.

»Das Holz ist also plötzlich Kautschuk geworden?!«

»Frage nicht so. Nein, es ist weder Gummi noch Kautschuk geworden. Es ist noch dasselbe Holz, hat aber durch den Willen meiner Geister, indem sie durch die Substanz andere Ätherschwingungen leiten, die Eigenschaften des Kautschuks angenommen. Bitte, laß Dir doch vorläufig an dieser Erklärung genügen.«

»Sie genügt mir.«

»Gut. Du kannst also nicht verlangen, daß ein Geist, so hoch er auch schon stehen mag, einem toten Gegenstande Leben einhaucht. Du kannst auch nicht verlangen, daß er diesem hölzernen Reh Blut einflößt, daß durch das Herz Blut in den Adern pulsiert, daß er ihm Eingeweide gibt. Es ist nur ein scheinbares, ein imaginäres Leben, welches der Geist dem hölzernen Tiere zu verleihen mag. Dies sage ich Dir, weil ich Dich nicht betrügen will. Und nun setze die Figur auf den Deckel.«

Ich tat es und ... das kleine Reh wurde einfach lebendig! Lief und sprang auf dem Deckel herum, hob den Hinterfuß und kratzte sich zierlich am Halse.

Ich staunte – nein, ich war entzückt! Ein Anblick von unbeschreiblichem Reiz, wie sich das winzige Tierchen so ganz natürlich bewegte.

Und – seltsam – in diesem Augenblick entstand in meinem Kopfe ein Plan!

In diesem Augenblicke dachte ich lebhaft an eine Flucht, um von hier fortzukommen.

Aber nicht allein, sondern . . . ich nahm diesen Hexenmeister mit! Wenn er nicht freiwillig wollte, dann mit Gewalt! Ich nahm ihn einfach auf den Buckel.

Jawohl, der mußte mit auf unser Schiff! Dann wurde es erst ein richtiges Gauklerschiff, der gab der Sache erst die richtige Würze.

Doch genug jetzt hiervon, ich beobachtete weiter, immer entzückter.

Der Alte nahm einen der kleinen Büsche, wie solche und Bäumchen zu dem ganzen Tierpark gehörten, aus getrocknetem Schilf oder sonst etwas gefertigt, sehr plump, grün angemalt, setzte ihn auf den Deckel, und alsbald ging das Reh hin, knusperte, fraß das grüne Zeug.

»Dies ist ein imaginäres Verzehren!« erklärte der Alte. »Das Tier hat ja keinen Magen, nicht einmal Zähne. Es ist nur imaginär, das Ganze wird durch die Kraft der Geister auf meinen Wunsch arrangiert. Aber nicht etwa, daß Du dies nur in Deiner Einbildung siehst. Es geschieht dennoch in Wirklichkeit. Aber es ist nur eine Transmutation, wie wir sagen, eine gleichzeitige Dematerialisation und Wiedermaterialisation. Eine andere Erklärung kann ich Dir jetzt nicht gehen.«

Ich brauchte überhaupt gar keine Erklärung mehr, wollte sie gar nicht hören.

Ich amüsierte mich königlich, wie das zierliche Rehchen die Blätter abknusperte und was es sonst für Kapriolen trieb.

»Kann ich es anfassen, aufheben?«

»Gewiß.«

Ich tat es. Das Reh bewegte sich zwischen meinen Fingern, wie – wie . . . wie sich ein natürliches Reh zwischen den meterlangen und entsprechend dicken Fingern eines hundert Meter großen Riesen bewegt hätte.

»Daß mich Allah nicht straft!« begann da Vater Abdallah. »Das sind nicht etwa selbständige Bewegungen, welche die bewegliche Holzfigur da ausführt. Diese Bewegungen werden nur durch die Willenskraft meiner Geister ausgeführt, durch meine Suggestion.«

»Ich verstehe, ich verstehe.«

»Desto besser. Dann wird Allah meinen Frevel schon eher verzeihen, dann kann ich Dir auch noch mehr zeigen.«

Die ganze Arche Noah wurde lebendig. Alle die kleinen Schäfchen und Löwen und Hühnchen und Elefanten und Schweine und Panther erhoben sich, streckten und dehnten sich und trollten umher, nicht etwa nur auf dem Holzdeckel, sondern im ganzen Raume, und die Ziegen und Gemsen benutzten mich als Felsengebirge, auf dem sie herumkletterten.

Ich weiß nicht, wie lange ich diesem Treiben zugeschaut habe, will es auch nicht weiter beschreiben.

Jedenfalls war ich manchmal außer mir vor Entzücken.

Dann dachte ich an etwas, vermißte nur eines noch.

»Kann so ein Raubtier solch ein Schäfchen auch zerreißen und fressen?«

»Ja, das ist möglich. Es ist überhaupt nichts unmöglich. Aber ich mag es Dir nicht vorführen, aus besonderen Gründen nicht. Das magst Du später selbst tun, wenn Du dies alles aus eigener Kraft arrangieren kannst. Und wenn ich Dir noch Weiteres zeigen soll, so müssen wir hiermit abbrechen. Bist Du damit einverstanden?«

»Gut, lasse die Tierchen wieder zu hölzernen Figuren erstarren, so schwer es mir auch fällt, mich von diesem Anblick zu trennen.«

Es geschah, aber anders, als ich erwartet hatte.

Ich hatte geglaubt, alle die Tiere würden urplötzlich wieder auf einem Haufen liegen. Aber sie erstarrten dort, wo sie gerade gestanden hatten, purzelten zum Teil um. Ich erwähne nachträglich, daß ein Schäfchen immer auf drei Beinen herumgehopt war, weil das vierte eben abgebrochen war.

Der Alte selbst las die einzelnen Figuren zusammen, aus den entferntesten Ecken.

»Das hast Du nicht nötig,« sagte ich, noch im Anfange dieser Beschäftigung, »Du kannst die Tiere auch von Deinen Geistern zusammentragen lassen.«

»Wie Du willst.«

Und sie wurden wirklich von unsichtbaren Händen zusammengetragen, schwebten einfach durch die Luft und wurden in der Schachtel verpackt.

Es konnte mich nicht mehr irritieren. Ich wußte schon, was hier im Spiele war.

In dieser letzten Phase, als die allgemeine Erstarrung eintrat, hatte ich besonders scharf den abgefressenen Busch beobachtet, und richtig, wie mit einem Schlage hatte der plötzlich alle seine grünangemalten Blätter wiedergehabt.

»Was willst Du jetzt sehen?«

»Kannst Du in die Zukunft schauen?«

»Ja. Aber ich tue es nicht, weder für mich selbst noch für andere.«

Ich hatte diese Antwort erwartet. Man bekommt sie von allen sogenannten Adepten. Ich will mich darüber nicht weiter aufhalten.

»Werde ich diese Kunst erlernen?«

»Ja. Aber sobald Du wirklich in die Zukunft schauen kannst, wirst Du von dieser Gabe keinen Gebrauch mehr machen.«

Es war nur noch eine Prüfung gewesen, ob ich auch richtig geurteilt hatte. Es war der Fall gewesen.

»Kannst Du Tote beschwören?«

Mit einem Male wurde Vater Abdallah ganz scheu, machte dann mit beiden Händen eine Bewegung wie ein alter Pferdejude, der sich keinen abgetriebenen Gaul aufschwätzen lassen will.

»Verschone mich mit Toten! Ich treibe keine Nekromantie. Laß die Toten in Frieden ruhen.«

»Kannst Du Lebende erscheinen lassen?«

»Ja, das kann ich. Aber würdest Du glauben, daß es wirklich lebende Menschen sind?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Sondern?«

»Es sind nur visionäre Erscheinungen.«

»Du sagst es. Doch laß das jetzt. Ich wollte Dir jetzt andere Experimente nach Deiner Wahl vorführen. Ja, Du sollst später selbst Tote beschwören können.«

»Wirklich?!«

»Wenn Du ein folgsamer Schüler bist und den Mut dazu hast. Fühlst Du Dich übrigens nicht recht müde?«

In der Tat, ich wurde schläfrig. Wenn es jetzt vielleicht früh um vier war, so war ich schon fast zwanzig Stunden wach, und dasselbe galt von dem Alten. Wir hatten wegen einer besonders interessanten Arbeit in unseren Mäusezimmern gestern auch den ganzen Tag wachend verbracht.

»Wieviel Uhr mag es sein?« fragte ich.

Daß der Alte keine Uhr bei sich hatte, wußte ich.

»Nun, ich brauche ja nur meine Geister zu fragen. Wieviel ist die Uhr? Klingelzeichen!«

Kling ging es, und so noch viermal.

»Schon fünf Uhr. Wieviel Minuten nach fünf?«

Kling – kling – kling.

»Drei Minuten nach fünf. Ich dünke, wir brächen unsere Sitzung für heute ab.«

»Ich bin damit einverstanden.«

»Dann nur noch eine kurze Lektion, mein lieber Sohn, überhaupt die erste. Jedenfalls aber beginnt jetzt Deine Ausbildung zum Magier. Einfach durch die Kräftigung Deines Willens. Ihr Deutschen habt ja auch ein entsprechendes Stichwort, in dem das ganze Geheimnis enthalten ist. Wer sich selbst besiegt, der besiegt die ganze Welt. Also auch die Naturelemente. Willst Du die Übungen beginnen?«

»Ich will.«

»So gebe ich Dir als erste Willensübung nichts weiter auf, als daß Du drei Tage und drei Nächte lang nicht mit mir über alles das sprichst, was Du jetzt gesehen hast. Kein einziges Wort! Wenn Du irgend kannst, so denke auch gar nicht daran.«

»Das erstere wird mir leicht, das letztere dürfte mir schwer fallen.«

»Es ist nicht so schwer, wie man glaubt. Du mußt jeden auftauchenden Gedanken daran sofort zurückdrängen. Das einfachste ist, daß Du in diesem Falle sofort ein Rechenexempel im Kopfe zu lösen beginnst. Multipliziere etwa eine mehrstellige Zahl. Verstehst Du?«

»Ich verstehe und werde es zu befolgen versuchen.«

»Dieses Gedankenauslöschen braucht Dir vorläufig noch nicht zu gelingen, wenn Du nur drei Tage lang, mit jeder Frage und überhaupt mit jedem gesprochenen Worte zurückhältst. Den meisten Menschen würde dies nicht gelingen. Das ist schon Willensstählung genug. So laß uns schlafen gehen.«

Wir verließen den Raum, die Lampe mitnehmend, brauchten sie aber oben gar nicht mehr, der Morgen graute bereits!

Und ich brauchte auf meinem Lager auch nicht erst mehrstellige Zahlen im Kopfe zu multiplizieren, ich schlief sofort ein, blieb auch von jedem Traume verschont. Also von einer Aufregung gar keine Spur.

## 68. KAPITEL. EINE TOTENBESCHWÖRUNG.

Die drei Tage und Nächte vergingen wie gewöhnlich im Spiele mit unseren Mäusen.

Wohl hielten wir uns in diesen Zimmern immer des Nachts auf, weil eben nur da die Tierchen lebendig waren, wobei es keinen Zweck hatte, die Fenster bei Tage zu verdunkeln, diese Tiere wurden von ihrem Instinkt geleitet, deshalb störte sie auch das Lampenlicht nicht, aber wir selbst wurden dabei nicht zu regelrechten Nachttieren.

Es ging immer nur bis höchstens früh um vier, dann wurde bis um acht geschlafen, die herrlichen Morgen genossen wir in dem großen Hofgarten, uns nur unterhaltend, dann am Nachmittage eine mehrstündige Siesta, bis wir uns gegen acht wieder in den Mäusezimmern zusammenfanden.

So hielten wir es auch jetzt, und Vater Abdallah legte mir nach wie vor die Suren des Korans aus, mir in aller Gemütsruhe erklärend, wie der Prophet jegliche Zauberei aufs strengste verboten habe.

Ich tat jener Vorgänge mit keinem Worte Erwähnung und brachte es dank jenes Rezeptes mit der Kopfrechnerei auch immer besser fertig, jeden auftauchenden Gedanken daran zu verbannen.

So saßen wir auch am Morgen des dritten Tages in einer Rosenlaube des Gartens, schlürften köstlichen Mokka und schmauchten dazu gemeinschaftlich eine Wasserpfeife, saßen nun schon eine Stunde so, seit jenem Termin waren schon 76 Stunden vergangen, während 3 mal 24 doch nur 72 macht, und Vater Abdallah hatte den Bann noch immer nicht gebrochen, ich aber auch nicht.

Da legte er das Mundstück des Schlauches weg.

»Mein Sohn, Deine Schweigezeit ist schon vier Stunden überschritten.«

»Ich weiß es.«

»Und Du stellst keine Frage, sprichst kein Wort darüber?«

»Ich habe Zeit, ich kann warten.«

»Wohl, Du hast die erste Prüfung bestanden, hast noch mehr Energie gezeigt, als ich Dir zugetraut habe, obgleich ich Deinen Charakter doch so ziemlich beurteilen kann. Sonst würde ich Dich gar nicht als Adeptenschüler annehmen. Und daß Du nicht teilnahmslos bist, weiß ich ebenfalls. Also sprechen wir nun darüber. Glaubst Du, daß ich über Geister gebiete?«

»Nein.«

»Du glaubst überhaupt noch nicht an Geister?«

»Nein.«

»Wohl. Wie hast Du Dir die Sache nun unterdessen zurechtgelegt, wie ich die Phänomene zustande bringen kann?«

»Ich durfte ja während der drei Tage gar nicht daran denken, und es ist mir dank Deines Rezeptes auch so ziemlich gelungen.«

»Sprich nur.«

»Alles, was Du mir da vormachtetest, entbehrte der Realität. Ich habe dies alles nur geträumt, Du hast mir nur suggeriert, daß ich dies alles sehen und erleben soll. Das Tuch mit dem Brandloch und der Schmelztiegel waren präpariert.«

»So ist es!« bestätigte der Alte sofort, eigentlich zu meiner Verwunderung. »Aber glaubst Du etwa, daß Du in der schwarzen Kammer schlafend gelegen hast?«

»Nein, das allerdings kann ich nicht glauben.«

»Hast Du auch nicht. Wie die ganze Sache eigentlich zusammenhängt, kann ich Dir immer noch nicht erklären, Du würdest mich noch nicht verstehen. Jedenfalls aber hast Du recht. Du bist durch meine Willenskraft beeinflusst worden, alles das zu sehen und zu erleben, was Du sehen und erleben solltest und sogar wolltest, Du hast mit mir gesprochen, hast Dich bewegt, hast die Spiel-schachtel geholt. Hast das hölzerne Reh in den Fingern gehalten. Aber ein Kanonenrohr war nicht vorhanden. Und so weiter und so weiter. Es handelt sich einfach um eine besondere Art von Hypnotik, von der Ihr Abendländer noch gar keine Ahnung habt . . . «

»Wie sie aber auch die indischen Fakire bei ihren Experimenten ausüben.«

»Ja, so ungefähr. Die arabische ist aber wiederum eine ganz andere Art. Doch laß das jetzt. Oder hast Du sonst noch eine Frage, die ich Dir jetzt gleich beantworten kann? Dann bin ich bereit dazu.«

»Kannst Du dieselben Sinnestäuschungen auch hier im Freien erzeugen?«

»Auch hier im Freien im Sonnenlichte. Allerdings sind sie dann nicht so scharf ausgeprägt, es können Störungen eintreten. Am besten gelingt es mir in dem schwarzen Samtzimmer, dort vermag ich meine Gedanken und meine Willenskraft am meisten zu konzentrieren.«

»Nun willst Du aber doch nicht mehr behaupten, daß es Geister gibt, die Du Dir dienstbar gemacht hast.«

»Ja, und dennoch ist es so! Nur darfst Du dabei nicht wie es die Menschen nun freilich einmal halten, an menschenähnliche Wesen denken, die in der Luft herum-schweben, womöglich angetan mit weißen Leichenhemden. Was ist denn überhaupt ein Geist? Jeder Gedanke ist überhaupt ein Geist . . . «

Er sprach noch weiter. Ich will es aber nicht wiedergeben.

Wenn er so anfing, dann freilich hatte er recht, dann gab es Erd-, Luft- und Feuergeister. Dann wollte ich auch daran glauben.

»Laß das jetzt,« schloß er bald selbst seinen Sermon, »das läßt sich mit Worten überhaupt gar nicht ausdrücken, das wirst Du später alles verstehen. Willst Du

die Fähigkeiten erwerben, solche magische Künste, wie wir jetzt einfach sagen wollen, auszuüben?«

»O ja, das möchte ich recht gern.«

»Die erste Prüfung, die des Schweigens, hast Du schon bestanden. Willst Du Dich der zweiten unterziehen?«

»Worin besteht die?«

»Du mußt drei Tage und drei Nächte in völliger Einsamkeit verharren.«

»Dazu bin ich bereit. Ich bin mir immer selbst der beste Gesellschafter gewesen.«

»Im Finstern.«

»Das macht mir nichts aus.«

»Du mußt dabei fasten.«

»Gar nichts essen?«

»Gar nichts.«

»Das gefällt mir nun weniger. Ich bin nicht sehr fürs Hungern.«

»Nur trinken darfst Du, Wasser.«

»Das ersetzt kein Essen. Wenn ich nur wenigstens gleich ein Resultat davon habe, eine Entwicklung meiner magischen Fähigkeiten, wovon ich jetzt nach dem dreitägigen Schweigen noch absolut nichts merke.«

»Das sollst Du.«

»Ein Resultat davon haben?«

»Ja. Sofort. Noch während dieser Fastenzeit in finsterrer Einsamkeit.«

»Und worin besteht dieses?«

Immer feierlicher wurde der Alte, ganz ausnahmsweise.

»Du wolltest doch, daß ich Tote beschwöre.«

»Ja, darum bat ich Dich. Ich selbst darf es nicht. Du aber bist ein Christ, dem so etwas nicht verboten ist.«

»Ich bin bereit dazu. Sage mir nur, wies gemacht wird.«

»Diese Totenbeschwörung kann nur in einem besonderen Raume vorgenommen werden, hier in diesem Hause. Aber der Raum befindet sich im Keller, noch tiefer als jenes schwarze Zimmer.«

»Ob unter dem Dache oder im tiefsten Keller, das ist mir gleichgültig.«

»Daß Dir nichts passiert, das weiß ich bestimmt, sonst würde ich solch ein Experiment gar nicht vornehmen, und ebenso weiß ich, daß es auch Deine geistige Konstitution erlaubt. Es ist unmöglich, daß Du dabei etwa in Wahnsinn verfallst. Nur gestört darfst Du während der dreimal vierundzwanzig Stunden nicht werden, absolut nicht, sonst allerdings könnte etwas Böses eintreten.«

»Was Böses?«

»Irgend etwas Schreckliches. Was, weiß ich selbst nicht. Kurz, Du darfst nicht gestört werden.«

»Dann laß mich nur ungestört.«

»Ich muß Dich einschließen, denn Du selbst darfst den Raum vor der festgesetzten Frist nicht verlassen. Also ich meine: selbst wenn Du während dieser Zeit um Hilfe rufst, darf ich den Raum nicht betreten.«

»Weshalb soll ich denn um Hilfe rufen?«

»Nicht etwa, weil Du irgend etwas Schreckliches erblickst. Das wird überhaupt alles anders werden, als Du

jetzt vielleicht denkst. Jede reelle Geistererscheinung hat gar nichts Schreckhaftes an sich. Du wirst mit den Erscheinungen so ruhig sprechen können, wie mit einem lebenden, Dir befreundeten Menschen. Aber Du könntest etwa krank werden, könntest versehentlich von dem erhöhten Lager fallen, könntest ein Bein brechen – da würdest Du vergebens um Hilfe rufen, ich würde es überhaupt gar nicht hören, ich halte mich nicht in der Nähe auf.«

»Ich hoffe nicht krank zu werden und nicht aus dem Bett zu fallen.«

»Gut. Es ist Dein eigenes Risiko. Und welchen Toten würdest Du da nun sehen wollen?«

»Nun, ich hatte einmal einen alten Onkel . . . oder warte, Kleopatra, die ja das schönste Weib der Erde gewesen sein soll. Ja, die möchte ich mal sehen.«

Der Alte lächelte. Von meinem Onkel bis zur Kleopatra war ja nun freilich auch ein mächtiger Sprung.

Doch schnell wurde er wieder ernst, ernster als sonst.

»Treibe mit dieser Sache keine Scherze . . .«

»Ich scherze durchaus nicht. Ich möchte die Kleopatra sehen, die Königin von Ägypten.«

»Du stellst Dir die Sache anders vor, als wie sie kommen wird. Nein, denke lieber an gar keinen bestimmten Toten. Habe immer nur die feste Sehnsucht, konzentriere darauf Deine ganze Gedankenkraft, Verstorbene, die Du einst geliebt hast und die Dich geliebt haben, zu sehen.

Denke also womöglich an gar keine bestimmten Persönlichkeiten. Dann wirst Du ganz bestimmt Erscheinungen haben, das kann ich Dir versichern.«

»Ich kann mit ihnen sprechen?«

»Ja, und sie werden Dich zu überzeugen wissen, daß es wirklich die Seelen der Verstorbenen sind.«

»Hm. Und was sind dazu für Räucherungen nötig?«

»Ich weiß, was Du meinst. Du denkst an die alten Totenbeschwörungen, wie sie wohl auch noch moderne Nekromanten vornehmen, mit narkotischen Mitteln, welche betäuben . . . «

»Na, Vater Abdallah Du willst doch nicht etwa behaupten, daß ich da wirklich die Geister von Verstorbenen zu sehen bekomme! Du gaukelst mir eben wieder etwas vor . . . «

Da faßte der Alte seinen weißen Bart mit voller Hand und sagte feierlich:

»Beim Barte des Propheten, ich schwöre Dir, daß ich Dir diesmal nichts vorgaukeln werde, daß ich mich absolut nicht einmische, und ich kann Dir versichern, daß es reelle Geistererscheinungen sind, die Du diesmal zu sehen bekommst, wirklich die Seelen von abgeschiedenen Menschen!«

So hatte der Alte gesprochen.

Und mir ward mit einem Male ganz unheimlich zumute! Hier in Gottes freier Natur unter der goldenen Sonne.

So feierlich hatte der Alte gesprochen. Und an diesem seinem Schwure durfte ich nicht zweifeln, das wäre Frevvel gewesen.

»Du selbst hast in dem Kellerraume reelle Geistererscheinungen gesehen?«

»Die Seelen von Verstorbenen.«

»Du kannst Dich nicht getäuscht haben?«

»Ausgeschlossen! Zahllose Male habe ich sie zitiert, habe die Sache streng wissenschaftlich behandelt, mich mit allen Apparaten der Physik vor einem Betrug zu schützen gewußt, habe von den Lichterscheinungen Spektralanalysen gemacht und rätselhafte Resultate erlangt – ich bin überzeugt worden, daß es die Seelen abgeschiedener Menschen sind. Aber ich mache es nie wieder, jetzt nicht mehr. Ich habe ein Gelübde abgelegt. Aber ich weiß bestimmt, daß in jenem Raume auch einem anderen Menschen die Toten erscheinen werden, wenn er den Anweisungen nach handelt.«

»Nun gut, ich bin bereit, mich dort drin drei Tage und drei Nächte lang einschließen zu lassen. Was sind das aber für Anweisungen, nach denen man handeln muß? Es scheint doch noch etwas dazu zu gehören. Zum Hungern bin ich bereit, nur nicht etwa asketischer Martern, die meiner ganzen Ansicht über so etwas zuwidergingen.«

»Es ist nicht weiter nötig, als daß Du von Deinem erhöhten Lager aus immer auf ein magisches Zeichen blickst, daß ich mit einer leuchtenden Farbe auf eine geweihte Steinplatte male. Diese magische Formel ist es, welche die Seelen der Toten zwingt. Am besten ist also, Du denkst dabei an keinen bestimmten Toten, sondern flüsterst und denkst fortwährend: Kommt, Ihr Toten, die

Ihr mich liebt, erscheint mir. Nichts weiter, immer dasselbe. Dann wirst Du erst recht die größten Überraschungen haben. Geister werden Dir erscheinen, an die Du gar nicht gedacht hast. Nämlich solche, welche sich auch im unbekanntem Jenseits mit Dir verwandt fühlen, sich zu Dir hingezogen fühlen. Denn das ist doch die wahre Liebe, die auch im Jenseits herrschen wird. Du bist Seemann. Vielleicht erscheinen Dir die großen Seefahrer früherer Jahrhunderte, die Entdecker der Erde, ein Kolumbus, ein Cook, vielleicht sogar ein karthagischer Hanno. Ich halte es für möglich. So ging es auch mir. Ich fand das Rezept dazu, von dem die Hauptsache die magische Formel ist, in einer alten Handschrift meines Vaters, der schon dieses Haus bewohnt hat. Als ich das erste Mal den Versuch machte, wollte ich den Geist meines toten Vaters beschwören. Ich beschäftigte mich damals intensiv mit Astronomie. Statt des Geistes meines Vaters erschienen, woran ich nicht im entferntesten gedacht hatte, die Geister von Kopernikus, Tycho de Brahe, Galiläi und anderen Astronomen. Wunderbar war es, was sie mir mitteilten. Aber darüber darf man nicht sprechen. So werden Dir wahrscheinlich die Geister großer Seefahrer erscheinen, sich mit Dir unterhalten wollen!«

Wahrhaftig, ich wurde immer erregter.

»Wann kann das Experiment gemacht werden?«

»Jetzt sofort, wenn Du willst. Das heißt, Du kannst die dreitägige Periode gleich antreten.«

»Ich bin bereit.«

»Von heute mittag an, wollen wir sagen.«

»Jawohl.«

»So nimm noch ein Bad, beginne schon jetzt Deine Gedanken zu sammeln. Gefrühstückt hast Du doch schon. Nun laß Dir hieran genügen, iß lieber nichts mehr.«

---

Kurz vor 12 Uhr betraten wir mit einer Laterne und einem großem gefüllten Wasserkruge den Kellerraum, der immer noch eine Etage tiefer als das schwarze Zimmer lag.

Ungefähr sechs Meter im Quadrat, eben so hoch, die Steinwände gemeißelt, der Boden mit großen Fliesen bedeckt. In einer Ecke stand eine zwei Meter hohe Pritsche, mit Matratze, auf die sollte ich mich legen, auf den Bauch, den Kopf etwas darüber hinaus, und so immer mit jenem Wunsche, daß mir verwandte Seelen erscheinen möchten, nach dem magischen Zeichen starrend, das mit Leuchtfarbe in der Mitte des Raumes auf eine Platte gemalt war.

Alle diese Bodenplatten waren »magische«, auf allen waren Zeichen und Hieroglyphen eingemeißelt, sie alle mußten mitwirken, aber die Hauptsache war doch diese mittelste, welche die leuchtende Figur trug. Es war ein doppelter Triangel, jedes Feld enthielt wiederum wunderliche Figuren und Hieroglyphen. Während ich mich gebadet, hatte Vater Abdallah es mit frischer Leuchtfarbe erneuert, schon jetzt im Scheine der Lampe sah man deutlich das Leuchten.

Weitere Anordnungen waren nicht nötig, wir hatten unterdessen auch sonst alles besprochen. Obgleich es besser gewesen wäre, wenn ich gar nicht an eine Zeit gedacht hätte, so intensiv sollte ich mich in jenen Wunsch versetzen, hatte ich doch seine Taschenuhr und ein Feuerzeug mitbekommen. Sogar Kautabak war mir erlaubt, der in dieser großen Oasenstadt recht wohl zu haben war.

Die starke Holztür, auch noch eisenbeschlagen, mußte von draußen verschlossen werden, das gehörte mit dazu, es war schon ein magisches Schloß und durfte unter keinen Umständen vor drei mal vierundzwanzig Stunden geöffnet werden.

Gewissenhaften, kritischen Lesern sei noch mitgeteilt – worüber aber auch ich Erkundigungen einzog – daß man in dem somit absolut geschlossenen Raume nicht etwa ersticken konnte. Absolut geschlossen? Jawohl! Da mußte die Tür ganz anders geschlossen und Gummidichtungen besessen haben. Aber so – ach, wo die Luft überall durchzuschlüpfen weiß. Man liest ja manchmal, daß etwa ein Kind sich in einem Kleiderschranke versteckt hatte, eingeschlossen worden und so erstickt ist. Solch einen Kleiderschrank empfehle man mir. Den kaufe ich sofort als Seekiste. Gibts ja gar nicht.

Also ich erstieg auf einem Tritt die Pritsche, legte mich bequem auf den Bauch, den Wasserkrug neben mich – »jawohl, Vater Abdallah, alles in Ordnung« – und er ging mit der Lampe, rasselte draußen mächtig mit dem Schlüssel, ich war im Finstern.

Los ging die Geschichte.

»Ihr Toten, die Ihr mich liebt, erscheint mir. Ihr Toten, die Ihr mich liebt, erscheint mir!«

Dabei starrte ich immer auf die Figur, die immer intensiver leuchtete. Wann die erste Erscheinung kam, war ganz unbestimmt. Manchmal schon in der ersten Stunde, manchmal erst in der 72., dann aber kamen die Toten sicher auch gleich massenhaft anspaziert. Von der magischen Figur aus stieg ein Nebel empor, aus dem sie sich nach und nach formten. So hatte mir Vater Abdallah noch berichtet, der diese Geisterbeschwörung viele dutzend Mal vorgenommen hatte, immer mit dem gleichen, überraschenden Resultate, und ich durfte nicht daran zweifeln.

Denn mit dem Zweifeln hat es eine Grenze. Wenigstens bei mir. Ich habe noch keinen hopsenden und klopfenden Spiritustisch gesehen. Ich habe es oft genug probiert, auch in Gegenwart sogenannter Medien, habe manchmal viel dafür bezahlt, aber es ist mir nie gelungen, der Tisch blieb immer bewegungslos und stumm wie ein toter Stockfisch. Aber wenn mir ein solider, ehrenwerter Mann, ein aktiver Rittmeister im deutschen Heere, auf sein Ehrenwort versichert, daß solch ein Tisch unter seiner Hand getanzt und geklopft hat, daß er mit ihm die wunderbarsten Sachen erlebt hat, so glaube ich ihm alles, was er mir erzählt, bedingungslos! Es kann sein, daß er selbst das Opfer einer Täuschung gewesen ist – gut, aber in seine Wahrheitsliebe setze ich keinen Zweifel. Oder ich sage dieser Welt valet. Will mit keinem einzigen Menschen mehr etwas zu tun haben.

»Ihr Toten, die Ihr mich liebt, erscheint mir!«

Ich sollte alle meine Gedanken auf diesen Wunsch als heißeste Sehnsucht konzentrieren. Das konnte ich nicht. Das mögen Fakire und Derwische können, deren Fähigkeit, wunderbare Phänomene zu erzeugen, was zweifellos Tatsache ist, eben darauf beruht, daß sie der intensivsten Gedankenkonzentration fähig sind, ihr Gehirn auch gänzlich gedankenleer machen können, ihre asketischen Übungen, Selbstmarterungen und so weiter sind dabei nur äußerlich Mittel zum innerlichen Zweck – ich vermochte es nicht.

Bei mir schlichen sich auch immer noch andere Gedanken ein.

Besonders die flammende Figur, deren Striche hin und her zu zucken schienen oder es auch wirklich taten, eben Phosphoreszenz, brachten mich auf besondere Gedanken. Lebhafter denn je mußte ich an die geheimnisvolle Schwester Anna denken, die ja auch mit leuchtender Schrift operiert hatte, und dann natürlich auch an meine Argonauten.

Doch davon abgesehen, was ich hierüber dachte.

Ich will erst nachträglich etwas erwähnen.

Der alte Araber, mein Herr über Leib und Seele, hatte mich gefragt, wie ich hieße, was ich sei, ob ich noch Verwandte habe, und dergleichen mehr.

Ich hatte ihm dann auch noch gesagt, daß ich Kargokapitän von der Hamburger »Argos« sei, Waffenmeister der Argonauten.

Vater Abdallah hatte noch nichts von der Argos und von den neuen Argonauten gehört, interessierte sich auch nicht dafür. Er wollte prinzipiell nichts weiter davon wissen.

Der alte Herr hatte Jahrzehnte lang in der Welt gelebt, und wahrscheinlich ganz tüchtig, mußte das Leben ziemlich genossen haben – jetzt war er für die andere Welt ganz abgestorben. Trotz seines sonstigen Humors. Er wollte prinzipiell von der Außenwelt gar nichts mehr hören.

Dann, als er sich mir als Magier und Adept offenbart hatte, wollte ich gern einmal von dieser Schwester Anna anfangen, was der wohl dazu meinte, denn eine gewisse Verwandtschaft war da doch wohl vorhanden, und unser Geheimnis betreffs des Seelandfelsens brauchte ich ja deshalb nicht preiszugeben. Allein ich dachte, ich würde auch wieder eine Abweisung bekommen – ich schwieg von der ganzen Geschichte.

Jetzt also dachte ich lebhafter denn je an diese Schwester Anna.

Konnte die mir nicht einmal mit ihrer leuchtenden Schrift zu Hilfe kommen?

Diese Kellergewölbe konnten ihr doch kein Hindernis bieten, das wußte ich.

Doch von dieser ganzen übersinnlichen Geschichte abgesehen – was machten jetzt wohl meine Argonauten?

Mehr als zehn Wochen waren nun schon vergangen, seit ich damals in Wellington den Schlag über den Kopf erhalten hatte.

Wußten sie überhaupt, daß ich mich noch am Leben befand?

Oder hielten sie mich für tot?

Was taten sie, um sich zu überzeugen, ob ich tot oder noch am Leben war?

Natürlich wurde Helene, würden sie alle Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um Gewißheit über mich zu bekommen.

Himmel und Hölle – zwei weite Begriffe.

Ich wollte lieber bei greifbaren Sachen bleiben.

Gleich am zweiten Tage hatte ich einen Brief an meinen Vater geschrieben. So, wie es der alte Araber angeordnet, er hatte ihn mir überhaupt förmlich diktiert.

In Wellington Sklavenhändlern in die Hände gefallen, als Sklave verkauft worden. Es geht mir sehr gut, ich bin ganz zufrieden, ich hoffe Dich einmal besuchen zu können – aber wo ich mich aufhalte, darf ich nicht verraten.

So ungefähr.

Hätte ich anders geschrieben, wäre der Brief nicht befördert worden. Und da gab es keine geheime Schrift, der Alte hatte immer neben mir gesessen.

Der Brief war durch Boten sofort nach der Stadt Maskat geschickt worden. Wenn alles gut ging, konnte er in weiteren zwölf oder sogar zehn Tagen in Kiel sein.

Mein Vater würde sich ja natürlich sofort mit den Behörden und gleich direkt mit der »Argos« in Verbindung setzen.

Direkt? Da mußte man erst wissen, wo sich dieses ruhelose Schiff zur Zeit aufhielt.

Doch wie dem auch sei – erfahren würde es Helene noch einmal, und dann ging natürlich die Jagd, das Suchen nach mir los!

Na, also darüber zerbrach ich mir nicht weiter den Kopf.

Nein, jetzt dachte ich nur im allgemeinen sehnsuchtsvoll an Helene, an alle meine wackeren Jungen, große und kleine, und auch an alle die Hunde und Katzen, vergaß nicht einmal unseren Hampelmann, unseren unsterblichen Laubfrosch den letzten der Mohikaner, den Lottchen, die Ringelnatter, verschont hatte.

So vergingen die Stunden.

»Ihr Toten, die Ihr mich liebt, erscheint mir!«

Nur an dies sollte ich denken, an nichts weiter, und ich wurde die anderen Gedanken doch nicht los.

Ich wollte lange, lange Pausen machen, ehe ich einmal ein Streichholz anriß und nach der Kartoffeluhr sah, tat es aber doch zuerst aller halben Stunden, und ich hatte mit zwei bis drei Stunden gerechnet.

So höllische langsam verging die Zeit.

Dann merkte ich, daß ich zirka eine Stunde brauchte, bis ich ein angemessenes Stück Tabak klar gekaut hatte, daß auch nicht mehr eine Spur von angenehmer Sauce drin war, jetzt richtete ich mich hiernach, mußte drei solcher Stücke kauen, ehe ich einmal nach der Uhr sehen durfte. Als ich es dann tat, waren richtig schon drei und eine halbe Stunde vergangen. Jetzt war es schon um fünf.

»Ihr Toten, die Ihr mich liebt, erscheint mir! Ihr Toten, die Ihr mich liebt, erscheint mir! Na, zum Henker noch

einmal, Kolumbus, Cook, Magelhaes und so weiter, da kommt doch endlich! Ihr scheint mich nicht zu sehr zu lieben.«

Aber es nützte nichts, daß ich fluchte und spottete, es kam nichts.

Mit mir aber ging noch eine Umwandlung vor sich.

Ich kam in eine ganz eigentümliche Stimmung hinein. In was für eine, das vermag ich nicht zu definieren.

Man liegt eben nicht ungestraft so in einem finsternen Kellerloch viele Stunden lang, starrt immer nach einer leuchtenden, phosphoreszierenden Figur mit magischer Bedeutung und wünscht dabei Tote erscheinen zu sehen.

Oder man ist kein normaler Mensch, kein richtiger Mensch nähert sich mehr dem Tiere.

Dazu kam nun noch, daß jene Gedanken an Helene und meine Argonauten immer mehr überhand nahmen.

Kurz und gut, ich kam in eine ganz ähnliche Stimmung wie damals, da ich an dem Teiche einsam im Wüstensande lag und plötzlich das mir sonst noch unbekanntes Heimweh bekam.

Diesmal war es nicht gerade Heimweh, aber ...

Kurz und gut, ich begann zu flennen.

Und ich glaube, es ist keine Schande, wenn man das gesteht.

Also ich flennte und winselte los, aber immer dabei noch meine Sache machend.

»Ihr To-ten, die Ihr mich lie-hiebt, erscheint mir! Ihr Toten, die Ihr ...«

Heiliges Bombenelement!

Was war denn das?

Mit weit aufgerissenen Augen starre ich.

Plötzlich verschiebt sich die flammende Figur, verschwindet ganz – statt ihrer steigt eine leuchtende Rauchwolke empor, in ihr entsteht nach und nach eine nebelhafte Gestalt, immer deutlicher formt sie sich, ich erkenne einen Mann mit Schlapphut, unter dem lange Haare hervorquellen, ich erkenne das befranzte Lederkostüm, um die Hüften den mit Patronen gespickten Gürtel, an dem zwei Revolver hängen, die hohen Schaftstiefeln ich erkenne die Person – –

»Juba Riata!«

Aber das rufe ich nur in meinen Gedanken. Ich bin nicht fähig, einen Ton hervorzubringen, höchstens ein Stöhnen. So furchtbar ist mein Schreck, wie ich da meinen Freund – denn Juba Riata war der einzige, mit dem ich an Bord wirkliche Freundschaft geschlossen, wenn wir auch nie ein Wort darüber gesprochen hatten – in geisterhafter Weise vor mir auftauchen sehe.

Denn ein lebendiger Mensch war das nicht etwa. Ganz abgesehen davon, wie er sich denn in dieser auch an sich ganz rätselhaften Wolke bilden sollte. Es war überhaupt nur eine in der leuchtenden Wolke etwas dunklere Erscheinung, wenn auch noch selbst leuchtend, aber mit scharfen Umrissen. Aber nun dieses geisterhafte Gesicht des sonst vor Gesundheit strotzenden Mannes, und nun gar erst diese Augen, wie die mich anstierten!

Und wie ich noch so fassungslos das Phänomen anstarre, da entsteht in dem Nebel, der sich immer weiter

ausbreitet, eine zweite Gestalt, und auch diesen Mann erkenne ich sofort, es ist Ernst, der zweite Steuermann, wenn nicht mein direkter Freund, so doch, wie der Leser weiß, einst als Matrose mein guter Kamerad gewesen, den ich an Bord der »Arche Noah« wiedergefunden hatte – auch er blickt mich mit geisterhaften Augen an – und da entsteht eine dritte Gestalt, und wenn sie auch ein Männerkostüm trägt, so erkenne ich doch gleich ein Weib, und ich erkenne dieses Weib auch sonst . . .

Da ist der Bann in meiner Kehle und Brust gebrochen.

»Helene!« schrie ich auf. »Helene!«

In diesem Augenblick, wie ich der Sprache wieder mächtig bin und diesen Namen rufe, schießt mir plötzlich ein Feuerstrom aus den Augen.

Das Nachfolgende ist schwer zu beschreiben. Die blendende Lichterscheinung, die ich hatte, brachte plötzlich eine große Umwandlung mit sich, in der ganzen Szenerie wie auch mit mir im Besonderen.

Mit einem Male bin ich von mehr als hundert solcher geisterhaften Gestalten umringt, und ich kenne sie alle, alle, es sind einfach die sämtlichen Argonauten und die Gäste unseres Schiffes, dort stehen die erwachsenen Grünroten und dort die halbwüchsigen und noch kleineren Blaugelben, dort stehen die »Exklikusen« und dort diejenigen, welche noch weniger zur eigentlichen Besatzung gehören – stehen alle wie zur Musterung angetreten, mich aber dabei umringend – und ich wundere mich durchaus nicht, daß ich sie alle gleichzeitig sehe, so daß

ich also auch Augen hinten am Kopfe haben muß – gerade vor mir steht Kapitän Martin, wohl mit scharfen Umrissen, sonst aber durchaus in ätherischer Verfassung, wie von einer schwach leuchtenden, farblosen Substanz gebildet, welche Geisterhaftigkeit ihn aber durchaus nicht hindert, seine Hände und Arme bis an die Ellenbogen in seinen ätherischen Hosentaschen verschwinden zu lassen – und gleichzeitig, obgleich ich meine Augen direkt auf den Kapitän gerichtet halte, sehe ich links von mir, in einer ganz anderen Richtung, unseren Schudick in Pumphosen stehen, der zweizentrige Knabe hat nach beliebter Gewohnheit blödsinnig die Zunge zum Mündchen herausgesteckt, übertroffen an Dicke wird der Riesenknabe nur noch durch Mama Bombe, die auch in ihrer ätherischen Wesenlosigkeit noch immer ein kolossales Maststück ist, und an ihrem ungeheuren Vorgebirge von Busen trägt sie noch immer die elfenbeinerne Riesenperle – und gleichzeitig, wie ich außer dem Kapitän auch diese beiden betrachte, den endlosen Bandlwurm dazu, der übrigens gerade einen Teller abtrocknet, sehe ich direkt hinter mir den Doktor Isidor, wie er eben ein Gläschen Kognak hinterkippt . . .

Das heißt: mir war nicht etwa humoristisch zumute.

Mir sträubte sich vielmehr das Haar auf dem Kopfe vor Entsetzen!

Allerdings nicht vor Entsetzen, weil ich hier überhaupt Geister zu schauen bekam, sondern vor Schreck, weil diese Geister meine Argonauten waren!

Denn ich hatte doch nicht die Erscheinung von lebenden Menschen, sondern Tote, die Seelen von Verstorbenen hatte ich beschworen.

»Helene, um Gotteswillen, seid Ihr denn tot?!«

Ich hatte mich an Helene gewandt, die vor mir neben dem Kapitän stand, mich ebenso wie alle anderen mit entgeisterten, todestraurigen Augen anblickend. Nicht sie allein gab die Antwort, sondern diese erklang im rhythmischen Chore aus aller Munde, wurde wie gesungen, aber in ganz schauerlichem Grabestone:

»Toot! Tooot! Tooot!«

Da erst erfaßte mich richtiges Entsetzen.

Und jetzt erst sah ich auch, wie alle diese Gestalten von Wasser triefen, wie die nassen Kleider am Leibe klebten.

»Um Gottes willen, wo habt Ihr Euren Tod gefunden?!«

»In den Fluten! In den Fluten!« erklang es wiederum hundertstimmig in singendem, nervenzerreißendem Tone.

»Die »Argos« ist untergegangen?!«

»An den Capreraklippen zerschellt! An den Capreraklippen zerschellt!«

Mein Entsetzen wuchs.

Allmächtiger Gott – die »Argos« gesunken – mit Mann und Maus untergegangen – meine Argonauten, Helene, alles, alles tot! Ich der einzige Überlebende!

O, warum war nicht auch ich an Bord gewesen, um mit meinen Getreuen den Tod zu finden!

Da, wie mich das Entsetzen noch voll und ganz gepackt hatte, wurde die geisterhafte Szene recht prosaisch unterbrochen.

Während sich alle anderen ganz regungslos verhielten, auch Doktor Isidor, der das Schnapsglas nicht vom Munde brachte, trat plötzlich Oskar, der Segelmacher auf mich zu, hatte eine dickbauchige Flasche in der Hand, die er mir präsentierte.

»Hier, Waffenmeister, nehmt mal 'nen herzhaften Schluck der wird Euch gut tun. 's ist uralter Jamaikarum, mit 'n bißchen Kirsch vermischt, 's braucht niemand zu wissen, daß ich ihn aus der Bottlerei gemaust habe.«

Er selbst setzte die entkorkte Flasche an meine Lippen.

Und dabei, noch ehe ich etwas Nasses fühle, starrte ich den Sprecher etwas fassungslos an.

Wie konnte dieser ätherische Geist so prosaisch sprechen und handeln?

Na ja, es war eben unser Segelmacher, und der hieß Oskar. Und der war eben im Geisterreiche frech wie Oskar, der piff auf die ganze Geisterelei.

In der Flasche war wirklich etwas drin. Ebenfalls etwas Geistiges. Kirsch mit Rum, ganz zweifellos, ich schmeckte es sofort. Mehr Rum als Kirsch.

Und ich trank wirklich, machte einige gute Schlucke. Wieder war es wie Feuer, das mir diesmal aber nicht aus den Augen spritzte, sondern durch die Kehle in den Magen rann.

Und wie ich dieses wohltuende Feuergefühl noch im Leibe habe, starre ich den Segelmacher noch mehr an.

Bekommt dessen geisterhaftes Totengesicht, erst wie durchscheinende Milch und Spucke, plötzlich rotbraune Pausbacken! Ebenso erstrahlten plötzlich seine erloschenen Augen in frecher Dreistigkeit wie in seiner besten Zeit, da er noch als lebendiger Mensch alle Meere und Hafentstädte unsicher gemacht hat!

Das erscheint mir als ein Wunder, da muß ich doch fragen: »Oskar, mein lieber Oskar – bist Du denn wirklich tot?«

Und da antwortet mir dieser geisterhafte Lumich:  
»Als wie icke? Tot? Ich? Nee. Sie?«

## 69. KAPITEL. WAS MIR DIE »TOTEN« ERZÄHLEN.

Da kam die große Umwandlung, da war es mit meinem Traumzustand vorbei.

Denn weiter war es nichts gewesen. Wann dieser Zustand begonnen, werde ich später sagen.

Jedenfalls erwachte ich und wußte auch sofort, daß ich aus einem traumhaften Zustande erwacht war.

Aber durch dieses Erwachten verschwanden die Traumbilder nicht etwa so ganz und gar.

In welcher Stellung ich mich vorher befunden hatte, wußte ich gar nicht, – jetzt aber merkte ich sofort, daß ich halb aufgerichtet am Boden saß mit dem Rücken angelehnt, und vor mir kniete ein Mann, der mir soeben eine dickbauchige Flasche vom Munde nahm, und dieser Mann war kein anderer als Oskar, unser Segelmacher.

Im Moment war ich bei voller Besinnung, wußte, daß ich mich, wenn nicht doch etwas mit unnatürlichen Dingen zugehen sollte, in der Oasenstadt des Sultanats Maskat im Keller von Vater Addallahs Hause befinden mußte, wohinein unser Segelmacher nicht gehörte, und dennoch war der vor mir kniende Mann mit der Schnapspulle eine Realität, da gab es bei mir jetzt nichts mehr.

»Oskar! Bist Du's denn nur wirklich? Wie kommst Du hierher?!«

Er ließ schnell die Flasche unter seinem Rocke verschwinden, der jetzt aber nicht mehr naß war, und wendete den Kopf.

»Frau Patronin!«

»Ja?« erklang eine mir so wohl bekannte Stimme.

»He leivt, he leivt und wackelt mit dem Schwanze.«

Ein unterdrückter Jubelruf, in dem nebelhaften Dämmerlicht, das hier herrschte, tauchte eine Gestalt auf, eilte auf mich zu, kniete ebenfalls nieder, weiche Arme umschlangen mich, Küsse wollten mich ersticken – –

»Georg, mein Georg, Du lebst noch, ich habe Dich wieder!« jauchzte und schluchzte es an meiner Brust; oder vielmehr an meinem Gesicht, an meinem Munde, denn dabei wurde egal geküßt, daß mir faktisch bald die Luft ausging.

»Prost, Mahlzeit!« sagte da eine andere Stimme, und in dem erleuchteten Dunstkreis, den eine Laterne erzeugte, erschien Doktor Isidor, aber nicht, wie ich ihn vorhin gesehen und wie man ihn ja sonst auch wirklich immer

sah, im schwarzen Gehrock mit Zylinder, sondern in einem Sportkostüm mit Kappe.

Seine »Proste Mahlzeit« galt wohl nur dem Segelmacher, der die günstige Gelegenheit dazu benutzte, um hinter dem Rücken der Patronin einen heimlichen Schluck aus der Rumbuttel zu nehmen, obgleich dem impertinenten, ohrenwackelnden Kerl zuzutrauen war, daß er auch unsere Küsserei damit meinte.

»Halt!« ließ sich da als vierter Juba Riata vernehmen. »Erst unsere Sicherheit! Sind Sie bei klarer Besinnung?«

»Ich bin es.«

»So berichten Sie erst. Wo sind wir hier? Was ist das für ein geschlossener Raum, in dem Sie auf der Pritsche lagen, von der Sie herabgestürzt sind?«

»Herabgestürzt bin ich?«

»Ja, Sie standen bei unserem Anblick schnell auf und stürzten herab, schlugen mit dem Kopfe heftig auf den Holztritt, Sie sind ungefähr zehn Minuten besinnungslos gewesen. Sie sind jetzt unterhalb jenes Raumes, den ich für ein Kellergewölbe halte. Werden Sie nun in diesem gesucht? Von Freunden oder von Feinden? Das ist jetzt die Hauptsache, das müssen wir erst wissen, um unser Verhalten danach einzurichten.«

Darüber konnte ich beruhigen. Noch 66 Stunden mußten vergehen, ehe Vater Abdallah die Kellertür wieder aufschloß.

Und nun berichte ich, was ich während dieser Zeit nach und nach erfuhr, nicht so zusammenhängend, wie sich es hier wiedergebe.

Wir verunglückten Walfischjäger waren also damals in Wellington nach dem Theaterbesuch noch in eine Bar gegangen, in eine Wirtschaft.

Ich gehe, wie wir schon bald aufbrechen wollen, noch einmal allein in den Hof – komme nicht wieder.

Meine Jungen warten und warten, suchen mich – finden mich nicht.

Ich bin verschwunden.

Schon in unser Hotel gegangen? Habe ich mich verirrt?

I Gott bewahre! Und trotz einiger Gläser war ich doch nüchtern wie ein Stint gewesen.

Ich bin und bleibe verschwunden.

Matrosen sind nicht sehr für die Polizei, Eskimos auch nicht. Wie aber die Stunden vergehen, ich weder in jener Wirtschaft noch in dem Hotel noch sonstwo wieder auftauche, muß schließlich doch die Polizei alarmiert werden.

Nützt nichts, die bringt mich auch nicht wieder.

So wird es Mittag. Die Stimmung meiner Jungen läßt sich denken. Wenn sie sich auch nichts von Verzweiflung anmerken ließen, sondern sich sachgemäß beraten und tun, was irgendwie zu tun ist, was mich wiederbringt oder mich finden läßt, lebendig oder tot.

Und da wird denn auch der Polizei ein Fund gemeldet, ein ganz schauriger.

Die Polizei hatte bereits angeordnet gehabt, daß die Kloake jener Wirtschaft untersucht werden sollte, trotz der Versicherung der Wirtsleute, daß ich da nicht hineingestürzt sein könne, wohl gab es da von oben her einen Zugang, ein Loch, gerade jetzt offen, weil gerade der Garten gedüngt wurde, aber der Wegs dorthin führte durch den Schweinestall, und um den zu passieren, mußte man dicht an einem Kettenhund vorbei, der aber eben keine fremden Menschen vorbeiließ, ihn sofort gestellt, wahrscheinlich auch zerfleischt hätte, jedenfalls einen Mordspektakel gemacht hätte. Und dieser Köter war die ganze Nacht mäuschenstill gewesen.

Trotzdem also wollte die Polizei eine Untersuchung dieser Kloake vornehmen, nur erst die Resultate anderer Recherchen abwarten.

Den Bemühungen der hohen Obrigkeit wurde vorgegriffen. Nach der Mittagszeit nimmt der Gärtner seine gestrige, mehr nützliche als angenehme Beschäftigung wieder auf – da stößt in dem duftigen Loche seine lange Schöpfkelle auf einen Widerstand, der gestern noch nicht vorhanden gewesen.

Der Widerstand wird herausbefördert – es ist ein Mensch der natürlich nicht mehr lebt. Außerdem ganz scheußlich zugerichtet.

Als er abgespritzt und abgewaschen worden war, erkannte man einen Mann, mußte konstatieren, daß er noch nicht lange in der Kloake gelegen haben konnte, viel mehr aber auch nicht. Ganz scheußlich zugerichtet.

Nämlich schon total von den Ratten zerfressen, von denen es dort unten wimmelte. Ein Gesicht gab es überhaupt gar nicht mehr, nur noch ein blutiges – na, das kann man sich vorstellen. Das war doch für diese von ewigen Heißhunger geplagten Nager einmal ein gefundenes Fressen gewesen, und so hatten sie sich also auch schon an die anderen Fleischteile gemacht, aber eben wegen dieses ihres Fleischhungers noch die Kleider verschonend, durch diese sich nur hindurchbohrend.

Dieser Tote war ich! Es waren meine Kleider, meine Segeltuchschuhe, meine Mütze – in der einen Westentasche war meine den Matrosen wohlbekannte Uhr, übrigens mit meinen eingravierten Initialen, in der anderen mein Theaterbillett. Die Körperverhältnisse, so weit die Ratten sie nicht verändert hatten, stimmten ebenfalls.

Allerdings fehlte meine Brieftasche mit dem Papiergelde, aber auf einen Raubmord brauchte man deshalb noch nicht zu schließen. Die konnte mir entweder bei dem Sturze kopfüber in die Tiefe entfallen sein, eine Ratte hatte sie bereits verschleppt oder aber: bei der Leichenwaschung waren Individuen behilflich gewesen, denen es recht wohl zuzutrauen war, daß sie dabei die Brieftasche hatten verschwinden lassen. Mit der Uhr war ihnen das nicht geglückt, einer aber war wirklich dabei erwischt worden, wie er sich mit dem Gelde, das ich lose in der Hosentasche hatte, hatte davon machen wollen.

Also ich war ganz einfach, in dem Hofe nicht Bescheid wissend, durch den Schweinestall gekommen, ohne von

dem bissigen Hunde attackiert worden zu sein, und hatte in der Kloake ein klägliches Ende genommen.

Nun, dem geneigten Leser brauche ich nicht erst zu versichern, daß ich mit diesem Toten nicht identisch war. Aber das konnte ich dort nicht der hohen Obrigkeit und meinen Jungen sagen, und der Tote konnte es auch nicht.

Wie meinen Jungen zumute war, läßt sich denken.

»Mir ging meine Pfeife dreimal hintereinander aus, ich mußte sie immer wieder anbrennen, ich vergaß ganz das Ziehen.«

So sagte mir dann Mister Tabak, und mehr kann man doch wahrlich nicht sagen, um den Schmerz eine Menschen auszudrücken.

Na, das half nun alles nichts – erst mußte ich einmal eingepaddelt werden.

Ich habe ein gar feines Begräbnis erhalten, ein pikfeines. Ich habe es später selbst besichtigt und meine Freude daran gehabt. Auf dem evangelischen Friedhofe zu Wellington auf Neuseeland, Straße B L, Katasternummer 242, da ruhen meine Gebeine. Links von mir ruht ein Jüngling von zwei Monaten, rechts von mir eine Jungfrau von vierundachtzig Lenzen. Und ich in der Mitte, tatsächlich ein herrliches Plätzchen, überschattet von einer prächtigen Platane, und auf meinem Grabhügel wächst üppig Maßliebchen und anderes Unkraut.

Ja, Unkraut ist es, was dort wuchert. Aber nicht etwa, daß ich sonst scherze. Ein ganz reizendes Plätzchen, das mir dort die Stadtbehörde von Wellington ganz kostenlos zur Verfügung gestellt hat.

Als dann Helene nach Wellington kam, um an meinem Grabe zu beten, beauftragte sie einen Bildhauer, einen tüchtigen Künstler, mir ein Monument zu setzen. Aus neuseeländischem Grünstein, ein gar kostbares Mineral, eine große Kugel, darauf ein Anker liegend, auf der einen Seite der Kugel meinen Namen, wann geboren und gestorben, auf der anderen Seite: Ihrem Waffenmeister die Argonauten.

Nichts weiter, gar nichts weiter.

Der Bildhauer machte seinen Kostenanschlag, berechnete 200 Pfund – 4000 Mark – welche Helene sofort bezahlte. Außerdem händigte sie diesem Bildhauer gleich noch weitere 50 Pfund ein, damit er für ein Gitter Sorge. Und für 1000 Mark bekommt man doch schon ein sehr schönes Gitter vom Kunstschlosser geliefert.

Dann segelte die »Argos« nach Osten – und der Bildhauer segelte nach Westen.

Glücklicherweise nämlich war dieser gottbegnadete Künstler schon längst in Geldnöten gewesen, hatte gerade nur noch diese 250 Pfund Sterling gebraucht. Sobald die »Argos« abgesegelt war, schon am anderen Tage, machte er seine Bude zu, ehe sie vom Gerichtsvollzieher versiegelt wurde, und ging über die Schweiz.

Glücklicherweise sage ich, nämlich weil ich dadurch von dem Schicksal verschont geblieben bin, von einem Gitter eingeschlossen zu werden, dessentwegen auch unbedingt die schöne Platane hätte abgehackt werden müssen, und was das Monument anbetrifft – ach was mache

ich mir denn nach meinem Tode aus einer Kugel aus neuseeländischem Grünstein.

Wirklich, so wie ich dann meine Begräbnisstätte sah, so gefiel sie mir am allerbesten. Ganz entzückend. Nur die verbeulte Konservenbüchse und der irdene Topf ohne Henkel hätten wegbleiben können. –

Doch so weit sind wir noch nicht.

Ich war begraben, hatte meine regelrechte Begräbnispredigt erhalten, die ungeheure Menschenmenge zerstreute sich, sie war mir so nachgelaufen, wie sie jedem Schufte und Lumpen nachläuft, der etwa einen Griff in eine fremde Kasse gemacht hat, sich dann eine Kugel in den Kopf jagt, womöglich gar Frau und Kinder mit in den Tod nehmend.

Zunächst fehlte meinen armen Jungen, die sich ohne ihren Waffenmeister wie die Waisenknaben fühlten, dasjenige, was nun einmal der nervus rerum in der Welt ist: das Geld. Bisher hatten sie sich als »sensationelle Helden des Tages« so durchgepumpt, sehr richtig hatten sie gehandelt, daß sie besonders die Zeitungsreporter tüchtig angezapft hatten. Wohin nun? Natürlich nach dem Seelandsfelsen zurück, genau so, wie wir es eben vorgehabt hatten.

Doch ganz so natürlich war das eigentlich nicht. Ein Matrose – ich will seinen Namen nicht nennen – machte gleich direkt den Vorschlag, lieber nicht zurückzukehren.

»Wir wollen unsere Kompanie auflösen, uns in alle Welt zerstreuen, wie jeden einzelnen der Wind weht.«

Weshalb?

Himmel und Hölle, ich hätte in der Haut keines einzigen dieser dreizehn Männer stecken mögen, um die Kunde von meinem, des Waffenmeisters elendiglichem Tode den Zurückgebliebenem der Patronin zu bringen!

Dieser Matrose wurde überstimmt, die anderen wollten seinen Vorschlag überhaupt nicht begreifen, oder sie nannten ihn einen charakterlosen Feigling. Doch ich brauchte den Namen dieses Mannes nicht zu verschweigen. Er war der bravsten und treuesten einer.

Also zurück nach dem Seelandsfelsen! So wie es ursprünglich geplant gewesen. Aber sie hatten kein Geld, mit meiner Brieftasche waren auch die schon gelösten Fahrkarten nach den Chataminseln verschwunden.

Sie hätten die Reise ganz kostenlos machen können. Ich hatte doch jenem Kapitän, der uns aufgefischt, gesagt, daß die »Argos« in der Nähe des Seelandsfelsens kreuze, dort unsere Rückkehr ganz bestimmt erwarte, das war allgemein bekannt geworden, in Wellington lag eine amerikanische Jacht, deren Besitzer es sich zur höchsten Ehre anrechnete, die dreizehn führerlosen Argonauten dorthin zu bringen, oder wohin sie sonst wollten.

Dann aber hätte doch das Geheimnis des Seelandsfelsens verraten werden können, so oder so.

Nun, die dreizehn Argonauten der Freifrau von der See wußten schon nochmals 50 Pfund Sterling aufzutreiben.

Sie hätten noch viel mehr vorgeschossen bekommen können, sogar von jedem Bankhause, aber es genügte. Und so fuhren sie per Dampfer nach Chatham, erstanden

dort ein gutes Auslegerboot, verproviantierten sich und segelten weiter nach dem Seelandsfelsen.

Es war eine herrliche Meeresfahrt, das denkbar günstigste Wetter – aber diejenigen, die sie mitgemacht, brauchten mir nicht besonders zu versichern, daß es die traurigste, verzweifeltste Reise ihres Lebens gewesen sei, ich glaubte es ihnen schon so. –

Nun, sehen wir uns nach den Zurückgebliebenen um.

Der Petroleummotor hatte richtig wieder versagt, sobald die Barkasse einmal wirklich gebraucht werden sollte.

Da war nichts zu machen, man hatte uns schon aus den Augen verloren, die Barkasse wurde zurückgerudert, es war ja nur eine kurze Strecke, sie kam auch mit Riesenkraft spielend durch die fürchterliche Brandung hindurch.

Unterdessen aber hatten auch die oben auf dem Felsen postierten Matrosen unser Boot aus den Augen verloren, und da half auch das beste Fernrohr nichts. Natürlich, wenn schon für uns der hohe Felsen am Horizonte untergetaucht war, weil eben die Erde eine Kugel ist, dann konnten doch auch die uns nicht mehr sehen.

Was nun? Zunächst mußte man geduldig warten. Die Patronin versuchte wohl einmal sich telephonisch mit der Schwester Anna in Verbindung zu setzen, wußte aber schon, daß sie es vergeblich tat, wie es denn auch war. Dieses geheimnisvolle Wesen hatte immer nur mit mir gesprochen, mit keinem anderen, und so war es auch hier.

Dafür kam bald ein altes, dürres, patentes Männlein angetänzelt.

»Professor Beireis ist mein Name – habe die Ehre – Schwester Anna befiehlt mir, mich der Freifrau von der See gänzlich zur Verfügung zu stellen.«

»Kann ich die Schwester Anna sprechen?«

»Ich bedaure.«

»Weshalb nicht?«

»Sie korrespondiert nur mit dem Waffenmeister Herrn Kapitän Stevenbrock, läßt sich aber auch von diesem nicht anrufen.«

»Weshalb diese Einseitigkeit?«

»Das weiß ich selbst nicht!« zuckte das alte Männchen bedauernd die Schultern.

»Ist diese Schwester Anna allwissend?« fragte die Patronin etwas unvermutet.

»O, welche Frage!« tat denn auch der Herr ganz erschrocken.

»Ja oder nein.«

»Ich darf solche Fragen nicht beantworten.«

»Wissen Sie, daß der Waffenmeister mit einigen Leuten zur Walfischjagd ausgerückt ist?«

»Ich weiß es.«

»Daß wir das Boot aus den Augen verloren haben?«

»Ich weiß es.«

»Kann die Schwester Anna sich mit dem Boote in Verbindung setzen?«

»Alle Fragen, welche die Schwester Anna betreffen, darf ich nicht beantworten.«

»Können Sie sich mit dem Boote in Verbindung setzen?«

»Nein.«

»Sie sind doch sicher im Besitze von wunderbaren Erfindungen.«

»O ja, das bin ich, sogar nur von mir selbst erfunden!« entgegnete das Männlein geschmeichelt.

»Können Sie das Walfischboot vielleicht doch noch erblicken, so weit es sich auch schon entfernt haben mag?«

»Nein, das kann ich nicht. Mein Wirkungskreis, die Sphäre meiner Macht liegt einzig und allein innerhalb dieses Felsens. In diesen Räumen ist mir so gut wie nichts unmöglich, aber außerhalb derselben darf und kann ich nicht wirken, nicht einmal oben auf dem Plateau.«

»Ja, mein Herr, wozu eigentlich schickt die Schwester Anna Sie zu uns? Inwiefern sollen Sie zu unserer gänzlichen Verfügung stehen?«

»Damit ich Ihnen die ganzen Räumlichkeiten zeige, und hauptsächlich auch, damit ich die Mylady und ihre Leute durch Gaukeleien aus dem Gebiete der höheren Salonmagie ergötze.«

»Ach, geht und hängt Euch!«

Das hatte unsere Patronin, die Frau Helene Neubert, die Freifrau von der See, wirklich zu dem Männlein gesagt, ihm dabei den Rücken zudrehend.

Sie war eben unter uns schon ganz zur »Seemännin« geworden.

Und hatte sie nicht ganz recht? Sie ist wie alle anderen voll schwerster Sorge ob unseres Schicksals, und der fängt von Gaukelei und Salonmagie an.

Als der Abend anbrach und die Walfischjäger noch immer nicht zurück waren, wurde Dampf aufgemacht, die »Argos« sollte große Bogen fahren und den Scheinwerfer spielen lassen.

Aber noch ehe das Schiff abgetaut wurde, stellte sich wieder der Professor ein, der inzwischen verschwunden gewesen war.

»Halt! Ich komme im Auftrag der Schwester Anna. Sie sollen ruhig hier liegen bleiben und warten, dreizehn Tage. Heute über dreizehn Tage kommen die Walfischjäger zurück.«

»Ist ihnen etwas zugestoßen?!«

»Das weiß ich nicht, das sagte mir Schwester Anna nicht. Nur das, was ich hiermit ausrichte.«

So wurde geantwortet, ungeduldig wohl, aber doch in der felsenfesten Überzeugung, daß der Schwester Anna Prophezeiung eintreffen würde. Wir hatten eben bei der Walfischjagd unser Boot verloren oder waren zu weit entführt worden, ein Schiff hatte uns aufgefischt, bei der ersten Gelegenheit kehrten wir zurück. Das war ja den Seeleuten ganz klar.

Und richtig am dreizehnten Tage kommen die Walfischjäger in einem fremden Boote an. Aber es waren nur dreizehn Mann. Der Waffenmeister lag in Wellington begraben.

Den Eindruck dieser Botschaft vermag ich nicht zu schildern, vielleicht war es auch ganz anders, als man es sich vorstellt.

Acht Tage hielt sich die Patronin in ihren Kabinen eingeschlossen, dann ließ sie Peitschenmüller rufen.

»Wir setzen doch das Werk von Georg Stevenbrock fort, die Erziehung der Knaben zu tüchtigen Seeleuten. Aber ich möchte bis auf weiteres hier bleiben, nur daß wir manchmal Übungsfahrten unternehmen, wie es die Ausbildung der Jungen erfordert. Nur von dem Felsen möchte ich mich nicht weit entfernen. Juba Riata, seien Sie fernerhin des Schiffes Waffenmeister, sprechen Sie mit dem Kapitän.«

So sagte die Patronin, und die Sache nahm ruhig ihren Fortgang. Mein Tod hatte scheinbar gar keine Störung hervorgebracht. Scheinbar nicht! Die Jungen richteten auf dem Plateau ihre Turn- und Sportplätze ein, es wurde auch viel an den Geschützen exerziert, und Professor Beireis, wie er sich nun einmal nannte, weihte sie immer mehr in die Wunder der Felsenräume ein, über welche Wunder ich später berichten werde.

Am meisten stak Doktor Isidor mit dem Professor zusammen. Die beiden hatten sich wieder über das geheimnisvolle Pergament gemacht. Und eines Tages hatten sie es enträtelt. Der Professor war dabei der Hauptmacher gewesen, hatte in den Hieroglyphen eine uralte, schon ganz vergessene assyrische Schriftart erkannt, hatte auch den Schlüssel zur Enträtselung gefunden, und das nicht etwa durch übernatürliche Mittel, sondern nur

dank seiner phänomenalen Kenntnisse und seines logischen Scharfsinnes. Und dabei war dieses ausgedörrte Männchen tatsächlich irrsinnig, hatte mindestens einen ganz tüchtigen Klaps. Aber es ist ja bekannt genug, wie nahe Genie und Wahnsinn aneinandergrenzt.

Die Sache war nun folgende:

Ein phönizischer Seekapitän namens Pyra aus Sidon, der, da er einen für uns ganz sagenhaften König nannte, ungefähr 1500 Jahre vor Christi gelebt haben mußte, wollte ein großartiges Naturgeheimnis kennen, es auch zum Teil selbst erforscht haben.

Von einer Bucht an der Ostküste Arabiens aus, die er sehr genau zu bezeichnen verstand, sollte ein unterirdischer Flußlauf durch ganz Arabien gehen, einmal an der Westküste wieder zum Vorschein kommend, also im Roten Meere, und dieser unterirdische Flußlauf sei überall breit genug, um eine Galeere durchzulassen, allerdings nur mit eingezogenen Rudern, man müsse sich an den Felswänden fortstoßen, könne aber doch so aus dem Mittelmeere auf dem Wasserwege direkt nach Indien gelangen.

Er selbst habe diesen unterirdischen Flußlauf vom Mittelmeere aus verfolgt, sei zwei Tage lang in das Reich der ewigen Nacht eingedrungen, mußte dann aber wegen Meuterei seiner verzagten Mannschaft umkehren. Dann sei seine Galeere mit Mann und Maus gesunken, nur er sei mit dem Leben davongekommen.

Nach Sidon zurückgekehrt, habe ihn sein König nach der phönizischen Kolonie Astarnia an der Westküste Afrikas geschickt. Dort habe ihm ein Orakel verkündet, daß die Hafenstadt Astarma demnächst durch einen Sandsturz verschüttet würde, die ganze blühende Umgegend zur Wüste gemacht, auch selbst Kapitän Pyra würde dabei seinen Tod finden, dem er durch nichts enttrinnen könne. So solle er zuvor sein Geheimnis, das ihm ebenfalls durch göttliche Offenbarung zuteil geworden, niederlegen in einer bestimmten Geheimschrift, das Dokument in einem ehernen Schiffmodell verbergen und dieses an einer gewissen, näher bezeichneten Stelle einmauern. So wolle es die Gottheit.

Und Kapitän Pyra hatte gehorcht. –

So weit das Pergament.

Wie gesagt, es war ungeheuer schwer, es zu enträtseln, auch wenn man schon den Schlüssel zu der Geheimschrift, einer ausgestorbenen Sprache angehörend, gefunden hatte.

Man denke nur daran, daß die Phönizier doch ganz andere geographische Namen gehabt haben. Das, was wir heute das Rote Meer nennen, war bei den Phönizern das »Jam Suph«. Aber wer weiß denn das. Das sind Gebiete, auf denen sich auch die gelehrtesten Spezial-Forscher in ewigem Streite liegen. Für den heutigen Persischen Golf hatten die Phönizier noch gar keinen Namen, sie kannten ihn noch nicht, obgleich er ihnen doch eigentlich so nahe lag.

»Das Wasser, an dem Ophir liegt!« sagte das Pergament.

Wo hat denn dieses Ophir gelegen, aus dem König Salomo seine Schätze holen ließ.

Unsere Gelehrten haben diesem Goldlande schon vier Erdteile angewiesen, nämlich sogar in Amerika. Jetzt will Karl Peters dieses sagenhafte Land, das aber ganz bestimmt eine Tatsache gewesen ist, an der Ostküste Afrikas gefunden haben.

Und die Namen dieser beiden Meerbusen waren noch Kleinigkeiten. Ach, was kamen da für geographische Bezeichnungen vor!

Der Mann, der in seinem Wahne der schon vor hundert Jahren verstorbene Professor Beireis sein wollte, hatte alle die Rätsel gelöst, dank seiner fabelhaften Kenntnisse und seines Scharfsinnes, hauptsächlich aber auch dank seiner Bibliothek, meist aus Handschriften bestehend, die ich erst selbst gesehen haben mußte, um das glauben zu können, was mir Doktor Isidor von dieser Bibliothek erzählte. Nämlich nur was ihren kolossalen Umfang anbetraf. Ihren inneren Wert verstand ich ja gar nicht zu würdigen. Erwähnen will ich nur, daß sich darin auch eine Weltkarte – so weit die Erde damals bekannt war – des Karthagens Hanno befand, der zuerst Afrika umschiff hat, wohl nur eine getreue Kopie des Originals, das sich, eine der kostbarsten Raritäten, im Britischen Museum befindet, wenn auch der Professor behauptete, dies hier sei

das Original und jenes nur eine Imitation. Dieses Männlein aber war genau so eitel und prahlerisch wie jener Helmstätter Sonderling, den er selbst imitierte.

Jedenfalls war diese Karte von größtem Werte bei der Enträtselung des Dokumentes. Zwar konnte der unterirdische Eingang im Mittelländischen und im Roten Meere nicht festgestellt werden, desto genauer aber der im »Wasser, welches die Küste von Ophir bespült.« Auf Hannos Karte war dieses Land Ophir angegeben. Darunter stand noch der Name »Saba«. Es war der Südostzipfel Arabiens, der heute das Sultanat Oman oder Maskat bildet!

Ungeheuer war die Erregung, die sich der ganzen Besatzung beschäftigte, als sie davon erfuhr. Auch der primitivste Matrose wußte zu würdigen, was es bedeutete, wenn man aus dem Mittelmeere auf dem Wasserwege unterirdisch durch ganz Arabien direkt in den Persischen Golf gelangen könnte. Die nunmehrige Existenz des Suezkanals hatte dabei gar nichts zu sagen. Vorausgesetzt, daß an der ganzen Sache etwas Wahres war.

Nun, das mußte eben untersucht werden, das war auch bei der Patronin sofort eine beschlossene Sache. Hierdurch erwachte sie überhaupt erst wieder zu einem richtigen Leben, in die ganze Mannschaft kam durch dieses Ziel, durch diese rätselhafte Aufgabe, doch ein ganz anderes Leben hinein.

Die »Argos« verließ den Seelandsfelsen. Nur Professor Beireis kam nicht mit, der blieb zurück. Jetzt erst hatte Helene auch das Verlangen, mein Grab zu besuchen. Also

zuerst nach Wellington. Wie es ihr dort mit dem Bildhauer ging, habe ich schon berichtet. Obgleich die Argonauten damals, als sie mir erzählten, selbst nach gar nichts davon wußten. Die glaubten, ich oder mein Stellvertreter läge bereits eingegittert unter einer grünen Riesenkugel.

Dann weiter nach dem Persischen Golf, nach der Ostküste von Maskat. Die betreffende Bucht war durch gewisse Angaben ganz genau gekennzeichnet und daher leicht zu finden. Sie lag ungefähr unter dem 23. Breitengrade – von welchen geographischen Bestimmungen die alten Phönizier freilich noch nichts wußten – gerade dort, wo das Küstengebirge ganz dicht an das Meer herantritt.

Eine trostlose Gegend, nach gänzlich unbekannt. Ich will gleich sagen, weshalb auch die Araber diese Bucht wie die Pest meiden, weshalb der eingeborene Fischer lieber mit Absicht anderswo scheitert, dabei Schiff und Leben verlierend, ehe er in dieser Bucht Schutz vor dem Sturme sucht, wenn wir dies auch erst später erfuhren: weil nach dem allgemeinen Volksglauben in dieser Bucht höllische Dämonen ihr Wesen treiben.

Aber die »Argos« konnte in die Bucht einfahren, bis dicht an die Felsen heran. Und in diesen befand sich eine weite Öffnung, die von weitem wie eine Höhle aussah, wie es solche noch massenhaft gab, während man hier in der Nähe gleich merkte, daß ein starker Strom herauskam, und zwar Süßwasser! Ein unterirdischer Flußlauf!

Die Barkasse, mit zwei Dutzend Leuten bemannt, drang ein. Es ging immer in südwestlicher Richtung fort,

manchmal hatte dieser Hauptstrom Nebenzuflüsse, die aber schon zu schmal für die Barkasse waren.

Zwei ganze Tage verfolgten sie so mit halber Kraft den Strom aufwärts, nur selten Halt machend. Was sie dabei für seltsame und zum Teil auch wunderbare Entdeckungen machten, davon werde ich später berichten, wenn ich sie selbst auf dem Rückweg begleite. Wie weit sie während dieser Zeit vorgedrungen waren, das ließ sich wegen der Strömung und Biegungen schwer berechnen, sicher aber waren es mehr als 20 geographische Meilen.

Heute, erst vor wenigen Stunden, hatte ihr Scheinwerfer zum ersten Male eine Steintreppe beleuchtet. Sie waren hinaufgestiegen, Juba Riata an der Spitze. Immer höher ging es mit Absätzen und anderen Unterbrechungen hinauf, das Barometer zeigte bald 350 Meter, als die Treppe in einer großen Kammer endete. Nur noch ein Treppchen war vorhanden, das gegen die Decke stieß.

Hier war offenbar eine Platte eingelassen. Juba Riata besaß eine wahre Bärenkraft, aber sie langte nicht, um sie zu liften. Erst als auch noch Ernst seinen Rücken darunter stemmte, wich sie, und zwar mit einem Male ganz leicht und geräuschlos. –

Ich habe diesen Ausführungen wenig mehr hinzuzusetzen.

In dem darüber befindlichen Raume hatte ich mich befunden, von meiner Pritsche immer auf die magische, leuchtende Figur starrend, und die befand sich eben gerade auf jener Platte.

Das andere läßt sich leicht erklären. Dabei muß man meine Gemütsverfassung bedenken. Einmal schon fünf Stunden in dem stockfinsternen Raume, nur immer die phosphoreszierende Figur anstarrend, mit tränenden Augen, und immer mit der Sehnsucht, die Seelen von Verstorbenen, also Geister sehen zu wollen.

Die Platte hatte sich gehoben, ohne daß ich dies unterscheiden konnte, aus dem darunterliegenden Raume war ein feuchter Nebel aufgestiegen, von unten auch noch erleuchtet durch eine Lampe mit Scheinwerfer.

In diesem Nebel war erst Juba Riata aufgetaucht, dann Ernst, dann als dritte Person die Patronin. Diese drei hatte ich wirklich gesehen, alles andere war nur Einbildung gewesen, ein Traum.

»Helene!« hatte ich entsetzt gerufen, war, mir ganz unbewußt, aufgesprungen und prompt von der Pritsche gepurzelt, war mit dem Kopfe heftig auf die Trittstufen geschlagen.

Dieser Sturz, der mir sonst gar nichts weiter geschadet, hatte mir die Besinnung geraubt. Während dieser Zeit hatte ich alles andere nur geträumt. Kapitän Martin war ja überhaupt nicht mit. Wohl Doktor Isidor, aber nicht im Gehrock und Zylinder, wie ich ihn gesehen, sondern in einem Sportanzug. Einen Caprerafelsen kenne ich gar nicht, gibt es überhaupt nicht.

Erst als Oskar mir die Rumflasche an den Mund setzte, vermischte sich der Traum mit der Wirklichkeit, ich kam wieder zu mir. Inzwischen aber war ich schon in den unteren Raum hinabgebracht worden.

So hatten wir uns gegenseitig erzählt, wenn auch längst, längst nicht so ausführlich wie ich es hier tat. Das alles erfuhr ich erst nach und nach, aber die Hauptsache wußte ich nun doch schon, und die anderen kannten ungefähr meine Erlebnisse.

Na, dieser Jubel meiner Jungen, so weit sie hier vorhanden!

»Unser Waffenmeister wieder da, gesund und lebendig, von den Toten wieder auferstanden!«

»Wunderbar, wunderbar!« flüsterte Helene immer wieder, vorausgesetzt, daß sie Zeit dazu hatte, weil sie sich sonst immer in anderer Weise beschäftigte.

Ja, es war auch tatsächlich ein ganz seltsames Zusammentreffen!

Ich will hier im Herzen von Maskat Tote beschwören, als solche erscheinen mir meine Genossen, und die wiederum finden ihren als tot beweinten Waffenmeister als Lebendigen!

»Ob nicht Schwester Anna darum gewußt hat, daß Ihr mich hier finden werdet?«

»Ich weiß es nicht. Aber jedenfalls zürne ich diesem geheimnisvollen Wesen nun nicht mehr, wie ich es anfangs getan, als mich Schwester Anna in meinem tiefsten Seelenschmerz allein ließ. Georg, ich habe Dich wieder!«

Weinend und lachend lag sie wieder an meiner Brust, unbekümmert um die anderen Leute, die ja recht gut wußten, wie es um uns gestanden hatte, denen wir aber so etwas doch nie gezeigt.

»Das müssen wir, wenn wir nicht gleich zurückfahren, sofort dem Schiffe melden!« dachten diese Jungen jetzt nur an ihre Kameraden.

»Auf welche Weise?«

»Wir haben für solche Meldungen drei Seehunde mitgenommen.«

Das wurde sofort besorgt, gleich zwei gingen zusammen ab, um meine Wiederauferstehung an Bord zu verkünden.

Dann wurden weitere Beratungen gehalten, ich trug meinen Plan vor.

## 70. KAPITEL. DER SPIESZ WIRD UMGEKEHRT.

Die 72 Stunden waren vergangen. Punkt 12 nach der mir geliehenen Uhr rasselte draußen der Schlüssel, Vater Abdallah trat mit brennender Lampe ein.

Er fand mich nicht auf der Pritsche liegend, sondern ich stand schon unten.

»Nun, was hast Du erlebt? Ist Dir etwas erschienen?«

Wir hätten, um meinen Plan auszuführen, schon vor drei Tagen die Kellertür erbrechen können. Wir hatten gewartet, bis Vater Abdallah selbst kam, um mich zu holen, einmal, weil die Sache doch vielleicht nicht hätte klappen können, und zweitens, weil wir in den unteren Räumen Interessantes genug zu erforschen gehabt hatten.

Nun aber machte ich es ganz, ganz kurz.

Der Alte hatte kaum zwei Schritt in den Raum hineingetan, als ich schon zwischen ihm und der Tür stand, diese hinter mir zuziehend.

»Vater Abdallah, Du bist mein Gefangener!

Und da krochen auch schon unter der Pritsche, die ziemlich bis an den Boden mit Brettern verkleidet war, Juba Riata und einige Matrosen hervor, standen hinter dem Alten, noch ehe dieser etwas ahnte, so hatte ich ihn dirigiert, schnürten ihm von hinten die Arme zusammen und banden ihm die Hände.

Denn so harmlos auch der Alte zu sein schien, er hätte doch einen vergifteten Dolch oder eine elektrische Batterie oder sonst ein Teufelsmittel bei sich haben können, womit nicht zu spaßen war.

So, nun war er unschädlich und kürzer hätten wir es wirklich nicht machen können.

Der Alte sackte denn auch vor Schreck gleich auf die Knie nieder. Er hatte ja gar nicht gemerkt, wie Menschen hinter ihn getreten waren.

»Allah stehe mir bei, die Toten, die Du beschworen hast, sind lebendig geworden!« stöhnte er.

»Jawohl, sehr lebendig. Es sind denn auch richtig Seefahrer, die aber überhaupt nie tot gewesen sind.«

Ich drehte ihn herum, daß er die anderen sah, was ihm freilich noch keine Erklärung geben konnte.

»Mein Sohn, mein Sohn, löse mir dieses Rätsel!« wimmerte er nach wie vor.

»Es sind Menschen aus Fleisch und Blut, die dort aus jener Öffnung gekommen sind. Juba öffne sie.«

Peitschenmüller brauchte nur einmal mit dem Fuße aufzustampfen, und die Platte wurde von unten heraus gedrückt, von hier oben war sie gar nicht zu entfernen, oder man hätte sie zertrümmern müssen. Die anderen Platten lagen auf festem Gestein, gaben aber merkwürdigerweise genau denselben Klang wie diese hohlliegende, allerdings auch fast einen Viertelmeter dicke Platte.

Ich hatte den Alten dabei beobachtet.

»Inschallah, Alschallah eine Öffnung eine Treppe!« rief er im höchsten Staunen.

Er brauchte mir nicht erst zu versichern, daß er nichts von alledem gewußt hatte, ich sah es ihm gleich an.

»Wir werden uns später mehr hierüber unterhalten. Vater Abballah Du bist mein Gefangener!«

»Dein Gefangener?!«

»Jawohl. Du kommst mit mir.«

»Wohin?«

»An Bord unserer Schiffe. Das sind nämlich meine Schiffskameraden, die mich hier zufällig gefunden haben. Alles Weitere wirst Du schon später erfahren. Du kommst sofort mit. Hast Du etwas mitzunehmen? Das will ich Dir erlauben.«

»Allah, wie kannst Du mich alten Mann als Gefangenen fortschleppen wollen?«

»Ich will es Dir ganz kurz erklären. Du hast für Deine Mäusespielerei einen christlichen Sklaven gebraucht, hast einem Menschenhändler den entsprechenden Auftrag gegeben, und der erste beste Mann war Dir recht.

Und hätte dieser Mann zu Hause Frau und Kinder gehabt, Du hättest ihm nur erlaubt, diesen zu schreiben, hättest ihn aber nicht freigelassen. Jetzt drehe ich den Spieß herum. Ich brauche einen arabischen Magier, der mir etwas vorgaukeln soll. Du kommst mit.«

Jawohl, das war meine ehrliche Meinung. Wurst wider Wurst. Allzugroßes Herzeleid wollte ich dem Alten und seinen Kindern ja freilich nicht zufügen, da bin ich doch nicht so, wir konnten ihn ja auch jederzeit wieder in Maskat absetzen, aber das brauchte er noch gar nicht zu wissen, solch eine Lektion schadete dem alten Muselman gar nichts.

Der Alte schien sich denn auch gleich in sein Schicksal zu fügen, so geknickt er auch war.

»Ich habe Dich doch so gut behandelt, wie meinen eigenen Sohn!« versuchte er es nur noch einmal im jammerndsten Tone.

»Und ich werde Dich wie meinen eigenen Vater behandeln, Dir soll nichts abgehen. Höchstens daß ich Dir nicht so ausgezeichneten Kaffee vorsetzen kann. Nimm Dir also eine gute Portion mit, und was Du sonst brauchst, das erlaube ich Dir.«

»Meine armen Töchter!«

»Darfst Du ebenfalls mitnehmen.«

»Darf ich?« blickte der Alte hoffnungsfreudig auf.

»Na sicher.«

»Wie alt sind die?« mischte sich Oskar gleich ein, eine Frage, die ich noch gar nicht gestellt hatte. Da muß man ja im mohammedanischen Orient sehr vorsichtig sein.

»Suleika ist 18, Aische erst, 14 Jahre alt.«

»Wie, sind das Deine eigenen Töchter?!« stutzte ich jetzt, dabei aber Oskar einen befehlenden Blick zuwerfend, daß er seine vorlaute Fragerei unterließ, denn das wäre doch nicht ohne Matrosenwitz abgegangen.

Ich hatte ja immer an weit ältere Töchter gedacht, an alte Jungfern oder Witwen.

»Gewiß, es sind meine eigenen Töchter, meine einzigen Kinder.«

»Hast Du so spät geheiratet?«

»Erst mit dem sechzigsten Jahre.«

»Nun, das kann vorkommen. Abraham war ja noch weit älter, ehe er Vater wurde. Also Du willst. Deine beiden Töchter mitnehmen?«

»O, wenn ich das dürfte! Und da Du der Hauptmann dieser Leute bist, weiß ich, daß sie bei Dir gut aufgehoben sind.«

»Da hast Du recht. Werden sie auch kommen?«

»Sie würden ihren alten Vater auch ins größte Elend begleiten. Es sind gar liebe Kinder.«

»Nein, das meine ich nicht, wenn wir sie einmal hier haben, müssen sie Dich auch begleiten, ob sie nun wollen oder nicht. Ich meine, ob Deine Töchter jetzt hier herunter in den Keller kommen werden, wenn ich zu ihnen gehe und sage, ihrem Vater sei hier unten etwas zugestoßen.«

»Wozu diese List? Ich will selbst gehen und sie holen ...«

»Nichts da, das wäre wohl etwas für Dich, hinaufgehen und Lärm schlagen!« lachte ich.

»Du irrst. In das nun einmal unvermeidliche Schicksal muß man sich fügen. Ich schwöre Dir beim Barte des Propheten . . . «

»Laß den Propheten und seinen Bart zufrieden. Werden Deine Töchter kommen, wenn ich sage, daß ihrem Vater hier unten etwas zugestoßen ist?«

»Sofort werden sie eilen.«

»Es sind vier Dienerinnen im Hause, nicht wahr?«

»Vier, und sie alle werden sofort kommen.«

»Was heißt das auf Arabisch: kommt sofort, Eurem Vater ist im Keller etwas zugestoßen – er ist erkrankt.«

»Meine Töchter sprechen auch französisch . . . «

»Ich will wissen, was das auf Arabisch heißt.«

Er sprach es mir vor. Ich will hier nicht Arabisch anfangen.

Aber nach Doktor Isidor blickte ich hin, der inzwischen ebenfalls aus der Tiefe aufgetaucht war.

»Stimmt es?«

»Es stimmt!« nickte dieser, der die verschiedensten arabischen Dialekte sprach.

Dann war es gut. Es war nur eine Prüfung, eine Falle gewesen. Denn der Alte ahnte schwerlich, daß einer unter uns Arabisch konnte, sonst hätte ich doch diesen gefragt, und so hätte er ja meine Aufforderung etwa übersetzen können; flieht, ich bin in der Gewalt meines weißen Sklaven, holt Hilfe herbei.

Aber der Alte hatte die Prüfung der Ehrlichkeit bestanden. Das war mir wertvoller als ein Schwur beim Barte des Propheten.

Weitere Besprechungen mit den anderen brauchte ich nicht, dieser ganze Plan war schon vorher entworfen worden. Die Töchter mit Dienerinnen wohnten im zweiten Stockwerk, das genügte mir, Türen brauchte mir der Vater nicht zu beschreiben.

Also ich die Lampe genommen und hinauf. Um diese Mittagsstunde hielt alles schon Siesta.

Ich machte mein Kommen in der zweiten Etage durch kräftiges Poltern bemerkbar.

»He, holla, he!« rief ich außerdem.

Eine Tür wurde geöffnet, ein Weib kam heraus, eine der Dienerinnen. Wenn die vier Weiber auch ganz gleich gekleidet und in meiner Gegenwart immer ganz dicht ver mummt waren, so konnte sie mein Fehterauge doch schon recht wohl voneinander unterscheiden. Zwei von ihnen waren nach Bewegung und Stimmen offenbar schon älter, die beiden anderen jünger. Die beiden Töchter hatte ich vielleicht noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Wenn die Frauengestalten so durch die halbdunklen Gänge huschten, konnte man sie doch nicht richtig voneinander unterscheiden.

»Vater Abdallah ist im Keller unwohl geworden, er verlangt nach seinen beiden Töchtern, nach Suleika und Aische!« rief ich auf Französisch.

Das Weib antwortete mit schnarrender Stimme auf Arabisch! Keine der vier Dienerinnen verstand eine der

vier Sprachen, die ich beherrschte, und von mir war nicht zu verlangen, daß ich in den 19 Tagen, seitdem ich nun hier war, von denen ich aber auch noch drei Tage einsam in dem finsternen Kellerloche zugebracht, perfekt Arabisch erlernt hätte.

Aber schon das Nennen der beiden Töchternamen mußte die schnarrende Alte stutzig machen, und dann hatte ich mein Französisch auch genügend laut geschrien.

»Mon ciel, was ist passiert?« erklang es da auch schon in derselben Sprache, und in einer anderen Tür erschien eine zweite Frauengestalt, die nicht zu den mir bekannten gehörte.

Sie hatte den dichten Schleier – einfach ein Tuch – schon vor dem Gesicht hängen, wollte ihn aber wohl erst richtig befestigen, zog noch daran, er löste sich an der Stirn ab – und ich sah ein ganz liebezendes Gesicht mit roten Lippen und dunklen, mandelförmigen Augen.

Schnell war das Antlitz wieder verhüllt. Übrigens ist es nicht gar so fürchterlich, wenn man das Antlitz einer Mohammedanerin einmal zu sehen bekommt. Die Weiber der ärmeren Klassen tragen es ja überhaupt auch auf der Straße unverhüllt. Es ist nur ein Anstand, daß die bessere Mohammedanerin dem fremden Manne ihr Gesicht nicht zeigt, massakriert wird man nicht etwa, wenn man es aus Versehen einmal zu sehen bekommt.

Und jetzt hatte dieses Mädchen überhaupt an etwas anderes zu denken.

»Mon ciel, was ist passiert, was ist dem Vater zugestoßen?« rief sie erschrocken im besten Französisch.

»Es ist ihm im Keller unwohl geworden, er brach plötzlich zusammen, verlangte nach seinen beiden Töchtern, nach Suleika und Aische, auch alle Dienerinnen sollen kommen . . . «

»Sofort, sofort!«

Es gelang gleich mit einem Male, alle zusammen mitzubekommen. Ich hatte mich schon auf zwei Gänge gefaßt gemacht. Aber gleich alle sechs Weiber stellten sich ein, um mich zu begleiten, sie mochten an das letzte Testament eines Sterbenden denken.

Ich führte sie mit der Laterne an, in den Geisterkeller hinab. Aber die wackeren Mädels fürchteten sich nicht. Hatten ja eigentlich auch gar keinen Grund dazu. Bei den Mohammedanern hat ja das Weib gar keine Seele, sie kommt weder in den Himmel noch in die Hölle, also kann ihr ja auch kein Teufel etwas anhaben.

Es wurde noch einfacher, als ich gedacht. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, zuletzt hinter sie treten zu müssen, um die letzten etwas mit Gewalt in das Gewölbe zu schieben, um dann ihre Gefangennahme zu bewerkstelligen. Aber es war nicht nötig. Sie folgten mir in den Stall hinein wie die Schafe dem Leithammel, und wenn der Stall auch gebrannt hätte. So brauchte ich nur die Tür zuzumachen und mich davorzustellen, da sie von innen nicht geschlossen werden konnte, und es war geschehen.

Das Licht meiner Lampe fiel auf die Gestalt, die in ihrem weißen Kaftan in der Mitte der Raumes am Boden lag.

Die eine Tochter stürzte zuerst darauf zu, kniete nieder, und in ihrer Erregung behielt sie auch jetzt das Französische bei.

»Mon pere, mon pere!« rief sie jammernd, sich über den armen Vater werfen wollend, wozu man aber doch erst die Hände vorstreckt – und auf diese Weise griff sie sozusagen ins Leere, welche Leere nur mit einem weißen Tuche zugedeckt war.

Es war gar nicht der Alte, der da am Boden lag, sondern nur sein Kaftan, den man etwas ausstaffiert hatte, um ihm Form und Erhöhung zu geben.

Viel Zeit zur Bestürzung ob dieser Gaukelei, daß der alte Vater aus seinem Kaftan heraus verschwunden war, hatten die sechs Weiber nicht.

Da kroch schon als erster Oskar unter der Pritsche hervor, griff noch einmal darunter, brachte zwei Füße zum Vorschein und zog an diesen weiter den ganzen Vater Abdallah hervor, noch immer reichlich bekleidet.

»Da habbt'r eiern Bär!« mußte Oskar erst noch erklären.

Jetzt ging es Arabisch los, was ich nicht verstand. Aber Doktor Isidor war Wächter, daß keine Intrigen gesponnen wurden.

Nein, es geschah nicht. Vater Abdallah versicherte Töchtern und Dienerinnen, daß er kerngesund sei, fremde Männer seien auf einem unterirdischen, ihm unbekanntem Wege in dieses Haus eingedrungen, um mich, ihren Anführer zu befreien, die Männer würden sie alle mitnehmen, wohl auf ein Schiff, aber sonst hätten sie nichts weiter zu fürchten.

So ungefähr. Und die Weiber ergaben sich denn auch gleich in ihr Schicksal, sonst wären sie ja auch keine Mohammedanerinnen gewesen, sie kauerten sich in einer Ecke zusammen. Meine Jungen brauchten keine Vorschrift, wie die Damen zu behandeln seien. Da gab es nichts, daß etwa ein Schleier gelüftet wurde.

Jetzt waren wir Herren der Festung, des ganzen Hauses, konnten uns, wenn wir wollten, wer weiß wie lange darin aufhalten, ohne daß die ganze Stadt etwas von der hier vorgegangenen Umwälzung ahnte.

Denn die Hausordnung kannte ich ja. Früh um acht wurde Milch und Brot gebracht, ab und zu auch Fleisch und sonstige Lebens-Mittel, und dasselbe geschah noch einmal abends um sechs. Das gaben die Zuträger an der Haustür ab, welche nach außen überhaupt die einzige Öffnung bildete, die der Zimmermann oder vielmehr der Maurer und Steinmetz gelassen hatte, es war eben ein arabisches Haus, das gar keine Frontfenster besaß, die Fenster gingen ausschließlich nach dem innen liegenden Hofgarten.

Bei der Abnahme dieser Sachen wurde nicht einmal die Tür geöffnet, sondern in dieser nur eine Klappe, kaum

so groß, daß man den Kopf durchstecken konnte, durch diese gaben die Zuträger die Lebensmittel in kleinen Paketen, meist in Palmblätter gewickelt, und in kleinen Töpfchen an die Dienerin ab.

Vater Abdallah verließ das Haus niemals. Ohne deswegen etwa ein Gelübde abgelegt zu haben. Er hatte einfach kein Bedürfnis danach. Es konnte auch einmal eine Ausnahme geschehen. Es kam schon einmal vor, daß er einen wichtigen Geschäftsgang zu machen hatte. Er war doch auch in die Karawanserei gegangen, um mich zu kaufen. Aber sonst ging er nie aus und ebensowenig erhielt er Besuch.

Dasselbe galt von den Weibern. Die besuchten höchstens einmal im Monat den Bazar der Stadt. Aber es fiel nicht auf, wenn sie gleich einmal ein halbes Jahr nicht kamen.

Das hatte mir Vater Abdallah beim Plaudern über seine Lebensweise schon berichtet. Also wir hätten hier wer weiß wie lange hausen können, ohne daß die Stadt etwas davon ahnte. Mit den Zuträgern wollten wir schon fertig werden.

Nun, gar so lange gedachten wir ja nicht hier zu bleiben, wozu denn.

»Mein lieber Vater, was gedenkst Du nun mitzunehmen?« wandte ich mich jetzt huldvoll an den Alten, dem man bereits auch die Fesseln wieder abgenommen hatte.

»Gedenkst Du mich und meine Töchter denn für immer als Deine Gefangenen zu behalten?«

»Das weißt ich noch nicht. Oder ich drehe eben den Spieß vollkommen herum. Du wolltest mich so gut behandeln, mir das Leben hier so angenehm machen, daß ich überhaupt gar keine Lust mehr hätte, Dich zu verlassen. Dasselbe gilt jetzt umgekehrt. Ich hoffe, es gefällt Dir bei uns so gut, daß Du freiwillig bis an Dein seliges Ende bei uns bleibst. Kannst auch ruhig ein Mohammedaner bleiben, da wollen wir keine Bekehrungsversuche machen.«

»Ihr habt ein Schiff?«

»Ja, wir leben ständig auf einem Schiffe. Auf einem wunderschönen Schiffe, wo Dir nichts an Behaglichkeit abgehen wird.«

»Wo liegt denn nur dieses Schiff?«

»An der Küste von Maskat, laßt Dir das jetzt nur genügen.«

»Und Deine Leute kommen von dort doch nicht etwa immer unter der Erde her?!«

»Vater Abdallah laßt doch jetzt solche Fragen. Das wirst Du später alles selbst sehen.«

»Was soll ich auf dem Schiffe?«

»Wie ich schon sagte: Du sollst uns durch Deine Gaukeleien belustigen. Daß Dir dasselbe überall möglich ist, hast Du mir ja selbst gesagt, und einen mit schwarzen Samt ausgeschlagenen Raum kannst Du auf unserem Schiff auch bekommen, in dem Du Deine Geister bannen, das heißt in dem Du Deine Einbildungskraft genügend konzentrieren kannst.«

»Und wenn ich mich weigere, Euch solche Gaukeleien, wie Du das nennst, vorzuführen?«

»Zwingen werden wir Dich nicht. Kein Mensch muß müssen, am wenigsten in solch einem Falle. Aber Du wirst schon wollen. Danach wirst Du eben behandelt. Du sollst unser Freund werden. Also was willst Du mitnehmen? Auch Deine Töchter und Dienerinnen wollen sich wohl ausstatten.«

»Ja, wenn ich mein Laboratorium mitnehmen könnte,« seufzte der Alte, obgleich er, so viel ich wußte, gar nicht mehr darin arbeitete. Aber es konnte ja doch sein, er hatte meinetwegen nur einmal eine längere Pause eintreten lassen.

»Kannst Du mitnehmen. Aber auch wir haben ein Laboratorium.«

»Auf Eurem Schiffe?«

»Jawohl. Und auch noch anderswo, an Land, in einem Schlupfwinkel, den wir manchmal aufsuchen. Da kannst Du nach Herzenslust experimentieren.«

»Na, und was für ein physikalisches und chemisches Laboratorium!« mischte sich jetzt Doktor Isidor ein, da ich somit die Erlaubnis gegeben hatte, über unseren Schlupfwinkel zu sprechen. »Solch ein Laboratorium findest Du sonst nirgends in der Welt!«

Der Alte wurde neugierig, der Gelehrte und Forscher erwachte in ihm.

»Wo befindet sich dieser Schlupfwinkel mit dem Laboratorium?«

»Laß das jetzt, das erfährst Du erst, wenn Du dort bist. Jedenfalls sind wir bereit, Dein ganzes Laboratorium einzupacken und mitzunehmen, wenn es nicht gar zu groß ist.«

»Gar so groß ist es nicht.«

»Dann wird es eingepackt und mitgenommen. Was unser Boot nicht faßt, bleibt einstweilen unten liegen und wird später abgeholt. Aber in unsere Barkasse gehen schon einige Raum- und Gewichtstonnen hinein, und jede fast einen Kubikmeter oder 20 Zentner. Sonst noch etwas?«

»Meine Bibliothek. Wenigstens ein Teil davon.«

»Du sollst auswählen, meine Leute werden Dir dabei behilflich sein. Was sonst noch?«

»Kleider . . . «

»Das ist gar selbstverständlich, wie bei Deinen Töchtern und Dienerinnen. Ihr alle sollt Euch dann frei bewegen können, freilich immer unter Aufsicht meiner Leute. Und Deine Mäuschen?«

»Ach die wirst Du doch nicht mit auf Dein Schiff nehmen wollen!« lächelte der Alte verschämt, denn er war sich der Kindlichkeit seiner Spielerei wohl bewußt.

»Doch. Wenn auch nicht gleich die ganze Menagerie. Ich werde einige schöne Exemplare aussuchen, je ein Fräulein und ein Männlein, das Luderzeug vermehrt sich ja schnell genug, Du wirst bald alle unsere Salons wieder mit Deinen lieben Tierchen gefüllt haben. Nun aber vorwärts!«

Die ganze Gesellschaft wurde wieder hinauf geleitet. Auch die sechs Weiber bekamen männliche Begleiter, sonst aber, wenn es sich um intime Angelegenheiten handelte, genügten die Patronin und Klothilde, welche ebenfalls mit bei der Expedition war. Besonders letztere würde schon ein wachsames Auge darauf haben, daß nicht etwa eine ein Hilfszeichen an die Außenwelt gelangen ließ. Es brauchte ja auch nur die Haustür und die nach dem flachen Dache führende Treppe besetzt zu werden.

Der Alte begab sich bald wieder in den Keller, ich fand ihn dann in seinem Laboratorium, wo Matrosen nach seiner Anweisung die zum Teil sehr kostbaren physikalischen Apparate einpackten. Noch mehr gab die Anleitung dazu Doktor Isidor, welcher sagte, was nicht nötig sei, da sich dies alles auch an Bord befinde. Das galt besonders von der ganzen Einrichtung des chemischen Laboratoriums.

Mit dieser Einpackerei und dem Hinabschaffen würden wohl einige Stunden vergehen, aber wir konnten wohl noch vor sechs Uhr fertig sein, so daß wir den Zuträgern gar nicht mehr zu öffnen brauchten.

»Was wird nun geschehen, wenn die Händler vergebens klopfen?« fragte ich den Alten.

»Ja, was soll dann geschehen? Sie müssen eben wieder gehen.«

»Aber was denken die Leute, was denkt die ganze Stadt, wenn niemand mehr öffnet, auch in den nächsten Tagen nicht.«

»Wir sind alle gestorben.«

»Nun erbricht man die Tür, findet keinen Menschen mehr im Hause, merkt aber auch, daß Ihr Sachen mitgenommen habt.«

»Nein, niemand wird hier eindringen.«

»Nicht?!«

»Sicher nicht.«

»Weshalb denn nicht?«

Der Alte lächelte verschmitzt, er hatte schon seinen Humor wieder.

»Weil ich für einen Zauberer gelte, der seine Seele dem Teufel verschrieben hat. In ganz Maskat gibt es keinen Menschen, der dieses Haus zu betreten wagt, verlaß Dich nur darauf.«

»Aber wie wird man sich erklären, daß Ihr alle plötzlich gestorben seid?«

»Wir können uns ja versehentlich vergiftet haben. Ich gelte, da man recht wohl weiß, daß ich ein Laboratorium habe – ich bekam erst neulich mit einer Karawane viele Chemikalien – für einen Giftmischer. Oder die Geister, die ich in die weißen Mäuse gebannt habe, haben sich entfesselt, wir sind einfach samt und sonders vom Teufel geholt worden.«

»Also Du bist ganz sicher, daß dieses Haus niemand betreten wird?«

»Ganz bestimmt nicht.«

»Und wenn ich Dich nun nach einiger Zeit wieder hierher brächte, Dich und Deine Töchter und Dienerinnen, was dann?«

»Dann würden wir unser gewohntes Leben fortsetzen.«

»Ohne daß man Dich zur Rechenschaft zieht, wo Du inzwischen gewesen bist?«

»Wer dürfte wagen, mich zur Rechenschaft zu ziehen? Die Geister haben uns eben zurückgebracht, nachdem sie von mir wieder gebändigt worden sind.«

Nun desto besser. Es muß ganz hübsch sein, als Zauberer in solch einem abergläubischen Neste zu wohnen.

»Hast Du Geld im Hause? fragte ich weiter.

»Ja, ziemlich viel. Wenn ich es aber nicht bedarf, so kann es ruhig hier bleiben.«

»Hast Du Geld ausstehen?«

»Auch das, aber ich brauche mich nicht darum zu kümmern. Es wird mir nicht verloren gehen!«

Ich begab mich wieder hinauf, in die Mäusezimmer, tat ein Dutzend Exemplare verschiedenen Geschlechts in eine Schachtel, um sie mitzunehmen. Die anderen ließ, ich von Matrosen zusammenschaukeln und auf das Dach tragen.

Ich erwähne nachträglich, daß sich der Mäusekönig früher, als er den Weiterbau nicht mehr betreiben konnte, sich des überflüssigen Nachwuchses doch entledigen mußte, und überhaupt immer von Zeit zu Zeit, denn ein einziges Mäusepaar kann, wenn alles klappt, innerhalb eines einzigen Jahres rund eine Million Nachkommen haben. Das ist eine Tatsache! Alfred Brehm rechnet in seinem »Tierleben« dieses Exempel für die Feldmaus ganz genau aus! Und die Hausmaus, von der die weiße nur eine Spielart ist, ist nicht minder fruchtbar.

Wenn sich diese Tiere selbst überlassen sind, so sieht es ja nun freilich anders aus. Die Natur sorgt schon dafür, daß sie sich nicht ins Ungeheure vermehren, was sollte denn sonst daraus werden, und gerade bei der Feldmaus kommt es doch manchmal vor.

Und auch hier in der Gefangenschaft, sorgsam gehegt und gepflegt, vor allen Gefahren geschützt wie durch reinliche Haltung auch vor Krankheiten, mußte die Vermehrung eine ungeheure sein.

Vater Abdallah hatte schon immer den Überschuß ab und zu auf das flache Dach geschafft, von einer Mauer umgeben, wo sich keiner der Nager verbergen konnte, und die Geier und anderen Raubvögel, die zu jeder orientalischen Stadt gehören wie bei uns die Tauben und Sperlinge, die überhaupt den ganzen Sanitätsdienst verrichten, kannten diese Gelegenheit schon, kamen sofort geflogen und holten die Beute ab.

So geschah es auch jetzt. Kaum hatte ich das Bettuch in das ich das ganze Gewimmel eingesackt, auf dem Dache ausgeschüttet, als auch schon zahllose große und kleine Raubvögel angestürzt kamen, wie Steine aus der Luft herabstürzend, mir die weißen Tierchen noch vor den Füßen wegnehmend.

Beobachtet konnte ich dabei nicht werden, dieses Haus war das höchste in der weiteren Umgebung, dazu noch die hohe Brüstung, und es hätte ja auch nichts geschadet, ich fütterte eben wieder einmal die Raubvögel mit den »verzauberten Geistern«, wie ich schon öfters getan hatte.

So, das war das Letzte gewesen, wir waren bereit zum Rückzug.

## 71. KAPITEL. AUF DEM RÜCKWEG.

Es war gegen fünf Uhr, als die letzten die schwere Platte über uns wieder einfügten, wir stiegen die breiten Steintreppen hinab.

Vater Abdallah war immer wieder außer sich vor Staunen.

»Hier in meinem eigenen Hause, in dem ich geboren worden bin, in dem ich Jahrzehnte zugebracht habe, solche Kellereien, von denen ich nichts gewußt habe!«

So rief er immer wieder.

Ich hatte noch nicht mit ihm darüber gesprochen, es war bisher anderes zu tun gewesen.

Das geschah erst jetzt, und die Treppen und der Abstieg waren so bequem, daß man sich dabei gemütlich unterhalten konnte.

»Wer hat dieses Haus gebaut?«

»Das ist gar nicht mehr bekannt. Schohar ist eine uralte Stadt, deren Gründung sich in sagenhafte Zeit verliert, jedenfalls muß man mit Jahrtausenden rechnen.«

»Schon Deinem Vater hat dieses Haus gehört?«

»Schon meinem Großvater, den ich aber nicht mehr gekannt habe.«

»Und von wem bekam es dieser?«

»Von seinen Schwiegereltern. Die weitere Tradition geht verloren. Hier in diesem Hause haben einst die Scheichs von Schohar gewohnt, deren Familie ausstarb

bis auf eine Tochter, welche mein Großvater heiratete. Mehr ist nicht bekannt.«

»Gibt es hier noch andere Häuser, von denen aus Treppen einige hundert Meter tief hinab bis an einen unterirdischen Wasserlauf führen?«

»O nein. Wohl hat fast jedes Haus tiefe Kellereien, aber was Du meinst, so wie hier, davon ist nichts bekannt.«

»Existiert keine Kunde, keine Sage, daß sich unter der Stadt ein unterirdischer Wasserlauf hinzieht?«

»Auch nicht.«

»Habt Ihr, Ihr arabischen Maskaten, wie Ihr Euch nennt, schon immer dieses Land bewohnt?«

»Nein. Jedes Volk hat seinen Anfang und sein Ende.«

»Wer wohnte vor Euch in diesem Lande?«

»Die Sabäer.«

Da war es! Also wir hatten hierüber noch nie gesprochen.

»Wie sind diese Sabäer verschwunden?«

»Wir jetzigen Maskaten bildeten früher den mächtigen Volksstamm der Namäer, die im Herzen Arabiens saßen, wahrscheinlich im heutigen Nedsched. Auch Arabien hat seine Völkerwanderungen mit Ausrottungskämpfen gehabt. Wir sind nach Süden gewandert, und haben die Sabäer, die andere Götter hatten als wir, mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Freilich wohl in jahrhundertelanger Befehdung.

»Wann ist das geschehen?«

»Der letzte Vernichtungskrieg mag vielleicht im Jahre 200 vor Christi Geburt stattgefunden haben. Da hatten

mir uns aber schon längst hier festgesetzt, hatten schon den ganzen indischen Handel in Händen.«

»Dies also ist das Land, über welches einst jene Königin von Saba herrschte, die den König Salomo Ebesuchte, um mit ihm Rätsel zu lösen?«

»Zweifellos.«

»Wann war das wohl?«

»Ums Jahr 1000 vor Christi Geburt.«

»Gehen denn hier nicht über diese Königin von Saba Sagen?«

»Nein. Es darf gar nicht sein.

»Weshalb nicht?«

»Ich sagte Dir schon, daß die Sabäer mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden, weil sie andere Götter hatten. Auch der Säugling blieb nicht verschont. Das ist alles wohl noch bekannt, aber der Haß zwischen den Sabäern und den Namäern ging so weit, daß er noch heute existiert, nämlich insofern, als das Wort Saba und Sabäer noch heute von keinem Maskaten ausgesprochen werden darf. Es verunreinigt die Lippen, zieht die schwerste Strafe von Allah herab. Obgleich wir damals noch gar keinen Allah gehabt haben. Aber das ist nun einmal so, durch uralte Tradition. Einem anderen Maskaten gegenüber würde ich niemals über so etwas zu sprechen wagen. Bei Dir ist es ja etwas anderes. Für uns darf überhaupt das Land Saba mit den Sabäern gar nicht existiert haben, wir dürfen nicht einmal daran denken.«

Aha! Das erklärte schon vieles!

Das sind solche Ursachen, weshalb unsere Geschichtsforscher manchmal auch an Ort und Stelle auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen und ganz falsche Bilder erhalten. Oder es können auch andere Gründe vorliegen, Patriotismus und dergleichen.

Ich habe einmal ein französisches Schulbuch in Händen gehabt, in dem auch der letzte Krieg mit Deutschland behandelt wurde – geschichtlich behandelt.

Na, was da dieser »Geschichtsforscher« alles vergessen und andererseits hinzugedichtet hatte! Wenn nicht die bekannten Namen gewesen wären, man hätte den Krieg 70/71 überhaupt gar nicht wiedererkannt.

»Auch von so etwas ist nichts bekannt?«

Wir waren schon die Hälfte der Höhe hinabgestiegen, und mit diesen Worten ließ ich den Blendstrahl meiner Lampe heller aufleuchten.

»Alschallah!« rief der alte Araber in grenzenlosem Staunen, wenn nicht mit Entsetzen.

Der Blendstrahl beleuchtete eine Reihe von menschlichen Gestalten, von Mumien, die in Felsennischen hockten. Und das war noch gar nichts. Ich hatte im Laufe der drei Tage diesen Felsengang schon mindestens einen Kilometer weit nach Westen verfolgt – Mumien, nichts als Mumien, eine neben der anderen mit untergeschlagenen Beinen hockend, jede in einer Nische für sich, mindestens aller zwei Meter eine, und so kämen bei einem Kilometer, da beide Seiten des Ganges so besetzt waren, schon tausend Stück heraus, aber da war dieser Gang noch immer nicht zu Ende.

Es waren Männer und Weiber und Kinder, offenbar einfach bekleidet gewesen, aber das war alles schon längst in Staub zerfallen. Die ganze Sache war nämlich umso wunderbarer, als hier eine sehr feuchte Luft herrschte, und trotzdem hatten sich die Mumien ganz ausgezeichnet gehalten, waren deswegen auch nicht zusammengeschrumpft, wie die ägyptischen Mumien, deren lange Konservierung ja auch hauptsächlich die ungewöhnliche Trockenheit der Luft bedingt. Es mußte sich also um eine ganz besondere Art von Konservierung handeln.

Es waren braune und auch schwarze Gestalten mit orientalischen, semitischen Gesichtszügen, weiter ist von ihnen nichts zu sagen.

Also die Gewänder waren verschwunden, nicht aber die goldenen Arm- und Fußspangen, die Halsketten, der Schmuck in den Haaren, die Fingerringe, mit denen sie samt und sonders überreichlich bedeckt waren, die kostbarsten Geschmeide mit herrlichen Steinen, mit Smaragden, Rubinen und Diamanten, aber alle Steine ungeschliffen, und dennoch schon prachtvolles Feuer ausstrahlend.

»Alschallah, Inschallah!« staunte der Alte immer wieder, besonders als ich ihn noch weiter nahm und meinen Blendstrahl leuchten ließ.

»Mehr als tausend haben wir schon gezählt.«

»Inschallah – Allah wie groß bist Du!«

»Gar keine Ahnung von diesen Mumien?«

»Nein.«

»Sonst werden hier nirgends solche gefunden?«

»Nie.«

»Merkwürdig. Und Gold und Edelsteine müssen hier doch massenhaft vorhanden gewesen sein, daß man sie den Toten gelassen hat, wenn man nicht nur an Fürsten und Millionäre glauben will.«

»Das muß man annehmen.«

»Ist dieses Königreich Saba zugleich auch das sagenhafte Ophir gewesen, aus dem Salomo seine Schätze holte?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wird jetzt in Maskat noch Gold gefunden?«

»Nicht viel.«

»Edelsteine?«

Der Alte war schon vorher etwas unruhig geworden.

»Mein Sohn, Du fragst mich da etwas, worauf Dir kein echter Maskate eine ehrliche Antwort geben darf, oder er speit vor sich selber aus.«

Es war seine Bejahung gewesen.

Nun, ich war der letzte, der deswegen den Alten oder sonst einen Menschen auf den Folterblock gespannt hätte.

Und es genügte auch schon, was wir hier fanden. Hätten wir die Leichenräuber spielen wollen, wir hätten nicht mehr um unsere Zukunft zu sorgen brauchen. Wenn wir es überhaupt noch nötig gehabt hätten. Und überdies hatte die Expedition noch ganz andere Entdeckungen in dieser Beziehung gemacht. Aber das hatte auch ich noch nicht geschaut.

Ehe wir den Weg fortsetzten, wollte ich bei dieser Gelegenheit gleich etwas anderes erledigen.

»Vater Abdallah, Dir sind dort oben in dem Keller wirklich Tote erschienen?«

Der Alte legte sofort die Hand an seinen weißen Bart.

»Beim Barte des Propheten, ich spreche die Wahrheit, wenn ich Dir auch sonst nichts weiter darüber erzählen darf.«

Dann zweifelte ich nicht daran. Wenn der Alte auch natürlich ein Opfer seiner Einbildungskraft geworden war.

Wir setzten unseren Abstieg fort, erreichten die Bar-kasse, die direkt an der Steintreppe lag.

Ein grunzendes Bellen begrüßte mich jauchzend. Soeben waren die beiden Seehunde zurückgekehrt, die nach dem Schiffe geschickt worden waren, hatten den weiten Weg auch im finsternen Wasser hin und her gefunden. Es war doch ein ziemlich gewagtes Experiment mit den Tieren gewesen, aber sie hatten die Prüfung bestanden.

Jeder trug ein Halsband mit einer wasserdichten Kapsel, jede enthielt die Antwort auf die Meldung, daß der Waffenmeister lebendig wieder aufgefunden worden war. Falls eines der Tiere doch verloren gegangen wäre.

Die Antwort auf diese sensationelle Meldung war kurz genug.

»Allright. Martin.«

Nichts weiter. Aber es genügte auch vollkommen.

Wie wir bereits beschlossen hatten, wurde die Erforschung des unterirdischen Wasserweges jetzt nicht fortgesetzt, sondern erst einmal nach dem Schiffe zurückgekehrt. Einmal wollten wir dort doch erst unsere neuen Gäste absetzen, und dann überhaupt, ich wollte doch erst alle meine Argonauten wiedersehen!

Auch diese Rückfahrt mache ich kurz. Es war das reine Goldbergwerk, in dem wir uns befanden, durch das wir zwei Tage lang fuhren. Nicht in Blöcken war das Gold vorhanden, wohl aber zog es sich in dicken Adern durch das Gestein. Außerdem waren hier und da Rubinen eingesprengt, bis zur Größe einer Haselnuß.

Kein Zweifel, wir befanden uns in dem sagenhaften Ophir. Aber von diesen Schätzen wußten auch die heutigen Bewohner dieses Landes nichts mehr.

Am dritten Tage erblickten wir das Licht der Sonne wieder.

Ach, wie ich begrüßt wurde! Dieser Jubel!

Als ich meine alte, liebe Kabine betrat, klingelte auf dem Schreibtisch das Telephon.

»Hier Waffenmeister. Wer dort?«

»Schwester Anna.«

Ah! Ich hatte wirklich gedacht, ich würde im Schiffe selbst angerufen.

»Ich begrüße Dich wieder an Bord Deines Schiffes.«

»Danke. Und ich freue mich, Dich wieder einmal sprechen zu können.«

»Ich durfte vorher nicht mit Dir sprechen.«

»Ich glaube es. Ende gut, alles gut – das ist immer die Hauptsache.«

»Was habt Ihr jetzt vor?«

»Du weißt doch, was wir hier entdeckt und sonst inzwischen getan haben.«

»Ich weiß es.«

»Wir wollen jetzt den unterirdischen Wasserweg weiter verfolgen.«

»Tut es nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Keiner von Euch würde lebendig wieder herauskommen.«

»Hm, das ist sehr schade.«

»Die Zeit ist noch nicht gekommen, da dieser unterirdische Weg der jetzigen Menschheit bekannt wird. Willst Du meiner Warnung Gehör schenken?«

»Gewiß doch. So sehr ich es auch bedauere. Hast Du sonst ein Ziel für uns?«

»Ihr wolltet nach dem Seelandsfelsen zurück?«

»Dann wahrscheinlich.«

»Fahrt erst nochmals nach dem Plateau am Nebenfluß des Amazonenstromes.

»Wie Du befehlst.«

»Ich habe Dir nichts zu befehlen.«

»Wir tuen es auch sonst sehr gern.«

»Benutzt den Suezkanal.«

»Sind wir gesichert? Daß nicht diesmal passiert, wovor Du uns damals gewarnt hast? Daß man uns in Quarantäne behält oder sonst etwas am Zeuge zu flicken sucht?«

»Die türkische Behörde wird es tun wollen, aber sie wird zu spät kommen. Ihr passiert ungehindert den Suezkanal.

»Dann ist es ja gut. Wie hat sich die Sache unterdessen auf jenem Plateau entwickelt?«

»Das wirst Du ja sehen.«

»Sehr richtig. Verzeihe mir meine törichte Frage.«

»Hast Du sonst noch etwas zu fragen?«

»Bist Du einverstanden, daß wir den alten Araber und seine weibliche Gesellschaft an Bord behalten?«

»Ich habe mit gar nichts einverstanden zu sein, was Du tust oder nicht tust, Du hast ganz Deinen freien Willen. Nur daß ich Dich ab und zu vor großen Gefahren warne.«

»Danke. Wer ist der Mann, der statt meiner in Wellington begraben liegt?«

»Das wirst es später erfahren und gerechte Vergeltung an seinen Mördern üben, wie auch an denen, welche Dich in die Sklaverei verkauften. Schluß.«

## 72. KAPITEL. AUF DER FAHRT NACH WESTEN.

Nun will ich wieder einige Episoden aus unserem Schiffsleben erzählen, wohl der Reihenfolge nach, wie sie sich abspielten, aber ihrem Charakter nach bunt durcheinander.

Ich hatte mich eben erst wieder eingerichtet, wir hatten jene Bucht erst einige Stunden hinter uns, als mich in meiner Kabine Mister Tabak aufsuchte.

Während der unterirdischen Fahrt, die er mitgemacht, hatte er ein warmes Kostüm getragen, jetzt präsentierte

er sich schon wieder nackt und mit der Badehose, was man in dieser Gegend, der heißesten der ganzen Erde, diesem Sohne des höchsten Nordens auch nicht verübeln konnte. Nur wäre nicht gerade nötig gewesen, daß er an dieses Badehöschen auch immer seine beiden Orden befestigt hatte. Die mächtige goldene Uhrkette war schon eher zu verzeihen.

»Ehem,« begann er, »ich störe doch nicht, Herr Waffenmeister?«

»Sie, mein lieber Mister Kabat, stören mich überhaupt nie.«

»Darf ich mich setzen?«

»Bitte sehr.«

Er setzte sich, faltete die Hände über dem Hängebauch, und formte mit seinen krummen Dachsbeinen ein vollkommenes Rad.

»Ich freue mich sehr, daß Sie noch am Leben sind.«

»Ich mich vielleicht noch mehr als Sie.«

»Tatsache!«

»Bei mir auch.«

»Sie haben mir immer sehr gefehlt.«

»Ihre Teilnahme rührt mich.«

»Ich hätte Sie gerade in der letzten Zeit sehr nötig gebraucht.«

»Also ist Ihre Teilnahme nur Egoismus?«

»Ja, meinerwegen. Ich wollte Ihnen schon unterwegs auf dem Flusse und da in dem Hause immer etwas sagen, aber da waren Sie ja niemals allein zu sprechen.«

»Jetzt sind wir allein.«

»Herr Waffenmeister, Sie könnten mir einen großen Gefallen tun.«

»Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.«

»Eigentlich bedeutet es auch eine hohe Ehre für Sie.«

»Na, versuchen Sie den Grund der Dankbarkeit, die Sie mir dann nicht schuldig sind, nicht im voraus abzuschwächen. Das tut kein Gentleman.«

»Herr Waffenmeister,« reckte sich dieses Monstrum von einem Menschen stolz empor, »zweifeln Sie, daß ich ein Gentleman bin?«

»Durchaus nicht! Das war doch nicht so gemeint.«

»Also würden Sie mir eine große Gefälligkeit tun?«

»Na, Mister Tabak – nun schießen Sie aber gefälligst mal los!«

Aber Mister Tabak schoß immer noch nicht gleich los, sondern zunächst nahm er die qualmende Fuhrmannspfeife, die er ganz selbstverständlich im Munde hatte, aus den Zähnen, nahm bedachtsam den Stiefel vom Rohr, lehnte sich zurück, sperrte weit den Rachen auf und ließ sich die deliziose Sauce hinein laufen.

Nach dieser Erfrischung war er klar zum Gefecht.

»Ich möchte nämlich heiraten.«

Ach Du großer Schreck! Das hatte ich nun freilich nicht erwartet.

»Wen denn?!« platzte ich heraus.

»Ein Mädchen.«

»Das kann ich mir lebhaft denken.«

»Es könnte doch auch eine Witwe sein.«

»Allerdings, da haben Sie recht.«

»Nein, es ist ein Mädchen.«

»In Grönland?«

»In Grönland? Bei Ihnen piepst wohl?« meinte er ganz gemütlich. »Sind wir denn hier in Grönland? Ich dachte, das wäre Arabien.«

»Ja wen denn nur?«

»Das Fräulein Hildgard Gerlach.«

Ich erstarrte. Ich hatte tatsächlich geglaubt, der Eskimo wolle uns verlassen, um in seiner eisigen Heimat eine Eskimoin zu heiraten, hatte mich gleich so in diesen Wahn verrannt, es war gleich vor meinen geistigen Augen so sein Bild entstanden, eine Eskimohochzeit in Grönland, in der Schneehütte.

Deshan hatte ich mir auch gleich seine Verlegenheit zurechtgelegt. Weil er uns verlassen wolle.

Und jetzt will dieser menschliche Dachshund unsere Hildgard heiraten, dieses schöne, liebliche, anmutige Mädchen!

»Ist das Ihr Ernst?«

»Ganz gewiß. In solchen Sachen treibt man doch keine Scherze. Ich wenigstens nicht, da bin ich zu ideal veranlagt.«

Die Sache war nämlich die, daß der mir meinen gewaltigen Schreck gar nicht anmerkte. Der hielt es nur für große Überraschung. Denn in gewisser Hinsicht war dieser Eskimo wie von Gott geschlagen. Und ich hatte mich auch schnell wieder erholt, wollte weiter drauf eingehen.

»Sie lieben Hildgard?« fragte ich also ganz sachgemäß.

»Nu natürlich, sonst würde ich sie doch nicht heiraten wollen.«

»Und werden wieder geliebt?«

»Ja.«

Nochmals bekam ich einen Sturz eiskalten Wassers über den Kopf. Denn ich hätte doch alles andere erwartet als dieses »Ja«.

»Das – das – hat sie Ihnen selbst gesagt?« suchte ich mich zu beherrschen. Ein Glück nur, daß jener nichts merkte.

»Nee.«

»Ausgesprochen hat sie sich noch nicht?«

»Nee. Ich merke aber ganz deutlich, daß sie mich liebt.«

»Woraus merken Sie das?«

»Weil sie immer so lüstern nach mir schielt.«

»Lüstern?«

»Wonach man immer schielt, das will man doch gern haben, also danach ist man lüstern.«

»Hm, ja, da haben Sie allerdings recht.«

»Und ich bin doch ein gutgewachsener Mensch mit hübschem Gesicht,« fing sich jetzt dieser menschliche Dackel mit der mongolischen Affenfratze selbst zu loben an, »und ich kann auch eine Frau ernähren. Wenn ich auch kein bares Vermögen besitze. Aber einmal habe ich doch hier eine sehr gute Stellung, zweitens kann ich doch auch jederzeit wieder als Walfischharpunier gehen, verdiene Geld wie Heu, und überhaupt, ich habe doch mit drei Majestäten freundschaftlich verkehrt, ja ich glaube

sogar, daß die Wilhelmine von Holland auf mich ... na kurz und gut, ich will mich nicht etwa rühmen, da kennen Sie mich doch ... also wollen Sie bei Miß Gerlach für mich den Freiwerber machen, mein lieber Waffenmeister?«

»Weshalb denn gerade ich?« fragte ich ganz kleinlaut.

Denn dem war es Ernst, da gab es ja nun nichts mehr!

»Weil Sie der einzige Mensch an Bord sind, den ich hierzu gebrauchen kann. Oder soll ich etwa Fritz den Mondgucker für mich als Brautwerber auftreten lassen? Oder soll ich gar den schwarzen Küchenjungen hinschicken? Den Herrn Kapitän Martin kann ich dazu freilich auch nicht deswegen bitten, der – der – der ... «

Der würde die Hände nur noch tiefer in den Hosentaschen vergraben und Dir einfach den Rücken zudrehen, ergänzte ich, freilich nur in Gedanken.

»Juba Riata, der doch Ihr spezieller Freund ist?« sagte ich statt dessen.

»Der eignet sich aus gewissen Gründen ganz und gar nicht zum Brautwerber. Sie sind der einzige. Ja, Herr Waffenmeister, wissen Sie denn überhaupt die Ehre gar nicht zu schätzen, wenn Sie für einen Mann wie mich um die Hand einer Dame anhalten sollen?«

Ich war bereits entwaffnet. Juba Riata schien klüger gewesen zu sein als ich – ich wußte keinen Ausweg.

»Ja, weshalb machen Sie selbst nicht gleich direkt dem Fräulein Gerlach Ihren Antrag?« konnte ich nur noch fragen.

»Weil ich ein geborener Eskimo bin. Wissen Sie, was ich damit meine? Nein? Das ist bedauerlich. Weil es bei meinem Volke Sitte ist, daß der Mann um die Hand derer, die er liebt und die er als sein Weib in seine Hütte führen will, durch einen anderen anhalten läßt. Zwar bin ich den Brüdern in meiner Heimat schon längst entfremdet, aber ich habe doch bis zu meinen Jünglingsjahren unter ihnen gewelt, und diese Sitte ist mir nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen; ich kann es mir gar nicht anders vorstellen, als daß ein anderer für mich den Brautwerber macht. Also gehen Sie.«

Also gehen wir! Ja, ich mußte wohl, mir blieb nichts anderes, ich wußte keinen Ausweg, mich diesem fatalen Auftrag zu entziehen. Dazu bin ich eben ein viel zu guter Kerl.

»Jetzt sofort?«

»Gewiß, jetzt sofort. Das heißt, die Zeile da, die Sie angefangen haben, können Sie ja noch fertig schreiben, so eilig ist die Sache ja nicht, als wenn man einen Walfisch harpuniert.«

»Aber sonst – wenn man nun einmal heiraten will, dann will man doch nicht noch tagelang warten.«

»Sie sind doch Christ?« konnte ich nur noch fragen, weil er noch so auf die Sitten seiner Brüder in Grönland hielt, und daß er es so eilig mit dem Heiraten hatte, schon einige Tage für eine endlose Wartezeit hielt, von einer Brautzeit gar keine Ahnung zu haben schien, kam mir doch auch nicht ganz geheuer vor.

»Jawohl, ich bin Christ. Ich bin sogar viermal getauft worden.«

»Gleich viermal?« brachte ich hervor, wahrscheinlich mit reich dummem Gesicht.

»Jawohl, viermal. Dreimal in Neuyork, und einmal in einem grönländischen Neste von einem dänischen Missionar.«

»Warum denn aber gleich viermal?!«

»Nu, weil ich eben nicht so bin. Diesen Geistlichen und Missionaren macht es doch ein ungeheures Vergnügen, seinen Heiden taufen zu können, und wenn sich nun so ein Missionar mir in dem Glauben näherte, ich sei noch ein Heide, dann hab ich mich auch immer für einen Heiden ausgegeben. Nur um dem Manne das Vergnügen zu gönnen. Habe mich immer noch einmal taufen lassen. Ich bin eben ein Gemütsmensch, für diese geldgierige Welt viel zu ideal veranlagt. Denn nicht etwa, daß ich mir die Tauferei hätte bezahlen lassen, wie es die meisten machen. Das gibts bei mir nicht! Im Gegenteil, ich habe immer die ganze Tauffestlichkeit bezahlt. Ich bin eben Idealist. Also das können Sie meiner Zukünftigen ruhig versichern, daß ich ein guter Christ bin und daß ich das mit Papieren belegen kann.«

»Haben Sie sich immer evangelisch taufen lassen?« fragte ich noch diesen ideal veranlagten Christen.

»Evangelisch, sicher, immer evangelisch. Das erste Mal wurde ich evangelisch getauft, wenn ich damals auch nichts davon wußte, ich war bezechet wie ein Kanonenrohr, aber da es nun einmal evangelisch geschehen war,

wie ich hinterher erfuhr, bin ich dann auch dabei geblieben. Ich bin doch nicht etwa so wie die Klothilde, die sich heute katholisch und morgen evangelisch taufen läßt, übermorgen jüdisch und am anderen Tage mohammedanisch wird, um irgend einen Vorteil davon zu haben. Nein, das gibts bei mir nicht. Ich bin auch wirklich fromm. Das können Sie ruhig meiner Braut sagen. Wenn ich auch nie in die Kirche gehe. Weil man da drin nicht rauchen darf. Aber das in die Kirche gehen hat mit der wahren Frömmigkeit gar nichts zu tun. Und dann können Sie auch so wenigstens Anspielungen machen, wie gut es meine Frau bei mir haben wird. Prügeln tue ich sie nicht. Das ist ausgeschlossen. Natürlich vorausgesetzt, daß meine liebe Frau nicht einmal gegen mich handgreiflich vorgeht. In diesem Falle begnüge ich mich aber, sie nur zu überwältigen und ...«

Ich machte lieber gleich, daß ich fortkam, um mich meines Auftrags zu entledigen.

»Ich mache mich unterdessen schon klar zur Hochzeit, der Trauakt durch den Segen eines Geistlichen wird dann später einmal bei Gelegenheit vollzogen!« rief mir der grönländische Idealist noch nach.

Ich fand Hildgard im Atelier ihres Bruders, der malend vor einer Staffelei stand. Er vollendete gerade ein Gruppenbild sämtlicher Argonauten, bei der Arbeit an Deck und in der Takelage verteilt.

Also ich entledigte mich würdevoll meines Auftrages – wirklich ganz ohne Scherz, meine eigene Meinung zurückhaltend, war aber noch nicht ganz fertig, hatte noch

nicht des Brautwerbers schriftliche Frömmigkeit, seinen Idealismus und sonstige geistige wie körperliche Vorzüge gepriesen, als Reinhold, der eben einen Rettungsgürtel pinseln wollte, August dem Starken rote Haare gab, plötzlich der Pinsel ausrutschte, und Hildgard die Balance verlor. Sie fiel auf einen Stuhl hin, obgleich das Schiff durchaus nicht schlingerte.

»Es – ist – doch – nicht – möglich.«

»Ganz gewiß ist es möglich. Mister Tabak will heiraten. Sofort. Hats sehr eilig.«

»Mich? Mich?!«

»Jawohl, Sie und keine andere. Nur auf Sie ist seine heiße Liebe gefallen. Na, nun machen Sies kurz. Ja oder nein.«

»Aber wie kommt er nur dazu . . . «

»Er glaubt, daß auch er Ihnen nicht gleichgültig ist, weil Sie immer nach ihm schielen.«

»Weil er so eine urkomische Figur hat.«

Die Geschwister erholten sich von ihrem Schreck, gingen auch nicht zum Scherz über, sondern nahmen die Sache ernst, so wie sie gegeben worden war.

»Was soll ich tun, um ihn durch eine Absage nicht zu beleidigen?«

»Sagen Sie doch, Sie hätten ein Gelübde abgelegt, niemals zu heiraten.«

Das junge Mädchen bekam plötzlich einen ganz roten Kopf. »Das – das – kann ich nicht, das wäre eine Unwahrheit . . . «

»Na, da sagen Sie doch, Sie wären schon vergeben, und wenns auch wirklich nicht stimmte, das kommt in solch einem Falle doch gar nicht drauf an.«

»Meinetwegen, sagen Sie ihm das.«

»Wer der Erwählte ist, das darf er wohl nicht erfahren?«

»Nein, nein, das ist ja gar nicht wahr!« rief Hildgard, noch mehr erglühend.

Ich ging, fand den Eskimo in seiner nach Tabakschmant und Tran duftenden Kabine. Obgleich ich nur zehn Minuten ausgeblieben war, hatte er sich unterdessen doch schon in vollen Wicks geworfen, sich in seinen schwarzen Anzug hineingequetscht, die Füße in die mächtigen Lackquadranten, den Zylinder auf dem Kopfe, natürlich fehlten auch die beiden Orden nicht, diesmal hatte er auch nicht, wie seiner Zeit in Marseille, Vatermörder und Schlips vergessen, nur daß dieser rot mit grünen Tupfen war, und in seinen Händen hielt er eine große Schachtel, die sicher das Brautgeschenk barg.

»Mein armer Freund, Sie kommen zu spät, und mit der lüsternen Schielerei müssen Sie sich geirrt haben – Fräulein Hildgard hat die Wahl ihres Herzens bereits getroffen. Sie bedauert ungemein.«

Die Absage brachte auf den grönländischen Freierrmann so gut wie gar keine Wirkung hervor.

»So. Hm. Schade. Wer ist der andere?«

»Das allerdings hat sie mir nicht verraten, das ist noch ein süßes Geheimnis!«

»Na, das ist mir auch ganz schnuppe!« lautete die Antwort, auf deutsch, der Eskimo hatte in den nunmehr drei Jahren ein ganz vortreffliches Deutsch gelernt. »Wissen Sie was, da gehen Sie mal zu der Fräulein Nora Pootecken, ob die mich haben will.«

Das heißt – jetzt wurde ich aber noch paffer als vorhin, da er mich mit der ersten Brautwerbung beauftragte.

»Sie wollen die Fräulein Nora heiraten?!«

»Jawohl. Die wird doch hoffentlich noch nicht vergeben sein.«

»Lieben Sie denn das Mädchen?«

»Ei gewiß. Sonst würde ich sie doch nicht heiraten wollen.«

»Ich denke, Ihre ganze Sehnsucht gilt dem Fräulein Hildgard!«

»Da haben Sie eben falsch gedacht. Da haben Sie mich einfach unterschätzt. Nein, so einseitig bin ich nicht. Also bitte, mein lieber Waffenmeister, gehen Sie zu Fräulein Nora, sagen Sie ihr mit passenden Worten, daß ich schon immer mit glühender Liebe zu ihr mich hingezogen fühle, machen Sie so ein paar Schmeicheleien, besonders ihr herrliches blondes Haar habe es mir angetan . . . «

»Das Fräulein Nora!«

»Die Nora.«

»Die hat aber schwarzes Haar.«

»Blondes.«

»Die hat schwarzes! Die Senta ist blond, Nora ist schwarz. Das ist auch das einzige, woran man die beiden Schwestern unterscheiden kann.«

Auch diese Mitteilung brachte auf Mister Tabak sehr wenig Wirkung hervor, höchstens, daß er noch etwas mächtiger qualmte, und außerdem biß er sich noch ein großes Stück Kautabak ab.

»Irren Sie sich nicht?«

»Ganz bestimmt nicht. Nora ist die schwarze, Senta die blonde, das liegt schon in dem Namen.«

»Dann ist der Irrtum auf meiner Seite. Aber blond muß meine Frau sein, schwarze Haare kann ich bei den Frauenzimmern nicht leiden. Also gehen Sie zur Senta, ob sie meine Frau werden will. Und wissen Sie was, mein lieber Waffenmeister, falls die auch schon vergeben ist, dann gehen Sie, damit Sie sich den Weg nicht zweimal machen, gleich zur Nora, machen Sie der meinen Antrag. Wenn sie auch schwarz ist – dann färbe ich sie blond. Also verstehen Sie? Erst zur blonden Senta und dann zur schwarzen Nora. Und natürlich dürfen die Schwestern nicht zusammen sein. Das sehe doch schlecht aus, wenn Sie sich von links gleich nach rechts drehen und dasselbe sagten. Das könnte die andere vielleicht doch kränken, und so bin ich nicht, ich will niemanden kränken. Wenn es später herauskommt – na, das ist mir egal.«

Ich ging. Was ich mir dabei dachte, will ich nicht schildern.

Aber gehorchen tat ich nicht, ich machte den Antrag gleich beiden Schwestern zusammen.

Auf diese Weise entsetzten sie sich nicht mehr wie vorhin die Hildgard, sie lachten nur.

»Dieser Eskimo ist verrückt!«

»Nein, sondern es ist eben ein Eskimo, der sich gleich viermal hat taufen lassen. Also, meine Damen, wer von Ihnen hat Lust?«

»Was sollen wir für eine Ausrede machen?«

»Diesmal wieder eine andere als Fräulein Hildgard. Ich weiß etwas. Sie, Fräulein Senta, wollen gern einwilligen, aber nur unter der Bedingung, daß er nicht mehr raucht. Und Sie, Fräulein Nora, nur unter der Bedingung, daß er nicht mehr priemt. Einverstanden?«

»Wenn er aber doch darauf eingeht?« erklang es verzagt.

»Dann,« legte ich meine Hand auf's Herz, »versichere ich den Damen auf mein Ehrenwort, daß ich selbst diejenige, die er verschmäht, heiraten werde! Genügt dieser Schwur?«

Ja, er genügte, denn die Schwestern mußten ja, wie es mit mir stand.

»Zur Vorsicht können Sie beide ja auch noch verlangt haben, daß er auch sein Schnupfen aufgibt. Das schlägt dem Fasse den Boden aus!«

Mister Tabak befand sich in derselben Stellung noch in seiner Kabine, auch die große Schachtel noch in der Hand.

»Also erst war ich vorschriftsmäßig bei der blonden Senta. Ja, sie weiß die Ehre zu schätzen, sie ist sofort bereit ...«

Da ging über das mongolische Affengesicht ein sonni- ges Lächeln.

»Habe ich mirs bei der doch gleich gedacht!«

»... aber nur unter der Bedingung, daß Sie nicht mehr rauchen.«

Da erlosch das sonnige Lächeln wieder.

»Die ist verrückt!« war es diesmal der Eskimo, der das rief.

»Das habe ich mir ebenfalls gleich gesagt, bin deshalb auch gleich zu Fräulein Nora gegangen ... «

»Nun und?«

»Ebenfalls sofort damit einverstanden. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie keinen Tabak mehr kauen.«

»Die ist ja noch viel verrückter!« erklang es in wachsender Entrüstung. Verlangen diese Weiber etwa auch noch, daß ich nicht mehr esse und trinke? Mit solchen Gänsen mag ich gar nichts zu tun haben, ein Glück, daß ich sie jetzt noch richtig erkenne, ehe es zu spät ist.

Also es genügte, das Verbot des Schnupfens war gar nicht nötig.

In Gedanken versunken öffnete Mister Tabak die Schachtel, griff vorsichtig hinein, brachte etwas zum Vorschein, das mich mit größtem Staunen erfüllte.

Ein Rosenzweig oder vielmehr zwei, einer mit roten, der andere mit weißen Rosen, prachtvolle Blumen, ganz und halb aufgeblüht und erst knospend und nicht etwa aus solchem Tuchzeug, das erkannten meine Augen doch sofort. Nein, das waren ganz natürliche, und jetzt merkte ich auch den herrlichen Rosenduft, den bisher nur der Tran- und Takaksgeruch verdeckt hatte.

»Mensch wo haben Sie denn hier an Bord diese Rosen her?«

»Die habe ich selber gemacht.«

»Was?! Das sind doch natürliche!«

»Nee. Aus Elfenbein geschnitzt, aus Mammutzahn, den man ja manchmal bei uns oben im Eise findet. Die Stengel sind aus Fischbein.«

Ich mußte die Zweige erst in die Hand nehmen, ehe ich es glauben konnte.

Wahrhaftig, alles aus Elfenbein! Aber ganz wunderbar geschnitzt! Jedes Staubfädchen darin deutlich erkennbar.

»Mensch, sind Sie denn so ein Künstler?!« staunte ich nur immer mehr.

»Künstler? Da ist doch nichts weiter dabei. Solche waserdichte Stiefeln zu machen, wie ich es kann, das ist wahre Kunst. Habe das Zeug einmal im Neuyorker Krankenhaus geschnitzt, als ich das Bein gebrochen hatte, in vier Wochen.«

»Womit sind die Rosen rot und die Blätter grün gefärbt, in allen Schattierungen?«

»Ja, das ist nun freilich ein Geheimnis diese farbige Elfenbeinätzung mit Pflanzensäften, das ich von einem Schamanen habe, von einem unserer heidnischen Priester, und das wird nicht verraten. Denn Sie wissen wohl, daß es noch ein Problem ist, wie man Elfenbein dauernd färben kann.«

Ich wunderte mich hauptsächlich über die abgetönten Farbennüancen, wie das dunkelste Rot nach und nach in das zarteste Rosa übergang, und nun noch dann diese herrliche Schnitzarbeit, exakt und naturgetreu bis ins kleinste Detail! Dieser Eskimo war ein gottbegnadeter

Künstler, ohne daß er es selbst wußte. Aber auch wir hatten ihn noch gar nicht als solchen geschätzt. Wir wußten wohl, welche erstaunliche Handfertigkeit dieser Eskimo besaß, dabei hatte er schon damals bei Ilses Geburtstag mit den wunderbaren Stiefelchen bewiesen, das zeigte er auch bei anderen Gelegenheiten, besonders seine Geschicklichkeit im Schnitzen war einfach fabelhaft, mit seinem mächtigen Messer spaltete er einen Kirschkern und schnitt innerhalb einer halben Stunde an den beiden Hälften je ein Gewinde daran, mit demselben Messer, so daß man die beiden winzigen Nußhälften wie eine Büchse zusammenschrauben konnte, dann hatte er Ilse für den Wintersport in Vancouver einen Schlitten gefertigt, aus lauter kleinen Knöchelchen. zusammengebunden, ein Wunder von einem eleganten und unverwüstlichen Schlitten, der übrigens später in unserer Erzählung noch eine Rolle spielen wird – aber erst hier bei Anblick dieser beiden aus Elfenbein und Fischbein geschnitzten Rosenzweige erkannte ich, daß dieser Eskimo ja ein tatsächlicher Künstler war!

Er legte die Rosen wieder in die Schachtel, die zur Hälfte mit einer Art Wolle, wohl fein geschabtes Fischbein, gefüllt war.

»Da ist es also mit den beiden Schwestern ooch nischt,« fing er dann wieder an. »Ja, aber heiraten will und muß ich, hab' mir nun einmal vorgenommen, und wenn ich mir so was vornehme, dann setze ich's auch durch. Was haben wir sonst noch von Weibern an Bord?

Die Klothilde? Nee. Die ist so schwarz, daß man sie überhaupt gar nicht blond färben kann, und mir auch sonst viel zu haarig. Wenn man der den Schnauzbart wegrasiert, hat sie in einer halben Stunde ja nur noch einen längeren wieder. Da könnte ich ja bloß egal färben. Die sechs arabischen Weiber kenne ich noch nicht, die sind ja erst ein paar Stunden an Bord, und da müßte man doch überhaupt die Katze im Sack kaufen. Blicke nur noch die – die – ja, mein lieber Waffenmeister, was meinen Sie? Wollen Sie noch mal zur Patronin gehen und für mich bei der um ihre Hand werben? Ob die mich wohl nimmt?«

Wie er das gesagt hatte, und wie er mich dabei still von der Seite zweifelhaft ansah, da war es vorbei mit meiner Selbstbeherrschung.

Da fiel ich auf das Sofa und lachte, daß mir die Tränen über die Backen rannen.

Er tat, als würde er sehr böse, ich merkte aber gleich, daß es nur Verstellung war.

»Na, was gibts denn da zu lachen? Oder Sie denken wohl, ich bin so ein Esel? Sie glauben wohl, ich wüßte nicht, wie es zwischen Ihnen und der Patronin steht? Machen Sie, daß Sie hinauskommen, wenn Sie mich für so dumm halten!«

»Die Mama Bombe,« lachte ich noch immer aus vollem Halse, »die Mama Bombe fehlt noch, und die wird Ihre Werbung ganz sicher annehmen!«

»Machen Sie, daß Sie hinauskommen, sage ich!« stellte er sich immer wütender. »Sonst gebrauche ich Hausrecht, denn das ist hier meine Kabine, in der Sie gar nichts zu

suchen haben! Jawohl, gehen Sie zur Frau Patronin, nehmen Sie hier das Gelumpe mit, ich schenke es ihr, als Verehrung, aber ich denke ja gar nicht ans Heiraten, weiter fehlte ja nichts. Naus!«

Ich nahm den Kasten und verschwand.

Auf diese Weise also blieb Mister Tabak unbeweibt, und Helene, so sehr sie auch lachte, als ich ihr berichtete, war doch entzückt über das herrliche Geschenk.



Wir hatten den Suezkanal anstandslos passiert.

»Fertig!« sagte Vater Abdallah, als wir in das Mittelländische Meer steuerten.

Nach seinen Angaben war eine größere Kabine mit schwarzem Tuch austapeziert worden, der alte Araber hatte sich ab und zu darin eingeschlossen, immer längere Perioden machend, bis er zuletzt tagelang darin verweilt hatte, tatsächlich ohne etwas zu essen, und nicht nur einmal, sondern wiederholt, die letzte Hungerperiode hatte vier Tage und vier Nächte gewährt, und dem Alten schien das Fasten ganz gut zu bekommen.

»Jetzt habe ich meine Geister in diesen Raum gebannt, sie gehorchen mir. Oder ich will mich so ausdrücken, wie Ihr realistischen Abendländer, die Ihr an nichts glaubt, was Ihr nicht mit Fäusten packen könnt, sagen würdet: jetzt bin ich imstande, in diesem Raume jede nur denkbare Illusion vorzugaukeln. Allerdings zunächst nur immer

einer einzigen Person. Dann später, wenn ich – wie ungefähr Ihr Euch ausdrücken würdet – mehr Energie in mir aufgestapelt habe, können es auch zwei Zuschauer sein, zuletzt hoffe ich, daß der ganze Raum besetzt sein kann, und die Illusionen werden mir gelingen. Für mich freilich ist es etwas anderes als Illusion und Gaukelei.«

Einer nach dem andern betrat die schwarze Kabine, der »Magier« gaukelte ihm etwas vor, meist jedem etwas ganz anderes.

Was er vorführte, dabei will ich mich jetzt nicht weiter aufhalten, da ich schon einmal davon erzählt habe. In diesem schwarzen Zimmer war dem Alten einfach gar nichts unmöglich. Später werde ich noch einiges schildern, wenn sich der alte Araber noch mehr vervollkommen hat, obgleich man jetzt schon glauben mußte, daß er seine Phantasiegebilde gar nicht mehr übertreffen könne.

Etwas anderes will ich hier erwähnen.

Die wunderbaren Gaukeleien, welche die indischen Fakire mitten auf der Straße wie auf Bestellung im Salon aufführen, beruhen auf Tatsache.

Ich meine: früher, und es ist noch gar nicht so lange her, hat man die Wahrheit solcher Erzählungen überhaupt angezweifelt.

Na, da geht doch hin nach Indien! Da tritt ein zerlumpter oder mehr ganz, als halbnackter brauner Kerl mitten auf die wenig belebte Straße, entlockt, um sich bemerkbar zu machen, einer Pfeife mit schwillen Tönen eine schreckliche Melodie, dann, wenn das Publikum kommt, zieht er mit weißem Sand oder Farbe um sich

einen weiten Kreis, nimmt eine Mangonuß, kratzt die Erde zwischen den Pflastersteinen etwas auf, dort steckt er die Nuß hinein, macht seine Beschwörungsformeln, und aus dem Pflaster kommt ein grüner Halm heraus, er wird zum Bäumchen, und innerhalb einer Viertelstunde oder noch kürzerer Zeit steht ein gewaltiger Mangobaum da, die Blätter rauschen im Winde, er wirft regelrechten Schatten, er treibt Knospen, die sich zu großen Früchten entwickeln.

Dabei kann es vorkommen, und kommt oft genug vor, daß ein Fuhrwerk oder Radfahrer oder Straßenpassant mitten durch diesen Baumstamm hindurchgeht. Denn das alles ist »natürlich« nur eine Illusion. Man sieht sie nur innerhalb des Kreises, den der Gaukler vorher gezogen hat. Tritt man außerhalb dieses Kreises, so verschwindet der Baum sofort. Auch innerhalb des Kreises läßt er sich nicht photographieren.

Ein zweites Kunststückchen, das man in den indischen Städten und Flecken tagtäglich sehen kann, ist das Verwandeln eines Tieres in andere Gestalten. Gewöhnlich wird irgend ein Hund hergenommen, ein eigentümlicher Griff in den Nacken, das Tier scheint plötzlich den Starrkrampf zu bekommen, es steht wie ein Holzbock da, ein Korb wird über ihn gedeckt, wieder herabgenommen – da hat sich der Hund in ein Schwein verwandelt. Beim nächsten Abnehmen des Korbes hat das Schwein einige kleine Ferkel, die quiekend herumlaufen. Ehe man aber zugreifen könnte, ist der Korb schon wieder darüber gedeckt dann liegt das Schwein mit durchschnittener Kehle

blutend am Boden. Und sofort, bis wieder der Hund da ist und davonläuft.

Man wird gegen derartige Gaukeleien bald derartig abgestumpft, daß man gar nicht mehr hinblickt, zumal man so ziemlich immer genau dasselbe sieht.

Wenn man die Sache nämlich genauer beobachtet und verfolgt, so wird man finden, daß jeder Fakir – richtiger aber Yogi, – der Fakir ist eigentlich etwas ganz anderes – immer nur ein und dasselbe Kunststückchen macht. Der kann nur einen Mangobaum wachsen lassen, der zweite nur ein Orangenbäumchen, jener macht immer nur das Experiment mit dem Hunde, der vierte wirft immer nur einen Strick in die Luft, läßt ihn frei stehen und klettert hinauf, und so fort. Jeder Gaukler ist immer nur auf eine einzige Illusion geacht.

Aber nicht nur das, sondern man wird auch finden, daß es immer ganz genau derselbe Mangobaum ist, den er hundertmal wachsen läßt, jeder Ast hat genau dieselbe Lage, der Schatten fällt auch oft falsch, unnatürlich ja, verschiedene Gaukler bringen auch immer nur ein und denselben Mangobaum hervor.

Die Sache ist eben die, daß dann alle diese Yogis ein und denselben »Guru« gehabt haben, Führer oder Lehrer, durch den sie geschult worden sind, sie lassen in ihrem Gehirn ein und dasselbe Bild entstehen, das sie durch Gedankenübertragung den Zuschauern imaginieren.

Das sind die gewöhnlichsten Kunststücke, die man tagtäglich auf den Straßen der indischen Städte zu sehen bestimmt, und der armselige Fakir ist froh, wenn er dafür

eine kleine Kupfermünze zugeworfen bekommt. Anders ist es mit den Vorstellungen in geschlossenen Räumen, die nur auf einer höheren Stufe stehende Yogis geben, welche entweder danach bezahlt sein wollen – aber das Geld fließt in die Tempelkasse – oder solch eine Vorstellung ist überhaupt nur durch Machtspruch einer hohen Persönlichkeit möglich.

Bevor ich nun solch einen Bericht wiedergebe, will ich noch erwähnen, daß diese indischen Yogis oder Fakire, die öffentlich auftreten, durchweg keine Brahmaisten oder Buddhisten sind, wie man fälschlicherweise immer annimmt, sondern es sind Mohammedaner. Brahmaisten und Buddhisten gibt es ja in Vorderindien überhaupt nur noch ganz spärlich, der Mohammedismus ist die herrschende Religion. Wohl gibt es auch unter jenen verschiedene Priesterkasten, die solchen Hokuspokus betreiben, aber das ist bei denen eine heilige Sache, die sie nicht so ohne weiteres der Öffentlichkeit preisgeben. Diese Yogis, die wir immer sehen, sind keine Fakire, sondern indische Derwische, gehören entweder der Sekte Ruffais oder der Aissawas an. Auch unser Vater Abdallah war ein Aissawai, war in einem ihrer Klöster ausgebildet worden.

Nun gebe ich die Übersetzung eines Berichtes wieder, von dem englischen Obersten Harry Goddard, erschienen in der Zeitschrift »The united service journal for naval und militarys magazine«, London 1883, Nummer 116. Oberst Goddard hat später noch auf Verlangen die

buchstäbliche Wahrheit seines Berichtes vor einer wissenschaftlichen Kommission der »Psychic Research Company« durch sein Ehrenwort erhärtet.

»Ich hatte – im Jahre 1881 – von einem Missionar gehört, daß die der Sekte des Scheiks Rufai angehörigen Fakire sich schadlos Dolche und Schwerter in den Leib stießen, die Zunge abschnitten und wieder ansetzten, die Augen ausrissen und so weiter. Ich lachte darüber und äußerte zugleich: sobald einer dieser Ruffai beim Regiment, Scheikh Kurim genannt, vom Urlaub zurückkehre, wolle ich mir die Sache ansehen.

Die Rückkehr erfolgte, und es wurden die nötigen Anstalten gemacht, um meinem Wunsche zu entsprechen. Ein breites Zelt wurde an dem zum Versuche bestimmten Tage aufgeschlagen, fünfzig Lampen wurden herbeigebracht, dazu Schüsseln mit Arsenik und Pflanzen einer Kaktusart, deren Milchsaft, wenn nur ein Tröpfchen auf die Haut fällt, sofort Blasen zieht. Weiter wurden alte, schon getragene, eiserne Ohrgehänge, Armbänder, Dolche, Schwerter, eine Art breiter Stahlspieße, sowie anderes furchtbar aussehendes Gerät herbeigeschafft. Zugleich fanden sich etwa zwanzig jener Ruffai ein, die alle Arten von Trommeln schlugen.

Als alles bereit war, verließen fünf Offiziere (sie werden mit Namen aufgezählt) die Speisetafel, und mit uns drangen etwa hundert Sepoys (eingeborene Soldaten) in das Zelt. Als wir niedergesessen und alles still geworden, begann die Zeremonie mit einer Art Gesang aus ihren heiligen Büchern, und die Trommler fielen im Takte

ein. Der Sang und Klang wuchs mehr und mehr in Stärke und Schnelligkeit an, bis sie sich alle in Ekstase gebracht hatten. Nun griffen sie, während sie fort und fort den Körper in schwingender Bewegung hielten (für den Okkultisten sei bemerkt, daß hierbei also ausgesprochener Korybsantismus respektive Schemanismus vorliegt), nach den aufgestellten Instrumenten und dem sonstigen Hinzugebrachten. Einige durchbohrten sich die Wangen mit einem Spieß, andere die Zunge, ein dritter die Kehle, worauf sie sich mit Schwertern und Dolchen und anderen schneidenden Instrumenten durchstachen. Noch andere schnitten sich ihre Zunge ab und brachten sie wieder zurück in den Mund, wo sie sofort wieder anwuchs. Arsenik und eine Giftpflanze wurden herbeigebracht und von einem in Masse und ohne Schaden zu sich genommen, während die anderen die Ohrgehänge wie Leckerbissen verschlangen.

Das geschah alles eine halbe Elle vor meinen Knien, denn sie kamen mit ihren Lanzen dicht an mich heran, damit ich mich durch den Augenschein überzeugen könne, daß kein Betrug dabei sei, und ich gestehe, daß mir dabei übel wurde und es mir überhaupt einen widrigen Eindruck machte. Auch weiß ich bis heute nicht, was ich davon halten soll. Ich bin nicht abergläubisch und obgleich viele achtungswerte Eingeborene mir sagten, diese Dinge begaben sich in der Wirklichkeit und daß, wenn ein Betrug dabei unterliefe, sie ihn längst entdeckt haben würden, wollte ich doch nicht glauben, was meine Augen sahen.

Als ich das Zelt verließ, sagte ich wie zufällig: ich würde mehr auf diese Kunst halten, wenn ich ihre Leistungen einmal bei offenem Tageslicht ohne Lärm, Bewegung und umständliche Vorbereitung sähe. Als ich nun am anderen Nachmittag um zwei Uhr, meine Zeitung lesend, ganz allein auf meinem Bette lag, kam ihr Kazuf zu mir herein, unter den Armen allerlei Instrumente tragend, die er auf den Boden warf. Er nahm nun eines derselben und stach es sich in die linke Wange, dann ein anderes in die rechte, dann ein drittes durch die Zunge, welches, weil nach oben gerichtet, durch die Nase drang, während er mit einem vierten seine Kehle durchbohrte. Dann schnitt er sich mit einem scharfen, hellpolierten Messer also, daß es ihm drei Zoll tief in den Leib drang, ohne daß ein Tropfen Blut aus der Wunde, die wirklich entstand, floß. Nun wollte er daran gehen, sich auch die Zunge abzuschneiden, aber ich bat ihn, davon abzulassen, weil mich ein Ekel überkommen hatte. Der Mann war wie rasend und blickte furchtbar, das Gesicht mit dem Instrumenten bespickt und mit aller Macht stechend und hauend. Ich beteuere, daß ich die Instrumente aus dem Fleisch ziehen sah ohne eine Spur von Blut und Narbe, und daß die Quantität des verschluckten Arseniks an die drei Unzen (ca. 85 Gramm) betrug. Ich kann kaum sagen, daß ich es glauben kann, was ich sah, und bin doch bereit, die Wahrheit vor Gericht zu beschwören, so daß man mich gegebenen Falles als Meineidigen belangen könnte.«

So weit der Bericht des Colonel Goddard, der die Wahrheit dann also auf Verlangen auch wenigstens mit seinem öffentlichen Ehrenwort bekräftigt hat.

Es wäre nicht nötig gewesen, denn es gibt noch tausend andere Europäer, die dasselbe erzählen können.

Weshalb nun, kann man da fragen, kommen nicht solche indische und arabische Fakire und Derwische nach Europa um mit ihren phänomenalen Gaukeleien goldene Berge zu ernten?

Erstens, lautet die Antwort, weil es ihnen verboten ist, denn dies hängt alles mit dem Kastenwesen und ihrer Religion zusammen, zweitens, weil sie die Phänomene nur innerhalb eines gewissen Gedankenkreises den sie um sich ziehen, erzeugen können, außerhalb ihrer Heimat würde es ihnen wohl gar nicht möglich sein; und drittens und letztens kommt es überhaupt wohl einmal vor, daß solch ein Fakir oder Derwisch die Gesetze seiner Kaste und Religion bricht und sich in Europa produziert. Dann aber versagt ihm entweder aus dem zweiten Grunde seine Kraft, er wird als Betrüger »entlarvt«, oder aber, er wird von denen, welche die Sache wissenschaftlich erklären wollen, einfach totgeschwiegen.

Es ist noch gar nicht so lange her – im Jahre 1912 – als ein indisches Geschwisterpaar, aber ebenfalls Mohammedaner, zur Sekte der Aissawas gehörend, alle Hauptstädte Europas bereiste und auch in Deutschland sich öffentlich produzierte.

Sie durchstachen sich an den verschiedensten Körperstellen, oder das konnte auch irgend ein Fremder aus

dem Publikum besorgen, sie brachten sich mitten über dem Leib diese Schnittwunden bei, begaben sich unter das Publikum, man sah die Wunden, konnte sie befühlen, jeder Arzt hatte das Recht, die Wunden näher zu untersuchen, ja, die Wunden wurden sogar photographiert – dann fuhren sie mit der flachen Hand darüber, und die Wunde war verschwunden.

Hier kommt also noch etwas anderes hinzu als nur einfache Gedankenübertragung, etwas, wofür wir noch gar keinen Ausdruck haben, wenn man nicht gleich von Zauberei sprechen will. Denn die Wunden ließen sich von der photographischen Platte fixieren, der von einem Dolche durchbohrte Kehlkopf wurde mit Röntgenstrahlen durchleuchtet und ebenfalls photographiert.

Was sagen denn nun die aufgeklärten Männer der Wissenschaft zu dieser Sache?

Keinen Mucks sagen sie!

Kolumbus wurde verhöhnt; Savonarola wurde verbrannt; den Galilei warf man in den Kerker. Und so ist es noch Tausenden ergangen, welche ihre Erkenntnis einer Wahrheit gepredigt haben.

Weshalb? Weil diese erkannte Wahrheit, die sie predigten, der anderen gelehrten Welt nicht in ihren Kram paßte.

Heute wird alles, was der gelehrten Welt nicht in den Kram paßt, einfach totgeschwiegen. Man ist viel schlauer geworden. Man tötet nicht mehr die böse Person, sondern man tötet die böse Sache.

So ist zum Beispiel Schopenhauer bei Lebzeiten konsequent totgeschwiegen worden, so wird noch heute Kants Lehre von der persönlichen Wiedergeburt totgeschwiegen. Dieses Werk ist in keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands zu haben, und dennoch existiert es, seine Echtheit kann nicht angezweifelt werden, und dennoch weiß niemand, dessen Sache dies nicht ist, etwas davon. Es wird totgeschwiegen. Das ist auch so ein Kunststück, das man schier gar nicht begreifen kann.

»Die »psychic Research Company«, ein Verein gelehrter Okkultisten, die ihren Sitz in London und Chikago haben, befaßt sich mit der wissenschaftlichen Erklärung solcher Phänomene.

Es gibt auch deutsche Schriften dieser Art, die kürzeste und dennoch beste ist wohl die von einem Inder verfaßte »Hindu-Hypnotismus«, übersetzt von W. Bondegger, Preis 1 Mark, in jeder Buchhandlung zu haben.

Da wird also gesagt, daß es eine ganz besondere Art von Hypnotismus ist, deren sich die Fakire und Derwische bedienen.

Dabei wolle man bedenken, daß es noch gar nicht so lange her ist, daß überhaupt der ganze Hypnotismus als ein Aberglaube betrachtet wurde, gerade von den Männern der Wissenschaft, die gar nichts davon wissen wollten. Heute ist das nun schon wieder überwunden, heute spielt der Hypnotismus in ärztlichen Kreisen bereits eine große Rolle.

Nun aber gibt es noch eine ganz andere Art von Hypnotismus seit Jahrtausenden schon den Indern bekannt

und von ihnen ausgeübt, dann auch von den Arabern, aber immer streng als religiöses Kastengeheimnis behütet.

In jener Schrift wird auch gesagt, wie man sich diese magische Kraft aneignen kann.

Da freilich wird es, schon bei der ersten Bedingung, den meisten so gehen wie dem Jüngling, der zu Jesus tritt: »Meister, was soll ich tun, um in das Himmelreich zu kommen?« – »Halte die zehn Gebote.« – »Die habe ich gehalten von Jugend auf.« – »So verkaufe alles, was Du hast, und gib es den Armen.«

Da ging der Jüngling betrübt von dannen, denn er hatte viele Güter.

Es handelt sich darum, sein Gehirn, sobald man will, vollständig gedankenleer machen zu können, um dann nur den einzigen Gedanken, den man haben will, voll und ganz zu erfassen. Das ist aber leichter gesagt als getan. Da muß man gar nicht mehr wissen, was Zorn und Ärger ist – und auch nicht mehr, was Freude. Da muß man erst gänzlich für die Welt absterben. So etwas wie Sorge darf es nicht geben.

Und das ist nur der erste Teil. Dann kommt der zweite Teil, der in asketischen Übungen zur Stählung der Willenskraft dient. Der ist in jener Schrift weggelassen, und das ist recht. Es gibt Bücher, welche solche asketische Übungen lehren wollen, aber das ist Frevel. Hierzu gehört unbedingt die persönliche Anleitung eines »Gurus«,

eine Führung. Wer diese asketischen Übungen durch eigene Kraft ausführen will, verfällt unrettbar dem Wahnsinn.

---

Einer nach dem andern von der Besatzung ging in die schwarze Kammer und ließ sich von dem alten Araber etwas vorgaukeln. Vater Abdallah war unermüdlich.

»Wunderbar, ganz erstaunlich, fabelhaft!« erklang es dann regelmäßig, wenn der Betreffende nach etwa einer Viertelstunde wieder herauskam. »Wie ist so etwas nur möglich? Habe ich denn das nur geträumt?! Ich war aber doch immer bei vollem Bewußtsein!«

Nun will ich eine ganz merkwürdige Episode schildern, die auch nicht des Humors entbehrt. Nämlich wie dieser arabische Magier seinen Meister fand. Und zwar in niemand anders als in unserem Segelmacher.

Zuerst kamen ja die Hauptpersonen des Schiffes daran, dann aber wußte sich Oskar, frech wie immer, gleich vorzudrängen, noch vor die Offiziere. Also er verschwand in der Kammer, in der eine elektrische Glühbirne hing, die Tür wurde immer verschlossen.

Ich bin ja nicht dabei gewesen, aber Oskar erzählte es uns später ausführlich.

Was der alte Araber ihm alles vorgaukelte, dabei will ich mich nicht weiter aufhalten. An Phantasie fehlte es ihm jedenfalls nicht, und er war so gefällig, jedem immer wieder etwas anderes vorzuzaubern. Wahrscheinlich

amüsierte es ihn selbst, oder er wollte sich überhaupt in dieser Kunst üben und weiter ausbilden.

Also Oskar hatte schon die verschiedensten Wunder gesehen, und er staunte tatsächlich, machte daraus auch kein Hehl. Sein dreister Schalk schien ihn einmal ganz verlassen zu haben.

»Willst Du sonst, noch etwas sehen, mein Sohn?« fragte Vater Abdallah gütig wie immer, als er die Figur, die aus einer Photographie herausgetreten war, sich ganz lebendig bewegend, wieder erstarren ließ.

»Ich darf nach Belieben wählen?«

»Ja, jetzt sollst Du noch ein Phänomen auf Deine Bestellung haben. Jeder kann ja auch beliebig viele ganz nach eigenem Wunsche wählen, nur jetzt nicht, die anderen wollen doch auch drankommen. Später mehr. Was also willst Du sehen? Was soll ich Dir vormachen?«

»Ich möchte Petern hier haben.«

»Peter, wer ist das?«

»Das müssen Sie als Magier doch gleich wissen was ich meine.«

»Wie soll ich das wissen?«

»Na mal los! Ich will Petern hier haben.«

»Gut, wollen mal sehen.«

Und verschmitzt lächelnd griff Vater Abdallah hinter sich und brachte vorsichtig den Peter zum Vorschein, unseren Igel.

Der Leser versteht doch nun. Das war alles nur Imagination durch Gedankenübertragung. Es war gar nichts

vorhanden, der Betreffende glaubte dies alles nur zu sehen und zu fühlen und zu erleben. Im übrigen läßt sich das nicht weiter erklären, das ist nun auch erledigt.

»Wahrhaftig, unser Peter!« staunte Oskar. »Wo haben Sie den plötzlich her? Der schläft doch jetzt gewiß in seiner Strohkiste. Wie kommt der plötzlich durch die verschlossene Tür?«

So staunte Oskar, während er den Igel hin und her drehte und sich mit Absicht an seinen Stacheln blutig ritzte.

Der Alte läschelte verschmitzt und vergnügt wie immer.

»Sonst noch etwas? Einige Minuten gebe ich Dir noch Zeit, aber Du mußt Dich beeilen.«

»Lassen Sie Petern einmal auf den Hinterbeinen tanzen und über den Stock springen!« kam der Matrosenwitz jetzt zum Vorschein.

»Einen Igel auf den Hinterbeinen tanzen und ihn über den Stock springen lassen?« lächelte der Alte. »Mein Sohn, Du verlangst viel. Aber Dein Wunsch soll in Erfüllung gehen.«

Und der Igel machte erst »schön«, erhob sich noch höher auf den Hinterpfoten und begann possierlich zu tanzen.

Hat man das schon einmal von einem Igel gesehen?

Ich könnte Bücher über die Dressur der allerverschiedensten Tiere schreiben. Denn ich habe da Erfahrungen gesammelt. Ich weiß, wie man es einem Pudel innerhalb einer Stunde lehrt, daß er einen Stock auf der Nase

balanciert, daß jede Katze innerhalb eines halben Tages über den Stock springt und apportiert; ich weiß, wie Zirkusdirektor Busch einem Pferde das Schlagen von Salto mortales beibrachte, was aber beim öffentlichen Auftreten verboten wurde; ich weiß, wie man Gänse abrichtet, daß sie einen Wagen ziehen; aber einen Igel kann man nicht auf den Hinterbeinen tanzen lassen.

»Peter, Peter, was Du alles kannst!« staunte Oskar. »Na, nun lassen Sie ihn auch noch über den Stock springen.«

Der Alte griff hinter sich, hatte einen Stock in der Hand, hielt ihn vor sich hin, einen halben Meter hoch und der Igel sprang gehorsam darüber.

Das ist also eine Unmöglichkeit, die man nur im Traume erleben kann.

»Nun durch einen Reifen!«

Weshalb sollte der Igel nicht auch durch einen Reifen springen? Der Alte mußte einen solchen nur in seine Hand zaubern, und Peter sprang, auch auf Oskars Kommando.

»Nun soll er die Wand hinaufklettern.«

Schön, der Igel kletterte wie ein Eichhörnchen die Tuchwand hinauf, daran herum und wieder herab. Das gibts also bei einem Igel nicht etwa! Der kann nicht einmal eine Böschung von 45 Grad erklimmen, dazu ist er viel zu plump, dazu sind seine Füße nicht eingerichtet.

»Nun ist's aber genug,« sagte der Alte, »es ist Kaffeezeit.«

Noch befand sich der Igel zwischen den beiden, die am Boden hockten, und schnell griff Oskar danach, nahm Petern zwischen die flachen Hände.

»Kann ich den Igel mitnehmen?«

»Gewiß, das kannst Du!« lächelte der Alte.

Gut. Oskar pfpfote das stachlige Tier in die weite Tasche seiner Teerjacke.

Was daraus wurde, mußte er wissen. Solche Wünsche, etwas mitzunehmen, wurden ja oft geäußert.

Sobald man die doppelte Tür passiert hatte, verschwand jeder mitgenommene Gegenstand aus der Tasche wie in den Händen. Allerdings konnten Ausnahmen stattfinden. Diese »Magier« sind doch zugleich ganz geschickte Taschenspieler, die auch so ziemlich die Gedanken erraten können. Es konnte also sein, daß der Alte schon vorher seine Vorbereitungen traf, schon etwas mit in die Kammer nahm, welche man dann zu sehen und mitzunehmen wünschte, wahrscheinlich suggerierte er auch diesen Wunsch erst.

Aber bei dem Igel war das natürlich etwas anderes, der würde dann spurlos verschwinden.

Die beiden erhoben sich, verließen die schwarze Kammer. Es war ein günstiger Zufall, daß der Alte von selbst mitging, um den Kaffee einzunehmen, sonst hätte ihn wohl Oskar aus irgend einem Grunde dazu aufgefordert, oder er hatte eben mit Absicht gerade diese Sitzung vor der Kaffeezeit gewählt.

Aus der schwarzen Kammer trat man erst noch in einen kleinen Vorraum, der nicht erhellt war, dann kam

man auf den Korridor des Kajütenaufbaues, bis auf Deck waren es nur noch wenige Schritte.

So traten die beiden zusammen, ziemlich gleichzeitig, an Deck, in den hellen Sonnenschein.

»Wahrhaftig, ich habe mich wirklich an dem Igel blutig gestochen!« stutzte Oskar, seine linke Hand betrachtend.

Denn dort zeigten sich die blutigen Male, die er sich an dem Igel mit Absicht geholt hatte.

Aber zu staunen brauchte er darüber eigentlich nicht. An Bord wurde ja jetzt über nichts weiter gesprochen als über diese Gaukeleien des arabischen Magiers, wir wußten doch schon recht gut, wie der die Sache machte, so weit es sich überhaupt erklären ließ.

Solche Merkmale, die man zu haben wünschte, brachte der Gaukler eben dem im Halbschlafe befindlichen bei, ohne daß jener etwas davon ahnte, wenigstens nicht von der Art und Weise, wie dies geschah. Man konnte ja auch verlangen, daß einem die Hand abgeschnitten wurde. Die war dann nach dem Verlassen des Raumes sofort wieder angewachsen. Wenn man aber etwa einen plötzlich erglühenden Gegenstand angriff und sich verbrannte, und man forderte direkt, so wie es zum Beispiel Juba Riata getan hatte, man wolle dieses Brandmal auch behalten – nun, dann zog der Gaukler einfach sein Feuerzeug und drückte dem Schlafwachenden etwas brennenden Zunder auf die betreffende Stelle.

Das war an Bord schon genügend erörtert worden, auch im Mannschaftslogis, über die blutenden Stichwunden hätte der Segelmacher also nicht so zu stutzen brauchen.

»Da siehst Du, daß es eben doch nicht so einfache Gaukelei ist, was ich Dir da drin vorgemacht habe!« lächelte der Alte.

»Ja, dann muß ich doch auch den Igel . . . wahrhaftig, da ist er!«

Und Oskar brachte vorsichtig aus seiner weiten Tasche den Igel zum Vorschein.

Jetzt war es Vater Abdallah, der ein ganz verdutztes Gesicht machte, freilich nicht lange, dann lächelte er verschmitzt.

Der Segelmacher hatte eben diese Sache vorbereitet, hatte von vornherein die Absicht gehabt, sich unseren Igel vorgaukeln zu lassen, hatte in dem dunklen Korridor einen Kameraden postiert, der ihm dann beim Verlassen der schwarzen Kabine den Igel heimlich zugesteckt hatte.

So kalkulierte der überaus schlaue Alte, und so war es auch in der Tat gewesen.

Aber Vater Abdallah ging weiter auf den Scherz ein, wußte ihn gleich für sich selbst auszunützen.

»Da siehst Du, mein lieber Sohn, daß ich Dir nicht nur Illusionen vorgegaukelt habe, wie Du wohl meinst, sondern ich habe Euren Igel durch meine Geister wirklich in das Zauberzimmer tragen lassen.«

»Hm, dann muß er doch auch hier schön machen und auf den Hinterbeinen und die Wände hinauflaufen können!« meinte Ostar nachdenklich.

»Nein, mein Sohn, da verlangst Du zu viel von Eurem Igel.«

»Weshalb denn? Weshalb soll er denn das nicht auch hier draußen können?«

»Nur drinnen in dem Zauberzimmer haben meine Geister dem Tiere solche überigehafte Fähigkeiten verliehen.«

»Na, ich wills doch mal probieren.«

Und Oskar setzte den Igel an Deck hin.

»Schön, Peter, schön!« kommandierte er mit erhobnem Zeigefinger.

Und Peter erhob sich auf seinen Hinterbeinen

»Tanze, Peter, immer tanze!«

Und der Igel begann in ganz possierlicher Weise aus den Hinterpfoten zu tanzen.

»Allo hopp, Peter!«

Oskar hatte einen Besen genommen, hielt den Stiel einen halben Meter über den Boden, und der Igel sprang mit einem zwar possierlich aussehenden, aber doch eleganten Satz darüber hinweg.

Das tat er mehrmals auf Kommando, ebenso sprang er durch einen Reifen, und zwar noch viel höher, als nur einen halben Meter.

»Hopp, Peter, hopp!«

Dabei klopfte sich Oskar auf die linke Schulter, der Igel lief an seinem Körper hinauf und setzte sich ihm auf die Schulter, lief auf Kommando wieder herab.

»Hoch, Peter, hoch!«

Oskar klopfte gegen die Kajütenwand, und der Igel klomm diese mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchens hinauf, bis oben aufs Dach, kletterte wieder herab, und zwar kopfüber mit der größten Geschwindigkeit, und dann kletterte er nicht mehr, sondern er sprang gleich die Wand hinauf, sprang ebenso mit einem einzigen Satze auf Oskars Schulter.

Was sonst noch während dieser erstaunlichen Vorstellung geschah, das ist kaum zu beschreiben.

Nämlich was der alte Vater Abdallah für ein Gesicht dazu machte.

Denn wenn er auch sonst mit Igel n nicht sehr vertraut war, das mußte er doch unbedingt wissen, daß ein Igel unmöglich auf den Hinterbeinen tanzen und Wände hinaufklettern kann. Ebensogut könnte man das Letztere auch von einem Schweine verlangen.

Und hinter dem alten Araber nun stand Oskar, den Finger im Monde, ebenfalls ein unbeschreibliches Gesicht machend, aber kein verdutztes, sondern ein überaus pifffiges und spöttisches, und fast die ganze Mannschaft stand herum, mit ganz ähnlichen Gesichtern.

Es war eben eine abgekartete Sache, die freilich noch der Erklärung bedarf.

»Inschallah, Alschallah!« staunte der Alte immer wieder, als der Igel jetzt nochmals flink wie ein Wiesel die

holzbeschaltete Kajütenwand hinaufzief. »Das ist – das ist ... ja gar nicht mööglich! Ein Igel, beim Barte des Propheten ein Igel!«

Da legte ihm Oskar von hinten die Hand auf die Schulter und blickte ihm seitwärts ins Gesicht

»Ja, ja, Väterchen Abdallah, wir können Dir auch etwas vorgaukeln.«

»Vorgaukeln? Ich bin – ich bin ... doch nicht hypnotisiert?!«

Und der Alte zupfte sich zur Vorsicht auch noch an Nase und Ohr.

»Nein, das ist – das ist ... Zauberei!«

»Jawohl, ganz echte Zauberei, die aber dem Licht der Sonne stand hält!«

»Ein Igel, ein Igel!« staunte der Alte immer weiter.

»Du glaubst wohl nicht, daß es ein Igel ist? Hopla, Peter!«

Ein Klopfen auf seine Schulter, und der Zauberigel saß mit einem mächtigen Satze drauf, Oskar nahm ihn zwischen die flachen Hände, hielt ihn dem Alten hin.

»Ist das etwa kein Igel?«

Vater Abdallah der etwas kurzsichtig war, aber keine Brille trug, brachte seine Nase dicht über das Stacheltier, betastete es.

»Natürlich, ein ganz richtiger Igel – ein Igel, der auf den Hinterbeinen tanzt, über den Stock springt, meterhoch und die Wände hinaufläuft! O Allah, wie bist Du groß!« –

Die Sache ging noch weiter. Ich will sie aber abkürzen, gleich die Erklärung geben.

Es war nämlich gar kein Igel!

Unser Peter hatte in der Hafenhöhle des Seelandsfelsens das Zeitliche gesegnet, und gerade, als man seinen Leichnam fand, hatte sich in einer aufgestellten Falle wieder einmal eine Ratte gefangen. Denn ein Schiff ohne Ratten gibt es gar nicht, nicht einmal unsere vielen Katzen konnten das Schiff davon freihalten.

Bei diesem gleichzeitigen Zusammentreffen war unserem Segelmacher wieder einmal ein genialer Gedanke gekommen, den er natürlich zu einem lustigen Streiche verarbeiten mußte.

Er nahm sich sowohl des toten Igels wie der lebendigen Ratte an. Ersteren häutete er ab und gerbte das Fell fein säuberlich, letztere dressierte er.

Die Ratte ist ein sehr kluges Tier, läßt sich ganz leicht zu den verschiedensten Kunststückchen abrichten. Wie gesagt, ich könnte über die Dressur aller möglichen Tiere Bücher schreiben. Der ehemalige Cowboy hatte dabei ursprünglich seine Geheimnisse gehabt, die er aber dann nicht mehr hütete, und wir alle haben ihn seiner Zeit beobachtet, und man wußte nicht, ob man mehr über seine Genialität oder über die Einfachheit staunen sollte, mit der er den verschiedensten Tieren alle möglichen Kunststückchen beibrachte.

Ich will hier nur eine ganz kurze Ausführung machen. Zunächst ist natürlich nötig, daß man Tiere scharf beobachtet, den Charakter und die Lebensweise desjenigen,

daß man abrichten will, genau kennt. Ein Affe muß natürlich ganz anders behandelt werden als ein Hund oder Pferd oder Katze oder Ratte.

Schläge gibt es dabei gar nicht, der Hauptfaktor, die Triebfeder ist einzig und allein der Hunger.

Eines der selbständigsten Tiere, das zwar zum Hause gehört, sich aber am wenigsten vom Menschen sagen läßt, ist wohl die Katze, unsere gewöhnliche Hauskatze.

Zu meiner Kinderzeit wußte man überhaupt noch gar nichts von zu Kunststücken abgerichteten Katzen, hielt es wohl für ganz unmöglich, und was ich dann in Varietees von dressierten Katzen gesehen habe, das war wenig genug, während es doch ein leichtes ist, dieser Hauskatze die höchste Dressur beizubringen.

Man nimmt eine gewöhnliche Katze her, läßt sie einen Tag hungern, stellt vor ihr ein Brett auf, zeigt ihr ein Stückchen Fleisch, wirft es ihr sichtbar hinter das Brett – natürlich springt die Katze über das Brett, wenn man dafür sorgt, daß sie nicht herumlaufen kann. Man klemmt sie einstweilen einfach zwischen die Knie.

Das tut man noch dreimal, dann braucht man kein Stück Fleisch mehr sichtbar zu werfen, die hungrige Katze springt von allein, in der Hoffnung, jenseits des Brettes ein Stück Fleisch zu finden. Das muß sie nun natürlich auch nachträglich bekommen.

Von jetzt an springt die Katze sofort, wenn man ihr nur das Brett vorsetzt. Zur Belohnung bekommt sie natürlich immer ein Stückchen Fleisch. Es ist ganz erstaunlich wie schnell das die Katze kapiert hat. Ich habe es auch einst

nicht geglaubt, habe es aber bei Dutzenden von Katzen probiert. Es gelingt immer. Das Alter des Tieres spielt dabei gar keine Rolle.

Dann setzt man mehrere Bretter in einigem Abstand hintereinander, legt hinter jedes ein Stückchen Fleisch oder sonst einen Leckerbissen. Die Katze überspringt eine Barriere nach der anderen. Später springt sie erst recht, wenn sie nicht hinter jedem Brett ein Stück Fleisch findet. Zuletzt, das heiße schon nach einer Stunde Dressur, springt sie überhaupt über die Bretter, sobald sie dieselben nur ausgebaut sieht. Das scheint bei ihr ganz mechanisch zu werden. Natürlich hinterher immer ihre Belohnung.

Dann hält man ihr einen Stock vor, sorgt dafür, daß sie nicht durchkriechen kann, um nach dem Fleisch zu gelangen. Oder man kann den Stock auch gleich über ein Brett halten. Es muß eine sehr beschränkte Katze sein, die nicht nach ganz kurzer Zeit über jeden Stock springt, meterhoch. Sie sieht kein Fleisch mehr liegen, aber sie weiß, daß sie hinterher ein Stück bekommt.

Ganz rätselhaft ist es – mir wenigstens dünkte es so seiner Zeit – wie man einer Katze das Apportieren beibringen soll, das Zurückbringen eines weggeworfenen Gegenstandes.

Nichts einfacher als das. Wenn man das Rezept dazu kennt.

Man nimmt eine hölzerne, hohle Kugel, die sich ffnen läßt, oder eine einfache Schachtel tut es auch, durchlöchert sie an einigen Stellen, befestigt, damit die Katze sie

bequem tragen kann, ein paar Lappen daran, dann einen Haken, um eine Schnur einzuhängen, zeigt der hungrigen Katze, wie man ein Stück Fleisch hineintut, und wirft die Schachtel etwas fort.

Die Katze hin, sie riecht durch die Löcher das Fleisch, versucht die Schachtel zu öffnen, kann es nicht. An der Leine zieht man die Schachtel zu sich, dabei die Katze immer lockend, und gibt ihr jetzt das Fleisch.

Es dauert gar nicht lange, dann bringt die Katze die Schachtel ihrem Herrn von selbst. Und bald bringt sie auch jeden anderen weggeworfenen Gegenstand, den sie tragen kann, in der Hoffnung, einen Leckerbissen zu bekommen.

Hunger muß die Katze natürlich haben! Anders ist es nicht zu machen.

Aber von einer Tierquälerei ist dabei gar keine Rede.

Nach der Dressurstunde kann und soll sie sich satt fressen. Eine des Hungertodes gestorbene Katze ist nicht mehr zu dressieren. Aber für die Dressur muß sie hungrig sein. Doch auch nur während der ersten Periode. Dann macht sie das alles ganz von selbst, auch mit gesättigtem Gemüt; sie arbeitet rein mechanisch, sogar ohne Belohnung. Nur wenn man ihr ein neues Kunststück beibringen will, muß sie auch wieder hungrig sein.

Es ist ganz erstaunlich, wie man auf diese Weise eine gewöhnliche Katze abrichten kann.

Noch viel erstaunlicher aber ist, wie sich der Charakter solch einer Katze, mit der man sich auf diese Weise viel abgibt, sie nicht nur streichelt und hätschelt, verändert,

wie sie ein wirklicher Freund des Menschen wird, in ihrem Wesen sich immer mehr dem Hunde nähert. Es ist eine Umwandlung, die man gar nicht beschreiben kann, die man beobachten muß.

Und so läßt sich jedes Tier, so weit es auf genügend geistiger Höhe steht, abrichten. Natürlich muß jedes Tier individuell behandelt werden. Mir scheint manchmal, als ob die geistige Beschränkung an uns Menschen liegt. Es gilt immer gewissermaßen nur ein Problem zu lösen, wie ist dieses Tier zu behandeln und wie ist ihm dieses oder jenes Kunststück beizubringen, und ist die Aufgabe richtig gelöst, dann inkliniert das Tier sofort und hat ohne Zweifel seine Freude daran, sich vom Menschen anlernen zu lassen.

Ich würde mich dabei gar nicht so lange aufhalten, wenn diese ganze Sache nicht einen sehr ernsten Hintergrund hätte. –

Also Oskar hatte die Ratte dressiert. Ich will ihm seine Versicherung glauben, daß ihr nur versehentlich der Schwanz in der Tür abgequetscht worden war. Obgleich er sich des Geständnisses, sie mit Absicht verstümmelt zu haben, eigentlich gar nicht zu schämen gebraucht hätte, denn die Hunde, denen der Schwanz abgehackt wird, sind zahllos und was ist es denn anderes mit den meisten Pferden, die ursprünglich männlichen Geschlechts waren, und was ist es denn anderes mit all den Ochsen und Schweinen, die wir verzehren, mit den Kapaunen und Poularden usw. Der Mensch ist und bleibt eben nicht nur das größte Raubtier, sondern überhaupt das größte

Ungeheuer der Erde, und wenn es eine gerechte Vergeltung gibt – wehe uns!

Dann wurde die schwanzlose Ratte in das Igelfell eingenäht, sie mußte sich an diese Umhüllung gewöhnen, alle ihre Kunststückchen nochmals durchmachen und . . . so war eben der dressierte Igel fertig, der auf den Hinterbeinen tanzen, meterhoch über den Stock springen und hölzerne Wände und Taue hinaufklettern konnte.

Mir war es genau so gegangen wie dem alten Araber. Ich hatte an ein schier übernatürliches Wunder geglaubt, als mir Oskar die neueste Attraktion unseres Gaukler-schiffes vorgeführt hatte, einen Igel, der springen und klettern konnte. Und ich war nicht kurzsichtig wie Vater Abdallah. Aber wie ich auch meine Nase über das Tier gebracht, ich hatte nichts gemerkt. So geschickt war die künstliche Umhüllung angebracht worden. Der Kopf war frei, aber nun vergleiche man den Kopf einer Ratte mit dem eines Igels man wird sofort die überraschende Ähnlichkeit herausfinden, besonders die schwarzen, funkelnden Äuglein sind ganz genau dieselben, und wer denkt denn daran, solch einem Tiere gleich ins Maul zu sehen, um die Zähne zu untersuchen, und was weiß denn unsereins von dem Unterschiede der Pfoten und Krallen.

Nur zusammenrollen konnte sich dieser Igel nicht, aber das tat unser Peter, der nichts zu fürchten brauchte, überhaupt nie mehr.

Kurz, auch ich hatte erst eine Erklärung bekommen müssen, von allein hatte ich dieses Rätsel nicht gelöst.

Nur hatte ich sie eher erhalten, als Vater Abdallah. Denn der mußte ja noch tüchtig zappeln.

Der alte Araber blieb bei uns, er war bereit, seine magischen Fähigkeiten – denn von solchen muß man unbedingt sprechen, selbst wenn er nur Illusionen vorgaukelte – auch anderen zu zeigen, und so wurde, wenn wir in einem Hafen Vorstellungen gaben, auch die schwarze Zauberkammer dem Publikum geöffnet. Dann später, als sich der Alte mehr eingerichtet hatte, konnte er Dutzende von Personen gleichzeitig faszinieren. Freilich wurde dafür ein Extrapreis verlangt, und es kamen nur solche hinein, die ihn bezahlen konnten – alles für die Armen!

Da bekamen wir ja manchmal etwas zu hören! Unsere »Argos« war nicht mehr das Gauklerschiff, sondern das Zauberschiff. Und es nützte nicht viel, daß sich der alte Araber verpflichtet hatte, um in abergläubischen Gemütern kein Unheil anzurichten, immer eine Erklärung zu geben, so weit es sich erklären ließ, jedenfalls seine Geister dabei aus dem Spiele zu lassen. Ach was haben wir für Anträge, für Briefe bekommen! Wie viele, und nicht nur hysterische Damen, wollten ihr ganzes Vermögen opfern und außerdem noch ihre Seele dem Teufel verschreiben, um diese »Zauberei« zu erlernen!

Aber ich glaube fast: ein noch größeres Furore machte unser dressierter Igel. Da sperrten sie alle Maul und Nase auf, gerade die einfachsten Leute, wenn das ihnen so gut bekannte Stachelvieh tanzte und sprang und kletterte. Ich sehe aber auch noch um den Tisch, auf dem sich unser umgewandelter Peter produzierte, die fünf alten

Herren stehen, sämtlich mit mächtigen Glatzen, Naturwissenschaftler, Zoologen und Physiologen, geistige Kapazitäten Frankreichs, Mitglieder der Akademie – von der schwarzen Zauberkammer wollten sie nichts wissen, das war Unsinn, so etwas gab es für sie überhaupt gar nicht – aber dieser Igel, dieser Igel, daß war etwas für sie!

Und ich höre noch den einen alten Professor der Akademie, wie der einen langen Vortrag über die Anpassung der Tiere in veränderte Verhältnisse, hält – weil der Igel jahrelang an Bord eines Schiffes gelebt, sollte er das Klettern erlernt haben, dadurch auch zum Springen befähigt worden sein – und erst wie die Herren das wissenschaftliche Protokoll unterschreiben wollen, zeigen wir, daß in der Igelhaut eine Ratte steckt . . .

Ach, diese Gesichter! Ach, haben wir manchmal gelacht!

Und zu derselben Zeit gab sich Juba Riata im Zwischendeck mit einem Dressurakt ab, der tatsächlich von größter wissenschaftlicher Bedeutung war.

Wir sind von Rätseln und Geheimnissen umgeben, haben uns aber so an sie gewöhnt, daß wir sie gar nicht mehr als solche erkennen.

Jedes vierfüßige Tier, das man ins Wasser wirft, kann sofort schwimmen, auch wenn es noch nie im Wasser gewesen ist, sogar die so überaus wasserscheue Katze.

Der Mensch muß das Schwimmen erst erlernen, sonst ersäuft er. Schon das wäre einer Betrachtung wert. Nämlich weil das Nicht-Schwimmen-Können einzig und allein eine psychologische Schwäche ist. Jeder Mensch könnte

sofort schwimmen, wenn er nur wollte. Das heißt: wenn er nur wüßte, daß er es ganz von selbst kann. Wenn nicht durch die Schwimmbewegungen des Frosches; so doch durch das Paddeln aller vierfüßigen Tiere. Aber er weiß es nicht, was jedes andere vierfüßige Tier weiß? Hier happens! Dem Menschen ist mit seiner geistigen Höherentwicklung eben ein tierischer Instinkt verloren gegangen. Ganz merkwürdig ist nun, daß man das einmal gelern- te Schwimmen nie wieder verlernen kann. Alles, alles kann man wieder verlernen, in langer Einsamkeit auch die Sprache, nur das Schwimmen nicht. Wenn ein siebenjähriges Kind regelrecht das Schwimmen erlernt hat, es kommt nie wieder in tiefes Wasser, als siebzigjähriger Greis fällt dieses ehemalige Kind einmal hinein – der Mensch macht sofort wieder regelrechte Schwimmbewegungen, mindestens kann er sich auf jeden Fall über Wasser halten. Das ist als Tatsache konstatiert worden, für kürzere Perioden in zahllosen Fällen. Beim Schwimmen handelt es sich nicht um etwas Physiologisches, sondern etwas Psychologisches. In dem Kinde ist ein Bewußtseinsfehler korrigiert worden, das hält nun für die ganze Lebenszeit.

Kann denn aber wirklich jedes vierfüßige Tier sofort schwimmen?

Nein. Dann wäre das ja einmal eine Regel ohne Ausnahme. Das Kamel kann es nicht. Das sinkt unter wie ein Stein. Dabei hat es nichts zu sagen, daß es ein Wüstentier ist. Was heißt überhaupt Wüstentier. Es gibt Kamele und Dromedare und Trampeltiere genug, die nie ein

Fleckchen Wüste sehen. Eine alte Hauskatze hat nie die Stube verlassen, und wenn man sie in den Fluß, mitten in einen Teich wirft, schwimmt sie doch geschickt und sehr schnell ans Ufer. Es gibt andere Vierfüßler, die lieber verhungern, ehe sie den Fluß durchschwimmen, an dessen jenseitigem Ufer Nahrung für sie liegt, und wenn der Fluß auch nur so schmal ist, daß sie ihn fast überspringen könnten. Aber sie wissen, daß sie doch ins Wasser stürzen würden, und sie gehen prinzipiell nicht ins Wasser. Obgleich sie, unfreiwillig hineinfallend oder hineingeworfen, ganz vortrefflich schwimmen können. Aber sie verhungern lieber. Das ist ausprobiert worden, das haben wir selbst ausprobiert.

Aber das Kamel kann tatsächlich nicht schwimmen. Das wissen alle Araber und Sudanesen und Kirgisen und sonstige Züchter dieser Tiere, ob diese nun einen oder zwei Höcker haben. Sie müssen oft genug durch tiefes Wasser bugsiert werden. Man hat manchmal Gelegenheit, so etwas von Bord aus zu beobachten, im Suezkanal, bei Kantara, wo die Karawanen von Afrika nach Kleinasien hinübersetzen. Es ist eine Fähre vorhanden, sie wird aber gar nicht häufig benützt, ist auch zu klein für die manchmal ungeheuren Karawanen, wie lange soll denn das dauern. Und die Kamele müssen anderswo auch durchs Wasser.

Es ist schrecklich anzusehen! Wie die Kamele sich gebärden, was für eine furchtbare Arbeit die Führer mit ihnen haben. Bis sich das Kamel endlich in sein Schicksal

ergibt, sich hilflos durchs Wasser ziehen läßt, wobei gesorgt wird, daß nur eben der Kopf oben bleibt. Das Kamel kann nicht schwimmen.

Und das Kamel ist die einzige Tierart, die nicht mehr in wilder Freiheit vorkommt! Es gibt noch wilde Hunde genug, aber kein wildes Kamel. Zwar will der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin in Tibet wilde Kamele gesehen haben, aber er gibt an anderer Stelle zu, daß er sich auch geirrt haben kann, es mag auch eine Kamelherde gewesen sein, die ihre menschlichen Führer verloren hatte, schon vor einigen Jahren, ohne neue Herren gefunden zu haben, denn es waren keine Jungen dabei.

Denn das Kamel ist das einzige Tier, das sich nicht allein fortpflanzen kann. Es bedarf dazu unbedingt der Hülfe des Menschen. Genau so, wie das ägyptische Haushuhn nicht brütet. Während vieltausendjähriger Kultur sind seine Eier künstlich in Öfen ausgebrütet worden, dadurch hat es diesen Instinkt ganz verloren. Man kann es ihm auch nicht so ohne weiteres wieder beibringen. Noch heute hat jedes Fellachendorf seinen Brutofen. Und schließlich – da die Natur keine Lücke kennt, überall etwas Korrespondierendes hat – so kann sich auch die Dattelpalme, der älteste unter der Kultur des Menschen stehende Fruchtbaum, nicht mehr allein fortpflanzen, jede einzelne weibliche Blüte muß von Menschenhand mit einer männlichen Blüte betupft werden. Und die Edelweige, jedenfalls die zweitälteste Kulturfrucht, bringt keine reifen Früchte hervor, auch im besten Klima nicht, der

sich entwickelnde Fruchtboden muß von einer besonderen Mückenart angestochen werden, aber das ist nicht so einfach, der Mensch muß diese Mücke erst überlisten, betrügen, denn sie legt ihre Eier nur in wilden Feigen ab, in den Edelfeigen geht die Brut zugrunde. Wie dieser ganz knifflische Betrug, Kaprifikation genannt, worüber schon Plutarch berichtet, ausgeführt wird, darüber lese man im Konversationslexikon nach.

Also unter den Tieren ist einzig und allein das Kamel vollständig vom Menschen abhängig geworden, hat sich ganz und gar unter die Herrschaft des Menschen begeben – und ersäuft auch im Wasser genau so wie der Mensch.

Fürwahr, dabei kann man seine Gedanken haben!

Und dann gibt es noch ein anderes vierfüßiges Tier, das nicht schwimmen kann, das dem Menschen ähnlichste Tier: der Affe.

Der Affe geht nicht ins Wasser, und wenn er hineinfällt, dann benimmt er sich genau so drinnen wie der Mensch, zappelt so lange herum, bis er sich glücklich unters Wasser gezappelt hat.

Was soll man zu dieser Menschenähnlichkeit des Affen sagen? Ich für meinen Teil erblicke darin ein großes Geheimnis. Habe manche Stunde darüber nachgedacht. Unsererins, wenn man so einsam auf nächtlichem Ausguck steht – so einsam, ach, so einsam – mitten im brandenden Ozean – da hat man ja Zeit zu solchen Gedanken.

Im Matrosenlogis wird vielleicht mehr philosophiert als auf mancher Universität! Die Herren Professoren würden nicht schlecht staunen, wenn die einmal plötzlich,

mitten auf dem Meere, unter die Back kämen, angefüllt mit Teergestank und Tabaksqualm, worüber sich diese blutig verdamnten Matrosen unterhalten ... über das, was ihnen der brandende Ozean erzählt hat ...

Juba Riata war an das Problem gegangen, einem Affen das Schwimmen beizubringen. Gleich zweien. Dem Herrn Nebukadnezar und der Frau Fips. Ein glückliches Ehepaar, das auch sehr auf eheliche Treue hielt.

Ja, ein glückliches Ehepaar war es. Aber glücklich fühlten sich die beiden Affen jetzt bei diesem Schwimmunterricht wohl nicht. So wenig wie jetzt die »vornehmen« Hunde in Paris. Die alle, wie es nun einmal die neueste Mode verlangt, auf der Straße richtig angekleidet herumspazieren, die Herren mit Jacken und Hosen, die Hundedamen mit eleganten Röckchen, an den Füßen Lackstiefeln, und bei Regenwasser bekommen sie noch Gummischuhe an. Ja, nasse Füße bekommen diese vornehmen Hunde nicht mehr, sie sind auch sonst vor Nässe und Kälte aufs sorgsamste geschützt, sie strotzen alle vor Fett, aber ... ich habe sie gesehen – diese vornehmen Hundeviehcher hatten alle so unglückliche Gesichter!

Wie Juba Riata die Sache anfang, wußten wir nicht. Der tägliche Schwimmunterricht erfolgte in einem besonderen Raume des Zwischendecks, wo er ein großes Bassin hatte einbauen lassen, und während der Lektionen durfte kein anderer dabei sein. Nicht, daß Peitschenmüller die Dressurmethode als sein Geheimnis behüten wollte.

Auch darin war er ein ganzer Mann. Erst ein Resultat zeigen können! Vorher durfte man gar nicht mit ihm darüber sprechen.

Aber so viel wußten wir doch schon, daß es mit dem Erfolge, einem Affen die Schimmkunst beigebracht zu haben, noch nicht abgetan sein soll.

Nein, hierbei handelte es sich nicht nur um einen Dressurakt, so erstaunlich er bei Erfolg auch sein mochte, sondern es handelte sich um ein wissenschaftliches Problem.

Die Frau Fips beglückte die kleine Welt, welche doch unser Schiff bedeutete, alljährlich mit mindestens zwei Zwillingspaaren, die sie auch immer glücklich größer brachte. Wir ließen sie die Mutterfreuden bis zur Neige genießen, bis sich wieder der Futterneid einstellte – dann beglückten wir mit den kleinen Äffchen unsere Julie, unsere Riesenschlange. Das ist nun einmal der Lauf der Welt, es ging auch in unserer kleinen Welt nicht anders. Wir konnten doch nicht unser Schiff mit lauter Affen bevölkern. Es war so wie so manchmal ein einziges großer Affenhaus. Wir konnten diese in Gefangenschaft und gar an Bord geborenen Affen auch nicht in einer Wildnis aussetzen. Da wären sie elend zugrunde gegangen. Sie in andere Gefangenschaft zu geben, daran dachten wir noch weniger. Also fort damit!

Beim nächsten frohen Ereignis sollte das nun anders werden. Gesetzt den Fall, es war wirklich gelungen, den Affeneltern das Schwimmen beizubringen. Dann aber schwammen sie nicht nur auf Kommando, oder wenn sie ins Wasser geworfen wurden, sondern auch hier war so

eine Einrichtung angebracht, das Wasserbassin war dermaßen eingebaut, daß sie unbedingt durch das Wasser schwimmen mußten, um am anderen Ufer ihren Hunger stillen zu können. Also auch die ihnen angeborene Wasserscheu mußte ihnen genommen werden.

Würden nun die Affeneltern auch ihre Kinderchen dazu anhalten, daß sie das Schwimmen erlernten?

Das war es, worauf es hierbei hauptsächlich ankam. Und da durfte man wohl von einem wissenschaftlichen Problem sprechen, das es zu lösen galt.

Es wurde an Bord hierüber gar viel gesprochen. Besonders Oskar interessierte sich sehr für dieses Experiment. Der hatte sich nämlich ebenfalls speziell eines Affen angenommen, eines Mitteldings zwischen Pavian und Mandrill, eines Monstrums von Häßlichkeit, dem er den schönen Namen Schißtekabuste gegeben hatte. Das ist nicht etwa ein unanständiger Name, sondern das ist ein polnisches Wort und bedeutet Sauerkraut. An Sauerkraut hatte Oskar nun freilich nicht gedacht, als er seinen Lieblingsaffen so getauft hatte. Wir wollen ihn nur Kabuste nennen. Es war ein höchst gelehriges Tier, schade nur, daß ihm sein Herr nichts weiter als Dummheiten beibrachte. Von Oskar war ja freilich auch nichts anderes zu verlangen.

»Wenn Peitschenmüller seinen beiden Affen das Schwimmen beibringt, dann verpflichte ich mich, aus meinem Kabuste einen Klaviervirtuosen zu machen!«

So sprach Oskar, und er wartete nicht erst Juba Riatas Erfolg oder Nichterfolg ab, sondern er ging gleich ans

Werk, er brachte das abgedroschene Mannschaftsklavier, besonders von Oskars Fäusten abgedroschen, in einen unteren Raum, den er mit Seegrasmatratzen auspolsterte, und verschwand darin jeden Tag für einige Stunden mit seinem Affen. Später mußte auch noch ein zweiter Affe an dem Klavierunterricht teilnehmen.

Und warum soll man denn nicht einem Affen das Klavierspielens beibringen können? Hat er nicht die gelenkigen Finger dazu? Es gilt immer wieder nur das Problem zu lösen, auf welche Weise man das Tier veranlaßt, die Finger so auf den Tasten spielen zu lassen, daß eben ein wirkliches Spiel entsteht. Und dann natürlich darf man von solch einem Affen nicht gleich eine Lisztsche Rhapsodie verlangen. Aber daß man ihn soweit bringen kann, ein einfaches Liedchen zu spielen, davon waren wir von vornherein überzeugt.

Immerhin, wir waren äußerst gespannt, was uns Oskar später vorführen würde.

Bei dieser Gelegenheit, da wir nun einmal von musikalischen Tieren sprechen, will ich eine kleine Erzählung einflechten, einen von mir verübten Streich aus meiner Kinderzeit.

Sie kann übrigens als hierher gehörig betrachtet werden, wir saßen ja oft genug in der Kajüte zusammen und erzählten uns Schnurren, Selbsterlebtes und Gehörtes und Erdichtetes, auch Matrosen wurden manchmal herbeigezogen, ich habe ja schon einige Erzählungen aus Klothildes Munde zum Besten gegeben, und so will ich auch einmal eine von mir auftischen.

Ich würde sie betiteln:

Fräulein Seutbeers Geist.

Ich war acht Jahre alt, als mein Vater die akademischen Ferien zu einer weiten Reise benutzen wollte, wozu er mich nicht mitnehmen konnte, auch das Hausgesinde sollte einmal Urlaub bekommen, und so kam ich zur Tante Klara in Pension, die mich überhaupt reklamiert hatte.

Es war eine weitläufige Verwandte meiner früh verstorbenen Mutter, war unverheiratet geblieben, also eine alte Jungfer geworden, besaß bei Kiel eine stattliche Gutswirtschaft, die sie verpachtet hatte, sich aber im herrschaftlichen Wohnhause einen Flügel reservierend, mit Benutzung des Wagens, sogar einer Equipage und mit anderen Vorrechten.

Tante Klara kam auch manchmal zu uns, mein Vater achtete die alte Dame sehr hoch, plauderte gern mit ihr, und ich war ihr ausgesprochener Liebling, den sie immer reich beschenkte.

Aber besuchen durfte ich sie nicht. Wenigstens nicht für längere Zeit. Nicht daß ich die Schulferien bei ihr verbringen durfte, keinen Sonntag. Der Gutshof wäre doch etwas für mich gewesen. Aber die alte Dame war unheimlich ängstlich. Ich konnte in die Häckselmaschine kommen, von einer Mistgabel angestochen werden, ein wilder Ochse konnte mich auf die Hörner nehmen.

Diesmal trug Tante Klara selbst an, daß ich die Ferien bei ihr verbringen solle. Ich sei mit meinen acht Jahren

doch nun vernünftig genug, und sie wolle schon Sorge tragen, daß mir nichts passieren könne.

Also ich hinaus mit ihr. Unterwegs kaufte sie mir noch ein Paar hohe Schaftstiefeln, die ich nicht besaß. Denn so vernünftig war sie ebenfalls, um einzusehen, daß ich nicht immer bei ihr in der Stube hocken konnte, nicht an ihren zahmen Spaziergängen teilnehmen, ich wollte doch auch einmal meine Freiheit haben, sonst braucht man doch nicht auf einen Gutshof zu gehen, und mein damaliges Ideal bestand darin, Mist ausladen zu dürfen, von diesem Ideal hatte ich ihr gleich vorgeschwärmt – »Hurra, da lade ich Mist auf!« – und da kaufte mir die gute alte Dame denn auch gleich ein Paar zweckentsprechende Stiefeln.

Wir kamen an. Tante Klara zog sich gleich zur Nachmittagsruhe zurück, vorher aber wurde ein alter, besonnener Knecht, der dort sein Gnadenbrot genoß, angestellt, daß er mich nicht aus den Augen, nicht einmal von der Hand ließ.

Nun, ich wußte mir schon zu helfen. Das allererste war, noch in der ersten Stunde, daß ich in das mächtige Kühlbassin fiel, mehr als 300 Liter Vollmilch enthaltend. Und vorher war ich schon mit meinen neuen Schaftstiefeln auf dem Misthaufen herumgestampft.

Na, da war die Tante Klara nicht so, Geiz kannte die nicht, wenn mir nur sonst nichts weiter passiert war – nur der Knecht bekam seine Vorwürfe, dann bezahlte sie dem Pächter ganz ruhig den Schaden, ganz verloren war die Milch ja auch nicht, sie wurde eben dem Vieh verfüttert.

Und ich hatte das Vergnügen gehabt, einmal in einem Bassin voll Milch zu schwimmen, wirklich zu schwimmen, und sie hatte sogar herzlich darüber gelacht.

Und noch an demselben Tage erfuhr ich, weshalb mich Tante Klara eigentlich zu sich genommen hatte. Gegen Abend, als sie den Wagen anspannen ließe nahm sie mich vor, äußerst geheimnisvoll.

»Georg, Du bist trotz Deiner acht Jahre doch schon ein ganzer Mann, dessen Wort man trauen kann, wie Du auch schon bewiesen hast.«

Ja, das hatte ich.

Erst vor einem halben Jahre war es gewesen, da hatte ein Mitschüler von mir einen Streich ausgeführt, den man nicht mehr nur einen dummen nennen konnte. Er hatte, bei Gelegenheit allein in der Klasse, den Ausguß verstopft und den Wasserhahn aufgedreht, war davon gegangen, und als es gemerkt wurde, hatte schon das ganze Klassenzimmer fußhoch unter Wasser gestanden.

Durch Zufall erkannte ich das benutzte Tuch und sagte es dem Übeltäter auf den Kopf zu, daß nur er es gewesen sein könne, aber unter vier Augen. Da flehte er mich an, ihn nicht zu verraten. Und ich, der ich die Tragweite dieses bösen Streiches noch nicht überschaute, versprach es ihm.

Die Sache wurde böse, sehr böse, auch für mich. Durch Zufall brachte man heraus, daß ich an dem Verbrechen zwar nicht direkt beteiligt gewesen sein konnte, daß ich aber unbedingt den Bösewicht kennen müsse. Und hierbei handelte es sich nicht allein um so ein Schulvergehen,

sondern um Schadenersatz, der Boden des ganzen Zimmers mußte aufgerissen und neu gedielt werden, auch die Wände waren arg beschädigt worden. Vorkehrungen gegen den Schwamm und dergleichen mehr, und da mußte doch der Vater oder Vormund des Übeltäters zur Bezahlung herangezogen werden.

Kurz, ich wurde sogar polizeilich vernommen, vor Gericht geführt! Und ich gab zu, den Verbrecher zu kennen, das konnte ich gar nicht mehr leugnen, aber ich hatte ihm, ganz leichtsinnigerweise, versprochen, ihn nicht zu verraten, und nun verriet ich ihn auch nicht, da gab es bei mir nichts!

Es war wirklich eine ganz böse Zeit für mich, ich wurde zwei Wochen lang als ein verstockter Verbrecher betrachtet, der in die Korrekptionsanstalt gehörte. Allerdings nicht von meinem Vater, der überhaupt absolut nichts dazu sagte. Aber sonst immer zwischen dem Direktor und der Polizei hin und her, immer von einem Verhör zum andern.

Bis sich der Übeltäter endlich selbst meldete. Ohne von mir dazu aufgefordert worden zu sein. Das verbot mir wiederum mein Stolz. Er kam in eine andere Schule, gleich in eine andere Stadt. Dann war die Sache erledigt, auch für mich. Der Schuldirektor verzieh mir, in recht eigentümlicher Weise – er drückte mir die Hand, daß er sie fast zerquetscht hätte. Es war ein gediegener Mensch, der alte Herr. Und besonders die Studenten, die viel in unserem Hause verkehrten, feierten mich geradezu als Helden.

Dies also meinte Tante Klara.

Und nachdem ich ihr mein achtjähriges Ehrenwort gegeben hatte, weihte sie mich in ihr tiefes, tiefes Geheimnis ein.

Wenn ich es jetzt verrate, so ist das natürlich etwas ganz anderes; die sind schon alle tot, und überhaupt ist das Ganze nur ein dummer Schnickschnack.

Was mir Tante Klara nun damals offenbarte, das verstand ich ganz und gar nicht, das mußte erst so nach und nach kommen, und dann sah es ja noch bunt genug aus in meinem Kindergehirn.

Die Sache war folgende:

Damals war aus Amerika der Spiritismus ganz frisch auch nach Deutschland importiert worden, man sprach viel über die Experimente des bekannten Professor Zöllner in Leipzig, auch in Kiel bildeten sich schon Gesellschaften, die es wenigstens zuerst mit dem Tischrücken und Geisterklopfen versuchten.

Von dieser geistigen Epidemie war auch das »Kränzchen« ergriffen worden, dem meine Tante angehörte.

Es waren sechs begüterte Damen, lauter alte Jungfern, die sich Abend für Abend zum Kränzchen zusammenfanden, von sieben bis zehn, um Karte zu spielen und zu klatschen, und das Kränzchen ging immer reihum.

Jetzt also waren sie auf den Spiritismus gekommen. Erst probierten sie es einmal mit dem Tischrücken und Tischklopfen. Aber wie gewissenhaft sie auch mit den Händen die sogenannte magnetische Kette bildeten und

obgleich sie stundenlang geduldig ausharrten, dazu heilige Lieder sangen oder Hokuspokus trieben, das Tischchen wollte sich nicht drehen, nicht ein bißchen wackeln, noch viel weniger eine Geisterkunde aus der vierten Dimension klopfen, oder wenn es sich doch einmal etwas gedreht hatte, so mußte die eine oder die andere Jungfer zuletzt zugeben, ein bißchen nachgeholfen zu haben. Ebenso entstanden manchmal auch ganz irdische Klopf-töne.

Kurz und gut, das trieben die alten Damen nun schon seit einigen Wochen Abend für Abend, und die Geschichte wollte nicht gehen. Aber deswegen verloren sie den Mut nicht, in anderen spiritistischen Zirkeln sollte der Tisch doch wie wahnsinnig tanzen und trommeln, auch wenn kein Medium anwesend war.

Sie machten es eben noch nicht richtig, es fehlte noch irgend etwas dabei. Andere Spiritisten deswegen um Rat zu, fragen, da schämten sie sich, wie sie den Hokuspokus überhaupt ganz, ganz geheim betrieben. Es gab schon damals solche spiritistische Rezeptbücher genug, wie noch heute, die konnte man sich postlagernd schicken lassen, aber es nützte nichts, die Sache ging nicht.

Nun hatten sie wieder solch eine Schrift direkt von einem Berliner Medium bezogen, gegen einen fabelhaften Preis. In diesem spiritistischen Rezeptbuch standen aber auch ganz fabelhafte Sachen. Man müsse gewisse Zauberformeln hersagen, dann würde sich der Tisch ganz gewiß, drehen und klopfen, und nicht nur das, sondern es würden wahrscheinlich auch Tote sichtbar erscheinen,

mindestens die wunderbarsten Spukvorgänge vor sich gehen. Am besten gelänge es, wenn man einen ganz »frischen« Toten zitiere, das heißt einen Menschen, der erst vor ganz kurzem ins Jenseits gefahren sei, nicht länger als drei Tage. Der mache sich nach jenen Zauberformeln ganz gewiß bemerkbar.

Aber man müsse bei alledem auch sehr, sehr vorsichtig sein! Sehr leicht könnten durch die Beschwörungsformeln auch unsaubere Geister und böse Dämonen angezogen werden, welche die Anwesenden schwer an Leib und Seele zu schädigen vermögen.

Doch hiergegen gibt es ein untrügliches Schutzmittel. Der Sitzung braucht nur ein unschuldiges Kind beizuwohnen, braucht sich nur in dem betreffenden, von vier Wänden eingeschlossenen Raume aufzuhalten, dann wagen sich die »Schemot schel schedim«, das sind eben die unsauberen Geister und bösen Dämonen, nicht einzumischen. Ja, dieses unschuldige Kind, vorausgesetzt daß es wirklich noch ganz unschuldig ist, vermag die Anwesenheit dieser bösen Geister, wenn sie sich unberufen einstellen, sofort zu fühlen, dann braucht es nur die Zauberformel »Adon olam jigdal« mehrmals auszusprechen, und die bösen Geister verschwinden sofort. Vorausgesetzt aber ist, daß die anderen Anwesenden, welche Geister zitieren wollen, vorher das Zimmer verlassen. Also durch Aufforderung des Kindes, welches die bösen Dämonen instinktiv merkt. Dann, wenn die Luft rein ist, ruft das Kind die Zirkelmitglieder wieder herein, die Sitzung

kann fortgesetzt werden, mit bestem Erfolge, ohne daß noch böse Dämonen zu fürchten sind.

So sagte die hektographierte Rezeptschrift des Berliner Mediums.

Ich bemerke hierzu – was ich freilich erst viel, viel später erfuhr, eben erst durch unseren Doktor Isidor, als ich diese ganze Sache erzählte – daß dies alles aus der Kabala stammt, jüdische Geheimbücher, die sich mit »Kischuph«, mit Zauberei, Geisterbeschwörungen und dergleichen beschäftigen. Alle die Namen und Zauberformeln waren hebräische. Adon olam jigdal zum Beispiel heißt: der Herr der Welt sei erhöht.

Ja, die alten Damen hatten die größte Lust, die Sache zu probieren, sie brannten danach – hatten aber auch ganz höllische Angst vor den unsauberen Geisterin, die sie womöglich gar um ihre ewige Seligkeit bringen könnten.

Nun, da mußte man sich eben ein schützendes Kind beschaffen. Am besten, sagte die Schrift, eigne sich darin ein solches zwischen sechs und zehn Jahren, gleichgültig ob Junge oder Mädchen. Solche Kinder gab es ja massenhaft. Ob sie aber auch alle unschuldig waren? Wie das zu verstehen sei, das drückte jene Schrift nicht genauer aus. Unschuldig und sündenrein. Wenn aber ein Kind einmal lügt und ab und zu in Nachbars Garten einsteigt, so kann man es doch eigentlich nicht mehr als ganz sündenrein bezeichnen. Und dann vor allen Dingen war die Hauptsache die, daß sich die alten Jungfern ob ihrer spiritistischen Bemühungen schämten, sich genierten. Sie tagten

aber ganz im geheimen, niemand durfte davon erfahren. Sie wären doch nur ausgelacht und verhöhnt worden. Und so ein Kind plaudert doch natürlich aus.

Da, als man die Hoffnung schon aufgeben wollte, hatte man sich endlich auch meiner erinnert. Ja, ich war wie geschaffen dazu! Acht Jahre alt, von meiner Verschwiegenheit, wie man meinem Wort trauen konnte, davon hatte ich erst vor kurzem wieder einen großartigen Beweis gegeben, und ich war in den Augen dieser alten Damen wie der meisten Menschen, die mich näher kannten, der unschuldigste, sündenreinste Engel

Eigentlich stand es ja anders mit mir. Aber die alten Damen ahnten eben gar nicht, wie faustdick ich es hinter den Ohren hatte, wieviel Zentner Äpfel ich schon geerntet und was ich sonst noch für Streiche schon auf meinem Kerbholz hatte. Die Sache war nur die, daß ich so schlau war, um mich niemals dabei erwischen zu lassen, und dazu hatte mir eine gütige Natur, nach dem Grundsatz, daß dem, der sich selber zu helfen weiß, auch der liebe Gott hilft, auch noch das unschuldigste Kinder Gesichtchen gegeben.

Kurz und gut, so war die Wahl des Kränzchens auf mich gefallen, deshalb hatte mich Tante Klara für die Ferien zu sich auf ihren Gutshof genommen. Daß die alten Jungfern mit meiner unschuldigen Kinderseele einen groben Mißbrauch treiben wollten, das will ich hier übergehen. Wenn ich selbst so etwas auch nie tun würde, so sehe ich doch nichts weiter dabei, kann es wenigstens leicht verzeihen, denn die alten, abergläubischen, aber

im Grunde herzensguten Damen wurden sich der moralischen und ethischen Verwerflichkeit ihrer Handlungsweise gar nicht bewußt, dazu waren sie viel zu beschränkt, und da sie alles im Namen Gottes taten, dazu beteten und Kirchenlieder sangen, so fanden sie nichts Sündhaftes dabei. Nur ausgelacht wollten sie nicht werden!

Also Tante Klara hatte mich eingeweiht, natürlich nicht so, wie ich es hier schildere, und ich hatte Schweigen gelobt. Wir stiegen in die Equipage und fuhren zu der Dame, bei der heute Kränzchen war. Erst ein opulentes Abendbrot, dann wurden die Vorbereitungen zur Geistersitzung getroffen. Es waren fünf Damen – die sechste fehlte seit einiger Zeit – die um ein Tischchen Platz nahmen und mit aufgelegten Händen die magnetische Kette bildeten, die einfach darin besteht, daß sich die Finger der Nachbarn berühren müssen, vorher war das Gaslicht bis auf ein ganz kleines Flämmchen ausgedreht worden, so daß fast vollständige Finsternis herrschte, und nun wurde ein frommes Lied gesungen und dann jene Zauberformel immer wieder feierlich hergesagt. Ich saß dabei in einiger Entfernung in einem Lehnstuhl.

Aber wie nun auch gesungen und die hebräische Zauberformel geflüstert wurde, der Tisch wollte nicht tanzen und nicht klopfen, und von Geistern meldete sich nicht einmal ein toter Hund.

Also wieder war es nichts gewesen! Trotzdem verloren die Damen den Mut noch nicht, am anderen Abend ging dieselbe Geschichte in einer anderen Wohnung los, und das noch an vier weiteren Abenden, immer ohne Erfolg.

Die Ausdauer der alten Damen war wirklich bewundernswert, sie wäre einer besseren Sache würdig gewesen.

Was mich anbetraf, der ich immer dabei sein mußte, so kann ich nur sagen, daß ich nach und nach zu begreifen begann, was die Damen eigentlich wollten, daß ich aber deswegen auch immer ängstlicher wurde. Nicht etwa wegen der Geister, sondern wegen des Mißerfolges. Ich dachte nämlich, die Geister kämen deshalb nicht, weil ich doch nicht so unschuldig und sündenrein war, wie die Damen meinten, ich mußte, wenn ich so im Finstern saß, immer an die gemausten Äpfel und an andere Sünden denken, und schließlich könnten die Damen auch zu dieser Erkenntnis kommen. Das war es, was mir die größte Sorge machte.

Da sollte der Umschwung eintreten. Ich hatte schon gesagt, daß es in der letzten Zeit immer nur fünf Damen waren, die sechste fehlte im Kränzchen. Das war Fräulein Amalie Seutbeer. In Norddeutschland sind ja solche realistische Namen, die sich aufs Essen und Trinken beziehen, sehr häufig. Ich bin einmal auf einem Danziger Schiffe gefahren, dessen Kapitän Frettwurst hieß, der erste Steuermann Sörop, und der Bootsmann Wienfatt. Bei uns kamen die Namen Bohnsack vor – Albert der Sänger – Pieplack, was eine gelackte Portweinflasche bedeutet, und Laubskausch, was ein Norddeutsches Essen aus Stampfkartoffeln mit Salzfleisch ist.

Also Fräulein Amalie Süßbier oder Seutbeer war schon seit längerer Zeit krank, hatte schon immer die galoppierende Schwindsucht gehabt, ohne es gewußt zu haben,

jetzt war die Krankheit ins letzte Stadium getreten, schon seit einigen Tagen lag die alte Jungfer in den letzten Zügen, verbunden mit einem hitzigen Fieber.

Da wurde ja in dem Kränzchen vorher während des Abendessens viel darüber gesprochen, die anderen fürchteten immer, das sterbende Mitglied könnte im Fieber über die spiritistischen Sitzungen phantasieren, aber das geschah nicht, die Fiebernde gab sich mit ganz anderen Gedanken ab. Fräulein Seutbeer war, wie solche alte, begüterte Jungfern, die nichts weiter zu tun haben, nun einmal sind, in ihren letzten Tagen auf den Gedanken gekommen, noch Klavierspielen zu lernen, hatte Unterricht genommen, ihr Lehrer, eine besondere Methode befolgend, hatte sie gleich mit der Tonleiter anfangen lassen, was ja sonst nicht üblich ist, dazu noch als erste ermunternde Stücke, damit man vom Klavierspielen gleich etwas hat, die schönen Lieder »Mädchen, warum weinst Du« und »Hänschen klein, ging allein, in den tiefen Wald hinein.«

Weiter war Fräulein Seutbeer nicht gekommen, da war sie auf das Kranken- und Sterbebett geworfen worden, nun spielte sie im Fieberdelirium noch immer die Tonleiter über das ganze Klavier weg und das weinende Mädchen und das kleine Häuschen, und unter diesen Melodien, die sie in die Luft hinein fingerte, war sie auch ins Jenseits gesehelt.

Das war am Dienstag nachmittag geschehen, an diesem Abend fiel das Kränzchen aus, alle die Kränzchenschwestern waren am Sterbebett gewesen, schon am anderen Tage wurde sie begraben, und am Abend fand das Kränzchen bei meiner Tante statt.

So, da hatte man ja nun, wonach man sich schon immer geseht: eine ganz »frische« Tote, die man zitieren konnte. Meine Sorge, daß meine Sündhaftigkeit an den Mißerfolgen schuld sein könne, war also immer ganz unnütz gewesen. Jenes Rezept sagte doch, die Zauberformeln wirkten nur bei Seelen, die erst vor höchstens drei Tagen abgefahren seien. Solche Seelen hatte das Kränzchen aber bisher nicht auf Lager gehabt. In Kiel und Umgegend starben zwar jeden Tag einige Menschen, es mußten aber abgeschiedene Seelen sein, die sich zu ihnen hingezogen fühlten, sonst kamen sie nicht. Das ist doch immer die alte Geschichte. Ich begriff dies alles aber doch erst so nach und nach.

Also heute abend versammelte sich das Kränzchen auf dem Gutshofe bei meiner Tante. Dabei bemerke ich nachträglich, daß dieses Kränzchen den Namen »Demut« führte und die christliche Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft ausdrücken sollte. Die betreffende Hausfrau mußte an ihrem Abend das Abendessen selbst herrichten, ihre Gäste ganz allein bedienen, weswegen das Hausgesinde an diesem Abend immer Urlaub bekam. Auf diese Weise konnten die spiritistischen Sitzungen auch so geheim gehalten werden. Meine Tante hatte gar keine eigene Bedienung, das wurde alles vom Gutshof aus besorgt, wenn

sie jemanden brauchte, so rief sie durch Klingeln eine Magd.

Heute wurde das Abendessen sehr schnell eingenommen.

»Ob sie wohl kommen wird?«

Das war die große Frage, um die sich alles drehte und so zur Eile antrieb.

Dann begab man sich in das Sitzungszimmer, die Damen setzten sich um den runden Tisch, ich mußte in einiger Entfernung auf dem Sofa Platz nehmen. Gas gab es hier nicht, die auf dem Büfett stehende Petroleumlampe mußte ganz gelöscht werden, kleingedreht stank sie, dann aber stand auf dem runden Tische noch ein Nachtlämpchen, mit Benzin gespeist, für gewöhnlich mit ganz winziger Flamme brennend, die aber, wenn man das Ding hob, sofort hell brannte, weil sich dann unten ein Hebel auslöste. Denn im Dunkeln mußte wenigstens die Einleitung geschehen, dann wenn sich Spukvorgänge bemerkbar machten, durfte Licht gemacht werden, das verjagte die Geister dann nicht mehr.

Es ging wie gewöhnlich, erst ein frommes Gebet und ein Kirchenlied, und dann wurde die Zauberformel gesprochen: adon olam jigdal, adon olam jigdal, adon olam jig ...

Klapp klapp klapp klapp ging es da in dem finsternen Zimmer.

Ein allgemeines Erschrecken und mäuschenstill ward es. »Georg, warst Du das?« wurde ängstlich geflüstert.

»Ich? O nee, wie soll ich denn!«

Klapp klapp klapp klapp ging es wiederum.

»Fräulein Seutbeer, sind Sie das?« erklang es immer ängstlicher.

Klapp klapp klapp klapp.

Die magnetische Kette wurde gelöst, die Benzinlampe flammte auf, verbreitete ein geisterhaftes Licht.

»Fräulein Seutbeer?«

Klapp klapp klapp klapp.

Alle guten Geister!

Meinem Sofa gegenüber, auf der anderen Seite des Zimmers, stand ein Klavier, darüber hingen an der Wand einige Bilder, darunter auch eine Photographie des Fräulein Seutbeer, und dieses Bild wackelte ganz mächtig!

»Fräulein Amalie Seutbeer, ist das Ihr Geist?«

Klapp klapp klapp wackelte das Bild.

Nun wird der Leser sicher meinen, daß ich es gewesen bin, der die Photographie wackeln ließ, wenn sie auch vier Meter von mir entfernt war. Ich hätte einfach einen Zwirnsfaden dran gebunden und zog.

Unter den fünf Damen war eine, Fräulein Asch, die zwar alles mitmachte und wohl selbst daran glaubte, aber doch sehr resolut war und mißtrauisch obendrein, und die dachte dasselbe.

»Das ist der Junge, der hat einen Zwirnsfaden drangebunden!«

Klapp klapp.

Fräulein Asch auf und hin, mit höchst aner kennenswerter Kurage.

Nur schade, daß sie keinen Zwirnsfaden fand, wie sie auch das kleine Bild abnahm und es betrachtete.

»Was, ich soll an einem Zwirnsfaden gezogen haben?!«

Und wie ich das gekränkt sage, und wie das alte Fräulein noch die Photographie in Händen hat, da fängt plötzlich das Klavier, vor dem sie steht, zu spielen an.

La la la la la la la la.

Spielt von oben nach unten eine Tonleiter!

Da freilich war es auch mit dieser resoluten alten Dame vorbei, da sackte auch die vor Schreck gleich in die Knie zusammen.

Amalie, Amalie – bist Du es?!«

La la la la la la la, wurde die Tonleiter wieder von unten nach oben gespielt.

»Es sind böse Geister im Zimmer!«

»Hinaus, hinaus!« schreit meine Tante und eilt hinaus, und ihr nach die drei anderen.

Leider eben zusammen nur vier. Das Fräulein Asch läßt sich nicht einschüchtern, die bleibt, wie ich auch immer wieder vor unsauberen Geistern und bösen Dämonen warne, deren Anwesenheit ich instinktiv fühle.

»Amalie, Amalie – bist Du das?!«

La la la la la la, spielt der Geist von Fräulein Seutbeer.

»Mußt Du denn auch noch im Tode Klavier spielen?!«

La la la la la la la la.

»Aber wie machst Du denn das nur?!«

La la la la la la la la.

Da klappt Fräulein Asch den Klavierdeckel auf, der bisher über den Tasten gelegen hat. So wißbegierig und heroisch ist sie.

Und hiermit ist die Gespenstergeschichte aus, wenigstens will ich mich ganz kurz fassen

Tatsächlich war ich es gewesen, der das Klavier spielen ließ, in einer Entfernung von mehr als vier Metern von mir.

Freilich nicht mit meinen eigenen Händen.

Unter dem hohen Deckel lief auf den Tasten ein Meerschweinchen herum.

Nur anfangs wurde dieses Meerschweinchen noch etwas geisterhaft genommen, dann war es vorbei, das Tier war doch gar zu reell, und ich mußte gestehen, das half nun alles nichts. Denn wer anders als ich hätte der Übeltäter sein können.

Ja, ich hatte den alten Damen oder auch den lieben Geistern, besonders der Fräulein Amalie Seutbeer, von der ich so viel gehört, etwas behilflich sein wollen. Hatte mir den Plan zurechtgelegt, hatte unter den Klavierdeckel rechtzeitig, wie es sehr leicht möglich gewesen, eines der Meerschweinchen gesteckt, die es auf dem Gutshofe massenhaft gab, und an Fräulein Seutbeers Photographie einen schwarzen Zwirnsfaden befestigt, aber nicht eigentlich gebunden, sondern ihn in doppelter Länge durch die Öse gezogen. So brauchte ich nur an dem einen Ende zu ziehen, dann zog ich den ganzen Faden durch, er war dann nicht zu finden,

Das war mir gelungen, aber nicht die zweite List, die Damen aus Furcht vor »unsauberen Geistern« hinauszubringen, um dann mein Meerschweinchen schnell wieder unter dem Sofa in einer Schachtel verschwinden zu lassen. Wenigstens Fräulein Asch war zurückgeblieben, die hatte alles verdorben.

Was sonst noch daraus geworden wäre, kann man sich nicht ausmalen.

Mit meiner »Unschuld und Sündenlosigkeit« war es zwar nun vorbei, aber ich hatte auch einen großen Vorteil davon. Die alten Damen, natürlich tief beschämt, verpflichteten mich nochmals zum Schweigen, ich legte ja auch wiederum das Gelübde ab, diesmal aber unter Vorbehalt. Mehr Freiheit wollte ich haben! Und so kam es, daß ich jetzt nicht mehr mit ins Kränzchen brauchte, ob dort nun weiter Geister zitiert wurden oder nicht, und mich nach Herzenslust im Gutshof und in den Ställen und auf den Feldern herumtreiben konnte.

Das also war es, was ich ursprünglich gemeint hatte – nämlich wie auch ich schon einmal ein Tier zum Klavierspielen abgerichtet habe, freilich ohne jede weitere Dressur, das Meerschweinchen lief nur auf den Tasten hin und her, und daß es »Mädchen warum weinst Du« oder »Hänschen klein« gespielt haben sollte, das kann man von einem Meerschweinchen doch auch wirklich nicht verlangen.

### 73. KAPITEL. DAS SCHWERT DES CID.

Zum dritten Male legten wir in Para an, um auf dem Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen und Bifurkationen in den brasilianischen Urwald zu dringen.

Einzunehmen brauchten wir nichts. Proviant hatten wir noch genug, und die Ballasttanks, früher nur mit Wasser gefüllt, enthielten jetzt Petroleum, der Ölquelle des Seelandsfelsens entnommen, und trotz der langen Reise war erst die Hälfte davon verbraucht worden.

Aber wenn der Amazonenstrom auch jetzt frei für alle Schiffe ist, was vor 20 Jahren noch nicht der Fall war, so muß jedes Schiff doch in Para anlegen, um sich eine Zollrevision gefallen zu lassen. Denn Brasilien besteuert natürlich die fremden Waren. Wir hatten nichts zu versteuern, wollten nichts verkaufen, und wenn wir etwa einem anderen Schiffe auf dem Amazonenstrom oder in einem Hafen etwas von unserem überreichlichen Proviant abtraten, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen, so mußte das später gesagt werden, das wurde dann auf der Rückfahrt in Para versteuert. Deshalb brauchte also nichts unter Plombe genommen zu werden, da genügte die einfache Aussage des Kapitäns. Wenn der etwa betrog, und es stellte sich später heraus, so mußte eben die Reederei die Steuer bezahlen, eine gehörige Strafe dazu, und der Kapitän verlor natürlich sein Patent.

Aber als Kargokapitän war das jetzt meine Sache. Kapitän Martin hatte nur noch die nautische Sache, für die Fracht, und alles, was damit zusammenhängt, war jetzt

ich verantwortlich, weil ich nun einmal als Kargador registriert worden war.

Es ging einfach genug zu. Ich unterschrieb die Erklärung, daß wir alles, was wir an Bord hatten, nur für eigene Zwecke verwenden wollten, daß wurde noch im Schiffsjournal protokolliert und vom Kapitän Martin unterschrieben, und die Sache war erledigt.

»Sie haben jetzt Petroleumfeuerung?« fragte da noch der Steuerbeamte.

»Ja.«

»Wo haben Sie das Petroleum her?«

Groß blickte ich den Frager an.

»Was geht denn das Sie an?!« fuhr es mir da auch schon heraus.

Und der Beamte entschuldigte sich denn auch gleich und ging, das Schiff war freigegeben.

So einfach war die Sache denn freilich doch nicht.

Ich hatte schon oft daran gedacht, wir hatten auch öfters zusammen darüber gesprochen.

Die Zeiten sind vorüber, da ein armer Schlucker plötzlich über Reichtümer gebietet, und seine Nachbarn mögen glauben, er habe seine Seele dem Teufel verschrieben. Heute muß in solch einem Falle der Betreffende behördlicherseits Rechenschaft geben, wo er das viele Geld plötzlich her hat. Das gilt an Land, und das gilt vielleicht noch viel mehr zur See, im Schiffshandel. Da muß man bis ins Kleinste nachweisen können, wo man die Fracht und den Proviant und die Kohlen her hat.

Darüber, wegen unseres Petroleums, hatten wir also schon gesprochen. Nun, deshalb brauchten wir das Geheimnis unseres Seelandsfelsens noch nicht zu verraten. Wir wußten eben irgendwo eine Ölquelle, auf einer herrenlosen Insel oder mitten im Meere. Diese Antwort mußte genügen. Zu weiterer Auskunft waren wir nicht verpflichtet. Fahrt uns doch nach und seht selber zu, wo wir unser Heizungsmaterial herholen.

Und dieser Steuerbeamte hatte nun ganz und gar kein Recht, solch eine Frage zu stellen, da hatte ich ihm gleich die richtige Antwort gegeben.

Immerhin, die Sache gab doch etwas zu denken.

Und so dachte ich noch, als ich in meiner Kabine wieder die mir anvertrauten Papiere ordnete.

Da trat Siddy ein.

»Herr Waffenmeister, wir haben Besuch bekommen, er ist in der Kajüte, Sie müssen dabei sein.«

»Wer denn?«

»Raten Sie mal.«

Diese Einleitung hatte Siddy schon einmal gemacht.

»Doch nicht wieder unser Prospektador?!«

»Er ist schon wieder da.«

Jawohl, da stand er schon in der Kajüte, noch ganz genau derselbe! Schäbiger und fettiger konnte sein Mantel und Filzhut ja auch gar nicht werden, und zwischen denen ragte auch noch dieselbe mächtige, schiefe Habichtsnase hervor, und zwischen den Krallenfingern der linken Hand hielt er noch immer das qualmende Zigarettchen.

Außer ihm waren in der Kajüte noch die Hauptpersonen anwesend oder ich will sie gleich namentlich anführen: die Patronin, Kapitän Martin, Juba Riata, Doktor Isidor und Klothilde.

»Hier, Herr Waffenmeister,« sagte zunächst die Patronin, »ein alter Bekannter von uns. Will aber den Zweck seines hohen Besuchs nicht eher offenbaren, als bis Sie zur Stelle sind.«

»Bonas dies, Sennor Capitano,« begrüßte der mich jetzt, ließ den Stummel unter seinem Mantel verschwinden und hatte im nächsten Augenblick eine neue Zigarette in der Hand, schon brennend.

»Guten Tag, Sennor Montezuma della Estrada! Ich bin zur Stelle. Was verschafft uns die hohe Ehre Ihres werten Besuches?«

»Können wir hier unbelauscht sprechen?«

»Ganz gewiß.«

»Sie sind schon zweimal von mir getäuscht worden.«

»Das stimmt.«

»Das erste Mal versprach ich Ihnen für vierzig Millionen Chinarinde, gab Ihnen dann statt dessen einen Diamanten von demselben Werte . . . «

»Es ist gar nicht nötig, daß Sie all diese Täuschungen nochmals aufzählen.«

»Es waren nur zwei. Einmal mit dem Diamanten, das andre Mal mit dem Golde von Eldorado.«

»Diese zwei Täuschungen genügen grade.«

»Glauben Sie etwa, daß ich Sie mit Absicht betrügen wollte?!«

»Das allerdings nicht, aber ... wohin sind Sie denn damals so plötzlich verschwunden?«

»Als ich erkannte, daß das vermeintliche Gold nur gelber Glimmerschiefer war, war mein Schreck natürlich groß. Aber hier gab es nur eines, Ihnen Ersatz dafür bieten. Und ich ging sofort, ihn zu holen. Ich wurde länger abgehalten, als ich dachte. Als ich zurückkam, waren Sie bereits fort, und ich wußte nicht, wohin.«

»Und was war das für ein Ersatz?«

»Mi sabe.«

»Hören Sie, mein guter Freund, mit dieser Redensart kommen Sie diesmal nicht weit!«

»Es hat gar keinen Zweck, über diesen gleichwertigen Ersatz zu sprechen.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich das, was ich Ihnen dafür bieten wollte, gar nicht gefunden habe.«

»Aaahso!« mußte ich lachen, und die anderen mit mir.

Nur der Spanier ließ sich nicht beirren, blieb immer ganz Würde.

»Jetzt aber bin ich hier, um Ihnen einen vollen Ersatz dafür zu bieten.«

»Und das wäre?«

»Wäre Ihnen daran gelegen, nach jenem Plateau des Eldorados zu kommen, vom Meere aus, ohne erst den Amazonenstrom hinauffahren zu müssen?«

»Wie, Sie kennen solch einen Wasserweg?!« stutzte ich.

»Ob Ihnen daran gelegen wäre, frage ich.«

Die Gedanken schlossen mir durch den Kopf. Ich will sie nicht weiter schildern. Na und ob uns an so etwas gelegen wäre!

»Ja.«

»Nehmen Sie daß als Ersatz dafür an, daß Sie mit dem Diamanten und mit dem versprochenen Golde getäuscht worden sind?«

»Hierüber hat nur die Patronin zu bestimmen.«

»Ich nehme es als Ersatz an!« rief diese sofort mit leuchtenden Augen, eben den Wert solch eines Geheimnisses sofort erkennend.

»Wo ist diese Durchfahrt vom Meere aus?« fragte ich wieder.

»Mi sabe.«

»Nein, Herr, da müssen Sie sich erst näher erklären.«

»Ich spreche aber nicht vorher darüber. Sie müssen sich mir anvertrauen. Aber ich garantiere dafür, daß ich Sie auf einem aller Welt unbekanntem Wasserwege nach jenem Eldoradogebirge bringe und auch wieder zurück, und außerdem sollen Sie den Weg ganz genau aufzeichnen können, so daß Sie selbst den Rückweg finden.«

»Well, womit garantieren Sie?« ließ sich Kapitän Martin vernehmen.

»Mit dem Kostbarsten, was es auf dieser Erde gibt – hiermit!«

Und mit diesen Worten brachte die rechte Krallenhand unter dem Mantel einen Spazierstock zum Vorschein.

Allerdings einen ganz merkwürdigen Spazierstock. Wohl mehr als fünf Zentimeter breit und dabei ganz

flach, überhaupt ganz wie eine Johannesbrotschote aussehend, nur eben von der Größe eines Spazierstockes, oben mit einer Krücke.

Ich kannte diese Art von Spazierstöcken, hatte wenigstens schon vier gesehen. Zwei in einem Museum, einen in der Hand eines spanischen Granden und einen in der Hand des Fürsten Bismarck, als ich das Glück hatte, ihm einmal im Sachsenwald zu begegnen. Er hatte ihn, wie ich später erfuhr, von der spanischer Königmutter als Zeichen ihrer Verehrung geschenkt bekommen, woraus man also wohl auf die Kostbarkeit solcher Spazierstöcke schließen darf.

Das so schotenförmig geformte Stück Holz, sehr leicht und dabei äußerst hart, ist eine Wurzel des Drachenbaumes, aber nur eine Ausläuferwurzel. Der subtropische Drachenbaum ist zwar nicht der Riese unter den Bäumen, erreicht aber den größten Stammesumfang und das höchste Alter. Die berühmtesten Drachenbäume, die wirklich Reisende aus allen Weltteilen anlocken, stehen auf Teneriffa, und derjenige, der im Jahre 1868 bei Orotova durch einen Sturm gefällt wurde, konnte zweifellos auf 6000 Jahre geschätzt werden.

Und nur die allerältesten Drachenbäume, die keine Früchte mehr ansetzen, treiben solche Wurzeln, aus denen sich dann Ausläufer entwickeln. Da darf man also wirklich von einer kostbaren Seltenheit sprechen. Wenn auch nicht gerade vom Kostbarsten, was es auf dieser Erde gibt.

»Mit diesem Schwerte garantiere ich!« sagte der Spanier nochmals mit aller Feierlichkeit.

Er sprach zwar Englisch, hatte jetzt aber das spanische Wort Ladarma gebrauchst. Lado ist die Seite und arma die Waffe, also Seitenwaffe, womit man allgemein auch das Schwert bezeichnet. Ungefähr oder vielmehr ganz genau so, wie wir das Seitenmesser des Soldaten Seitengewehr nennen, obgleich wir jetzt unter Gewehr doch etwas ganz anderes verstehen.

Ja, wie ein Schwert sah dieser Spazierstock auch aus, und ich wußte schon, daß man solche Dinge einfach auch Ladarmas nennt.

»Mit diesem Schwerte,« fuhr der Spanier fort, immer noch mit größter Feierlichkeit, hat der größte Held aller Zeiten, hat der edle Cid Don Rodrigo der Campeador von Castilien den furchtbaren Sancho von Navarra überwunden, mit diesem Schwerte hat er alle seine Waffentaten vollbracht, mit diesem Schwerte hat er mehr als hunderttausend Mauren vom Scheitel bis zum Nabel in zwei Hälften gespalten!«

»Oho, nanu, nanu!« mußte ich da doch lachen. »Mit diesem hölzernen Knüppel? Wie hat er denn das gemacht?«

»So!«

Mit diesem Worte zog der Spanier an dem Griff, wie ein gleißender Blitz zuckte es durch die Luft, und er hielt mir einen breiten, glänzenden Stahl hin.

Die Wurzel war hohl, war ein Degenstock, barg aber mehr ein breites Schwert als einen Degen, nur eben mit einem einfachen Holzgriffe.

Ich griff danach, schon mit ganz großen Augen.

Alle Wetter!

Eine echte Damaszenerklinge!

Das erkannte ich sofort!

Ich hatte schon einige in Waffenmuseen gesehen, die ich niemals zu besuchen vergesse.

Über diese Damaszenerklingen wird viel Törichtes geschwätzt.

Wer kann sich rühmen, einen echten Damaszener zu besitzen?

Eine Toledoklinge mag es sein, aber schwerlich eine Damaszener, oder ihr Besitzer könnte sich auch einen echten Rembrandt oder Tizian oder Raffael leisten, also im Zimmer ein Bild hängen haben, dessen Wert Millionen repräsentiert.

Mit der alten Damaszener Schmiedekunst ist der Menschheit wieder einmal ein Geheimnis verloren gegangen, welches unsere heutigen Techniker und Gelehrten vergeblich zu enträtseln suchen. Unsere moderne Industrie, die Fabrikarbeit, die alles so schnell und billig als möglich herstellen will, hat diese Kunst vernichtet.

Stahlstränge werden zusammengeflochten, zur Klinge geschmiedet, gehärtet – und der Damaszener ist fertig.

So, nun macht das mal nach.

Wir können es nicht mehr.

Die besten Klingen werden heute noch in der königlichen Waffenfabrik zu Toledo hergestellt. Jeder Offizier, der ritterlich etwas auf seinen Degen hält, nicht nur auf so eine gewöhnliche Eigentums- waffe, läßt die Klinge dazu in Toledo schmieden. Das ist aber auch wohl das einzige, worin das einst allmächtige Spanien, auch geistig und industriell die ganze Welt beherrschend – man denke etwa an die Universität von Salamanca – noch immer unerreicht dasteht. Obgleich auch schon Fabrik genannt, wird dort doch noch jede bestellte Klinge individuell behandelt, nur ein einziger Schwertfegermeister beschäftigt sich einzig und allein mit dieser Arbeit, bis sie fertig ist – was freilich auch danach bezahlt werden muß.

Dort will man das streng behütete Geheimnis der orientalischen Schmiede, die Timur-Leng ums Jahr 1400 aus Damaskus entführte und dann spurlos verschwinden ließ, noch kennen – aber das Richtige ist es noch längst nicht.

Auch in Toledo werden Stahldrähte der verschiedensten Sorten zusammengeflochten. Aber dann, beim Schmieden im glühenden Zustande, schweißt dies alles zusammen, die Struktur geht verloren. Das Damaszieren, das Hervorbringen des Damastmusters, wird dann künstlich mit Säuren auf den Stahl geätzt, läßt sich also auch wieder mit Säuren wegätzen. Was bei den echten Damaszenern nicht der Fall ist: Gerade das Gegenteil. Je mehr man bei diesen mit Säuren ätzt, desto schärfer tritt das Muster hervor.

Wir wissen nur, daß es eine uralte indische Kunst war, als religiöses Geheimnis streng behütet, die bis nach Damaskus kam, um dort zu verschwinden. Wir wissen, daß die Schwertfeger von Damaskus ihre Stahlsorten zur Hälfte aus dem Tale von Golkanda, zur anderen Hälfte aus Persien bezogen, andere Stahlsorten konnten nicht in Betracht kommen, diese beiden mußten gemischt werden. Also die Schwertfeger von Damaskus konnten schon nicht mehr selbst den dazu nötigen Stahl herstellen. Dann wurden die geflochtenen Klingen nicht nur tage-, sondern wochenlang ununterbrochen in ganz schwacher Rotglut gehalten und immer ganz schwach gehämmert, und das Abkühlen mußte wiederum in tagelanger Verzögerung erfolgen. Aber die Hauptsache sollte dabei das Feuer sein, womit dieses genährt wurde, nur mit Kuhdünger, wozu noch andere Bestandteile kamen.

Die Sache ist also wohl die, daß diese Klingen überhaupt gar nicht gehärtet wurden, wenigstens nicht so, wie wir heute härten, durch Abschrecken des glühenden Stahls in Wasser und späterem »Anlassen«. Wer nun etwas von der Verwandlung des Eisens in Stahl weiß, der wird merken, daß es tatsächlich dabei am meisten auf das Feuer angekommen ist, genährt von sehr stickstoffreichem Brennmaterial.

Aber wir wissen nicht mehr, wie das gemacht wurde. Bei uns schweißt das Drahtgeflecht zusammen, verschmilzt zu einem Ganzen, und dann fehlten die Haupteigenschaften der Damaszener Klinge: daß ein Schleier, der

auf sie niederschwebt, zerschnitten wird, so rasiermesserscharf ist die Schneide, und daß man mit derselben Klinge einen starken Hufeisennagel durchschlagen kann, ohne daß die Schneide die geringste Verletzung zeigt.

Wer nun daran zweifelt, daß unsere moderne Technik nicht mehr so etwas fertig bringen sollte, was vor Jahrhunderten geleistet worden ist, der frage – um nur noch ein einziges Beispiel anzuführen, es gibst aber deren eine ganze Menge – einen Kunstmaler oder Kunstsachverständigen über unsere heutigen Ölfarben. Die sind wunderschön, aber halten tun sie nicht. Wir können nicht mehr, wie es die italienischen, niederländischen und spanischen und auch deutschen alten Meister für Jahrhunderte malen. Was heute gemalt wird, existiert schon in hundert Jahren als farbenprächtiges Gemälde nicht mehr. Schon die Werke von noch heute lebenden Meistern beginnen sich ganz bedenklich zu verändern, verbleichen, es werden ganz andere Farbentöne daraus. Das macht: in alten Zeiten stellten sich die Maler ihre Farben selbst her, und jeder hatte da sein Geheimnis. Wenn ein genialer Jüngling Maler werden wollte, so mußte er bei einem Meister als regelrechter Lehrling antreten, mußte erst Ölpresen lernen, wie das an der Sonne destilliert wird, mußte Farbe reiben, und das Jahre lang, nebenbei in der Malkunst selbst nur Handlangerdienste verrichten, ehe ihn der Meister für würdig fand, in das eigentliche Geheimnis der Zubereitung eingeweiht zu werden. Heute gibts doch so etwas nicht mehr. Die Farben werden aus

der Fabrik bezogen – und sind dem baldigen Untergange geweiht. –

Es war eine echte Damaszener Klinge, die ich in meiner Hand hielt!

Ich brauchte mir nicht erst vom Schiffsarzt verdünnte Schwefelsäure geben zu lassen, am oberen Teile war schon an verschiedenen Stellen geätzt worden, und je tiefer, desto schöner und schärfer trat die Damastmusterung hervor.

Man muß wohl ein Altertumskenner sein oder so ein alter Fechtbruder wie ich, der auch sonst etwas von Klingen versteht, sehr viel sogar, der auf Klingen förmlich studiert hat, um meine Aufregung begreifen zu können.

»Mensch, wo haben Sie diesen Damaszener her?!«

»Mi sabe.«

»Er stammt wirklich von dem spanischen Nationalhelden her, von dem Cid Campeador?!«

Zwischen Hutkrempe und Mantelschlitz wurden zwei der Krallenfinger etwas in die Höhe gereckt.

»Bei meiner Schutzpatronin, der heiligen Veronika von Camonna – ich schwöre es. Nur der ehemalige Knauf ist durch einen Holzgriff ersetzt worden, der von dem Drachenbaum bei Oglata stammt, der Madonna geheiligt, wie die ganze Wurzel, die jetzt die Scheide bildet.«

»Wie ist die Klinge in Ihren Besitz gekommen?«

»Mi sabe.«

»Mann, sprechen Sie doch!«

»Rechtmäßig. Schon mein Urgroßvater war rechtmäßiger Besitzer dieses Schwertes, mein Vater gab es mir

auf seinem Sterbebette, und ich habe es nie aus meinen Händen gelassen.«

Da stellte die Patronin eine Frage, an die ich jetzt nicht gleich gedacht hätte.

»Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß Sie diesen Stockdegen ständig unter Ihrem Mantel getragen hätten?«

»Si si, Sennora.«

»Schon damals, als wir Sie zuerst kennen lernten? Während Sie bei uns an Bord waren? Auf der ganzen Fahrt von Kapstadt bis hierher?«

»Si si, Sennora. Dieses Schwert ist noch nie von meiner Seite gekommen.«

Jetzt erst begriff ich, was hier eigentlich vorlag, und ich blickte den rätselhaften Mann an. Was mochte der sonst außer Zwiebeln noch alles unter dem schmierigen Mantel haben, den er nie ablegte, nie auch nur auseinanderschlug? Jedenfalls ein ganz, ganz merkwürdiger Kauz!

»Also wenn Sie uns auf einem Wasserwege von der Küste aus nicht nach jenem Eldoradogebirge führen können, dann gehört dieses Schwert der Patronin?« fragte ich dann wieder.

»No, Sennor Capitano!« erklang es zurück.

»Nein?! Nicht?! Ja was denn sonst?!«

»Nur Ihnen biete ich diese Garantie. Nur Ihnen würde dieses Schwert dann gehören.«

»Nur mir?!«

»Si si, Sennor.«

Im Augenblick dachte ich nur daran, hoffte ich, daß der Spanier sein Versprechen nicht einlösen könne, damit diese Klinge mir zufiele, so verbrannt war ich darauf.

Die anderen aber dachten an etwas anderes.

»Sennor,« begann da die Patronin, »nun sagen Sie doch endlich einmal, weshalb Sie sich eigentlich ständig so um uns bemühen!«

»Mi sabe!« wurde ausgewichen.

»Sie sagten einst, Sie wollten uns Schätze zuweisen, weil Sie von uns wüßten, daß wir davon den besten Gebrauch machen würden.«

»Si si, Sennora.«

»Wenn Sie uns aber diesen geheimen Wasserweg zeigen, so handelt es sich dabei doch um eine ganz andere Gefälligkeit.«

»Si si, Sennora.«

»Haben Sie uns hier erwartet?«

»Si si, Sennora.«

»Woher wußten Sie, daß wir wieder hierher kommen würden?«

»Mi sabe.«

»Sennor,« nahm jetzt Kapitän Martin das Wort, »kennen Sie vielleicht eine Schwester Anna?«

Hoch horchten wir alle auf!

Wie kam Kapitän Martin plötzlich auf diese Idee?!

Ja und doch, wenn man sich alles recht überlegte . . .

Gespannt blickten wir alle in das ausgemergelte Gesicht des Spaniers, so weit etwas davon außer der schiefen Nase und den funkelnden Augen zu sehen war.

»Mi sabe!« erklang es wiederum.

»Sie kennen die Schwester Anna?! Sie stehen wohl gar in ihren Diensten, sind von ihr zu uns geschickt, um uns ab und zu behilflich zu sein?«

Der Spanier machte eine Bewegung wie eine Katze, die aus der warmen Stube in den Schnee tritt.

»Wollen Sie von mir geführt werden oder nicht.«

Er gabs also keine Auskunft darüber, und da war bei diesem Manne auch jede weitere Frage zwecklos.

Ja, wir wollten uns seiner Führung nochmals anvertrauen



Wenn man eine sehr große, genaue Karte von Brasilien betrachtet, so sieht man nördlich von der Mündung des Amazonenstromes auf einer Küstenlänge von 60 geographischen Meilen, bis Kap Orange, also so weit Brasilien nach Norden reicht, einige Flüßchen eingetragen.

Ist es ein gewissenhafter Geograph gewesen, der die Karte entworfen hat, so sind diese Flüsse nur punktiert angegeben. Also man kennt ihren Lauf nicht, eigentlich vermutet man sie überhaupt nur.

Bloß der südlichste, also der erste von der Amazonas-mündung an, ist richtig eingezeichnet, aber auch nur in der letzten Strecke, vorher verliert er sich ebenfalls in Punkten. Dieser Fluß führt auch einmal einen Namen: Araguar!

Dieser Fluß ist daher etwas näher bekannt, weil an seiner Mündung einmal eine Ansiedlung gelegen hat, Destacamto. Aber auch nur bis etwa zum Jahre 1870, dann wurde sie aus irgend einem Grunde verlassen. Wahrscheinlich einfach deshalb weil die Kolonisten nicht die weltverlassenen Einsiedler spielen wollten. Auf den heutigen Karten ist dieser Flecken gar nicht mehr angegeben.

Also auf mehr als 60 Meilen geographische Länge eine vollständig unbekannte Küste, und was dahinter liegt, bis nach Peru, also durch den ganzen Erdteil hindurch, das ist noch viel unbekannter!

Seit fünf Stunden dampften wir diese Küste entlang, nach Norden hinauf. Nichts als Mangrovewald.

Der Mangrovebaum wächst in den Tropen überall da, wo Süßwasser sich mit salzigem Salzwasser mischt. Ohne dieses Brakwasser kann er nicht gedeihen. Dann aber duldet er keine anderen Bäume, umklammert und erstickt sie mit seinen Luftwurzeln.

Dabei braucht er so massenhaft nicht nur an Flußmündungen vorzukommen. Hier machte sich noch immer die Strömung des Amazonas bemerkbar, sie wird von der steigenden Meeresflut bis nach dem Golf von Mexiko hinaufgedrückt. Daher auch an der Küste allüberall der Mangrovewald.

Auf der anderen Seite, nach dem freien Meere hin, sahen wir ab und zu ein Schiff höchstens als kleinen Punkt.

Denn welches Schiff sollte es wagen, dieses noch unausgepeilte, also gänzlich unbekannte Küstengewässer aufzusuchen? Ebenso wenig kommen Fischerfahrzeuge hierher. Die halten sich doch lieber in der Nähe volkreicher Städte auf, wenigstens in diesen heißen Breiten, wo sie für ihren so leicht verderblichen Fang schnellen Absatz haben. In den tropischen Gewässern ist man ja auch gar nicht auf Fischbänke angewiesen wie im Norden.

Auch wir hätten nicht so leicht gewagt, uns ohne Grund so weit der Küste zu nähern. Mindestens wären wir, hätten wir eine Forschungsexpedition beabsichtigt, nur Viertelkraft gefahren und hätten ständig die Lotleine ausgeworfen. Aber wir trauten unserem Piloten, der die »Argos« immer volle Kraft gehen ließ.

»Haben Sie diese Küste schon wiederholt befahren, daß Sie das Wasser so genau kennen?«

»Mi sabe.«

Es hatte keinen Zweck den rätselhaften Mann zu fragen. Er hüllte sich in geheimnisvolles Schweigen wie in seinen schmierigen Mantel, und wenn die glühende Tropensonne auch alles Fett ausschmorte.

So waren also fünf Stunden vergangen, seitdem wir Para wieder verlassen hatten, auch die Mündung des Araguay hatten wir schon hinter uns, was wir nach Breitenlotberechnungen, die wir ständig machten, ja bestimmen konnten.

Da streckte unser Prospektador, der die Kommando-Brücke nicht verließ, die Hand nach Westen aus.

»Dort!«

»Dort ist die Einfahrt?«

»Si si, Sennor Capitano. Noch volle Kraft, dann halbe, dann viertel, wie ich angeben werde – bitte.«

Es geschah, wir schwenkten direkt gegen die Küste ab, fuhren zuletzt mit viertel Kraft in eine kleine Bucht ein, die man noch in einem Kilometer Entfernung vom Ufer überhaupt gar nicht bemerkt hätte. So täuschte der eintönige Mangrovewald.

»Stopp!«

Die Schraube machte einige Schläge rückwärts, und die »Argos« lag regungslos in der Bucht, war aber dabei, immer von dem Spanier dirigiert, schon um einen waldigen Vorsprung herumgekommen, so daß sie vom Meer aus gar nicht mehr zu erblicken war.

»Machen Sie eine geographische Bestimmung.«

Wir taten es.

»Werden Sie diese Bucht wiederfinden können?«

»Sicher.«

»Die Einfahrt ist von allen Seiten her dieselbe, das Wasser ist ringsum frei von Klippen und Untiefen. Nun dort hinein. Mit voller Kraft.«

Er bezeichnete die Richtung, die wir nehmen sollten, aber Kapitän Martin zögerte, den Signalapparat zu drehen, um vollen Dampf geben zu lassen, und das mit Recht.

Die Bucht war ringsum mit Mangrovebäumen eingesäumt, die mit ihren Luftwurzeln wie auf Spinnenbeinen im Wasser standen. Nur dort, wohin der Spanier

deutete, sah es anders aus, dort war ein schmaler Streifen Schilfregion, Schwertgras, drei Meter hoch, das eine sumpfige Flußmündung verriet.

»Dort hinein?«

»Si si, Sennor Capitano.«

»Mit voller Kraft?«

»Mit voller Kraft.«

»Dort ist Sumpf!«

»Eben deshalb muß volle Kraft gefahren werden, um durch die Sumpfbarrriere zu kommen. Denn als eine Barrriere kann die Strecke bezeichnet werden, sie ist kaum hundert Meter breit, dahinter ist wieder freies, tiefes Wasser.«

»Trotzdem – Mann, wissen Sie, was Sie von uns verlangen?!«

In der Tat, das war hier nichts anderes als so eine Einfahrt in das brandende Loch eines Felsens hinein, vielleicht noch viel schlimmer. Dort, wie zwischen den steinernen Schwestern oder am Seelandsfelsen, konnte man nur zerschellen, fand augenblicklich seinen Tod; hier aber rannte man rettungslos im Schlamm fest und konnte langsam verschmachten.

»Mi sabe!« lautete die Antwort auf des Kapitäns Ausruf wie immer.

»Sind Sie hier schon durchgefahren?«

»No, Sennor.«

»Was, nein?!«

»No, Sennor Capitano.«

»Wie können Sie uns denn da zu solch einem Wagnis veranlassen wollen, wie können Sie überhaupt wissen, daß der Sumpf nur . . . «

»Ich garantiere mit meinem Einsatze, mit dem Schwert des Cid, daß wir ohne jede Gefahr hindurchkommen.«

»Ach zum Teufel mit Ihrer Stockplembe! Wenn wir hier in den Schlamm rutschen . . . «

»Los Kapitän!« ließ sich da die Patronin vernehmen, deren Nüstern sich wieder einmal vor Aufregung blähten. »Ich für mein Teil traue diesem Herrn. Es sei denn, Sie halten es für nötig, erst alle Mann ums ihr Urteil zu fragen, ob sie das Wagnis unternehmen wollen oder nicht.«

»Volldampf voraus!«

Der Signalapparat hatte es geklingelt, und wir schossen los.

»Achtung vor dem Schwertgras, weg von der Bordwand!« rief der Spanier noch warnend, und wir befanden uns mitten drin in dem grüngelben Graswald.

Unser Schiff schnitt glatt hindurch. Das heißt, der scharfe Bug schob das Schilf einfach zur Seite. Infolgedessen, da das Heck sehr breit war, konnte auch die Schraube nichts niedermähen. Immerhin war es merkwürdig, wie sich die Schilfwand hinter uns sofort wieder lückenlos schloß.

Übrigens war da nicht viel zu beobachten, es ging viel zu schnell. Unser Schiff machte doch in der Stunde 12 Knoten, das sind drei geographische Meilen, da sauste in solcher Nähe das Schilf nur so an uns vorüber. Von der Gefährlichkeit dieses Schwertgrases habe ich ja

schon gesprochen. Es trägt seinen Namen mit Recht. Man kann sich daran lebensgefährliche Wunden holen, sich die Pulsadern und die Kehle durchschneiden. Unser Tauwerk freilich konnte es nicht zerschneiden, so weit geht die Sache denn doch nicht.

Sonst war nur noch zu konstatieren, daß wir keinen Widerstand am Kiel bemerkten, obwohl wir sicher durch Schlamm rutschten, spritzte er doch auch am Bug hoch auf, und nur zwei Minuten, dann hatten wir die Schilfreigion hinter uns, vor uns lag freies Flußwasser mit ganz anderem Baumbestand an den Ufern, kein Mangrovewald mehr.

»Stopp! Rückwärts! Stopp!«

Wir lagen still.

»Es ist nur, daß Sie sich die hintere Seite der Einfahrt einmal in Ruhe ansehen. Sonst können wir von hier aus ununterbrochen mit voller Kraft bis nachdem Eldorado-gebirge fahren.«

Ja, wir blickten uns um – und blickten uns einander an.

Muß man gerade Seemann sein, um die kolossale Wichtigkeit des Geheimnisses begreifen zu können, in welches uns dieser rätselhafte Spanier hier eingeweiht hatte?

So gab es also noch einen anderen Wasserweg als den Amazonasstrom, um direkt vom Meere aus in das ungeheure Gebiet des nördlichen Brasiliens einzudringen! Denn einmal drin in dem Wasserlabyrinth, standen einem

ja auch alle anderen Nebenflüsse und Bifurkationen offen, man konnte bis nach Bolivia, Peru, Ecuador und Columbien hinein, ohne den Amazonenstrom benutzen zu müssen, ihn höchstens, wenn man nach seiner südlichen Seite wollte, schnell einmal kreuzend, und die Regierung von Brasilien brauchte gar nicht zu wissen, daß sich ein fremdes Schiff in ihrem Reiche befand, man brauchte ja Para gar nicht zu passieren!

Versteht der geneigte Leser, worum es sich hierbei handelt? Von politischen und kriegerischen Vorgängen ganz abgesehen – wir wollen nur einmal an den einträglichen Schmuggelhandel denken. Wer dieses Geheimnis kannte, der drang einfach mit einem reichbeladenen Schiffe ein, ohne in Para den schweren Zoll bezahlt zu haben – und wie versteuert Brasilien den Import! – die Ware wird man sofort los, da finden sich Zwischenhändler massenhaft, denn ist die Ware einmal drin im Lande, dann ist nichts mehr zu machen, die wird gleich umgeladen, und der Schmuggler kann an einer einzigen solchen Fahrt Millionen verdient haben!

»Wer diese Einfahrt kennt, dem gehört der Amazonenstrom und seine Gebiete, der ist der Herr von ganz Brasilien und damit von ganz Südamerika!« setzte der Spanier noch hinzu, und es klang geradezu feierlich aus seinem schiefen Munde.

Der dachte also schon an kriegerische Unternehmungen! Daran aber dachten wir nicht, uns mit weltumstürzenden Kriegen zu befassen, wir wollten nur ruhig die

planlosen Seegaukler bleiben, dabei fühlten wir uns am allerwohlsten.

Trotzdem – auch Kapitän Martin blickte sich ganz ehrfürchtig um, nahm sogar die Hand aus der Hosentasche und die Mütze vom Kopfe, wenn auch nur, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen.

»Sonst kennt diese Einfahrt niemand?«

»Nein einziger Mensch. Nur die Besatzung dieses Schiffes.«

»Wie sind denn aber nun Sie zu diesem Geheimnis gekommen?«

»Mi sabe.«

Also sogar Kapitän Martin konnte solche Fragen stellen, mußte sich aber auch diese stereotype Antwort gefallen lassen.

Trotzdem war der Prospektador nicht gerade einsilbig, er sprach manchmal von selbst, gab Erklärungen, wie er jetzt wieder bewies.

»Und gesetzt auch den Fall,« fuhr er also unaufgefordert fort, »ein Schiff hätte beobachtet, wie wir in die Bucht steuerten, so würde doch kein anderes Schiff so leicht wagen, in das Schwertschilf hineinzufahren.«

Da hatte er allerdings recht, brauchte keine näheren Erklärungen zu geben. Ein uns nachfolgendes Schiff würde nur staunen, wo wir plötzlich geblieben waren. Eben wie durch Zauberei verschwunden. Denn daß wir mit unserem doch ansehnlichen Schiffe in die sumpfige Schilfregion gefahren wären, um das glauben zu können, dazu

gehörte sehr, sehr viel Phantasie. Ein anderes Schiff hätte diesen Versuch höchstens mit halber Kraft gemacht – und wäre, wie gesagt, rettungslos in dem Sumpfe stecken geblieben. Und noch weniger ließ sich dieser Sumpf mit kleineren Booten untersuchen, schon wegen des furchtbaren Schwertgrases nicht.

»Und wenn Ihr Geheimnis dort einmal bekannt werden sollte,« setzte der Spanier noch hinzu, »so können Sie es doch immer noch schützen, die Einfahrt eines anderen Schiffes hindern.«

»Auf welche Weise?«

»Einfach, indem Sie hier einige große Küstengeschütze aufstellen. Die Bastionen sind dazu schon vorhanden, die Natur selbst hat sie geliefert.«

In der Tat! Die Ufer waren hier ziemlich hoch, aber man brauchte nur ein Stück in die Wanten hinauf zu klettern, um zu erkennen, daß es nur Wälle waren, zusammenhängende Hügel, welche die Ufer begleiteten, da konnte man mit Leichtigkeit Bastionen und Batterien schaffen.

Auch Kapitän Martin war die Wante hinauf geklettert, um über die nächsten Bäume wegblicken zu können.

»So, hm, ja!« brummte er dann, wie er wieder an Deck war und die Beine schlenkerte. »Well, und einen zweiten solchen Wassereingang von der Küste aus gibt es nicht?«

»No, Sennor.«

»Nicht hier in der Nähe, meinen Sie.«

»An der ganzen brasilianischen Küste nicht, so weit nicht Flußmündungen in Betracht kommen, die aber alle bekannt sind.«

»Woher wissen Sie das so genau?«

»Mi sabe.«

»Sie sind noch niemals hier gewesen?«

»O doch, häufig.«

»Sie sagten doch vorhin, Sie wären noch niemals hier eingefahren!«

»Stimmt. Von dem Meere aus noch nicht in die Bucht hinein.«

»Ah so! Sie sind vom Binnenlande aus hierher gekommen?«

»Si si, Sennor Capitano. Häufig schon als Kind unter der Führung meines Vaters.«

»Aha! Sie sind wohl hier geboren?«

»Nicht geboren, aber ganz wie zu Hause. Ich kenne das ganze Wassergebiet des Amazonenstromes wie die Innenseite meines Mantels.«

»Aha, so so, hm, well.«

Kapitän Martin begann sich für diese Sache ganz ausnahmsweise zu interessieren. Denn sonst interessierte sich der alte Seebär für gar nichts. So mächtig wie jetzt hatte er auch noch nie mit den Beinen geschlenkert.

»Well, die Innenseite Ihres Mantels hat wohl noch niemand gesehen, eh?«

Über das mumienhafte Gesicht, so weit etwas davon zu sehen war, huschte ein verständnisvolles Lächeln.

»No, Sennor, und ich weiß recht wohl, was Sennor Capitano damit meinen.«

»Nur Sie besitzen die Kenntniss aller dieser Wasserstraßen.«

»Si si, Sennor.«

»Hatten Sie nicht auch Mitwisser?«

»Einst ja.«

»Nicht mehr?«

»No, Sennor.«

»Alle tot?«

»Mi sabe.«

Wieder blickte der Kapitän, der seine ganz besonderen Gedanken haben mußte, nach den erhöhten Ufern.

»Well – und diese Batterien wären auch nicht zu Lande zu stürmen?«

»Unmöglich.«

»Weshalb?«

»Ringsum meilenweit alles undurchdringlicher Sumpf.«

»Aha! Well, und wie lange braucht man von hier bis zum Eldoradogebirge?«

»Vierundzwanzig Stunden.«

Überrascht fuhr der Kapitän, der noch immer nach den Ufern geblickt hatte, gegen den Sprecher herum.

»Wie lange?!«

»Vierundzwanzig Stunden.«

»Mit was denn für einem Fahrzeuge?«

»Mit diesem Schiffe hier, das doch 12 Knoten in der Stunde macht.«

»Wie ist denn das möglich, daß wir denselben Weg, zu dem wir damals und auch beim zweiten Male ohne Ihre Führung eine ganze Woche gebraucht haben, jetzt in vierundzwanzig Stunden machen sollen?!«

»Einfach weil wir damals einen kolossalen Umweg gemacht haben, auch nur bei Tage gefahren sind und das nur mit halber und oft sogar nur mit viertel Kraft. Von hier aus sind wir aber doch nur 70 Meilen von Eldorado entfernt.«

Das stimmte. Wir hatten die Karte im Kopf und sie lag auch vor uns.

»Well, das ist Luftlinie. Von Para aus bis nach jener Gegend sind es auch nur 15 Meilen mehr, also 85 geographische Meilen.«

»Ja, aber jetzt fahren wir wirklich Luftlinie.«

»Was, Luftlinie?!«

»Dieser Fluß oder diese Bifurkation – wenn es nicht ein künstlicher Kanal ist – läuft schnurgerade bis an unser Ziel, und hier ist keine solche Vorsicht nötig, wie ich sie bei jenem Wege beobachten mußte, weil auch ich mich verirren konnte, wegen der unaufhörlicher Zickzacklinien und Bogen. Hier aber können wir auch bei Nacht dampfen, hätten nicht einmal einen Scheinwerfer nötig, und immer mit voller Kraft. Dreimal 24 ist 72. Es sind aber nur 70 Meilen. Wenn wir nicht innerhalb von 24 Stunden an unserer alten Stelle liegen, vorausgesetzt, daß wir sonst durch nichts aufgehalten werden, will ich mein Schwert verspielt haben!«

Starr blickte Kapitän Martin den Sprecher an.

»Wie lange waren wir schon fort, als Sie damals zurückkehrten?« fragte er dann plötzlich, doch scheinbar ganz außer dem Zusammenhang.

»Zwei Tage.«

»Waren Sie nochmals auf dem Plateau?«

»Ja.«

»Was machten die Indianer?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie müssen sie doch gesehen haben!«

»Nur einige, die um ein Feuer saßen und Fleisch bräuten.«

»Wie lange waren Sie oben?«

»Vielleicht zehn Minuten.«

»Dann traten Sie gleich den Rückweg an?«

»Ja.«

»Haben Sie den Mister – Mister ... na, wie hieß der Engländer gleich?«

»Harry Sandow.«

»Richtig. Haben Sie den gesprochen?«

»Ja.«

»Was haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Ich fragte ihn, ob er wisse, wohin die »Argos« gefahren sei.«

»Und was sagte er?«

»Er wußte es nicht. Nicht einmal, ob Sie den Amazonasstrom hinab oder hinauffahren wollten. Dann ging ich sofort wieder.«

»Hat Ihnen dieser Harry Sandow über seine sonstigen Pläne etwas gesagt?«

»Nein. Kein Wort. Ich ging sofort wieder.«

»Kennen Sie den Weg, den Sandow von Norden her zu dem Plateau hinauf genommen hat?«

»Nein, der ist mir unbekannt.«

Dies alles hatten wir bereits den Spanier befragt, er hatte dieselbe Auskunft gegeben.

Also dies alles hätte auch Kapitän Martin wissen können – wenn er zugehört hatte.

Er hatte es nicht getan, nie Interesse für diese ganze Sache gezeigt.

Ganz merkwürdig war es, was er jetzt plötzlich für ein großes Interesse daran hatte! Der mußte sich überhaupt mit ganz besonderen Gedanken tragen.

»Dann vorwärts, Volldampf voraus!« rief er jetzt. »In 24 Stunden will ich an unserem alten Landungsplatze liegen, oder ich nehme Sie beim Wort, Sie haben Ihr Schwert verspielt!«

---

Ich habe über unsere Fahrt nichts weiter zu sagen.

Man mußte wirklich an einen künstlichen Kanal glauben, so schnurgerade lief der Wasserweg, den wir benutzen, von Osten nach Westen, überall breit genug, daß ein noch bedeutend größeres Schiff bequem wenden konnte.

Und warum sollte es denn nicht ein künstlicher, von Menschen geschaffener Kanal sein?

Auch in Brasilien hat einmal ebenso wie in Pera und Mexiko eine hohe Kultur geblüht. Das beweisen die vielen Ruinen mit kolossalen Gebäuden, die man auch in Brasilien überall findet – wenn man sie zu finden versteht! Denn bei dieser fabelhaften Vegetation überwuchert doch alles schnell. Solch ein Urwald, den man uralt nennt, braucht hier nur hundert Jahre zur vollkommenen Entwicklung.

Daß es sich hier um einen künstlichen Kanal handelte, auf diesen Gedanken konnte man auch durch die Wälle kommen, die ihn ständig auf beiden Seiten begleiteten. Das waren ganz sicher aufgeführte Dämme, um diese Wasserstraße vor Überschwemmungen zu sichern, wenn sie auch von zahllosen anderen Flüssen und Bifurkationen gekreuzt wurden.

Es mußte interessant sein, das Innere dieser Dämme, auf denen jetzt riesige Urwaldbäume standen, zu untersuchen, doch hielten wir uns jetzt nicht damit auf.

Früh um elf hatten wir Para verlassen, um 4 Uhr waren wir in die Bucht gefahren und durch den Sumpf gebrochen, und noch nicht einmal 23 Stunden später legten wir wieder an unserem alten Landungsplatze fest.

»Habe ich mein Versprechen gelöst?« fragte der Spanier sofort, als die Taue um Bäume geschlungen waren.

»Sie haben es.«

»Dann bitte ich mein Schwert zurück.«

Ich ging, um es zu holen. Fast wünschte ich, er hätte sein Versprechen nicht gelöst, um diese wunderbare Damaszenerklinge behalten zu können.

»Bitte hier. Sie bleiben doch bei uns?«

»Nein, ich verlasse Sie jetzt sofort wieder.«

Er nahm den schotenförmigen Degenstock, betrachtete ihn, wog ihn in der Krallenhand, und dann richtete er seine schiefe Nase wieder auf mich.

»Wissen Sie, wann der Cid Campeador gelebt hat?«

»Im elften Jahrhundert.«

»Ja. Halten Sie es für möglich, daß schon damals über dieses Schwert, dem man nach dem Tode seines ersten Besitzers den Namen Campeadore gab, die Sage ging, mit diesem Schwert würde Amerika erobert werden?«

»Damals hatte man ja noch gar keine Ahnung von Amerika!«

»Von Amerika allerdings nicht, wohl aber ahnte man, daß im fernen Westen noch ein anderer Erdteil läge.«

»Das mag sein!« gab ich zu. »Kolumbus hatte eigentlich nur eine Sage aufgegriffen, die, wie mir wohlbekannt, tief im spanischen Volke wurzelt. Die Spanier hatten sie von den Mauren, also von Arabern, diese von den Ägyptern, welche von einem Erdteil Atlantis fabelten, im fernen Westen liegend, zum Teile vom Meere verschlungen.«

»So ist es. Sie sind sehr gut unterrichtet. Und die Sage ist in Erfüllung gegangen. Mit diesem Schwert hat Pizarro Peru erobert.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Und weiter geht die Sage, daß mit diesem Schwert einst ganz Amerika unter einem Szepter vereinigt wird –

daß der rechtmäßige Besitzer dieses Schwertes den Titel eines Kaisers von ganz Amerika führen wird.«

»So so,« lächelte ich, »wer hat denn das prophezeit?«

»Ein Seher, dessen Prophezeiungen noch immer in Erfüllung gegangen sind – Nostradamus.«

»Von diesem Astrologen, der im 16. Jahrhundert lebte und in den Ruinen von Salon hauste, habe ich schon genug gehört, er gab seine Prophezeiungen in gereimten Versen heraus, und daß er den Tod des französischen Königs Heinrichs II. vorhergesagt hat, auch die Art und Weise, nämlich im friedlichen Turnier durch einen Lanzen splitter, den er ins Auge bekam, das ist historisch nachgewiesen. Und wann soll denn nun dieses Ereignis mit dem Kaiserreich Amerika eintreten?«

»Jetzt ist die Zeit fällig geworden!« erklang es feierlich zwischen Mantelkragen und Hutkrempe.

»Nun,« stichelte ich noch heiterer, »da Sie der rechtmäßige Besitzer dieses Schwertes sind, so gratuliere ich Ihnen herzlichst als dem Kaiser des vereinigten Nord- und Südamerika.«

»Ja, ich bin sein rechtmäßiger Besitzer. Aber kann man nicht auf alles verzichten? Kann man nicht alles verschenken? Nehmen Sie!«

Und er hielt mir die lange Schote hin. Fast mit Gier griff ich danach.

»Wie, Sie wollen mir diese Damaszenerklinge schenken?« rief ich, eben nur an diese wunderbare Klinge denkend, bereit, jede Summe, die ich irgendwie auftreiben

konnte, dafür zu zahlen, mich mit jedem Gegengeschenk zu revanchieren.

Der Spanier ließ das andere Ende der Schote los, wohl zum ersten Male sah man seinen ganzen Arm, den er emporhob.

»Heil dem König von Brasilien! Heil dem Kaiser von Amerika!«

So rief er mit schallender Stimme und hatte sich im nächsten Augenblick über die Bordwand geschwungen, war in dem dichten Busch verschwunden.

#### 74. KAPITEL. DER UNTERGANG DER ARGOS.

Ganz bestürzt stand ich da.

Zunächst nur ganz bestürzt über dieses Geschenk, dessen Kostbarkeit eben gerade ich zu würdigen wußte.

»Sennor Estrella,« rief ich dann, »kommen Sie noch mal her, wie komme ich denn dazu ... ihm nach, Jungens, bringt ihn zurück!«

Fast die ganze Mannschaft hatte uns umstanden, unser Gespräch mit angehört, einige Matrosen sprangen denn auch an Land und setzten ihm nach, an der Spitze Juba Riata.

Schon nach wenigen Minuten kehrten sie resultatlos zurück.

»Seine Spur verlor sich im Wasser. Er muß dort ein Boot versteckt gehalten haben. Den erwischen wir nicht mehr, wenn er nicht will, der weiß in diesem Wasserlabyrinth zu gut Bescheid. Ja, was schwatzte der eigentlich

da? Sie, Waffenmeister, sollen durch diese Schwertschote König von Brasilien und Kaiser von Amerika werden?«

Ich empfand es als ein wahres Glück, daß dieser Sache gar keine weitere Bedeutung beigemessen wurde. Denn ich genierte mich ganz mächtig. Und wer mich damit aufgezogen hätte, mit dem wäre ich ja auch nicht schlecht längs gefahren, da hätte auch der Kapitän und die Patronin etwas von mir zu hören bekommen. Verhonibeln lasse ich mich nicht. Aber niemand dachte daran. Der verrückte Kerl hatte eben etwas geschwätzt, was er nicht verantworten konnte.

»Vorwärts, die erste und dritte Wache macht sich klar zum Marsche nach dem Plateau. Es wird gleich alles mitgenommen, was wir oben zum Sport und Spiel und sonst gebrauchen!«

So rief ich, und es kam Leben ins Schiff, alles rannte, um sich mit den nötigen Utensilien zu beladen.

»Nicht wahr, die erste und dritte Wache würde heute frei sein?« wandte ich mich erst noch an Kapitän Martin, bereit, mein Kommando zu »belegen«, eine Änderung eintreten zu lassen.

»Ja, lassen wir heute die zweite Wache an Bord!« entgegnete der Kapitän. »Wenn sich nun die Indianer unterdessen dort oben eingerichtet haben und den Eingang besetzt halten, uns nicht auf das Plateau lassen wollen?«

Schon über diese Frage wunderte ich mich sehr. Denn Kapitän Martin hatte sich damals absolut nicht um dieses Plateau gekümmert und was wir darauf trieben. Für den

existierte überhaupt nur sein Schiff, für dessen Sicherheit er verantwortlich war, nichts weiter.

»Na, dann jagen wir die Indianer einfach zum Teufel!«  
lachte ich dann.

»Well, ich werde mitkommen.«

»Was, Sie wollen mit hinauf aufs Plateau kommen?«  
staunte ich jetzt noch mehr.

»Ja, ich will mir die Geschichte doch einmal ansehen.«

Und Kapitän Martin ging, um sich für die Expedition etwas vorzubereiten. Ich mußte dieses Wunder wohl glauben.

Der Zug ordnete sich zum Durchmarsch durch den Tunnel, alle schwerbepackt, auch die kleinen Blaugelben, die gleich sämtlich mitkamen, mit Turngerätschaften aller Art, auch mit vielen Hanteln, einer ganz besonderen Art, von mir selbst erfunden, worüber ich später noch sprechen werde, auch Sattel und Zaumzeug wurden schon mitgenommen, ebenso aber hatte auch jeder, ob nun zwei Meter lang oder nur einen kurz, sein Gewehr über dem Rücken hängen und vorn die gefüllte Patronentasche, und die Avantgarde, aus den ausgesuchtesten Leuten bestehend, trug außer ihren eigenen Waffen nur noch die Keulen, die aber ebenso im Nahkampf als mörderliche Waffen zu benutzen waren.

Nur Juba Riata und Mister Tabak waren schon vorausgegangen. Denen hatte ich ja gar nichts zu sagen, und es war auch ganz gut, wenn gerade diese beiden die ersten Kundschafter spielten. Vorher hatte mir Peitschenmüller,

der auch gleich die Landungsstelle untersucht, noch mitgeteilt, daß keine Spuren vorhanden seien, dieser Tunnelausgang wäre während unserer Abwesenheit, die ziemlich ein Jahr gedauert, von anderen Menschen benützt worden.

Der lange Zug setzte sich in Bewegung, ich an der Spitze, vorn auf der Brust wie noch manch anderer eine Lampe mit gutem Scheinwerfer, auf dem Rücken ein englisches Infanteriegewehr und in der Hand den Spazierstock, über den ich mich wie ein Kind freute und den ich an Land wohl auch niemals aus der Hand lassen würde, wobei ich unter Seeleuten auch gar keine Ausnahme machte.

Denn jeder Handelsmatrose, den man sich freilich niemals in Uniform vorstellen darf, sondern so gekleidet, wie sich jeder Mensch auf der Straße trägt, nur immer blau mit Trichterhosen, statt des Kragens meist ein weißes Halstuch, weicher oder noch lieber steifer Filzhut – jede andere Kostümierung existiert nur in der Phantasie derjenigen, die noch nie in einer Hafenstadt gewesen sind, oder die da glauben, die Uniformierung der Hamburger Paketfahrtgesellschaft und des Bremer Lloyd, der Kriegsmarine nachgeäfft, bezöge sich nun auch auf alle die hunderttausend Seeleute, welche die Handelsflotte bemannen, während die an Land doch gerade den Stadtmenschen markieren wollen und an Bord mehr Zigeunern als Arbeitern gleichen – also jeder echte Handelsmatrose, jeder echte »Jan Mant«, kauft sich, sobald er das Land betritt und Geld dazu hat, einen Regenschirm. Den

er in der ersten Kneipe stehen läßt, worauf er sich einen andern kauft. Den er in der zweiten Kneipe stehen läßt. Worauf er sich einen dritten Regenschirm kauft. Und so immer weiter, so lange sein Geld reicht. Denn nach alter Seemannstradition gehört nun einmal zum Stadtmenschen der Regenschirm, und jetzt will er sein wie die »anderen Menschen«. Nur mit dem Kragen kann er sich durchaus nicht befreunden.

Den Regenschirm schafft er sich nur dann nicht an, wenn er schon mit einem Spazierstock kokettiert, in fernem Ländern erstanden. Besonders in Indien werden von den Eingeborenen Spazierstöcke hergestellt, von deren Kostbarkeit und Wunderlichkeit die europäischen Binnenländer gar keine Ahnung haben. Die Spazierstocksammlung welche König Edward VII. als Prinz von Wales in einer bei ihm chronischen Geldverlegenheit für dreimalhunderttausend Dollars an einen amerikanischen Rechtsanwalt verkaufte, an James Brown, derselbe, der alle alten Burgen und Schlösser an der Riviera aufkauft, also auch gewissermaßen Ruinen sammelt – diese Spazierstöcke sind auch zum größten Teil Matrosen abgeluchst worden. Denn diese seltenen Stöcke teilen natürlich das Los alles dessen, was der Matrose besitzt, sie werden so vertrödelt, den bettelnden Mädels geschenkt oder ... versoffen.

Neben mir her kraxelte Kapitän Martin. Nicht aber als Kriegsmarineoffizier oder als solch ein Kapitän von der unter Regierungsaufsicht stehenden Aktienpaketfahrtgesellschaft, sondern als ein Kapitän der freien deutschen

Handelsflotte, ohne Goldstreifen an den Ärmeln und goldumränderter Mütze, gekleidet wie ein Bankdirektor im Salon, nur daß die Hosen aus feinstem blauen Tuche unten fast noch die Fußspitzen verdeckten, den steifen Hut etwas ins Genick geschoben, den blauen Schößenrock natürlich ohne goldene Knöpfe, vorn auf der weißen Weste die für jeden Kapitän unvermeidliche goldene Uhrkette, an der man einen Ochsen spazieren führen kann, dann natürlich die Hände bis an die Ellbogen in den Hosentaschen vergraben, und wenn er unter den Arm keinen Regenschirm geklemmt hatte, so nur deshalb nicht, weil er seinen letzten in Para hatte stehen lassen.

Was die anderen anbetrifft, die ganze Mannschaft, so waren wir alle, ich nicht ausgenommen, nur mit Hemd und Hose bekleidet, und dennoch alle verschieden, er trug eine weiße Hose und rotes Hemd, jener eine blaue Leinwandhose und ein buntkarriertes Hemd, wie das Zeug eben in der Kleiderkiste gerade aufgeschichtet lag, dazu meist die so beliebte und praktische Schärpe – praktisch, weil sie als Gürtel und zugleich als Leibbinde dient, vor Baucherkältung und daher in den Tropen vor Dysenterie schützt – an den Füßen selbstgefertigte Segeltuchschuhe mit starken Ledersohlen, und als Kopfbedeckung nun gar die verschiedensten Formen, von der Igelmütze an bis zum Panama mit ungeheurer Krempe, und unseren Napoleon, den ersten Bootsmann, konnte ich mir überhaupt ohne seine fuchsrote Pelzkappe gar nicht vorstellen.

So gingen wir an Bord, so gingen wir an Land ins feinste Hotel. In den Tropen! Die Kleidung paßte sich eben immer den Breitengraden, dem Klima an. Aber immer jeder ganz nach seinem eigenen Geschmack. Nur wenn die See zu sehr überdammte oder es vom Himmel goß, wurden wir an Deck alle einander gleich – Ölzeug und Südwester – dann glich auch die Patronin uns ganz, während sie sonst an zigeunerhafter Tracht uns zu überbieten suchte, wenn man da auch nicht etwa an Maskenkostüme denken darf.

Seezigeuner! Anders läßt sich der Name »Jan Maat«, auf den der freie Handelsmatrose so stolz ist, gar nicht übersetzen.

Schließlich wolle der geneigte Leser, wenn er im Geiste den Zug an sich vorbei marschieren läßt, noch daran denken, daß wir alle, wie auch das Hemd auf der Brust weit offen war, einfach zurückgeschlagen, gewohnheitsmäßig auch die Hemdsärmel hoch hinauf gekrempelt hatten, ich als deutscher Kauffahrteioffizier nicht etwa ausgeschlossen und da waren samt und sonders Arme zu sehen, deren sich auch der farnesische Herkules nicht geschämt hätte, und schon die Muskulatur der kleinsten unserer Blaugelben, der Kinder, jetzt sechsjährig, hätten wir als eine Sehenswürdigkeit für Geld zeigen können.

---

Also eine halbe Stunde nahm der Aufstieg in dem Tunnel bei mittlerer Marschgeschwindigkeit in Anspruch.

»Well,« begann Kapitän Martin einmal unterwegs, »könnte man oben nicht einen Ausgang anbringen, der gerade nach dem Schiffe geht?«

»O ja, das wird wohl gehen, der Felsen scheint ja überall ganz steil abzufallen.«

»Noch nicht daran gedacht?«

»Wir halben solch einen Aufzug noch nicht nötig gehabt. Was wir oben brauchten, konnte auf dem Rücken hinaufgeschafft werden, es war nur ein einmaliger tüchtiger Transport nötig, dann nicht wieder. So war es das vorige Mal, so wird es wohl auch dieses Mal wieder werden.«

Kapitän Martin wollte wohl noch etwas sagen, tat es aber nicht, öffnete nur noch einmal den Mund, um sich ein neues Stück Kautabak hineinzustecken.

Die halbe Stunde war fast vergangen, schon sahen wir vor uns einen helleren Schein schimmern, und noch hatten die unweit voraus schwärmenden Hunde nichts gemeldet.

Dafür ließ sich jetzt Juba Riatas Stentorstimme vernehmen.

»Alles klar!«

Wiederum mußten wir uns durch das dichte Gebüsch des ehemaligen Flußbetts arbeiten, um ins Freie zu gelangen, was schon zu denken gab.

Juba Riata berichtete uns. Von der Anwesenheit der Indianer war hier in der Nähe keine Spur mehr zu bemerken. Freilich konnten sie sich ja anderswo aufhalten,

der Eskimo hatte mit einigen Hunden schon eine weitere Exkursion angetreten, auch Peitschenmüller wollte ihm gleich folgen, uns nur erst einmal empfangen – immerhin, es war doch schon sehr merkwürdig, gerade hier von den Indianern gar keine Spur zu finden.

Denn selbst wenn wir Harry Sandow nicht den geheimen Aus- und Eingang gezeigt hätten, so müssten die fährtenkundigen Indianer doch gleich unsere Spuren gefunden haben, und war es ihnen darum zu tun, hier ein weltverlassenes Dasein zu führen, so hätten sie diesen Schleichweg doch mindestens bewachen müssen.

»Well, die Hauptsache ist, daß wir wieder hier oben sind!« sagte Kapitän Martin und sprach damit die Meinung aller aus.

Wenn ich nur gewußt hätte, was eigentlich Kapitän Martin vorhatte, daß er einmal sein Schiff verließ und uns hier herauf begleitete.

Wir ordneten uns zu einem neuen Zuge, um nach dem See zu marschieren, wo wir gleich wieder unsere Geräte aufbauen wollten. Zwar brach in zwei Stunden die Nacht an, dann aber ging bald der Vollmond auf, der sollte ausgenützt werden, morgen früh schon, wenn die erste Wache von der zweiten abgelöst wurde, mußte schon alles in Ordnung sein.

Aber es sollte alles ganz, ganz anders kommen. Mit dem zweiten Betreten dieses Plateaus sollte für uns wieder eine neue Ära beginnen.

Noch hatten wir uns nicht in Bewegung gesetzt, als eine furchtbare Detonation die Luft erschütterte.

Entsetzt blickten wir uns an.

»Das war eine Explosion, die nur auf unserem Schiffe stattgefunden haben kann!« erklang es dann.

Alles Gepäck fortgeworfen und wieder in den schrägen Schacht hinabgestürzt, ich voran, immer mehr geschusselt als gerannt, und so brauchte ich nur zehn Minuten, dann war ich als erster unten.

Mit einem einzigen Blicke überschaute ich alles.

Unser Schiff lag plötzlich ganz tief, und immer tiefer sank es, gleich mußte das Wasser in die offenstehenden Bollaugen strömen, und dann konnten den angefüllten Stahlkoloß auch die um die Bäume geschlungenen Tauen nicht mehr halten.

»Die Explosion muß in der Munitionskammer geschehen sein, eine Selbstentzündung!« riefen die Leute der zurückgebliebenen Wache, als sie mich erblickten, und dann waren sie weiter fieberhaft beschäftigt, die Tiere von Bord zu bringen, welchen Anstrengungen sich besonders Lulu, mit seinen nunmehr vier Jahren immer noch ein Elefantenbaby, krampfhaft widersetzte, während Leo und die Marchesse, der Löwe und die Königstigerin, zwar schon an Land waren, dort aber ein ganz schauerliches Duett anstimmten.

Und da, als auch der Elefant glücklich an Land gebracht worden war, sackte das mächtige Schiff auch schon wie ein Stein weg, ließ nur die Masten bis zu den Marsrahen über Wasser ragen.

»Meine Orgel, meine Orgel!« jammerte Meister Hämmerlein, neben mir mit gerungenen Händen auf den Knien liegend.

»Mein Schiff, mein Schiff, meine Argos!« erklang es hinter mir aus der Patronin Munde noch jammernder.

»Meine Argos ist weg!«

Da raffte ich mich auf aus der Erstarrung, die mich befallen, in der ich aber die zurückgebliebenen Männer und Weiber zählend überflogen hatte.

»Aber die Argonauten sind noch vorhanden,« sagte ich ganz ruhig, »wir werden uns eine neue Argos anschaffen.«

## 75. KAPITEL. DER FÜRST DES FEUERS.

Wir verlassen nun Georg Stevenbrocks persönliche Erzählung, überspringen dreiviertel Jahr und versetzen uns an die französische Nordküste des Mittelländischen Meeres, an die Riviera.

Zwischen Nizza und Monaco – um zwei bekannte Namen zu nennen – liegt Beaulieu.

Es ist im Grunde genommen ein ganz unbedeutendes Dorf, dessen wenige Bewohner sich nur vom Sardinenfang und dem Ertrag ihrer Oliven-, Orangen- und Zitronenhaine ernähren. Diese sind aber auch die herrlichsten von der ganzen Riviera, denn Beaulieu hat durch seine kulissenartig vorgeschobenen Berge in dieser Gegend die

geschütztste Lage, besonders vor dem gefürchteten Mistral, einem eisigkalten Nordwestwind, der, von den Cevennen kommend, in bösen Jahren manchmal schon die ganze Vegetation an der sonnigen Riviera vernichtet hat.

Infolgedessen ist Beaulieu der schönste und gesundeste Winteraufenthalt für sonnenbedürftige Menschen. Infolgedessen gibt es dort außer einigen Dutzend Hütten ein ganzes Dutzend prächtiger Hotels und Pensionen, etwa 4200 eigentliche Einwohner und in der Wintersaison immer mehr als tausend ständige Badegäste.

Der weiteren Entwicklung des Ortes sind Schranken gesetzt, einmal eben durch die Grenzen des Windschutzes, und dann dominiert hier England und Amerika, wohl der größte Reichtum, aber auch die größte Bigotterie. Beaulieu ist berühmt und berüchtigt wegen seiner Frömmigkeit und Sündenlosigkeit. Die hier herrschende Partei duldet in dem Orte kein Vergnügen irgendwelcher Art. Durchreisende werden gar nicht aufgenommen. Bis vor wenigen Jahren ging es so weit, daß der Hotelgast, ehe er für einen fabelhaften Preis ein Zimmer bekam, sein Ehrenwort ablegen mußte, eventuell auch eine große Bürgschaft hinterlegen mußte, daß er nie nach dem nahen Monte Carlo fahren wolle, um dort zu spielen.

Das ist zwar aufgehoben worden, aber Beaulieu ist noch immer das gelobte Land der frommen Geldaristokratie. Zwar langweilen sich dort die guten Leute fast zu Tode, haben aber dafür die Ehre, innerhalb dieser paradiesischen Hölle in einem engelreinen Himmel zu wohnen. –

Es war eine Februarnacht oder eigentlich erst Abend. Erst um neun Uhr. Da fängt das Leben in den anderen Badeorten doch erst richtig an, von Nizza und Monte Carlo gar nicht zu sprechen. – Hier war alles schon wie ausgestorben alle Fenster waren finster. Bis um acht hatten die mehr als tausend Gäste, wenn nicht schon lauter Millionäre und Multimillionäre, so doch angehende, mit ihren Familien im Kasino oder im Restaurant ihres Hotels gesessen, aber nur bei Tee und Limonade, sie hatten sich gegenseitig die Bibel ausgelegt, hatten das Familienleben aller abwesenden Bekannten durchgehechelt, hatten beraten, wie man am besten Dollars und Pfunds und Franken machen könne, ohne mit der Staatsanwaltschaft in Konflikt zu kommen, und dann waren sie zu Bett gegangen.

Das selbe galt von den eigentlichen Einwohnern des Dorfes, von den Hüttenbewohnern. Sie hatten es gut jetzt, diese ehemaligen Fischer. Brauchten nicht mehr dem nächtlichen Sardinenfange obzuliegen konnten sich auf weichem Pfühl in den Decken vergraben. Aber ob sie glücklich waren? Die Schläfer träumten sich in die schönen Zeiten zurück, da sie in solch herrlichen Nächten vor ihren Hütten gesessen und auf der Mandoline geklimpert hatten. Das war nun vorbei. Sie hatten sich von der reichen Frömmigkeit knechten lassen. Na, dafür nahmen sie diese Badegäste ja auch tüchtig aus, hauten sie übers Ohr, wo und wie sie nur konnten, und wenn sie dann genug hatten, dann zogen sie in einen anderen Ort, wo es lustiger zugging.

Also es war um neun Uhr. Ganz genau punkt neun. Gerade hielt mit ausnahmsweiser Pünktlichkeit nach dem Fahrplan der von Nizza kommende Lokalizug auf dem kleinen Bahnhofe. Niemand stieg ein. Wer hatte denn auch in der Nacht zu fahren? Von acht an hat man zu schlafen. Nur ein Passagier stieg aus, ein Köfferchen in der Hand. War es ein Fremder, der hier übernachten wollte? Es würde sich ihm schwerlich noch ein Hotel öffnen. Er mußte bis Tagesanbruch im Wartesaal bleiben. Der Zug fuhr wieder davon.

»Feuer! Feuer!« erklang da der Ruf.

Auch einen Nachtwächter gibt es in Beaulieu, und der hatte es zuerst gesehen. Wer hätte es auch sonst sehen sollen. Da freilich schlugen die Flammen schon lichterloh heraus, aus dem Dache des palastähnlichen Hotel Anglais. Die Glut mußte schon den ganzen Nachmittag im Bodenraum geschwält haben, anders war diese Urplötzlichkeit gar nicht zu erklären.

»Feuer! Feuer!« schrien und gellten immer mehr Stimmen.

Hei, da waren sie gar schnell aus ihren Betten! Erst an die Fenster, dann etwas übergeworfen und hinausgeeilt nach dem Brandherde.

Na, endlich einmal eine Abwechslung in diesem langweiligen Leben, endlich einmal ein Vergnügen! Oder ist es etwa kein Vergnügen, zuzusehen, wie so ein vierstöckiger Palast brennt, sich die Angst der Eingeschlossenen auszumalen und zu kalkulieren, ob sie gerettet werden oder nicht?

Sie schienen alle gerettet zu werden. Es brannte ja nur der Dachstuhl. Sie drangen in Scharen aus dem Portal heraus, die meisten nur ganz notdürftig bekleidet, obgleich sie Zeit genug gehabt hatten, sich vollkommen anzuziehen. Dafür schleppten sie, was sie schleppen konnten.

»Die Feuerwehr, wo bleibst denn die Feuerwehr?!«

Die Dörfler bildeten eine wohlorganisierte Feuerwehr, hatten sie bilden müssen, auch eine ganz moderne Dampfspritze mit Motorbetrieb war vorhanden, aber sie funktionierte nicht.

»Dringt ein, schafft heraus, was noch herauszuschaffen ist!«

Feigheit durfte man diesen Fischern ja nicht vorwerfen. Sie wollten eindringen – prallten aber entsetzt zurück, prallten auseinander.

Da sah man, daß es doch nicht nur so ein einfacher Dachstuhlbrand war. Schon drangen aus dem Portal und aus allen anderen unteren Eingängen mächtige Rauchwolken hervor, mit Funken vermischt, jetzt auch aus allen offenstehenden Fenstern der vier Etagen!

Die Sache war nämlich die, daß der Hotelpalast der Hauptsache nach mit Fahrstühlen ausgestattet war, die versteckten Treppen, als Nebensache nur für das Hotelpersonal und Dienerschaft bestimmt, der Billigkeit halber statt aus Stein aus Holz bestanden, aber sie waren mit Teppichläufern belegt, die erst kürzlich alle chemisch gereinigt worden waren, mit einer Substanz, die nicht so

stinkt wie Benzin, aber ebenso gut brennt und dabei nicht so schnell verdunstet.

Diese Teppichläufer brannten jetzt wie Zunder, hatten bereits alle die hölzernen Treppen in Flammen gesetzt, und an eine Benutzung der Fahrstuhle war natürlich nicht zu denken.

Na, da ließ man das Haus eben brennen. Es war ja alles versichert.

»Ein Mensch – dort oben ist noch ein Mensch!« erklang es da entsetzt.

An einem Fenster der vierten Etage, in der das Hotelpersonal wohnte, zeigte sich etwa Weißes, bewegte sich hin und her.

»Mein Kind, mein Kind!« gellte ein Weib.

Es war eine Aufwaschfrau des Hotels, die dort oben mit ihrem zehnjährigen Jungen, etwas verwachsen und bucklig, wohnte. Sie hatte schon immer nach ihrem Kinde gefragt, hatte der Versicherung von anderen Angestellten geglaubt, man habe ihren Jean schon hier unten herauslaufen sehen.

Jetzt war der Junge noch dort oben, die scharfen Mutteraugen erkannten ihn sofort.

»Mein Kind, mein Kind!«

Sie wurde mit Gewalt zurückgehalten, es wäre Wahnsinn gewesen, in das rauch- und funkenerfüllte Portal zu laufen.

»Die Spritze, die Dampfspritze!«

Die funktionierte noch immer nicht, und was hätte die auch zur Rettung des Kindes beitragen sollen!

»Die Leitern, die Leitern!«

Die wurden schon auseinandergeschoben, gingen aber nur bis zur zweiten Etage hinauf, da versagte der Mechanismus und bis zur vierten reichten sie überhaupt nicht.

Die kleine weiße Gestalt hatte das Fenster aufgewirbelt, stand halb darin.

»Das Sprungtuch, das Sprungtuch!«

Das war noch nicht zur Stelle.

»Mein Kind, mein Kind!«

»Tausend Franken, wer das Kind rettet!« rief zuerst ein Pariser Schokoladenfabrikant.

»Tausend Dollars!« überbot ein Amerikaner.

»Tausend Pfund Sterling!« ergänzte ein steinreicher Engländer.

Und das war erst der Anfang, es wurde weiter geboten.

»Es ist unmöglich!«

»Nichts ist unmöglich – wer wagt es!«

»Vorsicht, der Dachstuhl bricht zusammen!«

Entsetzt prallte alles zurück, furchtbar war das Gedränge, auch die Mutter wurde mitgerissen, sie fiel in eine glückliche Ohnmacht.

Nur ein einzelner Mann drängte nach der entgegengesetzten Richtung, drängte sich durch, die vor ihm Stehenden rücksichtslos zur Seite schleudernd, war mit drei Sätzen in dem Qualm und Funkenwirbel verschwunden, der das Portal erfüllte.

Neues Starren der Menge.

»Wer war das?!«

Niemand konnte Antwort geben. Wie ein Phantom war die Männergestalt in den Feuerregen hineingesprungen.

»Gott sei ihm gnädig!«

»Da kann kein Gott mehr helfen, er ist verloren wie das Kind!«

Minuten vergingen.

Dort oben am Fenster zappelte noch die weiße Gestalt.

Wieder drängte die Menge furchtbar zurück – prasselnd war der Dachstuhl zusammengestürzt.

Das Kind war vom Fenster verschwunden, die stürzenden Balken mußten die Decke der vierten Etage durchschlagen haben, es war unter brennenden Trümmern begraben worden.

Keine Ausrufe mehr, kein Gebet. Der Druck auf dem Herzen war zu furchtbar!

»Gott, nimm das Kind und den, der es retten wollte, in Dein Paradies!« murmelte dann nur dumpf ein schwarzgekleideter Mann.

»Da – da sind sie! Er hat das Kind gerettet!«

An einem Fenster der dritten Etage zeigten sie sich wieder, der Mann, das Kind auf dem Arm. Aber gerettet waren sie deshalb noch lange nicht.

Er wirbelte das Fenster auf, stieg hinauf, stellte sich in den Rahmen.

Jetzt sah man ihn deutlich im blutigen Scheine des Feuers, eine hohe Männergestalt, der Vollbart bis zur Brust herabwallend. Auf dem linken Arme hatte er das Kind im Hemd.

»Weg dort unten, weg das Sprungtuch!« hörte man seine mächtige Stimme rufen.

Das Sprungtuch war jetzt zur Stelle, konnte aber nicht ausgewickelt werden, und der Retter mochte mit solchen Sprungtüchern, wenn sie sich nicht in ganz geübten Händen befinden, schon böse Erfahrungen gemacht haben, wenn auch nur durch Zuschauen, nur durch Hören.

»Er will doch nicht springen?! Gerechter Gott, er kann doch nicht aus der dritten ...«

Da sauste er schon herab!

Furchtbar schmetterte der Mann auf den Boden nieder, der nur mit einer schwachen Sandschicht bedeckt war.

Alles starrte auf den dunklen Haufen menschlicher Gliedmaßen, der sich dort von dem gelben Sande abhob, niemand war eines Lautes und noch weniger einer Bewegung fähig, der Todesschreck hatte sie alle gelähmt.

Nur die Mutter, die wieder zu sich gekommen und den Sprung der Verzweiflung aus der dritten Etage mit angesehen, eilte darauf zu.

»Mein Kind, mein armes Kind ...«

Da richtete sich der Mann auf, legte ihr das unverletzte Kind in die Arme und ... war verschwunden. Wenigstens wußte niemand in dem Ansturm, der nun von allen Seiten erfolgte, wo er plötzlich geblieben war.

»Ein Wunder, es war ein Wunder! Ja wer war dieser Fremde denn nur? Wer kennt ihn? Wo ist er geblieben?!«

Hier erfuhr man es nicht. Sie kannten sich ja alle gegenseitig, aber einen Mann mit solch einem langen, bis auf die Brust wallenden Vollbart kannte niemand.

Mit dem Schlafen war es natürlich vorbei. Das Kasino und die Hotelsäle füllten sich wieder, und jetzt wurde nicht nur bloß Limonade und Selters und Tee begehrt.

»Diese Gnade Gottes muß würdig gefeiert werden!« sagte zuerst ein Amerikaner, der ausgesprochenste Temperenzler, als er eine Pfirsichbowle bestellte, und sie alle feierten die Gnade Gottes mit ihm auf diese Weise.

Ja, aber wer war nur dieser heldenhafte Engel?

Es dauerte gar nicht lange, so wurde es bekannt.

Mit dem Neunuhrzuge war er von Nizza gekommen, gerade als die Flammen zum Dache herausgeschlagen, er mußte direkt hierhergeeilt sein, um in das brennende Haus hinein und aus der dritten Etage mit dem Kinde herabzuspringen. Vielleicht schon fünf Minuten später war er mit einem Kofferchen im Hotel Bristol erschienen, hatte ein Zimmer begehrt, hatte sich gleich ins Fremdenbuch eingetragen: Price O'Fire, Ohio, U. S. A., Privatus.

»War er denn unverletzt?«

»So unverletzt wie das Kind.«

»Kein Bein gebrochen?«

»Er konnte ja allein die Treppe hinaufgehen.«

»Hinkte nicht einmal?«

»Er nahm immer gleich drei Stufen auf einmal.«

»Nicht verbrannt?«

»Gar nicht. Nur etwas sengrig roch er.«

Nach dem Hotel Bristol fand eine wahre Völkerwanderung statt, wenigstens für Beaulieu. Man wollte den Helden sehen, ihm Ovationen bringen.

Aber der Oberkellner erklärte ganz energisch, der Herr habe ausdrücklich gesagt, er wolle nicht gestört sein, und noch war man vernünftig genug, dies einzusehen und wieder abzumarschieren. Nach solch einem Sprunge ins Feuer hinein und zum Fenster der dritten Etage wieder heraus muß der Mensch doch seine wohlverdiente Ruhe haben!

Also es ging wieder zurück ins Kasino und in die Restaurationssäle, und erst jetzt kam man richtig zur Besinnung, erst jetzt wurde der ganze Fall richtig besprochen.

Eigentlich lag hier doch ein dreifaches Wunder vor.

Erstens war überhaupt die ganze Rettung ein Wunder, wie der in das brennende, verqualmte Haus hinein und lebendig wieder heraus gekommen war.

Zweitens – wer springt denn aus der dritten Etage herab, mindestens 16 Meter tief, auf ziemlich harten Boden, ohne sich alle Gliedmaßen zu zerschmettern. Und der war herabgesprungen, nicht viel anders, wie ein anderer vom Stuhle aufsteht, nur einige Augenblicke hatte er etwas betäubt dagehockt, dann war er aufgestanden und war davongelaufen, hatte sich nicht einmal einen Knöchel verstaucht, und dabei hatte er einen zehnjährigen Jungen im Arme gehabt, doch ziemlich einen halben Zentner, den er doch auch noch im Sprunge und Aufschlagen geschützt haben mußte, sonst wäre das bucklige Kind doch nicht ebenfalls so ohne jeden Schaden davongekommen.

Und das dritte Wunder – sein Name!

Also ein Amerikaner. Kennen tat diesen Namen niemand, der Staat Ohio ist sehr groß und außerdem ein ganz gewöhnlicher Name. Price O'Fire, so gewöhnlich und häufig wie bei uns Gottlieb Schulze.

Nur gerade in diesem Falle nicht. Ein wundersames Zusammentreffen!

Price heißt Preis, auch so ausgesprochen. In England und noch mehr in Irland so häufig wie unser Karl, was man auch so ausspricht, ohne zu bedenken oder gar zu wissen, was es eigentlich bedeutet. Karl ist Kerl, und ein Kerl ist ein Held! Das irländische O' vor dem Namen bedeutet »of«, hat aber nichts mit Adel zu tun, es ist ein arabisches »ben«, heißt Sohn des . . . , was man aber jetzt gar nicht mehr in Erwägung zieht.

Fire heißt Feuer. Price O'Fire – also Preis des Feuers. Vielleicht waren seine Vorahnen Schmiedemeister gewesen, der erste oder der tüchtigste Sohn am Feuer hatte immer den Vornamen Price bekommen.

Das heißt, mit solchen Erwägungen gibt man sich sonst nicht etwa ab, wenn man den Namen Price O'Fire hört. So wenig, wie man bei uns erörtert, ob Gottlieb Schulzens Ahnen wohl Dorfschulzen gewesen sind und ob er Gott wirklich so liebt.

Aber hier – hier war es etwas anderes!

Ins Feuer gesprungen, unverletzt wieder heraus, nur etwas sengrig riechend – Preis des Feuers!

»Nein,« sagte da ein Franzose, geistreicher als seine Vettern überm Kanal und überm großen Heringsteich,

»dem fehlt noch ein n, Prince O’Fire müßte er heißen, Prince du Feu, der Fürst des Feuers!«

Dieses Wort wirkte wie eine platzende Bombe, wo man die animierte Stimmung der Temperenzler bedenken muß.

»Richtig so, der Fürst des Feuers – er soll leben – heil dem Fürsten des Feuers!«

So und ähnlich erklang es auf Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch und Russisch – um die Nationalitäten der tausend Badegäste nach ihrer Anzahl zu bezeichnen – nicht etwa nur hier, sondern dieser Name pflanzte sich sofort durch ganz Beaulieu weiter, und die Bowlengläser wurden geschwungen und dann Sekt bestellt, um den Fürsten des Feuers noch höher leben zu lassen, und dann wurde beraten, was man ihm morgen für Ovationen bringen wolle. Des geretteten Kindes wurde weniger gedacht.

Unterdessen saß der »Fürst des Feuers« in seinem Hotelzimmer. Er hatte ein Bad genommen, jede Mahlzeit abgelehnt, sein Reisekostüm mit einem schwarzen Anzug vertauscht, den er seinem Koffer entnommen, außerdem hatte er sich während des Bades in seinem Zimmer ein tüchtiges Feuer anmachen lassen, ohne welches man auch in dieser Gegend im Winter doch nicht auskommt.

Nun also saß er im Lehnstuhl neben dem offenen Kamin, in dem die üblichen Holzscheite loderten und sprühten.

Es war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, eine hohe, athletisch gebaute Gestalt mit einem edlen, klassisch-schönen Gesicht, das aber von einer ganz auffallenden

Weißer war, jedoch ohne daß man etwa an eine krankhafte Blässe dachte, wie aus schneeweißem Marmor gemeißelt, ebenso wie die feine und dennoch große, äußerst muskulöse Hand, die den rötlich-blonden, bis fast auf den Leib herabwallenden Vollbart strich.

So saß er da, meist die Augen geschlossen, nur manchmal sie öffnend und ins Feuer blickend, mit großen, blauen Augen, wie sie bei diesem rotblonden Barte auch gar nicht anders möglich waren, dann sie wieder für Minuten schließend.

»Wieder eine Mission erfüllt!« flüsterte er jetzt, als er sich gegen die Wand beugte, um den elektrischen Klingelknopf zu drücken.

Der Zimmerkellner kam.

»Sie wünschen, mein Fürst?«

»Wie nennen Sie mich Fürst? Dann müßten Sie mich mindestens mit Durchlaucht anreden. Ich bin kein Fürst.«

Ohne jede Verwunderung hatte er es mit sonorer Stimme gesagt, hatte keine weitere Frage deswegen.

»Wann trifft hier der nächste Zug von Genua ein?«

»Elf Uhr zwanzig.«

»Einige Minuten später, nachdem der Zug hier gehalten hat, wird ein Herr nach mir fragen. Diesen Herrn empfangen Sie. Keine andere Person. Verstanden?«

Kurz, aber ganz freundlich hatte er es gesagt.

»Sehr wohl, mein Herr.«

»Gut. Und die Rechnung. Ich will sofort bezahlen.«

Die Rechnung kam, nur für Zimmer und ein Bad. Der Fremde gab ein Goldstück, ließ sich nicht wechseln.

»Danke verbindlichst, mein Herr.«

»Bitte.«

Unten, wo ja auch alle Säle voll waren, wurde der Kellner mit Fragen bestürmt.

»Was ist das für ein Herr? Wen erwartet er?«

Wie sollte denn das der Kellner wissen.

»Hat er sich denn gar nicht nach dem geretteten Kinde erkundigt?«

»Nein.«

»Nicht gefragt, ob es auch unverletzt sei, was er doch vorher gar nicht wissen konnte?«

»Mit keinem Worte.«

»Merkwürdig, ganz merkwürdig!«

Man paßte auf, wen der Genuazug bringen würde.

Wieder stieg nur ein einziger Fahrgast aus, aus einem Kupee erster Klasse, ohne Gepäck, und das war nun allerdings wieder eine ganz merkwürdige Gestalt, die doch allein den Besuch für den »Fürsten des Feuers« abgeben konnte.

Von seinem Gesicht war so gut wie nichts zu sehen. Dazu war der Kragen des Wettermantels zu hochgeschlagen und die breite Krempe des Filzhutes zu tief herab gezogen. Nun aber diese Figur! Sehr, sehr klein, und dabei fast ebenso breit und dick. Fast wie eine Kugel. Und dieser seltsame Gang! Wie der dabei in den Hüften wiegte! Und welch maßlosen Stolz dabei dieser wiegende Gang ausdrückte!

So wiegte sich die Kugel durch die Reihen der gaffenden Menge nach dem Hotel.

»Monsieur Price O'Fire?« fragte es unter dem Schlapphut an der Portiersloge mit auffallend hoher, fast quäken-der Stimme.

»Bitte, wollen Sie dem Garçon folgen.«

Merkwürdig auch, wie die menschliche Kugel die Treppe hinaufkam, nicht etwa kugelnd, nicht unbehülflich, sondern im Gegenteil, als hätte er unter dem Mantel statt Wurstbeine elastische Sprungfedern.

Hinter ihm schloß sich die Tür, und der kleine Dicke nahm sofort den Mantel ab, hing ihn über die Klinke, wahrscheinlich damit man nicht durchs Schlüsselloch sehen könne.

Himmel, was war das für eine Gestalt! Durch die Abnahme des Mantels wurde daran nichts geändert. Es war und blieb eine Kugel, eingehüllt in einen Anzug aus feinem, blauem Tuche nach Seemannsschnitt, aber dieser Fleischkoloß bestand nicht etwa aus Fett, sondern nur aus Muskel, das konnte man schon allein an den mächtigen Schultern erkennen, die sich unter dem Tuche wie große Kegelkugeln rundeten, und genau solche Kegelkugeln hatte der Mann an den Oberarmen, auch wenn er sie nicht anspannte.

Und das gelbe Gesicht mit den Schlitzaugen war unverkennbar das eines Japaners – einer jener Japaner von der achten, der untersten Kaste, aus Fischern und Seeleuten bestehend, von denen die andere Welt so lange nichts wußte, bis sie zwei russische Flotten in Stücke zerhackten. Das sind solche Gestalten, andere läßt die Kaste gar nicht aufkommen.

Finster, mit einem furchtbar wilden Trotze blickte das bissige Bulldoggengesicht, in dem auch die Oberzähne fletschend hervortraten, nach dem im Lehnstuhl Sitzenden.

Der stand jetzt gemächlich auf.

Sie bedienten sich keiner europäischen Sprache, aber wenn es Japanisch war, so können wir das hier doch nicht wiedergeben.

»Kapitän Katamoni?«

»Ich bin es,« entgegnete die quäkende Stimme.

»Price O'Fire.«

Und der germanische Hüne streckte die rechte Hand aus, die japanische Kugel trat einen Schritt näher, ergriff sie.

Beide hielten die Hände längere Zeit zusammen, gaben sich wahrscheinlich heimliche Erkennungszeichen.

»Genügt Ihnen das?« fragte O'Fire.

»Nein. Ich kenne Sie nicht.«

»Was sonst?«

»Das Lumassawatani.«

Da streifte der Hüne den Ärmel zurück, auch den Hemdsärmel, zeigte seinen rechten Arm, ebenfalls wie aus schneeweißem Marmor gemeißelt, starrend von Sehnen und Muskeln, bückte sich etwas und . . . hielt diesen Arm nicht nur über das Kaminfeuer, sondern bohrte ihn auch noch in die rote Glut hinein, bis zum Ellenbogen!

Vielleicht eine halbe Minute, dann zog er ihn zurück, hielt ihn dem Japaner hin, und der Arm und die Hand zeigten keine Brandwunde, waren weiß wie zuvor.

»Genügt Ihnen das?«

Da kreuzte der Japaner die Arme über der mächtigen Brust, verbeugte sich tief, tief, welche Geschwindigkeit man dieser unförmlichen Gestalt gar nicht zugetraut hätte, und jetzt war plötzlich auch seine Stimme ganz tief geworden:

»Mein Herr und Gebieter!«

---

Unten die Gäste warteten vergebens, daß der Besuch wieder zum Vorschein kommen würde.

Als sich die Fenster des betreffenden Zimmers verfinsterten, mußte man annehmen, daß auch der zweite Fremde schlafen gegangen war, in demselben Zimmer, zwei Betten waren ja vorhanden. Da bemerkte ein Kellner, daß die Zimmertür nur angelehnt war. Die beiden Vögel waren unter Mitnahme des Koffers ausgeflogen.

Wunderbar war bei diesem Verschwinden nichts, da kam schon die Meldung vom Bahnhof, daß sie den Miternachtszug nach Nizza benutzt hatten, sie hatten eben das Hotel durch eine Hintertür unbemerkt verlassen.

Ebensowenig dachte jemand auch nur mit einem Gedanken daran, daß man es etwa mit Hochstaplern zu tun gehabt hätte. Man hatte doch schon genug beraten, wie man dem edlen Helden die ausgesetzten Prämien in bar oder in einem Geschenk überreichen sollte. Der brave Mann hatte sich eben jedem Danke entzogen.

Man sprach noch lange von dem »Fürsten des Feuers«, der er noch immer blieb.

Aber wie sehr man dem unbekanntem Fremdling diesen Namen mit Recht gab, das ahnte niemand.

## 76. KAPITEL. AN BORD DER »SCHWESTER ANNA«.

Zurück nach Brasilien!

Auf dem breiten Wasser, das sich in schnurgerader Linie durch den tropischen Urwald zog, wurde ein Boot von vier Männern gerudert.

Es war ein Kanoe, ein aus Leder gefertigtes langes, schmales Boot, einer saß hinter dem andern, das Gesicht nach vorwärts, jeder handhabte nur ein Schaufelruder. Schon stundenlang waren sie schweigend mit aller Kraft gerudert. Jetzt legte der dritte Mann sein Schaufelruder ins Boot, drehte sich um, blickte seinen Hintermann an.

»Was hast Du, Oskar?« fragte dieser.

»Ja, mir fällt was ein – ich, halbe sogar schon lange darüber nachgedacht – sagen Sie mal, Herr König von Brasilien und Kaiser von Amerika – wo lassen Sie denn eigentlich Ihre Hemden waschen?«

Die Sache war nämlich die, daß keiner von den vier ein Hemd besaß. Bekleidet waren sie nur mit Hose und hohen Schafstiefeln, beides aus rohem Leder gefertigt, und ihr sonstiges Eigentum ließ sich in dem offenen Boote doch sofort überblicken. Neben jedem lag ein Gewehr, ferner ein Lederbeutelchen, ferner noch eine Jacke, gleichfalls aus Leder – aber so etwas wie ein Hemd war nicht vorhanden, nicht einmal ein ledernes Jagdhemd.

Die nackten Oberkörper hatten sie sich mit einem grünlich schimmernden Fett eingesalbt, wohl Lorbeerfett zum Schutze gegen die Moskitos.

Die Folgen dieser Frage, wo der König von Brasilien und Kaiser von Amerika seine Hemden waschen lasse, waren nicht so leicht zu begreifen. Da mußte man wohl schon länger bei ihnen gewesen sein.

Der erste, der mit den langen Locken, sonst sicher ein sehr ernster Mann, warf gleichfalls schnell sein Ruder ein, beugte sich zurück, und lachte und lachte! Und der zweite Mann griff schleunigst nach seiner qualmenden Fuhrmannspfeife, um sein von einem Ohre bis zum anderen reichendes Maul beim Lachen aufsperrn zu können, und auch der letzte, an den diese Frage gerichtet worden, Georg Stevenbrock, wollen wir gleich sagen, brach in ein unbändiges Gelächter aus.

»Na, Oskar, bist Du ein Kerl!« konnte er endlich hervorbringen. »Vier ganze Tage rudern wir hier zusammen, immer nur in Hose und Stiefeln, und jetzt endlich dicht vor dem Ziele, fragt dieser Mensch mich, wo ich . . . ach, es ist ja überhaupt zu dumm, darüber zu lachen – hahaha – da ist doch absolut gar kein Witz dabei – hahaha . . .«

»Ja,« stöhnte auch der sonst so ernste Juba Riata vor Lachen, »schade, daß man so etwas keinem Witzblatt ein-senden kann – es wäre für jeden anderen ganz unverständliche – es gibt eben zweierlei Arten von Witzen, von Humor – ich wundere mich nur, daß auch unser Mister Tabak diesen Witz verstanden hat – hahaha . . .«

»Na, nun bändigt nur wieder Eure Lachmuskeln,« fing Oskar wieder an. »Ich habe gar keinen Witz machen wollen. Also, Herr König von Brasilien und Kaiser nun Amerika, was ich fragen wollte . . . «

Plötzlich wurde Stevenbock sehr ernst, als er ihn unterbrach.

»Ich verbitte mir solche Titulaturen! Ich kann doch nichts dafür, wenn der infame Spanier mir solchen Wahnsinn an den Kopf wirft. Ich vertrage eine gute Nummer Spaß, aber veralbern lasse ich mich nicht! Sonst kann ich auch auf solch einer Fahrt gegen meinen besten Freund den Kapitän herausstecken!«

Aber Oskar ließ sich nicht einschüchtern.

»Was Kapitän! Sie sind gar kein Kapitän. Mit dem Untergang der »Argos« hat Ihre Kargo-Kapitänschaft aufgehört. Und selbst wenn Sie mein Kapitän wären – zu sagen haben Sie mir gar nichts mehr. Der Untergang eines Schiffes löst jeden Heuerkontrakt.«

»Na laß es gut sein, Oskar. Oder betrachte mich lieber noch als Deinen Kapitän. Denn sonst – wenn Du etwa mit mir hängen willst – wir können ans Ufer fahren . . . «

Das Wort »hängen« ist ein Ausdruck in der Studentensprache. Wenn sich zwei »angerempelt« haben, aber nach nicht duelliert, noch nicht einmal gefordert, dann »hängen« sie. Ganz denselben Ausdruck mit derselben Bedeutung aber gibt es auch unter den Seeleuten.

Aber Oskar wußte in seiner Weise der Sache gleich wieder eine andere Wendung zu geben.

»Ach fahren Sie doch alleene ans Ufer! Hängen Se sich doch alleene uff!« sagte er, gleich wieder zum Ruder greifend, und er hatte wiederum die Lacher auf seiner Seite. Wobei freilich nicht wiederzugeben ist, wie er das hervorbrachte.

»Achtung, wir sind am Ziele!« rief Juba Riata, und das Lachen verstummte.

Vor ihnen lag die sumpfige Schilfregion, die ihr Schiff vor nun einem Jahre mit Volldampf passiert hatte, und jetzt wollten sie mit dem Boote hindurch. Das war wohl kaum möglich. Sie mußten es sicher an Land um den Sumpf herumtragen, aber wie das bei dem undurchdringlichen Mangrovenwald geschehen sollte, das war ein Problem, das gelöst sein wollte.

Zunächst fuhren sie einmal so weit als möglich an das scharf begrenzte Schilf heran. Dabei aber konnte Oskar, der nun einmal ins Schwatzen gekommen war, den Mund nicht halten.

»Sie, Waffenmeister, Sie nannten doch vorhin den Spanier, unseren Prospektador, einen infamen Kerl. Das will ich dahingestellt sein lassen. Eine viel größere Hundsgemeinheit finde ich das von dieser Schwester Anna, daß die uns . . . Jesus Christ und General Jackson!«

Sie hatten, sich nahe am Ufer haltend, der Schilfgrenze bis auf wenige Meter genähert.

Da plötzlich rauschte es in dem Schilfe, aus der Mitte brach etwas Schwarzes, Mächtiges, Kolossales hervor, ein furchtbares Ungetüm – das nur deshalb im nächsten Augenblick jeden Schreck rauben mußte, weil es vorn

an der Seite in großen, weißen Buchstaben den Namen »Schwester Anna« trug!

Es war der scharfe Bug eines Dampfers dem also natürlich der ganze Dampfer nachfolgen mußte.

»Festgehalten, oder wir kentern!« hatte Stevenbrock noch rechtzeitig geschrien.

Denn es war eine ganz gefährliche Situation für das leichte Boot gewesen. Das stille Wasser verwandelte sich doch plötzlich in einen kochenden Strudel. Ein Glück, daß das Boot schon unter den Bäumen am Uferrand gelegen hatte, so konnten sich die Insassen in den Zweigen festklammern. Sonst wäre es unbedingt gekentert. Dann aber beruhigte sich das aufgeregte Wasser in dieser sumpfigen Umgebung auch äußerst schnell wieder.

Jetzt konnten sie den Dampfer näher betrachten.

Es war einer von jenem Typ, den der Seemann einen »Norweger« nennt, wobei er aber nicht unter norwegischer Flagge zu fahren, gar nichts mit Norwegen zu tun zu haben braucht. Unter »Norweger« versteht man sehr stark gebaute Dampfer, für Eisverhältnisse gebaut, um durch Eisschollen und womöglich auch durch Packeis brechen zu können. Das ist die ganze Sache. Alle Dampfer, welche die nördlichen Gegenden befahren, sind »Norweger«. Andererseits ist es aber doch nicht einfach, daß man nur stärkere Eisenplatten verwendet. Wegen der größeren Last, was doch die Quantität der Fracht sehr vermindert, ist eine ganz besondere Konstruktion dafür nötig. Man versuche alles Gewicht ins Wasser zu legen.

Ein eiförmiger Bau, ganz niedriges Deck, niemals Takelage. Weiter ist es hier nicht zu beschreiben, jedenfalls aber wird auch der Laie, wenn er einmal solch ein Schiff gesehen hat, immer gleich den »Norweger« erkennen. Früher wurden solche Schiffe nur in Christiania und auf anderen norwegischen Werften gebaut, daher eben der Name, dann legte sich Philadelphia und besonders Halifax auf diese Spezialität, jetzt werden die vorzüglichsten »Norweger« von den Japanern gebaut, wegen ihrer Fischerei in den nördlichen Gewässern, wie bei Sachalin, dessen Küste ja niemals eisfrei ist.

Und Japaner waren es auch, die an Deck des Dampfers standen. Man brauchte gar nicht ihre mongolischen Affengesichter zu sehen. Es waren japanische Matrosen, denn solche gleichförmige Gestalten, alle so klein und so dick und so vierschrötig, förmliche Rechtecke bildend, dabei von solch kolossaler Muskulatur, so etwas kann nur ein streng geregeltes Kastenwesen im menschlichen Geschlecht hervorbringen. Hätten sie etwa zur vierten Kaste gehört, zu der der Yakonins, der Soldaten, die allerdings nur Offiziere stellen, so wären sie samt und sonders groß und schlank gewesen, im Gegensatz zur sechsten Klasse der Kaufleute, die klein und kreplig sind.

Diese dicken Rechtecke mit den kolossalen Schultern aber konnten nur japanische Matrosen sein, die letzte Kaste und dennoch den Stolz ihrer Heimat bildend.

Merkwürdig war es, daß alle diese Matrosen, nur wenige mit baumwollenen Hosen und Hemd bekleidet, die meisten nackt bis auf den Schurz, das Boot mit den vier

Insassen dort am Waldesrand wohl sofort erblickt hatten, dann ihm aber gleich den Rücken wandten oder doch nicht mehr hinsahen, sich gar nicht mehr darum kümmerten, sobald sie nicht das Kommando dazu bekamen. Auch so echt japanisch!

Auch dieser Dampfer hatte wie damals die »Argos« nach dem Passieren des Schilfsumpfes mit rückwärts gehender Schraube sofort gestoppt, und jetzt erschien unter den zu Zwergen zusammengequetschten Riesen ein wirklicher Hüne im weißen Tropenanzug, mit bis auf den Leib herabwallendem rotblonden Vollbart.

»Herr Kapitän Georg Stevenbrock!« rief er nach dem Boote hinüber, gleich mit dem ersten Worte anzeigend, daß er Deutsch sprechen wolle.

»Ay?« erklang es ganz gemütlich zurück.

»Darf ich Sie und Ihre Gefährten bitten, als meine Gastfreunde an Bord meines Schiffes zu kommen.«

»Können wir machen.«

Und das Boot fuhr hin, legte an dem schnell herabgelassenen Fallreep bei, die vier stiegen hinauf.

»Price O'Fire ist mein Name.«

»Sehr angenehm.«

Ein einladender Wink seitens des blonden Riesen, und eine menschliche Kugel mit mongolischem Bullenbeißergesicht wiegte sich heran, ebenfalls in ein schneeweißes Tropenkostüm gekleidet.

»Kapitän Katamoni, der Führer meines Schiffes – Kapitän Georg Stevenbrock!« stellte der »Fürst des Feuers« vor.

Das furchtbar grimmige Bulldoggengesicht fletschte die Zähne, was wohl ein Lächeln bedeuten sollte, und Stevenbock machte eine kleine Verbeugung.

»Sehr angenehm – aber ich mache darauf aufmerksam, daß ich nur Steuermann, kein Kapitän bin.«

»Sie sind doch Kargokapitän von der »Argos«, in diesem Range berechtigt, den Titel eines Kapitäns zu führen.«

»Die »Argos« ist nicht mehr.«

»Doch. Sie ist noch nicht aus der Registerliste gestrichen.«

»Das bleibt sich gleich. Sie ist gesunken.«

»Aber sie wird wieder gehoben. Mein Dampfer ist ein spezielles Taucherschiff.«

»Aaaaahhhh!« kam es mit freudigem Staunen aus Stevenbrocks Munde, in einer Weise, daß auch der ernste Mann lächeln mußte.

»Bitte, wollen Sie mir in meine Kajüte folgen,« sagte er dann, »Ihre Gefährten werden vom Kapitän versorgt.«

Sie gingen nach hinten über das Deck, das ganz glatt war, keine Kommandobrücke besaß, den Kajüteneingang bildete eine ganz niedrige »Haube«, stiegen die steile Treppe hinab.

»Sie werden wohl Appetit haben!« sagte O'Fire, nach im Vorraum.

»Appetit? Das ist für meine Verfassung ein unpassendes Wort. Zu essen haben wir in den vier Tagen allerdings

immer gehabt, aber keinen warmen Bissen über die Zähne bekommen, und auch mit kalten Delikatessen sind wir nicht gerade verwöhnt worden.«

»Bitte treten Sie ein.«

Die Kajüte war mehr praktisch als komfortabel eingerichtet, wenn man nämlich weiß, was auf solchen Privatschiffen in den Kajüten immer für ein Luxus herrscht.

Auf dem Tische standen schon dampfende Schüsseln.

»Aaaahhh,« schmunzelte Stevenbrock wieder, »das habe ich mir gleich gedacht!«

»Bitte, was haben Sie sich gleich gedacht?« mußte der germanische Riese wieder lächeln, weil dieser Nachsatz doch eigentlich so gar nicht gepaßt hatte.

»Daß hier schon für mich dampfende Schüsseln bereit standen.«

»Inwiefern konnten Sie sich denn das gleich denken?!«

»Sobald ich den Namen Ihres Schiffes gelesen hatte – Schwester Anna.«

Diese Erklärung war vielleicht nicht so leicht zu verstehen – O’Fire verstand sie sicher sofort.

»Sie haben Recht. Ich wußte, daß ich Sie hier hinter dem Schilfe in einem Lederboote finden würde,

»Aber allwissend sind Sie doch nicht.«

»Nein!« mußte jener immer wieder lächeln.

»Sonst würden Sie wissen, daß ich mich hier in dieser Kajüte als Kargokapitän dem Schiffspatron gegenüber nur in Stiefeln und Hosen höchst ungemütlich fühle. Denn leider habe ich im Drange der Gefühle vorhin

meine Lederjacke anzuziehen vergessen, sie liegt noch im Boote.«

Da brachte schon ein Steward, auch so ein vierschritiger Japaner, einen Kimono, eine Art Schlafrock, Stevensbrock schlüpfte hinein und ließ sich nieder.

»Aaaahhh! Jetzt glaube ich schon wieder mehr an Ihre Allwissenheit. Nämlich weil den Inhalt der größten Schüssel Reis mit Curry und Hammelfleisch bildet. Schon seit einem Jahre habe ich von diesem meinem Leibgericht immer nur geträumt. Das Luderzeug ist etwas heiß, aber mum mum mum mum mum.«

»Wie meinten Sie?« lächelte der Schiffspatron, sich ein lautes Lachen verbeißend.

»Mum au mum au mum au!« machte Stevenbrock, nämlich dermaßen hatte er sich den Mund vollgepfropft, wobei das Zeug eben auch noch heiß war, bis er die Ladung glücklich hintergeschluckt hatte. »Sie haben mich immer noch nicht verstanden? Sehen Sie, Sie sind eben nicht allwissend. Ich wollte sagen: es kommt mir vor, als wollten Sie mich verlassen, weil Sie immer so auf dem Sprunge stehen, sich nicht setzen.«

»Ich möchte Sie beim Speisen nicht stören.«

»Das nennen Sie speisen? Na da gute Nacht! Sie sind Optimist, mein geehrter Herr. »Das nennt man, noch ganz zart ausgedrückt, schlingen. Nein, mich kann bei dieser Magenverfassung überhaupt niemand stören, mir ist noch anders zumute als damals, wie ich an Bord der »Argos« kam. Das werden Sie doch selbst wissen bei Ihrer Allwissenheit. Also bitte bleiben Sie, Sie können sich

doch denken, wie ich darauf brenne, mehr von Ihnen zu erfahren. Wenn ich kaue, sprechen Sie, und wenn ich hinuntergeschluckt habe, spreche ich. Auf diese Weise werden wir uns schon verständigen können.«

Price O'Fire setzte sich.

»Los!« kommandierte Stevenbrock in einer Zwischenpause des Kauens, als jener nicht gleich anfang.

»Gut! Ich weiß, daß Sie ein durchaus gebildeter Mann sind, auch wenn Sie keine Universität besucht haben. Sie kennen alle Klassiker.«

»Möglich.«

»Sie sind manchmal auch sehr nützlich, diese Klassiker.«

»Weshalb?«

»Sie ersparen einem manchmal sehr viel Worte. Wozu ich sonst einige Stunden gebrauchen müßte, kann ich einem Manne wie Ihnen gegenüber in einem einzigen Zitate zusammenfassen. Es ist Mephistopheles in Goethes »Faust«, welcher spricht: Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewußt. Verstehen Sie?«

»Ich verstehe. Weiter!«

»Dann werden Sie auch begreiflich finden, wenn ich oftmals etwas frage, was ich schon weiß. Ich möchte es als Antwort eben nochmals aus Ihrem Munde hören.«

»Finde ich ebenfalls begreiflich. Sie wollen die sogenannte Sokratische Methode anwenden.«

»Recht so! Das erspart mir schon wieder eine langatmige Erklärung. Also nun beginne ich ohne weitere Umschweife. Was haben Sie auf dem Eldoradoplateau diesmal gefunden?«

»Genau dasselbe, was bei unserem ersten Besuche vorhanden war. Nur noch einige Dutzend Indianergräber sind hinzugekommen.«

»Haben Sie noch lebende Indianer vorgefunden?«

»Nein.«

»Wieviel Rothäute sind es gewesen, die damals Harry Sandow dorthin geführt hat?«

»Ich entsinne mich der Zahl noch – genau 413 Köpfe, darunter 142 Krieger, die anderen also Frauen, Kinder und Greise.«

»Wo sind die alle geblieben?«

»Hm,« brummte Stevenbrock, »ich verstehe schon, weshalb Sie fragen, weshalb Sie das alles noch einmal aus meinem eigenen Munde hören wollen, was Sie schon wissen, viel besser als ich. Als wir die Gegend wieder verließen, waren die früher befreundeten Kommantschen und Apachen in blutigen Streit geraten. Sie meinen, ob ich nun glaube, die beiden Stämme hätten sich nun gegenseitig bis zum letzten Mann abgemurkst, auch die Frauen und Kinder nicht verschonend? Nein, das kann ich nicht glauben. Wir haben in dem ganzen Jahre, da wir auf dem Plateau so halb und halb als unfreiwillige Robinsons lebten, dasselbe doch ganz gründlich erforscht. Ja, wir haben viele Indianergräber gefunden, Massengräber und auch einzelne, aber auf mehr als drei Dutzend Tote

können wir nicht schließen. Unbeerdigte Skelette haben wir nirgends gefunden. Nein, wir glauben nicht, daß sich die sämtlichen Rothäute gegenseitig abgemurkst haben.«

»Wo mögen die Lebenden dann geblieben sein?«

»Wir wissen es nicht. Wir können nur annehmen, daß sie das Plateau wieder verlassen haben, noch bevor sie sämtliche Pferde und Büffel ausrotteten.«

»Ist Ihnen der Weg bekannt, den Harry Sandow damals genommen, den er die Indianer geführt hat?«

»Nein, eben nicht! Wir haben diesen zweiten geheimen Aufstieg zum Plateau nicht finden können, wie wir auch gesucht haben, und da versagt auch unseres Juba Riatas Scharfsinn. Ist er denn Ihnen bekannt?«

»Ich werde Ihnen diesen zweiten Aufstieg dann zeigen.«

»Da bin ich gespannt. Und wissen Sie, wo diese anderen Indianer mit dem kleinen Engländer geblieben sind, was aus Ihnen geworden ist?«

»Ich weiß es.«

»Nun?«

»Sie werden es später durch eigene Anschauung erfahren. Bitte, stellen Sie jetzt keine solche Fragen, die Ihre Zukunft betreffen.«

»Wie Sie wünschen. Ich blicke auch gar nicht so gern in die Zukunft. Ich bin zufrieden mit dem, was mir jeder Augenblick bringt.«

»Recht so!« erklang es wiederum im bestätigenden Tone des geschulten Seemannes. »Weshalb nun haben Sie dieses Plateau zum zweiten Male aufgesucht?«

»Eigentlich sind wir doch nur einer Aufforderung jener geheimnisvollen Person gefolgt, die sich Schwester Anna nennt.«

»Ja, aber was hatten Sie sonst diesmal auf dem Plateau vor?«

»Hm. Wir anderen eigentlich nichts Besonderes. Wir wollten nur sehen, wie sich die Indianer entwickelt hätten und dann nach wie vor dort oben unseren Sportspielen nachgehen. Nur einer von uns hatte etwas Besonderes vor. Da muß ich erst von unserem Kapitän Martin anfangen. Kennen Sie den?«

»Sehr gut. Wenn auch er mich nicht.«

»Dieser Kapitän ist im Grunde nicht Seemann und Geschäftsmann, für den man ihn halten mag, selbst wenn man ihn durch jahrelange Beobachtung ganz genau zu kennen glaubt.«

»Ich weiß es.«

»Die Wiege dieses Mannes stand im schlesischen Riesengebirge, er ist als Junge nur aus Lust an Abenteuern zur See gegangen.«

»Ich weiß es.«

»Und ein so praktischer, total nüchterner Handelsmann er auch geworden ist, der alles nur nach Mark und Pfennig berechnet – im Grunde genommen ist er doch der abenteuerlich veranlagte Jüngling geblieben.«

»Ich weiß es!« erklang es immer wieder. »Das hat er schon einmal offenbart.«

»Wann?«

»Das wissen Sie doch selbst am besten!« ließ sich aber der »Fürst des Feuers« seinerseits nicht ausfragen.

»Nun ja – damals in Kapstadt, als er selbst vorschlug, wir sollten aus unserer »Argos« ein Komödianten- und Gauklerschiff machen.«

»Recht so! Und was schlug er nun diesmal vor?«

»Uns auf diesem Eldoradogebirge tatsächlich festzusetzen. Eine großartige Kolonie anzulegen. Geeignete Arbeiter herbeizuschaffen, auch für Weiber zu sorgen. Und so weiter und so weiter. Sie verstehen wohl.«

»Sie wollten dort eine ideale Republik gründen.«

»Ahem, das wars!« bestätigte der noch immer wacker kauende Georg.

»Gleichgültig, ob dieses Gebirgsplateau zu Brasilien oder zu Frankreich gehört.«

»Ganz gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß wir eine geheime Wasserstraße direkt von der Küste aus nach dort wissen.«

»Sie wollten Ihre kleine Republik, wenn nicht ein Königreich daraus wurde, unter Umständen auch mit Waffengewalt gegen das Eingreifen fremder Mächte verteidigen.«

»Wir wollten es nicht nur, sondern wir wollen es noch jetzt.«

»Sich die nötigen Geschütze dazu anschaffen.«

»Gewiß.«

»Auch den Zugang zu der Wasserstraße an der Meeresküste befestigen?«

»Muß ebenfalls sein. Wenn schon, denn schon.«

»Solch eine uneinnehmbare Felsenburg mitten im Meere ist Ihnen schon angewiesen worden – jener Seelandsfelsen.«

»Herr, wir lassen uns nicht gern etwas schenken, und meinen Jungen hat es dort überhaupt niemals gefallen. Wir wollen uns lieber ganz von vorn einrichten, alles durch eigene Kraft schaffen.«

Es war ausgesprochen, hiermit diese Sache aber auch gleich erledigt.

»Aus alledem ist nun nichts geworden!« fuhr Price O'Fire fort.

»Die Sache ist nur aufgeschoben, nicht etwa aufgehoben worden.«

»Ihr Schiff ist gesunken.«

»Es wird wieder gehoben werden. Wenn wir uns nicht eine neue »Argos« anschaffen.«

»Was haben Sie unterdessen auf dem Plateau getrieben? Sie gestatten mir doch solche Fragen.«

»Gewiß doch. Nun, wir haben nach wie vor geturnt und gespielt und gejagt und uns ganz köstlich amüsiert.«

»Sie haben es nicht sehr eilig gehabt, das Plateau zu verlassen, um wieder in Verkehr mit der Außenwelt zu treten.«

»Nein, wir haben es niemals eilig. Wir haben einfach Robinsons gespielt, mußten uns gar vieles selbst anfertigen, wollten wir nicht zuletzt ganz nackt herumlaufen, überhaupt zu völligen Wilden herabsinken. Gespinste konnten wir uns allerdings nicht herstellen, aber sonst werden Sie sehen, wie schön wir uns dort eingerichtet

haben. Nur das, was wir für unsere Turnerei und unsere Wettkämpfe brauchten, hatten wir schon mitgenommen, außerdem Gewehre und einige Munition, die wir bei der Jagd zu sparen wußten, haben die Tiere mit Fitschepfeilen erlegt. Nun aber wollen wir unsere Pläne endlich verwirklichen.«

»Wie das? Bitte wollen Sie ausführlich schildern. Und glauben Sie nicht, daß meine Fragen zwecklos sind. Ich werde mich Ihnen dann offenbaren.«

»Nun, wir vier Mann wollten uns erst einmal nach Para begeben, um dort ein größeres Fahrzeug, das heißt größer als so ein Lederboot, zu kaufen, wohl einen kleinen Dampfer, der aber alle fassen muß. Wir sind mehr als hundert Personen. Selbst bauen konnten wir uns ein größeres Fahrzeug nicht, wir können keine Planken herstellen, wir haben nur einige Äxte, keine einzige Säge. Überhaupt wäre das viel zu umständlich und auch die Herstellung von lauter solchen Lederbooten, um gleich alle nach Para zu befördern, wäre ja die reine Zeitverschwendung.

Mit dem kleinen Dampfer bringen wir gleich Tauchapparate mit, mit denen wir erst einmal unser Schiff untersuchen, ob es überhaupt zu heben geht. Wenn ja, dann versuchen wir das, schaffen dazu auch noch die weiteren Utensilien herbei. Dann haben wir eben unsere »Argos« wieder. Erweist sich das Schiff als ein hoffnungsloses Wrack, so begeben wir uns alle zusammen nach Para, müssen eben eine neue »Argos« kaufen, mit der wir dann unsere Pläne ausführen.

So war beschlossen worden, das hätten wir ausgeführt, Ihre Dazwischenkunft wird ja nun wohl vielerlei daran ändern.«

»Haben Sie denn Geld, um ein neues Schiff oder in Para nur erst einmal einen kleinen Hilfsdampfer und die Taucherapparate zu kaufen?« fragte O'Fire.

»Missis Neubert, die Freifrau von der See, hat mir Vollmacht ausgestellt.«

»Über ihr Vermögen zu disponieren?«

»Ja. Ich kann erheben, so viel ich will.«

»Hat denn Missis Neubert Kapitalien?«

»Sie fragen noch? Das wissen Sie doch ganz genau.«

»Bitte, antworten Sie mir.«

»Die Patronin hat zwei Millionen Dollars auf der Neuyorker Bodenkreditbank liegen.«

»Nicht mehr.«

Es läßt sich begreifen, daß Georg bei diesem trockenen »nicht mehr« plötzlich Gabel und Messer sinken ließ, und ganz große Augen bekam.

»Was?! Hat die Neuyorker Bodenkreditbank etwa schon wieder einmal bankrott gemacht? Herr, das ist gar nicht möglich bei dieser Bank!«

»Das Geld ist ihr gesetzlich abgenommen worden.«

»Was?!« stieß Georg nur noch bestürzter hervor.

»Nicht wahr, der Gatte Ihrer Patronin hieß: Eduard Paul Neubert, nannte sich in Amerika Edward Powell?«

»Ja.«

»Und hinterließ bei seinem Tode?«

»Sechs Millionen Dollars.«

»Wieviel bekam davon seine Gattin?«

»Vier Millionen. Die anderen zwei hatte er wohltätigen Zwecken vermacht.«

»Es war ein rechtskräftiges Testament.«

»Gewiß. Es ist von anderen Verwandten vergebens angefochten worden.«

»Von anderen Verwandten. Hat Mister Edward Powell damals der Missis Helene Hartung gesagt, daß er schon einmal verheiratet gewesen ist?«

»Was?!«

»Er hat es also nicht gesagt.«

»Nein.«

»Es ist so. Mister Edward Powell alias Paul Neubert ist in seinen jungen Jahren schon einmal verheiratet gewesen, der Ehe war ein Kind entsprungen, ein Mädchen, auf den Namen Alice getauft. Mutter und Kind machten von San Franzisko aus eine Reise nach Australien, das Schiff scheiterte bei den Fidschi-Inseln. Zu denen, welche dabei ihr Leben verloren, gehörten auch Missis Maud Powell und ihre zweijährige Tochter. Davon ist Ihnen also nichts bekannt?«

»Nicht das geringste, »und ganz sicher auch der Patro-  
nin nicht, sonst hätte sie mir doch etwas davon erzählt.«

»Weshalb Mister Edward Powell dies seiner zweiten Frau verschwiegen hat, weiß ich nicht. Die beiden galten ihm also für tot. Nach fünf Jahren erfolgte auch die Tot-  
erklärung, die aber in Amerika sehr beschränkt ist. Wenn

der Totgesagte wieder auftaucht, auch nach fünfzig Jahren, so tritt er eben in alle seine früheren Rechte wieder ein.

Bei Alice Powell hat es nur etwa 20 Jahre gedauert. Das Kind ist nämlich damals von eingeborenen Insulanern gerettet worden, wurde als eine Stammestochter unter ihnen aufgezogen, bis sich dann ein französischer Missionar des weißen Mädchens annahm.

Das Kind hatte an einer Halskette ein goldenes Büchchen hängen gehabt. Darin war ein beschriebenes Pergament enthalten gewesen. Die abergläubischen Fidschi-Insulaner hatten es als Zaubermittel betrachtet, als Talisman, hatten es sorgfältig aufbewahrt, und so war die Büchse mit Inhalt auch in die Hände des Missionars gekommen.

Aber es war eine Geheimschrift, die er nicht enträtseln konnte. Anfangs nicht. Und als es ihm endlich gelungen war, da war das weiße Mädchen auf einem englischen Schiffe, das an der Insel beigelegt, entflohen, hatte sich darauf heimlich versteckt.

Nach diesem Pergament nun war das weiße Mädchen Alice Powell. Im übrigen mache ich es kurz. Der Missionar hat seitdem alles daran gesetzt, das geflohene Mädchen wiederzufinden, hat viele Jahre dazu gebraucht, ohne sonst jemandem davon zu sagen, indem er sich seiner Sache doch nicht ganz sicher war, weil er sich erst überzeugen mußte, ob das Mädchen auch wirklich das beschriebene, auffallende Muttermal am Körper hatte.

Vor nicht ganz einem Jahre ist es ihm gelungen. Er fand das Mädchen im Staate Ohio als Kunstreiterin und Seiltänzerin in einem kleinen Zirkus wieder. Er hat dem Mädchen zu seinem Rechte verholfen, das Gericht hat bereits entschieden, während der Abwesenheit der zweiten Gattin des Edward Powell alias Paul Neubert, und ihre Anwesenheit hätte daran auch durchaus nichts ändern können.«

»Und wie hat das Gericht nun entschieden?« fragte Georg mit eiserner Ruhe, obgleich er sicher nun schon alles Weitere ahnte.

»Indem Mister Powell in seinem Testamente seine erste Ehe verschwiegen hat, ist dieses Testament nun nichtig. Wenigstens insofern, als seine zweite Frau nicht als Universalerin betrachtet werden kann. Jetzt erhält sie nur ihren Pflichtteil.«

»Und der beträgt?«

»Als der zweiten Gattin, die kinderlos geblieben ist, nach dem amerikanischen Rechte den vierten Teil.«

»Also das wäre?«

»So hätte Missis Neubert nur eine Million Dollars zu beanspruchen gehabt.«

»Und weiter?«

»Sie hat aber vier Millionen Dollars erhalten.«

»Und weiter?« fragte Georg nochmals.

»Zwei Millionen sind davon noch vorhanden, die sind sofort für Miß Alice Powell mit Beschlag belegt, sind ihr auch schon ausgezahlt worden. Drei Millionen hat sie

aber von der Erbschaft zu beanspruchen. Also schuldet ihr Missis Neubert jetzt noch eine Million Dollars.«

Mit einem Male fing Georg wieder ganz energisch mit Messer und Gabel zu arbeiten an.

»Na, da proste Mahlzeit! Ich lasse es mir weiter schmecken, und hoffentlich läßt sich auch die Patronin deswegen nicht den Appetit verderben.«

Doch dann blickte er wieder aufmerksam den Fremden an, nur daß er jetzt weiterkaute.

»Kennen Sie den Fall genau?«

»Ganz genau.«

»An dieser Sache läßt sich nichts mehr ändern?«

»Nein. Das Erbschaftsgericht hat definitiv entschieden.«

»Könnte man es nicht trotzdem mit Schwindlern zu tun haben?«

»Nein. Die Miß Alice Powell befindet sich in ihrem vollkommenen Rechte.«

»Das wissen Sie durch Ihre Allwissenheit?«

»Ich bin nicht allwissend. Aber das weiß ich. Ich selbst könnte ihre Rechte durch Beweise unterstützen.«

»Nun, unsere Patronin wird ihr die Million Dollars auszahlen.«

»Wie das, wenn ich fragen darf?«

»Wenn sich unser Schiff nicht wieder heben läßt, so können doch Taucher eindringen.«

»Was hat das zu sagen?«

»Wir besitzen eine ganze Kiste von echten Perlen, deren Wert wir noch gar nicht haben abschätzen lassen, aber eine Million Dollars bekommen wir sicher dafür.«

»Wo hat sich diese Kiste zuletzt befunden?«

»In der Kabine des ersten Maschinisten.«

»Weshalb sind die Perlen nicht in dem Panzerschrank aufbewahrt worden?«

»Der erste Maschinist, ein genialer Juwelier, obgleich gelernter Hufschmied, faßte in seiner Freizeit die schönsten Exemplare in Gold, machte Schmuckgegenstände aller Art daraus. Zuletzt hatte er einmal die ganze Kiste ausgehändigt bekommen, er wollte den ganzen Kram einmal sortieren.«

»Und die Stichflamme aus der Munitionskammer, wo die Explosion erfolgte, hat gerade die Wand dieser Kabine des ersten Maschinisten durchschlagen, im ganzen Schiffe ist nur dieser eine Raum ausgebrannt, aber auch vollkommen – die sämtlichen Perlen haben sich in gebrannten Kalk verwandelt.«

Nochmals ließ Georg Messer und Gabel sinken.

»Herr, sind Sie allwissend?!«

»Nein, aber zu gewissen Zeiten hellsehend. Oder wenn auch selbst es nicht bin, so haben wir doch Mittel, um das beobachten zu können, was wir beobachten wollen, ohne an Ort und Zeit gebunden zu sein. Verlassen Sie sich darauf: ich werde Ihr Schiff heben, es ist noch vollkommen brauchbar, nur das Leck braucht gedichtet zu werden – aber von den Perlenschätzen werden Sie keine Spur mehr vorfinden.«

»Nun wir wissen noch mehr solche Perlen liegen!« sagte Georg mit eiserner Ruhe.

»Auf jener Bank bei Halmahera oder Maladekka, von der diese Perlen herkommen? Bemühen Sie sich nicht erst hin. Diese Bank ist bald nach Ihnen von einem holländischen Kriegsschiffe entdeckt worden und wird jetzt von einer holländischen Gesellschaft ausgebeutet.«

»So, ooch noch! Haben Sie sonst noch etwas Erfreuliches zu melden?«

»Rechnen Sie nicht, daß Herr Kapitän Martin irgendwie für die Patronin wieder gut sagt. Er kann es nicht mehr.«

»Was?!«

»Er war ein doppelter Millionär in Mark, hatte sein Geld ausschließlich in Aktien der englischen Salzkompagnie angelegt. Diese Gesellschaft hat ihren Konkurs angemeldet, und ich kann schon jetzt sagen, daß für die zahlreichen Gläubiger keine fünf Prozent herauspringen werden.«

Jetzt schlug Georg die Hände über dem Kopfe zusammen.

»Ach jeh, ach jeeeh! Mensch, haben Sie noch Hiobsbotschaften in der Tasche?«

»Leider ja.«

»Heraus damit!«

»Ihre letzte Hoffnung als Geldquelle wäre Lord Eugen Harlin. Wissen Sie, daß gegen den ehemaligen englischen Kolonialminister einstmals ein Prozeß wegen Hochverrat geschwebt hat?«

Georg wußte es. Eine politische Angelegenheit, der Kolonialminister sollte einmal auf eigene Faust mit den noch selbständigen indischen Fürsten in Unterhandlungen getreten sein, nach seiner Meinung zum Besten seines Vaterlandes, aber das war ihm im englischen Parlament sehr übel genommen worden. Zwar war er aus dem Prozeß glänzend gerechtfertigt hervorgegangen, aber gestürzt war der Kolonialminister doch worden.

»Dieser Prozeß wegen Hochverrats ist wieder aufgenommen worden, es sind neue Belastungen hinzugekommen. Wiederum wird – so weit darf ich einmal die Zukunft enthüllen – Lord Harlin gerechtfertigt daraus hervorgehen, unschuldiger und glänzender denn zuvor, aber das geschieht erst nach vielen Jahren, und so lange ist all sein bewegliches und unbewegliches Gut von der Regierung natürlich mit Beschlag belegt.«

»Na, da wird sich der Lord ja ebenso freuen wie der arme Kapitän! Sonst noch etwas?«

»Seine Nichte, die kleine Herzogin von Suffolk, kommt nicht in Betracht, sie ist noch unmündig.«

»An die habe ich gar nicht gedacht.«

»Alle Ihre Hilfsmittel sind erschöpft.«

»Das merke ich. Vielleicht noch Vater Abdallah . . . «

»Auf den dürfen Sie ebenfalls nicht rechnen.«

»Und wir Argonauten alle zusammen bringen wahrscheinlich keine tausend Taler zusammen. Sonst noch so eine Hiobsbotschaft?«

»Nein, nun kommen die angenehmen Mitteilungen.«

»Ahaaaa! Na, da schießen Sie mal los.«

»Die Explosion in der Pulverkammer hat nur den Doppelboden durchschlagen, das Wasser ist nur in den Kielraum gedrungen, was aber genügte, um das Schiff auf den Grund zu setzen. In tieferem Wasser wäre es nicht tiefer gesunken, als es jetzt steht. Sonst ist also nur noch die Kabine des ersten Maschinisten ausgebrannt, allerdings auch vollkommen.«

»Das sagten Sie bereits, und da finde ich nicht gerade etwas Erfreuliches dabei.«

»Doch. Sonst nichts weiter. Im Augenblick der Katastrophe waren zufällig alle Schotten und sämtliche Türen wasserdicht geschlossen . . . «

»Ahhh!«

»Sie werden nach Hebung des Schiffes die ganze Einrichtung vollkommen unversehrt finden.«

»Alle Wetter, das ist allerdings eine angenehme Nachricht, wenn sie sich bewahrheitet!« rief Georg erfreut.

»Verlassen Sie sich darauf. Nur diejenigen Orgelpfeifen, die in die obersten Ventilationsröhren eingebaut sind, sind etwas verschlammt, lassen sich aber leicht wieder reinigen.«

»Na, da wird sich unser Meister Hämmerlein aber freuen, wenn er seine Orgel wieder hat!« jubelte Georg immer mehr auf.

»Der gefährdetste Raum war die Bibliothek, dort standen die Bollaugen offen . . . «

»Ja allerdings!«

»Aber die Verbindungstür war ausnahmsweise geschlossen, kein Blatt ist naß geworden.«

»Es wird immer besser!«

»Sie können also ruhig weiter gaukeln!« lächelte Price O'Fire.

»Wird auch gemacht!«

»Nur bitte ich Sie, sich dabei unter meine Führung zu stellen.«

Georg stutzte doch etwas.

»Hm. Herr, wer sind Sie eigentlich?«

»Ich bin ein Mitglied jener geheimen Gesellschaft, der auch die Schwester Anna angehört.«

»Diese Schwester Anna hat uns mörderisch im Stich gelassen.«

»So glauben Sie! Es war nicht anders angängig, sie durfte sich in Ihre Angelegenheiten zuletzt nicht mehr mischen.«

»Hm. Ich hatte die Dame sogar einmal in Verdacht, daß sie die Explosion erst veranlaßt haben könnte, um uns hier festzunageln.«

»O, wo denken Sie hin . . . «

»Bitte um Entschuldigung, es war auch nur einmal so ein Gedanke, den ich zur Sühne jetzt offen ausspreche. Nein, für so schlecht halte ich diese Dame nicht.«

»Jetzt bin ich von unserem Meister Ihnen, das heißt den Argonauten persönlich zur Verfügung gestellt worden.«

»Und wohin werden Sie uns führen?«

»Zu Ihrem Rechte.«

»Das ist ein weiter Begriff. Bitte, drücken Sie sich deutlicher aus.«

»Ihre Patronin ist nicht so arm, wie sie nach Verkünden jener Botschaft wähnen wird.«

»Nicht?!«

»Sie verfügt noch über unermessliche Schätze, an denen aber auch alle Argonauten partizipieren.«

»Was denn für Schätze?«

»Ahnem Sie nichts?«

»Hm. Sie meinen den unterirdischen Wasserlauf in Arabien mit den Goldadern und den eingesprengten Rubinen?«

»Nein, der Zugang zu diesem Schatzlager des ehemaligen Ophir soll der Menschheit vorläufig noch verschlossen sein, so ist in einer Beratung unserer Meister beschlossen worden.«

»Wo sollen diese Schätze sonst liegen?«

»Es handelt sich um mehr als 25 Tonnen Gold und um schier unermessliche Schätze an Edelsteinen aller Art.«

»Was?!« schnellte Georg von seinem Sitze halb empor.

»Ahnem Sie nun etwas?« lächelte der germanische Hüne.

»Doch nicht etwa ... die Schätze der Desolation ... des Flibustierkapitäns van Horn?!«

»Sie sagen es: Die sich jener Kapitän Satin, genannt Satan, unrechtmäßiger Weise angeeignet hat. Denn er hat das Geheimnis einfach gestohlen, der rechtmäßige Besitzer war der Bruder Ihrer Patronin, diese ist seine Erbin oder eigentlich natürlich seine Tochter, aber die sämtlichen Argonauten partizipieren doch daran, und was Recht ist, soll Recht bleiben.«

»Aber diese Schätze sind doch mit dem Untergange des »Seeteufels« in die Meerestiefe gesunken!«

»Vorausgesetzt, daß Kapitän Satin sie an Bord gehabt hätte.«

»Er hatte sie nicht?!«

»Nein, er hatte sie gleich nach Abholung in Sicherheit gebracht.«

»Wo?«

»Dort, wohin ich Ihr Schiff führen werde. Bitte, lassen Sie sich das vorläufig genügen. Hingegen mache ich Sie von vornherein darauf aufmerksam, daß Ihre Argonauten wegen dieser Schätze noch einen harten Kampf zu bestehen haben werden.«

»Mit wem?«

»Mit demjenigen, der diese Schätze jetzt als sein Eigentum betrachtet.«

»Und wer ist das?«

»Kapitän Satan.«

»Was?! Der hat doch damals seinen Tod gefunden!«

»Nein, er ist der Explosion und den Fluten unversehrt entkommen, er hat bereits neue Proslewiten um sich versammelt, führt schon wieder ein anderes Seeräuberleben. Sie und Ihre Argonauten sind dazu bestimmt, dieser Mördersekte ein für allemal ein Ende zu bereiten.«

»Well,« sagte Georg einfach und schob jetzt endlich gesättigt die geleerten Teller zurück. »So, Mister O'Fire, wenn Sie nur ein klein wenig allwissend sind, dann müssen Sie ganz genau wissen, was mir jetzt zu meinem Glücke noch fehlt.«

Lächelnd erhob sich der germanische Riese, brachte aus einem Wandschranke eine Zigarrenkiste herbei, jeder der Einwohner mit einer goldenen Bauchbinde bekleidet.

»Aaah, echte Habannas,« schmunzelte Georg, als er nach einer griff, »sogar Begueros. Sehen Sie, Mister O’Fire, Sie sind doch noch allwissender, als Sie in Ihrer Bescheidenheit zugestehen wollen. Was ich mich während dieses ganzen Jahres nach einer Habanna, überhaupt nach einer Zigarre, nach einem rauchbaren Tabak geseht habe, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Für diese Zigarre werde ich mich später, wenn es so weit ist, mit einer Kiste Diamanten revanchieren.«

»Sie haben aber doch immer genug Tabak gehabt, haben ihn auf dem Plateau selbst gebaut.«

»Allerdings, wir fanden eine ganze Tabaksplantage, wilde Pflanzen massenhaft, aber jetzt bemerke ich, daß Sie doch nicht so ganz allwissend sind, oder nur hellsehend, nicht hellriechend. Ja, geraucht haben wir diesen Tabak – aber selbst für den Geschmack und Geruch unseres Eskimos war es ein ganz infames Luderzeug. Und schließlich doch besser als Kabelgarn und ausgefranztes Tauwerk, nach dessen Genuß man immer mit zehn Knoten laufen muß. Ja, wo ist aber nun – ich habe mein Feuerzeug im Boot in meinem Ledersäckchen . . . «

Suchend blickte sich Georg nach Streichhölzern oder etwas ähnlichem um.

»Bitte hier.«

Price O'Fire hatte in die Westentasche gegriffen, eine schwarze Kugel von etwa Walnußgröße zum Vorschein gebracht und hielt ihm diese hin.

»Was ist denn das?«

»Ein Feuerzeug. Wollen Sie sich bedienen. Nur muß ich es selbst halten.«

In dem Augenblick, wie Georg das Ende seiner Zigarre der schwarzen Kugel näherte, begann sich diese zwischen den Fingern des Mannes rot zu färben, und es war wirkliche Glut, Georg konnte daran seine Zigarre anbrennen.

»Hm,« brummte er, behaglich die blauen Wölkchen von sich blasend, während jener die Kugel, die sich wieder schwarz gefärbt hatte, wieder in der Westentasche verschwinden ließ, »ein sehr merkwürdiges Feuerzeug.«

»Eine Erfindung von mir.«

»Sehr praktisch. Nur über eines wundere ich mich.«

»Worüber?«

»Die ganze Kugel erglühete doch.«

»Ja.«

»Und Sie haben sich dabei nicht die Finger verbrannt?«

»Herr Kapitän, Sie und Ihre Gefährten werden an mir noch verschiedenes Merkwürdiges beobachten. Jetzt nur eines. Sprechen Sie japanisch?«

»Wenig mehr als bantschai, was wohl Hurra bedeutet, und vielleicht irre ich mich noch hierbei.

»Sonst würden Sie hier an Bord öfters vernehmen, daß mich die japanische Besatzung meist den »Fürst des Feuers« nennt.«

77. KAPITEL. EIN UNBEGREIFLICHER HANDSTREICH.

Wir überspringen einige Wochen.

Die Stadt Para prangte in festlichem Gewande, alles ein einziger Flaggenschmuck.

Denn in ihren Mauern weilte Juan Lopez, der Präsident der Republik Brasilien.

Juan Lopez war einer von den achtzehn Plantagenbesitzern, denen einfach ganz Brasilien gehört. Die anderen 14 Millionen, die Brasilien bevölkern, Weiße, Neger, Indianer und Mischlinge, kann man einfach als deren Sklaven betrachten, wenn es in Brasilien auch dem Namen nach keine Sklaverei mehr gibt. Höchstens die etwa 600 000 Indianer, wie man sie ungefähr schätzt, die in den Pampas und Wäldern noch in ungebundener Freiheit herumschwärmen, kann man davon ausschließen.

Plantagenbesitzer ist dort ein gar weiter Begriff. Auf diesen achtzehn Plantagen liegen auch alle industriellen Unternehmungen und alle Bergwerke und Minen. Selbst Großkaufleute kann man dort nur als Beamte dieser aus achtzehn Mann bestehenden Feudalherrschaft betrachten. Gebieten diese Kaufleute über Reichtümer, über großes Einkommen, so ist das doch nur immer als ein enormes Gehalt aufzufassen, das ihnen diese Plantagenbesitzer gewähren. Ein Wink von ihnen, und so ein reicher Großkaufmann ist eben gleich seiner Stellung enthoben, ist ein Bettler.

Seitdem aus dem einstigen Kaiserreiche Brasilien eine Republik geworden ist – und schon früher – hat dort das

Klassenwahlssystem nach der Höhe des Einkommens geherrscht. Da nun diese achtzehn feudalen Plantagenbesitzer mehr Einkommen haben als alle die anderen 14 Millionen Brasilianer zusammen, so haben sie auch immer den Präsidenten nach ihrem Geschmack gewählt, haben überhaupt immer die absolute Herrschaft in Händen gehabt, und das umso mehr, weil sie auch alle Mannschaften des Heeres und der Marine aus ihrer eigenen Tasche besolden, und zwar für südamerikanische Verhältnisse außerordentlich reichlich, wofür sie natürlich ebenfalls ihre Leute aussuchen, ihre Soldaten, so daß durch eine Volksrevolution gar nichts gegen sie zu machen ist.

So war es wenigstens bis vor einem halben Jahre gewesen. Da war nach dem Tode des bisherigen Juan Lopez, Plantagenbesitzer von Santa Leopoldina, der reichsten einer, zum neuen Präsidenten gewählt worden, wie immer in Brasilien auf Lebenszeit, natürlich wie immer durch die Stimmen seiner feudalen Genossen und ihrer Sippschaft.

Aber Sennor Lopez hatte ihr Vertrauen auf die gemeinste Weise getäuscht, hatte infamen Hochverrat begangen. Jetzt als allmächtiger Präsident erklärte er sogar ganz offen, daß er ein Heuchler, daß er in seinem Herzen schon immer Demokrat gewesen sei, und sein erstes war, daß er das allgemeine Wahlrecht mit gleicher Stimmenzahl vorschlug und durchführte.

Die Folgen lassen sich denken. Ganz Brasilien jubelte ihm als Befreier von der Knechtschaft zu. Natürlich nur jene 17 Plantagenbesitzer nicht. Die nannten ihn einen

ganz gemeinen Schuft. Aber deren Macht war nun gebrochen. Auch Heer und Marine hatte Juan Lopez sofort auf seiner Seite. Und was er für ein Charakter war, wie ehrlich er es als Demokrat meinte, das bewies er dadurch, daß er sofort seine unermesslichen Besitzungen für freie Kolonisation hergab und außerdem nordamerikanische Werften mit dem Bau von zwei Linienschiffen, zwei Küstenpanzern, drei Panzerkanonenbooten und fünf Torpedobooten beauftragte, mit denen er die Flotte beschenken wollte, alles auf seine eigenen Kosten.

Gebrauchen konnte die armselige brasilianische Marine diesen Zuwachs allerdings auch sehr gut. Da sieht man aber auch, was es in Brasilien für Geldmänner gibt. Eben diese achtzehn Plantagenbesitzer. Unermeßlich reich! Wirklich unermeßlich. Der Wert ihres Grund und Bodens ist ja gar nicht zu taxieren. Da sieht man aber auch, was dieser Juan Lopez für ein Mann war!

Jetzt hatte der neue Präsident seine erste Inspektionsreise angetreten, um sich dem Volke vorzustellen, gewissermaßen seine Krönungsreise, hatte mit seinem Kriegsschiffe alle brasilianischen Küstenstädte angelaufen, selbst kleine Ortschaften, und es war eine einzige Triumphfahrt gewesen. Gleich im Anfange seiner Präsidentschaft waren kurz hintereinander zwei Attentate auf ihn erfolgt, ganz sicher waren die Anstifter dazu jene 17 Plantagenbesitzer gewesen, wenn ihnen auch nichts zu beweisen war, und der eine Attentäter, ein zer- und verlumptes Individuum, hatte dann gleich sein Stilett, das an einem Knopfe des Waffenrockes abgeglitten, in sein

eigenes Herz gegraben, und der zweite Attentäter, noch zerlumpfter, dessen Schrotschuß noch jetzt in der rechten Schulter des Präsidenten saß, war sofort von der wütenden Menge in Brei verwandelt worden – aber ganz sicher würde auch kein dritter Anschlag auf sein Leben vorkommen.

Denn gerade die Ärmsten des Volkes drängten sich allüberall herbei, um für den geliebten Präsidenten eine Leibwache zu bilden, einer bewachte eifersüchtig den anderen, und dasselbe galt für die ihn begleitenden Offiziere und sonstigen Würdenträger.

Jetzt also befand er sich in Para als auf der letzten Station seiner Huldigungsreise. Vorausgesetzt, daß es dann nicht weiter den Amazonenstrom hinaufging. Und die Stadt hatte noch einen ganz besonderen Grund, sich so festlich zu schmücken, wie auch ein besonderer Grund vorlag, daß der Präsident für seine Reise mit Familie und großem Gefolge statt eines ansehnlichen Kriegsschiffes nur einen kleinen Kreuzer benutzt hatte.

Auf den nordamerikanischen Werften waren die bestellten Schiffe mit gewöhnlicher Schnelligkeit gebaut worden, sie sämtlich hatten bereits ihre Probefahrt bestanden, ganz ausgezeichnet. Denn trotz dieser Fixigkeit kann man den Yankees im Schiffsbau keine Schundfabrikation nachsagen. Und nun war die ganze brasilianische Kriegsflotte, aus 48 Schiffen und Fahrzeugen bestehend, unterwegs, um die zwölf neuerbauten abzuholen, sie befanden sich sogar schon wieder auf dem Rückweg. Und hier in Para sollte der feierliche Empfang dieser ganzen

brasilianischen Flotte durch den Präsidenten und die sonstigen ersten Würdenträger des Landes stattfinden, und das umso mehr, weil Para wahrscheinlich der neue und erste Kriegshafen dieser Flotte werden sollte, weil der neue Präsident das bisher total vernachlässigte Gebiet des Amazonasstromes für den Handel eröffnen wollte.

–

Wieder hatte der neue Präsident den Geist des einfachen Volkes zu treffen gewußt, indem er für seinen längeren Aufenthalt in Para mit seiner Familie nicht die Prunkzimmer des Regierungspalastes bezogen, sondern sich in das ziemlich schlichte Haus des Bürgermeisters, hier merkwürdigerweise Major domo, Hausmeister genannt, einquartiert hatte. Jene Prunkzimmer hatte er seinen Ministern und Generalen und dem sonstigen Gefolge überlassen.

Die Familie des Präsidenten saß beim Frühstück, das wir Mittagsmahl genannt hätten. Juan Lopez war ein Mann mittleren Alters, eine äußerst sympathische Erscheinung, sein Gesicht drückte ehensoviel Energie aus wie echte Herzensgüte und dasselbe konnte man von seiner noch so jugendlich aussehenden Gattin sagen, die ihm aber schon zwei Mädchen und drei Knaben geschenkt hatte, zwischen sechs und dreizehn Jahren, alle mit hier am Tisch versammelt, reizende Kinder.

Am Tische präsierte der Bürgermeister als einfacher Hausherr. Es war ein echter Portugiese, nur darf man sich einen solchen nicht immer klein und dürr vorstellen, wie in der Kaffeetrommel geröstet. Auch König Karl I. von

Portugal ist oder war gewiß ein echter Portugiese, aber der wog bekanntlich fast drei Zentner und sein Vollmondgesicht glänzte wie Milch und Blut, und dieser Major domo von Para hier sollte die größte Ähnlichkeit mit diesem damals noch nicht ermordeten König haben.

Jetzt räusperte er sich mächtig, wälzte sich vom Stuhle empor, erhob sein Glas und machte es kurz und bündig.

»Ich erhebe mein Glas auf das Wohl des zukünftigen Kaisers von Brasilien . . . «

Weiter kam er nicht, er wurde durch etwas unterbrochen, und das war sehr gut. Denn entweder mußte der biedere Bürgermeister, dessen Verstandesschärfe sonst so gerühmt wurde, heute früh schon tief ins Glas gesehen haben, noch vor diesem Frühstück, oder er war eben heute einmal ganz und gar von Gott verlassen, daß er hier den Präsidenten der Republik Brasilien als zukünftigen Kaiser hochleben ließ in Gegenwart von Dienern, dabei auch noch wie ein Ochse brüllend.

Noch lauter aber hatte ein Kanonenschuß ganz in der Nähe gebrüllt. Hatte gebrüllt, daß beinahe die klirrenden Fensterscheiben geplatzt wären.

Alles war aufgesprungen. Aber nicht etwa vor Schreck.

»Das Geschwader kommt!«

Nur der Major domo hatte sich gleich wieder gesetzt und legte sich eine neue Portion Ragout vor.

»Das ist gar nicht möglich,« erklärte er, »das muß erst San Movo passieren, von dort wird es telegraphisch gemeldet, und das würde nach dem Hafenedmiral erst ich erfahren, und außerdem stehen die Salutgeschütze auf

der Kaibatterie und nicht in meinem Hause, ganz abgesehen davon, daß zum Empfang der Flotte 30 Salutschüsse gelöst werden und daß diesem ersten kein zweiter folgt.«

Nein, der folgte nicht, dafür aber trat alsbald der persönliche Adjutant des Präsidenten ein, machte seine Meldung ganz unbefangen, mehr in erzählendem Tone, wie er auch keine Stellung nahm.

»Auf dem Hofe ist versehentlich ein Böllerschuß gelöst worden, ein Kanonenschlag, nur ein Feuerwerkskörper. Ich bitte für den armen Sünder um Verzeihung. Es ist ein Hausknecht, der dadurch seiner Freude Ausdruck geben wollte, daß er Eurer Exzellenz, seinem geliebten Präsidenten, täglich die Stiefeln putzen darf. Aber ich habe auch noch eine andere Meldung zu machen. Ein ganz merkwürdiges Ereignis. Man kann den Kanonenschlag tatsächlich als Salutschuß für ein Schiff auffassen, das soeben in den Hafen läuft. Es ist die wohlbekannte »Argos«, das Gauklerschiff.«

»Das ist ja gar nicht möglich!« erklang es wiederum, jetzt aber vielstimmig im Chore. »Die Argos ist doch schon seit einem Jahre verschollen, hat irgendwo ihren Untergang gefunden!«

»Verschollen war sie wohl, aber von einem Untergange ist nichts bekannt geworden. Es ist die »Argos«, die soeben in den Hafen dampft. Das Schiff ist bekannt genug, und die Mannschaft eines anderen Schiffes müßte ja geradezu wahnsinnig geworden sein, daß sie diesen Namen auch signalisiert – Argos, Hamburg – und außerdem

auch noch die Standarte der Freifrau von der See heißt hat.«

»Das Gauklerschiff, das Gauklerschiff!« jubelten schon die fünf Kinder. »Papa, die müssen uns eine Vorstellung geben!«

Die Familie von Juan Lopez hatte damals, als die »Argos« in Rio de Janeiro gelegen, auf ihrer Plantage gewohnt, und von dort war es doch zu weit gewesen.

Aber von dem Gauklerschiff hatten sie hinterher doch genug gehört, von den wunderbaren Vorstellungen und dem Siege der Argonauten im Wettrudern über alle Kriegsschiffe.

»Ob sie hier eine Vorstellung geben werden?« fragte auch die Frau Präsidentin ganz erregt.

»Ich werde anfragen lassen, und wenn nicht, dann werde ich sehen, was sich machen läßt!« entgegnete Papa Präsident und begab sich in das als sein Bureau eingerichtete Zimmer, wo ihn bereits einige Minister erwarteten.

Die Kinder mußten sich gedulden. Von diesem Hause aus war der Hafen nicht zu sehen, und daß sie nun gleich hinliefen, um das märchenhafte Schiff anzustaunen, das war nicht angängig, weil es eben die Kinder des Präsidenten dieses Landes waren.

Aber Juan Lopez hatte wie immer sein Wort gehalten, hatte noch vor der wichtigen Besprechung mit seinen Ministern einen Boten, das heißt eine uniformierte Ordonnanz, und zwar als Major uniformiert, nach dem Hafen und dem betreffenden Schiffe gesandt.

Und schon eine halbe Stunde später betrat das Haus des Bürgermeisters ein junger Mann.

Wir wollen gleich verraten, daß es Georg Stevenbrock war.

Aber nicht etwa als Kriegs- oder Postschiffsoffizier gekleidet, überall mit goldenen Borten und Klunkern besetzt, sondern in einem ganz schlichten blauen Anzug nach Seemannsschnitt, die an den Knien schon etwas abgeschabten Hosen so trichterförmig als möglich, das blaue Jackett über der mächtig breit gewordenen Brust nicht mehr zugehend, um den Hals statt des Kragens ein schneeweißes Seidentuch zu einem äußerst kunstvollen Schifferknoten geschlungen, darin eine Nadel mit einem Kapdiamanten, an einem rohen Goldklümpchen hängend, ein Schmuck, den er schon als Matrose getragen, über dem halb kaffeebraunen, halb ziegelroten Gesicht mit dem fast unsichtbaren, weil weißblonden Bärtchen den steifen Filzhut etwas in den Nacken gerückt, und nun natürlich, da er ja nichts zu tragen hatte, die Hände gentlemanlike in den Hosentaschen.

So baute er sich vor der Portiersloge auf.

»Stevenbrock, Kargokapitän und Waffenmeister von der Hamburger »Argos«.«

»Sie wünschen Seine Excellenz den Präsidenten zu sprechen?«

»Ich? Nee. Aber der wünscht mich zu sprechen.«

Das hatte er auf Spanisch gesagt, das wir hier aber doch nicht wiedergeben können. Jedenfalls wußte er auch auf Spanisch ganz diese Ausdrücke zu gebrauchen.

Er spazierte einige Male in der teppichbelegten Hausflur hin und her, spuckte seinen Kautabak auf die Straße, nahm einen neuen Prim »mang dee Kusen«, spazierte wieder hin und her. Bis er wieder vor der Portiersloge stehen blieb.

»Haben Sie mich gemeldet?«

»Nein.«

»Weshalb denn nicht?«

»Der Herr Präsident gibt jetzt seinen Ministern Audienz.«

»Na, aber nun ein bißchen holla! Der Herr Präsident hat unsere Patronin oder einen Stellvertreter zu sprechen gewünscht! Und der bin ich! Nun aber ein bischen fitsche-fitsche! Oder Ihr Sandsäcke glaubt wohl, wir kommen nach diesem Neste, damit ich hier eine Hausflur mit Schritten ausmessen soll, eh?«

Jetzt merkte der Portier, daß mit dem jungen Manne nicht gut Kirschenessen war, dessen Auftreten war überhaupt ganz dazu angetan, um auch den rabiatesten Menschen einzuschüchtern – er benutzte schleunigst das Telephon.

»Der Herr Kapitän werden von Seiner Exzellenz im Garten erwartet!« meldete er alsbald. »Bitte, hier hinten hinaus. Ich werde Sie führen.«

Eine Minute später stand Georg in einer Laube des herrlichen Gartens vor dem Präsidenten, vor dem Herrscher der Republik Brasilien. Womit doch gar nicht zu spaßen ist. Wenn aber der deutsche Seemann seinen Hut

nicht abnahm, nicht einmal die Hände aus den Hosentaschen, so ist das auch nicht etwa als eine Unhöflichkeit zu betrachten. Das ist eben der deutsche Seemann. Der Bürger der freien Handelsstadt Hamburg behält auch in jedem Lokal den Hut auf dem Kopfe. Und als Cecil Rhodes vor dem deutschen Kaiser stand, behielt er auch die Hände in den Hosentaschen.

»Ich habe die Ehre, Herr Präsident!« sagte Georg dann sogar sehr höflich. »Stevenbrock ist mein Name, Kargokapitän der Hamburger »Argos« und Waffenmeister ihrer Mannschaft. Sie wünschten die Patronin des Schiffes, die Freifrau von der See Missis Helene Neubert zu sprechen. Diese ist leider am Kommen verhindert. Ich bin ihr Stellvertreter. Habe auch eine Beglaubigung bei mir, wenn Sie sie sehen wollen.«

»Aaah, der berühmte Waffenmeister der berühmten Argonauten, das freut mich, Sie persönlich kennen zu lernen!« strahlte der gediegene Mann tatsächlich im ganzen Gesicht, als er ihm die Hand hinhielt, und Georg nahm die seine aus der Tasche, um jene kräftig zu drücken.

»Ja, wo hat denn nur Ihr Schiff das ganze Jahr lang gesteckt?! Wo sind Sie immer gewesen?«

»Weit, o weit.«

Man ist nicht umsonst Jahre lang mit einer charakteristischen Person in engster Gemeinschaft zusammen, da braucht man sonst kein Affe zu sein, um sich Gewohnheiten des anderen anzueignen.

Auch Georg hatte, wie es Kapitän Martin mit Vorliebe tat, bei seiner Antwort für eine Geste das eine Bein zu

Hilfe genommen, hatte es etwas nach Norden geschlenkert.

Der Präsident lächelte. Der war ja nicht umsonst Präsident eines Reiches geworden, das so groß wie ganz Europa ist.

»Aber sonst ist es Ihnen und dem ganzen Schiffe immer gut gegangen?«

»Fein – fein mit Ei.«

»Alles wohl an Bord?«

»Alles wohl för und achtern Mast.«

»Wie ist das Befinden der gnädigen Freifrau von der See?«

»Fein sein. Kann aber manchmal auch sehr ungnädig sein, hat manchmal den Teufel im Leibe.«

»Bitte nehmen Sie Platz, Herr Kapitän.«

Ein Diener hatte Erfrischungen gebracht, Georg langte zu.

»Werden Sie hier Vorstellungen geben?«

»Nee.«

»Weshalb denn nicht?«

»Weil wir nicht wollen. Die Anchovis sind gut.«

»Sie wollen überhaupt niemals wieder Vorstellungen geben?«

»O doch. Aber nicht hier in Para. Das heißt, Ausnahmen gibts immer. Wenn Sie, Herr Präsident, uns einmal gaukeln sehen wollen – jut, kann gemacht werden.«

»Herr Kapitän, Sie kommen mir wunderbar entgegen ...«

»Da ist doch gar nichts Wunderbares dabei. Ich weiß doch ganz genau, weshalb Sie mich haben rufen lassen.«

»Herr Kapitän,« lachte jetzt der biedere Lopez aus vollem Halse, »ich wollte, ich würde mit meinen neuen Ministern ebenso schnell fertig wie mit Ihnen! Also Sie sind bereit, mir eine Vorstellung zu geben?«

»Well.«

»Und meinen Kindern, meiner Familie.«

»Na selbstverständlich.«

»Aber zu meiner Familie rechne ich mein ganzes Gefolge, das heißt alle meine mir treu ergebenen Begleiter, sogar meine Diener, – und das nicht nur so dem Namen nach.«

Georg hatte gerade nach einer Kaviarsemmel gegriffen, hielt in der Bewegung inne, blickte nach dem Sprecher, zog die Hand zurück, leckte einmal an den Fingerspitzen und klatschte dann jenem auf das weißbehoste Bein, daß es knallte.

»Schön gesprochen, Herr Präsident! Na selbstverständlich. Überhaupt bringen Sie nur mit, wen Sie wollen.«

Der Präsident lächelte – lächelte immer mehr.

»Sie sind doch Leutnant in der deutschen Marine, Herr Kapitän, wie ich gehört habe, nicht wahr?«

»Bin ich.«

»Ich hatte viel mit deutschen Offizieren verkehrt, aber ... bei Ihnen werde ich immer an einen Hamburger Kapitän erinnert, mit dem ich einmal noch viel intimer verkehrt habe – in Hamburg!«

Wieder hatte der Sprecher dabei im ganzen Gesicht gelacht, und ein rascher Blick traf ihn.

»Hm,« brummte Georg, »ich weiß recht wohl, was Herr Präsident meinen. Jetzt bin ich aber kein Leutnant der Kriegs-Marine – da wäre ich nun freilich ein etwas anderer, das stimmt – jetzt bin ich Kapitän von einem deutschen Handelsschiffe überhaupt ein deutscher Seemann. Und es braucht nicht gerade ein Hamburger zu sein.«

Die beiden hatten sich verstanden, brauchten nichts weiter darüber zu sprechen.

Aber dieser portugiesisch-brasilianische Landesvater hatte recht. Mit so einem echten, rechten Hamburger Kapitän zu verkehren, mit ihm etwa eine Reise durch Hamburg zu machen – das ist einfach eine Wonne! Weshalb, das ist ja nicht so leicht zu sagen. Das muß man eben selbst erleben. Wie der überall auftritt, wie der überall empfangen wird, immer so ganz familär, in der gemeinsten Schifferspelunke wie im Spiegelsaal des vornehmsten Hotels, immer jovial und in seinem ihm heiligen Platt immer frisch von der Leber weg sprechend, immer gemütlich und immer Spektakel machend – man muß es erleben. Und eine gepichte Kehle muß man haben.

»Ich darf mitbringen, wen ich will?«

»Wen Sie wollen. Bringen Sie nur alle Ihre Minister und Generale und den ganzen Schwamm mit. Also auch Ihre Diener, und wer Ihnen sonst vertraut ist. Wenn Ihre Gattin Freundinnen hat – bringt se mit. Sonst natürlich ... es soll eine intime Vorstellung sein.«

»Ich verstehe.«

»Natürlich kostet die ganze Geschichte nix . . .«

»O, das kann ich doch nicht annehmen.«

»Na!« wurde einfach in entsprechendem Tone gesagt.

»Danke verbindlichst,« verbeugte sich der Präsident.

»Da haben Sie mir gar nichts zu danken. Natürlich ist es die Patronin, die Sie einlädt, und wen Sie mitbringen, die sind auch ihre Gäste. Trotzdem muß ich immer »wir« und »uns« sagen, weil wir doch nicht etwa verpflichtet sind, den Gästen unserer Patronin was vorzugaukeln, wir bekommen doch auch nichts dafür bezahlt, nehmen auch nichts dafür geschenkt dann, und doch tun wirs so gern, wens ihr Spaß macht. Ja, und wann?«

»Wann Sie bestimmen.«

»So fix als möglich. Wir wollten eigentlich in drei Stunden schon wieder abdampfen, haben nur einige Kleinigkeiten einzunehmen.«

»Ja, dann gleich jetzt während der Siestazeit.«

»Recht so! Können Sie in einer halben Stunde mit Ihrer Gesellschaft an Bord sein?«

»Jawohl, das ist möglich, es bedarf nur einer telephonischen Bestellung.«

»Gut, dann lasse ich sofort die Vorbereitungen treffen, wir erwarten Sie in einer halben Stunde an Bord. Mehr als tausend bringen Sie doch nicht mit. Mehr haben nämlich in der Batterie nicht Platz. Also törn tau.«

Georg erhob sich, griff aber erst noch einmal nach der Schüssel mit den belegten Brötchen.

»Warten Sie mal, so'n Rundstück will ich mir doch erst noch zu Gemüte führen. Was ist denn das für ein Zeug drauf? Schmeckt ganz delik特.«

»Es wird eine gewürzte Fischpaste sein!« lächelte Lopez, so wie auch der ernste Price O'Fire bei der Unterhaltung mit diesem jungen Seemanne so oft gelächelt hatte.

»Nee, Fischpaste ist das nicht. Das ist irgend ein Käse mit einem ganz merkwürdigen Gewürz, schmeckt wunderbar.«

»Ich werde den Koch fragen lassen.«

Der Diener war gerade zur Stelle, er lief, kam gleich wieder zurück.

»Der Koch bedauert, das wäre sein Geheimnis, das er nicht verrät.«

»Dann soll sich dieser edle Koch samt seinem Käse begraben lassen. Sie erlauben wohl, daß ich so ein Brötchen mitnehme – oder gleich zwei, wegens Zusammenklappen. Unser Doktor Isidor braucht nur seine krumme Nase hineinzustecken, unser chinesischer Koch nur einmal zu kosten, dann ist das Geheimnis heraus.«

Georg zog aus der Brusttasche ein zweites weißseidenes Halstuch, zur Reserve mitgenommen, wickelte die beiden zusammengeklappten Brötchen hinein, hielt dem Präsidenten die Hand hin.

»Na da adjüs, Herr Präsident. Also in einer halben Stunde können Sie mit Ihrer ganzen Gesellschaft kommen.«

Der Präsident, ihn bis zur hinteren Haustür begleitend, blickte ihm nach und sah noch, wie Georg dem Portier ein Goldstück zuwarf.

»Ich wollte,« murmelte er, »alle meine Minister und Sekretäre wären so, dann würde ich eher mit ihnen fertig!«

---

Eine halbe Stunde später traf die Gesellschaft am Kai ein, wo die »Argos« vertaut lag. Fast 200 Menschen, Männer und Frauen und Kinder bunt durcheinander gemischt. Oder vielmehr Herren und Damen. Eine ganz glänzende Gesellschaft! Wenn auch viele der Herren wie der Präsident Zivil trugen. Dafür andere goldstrotzende Uniformen in Menge, und die brasilianischen Damen halten auf Pariser Toiletten. Auch einige von Geburt schwarze und braune Gesichter gab es; Neger und Mulatten. Gerade der kommandierende Divisionsgeneral der Nordprovinzen, Manuêlo Ladessa, war ein Vollblutafrikaner mit kohlschwarzer Visage, ein riesenhafter Kerl mit herkulischen Schultern, hatte dabei ein ganz kleines Frauchen mit schneeweißer Haut, und die Eltern des Kultusministers waren noch als menschliche Affen, nur bei Festlichkeiten mit dem Lendenschurz bekleidet, im Urwald auf den Bäumen herumgeklettert, ihr Herr Sohn aber, der kleine Indianerbengel, war von einem Missionar eingefangen worden und hatte dann auf verschiedenen europäischen Universitäten studiert.

Georg Stevenbrock, noch ganz derselbe, empfing sie auf der Laufbrücke.

»Meine Herrschaften, ich heiße Sie als unsere Gäste herzlichst willkommen. Die Freifrau von der See läßt sich entschuldigen. Dort oben auf der Kommandobrücke steht der nautische Kapitän, und der bleibt dort oben stehen. Eine andere Vorstellung gibt es nicht. Oder nur insofern, als Ihnen jetzt unsere Jungens, die neuen Argonauten, etwas vormimen werden. Also herein spaziert in die Batterie! Die Kinder brauchen nicht nach vorn, alle Plätze sind gleich gut. Nur die Kurzsichtigen und Schwerhörigen können sich mehr nach vorn setzen. Obgleich wir Spektakel genug machen werden. Und wer was zu essen oder zu trinken haben will, der braucht nur zu piepen. Alles gratis, Trinkgelder werden nicht angenommen, alles Schmeißen mit Goldklumpen und faulen Eiern und dergleichen, ist strikte verboten. Also nur rein, meine Herrschaften, immer rein, immer rrein, immer rrrrein . . .«

Es wurde schon genug gelacht, als sie in den breiten Eingang strömten und dann auf einer Treppe zum Zwischendeck hinab.

Solch einen Empfang waren diese Herrschaften nun freilich nicht gewöhnt, sie kamen überhaupt plötzlich wie in eine andere Welt, aber das wars ja gerade!

»Immer rrein, immer rrein, immer . . . bitte, Herr Präsident, ein Wort mit Ihnen erst, ich will Ihnen etwas Besonderes zeigen.«

Mit diesen Worten hatte Georg seine Einladung unterbrochen und den Präsidenten angehalten.

»Bitte, ich stehe zu Diensten.«

»Wollen Sie mir folgen.«

Georg führte ihn über das Deck nach dem Kabineneingang, ebenfalls eine Treppe hinab, sie betraten eine Kabine, die nichts weiter als die üblichen zwei Kojen und einen Waschtisch enthielt.

Georg hatte die Tür hinter sich geschlossen, wandte sich um.

»Herr Präsident, Sie sind mein Gefangener.«

In diesem Augenblick machte der Herr Präsident, der sonst sehr geistreiche Züge hatte, ein etwas dummes Gesicht, und das läßt sich begreifen.

»Ihr – Ihr ... was? Was sagten Sie da?«

»Sie und Ihre Familie und alle Ihre Begleiter sind unseres Gefangenen! Lassen Sie ruhig mit sich sprechen ... bitte keinen Widerstand ... «

Es war kein dummes Gesicht mehr, als jetzt der Präsident eine blitzschnelle Bewegung machte, die mit der Hand jedenfalls in einer Tasche enden sollte, bei einer Waffe.

Aber wenn man überhaupt schneller als der Blitz sein kann, so war es der Waffenmeister der Argonauten.

Noth ehe die Hand ihr Ziel erreicht, hatte Georg gleich beide Handgelenke des Präsidenten gepackt.

»Bitte, Herr Präsident, keinen Widerstand, bitte nicht!«

Trotzdem er zugepackt hatte, daß sich der Brasilianer krümmte, also wohl vor Schmerz, hatte er es im bittendsten Tone gesagt.

»Bitte, keinen Widerstand, bitte nicht! Er nützt Ihnen nichts, ich bin Ihnen über, und es hat auch keinen Zweck, daß Sie schreien, wir sind schon unterwegs!«

»Verrat, Verrat, wir werden entführt,« schrie Lopez dennoch, noch immer sich zwischen den beiden Schraubstöcken wie ein Wurm krümmend, mit seinem Gegner ringend. Freilich ganz einseitig. Es waren eben einfach zwei eiserne Schraubstöcke, die ihn festhielten.

Lopez hatte einen Blick durch das Bollauge geworfen und sofort gemerkt, daß sich das Schiff drehte, also abgetaut worden war und das Ufer verließ.

»Ja, Sie werden entführt, denn . . . «

»Mann, was wollen Sie denn nur, sind Sie denn wahnsinnig?!«

»Nein, das bin ich nicht, so lassen Sie sich doch nur ruhig erklären . . . «

Da donnerte ein Kanonenschuß, ein zweiter, ein dritter – immer mehr.

»Die Kriegsflotte – das Geschwader kommt!«

Ja, da kam es! Wie jetzt das Schiff lag und noch einige Zeit liegen blieb, konnte man durch das Bollauge gerade die große Insel sehen, welche dem Hafen von Para vorgelagert ist, und hinter dieser Insel rauschte es majestätisch hervor – ein dreigedecktes, gepanzertes Linienschiff, also ein Schlachtschiff erster Klasse – im Kielwasser folgend ein zweites, dann ein drittes – dann drei kleinere Panzer, sogenannte Küstenpanzer, aber immer noch ganz mächtige Dinger – dann sieben Panzerkanonenboote – dann neun Kreuzer von zusammen 22 000 Tonnen –

dann elf Kanonenboote zweiter Klasse, – dann fünfzehn große Torpedoboote, von denen sechs als Torpedobootsjäger zu gebrauchen – dann sieben Torpedoboote zweiter Klasse – dann acht zweigedeckte Schulschiffe – und schließlich noch sechs armierte Raddampfer.

Das ist die ganze brasilianische Kriegsflotte, wie sie damals war und wie sie noch heute ist. Nur ein Schlachtschiff ist unterdessen verloren gegangen.

Es klingt großartiger, als es in Wirklichkeit ist.

Wenn die italienische oder die französische oder die deutsche oder gar die englische Kriegsflotte so wie hier in ihrer Gesamtheit aufmarschiert, da bekommt man ja nun freilich ein bißchen was anderes zu sehen! Wenn der brasilianische Großadmiral so etwas noch nicht gesehen hätte, da würde auch der, mit Respekt zu sagen, Maul und Nase aufsperrn. Während ein deutscher oder englischer Matrose nach dieser brasilianischen Kriegsflotte gar nicht hinblickt, mit Absicht nicht, ihr den Rücken zukehrt, um ihr eben seine Verachtung auszudrücken.

Doch immerhin, es war ein imposanter, ein grandioser Anblick, wie diese sechzig Kriegsschiffe jetzt hinter der Insel hervorgerauscht kamen, daß sie hintereinander fahren, war nur eine perspektivische Täuschung, denn jetzt nur eine kleine Schwenkung und sie bildeten plötzlich eine Frontreihe, und da gab das erste Linienschiff, das Flaggschiff mit der Standarte des Großadmirals den ersten Salut ab, wieder eine kleine Schwenkung, und mit furchtbarem Krachen und lang nachrollendem Donner feuerte jedes Zweideckschiff eine ganze Breitseite ab,

und dann wieder eine Schwenkung, jetzt erst ordneten sich die sechzig Schiffe mit ganz vorzüglichem Manöver hintereinander und so nahmen sie Kurs auf den Hafen zu.

Dies alles hatte sich in noch nicht fünf Minuten abgespielt, und so lange hatten die beiden unverwandt durch das Bollauge geblickt, alles beobachtend, der Präsident freilich dabei immer von den beiden Schraubstöcken festgehalten.

»Die Kriegsflotte – unser Geschwader!« schrie dieser jetzt nochmals.

Dann wieder ein vergebliches Ringen mit dem menschlichen Schraubstock.

»Mann, Mann, sind Sie denn wahnsinnig, was haben Sie denn nur mit mir vor?«

»Präsident Juan Lopez! Ergeben Sie sich in ihr Schicksal! Das ganze Geschwader dort, die ganze brasilianische Kriegsflotte, sie hat gemeutert! Großadmiral Macedo Almeida hat sich zum Kaiser von Brasilien proklamiert!«

## 78. KAPITEL. DER HAUPTMANN VON BATAVIA.

Wir müssen nun eine neue Hauptperson einführen, deren frühere Schicksale wir in eine besondere Erzählung kleiden wollen, und versetzen uns dazu in eine Gegend Mitteldeutschlands. –

Auf einem der Hügel, welche das Tal in weitem Kreise umschlossen, stand ein Wandersmann und blickte auf das zu seinen Füßen liegende Städtchen hinab. Hinter

den letzten Häusern erhob sich ein größeres, rotes Gebäude, auf dem freien Platze exerzierten Soldaten, dann kamen gleich Felder und Wiesen, die, da in dem Tale weitere Gehöfte fehlten, alle zu dem schloßähnlichen Herrenhaus gehören mußten, das sich im Hintergrunde auf einer bewaldeten Anhöhe erhob.

»Alles noch so! Nur Militär hat es noch bekommen, Infanterie, wohl ein Bataillon. Das wäre ja ausgezeichnet, wenn ich ...«

»Zeigen Sie mir doch mal Ihre Papiere.«

Ein Gendarm wars, ein alter Wachtmeister mit weißem Schnauzbart, der sich lautlos über das weiche Moos ihm genähert hatte.

Seine Neugier war auch berechtigt. Der Wandersmann mochte ja erst 30 Jahre zählen, das ist aber für einen Handwerksburschen mit Felleisen und Knotenstock schon ein verdächtiges Alter, und nun war auch sein Aussehen durchaus kein vertrauenerweckendes. Der Anzug vor Staub gar nicht zu erkennen, die Stiefeln ohne Hacken, die Krempe des alten Strohhutes nur noch aus einzelnen Halmen bestehend, und darunter ein dunkelgebräuntes, verwettertes und verwittertes Gesicht, von einem wildwuchernden blonden Vollbarte umrahmt, von zwei furchtbaren Narben durchzogen.

Lächelnd blickte dieses Gesicht, in dem die blauen Augen lustig blitzten, den alten Gendarm an.

»Sie leben auch noch, Herr Wachtmeister Schulze. Das freut mich.«

»Ach was, keine Vertraulichkeiten hier, ob Sie mich kennen oder nicht. Ich kenne Sie nicht. Zeigen Sie mir mal Ihre Legitimationspapiere.«

»Solche, wie Sie wünschen, habe ich nicht.«

»Aha! Wie heißen Sie?«

»Artur Hennig.«

»Was sind Sie?«

»Walfischjäger. Haben Sie keine Beschäftigung für mich? Im Sommer schippe ich auch gern Schnee.«

»Warte, alter Freund! Wo sind Sie gebürtig?«

»Von dort unten.«

Der Gendarm stutzte.

»Sie sind aus Beheim?!«

»Ja. Eigentlich geboren bin ich dort im Schlosse.«

»Und Artur Hennig heißen Sie? Herr Gott, da sind Sie doch nicht etwa . . . «

Der Wandersmann nickte.

»Der werde ich wohl sein. Der Erbe von jenem Rittergute – gewesen.«

Der Gendarm machte eine Bewegung, als wolle er die Hände überm Kopfe zusammenschlagen.

»Artur Hennig! Ja, jetzt erkenne ich Sie wieder, so furchtbar Sie sich auch verändert haben. Mein Gott, so weit mußte es kommen!«

Er wollte ganz wehmütig werden, wie er den vor ihm Stehenden betrachtete, raffte sich auf, wurde wieder dienstlich.

»Wo kommen Sie her?«

»Von Amerika, von Neuyork.«

»Zu Fuß?«

»Nein, mit 'n Schiffe. Das heißt, von Bremen an bin ich zu Fuß gelaufen, das stimmt.«

»Haben Sie denn gar kein Geld?«

»Plenty.«

»Sprechen Sie deutsch.«

»Geld haufenweise.«

»Warum sind Sie denn zu Fuß gelaufen?«

»Weils mir Spaß macht.«

»Gewöhnen Sie sich doch diesen Spott ab, da werden Sie nicht weit kommen!« sagte der martialische Wachtmeister in fast bittendem Tone. Vor elf Jahren noch hatte dieser jetzige Landstreicher für ihn manchen Schoppen bezahlt, manches »Bäffschteck«, hatte ihm die Zigarren händevoll in die Taschen gesteckt, das Stück nicht unter 8 Pfennig. Das war ihm jetzt höchst fatal.

»Macht denn das Marschieren keinen Spaß?«

»Dann werden Sie jetzt genug solchen Spaß bekommen.«

»Jawohl, ich weiß was Sie meinen.«

»Sie sind als fahnenflüchtig registriert.«

»Als fahnenflüchtig? O nein, das bin ich nicht.«

»Sie haben sich Ihrer Dienstpflicht entzogen.«

»Das ist etwas ganz anderes. Bisher. Ich komme eben aus Amerika, um meiner Militärflicht zu genügen.«

»Das ist etwas spät.«

»Oder zu früh. Ich hätte noch zehn Jahre warten müssen.«

»Sie werden sofort als unsicherer Heerespflichtiger eingezogen.«

»Deshalb komme ich ja eben her. Herr Wachtmeister, Sie können doch etwas dazu tun, daß ich hier in Beheim ankomme.«

»Das geht mich nichts an. Haben Sie sich schon in Bremen oder sonstwo gemeldet?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Nu, weil man mich dann sofort festgenommen und in die nächste Kaserne gesteckt hätte.«

»Sie hätten sich aber sofort beim Betreten des deutschen Bodens beim nächsten Bezirkskommando melden müssen. Da Sie das unterlassen haben, werden Sie nun sofort hier eingestellt.«

»Na ja, das will ich doch.«

»Kommen Sie mit.«

Sie schritten den Weg nach der Stadt hinab.

Der alte Gendarm dachte und sann über die Veränderlichkeit des Schicksals.

Auch er war hier geboren, war natürlich nicht von Kindesbeinen an hier Gendarm gewesen, hatte aber mit seiner Heimatstadt immer die engste Fühlung gehabt, hatte in der nächsten Garnison gedient, bis zum Feldwebel und als solcher noch gar lange, nun war er doch schon wieder 14 Jahre hier Gendarm. Er kannte alles, alles.

Schon der Urgroßvater dieses jetzigen Landstreichers hier war der reichste Bauer im ganzen Kreise gewesen,

der Großvater hatte vollends alles unter seinem Zep-  
ter, unter seiner Mistgabel vereinigt, der Vater, Hermann  
Hennig, noch das Rittergut dazu erworben, das renovier-  
te Schloß zu seiner Residenz machend.

Es war ein mächtiger Mensch gewesen! Ein feiner  
Mann, ein generöser Mann, der lebte und andere leben  
ließe. Und dabei der tüchtigste Landwirt, im Sommer  
vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl im Sattel, auf  
den Feldern, abgesprungen und mit einem Scherzwort  
selbst sich mit in die Räder gestemmt, wenn der schwere  
Wagen im Moraste stecken blieb, und es brauchte nicht  
sein eigener Wagen zu sein, einmal war es auch der von  
dem schlimmen Neidhart gewesen, dem Prozeßhansel,  
der ihn wegen jeder Kleinigkeit verklagte.

Und er hatte eine nicht minder prächtige Frau, eine  
Uradlige, eine hochgebildete Dame, die hatte ebenfalls  
viel Geld mitgebracht – und sie hatte doch wie eine ech-  
te Bäuerin aus der alten Zeit das Brot für den Hausbe-  
darf stets selbst gebacken, den Teig selbst angerührt und  
gewirkt, hatte früh dem Briefträger das Butterbrot stets  
selbst geschmiert und belegt, dem aus dem Rittergut vor-  
sprechenden Gendarmen manches Schnäpschen eigen-  
händig eingeschenkt.

Und der Artur hier, das einzige Kind, das war auch so  
ein mächtiger Junge geworden. Wie hätte es denn auch  
anders kommen sollen. Andere Eltern in solchen Verhält-  
nissen hätten doch aus ihm sicher einen Offizier gemacht.  
Zumal da die ganze männliche Verwandtschaft der Mut-  
ter des Kaisers Rock trug, die Offiziere aus der nahen

Residenz fortwährend in dem gastfreien Schlosse lagen. Das Rittergut konnte er später doch immer noch übernehmen.

Aber der Junge hatte so schnell als möglich die Schulbank verlassen und praktischer Landwirt werden wollen. Die Eltern waren freudig damit einverstanden gewesen. Auf der Realschule sein Einjähriges gemacht und nun ganz zum Vater gekommen. Zu lernen brauchte Artur ja nichts mehr. Der hatte schon als achtjähriger Knirps den schwankendsten Heuwagen durch die schwierigste Passage gelenkt. Was Ökonomie und Agrikultur studieren! Das hatte der alles schon mit der Muttermilch eingesogen. Dann im faulen Winter wurden große Reisen gemacht, da lernte der Junge Land und Leute kennen, bekam Weltschliff. Bis nach Ägypten und Palästina waren sie gekommen, obgleich es damals noch gar nicht solche Gesellschaftsreisen gab.

Da war das Unglück über sie hereingebrochen. Schlag auf Schlag war es gegangen. Der totale Zusammenbruch eines Bankhauses – alles bare Geld futsch. Eine uralte Hypothek fällig, die einzige, aber auch sehr hohe, bisher unkündbar gewesen. Bürgschaft für einen Verwandten geleistet, der eine riesige Zuckerfabrik baut, eine Kleinigkeit für den reichen Hennig – jetzt begräbt die zusammenstürzende Fabrik ihn unter ihren Trümmern. Das Geld so teuer, daß eine zweite Hypothek nicht unter sechs Prozent zu haben ist. Der Inspektor hat die Hagelversicherung zu erneuern vergessen – und die ganze Ernte hagelt zusammen. Eine Viehseuche. Und so fort.

Zwei Jahre hatte er noch gewürgt, hatte gekämpft, wie nur ein ganzer Mann kämpfen kann. Dann war er plötzlich verschwunden gewesen. Hatte vorher noch zu Gelde gemacht, was noch zu Gelde zu machen war. Ganz korrekt war er ja dabei nicht gewesen. Aber der rechtschaffenste Mann in Beheim, dessen Gewissen ein rohes Ei war, sagte, daß er an Hennigs Stelle noch etwas ganz anderes getan hätte. Die Geschädigten waren nur Wucherer, Halsabschneider.

Den achtzehnjährigen Artur hatte er mitgenommen. Eine Abmeldung hatte es natürlich nicht gegeben. Bis nach Holland konnten die Gläubiger die Spur verfolgen. Dann verschwand sie für immer. Man hatte niemals wieder von den beiden gehört.

Und jetzt nach elf Jahren taucht dieser Artur Hennig, seinerzeit gewissermaßen der Kronprinz von Tal und Stadt Beheim, hier wieder auf, als Landstreicher! Denn ganz abgesehen von verstaubtem Anzug und durchlöcherter Strohhut und hackenlosen Stiefeln – wer gar keine Ausweispapiere hat, das ist ein Landstreicher – besonders für einen Gendarmen.

»Wie gings denn?« brach der alte Waschtmeister das Schweigen.

»Schwer gewürgt, aber immer fidel dabei geblieben.«

»Der Vater?«

»Der ist gleich damals noch auf der Reise im Hospital zu Amsterdam gestorben. Bekam auf der Straße einen Lungenschlag.«

»Ach jeh!«

»Na, er hatte einen ganz leichten Tod, ging ganz fröhlich von hinnen. Um mich hatte er keine Sorge, das war ihm wohl die Hauptsache.«

»Na und Sie?«

»Ich ließ mich in der holländischen Fremdenlegion anwerben, ging nach Java.«

»Ach herrjeh!«

Der Wachtmeister hatte einen Bekannten gehabt, der war auch holländischer Fremdenlegionär gewesen. Des konnte etwas erzählen, wies dort zuging! Schon dieser Transport!

»Auch gegen die Chinesen mitgemacht?«

Er meinte die ständig im Aufruhr liegenden Atschinesen, ein kriegerischer Malaienstamm auf Sumatra.

»Aber feste!«

»Daher wohl die Narben im Gesicht.«

»Habe lange daran gelegen.«

»Ja, ich weiß die langen Krise, wie die Dingen heißen, flammenähnliche Schwerter, und mit vergifteten Pfeilen schießt die Bande. Auch einen abbekommen?«

»Davon bin ich glücklicherweise verschont geblieben.«

»Wie lange sind Sie denn dabei gewesen?«

»Auf sechs Jahre muß man sich verpflichten. Die habe ich durchgemacht.«

»Es zu etwas gebracht?«

»So weit man es dort zu etwas bringen kann«

»Unteroffizier geworden?«

»Ja, der bin ich gewesen.«

»Da haben Sie noch Glück gehabt.«

»Ja, das hatte ich auch.«

»Denn dort gehts ja genau so zu wie in der französischen Fremdenlegion, noch schlimmer. Fremde haben gar keine Chancen, am wenigsten Deutsche. Ich weiß alles. Als wäre ich selber drüben gewesen. Na und dann, als Sie entlassen wurden?«

»Da ging ich nach Amerika.«

»Gearbeitet?«

»Aber feste!«

»In der Ökonomie?«

»Nein, im Tran – Walfischtran.«

»Sie sind doch nicht wirklich auf einem Walfischjäger gewesen?«

»Nein. In einer Fabrik, einer Raffinerie. In San Franzisko.«

»Ich dachte schon, auf so einem Schiffe. Das soll ja ein Hundeleben sein. Ich weiß, alles. Geld verdient?«

»O ja, ganz hübsch.«

»Auch was mitgebracht?«

»Na, ein paar hundert Dollars sind.«

»Haben Sie die mit?«

»Sogar einstecken.«

»Und da laufen Sie zu Fuß her?«

»Warum denn nur nicht, wenns mir Vergnügen macht.«

»Doch nicht etwas auf dem Kerbholz?«

»Gar nichts.«

»Auch nicht von da drüben?«

»Absolut nicht. Unschuldig wie ein neugeborenes Kind.«

»Hören Sie, falls Sie hier eingestellt werden, weil Sie Geld haben – ich will Ihnen einen guten Rat geben. Der Major Grüttner ist ein patenter Mensch, ist wie ein Vater zu seinen Leuten. Aber wehe dem Unteroffizier, der von einem Soldaten auch nur eine Zigarre annimmt! Der fliegt! Wenigstens wenns zum zweiten Male vorkommt. Da kann der Major zum spionierenden Horcher werden. Und wenn ein Soldat dem Unteroffizier zum zweiten Male etwas anbietet, nur eine Zigarre, das gilt als Bestechungsversuch! Da gibts beim Major Grüttner kein Erbarmen.«

»Schade. Gerade deshalb hatte ich mir das Geld gleich eingesteckt, dachte . . . «

»Um Gottes willen nicht! Sie werden gleich von oben herab aufs Korn genommen, haben dann nichts mehr zu lachen. Lassen Sie sich von dem Gelde lieber gar nichts merken.«

»Gut. Ich werde Ihren Rat befolgen. Sie wissen doch, daß ich mein Einjährigen-Zeugnis habe.«

»Na, das ist natürlich hops. Sie müssen volle zwei Jahre dienen, und die sogar erst vom Oktober an gerechnet. Das ist jetzt als anders geworden. Aber eigentlich viel besser. Einmal sind doch überhaupt nur noch zwei Jahre, und dann ist der unsichere Kantonist jetzt ganz gleichberechtigt. Es wird ihm gar nichts weiter mehr nachgetragen. Er kann ebensogut wie jeder andere Offiziersbur-sche werden.«

»Zu dieser Ehrenstellung hätte ich ja nun weniger Lust!« lachte Artur.

»Ich meine nur so. Früher gabs ja so etwas nicht beim unsicheren Kantonisten. Der mußte seine drei Jahre in der Front abmachen, kam mit keinem Tritt heraus, erhielt keinen Urlaub und gar nichts. Heute ist der einzige Unterschied der, daß er sofort eingestellt wird und daß man die Zeit bis zum nächsten Einstellungstermin nicht mitzählt. Sonst ganz gleiche Rechte. Er wird Gefreiter, kann als Unteroffizier entlassen werden.«

»Ich kann doch ein Gesuch einreichen.«

»Sagen Sie lieber: den Gnadenweg betreten. Können tun Sies, aber Hoffnung machen dürfen Sie sich nicht die geringste. Haben Sie sich denn wenigstens in Amerika jetzt als Stellungspflichtiger beim deutschen Konsulat gemeldet?«

»Nein.«

»Na da! Dann brauchen Sie gar kein Gesuch erst aufzusetzen, das wird gar nicht befördert. Und jetzt habe ich Sie aufgegriffen, ich würde Sie nicht wieder laufen lassen, daß Sie sich noch jetzt melden könnten. Nicht für eine Million. Das ginge gegen meinen Diensteid.«

»Nein, nein, ich komme ruhig mit, ich mache geduldig meine zwei Jahre ab!« wurde sorglos gelacht. »Wie ists denn mit dem Rittergute immer gegangen?«

»Ach – fortwährend aus einer Hand in die andere. Keiner hat darauf bestehen können. Aber jetzt scheint das anders zu werden. Erst kürzlich hats eine Engländerin gekauft, eine Lady Bristol, eine Adlige. Die hat gleich alle Hypotheken gekündigt.«

»Eine Engländerin?! Wie kommt denn die hierher?«

»Nun, wir haben schon manche feine Engländer und Amerikaner und Russen gehabt. Beheim ist doch jetzt Kurbad, ei ja! Wenn auch niemand weiß, was an dem Wasser eigentlich dran ist. Seitdem wir das Militär bekommen haben, ist Beheim Kurbad. Wir haben ein Kurhotel, eine Kurkapelle, eine Kurtaxe und alles. Ja, die Lady Bristol ist schon vor zwei Jahren einmal hier gewesen, hat ein paar Wochen im Kurhotel gewohnt. Es war ja eine feine Dame, und ein hübsches Weib dazu, ich hab sie ein paarmal gesprochen – aber daß die so viel Geld hätte, das hat niemand geahnt. Trat so einfach auf, keine Zofe und gar nichts. Und jetzt bringt sie aus England ihre eigene Dienerschaft mit, mehr als zwanzig Personen, und ihren eigenen Marstall, wieder mit einem Dutzend Kutschen und Reitknechten. Sie hat es nur auf das Schloß abgesehen. Der bisherige Besitzer betreibt die Ökonomie noch als Pächter, solls zu einem Spottpreis bekommen haben. Der ist ja glücklich! Na, das wird ja hier »a Hatz« geben.«

»Was für a Hatz?«

»Die ist noch ledig. Und ein pompöses Weib. Und nun hier unsere jungen Off. . . , das geht mich nichts an. – Was wollen Sie denn nun machen, wenn Sie die zwei Jahre hinter sich haben?«

»Das weiß ich noch nicht. Vorläufig bin ich glücklich, meine Heimat wieder zu sehen, in ihr wieder leben zu können – und wenns auch nur als Gemeener ist.«

»Jaja, die Heimat! Die hat schon manchen aus Amerika wieder zurückgetrieben, obgleich ihn ein ganz anderes Haus erwartete als die Kaserne. – Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Das machen Sie recht. Das kommt immer noch früh genug.«

Der Herr Wachtmeister schien recht schlechte Erfahrungen mit dem Heiraten gemacht zu haben.

Sie hatten das Städtchen erreicht.

---

Der unsichere Kantonist war noch an demselben Tage ärztlich untersucht, für tauglich befunden, eingestellt und eingekleidet worden, am anderen Morgen ging es schon los. Er wurde einzeln ausgebildet, ganz allein von einem Unteroffizier. Das ist manchmal sehr nett – manchmal auch nicht. Bei Artur war es nicht nett.

Der Unteroffizier hatte bisher einen bequemen Kammerdienst gehabt, wegen dieses unsicheren Kantonisten mußte er jetzt den ganzen Tag auf dem sonnendurchglühten Kasernenhof stehen.

Dem neuen Rekruten konnte ja nicht viel vorgemacht werden. Nur einige Griffe brauchte er zu ändern. Schon am Nachmittag desselben Tages hätte er als tadellos ausgebildet vorgestellt werden können. Aber das wäre reglementswidrig gewesen. Und der Unteroffizier dachte an seine kühle Kammer, wo er jetzt so schön auf den Mänteln hätte schlummern können.

»Schlapp! Schlapp! Sie denken wohl, Sie sind noch bei den Chinesen und haben einen Unterrock an, schießen mit Fitschepfeilen?«

Am anderen Tage, als der Unteroffizier gegen dieses Wunder von einem Rekruten etwas milder werden wollte, wurde er aufs Kompaniebureau gerufen. Dort hauchte ihn der Hauptmann ganz eklig an. Der Herr Major hatte aus dem Fenster gesehen, wie sich der exerzierende Unteroffizier dort unten ein Stück Prim abgebissen hatte.

»Und Sie wollen den Leuten mit gutem Beispiel vorgehen? Schämen Sie sich was! Das nächste Mal sperre ich Sie ein.«

Na, an diesem Prim des Herrn Unteroffiziers bekam der Rekrut nachträglich ja noch tüchtig zu kauen. Er wurde mit ihm während der ganzen Einzelausbildung nicht fertig.

Aus der Stube hatte er auch nichts zu lachen. Er war in eine Korporalschaft gekommen, die nur aus Polacken bestand, denen man hier erst mit unsäglicher Mühe den Unterschied zwischen links und rechts beigebracht hatte.

Der Einzelrekrut hatte andere Pausen als die schon ausgebildeten Leute. Einmal hatte der Korporalschaftsführer, ein Unteroffizier, Nachtdienst gehabt, war eben erst aufgestanden, als sich Artur zum Frühstück allein auf der Stube befand.

»Hier, Hennig, wichsen Sie mir mal schnell meine Stiefeln.«

Der Rekrut richtete sich stramm auf und nahm die Hände nicht von der Hosennaht, um nach den dargebotenen Stiefeln zu greifen.

»Das habe ich nicht nötig, Herr Unteroffizier.«

»Aha! So! Das haben Sie nicht nötig! Nein, da haben Sie recht, das haben Sie wirklich nicht nötig. Ich bitte Sie höflichst um Entschuldigung, Herr Hennig.«

Ehe der Unteroffizier seine Stiefeln selber putzen mußte, kamen die Polacken und stritten sich um die Ehre, sie ihm ablecken zu dürfen.

Armer Rekrut! Nicht etwa, daß ihm auch nur versehentlich einmal auf die Hühneraugen getreten wurde. Keine Kniebeuge und dergleichen. So etwas gabs hier nicht! Aber seine eigenen Stiefeln mußte er jetzt wixsen, immer und immer wieder. Sie waren einfach noch nicht blank genug. Wenn die anderen ihre Freizeit hatten, mußte Artur wixsen, immer wixsen, wixsen. Und die Stiefeln dazwischen wieder einmal einschmieren und dann abermals blank wixsen, wixsen, wixsen. Und dagegen war absolut nichts zu machen.

Die Einzelausbildung war beendet, Artur wurde der Korporalschaft eingereiht. Die Polacken mußten regelmäßig nachexerzieren, bekamen keinen Urlaub, durften überhaupt nicht ausgehen, hatten auch Sonntags nachmittags Stubenarrest, und Artur gehörte mit zu ihnen. Und der mußte außerdem noch seine Stiefeln wixsen.

Endlich wollte sich des Korporalschaftsführeres Groll gegen ihn, der sich sonst tadellos betrug, doch einmal

legen, als Artur beim Bajonettfechten, das in der holländischen wie auch in der französischen Armee ganz intensiv betrieben wird, täglich mehrere Stunden, das Unglück hatte, seinem Unteroffizier eins in den Bauch zu geben, daß ihm Hören und Sehen und Atem verging.

Das hielt der für Revanche, jetzt mußte Hennig erst recht Stiefel wichsen, dazu kam noch fortwährendes Bettmachen und dergleichen. Nun verlor aber auch Artur endlich die Geduld, er freute sich immer aufs Bajonettfechten. Bis ihn einmal der Unteroffizier vornehmen mußte, dann vertobackte er diesen nach allen Regeln der Kunst, und das kam umso öfter vor, weil Leutnant Tönnchen seine helle Freude daran hatte, den »Hauptmann von Batavia« mit seinem Unteroffizier immer wieder zusammenzubringen.

Doch wir greifen durch Namen vor.

Jedenfalls also konnte durch solche Sachen zwischen den beiden keine Harmonie entstehen, der Unteroffizier wußte sich schon wieder zu revanchieren. Aber vergebens bemühte er sich, diesen Teufelskerl in den Kasten zu bringen oder ihm wenigstens eine Stunde Strafexerzieren aufzuhängen.

Artur hatte zu seinem Gesuche den vorschriftsmäßigen Weg betreten. Er kam vor den Hauptmann, vor den Major, wurde weiter nichts als über ganz Sachliches gefragt. Daß er einst der Kronprinz von Beheim, auf dessen Vaters Schloß die Offiziere der Residenz ständig zu Gaste gewesen, das wußte man hier nicht, das hatte bei der ganzen

Sache ja auch gar nichts zu sagen, und ebensowenig fragte ihn der Hauptmann und der Major, wie es ihm in der holländischen Fremdenlegion gegangen sei und was er in Amerika getrieben habe.

»Können Sie beweisen, daß Sie Ihr Einjähriges gemacht haben?«

»Dieses Schulzeugnis habe ich mir bereits verschafft und es mit eingereicht.«

»Hatten Sie denn im Auslande keine Gelegenheit, sich als Heerespflichtiger beim deutschen Konsul zu melden?«

Ja, die hatte er genug gehabt, das mußte er gestehen; er hatte es aber eben nicht getan.

»Ich werde Ihr Gesuch weiterbefördern. Aussicht haben Sie keine.«

Schon nach acht Tagen kam es albschlägig beschieden zurück.

Es wurde in der Kompanie bekannt Jetzt war er der »Zweijährig-Unfreiwillige«, der von allen Seiten gehänselt wurde. Bis er wieder einen anderen Namen bekam.

Der zweite Leutnant seiner Kompanie war ein von Tonn, genannt Tönnchen. Ein kleines, dickes Männchen mit bartlosem, unschuldigem Kindergesicht, ein possierliches Kerlchen. Sehr eitel, war der einzige, der ein Monokel trug, das pomadisierte Haar bis in den Nacken gescheitelt, nach Parfüm duftend, die Taille zu schnüren versucht, die Brust ausgestopft, im Gehen sich in den Hüften wiegend, immer an einem unsichtbaren Bärtchen drehend – sich seiner unwiderstehlichen Manneschönheit bewußt.

Dazu paßte schlecht, daß sein Waffenrock ständig am Hals und an den Ärmeln einen merklichen Fettrand zeigte, die Hosen waren auch nur so, und die Stiefeln hatten es manchmal sehr nötig, vom Schuster wieder officerswürdig gemacht zu werden.

Im übrigen ein sehr tüchtiger Offizier, auf den auch der Bataillonskommandeur die größten Stücke hielt, das merkten sogar die Soldaten, wie zum Beispiel beim Felddienst, da war es immer nur Leutnant von Tonn, bei dem alles tadellos geklappt hatte, und ferner wußten auch die Leute, daß dies eine Strafversetzung war, vor noch gar nicht so langer Zeit war er erst wieder von der Festung gekommen, hatte ein Duell gehabt, in dem er Sieger geblieben, mit einem Kameraden, der ihn gehänselt hatte. Er war hier auch Turn- und Fechtlehrer der Offiziere.

Und nun außerdem zu den Leuten ein geradezu lebenswürdiger Vorgesetzter! Das sah man ihm auch gleich an. Ein ewig heiteres, selbstzufriedenes Gesicht; wemns nur irgend ging, piff oder trillerte er vor sich hin »Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida« – ein anderes Lied schien er nicht zu kennen.

Als Artur zum ersten Male mit zum Kompanieexerzieren angetreten war, Leutnant Tönnchen die Front abschnitt, blieb er vor ihm stehen.

»Was ist denn das für ein Neuer? Ach so, der Hauptmann von Batavia.«

Da war dieser Name zum ersten Male geprägt worden. Es blieb nicht bei diesem einem Male. Der Leutnant richtete selbst.

»Sie da – mit den Schmarren – der Hauptmann von Batavia – – etwas mehr raus!«

Seitdem war Artur der Hauptmann von Batavia. Von der holländischen Fremdenlegion erzählen brauchte er nicht, wurde nicht gefragt. Von wem denn? Er kam ja fast gar nicht aus der Stube heraus, nur zum Dienst. Die Polacken sprachen ihr Kauderwelsch, die wußten überhaupt gar nichts von Indien, der Unteroffizier war sein Todfeind.

Eines Mittags, als die Polen noch beim Essen saßen, während der Hauptmann von Batavia schon wieder an seinen Stiefeln putzen mußte wurde »Ordnung!« gerufen, Leutnant Tönnchen trat ein, winkte ab, auch dem Unteroffizier, der die Stubenmannschaft voll zur Stelle meldete.

»Schon gut. Haben Sie nicht einen Burschen für mich? Ich brauche sofort ... ach, da bin ich wohl in die Polackenstube geraten. Halt, da ist ja mein Hauptmann von Batavia. Hat der Mann eine Strafe?«

»Nein, Herr Leutnant.«

Haben Sie Lust, mein Bursche zu werden?« wandte sich Tönnchen jetzt an den mit Stiefel und Bürste Strammstehenden, der ohne Vollbart trotz der furchtbaren Narben noch gar nicht so alt aussah, mit seinen neundundzwanzig Jahren unter den anderen gar nicht auffiel.

»Zu Befehl, Herr Leutnant!« erklang es ohne Zögern.

»Aber Sie müssen auch wirklich Lust haben, ich kommandiere Sie nicht etwa dazu.«

»Ich habe wirklich Lust dazu, Herr Leutnant.«

»Gut. Sie müssen aber sofort kommen, ich brauche Sie. Pfitzmann, der Stromer, sitzt wieder im Loch. Haben Sie schon gegessen? Gut. Hier haben Sie meinen Schlüssel. Rosengasse Nummer acht, erste Etage, vornheraus. An der Tür steht mein Name. Sie treten ins Entree, gehen durch den Salon in mein Schlafzimmer – rechts! nicht links! – da sehen Sie einen kostbar geschnitzten Kleiderschrank, den öffnen Sie, gleich vorn hängt eine Uniform, die reinigen Sie. Verstanden? In einer Stunde bin ich dort. Und ob Sie die Reinigung dieser nicht zu verwechselnden Uniform zu meiner Zufriedenheit ausgeführt haben, davon wird es abhängen, ob Sie mein Bursche werden oder nicht. Ich kann nur einen intelligenten Mann gebrauchen Fort!«

---

So war Artur doch noch Bursche geworden, er, der ehemalige Kronprinz von Beheim. Die Stiefelwischerei hatte seinen Stolz gebrochen.

Ach, wenn erst nur bleiben könnte! Gerade bei diesem Leutnant. Da hatte er aber erst seine Aufgabe zu lösen. Wenn er nun die richtige Uniform nicht fand? Die falsche reinigte? Gleich vorn sollte sie hängen – ja, was heißt in einem großen Kleiderschrank gleich vorn! Woran sollte man denn erkennen, daß sie nicht zu verwechseln sei?

Er kam wirklich zum ersten Male ins Städtchen. Viele, viele erkannten ihn. Nicht aus eigener Erinnerung, sondern weil der Gendarm von ihm erzählt hatte, von seinen zwei mächtigen Narben im Gesicht. Das fiel doch gleich auf!

»Herr Hennig, ist es denn möglich!! Artur! Der Hauptmann von Batavia!«

So klang es ihm wiederholt entgegen und nach. Aber weder der Herr Hennig, noch Artur, noch der Hauptmann von Batavia, was also auch schon bekannt war, hielt sich auf, der dachte nur immer an das Entree, den Salon, das Schlafzimmer rechts, den kostbar geschnitzten Kleiderschrank und an die gleich vorn hängende, nicht zu verwechselnde Uniform.

Er kannte noch jede Straße, jedes Haus. Wenn sich auch manches verändert hatte.

Rosengasse Nummer acht? Das war damals ein baufälliges Häuschen gewesen, unten ein Kohlenschuppen, hatte überhaupt nur eine . . .

Natürlich, so war es ja auch noch heute! Unten der Kohlenschuppen, dann eine Etage mit kleinen Fenstern und darüber kam gleich das Dach. Und ein hintenheraus gabs ebenso wenig wie früher.

Da hatte sich Leutnant Tönnchen hochnobel ausgedrückt: erste Etage vornheraus. Anders konnte man hier überhaupt nicht wohnen.

Quietschende Stufen, die ganz vorsichtig behandelt sein wollten. Einige Türen, aus der einen roch es nach Schusterpech, aus der anderen nach kleinen Kindern,

und an der in der Mitte ein wirklich prachtvolles Schild, Theodor von Tonn, Leutnant und so weiter, auf himmelblauem Gold gemalt mit wunderbaren Schnörkeln und Arabesken, mit einer ganz komplizierten Kerbholzschnitzerei eingerahmt.

Er schloß auf. Finstere Nacht gähnte ihm entgegen. Doch es war nur ein Vorhang, der in halber Armeshänge noch das Licht abspernte. Nach Zurückschlagen dieser Portiere befand er sich im . . . Entree? Nein, schon im Salon. Das Entree hatte er bereits passiert, das hatte eben in der schmalen Spalte zwischen Tür und Vorhang bestanden, in der sich auch ein Schlangemensch nicht hätte umdrehen können.

Aber dieser Salon nun – ei, der war ja prächtig. Als Schnitzerei. Wohin man auch blickte – allüberall schönes Kerbholzschnitzwerk! Nur durfte man nicht gar so genau hinblicken, den Untergrund nicht untersuchen. Der prachtvolle Tisch zum Beispiel war im Grunde genommen das allergemeinste, wurmstichigste Möbel, aber ganz mit Kerbholzschnitzerei benagelt, aus gespaltenen Zigarrenkistchen bestehend, die Nägelchen mit goldenen Köpfchen. So auch die Stühle, von denen das ganze Dutzend in der Auktion für fünf Groschen zu haben war, zu wertlos, um sie noch zu Feuerholz zu zerhacken, das war inwendig von Würmern schon mehlig gemacht, aber nun durch die geschnitzten Zigarrenkistenbrettchen mit den goldenen Nägelköpfchen einfach prachtvoll heraufstaffiert. Und so auch die Wände eine einzige Kerbholzschnitzerei und alles, wohin man nur blickte.

Links eine Tür, natürlich ebenfalls mit Schnitzerei benagelt, und rechts desgleichen eine Tür. Diese also führte in das Schlafboudoir. Merkwürdig, daß sie gar keine Klinke hatte. Und als Artur daran stieß, erschrak er fast. Die Tür und die ganze Wand erzitterte, schaukelte in wellenförmigen Bewegungen.

Es war einfach ein Vorhang, ein Lappen, der wieder mit solchen zahllosen Kerbholzstreifchen beklebt war, hier nicht angenagelt, sondern mit Golddraht angeheftet.

Hinter diesem geschnitzten Holzvorhang nun wirklich das Schlafboudoir, mit Bett und Waschtisch, wieder die elendesten Möbel, zu schade für eine Rumpelkammer, aber wieder so prächtig mit geschnitzten Stengelchen und Scheibchen und Kreuzchen herausstaffiert, über das Bett auch so eine geschnitzte Holzdecke. Artur lüftete sie einmal – darunter Pferdedecken, ohne Überzüge. In diese wickelte sich der Herr Leutnant von Tonn einfach ein, lag gleich auf der Matratze, – wenns nicht ein Strohsack war.

Und nun vor einem Mauerwinkel wieder solch ein holzbesetzter Vorhang, das nur konnte der »kostbar geschnitzte Kleiderschrank« sein. Artur schlug den klappernden Lappen zurück, und – dahinter hing einsam und verlassen eine einzige Hose! Um ja keinen Irrtum entstehen zu lassen, daß diese einzige Hose diejenige Uniform sei, welche gereinigt werden sollte, sah aus der einen Tasche die mit reicher Kerbschnitzerei versehene Kleiderbürste heraus, aus der anderen die Klopfpeitsche

mit nicht minder kunstvoll geschnitztem Griff. Und darüber auf einem Kerbholzbrettchen stand eine halbgefüllte Benzinflasche, der Kork mit einem kerbgeschnitzten Kränzchen umgeben.

Als Artur diese einsame Hose hängen sah, sich dabei noch einmal die ganze, komplizierte Instruktion vergegenwärtigte, wie die zu reinigende »Uniform« zu finden sei, da mußte er erst einmal herzlich lachen.

Dann nahm er die Hose. Die hatte eine gründliche Reinigung allerdings sehr nötig. Leutnant Tönnchen mußte sich mit ihr geradezu in einem Saucentopf gebadet haben. Der Stoff war sonst noch ziemlich gut.

Der Hauptmann von Batavia klopfte sie zunächst auf dem Flur gründlich aus, dann wollte er sie im Salon mit Benzin vornehmen, wozu auf dem Brettchen ein weißer Lappen lag. Dem Benzin war eine gute Dosis starkes Parfüm zugesetzt. Daher also duftete Leutnant Tönnchen immer so schön, welchem Duft sich aber noch ein anderer, merkwürdiger Geruch beimischte. Doch mit Benzin war da nicht viel zu machen, der alte Fremdenlegionär wußte bessere Mittel. Er ging schnell hinunter und hinüber zum Drogisten, ließ sich auf kein freudiges Wiedersehen ein, kaufte etwas Ammoniakgeist und einige andere geheimnisvolle Substanzen, die überall zu haben sind, von denen aber »niemand nichts weiß«, daß sie auch zum Fleckreinigen gut sind.

Nun begann im Salon das große Werk. Aber auch sonst behandelte er die Hose in eigentümlicher Weise. Eine reichgeschnitzte Kommode war vorhanden, mit vier

Schubladen, unverschlossen. Mit Hülfe der obersten wurde der Hosenbund festgeklemmt, in die unterste das Ende der Beine, dann zog er die mittleren Schubladen heraus, bis das Tuch ganz straff gespannt war, so bearbeitete er es mit den Chemikalien, dabei zur Stütze nur die Hand unterlegend, eine Seite nach der anderen.

Nach einer halben Stunde war er mit seinem Werke zufrieden. Die Hose machte einen ganz neuen Eindruck. Zumal dadurch, daß sie jetzt so geglättet war, die üblichen Falten der Neuheit zeigte. Durch das Spannen zwischen den Schubladen. Nur hatte sie dort, wo man sich draufsetzt, ein gerissenes Dreieck. Ohne erst hier nach Nähzeug zu suchen, öffnete Artur, gleich das Richtige ahnend, die linke, wirkliche Zimmertür, in eine wirkliche Kammer führend, die noch einen Ausgang nach dem Flur besaß.

Hier hauste Pfitzmann, der bisherige Bursche, der jetzt im Loche saß oder heute noch hineinkam, mit einem Strohsackbett, einer Decke, Tisch, Stuhl, Petroleumlampe und Kleiderkiste, ohne alle Kerbholzschnitzerei.

Die Kleiderkiste war offen, oben auf den hineingestopften Sachen, alles so liederlich, wie jeder geborene Offiziersbursche ist, lag das Nähzeug, zwar nur den zehnten Teil von dem enthaltend, was es nach Vorschrift enthalten sollte, aber doch wenigstens eine einzige Nähnaedel und weißen und schwarzen Zwirn.

Der Hauptmann von Batavia »wiebelte« das Dreieck zu, mit einer Geschicklichkeit, um die ihn mancher Flickschneider beneidet hätte, brachte seine Chemikalien hinüber in die Burschenstube, wartete der Dinge, die da noch kommen sollten, brauchte nicht lange zu warten.

»Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida, ganz famos zu leben weiß . . . «

So trällerte es auf der Treppe, deren Stufen unter den elastischen Turnersprüngen gar keine Zeit zum Quiet-schen hatten.

»Da sind Sie ja. Uniform gefunden? Fertig?«

Mit unerschütterlichem Diensternst präsentierte Artur die Hose. Leutnant Tönnchen nahm sie, betrachtete sie von allen Seiten erstaunt, mißtrauisch, mit neuem Staunen!

»Was soll denn das? Wo haben Sie denn die hier? Das ist doch nicht meine Hose? Die ist doch ganz neu?«

»Zu Befehl, das ist Herrn Leutnants Hose.«

»Ja, den Knopf hier habe ich mir selber angenäht, das stimmt, aber hier war doch ein Loch ein Triangel!«

»Das habe ich zugestopft. Hier war es.«

Ja, nun mußte es der Leutnant glauben, und doch betrachtete er noch immer staunend das Kleidungsstück, das er nur in einem ganz anderen Zustande kannte.

»Wie haben Sie denn das nur gemacht?! Die alte Hose ist doch wieder ganz neu geworden? Wie haben Sie denn nur die Falten hineingebracht?«

Der neue Bursche, der er allerdings noch nicht so ganz war, erklärte es ihm an der Kommode.

»I, das ist großartig! Das müssen Sie sich patentieren lassen! Dafür kriegen Sie sofort eine Million! Sie sind überhaupt ein Patentmensch! Es ist ja wahr, ich habe ein ganz besonderes Benzin, meine eigene Erfindung, für die ich sofort eine Million bekäme, aber so wußte Pfitzmann die Flecke damit doch nicht herauszumachen. Das Tuch ist ja ganz wie neu geworden.«

»Das hat auch nicht allein das Benzin gemacht, Herr Leutnant.«

»Was denn sonst?«

Artur zählte die Chemikalien auf, die er dazu verwendet hatte, Tönnchen ging mit hinüber, besah sich die Flaschen, machte dazu etwas große Augen.

»Das haben Sie wohl erst gekauft?«

»Jawohl, drüben beim Drogisten.«

»Gleich bezahlt?«

»Zweiundfünfzig Pfennige.«

Das Kindergesicht bekam noch viel größere Augen.

»Zweiund – fünfzig – – Fenge?! Ja, Mensch Sie denken wohl, ich bin ein Millionär?!«

Er zog ein Portemonnaie, das sehr geschwollen aussah, brachte daraus 45 Pfennige in Nickel zusammen, ging hinüber, kramte in seiner Kommode und kam mit sieben einzelnen Pfennigen zurück. Artur hätte sie am liebsten nicht angenommen, aber davon konnte natürlich keine Rede sein.

»Da haben Sie. Ich bin natürlich sehr zufrieden, daß Sie meine Hose so weit gebracht haben, aber ein ander Mal kaufen Sie nichts für mich, was ich Ihnen nicht direkt

heiße, auch nicht für einen Pfennig. Verstanden? Also Sie können mein Bursche bleiben, wenn Sie wollen. Pro Monat den üblichen Taler. Sie schlafen hier, essen aber mittags in der Kaserne. Richten Sie sich heute nachmittag hier ein, ich brauche Sie heute nicht mehr. Wenn Sie Ihr Zimmer mit künstlerischen Kerbholzschnitzereien verziern wollen, die können Sie von mir in Menge bekommen, mit nur ganz kleinen, unsichtbaren Fehlern. Pfitzmann verstand nichts von Kunst. Wenn Sie Zigarrenkisten auftreiben können, die kaufe ich Ihnen mit 10 Pfennig pro Stück ab, mit sehr dicken Brettern auch mit 15 Pfennig. Ihr bekommt solches Zeug doch geschenkt. Bei unsereinem will so ein Händler an so einer Kiste immer gleich Millionär werden.«

Leutnant Tönuchen griff in die Tasche der gewölbten Brust, brachte ein zusammengequetschtes Zigarrenkistchen heraus, betrachtete es liebevoll.

»Ja, und sonst: ich gebe Ihnen einen Dauerurlaubspaß für die ganze Nacht. Ich bringe meinem Burschen immer Vertrauen entgegen. Pfitzmann, so intelligent er sonst auch war, hat es mißbraucht. Der ist gleich drei Tage nicht nach Hause gekommen. So mißbraucht ein Schwein seinen Dauerurlaubspaß, aber kein anständiger Offiziersbursche. Ein anständiger Bursche hat einen anständigen Dienstbesen oder eine solide Köchin, die am Tage arbeitet. Ich würde Ihnen zu einer Köchin raten, wenn Sie sonst noch nichts haben. Pfitzmann war nächtelang fort und hat am Tage hier geschlafen, wenn er

überhaupt nach Hause kam. Das dulde ich nicht. Keinen nächtlichen Besuch! Auch am Tage nicht! Wenn Sie von einer anständigen Person besucht werden, von Ihrer Mutter oder von ihrer wirklichen Braut, so ist das etwas ganz anderes. Das erlaube ich. Sie wissen genau, was ich meine. Wenn Sie dumm wären, dann könnten Sie nicht so gut schießen und fechten und turnen. Ich habe Sie schon immer im Auge gehabt. Sie sollen sich hier zu Hause fühlen, sich gemütlich einrichten und nicht wie Pfizmann hier wie ein ungebildetes Schwein leben. Lesen Sie gern? Dort unter der Kommode finden Sie einen ganzen Haufen Bücher, Zola und Jules Verne und Schopenhauer und die Marlitt und Paul de Kock, und Fichte und andere schöngeistige Literatur. Aber nur anständige Bücher gibts bei mir! Sie können die ganzen zwei Jahre bei mir sein, Sie unsicherer Kantonist, und so einen Offizier finden Sie nicht wieder! Aber halten Sie sich danach! Und – was ich noch sagen wollte: wenn Sie leere Zigarrenkisten auftreiben können, die kaufe ich Ihnen ab. Und wenn Sie täglich eine Million bringen. Sonst noch was? Dann gibts zwischen uns weiter keine Aussprache.«

Mit demselben unerschütterlichen Ernst, wie ihn jetzt das blühende, sonst so heitere, runde Kindergesicht zeigte, hatte Artur den Vortrag angehört.

»Darf ich aus der Menage treten?«

»Aus der Menage? Das gibts für Offiziersburschen gar nicht.«

»Ich habe genügenden Zuschuß . . . «

»Ach so! Das ist etwas anderes. Sie können natürlich essen, wo Sie wollen, da mache ich Ihnen doch keine Vorschriften. Auch hier auf Ihrem Zimmer können Sie essen, sich das Mittagessen hier nebenan aus der Restauration holen. So hats Pfitzmann auch sehr oft gemacht. Aber die fünfunddreißig Pfennige Menagegeld bekommen Sie nicht aus der Kaserne. Sonst noch etwas?«

»Nein, Herr Leutnant.«

»Gut. Ihr Schlüssel steckt dort drin. Einen Hausschlüssel müssen Sie sich selber besorgen. Ich brauche Sie erst morgen früh um sechs wieder. Zu welchen bestimmten Stunden ich Sie sonst brauche und was Sie da zu machen haben, werde ich Ihnen noch sagen, respektive schreibe ich das von Fall zu Fall dort immer auf die Schiefertafel. Jetzt gehen Sie nach der Kaserne und holen Ihre Sachen. Als Bursche abkommandiert gemeldet sind Sie schon. Gehen Sie einmal zu Pfitzmann, sprechen Sie mit ihm, er wird noch auf seiner Stube sein, Nummer 15.«

Der nunmehr angenommene Bursche trottete sich. Noch im Laufe desselben Tages erfuhr er alles, was er wissen wollte, nicht nur von Pfitzmann, der das Burschenleben überdrüssig geworden – er war dabei ganz auf den Hund gekommen – der auch nur noch wenige Wochen vor sich hatte und der trotz seiner unfreiwilligen Entlassung noch von Leutnant Tönnchen nur in Begeisterung sprach.

Das ganze Städtchen wußte es, wovon der Leutnant glaubte, daß niemand etwas davon wisse.

Es war nämlich das reine Hungerleben, was dieser adlige Leutnant führte. Er hatte einmal viel Geld gehabt, oder vielmehr sein Vater, aber das war schon längst vorbei. Von keiner Seite Zuschuß mehr. Hatte absolut nichts weiter als monatlich seine 80 Mark.

Ein Glück für ihn war es, daß der Bataillonschef seine Offiziere nur bei unumgänglichen Pflichtessen im Kasino versammelt sehen wollte, sonst konnte jeder leben wie er wollte, brauchte niemals ins Kasino zu kommen, was ja nicht etwa in jeder Garnison der Fall ist.

Immerhin, mit monatlich 80 Mark auszukommen, das ist für einen Leutnant ein Kunststück. Dieser adlige Leutnant, der einst in *dulci júbilo* gelebt, brachte es fertig. Aber freilich wie! Besonders die Gewinnung seines täglichen Mittagssessens war schon eine ganz komplizierte Geschichte.

Wir müssen den ehemaligen Burschen wieder in die Gegenwart rücken.

Pfitzmann mußte also in der Kaserne essen, tat es auch wirklich. Scheinbar aber holte er sich sein Mittagessen nebenan aus einer kleinen Arbeiterkneipe, für 50 Pfennig Suppe, geselchtes oder gebratenes Fleisch, Kartoffeln, Gemüse und auch noch ein großes Stück Brot. Das kaufte ihm der Leutnant nobel für 55 Pfennig ab.

Der Bursche holte sich Wurst, Schinken, Käse, natürlich immer dort, wo es am billigsten war, brachte es meist aus der Kantine mit – Leutnant Tönnchen kaufte es ihm mit einem kleinen Zuschlage ab.

Der Leutnant rauchte leidenschaftlich, Pfitzmann gar nicht. Der primte nur. Aber er mußte so tun, als ob er rauche, mußte sich Knaster kaufen, das Hundertgrammpäckchen womöglich nur für einen Groschen, Fünfundvierzigpfennigzigarren – Herr Leutnant von Tonn stänkerte damit seinen künstlerisch geschnitzten Salon voll.

So kam er mit den 80 Mark aus. Und wenn der liederliche Pfitzmann nun mittags einmal nicht zu Hause war? Na, dann sparte der Leutnant eben seine 55 Pfennige, knabberte Brot und Speck, womit er Fleisch und Butter zu vereinen wußte, und wenn er das nicht zu Hause hatte, dann hungerte er einstweilen, bis der Bursche wiederkam und aß dann auf einem Sitz gleich ein halbes Kommisbrot auf.

Das alles wußte das ganze Städtchen. »Der lebt wie Leutnant Tönnchen.« Das war ein Schlagwort geworden, um eine ganz sparsame Lebensweise, bei der man aber doch möglichst viel genießen wollte, äußerlich auftrat, zu bezeichnen. Es wurde ja viel gelacht, sogar gespottet, aber . . . im Großen und Ganzen stand Leutnant von Tonn doch im höchsten Ansehen, und zwar gerade bei den angesehensten Personen des Städtchens

Die Hauptsache war ja, daß er keine Schulden machte. Es wäre doch spaßhaft gewesen, wenn dieser Leutnant, ob nun adlig oder nicht, nicht alles geborgt bekommen hätte. Natürlich hätte es einmal eine Grenze gegeben, aber die war doch sehr weit gesteckt. Doch Leutnant Tönnchen blieb keinen Pfennig schuldig! Wenn die neue

Uniform und die neuen Stiefeln kamen, wurden sie sofort bar bezahlt. Das machten die anderen Offiziere nicht, wenn sie vielleicht auch hatten. Und nicht etwa, daß er auswärts größere Schulden auf Wechsel und dergleichen gehabt hätte. Der fürchtete keinen Besuch eines Gläubigers, der konnte jeden Brief mit Ruhe öffnen. So etwas hat man in solch einer kleinen Garnison, wo man sich für alles interessiert, doch sofort heraus.

Und diesem Hungerleben und allem sonstigen Elend hätte Tönnchen mit einem Schlage ein Ende bereiten können! Er brauchte nur seine zehn Finger auszustrecken, und zehn reiche Mädchen hingen daran, unter denen er hätte wählen können.

In dem alten Städtchen gab es schwerreiche Familien. Da war zum Beispiel der Holzhändler Noak, der im ganzen Bezirk alle Bäume abgehackt hatte, die er abhacken durfte, ein doppelter Millionär, mit nur einem einzigen Kinde, einer heiratsfähigen, sehr, sehr hübschen Tochter, deren Hasenscharte man fast gar nicht bemerkte, in einem Pensionat erzogen, so daß sie nur dann und wann »mir« und »mich« verwechselte und daß sie »nunger« anstatt »hinunter« sagte und jeden Satz mit einem »niw-wer?« schloß, was »nicht wahr?« bedeuten sollte, außerdem sich bei einem Besuch im Voigtland das schöne »gel-le heh?« angewöhnt hatte, das hatte doch gar nichts zu sagen.

Leutnant Tönnchen hätte nur anzuklopfen brauchen. Der Holzhändler hätte sich noch bei Lebzeiten von einer sauer erhackten halben Million getrennt. Sofort! Und

nicht etwa, daß da jeder andere Leutnant hätte kommen können. Gott bewahre! Ein Graf hätte umsonst angepocht. Gabs nicht. Das kennt man schon. Zwei Millionen sind schneller verfeuert als zusammengehackt. Aber hier, dieser Hungerleutnant – vor dem riß Stadtrat Noak schon am andern Ende der Straße den Hut ab.

Aber Leutnant Tönnchen pochte eben nicht an. Nun gut, so pochte man bei ihm an.

Es gab viele Gelegenheiten, bei denen die Offiziere mit den besseren Bürgerkreisen zusammenkamen. Kaisers- und Königsgeburtstag, Reunion, Wohltätigkeitsfest des B. F. S. V. Z. B. C. N. U. S. J. M. W. S. – Beheimer Frauen-Strick-Verein zum Bekleiden christlicher Negerkinder unter sechs Jahren mit wollenen Strümpfen – dessen Präsidentin die Frau Kommandeuse war, und ähnliche Anlässe mehr.

Immer war Leutnant Tönnchen der Umschwärmteste. Erstens weil er wirklich wie ein Gott tanzte, und zweitens, weil er eben derjenige war, welcher. Der seiner Frau das Wörtchen »von« verlieh und dem der Papa auch das Geld anvertraute, weil der doch nicht alles in leeren Zigarrenkisten vermöbeln konnte.

Besonders war es immer Fräulein Noak, welche die verwegenen Versuche machte, ihn vollends zu ködern, wenn sie ihn einmal erwischt hatte.

»Hier isses doch furchtbar heiß niwwer? Wollen mir nich e bißchen in dn Garten nunger gehn, gelle heh?«

Aber Tönnchen ging nicht mit nunger, oder nur dorthin, wo es im Garten ganz hell war. Denn trotz seines

unschuldigen Kindergesichts hatte er es doch ganz tüchtig hinter den Ohren, hatte gar scharfe Augen – er war ja auch Fechtmeister – sah die Mama Noaken immer zum Sprunge bereit im Hinterhalt stehen.

Als es auf diese Weise nicht ging, versuchte man es auf andere, um sein stolzes Herz zu rühren. Oder es mochte auch wirkliches Mitleid sein, daß man dem Hungerkünstler anonyme Schinken und Würste, ganze Kisten mit Fressalien zuschickte. Vergebens. Leutnant Tönnchen überwies alles sofort dem Armenhaus. Einmal auch 500 Mark, worüber im Stadtblättchen quittiert werden mußte: von Leutnant Th. von Tonn im Auftrage eines edlen Unbekannten.

Und als dann der Wohltätigkeitsbasar veranstaltet wurde, da hatte Leutnant Tönnchen eine ganze Batterie von gestickten Hausschuhen und Pantoffeln, Schlummerrollen, Zigarrenetuis mit seinem eigenen Monogramm und ähnlichen Sachen gestickt, lauter weibliche Handarbeiten.

Von da an hörten die anonymen Sendungen auf. Nur einmal kam etwas an, und mit diesem Geschenk wurde Leutnant Tönnchens schwächste Seite getroffen, da sollte er einen harten Kampf mit sich selber durchzufechten haben: eine ganze Waggonladung leerer Zigarrenkisten.

Ja, damals sollte er, wie der indiskrete Pfitzmann verurteilt hatte, in seinem künstlerisch geschnitzten Salon schwer mit sich gerungen haben. Aber er war der stolze Sieger geblieben. Der Kutscher hatte mit seinen leeren Zigarrenkisten wieder abfahren müssen.

Dabei aber spekulierte er wirklich auf eine reiche Frau, das sagte er selbst. Ja, was wollte er denn eigentlich? Eine mit einer Milliarde oder doch mit hundert Millionen, so ein amerikanisches Goldfischchen? Da konnte er wohl lange warten, da gab es denn doch noch andere als solche Tönnchen.

Nun, er sagte es wiederum selbst, was er eigentlich wollte, natürliche nicht zu den heiratsfähigen Töchtern oder deren Eltern, sondern zu seinen Freunden.

Dann überzeugte er sich, daß sein Poposcheitel in tadelloser Ordnung war, klemmte das Monokel ein, drehte an seinem unsichtbaren Bärtchen und erklärte:

»Nicht nur dreierlei, sondern viererlei verlangt Leutnant Theodor von Tonn von seiner zukünftigen Gemahlin: erstens sehr viel Geld; zweitens sehr viel Schönheit; drittens sehr viel Bildung; viertens sehr viel Rrrasse. Überhaupt etwas ganz Exklusives. Das ist für mich gerade gut genug. Ich weiß, was ich wert bin, und billiger verkaufe ich mich nicht. Bis dahin wird weiter an einer Brotrinde und einem Schinkenknochen geknabbert.«

---

Diese alles hatte Artur noch im Laufe des Nachmittags erfahren, besonders an einem arbeitsscheuen Stammisch, an dem er einige Stunden verbracht, an dem schon sein Vater manchmal gesessen hatte.

»Mit dem Essen, das Du für ihn holen mußt, als wäre es für Dich, wird er schon selber zu Dir kommen!« hatte

Pfitzmann zu seinem Nachfolger gesagt. »Daß Du nicht etwa davon anfängst.«

Hatte der eine Ahnung!

Als er gegen Abend mit seiner Kleiderkiste unterwegs war, kaufte er sich einige Kleinigkeiten, die er bisher vermißt oder noch gar nicht gebraucht hatte, da er ja noch gar nicht aus der Kaserne herausgekommen war.

»Haben Sie nicht ein paar leere Zigarrenkisten?«

Ein halbes Dutzend war da, das Stück einen Groschen.

Der neue Bursche hielt seinen Einzug in die Kammer, die unterdessen von seinem Vorgänger geräumt worden war. Drüben brannte schon Licht, Tönnchen piff sein »Studio auf seiner Reis'«, schien gar nicht fortgewesen zu sein. Um ihn zu kümmern hatte sich der Bursche natürlich nicht, wenn er nicht gerufen wurde, und sein Kommen würde schon gemerkt werden.

»He, Hauptmann von Batavia!«

Tönnchen saß in Hemdsärmeln am Tisch, bearbeitete im Scheine der Petroleumlampe gespaltene Zigarrenkistenbrettchen mit dem Messer, hatte auch eine Laubsäge und andere Werkzeuge daliegen.

»Haben Sie sich eingerichtet?«

»Ich bin gerade dabei, Herr Leutnant.«

»Haben Sie Zigarrenkisten gesehen?«

Freudestrahlend nahm Tönnchen das halbe Dutzend in Empfang, das Kindergesicht war wirklich von seliger Freude ganz verklärt, und doch glaubte Artur darin nebenbei einen leisen Zug von Kummer zu entdecken, dessen Ursache übrigens gar nicht schwer zu erklären war.

»Was haben Sie dafür bezahlt?«

»Zehn Pfennig fürs Stück, Herr Leutnant.«

»So. Hm. Das sind sie ja auch wert. Sehr schönes Holz, amerikanische Zeder. Das ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie daran gedacht haben. Nun bringen Sie mir aber vorläufig keine mehr, bis ich es Ihnen sage. Hier haben Sie zwei Mark. Siebzig Pfennige davon gehören Ihnen. Jetzt gehen Sie mal hinunter in die Restauration von Winkler, da ist heute Schlachtfest, holen Sie mir eine Bratwurst mit Sauerkraut. Kostet dreißig Pfennige. Lassen Sie sich einen großen Klecks Senf auf den Teller geben. Verstanden?«

»Zu Befehl, Herr Leutnant.«

»Halt! Warten Sie mal noch. Für wen sollen Sie die Bratwurst holen?«

Aha, jetzt kam es!

»Für mich selbst!«

Da mit einem Male wurde das heitere Kindergesicht furchtbar ernst, böse, die kurzen, sehr kräftigen Finger begannen auf dem Tisch zu trommeln, mit fast finsternen Augen blickte er den Burschen an.

»Für – Sie – selbst?! Wer hat Ihnen denn das gesagt? Etwa ich? Oder Pfitzmann? Oder wer sonst? Gut! Ich will es nicht wissen! Mir ist etwas zu Ohren gekommen! Lächerlich! Sie gehen in die Restauration und sagen mit vernehmlicher Stimme: eine Bratwurst mit – Sauerkraut – für – Herrn – Leutnant – von – Tonn! Verstanden? Der Herr Leutnant bittet um einen Klecks Senf. Verstanden? Und dann gehen Sie nebenan zum Krämer und sagen mit

vernehmlicher Stimme: fünf Zigarren zu fünf für – Herrn – Leutnant – von – Tonn – – und noch fünf Zigarren zu vier Fengen für – Herrn – Leutnant von – Tonn! Verstanden? Gehen Sie.«

Ganz bestürzt verließ Artur das Zimmer. Und dann stieg es diesem dreißigjährigen Manne, der die Welt gesehen, der doch unter ganz besonderen Verhältnissen noch seiner Dienstpflicht genügte, plötzlich siedend heiß zum Herzen empor.

Gerede war es gewesen und war es noch, nichts als Gerede!

Diesen braven Spießbürgern hier genügte es schon, daß dieser junge Leutnant mit seinen 80 Mark auskam, ohne Schulden zu machen, das achteten sie schon hoch.

Aber was in diesem Manne sonst noch für ein Charakter steckte, das ahnten sie nicht, konnten sie nicht verstehen, das ging über ihren Horizont. Sie schlossen eben von sich auf andere, in aller Ehrenhaftigkeit.

Dieser Leutnant mit dem Kindergesicht – mochte er auch als Mensch seine Schwächen haben – war ein ganzer Mann vom Scheitel bis zur Sohle!

Und wie er den neuen Burschen in seine Wohnung geschickt hatte, wie er sie beschrieb, das Entree und so weiter, in dem kostbar geschnitzten Kleiderschrank gleich vorn die erste Uniform, nicht zu verwechseln – das war einfach Humor gewesen, spottende Witzelei über sich selbst und seine Verhältnisse.

Aber so etwas, wie er es sicher immer machte, wurde hier natürlich nicht verstanden. Und der Leutnant hielt

es doch nicht etwa für nötig, seinen Burschen darüber aufzuklären, wie das nur ein Witz gewesen sei. Der belustigte sich eben selbst in seiner Weise.

Als Artur mit dem Gewünschten zurückkam, fragte der Leutnant nicht erst, ob der Bursche das auch so verlangt hatte. Das war für ihn ganz selbstverständlich und er befand sich wieder in rosigster Laune.

»Schön, mein Hauptmann von Batavia. Aaah, das ist wohl eine extra lange Wurst. Wie sies nur für dreißig Pfennige herstellen! Stimmt das Geld? Hier haben Sie einen Groschen.«

Natürlich, weil er seinem Burschen fürs Holen ganz unnötiger Weise immer noch extra etwas gab, eben bei aller Dürftigkeit und Sparsamkeit immer noch nobel, mußte ers dem »abkaufen«!

Ebenso natürlich aber hatte der Bursche den Groschen zu nehmen, durfte dafür kaum ein »danke, Herr Leutnant« sagen.

»Herr Leutnant?«

»Was gibts noch?«

»Darf ich Briefe an mich hierher adressieren lassen?«

»Selbstverständlich.«

---

Die Tage vergingen. Artur putzte, klopfte und bürstete, wischte die Dielen, stäubte im Salon ab oder saugte vielmehr mittelst eines ingeniös erdachten Apparates,

von Leutnant Tönnchen selbst aus einer alten Radluftpumpe gefertigt, den Staub aus den zahllosen Schnitzereien ein, holte für seinen Herrn das Essen. Sonst hatte er nichts weiter zu tun, auch keine Wege zu gehen, ging auch selbst selten einmal aus, saß in seiner Kammer, las viel, schrieb auch viel Briefe.

Ebenso sein Leutnant, wie der es ja schon immer gehalten. Wenn er keinen Dienst hatte, saß er zu Hause, sägte, schnitzte und nagelte. Es war bei ihm eine Leidenschaft geworden. Er opferte seinen Schlaf dafür. Immer wieder riß er Schnitzwerk ab, um neues, besseres an die Wände zu nageln. Aber die Hauptsache war ja, daß es ihn glücklich machte.

Hungerleben? Jammerdasein? Elend?

Davon war bei dem nichts zu merken. Erstens aß er sich jeden Tag satt, und zweitens pfiff und trällerte der bei seiner Schnitzerei und überall, wo es nur zugänglich war, nicht nur aus Angewohnheit so vor sich hin, das kam bei ihm wirklich aus fröhlichem Herzen heraus. Dieser Mann war wirklich glücklich!

Näher kamen sich die beiden nicht, wies wohl sonst manchmal geschehen kann. Hier Leutnant von Tonn und dort Bursche Hennig – und wenn er ihn auch immer den Hauptmann von Batavia nannte, wenn er auch zu ihm von geradezu liebenswürdiger Freundlichkeit war – deshalb kam ihm Artur keinen Zoll näher. Es fiel ihm auch gar nicht ein, den für einen Soldaten doch schon so alten

unsicheren Kantonisten einmal nach seiner Vergangenheit zu fragen, er wußte doch, daß er in Indien und Amerika gewesen war, sechs Jahre in der holländischen Fremdenlegion gedient, mörderische Kämpfe mitgemacht hatte, das hätte den jungen Offizier doch interessieren müssen.

Nein, keine einzige Frage deswegen. In dieser Hinsicht war der Bursche, den er sonst so freundlich behandelte, Luft für ihn.

Und Artur, wie wir gleich verraten wollen, war nun derjenige, der den Grund hierzu verstand. Aber dieser Grund ist mit Worten kaum zu erklären, deshalb sei es gar nicht erst versucht.

Wer die Verhältnisse in der Marine oder in der Kaufahrtschiffahrt kennt, der weiß es am besten. Es ist eine Undenkbarkeit, daß der Kapitän – gleichgültig, ob von einem Ozeandampfer oder von einem Ostseesegler – das Matrosenlogis betritt. Das kann sich ein Matrose im Geiste gar nicht vorstellen. Weshalb nicht? Weil es gegen die Bordroutine geht. Was ist das, die Bordroutine? Das vermag kein Matrose zu erklären. Das ist ein ungeschriebenes und unausgesprochenes Gesetz, und dennoch ein eisernes Gesetz. Der Kapitän kann sich mit jedem Matrosen freundlich unterhalten, sich von ihm erzählen lassen, im Dienst, auf Wache, aber es ist eine Unmöglichkeit, daß der Kapitän die Behausung der Matrosen betritt. Und außerdem, auch so eine Merkwürdigkeit, die vertrauliche Unterhaltung kann nur auf der Leeseite erfolgen, auf der

Seite, wohin der Wind geht; in Luv ist der Kapitän unnahbar.

Der Leutnant hingegen kam häufig in des Burschen Stube; aber er unterhielt sich nicht mit ihm über persönliche Angelegenheiten.

»Herr Leutnant.«

»Nun, was gibts, edler Hauptmann von Batavia?«

»Herr Leutnant hatten doch einmal gesagt, wenn ich meine Kammer mit solchem Schnitzwerk . . . «

Artur kam gar nicht zum Aussprechen. Tönnchen war schon dabei. Mit einer wahren Wut stürzte er sich über das Austapezieren der Kammer seines Burschen. Zu der spottbilligen Wohnung gehörte auch noch ein Verschlag, den hatte Tönnchen schon mit solchen kerbgeschnitzten Stengelchen, Rädchen und Sternchen vollgefropft, mit diesen benagelte er jetzt die Wände der Burschenkammer, den Tisch, den Stuhl, das Bett und was sonst noch zu benageln war. Aber das war alles erst pro forma, um den Eindruck vom Ganzen zu gewinnen. Das alles wurde nach und nach wieder abgerissen und durch neue Schmitzerei ersetzt. Hierbei wurde er auch geschickig, wollte das Urteil des Burschen hören; das war ja auch wiederum etwas ganz anderes. Im Reiche der Wissenschaft und Kunst herrscht Freiheit.

»Hier werde ich lieber doppelten Kerbschnitt anbringen? Meinen Sie nicht? Oder wie würde sich hier einfacher Schwalbenschwanz mit Kreisschnitt ausnehmen? Treten Sie mal zurück. Halten Sie sich ein Auge zu. Wie nimmt sich das aus?«

Und dann fing er an zu sägen und zu spalten und zu raspeln und zu schnitzen, jetzt ging es erst recht immer die halbe Nacht durch, um seines Burschen Kammer zu schmücken. Es war wirklich rührend. Diese Kopfschmerzen, die sich der arme Mann machte, ob er seines Burschen Strohsacklager mit einfachem oder mit doppeltem Schwalbenschwanzschnitt verzieren sollte, und er nagelte und prüfte in den verschiedensten Entfernungen durch die Faust als Fernrohr und riß wieder ab und nagelte und nagelte, bis er das ganze Bett in Stückchen genagelt hatte und diese erst wiederzusammenleimen mußte. Und trotz der Kopfschmerzen, die ihm das machte, piff und trällerte und zwitscherte er doch dabei, wie nur ein Vögelchen im Hochzeitsmond pfeifen und trällern und zwitschern kann.

Mit einem Male aber, es war am vierten Tage dieser uneigennütigen Liebesarbeit, verstummte das Pfeifen und Trällern. Er schnitzte emsiger denn je, blieb in der Nacht noch länger aus, aber er war stumm dabei geworden. Grübelte er vielleicht darüber nach, ob es auch noch eine andere Melodie gebe als das jubsheidi, jubsheida des reisenden Studios?! Nämlich wenn der Kanarienvogel einen anderen Schlag und neue Roller beginnen will, was manchmal vorkommt, dann sitzt er auch immer erst so still da.

Aber bei Leutnant Tönnchen wollte kein neuer Schlag und kein neuer Roller kommen, er piff kein neues Lied, und überhaupt ... bei dem mußte etwas nicht in der

Ordnung sein. Das Kindergesicht war nicht mehr so sonnig heiter – es war überhaupt gar kein richtiges Kindergesicht mehr. Und dann beim Essen. Oder vielmehr beim Essenholen, wenn er den Burschen danach schickte, erst den Speisezettel wissen wollte, wenn er ihn, am Fenster der Wirtschaft hängend, nicht schon selbst studiert hatte, diese Wahl und Qual zwischen den beiden Fünfgroschen-gerichten, aus denen die ganze Speisekarte bestand! Das war bisher immer eine gar wichtige Angelegenheit gewesen.

»Rindfleisch mit Reis und Pflaumenkompott. Hm. Oder Schweinebraten mit Kartoffeln und Selleriesalat. Hm. Wenn ich wüßte, daß – hm. Am liebsten wäre mir ja der Schweinebraten mit dem Bouillonreis. Aber da kriege ich natürlich keine Kartoffeln. Bringen Sie mir – hm. Wenn ich den Selleriesalat nur erst einmal sehen könnte. Na, da bringen Sie mir Rindfleisch mit Reis und Pflaumenkompott.«

Das gabs jetzt nicht mehr.

»Bringen Sie mir, was Sie wollen!«

Er titschte die Sauce ja immer noch mit einem ganzen Pfund Brot auf, aber das Richtige war es nicht mehr.

Am dritten Tage dieser Periode bekam Artur Hennig mit der Morgenpost zwei Briefe, einen eingeschriebenen und einen einfachen.

Er öffnete den eingeschriebenen, nickte zufrieden, erbrach den anderen. Da nickte er nicht zufrieden. Er begann zu zu starren.

»Auf Ihr wertiges gestriges Schreiben erwidern wir höflichst, daß wir Ihren übermorgen fälligen Wechsel über 4000 Mark nicht wieder prolongieren können . . . «

Alle Wetter! Da stand es ja darüber – Herrn Leutnant Th. von Tonn Hochwohlgeboren – und natürlich auch auf dem Kuvert! Der Briefträger hatte nichts gesagt, Artur hatte den Brief erbrochen, ohne einen Blick auf die Adresse zu werfen.

Na, das konnte ja gut werden. Was war da zu machen? Gar nichts. Jetzt hatte der Leutnant Felddienst, da konnte er ihn nicht aufsuchen, um elf, in zwei Stunden, kam er so wie so nach Hause.

Er kam.

»Herr Leutnant, ich habe versehentlich einen Brief von Ihnen erbrochen.«

»Macht nix, kann mal vorkommen. Ein ander Mal sehen Sie erst richtig auf die Adresse.«

Artur begab sich erleichtert wieder in seine Kammer.

Aber was war das? Es wurde Mittag, es wurde ein Uhr, und der Leutnant rief ihn nicht, daß er Essen hole. So spät wurde es sonst nie, auch nicht wenn er dienstfrei wie heute war, brachte immer einen Riesenappetit mit. Übrigens hätte er seinen Burschen auch sonst brauchen müssen, er hatte noch seine staubigen Sachen an, die ja nicht etwa nur aus der Dienstuniform und der einen Hose bestanden. Das wurde anderswo aufbewahrt.

Da endlich – »Hennig!«

Tönnchen saß vor dem Tische, untätig, noch in denselben Sachen, starrte vor sich hin, und jetzt war das erst recht kein Kindergesicht mehr.

»Herr Leutnant?«

Verwundert und verdrießlich blickte er auf.

»Was wollen Sie?«

»Herr Leutnant hatten mich gerufen.«

»Ich? Ach so. Nein. Schon gut.«

Artur ging wieder hinüber. Erst jetzt fing er richtig darüber nachzudenken an, was er da zufällig gelesen hatte.

Also doch Schulden! Wechselschulden. Na, warum denn nicht? Wer wußte denn, wie er dazu gekommen war? – Aber das sich so furchtbar zu Herzen nehmen? Sollte denn Leutnant von Tonn nicht die 4000 Mark aufreiben können, um übermorgen oder vielmehr nun morgen den Wechsel einzulösen? Lächerlich! Er brauchte deswegen auch nicht zum Holzhacker Noak zu gehen, weil er sich dort vielleicht anderweitige Verpflichtungen hätte aufladen können. Da gab es hier noch viele andere, die ihm sofort 4000 Mark verschafften.

Indem das dieser welterfahrene Offiziersbursche wußte, wußte er aber auch zugleich, daß über so etwas gar nicht zu debattieren ist.

Der eine spekuliert mit Millionen, verliert sie, schließt mit einer Unterbilanz von einer Million ab und fängt einfach von vorn an, tritt nicht nur als tadelloser Ehrenmann auf, sondern hält sich selbst wirklich für einen solchen, ist tatsächlich entrüstet und erstaunt, wenn ihm der Kredit verweigert wird. Ein anderer schämt sich zu Tode, glaubt,

jeder auf der Straße müsse ihm ansehen, daß er nicht gleich beim ersten Termin seine Steuern bezahlt hat; hält eine Mahnung für eine unauslöschbare Schande. Und jener ist vielleicht in physischer Hinsicht ein elender Feigling, dieser ein tollkühner Draufgänger.

Das sind Charakterveranlagungen. Darüber läßt sich gar nichts weiter sagen.

Jetzt wurde drüben im Salon gegrübelt, und hier in der Burschenkammer auch.

Wieder verging eine Stunde.

Da stand Artur auf, nahm ein Papier, klopfte an, brauchte kein »Herein« abzuwarten, trat ein.

Herr Leutnant Tönnchen faßt noch genau so da, schien den Burschen gar nicht zu bemerken.

»Herr Leutnant.«

»Was gibts denn schon wieder? Ich habe Sie doch nicht gerufen.«

»Ich habe heute früh einen Scheck über zehntausend Mark bekommen.«

Er legte das Papier auf den Tisch, der Leutnant nahm es, machte ein erstauntes Gesicht

»Wie kommen Sie denn dazu?«

»Ich bin in Amerika . . . «

»Was geht mich nichts an!« wurde er gleich unterbrochen, das Staunen war sofort wieder verschwunden, der Scheck wurde ihm gleichgültig auf den Tisch hin geworfen.

»Na, was wollen Sie denn sonst noch?«

»Ich wollte den Herrn Leutnant fragen, wie ich diese zehntausend Mark anlegen könnte.«

»Hm. Ich weiß, es wird den Leuten in der Instruktionsstunde gesagt, sie sollen sich in solchen Geldsachen an den Hauptmann wenden. Der bin ich nicht. Es ist begreiflich, daß Sie erst zu mir kommen. Da kann ich Ihnen aber keinen Rat geben. Ich verstehe von Geldsachen gar nichts. Gehen Sie zu Herrn Hauptmann Weiße. Heute nachmittag. Von vier bis fünf ist er immer in der Kompanie. Gut.«

Der Bursche aber blieb stramm stehen.

»Na, was gibts denn nun noch!«

»Ich habe den Brief des Herrn Leutnant nicht nur versehentlich geöffnet, sondern auch gelesen!«

Eine lange Pause. Nein, daß war jetzt ganz und gar kein Kindergesicht mehr.

»Hennig! Eigentlich sollte ich Sie ja jetzt sofort hinaus-schmeißen. Aber ich will Ihnen in Ruhe etwas sagen. Ich habe über Sie einiges gehört. Sie sind in der Welt herum-gekommen, haben vielleicht mehr durchgemacht als wir alle zusammen. Sie brauchten jetzt nicht als mein Bur-sche, der mir die Stiefeln putzt, hier zu stehen Sie hätten als Einjähriger dienen können, könnten unter Umstän-den jetzt Offizier, mein Vorgesetzter sein. Warum nicht. Aber das sind Sie eben nicht. Sie sind jetzt mein Bursche Hennig. Und wenn Sie hundert Millionen hätten und Ihr Vater der Fürst von, auf und zu Montcucculli wäre – Sie sind jetzt mein Bursche Hennig. Wenn Sie einmal eine Dummheit machen, so werde ich Ihnen verzeihen, wenn

die Sache zu verzeihen ist, werde selbst sie zu vertuschen suchen. Aber geht die Sache nicht zu verzeihen, dann fliegen Sie in Arrest und in die Front zurück. Nun weiter: Sie haben ein gutes, mitfühlendes Herz. Sie wollen mir helfen. Schön, ich nehme die viertausend Mark von Ihnen an.«

Das hatte Artur nun eigentlich nicht mehr erwartet, nach dieser Einleitung! Er mußte sich beherrschen, daß ihm nicht wenigstens die Mundwinkel zuckten.

Das sonst so heitere Kindergesicht blieb tieferntst.

»Wieviel Zinsen nehmen Sie?«

»Am liebsten keine.«

»Das habe auch erwartet. Sie bekommen von mir auch keinen Schuldschein, denn ... «

»Herr Leutnant, das ist auch gar nicht nötig.«

»Schweigen Sie! Unterbrechen Sie mich nicht! Ich weiß am besten, was nötig ist und was nicht! ... denn ein Schuldschein von mir hat gar keinen Wert. Aber etwas anderes Ihnen zu offenbaren ist meine Pflicht. Das Geld ist Ihnen auch ohne Schuldschein und ohne jede Quittung totsicher. Auf mein Ehrenwort! Hierzu bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig. Ich bekomme dereinst ein großes Vermögen. Es ist ein Familienkapital, unantastbar, nur die Zinsen dürfen benutzt werden. Dieses Familienkapital befindet sich jetzt in den Händen meines Onkels, meines Vaters Bruder. Ich bin der einzige Erbe, kann auch nicht enterbt werden, kann aber dieses Vermögen testamentarisch schon jetzt bestimmen. Dieser mein Onkel ist

ein Lump. Mein Vater hat stets verächtlich von ihm gesprochen, ich habe stets verächtlich von ihm gesprochen. Nie würde ich von diesem Menschen einen Pfennig annehmen, auch nicht nach seinem Tode. Jenes Familienkapital ist bereits mein Eigentum, wenn ich es auch noch nicht mitgenießen kann. Und nie würde ich daraufhin auch nur einen Pfennig Schulden machen. So lange es dieser Mensch noch in Händen hat. Aber sicher ist es mir. Auch noch nach meinem Tode. Das heißt, ich kann testamentarisch schon jetzt darüber verfügen. Was jener nicht kann. So, nun wissen Sie es. Daß Sie darüber nicht sprechen, ist ganz selbstverständlich. Noch manches andere ist selbstverständlich, worüber ich also gar nicht erst zu sprechen brauche. Können Sie mir noch weitere tausend Mark pumpen?«

Jetzt fing's aber doch um Arturs Mundwinkel zu zucken an.

»So viel Herr Leutnant . . . «

»Ich frage nur um tausend!« wurde er nicht gerade angeschnauzt, aber doch ziemlich scharf unterbrochen.

»Jawohl, Herr Leutnant.«

»Also zusammen fünftausend Mark.«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

»Sie entbehren das Geld aber auch wirklich nicht?«

»Nein, Herr Leutnant.«

»Denn sonst wäre das ein Belügen eines Vorgesetzten.«

»Nein, Herr Leutnant, ich brauche das Geld wirklich nicht!« verteidigte sich der Angeklagte unter krampfhafter Anstrengung, seine Lachlust zu beherrschen.

»Bis wann können Sie das Geld besorgen?«

»Heute noch.«

»Sie müssen selbst nach der Residenz fahren?«

»Nein. Es kann auch ein anderer sein. Der Scheck wird an den Überbringer ausgezahlt.«

»Hm. Ich kann nicht. Fahren Sie lieber selbst. Bis wann ist die Kasse auf?«

»Bis um sechs.«

»Da haben Sie noch viel Zeit. Sie müssen aber um acht wieder hier sein, ich habe heute abend etwas vor, Sie müssen mir noch den Scheitel ziehen.«

»Zu Befehl, Herr Leutnant.«

»Da fahren Sie mit dem Vieruhrzug, haben noch viel Zeit. Da holen Sie mir jetzt erst mal mein Mittagessen, aber nicht aus der Kneipe unten, sondern aus der goldenen Sonne. Table d’hote. Für drei Mark. Und bringen Sie mir eine halbe Flasche Medoc mit. Hier haben Sie meine letzten fünf Mark. Trinken Sie ein Glas Bier auf meine Rechnung. Und dann von Simon an der Ecke eine Henry Clay zu fünfzig. Machen Sie schnell.«

Artur war schon so froh, die Türe erreicht zu haben, um seine Gesichtsmuskeln nicht mehr martern zu müssen, als er auch noch zurückgerufen wurde.

»Halt! Da fällt mir ein . . . die Frau Schönherr aus dem Zigarrenladen am Markt hat mir heute früh dreihundert Stück leere Zigarrenkisten angeboten. Für nur zwanzig Mark. Ich hab natürlich abgeschlagen – Unsinn – was soll ich denn mit dreihundert Kisten anfangen – – aber – man weiß ja niemals – wissen Sie was, Hennig, besorgen Sie

sich einen Handwagen und holen Sie mir die dreihundert Zigarrenkisten aber gleich, noch vorm Essen – fix, eh die jemand anders bekommt – – Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida . . . «

---

Das große Ereignis war geschehen.

Die neue Rittergutsbesitzerin war in ihr Schloß eingezogen, hatte aus England drei Dutzend Diener mitgebracht, und nicht nur einen Marstall von Wagen- und gewöhnlichen Reitpferden, sondern ihren eigenen Rennstall, aus acht Pferden bestehend, darunter den berühmten »King of Cleveland«, den vorigen Derbysieger.

Sie war also schon vor zwei Jahren einmal hier gewesen, hatte einige Wochen sich im Kurhotel aufgehalten, viel Spaziergänge und Ausflüge gemacht. Ja, sie hatte Aufsehen erregt. Durch ihre Erscheinung, durch ihre schlanke, prächtige Gestalt, durch ihr klassisch-edles Gesicht, durch ihr reiches, aschblondes Haar. Nicht durch ihren Namen.

Es gibt in England eine Unmenge von Bristols, alle adlig. Zwar nur einen Lord, aber die Barone, Baronets und Honorables, die diesen Namen führen, sind wirklich zahllos. Das heißt, sie werden gar nicht gezählt, sind es gar nicht der Mühe wert. Es gibt gar arme Schlucker darunter.

Lady Ethel Bristol. Die Offiziere hatten damals Hilleys Register befragt, das gewissenhaft sämtliche Adlige

Großbritanniens und Irlands aufführt. Eine Ladys Ethel Bristol war darin gar nicht angegeben. Deshalb durfte man noch nicht glauben, daß sich die Dame einen falschen Titel angemaßt habe. Da käme auch noch Indien, Australien, Südafrika, Kanada und überhaupt ganz Amerika in Betracht, wo die Adligen aber gar nicht mehr kontrolliert werden können.

Sie war damals äußerst bescheiden aufgetreten und ganz unnahbar gewesen.

Jetzt kam sie mit einem Gefolge zurück, das man schon einen kleinen Hofstaat nennen konnte. Das Rittergut mit neunmalhunderttausend Mark bar bezahlt, die Ökonomie dem bisherigen Besitzer für einen Preis in Pacht gegeben, der ihr kaum ein Prozent Zinsen einbrachte – eine Lady, die so viel Geld hat, die kann auch nicht so unbekannt sein.

Der »King of Cleveland« und ihr mitgebrachter Trainer namens Vetterson waren es, die über sie Licht verbreiteten. Es war der ganze Vettersonsche Rennstall, der aber, wie man schon immer gewußt, einem Bristol gehörte, der seine Pferde jedoch unter dem Namen seines Trainers laufen ließ. Und es war kein Besitzer, sondern eine Besitzerin, eben diese Lady Ethel Bristol, und nun stellte sich schnell heraus, daß sie einer amerikanischen Seitenlinie dieses uralten Adelsgeschlechtes angehörte, nur ihre Pferde noch unter englischer Flagge rennen ließ, wofür ihr Trainer einen fixen Gehalt von 40 000 Mark bekam. Schon ihr Vater, Sir Benjamin Bristol, hatte in Louisiana große Baumwollenplantagen besessen, dort war auch

noch ein Bruder, davon war sie jedenfalls Mitbesitzerin. Oder sie war eben ausgezahlt worden. In Amerika sind überhaupt viele, viele englische Adlige landwirtschaftlich und industriell tätig, dort haben sie ihren Adel abgelegt, führen einen einfachen; gewöhnlich ganz anderen Namen, was in Amerika erlaubt ist, nehmen aber Adel und Titel wieder an, wenn sie auch nur einmal besuchsweise nach England oder sonst ins Ausland gehen.

So weit war die Person der neuen Schloßherrin aufgeklärt und das genügte. Alter 24 Jahre, unverheiratet, englische Nationalität. Letzteres würde schon stimmen. Selbstverständlich. Deshalb brauchte sie gar nicht in England geboren zu sein. Das Kind des englischen Vaters bleibt, auch im Auslande geboren, immer englisch. Hierin kommt England mit Deutschland in Konflikt, was aber wohl niemals die Ursache eines Krieges werden dürfte.

Die neue Schloßherrin entsprach nicht ganz den Erwartungen, die man in der Stadt von ihr gehegt hatte. Nur einige Lieferanten waren glücklich, und Handwerker hatten noch viel auf dem Schlosse zu tun. Sonst ließ die ganze englische und amerikanische Gesellschaft das Städtchen vollständig links liegen, sie alle fuhren, wenn sie frei hatten, die halbe Stunde nach der Residenz, brauchten auch auf dem Wege nach dem Bahnhofe das Städtchen nicht zu berühren. Nachdem das acht Tage so gegangen war, wußte man, daß sich daran nichts mehr ändern würde.

Lady Bristol selbst wurde von den Handwerksmeistern wie von den Gesellen, mit denen sie während der Arbeit

über jede Kleinigkeit persönlich sprach als die liebenswürdigste Dame geschildert. Von jener stolzen Unnahbarkeit, die sie vor zwei Jahren im Kurhotel gezeigt, gar keine Spur mehr. Ganz das Gegenteil. Der derbste Maurer konnte sich mit ihr wie mit seinesgleichen unterhalten, sie liebte einen derben Witz, konnte herzlich lachen.

Aber das alles galt eben nur für ihr Haus, für ihr »castle«. Sie war eben eine Engländerin. Außerhalb desselben war und blieb sie einfach unnahbar. Der große Park genügte ihr zum Spazierengehen, trieb darin viel Landschaftsgärtnerei, sonst ward sie nur zu Pferd oder im selbstgelenkten Dogkart gesehen, bespannt mit einem wundervollen, mächtig ausgreifenden Traber, beobachtete stundenlang, wie auf der großen Wiese, die immer mehr zur regelrechten Rennbahn vorgerichtet wurde, ihre Pferde von Stalljockeis geritten wurden, gern sah sie auch den auf dem großen Exerzierplatze übenden Soldaten zu. Dabei schien es manchmal fast unvermeidlich, daß sie mit dem und jenem Offizier ins Gespräch kommen mußte, aber es geschah eben nicht, sie zog sich immer von allein rechtzeitig zurück, ehe der Offizier sie bitten konnte, aus der Linie des gleich zu eröffnenden Schnellfeuers zu gehen, sie nach einem anderen Platze geleitete, womit die Anknüpfung geschehen gewesen wäre.

Es war eben nicht möglich. Sie wollte nicht. Eine Einladung zum Abschiedsball der Kurgäste, an dem sämtliche Offiziere teilnahmen, mit ihren Damen, was ausdrücklich vermerkt worden, hatte sie mit zwei Zeilen dankend

abgelehnt und an demselben Abend war sie im Mondschein spazieren gefahren. Das war fast ungezogen gewesen. Oder eben englisch.

In ihrer Gesellschaft zu Pferd und Wagen war meist eine junge, sehr hübsche Dame, als Mistreß Lucy Hockins, verwitwet, kinderlos, angemeldet. Die ins Schloß kommenden Handwerker sagten, es müsse die Dienerin, die Kammerzofe der Lady sein. Sie hatte ihr Schlafzimmer neben jener, frisierte sie und leistete ihr andere Handdienste, die man nur von einer Kammerzofe, nicht aber von einer Kammerdame verlangt. Dennoch schien zwischen den beiden ganz intime Freundschaft zu herrschen. Sie fuhren auch zusammen nach der Residenz, aber immer im eigenen Wagen, spannten in einem Hotel oder größeren Gasthofe aus, machten Einkäufe, fuhren gleich wieder zurück. Während die Lady vollkommen deutsch sprach, schien die Kammerzofe kein Wort davon zu verstehen. Bei ihrer englischen Unterhaltung lachten die beiden oft herzlich. –

Leutnant Tönnchen saß in seinem Salon und schnitzte. Es war das ja zu Hause seine einzige Beschäftigung.

Dabei piff er wieder wie ein Gimpel und trällerte wie eine Heidelerche. Aber immer noch das Jubheidi und Jubheida vom reisenden Studio, obgleich er gar nicht studiert, sondern die Kadettenschule besucht hatte.

Er hatte ja auch allen Grund, wieder so fröhlich zu sein. Hatte sich vollständig neu equipiert, was auch sehr nötig gewesen war, gleich drei neue Uniformen und ebensoviel Stiefelpaare, trug jetzt eine schwergoldene

Uhr. Aber sie war schon alt, die hatte er irgendwo auf einen anderen Namen versetzt gehabt.

Nun schien es aber auch mit den tausend Mark alle zu sein. Artur merkte es so an verschiedenen Anzeichen. Doch nicht etwa, daß Tönnchen üppig gelebt hätte. Durchaus nicht! Nur an jenem Tage in der ersten Freude über die Befreiung von seiner schweren Sorge hatte er sich aus der »goldenen Sonne« das Diner, eine halbe Flasche Rotwein und eine Henry Clay geleistet, dann war er sofort wieder zu seinem Mittagessen aus der Arbeiterkneipe und zu Fünfpfennigzigarren zurückgekehrt, als er auch noch über einige Hundertmarkscheine verfügte.

Mit diesen hatte er dann seine Uhr ausgelöst, jetzt schienen er gar nichts mehr zu haben, oder doch nicht mehr, als er sonst für seinen täglichen Bedarf in der Tasche gehabt. Doch er hatte ja die dreihundert Stück Zigarrenkisten, das war ihm wohl die Hauptsache da konnte er nach Herzenslust sägen und schnitzen, pfeifen und trällern.

Sein Bursche war ihm durch das geliehene Geld keinen Zoll näher gerückt. Bei guter Laune, die er ja fast immer hatte, war Tönnchen gegen ihn so freundlich, sogar liebenswürdig so wie er auch im Dienst zu allen Leuten war; bei verdrießlicher Stimmung gab er seine Anordnungen mit militärischer Kürze, aber ohne jede Schroffheit eines Schimpfwortes, etwa eines doch ganz harmlosen »Esels«, war er gar nicht fähig; in anderer Hinsicht aber war der Bursche nach wie vor für ihn vollkommen Luft. –

»Bairisch Bier und Leberwurst, jubheidi, jubheida, und ein Kind mit voller . . . «

»Herr Leutnant.«

»Na, was gibts denn, mein lieber Hauptmann von Batavia?«

»Ich habe hier ein Bild . . . «

Er präsentierte es gleich, eine Photographie, in London gefertigt, ein sehr hübsches Mädchen darstellend.

Tönnchen hatte die Photographie genommen.

»Das ist doch die Kammerzofe der Lady Bristol!« sagte er ohne großes Staunen.

»Ihre Gesellschafterin, Herr Leutnant.«

»Na ja, ich weiß schon. Wie kommen Sie denn zu der?«

Tönnchen mußte es wissen, was die ganze Stadt und Garnison wußte: daß sein Bursche jeden Abend und manchmal auch am Tage, wenn er frei hatte, nach dem Schlosse ging, um die Kammerzofe, wie sie nun einmal genannt wurde, zu besuchen. Gleich am ersten Tage da die englisch-amerikanische Gesellschaft angekommen, – Artur hatte etwas auf dem Bahnhof zu tun gehabt oder war von allein hingegangen – hatten sich die beiden angesprochen, es war ein äußerst freudiges Wiedersehen gewesen, Hennig hatte zu ihr immer Lucy gesagt – sonst hatte niemand etwas von der englischen Unterhaltung verstehen können. Seit dieser Zeit also war er so oft als möglich auf dem Schlosse, wenn er seinen Aufenthalt auch nie bis über Mitternacht ausdehnte. Er hatte mit der Kammerzofe, einer verwitweten Frau, die noch ganz wie ein Mädchen aussah, ein Verhältnis, hatte es sicher schon früher gehabt.

Das mußte auch Leutnant Tönnchen wissen. Darüber war unbedingt auch im Offizierskasino gesprochen worden. Denn dieser Bursche, ein Soldat, war eben der allerreinzigste Mensch der Stadt und Garnison Beheim, der in dem Schlosse besuchsweise aus- und einging.

Aber Leutnant Tönnchen hatte zu seinem Burschen darüber noch kein Wort verloren. Es wäre auch seltsam gemessen, wenn ers getan hatte.

Daß er jetzt solch eine Frage stellte, wo er die Photographie der Kammerzofe in die Hand bekam, das war wiederum ganz selbstverständlich. Schließlich war dieser Leutnant doch auch nur ein Mensch. Übrigens war es wenig genug, was er fragte, die kürzesten Antworten genügten ihm.

»Wie kommen Sie denn zu der?«

»Hatte sie in Amerika kennen gelernt, als sie noch unverheiratet war.«

»Und hat einen anderen geheiratet?«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

»Ihr Mann ist gestorben?«

»Vor einem Jahre.«

»Und nun ist es Ihre Braut?«

»O nein, Herr Leutnant, zwischen uns herrscht nur Freundschaft.«

»Na ja, weiß schon. Verkaufen Sie sich nicht so leicht, denn – doch das geht mich nichts an. Was solls nun mit der Photographie?«

»Lucy hat sie mir geschenkt – und ich dachte – ich wollte sie in meine Kammer hängen . . . «

»Sie wollen wohl einen Kerbschnittrahmen drum haben?«

»Wenn der Herr Leutnant so . . . «

Der Herr Leutnant war schon dabei, warf alles andere beiseite und stürzte sich über die Photographie her, vergaß heute die Bestellung seines Mittagssessens und hätte beinahe den Dienst verpaßt.

Es war merkwürdig, daß niemand anders ihn bat, etwas für ihn zu schnitzen. Das war doch Tönnchens höchste Wonne. Aber er bot sich eben nicht selbst an, machte mit seinen Schnitzereien keine Geschenke, das war es. Deshalb kam auch niemand mit solch einer Bitte zu ihm. Sonst – der Bürgermeister hätte nur ein Wort fallen zu lassen brauchen – Leutnant Tönnchen hätte sämtliche Häuser Beheims vollgenagelt, in- und auswendig, alles auf seine Kosten, hätte nur noch trocken Brot gegessen, um die nötigen Zigarrenkisten zu erstehen.

Noch am Abend desselben Tages bekam Artur die Photographie kunstvoll eingerahmt zurück, zwar nur einfacher Kerbschnitt, aber eben durch diese gleichmäßige Einfachheit wirklich schön wirkend. Diese Kerbschnitzerei ist überhaupt eine echte Kunst, über welche, wovon die sie ausübenden Liebhaber meist gar nichts wissen, eine ganze wissenschaftliche Literatur existiert Sie gehört zum Gebiet der Archäologie und Ethnographie, indem es kein Volk gegeben hat und noch heute gibt, welches die Kerbschnitzerei nicht selbständig erfunden hätte und heute noch ausübt, die alten Ägypter haben geschnitzt

und von den Eskimos wird diese Kunst von jeher gepflegt. Die schönsten Schnitte haben die alten Skandinavier gemacht. Freilich nicht an Zigarrenkistenbrettchen, sondern an den Holzteilen ihrer Waffen; die Wikingerschiffe waren manchmal über und über mit Kerbschnitzerei bedeckt. Darüber berichtet ausführlich das Prachtwerk »Kerbschnittmeister aus dem nordischen Museum zu Stockholm« von Professor Oldenburg. –

Am andern Mittag stellte sich Artur, ohne daß er gerufen worden war, wieder in strammer Haltung vor seinen Herrn und Gebieter hin, hatte ein großes Kuvert in der Hand, die er aber an der Hosennaht halten mußte.

»Ich habe gleich gestern abend die eingerahmte Photographie der Lucy – der Missis Hockins gezeigt.«

»Na und? Hat sie sich gefreut?«

»Und wie, Herr Leutnant! So etwas kennen die Amerikaner und Engländer gar nicht, wenigstens nicht die besseren Leute. Das machen dort nur Matrosen und Schiffer.«

»Weils dumme Luder sind, die von echter Kunst so viel verstehen wie ein Bär vom Klavierspielen. Hm. Wollten Sie mir nur das sagen?«

»Missis Hockins hat es gleich der Lady gezeigt.«

»Soooo? Na und?«

»Die Lady war von der Schnitzerei ganz entzückt, ich mußte zu ihr kommen.«

»Soosooso? Na und?«

»Ob ich das selber geschnitzt hätte. Nein. Wer denn sonst. Mein Leutnant, bei dem ich Bursche bin, der Herr

Leutnant von Tonn. Ach, sagte sie da, wenn ich doch auch so einen Rahmen bekommen könnte, – Na warum denn nicht, sagte ich, der Herr Leutnant tuts ganz gern. – Sie zögerte lange, dann gab sie mir das Bild, ihre letzte Photographie . . . «

Artur nahm sie aus dem Kuvert, großes Kabinettsformat, ein Brustbild, in der Residenz beim ersten Hofphotographen gefertigt. Ja, das war sie, die klassischen Züge, die edle Nase, das üppige Haar lose gewellt. Tönnchen hatte nämlich auf dem Exerzierplatz lange Zeit gehabt, dieses Gesicht studieren zu können.

»Was hat sie denn sonst noch gesagt?«

»Ich sollte den Herrn Leutnant bitten, er möchte doch auch so einen Rahmen drumschnitzen.«

Das war eigentlich ein starkes Verlangen. Oder es hätte doch ganz anders eingeleitet werden müssen, mindestens durch ein Briefchen. Aber so – vielleicht englisch.

Aber solche Gedanken hatte Tönnchen ja jetzt überhaupt gar nicht. Seine schwächste Seite war berührt worden.

»Da mache ich einen doppelten Schwalbenschwanz drum!«

Wieder war es eine wahre Wut, mit der er sich über die neue Arbeit stürzte, sofort, das Mittagsessen wurde nur so nebenbei verschlungen, dann in den Dienst, dann ging das Schnitzen wieder los.

Als Artur einmal in der Nacht erwachte und nach der Uhr blickte, war es schon früh um vier, und drüben piff und trällerte es noch immer, Tönnchen hatte die ganze

Nacht durchgearbeitet, obgleich er sich in zwei Stunden schon wieder zum Dienst anziehen mußte. Jetzt aber nagelte er den Rahmen schon zusammen, und nicht lange mehr, so hörte ihn Artur zu Bett gehen, bald fing er an zu schnarchen, unterbrach dieses Geräusch plötzlich, piffte einige Takte des reisenden Studio und schnarchte weiter. Er hatte im Traum gepfiffen, so wie es Star und Gimpel manchmal tun.

Als um sechs Arturs Wecker klingelte, war auch Tönnchen sofort auf den Beinen, die anderthalb Stunden Schlaf hatten ihm vollkommen genügt, er war in bester Laune. Und nun, während er schnell Kaffee trank und eine dicke Butterstulle hinunterwürgte, geschah etwas, was ganz gegen die Prinzipien dieses Leutnants ging. Es war eben das ewig Weibliche, was dazwischen gekommen, welches die ganze Hausordnung und alles, alles über den Haufen werfen – kann das ewig Weibliche, desentwegen wohl sogar einmal das Ungeheuerliche passieren kann, daß der Kapitän das Matrosenlogis betritt.

»Sie, mein lieber Hauptmann von Batavia, Sie könnten mir einmal einen rechten Gefallen tun – Sie scheinen doch ein Krösus zu sein – könnten Sie mir nicht mal mit ’nem Taler aushelfen? Sie kriegen ihn am ersten wieder.«

»Gewiß, Herr Leutnant, so viel Sie . . . «

»Nur ’nen Taler. Nein, ich brauche ihn nicht. Gehen Sie mal um acht zu Gärtner Krause und lassen sich sein schönes Rosenbukett machen, die schönsten, die er hat, für ’nen ganzen Taler. Um zehn holen Sies ab, nehmen hier die eingerahmte Photographie mit, ich habe sie schon

fein eingewickelt, um den Strauß lassen Sie sich so'n bißchen Seidenpapier machen, dann gehen Sie aufs Schloß, daß Sie so halb elf dort sind, lassen sich der Lady melden und sagen: Eine Empfehlung von Herrn Leutnant von Tonn. Nichts weiter. Geben ihr die beiden Sachen Verstanden?«

»Zu Befehl, Herr Leutnant. Wenn die Lady nun nicht da ist?«

»Dann . . . sie wird schon da sein. Um diese Zeit sieht man sie nie außerhalb des Schlosses oder Parkes. Und Sie sind doch auch mit der Kammerzofe vertraut. Natürlich kommen Sie gleich wieder her. Ich bin um zwölf hier, will Antwort haben. Hier,« Tönnchen suchte in seinem Portemonnaie, das immer so vollgepfropft aussah, worin er aber nach Geld meist sehr lange zu suchen hatte, »hier haben Sie 20 Pfennige. Ich kann von meinem Burschen eigentlich nichts weiter verlangen, als daß er für mich putzt. Trinken Sie auf dem Rückweg, wenn Sie noch Zeit haben, ein Glas Bier.«

Er trällerte die Treppe hinab. Zum Mittag kam er staubbedeckt wieder.

»Nun?«

Stumm präsentierte ihm Artur ein zierliches, rosafarbenes Kuvert. Das nächstliegende Instrument war ein großes Stemmeisen, mit diesem wurde es aufgeschlitzt.

Lady Ethel Bristol erlaubte sich Herrn Leutnant von Tonn heute nachmittag zum five o'clock tea einzuladen.

Wenn der Bursche von allein nichts sagte, weil er eben nichts weiter zu melden hatte, so mußte das genügen,

diese Einladung genügte doch auch vollkommen. Niemals hätte Leutnant Tönnchen früher den Burschen noch extra gefragt.

Arber einmal war es eine ganz besondere freudige Überraschung, und dann war es eben das ewig Weibliche, was hier dazwischenkam.

»Was hat sie denn gesagt?«

»Die Lady war außer sich vor Freude über den schönen Rahmen.«

»Außer sich? Was hat se denn gemacht?«

»O how nice, how beautiful!« rief sie immer wieder.

»Und das Bukett?«

»Da war sie auch ganz entzückt darüber. Wie doch so ein deutscher Offizier aufmerksam ist, sagte sie zu Missis Hockins. Dann mußte ein Diener gleich eine Vase mit Wasser bringen, aber die war ihr nicht schön genug, sie suchte selber eine aus, und als Missis Hockins das Bukett hineinstellen wollte, nahm sie es ihr schnell aus der Hand, das habe sie selber zu tun.«

»Sooo? Und dann schrieb sie das Briefchen?«

»Erst sprach sie darüber mit Missis Hockins, da mußten sie den Herrn Leutnant doch einmal einladen . . . «

»Mit ihrer Zofe sprach sie darüber?«

»Missis Hockins ist nicht ihre Zofe, sondern . . . «

»Na ja, ich weiß schon. Weiter?«

»Dann fragte die Lady mich, ob Herr Leutnant heute nachmittag wohl Zeit hätten: Ja, heute nachmittag wären Herr Leutnant dienstfrei. Da schrieb sie den Brief.«

»Und hat sie sonst noch was zu Ihnen gesagt?«

»Tausend . . . Dank, mein lieber Mann, sagte sie zu mir, sonst nichts weiter.«

Einen einzigen Moment hatte Artur zwischen dem ersten und zweiten Wort gestockt, es war ganz unmerklich gewesen, ebenso wie das Zucken seiner Mundwinkel dabei.

Hatte er vielleicht »tausend Grüße an den Herrn Leutnant« sagen wollen? Tönnchen kam nicht auf solch eine Idee.

»Und dann hat sie mir noch eine Mark gegeben!« setzte Artur noch hinzu. »Ich habe sie angenommen.«

»Natürlich natürlich. Das müssen Sie überhaupt! Sehen Sie, da profitieren Sie auch noch was Schönes dabei. Jetzt putzen Sie mal gleich hier die neuen Schwibbeln, sie werden nicht blank gehen, aber Sie wixhen so lange, bis Sie sie blank haben. Erst aber holen Sie mir mein Mittagessen. Was gibts heute? Ä das ist mir heute egal. Bringen Sie nur irgendwas.«

Nach dem Essen oder schon während desselben vertiefte sich Tönnchen in ein Buch, welches englische Redensarten und dann besonders auch Vorschriften für den gesellschaftlichen Verkehr in England und englisch Amerika, was Beides ja so ziemlich übereinstimmt, enthielt.

Dort ist ja so manches in gewisser Beziehung ganz anders. Man nimmt in das Empfangszimmer Stock und Hut mit, ist erst wirklich als Besuch willkommen, wenn man ihm Stock und Hut abnimmt oder abnehmen läßt. Bei dem Offizier kam nur die Mütze in Betracht. Aber den rechten Handschuh ausziehen! Nur den rechten! Dann

ist eine eigentümliche englische Sitte das »Treaten«, gerade umgekehrt wie bei uns. In England fragt der Besuch gleich nach dem Kommen: »what is yours? what is yours?« – gibt dem Dienstmädchen Geld und läßt das Gewünschte holen, Whisky und Portwein und Bier und Limonade, ist kein Dienstmädchen da, so setzt er selbst noch einmal den Hut auf und holt das Gewünschte aus dem Public house.

Und das wird nicht etwa nur in den unteren und mittleren Bürgerkreisen so gehandhabt, sondern das geht bis oben hinauf. Nur die Form ändert sich, im Grunde genommen bleibt es immer dasselbe, an eine feine Familie schickt der eingeladene Gast durch einen Diener eine Pastete und eine Flasche uralten Portwein.

»Sie, mein lieber Hauptmann von Batavia.«

»Herr Leutnant?«

»Können Sie noch einmal fünf Mark entbehren?«

»So viel Herr Leutnant . . . «

»Still! Ich frage, ob Sie noch fünf Mark entbehren können. Ja oder nein!«

»Zu Befehl ja, Herr Leutnant!«

»Sind Sie wirklich überzeugt, daß ich Ihnen für das geliehene Geld gut bin?«

»Zu Befehl ja, Herr Leutnant!«

»Aber keinen Vorgesetzten belügen! Borgen Sie mir weitere fünf Mark auch gern?«

»Zu Befehl ja, Herr Leutnant!«

»Dann gehen Sie mal zum Konditor Schurig, da steht im Schaufenster eine brillante Marzipantorte, die bringen Sie ins Schloß. Eine Empfehlung von Herrn Leutnant von Tonn. Nichts weiter.

Erst in der zehnten Stunde kam Tönnchen von dem five o'clock tea nach Hause, sein Bursche zwei Stunden später, und da hörte er den Leutnant noch zwitschern und pfeifen, obgleich er schon im Bette lag.

Am anderen Morgen mußte Artur wieder ein Rosenbukett für drei Mark hintragen, natürlich wieder für sein eigenes Geld, am dritten Morgen abermals und außerdem noch am Nachmittag eine Schokoladentorte, denn da war Tönnchen wieder zum five o'clock tea eingeladen.

»Hennig, können Sie das Geld auch wirklich entbehren?«

»Zu Befehl, Herr Leutnant.«

»Wehe, wenn Sie einen Vorgesetzten belügen! Alles kann ich verzeihen, nur das nicht. Sie fliegen sofort in den Kasten und für immer in die Front zurück!«

»Ich kann das Geld entbehren, Herr Leutnant.«

»Auch zehn Mark?«

»Zu Befehl, Herr Leutnant.«

»Dann pumpen Sie mir zehn Mark. Schön. Und jetzt schmieren Sie mal meine hohen Stiefeln. Aber nicht mit der Bürste, mit der Hand! Immer tüchtig rin mit dem Fett in die Poren.«

Wie Artur dann ja selbst aus dem Schlosse erfuhr, hatte Tönnchen jedem der drei in Frage kommenden dienstbaren Geister drei Mark in die Hand gedrückt.

»Und hier haben Sie auch eine Mark für Ihre viele Lauferei.«

»Danke, Herr Leutnant!« schmunzelte Artur. »Von der Lady bekomme ich ja auch immer eine Mark.«

»Sehen Sie, auf diese Weise werden Sie noch ein reicher Mann. Sparen Sies nur immer hübsch.«

Und so ging das weiter. Tönnchen verbrachte immer mehr seine ganze Freizeit auf dem Schlosse, schlief nur noch zu Hause, speiste jetzt auch regelmäßig in Gesellschaft der Lady zu Mittag, auch wenn er nachmittags Dienst hatte.

Was Stadt und Garnison dazu sagte, wollen wir nicht wissen. Wir sehen und hören nur mit seines Burschen Augen und Ohren, und auch nur insoweit, als es in des Leutnants Wohnung etwas zu sehen und zu hören gab.

Rund eine Woche war dies nun gegangen, und in dieser Zeit hatte Artur für seinen Leutnant rund hundert Mark ausgelegt, für Buketts, Torten, Baumkuchen, Gänseleberpasteten und dergleichen, wozu noch rund fünfzig Mark bares Geld kamen.

Übermorgen war der erste. Daß Tönnchen diese Schulden nicht mit seinen 80 Mark bezahlen konnte, war selbstverständlich. Er hatte darüber auch schon mit seinem Burschen gesprochen.

»Ich bin Ihnen doch gut dafür, Hennig?«

»Zu Befehl, Herr Leutnant.«

»Sie werden auch nicht auf den Tod meines Onkels zu warten brauchen,« machte er auch noch eine nähere Andeutung, »sehr bald wird in meinen pekunären Verhältnissen eine vollständige Umwandlung eintreten.«

Falls sein Bursche so beschränkt gewesen wäre, diese Andeutung nicht zu verstehen, hätte er nur irgend jemanden in Beheim deswegen zu fragen brauchen. Leutnant Tönnchen wandelte auf Freiersfüßen, es war nur eine Frage der Zeit, wann seine Verlobung mit Lady Ethel Bristol öffentlich verkündet würde.

Infolgedessen war Tönnchen natürlich vergnügter denn je. Er war ja jetzt selten zu Hause, immer im Schloß, die wenigen Stunden aber, die er außer der Schlafenszeit noch in seinem Salon verbrachte, wurden nach wie vor verkerbschnitzt, welche Schnitzereien, meist Rahmen, aber auch schon Verzierungen für Möbel und Wände, ins Schloß wanderten, und jetzt piff und trällerte er bei seiner Arbeit, wie er noch nie gepfiffen und geträllert hatte, setzte dieses Konzert immer häufiger auch im Traume fort.

Manchmal hörte Artur ihn auch Selbstgespräche führen, was er früher nie getan hatte, und das längste hielt er zwei Tage vor dem ersten, also als dieses Besuchen des Schlosses schon acht Tage gewährt hatte.

Die Arbeit ruhte einmal, jetzt blickte er nachdenklich vor sich, hin oder zur Decke empor, und Artur hörte in seiner Kammer, dessen Tür der Leutnant selbst vorhin offen gelassen hatte.

»Erstens sehr viel Geld; zweitens sehr viel Schönheit; drittens sehr viel Bildung; viertens sehr viel Rrrasse. Alles vorhanden, wofür sich Leutnant von Tonn verkauft. Außerdem uralter englischer Adel, der sehr gern noch mitgenommen wird. Und, last not least, an die dreißig Zimmer. Ha, dreißig Zimmer, über die ich verfügen kann, mein Eigentum! Nehmen wir einmal an: 4 Meter hoch und im Durchschnitt 5 Meter im Quadrat. Das ist ganz bescheiden, da kann ich Türen und Fenster gleich abziehen. Oder die Türen brauchen ja überhaupt so wenig abgezogen zu werden wie Schrank und dergleichen. 4 mal 5 ist 20, mal 4 ist 80. Also 80 Quadratmeter Wandfläche für das Zimmer. Mal 30 ist 2400. Ich will auf den Quadratmeter bescheiden 5 Zigarrenkisten rechnen. Das wären 12 000 Kisten. Ha, das wäre ein Lebenswerk! Und nur für mich selbst, für mein eigenes Heim! Da wüßte man doch am Ende seines Lebens, weswegen und wofür man eigentlich gelebt hat!«

Eine Pause. Dann, als das Selbstgespräch fortgeführt wurde, war die Stimme gar nicht mehr so begeistert, vielmehr recht gedrückt.

»Daß sie mich liebt, daran ist ja nun gar kein Zweifel. Die kann es gar nicht erwarten, bis ich mit der Sprache herausrücke. Wenn nur diese verdammte Kammerzofe nicht wäre. Das ist – das ist ... einfach scheißlich mit der! Die klebt an unserem Tische; und wenn wir im Parke spazieren gehen, klebt sie an unseren Fußsohlen. Noch nicht eine Minute, ach, nicht eine Sekunde konnte ich mit der Lady allein sein. Die ist wie ihr Schatten.

Weshalb die Lady sie nur nicht einmal entfernt. Ich sehe es ihr doch deutlich an, wie unangenehm ihr selber diese Kleberei der Zofe ist, Sie möchte gern mit mir allein sein. Aber sie wagts nicht, sie fortzuschicken. Dieser Schatten ist ihr einfach zur Gewohnheit geworden, sie ist durch diese Gewohnheit sogar in ein gewisses Untergeordnetenverhältnis zu der Zofe gekommen. Das ist einfach scheißlich. Dieses aufdringliche Frauenzimmer muß weggeekelt werden. Das bin ich meiner Braut geradezu schuldig. Aber wie das machen?«

Eine längere Pause der Überlegung.

»Sie, Hauptmann von Batavia!«

»Herr Leutnant?«

»Sagen Sie mal, Hennig – wie stehen Sie sich denn eigentlich mit der Kammerzofe?«

Zum ersten Male wieder berührte Tönnchen dieses Thema. Er wußte ja natürlich, daß auch sein Bursche ständig in dem Schlosse ein- und ausging, hatte aber hierüber noch nicht ein einziges Wort verloren.

»Herr Leutnant meinen Mistreß Hockins?«

»Na ja, wen denn sonst! Wie stehen Sie sichs mit ihr?«

»O, ganz gut, Herr Leutnant.«

»Wollen Sie se heiraten?«

»Das ist ganz ausgeschlossen, Herr Leutnant.«

»Aber Sie unterhalten mit ihr ein Verhältnis.«

»Herr Leutnant, es ist die reinste Freundschaft.«

»Ach zum Teufel mit Ihrer Freundschaft. Was machen Sie denn immer im Schloß?«

»Nun, ich helfe so mit, besonders im Stall . . . «

»Im Stall? Wie kommen Sie denn in den Stall?«

»Ich verstehe etwas von Pferden, Mister Vetterson, der Trainer, kennt mich, nach meiner Entlassung komme ich ganz ins Schloß . . . «

»Ach so. Aber Sie verkehren doch auch mit der Zofe.«

»Mit Mistreß Hockins? O ja, mit der komme ich auch oft zusammen.«

Tönnchen wußte auch, daß sich sein Bursche meist im Schlosse aufhielt, wenn er selbst Dienst hatte. War der Leutnant im Schloß, dann hatte die Zofe für ihr Verhältnis eben keine Zeit, dann verließ sie die Herrin mit keinem Schritt.

»Sagen Sie mal, Hennig, – im Vertrauen gefragt – können Sie denn nicht mit Ihrer Liebsten oder Freundin einmal eine Partie machen, am Tage? Mit ihr nach der Residenz fahren oder sonst einen Ausflug?«

Ehe Artur eine Antwort geben konnte, klopfte es. Es war in der neunten Abendstunde, Tönnchen war vom Mittag an bis zum Tee auf dem Schlosse gewesen, hatte sich dann doch wohl verabschieden müssen.

Es war der Hausknecht vom Kurhotel, er brachte Herrn Leutnant von Tonn eine Karte. Er möchte doch gleich ins Hotel kommen, unten in die Restauration, fast sämtliche Offiziere der Garnison hatten sich zufällig dort am Biertisch zusammengefunden, auch der Major hatte die humoristisch gehaltene Aufforderung kameradschaftlich mit unterschrieben.

Das war so gut wie Befehl.

»Mein Schwert her! Wir sprechen morgen weiter darüber Hennig, Sie Krösus, nun können Sie mir auch noch 'nen Taler pumpen – oder gleich fünf Mark. Schön. Schreiben Sie's dort selber ins Kontobuch ein.«

Er ging, trällerte die Treppe hinab. Und aus der Fortsetzung dieses Gesprächs sollte nichts werden. Oder es sollte doch eine ganz andere werden, als sich Tönnchen jetzt hätte träumen lassen.

---

In die Restauration des Kurhotels waren gegen Abend zwei Leutnants getreten, um schnell einen Schoppen Bier zu trinken, hatten den Major und einen Hauptmann beim sechsten Schoppen angetroffen, noch ein anderer Offizier kam zufällig dazu.

»Na, nun können wir auch gleich das ganze Bataillon zusammentrommeln.«

Gesagt, getan – Telephon, Hausknecht, Pikkolos und sonstige Leute wurden benutzt, um schnell alle Offiziere, die nicht Wachtdienst hatten, zusammenzuholen.

»Was ist das eigentlich für eine Geschichte mit Leutnant von Tonn und der Lady Bristol?« fragte der Major, der hier nichts weiter als Kamerad war.

Ehe hierüber noch ausführlich gesprochen werden konnte, kam schon Tönnchen, seine Gegenwart machte dieser Unterhaltung ein Ende, erstickte sie vielmehr im Keime. Nun stellte sich ein Offizier nach dem andern ein, wurde meist mit lautem Hallo begrüßt, dann kamen die

letzten Erlebnisse, Garnisons- und andere Witze aufs Tapet, Anekdoten wurden erzählt.

Nur noch am Nachbartisch saßen drei Gäste, drei fremde Herren in Touristenkleidung. Sie hatten hier schon gesessen, als die Offiziere erst nachträglich den großen, runden Tisch belegten. Es waren Ausländer. Zwar unterhielten sie sich in einem perfekten Deutsch, zum Beispiel, wenn sie nach einem Reiseführer ihre weitere Fußwanderung besprachen kamen aber auch oft ins Holländische. Es war sehr entschuldbar, wenn sie über die Witze des Nachbartisches manchmal lachen mußten, sie hätten dies gar nicht so zu bemängeln versuchen brauchen.

Einmal aber mußte dieser teilnehmenden Distanzen doch ein Ende gemacht werden, wenn die Herren nicht gingen, und Sache der hier dominierenden Offiziere war es, den Fremden, die auch in ihren stark benutzten Touristenkostümen noch ein sehr distinguiertes Aussehen hatten, entgegenzukommen.

»Wer sind die drei Herren?« wurde der Oberkellner bei der ersten Gelegenheit leise gefragt.

»Es sind Holländer, die eine Fußtour durch das Gebirge machen, sie bleiben über Nacht hier, haben sich noch nicht eingeschrieben, aber ich glaube sicher, es sind holländische Offiziere.«

Auf einen Wink des Majors ging ein Leutnant hin, lud die Herren an die Tafelrunde ein. Ja, es waren holländischer Offiziere, die einen längeren Urlaub benutzten, um Deutschland kennen zu lernen.

Nach einer kleinen Stockung ging die humoristische Unterhaltung weiter, die Holländer trugen das Ihrige dazu bei.

»Verzeihung,« sagte da der eine von ihnen, »wir mußten doch hören, was an diesem Tisch gesprochen wurde – da fiel uns ein Name auf – Lady Bristol.«

Es wurde ihnen über die neue Schloßherrin und Gutsbesitzerin erzählt, auch von ihrem Rennstall, worüber die Holländer noch besondere Fragen stellten.

»Jawohl, wir ahnten es doch gleich – das ist die Gräfin von Mohakare!« sagten die drei übereinstimmend.

»Gräfin von Mohakare?!«

»Ja, die Lady Ethel Bristol ist mit dem holländischen Grafen von Mohakare verheiratet.«

»Verheiratet?!« erklang es jetzt erst recht im Chor.

»Gar kein Zweifel. Das ist diese Lady Ethel Bristol. Der Vettersonsche Rennstall – das stimmt alles. Auch das haben wir erfahren, daß sich der Graf von Mohakare mit seiner Gattin in Deutschland niedergelassen hat. Nur, hier vermuteten wir sie nicht zu treffen.«

»Dieser Graf lebt noch?!«

»Gewiß, der ist noch gar nicht so alt.«

Jeder – in der Meinung, daß er der einzige sei, der dies täte – blickte nach Leutnant Tönnchen. Dessen gesundes Kindergesicht war plötzlich leichenblaß geworden.

»Sie – sie – hat sich als unverheiratete Lady Ethel Bristol angemeldet – als ledig . . . « konnte er nur hervorwürgen.

»Hat sie? Als ledig? Dazu mag sie auch einen Grund, ein Recht haben.«

»Wieso?« wurde von anderer Seite gefragt.

»Als englische Aristokratin darf sie überhaupt auch als verheiratete Frau ihren Mädchennamen mit Titel weiterführen. Das ist den Herren doch bekannt. Als unverheiratet darf sie sich allerdings nicht ausgeben, das stimmt. Aber haben die Herren nicht von der tollen Geschichte gehört, die vor einem halben Jahre in London passiert ist?«

»Nein. Was für eine tolle Geschichte?«

»Es ist Ihnen doch bekannt, daß in England entweder nur standesamtlich oder nur kirchlich getraut wird, beides zusammen gibt es nicht. In der Bartholomäuskirche der ältesten Kathedrale Londons, traut seit seinem halben Menschenalter der Bischof von Lancaster – ein protestantischer Bischof der anglikanischen Hochkirche. Da stellt sich vor einem halben Jahre durch einen Zufall heraus, daß dieser Bischof schon seit fünf Jahren gar kein Recht mehr hat, Trauungen zu vollziehen. Durch ein Versehen ist damals die staatliche Konzession nicht erneuert worden. Also sind alle Ehen, die der Bischof seit fünf Jahren vollzogen hat, ungültig, haben überhaupt nie existiert. Alle diese Paare haben in wilder Ehe gelebt, ihre Kinder sind illegitim. Na, so schlimm ist das natürlich nicht. Die Ehe wird eben nachträglich vollzogen, eine Rückwirkung hat das nicht etwa.«

Ja, hiervon hatten auch diese deutschen Offiziere fast alle gehört.

»Und unter diesen waren auch der Graf und Lady Ethel Bristol?«

»Jawohl. Die haben sich vor drei Jahren in der Bartholomäuskirche zu London trauen lassen.«

»Ja, die beiden haben sich aber eben nicht nochmals trauen lassen!« flüsterte Tönnchen.

»Vielleicht bis jetzt noch nicht. Das hat sich aus irgend einem Grunde noch verzögert. Aber die kommen schon wieder zusammen. Das war bei denen doch die reinste Liebesheirat. Ach das wurde doch damals bei uns in Holland so besprochen! Sie kennen den Grafen von Mohakare nicht?«

Die Offiziere verneinten.

»Nun ja – in Holland ist er eine Berühmtheit. Aber auch in England wird er noch immer als Held gefeiert. Freilich ist das alles ja schon lange her, und andere Länder interessiert es nicht weiter. Dieser Graf von Mohakare hat eine Vergangenheit hinter sich, eine Karriere gemacht, wie so etwas heutzutage nur sehr, sehr selten vorkommt. Eben nur in den Kolonien ist so etwas noch möglich – und dann Glück muß man haben! Vor etwa zwölf Jahren tritt in unsere Fremdenlegion ein blutjunger Russe namens Paul Urschinsky ein, kommt nach schneller Ausbildung gleich nach Sumatra, macht einen Feldzug gegen die Atschinesen mit. Natürlich als Gemeiner.

Seine Kompanie wird versprengt, die Hälfte fällt, alle Offiziere und Unteroffiziere weggeschossen oder im Sumpfe versunken, die ganze Kompanie ist rettungslos verloren. Da übernimmt Urschinsky die Führung, und er vollbringt das Wunder, bringt, was noch lebendig ist, nach dem Fort zurück, das heißt nach vielen Wochen, nach unausgesetzten Kämpfen mit den Atschinesen, schlägt sich eben überall durch. Auch den schwerverwundeten Hauptmann schleppt er mit zurück. Der sagt über ihn aus, Urschinsky wird zum Leutnant ernannt, ist gar nicht erst Unteroffizier geworden. Und die nötige Bildung hatte er auch.

Nun ging es schnell weiter zum Hauptmann und Major. Immer im Kampfe gestanden und immer ein fabelhaftes Glück gehabt. Nun war der junge Russe aber auch wirklich ein furchtbarer Draufgänger und ein militärisches Genie. Glück muß man freilich trotzdem haben.

Im fünften Dienstjahre als der gewöhnliche Legionär eigentlich höchstens Unteroffizier hätte sein können, war er also schon Major.

Da machen Mitglieder der englischen Königsfamilie eine Weltreise, besuchen Java, machen eine Fahrt durch die Provinz Mohakare, ihnen hat sich alles angeschlossen, was auf Java einen klingenden Namen hat, auch Verwandte des holländischen Königshauses sind dabei. In Fort Mohakare dessen Kommandeur Major Urschinsky ist, mitten in der Wildnis gelegen, wird Quartier genommen, um in den folgenden Tagen auf Tiger und Elefanten zu jagen. In der Nacht erheben sich die Mohaks, ein

kriegerischer Malaienstamm, versuchen das Fort zu stürmen. Sie sind aufs beste bewaffnet und geschult, es ist ein schon längst im geheimen vorbereiteter Aufstand, er bricht nur schon vorzeitig aus, weil man hier gerade lauter so hohe Persönlichkeiten zusammen hat.

Ich will es kurz machen: im Sturm kann das Fort zwar nicht genommen werden, aber die Eingeborenen wissen das Wasser des Brunnens abzuleiten, ein Ausfall ist durch die Terrainverhältnisse und aus anderen Gründen ganz und gar unmöglich, die telegraphische Verbindung ist zerstört – – alles, was sich in dem Fort befindet, ist unrettbar mindestens dem Verschmachtungstode ausgeliefert.

Wer wagt es, sich durch die Feinde nach Balwore zu schleichen, der nächsten Garnison, aber doch zwei Tage entfernt. Niemand meldet sich. Auch der Verwegenste und Kundigste hält es für unmöglich. Da übergibt Major Urschinsky das Kommando dem nächsten Offizier, verkleidet sich als Malaie, schleicht bei Nacht hinaus. Ein Getümmel mit Schüssen zeigt den Zurückgebliebenen an, daß ihm der kühne Versuch mißlungen ist. Vier Tage vergehen. Die Soldaten sind vor Durst schon so entkräftet, daß sie nicht einmal mehr die Brandpfeile löschen können, die vornehmen und durchlauchtigsten Gäste die das letzte Selterwasser bekommen haben, selbst die Damen müssen es tun, und die Malaien rüsten sich zum neuen Sturm, rücken an.

Da – wohlbekannter Hörnerklang, aus dem Walde kommen im Sturmschritt die Truppen von Balwore, geführt von Major Urschinsky. So wurden sie in der letzten Minute noch gerettet. Sie wären alle massakriert worden.

Es war überhaupt wirklich eine grandiose Tat des Majors, und es handelte sich um Mitglieder des englischen und holländischen Königshauses, die er vor einem entsetzlichen Schicksale bewahrt hatte. Das mußte natürlich auch grandios belohnt werden. Major Urschinsky ging nach Holland, erhielt von unserer jungen Königin den Ritterschlag, wurde zum Grafen von Mohakare erhoben. Den Dienst quittierte er aber, er ist dann nach Amerika gegangen. Dort sah er Lady Ethel Bristol wieder, die damals auch mit unter den Gästen des Forts gewesen war, und hat sie geheiratet. Lady Bristol hat im Süden große Baumwollplantagen und ist Mitbesitzerin der größten Tranraffinerie in San Franzisko. Dort ist wohl auch der Graf mit eingetreten, obwohl er immer noch zu unserer Armee gehört. Jetzt ist er Oberst und außerdem, was aber nur für einen Kriegsfall gilt und überhaupt mehr ein Ehrentitel bei uns, Kommandant von Batavia, Hauptmann von Batavia.«

Der Erzähler schwieg.

Alle die Offiziere blickten wie fragend nach Leutnant Tönnchen. Sie wagten ja nicht, an solch eine Möglichkeit zu glauben, aber ...

»Sie sprechen immer von einem Russen, von Major Urschinsky,« sagte da ein anderer der Holländer, »und ich wollte Sie nicht unterbrechen. Wissen Sie denn nicht,

daß der Major, ehe er den Ritterschlag erhielt, gebeichtet hat, gar kein Russe zu sein, in der Fremdenlegion unter falschem Namen gedient zu haben? Was ihm übrigens gar nicht verübelt wurde. Dieser Graf von Mohakare, meine Herren, ist ein Landsmann von Ihnen, ein Deutscher, und heißt mit seinem richtigen Namen Artur Hennig.«

Da kam ein Soldat in Dienstuniform herein, ging an den Tisch, stellte sich stramm vor Leutnant Tönnchen auf.

»Eine Depesche an Herrn Leutnant von Tonn.«

Alle starrten in das von zwei malaischen Säbelhieben durchfurchte Gesicht, sie alle wußten, daß dieser Mann sechs Jahre in der westindischen Fremdenlegion gedient, ein Gesuch eingereicht hatte, hier noch nachträglich als Einjähriger dienen zu dürfen, daß er täglich auf dem Schlosse verkehrte . . .

Noch ehe den Gedanken Ausdruck gegeben werden konnte, erhob sich der Major.

»Hennig, kommen Sie mal mit heraus, hier ins Weinzimmer.«

Nur oder ganze zehn Minuten blieben die beiden dort drin zusammen, der Major und der Gemeine. Dann kam nur der Major zurück, Artur hatte eine andere Tür benutzt.

»Herr Leutnant von Tonn – ich habe Ihren Burschen aus besonderen Gründen auf unbestimmte Zeit beurlaubt.«

Wir wollen nicht dabei sein, wie es jetzt an dem Tisch zuzuging, als der Major wieder als Kamerad erzählte, was ihm der Soldat Hennig soeben offenbart hatte.

---

Am andern Morgen hatte Leutnant Tönnchen das Turnen der Offiziere zu leiten, die Reckstange, an der er gerade eine Übung vormachte, riegelte sich aus, er stürzte, erlitt einen komplizierten Oberschenkelbruch und ward im Lazarett untergebracht.

Noch am Nachmittage desselben Tages, als einmal kein Kamerad bei dem im Gypsverbande Liegenden war, meldete der Lazarettgehilfe den Grafen von Mohakare.

»Jawohl, Graf, Graf . . . der Kerl soll hereinkommen!«

Artur trat ein, in Zivil, ein gar vornehmer Herr.

»Hennig, Sie sind ein ganz gemeiner Lappen! Oder Sie denken wohl, ich rede Sie jetzt als Herr Graf an? Sie sind vorläufig als der ganz gemeine Soldat Hennig beurlaubt, verstanden? Mein Bursche sind Sie natürlich nicht mehr. So 'nen Kerl kann ich nicht gebrauchen. Nur weil Sie Zivillumpen anhaben, will ich Sie anders behandeln, noch anders, als Sie es verdienen, ich will meiner Verachtung Ausdruck verleihen. Setzen Sie sich dort hin – rücken Sie den Stuhl etwas mehr herum, daß ich Ihr infames Galgengesicht besser sehe – so – nun werden Sie mir Rede und Antwort stehen! Und wehe, wenn Sie einen Vorgesetzten belügen! Ich schmettere Sie sofort ins Loch! Feixen Sie nicht!«

Tönnchen verzog etwas schmerzhaft das Gesicht und fuhr fort:

»Na, mein lieber Hauptmann von Batavia, wie ich ahnungsvoller Engel Sie ja schon immer genannt halbe – nun beichten Sie mal offen. Los!«

»Herr Leutnant, ich habe nichts zu beichten.«

»Nicht? Gut, ich werde Sie fragen, wie der Beichtvater fragt, und wenn Sie dann nicht vor Scham erröten, dann ... haben Sie es eben nicht nötig. Weshalb haben Sie hier nicht gleich gesagt, wer Sie sind?«

»Ich bin der unsichere Heerespflichtige Artur Hennig.«

»Was Sie geworden sind.«

»Das zu sagen hatte ich absolut nicht nötig.«

Tönnchen starrte den Sprecher groß an.

»Hm. Sie sind ein ... Prachtmensch. Nee, das hatten Sie eigentlich doch wirklich nicht nötig. Sie konnten Ihre Dienstzeit doch als Einjähriger abmachen.«

»Halte ich nicht das Gesuch eingereicht? Es ist abschlägig beschieden worden.«

»Hätten Sie aber gesagt, daß Sie der berühmte Graf von Mohakare sind, der Besitzer von ungezählten Millionen – ja, Bauer, das ist freilich etwas anderes.«

»Und das eben wollte ich nicht. War Artur Hennig nicht gut genug zum Einjährigen, dann sollte es auch der Graf von Mohakare nicht werden.«

Eine längere Pause. Tönnchen verzog wieder einmal schmerzhaft das Gesicht.

»Hennig,« sagte er dann leise, »wenn Sie nicht ein ganz gemeiner Soldat wären, dann würde ich Ihnen die Hand geben. Na, da haben Sie se.«

Es war ein ernstes Lächeln, mit dem Artur den kräftigen Händedruck erwiderte.

»Nun aber weiter. Für unverheiratet durften Sie sich ausgeben, das weiß ich jetzt. Überhaupt geht mich das gar nichts an. Und wie Sie mir gestern sagten, Sie kannten den Trainer, Sie würden nach Ihrer Entlassung aufs Schloß kommen, das haben Sie ja auch sehr fein gemacht. Sie schlauer Fuchs, der sich durch die Malaien zu schleichen gewußt hat, sind ja überhaupt gar nicht zu fangen. Soweit ist alles in Ordnung. Nun kommt aber die moralische Seite von der Sache. Jetzt ernsthaft, Hennig! Oder meinetwegen auch Herr Graf! Haben Sie gewußt, daß ich der Lady Bristol den Hof mache?«

Ja, es waren sehr, sehr ernste Augen, die den Gefragten anblickten.

»Da gestatten Sie mir zunächst eine ebenso ernsthafte Frage, Herr Leutnant: hat Ihnen Lady Ethel Bristol jemals irgendwie Hoffnung gemacht?«

Wieder eine längere Pause, Tönnchen schien angestrengt nachzusinnen.

»Hm – wenn ich mir alles so recht überlege – nee, eigentlich nich. Aber, mein schlauer Fuchs, diesmal kommen Sie nicht aus der Klemme. Sie haben dies alles erst arrangiert, um mich . . . «

Tönnchen bekam einen Hustenanfall, der aber künstlich zu sein schien.

»Hennig,« sagte er dann mit tränenden Augen, »erzählen Sie mir schnell etwas recht Trauriges von einer sauren Gurke, die sich in eine gepickelte Zwiebel verliebt hat – – ich darf ja nicht lachen, sonst geht ja mein Gips aus dem Leime – – ich darf nicht an die Buketts und Torten und Gänseleberpasteten denken – für Ihr Geld – für Ihre eigene Frau – und Sie bringen diese Präsente als mein Bursche zu ihr hin . . . Himmel und Hölle, Hennig, so erzählen Sie mir doch etwas recht Trauriges, oder ich bekomme den Lachkrampf, und das darf nicht sein!«

Na, wenn er die ganze Geschichte von dieser Seite auffaßte, dann war es ja gut. Dadurch bewies er auch, daß er ein ganz kluger Kopf war. Klüger hätte er ja gar nicht handeln können.

»Herr Leutnant, ich bin nur auf einen Sprung hergekommen, muß mich um fünf beim Herrn Major melden, wollte nur in aller Schnelligkeit fragen, ob Ihnen morgen früh der Besuch der Lady Bristol und der Mistreß Hockins angenehm ist. Ich will Sie auch gleich noch auf etwas anderes vorbereiten. Meine Frau wird Sie innig bitten, daß Sie Ihr Schmerzenslager, sobald Sie transportabel sind, nach dem Schlosse verlegen. Sie waren im Schlosse ein so gern gesehener Gast, da ist gar keine Mache dabei gewesen, und inwiefern soll sich dann etwas ändern? Und dasselbe gilt von Mistreß Hockins, die wird Sie erst recht herzinniglich bitten, daß Sie . . . «

»Halt!« unterbrach Tönnchen den Sprecher. »Vor eines haben Sie sich doch noch zu verantworten, ehe ich Sie

wieder als meinen Burschen annehmen kann! Sie wollten doch mit der Kammerzofe ein Verhältnis halten.«

»Mit Mistreß Hockins?! Ich?!« erklang es im Tone des vorwurfsvollen Staunens. »Ich habe doch niemals auch nur so eine Andeutung gemacht!«

»Hm. Eigentlich haben Sie ja recht. Sie haben vielmehr immer betont, daß es nur die reinste Freundschaft wäre. Das stimmt allerdings. Ja, wer ist denn diese Kammerzofe nur?«

»Kammerzofe? Herr Leutnant, wie kommen Sie nur dazu, die Mistreß Hockins eine Kammerzofe zu nennen?«

»Na weil – weil – weil . . . «

»Weil die ganze Stadt sie so tituliert?« kam Hennig dem Stockenden zu Hilfe. »Die ganze Stadt hat sich immer geirrt. Mistreß Lucy Hockins steht tatsächlich zu mir in einem Verhältnis; in einem verwandtschaftlichen – sie ist nämlich die Schwester von meiner Frau, ist ebenfalls eine Lady Bristol.«

Weit riß Tönnchen seine Augen auf.

»Es – ist – doch – nicht – möööglich!«

»Ja warum denn nicht? Ihr Gatte, Mister Hockins, der nach kurzer, kinderloser Ehe starb, hatte in St. Louis eine Zigarrenkistenfabrik, die größte Amerikas, also überhaupt der Welt, von dieser ist meine Schwägerin noch jetzt alleinige Besitzerin . . . «

Artur mußte wohl erstaunt abbrechen, weil der im Bett halb aufrecht Sitzende plötzlich seinen Kopf wie eine Schildkröte gegen ihn vorreckte, als wäre der sonst

etwas kurz geratene Hals aus Gummi elastikum, und dabei umspielte ein ungläubig-erstaunt-seliges Lächeln seine Lippen.

»Zigarren – – kisten – – macht se?!«

»Nun, sie macht sie nicht gerade selber, aber . . . Herr Leutnant, ich muß jetzt unbedingt gehen, muß schon Sturmmarsch anschlagen. Dürfen morgen früh meine Frau und Schwägerin kommen?«

Ja, sie durften.

---

Noch während seines Urlaubs wurde Artur Hennig, der er hier nur sein wollte, in der Kirche seiner Heimatsstadt zum zweiten Male mit Lady Ethel Bristol getraut, dann diente er als verheirateter Einjähriger noch ein halbes Jahr, worauf er die Bewirtschaftung des väterlichen Rittergutes übernahm, ein Ökonom, der ganz in dieser Beschäftigung aufging.

Das war ja auch die Sehnsucht gewesen, die ihn nach der Heimat zurückgetrieben hatte.

Leutnant Tönnchen ließ seinen Schenkelbruch im Schloß ausheilen unter der speziellen Pflege der Mistreß Hockins. Die Heilung verlief nicht ganz glatt, er hatte durch zu vieles Lachen wohl zu oft die Ruhe des geschienten Beines gestört, er behielt ein lebenslängliches Hinken, mußte den Dienst quittieren.

Nun, er hinkte nach Amerika, nach St. Louis, übernahm die Leitung der Zigarrenkistenfabrik seiner Frau, der geborenen Lady Lucy Bristol verwitweten Hockins.

Freilich war es eine etwas eigentümliche Fabrikleitung, wie sie der ehemalige Leutnant da ausübte.

»Ich habe ihn besucht. Er legt selbst tüchtig mit Hand an die Zigarrenkisten, nagelt sie allerdings nicht zusammen, sondern reißt sie im Gegenteil wieder auseinander, nagelt die kerbgeschmitzten Stengelchen und Scheibchen und Sternchen in seinem grandiosen Hause an die Wände und an die Möbel und wo es sonst noch etwas anzunageln gibt, und an die Portieren und Fenstergardinen heftet er sie mit goldenen Fäden, und dabei pfeift und trällert er nach wie vor das einzige Lied, das er kennt: Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida.«

So berichtete ein Beheimer Offizier, der einen längeren Urlaub zu einer Vergnügungs- oder wohl mehr militärischen Studienreise, wahrscheinlich in höherem Auftrage, durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika benutzt hatte, und da hatte er auch seinen ehemaligen Kameraden aufgesucht, konnte nicht genug davon erzählen, wie fürstlich er von ihm aufgenommen worden war.

»Und was macht denn unser Graf von Mohakare?« fragte dann der Zurückgekommene.

»Der? Wissen Sie denn nicht, daß der gar nicht mehr hier ist?«

»Was? nicht mehr hier?!«

Nein, der war schon seit einem Vierteljahr fort, mit Gattin und seinem ganzen Hofstaate, hatte das Rittergut in Pacht gegeben.

»Ja warum denn nur?! Wohin denn nur?!«

Das wußte niemand. Die einen sprachen von Holland, die anderen von England, die anderen gar von Amerika. Da, als man hierüber noch debattierte, wo der Verschwundene geblieben sein mochte, brachten die führenden Zeitungen eine Meldung:

Brasilien hat einen neuen Präsidenten bekommen, den ersten demokratisch gesinnten Ivan Lopez. Sein erstes war eine vollständige Neuorganisation der verwahrlosten brasilianischen Armee. Bei solch einer Neuorganisation nimmt man gern einen tüchtigen Offizier von einer fremden Macht. Ein türkischer Offizier wird niemals die türkische Armee neu organisieren können. Bei Brasilien aber kam nicht nur europäischer Drill in Betracht, da mußte man auch an einen Guerillakrieg, an einen Schleichkrieg in Pampas und Urwald denken. England oder Frankreich? Aus politischen Gründen nicht gut zugänglich. Es gibt noch eine andere recht ansehnliche Kolonialmacht. Die Wahl des neuen Präsidenten war auf Holland gefallen. Auf einen Graf von Mohakare, der sich als gewöhnlicher Soldat die Offiziersepauletten auf Java und Sumatra verdient hatte.

Das war die erste Zeitungsmeldung gewesen.

Und einige Tage später:

»Der Graf von Mohakare ist bereits in Rio de Janeiro eingetroffen und hat als »General-Inspektor von Heer

und Marine« die neue Organisation der brasilianischen Armee übernommen. Wie uns aus zuverlässiger Quelle mitgeteilt wird, ist dieser holländische Graf ein geborener Deutscher bürgerlicher Abkunft namens Artur Henning. Weiter erfahren wir, daß sich in seiner Begleitung, als seine rechte Hand, ein nordamerikanischer Offizier befindet, ein Oberst von Tonn, der ebenfalls, wie auch schon sein Name sagt, ein geborener Deutscher sein soll. Wir werden noch darauf zurückkommen.«

Mehr war von den großen, führenden Zeitungen, die mit Beheim nicht eben in enger Fühlung standen, vorläufig auch nicht zu verlangen.

---

Wir haben diese Einleitung als eine humoristische Erzählung dem Leser nicht vorenthalten wollen.

## 79. KAPITEL. IN DER BATTERIE UND AN LAND.

»Die ganze Kriegsflotte hat gemeutert! Großadmiral Macedo Almeida hat sich zum Kaiser von Brasilien proklamiert!«

Nur mit etwas erhobener Stimme hatte es Georg Stevenbrock gesagt, aber es wirkte auf den Präsidenten wie ein Donnerschlag, seine Hände brauchten nicht mehr festgehalten zu werden, daß sie nicht nach einer verborgenen Waffe griffen.

Denn Juan Lopez mußte wissen, daß in diesem Lande so etwas nicht unmöglich war, eine Meuterei der gesamten Kriegsflotte.

Ach Du armes, reiches Brasilien, Du unglückseliges Land!

Was könntest Du sein mit Deinen unermesslichen Schätzen an Erzen, an Gold, Silber und Edelsteinen, an den kostbarsten Hölzern aller Art, mit Deinen ungeheuren Territorien von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, mit Deinen Weiden, auf denen sich noch viel besser als in Argentinien Millionen von Rindern tummeln könnten! Wenn Du Dich nicht eben in den Händen einer Clique von einigen wenigen Männern befändest, welche aus krassestem Egoismus alle Industrie und allen Bergbau und alle Kolonisation unterdrücken, um keine anderen Großkapitalisten aufkommen zu lassen, um eben ganz allein das Heft in Händen zu behalten.

Wir wollen einmal die Sache von einer anderen Seite betrachten, obgleich es nur eine Folge von dieser Tyranneherrschaft eines Geldkonsortiums ist.

Wann eigentlich hat Brasilien, Kaiserreich oder Republik, schon einmal einen ernstlichen Krieg mit einem anderen Staate geführt?

Gewiß, eigentlich sogar fortwährend. Aber über Grenzstreitigkeiten mit einigen Gefechten ist es niemals hinausgekommen. Dann haben die Kriegführenden immer sofort die Waffen gegen einen inneren Feind zu richten gehabt. Stets wurde ein Bürgerkrieg im eigenen Land

daraus! Immer mußte die jeweilige Regierung schleunigst einen demütigenden Frieden mit dem feindlichen Nachbar schließen, um der inneren Revolution Herr zu werden.

Wann ist denn Brasilien überhaupt einmal ohne Revolution, ohne inneren Bürgerkrieg gewesen? Niemals! In Europa hat man sich nur schon so daran gewöhnt, daß man sich gar nicht mehr darum kümmert, die Zeitungen gar nichts mehr davon melden, es müsse sich denn gerade um ganz bedeutende Aufstände handeln. Einen wirklichen Frieden aber hat es in Brasilien noch nie gegeben.

Und schon einmal, im Jahre 1893, hat die gesamte brasilianische Kriegsflotte gemeutert, unter Admiral Gustodio de Mello, hat Rio de Janeiros ohne jeden triftigen Grund bombardiert, die Hälfte der Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, welche Revolution nur mit Hilfe der Vereinigten Staaten unterdrückt werden konnte, und ebenso meuterte im Jahre 1904 noch einmal wenigstens die Hälfte der Kriegsflotte, und wiederum konnte die Regierung der Rebellen nur mit Hilfe einer anderen Macht Herr werden, mit Hilfe Argentiniens, da die Vereinigten Staaten unterdessen beschlossen hatten, sich in die inneren Unruhen Brasiliens nicht mehr einzumischen. –

Es konnte dem Präsidenten also gar nicht so überraschend kommen, was er da zu hören bekam. Eine Unmöglichkeit lag durchaus nicht vor.

Deshalb brach er im ersten Augenblicke fast zusammen.

Daß er dann an Stevenbrocks Behauptung zweifelte, das war wieder etwas ganz anderes.

So raffte er sich wieder empor.

»Das ist nicht wahr!« schrie er mit starker Stimme.

»Bei Gott – bei meinem Ehrenwort als deutscher Offizier: ich spreche die Wahrheit!«

Diese Worte wirkten besser als jeder andere Schwur. Wie der Präsident jetzt nicht mehr daran zweifelte, das bewies er dadurch, daß er nochmals zusammenbrach, noch ganz anders als vorhin, wenn er sich auch nochmals gleich wieder emporraffte, jetzt sogar eisern wurde.

»Woher wissen Sie . . . ? Wie kann Ihnen das bekannt geworden sein?«

»Mi sabe!« war es diesmal Stevenbrock, der diesen spanischen Ausdruck der stärksten Behauptung, die keine weitere Gegenfrage duldet, gebrauchte.

»Weshalb,« fuhr Lopez dann aber gleich fort, »hat sich denn das Geschwader nicht erst in San Movo gemeldet, so daß man sich auf seine Ankunft hier vorbereiten konnte?«

»Weil es eben ganz unerwartet hier eintreffen wollte. Damit sich Almeida umso leichter des Präsidenten bemächtigen konnte.«

»Sich meiner bemächtigen?!«

»Na selbstverständlich,« sagte Stevenbrock leichthin, »Ihrer Person und Ihrer ganzen Familie. Dann natürlich auch all der hohen Offiziere und Beamten. Die hatte man ja alle gerade so hübsch hier beisammen in Para. Sie alle hätten doch zuerst das Flaggschiff betreten – schwubb

war mit einem Schlage die ganze Gesellschaft gefangen. Einesteils hätte der Rebellenkaiser nun die treu gebliebene Armee, die sich doch nur um Rio de Janeiro konzentriert, gar nicht mehr zu fürchten, weil gänzlich führerlos, andererseits hätte er eben die höchsten Persönlichkeiten als Geiseln in seinen Händen. Der ganze Plan ist doch so einfach, und er wäre ja auch geglückt, wenn ich Sie und all Ihre Getreuen nicht noch rechtzeitig entführt hätte.«

»Mann, Mann, woher ist Ihnen dies alles aber nur bekannt?! Haben Sie Spione auf den Schiffen?«

»Nein.«

»Woher wissen Sie das sonst?«

»Wie nennt man dieses Schiff, auf dem Sie sich befinden?«

»Die Argos.«

»Hat es nicht sonst so einen hübschen Namen bekommen, wegen seines Berufes, dem es und seine Mannschaft nachgeht?«

»Das Gauklerschiff.«

»Nun, unter Gaukler versteht man doch nicht nur Akrobaten, Seiltänzer, Taschenspieler und dergleichen. Besonders im Orient zählen zur Kaste der Gaukler auch die Wahrsager und ähnliche Berufsgenossen ... «

»Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie hellsehend oder gar allwissend sind?!«

»Allwissend sind wir nicht, doch viel ist uns bewußt!« gebrauchte diesmal Stevenbrock dieses Zitat. »Und dies gilt nicht einmal von uns Argonauten, dazu sind wir viel

zu nüchterne Menschen, sondern unter uns weilt nur als Gast ein Mann, der mehr als Brotessen kann. Bitte, lassen Sie sich das vorläufig genügen, Sie werden ihn selbst kennen lernen. Nun aber vor allen Dingen kommen Sie in die Batterie, in den Theaterraum, und beruhigen Sie Ihre Offiziere und Beamte, daß die nicht etwa an Bord unseres Schiffes selbst eine Meuterei machen.«

Der Präsident verstand sofort, er folgte dem Vorausgehenden.

»Sind unter diesen auch solche, die mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache machen?« fragte er nur noch unterwegs.

»Nur ein einziger, und der ist bereits von anderer Seite in Gewahrsam genommen worden, damit er uns nicht etwa einen Streich spielt. Admiral Almeida war sehr vorsichtig, er hatte in Para nur einen einzigen seiner Getreuen als Spion zurückgelassen, sonst hatte er alle mit sich genommen.«

»Und wer ist das?«

»Benito Merveillas, der Hafenskapitän von Para.«

»Capitano Merveillas!« wiederholte der Präsident zähneknirschend, weil die Nennung dieses Namens ihm wohl die größte Enttäuschung bringen mußte. »Ihn, den ich mit Gunstbezeugungen überschüttete, ihm mein vollstes Vertrauen schenkte, ihn für den Getreuesten meiner Getreuen hielt! Ja aber ... unter Ihren Gästen befindet sich doch auch die Gattin des Admirals Almeida nebst ihren drei Kindern!«

»Und ferner noch die Familie des Marinesekretärs, der gleichfalls mit den Meuterern gemeinschaftliche Sache macht. Aber diese Damen und Kinder wissen nichts von dem schämlichen Verrat, den ihre Gatten und Väter begangen haben, die ganze Geschichte ist in größter Heimlichkeit eingeleitet worden. Für uns ist es natürlich von größtem Vorteil, daß wir die Familien dieser beiden an der Spitze der Verschwörung stehenden Männer in Händen haben, wir haben den Spieß einfach umgekehrt. Die Rebellen werden sich jetzt wohl hüten, auf unser Schiff zu schießen.«

Sie hatten die Batterie erreicht, und es war auch die höchste Zeit gewesen, schon wurde dort drinnen mächtig gegen die Türen gedonnert.

Kaum hatte der letzte der ungefähr 200 Gäste den Zuschauerraum betreten, als sich das Schiff in Bewegung gesetzt oder doch gedreht hatte, was sie doch alle bemerkt haben mußten, und da donnerten auch schon die Salutschüsse, da sah man durch die Bollaugen hinter der Insel die ersten Linienschiffe hervorkommen.

Die Aufregung läßt sich denken. Die Kriegsflotte war unangemeldet gekommen, und alle die Hauptpersonen hier zu einem Schauvergnügen versammelt!

Also schleunigst zurück an Land, sich zum Empfang vorbereitet, so lange man noch Zeit dazu hatte!

Da zeigte es sich, daß die Türen hinter ihnen geschlossen waren. Und es waren eiserne Schifftüren, die sich nicht so leicht eindrücken ließen. Und keiner von der

Schiffsmannschaft zu sehen. Die Bühne war erreichbar, aber auch dort alles durch eiserne Türen geschlossen.

Allerdings kam niemand gleich auf den Gedanken, daß man hier in eine Falle gegangen wäre. Daß hier ein ehrbares deutsches Handelsschiff, mochte es auch ein auf Abenteuer ausgehendes Gauklerschiff sein, alle die höchsten Würdenträger der Republik Brasilien gefangen nahm, einfach einsperrte und mit ihnen auf und davon fuhr ... so eine Möglichkeit war ja gar nicht auszudenken!

Wie der Präsident und der eine Kapitän zurückgehalten worden war, das hatten nur die wenigsten bemerkt, sie besaßen jetzt keine Gelegenheit, es den anderen mitzuteilen.

Dann freilich, als sich keine der geschlossenen Türen öffnen und niemand von der Schiffsmannschaft zeigen wollte, erwachte schließlich doch ein Mißtrauen, wenn man den Grund auch noch nicht definieren konnte, die Erregung ging zuletzt in ein Toben über.

Dabei aber ist zu bedenken, daß die Unterredung Stevenbrocks mit dem Präsidenten ja nur wenige Minuten in Anspruch genommen hatte.

Kurz, gerade als erst die Mißtrauischsten und Ungeduldigsten gegen die Türen zu pochen begannen, erschien auf der Bühne der Präsident, der sie durch eine der Seitentüren betreten hatte.

»Meine Herren, ich bitte um Ruhe! Furchtbares ist es, was ich Ihnen zu verkünden habe. Aber wollen Sie darüber nicht Ihre Fassung verlieren, die wir gerade jetzt am allernotwendigsten brauchen.«

Und es war denn auch eine Totenstille, die der Erklärung des Präsidenten folgte.

Die ganze brasilianische Kriegsflotte gemeutert, der sie heimführende Großadmiral Almeida sich zum Kaiser von Brasilien proklamiert!

Wenn auch alle diese Männer ebenfalls die Verhältnisse ganz genau kannten, so etwas nicht für ausgeschlossen halten kannten, weil es eben in Brasiliens Weltgeschichte schon mehrmals passiert war, so war es doch begreiflich, wenn sie es nicht gleich glaubten.

»Das ist nicht wahr! Das ist rein unmöglich!«

So und anders klang es durcheinander.

»Dieser Herr, der Kargokapitän dieses Schiffes, der bekannte Waffenmeister der Argonauten, hat mir versprochen, sofort den Beweis der Wahrheit zu erbringen. Denn einer der Hochverräter weilt als Spion des Admirals Almeida mitten unter uns, wenn er auch schon entfernt worden ist – Capitano Merveillas muß und wird sofort alles gestehen.«

Wir können nicht die Einzelheiten schildern, wie sich alles entwickelte. Schon die Nennung dieses Namens löste wiederum einen Tumult aus. Und dann waren ja auch Damen und Kinder vorhanden, unter letzteren aber auch schon erwachsene Töchter, deren Gatten und Väter sich mit auf den Kriegsschiffen befanden, wenn man auch

noch nicht wußte, ob sie mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache machten oder nicht; sie konnten ja auch von diesen überwältigt worden und gefangen gehalten sein.

Nur eine einzige dieser Damen schien sich ihrer Sache ganz sicher zu sein, obgleich sie gerade durch ihren Ausruf ihre eigene Unschuld bewies.

»O, meine Ahnung, mein Traum!« stöhnte Sennora Almeida, die Gattin des Großadmirals, und fiel in Ohnmacht, und jammernd warfen sich die noch unerwachsenen Kinder über ihre Mutter.

Das waren solche Zwischenfälle, die wir eben nicht alle einzeln schildern können.

Und dann erhob der Präsident, der unterdessen mit Stevenbrock nochmals Rücksprache genommen hatte, wiederum seine Stimme:

»Ruhe, meine Damen und Herren! Alles bleibt hier unten! Wir dampfen jetzt den Strom hinauf. Weshalb und wohin, das werden Sie später erfahren. Herr Kapitän Stevenhrock hat mir seinen Plan soeben in aller Kürze offenbart, und ich heiße ihn gut. Also, wir alle bleiben hier unten, niemand läßt sich an Deck sehen. Mögen die Rebellen nur erst glauben, wir wären einfach von einem Hamburger Handelsschiff, dessen Kapitän plötzlich vom Wahnsinn befallen wurde, entführt worden. Jetzt wollen wir zunächst einmal den Capitano Merveillas vernehmen!«

Und es geschah.

»Die Szene wird zum Tribunal,  
Und es gestehn die Bösewichter,  
Getroffen von der Rache Strahl.«

So schließt Schillers doch allgemein bekanntes Gedicht »Die Kraniche des Ibikus.«

Und genau so war es auch hier.

Auf die Bühne, auf welcher die Argonauten die heitersten Szenen vorführen sollten, wurde ein reichuniformierter Seeoffizier geführt, der Hafenskapitän Benito Merveillas, der höchste Beamte von Para.

Er wurde von Juba Riata geführt, der ihn auch schon vorher, so wie Stevenbrock den Präsidenten, von der Gesellschaft weggelockt und in Empfang genommen hatte, und ferner war noch ein Herr mit einem langen, blonden Vollbart dabei, in dem wir den Mann erkennen, der sich den »Fürsten des Feuers« nannte.

Hatte dieser geheimnisvolle Mann mit dem Hafenskapitän schon ein Verhör angestellt, hatte er sonst etwas mit ihm vorgenommen, um ihn zu veranlassen, vielleicht direkt zu zwingen, die völlige Wahrheit zu sagen?

Jedenfalls war der verräterische Hafenskapitän ganz und gar geständig.

Wir brauchen nicht näher zu wissen, was er alles offenbarte. Nur die Hauptsache geben wir wieder.

Es handelte sich eben um eine von langer, langer Hand vorbereitete Revolution, für die man aber vorläufig nur die Mannschaften der Kriegsflotte gewonnen hatte, einfach durch großartige Versprechungen. An die Armee

hatte man sich noch gar nicht gewagt, kein einziger Offizier des Heeres war daran beteiligt.

Das Ganze ging natürlich von jenen siebzehn Plantagenbesitzern aus, sie wollten mit dem Großadmiral Macedo Almeida über Brasilien einen Kaiser sehen, um durch ihn den jetzigen, unleidigen Präsidenten zu stürzen, überhaupt wieder die Macht in Händen zu bekommen.

Wie gewöhnlich sich der Hauptstadt des Landes zu bemächtigen, davon wollte man diesmal absehen, eben wegen der Treue des Landheeres.

Der ausgemachte Plan war, mit den Kriegsschiffen Para und die ganze Mündung des Amazonenstromes zu besetzen und hier ein Heer anzuwerben, mit dem man dann gegen Rio de Janeiro und überhaupt gegen die Landarmee vorgehen wollte.

»Was denn für ein Heer anwerben?« lassen wir den examinierenden Präsidenten einmal persönlich fragen.

»Ein Söldnerheer. In allen Ländern, die dabei in Betracht kommen, vor allen Dingen in Deutschland, Frankreich und Skandinavien, sind bereits unsere Agenten massenhaft angestellt, allüberall verteilt, welche, sobald der Telegraph die Revolution der Welt verkündet hat, die Werbetrommel rühren werden. Die feilen Söldner werden zweifellos massenhaft kommen, zumal ihnen nach Niederwerfung der jetzigen Regierung große Ländereien am Amazonenstrome versprochen werden. An einer Landung können die Passagierschiffe nicht gehindert werden, da unsere Kriegsflotte ja die See beherrscht.«

Das war die Hauptsache gewesen, die man von dem geständigen Hochverräter erfuhr.

Dann traten die Herren zu einer Beratung zusammen, und außerdem waren nun auch die äußeren Vorgänge zu beobachten.

---

Schon daß die »Argos« plötzlich abtaute, d. h. die Verbindung durch Taue mit dem Kai löste und nach der Mitte des Hafens ging, hatte an Land natürlich das größte Staunen mit nachfolgender Erregung hervorgerufen.

Oder war dieses Staunen nicht so »natürlich«?

Es kommt hierbei etwas in Betracht, womit in gewissen Romanen und Erzählungen, die nicht gerade für die Jugend bestimmt zu sein brauchen, sehr viel gesündigt wird. Weil sie dann eben von Autoren geschrieben worden sind, die von dem ganzen Seewesen nicht die geringste Ahnung haben.

Da fährt irgend ein Schiff in irgend einen Hafen hinein, weil es dem Herrn Kapitän gerade so paßt, oder er hat es auf irgend ein anderes Schiff abgesehen, er legt dicht neben diesem bei, »geht vor Anker«, und am nächsten Morgen, nachdem er seinen Zweck erreicht, ist er spurlos verschwunden, hat in der Nacht heimlich den Hafen verlassen.

Teufel noch einmal, diesen Kapitän würden die Seebehörden ja schnell beim Wickel haben! Der wird samt seinem ganzen Schiffe unter Piraterie erklärt! Der verliert,

wenn er dann keinen genügenden Entschuldigungsgrund vorbringen kann, sein Kapitänspatent!

Kann man einem Küstenbewohner erzählen, bei uns im Binnenlande dürfte jeder Fremde, wenn er gerade müde ist, irgend ein Hotel betreten, in ein Zimmer gehen, sich ins Bett legen, ausschlafen und dann einfach wieder fortgehen, ob er nun den Zimmerpreis auf den Tisch geworfen hat oder nicht? Alles so ohne weiteres; ohne sich anzumelden, ohne den Portier oder einen Kellner zu fragen.

Nein, solch ein Märchen, daß im Binnenlande solche Hotelverhältnisse herrschen, das glaubt nicht einmal ein Ostfrieze, der niemals aus seinem Kaff herauskam.

Nun, dann dürfen wir Binnenländer uns auch nicht solche Hafenmärchen aufbinden lassen.

Gewiß, jedes Schiff kann jederzeit jeden Hafen, der für den Weltverkehr freigegeben, anlaufen. Aber sobald es die weitvorgeschobene Hafengrenze überschritten hat, steht es unter den Hafengesetzen. Der Hafenmeister schreibt ihm vor, wo es vor Anker zu gehen oder festzumachen hat, und dort hat es liegen zu bleiben, bis es sich wieder abgemeldet hat, und will es einen anderen Platz im Hafen haben, so muß darum nachgesucht werden.

Von den Zollverhältnissen und der Sanitätspolizei wollen wir dabei gar nicht sprechen.

Kurz und gut, daß die Matrosen der Hamburger »Argos« plötzlich die Taue von den Bollern warfen und vom Kai absetzen, daß dieses Schiff nach der Mitte des Hafens manövrierte, das war für Para ein unerhörtes Ereignis,

und wäre es auch für jeden anderen zivilisierten Hafen gewesen.

Hatte es sich denn abgemeldet? Oder hatte es die Erlaubnis erhalten, seinen Platz zu verändern?

Ach, kein Gedanke da dran! Da gab es so viele Hafenbeamte, die hätten davon unbedingt wissen müssen, und sie wußten nichts von solch einer Erlaubnis.

Oder etwa, weil sich die hohen Offiziere an Bord befanden, der militärische Hafenskapitän als Stadtkommandant, der Präsident selbst? Etwa deshalb wäre nicht erst eine vorschriftsmäßige Abmeldung oder ein Nachsuchen um solch eine Erlaubnis nötig gewesen?

Ebenfalls gar kein Gedanke daran! Man muß nur die Hafenverhältnisse kennen, um dies alles begreifen zu können.

Und um die Überraschung vollzumachen, tauchte jetzt hinter jener dem Hafen vorgelagerten Insel das erste Linienschiff auf, das ganze Geschwader folgte nach, seinen Salut abgebend.

Ganz unangemeldet war es gekommen! Und dort ging das deutsche Gauklerschiff hin, mit dem Präsidenten an Bord und all den Offizieren und Beamten, welche das Kriegsgeschwader hatten feierlichst empfangen wollen!

## 80. KAPITEL. DER KLOPFENDE TISCH.

Wir zählen nicht die Tage.

Großadmiral Macedo Almeida hatte sich als neuer Kaiser von Brasilien Paras ohne einen scharfen Schuß und Schwertstreich bemächtigt.

Es hatte ja auch gar nicht anders sein können. Er war eben als Geschwaderchef gekommen, war als solcher von der ahnungslosen Bevölkerung empfangen worden, und dann hatte er sich einfach mit seinen gelandeten Mannschaften in allen Hauptpunkten, die bei einer Verteidigung der Stadt in Frage kamen, festgesetzt.

Einen Teil seiner Flotte schickte er den Amazonasstrom hinauf, alle anderen Plätze eben so leicht einnehmend, auch Manaus befand sich bereits in der Gewalt der Rebellen, ohne irgend welchen Widerstand geleistet zu haben.

In der Hauptstadt war dies alles natürlich schon bekannt. Das Heer, im Frieden aus 30 000 Mann bestehend, war bereits mobilisiert worden und konnte bis auf 150 000 Mann gebracht werden, darunter 14 Regimenter Kavallerie. Sämtliche Truppen wurden in der Umgebung von Rio de Janeiro zusammengezogen, aber das hatte für den Rebellenkaiser gar nichts zu bedeuten.

Es fehlte ja an allen Transportschiffen für die Truppen. Und wenn solche auch aufgebracht werden konnten, was wollten die denn gegen die ganze Kriegsflotte ausrichten, die in den nordamerikanischen Häfen reich mit Munition versehen worden war. Ebensowenig würde sich eine fremde Nation in diesen inneren Streit Brasiliens einmischen.

Denn so klug war Almeida, um die strengste Neutralität zu wahren. Natürlich mußte der Amazonasstrom

jetzt für fremde Schiffe gesperrt werden. Aber die einmal darauf befindlichen durften ihn ungehindert verlassen. Die in Para erfolgende Untersuchung war nur die übliche. Brasilianische Handelsschiffe freilich wurden von den Meuterern konfisziert, das war auch etwas ganz anderes. Eine fremde Macht hatte keine Ursache zum Eingreifen.

So hätte Almeida mit seinem Erfolge und seiner jetzigen Lage ganz zufrieden sein können. Er befand sich hier in einer totsicheren Position, von wo aus er seine weiteren Operationen in Ruhe leiten konnte. Von den Niederlassungen am Amazonasstrome konnte er mit Lebensmitteln im Überfluß versehen werden. Es galt nur ruhig abzuwarten, unterdessen trieben seine Agenten in allen Provinzen für den neuen Kaiser von Brasilien energische Propaganda, wenn auch immer auf die Gefahr hin, kriegsgerichtlich erschossen oder vom Volke am nächsten Baume aufgeknüpft zu werden. Aber die großartigen Versprechungen, die der neue Kaiser machte, vor allen Dingen Freigabe aller Kolonisation, mußten zuletzt doch ziehen. Sonst konnte ja auch einmal eine Demonstration gegen Rio de Janeiro gemacht werden.

Aber der Großadmiral war durchaus nicht zufrieden. Sein Plan war ein so ganz anderer gewesen. Er hatte im Gegensatz zu früheren Rebellen, die sich der Herrschaft bemächtigen wollten, jedes Blutvergießen vermeiden, hatte ganz und gar friedfertig vorgehen wollen. Dazu war nur nötig gewesen, daß er sich aller führenden Regierungspersonen bemächtigte. Dann waren Heer und

das ganze Land eben ohne Führer. Und das hätte hier alles so schön geklappt. Alle, alle waren hier zum Empfang der Flotte versammelt gewesen, mit einem Schlage wären sie alle in seiner Gewalt gewesen, sogar ihre Familien dazu, Frauen und Kinder, was doch sehr viel zu bedeuten hat. Macedo Almeida wäre tatsächlich sofort unumschränkter Herrscher des Landes gewesen. Der Präsident hätte zurücktreten müssen, dafür hätte er schon gesorgt.

Da hatte ihm jenes deutsche Gauklerschiff so einen fürchterlichen Strich durch die Rechnung gezogen, hatte alle diese Hauptpersonen ihm einfach entführt.

Ja, wo war dieses Gauklerschiff nur geblieben?

Es war spurlos verschwunden.

Mit Zauberei hatte das freilich nichts zu tun.

Einmal hinterläßt ein Schiff im Wasser überhaupt keine Spur, und dann gibt es eben an den Ufern des Amazonasstromes Verstecke genug, in denen man sich unsichtbar machen kann.

Die »Argos« war stromaufwärts gefahren. Eine Stunde hatte es doch gedauert, ehe der Admiral des Geschwaders alles erfahren. Schäumend vor Wut, daß ihm die Hauptpersonen alle entgangen waren, hatte er sofort einige Torpedoboote nachgeschickt, allerdings mit der strengsten Weisung, keine Gewalt zu gebrauchen, das heißt keinen Schuß abzufeuern. Seine eigene Familie befand sich ja an Bord.

Das deutsche Handelsschiff machte nur 12 Knoten in der Stunde, das schnellste der nachgeschickten Torpedoboote 22 Knoten. Ehe dieses aber die »Argos« erreicht,

war sie schon in die Mündung eines nördlichen Nebenflusses verschwunden gewesen, und das Torpedoboot hatte sie nicht wiederfinden können, auch das Suchen aller anderen Fahrzeuge war vergeblich gewesen.

Dabei war ja wiederum nichts Wunderbares. Es ist ja schon geschildert worden, wie es dort aussieht, die Küsten werden gerade an der Mündung des Stromes aus lauter Inselchen gebildet, und da niemand dort etwas zu suchen hat, von dort nichts zu holen ist, so sind diese Wasserwege auch noch gänzlich unbekannt.

Kurz und gut, die »Argos« wurde nicht gefunden. Zum Strome heraus konnte sie ja nicht, die Flotte sperrte die ganze Mündung, so breit diese auch sein mochte, aber zum Vorschein kam das deutsche Schiff mit seiner kostbaren lebendigen Ladung auch nicht wieder.

---

Es war nachts gegen zehn Uhr.

Macedo Almeida, der, wenn er sich nicht an Bord seines Flaggschiffes aufhielt, den Regierungspalast bewohnte, saß am Schreibtisch, die Ellenbogen aufgestemmt, den Kopf in die Hände gestützt, und brütete finster vor sich hin.

Es war ein Mann mittleren Alters, eine magere, kleine, unansehnliche Figur, aber sein energisches Gesicht verriet schon, daß er wirklich durchsetzte, was er einmal durchsetzen wollte! Jene Plantagenbesitzer, von denen dies alles doch ausging, mußten sich wohl geirrt haben,

wenn sie gerade diesen Mann als Werkzeug für ihre Pläne auserwählt hatten. Der blieb nicht lange ein Spielball in ihren Händen. Das mußte ihnen übrigens schon jetzt klar geworden sein, der neue Kaiser von Brasilien ging bereits ganz seine eigenen Wege, worauf wir aber nicht weiter eingehen wollen.

Schon seit einer halben Stunde brütete er so vor sich hin, bewegungslos, nur immer mit den Zähnen an seinem schwarzen Knebelbart nagend.

Seine Ordonnanz trat ein.

»Ein Signor Prodelli bittet Seine Exzellenza sprechen zu dürfen, hier seine Karte.«

Der Kaiser von Brasilien, der sich vorläufig aber lieber noch nicht Majestät titulieren ließ, wendete den Kopf, ohne die dargebotene Karte zu nehmen.

»Was will er?«

»Es handele sich um eine ganz dringende, hochwichtige Angelegenheit.«

»Bloß diese Andeutung?«

»Ja.«

»Er soll Ihnen erst klipp und klar sagen, was er von mir will.«

»Aber ich habe ihm schon . . . «

»Weg!«

Die Ordonnanz ging, der Admiral, in kleiner Uniform, fiel wieder in sein Brüten, bis die Ordonnanz kam.

»Der Herr, ein Kaufmann aus der italienischen Kolonie, will wissen, wo sich das Gauklerschiff befindet.«

Diese doch höchst wichtige Meldung machte anscheinend sehr wenig Eindruck auf den Admiral. Er lehnte sich nur in den Stuhl zurück, kreuzte die Arme über den Brust und stierte einige Minuten in die elektrische Tischlampe.

Doch wer diesen Mann näher kannte, konnte dabei nichts Besonderes finden. Großadmiral Macedo Almeida war wegen seiner Schweigsamkeit bekannt. Jedes Wort legte er auf die Goldwage, brauchte auch zur Antwort einer ganz unbefangenen Frage immer eine reichliche Überlegung. Schon dadurch verriet er, daß er kein gewöhnlicher Mensch war.

»Er soll kommen!« erklang es dann.

Der Admiral befand sich allein im Zimmer und wollte den ihm fremden Mann auch allein empfangen.

Das muß gewürdigt werden.

Wenn dieser Italiener jetzt auf den proklamierten Kaiser ein Attentat beging, so wäre es innerhalb von acht Tagen das fünfte gewesen, und wer weiß, ob es wieder so gut abgelaufen wäre wie die vier vorausgegangenen.

Also dieser kleine, unansehnliche Admiral war ein ganzer Mann. Daß er jetzt einen Revolver auf dem Schreibtisch handlicher legte und sich einmal überzeigte, ob sein Sitilett griffbereit in der Brusttasche stecke, das konnte man ihm freilich nicht verdenken. Der Angemeldete trat ein. Es war ein elegant gekleideter Herr von südländischem Aussehen, mehr braucht über ihn nicht gesagt zu werden.

Almeida drehte kaum merklich den Kopf nach ihm, behielt ihn aber ganz sicher in den Augenwinkeln, ließ, sich keine Bewegung entgehen.

»Was wollen Sie?«

»Exzellenz! Es ist ein ganz merkwürdiger Fall, der mir den Mut . . . «

»Sie wollen wissen, wo sich das sogenannte Gauklerschiff befindet?«

»Ich selbst weiß es nicht. Aber mir ist eine seltsame Mitteilung zuteil geworden und ich halte es für meine Pflicht . . . «

»Fassen Sie sich kurz – ganz kurz! – Oder verlassen Sie das Zimmer.«

Der Italiener, der zwischen jedem Worte einen Bückling gemacht hatte, raffte sich zusammen.

»Meine Tochter ist mediumistisch veranlagt. Schon seit Jahren halten wir fast jeden Abend in meinem Hause spiritistische Sitzungen ab. So auch heute abend. Da meldete sich ein Geist. Wie gewöhnlich zuerst um seinen Namen befragt, gab er sich für Ihre Frau Gemahlin aus, für die Donna Mercedes Almeida. Sie verlangte Sie zu sprechen. Sie will Ihnen sagen, wo sich das Gauklerschiff befindet, will Sie nach seinem Versteck führen. Immer energischer wiederholte sie ihre Forderung. Ich sollte Sie holen. Da hielt ich es für meine Pflicht, der Aufforderung nachzukommen. So sehr ich auch gezögert habe.«

Es war ausgesprochen.

Spiritismus!

Lieber Leser! Verlasse Dich darauf, daß es in – in Deutschland England und Frankreich sei zunächst nur behauptet – kein Dorf von über 100 Einwohnern gibt, in dem nicht Spiritismus getrieben wird. Immer hat sich ein spiritistisches »Cercle« zusammengefunden. Drei Bauern gibt es in jedem Kuhdorfe, die ab und zu des Abends mit ihren Frauen und erwachsenen Kindern zusammenkommen, um durch Tischklopfen die Seelen Verstorbener zu befragen.

Das haben Männer, die sich für so etwas interessieren, mit Gewißheit konstatiert, wenn sie deswegen auch nicht gerade in jedem einzelnen Dorfe der genannten drei Hauptländer der Erde nachfragen mußten. Was übrigens auf diese Weise auch sehr schwer zu erfahren ist. Denn dieser Spiritismus wird ganz geheim getrieben. Eben aus Schamgefühl.

Aber es ist schon so! Und was für Deutschland, England und Frankreich gilt, dürfte wohl auch für die anderen zivilisierten Länder der ganzen Welt gelten. Oder das »zivilisiert« kann man auch weglassen. Wilde Völker haben nur einen anderen Namen für diese Art von Geisterbeschwörung. Und für unsere deutschen Bauern ist das aus Amerika importierte Tischrücken und Tischklopfen nicht etwa was Neues, sondern ist als sogenanntes »Kloppeding« schon seit uralten Zeiten bekannt, das stammt schon aus grauer Germanenzeit.

Und je höher die Gesellschaftsklasse, desto intensiver wird der moderne Spiritismus betrieben, aller sonstigen zur Schau getragenen Freigeisterei zum Trotz, zum Hohn.

Das große Interesse für den Spiritismus rechtfertigt sich dadurch, daß einfach an der Sache etwas Tatsächliches ist. Es kommen Phänomene zustande, die wir uns nicht mit unserem natürlichen Menschenverstande erklären können, die allen physikalischen Gesetzen spotten.

Andererseits freilich ist der ganze Spiritismus und was damit zusammenhängt, der helle Blödsinn. Nicht nur Wahnsinn, in verdunkelten Gehirnen entstehend, sondern an sich der albernste Blödsinn. Und dennoch also ist der Spiritismus eine Tatsache. Die übernatürlichen oder vielmehr übersinnlichen Phänomene, die Botschaften aus einer unbekanntem Welt können nicht hinweggeleugnet werden, oder der scharfe Beobachter ist nicht ehrlich. Aber ein ernster, selbstdenkender Mensch wird auch bald den Blödsinn erkennen, gerade wenn er sich von der Echtheit der Phänomene überzeugt hat, wird dann von dem ganzen Schwindel nichts mehr wissen wollen, dem ganzen Spiritismus als einem Humbug verächtlich den Rücken kehren.

Wie diese Gegensätze zu verstehen sind – echte Wahrheit und dennoch betrügerischer Schwindel – das werden wir später aus Georg Stevenbrocks eigenem Munde zu hören bekommen. –

»Glauben Exzellenz an Spiritismus?« fragte der Italiener endlich zaghaft, als schon Minuten vergangen waren

und der Admiral noch immer regungslos in die Tischlampe blickte.

Als gebildeter Mann, der er war, wußte er sicher davon – – aber ob er sich damit schon beschäftigt hatte, ob er daran glaube oder nicht, das würde er diesem fremden Manne sicher nicht sagen, oder es wäre nicht der Großadmiral Macedo Almeida gewesen, den seine Bewunderer schon mit dem deutschen Moltke verglichen.

Endlich brach er sein Schweigen. Und es war wirklich sehr eigentümlich wie er sein Examen begann.

Ein anderer hätte doch wohl zunächst gefragt, ob seine Gattin denn tot sei, daß sie solche Geisterbotschaften einem Medium zukommen ließ.

»Wie alt ist Ihre Tochter?« war seine erste Frage.

»Sie wird im November 18 Jahre.«

»Ist es Ihre einzige Tochter? Ihr einziges Kind?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Die ältere von zwei Töchtern, und dann habe ich noch zwei Söhne. Der eine, Emilio, ist jetzt . . . «

»Gut. Wie heißt die betreffende Tochter?«

»Veronika.«

»Sind die anderen Kinder auch mediumistisch veranlagt?«

»Nein.«

»Wann ist ihre Mediumschaft erkannt worden?«

»Wir wollten einmal Tischrücken machen, es war in meinem Hause eine Dame zu Besuch, die behauptete, sie könne den Tisch drehen und klopfen lassen, Tote geben

Antworten auf Fragen, sie buchstabierten das Alphabet bis der betreffende . . . «

»Lassen Sie das jetzt! Keine näheren Schilderungen davon. Nur die Hauptsache von dieser ersten Sitzung will ich hören!«

»Ich hatte wohl schon von dergleichen gehört, glaubte aber damals gar nicht an so etwas, wir alle nicht. Aber es geschah wirklich. Der Tisch wurde lebendig und begann zu klopfen . . . «

»Wie entdeckte Ihre Tochter Veronika ihre Mediumschaft? Das will ich hören!«

»Gleich darauf, noch an demselben Abend, legte Veronika zum Spaß einmal allein ihre Hände auf das Tischchen – »Ist jemand da?« – und da begann das Tischchen wirklich unter ihren Händen lebendig zu werden und zu antworten. Und seitdem gelingt das immer.«

Ruhig hatte der Admiral zugehört, er steckte jetzt, sich mehr zurücklehnend, auch noch die Hände in die Hosentaschen.

Er schien es nicht gerade sehr eilig zu haben, zu erfahren, wo sich das Gauklerschiff befände oder was ihm seine Gattin, ob nun lebendig oder tot, durch Geisterklopfen sonst mitzuteilen habe.

Aber durch diese Fragen bewies er auch, daß er im Spiritismus wohlbewandert war, jedoch nicht zu jenen Spiritisten gehörte, die gläubig alles hinnehmen, was die »lieben Geister« da zusammenklopfen, mit deren Spiritistenschädel man infolgedessen die solidesten Wände einrennen kann.

»Wann war das?«

»Vor ungefähr vier Jahren.«

»Also Ihre Tochter war damals 14 Jahre alt?«

»Jawohl.«

»War es zur Zeit des Eintritts ihrer Pubertät?«

Erst blickte der Italiener erstaunt auf, dann wurde er verlegen.

»Sie wissen nicht, weshalb ich diese Frage stelle?«

»Nein, Exzellenza.«

»So, hm. Ist Ihre Tochter verheiratet?«

»O nein, sie denkt gar nicht daran.«

»Weshalb denkt sie gar nicht . . . nun, lassen wir das.«

Der Admiral blickte wieder einige Zeit schweigend in die Flamme.

Daß er nicht weiter über geschlechtliche Verhältnisse des Mädchens forschte, dazu war er nicht zu rücksichtsvoll dem Vater gegenüber. Dieser Portugiese war in dieser Hinsicht gar nicht so rücksichtsvoll, es wäre in diesem Falle auch wirklich gar nicht angebracht gewesen.

Aber er durchschaute den Italiener eben, gleich hatte nun bereits erkannt, wes Geistes Kind der in Sachen des Spiritismus war, und da hatten solche intime Fragen eben auch gar keinen Zweck.

»Ist Ihre Tochter besessen?« fragte er dann ganz gemüthlich.

»Besessen?!« wiederholte der Italiener, die Augen, vor Staunen weit aufreißend.

»Ist sie krank?«

»Ganz und gar nicht.«

»Bleichsüchtig?«

»Ja, bleichsüchtig ist sie allerdings sehr, aber sonst . . . «

»Sonst gesund?«

»Ganz und gar, treibt viel Sport, also auch sonst ganz kräftig, hat guten Appetit und . . . «

»Ist sie mondsüchtig?«

»O nein!«

»Nachtwandelt nicht?«

»O nein!«

»Spricht nicht im Schläfe?«

»Na ja, manchmal, aber das tut doch jeder.«

»Kommen in Ihrem Hause Spukphänomene vor?«

»Spukphänomene?!« wiederholte der Vater wiederum erstaunt. »Ich verstehe nicht, Exzellenza . . . «

»Erschallen bei nächtlicher Weile Klopföne, werden Möbel gerückt oder gar umgeworfen, zerbrechen Fensterscheiben oder klingt es doch so, als wenn Glas zerbrochen würde?«

Immer verblüffter wurde das Gesicht des Italieners.

»O, Exzellenza, so etwas gibts doch gar nicht,« sagte er dann mit blödem Lächeln.

»So. Hm. Gut. Wie betreiben Sie nun das Tischrücken mit Ihrer Tochter?«

»Nun, wir setzen uns um ein leichtes Tischchen . . . «

»Wer, wir?«

»Nun, meine Frau und ich und die anderen Familienmitglieder, oder sonstige Personen, die ich eingeladen habe . . . «

»Aber Ihre Tochter Veronika muß immer mit dabei sein.«

»Ja natürlich!«

»Es könnte doch einmal ein anderes Medium sein.«

»Allerdings, und in den vier Jahren sind auch schon zwei andere Personen . . . «

»Bleiben wir bei Ihrer Tochter. Was nun weiter?«

»Sobald wir die magnetische Kette . . . Verzeihen Excellenza, wissen – –«

»Ja, ich weiß, was man unter der magnetischen Kette versteht. Und wenn nun die Hände vorschriftsmäßig zusammengelegt sind?«

»Dann beginnt es in dem Tischchen sofort zu knacken.«

»Sofort?«

»Sofort. Augenblicklich. Und das ist auch der Fall, wenn nur Veronika allein ihre Hände auf den Tisch legt.«

»Auch dann knackt es in dem Tische?«

»Sofort.«

»Wenn sie ganz allein die Hände auf den Tisch legt?«  
vergewisserte sich der Admiral nochmals, wozu er wohl seinen Grund haben mochte.

»Auch dann.«

»Aber nur im Finstern.«

»Nein, auch am hellen lichten Tage.«

»Dann klopft auch der Tisch, am hellen Tage nur unter ihren Händen?«

»Ja. Sobald sie fragt: Ist jemand da? – beginnt der Tisch zu klopfen. Allerdings nur ganz schwach.«

»Wieviel beträgt dann die Gewichtszunahme des Tisches?«

»Gewichtszunahme?« wiederholte der Italiener verwundert.

»Bemerken Sie nicht, daß der Tisch dann viel schwerer wird?«

»Ja, allerdings, aber . . . «

»Haben Sie diese Gewichtszunahme noch niemals gemessen?«

»Wie denn gemessen?«

»Nun einfach mit einer Wage. Sie setzen den Tisch auf eine Tafelwage.«

»Nein.«

»Sind Sie auf solch einen Gedanken noch nie gekommen?«

»Nein!« gab der Italiener zögernd zu.

»Keine andere Person, die an den Sitzungen teilnahm?«

»Nein.«

»So. Hm. Was klopft denn nun der Tisch – oder meiner wegen der Geist – wenn Ihre Tochter allein am hellen Tage die Hände auflegt?«

»Dann sagt der Geist stets zuerst: zu hell; Kraft zu schwach; mehr Personen – oder so etwas ähnliches.«

»So, hm. Ich verstehe. Bleiben wir nun bei der geschlossenen Gesellschaft von mehreren Personen. Also der Tisch beginnt sofort zu klopfen.«

»Erst zu knacken, das sofort. Dann muß gefragt werden: ist jemand da? Dann –«

»Fragt das Ihre Tochter?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Die mag niemals fragen.«

»Weshalb nicht? Antwort!«

»Die – die – der – der . . . ist die ganze Sache überhaupt immer höchst unangenehm!« erklang es zögernd.

»Fällt sie dabei in Trance? Wissen Sie, was man hierunter versteht?«

»Ja. Aber einschlafen tut sie dabei eigentlich nicht. Ganz richtig ist es freilich auch nicht. Sie verdreht die Augen nach oben, seufzt und stöhnt, klagt über eisige Kälte im ganzen Körper . . . «

»Schon gut. Also kein eigentliches Trancemedium. Und doch, eines muß ich noch fragen. Sie wohnt solchen Sitzungen nicht gern bei?«

»Nein.«

»Und doch halten Sie solche Sitzungen fast jeden Abend ab?«

»Ja.«

»Sie befehlen Ihre Tochter dazu?«

»In diesem Falle läßt sie sich gar nichts befehlen.«

»Sondern? Wie bringen Sie sie dazu?«

»Durch – durch Versprechungen . . . «

»Sie bezahlen sie dafür?«

»O nein! Aber sie verlangt etwas dafür, ein neues Kleid oder einen Schmuck oder auch nur einen Ausflug, einmal Theater . . . «

»Gut, ich verstehe. Aber wenn fremde Gäste da sind, läßt sie sich gern als Medium gebrauchen, nicht wahr?«

»Ja, dann fordert sie selbst dazu auf . . . «

»Richtig. Es ist ihre Eitelkeit . . . «

»Nein, eigentlich ist meine Veronika ganz und gar nicht eitel . . . «

»Schon gut, schon gut. Es ist eine besondere Art von Eitelkeit. Oder mehr gekränktes Ehrgefühl. Man könnte an ihrer Ehrlichkeit zweifeln. Weiß schon. Lassen wir das. Was für Intelligenzen – oder Wesen, wollen wir sagen – melden sich nun da?«

»Die allerverschiedensten Geister.«

»Geister?«

»Nun ja, es sind doch die Seelen von Verstorbenen, da darf man doch wohl von Geistern sprechen.«

»Kommen nicht auch manchmal noch lebende Personen?«

»Noch lebende Personen?!« wiederholte der Italiener im Tone des höchsten Erstaunens. »Ja, wie sollen die denn kommen können?!«

Zum ersten Male wendete der ausgedörrte, wie in der Kaffeetrommel geröstete Admiral ihm voll das Gesicht zu, um sich dieses menschliche Gewächs ordentlich zu betrachten. Kläglich sah dieses allerdings nicht aus, nicht so kläglich, wie der zusammengeschrumpelte Großadmiral.

Aber wußte der, wen er vor sich hatte, wes Geistes Kind?

Ganz sicher!

Eben solch einen Spiritisten, mit dessen Kopf man jede Mauer einrennen kann.

»So, hm!« wurde dann wiederum gebrummt. »Also es kommen immer nur die Seelen von Verstorbenen?«

»Ja natürlich. Dann allerdings manchmal auch noch andere Geister.«

»Was für andere Geister? Von welcher Sorte?«

»Ja, das sind eben Geister, die – die auch früher gar keine Menschen gewesen sind.«

»Sondern? Tiere?«

»Nein. Die kommen nie.«

»Engel?«

»So ungefähr.«

»Was man Elementargeister nennt, nicht wahr?«

»Ja – nein – vielleicht ... sie geben über sich keine nähere Auskunft.«

»Sonst aber kommen nur Tote, nie noch lebende Personen.«

»Gewiß doch.«

»Demnach also wäre auch meine Frau tot.«

Zum allerersten Male berührte Almeida diese Frage. Doch sicher ganz seltsam. Der Italiener wurde sehr verlegen.

»Exzellenza, ich bedaure ungemein, daß gerade ich es bin, der Ihnen diese Hiobsbotschaft ... «

»Schon gut, schon gut. Kommen diese Geister und Toten von selbst?«

»Ja freilich, sie beginnen von selbst zu klopfen ... «

»Ich meine: kann man sie nach Willkür herbeirufen?«

»Ja, einer holt den anderen, wenn man ihn dazu auffordert. Ganz nach Wunsch. Allerdings wird einem die Bitte manchmal oder sogar sehr häufig abgeschlagen.«

»Und was sagen nun die Geister aus?«

»Alles was man sie fragt, beantworten sie. Wenn sie wollen.«

»Manchmal aber wollen sie wohl nicht, eh?

»Allerdings nicht, aber ... «

»Befragen Sie die Geister über die Zukunft?«

»Ja, aber ... «

»Dann ist die Antwort immer eine so dunkle, daß man gar nichts daraus entnehmen kann, eh?«

»Allerdings, aber ... «

»Alle diese Geister geben doch vor, hellsehend zu sein?«

»Ja.«

»Haben Sie geprüft, ob solche Aussagen stimmen?«

»Ja, schon oft.«

»Nun?«

»Manchmal stimmts, manchmal stimmts nicht.«

»Unter zehn Malen stimmt die Angabe höchstens einmal, nicht wahr?«

»So ungefähr!« mußte der italienische Spiritist, der immer verlegener wurde, zugeben.

»Kommen bei Ihrer Tochter auch Phänomene zustande?«

»Phänomene?«

»Führt der Tisch selbständige Bewegungen aus?«

»Ei gewiß. Er wackelt hin und her, springt in die Höhe und tanzt nach der Melodie eines Walzers, der auf dem Klavier gespielt wird.«

»Steigt er auch in die Höhe und bleibt in der Luft frei schweben, wenn auch von den Händen der Umsitzenden berührt?«

»In der Luft schweben bleiben? Nein, das hat er noch niemals getan.«

»Wirft er Gegenstände um?«

»Jawohl, das tut er.«

»In welcher Weise?«

»Nun, wenn wir zum Beispiel eine Klingel auf einen Stuhl setzen, und wir befehlen, der Geist soll die Klingel herabwerfen, so marschirt der Tisch hin, bückt sich und wirft die Klingel vom Stuhle.«

»Oder aber mit Vorliebe wirft er einfach auch den ganzen Stuhl um?«

»Allerdings!« bestätigte der Italiener schon wieder mit verdutztem Gesichte. »Wenn wir nicht direkt befehlen, daß der Geist dabei den Stuhl stehen lassen soll, so wirft er regelmäßig den ganzen Stuhl um.«

»Wirft er die Klingel auch vom Stuhle, ohne daß er hinmarschirt?«

Jetzt bekam der Italiener ganz große Augen.

»Ohne daß der Tisch die Klingel berührt?!«

»Ja. In einiger Entfernung von dem Cercle.«

»Wie soll er denn das machen?!«

»Durch Fernwirkung.«

»Fernwirkung?« erklang es verständnislos zurück.

Wieder einmal wandte der Admiral jenem sein ganzes Gesicht zu.

»Haben Sie noch niemals in Ihren Sitzungen solche Forderungen gestellt?«

»Nein.«

»Haben Sie Materialisationen verlangt?«

»Nein.«

»Wissen Sie, was man hierunter versteht?«

»Daß der Geist sich sichtbar macht oder doch einen leuchtenden Körperteil erscheinen läßt, etwa eine Hand.«

»Und solche Forderungen haben Sie noch nie gestellt?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil – weil – – ach, so was gibts ja gar nicht!« wurde jetzt blöde gelächelt.

»So. So etwas gibts ja gar nicht!« wiederholte der Examinator in verächtlichem Tone. »Haben Sie denn noch keine spiritistischen Bücher gelesen?«

»Sehr wenige, ich habe keine Zeit dazu, und das ist ja alles auch Erfindung, was da drin steht.«

»Aha! Wie heißen Sie?«

»Leo Prodelli.«

»Was sind Sie?«

»Kaufmann.«

»Kaufmann, Kaufmann – womit Sie schachern, will ich wissen!«

»Ich bin Importeur!« sank der nicht eben freundlich Angeredete in sich zusammen.

»Was importieren Sie?«

»Hauptsächlich Petroleum, Stearinlichter und Streichhölzer – für ganz Brasilien.«

»So. Also Sie sorgen, daß Brasilien während der Nacht immer die nötige Helligkeit hat. Sehr löblich von Ihnen. Aber ich dachte eher, Sie handelten mit Nachtmützen, Sie haben in Ihrer Familie ein ausgeprägtes Medium, anscheinend sogar ein ziemlich starkes, und Sie begnügen sich damit, einen wackligen Tisch auf sinnlose Fragen alberne Antworten klopfen und ihn nach dem Takte eines Walzers tanzen zu lassen, das genügt Ihnen vollkommen, um an die Existenz von Geistern zu glauben, Sie denken nicht einmal daran, ein Phänomen zu fordern, das keines der Cerclemitglieder mit seinem ausgestreckten Beine ausführen kann. Ja, mein Herr, Sie sind gerade der Richtige, Sie haben in der Gemeinschaft der Spiritisten nur noch gefehlt, um den Blödsinn vollzumachen. Schämen Sie sich!«

Von einem anderen hätte dieser elegante Italiener sich ja schwerlich so etwas sagen lassen, danach sah er gar nicht aus, aber mit so einem selbstherrlichen Kaiser von Brasilien ist doch nicht gut Kirschen essen. Der ließ ihm, wenn es ihm beliebte, einfach eine Bastonade aufs Hinterteil geben oder hing ihn auch gleich am nächsten Laternenpfahl auf. Solche Fälle waren nämlich während dieser neuen, noch nicht anerkannten Kaiserherrschaft schon vorgekommen. Nein, mit diesem Männchen in Admiralsuniform war durchaus nicht zu spaßen, der machte kurzen Prozeß, wenn ihm etwas nicht paßte.

Also der so gemäßregelte Italiener knickte immer mehr zusammen, während Macedo Almeida wieder einige Minuten schweigend in die Lampe starrte.

»Also heute abend meldete sich bei Ihnen meine Gattin als Geist an!« nahm er dann wieder das Wort.

»Jawohl, Exzellenza!« wurde geflüstert

»Wann heute abend?«

»Es mag jetzt ungefähr eine halbe Stunde her sein.«

»Hatten Sie sie gerufen?«

»O nein, Exzellenza.«

»Weshalb o nein?«

»Wie konnten wir erwarten, daß Donna Almeida tot sei!«

»Hat sie gesagt, daß sie tot sei?«

»Das hat sie allerdings nicht direkt gesagt . . . «

»Haben Sie sie nicht deswegen gefragt?«

»Das war natürlich die erste Frage, die wir erschrocken stellten.«

»Nun und?«

»Da gab sie keine Antwort.«

»Weshalb wohl nicht?«

»Die Seelen der Abgestorbenen antworten niemals auf solche Fragen, niemals.«

»Weshalb nicht. Ihre Meinung hierüber will ich hören!«

»Mir scheint, als ob diese Seelen gar nicht wüßten, daß sie schon tot sind.«

»Stimmt!« nickte der Admiral gedankenvoll seiner Tischlampe zu. »Und was nun weiter?«

»Immer wieder forderte der Geist Ihrer seligen Frau Gemahlin uns auf, wir sollten sofort Eure Exzellenz herbeirufen.«

»Sagte sie nicht, weshalb?«

»Sie hätte Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.«

»Sonst nichts weiter?«

»Auf immer energischeres Drängen gab sie an, sie könnte Ihnen sagen, wo das Gauklerschiff liege.«

»Wollte sie Ihnen selbst das nicht sagen?«

»Ich gestehe, daß ich immer wieder den Versuch machte, aber sie verweigerte hartnäckig. Nur Ihnen wollte sie es mitteilen und Sie dann direkt hinführen.«

»Auf welche Weise mich hinführen?«

»Das hat sie nicht gesagt.«

»Obgleich Sie deshalb fragten.«

»Ich gestehe, daß ich . . . «

»Da ist gar nichts weiter zu gestehen, das kann ich Ihnen nicht übel nehmen. Wo wohnen Sie?«

»In der Calle minores Nummer neun.«

»Wie weit ist das von hier?«

»Keine Viertelstunde.«

»Zu Fuß?«

»Jawohl.«

»Äußert sich die Mediumschaft Ihrer Tochter auch anderswo, außerhalb des ihr vertrauten Raumes?«

»Ich glaube ja . . . «

»Was heißt glauben!« wurde der Allmächtige schon wieder ungeduldig. »Ja oder nein! Doch können Sie auch ausführlicher sein.«

»Zweimal schon haben wir solche Sitzungen in anderen Häusern abgehalten, es glückte stets, einmal auch in Rio –«

»Gut! Wird Ihre Tochter kommen, wenn ich sie bitte, daß sie die Sitzung hier abhält?«

»Aber selbstverständlich doch, Exzellenza,« beeilte sich der Italiener zu versichern, »es gereicht ihr doch zur höchsten . . . «

»Still. Das ist gar nicht so selbstverständlich. Ich weiß sehr wohl, daß man solch einem Medium gar nichts befehlen kann, oder ihre Kraft verläßt sie, und dann greift sie gewöhnlich zum Be. . . «

Der Sprecher brach ab. Zum Betrug, hatte er sagen wollen. Daß er die letzte Silbe unterdrückte, das zeigte, daß dieser Mann doch noch einige Rücksicht kannte.

»Benutzen Sie bei Ihren Sitzungen immer ein und denselben Tisch?« fragte er dann weiter.

»Ja, einen kleinen, sehr leichten Bambustisch. Aber es braucht durchaus nicht immer derselbe zu sein, es geht auch mit jedem anderen Tische, selbst bei einem sehr schweren, nur daß dann . . . «

»Gut! Haben Sie Telephon in Ihrem Hause?«

»Ja.«

»Hier ist ein Telephon. Rufen Sie Ihr Fräulein Tochter an, ich lasse sie höflichst bitten, mir sofort einen Besuch abzustatten, um bei mir eine spiritistische Sitzung abzuhalten. Sie möchte den betreffenden Bambustisch mitbringen. In zehn Minuten wird meine Equipage dort sein, um sie abzuholen, in weiteren zehn Minuten erwarte ich

die Signorina hier. Also keine Toilette! Sie kann auch jemanden mitbringen, ihre Frau Mama und Geschwister. Wen sie wils. Aber sofort! Bei so etwas kommt es nicht auf einen Schlafrock an. Sie können auch noch sagen, daß Sie, ihr Herr Vater, durch ihre Gefälligkeit den größten geschäftlichen Vorteil haben werden. Telephonieren Sie. Ordonnanz!«

Die Equipage, immer bereit stehend, fuhr schon davon, als Signor Prodelli noch sein Gehirn anstrengte, um sich seiner Telephonnummer zu erinnern, die er sonst im Schlafe wußte. So verwirrt war er geworden. Endlich hatte er mit seinem Hause Verbindung, einige Wechselreden, und dann: »Ja, Papa, ich komme sofort, erwarte nur den Wagen.«

Unterdessen hatte der Admiral das Zimmer verlassen, kehrte nach wenigen Minuten mit zwei Herren zurück, von denen der eine ein hoher Offizier war, der andere, im schwarzen Gehrock, ein glattrasiertes, höchst energisches Yankee Gesicht hatte. Wer einigermaßen Erfahrung besaß, sah ihm den Detektiv gleich an. Mister Wilsley, wie er hieß – er führte aber noch hundert andere Namen – hatte innerhalb der letzten acht Tage dem Kaiser von Brasilien viermal das Leben gerettet, d. h. jedes Attentat noch rechtzeitig vereitelt.

Diese beiden hatte der Admiral draußen schon eingeweicht, wozu der ja nicht viel Worte brauchte.

Auch einige Männer kamen, Diener, welche verschiedene Vorbereitungen treffen mußten.

Der Teppich wurde zurückgeschlagen, an dem elektrischen Kronleuchter wurden zwei doppelte Isolierdrähte befestigt, unten kam ein doppelter Kontakt daran, die eine Glühbirne wurde mit einem schwarzen Flor umhüllt, so daß man mit einem Druck des Fußes sowohl ganz helles wie auch nur ganz schwaches Licht erzeugen konnte.

»Haben Sie es statt des langwierigen Buchstabierens noch nicht mit einem Psychographen versucht?« fragte der Admiral den Italiener einmal. »Wissen Sie, was man hierunter versteht?«

»Ja, ein hölzerner Zeiger, der sich über den im Kreise geordneten Buchstaben des Alphabets dreht. Wenn das Medium den Zeiger berührt, soll sich der Zeiger von selbst auf den betreffenden Buchstaben einstellen. Das haben wir wiederholt versucht, aber es ging niemals.«

»Dann haben Sie es nur nicht geschickt genug angefangen. Übrigens gibt es einen noch viel einfacheren Psychographen, nur aus einer Nußschale und einer Glastafel bestehend. Nun, bleiben wir nur beim Klopfen des Alphabets, wir haben jetzt keine Zeit mehr, solch einen Apparat zu fertigen.«

Dann beruhte der »Kaiser von Brasilien« mit eigener Hand über einer Kerze einen weißen Porzellanteller, baute verschiedene Gegenstände auf, die in aller Schnelligkeit besorgt werden mußten, darunter recht merkwürdige Sachen, so zum Beispiel eine Schüssel mit Mehl, einen großen Gummiball und anderes, was sich ein Unkundiger nicht so leicht erklären konnte, auch der Italiener machte ein verdutztes Gesicht.

Der im Spiritismus Erfahrene aber wird merken, daß hier eine Sitzung von kundiger Hand vorbereitet wurde, von einem Manne, der die Echtheit des Mediums den schärfsten Prüfungen unterziehen wollte, der sich von keinem Taschenspieler betrügen ließ.

So ein echter, rechter Spiritist, der an die »lieben Geister« glaubt, alle ihre Offenbarungen für bare Münze nimmt, wird freilich mit diesen Ausführungen wenig zufrieden sein. Der ganze Spiritismus ist hier ja wiederholt ein alberner Blödsinn genannt worden. Desto zufriedener aber mit dieser Ausführung wird ein echter Okkultist sein, ein Mann, der zwar den Spiritismus mit all seinen Phänomenen als Tatsache anerkennt, ihn studiert hat, ihm dann aber als einer albernen Kinderspielerei den Rücken wendet.

Wie dieses Paradoxon zu verstehen ist? Nun, die drahtlose Telegraphie ist doch eine Tatsache. Wer glaubt da heute noch an eine Zauberei? Gewiß, es gibt solche Menschen. Hinterwäldler, Wilde, Blödsinnige. Die werden sich wohl entsetzen, wenn so ein Apparat plötzlich zu klappern beginnt. Es braucht nicht einmal drahtlose Übertragung der elektrischen Wellen zu sein.

Und diesen Naturmenschen gleichen ganz genau jene gläubigen Spiritisten, welche diesen Ausdruck einer psychischen Kraft für eine Art von Zauberei hinnehmen.

Was das für eine Kraft ist, wissen wir freilich noch nicht. So wenig wie wir wissen, was eigentlich Elektrizität und Magnetismus ist. Ja, wir haben ja noch nicht einmal die geringste Ahnung, weshalb eigentlich der Stein

zu Boden fällt, d. h. weshalb ein größerer Gegenstand jeden kleineren anzieht. Aber in Wirklichkeit existiert doch diese Kraft. Und das ist doch keine Zauberei.

Mag diese erklärende Andeutung vorläufig genügen. Nur noch eines möchte hier gesagt werden: wer nicht selbst mit einem Medium experimentiert hat, der hat auch kein Recht, über den Spiritismus irgend welches Urteil zu fällen!

---

Diese Vorbereitungen waren gerade beendet, als Signorina Veronika Prodelli gemeldet wurde. Sie kam allein, brachte nur das Tischchen mit.

Eine zierliche Jungfrau, einen äußerst unschuldigen Eindruck machend. So ein halber Engel. Zumal sie im Gegensatz zum Vater rotblondes Haar und blaue Augen hatte, weil durch die Mutter venezianischer Abstammung. In Venedig ist das Rotblond zu Hause. Ihre Schüchternheit schien sie nicht nur vor dem Kaiser von Brasilien zu haben, sie war ihr angeboren. Überhaupt ein ganz einfaches Mädchen. Daß sie trotzdem für solche ihr höchst unangenehme Sitzungen manchmal ein neues Kleid oder einen Schmuck oder etwas ähnliches verlangte, das war wieder etwas ganz anderes, das war ganz normal, oder es wäre eben kein richtiges Mädchen gewesen.

Doch nicht lange, so wurde sie von ihrer Schüchternheit verlassen, begann aufzutauen. Daran war nur Admiral Almeida schuld. Denn den erkannte man gar nicht

wieder. So höflich war er gegen die kleine Person – nein, nicht nur höflich sondern so liebevoll zärtlich, so redete er mit ihr von diesem und jenem, von Alltäglichkeiten, so führte er sie in das Nebenzimmer, wo Erfrischungen aufgestellt waren, schob ihr die Bissen förmlich in den Mund, nötigte ihr wenigstens ein Glas Limonade auf.

Und dabei war Macedo Almeida sonst nicht etwa ein galanter Kavalier. Seine Brüskheit auch den Damen gegenüber war schon sprüchwörtlich geworden.

Aber er war eben im Spiritismus erfahren und wußte, woran es hierbei ankam. Wenn er die Tochter so barsch wie den Vater behandelt hätte, würden sie sich dann vergebens stundenlang um den Tisch gesetzt haben. Vor Gericht wird man nie eine spiritistische Sitzung mit Erfolg abhalten können. Aber das wollen ja die Herren nicht einsehen, können es nicht begreifen. Nein, das geht nicht. So wenig wie eine fette Nachtigall singt oder ein satter Poet dichten kann.

»Sind Sie jetzt bereit, mein liebes Fräulein, uns einige Beweise von Ihrer phänomenalen Kraft zu geben?«

»Mit dem größten Vergnügen, Exzellenza!« konnte das junge Mädchen schon ganz unbefangen lächeln.

Jetzt aber mußte sie sich erst einige Untersuchungen gefallen lassen, freilich ganz harmlose, keine Leibesvisitationen.

Sie mußte auf eine Gummidecke treten und wurde von den beiden Seeoffizieren mit einem stabilen Kompaß gewissermaßen abgeleuchtet. Dasselbe galt vom Vater. Da

die Nadel nicht abgelenkt wurde, konnten sie keinen Magneten bei sich verborgen haben.

Dann wurde auch auf einen Tisch, eine Gummidecke gelegt und der Kompaß darauf, das Mädchen mußte seine Hände darum schließen, die Fingerspitzen zusammen. Die Nadel drehte sich nicht.

Als aber nun der Kompaß frei auf dem Holztische lag, schlug zwischen ihren Händen die Nadel sofort einige Striche nach Osten aus.

Darüber schon das größte Staunen von Vater und Tochter! Auch dieser Versuch, um eine mediumistische Kraft zu erkennen, war ihnen ganz fremd. Allerdings schlägt die Nadel nicht immer aus. Erst muß das Medium wissen, daß es ein Medium ist. Erst muß das Bewußtsein in Kraft treten. Und dann kommt noch der Wille hinzu, der durch jede unfreundliche Störung aufgehoben werden kann.

Dann wurde auf eine Tafelfederwage ein dünnes Brett gelegt. Es wog ungefähr 200 Gramm. Wenn jemand ganz leicht die Fingerspitzen auflegte, kamen noch ungefähr 50 Gramm hinzu. Als aber nun Veronika ihre Fingerspitzen aufsetzte, so leicht als möglich, ging der Zeiger sofort bis auf ein Kilo herab.

Eine Täuschung war dabei ganz ausgeschlossen. Nicht etwa, daß das Mädchen irgendwie drückte. Man hat auch Apparate konstruiert, um diesen eigentlichen Fingerdruck zu messen, die hier aber fehlten, und sie waren auch wirklich nicht nötig. Beide Lampen brannten, es war ganz hell im Zimmer, und man kann doch deutlich

unterscheiden, ob jemand mit den Händen einen Druck von einem Kilo ausübt oder nur mit den Fingerspitzen ein Brett eben berührt.

Und als nun die helle Flamme abgestellt wurde, die umflorte Birne nur einen schwachen Dämmerchein verbreitete, in dem man den Zeiger der Wage aber doch noch deutlich erkennen konnte, übten die leise aufgelegten Fingerspitzen des Mädchens sofort einen Druck bis zu vier Kilo aus.

Als aber nun gar auch die umflorte Lampe ausgedreht wurde, völlige Finsternis im Zimmer herrschte, sank die Wage noch viel, viel tiefer. Diese Gewichtszunahme konnte aber nicht mehr konstatiert werden. Denn in dem Augenblick, da das Licht angedreht wurde, schnellte auch der Zeiger wieder zurück.

Dann wurde das mitgebrachte Tischchen vorgenommen. Die runde, dünne Platte einen halben Meter im Durchmesser, die drei Füße aus leichtem Bambusrohr. Es wog anderthalb Kilo. Wie es so kopfüber auf der Wage lag, mußte Veronika ebenfalls ihre Fingerspitzen leicht auf die untere Seite der Tischplatte legen, und sofort ging der Zeiger bis zu acht Kilo herab, bei gedämpftem Lichte bis zu dreizehn Kilo.

Das Gewicht multipliziert sich mit dem Volumen, mit der Masse. Und daß das zarte, schwächliche Mädchen mit den Fingerspitzen solch einen Druck von mehr als zehn Kilo ausüben konnte, das war nun gänzlich ausgeschlossen. Und doch tat sie es. Aber eben nicht durch Muskelkraft, sondern durch ihre Nervenkraft – wollen

wir gleich sagen. Obgleich das im Grunde genommen gar nichts sagt. Denn wir wissen nicht, was Nervenkraft ist,

Jetzt begann die eigentliche spiritistische Sitzung. Zuerst aber mußte Veronika allein ihre Hände, die beiden Daumen und Zeigefinger mit den Spitzen zusammen, in die Mitte der Tischplatte legen, sie setzte sich auch gar nicht, sondern blieb stehen,

Sofort knackte es in dem Tischchen heftig, man sah in dem vollen Lichte, wie sich die dünnen Füße stark bogen. Ein Mann, die Hand unter die Platte legend, könnte den Tisch kaum noch aufheben, jetzt mußte die Gewichtszunahme noch viel mehr als zehn Kilo betragen. Weil das Medium jetzt eben seine Nervenkraft in ein ihm vertrautes Möbel überfließen ließ.

»Los, fragen Sie!« kommandierte Almeida.

Und die Geschichte ging los. Noch sei erwähnt, daß ein einmaliges Klopfen Nein, ein dreimaliges Ja bedeuten sollte.

»Ist jemand da? fragte das Mädchen.

Nur wenige Sekunden, durch heftiges Knacken ausgefüllt, dann neigte sich der Tisch etwas und pochte einmal vernehmlich mit einem Fuße auf.

Also nein. Es sollte niemand da sein.

Hiermit ging also auch schon der Widersinn los.

Das Mädchen wurde denn auch gleich sehr verlegen.

»Das machen die Geister immer so, wenn sie . . .«

»Ich weiß schon, woher das kommt!« ermunterte sie gleich Almeida, »für mich ist das durchaus kein Widersinn. Fragen Sie nur weiter, ganz so, wie Sie es gewöhnt sind.«

»Ist jemand da?« wiederholte das Mädchen.

»Nein!« wurde einmal geklopft.

»Es ist aber doch jemand da!«

»Nein.«

»Willst Du uns Deinen Namen nennen?«

»Nein.«

»Hast Du uns etwas zu sagen?«

Ganz, ganz schwach, aber doch noch deutlich hörbar, wurde dreimal geklopft. Also ja.

»Bitte buchstabiere. A b c d.«

Das langweilige Buchstabieren begann. Wenn der betreffende Buchstabe kam, hörte das Klopfen auf.

»Keine Kraft!« kam heraus. Obgleich es ziemlich laut geklopft hatte. Dann hatte sich der Geist eben einmal sehr angestrengt, und das behagte ihm nicht.

»Ist es Dir zu hell?«

»Nein.«

»Brauchst Du mehr Personen?«

»Ja.«

Jetzt setzten sich alle um den Tisch, gingen gerade daran, und wollten sich nicht ganz eng zusammenquetschen, es mußte sowieso ein weiterer Kreis gebildet werden, so daß jeder bequem unter den Tisch blicken konnte.

Die sogenannte magnetische Kette wurde gebildet. Das heißt, sie legten die Hände so auf den Tisch, daß jeder seine eigenen Daumenspitzen und einer des anderen kleinen Finger berührte. Aber so genau kommt das gar nicht drauf an, und ist die Sache einmal im Gange, brauchst auch gar nicht mehr auf eine geschlossene Kette gehalten zu werden, es genügt schon, wenn jeder nur eine Hand irgendwo auf oder an den Tisch legt. Dann brauchen sich die Hände auch nicht mehr zu berühren. Dann, wollen wir sagen, pflanzt sich die Nervenkraft durch das nun einmal leitend gewordene Holz fort. Nur das Medium muß seine beiden Hände möglichst immer zusammenhalten.

Jetzt knackte es in dem Tische noch ganz anders, er krachte in allen Fugen, und man hätte die Platte eher abbrechen können, ehe man den ganzen Tisch heben konnte. Dies als geschah noch bei vollem Lichte.

»Ist jemand da?« übernahm jetzt Almeida, wie bereits ausgemacht, das Verhör.

Der Tisch neigte sich ganz auf die Seite, dorthin, wo Veronika saß, blieb so stehen, in einem Winkel von mindestens 45 Grad. Also auf zwei Beinen, das dritte seitwärts ausstreckend.

Plötzlich, wie der Tisch noch so stand, schlug der Detektiv von unten des Mädchens Hände weg. Aber es hatte keinen Zweck, auch ohne sie blieb der Tisch jetzt so stehen, überhaupt hatten ihre Hände wirklich ganz lose darauf gelegen, und trotzdem vermochte man den Tisch auf der anderen Seite kaum wieder herabzudrücken.

»Glauben Sie denn etwa, ich bin es, die den Tisch hier herabdrückt?!« fragte das Mädchen schwer beleidigt.

»Nein, nein, das glauben wir nicht!« beeilte sich Almeida zu versichern. »Sennor Wilsley! keine solchen Eingriffe mehr!«

Veronika legte die Hände wieder auf den Tisch und sofort ging der Tisch wieder herab, was also doch gerade den physikalischen Gesetzen entgegensprach.

Dreimal klopfte der freie Fuß sehr stark. Der Tisch hatte zu dieser Bejahung gewissermaßen ausgeholt. Was er manchmal tat, besonders für ein energisches Nein.

»Bist Du es, Mercedes?«

»Nein.«

»Willst Du mir Deinen Namen buchstabieren?«

»Ja.«

»Los! A b c d . . . «

»Fernando!« kam heraus.

»Fernando? Was für ein Fernando?«

Ein dreimaliger Doppelschlag erfolgte.

»Das bedeutet, daß der Tote noch weiter buchstabieren will!« erklärte Prodelli.

»Also weiter.«

»Honjas!« kam heraus.

Der Admiral machte ein etwas erstauntes Gesicht.

»Fernando Honjas, mein Studienfreund aus Sevilla. An den habe ich jetzt nun freilich auch nicht im entferntesten gedacht! Und seit zwanzig Jahren schon sind wir auseinander, uns völlig fremd geworden! Hm, höchst merkwürdig!«

»Er ist tot und will Sie sprechen!« sagte Prodelli.

»Wir werden sehen. Fernando, bist Du tot?«

»Nein!« wurde höchst energisch geklopft.

»Du lebst also noch?«

Dreimal ein sehr starkes Pochen . . . jawohl ja gegewiß!

»Das ist so ein Truggeist, Lebende können gar nicht kommen, wie soll denn das möglich sein!« hielt sich Prodelli zur Erklärung für verpflichtet.

»Fernando, bist Du noch da?«

»Ja.«

»Wie geht es Dir? Gut?«

»Ja.«

Dann aber folgte hinterher noch eine Verneinung.

»Dir geht es nicht gut?«

»Nein.«

»Was fehlt Dir?«

Keine Antwort, nur ein heftiges Knacken.

»Bist Du krank?«

»Ja.«

»Was fehlt Dir. Buchstabiere Deine Krankheit.«

»Leber.«

»Du bist leberkrank?«

»Ja.«

»Wo wohnst Du jetzt?«

»Lissabon.«

»Wo da?«

»Paladina zweiundvierzig.«

»Sennor Wilsey, schreiben Sie sich diese und die weiteren Angaben einmal auf, damit wir dann kontrollieren können.«

»Allright.«

»Bist Du verheiratet?«

»Ja.«

»Wie heißt Deine Frau?«

»Emilia.«

»Vatersname?«

»Sakko.«

»Hast Du Kinder?«

»Ja.«

Name und Alter, alles wurde befragt, beantwortet und aufgeschrieben.

»Was machst Du gegenwärtig?«

»Ich schlafe.«

»Träumst Du von mir?«

»Nein.«

»Was ist es, was jetzt zu mir spricht?«

»Mein Unbewußtes.«

»Ist das so viel wie Deine Seele?«

Wohl erfolgte eine Bejahung, aber zögernd erst nach einer Pause.

»Ist diese Deine Seele – oder Dein Unbewußtes – jetzt hier bei uns in diesem Zimmer?«

Erst ein kräftiges Ja, dann gleich hinterher ein eben so energisches Nein.

»Was soll das heißen?«

Keine Antwort.

»Deute durch ein Stichwort an, wie Du das meinst.«

»Raumlos.«

»Du meinst, für Deine Seele existiert kein Raum, keine Raumbegrenzung?«

»Nein.«

»Du bist sowohl in Lissabon wie hier wie allüberall.«

»Ja.«

»Kannst Du Dich auch auf fremde Planeten versetzen?«

»Ja.«

»Bist Du jetzt zum Beispiel auf dem Mars?«

»Ja.«

»Wie sieht es dort aus?«

Keine Antwort.

»Sind die Marskanäle Tatsache oder beruht das nur auf einer chromatischen Linsenstörung?«

Keine Antwort.

»Weißt Du das?«

»Ja.«

»Du willst mir hierüber nicht antworten?«

»Nein.«

Da lag schon der Hase im Pfeffer!

»Kennst Du die Hamburger »Argos«, das sogenannte Gauklerschiff?«

»Ja.«

»Weißt Du, wo es sich gegenwärtig befindet?«

»Ja.«

»Willst Du mir sagen, wo es sich befindet?«

»Nein.«

»Weshalb nicht? Willst Du mir durch ein Stichwort den Grund angeben, weshalb Du das verschweigst?«

»Befehl!« wurde buchstabiert.

»Wer hat Dir befohlen, darüber zu schweigen? Gott?«

»Nein.«

»Ein anderer Geist?«

»Nein.«

»Wer sonst? Buchstabiere.«

»Ich selbst.«

Es war gar nicht so unlogisch, was da gesagt wurde. Almeida verstand es denn auch sofort. Der hatte ja überhaupt schon seine Erfahrungen mit den »lieben Geistern«, das merkte man doch gleich an seinem ganzen Vorgehen.

»Es geht gegen Dein Gewissen, solche Fragen zu beantworten?«

»Ja.«

»Ist Dir in diesem Zustande die Zukunft enthüllt?«

»Ja.«

»Willst Du mir die Zukunft enthüllen?«

»Nein.«

»Ist die Seele unsterblich?« sprang der Fragende auf ein anderes Thema über.

»Ja.«

»Können auch Tote kommen und sich so manifestieren?«

»Nein.«

»Aber sie melden sich doch manchmal, sogar meistens.«

»Nein.«

»Was sind das dann sonst für Intelligenzen?«

Keine Antwort.

»Sind das trügerische Elementargeister, die sich für Tote ausgeben?«

Keine Antwort.

»Bist Du noch da, Fernando?«

Der Tisch kippte erst stark um, um dann ein Nein zu klopfen.

»Ist jemand anders da?«

Jetzt wurde die Bejahung ganz anders geklopft, viel schneller und es klang auch viel hohler.

»Willst Deinen Namen buchstabieren?«

»Bunsen!« kam heraus.

»Doch nicht der berühmte deutsche Chemiker?«

»Ja.«

»Der zum Beispiel das Eisenoxydhydrat als Gegengift gegen arsenige Säure erkannt hat? Nach dem der Bunsenbrenner benannt worden ist?«

»Ja.«

Almeida fragte nicht erst, ob einer der Anwesenden zufällig gerade an diesen deutschen Chemiker gedacht habe. Der hatte eben seine Erfahrung.

»Ist jemandem bekannt, wann Robert Bunsen – seinen Vornamen weiß ich zufällig – gestorben ist?« fragte er hingegen. »In welchem Jahre und gar an welchem Tage?«

Nein, niemand wußte es. Es wäre auch viel verlangt gewesen.

»Herr Professor, sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Sind Sie tot?«

Keine Antwort.

»Sie müssen doch zugeben, daß Sie im vorigen Jahrhundert gelebt und das Leben verlassen haben.«

»Ja.«

»Wann geschah das? Wann sind Sie gestorben? Wollen Sie mir das mitteilen?«

»Ja.«

»Gut. Wollen Sie also erst die Jahreszahl klopfen, bitte.«

Ein einzelner Schlag – acht – neun und noch einmal neun Schläge.

»Im Jahre 1899?«

»Ja.«

»Wollen Sie mir nun auch den Todestag angeben bitte. Erst den Monat, dann das Tagesdatum.«

Es wurde achtmal, dann sechzehnmal geklopft.«

»Am 16. August 1899?«

»Ja.«

»Wollen Sie uns nun auch gleich noch Ihren Geburtstag angeben.«

Der 31. März 1811 kam heraus.

»Sennor Wilsley, wollen Sie in der Enzyklopädie nachschlagen, ob das stimmt.«

Der Detektiv stand auf, ging in das Nebenzimmer, kam mit dem dritten Bande des englischen Konversationslexikons zurück, hatte den betreffenden Artikel schon aufgeschlagen.

»Es stimmt! Robert Bunsen, geboren am 31. März 1811, gestorben am 16. August 1899.«

Das war so ein Fall, den die Spiritisten für einen vollgültigen Beweis hinnehmen, daß der Mensch nach dem Tode mit voller Erinnerung weiterlebt.

Mit demselben Rechte aber könnte man vor einem Phonographen niederknien und ihn als eine Gottheit anbeten. Wie es Wilde ja auch wirklich tun.

Denn wenn auch keiner der Cerclemitglieder den Geburts- und Todestag dieses deutschen Chemikers kannte, sozusagen keine Ahnung davon hatte, sollte einer oder der andere nicht dennoch diese Daten einmal gelesen haben? Ganz sicher!

Und das Gehirn ist ganz mit einer Phonographenwalze oder -platte zu vergleichen. Nur eben noch viel, viel empfindsamer. Alles, was man mit den fünf Sinnen wahrnimmt, hinterläßt im Gehirn einen Eindruck. Wirklich eine Vertiefung, mag sie auch noch so winzig sein. Und dieser Eindruck, dieser Nadelstich verschwindet niemals wieder, wenn sich die Gehirnmasse auch ständig erneuert. So wie sich auch die charakteristische Struktur der Haut niemals ändert. Der Fingerabdruck des Kindes ist derselbe wie der des Greises, wenn sich die Linien auch vergrößert haben, Narben hinzugekommen sind, obgleich sich die Haut doch fortwährend abnützt und sich neu bildet. So ist es auch mit dem Gehirn. Das ist jetzt sogar schon mikroskopisch erwiesen.

Sind die Erinnerungseindrücke nun gar zu flüchtig gewesen, so genügen sie nicht, um den normalen Bewußtseinsnerv zu reizen. Aber in einem anormalen Bewußtseinszustand ist es dennoch möglich. Das zeigt sich doch ganz einfach im Traum, das zeigt sich im Delirium. Wo der Fiebernde längst vergessene Reden, die er vor Jahrzehnten gehalten hat, sie aber damals nicht einmal auswendig gelernt hat, wortgetreu herunterschnarrt. Eben genau so wie ein Phonograph.

Und so wirkt auch das Gehirn des in ganzem oder halbem Trance liegenden Mediums, und ist das Betreffende nicht in seinem eigenen Gehirn aufgestapelt, so kann es solche Kenntnisse in diesem Traumzustande mit Hilfe der magnetischen Kette auch den fremden Gehirnen entnehmen.

Für die meisten Leser wird diese Erklärung wohl genügen. Weiter läßt sich die Sache hier nicht ausführen. Und einem gläubigen Spiritisten ist überhaupt nicht zu helfen.

»Sind Sie noch da, Herr Professor?«

»Ja.«

»Ist Ihnen in diesem Zustande mehr bewußt als im irdischen Leben?«

»Ja.«

»Ist es möglich ein Element in das andere zu überführen?«

»Ja.«

»Also kann man auch ein Metall in ein anderes verwandeln?«

»Ja.«

»Blei in Gold?«

»Ja.«

»Können Sie das jetzt machen?«

»Ja.«

»Wollen Sie mir sagen, wie das gemacht wird?«

»Nein.«

»Wollen Sie mir einmal ausführlich mitteilen, weshalb Sie mir das verschweigen.«

»Menschheit noch nicht reif dazu!« kam endlich heraus.

Natürlich! Immer dieselbe Geschichte!

»Also es wird noch entdeckt werden, wie man ein unedles Metall in Gold verwandelt?«

»Ja.«

»Wann?«

Keine Antwort, und dieser Admiral, der früher aber noch ganz andere Studien als nur Nautik getrieben hatte, wußte schon warum, hielt sich nicht weiter damit auf, hatte aber doch noch andere Fragen in dieser Beziehung zu stellen.

»Wird dieses künstliche Gold billiger herzustellen sein, als man das natürliche gewinnt?«

»Ja.«

»Viel billiger?«

»Ja.«

»Also wird das schon vorhandene Gold entwertet.«

»Nein.«

»Na doch ganz sicher. Da muß doch eine kolossale soziale Revolution stattfinden.«

»Nein.«

Jetzt allerdings durfte man wirklich darauf gespannt sein, wie sich da der tote Herr Professor Bunsen oder vielmehr das träumende Medium herausfitzen würde.

»Wie wäre das zu erklären? Bitte buchstabieren Sie.«

»Gold schon vorher entwertet.«

»Das Gold hat überhaupt keinen Wert mehr?«

»Nein. Andere Werte geschaffen.«

»Was für welche?«

»Arbeit.«

Der Herr Professor hatte sich herauszufitzen verstanden! Es ist diesen »Geistern« einfach gar nichts zu wollen. Der Mensch ist im Traume eben überaus schlau, niemals um eine Auskunft verlegen.

»Wird es noch gelingen, das Eiweiß auf künstlichem Wege darzustellen?«

»Ja.«

»Direkt aus der Atmosphäre?«

»Nein.«

»Auf andere Weise direkt aus den betreffenden Elementen?«

»Nein.«

»Überhaupt nicht auf synthetischem Wege?«

»Nein.«

»Ja wie in aller Welt denn sonst?!«

»Aus Hefe.«

Almeida fragte nicht weiter in dieser Beziehung.

»Herr Professor, können Sie sich materialisieren, sich uns hier sichtbar zeigen?«

»Ja.«

»Wollen Sie uns zunächst einmal Ihre Hand erscheinen lassen?«

»Nein.«

Almeida fragte nicht weiter, er kannte die Geschichte schon, obgleich er deshalb den Versuch noch nicht aufgab.

»Können Sie hier auf einen berußten Teller einen Strich ziehen?«

»Ja.«

»Wollen Sie es tun?«

»Nein.«

»Wollen Sie uns jemand anders rufen?«

»Ja.«

»Kennen Sie die Signora Prodelli, die Gattin hier eines Cerclemitgliedes?«

»Ja.«

»Wollen Sie uns dieselbe einmal rufen?«

»Ja.«

»Na dann gute Nacht, Herr Professor Bunsen, schlafen Sie wohl im Jenseits.«

Der Offizier war es, der bei diesem Abschiedsgruß seines Vorgesetzten in ein herzliches, sogar schallendes Gelächter ausbrach und merkwürdiger Weise fing auch das Mädchen so zu lachen an, und da begann auch der Tisch anhaltend zu klopfen, wobei es aber ganz ausgeschlossen

war, daß etwa die Hände des lachenden Mediums dieses schnelle Klopfen hervorbrachten.

»Dieses anhaltende Klopfen bedeutet Lachen,« meinte Signor Prodelli erklären zu müssen, »die Geister lachen überhaupt sehr gern.«

Ja, die Seelen der Verstorbenen lachen überhaupt sehr gern, sind überhaupt Witzbolde, selbst diejenigen, die im Leben die mürrischsten Gesellen gewesen sind, auch die verzweifeltsten Selbstmörder. Vorausgesetzt ist nur, daß sich unter den Cerclemitgliedern eine humoristisch veranlagte Person befindet. In deren Lachen stimmen die »lieben Geister« regelmäßig mit ein.

Ein neues, wieder ganz anderes Klopfen ertönte – Signora Rosa Prodelli meldete sich.

»Sie brauchen sich nicht zu entsetzen,« sagte Almeida zu dem Italiener, »seien Sie nur ohne Sorge, Ihre Gattin lebt noch, Sie sollen sich gleich telephonisch davon überzeugen, erst aber will ich einige Fragen stellen. Leben Sie noch, Signorina?«

»Ja.«

»Gehst es Ihnen gut?«

»Ja ja ja ja ja ja.«

»Was machen Sie jetzt? Was treiben Sie gegenwärtig?«  
Keine Antwort.

»Ist Ihnen bewußt, daß Sie mit uns sprechen?«

»Nein.«

»Sie meinen dabei Ihr normales Ich.«

»Ja.«

»Ihr Unbewußtes aber – Ihre Seele, will ich sagen – weiß, daß sie sich jetzt mit uns unterhält.«

»Ja.«

»Sie können mir nicht sagen, was jetzt Ihre körperliche Person treibt?«

»Nein.«

Das war ein Widerspruch mit den Aussagen jenes ersten Geistes. Das findet man aber stets. Die »Geister« wissen sich eben immer jeder Kontrolle zu entziehen. Das heißt, das Medium weiß seinen Traum immer entsprechend einzurichten.

»Wissen Sie, wo sich das Gauklerschiff befindet?«

»Ja.«

»Wollen Sie es mir sagen?«

»Nein.«

»Haben Sie Mathematik getrieben, Signora?«

»Nein.«

»Was ist die Kubikwurzel aus 0,002,744?«

»Null Komma 1 4,« wurde augenblicklich geklopft.

»Das ist ja fabelhaft!« staunte auch einmal der Offizier.

»Meine Frau hat von so etwas gar keine Ahnung!« setzte Prodelli nicht minder verblüfft hinzu.

Nur Almeida lächelte. Dann machte er eine kleine Pause, ehe er fortfuhr

»Signora, können Sie den Tisch einmal heben?«

Keine Antwort, dafür knackte und krachte es in dem Tischchen heftig, man sah ganz deutlich, wie sich unter den lose gelegten Fingerspitzen des Mädchens die Tischplatte richtig bog.

Und da fuhren alle erschrocken zurück, auch der Admiral.

Plötzlich war der Tisch wohl einen halben Meter hochgesprungen mit einer schier ungeheuren Vehemenz, so heftig war er auch wieder niedergeschlagen.

»Ein Fuß oder Bein war das nicht, ich sah zufällig gerade unter den Tisch!« sagte der Detektiv.

Nein, solch eine Bewegung, solch ein Aufspringen und Niederschlagen des Tisches kann ein Mensch überhaupt gar nicht fertig bringen. Da sind nun wieder die Antispiritalisten im Unrecht, wenn sie meinen, das könnte das Medium oder ein anderes Cerclemittglied mit dem Fuß oder Knie ausführen.

»Sehr gut!« lobte Almeida. »Können Sie den Tisch auch frei in der Luft schweben lassen?«

»Nein.«

»Haben Sie uns sonst etwas zu sagen?«

»Ja.«

»Buchstabieren Sie.«

»Zu hell!« wurde geklopft.

»Ahso, es ist Ihnen zu hell! Soll ich es ganz finster machen?«

»Nein.«

»Nur etwas verdunkeln?«

»Ja.«

»Dann werden Sie den Tisch schweben lassen?«

»Ja.«

»So gestatten Sie mir erst noch eine Frage. Weshalb können Sie solche Kraftleistungen nur im Finstern ausführen? Wollen Sie das einmal ausführlich buchstabieren, wir haben Zeit genug.«

»Ihr könnt nur im Hellen arbeiten, wir nur im Finstern!« lautete die Antwort.

Das ist einmal eine der vernünftigen Antworten, die man von den »Geistern« bekommt, und es ist immer derselbe Bescheid. Hiergegen ist gar nichts einzuwenden. Die Forderung der Antispiritisten, die schwierigsten Phänomene sollen wegen der Kontrolle auch in hellem Licht ausgeführt werden, ist einfach eine Torheit. Diese Intelligenzen sagen ständig aus, daß sie im hellen Lichte keine Kraft haben, nur im Finstern schwierigere Phänomene zustande bringen können, und das müssen wir ihnen eben glauben. Denn das Unbewußte im Menschen arbeitet eben ganz anders als sein normales Bewußtsein. Wir können doch nicht auch im Finstern feine Arbeiten verrichten. Kein Lehrer verlangt, daß der Schüler seine Examenarbeit im Finstern niederschreibt. Da müssen wir diesen Intelligenzen auch glauben, daß sie im hellen Licht nichts leisten können. Das ist nur recht und billig. Oder die Kritik hört auf, eine ehrliche Kritik zu sein.

Hieraus dürfte es sich auch erklären, weshalb man des Nachts besser geistig arbeiten kann als am Tage. Das heißt schaffen, schöpfen, produktiv tätig, wie es etwa der Dichter ist, weil die Phantasie doch offenbar mit dem Unbewußten zusammenhängt. Oder es müßte erst einmal jemand erklären, was überhaupt Phantasie ist. Während

die frühen Tagesstunden, wenn sich das Gehirn durch Schlaf ausgeruht hat, wieder besser zum Auswendiglernen geeignet sind, oder etwa zum Lösen mathematischer Probleme, was aber mit dem Unbewußten, mit der Phantasie, doch gar nichts zu tun hat.

Die helle Kronleuchterbirne erlosch, nur die verhüllte leuchtete noch schwach, zuerst schien völlige Finsternis zu herrschen, doch gewöhnte sich das Auge bald daran, dann sah man noch deutlich die Hände auf dem Tische liegen.

Und ohne weitere Aufforderung begann sich jetzt das Tischchen zu heben, frei in der Luft zu schweben, nur von dem Magnetismus der leicht aufliegenden Fingerspitzen gehalten. Die Auftriebskraft war dabei so stark, daß sich ein Mann anstrengen mußte, um den Tisch niederzudrücken. Dabei brauchte auch nicht die magnetische Kette geschlossen zu bleiben, einer nach dem anderen konnte seine Hände wegnehmen, das Tischchen blieb schweben. Nur daß die Auftriebskraft dann immer geringer wurde. Aber erst als auch Veronika ihre Hände entfernte, oder nur die eine, fiel es herab.

Es blieb nicht nur bei einem ruhigen Schweben, sondern der Wunsch brauchte nur geäußert zu werden, so begann der Tisch auch in der Luft zu schwingen, zu tanzen, ganz wie man wollte.

Dieser Wunsch brauchte nicht einmal ausgesprochen zu werden. Sobald die psychische Kraft einmal in Aktion getreten, die Sache eingeleitet ist, werden die Gedanken

desjenigen, der das Fragen übernommen, also den Cercle leitet, sofort erraten.

Almeida hatte daran gedacht, einmal zu fragen, ob sich der Tisch auf seinen Schoß setzen wolle, und noch ehe er das erste Wort ausgesprochen, neigte sich der Tisch in der Luft stark zur Seite, kippte halb um, schwebte herab und legte sich auf des Admirals Knie, dabei einen ganz bedeutenden Druck ausübend.

Sobald aber das helle Licht aufflammte, fiel der Tisch als tote Masse von selbst herab.

»Sind Sie noch da, Signora?«

»Ja.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen.«

Das rasche, anhaltende Klopfen sollte wohl wiederum den Dank für diese Anerkennung ausdrücken. Almeida aber glaubte wohl, die Signora wolle etwas sagen.

»Haben Sie uns etwas mitzuteilen?«

»Ja.«

»Bitte.«

»Besser als Fernando und Bunsen!« kam heraus. Da war es! Alle diese »Geister« sind ungemein eitel. Wenn einer etwas nicht ausführen kann, so muß man nur einen anderen holen, ihn bei seiner Ehre angreifen, dann macht er alles, so weit es nur irgend möglich ist. Dabei kann es eine »Seele« sein, die bei Lebzeiten der allerbescheidenste Charakter gewesen ist, oder noch ist. Außerdem aber lügt auch ein Geist immer mehr als der andere.

»Ich habe hier einen berußten Teller. Können Sie auf denselben einen Strich ziehen?«

»Ja.«

»Nun gut. Wohin soll ich dazu den Teller setzen? Auf den Boden?«

»Ja.«

»Unter den Tisch?«

»Ja.«

»Muß es dazu völlig finster sein?«

»Nein.«

»Die umflorte Lampe darf dabei brennen?«

»Ja.«

Der beruhte Teller wurde unter das Tischchen gesetzt, die helle Lampe gelöscht.

Sofort wieder ein heftiges Knacken in dem Tisch, dann neigte er sich auf zwei Beinen, marschierte auf diesen, eines nach dem andern bebend, etwas zur Seite, erst einige mißglückte Versuche, das dritte Bein auf den Teller zu heben, bis es gelang, und der Tischfuß zog in den Ruß einen weißen Strich.

Die Aufgabe war gelöst worden. Aber nicht so, wie es Almeida gewollt hatte. Der hatte an eine Geisterhand gedacht, die den Strich ziehen würde. An diese Möglichkeit, daß das Tischbein den Strich ziehen würde, hatte er überhaupt gar nicht gedacht.

»Können Sie den Strich nicht auch ohne Hilfe des Tisches ziehen?«

»Ja.«

»Wollen Sie es tun?«

»Nein.«

»Ich werde dort auf den Stuhl einen Gummiball legen. Können Sie diesen vom Stuhl werfen?«

»Ja.«

»Mit Hilfe des Tisches, indem sie den Ball herabstoßen?«

»Ja.«

»Aber Sie sollen ihn ohne Hilfe des Tisches herabwerfen, durch Fernwirkung.«

»Nein.«

»Wollen Sie uns einen anderen Geist rufen?«

»Ja.«

»Einen Geist, der stark genug ist, um dieses Experiment der Fernwirkung auszuführen.«

»Nein.«

»Sie wollen mir keinen solchen Geist rufen.«

Ein anhaltendes Klopfen erscholl.

»Was haben Sie zu sagen? Buchstabieren Sie.«

»Ich selbst.«

»Sie selbst wollen das Experiment ausführen. Den Ball ohne Hilfe des Tisches herabwerfen?«

»Ja.«

Der »Geist« war also bei seiner Ehre, bei seiner Eitelkeit gefaßt worden. Das kann keiner vertragen.

Almeida stand auf, legte den Gummiball von ungefähr 15 Zentimeter Durchmesser auf einen Stuhl, der, noch weit entfernt von der Wand, etwa drei Meter von dem Tische entfernt stand.

»Also wollen Sie diesen Gummiball von dem Stuhle werfen, ohne Hilfe des Tisches, bitte. Wollen Sie?«

Erst ein anhaltendes Klopfen

»Haben Sie noch etwas zu sagen?«

»Licht aus.«

Es wurde stockfinster, und nicht lange währte es, so begann das Mädchen in kläglicher Weise zu seufzen und zu stöhnen.

»Ist es ein Irrtum, daß ich über meine Hände einen kalten Hauch streichen fühle?« rief der Offizier.

Nein, es war kein Irrtum, diesen kalten Hauch fühlten besonders Almeida und der Detektiv, welche zu beiden Seiten des Mädchens saßen und dessen Hände nicht nur berührten, sondern gefaßt hielten, ganz deutlich Iher Hände wurden auch immer Falten kalt wie Eis, und sie schien vor Kälte zu zittern.

Ferner mußte man einen elektrischen Strom konstatieren, der durch die geschlossene Handkette ging. Zwar war das Prickeln nur ganz schwach, aber vorhanden war es, daran war kein Zweifel.

So vergingen einige Minuten, ganz unheimliche Minuten. In dem Tische hatte es wohl einige Male gekracht, dann aber nicht mehr; dagegen schien er jetzt ganz außerordentlich schwer zu werden.

Plötzlich ein schmetternder Krach, erschrocken, entsetzt sprang alles auf. Einmal, weil niemand in der Todesstille solch einen furchtbaren Krach erwartet hatte, und zweitens, weil sie alle einen ziemlich heftigen elektrischen Schlag erhalten hatten.

Aber Almeida hatte nicht vergessen, in demselben Moment mit dem FuÙe das helle elektrische Licht anzustellen.

Nur Veronika war nicht mit aufgesprungen, saÙ noch mit verdrehten Augen an dem Tische, die Hände aufgelegt, wuÙte gar nichts, wie später konstatiert wurde, von dem ganzen Vorgange, wollte auch den Krach nicht gehört haben.

Der Stuhl war umgefallen, der Gummiball lag dicht daneben.

Wir wollen den Fall einmal mit eigenen Augen betrachten.

Der Schreiber dieses hat solch oder ein ähnliches Experiment wohl hundert Mal von den verschiedensten Medien ausführen lassen.

Um sich gegen einen Betrug zu sichern, daÙ nicht etwa ein Cerclemitglied den betreffenden Gegenstand herabwirft, dafür gibt es ja die verschiedensten Mittel. Unter Umständen gelingt dieses Experiment auch in einem anderen Raume, den man abgeschlossen hat.

Vor allen Dingen ist die RegelmaÙigkeit merkwürdig, mit welcher die »Geister« lieber die ganze Unterlage umwerfen, als von dieser herab den leichtesten Gegenstand schleudern. Weshalb, das ist unerklärlich, Sie sagen eben, es sei ihnen leichter, geben aber weiter keine Auskunft. Auf den Wunsch, von einem entfernt stehenden Vertiko eine am Rande stehende Streichholzsachtel herabzuwerfen wurde das ganze Vertiko umgestürzt und es ging dabei in Trümmer.

Dieses Umwerfen ist stets mit einem ganz besonderen Klange verbunden. Niemals ein Poltern, sondern immer nur ein einziger Krach. Wenn man eine Stahlkugel auf eine Eisenplatte wirft, so springt sie erst einige Male in die Höhe, ehe sie liegen bleibt. Ist diese Platte aber magnetisch, so bleibt die Stahlkugel sofort fest haften, dadurch entsteht beim Aufschlagen ein ganz anderer Klang.

Genau so ist es, wenn ein Medium durch Fernwirkung einen Gegenstand umwirft, der aber auch aus Holz oder aus irgend einem anderen Material sein kann. Ferner rollt eine gleichzeitig herabgeworfene Kugel, ob nun aus Holz oder Eisen oder Gummi, nicht weiter, sondern bleibt sofort ruhig liegen. Sie schlägt auf und rührt sich nicht mehr. Im nächsten Augenblick freilich kann man sie weiter rollen.

Also es ist dabei zweifellos Magnetismus im Spiele, und zwar Elektromagnetismus, wie ja auch schon die elektrischen Ströme beweisen, die man kurz vor dem Ausführen der Leistung regelmäßig verspürt.

Was ist Elektrizität? Was Magnetismus? Wir wissen es nicht.

Und sollte es denn nur die beiden Arten von Elektrizität und Magnetismus geben, die wir kennen?

Der Mensch besitzt in sich oder ist selbst eine elektrische Batterie. So wollen wir uns ausdrücken. Wahrscheinlich ist es eine ganz besondere Art von Elektrizität. Besonders veranlagte Menschen vermögen diese Elektrizität ausströmen zu lassen, dabei setzt sie sich auch in

Magnetismus um. Auf diese Weise kommen solche Fernwirkungen zustande.

Eine Erklärung ist das an sich ja nicht, aber jedenfalls fällt da doch alle »Zauberei« fort. Oder wir müßten eben auch die drahtlose Telegraphie für Zauberei halten.

Nach einer Erfrischungspause wurde die Sitzung wieder aufgenommen. Veronika erklärte sich vollkommen fähig dazu, obgleich das sonst ganz frisch aussehende Mädchen schon tiefe Ringe um die Augen bekommen hatte. Sie mochte dem Kaiser von Brasilien wohl bloß nichts ausschlagen.

»Ist jemand da?«

»Ja.«

»Sind Sie es noch, Signora?«

»Nein.«

»Wollen Sie uns Ihren Namen buchstabieren.«

»Mercedes,« wurde buchstabiert.

»Du bist es, Mercedes?« fragte Almeida jetzt erstaunt.

»Ja.«

»Weißt Du, wo sich das Gauklerschiff befindet?«

»Ja.«

»Wo?«

Es erfolgte eine geographische Ortsbestimmung, welche lautete:

»2 Grad 14 Minuten 8 Sekunden nördlicher Breite, 56 Grad 36 Minuten 11 Sekunden westliche Länge.«

Die Wiederholung wurde als richtig bezeichnet, und dann ließ Almeida eine lange Pause eintreten, die niemand zu unterbrechen wagte.

Jedenfalls wußte er doch, wie all diese Geister logen.

Dann mußte der Detektiv eine Spezialkarte holen, sie wurde befragt. Der angegebene Punkt lag in jener Urwaldswildnis, die wir schon beschrieben haben, in einem gänzlich unbekanntem Gebiet.

»Bist Du noch da, Mercedes?«

»Ja.«

»Wie soll ich dorthin gelangen? Antworte ausführlich.«

»Ich führ Dich.«

»Wie führen?«

»Kompaß.«

»Du willst die Kompaßnadel immer dorthin zeigen lassen, wohin wir zu fahren haben?« hatte der Admiral sofort begriffen.

»Ja.«

»Durch die Kraft eines Mediums?«

»Ja.«

»Durch Signorina Prodelli hier?«

»Ja.«

»Soll sie etwa die Hände um den Kompaß legen?«

»Ja.«

»Kannst Du mir gleich jetzt eine Probe geben, daß Du durch sie die Kompaßnadel nach Willkür ablenken kannst?«

»Ja.«

Ein Kompaß wurde auf den Tisch gelegt, Veronika mußte die Finger darum schließen, aber ohne ihn zu berühren – die Nadel wurde nach den verschiedensten

Richtungen abgelenkt, zeigte auf Personen, auf Gegenstände – ganz wie Almeida wünschte.

»Auf diese Weise willst Du mir also immer die Richtung angeben, die ich zu fahren habe?«

»Ja.«

Wieder eine lange Pause des Sinnens. Daß es keinen Zweck hatte, weitere Fragen zu stellen, etwa was auf dem Gauklerschiffe für Zustände herrschten, wußte dieser Mann.

»Mercedes, ich traue Dir nicht, daß Du es wirklich bist. Gib mir Beweise dafür.«

»Fordere.«

»Kannst Du Dich hier manifestie... au!«

Almeida war ganz empfindlich in die Wade gekniffen worden. Als er sich erschrocken niederbückte, sah er, wie es sich unter dem Kleide des neben ihm sitzenden Mädchens bauschte.

Ein ganz gewöhnlicher Vorgang, daß der »Geist«, wenn er sich materialisieren will, bei Helligkeit die Röcke des Mediums als Dunkelkabinett benutzt. Merkwürdig ist, daß das Medium immer davon gar nichts merkt, so wie es auch hier der Fall war.

Almeida hatte sich schnell wieder gefaßt.

»Bist Du das gewesen, Mercedes?«

Das Kleid des Mädchens sank wieder zusammen, die Frage wurde bejaht, dann das Zeichen gegeben, daß der »Geist« zu sprechen wünsche.

»Großes Tuch über Tisch decken, Licht aus!« wurde buchstabiert.

»Willst Du Dich materialisieren, Dich uns sichtbar zeigen?«

»Ja.«

Es geschah ein Tischtuch wurde über das Tischchen gedeckt, das Licht verlöscht.

Aber es sollte keine Materialisation stattfinden, oder doch eines ganz andere, als man erwartet hatte, und Admiral Almeida sollte nicht nötig haben, das Gauklerschiff erst in den brasilianischen Urwäldern aufzusuchen.

Erst wenige Sekunden hatten sie so im Finstern gesessen, wohl niemand wußte, daß unterdessen schon der junge Tag angebrochen war, als sich die nach dem Korridor führende Tür öffnete, volles Tageslicht drang herein, und mit ihm zugleich ein halbes Dutzend Offiziere die Degen gezogen und Revolver in den Händen, und hinter ihnen zeigten sich noch eine Menge anderer Uniformen.

Ganz lautlos waren sie gekommen, und ihr Anblick wirkte besonders auf den Admiral noch ganz anders, als wenn ihm seine Gattin hier im Finstern als grünphosphoreszierende Gestalt erschienen wäre.

Entsetzt war er aufgesprungen, um dann wie gelähmt wieder zurückzusinken.

»Graf Mohakare!« stöhnte er.

»Ergeben Sie sich, keinen Widerstand!«

Im nächsten Augenblick waren alle die Cerclemitglieder ohne Unterschied von starken Fäusten ergriffen, daß niemand mehr Gebrauch von einer Waffe machen konnte.

»Graf Mohakare, mein Gefangener!« stöhnte der Admiral nochmals.

Die Fenstervorhänge waren aufgerissen worden, man hatte von hier aus einen Überblick über den Hafen, in dem es von Kriegsschiffen wimmelte, diese ganze Szene vom goldenen Scheine der Morgensonne übergossen.

Und der noch junge Mann in der Generalsuniform eines brasilianischen Garderegimentes streckte die Hand aus.

»Sie haben nicht nötig, das sogenannte Gauklerschiff in den Urwäldern aufzusuchen, dort fährt es soeben in den Hafen ein, von Rio de Janeiro kommend, wo es schon alle seine Gäste abgesetzt hat. Aber sie kommen bereits wieder zurück, Präsident Lopez selbst, um von den Mannschaften der Kriegsflotte wieder als Regierungsoberhaupt empfangen zu werden. Denn die Meuterer waren schon längst Ihrer Tyrannenherrschaft überdrüssig, sie sind reumütig unter das Gesetz zurückgekehrt, auch wenn sie den Lohn für ihre Rebellion bekommen sollten. Sie aber, Admiral Almeida, waren mit Blindheit geschlagen, daß Sie von alledem nichts gemerkt haben. Nun ja Sie halten ja hier eine spiritistische Sitzung ab, wie ich merke, und von einem Spiritisten ist ja auch nichts anderes zu verlangen.«

## 81. KAPITEL. IN PETERSBURG.

Der Leser wird nicht glauben, daß wir die ganze Zeit untätig im Urwald versteckt gelegen haben.

So lassen wir Georg Stevenbrock wieder persönlich erzählen.

Oder wenn er es geglaubt hat, so hat er sich eben geirrt. Dann aber kennt er uns auch noch nicht richtig.

Der Plan, den ich dem Präsidenten vorlegte, bestand einfach darin, daß wir die ganze Gesellschaft, die wir dem Rebellenkaiser im letzten Moment noch aus den Zähnen gerückt hatten, nach Rio de Janeiro brachten. Es konnte ja auch gar nichts anderes geben.

»Da hätten Sie aber gleich den Ausgang nach dem offenen Meere gewinnen müssen!« meinte der Präsident und die anderen Herren.

»Nein, das wäre uns nicht gelungen, wir können nur 12 Knoten dampfen, da hätten uns die schnellen Kriegsschiffe bald am Enterhaken. Wir müssen uns vorläufig in der waldigen Küstenregion verstecken und dann bei Nacht uns hinausschleichen.«

»Wird Ihnen das auch gelingen?«

»Es wird schon gelingen.«

Und es gelang. Nur daß wir nicht den Strom benutzen, nicht den Hafen passierten, sondern einfach durch eine Bifurkation nach jenem geheimen Kanal fahren und dann ins freie Meer hinaus.

Die Herrschaften erfuhren von diesem Schleichweg freilich nichts, nicht ein einziger. Die mußten sich am Abend, oder als es überhaupt so war, unter Deck begeben, natürlich fahren wir mit gelöschten Lichtern, alle Bollaugen waren geschlossen, niemand durfte sich an Deck zeigen, und als wir uns schon drei Stunden später

im freien Meere weit ab von der Küste befanden, mochten die nur glauben, wir hätten uns durch die Wachlinie der Kriegsschiffe geschlichen.

Nach viertägiger Fahrt erreichten wir Rio. Ich will nicht schildern, wie wir empfangen worden, was es für einen Eindruck machte, als wir die ganze Gesellschaft, alle Oberhäupter des Staates, ausfrachteten.

Bemerken will ich nur, daß man in Para von diesem Ereignis nicht so leicht erfahren konnte. Wir waren wohl schon unterwegs mehrmals gesichtet worden, aber Para wurde doch von keinem Schiffe mehr angelaufen, und daß von Rio aus das nicht telegraphiert werden konnte, dafür wurde natürlich gesorgt. Auch nicht das unschuldigste Telegramm wurde durchgelassen, es hätte dennoch chiffriert sein können.

Weiter muß ich noch erwähnen, daß in der brasilianischen Armee und überhaupt im Volke unterdessen ebenfalls eine Revolte ausgebrochen war, die sich aber nur gegen die Fremden richtete, hauptsächlich gegen die fremden Offiziere, welche der neue Präsident als Instruktoren angenommen hatte. Vor allen Dingen richtete sich der Volkshaß gegen den Grafen von Mohakare, der sollte an der ganzen Rebellion der Kriegsflotte schuld sein. Jedenfalls ganz ungerechtfertigter Weise. Aber die Brasilianer hassen nun einmal alles Fremde. Übrigens waren der Graf Mohakare und sein Adjutant Major von Tonn selbst auf dem Admiralsschiff als Gefangene, denn sie hatten

die Reise nach Neuyork, um die neuen Kriegsschiffe abzuholen, mitgemacht. Aber es hieß eben, sie hätten diese Rebellion erst angezettelt, wenn auch indirekt.

Noch an demselben Tage verließen wir Rio wieder.

»Wohin nun?« fragte ich den famosen Price O'Fire, den ich immer lieber gewann, ein so kurioser Kauz er auch war.

Andere freilich hätten ihn eine ganz geheimnisvolle rätselhafte Persönlichkeit genannt. Mir aber war die Hauptsache, daß er kein Duckmäuser war, der um sich etwa einen geheimnisvollen Nimbus verbreiten wollte, was durchaus nicht der Fall. Seine sonstigen Privatverhältnisse gingen mich ja gar nichts an. Da mochten sich andere den Kopf darüber zerbrechen, ich tat es nicht.

»Würden Sie noch einmal nach Para zurückgehen?«

»Wozu denn? Wir wollen uns doch nicht etwa noch weiter in diese politischen Wirren mischen? Habe nicht die geringste Lust dazu. Mögen diese Brasilianer nur die Suppe allein auslöffeln, die sie sich eingebrockt haben.«

»Wollen Sie nicht Kaiser von Brasilien und ganz Amerika werden?«

»Nich in de Diete!« lachte ich. »Oder soll etwa die Prophezeiung jenes verrückten Spaniolen wirklich in Erfüllung gehen? Da habe ich doch auch ein Wörtchen mitzusprechen.«

»Nein, das ist nur so ein Aberglauben. Die Prophezeiung über jenes Schwert des Cid geht ja wirklich so, aber jeder Mensch hat einen ganz freien Willen, daran scheitert auch die Macht des Schicksals.«

»Na also! Und ehe ich mich zum Kaiser von Brasilien krönen lasse, hänge ich mich lieber selber auf. Was wollen wir sonst noch in Para?«

»Zwei Personen aufnehmen. Wenn Sie sie an Bord Ihres Schiffes als Gäste dulden wollen.«

»Wen?«

»Zwei Landsleute von Ihnen: den Grafen von Mohakare und seinen Adjutanten, den Major von Tonn.«

Er berichtete mir von diesen beiden, in welchen Schwulitäten die sich als Gefangene der Meuterer jetzt befänden.

»Ja, wir werden aber in Para doch nicht gerade festlich empfangen werden.«

»Wenn wir dort eintreffen, wird die ganze Rebellion bereits niedergeschlagen sein.«

»Wie das?«

»Die Mannschaften, besonders die Offiziere, sehen ein, was für einen törichten Streich sie begangen haben, sie werden sich mit dem gefangenen Grafen von Mohakare in Verbindung setzen, dieser selbst wird sich an die Spitze setzen und den Rebellenkaiser gefangen nehmen.«

So sprach Price O'Fire. Also war er ein allwissender Prophet? Mir ganz gleichgültig.

»Und dann sollen wir die beiden an Bord nehmen?«

»Nebst ihren Frauen, die sich an Bord des Admiralschiffes noch als Gefangene befinden. Kinder sind nicht vorhanden. Es wäre wenigstens sehr angebracht, um die beiden Männer weiteren Verwicklungen zu entziehen.«

»Werden Sie freiwillig mit uns kommen?«

»Sie werden selbst den Antrag stellen.«

»Passen sie auch zu uns?«

»Es sind die liebenswürdigsten Menschen.«

»Alright. Und wohin dann weiter?«

»Nun, ich dünke, dann machten wir uns einmal auf die Suche nach dem Kapitän Satan, um dem seine Schätze abzunehmen, die er sich unrechtmäßig angeeignet hat.«

»Noch allrighter! Wir haben die Goldklumpen und Kisten voll Edelsteine auch recht nötig. Mich wundert schon, daß in Rio nicht bereits ein Haftbefehl für uns vorlag, ausgewirkt von jener Alice Powell, die doch dem Vernehmen nach, wie Sie sagen, ihre von uns verpulverte Million Dollars oder wieviel es nun ist, wieder haben will.«

»Dieser Haftbefehl wird auch noch kommen.«

»Ja, und was machen wir dann?«

»Sie erlauben wohl, daß ich diese Schuld begleiche!« lächelte O'Price.

»Gewiß, wenn es Ihnen Spaß macht. Da bin ich nicht so. Und wenn wir erst die Flibustierschätze haben, können wir es Ihnen ja mit guten Zinsen zurückzahlen. Wo werden wir nun diesen lebendig gebliebenen Teufelskapitän finden?«

»Bestehen Sie darauf, daß ich Ihnen den Ort schon jetzt nenne?«

»Wenn Sie uns eine Überraschung bereiten wollen – recht so! Mir nichts lieber als das.«

»Nur unser nächstes Ziel muß ich Ihnen wohl schon nennen.«

»Das wäre allerdings angebracht. Gar so an der Nase herumführen lassen möchten wir uns doch nicht.«

»Petersburg.«

»Was, in Petersburg werden wir den Kapitän Satan finden?!« rief ich doch etwas überrascht.

»Nicht direkt dort, sondern Petersburg ist nur der Ausgangspunkt unserer weiteren Reise.«

»Gut, dann genügt mir das. Da fällt mir aber noch ein – Sie wollten uns doch auch sagen, wo die anderen Indianer geblieben sind, so weit sie sich nicht gegenseitig abgemurkst haben.«

»Sie werden sie wiederfinden.«

»Gut, dann frage ich nicht weiter. Nur nicht wieder in diesen vermaledeiten Urwald hinein!«

Denn diese tropischen Urwälder hatten wir nun zur Genüge genossen.

Ach, wie war uns so wohl hier wieder auf dem freien Meere! Nein, wir waren nicht für solche Kolonisationsversuche geschaffen. Überhaupt wieder einmal hinein in kühlere Breiten! Wir sehnten uns nach Schnee und Eis und einem tüchtigen Nordsturm. Nun, schon auf der Fahrt nach Petersburg würde daran ja kein Mangel sein, wir kamen gerade so hübsch in die richtige Jahreszeit hinein. –

»Herr Kapitän, glauben Sie an Spiritismus?«

So fragte mich Price O'Fire am Anbruche der Nacht, die uns noch von Para trennte.

»Ich? Neel. Oder meinetwegen ja. Mir ganz schnuppe, ob es Geister gibt oder nicht. Nur in meine persönlichen

Verhältnisse dürfen sie sich nicht mischen. Sonst roochts. Und wenn in meine Kabine ein Geist unangemeldet eintritt, dann mag der Kerl einen noch so ätherischen Hosensbund haben – ich will ihn schon dran packen und ihn mit Schwung in sein Geisterreich zurückversetzen, wohin er gehört.«

»Dann erst einmal eine andere Frage!« lächelte O'Fire, wozu er ja Grund haben mochte, obgleich ich nicht etwa humoristisch sein wollte, sondern ich sprach ganz ernsthaft meine Meinung über diese Sache aus. »Wir hätten doch Gelegenheit gehabt, uns eines oder des anderen meuternden Kriegsschiffes zu bemächtigen, indem wir sie einfach in den Urwald lockten.«

»Ich weiß, was Sie meinen,« entgegnete ich, »und ich will Ihnen hierüber gleich meine offene Meinung sagen. Wenn nach Bismarcks Ausspruch alle Balkanstaaten nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert sind, so ist ganz Brasilien nicht einen kleinen Finger eines einzigen meiner Jungen wert. Niemals würden und werden wir uns in diese politischen Wirren einlassen. Nicht so lange ich hier an Bord dieses Schiffes etwas zu sagen habe. Und mehr habe ich darüber überhaupt nicht zu sagen.«

»Nun gut. Aber bitte, wollen Sie doch einmal darauf eingehen. Wir hätten also doch eines oder das andere Kriegsschiff in den Urwald locken können, um die Meuterer zu überwältigen.«

»Ja, das hätten wir allerdings können.«

»Es wäre nur schwer gewesen, solch ein Lockmittel zu finden.«

»Nun, das hätte sich schon machen lassen.«

»Das möchte ich bezweifeln. Dieser Macedo Almeida ist ein überaus schlauer Fuchs.«

»Ja, was wollen Sie eigentlich damit sagen?«

»Ich will mich Ihnen offenbaren. Es handelt sich um Folgendes. Ich kenne diesen Almeida sehr gut. Er ist Spiritist. Aber kein ganz gläubiger, sondern ein überaus mißtrauischer. Nun findet heute abend in Para eine spiritistische Sitzung statt, im Hause eines gewissen Prodelli. Woher ich das weiß, das werden Sie mich nicht fragen, das ist ja eben das Schöne bei Ihnen. In diese Sitzung werde ich mich einmal einmischen. Ich werde das Medium, seine Tochter, durch Fernwirkung suggerieren. Auch die Gattin des Admirals soll sich melden. Sie will wissen, wo sich das Gauklerschiff befindet, will ihren Gatten hinführen. Ob dieser Admiral Almeida so geisterglänbig ist, daß er in diese Falle geht, das will ich dabei erfahren, weiter nichts. Geändert wird dadurch an der Sachlage nichts, sein Schicksal ist bereits besiegelt, heute nacht noch meutern die Rebellen gegen ihn selbst.«

So hatte Price O'Fire zu mir gesprochen.

Und er hat es ausgeführt.

Auf welche Weise, d. h. wie er es fertig brachte, sich als »Geist« in die spiritistische Sitzung zu mischen, das weiß ich nicht. Wohl hat er es mir später erklärt, aber ich habe ihn nicht verstanden, wollte ihn damals gar nicht verstehen.

Ich habe diese spiritistische Sitzung ausführlich beschrieben, wie sie mir später in Para von Prodelli und seiner Tochter und ganz besonders von Mister Wilsley geschildert wurde.

Es wurde dann später an Bord unseres Schiffes ebenfalls eifrig Spiritismus getrieben, indem sich unter meinen Leuten zwei Medien fanden, Kerls, denen man das nimmermehr angesehen hätte.

Ihre Namen will ich nicht nennen, auch keine solche Sitzung beschreiben, obgleich bei uns noch viel wunderbarere Phänomene zustande kamen als bei jener in Para geschilderten, auch sichtbare Materialisationen von ganzen Gestalten, die sogar sprechen konnten.

Aber ich will nicht mehr von Spiritismus anfangen, und eben deshalb habe ich jene Sitzung in Para so ausführlich beschrieben.

Nur das eine will ich noch hinzufügen:

Was kann denn eigentlich so ein »Geist« mehr als ich? Absolut gar nichts!

Ich kann auch einen Tisch springen und tanzen lassen.

Ich kann auch einen Tisch umschmeißen.

Sogar ohne daß ich ihn dabei anfasse. Durch Fernwirkung. Wie ich das mache? Indem ich einen starken Wasserstrahl gegen den Stuhl richte. Oder durch einen starken Luftstrom. Oder durch Elektromagnetismus. Auf diese oder ähnliche Weise kann man auch einen Gummiblall zu Boden werfen, ohne daß er springt oder rollt.

Wenn das die »Geister« auf eine andere Weise machen, so ist das ihre Sache. Nur auf den Effekt kommt es an, und dieser ist derselbe.

Und dasselbe gilt von den sichtbaren Erscheinungen von leuchtenden Händen und ganzen Gestalten. Die kann ich ebenfalls erzeugen, durch Laterne magika oder ganz freischwebend durch Hohlspiegel oder durch einfachen Spiegel mit Glasscheibe, wie es in jedem physikalischen Experimentierbuch beschrieben ist.

Wer sich gewissenhaft und vorurteilslos einmal mit Spiritismus beschäftigt hat, muß zugeben, daß es einen menschlichen Bewußtseinszustand gibt, in dem ganz besondere Fähigkeiten entwickelt werden, die wir mit unserem normalen Verstande nicht begreifen, nicht erklären können.

So ist es einem kräftigen Medium ein leichtes, auch ohne Berührung, zwei nahtlose Metall- oder Holzringe ohne Verletzung zusammenzustecken. Wie dies möglich ist, versuchte der Leipziger Professor Zöllner in seinen »Wissenschaftlichen Abhandlungen« durch eine vierte Dimension zu erklären. Daß es noch etwas anderes gibt als Länge, Breite und Höhe. Ein zweidimensionales Wesen könnte keinen Knoten knüpfen, würde einen solchen als ein »Wunder« ansehen.

Nun kann ich aber denselben Effekt, dasselbe Resultat erzielen. Zwei nahtlose Ringe ohne sichtbare Verletzung zusammenstecken. Bei hölzernen lasse ich sie aus einem Blocke drehen, bei Eisenringen feile ich den einen auf und schweiße die Stelle wieder zusammen.

Gewiß dieses Zusammenstecken habe ich auf andere Weise vollbracht als der »Geist«. Aber das Resultat ist doch dasselbe, und darauf kommt es an!

In Anbetracht alles dessen bin ich auf den Gedanken gekommen, eine Aufgabe zu stellen, deren Lösung ein echtes Wunder bedeuten würde, das ich mit der Post in alle Welt senden könnte.

Ich habe einen Ring aus Eichenholz und einen zweiten aus Buchsbaumholz dreheln lassen und gefordert, diese beiden Ringe zusammenzustecken.

Wenn das geschieht, so ist ein echtes Wunder geschaffen worden, kann jedem Zweifler gezeigt werden! Eine Naht müßte man durch mikroskopische Untersuchung erkennen.

Dieses Problem ist von keinem meiner Medien gelöst worden!

Übrigens, wie ich aber erst hinterher erfuhr, ist auf denselben schlaun Gedanken auch schon Professor Zöllner gekommen, er hat gleichfalls zwei Ringe aus verschiedenen Holzarten drehen lassen. Oder es genügt auch schon, zwei Ringe aus einem Stück Leder zu schneiden.

Das haben dann noch zahllose Spiritisten und Antispiritisten nachgemacht, mit derselben Forderung, und noch nie, niemals sind zwei solche Ringe zusammengesteckt worden!

Da sieht man also ganz deutlich, daß diese Geister nichts machen können, was der Mensch nicht auch in seinem normalen Bewußtseinszustand fertig brächte.

Und was nun gar die Antworten und sonstigen Botschaften ans dem »Geisterreiche« anbetrifft, so ist das erst reicht alles ganz ungereimtes Zeug. Entweder Behauptungen die gar nicht zu kontrollieren sind, oder Orakel, die sich jeder nach Belieben auslegen kann wie die von Delphi.

Mit dem ganzen Spiritismus ist es nichts! man vergeudet nur seine Unmenge Zeit damit, ohne irgend einen Vorteil davon zu haben.

Andererseits aber schadet es gar nichts, dieser geheimnisvollen Sache – denn geheimnisvoll, ganz rätselhaft ist sie, das muß man ihr lassen – einmal ernsthaft zu Leibe zu gehen. Denn wer sich nur mit einigen Sitzungen begnügt, ohne weiter zu prüfen, der verfällt leicht dem traurigen Schicksal, aus dem Spiritismus eine Religion zu machen. Und das ist Abgötterei, die nicht einmal etwas einbringt. Da ist es immer noch gescheiter, den Gott Mammon anzubeten.

Wer aber diesen Geisterbecher bis zur Hefe ausleert, dem wird es zuletzt genau so gehen, wie es allen meinen Leuten ergangen ist: erst staunten sie, fürchteten sich sogar vor den Phänomenen; dann belustigten sie sich über den Hokuspokus; bis sie schließlich von dem albernem Blödsinn nichts mehr wissen wollten.



Als wir in Para einliefen wurde der »Kaiser von Brasilien« gerade als Gefangener auf sein Flaggschiff gebracht,

die braunen, hundsfüßlichen Kriegsschiffsmatrosen speiten ihn an und sangen dazu patriotische Lieder zur Ehren der brasilianischen Republik und ihres Präsidenten. Nicht viel länger als acht Tage hatte diese ganze Komödie gewährt, von der die Welt kaum etwas erfahren hat, und dann zum Danke, daß wir ihren geliebten Präsidenten gerettet, verlangten diese Schufte auch noch, daß wir ihnen einige Vorstellungen geben sollten, womöglich gratis, wofür wir nun freilich nicht zu haben waren. Doch kam es wegen unserer Weigerung nicht zu Streitigkeiten – leider nicht, möchte ich fast sagen – alle meine Jungen hatten schon die Gummiknüppel und Hundepeitschen in den Hosenbeinen stecken.

Dann kamen der Graf von Mohakare und Major von Tonn zu uns an Bord, begrüßten uns als Landsleute, trugen eine Bitte vor. Ich will die Unterredung nicht wiedergeben. Die Hauptsache war die, daß die Verpflichtungszeit der beiden fremden, gewissermaßen nur gemieteten Offiziere bereits abgelaufen war, diese Reise, um die neuen Kriegsschiffe mit abzunehmen sollte ihre letzte Tat gewesen sein, sie hatten sogar schon ihre Frauen mitgenommen um sie gleich in Neuyork zu lassen, aber aus gewissem Grunde waren diese doch wieder mit zurückgekehrt. Die anderen Verhältnisse habe ich schon geschildert oder doch angedeutet. Wie sich der Unwille des ganzen brasilianischen Volkes gegen diese fremden Armeelinstrukteure kehrte. Daran änderte auch nichts, daß jetzt der Graf Mohakare alias Artur Hennig tatkräftig mit in die Rebellion eingegriffen hatte. In Rio de Janeiro waren

bereits die Wohnungen der beiden vom Pöbel vollständig demoliert worden, da hätten sie unbedingt Rechenschaft und Genugtuung fordern müssen, wenn sie nun einmal zur Stelle waren, oder sie wären Waschlappen gewesen, das hätte nur noch böseres Blut gegeben, und so zogen die beiden vor, für einige Zeit von der Bildfläche zu verschwinden.

Wir waren das einzige fremde Schiff in Para. Ob wir sie aufnehmen würden. Gleichgültig, wohin die Reise ging. Wenn nur nicht gerade zur Erforschung des Nord- oder Südpols. Selbstverständlich! So bekamen wir wiederum zwei Menschenpaare als Gäste an Bord.

Dieselben wurden schon in einer besonderen Erzählung zur Genüge geschildert. Besonders der brasilianische Major von Tonn war noch ganz derselbe, der er als deutscher Leutnant gewesen, nur daß er jetzt etwas hinkte.

Seine erste Frage, sobald er seine Siebensachen untergebracht und wieder an Deck erschien, war, ob das nicht recht hübsch aussehen müsse, wenn alle die Holzboote mit Kerbholzschnitt verziert seien und ob er das ausführen dürfe.

Ich kannte ja seine Leidenschaft damals noch gar nicht, und außerdem war diese Frage auch etwas seltsam gestellt, so ungefähr mit der schüchternen Wahnsinnsglut eines verliebten Jünglings, der die Auserwählte fragt, ob sie ihn will oder nicht, und dabei hatte das kleine, dicke Kerlchen auch schon heimlich so eine Art von Skalpiermesser gezückt.

Aber gewiß! Das ist eigentlich ein Gedanke! Die Matrosen treiben ja überhaupt gern Kerbschnitzarbeiten und warum nicht auch die Boote so verzieren? Die alten Wikinger haben ja sogar ganze Schiffe so beschnitzelt.

Und kaum hatte ich so gesprochen, erst eine Andeutung gemacht, als das Kerlchen auch schon mit geschwungenem Skalpiermesser auf die große Jolle losstürzte und zu schnipseln begann. Und so hat er geschnipselt, so lange er bei uns war, keine Mitarbeiter-schaft duldend. Nun aber hatte er unterdessen zu seinem Kerbholzschnitt noch einen modernen Blumenschnitt hinzu gelernt, also er schmückte unsere Boote auch mit Gänseblümchen und Vergißmeinnicht – andere Sorten schien er nicht zu kennen – was nun freilich zu den Seebooten paßte wie die Faust aufs Auge.

Dann später verzierte er die Holzeimer und was sonst noch schneidbar war. Schade, daß das Schiff von Eisen und nicht von Holz war. Oder eigentlich gut für uns. Sonst hätte der unser ganzes Schiff zerschnipselt. Nun, dafür machte er sich dann an die Kojen und an die sonstigen Möbel, bedeckte auch alle Wände mit Räderchen und Sternchen, und dazu sang er nach wie vor unermü-dlich sein »Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida.«

---

Am achten Tage sichteten wir einen mittleren Dampfer, der Notsignale gab.

Es war ein Franzose, von Neu-Orleans nach Marseille unterwegs, der die Schraubenwelle gebrochen hatte. Doch nicht etwa, daß er deswegen Notsignale gab, er wollte sich auch nicht ins Schlepptau nehmen lassen, was ein Heidengeld kostet. Denn auch auf See wird es nur von den Lebendigen genommen, von den Toten ist nichts mehr zu wollen.

Seit drei Tagen wurde der Dampfer schon getrieben, man hatte die Welle bereits einmal geflickt, die Flickerei war wiederum gebrochen, und nun wurde weitergeflickt.

Es befanden sich auch einige Passagiere darauf, und diese hatten das Warten endlich satt, zumal sie sonst nicht satt wurden, auf dem französischen Dampfer herrschten die kläglichsten Verpflegungsverhältnisse, und endlich mußte Kapitän Fernais ihrem Drängen nachgeben, der nächste in Sicht kommende Dampfer wurde angerufen.

Ja, wir waren gern bereit, die acht Passagiere an Bord zu nehmen und nach Frankreich zu bringen. Allerdings nicht nach Marseille, sondern nach einem Hafen der West- oder Nordküste. Wir einigten uns auf Bordeaux.

Dann begab ich mich selbst mit dem Abholungsboot hinüber. Denn ehe die Franzosen ihr Boot ausgeschwungen hatten, waren wir schon drüben. Als ich, hörte, daß es Vergnügungsreisende waren, die auf eigene Kosten führen und nicht gerade zu den mit Gütern gesegneten Sterblichen gehörten, und daß der Kapitän den prozentualen Teilpreis nicht zurückzahlen wollte, wozu er auch kaum gezwungen werden konnte, sagte ich kurzerhand,

daß wir die Passagiere als Gäste kostenlos nach Bordeaux befördern wollten.

Als das Kapitän Fernais vernahm, hatte das Männchen die Dreistigkeit, mich zu bitten, sein ganzes Schiff kostenlos nach Bordeaux zu schleppen. Da gab es aber nun freilich nichts. Jetzt ging ich auch auf den zuerst geforderten, sehr bescheidenen Preis nicht mehr ein, den der Kapitän nur deshalb nicht angenommen hatte, weil er, wenn er das Schiff nicht selbst wenigstens in den nächsten Hafen brachte, um seine Dividende kam.

Vor allen Dingen aber erwartete mich eine große Überraschung. Wie die acht Passagiere, nur Männer, mit ihren Siebensachen angetreten sind, da sehe ich unter ihnen einen Ritter von der traurigen Gestalt . . .

»Herr Gott, wo hast Du denn den Kerl schon einmal gesehen – diesen schwarzen Spitzbart und den pomadierten Poposcheitel – – ach, der Monsieur Leblanc, der Revolverjournalist, der in Paris seine Schmähchrift gegen uns als Salat mit Essig und Öl und Senf auffressen mußte!«

Ein merkwürdiges Wiedersehen, hier auf hoher See!

Ich hätte natürlich nichts mehr davon gesagt, ihn gar nicht erkannt. Aber er hatte schon gemerkt, daß ich ihn erkannt, und er mußte Grund haben, selbst unsere »Argos« zur Weiterreise zu benutzen, und so näherte er sich mir in gedrückter Haltung.

»Monsieur Kapitän,« begann er wie ein junger Hund zu winseln, »bei Gott, ich habe nichts mehr gegen Sie geschrieben – parole d'honneur – und ich muß am ersten

unbedingt in Paris sein, oder ich verliere meine Stellung  
...«

»Schon gut, schon gut, die Sache ist vergessen.«

Als wir sie an Bord hatten, ging die Schweinerei gleich los. In der ersten Viertelstunde wurden fünf von den acht Herren seetoll, ganz fürchterlich, spien das ganze Deck voll.

Dabei waren sie alle doch eigentlich seefest hatten ja schon eine Hinreise gemacht, kamen doch von einem Dampfer, auf dem sie Zeit genug gehabt hatten, dem Neptun zu opfern, und der Seegang war doch hier wie dort der gleiche, der Dampfer rollte noch ganz anders, als unsere scharf auf Kiel gebaute »Argos«, und auf dem Dampfer waren sie nicht seekrank gewesen, wurden es erst bei Betreten unseres Schiffes.

Die Seekrankheit ist eben ganz unberechenbar. Der robusteste Mann wünscht sich den Tod, und das zarteste Dämchen mit den schwächsten Nerven bleibst ganz verschont. Wobei allerdings ein festgeschnürtes Korsett mit helfen mag, was schon die alten Kreuzfahrer wußten, indem sie auf dem Schiff einen besonderen Gürtel fest um die Hüften schnürten. Wohl auch das einzige Mittel, um sich gegen die Seekrankheit zu schützen. Um den Magen, der die Stampfbewegungen des Schiffes, das Auf- und Niedergehen, nicht so schnell mitmachen kann, also immer oben und unten gegen die Wände der Bauchhöhle schlägt, fester zu halten.

Aber schließlich hilft das alles nichts. Manch alter Kapitän oder sonstiger Seebär wird immer wieder fürchterlich seekrank, sobald der Wind umspringt oder das Schiff von einem anderen Wellenschlag getroffen wird, andere Bewegungen macht. So wie auch der Weltumsegler Cook, wie schon einmal erwähnt, fortwährend seekrank wurde.

Es handelt sich also meist um andere Bewegungen des Schiffes, als die, an die sich der Magen schon gewöhnt hat. Nun macht aber ein Dampfer ganz andere Bewegungen als ein Segelschiff. Der Dampfer bricht durch die Wellen, der Segler hebt sich darüber hinweg. Das Schlingen und Stampfen mag scheinbar dasselbe sein – es sind dennoch ganz andere Bewegungen. Wer nur auf einem Dampfer zu fahren gewöhnt ist, wird zum ersten Male auf einem Segler regelmäßig wieder seekrank, wenn er überhaupt dazu disponiert ist, und umgekehrt.

So war es auch hier. Die fünf Herren waren auf dem Dampfer seefest geworden, aber wir benutzten den Wind zum Segeln, und diese neuen Stampfbewegungen konnte ihr Magen nicht vertragen.

So konnten wir gleich kontrollieren, was es auf dem französischen Dampfer für einen Schlangenfresser gegeben hatte. Die Mittagszeit war kurz vorüber. Als Hauptsache Maraschgemüse. Das sind die getrockneten Stiele von besonderen Pilzen, welche in den Südstaaten Nordamerikas massenhaft wachsen. Nur die Stengel kann man essen, sie schmecken ganz gut, müssen aber stundenlang mit Soda gekocht werden, ehe sie halbwegs verdaulich

werden, man benutzt sie nur, um der Bouillon einen angenehmen Geschmack zu geben. Und dieses spottbillige Luderzeug hatte auf dem französischen Dampfer das Hauptgericht gebildet!

Ich würde bei dieser unappetitlichen Geschichte ja gar nicht so lange verweilt, sie vielleicht gar nicht erwähnt haben, wenn ich nicht seiner Zeit, als der Monsieur Leblanc seine Broschüre auffressen mußte, erwähnt hätte, daß über diese Sache einer unserer Heizer noch nachträglich einen famosen Witz vom Stengel ließ, und dieses Versprechen muß ich nun einlösen.

Also die fünf Herren haben sich an Deck verteilt und streuen verschwenderisch die schwarzen, unverdauten Maraschstengelchen aus, vermischt mit der nötigen Majonaisse. Darunter befindet sich auch Monsieur Leblanc, der halb über einer Winde hängt und immer feste den Inhalt seines Magens ausschüttet.

Da gehen zwei Heizer vorüber, sie ziehen auf Wache.

Von der damaligen Komödie in Paris hatten sie natürlich alle erfahren, das hatte ja gar nicht ausbleiben können, das hatten wir doch ausführlich in der Kajüte erzählt – und jetzt hatte ich auch gleich der Patronin gesagt, wen wir hier wieder trafen, das hatte Sidy gehört, der hatte wieder einmal sein Maul nicht halten können . . .

»Hört, der da mit dem schwarzen Spitzbart und dem Scheitel in der Mitte, das ist der Franzose, den damals unsere Patronin in Paris seine von ihm verfaßte Broschüre auffressen ließ.«

Also die beiden Heizer gehen vorüber und wissen, wen sie vor sich haben. Anzüglichkeiten durften sie sich ja nicht leisten, das wußten sie, aber bei dieser Gelegenheit, wie der Franzose die schwarzen Pilzstengel massenhaft an Deck streut, da blitzt dem einen Heizer ein genialer Gedanke auf, und da kann er sich doch nicht halten.

»Du, sieh mal, Garl,« sagt der Heizer Felix, ein gelernter Buchdrucker, dessen Wiege in Sachsen gestanden, ganz erstaunt zu seinem Kollegen, »sieh mal, der schbuckt Lettern – – setzt se glei zusamm – na, da guck doch, da schteht ja: Madame Helene Neubert et les argonautes.«

Ich hatte es gehört.

Ich weiß nicht, ob dieser Witz so wirkt, wie er damals auf mich gewirkt hat.

Man muß wohl dabei gewesen sein.

Wie der Buchdrucker-Heizer die schwarzen Stengelchen mit der vor drei Jahren ausgefressenen Broschüre zu verquicken weiß, und wie er nun mit dummerstaunten Gesicht das hervorbringt, auch das Französische!

Ich machte schleunigst, daß ich fort kam. Seit langer Zeit hatte ich nicht wieder so herzlich gelacht, habe mich fast ausgeschüttet vor Lachen.



In Bordeaux gaben wir eine Vorstellung. In dieser Hafenstadt tagte gerade ein Kongreß von Gelehrten aus

ganz Frankreichs über Tiefseeforschung, und da war es, wo die schon ermahnte Geschichte mit dem dressierten Igel passierte, wie der eine Professor der Akademie einen langen Vortrag über die Darwinsche Anpassungstheorie hielt, wie der Igel an Bord eines Schiffes so ganz seine Natur geändert habe, daß er jetzt sogar die Wände hinaufklettern könne. Und dann entpuppte sich der Igel als eine nur in eine Igelhaut eingenähte schwanzlose Ratte. Es war schon eine andere, von dem Segelmacher aber vielleicht noch besser dressiert als die erste.

Dann ging es nach Hamburg. Wir konnten doch nicht am Heimatshafen vorbeifahren, ohne ihn einmal anzulaufen. Jeder, der wollte, bekam zwei Wochen Urlaub, um die Seinigen zu besuchen. Es war ungefähr nur ein Drittel der Mannschaft, die davon Gebrauch machte.

Wegen seiner Militärpflicht hatte sich nur Hans zu stellen, der noch einmal zwei Jahre zurückgeschrieben wurde.

Lord Harlin stand zwar noch unter der Anklage des Hochverrates, wurde aber, wie wir uns schnell orientiert hatten, von den deutschen Behörden nicht an England ausgeliefert, und er hatte keine Lust, sich selbst zu stellen.

Wegen der kleinen Peeresse von Suffolk bekamen wir einen anonymen Brief aus England, man wolle sie uns, wenn eine diplomatische Auslieferung versage, entführen. Da aber eine hohe Summe gefordert wurde, wenn der Schreiber angebe, wie wir das umgehen könnten, so handelte es sich nur um den Erpressungsversuch eines

Gauners. Wir wußten schon, wie äußerst schwer es war, auch auf diplomatischem Wege die noch unmündige Herzogin auf einem deutschen Schiffe von der Seite des Onkels und Vormunds zu reißen, so lange er nur angeklagt, nicht verurteilt war.

Dagegen erfolgte eine Beschlagnehmung des ganzen Schiffes auf Antrag des Generalkonsuls der Vereinigten Staaten. Aber das war nur ein Versehen gewesen, die Siegel wurden gleich wieder gelöst. Price O'Fire hatte die Angelegenheit mit der Alice Powell schon von Para aus geregelt, ihr eine Million Dollar angewiesen, wovon wir gar nichts gewußt hatten.

Wir waren gegen derartige Geldgeschichten schon dermaßen abgebrüht, daß wir uns um so etwas gar nicht mehr kümmerten. Wenn wir so einen famosen Mann an Bord hatten, der uns Berge von Gold und Edelsteinen verschaffen wollte – na, da konnte doch nichts schief gehen, und dann konnte der diese Lappalie auch einstweilen für uns auslegen.

Ich selbst meldete mich gleich in den ersten Tagen bei dem Seemannsamte zum Kapitänsexamen, bestand es, dann fuhr ich mit Helene nach Kiel, umarmte meinen alten Vater, den ich wohlauf fand – was ich natürlich schon gewußt hatte – und als wir nach Hamburg zurückkehrten, waren auch schon alle Urlauber wieder eingetroffen. Bei manchem hatte sich zu Hause gar viel geändert, bei uns an Bord nicht das geringste, wir waren alle wieder vollzählig beisammen, so verließen wir Hamburg und

trafen am 18. Oktober in Petersburg ein, um hier zu überwintern.

Jawohl, den ganzen Winter wollten wir in Petersburg oder doch in Kronstadt eingefroren bleiben. Das war bereits ausgemacht worden. Denn unterdessen hatte mir O'Fire doch Einiges darüber offenbart, wohin er uns führen wollte. Wenigstens Einiges. Wir sollten abermals eine große Strompartie ins Binnenland hinein machen. Den Jenissei hinauf und dann weiter den Tunguska, einen rechten Nebenfluß dieses Hauptstromes.

»Was, in den sibirischen Urwald soll es hineingehen?!« rief ich wirklich erstaunt, nachdem ich einen Blick auf die Karte geworfen hatte.

»Ja, und zwar immer noch ein ganz anderer Urwald als der des Amazonenstromes, der größte der Erde, vom Ob bis zur Jana sich erstreckend, 500 geographische Meilen lang und 300 breit, fünfzehn mal so groß als Ihr ganzes Deutschland, dabei ebensowenig erforscht, so unbekannt wie der brasilianische Urwald, obgleich fast überall passierbar, und in das Herz dieses Riesenwaldes will ich Sie führen. Wenn es Ihnen recht ist.«

O ja, mir war es schon recht, und die anderen würden gegen solch eine abenteuerliche Fahrt in die sibirische Wildnis wohl auch nichts einzuwenden haben.

»Dort werden wir den Kapitän Satan mit seinen oder vielmehr mit unseren Schätzen finden?!«

»Wünschen Sie, daß ich Ihnen alles offenbare?«

»Nein, wenn Sie uns Überraschungen bereiten wollen, dann sind mir diese lieber. Nur noch eine Frage: können

wir denn mit unserem Schiffe so hoch diese Ströme hinauffahren?«

»Ja. Wenigstens bis ziemlich an unser Endziel. Aber ich möchte fast, daß Sie und Ihre Auserwählten dem Schiffe voraus fahren, ich möchte Ihnen den Genuß einer winterlichen Schlittenpartie auf den sibirischen Strömen verschaffen. Das Schiff folgt dann einen Monat später nach, immer unter sicherster Führung, die ich selbst stellen werde.«

Er erklärte mir weiter, was er beabsichtigte. Er wollte eine großartige Expedition arrangieren, hauptsächlich zur Freude für uns unternehmungslustige Abenteurer. Ich will es jetzt nicht schildern, da wir es dann ja ausführten.

Vor allen Dingen aber mußte unsere »Argos« unbedingt einmal in das Dock, sie hatte gar viele Reparaturen unter der Wasserlinie nötig. Der ganze Kupferbeschlag mußte erneuert werden. Es hatten sich schon so viel Muscheln angesetzt, daß wir kaum noch acht Knoten dampfen konnten, noch hinderlicher war diese Reibung beim Segeln. Wer eine Masse erfindet, die vor dem Ansetzen der kleinen Seemuscheln schützt, der kann sich gleich als Multimillionär fühlen. Am besten hat sich das Kupfer bewährt, aber ganz erfüllt es seinen Zweck eben auch nicht. Oder wenigstens eine kupferhaltige Farbe erfinden, die nur aufgestrichen zu werden braucht und dann so wirkt wie metallisches Kupfer! Aber das gibt es auch noch

nicht. Und die Muschelkruste erst abklopfen, mit Hammer und Meißel und dann die rauhe Fläche glatt schleifen, das würde viel, viel teurer zu stehen kommen als ganz neue Kupferplatten.

Ich hätte unser Schiff schon in Hamburg aufdocken lassen, wenn mir O'Fire seinen Plan nicht schon damals offenbart hätte, und Kronstadt ist durch seine Bekupferung berühmt.

Einige Monate konnte das dauern, und so blieben wir gleich den ganzen Winter in Kronstadt liegen, was aber gleichbedeutend mit Petersburg ist. Die russische Hauptstadt ist mit ihrem eigentlichen Hafen durch einen 25 Kilometer langen Kanal verbunden. Nur darf man das nicht falsch verstehen. Sankt Petersburg liegt ja selbst direkt am Meere, hat eigene Häfen, sogar mitten in der Stadt. Aber nur für Schiffe bis zu 1000 Tonnen. Der Kanal geht durch den Busen von Kronstadt, es ist eine künstlich angelegte Fahrrinne im Wasser.

---

Wir haben in dem glänzenden Petersburg einen herrlichen Winter verlebt.

Wir sind als Gäste am Zarenhofe gewesen, und wir haben den ganzen Zarenhof an Bord unseres Schiffes bewirtet.

Besonders ich habe dabei einige mächtige Klatsche auf der Brust abbekommen, mehr als alle anderen.

Ich glaube, wir hätten jahrelang in Petersburg liegen können, und Abend für Abend wäre unsere Batterie, tausend Sitzplätze enthaltend, gefüllt gewesen. In Rußland gibt es noch ganz anderes Geld als in Amerika, das heißt es ist noch viel ungleichmäßiger verteilt und drängt sich hauptsächlich in Petersburg zusammen, und der Rubel rollt noch viel leichter als der Dollar, und es gehörte zum guten Tone, daß man unsere Vorstellungen besuchte.

Wir konnten ja auch, wenn wir wollten, jeden Abend etwas anderes bieten, Monate lang. Man mußte es nur einteilen. Schon der schwimmende Affe war eine Sehenswürdigkeit für sich, auch Juba Riata konnte sowohl als Peitschenjongleur wie mit seinem zugerittenen Büffel einen ganzen Abend ausfüllen, und so gab es noch hunderterlei anderes, und wir verstanden Preise zu nehmen.

Nein, wir hätten gar nicht mehr nötig gehabt, in den sibirischen Urwald zu dringen, um den Schätzen des Flibustierkapitäns nachzuforschen. Weniger als 5000 Rubel nahmen wir keinen Abend ein, manchmal aber auch das dreifache, und so konnten wir schon nach vier Wochen Price O'Fire die eine Million Dollars zurückerstatten, oder wir hätten es können, wenn er noch anwesend gewesen. Er hatte uns bereits verlassen. Weshalb und wohin, das werde ich später sagen.

Außerdem gab es fast tagtäglich Sportwettkämpfe aller Art, und unser gemeinschaftlicher Siegeschrank füllte sich mit kostbaren Ehrenpreisen, wenn die Prämie nicht in barem Gelde bestand. Und wir waren nicht mehr so wie früher, daß es gegen unsere Ehre gegangen wäre,

solches anzunehmen. Dazu waren wir nun schon viel zu sehr abgebrüht.

Ich will nicht weiter schildern, was wir, die Helden und Löwen von Petersburg während der fünf Monate alles getrieben und erlebt haben. Es würde dicke Bücher füllen.

## 82. KAPITEL. AUF DEM EISE DES JENISSEI.

Am 2. April trafen wir in Krestowsk ein, an der äußersten Mündung des Jenissei gelegen.

In sechzehn Tagen hatten wir ganz Skandinavien und Nowaja Semlja umschifft. Wir hatten zwar oft schwer gegen Eis anzukämpfen gehabt, aber bei den heutigen Dampfern spielen die Eisverhältnisse gar keine Rolle mehr. Etwas anderes ist es natürlich in den hohen Polarkreisen, da hört es im Winter freilich auf. Aber sonst – wenn in Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, im Winter alles tot liegt, kein einziges Schiff mehr einläuft, so kommt es eben daher, weil im Winter dort kein Schiff etwas zu suchen hat. Die modernen Eisbrecher könnten sonst recht wohl Luft schaffen.

Krestowsk sieht aus wie ein elendes Fischerdorf, bedeutet aber für Sibirien mit seinen 500 Einwohnern eine ansehnliche Stadt, im Sommer konzentriert sich auch hier der ganze Stromhandel.

Von den eingefrorenen Fahrzeugen löste sich alsbald, noch ehe wir signalisiert hatten, ein ganz moderner Eisbrecher ab, hielt auf uns zu. Aber wie! Furchtbar war es, wie der massive Stahlkoloß, mochte er auch nur

sehr klein sein, so etwa ein riesenstarker Zwerg Alberich durch das Eis brach, wie er zurückfuhr und mit aller Kraft gegen die Eisbarriere rammte, wie er förmlich in die Luft sprang und mit seinem Gewicht meterdickes Eis durchbrach. In Hamburg bekommt man ja so etwas oft genug zu sehen, noch mehr in Halifax und anderen nördlicheren Hafен, aber solch einen furchtbaren Kampf mit den Eisschollen oder vielmehr mit Packeis hatte ich noch nicht beobachtet.

In einer Stunde hatte er uns erreicht, die wir noch in eisfreiem Seewasser lagen. Bepelzte Männer blickten zu uns herauf, alle die schwarzen, blonden oder roten Haare halblang, und zwar so geschnitten, wie man es wohl macht, wenn man jemandem die langen Haare kürzen will und von der Frisierkunst nichts versteht, man stülpt eine Schüssel über den Kopf, und was darunter hervorsieht, schneidet man weg, und ein Gesicht immer schmutziger und fettiger als das andere. Na, eben echte Russen aus dieser sibirischen Gegend. Mich wunderte nur, daß sie nicht schon nach Schnaps schrien, nach Wodka oder Wutki, was wörtlich übersetzt »Wässerchen« heißt.

Als erster kletterte das Fallrepp ein Mann herauf, der aber kein Russe sein konnte. Dazu hatte er ein gar zu mongolisches Affengesicht, in dem die Backenknochen wie Eckpfeiler hervortraten. Er erinnerte sehr an unseren Mister Tabak, besonders auch seine unansehnliche Gestalt mit mächtig krummen Beinen. Außerdem war er

nicht wie die anderen in Pelze, sondern in Renttierfelle gekleidet, die freilich noch mehr von Dreck und Fett starrten. Und trotzdem eine ganz sympathische Erscheinung. Besonders taten es einem gleich die so listig und lustig wie schwarze Karfunkelsteine blitzenden Schweinساugen an.

Doktor Cohn stand schon als Dolmetscher der russischen Sprache bereit, aber es war gar nicht nötig.

»Biehscht Du der Waffenmeister von dieschem Schiff?« fing da der Samojede, der er doch sicher war, da schon im schönsten Schwäbisch an.

»Ich werde Ihnen überall die sichersten Führer zur Verfügung stellen, denen Sie sich bedingungslos anvertrauen können.«

So hatte Price O'Fire gesagt, als er uns verließ um schon an Ort und Stelle Vorbereitungen für unsere sibirische Expedition zu treffen, weiter nichts.

Es gibt ja in Rußland, auch im asiatischen, viele Deutsche, Schwaben bewohnen massenhaft die Täler des Kaukasus, aber der war doch etwas weit von hier.

»I woher kannst Du denn Deutsch?« entfuhr es mir überrascht.

»Nu ihsch hab doch vier Jahre den Doktor Schbießle aus Schtuttgart geführt!«

Ahso, der langjährige Führer eines deutschen, eines schwäbischen Forschungsreisenden! Da war das Rätsel gelöst.

Ich halte mich nicht weiter dabei auf, was ich sonst noch erfuhr, wie Price O'Fire schon hier gewesen war

und alles arrangiert hatte. Kurz, es war alles aufs Sorgfältigste vorbereitet worden, und dieser Samojede hier, der auf den schönen Namen Jilibembärtje hörte, führte diejenigen, die ich zur ersten Expedition ausgewählt hatte, zunächst bis nach Turuchansk, an der Mündung des Tunguska in den Jenissei gelegen, rund 100 geographische Meilen von hier, die wir auf Renntier- und Hundeschlitten in höchstens zehn Tagen zurücklegen würden. In Turuchansk nahm uns ein anderer Führer in Empfang, dann ging es weiter nach Osten, in die eigentliche Urwaldwildnis hinein. Unser Schiff blieb einstweilen hier in Krestowsk liegen, bis es uns im Anfang Mai, wenn der obere Jenissei eisfrei wurde, nachfolgte.

Vor allen Dingen aber muß ich noch eines erwähnen. Wir waren auf eine zweijährige Expedition gefaßt und hatten uns danach natürlich ausgerüstet. Zum Teil schon in Hamburg, dann weiter in Petersburg, je nachdem, wo die betreffenden Waren billiger zu haben waren. In Hamburg hatten wir vor allen Dingen mächtige Quantitäten von Tabak und Spirituosen eingenommen, ohne welche »Tauschartikel« im sibirischen Rußland ja gar nicht durchzukommen ist. Jeder eingeborene Arbeiter oder Jäger will von dem europäischen Reisenden für jede Handreichung einen Schnaps haben, oder er macht eben nicht mehr mit, diesen Schnaps ersetzen ihm keine Berge Gold, nicht einmal der Tabak, den er so wie so ebenfalls beansprucht.

Diese Sachen hatten wir im Hamburger Freihafen eingenommen, also zoll- und steuerfrei. Nun gibt es aber in

Rußland kaum einen Artikel, der zollfrei eingeführt werden darf. Und gerade auf Spirituosen und Tabak liegt ein enormer Zoll. Und wir durften doch nicht etwa so ohne weiteres mit unserem Schiffe den Strom hinaufdampfen und diese Waren nach Belieben freigebig verteilen. Das mußte alles, alles erst versteuert werden. Auch unser eigener Proviant und was wir sonst für uns selbst zu verbrauchen gedachten. Oder aber, es wurde alles versiegelt. Schon diese erste Untersuchung hätte mindestens eine Woche gedauert. Wir hätten, um das Schiff frei zu bekommen, eine Kaution von mindestens hunderttausend Rubel hinterlegen müssen. Die weiteren Verwicklungen wären überhaupt gar nicht abzusehen gewesen. Das ist es ja eben, was die Erforschung des noch gänzlich unbekanntem Sibiriens dem fremden Reisenden so ungeheuer schwierig macht.

Für uns aber trat ein Fall ein, der nur im heiligen Rußland möglich ist.

Wir waren nicht umsonst am Zarenhofe gewesen, nicht umsonst hatte sich der Kaiser aller Reußen als Gast bei uns an Bord befunden.

Wir besaßen einen Generalpaß von ihm mit seiner eigenen Unterschrift, wir besaßen einen Ukas.

Das heißt wörtlich übersetzt Befehl, Verordnung – bedeutet aber Gesetz.

Durch seine eigenhändige Unterschrift, durch einen »Vysocajsije Ukazy« hatte der Zar für uns ein besonderes Gesetz geschaffen. Wenn es auch nur, ohne ins Staatsarchiv zu kommen, auf einem Blatte Pergamentpapier

stand, das ich in der Brusttasche hatte und von dem Price O'Fire eine Kopie besaß.

Danach hatte jeder russische Beamte zu unserer Verfügung zu stehen. Wir befahlen, er mußte gehorchen, jeder Nachtwächter sowohl wie jeder Stadtkommandant wie jeder Regimentskommandeur, oder er hatte die Folgen seines Ungehorsams zu tragen. Und weiter konnten wir alles, was sich an Bord unseres Schiffes befand, zollfrei ins Land bringen, wohin wir wollten, ohne jede Untersuchung.

Was das zu bedeuten hat, das weiß wohl nur der richtig zu würdigen, der schon einmal an der russischen Grenze oder auch an anderen kujioniert worden ist.

So etwas aber ist heutzutage auch nicht mehr in Persien und nicht mehr in der Türkei möglich, obgleich diese Reiche doch ebenfalls absoluten Monarchismus haben. So etwas ist heute nur noch im heiligen Rußland möglich! Daß ein Federzug des Landesvaters alle bestehenden Gesetze einfach auf den Kopf stellt!

Danach also wurden wir in Krestowsk empfangen, von den Behörden und von der ganzen Bevölkerung. Daß wir unsere Allmacht nicht mißbrauchten, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Die Patronin, Ilse, Lady Evelyn und Klothilde – ich, Doktor Cohn, Juba Riata, Kabat, Wenzel-Attila, Maler Gerlach und acht Matrosen, darunter auch die Turner Schneider-Schnipplich und Kretschmar – diese achtzehn Personen waren von vornherein für die erste Expedition

bestimmt gewesen, danach hatte sich O'Fire richten müssen.

Fünfzehn Schlitten standen für uns schon bereit, sechs mit Renttieren, neun mit Hunden bespannt.

Es sind in Bezug auf diese Zugtiere in Lappland und Grönland ganz andere Verhältnisse als im nördlichen Sibirien.

Der Lappe fährt nur mit zwei Renttieren, denen er höchstens 16 Wog oder etwa 5 Zentner zumutet, verlangt täglich höchstens 8 Meilen – der Samojede und Tunguse spannt vier vor, läßt sie 12 Zentner ziehen und bringt es dennoch bis auf 12 Meilen den Tag. Die sibirischen Renttiere sind allerdings auch viel größer und stärker als die norwegischen, hauptsächlich aber ist besonders der Tunguse gegen seine Zugtiere rücksichtslos bis zur Grausamkeit, läßt sie lieber zusammenbrechen und verenden, ehe er sein vorgenommenes Ziel nicht erreicht, was es bei dem Lappen nicht gibt. In Sibirien sind die Renttiere eben viel billiger, man hat schon Herden bis zu 70 000 Stück gezählt, einer einzigen Familie gehörend! Außerdem reitet der Sibirier auch das Renttier, was für dessen Größe und Stärke spricht.

Sie sind viel größer und stärker als die der Eskimos, müssen eine Last von 640 Pfund ziehen und täglich bis zu 20 deutsche Meilen zurücklegen. Wer das nicht glaubt, der lese in Brehms »Tierleben« nach. Das sind nun allerdings Ausnahmsleistungen.

Das Verladen der mitzunehmenden Sachen und die Verteilung der Personen in die Schlittenboote – richtige

Wasserboote aus Birkenpflanzen, auf Kufen ruhend – begann.

Es waren interessante Beobachtungen, die ich da machte. Na, was ich überhaupt noch erleben sollte! Besonders mit diesen höllischen Hundekötern! Doch davon später.

Mit einem Male sehe ich, wie »Bärtchen«, – so hatten meine Jungen den Samojeden-Führer Ilibeambärtje gleich getauft – mit ausgebreiteten Armen auf unsere Patronin zugeht, sie an seine Brust drückt, dabei sie auch etwas in die Höhe hebt und herumschwenkt.

Na, ich denke doch der Kerl ist verrückt geworden. Ich bin ob dieser Liebkosung dieses schwierigen Jünglings eben so erstarrt wie Helene, die ebenfalls kein Wort findet, sich die Umärmelung ruhig gefallen läßt.

Und wie er sie wieder hingesezt hat, geht der Samojede auf mich zu, schließt auch mich in die Arme, hebt mich hoch.

Ich will es kurz machen. Nicht etwa, daß dies Abschiedsformalitäten waren.

»Ihsch musch doch wische, wie schwer Du bihscht.«

Der Samojede bestimmte also das Gewicht jeder Person, dann auch aller der Ballen und Kisten, nur durch einfaches Aufheben. Wir haben dann Verschiedenes nachgewogen, und ich habe mich von der Wahrheit dessen überzeugen lassen müssen, wovon ich schon früher gehört und gelesen hatte: nämlich daß diese Samojeden und Tungusen, Schlittenführer wie Jäger wie Kaufleute,

durch einfaches Aufheben das Gewicht eines jeden Gegenstandes fast genau bis zum Gramm bestimmen können! Wenn so ein Pelzjäger ein Pfund Tabak bekommt, kann er sofort sagen, daß daran fünf Gramm fehlen! Bei größeren Lasten können sie sich ja um einiges Pfund irren – aber immerhin, es ist ganz wunderbar, schier fabelhaft, wie diese Menschen jedes Gewicht durch einfaches Aufheben bestimmen!

Nachmittags um zwei fuhren wir los, ich mit Helene in einem Renttierschlitten, gelenkt von Herrn Bärtchen, doch änderte sich diese Verteilung während der zehntägigen Reise fortwährend, jeder wollte doch auch einmal in einen Hundeschlitten, wollte selbst fahren lernen, und deshalb bedarf das einer näheren Beschreibung.

Von einer Dressur, einem Abrichten zum Ziehen ist gar keine Rede, weder bei den Renttieren noch bei den Hunden.

Der Samojede fängt mit dem Lasso – in dessen Handhabung er sich aber nicht mit dem nordamerikanischen Indianer oder Cowboy vergleichen kann – beliebige Tiere heraus, auch solche, die noch nie vor einem Schlitten gegangen sind. Durch vieltausendjährige Benutzung zum Ziehen scheint das diesen Tieren in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. Die vier Stück werden nebeneinander eingespannt, in einer Weise, die ich mit Worten nicht so leicht zu schildern vermag, ganz einfach und dennoch genial ausgedacht, sie lassen sich willig das Maul zusammenschnüren, sie ziehen beim Zügelschlag sofort an und bieten ohne Peitschenschlag bis zum letzten Augenblick,

bis sie zusammenbrechen, ihre ganze Kraft auf. Das Lenken geschieht durch Zug genau wie bei den Pferden, und sie gehorchen sofort ohne jede Dressur.

Ganz anders bei den Hunden. Während der Eskimohund mehr ein großer Spitz ist, sind diese sibirischen echte Wolfshunde, Kreuzungen zwischen einem unbekanntem Haushunde und dem Wolfe, werden durch eine Wölfin immer wieder einmal aufgefrischt, ihrem wilden Ahnherrn wieder näher gebracht.

Bei diesen Hunden ist von einer Abrichtung erst recht gar keine Rede. Daß sie sich zum Menschen halten, das ist das einzige, wodurch sie unseren Haushunden gleichen. Sonst aber sind sie völlig selbständig, folgen keinem Rufe. Sie halten sich beim Menschen nur in der Hoffnung auf, von ihm gefüttert zu werden. Geschieht dies nicht, wird der ewige Heißhunger gar zu groß, so verlassen sie ihn treulos, die Ansiedlung wie den einzelnen Jäger, um durch Jagd oder bei anderen Menschen Nahrung zu suchen. Was übrigens auch die Eskimohunde tun, wie manche Polarforscher zu ihrem Schaden erfahren haben. Daß eines Tages alle Hunde durchbrennen. Was bei unserem kultivierten Haushund doch ganz undenkbar ist.

Sie werden durch einen Fisch angelockt, gepackt und vor den Schlitten gespannt, ihrer sechs oder auch acht und noch mehr in einer Längsreihe, im Gegensatz zur Einspannung der Renttiere, die also nebeneinander laufen.

Es fällt den Hunden gar nicht ein, anzuziehen. Lieber lassen sie sich totschiagen. Da wirft der Lenker einen getrockneten Fisch von der Größe eines Herings voraus, so weit er ihn werfen kann. Und nun die sechs verhungerten Köter drauf los wie das Kreuzmillionendonnerwetter! Jeder will doch den Fisch haben. Aber an der Art der Bespannung liegt es, daß nur der erste den Bissen erhascht und verschlingt. Trotzdem geht jetzt der rasende Lauf weiter. Offenbar – ich nehme es an, ein Hundegehirn habe ich nicht – glauben die anderen fünf immer noch, der erste Kamerad hat den Bissen noch im Maule, sie wollen ihn ihm abjagen. Und der erste muß nun auch mitlaufen.

Das geht so weiter, bis nach etwa zehn Minuten die Tiere vollkommen erschöpft sind. Sie werfen sich mit lang heraushängender Zunge hin, bleiben liegen. Da nützt keine Peitsche.

Aber es braucht nur ein neuer Fisch geworfen zu werden, dann gehts wieder los wie das Kreuzmillionendonnerwetter. Mir fällt wirklich gar kein anderer Ausdruck ein. Wie diese Hunde, die total erschöpft erscheinen, aufschnellen und auf den Bissen losschießen. Und wieder halten sie ungefähr zehn Minuten aus, bis sie eben nicht mehr können. Und so geht das weiter von früh bis abends, manchmal zehn geschlagene Stunden lang, in welcher Zeit sechs Hunde mit einer Last von sechs und mehr Zentnern bis zu 20 geographische Meilen zurücklegen!

Diese sibirischen Eingeborenen wissen schon, was sie tun. Es hat gar keinen Zweck, die Hunde anderweitig abzurichten. Nur der ewige Heißhunger ist die Triebfeder, welche diese halbwilden Tiere zu solch schier unglaublichen Leistungen befähigt. Wären sie dressiert, dem Menschen wirklich anhänglich und dienstbar, wüßten sie, daß sie regelmäßig gefüttert würden, dann würden sie ihre Kräfte gar nicht so anspannen. Denn es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Haushund solch eine Leistung vollbringt. Bei unseren Bordhunden war erst recht nicht daran zu denken. Nur der Ahnherr der Hunde, der wilde Wolf, scheint im Laufen einfach unermüdlich zu sein. Was ich gehört habe, welche Strecken ein jagender Wolf in einer Nacht durchmißt, will ich nicht wiedergeben, denn es klingt mir selbst unglaublich. Bei dem Wolfe ist es ebenfalls der ewige Heißhunger, und das gilt also auch von diesen seinen halbwilden Nachkommen. Nur am Abend oder nach Beendigung der vorgenommenen Strecke werden sie mit gedörrten Fischen richtig gefüttert, können fressen so viel sie wollen, dann müssen sie wieder 24 Stunden und noch länger hungern.

Bei solchen Fahrten kommen nun die verschiedensten Zwischenfälle vor. Manchmal – oder vielmehr oft genug – geraten die Hunde unter sich in Streitigkeiten, fallen mitten im Laufe über einander hier, bilden ein wirres, in sich verbissenes Knäuel. Dann muß sie die Peitsche des Lenkers auseinander bringen, und dazu gehört eine Kunst, die anfangs weder Juba Riata noch Mister Tabak fertig

brachte, das muß gelernt werden, und Mancher von uns hat das später überhaupt niemals gelernt.

Dasselbe ist der Fall, wenn der erste Hund einmal über den vorgeworfenen Leckerbissen hinausschießt, dann ist die Balgerei und Beißerei erst recht fürchterlich.

Und wenn man nun einmal keinen Fisch mehr hat, nichts anderes Eßbares, was man vorwerfen kann? Nun, etwas Eßbares braucht es gar nicht zu sein. Diese Köter verschlingen eine alte Stiefelsohle oder einen wollenen Handschuh oder einen Segeltuchfetzen mit demselben Appetit wie ein Beefsteak. Sie verschlingen überhaupt alles, was nicht von Holz oder Metall oder Stein ist

Ist alles Verschlingbare erschöpft, so wirft man anfangs ein Stück Holz vor. Doch nicht lange, so fallen die Hunde nicht mehr drauf rein. Und was dann? »Aha, der hat nichts mehr!« sagen dann die Hunde und gehen ihren eigenen Weg, laufen nach der nächsten Ansiedlung, die sie mit unfehlbarer Sicherheit in direktester Richtung zu finden wissen, und da hilft keine Peitsche und gar nichts.

Das ist aber doch nicht etwa eine Untugend. In diesem Falle hat der Führer doch selbst keinen Proviant mehr. Oder will er davon den Tieren nichts mehr abgeben, so geschieht ihm nur ganz recht, wenn sie ihn anderswo hinziehen.

Aus diesem Grunde aber kann sich ein Mensch im Hundeschlitten auch niemals verirren, ist niemals verloren. Er braucht den Hunden nur einige Zeit nichts vorzuwerfen, dann suchen diese die nächste Ansiedlung auf, und auch der wütendste Schneesturm, der den Tag zur

Nacht macht, kann sie nicht in der Richtung beirren. Außerdem ist man durch diese Hunde vor Wölfen geschützt. Der Renttierschlitten wird auf größeren Strecken von Ansiedlung zu Ansiedlung während der Nacht unfehlbar von Wölfen angegriffen. Vor seinem halbzahmen Nachkommen, der sich dem Menschen angeschlossen, hat, der Wolf einen heiligen Respekt. Es ist fast unerklärlich. Die Wölfe, die nur in großen Rudeln jagen, könnten doch leicht so ein paar Hunde überwältigen. Aber sie tun es nicht, halten sich in scheuer Entfernung. Ebenso haßt der Wolfshund seinen ganz wilden Ahnherrn glühend. Wehe dem Wolfe, der sich in eine Ansiedlung schleichen wollte! Ein gefangener Wolf wird in furchtbarem Grimm zerfetzt. Hinwiederum läßt sich der Wolfshund nicht zur Jagd auf seinen wilden Vetter verwenden, er verfolgt ihn überhaupt nicht. Das ist auch etwas Rätselhaftes. Nur der Begattungstrieb hebt manchmal allen Haß und gegenseitigen Respekt auf.



Zehn Tage haben wir zu der rund hundert Meilen langen Fahrt an dem Eise des Jenissei gebraucht. Die Hunde wurden geschont, d. h. ihre Freßgier nicht so zum Laufen ausgenützt, die Renttiere wurden täglich gewechselt.

An diesem Oberlaufe des Jenissei liegen an beiden Ufern zahlreiche Ortschaften, sogar Städte genannt, und

Dörfer, deren Bewohner abgesehen von einigem Flußhandel ausschließlich von Fischfang und Jagd auf Pelztier leben. Denn schon hier ist alles Urwald, von dem wir freilich vorläufig noch nichts zu sehen bekamen. Denn einmal ist der Jenissei, wenn er auch nicht mit dem Amazonenstrom zu vergleichen ist, an seiner Mündung drei Meilen breit und bei Turuchansk immer noch eine, und dann kommt an diesem Oberlaufe erst noch eine Überschwemmungsregion an beiden Ufern in Betracht, ebenfalls mehrere Meilen breit, die sogenannte Tundra, ein baumloser Morast, allerdings im Jahre acht Monate lang zugefroren und daher passierbar.

Immerhin, in diesen Ortschaften des Jenissei liefern die Waldjäger ihre erbeuteten Pelze ab, hier haben sie ihre Familien wohnen. Ein gut Teil von ihnen sind schon Verbannte. Doch will ich mich bei diesen Verbannten nicht weiter aufhalten. Jedenfalls darf man sich unter solchen nicht nur in Ketten schmachtende Bergwerksarbeiter vorstellen, die stets auf Flucht bedacht sind.

Eine langweilige Reise war es durchaus nicht. Jeder Tag, fast jede Stunde brachte eine Abwechslung. Wir waren nicht nur auf die Schlitten angewiesen. Wenn hier auch noch voller Winter herrschte, so äußerte die Aprilsonne doch manchmal schon ihre Wirkung. Zur Mittagszeit, wenn der Himmel wolkenlos war, taute die körnige Schneedecke oftmals auf, gefror dann wieder, und so gab es dann die herrlichste Schlittschuhbahn. Und Schlittschuhe hatten wir natürlich mitgenommen. Dann aber

trat auch wieder Schneefall ein, und auch mit Schneeschuhen waren wir versehen. So konnten wir uns Bewegung neben den Schlitten machen.

Dazu muß ich noch bemerken, daß man die Hunde vor den Schlitten auch noch in anderer Weise vorwärts bringen kann. Man geht oder rennt einfach vor oder neben ihnen her. Dann laufen sie willig mit. Diese Hunde halten sich eben immer zum Menschen.

Vor allen Dingen aber mußten wir das Lenken der Rentiere und Hunde erlernen, dazu hielt unser Führer während der zehntägigen Fahrt jeden einzelnen von uns persönlich an, zeigte auch alle Reparaturen, die an den Bootsschlitten vorkommen können, führte solche Defekte absichtlich herbei, lud manchmal Schlitten um, zeigte wie die Sachen verpackt werden mußten, und so weiter.

»Denn von Turuchansk aus müßt Ihr die Schlitten selbst fahren, denn Ihr seid ganz auf Euch allein angewiesen!« sagte er.

»Weshalb? Können wir dort nicht als Führer Tungusen bekommen?« fragte ich.

»Das wohl, aber ... Du wirst später erfahren, weshalb Ihr dann keine Tungusen und auch keine Samojeden mehr gebrauchen könnt.«

Dieser Meister Bärtchen hatte überhaupt seine Heimlichkeiten. Ein offenen ewig heiterer Charakter, aber auf gewisse Sachen wollte er sich durchaus nicht einlassen.

Nun, Price O'Fire hatte ja gesagt, daß er uns Überraschungen bereiten wollte, und auch dieser samojedische Führer stak schon mit ihm unter einer Decke.

83. KAPITEL. IM REICHE DER OBIS.

Am 12. April erreichten wir Turuchansk, eine Stadt mit 200 Einwohnern, und die Hälfte davon sind kleine Kinder. Hier gibt es auch Verbannte, die in Kupfer-, Zinn- und Kohlenbergwerken arbeiten, denn hier treten schon Gebirgszüge auf.

Bei der ersten Gelegenheit, nachdem wir in der gastlichen Karawanserei untergebracht waren, nahm mich Meister Bärtchen allein vor. Ich gebe sein Schwäbeln nicht mehr wieder.

»Bist Du mit meiner Führung bis hierher zufrieden gewesen?« fragte er.

»Na und ob, mein lieber . . .«

Ich brach ab, weil der Samojede seine mongolischen Schlitzaugen plötzlich ganz erschrocken aufriß, so starrte er mich da an, wahrhaft entsetzt.

»Was sagtest Du da?!«

Ich wußte gar nicht mehr, was für eine Redensart ich zur Einleitung gebraucht hatte.

Er hatte sich auch schnell wieder beruhigt.

»Ach so, ich weiß – ich hörte ein Wort – es war ein Irrtum – aber doch ein seltsamer Zufall. Also Du bist zufrieden mit mir gewesen. Du wirst Dich meiner weiteren Führung anvertrauen, durch ein Gebiet, in dem es keine menschlichen Niederlassungen mehr gibt?«

»Ja natürlich, mein liebes Bärtchen.«

»So darf ich Dir jetzt mitteilen – der Mann, den Du Pri-ce O’Fire nennst, erlaubt es mir – weshalb wir als Schlittenlenker keinen Samojeden und Tungusen mehr mitnehmen können! Du hast doch also schon von den Obis gehört.«

Ganz leise hatte er das Letzte gesagt, sich dabei scheu umsehend, wie er mich schon in die äußerste Ecke des Brettterraumes geführt hatte.

Und ich horchte erstaunt auf.

Aus zweierlei Gründen.

Der Leser entsinnt sich meiner Unterredung mit Kapitän Satan an Bord seines »Seeteufels«.

Er hatte mir etwas von der Sekte der Proslewiten erzählt, die dem Obi dienten, dem Gotte der Vernichtung, einfach dem Teufel.

Ich hatte dann später Doktor Cohn hiervon erzählt, und der wußte schon Bescheid.

Kapitän Satan hatte gesagt, dieser Obi sei eine altfinnische Gottheit, aber es ist eine schamanische, welchem heidnischen Götterglauben alle diese sibirischen Eingeborenen angehören. Aber in Finnland ist der Schamanismus auch heute noch stark verbreitet.

Das Wort Obi ist uns ja gar nicht fremd, einer der mächtigsten Ströme Sibiriens heißt doch Ob oder richtiger Obi. Und das bedeutet eben Teufelsfluß. Oder gleich der Teufel selbst.

Weshalb die Eingeborenen diesen Strom der für Sibirien gerade der wichtigste und segensreichste ist,

den »Teufel« genannt haben, dafür liegt ein besonderer Grund vor. Alle wilden oder halbwilden Völker, also überhaupt alle Naturvölker, geben mit Vorliebe einer recht schlechten, gefährlichen Sache einen heiligen Namen, und einer guten Sache einen bösen Namen. Im ersteren Falle, um der bösen Sache die Gefährlichkeit zu nehmen, im anderen Falle, um die böse Gottheit zu versöhnen. Ich komme nicht gleich auf das Fremdwort, mit welchem diese Verdrehung benannt wird, die, wie gesagt, bei allen Naturvölkern üblich ist. Ein besserer Lateiner, als ich einer bin, wird es sofort wissen.

Wir hatten während der Schlittenreise daran gedacht, hatten die Samojeden gefragt, ob sie etwas von den Prolewiten und dem Gotte Obi wüßten.

Nein, absolut nichts. Auch jenen westlichen Hauptstrom kannten sie nur unter dem Namen Omar oder Aß oder Kolta. Und das stimmt allerdings. Auch in der Provinz Tobolsk durch welche der Ob fließt, wird er allgemein so genannt. Das Wort Ob oder Obi wird nur bei Gelegenheit mit feierlicher Scheu ausgesprochen. Aber das weiß doch unsereiner nicht, der noch nicht dort gewesen ist.

Ebenso wenig freilich wollten diese Samojeden auch von anderen bösen Geistern etwas wissen, wollten uns überhaupt in ihre Religion gar nicht einweihen. Was man ihnen auch nicht verdenken kann. Sie wissen, daß sie mit ihrem Schamanismus einer Religion der Zauberei, des größten Aberglaubens, von uns Europäern meistens

doch nur ausgelacht werden. Nun wollen sie aber auch die ernstesten Forscher nicht aufklären.

Entweder wichen die Befragten mit äußerster Schaulheit aus oder sie schwiegen, in die Enge getrieben, ganz still. Auch die Fetische, kleine Götzenbilder aus Holz, die sie um den Hals hängen hatten, unter ihren Pelzen verbargen sie ängstlich vor unseren Blicken. Heimlich beschäftigten sie sich freilich nur um so öfter mit ihnen.

Und jetzt fing dieser Samojede von dem Obi an!

»Das ist der Teufel, der Obermeister der Hölle.«

»Nicht so laut! Nein, es sind lauter Teufels, lauter böse Geister!« flüsterte Bärtchen.

»Ihr Name darf wohl gar nicht genannt werden?«

»Nein, sonst zieht man sie an, und dann hat man den Schaden. Und in dieses Reich der Obis soll ich Dich führen.«

»Wo liegt dieses Reich der Obis?«

»Sechs Schlittentage östlich von hier.«

»Du warst schon dort?«

»Ja.«

»Was wohnen dort für Menschen? Tungusen?«

»Menschen? Wie können denn im Reiche der Obis Menschen wohnen! Denen würden doch gleich die Häuse umgedreht werden.«

»Von den bösen Geistern.«

»Gewiß, von wem denn sonst?«

»Also ein ganz menschenleeres Gebiet. Wie groß ist es wohl?«

»Es geht von der westlichen Grenze an bis an das Ende der Welt.«

Ich wollte diesen Samojuden nicht weiter über die Größe des Weltalls belehren.

»Davon ist also den umwohnenden Tungusen, die doch nur in Frage kommen, bekannt, sie wagen dieses Gebiet nur nicht zu betreten, die Grenze nicht zu überschreiten, nicht wahr?«

»Niemals! Auch würdest Du vergebens irgend jemanden danach fragen, niemand will etwas von dem Reiche der Obis wissen.«

»Bist Du nicht selbst ein guter Schamane?«

»Ich glaube an Nuhm und alle seine Geister, an die guten wie an die bösen!« war die feierliche Antwort.

»Und trotzdem wagst Du das Gebiet der Obis zu betreten?«

»Der Herr der Obis ist mir freundlich gesinnt. Weshalb, was ich ihm einmal für einen Dienst geleistet habe, darf ich nicht verraten.«

»Der Herr der Obis ist doch entweder Nuhm, Euer höchster Gott, oder der Meister aller Teufel.«

»Es ist ein Mensch.«

»Und dennoch gehorchen ihm die bösen Geister?«

»Es ist ein Nuhmajili, der sich nur einmal als Mensch verkörpert hat.«

Wie er mir weiter erklärte, oder wie ich so aus ihm herausbrachte bedeutet Nuhmajili soviel wie Gottessohn, also etwa unserem Christus entsprechend.

»Dieser Nuhmajili wird Euch an der Grenze in Empfang nehmen und Euch weiter in das Reich der Obis einführen.«

»Das hat Dir Price O’Fire schon gesagt?«

»Gewiß, das ist alles schon ausgemacht.«

Auch von diesem Nuhmajili hatte mir jener kuriose Kauz, Price O’Fire, kein Sterbenswörtchen gesagt!

Und eben so wenig konnte ich daraus klug werden, wie dieser Samojede eigentlich mit ihm stand. Der »Fürst des Feuers« mußte hier doch eine ganz bekannte Persönlichkeit sein. Hinwiederum . . .

Ach, ich wollte mir über diese Geschichte nicht den Kopf zerbrechen! Ich nahm einfach alles, wie es kam, nur mein möglichstes tuend, um alles Böse auch ins Gute zu verdrehen.

Mir hat mancher gescheite Kopf gesagt, daß dies die glücklichste Natur ist, die der Mensch haben kann.

Andere Fragen waren natürlich gerechtfertigt, ich bin doch nicht etwa ein Stockfisch.

»Du meinst, kein Samojede oder Tunguse würde uns bis dorthin bringen? Auch nicht bis an die Grenze?«

»Nein, Du würdest keinen Führer und keinen Schlittenlenker finden. Deshalb müßtet Ihr das selbst lernen.«

»Wir brauchten ihnen doch nicht zu sagen, wohin wir fahren wollen.«

»Das mußt Du. Du mußt doch ein Ziel angeben.«

»Das ist nicht unbedingt nötig. Wir machen eben eine Forschungsexpedition nach Osten.«

»Ihr würdet an die Obigrenze kommen, die Führer erkennen sie sofort, sie wollen nicht weiter, liegen bleiben können sie nicht, sie wollen zurück, dazu brauchen sie die Schlitten mit dem Proviant, und überhaupt, es wäre die grenzenloseste Beleidigung, wenn Du dann, unterwegs, die Führer und Lenker entlassen wolltest ... ich könnte mir das alles gar nicht ausmalen. Du mußt die hiesigen Verhältnisse nur kennen.«

»Nun gut, ich glaube Dir, daß es unmöglich ist, von hier aus eingeborene Führer und Lenker mitzunehmen, wenn wir in jenes Gebiet wollen. Sie erkennen die Grenze gleich, sagtest Du?«

»Sofort.«

»Woran?«

»Weil dort überall der Obibaum vorkommt.«

»Was ist das für ein Baum?«

»Den kennst Du doch recht gut. Bei Dir zu Haus und auch im westlichen Rußland ist er doch ein ganz gewöhnlicher Baum. Bei Euch ist er heilig, Ihr betet ihn an. Bei uns aber ist er ein Baum des Teufels.«

Ich hätte eigentlich gleich darauf kommen können, was der für einen Baum meinte, aber mir war einmal der Kopf viernagelt.

»Ein Baum, den wir Deutschen anbeten sollen?!«

»Gewiß, der Obibaum ist Euch heilig.«

»Nein, mein lieber Freund, wir beten keine Bäume an!«

»Ihr tut es doch, ich weiß es ganz bestimmt.«

Ich sann und sann – ich kam nicht auf den Trichter.

»Was ist denn das nur für ein rätselhafter Baum?!«

Er konnte ihn beschreiben. Es war ein Laubbaum, der sehr große Dimensionen erreichte, ein knorriger Stamm mit knorrigen Ästen, sich auch seitwärts sehr verbreitend.

Ich konnte das Rätsel nicht lösen.

»Kannst Du mir nicht seine Blätter beschreiben?«

Er malte solch ein Blatt sogar an die Wand, freilich unsichtbar, mit sehr großer Scheu, aber es genügte, jetzt erkannte ich den Baum sofort.

Eine Eiche wars!

Der Samojede, der vier Jahre lang einem deutschen Gelehrten als Führer gedient hatte, mochte etwas von den alten Germanen gehört haben, denen die Eiche heilig war. Das brachte er jetzt an. Im nördlichen Sibirien gedeihen alle Nadelbäume, so weit sie die lange Winterkälte vertragen können. Von Laubbäumen aber kommt nur die Birke vor. Auch Eichen fehlen gänzlich. Für diese ist die Winterkälte eben doch schon zu groß, der Sommer zu kurz.

Nun kann es aber doch einmal vorkommen, daß an einem geschützten, besonders warmen Orte einige Eichen gedeihen, der Samen ist irgendwie dorthin verschleppt worden. Dann entsteht um solch einen fremden Baum eine Sage. Weshalb, das läßt sich nicht so leicht erklären, aber wir haben ganz genau dasselbe bei uns in Deutschland.

Die heute überall verbreitete Eberesche, der Vogelbeerbaum, ist ein fremder Eindringling, ist aus dem Süden gekommen. In dem naßkalten Klima des alten Germaniens, mit Sümpfen und Urwäldern bedeckt, konnte er überhaupt nicht gedeihen. Noch im Mittelalter galt er als ein Baum des Teufels. Weshalb, das ist freilich nicht mehr zu sagen. Er mag diesen Aberglauben gleich mitgebracht haben.

Aber ist es denn nicht heute noch so? Uns Kindern wurden diese roten Beeren als giftig bezeichnet. Und in den meisten Gegenden Deutschlands gelten die Vogelbeeren noch heute als giftig. Obgleich gar keine Spur von Gift vorhanden ist. Im Gegenteil, aus den roten Beeren kann man mit Zucker ein ganz ausgezeichnetes Muß und Gelee machen!

Merkwürdiger Weise ist es in England ganz genau so mit der Heidelbeere, die dort massenhaft wächst. Aber in England ißt niemand Heidelbeeren. Das ist ein Teufelskraut, diese schwarze Beere ist giftig! Die Engländer entsetzen sich, wenn man im Walde Heidelbeeren pflückt und ißt. Und das lassen die sich nicht ausreden.

So ist es in Sibirien auch mit der Eiche. Wo sie vorkommt, wird sie als ein Baum der Hölle betrachtet, den der Teufel gepflanzt hat. Deshalb sind ihre Früchte auch so bitter, daß man sie nicht essen kann. Daß die Wildschweine die Eicheln so gierig fressen, ist nur wieder ein Beweis, daß es ein Obibaum ist. Denn die Schweine gehören dem Teufel.

»Dort kommen also viel solche Obibäume vor?« fragte ich weiter.

»Alles, alles ist dort Obibaum, von der Grenze an bis zum Ende der Welt, so weit der große Nuhm den bösen Obis den Aufenthalt gestattet.«

»Ist es denn dort besonders warm?«

»Ja natürlich, wo die Höllengeister wohnten, muß es wohl warm sein.«

»Ist der Winter nicht so streng wie hier?«

»Lange, lange nicht so kalt.«

»Aber auch jetzt liegt dort noch Schnee?«

»Ja natürlich, wir haben doch noch Winter, da muß doch auch noch Schnee liegen!«

Es war mit diesem Samojeden, so klug er sonst auch sein mochte, doch schwer, sich über so etwas zu unterhalten. Wahrscheinlich war es eine durch Gebirgszüge besonders geschützte Gegend, in der sich ganze Eichenwälder entwickelt hatten.

»Sechs Tage brauchen wir zu der Fahrt?«

»Sechs Tage, wir müssen aber etwas schneller fahren als bisher.«

»Immer auf dem Tunguska entlang?«

»Nein, diesen Weg kenne ich nicht.«

»Liegt der Ort, wohin Du uns bringen sollst, nicht nahe am Tunguska, weil doch unser Schiff später nachfolgen soll?«

»Ja, aber auf dem Tunguska könnte ich mich verirren.«

»Man braucht doch nur immer stromauf zu fahren, das heißt immer auf dem Eise des Stromes, da kann man sich doch nicht verirren.«

»Aber die vielen Nebenflüsse, und das ist doch überhaupt ganz anders, als Du denkst.«

Der Samojede hatte recht, ich sah meine Dummheit auch gleich ein.

Die Quelle des Nils aufzufinden ist von jeher die Sehnsucht aller Afrikaforscher gewesen. Kann denn das so schwierig sein? Man fährt einfach den Nil hinauf, oder geht am Ufer entlang. Der Nil hat ja nicht einmal Nebenflüsse, da muß man doch also schließlich an seine Quelle kommen. Jawohl! Auf dem Papiere geht das ganz gut, aber nicht in Wirklichkeit.

»Wie führst Du uns sonst?«

»Erst über die Tundra, dann durch den Wald.«

»Du führst uns nach einem ganz bestimmten Ziele?«

»Ja.«

»Was ist das für eines?«

»Dort, wo uns der Nuhmajili schon erwartet.«

Näher konnte oder wollte er es mir nicht beschreiben.

»Und Du weißt dieses Ziel in sechstägiger Fahrt, wobei wir also mehr als 60 Meilen zurücklegen werden, zu finden, immer durch den pfadlosen Wald?«

»Zweifelst Du etwa daran?«

Nein, ich zweifelte nicht daran, daß dieser Naturmensch das konnte.

»Na, dann mal los!«

Die anderen Schlittenlenker wurden reichlich belohnt und beschenkt entlassen, ihr Gewicht durch neuen Proviant ersetzt, hauptsächlich mit getrockneten Fischen für die Hunde, und wir brachen auf, die Zügel nur noch in eigenen Händen.

Zuerst über die gefrorene Tundra hinweg, und dann ging es in den Wald hinein.

O, dieser Urwald!

Solch ein nordischer Urwald ist doch etwas ganz anderes als ein tropischer! Wobei man natürlich gar nicht an die winterliche Szenerie denken darf. Es kommt doch auch hier der Sommer, sogar ein sehr, sehr heißer Sommer, der alles blühen und üppig wuchern läßt.

Den brasilianischen Urwald habe ich ausführlich geschildert. In den ist ja überhaupt gar nicht hinein zu kommen. Entweder schwarzer Morastboden, zwischen den wie Säulen aufsteigenden Stämmen herrscht ewige Nacht, die grüne Vegetation entwickelt sich erst oben in unersteiglicher Höhe, und der Mensch ist doch kein Affe; oder ein undurchdringliches Dickicht, außerdem alles noch starrend von winzigen oder meterlangen Dornen, zum Teil sogar giftig; oder aber im günstigsten Falle wird jeder Spaziergang zu einer halsbrecherischen Kletterpartie, so mächtig ragen überall die Wurzeln empor.

Den schönsten tropischen Urwald gibt es wohl auf Java. Das heißt, den kann man am leichtesten passieren. Der ist schon mehr parkähnlich. Weil das Unterholz fehlt, der Boden nicht überall sumpfig ist und die Wurzeln

nicht so in die Höhe streben. Aber auch hier gibt es Dornen genug, und gerade hier sind sie giftig, jede Verwundung erzeugt heftiges Fieber. Brennesseln im Großen, in Dornenausgabe. Und dann diese vermaledeiten Blutegel, die einem den Aufenthalt in den indischen Wäldern zur Hölle machen. Von Schlangen und anderen Überraschungen gar nicht zu sprechen.

Aber nun hier dieser nordische Urwald! Jetzt in seiner winterlichen Pracht! Alles überzuckert. Und im Sommer wird er noch schöner. Dann aber, wenn der Winter kommt, denkt man, daß er da wieder herrlicher ist.

Ach Ihr armen Tropenbewohner, die Ihr keinen knospenden Frühling und keinen buntfärbenden Herbst kennt, von einem weißglitzernden Winter gar nicht zu sprechen.

Tannen und Kiefern und Lärchen herrschten vor, riesige Bäume, und dann Birken von einer Mächtigkeit wie ich sie in diesen hohen Breiten gar nicht erwartet hätte. Gar kein Unterholz. Weit, weit konnte das Auge zwischen den Stämmen hindurch blicken.

Ein denkender Leser dürfte die Frage aufwerfen, wo denn im Urwald eigentlich die vor Altersschwäche oder durch eine Katastrophe stürzenden Bäume bleiben. Das müßte doch im Laufe der Jahrhunderte ein undurchdringliches Tohuwabohu von übereinander liegenden Stämmen geben.

Mir ist diese Frage schon als Kind aufgetaucht. Wenn in Jugendschriften von den Urwäldern erzählt wird, durch welche die Indianer oder sonstige Eingeborene marschieren.

Wo bleiben denn nur die alten Bäume, die schließlich doch einmal stürzen müssen!

Nun, ich wurde von sachlicher Seite belehrt, habe es dann selbst beobachten können.

In den tropischen Gegenden sind es hauptsächlich die Termiten, welche die gestürzten Baumstämme, sobald sie saftlos werden, austrocknen, in fabelhaft kurzer Zeit in Holzmehl verwandeln, woraus dann wieder Humus wird.

In gemäßigten Breiten besorgen dasselbe Geschäft gewisse Ameisenarten – ich unterscheide überhaupt die Termiten gar nicht von den Ameisen – wozu natürlich auch noch zahllose andere Insekten kommen, die wir wahrscheinlich noch nicht einmal dem Namen nach kennen. Sie mögen ja auch mikroskopisch klein sein.

Hier in diesen nordischen Breiten ist es hauptsächlich die Larve, die Made einer Kriebelmücke, die dieses nützliche Zerstörungswerk verrichtet. Welche Mücke selbst zwar im Sommer auch entsetzlich werden kann. Zwar sticht sie nicht, aber sie erfüllt die Luft mit Myriaden, daß man nicht mehr atmen kann. Doch wir würden uns schon zu schützen wissen.

Dann freilich gibt es auch Flecke, auch hier im sibirischen Urwald, wo die gestürzten Baumstämme massenhaft übereinander liegen, undurchdringliche Barrieren bildend, richtige bizarre Gebirge. Dann ist dort regelmäßig Sumpfboden. Das Holz kann nicht austrocknen, die vernichtenden Insekten, die hierbei in Frage kommen, gehen nicht dran. Dann vermodert es eben im Laufe der Zeit, eben durch die immerwährende Feuchtigkeit

oder die Stämme versinken nach und nach im Sumpf. Auf diese Weise sind die Kohlenlager entstanden.

Ebenso weiß es die Natur mit dem Nachwuchs einzurichten. Der müßte sich doch zuletzt gegenseitig ersticken. Solch ein parkähnlicher Urwald mit freiem Durchblick wäre doch gar nicht möglich. Ein junges Bäumchen müßte doch dicht neben dem anderen stehen!

Da hat die weise Natur – ich gehöre zu diesen Naturanbetern – wieder andere Tiere als Waldhüter eingesetzt. Gleich die aufspassenden Keime der neuen Bäumchen werden von den Renttieren und anderen Hirscharten mit Vorliebe gefressen. Ja, es gibt Tiere, welche richtige Gärtnerarbeit besorgen. Bei uns in Mitteleuropa, in Deutschland spielt diese Rolle das Eichhörnchen. Das beißt die Keime nur zum Zeitvertreib ab. Der geistreiche Naturforscher Radde hat zuerst auf diesen notwendigen Zweck des sonst als total unnützen, sogar höchst schädlichen Eichhörnchen hingewiesen. Nein, so etwas wie Zwecklosigkeit kennt die Schöpfungskraft überhaupt nicht. Übrigens gilt dasselbe auch für Amerika und Asien, gerade in Sibirien betreiben tausende von Jägern nur den Eichhörnchenfang.

Ab und zu weiß doch ein junger Baumsprößling dem allgemeinen Schicksale zu entgehen, und nun bleibt er für hundert oder einige hundert Jahre gesichert stehen. So erhält sich der Urwald immer in seiner ursprünglichen Gestalt.

Und nun diese Luft und dieser Duft! Mich und uns alle hatten allerdings auch die Däfte des brasilianischen Urwalds entzückt und berauscht. Anfangs! Bald hatten wir nur noch Pomade gerochen. Besonders der Vanillegeruch wurde zum widerlichen Gestank. Diese intensiven Däfte entzückten nicht mehr, noch weniger erquickten sie, sie berauschten nur noch und erzeugten einen Katzenjammer.

Aber nun hier, diese klare, kalte Luft, dieser Ozongehalt! Und im Sommer sollten wir erst die köstlichen Däfte kennen lernen, die solch ein nordischer Urwald aushauchen kann!

Sechs Tage lang ging es immer in fast schnurgerader Richtung dem Osten zu. Wir erlebten manches Abenteuer, aber keines ist so interessant, daß ich es schildern möchte. Besonders die massenhaften Spuren von Luchsen und Vielfraßen verrieten, was es hier für Wild geben mußte, wenn man nicht glauben wollte, daß einzelne Rentiere und andere Hirscharten nur immer hin und her gelaufen seien. Diese Raubtiere wollten sich doch ernähren. Wir selbst bekamen freilich nicht viel Wild zu sehen, dazu war unsere Fahrt mit fünfzehn Schlitten doch zu laut, und wir wollten auch schnellstens unser geheimnisvolles Ziel erreichen, uns daher nicht mit Jagd aufhalten. Auf einen Auerochsen oder Wisent, der sich zeigte, hätten wir gern Jagd gemacht, trotz aller Warnung unseres eingeborenen Führers, der dieses Ungehener wohl mit Recht für eine Ausgeburt der Hölle hielt, aber das

bepelzte Ungetüm war schon, ehe wir in Schußnähe kamen, in einem undurchdringlichen Gewirr von gestürzten Baumstämmen verschwunden.

Ein brauner Bär, der schon aus dem Winterschlaf erwacht war – übrigens halten gar nicht alle Bären Winterschlaf – lieferte uns drei Zentner Fleisch, so fett durchwachsen, daß auch dieser Bursche sicher den ganzen Winter hindurch gefressen haben mußte. Wir ließen es gefrieren, hatten so auch wieder frischen Proviant für die Hunde. Hätten wir aber jagen wollen, so hätten wir überhaupt für die Hunde gar keine getrockneten Fische mitzunehmen brauchen.

Und womit wir die Rentiere fütterten? Nun, deren Futter wuchs hier überall. Eine besondere Art von Moos, welches das Rentier fast ausschließlich frißt, ohne daß es gar nicht existieren kann, wie die Erfahrung gelehrt hat, eben Rentiermoos genannt. Unter der Schneedecke konnten sie es sich freilich nicht hervorscharren, dazu war diese zu hoch und zu fest. Aber unter den Bäumen, besonders unter den Lärchen lag der Schnee doch viel weniger hoch, da holten es sich die Tiere mit leichter Mühe hervor.

Kein Dorf, keine Ansiedlung, keine Hütte, kein einziger Mensch! Am ersten Tage hatten wir ein Zeltlager von Samojeden gesehen, die eine unübersehbare Rentierherde bewachten, am zweiten Tage begegneten wir noch einigen Jägern, dann niemandem wieder . . .

Auch im neuesten Konversationslexikon steht, daß dieses Urwaldgebiet, fünfzehn mal so groß wie ganz

Deutschland, noch gänzlich unerforscht ist. Nur einige Flußläufe hat man verfolgt und in die Karte eingetragen, mehrere Gebirgszüge angedeutet, weil man sie eben nur vermutet, noch nicht weiter bestimmt hat.

Wie ist denn das nur möglich? Unsere Forscher sind doch sonst so hinter jeder Gegend her, die für die Geographie noch nicht aufgeschlossen ist? Weshalb sucht sich niemand in diesem Teile Sibiriens seine Rittersporen zu verdienen, den Ruhm als Entdeckungsreisender zu ernten?

Nun, solche Forschungsreisende haben diesen Wald ja schon genug durchzogen, ganze Expeditionen, jahrelang haben sie darin vermessen.

Aber man bedenke nur die ganzen Verhältnisse. In solch einem Walde, mag auch alles Unterholz fehlen, kann man doch nicht weiter als einen Kilometer nach links und einen nach rechts zwischen den Baumstämmen hindurchblicken, dann hört es auf. Also kann jede Expedition doch immer nur einen Streifen von zwei Kilometern Breite durchstöbern.

Der ganze Urwald ist aber ungefähr 500 geographische Meilen lang und 300 breit. Der Breite nach könnte man ihn, wenn man täglich zehn Meilen macht, in 30 Tagen durchqueren; was freilich auch besser auf dem Papiere als in Wirklichkeit geht. Das müßte aber mehr als tausendmal gemacht werden, dann wäre man durch den ganzen Urwald gekommen, das heißt hätte alle Streifen von zwei Kilometer Breite gesehen.

Nein, so einfach ist das nicht. So lange sich die aus Übervölkerung verhungerte Menschheit nicht auch auf diesen Urwald stürzt, wird er uns immer ein terra incognita, ein unbekanntes Land bleiben.

»Wir befinden uns in einem Gebirge!« sagte Bärtchen am dritten Tage zu uns.

Wir wollten es nicht glauben, daß sich links und rechts riesige Gebirgswände erheben, zwischen denen wir uns bewegten, also in einem Tale fuhren. Nichts war davon zu bemerken, die Schneebahn war genau so eben wie bisher.

Aber wir bogen einmal ab von der Richtung und erreichten diese Gebirgswände die zum Teil auch ersteigbar waren.

Ja, wie soll man solche Gebirge auch erblicken, wenn man sich ihnen durch Zufall nicht dicht nähert, sozusagen mit der Nase daraus stößt? Diese mächtigen Bäume hindern doch auch den freien Durchblick seitlich nach oben, sie können im Winter auch entlaubt sein, was aber bei den Nadelbäumen ja nicht einmal der Fall ist. Und eine Eigentümlichkeit dieser nordsibirischen Gebirge ist es, daß sie ganz jäh aus der Ebene emporspringen, und hebt sich oder senkt sich in den Tälern und Pässen der Boden, so verteilt sich das doch auf riesige Strecken, man merkt kaum etwas von einer Steigung.

Also man kann in einer Entfernung von zwei Kilometern an einem riesigen Gebirge vorbeifahren, man hat gar keine Ahnung davon!

Nun aber läßt sich denken, was man da auch sonst noch alles entdecken kann. Was solch ein ungeheures Waldgebiet für Geheimnisse und Naturwunder bergen kann, von denen die Menschheit nichts weiß, nichts ahnt! Wir sollten es erleben. Wir verbrachten die sechste Nacht in unseren Schlafsäcken.

»Morgen erreichen wir unser Ziel, oder doch das meine!« sagte Meister Bärtchen, ehe er sich anschickte, in den seinen zu kriechen, und dieser Samojede schnürte ihn auch bei dieser ertragbaren Kälte immer über seinem Kopfe zu. »Dann übernimmt Nuhmajili die weitere Führung. Da sind wir aber schon zwischen den Obibäumen.«

»Hat der auch einen Schlitten?« fragte sie kleine Ilse, wie eben so Kinder fragen.

»Nein, wenn Merlin nicht zu Fuß kommt, dann reitet er auf einem Ochsen.«

»Was, auf einem Ochsen reitet er?!« erklang es erstaunt von verschiedenen Seiten. »Auf einem Auerochsen?!«

»Ach was, – auf einem Tjunkarna, meine ich natürlich!« war Bärtchens verdrießliche Antwort.

Da war der Irrtum aufgeklärt. Hätte er dieses samojedische Wort gleich gebraucht, so hätten wir ihn sofort verstanden, hätten uns nicht erst einen zweiten Juba Riata auf einem sibirischen Büffel vorgestellt. Aber der deutsch sprechende Samojede hatte den einheimischen Ausdruck wörtlich übersetzt.

Denn Tjunkarna heißt so viel wie »Rennochse«, man versteht darunter ein Renttier, das man zum Reiten benutzt, wozu es allerdings auch erst abgerichtet werden muß. Man verwendet dazu natürlich nur die stärksten Tiere männlichen Geschlechts. Die norwegischen Rentiere – oder ich werde fernerhin lieber Rens sagen, dieses Wort hat mit unserem »Rennen« gar nichts zu tun, der Norweger schreibt es sogar Reen – hat im Durchschnitt eine Rückenhöhe von 1,08 Metern. Das ist kein geeignetes Reittier für einen Mann. Der Lappländer denkt auch gar nicht daran, sich auf seinen Rücken zu setzen. Das sibirische Ren hingegen ist viel größer und auch viel stärker gebaut, Tiere von 1,20 Meter Höhe sind gar keine Seltenheit, das ist schon die Größe eines Ponys, darauf läßt es sich recht wohl reiten. Schwere Männer können natürlich nicht drauf sitzen, oder das Reittier würde das Gewicht nicht lange tragen können.

Wir hatten hin und wieder einen Renreiter gesehen. Bärtchen hatte uns Erklärungen gegeben, daher kannten wir schon das Wort Tjunkarna.

Mir aber war noch ein anderes Wort aufgefallen.

»Merlin heißt der Mann?!« fragte ich überrascht

»Ach Papperlapapple, ihsch weisch nit wie er heischt und worauf er reite tut!« war diesmal die noch mehr als verdrießliche, sogar unhöfliche Antwort, und Meister Bärtchen verschwand in seinem Schlafsacke, schnürte ihn innen über seinem Kopfe doppelt und dreifach zu. Wie der Kerl da drin atmen konnte, weiß ich nicht. Doch das bringen auch alle Eskimos und Lappländer fertig, sie

lassen sich in solch einem luftdicht abgeschlossenen Pelzsacke gleich tagelang einschneien.

Aber hieran dachte ich jetzt nicht. Mir gingen andere Gedanken durch den Kopf, als auch ich in meinem behaglichen Schlafsacke lag, aber nur bis zum Halse eingeschnürt, noch die qualmende Pfeife zwischen den Zähnen und so in die verglimmenden Lagerfeuer blickte.

Es war etwas Eigentümliches mit diesem unseren samojedischen Führer. Sonst die lebenswürdige Gefälligkeit selbst, er konnte mit seiner Hilfsbereitschaft geradezu aufdringlich werden, nahm einem das Messer, mit dem man etwas schneiden wollte, aus der Hand weg. Und dabei geschwätzig wie eine Elster, tat sich auf seine Kenntnisse, die er bei dem schwäbischen Forschungsreisenden erworben, ungemein viel zugute; wollte auch sonst immer alles erklären, wir brauchten gar nicht zu fragen.

Aber das ging nur bis zu einer gewissen Grenze. Sobald wir von Price O'Fire anfangen, was er von diesem wisse, was der mit uns hier vorhabe, oder was jener Nuhmajili für eine Person sei – dann verstummte der geschwätzige Samojede regelmäßig; oder er wußte überaus schlaun unseren Fragen auszuweichen; oder er konnte in seinem Abweisen geradezu beleidigend werden. So wie er es jetzt geworden, weil er versehentlich gesagt, daß jener geheimnisvolle Nuhmajili auf einem »Rennochen« reite, weil er sogar einmal seinen Namen genannt hatte.

Doch diese Geheimniskrämerei des Samojeden war es auch noch nicht, was jetzt meine Gedanken beschäftigte.

Jener Name wars.

Merlin! Merlin der Wilde!

Auch Merlin der Zauberer genannt.

Es ist der Held einer uralten englischen Sage, in zahllosen Liedern und Romanzen verherrlicht.

Der Teufel zeugt mit einer Jungfrau einen Sohn, den er Merlin nennt. (Die Bedeutung dieses Namens ist nicht mehr zu ergründen, obgleich die englischen Mythologen eine ganze Bibliothek darüber zusammengeschrieben haben.) Nach zahllosen Abenteuern, die er schon als Kind zu bestehen hat, kommt Merlin an den Hof des Königs Uther-Pendragon. Er wird der gefeiertste Dichter, ist ein unbesiegbarer Kämpfer, und nachdem er Geist und Körper bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hat, findet er auch noch in einer Ruine, in die man ihn einmal eingemauert hat, ein Zauberbuch. Jetzt kann er auch noch zaubern, es ist ihm einfach nichts unmöglich. Aber diese seine Zauberkünste benutzt er, der Sohn des Teufels, wie schon früher seine Geistes- und Körperkraft nur zu guten, edlen Zwecken. Und das eben ist der tiefsinnige Kern dieser ganzen Sage, nämlich daß der Charakter der Menschen ein Erbteil der Mutter ist! Er ist der Held der edlen Entsagung, der unverbrüchlichen Treue gegen seinen Herrn. Er liebt die schöne Iguerne, aber auch der König liebt sie, und Merlin selbst führt sie ihm zu. Er muß dabei seine Zauberkünste gebrauchen, anders ist es nicht möglich. Dieser illegitimen Ehe entspringt Arthur (der bekannte Arthur von der Tafelrunde, also spielt das Ganze im 5. Jahrhundert), und auch seiner nimmt sich Merlin

an, erzieht ihn zu einem gewaltigen Helden. Dann fällt Merlin zum zweiten Male in Liebe, zur noch schöneren Viviana. Sie wird seine Geliebte. Sie möchte gern wissen, worin das Geheimnis seiner unüberwindlichen Kraft besteht. Endlich gibt Merlin ihrem Schmeicheln nach. Wenn er sich auch noch nicht deutlich ausdrückt. Alle Kraft besteht darin, daß man, auf gut Deutsch gesagt, das Maul hält. Oder feiner ausgedrückt: in der Kraft des Schweigens in der Bewahrung eines Geheimnisses. Nun natürlich fängt Viviana erst recht zu schmeicheln an. Und er läßt sich betören. Er kann in der Zukunft lesen. Da er nun aber einmal A gesagt hat, muß er auch B sagen. Er gibt der Geliebten einen Beweis von seiner Prophetengabe. Als bald fühlt er, wie ihn seine Kraft verläßt. Aber noch immer gibt es ein Mittel, um sich dieselbe zu erhalten: er flieht in die Waldeinsamkeit, hüllt sich in ewiges Schweigen. Und dort in Robin Hoods Walde haust Merlin der Zauberer noch heute, man sieht ihn manchmal auf einem mächtigen Hirsche reiten, immer in wilder Flucht vor den Menschen, und so hat man auch Merlin den Wilden aus ihm gemacht, eine Art wilden Jäger der deutschen Sage.

—

Das erste Buch, das man mir als Lektüre in die Hand gegeben, hatte diese altenglische Sage behandelt, und es hatte auf mich siebenjährigen Bengel einen mächtigen Eindruck gemacht.

Nicht etwa, daß ich den tiefen symbolischen Sinn verstanden hätte. Auch aus Merlins Zauberei machte ich mir gar nicht so viel. Sondern Merlin der Wilde war es, der

mir so imponierte, wie er dann in die Wälder geflohen war und auf einem Hirsche herumritt, das war es gewesen.

Das füllte damals meine ganze kindliche Phantasie aus. Ich wurde selbst Merlin der Wilde. Auf mein Steckenpferd setzte ich ein Hirschgeweih aus Ästen, so tummelte ich mich in dem nahen Wäldchen herum, mied meine bisherigen Spielkameraden, hüllte mich in unergründliches Schweigen, sprach auch zu Hause nicht mehr, als unbedingt nötig, blieb sogar in der Schule dem Lehrer die Antworten schuldig, obgleich ich sie wußte, nahm die Wichse für meine vermeintliche Unkenntnis mit höchster Genugtuung hin, mit dem beglückenden Stolze des Märtyrers, der freiwillig Qualen erduldet, unverständlich für alle anderen.

»Kindertraum, Kinderspiel –

Wollet sie mir nicht schelten . . . «

Diese Periode, in der ich als Knirps mit kurzen Höschen Merlin den Wilden spielte, hat wohl einen starken Einfluß auf meinen späteren Charakter gehabt. Ich brauche noch heute keine Gesellschaft, könnte mich für immer in der Einsamkeit vergraben, würde nie Langeweile verspüren. Und außerdem, wenn ich mich recht entsinne, war es wohl die glücklichste Periode in meiner sonst überhaupt fröhlichen Kinderzeit, da ich stundenlang träumend in dem Walde lag, neben mir mein Steckenhirsch angebunden, oder das Binden war auch nicht nötig, das hölzerne treue Vieh folgte mir natürlich auf jeden Pfiff,

immer nur darauf bedacht, mich des Anblicks jedes Menschen zu entziehen, und wie ich damals in der Schule die meisten Wicse wegen meines Gelübdes der freiwilligen Dummheit bekam.

Ja, ich glaube sogar, ich habe damals doch schon etwas den tiefen Sinn dieser englischen Sage verstanden. Ich glaube, ich habe damals sogar die Symbolik einer biblischen Legende verstanden, die heute den meisten Menschen und auch Religionslehrern in ihrem Kern ganz unverständlich ist.

Wir hatten damals nämlich gerade die Geschichte vom Simson vor. Sollte dessen ganze Riesenkraft etwa nur in seinen langen Haaren stecken? Weil ihm die Delila dieses Haar abschnitt, sollte er plötzlich ein Waschlappen geworden sein? So sagte der Lehrer. Und er wußte es sicher auch gar nicht anders, machte sich eben weiter keine Gedanken darüber. Mir aber kam das schon damals geradezu albern vor. Nein, weil er sein Maul nicht halten können, weil er ein ihm anvertrautes Geheimnis »ausgebabelt« hatte, deshalb verließ ihn plötzlich seine Kraft!

Das war es, woran ich jetzt dachte.

Und mit solchen Gedanken schlief ich ein.

Was Wunder, daß ich davon auch träumte, daß ich Merlin den Wilden auch mit dem Manne verquickte, den wir morgen kennen lernen sollten?

Nuhmajili – das ist also so viel wie Gottessohn.

Mir träumte, ich sehe den Heiland, unseren Jesus Christus mit seinem typischen Leidensgesicht – aber es war

ein Samojede, in Pelze gehüllt – und er ritt auf einem Renntier, das aber dann plötzlich ein Hirsch wurde – denn es war Merlin der Wilde ...

Was ich etwa mit der Traumgestalt gesprochen habe, und ich sonst mit ihr erlebt habe, weiß ich nicht.

Ich wachte auf.

Die Morgendämmerung war schon angebrochen.

Und da sehe ich ...

Da sehe ich etwas, was noch viel märchenhafter ist, als mir der Traum vorgegaukelt hat.

Unsere neunzehn Schlafsäcke liegen im Kreise um die verlöschten Feuerstellen, und in der Mitte dieses Kreises steht ein Hirsch, – kein Ren, sondern ein Edelhirsch – aber einer von einer ganz riesenhaften Größe, am Widerrist mindestens anderthalb Meter hoch – erst denke ich an einen Elch, aber der ist viel plumper gebaut, während dieser die schönsten, harmonischen Formen hat, ich muß ihn für einen Wapiti halten, für einen kanadischen Edelhirsch – und dieser Hirsch ist schneeweiß, hat aber ein blutrotes Geweih, ein mächtiges, stolzes Geweih, es funkelt wie Rubinglas und ist außerdem noch mit goldenen Punkten gesprenkelt – und dieses herrliche Tier ist mit roten Riemen gezäunt – auf dem Rücken hat es eine Art Sattel von Pantherfell – und in diesem Sattel sitzt ein Mann, in gelbes Leder gekleidet, aber ein wahrhaft elegantes Kostüm, als zierlich mit roten Fäden genäht, die auf dem gelben Grunde als Muster hervortreten – außerdem ist dieses Gewand noch mit weißen Arabesken verziert – in der rechten Hand hält er den roten Zügel, in

der linken einen langen Bogen – auf dem Rücken trägt er einen Köcher mit Pfeilen – es ist ein alter Mann, ein sehr alter Mann, denn sein langes, lockiges Haar ist schneeweiß, und sein bartloses Gesicht von zahllosen Fältchen durchzogen ...

Und wie ich noch so starre und mir die Augen reibe, ob ich nicht nur noch träume, da bricht zwischen den Bäumen der erste goldene Morgensonnenstrahl hervor, trifft gerade dieses Gesicht – und da plötzlich sehe ich keinen alten Mann mehr, sondern das faltige Gesicht hat sich plötzlich in das jugendfrische, schöne Antlitz eines Jünglinge verwandelt, die Locken sind nicht mehr weiß wie Schnee, sondern ich denke, jetzt sind sie von blitzendem Silber ...

Und da kommt mir gleichzeitig noch etwas anderes ganz Märchenhaftes oder doch Rätselhaftes zum Bewußtsein. Neun der fünfzehn Schlitten wurden von 54 Hunden gezogen. Des Abends wurden sie freigelassen. So lange sie wissen, daß noch etwas Proviant vorhanden ist, gehen sie auch nicht eigenmächtig auf die Jagd. Wir konnten jede Nacht sorglos in unsere Schlafsäcke kriechen, diese Hunde waren die besten Wächter. Ganz unangenehme Wächter. Bei jedem Uhu, der des Nachts über unseren Lagerplatz flog, machten diese Höllenhunde einen Mordsspektakel. Doch daran gewöhnt man sich schnell. Wir waren so müde, daß wir nichts mehr davon hörten. War aber eine wirkliche Gefahr vorhanden, hätten wir zur Stelle sein müssen, dann hätten sie uns geweckt, dafür hätten sie schon gesorgt. Dann trampeln sie

einem so lange auf dem Schlafsack oder auch gleich im Gesicht herum, bis man erwacht. Einen fremden Menschen, der ins Lager kommt, fallen sie zwar nicht an, nageln ihn aber fest, umringen ihn, heulen ihn wütend an, zeigen ihm die Zähne, und wenn sich der Fremde rührt, dann hat er diese Zähne auch wirklich im Leibe.

Auch diesen Hirschreiter hatten unsere 54 Hunde umringt. Aber in ganz, ganz anderer Weise. Die Wolfshunde schienen es zu sein, die von dem Anblick festgenagelt worden waren. So lagen sie da, ganz still und friedlich, blickten die fremde Erscheinung vertrauensvoll oder geradezu zärtlich an. Für mich, der ich den Charakter dieser Wolfshunde nun schon zur Genüge kannte, lag dabei wirklich ein märchenhaftes Wunder vor.

Und der Reiter, der jugendfrische Greis, möchte ich sagen, blickte nicht auf die Schlafsäcke nieder, nicht auf die Hunde, sondern hatte seine großen, blauen, strahlenden Augen träumend geradeaus gerichtet, der aufgehenden Sonne entgegen.

»Hallo, wer ist denn das?!«

Osbar, der Segelmacher, war es gewesen, der das gerufen hatte, sich ebenfalls wie ich die Augen reibend, als wolle er einen seltsamen Traum verscheuchen.

Und da plötzlich verwandelte sich der eine Schlafsack, derjenige des Samojuden, in eine Kanone, die abgefeuert wurde.

Denn nicht anders war es, nur daß es dabei nicht knallte und keinen Pulverrauch gab, wie Meister Bärtchen plötzlich mit Vehemenz aus seinem Pelzsacke hervorschoß und vor dem Hirschreiter platt auf den Bauch fiel, sein Gesicht in den Schnee steckend.

»Nuhmajili, der Herr der Obis!«

Noch immer saß der Reiter regungslos auf dem herrlichen Hirsch, und auch dieser stand so merkwürdig regungslos da, wie aus Stein gemeißelt, nur daß aus den Nüstern weiße Dampfstrahle quollen, noch immer blickte er träumend in die aufgehende Sonne.

Dann aber öffnete er den Mund, jedoch ohne uns einen Blick zu schenken.

»Frühstückt, dann folgt meiner Spur. Ich will nicht angedet sein.«

Sprachs – sagte es auf Deutsch, dabei mit einer Stimme, die wie volles Glockengeläut klang – wendete seinen Hirsch, beugte sich, als er an der kleinen Ilse, die wie die meisten von uns schnellstens aus dem Schlafsack geschlüpft war, vorbeiritt, etwas in dem steigbügellosen Sattel herab, strich, im Vorbeireiten dem Kinde sanft über das blonde Haar, richtete sich wieder auf, hatte plötzlich ein Lasso in der Hand, ließ das eine Ende fallen und noch länger nachschleifen, wir sahen eine kleine Kugel, es begann in dem hartgefrorenen Schnee zu zischen und zu dampfen, der Hirsch setzte sich in Trab, und die Erscheinung war zwischen den Bäumen ostwärts verschwunden.

Wir blickten einander an.

»Onkel,« sagte da die kleine Ilse zu mir, »der ist elektrisch – wie der mir übers Haar strich, das knisterte gerade so, als wenn man eine Katze streichelt, die am Ofen gelegen hat.«

Wir begaben uns hin, wo die Kugel an dem Lasso gezischt hatte. Dort fing der tiefe Strich an, der sich weiter durch den hartgefrorenen Schnee zog. Auf diese Weise hatte er also die versprochene Spur hinterlassen, und das war auch gut, denn die Schneedecke war so hart gefroren, daß der mächtige Hirsch nicht die geringste Spur erzeugt hatte.

Wie er das gemacht, darüber zerbrachen wir uns nicht weiter den Kopf. Auch Price O'Fire hatte ja in der Westentasche immer so eine Kugel, die er nach Belieben erglühen lassen konnte, sogar ohne sich dabei die Finger zu verbrennen.

Nein, darüber wunderten wir uns am allerwenigsten.

»Bärtchen, ist denn dieser Nuhmajili ein Deutscher, da er so gut deutsch spricht?!«

»Ihsch weisch nischt, gar nischt!« wehrte der schleunigst ab.

»Es war ein Wapiti, ein kanadischer Edelhirsch,« sagte Juba Riata, sich zunächst für das Reittier interessierend, »und zwar ein Albino, eine weiße Spielart, aber das rote Geweih kann nur angemalt sein.«

»War das eigentlich ein alter Greis?« fragte ein anderer, und er hatte ganz recht, es gibt auch junge Greise, wie es auch alte Jünglinge gibt.

»Ach, das war doch noch ein ganz junger Mensch!« erklang es von anderer Seite.

Da aber mußte Meister Bärtchen doch einmal Einspruch erheben.

»Mensch?! Dasch ihscht kei Mensch, dasch ihscht ein Geischt.«

»Geischt?!« echote Oskar. »Nee, mein Junge, das war kein Geist. Frühstück! – das ist sein erstes Wort gewesen – und was wissen denn solche traurige Geister vom Frühstück.«

Oskar hatte ganz recht, der Bann war gebrochen, wir befolgten den uns gegebenen Befehl. Eiligst wurde Kaffee gekocht, wir aßen schneller denn je. Denn der Spur dieses geheimnisvollen Mannes zu folgen, das war jetzt doch die Hauptsache.

Bei diesem Frühstück nun ereignete sich eine Szene, die ich doch einmal schildern möchte.

Unser Meister Tabak war ja überhaupt immer gefräßig, jetzt aber, da es darauf ankam und ich zur Eile antrieb, leistete er im Schlingen extra etwas ganz Außerordentliches.

Er hatte sich von dem noch vorhandenen Bärenspeck einen Streifen abgeschnitten, ungefähr so dick und breit wie eine Streichholzschachtel und reichlich einen Meter lang. Diesen Streifen hielt er übers Feuer, bis der ganze Speck brannte, erstickte die Flammen schnell – so, nun war der Braten fertig, nun konnte die Mahlzeit beginnen.

Sonst aber benutzte er wenigstens ein Messer, um sich Viertelpfundstücke abzuschneiden, die er dann ohne weiteres Kauen mit einem Druck der Halsmuskeln hinter schluckte. Heute, weil wirs eilig hatten, benutzte er die Gelegenheit, wieder einmal nach echter, rechter Eskimoweise zu »speisen«.

Also er steckte das Ende des Streifens in den Mund und begann zu schlucken. Ob er dabei auch kaute, war nicht zu unterscheiden. Er schluckte eben und ließ den angekohlten Speckstreifen so nach und nach verschwinden.

Wie ihm nur noch die Hälfte zum Munde heraushängt, kommt plötzlich ein Hund angeschossen. Vor diesen verhungerten Wolfskötern mußte man sich beim Essen überhaupt höllisch in acht nehmen. Sie holten einem die Bissen vom Teller, aus den Fingern weg. Man brauchte nur einmal den Kopf zu wenden.

Ein Schnapp, und der Hund hatte das andere Ende des Streifens im Maule, wollte damit das Weite suchen.

Aber weit kam er nicht, denn Mister Tabak hatte schleunigst die Zähne zusammengebissen, wurde freilich auch gleich durch den heftigen Ruck vornüber gerissen, so daß er auf den Knien zu liegen kam.

Und da auch der Hund den Bissen nicht fahren lassen wollte, mußte er sich umkehren.

Und so standen sich nun die beiden auf allen Vieren gegenüber, auf der einen Seite der Hund auf der anderen der Eskimo.

Durchschneiden wollte er den Streifen nicht, er hatte überhaupt gar kein Messer bei sich, und mit den Händen nachzufassen, das ging auch schlecht, denn sobald er nur eine Hand hob, um zuzufassen, wurde er von dem kräftig ziehenden Hunde über die glatte Schneedecke fortgeschleift. Also er benutzte seine beiden Hände lieber dazu, um sich festzustemmen.

Und die beiden, der Hund und der Eskimo zogen nun an dem Speckstreifen, ruckten immer hin und her.

Dabei aber brachten es die beiden dennoch fertig, immer weiter zu fressen, immer mehr von dem Streifen in ihrem Schlunde verschwinden zu lassen. Also näherten sich ihre Nasen immer mehr.

Ich überlegte schon, ob die beiden wohl auch ihre Nasen und dann sich gegenseitig verschlingen würden, wie sie das wohl fertig brachten, da sollte die Katastrophe eintreten, die den Sieg entschied.

»Hat . . . « sagte der verzweifelt ziehende Eskimo.

Natürlich, nicht so einfach. Es war nur ein »ha« gewesen, das er brüllend hervorgestoßen.

Aber da war der Zweikampf schon entschieden.

Da erwies es sich wieder einmal, daß ich mit meiner Ansicht recht hatte: Mensch, wenn Du etwas in Dir hast, ein Geheimnis oder sonst etwas – halts Maul!

Wenn der Eskimo sein Maul gehalten, fest die Kinnbacken zusammengepreßt hätte, nicht zu quasseln angefangen hätte, er wäre in diesem Zweikampfe zuletzt doch noch Sieger geblieben. Er hätte zuletzt den Hund bei den Ohren bekommen, und ihm vielleicht auch noch

das Stück Speck aus dem Schlund gezogen, um es selbst zu verzehren.

Aber Mister Tabak fing an zu quasseln, und da hatte er das Spiel verloren, da war der schweigsame Hund derjenige, welcher.

»Ha . . . !« sagte der Eskimo, nichts weiter.

Das aber genügte schon, in demselben Augenblick, da jener die Zähne auseinander machte, riß ihm der Hund mit einem Rucke den ganzen Speckstreifen aus Schlund und Magen, und lief wies Kreuzmillionendonnerwetter mit eingeklemmtem Schwanz auf und davon. Nun war nichts mehr zu machen.

Mister Tabak richtete sich empor, strich sich den leer gewordenen Magen und schaute mit trübseligem Gesicht um sich.

Und nun vollendete er, was er schon vorhin hatte sagen wollen.

»Hat man denn schon je solch eine Gefräßigkeit von einem Hundevieh gesehen?!«

Ach, haben wir gelacht!

Schon diese ganze Szene, und nun auch noch diese Bemerkung!

Ich dachte, mir müßte mein Kopf platzen.

Wie gesagt, während der ganzen Schlittenfahrt war ja kaum eine Stunde ohne Zwischenfall verlaufen, meist war es ein humoristischer gewesen, aber diese letzte Szene am Ende der Reise habe ich beschreiben müssen.

Doch das Ende der Fahrt war es ja noch gar nicht.

Hastig gefrühstückt, die Hunde eingefangen und vorgespannt, und fort ging es, der in den Schnee durch Feuersglut gezogenen Furche nach.

»Ein Obibaum!« flüsterte der Samojede scheu.

Wie schwach es mit meinen botanischen Kenntnissen bestellt ist, habe ich wohl schon einmal gesagt. Ich kann nicht eine Linde von einer Buche unterscheiden, und nun gar im Winter, wenn die Blätter fielen.

Daß dieser Baum, der seine schwarzen, kahlen Äste in die Luft streckte, keine Birke war, das freilich wußte ich sofort, aber als eine Eiche hätte ich ihn nicht erkannt.

Und diese hier fremden Bäume mehrten sich, und immer mächtiger wurden sie. Merkwürdig war, sogar mir auffallend, daß an diesen Bäumen auch nicht ein einziges verdorrtes Blatt vom vorigen Sommer mehr hing, was aber auch schon von den Birken galt, über welche Merkwürdigkeit ich noch später sprechen werde. Denn bei uns gibt es doch im Winter keinen so vollständig entblätterten Laubbaum, einzelne vertrocknete Blätter sieht man doch an jedem Baume noch hängen.

Die Gegend wurde felsig. Das heißt, man mußte aus Erfahrung wissen, daß unter den bizarren Schneehaufen, die ja auch der Wind so geformt haben konnte, Gestein steckte.

Dann tauchte vor uns zwischen den Bäumen eine weiße Wand auf, eine Gebirgswand, wie immer ganz jäh aus der Ebene sich erhebend.

An dieser Felsenwand, die nur an geschützten Stellen ein schwarzes Gestein zeigte, führte die Furche entlang. Manchmal sahen wir großartige Gebilde von Eiszapfen.

Wohl eine Stunde ging es an dieser Wand entlang. Dann wurde sie, durch eine Spalte unterbrochen, kaum breit genug, daß sich zwei Schlitten ausweichen konnte, und die gezogene Spur führte hinein.

Aber Bärtchen lenkte nicht gleich hinein. Er hielt seinen Hundeschlitten an, wartete, bis ich, der ich ihm mit einem Renttiergespann als zweiter folgte, neben ihm war.

»Führe Du jetzt weiter an!« sagte er.

»Weshalb?«

»Ich – ich – ich – ich . . . «

»Du fürchtest Dich wohl?«

»Hier bin ich noch nicht gewesen, hier fängt erst richtig das Reich der Obis an!« flüsterte Bärtchen.

»Weißt Du eigentlich, daß hier ein Gebirge ist?«

Nein, nicht einmal das wußte er. Weiter, als wo man die ersten Eichen erblickte, war er noch nicht gekommen, und dort, mehr als eine Meile von hier entfernt, war ja von der Felswand noch nichts zu sehen gewesen, immer wegen der Bäume, und dort hatte es auch noch nicht solche Felsformationen gegeben, durch die man wohl auf die Nähe eines Gebirges schließen darf, obgleich man sich da auch irren kann.

Ich lenkte als erster in die Schlucht ein. Nach zehn Minuten Fahrt mußte ich einen Bogen beschreiben, und wie

ich den hinter mir hatte, schimmerte mir ein unübersehbarer Wasserspiegel entgegen.

Erst hinterher, als ich schon aus der Schlucht heraus war, in der dichten Nähe des Sees mich befand, kam mir zum Bewußtsein, daß hier doch ein Naturwunder vorlag.

Weshalb war denn dieser See nicht gefroren?! In der ganzen Nacht war es sehr kalt gewesen, mein Thermometer, gleich vorn an der Brust befestigt, zeigte noch immer minus fünf Grad Celsius an. Dabei muß man bedenken, daß wir schon Ende April hatten.

Nun, ein so großes Naturwunder brauchte schließlich nicht vorzuliegen. Entweder hatte dieses Gewässer warme Quellen, oder es war sehr salzhaltig. Das Meerwasser mit seinen drei Prozent Salzgehalt friert bekanntlich erst bei vier Grad Kälte.

Ich hielt mich jetzt mit keiner Untersuchung auf, folgte der Spur weiter, die nahe am Ufer entlang führte, dabei Umschau haltend.

Der Landstreifen zwischen der Felswand und dem See mochte anderthalb Kilometer Breite betragen, schien aber immer breiter zu werden. Auch hier gab es Fichten und Kiefern und Birken, vor allen Dingen aber herrschte jetzt die Eiche vor, und zwar Exemplare von kolossalen Dimensionen. Bäume mit Stämmen von drei Metern Durchmesser waren gar keine Seltenheit, es gab aber auch noch ganz andere.

Ob dies ein Tal war, welches von jener Felswand eingeschlossen wurde, konnte ich noch nicht unterscheiden.

Dann mußte es eben ein mächtiges Tal sein. So weit das Auge reichte, erblickte es den blauen Wasserspiegel.

Nach etwa halbstündiger schneller Fahrt trat die Felswand wieder näher an das Wasser heran, immer näher und näher, bis es nur noch einen Landstreifen von 20 Metern Breite gab, und da schwenkte die Spur links ab, führte direkt auf die Felswand zu, endete vor der 'Öffnung einer großen Höhle, mußte enden, weil in der selben kein Schnee mehr lag.

#### 84. KAPITEL. AM MERLINSEE.

Aus dem dunklen Hintergrunde der Höhle trat die gelbe Gestalt des Hirschreiters hervor, jetzt aber zu Fuß, hob die Hand und winkte mir.

Ich stieg aus dem Schlitten, näherte mich.

»Laß Deine Leute draußen warten, bis ich Dich eingeweiht habe, sie können unterdessen schon abladen. Du allein folge mir.«

So erklang die glockenartige, aber tiefe Stimme, er wandte sich, ich folgte ihm.

Eine wahre Backofenhitze empfing mich. Aber das war eine Täuschung. Es war nicht wärmer als 10 Grad. Wir waren an solch eine Wärme im Freien nur nicht mehr gewöhnt, nur in unserem Schlafsack.

Dasselbe galt auch von der Finsternis, die hier zu herrschen schien. Schnell gewöhnte sich das Auge daran, wir befanden uns ja überhaupt noch nahe dem weiten Eingange, ich hatte nur wenige Schritte in die Dunkelheit

getan, da sah ich die helle Gestalt des Hirschreiters emporschweben, da erkannte ich aber auch schon die steinerne Treppe, die er seitwärts benutzte.

Ich ihm nach.

Als es wirklich finster werden wollte, sorgten Fensteröffnungen, allerdings keine regelrechten, für Tageslicht, immer höher ging es hinauf, manchmal aber zweigten schon Gänge ab, und in einem nackten Felsenraume wandte sich mein Führer gegen mich um.

Ja, es war ein alter Mann, der sich aber jugendfrisch erhalten hatte, und das macht gewöhnlich das Herz aus, oder die Seele, möchte ich lieber sagen, weil das Herz heute für die meisten Menschen doch nur eine Blutpumpe ist, und der Spiegel der Seele ist das Auge. Wunderbare große, blaue Augen!

Im übrigen war es eine mittelgroße, schlanke Gestalt, der freie Hals verriet den sehnigen Bau, und die Muskelkraft noch mehr die Hände. Schöne, feine, weiße Hände, aber starrend von Muskeln.

»Seid mir willkommen!« begann die Glockenstimme.

»Ich heiße Merlin. So sollt Ihr mich nennen, wenn Ihr untereinander über mich sprecht. Den Namen Nuhmajili, dessen Bedeutung Ihr doch jetzt kennt, sollt Ihr nicht gebrauchen. Ich bin ein Mensch wie Ihr.

Ich kenne Euch und Eure Wünsche.

Ihr wünschet Euch immer einen Ort, wo Ihr unbekannt und unangefochten von aller Welt Euren Neigungen leben könntet.

Zweimal schon wies Euch jene Gesellschaft, der auch ich angehöre, solch einen Ort an. Einmal im brasilianischen Urwald, dort sogar wieder zweimal, erst die Sandbank und dann das Eldoradoplateau, dann immer seid Ihr geleitet worden, wenn Ihr das zuerst auch gar nicht gemerkt habt, und dann wurde Euch der Seelandsfelsen bei Australien angewiesen.

An allen drei Punkten hat es Euch auf die Dauer nicht gefallen, am wenigsten auf dem Seelandsfelsen, und ich weiß warum.

Jetzt wissen wir es! Denn auch wir sind Menschen, die nur durch Erfahrung lernen können.

Jetzt aber wissen wir auch, daß wir Euch in eine Gegend geführt haben, in der Ihr bis an Euer Lebensende hausen könnt, und nie werdet Ihr es überdrüssig bekommen, Euch von hier fortsehnen, wieder nach dem freien Meere oder anderswohin, denn jeder Tag wird hier neue Überraschungen bringen. Es liegt nur an Euch, sie zu suchen.

Ihr befindet Euch hier in meinem Reiche. Ich trete es Euch gern ab. Aber glaubt nicht etwa, daß ich Euch ein Opfer bringe. Ihr könnt mich nicht stören. Es ist meine eigene Lust, Euer Treiben zu beobachten.

Die geographischen Bestimmungen könnt Ihr selbst machen.

Also nur noch einige kurze Angaben und Erklärungen.

Es ist dies ein von Gebirgswänden eingeschlossenes Tal, ungefähr acht geographische Meilen lang und fünf

Meilen breit. Die Hälfte davon nimmt ein See ein. Süßwasser. Er hat sehr viele heiße Quellen, so daß sich erst bei 30 Grad Kälte, die hier aber höchst selten im Januar eintritt, eine dünne Eisdecke bildet. Sonst habt Ihr auch im Winter eine freie Wasserfläche, auf der Ihr nach Herzenslust segeln könnt, Ihr könnt Euch wie auf dem Meere fühlen, und es wird auch nicht an Stürmen fehlen, die haushohe Wellen werfen.

Dies gilt aber nur von dem südwestlichen Teil des Sees, wo Du Dich jetzt befindest. Der andere Teil, ungefähr die Hälfte, hat im Gegenteil sehr kalte Quellen, wodurch dieser Teil des Sees sofort gefriert. Die beiden Wasserteile von ganz verschiedenen Temperaturen vermischen sich überhaupt nicht so leicht, außerdem sorgt dafür noch ein Abfluß, an dem wir uns hier gerade befinden, überhaupt an der Grenze, was Du bisher aber noch nicht bemerken konntest. Sieh es jetzt.«

Er winkte mir, wir traten an eine der Öffnungen, die nischenartig in die Felswand eindrang.

Ich blickte in eine Seitenschlucht, ungefähr 25 Meter breit. Mir gegenüber erhob sich also wiederum eine Felswand, und unter mir, die ganze Schlucht ausfüllend, floß Wasser. Doch mit sehr geringer Strömung.

Nun aber befanden wir uns gerade an der Ecke dieser Seitenschlucht, so daß ich auch auf den See blicken konnte, und da sah ich, daß dieser doch nicht so eisfrei war, wie es von weitem aus geschienen hatte. Nach Nordosten zog sich durch den ganzen See, so weit das

Auge reichte, eine scharfe Grenze. Dort drüben war eine einzige Eisfläche, hier freies Wasser. Wie das möglich war, hatte mir Merlin bereits erklärt. Es ist dies übrigens kein besonderes Naturphänomen, es kommt sehr häufig vor, beruht auf einem ganz einfachen physikalischen Gesetz. Warmes und kaltes Wasser vermischen sich eben gar nicht so leicht, besonders wenn noch wie hier eine gewisse Strömung hinzukommt, und dann kann auch solch eine scharfe Eisgrenze entstehen, die man bis dicht an den Rand begehen kann. Auch auf dem Müggelsee bei Berlin, bei Friedrichshagen, entsteht alljährlich ein Phänomen. Bei genügender Kälte friert der See wohl gleichmäßig zu, sobald aber ein Dampfer noch eine Fahrtrinne schafft, friert diese nicht mehr zu, auch bei der strengsten Kälte nicht. Man hat sich daran gewöhnt, die meisten Menschen finden gar nichts Wunderbares dabei, fragen nicht, wie das möglich sein kann. Man muß es sich von einem Physiker erklären lassen.

Hier lagen andere Ursachen vor, aber das Resultat war dasselbe, nur in viel großartigerem Maßstabe.

»Dort auf jener Eisfläche,« fuhr Merlin fort, »könnt Ihr Euch tummeln. Allerdings nur im Winter. Anfang Mai schmilzt sie, dann bleibt der ganze See bis zum Anfang November offen.

Aber auch im Sommer, der hier sechs Monate währt, wirklicher Sommer, könnt Ihr dem Wintersport huldigen. Wie und wo, das zu entdecken bleibt Euch überlassen. Ich will jetzt nur diese eine Andeutung machen.

Ihr sollt selbst suchen. Ihr sollt Überraschungen erleben. Ich mische mich nicht in Euer Treiben ein. Nur das rate ich Euch, daß Ihr Euer festes Quartier hier in dieser Höhlenregion nehmt. Denn hier durch diese Wasser-schlucht wird in zwei Wochen Euer Schiff kommen, hier kann es am bequemsten beilegen.

Was ich sonst noch zu sagen habe, ist Folgendes: Das ganze Tal steht zu Eurer Verfügung. Natürlich freie Jagd und alles. Auch ein Tier, welches Euch selten erscheinen mag, braucht Ihr nicht zu schonen.

Ihr werdet die ganzen Felswände durchhöhlt finden. Ihr werdet erkennen, daß dies nicht natürliche Höhlen sein können, wie schon hier nicht, und es sind ja auch gemeißelte Treppen vorhanden.

Das bedarf noch einer kurzen Erklärung.

Die Erde ist viel älter, als die heutige Wissenschaft annimmt, auch das Menschengeschlecht reicht viel, viel weiter zurück.

In diesem Tale, wie überhaupt in ganz Sibirien, hat schon einmal ein Volk mit hochentwickelter Kultur gehaust. Wenn auch mit einer ganz, ganz anderen Kultur als der heutigen. Sie wohnten in diesen Höhlen, die vorhandenen erweiternd, sich darin einrichtend. Sucht, ob Ihr noch Spuren von diesen Menschen findet.

Sonst überlasse ich Euch ganz Euch selbst, verirren könnt Ihr Euch in diesen Höhlen nirgends, auch ohne Hilfe des Kompasses nicht. Sollte doch einmal solch ein Fall eintreten, so werde ich Euch oder dem Betreffenden helfend zur Seite stehen.

Ich könnte Euch sofort viele Vorteile verschaffen. Bequemlichkeiten und dergleichen, aber ich will nicht, denn ich weiß, daß Ihr selbst es nicht wollt, Ihr wollt Euch aus eigener Kraft einrichten.

Nur hin und wieder werde ich für Beleuchtung sorgen. Wie das gemeint ist, werdet Ihr später erkennen.

Ich habe gesprochen. Hast Du etwas zu fragen? Tue es. Obgleich ich Dir vielleicht die Antwort verweigere.«

»Über Deine Person darf ich Dich nicht fragen?«

»Nein!« erklang eis kurz, obgleich liebenswürdig wie immer.

»Werden wir hier den Mann wiederfinden, der sich Prince O'Fire nennt?«

»Nein.«

»Ist dieses ein noch unentdecktes Tal?«

»Ja. Das heißt, es ist noch auf keiner Karte eingetragen.«

»Ist schon einmal ein Forscher hier gewesen?«

»Nein. Weshalb stellst Du solche Fragen? Ich halte sie für unnütz.«

»Ich meine, ob wir hier einmal von anderen Menschen entdeckt werden können.«

»Nein.«

»Weshalb nicht? Es können doch andere Menschen unseren Spuren folgen.«

»Sie würden in dieses Tal nicht eindringen können, überhaupt gar keines vorfinden.«

»Wie ist denn das möglich?!«

»Ich hindere sie daran.«

»Ich verstehe nicht.«

Da legte der jugendliche Greis seine Hand auf meine Schulter, blickte mich lächelnd und gütiger denn je an.

»Mein lieber Sohn. Es existiert überhaupt gar keine Welt. Es gibt nichts anderes als Dein Ich. Du bist das einzig existierende Zentrum der Welt. Alles, was Du für Wirklichkeit hältst, träumst Du nur.

Du verstehst mich nicht? Ich glaube es Dir. Aber es wird die Zeit kommen, da auch Du es verstehen wirst. Eine Zeit nach Deinen Begriffen. Denn es gibt so wenig Zeit wie Raum. Auch das sind nur Begriffe, die sich der Mensch gemacht hat, weil er die ganze Täuschung der Maja nicht begreifen kann. Sobald man aber diese Täuschung überwunden hat, ist man auch Herr über diesen Lebenstraum, kann ihn nach Willkür gestalten, wie man will.«

Nein, ich verstand den Sprecher nicht.

Aber etwas Neues war es mir auch nicht, was ich da zu hören bekam. Es ist die Lehre einer uralten Religionsphilosophie, welche auf der Erde 660 Millionen Anhänger hat, während sich zum Christentum nur 560 Millionen Menschen bekennen, und von diesen schwenken immer mehr zu jenem Glauben ab, besonders in Amerika, wo diese Theosophen schon nach Millionen zählen, und zwar sind es gerade die praktischsten Männer, welche zu diesem Glauben übergehen, weil sie ihn für wahr anerkennen, Männer wie Edison und Carnegie.

Ob sie den Kern dieser Lehre verstehen, weiß ich nicht. Ich verstehe ihn nicht.

Und doch, manchmal habe ich intuitiv so eine Ahnung,  
daß es so ist!

Manchmal, besonders in der Nacht, wenn ich einsam  
im Freien stehe, da habe ich solche Momente.

Manchmal, wenn eine Eule ruft,  
Oder ein Hund bellt im fernen Gehöft,  
Oder ein Wind geht in den Zweigen –  
Dann muß ich schauernd lauschen und schwei-  
gen.

Dann flieht meine Seele zurück,  
Bis wo vor zahllos vergessenen Jahren  
Der Vogel und der wehende Wind  
Mir ähnlich und meine Brüder waren.

Dann wird meine Seele ein Tier  
Und ein Wind und ein Wolkenweben.  
Verwundert kehrt sie zurück und fragt mich. –  
Wie soll ich ihr Antwort geben?«

Und dann, in solchen feierlichen Momenten, wird mir  
plötzlich auch ganz klar, daß alles nur eine Täuschung,  
nur ein Traum ist. Es gibt in der Welt, die jedoch ebenfalls  
gar nicht existiert, gar nichts weiter als mein eigenes Ich.  
Dieses träumt nur, daß dies alles Wirklichkeit sei.

Im nächsten Moment ist das wieder verschwunden.  
Nur eine dumpfe Erinnerung bleibt zurück. Aber es war  
wie ein Zuckblitz gewesen, der die Nacht einmal tages-  
hell erleuchtet hat.

Und haben wir denn nicht genau dasselbe in der christlichen Religion?

Christus verspricht immer und immer wieder das Himmelreich, als eine ganz reelle Sache. »Noch zu dem Schächer sagt er am Kreuz: »Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein.«

Da er aber einmal direkt gefragt wurde: »Meister, wo ist denn das Himmelreich?« – da antwortete er: »Das Himmelreich ist nicht hier und nicht da, sondern das Himmelreich ist inwendig in Euch!«

Und so sagt er auch wiederholt: »Ich hätte Euch noch mehr zu sagen, aber Ihr würdet mich nicht verstehen.« –

Merlin zog seine Hand von meiner Schulter zurück.

»Ich habe gesprochen, ich kann gehen. Du wirst Deinen Leuten mitteilen, was ich Dir jetzt gesagt habe.«

»Ich werde es tun.«

»Ich will nicht immer unsichtbar bleiben. Gestattest Du, daß ich mich manchmal in das Treiben Deiner Leute einmische?«

»Aber selbstverständlich, so oft Du willst, Du sollst uns immer herzlich willkommen sein!«

»Nur daß ich dann nicht angeredet werde.«

»Mit keinem Worte.«

»So lebe jetzt wohl, wir sehen uns wieder.«

Er wandte sich, ging nach dem Hintergrunde des Raumes, verschwand in einer schmalen Spalte.

Ich begab mich hinab, sagte, was ich zu sagen hatte. Viel war es ja nicht. Dann begannen wir uns mit unserem

Schlittengepäck häuslich in den Felsenkammern einzurichten, wozu wir die geeignetsten aussuchten, das war ja bald geschehen, und nun ging es an eine weitere Untersuchung der ausgehöhlten Felswände und der weiteren Umgebung im Freien.

Dabei jagte eine Überraschung die andere. Zunächst wurde konstatiert, daß, je tiefer man in die Felswand eindrang, es desto wärmer wurde, bis man es vor Hitze einfach nicht mehr aushalten konnte.

Also befanden wir uns auf vulkanischem Gebiet. Aber daß wir eines Tages in die Luft flogen oder mit glühender Lava übergossen wurden, darum brauchten wir uns nicht zu sorgen, sonst hätte dieser Merlin der Zauberer schon etwas davon gesagt.

Übrigens konnte es sich auch um heiße Quellen handeln, die gar nicht auf vulkanischem Gebiet selbst zu entspringen brauchen, sie kommen eben aus sehr großer Erdtiefe hervor, und daß es so war, davon sollten wir uns bald überzeugen.

Gar nicht weit von unserem Quartier, übrigens, wie später gefunden wurde, auch durch Felsengänge direkt zu erreichen, wurde eine andere Höhle entdeckt, aber noch an der Felswand gelegen, durch Öffnungen mit Tageslicht erleuchtet, in der eine mächtige, kochend heiße Quelle entsprang.

Uns nichts angenehmer als das! Hier wurde ein Dampfbad eingerichtet, in Verbindung mit einer Garküche. Auch auf Vancouver hatten wir solch eine Dampfgrötte gehabt, aber die war nicht zu vergleichen mit dieser

hier gewesen, zu deren Benutzung hätten wir aus verschiedenen Gründen erst mindestens ein halbes Jahr lang schwere Arbeit gehabt, hier dagegen waren die Bassins schon von unseren Vorgängern eingemeißelt worden, wenn man nicht glauben wollte, daß die Natur gleich alles so vorgerichtet hatte.

»O Wunder über Wunder!« erklang da der Ruf.

Ich wurde von den Entdeckern des Wunders geholt, die anderen schlossen sich mir an, es wurde uns aber nichts verraten, wir sollten mit eigenen Augen schauen.

Den Weg, den wir zum Eindringen in die Felswand nahmen, kann ich nicht beschreiben, zumal da er sich, wenn man die Gänge erst kannte, immer mehr verkürzte.

Wir benutzten unsere Benzinlampen. Mit einem Male hatten wir sie nicht mehr nötig, in dem Gange, den wir gerade passierten, begann es zu dämmern, es wurde heller und heller, ohne daß die Lichtquelle zu ergründen war, gleichzeitig wurde es kälter und kälter, und wie wir um eine Ecke bogen, erwartete uns ein grandioser Anblick.

Eine ungeheure Eisgrotte war es, in die wir blickten. Eine weite Eisfläche, aus der hier und da eine Säule emporwuchs, wahrscheinlich aus Gestein bestehend, aber mit Eis bekleidet, und zwar nahm es die bizarrsten Gestaltungen an, und diese Säulen endeten an einer schwarzen Decke. Was, wie gleich gezeigt werden soll, von besonderer Wichtigkeit war. Daß also die Decke selbst nicht mit Eis überzogen war.

Ein gleichmäßig herrschender Luftzug sagte uns sofort, daß wir eine dynamische Eisgrotte vor uns hatten, die sich, auch wenn draußen der heißeste Sommer herrschte, nicht verändern würde. Das heißt derjenige erkannte das gleich aus dem Luftzug, der überhaupt etwas von den Eisgrotten weiß. Ich selbst wußte nur theoretisch etwas davon, hatte einmal bei Gelegenheit viel über solche Eisgrotten gelesen. Gesehen hatte ich noch keine bisher.

Es gibt sehr viele Eishöhlen oder Eisgrotten, sicher viel, viel mehr, als die wir kennen. Sie werden einmal so durch Zufall entdeckt, beim Bergbau, oder beim Tunnelbau, oder spielende Kinder finden einen Höhlengang, dringen ein und kommen plötzlich, während draußen der schönste Sommer herrscht, in eine mit Eis gefüllte Höhle.

Mit der Gegend, ob die heiß oder kalt ist, haben diese Eisgrotten gar nichts zu tun. Man hat schon genug solcher Naturphänomene direkt unter dem Äquator gefunden.

Als Entstehungsursache kommt in der Hauptsache dreierlei in Betracht. Entweder das Eis bildet sich in der Höhle im Winter, meist im Gebirge, durch Gletscherwasser, wie das Geldloch am Ötscher in Niederösterreich, schmilzt im Sommer zwar bedeutend ab, erneuert sich aber doch immer wieder. Das sind die periodischen Eishöhlen. Oder, wie hauptsächlich in heißen Gegenden, es ist ein Überbleibsel aus der Eiszeit, die sich einst über die ganze Erde erstreckt hat. Das in dem geschlossenen Raume aufgehäufte Eis strahlt eine so große Kälte aus,

daß es niemals zum Auftauen kommt. Das sind die statischen Eishöhlen. Oder es handelt sich um eine natürliche Eismaschine, die mit verdünnter Luft arbeitet. Dann ist gewöhnlich ein unterirdischer Wasserfall in der Nähe, der durch eine Röhre aus der Höhle die Luft mit sich reißt, es entsteht also ein luftverdünnter Raum, durch andere Spalten strömt von draußen Luft wieder nach, sie dehnt sich in dem luftverdünnten Raume rasch aus, dadurch entsteht nach physikalischen Gesetzen große Abkühlung, die bis zum Gefrieren des Wassers gesteigert werden kann. Diese Eishöhlen nennt man dynamische. Dabei ist es fast gleichgültig – allerdings nicht immer – ob die nachströmende Luft an sich schon kalt ist oder warm. Ja, da die warme Luft dünner ist als kalte, kann es sogar vorkommen, daß im Sommer die Temperatur in solchen Höhlen noch tiefer sinkt als im Winter.

Die größte dynamische Eisgrotte, die wir in Europa kennen, ist die von Dobschau in Ungarn. Ich hatte schon Lichtbilder von ihr gesehen. Herrlich! Sie ist elf Meter hoch, 120 Meter lang und durchschnittlich 50 Meter breit. Eine Treppe von 145 Stufen führt zu einer Eisgalerie hinauf. Wunderbare Gebilde! Besonders die sogenannte Orgel.

Aber mit dieser sibirischen hier konnte sich die ungarische nicht vergleichen. Wir maßen gleich im Anfang einen Durchmesser von mehr als 400 Metern, und das war nur der erste große Saal, einer reihte sich an den

anderen, und mit den Eisgängen sind wir überhaupt niemals fertig geworden. Und nun diese Galerien, diese erstarrten Wasserfälle, diese sonstigen Gebilde! Ganze Eispaläste, so kolossal und doch so zierlich, von so einer verschnörkelten Architektur, daß man sie höchstens mit indischen Bauwerken vergleichen konnte.

Die konstante Kälte betrug drei Grad, die nur an den heißesten Sommertagen um ein Grad fiel. Die Hauptsache aber war, daß an der Decke die riesigen Eiszapfen fehlten, welche das Betreten jener ungarischen Eishöhle so furchtbar gefährlich machen. Jeden Augenblick kann einem der Schädel eingeschlagen werden.

Hier fehlten sie gänzlich. Überhaupt gar keine Eisbildung an der schwarzen Decke.

Ja, schwarz war sie, und dennoch konnte nur von ihr das gleichmäßige Licht ausstrahlen, welches die ganze Grotte erfüllte, diese wie jede andere, jeden Eistunnel.

Was war das für ein rätselhaftes Licht? Nun, eben dasselbe, das uns auch schon im Seelandsfelsen geleuchtet hatte. Hier brauchte es aber nicht erst angestellt zu werden.

Unser Schutzpatron hatte gesagt, daß wir auch im heißen Sommer Gelegenheit zum Eissport haben würden, daß er hin und wieder für Beleuchtung sorgen wird, und hier hatte er sein Versprechen eingelöst.

Lange Zeit trieben wir uns in den Eisgrotten herum, viele schon auf Schlittschuhen, und wir wurden immer von neuem Staunen über die grandiosen Gebilde erfüllt.

»Moin, Käpten, feines Wetter heute.«

So erklang es über mir mit bekannter Stimme.

Ich blickte empor.

Da flezte sich Oskar schon mit qualmender Pfeife aus dem Fenster des zweiten Stockes solch eines Eispalastes heraus.

Er hatte einen Aufstieg gefunden, einen inneren, ich fand ihn auch. Aber nicht etwa, daß es regelrechte Treppen und Räume und dergleichen gab. Alles wilde Natur, wie es die Eisbildung eben schafft. Eben dadurch noch viel großartiger. Doch wir brauchten nur mit Feuer oder glühendem Eisen zu arbeiten, oder sonst ein Mittel zu erfinden, um bequem abzuschmelzen, so könnten wir solch einen Eisberg in ein wirkliches Wohnhaus verwandeln. Solche Experimente wurden ja später auch viel gemacht.

Erst nach zwei Stunden verließ ich die Eisgrotten wieder, war ständig unterwegs gewesen und hatte doch vielleicht nur den hundertsten Teil gesehen. Wir sollten in dieser Eisregion noch manches erleben, sie war nicht so unbewohnt, wie wir zuerst glaubten.

Ich suchte wieder die Seitenwand auf, die den Abfluß begrenzte, um zu sehen, wo da unser Schiff am besten anlegen könnte.

»Eine Werft, Käpten, eine ganze Werft mit allem, was dazu gehört!« erklang es mir da jauchzend entgegen.

Entgegen? Ich blickte doch zu so einer Fensteröffnung hinaus, in beträchtlicher Höhe.

Jawohl, auf der anderen Seite des also ungefähr 25 Meter breiten Wasserkanals befanden sich in der glatten Felsenwand auch solch unregelmäßige Fensteröffnungen, und aus der einen blickte ein Matrose, ein zweiter gesellte sich gleich noch hinzu.

»Wie seid Ihr denn dort hinüber gekommen?!« mußte wohl meine erste Frage sein.

»Immer die Treppen hinunter, dann kommt ein Gang, der unter dem Wasser wegführt!«

Man konnte nicht fehlgehen. Alle in die Tiefe führenden Treppen mündeten in einer weiten Halle, von der aus ein breiter und hoher Tunnel unter dem ungefähr acht Meter tiefen Wasserlauf hinwegführte, nach der anderen Felswand hinüber.

Auch hier wieder zahllose Säle und Kammern.

Der eine Saal war mit Brettern von allen Längen und Breiten und den verschiedensten Holzarten angefüllt, ein anderer enthielt alles, was zum Bau eines hölzernen Schiffes vom Kiel bis zum Flaggenkopf nötig ist, also eine vollständig eingerichtete Werft mit allen dazu nötigen Werkzeugen.

Hatte unser Schutzpatron Merlin nicht gesagt, er könne uns ja mit allen möglichen Vorrichtungen und Bequemlichkeiten versehen, aber er wolle es nicht tun, weil er unseren Charakter kenne, weil wir doch wohl alles aus eigener Kraft schaffen wollten? Und jetzt stellte er uns hier eine vollständig eingerichtete Werft zur Verfügung!

Nun, ein so großer Widerspruch lag nicht darin. So ganz und gar als Robinson anzufangen, das ist nicht gerade angenehm, besonders wenn man es wiederholen muß. Wir wollten schon aus eigener Kraft etwas schaffen, aber »alles« war gar nicht möglich oder wir hätten Jahre dazu gebraucht. Dazu gehörte auch die Herstellung des einfachsten Brettes. Die Erfindung der Bandsäge ist von weltbewegender Bedeutung gewesen. Daran aber denkt wohl niemand, wenn er ein Brett in die Hand nimmt, was es vordem für unsägliche Mühe gekostet hat, um aus der Hälfte eines Baumstammes ein Brett abzuspalten, indem man einen Meißel neben den anderen setzte, so wie man schon den ganzen Stamm spaltete, was solche Bretter, mit der man eine ebene Fläche herstellen konnte, damals für einen Wert repräsentierten.

Wo kam diese ganze Werfteinrichtung, die einen so neuen Eindruck machte, hierher? Nun, darüber zerbrachen wir uns nicht den Kopf. Jedenfalls aber hätte der geheimnisvolle Mann uns doch auch gleich fertige Boote und sonstige Fahrzeuge zur Verfügung stellen können, wir zweifelten nicht daran. Er hatte es nicht getan. Nur für Bretter und Werkzeug hatte er gesorgt.

Die kamen so wie so mit unserem Schiffe nach, Price O'Fire hatte uns schon in Petersburg geraten, noch besonders viel zum Schiffsbau geeignetes Holz mitzunehmen. Darauf hätten wir so wie so gewartet. Nun aber konnten wir gleich anfangen. Die Schlittenboote aus Birkenrinde waren doch recht untauglich.

Also es wurde gleich der Kiel zum ersten Klinkerboote gelegt. Der Engländer Sam war ein gelernter Schiffsbauer. Aber etwas verstehen wir Seeleute ja alle davon, und hätten wir unsere Kunstfertigkeit auch nur an kleinen Modellen erlernt. Es wurde auch schon von einer Segeljacht und von einer Rudergaleere und von anderen Fahrzeugen geschwärmt, mit denen wir den See beleben wollten, um uns gegenseitige Seegefechte zu liefern.

Ich kann nur sagen, daß wir auf unseren bisherigen Stationen, auf denen wir uns hatten einrichten wollen, niemals Gelegenheit gehabt hatten, solchen Bootsbau zu betreiben. Es gehört gar vielerlei dazu, was ich hier nicht weiter ausführen kann. Mister Tabak hatte sich an Bord des Schiffes ein neues Walfischboot gebaut, er hatte tüchtige Hilfskräfte zur Seite gehabt, aber etwas Brauchbares war nicht herausgekommen. Der Bootsbau ist eine Kunst, die gar vieler Vorrichtungen bedarf. Nicht umsonst kostet ein gutes Seeboot mehrere tausend Mark. Und was meint man denn wohl, was so eine Rennjacht kostet, nur so ein kleines Ding? Da ist unter einer halben Million Mark nicht viel zu wollen.

Die Hauptsache war, daß sich auch hier gleich nebenan ein Dampfraum mit heißer Quelle befand. Die Bootsplanken können nur mit Wasserdampf regelrecht gebogen werden. Oder es wird ein Kasten daraus, aber kein Boot.

Ich verließ die Matrosen, die über ihren Bootsbau alle weiteren Untersuchungen vergaßen, sogar das Mittagessen.

»Kommen Sie mit?« fragte mich Juba Riata, als ich auf der anderen Seite der Wasserstraße wieder ins Freie trat.

Er war damit beschäftigt, wieder sechs Hunde vor einen Schlitten zu spannen.

Ich bemerke noch nachträglich, daß Peitschenmüller während der sechzehntägigen Schlittenfahrt drei von den neun Hundegespannen, die wir nie gewechselt, so eingefahren hatte, daß sie jetzt auch ohne vorgeworfenen Fisch anzogen und weiterliefen. Zum allergrößten Stauen des Meister Bärtchens. Diese Samojeden und Tungusen geben sich eben gar keine Mühe, ihre Hunde regelrecht einzufahren, und weil sie gar nicht auf solch einen Gedanken kommen, halten sie es überhaupt für unmöglich. Ungefähr ebenso, wie noch vor 25 Jahren die Zähmung, das Einfahren und Reiten des Zebras für unmöglich galt. Auch Brehm behauptet es noch. Bis als erster der Londoner Baron Rothschild im Hydepark mit zwei Zebras spazieren fuhr. Er hatte extra dazu aus Amerika einen gewissen Raleigh, der für den berühmtesten Pferdebändiger galt, kommen lassen. Dieser Amerikaner hat es fertig gebracht, diese afrikanischen vierbeinigen Teufel zu bändigen, zu zähmen. Heute sind zugefahrene und zugerittene Zebras schon gar keine Seltenheit mehr. Es hat eben nur am ersten Versuche gefehlt, der Gedanke, daß so etwas überhaupt unmöglich sei, mußte erst einmal gebrochen werden.

In anderer Hinsicht aber haben die sibirischen Hundezüchter ganz recht. Freiwillig, ohne vorgeworfene Fische, entwickelten diese drei Hundegespanne ihre ganze

Schnelligkeit nicht mehr, machten täglich keine 15 Meilen mehr.

»Wohin?«

»Nun, einmal die weitere Umgebung des Sees abfahren.«

»Jawohl, ich komme mit.«

Es war eine Stunde nach Mittag, als wir los fuhren, wir nahmen nichts weiter mit als unsere Büchsen, jeder eine schwere, einen doppelläufigen »Knochenschmetterer«, der eine Lauf auch für Schrot, dessen Benutzung wir aber verschmähten, und das englische Infanteriegewehr, auf das wir vorzüglich eingeschossen waren. Mancher von uns hätte als Kunstschütze auftreten können. Revolver und Munition brauchten wir nicht extra mitzunehmen, die hingen so wie so immer an unseren Gürteln. Da wir sicher am Abend zurück sein wollten, blieben auch die Schlafsäcke »zu Hause«.

Wir fuhren etwa eine Stunde, ohne daß sich etwas Neues bot. Immer dieselben schneebedeckten Fichten und Kiefern und Lärchen und Birken und Eichen, höchstens daß diese letzteren immer mehr den Hauptbestandteil des Waldes ausmachten und immer mächtiger wurden.

Hin und wieder sahen wir ein Stück Wild, hauptsächlich Rens, aber auch echte Hirsche, die jedoch immer schleunigst hinter dem nächsten Baume verschwanden, um diesen als Deckung zur weiteren Flucht zu benutzen.

»Hier ist schon tüchtig gejagt worden, das Wild kennt den unbarmherzigen Menschen und seine furchtbaren

Mordwaffen!« sagte Juba Riata. »Mir ist das nur lieb, ich jage nicht gern in einem Parke, in dem das Wild erst zahm gemacht wird, um es dann wie auf dem Scheibenstand niederknallen zu können.«

Übrigens bewies schon das zahlreiche Vorkommen von echten Hirscharten, daß dieses Tal sein eigenes, sehr mildes Klima haben mußte. In diesem Teile Sibiriens kommen noch keine Hirsche vor. Das heißt nicht im Winter. Die sibirischen Hirsche wandern, legen kolossale Strecken zurück. Im Winter gehen sie wieder nach Süden. Jetzt war hier noch vollständiger Winter. Er mußte aber für die Hirsche noch erträglich sein, sie wanderten gar nicht mehr aus.

An diesem milden Klima war einfach das warme Wasser des Sees schuld. Es hatte 18 Grad, war im Gegensatz zu der sechs Grad kalten Luft, wenn man schnell die Hand hineinsteckte, förmlich heiß zu nennen. Dabei aber reichte die Schnee- und Eisgrenze doch bis dicht an das Wasser herab. So weit, daß auch die nahe Umgebung des Sees abgetaut wäre, reichte der Einfluß der Wassermärme eben doch nicht. Sie verteilte sich über das ganze Tal, wenigstens auf dieser eisfreien Seite des Sees. Wir hatten ihn verlassen, drangen mehr in den Wald ein. Bald sahen wir wieder die Felswand zwischen den Bäumen auftauchen.

»Die schwarze Stelle dort scheint eine Höhle zu sein,« sagte Juba Riata, »wir wollen sie doch einmal untersuchen, vielleicht daß Ihr Merlin uns da wieder etwas vorzaubert, wir sollen uns ja überall auf Überraschungen gefaßt machen, wir müssen nur suchen.«

Hatte Peitschenmüller eine Ahnung? Nein, er hatte nur so gesprochen.

Ehe wir aber die Höhle erreichten, sollten wir ein Abenteuer erleben, zum Zeichen, daß wir hier nicht etwa in ein Paradies versetzt worden waren, zwar in ein winterliches, in dem es aber auch Gefahren gab.

Plötzlich tritt keine zehn Schritt von uns entfernt hinter einer Eiche ein mächtiges Vieh hervor. Ein Wisent! Der as Ur- oder Auerochse einst das ganze nördliche Europa bewohnt hat, jetzt nur noch in dem russischen Walde bei Bealowies vorkommt, dort aber geschont und sogar gehegt wird, soweit man in einem richtigen Urwalde von 2000 Quadratkilometern Wild hegen kann. Jedenfalls darf er nicht gejagt werden. In Sibirien dagegen ist der Wisent ein ganz gewöhnliches Wild.

Mit dem amerikanischen Bison läßt sich der Wisent nicht vergleichen. Der indianische Büffel ist und bleibt mit seinen zwei Metern Höhe das gewaltigste Rind, wozu nun noch die gewaltige Mähne kommt. Der Wisent wird höchstens anderthalb Meter hoch, hat keine solche Mähne, auch keinen Buckel.

Das heißt, solche Vergleiche stellte ich damals nicht an. Es war immerhin ein furchtbares Ungeheuer, das uns da plötzlich in den Weg trat.

In zehn Schritt Entfernung, sagte ich. Das stimmt nicht. Wir waren ja in voller Fahrt. Aber näher kamen wir jedenfalls nicht heran.

Da schoß schon der alte Bulle, der er war, mit gesenkten Hörnern auf uns los.

Daß unsere sechs Hunde diese Begegnung nicht weiter erwarteten, war ihnen nicht zu verdenken. Im rechten Winkel herumgeschwenkt, daß der Schlitten beinahe umgekippt wäre und mit eingekniffenem Schwanz losgelegt, mit einer Schnelligkeit wie sie auch der fetteste Fisch nicht erzeugte, der ihnen vorgeworfen wurde.

Aber weit kamen sie nicht. Wir freilich auch nicht. Peitschenmüller hatte die Herrschaft über sie verloren. Wenn da mit dem Zügel überhaupt etwas zu machen gewesen wäre.

Im nächsten Augenblick schmetterte unser Schlitten an einen Baum, verwandelte sich in einen Trümmerhaufen vor Birkenrindenstücken.

»Hoch, für Christi Sache hoch!« schrie Peitschenmüller und hing schon oben in den Zweigen. Ich ihm schleunigst mit affenartiger Behendigkeit nach. Ein Glück war es, daß wir uns in den letzten Jahren so turnerisch ausgebildet hatten. Aber so schnell bin ich nie wieder einen Baum hinaufgekommen zumal nicht in solch einem schweren Pelzkostüm.

Und ein weiteres Glück, daß es gerade eine Lärche mit tief herabhängenden Zweigen war, an denen wir Schiffbruch erlitten. Sonst wären nämlich wir Lerchen gewesen. Ich denke dabei an einen Witz, der damals in

ganz Deutschland zirkulierte. Nicht erfunden in einem Witzblatt, sondern unabsichtlich gemacht in einer ersten, angesehenen Tageszeitung. In Hagenbecks Tiergarten hatte ein toll gewordener Elefant hingerichtet werden müssen, das wurde berichtet, und da hieß es am Schluß: »Ein Sprenggeschoß zwischen die Augen und der riesenhafte Elefant war eine Lerche.«

Wie gesagt, dieser famose Witz, den der Druckfehler-teufel da vom Stapel gelassen, machte damals die Runde durch ganz Deutschland. Es gab keine Leichen mehr, nur noch Lerchen.

Und so wären auch wir im nächsten Augenblick Lerchen gewesen, hätte uns die Lärche, an der wir Schiffbruch erlitten, nicht gütig ihre niedrigen Äste entgegen-gestreckt. Im nächsten Moment schmetterte der Schädel des Wisent gegen den Stamm, daß wir, wenn wir uns nicht genügend festgeklammert hätten, wie die reifen Pflaumen abgefallen wären.

Wir waren dem Tode entgangen, aber nicht unsere armen Hunde. Die waren, hinter sich am Riemengespann noch einige schlagende Boots Bretter schleifend, nur bis an den nächsten Baum gekommen, eine junge Kiefer, keine zehn Schritt von unserer Lärche entfernt, die einen wollten links um den Baum, die anderen rechts herum, und da verfangen sie sich eben mit den Riemen, saßen fest.

Und das Ungetüm war sofort nach dem Anprall gegen unseren Baum draufzugestürzt und auf den Hunden herumgetrampelt. Etwas Näheres war schwer zu unterscheiden. Der Schnee war dort nicht sehr hoch und ganz fest gefroren, von Grund auf. Eine schrecklich heulende und winselnde Masse von Hundeleibern und Hundebenen, auf denen das Ungeheuer herumstampfte. Dann wurde es still, und der Wisent verließ den rotgefärbten Schneepplatz, um wieder nach unserer Lärche zurückzukehren.

Das hatten wir beobachtet, während wir uns zwischen den Ästen der Lärche häuslich einrichteten, und es war alles schneller geschehen, als ich hier beschreiben konnte.

»So,« sagte Peitschenmüller gemächlich, auf seinem Aste sitzend und mit den Beinen baumelnd, »ich habe einmal gesagt, ich würde niemals wieder so einen wilden Büffel bändigen, weil man gar zu schreckliche Hilfsmittel dabei anwenden muß. Aber diesen Wisent dort unten werde ich mir noch einmal vornehmen, den werde ich noch einmal dressieren. Das bin ich schon den Manen unserer sechs braven Hunde schuldig.«

»Zunächst aber,« entgegnete ich, »scheint mir dieser Wisent derjenige zu sein, der uns dressiert!«

Juba Riata lächelte über meine Bemerkung, allerdings ein etwas verlegenes Lächeln.

Ihm, dem erfahrenen Jäger, war nämlich dieselbe fatale Sache passiert, die bei mir schon eher verzeihlich war.

Unsere Gewehre hatten wir so wie so im Stiche lassen müssen, das hatte nicht anders sein können. Aber

ich hatte während der Schlittenfahrt aus Bequemlichkeit auch meinen Gürtel mit dem schweren Revolver und dem Jagdmesser abgelegt, und dasselbe hatte auch Peitschenmüller getan, für mich schier unbegreiflicher Weise, daß er sich einmal von seinen Handwaffen getrennt hatte.

Das lag jetzt dort unten im Schnee verstreut, zum Teil weit ab vom Baume, und kein Gedanke daran, daß wir hinabspringen und es holen konnten, so lange es das Ungeheuer nicht wollte.

»Oder haben Sie noch einen anderen Sackpuffer bei sich?« setzte ich noch hinzu. »Ich nicht.«

Er hatte seine augenblickliche Verlegenheit überwunden

»Nein, ich auch nicht, und was nützt mir denn auch eine Feuerwaffe, wenn ich den Stier bändigen will. Dazu habe ich hier etwas anderes.«

Und er wickelte seinen Lasso ab, den er quer über Brust und eine Schulter trug.

Allerdings, an diese seine Waffe hatte ich im Augenblick gar nicht gedacht.

Zunächst bemerke ich, daß er mit seiner Wurfschlinge ja auch recht gut unsere Schußwaffen wieder herbeiholen konnte, mochten sie auch noch so flach auf dem Schnee liegen. Die Cowboys heben ja im Wettkampf mit ihren Lassos kleine am Boden hineilende Schlangen auf.

Aber damit wollte sich Juba Riata nicht aufhalten, schon befestigte er das eine Ende sorgfältig an einem starken Aste in der Nähe des Hauptstammes, machte die Schlinge bereit, sie dem Stiere über den Kopf zu werfen.

Da muß ich nun zunächst etwas anderes erwähnen.

Wer diesen Lederriemen sah, nur fingerbreit und ziemlich dünn, würde es nicht für möglich gehalten haben, mit ihm solch ein Ungeheuer festzuhalten, wenn es seine ganze Kraft anstrengte, und noch weniger hätte jemand geglaubt, daß dieser Riemen solch einen furchtbaren Ruck aushielt, wie ihn der Wisent dann gab. Das mußte man mit eigenen Augen gesehen haben.

Unzerreißbar ist ja schließlich nichts in der Welt, aber ich hatte schon öfters Gelegenheit gehabt, zu beobachten, was dieser dünne Lederlasso in Peitschenmüllers Hand aushielt, deshalb zweifelte ich von vornherein nicht an dem Experiment.

Mit diesem Lasso war ein Geheimnis verknüpft, wie es überhaupt mit dem ganzen Leder der Fall ist.

Die Umwandlung von roher Tierhaut in Leder ist wohl eine der ältesten Erfindungen der Menschheit, es gibt heute kein wildes Volk, welches diese Kunst nicht versteht – in der Steinzeit war sie aber noch nicht bekannt – und dennoch steht unsere moderne Wissenschaft dabei noch vor einem ungelösten Rätsel. Man weiß nicht, weshalb der Saft gewisser Baumrinden oder gewisse Chemikalien oder eine gewisse Fäulnis oder eine gewisse Art der Bearbeitung Tierhaut in Leder verwandelt. Beide zeigen noch genau dieselbe Struktur, aber es ist etwas ganz anderes daraus geworden. Etwas total Verschiedenes. Der Unterschied ist so groß wie zwischen Eisenerz

und gediegenem Stahl, oder wie zwischen Holz und Eisen. Man kann das Leder auch nicht wieder zurückverwandeln.

Verzeihe der Leser mir diese lederne Abhandlung. Aber man frage nur einmal einen Techniker aus der Lederindustrie, oder einen universellen Chemiker oder Physiker, was hier für ein Rätsel vorliegt, wie sich diese Herren den Kopf zerbrechen!

Und mir ahnt, daß die Menschheit dereinst mit der Tierhaut noch etwas ganz anderes anfangen wird. Die Umwandlung in Leder ist erst das Allerprimitivste, darüber sind wir im Laufe der Jahrtausende noch nicht hinausgekommen. Ich muß immer daran denken, wenn ich herrlich leuchtende Farben sehe, und es wird mir gesagt, daß es Anilinfarben sind, aus Teer hergestellt. Mich sollte es gar nicht wundern, wenn man noch einmal aus Tierhaut undurchdringliche Panzerplatten einerseits und andererseits seidenartige, in allen Farben schillernde Gewänder herstellen kann.

Für den Rinder- und Pferdehirten Amerikas ist der Lasso ein unentbehrliches Werkzeug geworden. Von ihm hängt seine Ehre und sein Leben ab. Ich glaube, nur ein indischer oder japanischer Schwertfeger verwendet auf die Herstellung einer Klinge, die ihn unsterblich machen soll, so viel Sorgfalt wie so ein Cowboy auf die Herstellung seines Lassos. Man denkt vielleicht, da wird eben eine Ochsenhaut in Streifen zerschnitten, dann ist der Lasso fertig. Jawohl. Ich habe es mir erzählen lassen. Das bedarf vieler Jahre tagtäglicher Arbeit!

Sie fängt schon mit dem Kalbe an. Nein, schon mit der zukünftigen Mutter, die das Tier erzeugt, welches einst das Leder liefern soll. Denn so wie die Inder Stiere mit riesigen Hörnern erzeugen können, die sie zu ihren religiösen Zeremonien bedürfen, was aber nur auf Kosten des ganzen übrigen Körpers geschieht, das Tier selbst verkümmert dabei, so wollen die Cowboys schon bei lebendigen Tieren eine ganz besondere Art von Haut, schon bei lebendigem Leibe richtiges Leder erzeugen können. So behaupten sie, und ich glaube es ihnen

Der Cowboy, der sich einen neuen Lasso zulegen will, sondert eine trüchtige Kuh von der Herde aus – wenn er nicht schon für einen besonderen Vater gesorgt hat – widmet ihr seine ganze Sorgfalt, füttert sie in besonderer Weise, wofür jeder sein Geheimnis hat. Noch mehr gilt das, wenn das Kalb geboren wird, am Euter liegt. Dann, wenn es abgesetzt ist, bekommt es nur noch abgerahmte Milch. Bis wegen Fettmangel die Haut rissig zu werden droht. Zusätze von gepulverten Schildkröten- und Schneckenschalen mögen dabei doch nicht nur so auf Aberglauben beruhen. Dann aber bekommt es wieder massenhaft blanke Butter zu fressen, bis es das Fett aus den Poren schwitzt Auch äußerlich wird es mit besonderen Salben eingerieben. Dazu wird es geschoren, sogar rasiert, täglich gebadet, keine Zecke darf sich einfressen, keine Bremse darf es stechen. Dazu immer wieder eine besondere Fütterung, einmal ganz trocken, einmal recht feucht. Und das geht jahrelang so fort. Es tuen sich dazu immer mehrere Hirten zusammen.

Bis frühestens im dritten Jahre das Rind getötet wird. Am besten soll es sein, wenn es sich bei großer Kälte durch Öffnen einer kleinen Ader langsam verblutet. Aus der kolossal dick gewordenen Haut werden zwei Streifen von gleicher Länge geschnitten. Erst jetzt werden diese gegerbt, müssen ein halbes Jahr in der Erde faulen, müssen andere Prozeduren durchmachen, immer mit geheimnisvollen Ingredienzien. Dann, wenn es so weit ist, wird jeder Lederstreifen dem Durchschnitt nach dreimal gespalten. Offenbar also werden die drei verschiedenen Hautschichten, Lederhaut, Unterhautzellgewebe und Epidermis, von einander getrennt. Sehr bezeichnend aber ist schon, daß diese amerikanischen Hirten von fünf verschiedenen Schichten sprechen, wovon unsere Wissenschaftler nichts wissen wollen. Die Russen, deren Juchtenleder wir nicht nachahmen können, sprechen wenigstens von vier verschiedenen Hautschichten.

Zwei von diesen verschiedenen Bändern werden ganz, ganz dünn geschabt, so daß also zusammen vier Bänder entstehen, und diese werden nun zusammengenäht, also vierfach, in abwechselnder Reihenfolge, der offene Rand wird gesteppt.

So entsteht nach jahrelanger Arbeit ein echter Lasso, die Riata der Mexikaner und Texaner. Da darf man wohl glauben, daß solch ein Lederband seinem Besitzer um nichts feil ist. Das ist überhaupt schon etwas ganz anderes als Leder. Weich wie ein Seidenband, und dabei noch viel fester als Seide. Und das Gespinst der chinesischen Seidenraupe ist heute das Festeste, was wir kennen. Das

heißt, es hält die größte Zugkraft aus. Da kann kein Metalldraht mit. –

Solch ein Lasso war es, dessen eines Ende Juba Riata, nach der spanischen Bezeichnung dieses Instrumentes so genannt, anknüpfte, die Schlinge wurfbereit machend.

Unten stand das Ungeheuer, schielte mit seinen tückischen Augen zu uns empor. Wenn ihm die Schlinge nur über die kurzen Hörner, nicht über den ganzen Kopf fiel, so war das natürlich Absicht. Peitschenmüller konnte, wie wir erprobt hatten, aus zehn Meter Entfernung eine an einem Faden schnell hin und her pendende Apfelsine »einfangen«, wozu er also die Schlinge mit einem besonderen Ruck auch noch von unten nach oben dirigieren mußte!

Die zugezogene Schlinge saß fest. Der Stier fühlte etwas Unangenehmes, schüttelte sich, stieß – zum ersten Male – ein dumpfes Brüllen aus, rieb den Kopf an dem Baume, daß dieser wie Espenlaub zitterte. Und nun geschah dasjenige, was niemand für möglich gehalten hätte. Aber es war sogar ein dreifaches Wunder. Erstens, wie ganz genau dieser ehemalige Cowboy die ausgestreckte Länge seines Lassos berechnen konnte; zweitens, wie er sich dann dem Stiere gegenüber benahm, was er noch extra für ein Kunststückchen leistete; und drittens eben, was dieses dünne Lederband aushielt.

»Haben Sie sich fest, es gibt einen gewaltigen Ruck!«

So rief Peitschenmüller, sprang mit gleichen Beinen von seinem Ast und rannte davon. Der Stier sofort ihm nach.

Aber weit ging es nicht. Plötzlich blieb Juba mit einem Ruck stehen, wandte sich blitzschnell um, kreuzte gleichzeitig die Arme über der Brust. Es ist schwer zu schildern, worauf es hierbei ankam, worin das Fürchterliche und Grandiose der ganzen Situation lag. Bei spanischen Stiergefechten mag man Ähnliches zu sehen bekommen.

Der Stier, dicht hinter ihm, mit gesenkten Hörnern auf ihn los, in vollem Galopp. Aber da, wie sich Juba Riata umgedreht hatte, wie ich schon die spitzen Hörner in seinem Leibe sah, gab es in dem Baume einen furchtbaren Ruck, der mich trotz aller Vorsicht fast herabgeschleudert hätte.

Die Sache war eben die, daß Peitschenmüller ganz genau die Länge des Lassos berechnet und sich so hingestellt hatte, daß die Hörner des Ungeheuers gerade seine Kleidung berühren konnten. Im übrigen kann ich, wie gesagt, die Fürchterlichkeit dieser Szene gar nicht schildern.

Ich hatte einen Schreckensschrei ausgestoßen, kalter Angstschweiß um meinen Kameraden brach mir plötzlich hervor. Da war es schon geschehen. Das Kunststückchen, wie in der Arena ausgeführt, war gelungen, und der Lasso hatte die furchtbare Kraft des Ruckes ausgehalten.

Jetzt begann Juba im Kreise zu gehen, der Stier ihm immer nach, schäumend vor Wut, daß er den Menschen nicht erreichen konnte, dabei nicht merkend, wie er sich selbst an dem Riemen um den Baum aufwickelte. Oder er merkte doch vielleicht, wie er immer mehr zurückgedrängt wurde, dachte aber nicht daran, sich durch Laufen

nach der entgegengesetzten Richtung wieder abwickeln, nur daß er ab und zu etwas zurückwich, um mit einem neuen Anlauf gegen seinen Bändiger loszugehen.

»Ruhig, nur ruhig, mein Tierchen, wir werden schon noch die besten Freunde!« sagte Peitschenmüller, dem Wisent den ungeheuren Kopf streichelnd.

Es sah ganz, ganz merkwürdig aus, wie der das wutschäumende Ungeheuer zwischen den Hörnern kraulte. Aber was wollte der Wisent dagegen machen? Beißen tun diese Rinder nicht. Auch nicht ausschlagen. Sie kennen keine andere Angriffs- und Verteidigungswaffe als ihre Hörner. Und die konnten den Mann immer nur gerade mit der äußersten Spitze berühren.

Der Lasso hatte sich vollständig aufgewickelt, der Wisent stand mit dem Kopfe dicht am Stamme. Wie sich das Ungetüm gebärdete, in seiner ohnmächtigen Wut, kann ich gar nicht beschreiben

Da sprang Peitschenmüller davon, dort, wo unser Schlitten in Trümmern gegangen war, zwar an diesem Lärchenstamme, aber als Haupttrümmerhaufen doch etwas abseits liegend, er hob einige Riemen auf, sprang auch dorthin, wo die sechs Hunde ihr Ende gefunden hatten, sammelte auch dort einiges blutiges Riemenzeug aus, schnitt es ab und kehrte zurück.

»Soll ich Ihnen helfen?« fragte ich.

»Nein, bitte, bleiben Sie oben, mir noch aus der Schußlinie.«

Infolgedessen sah ich nicht deutlich, wie er es anfang, den Stier zu fesseln. Dieser gebärdete sich ja fürchterlich,

sonst aber schien die ganze Sache spielend vor sich zu gehen.

Als dann Juba wieder um den Baum marschierte, um das Lasso sich wieder etwas aufwickeln zu lassen, sah ich nur, daß der Stier zwischen seinen Füßen sich kreuzende Riemen hatte. Wie Juba es fertig gebracht hatte, sie anzulegen, weiß ich nicht. Jedenfalls aber hinderten sie das Tier jetzt noch nicht an seiner Bewegungsfreiheit.

Da, wie sich der Wisent wieder drei Meter von dem Stamme entfernt hatte, ein Ruck von Müller, gar nicht so gewaltig, aber im Nu brach das Ungeheuer zusammen, wälzte sich schrecklich brüllend auf die Seite und auf den Rücken, die eng zusammengefesselten Füße in die Luft reckend, brachte sich auch wieder auf die Seite, aber nicht mehr auf den Bauch.

»So, es ist geschehen,« sagte Juba Riata gleichmütig, »nun kommen Sie herab, nun wollen wir unseren Weg nach jener Höhle fortsetzen.«

Ich sprang herab, am ganzen Leibe zitternd. Vor Aufregung, vor Begeisterung. Es war ein gewaltiges Schauspiel gewesen, wie das Menschlein diesen Riesen des Urwaldes besiegt hatte, durch nichts anderes als durch Anwendung einiger Riemen. Und durch seine Erfahrung, seine Gewandtheit und Kaltblütigkeit – was dabei wahr die Hauptsache ist. Immerhin, es war doch etwas ganz anderes gewesen, als wenn man solch ein Ungeheuer oder ein Raubtier durch eine Kugel zur Strecke bringt, wozu aber ein Gewehr und Pulver gehört, was beides der betreffende Jäger sicher nicht erfunden und selbst hergestellt hat.

Der Leser versteht wohl, was ich meine! Im Grunde genommen ist es nicht der Jäger, sondern der Gelehrte am Schreibtisch und im Laboratorium, der durch seine Geisteskraft die Erde von Raubtieren befreit, solch ein pflanzenfressendes Ungeheuer bezwingt, tötet. Hier hatte aber einmal die Menschenkraft allein gesiegt. Die fesselnden Riemen durfte man als gerechte Zugabe betrachten. Das war noch mehr gewesen als der Kampf eines alten Germanen, der solch einem Ungetüm mit der selbstgefertigten Lanze zu Leibe ging.

»Sie wollen den Stier hier liegen lassen?«

»Ja, er muß erst einige Zeit hier liegen bleiben, ehe ich ihn mir zur Dressur vornehme. Er muß erst tüchtig ausgehungert sein.«

»Die Fesseln werden halten?«

»Da können Sie beruhigt sein. Unsereiner versteht ebenfalls Knoten zu schürzen, die sich bei dem Bemühen, sie zu lockern, nur immer fester zusammenziehen.«

»Wie lange werden Sie ihn hier liegen lassen?«

»Bis morgen früh.«

»Werden sich nicht Raubtiere an den hülflosen Gefangenen machen, Bären und Wölfe, die es hier doch sicher gibt?«

»Wenn ich von dem amerikanischen Büffel auf solch einen Wisent schließen darf – nein. So lange der Stier lebhaft genug ist, sich unter einem Brüllen aufzurichten, das heißt, es nur zu versuchen, wird der stärkste Bär und das verhungertste Wolfsrudel ihn nicht anzugreifen wagen, und dasselbe würde vom Löwen und Tiger gelten. Ich

kenne das. Diese wilden Urtiere sind die gefürchtetsten Tiere von allen. Aber gespannt bin ich, wenn ich diesem asiatischen Wisent einmal meinen amerikanischen Büffel gegenüber stelle, wer da im Kampfe Sieger bleiben wird.

»In einem regelrechten Zweikampfe auf Leben und Tod?« fragte ich interessiert.

»Ja. Sobald ich meinen Teufel hier habe, werde ich die Sache einmal arrangieren. Amerika gegen Asien. Wenn ich auch die spitzen Hörner durch Kugeln unschädlich machen werde. Aber um Tod und Leben werden die beiden dennoch kämpfen, oder es müßten nicht zwei alte Bullen sein, zumal verschiedener Rasse. Die gehen sofort auf einander los. Ich bin nicht gerade ein Freund von solchen Kampfspielen, aber das ist man geradezu der Wissenschaft schuldig, und außerdem gewährt man den beiden Tieren selbst die größte Freude. Es ist ihnen sogar sehr gesund, sonst können sie leicht tiefsinnig und dadurch toll werden, gehen ein. Solch ein Kampf gibt ihnen immer wieder neue Lebenslust. Nur muß man sie eben gegen ernste Verwundungen schützen.«

Ja, auf solch einen Kampf zwischen dem amerikanischen Bison und dem asiatischen oder auch europäischen Wisent, dem germanischen Auerochsen, durfte man allerdings gespannt sein.

## 85. KAPITEL. VON SIBIRIEN NACH TEXAS.

Wir wandten uns nun der schon erwähnten Höhle zu, oder die wir doch vermuteten.

»Haben Sie den Mister Merlin vielleicht wegen der Schätze des Flibustierkapitäns gefragt, ob wir die hier finden werden?« meinte Peitschenmüller, als wir noch auf dem Wege nach der Felswand waren, jetzt bescheiden auf Schusters Rappen.

Nein, daran hatte ich gar nicht gedacht! Und nicht die Patronin, niemand anders hatte mich gefragt, ob ich hierüber jenen geheimnisvollen Mann gesprochen hätte.

Da sieht man, wie geringschätzend wir alle über den schnöden Mammon dachten. Zumal wir durch den sechsmonatlichen Aufenthalt in Petersburg unseren Neuyorker Verlust wieder ersetzt hatten.

Manchem Leser dürfte es unglaublich erscheinen, daß man mit Zirkusvorstellungen innerhalb von sechs Monaten mehr als acht Millionen Mark verdienen kann. Es ist durchaus nicht unglaublich, wenn man die Verhältnisse kennt. Petersburg mit seinen anderthalb Millionen Einwohnern hat zwei ständige Zirkusse, einen mit 4000, den anderen mit 1500 Plätzen. Im ersten wollte der amerikanische Zirkus Stokis für den Winter gastieren, im zweiten der Franzose Loisset. Beide verzichteten unseinetwegen auf das Petersburger Winterspiel, hatten andere Gastreisen unternommen, und gegen den Franzosen, der dadurch schwere Verluste gehabt, waren wir sehr nobel gewesen. Das war bereits in Bordeaux telegraphisch und durch Agenten erledigt worden. Stokis hatte täglich 6000 Mark Unkosten. Ein Riesenwanderzirkus wie Barnum und Bailey hat fast die doppelten. Wer sich für solche Verhältnisse interessiert, der lese das Buch »Buntes

aus der Zirkuswelt« von Signor Domino, wo die Höhen der Gagen und alle anderen Unkosten eines Zirkus angeführt sind, als zur Peitsche und dem »Panneau«, dem flachen Polstersattel. Wobei aber zu bedenken ist, daß dieses Buch die Zirkusverhältnisse der Jahre 1860 bis 1880 schildert. Heute hat sich das noch bedeutend geändert, heute ist ein guter Clown unter 2000 Mark gar nicht mehr zu haben. Nun, und wir hatten tagtäglich Vorstellungen gegeben, jene 5500 Plätze wurden auf unsere 1000 reduziert, deshalb waren sie auch täglich besetzt, deshalb konnten wir auch ganz andere Preise fordern, und wir hatten ja überhaupt gar keine Unkosten.

Dabei will ich noch etwas anderes erwähnen, nur zwei Fälle will ich von hundert anderen herausgreifen. Ich tue es nicht gern, die ganze Sache behagt mir nicht. Ich will nur zeigen, wie wir gestellt waren.

Der Matrose Albert hatte eines Tages in Begleitung eines rosafarbenen Billettchens eine Busennadel zugeschickt bekommen, die noch vor kurzem in einem Juwelierladen mit 4000 Rubel ausgezeichnet gewesen war.

Ja, das war Albert, der Evangeliumsänger, der mit seiner Stimme immer mehr alles in seinen Zauberbann schlug! Wer hat von solchen Tenören nicht schon gehört, wie die vergöttert werden! Für den allein konnten wir ja auch den zehnfachen Eintrittspreis fordern, und unsere Batterie wurde knallvoll. Aber nein, es brauchte nicht gerade Albert der göttliche Sänger zu sein.

Eines Morgens war der Heizer Ferdinand – der Nante – mit einem Viergespann von vier prachtvollen tscherkessischen Hengsten vorgefahren gekommen. Schon allein das Zobelpelzwerk des Schlittens repräsentierte ein großes Vermögen. Dies alles war über Nacht sein Eigentum geworden Weshalb, weiß ich nicht. Ich meine: ich bin kein Weib, keine Fürstin X. Ich weiß nicht, wie die an dem geradezu häßlichen, pockennarbigen Kerl einen Narren gefressen haben konnte. Eben Faszination, erzeugt durch öffentliches Auftreten.

Er freute sich nicht lange an dem Geschenk, das Viergespann wurde ziemlich preiswert verkauft, und da wir das Geld durchaus nicht in unsere Schiffskasse aufnehmen wollten, schickte er die Hälfte davon nach Hause, die andere überwies er einer Lepra-Kolonie, einer Station für Aussätzige.

Das sind nur zwei von hundert oder vielmehr hundert von Fällen. Und es sind noch lange nicht die extremsten. Mehrere von uns wurden in Petersburg Hausbesitzer, oder hätten es doch werden können. In Petersburg sind die Verhältnisse noch viel lockerer als in Paris, und mehr Geld ist ganz sicher vorhanden.

Aus Geldmangel konnten wir also nicht verderben, das wollte ich hiermit nur sagen, sonst hätte ich gar nicht davon angefangen. Denn diese Geschichten waren mir höchst unangenehm – und noch vielmehr natürlich unserer Patronin.

Wir hatten unser Ziel erreicht.

Ja, es war eine Öffnung, die tiefer in die Felswand hinein ging, also eine Höhle, groß genug, um mit einem Fuhrer Heu hineinfahren zu können.

Zunächst wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine Inschrift gefesselt. Die Felswand hing etwas über, direkt über der Höhle war sie noch besonders durch vorspringendes Gestein gegen Schneefall geschützt, und hier nun hatte ein Meißel mit großen Buchstaben sechs Zeilen eingehauen, in deutscher Sprache. Sie lauteten:

Ist einer Welt Besitz für Dich zerronnen,  
Sei nicht in Leids darüber, es ist nichts;  
Und hast Du einer Welt Besitz gewonnen,  
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.  
Vorüber gehn die Leiden und die Wonnen.  
Geh an der Zeit vorüber, es ist nichts.

Ich bemerke im voraus, daß wir solcher Inschriften noch viele fanden, Sinngedichte weise Aussprüche, Lebensregeln und dergleichen, über Höhlen oder sonstwo in die Felswand eingemeißelt, ohne daß der Inhalt einen Bezug auf diesen Ort hatte. So wie man eben ein Zimmer mit Sinn- und Bibelsprüchen schmückt, die gewöhnlich wie die Faust aufs Auge passen. So wie über mancher Haustür die schöne Einladung steht: »Gott segne Deinen Eintritt« – und wenn man eintritt, dann fährt einem die Hausfrau mit dem Besen ins Gesicht. Wie es mir einmal ergangen war, als ich einen schief geladenen Kapitän

nach Hause gebracht hatte. Der wußte sich zu schützen, ich bekam als Segen Gottes die Prügel.

Diese Sprüchlein schufen die Namen, die wir den verschiedenen Gegenden und besonderen Punkten des weiten Tales gaben, um uns in der Unterhaltung orientieren zu können, wir entwarfen dann auch eine topographische Karte, in die diese Namen eingetragen wurden.

Diese Höhle hier zum Beispiel wurde »Nixenhöhle« getauft.

Weswegen? Weil es hier drin Nixen gegeben hatte? Absolut nicht, keine Spur von Nixen. Ich sagte ja auch schon, daß der Inhalt solcher Verse und Sprüche nur Veranlassung zu den Namen gaben, welche selbst den Ort oder die Umgebung nicht etwa charakterisierten.

Und nun sehe man sich daraufhin jene sechs Strophen noch einmal an. Drei von ihnen enden mit den resignierten Worten: es ist nichts.

Nun, da hatten meine Jungen, sobald sie diese Höhle und diese Verse kennen lernten, sie eben das »Nischtloch« getauft.

»Du Hein, gehst mit mi ins Nischtloch?«

Das ging wohl unter den Matrosen, aber doch nicht unter dem besseren Kreise unserer Bordmannschaft oder vielmehr Damenschaft.

Nichtsloch Nixloch Nixhöhle – – – auf diese Weise entstand endlich Nixenhöhle, so wurde der Punkt in der Karte eingetragen, obgleich es dort gar keine Nixen gab, weshalb die Matrosen auch ganz recht hatten, wenn sie bei ihrem »Nischtloch« blieben.

Oder, um noch ein anderes Beispiel zu zeigen, wie bei uns die Ortsnamen entstanden: da gab es auch eine Petersilienschlucht.

Eine Schlucht war es wohl, aber von Petersilie gar keine Ahnung.

Wie die dann zu diesem Namen gekommen war?

In dieser Schlucht stand in der Felswand ein Vers aus der Bibel eingemeißelt:

Da sprach Petrus: sie lieben die Hoffahrt der Welt und so weiter.

So, das genügte zur Namenstaufe! Die Matrosen nahmen einfach die Worte oder Silben heraus, aus Petrus Peter machend: Peter sie lie. . .

Da war eben die Petersilienschlucht fertig.

Nur immer geistreich!

Da sieht man aber auch, daß ich von solchen Sachen gar nicht erst anfangen darf. Denn meine Jungen wurden von solchem Geistreichtum dermaßen geplagt, daß ich, wenn ich da ausführlich werden wollte, ein Werk im Format eines zwanzigbändigen Konversationslexikons schreiben müßte. Geordnet nach hunderttausend Stichwörtern. Und dabei wären die humoristischen Handlungen noch ganz ausgeschlossen. Also lieber gar nicht erst anfangen.

Aber wirklich, der Schriftsteller fehlt uns noch, der sich die Wiedergabe des deutschen Matrosenwitzes zum Lebenszweck macht. Nachdem einem der Saphir und der Baron Mikosch und der jüdische Witz und ähnliches nun schon zum Halse heraushängt. Freilich muß man das

meiste selbst, im Mannschaftslogis und an Deck hören, die Wiedergabe dürfte schwer sein. – – –

Es machte auf uns beide den gewaltigsten Eindruck, was wir da über der Höhle lasen.

Weshalb, das ist schwer zu sagen.

Es war das . . . ganze Milieu, wie man wohl sagte, wodurch diese Verse so mächtig auf uns wirkten. Diese Verse in deutscher Sprache, die grenzenloseste Weltverachtung predigend, wie sie da plötzlich in dem verschneiten Walde, im Herzen Sibiriens vor uns hintraten.

Dreimal schon hatte sie Peitschenmüller laut gelesen, immer feierlicher und feierlicher.

»Großartig, großartig!« rief er dann. »Ob das von diesem Merlin selbst ist?«

Ich wußte es nicht.

Nein, es war nicht von ihm. Doktor Cohn hat es mir dann gesagt. Es ist aus Saadis Gulistan.

Scheich Mußlich eddin Saadi war ein persischer Philosoph und Dichter, im 12. Jahrhundert, lebte lange Zeit in Damaskus am Hofe, bis er sich in die Wüste zurückzog, in ein Felsenloch.

»Meiner Freunde in Damaskus müde, beschloß ich in die Einsamkeit zu gehen.«

So fängt eine seiner Liedersammlungen an, Gulistan betitelt, das ist »Rosengarten«, gedichtet in der öden Wüste. Die er sich aber in seiner Einbildung in einen Rosengarten umzugestalten wußte.

Die unübertreffliche Übersetzung ins Deutsche ist von Graf. Unübertrefflich deshalb, weil sie alle Feinheiten des

persischen Originals bis ins Kleinste wiedergibt. Man beachte den reimenden Wohllaut auch innerhalb der Verse.

»Was werden wir wohl in dieser Höhle finden, die solch eine bedeutungsvolle Überschrift trägt?« fragte Peitschenmüller.

»Na,« entgegnete ich poesieloser Mensch, »wenn alles in der Welt nischt ist, dann dürfen wir auch nicht erwarten, in dieser Höhle viel mehr als nischt zu finden.«

Also war eigentlich ich derjenige, der schon den Grund zur »Nischthöhle« legte.

Und meine Weisheit sollte denn auch recht behalten. Unsere Benzinlampen, die wir bald anstecken mußten, beleuchteten nichts weiter als nackte Felswände, und das war noch der Fall, als wir schon mindestens 30 Meter tief eingedrungen waren.

Und dort war schon das Ende der Höhle zu sehen, gleichfalls wieder eine nackte Felswand.

Da blieb Peitschenmüller stehen, witterte wie ein Jagdhund.

»Riechen Sie nichts?«

Auch ich schnüffelte, mehr mit den Augen, indem ich mich nämlich dabei umsah, was hier riechen könnte.

»Ich rieche nichts.«

»Doch!«

»Geh am Geruch vorüber, es ist nischt!« deklamierte ich.

»Ich rieche es ganz deutlich.«

»Na was denn nur?«

»Es riecht hier nach – nach . . . Patriarchen.«

»Waaas?! Wonach solls hier riechen?!« staunte ich natürlich nicht schlecht.

»Nach Patriarch, nach Lebensseiche! Und ich irre mich nicht, immer lebhafter fühle ich mich in die texanische Savanne versetzt!«

Mit diesen Worten eilte Müller vorwärts, auf die abschließende Felswand zu, wandte sich seitwärts und blieb mit einem Rufe der Überraschung stehen, und dann, wie ich neben ihm stand, starrte und staunte auch ich.

Diese Felswand schloß die Höhle eben nicht ab. Der Gang machte eine scharfe Biegung, und da . . .

Ja, da erblickten wir etwas!

Diese Biegung mündete sofort ins Freie, und vor uns lag unübersehbar eine blumige Prärie, in dem bunten Grasmeele ab und zu eine einförmig grüne Waldinsel, und gleich neben dem Höhlenausgange stand ein riesenhafter Baum mit silberweißen Blättern, dessen Zweige bis auf den Boden herabhingen das Ganze einem silbernen Berge vergleichbar, und solcher erhob sich noch hier und da, immer ganz einzeln stehend, Lebensseichen, wegen ihrer weißen Blätter und überhaupt ehrwürdigen Aussehen »Patriarchen« genannt, welche die texanische Prärie charakterisierten.

»Bei Gott, die texanische Savanne!« rief Juba Riata außer sich. »Ich irrte mich nicht, der balsamische Duft, den die Patriarchen aushauchen, sagte es mir gleich, und

auch dieses kurze Gras, diese Blumen sind nur der texanischen Savanne eigen . . . Kapitän, Kapitän, erklären Sie mir dieses Rätsel!«

Ich antwortete nicht, fand keine Worte, ich stand und staunte und starrte.

Für mich war jedenfalls ein noch viel größeres Rätsel vorhanden als wie für meinen Begleiter.

Ich als alter Seemann starrte vor allen Dingen in die Sonne, so weit man in die blendende Sonne starren kann, und dann war mein nächster Griff nach der Taschenuhr. Gleich halb vier.

Das mußte nach Ortszeit, auf welche ich meine Uhr hier eingestellt hatte, wohl stimmen, dafür sorgte schon Doktor Cohn.

Ja, was war denn da mit der Sonne passiert?! Die stand jetzt ganz anderswo. Wohl im Südsüdosten, wie mir der Kompaß sagte, aber jetzt nachmittags halb vier noch in einer Höhe, die sie in dieser nördlichen Gegend Sibiriens auch nicht am 22. Juni zur Mittagsstunde erreichte! Das weiß unsereins, der immer mit Sonnen- und Gestirnzeiten zu rechnen hat, doch gleich aus dem Kopfe. Ganz abgesehen davon, daß wir dort drüben einen wolkenbedeckten Himmel gehabt hatten, während er hier ganz blitzblau war.

Ich mich umgedreht, um wieder in und durch die Höhle zu rennen, schon mein Taschenbesteck in der Hand, mit Sextant und was sonst noch dazu gehört.

Ich kam nicht weit.

Da trat hinter jener Biegung die gelblederne Gestalt mit den silbernen Locken hervor.

»Gib Dir keine Mühe, Freund,« sagte die glockenartige Stimme. »Ich kann Dir sagen, was Du bestimmen würdest, vorausgesetzt, wenn es Dir gelänge, alle die komplizierten Verwicklungen zu lösen: Du würdest ungefähr den 100. westlichen Längengrad und den 33. nördlichen Breitengrad herausrechnen.«

»Das wäre dann wirklich Texas!« durfte ich sofort rufen.

»Du sagst es. Nur das wirklich mußt Du weglassen.«

»Du meinst, dies alles hier wäre gar keine Wirklichkeit?!« stutzte ich, und dabei sah ich Peitschenmüllern schon in dem kniehohen Grase stehen, sah, wie er eine Prärierose abpflückte.

»Ja und nein und nein und ja!« lächelte der jugendliche Greis. »Ich könnte Dir alles erklären, aber Du würdest mich nicht verstehen. So lasse mich einmal fragen. Ihr habt an Bord Eures Schiffes einen alten Araber, der Euch in einem besonderen Raume wunderbare Sachen vormacht. Ist das, was er Euch da vormacht, Wirklichkeit?«

»Nein, es ist alles eben nur Gaukelei, er versetzt uns in einen Zustand, in dem wir alles für Wirklichkeit hinnehmen, was er uns suggeriert, durch erzählende Worte oder auch nur durch Gedankenübertragung.«

»Aber unterscheidet sich das, was Ihr in dem Raume seht und erlebt, von der Wirklichkeit?«

»Das allerdings nicht.«

»Nun, dasselbe ist auch hier der Fall. Was aber Vater Abdallah nur in einem engen Raume vermag, den er mit seiner Einbildungskraft ausgefüllt hat, weil sie eben nicht weiter reicht, das kann ich hier in diesem meinem Reiche in endlose Weiten ausdehnen.«

Plötzlich, wie der geheimnisvolle Mann dies sagte, zuckte mir eine Erinnerung durch den Kopf.

Wir hatten es sogar in der Schule gehabt.

Der größte Gelehrte des 13. Jahrhunderts war Graf Albert von Bollstädt, genannt Albertus Magnus. Auch in der Magie soll er Unvergleichliches geleistet haben, aber er trieb nur »weiße Magie«, keine schwarze, also er war ein guter Zauberer, dem niemals der Prozeß gemacht wurde. Die merkwürdigsten Sagen zirkulierten über ihn.

So besuchte ihn einmal der damalige Gegenkaiser: Friedrichs II., Graf Wilhelm von Holland, in seinem Hause zu Köln, es war strenger Winter, Albertus fährt ihn und sein ganzes Gefolge in einen paradiesischen Garten, bewirtete die Herren und Damen mit Pommeranzen und anderen Südfrüchten, die er von den Bäumen pflückte die sie sich selbst pflücken konnten.

So wurde uns vom Lehrer in der Schule erzählt, so habe ich es auch in anderen Büchern gelesen, so steht es auch in älteren Konversationslexikons, welche noch solche Einzelheiten aufführten, weil sie sich noch nicht so viel mit den modernen Erfindungen zu beschäftigen hatten, und dies alles ist Kölner Chroniken entnommen, die heute noch im Stadtarchiv existieren.

Nun müssen wir das aber doch auf natürliche Weise erklären, sonst wären wir doch keine modernen Menschen.

Und da heißt es, daß Albertus Magnus in seinem Hause einen Wintergarten besessen habe, ein Treibhaus, damals in Deutschland noch unbekannt.

So! Und von diesem Wintergarten zu Köln hätten alle die Chronisten nichts gewußt, die über Albertus Magnus und das ganze Treiben in der Stadt berichten?

Nein, meine Herrschaften, dann glaube ich lieber, daß der alte Albertus wirklich zaubern konnte! Und nicht anders ist es auch gewesen. Der hat schon etwas von Hypnotismus gewußt, wahrscheinlich sogar noch viel mehr, als wir heute davon wissen. Der hat der ganzen Gesellschaft nur eine Halluzination vorgegaukelt. So wie es Goethe so köstlich schildert, wie die Studenten in Auerbachs Keller herrliche Weintrauben sehen, die sie abschneiden wollen, bis Mephistopheles sie erwachen läßt, und da haben sich die Studenten gegenseitig bei den Nasen gefaßt.

Noch etwas anderes fällt mir ein. Im Jahre 1898 führte Lord James Churchill die Kommission nach Teheran, welche als neutrales Schiedsgericht die Grenze zwischen Beludschistan und Persien bestimmen sollte. Er verkehrte freundschaftlich mit dem Schah Muzaffer Mirza. Es war im Januar, vom Winter war dort freilich nichts zu merken, alles sonnenverbrannt.

»Ach, wäre ich jetzt in meinem winterlichen England!« seufzte da eines Tages Lord Churchill, wie er im Salon unter einem Windventilator sich den Schweiß abtrocknete.

»Das kannst Du haben, nur einige Minuten Geduld!« sagte der Schah.

Bald kam ein alter Derwisch, ließ die Fenstergardinen zuziehen, kauerte sich nieder, holte unter seinem Kaftan einen Blechteller hervor, legte Kräuter darauf, brannte sie an, atmete den Qualm ein, dann zog er seine Zunge endlos weit aus dem Munde heraus, bis zur Stirn empor, band sie dort mit einem Tuche fest, und nun klatschte er immer mit dem Kopfe vorn gegen die Brust und hinten gegen den Rücken, als gäbe es so etwas wie Halswirbel gar nicht.

Hierzu bemerke ich, daß ich genau dieselben Vorbereitungen, um Illusionen auszuführen, von indischen Fakiren gesehen habe, an Bord eines Schiffes, wo wir sie heimlich beobachten konnten. Die Sache wird eben die sein, daß diese Gaukler, um solche Massensuggestionen ausüben zu können, sich erst selbst in Hypnose versetzen, wovon wir im Abendlande noch gar nichts wissen. Ich meine: daß der Hypnotiseur, ehe er andere hypnotisiert, sich selbst hypnotisiert.

Jetzt stand der Derwisch auf, anscheinend ganz normal, zog die Fenstergardinen zurück. Man blickte von dem Fenster in einen morgenländischen Garten, mit Mandelbäumen und dergleichen, trotz aller künstlichen Bewässerung alles von der Hitze verwelkt, verdorrt. Eben der Winter in jener Gegend. Das heißt, man hatte sonst diesen verwelkten Garten erblickt. Jetzt sah Lord Churchill eine winterliche Landschaft mit nordischen Nadel- und anderen Bäumen, alles schneebedeckt,

der Schnee lag fußhoch auch auf dem Fenstersims. Und nicht etwa, daß man dies nur durch die Scheiben sah. Lord Churchill durfte auch das Fenster öffnen, bittere Kälte schlug ihm entgegen, er konnte den Schnee greifen, Bälle daraus formen. Freilich hatte das seine Grenzen. Diese waren dort gezogen, wo sich die Fensterscheiben befunden hatten, jetzt also zwischen den Fensterrahmen. Nur wenn er den Kopf oder die Hand über diese Grenze hinaus streckte, empfand er die Kälte. Ins Zimmer selbst drang sie nicht. Und der Schneeball verschwand in seiner Hand, sobald er sie über diese Grenze zurückzog.

Als der Schah von dem Derwisch verlangte, er solle den englischen Gast auch hinausführen, ihn in dem Schnee herumwaten lassen, sagte jener, daß er dies zwar könne, aber es würde ihn zu sehr anstrengen, er weigerte sich entschieden, wofür der arme Kerl dann auch noch eine Tracht Prügel erhielt. Das konnte also nicht ausgeführt werden, und dieser Derwisch war zur Zeit in Teheran der beste Illusionist.

Lord Churchill begab sich hinaus und fand prompt den verdorrten morgenländischen Garten. Wieder zurück von diesem Fenster aus war wieder die Winterlandschaft zu sehen. Leute, die in den Garten geschickt wurden, waren nicht zu erblicken. Gegenstände, die sie von unten in dieses Zimmer der ersten Etage werfen mußten, kamen plötzlich wie von unsichtbarer Hand geschleudert hereingeflogen. Lord Churchill nahm sein Taschenmesser, schrieb auf die Elfenbeinschale seinen Namenszug und die gegenwärtige Uhrzeit bis zur Sekunde, warf es

hinaus, sah es etwas in den Schnee einsinken, schnell hinaus und hinab, die Uhr in der Hand – er fand das Messer auf dem Gartensand liegen.

Jetzt berechnete er, noch im Garten selbst, die Stelle, wo ein großer Baum mit dickem Stamm stand, wie er dann zu werfen habe, begab sich ins Zimmer zurück, nahm eine Porzellanfigur, schleuderte sie nach der betreffenden Richtung, wo jetzt aber nichts mehr stand.

Den Erfolg will Churchill nicht richtig gesehen haben. Die Figur schien wie in der Luft zu verschwinden. Wie er wieder unten war, fand er die Porzellanfigur zerschmettert an dem Baum liegen. Von dem Zerschlagen war nichts zu hören gewesen.

Dann wollte der Lord auch zum Fenster hinaus und an einer Leiter hinab klettern, aber ehe diese kam, erklärte der Derwisch, daß ihn seine Kraft verlasse, und die Winterlandschaft verwandelte sich im Nu wieder in den morgenländischen Garten. Der arme Kerl nahm als Lohn für seine Bemühungen dankend eine Bastonade auf seine Fußsohlen in Empfang. –

So berichtet Lord James Churchill in seinen »Erinnerungen an Persien«. Es wäre geradezu töricht, zu glauben, daß dieser Mann dem Publikum etwas habe vorflunkern wollen. Hätte er lügen wollen, dann hätte er auch noch etwas ganz anderes zusammenlügen können. Außerdem gibt es tausende von Menschen, die im Morgenlande noch ganz andere Illusionen gesehen haben, und zu diesen gehöre auch ich.

Wir Abendländer kommen erst jetzt auf den Standpunkt, daß wir wieder – diese Ära ist schon einmal dagewesen, es gibt nichts Neues unter der Sonne, es ist eine ewige Wiederholung – an Magie zu glauben beginnen. Daß es Seelenkräfte gibt, die in jedem Menschen unbewußt schlummern, die sich ausbilden lassen, so daß sie sichtbare Effekte erzielen. Das zeigt die heutige Anerkennung des Hypnotismus durch die Wissenschaft. Über den man noch vor 25 Jahren in keiner gebildeten Gesellschaft sprechen durfte, ohne ausgelacht zu werden. Das zeigt auch der Spiritismus, dessen Phänomene ebenfalls auf unleugbaren Tatsachen beruhen. Man darf nur keine Religion daraus machen. Aber das ist es eben, was die Menschen nun einmal nicht lassen können. Und das haben alle Religionsstifter, die doch gewiß kluge, weit-sichtige Köpfe waren, im voraus gewußt, weswegen sie jegliche »Zauberei« streng verboten, Moses, Buddha, Zoroaster, Mohammed.



»So wäre dies alles gar keine Wirklichkeit?« fragte ich, nachdem Merlin den Vergleich mit Vater Abdallahs Gaukeleien gezogen hatte.

»Für Dich ist es Wirklichkeit, gewiß.«

»Kann ich hier in Texas eine Blume pflücken und sie mit hinüber nach Sibirien nehmen?«

»Selbstverständlich kannst Du das, oder es wäre doch keine Wirklichkeit.«

»Es gibt hier doch auch Tiere.«

»Alle die Tiere, welche nach Texas gehören.«

»Wir können sie mit nach dem nordischen Tal hinüber nehmen, tot oder lebendig?«

»Sicher. Fangt Euch Pumas und Panther und zähmt sie, woran Ihr ja so große Freude habt – fangt Euch Mustangs und reitet sie zu, falls Euch das nicht bei den Kulans und Tarpans gelingt, die Ihr noch in Sibirien finden werdet. Nennst Du dies alles keine Wirklichkeit?«

Ich machte eine Pause, versank in Gedanken, bis ich mich wieder emporraffte, mit einem Körperruck.

»Mann, den ich mit Du anrede, weil Du kein zeremonielles Sie kennst – Du willst doch nicht behaupten, daß Du uns hier wirklich, wenn wir die 30 Meter lange Eishöhle passieren, nach der anderen Hälfte der Erdkugel nach Texas versetzen kannst?«

Über das ernste und doch so überaus gütige Gesicht des jugendlichen Greises huschte ein Lächeln.

»Nein, das behaupte ich nicht, und Du verlangst überhaupt viel von mir, Freund, wenn Du so etwas für möglich hältst. Dann müßte ich Gott selbst sein, der aber auch nicht gegen die von ihm einmal bestimmten Gesetze verstößt. Nein, es ist nur eine Theaterdekoration die ich hier für Euch aufgestellt habe, daß Ihr Euch ergötzen könnt, aber keine aus Pappe und Leinwand, überhaupt nicht aus materieller Substanz, sondern es ist eine geistige Dekoration, der nur scheinbar reelle Wirklichkeit verliehen ist, aber so, daß ein Mensch sie mit seinen fünf irdischen Sinnen nicht von der Täuschung unterscheiden kann.

Eine andere Erklärung kann ich Dir nicht geben, Freund, Du würdest mich nicht verstehen und wenn ich nicht wüßte, daß Du derjenige bist, der sich hieran genügen läßt, was auch von allen Deinen Gefährten gilt, weil Du auch ihr geistiger Führer bist, so hätte ich für Euch gar nicht dieses Reich der Illusion geöffnet, hätte Euch nur auf jenes Tal beschränkt.

Nur noch eine einzige Andeutung will ich Dir machen, um Dich auf den Weg zu lenken, wie dies alles zu erklären ist. Denn nach einer Erklärung zu suchen, das soll Euch ja gar nicht vorenthalten sein, oder Ihr wäret keine denkenden Menschen. Hast Du schon einmal etwas von Bewußtseinsebenen gehört, die sich gegenseitig durchdringen?«

Ja, von dieser okkultistischen Lehre hatte ich schon gehört, von der irdischen Ebene, der Astralebene, der Devachanalebene, und so weiter, die sich gegenseitig durchdringen, ohne daß ihre Bewohner etwas davon merken. So daß jetzt vielleicht hier in meinem Zimmer, in dem ich einsam sitze und schreibe, ein astrales Meer brandet, auf dem Bewohner dieser Astralebene um ihr Leben ringen, oder ich werde von einem astralen Kaffeekränzchen durchdrungen, in diesem Augenblick wird mir ein Kaffeelöffel durch den Kopf geschoben, und ein Mitglied dieser Gesellschaft wird ausgelacht, weil es die Behauptung aufgestellt hat, daß es vielleicht noch eine andere Bewußtseinsebene gibt, die ihre Ebene durchdringt, von »Geistern« bewohnt – die also wir Menschen sind, deren Existenz jene anderen Wesen leugnen.

Wer es fassen kann, der fasse es. Ich kann es fassen. Und nicht nur intuitiv, ahnungsvoll. Denn ich sehe Korrespondierendes mit vollem Bewußtsein. Ich sehe, wie sich die Ätherschwingungen des Lichtes, die Luftschwingungen des Schalles gegenseitig durchdringen, ohne einander zu stören. Weiter will ich mich hierüber nicht auslassen.

So hatte ich auch jetzt meine Ansicht über diese verschiedenen Bewußtseinsebenen, auf deren eine wir uns im Traume bewegen, mit kurzen Worten ausgesprochen.

»Und so ist es auch. Wenn Du dafür auch nicht die richtigen Worte findest, nicht finden kannst, weil wir Menschen für das, woraus es ankommt, gar keine Worte haben, so wenig wie man eine Farbe definieren kann. Ich fragte deshalb, ob Du etwas von diesen verschiedenen Bewußtseinsebenen weißt, weil ich Euch noch auf etwas vorbereiten wollte. Daß Ihr dann nicht etwa tiefsinnigen Gedanken nachhängt, die schließlich zum Trübsinn führen können. Doch das ist ja bei Euch ausgeschlossen. Oder Ihr wäret mir gar nicht zugewiesen worden. Immerhin, ich muß Euch noch auf etwas vorbereiten.

Diese Höhle hier werde ich wieder verschließen. Den Ausgang nach dieser Bewußtseinsebene, meine ich. Ihr werdet dort, wo Ihr Quartier genommen, mehrere Türen finden, dicht nebeneinander liegend. Jede führt in eine andere Bewußtseinsebene. Zwar von demselben Grade, auf derselben Stufe liegend, aber doch immer etwas anderes bietend. Kurz gesagt: durch die eine Tür werdet Ihr

etwa in eine sonnenverbrannte afrikanische Wüste treten, durch die zweite Tür, dicht daneben liegend, kommt Ihr in eine nordische Gebirgsgegend mit Gletschern. Diese beiden Ebenen durchdringen sich also. Auch die Menschen, die sich darin bewegen, durchdringen einander. Verstehst Du?«

Es war gar viel, was man mir da aufpackte, aber ich verstand. Weil ich eben in dieser Hinsicht schon gewappnet war. Obgleich ich nicht glaube, daß es die Seelen von Verstorbenen sind, welche mit dem Tischbein das Alphabet klopfen und sonstige Allotria treiben, nicht einmal morsen können. Weil ich mich dazu zu hoch einschätze.

»Gut, ich verstehe, und auch meine Jungen werden es verstehen, nicht neugierige Fragen stellen, wenn sie sich gegenseitig durch den Bauch kriechen, sonst bläue ich ihnen das Verständnis für solch ganz einfache Vorgänge mit der neunschwänzigen Katze ein. Nur eine Frage habe ich noch.«

»Frage!« lächelte der gelbe Mann.

»Wenn ich nun durch solch eine Tür in eine andere Bewußtseinssebene, in eine andere Welt trete, und ich habe gerade tüchtigen Hunger, und ich fülle mir in jener anderen Welt den Magen, und ich kehre nach einiger Zeit zurück in die normale Ebene – bin ich dann auch wirklich gesättigt? Oder klappt dann mein Magen unter unwilligem Knarren wieder wie ein leerer Strick zusammen?«

Da zeigte es sich, daß dieser geheimnisvolle Mann, der er doch war, nicht nur gütig lächeln, sondern auch herzlich lachen konnte. Ich wußte erst gar nicht warum. Mir war es mit meiner Frage höllisch Ernst gewesen.

»Aber gewiß doch! Es ist nicht etwa nur ein Traumzustand, in den Ihr versetzt werdet, und auch die Zeit geht regelrecht weiter.«

»Na dann ist es ja gut. Dann kannst Du uns vorgaukeln, was Du willst. Wenn es nur in dieser Hinsicht nichts an Realität einbüßt.«

Plötzlich wurde das lachende Gesicht wieder sehr ernst.

»Nein, Ihr sollt nicht das geringste an Realität vermissen. Und das ist es eben, wovor ich Euch noch warnen habe. Wenn einer von Euch in solch einer anderen Welt seinen Tod findet, so ist er auch wirklich tot, also nicht etwa, daß er dann in das Tal zurückgebracht, wieder lebendig würde. Ihr werdet einen Toten zurücktragen.«

»Das ist sehr schade!« sagte ich, wohl so trocken, daß Juba Riata, der in einiger Entfernung im Grase saß und mit einem Messer seine Tabakspfeife auskratzte, ein kurzes Lachen ausstieß.

»Werden wir hier Tote zu beklagen haben?«

»Willst Du es wirklich wissen?« lautete die tiefenste Gegenfrage.

»Nein!« besann ich mich schnell eines anderen.

»Ich würde Dir den Schleier der Zukunft auch nicht lüften. Also Ihr seid gewarnt! Ich kann Euch wohl in Gefahr beistehen, aber nicht ein böses Schicksal von Euch

wenden. Ich bin nicht Herr des Schicksals. Hast Du sonst noch Fragen?«

Ja, da ich diesen Zaubermenschen nun einmal wieder vor mir hatte, wollte ich auch noch mehr fragen.

»Ist jenes Tal dort drüben durchaus reelle Wirklichkeit?«

»Ja, es liegt auf der irdischen Ebene, es wird sich darin also auch nichts ändern, so weit es nicht mit der Natur im Einklange steht.«

»Die Eisgrotte?«

»Gehört mit zu dem Tale. Es ist eine dynamische, wie Du gleich ganz richtig erkannt hattest. Ihr werdet auch noch andere merkwürdige Gebilde finden, die mit zu dem Tale gehören.«

»Was für Gebilde?«

»Suchet danach.«

»Werden wir in den anderen Welten auch auf Menschen stoßen?«

»Nein. Wohl könnte ich es arrangieren, aber die Sache würde zu kompliziert, für mich wie für Euch. Ebenso räte ich Euch nicht immer den Sonnenstand zu berechnen, Euch nicht danach zu richten, denn da können unvermeidliche Irrungen vorkommen.«

»Gut, wir werden uns um Sonne und Gestirne gar nicht kümmern, wenn sie uns nur leuchten. Werden wir in dem Tale selbst auf andere Menschen stoßen?«

»Suchet danach, oh Ihr welche findet!« lautete wiederum die ausweichende Antwort.

»Mister Price O'Fire sagte, daß wir in Sibirien die Schätze des Flibustierkapitäns wiederfinden würden, auf die wir ein größeres Anrecht haben als jener Teufelskapitän, der noch leben soll und den wir noch zur Strecke bringen sollen.«

»Wenn dieser Price O'Fire Euch so weit die Zukunft enthüllt hat, was er auf seine eigene Verantwortung nehmen muß, so wird es sich wohl erfüllen. Ich weiß davon, aber ich spreche nicht darüber. Sonst noch etwas?«

»Nicht daß ich gleich wüßte.«

»So kommt, ich verschließe den Ausgang dieser Höhle wieder, und das für immer, und Ihr habt noch einen weiten Weg zu Fuß zu machen, woran ich jetzt auch nichts ändern kann.«

»Könnten wir nicht auch den Weg durch diese texanische Prärie nehmen, immer die Felswand entlang?«

»Ihr könntet es wohl, aber tut es nicht. Ihr sollt fernerhin diese fremden Gebiete nur noch durch die Eingänge aus Eurem Quartier betreten. So geht jetzt durch die Höhle in das Tal zurück.«

## 86. KAPITEL. ABENTEUER AUF DEM RÜCKWEGE.

Wir gehorchten der Aufforderung. Mir war es schon deshalb lieb, weil mir bereits unter meinem Pelzkostüm das Wasser am Leibe herabließ, ich hätte mich der warmen Kleidung entledigen müssen und war darunter für einen längeren Marsch durch die Prärie nicht eingerichtet.

Als wir mit wieder brennenden Benzinlampen die Ecke passiert hatten, drehte ich mich um, in der Meinung, hinter mir Merlin zu erblicken. Als dies nicht der Fall war, kehrte ich noch einmal um, vielleicht schon von einer kleinen Ahnung erfaßt.

Richtig, die gelbe Gestalt war nicht mehr zu sehen – aber das war das Wenigste, was ich vermißte – ich blickte jenseits der Ecke auch nicht mehr in die sonnige Prärie mit ihren Waldinseln, sondern das Licht meiner Lampe, durch einen Reflexspiegel verbreitert, erleuchtete eine Grotte mit nackten Wänden ohne Ausgang!

Also nicht etwa, daß nur vor den zweiten Teil des rechtwinkligen Höhlenganges jetzt eine Wand geschoben worden wäre, sondern jetzt war hier eine geschlossene Grotte von wenigstens zehn Metern Durchmesser, die bei unserem ersten Passieren und auch bei dem Rückweg überhaupt gar nicht vorhanden gewesen war!

Mein Ruf brachte schnell Peitschenmüllern an meine Seite. Der machte natürlich ebenso große Augen wie ich.

»Sollten wir denn das alles mit der texanischen Savanne nur geträumt haben?!«

»Ja, Juba, das ist eine Frage! Sollte es uns in dem Augenblick, da wir diesen zweiten Teil der Hölle betreten, so ergangen sein, wie wenn wir das schwarze Kabinett von Vater Abdallah betreten, daß wir in demselben Augenblick in einen Traumzustand kommen? Haben wir vielleicht hier eine halbe Stunde lang schlafend am Boden gelegen? Oder dabei auf zwei Beinen gestanden?«

»Ich mußte es für Wirklichkeit halten.«

»Ich auch. Aber das muß man im schwarzen Kabinett ebenfalls, alles für Wirklichkeit halten, was einem da Vater Abdallah zu suggerieren beliebt.«

»Ach, lassen wir die dumme Geschichte, zerbrechen wir uns doch nicht den Kopf!« meinte Müller verdrießlich, sich gleich wieder umdrehend. »Wir werden ja sehen, ob wir solche Türen finden oder nicht.«

Die Folge davon war, daß wir den anderen nichts von diesem unseren Abenteuer, ob nun erlebt oder erträumt, erzählten, das machten wir gleich jetzt aus, und daran änderte sich auch nichts, als draußen im hellen Tageslichte Peitschenmüller an seinen Stiefelsohlen und in der Pelzkleidung frische Grashalme fand, die unmöglich in diesem winterlichen Tale wuchsen.

Wir schlugen uns diese ganze Sache vorläufig aus dem Kopfe.

Der Wisent lag noch an seiner alten Stelle, ganz still, begann sich erst wieder zu wälzen und gegen seine Fesseln zu wüten, als er unser Kommen bemerkte.

Es war gleich vier Uhr, und da wir zu der Schlittenfahrt eine Stunde gebraucht hatten, ohne uns aufzuhalten, so mußten wir wenigstens zweieinhalb Stunden tüchtig marschieren, wir erreichten unser Quartier also nicht vor Anbruch der Nacht.

Peitschenmüller hätte ruhig bei seinem Wisent bleiben können, aber er wollte nicht, und nicht etwa, daß er um mich besorgt gewesen wäre.

»Der Büffel muß unbedingt eine ganze Nacht mit seinen Gedanken allein bleiben, darf keinen Menschen wittern, und dazu mußte ich mich so weit entfernen, daß ich ihn nicht kontrollieren könnte. Außerdem brauche ich verschiedenes Riemenzeug, das ich unbedingt selbst auswählen muß.«

So traten wir zusammen den Rückweg per pedes apostolorum an. Und diese Fußwanderung war uns in gewisser Hinsicht viel günstiger als die Fahrt im Hundeschlitten, die immer von einem ganz gehörigen Spektakel begleitet wurde. Wir bekamen jetzt viel mehr Wild zu sehen, das sonst schon das Schleifen der Schlittenkufen auf fabelhaft weite Entfernungen hörte – wie wir später noch konstatierten – wozu auch die starke Ausdünstung der Hunde kommen mochte, und es waren die Vettern ihres Erbfeindes, des Wolfes, so daß die Tiere schon in einer Entfernung flohen, daß man sie zwischen den Bäumen überhaupt niemals zu sehen bekam.

Jetzt, wie wir geräuschlos durch den Wald schritten, erblickten wir geradezu zahllose Rentiere und Hirsche aller Art, deren massenhaftes Vorkommen in diesem Tale wir bisher weniger aus den Spuren, da hierzu der Schnee zu hart gefroren war, als aus ihrer Losung hatten ahnen können. So ohne weiteres wären wir freilich niemals zum Schusse gekommen, so weit unsere Büchsen auch trugen. Wir hätten uns immer regelrecht anschleichen müssen. Sobald wir die Tiere erblickten, wußten sie sich auch schon wieder unsichtbar zu machen. Dabei brauchte man gar nicht anzunehmen, daß sie hier schon mit

dem Menschen und seinen Mordwaffen Bekanntschaft gemacht hatten. Es genügte schon, daß sie vom Wolfe gejagt und von Luchs und Vielfraß belauert wurden, dann trauten sie auch dem fremden Wesen nicht viel zu, das aufgerichtet auf zwei Beinen ging, es kam überhaupt der natürliche Instinkt hinzu.

Immerhin, jetzt erst merkten wir richtig, sahen es mit eigenen Augen, in was für einer wildreichen Gegend wir waren, und daß dieses Tal kein Paradies, kein Park war, in dem das Wild gehegt und gepflegt wurde, so daß man es bequem auf kurze Entfernung hin nieder knallen konnte, das war uns, wie schon gesagt, nur sehr angenehm. So wurden wir hier auf unsere Jagdfertigkeit geprüft. Nur wer stundenlang ein scheues Wild verfolgen oder sich unter den größten Anstrengungen, immer das Terrain und den Wind beobachtend, anschleichen muß, oder wer die ganze Nacht auf dem Anstand sitzt, regungslos allen Unbilden der Witterung trotzend, nur der kann sich dann doch der Jagdbeute wirklich erfreuen. Nur dann wird die Jagd wirklich zum edlen Waidwerk.

Da sauste in einer Entfernung von tausend Schritt eine Herde großer Tiere durch den Wald.

Ich sage tausend Schritt, um die größte Entfernung anzugeben auf die man hier zwischen den Bäumen, wenn auch fast alles Unterholz fehlte, überhaupt etwas erblicken konnte.

Ich hatte nur schattenhaft große Tiere gesehen, größer als Rens und die bisher gesichteten Hirsche, ich konnte höchstens an Elche denken, Juba Riata leuchtende

Adleraugen aber hatten gleich noch mehr unterscheiden können.

»Das waren Pferde mit Eselsschwänzen!«

»Dann sind es Kulans gewesen!« konnte ich nun auch gleich sagen.

»Kann man die zähmen und zureiten?« war des ehemaligen Cowboys nächste Frage die er sofort stellte

Er hätte Gelegenheit genug gehabt, sich über die Tiere Sibiriens zu orientieren, wir hatten Brehms »Tierleben« an Bord und auch andere Spezialwerke über dieses Land, und ich hatte meine Jungen schon so weit gebracht, daß sie, ehe sie in eine ihnen neue Gegend kamen, diese Bücher auch benützten, wenn sie es nicht von jeher von selbst getan hatten.

Juba Riata tat es nie. Nicht, daß er ein Bücherverächter gewesen wäre, sondern er hatte keine Zeit dazu, er war wohl der vielbeschäftigste Mann bei uns an Bord, er ging ganz in unserer immer größer werdenden Menagerie auf, nicht etwa nur mit Dressuren, sondern da gab es noch tausenderlei anderes zu beobachten und zu besorgen, und daß unter diesen Tieren, aus den verschiedensten Weltgegenden stammend, an Bord eines Schiffes immer aus einem Klima ins andere kommend, niemals eine Seuche ausbrach, daß überhaupt ihr Gesundheitszustand immer ein so vorzüglicher war, das hatte man nur diesem rastlosen Manne zu verdanken, der deswegen überhaupt wohl niemals in ein Bett oder eine Koje kam.

Ich denke hierbei an den alten Renz, der mehr als 40 Jahre lang Zirkusdirektor gewesen ist, und während dieser ganzen Zeit, nachdem er von früh 7 bis abends 11 tätig gewesen war, noch in seinem siebzigsten Jahre, wohl keine Nacht, wie seine Mitarbeiter versichern können, in einem richtigen Zimmer geschlafen hat. Immer mußte sein Feldbett in der Box eines kranken Pferdes aufgeschlagen werden, damit er selbst dem Tiere die Umschläge erneuern, oder ihm stündlich die vorgeschriebene Medizin einflößen konnte. Und in solch einem großen Marstall gibt es doch immer ein verschrammtes oder innerlich krankes Pferd. Auf diese Weise bringt man einen Zirkus hoch. Auf diese Weise wird man vom armseligen Jahrmarktsgaukler zum Millionär! Aber daran denkt wohl niemand im Publikum, wenn er den Stallmeister oder Direktor einige Dutzend Pferde in freier Dressur vorführen sieht. Und als eines Abends im Hamburger Zirkus in der Manege ein Panneauschimmel, also ein Pferd mit Matratzensattel, auf dem jemand stehend reitet, unglücklich stürzte und sich gleich das Genick brach, sofort tot war, und als der alte Renz herbeigeeilt kam und sich weinend und jammernd über den toten Gaul warf und ihn immer wieder küßte, da hielt man das für eine ganz unangebrachte sentimentale Mache. Weil niemand ahnte, daß der noch so stattlich aussehende Schimmel, der »Hippolyt« schon mehr als 30 Jahre alt war, daß auf ihm der alte Renz noch als junger Mann selbst geritten

war, auf dem Jahrmarkt unter dem elenden Leinwandzelt. Den alten »Hippolyt« ließ er nur deshalb noch arbeiten, weil das Tier eben sonst krank wurde, aus beleidigtem Ehrgefühl, wenn es nicht noch jeden Abend den Panneausattel aufgeschnallt bekam, nicht in der Manege nach den Klängen der Musik tanzen konnte. –

Vielleicht war es auch ganz gut, daß Juba Riata keine solchen Bücher las. Sonst hätte er sich vielleicht so weit entmutigen lassen, gar nicht erst den Versuch zu machen. Denn nach Brehm und allen anderen Sachverständigen ist es noch niemals gelungen, einen Kulan zu zähmen, von einem Zureiten gar nicht zu sprechen. Was sich auch zumal Kirgisen schon für Mühe gegeben haben.

Ein erwachsener Kulan ist lebendig gar nicht zu bekommen. Das ungemein scheue Tier spottet dem schnellsten Kirgisenpferde, dabei im Gebirge nicht nur wie eine Ziege, sondern wie ein Steinbock kletternd. In gelegte Schlingen und Fallen geht er absolut nicht. Nur durch rossige, zahme Stuten läßt er sich anlocken und muß eine tödliche Kugel bekommen. Nur angeschossen, rennt er so weit, bis er verendend zusammenbricht. Ab und zu wird ein von der Herde versprengtes Füllen gefangen. Es wird so weit zahm, daß es aus der Hand seines Pflegers frißt, auf seinen Ruf herbeikommt, eben in der Hoffnung, etwas zu fressen zu bekommen. Weiter geht es nicht. Und wenn es älter wird, beißt und schlägt es auch seinen Pfleger. Außerdem kann es nur in seiner Heimat existieren, die ja allerdings groß genug ist. Hier scheint seine Gesundheit unverwüstlich zu sein. Hier stürzt es sich nach

stundenlanger Flucht durch die sonnenverbrannte Steppe schweißbedeckt in den eisigen Gebirgsstrom, es schadet ihm nichts. Aber es verträgt eben nur das Klima seiner Heimat. Entweder sehr kalt, oder sehr heiß. Worüber ich noch später sprechen werde. In Deutschland reicht ein einziger naßkalter Tag, wie wir ihrer so viele im Frühjahr und Herbst, aber auch im Winter und Sommer haben, hin, um den Kulan zu ruinieren. Er die kommt sofort die Klauenseuche, oder eine ähnliche Krankheit, das Horn des Hufes schält sich in großen Stücken ab, daran geht er ein.

Meines Begleiters Adlerauge hatte gleich das Richtige erkannt, während ich nur Schatten gesehen hatte.

»Pferde mit Eselsschwänzen!« hatte er gleich gesagt.

Was wir können, kann die Natur doch auch. Sie kann sogar noch vielmehr, indem sie als echten Wildling ein Mittelding zwischen Maultier und Maulesel hervorgebracht hat.

Der Kulan gleicht ganz einem Pferde, hat also auch kurze Ohren, aber den Schwanz eines Esels. Der Größe nach gleicht er einem stattlichen Maultiere ist, aber weit graziöser, könnte recht gut einen ziemlich gewichtigen Reiter tragen und wohl auch mit diesem alle anderen Arten seiner Gattung an Schnelligkeit und Kletterkunst übertreffen. Wenn eben seine Zähmung möglich wäre.

»Ich werde solch ein Tier fangen und zureiten!« sagte Peitschenmüller, ohne meine Antwort abzuwarten, und ich hätte ihm auch keine Belehrung zuteil werden lassen. Nur den Namen hatte ich ihm genannt. Bei den Kirgisen

heißt der Kulan aber Tischiggetai, zu Deutsch »Langohr«, weil seine Ohren doch ein klein wenig länger sind als die der Pferde.

Schon wollten wir den Marsch fortsetzen, als ein eigentümliches klagendes Schreien in unser Ohr drang.

»Das ist ein Füllen dieser Kulans,« sagte Juba Riata sofort, »so schreit ein Pferd unter einem Jahre in Todesangst, wenn es auch anders klingt als von einem Pferde oder Esel.«

Hast Du, lieber Leser, schon einmal ein Pferd in Todesangst oder Todesschmerz schreien hören? Es klingt ganz fürchterlich, hat mit dem gewöhnlichen Wiehern nichts mehr gemein. Aber es ist ein Unterschied, ob ein erwachsener Mann oder ein kleines Kind vor Schmerzen brüllt. Das hier war mehr ein klägliches Quieken zu nennen.

Wir hin, wo das wiederholte Schreien erklang, die Büchsen entsichert, denn wir dachten an ein großes Raubtier, an einen Bären oder an Wölfe, obgleich wir von diesen letzteren hier noch keine Spuren und keine Losung gefunden hatten.

Nicht lange, so erblickten wir die Szene.

Ein junges Füllen von der Größe eines Rehes mochte gar zu übermütige Sprünge gemacht haben, es hing mit dem einen Vorderfuße in dem Gabelste eines Bäumchens, machte die verzweifeltsten Versuche sich zu befreien, so kläglich zu schreien fing es wohl jetzt erst an, nachdem es uns gewittert hatte.

Aber was war das?

Wir hatten natürlich nur an ein Füllen jener Kuhherde gedacht.

Aber dieses Tierchen hatte einen regelrechten Pferdeschwanz!

Ein Tarpan!

Daß solche hier vorkamen, hatte schon Merlin uns gesagt.

Das verriet wiederum, daß der Winter in diesem Tale viel milder sein mußte, als es dem Breitengrade entsprochen hätte, denn wenn der Tarpan auch tüchtige Kälte verträgt, so läuft doch seine nördliche Grenze durch Sibirien auf dem 49. Breitengrade hin, und wir befanden uns auf dem 64., das ist, ein gewaltiger Unterschied!

Der Tarpan ist ein echtes wildes Pferd. Ganz echt insofern, als die Mustangs und Cimmarones Amerikas ja nur die verwilderten Nachkommen von spanischen Pferden sind. Er hat die Größe und Figur eines stattlichen Ponys, kann ebenfalls nicht eingeholt, nur durch List erlegt werden, ist noch weniger zähmbar als der Kulan, beißt und schlägt, sobald er das Jugendkleid abgelegt hat, alles zusammen. Die Kirgisen fürchten ihn mehr als die Wölfe, suchen ihn auf alle Weise wenigstens zu verscheuchen. Fürchten ihn nicht direkt, nicht daß er auf den Menschen los ginge, sondern einmal entführt der von seiner Herde ausgestoßene junge Hengst mit Vorliebe zahme Stuten, und zweitens sind zwei Tarpans imstande, in einer Nacht einen ganzen Heuschober aufzufressen. Was das für ein Quantum ist, weiß ich zwar nicht, aber ich weiß, daß der Tarpan einfach unersättlich ist, er frißt, bis er rund wie

eine Kugel ist, und nach zwei Stunden geht die Fresserei schon wieder los. Dafür freilich kann er auch wieder drei Tage und noch länger hungern und dabei in dieser Zeit unglaubliche Strecken zurücklegen.

Das heißt, diese meine Kenntnisse brachte ich Peitschenmüllern jetzt nicht bei, dazu hatte ich keine Zeit. Bei mir fing sofort ein Kampf um die Hose an.

Da kam nämlich hinter einer dicken Eiche schon ein erwachsener Tarpan hervor, die Mutterstute, die ihr Füllen nicht im Stiche gelassen hatte. Nein, angreifen tut der Tarpan den Menschen nicht, aber wenn es seinen Sprößling zu verteidigen hat, dann hat die Gemütlichkeit ein Ende.

Es war nur ein Pony, das auf uns los ging. Aber dieses Pony hatte ganz fürchterlich tückische Augen, hatte die Nase so grimmig gerunzelt wie ein bissiger Köter vor der Hundehütte, und aus dem Maule ragten mächtige Zähne hervor.

So ging das Pony auf uns los.

Man kann mir gewiß nicht den Vorwurf der Feigheit machen. Aber ich will auch nicht von besonderem Heldenmut sprechen, den ich in diesem Augenblicke zeigte. Ich will zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich nur deshalb nicht von meinen Schußwaffen Gebrauch machte, weil ich sah, wie Peitschenmüller schon seinen Lasso abwickelte und ich guter Kerl ihm den Spaß, diesen Tarpan lebendig zu fangen, nicht verderben wollte. Glauben tue ich diese meine Entschuldigung ja allerdings selber

nicht, aber . . . na kurz und gut, ich suchte an diesem gesegneten Tage mein Heil zum zweiten Male auf einem Baume.

Diesmal aber wäre es mir beinahe traurig ergangen. Dieses Pony hatte die Sache besser weg als der Wisent.

Noch hing ich an dem Aste, schickte mich eben erst an, den Bauchaufschwung zu machen, als ich mich an der Kehrseite dieses Bauches gepackt fühlte, und im nächsten Augenblick fühlte ich an derselben Stelle so eine unangenehme Ventilation, so ein angenehmer, kühler sibirischer Lufthauch umsäuselte die Kehrseite meiner Medaille von keinem Pelze und auch keinem Hemdchen mehr bedeckt.

In demselben Moment brachte ein Schuß. Von Müllers Revolverkugel hinters Ohr getroffen, brach der Tarpan zusammen. Es war auch die höchste Zeit gewesen. Ganz sicher hätte er noch einmal zugeschnappt, und dann hätte ich wohl Zeit meines Lebens nicht mehr sitzen können. Wenigstens nicht mehr auf meinem natürlichen Polster.

Ich will die weitere Angelegenheit dieses Falles gleich jetzt erledigen. Ich verwarf die Lehren des neuen Testaments, ging wieder zum alten über – »Zahn um Zahn« das heißt ich vergalt Gleiches mit Gleichem. Also nicht, daß ich dem Tarpan nun die Zähne einschlug, das hatte er mir ja auch nicht angetan, sondern jetzt war ich derjenige, der ihm hinten das Fell abschnitt. Dann freilich ging ich in meiner Revanche noch weiter, schnitt auch noch einige gute Stücke Schinken heraus. Schließlich war es gar keine so übertriebene Rache, denn das hatte der Tarpan

bei mir doch auch gewollt, hatte sein Vorhaben nur nicht ausführen können, aber der Gedanke ist doch schon Tat.

Jetzt war keine Zeit, mir dieses Roßbeef – diese Schreibweise ist in diesem Falle richtiger als Roastbeef – zuzubereiten und mir zu Gemüte zu führen, so hing ich mir die rohen Schinkenscheiben dann über den Rücken. Dann aber, wie es so weit war, merkte ich, wie sehr recht Peitschenmüller hatte, wenn er nicht sehr viel Achtung gegen naturwissenschaftliche Bücher hegte. Die sibirische Fachliteratur hatte mir nämlich erzählt, daß die Kirgisen vom Tarpan am liebsten die Hinterschenkel essen, weil diese eben das zarteste Fleisch haben sollen. Mir kam diese Sache gleich ein bißchen spanisch vor, aber ich glaubte doch den Herren Zoologen und Ethnologen und Forschungsreisenden und war wieder einmal gründlich hereingefallen. Oder die Kirgisen müssen ganz andere Zähne als ich und einen ganz besonderen Geschmack haben. Rücken- und Rippenstück des Tarpans fand ich dann später ganz ausgezeichnet, aber dieses Hinterteil war kaum kaubar.

So weit war ich aber noch nicht. Zunächst ging ich, während sich Peitschenmüller mit dem Füllen beschäftigte, daran, meinen dem Tarpan aus den Zähnen gerückten Hosenboden wieder dort einzufügen, wohin er gehörte. Nadel und Zwirn hatte ich als Seemann und Forschungsreisender natürlich bei mir. Dazu mußte ich natürlich meine Pelzhose ausziehen und fror nun ebenso natürlich wie ein junger Hund – oder wie ein Schneider – im Schnee, will ich mich feiner ausdrücken. Immerhin,

ich war doch besser daran wie Peitschenmüller. Während ich mich unten verbesserte, verschlechterte der sich oben immer mehr. Als meine Pelzhose wieder heil war, hatte der keinen Pelzrock mehr. Das kleine Teufelsvieh hatte ihm bei seinen Bemühungen, es zu befreien, buchstäblich mit den Milchzähnen den Pelz vom Leibe gerissen, und da war auch gar nichts mehr zu flicken.

Endlich lag es gefesselt am Boden, auch das beißende Kindermäulchen mit Riemen umwickelt. Aber die Fesselung sollte nur eine vorübergehende sein.

»Es darf nicht gefesselt sein, wir dürfen es nicht tragen, es muß unbedingt mit uns laufen, es muß den Willen des Menschen sofort anerkennen, oder ich kann es niemals bändigen!« sagte Juba Riata und löste die um die Füße gewickelten Lederschlingen wieder, nötigte das Tierchen zum Aufstehen, begann zu locken und an dem Lasso zu ziehen.

Ich will es kurz machen, gleich die Pointe verraten. Von hier aus hätten wir bei normalem Marschieren in zwei Stunden in unserem Quartier sein können. Statt dessen haben wir sechs Stunden gebraucht. Sechs ganze Stunden haben wir uns mit dem kleinen Teufelsvieh herumgebalgt. Was wir alles anstellten, um das Tierchen, nicht größer als ein Reh, aber rund wie eine Nudel, Schritt für Schritt vorwärts zu bringen, vermag ich gar nicht zu schildern. Ein störrisches Schwein, das immer rückwärts will, ist nichts dagegen. Kräfte hatte das kleine Ding schon wie ein ausgewachsener Bär. Ich war wirklich

manchmal der Verzweiflung nahe. In meinem Galgenhumor machte ich den Vorschlag, ich wolle vorseilen und den Doktor Cohn holen, er solle es chloroformieren. Oder, ernstlich gesprochen, ich wollte einen Schlitten holen, um es darauf zu transportieren. Aber Peitschenmüller wollte nicht. Es müsse unbedingt mit uns laufen. Und er hatte ja auch ganz recht, sonst hätten wir es ja auch gleich tragen oder auf einer Schleife ziehen können.

»Wenn Sie nicht mehr mitmachen wollen, so gehen Sie voraus und schicken mir ein paar andere Leute zu.«

Das ging gegen meine Ehre, ich beteiligte mich weiter an der Balgerei, und der Vollmond lachte dazu.

»Wie meinten Sie?«

Ich hatte gar nichts gesagt. Mein Magen war es, der so rebellisch knurrte. Ich hatte seit Mittag nichts mehr gegessen, und ich bin doch kein Tarpan, der einen Zentner Heu einnehmen kann, um dann drei Tage zu hungern. Dasselbe galt zwar auch für Peitschenmüllern, aber dessen Magen ging mich nichts an.

Doch wirklich, so gegen zehn Uhr, wir sahen schon den Schein eines mächtigen Holzfeuers, das im Quartier unserer wegen als Wegweiser angezündet worden war, besann sich das Füllen plötzlich eines anderen. Plötzlich ging es ganz artig zwischen uns. Der Wille des Menschen hatte gesiegt. Wenn das nur einige Stunden früher eingetreten wäre.

Wenn die Zurückgebliebenen um unser langes Ausbleiben bis in die späte Nacht hinein, wovon wir nichts gesagt hatten, besorgt gewesen waren, so ließen sie sich

doch nichts davon merken, nach uns gesucht worden wäre erst morgen früh und auch nicht so direkt durch eine Hülfsexpedition, und im Quartier herrschte überhaupt eine sehr aufgeregte Stimmung, es mußte auch hier etwas Besonderes vorgefallen sein.

Wir hatten nur ganz kurz über unsere Abenteuer berichten können, was ich übrigens Peitschenmüllern überließ, und der war alles andere als ein Schwätzer, über die Geschichte mit der Höhle und der texanischen Prärie wurde also überhaupt Stillschweigen beobachtet, und dann ging es gleich los!

»Waffenmeister, was wir hier unterdessen gefunden haben?!«

Doktor Cohn war es, der als erster mich anredete.

»Na was denn? Ein Faß mit tausendjährigem Kognak, noch von den Ureinwohnern dieses Tales stammend?«

»Etwas ganz, ganz anderes!«

Dann allerdings mußte es etwas ganz Besonderes sein, was den Doktor Cohn noch in solche Aufregung versetzen konnte.

»Denken Sie nur, wir haben hier . . . «

»Nichts verraten, nichts verraten!« fiel ihm die vorbeigekommene Patronin eifrig ins Wort. »Er muß es selbst sehen! Kommen Sie, Waffenmeister, ich führe Sie gleich hin, es sind nur fünf Minuten . . . «

Fünf Minuten? Hatte die eine Ahnung!

Und wenn ich nur eine Minute gebraucht hätte, um in den siebenten Himmel zu kommen, wo mich 10 000 Huris erwarteten, ich wäre nicht mitgegangen

Ich machte mich über die Reste des gemeinschaftlichen Abendessens her, auch gleich die Tarpansteaks in die Bratpfanne legend, fand sie dann ungenießbar, überließ sie dem Eskimo, für den waren sie gut genug, der brauchte ja auch nicht zu kauen, der verschlang sie gleich.

Dann legte ich mich auf die Felle und fing zu schnarchen an.

Der Leser dürfte sich etwas wundern. Nämlich wenn ich sage, daß ich mit keinem Wörtchen gefragt hatte, was die denn unterdessen so ganz Außergewöhnliches hier gefunden hätten. Aber meine Leute und die sonstigen Herr- und Damenschaften wunderten sich nicht. Die kannten mich zur Genüge, wußten, was ich in dieser Hinsicht für ein kurioser Kauz war. Wenn die mir nicht von selbst sagen wollten, was sie entdeckt hatten – gut, ich wurde von keiner Neugier geplagt. Morgen war auch noch ein Tag. Jetzt hatte ich meinen Hunger gestillt und nun war ich müde. Basta.

## 87. KAPITEL. NEUE ENTDECKUNGEN.

Die sechsstündige Balgerei mit dem kleinen Teufelsvieh hatte mir einen gesegneten Schlaf gebracht, und da ich mich mit dem Bewußtsein niedergelegt hatte, nicht zu einer bestimmten Zeit aufstehen zu müssen, wachte ich erst auf, als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand.

Sie schien durch die unregelmäßige Fensteröffnung in die Felsenkammer, die ich mit den männlichen Hauptpersonen unserer Expedition als Schlafzimmer geteilt hatte. Außer mir war niemand mehr da. Durch das Fenster blickte ich auf den See und Umgebung, sah ebenfalls niemanden. Nur einige Dutzend Hunde waren am Strande des offenen Wassers eifrig mit Fischen beschäftigt. Das haben diese Köter ausgezeichnet weg. Jeder Fisch, der sich in erreichbarer Nähe des Ufers an der Wasseroberfläche zeigt, ist verloren, wird mit einem blitzschnellen Prankenschlag aufs Trockene geworfen. Freilich wimmeln alle diese sibirischen Gewässer geradezu von Fischen. Deshalb gehen diese Hunde, die sonst so selbstständig sind, niemals auf andere Wildjagd, so lange Wasser in der Nähe ist, und man braucht ihnen nur ein Loch ins Eis zu hacken, dann ernähren sie sich selbst.

Ich befand mich nach dem mehr als zehnstündigen Murmeltierschlaf in einer wunderbaren Stimmung. Wie ich mir ausrechnete, war heute Sonntag. Ja, so eine richtige Sonntagvormittagsstimmung. Dieser Ausblick nach dem See, in den schneeglitzernden Wald, diese Stille – es war auch gar zu schön.

Meine Sonntagstimmung wurde noch feierlicher, ich hörte in meinen geistigen Ohren gewissermaßen schon die Kirchenglocken läuten, als ich gleich nebenan auch noch den Proviantraum und die Küche fand, alles erst provisorisch eingerichtet.

Ich öffnete eine Zweipfunddose echt bayrische Steinpilze, im eigenen Saft eingekocht, setzte sie in einem Topfe auf unserem Patentpetroleumofen an, von dem aber nur noch eine Flamme funktionierte. Es war auch noch ein Spiritusofen vorhanden, der aber natürlich wieder leer war, und den Spiritusvorrat fand ich nicht. Es war überhaupt eine heikle Geschichte mit diesem Spiritusofen. Wenn man ihn frisch gefüllt hatte, so brauchte man ihm nur den Rücken zu wenden, dann hatte ihn Meister Bärtchen sicher ausgesoffen. Der Samojede liebte nämlich denaturierten Brennspritus über alles.

Also ich mußte mich mit der einzigen Flamme des Petroleumofens begnügen, wollte aber zum »Morgenkaffee« doch noch etwas anderes haben als nur bayrische Steinpilze. Nach einigem Nachdenken wählte ich eine Pfunddose mit gerollter Rindszunge, wischte sie fein säuberlich ab, machte oben in den Deckel vorläufig nur ein Löchelchen hinein und packte sie so zwischen die Steinpilze. Auf diese Weise wird der Inhalt am schnellsten warm, schneller, als wenn man den ganzen Deckel abmacht. Dann entkorkte ich noch eine halbe Flasche Chateau Lafitte – man sieht, wir lebten im traurigen Sibirien nicht schlecht – fand den Wein zu kalt, so packte ich auch diese Flasche zwischen die Steinpilze, um sie etwas anzuwärmen.

Inzwischen brannte ich mir eine Pfeife an. Nicht lange währte es, so gab es einen Knacks, und wie ich, das Unglück schon ahnend, die Flasche aus den Pilzen nahm,

fand ich sie leer, sie hatte auch unten eine Öffnung bekommen, der Boden war abgesprungen, meine Steinpilze schmorten in Chateau Lafitte. Na, das sollte mich nicht stören, in ein und denselben Magen kam ja doch alles.

Wieder nicht lange, und durch die Küche zog ein säuerlicher Geruch. Meine Pfeife wars nicht, die so sauer stank. Ich rauchte sogar Honeydew, mit Honig getränkten Tabak. Dort das Löchelchen in der Fleischbüchse schien es zu sein, aus der der saure Duft kam. Ich ging der Sache auf den Grund – richtig, die Affen in der Hamburger Konservenfabrik hatten wieder einmal die Etiketten verklebt, es waren nicht gerollte Rindszungen, sondern zwei Dutzend gerollte Häringe, marinierte, auch Rollmöpfe genannt, die ich wärmte.

Warmen Rollmops mit Steinpilzen in Chateau Lafitte habe ich zwar noch auf keiner Speisekarte gelesen, aber es hat mir ganz ausgezeichnet geschmeckt, ich kann dieses Gericht warm empfehlen. So hatte ich die edle Kochkunst wiederum um eine Erfindung bereichert. Freilich ohne meinen Geist besonders anzustrengen. Wirklich große Erfindungen werden eben nur im Dusel gemacht.

Ich habe hierbei so lange verweilt, um meine behagliche Sonntagsvormittagsstimmung zu schildern, in der ich mich befand. Nun beschloß ich eine Entdeckungsfahrt anzutreten. Oder gleich in bestimmter Absicht: ich gedachte in der Dachkammer ein warmes Bad zu nehmen. Ich halte es nicht für gesund, mit leerem Magen zu baden. Alle Vögel baden sich erst, nachdem sie sich satt gefressen haben. Ich gehöre zwar nicht zu den Vögeln,

aber ... na kurz und gut, ich halte einen leeren Magen überhaupt für ungesund.

Unten vor dem Höhleneingang stand der Matrose Fritz und schippte Schnee, oder sollte doch einen Weg schaufeln – jetzt visierte er mit dem Schippenstiel nach dem blauen Himmel.

»Sind Sie schon wach, Herr Waffenmeister?« begrüßte er mich, seine Visierschippe senkend.

»Na so ziemlich.«

»Wenn Sie wach sind, dann soll ich Ihnen sagen, daß für Sie das Frühstück bereit steht.«

»Wo denn?«

»In der Küche.«

»Wo denn da?«

»Na in der Wärmkiste, Kaffee und Rinderzunge und Steinpilze, alles gewärmt.«

Auf dieser Wärmkiste hatte ich gegessen, als ich meine Kocherei beobachtete.

»Und wenn Sie gefrühstückt haben, soll ich Sie nach ... dorthin führen, wo die anderen sind.«

»Wo sind denn alle die anderen?«

»Dort, wo ich Sie hinbringen soll. Ich darf nichts verraten.«

Ach so, das große Geheimnis!

»Nur Peitschenmüller ist mit Mister Tabak im Hundeschlitten fort, sie wollen den Wisent holen.«

»Gut, ich werde frühstücken, vorher aber will ich ein Bad nehmen.«

»Wollen Sie nicht vorher frühstücken?«

»Nein, ich halte es für ungesund, mit vollem Magen zu baden.«

Mit dieser ungeheuerlichen Lüge wandte ich mich. Aber ich drehte mich noch einmal um, und ich muß gestehen, daß mir nicht die Schmiröte ins Gesicht getreten ist, als ich jenen wieder anblickte.

»Wo hat Juba Riata das Tarpanfüllen gelassen?«

»Dort steht es ja.«

Da erst bemerkte ich es. Neben dem Eingange zu der großen Höhle befanden sich zu beiden Seiten der Felswand noch kleinere, nur Grotten, nur Vertiefungen, stets erblickte man von draußen die hintere Wand, wir nannten sie Nixchen, und in solch einer stand das Füllen, reckte den Kopf halb heraus, schaute mich neugierig an.

Wie ich sofort bemerkte, war es weder gekoppelt noch angebunden, vor der Nische keine Barriere angebracht.

»Flieht es denn nicht?«

»Juba Riata hat es hyp – hyp – hypnotisiert.«

Es war mir nichts Wunderbares, was ich da von schwerer Matrosenzunge zu bören bekam, was ich beim Nähertreten erblickte. Quer vor der Nische war auf dem schneefreien, schwarzen Boden mit weißer Farbe ein Strich gezogen, der abwechselnd wieder von Querstrichen und Ringen unterbrochen wurde. Diese gemalte Barriere wagte das Tier nicht zu überschreiten, anders konnte man doch nicht annehmen.

Weshalb nicht? War es wirklich hypnotisiert worden? Ich weiß es nicht.

Aber ich kenne korrespondierende Beispiele genug.

Der nordamerikanische Indianer kennt keine Dressur seiner Pferde. Und doch übt er auf seinen Gaul eine Macht aus, wobei man manchmal an einen geheimnisvollen Zauber glauben möchte. Der Pawnee steigt ab, steckt seine Lanze in den Boden, hängt den Zügel seines Pferdes darüber und entfernt sich. Das Pferd, sonst ein vollkommener Wildling, das seinem Herrn sonst bei jeder Gelegenheit zu entfliehen sucht, bleibt ruhig stehen. Kommt der Pawnee nicht zurück, so verhungert es an dieser Lanze. Es wittert ein Raubtier, es zittert an allen Gliedern, es schreit vor Entsetzen, es wäre ihm doch ein Leichtes, die Lanze aus dem Boden zu reißen, aber es denkt nicht daran, es wird ein Opfer des Raubtieres.

Da möchte man doch wirklich an eine hypnotische Suggestion glauben. Es ist dem nur ein grausamer Dressurakt vorausgegangen.

Das gebändigte Pferd bekommt ein Stachelhalsband, so wird es an der eingeramnten Lanze befestigt. Indianerstämme, die keine Lanze führen, legen auch nur einen besonderen Gegenstand an den Boden hin, das Pferd bleibt unerschütterlich daneben stehen. Zuerst will es natürlich fliehen, dann später jagt man es sogar durch Prügel weg, aber es wird durch eine lange Leine festgehalten, das Stachelhalsband zerfleischt es fürchterlich. An diesen Schmerz denkt das Pferd dann später immer, sobald es an der Lanze angehangen wird, oder wenn es nur den betreffenden Gegenstand am Boden liegen sieht,

es hütet sich, sich wieder solche Schmerzen zu erzeugen, und daraus wird zuletzt eine Gewohnheit, es muß schließlich wie gebannt neben der Lanze stehen bleiben.

Also könnte man schließlich doch von einer Art von Hypnose sprechen.

Wir müssen nur erst einmal definieren können, was Hypnose und Hypnotik überhaupt ist. Das beste Lehrbuch über Pferde- und Hundedressur ist wohl das von Oberländer, hat auch die meisten Auflagen erlebt, es führt den Titel »Die mnemonische Dressur«. Es sollte richtiger heißen »Mnemotechnisch-hypnotische Dressur«.

Man kann tatsächlich Tiere hypnotisieren, ganz leicht. Man nimmt ein gewöhnliches Huhn, legt es auf den Tisch, drückt den Kopf besonders fest herunter und zieht nun schnell mit Kreide vom Auge an einen Strich über die Tischplatte. Das Hahn verdreht das Auge, schießt nach dem Kreidestrich und bleibt so, losgelassen, stundenlang unbeweglich liegen. Es ist der Meinung, es würde noch festgehalten, durch einen Strick, der sich über seinen Körper spannt, glaubt in dem Kreidestrich die Fortsetzung dieses Strickes zu sehen.

So heißt es. Aber eine Erklärung ist das durchaus nicht. Man hat ja gar keinen Strick angewendet. Es scheint vielmehr ein ganz echter hypnotischer Zustand zu sein, in dem sich das Huhn befindet. Wenn wir nur eben wüßten, was das ist, Hypnose.

Daß das Pferd neben der lose eingesteckten Lanze ruhig stehen bleibt, das ist ihm ja auf eine ganz besondere Weise beigebracht worden, aber man darf doch nicht etwa von einem freiwilligen Gehorsam sprechen, überhaupt nicht. Von beigebrachter Dressur, hier liegt etwas ganz anderes vor. Man möchte es eine mnemotechnische Hypnose nennen.

So werden auch Löwen und Tiger und andere Raubtiere gezähmt und dressiert. Oder vielmehr gebändigt. Von einer richtigen Zähmung ist ja gar keine Rede. Es ist immer nur eine vorhandene Angst, die sie abhält, sich auf ihren Herrn und Meister zu stürzen.

Man wird beobachten, daß der Tierbändiger immer eine rotgefärbte Eisen- oder Holzstange bei sich hat; oder der Stiel seiner Peitsche ist rot gefärbt; oder er hat sonst etwas Rotes bei sich, wenn es das Publikum auch gar nicht merkt. Bleiben wir bei der roten Stange. So bald er diese, nur eine Holzplatte, dem widerspenstigen Tiere vorhält, kriecht es zu Kreuze, flieht in eine Ecke.

Weil das ursprünglich eine rotglühende Eisenstange gewesen ist, mit der sich der Bändiger vor den wilden oder halbwilden Tieren geschützt hat. Zuletzt braucht es nur noch eine rote Farbe zu sein, sie kann auch auf andere Gegenstände übertragen werden, zuletzt auch ganz weggelassen werden. Sobald das Tier den betreffenden Gegenstand sieht, empfindet es auch den früheren brennenden Schmerz.

Aber das rotglühende Eisen war schon vorher mehr eine Angriffswaffe, um sich den Gehorsam zu erzwingen.

Zum Schutze hatte der Dompteur noch ein anderes Mittel.

Man sieht, wie die Raubtiere die Pranken erheben und murrend nach dem Dresseur zucken, ohne wirklich zu schlagen, obgleich sie doch so gern möchten. Das macht, der Dompteur war zuerst mit einem Kostüm bekleidet, das ganz mit feinen Stacheln bedeckt war. Auch solche Handschuhe solch eine Maske vorm Gesicht. Er ist geschützt wie ein ausgerollter Igel. Die Raubtiere verletzen sich empfindlich, wenn sie ihn schlagen. Daran denken sie, wenn sie noch einmal die Pranke gegen ihn erheben, und sie schlagen eben nicht mehr. Durch das glühende Eisen wird er selbst zum Angreifer, wird zum Herrn und Meister.

Das ist die Feuer- und Stacheldressurmethode, die heute nur allein noch angewandt wird. Es gibt oder gab noch andere Methoden. Die holländische. Das Schießen, um die Raubtiere einzuschüchtern, ist heute nur noch ein Knalleffekt, bei der holländischen Methode war es wirklich die Hauptsache. Aber nicht um Knall und Feuerstrom handelte es sich, sondern der Revolver oder die Pistole war nichts weiter als eine Spritze, durch Federdruck spritzte sie gegen das unbändige Tier Ammoniak, Salmakgeist, wenn eine Patrone dabei explodierte, so war das nur eine Verstärkung, das Feuer schlug in einer besonderen Kammer nach oben. Man kann sich denken, was es bedeutet, wenn ein Tier solch eine Ladung scharfen Salmakgeist ins Gesicht bekommt. Es ist sofort blind. Es vergeht ihm Hören und Sehen. Daran denkt es, wenn

es dann die Pistole vorgehalten bekommt. Aber es konnte auch für immer blind werden, konnte eingehen. Heute ist das Schießen nur noch eine Effektspielerei.

Jedenfalls sieht man, daß die ersten Dressuren, die man doch wohl für die gefährlichsten hält, wenn der Bändiger die ersten Male den Raubtierkäfig betritt, gerade die ungefährlichsten sind. Da kann gar kein Unglück passieren, so gut wissen sich diese Dompteure zu schützen. Die Gefahr fängt erst dann an, wenn man diese Hilfsmittel wegläßt, nur mit der mnemotechnischen Hypnose rechnet. Denn die kann natürlich einmal versagen.

So ging auch Juba Riata gegen neue Raubtiere vor, mit Feuer und Stacheln, wozu noch Schreckmasken und andere Hilfsmittel kamen. Ich habe etwas aus der Schule geplaudert. Aber das letzte Geheimnis gab er doch nicht preis. Denn da mußte noch irgend etwas anderes vorhanden sein, daß er solche Macht über die Tiere bekam. Offenbar bediente er sich auch der wirklichen Hypnose. Wenn man darunter sich auch nicht vorstellen darf, daß er die Tiere durch Anblicken und Manipulationen einschläferte. Sonst hätte er das doch gleich gestern getan, wir hätten uns nicht erst sechs Stunden mit dem kleinen Teufelsvieh herumzubalgen brauchen.

Jedenfalls aber stand es jetzt frei in der Nische, wagte den weißen Farbenstrich nicht zu überschreiten, wobei doch irgend ein Geheimnis vorliegen mußte.

»Peitschenmüller ist die ganze Nacht bei dem Tiere gewesen!« sagte der Matrose noch. »Wir sollen es nicht anfassen und nicht füttern.«

»Hat es denn etwas zu fressen?«

»Nein, nur eine Pfütze Wasser hat es drin, es soll erst hungern.«

Ich nahm im Dampfraum ein Wannenbad, dann begab ich mich wieder in die Küche und ließ mir mein »erstes« Frühstück schmecken, wenigstens das erste nach Fritzens Meinung, der es mir selbst servierte, also wieder Steinpilze, diesmal aber dazu wirkliche Rindszunge, und anstatt des Chateau Lafitte Kaffee, wie es sich am frühen Morgen gehört.

»Da ist wieder jemand über unserm Proviant gewesen,« murrte Fritz, »natürlich war es Mister Tabak, hat sich Steinpilze gewärmt und dazu eine große Dose Rollmöpfe aufgefressen, auf so einen Gedanken kommt doch nur so ein Eskimo, und dabei hat er bei unserem Frühstück wie ein Wolf geschlungen.«

»So ein verfressener Kerl!« machte ich den armen Mister Tabak herunter.

Natürlich hätte ich nicht die geringste Ursache gehabt, meinen Appetit zu leugnen. Aber ich wollte doch dabei sein, wenn sich dann der unschuldige Eskimo gegen den ihm gemachten Vorwurf verteidigte. Denn daß er das mußte, dafür wollte ich schon sorgen. Steinpilze mit Rollmöpfen – das kann doch eben nur so ein Eskimo fertig bringen.

»So, Fritz, nun kannst Du mich führen.«

Mit Lampen bewaffnet, schritten wir durch finstere Gänge, Treppen hinab, unter der Wasserschlucht hinweg, auch noch unter der Werft, stiegen wieder hinauf, in

dem Gang begann es zu dämmern, es kamen ganz, helle Felsenkammern, von jenem rätselhaften Licht erleuchtet, das aus den Wänden heraus kam, von allen Seiten, so daß also keine Schatten geworfen wurden, ich hörte Stimmen, Geräusch der Arbeit, und dann stand ich vor dem großen Geheimnis, mit dem man mich hatte überraschen wollen.

Ja, ich war allerdings höchlichst überrascht, hier so etwas vorzufinden.

Es war ein Zirkus, in den ich blickte, von jenem tageshellen Lichte erfüllt. Also in der Mitte eine ebene Kreisfläche, um die sich herum die Zuschauerplätze amphitheatralisch erhoben, einfach steinerne Stufen, gerade so hoch und breit, daß man bequem darauf sitzen konnte.

Aber nun was für ein Zirkus, was für Dimensionen!

Ach, wo sind wir modernen Menschen bei all unerer Technik und sonstigen Erfindungen geblieben, wenn es sich um kolossale Bauten handelt!

Ich will dabei nicht von den Pyramiden und anderen auch nützlichen Bauwerken anfangen, von den chinesischen Mauern und Kanälen, von den Landstraßen der alten Peruaner und Mexikaner, gegen welche so eine Arbeit wie etwa die Durchstechung der Landenge von Suez oder Panama das reine Kinderspiel ist, welche Arbeiten wir schon deshalb gar nicht mehr fertig bringen, weil wir nicht mehr hunderttausende von Sklaven während ganzer Generationen arbeiten lassen können, ihnen nichts weiter als den kärglichsten Lebensunterhalt gebend, weil

sich heute jedes angelegte Kapital auch verzinsen muß, womit man früher nicht rechnete.

Ich bleibe nur beim Theater, beim Zirkus.

Als größter Zirkus der Welt oder sonstiger Raum, der sich für Schaustellungen eignet, gilt heute eine ehemalige Vereinshalle in Frankfurt am Main, die 15 000 Menschen faßt.

Was will das aber heißen gegen die Zirkusse der alten Griechen und Römer!

Ich nehme gleich den größten heraus, zum Teil noch erhalten, genau beschrieben von Plinius. Es ist der Zirkus Maximus in Rom, der, wie man besonders nach alten Münzen sehr genau bestimmen kann, in den Jahren 328 bis 176 vor Christi erbaut wurde, der Hauptsache nach, er wurde beständig vergrößert. Die Arena war 640 Meter lang und 130 Meter breit, unter Vespasian faßte er 200 000 Zuschauer, im 4. Jahrhundert nach Christi Geburt waren 385 000 Sitzplätze vorhanden! Dann wurde er von einem Erdbeben zerstört.

Nun mache man sich eine Vorstellung! 385 000 Sitzplätze!

Solch riesenhafte Zirkusse waren natürlich ungedeckt, oben offen. Das konnte nicht anders sein.

Dieser Zirkus hier aber hatte eine gewölbte Decke, konnte eine haben, denn er war ganz aus dem Felsen herausgehauen. Die Maße seiner Dimensionen will ich nichts weiter angeben, was auch schwer zu machen wäre, weil da noch viel andere hinzukam, ich will nur sagen,

daß wir dann später ungefähr 150 000 Sitzplätze herausrechneten.

Dagegen muß ich Näheres über die Manege sagen. Es war also keine langgestreckte Arena wie bei den alten Zirkussen, in denen hauptsächlich Wettläufe und Wagenrennen stattfanden, sondern sie war wie bei den modernen kreisrund, hatte aber einen ganz anderen Durchmesser.

Dieser hat heute das feststehende, internationale Maß von 13 Metern. Sonst könnten die Artisten nicht aus einem Zirkus in den anderen gehen. Die Pferde würden beim Herumlaufen im Kreise bei verschiedenem Durchmesser eine andere Neigung annehmen, die Artisten würden sich verspringen, oder sie müßten in jedem Zirkus alles neu einüben.

Der Durchmesser dieser Manege hier betrug 82 Meter. Die unterste Stufe, 3 Meter hoch, wurde, und zum Teil auch noch die darüber liegenden Sitzstufen, zweimal unterbrochen. Auf der Westseite durch eine 5 Meter breite und entsprechend hohe Öffnung, gegenüber war eine glatte Wand, sich bis zur Wölbung der Decke erstreckend, nur in der Mitte gähnte noch ein schwarzes Loch. Hin und wieder führte von der ersten hohen Stufe noch ein Treppchen in die Arena hinab.

Das war es, was ich zuerst überschaute, nachdem ich durch einen der Tunnelleingänge, der auf die unterste Sitzstufe führte, eingetreten war.

Dort unten in der Manege kriebelten meine Jungen herum, brachten aus dem Ausgange Balken angeschleppt, die sie zusammensteckten und aufrichteten, auf eine mir noch nicht bekannte Weise.

»Na, was sagen Sie dazu, Herr Waffenmeister?« begrüßte mich Doktor Cohn.

Ja, was sollte ich dazu sagen! Merlin hatte mir ja schon wenigstens eine Andeutung gegeben. Daß hier schon einmal, vielleicht vor vielen Jahrtausenden, ein Volk gehaust hatte, das bereits eine hohe Kultur besaß.

»Die Erbauer dieses Zirkus haben übrigens eine leichte Arbeit gehabt,« fuhr Doktor Cohn fort, »selbst wenn nicht erst eine natürliche Riesenhöhle vorhanden war, auch wenn sie alles aus dem Felsen herausholen mußten. Erst jetzt ist es mir eingefallen, die Gesteinsart zu untersuchen. Da wird sich Mister Tabak freuen, da kann er sich Pfeifenköpfe schnitzen. Das ist nämlich alles Meerschaum, schneidet sich frisch wie Butter.«

»Was, Meerschaum?!«

Es war nicht wörtlich zu nehmen. Es war eine schwarze Abart des chinesischen Agalmalotith, der wie der Meerschaum zum Speckstein, dieser zum Talk gehört. Man kennt vielleicht die grünen oder gelben Figuren und Gerätschaften wie Tintenfässer und dergleichen, mit denen manchmal Japaner hausieren, überaus zierlich und pitoresk geschnitten, mit den feinsten Ranken, man wundert sich, wie das bei diesem ungemein harten Stein möglich ist, bei dieser Billigkeit.

Es ist Agalmalotith, hauptsächlich in China vorkommend, der nicht nur wie Meerschaum und unser gewöhnlicher Speckstein, sondern wie richtiger Speck geschnitten werden kann, in frischem Zustande, erst nach einigen Tagen geht er mit dem Sauerstoff eine andere Verbindung ein, jetzt erst wird er hart wie Granit. Und vorher kann auch etwas abbrechen, man braucht, so lange sie weich sind, die Bruchstellen nur anzufeuchten, dann kitten sie wieder zusammen, wie auch der Meerschaum begierig Wasser aufsaugt, freilich ohne so hart zu werden.

Diese ganzen Felsmassen bestanden aus schwarzem Agalmalotith. Die Dicke der harten Außenschicht war ganz verschieden, jedenfalls aber stieß man nach Bohren eines Tunnels immer auf eine Region, aus der man die Bausteine wie aus Speck mit dem Messer schneiden konnte, gleich gebogene Platten, wovon wir später ausgiebigen Gebrauch machten.

Ein hoher, dicker Balken fiel um. Mich wunderte, was er trotz seines offenbar großen Gewichtes beim Aufschlagen auf den dunklen Steinboden nur für einen schwachen, kaum hörbaren Schall gab.

»Was ist denn das für ein Balken oder für ein Boden?!«

»Kommen Sie nur herab!«

Ich stieg eines der Treppchen hinab. Es war kein harter Stein, der Boden war elastisch wie Gummi.

Doktor Cohn zeigte mir eine Platte von etwa 10 Zentimeter Dicke.

»Mit diesem Zeuge ist der ganze Steinboden wie mit einem Teppich belegt, nur daß man ihn in Kreisausschnitten abheben kann. Ich möchte es fast mehr für schwarzen Bernstein halten als für Gummi oder Kautschuk. Doch alles dreies ist ja das Harz von Bäumen, nur daß der Bernstein von einer prähistorischen Konifere stammt, die heute also nicht mehr existiert. Diese an sich dunkle Masse ist durchsichtig, blicken sie so durch das Licht, da sehen Sie eine Mücke eingeschlossen, eine Art, die es heute nicht mehr gibt, die man aber noch in manchem Bernsteinstücken wohlerhalten findet. Hingegen ist dieser schwarze Bernstein hier etwas weich und elastisch wie Kautschuk und hat davon in den Jahrtausenden, mit denen wir doch wohl rechnen müssen, nichts davon eingebüßt. Das ist sehr, sehr merkwürdig.«

»Und was haben die Balken zu bedeuten?«

»Das ist auch eine große Merkwürdigkeit. Doch zunächst von der Holzart abgesehen, die sich durch viele Jahrtausende so gut erhalten hat. Sie sehen an dem schwarzen Boden hier und da einen runden Fleck von hellerer Farbe. Das sind besondere Ausschnitte, die Matrosen heben sie schon aus. Denn unter jedem Kreise befindet sich im Steinboden ein Loch, da kann immer so ein Balken hineingesteckt werden, so ein langer, tief, sehr tief, dann steht er wie ein Ast, ohne im geringsten zu wackeln, und die halblangen Balken ergeben wieder die Querstangen, und das paßt alles zusammen, da ist auch keine Nummerierung nötig, ganz egal, wie man steckt, ein Ausschnitt paßt immer genau in den anderen!«

»Und was wird da für ein Gerüst daraus?«

»Ja, das lasse ich eben erst ausprobieren. Es wird eben ein Gerüst, dem man aber eine ganz beliebige Gestalt geben kann. Man scheint es bis in den Himmel hinan bauen zu können, oder auch beliebig seitwärts, und überall sind Löcher vorhanden!«

»Wo haben Sie denn diese Balken gefunden?«

»Nu in den Requisitenkammern.«

»Requisitenkammern?«

»Ach, was wir schon alles gefunden haben – kommen Sie nur mit – ich sage Ihnen – mir ist schon ganz schwach geworden – haben Sie nicht einen Kognak bei sich?«

Das hatte ich leider nicht, und Doktor Cohn vermochte mich auch ohne solch eine Stärkung noch zu führen.

Wir wandten uns dem Manegenausgange zu, der aber gerade verschlossen wurde. Matrosen hatten in der Steinwand kupferne Handgriffe entdeckt, als sie daran zogen, schob sich eine dicke hölzerne Wand hervor, wie eine Tür den Ausgang verschließend, auf der anderen Seite genau in eine Spalte passend; sie konnte eben so leicht wieder zurückgeschoben werden.

Nicht weit hinter dieser Schiebetür befand sich links in der Seitenwand des Ganges eine größere Öffnung, vor der kupferne Gitterstäbe angebracht waren.

Hinter diesem Gitter wurden die Ichtysosuren gehalten, kurz vor der Vorstellung, bis sie in die Manege geführt worden, war die unverfrorene Antwort des Schiffsarztes und ich fiel wirklich darauf herein.

»Was, Ichtyosauren? Vorsündflutliche Riesenkrokodile?!«

»Jawohl, die wurden hier dressiert vorgeführt. Ich weiß es doch, ich bin doch dabei gewesen. Ich war doch damals hier erster Stallmeister, ritt die hohe Schule aus Höhlenbären und Höhlenlöwen. Sie glaubens nicht? Na kommen Sie nur mit.«

Wir wanderten weiter, ich gab diesem Gerede jetzt wenig Gehör. Es war eben unser Doktor Isidor, der so schwatzte.

Ich blickte in Kammern, in ganze Säle, alle von jenem rätselhaften Lichte erleuchtet, alle angefüllt mit Balken und Brettern und anderen Gegenständen, zum Teil auch aus Erz, wahrscheinlich eine Kupferlegierung. Näher beschreiben kann ich die verschiedenen Sachen nicht, sie kamen mir alle ganz fremd vor. Zum Beispiel riesenhafte Becken, deren Zweck man sich nicht leicht erklären konnte.

Nur einen Apparat erkannte ich gleich wieder, an dem diese prähistorischen Artisten ihre Künste in der Manege einem hochverehrten Publikum vorgeführt hatten. Es war das Pferd. Diesen Turnapparat kennt wohl jeder. Auf vier Beinen ein langgestreckter Holzbock, gepolstert und mit Leder überzogen, oben noch zwei Handgriffe, auf die man sich stützt und dann mit den Beinen herumquirlt. Hier fehlte die Polsterung und das Leder, dagegen schienen diese vorsündflutlichen Künstler auf so einem Pferd gleich en gros geturnt zu haben, auf den längeren Pferden – es gab deren eine ganze Masse von verschiedenen

Größen – waren gleich vier und sechs und noch mehr Handgriffe vorhanden.

Übrigens ist dieses Pferd nicht etwa ein neuer Turnapparat, etwa vom Vater Jahn erfunden. Schon die alten Römer kannten dieses hölzerne Pferd, das Turnen darauf war beim Militär obligatorisch, auch die Legionäre, die Fußsoldaten, wurden damit gezwiebelt. Wie uns die alten Schriftsteller berichten, Reck und Barren waren unbekannt, dagegen spielte die Leiter eine Hauptrolle.

»Was sagen Sie aber nun hierzu!«

Wir waren weitergewandert. In den Gängen kamen wieder Nischen, vergittert mit Kupfer- oder wohl richtiger Bronzestäben. Denn wir waren offenbar in die Bronzezeit entrückt worden.

Und hinter diesen Gittern lagen ungeheure Knochen, ganze Skelette, riesige Köpfe mit furchtbaren Zähnen.

Höhlenbären und Höhlenlöwen, gar kein Zweifel. Und diese Menschen, die hier einst gehaust, hatten sie gefangen gehalten, hatten sie zu Schaustellungen im Zirkus verwendet.

»Und dieses kolossale Skelett hat nicht einem Elefanten, sondern einem Mammut angehört, so viel verstehe ich davon, und es sind noch eine ganze Menge Mammut-skelette vorhanden!« sagte Doktor Isidor.

Ob der Mensch schon zusammen mit Mammut und Höhlenbären und Höhlenlöwen gelebt hat, diese einst heiß umstrittene Frage darf jetzt als bejaht gelöst gelten. Aber das war der Mensch der Steinzeit, und zwar der ersten Steinzeit, als er den Feuerstein erst spalten, ihn noch

nicht schleifen und polieren konnte. Hier aber hatten wir Menschen aus der viele Jahrtausende später liegenden Bronzezeit vor uns. Auch der trojanische Krieg ums Jahr 1200 vor Christi, gehört noch der Bronzezeit an.

Nun, in diesem Tale hier hatten sich die Menschen eben entweder schneller entwickelt, oder die Urtiere hatten sich länger erhalten.

So hatte ich gesprochen.

»Urtiere? Was verstehen Sie denn unter Urtieren? Sehen Sie mal hierher.«

Die ungeheuren Skelette, die ich da erblickte, gehörten jenen Tieren an, die man – zwar nicht wissenschaftlich, aber doch allgemein üblich – als vorsintflutliche bezeichnet. Saurier. Ichtyosaurus, Plesiosaurus, Teleosaurus und wie sie alle heißen. Gerade im Petersburger prähistorischen Museum hatte ich Gelegenheit gehabt, diese Reste einer Urwelt zu bewundern.

Und diese Menschen hier hätten solche ungeheuerlichen Tiere, meist nur im Wasser lebend, noch lebendig gefangen gehalten, sie zu Vorstellungen im Zirkus verwendet?

Nun wußte ich nicht mehr, was ich dazu sagen sollte.

Mindestens will ich den Leser damit verschonen, was ich mit Doktor Cohn darüber disputierte.

Übrigens konnte die Sache ja auch ganz anders sein. Auch diese Menschen hatten nur Knochen zusammengetragen, hatten sie hier als Schaustücke zu Skeletten zusammengestellt, so wie wir es auch machen.

Wir standen vor einem Käfig, der das zusammengebrochene Skelett eines straußähnlichen Vogels beherbergte, der aber vier bis fünf Meter hoch gewesen sein mußte, wie man solche Skelette eines ausgestorbenen Riesenvogels noch heute findet, auch in Europa, die größte der drei Zehen – unsere jetzigen Strauße haben nur zwei Zehen – war nicht weniger als 54 Zentimeter lang, als uns Schreien und ein prasselndes Donnern aus unserem Stauern riß.

Wir erschrocken in die Manege zurückgeeilt, konnten sie freilich schon nicht mehr betreten, mußten ein Treppchen benutzen, um auf die Stufen hinaufzugelangen

Aus der Öffnung, die sich oben in der glatten Wand befand, ergoß sich donnernd ein gewaltiger Wasserfall in die Manege herab. Die Sache klärte sich bald auf. Ein Matrose hatte unten in einem Seitengang in der Wand einen dicken Stöpsel entdeckt, aus jenem elastischen Bernstein bestehend, hatte ihn herausgezogen – da war das Wasser dort oben auch schon hervorgesprudelt gekommen.

Ich erkläre gleich weiter, was wir erst später auskundschafteten, aber noch im Laufe dieses Tages. In einiger Entfernung von diesem Zirkus floß ein unterirdischer Wasserstrom vorbei, also im Felsen, aber noch hoch über dem See gelegen, in den er sich dann an anderer Stelle im Freien ergoß. Es war eine genial ausgedachte pneumatische Vorrichtung, bei der aber auch die Natur mitgeholfen hatte. In einer besonderen Höhle herrschte ein starker Luftdruck, die Luft wurde eben durch dieses eingeschlossene Wasser zusammengepreßt. Zog man nun

hier den Stöpsel heraus, so entwich pfeifend die Luft, der Strom wurde in einen anderen Kanal gelenkt, ergoß sich hier in die Manege. Sobald der Pfropfen wieder eingesteckt wurde, hörte das Wasser auch zu fließen auf, so daß man die Höhe des Wasserstandes nach Belieben regeln konnte. Allerdings nicht höher als drei Meter, denn höher war die unterste Stufe nicht und auch nicht die den Ausgang abschließende Tür, die eben ein Wehr war, sonst floß das Wasser über dieses hinweg und ergoß sich in den Stallgang, wie ich ihn fernerhin bezeichnen will.

Aber es schadete auch nichts, wenn es darüber hinwegfloß. Dann floß es in dem vergitterten Loche ab, welches Doktor Isidor scherzhaft als einen Käfig für Ichtyosuren bezeichnet hatte. Dann kam das abfließende Wasser draußen in einer Höhle wieder zum Vorschein und ging in den See.

Nur mußte erst noch ein zweites Wehr vorgeschoben werden. Sonst allerdings hätte es eine Überschwemmung im Stallgange gegeben.

Meine Jungen hatten das erste Wehr gerade vorgeschoben gehabt, und auch alles Weitere hatten wir bald heraus. Das erste Wehr hielt ja nicht ganz dicht, zumal bei dem hohen Druck von drei Metern, aber das Wasser, das sich durch die Seitenspalten und unten durchdrängte, konnte leicht in dem Loche abfließen, dafür sorgte auch schon wieder eine Bodenneigung, und dann fanden wir noch besondere Bernsteinplatten, offenbar für diesen Zweck bestimmt, mit denen man das erste wie das zweite Wehr vollkommen wasserdicht abschließen konnte.

In noch nicht einer halben Stunde war die ganze Manege bis zum Rande der ersten Stufe, also drei Meter hoch, gefüllt. In derselben Zeit floß es auch wieder ab. Das Wasser hatte eine Temperatur von 24 Grad Celsius. War also warm wie Brühe. Meine Jungen jubelten. Ein Wasserzirkus. Wer hätte den hier vermutet? Nun, etwas Neues war es gerade nicht. Auch die alten römischen Zirkusse konnten meistens unter Wasser gesetzt werden. Immerhin, das war ja etwas für meine Jungen, was für Wasserspiele wollten sie hier arrangieren, die Roten gegen die Grünen, zumal man hier noch solche Gerüste errichten konnte, was draußen im freien See doch nicht gut möglich war, was konnte man da nicht alles ausführen!

Sollten diese Ureinwohner nicht auch für die Wasserspiele Boote und andere Fahrzeuge gehabt haben? Sie wurden nicht gefunden. Nun desto besser, so mußte man sich alles erst selbst fertigen, was ja erst recht Spaß machte, wenn man nicht nur die Seeboote des Schiffes benutzen wollte.

»Nun lassen Sie sich weiter zeigen, was wir schon alles entdeckt haben,« sagte Doktor Isidor zu mir, »obgleich es erst ein geringer Teil von allem sein mag, was die ehemaligen Bewohner dieses Tales hier aufgehäuft haben, denn das scheint ein Labyrinth von schier endloser Ausdehnung zu sein, mit dessen Erforschung man vielleicht niemals fertig wird.«

Wir begaben uns in die Stallgänge zurück.

»Haben Sie schon Überreste von diesen Menschen selbst gefunden?« fragte ich.

»Nein, keine Mumie und keinen einzigen Knochen, wohl aber wissen wir schon, daß diese Menschen nicht größer und nicht kleiner gewesen sind als die heutige Generation.«

»Woraus kann man das schließen?«

»Nun, woraus wohl?«

»Haben Sie Bekleidungsgegenstände gefunden?«

»Erraten! Ihr Scharfsinn ist bewundernswert.«

»Richtiges Kleidungsstücke? Gewebe?«

»Nein, da verlangen Sie zu viel. Mit vielen Jahrtausenden muß man hier doch unbedingt rechnen, und da kann sich kein Gespinst und kein Gewebe erhalten. Nicht einmal Lederzeug. Und doch sind Merkmale vorhanden, daß es hier so etwas gegeben hat. Außer Knochen und Erz und jenem merkwürdigen Holz, ganz leicht aber eisenhart wie Teakholz, ist alles dem Zahne der Zeit zum Opfer gefallen. Und dann die nicht minder rätselhafte schwarze Bernsteinmasse. Doch unser gelber Bernstein stammt ja auch aus einer Zeit, da es sicher noch keine Menschen gab.«

»In den ägyptischen Mumiengräbern findet man auch noch wohlerhaltene Kostüme aus Stoff.«

»Ja, das sind aber eben Mumiensachen, immer unter Luftabschluß gehalten, vielleicht noch besonders konserviert, überhaupt in einer heißen Gegend, die sich durch ganz besondere Trockenheit auszeichnet. Hier aber ist es doch ziemlich feucht, hier kann sich so etwas nicht erhalten. Vielleicht finden wir auch noch Mumiengräber, in denen sich auch Tuchstoffe erhalten haben, bis jetzt ist es

noch nicht der Fall. Und trotzdem haben wir schon Anzüge entdeckt, in die sich jene Menschen hüllten, so daß wir ihre Größe bestimmen können, nur sind es Kostüme ganz besonderer Art. Ahnen Sie, was für welche?«

Diesmal konnte Doktor Isidor meinen Scharfsinn nicht loben, ich kam nicht darauf, und seine Examinieren war überhaupt albern, was ich ihm auch sagte.

»Verzeihen Sie, ich dachte nur, weil Sie doch der Waffenmeister von heldenhaften Jünglingen sind, die sich die Argonauten der trojanischen Zeit zum Muster genommen haben – hier schauen Sie es mit eigenen Augen.«

Es war eine Rüstkammer, die wir betraten, ein ganzer Saal, angefüllt mit ehernen Panzern, den Menschen vom Scheitel bis zur Sohle einhüllend, mit Schilden, mit Schwertern und Streitäxten und Keulen und Dolchen und anderen Waffen, teils dunkle Bronze, teils vergoldet oder versilbert, und der Überzug dieser edlen Metalle hatte die Jahrtausende überdauert, besonders die Vergoldung strahlte noch in ungetrübtem Glanze.

O, wie ward mir bei diesem Anblick! Denn das war ja so etwas für mich.

Die schönste und größte Sammlung ritterlicher Rüstungen und Waffen des Mittelalters und einer noch früheren Zeit befindet sich im Londoner Tower. Aber was war das gegen hier! Wenn diese Sammlung hier auch gleichmäßiger war. Aber die Masse machte es, und dann das Blitzen und Gleißeln der goldenen Panzer, der vergoldeten Bronzeschwerter.

Also alles aus Bronze! Oder, wo Verbindungsteile schmiegsamer sein sollten, aus reinem Kupfer. Eisen und Stahl hatte man hier noch nicht gekannt.

Hierzu muß ich eine Bemerkung machen.

Die meisten Menschen dürften gar nicht wissen, was es mit diesen Bronzewaffen für eine geheimnisvolle Bewandnis hat.

Wenigstens gilt es für sehr viele Bronzegegenstände, angefertigt in der sogenannten Bronzezeit, die der Steinzeit folgte.

Wer das Rätsel löst, kann sich 50 000 Pfund Sterling verdienen, eine Million Mark, als Prämie ausgesetzt von der Londoner Akademie der Wissenschaften, der Kanonenfabrikant Armstrong hat noch weitere 20 000 Pfund hinzugefügt, und das sind erst Aufmunterungsprämien, dem Rätsellöser würden dann wohl noch unermessliche Belohnungen zufließen.

Hier liegt nämlich wieder einmal der Fall vor, daß schon vor vielen Jahrtausenden die Menschheit eine Erfindung besessen hat, die wieder verloren gegangen ist, von der wir gar nichts mehr wissen.

Bronze ist eine Legierung von Kupfer und Zinn. Man verwendet diese Legierung heute noch zu den verschiedensten Gegenständen, besonders bei Maschinen zu Lagerteilen, England versucht es noch immer mit Bronzegeschützen, es sind die verschiedensten Gründe vorhanden, den Stahl, der heute allein in der Geschützfabrikation herrscht, durch etwas anderes zu ersetzen, er hat große Nachteile, vor allen Dingen gestattet er nur eine mäßige

Anzahl von Schüssen, dann wird der Stahl kristallinisch, springt, was die Bronze nicht tut, während sie freilich alle die anderen guten Eigenschaften des Stahles nicht besitzt. Und im Schiffsbau würde nun gar eine Bronze, welche den Stahl voll und ganz ersetzt, eine Revolution hervorrufen. Denn die Ablenkung des Kompasses durch die vielen Eisenmassen ist eine ganz fatale Geschichte, und der Kreiselkompaß steckt erst in den Kinderschuhen, es scheint auch niemals etwas Richtiges daraus werden zu wollen. Wissenschaftliche Forschungsschiffe baut man heute wieder aus Holz, alles Eisen wird vermieden, die ganze Maschine ist aus Bronze, jeder Nagel aus Kupfer.

Wenn man aber nur der Bronze die Härte, die federnde Elastizität und die sonstigen Eigenschaften des Stahls verleihen könnte! Dieses Problem hatten bereits einmal die Menschen vor Jahrtausenden gelöst. Die Bronzewaffen, die man jetzt in alten Gräbern findet, besitzen alle diese Eigenschaften. Sie sind ganz dem Stahl vergleichbar, blau oder auch gelb angelassen. Sie können haarscharf geschliffen werden, ritzen dann ungehärteten Stahl, man kann sie auch im rotglühenden Zustande schmieden, ohne daß sie diese Eigenschaften verlieren – aber man kann sie nicht umgießen. Sobald das Metall flüssig geworden ist, ist wieder gewöhnliche Bronze daraus geworden. Und doch sind diese Waffen ursprünglich gegossen worden, das erkennt man aus den Gußrändern.

Das ist das vorliegende Rätsel! Wie haben die damaligen Menschen das gemacht! Chemische und physikalische Untersuchungen haben noch zu keinem Resultate geführt. Es ist immer eine Kupferlegierung mit Zinn, dessen Gehalt zwischen 10 und 25 Prozent schwankt. Mehr wissen wir nicht. Es konnte noch keine entweichende Gasart, kein anderes Element festgestellt werden, so weit fremde Bestandteile nicht überhaupt immer vorkommen. Der Zusammensetzung nach gleicht diese alte Bronze ganz der unsrigen, aber wir können ihr nicht mehr die Eigenschaften des Stahles geben. Wir stehen vor einem unergründlichen Rätsel.

Übrigens muß dies auch schon für die Bronzemen-schen ein Kunststück bedeutet haben. Denn nicht etwa alle Bronzegerätschaften besitzen diese Eigenschaften. Schmucksachen niemals, und von den Waffen auch nur die besseren, deren sorgfältige Arbeit man gleiche erkennt. Immerhin sind solche stahlharte Bronzewaffen und Rüstungen, letztere besonders durch Schliemanns Ausgrabungen auf den Gefilden Trojas zu Tage gefördert, doch gar nicht so selten.

Ganz merkwürdig ist es nun, daß auch in Amerika, das auch seine Bronzezeit gehabt, dieselben stahlharten Bronzewaffen gefunden werden wie in Europa und Asien, neben anderen Bronzesachen, die nicht gehärtet wurden.

Und dieser Unterschied ist erst von Alexander von Humboldt erkannt worden. Der hat zuerst überhaupt

gemerkt, daß einige solcher Bronzewaffen diese Eigenschaften des Stahles besitzen. Seine erste Entdeckung machte er an einem Dolche, den er in einem Inkagrab fand. Und dann konstatierte er weiter, daß dies auch auf die in Asien und Europa gefundenen Bronzewaffen zutrifft, wenigstens sehr häufig. Es klingt schier unglaublich. Nämlich daß man schon immer solche alte Bronzewaffen gefunden hatte, daß sie von forschenden Gelehrten untersucht wurden, und daß erst ein Alexander von Humboldt kommen mußte, der diese stählerne Eigenschaft erkannte.

Dann aber setzte die Bewegung ein, die noch heute besteht. Wer löst das Problem, wie jene alten Heiden der Bronze die Eigenschaften des besten Stahls verleihen konnten! Es würde, wie gesagt, eine Revolution besonders in der Geschützfabrikation und im Schiffsbau bedeuten. Man hat aber tatsächlich schon Bronzewaffen gefunden, die jeden Stahl an Härte weit, weit übertreffen! Ich will nicht mit Zahlen der Bruchfestigkeit und so weiter kommen, sondern nur anführen, daß man vor einigen Jahren in einem englischen Bankhause solch einen Bronzedolch fand, von einem nächtlichen Einbrecher zurückgelassen, mit dem es ihm gelungen war, einen Panzerschrank halb aufzumeißeln. Dieser Bronzedolch war, wie sich später ergab, aus dem Britischen Museum gestohlen worden, stammte aus einem altindischen Tempel. Aber auch die heutigen Inder kennen dieses Geheimnis nicht mehr.

Hier hatten wir solche Bronze vor uns, und zwar war alles ohne Ausnahme von dieser stahlharten gefertigt. Eine Schuppenrüstung vom Scheitel bis zur Sohle einhüllend, wog kaum 20 Pfund, so dünn waren die Schuppen, wunderbar fein mit Kupferdrähtchen übereinander geordnet, und dennoch wurden sie auf keiner Entfernung von der stählernen Spitzkugel des englischen Infanteriegewehres durchschlagen. Einen blauen Fleck bekam man freilich von ihr, wie später durch Zufall konstatiert wurde. Hinwiederum konnte man mit solch einem Bronzeschwert eine zolldicke Stahlstange glatt durchhauen, ohne daß dann in der Schneide die geringste Scharte zu bemerken war. Deshalb eben, für solchen Nahkampf, mußte es auch stärkere, massive Panzer geben. Es waren solche bis zu einem Zentner Schwere vorhanden. Dieses Gewicht hatten auch die unserer letzten Ritter, als sie sich noch gegen die Feuerwaffen schützen wollten. Es mußten also gar kräftige Männer gewesen sein, welche diese Rüstungen einst getragen hatten.

Übrigens konnten wir die Waffen und Rüstungen auch nach Belieben umschmieden. Nur mußte man dabei sehr vorsichtig sein. Nur über die schwächste Rotglut erhitzt, im Dunkeln eben zu bemerken, und die Eigenschaften des Stahls verflogen, gewöhnliche Bronze blieb zurück. Weshalb, das konnte auch Doktor Isidor später nicht in seinem Laboratorium ergründen.

Was wir sonst noch alles entdeckten, auch noch im Laufe dieses Tages, darüber werde ich später berichten,

wenn wir es benutzten, wie es der Lauf der Erzählung mit sich bringt.

## 88. KAPITEL. STATUEN, DIE LEBENDIG WERDEN.

Am Abend kam Juba Riata auf dem Wisent angeritten. Viel mehr bekamen wir nicht zu sehen, er sperrte das Tier gleich in eine Höhle ein, niemand hatte Zutritt. So weit war es eben doch noch nicht, er mußte den Stier noch weiter vornehmen.

Er brachte eine bittere Kälte mit, die wir gar nicht mehr gewohnt waren, das Thermometer sank in dieser Nacht noch bis auf 20 Grad.

Aber besonders Meister Bärtchen freute sich darüber.

»Das ist der Frühling!« jubelte der Samojede.

Er sollte recht behalten. Das ist eben immer so im sibirischen Klimawechsel. Der sibirische Winter scheint am Ende seines Daseins noch einmal seine ganze Kraft zusammenzunehmen. Es mag mit einer Luftverdünnung durch besondere atmosphärische Einflüsse zusammenhängen, denn hinterher folgt auch regelmäßig ein furchtbarer Sturm aus Süden.

Das Schönste aber ist dabei, daß man in diesen Gegenden gar keine Nachfröste kennt. Ist der Winter einmal vertrieben, dann setzt auch sofort der Frühling oder sogar der Sommer ein, und das bleibt so, bis im Herbst wieder einmal eine kalte Nacht kommt, dann beginnt der Winter, der keinen warmen Tag mehr kennt.

Gegen Morgen stieg das Thermometer wieder rapid, gleichzeitig setzte auch der erwartete Süd Sturm ein. Erst

aber fing es noch einmal zu schneien an, und wie! Am Mittag konnten wir die Höhle schon nicht mehr verlassen, die Schneedecke reichte schon bis zu den untersten Fensteröffnungen, die sich mehr als zehn Meter über dem Boden befanden. Nicht, daß der Schnee überall so hoch gelegen hätte, aber so wehte er hier an. Und drei Meter hoch lag er am anderen Tage doch überall.

Vier Tage lang wehte ununterbrochen der furchtbarste Sturm, immer wärmer wurde er, sichtlich schmolz der Schnee zusammen, die Eisdecke des natürlichen Sees zerbrach, er warf wirklich haushohe Wellen, schrecklich donnerten die Schollen zusammen.

Verlassen konnte man die Höhlen gar nicht, man wurde von dem Sturme sofort gegen die Felswand gepreßt, wurde fortgeschleudert, konnte keinen Schritt gehen.

Endlich am fünften Tage legte sich der Sturm, und da hatte sich wie mit einem Schlage die ganze Natur verwandelt. Von Schnee gar keine Spur mehr, auch an der kältesten, schattigsten Stelle nicht mehr, und im Walde knospte und sprießte alles mit Macht. Wunderbar war es, wie schnell sich auch an den höchsten Eichen und Birken die grünen Blättchen entwickelten. Das machte nicht nur die große Wärme, die jetzt sofort einsetzte, sondern das machte hauptsächlich der ausgiebige Winterschlaf, in dem die Natur ununterbrochen gelegen hatte. Und das ist es eben, was man in den heißen Gegenden gar nicht kennt, dieses Erwachen der Natur nach langem Winterschlaf. Wohl gibt es ja auch in den Tropen solch eine ähnliche Periode, in der heißesten Zeit verdorrt alles,

bis dann die Regenzeit wieder einsetzt, aber das läßt sich nicht vergleichen mit dem Frühlingsanfang nach solch einem langen Winterschlafe, und das findet man in dieser Weise auch nicht in Europa, nicht einmal in dessen kälterem Teile wie in Schweden und Norwegen. Denn da kommen doch auch einmal wärmere Tage vor, in denen es zu keimen beginnt, Nachtfröste verderben dann alles wieder. So etwas bringt nur ein kontinentales Klima wie das in Asien und Nordamerika mit sich.

Ach, dieser köstliche Duft, der den ganzen Wald erfüllte! Er ging schon von dem sich immer grüner stirbenden Moose aus, das auf jedem Quadratfuß tausende von Hälmmchen reckte, von denen man noch nicht wußte, was daraus werden würde. Beeren sollten es werden, hauptsächlich Heidelbeeren und Erdbeeren, selbst die ersteren von einem köstlichen Wohlgeschmack, gegen den keine westindische Ananas konkurrieren kann.

Wir waren in den fünf Tagen unserer unfreiwilligen Gefangenschaft nicht müßig gewesen, hatten uns nicht nur in der Manege mit Turnen belustigt und in dem Felsenlabyrinth nicht nur Forschungsreisen angestellt, sondern heute in aller Frühe machte unser selbsterbautes Boot auf dem wieder stillgewordenen See seine erste Probefahrt – ein sechsriemiges Rennboot, das sich sehen lassen konnte.

In dem Wasserzirkus hatten wir es doch nicht richtig auf seine Schnelligkeit und sonstige Leistungsfähigkeit

prüfen können, es war überhaupt erst heute früh ordentlich wasserdicht geworden, nun ging es aber gleich auf den See hinaus.

Es sollte keine größere Expedition werden, sonst hätten wir auch die Damen mitgenommen. Nur erst einmal ein Manövrieren, wir wollten gleich wieder zurückkehren. Aber es sollte wieder einmal anders kommen.

Ja, auf dem Rückweg waren wir bereits, nachdem wir, sechs pulende Matrosen und ich am Steuer, unser Boot tadellos gefunden hatten. Aber weshalb nicht gleich, ehe wir wieder anlegten, einen Abstecher in den Wasserkanal hineinmachen? Es war noch nicht geschehen, die ersten beiden Tage hatten wir anderes zu tun gehabt und dann waren wir ja eingeschneit gewesen. Ich meine also die Wasserschlucht, die unser Hauptquartier von der Werft und dem Zirkus trennte, in welcher auch unser Schiff demnächst beilegen sollte.

An beiden Seiten führten zwar im Felsen Gänge hin, in mehreren Etagen übereinander. Fenster waren überall vorhanden, aber nur ungefähr 100 Meter weit, dann hörten die Gänge entweder wirklich auf, oder wir hatten ihre Fortsetzung noch nicht erforscht.

Gut, wir lenkten in die Wasserschlucht ein. Es war also ein Abfluß des Sees nach Norden, die Strömung war eine nur ganz mäßige.

Ich paßte gut auf Merkmale an den sonst ziemlich glatten Felswänden auf, um ungefähr die zurückgelegten Entfernungen taxieren zu können. Später sollte das alles ja topographisch aufgenommen werden. Denn daß

wir hier, wenn wir wollten und sonst nichts dazwischen kam, Zeit unseres Lebens aushalten konnten, ohne uns je zu langweilen, das war ja, ohne Zweifel, hier würden wir auch nie das freie Meer vermissen, das war hier doch etwas ganz, ganz anderes als dort auf dem Eldorado-plateau im brasilianischen Urwalde oder auf dem Seelandsfelsen mit Schokoladenautomaten, und unsereins läßt sich doch nicht in einer Gegend häuslich nieder, ohne nach und nach alle Punkte topographisch zu bestimmen.

Die wie gemauerten Felswände, ursprünglich also etwa 30 Meter von einander entfernt, traten bald näher zusammen, bald entfernten sie sich wieder von einander, ohne aber scharfe Krümmungen zu bilden. Ich schätzte die bisher zurückgelegte Strecke auf 400 Meter, als richtig wieder auf beiden Seiten in den Felswänden Fensteröffnungen zu sehen waren. Es lag also nur an uns, die Fortsetzung jener Seitengänge zu finden. Wenn diese Fenster vom Boot aus auch nicht mit bloßen Händen zu erreichen waren, so hatten wir doch Seile und Haken bei uns, hätten hineinklettern können, hielten uns aber vorläufig damit noch nicht auf.

Wieder ungefähr 200 Meter weiter, da machte die sehr breit gewordene Schlucht einen großen Bogen, so sanft, daß sich das Wasser kaum staute, und wie ward uns, als wir diesen Bogen hinter uns hatten!

Schwer ist es, zu beschreiben, was wir erblickten.

Ich will es ganz sachlich tun, nicht von dem ersten Eindruck sprechen, den wir staunend empfangen.

Die Felsbände hörten plötzlich auf, die Ebene links und rechts von der Wasserstraße waren ursprünglich nur noch mit Felsblöcken bedeckt gewesen, an diesen hatten die Ureinwohner dieses Landes ihre Kunst ausgeübt, als Bildhauer.

Ein Gebiet von fast, wie wir später ausmaßen, vier Quadratkilometern war über und über mit Figuren bedeckt, Menschen und Tiere darstellend.

Ich will gleich bemerken, daß – es gibt eben nichts Neues unter der Sonne – so etwas ja auch in unserer Zeit geschaffen worden ist: der Campo santo von Genua, der ungeheure Friedhof, auf dem man stundenlang zwischen Steinfiguren wandeln kann, alle aus carrarischem Marmor, meist Heiligenbilder und biblische Szenen darstellend, wozu dann aber leider auch noch die Geschmacklosigkeit gekommen ist, daß die Überlebenden ihre toten Angehörigen in modernen Kostümen, sogar mit Frack und Zylinder haben aushauen lassen.

Dieses ausgestorbene Urvolk hier war ein kriegerisches, kampesfreudiges gewesen. Überall Kampfszenen mit sich kreuzenden Schwertern oder Streitäxten oder anderen Waffen, und stand ein Mann allein, so nahm er doch wenigstens eine Fechterstellung ein. Und dann hauptsächlich auch Tierkämpfe, das heißt Kämpfe zwischen Menschen und Tieren, mit riesenhaften Bären und Löwen und Tigern und dann mit Ungeheuern ganz scheußlicher Art, mit Drachen und Lindwürmern, und wenn wir nicht irrten, konnten wir schon jetzt die

Gestalten von vorsintflutlichen Tieren erkennen, die also wirklich einmal existiert haben.

Alle diese Figuren waren von voller Lebenswahrheit erfüllt, das durften wir behaupten, wenn sonst auch niemand von uns etwas von echter Kunst verstand. Niemand an Bord unseres Schiffes. Vielleicht Meister Hämmerlein ausgenommen. Jedenfalls hatte niemand etwas an diesen Bildhauerarbeiten auszusetzen, wir konnten immer nur staunen, und wenn wir uns auch wochenlang in dieser Skulpturensammlung unter freiem Himmel ergingen, die übrigens noch eine Fortsetzung in geschlossenen Räumen hatte.

Nur die Dimensionen ließen die Wirklichkeit vermischen. Denn manchmal waren die menschlichen Figuren und entsprechend die Tiere dreimal so groß, als man nach normalen Verhältnissen annehmen mußte, dann gab es wieder zwerghafte Gestalten, und man durfte doch nicht annehmen, daß hier solche Riesen und spannenlange Zwerge nebeneinander gehaust hatten.

Die Sache war die, wie wir uns später überzeugten, daß diese Figuren nicht anderswo gemeißelt und dann hier aufgestellt worden waren, sondern daß die Felsmassen mit dem Boden verwachsen waren, und da hatte man sich eben nach der einmal vorhandenen Größe der Steinblöcke gerichtet, um Figuren herauszuhauen.

Steinerne Figuren? Daran dachten wir zuerst gar nicht. Wir hielten zuerst alles für pures Gold. Denn das glänzte und gleißte alles in der Morgensonne. Freilich bald erkannten wir den Kern. Hier und da war doch eine

Hand oder sonst etwas abgeschlagen. Da zeigte sich der schwarze Stein, ebenfalls Agalmalotith. Es war alles nur vergoldet, aber auch so stark, und vielleicht noch durch eine besondere Methode, die auf Stein überhaupt gar nicht so einfach ist, daß diese Vergoldung den vielen Jahrtausenden vollständig getrotzt hatte.

Nun kann man sich vorstellen, wie uns zumute war, wie wir mit einem kräftigen sechsriemigen Ruderschlag, hinter der Krümmung hervorkommend, plötzlich zwischen diese goldenen Figuren hineinschossen!

Noch bemerke ich, daß sich an den Kämpfen auch sehr viele Weiber beteiligten. Da, wo ich das Boot stoppen ließ, spielte sich linkerhand an der hier sehr schmal gewordenen Wasserstraße eine ganze Amazonenschlacht ab.

Die jungen Weiber balgten sich auf der Erde herum, eine kniete mit erhobenem Dolche auf der anderen, wieder andere kreuzten stehend die Schwerter und Streitäxte, wieder andere hoch zu Roß, auf ganz gewaltigen Gäulen sitzend, die prachtvolle Stellungen einnahmen, sie stürzten aus dem Sattel, dazwischen aber auch wieder Kämpfe mit ungeheuren Bären und Löwen und anderen Ungetümen – ach, wie soll ich nur diese eine Szene beschreiben, die sich hier linkerhand an uns hinzog! Da will ich lieber jede einzelne Figur des Genueser Campo santo schildern. Wenn man das sagt: »Der betende Mönch«, »Flöte spielender Hirt«, da weiß man doch gleich, was die Figur darstellt, kann sie sich auch gleich ganz klar im Geiste vorstellen. Das ist hier nicht möglich da müßte ich erst

solch einen Lindwurm beschreiben, wie der mit seinem Schuppenschweif ein Pferd umstrickt, wie furchtbar sich dieses wehrt, wie seine Reiterin gewaltig mit der Lanze ausholt.

Es waren durchweg junge, bildschöne Weiber mit klassischen Zügen, wenn auch ab und zu eine Nase weggeschlagen war, was ja nun freilich weniger schön aussah. Alle wie die Männer strotzend von athletischer Muskulatur, was man besonders bei denen beurteilen konnte, die keine Panzer und auch keine Schuppenhemden anhaten. Denn alle die Panzerung, die wir in der Rüstkammer gefunden, war auch hier vertreten, die Panzerschuppen waren bis ins Feinste gemeißelt, und um die vergoldeten Rüstungen von den Fleischteilen unterscheiden zu können, waren letztere in dunklerer Vergoldung gehalten, so daß man fast daraus schließen könnte, daß dieses Urvolk eine dunklere Hautfarbe besessen hatte. Besonders aber die Tierkämpfer rangen meist ganz nackt mit den Ungeheuern, und sorgsam war darauf geachtet, daß man deutlich sah, wie Klauen und Zähne das Fleisch zerrissen, wie das Blut hervorsickerte.

»Hein, o Hein, wat seggst tau!« machte sich zuerst das Staunen eines Matrosen Luft, wie wir so mit gestopptem Boot auf Riemen vor jener Amazonengruppe lagen.

»Wenn als diese Frunslüt nur lebendig wären!« meinte Hein zunächst.

»Nu, diese roocht doch!«

Was, Teufel, der Mann hatte recht!

Ich sehe da eine Amazone, die eine andere am Boden liegende abwürgt, und die goldene Figur hat eine halblange Pfeife zwischen den Zähnen, raucht aber nicht nur kalt, sondern raucht wirklich, qualmt wie ein Schornstein!

Im nächsten Augenblick klärte sich der Irrtum auf. Es war nur eine optische Täuschung gewesen. Hinter der goldenen Amazone kam Mister Tabak hervor. Er hatte gerade so gestanden, daß es ausgesehen, als ob jene die qualmende Fuhrmannspfeife im Munde gehabt habe.

»Wie kommen denn Sie hierher?!«

Erst spuckte der Eskimo den braunen Saft seines Kautabaks verächtlich einem Lindwurm in den weitaufgerissenen Rachen, dann nahm er auch noch eine Prise, ehe er Antwort gab.

Er hatte heute früh mit Juba Riata eine größere Forschungsreise in dem Felsenlabyrinth angetreten, sie hatten einen Gang entdeckt, der schließlich hier auf der Nordseite ins Freie mündete, in dieses offene Skulpturenmuseum.

»Auch die Höhlen dort sind mit lauter solchem Plunder angefüllt!« setzte er noch hinzu, seinen Pelzstiefel auf das Hinterteil einer sich bückenden Amazone stemmend.

Da kam auch schon Peitschenmüller herbei.

»Das sind gerade solche belgische Bierwagengäule, wie wir sie auf dem Eldoradogebirge wild fanden!« war dessen erste Bemerkung. »Ob die Pferde in früheren Zeiten wohl alle so groß und stark und dick gewesen sind?!«

Ja, auf diese Vermutung möchte man fast kommen.

Daß die Ritter mit ihrer manchmal bis zu einem Zentner schweren Rüstung nur die allerstärksten Gäule ritten, die sie selbst auch noch panzerten, das läßt sich begreifen. Merkwürdig ist aber, daß auch die alten Griechen und Römer nur die allerschwersten, dicksten Pferde geritten und sie vor ihre Wagen gespannt haben, wie man ja auch in Skulpturen und Reliefs deutlich erkennt.

Damals war die Zucht solcher mächtiger Gäule eben Modesache. Die Zucht magerer Tiere mit feinen, aber stahlharten Knochen kannte man vielleicht noch gar nicht oder überließ sie den wilden Asiaten und Sarazenen.

Ferner bemerkt man auf solchen alten Bildern, wie diese mächtigen Pferde immer so eigentümliche Stellungen einnehmen, sie bäumen sich so viel, aber auch beim Stehen haben sie unter dem Leibe eingeknickte Hinterbeine.

Das macht, alle Pferde wurden früher an Hinterhand zugeritten, wie der technische Ausdruck lautet. Das heißt, der Reiter legt sein Gewicht mehr nach hinten, weshalb dem Pferde die Hinterbeine durch Dressur mehr nach vorn gezogen werden. Auch jetzt wird noch allgemein auf Hinterhand geritten, in Europa. Auch alle Kavallerie mit Ausnahme der nordamerikanischen. Diese reitet wie alle wilden Reitervölker auf Vorderhand, ebenso auch wie die Jockeis, welche das Gewicht möglichst nach vorn zu legen versuchen. Dadurch kommt zwar eine schlechte Haltung des Reiters heraus, der Jockei sitzt zuletzt wie der Pawnee und der Kirgise ganz vorn auf

dem Halse des Pferdes, aber zweckmäßiger ist es jedenfalls, denn das Tier soll sich mit seinen Hinterfüßen doch nicht abstützen, sondern sich vorwärtsschnellen.

Alle diese Pferdefiguren hier zeigten eine ungemein starke Ausbildung auf Hinterhand. Sie saßen manchmal förmlich auf dem Hinterteil. Das fiel nicht nur einem Manne wie Juba Riata auf, sondern jedem, der so etwas nur irgendwie beobachtet. Man wurde gleich an die alten Bilder der Griechen und Römer erinnert, zumal die Gäule sonst auch so nackt, wie rasiert aussahen, aber in Zöpfchen geflochtene Mähnen hatten. Und außerdem glichen sie bis auf diesen künstlichen Schmuck wirklich ganz jenen starken, mächtigen Rossen, die wir in wilder Freiheit auf dem Eldoradoplateau gesehen hatten, und ich sagte schon damals, daß wir gleich an Bierwagengäule dachten, wie man sie am dicksten vor englischen und belgischen Bierwagen sieht. »Brabanter« heißt dieser Schlag, am nächsten kommt ihm der Percheron.

Die anderen mußten geholt werden, um diese neuen Wunder zu schauen, das waren wir ihnen schuldig. Am einfachsten war es, das Boot holte sie hierher, das ging am schnellsten, und so geschah es, meine Jungen ruderten zurück. Ich aber blieb gleich hier.

Wir drei schritten langsam an dem Wasser entlang, uns auch einmal mehr zwischen die Figuren begebend, immer wundersamere Szenen sehend. Die Bewunderung mochte freilich eine sehr verschiedene sein.

»Ach wäre doch solch ein Gaul richtig von Fleisch und Blut, was müßte der für Beefsteaks abgeben!«

Das waren ganz sicher Mister Tabaks sehnsuchtsvolle Gedanken, wenn er so einem vergoldeten Vieh zärtlich aufs Hinterteil klopfte.

Nach ungefähr einem Kilometer hatten wir die Grenze dieses Figurenparkes erreicht, ganz scharf gezogen, weiter hatte sich eben das Trümmerfeld von Gesteinsmassen nicht erstreckt, und vor uns lag die unübersehbare Steppe im ersten Frühlingsgewande.

Und nicht etwa, daß wir, Juba Riata und ich, daran gedacht hatten, daß uns hier wieder nur eine unbegreifliche Illusion vorgegaukelt würde. Kein Gedanke daran. Die Sonne hatte den vorschriftsmäßigen Stand, das war hier eine echte sibirische Steppe in den ersten Frühlingstagen, sie wurde von dem waldigen Tale durch diese Felsenwand geschieden.

Da war es mir, als ich noch einmal rückwärts zwischen die Statuen blickte, als ob ich einen blitzenden Schimmer huschen sehe. Ich achtete gar nicht weiter darauf, hier glänzte und gleißte ja alles, und ich hatte gerade gegen die im Südosten stehende Sonne geblickt.

»Dort ist so eine goldene Figur davongelaufen!« sagte da auch schon Meister Tabak.

»Es war eine Spiegelung!« meinte ich.

»Was denn für eine Spiegelung? Wer hat denn hier einen Spiegel? Nein, es war so eine goldene Figur, die dort fortgerannt ist.«

»Ach, machen Sie doch keinen Unsinn.«

»Herr!« trumpfte der Eskimo auf. »Ich behaupte, daß dort so eine goldene Figur weggelaufen ist, ich habe es

ganz deutlich gesehen – ich behaupte sogar, daß es so ein Weibsbild im goldenen Hemde gewesen ist, und wenn ich mich geirrt habe, dann sollen Sie meinen ganzen Tabaksvorrat bekommen.«

Wenn dieser Eskimo seine Behauptung so begründete, da mußten wir beiden anderen allerdings stutzig werden.

Wir also hin, und jener führte uns gerade dorthin, wo ich den blitzenden Lichtschein hatte huschen sehen.

»Hier ist das Luder gelaufen, oder ich lasse mich hängen und will nie wieder eine Speckseite kauen.«

»Und hier ist ein frischer Fußabdruck!« ergänzte Juba Riata.

Ich konnte in dem kurzen Steppengrase, das mit seinen ersten zarten Spitzen schon unter der Schneedecke gesproßt hatte, zwar absolut nichts sehen, mußte diesem ehemaligen Pfadfinder aber wohl glauben.

»Oder könnte es nicht seine Spur von uns selbst, von einem der Leute sein? durfte ich höchstens noch zweifeln.

»Ausgeschlossen! Es könnte höchstens der kleine Fuß der Ilse oder der Prinzeß in Betracht kommen, schon nicht einmal der von der Patronin, und dann müßten die eine andere Fußbekleidung haben als ihre Pelzstiefeln, was aber nicht der Fall ist. Es ist ein sehr kleiner Frauenfuß, der hier gelaufen ist, er war bekleidet, aber ohne Hacke, man muß an Mokassins denken oder an so eine Sandale, wie diese Amazonenstatuen sie tragen, wenn ihr Fuß nicht gepanzert ist.«

Nun wurde die Sache allerdings bedenklich!

»Na, die sind doch wirklich tot, nur aus Stein und mit Gold überschmiert!« meinte Mister Tabak, wieder solch eine weibliche Statue beklatschend.

»Merlin hat ja schon gesagt, daß wir hier Menschen finden werden, hat uns geradezu dazu aufgefordert, sie zu suchen. Vorwärts, wir müssen der Spur nach!«

Im Eilmarsch ging es fort, Juba Riata als Späher an der Spitze.

Die Spur führte zwischen den Statuen hindurch, dem Wasser zu, von dem wir uns etwas entfernt hatten.

»Da schwimmt sie!«

Es war ein grandioser Anblick!

Nämlich wie die goldschimmernden Arme, also mit goldenen Panzerschuppen bedeckt, kraftvoll das Wasser teilten, wie der mit ebensolchen Goldschuppen bedeckte Nacken in der Sonne gleißte, zwischen den silbernen Wassertropfen, und nun schließlich noch ein goldener phantastischer Helm, ein Ungeheuer darstellend, wie auch die gepanzerten Statuen solche trugen.

Sie war schon sehr nahe dem jenseitigen Ufer, schwang sich die niedrige Böschung hinauf, wandte sich uns zu.

Es war ein schlankes, aber vollbusiges Weib, das goldene Schuppenhemd ging ihr noch nicht bis zu den Knien, darunter sah man eine dunkle, wohl braune Haut, von derselben Farbe war das Gesicht, unter dem phantastischen Helm quollen schwarze, kurze Locken hervor. In der linken Hand hielt sie, wovon wir beim Schwimmen gar nichts bemerkt hatten, einen ziemlich langen Bogen und offenbar ein Bündel Pfeile.

Mehr war jetzt nicht zu unterscheiden, denn es ging überhaupt alles sehr schnell.

Kaum war sie mit wunderbarer Elastizität ans Ufer gesprungen, so wandte sie sich auch schon um, hob die rechte Hand gegen uns, schüttelte sie und war schon wieder mit einem Sprunge hinter den nächsten Statuen verschwunden, die also auch auf dem jenseitigen Ufer standen.

»Vorwärts, ihr nach!« rief ich, mich schon anschickend, ins Wasser zu springen, und ich hatte nichts bei mir, was vor Nässe zu schützen war. Die modernen Patronen können ein langes Wasserbad vertragen.

»Sie hat uns gedroht!« sagte der Eskimo. »Und sie ist mit Bogen und Pfeilen bewaffnet.«

»Nein, das war nur eine abwehrende Handbewegung, daß wir ihr nicht folgen sollen!« versetzte Juba Riata und warf sich, seine kurze Büchse über den Kopf erhebend, noch vor mir ins Wasser.

»Das läuft auf ganz dasselbe hinaus. Wenn sie will, schießt sie einen nach dem anderen weg. Gut, ich bleibe hier und fange sie ab, falls sie nochmals durchs Wasser geschwommen kommt.«

So rief uns Mister Tabak nach, während wir schon die Schwimmtour machten.

Dieser Eskimo war alles andere als ein Feigling. Er hatte ganz recht. Wir mußten darauf gefaßt sein, einen Pfeilschuß abzubekommen. Aber wenn man sich vor so etwas fürchtet, darf man nicht den Kriegspfad betreten oder auf

eine Menschenverfolgung gehen. Dann muß man überhaupt lieber zu Hause bleiben.

Kurz und gut, uns waren die Fitschepfeile höchst gleichgültig, Mister Tabak hatte uns nur gewarnt und hatte auch darin ganz recht, wenn er als dritter hier zurückblieb.

Der Fluß war hier nur 20 Meter breit, das aus dem warmen See kommende Wasser dünkte uns immer noch wie Brühe.

Auch auf dem jenseitigen Ufer ging die Spur immer zwischen den Statuen hindurch, mehr als einen Kilometer weit, und dann führte sie in die freie Steppe hinaus. Doch nicht lange, so wandte sie sich wieder nach der Felswand zurück, die auch hier ganz glatt war, nur mit zahlreichen Höhlenlöchern durchsetzt, in einem solchen verschwand sie.

Jetzt hätte das kriegerische Weib erst recht Gelegenheit gehabt, uns aus dem Hinterhalte mit einem Pfeilschuß zu beglücken, aber es geschah nicht. Freilich war auch unser Nachsetzen zwecklos. Unsere Taschenlampen beleuchteten einen nackten Höhlengang, auf dessen glattem Steinboden auch Juba Riatas Späherauge versagte. Ohne seine Hundenase war da nichts zu machen. Wir verirrt uns in ein ganzes Labyrinth von Gängen und Höhlen, die aber hier einen ganz natürlichen Eindruck machten, hier hatte nirgends die Hand des Menschen mit dem Meißel oder bei schneidbarem Steine mit dem Messer nachgeholfen.

Bald gaben wir unsere weiteren Bemühungen auf, fanden nur mit Hülfe des Kompasses den Rückweg ins Freie, und es wäre uns nicht so leicht gelungen, wenn nicht alle Gänge miteinander verbunden gewesen, so daß wir schließlich zu einer ganz anderen Höhle wieder herauskamen.

Da hatten wir nochmals einen überraschenden Anblick.

In einiger Entfernung weidete in der freien Steppe ein Pferd! Solch ein mächtiger Gaul, wie ihn dort die Bildhauer in Menge dargestellt hatten. Ein schwarz und weiß gefleckter Schecke, bei aller Mächtigkeit ein herrliches Tier von den edelsten Formen.

»Genau derselbe Schlag wie aus dem Eldorado-Plateau!« setzte Juba Riata auf meine Bemerkung noch hinzu.

»Ob er der Amazone gehört?«

»Er ist vollständig ungezügelt, und wenn ich ihn fangen kann, dann gehört er mir.«

Peitschenmüller machte sich daran, auf Umwegen heranzuschleichen. Es war gar nicht nötig. Das Tier bemerkte doch sicher den Menschen, hatte überhaupt schon nach uns geblickt, jetzt ließ es sich aber im Genusse der jungen Grasspitzen durchaus nicht stören.

Die Lassoschlinge legte sich um den Hals – das Tier beobachtete es gar nicht. Juba Riata klopfte ihm den Nacken, und das stolze Roß neigte dankend für die Liebkosung den Kopf, nachdem es den Mann schon vertraulich beschnüffelt hatte, nicht anders, als suche es in der Tasche nach Zuckerchen.

Da, wie Peitschenmüller auf die andere Seite getreten, ich unterdessen herangekommen war, stieß er einen Ruf der Überraschung aus.

»Mein Totem – mein Brand!«

Ich sah auf dem weißen Schenkel einen schwarzen Schnörkel, eine Art von Violinschlüssel, wußte aber noch gar nicht, was Peitschenmüller meinte, hatte noch nie ein solches Zeichen von ihm gesehen.

»Ja, es ist mein Eigentumszeichen. Und das ist die Schecke, die ich auf dem Eldorado-Plateau gebrannt habe!«

Der Leser entsinnt sich. Juba Riata hatte bei unserem Aufenthalt auf dem Eldorado-Plateau wohl einige solcher großen Gäule gefangen und zugeritten, er selbst war vollkommen Meister über diese ungemein unbändigen Tiere geworden, aber für meine Jungen, die das Reiten erst lernen mußten, waren sie nichts gewesen, sie hatten sich dann an die leicht zähmbaren sanften Ponys gehalten. Und Juba Riata hatte dann später nur noch Interesse für seinen Büffel gehabt.

»Es ist meine Schecke, die ich bei unserem zweiten Aufenthalt auf dem Plateau nicht wiederfand, da ist jeder Irrtum ausgeschlossen. Wie kommt das Tier jetzt hierher nach Sibirien?«

Vergebliche Frage!

Oder auch ganz einfach zu beantworten: sie war eben hierher gebracht worden.

Von wem? Nun eben von denjenigen Personen, die uns auch hier auf geheimnisvolle Weise umgaben, ohne sich sichtbar zu machen.

Wir nahmen das Tier mit. Peitschenmüller brauchte es nicht zu reiten, es folgte wie ein Lamm an der Schnur. Wenn die Amazone Anspruch auf das Pferd machte – gut, so mochte sie es sich nur holen, sie würde uns schon zu finden wissen, dann lernten wir uns ja gleich näher kennen.

Das sagten wir den anderen, die unterdessen mit dem Boote eingetroffen waren. Es konnte nur beim Staunen bleiben, was schon für die weitere Besichtigung der Statuen galt.

## 89. KAPITEL. DAS SCHIFF KOMMT.

Sechs weitere Tage vergingen, und immer herrlicher wurden sie.

Denn immer herrlicher grünte und duftete der Wald, und jetzt hatte er sich auch noch mit zahllosen Scharen von Singvögelchen angefüllt, die ihr Brautliedchen jubilierten, überall balzte der Birk- und Auerhahn, und gar erst in dem Schilf, das überall am Rande des Sees emporzuschießen begann, wimmelte es von Wasservögeln aller Art.

Jeden Morgen wurde ich von neuem Entzücken erfüllt, immer glaubte ich, ein herrlicherer Tag könne doch niemals unter Gottes Sonne anbrechen, und dann wurde ich jedes Mal sentimental, bis zu Tränen, und ich wußte

nicht warum. So wie es mir noch heute an jedem schönen Frühlingsmorgen im einsamen Walde ergeht.

Ich schildere nicht, was wir in diesen sechs Tagen für Expeditionen machten, was wir fanden, erlebten und trieben – ich gebe nur das Resultat wieder.

»Uns nicht stören lassen!«

Das war die Parole, welche die Patronin gab, noch ehe ich es aussprechen konnte, als am vierzehnten Tage unseres Hierseins, wie Merlin prophezeit hatte, unvermutet unsere »Argos« durch die Wasserschlucht gerauscht kam.

Nur ich allein stand an einer Fensteröffnung und kommandierte, wo sie beilegen sollte, sprang an Deck. Einige scherzende Begrüßungsworte, ein Händedruck mit Kapitän Martin – nichts weiter.

»Alles wohl?«

»Well.«

»Gute Fahrt gehabt?«

»Well.«

»Wer hat geführt?«

Kapitän Martin deutete mit der Fußspitze nach einem schmierigen Kerl, einem Meister Bärtchen in zweiter Ausgabe.

»Hat er etwas gesagt, wo er Sie hinführt?«

»Nichts. Stockfisch. Aber bannig sein hier, alles so scheun greun.«

Dabei aber hatten sie erst während der letzten zweitägigen Fahrt die grüne Steppe gesehen, zwar ebenfalls schon »bannig fein«, weil eben »scheun greun«, aber die war doch nicht mit diesem Walde zu vergleichen, und

von dem konnten sie von hier aus noch nichts sehen, sie hatten nur den freien Wasserspiegel des Sees vor sich.

»Na, da kommt mal alle mit – jawohl alle, alle! – Du auch, Kännchen, laß nur ruhig Deine Suppe eindampfen – Sie auch, Kapitän – nu Sie erst recht, Vater Abdall. . . «

Die letzte Silbe konnte ich nicht mehr aussprechen.

Nein, sonst fand keine Begrüßung statt. Wenigstens nicht seitens der zweibeinigen Wesen unseres Schiffes. Ich hatte die anderen vergessen.

Plötzlich öffnet sich eine Luke, eine bunte Masse quillt hervor, und da liege ich auch schon platt auf den Planken, bin so ungefähr von drei Dutzend Hundekötern zugedeckt, von etlichen Bären, einem Löwen, einem Tiger und anderem Viehzeug, das mich mit seinen Liebkosungen erdrücken will.

Endlich befreite ich mich von der freudetollen Bande oder wurde befreit.

»Nun mir nach, alle, alle!«

Die aus mehr als hundert Personen bestehende Menschenschlange folgte mir durchs Fenster. Ich führte sie so, daß sie nicht erst schon bewohnte Räume passierte, führte sie direkt ins Freie.

Da standen sie und staunten den grünen Wald an.

Bis zuerst einer von den gelben Knirpsen, die freilich nun alle schon vier Jahre älter und dementsprechend größer geworden waren, das Schweigen brach.

Etwas ganz Merkwürdiges geschah.

»Waffenmeister, dürfen wir da hinaufklettern?«

Nicht weit von dem Höhlenausgange stand eine mächtige Eiche, bei Sonnenhöhe bedeckte der Schatten ihrer Zweige ein Gebiet von einem Viertel Hektar, und überall sproßten jetzt die grünen Blättchen hervor.

Merkwürdig fand ich diese erste Frage besonders deshalb, weil auch die schon anwesenden Matrosen bei jeder Gelegenheit auf dieser Eiche herumgeklettert waren, und ich mit, nur bedauernd, daß wir nicht das nötige Tauzeug besessen hatten, um das Geäst noch miteinander zu verbinden, um sozusagen dort oben ein Spinnengewebe herzustellen, aber eines nach allen drei Dimensionen, um dann erst recht nach Herzenslust herumzuspringen.

Wirklich ganz merkwürdig, was diese Eiche schon immer für eine Anziehungskraft auf uns ausgeübt hatte, und jetzt war dieses kleinen Jungen erste Frage, ob er mit seinen Kameraden da oben herumklettern dürfe.

Natürlich durften sie.

Und mit einem Jubelschrei kletterten sie hinauf, wie auf Verabredung gleichzeitig alle 32 Bengels. Dabei war das Hinaufkommen gar nicht so einfach. Kein Ast hing so weit herab, daß ihn selbst ein großer Mann mit den Händen im akrobatischen Sprunge hätte erreichen können. Doch diese Bengels wußten schon hinaufzukommen. Es waren Schiffsjungen, und ich hatte sie noch in ganz besonderer Weise ausgebildet. Sie kletterten einander auf die Schultern, drei übereinander, so bauten sie lebendige Leitern, an denen die anderen hinaufkletterten, ja die gewandtesten kletterten sogar direkt am Stamme empor, obgleich dieser gar keine sichtbaren Vorsprünge bot, nur

eine sehr rissige Rinde hatte – wie die Affen, nein, wie die Eichhörnchen.

Und nun ging es dort oben los, von den untersten Ästen bis hinauf in den Wipfel, ich schätzte eine Höhe von wenigstens 30 Metern, das ist noch ein halb mal so hoch als ein vierstöckiges Haus, immer von einem Ast zum andern gesprungen und geschwungen.

»Seile her, Seile her!« erklang da auch schon der Ruf. Sie hatten denselben Gedanken gefaßt, den auch wir Erwachsenen schon gehabt.

»Dürfen wir?«

Ja selbstverständlich durften sie.

Zurück an Bord und geeignete Seile und Tauwerk geholt, ein Bündel folgte dem anderen in schier endloser Anzahl. Da war aber auch noch eine zweite solche mächtige Eiche in der Nähe, und nun ging es gleich los wie immer: Gelb gegen Blau! Welche Partei ihren Baum am schnellsten und am schönsten in Tauwerk eingewickelt hatte, daß man auch von einer Astspitze zur anderen klettern und sich schwingen konnte, und wer dabei stürzte, dessen Partei bekam einen Fehlpunkt.

Genug, weiter will ich nicht schildern, was das für ein Leben oben auf den Bäumen war, es ist überhaupt gar nicht zu schildern. Jedenfalls aber war es herrlich! Nur der eine bedauernde Gedanke stieg mir manchmal auf, wieviel Knaben es doch in der Welt gibt, die zu solch einem Spiele keine Gelegenheit, daher von solch einem herrlichen Genuß überhaupt gar keine Ahnung haben.

»Wo sind denn nun aber die anderen?«

Da kam schon der eine: Juba Riata.

Aber wie kam er an!

In einem Birkenschlitten, dessen Kufen durch Räder ersetzt waren, einfach aus einem Brette gefügt, mit Reifen von jenem schwarzen Bernstein, also auf Gummirädern, und vor diesen Schlittenwagen nun nicht weniger als 49 Hunde gespannt, in sieben Reihen zu je sieben geordnet!

Wir hatten 54 Hunde mitgebracht, sechs davon hatte der Wisent zerstampft; vier waren eingegangen oder im letzten Schneesturm verschwunden. Dafür aber hatte Juba Riata fünf junge Wölfe gefangen und sie bereits zwischen den anderen Hunden eingefahren.

Ach, was für unsägliche Mühe hatte er gehabt, um die Hunde an ihre wilden Vettern zu gewöhnen, zu verhindern, daß sie nicht sofort über sie herfielen und sie zerfleischten! Was für Mühe, um die Wölfe im Joch an die Hunde zu gewöhnen! Und nicht minder für Mühe, um das Entsetzen unseres Meister Bärtchen zu bemeistern! Denn für die Samojeden wie überhaupt für alle diese sibirischen Völkerschaften sind die Wölfe sämtlich böse Menschen, die sich zeitweise in Wölfe zu verwandeln wissen. Da gibt es gar keine Ausnahme.

Jetzt liefen diese fünf jungen Wölfe schon ganz willig zwischen den anderen Hunden mit, und großartig sah es nun aus, wie Juba Riata mit 49 Tieren angefahren kam, wie der schöne, stattliche Mann vorn in dem eigentümlichen Gefährt aufrecht stand, das Bein vorgestemmt, in der einen Faust sieben Zügel vereinigt, in der anderen die

endlos lange Peitsche, bald einen ungehorsamen Hund strafend, bald einem anderen einen mehr liebkosenden Schlag versetzend.

Da aber kam die Katastrophe.

Ein donnerndes Gebrüll, und alle wars mit jeder Dressur und Fahrkunst.

Unser Leo, jetzt ein ausgewachsener Löwe – und was für ein stattliches Exemplar der abessinischen Rasse war er geworden – hatte es ausgestoßen.

Diese Hunde gingen vor keinem Bären und keinem Wisent mehr durch, aber den ihnen noch fremden Anblick des Königs der Tiere vermochten sie doch nicht zu ertragen.

Zum Überfluß kam auch noch die Marchesse angesetzt, die Königstigerin, und ihr nach noch eine ganze Menge von Bestien, um den trotz all seiner Strenge doch so geliebten Herrn und Meister zu begrüßen.

Da war es natürlich mit aller Dressurfestigkeit der 49 sibirischen Hunde und Wölfe vorbei.

Ach, gab das ein Theater!

Wie diese in sieben Reihen wohlgeordneten 49 Tiere plötzlich nach allen Richtungen davonstoben!

Im nächsten Augenblick war wiederum einer unserer Birkenschlitten an einem Baumstamm zerschellt.

Aber nicht etwa der zweite, sondern von unseren fünfzehn Birkenschlitten, die wir mitgebracht, schon der achte! Denn diese allgemeine Hundedressur hatte bereits sechs andere Schlitten gekostet!

Vielleicht noch großartiger aber war nun das Weitere, wie Juba Riata diese Sache nun noch einzurichten wußte. Wohl hatte er trotz seiner sieben Zügel die Gewalt über die Hunde verloren, wohl erlitt er Schiffbruch, aber Herr und Meister über die Tiere blieb er schließlich dennoch!

Er selbst war nicht zu Boden gestürzt, aufrecht ging er aus den Trümmern hervor. »Nach allen Richtungen stoben die Hunde davon!« hatte ich zuerst gesagt. Das ist nicht wörtlich zu nehmen. Daran wurden sie ja schon durch die Art der Bespannung gehindert. Außerdem hatten diese 49 Hunde durch ihr wiederholtes Durchgehen nun schon so viel Erfahrung gesammelt, daß sie wußten, wie ihr Heil gerade im Zusammenbleiben lag, wenn es auch nicht mehr ein so geordnetes war, und ebenso wußten sie jetzt, daß sie nicht an beiden Seiten eines Baumstammes vorüber durften, sonst verfangen sie sich und waren geliefert.

Durch diese gewitzigte Erfahrung aber wäre ihr Lenker geliefert gewesen, auch wenn er nicht die Zügel aus der Hand verlor. Was wollte denn da ein Mensch machen. Mitrennen konnte er nicht. Klammerte er sich an einen Baumstamm an, so konnte ihm, wenn er nicht losließ, doch gleich ein Arm ausgerissen werden. Oder er kam schließlich doch zum Sturz und wurde geschleift, mußte also endlich doch die Zügel fahren lassen.

Aber Juba Riata ließ sie eben nicht fahren! Vielmehr fuhr er selbst weiter, nur ohne Räderschlitten, in ganz besonderer Weise. *Per pedes apostolorum*. Er hatte sich

aus Erz eine Art von Sporen gefertigt, sie in genialer Weise an seine Hacken befestigt, daß sie felsenfest saßen, und so ließ, er sich schleifen, ganz zurückgeneigt, in der einen Faust die sieben Zügel, mit der Peitsche die Hunde karbatschend und mit den Füßen in den Moosboden zwei wahre Ackerfurchen ziehend.

Ich hatte solche auf diese Weise von ihm gezogene Ackerfurchen schon anderswo gesehen, hatte dasselbe Manöver auch schon einmal beobachtet, aber nur von weitem, hier sah ich es zum ersten Male in meiner dichten Nähe ausgeführt, und ich kann nur sagen, daß es geradezu fürchterlich anzuschauen war, wie sich dieser Mensch auf solche Weise von den 49 Wolfshunden schleifen ließ, halb mit dem Rücken am Boden liegend und dennoch auf den Füßen stehend, wie er dabei die Hunde karbatschte, und so ruhte er nicht eher, als bis er sie schließlich dennoch seinem Willen unterworfen hatte und sie in geordneten Reihen an Ort und Stelle zurückbrachte.

»Ja, wo sind denn aber nun die anderen?!« erklang es immer wieder.

Im Zirkus fanden wir sie alle zusammen. Und das waren jetzt keine Gaukler mehr, sondern es waren aus ihnen bereits richtige Zirkuskünstler geworden, es fand gerade eine Probe statt, oder sie übten, was man aber schließlich auch als eine richtige Zirkusvorstellung betrachten konnte.

Hatten wir vielleicht die Absicht, nun wirklich unter die Zirkusmenschen zu gehen, auch in anderen Zirken öffentliche Vorstellungen zu geben?

Sei dem, wie es wolle – jedenfalls hatten wir uns den im Zirkuswesen üblichen Verhältnissen angepaßt.

In der Mitte der Manege war eine kleinere errichtet, einfach indem im Kreise solche elastische Bernsteinplatten aufgeschichtet waren, denen man leicht die nötige Rundung hatte geben können, und diese zweite Manege hatte genau den vorschriftsmäßigen Durchmesser von 13 Metern. Das war es nämlich, wodurch ein wirklicher Artist leicht auf den Gedanken kommen konnte, daß wir Seegaukler ihm Konkurrenz machen wollten. Und vielleicht hatte er ja gar nicht so Unrecht. Jedenfalls hatten wir uns jetzt dem Kunstreitersport ergeben.

In dieser Manege trabten oder vielmehr galoppierten zwei Pferde, zwei mächtige Gäule. Der eine hieß »Viola«, von meinen Jungen nach dem ihm von Juba Riata schon auf dem Eldorado-Plateau eingebrannten Violinschlüssel so getauft, der andere hörte auf den Namen »Zeus«, aber schon so weit waren wir im Pferdesport gekommen, daß wir dieses Wort »Ze-us« aussprachen – jeder Kavallerist und sonstiger echte Pferdejunker weiß sofort Bescheid – und das waren nicht die beiden einzigen Riesengäule, die wir besaßen, sondern im Stalle standen noch drei andere, ebensolche mächtige Tiere.

Woher wir die hatten? Nun eben von dort, wo wir auch die Schecke mit dem Violinschlüssel gefunden hatten. Von der Steppe jenseits der Felsenwand. Dort tummelte sich noch eine große Herde solcher Riesenpferde herum, vielleicht auch viele Herden. Ob die erst von dem Eldorado-Plateau extra unseretwegen hierher verpflanzt worden waren, darum kümmerten wir uns nicht, über solche Neugier waren wir schon längst erhaben. Juba Riata hatte vier weitere von ihnen gefangen, die aber diesmal wirklich ghascht werden mußten, hatte sie schon ganz brauchbar für Reit, und Zirkusdienst dressiert, und dasselbe galt von einem Dutzend Tarpan und Kulans, so daß wir schon über einen ganz stattlichen Marstall verfügten. Peitschenmüller brauchte nur Erfahrung zu sammeln, dann wurde er auch mit Tarpan und Kulans fertig, sogar mit schon älteren Tieren. Der wußte ihnen bald alle Mucken auszutreiben.

Jetzt also galoppierten Viola und Zeus im Kreise herum, mit dem Panneau gesattelt, dem flachen, tischähnlichen Polstersattel, dessen Herstellung uns eine Kleinigkeit gewesen war, und Hans und die Prinzeß waren es, die sich im Stehendreiten übten, oder vielmehr schon in wagehalsigen Sprüngen, wozu sie noch an die »lange Longe« genommen wurden.

Ich bin mit der Zeit im ganzen Zirkuswesen perfekt geworden. Der Artist, womit ich hierbei Akrobaten, Seiltänzer, Forcereiter und ähnliche Leute meine, keine Komiker, kennt der Hauptsache nach dreierlei Arten von Hilfsmitteln bei seinen halsbrecherischen Übungen, die

er im allgemeinen mit dem Namen »Longe« bezeichnet. Woher dieses Wort kommt, weiß ich allerdings nicht, hat mir niemand erklären können. Die Hand-Longe besteht aus Riemen, die am Körper festgeschnallt werden, mit Handgriffen, der Lehrmeister greift direkt zu, um dem Übenden behilflich zu sein und ihn vor Stürzen zu bewahren. Bei der kurzen Longe besteht die Verbindung zwischen Lehrmeister und Schüler in einem Seil; sie wird hauptsächlich beim Stehendreiten angewendet, verhindert aber nur, daß der Übende nach außen stürzt, er kann nur nach innen in die Manege fallen, was ungefährlicher ist. Bei der langen Longe schließlich ist die Verbindung noch indirekter, das Seil läuft erst durch eine Rolle, die von der Decke herabhängt, hierbei ist ein Sturz überhaupt ganz ausgeschlossen, der Fallende bleibt in der Luft schweben, denn das andere Ende wird von einigen Männern gehalten, angezogen und nachgelassen, wie es der Bedarf erfordert. Aber die lange Longe kann nicht immer angewendet werden, wenn sie eben hinderlich ist, wie zum Beispiel beim Saltomortale-Schlagen. Da muß man mit der kurzen Longe auskommen, trotz aller Gefährlichkeit. Doch leisten diese artistischen Lehrmeister in der Handhabung der kurzen Longe auch ganz Erstaunliches. Der Schüler kann stürzen wie er will, solch ein Trainer weiß ihn durch einen eigentümlichen Ruck an der Leine immer vor dem Schlimmsten zu bewahren, bringt ihn, auch wenn der Stürzende kopfüber durch die Luft saust, noch immer auf die Beine. Wofür sich solche

Lehrmeister freilich auch bezahlen lassen. Oder sie fesseln eben den Schüler durch jahrelangen Kontrakt an sich nützen ihn ab, was aber ganz verzeihlich ist.

Wir benutzten nur die lange Longe. Für die mehr als 50 Meter hohe Decke hätten wir gar kein Seil gehabt, aber wir konnten ja, wie schon geschildert, quer über die ganze Manege ein Gerüst bauen, nur 20 Meter hoch, das genügte schon, solch ein langes Seil besaßen wir, es wurde in der Mitte leicht drehbar befestigt, oder vorläufig, weil die doppelte Länge fehlte, saßen einige schon gut eingeschulte Matrosen oben, welche die Sache handhabten, den Übenden am Gängelbände hielten.

Wir waren in den zirzensischen Künsten bereits tüchtig vorgeschritten. Hans übte gerade den freien Sprung auf das ungesattelte Pferd, war ja allerdings auch unser bester Springer, aber daß die kleine Prinzeß im kurzen Röckchen mit Pumphöschen, auf dem Panneausattel schon die ganze Pirouette fertig brachte, das Umsichselbstdrehen im Sprunge, bei senkrechter Haltung des Körpers, das hatte wirklich schon viel zu bedeuten. Wenn sie es auch noch sehr ängstlich tat, dabei die Hände immer ausstreckte, als wolle sie sich an etwas festhalten. Schneider-Schnipplich und Kretschmar dirigierten als Stallmeister mit der Peitsche die beiden Pferde, die ja nie aus den Augen gelassen werden dürfen und die freilich erst von Juba Riata so weit gebracht worden waren, daß sie ohne Leine gleichmäßig im Kreise liefen und willig Menschen auf sich herum trampeln und hopsen ließen.

So war das Bild beschaffen, als nun die ganze Schiffsbesatzung, von mir geführt, den Zirkus betrat.

Das allgemeine Staunen galt im Augenblick weniger dem kolossalen Felsenbau als vielmehr diesen artistischen Übungen, worin sich die Teilnehmer gar nicht stören ließen.

»Well,« nahm zunächst an meiner Seite Kapitän Martin etwas spöttisch das Wort, »das hat die Herzogin und Peeress bei ihren zukünftigen Regierungsgeschäften ja auch sehr nötig, daß sie so auf einem Pferde herumhopsen kann.«

»Gelernt ist gelernt,« versetzte ich, »und ich sehe nicht ein, inwiefern solche Kunstreiterei unangebrachter ist, als ein anderer Sport, als etwa das Lawntennispiel, und Sie geben doch wohl zu, daß eine englische Herzogin, die nicht perfekt Lawntennis spielen kann, einfach eine englische Unmöglichkeit ist.«

»Well, da haben Sie ganz recht!« gab der biedere und welterfahrene Kapitän denn auch gleich zu.

»Herr Kapitän, machen Sie mir das einmal nach!« rief jetzt die kleine Prinzeß, nicht mehr Pirouetten schlagend, nur noch graziös im Stehen mit den Beinen schlenkernd, tanzend, was sie aber auch schon ganz famos heraus hatte.

»Well,« fing der alte Seebär wieder an, sich aber nur an mich wendend, oder an die Patronin, die daneben stand, auch schon im Turnerkostüm, »ich bin ein ganz tüchtiger Reiter.«

»So?!« lachte die Patronin. »Ich habe Sie aber noch nie auf einem Pferd gesehen!«

»Weil ich mich in Ihrer Gegenwart noch nie auf eins drauf gesetzt habe. Weil ichs nicht nötig hatte. O ja, in meinen jüngeren Jahren machte mir niemand so leicht im Reiten etwas vor.«

»Konnten Sie auch stehend reiten?«

»Das nicht grade. Das heißt, ich hab nie probiert. Weil ich nie nötig hatte. Aber da ist doch gar nichts dabei.«

»Sie meinen, das ist so leicht, auf dem Rücken des galoppierenden Pferdes zu stehen?« fragte die Patronin mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Well, das meine ich. Wenigstens wenn das Vieh so einen großen Tisch auf den Buckel geschnallt hat. Auf dem nackten Rücken zu stehen, wie es der Hans da macht, will ich ja nichts sagen, das mag schwierig sein, aber auf so einem flachen Tischsattel – bah! Man macht einfach die Bewegungen des Pferdes mit, hopst immer bei jedem Galoppsprunge und hat dabei nur gut aufzupassen, daß man weder nach rechts noch nach links herunterfällt, nur hübsch Balance halten – was soll da weiter dabei sein?«

Ich dachte schon, jetzt würde die Patronin den Kapitän beim Wort nehmen, ihn auffordern, zu zeigen, daß es wirklich so einfach sei, aber sie tat es nicht. Auch sie hatte vor dem alten Seebären den größten Respekt.

In anderer Weise wollte sie die Schwierigkeit dieses einfachen Stehendreitens beweisen.

»Leute – wer von Euch kann stehend reiten! Wer dreimal im Stehen auf dem Panneausattel in der Manege herumreitet, der der der – soll fernerhin den Ehrentitel Argonautenschiffsrittmeister führen!«

Jubelnd von allen Seiten wurde diese humoristische Aufforderung begrüßt. Sie alle hatten ja schon nur darauf gewartet, auch einmal ihre Kunst probieren zu dürfen.

Und die Geschichte ging los! Einer nach dem anderen wurde an die lange Longe genommen.

Es war nicht gerade etwas Neues, was sich da in unserem Felsenzirkus abspielte.

Jeder Zirkus nimmt heute die betreffende Nummer für einige Zeit in seinem Programm auf. Nachdem eine Reitkünstlerin den ersten Teil ihrer Evolutionen auf dem Panneau absolviert hat, fordert der Stallmeister oder ein Clown nach einer humoristischen Unterhaltung das Publikum auf, es soll einmal jemand dieses Stehendreiten nachmachen. Jeder, der dreimal stehend in der Manege herumreiten kann, ohne herabzufallen, erhält eine gewisse Geldprämie.

Es melden sich aus dem Publikum junge Leute, einer nach dem andern wird an die lange Longe genommen, er klettert hinauf oder wird hinaufgehoben, der Gaul setzt sich sofort in den üblichen kurzen Galopp, und sofort oder nach kürzerer oder längerer Zeit verliert der Jüngling die Balance und fängt an zu »schwimmen«, zappelt an der Leine in der Luft herum. Das Publikum amüsiert sich über die lächerlichen Kapriolen.

Wer die Sache kennt oder zu beobachten versteht, der weiß oder merkt sofort, daß die Betreffenden, die sich melden, mit zum Zirkuspersonal gehören. Ganz abgesehen davon, daß unter den fremden Leuten ja welche sein können, welche diese Kunst verstehen, sich dann die ziemlich hohe Geldprämie verdient haben. Aber die Polizei gestattet so etwas überhaupt gar nicht. Oder der sich Meldende müßte erst in die Unfallversicherung eingekauft werden oder einen Verzicht unterschreiben.

Gesetzt aber den Fall, es würden sich Fremde melden, so würde die Sache durch unfreiwillige Komik noch viel lächerlicher werden. Nur daß wohl niemand auch nur zwei Galoppsprünge aushalten könnte oder er hat das Stehendreiten auf dem Panneau eben wirklich durch lange Übung gelernt. Denn es ist eine ganz verflixte Geschichte! Und da hilft kein Reit- und kein Seiltänzergeranie. Das Pferd macht nur den ersten Galoppsprung, setzt nur dazu an, und sofort liegt man unten oder zappelt in der Luft herum.

Hier bei uns war es keine abgekartete Mache, und wir kannten einander, das war es, was die Komik verdoppelte und verdreifachte. Keiner wollte es glauben, daß es so schwer, daß es unmöglich sei, auch nur einmal im Kreise stehend zu reiten, einer nach dem andern wurde an die Leine genommen, kletterte oder vielmehr schwang sich elegant hinauf, sie alle waren doch schon mehr ganze als nur halbe Akrobaten und Seiltänzer – und, ach, dann diese Gesichter, wenn sie plötzlich in der Luft schwammen, diese possierlichen. Bewegungen! Bei uns kam eben

noch die Individualität eines jeden einzelnen hinzu, die wir doch kannten, was für ein Unterschied, ob der dreizentrige August der Starke oder der federleichte und spinnendürre Siddy abgeworfen wurde und dann in der Luft herumkrebste! Und bei diesem letzteren, dem indischen Meisterschaftsgaukler, der auf einem ganz schräg gespannten Telegraphendrahte in unbegreiflicher Weise hinaufgleiten konnte, hatte ich eigentlich geglaubt, daß er es fertig brächte. Nein, auch er wand sich nach dem zweiten Galoppsprung wie ein verhungertes Regenwurm in der Luft. Und als nun gar unser »Bandwurm« von 2,30 Meter Länge in der Luft schwabbelte, da war eben richtig der am Seile hängende Bandwurm fertig.

Ach, dieses homerische Gelächter, das die Riesenhalle erfüllte, daß die Felsenwände widerhallten! Das war doch etwas ganz anderes, als was man sonst Ähnliches in einem Zirkus vorgemacht bekommt.

Merkwürdig war, daß Kapitän Martin sich durchaus nicht von der Schwierigkeit der Sache überzeugen lassen wollte. Wie sich dieser alte Seebär überhaupt plötzlich echauffierte!

»Dösköpfe seid Ihr, Ihr fangt es nur falsch an! Das ist doch ganz einfach! Ihr müßt die Hände ausbreiten – so, so – und immer nur auf einem Beine hopsen – so, so – immer die Galoppsprünge des Pferdes mitmachen – so, so – immer nur auf einem Beine und dazu so mit den Händen – so, so . . .«

Und, in der Mitte der Manege stehend, führte er die Bewegungen auch aus, zeigte, wies gemacht werden

mußte, hopste auf einem Beine herum, mit dem anderen in der Luft herumquirlend, dabei mit den Armen wie mit Flügeln wedelnd.

Wie ein lahmggeschossener Engel im langschößigen Gehrock mit graumeliertem Vollbarte!

Einfach zum Totschießen!

Wenzel-Attila, der Zwerg, der übrigens noch etwas ganz anderes konnte als dieses Stehendreiten, lachte, daß ihm die Tränen über das Kindergesichtchen rannen.

»Herr Kapitän, Herr Kapitän – Sie haben Ihren Beruf verfehlt! Clown hätten Sie werden müssen! Sie brauchen kein Engagement unter monatlich 3000 Mark anzunehmen, mit freiem Hotel und Equipage!«

Der kleine Mann hatte recht! Unser ehrwürdiger Kapitän gab einen Clown ab, wie ich noch keinen gesehen hatte! Und daß er dies nun ganz unfreiwillig tat, selbst sich gar nichts davon bewußt war, das war ja eben der Hauptwitz dabei!

Ich saß auf einer der Stufen und hielt mir den Bauch vor Lachen.

»So so,« machte der Kapitän immer weiter, »immer nur auf einem Beine hopsen – so die Hände halten – so, so ...«

»Na, da versuchen Sie es doch einmal selbst auf dem Pferde!« ermunterte da die Patronin.

Wurde denn unser Kapitän vom Teufel geritten? Wahrhaftig, er war bereit dazu!

»Well, ich wills Euch mal zeigen, wies gemacht werden muß, wie einfach die Geschichte ist. Nehmt mich mal an dee Lien!«

Und er ließ sich anschnallen, biß sich erst noch ein tüchtiges Stück Kautabak ab, dann schwang er sich hinauf, trotz seiner alten Knochen gar nicht so ungeschickt, kam gleich zum Stehen.

»So – nun das eine Bein zur Balance seitwärts gestreckt – und die Hände natürlich auch – so, so nun gebt dem Gaul mal Volldampf . . . «

Der Gaul ging ab – und mein Kapitän auch!

Es war eben nichts mit der Theorie gewesen, die Praxis fehlte!

Nun aber passierte etwas, was an Komik alles Vorangegangene übertraf, wenn es auch nur einen Moment währte.

Also Kapitän Martin purzelte sofort als lahm-geschossen Engel herab, kam natürlich nicht zu Fall, blieb an der Leine hängen.

In Folge des Beharrungsvermögens machte der Herabgefallene natürlich erst immer noch die Kreisbewegung etwas mit, schwebte hinter dem galoppierenden Pferde her.

In demselben Augenblick nun, da Kapitän Martin von dem Pferderücken herabschwebte, steckte er, auf beiden Backen Tabak kauend, schnell seine beiden Hände in die Hosentaschen, spritzte dem abgehenden Pferde eine Ladung Tabakssaft nach und versuchte ihm auch noch mit seinem endlos langen Beine einen Tritt zu geben.

»Satan! Well, die Sache ist doch nicht so einfach – laßt mich wieder herab, Jungens.«

Es läßt sich eben nicht schildern. Wie der siegesbewußte alte Herr mit den langen Schoßröcken in der Luft flatterte, dem Gaule nach wie er blitzschnell die Hände in die geliebten Hosentaschen steckte und dem Pferde nachspuckte und mit seinem langen Beine nachtrat ... das war nicht mehr nur ein homerisches Gelächter, das die Riesenhalle erfüllte, das war noch etwas ganz anderes.

Und so ging es den ganzen Tag weiter, auch die nächsten Tage noch, wenn nicht immer ab und zu etwas anderes dazwischen kam.

## 90. DAS SCHLOSZ DER ENTSAGUNG.

Ich für mein Teil hatte mich nach diesem letzten Intermezzo hinauf begeben, ich konnte nicht mehr, der Kopf drohte mir zu springen.

Die Bengels turnten noch in den beiden Eichen herum.

»Waffenmeister, was ist denn das für eine Burg dort?« wurde mir zugerufen.

»Was für eine Burg?«

»Na, die dort oben auf dem Felsen liegt!«

Ich wußte nichts davon, wir hatten noch nichts von einer Burg gesehen. Obgleich die oberen Etagen in den Felsen noch viel höher waren als diese Bäume. Allerdings war heute auch eine ausnahmsweise klare, durchsichtige Luft.

Ich kletterte hinauf, jetzt war es ja leicht genug gemacht – jawohl, dort im Südosten konnte ich schon mit bloßen Augen etwas Burgähnliches unterscheiden, und mit meinem Taschenfernrohr sah ich sie ganz deutlich, eine vollkommene Burg mit Türmen und Zinnen, jede Täuschung durch ein Naturgebilde war ausgeschlossen.

Ob sie dicht am See lag, das war jetzt nicht zu unterscheiden. Wenn ich mich nicht irrte, war erst noch ein Höhenzug vorgelagert, dann erst erhob sie sich auf einem Felsen oder einem Berge.

Unten ging gerade Juba Riata vorüber, der seine Hundemeute entlassen hatte. Nein, der wußte natürlich auch nichts von dieser Burg, kam ebenfalls herauf und besichtigte sie.

»Da müssen wir einmal hin.«

»Sofort!«

»Sofort? Ich wollte eigentlich jetzt mit meinem Pluto nach jener Höhle, in der die Amazone damals verschwand, vielleicht daß der Bluthund doch noch eine Witterung findet . . . na, meinetwegen, ich komme gleich mit. Zu Pferd?«

»Die Pferde haben jetzt genug zu tun. Aber gehen Sie nicht in den Zirkus, ich möchte Sie nicht so lachen sehen, das steht Ihrer Würde nicht. Wir nehmen die beiden Kutter, die Blaugelben mögen um die Wette rudern.«

Gesagt, getan. Dazu aber mußten wir uns natürlich erst an Bord begeben, was Peitschenmüllern um so lieber war, er hatte noch nicht einmal seinen »Teufel«, seinen Büffel begrüßt. Er wurde auch noch von anderen Tieren

stürmisch begrüßt, alle verließen das Schiff doch nicht ohne Zwang, so die kleineren Katzen nicht.

Pluto und Chloe kamen gleich mit in die Boote, dann schlossen sich uns noch die beiden Walrosse und die vier Seehunde an, die in dem Kanal und auch weiter draußen im See bereits eifrig der Fischjagd oblag en. Das heißt, sie folgten uns schwimmend im Wasser, blieben allerdings hinter den rasenden Booten bald zurück, aber wir wiesen sie nicht zurück, forderten sie im Gegenteil dazu aus, uns zu folgen, wir wollten sehen, ob sie uns dann zu finden wüßten. Daß sie sich nicht verirrtten, dann später den Rückweg fanden, das war ganz selbstverständlich, diese Wassertiere konnten noch etwas ganz, ganz anderes.

Im Wettkampf ging es über den spiegelglatten See, Gelb gegen Blau. Juba steuerte die erstere Farbe, ich die letztere. Doch bald gaben wir das Wettrudern auf, wir hatten uns Verschiedenes zu sagen. Ich hätte gleich von unserem Quartier aus eine trigonometrische Berechnung, so weit möglich, von der Lage jener Burg machen sollen, mit Zuziehung von Doktor Cohn, der darin etwas los hatte. So aufs Geratewohl war unser Ziel außerordentlich schwer zu finden.

Wir hatten im Laufe der Tage schon den ganzen See abgefahren, immer am Ufer hin, und von einer Burg hatten wir nichts gesehen. Freilich war das mit dem »Am-Rande-Hinfahren« hier ebenso schwierig, wie die Quelle

des Nils zu entdecken. Überall zweigten sich Seitenarme oder Zuflüsse ab. Erst den allergeringsten Teil von ihnen hatten wir befahren, und auch immer nur eine kleine Strecke hinauf.

»Wir müssen dort den Gebirgszug besteigen, dort hinten hat die Burg bestimmt gelegen, von dort werden wir sie schon wieder sehen.«

So wurde es auch gehalten. Die von Süden nach Norden verlaufende Felsenmasse erstreckte sich als steiles Vorgebirge etwas in den See hinein. Es wurde umfahren, wir legten bei, begannen den Aufstieg, der zwar beschwerlich, aber doch nicht gerade halsbrecherisch war. Außerdem sammelte sich nach oben auf dem erst nackten Felsboden immer mehr Humus an, es gediehen Sträucher, dann stattliche Bäume, so daß wir uns fortziehen konnten. Also wir erstiegen schon den jenseitigen Abhang. Von der anderen Seite aus hätten wir ja die ganze, sehr beträchtliche Höhe erklettern müssen, ehe wir nach der anderen Seite blicken konnten, und dort lag die Burg bestimmt.

»Da liegt sie ja!«

Ja, da sahen wir sie zwischen den Bäumen hindurch liegen, sozusagen in handgreiflicher Nähe, hoch oben auf einem Felsen, eine stattliche Burg, schon mehr ein Schloß zu nennen, ein imposantes Gebäude mit Türmen und Zinnen und zahllosen Söllern und Erkern und Galerien und anderen Vorsprüngen – so deutlich lag sie im

Abendsonnenschein vor uns, daß wir die mächtigen Quadersteine erkennen kannten, aus denen sie zusammengesetzt war, und wenn diese auch im Laufe der Jahrtausende sehr verwittert sein mochten, verfallen war absolut nichts.

Aber von hier aus in erreichbarer Nähe war die Burg noch nicht. Da kam erst noch ein Wasserarm dazwischen und dann noch ein anderer Höhenzug. Jedenfalls aber wußten wir nun, wie sie zu erreichen war.

Wieder hinab zu den Booten.

»Da kommt die Tante!«

Das weibliche Walroß war das erste, das wie ein Pfeil durchs Wasser geschossen kam. Der Leser entsinnt sich wohl: ich hatte das Tier nach der Seenixe Dandea getauft, meine Matrosen hatten schleunigst Tante daraus gemacht.

Dann folgte Neptun, ihr Gatte. Und dann in einiger Entfernung die vier Seehunde, die, wie schon einmal gesagt, die schönen Namen Kasper, Nauke, Pimberle und Knipperdolling bekommen hatten.

Den zehnriemigen Kuttern, von geschulten Matrosenhänden gerudert, von gestählten Armen, wenn diese auch erst Knaben angehörten, hatten diese Tiere nicht folgen können, hatten uns sogar sicher aus dem Gesicht verloren, aber sie hatten uns zu finden gewußt. Das heißt: die Tante hatte die Führerin gespielt. Eben ein Weib. Daß die weiblichen Tiere klüger sind als die männlichen, findiger, das wissen alle Jäger und Dompteure und Dresseure. Übrigens spricht ja Schopenhauer

auch dem menschlichen Weibe mehr Intellekt zu als dem Manne, Artur Schopenhauer, dieser ausgemachte Frauenverächter! Freilich ist Intellekt nicht mit Intelligenz zu verwechseln. Schnelle Auffassungsgabe, wollen wir sagen, leichtes Lernen, und darin ist das Mädchen dem gleichaltrigen Knaben ja auch zweifellos überlegen.

Die Ruderpartie wurde fortgesetzt, wir ließen auch den zweiten Gebirgszug hinter uns, fanden jenseits eine breite Wasserstraße, sie mündete nach kurzer Fahrt in einen ansehnlichen See, und jetzt hatten wir die Burg direkt vor uns oder noch mehr über uns.

Es war noch viel imposanter, als wir erwartet hatten. Die Burg lag nicht an dem See, sondern in ihm. Mitten in dem See erhob sich, eben ein Naturspiel, ein kolossaler Felsblock, von rechteckiger Form, ungefähr, wie wir später ausmaßen, 80 Meter lang und 60 Meter breit, mindestens 200 Meter hoch, und oben dran lag die Burg, die Plattform gänzlich einnehmend, denn oben hingen noch die Balkons und andere Vorsprünge vor.

Wir fuhren näher. Schnurgerade wie die künstlichen Mauern stiegen die Felswände empor. So war es auf dieser Seite, und als wir um den ganzen Felsen herumgefahren waren, wußten wir, daß es auch auf den anderen drei Seiten so war.

Keine Treppe, kein anderer Aufstieg, kein Loch – gar nichts! Nur einmal streckte Juba Riata schweigend seine Hand aus.

Dort in von einem Boote erreichbaren Höhe hatte wieder einmal ein von deutscher Hand geführter Meißel

Worte eingegraben – oder einen Sinnspruch nur aus vier Worten bestehend.

»Gewinn – Enttäuschung.  
Entsagung – Gewinn.«

Nichts weiter.

Wenn man das einen Sinnspruch nennen kann.

Natürlich liegt ein tiefer, tiefer Sinn in diesen vier Worten.

Wer war der Mann, der in deutscher Sprache hier allüberall solche Verslein eingemeißelt hatte?

Ich will mich dabei nicht weiter aufhalten.

Für uns hatte dieses Sprüchlein nur insofern Bedeutung, weil dadurch der Name »das Schloß der Entsagung« entstand.

Und dieser kleinere See wurde der schwarze getauft, weil er, wohl wegen der Bodenbeschaffenheit, ein sehr dunkles Wasser zu haben schien, obgleich es sonst ganz klar war. Man konnte auch bei höchstem Sonnenstand keinen halben Meter unter Wasser blicken.

Aber dieser Sinnspruch stand über keinem Tore, nichts Ähnliches war zu sehen – das war für uns jetzt die Hauptsache.

»Wie sind die ehemaligen Bewohner dieser Burg da hinauf gekommen?«

»Mit einem Aufzug,« meinte Juba Riata, »einfach indem sie ein Seil herabließen und hinaufzogen. Dort oben gibt es ja Vorsprünge genug.«

»Aber da muß doch erst einmal der erste Mensch hinaufgeklettert sein, der die anderen nachzog.«

»Der ist mit einem Luftballon hinaufgeflogen!« bemerkte ein vorwitziger Junge.

Er wurde von den anderen, die nun schon gehört hatten, daß es sich hier sicher ums Jahrtausende handelte, ausgelacht.

»Na, warum denn nicht,« nahm ich aber den Knirps in Schutz, »die haben vor Jahrtausenden vielleicht schon lenkbare Luftschiffe gehabt. Ihr werdet hier noch manches sehen, was wir jetzt nicht mehr nachahmen können.«

»Ja, aber wir haben kein lenkbares Luftschiff,« versetzte Juba Riata, »nicht einmal einen Luftballon, der einen Mann trägt, können mit Gummiblasen, die Doktor Isidor in seinem Laboratorium mit Wasserstoffgas füllt, nur kleine Ballons aufsteigen lassen.«

»Und so ein kleiner Ballon genügt vielleicht. Wir dirigieren ihn bei günstigem Winde so, daß die dünne Schnur, nur ein Seidenfaden, dort über einen Vorsprung zu liegen kommt, natürlich muß der Ballon so weit, daß wir auch das andere Ende des Seidenfadens zu fassen beisammen, an diesem ziehen wir eine stärkere Leine hoch, und so weiter, bis daraus eine Strickleiter wird.«

»Ich glaube das läßt sich besser erzählen als ausführen.«

Natürlich, da hatte Juba Riata recht. Da war schon besser, wir versuchten es mit einem richtigen Aufstieg. Denn unersteigbar ist doch schließlich überhaupt keine

Felswand. In erreichbarer Höhe werden nebeneinander zwei Löcher eingemeißelt, in diese Eisenstangen einzementiert, über diese ein Brett gelegt, auf dieses stellt sich der Arbeiter und fängt wieder in etwa zwei Meter Höhe zu meißeln an.

Aber da war eine kleine Berechnung doch angebracht. Zunächst überzeugten wir uns, daß es Basalt von außerordentlicher Härte war. Und der Felsen war mindestens 200 Meter hoch, dann erst begann die Burg. Und wir wollten nicht zu fix arbeiten, meißeln, in der Phantasie, wir hatten da schon einige Erfahrung. Wenn da ein Mann jeden Tag zwei solche Löcher fertig brachte, so wollten wir zufrieden sein. Also jeden Tag um zwei Meter höher. Das ging auch nicht schneller, wenn zwei oder drei Mann nebeneinander arbeiten konnten. Also hätten wir zur Überwindung dieser Höhe hundert Tage gebraucht.

Es hat sich doch etwas, solche glatte Felswände zu erklimmen! Und wir sind doch keine Chinesen, die geduldig von Generation zu Generation an einem Bohrloche arbeiten, mit dem primitiven Fallbohrer am Seile mit dem Schöpflöffel, und wenn dort das Gewünschte nicht gefunden wird, dann wird daneben wieder einige hundert Jahre gebohrt. So viel Zeit wie solche Chinesen hatten wir nicht.

Nein, da probierten wir es doch lieber einmal mit dem Luftballon. Na, wir würden schon hinaufkommen. Es war zuletzt nur scherzhaft so gesprochen worden.

Heute abend war doch nichts mehr zu machen, aber zurückkehren wollten wir auch nicht, sondern hier nächtigen und den Jungen eine Jagd gönnen. Ihre Jagdgewehre und was sie sonst brauchten, hatten sie natürlich mitnehmen müssen, sonst wäre es doch keine richtige Expedition gewesen, ich brauchte nur immer an meine eigenen Kinderjahre zu denken, dann vergaß ich auch diese »meine« Kinder niemals. Die Ufer des Sees waren nur wenig hügelig und dicht bewaldet, dort gab es sicher Wild in Masse, wir hatten auch schon ein großes Rudel Elche gesehen.

Also wir suchten eine Landungsstelle und ein idyllisches Lagerplätzchen aus. Vorher aber, ehe ich weitere Arrangements traf, setzte ich einen Bericht darüber auf, was wir hier gefunden hatten. Jeder der sechs Robben trug immer ein Halsband mit wasserdichter Kapsel daran, so daß sie sich, wenn sie einmal die Boten spielen mußten, nicht erst daran zu gewöhnen brauchten. Als Ordonnanz wählte ich den Seehund Kasper, er wurde von der Frau Nauke begleitet. Ich bemerke nachträglich, daß die weiblichen Robben, zwei Seehunde sowohl wie das Walroß, uns schon wiederholt mit Jungen beschenkt hatten, daß es uns aber nie geglückt war, sie groß zu bekommen. Sie wurden von den Müttern, obgleich die Robben doch sonst so ungemein zärtlich gegen ihre Jungen sind, stets dermaßen vernachlässigt, daß sie bald eingingen. Das Leben an Bord war für die Tiere eben doch ein zu

unnatürliches, hier versagte auch Juba Riatas Kunst, obwohl er noch immer hoffte, das fehlende Mittel zu entdecken, um eine Nachkommenschaft großzuziehen, um den Müttern die richtige Liebe zu geben. Denn diesen Robben fehlte offenbar irgend etwas, was sie in der Freiheit im Überfluß hatten. Vielleicht war es nur eine Kleinigkeit. So etwa wie die Hühner keine Eier legen oder nur unbebrütbare Windeier, wenn sie keinen Kalk zu fressen bekommen.

Nur einige freundliche Worte, mit Nachdruck gesprochen, ein freudiges, verständnisvolles Bellen, und das Seehundsehepaar schwamm ab, nach dem Schiffe zurück, sie würden sich bemerkbar zu machen wissen und diejenigen, welche dieses Schloß in Augenschein zu nehmen wünschten, hierher führen. Das war ich den Zurückgebliebenen schuldig.

So, nun wurde die Jagd arrangiert. Immer wieder ein Wettkampf, Blau gegen Gelb. Welche Farbe bis Mitternacht die meiste Beute machte oder vielmehr hier am Lagerplatz ablieferte, die hatte gewonnen, die bekam eine Prämie, welche dann bei der nächsten solchen Jagd von ihr zu verteidigen war. Geschont brauchte nicht zu werden, das erlegte Wild kam dann ausgeweidet in die Eisgrotte, hielt sich dort ewig – nein, bis es aufgezehrt war. Die Beute wurde dann gewertet, etwa daß zwei Birkhühner einen Auerhahn rechneten, vier Auerhühner einen Hirsch, zwei Hirsche einen Elch, und so weiter. Jeder Unglücksfall, den ein Junge erlitt, zog für seine Farbe eine erkleckliche Anzahl Strafpunkte nach sich. Da konnte

dann, wenn es zum Austrag kam, nicht viel Streit entstehen, höchstens zwischen Peitschenmüller und mir, denn ich war wie immer blau, jener gelb, und jeder wahrte natürlich die Interessen seiner Partei.

»Nun vorwärts, verschwindet! Wenn es Mitternacht ist, das wißt Ihr aus der Stellung des Mondes und der Sterne, wie ich Euch eben erklärt habe. Sonst entscheidet das Ende der Jagd mein Chronometer. Die Beute, die punkt zwölf Uhr nur noch einen Schritt außerhalb dieses Kreises ist, den wir um den Lagerplatz gezogen denken, zählt nicht mehr mit. Denkt an die Strafpunkte! Daß Ihr Euch gegenseitig anschießt, kann überhaupt nicht vorkommen. Wer sich von einem Eber anlaufen und verwunden läßt, der muß ihn, nachdem er ihn zur Strecke gebracht hat, dann auf einem Sitz auffressen. Verduftet!«

Lachend zerstreuten sich die 32 Jungen in dem dämmernden Wald, einzeln oder sich in Gruppen haltend. Daß sie die Jagdbeute auch hierher tragen mußten, das bewirkte besonders ein solidarisches Zusammenhalten.

Doch nur wenige Schritte in den Wald hinein, so verstummte das Lachen und Schwatzen. Jetzt verwandelten sich diese Knirpse in echte Jäger, deren waidmännische Kunst jeder nordamerikanische Indianer bewundert hätte. Besonders auf dem Eldorado-Plateau hatten sie unter Juba Riatas Leitung etwas gelernt.

Wir beiden zündeten das Lagerfeuer an, eines, an dem man schon nach einer halben Stunde einen ganzen Ochsen hätte braten können.

Zwischen einer Waldlichtung hindurch sahen wir vor uns die alte Burg hoch oben auf dem Felsen liegen, vom ersten halben Mond beschienen, sich im schwarzen Wasser spiegelnd.

Aber wir unterhielten uns nicht über die uralten Erbauer dieser Burg, sondern wir blieben beim Leben, wir unterhielten uns über diese Jungen, über »unsere« Kinder, die wir einst als durch und durch verdorbene Taugenichtse, die fast sämtlich schon den Verbrecherstempel an der Stirn getragen, dem wrackten Zirkusschiffe entnommen hatten.

Was war aus diesen Kindern geworden! Eine Pracht war es! Und was würde noch dereinst aus ihnen werden? Nun, jedenfalls ganze Männer vom Scheitel bis zur Sohle, die sich dereinst in jeder Lebenslage zurecht fanden und die dann im Herzen noch dasjenige hatten, was nicht allein den ganzen Mann, sondern den wahren Menschen ausmacht!

Die Schüsse hallten im Walde, und ab und zu wurde die Beute angeschleppt gebracht. Es gehörten sechs kräftige Burschen dazu, um einen Elch von fünf Zentnern eine halbe Stunde lang über Stock und Stein zu tragen

»Ich hätte einen erlegen können, der wenigstens noch eineinhalbmal so schwer war, aber er war zu weit von hier.«

»Und ich einen Wisent, aber wie hätten wir den fortschleppen sollen.«

Das war es eben, was einen Massenmord verhinderte, ganz abgesehen davon, daß das Wild hier den Jäger schon gar nicht so nahe herankommen ließ.

Schon taxierten wir beiden Schiedsrichter, oftmals ins Wortgefecht kommend, und auch die Art der Schüsse fielen ins Gewicht, je nach ihrer Tödlichkeit, und auch Fehlschüsse oder nur angeschossene Tiere, welche letztere morgen mit den Hunden gesucht werden sollten, mußten gemeldet werden, und da gab es bei diesen Jungen nichts von einem Verschweigen.

Mit dieser Beschäftigung und mit Schmausen verging noch eine Stunde, dann wickelte sich jeder in seine dünne, aber warme und wasserdichte Decke, und wer die Augen zumachte, der war sofort eingeschlafen, wie es auch mir erging. Die Hunde wachten für uns, wenn man hier überhaupt einen Wächter nötig hatte.

Da wurde ich am Arm gefaßt und gerüttelt. Der halbe Mond war bereits um Mitternacht untergegangen, auch hatte sich der Himmel bewölkt, das Lagerfeuer glühte nur noch, außerhalb dieses schwachen Scheines herrschte Stockfinsternis.

Über mich gebeugt stand Juba Riata.

»Was gibt es? Welche Zeit ist es?«

»Noch nicht um zwei.«

Dann hatte ich also auch noch keine Stunde geschlafen.

»Was gibt es denn?«

»Eben ist es wieder verschwunden, was ich Ihnen zeigen wollte . . . da da da ist es wieder!«

Wo die Burg lag, wußte ich. Es war von ihr absolut nichts zu sehen. Plötzlich aber hing dort, wo sie lag, in der Luft ein leuchtendes Viereck.

»Ein erleuchtetes Fenster!«

»Nichts anderes. Und vorhin waren drei Fenster nebeneinander erleuchtet.«

»Sonst nichts weiter?«

»Da sind Menschen drin.«

»Es braucht nur einer zu sein, der ab und zu die Lampe ansteckt und wieder ausbläst.«

»Jener Merlin?«

»Was weiß ich?«

»Da da – jetzt wird einige Etagen höher eine ganze Zimmerreihe erhellt!«

»Na wissen Sie was, Juba – wenn sonst noch etwas passiert außer dieser Illumination, dann wecken Sie mich wieder. Es muß aber auch wirklich von Wichtigkeit sein. Illuminationen habe ich schon ganz anderes gesehen. Gute Nacht.«

Sprachs und legte mich wieder aufs Ohr, hörte noch von Juba ein kurzes Lachen, dann war ich wieder eingeschlafen.

Diesmal weckte mich erst der grauende Morgen, das tat er aber auch ohne Rütteln.

So ganz gleichgültig war mir diese Illumination natürlich nicht gewesen, ich lasse mich nur nicht gern in der Befriedigung meiner natürlichen Bedürfnisse stören.

»Na, was haben die Fenster sonst noch gemacht?«

»Bis gegen drei waren sie erleuchtet, immer verschiedene, dann blieben sie finster.«

»Da wollen wir einmal ernstlich das Problem überlegen, wie wir dort hinaufkommen, um den Bewohnern dieses Schlosses unsere Visitenkarte abgeben zu können.«

»Dieses Problem ist bereits gelöst,« lächelte Peitschenmüller.

»Nun?«

»Wir schießen eine Leine hinauf, mit der Cordesschen Büchse.«

Ich schnellte empor, stürzte mich auf die nächsten kleinen Schläfer, die nicht von jeder Morgendämmerung geweckt wurden.

»Auf auf! Na habt Ihr Euch nun endlich überlegt, wie wir da hinauf kommen? Immer noch nicht? Auch im Schläfe ist Euch nichts eingefallen? Wozu schlaft Ihr denn eigentlich? Jungens, Jungens, seid Ihr dämlich! Ich wollte es Euch gestern nur nicht gleich sagen, ich hoffte, Ihr würdet von alleine drauf kommen. Na wozu haben wir denn die Rettungsraketen an Bord, die Cordesschen Büchsen? Wir schießen einfach eine Leine hinauf!«

»Es ginge aber ooch mit'n Drachen!« meinte einer der Knirpse.

Ich wurde still, kratzte mich unbewußt hinterm Ohre. Der Junge hatte recht. Ja, ein Drache, mit gutem Winde steigen gelassen, war doch noch vielleicht besser als solch eine Cordessche Büchse, welche die Leine nur 400 Meter weit trägt, bei einem Winkel von 45 Grad, aber wie

hoch, das weiß man nicht, das heißt das kann man nicht berechnen, es gibt überhaupt noch kein ballistisches Gesetz, das muß immer von Fall zu Fall ausprobiert werden.

Jedenfalls ging gleich wieder ein Seehund ab, mit der schriftlichen Bitte, daß uns sofort eine Cordessche Donnerbüchse mit mehreren Leinen nachgeschickt würde. Kaum war das Tier abgeschwommen, als die Pinaß ankam, mit der Patronin und einigen Mitglieder ihrer Gesellschaft, von Matrosen und Heizern gerudert, die freiwillig mitgegangen waren, weil sie dieses aufgefundene Schloß interessanter fanden als die Zirkusvorstellungen. Oder sie wollten doch einmal eine Abwechslung haben, sich überhaupt die Umgegend einmal besehen.

Etwas ändern an der Sachlage taten die neuen Ankömmlinge ja nicht. Sie konnten das Schloß nur von außen bewundern, konnten um den Felsen herumfahren, mußten warten, bis nun das zweite Boot mit den gewünschten Raketenapparaten kam. Die Fahrt dauerte ungefähr dreiviertel Stunden, also mit zwei Stunden mußte man mindestens rechnen.

Unterdessen ließ Juba Riata die Jungen mit den Hunden verwundetes Wild suchen, woran ich mich aber nicht beteiligte. Ich bummelte am Ufer herum, erging mich in der Einsamkeit.

So mochte eine Stunde vergangen sein, als ich einen seltsamen Reitersmann sah. Allerdings nicht mehr seltsam für mich. Aber was hätte wohl ein anderer gesagt, der so etwas noch nicht gesehen, und er sieht da im

Wasser ein gewaltiges Walroß mit mächtigen Hauern schwimmen, auf dem ein Mensch als Reiter sitzt.

Daß wir die Walrosse als Reittiere benützten, habe ich ja schon einmal erzählt, habe auch schon einmal meine diesbezügliche Ansicht gesagt. Nachdem der Mensch den Hund schon seit Jahrtausenden zu seinen Gefährten gemacht hat, ist er heute endlich, auf den genialen Gedanken gekommen, die feine Hundenase auch im Polizeidienst zu benützen, um mit ihr Bösewichter habhaft zu werden und sie unschädlich zu machen, und den Seehund, der meiner Überzeugung nach noch viel klüger ist als der vierbeinige Hand, hat er heute glücklich so weit gebracht, daß dieses Tier eine Petroleumlampe auf der Nase balanciert, mit Bällen spielt und den Leierkasten dreht.

Nein, ich habe vor dem Herrn der Schöpfung in dieser Hinsicht sehr wenig Achtung. Wenn er das, was ihm die Natur ganz von selbst fix und fertig bietet, so außer acht läßt, da lassen mich alle die Erfindungen der Mechanik und Chemie kalt.

Aber ich sehe schon die Zeit kommen, da man den überaus piffigen Seehund und den schlangengleichen Seelöwen noch in ganz anderer Weise benutzen wird, und das mächtige Walroß, bis zu sieben Meter lang und dreißig Zentner schwer werdend, jung eingefangen bei geeigneter Behandlung jeder Dressur zugänglich, als Reittier des Wassers. Erst wirds ein Sport werden, zuletzt ein Bedürfnis. Genau so, wie ein reicher Mann einmal auf den Gedanken gekommen ist, die Unmöglichkeit zu

widerlegen, sein Zebra zu zähmen, es ihm gelungen, der Sportsman paradierte mit seinen eingefahrenen und zugerittenen Zebras – in Bälde wird die Zucht des Zebras den ganzen Charakter aller jener afrikanischen Gegenden umkrepeln, in denen die für Pferde und Rinder tödliche Tetsefliege auch den Aufenthalt des Menschen so gut wie unmöglich macht.

Der Eskimo war mit dem zweiten Schub nachgekommen, hatte mir bereits Vorwürfe gemacht, daß ich ihn nicht gleich mitgenommen hatte.

Ich stand gerade auf einer Sandbank, die sich etwas in den See erstreckte, als er auf seinem Reittiere angeschwommen kam. Ohne Sattel saß er auf dem speckigen Riesenleibe, kaum berührten seine Füße das Wasser, ohne Zaum und alles lenkte er das Tier. Ein unmerkliches Zeichen, und es stoppte sofort, an einer tiefen Stelle dicht neben der Sandbank, nahm nur gleich die Gelegenheit wahr, einige Muscheln zu verschlingen, die es hier in Menge gab. Muscheln bilden die Hauptnahrung des Walrosses, dazu scheint ihm auch die Natur die Elefantenhauer verliehen zu haben, um die Muscheln vom Meeresboden losreißen zu können. Sie werden wohl aufgekackt, aber ein guter Teil der Schalen geht doch mit in den Magen und wieder ins Freie. Außerdem frißt es noch Fleisch aller Art und Algen, gewöhnt sich schließlich überhaupt an alles. Aber ohne Muscheln geht es zuletzt ein, und vielleicht sind ihm gerade die Schalen, die eine Wanderung durch den Darm machen müssen, ein unablässiges Bedürfnis.

Dieses Tier war noch jung, wahrscheinlich sogar noch sehr jung, war erst fünf Meter lang und wog vierzehn Zentner.

»Was machen Sie hier?« begrüßte mich Mister Tabak.

»Nichts.«

»Das ist nicht viel. Worauf wartet man hier eigentlich? Weshalb besichtigt man nicht die Burg dort oben?«

»Na das wissen Sie doch ganz genau! Wir warten auf die Cordessche Büchse, um ein Seil hinaufzuschießen.«

»Ja wozu denn ein Seil hinaufschießen?«

»Ach stellen Sie sich doch nicht so!«

Der Eskimo blickte sich um.

»Ich war schon oben!« sagte er dann.

»Was?!«

»Ich habe einen Eingang gefunden. Kommen Sie mit, ich zeige ihn Ihnen.«

Ich kannte diesen Eskimo. Der schrie nicht: »Kommt mal alle mit, ich habe einen Eingang gefunden!« Er war ein Menschenverächter und überhaupt ein sonderbarer Kauz. Er war eitel, ein bißchen sehr, wollte zu allem eingeladen werden. Und wenn er nicht an erster Stelle sitzen konnte, kam er nicht. Juba Riata war sein einziger Freund gewesen. Nicht daß ein Knax dazwischen gekommen wäre, so etwas kam bei solchen Männern überhaupt nicht vor, höchstens, daß sie Todfeinde werden konnten – aber seitdem der sich einsam fühlende Junggeselle trotz meiner Bemühungen keine Frau bekommen, hatte er sich ganz und gar an mich angeschlossen. Und daß ich ihm in Hamburg eine Meerschaumpfeife geschenkt hatte, bei

der beim Anrauchen nach und nach ein weißes Männchen zum Vorschein kam, das vergaß er mir auch nicht. Da, wie er die Entdeckung machte, daß auf dem Ulmer Kopf sich ein Männchen zeigte, da hatte ich ihn vor seliger Rührung sogar weinen sehen, und er hatte mich in seine Arme geschlossen und mich an seine Brust gedrückt, daß ich den Tran- und Tabaksgestank jetzt noch nicht los geworden war, ihn wenigstens immer noch in der Nase hatte.

Also wenn der Eskimo den von ihm entdeckten Eingang nur mir zeigen wollte, nur mir allein, da war nichts dagegen zu machen. Oder man könnte den Orden, der einem vom Landesvater überreicht wird, kaput brechen und die eine Hälfte dem Lakaien geben, der einem die Tür geöffnet hat. So was gibts doch nicht.

Ich watete etwas ins Wasser und schwang mich hinter ihm auf den Speckrücken. Es hätten auch noch drei andere drauf Platz gehabt, und das riesige Tier sank nicht viel tiefer ein. Nur daß meine Füße tiefer ins Wasser hingen. Weil dieser menschliche Dackel von Eskimo überhaupt gar keine Waden hatte, weil dessen Füße gleich an den säbelförmig gebogenen Schenkelknochen saßen.

Wir ritten ab. Wenn erst einmal Walroßwettrennen abgehalten werden, mit Jockeis auf den Rücken, auch Hindernisrennen, nur daß es nicht über die Hürden weggeht, sondern drunter hinweg, unter Wasser, kein Jockei kann mehr Knochen und Hals brechen, wohl aber hat er die beste Gelegenheit zum Ersaufen, darauf freue ich mich.

Das sehe ich mir mit an. Da will ich nicht so sein wie der Schah von Persien.

Kennt man das Urteil, das der Schah von Persien über das moderne Pferderennen fällte? Mir fällt immer einmal so etwas ein. Unsereiner hört so vieles, vielleicht mehr als ein Weinreisender. Das Geschichtchen ist historisch.

Als im Jahre 1896 Muzaffer Mirza<sup>1</sup> den persischen Thron bestieg, war sein erstes, daß er nach Europa fuhr, um sich seinen fürstlichen Kollegen vorzustellen. Sehr mit Erfolg – er nahm überall einen mächtigen Pump auf. Hatte es auch sehr leicht, denn damals wollten alle Mächte in Persien die Vorderband bekommen.

Dementsprechend wurde der Schah denn auch überall empfangen, mit mehr als fürstlichen Ehren, ganz besonders auch in Frankreich. Präsident Loubet tat, was er nur tun konnte, nahm seinen exotischen Gast überall mit hin.

So ging es auch einmal in ein Konzert. Als es nach zwei Stunden beendet war, fragte Loubet:

»Welches Stück hat Eurer Majestät am besten gefallen?«

Ja Du lieber Gott, welches Stück! Wie sollte das die persische Majestät erklären!

»Das eine, das hat mir am besten gefallen – das – das das . . . diedeldie, diedeldäää, diedeldädädä – das möchte ich gern noch einmal hören.«

---

<sup>1</sup>Mozaffar ad-Din Schah, 1853–1907. (HP)

Gewiß, das konnte er. Wenn man nur gewußt hätte, was das gewesen wäre, diedeldie, diedeldäää, diedeldädä.

Nun, da wurde eben probiert, ein Stück nach dem anderen.

»Ist es das?«

»Nein, das ist es nicht, es, war viel, viel schöner.«

Nach einer halben Stunde hielt es der Präsident für das Beste, das ganze Konzert noch einmal von vorn spielen zu lassen. Einem Schah von Persien, der in seinem Reiche den Eisenbahnbau und andere Konzessionen zu erteilen hat, ist man schon so eine Gefälligkeit schuldig, mögen die Musikanten dabei auch krepieren.

»Ist es das?«

»Nein, das ist es nicht, es war viel, viel schöner.«

»Also es geht weiter. Endlich müssen wieder einmal die Geigen gestimmt werden.

»Das ists, das ists!« ruft da Seine persische Majestät entzückt.

Diese Geschichte ist historisch.

Oder wie ihm in London das Newgate gezeigt wurde, die Richtstätte, wo die zum Tode Verurteilten gehangen werden, die Vorrichtung des Galgens mit dem Fallbrett wird ihm erklärt, wie die ganze Vorrichtung funktioniert.

Aber diese theoretische Erklärung genügt Seiner persischen Majestät noch nicht, er findet sich nicht richtig hinein.

»Hängen Sie doch mal einen.«

»Bedaure, es ist gerade kein zum Tode Verurteilter auf Lager.«

»Na da hängen Sie einen anderen Verbrecher.«

»Das geht nicht, Majestät, er muß erst verurteilt werden.«

»Dann verurteilen Sie einen.«

»Es ist unmöglich, Majestät, wir bedauern lebhaft – es geht gegen die guten Sitten dieses Landes.«

»Na, da hängen Sie mal den hier auf.«

Der edle Schah spricht, dreht sich um, packt einen seiner Minister beim Halsband und zieht ihn vor.

Natürlich konnte auch dieser persische Minister beim besten Willen nicht gehangen werden. Der Schah mag einen schönen Begriff von englischer Gastfreundschaft bekommen haben.

Doch das war es ja nicht, was ich erzählen wollte. Wir bleiben in Frankreich, wo dieser selbe Schah einen klassischen Ausspruch über das Pferderennen tat.

Also es ging auch einmal zum Pferderennen. Oder es wurde erst dazu aufgefordert

»Pferderennen, was ist das?«

»Nun, Pferdewettrennen.«

»Pferdewettrennen? Ich verstehe nicht.«

Der Präsident von Frankreich erklärt es seinem exotischen Gaste näher.

Endlich begreift der Schah, aber noch immer schüttelt er nachdenklich den Kopf, und dann bricht er in die denkwürdigen Worte aus, hier auf Deutsch wiedergegeben:

»Daß ein Pferd schneller als das andere ist, das weiß ich – und welches nun von diesen Pferden, die nicht mir gehören, das schnellste ist, das ist mir piepschnuppe!«

---

Das habe ich nicht dem Leser erzählt, sondern das erzählte ich meinem Vordermanne, während wir auf Walrosses Rücken durchs Wasser nach dem Felsen ritten, und Mister Tabak schüttelte sich vor Lachen, und das Walroß hielt sich verpflichtet, mitzubrüllen, obgleich den Witz einer so wenig wie der andere verstand. Aber der Eskimo lachte so gern. Freilich kam es ganz darauf an, wer ihn zum Lachen bringen wollte. Sein Freund Juba Riata machte überhaupt keine Witze, und irgend ein anderer hätte ihn mit Witzen totkitzeln können, Mister Tabak hätte seinen Mund, der schon von einem Ohre bis zum andern reichte, keine Linie weiter verzogen, während ich den allerdümmsten Witz reißen konnte, dann fing der Kerl zu lachen an, daß ich so wie jetzt seine Mundwinkel von hinten sehen konnte.

So erreichten wir den Felsen.

»Wo ist denn nun der geheime Eingang?«

»Na kommen Sie nur mit.«

Wenn ich nicht nachschwimmen wollte, mußte ich wohl mitkommen.

Es ging um den Felsen herum. Das Walroß stand im Wasser.

»Hier ist er.«

»Wo denn?!«

»Hier unten.«

Und Mister Tabak deutete neben der Felswand ins Wasser hinein.

»Unter Wasser. Es list gar nicht tief, keine vier Ellen, und dann haben Sie kaum drei Ellen zu schwimmen, dann tauchen Sie wieder auf und können Luft schnappen. Also tauchen Sie mal unter.«

Na das heißt – so fix ging das bei mir nicht! Da wollte ich doch erst einmal mein Testament machen.

»Wie haben Sie diese unterseeische Öffnung gefunden?«

»Wie ich vorhin um den Felsen ritt, sah ich hier Blasen aufsteigen, dachte mir gleich etwas, Knipperdolling war bei mir, den schickte ich zuerst hinab, er blieb lange aus, erzählen konnte er mir ja nicht, aber er nieste doch so freundlich – na, da kalkulierte ich weiter, und da bin ich einmal hinunter gejumpt und fand richtig das Loch. Ausgemessen hab ich ja noch nicht, aber ich kalkuliere, daß ein Walfisch durch kann.«

Dieser Eskimo schwamm und tauchte wie ein Fisch, das wußte ich, wenn er sich auch nicht zum Wettschwimmer eignete, weil er da überhaupt nicht mitmachte, und verwegen war dieser Kerl wie ein Teufel, wenn ers auch nicht so von sich gab.

»Der Felsen ist hohl?«

»Wie ein ausgelutschtes Ei.«

»Sie waren drin?«

»Na, sonst wüßt ich doch nicht, daß er hohl ist.«

»Und was ist denn nun da drin?«

»Sie werdens schon sehen.«

»Sie wollens nicht sagen?«

»Nee. Ich will Ihnen die Überraschung nicht verderben.«

»Wirklich etwas ganz Merkwürdiges?«

»Da staunt der Laie, selbst der Kenner stutzt!« gebrauchte der Eskimo eine Redensart, die damals neu aufgekomen war und die er in Hamburg aufgeschnappt haben mochte. Possierlich war nur, wie das aus dem breiten Maule herauskam.

»Waren Sie auch oben?«

»Wo oben?«

»In der Burg.«

»Nee.«

»Weshalb nicht?«

»Weil keine Treppe und nicht einmal eine Tür vorhanden war.«

»Es war also nur eine einzige Öffnung?«

»Ja, sozusagen ein geschlossenes Loch, aber ein sehr, sehr großes Loch, hübsch erleuchtet und auch sonst sehr hübsch drin. Na, schwimmen Sie nur mal hinunter und besehen Sie sich die Geschichte selber, und dann vergessen Sie nicht, wieder den Mund zuzumachen.«

»Kommen Sie nach?« lachte ich.

»Noch nicht gleich. Ich will erst meine Pfeife ausrauchen, sie brennt gerade so hübsch, es quatschelt schon.«

Denn natürlich hatte er seine qualmende Fuhrmannspfeife zwischen den Zähnen.

Ich war bereits aufrecht auf den Rücken unseres Reiters geklettert, entledigte mich der Sachen, die mir beim Tauchen hinderlich sein konnten, hing zum Beispiel mein Gewehr über Mister Tabaks Schulter.

»Was ich noch fragen wollte . . . können Sie eigentlich noch nicht unter Wasser rauchen?« sagte ich dabei.

»Ich? Nee. Ist das möglich, unter Wasser zu rauchen?«

»Sie müssens mal probieren.«

Ich hatte meine Toilette beendet, schickte mich zum Hechtsprung an, der mich gleich tief hinabbefördern sollte.

»Also vier Ellen tief?«

»Höchstens.«

»Und drei Ellen weit dann zu schwimmen?«

»Kaum.«

Ich setzte zum Abschnellen an.

»Halt halt halt halt!« schrie da Mister Tabak und packte mich, mußte auch tüchtig zupacken, denn ich war schon in halber Fahrt gewesen, mußte krampfhaft nach rückwärts arbeiten, um mich noch halten zu können.

»Was gibts?« fragte ich erschrocken, was sich begreifen läßt.

»Meinen Sie wirklich, daß es möglich ist, auch unter Wasser zu roochen?«

»Na ich wills mir mal unter Wasser überlegen!« lachte ich aus vollem Halse und jumpte kopfüber hinab.

91. »DA STAUNT DER LAIE . . . «

Wenn man solch eine Partie unter Wasser vorhat, muß man sich erst etwas vorbereiten, darf vorher nicht lachen und lachend verschwinden, sondern man muß, so lange man dazu noch Gelegenheit hat, mehrmals ruhig atmen, dann sich die Lungen voll Luft pumpen, so schwimmt man kopfüber nach unten, die Bewegungen der Füße genügen schon, so kann man bis sechs Meter tief tauchen, tiefer geht es beim normalen Menschen nicht, dann wird der Druck zu groß – bei den Perlentauchern ist das ja etwas ganz anderes – dann stößt man langsam die Luft aus, die nach oben perlt, so kann man sich, wenn man auf dem Grunde etwas zu suchen hat, leichter unten halten, und auf diese Weise kann man es bei einiger Übung bis zu einer Minute bringen. Wobei natürlich auch das Wiedernachobenschwimmen inbegriffen ist. Denn das darf man natürlich nicht vergessen.

Ich hatte mich nicht gut vorbereitet, ich hatte gelacht. Aber wäre es nicht eine Kinderspielerei gewesen, eine Kinderspielerei für einen nur einigermaßen guten Schwimmer und Taucher – an jene menschlichen Froshimitationen, die man in unseren Schwimmbädern für gewöhnlich im »Tiefen« herumkriechen sieht, darf man dabei freilich nicht denken – dann hätte mich mein grönländischer Freund schon gewarnt, mir noch andere Instruktionen gegeben.

Also es ging auch mit lachendem Abfahren, ich schoß hinab, half mit den Füßen nach, ließ dabei die eine Hand

an der Felswand herabgleiten, die sich ganz schleimig anfühlte, und ich hatte sekundenweise noch nicht bis fünf gezählt, als ich die Kante schon fühlte.

Noch ein wenig tiefer und unter der Kante weg, ich konnte nach Belieben austreten, bei der zwölften Sekunde einmal nach oben getastet, immer höher hinauf, die Augen aufgemacht, hellgrünes Licht gesehen – und da war ich schon oben, konnte Luft schöpfen.

Es war ein weites Wasserbassin, über das sich die Felswand kuppelförmig wölbte, rings herum lief eine Galerie, und dort, wo sich die Wand noch nicht wölbte, sondern noch senkrecht abfiel, befanden sich Fenster, eines neben dem andern, durch welche das helle Tageslicht fiel.

Ja aber von diesen Fensteröffnungen war doch von draußen nichts zu bemerken gewesen?!

Nun, ich mußte erst einmal auf die Galerie klettern, um dieses Rätsel lösen zu können. Von hier im Wasser konnte ich nicht hindurchblicken, und vielleicht waren es nur angemalte Fenster, das Licht ging wahrscheinlich wieder von der ganzen Wand aus.

Also ich schwang mich hinauf, mit leichter Mühe stellte mich auf die Beine und ...

Ja, da staunt der Laie, selbst der Kenner stutzt!

Ich will erst noch etwas bemerken.

Seit damals, wo wir durch die Nixengrotte in die texanische Prärie gekommen waren, hatte sich Merlin noch nicht wieder gezeigt.

Und weder Peitschenmüller, noch ich, noch ein anderer hatten in der Nähe unseres Quartiers oder anderswo solch eine Tür oder eine Höhle gefunden, durch die man in eine fremde, gewissermaßen illusionistische Gegend gekommen wäre.

Die anderen hatten freilich auch noch nicht gesucht, mir, Peitschenmüller und ich, hatten ihnen noch immer nichts von unserem Abenteuer mitgeteilt, im Schweigen waren wir beide eben sehr beharrlich.

Sollten wir nun hier in dieser Burg oder schon hier unten in dem hohlen Felsen diese Zugänge zu den fremden, auf einer anderen Bewußtseins ebene liegenden Regionen gefunden haben?

Mein Blick durch das Fenster fiel auf eine tropische Landschaft. Ich mußte sie für eine indische halten. Eine Waldblöße, eingeschlossen von riesenhaften Bäumen, an denen sich herrlich blühende Schlingpflanzen emporrankten. Oder eine natürliche Schneiße im Urwald, will ich lieber sagen. Denn im fernen Hintergrunde erhob sich ein hohes Gebirge, dessen schneebedeckte Gipfel in der Sonne, die man aber nicht selbst sah, glitzerten.

Und diese Szenerie nun in vollem Leben. Die Blätter bewegten sich im leisen Winde, prachtvolle Schmetterlinge gaukelten umher, ich sah, wie sich ein starker Grashalm unter der Last eines mächtigen, goldschillernden Käfers bog.

Und dies alles in handgreiflicher Nähe. Das heißt, so weit man eben seine Hand hätte ausstrecken können.

Diesen Käfer hätte ich zum Beispiel greifen können müssen. Aber es war nicht möglich. Denn es war keine einfache Fensteröffnung von ungefähr einem Meter Breite und anderthalb Meter Höhe, sondern es war ein richtiges Fenster, mit Glasscheibe, nicht zu öffnen. Die Scheibe war in das Gestein eingelassen.

Wahrheit oder Illusion? Nur das letztere konnte in Betracht kommen. Wie mir mein Kompaß sagte, wie ich überhaupt wußte, hätte ich in dieser Richtung auf den See und auf den westlichen Höhenzug blicken müssen, der durch die Wasserstraße unterbrochen wurde. Statt der sibirischen Landschaft im Frühlingsschmuck also eine tropisch-indische.

Na, was war da überhaupt erst zu grübeln, ob das nur eine Illusion sein könne oder nicht. Ganz selbstverständlich.

Doch was ist eine Illusion?

Ist nicht jede Kinematographie eine Illusion?

Ja, nicht schon jedes andere Bild, vor das man sich hinsetzt, sich im Geiste in das versenkend, was es vorstellt?

Nevermind!

Ich ergötzte mich an dem, was ich hier erblickte, an dieser tropischen Urwaldspracht, an den gaukelnden Schmetterlingen, an den summenden Bienen ...

Halt! Summten sie wirklich? Nein, zu hören war absolut nichts. Das war etwas Unnatürliches. Ich hätte die Bäume rauschen hören müssen. Oder war die Glasscheibe zu dick?

Diese war durchsichtig wie – wie Luft, ich hätte gar nichts von ihr bemerkt, wenn ich sie nicht gefühlt hätte, und ferner mußte ich konstatieren, daß ich wohl ihre diesseitige Ebene wahrnahm, eben durch Gefühl, daß es mir aber unmöglich war, ihre Stärke zu erkennen. Wie ich auch seitwärts blickte, nach der Fassung in der Felswand lugte.

Nun, das war Nebensache, ich beobachtete weiter.

Alles realistisches Leben! Aber nicht nur ein harmloses Spiel der aus Blumenkelchen naschenden Insekten. Ich sah eine Art von großer Heuschrecke mit riesigen Fangarmen, eine sogenannte Gottesanbeterin, und ich sah, wie sie sich auf eine Fliege stürzte, sie im Sprunge erhaschte und zu verzehren begann.

Mein Taschenfernrohr rückte mir diese Szene zehnmal näher vors Auge, und ich sah, wie die furchtbaren Freßwerkzeuge den Fliegenleib zermalmten.

Und so der Kampf ums Dasein allüberall, der Stärkere fraß immer den Schwächeren auf, wenn man nur scharf beobachtete. Dort stach eine Wespe eine Schmetterlingslarve an, legte ihre Eier hinein, auf daß die auskriechenden Maden an der Larve Nahrung fanden, und als die Wespe mit diesem ihr von instinktiver Mutterliebe diktiertem Geschäft fertig war, da flatterte aus dem Busch ein Vogel hervor, fing die Wespe weg, trug sie im Schnabel davon, wahrscheinlich seinen Jungen im Neste zu.

Was war nun durch die anderen Fenster zu erblicken? Ich wandte mich dem nächsten zu, drehte mich dabei

mehr zur Seite als nötig gewesen wäre, und da hatte ich zunächst eine vollständig realistische Erscheinung.

Daß der Eskimo wirklich schon hier gewesen war, das hatte ich gleich an dem hinterlassenen Duft von Tran und Tabaksmant gerochen, und jetzt kam die Fortsetzung.

In diesem Augenblick, wie ich mich umdrehte, schoß Mister Tabaks bepelzter Kopf aus dem Wasser empor, er reckte sich noch höher, nahm die Pfeife aus den Zähnen, die Hand von dem Pfeifenkopf, auf den er sie gepreßt gehalten, und blies eine mächtige blaue Wolke von sich.

»Sehen Sie, es geht!« frohlockte er. »Richtig rauchen unter Wasser kann ich zwar noch nicht, aber ich habe die brennende Pfeife doch mit herübergebracht, das ist schon ein guter Anfang. Sehen Sie nur, wie sie noch brennt.«

Und wie ein Schlot qualmend, schwamm er mit der einen Hand ans Ufer, kletterte ebenfalls herauf.

»Na, was meinen Sie dazu? Daß Sie hier drin einen Kientopp fanden, das hatten Sie doch sicher nicht erwartet.«

Der hatte es also gleich erfaßt.

Ich wandte mich, wie beabsichtigt, dem nächsten Fenster zu und wurde etwas fassungslos.

Keine indische Urwaldsszenerie mehr, sondern eine nackte Steingrotte, aber oben offen, von Sonnenlicht erfüllt, ungemein pittoresk, in der Mitte ein Wasserbassin, und in diesem plätscherten ein halbes Dutzend Nixen, aber ohne Fischeschwänze, ganz natürliche Jungfrauen mit schneeweißen Leibern, plätscherten herum, spritzten

sich, trieben allerhand Allotria, kletterten die Felsen hinauf, jumpten wieder ins Wasser, und auf den Felsen lagen auch ihre Gewänder, anscheinend orientalische Kostüme.

»Fein, was?« meinte der Eskimo. »Aber in Amsterdam habe ich doch eigentlich besser gesehen, da war die Geschichte auch mit einem Phonographen verbunden, da hörte man die Mädels auch quieken.«

Das war hier nicht der Fall. Gewiß, sie lachten und »quiekten«, aber es war davon nichts zu hören, es war eine stumme Pantomime.

Der Eskimo trank den Schmant aus dem Stiefel seiner Pfeife aus, trat näher, spuckte erst noch einmal kräftig aus und klopfte mit dem Knöchel gegen die Fensterscheibe.

»He, Du da – Du kleine Blonde mit der Stulpnase – komm mal her.«

Die kleine Blonde mit der Stulpnase kam natürlich nicht.

»Na da komm doch mal her, Mädels! Guck mal, was ich hier Schönes habe. Eine seidene Schürze mit goldenen Klunkern dran – willst die haben? Nee? Sehen Sie, Waffenmeister, das ist alles nur zappelnde Malerei, was die Gelehrten gewöhnlich Kientopp nennen. Denn wenn ein Mädchen, dem man so eine seidene Schürze mit goldenen Klunkern schenken will, sie nicht nimmt, dann ist eben kein richtiges Mädels, dann ists nur Kientopp.«

Es war nur gut, daß ich diesen Eskimo bei mir hatte, der an Realistik nicht mehr zu überbieten war. Freilich

mußte man erst näher mit ihm bekannt werden, ehe er richtig vom Leder zog.

»s ist alles nischt mit der ganzen Kientopperei,« fuhr er fort, »ich halte die Kientopperei überhaupt für einen großen Rückschlag in der menschlichen Kultur. Sehen Sie, so vor zwanzig Jahren, als es so etwas noch nicht gab, da habe ich ganz dasselbe schon in Neuyork gehabt, aber nun in voller Wirklichkeit – na, vielleicht kann hier ja auch noch kommen.«

Vorläufig aber blieb es beim harmlosen Plätschern und Springen und Purzelbaumschießen. Köstlich genug!

»Diese badenden Mädchen waren schon vorhin da?«

»Nee.«

»Was war denn sonst an diesem Fenster hier zu sehen?«

»Nu, diese Felsenschlucht hier mit dem Wasserbassin, die war schon da, das stimmt, aber noch keine Mädels badeten sich drin. Wollen wir einmal diese Fensterscheibe einhauen?«

Und schon hatte Mister Tabak seinen gewaltigen Nickfänger aus der Tasche gezogen, war bereit, die Scheibe zu zertrümmern.

»Wozu denn das?!«

»Na um zu sehen, wie hier die Kientopperei gemacht wird.«

»Es ist eben Kinomatographie, Sie sagen es doch selbst.«

»Ja, aber was für seine Sorte, darauf kommt es an. Sehen Sie, es gibt doch ganz verschiedene Art von Kientopperei. Eine von hinten und eine von vorne, es gibt Kientopps mit durchsichtiger Leinwand und Kientopps mit Glastafeln. Wir haben hier eine Glastafel vor uns, das stimmt, aber wenn Sie nur einigermaßen in der Kientopperei bewandert sind, so müssen Sie doch zugeben, daß hier eine ganz besondere Art von Kientopperei vorliegt, denn wir sehen die zappelnden Figuren doch nicht eigentlich auf der Glastafel, sondern hinten der Glastafel, und wie das zustande kommt, das müssen wir doch ergründen. Ich wollte schon vorhin eine Fensterscheibe zerschmeißen, aber dann hätten Sie wahrscheinlich nichts mehr gesehen, und das wollte ich Ihnen nicht antun . . . «

»Sehr gütig von Ihnen, und ich bitte Sie, auch jetzt Ihre Fenstereinschmeißerei zu unterlassen.«

»Weshalb denn?«

»Nun, weil es mir genügt, hier den Effekt zu beobachten. Wie er zustande kommt, das ist mir ganz gleichgültig.«

»Sooo?! Hören Sie, Waffenmeister, da bin ich doch eigentlich wissenschaftlich gebildeter als Sie, obgleich ich keine Universität besucht habe, nicht einmal den Konfirmandenunterricht, von einer sonstigen Schule ganz abgesehen. Sehen Sie, als ich in Neuyork zum ersten Male in einen Kientopp ging – ich habe ja nicht schlecht gestaunt, das muß ich gestehen – aber da war auch gleich mein erstes, daß ich so einer Dame, die vor mir an der

Wand herumzappelte, eine Ladung Tabakssaft ins Gesicht spritzte. Da sie das nun gar nicht weiter genierte, wo doch ein Walfisch davon blind geworden wäre, so war doch hierdurch für mich wissenschaftlich erwiesen, daß es auch kein richtiges lebendiges Frauenzimmer sein konnte, und dann fügte ich zur Sicherheit noch einen zweiten wissenschaftlichen Beweis hinzu, indem ich dann bei einem Wettrennen auf so ein Pferd mit dem Revolver schoß.«

»Nun, und was war der Erfolg?« lachte ich.

»Das Pferd rannte weiter, denn es war eben nur eine mit lebenden Farben gemalte Figur – oder wie man die Geschichte nun sonst macht, jedenfalls ganz einfach, sonst würde es doch nicht nur zehn Cents Entree kosten – also das Pferd rannte weiter, aber dort, wo ich es hatte erschießen wollen, war in der Wand ein Loch, und außerdem war die ganze Glasscheibe zersplittert. Das war eben eine Glasscheibe gewesen, das hatte ich hiermit wissenschaftlich konstatiert.«

»Und wie faßte man diesen Scherz auf?«

»Na, ich sollte die Glasscheibe einfach bezahlen.«

»Das mag ein teurer Scherz gewesen sein.«

»Gar nicht. Nicht einen Cent habe ich bezahlt. Ich hatte keinen roten Cent mehr. Ich hatte schon vorher alles durchgebracht. Ein anderer hatte für mich den Eintritt bezahlt.«

»Und da hat man Sie so einfach gehen lassen?«

»Nu nee! Ich mußte sechs Wochen in Sing-Sing singen. Aber ich habe keine Woche gesungen. Die Saison

hatte begonnen, Mister Kabat wurde doch als Harpunier wie eine Stecknadel gesucht, ein Waljäger löste mich aus. Der Kapitän hat mir dann ja die Strafe oder überhaupt das Geld abgezogen, aber davon habe ich nichts gemerkt. Also Sie meinen nicht, daß ich hier die Glasscheibe einschmeißen soll?«

»Nein, bitte nicht, jetzt nicht, vielleicht später einmal.«

»Na, dann also später!« sagte der wissenschaftliche Eskimo und steckte seinen Nickfänger wieder ein. Inzwischen hatten sich die Nymphen weiter im Wasser getummelt. Die Unterhaltung hatte ja nur fünf Minuten gewährt, da kann man viel sprechen. Langweilig wurde einem diese Baderei überhaupt nicht, immer wieder andere Tollheiten.

Jetzt aber schien die Geschichte in ein anderes Sita-dium zu treten. Ein allgemeiner Schreck, dann glaubte ich die Mädels förmlich aufkreischen zu hören. Raus aus dem Wasser, auf die Kleider gestürzt, sie übergeworfen. Ich hatte erst von orientalischen gesprochen. Jetzt merkte ich, daß die Szene wohl im alten Griechenland spielte, solche Tunikas waren es, welche die Weiber trugen, daher auch die eigentümliche Haartracht, mit Goldstreifen und anderem Schmuck festgehalten. Im Körperbau werden die alten Griechinnen wohl nicht viel von den heutigen Weibern abgewichen sein, und wenn man ihnen nicht allen so ein edles griechisch-römisches Profil mit entsprechend gebogener Nase gegeben hatte, so hatte der, der die kinematographische Aufnahme geleitet, wohl auch ganz recht gehabt, denn ich still mich doch

hängen lassen, wenn es im alten Rom und Hellas nicht auch solche reizende Stumpfnäschen gegeben hat.

Die Sandalen bekam keine an, die meisten begnügten sich, auch ihre Gewänder nur unter den Arm zu nehmen, um nach einer Höhle zu fliehen, die wohl den Ausgang dieser Grotte bildete, der einen gelang auch das nicht, die begnügte sich nur mit ihren Sandalen, was zur Bekleidung des Körpers ja nicht eben viel ist, sie konnte ihren fliehenden Schwestern auch nicht folgen, sie hatte über die Felsen einen andern Weg genommen, hatte sich auf einen Felsblock verirrt.

Und da kam schon das störende Prinzip, ein bildschöner Judenbengel – nein, ein antiker Griechenjüngling wars wohl, kletterte hastig die Felsen herab, stürzte sich prompt auf die zurückgelassene Bekleidung, an der nur die Sandalen fehlten.

Und oben auf dem Felsblock stand die arme Maid wie eine verstiegene Ziege und hatte zur Verhüllung ihrer Reize nichts weiter als ihre Stiefeln ohne Schäfte!

»Jetzt wird die Sache interessant!« meinte Mister Tabak.

Ich dachte im Augenblick etwas anderes. Wenn ich gewußt, daß hinter der Glasscheibe wirkliches Leben gewesen, jetzt hätte auch ich die Scheibe sofort eingehauen. Um den edlen Griechenbengel zu ohrfeigen. Das Feixen in der klassisch-griechisch-römisch-jüdischen Visage war gar zu widerlich.

Die beiden schienen wegen der Herausgabe der Gewänder einen Pakt zu schließen. Weiter sah ich nichts,

denn ich hatte einen Blick nach dem nächsten Fenster geworfen, und schnell sprang ich hin.

Hei, das hier war etwas anderes!

Ich starrte, ich staunte, ich geriet außer mir!

Ebenfalls eine Szene aus dem antiken griechischen Leben, aber nun was für eine!

Im Hintergrunde eine ummauerte Stadt, und vor ihr tobte ein furchtbarer Kampf.

Eine Szene aus dem Kampfe von Troja, gar kein Zweifel!

Mehr oder weniger in gleißende, phantastische Rüstungen gehüllte Krieger, sie schlugen auf einander los, daß die Funken stoben und das Blut spritzte. Streitwagen, von vier Rossen gezogen, die an den ehernen Rädern befestigten Sichelschwerter mähten lange Furchen in die Reihen der Feinde. Wenn sich zwei Streitwagen begegneten, so sprangen die Helden neben den Rosselenkern herab und lieferten einander furchtbare Zweikämpfe.

»Nischt wars,« wandte sich in diesem Augenblick Mister Tabak von seinem Fenster ab, »da habe ich in Amsterdam im Kientopp etwas ganz anderes gesehen.«

Das konnte sein. Amsterdam ist die verludertste Stadt in der ganzen Welt. Wenn es auf einem anderen Planeten keine Sittenpolizei gibt, schlimmer kanns dort nicht getrieben werden.

»Was ist denn das?«

»Ein Kampf vor Troja.«

»Hm. Die vertobaken sich ja nicht schlecht. Aber da habe ich in Neuyork einmal etwas ganz anderes gesehen.

In der Waterstreet, englische Matrosen gegen skandinavische und deutsche, na, da flutschte es ja noch ganz anders!«

»Hatten die auch solche Streitwagen?«

»Nee. Die hatten sie gar nicht nötig. Solche Memmen waren die nicht. Aber hinterher kamen die Leichenwagen und sammelten ein.«

»Da da da – der mächtige Riese in der goldenen Rüstung, das ist, der Achilles!«

»Ja, ja, ich weiß. Wo ist denn nun der David?«

»Was für ein David?«

»Na, der den Achilles mit der Schleuder totschißt.«

»Sie meinen wohl den Goliath. Das war aber ein Philister oder sonst ein Feind der Juden.«

»War er? Achilles oder Goliath – das ist mir egal.«

»Oder nein, es dürfte der gewaltige Ajax sein.«

»Ajax hatte nur 500 Tonnen und war ein blutig gottverdammter Trankocher!« fing der Eskimo wieder von einem Schiffe zu phantasieren an.

»Da – »das aber ist gewiß Hektor!«

»Hunde sind auch mit dabei? Wo denn?«

»Ja, wie kann aber so etwas nur gemacht werden?! Einmal muß es doch erst in Wirklichkeit photographiert werden!«

»Ach das ist ganz einfach,« belehrte mich der Eskimo, »da nimmt man solche Schauspieler und andere Vagabunden von der Straße her, die kriegen einen Dollar, dann zappeln die herum, ganz wies verlangt wird.«

»Ja, die töten sich aber doch wirklich, da fließt doch Blut!«

»Blut? I keene Spur. Das ist nur rote Tinte oder so was.«

»Da – da ... jetzt wurde dem einen der Kopf vom Scheitel bis zu den Kinnbacken gespalten. Haben Sies gesehen?«

»Yes! Und Sie meinen, daß das Wirklichkeit ist? Nee, Waffenmeister. Die Photographen haben da solche Tricks. Wies gemacht wird, weiß ich auch nicht, aber Humbug ist schließlich doch alles, alles Vorspiegelung falscher Tatsachen. Sehen Sie, da habe ich mal im Kientopp gesehen, wie ein Nigger innerhalb von fünf Minuten einen ganzen gebratenen Ochsen verschlang. Das bringt auch der gefräßigste Mensch nicht fertig, nicht einmal ich. Aber auf etwas anderes will ich Sie aufmerksam machen. Die Täuschung kann manchmal doch nicht so richtig herausgebracht werden. Haben Sie jetzt gesehen, wie der Riese Goliath seine Lanze warf? Das war ganz jämmerlich. Der würde als Harpunier keine fünf Cents verdienen, den würde jeder Walfisch auslachen. Hallo, was ist denn das?!«

## 92. KAPITEL. SPUK!

Ich folgte seinen Blicken, mußte mich dazu umdrehen. Der Wasserspiegel des Bassins war, von uns unbeachtet, um mehr als drei Meter gesunken.

Dadurch war uns ziemlich gegenüber eine Öffnung freigelegt worden, die bisher von dem dunklen undurchsichtigen Wasser bedeckt gewesen, und so weit es sich von hier aus unterscheiden ließ, führte von der Galerie auch eine Leiter hinab.

Ehe wir uns aber dorthin begaben, um diese Öffnung näher zu untersuchen, war anderes zu überlegen.

Wenn hier das Wasser sank, mußte nicht auch draußen der Spiegel des Sees sinken? Natürlich, oder alle physikalischen Gesetze waren aufgehoben.

»Oder das Loch, durch das wir gekommen, ist verstopft worden,« sagte Mister Tabak, »und man hat hier das Bassin halb ausgepumpt.«

»Wahrscheinlich nur, um uns einen anderen Ausweg zu zeigen, der nach oben führt.«

»Das ist mir egal. Ich bin gewohnt, zu dem Loche zu dem ich hereinkomme, wieder hinauszukriechen, es mir wenigstens ohne triftigen Grund nicht heimlich hinter mir verstopfen zu lassen.«

Der Eskimo sprach und war schon hinab ins Wasser gejumpt, nur daß er diesmal seine Pfeife nicht mitnahm.

Pustend tauchte er wieder auf.

»So eine infame Gemeinheit! Haben die wahrhaftig das Loch verstopft! Es ist wie eine Platte vorgeschoben!«

»Können Sie sich auch nicht geirrt haben? Waren Sie an der richtigen Stelle?«

»Na ganz sicher! Da gibts bei mir doch keinen Irrtum. Nun müssen wir das andere Loch dort untersuchen. Aber

gefallen lasse ich mir das nicht, daß man mich hier so wie in einer Mausefalle gefangen setzt.«

Er schwamm gleich hin. Wäre dort keine Leiter gewesen, so hätte er es gar nicht so leicht gehabt, dann wieder heraufzukommen, bei einer Höhe von drei Metern. Doch er hatte schon Stricke bei sich, die er mir in diesem Falle zugeworfen hätte.

Ich begab mich auf der Galerie nach der anderen Seite, ohne die anderen Fenster vorläufig weiter zu beachten. Die kupferne Leiter reichte nicht ganz bis zur Galerie herauf, deshalb hatten wir sie auch vorhin nicht bemerkt, sie war noch etwas unter Wasser gewesen, aber man konnte sie doch ohne Schwierigkeit betreten. Die zwei Meter hohe Öffnung, eben so breit, war vom Wasser gerade freigegeben worden.

Kabat war darin bereits verschwunden, ich folgte schnell nach.

Nur drei Schritte in dem etwas düsteren Tunnel, und ich stand wieder in hellem Tageslichte.

Grenzenloses Staunen bemächtigte sich meiner, oder ich wäre kein Mensch gewesen.

Der Felsen war also außen regelrecht vierkantig, das Wasserbassin mit seinen Wänden war rund gewesen. Jetzt standen wir in einem etwa vier Meter breiten Treppe gange, dessen eine Wand der schwarze Basaltfelsen bildete, die andere Seite war offen, war einfach Luft.

Dort drüben war das Ufer, an dem sich unsere Gefährten beschäftigten, wir sahen sie ganz deutlich.

Es war also nicht anders, als ob der Treppengang außen um den Felsen frei herumführe, nur mit einer schwarzen Decke über sich.

Wie war das möglich?

Nun, wir hatten ja auch schon von den unteren Fenstern nichts von außen bemerkt. Hier freilich war die Sache noch anders, hier konnte man wirklich ins Freie blicken.

Im nächsten Augenblick hatte ich mich überzeugt, daß wir uns nicht im Freien befanden, sondern meine ausgestreckte Hand stieß gegen einen Widerstand, gegen luftklares Glas. Wie soll man sich anders ausdrücken. Diese ganze Außenwand bestand aus Glas von absoluter Reinheit und Durchsichtigkeit, so daß man weder den Anfang noch das Ende der Außenflächen erkennen konnte.

Auch Mister Tabak klatschte mit seinen Pfoten darauf herum, spuckte dagegen, und diese Fett- und anderen Spuren blieben sichtbar.

»Hier möchte ich ja nicht Fensterputzer sein. Waffenmeister, Sie behaupten doch, in eine Schule gegangen zu sein – was ist das eigentlich, Glas?«

»Wenn man Sand mit Metalloxyden zusammenschmilzt, mit Hülfe von Soda, welche die Sache erst in Fluß bringt, so entsteht eine durchsichtige Masse, die man Glas nennt.«

»Weshalb ist diese Masse durchsichtig?«

»Weil sie die Lichtstrahlen durchläßt.«

»Weshalb läßt sie die Lichtstrahlen durch?«

»Hören Sie, Kabat, da fragen Sie mich zu viel. Und ich glaube, diese letzte Frage kann Ihnen auch kein Physiker beantworten, so wenig, wie weshalb der Stein zur Erde fällt und nicht in der Luft schweben bleibt. Der letzte Grund ist uns immer unbegreifbar.«

»Wer hat das Glas erfunden?«

»Es sollen phönizische Schiffer gewesen sein, die einmal an Land ein Feuer anmachten auf sandigem Boden, ihre kupfernen Kessel auf Blöcke von natürlicher Soda setzten, die Geschichte fing an zu schmelzen, es entstanden durchsichtige Massen. Nicht gerade gleich Biergläser und Schaufensterspiegescheiben, aber immerhin doch durchsichtige Platten und Barren. So erzählt Plinius, und das soll tausend Jahre vor Christus passiert sein. Möglich ist die Sache ja schon, aber bereits die Sanskritbücher, mindestens 6000 Jahre vor Christi Geburt verfaßt, sprechen von durchsichtigem Kristall, den man künstlich herstellen konnte und den man Kelasa nannte. Ich jedoch bleibe lieber dabei, daß es phönizische Seeleute gewesen sind, welche diese hochwichtige Erfindung gemacht haben, weil nur Seeleute, wie ich einer bin, so pffiffig sein können, wenn auch eine gute Portion Dusel dazu gehört.«

»Was haben denn da die phönizischen Matrosen gesagt, als sie plötzlich solches durchsichtiges Zeug im Sande fanden?«

»Hurra, Boys, haben sie geschrien, jetzt haben wirs Glas erfunden!«

Der Eskimo hatte schon vorher sein Froschmaul bis hinten in den Nacken auseinander gezogen, und jetzt fing er vor Lachen zu brüllen an, daß die gläserne Mauer sicher sehr dick sein mußte, sonst wäre sie gesprungen.

Dann, nachdem er mir noch einen Knuff in die Seite gegeben und noch einmal gegen die Glaswand gespuckt hatte, wurde er wieder ernst.

»Also aus Sand, Soda und einem Metall. Muß es gerade Sand sein? Kann es nicht auch ein anderer Dreck sein?«

»Nein. Die Hauptsache ist möglichst reiner Sand, das ist eine Verbindung der Kieselsäure.«

»Und das Zeug muß unbedingt schmelzen?

»Unbedingt.«

»Es geht noch nicht auf kaltem Wege, nicht irgendwie anders?«

»Nein, im Grunde genommen machen wirs noch genau so wie jene phönizischen Schiffer.«

»Hören Sie, Waffenmeister – ich bin mal mit 'nem Käpten zusammengefahren, das Luder log den Himmel grün, und der erzählte, sein Vater hätte eine Erfindung gehabt, eine Flüssigkeit, wenn er mit dieser irgend einer Steinplatte angepinselt hätte, dann wurde die Steinplatte durchsichtig wie Glas. Pinselte er sie auf beiden Seiten an, dann wurde sie auch von beiden Seiten durchsichtig. Sonst konnte man nur von der Seite aus durchsehen, auf der sie mit der Flüssigkeit angepinselt worden war, auf der anderen Seite war sie dann duster. Halten Sie so etwas für möglich?«

Hm. Da könnte man nachdenklich werden!

Wir sind, wie schon gesagt, im Grunde genommen noch nicht über jenen Vorgang hinausgekommen, den einmal phönizische Schiffer oder andere gemacht haben. Sand und Metalloxyde würden mit Hilfe von Soda in Feuersglut zusammengeschmolzen.

Das dürfte man doch wohl einen physikalischen Vorgang nennen.

Bei uns wird der Delinquent physikalisch oder mechanisch hingerichtet, indem man ihn aufhängt oder ihm den Kopf abhackt. Die alten Griechen hatten eine chemische Hinrichtung, die gaben dem zum Tode Verurteilten, wenigstens manchmal wie dem Sokrates, einen Giftbecher zu trinken. In Nordamerika dagegen muß sich der Betreffende heute auf ein elektrisches Stühlchen setzen, um ins Jenseits zu segeln.

Sollte dementsprechend – ein etwas gewagtes Gleichnis – die Herstellung des Glases nicht auf chemischen oder auf elektrischem Wege erfolgen können? Mir schwant so etwas, als ob dereinst noch die ganze Glasmacherei umgekrempelt würde.

Jedenfalls also hatten wir hier eine Gesteinsart oder eine sonstige Masse vor uns, die wohl das Licht von außen durchließ, aber nur von der einen Seite, nur von innen durchsichtig war, woran gar nichts so Wunderbares, denn man kann doch auch sehr schwer von außen durch eine Fensterscheibe ins Innere des Zimmers blicken, und ist es gar eine besondere Art von Milchglas, so wird es

überhaupt unmöglich. Und das läßt sich doch noch bedeutend vervollkommnet denken.

Wir stiegen die Treppe hinauf, die immer im rechten Winkel um ein festes Rechteck herumführte. An jeder Ecke war ein größerer Absatz, sonst nichts weiter. Keine Tür und gar nichts. Und die Außenwand blieb immer durchsichtig. Weiß.

»Hätten die hier nicht einen Fahrstuhl anlegen können?« brummte der Eskimo.

»Der dürfte wohl vorhanden sein, hier in diesem schwarzen Kern, den wir immer umgehen. Wir müssen nur den Zutritt ausfindig machen.«

Häher und höher ging es hinauf. 200 Meter – das ist die Höhe von zehn übereinandergestellten vierstöckigen Häusern. Morgen würden uns die Wadenmuskeln schrecklich schmerzen, trotz aller athletischen Ausbildung. Denn mit den Kniekehlen eines Stadtbriefträgers kann kein Athlet und kein Fußequilibrist konkurrieren.

Wieder erreichten wir einen Absatz, der aber diesmal anders beschaffen war. Auf drei Seiten von undurchsichtigen Mauern eingeschlossen, diese von richtigen Türöffnungen durchbrochen.

Wir merkten es gleich: jetzt befanden wir uns schon oben in der eigentlichen Burg.

Ein Raum schloß sich an den anderen, kleine Kammern und große Säle und Korridore, und ab und zu führte auch eine Treppe weiter nach oben. Hier änderte sich die Art der Beleuchtung. Hier waren die aus mächtigen Quadersteinen zusammengesetzten Mauern nicht mehr

durchsichtig, sondern für die Beleuchtung war durch richtige Fenster gesorgt.

Ganz richtige moderne Fenster mit Glasscheiben. Nur daß die Rahmen aus Erz, aus Bronze bestanden, und daß ich eine Handhabe fand, um sie zu öffnen.

Sollten die Menschen in der Bronzezeit schon solche Fenster mit Glasscheiben besessen haben? Na, warum denn nicht. Wenn nicht anderswo, dann eben hier in Sibirien.

Nun gab es aber auch Räume genug, die nicht von außen durch Fenster mit Tageslicht versehen wurden. In diesen strahlte wieder von den Wänden das rätselhafte Licht, das keinen Schatten warf, wenn auch nur deshalb nicht, weil es eben von allen Seiten kam. Da kann doch ein Schatten entstehen.

»Die Fenster müssen aber doch jeden Tag geputzt werden?« meinte der Eskimo in fragendem Tone, wieder einmal gegen solch eine luftklare Scheibe spuckend.

Es war das letzte gewesen, was ich von meinem Gefährten für lange Zeit gehört und gesehen haben sollte.

Was ich aber noch nicht sogleich bemerkte.

Ich war linkerhand durch eine unverschließbare Tür, nur eine Türöffnung, wieder in einen großen Saal getreten, so nackt wie alle anderen Räume. Die Fugen in den Wänden kaum sichtbar, so genau waren die Quadersteine übereinander geschichtet, anscheinend ohne Mörtel oder dergleichen – man nennt derartige Mauern zyklopische,

findet ihrer gerade im europäischen Rußland und asiatischen Rußland genug, von einem prähistorischen Menschengeschlechte errichtet, die Jahrtausende überdauert haben – die Decken immer kunstvoll gewölbt, der Boden ebenso kunstvoll mit großen Steinplatten belegt. Nirgends eine Spur von Schutt oder Verwitterungsmaterial oder auch nur von Staub. Als würde hier täglich sorgfältig gefegt und gewischt.

Aus diesem Sale führte wieder einmal eine breite Steintreppe nach oben.

»Die wollen wir doch einmal hinaufsteigen,« sagte ich, »wir haben doch von unten Balkone gesehen, ob man auf einem solchen nicht ins Freie treten kann.«

Als ich keine Antwort bekam, blickte ich mich nach meinem Gefährten um.

Der war nicht zu sehen.

»Mister Kabat, wo sind Sie?!«

Ganz schauerlich hallte meine erhobene Stimme in der weiten, nackten Halle wider.

Ich rief noch mehrmals, ging auch in den nächsten Raum zurück, machte mir aber, als ich den Eskimo nicht sah, keine Antwort bekam, nichts weiter daraus. Er war eben seine eigene Wege gegangen, so tat auch ich, stieg allein die Treppe hinauf.

Trotzdem – ich muß es gestehen, weil ich ein ehrlicher Kerl bin – es war mir sehr unheimlich zumute. In solchen großen, nackten Räumen herumzugehen, wo jeder Schritt hallt, ganz allein – es hat doch etwas auf sich. Furcht ist ja natürlich etwas ganz anderes.

Also ich stieg die Treppe hinauf, kam in die nächste Etage, wo alles ganz genau so beschaffen war wie dort unten.

Und doch nicht.

Merkwürdig! Weshalb lag hier am Boden der Staub drei Zentimeter dick? Nun, er hätte sich ja im Laufe der Jahrtausende so hoch aufhäufen können, hier oben wurde eben nicht gefegt und gewischt. Weshalb aber lag er nur am Boden, nicht auch auf den Fenstersimsen?

Ja, und was war denn das überhaupt für ein merkwürdiger Staub?!

Ich begann zu staunen.

Das war – das war – – mehr Wasser!

Das heißt, dieser Staub schien die Eigenschaften des Wassers zu besitzen.

Mein Fuß sank tiefer ein, eben drei Zentimeter tief, aber sofort, wenn ich ihn hob, verschwand die Spur wieder, der Staub rieselte im Nu wieder zusammen.

Das macht feiner Sand ja auch. Aber bei dem geht das doch nicht so schnell. Es war auch kein dünnflüssiger Schlamm. Es war ein richtiger Staub, der sich wie Wasser verhielt. Anders kann ich mich nicht ausdrücken.

Natürlich war mein erstes, nachdem ich diese Entdeckung gemacht hatte, daß ich mich bückte und etwas von dem schmutziggrauen Staube in den hohlen Händen aufhob.

Ganz auffallend schwer! Ich erschrak förmlich. Schwere als Eisenfeilspäne, als Blei – ich schätzte das spezifische Gewicht auf das des Quecksilbers. Aber nicht etwas Quecksilber! Es war und blieb ganz feiner Staub!

Und wie ich noch so dastehe und das rätselhafte Metallpulver, für das ich den Staub halten muß, durch die Finger laufen lasse, da fange ich erst recht zu starren an und eiskalt läuft es mir über den Rücken. Denn da sehe ich in einiger Entfernung, von mir plötzlich in diesem Staube die Spur eines Menschenfußes entstehen!

Ein kleiner, zierlicher Menschenfuß, nackt, jede Zehe ist deutlich erkennbar.

So drückt er sich Schritt für Schritt in dem Staube ab! Ist ja immer gleich wieder verschwunden, weil der schwere Staub eben gleich wieder zusammenläuft, aber dann entsteht auf kurze Schrittweise schon wieder ein neuer Fußabdruck!

Nur von dem Menschen, von dem Wesen, das diese Fährte erzeugt, ist nichts zu sehen!

»Kabat, Mister Kabat, kommen Sie mal schnell her!« schreie ich aus voller Lunge.

Ja, da soll man wohl nicht nach seinem Gefährten schreien, wenn man so etwas erblickt, in solch einem einsamen Schlosse, in solch einem leeren Raume so etwas erlebt!

Daß es mir eiskalt über den Rücken gelaufen war, habe ich ja schon gesagt.

Als ich aber nun von meinem Gefährten keine Antwort bekam, worauf ich auch nicht lange wartete, da sprang

ich sofort los, dorthin, wo die Spuren entstanden, mit ausgestreckten Händen.

Ich griff ins Leere!

Aber nicht, daß ich durch den wesenlosen Schatten, der trotzdem sichtbare Fußspuren hinterließ, hindurchgerannt wäre, sondern nach diesen Spuren begann das Wesen jetzt selbst zu rennen. Es war ganz deutlich zu merken, an der größeren Entfernung der Spuren, auch an deren Form, wie sich die Zehen fester eindrückten, die Fersen den Staub manchmal kaum noch berührten, und außerdem hielt sich ja die Fährte vor mir, der ich noch immer hinterher rannte.

Aber fassen hätte ich das Wesen schon einmal müssen, wenn es zu fassen gewesen wäre.

Der Schatten lief in dem weiten Saale im Kreise herum, ich hinterher, und immer mehr merkte ich, daß er es geradezu darauf abgesehen hatte, mich hinter sich her zu locken, er machte die verschiedensten Bogen, schlug Haken – wollte einfach Haschens mit mir spielen.

Ich blieb stehen – der unsichtbare Schatten ebenfalls, in zwei Schritten Entfernung von mir. Zum ersten Male sah ich gleichzeitig die zwei Menschenfüßchen nebeneinander abgedrückt, und zwar die Zehen gegen mich gekehrt.

»Wer bist Du?«

Keine Antwort, auch kein kühler Hauch traf mich.

»Bist Du ein Geist?«

Keine Antwort.

Da aber entstand plötzlich zwischen jenen Füßen und mir in dem Staube der Abdruck einer kleinen Hand.

Ich mußte annehmen, daß sich der Schatten niederkauert hatte, um seine Hand abzudrücken.

Es war eine menschliche Hand, etwa die eines zehnjährigen Kindes, wie auch die Füße einem solchen angehörten. Um Größenverhältnisse zu geben.

Und es blieb nicht bei dieser Hand, eine zweite kam hinzu, der ganze Körper.

Wie dies geschah, will ich auf andere Weise schildern. Wir hatten dasselbe als Kinder gemacht, im Schnee, in den wir unser Konterfei abdrückten, die Umrisse der Figur mit Ausfüllung. Schneephographien nannten wir das. Es ist ein ziemlich schwieriges Kunststückchen, das geübt werden muß, denn es muß dabei doch vermieden werden, daß nebenbei andere Abdrücke entstehen. Auf einer Böschung läßt es sich viel leichter ausführen, aber unsere Ehre bestand darin, die Figur auf völlig flacher Schneefläche hervorzubringen. Dazu läßt man sich mit gestreckten Beinen nach hinten fallen, daß man zum Sitzen kommt, legt nun auch den Oberkörper hinten über, drückt ihn samt Kopf fest in den Schnee, die ausgestreckten Arme, die ausgespreizten Finger, die Füße möglichst seitwärts – und dann kommt das Aufstehen, welches noch schwieriger ist, um störende Nebenabdrücke zu vermeiden.

Ist es gelungen, hat man sich mit einem letzten Sprunge entfernt, dann ist die »Schneephographie« fertig.

So geschah es auch hier. Nur daß dieses Wesen es viel leichter hatte, weil Nebenspuren, die beim Hinlegen entstanden, ja gleich wieder verrannen.

Vor mir entstand nach und nach der Abdruck eines Menschen, der ungefähr anderthalb Meter groß war, den Kopf natürlich nur als Kugel markiert und folgerichtig sehr klein ausfallend, mit ausgestreckten Armen und gespreizten Fingern, aber die Beine nicht einzeln, sondern der Zwischenraum ausgefüllt, so daß ich annehmen mußte, daß ich ein Weib vor mir hatte, oder doch ein menschliches Wesen, das mit einem bis zu den Füßen gehenden Rocke bekleidet war.

Zunächst beging ich die große Ungezogenheit, mich auf die geisterhafte Dame zu werfen, gleich mit den Füßen auf ihren Bauch zu springen.

Vergebens – ich sprang in den weichen Staub, die Form rann zusammen, oder war überhaupt plötzlich verschwunden, dafür waren neben mir gleich wieder die beiden Fußspuren da, aber nicht stillstehend, nicht schreitend, sondern die Füßchen machten unverkennbar tanzende Bewegungen.

Das Wesen schien sich zu amüsieren, daß meine List nicht geglückt war, drückte seine Freude darüber durch Springen und Tanzen aus.

Also jedenfalls ein ganz harmloser Geist, mit dem man sich unterhalten konnte.

»Hörst Du mich sprechen?«

Sofort blieben die Füßchen stehen, die Zehen mir zugewandt.

»Können wir uns nicht verständigen? Obgleich Du unsichtbar und sogar gegenstandslos bist, kannst Du doch nicht gewichtlos sein, sonst würdest Du keine Spuren erzeugen. Oder überhaupt vermagst Du solche Abdrücke auf irgend eine Weise hervorzubringen. Bitte, drücke noch einmal Deine Hand ab.«

Sofort erschien im Staube der Abdruck der kleinen Hand.

»Nun die andere daneben.«

Es wurde sofort ausgeführt.

»Zwei Hände bedeuten ein Ja, nur eine Hand bedeutet ein Nein. Verstehst Du mich?«

Die beiden Hände verschwunden, erschienen sofort wieder. Also eine Bejahung.

»Kannst Du nicht sprechen?«

Die eine Hand schwand, nur eine blieb – also nein.

»Kannst Du schreiben?« war meine nächste Frage, in der Hoffnung gestellt, daß wir dadurch unsere Unterhaltung sehr abkürzen könnten.

Die eine Hand verneinte.

»Bist Du ein Geist?« begann ich nun zu examinieren. Zwei Hände bejahten.

Der Leser dürfte sich wundern, wenn ich gestehe, daß ich an die Existenz von Geistern glaube.

Ich zitiere hier eine Stelle aus dem englischen Romaner Bulwer. Er läßt seinen Helden Mesnour sprechen:

»Der Mensch ist im Verhältnis so anmaßend als er unwissend ist. Des Menschen natürlicher Hang ist auf Egoismus gerichtet. Der Mensch in der Kindheit seines Wissens meint, die ganze Schöpfung sei nur für ihn gemacht. Jahrhunderte lang sah er in den zahllosen Welten, welche durch den unendlichen Raum funkeln wie die Schaumblasen eines uferlosen Meeres, nur die hübschen Lichter, die nützlichen Fackeln, welche der Vorsehung gefallen habe anzuzünden zu keinem anderen Zwecke, als dem Menschen die Nacht angenehmer zu machen. Die Astronomie hat diese Täuschung berichtigt, und der Mensch gesteht jetzt mit Widerstreben zu, daß die Sterne Welten sind, größer und herrlicher als die seine, daß die Erde, auf der er herumkrabbelt, ein kaum sichtbarer Punkt ist auf der ungeheuren Karte der Schöpfung. Aber im Kleinen wie im Großen strömt Gott das Leben gleich verschwenderisch aus. Der Wanderer sieht hinauf zum Baume und bildet sich ein, seine Zweige seien dazu bestimmt, ihm vor der Sommersonne Schatten zu gewähren oder Brennstoff gegen die Kälte des Winters. Aber auf jedem Blatt in diesen Zweigen hat Gott eine Welt geschaffen; es wimmelt auf jedem Blatte von unzähligen Tiergeschlechtern. Jeder Tropfen Wasser in einem Teich ist eine Kugel, bevölkerter als ein Königreich es mit Menschen ist. Daher bringt überall in diesem unermeßlichen Plane die Wissenschaft neues Leben zu Tage. Das Leben ist das eine allverbreitete Prinzip, und selbst das Wesen, das zu sterben und zu vermodern scheint, erzeugt neues Leben und

geht in neue Formen der Materie über. Daher nach augenfälliger Analogie zu schließen, – wenn ein jedes Blatt, jeder Tropfen Wasser, nicht minder wie jeder Stern, eine bewohnbare und atmende Welt ist, ja wenn der Mensch selbst eine Welt ist für andere Leben, und Millionen und Myriaden von anderen Lebewesen in den Bächen seines Blutes hausen und den Leib des Menschen bewohnen wie der Mensch die Erde: sollte der gesunde Menschenverstand – wenn die Schulgelehrten ihn hätten – genügen, um sie zu belehren, daß die die Erde umfließende Unendlichkeit, welche ihr den Raum nennt, das grenzenlose Ungreifbare, das die Erde vom Mond und den Sternen trennt, – auch erfüllt ist von einem ihm entsprechenden eigentümlichen Leben. Ist es nicht eine handgreifliche Abgeschmacktheit, zu glauben, während jedes Blatt von Wesen wimmelt, werden sie fehlen in der Unermeßlichkeit des Raumes? Das Gesetz des großen Systems verbietet die Verschleuderung auch nur eines einzigen Atoms; es kennt keinen Ort, wo nichts Lebendiges atmet. Das Beinhaus selbst ist eine Stätte der Erzeugung und Belebung. Ist dies wahr, nun so könnt Ihr auch annehmen, daß der Raum, welcher die Unendlichkeit selbst ist, allein eine Öde, allein leblos sei, minder entsprechend dem einen Plan eines allgemeinen Seins als das Gerippe eines Hundes, als das bevölkerte Blatt, als der wimmelnde Wassertropfen? Das Mikroskop zeigt Euch die Geschöpfe auf dem Blatte, auf dem Grashalm; noch ist der mechanische Tubus, die Brille nicht erfunden worden, um die edleren und begabteren Wesen zu entdecken, welche im

unbegrenzten Äther wohnten, und doch ist zwischen diesen und dem Menschen eine geheimnisvolle und fruchtbare und furchtbare Verwandtschaft. Und daher ist durch Sagen und Legenden, nicht ganz falsch und nicht ganz wahr, der Glaube an Erscheinungen und Gespenster entstanden. Wenn dieser bei den früheren einfacheren Geschlechtern gewöhnlicher war als bei den Menschen unserer stumpfen Zeit, so rührt dies nur daher, daß bei jenen die Sinne schärfer und lebhafter waren. Und wie der Wilde auf Meilen die Spur eines Feindes sieht oder wittert, welche den plumpen Sinnen des zivilisierten Tieres ganz entgeht, so ist auch die Scheidewand zwischen jenem und den Geschöpfen der Luftwelt weniger dicht und dunkel!«

Das ist auch mein Glaubensbekenntnis.

Daß ich kein Spiritist bin, ist deshalb keine Inkonsequenz. Ich bin ja überhaupt von den Phänomenen des Spiritismus überzeugt. Ich bestreite nur ganz entschieden, daß die albernen Abgeschmackheiten, die dabei zu Tage kommen, von den Seelen verstorbener Menschen herrühren.

---

»Kannst Du irgendwelche Töne von Dir geben?« begann ich das geheimnisvolle Wesen wieder zu befragen.

Die eine Hand sagte Nein

»Verstehst Du nur deutsch?«

Nein.

»Kann ich auch Englisch zu Dir sprechen?«

Ja.

»Kannst Du überall sein im Weltenraume?«

Nein.

»Du kannst also nicht überall sein, wo Du willst, etwa nur innerhalb dieser Mauern?«

Zu meinem Staunen erschienen gleich vier Hände nebeneinander! Das intelligente Wesen wollte eine starke Bejahung geben, weil ich gleich so richtig gefragt hatte, aber anstatt die beiden Hände zweimal hintereinander abzudrücken, erschienen gleich vier nebeneinander.

»Hast Du denn vier Hände?!«

Die vier Hände verschwanden, dann kamen wieder zwei, dann nur eine, welche stehen blieb.

Also Ja und Nein. Ich verstand.

»Du hast wohl beliebig viele Hände?«

Ja wurde durch zwei Hände ausgedrückt.

»Hast Du überhaupt wirklich eine Menschengestalt?«

Wiederum erst ein Ja und dann ein Nein.

»Du kannst Dir wohl jede beliebige Gestalt geben?«

Ja.

»In Wirklichkeit?«

Nein – und das hatte ich fast erwartet.

»Vielleicht nur in Deiner Einbildungskraft?«

Eine wiederholte Bejahung erfolgte.

»Du hast mich wohl nur nicht erschrecken wollen?«

Ja.

»Nur deshalb machtest Du Dich durch menschliche Fußspuren bemerkbar.«

Ja.

»Kannst Du auch Deine Fußspuren verschwinden lassen?«

Statt weiterer Antwort verschwanden diese jetzt sofort.

»Kannst Du nun noch immer Deine Hände abdrücken?«

Sofort erschienen die beiden Handabdrücke wieder im Staube, die der Füße blieben unsichtbar.

»Kannst Du auch andere Abdrücke als die von menschlichen Händen und Füßen in dem Staube erzeugen?«

Ja.

»Bitte tue es. Irgend welche.«

Eine kleine Pause, und dann begannen Gänsefüße in dem Staube herumzumarschieren.

Mein Staunen läßt sich denken. Obgleich ich doch schon darauf gefaßt gewesen war.

»Jetzt bist Du wohl eine Gans?«

Die Gänsefüße blieben stehen, vor ihnen erschienen zwei menschliche Hände – ja.

»Hast aber menschliche Hände.«

Ja.

»Drücke Deinen jetzigen Leib, wie Du ihn in Wirklichkeit oder nur in Deiner Einbildung besitzt, im Staube ab, bitte.«

Die Gänsefüßchen und die beiden Hände verschwanden, dafür entstand fast sofort wie mit einem Schlage der deutliche Abdruck einer Gans.

»Und nun ein Krokodil.«

Die Gans verschwand, dafür entstanden die Umrise eines großen Krokodils, sechs Meter lang, und nicht nur mit Linien gezeichnet, sondern so, als hätte solch ein Krokodil im Schlamm gelegen.

Ich atmete tief. Mir weitere Tierformen zeigen zu lassen, danach begehrte ich nicht.

»Weißt Du, was ein Kreuz ist?«

Das Krokodil verschwand, in dem Staube entstand ein Kreuz. Also ein horizontaler und ein senkrechter Strich, die sich kreuzten, jeder 20 Zentimeter lang. Die Striche wurden nicht gezogen, sondern das ganze Kreuz war plötzlich da.

»Nun setze einen Kreis daneben.«

Es geschah.

»Nun daneben ein Dreieck.«

Es entstand.

»Lasse den Kreis verschwinden.«

Er verschwand.

»Ziehst Du diese Figuren mit der Fingerspitze oder mit sonst einem Hilfsmittel?«

Zu den beiden Figuren kam noch eine verneinende Hand hinzu.

»Bist Du unsterblich?«

Nein.

»So bist Du als Geist geboren worden?«

Ja.

Ich dachte an die uralten Sagen von den Nixen und Kobolden, die sich alle als vergänglich bekennen.

»Wie lange führst Du dieses Dein jetziges Dasein?  
Schon hundert Jahre?«

Es kam keine Antwort.

»Bist Du nur an dieses Schloß gebunden?«

Ja.

»Weißt Du mehr als wir Menschen, als ich?«

Ja.

»Weißt Du, daß wir zu zweit hier drin sind, daß ich  
einen Gefährten habe?«

Ja.

»Weißt Du, wo er sich jetzt befindet?«

Ja.

»Willst Du ihn holen?«

Nein.

»Kannst Du Dich gleichzeitig auch ihm bemerkbar ma-  
chen?«

Nein.

»Leben in dieser Burg, in diesem Felsen Menschen?«

Nein.

»Nur Du allein haust hier drin?«

Nein.

»Noch andere Geister?«

Ja.

»Können sich diese mir bemerkbar machen?«

Ja.

»Bitte, sie mögen es tun.«

Nein.

»Wer bist Du denn?!«

Keine Antwort.

»Ich soll es wohl erraten?«

Ja.

»Kenne ich Dich persönlich?«

Ja.

»Von Fleisch und Blut?«

Ja.

»Ich denke, Du bist niemals Mensch gewesen?«

Ja.

»Jetzt bist Du tot?«

Nein.

»Du lebst wohl gar immer noch?«

Ja.

»Wo denn da? Hier in diesem Schlosse?«

Ja.

Ich wollte mich bei dieser Inkonsequenz nicht weiter aufhalten.

»Und ich soll Dich persönlich kennen?«

Ja.

»Willst Du mir nicht Deinen Namen sagen?«

In dem Staube entstand ein großes Eichenblatt.

»Soll das Dein Name sein?«

Nein.

»Ein Erkennungszeichen?«

Ja.

»Hiermit willst Du symbolisch Deinen Namen ausdrücken?«

Ja.

»Das ist mir unverständlich.«

Nein, sagte ganz energisch das eine Händchen.

Na, wenn die es besser wußte als ich! Mein Scharfsinn hat aber seine Grenzen. Wenn es überhaupt so weit mit ihm her ist.

»Bitte, bitte, schreibe mir doch einmal Deinen Namen!«

Und es wurde geschrieben, nachdem das Eichenblatt wieder verschwunden war.

»Viviana!« kam heraus.

Da war es!

Dieses intelligente Wesen gab sich für die Geliebte jenes Merlins aus, die ihn treulos verraten hatte. Die Eiche mochte ihm heilig gewesen sein, deshalb hatte sie sich erst durch ein Eichenblatt legitimieren wollen.

Da sie nun annahm oder wußte, daß ich diese ganze Geschichte kannte, sagte sie, daß ich sie auch persönlich kenne.

»Aha, also Du bist die Viviana, die Geliebte Merlins des Wilden oder des Zauberers.«

Nein.

»Was denn sonst? Bist Du überhaupt verwandt mit diesem Merlin?«

Ja.

»Seine Tochter?«

Diesmal eine rasche Wiederholung beider Hände, ein verstärktes Ja.

»Du bist Merlins Tochter, die Tochter des Mannes, der hier haust, der sich Merlin nennt?«

Ja.

»Kannst Du Dich mir nicht sichtbar machen?

Ja.

»Jetzt sofort?«

Nein.

»Heute noch?«

Ja.

»Kannst Du mir nicht jetzt gleich noch etwas vormachen?«

Es kam keine Antwort, mit einem Male aber entstand in der Mitte des Saales in dem Metallstaub ein Ring, der sich schnell vergrößerte, bis er den ganzen Boden bedeckte, während in der Mitte immer neue Ringe entstanden. Es war eben nicht anders, als wenn dies Wasser gewesen wäre und man hätte einen Stein hineingeworfen. Bald jedoch änderte sich das, es kamen andere Linien hinzu, Striche, geometrische Figuren entstanden, die sich fortwährend verschoben und ineinander flossen.

Ein ganz wunderbares Schauspiel, das ich nicht weiter zu schildern vermag.

Diese geometrischen Figuren verschwanden, in dem Metallstaube entstand der Abdruck eines Pferdes in natürlicher Größe, und jetzt begann sich dieses Pferd in Bewegung zu setzen, zu traben und zu galoppieren, erst gewissermaßen als Schattenbild, dann aber wendete es auch, ich bekam es in perspektivischer Verkürzung zu sehen, und dann färbte es sich, es wurde ein schwarzes Roß mit weißen Flecken darauf, und plötzlich hatte es auf seinem Rücken einen gelben Sattel, und dann saß in diesem ein Reiter, erst farblos, schon aber erkannte ich das indische Kostüm und dann plötzlich schillerte dieses

in den herrlichsten Farben, verwandelte sich wieder, jetzt hatte der Reiter einen goldenen Schuppenpanzer an, eine Lanze in der Hand, und da entstand dort in der Ecke am Boden ein Felsengebirge, ich sah eine Höhle, und da kroch aus dieser ein scheußlicher Lindwurm, er öffnete den Rachen und spie Feuer, und der Reiter auf ihn los mit eingelegter Lanze, der Kampf begann, inmitten einer grotesken Felsenszenerie . . .

Mein Staunen war grenzenlos.

Und gleichzeitig stieg mir eine Ahnung auf.

»Viviana, ich muß Dich erst einmal sprechen!« rief ich außer mir.

Die Figuren, die an lebendiger Wirklichkeit nicht das Geringste eingebüßt hatten, zerrannen in nichts, zu meinen Füßen lag wieder der graue Staub.

»Wie machst Du denn das nur? Willst Du es mir nicht erklären?«

Nein und Ja.

»Kannst Du es mir nicht erklären?«

Diesmal ein direktes Nein.

»Ich würde Dich gar nicht verstehen?«

Nein.

»Du kannst auf diese Weise in diesem Staube alle beliebigen Bilder erzeugen, wie Du nur irgend willst?«

Ja.

»Du weißt doch natürlich, daß sich unten in der Wasserhalle Fenster befinden, durch welche man lebendige Szenen sieht.«

Ja.

»Weißt Du, was wir unter Kinematographie verstehen?«

Ja.

»Handelt es sich hierbei um Kinematographie?«

Ja ... dann aber wurde wie zögernd wieder die eine Hand zurückgezogen – doch noch nein.

»Wohl eine besondere Art von Kinematographie?«

Ganz lebhaft wurden die beiden Hände abgedrückt.

»Die Bilder werden hier erzeugt und dann kinematographiert?«

Ja.

»Handelt es sich hierbei überhaupt um eine ganz andere Art von Photographie?«

Ja.

»Beruht diese vielleicht auf elektromagnetischem Prinzip?«

Wieder ein ganz lebhaftes Ja.

Ich hatte es erraten. Hatte es geahnt. Weil ich mich schon einmal mit einem amerikanischen Ingenieur, einem alten Diftelbruder, über so etwas unterhalten hatte.

Der Phonograph, eine Edisonsche Erfindung, beruht auf mechanischem Prinzip. Die Schallwellen werden mittelst eines Stiftes in einer nachgiebigen Masse als Punkte und Striche eingegraben, bei der Wiedergabe fährt ein anderer Stift über diese Vertiefungen und Unebenheiten hin, dadurch wird eine Membrane in Schwingungen versetzt, so hört man die Töne wieder.

Der Däne Poulsen hat dasselbe Problem der Aufnahme und Wiedergabe von Tönen auf elektromagnetischem

Wege gelöst. Die Schallwellen werden auf einem laufenden Stahlband oder Stahldraht elektromagnetisch festgehalten und bei der Wiedergabe wieder ausgelöst. Das Wie verstehe ich nicht. Aber ich habe bereits solch ein »Telegraphon« gesehen und gehört. Im Berliner Postmuseum. Die Wiedergabe der Töne läßt an Wirklichkeit absolut nichts mehr vermissen, der mechanische Phonograph läßt sich mit diesem Apparat gar nicht vergleichen. Außerdem kann man auch stundenlang hineinsprechen, der Stahldraht kann ja endlos lang gemacht werden. – Auch sind Korrekturen während des Sprechens möglich, Unrichtiges kann wie ausradiert werden. Aber der Apparat ist noch sehr teuer und braucht eine elektrische Spannung von 220 Volt, so daß er nicht so bald den mechanischen Phonographen verdrängen wird.

Unsere heutige Photographie, die sich von ihren ersten Anfängen im Grunde genommen nicht unterscheidet, beruht der Hauptsache nach auf chemischem Prinzip. Ich bin überzeugt, daß wir dasselbe Resultat, das Bannen der Lichtstrahlen auf einer Platte, noch einmal auf elektromagnetischem Wege erzielen werden.

Wie diese farbigen, beweglichen Bilder hier in dem grauen Metallstaube erzeugt wurden, anscheinend ganz nach freier Willkür, das freilich war und blieb mir ein Rätsel. Nur an Zauberei brauchte man deswegen nicht zu glauben. Hier war man eben der Technik der Menschheit um einige Jahrhunderte voraus, oder gar um Jahrtausende, und was dann die Menschheit erfunden haben wird,

das kann sich auch nicht die kühnste Phantasie ausmalen. Jedenfalls wurde hier zum Erzeugen von Bildern etwas anderes als Papier oder Leinwand und etwas anderes als Bleistift oder Pinsel mit Farben benutzt. Nun male man auf einen Streifen Papier nebeneinander Punkte, einer immer etwas tiefer oder höher als der andere, lege den Papierstreifen in einen runden Kasten, der mit Ausschnitten versehen ist, befestige den Kasten drehbar auf einem Stativ, lasse ihn schnell rotieren, und wenn man nun gegen die Ausschnitte blickt, so sieht man statt der einzelnen Punkte eine sich bewegende Linie. Das ist das Lebensrad, das Spielzeug unserer Jugend, das man vor 25 Jahren aus der Rumpelkammer hervorgeholt hat, um auf ihm die Kinematographie aufzubauen. Jedenfalls also ist doch die Möglichkeit gegeben, jede Linie beweglich zu machen, und nun denke man sich noch eine kompliziertere Vorrichtung, als die ganz einfachen Schlitze in dem Kasten, und unsere Nachkommen werden vielleicht aus freier Hand sofort bewegliche Bilder malen können. Vor mir erschienen im Staube wieder die beiden Menschenfüßchen, trippelten hin und her, schienen mich einzuladen, ihnen zu folgen.

»Soll ich folgen? Willst Du mich führen?« brauchte ich ja nur zu fragen.

Die beiden Händchen, für einen Moment abgedrückt werdend, bejahten, und ich folgte den voraustrippelnden Füßchen.

Es ging durch einige Kammern und Säle, deren Boden immer mit dem grauen Metallstaube bedeckt war, manchmal aber noch in viel dickerer Lage.

Sonst waren alle diese Räume leer. Nur in dem weiten Saale, den ich jetzt betrat, sah es ganz anders aus. Auch hier lag der graue Staub mindestens 20 Zentimeter dick, in der Mitte aber befand sich eine schwarze, kreisrunde Fläche von etwa drei Metern Durchmesser, und dann vor allen Dingen war der ganze Saal ein wahres zoologisches oder anatomisches Beinhaus.

Allüberall lagen massenhaft Knochen verstreut, oben auf und halb im Staube verborgen, Knochen der verschiedensten Art und der verschiedensten Größe, menschliche und tierische, diese riesigen Knochen mochten einem Elefanten angehören, es war wohl ein Schenkel, oder er gehörte einem vorsintflutlichen Ungeheuer an, und dieses Knöchelchen da stammte entweder von einem Sperling oder von einem Frosche – ich verstehe verflucht wenig vom anatomischen Knochenbau – und nun Rippen und Wirbelknochen und Totenschädel und was sonst noch dazu gehört.

Alle diese schneeweiß gebleichten Knochen lagen bunt durcheinander.

Die Füßchen führten mich nach dem schwarzen Kreis, wo sie, da hier der Steinboden staubfrei war, verschwanden.

Offenbar sollte ich diese schwarze Fläche betreten, ich fragte nicht erst, sondern tat es.

Von dieser schwarzen, staubfreien Kreisfläche muß ich erst noch sprechen. Also der Staub war hier einfach von dem schwarzen Steinboden zurückgefegt, an dem Rande türmte er sich auf. Auffallend war nur, wie ungemein sorgfältig, wie ganz genau zirkelrund das besorgt worden war.

Und da merkte ich schon, daß die Sache doch nicht so einfach war.

Beim Betreten der Kreisfläche schleuderte ich unabsichtlich mit der Fußspitze eine gute Portion hinein. Sofort rieselte der Staub bis zum letzten Partikelchen wieder zurück, bis er sich wieder mit der Staubmasse der Grenze vereinigt hatte! Und das geschah immer wieder, wenn ich auch ganze Hände voll Staub auf die schwarze Fläche warf. Es war nicht anders, als ob Wasser auf eine schiefe Platte, deren Oberfläche gewachst oder leicht geölt ist, gegossen würde. Nur daß diese Kreisfläche hier durchaus nicht geneigt war, nach keiner Seite.

Jedenfalls handelte es sich hier um positiven und negativen, oder überhaupt um verschiedene Arten von Magnetismus, will ich vorsichtiger sagen, die sich gegenseitig abstießen. Der Staub konnte sich auf der schwarzen Platte nicht halten, wurde sofort zurückgeschleudert. Dabei suchte er sich immer den nächsten Weg. Denn als ich eine Handvoll Staub über das Zentrum des Kreises hinauswarf, huschte er schnell nach der anderen Seite.

Dabei bemerkte ich auch erst jetzt, daß es nicht möglich war, mit diesem Staube Hügel zu bilden. Er verhielt sich ganz wie Wasser, oder wie Quecksilber, verteilte sich

sofort zur wagerechten Ebene. Daran mochte ja seine un-gemeine Schwere schuld sein, aber so einfach war es doch nicht zu erklären. Da mußte bei dem Staube, so außerordentlich fein er auch war, doch noch etwas anderes in Betracht kommen. Ich mochte fast annehmen, daß sich diese Pulvermasse in einem besonderen Aggregatzustande befand, der zwischen fest und flüssig in der Mitte lag, oder, möchte ich fast sagen, zwischen fest und gasförmig. Wenn man sich hierunter überhaupt etwas vorstellen kann.

Meine Experimente wurden durch ein klapperndes Geräusch unterbrochen.

Wie ich seitwärts blicke, sehe ich, wie sich einzelne Knochen selbständig bewegen, sie schusseln und springen über den Staub, ein Knochen fügt sich an den anderen, die Wirbelknochen reihen sich klappernd zusammen, ein Totenschädel rollt herbei und sitzt mit einem Knacks am vorschriftsmäßigen Halswirbel fest, unterdessen springen schon andere Knöchelchen herbei, sie ordnen sich zu regelrechten Füßen und Händen, und wie das menschliche Skelett fertig ist, fast schneller, als ich hier erzählen kann, erhebt es sich und macht vor mir eine Verbeugung.

Ich bemerke hierzu, daß ich etwas ganz Ähnliches schon einmal gesehen hatte, mehrmals, und jeder Leser kann dieses selbe Wunder gegen Bezahlung von fünf Groschen anstaunen. Im Crystall-Palace zu Sydenham bei London. In der großen Haupthalle sind Buden eingebaut, Jahrmarktsschaubuden. Unter anderem ist da auch

das Marionettentheater eines Italieners, es ist heute noch da, wie ich weiß. Fabelhaft ist schon, was dieser Mann mit seinen Püppchen macht. Er scheint ihnen wirkliches Leben einhauchen zu können. Was man da in anderen Marionettentheatern zu sehen bekommt, in italienischen Städten oder wie in München, das verblaßt alles dagegen. Es ist einfach unerklärlich, wie der seine Puppen lenkt. Da reichen Drähte nicht aus, der muß mit Elektromagnetismus arbeiten oder sonst sein eigenes Geheimnis haben. Es ist auch wirklich sein Patent, oder eben sein Geheimnis, das er nicht preisgibt. Dieser Italiener – seines Namens entsinne ich mich nicht – war früher Direktor am Marionettentheater des Fürsten von Monaco – wo man auch schon ganz erstaunliche Sachen zu sehen bekommt – hat eben eine Erfindung und sich mit dieser selbständig gemacht, hat sich im Crystal-Palace bei London niedergelassen, reist auch nicht mehr, obgleich er Berge von Gold verdienen könnte.

Wie er die Püppchen tanzen und jonglieren läßt, das ist an sich schon ganz und gar unerklärlich. Am Fabelhaftesten aber sind seine Evolutionen mit Skeletten. Auf die Bühne werden Knochen geworfen, bunt durcheinander. Plötzlich ein Ruck, ein Knack, und sie fügen sich zusammen, ein menschliches Skelett steht da, bewegt sich, tanzt und springt. Es ist eine Imitation, soll einen erwachsenen Menschen darstellen, ist aber kaum einen Meter groß. Dann bricht es wieder zusammen, die Knochen werden durcheinander geworfen – ein Klapp, und das Skelett steht wieder auf. Dann kommt unter

anderem auch eine Riesenspinne, aus lauter einzelnen Knochen bestehend, bricht auch so zusammen und baut sich wieder auf, sie tanzt mit dem menschlichen Skelett einen Cancan, und dann beginnen die beiden Skelette ihre Knochen zu vertauschen, die Spinne bekommt den Menschenschädel, der Mensch die Spinnenbeine, und so wechselt es immer hin und her, alles bricht einmal zusammen, wird durcheinander geschleudert, fügt sich immer wieder zusammen, immer verrückter und immer verrückter, immer tanzend und springend.

Hier geschah etwas Ähnliches, nur in anderer Weise und in meiner handgreiflichen Nähe.

Das menschliche Skelett, aber eines von normaler Größe, hatte sich also in aller Schnelligkeit zusammengesetzt, machte vor mir eine Verbeugung, dabei die Zähne in dem Totenschädel noch ganz besonders fletschend, wandte sich um, machte einige Schritte, ohne jedes Klappern, kniete nieder, begann mit seinen fleischlosen Fingern andere Knochen auszuwählen und zusammensetzen. Ich konnte zwar alles deutlich sehen, es spielte sich nur drei Schritt von mir entfernt ab, aber es ging ganz außerordentlich schnell, ich sah nur, wie er die Knochen zusammensetzte, und mit einem Male war das Skelett eines Tieres fertig, das ich für einen Hund oder noch eher für einen Fuchs hielt, und kaum war das Gerippe von den Knochenhänden freigelassen, als es auch schon in großen Sprüngen in dem Saale herumzujagen begann.

Die menschlichen Knochenhände arbeiteten weiter, jetzt war es etwas ganz Zierliches, was sie zusammensetzten, mit zauberhafter Schnelligkeit, an den Boden gesetzt, und vor mir in dem Staube lief das Gerippe einer Maus herum, verbarg sich bald unter einem größeren Knochen, aber ich hatte doch schon gesehen, daß selbst der Schwanz in allen seinen Wirbelchen vorhanden gewesen war.

Immer weiter arbeitete das menschliche Skelett, das aufgestanden war, jetzt wählte es die größten Knochen aus, baute, wie ich bald erkannte, einen Elefanten zusammen, und nun merkte ich auch, daß es keine so ganz natürliche Arbeit war, sondern die Knochen flogen ihm von allen Seiten von allein in die Hände, obschon es auszuwählen schien, aber es brauchte nur die Hand nach dem betreffenden Knochen auszustrecken, so erhob sich dieser mit einem Ruck und flog ihm zu, etwas Unnatürliches war auch, daß die vier Beine des Elefanten gleich aufrecht standen, aber die Hauptsache war, daß es dadurch ganz außerordentlich schnell ging, innerhalb von fünf Minuten war der ganze Elefant fertig, trottete davon, den Rüssel bewegend.

Weiter arbeitete der Knochenmann, wieder kam etwas ganz Zierliches daran, wozu er sich wieder hingesezt hatte, und wieder nach fünf Minuten hüpfte in dem Staube das Skelett eines Frosches herum.

Jetzt stand der Knochenmann wieder auf, machte vor mir abermals eine Verbeugung, wackelte mit den Kiefern, machte mit der Hand einladende Bewegungen.

Offenbar sollte ich die schwarze Kreisfläche verlassen – ich tat es. Wollte das Gerippe meine Hand schütteln, weil es die seine so hinhielt? Gut, das konnte es haben, ich ergriff die mir gebotene Hand.

In demselben Augenblick, da ich sie berührte, brach das ganze Gerippe zusammen, aber nicht so in sich selbst, sondern sämtliche Knochen wurden wie auseinander geschleudert, so daß sie dann ganz verstreut lagen.

Was sollte das? Nun, jedenfalls war Elektromagnetismus im Spiele, meine Berührung hob sie auf, oder erzeugte getrennte Elektrizitäten, die Knochen stießen sich von einander ab, daher auch das plötzliche Herumschleudern.

Ich fing den noch herumhüpfenden Frosch – im Moment der Berührung spritzten auch dessen Knöchelchen nach allen Richtungen auseinander. Der Elefant kam, von allein auf mich zu; in ganz bedrohlicher Weise in vollem Galopp und mit hochgehobenem Rüssel, wäre ein natürlicher Elefant gewesen, so hätte ich mich verloren gegeben, auch jetzt noch hätte es mir traurig ergehen können, der knöcherne Rüssel sauste herab, um mir einen furchtbaren Schlag zu versetzen – aber kaum, daß ich eine Berührung fühlte, so wurde das ganze Skelett in seinen einzelnen Teilen auseinandergeschleudert.

Ich befand mich wirklich wie in einem Knochenregen, die großen, schweren Knochen hätten mich noch immer verletzen können, aber merkwürdig war, daß mich kein

einzigster traf. Ich konnte beobachten, wie sie vor mir niederfielen, ehe sie mich berührt hatten, wie sie von meinem Körper in der Luft geradezu abgestoßen wurden, und so beobachtete ich auch, wie einige Knochen auf die schwarze Kreisebene fielen, von der sie aber sofort durch eine unsichtbare Kraft herabgeschleudert wurden. Eben alles ohne Zweifel elektromagnetische Vorgänge, verschiedener Magnetismus stieß sich gegenseitig ab.

Was nun? Die Maus und den Fuchs sah ich nicht mehr. Ich hob einige der Knochen auf. Es schienen ganz echte zu sein, schneeweiß gebleicht. Aber bei mir wollten sie nicht zusammenhaften. Doch wozu war dort wohl die schwarze, staubfreie Kreisfläche vorhanden? Ich will mich nicht meines Scharfsinnes rühmen, jedenfalls aber ahnte ich gleich etwas. Ich trat wieder in den Kreis, und jetzt blieben die Knochen in meiner Hand sofort aneinander kleben. Ja, es war ein richtiges Kleben. Oder ich fühlte eben ganz deutlich die magnetische Kraft, mit der sie zusammengehalten wurden, ein Abreißen gelang mir gar nicht, aber ziemlich leicht ein Voneinanderziehen, so seitwärts, wie man auch den Anker vom Magneten entfernt. Dabei war es ganz gleichgültig, wo ich sie zusammenbrachte. Ein Knochen hing sofort fest am anderen, kreuzweise oder wie ich sonst wollte. Für die natürliche Lage mußte man sie eben richtig aneinander passen, die Kugeln in die Gelenkhöhlen und so weiter.

Also jetzt wurde ich der Knochenbaumeister, suchte mir die passenden Knochen zusammen, trug sie nach

dem schwarzen Kreis, heftete sie aneinander. Na, da wurde ja etwas Schönes daraus. Mir flogen die Knochen nicht so zu, ich hatte wählen müssen und war auch sonst ganz auf meine eigenen Kenntnisse angewiesen. Ein menschliches Skelett hatte ich fabrizieren wollen, weil ich glaubte, dieses am besten zu kennen, hatte das Material auch hauptsächlich dort aufgesammelt, wo der Knochenmann auseinandergeplatzt war, aber als der Brustkasten so ungefähr fertig war, kam ich zur Überzeugung, daß es doch eigentlich mehr ein großer Hund wurde, also nun suchte ich Hundeknochen zusammen und baute am Hunde weiter, wollte schon einmal abschwanken und lieber eine Riesenschildkröte drausmachen, bis ich zur Überzeugung kam, daß es doch wohl die größte Ähnlichkeit mit dem Skelett eines Schweines habe – na, nun gab ich dem Schweinehunde wenigstens einen Menschenschädel, und als es so weit fertig war, bemerkte ich, daß das Vieh ja gar kein Rückgrat habe, die Wirbelknochen aneinander zu kleben dauerte mir doch zu lange, also ich steckte einfach einen großen Knochen durch, es war wohl der Schenkelknochen eines Esels, von richtigen Beinen natürlich gar keine Spur, das linke Vorderbein bestand zum Beispiel, wie ich mich später entsann, als ich meine osteologischen Kenntnisse erweiterte, zur oberen Hälfte aus einem menschlichen Unterarm, zur unteren Hälfte aus dem Flügelknochen eines Storches – aber das war ja auch ganz egal, das konnte ich als Schöpfer eines Schweinehundes doch machen wie ich wollte – na, und da gab ich

dem Vieh nun auch noch Flügel, leimte die Knochen zusammen, wie sie mir gerade in die Hand kamen, wenn sie nur ungefähr die passende Länge hatten, auf diese Weise entstanden zwei drachenähnliche Gestelle, die ich links und rechts an den Brustkasten klebte.

So, meine Schöpfung war fertig. Nun mußte ich ihr nur noch Odem einpusten. Denn vorläufig war von Leben noch keine Spur zu bemerken. Nicht einmal auf seinen vier Beinen konnte das Vieh mit den Engelsschwingen stehen, es klappte immer zusammen, ganz folgerichtig, wie das Knochengüst eines toten Schweinehunds auch zusammenklappen muß. Aber sonst hielt alles fest. Nur eben das Lebensprinzip fehlte noch.

Nun, ich wußte mir schon zu helfen, wußte, worauf es ankam. Und richtig, ich brauchte das Skelett nur außerhalb der schwarzen Kreisfläche auf den grauen Staub zu setzen, wobei ich mich aber hütete, den Staub selbst zu berühren, denn sonst wäre ganz sicher meine Schöpfung wieder in die Brüche gegangen – sofort begann der Schweinehund lustig zu galoppieren. Er galoppierte umsomehr, weil, wie ich jetzt merkte, das rechte Hinterbein ganz bedeutend zu kurz ausgefallen war. Dafür aber konnte er prächtig mit den Flügeln schlagen. Also ein Pegasusschweinehund mit Menschenkopf.

Ich lachte aus vollem Halse.

Da erschienen vor mir im Staube wieder die Kinderfüßchen und bezeugten die Teilnahme ihrer Besitzerin an meiner Freude durch Tanzen.

»Das ist hier wohl eine Geisterkinderspielstube?« fragte ich.

Lebhaft bejahten die sich jetzt abdrückenden Händchen.

»Deine eigene?«

Ja.

»Wie alt bist Du denn, mein Kind?

Als der dritte Händeabdruck kam, begann ich zu zählen, und ich zählte bis achtzehn.

»Achtzehn Jahre?«

Ja.

»Oho, entschuldigen Sie gütigst, da muß ich doch Fräulein Viviana sagen, wenn nicht Fräulein Merlin!«

Nein, wurde abgewehrt.

»Du bist also gar kein so echter Elementargeist, sondern eigentlich ein Mensch aus Fleisch und Blut.«

Ja.

»Es ist nur Deine Seele, Dein Astralkörper, oder wie man das Ding nun nennt, den Du aussenden kannst, und mit dem ich hier verkehre.«

Ja.

»Und Du hältst Dich in Fleisch und Brut auch hier in diesem Schlosse auf?«

Ja.

»Kann ich Dich denn nicht einmal in Natura zu sehen bekommen?«

Da entstanden in dem Staube wieder Schriftzüge.

»Nicht eher, als bis Du errätst, wer ich bin.«

»Ja, Viviana, wie soll ich das erraten.«

Die Schriftzüge verschwanden, neue entstanden.

»Du kennst mich ganz genau.«

»Persönlich?!«

Auch diese Schriftzüge verschwanden, nur die beiden Hände wurden zur Bejahung abgedrückt.

»Ich hätte Dich schon einmal gesehen?!«

Ja.

Wer sollte denn das gewesen sein?

»Bist Du Schwester Anna?«

Nein.

»Gehörst Du mit zu jener geheimen Gesellschaft?«

Ja.

»Und ich wäre Dir wirklich schon einmal persönlich begegnet?!«

Ja.

Mehr erfuhr ich nicht, ich konnte fragen wie ich wollte, Viviana wollte aber auch nicht mehr schreiben, blieb nur bei der Behauptung, daß ich sie ganz, ganz genau kenne, von Angesicht zu Angesicht.

Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf, wer das sein könne. Lang freilich hielt ich mich mit der Kopfzerbrecherei nicht auf.

»Kannst Du mir sonst noch etwas Hübsches vormachen? Ich gestehe, daß ich mich wenig zum Osteologen eigne, ich habe an dieser meiner ersten Knochenschöpfung vollständig genug, möchte mich nicht zum zweiten Male blamieren.«

Die Füßchen begannen hin und her zu trippeln, ich sollte ihnen offenbar folgen und ich tat es.

Es ging nach dem nächsten Raume. Ehe ich diesen betrat, blickte ich noch einmal zurück.

Was wurde denn nun aus diesen Knochentieren? Mein Pegasussschwein galoppierte noch dort hinten herum. Da war es mir, als ob durch den mit weißem Tageslicht erfülltem Saal ein violetter Schein husche – jawohl mein geflügeltes Schwein erschien plötzlich in violetterm Lichte, und in demselben Augenblicke auch brach es in seine einzelnen Knochen zusammen.

Der nächste Saal enthielt am Boden wieder eine dicke Schicht grauen Staub, aber keine Knochen mehr, dagegen nur in der Mitte wiederum eine schwarze Kreisfläche.

Als mich die Füßchen bis hierher geleitet hatten, merkte ich, daß diese schwarze Kreisfläche aber anders beschaffen war. Hier war der graue Staub nicht bis auf den schwarzen Steinboden entfernt, sondern die Fläche wurde von einem schwarzen Staub gebildet. Eine Probe ergab, daß hier auch wieder so ein Phänomen vorlag. Der graue Staub ließ sich nicht mit dem schwarzen vermischen. Stets strebten die grauen Staubpartikelchen unter die schwarzen gebracht, wieder zur Grenze zurück, um sich mit ihresgleichen zu vereinen, und umgekehrt. Wir kennen dasselbe von Flüssigkeiten. So läßt sich doch auch nicht Öl mit Wasser vermischen, sie trennen sich sofort wieder. Hier war dasselbe mit einer festen, wenn auch pulverisierten Masse der Fall. Deshalb kam ich immer mehr zur Überzeugung, daß hier ein besonderer Aggregatzustand vorlag.

Da begannen unsichtbare Hände in dem grauen Staube zu formen, zwei Meter von dem schwarzen Kreise entfernt, in dem ich stand.

Und plötzlich backte der graue Staub zusammen, schienen sich in schmiegsames Wachs zu verwandeln, so konnte die Masse bearbeitet werden von den unsichtbaren Händen, und mit zauberhafter Schnelligkeit entstand ein Männchen, einen halben Meter hoch.

Zauberhaft? Ich habe einen Künstler gekannt, einen Maler, noch mehr ein berühmter Karrikaturenzeichner, der mit Bleistift in wenigen Strichen aufs Papier jeden gewünschten Charakterkopf hinwarf, einen Bismarck oder Moltke oder sonst einen bekannten Kopf, wozu er manchmal keine fünf Sekunden brauchte, und die Ausführung war immer klassisch zu nennen. Das hat er uns in der Kneipe oft genug vorgemacht.

Sollte so etwas nicht auch in der Plastik möglich sein, durch Modellieren? Natürlich nicht gerade in fünf Sekunden. Es dauerte denn auch länger. Aber jedenfalls nicht länger als eine halbe Minute, dann war das Männchen fertig. Es schienen auch mehr als nur zwei Hände daran zu arbeiten, denn während ich das Gesicht entstehen sah, wie die Nase herausgedrückt wurde, wurden gleichzeitig die Beine und Füße geformt.

Wie das Männchen fertig war, stand es auf und machte vor mir eine Verbeugung. Es sollte wohl ein Heinzelmannchen sein, hatte so eine Kapuze auf dem Kopf, ein

kurzes Röckchen an, Kniehosen und dann vor allen Dingen einen langen grauen Bart. Grau war freilich überhaupt alles, auch der Bart nicht aus richtigem Haar bestehend, und dennoch alles vollkommen beweglich, auch diesen Bart konnte er streichen und biegen, ebenso auch die Augen verdrehen, wenn diese auch aus Stein zu sein schienen, und so konnte er mich ja auch anlächeln, also das Gesicht verziehen.

Jetzt, nachdem es seine höfliche Verbeugung vor mir gemacht, begann das Heinzelmännchen mit seinen Fingerchen im Staube zu formen. Es war ein Topf, den es fertigte, sozusagen im Handumdrehen, und dann kam ein Stengelchen daran, unten mit einer Quaste, – ich erkannte einen Pinsel, der in den Topf gesteckt wurde, dieser auf den Boden gesetzt.

Dann nudelte das Männchen aus dem knetbar gewordenen Staube eine Platte auseinander, ganz dünn, etwa 20 Zentimeter im Quadrat, legte sie auf den Boden, machte vor mir wieder eine Verbeugung, nahm den Topf und den Pinsel, begann auf der Platte zu malen. Ich sah eigentlich keine Farbe, die Pinselquaste war und blieb grau; aber sobald er die Platte berührte, entstanden farbige Striche und Punkte und Kreise und Arabesken, und im Nu war ein schönes Muster in allen Farben fertig, und nun erkannte ich, daß die ganz dünne, rollbare Platte einen kleinen Teppich vorstellen sollte.

Jetzt fing das Heinzelmännchen wieder zu formen an, geschwind entstand unter seinen Fingern ein Tischchen,

nicht für ihn selbst bestimmt, ein winziges Puppentischchen, 6 Zentimeter hoch, es wurde aus dem Topfe, der alle gewünschten Farben enthielt, blitzschnell schneeweiß angestrichen und in die Mitte des Teppichs gesetzt.

Weiter wurde der knetbare Staub geformt, immer zierlichere Sachen entstanden, ich konnte sie so im Stehen trotz meiner guten Augen gar nicht mehr erkennen, und schon mehrmals hatte das Heinzelmännchen so einladende Handbewegungen gegen mich gemacht, ich verstand, streckte mich innerhalb des schwarzen Kreises aus, legte den Kopf auf die gekreuzten Arme, hatte nun die ganze Geschichte kaum einen Meter vor meinen Augen, da konnte mir nichts entgehen.

Es waren Puppenspielsachen, die der kleine Künstler mit wunderbarer Geschicklichkeit und Schnelligkeit fertigte. Ein winziger Reifen, ein Körbchen, erbsengroße Brille, die mit einem Pinselstrich golden angemalt wurden, und dann noch viele andere Gegenstände, deren Zweck ich mir noch nicht erklären konnte. Das alles wurde, nachdem es in verschiedenen Farben angemalt worden, fein säuberlich auf den Teppich gelegt, und es hätte nicht so außerordentlich schnell zu gehen brauchen, denn da hätte ich stundenlang zusehen können, es war gar zu reizend, wie das alles zwischen den Fingerchen entstand. Jetzt wurde eine menschliche Puppe gefertigt, 10 Zentimeter groß. Mit dem Gesicht gab sich der Künstler einmal besondere Mühe, arbeitete längere Zeit daran herum, schien auch mit einem Instrument zu modellieren – zu bossieren, wie der Kunsta Ausdruck lautet – aber

das Instrument war so klein, daß ich es nicht näher unterscheiden konnte.

Die Figur war fertig, wurde zauberhaft schnell angepinselt, und entstanden war ein winziger Zirkusmensch in fleischfarbenen Trikots mit rotem Höschen, aber selbst die reiche Goldstickerei fehlte nicht.

Zunächst blieb das Figürchen liegen, der Modelleur fertigte ein zweites, eine kleine Künstlerin entstand, ein winziges Mädchen, noch nicht 10 Zentimeter hoch, bekam ein flitterbesetztes Röckchen angemalt, sonst auch in fleischfarbenen Trikots.

Wie die beiden Figürchen jetzt auf die Beine gestellt wurden, waren sie plötzlich lebendig, sprangen auf den Teppich, machten zierliche Verbeugungen und Knixe und warfen Kußhändchen, und die Vorstellung begann.

Auf dem weißen Tischchen lag bereits ein rotes Gestell von eigentümlicher Form. Der winzige Künstler rieb seine Füßchen auf einer weißen Platte ein, gipste sie, schwang sich elegant auf den Tisch, legte sich mit dem Rücken in das rote Gestell hinein, klappte wiederholt die Füße zusammen, rückte sich nochmals zurecht, jetzt nahm das kleine Dämchen ein weißes Holzkreuz, warf es hinauf, der Künstler fing es mit den Füßen, balancierte es in verschiedener Weise, begann es zu drehen, schneller und immer schneller.

Also ein Fußequilibrist! Und so ging es weiter. Die verschiedensten Gegenstände wurden mit den Füßen jongliert. In den Zwischenpausen, wenn sich der Künstler von seinen Anstrengungen erholte, produzierte sich das

Mädchen, das ihn sonst bediente, schlug um den Tisch herum auf dem Teppich Räder und Saltomortales, sprang dabei auch durch den Reifen, oder schwang sich auf den Tisch, jetzt bediente sie ihr Partner, nahm aus dem Körbchen eine goldene Kugel nach der anderen, warf sie ihr zu und das Mädchen jonglierte damit.

Ich rieb mir die Augen.

Obgleich es eigentlich für mich nichts Neues war. Ich betone nochmals, daß man ganz Ähnliches im Crystall-Palace zu Sydenham bei London zu sehen bekommt, heute noch! Die Puppen sind größer, vielleicht einen viertel Meter hoch, aber auch sie machen solche Kunststückchen, spielen miteinander Ball, jonglieren Kugeln, turnen am Reck, bauen Pyramiden, und ihre Bewegungen sind absolut natürlich, man kann das beste Opernglas benutzen! Es ist rätselhaft, wie das dieser Marionettenmensch macht. Man möchte manchmal an bewegliche Lichtbilder glauben. Aber gerade deswegen betritt ab und zu ein Mann die Bühne, hebt die umfallenden Püppchen auf, zeigt, daß sie an Drähten hängen, schlägt sie um seinen Arm, setzt sie wieder hin und läßt sie wieder lebendig werden.

Das hier war freilich etwas ganz anderes.

Ich hatte das größere Heinzelmännchen von unsichtbaren Händen aus Staub entstehen sehen, es hatte die winzigen Püppchen aus Staub geformt, und hier konnte doch von keinen Drähten die Rede sein.

Es gab nur eine einzige Erklärung.

Diese Menschen, die hier hausten, hatten zur Erzeugung solcher Spielerei eine Erfindung gemacht, die wir vielleicht auch noch einmal machen werden, von der wir heute aber noch gar nichts ahnen.

So wie vor 25 oder 30 Jahren noch niemand etwas von der heutigen Kinematographie ahnte.

Mit Ausnahme von denjenigen, die Tag und Nacht über dieses Problem brüteten.

Aber die anderen? Ich entsinne mich noch, wie die deutschen Zeitungen berichteten, ein englischer Journalist habe Edison besucht, den »Zauberer von Orange«, dieser habe ihm seine neueste Erfindung gezeigt, bewegliche Photographien – es war das Mutoskop – ein Schmied arbeitete am Amboß, ein Lehrjunge zog den Blasebalg, holte ein Glas Bier, der Schmied nahm es, trank es aus, und arbeitete weiter – und dieser Bericht des englischen Journalisten, der durch alle deutschen Zeitungen ging, war betitelt »Eine fette amerikanische Ente!«

Ein halbes Jahr später sah ich in einem Hamburger Varietee das erste kinematographische Bild an der Wand. Ein in den Bahnhof einlaufender Zug, die Passagiere stiegen aus.

Also wir können heute Bilder beweglich machen, als wären sie lebendig. Daß diese Bilder erst Photographien von natürlichen Szenen sind, hat dabei nichts zu sagen. Man kann sich vorstellen, daß man die Films auch malen könnte, wie es beim Lebensrad ja auch gemacht wird. Dabei kommt freilich nur etwas ganz Primitives heraus,

aber das kann man sich auch bis zur höchsten Vollendung vorstellen.

So könnte man sich statt der gemalten Bilder auch plastische Figuren vorstellen, die durch irgend ein Mittel scheinbar lebendig werden.

Es ist eine Erklärung – wenn man das eine Erklärung nennen darf.

Jedenfalls sind es logische Schlußfolgerungen.

Oder es gab auch noch eine andere Erklärung.

Ich dachte an Vater Abdallah, der uns in seinem schwarzen Kabinett ja auch alles mögliche und unmögliche vormachte, was wir freilich gar nicht in Wirklichkeit sahen, nur durch Suggestion träumten.

Das war es, weshalb ich mir jetzt die Augen rieb.

Träumte ich etwa nur?

Nein.

Aber das konnte ich in jenem schwarzen Kabinett ja auch nicht unterscheiden.

»Viviana, ich muß Dich noch einmal sprechen!« rief ich außer mir.

Als ob es ein Kommando der Vernichtung gewesen wäre, so zerfielen bei meinem ersten Worte alle die Figuren und alles andere in farblosen Staub, auch kein Häufchen blieb davon übrig, das schwere Metallpulver, oder was es nun sonst war, ebnete sich sofort wieder.

Dafür wurden vor mir die beiden Händchen zur Bejahung abgedrückt.

»Ist das nur Illusion oder Wirklichkeit! Träume ich das nur?«

Nein.

»Keine Gaukelei, keine Illusion?«

Nein.

»Volle Wirklichkeit?«

Ja.

»Sage mir, wie das gemacht wird!«

Nein.

»Du willst es mir nicht sagen?«

Ja.

»Du kannst es mir nicht sagen?«

Ja.

»Ich würde Dich nicht verstehen?«

Nein.

»Gib mir eine Erklärung, so weit ich sie verstehen kann, meinen Bildungsgrad kennst Du doch sicher, gib mir nur ein Stichwort, ich flehe Dich an!«

Da wurde in dem Staube wieder geschrieben

»Diagonaler Magnetismus.«

Ja, es genügte für mich, mußte genügen.

»Es gibt noch andere Arten des Magnetismus, als den positiven und negativen?«

Ja.

»Der diagonale würde sich also gewissermaßen kreuzen?«

Ja.

»Gibt es immer noch andere Arten?«

Ja.

»Auch von der Elektrizität, von der wir ebenfalls nur positive und negative kennen?«

Ja.

Es genügte mir, was nützten da auch weitere Fragen. Aber Schlüsse verstand ich zu ziehen.

Was wußten wir früher vom Licht. Na ja, es sind Schwingungen des Äthers. Ohne daß wir wissen, was »Äther« überhaupt ist. Und diese Theorie wird jetzt auch schon wieder umgekrempelt. Es sollen elektromagnetische Schwingungen der Luft sein, nicht mechanische wie beim Schall. Jedenfalls aber war doch Licht immer Licht, bis man entdeckte, daß es Lichtstrahlen gibt, die wir mit unseren Augen überhaupt gar nicht sehen. Die ultravioletten. Dann machte Professor Röntgen seine Entdeckung. Jetzt konnte man organische Körper durchleuchten. Dann wurde das Radium entdeckt, dessen selbsterzeugte Strahlen auch Metallplatten durchdringen. Und so scheint das weiter gehen zu wollen, immer neue Lichtstrahlen mit ganz neuen Eigenschaften werden gefunden. Was daraus noch werden wird, das kann noch kein Mensch ahnen.

Wir kennen nur positiven und negativen Magnetismus, dasselbe gilt von der Elektrizität. Wenn nun dereinst noch eine dritte Art, noch andere Arten entdeckt werden? Weshalb sollen sich diese beiden Ströme, oder wie man es nun sonst nennen mag, nicht diagonal kreuzen, oder parallel nebeneinander laufen, oder sich diametral entfernen? Und wird nicht selbst eine Substanz wie Harz oder Gummi, die man doch eigentlich als unelektrisch bezeichnet, durch Reiben mit einem Seidentuche elektrisch,

zieht eine geriebene Siegellackstange nicht Papierschnitzelchen an, kann man aus ihr nicht sogar Funken herauslocken? Unsere Nachkommen werden darüber lächeln, daß die heutige Wissenschaft nichts von einem tierischen Magnetismus wissen will, ihn ins Reich der Fabel, des Betrugs oder der Selbsttäuschung gehörend erklärt. –

Ist aber der Mensch selbst eine elektrische Batterie, die man nur in Betrieb zu setzen verstehen muß, dann sind auch sofort alle die spiritistischen Phänomene erklärt. Ich selbst begann den grauen Staub zu formen. Wie ich mich dabei verhalten mußte, hatte ich bald heraus. Hob ich ihn außerhalb des schwarzen Kreises auf, so hatte ich eben feines Pulver in den Händen. Befand ich mich dabei aber auf der schwarzen Fläche, so backte er zu einer schmiegsamen Masse zusammen, die ich dann auch außerhalb des Kreises niederlegen konnte. Auf dem schwarzen Staube zerfiel sie sofort wieder in graues Pulver, das heißt wenn sie mit diesem in Berührung kam, vermischte sich aber nicht, blieb nicht liegen, sondern, wie schon geschildert, der graue Staub rann davon, um sich wieder mit der großen Masse zu vereinen. Also da war doch zweifellos Magnetismus im Spiele.

Ich bin ein noch schlechterer Modelleur als Zeichner. Am besten hätte ich eine Kugel, einen Kloß fertig gebracht – ich bin doch einmal als Schiffskoch gefahren – statt dessen verstieg ich mich gleich zur Schöpfung eines Menschen. Was da für ein Männchen herauskam, läßt sich denken. Der Oberkörper wurde ein Ei, daran unten

zwei Würste geklebt, oben als Arme zwei kleinere Würste, eine Kugel als Kopf darauf, an diesen machte ich sogar noch eine Nase, aber weiter gings nicht, dann war Adam geschaffen.

Als ich aber nun diese Jammerfigur auf den grauen Staub setzte, ohne diesen selbst mit einer Fingerspitze zu berühren, da ward Adam sofort lebendig. Machte vor mir eine Verbeugung, schwang die Wurstarme, trippelte herum, mit ganz natürlichen Bewegungen, so weit man bei solchen Gliedmaßen von natürlichen Bewegungen sprechen kann.

Es war ja schließlich nichts anderes als bei den zusammengehefteten Knochen, die doch auch als Skelette auf dem grauen Staube lebendig geworden waren, ich ließ mich nur durch die Form irritieren, ich geriet nochmals außer mir vor Staunen.

»Viviana, gib mir nochmals eine Erklärung, nur ein Stichwort, wie ist das nur möglich, daß solch eine aus Staub geformte Masse plötzlich so beweglich, wie lebendig wird?«

Und ich erhielt die Erklärung diesmal aber nicht nur durch ein Stichwort.

Plötzlich verdunkelte sich der Saal, es wurde stockfinster, und da erschien an der einen grauen Quaderwand mein Männchen als Lichtbild in Riesengröße.

Es war ein ganz besonderes Lichtbild. Was dabei für Lichteffekte in Betracht kamen, ist schwer zu schildern.

Vor allen Dingen sah ich nicht die Lichtquelle, keinen Blendstrahl. Dagegen gingen von dem Lichtbilde

selbst Strahlen aus, die sich genau auf die Figur konzentrierten, so daß diese vor mir in schwärzester Finsternis im Brennpunkt von blendenden Strahlenbüscheln stand, jetzt noch bewegungslos.

Da hob das Lichtbild den rechten, ungeheuren Wurstart, und gleichzeitig hob meine Figur den linken. An dem Wurstart des Lichtbildes entstand eine Hand, und auch mein Figürchen bekam eine solche. Das Lichtbild begann sich zu färben, die Beine wurden rot, der Oberkörper blau, das Gesicht fleischfarben, und so färbte sich auch meine Figur.

Versteht der Leser, worauf es hierbei ankam?

Ich hatte die Erklärung gefunden. So weit mein Verstand und mein Bildungsgrad hierzu ausreichten.

Nicht meine Figur wurde zuerst bewegt und angepinselt, dieser Vorgang durch Lichtstrahlen gegen die Wand projiziert, sondern es geschah gerade umgekehrt. Das Lichtbild wurde auf irgend eine Weise gefärbt und bewegt, das wurde dann durch Lichtstrahlen auf meine Figur projiziert, hier setzte sich die Lichtmalerei in Plastik um so kamen reelle Bewegungen heraus.

Ich will es noch auf andere Weise zu erklären versuchen, durch ein Gleichnis.

Auf einer großen Wasserfläche fährt ein Boot. Es besitzt wohl einen Motor, aber niemand befindet sich drin, diesen zu bedienen. Und dennoch fährt dieses Boot hin und her, kreuzt und wendet, stoppt und setzt sich wieder in Fahrt.

Am Ufer steht ein Mann, er kommandiert und das führerlose Boot gehorcht ihm.

Wie ist das möglich?

Noch vor 20 Jahren wäre das absolut unerklärlich gewesen. Vielleicht noch vor 200 Jahren hätte man diesen Mann, der das Boot so aus der Ferne lenken kann, als Hexenmeister auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Heute weiß jedes Kind, mindestens jedes Berliner Kind, daß dieses Boot auf dem Wannensee durch elektrische Wellen gelenkt wird. Drahtlose Telegraphie, aber zur Erzeugung von mechanischem Effekt verwendet. Wenigstens wird das Steuer gedreht, der Gang des Motors geregelt. Man kann aber sogar die Schiffsschraube selbst durch Fernwirkung sich drehen lassen.

Dasselbe lag auch hier vor.

Die Figuren, aus Metallstaub bestehend, wurden durch elektrische Fernwirkung gelenkt. Sonst unsichtbar, waren mir jetzt einmal diese elektrischer Wellen als Lichtstrahlen sichtbar gemacht worden.

Erst wurde das Lichtbild beweglich gemacht, dessen Bewegungen übertragen sich auf die Figur.

Ja, wie aber nun konnte man das Lichtbild sich so ganz nach Willkür bewegen lassen?

Wenn ich hierfür auch keine Erklärung fand, so konnte ich mir doch wenigstens eine Möglichkeit ausdenken.

Bewegliche Lichtmalerei, die Malkunst der Zukunft.

Und ich glaube, ich glaube, daß es schon einmal im 15. Jahrhundert einen Menschen gegeben hat, der eine

Erfindung gemacht hatte, die unsere heutige Kinematographie noch bei weitem übertraf! Der muß dieses Problem der beweglichen Lichtmalerei schon gelöst haben!

Ich habe einmal seine ganz merkwürdige Geschichte gelesen.

Ich mag 12 Jahre alt gewesen sein, als mir einmal ein alter Schmöker in die Hände fiel, ein altes, abgegriffenes Buch mit vergilbten Blättern. Unser Dienstmädchen las es, hatte es auch erst geborgt. Weiß nicht mehr den Titel des Buches, nicht von wem es war. Mein Vater verbot es mir, suchte mich durch Spott von solcher »Schundlektüre« zu kurieren. Desto gieriger nur verschlang ich es. Und wenn heute noch ein einziges Exemplar dieses Buches existierte, es wird »ausgegraben«, in einer Rumpelkammer entdeckt, dann – »staunt der Laie, auch der Kenner stutzt!« Dann würden die Herrn Kritiker vielleicht ganze Bibliotheken über den einst verachteten Schmöker schreiben. Man weiß doch, wie es in dieser schnöden Welt zugeht, und die niederträchtigste Abteilung von ihr ist die literarische.

Wunderbare Geschichten! Der Held einer solchen war kein anderer als der berühmte italienische Maler Leonardo da Vinci, der Schöpfer des unvergleichlichen Wandgemäldes »Das heilige Abendmahl« in dem ehemaligen Kloster St. Maria delle Grazie zu Mailand, bekannt durch zahllose Kopien und Kupferstiche.

Geboren 1452 sind über die ersten vierzig Jahre seines Lebens nur spärliche Nachrichten vorhanden. Vor allen Dingen wissen wir, daß er ein tüchtiger Zechbruder

und Raufbold gewesen ist. Als Abenteurer ging er in die Fremde, kam auch nach Ägypten, soll hier großartige Festungsbauten ausgeführt, überhaupt als Baumeister und Ingenieur gewirkt haben, soll eine wunderbare Kanone erfunden haben – hauptsächlich aber trat er am Hofe des Königs als Gaukler und Illusionist und Wahrsagen und Sterndeuter auf.

Dieser Leonardo da Vinci muß überhaupt ein Universalgenie gewesen sein. Seine hinterlassenen Schriften umfassen Kunstlehre, Architektur, Anatomie, Astronomie, Geographie, Chemie, Mechanik und den verschiedensten Teufelskram. Sie sind kaum zu entziffern, denn er schrieb wohl Italienisch, aber sein eigenes, hatte seine eigene phonetische Orthographie, wenn er sich nicht überhaupt einer Geheimschrift bediente, und so war alles an ihm originell, er wußte einen geheimnisvollem mystischen Schleier um sich zu breiten, ließ sich nicht hinter die Kulissen blicken.

In jenem Buche nun wurde erzählt, wie er seine Freunde in intimer Kreise belustigte. Er führte ihnen bewegliche Lichtbilder vor, konnte die wunderbarsten Szenen hervorbringen, alles lebendig, ganz natürlich. So auch das heilige Abendmahl, wobei aber Christus Brot und Wein wirklich verteilte, wobei sich alle die Jünger wirklich wie im Leben bewegten.

Wie er das fertig brachte, verriet er nicht. Während seiner Abwesenheit drangen seine Freunde einmal in die Wohnung ein, in den Raum, von dem aus er die Lichtstrahlen gegen die Wand lenkte. Noch sei bemerkt, daß

er diese beweglichen Lichtbilder in voller Farbenpracht erscheinen ließ. Die Eindringlinge fanden nichts weiter als viele Glastafeln regellos mit bunten Farbenklecksen bedeckt. Keine Figur war zu erkennen.

Der sehr jähzornige Leonardo war über diesen Vertrauensbruch so erbost, daß er in seiner ersten Wut alle die beklecktesten Glastafeln zerschmetterte und alle seine Freunde forderte, einige von ihnen mehr oder weniger schwer verwundete, einen tötete. Nur durch die Gnade des Papstes entging er selbst dem Tode durch Henkershand.

Dies bildete den Inhalt einer Erzählung in jenem Buche.

Wie kam nun der Verfasser jenes alten Buches dazu von solchen beweglichen Lichtbildern zu sprechen, wo man damals, als dieser Verfasser lebte, oder meinetwegen noch zu meiner Kinderzeit, noch gar keine Ahnung von so etwas hatte?

Es gibt zu denken!

Und in einer Biographie später habe ich gelesen, daß Leonardo da Vinci tatsächlich einmal ein Massenduell gehabt hat und deshalb beinahe hingerichtet worden wäre!



Die Lichtfigur an der Wand wurde weiter geformt, und ebenso formte sich auch mein Männchen, es wurde ein wirklicher Mensch daraus.

Freilich war da ja noch nicht zu unterscheiden, ob nicht die plastische Figur gegen die Wand projiziert wurde, das Umgekehrte war nur eine Theorie von mir.

Aber ich sollte gleich noch eine andere Belehrung bekommen, welche die Richtigkeit meiner Theorie bestätigte.

Das Lichtbild an der Wand verschwand, gleichzeitig stürzte auch mein schon wohlausgebildetes Männchen in Staub zusammen.

Da tauchte ein neues Lichtbild auf, im Nu stand es fix und fertig da.

Es war die bekannte Laokoon-Gruppe.

Der Sage nach war Laokoon ein Priester in Troja. Weil er seine Landsleute vor dem hölzernen Pferde gewarnt hatte, welches die arglistigen Griechen bei ihrem Abzuge zurückgelassen, wodurch dann Troja erobert wurde, schickte Apollo dem braven Manne zur Strafe – auch so eine echt-griechische Gemeinheit – zwei ungeheure Schlangen zu, die Laokoon samt seinen beiden Söhnen umstrickten und erwürgten.

Diese Gemeinheit ist von einem unbekanntem Bildhauer verherrlicht worden, wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt, man hat die über lebensgroße Statuengruppe in Rom bei den Titusthermen aufgefunden, hat einen ungeheuren Quark deshalb gemacht.

Es mag ja eine wunderbare Bildhauerei sein, aber für mich ist und bleibt diese ganze Geschichte eine niederträchtige Gemeinheit, so wie ich die Göttin Athene, die

in dem Zweikampfe des Achilles und Hektor die Gestalt eines Freundes des letzteren annahm, um ihm beizustehen, obwohl sie auf Seiten des Achilles war, und wie nun Hektor seinen Speer verschleudert hatte und sich nach dem zweiten umsah, da war dieser schöne Freund samt dem Speere verduftet – so wie ich diese Göttin Athene, wenn ich sie erwischen könnte, überschnallen und ihr jeden Tag drei Dutzend auf ihr göttliches Hinterteil erteilen würde.

Also diese Laakon-Gruppe stand als Lichtbild an der Wand, in Riesengröße, plötzlich fix und fertig.

Der arme Teufel von Priester verzog sein Gesicht in schrecklichem Schmerze, wozu er auch allen Grund haben muß, denn in die linke Hüfte beißt ihn eine Schlange, deren hinteren Leib er mit dem rechten Arm von sich hält, links und rechts neben ihm stehen seine beiden Söhne, ebenfalls schon von Schlangen umstrickt, vergebens sich aus den Umschlingungen zu befreien suchend.

Vor mir in dem Staube aber war noch nichts.

Da jedoch gingen von dem Lichtbilde rote Strahlen aus, sie konzentrierten sich vor mir in einem Punkte, und alsbald begann sich der graue Staub zu bewegen, erst bildete sich ein Hügelchen, schnell wuchs er, er folgte den roten Lichtstrahlen, und ehe drei Minuten vergangen waren, stand auch vor mir diese ganze Gruppe in voller Plastik da.

Also war meine erklärende Theorie eine ganz richtige gewesen. Erst wurde das Lichtbild erzeugt, nach diesem aus dem Metallstaub die plastische Masse geformt.

Wenn das vorher ein Männchen mit seinen Händen getan hatte, so war das nur eine Spielerei gewesen, um eine besondere Illusion hervorzubringen. So etwa, wie man in früheren Zeiten mit Vorliebe die Zeiger der Uhr von Figuren drehen ließ, als ob diese die Uhrzeit anzeigten, während doch immer nur das Räderwerk mit der treibenden Kraft dahintersteckt.

Es blieb nicht bei der unbeweglichen Gruppe. Es kam Leben in die Schlangenungeheuer und in die drei Menschen. Der furchtbare Kampf begann.

Aber ehe es eigentlich richtig losging, wurde es in dem Saale wieder tageshell, und obgleich deshalb die Geschichte ruhig ihren Fortgang hätte nehmen können, sank die ganze Gruppe plötzlich in Staub zusammen, der sich sofort auch wieder ebnete, wie Wasser oder Quecksilber zu einer Fläche ausrann.

Die Vorstellung war gestört worden. Der Störenfried war kein anderer als Merlin, der in seinem gelben Lederkostüm plötzlich neben mir stand. Seit jener Begegnung in der texanischen Prärie sah ich ihn zum ersten Male wieder.

»Deine Gefährten versuchen vergeblich,« redete er mich ohne weiteres in seiner freundlichen Weise an, »nach der Burg eine Leine hinaufzuschießen, um so hinaufzukommen.

Begib Dich auf dem Wege, den Du gekommen bist, hinab und sage ihnen, daß sie es nicht mehr nötig haben. Da Du durch eigene Tatkraft einen Weg ins Innere dieses Felsens gefunden hast, kann ich Euch nun auch nicht mehr

den Eintritt verweigern, wenn dies auch anfangs meine Absicht war.

So habe ich Euch unten ein Tor geöffnet, durch das Ihr mit den Booten direkt in das Wasserbassin fahren könnt.

Deine Gefährten sehen es nur noch nicht, weil sie sich auf der anderen Seite befinden.

Also Ihr könnt Euch hier nach Belieben belustigen, und Ihr werdet auch noch genug anderes finden, für Euch Erstaunliches.

Meine dienstbaren Hände werden dabei Euch immer zur Verfügung stehen, aber eine Erklärung kann ich Euch nicht geben, Ihr würdet sie gar nicht verstehen.

Dagegen muß ich Dir, mein Freund, etwas verweigern.

Meine Tochter Viviana hat Dir versprochen, sich Dir heute zu zeigen.

Es war ein unbedachtsames Versprechen, ich muß es rückgängig machen.

Ein ander Mal, nur heute nicht. Heute ist es nicht möglich.

Aber in anderer Weise will ich ihr Versprechen gleich jetzt lösen.

Sie versicherte doch, Du kenntest sie persönlich, nicht wahr?«

»Ja, das sagte sie allerdings!« konnte ich nur bestätigen.

Lächelnd blickte mich der Jüngling mit den weißen Haaren an.

»Nun, fällt Dir nicht ein, wo Du ihr schon einmal begegnet sein könntest?«

Nein, mir fiel nichts ein.

»Meine Tochter ist doch an Bord Deines Schiffes gewesen.«

»An Bord unseres Schiffes, der Argos?!«

»Jawohl, sogar ziemlich lange Zeit.«

»Ziemlich lange Zeit?!«

»Gewiß doch, und sie gab ja auch hier ein Erkennungszeichen.«

»Was denn für ein Erkennungszeichen?«

»Das Eichenblatt, das sie im Staube abdrückte.«

Da plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen!

Plötzlich sah ich vor mir im Geiste ein braunes Weib, ein junges, schönes Mädchen, ein Kind fast noch, in bunten, baumwollenen Gewändern gehüllt – und ich sah, wie diese Gewänder auf dem Rücken zurückgeschlagen wurden, und da erblickte ich auf dem sammetartig glänzenden Nacken, oder vielmehr auf dem einen Schulterblatt, auf dem linken, ein weißes Muttermal, ganz genau einem Eichenblatt gleichend, auch von natürlicher Größe . . .

»Ist es möglich, jenes Mädchen, das wir in dem chinesischen Piratenschlupfwinkel fanden, in einem sargähnlichen Kasten, in Todesstarre liegen?«

Lächelnd nickte der geheimnisvolle Mann.

»Es war meine Tochter Viviana. Ihre Mutter ist eine Inderin. Sie war mir geraubt worden, von einem Mächtigeren als ich, der aber nun nicht mehr existiert. Sie war nicht tot, und nur körperlich war sie mir entführt worden. Im Geiste befand sie sich immer hier bei mir. Daß ich aber auch körperlich sie wiedererlangte, das habe ich nur

Dir und Deinen Gefährten zu verdanken, und eben deshalb bin ich Euch so großen Dank schuldig, stehe ganz zu Euren Diensten.«

»Und jener Mister Carlistle?! Der sie seine Traumkönigin nannte?«

»Es war ein Wahn von ihm. Oder vielleicht auch nicht nur so ein Traumgebilde. Doch das verstehst Du nicht, ich könnte es Dir nicht erklären. Jedenfalls aber war meine Tochter ganz unschuldig an diesem seinem Wahne.«

»Und was macht dieser Carlistle jetzt?«

»Er weilt nicht mehr unter den Lebenden.«

»Tot?!«

»Ja, er hat in Australien seinen Tod gefunden, einen sehr schönen. Somit hat sich diese Angelegenheit geklärt. Du wirst meine Tochter später noch kennen lernen, sie wird Euch allen danken.«

Sprachs, wandte sich und ging der nächsten Tür zu. Ich konnte ihm nur nachstarren.

Da aber zeigte sich, daß dieser rätselhafte Mann nicht besonders prophetisch veranlagt sein konnte.

Der Eskimo hatte sich wieder hinabgegeben, hatte ein offenes Wassertor gefunden, hatte die anderen geholt.

Da kamen meine Jungen schon angestürmt, und jetzt wurde die Sache in diesen Geisterkinderspielstuben fortgesetzt, in noch ganz anderer Weise.

Jedenfalls konnten wir hier Zeit unseres Lebens verweilen, dieses Spieles konnte man nie überdrüssig werden, und immer neue Überraschungen fanden sich, man

mußte nur suchen und sich gewöhnlich erst einige Neckereien gefallen lassen.

## 98. KAPITEL. EIN ALTER BEKANNTER.

»Waffenmeister, in der Eisgrotte halten sich fremde Menschen auf oder haben sich doch noch vor kurzem darin aufgehalten.«

So sprach Juba Riata zwei Tage später zu mir, an Bord des Schiffes, in meiner Kabine, wo ich mich aufhielt, um mein in letzter Zeit arg vernachlässigtes Tagebuch zu führen.

»Woher wissen Sie das?« fragte ich überrascht

»Plutos Nase und Benehmen sagt es mir. Ich hatte mich vorhin in die Eisgrotte begeben, um meine heutige Jagdbeute aufzuhängen. Pluto war bei mir. Er stöberte etwas auf eigene Faust herum, schlug plötzlich an, läutete, kam auch, um mich zu holen, führte mich ziemlich weit in eine Gegend, in der ich noch gar nicht gewesen war, vielleicht noch keiner von uns, zeigte auf dem Eise eine Spur an, die einem fremden Menschen angehören muß, vor noch gar nicht so langer Zeit hinterlassen. Und der Bluthund irrt sich nicht.«

»Er hat die Spur jenes gepanzerten Weibes in der Höhle nicht verfolgen können.«

»Das ist etwas ganz anderes, darüber war schon zu lange Zeit vergangen, und ich bin sogar überzeugt, diese Fährte wurde künstlich verwischt, was sehr leicht zu machen ist, wenn man die Mittel dazu kennt. Schon etwas

Spiritus genügt. Jetzt aber hat Pluto eine fremde menschliche Spur gefunden, die er verfolgen will.«

»Haben Sie es nicht gleich getan?«

»Das Benzin in meiner Taschenlampe war alle geworden, ich wollte neues holen, oder lieber gleich eine Petroleumlampe.«

»Ist denn die Eisgrotte nicht wie immer erleuchtet?«

»Die Grotte wohl, aber die Spur führt in einen Tunnel hinein, in dem es finster ist. Kommen Sie mit?«

Natürlich war ich sofort bereit dazu, nur daß ich erst wärmere Sachen anzog, wenn auch nicht gerade ein Pelzkostüm.

Es war die neunte Stunde abends, als wir das Schiff verließen. Nur ein kurzer Gang die Felswand entlang, und wir betraten die Eisgrotte.

Sie war wie immer von jenem rätselhaften Lichte erfüllt. Gleich vorn in einer großen Nische hing an Stangen die Jagdbeute, die wir nicht immer gleich verzehrten, so daß der Jagdlust keine Schranken gezogen zu werden brauchten. Überdies hatten wir ja auch an Bord eine Eiskammer, nur daß zur Erzeugung dieser künstlichen Kälte der Donkey gehen mußte, die kleine Hilfsmaschine, wenigstens ab und zu, und wozu das, wenn wir hier einen natürlichen Eisschrank besaßen.

Meine Jungen belustigten sich oftmals hier mit Schlittschuhlaufen und anderem winterlichen Sport, hatten auch schon eine grandiose Rodelbahn geschaffen – jetzt war niemand hier.

»Halten Sie schon einem anderen von Ihrer Entdeckung gesagt?«

Nein, das hatte Juba Riata nicht, das war nicht die Art und Weise dieses Mannes. Nur mich hatte er zu der weiteren Erforschung geholt, hätte dies wahrscheinlich auch bei seinem Freunde dem Eskimo getan, aber der war heute abend wieder einmal seine eigenen Wege gegangen.

Der Bluthund begrüßte mich. Wir hätten besser noch andere Hunde mitnehmen sollen, aber da wäre wieder Pluto in seiner Ehre gekränkt worden. Das war immer so eine eigentümliche Geschichte bei uns, bei den Tieren wie bei den Menschen.

Er führte uns tief in die ungeheure Grotte hinein, durch Spalten und Löcher hindurch, in die wohl nur zufällig einmal jemand gekrochen sein konnte, denn hier wimmelte ja alles von solchen Löchern und Tunnels. Aber immer kamen neue Eissäle, alle erfüllt von jenem tageshellen Lichte.

Da aber verschwand Pluto in einem Loche, aus dem es finster herausgähnte.

»Hier führt die Spur hinein!« sagte Juba Riata.

»Wie kommt es, daß diese Öffnung nicht erleuchtet ist?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht ist die Beleuchtung in Abteilungen geteilt, gerade hier versagt einmal der Mechanismus. Denn irgend ein Mechanismus muß doch dabei sein.«

Der Hund kam wieder hervor, lud uns ein, ihm zu folgen, wir taten es. Hinter dem Tiere Peitschenmüller, dann

ich, der ich mich ebenfalls mit einer Petroleumlampe bewaffnet hatte – und dann freilich auch mit richtigen Waffen.

Das Loch war von vornherein so niedrig, daß wir gebückt gehen mußten, und bald blieb uns nichts anderes übrig, als auf Händen und Knien zu kriechen.

Da hörte das Eis auf, eine nackte schwarze Felswand kam. Zum ersten Male, daß man in dieser Eisgrotte außer der Felsendecke solch eine schwarze Steinwand sah.

Und weiter und weiter ging es, immer auf Händen und Knien. Ich hatte nicht nach der Uhr gesehen, jedenfalls aber waren schon zehn Minuten vergangen, das ist für solch eine Kriecherei eine höllisch lange Zeit.

Dazu kam auch noch etwas anderes, im Scheine unserer Lämpchen.

»Juba, mir wirts ganz grausig zumute!« gestand ich offen, wenn auch in flüsterndem Tone.

»Pluto verfolgt noch immer eine Spur, erklang es ebenso flüsternd zurück.

»Vielleicht ist ein Felsenmaulwurf gewesen, dessen Spur er verfolgt.«

»Nein, es war ein Mensch.«

»Dann aber sicher ein menschlicher Maulwurf. Wie kann denn nur ein richtiger Mensch hier in solch einem Mäusegange auf dem Bauche spazieren gehen und sich dabei wohl fühlen! Und ich bin weder ein Straßenpflasterer noch eine alte Betschwester, die schon Horn auf den Knien hat, ich halts kaum noch aus!«

»Wollen Sie sich etwas ausruhen, sich auf den Rücken legen?«

»Na, ein bißchen warte ich noch damit.«

Wir krochen weiter, wieder vergingen mindestens fünf Minuten, und dieser Gang wollte kein Ende nehmen, wollte auch nicht höher werden.

Da aber schimmerte uns ein Licht entgegen! Vor mir erbob sich Peitschenmüller, hinter ihm konnte ich es tun.

Wir standen in einem höheren Gange, in dem wir nur deshalb etwas sehen konnten, weil wir aus der schwärzesten Stockfinsternis kamen.

Das Licht selbst kam seitwärts aus einer Fensteröffnung heraus, oder noch mehrere waren erleuchtet. Wir schlichen uns hin nach der nächsten, in Brusthöhe angebracht, also eine Öffnung in der nackten Felsenwand, aber mit Glasscheiben versehen.

Ein unvermuteter Anblick erwartete uns. Wir sahen in eine Kammer, die Wände verkleidet mit Holzbrettern, angefüllt mit Hausgerät und Gerümpel aller Art, hauptsächlich aber auch mit ritterlichen Waffen und Rüstungen, jedoch nicht mit solchen von jener vergoldeten oder versilberten Bronze, sondern die Panzer alle ganz schwarz, und zwar war das sicher wirkliches Eisen oder Stahl, denn auch die Schwerter waren von blitzendem Stahl.

Und was waren das für Schwerter, die da kreuzweise an der Wand hingen! Wenn es auch Zweihänder sein mochten. Und ein Riese mußte es auch sein, der diese Schwerter führte, denn für einen solchen waren auch diese verschiedenen Rüstungen bestimmt, offenbar alle für

ein und denselben Mann. Wenn er auch nicht gerade 2,30 Meter wie unser »Bandlwurm«, so überstieg seine Länge zwei Meter doch noch bedeutend, und nun überhaupt einen ganz anderen Körper mit mächtigem Brustkasten und gewaltigen Schultern!

Und das hier war nicht nur so eine Rüstkammer, als Museum eingerichtet. Es war ja überhaupt mehr ein Wohnraum – die Klausen eines Eremiten, der sonst eine härene Kutte trug, aber ehemals ein Ritter gewesen war und sich nur noch zeitweilig in seine Rüstungen hüllte. Da war ein Lagerbett, bedeckt mit Bärenfellen, und alles verriet, daß es erst vor kurzem benutzt worden und noch nicht wieder in Ordnung gebracht worden. Daneben über einem rohgezimmerten Stuhle hing eine braune Kutte und ein gebrauchtes Handtuch. Ein Waschtisch aus Naturholz, aus zusammengenagelten Baumästen, und das Wasser in der irdenen Schüssel war eisig. Und schließlich sorgte hier für die Beleuchtung nicht jenes rätselhafte Licht, aus den Wänden kommend, sondern auf dem Bauertisch stand eine primitive Petroleumlampe brennend, eine alte, große Bibel war aufgeschlagen, daneben lag ein eiserner Handschuh, für einen Riesen bestimmt, und außer einem Tintenfaß und anderen Sachen stand da auch ein mächtiger Humpen mit Deckel. Alles machte den Eindruck des gegenwärtigen Gebrauches, von dem Humpen waren über den Tisch Tropfen verkleckert, dort war eben erst ein Schwert mit einem Putzlappen bearbeitet worden, und so weiter. Der Bewohner dieser Klausen war nicht zu sehen.

Ja, das war ja alles ganz realistisch, aber ... die Fensteröffnung, durch die wir blickten, war mit einer Glasscheibe verschlossen und wir waren schon gar zu sehr an kinematographische Bilder gewöhnt. Wir hatten solche Einrichtungen allerdings noch nicht hier in dieser Gegend unseres Quartiers gefunden, nur im Schlosse der Entsagung, bei welchem Namen es geblieben war, dort waren wir aber auch mit solchen kinematographischen Szenen sozusagen totgefüttert worden.

Kurz und gut, die Glasscheibe, die uns von dieser Klausse trennte, brachte mich gleich auf den Gedanken, ob hier nicht nur eine kinematographische Illusion vorliegen könne.

»Ist das Wirklichkeit oder nur so ein lebendes Lichtbild?« zeigte da Juba Riata, daß er gleich denselben Gedanken gefaßt hatte wie ich.

»Wenn es ein Lichtbild ist, so muß es doch irgend einen Zweck haben. Wir müssen warten, was noch weiter kommt.«

Aber vorläufig geschah nichts weiter. Nur daß die Lampe blakte.

Doch dort weiter rechts befanden sich in gleicher Höhe ja noch andere Öffnungen, aus denen Licht hervorschimerte. Rasch ging ich dorthin.

Ich hatte erst sechs Schritte getan, das nächste Fenster noch nicht erreicht, als ich plötzlich den Boden unter den Füßen verlor. Nicht daß ich in ein Loch gestürzt oder daß unter mir eine Falltür aufgeklappt wäre, sondern ich war wie auf eine schiefe, sehr glatte Fläche getreten, erst mit

dem einen Fuße, und ehe ich mich mit dem anderen abstemmen konnte, saß ich schon auf meinem Hosenboden und rutschte abwärts.

Jawohl, es war eine perfekte, wunderschöne Rodelbahn, die ich hinabsauste. Nur daß ich dabei keinen Schlitten benutzte, sondern direkt auf dem Hosenboden saß. Das heißt, humoristisch war mir dabei nicht zumute. »Wo werde ich landen?« das war die schwerwiegende Frage, die ich sorgenvoll aufwarf. Wenn ich überhaupt etwas dachte. Immer sausender ging die Fahrt hinab, vergebens suchte ich mich an den Wänden oder am Boden einzukrallen, eines war so spiegelglatt wie das andere, aber kein Eis, sondern schwarzer Stein, bis ich auch das nicht mehr erkennen konnte, weil durch den heftigen Luftzug meine am Gürtel befestigte Lampe verlöschte.

»Nun ade, Georg, das nimmt nimmer ein gutes Ende!«

Das war daß letzte, was ich dachte, ahnungsvoll ganz mit Recht, denn im nächsten Augenblick erhielt ich einen Schlag vor den Kopf und Georg war tot.

Denn wenn man nichts mehr von sich weiß, kann man sich als tot betrachten.

Als ich aber wieder erwachte, da wußte ich, daß ich noch nicht tot war. Denn wenn es auch im Paradiese, in das ich doch hoffentlich dereinst hineinkomme, so aussieht, so hoffe ich doch ebenso bestimmt, daß ich dort dereinst nicht einen so mächtigen Brummschädel habe und an meiner Stirn keine solche Beule fühle, wie es hier der Fall war.

Ich befand mich in einem sogenannten Boudoir. Zwar war ich noch nie in ein Boudoir gekommen, aber so stelle ich es mir vor. Weiche Teppiche, in denen der Fuß bis zum Knöchel versank, daß man sich am Boden wie in einem Federbett wälzen konnte, schwellende Polster und Kissen und anderer Klimbim, für den ich weiter keinen Namen habe, und dazu noch ein süßlicher Parfümduft.

Ganz gewiß, das war ein sogenanntes Boudoir.

Haben das nicht nur Damen?

Natürlich, es war ein Damenboudoir, sonst hätte es hier doch nicht so nach Parfüm gestunken. Daß dies manchmal auch in Herrenzimmern der Fall sein kann, wußte ich damals noch nicht. Damals dachte ich noch, was so ein richtiger Mann ist, der müsse entweder nach Teer oder nach Stiefelwichse oder nach Schweiß oder nach Leder oder nach so etwas Ähnlichem duften, nur nicht nach Parfüm.

Nachdem ich also zur Überzeugung gelangt war, mich in einem Damenboudoir zu befinden, konstatierte ich weiter, daß ich selbst auf einem niedrigen Polster lag, meine Sachen nicht mehr anhatte, aber auch nicht nackt dalag, sondern daß ich mit seidener Unterwäsche und einem wundervoll geblühten Schlafrock bekleidet war, aber besonderer Art, wohl ein türkischer Kaftan, wie hier überhaupt alles orientalisches war.

Danach mußte ich längere Zeit bewußtlos gewesen sein, daß man mich so hatte umkleiden können, wenn ich nicht irrte, hatte man mich sogar gebadet, ganz sicher

mein Haar sein frisiert, glücklicher Weise dabei keine Pomade hineingeschmiert, während man nicht für nötig gehalten, meine mächtige Brause auf der Stirn zu behandeln, sonst hätte ich doch eine Kompresse oder einen Verband darauf gehabt. Mit Ausnahme einiger Kopfschmerzen fühlte ich mich denn auch ganz wohl.

Wo bin? Nun, zweifellos im Reiche Merlins des Zaubers und speziell, da es sich um ein Damenboudoir handelte, in einem Wohnraume seiner Tochter, des Fräulein Viviana.

Das sagte mir schon das keinen Schatten werfende Licht, das aus den teppichbehangenen Wänden wie aus jedem Gegenstande hervorzukommen schien, und wo man solche Beleuchtung hat, wenn sonst genügend für Luftventilation gesorgt ist, braucht man ja auch wie hier keine Fenster.

Aber eine Tür war vorhanden. Oder doch eine doppelte Portiere, die jedenfalls eine Tür verhüllte. Ich stand auf, konstatierte dabei, daß meine nackten Füße mit hocheleganten Sandalen bekleidet waren und dann weiter, daß ich die Portiere nicht zurückschlagen konnte. Das war kein Teppich oder sonstiger gewebter Stoff, sondern das war Eisen oder sonst etwas Unbiegsames, nur gerade wie Portieren geformt, man konnte seine Hand in einen schmalen Schlitz stecken und unten war noch ein größeres Dreieck, aber nicht groß genug, daß ein normaler Mensch durchkriechen konnte, und beim Durchblicken sah ich nur schwarze Nacht. Diese massiven Portieren waren nicht nur wie solche bemalt, sondern sogar mit

Fasern bedeckt, boten mir aber jedenfalls einen unbesiegbaren Widerstand.

Da aber, wie ich schon zurücktrat, wurden diese unbeweglichen Portieren plötzlich zurückgeschlagen, so wie man eben Portieren zurückschlägt, und herein trat ein Mann, ein Türke.

»Good morning.«

Ein starrer Blick meinerseits, und ich prallte doch förmlich entsetzt zurück, obgleich der Eintretende absolut nichts Entsetzliches an sich hatte. Es war ein kleiner Mann, noch kleiner durch seine unförmliche Dicke erscheinend, der bunte türkische Schlafrock, noch prachtvoller als meiner, spannte sich über einen ganz gewaltigen Schmerbauch, über den die kleinen, aber überaus fetten Hände gefaltet wurden, und so war auch der Kopf beschaffen, klein, aber wahre Hängebacken, nicht nur Pausbacken, sie konnten vor Fett gar nicht mehr stehen, die Züge überhaupt vor Fett ganz verschwommen.

Im übrigen ein äußerst gutmütiges Gesicht, sonst wohl sehr heiter und zufrieden, nur jetzt mit einem wehmütigen Lächeln unter dem blonden Schnurrbärtchen, und wenn der Kerl auch einen türkischen Kaftan und auf dem glattgeschorenen blonden Kopfe einen roten Fez trug, so war es doch ein echt germanisches Gesicht, von der Fettsucht befallen.

»Good morning!« sagte also dieses Männchen gleich nach dem Eintritt, faltete die Wurstfingerchen über dem Schmerbauche und schaute mich wehmütig lächelnd an.

»Ach, machen Sie keine Faxen!« stieß ich hervor.

»Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Sie mich wiedererkennen?«

»Mister Harry Sandow!«

»Ich bins. Das wundert mich aber, daß Sie mich wiedererkennen. Denn sonst können Sie von meinem Hiersein doch nichts wissen. Das wundert mich sehr.«

Ja, es gehörte in der Tat ein ganz besonderes Genie dazu, um diesen Mann wiederzuerkennen. Harry Sandow – der Leser entsinnt sich, der englische Bierbrauersohn, der die Indianer nach dem Eldorado-Plateau gebracht hatte – das schlanke, zierliche Männchen, wenn auch mit stählernen Muskeln, aber jedenfalls doch ein dürrer Häring – und jetzt eine runde Fettkugel. Und da war auch keine Ähnlichkeit mehr in den aufgeschwemmten Zügen vorhanden. Wenigstens wohl nicht für andere Menschen.

Daß ich ihn gleich wiedererkannt hatte, das kam daher, weil ich als Sprößling einer Fechtmeistergeneration überhaupt sehr scharfe Augen besitze, und zweitens, weil ich ein Seemann bin, der an Bord des Schiffes überhaupt sehr wenig Gesichter zu sehen bekommt, und wenn man sich einmal für ein solches interessiert, dann merkt man es sich auch ganz genau, dieser »Merks« wird durch andere Gesichter nicht viel gestört.

»Harry Sandow, ist es möglich?«

»Ich bins.«

»Ja was machen Sie denn hier?!«

Das wehmütige, obgleich nicht gerade unglückliche, mehr verschämte Lächeln trat noch stärker hervor.

»Ich werde hier gemästet.«

»Als Schlachtvieh?!«

Denn ich dachte im Augenblick an Kapitän Satan, den wir ja hier wiedersehen sollten, an seine menschenfressenden Proseleuten.

»Nee, aus Liebe. Obgleich allerdings das Schwein, das man als zukünftige Wurst mästet, ja auch von seinem Besitzer heiß geliebt wird. Aber ich soll nicht geschlachtet werden. Ganz im Gegenteil.«

»Ja weshalb werden Sie denn da gemästet?«

»Weil ich Mitglied eines Harems bin.«

»Sie haben sich hier einen Harem eingerichtet?«

»Nee, wiederum ganz im Gegenteil, ich gehöre mit zu denjenigen, mit denen andere einen Harem eingerichtet haben. Ich bin sozusagen Odaliskrich. Sie verstehen doch. Eine männliche Odaliske. Hier herrscht ein weiblicher Sultan, also eine Sultana, die sich einen männlichen Harem zugelegt hat, und alle ihre Untertanen, lauter Weiber, mit ihr.«

»Ja, was sind denn das für Weiber?!«

»Sie fragen noch? Sie sind doch an meinem ganzen Unglück schuld.«

»Ich?!«

»Jawohl, Sie! Sie haben mir doch damals geraten, nach Halsmahera zu fahren und die sogenannten Maladekkaranis zu holen, die indischen Amazonen, um mit diesen kraftvollen Weibern das indianische Blut aufzufrischen. Das habe ich denn auch getan. Aber diese vermaledeiten Weiber haben den Spieß bald umgekehrt, haben mir und

meinen Indianern die Hosen aus und sich selber angezogen, und uns haben sie in ihre Weiberkittel gesteckt.«

Ich war sprachlos.

»Erzählen Sie ausführlich!« entschied ich dann.

Wir setzten uns, und jetzt hatte Sandow kein wehmütiges, noch weniger ein heiteres Lächeln mehr, als er begann

»Es ist Schreckliches, Schreckliches, was ich Ihnen zu berichten habe.

Gleich, nachdem Sie damals mit Ihrem Schiffe fort waren, fing die Morkserie zwischen den Apachen und Kommantschen an. Sie wissen schon, weil der schwarze Biber, der Häuptling der Kommantschen, den Apachen Steinerherz, der ihren Matrosen ermordet, Ihnen zum Hängen ausgeliefert hatte.

Aber nicht etwa, daß ich Ihnen deshalb einen Vorwurf mache, Gott bewahre, und es war ja auch vorhin nur mein Spaß, Sie wären schuld an meinem ganzen Unglück. Obgleich mir sonst gar nicht so spaßig zumute ist.

Also die Morkserie ging los, und ehe ich stoppen konnte, lebten von den 258 Männern und Bengels keine 200 mehr, und da sie außerdem gegenseitig ihre Lager überfallen hatten, waren von den 155 Frauen und Mädchen keine 80 mehr übrig. Alle anderen abgeschlachtet!

Da war es mir endlich gelungen, sie zu bewegen, das Kriegsbeil zwischen sich wieder zu begraben.

Nun brauchte ich aber, wollte ich meinen Plan durchführen, erst recht frische Weiber.

Ich dachte an Ihre indischen Amazonen. Was Sie mir da erzählt, hatte mir imponiert.

Also ich wollte hin nach Indien, nach dem malaiischen Archipel. Aber die Rothäute konnte ich nicht allein lassen. Sobald ich ihnen den Rücken wandte, ging die Morkerei wieder los, das wußte ich bestimmt. Sie wissen, daß ich kein Renommist bin, aber darauf können Sie sich verlassen, daß ich einen ganz außerordentlichen Einfluß auf diese roten Burschen besaß.

So wollte ich sie lieber gleich mitnehmen. Ich redete ihnen vor, daß ich eine noch viel bessere Gegend wüßte als diese, und da kamen sie mit. Nun konnte ich sie aber auch nicht daran hindern, daß sie verschiedene gut zugerittene Pferde mitnahmen, denn sonst hätte ich doch gestehen müssen, daß ich sie angeflunkert, daß ich sie wieder hierher bringen wollte. Daher kommt es, daß Sie hier den Gaul mit dem Violschlüssel wiedergefunden haben. Denn ich weiß recht wohl, was Sie hier treiben. Doch davon später.

Zurück nach der Küste durch Guyana und ein Schiff gechartert, später gleich gekauft. Was ich dabei für Verwicklungen gehabt habe, dabei will ich mich jetzt nicht aufhalten.

Wir kamen nach dem vermaledeiten Maladekka, das der Teufel holen soll. Denn dort fing mein Unglück an, woran Sie aber ganz unschuldig sind. Daß ich Einfaltspinsel mich mit solchen Weibergeschichten einlassen muß, wo ich geschworen habe, unverheiratet zu bleiben!

Nun habe ich die Strafe dafür bekommen. Die Sachlage war noch gerade so, wie Sie sie mir erzählt hatten. Alle die Weiber steckten noch oben in ihrer Felsenburg, wurden wohl unten von den Eingeborenen belagert, die die Ermordung ihrer Fürsten und Blutsverwandten rächen wollten, aber anhaben konnten sie den Mörderinnen nichts, die hatten oben zu essen genug, machten sogar oft genug Ausfälle, ohne freilich weit zu kommen.

Ich holte sie heraus. Es war einfach genug, ging ohne jeden Kampf ab. Sie brauchten nur ein Fahrzeug, um auf dem Wasserwege fortzukommen, ein bemanntes und armiertes Schiff, das von den traurigen Eingeborenen mit ihren Prauen nicht so leicht aufgehalten werden konnte.

Und fort wollten die kriegerischen Weiber auch. Ich brauchte ihnen nur den Vorschlag zu machen, mit mir zu kommen, und sofort waren sie bereit dazu, mitzukommen, ganz gleichgültig wohin.

Wir fuhren ab. Gleich am zweiten Tage merkten wir, wen wir an Bord hatten. Bei günstigster Gelegenheit fielen die Amazonen über uns her, überwältigten sowohl die Indianer wie die ganze Mannschaft, erklärten dieses Schiff für ihr Eigentum und uns für ihre Sklaven. Und die roten Weiber wurden gleich abgeschlachtet und über Bord geworfen, nicht das kleinste Kind weiblichen Geschlechts wurde verschont. Das ist das Schrecklichste dabei. Sonst würde die Sache fast mehr humoristisch zu nehmen sein. Ich habs schon lange hinter mir, deshalb kann ich es Ihnen jetzt so ruhig erzählen.

Das Weiberschiff hatte keinen langen Bestand. Die kraftvollen Amazonen hatten wohl geglaubt, selbst heizen zu können, und was sie sonst vorhatten, das mag Gott wissen, aber so einfach war die Sache eben nicht. Schon am andern Morgen rannten wir in der Nähe einer Koralleninsel prompt auf einen Felsen, kamen zwar wieder frei, der starke Wind trieb uns ab, aber das Schiff leckte unrettbar.

Da, als die Amazonen schon die Rettungsboote klar machten, aber wohl nur für sich selbst, die Gefangenen sicher ihrem Schicksale überlassen wollend, tauchte ein Schiff auf, oder vielmehr ein Fahrzeug, eine Art von Torpedoboot, und näherte sich uns mit rasender Schnelligkeit.

Es war der »Seeteufel« vom Kapitän Satan. Aber ein anderer »Seeteufel«. Sein erster ist ja dank Ihrer Bemühungen in die Luft gesprengt worden. Ich weiß nämlich alles, Kapitän Satan hat mir alles erzählt, auch sein Renkontre mit Ihnen.«

Er nahm uns an Bord. Wir Gefangenen, immer noch an Händen und Füßen gebunden, wurden wie die Häringe übereinander geschichtet. Mehr weiß ich nicht. Wir müssen betäubt worden sein, wahrscheinlich für lange, lange Zeit. Als ich wieder erwachte, hatte ich schon so ein Kostüm wie dieses an und war auch schon so aufdringlich dick geworden. Alle die Indianer und englischen Matrosen ebenfalls. Wir müssen während unserer Bewußtlosigkeit gefüttert worden sein, gemästet.

Als mich Kapitän Satan zum ersten Male wieder sah, oder ich ihn, wie ich mich im Spiegel betrachtete, wollte er sich einen Bruch lachen.

Dann teilte er mir einiges mit. Viel wars nicht. Wir befänden uns hier im Herzen Sibiriens. Und hier würden wir Zeit unseres Lebens bleiben. Nicht als Gefangene, sondern als Gatten dieser Amazonen, und danach würden wir auch behandelt. Herrlich! Nur freilich daß wir nicht völlige Freiheit hätten. Und dann leben diese Weiber nicht in Monogamie, sondern in Polygamie, in Männergemeinschaft. Die haben jetzt eben den Spieß umgedreht. Wir werden abwechselnd ausgelost. Und diese Geschichte geht nun schon anderthalb Jahr lang. Wie sie uns allen bekommt, sehen Sie hier an mir. Ich bin unterdessen noch viel, viel dicker geworden, obgleich ich schon damals bei meinem Erwachen glaubte, unförmlicher könnte ich nun gar nicht mehr werden. Ich habe in den anderthalb Jahren noch mindestens 40 Pfund zugenommen.«

Der Erzähler schwieg. Ich hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen.

»Wie sind Sie denn nun hierher gebracht worden?« war jetzt meine erste Frage.

»Ich weiß es nicht. Die Inderinnen, mit denen ich ja ganz gemütlich sprechen kann, halten diesen Kapitän Satan für einen mächtigen Zauberer, der uns einfach durch die Luft hierher ins Innere Asiens entführt hat. Tatsache ist ja allerdings, daß dieser Mann mehr kann als

andere Menschen, er ist im Besitz wunderbaren Erfindungen, die an Hexerei grenzen. Die eiserne Portiere dort, die nur, wenn es ein Höherer erlaubt, zum beweglichen Lappen wird, ist nur eine Kleinigkeit davon, Sie werden noch andere Wunder erleben. Aber daß wir auf sein Kommando plötzlich durch die Luft gesaust sind, davon kann natürlich keine Rede sein. Entweder wir sind in Kisten über Land auf Karawanenwegen hierher transportiert worden, immer ohne Zolluntersuchung oder der »Seeteufel« hat ebenfalls den Jenissei und andere Wasserstraßen benutzt, wie Sie ja auch, oder doch Ihre »Argos«. Nur daß dieses Torpedofahrzeug, nehme ich an, ein Unterseeboot ist, es kann auch unter Wasser fahren, sich also unsichtbar machen und entgeht so der Untersuchung von den russischen Behörden. Es ist meine Ansicht. Hierüber spricht der Teufelskapitän nicht, er fängt nur immer in seiner schrecklich höhnischen Weise zu lachen an, wenn ich hierüber etwas wissen möchte.«

»Er befindet sich immer hier?«

»Jetzt, ja. Im Anfange waren immer lange Pausen dazwischen, ehe wir ihn wieder einmal zu sehen bekamen. Seit einem halben Jahre etwa, haben wir täglich die zweifelhafte Ehre seiner Gesellschaft.«

»Hat er Ihnen gesagt, wie er hierher kommt, was er hier treibt?«

»Das hat er. So weit er es für gut findet. Und dann weiß man niemals, was man ihm glauben darf, denn der Kerl lügt wie gedruckt, mindestens renommiert er ganz gewaltig. Danach gehöre er einer geheimen Gesellschaft

an, welche der Menschheit um einige Jahrtausende voraus sei, auch die Geschicke der Menschheit lenke, wenn ihre Mitglieder auch nicht tötlich eingriffen. Von dieser Gesellschaft wüßten auch Sie. Stimmt das?«

»Jawohl.«

»Ja.«

»Dann ists ja gut, dann hat mich der Kerl einmal nicht angeflunkert. Kennen Sie einen Mann namens Merlin?«

»Ja.«

»Kann der auch so zaubern?«

»Er ist zweifellos im Besitze wunderbarer Erfindungen.«

»Merlin und Satin, wie der Kerl eigentlich heißt, haben hier einst in bester Eintracht gemeinschaftlich gehaust. Wenn letzterer auch als ehrlicher Handelskapitän zur Seefuhr, von Halifax aus. Das wissen Sie ja selbst. Er mußte sich eben praktisch in der Welt betätigen. Hier war nur sein Schlupfwinkel, hier gehörte er mehr jener geheimen Gesellschaft an, mußte für diese wirken. Da hat er sich während seiner Seefahrten schwere Verfehlungen zuschulden kommen lassen, hat sogar Seeraub getrieben. Er ist eben vom guten Wege abgewichen, ist zum bösen Prinzip geworden, während sein früherer Freund Merlin das gute Prinzip geblieben ist. Einige Zeit ließ man ihn noch treiben, bis man ihn hierher verbannt hat, wo er einst geherrscht hat, jetzt aber als Gefangenen. Merlin ist sein Wächter, Satin steht unter dessen Aufsicht. Obgleich er doch manchmal Urlaub zu bekommen scheint. Das hat er mir ganz offen erzählt, hohnlachend, renommierend,

weil es ihm jetzt viel besser gefalle als früher, und was sich der arme Merlin seinetwegen plagen müsse.«

»Wie werden Sie hier behandelt?«

»Zu klagen hätten wir ja nichts. Jeden Tag gibt es neue Belustigungen, faktisch jeden Tag etwas anderes, wenn auch dabei die Kinematographie eine Hauptrolle spielt. Aber in einer Weise, daß man es nie überdrüssig bekommt. Und dann auch reelle Vorstellungen genug. Und nun dazu immer das denkbar beste Essen, die ausgesuchtesten Leckerbissen. Und wir müssen irgend etwas einbekommen, daß wir fortwährend starken Appetit haben und daß uns diese Fresserei auch so gut bekommt. Keine Verdauungsstörungen und gar nichts. Nein, zu klagen hätten wir nichts, aber ... haben Sie nicht etwas Tabak bei sich? Ach, den hat man Ihnen doch gewiß abgenommen. Na, da muß ich mich wieder mit einer Salmiakpastille begnügen.«

Die fette Hand, kaum noch eine menschliche zu nennen, zog aus der Tasche des Schlafrocks eine goldene Dose hervor, wunderschön ziseliert und funkelnd von Juwelen, und öffnete sie.

»Ach, Schokoladenkonfekt, Marzipan und überzuckerte Rosenblätter!« erklang es enttäuscht. »Da habe ich die falsche Bonbonniere erwischt. Ich dachte, es wären Salmiakpastillen. Das ist doch wenigstens ein kleiner Ersatz für den Tabak, schmeckt sehr herzhaft und pikant.«

»Sie dürfen nicht rauchen?« konnte ich trotz des Schrecklichen, das ich gehört, schon wieder lächeln.

»Nicht rauchen und nicht kauen. Wir stänken danach so aus dem Halse. Zuerst war uns Schnupftabak vergönnt, aber der wurde uns auch wieder entzogen, weil wir die Nase gar so vollpulverten.«

Er begann Bonbons und Rosenblätter zu nutschen.

»Was treiben Sie denn nun sonst hier?«

»Gar nischt. Wir essen, schlürfen Sorbet – so was wie Spirituosen gibts natürlich nicht hier, das sind lauter Mohammedaner – lassen uns Vorstellungen geben und stehen im übrigen unseren Gattinnen zur Verfügung.«

»Und was treiben diese?«

»Sport. Sie fechten und schießen und reiten und treiben athletische Spiele. Die sorgen dafür, daß sie schlank bleiben. Nur ihre Männer wollen sie so dick als möglich haben. Das ist eben Geschmackssache.«

»Und was machen die Apachen und die Kommant-schen?«

»Genau dasselbe wie ich: gar nischt.«

»Ja, lassen sich denn diese Indianer denn nur solch eine Gefangenschaft mit Weiberherrschaft gefallen?!«

»Ja, was sollen sie dagegen machen? Wir sind alle eingesperrt, dürfen auch nicht zusammenkommen, oder doch nur in beschränkter Weise. Immer nur zu je zwei. Diese Gesellschaft dürfen wir uns täglich auswählen, da können wir uns gegenseitig aussprechen. Schon drei sind nicht erlaubt.«

»Und das lassen sie sich gefallen, diese rachsüchtigen Indianer?«

»Ja, was soll man dagegen tun?«

»Denken diese Indianer, deren Frauen und Kinder ermordet worden sind, denn nicht an Rache?!«

»Ich weiß, was Sie meinen. Diese Weiber beim Zusammensein mit den Händen erdrosseln. Mein lieber Herr Kapitän! Das hat einen bösen Haken. Wie läßt Shakespeare seinen Hamlet bei Gelegenheit sagen? »Ich will dicke Menschen um mich haben.« Oder so ähnlich. Er meint, daß dicke Menschen immer harmlos sind, auf keine bösen Gedanken kommen. Und das ist auch so ziemlich Tatsache. Der Intrigant und Bösewicht muß immer hager sein. Dicke Menschen sind viel zu faul, um böse Taten auszuführen. Und das ist umsomehr der Fall, glaube ich, wenn es keine angeborene Fettsucht ist, sondern wenn man erst nach normaler Beschaffenheit davon befallen, künstlich dazu gebracht wird. Wenn man sich toll und voll gefuttert hat. Dann wird man ein ganz anderer Mensch.

Sehen Sie, mein lieber Kapitän, stellen Sie sich mal vor, Sie wären recht jähzornig, kämen über einen Menschen in eine ganz besondere Wut. Plötzlich, wie Sie den Kerl gerade erwürgen wollen, stürzen Sie in kaltes Wasser. Ist Ihre Wut da nicht sofort verraucht? In derselben Lage befinden wir uns. Nur daß wir in Fett gepurzelt sind. Wir schwimmen sogar ständig in warmem, schmierigem Fett, das noch viel nachdrücklicher alle auffallenden Leidenschaften besänftigt als kaltes klares Wasser, wir ersticken fast in unserem eigenen Fett. Oder ich will mich kürzer

ausdrücken: wir sind durch diese Fettsucht alle Schlapp-säcke geworden. Das ist die Sache. Nein, auch der rachsüchtigste Indianer hat sich jetzt in seinem Fette in ein geduldiges Schaf verwandelt. Noch kein einziger tätlicher Angriff ist erfolgt. Wir denken einfach an so etwas gar nicht mehr.«

»Auch alle die Indianer sind so dick geworden?«

»Alle, alle. Kannten Sie den großen Knochen? Haben Sie ihn damals zufällig gesehen? Ein baumlanger Kommandant, der so hieß, weil er eben das reine Skelett war. Der wiegt jetzt bald drei Zentner. Da können Sie keine Rachsucht und keine heroischen Taten mehr verlangen. In solch einem Körperfette erstickt auch die Seele.«

Ich glaubte schon, daß Sandow recht hatte.

»Werden denn auch diese Weiber von dem Kapitän Satan als Gefangene gehalten?«

»Ja und nein. Anfangs durften Sie sich in der Steppe frei bewegen. Sie wissen, in dem Steppenlande nördlich von der Felswand. Das bewaldete Tal durften sie überhaupt nie betreten. Da kamen Sie mit Ihrer Mannschaft, wovon wohl auch Kapitän Satan nichts gewußt hatte. Jedenfalls wurde die Steppe dann auch den Amazonen verboten – Sie haben einmal eine im Freien gesehen, ich weiß es. Die hatte dieses Verbot übertreten, ist dafür bestraft worden. Wie, weiß, ich nicht, vielleicht ist sie für immer verschwunden. Jetzt dürfen auch die Weiber die Felsenräume nicht mehr verlassen, es ist ihnen überhaupt unmöglich gemacht worden, sie haben aber immer noch

große Talkessel, in denen sie sich so gut wie im Freien bewegen. Nur der Ausgang ist ihnen verschlossen.«

»Lassen sich die indischen Amazonen diese Gefangenschaft gefallen?«

»Es wird ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, als sich darein zu fügen.«

»Gehen sie nicht mit Befreiungsplänen um, wenigstens insofern, daß sie sich auch draußen den freien Wald erschließen wollen?«

»Das weiß ich nicht, in ihre Pläne weihen sie uns Männer nicht ein.«

»Wieviel Weiber sind es?«

»Genau noch 208.«

»Wo sind die übrigen geblieben? Es waren doch ursprünglich 256.«

»Der Kampf um die Maladekkaburg, ihre Ausfälle haben doch viele Opfer gefordert, auch hier sind einige wegen Ungehorsams oder sonstiger Vergehen mit dem Tode bestraft worden, oder Unglücksfälle tödlicher Art haben sie hinweggerafft!«

»Hat etwa Kapitän Satan solche Bestrafungen durch den Tod gefordert?«

»Ganz gewiß!« wurde eifrig bestätigt, so weit diese Fettkugel noch eines Eifers fähig war.

»Und wie verhalten sich da die Weiber dazu?«

»Die scheinen mit dem Kapitän Satan überhaupt unter einer Decke zu stecken, die vertragen sich ganz gut.«

»Wieviel Indianer sind noch übrig?«

»Von den früher vorhandenen genau nochmals 97. Damals wurden ja die halbwüchsigen Knaben als unbrauchbar über Bord geworfen.«

»Sind sonst keine Kinder hinzugekommen?«

»Ja gewiß, gegen 40 Mädchen. Die genaue Zahl kann ich gar nicht angeben wie bei den Erwachsenen, ich weiß nicht einmal, wie oft ich selbst glücklicher Vater geworden bin und durch wen. Hier ist der Platonische Idealstaat verwirklicht worden. Die Kinder lernen ihre Eltern gar nicht kennen, und es wird dafür gesorgt, daß auch die Mutter ihr Kind nicht kennt, es verliert sich gleich unter den anderen.«

»Sie sprechen von 40 Mädchen. Werden denn nicht auch Knaben geboren?«

»Doch, natürlich.«

»Und wo bleiben die?«

»Die verschwinden sofort nach der Geburt.«

Ohne weiteres Zögern hatte es Sandow gesagt. Er schien sich schon ganz daran gewöhnt zu haben.

»So! Sie verschwinden. Sie werden getötet?«

»Das weiß ich nicht. Kapitän Satan nimmt sie in Empfang, sie kommen nicht wieder zum Vorschein.«

»Na, Sie sind doch überzeugt, daß diese hier unbeliebten Knaben getötet werden!«

»Ich muß es annehmen!« gab er jetzt zu.

Nicht mit Verachtung, sondern nur mit tiefstem Mitleid blickte ich an den Mann herab, der in solche Verhältnisse geraten war und sich ihnen fügen mußte – mußte!

Denn was sollte er dagegen tun? Und um Rache oder doch Strafe ausüben zu können, dazu muß man am Leben bleiben!

»Kommen da nicht manchmal Szenen vor?«

»Gewiß, oft genug sogar. Allerdings nicht gleich während der Niederkunft. Die erfolgt in der Narkose. Nur hinterher begehrt die Mutter oft stürmisch nach ihrem Kinde. Nun, da wird ihr eben gesagt, daß es ein Mädchen gewesen ist. Auftritte erfolgen nur deshalb, weil dann die Mutter oftmals auch dieses ihr Mädchen haben will. Aber dem wird nicht nachgegeben. Es wird ihr gleich direkt gesagt, daß es ein anderes, fremdes Mädchen ist, das sie an die Brust nehmen muß. Und nach einiger Zeit fügt sie sich immer. Diese Weiber haben sich schon daran gewöhnt, schon ihre frühere Erziehung war danach beschaffen, das geht ihnen immer mehr in Fleisch und Blut über. Ich dachte lebhaft an die alten Spartaner, welche verkrüppelte oder auch nur schwächliche Kinder einen Felsen hinabstürzten, und niemand hat dabei eine Ungeheuerlichkeit gefunden, wenn es auch zu schrecklichen Szenen gekommen sein mag. Und noch heute töten Insulaner der Südsee, auf Eilanden wohnend, die nur eine beschränkte Anzahl Menschen ernähren können, überzählige neugeborene Kinder, wie auch alte Leute als unnötige Esser getötet werden, und indem eine religiöse, feierliche Handlung daraus gemacht wird, verliert dies alles seinen Schrecken.

»Was ist denn aus der Mannschaft jenes Schiffes geworden?«

»Die ist auch hier.«

»Spielt dieselbe Rolle?«

»Genau dieselbe.«

»Auch alle so dick?«

»Selbstverständlich. Kapitän Arnold hat in der Fettsucht sogar den Rekord geschlagen.«

»Wieviel sind das Leute?«

»27 Mann, und noch keiner von ihnen ist gestorben.«

»Und wieviel hat Kapitän Satan von seinen eigenen Leuten bei sich?«

»Das wissen wir nicht. Wir bekommen nicht einen einzigen von ihnen zu sehen.«

»Hat er überhaupt eigene Leute bei sich?«

»Sicher.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Es wird für uns gekocht, Reinigungsarbeiten werden verrichtet, wir werden überhaupt bedient. Nur daß wir diese Menschen niemals zu sehen bekommen. Da müssen wir vorher die betreffenden Räume verlassen.«

»Wissen Sie nicht zufällig, ob unter diesen Männern ein außergewöhnlich großer ist, der manchmal eine eiserne Ritterrüstung trägt?«

»Eine eiserne Ritterrüstung?«

Sadow verstand mich gar nicht. Obgleich ich nicht gerade etwas Ungewöhnliches fragte. Auch die Amazonen hatten hier in diesem Felsenbezirk solche Rüstungen gefunden, bedienten sich ihrer, aber nur solche von Bronze.

Jedenfalls wußte Sandow nichts von dem riesenhaf-  
ten Klausner in dem Felsenloche, und ein Glück war es  
für mich, wie ich später merken sollte, daß ich nur vor-  
sichtig gefragt hatte, wenn auch gar nicht absichtlich mit  
solcher Vorsicht, so daß Sandow später gar nicht mehr  
daran dachte.

»Sie werden mit allem versorgt, was Sie brauchen?«

»Mit allem, mit allem.«

»Das ist ein weiter Begriff.«

»Wir können verlangen, was wir wollen, in spätestens  
einer Stunde ist es zur Stelle.«

»Das ist nicht möglich.«

»Ich versichere es Ihnen! Nun ja, die Sterne vom Him-  
mel können wir nicht fordern. Und Tabak auch nicht, kei-  
nen Wein und sonstige Spirituosen, das wird uns vor ent-  
halten. Aber sonst können wir alles verlangen.«

»Zum Beispiel auch . . . Bücher?«

»Ich verlangte neulich den »Gargantua« von Rabelais,  
doch gewiß ein ungewöhnliches Werk, und in zehn Mi-  
nuten war es in meinen Händen.«

»Wenn aber nun ein Buch erst kürzlich erschienen ist,  
wie dann?«

»Hm, das kann allerdings nicht herbeigeschafft wer-  
den, und solche Fälle sind auch schon vorgekommen.  
Wenn Sie es freilich auch so wörtlich nehmen.«

»Ich will nur erfahren, ob dieser Kapitän Satan noch  
mit der Außenwelt in Verbindung steht, alles erst her-  
beiholt, oder ob hier schon alles Wünschenswerte aufge-  
stapelt ist.«

»Das Letztere ist der Fall. Es muß hier eine ganz großartige Einrichtung geben. Es müssen hier Menschen wohnen oder bis vor kurzem gewohnt haben, die allen modernen Komfort besaßen, der sich nur denken läßt. Als ich zum Beispiel ein Notizbuch verlangte, war ein solches sofort zur Stelle, ganz neu, rotes Juchtenleder.«

»So, das wollte ich nur wissen. Sie kennen also den Mann, der sich Merlin nennt?«

»Nur dem Namen nach.«

»Gesehen haben Sie ihn noch nicht?«

»Nein. Wir dürfen diese Felsenräume ja nicht verlassen.«

»Er hätte doch hierher kommen können.«

»Das darf er nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil die beiden, Merlin und Satin, Feinde sind, oder doch als Nachbarn auf ganz getrennten Revieren leben, sich nicht gegenseitig besuchen dürfen, nichts miteinander zu tun haben.«

»Ich denke, Merlin ist gewissermaßen der Gefangenaufseher, der Wächter von diesem Teufelskapitän, der jetzt hierher verbannt worden ist.«

»Ja, das ist aber wohl mehr geistig aufzufassen, in persönliche Berührung kommen die beiden nicht.«

»Gut, ich verstehe. Aber Kapitän Satan hat Ihnen von diesem Merlin erzählt?«

»Ja.«

»Was?«

»Eigentlich wenig genug. Er gibt zwar zu, daß jener der Mächtigere ist, aber er verhöhnt ihn in jeder Weise, macht sich über ihn lustig.«

»Inwiefern?«

»Nun weil er seinem Wächter eben das Leben sauer macht. Weil dadurch Merlin in seiner eigenen Freiheit beschränkt ist, sich nicht von hier entfernen darf.«

»Über seine persönlichen Verhältnisse hat er Ihnen nichts erzählt?«

»Gar nichts. Das scheint er nicht zu dürfen, sonst hätte ers sicher schon getan.«

»Sie kennen aber doch eine geheime Gesellschaft, eine Schwester Anna.«

»Da hat er nur einige wenige Andeutungen gemacht. Daß eine solche geheime Gesellschaft existiert, der auch er angehört, jetzt aber nur noch zwangsweise als Abtrünniger, dem enge Schranken gezogen worden sind. Mit seiner ehemaligen Seeräuberei und sonstigen Greuelthaten hingegen renommiert er ganz offen, davon bekomme ich genug zu hören.«

Hierfür aber interessierte ich mich jetzt nicht.

»Ist dieser Satan auch derjenige, der dem Merlin seine Tochter Viviana entführt hatte?«

»Eine Tochter Viviana?« wiederholte Sandows verwundert.

Er wußte gar nichts von dieser, und mich ging das auch nichts weiter an.

»Sie wissen also, daß wir schon hier sind und was wir hier treiben?«

»Kapitän Satan erzählt uns viel von Ihnen und Ihren Leuten.«

»Was erzählt er?«

»Nun, wie Sie sich eingerichtet haben, wie Sie Wölfe und Kulans und Tarpans fangen und sie zähmen, wie Ihre Matrosen und auch die Damen in dem Zirkus als Reitkünstler ausbilden. Darüber höhnt und spottet er.«

»Was hat er darüber zu höhnen und zu spotten?«

»Weil dieser Kerl eben ganz aus Hohn und Spott zusammengesetzt ist. Aus keinem anderen Grunde. Das sage ich ganz offen, obgleich er es vielleicht hört.«

»Er belauscht uns?!«

»Sehr leicht möglich. Aber er freut sich nur, wenn man ihm sagt, wie grundverdorben er ist, was für ein miserabler Mensch, was für ein echter Teufel. Das macht ihm nur Spaß.«

»Also er beobachtet auch uns.«

»Ja, so weit es ihm gestattet ist.«

»Wie weit ist es ihm gestattet?«

»Das weiß ich nicht. Jedenfalls aber darf er sich auch nicht mit dem kleinen Finger in Ihre Angelegenheiten mischen. Das weiß er ja aber auch wieder nur zu seinen Gunsten zu deuten. So erzählte er mir höhnisch, wie Sie und Juba Riata einmal auf dem Baume gesessen haben, von dem Wisent gestellt, und er bedauerte nur, erzählt er ganz offen, daß er nicht hervortreten durfte, um Sie zu verspotten.«

»Er hätte uns also, wenn wir uns nicht selber hätten helfen können, unserem Schicksale überlassen, nichts für unsere Rettung getan.«

»Das nun weniger. Er hätte Ihnen wohl im Gegenteil gerade geholfen, um Sie verbindlich zu machen, um Sie dann verspotten zu können. Das sagt er selbst ganz frei heraus. Ein echter Teufel.«

»Gut, ich verstehe. Hat er gesagt, weshalb sich jene geheime Gesellschaft unserer so annimmt?«

»Nein, mit keinem Worte. Auch dafür hat er nur Hohn.«

»Wie drückt er diesen Hohn aus? Das möchte ich einmal näher erfahren.«

»Wenn Sies wollen – Sie und Ihre Leute wären Kinder, die noch am Gängelbände geleitet werden müßten.

»Nevermind. Vielleicht sprechen wir uns noch einmal. So, das wäre der erste Teil unserer Unterhaltung gewesen. Wie komme ich nun hierher? Was ist mit mir geschehen?«

»Sie sind in einen Schacht gestürzt, man hat Sie bewußtlos aufgefunden.«

»Man hat mich mit Absicht in jenen Schacht stürzen lassen?«

»Nein, das dürfte man gar nicht. Kein Haar darf Ihnen oder einem Ihrer Leute gekrümmt werden, keine List darf man anwenden, um Ihrer habhaft zu werden, kein Lockmittel und gar nichts. Sie sind in den Felsen herumgekrochen und auf eine schiefe, glatte Fläche gekommen, wo sie abrutschten und zuletzt heftig aufschlagen. So kamen

Sie in dieses Reich des Kapitän Satan, wo nun wieder jener Merlin nichts zu suchen hat, weder mit List noch mit Gewalt eindringen darf. Da Sie aber nun einmal zufällig hierher geraten sind, wird man Sie, so viel ich schon gehört habe, nun auch hier festhalten.«

»Wozu?«

»Um gegen jenen Merlin eine Handhabe zu bekommen.«

»Inwiefern?«

»Näheres weiß ich nicht, so weit hat man mich noch nicht eingeweiht. Jedenfalls aber soll durch Sie auf Merlin ein Druck ausgeübt werden, daß er Satan und den Weibern, die ja mit ihm unter einer Decke stecken, Zugeständnisse macht.«

»Was für Zugeständnisse?«

»Nun, daß sie etwa mehr Freiheiten bekommen, sich auch draußen bewegen können.«

»Wird man mich da eventuell auch martern? Sie wissen vielleicht, daß ich ja nicht gerade ein Angsthase bin, aber so etwas interessiert einen doch.«

»Ich glaube nicht. An Ihrem Leben und Ihrer Gesundheit wird man sich nicht zu vergreifen wagen. Aber herausgeben wird man Sie sicher auch nicht, das ist mir auch schon gesagt worden.«

»Sind Sie zu mir geschickt worden, um mir das zu sagen?«

»So halb und halb. Ich soll Ihnen mitteilen, wo Sie sich hier befinden und alle Ihre Fragen beantworten, so weit

ich kann. Weitere Instruktionen habe ich nicht bekommen. Verheimlicht habe ich Ihnen nichts, und ich brauche auch nicht, wie gesagt, rücksichtsvoll zu sprechen, selbst wenn wir belauscht würden.«

»Wie lange bin ich bewußtlos gewesen?«

»Ungefähr drei Stunden. Es ist gleich Mitternacht. Aber Tag und Nacht macht hier wenig Unterschied aus. Das heißt, Sie sind mit Absicht so lange in Bewußtlosigkeit gehalten worden. Inzwischen sind Sie gebadet worden, auch hat man schon zu konstatieren gewußt, daß Ihnen der Sturz nichts weiter geschadet hat – auch Ihrem Gehirn nicht, meine ich. Das hat man mir noch gesagt, um Sie zu beruhigen, weiter nichts.«

»Wer hat mich gebadet und sonst behandelt?«

»Entweder die Amazonen – oder Kapitän Satans Leute – das weiß ich nicht.«

»Was hat es dort mit jener Portiere für eine Bewandnis?«

»Das ist so ein Schutzmittel, so eine Verschlussvorrichtung, wie es hier in Masse gibt, und jede immer anders, daß man sich nie zurechtfindet, wenn es einem nicht erklärt wird, was natürlich nicht geschieht.«

»Wie kommen Sie hindurch?«

Sadow zog aus seiner Schlafrocktasche eine schwarze Kugel von Wallnußgröße hervor.

»Das ist der Talisman. Wer diese Kugel bei sich trägt, für den verwandelt sich der eiserne Vorhang bei der Berührung in einen weichen Lappen. Es ist dabei wohl Elektrizität im Spiele. Muß dabei eine ganz besondere Art von

Elektrizität sein, von der die anderen Menschen noch gar nichts wissen. Und es nützt Ihnen nichts, daß Sie mir die Kugel nehmen. Sie ist immer nun auf eine einzelne Person eingestellt, einer anderen nützt sie nichts.«

»Weshalb nicht?«

»Nehmen Sie, probieren Sie selbst, die Portiere zu öffnen. Auf einen kleinen Schreck kommt es Ihnen doch nicht an, sonst passiert Ihnen nichts weiter, gefährlich ist die Sache nicht.«

Ich nahm die Kugel, begab mich hin, und noch ehe ich die Portiere herrührt hatte, erhielt ich einen elektrischen Schlag, der mich förmlich zurückschleuderte, jedoch ohne daß dabei das Überspringen eines Funkens zu bemerken gewesen wäre.

»Es nützt auch nichts,« erklärte Sadow weiter, während ich noch ganz bestürzt dastand, »daß ich die Kugel bei mir habe und Sie bei der Hand fasse. In diesem Falle werden eben wir beiden von einer elektrischen oder wahrscheinlicher von einer magnetischen Kraft zurückgeschleudert. Wie diese Kugel gerade auf eine bestimmte Person eingestellt werden kann, das freilich ist mir ganz und gar unbegreiflich.«

Da erscholl in der Kugel, die ich noch in der Hand hielt, ein helles Klingeln, und so schnell er konnte, erhob sich der Fettwanst.

»Das ist das Zeichen, daß meine Zeit abgelaufen ist, ich muß mich entfernen. Gehaben Sie sich wohl, und nicht wahr, Sie machen keine Dummheiten, wenn jetzt

die Sultana zu Ihnen kommt. Hier ist jeder Widerstand ganz zwecklos.«

Mit diesen Worten hatte er mir die Kugel abgenommen, schlug die Portieren zurück, hinter ihm fielen sie wieder zusammen.

#### 94. KAPITEL. EIN BÖSER ANFANG UND EIN GUTES ENDE.

»Bonjour, monsieur maitre des armes,« erklang es hinter mir.

Ich wandte mich um.

In der Teppichwand war eine freie Türöffnung entstanden, und in dieser stand ein junges Weib in goldener Schuppenrüstung die sich trikotähnlich an den üppigen Körper anschmiegte, nur daß noch ein kurzes Röckchen hinzukam, ebenfalls aus zusammengesetzten Goldschuppen bestehend.

Ich erkannte sie sofort wieder. Es war die Begum Sal-lah, die mich ja damals auch an Bord besucht hatte. Sie hatte sich nicht im geringsten verändert.

Es war ein wirklich klassisch-schönes Gesicht, wenn auch nicht mehr mädchenhaft, einem reifen Weibe angehörend, nicht gerade braun, nur brünett, desto schwärzer funkelten die Augen.

Die starken, sogar muskulösen Arme über dem vollen Busen verschränkt, betrachtete sie mich.

»Ich hoffe, Sie kennen mich noch, Herr Waffenmeister!« begann sie dann, sich der französischen Sprache bedienend.

»Ja.«

»Als ich Ihnen damals den Vorschlag machte, mit mir auf meine Felsenburg zu kommen, und als Sie mich nicht anders als wie einen Hund von Bord jagten, sagte ich Ihnen ja gleich, daß wir uns noch einmal wiedersehen würden.«

Es war ohne weitere Gehässigkeit gesagt worden, nur etwas Spott klang hindurch. Sonst aber drückten diese sinnlosen Gesichtszüge etwas ganz anderes aus.

»Ich glaube, dieses Wiedersehen ist auch Ihrerseits ein recht unfreiwilliges!« entgegnete ich.

»Darauf kommt es nicht an. Sie sind mein Gefangener auf Gnade und Ungnade. Ihr englischer Freund hat Sie eingeweiht. Nur in einem hat er sich geirrt. Ich scheue mich durchaus nicht, Sie Marterqualen zu unterwerfen.«

»Weshalb wollen Sie mich denn martern?«

»Wenn Sie nicht auf meine Bedingungen eingehen.«

»Auf was für Bedingungen?«

»Sprechen Sie mit Merlin. Wir verlangen größere Freiheit von ihm. Wir wollen uns gänzlich frei bewegen, wie und wo wir wollen. Denn jetzt dürfen wir uns nur innerhalb dieser Felswände aufhalten. Das ist das, was ich von jenem Merlin fordere. Das zweite fordere ich von Ihnen selbst. Daß, wenn wir uns frei in der Steppe und in dem waldigen Tale bewegen können, Sie und Ihre Leute uns nicht als Feinde betrachten, sondern als Freundinnen, daß wir mit Ihren Leuten ohne Ausnahme verkehren und uns an ihren Spielen beteiligen dürfen.«

Mein Entschluß war sofort gefaßt.

»Das erstere will ich tun. Mit Merlin sprechen, ihm Ihren Vorschlag machen. Mehr kann ich nicht, über die Entscheidung habe ich doch gar nichts zu sagen. Dagegen schlage ich Ihren zweiten Wunsch von vornherein ab. Ge setzt den Fall, Sie dürften sich frei in dem Tale ergehen, so werden wir, meine Leute und ich, doch niemals mit Ihnen und Ihresgleichen freundschaftlich verkehren.«

»Weshalb nicht?«

»Weil wir mit Mörderinnen niemals Gemeinschaft haben wollen.«

Die weißen Zähne nagten an der Unterlippe.

»Nun gut!« gab sie dann überraschend schnell nach. »So versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie und Ihre Leute nicht das geringste gegen uns unternehmen, wenn wir uns draußen im Freien zeigen.«

»Auch das kann ich Ihnen nicht versprechen.«

»Warum nicht?«

»Weil wir gewohnt sind, Mörder und andere Verbrecher, welche der Menschheit schädlich sind, zu fangen und sie zur Bestrafung der irdischen Gerechtigkeit auszuliefern. Ist die Auslieferung aber nicht möglich, so halten wir es für unsere Pflicht, diese Bestien in Menschengestalt selbst unschädlich zu machen.«

»Wenn Sie unsere ganze Erziehung kennten, würden Sie weniger hart über uns urteilen, würden uns . . . «

»Sparen Sie doch Ihre Worte! Ich habe ein für alle Mal gesprochen.«

»Aber ich noch nicht. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag. Zunächst hier. Sie bleiben heute nacht bis morgen

früh hier. Dann werden Sie entlassen, um mit Merlin und Ihren Leuten zu sprechen. Natürlich müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, zurückzukehren. Spätestens nach 24 Stunden. Ihrem Ehrenwort vertraue ich unbedingt. Nur könnten Sie von Ihren Leuten ja mit Gewalt zurückgehalten werden. Um dies unmöglich zu machen werde ich für Sie eine andere Geisel fordern. Vorläufig habe auch ich dem nichts mehr hinzuzufügen, morgen früh sprechen wir uns noch einmal.«

In diesem Augenblick, da sie das gesagt, ward mir klar, in was für einem furchtbaren Dilemma ich mich befand. Hier gab es nur eines, wenigstens mußte es versucht werden, so lange noch Zeit dazu war.

Die Begum war nicht in meinen Raum getreten, stand noch jenseits der Türöffnung, in einem Gemache, dessen Einrichtung ich nicht weiter beachtet hatte.

Sofort stürzte ich mich auf sie, während sie noch so mit gekreuzten Armen dastand, das letzte Wort noch auf ihren Lippen.

Es war vergebens. Ich prallte gegen eine unsichtbare Wand, die sich doch noch in der frei erscheinenden Türöffnung befand – gegen eine Glaswand, will ich sagen, wenn ich von dieser auch nicht das geringste bemerkt hatte, auch die Stimme war dadurch nicht gedämpft worden.

Ein Glück war es gewesen, daß ich, um jene zu packen, die Hände vorgestreckt gehabt hatte. Andernfalls hätte ich mir den Kopf zerschmettern können. Immerhin war

der Anprall so heftig, daß ich weit zurückgeschleudert wurde und zum Sturz kam.

»Versuchen Sie das nicht wieder, ich bin für Sie ungreifbar!« erklang es noch einmal, und die Türöffnung war verschwunden, die Teppichverkleidung wieder da.

Ich blieb gleich liegen, wo ich lag.

Ja, ich befand mich in einem schrecklichen Dilemma. Jeder meiner Jungen wäre natürlich sofort bereit gewesen, sich für mich als Geisel zu stellen, dann wäre es aber doch genau dieselbe Geschichte gewesen – mehr brauche ich nicht auszuführen. Wir hätten schließlich mit diesen Mörderinnen Freundschaft schließen müssen, und das ging doch wider unseren Charakter.

Ich sollte nicht lange mehr hierüber grübeln. War es natürliche Müdigkeit oder eine Nachwirkung des mir künstlich beigebrachten Betäubungsmittels – bald schlief ich wieder ein.

Ein leichtes Rütteln an der Schulter weckte mich. Ich blickte in ein schönes, tiefbraunes Mädchenantlitz, das sich über mich beugte.

Ach, wie gut noch kannte ich diese sanften Züge!

»Viviana!« flüsterte ich, obgleich vielleicht in der Meinung, das nur zu träumen.

»Ich bin es!« erklang es ebenso flüsternd zurück. »Diesmal kann ich Dich noch retten. Komm, folge mir schnell.«

Da wußte ich, daß ich nicht nur träumte. Auf schnellte ich.

Das in dunkle Gewänder gehüllte Mädchen schlug die ehernen Portieren zurück, auch ich konnte den Ausgang

passieren, wir kamen in einen erleuchteten Gang, in dem links und rechts auf Teppichen zwei Amazonen lagen, mit silbernen Schuppenrüstungen angetan, in den Händen ein bronzenes Schwert, in tiefem Schlafe liegend.

Viviana wendete sich einmal nach mir um, den Finger auf den Lippen, wir schritten vorbei, drangen in einen schmälern Seitengang, immer andere Gänge kamen, bis ich in einer Kammer meine mir abgenommene Kleidung und meine Waffen liegen sah.

»Kleide Dich um,« sagte meine Führerin mit nur wenig gedämpfter Stimme, »ich lasse Dich allein, aber Du bist schon in vollkommener Sicherheit, in einigen Minuten komme ich wieder.«

Sie verschwand hinter einer Ecke, doch kaum hatte ich meine Metamorphose beendet, als sie wieder auftauchte, wieder die Führung übernahm, ohne ein Wort zu sprechen.

Es ging weiter kreuz und quer durch Gänge, auch Treppen hinab und hinauf, es wurde finster, nur in der Hand meiner Führerin leuchtete ein Licht, bis auch dieses verlosch. Doch da dämmerte mir schon Tageslicht entgegen.

»Mein Vater erwartet Dich draußen, er will Dich sprechen!« sagte sie und blieb hinter mir.

Es war die Steppe, in die ich trat, der Morgen dämmerte. Neben der Felswand in dem taufeuchten Grase stand eine gelbe Gestalt – Merlin.

»Es war meine Schuld,« begann er ohne weiteres, »daß Du in die Gefangenschaft der indischen Amazonen gerieatest. Einer meiner Leute hatte Euer Gebiet betreten und

den Eingang hinter sich offen gelassen, dadurch stürztest Du in den schrägen Schacht. Da ich diese Schuld auf mich nehmen muß, mußte ich Dich auch wieder befreien. Dadurch ändert sich nun alles. Wollt Ihr dieses Tal und diese ganze Gegend verlassen?«

»Weshalb verlassen?!« fragte ich bestürzt

»Ihr braucht es nicht. Aber, wie gesagt, durch Deine Befreiung ändert sich nun das ganze Verhältnis. Du hast erfahren, in welchem Verhältnis ich zu jenem Manne stehe, den Ihr Kapitän Satan nennt, und es entspricht alles den Tatsachen. So lange Ihr Euch hier aufhaltet, bleibt er in ein bestimmtes Gebiet gebannt, innerhalb der Felsen, er mußte unbedingt gehorchen, und dasselbe gilt oder galt auch für die Amazonen.

Aber auch ich hatte Verpflichtungen. Auch ich durfte sein Gebiet nicht betreten, niemand von meinen Leuten. Das ist nun anders geworden. Ich bin es gewesen, der kontraktbrüchig geworden ist. Durch Deine Befreiung. Indem ich meine Tochter jenes Gebiet betreten ließ, und sie hat sogar Amazonen eingeschläfert und andere Listen gebraucht, sogar eine kleine Gewalt.

Dadurch ist nun auch Satin seiner Verpflichtung enthoben. Er wird sich fernerhin mit seinen Leuten frei in der Steppe wie in dem Tale ergehen, und dasselbe gilt von den Amazonen. Ich kann ihn daran nicht mehr hindern, und gerettet mußtest Du werden, denn Dir stand zweifellos Fürchterliches bevor. Willst Du also mit diesen fremden Menschen dieses Gebiet fernerhin teilen?«

»Werden sie uns als Feinde gegenüber treten?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich bin nicht allwissend, kenne die Pläne anderer Menschen nicht. Jedenfalls aber müßt Ihr darauf gefaßt sein. Ihr müßt fernerhin mehr zusammenhalten, nicht mehr so einzeln herumschweifen und immer auf Eurer Hut sein.«

»Gut, das werden wir tun,« erwiderte ich sofort, »deshalb verlassen wir diese herrliche Gegend noch lange nicht, wenn in ihr außer Bären und wilden Wisents auch einige feindselige Menschen herumschwärmen. Sonst könnte man ja auch heute noch nicht in den Prärien und Wäldern des wilden Westens Amerikas jagen, weil man da immer noch stündlich ein Renkontre mit noch ganz waschechten, skalplüsternen Indianern zu erwarten hat. Nein, diese Amazonen machen den Aufenthalt hier vielleicht nur noch interessanter.«

»Recht so! Werdet nun Ihr selbst gegen die Amazonen feindlich vorgehen?«

»Weshalb wir?«

»Du sagtest es doch der Begum selbst. Ich bin nicht allwissend, kann aber hören, was ich hören will. Du hieltest es für Deine Pflicht, verbrecherische Menschen festzunehmen und sie der Gerechtigkeit auszuliefern oder wenn das nicht möglich ist, sie gleich selbst unschädlich zu machen ... «

»O, das ist nicht so ganz buchstäblich zu nehmen. Mindestens gibt es da auch hier wie überall Ausnahmen. Ich will annehmen – und es dürfte auch in Wirklichkeit

der Fall sein – daß diese Männer- und Kindesmörderinnen hier ein Asyl gefunden haben, in dem sie vor Verfolgung gesichert sind. So werde auch ich sie nicht verfolgen. Nein, sie sollen nur ruhig hier neben uns ihr Wesen treiben. Etwas anderes ist es natürlich, wenn sie wieder zu morden beginnen, oder wenn mir nur ein Hilfeschrei in die Ohren dringt. Dann muß ich natürlich neue Verbrechen zu verhindern suchen und der Hilfsbedürftigen mich annehmen, das ist meine Pflicht, die mir mein Gewissen vorschreibt, und ich spreche im Namen aller meiner Leute. Auch um die anderen Gefangenen wollen wir uns jetzt nicht weiter kümmern, die scheinen sich ja in ihrem Fette ganz behaglich zu fühlen.«

»Recht so!« erklang es wiederum im Tone eines alten Seemannes. »Kann ich dies den Amazonen und Kapitän Satin als Deinen endgültigen Beschluß mitteilen?«

»Tue es, das ist mir nur sehr lieb. Sage ihnen auch, daß wir alles bisher Geschehene verzeihen, oder vielmehr vergessen, wir kümmern uns gar nicht darum, es existiert nicht für uns, weil es uns nicht selbst betrifft, und daß es somit nur an ihnen liegt, wenn wir als gute Nachbarn nebeneinander leben wollen.«

»Ich werde es ausrichten.«

»Dagegen brauchst Du ihnen nicht zu sagen – das sage ich Dir jetzt nur unter vier Augen – daß sie uns gewappnet finden werden, falls sie einmal feindselig gegen uns vorgehen wollen. Und wenn es auch die zarteste Jungfrau ist, die einem meiner Jungen oder sonst jemand

von uns nur ein Haar gekrümmt hat – dann gibt es keine Schonung! Die gelindeste Strafe wird sein, daß wir die Jungfrau überschnallen. Aber das brauchst Du ihnen eben nicht zu sagen, so etwas sagt man doch keinem guten Nachbarn, mit dem man in Frieden leben will.

»Ich werde es so zart andeuten, daß es keine Beleidigung sein wird, das überlaß nur meinem Feingefühl!« lächelte der jugendhafte Greis an meiner Seite, gegen den ich mich trotz alledem gerade jetzt etwas als Herr und Meister fühlte.

Während unserer Unterhaltung waren wir nicht stehen geblieben, sondern durch das taufeuchte, herrlich duftende Steppengras immer nach Westen marschiert, vor uns tauchten die goldenen oder vergoldeten Statuen auf, gleißend in den ersten Strahlen der Morgensonne, die sich hinter uns über die Bergesrücken erhob.

»Du kannst mein Boot benutzen,« nahm Merlin nach einer Pause wieder das Wort, »nicht nur zur Überfahrt, daß Du dann durch die Höhlengänge Dich nach dem Quartier begibst, sondern fahre nur direkt stromaufwärts nach dem Schiffe. Ich würde Dich natürlich nicht fahren lassen, wenn ich nicht wüßte, daß Dir vorläufig keine Gefahr mehr droht Auch Deine Gefährten sind bereits benachrichtigt, daß Du in Sicherheit bist, sie wurden schon gestern Abend über Dein Schicksal beruhigt, so daß sie ihr Suchen nach Dir aufgaben. Übrigens hat Juba Riata den schrägen Schacht gar nicht mehr gefunden, er wurde sofort nach Deinem Absturz geschlossen.«

»Und wer ist der Mann, in dessen Klause wir blickten, wovon Du doch ebenfalls sicher weißt?«

»Auch Dein Freund hat ihn selbst nicht zu sehen bekommen, aber Ihr werdet ihn schon noch kennen lernen!« lautete die ausweichende Antwort, und ich ärgerte mich schon, solch eine neugierige Frage gestellt zu haben, weil das eben sonst nicht mein Fall ist.

Wir hatten das kilometerlange Gebiet der Statuen durchschritten und das Wasser erreicht, das hier zwischen den Felswänden hervorkam, am Ufer lag ein zierliches Boot aus gelbgefärbtem Leder mit Schaufelruder, so leicht, daß es höchstens drei Personen fassen konnte.

»Gehabe Dich wohl, mein lieber Freund, wir sehen uns wieder. Ich fahre nicht mit. Behalte das Boot, wenn Du es magst. Also bleibt auf dem Kriegsfuße, wenn Ihr Euch auch frei bewegen könnt. Auch braucht Ihr Euch nicht etwa in Panzer zu hüllen – noch nicht! Erst werden sich Euch die Amazonen freundschaftlich nähern. Vor einer Gefahr, die Euch droht, kann ich Euch zwar nicht warnen, oder darf es nicht, werde Euch aber in jeder Gefahr beistehen, denn Eure Feinde sind auch meine Feinde.«

Ich war schon eingestiegen, hatte mich gesetzt und das Schaufelruder ergriffen, er löste das Lederband von dem Beine der Figur, um das es geschlungen, stieß mich ab.

Nach zehn Minuten war ich mit den Meinen wieder vereint, konnte ihnen berichten.

## 95. DER ERSTE BESUCH.

»Ein Schiff, ein Ruderboot, eine Galeere!«

So erklang es in der späten Nachmittagsstunde desselben Tages, der für uns in gewöhnlicher Weise vergangen war, nur daß niemand größere Ausflüge gemacht hatte.

Es war ein prachtvoller Anblick, den wir bekamen. Ein goldenes Fahrzeug, das man schon als Schiff bezeichnen mußte, 50 Meter lang, wie wir später maßen, auf jeder Seite von 30 Riemen gerudert, auch diese vergoldet, wie überhaupt alles, hinten die »Hütte«, was wir jetzt Ruderhaus nennen würden, für eine Galeere aber als Aufenthalt des Steuermanns oder des Taktschlägers wie vorn als Schmuck der riesenhafte Kopf eines phantastischen Ungeheuers, der heutigen Gallionsfigur, nur eben ganz ungeheuer groß.

Die Galeere war hinter dem Felsen vorgekommen, der sich etwa drei Kilometer östlich von uns in den See hineinreckte, allerdings noch einen Uferstreifen zum Begehen freilassend, uns aber doch die Aussicht auf einen Teil des Sees versperrend, der sich dann weiter nach Norden hinaufzog.

Das Fahrzeug beschrieb einen eleganten Bogen und hielt auf unser Quartier zu, also auf diesen Abfluß des Sees. Die Ruderer mußten sich schon tüchtig eingeübt haben, daß sie mit den sieben Meter langen Riemen solchen Takt halten konnten. Was hierzu gehörte, das sollten wir bald selbst erfahren. Menschen waren nicht zu sehen, die hielten sich hinter der hohen Bordwand, zeigten sich nicht darüber. Beim Näherkommen erwies sich das

fabelhafte Ungeheuer des Bugschmucks als ein phantastischer Menschenkopf, dessen Nase als Raubvogelschnabel mit einem Tigerrachen verschmolz, von furchtbaren Zähnen starrend, die Locken sollten wohl Schlangen vorstellen, statt eines Augenpaares gleich drei Dutzend oder noch mehr, aus grünen Steinen bestehend, hauptsächlich auf die Stirn verteilt, aber auch anderswo im Gesicht, und dennoch erkannte man, daß es ein menschlicher Kopf sein sollte.

Unsere Nachbarn wollten uns offenbar einen Besuch abstatten. Instruktionen wegen des Empfangs brauchte ich nicht mehr zu erteilen, wenn ich auch nicht gerade an ein Wasserfahrzeug gedacht hatte. Die Patronin überließ alles mir, auch bei der persönlichen Begrüßung, wie die auch ausfallen mochte, sollte ich der Hauptmacher sein, weil sie wahrscheinlich für alle Eventualitäten keine Verantwortung übernehmen wollte.

Jetzt tauchten auf dem erhöhten Vorderdeck einige Weibergestalten auf, alle in solche trikotähnliche goldene oder silberne Schuppenkostüme gehüllt, nur das Gesicht frei und keine Kopfbedeckung tragend, die durchweg schwarzen Haare flatterten im leichten Winde.

»Gesicht und Kopf dürfen sie, wenn sie hier an Land wollen, nicht noch panzern, oder auch wir müßten uns panzern, sonst sind wir gar zu sehr im Nachteil!« sagte ich.

»Ach, das macht nix,« meinte ein Matrose, »mögen sie nur auch noch eine Blechmaske verbinden, und wenn

keine Kugel durchgeht, dann schlagen wir sie einfach langsam mit dem Hammer tot.«

Die Galeere war in Rufweite gekommen.

»Wir kommen als Freunde!« erklang es. »Empfangt Ihr uns als solche?«

»Wir erwarten Euch in Frieden!« rief ich zurück.

»Wo sollen wir anlegen?«

Ich brauchte nur vor mich hin zu deuten. In die Wasserstraße, in der unser Schiff lag, sollten sie lieber nicht kommen. Es war auch nicht nötig, denn auch hier dicht vor unserem Quartier, als vor der großen Höhle, die wenigstens den Zugang zu unseren Felswohnungen bildete, war das felsige Ufer wie ein gemauerter Kai beschaffen, das Wasser war auch für unser Schiff tief genug, um direkt anzulegen.

Die Galeere fuhr heran, drehte mit einem sehr schön ausgeführtem Rudermanöver bei, ein donnernder Knall, der aber für uns nichts Schreckhaftes mehr haben konnte, wir hatten schon vorher die dumpfen Paukenschläge gehört, die Galeere wurde ganz echt nach antikem Muster durch Paukenschläge kommandiert, bei diesem donnernden Paukenschlag wurden gleichzeitig alle Riemen eingezogen, sie lag längsseit des Felsenufers, meine Jungen waren behülflich sie festzumachen – machten sie sogar sehr gut fest, sehr fest!

Wir selbst waren dieselben geblieben, trugen unsere gewöhnlichen Strapazieranzüge für Jagd- und Arbeit bestimmt, und wer wie ich es liebte, ohne Jacke zu gehen mit aufgekrempeelten Hemdsärmeln, vorn das Hemd auf

der Brust zurückgeschlagen, der tat es auch jetzt. Nur daß nicht alle hier am Strande versammelt waren, die meisten innerhalb der Felsen auf Posten standen, klar zum Gefecht. Aber von diesen war nichts zu sehen, so wenig wie bei uns etwas von Waffen, höchstens das übliche hinten am Gürtel hängende Schiffsmesser in der Scheide.

Eine Leitertreppe wurde herabgelassen, als erste stieg die Begum an Land, von den Fersen bis zum Hals in goldene Schuppen eingnäht, aber der Scharfrichter hätte für sein Schwert noch freie Arbeit gehabt, hätte nur die langen schwarzen Haare zurückstreichen müssen. Waffen trug sie natürlich nicht, das hätte ich mir auch sofort verboten, das heißt ich hätte sie zum Ablegen genötigt.

»Ich komme als Deine Nachbarin, um Dich um gute Nachbarschaft zu bitten!« sagte sie, wieder auf Französisch, wohl die einzige moderne Sprache, die sie kannte, sich jetzt aber gleich des vertraulichen »Du« bedienend.

»Sei mir willkommen.«

Und ich konnte ihr auch gleich die Hand schütteln, die sie mir bot, um so aufrichtiger, als sie nicht von Freundschaft gesprochen hatte. Äußerlich eine zierliche, elegante Hand – innen alles hartes Leder. Es imponierte mir.

»Ich habe Merlin gesprochen – Du willst alles vergeben und vergessen.«

»Da es so ist, war schon dies zu viel.«

»Dürfen auch meine Freundinnen Dein Landgebiet betreten?«

»Gewiß, wen Du mitbringst, der ist mein Gast.«

65 Weiber wurden gezählt, welche die Leitertreppe herabkletterten, oder vielmehr elegant herabbalancierten, ohne Benutzung der Hände, alle in solchen Schuppenrüstungen, teils in goldenen, teils in silbernen.

»Verzeihe, daß wir in Schuppenrüstungen kommen. Es ist unsere übliche Tracht, wir sind keine andere gewöhnt, ja wir haben aus unserer Heimat gar keine andere mitgenommen, oder nur sehr dürftige Gewänder, mit denen man keinen Besuch machen kann!« lächelte sie.

Ich hatte bereits bemerkt, daß diese Metallschuppen mit Drähtchen auf einer Stoffunterlage aufgeheftet waren, es waren überhaupt dieselben Trikotkostüme, mit denen sich die Amazonen schon damals in ihrer Burg uns präsentiert hatten, während bei den Schuppenrüstungen hier, von den Ureinwohnern dieses Landes gefertigt, die Bronzeblättchen aufeinander gelötet waren, auf eine Weise, die wir uns nicht erklären konnten. Denn das Ganze war ja vollständig beweglich.

»Jeder kleidet sich nach seinem Geschmack, deshalb brauche auch ich Dich nicht um Entschuldigung zu bitten, daß ich Dich in Wasserstiefeln und aufgekrempelten Hemdsärmeln empfangen!« entgegnete ich. »Deshalb eben sind wir ja zur See gegangen, zur freien Handelskauffahrt. Also verlange auch keine Vorstellung, die ja übrigens auch damals bei Euch nicht stattfand. Es ist genug, daß wir beide als führende Hauptpersonen uns kennen. Befinden sich noch Leute an Bord Deines Schiffes?

»Warum fragst Du das?« erklang es mißtrauisch, was nicht eben höflich war, freilich ebensowenig wie meine Frage, nämlich wenn sie falsch aufgefaßt wurde.

»Nun, weil ich auch sie bewirten möchte. Dann müßte ihnen etwas an Bord gebracht werden.«

»Ahso! Nein, auf meiner Galeere ist keine Seele mehr. Sie steht auch Deinen Leuten jederzeit zur Besichtigung frei.«

»Ich danke Dir, später werde ich wohl auch Gebrauch davon machen. Bitte folge mir.«

Einerseits waren wir ja nicht auf solch eine Menge von Gästen vorbereitet gewesen, andererseits vollkommen, es hätten noch viel mehr kommen können, es bedurfte nur eines Winkes von mir.

Wir hatten viele große Felsensäule zur Verfügung, allerdings keinen, der künstlich erleuchtet war, das war hier nur bei der Eisgrotte der Fall, und mein Wink hatte den bezeichnet, der an der Ecke lag, auf der einen Seite floß also der Strom vorüber, welcher Saal daher durch Fensteröffnungen das meiste Tageslicht erhielt.

Ehe wir ihn erreicht, wozu wir uns allerdings Zeit genommen hatten, über dies und jenes plaudernd, hatten ihn meine Jungen, so weit sie abkömmlich, schon für die Bewirtung von rund hundert Menschen vorgerichtet, so schnell und apart, daß auch alle meine Erwartungen übertroffen worden waren.

Eine lange Tafel, an der hundert Menschen Platz nehmen konnten, hochnobel gedeckt, was darunter war, das

verhüllten eben die bis zum Boden reichenden schnee-weißen Tischdecken, alle mit dem Argos-Monogramm, auch sämtliche Sitze waren schon vorhanden, allerdings etwas bunt, ich sah gerade noch, wie über ein altes Butterfaß ein kleiner Teppich und über eine Eierkiste ein Pantherfell geworfen wurde, da stand aber auch schon auf dem Tische das Kaffee-Staats-Service der »Argos«, hunderteilig, da waren auch schon aus unseren Prämienschränken die Silbersachen herausgenommen und aufgebaut worden, nur als Tafelzierde, andere Silber- und Porzellangegegenstände waren den Kajüten entnommen worden, und da standen auch schon mächtige Berge von Weißbrotschnitten und Kuchenscheiben und da tauchten auch schon auf einem Nebentische gewaltige, aber künstlerisch schöne Kannen mit Schokolade!

Vor acht Minuten hatte die Begum das Land betreten und ihre Absicht kundgegeben, mit 65 anderen Weibern unsere Gäste zu sein, in diesen acht Minuten war dies alles geschaffen worden, ohne daß wir vorher von so etwas nur eine Ahnung gehabt hätten.

Die Patronin hatte gegen Sidy Schokolade mit Gebäck bestimmt, Sidy hatte einen weiteren Befehl gegeben, und zwei Dutzend Paar Beine mit ebenso viel Händen waren gerannt. Als Sporn hatten dahinter die beiden Bootsleute gesessen, Napoleon und August der Starke. Nur so war diese zauberhafte Schnelligkeit zu erklären, und ich halte so etwas überhaupt nur an Bord eines Schiffes möglich, eines deutschen oder englischen Schiffes, ausgeführt von solch einer Schiffsmannschaft.

Allerdings war für die letzten Arrangements, daß alles schon fix und fertig war, günstig, daß das kochende Wasser gleich den heißen Quellen entnommen werden konnte und daß Meister Kännchen gerade zwei große Kuchen gebacken hatte. Sonst hätten wir nur mit Weißbrot aufwarten können.

Weniger nobel sah es aus, daß gerade in dem Augenblick, wo ich mit der Begum als erste eintraten, ein Matrose noch schnell eine Holzputze, einfach Pferdeeimer genannt, voll Schokolade in eine der Staatskannen goß. Das zeigt aber auch, wie hier gearbeitet worden war. Hinter die Kulissen durfte man nicht gerade blicken.

»Hattest Du uns denn erwartet?« wunderte sich denn auch die Begum.

»Das nicht, aber es ist eine deutsche Schiffsmannschaft, die im Dienst nur Laufschrift kennt!« konnte ich nur erklären.

Wir ließen uns nieder, ich mich zwischen der Begum und einer Silbernen, von der Schiffsmannschaft waren außer dem Kapitän nur die Exklusiven vertreten, die sich zusammenhielten, wie die Patronin, die mir gegenüber saß, schon vorher bestimmt haben mochte. Also sonst keine bunte Reihe, ich war der einzige, der zwischen den Amazonen saß.

Matrosen füllten die Tassen am Nebentisch und servierten auf silbernen Präsentierbrettern. Sie machten ihre Sache tadellos, nur daß sie alle grobe Pfoten hatten und meist Seestiefeln mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, so wie auch ich am Tische saß. Richtig gesellschaftsmäßig war nur Doktor Isidor gekleidet, weil der eben fast immer einen schwarzen Gehrockanzug trug, er behielt aber auch bei Tafel seinen Zylinder auf dem Kopfe, und außerdem war er, da er die Schokolade zu »lätschig« fand und deshalb Kognak trank, eine Viertelstunde später bezechet wie ein Stint.

Wir fingen an zu pusten, zu schlürfen und zu kauen. Mister Tabak ging mit gutem Beispiele voran, verschlang Kuchenscheiben und Brotschnitte und schluckte die Butter hinterher, rührte die letzte Schokolade mit dem Finger um und leckte die Tasse mit der Zunge aus.

»Nehmen nicht auch Deine Leute Platz an der Tafel?« begann die Begum die Unterhaltung, sich nur an mich wendend, dabei ihre Blicke über den Tisch wandern lassend, an dem allerdings noch gegen 20 Platz gehabt hätten.

»Jeder, der hierher gehört, befindet sich auch hier – die Gäste unserer Patronin, der Schiffsbesitzerin. Die anderen haben Dienst oder sie bedienen uns.«

»Gestattest Du, daß ich trotz unserer Vereinbarung, alles Bisherige soll vergessen sein, noch einmal davon spreche, wie Ihr uns damals auf der Maladekkaburg besuchtet?«

»Gewiß, wenn keine unangenehmen Erinnerungen dazwischenkommen.«

»Ich hatte von der »Argos« und von den berühmten Argonauten gehört, hatte Euch eingeladen, in der Hoffnung, daß Ihr uns eine Vorstellung geben würdet.«

Sie hatte noch etwas anderes gehofft, es von vornherein darauf abgesehen gehabt, auf uns selbst, die Ermordung all der Männer in der Burg war damals ja schon eine beschlossene Sache gewesen, aber es war ganz richtig, wenn sie der ganzen Sache jetzt eine andere Deutung gab.

»Ja, durch die Entführung unseres Schiffes durch die Jungen wurde Eure Vorstellung jäh unterbrochen, wir mußten schnellstens machen, daß wir unser Schiff wieder bekamen und gerieten dann auf eine Sandbank.«

»Wir hofften auch, uns dann mit Euch im friedlichen Wettkampfe zu messen.«

»Nun, das kann jetzt noch geschehen.«

»Willst Du?!« fuhr sie etwas hastig auf.

»Gewiß, die ganze Zwischenzeit existiert nicht, wir setzen unser erstes Zusammentreffen fort. Ob wir Eure Gäste sind, oder Ihr unsre seid, das bleibt sich ja gleichgültig.«

»Auch Ihr habt einen Zirkus hier, wie ich gehört habe.«

»Ja, also auch Ihr dort drüben?«

»Weißt Du, daß ich eine gebotene Französin und früher Kunstreiterin und Seiltänzerin gewesen bin?«

Wir wußten es. Jener alte Holländer hatte es uns erzählt. Es war hübsch von ihr, daß sie das gleich selbst

sagte. Oder sie war wohl auch stolz auf ihren früheren Beruf, in dem sie es bis zur Sultana eines indischen, unabhängigen Fürstentums gebracht hatte.

Die Patronin hatte schon immer kein Auge von ihrem Gegenüber verwendet. Das war ja so etwas für die! So eine ehemalige Kunstreiterin, die es so weit gebracht hatte und nebenbei zum Zeitvertreib Männer und Kinder dutzendweise mordete, aus Prinzip! So einer so nahe gegenüber zu sitzen, mit ihr aus einer Kanne Schokolade zu trinken. Immer mehr leuchteten ihre Augen auf, röteten sich ihre Wangen vor Begeisterung.

Diese Begeisterung, dieses Vergessen all der Abscheulichkeiten war verzeihlich. Man muß nur gerecht sein. Mancher Mensch ist göttlich verehrt worden, wir bewundern ihn noch heute als Helden, und im Grunde genommen war er nichts anderes als ein Bluthund erster Güte, ein Massenmörder. Dieses Weib hier war keine christliche Französin mehr, sondern schon längst eine mohammedanische Inderin geworden, eine ganz waschechte, damit mußte man rechnen. Der Montenegriner ist, ein strenger Katholik, seine Gastfreiheit, die er dem Fremden gewährt, ist grenzenlos, selbst sein Todfeind ist unter seinem Dache geschützt – aber eben so heilig ist ihm die Blutrache. Der malaische Dajak jagt Menschen, um ihnen die Köpfe abzuschneiden, mit demselben Sammeleifer, wie wir als Knaben Schmetterlinge und Käfer fangen, um sie aufzuspießen, wofür uns der Buddhist als Mörder betrachtet, weil der keinen Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele macht. Tatwam asi, das bist Du!

Der christliche Quäker – und wenn ich in Sachen der Religion penibel wäre, würde ich unbedingt Quäker werden, diese Sekte meint es wenigstens noch ehrlich mit der Nachfolge Christi – der Quäker, der keine Waffe in die Hand nimmt, deshalb auch nur in England und Nordamerika möglich ist, verkehrt mit keinem Soldaten, weil dieser bereit ist, auf Kommandos auf andere Menschen zu schießen, also zum Mörder zu werden. Das sind Ansichten, über die kein anderer Mensch richten darf. Oder wir richten uns selbst.

Mir ging es nicht viel anders als der Patronin. Immer mehr vergaß ich, daß neben mir eine Massenmörderin saß, ich sah nur noch die mohammedanisch-indische Amazone, die Männer und Kinder aus Prinzip tötete, nicht aber um sich zu bereichern, wie es jeder Wucherer tut, der ganze Familien langsam erdrosselt und dann, wenn er nach seinem Tode sein Blutgeld, wenn er es nicht mehr braucht, der Stadt vermacht, ein Denkmal gesetzt bekommt.

»Ich habe gehört, daß Ihr Kulans und Tarpan gefangen und völlig gezähmt habt, sie im Freien wie im Zirkus als Reittiere benutzt.«

»So ist es.«

»Als wir uns noch frei in der Steppe und im Walde bewegen durften, gelang es uns trotz aller Bemühungen nicht einmal, solch einen Wildling zu fangen, oder wir mußten ihn verwunden, woran er aber regelmäßig einging, und der Kulan wie der Tarpan gilt ja auch als unzähmbar.«

»Unter uns ist ein amerikanischer Pferdebändiger – dort Mister Juba Riata – der wurde mit den Tieren schon fertig.«

Die funkelnden Augen der Begum betrachteten lange den schönen Mann, der würdevoll sein Butterbrot in die Schokolade titschte.

»Es waren für uns Pferde aus Amerika hierher gebracht worden, zwei ganz verschiedene Rassen. Kleine Ponys, die sich sehr leicht zähmen ließen, die aber die lange Seereise nicht vertrugen, unterwegs alle starben. Und dann mächtige Rosse. Diese aber konnten wir nicht reiten, sie waren gar zu unbändig. Nur das eine, mit einem eingebrannten Zeichen, schwarz und weiß gefleckt, war ganz geduldig, dieses Pferd ist uns aber abhanden gekommen.«

»Die Entführer sind wir gewesen. Ihr reitet also so gern?«

Die Begum himmelte verzückt zur schwarzen Decke empor, die meisten der Amazonen mit ihr.

»Ach so sehr, so sehr gern! Besonders weil wir noch nie zum Reiten Gelegenheit hatten.«

Ich mußte lebhaft an Paul de Kocks Helden denken, einen Franzosen, der so sehr für deutsches Sauerkraut schwärmt – weil er's noch nie gegessen hat.

»Ihr werdet dieses Pferd zurückerhalten und noch andere dazu, wohleingerittene.«

»Willst Du?!« erklang es freudig. Und dann nach einer nachdenklichen Pause.

»Auch wir haben ja nordamerikanische Indianer, welche jedes Pferd bändigen können, aber sie sind alle zu ...«

Sie brach ab. »... dick geworden!« hatte sie offenbar sagen wollen. Weshalb diese Indianer so dick gemacht worden waren, dieses Geheimnis mußte ich noch ergründen, hielt es nur jetzt für noch nicht passend.

»Du willst uns einige eingerittene Pferde geben?«

»Wie ich sagte, und wir können Euch so viele liefern, als die Steppe hergibt.«

»Wir dürfen nichts geschenkt annehmen, es ist bei uns Amazonen ein Gesetz.«

»Diese Riesengäule haben Euch ja so wie so gehört ...«

»Nein, sie gehörten ursprünglich Euch, ich weiß es wohl, und überhaupt entscheidet nach unseren Ansichten der letzte Besitz. Habt Ihr solche Schiffe, wie wir mit einem gekommen sind?«

»Kein einziges Fahrzeug ist hier gefunden worden.«

»Wir haben drüben eine Menge solcher Schiffe, noch viel kleinere und auch viel, viel größere. Dort drüben ist der Hafen des Sees gewesen. Willst Du uns für solch ein Schiff eine Anzahl Pferde geben? Denn, wie gesagt, wir dürfen aus Prinzip, es ist uns ein heiliges Gesetz, nichts geschenkt annehmen, und für den rechtmäßigen Besitz entscheidet immer der letzte.«

Das ist der Rechtsgrundsatz aller Räubervölker. Welchem aber im Grunde genommen auch wir zivilisierten Menschen huldigen. Besonders wenn sich diese Menschen als geschlossene Nation präsentieren. Dann heißt

es: wer den Hammel zuletzt gemaust hat, dem gehört er. Bis ihn wieder ein anderer stiehlt. Ist der Hammel aber schon aufgefressen, dann ist nichts mehr zu wollen. Nur daß bei Nationen statt der Hammel ganze Länder in Betracht kommen mit allem, was drin ist,

»Wenn Du gestattest, besichtigen wir nach aufgehobener Tafel einmal die Galeere . . . «

Die Tafel wurde sofort aufgehoben. Der Tisch wurde noch weit schneller abgeräumt, als er gedeckt worden war. Das besorgte unser Schiffsarzt.

Herr Doktor Isidor Cohn mußte schon vorher tüchtig gebügelt haben, von dem halben Fläschchen Kognak allein, das er während dieser Viertelstunde verkonsumiert hatte, konnte er nicht so mörderlich bezechet sein, da war der anders geacht.

Wie er jetzt die Tasse zum Munde führte, oder vielmehr zur Nase, noch hoch über die Nase hinaus, denn merkwürdiger Weise verwechselte er in diesem Zustande immer seine Organe, da durfte er keine Gabel bekommen, sonst stach er sich mit ihr beim Essen in die Augen – also wie er jetzt mit der Schokoladentasse seinen Mund oben an der Stirn suchte, sich immer weiter hintenüber bog, da verlor er die Balance, fiel rücklings von seiner teppichbelegten Eierkiste, wollte sich noch halten, packte das Tischtuch und hatte im Nu die ganze Tafel abgeräumt.

Ein Glück war es, daß wir schon den Boden dieses Festsaals mit solchen elastischen Bernsteinplatten belegt hatten, sonst wäre von unserem Staats-Porzellanservice

nicht viel mehr übrig geblieben. So ging die Sache noch ziemlich glimpflich ab! Und ich war froh, daß ich auf der anderen Seite zwischen den Amazonen saß. Denn dort drüben die Exklusiven waren sämtlich in Schokolade gebadet.

Kreischend war alles aufgesprungen. Wenigstens alle Amazonen. Sie verrieten, daß sie trotz ihrer Schuppenpanzerung und Muskeln noch ganz echte Frauenzimmer waren, so kreischten sie. Die dort drüben hatten gar keine Zeit dazu, die besahen sich tiefsinnig die braune Sauce auf ihren Kleidern. Als sie dann aber, zumal wie jetzt Doktor Isidor in dem Schokoladenmeere am Boden nach seinem Klemmer zu krebzen anfang, immer in der Sauce herumpatschte, in ein schallendes Gelächter ausbrachen, stimmten auch die Amazonen mit ein.

Auch die Patronin lachte mit, aber nur aus Höflichkeit, es war ein sehr erzwungenes Lachen. Ganz ohne Schaden war es doch nicht abgegangen, und sie hatte eine Porzellanfigur aufgehoben, ein niedliches Rokokodämchen, vielleicht ohne ihren Willen von Sidy als Tafelschmuck einem ihrer Glasschränke entnommen, und dem Figürchen waren Kopf und ein Arm abgeschlagen.

Und außer mir bemerkte dieses erzwungene Lachen noch eine andere Person, was mir sehr an ihr gefiel – die Begum. Schnell verstummte ihr Lachen.

»O, die schöne Figur!«

»Ach, es ist nichts weiter, ganz billiges Porzellan, nur ein Andenken . . . «

»Grämen Sie sich nicht. Lassen Sie alle Scherben auf-sammeln, aber auch das kleinste Splitterchen, wir nehmen es mit und schicken es Ihnen in kurzer Zeit wieder zu, alles vollkommen wieder ganz.«

»Zusammengekittet?«

»Nein, sondern alles wie neu, Sie entdecken auch nicht die kleinste Fuge daran. Und selbst wenn ein Splitterchen fehlen sollte, so wird dieses auf andere Weise ersetzt.«

»Wie, das könnten Sie?!«

»Nicht ich, aber ein Mann, der sich bei uns befindet. Sie kennen ihn auch. Der hat dabei eine besondere Erfindung. Wie er es macht, ist mir auch unbegreiflich. Ich habe es einmal erlebt oder doch das Resultat gesehen. Eine Vase war in tausend Splitter gegangen, und diese wurden wieder zusammengesetzt und . . . zusammengesmolzen, muß man annehmen. Aber schon, wie er die Splitterchen zusammensetzt, daß sie wieder zusammenpassen, schon das verstehe ich nicht. Dabei muß noch etwas ganz anderes im Spiele sein als eine Geduldsarbeit. Jedenfalls versichere ich Ihnen, daß Sie alle diese zerbrochenen Porzellansachen wie neu wiederbekommen.«

Da hatte die Begum natürlich bei unserer Patronin einen großen Stein im Brette, zumal als dann dieses Versprechen voll und ganz eingelöst wurde.

So ist der Mensch! Weil sie der Porzellanfigur den Kopf wieder aufleimen konnte, darüber wurde aus Dankbarkeit ganz vergessen, wieviel lebendigen Menschen sie schon den Kopf abgehackt haben mochte. So wie es dem

Bluthund Napoleon von gewisser Seite hoch, hoch angerechnet wird, daß er den Dünenstrand unten am Mittelmeere mit Kiefern bepflanzen ließ und so der Menschheit ein paar Äcker kulturfähiges Land schenkte.

»Wollen wir nun den Cherub besichtigen?« fragte mich die Begum.

»Wen besichtigen?«

»Den Cherub!«

»Wer ist denn das?«

»Unser Schiff.«

»Cherub heißt diese Galeere?«

»Wir haben sie so genannt.«

»Weshalb denn das?«

»Nun, weil doch vorn die Figur eines Cherubs, eines Engels angebracht ist.«

Was, dieses Scheusal sollte ein Engel sein?!

Und dennoch, jetzt verstand ich!

Ich war nicht umsonst bei Vater Abdallah als zukünftiger Mohammedaner in die Schule gegangen.

Mohammed will im Traume Cherubim gesehen haben und beschreibt sie im Koran. Halb Löwe, halb Adler, und halb Mensch, über und über mit Augen bedeckt. Übrigens werden die Cherubim ja auch in der Offenbarung Johannis so beschrieben, Mohammed hat zweifellos die seinen erst aus der Bibel gestohlen. Wir stellen uns Engel nur gewöhnlich anders vor.

Wir begaben uns an den Strand und an Bord der Galeere, wir Hauptpersonen der »Argos« von der eigentlichen

Mannschaft aber nicht einmal die Offiziere, die eben ihre Instruktionen bekommen und auf etwas anderes zu passen hatten, was aber überflüssig gewesen wäre, als ich merkte, daß nur die Begum selbst die Führung übernahm, alle anderen Amazonen zurückblieben.

Also das Ruderschiff war ungefähr 50 Meter lang bei 6 Meter Breite, der Hauptsache nach gebaut aus Planken von jenem ungemein leichten und doch eisenharten Holze, dem indischen Teakholz vergleichbar, das aber nicht mehr in diesem Tale wuchs. Ich bemerke nachträglich, daß der große Vorrat von Schiffsbauholz, den wir auf der Werft vorgefunden hatten, von anderen Bäumen stammte. Kiefer und Fichte und Eiche, und das war sehr gut, denn dieses Eisenholz, aus dem zum Beispiel auch jene Balken zu dem Zirkusgerüst bestanden, konnten wir kaum bearbeiten, mühsam nur mit dem Drehstahl und sonstigen Werkzeugen, die nur für Bearbeitung des härtesten Metalls bestimmt waren, der Stahl mußte hellgelb angelassen werden, besser noch waren Werkzeuge mit Diamantschneide, und da nun hier diese Schiffsplanken so außerordentlich gut gefalzt waren, wie auch das Zirkusgerüst und überhaupt alle Holzarbeiten, die noch von den Urbewohnern herrührten, so mußte man annehmen, daß diese für die Bearbeitung dieses Holzes eine ganz besondere Methode gehabt hatten. Offenbar hatten sie es erst ganz weich bearbeitet, es erst hinterher härtend, sonst war es gar nicht begreiflich, wie sie diese zahllosen Löcher und Falze und Schnitzereien hatten herstellen können.

Die Ruder, also jedes sieben Meter lang, waren nur schwach vergoldet, oder bronziert, sonst bestanden sie ebenfalls aus jenem eisenharten Holz, das aber hier nun wieder äußerst elastisch war. Das ganze Schiff hingegen war außen nicht nur leicht bronziert, sondern mit zentimeterdicken Bronzeplatten belegt, gepanzert.

»Es gibt kein Geschütz, dessen Geschloß diese Bronzeplatten durchschlagen könnte!« sagte die Begum.

»Hast. Du denn das schon probiert?«

»Jawohl, wiederholt.«

»Habt Ihr denn Geschütze?«

»Nicht wir, aber . . . ich hoffe, es ist Dir nicht unangenehm, wenn ich von dem Manne spreche, der sich selbst mit Stolz den Kapitän Satan nennt?«

»Durchaus nicht, ich hoffe vielmehr, diesen Herrn selbst bald persönlich zu sprechen.«

»Kapitän Satan hat Geschütze und zwar solche von einer Schußweite und Durchschlagskraft, wovon die andere Welt noch nichts weiß. Aber auch diese Spitzkugeln, ob nun groß oder klein, vermögen auf keine Weise in diesen Bronzeplatten auch nur den leisesten Eindruck zu erzeugen, und wenn das ganze Schiff beim Auftreffen auch kentern will.«

Wir hatten ja schon selbst diese unheimliche, uns ganz unbegreifliche Widerstandskraft an den Bronzerüstungen konstatiert.

»Besitzt Kapitän Satan hier ein eigenes Schiff, ein modernes Schiff?« fragte ich zunächst.

»Jawohl, so ein Torpedoboot, wie sie alle Kriegsmarinen haben.«

»Ist es zugleich ein Unterseeboot?«

»Unterseeboot?« wiederholte die Begum verwundert.

»Ein Fahrzeug, mit dem er unter Wasser fahren kann.«

»Unter Wasser fahren kann?!« erklang es in noch erstaunterem Tone.

»Hast Du noch nichts von den modernen Unterseebooten gehört?«

Nein, das hatte sie nicht. Zu jener Zeit, da die Französin noch der europäischen Welt angehört, hatte es noch keine Unterseeboote gegeben, auf die einsame Maladekkaburg war keine Kunde von dieser Erfindung des Seewesens gedrungen.

»Wie hat denn Kapitän Satan Euch hierher gebracht? Hat er Dir darüber keine Erklärung gegeben?«

»Er behauptet, er sei mit uns samt seinem ganzen Schiffe von Indien bis hierher durch die Luft geflogen, ein einfaches Zauberwort habe genügt, um uns sofort hierher zu versetzen.«

»Und das glaubst Du wirklich?«

»Ich muß es wohl glauben. Dieser Kapitän Satan hat uns schon Beweise genug gegeben, daß er mit Geistern in Verbindung steht, wirklich zaubern kann.«

Es war begreiflich, daß sowohl die Inderin wie die ehemalige französische Kunstreiterin so etwas glauben konnte, und wer wußte denn, was dieser Mann, der sich ja

auch mir gegenüber schon gerühmt, wunderbare Erfindungen zu besitzen, den Weibern schon alles vorgemacht hatte.

Ich ließ es hierbei vorläufig bewenden. Jedenfalls also wußte ich nun, daß, wenn Kapitän Satan hier ein Entersseeboot besaß, er den Weibern und überhaupt den anderen noch nichts davon offenbart hatte.

Wir besichtigten das Schiff weiter. Ich will es nicht näher beschreiben, ich müßte technisch werden; nur noch erwähnen will ich, daß sich die hölzernen Ruderbänke, auf jeder Seite 30, auf dem freien Deck befanden, die Steuerung geschah durch eine Hebelpinne, ein Mast war nicht vorhanden, auch keine Vorrichtung, um einen solchen einzusetzen.

Die vor dem hinteren, erhöhten Aufbau stehende Pauke, mit der also auch die Urbewohner dieses Tales wie schon die alten Helenen den Rudertakt angegeben hatten, war ein großer, eherner Kessel, mit phantastischen Figuren in erhabener Arbeit geschmückt, statt des Trommelfelles war es, soweit ich urteilen konnte, mit Bronzeblech bespannt, nur war es merkwürdig, daß dieses beim Schlagen mit dem hölzernen Klöppel genau denselben Ton gab wie ein starkes Kalbfell.

Wir begaben uns unter Deck, zwei steile Treppen führten hinab. Es waren in größere und kleinere Kammern geteilte Räume, nur zwei Meter hoch, daher der Boden über der Wasserlinie, kleine, runde Öffnungen, unseren Bollaugen entsprechend, die auch durch Metallplatten verschlossen werden konnten, nicht aber durch

Glasscheiben, ließen Tageslicht ein, jeder Raum war von dem anderen durch eine hölzerne Schiebetür getrennt, immer mit schönen Schnitzarbeiten bedeckt und vergolddet. Sonst enthielten diese Räume gar nichts weiter.

## 96. KAPITEL. DIE HERAUSFORDERUNG.

»Was befindet sich nun unter dem Zwischendeck? Auch nur ein leerer Kielraum?«

So fragte ich, als ich in den letzten, hintersten Raum trat, der daher nur eine einzige Tür hatte. Hinter mir war die Begum eingetreten, ja die einzige Führerin. Übrigens kroch jeder auf eigene Faust im Schiffe herum, gerade jetzt war niemand anders hinter uns gewesen.

Ich stutzte schon, als ich hörte, wie hinter mir die Tür zugeschoben wurde.

Mich rasch umdrehend, stand ich vor der Begum, und gleich wie sie die Arme über der vollen Brust verschränkte, verriet mir, daß jetzt etwas Besonderes kommen müsse, wenn ich dies nicht auch schon in ihren plötzlich so glühenden Augen gelesen hätte.

»Monsieur maitre des armes, ich möchte einmal mit Dir allein sprechen.«

Da war es mit meinem Stutzen sofort vorbei, eine eisige Ruhe überkam mich.

»Bitte sehr.«

»Wir brauchen Männer.«

Da kam es schon wieder!

»Nun, ich dachte, Ihr hättet dort drüben genug Männer.«

Die vollen Lippen verzogen sich verächtlich.

»Bah, kannst Du diese faulen Dickwänste etwa Männer nennen?!«

»Ja, was habt Ihr mit diesen Leuten denn nur eigentlich angefangen, daß sie, wie ich gehört habe, sämtlich so unförmlich dick geworden sind?«

»Kapitän Satan hat uns diesen bösen Streich gespielt.«

»Wie das?«

»Ich fragte ihn einmal, gleich im Anfange, als er uns von dem sinkenden Schiffe gerettet hatte und er sich erbot, mir in allen meinen Plänen behülflich zu sein, ob er ein Mittel wüßte, um diese Indianer und weißen Männer uns willfährig zu machen. Denn auf einen großen Widerstand konnten wir doch gefaßt sein, und Gewalt wollten wir nicht anwenden. »Wir müssen sie dick machen, dicke Menschen sind nicht obstinat!« meinte er. Ich sagte zu, er solle sein Mittel anwenden, ohne mir weiter dabei etwas zu denken. Als ich unsere Gefangenen wieder sah waren sie sämtlich solche unförmliche Mehlsäcke geworden. Kapitän Satan wollte ersticken vor Lachen.

»Wie hat er denn das nur gemacht?«

»Das weiß ich nicht. Er besitzt irgend ein Mittel, um jeden Menschen zu mästen oder auch sofort aufzublasen.«

»Hat er denn kein Gegenmittel dafür?«

»Er behauptet nein. Obgleich er sicher lügt. Aber dagegen kann ich nichts machen.«

»Diese Leute haben immer einen großen Appetit?«

»Unausgesetzt, sie sind ungeheuerliche Esser.«

»So laßt sie doch einmal längere Zeit fasten.«

»Hungern? Das dürfen wir sie nicht lassen.«

»Weshalb nicht?«

»Wir haben geschworen, ihnen und uns selbst, ihnen kein Haar zu krümmen.«

»Na, eine Hungerkur ist doch kein Frisieren!« mußte ich lachen.

»Nein, wir dürfen ihnen keine Speisen entziehen. Wir haben geschworen, alle ihre Wünsche zu erfüllen, wenn es irgendwie möglich ist, bis auf Zurückgabe ihrer Freiheit, und unser Gelübde müssen wir halten. Wenn sie also Speisen fordern, müssen wir sie ihnen auch verabreichen.«

»Na, da sollen sie es doch einmal freiwillig mit einer Hungerkur versuchen.«

»Bah, als ob solche Fettwänste solch einer Energie fähig wären! Sie nehmen es sich wohl vor, – aber länger als drei Stunden, von einer Mahlzeit zur anderen, halten sie es nicht aus, dann schreien sie schon wieder nach ihrer gewohnten Mahlzeit.«

Freilich, da hatte die Begum recht. Sonst brauchte es keine Kaltwasserheilanstalten und keine Trinkerasyale und auch nicht die meisten Bäder zu geben, wenn derartige »Patienten« die Energie besäßen, solch eine Kur selbst durchzuführen, was doch meist zu Hause geschehen kann. Sie müssen eben zwischen die Scheren von Ärzten und Krankenwärtern genommen werden.

»Ich spreche überhaupt nicht von diesen unseren Gefangenen, sondern von Dir und Deinen Leuten.«

»Was willst Du von uns?«

»Seid Ihr bereit, unsere Gatten zu werden?«

Ich hatte es erwartet, und da gab es nur eine Antwort.

»Das ist vollkommen ausgeschlossen.«

»Das hatte ich mir gleich gedacht, hätte diese Frage gar nicht erst stellen sollen. Aber es gibt noch ein anderes Mittel, um uns zu vereinen.«

»Was für ein Mittel?«

»Du weißt doch, daß die weibliche Leibgarde des Sultans von Maladekka kriegerisch ausgebildet wurde, ich tat es später noch viel mehr, erzog diese Amazonen zu Athletinnen. Wir hörten von Eurem Schiffe, von den Argonauten, wie sie in den athletischen Spielen in aller Welt die Siegespalmen errangen, bei Gelegenheit lud ich Euch zu uns ein. Meine Absicht war, daß meine Amazonen sich mit Euch im Wettstreit maßen. Es konnte nicht zur Ausführung kommen.«

»Nun, das können wir ja jetzt noch arrangieren, wenn es Dir Spaß macht.«

»Ja, das wollen wir auch. Und nun mache ich Dir folgenden Vorschlag: wir kämpfen zusammen, immer je ein Mann von Dir gegen eine meiner Amazonen. Ihr sollt immer die Art des Zweikampfes bestimmen und auch unter uns die Gegnerin auswählen. Der Sieger führt den Besiegten als sein Eigentum nach Hause. Der Mann das Weib, das Weib den Mann. Bist Du hiermit einverstanden?«

»Ganz und gar nicht. Das ist ebenfalls ganz ausgeschlossen.«

»Weshalb? Kann ich Dir günstigere Bedingungen . . . «

»Gib Dir keine Mühe, sprich nicht weiter. Daß Du mir diesen Vorschlag machst, das zeigt mir, daß Du keine Christin mehr bist, daß Du ganz andere Ansichten über Moral und andere Dinge bekommen hast, für die in meinem Kopfe gar kein Platz ist. Ich gebe mir gar keine Mühe, Dich zu belehren, weshalb ich unmöglich auf solch einen Vorschlag eingehen kann. Und dasselbe gilt für alle meine Leute.«

»Gut, ich verstehe Dich dennoch. Aber bei meinem Vorschlage bleibe ich. Wir wollen uns im Zweikampfe messen, jeder Deiner Männer gegen irgend eine Amazone.«

»Im blutigen Zweikampfe?! Auf Tod und Leben?«

»Nein, nur im friedlichen Wettspiele, in athletischen Übungen.«

»Gewiß, das können wir tun.«

»Aber einen Einsatz muß jeder geben.«

»Bestimme ihn. Ob ich darauf eingehe, das ist ja etwas anderes.«

»Der Mann, der von einer Amazone besiegt wird, folgt ihr als ihr Gefangener nach Hause.«

»Ausgeschlossen, sage ich! Was wiederholst Du diesen Vorschlag, Begum!«

»Warte nur, jetzt kommt doch erst unser Einsatz. Vielleicht besinnst Du Dich dann eines anderen. Und besiegt der Mann die Amazone, so hat er die Freiheit eines unserer Gefangenen erwirkt, er kann ihn sich auswählen. Verzichtet er aber etwa daraus, dann ... schicken wir den betreffenden Gefangenen zu Euch als Leiche hinüber.«

Ganz ruhig hatte es das Weib gesprochen.

Ich aber bekam doch plötzlich einen förmlichen Hexenschuß.

Denn um zu verstehen, was das für uns bedeutete um alle weiteren Konsequenzen sofort zu ziehen, dazu reichte mein Scharfsinn aus.

»Weib, was wagst Du mir da für einen Vorschlag zu machen!« brauste ich dann auf.

»Ich wage gar nichts. Wir sind Deine Gastfreunde, und die Gastfreundschaft ist doch natürlich auch Dir heilig.«

»Du befindest Dich hier auf dem See, an Bord Deines Schiffes.

»Mach keine Sachen! Ich habe es gar nicht für nötig gefunden, Dir dieses Schiff erst zu schenken oder auszutauschen. Wir liegen am Ufer Deines Gebietes, und wenn wir uns auch entfernten – wir befinden uns im Heiligtume der Gastfreundschaft.«

Sie hatte recht. Ich sank etwas zusammen, richtete mich wieder auf.

»Und wenn ich auf Deinen Vorschlag nicht eingehe?«

»So schicken wir Euch unsere Gefangenen als Leichen zu – einen nach dem anderen. Dann habt Ihr sie auf dem Gewissen.«

»Ungeheuer!« brauste ich noch einmal auf, dann nicht wieder. »Ich denke, Ihr dürft diesen Männern die Ihr ganz unrechtmäßiger Weise Eure Gefangenen nennt . . . «

»Was heißt hierbei Recht, was Unrecht? Es sind unsere Gefangenen.«

»Ich denke, Ihr habt ein Gelübde abgelegt, ihnen kein Haar zu krümmen!«

»Das ist etwas ganz anderes. Nein, martern und quälen dürfen wir sie nicht. Aber wir sind Herr über Tod und Leben unserer Gefangenen. Töten dürfen wir sie. Und wir werden es tun, wenn Ihr nicht auf unseren Vorschlag eingeht.«

Jetzt war mein Entschluß sofort gefaßt. Da gab es ja auch nur eines. Wir konnten doch nicht die mehr als hundert Menschen von diesen Hyänen in Weibergestalt abschlachten lassen.

»Gut, ich gehe daran ein. Obgleich ich da nicht in letzter Instanz zu entscheiden habe . . . «

»Wer sonst?«

»Unsere Patronin, und schließlich doch überhaupt jeder einzelne. Es muß abgestimmt werden, schließlich braucht überhaupt niemand mitzumachen. Ich kann Dir aber schon jetzt die Versicherung geben, daß keiner meiner Leute sich ausschließen wird. Wollen wir also die Bedingungen gleich klarlegen.«

»Ich habe sie schon klar genug dargelegt.«

»Tue es noch einmal.«

»Wir sind 208 Amazonen. Wir treten Euch gegenüber.«

»Hier oder drüben bei Euch?«

»Wie Du bestimmst.«

»Dann hier bei uns.«

»Gut. Dann wählt jeder Mann eine Amazone aus und bestimmt die Art des Zweikampfes, in dem er sich mit ihr messen will.«

»Was für ein Zweikampf?«

»Ganz wie er will. Nur muß er auf eigene Körperfähigkeiten beruhen.«

»Wie meinst Du das?«

»Zum Beispiel nicht reiten. Denn dabei bedient man sich doch eines anderen Wesens, es kommt überhaupt hauptsächlich auf das Pferd an. Das kannst Du von uns nicht verlangen.«

»Gut, alles Reiten soll ausgeschlossen sein. Alles andere können wir bestimmen?«

»Ja alles.«

»Fechten, Weitsprung, Hochsprung, Wettlaufen, Speerwerfen, Schießen?«

»Alles, alles.«

»Das Heben von Gewichten?«

»Alles, alles sage ich.«

»Turnen?«

»Ich kann nichts wiederholen als: alles, alles.«

»Weißt Du denn überhaupt, was turnen ist?«

»Als ob ich das nicht wüßte!«

»Was ein Reck und ein Barren ist?«

»Selbstverständlich weiß ich das.«

»Und Deine Amazonen wollen sich mit uns auch an Reck und Barren messen?«

»Ganz wie jeder einzelne bestimmt.«

»Haben sich denn Deine Amazonen auch an solchen Turngeräten ausgebildet?«

»Das wird sich ja erweisen. Ich finde Deine Fragen nicht gerade fair.«

»Du sollst in dieser Hinsicht nicht mehr über mich klagen. Und doch muß ich noch einige Fragen stellen. Ist auch ein Schachkampf erlaubt?«

Denn ich dachte dabei an unseren Doktor Isidor. Und der stand ja in nichts weiter als im Schachspiel seinen Mann.

»Ist denn Schachspiel eine körperliche Übung?«

»Also es ist nicht erlaubt.«

»Nein, nur athletische Leistungen des Körpers.«

Nun, da mußte sich Doktor Isidor eben ausschließen.

»Das möchte aber doch noch etwas näher definiert werden. Also auch Wettschießen, Kunstschießen.«

»Gewiß. Das gehört mit zum Sport. Sport sagt hierbei doch alles.«

Jetzt dachte ich an unseren Siddy.

»Gliederverrenkungen, Jonglieren.«

»Auch das. Das kann alles im Zirkus produziert werden.«

Na, dann war ich meiner Sache sicher. Dann konnte ich nur diese Weiber nicht begreifen. Ich hatte doch mehr als 50 hier vor mir, konnte ihren Körperbau gerade recht gut beurteilen.

»Ringkampf?« fragte ich nur noch.

»Den erst recht.«

»Gut. Und jeder einzelne Mann kann also immer eine beliebige Amazone zum Wettkampf auswählen.«

»Ja.«

»Der Sieger scheidet aus wie die Besiegte.«

»Und die Siegerin wie der Besiegte!« wurde bedeutungsvoll bestätigt.

»Der Sieger hat einen Eurer Gefangenen befreit.«

»Ja.«

»Kann er ihn selbst auswählen?«

»Ja.«

»Bringt Ihr die Gefangenen gleich mit?«

»Das können wir, da Ihr ja doch nicht in unser Felsen-  
gebiet kommen wollt. Nur möchte ich da eine Bedingung  
aufstellen.«

»Stelle sie.«

»Es gibt unter ihnen genug, denen man nicht auf Eh-  
renwort glauben kann. Wenn sie nicht freiwillig mit uns  
zurückkehren wollen, so müßt Ihr uns dabei behilflich  
sein, uns mindestens nicht daran hindern, wenn wir  
selbst sie mit Gewalt zurückbringen.«

»Das verspreche ich, das ist dann nur recht und billig.«

»Also tut Ihr dann nichts zu ihrer Befreiung?«

»Das ist dann doch ausgeschlossen. So lange sie sich  
hier bei uns befinden, sind es Eure Gefangene, meine ich,  
die Ihr auch zurückfordern könnt.«

»Gut, ich verstehe.«

»Daß Du mich wegen ihrer Befreiung nicht etwa für  
immer bindest.«

»Ich verstehe, sagte ich. Nein, ich binde für nichts,  
nicht für die Zukunft.«

»Und wenn die Amazone siegt?«

»So nimmt sie den Besiegten mit sich als ihren Skla-  
ven.«

»Was ist sein Los?«

»Ein sehr gutes.«

»Das ist ein weiter Begriff. Er wird auch so dick gefüttert?«

»Ganz im Gegenteil. Er soll seine volle Kraft und Gewandtheit und Beweglichkeit behalten, das kann ich Dir zuschwören, denn darüber haben wir schon unseren Entschluß gefaßt.«

»Ja, das kannst Du sagen, darüber aber hat ein anderer zu bestimmen. «

»Wer denn?!«

»Jener Kapitän Satan. Dem wird es wieder ein höllisches Vergnügen bereiten, den neuen Gefangenen sein Mittel heimlich in das Essen zu mischen, um Euch wieder solche Masttiere zu liefern.«

»Ich habe mit ihm bereits hierüber gesprochen, und er hat mir versprochen, dies nicht zu tun. Denn natürlich hegte ich dasselbe Mißtrauen wie Du in dieser Sache.«

»Und Du traust seinem Versprechen? Du sagtest doch selbst, daß diesem Satan absolut nicht zu glauben wäre.«

»Aber in diesem Falle hat er einen Schwur abgelegt, den er nicht brechen wird.«

»Was für einen Schwur?«

»Er hat beim Obi geschworen.«

Wieder einmal der Obi!

»Ist das sein Gott, an den er glaubt?«

»Du sagst es.«

»Hat er Dir das selbst erklärt?«

»Ja.«

»Was hat er Dir sonst noch von diesem Obi erzählt?«

»Nichts weiter.«

»Er opfert ihm Menschen?«

»Er opfert Menschen? Davon weiß ich nichts.«

Ich erkannte gleich in ihren Augen, daß sie die Wahrheit sprach.

»Wo bleiben die männlichen Kinder, die Ihr verschwinden laßt?«

»Sie werden getötet!« gestand dieses Weib mit größter Seelenruhe.

»Da bist Du selbst mit dabei?«

»Jawohl, und wenn es auch mein eigenes Kind ist.«

»Es findet keine religiöse Opferung durch dies Proslewiten statt?«

»Proslewiten? Was ist denn das? Ich verstehe Dich überhaupt nicht, weshalb Du von unserem Thema so abschweifst.«

Sie hatte recht. Diese Sache ging mich ja gar nichts an. Und das wegen der Mastkur mit meinen Leuten, das war nur so eine Frage der Neugier gewesen, denn natürlich würden die Amazonen keinen einzigen meiner Jungen besiegen. Bei wem da irgendwie ein Zweifel war, der durfte einfach nicht mitmachen. Dann mochte doch lieber ein anderer, mir fremder Mann in dieser Gefangenschaft bleiben. So weit geht die Uneigennützigkeit denn doch nicht.

»Also es kann sich doch auch jeder ausschließen, wenn er will.«

»Gewiß, gezwungen soll dazu niemand werden, mit uns zu kämpfen. Und wer sich ausschließt, der ist eben nicht fähig, mit uns zu kämpfen, den können wir später also auch nicht brauchen. Dagegen hoffe ich sehr, daß auch die 32 Knaben, die Du bei Dir hast, mit uns zum Wettkampf in die Schranken treten.«

»Was, auch auf diese 32 Bengels habt Ihr es abgesehen?!« rief ich in hellem Staunen

»Jawohl, sogar mit am allermeisten.«

»Ja wozu denn?! Es sind ja einige Jünglinge dazwischen, sie sind es unter meiner Erziehung geworden, aber die meisten sind doch noch die reinen Kinder, es gibt achtjährige!«

»Gerade diese Kinder sind uns sehr lieb.«

»Ja, was wollt Ihr denn mit denen anfangen?!«

»Sie zu ganzen Männern erziehen, sie zu Athleten und Kriegerern ausbilden, aber auf unsere Weise.«

»Ja, mein Gott, dann macht das doch mit Euren eigenen Söhnen, anstatt sie dem Moloch zu opfern oder sonstwie ins Jenseits zu befördern!«

»Uns bindet ein Gelübde. Unsere eigenen Söhne müssen wir töten. Und wir müssen doch auch dereinst Gatten für unsere Töchter haben. Diese wollen wir entsprechend erziehen, um ein kraftvolles Geschlecht heranzuzüchten.«

Nun, dann allerdings hatte sie da gar kein so schlechtes Programm entworfen. Nur keine Innenzucht! Die verdirbt in Bälde auch die beste Rasse.

»Also wirst Du auch diese Knaben und Jünglinge in die Schwanken treten lassen?«

»Wie sollen sich denn diese Kinder, die sie meist noch sind, sich mit Euch messen können?«

»Nun, sie werden schon ihrer Kraft und Gewandtheit entsprechend etwas leisten, dazu wirst Du sie schon erzogen haben, daran zweifle ich nicht. Hauptsächlich ihrem Gewicht entsprechend werden sie sich mit uns messen können.«

»Wie meinst Du das?«

»Nun, Übungen und Sport, wobei das Alter keine Rolle spielt. Wie zum Beispiel im Wettlauf, oder irgend ein Ballspiel, oder im Klettern.«

Ja, da konnte ich die Zusage geben. Da hatten allerdings erst noch andere zu entscheiden, aber die würden schon die Erlaubnis nicht versagen. Es gab Sportarten, in denen auch die jüngsten dieser Knirpse einfach unbesiegbar waren, und dann handelte es sich um die Befreiung jener Gefangenen.

»Natürlich erhält auch jeder dieser Knaben, wenn er siegt, einen Eurer Sklaven ausgeliefert.«

»Selbstverständlich. Verliert der Knabe, der irgend ein Kampfspiel bestimmen kann und sich unter den Amazonen irgend eine auswählt, dann gehört er uns.«

»Könnt Ihr vielleicht auch eine oder die andere unserer Damen gebrauchen?« spottete ich.

»Gewiß, sie sollen mit uns kämpfen. Unter den gleichen Bedingungen wie die Männer.«

»Auch sie gewinnen je einen Gefangenen?«

»Selbstverständlich.«

»Und wenn eine verliert?«

»So hat sie sich selbst verloren. Sie muß mit zu uns herüber.«

»Als was?«

»Wir bilden sie weiter zur Amazone aus. Denn ist sie fähig, mit uns zu kämpfen, in irgend einer athletischen Übung oder sonst einem Sportspiele, so paßt sie eben zu uns.«

»Gut, ich werde es ausrichten. Wann soll der Wettkampf stattfinden?«

»Wie Du bestimmst.«

»Morgen schon?«

»Ganz wie Du bestimmst. Wenn Du keine weiteren Vorbereitungen bedarfst.«

»Wir nicht.«

»Wir auch nicht.«

»Wir sind jederzeit fit, wie der Kunstaussdruck lautet. Stehen immer auf der Höhe des Trainings.«

»Dasselbe gilt von uns. Also morgen. Bestimme auch die Stunde, wann wir kommen sollen.«

»Halt! Natürlich muß ich die Sache erst mit den anderen besprechen, ob die auch damit einverstanden sind.«

»Tue es sofort.«

»Das will ich wohl, aber einige Stunden dürfte es doch bis zur definitiven Entscheidung dauern.«

»So lasse ich eine Amazone zurück. Makuba wird hier bleiben. Der übergibst Du dann die Antwort, mit Tag und Stunde, da wir kommen sollen. Ihr habt nur nötig, sie

dann über den Fluß zu setzen, sie läuft zu Fuß zurück. Willst Du?«

»Sehr wohl.«

»Wir anderen fahren jetzt gleich zurück. Besten Dank für die gastfreundschaftliche Aufnahme, wir werden uns später zu revanchieren wissen. Wegen der gegen Pferde auszutauschenden Schiffe sprechen wir ebenfalls später.«

Eine leichte Kopfneigung, zum ersten Male löste sie die Verschränkung der Arme über der Brust, öffnete die Tür und verließ den Raum. Ich ihr nach.

Draußen kamen gerade andere, an der Spitze die Patronin, um auch diesen letzten Raum zu besichtigen. Lange hatte unsere Unterhaltung ja gar nicht gewährt.

»Wo haben Sie denn nur gesteckt, Waffenmeister?!«

»Hier gibt es keine Verstecke. Aber ich habe Ihnen und allen etwas sehr Interessantes mitzuteilen.«

»Was?«

»Sie werden es gleich erfahren.«

Als wir wieder an Deck waren, ertönten Paukenschläge, die Begum bearbeitete das Blech mit dem Klöppel in besonderem Takte, und da kamen auch schon die silbernen und goldenen Weiber im Laufschrift aus der Höhle hervorgestürmt, auf das Schiff zu.

»Vorwärts, meine Herren und Damen und Kollegen, verlassen wir das Schiff!« sagte ich. »Einen Überfall gibt es nicht etwa, aber wir sind jetzt hier überflüssig, die Amazonen rudern zurück, und ich selbst brenne danach, Ihnen mitzuteilen, was mir soeben von der Begum für ein Vorschlag gemacht worden ist.«

»Wir befanden uns an Land, und während die goldene Galeere, im letzten Abendsonnenschein gleißend, noch nicht um die Felsenecke gebogen war, hatte ich schon alle um mich versammelt und begann meinen Vortrag.

Ach, dieses Hallo meiner Jungen, als ich geendet hatte, und die Patronin glühte förmlich!

Denn hierbei handelte es sich doch um etwas ganz anderes als um ein gewöhnliches Sportwettbewerb. Hierbei handelte es sich schon mehr um Tod und Leben. Mindestens konnten wir hier durch unsere Kunstfertigkeit Menschen aus Gefangenschaft befreien, einfach aus Sklaverei erretten.

Daß jeder von uns in dem Wettkampf, den er bestimmte, Sieger bleiben würde, daran zweifelte ja niemand.

Niemand?

Doch, es erhoben sich Stimmen des Bedenkens. Die der Patronin freilich war nicht dabei. Aber zum Beispiel Kapitän Martin, auch der erste Ingenieur, auch noch andere bedächtige Menschen wollten diese Sache erst reiflich erwogen haben.

»Die müssen doch in den verschiedenen athletischen Übungen etwas ganz Bedeutendes leisten, daß sie solch eine Herausforderung an uns ergehen lassen.«

»Ach, die haben ja gar keine Ahnung, was wir können!« lachten die anderen, wenn sich solch eine Stimme erhob.

»Diese Amazonen haben vielleicht ein ganz besonderes Training erfunden, auch so eine Erfindung dieses Teufelskapitäns!«

»Ach was, was soll denn da erfunden werden, die können sich doch nicht mit uns messen!«

»See taun uns vielleicht hyp–hyp–hypnotisieren!« ließ sich auch der Matrose Fritz vernehmen, mit zu diesen Zweiflern gehörend.

Das »hypnotisieren« hatte er aber noch nicht ausgesprochen.

»Hip hip hip hurra für Fritzen!« jubelten da schon die anderen.«

Und so ging das noch einige Zeit weiter mit dem Für und Wider.

»Na, nun kurz und bündig,« sagte ich endlich, »entweder oder, wollen wir oder wollen wir nicht.«

»Na selbstverständlich wollen wir!« jubelte die Patroinin. »Überhaupt, wir müssen doch – wir müssen doch alles daransetzen, um jene Unglücklichen aus der Sklaverei zu befreien.«

»Herr Kapitän Martin? Sie haben auch ein großes Wort mitzusprechen. Wir stehen alle im Heuerkontrakt. Denn wer verliert, geht hinüber.«

»Meinetwegen!« brummte der Kapitän, die Hände in den Hosentaschen und mächtig mit den Beinen schlenkernd.

»Ist das Ihre bestimmte Zusage, daß Sie mit allem einverstanden sind?«

»Well.«

»Nehmen Sie auch einen Zweikampf auf sich?«

»Nu, weiter fehlte nischt, ich bin doch nicht der Kapitän von Brants Narrenschiff!« brummte Martin noch verdrießlicher, wandte sich und schlenkerte davon.

»Also wann, Frau Patronin?«

»Gleich morgen früh, schlage ich vor.«

»Zu welcher Stunde?«

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Wo ist denn nun die Amazone, die zurückbleiben sollte?«

Sie stand am Ufer, hatte sich weit genug entfernt gehalten, um nichts von unserer Unterredung hören zu können, so laut dabei auch geschrien worden war.

Als ich winkend auf sie zuing, kam sie mir halb entgegen.

Es war ein berückend schönes Weib, das mir schon während der Tafel aufgefallen war, aber eine ganz eigentümliche Schönheit, mehr ein dämonisch schönes Gesicht, ein wilder, finsterer Trotz lag darin, und dem entsprach auch die kraftvolle Gestalt vom harmonischen Ebenmaß.

Finster glühten mich die schwarzen Augen an.

»Speak English?«

Nur ein Kopfschütteln.

»Parlez-vous francais?«

Nur ein kurzes Kopfnicken, während ich immer grimmig angefunkelt wurde.

So und so. Morgen früh um acht kann die ganze Gesellschaft kommen, wir erwarten sie.

Ich hatte geendet, und sie blitzte mich noch immer an.

»Wenn Sie noch etwas zu sagen haben – ich nicht mehr.«

Da drehte sie sich wie ein Kreisel um, ging davon, dem Flußufer zu – also im Gehschritt, aber dennoch flüchtend wie eine Gazelle – und dennoch stolz wie ein Löwe schreitend.

»Halt, halt, Madame Makuba!« rief ich ihr nach.

Sie blieb stehen und wendete sich um.

Nur ein trillernder Bootspfeiff von mir, und im Nu war die kleine Jolle bemannt, kam im Sechsertakt angeschossen.

»Wir wollen Sie zwar nicht direkt bis nach Ihrer Wohnung bringen – verzeihen Sie das uns – aber Sie müssen doch wenigstens über den Strom gesetzt werden.«

Die Antwort war wieder ein furchtbarer Blitz aus den finsternen Augen, über denen die kühn geschwungenen Brauen fast zusammenstießen, umgedreht, den Weg mit flüchtigem Fuße fortgesetzt, sich ins Wasser gestürzt, hinübergeschwommen.

Da war nichts mehr zu machen.

Es sah prächtig aus, wie sie schwamm, wie die goldschimmernde Gestalt mit kraftvollen Armen das Wasser teilte, wie die langen, schwarzen Haare nachzogen.

Sie schwamm sehr, sehr gut. Das heißt, mit den Augen eines Menschen betrachtet, der nicht selbst ein geborener Fischotter oder durch lange Übung dazu geworden ist. Und wir alle hatten uns bei jeder Gelegenheit im Schwimmen mächtig trainiert! Und die Jolle wurde

von Oskar gesteuert, unserem besten Schwimmer, schon mehr Fisch als Otter.

Der sah das Schwimmen dieses Weibes ja nun mit anderen Augen an, und er tat eine Äußerung, im entsprechenden Tone.

»Das nennt die schwimmen? Bah! Die darf ich morgen nicht zum Wettschwimmen herausfordern. Jetzt nicht mehr, da ich gesehen habe, wie jämmerlich sie paddelt. Das ginge gegen meine Ehre.«

Wolle sich der geneigte Leser diese Äußerung unseres Segelmachers, unseres Meisterschaftsschwimmers merken.

Wir begaben uns zurück, wo der Trubel weiter ging. Auch Doktor Isidor beteiligte sich daran, der aus seinem ersten Stadium der Bezechtheit ins zweite geraten war, das schon mehr dem Delirium ähnelte.

»Ich nehme gleich zwei auf mich – drei – vier – ein halbes Dutzend – zwei Dutzend . . . «

»Mit was wollen denn Sie herausfordern, Herr Doktor?« wurde er gefoppt. »Wer es von den Amazonen Ihnen nachmacht, drei Flaschen Kognak hintereinander ut to supen?«

»Was sie wollen, was sie wollen!« fuchtelte das Krummbein mit der noch krümmere Nase herum. »Mir ganz egal – mir ganz egal – ich nehme es mit allen aus – ich befreie sie alle aus der Bab – babyl – bababababab . . . «

Ich machte dem Trubel bald ein Ende. Wenn jemals dem Waffenmeister der Argonauten unbedingt gehorcht

werden mußte, dann war es jetzt. Das Abendessen eingenommen – ohne besondere Diät, das nützte jetzt nichts mehr, das muß wochenlang zuvor getan werden, und wir taten es überhaupt immer, nur daß es heute nichts Alkoholisches gab – und dann das Lager aufgesucht.

Bald herrschte Stille. Auch an diesem Tage, da wir immer auf eine Botschaft der Amazonen oder Merlins gewartet, hatten wir doch ein so tatenreiches Leben geführt, wenn auch nur in Sportübungen bestehend, daß auch dem Phantasie reichsten bald die Augen zufielen.

Nur Doktor Isidor phantasierte noch einige Zeit von der babylonischen Gefangenschaft, aus der er alle, alle erretten wollte, dann verstummte auch er. Daß uns der noch einmal im Delirium tremens abging, das war ja ganz sicher.

## 97. KAPITEL. DIE WETTKÄMPFE.

»Sie kommen, sie kommen!«

Es war bald acht, als dieser Ruf erklang.

Kein Lüftchen regte sich in dem im herrlichsten Frühlings schmucke prangenden Tale, die Morgensonne stand an einem azurblauen Himmel, sie ließ die drei goldenen Galeeren erglänzen, welche hintereinander hinter jener Felsenecke hervorgerudert kamen.

Schon seit Sonnenaufgang, seit drei Stunden waren wir auf den Beinen. Aber kein lautes Durcheinander mehr, ruhig hatten wir gefrühstückt, dann ernst beraten und unsere Vorbereitungen getroffen.

Ja, der Matrose Fritz hatte gar nicht so Unrecht gehabt. Es konnte doch sein, daß diese unter des Kapitän Satans Herrschaft stehenden Weiber irgendwelche Teufelskünste anwenden wollten, um unsere Kraft zu lähmen.

Aber wir wußten, wie wir uns gegen jeden Zauber schützen konnten. Nicht in dem Felsenzirkus in dem künstlichen Lichte sollten die Wettkämpfe stattfinden, wie ursprünglich geplant, weil es überhaupt so nahe gelegen hatte, sondern hier draußen im Freien unter Gottes strahlender Sonne! Da sollten einmal Hexenkünste versucht werden, ob die noch wirkten!

Dort, wo linkerhand von unserem Quartier neben den Dampfkammern die Felsenwände in weitem Bogen zurückgingen, stand uns ein großer, ebener, baumfreier Platz zur Verfügung, das Gras war schnell mit Sense und Maschine niedergemäht worden; für andere Spiele, die noch weicheren Boden verlangten, war dort am See der Strand mit feinem Sand; wer für seinen Fuß den härtesten Boden begehrte, für den zog sich dort einige hundert Meter felsiger Grund hin, wie zementiert.

Dort war es auch, an diesem wie gemauerten Kai, wo die drei Galeeren beilegten. Als erste stieg wieder die Begum an Land, ihr nach von allen drei Fahrzeugen, die Amazonen in hellen Scharen.

Nein, in dunklen Scharen. Heute trugen sie nun gerade nicht ihre ritterliche Schuppenpanzerung, sondern jetzt, da es zum Turnier ging, kamen sie in dunklen indischen Frauengewändern. Und auch darunter trugen sie nicht, wie sich dann zeigte, die goldenen oder silbernen

Schuppentrikots, sondern solche von schwarzem Baumwollenstoff.

Keine Begrüßung. Vorläufig nicht. Zunächst waren die Weiber auch noch bei der Arbeit. Sie luden ihre Galeeren aus. Menschenfracht. Mehr lebendiges Fett als Fleisch. 125 zählten wir. 97 Indianer und 27 andere, die zur Besatzung jenes Dampfers gehört hatten, meist Engländer, aber auch zwei Neger darunter.

Himmel, waren da Fettkugeln dazwischen! Ich hatte mich durch Sandow, den 125., in meiner Phantasie täuschen lassen, der war gegen andere noch geradezu schlank zu nennen!

Nein, wer so ungeheuerlich dick ist, solche Fettmassen mit sich tragen muß, der denkt nicht mehr an Flucht und Widerstand. Der ist froh, wenn er sitzt, wo er sitzt, ohne über Rachedgedanken nachzubrüten.

Das menschliche Mastvieh wurde ausgeladen, in Weiberröcke gewickelt, die Amazonen trieben es vor sich her, dorthin, wo wir sie erwarteten, rollten es vor sich her. Denn auch mit dem stolzen Gange der Kommant-schen, wodurch diese berühmt sind, war es vorbei. Auch der schlankste unter ihnen konnte nicht mehr gehen, nur noch watscheln; die andern rollten. Fast alle nutschten aus Bonbonnieren Konfekt, einen sah ich von einem großen Stück Kuchen abbeißen, andere mochten dasselbe tun. Kauen taten wohl alle.

»Soll der Wettkampf hier stattfinden? fragte mich die Begum.

»Ja, hier.«

Alles ordnete sich im weiten Kreise, die Männer bekamen Decken, auf denen sie niederhocken konnten.

Alles andere ging äußerst schnell, obgleich vorher gar nichts weiter ausgemacht worden war, das erledigte sich erst jetzt, so daß es nicht eben reglementmäßig vor sich ging.

»Habt Ihr Eure eigenen Waffen und Turnapparate und sonstigen Sachen mitgebracht?« war meine erste Frage.

»Nein, wir benutzen die Euren. Ihr habt immer ganz zu bestimmen.«

»Auch sonst bleibt alles dabei, wie gestern bestimmt worden war?«

»Selbstverständlich.«

»Also dann mal gleich los. Ich übernehme den ersten Gang. Fechten! Mit leichtem oder schwerem Säbel, mit Florett oder Degen, ganz wie gewünscht wird.«

»Wie wir wünschen? Nein, das hast Du zu bestimmen. Natürlich nur für eine einzige Waffe.«

»Mir ist es aber ganz gleich, und wenn eine von Euch ganz besonders auf ... «

»Verstehst Du denn nur nicht?!« wurde die Begum etwas ungnädig. »Nur Ihr allein habt immer alles bis ins Kleinste zu bestimmen.«

Natürlich hatte ich voll und ganz verstanden, mir bescheidenem Kerle war nur so etwas unangenehm.

Na, das half nun alles nichts.

»Also dann ... leichter Säbel. Leichtestes Kaliber. Wer von Deinen Amazonen weiß am besten diese Waffe zu handhaben?«

»Beim Barte des Propheten,« wurde die Begum noch ungeduldiger, »willst Du uns denn nur verspotten?! Du selbst hast Dir Deine Gegnerin auszusuchen, Du sollst auch erst mit Deinen Augen urteilen . . . «

Und als ob ein geheimes Kommando gegeben worden wäre, was wohl auch geschehen war, so ließen plötzlich alle 208 Weiber ihre langen, verhüllenden Gewänder fallen, standen in noch dunkleren, in schwarzen Trikots da, als Schmuck auch nicht mit einem Badehöschen angetan. Andererseits war ja das Ganze ein Badekostüm.

So standen sie in weitem Halbkreise da, in einer einzigen Reihe, wie sie sich schon vorher aufgebaut hatten.

Na, nun durfte ich nicht mehr den Großmütigen spielen, so schwer mirs auch wurde. Nun wählte ich aber auch nicht mehr lange unter diesen herrlichen Gestalten, von denen eine immer kraftvoller als die andere war. Wenn die meisten von ihnen schon Mutter gewesen, so war davon doch nichts zu merken, niemand hätte das den Formen nach konstatieren können. Ebensowenig wie bei den Artistinnen, die man im Zirkus als Kunstreiterinnen oder als Akrobatinnen im Trikot auftreten sieht. Es ist eben ein gewaltiger Unterschied, ob sich ein Weib von Jugend auf in körperlichen Übungen aller Art betätigt oder ob es den größten Teil des Lebens sitzend oder in mechanischer Arbeit ein und derselben Art verbringt. Die erstere Lebensweise ist die natürliche, die andere straft die Natur, zuerst bei der Mutterschaft. Denn wie jedes höhere Tier ist auch der Mensch dazu bestimmt, den größten Teil seines Lebens für seine Nachkommen zu sorgen, das

gilt ganz besonders für die Mutter, und die Ernährung der Jungen geschieht durch Fangen von Beute, wozu eine hohe Ausbildung aller körperlichen Fähigkeiten nötig ist. Ist dieses Beschleichen und Fangen der Beute, wie es nur im Urzustande des Menschen nötig gewesen, nicht mehr nötig, so müssen die ausfallenden Körpertätigkeiten durch künstliche Leibesübungen ersetzt werden. Dann bleibt auch das menschliche Weib die Löwin, die sich noch in hohem Alter sehr wenig von einer jungen unterscheidet, mit noch eben so stolzem, elastischem Gange schreitet, und wenn sie auch schon Dutzende von Nachkommen hat. Oder man betrachte eine Milchkuh, die im Stalle steht, und eine, die niemals in den Stall kommt. Was das für ein Unterschied ist!

Die Engländerinnen und die Nordamerikanerinnen und besonders auch die Japanerinnen, die der besseren Klasse, haben das erfaßt. Deshalb sieht man dort sechzigjährige Damen, die schon zehn Kinder haben, aber trotz ihrer schneeweißen Haare sonst noch die reinen Mädchen sind, flink wie die Wiesel, elastisch wie die Sprungfedern, kraftvoll wie die Walküren und in ihrem ganzen Wesen und Äußeren einfach noch reizend. Nicht nur liebenswürdig sondern noch liebenswert! Alte Großmütter! Das macht allein der Sport! Der aber nicht nur den Körper, sondern auch das Herz, die Seele jung erhält, und das ist es eben! –

»Wähle! Du kannst auch ihre Muskeln befühlen.«

Ich tat es natürlich nicht, ging auch nicht die Reihe ab, nur um in die Augen zu blicken, aus denen ein geübter,

ein geborener Fechter ja schon viel erkennen kann, was für einen Gegner er haben wird.

»Nun, der Waffenmeister der Argonauten kann wohl nur mit der Vorkämpferin der Amazonen fechten. Also Du, Begum.«

»Wie Du bestimmst.«

Auch sie hatte schon ihre weiten Gewänder fallen lassen.

Alles, was wir irgendwie brauchten, war schon vorhanden, der Kasten mit den leichten Übungssäbeln wurde gebracht.

»Wir schützen uns doch durch Paukzeug, durch ledernen Koller und Helm?«

»Wie Du bestimmst.«

Das Paukzeug war sofort da, wir wurden gewappnet.

»Nicht wahr, die Säbel werden eingerußt, daß sie auf dem hellen Leder schwarze Striche ziehen, der erste Strich entscheidet?«

»Wie Du bestimmst,« erklang es hinter dem Drahtgeflecht.

Die stumpfen Säbel wurden eingerußt.

»Wähle Deinen Säbel.«

»Gib Du mir einen.«

Es gab nichts weiter unter dem halben Dutzend Säbeln auszusuchen, weder an Klinge noch am Griff.

»Wer soll das Kommando übernehmen?«

»Wie Du bestimmst!« hieß es immer wieder.

Es war die längste Auseinandersetzung gewesen, sie wiederholte sich nicht wieder.

Wir hatten Mensur und Stellung genommen.

»Los!« rief ich, und wir legten los.

Sie verstand den Säbel zu führen, sehr gut. Aber bei mir konnte sie nichts wollen. Mehr will ich darüber nicht sagen. Ich spielte etwas mit ihr, freute mich an ihren anmutigen Bewegungen, dann bezeichnete ich mit einem schwarzen Strich die Stelle, wo ich ihr den rechten Arm von der Schulter getrennt hätte.

Hatte das Weib etwa geglaubt, eine Fechtmeisterin ersten Ranges zu sein? Ja, sie hatte ganz gut gefochten, aber von einer besonderen Meisterschaft war keine Rede gewesen.

Jedenfalls war sie furchtbar enttäuscht, versuchte ihren aufsteigenden Grimm zu bemeistern. Ihr brünettes Gesicht wurde plötzlich ganz dunkelrot, wie Kupfer, so schleuderte sie den Säbel von sich, daß er tief in den Rasen drang und mit zitterndem Griff stecken blieb.

»Besiegt!« sagte sie dann, wieder ganz ruhig. »Wähle Dir den Sklaven aus, den Du befreit hast.«

Ich schnallte ab, ging auf Sandow zu, dessen Standort ich schon vorher ausgekundschaftet hatte, oder vielmehr seinen Sitzplatz.

»Kommen Sie, Mister Sandow, ich bringe Sie in das goldene Land der Freiheit zurück.«

Langsam und pustend richtete sich die Fettkugel auf den Bratwurstbeinen empor.

»Na, wissen Sie, Geehrtester, einen großen Gefallen tun Sie mir eigentlich nicht!« sagte da dieser unverschämte Kerl, und zwar meinte er es sicher ganz ehrlich.

»Ob es bei Ihnen so schöne Puddings gibt wie dort drüben, das bezweifle ich!«

»Na, Männeken,« entgegnete ich, »dann bleiben Sie mal ruhig drüben, ich will Ihnen keine Gewalt mit der Befreiung antun. Aber Ihr Los kennen Sie doch. Sie selbst werden von den rabiaten Weibern in Pudding umgewandelt und mir zugeschickt, im Ganzen oder gleich in Portionen geschnitten.«

»Ja, das weiß ich, und unter solchen Aussichten ziehe ich doch lieber vor, Zeit meines Lebens bei Ihnen blau angelaufenes Salzfleisch und harte Erbsen zu kauen.«

Sprachs und wälzte sich nach dem ihm zugewiesenen Platz, wo unsere Leute standen.

Von dort löste sich jetzt Mister Tabak ab, bekleidet mit Pelzmütze und Pelzhose, sonst mit nichts weiter, wenn man nicht als Bekleidung die Fettschicht gelten lassen will, mit der er seinen gelben Oberkörper samt Hängebauch eingerieben hatte, in der Faust einen Speer – und natürlich die qualmende Fuhrmannspfeife im Maule. So schritt er über den freien Platz. Er wollte nach mir der erste sein, der sich mit einer Amazone maß, hatte vorhin schon Strecken mit Schritten abgemessen.

»Hier,« rief er, auf einen im grünen Grase mit weißem Sande markierten Punkt stehen bleibend, noch einmal seine noch unter dem Bauche an der Hose hängenden drei Orden und die goldene Uhrkette zurechtzufend, »wer mir das nachmacht, diese Lanze hundert Schritte weit wirft, daß sie dort in dem Baume stecken bleibt, der darf mich heiraten, mich, den berühmten Kabat.«

Noch einmal kräftig gequalmt, ausgespuckt und die Lanze geschleudert.

Tief drang die Spitze in den bezeichneten Baumstamm.

Wie wir dann ausmaßen, betrug die Entfernung 68 Meter.

Der letzte Rekord im Speerwerfen ist in Stockholm von dem Finnländer Tormark aufgestellt worden, mit 64 Metern. Dieser Eskimo, der ehemalige Harpunier, hatte diesen Rekord noch mit 4 Metern übertroffen, ja noch viel mehr, weil der Speer ohne getroffenes Ziel ja noch eine gute Strecke weiter gegangen wäre, und beim Weitwurf entscheidet der Punkt, wo die Lanzenspitze den Boden berührt, minus der Lanzenlänge.

Auf Länge und Gewicht des Speers kommt es dabei gar nicht an, das kann sich jeder nach Gutdünken wählen. Eine Bleikugel läßt sich doch weiter werfen als eine hölzerne, oder gar als ein Papierball, während doch eine gewisse Gewichtsgrenze nicht überschritten werden darf, und diese Mitte muß eben aufs sorgfältigste ausprobiert werden.

Gemächlich schritt Mister Tabak nach dem Baume, riß die Lanze heraus, gemächlich ging er wieder zurück. Sonst aber machte er es viel kürzer als ich, ging gleich auf den Weiberkreis zu, direkt auf eine, die sich weniger durch Schönheit auszeichnete, das plumpe Gesicht war von Pockennarben entstellt, als durch ihre Größe und

Korpulenz. Ein ungemein strammes Weib, mit Oberarmen wie die Schenkel eines starken Mannes, und danach war auch alles andere proportioniert.

Vor der blieb der Eskimo stehen und äugelte zu ihr empor.

»Wie heißt Du, mein liebes Kind?«

»Gelania!« entgegnete von oben aus den Lüften herab eine Baßstimme.

»Gelania? Ach neeee!« erklang es unten mit freudigem Staunen. »Na das ist ja famos! Eine Germania wollte ich ja gerade haben! Denn Du heißt fortan Germania, verstanden? Hier, Dicke, nimm den Speer, mach mir das mal nach.«

Das Riesenweib nahm den Speer, schritt nach der markierten Stelle, wog ihn in der Faust, holte mehrmals aus, nach dem Baume, bis sie ihn mit Riesenkraft entsandte.

Er hätte den Baum getroffen. Wenn er ihn erreicht hätte. Die Entfernung bis dorthin, wo die Spitze den Rasen berührte, betrug nur 46 Meter.

Jawohl, nur! Es war schon eine ganz ungeheuerliche Leistung gewesen! Man probiere es nur einmal, einen Speer, der 5 Pfund wiegt, 46 Meter weit zu schleudern! Wie es Menschen gibt, die irgend eine Lanze, ob nun aus Bambus oder schwerem Holze, 60 Meter und noch weiter oder auch nur 50 Meter weit schleuderte können, das begreife ich überhaupt nicht.

Niedergedrückt stand die braune Riesendame in schwarzem Trikot da. Ich begab mich hin. Der Eskimo zog gerade bedächtig einen Strick aus der Hosentasche, knüpfte

eine Schlinge hinein, wozu, wußte ich nicht, beachtete es auch gar nicht.

»Nun, Mister Kabat, jetzt können Sie wählen. Ich schlage den Kapitän Arnold vor. Wenn auch Mensch Mensch ist, etwas Rücksicht müssen wir doch auf den Rang nehmen.«

»Wen?« fragte der Eskimo, mich verwundert aus seinen Schweinsaugen ansehend.

»Den englischen Kapitän, dort steht er.«

»Was soll ich denn mit dem?«

»Na, ihn befreien.«

»Befreien?«

»Na ja, das ist doch ausgemacht. Sie haben doch die Amazone besiegt, nun können Sie doch einen der Gefangenen auswählen, wodurch er frei wird.«

»Frei wird? Die sind doch schon frei genug. Und wenn sie noch freier werden wollen, dann mögen sie sich doch gefälligst selber befreien. Was soll ich denn mit so einem dicken Mastschwein dort? Das sind doch Männer. Ich kann doch keinen Mann heiraten. Hier dieses Weib will ich zur Frau haben, die habe ich mir ausgewählt. Komm, mein Püppchen, Du sollst's gut bei mir haben.«

Und das kleine Krummbein reckte sich auf den Zehenspitzen empor und legte der Riesendame die Schlinge seines Strickes um den Hals.

Na, ich war doch starr!

»Aber – aber – Mister Kabat – wir hatten doch ausgemacht, daß . . .«

»Was Sie ausgemacht hatten, geht mich gar nischit an. Ich habe den Speer geworfen, um endlich eine Frau zu bekommen, die mir gefällt. Das ist überhaupt Ihre Schuld.«

»Meine?!«

»Jawohl. Warum haben Sie mir keine andere Frau verschafft? Wir hatten doch an Bord einen ganzen Haufen davon. Auf die Größe und Figur wäre es mir ja gar nicht so angekommen, meinetwegen hätte ich auch eine verheiratete genommen. Aber nun suche ich mir hier auch eine nach Belieben aus, die größte und dickste. Denn Mama Bombe wäre sonst nicht so nach meinem Geschmack, die ist mir zu klein. Aber die hier, die Germania, die hat gerade die richtige Länge für mich. Ich kann keine Frau gebrauchen, bei ders ganz egal ist, ob sie kreuz oder quer oder vierkant in der Kojen liegt, bei mir herrscht Ordnung.«

Juba Riata eilte herbei, wollte mir zu Hülfe kommen, wurde aber gleich in entgegengesetzter Weise empfangen.

»Sie, Peitschenmüller,« frohlockte ihm der Eskimo gleich entgegen, »sehen Sie, das ist so eine Germania, von der ich Ihnen erzählt habe, die mir so gefiel – wissen Sie, damals in Neuyork, wo die deutschen Sängere durch die Straßen zogen, mit Wagen, und auf dem einen stand ein Weibsbild, Germania hieß es, mächtig groß und dick, mit ganz weißer Haut und blonden Haaren – gucken Se mal, hier is se – und, hols der Henker, Germania heißt sie auch, nur das R und das M fehlen – Gelania . . . «

»Ja aber mein bester Kabat,« fing es Peitschenmüller auf andere Weise zu versuchen an, »die ist doch tiefbraun und hat schwarze Haare . . . «

»Ach, das will ich schon fixen, die Haare färbe ich blond, ganz echt, und außen pinsele ich sie weiß an . . . «

»Aber die hat doch Pockennarben!« genierte sich Juba Riata nicht, auch auf diesen Schönheitsfehler aufmerksam zu machen.

Mister Tabak blickte in die Höhe, betrachtete das braune Gesicht, als bemerke er die Pockennarben jetzt erst.

»Ja, die hat mit'm Gesicht uff'n Rohrstuhl gesessen. Das ist mir egal. Das ist mir sogar gerade recht angenehm. Solche Karrees liebe ich. Da kann ich mich künstlerisch betätigen. Die lege ich mit farbiger Elfenbeinmosaik aus . . . also nun komm, mein Püppchen.«

Er zog an dem Strick.

»Halt!« wollte auch ich es noch einmal versuchen »Das kannst Du doch nicht erlauben, Begum! Wir hatten doch ausgemacht . . . «

»Es gilt!« entschied aber die näher gekommene Begum. »Wer von Deinen Männern eine Amazone besiegt, dem gehört sie als Sklavin, er kann sie nur, wenn er will, gegen einen unserer männlichen Sklaven austauschen. Gelania ist dieses Mannes Eigentum.«

»Ich habs ja gleich gesagt. Also komm, mein Püppchen, heute abend feiern wir Hochzeit, ich will Dich aber lieber inzwischen an die Kette legen, damit Du mir nicht etwa durch die Lappen geht.«

Und der Eskimo legte sich den Strick über die Schulter und zog das Riesenweib hinter sich her. Sie folgte ja allerdings ganz willig, aber es war doch immerhin ein Ziehen.

Alles brüllte vor Lachen. Es sah auch gar zu komisch aus, wie das kleine Krummbein das Riesenweib an dem Stricke hinterherzog! Das heißt, meine Jungen, die Matrosen und Heizer, brüllten vor Lachen. Ich meinesteils krümmte mich, um nicht mit einstimmen zu müssen.

Es war dies die erste und die letzte humoristische Szene, die bei diesen Wettkämpfen passierte. Uns sollte das Lachen bald vergehen.

Jetzt kam nach meinem Namensverzeichnis, das ich aufgestellt, Juba Riata daran.

Auf dem Rasen wurden zwölf leere Weinflaschen in einer Reihe aufgebaut, auf jede ein Kork gesetzt, Juba Riata nahm zwei Revolver, maß zehn große Schritte ab, drehte sich um, feuerte sechs Mal schnell hintereinander ohne merkliches Zielen, also in jeder Hand einen Revolver. Bei jedem Doppelschuß verschwanden zwei der Korke.

»Wer macht mir das nach, die beste Schützin melde sich!« war auch Juba Riata so entgegenkommend wie ich, wie auch schon dieses Revolverschießen nur eine höfliche Rücksicht war, denn mit dem Lasso oder gar mit seiner Peitsche hätte er noch ganz andere Kunststückchen ausführen können, worin er eben einzig war.

Er mußte selbst wählen, winkte einer beliebigen Amazone.

Noch eine kurze Erklärung, es käme nicht auf die Zeit an, ein längeres Zielen sei gestattet, nur müsse unbedingt mit beiden Händen zugleich geschossen werden, gleichzeitig, und die Amazone erhielt dieselben Revolver, mußte sie selbst laden, feuerte.

Sie hatte immer sorgfältig gezielt, einmal hüben einmal drüben, bald gar nicht, sie erfüllte die Bedingungen nicht, aber es war erstaunlich genug, was sie leistete! Mit den sechs Schüssen der rechten Hand hatte sie vier Stöpsel herabgeworfen, einen Flaschenhals ganz oben zersplittert, nur eine Kugel war fehlgegangen, und mit der linken Hand hatte sie doch wenigstens zwei Stöpsel getroffen, bei gleichzeitigem Abdrücken!

Soll das nur jemand nachmachen! Ja, ich habe es gesehen, gleichzeitiges Schießen mit beiden Händen; von Kunstschützen im Varietee, aber nicht mit Revolvern, nicht auf diese Weise, unter viel, viel leichteren Bedingungen!

»Entweder habe ich zufällig ein Revolvergenie ausgewählt, oder diese Weiber müssen sich im Schießen kolossal geübt haben!« flüsterte mir denn auch Peitschenmüller mit ganz rotem Kopfe zu. »Hätte ich das gewußt, daß die mir so nahe kam, dann hätte ich lieber etwas anderes vorgemacht, mit der Peitsche.«

Immerhin, die Amazone war besiegt. Jetzt wurde Kapitän Arnold ausgelöst, er wälzte seine mehr als drei Zentner zu uns herüber. Fast bedauerte ich es. Der hätte meinetwegen ruhig drüben bleiben können. Dieser englische Kapitän hatte mir ein gar zu unsympathisches Gesicht.

»Graf von Mohakare!« rief ich auf.

Der Hauptmann von Batavia kam. Er hatte sich schon gestern abend zur Teilnahme an den Wettkämpfen gemeldet, ohne daß wir wußten, in was er sich produzieren würde. Das wußte man allerdings eigentlich bei keinem, das konnte jeder noch im letzten Augenblick entscheiden. Aber gerade bei dem Grafen hatte auch niemand eine Ahnung, was der eigentlich Hervorragendes leisten könnte, worin er sich unbesieglich fühlte.

Jetzt freilich merkte ich sofort, was der vorführen wollte. Er hatte schon den ganzen Morgen in der Schiffsverft gesteckt, hatte da geschnitzt und gerspelt, und jetzt brachte er einen Bumerang mit.

Das ist eine Waffe, welche den Australnegern eigentümlich ist. Ein flaches, etwa 60 Zentimeter langes Holz, eine Schiene, die in der Mitte, aber nicht ganz genau in der Mitte, knieartig gebogen ist. Wird dieser Winkel flach oder in einem Winkel von 30 bis 45 Grad geschleudert, so steigt er rotierend in die Höhe, und wenn er sein Ziel, nach dem er geschleudert worden ist, verfehlt hat, so kehrt er in einem Bogen zurück, bis dorthin, von wo er abgeschleudert worden ist. Was freilich gelernt sein muß, nicht nur das Treffen.

Weiter läßt es sich hier nicht beschreiben. Das Ganze beruht auf dem Gesetz der Schraube. Es ist einfach genug. Wenn mans kennt! Wie gerade die armseligen Australneger, unter allen Menschen dem Tiere am nächsten stehend, darauf gekommen sind, sich dieses Gesetz der

freifliegenden Schraube zunutze zu machen, darüber ist in Gelehrtenkreisen schon viel debattiert worden.

»Will mal sehen, ob ich es noch kann, was ich als Kind im Herbst auf den Wiesen von Beheim eifrig betrieben habe!« lächelte der Graf.

Daß er Bumerang werfen konnte, davon hatten wir noch nichts gemerkt, ich hatte einmal im zoologischen Garten zu Hamburg eine Truppe Australneger sich mit ihrer heimatlichen Waffe produzieren sehen – staunenswert – und nach alledem, besonders auch nach dieser letzten Äußerung, stieg mir eine gewisse Sorge auf. Es handelte sich ja in jedem einzelnen Falle darum, daß der Besiegte mit hinüber mußte zu den indischen Weibern, als ihr Sklave auf Gnade und Ungnade, für immer, daran konnten wir dann nichts mehr ändern!

»Seien Sie vorsichtig, Graf,« warnte ich, »Halmahera ist gar nicht so weit entfernt von Australien und das sind nicht nur reine Inderinnen und Malaiinnen – da scheinen auch fremde Rassen darunter zu sein, Afrikanerinnen – weshalb nicht auch Australnegerinnen – und ich habe auch australische Weiber ihre Meisterschaft im Bumerangwerfen beweisen sehen . . . «

»Ohne Sorge,« unterbrach mich lächelnd der Graf, »ich bin mir meiner Sache sicher. Sonst würde ich es doch gar nichts riskieren. Ich habe schon als Junge eine neue Art von Bumerang ausgediftelt, oder doch eine Verbesserung daran, habe sie später im Mannesalter noch oft

genug erprobt. Sehen Sie hier, diese unscheinbaren Rillen, die ich eingefräst habe, das ist, das Geheimnis dabei, dadurch bekommt der Holzwinkel noch einen ganz anderen Schraubenflug, aber das eigentliche Geheimnis besteht doch in einem Kniff beim Werfen, in einer besonderen Handbewegung, und wer diesen Kniff nicht kennt, kann mir die Sache auch nicht nachmachen, und wenn er sich Zeit seines Lebens übt. Ich habe diesen Bumerang vorhin schon einige Male geschleudert, er geht tadellos.«

Und er schleuderte den Bumerang kräftig in die Luft hinaus.

Und das Wunder geschah. Denn ein Wunder fast war es zu nennen.

Höher und höher schraubte sich der Holzwinkel, und immer noch höher, zwei große Bogen hatte er schon beschrieben, beim dritten Bogen war er mit bloßem Auge kaum noch am blauen Firmament sichtbar, dann senkte er sich wieder herab, wieder drei Bogen von wenigstens 300 Meter Durchmesser beschreibend, dann kam er zurückrotiert, direkt auf den Grafen zu, und der fing ihn auf, griff ihn am langen Ende aus der Luft heraus.

Im Ganzen war er vier Minuten und einige Sekunden in der Luft gewesen, der Graf selbst hatte die Zeit mit der Uhr kontrolliert.

»Wer mir das nachmacht, diesen Holzwinkel sechs Bogen in der Luft beschreiben läßt, drei hinauf und drei wieder herab, auf die Zeit soll es dabei nicht ankommen, und ihn zuletzt wieder auffängt, wobei man auch

die Stellung verändern kann, dem gehöre ich als »Sklave!«

»Das tiefste Schweigen herrschte rings umher. Dann erst ein Gemurmel unter den Amazonen, es schwoll an, bis es dann losbrach.

»Inschallah, alschallah, das ist Zauberei!«

Wenn wir diese indischen Worte nicht verstanden, so verdolmetschte sie uns die Begum.

»Das ist Zauberei! Die darf bei diesen Wettkämpfen nicht angewendet werden!« rief sie heftig.

»Es ist keine Zauberei, es geht ganz natürlich dabei zu!« sagte der Graf.

»Es ist dennoch Zauberei! Wie soll es denn möglich sein, daß das Stück Holz, daß Du weit von Dir weg wirfst, wieder zu Dir zurückkehrt!«

»Das kann jeder. Versuche es doch selbst.«

Mit einigem Mißtrauen nahm die Begum den Bumerang, überwand ihre Furcht, schleuderte ihn, so wie sie es gesehen hatte: Richtig, der Holzwinkel schraubte sich in die Höhe, drehte um, kehrte zu der Begum zurück.

Freilich mit dem, was der Graf geleistet hatte, war es nicht im entferntesten zu vergleichen gewesen. Der Unterschied war etwa wie der zwischen der Schußleistung einer Windbüchse und einer Kruppschen Kanone gewesen. Auch fiel der Bumerang von der Begum zehn Meter entfernt wieder zu Boden. Immerhin, es war sonst ein normaler Bumerang, der den Gesetzen des Schraubenfluges gehorchte.

Auch wir hatten als Kinder auf den abgeernteten Feldern und Wiesen den Bumerang geworfen. Solch ein Ding kostete damals in den Spielwarenhandlungen fünf Groschen, oder wir verfertigten ihn uns selbst. Dieser Sport scheint ganz in Vergessenheit geraten zu sein. Man kann ihn nur empfehlen. Er ist sehr belustigend, lehrreich, man kann dabei studieren. Jedenfalls ist er doch auch viel interessanter als das langweilige Drachensteigenlassen, das wir von den langweiligen Chinesen bekommen haben.

Wir alle hatten nicht minder gestaunt, als die Amazonen. Auch diejenigen, die schon echte Australneger den Bumerang oder Woomera hatten schleudern sehen. Das war noch etwas ganz, ganz anderes gewesen. Und ich staunte im Moment hauptsächlich über diesen Grafen, der so etwas konnte und noch kein Sterbenswörtchen davon gesagt hatte. Das verriet aber eben schon den ganzen Mann und großen Mann. Der spricht nicht viel von dem, was er kann, gibt es erst zum Besten, wenn es einmal sein muß.

»Wir verzichten,« sagte die Begum nach ihrem mißlungenen Versuch, obgleich sie dabei doch erkannt hatte, daß es nicht gerade eine Zauberei war, »suche Dir einen Gefangenen aus.«

Der Graf wechselte mit Sandows einige Worte, der ihm einen dickwanstigen Indianer bezeichnete. Es war der Häuptling der Kommantschen.

»Der nächste,« sagte die Begum.

»Halt!« rief ich aber. »Wenn Ihr auch auf einen Kampf mit dieser Holzwanne verzichtet, so muß doch eine Amazone als besiegt gelten, die muß ausscheiden.«

»Gewiß, Du hast recht, es könnte ja gerade diejenige sein, welche einen Deiner Männer im nächsten Kampfe besiegt!« wurde gespottet.

»Darauf kommt es gar nicht an, sondern es muß nur auf Ordnung gehalten werden.«

»Jener Mann soll sich eine Amazone auswählen.«

Das tat der Graf ohne langes Besinnen, sie trat zu den andern Besiegten.

»Major von Tonn!« las ich den nächsten Namen von meinem Verzeichnis ab.

Der kleine, dicke Stöpsel, der er noch immer war, kam angehinkt. In was der sich produzieren würde, das war bekannt genug, auch wenn er es nicht gesagt hatte. Der ehemalige Bataillonsfechtlehrer brachte denn auch gleich seinen Klingenkasten mit.

»Degen! Oder meinetwegen Florett. Das ist den Damen doch handlicher. Also Florett! Sie da, Madame, kommen Sie mal her. Sie können sich aber auch von einer anderen vertreten lassen, die die Sache besser versteht.«

Nein, die Gewinkte kam nun auch.

Beim Florettfechten brauchte nicht mit Leder gepanzert zu werden, nur das Gesicht wurde durch eine Drahtmaske geschützt, der Knopf des Floretts eingekreidet. Nur um keine Ausnahme zu machen, band auch Tönnchen die Maske vor; daß er die Jacke auszog und die Hemdsärmel hochkrempelte, war Gewohnheit von ihm.

Was dieser kurze, dicke Stöpsel für gewaltige Unterarme hatte! Alles starrte von Sehnen und Muskeln. Das hätte ihm so niemand angesehen.

»Wo wollen Sie den weißen Punkt hinhaben, Gnädige? Na egal, ich werds schon machen. Geben Sie acht auf Ihr jungfräuliches Herz, daß es nicht von Amors Pfeil durchbohrt wird, solch ein Stich ist manchmal tödlich. Los!«

Tönnchen machte es noch viel kürzer als ich. Eine spielende Finte und nur ein einziger Ausfall, dann hatte die Amazone auf der linken Seite der Brust schon ihren weißen Fleck auf dem schwarzen Trikot. Bei spitzer Klinge wäre ihr Herz durchbohrt gewesen.

»Wer von Euch kann fechten?« fragte Tönnchen die englische Schiffsmannschaft.

Denn bei dem fing der Mensch erst mit der Fechterei an.

Keiner.

Aber boxen konnten sie alle.

»Bah, boxen! Kinderspielerei! Wer von Euch kann gut Kerbholzschnitzen?«

Sie mußten gleich Proben ihrer Kunstfertigkeit liefern, ich kümmerte mich nicht weiter darum. Es war ein norwegischer Matrose, den er dann angeschleppt brachte.

Von unseren anderen männlichen Gästen, wie Vater Abdallah und der Maler Gerlach hatte weiter keiner zugesagt, oder sie wollten sich die Geschichte erst noch ansehen. Dasselbe galt vom ersten Steuermann und vom ersten Maschinisten, von denen man bei ihrem Alter überhaupt keine athletischen Leistungen verlangen konnte,

desgleichen vom zweiten Maschinisten. Denn wenn sich auch dieser immer mit an unseren Übungen beteiligt hatte, so mußte man doch damit rechnen, daß er einmal an eine Amazone kam, die ihm bedeutend überlegen war, ihn besiegte, und dann war er für uns einfach verloren. Daran wollten wir es doch nicht etwa ankommen lassen.

Nun aber konnte ich meine eigentlichen Athleten ins Feld führen, die Resultate meiner eigenen Trainingsmethode »Der zweite Steuermann!«

Ernst kam. Hätte man dem vor drei Jahren gesagt, was der heute für ein gewaltiger Hantelstemmer und Ringkämpfer sein würde. Er hätte einen ausgelacht. Nur durch eine winzige Kleinigkeit, indem ich seiner Hantel täglich 50 Gramm zugefügt hatte, war er es geworden. Aber was machte der Kerl denn für ein niedergeschlagenes Gesicht, was humpelte er so und rieb sich den Buckel?

»Du, Georg, ich kann nicht. Ich habe heute schon den ganzen Morgen furchtbare Kreuzschmerzen. Weiß nicht woher. Ich dachte immer, es verginge wieder, aber es tuts nicht. Ich könnte keine 50 Pfund heben.«

Na da nicht. Dagegen war nichts zu machen.

Also dann der erste Unteroffizier . . .

Halt!

»Da wollte ich anstandshalber doch noch die »Exklikusen« bevorzugen. Der Koch und den indischen Steward. Sie waren ja überhaupt Unteroffiziere, rangierten jedoch

hinter den Bootsleuten, die eben schon Deckoffiziere waren, Feldwebel, und es waren nun einmal unsere Exklusiven, schon deshalb, weil sie bedeutend höhere Gehälter bekamen als sogar die Offiziere. Denen freilich hatte ich sie nicht vorziehen können. Nur bei Juba Riata und Mister Tabak war das etwas anderes gewesen, das waren die Gentlemen an Bord unseres Schiffes.

Der Leser wird später merken, weshalb ich jetzt diese Erwägungen anstelle, wie der Zufall diese Reihenfolge gerade so arrangiert hatte.

»Meister Kännchen!«

Der chinesische Koch trat vor, auch jetzt angetan mit weißer Schürze und weißer Mütze, wovon er sich nicht trennte.

Er drückte zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eine zöllige Flintenkugel aus Hartblei zu einer Platte zusammen. Aus Hartblei! Das machte ihm niemand nach, das wußten wir. Wenn unter den Amazonen auch eine chinesische Zahnkünstlerin gewesen wäre. Denn, wie schon erwähnt, solche Kraft in den betreffenden Fingern haben ja alle chinesischen Zahnärzte, aber unser Koch hier war kein gewöhnlicher Zahngaukler gewesen, der hatte der Kaiserin von China kranke Zähne herausgeruppt, hatte sich darin auch noch weiter ausgebildet.

»Gilt dies als Herausforderung zu einem Wettkampf?« mußte ich allerdings erst fragen. Staunend betrachteten die Begum und andere Amazonen die zusammengequetschte Bleiplatte, ritzten sie mit den Fingernägeln,

Kännchen mußte dasselbe Experiment noch zweimal wiederholen.

»Wir verzichten – ja natürlich gilt es – suche Dir einen Gefangenen und eine Amazone aus!« erklärte dann die Begum.

Es war anerkennenswert, daß sie so etwas für eine volle Sportleistung nahm, manch anderes Frauenzimmer hätte sich da auf die Hinterbeine gesetzt.

Ein fettes Blaßgesicht vor, eine Amazone zurück.

»Siddy!«

Der Hofgaukler einer indischen Majestät steckte den Kopf zwischen die Beine, knüpfte in seinen schlangengleichen Körper noch extra einen Knoten, und so, in einer unbeschreiblichen Stellung, begann er mit einem Dutzend Kugeln zu jonglieren. Wunderbar! Wirklich ans Fabelhafte grenzend.

»Gilt das?«

»Sicher – alle körperlichen Übungen gelten – wir verzichten.«

Eine fette Rothaut vor, eine Amazone zurück.

So, nun waren aber die Exklusiven und die Spielereien erschöpft, nun kamen erst die richtigen Athleten.

Nein, noch immer nicht!

»Na, wenn so etwas gilt, dann kann ich auch etwas vormachen!«

Mit diesen Worten trat Klothilde vor und brachte ihre holländischen Holzschuhe mit.

Wollte sie so einen holländischen Tanz zum Besten geben? Gewiß, den würde ihr wohl schwerlich solch eine indische Amazone nachmachen, dann hatte sie einen Sklaven befreit, ihm sogar das Leben gerettet, was ihr mindestens die schönste Erinnerung bleiben mußte. Aber ...

Nein, sie wollte nicht erst lange tanzen, sie machte es viel kürzer.

Mit ihren Segeltuchschuhen in die mächtigen Pantinen hineingetreten, hochgesprungen, die Beine nach hinten geschlenkert, die Holzpantoffeln flogen ihr über den Kopf, die Beine wieder nach vorn geschlenkert, und ehe sie wieder den Boden berührte, hatte sie die Pantinen auch schon wieder an den Füßen, also vorn wieder aufgefangen.

»Na, wer macht mir das nach. Es ist ja ganz einfach – so – so – so ...«

Sie machte es noch einige Male schnell hintereinander, die Pantinen hinter sich über den Kopf werfend und sie im selben Sprunge mit den Füßen wieder auffangend. Es sah unbeschreiblich aus – köstlich – wir lachten, daß uns die Tränen über die Backen liefen.

Denn wir hatten das noch gar nicht von ihr gesehen, wußten gar nicht, daß dieses Teufelsweib so etwas konnte!

»Genug – genug – wir verzichten!« lachte denn auch die Begum aus vollem Halse, ihre Würde nicht wahren könnend. Der Austausch erfolgte.

Es war doch noch einmal eine humoristische Szene gewesen, nur eine ganz andere als die, welche uns der Eskimo geliefert hatte.

Nun aber hörte es mit solchen »Kinkerlitzchen« auf. Jetzt waren auch die Exklusiven wirklich erschöpft. Zwar hatte sich noch Simson gemeldet, der riesenhafte Neger, aber ich hatte ihn nicht angenommen. Denn er hätte uns trotz seiner herkulischen Kraft doch einen bösen Streich spielen können. Der Kerl war gar zu dämlich. Er konnte einen Fünfhundertnersack auf dem Rücken meilenweit tragen, aber wenn es einmal drauf ankam, dann fing der Kerl zu lachen an und konnte nicht mehr vor Lachen, oder es brauchte ihn nur ein Floh zu heißen, dann wars aus mit ihm, dann ließ er schnell die Hantel fallen, um sich zu kratzen und natürlich direkt auf seine Zehe.

»Der erste Bootsmann!«

Napoleon der Dritte marschierte auf seinen fürchterlichen Säbelbeinen vor, mit den ungeheuren Pfoten, die faktisch keine Hände mehr zu nennen waren, fast den Boden berührend.

»Tautrecken.«

Das hatten wir gewußt. Dieser finnische Orang-Utan besaß die Kraft eines Gorillas. Oder eines Bären, eines Grislybären, will ich lieber sagen. Davon habe ich ja schon einmal gesprochen. Sein Name war Eleen Kunst, und ...

»Ik heet Elleen Knast,

Un wat ick anfaß, halt ick fast.«

Das war sein Wahlspruch. Und es war auch tatsächlich so. Was dieser Kerl anpackte, das bekam man nicht wieder aus seinen Fäusten heraus, oder man hätte jeden Finger einzeln abschneiden müssen.

Er mochte schon immer ein gewaltiger Held im »Tautrecken« gewesen sein. Bei uns hatte er sich nun ganz auf diese Kunst gelegt, den Gegner am Strick über die Marke zu reißen. Dadurch war nun auch noch, wenn er sie nicht schon früher besessen, die Kraft in den Beinen gekommen. Wenn der sein rechtes Schenkelbein vorgestemmt hatte, dann schien dieses mit dem Boden verwachsen zu sein, im Zentrum der Erde zu wurzeln, nichts konnte den Fuß von seinem Standpunkte entfernen. Nur der Boden selbst konnte unter diesem Fuße weichen. Was ja nun freilich nicht ganz buchstäblich zu nehmen ist. Aber jedenfalls konnten ihn die drei stärksten Männer an Bord unsere Schiffes August der Starke, der lange Peter und als dritten muß ich mich nennen, keinen Zoll von der Stelle bringen. Als zweitstärkster war dann Häckel hinzugekommen, aber der vermochte daran nichts zu ändern. Und wenn dann Napoleon ansetzte, da zog er uns drei mit Hurra davon, und dagegen war nichts zu machen, und wenn wir auch beide Füße gegen eiserne Bolter stemmten, er brach uns eher die Beine, ehe er noch einmal stehen blieb. Im Gewichtsheben dagegen überbot ihn schon der schlanke Hans, oder sogar schon Fritz der Mondgucker, unser Jüngster, jetzt allerdings schon Vollmatrose. Darauf hatte sich eben der Bootsmann nicht

trainiert. Aber im Tauziehen einfach ein unbesiegbarer Heros, der es mit allen Göttern aufnahm.

»Eh jü!«

Der Sachverständige erkennt den Danziger Dialekt, es heißt so viel wie »Du da«, und der kolbige Tatzenfinger hatte gewinkt.

Aus den Reihen der Amazonen löste sich eine ab. Es war ein normal gebautes Weib – normal für diese Amazonen – kraftvoll wie alle anderen, aber nicht eine von denen, die sich ganz besonders durch Größe und Muskulatur auszeichneten. Doch darauf kam es ja gar nicht an.

Die Marke wurde gezogen, das Tau war zur Stelle. Ich erklärte der Begum auf Französisch, worauf es ankam.

»Verstehst Du?«

Sie nickte.

»Willst Du es auch Deiner Amazone in ihrer Sprache erklären.«

»Sie versteht Französisch, es ist gut.«

Angetreten, Stellung genommen.

Ich wollte mich noch einmal einmischen, die Amazone darauf aufmerksam machen, daß ihr Gegner derbe Seestiefeln mit Hacken trug, während sie nicht einmal leichte Schuhe, die Amazonen gingen so gut wie barfuß, es waren geschlossene Trikots, gingen auch über die Zehen, also sie waren nur in Strümpfen, das war doch gar zu ungleich, aber ich unterließ es. So oder so, es war

ja ganz gleichgültig. Und hätte sich das Weib in eine Eisenrüstung hüllen und sich an einen eisernen Turm anschmieden lassen, unser Napoleon hätte sie dennoch losgerissen!

Die beiden standen sich gegenüber, das Seil angepackt, die äußere Hand ungefähr je zwei Meter von dem Bodenstrich, auch eine dünne Leine, entfernt, der Bootsmann den rechten Fuß vorgestemmt, die Amazone den linken.

»Los!« kommandierte ich.

Bei dem Bootsmann wußte man niemals, ob er zog oder nicht zog, der stand eben wie ein krummer Baumstamm da. Bei der Amazone merkte ich nur ein klein wenig, wie plötzlich ihre Arm- und Beinmuskeln schwollen.

So standen sich die beiden gegenüber.

Und daran wollte sich innerhalb einer halben Minute, was bei so etwas eine gar lange Zeit ist, nichts ändern.

Und da wird mir plötzlich ganz unheimlich zumute.

Weshalb änderte sich hieran nichts?

Weshalb quollen Napoleons Karpfenaugen so hervor?

Weshalb fing er jetzt leise zu stöhnen an?

Und da plötzlich war es geschehen!

Ich kann es gar nicht beschreiben.

Mir war es mehr, als hätte ich nur eine Vision gehabt.

Plötzlich geht das Weib rückwärts nach hinten, die rechte Stiefelhacke des Bootsmannes zieht in den Rasenboden eine gewaltige Furche, reißt wahre Schollen auf, und da ist er auch schon jenseits der Grenzlinie!

Todesschweigen herrschte rings umher.

Ich selbst starrte nur immer die Ackerfurche an, konnte es nicht begreifen, glaubte zu träumen.

Bis dann eine Stimme erklang.

»Komm mit, Du gehörst uns.«

Die Begum hatte es gesagt. Sie war auf den Bootsmann zugegangen, der noch immer in seiner Stellung verharrte, das linke Bein geknickt, das rechte vorgestemmt, in den Händen das Tau, aber eben jenseits der Markierungslinie, und sie hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

Ohne jeden Triumph hatte sie es gesagt, ganz ruhig, nicht eben sehr laut, aber ihre volle Stimme hatte die Todesstille doch wie eine Posaune durchbrochen.

Und da brach der Tumult los.

Von allen Seiten kamen sie angestürmt, meine Jungen und die anderen Bordgäste. Nur die Amazonen nicht.

»Das ging nicht mit rechten Dingen zu!«

»Das ist ja gar nicht möglich, daß die unseren Bootsmann gezogen hat!«

»Der Boden ist unter ihm gewichen!«

»Nein, der ist einfach verhext worden!«

So und anders klang es durcheinander.

»Du glaubst, diese Amazone hätte ein unerlaubtes Mittel angewendet, etwa gar eine Zauberei?!« wandte sich die Begum jetzt an mich.

»Ach, das ist ja gar nicht möglich, daß die den gezogen hat!« rief jetzt auch ich. »Komm mal her, zieh mal mich!«

Und ich sprang hin, schob den Bootsmann zur Seite, der plötzlich schlapp wie ein Waschlappen geworden

war, während auf der anderen Seite die Amazone noch in Kampfesstellung stand, ergriff das Tau.

»Los, versuche mich einmal . . . «

»Halt!« rief die Begum, dazwischen tretend. »Diese Amazone hat gekämpft und gesiegt, sie kommt nicht mehr in Betracht.«

»Na dann eine andere . . . «

»Dasselbe gilt von Dir, Du hast schon gekämpft und gesiegt, Du scheidest aus!«

»Nur einmal außer Konkurrenz . . . «

»Nein! Die Spielordnung, die wir ausgemacht haben, darf unter keinen Umständen verletzt werden!«

»Na da ziehe ich, komm Du mal her!«

Häckel war es, der das gerufen hatte. Die Amazone, die er gerufen, war ein eben solch normales Weib, wohl athletisch gebaut, mit strotzenden Muskeln, aber doch nicht etwa vergleichbar mit unserem Häckel.

Ich versichere noch einmal, daß dieser ehemalige Advokatenschreiber eine Muskulatur und überhaupt bei fast zwei Meter Größe einen Körperbau besaß, um den ihn der farnesische Herkules beneidet hätte. Und diese Statue des griechischen Heros, die farnesische genannt, weil sie früher im Besitze der Familie Farnese zu Rom war, ist die höchste menschliche Muskulatur, die wir kennen, von einem anatomisch gebildeten Künstler geschaffen. Ich glaube aber, dieser Künstler hätte lieber unseren Häckel als Vorbild für seinen Herkules genommen. Solch einen

gewaltigen Menschen mit solch mächtigen Schultern habe ich überhaupt nie wieder gesehen. Nur durch ein beständiges Training von frühester Jugend auf hatte er es ermöglicht, daß er diesen schweren Körper auch als Turner am Reck und Barren in fabelhafter Weise schwingen konnte.

Die beiden hatten gegenüber Positur genommen.

»Los!«

Häckel war mit weißer Hose und Flanellhemd bekleidet. Bei dem sahen wir deutlich, wie machtvoll er anzog, wie furchtbar seine riesigen Muskeln anschwellen.

Er brachte die gegen ihm zwerghaft zu nennende Amazone nicht von der Stelle! Obgleich die sich weiter gar nicht anzustrengen schien.

Und da ging dieses Weib nach hinten ab, zog den Riesen unaufhaltsam mit sich, bis über die Grenze, und auch er hatte, obgleich nur mit Segeltuchschuhen bekleidet, in den Rasenboden eine tiefe Furche gezogen.

Wieder dasselbe wie vorhin, wenigstens im ersten Teile.

Im Todesschweigen stand alles da, wie niedergedonnert. Auch Häckel. Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen.

Da schritt die Begum auch auf ihn zu, legte auch ihm die Hand auf die Schulter.

»Komm, folge mir, Du bist unser Sklave.«

Das hob wieder die allgemeine Betäubung auf.

Aber zu solch lärmenden Szenen wie vorhin kam es nicht mehr.

Nur hier und da ein unterdrückter Fluch oder ein Stöhnen.

»Napoleon und Häckel – verloren!« stöhnte auch ich. Ja, was sollten wir dagegen tun?

Die Spielregeln waren ausgemacht worden.

Und es war ganz ehrlich zugegangen, davon waren wir jetzt alle überzeugt.

Von einem hinterlistigen Mittel gar keine Spur.

Diese Weiber hatten sich eben gerade im Tauziehen mächtig geübt, mochten ja wohl einen besonderen Trick oder vielmehr eine besondere Methode dabei anwenden, aber, nochmals: von einem hinterlistigen Kniff oder etwa gar von Hexerei durfte man da noch nicht sprechen. Es ist ja überhaupt mit den körperlichen Leistungen eine ganz merkwürdige Sache, das sieht man schon bei der gewöhnlichen Arbeit, man muß nur beobachten. Da ist etwa ein Müllerbursche, ein ganz schwächtiges Kerlchen, der schwingt ohne fremde Hülfe einen Zweizentnersack auf den Rücken, trägt ihn fort. Das soll ihm einmal jemand nachmachen! Ich kann nicht. Dieser selbe Mann kann aber vielleicht keinen Zentner hochstemmen. Nur den Zweizentnersack sich auf den Rücken schwingen, das kann er! Oder ich habe einen Drahtzieher kennen gelernt, auch nur ein ganz unansehnliches Männchen, ohne irgend welche besondere Kraft – ja, wenn der einem die Hand gab, der zog einen fort, da gab es keinen Widerstand.

Das heißt, solche Betrachtungen stellte ich jetzt nicht an.

»Unser erster Bootsmann – unser Napoleon und Häckel – verloren!«

Was war dagegen zu machen?

Sollten wir jetzt etwa über diese Amazonen herfallen?

Wer mir solch einen Vorschlag, nur eine Andeutung dazu gemacht hätte, der würde etwas erlebt haben!

Aber auf solch einen Gedanken kam gar niemand, dazu waren sie alle viel zu ritterliche Naturen.

Halt, noch einen Ausweg gab es, um jene zu retten!

»Jetzt kämpfen wir natürlich um die Befreiung dieser unserer Kameraden.«

»Natürlich?!« fuhr die Begum etwas empor und ihre Augen flammten auf. »Wie meinst Du das?!«

»Wer von uns fernerhin siegt, der wählt nicht mehr einen Eurer bisherigen Sklaven aus, sondern nimmt einen der neuen Gefangenen zurück.«

»Nein! Und da sprichst Du von natürlich?! Nein, wir haben die Bestimmungen klipp und klar ausgemacht! Und dabei bleibt es!«

Sofort gab ich nach. Da war ja auch gar nichts dagegen zu machen. Oder ich wäre doch ein Jesuit und ein Lump gewesen. Und das galt für alle anderen, kein Widerspruch wurde mehr erhoben, kein listiger Schlich ausgediftelt, um aus grade ungrade zu machen. Von uns eignete sich niemand zum Linksanwalt.

»Kommt mit!« wiederholte die Begum ihre Aufforderung.

Häckel richtete sich aus seiner halben Betäubung auf, in der er noch immer dagestanden.

»Ja, Waffenmeister, ich bin besiegt, sie hat mich hinübergezogen, es ging mit ganz rechten Dingen zu, wenn ich auch nicht begreifen kann.«

»Müssen sie sofort mit?« wandte ich mich an die Begum.

»Sofort.«

»Was ist ihr Los?«

»Das von Sklaven.«

»Du sagtest doch, sie würden . . . «

»Wenn ich es schon gesagt habe, so weißt Du es ja, was fragst Du noch.«

Ich wollte mich mit diesem Weibe lieber gar nicht weiter einlassen.

»Ja, mein lieber Häckel, Napoleon – da geht mal mit. Das läßt sich nun nicht ändern.«

Dabei blinzelte ich etwas mit den Augen. Leider.

Denn ich wußte, daß es die Begum gemerkt hatte. Ja, Teufel noch einmal, was soll man in solch einer Situation tun! Eine Hoffnung mußten die armen Kerls doch wenigstens mitnehmen. Daß sie keinen Widerstand versuchen sollten, darüber durfte ich ihnen gar keine Vorschriften machen.

»Ik mött noch Tabak hämm!« sagte Napoleon, aus seiner Tasche ein kleines Endchen Kautabak ziehend.

Ich weiß nicht – ich mußte lachen. Daß der, nur mit Hemd und Hose bekleidet, für seine lebenslängliche Sklaverei nur an Tabak dachte. Andererseits habe ich ja schon

einmal erklärt, was für eine Rolle der Tabak im Seemannsleben spielt. Verbiestet mal das Rauchen und Kauen, ob Ihr dann noch Seeleute bekommt. Und auf jeder längeren Reise bricht unfehlbar der Skorbut aus. Oder wir müßten uns wieder wie die alten Seefahrer an Brot und getrocknete Früchte gewöhnen.

»Dürfen sie rauchen und kauen?« wandte ich mich wieder an die Begum.

»Sie dürfen es.«

»Den anderen Gefangenen war es doch bisher verboten.«

»Diese dürfen es, sie werden als Männer behandelt.«

Faktisch, mir fiel ein Stein vom Herzen, mit einem Male bekam die Morgensonne, die sich für mich verdüstert hatte, wieder einen goldenen Schein, das Schicksal der beiden kam mir nicht mehr so traurig vor.

»Kannst Du es mir wirklich versprechen?« wollte ich mich dieser wichtigen Sache noch mehr vergewissern.

»Sie werden es Dir selbst sagen, daß ich mein Versprechen halte.«

»Sie selbst sagen? Wie das?«

»Nun, ich hoffe doch, daß wir auch fernerhin gute Nachbarn bleiben werden.«

»Ich verstehe nicht.«

»Deine bisherigen Leute und Kameraden werden auch als unsere Gefangenen Euch wiederholt besuchen.«

»Was?!«

»Gewiß doch. Wenn sie uns ihr Ehrenwort geben, zu uns zurückzukehren, dann bekommen sie Urlaub genug,

so oft sie wollen, können Euch besuchen, mit Euch jagen und spielen. Was sie brauchen oder mitnehmen wollen, holen sie dann selbst ab. Nur jetzt sollen sie an Bord der Galeere kommen, bis diese Wettkämpfe beendet sind. Es ist nur um die Form zu wahren. Wir haben es einmal so beschlossen. Der Besiegte kommt gleich auf die Galeere. Dann können sie sich wieder mit Euch vereinen, bis ihr Urlaub abgelaufen ist, und so immer wieder. Nein, wir wollen doch mit Euch in guter Nachbarschaft bleiben.«

»Na, dann ist es ja gut!« jubelte ich auf, und ich wäre der Begum fast um den Hals gefallen. »Na, dann macht mal, daß Ihr fortkommt!«

Alle hatten es gehört, und wer nicht Französisch verstand, dem war es schnell verdolmetscht worden, und alle atmeten so wie ich auf, machten ihrer plötzlichen Herzensleichtigkeit in Worten Luft. Ja, nun war dieser bösen Sache der Stachel genommen!

»Na da adjüs, Bootsmann, adjüs, Häckel besucht uns bald!«

So und ähnlich erklang es, mit einigen saftigen Bemerkungen dazu, weil es doch in die Gefangenschaft von Weibern ging, kein einziger Händedruck, und die beiden wurden von den acht Amazonen, die schon besiegt worden waren, aber also frei blieben, nur ausschieden, in die Mitte genommen und an Bord einer Galeere, wo sie vorläufig verschwanden.

Daß einmal eine Zeit kam, da wir sie nicht nur als beurlaubte Sklaven dieser Amazonen wiedersahen, daß wir sie auch wieder mit von hier fortnahmen, das war ja ganz

selbstverständlich, so oder so. Nur durfte das jetzt nicht direkt gesagt werden.

Die Begum selbst kehrte sofort zurück, hatte nur einige Schritte mitgemacht.

»Wollen wir die Kampfspiele fortsetzen?«

Gewiß doch! Nur kam es auch nicht mehr darauf an, wenn einer von uns hinüberwanderte. Vermieden sollte es natürlich werden. Und nicht etwa, daß nun noch weiter zum Tauziehen herausgefordert wurde. Da waren uns diese Weiber eben aus irgend eine Weise überlegen, und das wäre dann von uns kein Edelmut mehr gewesen, ihnen diesen Vorteil zu gewähren, sondern die bornierteste Dummheit.

»Der zweite Bootsmann!«

August der Starke brachte auf der Achsel eine Hantel von drei Zentnern angeschleppt, von uns selbst wie alle Hanteln und Gewichte gegossen, allerdings nicht von Eisen, sondern von Blei. Nur der Stab war immer von Eisen, die Kugeln gossen wir von Blei daran, das wir noch von jenem Wrack aus dem Feuerlande massenhaft hatten, es konnte ja ständig nach Belieben umgegossen werden und behielt immer seinen Wert nach dem Marktpreis.

Es war kein gewöhnliches Hantelstemmen, mit dem der zweite Bootsmann herausfordern wollte. Sondern er legte sich platt auf den Rücken, ließ sich die Hantel von zwei starken Männern reichen, nahm sie mit gebeugten Armen, drückte die drei Zentner vier mal hoch.

So, welcher trainierte Kraftmensch macht ihm das nach!

Der heutige Weltrekord im Hantelstemmen, von einem Polen oder Russen geschaffen, steht auf ziemlich vier Zentner. Also im Stehen, die Hantel wird von unten, vom Boden mit Schwung hochgenommen. Gedrückt muß zuletzt doch immer werden. Wieviel schon im Liegen gedrückt worden ist, wobei jeder Schwung abgeschlossen, weiß ich nicht, diese Übung ist auch nicht als Kampfobjekt in den Rekordregistern eingetragen. Dieses Hantelstemmen im Liegen auf dem Rücken hatte sich August zur Spezialität gemacht, hatte es durch sukzessive Zugabe schon auf mehr als drei Zentner gebracht, diese tarierte Hantel hier konnte er ohne besondere Anstrengung vier mal hochdrücken.

Wer machte ihm das nach! Man versuche es nur einmal mit einem Zentner. Es hat sich was, dabei die Beinmuskeln nicht zu gebrauchen, mit Rücken und Kopf am Boden zu liegen. Da schwellen einem aber die Halsadern!

Jetzt erst, nachdem August seine Übung absolviert und sich wieder erhoben hatte, suchte er seine Gegnerin aus.

Dabei muß ich etwas erwähnen um seine Handlungsweise zu rechtfertigen.

Dieser ehemalige Bäckerjunge aus Bayern war ja der allertüchtigste Seemann geworden, aber so einen ganz richtigen Seemannscharakter hatte er doch nicht bekommen. Er war sparsam, wie ich schon einmal gesagt habe. Daß er so wie damals in Para, von Oskar und Absinth verführt, »ausgelatscht« war, das war eine Ausnahme gewesen, die sich nie wiederholte. Er dachte an seine Zukunft. Und er wollte nicht immer zur See fahren. Im Grunde

seines Herzens war er noch immer der Bäckergeselle. Er sparte, um dereinst in einer großen Residenz eine feine Konditorei aufzumachen. Das war sein Ideal. Er war auch sonst ein Geschäftsmann. Darin glich er ganz unserem Kapitän Martin, nur daß der nicht von der Seefahrterei lassen konnte. Aber sonst war doch auch dieser der gerissenste Geschäftsmann. Doch sicher ein durchaus vornehmen hochherziger Charakter – aber im Geschäft hörte jede Gemütlichkeit auf. Geschäft ist eben Geschäft und keine Gefälligkeit. Und dasselbe galt für unseren zweiten Bootsmann.

Also – jetzt kommt die Pointe von alledem – er wählte sich als Gegnerin nicht etwa das massigste Weib mit den stärksten Muskeln aus, was wohl sonst jeder von uns getan hätte, weil wir eben ... in Geschäftssachen dumme Luder waren – nein, August der Starke suchte sich gerade das zierlichste Figürchen unter den Amazonen aus.

»Du da – Sie da – – mach mir halt nach – leg Dich auf den Rücken und stemm die drei Zentner vier mal.«

Ja, der zukünftige Konditoreibesitzer hatte sich mit Kennerblicken die schwächlichste unter den Amazonen ausgesucht. Muskeln hatte sie allerdings auch, war aber im Gegensatz zu den anderen Athletinnen doch geradezu ein kleines, nixiges Ding zu nennen, mit wirklich sehr schwachen Knochen, an denen die Muskeln bei den Oberarmen wie die Apfelsinen klebten, das Trikot schlotterte an dem dürren Körper – eine bedauernswerte Figur. Besonders der kleine Kopf saß auf einem so dünnen Hälschen, daß ich der auch nicht die sanfteste Ohrfeige

hätte gelben mögen, aus Besorgnis, das Köpfchen könnte von diesem Stengel abknicken.

Sie schritt nach der Mitte, legte sich hin, die Hantel wurde ihr in die Hände gegeben und ... sie drückte die drei Zentner fünf mal hoch.

Der Eindruck läßt sich nicht schildern.

Todesschweigen ist Todesschweigen, das kann doch nicht mehr an Stille übertroffen werden, nur waren wir alle noch viel mehr wie vom Donner gerührt als vorhin, da zuerst jene Amazone unseren Napoleon über den Haufen gezogen hatte.

»Du bist besiegt, folge Deiner Siegerin!« sagte die Begum.

August riß in seinem Kürbisgesicht das Maul auf.

»Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein!«

»Da muß Hexerei dabei sein!«

Wiederum wurden solche Stimmen laut.

»Was, Hexerei, Zauberei?!« fuhr die Begum wiederum etwas auf. »Wer behauptet das?!«

Nein, im Ernste glaubte niemand daran.

Es war ganz regelrecht vor sich gegangen.

Denn so einfach war es doch nicht gewesen, wie ich geschildert hatte. Nur eben so schnell, und das hatte ich wiedergeben wollen.

Wir alle hatten beobachtet, wie furchtbar sich das unansehnliche Weib angestrengt hatte, um diese Kraftleistung zu vollbringen. Wie furchtbar ihre Halsadern angeschwollen waren, wie sich ihre Armmuskeln gespannt

hatten, daß jedes Fäserchen wie ein Strang hervorgetreten war.

Nein, daß er durch »Zauberei« besiegt worden war, daran glaubte auch August nicht, aber so ohne weiteres wollte er auch nicht mit in die Gefangenschaft gehen.

»Das gilt nicht, das gilt nicht – hätte ich das gewußt, dann hätte ich die Hantel nicht nur vier Mal gestemmt, ich bringe es auch noch öfter . . .«

»Monsieur maitre des armes, war dieser Kampf giltig oder nicht?« wandte sich die Begum an mich, dadurch verratend, daß sie nicht nur englisch, sondern auch Deutsch verstand.

»Er gilt, er ist ganz regelrecht ausgefochten worden – Bootsmann, Ihr seid besiegt.«

Aber der wollte sich noch nicht zur Ruhe geben – weil er eben ein besserer Geschäftsmann war als ich. Denn ich dürfte ja zum Beispiel keine Konditorei und keine Bäckerei aufmachen, meine besten Kunden wären immer die Straßenkinder, und dann würde ich des Abends verdammt wenig in der Kasse haben.

»Aber wenn ich das gewußt hätt, dann hätt ich die Hantel öfters gedrückt . . .«

»Gut, Du sollst es noch einmal tun,« fiel ihm die Begum ins Wort, trotz seiner deutschen Rede aber immer auf Französisch, »kannst auch eine schwerere Hantel nehmen, und wenn die Amazone Dir nicht nachmachst, was Du ihr als Deine Höchstleistung vormachst, dann ist sie

Deine Sklavin, oder Du kannst sie gegen einen Gefangenen austauschen. Ich betone aber, daß dies eine Ausnahme ist, daß ich eine Wiederholung erlaube, mit oder ohne Mehrleistung, oder meine Erlaubnis muß ich immer von Fall zu Fall geben. Nicht wahr, Monsieur Maitre des armes?«

»Gewiß, selbstverständlich,« bestätigte ich, und auf Deutsch setzte ich noch hinzu, weil es mir gerade so einfiel: »Sie sprechen Deutsch?«

»Non, Monsieur.«

»Aber Sie verstehen Deutsch?«

»Non, Monsieur.«

»Sie sind geborene Französin?«

»Oui, Monsieur, Elsässerin.«

»Ja, dann sind Sie aber doch eine geborene Deutsche!«

»Non, monsieur, ich bin Französin.«

Aha! Ahaaa!

Und es war nicht das erste Mal, daß ich so etwas zu hören bekam, solch eine Zurechtweisung. Gerade wir Seeleute erleben da manchmal im Auslande mit Franzosen etwas. Ebenso wie wir Seeleute, die wir in der Welt herumkommen, ohne Zeitungen zu lesen, niemals an ein Bündnis zwischen Frankreich und England glauben können. Nein, an solch eine lächerliche diplomatische Mache können wir nicht glauben, wir nicht, dazu haben wir zu viel Erfahrung. Aber daß die Japaner die Russen in die Pfanne hauen würden, das haben wir von vornherein ganz bestimmt gewußt.

Nun, daß unsere gefangenen Kameraden als Deutsche nicht etwa unter diesem französischen Patriotismus zu leiden hatten, das wußten wir ebenfalls; das war wieder etwas ganz anderes. Denn jede Französin heiratet skrupellos den Deutschen, den sie liebt – obwohl sie im Herzen immer Französin bleibt.

August legte sich noch einmal hin, behielt dieselbe Hantel, stemmte sie sechs Mal hoch, das letzte Mal nur mit größter Anstrengung, zitternd.

Die nixige Amazone drückte sie sieben Mal hoch, das letzte Mal nicht so zitternd wie ihr Gegner, schleuderte sie dann auch noch in weitem Bogen über ihre Füße weg.

Wir standen vor einem Rätsel. Diese Weiber hatten irgend eine Trainingsmethode erfunden oder sonst irgend ein Mittel, um solche exorbitante Resultate zu erzielen. Zu begreifen war es nicht. Aber selbst wenn sie ein Mittel anwendeten, vorher ein Medikament eingenommen hatten, durch welches sie ihre Muskeln momentan zu einer kolossalen Kraftleistung anspannen konnten – solche Mittel gibt es, für momentane Kraftleistungen zum Beispiel Alkohol und Kokain, bei Dauerleistungen Kola – so mußten diese Siege doch für vollgiltig und einwandfrei genommen werden, dagegen war nichts zu machen.

»August, Du bist besiegt. Na, wir sehen uns ja wieder!«

Ob nun August die letzte Andeutung verstand oder nicht, daß wir unsere Kameraden natürlich auf keinen Fall in der Gefangenschaft dieser indischen Weiber ließen, ob nun mit oder ohne Urlaub – jedenfalls war der arme Bootsmann doch ganz geknickt.

So ließ er sich von seiner Siegerin nach der Galeere abführen.

Jetzt hatten die Amazonen ebenso lachen können wie wir dorthin, als der Eskimo das Riesenweib abführte.

Denn genau dasselbe Bild hatte man hier, nur umgekehrt, und daß die Amazone ihn nicht am Stricke führte, hatte auch nichts zu sagen. Ja, es sah nur um so komischer aus, wie das kleine, zierliche Ding diesen Fleischkoloß von drei Zentnern bei der Hand hatte, ihm einen halben Schnitt voraus gebend, also ihn ebenfalls zog, und wie nun dieser Fleischkoloß mit gesenktem Kopfe und überhaupt ganz geknickt hinterher jappte.

Ja, jetzt hätten die Amazonen auch so lachen können wie wir vorhin.

Sie taten es nicht. Und uns war das Lachen natürlich schon längst vergangen.

»Segelmacher!«

Auch Oskar war so ungalant – oder aber so vorsichtig geworden – als Gegnerin jene Amazone zu wählen deren Leistungsfähigkeit oder eigentlich vielmehr Minderwertigkeit im Schwimmen er schon gestern abend zu konstatieren Gelegenheit gehabt hatte.

300 Meter, verlangte er, sollte um die Wette geschwommen werden, direkt, Seite an Seite. Das Einzelschwimmen nach der Zeit hätte komplizierte Vorrichtungen erfordert, wegen der fünftel Sekunden entstehen da leicht Streitigkeiten.

Es gibt Forceschwimmer, die sich nur auf 100 Meter trainieren, und Dauerschwimmer bis zu 10 000 Meter.

Dazwischen gibt es Schwimmer für mittlere Strecken. Wer den Weltrekord für 500 Meter hält, niemand kann ihn da übertreffen der darf sicher sein, in einem Wettschwimmen über 600 Meter zu unterliegen. Das heißt in einem großen internationalen Wettschwimmen, wo alle Meisterschwimmer der Erde zusammenkommen. Der Sieger ist eben gerade für 600 Meter geächtet, während die Kraft jenes anderen genau nur für 500 Meter ausreicht. So weit ist man heute schon in der Spezialisierung gekommen. Genau so wie einst die Athleten des alten Griechenlands. Aber heute kann man auch mit so etwas ein Vermögen verdienen, mindestens eine große Leibrente. So wie die olympischen Sieger im alten Hellas königliche Ehren genossen, steuerfrei waren und andere große Vorteile hatten.

Oskar hatte seine Höchstleistung im Schnellschwimmen immer wieder bei 300 Metern fertig gebracht. 3 Minuten 14 Sekunden war einmal seine beste Zeit gewesen. Der jetzige Weltrekord ist vom Australier Broadman mit 3 Minuten 8 Sekunden geschaffen worden. Und noch einige fünftel Sekunden dazu.

Die Strecke war an dem felsigen Ufer abgemessen worden, an beiden Enden wurde mittelst Booten je eine Leine quer über das Wasser gespannt. Die beiden faßten die Startleine mit beiden Händen an, mußten dahinter bleiben, auf meinen Pistolenschuß schwammen sie los, wer die andere Leine zuerst mit einer Hand faßte, hatte gesiegt. Bei den großen Wettschwimmen wird so etwas

durch eine elektrische Vorrichtung kontrolliert, was hier natürlich nicht nötig war.

So hatte ich der Begum auf Französisch erklärt.

»Bitte, verdolmetsche es der Amazone.«

»Es ist nicht nötig, Makuba hat es verstanden!«

Oskar warf seine Sachen ab, hatte schon ein Badehöschen an, so wenig Stoff als möglich.

»Na, Mademoiselle, genieren Sie sich nicht. Wenn es um Tod und Leben geht, gibts so etwas nicht.«

»Makuba schwimmt so, wie sie ist!« erklärte die Begum.

Na, dann war ihr Schicksal entschieden. Wenn es da überhaupt noch einen Zweifel gegeben hätte.

Die beiden gingen ins Wasser. Die Amazone, deren herrlicher Gliederbau ich heute in diesem schwarzen Trikotstoff noch viel besser bewundern konnte als gestern in der Schuppenrüstung, so eng diese auch angelegen haben mochte, warf mir dabei aus ihren finsternen Augen noch einen Blick zu, daß mich nur wunderte, daß das Wassers nicht zischte, als sie erst einmal untertauchte.

Sie hatten die Leine gefaßt. Mein Revolverschuß fiel, ab ging die Fuhre.

Und zwar sofort in vollster Fahrt. Nicht etwa, daß Oskar seine Kräfte bis zuletzt aufsparte. So etwas gibts bei solch einer kurzen Strecke nicht. Sofort Volldampf!

Und da geschah das Wunder.

Wenn dieses Weib gestern vor den Augen eines Schwimmkünstlers keine Gnade gefunden hatte, so mußte es sich geradezu verstellt haben.

Makuba hielt sich von vornherein an Oskars Seite. Keine Kopflänge konnte er aufrücken.

Das war das erste Wunder, das mir es schon eiskalt über den Rücken laufen ließ.

Und dann geschah das zweite Wunder.

In der letzten halben Minute, noch etwa 40 Meter vom Ziele entfernt, schoß die Amazone geradezu an ihm vorüber, erreichte mindestens fünf Körperlängen vor ihm das Seil!

Ja, es war ein Wunder gewesen.

Aber von einer »Bezauberung«, wodurch der Gegner geschwächt worden, durfte man da nicht sprechen.

Oskar hatte, auch als er überholt worden, seine ganze Schnelligkeit bis zuletzt entwickelt, man hatte die Zeit kontrolliert, 3 Minuten 16 Sekunden hatte er gebraucht. Das waren nur zwei Sekunden mehr als seine beste Leistung für diese Strecke. Die Amazone hatte es in 3 Minuten 13 Sekunden geschaffen.

Sie war unserem besten Schwimmer einfach überlegen, hätte ganz sicher auch einen neuen Weltrekord für diese Strecke aufstellen können. Nur zuletzt hatte sie ihre ganze Schnelligkeit entwickelt. Da hatte sie sich nicht in einen schießenden Fisch, sondern geradezu in einen abgeschossenen Pfeil verwandelt.

Die beiden waren aus dem Wasser gestiegen. Oskar nicht anders als wie ein Pudel – nein, wie ein wasserscheuer Spitz, der ein unfreiwilliges Bad nehmen mußte.

Und diesmal war es die siegende Amazone selbst, die dem Besiegten die Hand auf die Schulter legte und etwas sagte, und zwar im besten Englisch:

»Komm, mein Freund, Du bist mein Sklave, aber Du sollst es gut bei mir haben.«

Dieser »Kölner Jong« war ein ganzer Mann. Da nun nichts mehr zu ändern war, fügte er sich in sein Schicksal, richtete sich auf, ging mit. Gleich so, wie er war. Gleich in seinem Badehöschen. Das sah unserm Oskar ja auch so ganz ähnlich.

Das heißt, uns war nicht lächerlich zumute, mir am allerwenigsten.

»Hans!« rief ich auf, mich nicht mehr um mein Namensverzeichnis kümmernd.

Hochsprung. Amerikanischen Riedsprung. Eine feststehende Hürde ist oben mit aufrechtstehendem, elastischem, schwarz lackierten Riedgras besetzt. Man springt wie zwischen Schilf hinein, die Halme richten sich sofort wieder auf. Die Fußspitzen werden eingekreidet, so sieht man, wie hoch jemand gesprungen ist. Natürlich entscheidet der untere Fuß. Ohne Sprungbrett.

»Hans, wenn Du Dich überspringen läßt, dann – bin auch nicht mehr Euer Waffenmeister. Dann gehe ich zu den Amazonen hinüber und lasse mich von denen ausbilden.«

Hans sprang 191 Zentimeter. Man messe es aus. Es war eine seiner besten Leistungen gewesen. Ich selbst hatte die Gegnerin ausgesucht, eine mit möglichst kurzen Beinen, die mir überhaupt nicht so den Eindruck eines

menschlichen Flohs machte. Denn bei mir hörte es nun auch auf mit dem galanten Edelmut.

Diese kurzbeinige Schickse sprang noch zwei Zentimeter höher!

Ich heulte laut auf vor Wut.

»Knut! Wettlauf über hundert Meter!«

Unser bester Schnelläufer auf kurze Strecken durchrannte sie in seinen gewöhnlichen elf Sekunden. Auf die fünftel Sekunden kam es dabei nicht an. Der Weltrekord steht auf 10 Sekunden zwei fünftel.

Wie lange die Amazone, die wiederum ich ausgesucht hatte, dazu brauchte, weiß ich nicht. Jedenfalls aber war sie eher am Ziele als Knut.

Und ich fing zu weinen an.

Ob meine Jungen drüben mit Zucker dickgefüttert oder von Kapitän Satan zum Schlachtfest im Wurstkessel abgebrüht wurden, das war mir jetzt egal – nur diese Scham, diese Scham! Daß diese höllischen Weiber alle meine erzieherische Kunst als Trainingmaster zuschanden machten, daß sie meine Jungen überhaupt besiegten!

Kapitän Martin schlenderte auf mich zu.

»Kollege, Kollege, was haben Sie da gemacht!«

»Kapitän, machen Sie mir keine Vorwürfe, ich konnte doch nicht anders, und wer hätte das gedacht!« druckste ich mit versagender Stimme hervor.

»Well, so war das ja auch nicht von mir gemeint. Aber diese Weiber holen uns die ganze Mannschaft weg, und mit dem Wiederkommen siehts mau aus.«

»Aber nun können wir doch auch nicht feig zurücktreten!«

»Nein, das können wir nicht mehr!« stimmte mir Kapitän Martin sofort mit größter Entschiedenheit bei, eigentlich zu meiner Verwunderung. »Jetzt muß der Kampf unbedingt ausgefochten werden, bis zum letzten Mann, und wenn ich keinen einzigen Mann mehr habe, dann fordere ich auch noch heraus. Weiß schon, was ich tun würde. Well, Waffenmeister, aber das geht nicht so weiter. Diese Weiber sind unseren Jungen nur an eigentlicher Kraft und Fixigkeit überlegen. Fechten und schießen können sie nicht. Auch nicht den Kopf zwischen die Beine stecken und dabei mit Kugeln jonglieren. Verstehen Sie? Lassen Sie doch unsere Jungen an ihren Apparaten turnen!«

»Schneider-Schnipplich! Reck!«

Das Reck war schon aufgebaut, mit Drahtseilen gespannt. Schneider-Schnipplich, der sich nun als unser bester Turner legitimiert hatte, mindestens am Reck, machte die Riesenwelle rückwärts mit Rüstgriff – mir unbegreiflich, wie er das fertig brachte – machte die Rückenwage mit einem Arm, machte andere fabelhafte Sachen, ging mit dreifachem Salto mortale ab. Die Amazone, die er mit kritischem Blick ausgesucht hatte, machte ihm alles aufs exakteste nach!

Schneider-Schnipplich hinüber!

Harmmermann der Uhrmacher, unser bester Turner am Barren, darin wohl überhaupt der Weltmeisterschaftler – er mußte hinüber.

Ein Pferd wurde gebracht, das heißt ein hölzernes, der Turnapparat, der bebrillte Schriftsetzer Starke produzierte sich daran, fabelhaft war es, wie der darauf herumquirlen konnte – die Amazone, die er aufgefordert, quirlte noch ganz anders darauf herum, und Starke verschwand aus der Galeere.

»Kapitän, Kapitän, was sagen Sie dazu! flüsterte ich ganz entgeistert.

Kapitän Martin wühlte in den Hosentaschen, knickte die Knie und schlenkerte die Beine.

»Ik segg nix mehr.«

Sie mußten hinüber, alle diese deutschen Meisterschaftsturner.

Nein, nicht alle.

Endlich wieder einmal ein Lichtblick, ein Sieg für uns. Kretschmar war es, der als letzter der acht Turner auftrat und eine Amazone besiegte.

Aber nicht im Turnen.

Er war eben der ehemalige Damenkonfektionär, der den Damen Kleiderstoffe und Höschen und Korsetts verkauft hatte, da mußte er doch wohl das weibliche Geschlecht kennen.

Doch nein, damit hatte es nichts zu tun. Jedenfalls aber war er der einzige, der, obwohl neben Schneider-Schnipplich der Beste aller Turner, an jedem Apparat ein Meister, endlich erkannte, nun erkannt hatte, daß diesen Amazonen mit der Turnerei nicht beizukommen war und deshalb einen speziellen Trick wählte, den er sich eingeübt hatte.

Ich halbe davon schon einmal gesprochen. Er nahm drei Eisenkugeln, jede von einem Zentner Gewicht. Kanonenkugeln alten Kalibers, legte sie vor sich hin, faßte die eine mit beiden Händen, warf sie in die Höhe, schnell die zweite und dritte nach, dann fing er die erste wieder auf, und so immer weiter. Also er jonglierte mit den drei Zentnerkugeln – Und das machte er 25 Mal hintereinander, wozu er genau eine Minute brauchte.

Dabei mache ich nochmals darauf aufmerksam, daß dieser ehemalige Damenkonfektionär, übrigens ein gebildeter Mensch, hatte als Einjähriger gedient, ein kleiner, spindeldürrer Hering war, ein ganz zierliches Männchen! Nur seine Hände durfte man nicht betrachten, ebenfalls klein und schlank, aber so starrend von Sehnen und Muskeln, daß man da schon einen Schluß auf den ganzen Körper ziehen konnte. Seine dünnen Knochen schienen förmlich aus Stahl zu bestehen, man konnte tatsächlich nicht glauben, daß sie wie bei anderen Menschen der Hauptsache nach aus phosphorsaurem Kalk zusammengesetzt seien, da mußte noch eine andere Mischung dabei sein, sonst ließ sich so etwas gar nicht erklären, und in dem Muskelfleische, das er auf diesen Knochen hatte, konnte man auch bei abgspanntem Zustande mit dem Finger keinen Eindruck erzeugen, es war gar nicht möglich.

Die auserwählte Amazone warf wohl die drei Zentnerkugeln schnell hintereinander in die Höhe, schon eine ganz erstaunliche Leistung, ich brachte es nicht fertig,

wie ich es auch manchmal geübt hatte, konnte aber die erste nicht wieder auffangen.

Kretschmar befreite wieder einmal einen Gefangenen, wählte sich einen Indianer. Ich bemerkte dabei recht wohl, wie ihm die Inderin viel lieber gewesen wäre. Er hatte sich auch als Gegnerin das hübscheste Weib ausgesucht. Der dürre Hering war ein Don Juan.

Das also war wieder einmal ein Erfolg gewesen. Durch Jonglieren. Unsere Theorie hatte schon etwas für sich. Wenn es allein auf Kraft und Gewandtheit ankam, da waren uns diese Weiber immer überlegen.

Da wurde im nächsten Gange der englische Matrose Sam abgeführt. Er war unser Lehrer im Keulenschwingen gewesen, er hatte sich darin zum Meister, zum Virtuosen ausgebildet. Ebenfalls mit Hilfe meiner Trainingsmethode. Indem die Keulen, ursprünglich je ein Kilo schwer, nach und nach mit Blei beschwert wurden, bis zu 25 Pfund. Wenn der Betreffende dann wieder mit den normalen hölzernen Keulen jonglierte, so fühlte er überhaupt gar kein Gewicht mehr.

Aber es hatte nichts genützt, und Sam hatte sich vergebens täglich viele Stunden lang geübt. Eine Amazone machte ihm alles, alles nach, übertraf ihn noch bei weitem, und Sam mußte hinüber ins feindliche Lager.

Hiermit war aber auch wieder unsere Hoffnung zu schanden geworden, den Weibern durch besondere Tricks, die sich der Jongliererei wenigstens näherten, beizukommen. Wenn sie uns selbst in diesem Keuljonglieren überlegen waren, dann hörte alles auf.

Und so ging es weiter. Nämlich indem diese indischen Weiber einen Mann nach dem anderen zu sich hinüberzogen, ihn auf einer der Galeere verschwinden lassend. Es war vergebens gewesen, daß ich wegen der öffentlichen Wettspiele jeden einzelnen Mann für eine besondere Spezialität ausgebildet hatte, wie sie sich nach einer Veranlagung ergab. Während der Produktion der Turner war ein Wettlauf über zehn Kilometer ausgetragen worden, und die Amazone hatte gesiegt, gleich nach Sam produzierte sich ein Matrose als unvergleichlicher Stabspringer, und er wurde von solch einem Teufelsweibe übersprungen.

Dann, nachdem der lange Peter, unser bester Ringkämpfer, geworfen worden war, von einem ganz schwächlichen Frauenzimmer, regelrecht geworfen, ohne jeden hinterlistigen Kniff, ereignete sich ein bedeutsamer Zwischenfall. Wenigstens für später sollte er für uns noch von größter Bedeutung werden. Vorläufig war er nur sehr aufregend.

## 98. KAPITEL. ATTILA-ALBARICH.

Auch Wechsel-Attila meldete sich. Eine Amazone sollte sich mit ihm im Bogenschießen messen.

Da muß ich über diesen Zwerg, den ich erst jetzt handelnd auftreten lasse, aber auch furchtbar handelnd, erst etwas später sprechen.

Bisher hatte ich nichts weiter über ihn gesagt, als daß Mister Alois Wenzel ein geborener Österreicher war, noch nicht einen Meter hoch, bei einem unschuldigen Kinder Gesichtchen eine sehr tiefe Stimme besaß, sich als Artist

ein Vermögen verdient hatte und ein ganz famoses Männlein war. Es gefiel ihm wie seiner noch kleineren Gattin Rosamunde bei uns an Bord, sie waren unsere Gäste, und da die Patronin keine Bezahlung einnahm, wußten sich die beiden bei jeder Gelegenheit durch Geschenke oder sonstige Aufmerksamkeiten zu revanchieren.

So hatte ich schon einmal gesagt. So einfach war die Sache aber nicht, nicht so harmlos.

Mister Alois Wenzel wollte, obgleich er gar nicht wußte, wo seine Wiege gestanden, kein geborener Österreicher, sondern ein Ungar sein. Er produzierte sich doch unter dem Namen Attila als Hunne, auf einem Hunde reitend. Und die echten magyarischen Ungarn rühmen sich, Nachkommen der verschwundenen Hunnen zu sein. So mochte er sich das zusammengereimt haben. Nun aber hatte er tatsächlich etwas Hunnisches oder sogar Mongolisches an sich. Ein wenig hervortretende Backenknochen und Schlitzaugen, was ihm erst recht das Gesicht einer chinesischen Puppe gab, oder eines chinesischen Kindes, nur durfte man es nicht länger und genauer betrachten, dann sah man immer mehr den gewaltigen Irrtum ein.

Es war ein Irrtum in doppelter Hinsicht, oder vielmehr nach zwei Seiten hin.

Der Zwerg hatte mir damals gesagt, er sei schon 42 Jahre alt, jetzt wäre er 45 gewesen. Das bewies er durch einen Taufschein, in einem böhmischen Dorfe ausgestellt. Aber das konnte nicht stimmen. Er mußte viel, viel jünger sein. Fahrende Leute hatten eben das winzige Kind aufgekauft, gleich den zukünftigen Zwerg erkennend, es

hatte in ihrem Interesse gelegen, das Kind als viel älter auszugeben oder sie hatten den Taufschein nachträglich gefälscht. Ich glaube, als wir ihn damals bei Vancouver von dem Wrack holten, war er noch nicht älter als 20 Jahre. Wenn er selbst darum wußte, den Unterschied von mehr als 20 Jahren mußte er doch kennen, so wollte er doch nichts davon wissen. Weil er stolz auf seinen Taufschein war, das einzige Legitimationspapier, das er besaß.

Meine Ansicht über sein Alter oder vielmehr seine Jugendlichkeit wurde auch dadurch bestätigt, daß er sich unterdessen sehr verändert hatte. Der Zwerg schien noch kleiner geworden zu sein. Nämlich dadurch, daß er sehr in die Breite gegangen war. Und zwanzig Jahre, das ist so das Alter, da man in die Breite geht. Mit 40 Jahren findet das nicht mehr statt, doch sicher am allerwenigsten bei solch einem Zwerge.

Ja, Wenzel-Attila war ganz mächtig in die Breite gegangen, hatte schier gewaltige Schultern bekommen. Dazu mochten auch viel die athletischen Übungen mit beigetragen haben, an denen er sich immer eifrig beteiligt hatte, vielleicht mehr als alle anderen. Aber ein starker Kerl war er überhaupt immer gewesen. Das erforderte ja sein ganzer Artistenberuf. Er produzierte sich also als Hundereiter, machte die verwegenen Kunststückchen auf dem Rücken eines großen Köters, ließ ihn über Hecken springen und voltigierte nebenher darüber; und außerdem schwang und schleuderte er die Lanze und schoß als Spezialität mit Pfeil und Bogen.

Der Bogen, den er schon damals benutzt, war nur kurz, kaum einen halben Meter lang, bestand aber aus einem starken elastischen Stahlstab. Schon damals hatten wir über die Kraft des Männleins gestaunt, wie das überhaupt diesen Stahlstab mit der Sehne beugen konnte. Ja, dieser Zwerg hatte schon damals einen für seine sonstige Figur ungemein muskulösen rechten Arm gehabt. Denn dieser war viel, viel kräftiger entwickelt als der linke, was man übrigens auch bei allen Naturvölkern findet, die sich viel des Bogens bedienen, sich darin von Kind an eifrig üben, was eben durch das Zurückziehen der Sehne kommt, was doch nur mit der rechten Hand geschieht, während der linke Arm ausgestreckt bleibt. Kräftig wird dieser ja allerdings dadurch auch, aber doch nicht so wie der rechte.

Während der Bordzeit war der Zwerg also durch die athletischen Übungen immer stärker geworden, was sich auch schon in der veränderten Figur, in den Schultern ausdrückte. Und immer stärkere Bogen hatte er sich gefertigt. Denn das tat er selbst, nicht so einfach, er schweißte verschiedene Stahlbänder zusammen, hatte da sein eigenes Geheimnis. Die Bogen, die er jetzt benutzte, konnten wir gar nicht mehr handhaben, auch nicht der stärkste von uns. Zurückziehen konnte ich die Sehne wohl, natürlich, also auch den Pfeil absenden, aber zielen konnte ich dabei nicht viel, weil ich vor Anstrengung dabei zitterte, und das hauptsächlich deswegen, weil man die ganze Kraft in Daumen und Zeigefinger der rechten

Hand verlegen mußte. Denn so wird der Pfeil doch angefaßt. Man zieht nicht eigentlich die Sehne, sondern den Pfeil zurück, nur mit diesen beiden Fingern.

Und das war es, was keiner von uns Athleten fertig brachte. Auch Meister Kännchen nicht. Der hatte zwar in Daumen und Zeigefinger noch eine ganz andere Kraft, nur aber doch wieder ganz anders ausgebildet, der faßte den Zahn nur mit den Fingerspitzen an, und außerdem hatte er im rechten Arm gar nicht solche Kraft, um überhaupt den stählernen Bogen zu biegen.

Dies war zunächst das eine, nun zu dem Charakter dieses Zwerges. Ich würde mich bei alledem ja nicht so lange aufhalten, wenn das Männlein nicht noch so bedeutungsvoll für uns werden sollte.

Zum Zeichen des Charakters gehört auch die Stimme. Also eine sehr tiefe Stimme, die schon mehr Baß zu nennen war. Das verriet aber auch schon, daß Mister Wenzel-Attila nicht zu jenen Zwergen gehörte, die doch eigentlich zu den Mißgeburten zu rechnen sind. Die haben doch alle eine ganz quäkende Stimme, sind überhaupt anormal entwickelt. Nein, dieses Männlein hier war nur außerordentlich kurz geraten. Sonst war dieses Männlein sogar ein ganzer Mann. Wenn seiner Ehe keine Kinder entsprangen, so lag das sicher nur an seiner Gattin Rosamunde, die eben solch eine echte Zwergin war, wenn sie sich auch etwas weiblich entwickelt hatte. Auch seine immer stärker werdende Körperkonstitution zeigte das ja. Es war ein Herkules in Miniaturausgabe. Oder er hätte sich nicht Attila, sondern Albarich nennen sollen. Man

kennt doch diesen Zwerg aus der Nibelungensage, den riesenstarken Gnom, den Siegfried mit Not und Mühe bezwang. Und diesem Albarich glich unser Mister Alois Wenzel umso mehr, weil er sich in letzter Zeit auch einen sehr langen Vollbart hatte wachsen lassen. Auch etwas, was es sonst bei den gewöhnlichen Zwergen ja gar nicht gibt. Nun aber war der Albarich fertig! Doch wollte er von diesem germanischen Namen nichts wissen, wollte Magyar oder noch lieber Hunne bleiben, nannte sich daher lieber Attila.

Also, was nun seinen eigentlichen Charakter betrifft, ein ganz vortrefflicher Mensch, ein famoser Gesellschafter und Kamerad. Aber . . . bei Gelegenheit war mit ihm schlecht Kirschen essen! Er wollte ein Gentleman sein und war es auch wirklich!

Was ist eigentlich ein Gentleman?

Der englische Romancier Bulwer, den ich schon einmal zittert habe, kennzeichnet ihn bei Gelegenheit wie folgend, wenn er auch nicht gerade von Gentlemen spricht. Das geschieht aber an anderer Stelle.

»Ich habe bemerkt, daß der unterscheidende Zug von Menschen, die an gute Gesellschaft gewöhnt sind (es soll also der Unterschied zwischen Gentlemen und Nichtgentlemen gezeigt werden), eine kalte, unerschütterliche Ruhe ist, welche allen ihren Handlungen und Zuständen, von den wichtigsten bis zu den geringsten, sich mitteilt; sie essen mit Ruhe, machen sich Bewegung mit Ruhe, leben in Ruhe und verlieren ihr Weib, ja sogar ihr Geld mit Ruhe, während gemeine Leute keinen Löffel voll zu

heißer Suppe und keine Beleidigung einnehmen können, ohne einen fürchterlichen Lärm dabei zu schlagen.«

Ich kann dieser Definition des Gentleman nur beistimmen. Daß solch ein Mensch nicht schäbig und knausrig ist, ist ganz selbstverständlich. Auch darf der echte Gentleman gar kein weicher Gemütsmensch sein, der jeden Bettler beschenkt. Dagegen verliert er mit Ruhe sein Geld. Dieser Nachsatz »ja sogar ihr Geld verlieren sie mit Ruhe«, nachdem sie vorher schon die Frau verloren haben, der ist übrigens köstlich, das ist echt Bulwer.

Solch ein Gentleman war dieser mannhafte Zwerg. Nicht gravitatisch, sondern nur von eiserner Ruhe. Wäre er gravitatisch gewesen, so hätte er nicht gescherzt. Und das tat er. Man entsinne sich, wie ich damals im düsteren Kajütenkorridor seine Gattin auf dem Arme hatte, wie jovial er das auffaßte. »Ach ich bin durchaus nicht eifersüchtig, und Rosamunde is ooch nich so, wenn se sich ooch so stellt.«

Also jovial und humoristisch veranlagt. Andererseits aber der Gentleman von eiserner Ruhe. Wenn hinter ihm eine Pistole losging, oder ein Steward ließ einen ganzen Stoß Teller fallen, alle anderen sprangen erschrocken auf, so zuckte er nicht nur mit keiner Wimper, sondern hielt es auch unter seiner Würde, sich umzudrehen, um zu sehen, was denn da passiert sei.

Aber das war nur Selbstzucht. Eigene Dressur. Und die kann einmal versagen. Im Inneren dieses Zwerges sah es ganz anders aus.

Wehe, wenn man ihn als Zwerg betrachtete, sich über seine Kleinheit lustig machte! Das konnte er nicht vertragen, dann ging das Männlein hoch wie eine Rakete!

Wir hatten da schon mancherlei mit ihm erlebt. Einmal, gleich im Anfange. Simson, der als Untersteward den Tafeldecker machte, hatte ihm ein Kinderbesteck vorgelegt, so recht mit Absicht, dabei hämisch grinsend.

Da springt das Männlein mit gleichen Füßen auf den Tisch, weil es ja sonst nicht hinauflangen kann, und knallt dem Riesen eine ins Gesicht, daß Simson acht Tage lang eine geschwollene Backe hatte!

Und das war nicht der einzige Fall gewesen, nicht der harmloseste Schrot vier Mal hatte der Zwerg einen, der sich über seine Kleinheit lustig gemacht, zum Zweikampf auf Leben und Tod herausgefordert. Darunter auch mich. Unser »Bandlwurm« war zur Tür hineingekommen, gerade wie Mister Wenzel-Attila hinaus wollte, und da war er jenem versehentlich zwischen den Beinen hindurchgelaufen. Da hatte ich gelacht. Soll man da auch nicht lachen. Forderung auf Pistolen!

Die Sache wurde schnell in Güte geregelt, wie in jedem anderen solcher Fälle. Ich bat einfach, wie es sich gehörte, um Entschuldigung und es war erledigt.

Aber verlacht wurde der nicht mehr wegen seiner Kleinheit. Und nicht etwa nur deshalb nicht, weil er immer gleich so martialisch draufging. Nein, sondern weil wir immer mehr erkannten, daß er wirklich ein ganzer Mann war! Schade, daß er sich nicht Albarich nennen

ließ. Denn er war wirklich der gewaltige Zwerg Albarich, der den Siegfried beinahe untergekriegt hätte.

Und nun noch ein anderer Charakterzug von ihm. Er war ein Oppositionsgeist. Wenn eine allgemeine Abstimmung war, wobei sich auch die Gäste beteiligen sollten, und alle waren sich einig – nur Mister Wenzel-Attila wußte dagegen stimmen. Doch nicht etwa, daß er dadurch lästig wurde. Durchaus nicht. Dazu war er nun wieder zu sehr Gentleman. Er fügte sich dem allgemeinen Beschlusse. Aber opportieren mußte er. Aus Prinzip.

---

Also Mister Alois Wenzel-Attila, wie er sich wirklich nannte, so auch unterzeichnete, hatte sich zum Bogenschießen gemeldet.

Obgleich er gestern abend entschieden abgelehnt hatte, sich an den Zweikämpfen zu beteiligen.

Es war ja keine Inkonsequenz von ihm, jetzt da es um die Wurst ging, wollte doch sogar Kapitän Martin vielleicht noch eintreten, aber immerhin, ich muß darauf aufmerksam machen.

»Nein, ich mache so etwas prinzipiell nicht mit!«

So hatte er gestern abend erklärt, mit der allergrößten Betonung, und nun kam er dennoch, nachdem er bisher gar nicht zu sehen gewesen war, um sich mit einem Weibe zu messen.

Übrigens hatte ich mich vorhin falsch ausgedrückt. Gemeldet hatte er sich gar nicht dazu, weder bei mir noch

bei einem anderen, so etwas gabs bei dem nicht. Nur keinen Zwang! Ein Außenseiter in jeder Weise.

Aber wie er jetzt auf dem Plane erschien, da war ja nun gar kein Zweifel, daß er seine Kunst mit Pfeil und Bogen beweisen wollte.

Er kam nicht zu Fuß, sondern hoch zu ... Hund. Ritt den Cäsar, eine höchst merkwürdige Kreuzung zwischen deutscher Tigerdogge und Tibetdogge, welche letztere der Riese des ganzen Hundegeschlechtes ist, sehr selten, auch etwas gar zu plump. In England sieht man sie manchmal, wahre Hundemammuts. Cäsar vereinigte die gewaltige Größe des Tibetaners mit dem fast windhundartigen Bau der Tigerdogge, war auch kurzhaarig und gefleckt wie diese, hatte aber Hängeohren und einen buschigen Schwanz. Ein kolossaler Kerl, dabei flüchtig wie ein Reh. Ich habe noch nicht über ihn gesprochen, weil eben noch keine Gelegenheit dazu war. Wenzel-Attila ritt ihn mit Vorliebe, denn für die anderen Hunde war er in letzter Zeit doch etwas zu schwer geworden. Tragen konnte ihn allerdings auch jeder Bernhardiner, sogar die noch kleineren Neufundländer. Aber nur auf diesem Cäsar konnte er reiten wie jeder erwachsene normale Mensch auf einem kräftigen Pferde, setzte mit ihm über anderthalb Meter hohe Hürden weg.

Er ritt ohne Zügel und Zaum, ohne Sattel und Decke. Davon hätten die alten Hunnen auch nichts gewußt, behauptete er, wem auch nicht wahr ist. Nun, einen Hund

kann man doch wohl viel besser nur durch Schenkel-  
druck oder auch nur durchs Wort lenken als das beste  
Pferd.

Bekleidet war er mit einem braunen Lederkostüm,  
reich mit Zobel und anderem kostbaren Pelzwerk ver-  
brämt, mit pelzbesetzten Schaftstiefeln, an denen un-  
geheure Rädersporen klirrten, wenn er diese auch nie  
benutzte, auf dem Kopfe ein Pelzbarett – das war sein  
Kostüm, in dem er sich produzierte, das er überhaupt  
mit Vorliebe trug, nicht das eines Hunnen, wohl aber  
das eines Ungarn, solch ein schnüren- und pelzbesetzter  
Magyarenrock wird ja heute noch »Attila« genannt. Sonst  
aber, muß ich ausdrücklich bemerken, trug er nur die ele-  
gantesten Straßenkostüme, und nicht etwa, daß er rohes  
Fleisch verschlang, sich sonst als barbarischer Hunne be-  
nahm; er war doch ein vollkommener Gentleman

So kam er auf dem Hunde langsam über den freien  
Platz geritten, mit bis auf die Brust wallendem hellblon-  
dem Vollbart, der fast weiß erschien, in der Hand seinen  
Bogen, auf dem Rücken einen Köcher mit Pfeilen.

Wir waren diesen Anblick ja gewohnt. Aber in den Rei-  
hen der Amazonen entstand eine Bewegung des Stau-  
nens. Solch ein bärtiger Zwerg, ein Wichtelmann berit-  
ten auf einem Hunde, in diesem phantastischen Kostüm  
– was mochte das auf diese indischen Weiber auch für  
einen Eindruck machen! Der Zwerg war zwar schon da-  
mals mit auf ihrer Burg gewesen, aber da hatte er noch  
keinen Bart gehabt, hatte sich immer glatt rasiert, da

mochten sie ihn wie seine mitgekommene Gattin eben für ein Kind gehalten haben.

Und noch ein anderer Anblick wurde den Amazonen geboten, noch fremdartiger und phantastischer und reizvoller.

Ihrem Gatten nach kam Rosamunde gesprengt, auf einem schneeweißen Ziegenbock, den wir zuletzt in Bordeaux erstanden hatten, ein geradezu ideales Exemplar seiner geschlechtslosen Art, die mächtigen Hörner vergoldet, mit rotem Zaumzeug das mit goldenen Knöpfchen besetzt war, zierlich aufgeschirrt, einige schwarze Quasten herabhängend, der Rücken mit einem kleinen Pantherfell belegt, und nun im Damensattel Rosamunde im langen Reitkleide von himmelblauer Seide, nach einem Pariser Modell für sie gefertigt, mit gelben Stulphandschuhen, auf den schwarzen, zierlich frisiereten Haaren einen für dieses Köpfchen mächtigen Hut mit wallenden Straußen- und Reiherfedern . . .

Wie gesagt, uns war dies alles ja nichts Neues. Madame Rosamunde, die reizendste lebendige Puppe, die es je gegeben, auch dem Charakter nach, hatte einen großen Reisekorb voll lauter solcher Kostüme, für Straße und Gesellschaft und für ihre Produktionen, eines immer eleganter als das andere, Mister Wenzel-Attila war seiner Gattin gegenüber ein Kavalier, und er war ein wirklich vermögender, wenn nicht reicher Mann, obgleich er es deswegen, um seine Gattin so zu kleiden, gar nicht hätte zu sein brauchen. Denn nach dem, was ich hier beschrieben, darf der Leser nun wohl auch glauben, was

wir in Petersburg für Einnahmen gehabt hatten. Schon dieses Zwergenpaar, nur diese Rosamunde allein, bildete ja eine Zugnummer, welche unsere Batterie allabendlich bis auf den letzten Platz gefüllt hatte. Wenn sie in den eleganten Kostümen auf diesem herrlichen Ziegenbocke die hohe Schule ritt, wenn sie dann auf einem künstlichen Gebirge die verwegenen Kletterpartien unternahm, dann im Trikot auf einem russischen Windhunde als Parforcereiterin auftrat! Was die mit Geschenken überschüttet worden war, mit Juwelen! Aber ihr Gatte hatte auch nicht das Geringste angenommen. Wenn er seine Frau schmücken wollte, dann mußte das aus seiner eigenen Tasche bezahlt werden. Da er nun auch keine Gage von uns begehrte, so durfte man doch auch nicht sagen, daß er bei uns an Bord umsonst gelebt hätte. Er gehörte einfach mit zu den Argonauten, und wir lebten einander zu Liebe.

Also was mochten diese indischen Weiber denken, als da das zierliche Dämchen, gleich als solches erkennbar, man sah sofort, daß es nicht etwa nur ein Kind war, auf dem herrlichen, schneeweißen Ziegenbocke angesprengt kam. Man mußte sich beeilen, diesen Eindruck in sich aufzunehmen. Mit wenigen Sprüngen ihres Reitieres hatte sie ihren Gatten erreicht, wechselte einige Worte mit ihm, warf den Ziegenbock auf den Hinterbeinen herum und sprengte wieder zurück, war wieder verschwunden.

»Inschallah! Wer war das?! Und wer ist dieser Zwerg mit dem langen Barte?!«

So redete mich die Begum an, und ihre schwarzen Augen, auf den Hundereiter gerichtet, oder dorthin, wo Rosamunde verschwunden war, glühten geradezu vor Gier, und die Flügel ihrer feinen Nase bebten.

»Es sind eben . . . Zwerge.«

»Ist der Bart nur angeklebt?«

»Nein, der ist ganz echt!« lächelte ich.

»Ein Zwerg mit solch einem langen Barte, o Wunder!«

»Ja, es ist eine große Ausnahme, bärtige Zwerge sind selten.«

»Und die Zwergin?«

»Das ist seine Gattin.«

»Sie gehören mit zu Deinen Leuten?

»Eigentlich nicht. Nicht mit zur Schiffsbesatzung . . . «

»Es sind Deine Sklaven? Sind sie Dir feil?«

So war ich unterbrochen worden, das Weib sprudelte diese Frage nur so heraus.

»Was fällt Dir ein, Begum! Du weißt doch ganz gut, daß wir keine Sklaverei kennen!«

»Aber es sind doch Zwerge, sie müssen doch einen Besitzer haben!«

Ich verstand sofort. Dieses Weib war doch mehr Inderin geworden, als sie Französin geblieben war, während des langen Aufenthaltes unter exotischer Umgebung hatte sie die früheren Verhältnisse vergessen, andere Ansichten waren ihr schon in Fleisch und Blut übergegangen.

In ganz Indien herrscht nämlich das Gesetz, oder die Sitte, oder wie man es nun sonst nennen mag, daß alle Zwerge dem Maharadscha, dem Landesfürsten gehören. Alle zwerghaft geborenen Kinder müssen abgeliefert werden. Wir haben so etwas auch einmal in Europa gehabt. Es ist noch gar nicht so lange her, da ein europäischer Fürstenhof ohne mindestens einen Zwerg, der den Narren spielen mußte, ob er sich nun dazu eignete oder nicht, gar nicht denkbar war. Einige solcher Hofzwerge haben dadurch historische Berühmtheit erlangt. Und sie wurden ihren Familien entrissen, ob die Eltern wollten oder nicht. In Indien ist das heute noch so. Es ist noch gar nicht so lange her, daß England beinahe einen Feldzug gegen einen sonst ganz friedamen Maharadscha im Himalaja eröffnen mußte, der von einem englischen Gesandten besucht worden war, der hatte einen Zwerg bei sich, es war sein eigener Bruder, und der indische Fürst beanspruchte diesen Zwerg nach uraltem Gesetz als sein Eigentum, ließ ihn wegfangen und wollte ihn zuerst nicht wieder herausgeben. Eben so wie der Kaiser von Abessinien alle Albinos, auch Kakerlaks genannt, Menschen mit weißen Haaren und roten Augen, für sich beansprucht, die müssen alle an seinem Hofe abgeliefert werden, er hat da eine Kakerlaksammlung, und da ist es auch passiert, daß einem italienischen Herzog, der Abessinien bereiste und sonst mit den höchsten Ehren empfangen wurde, die Tochter weggenommen wurde, weil sie eine Albino war, erst nach langen diplomatischen Verhandlungen wieder ausgeliefert wurde.

»Nein, Begum, es sind freie Menschen, die sich nur als Gäste an Bord unseres Schiffes befinden. Aber sieh, auch er will sich an dem Wettkampfe beteiligen, er will Euch eine Probe seiner Schießkunst mit Bogen und Pfeil geben.«

Attila, wie ich ihn fernerhin kurz nennen will, wie wir es überhaupt taten, war abgestiegen, sein Hund legte sich hin, der Zwerg machte sofort seinen Bogen bereit.

»Dort das Ziel – wer trifft das Zentrum.«

So rief seine Baßstimme, und der Pfeil entschwirrte der Sehne.

Erst jetzt sahen wir, daß an dem nächsten Baume, der aber, wie wir später maßen, 114 Meter von diesem Standpunkte entfernt war, eine kleine weiße Scheibe mit schwarzem Zentrum befestigt war.

Es war ein hölzerner Pfeil mit Stahlspitze gewesen, hinten befiedert – er benutzte auch durchweg stählerne, von deren Leistungsfähigkeit ich später noch sprechen werde – und auf diese Entfernung war auch mit bloßen Augen zu erkennen, wie der Pfeil genau oder doch ziemlich genau den schwarzen Punkt getroffen hatte. Daneben steckte er jedenfalls nicht im Holz.

Jetzt tauchte dort hinter den Bäumen auch Rosamunde wieder auf, zu Fuß, ging mit hochgerafftem Reitkleide hin nach der Scheibe.

»Zentrum – ganz genau Zentrum!« rief ihr dünnes Kinderstimmchen.

»Wer macht mir das nach.«

»Wählen Sie sich eine Amazone aus!« sagte ich

»Ach was. Die beste Bogenschützin mag sich doch selbst melden.«

Ich kannte ja diesen Oppositionsgeist, der hätte nun niemals eine ausgewählt, ich selbst tat es.

»Gib ihr Deinen Bogen und einen Pfeil!« sagte die Begum.

»Sie mag doch ihren eigenen Bogen nehmen!« mußte der natürlich antworten.

»Wir haben gar keine Waffen mit.«

»Da holt Euch doch einen Bogen.«

»Bitte, Mister Attila, lassen Sie die Amazone doch mit demselben Bogen schießen, es ist schon, um den Kampf ganz gleich zu machen!« bat ich.

»Na meinetwegen!« gab er jetzt einmal nach. Ein Grund zur richtigen Opposition lag ja auch nicht vor.

Die betreffende Amazone nahm den Bogen, den gereichten Pfeil, legte ihn auf, visierte nach der Scheibe, von der Rosamunde unterdessen das erste Geschloß entfernt hatte, zog mehrmals die Sehne zurück.

Ich staunte schon, daß sie dies überhaupt fertig brachte, die Sehne zurückzuziehen, das Pfeilende nur mit Daumen und Zeigefinger gefaßt.

Ich kannte diesen Bogen, der stärksten einer, und ich versichere nochmals, daß hierzu eine ganz außerordentliche Kraft gehörte, ohne viel Übung brachte man es auch dann nicht fertig. Aber diese Amazone brachte es fertig, konnte den Bogen sogar anscheinend mit spielender Leichtigkeit spannen.

Der Pfeil entschwirrte, wir hörten ihn aufklappen, und wir sahen, daß er gleichfalls im Zentrum stak.

Rosamunde war wieder hingesprungen.

»Zentrum! Eigentlich noch genauer!«

»Einfach Zufall!« brummte Attila und setzte sich in Bewegung, um selbst die Scheibe zu besichtigen, sein Hund hinter ihm her und wir anderen, die wir hierbei in Betracht kamen, ebenfalls.

Wir erreichten den Baum, den ersten der bewaldeten Umgebung.

Ja, die Amazone hatte noch besser geschossen, es war deutlich zu sehen. Es war ein unverletztes Holzbrett, mit Kreide geweißt, in der Mitte ein schwarzes Zentrum von 4 Zentimeter Durchmesser, und natürlich war zu sehen, wo der erste Pfeil gesteckt hatte. Fast in der Mitte, aber doch nicht so ganz genau. Das Loch war ein klein wenig mehr nach links gerückt, der zweite Pfeil hingegen stak mit der Spitze ganz, ganz genau in der Mitte.

»Einfach ein Zufall,« brummte Attila nochmals verdrießlich, »solch eine Genauigkeit gibt es nicht . . .«

»Gibst Du zu,« unterbrach ihn die Begum, »daß die Amazone besser geschossen hat als Du?«

»Ja, das gebe ich wohl zu, aber das war einfach ein Zufall, ich werde Euch einmal etwas anderes vormachen . . .«

»Du bist besiegt, Du gehörst uns.

»Wuat?« machte da der Zwerg, seine Schlitzaugen weit aufreißend.

»Du bist besiegt, Du gehörst uns!« wiederholte die Begum.

Der Zwerg wandte sein bärtiges Gesicht mir zu. »Wuat sagt die?«

Na, wie mir zumute war! Aber das half nun alles nichts, ich mußte der Wahrheit die Ehre geben.

»Ja, Mister Attila, die Amazone hat besser geschossen als Sie, Sie sind besiegt worden, Sie müssen der Amazone folgen.«

»Wohin denn? Als was denn?«

»Zunächst auf die Galeere. Als ihr Sklave.«

»Als ... Sklave?! Ach, machen Sie doch keine Geschichten.«

»Ja, Mister Attila, Sie kennen doch die Bedingungen ... «

»Was denn für Bedingungen?«

»Die wir gestern abend lang und breit besprochen haben. Na, nun stellen Sie sich mal nicht so! Sie waren doch selbst mit dabei!«

»Was geht mich denn an, was Sie mit diesen verrückten Weibern ausgemacht haben?«

»Mister Attila!« wurde ich jetzt etwas ungeduldig. »Sie kannten die Bedingungen, Sie haben eine Amazone zum Zweikampf im Bogenschießen herausgefordert –«

»Ist mir gar nicht eingefallen.«

»Doch! Sagen Sie nicht etwa, weil ich es gewesen wäre, der Ihre Gegnerin ausgesucht hätte ... «

»Das ist ganz nevermind dabei. Aber ich habe mich hier überhaupt außer Konkurrenz produziert, ich wollte nur einmal . . . «

»Das hätten Sie gleich sagen müssen! Daß Sie nicht willens waren, unter den bekannten Bedingungen zu schießen oder sonst zu kämpfen. Dann wäre natürlich auch keine Amazone gegen Sie aufgetreten. Sie kannten die Bedingungen! Hier geht es um Freiheit oder Gefangenschaft! Sie haben geschossen, eine Amazone hat besser geschossen als Sie, Sie sind besiegt, Sie müssen als Sklave dieser Amazone hinüberfolgen! Da gibt es gar nichts zu deuteln!«

»Als Sklave dieser Amazone, lassen Sie sich doch nicht auslachen!« lachte der Zwerg selbst, wieder einmal runksig werdend.

Aber das war es nicht, was mich veranlaßte, gegen ihn Partei zu nehmen. Ich stellte mich nur auf den Standpunkt des Rechtes.

»Komm, folge mir!« sagte jetzt die Begum.

»Nein. Ich will Euch noch einmal eine Probe geben, dann will ich mich unter Umständen bereit erklären.«

»Du bist bereits besiegt! Folge mir!«

»Nein.«

»Hast Du nicht gehört, was Dein Waffenmeister gesagt hat?«

»Mein Waffenmeister? Der mag der Meister aller Teufel sein, aber meiner ist er nicht. Mich gehts nichts an, was der schwatzt.«

»Dann muß ich Dich mit Gewalt fortführen lassen.«

Es hatten sich noch eine Masse andere Amazonen eingestellt, ein Wink, einige fremde Wörter, und zwei Amazonen gingen auf den Zwerg zu, schon mit ausgestreckten Händen.

»Probierts.«

Nur dieses einzige Wort, und da war die Situation schon geschaffen, die ich hier erst beschreiben muß.

Der Zwerg stand mit dem Rücken ganz nahe jenem Baumstamme. Cäsar hatte sich schon vorher zu seinen Füßen niedergelegt. In dem Augenblick nun, da Attila dieses einzige Wort aussprach, hatte er mit einem blitzschnellen Griff über seinen Rücken den Köcher entleert, einen Pfeil auf die schon zurückgezogene Sehne gesetzt, in der linken Hand, die den Bogen hielt, hatte er noch sieben andere Pfeile, zu deren Absenden er keine fünf Sekunden brauchte, und dann hatte er gleichzeitig noch den linken Fuß auf den Rücken des Hundes gestemmt.

So stand er da, fertig zum Schusse.

»Probierts.«

Aber nur ein einziges Mal hatte er es gesagt. Ganz ruhig, man sah in seinem Gesicht auch nicht den geringsten drohenden Ausdruck, nicht in den Augen. Aber . . .

Ob die beiden Weiber nun von selbst stehen geblieben wären oder nicht – jedenfalls hatte die Begum ein indisches Wort gerufen, und sofort blieben sie stehen.

Noch muß ich bemerken, um nichts zu vergessen, daß der riesenhafte Hund ganz friedlich dalag, die Schnauze auf den Vorderpfoten und behaglich blinzelnd. Dabei aber war er bereit, sofort los zu gehen. Dieser deutsche

Doggenhund mit tibetanischem Blute war durchaus nicht falsch, aber er sprang und biß ohne vorheriges Knurren und Zähnefletschen, ohne irgendwelche Warnung. Nur ein »Cäsar greift« und er schoß unvermutet wie ein Blitz auf den bezeichneten Gegner los. Er zählte kaum noch zu uns, hatte sich vollständig an den Zwerg gewöhnt, erkannte nur noch diesen als seinen Herrn an.

Die Begum, die Arme über der vollen Brust kreuzend, wandte sich mir zu.

»Liefere uns diesen Zwerg aus.«

»Das kann ich nicht.«

»Weshalb nicht? Du selbst hast bestätigt, daß ihn seine Gegnerin im ehrlichen Kampfe besiegt hat, daß auch er sich den Bedingungen unterwerfen muß.«

»Ja, das muß er, aber ausliefern kann ich ihn Euch nicht. Begum! Wäre dieser Mann einer von meinen Leuten, über die ich als Schiffsoffizier zu befehlen hätte, so würde ich ihn Dir ausliefern. Unbedingt! Und wenn er sich weigerte, so müßten sich alle meine Leute auf ihn werfen, und wenn er sie alle niedermachte, und wenn er sich verschanzte, seine Festung müßte erstürmt werden, ich würde auch den letzten Mann opfern, mich selbst, um ihn Dir auszuliefern . . . glaubst Du mir das auf mein Ehrenwort?«

»Ich glaube es Dir auch ohne Dein Ehrenwort.«

»Aber diesen Zwerg kann ich Dir nicht ausliefern. Kann nicht mit Gewalt gegen ihn vorgehen. Denn er ist unser Gast.«

»Er stehst unter den Gesetzen der heiligen Gastfreundschaft?«

»Ja.«

»Du schützezt ihn auch gegen uns?«

»Nein, in diesem Falle nicht. Das ginge zu weit. Du selbst kannst ihn Dir holen, durch Deine Weiber mit Gewalt, auch von Bord unseres Schiffes Wir werden Euch nicht daran hindern. – Hören Sie, Mister Attila, was ich sage? Es tut mir leid, aber ich kann nicht anders handeln.«

Beweglich stand der Zwerg da, den Pfeil auf dem Bogen.

»Ich weiß, daß Sie nicht anders handeln können,« entgegnete er jetzt, »als Ihnen Ehre und Gewissen vorschreibt, deshalb billige ich Ihren Entschluß, nehme es Ihnen nicht etwa übel. Aber fortführen lasse ich mich nicht. Wer mich anrührt, ist ein Kind des Todes.«

Die Begum wandte sich um. Hinter ihr, zehn Schritt entfernt, stand Rosamunde. Ihr reizendes Gesichtchen, ohne Schminke ein wirkliches Puppengesicht, schneeweiß mit rot angehauchten Bäckchen, war jetzt gänzlich weiß geworden.

»Das ist die Gattin dieses Zwerges?«

Ich bejahte.

»Ist es nicht recht und billig,« fuhr die Begum fort, »daß ich einen Bürgen dafür fordere, bis sich der Mann, den wir besiegt haben, uns freiwillig gestellt hat? Daß wir einstweilen seine Gattin mit uns nehmen?«

Schwer wäre mir die Antwort geworden, sehr schwer! Eigentlich hatte die Begum ganz recht. Andererseits verlangte sie zu viel. Ganz wie man die Sache auffaßte.

Ich sollte der Antwort enthoben werden.

Die Patronin trat vor, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen.

»Deine Forderung, Begum, ist recht und billig!« rief sie leidenschaftlich. »Wenn dieser Mann, der durch eine Deiner Amazonen im ehrlichen Kampfe besiegt worden ist, sich den Bedingungen nicht unterwirft, die er recht wohl gekannt hat, wenn er nicht freiwillig mit Dir geht, so nimm seine Frau als Bürge mit, bis er sich Dir freiwillig gestellt hat!«

So rief die Patronin leidenschaftlich.

Ja, sie hatte recht, ganz recht.

Wohl entstand jetzt unter meinen Jungen, die herbeigekommen waren, ein Gemurmel des Unwillens, es sah etwas nach Meuterei aus, aber es kam nicht so weit, und als wir dann die Sache mit Ruhe besprachen, mußten sie alle der Patronin ganz recht geben.

Sie hatte in die Bedingungen der Wettspiele gewilligt. Es war ganz anders gekommen, als wir geahnt. Aber ohne Murren hatte sie einen nach dem anderen ihrer Leute, die ihr alle, alle ans Herz gewachsen waren, hinübergehen sehen. Wir hätten die Wettspiele doch abbrechen können. Unsere Patronin war die letzte, die da feig zurücktrat. Sie selbst war bereit, wie sie dann auch noch beweisen sollte, sich mit an den Wettspielen zu beteiligen, auf die Gefahr hin, in lebenslängliche Sklaverei zu

wandern – wie kam jetzt dieser Zwerg dazu, einfach alle unsere ausgemachten Bedingungen nicht anzuerkennen? Sich auf die Hinterbeine zu setzen? Nein, das war nicht angängig, da konnte man auch noch andere Maßregeln ergreifen!

»Mister Attila, wollen Sie freiwillig mit der Amazone, die Sie regelrecht besiegt hat, auf die Galeere gehen?«

»Nein.«

»Dann ergreift seine Gattin, führt sie fort. Sie ist Eure Gefangene, bis sich Mister Attila selbst stellt.«

Dem Leser dürfte etwas auffallen.

Es war ja gar nicht nötig, dies Zwergin als Gattin fortzuführen, die konnte doch ganz aus dem Spiele bleiben.

Die Amazonen mochten sich doch den Zwerg holen, was ging denn sie wie die Patronin seine Frau an. Der Zwerg war doch hier zur Stelle.

Offenbar aber hatte es die Begum hauptsächlich auf die niedliche Puppe abgesehen, und wir anderen alle vergaßen im Drange des Gefechts die unlogische Forderung der Begum und den unlogischen Bescheid der Patronin.

»Nehmt seine Gattin mit, ich schütze sie nicht!«

Ein fremdes Wort der Begum, ein Kommando, und wieder waren es dieselben beiden Amazonen, welche sich umwandten und auf Rosemunde zuschritten.

Da aber sauste es an ihnen vorbei, der aufgeschnallte Riesenhund war es, und auf seinem Rücken saß der Zwerg. Im Nu hatte er seine Gattin erreicht, flog nur

so an ihr vorüber, dabei aber sie ergreifend und das federleichte Figürchen quer vor sich auf den Hunderücken werfend.

Wohl stürzten von allen Seiten die Amazonen herbei, aber da gab es noch Lücken genug, der Hund huschte zwischen ihnen hindurch und war mit seinen beiden Reitern zwischen den Bäumen verschwunden.

Schußwaffen besaßen die Amazonen ja nicht, nur einige waren noch einige Schritte gerannt, geflogen, die Zwecklosigkeit einer Verfolgung gleich einsehend, auch wurden sie durch einen Ruf ihrer Anführerin zurückgehalten.

Die Begum schien sich nicht viel daraus zu machen, man merkte ihr wenigstens nichts an.

»Wohl, er hat sich seiner Verpflichtung durch die Flucht entzogen. Wir werden ihn dennoch bekommen.«

»Und wenn er sich uns wieder zugesellt, Ihr könnt ihn Euch abholen, auch mit Gewalt, auch von Bord unseres Schiffes, wir werden ihn nicht schützen!« sagte die Patrocin, und dasselbe hätte auch ich gesagt.

»Ja, wir werden ihn uns in diesem Falle abholen.«

»Ihn Euch direkt ausliefern, das werden wir allerdings nicht. Meine Leute beteiligen sich nicht an seiner oder seiner Gattin Ergreifung.«

»Ich verstehe, ich verstehe. Du denkst gerecht, und Du wirst auch mich immer gerecht finden. Wollen wir die Wettspiele jetzt fortsetzen?«

Sie wurden fortgesetzt.

Das war aber nur der erste Teil der Episode gewesen, die wir mit dem Zwerge erlebten, es sollte noch furchtbarer kommen.

## 99. KAPITEL. ZWISCHENSZENEN.

Die Wettspiele wurden fortgesetzt.

Ja, die »Spiele«.

Konnte man das etwa noch »Spiele« nennen? Was den anderen bevorstand, wußten wir ja nun schon.

Und so geschah es.

Einer nach dem anderen meiner Jungen wurde besiegt und wanderte als Gefangener, als Sklave hinüber auf eine der Galeeren.

Aber was sollten wir tun?

Daß wir jetzt noch zurücktraten, das war gänzlich ausgeschlossen.

Wie mir dabei zumute war, das kann ich nicht schildern.

Ich heulte nicht mehr vor Wut, weinte nicht mehr vor Gram und Scham. Das hatte ich nun schon längst hinter mir.

Der blinde König dreht sich um.

»Bin ich denn ganz allein?«

So konnte bald auch ich sprechen.

Nur daß ich nicht blind war.

Mit meinen hellen Augen, mit furchtbarer Deutlichkeit sah ich, wie von meinen Jungen einer nach dem anderen hinübergeführt wurde. Wer würde von den 28 Matrosen

und 9 Heizern, dem alten, ursprünglichen Stamme der »Argos«, noch übrig bleiben? Voraussichtlich kein einziger! Es wurden die verwegensten Ideen ausgeheckt, um doch noch ab und zu einen Gefangenen zu befreien – nein, um wieder einmal einen Sieg zu erringen, um von unserer Ehre zu retten, was noch zu retten war.

Der Bandlwurm kam zu mir.

»Mensch was willst denn Du?!« fuhr ich ihn grimmig an, nachdem er seine Absicht offenbart hatte, mit in die Konkurrenz zu treten.

Denn dieses endlos lange Laster konnte nichts weiter als Teller zerschmeißen. Er hatte während seines Aufenthaltes an Bord als Tellerwäscher schon mehr Porzellan zerbrochen, als unsere Spinde faßten, sie mußten immer wieder einmal gefüllt werden.

»Ich weiß, wie ich eine Amazone besiege. Ganz bestimmt, was ich vormache, das kann mir keine nachmachen.«

»Na was denn?!«

»Wer von den Amazonen hier dieses Taschentuch auf diesen Ast legen kann, ohne dabei zu springen, im Stehen, die Füße dürfen den Boden nicht verlassen.«

Mit diesen Worten zog der Kerl aus der Hosentasche einen entsetzlich schmutzigen Lappen hervor und legte ihn, ohne sich besonders zu recken, auf einen Baumast, der sich mehr als zweieinhalb Meter über dem Boden befand.

»Wer mir das nachmachen kann. Und das ist doch auch eine körperliche Leistung, dabei braucht man doch nicht sein Gehirn anzustrengen.«

Ich starrte den Sprecher groß an.

Wahrhaftig, der Kerl hatte Recht!

Auch insofern, als dabei der menschliche Scharfsinn nicht im geringsten angestrengt zu werden brauchte.

Und gewiß, das machte ihm keine einzige Amazone nach, keine von ihnen war auch nur zwei Meter groß, und da konnte sie noch längst nicht nach da oben hinauflangen, was unser Bandlwurm von 2,35 Meter Länge mit leichter Mühe ausführte. Gesprungen durfte also nicht werden, die Füße mußten dabei am Boden bleiben.

Aber ich ging nicht darauf ein.

Ich hätte mich geniert, der Begum so etwas vorzuschlagen, als einen Zweikampf.

Zunächst mußte ich aus vollem Halse lachen. Weiß nicht warum. Es war Galgenhumor. Ich brauchte einmal eine Erschütterung, um nicht in Verzweiflung zu fallen. Oder vielleicht war es auch ganz echter Humor. Hatte dieser Kerl dann nur gar keine andere Waffe für Einen geplanten Zweikampf, nicht irgend ein anderes Objekt als gerade diesen entsetzlich schmutzigen Lappen, den er mit dem heitersten Optimismus sein Taschentuch nannte?

Wirklich, das war es, was meine Lachmuskeln in so krampfhaftige Bewegung setzte.

»Na, gehe mal selbst hin zur Begum, mache ihr den Vorschlag,« sagte ich dann, »vielleicht geht sie drauf ein.«

Bandlwurm schob ab.

»Aber Du brauchst nicht zu sagen, daß ich Dich geschickt habe, Du kommst allein mit Deinem Vorschlage!« rief ich ihm noch nach.

Denn wirklich, ich selbst hätte mich geniert, den Amazonen diesen Vorschlag zu machen.

Bandlwurm hatte die Begum bald gefunden. Sie kam ihm gerade entgegen, und so geschah es, daß die Auseinandersetzung noch in meiner Nähe stattfand, daß ich alles verstehen konnte.

Zunächst sprach nur Bandlwurm auf Englisch, setzte auseinander, was er wollte.

Und da geschah wieder etwas, daß ich die krampfhaftesten Anstrengungen machen mußte, um nicht laut aufzulachen.

Plötzlich wich die Begum entsetzt zurück.

Bandlwurm hatte nämlich sein Taschentuch wieder eingesteckt gehabt, und der blieb bei diesem Objekt, fand in seinem Bandwurmgehirn kein anderes, zog wiederum den Fetzen aus der Hosentasche, als gebe es aus der Welt nichts weiter, was man dort auf jenen Baumast legen könnte.

Nun befand sich aber die Hosentasche dieses menschlichen Riesenwurmes in der Brusthöhe eines anderen normalen Menschen, und Bandlwurm brauchte nur leicht den Unterarm zu heben, so hatte die Begum den schmierigen Lappen direkt vor der Nase.

Das war es gewesen, weshalb sie geradezu entsetzt zurückgefahren war. Wozu sie ja auch allen Grund hatte.

Man verlange nicht von mir, daß ich dieses sogenannte »Taschentuch« beschreiben soll. Es war fürchterlich, was der Kerl da in seiner Tasche mit sich herumschleppte, was der mit diesem Lappen schon alles abgewischt haben mochte!

Dieses erschrockene Zurückfahren der Begum war das erste gewesen. Es sollte aber noch besser kommen.

»Was sind Sie?« hörte ich sie jetzt fragen, und zwar auf Englisch, wie sie noch mit halbzurückgeneigtem Leibe dastand. »Matrose oder Heizer?«

Der Riese klappte die Hacken seiner ungeheuren Plattfüße zusammen und richtete sich noch höher empor.

»Tellerwächter an Bord der »Argos«!« meldete er militärisch.

Und da sehe ich, wie die Begum, noch so halb abgewendet mit zurückgeneigtem Oberkörper stehend, den noch immer vorgehaltenen Lappen betrachtet – und da sehe ich, wie sie in ganz eigentümlicher Weise den Mund verzieht, ein ganz schiefes Maul macht.

Und da drehte ich mich schnell um, um etwas recht Trauriges zu sehen, wie meine Jungen besiegt und abgeführt wurden, denn da konnte einem das Lachen doch vergehen.

Jetzt war es die Begum, die mich aufsuchte.

»Monsieur maitre des armes! Da war soeben einer Deiner Leute bei mir, ein sehr langer Riese – dort läuft er ja noch! – Der machte einen Vorschlag, den kann ich doch unmöglich annehmen!«

»Selbstverständlich nicht, selbstverständlich nicht!«  
beeilte ich mich zu versichern.

»Du weißt, wie er seine Körperlänge benutzen wollte,  
um . . . «

»Ich weiß, ich weiß, er war erst bei mir, aber ich sagte  
ihm gleich, daß . . . «

»Das ist doch kein ehrliches Kampfspiel . . . «

»Die Sache ist erledigt, Begum, die Sache ist erledigt!«  
Wir trennten uns wieder, ich ganz schamerfüllt.

Das war der erste Fall gewesen, da so ein sonderbares  
Mittel gewählt wurde, um für uns zu retten, was noch zu  
retten war. Der zweite Fall folgte sofort hinterher.

Fabs näherte sich mir, schüchtern wie immer. Mister  
Balduin Fabian, unser Bordlehrer für die Kinder. Einfach  
unser Fabs. Er war noch ganz derselbe. Seine Nase war  
ihm noch nicht gewachsen, noch immer wunderte man  
sich, wie auf diesem Fragment von einer Nase der Brillensteg  
einen Halt finden konnte, noch immer sah er verhungert  
aus, und dabei kaute er noch immer, sobald er sich unbeobachtet  
glaubte. Im übrigen ein guter Mensch! Und ein tüchtiger  
Lehrer und Pädagoge dazu. Das war aber auch alles, was  
er konnte, die Kinder unterrichten. Höchstens noch, daß er  
sich dadurch nützlich machte, an Bord auf Insektenreinheit  
zu halten. Er untersuchte immer die Hunde und die anderen  
Tiere unserer Menagerie auf Flöhe. Das war sein Steckenpferd,  
seine Liebhaberei in den Mußestunden. Ach, war das  
Schulmeisterlein glücklich, wenn es einmal einen Floh entdeckte  
und ihn haschen konnte.

Als er den letzten Bissen verschluckt, hatte er mich erreicht. Oder es war auch nicht nötig, daß er ihn verschluckt hatte. Fabs verstand die Kunst, hatte sie sich durch jahrelange Übung angeeignet, einen ganzen Kloß im Munde zu behalten, ohne daß man etwas davon merkte, nichts von geschwollenen Backentaschen. Er mußte sich hinten in der Kehle ein besonderes Futteral angeschafft haben. Ein ganzes hartgekochtes Ei fand darin Platz, das hatte ich einmal konstatiert. Und so konnte er auch noch sprechen. Nur mit ein klein wenig belegter Stimme.

»Herr Waffenmeister,« begann er schüchtern, »ich möchte einen Gefangenen befreien.«

»Sie?!« konnte ich vorläufig nur erstaunt hervorbringen, nicht gerade sehr artig.

Aber was wollte der denn diesen Athletinnen vormachen, wenn alle geistigen Kämpfe ausgeschlossen waren? Etwa einen Kartoffelkloß in den Mund nehmen und dann noch klar und deutlich das Vaterunser beten? Oder erst einen Pudelhund im ätzenden Seifenwasser baden und dann noch in seinem Felle einen lebendigen Floh auftreiben?

»Ich glaube, ich kann eine Amazone besiegen.«

»Ja womit denn, wodurch denn, mein lieber Fabs ... mein lieber Herr Fabian, wollte ich sagen.«

»Indem ich sie herausfordere, mir das nachzumachen, was ich ihr vormache.«

»Ja ja.«

»Es dauert aber etwas lange.«

»Ach darauf käme es nicht an, Zeit haben wir genug.«

»Es dauert vier . . . «

Er hatte es wohl ausgesprochen, aber ich hatte es nicht verstanden, er hatte gerade einmal geschluckt.

»Vier ganze Stunden würde der Wettkampf dauern?«

»Vier Wochen.«

Ich reckte meinen Hals vor, glaubte nicht richtig gehört zu haben.

»Vier ganze Wochen?!«

»Vier ganze Wochen. Es dürfte sich auch in drei Wochen machen lassen, schon in zwei Wochen, aber bei vier Wochen bin ich meiner Sache ganz sicher, das macht mir keine Amazone nach.«

Ich durfte meinen Hals wieder zusammenziehen, ich hatte richtig gehört.

»Vier ganze Wochen soll der Zweikampf dauern?« fragte ich nur nochmals.

»Vier ganze Wochen.«

»Ununterbrochen?«

»Ja freilich, unterbrochen werden darf er doch nicht.«

»Doch nicht etwa auch des Nachts?« scherzte ich.

»Gewiß doch, da macht die Nacht doch gar keinen Unterschied.«

»Ja mein lieber Fabs – Herr Fabian, wollte ich sagen – was ist denn das nur für eine Art von Zweikampf, der vier ganze Wochen ununterbrochen Tag und Nacht währt?«

»Ich kann hungern. Ich kann vier Wochen lang hungern, ohne einen Bissen zu essen.«

Ach soo!

»Haben Sie denn schon einmal so lange gehungert?« fragte ich zunächst, und es interessierte mich wirklich, weil man diesen Schulmeister ja sonst nur fortwährend kauen sah.

»Jawohl. Vier ganze Wochen. Nur Wasser durfte ich trinken.«

»Freiwillig?«

»Ganz freiwillig.«

»Sie produzierten sich als Hungerkünstler?«

»Nein, das eigentlich nicht.«

»Um sich von einer Krankheit zu kurieren?«

»Ich war so kerngesund wie jetzt.«

»Sie hatten kein Geld, um sich zu ernähren, und schämten sich zu betteln?«

»Ganz im Gegenteil, ich hatte 6000 Mark geerbt.«

»Und da fingen Sie freiwillig zu hungern an?«

»Ja, um dieses Geld am besten anzulegen.«

»Na, wissen Sie was, Herr Fabs, nun erzählen Sie mir mal diese ganze Geschichte ausführlich, sonst drehen wir uns weiter so in Rätseln herum. Zeit haben wir ja genug.«

Er erzählte.

Schade, daß ich es schriftlich nicht so wiedergeben kann, wie er es tat, so bescheiden, so schüchtern, so melancholisch lächelnd dabei, immer alle Welt um Entschuldigung bittend, daß er überhaupt geboren war. Es würde nie wieder passieren.

Herr Balduin Fabian, damals noch in Deutschland wirkend, war Hauslehrer bei einer begüterten, kinderreichen Familie gewesen, als ihm durch Erbschaft 6000

Mark zugefallen waren. Die Familie hatte vegetarisch gelebt, der Hauslehrer war zum Vegetarismus bekehrt worden und machte, wie es da immer im Anfange ist, mit fanatischem Eifer Propaganda für die naturgemäße Lebensweise.

Nun waren dem armen Schlucker plötzlich 6000 Mark in den Schoß gefallen. Was nun tun? Seine ideale Überzeugung, daß der Mensch von der Natur dazu bestimmt ist, Heu und anderes Gemüse zu fressen, wurde durch den Mammon nicht im geringsten erschüttert. Im Gegenteil, jetzt hatte er die Machtmittel in Händen, um noch ganz anders als Apostel für den Vegetarismus zu wirken. So viel es auch in Deutschland schon vegetarische Zeitschriften gab, so fehlte es seiner Meinung nach doch noch an der richtigen.

Also Herr Balduin Fabian gründete eine neues vegetarische Zeitschrift. Zweimal wöchentlich sollte sie erscheinen, später hoffentlich täglich. Wie die nun am besten und schnellsten einführen?

Eigentlich war es gar kein so übler Gedanke, den Herr Balduin Fabian da ausgeheckt hatte. Es war ein Geschäftstrick, der einem echten Yankee Ehre gemacht hätte.

Zur naturgemäßen Lebensweise gehört auch – wenigstens nach Ansicht der Vegetarier, Kaltwasserhelden und ähnlicher Geister – daß der Mensch ab und zu fastet, hungert. Gleich einmal tagelang. Das soll sehr gesund sein. Vielleicht haben sie recht. Mir bekommt es nicht. Ich bekomme davon immer so eine Leere im Magen. Doch

die Körperkonstitutionen sind eben verschieden, und die Einbildung macht viel. Ich bilde mir ein, wenn ich einmal unfreiwillig hungern muß, daß ich davon schwach werde, und dann ist das eben nicht meiner Gesundheit dienlich. Ebenso wie ich auch ein Rumpsteak von nur einem Viertelmeter Länge einer ganzen Fuhre Heu vorziehe, und wenss auch die delikateste Sorte wäre.

Also der reiche Herr Balduin Fabian ging hin zu einem Äskulapjünger, auch Arzt genannt.

»So und so, Herr Doktor, ich möchte einmal vier Wochen lang fasten, absolut hungern. Oder so lange wie ich kann. Und wenss ein halbes Jahr ist. Wollen Sie mich dabei beobachten? Immer kontrollieren? Meine Atmung, meinen Herzensschlag, Gewichtsabnahme und so weiter?«

Ei gewiß, da war der Arzt sofort dabei! Er hatte eine eigene Klinik, da sperrte er den freiwilligen Hungerkünstler als Versuchskaninchen mit hermetischem Abschluß ein, und die Geschichte ging los.

Wirklich, es war ein ganz geschickter Geschäftskniff! Denn natürlich gab der Hungerkünstler unterdessen seine Zeitung heraus. Noch ehe er die Kur antrat, erschienen schon die erste Nummer, die er zusammengeschrieben, sie kündigte sein Hungerexperiment an, die nächste

Nummer brachte schon das Resultat der ersten Tage, Gewichtsabnahme, allgemeines Befinden, üble Zu- und Anfälle, Pulsabnahme, was für Kraftleistungen er ausführte, zum Beispiel indem er aller zwei Stunden eine Handquetsche zusammendrückte, auch Rechenexempel mußte er lösen, um die Wirkung des Hungers auf das Gehirn zu kontrollieren, wie er in der zweiten Nacht von Gras und Disteln geträumt hatte, in der dritten Nacht aber schon von himmlischen Dingen, denen sich in der vierten Nacht nur leider ein in Brotteig gebackener Schinken beigemischt hatte und so weiter, das wurde alles ganz gewissenhaft berichtet, die Wahrheit von dem berühmten Arzt notariell beglaubigt. Bis auf den Schinken in Brotteig. Die Träume konnten nicht kontrolliert werden, da mußte man sich auf die Ehrlichkeit des Hungerkünstlers verlassen.

Natürlich wurden die sensationellen Berichte über diese Hungerkur von aller Welt mit wahren Heißhunger verschlungen. Also die Zeitung wurde in zehntausenden von Exemplaren verkauft.

Das heißt, so meinte Herr Balduin Fabian in seiner Hungerzelle, so hoffte er wenigstens!

Schon in der dritten Woche merkte er, doch immer in voller Redaktions- und Expeditionstätigkeit, daß die Sache schief ging. Die Herausgabe und Einführung solch einer neuen Zeitung kostet doch ein Heidengeld, und die Abonnenten blieben aus.

Und als Herr Balduin Fabian den 28. Hungertag beendete, da hatte er in seinem Geldhafen, auf Französisch

Portemonnaie genannt, keinen einzigen Pfennig mehr, um sich einen Zwieback oder eine halbe harte Semmel zu kaufen, da hatte er auch schon große Schulden aufgehäuft, alle seine Habseligkeiten waren bereits von Gläubigern gepfändet worden, und außerdem präsentierte ihm der edle Arzt, mit dem er vorher weiter keine Abmachung genossen, auch noch eine Rechnung über 800 Mark, für vierwöchentliche Behandlung in seiner Klinik unter ständiger Aufsicht!

So hatte mir unser Bordlehrer jetzt erzählt.

Und wie er dies nun erzählt hatte! Mit so wehmütiger Heiterkeit.

Ei Du heiliges Kanonenrohr!

Da soll man nun nicht vor Lachen losplatzen!

Erbt das arme Schulmeisterlein 6000 Mark und weiß damit nichts anderes anzufangen, als sich einsperren zu lassen und vier ganze Wochen zu hungern, und wie er damit fertig ist, da ist sein Geld alle!

Für diese 6000 Mark hätte er eine Million Schiffszwiebäcke bekommen, erste Sorte durchstochen, da wäre er für sein ganzes Leben verproviantiert gewesen, hätte bis zu seinem hundertsten Jahre nie wieder zu hungern brauchen. Oder hätte er dieses ganze Geld auf einmal verhaun, nur an einem einzigen Tage den fünfzigfachen Millionär gespielt, hätte gebratene Kanarienhähnchen gespeist, echte Harzer Roller, oder als Vegetarier in Rosenöl gebackene Orchideen mit Vergißmeinnichtsauce, dann hätte er von seinen 6000 Mark doch wenigstens etwas gehabt, eine schöne Erinnerung!

Nein, muß das Kerlchen achtundzwanzig Tage hungern, um sein ganzes Geld verlieren zu können!

Soll man da nicht lachen?

Nein, ich lachte nicht.

Obgleich ich den Humor dabei recht wohl empfand.

Aber ich betrachtete die ganze Sache auch von einer anderen Seite.

Natürlich ... wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Das ist ein ganz hundsgemeines Sprichwort, ein hundsgemeiner Kerl, der ihm huldigt!

Die Sache war eben schief gegangen.

Wenn sie aber nun geglückt wäre? Wenn er die Zeitung glänzend eingeführt hätte? Dann wäre Herr Balduin Fabian heute ein reicher Zeitungsverleger und würde wegen jenes Hungertricks als genialer Geschäftsmann bewundert werden.

So ist die Welt!

Zu dieser Welt möchte ich nicht gehören.

Und da ich ihn nicht verspottete, hätte ich wenigstens herzlich lachen dürfen, wozu ich ja allerdings auch die größte Lust hatte, aber ich tat es nicht, bezwang mich, um den armen Kerl nicht zu kränken.

»Und was geschah nun weiter?« fragte ich teilnahmsvoll.

»Ich hatte wirklich keinen Pfennig in der Tasche, der Arzt warf mich einfach hinaus, als ich sagte, daß ich seine Rechnung nicht bezahlen könne, und meine Wohnung

und die Geschäftsräume der Zeitung fand ich schon versiegelt. Obgleich ich wirklich gar keinen Hunger hatte, sagte ich mir doch, daß ich jetzt unbedingt etwas essen müsse, eine ganz leichte Speise. Betteln kann ich nicht, wußte niemand, der mir aushelfen könnte. Schon wollte ich meine Weste verkaufen, als ich zufällig in einem ausgehängten Zeitungsblatte las, daß für eine Privatschule sofort ein Elementarlehrer gesucht würde. Ich sofort hin ...«

»Fühlten Sie sich denn nach der vierwöchentlichen Hungerkur nicht ungemein schwach?« mußte ich erst einmal fragen.

»Ja und nein. Wie mans nimmt. Ich hatte ja allerdings oftmals böse Anfälle von Schwäche gehabt, aber das war überstanden. Zur Zeit fühlte ich mich gerade sehr kräftig und elastisch. Das sind freilich anormale Zustände, eine Überspannung, die sich später bitter rächt. Ich stellte mich vor, erzählte gleich ganz offen, wer ich war und was ich durchgemacht hatte. Man lachte. Aber die Hauptsache war doch dem Direktor, daß ich für den mir gebotenen Hungerlohn bereit war, die angebotene Lehrerstelle zu übernehmen. Also Elementarfächer. Und außerdem mußte ich Turnstunden geben. Ob ich turnen konnte. Jawohl, das konnte ich. Ich sollte gleich etwas vormachen. Daß ich vier Wochen lang keinen Bissen über die Lippen gebracht hatte, schien der Herr Direktor ganz vergessen zu haben. Und da machte ich am Reck den Bauchaufschwung, was dem Herrn Direktor vollständig

für meine Legitimation als Turnlehrer genügte. Sie wissen doch, Herr Waffenmeister, daß ich den Bauchaufschwung kann.«

Ja das wußte ich. Herr Balduin Fabian war sonst ein sehr schwacher Turner, beteiligte sich auch nicht an unseren athletischen Übungen, aber den Bauchaufschwung konnte er, worauf er sehr stolz war.

»Und da machten Sie den Bauchaufschwung?«

»Jaaa, da machte ich den Bauchaufschwung!« seufzte der Pädagoge verschämt, mit seitwärts geneigtem Kopfe. »Obgleich ich so etwas wie einen Bauch doch gar nicht mehr hatte. Jaaa, da machte ich am Reck den Bauchaufschwung. Und da war ich engagiert. Mußte gleich zwei Unterrichtsstunden abmachen. Dann bekam ich mein Mittagsessen vorgesetzt. Eine Scheibe Kommisbrot mit kaltem Käse. Kaltes Mittagsessen meinte ich. Die Lehrer in dieser Anstalt aßen erst des Abends warm, was die Pensionäre vom Mittag übrig gelassen hatten.«

Ach Du heiliger Klabautermann!

Eine Scheibe Kommisbrot mit kaltem Käse! Wie das herausgekommen war!

Da allerdings platzte ich los, und niemand konnte es mir verübeln.

»Ja, Herr Waffenmeister,« fuhr er dann eifrig fort, »und nun erbiere ich mich, solch seine vierwöchentliche Hungerkur noch einmal durchzumachen. Ich weiß, daß ich dazu imstande bin. So eine Amazone soll es gleichzeitig mit mir tun. Und zwar schlage ich vor – wenn es auch nicht gerade edel ist – wir wählen eine recht dicke

aus. Die verträgt das Hungern am allerwenigsten, kommt mindestens dabei ganz von Kräften. Und dann, wenn wir fertig sind, am 28. Tage, soll jeder einen Bauchaufschwung machen. Ich garantiere, daß ich ihn fertig bringe, während ich es stark von der einst dick gewesenen Amazone bezweifle. Und ich werde das selige Gefühl genießen, einem bedauernswerten Sklaven die Freiheit zurückgegeben zu haben.«

Ich lachte noch immer, stärker als zuvor. Denn jetzt stellte ich mir im Geiste vor, wie sich die beiden gegenüber saßen, der klapperdürre Schulmeister und die dicke Inderin, und sich gegenseitig anhungerten, vier ganze Wochen lang. Und wie sie dann den Bauchaufschwung probierten. Und zu welchem Zwecke diese vierwöchentliche Hungerkur? Wegen solch einer menschlichen Fettkugel!

Sein Angebot mußte natürlich abgelehnt werden. Ich hätte doch gar nicht gewagt, es der Begum vorzutragen. Ich sagte es ihm mit schonenden Worten, mit Worten des Dankes für seine edle Opferwilligkeit. Schüchtern und linkisch wie er sich mir genah, ging er wieder von dannen, zog gleich nach den ersten Schritten hinten aus der Schößentasche seines Bratenrockes ein Taschentuch hervor, putzte sich die Nase, aber das war nur Nebenzweck, die Hauptsache bestand darin, daß er, wie wir alle recht wohl wußten, wenn man es auch nicht bemerkte, gleichzeitig ein Stück Hartbrot in den Mund schob.

Der arme Kerl litt eben an zurückgetretenem Hunger, an ewigem Heißhunger. Um an der gemeinschaftlichen

Tafel besondere Leistungen zu zeigen, dazu war er zu schüchtern. Oder er konnte vielleicht gar nicht größere Portionen essen, es war wirklicher Heißhunger, der ihn immer plagte, das ist eine ganz ernst zu nehmende Krankheit, deshalb mußte er immer kauen, was er natürlich seinem Charakter nach dem stillen Veilchen gleich im Verborgenen tat, war so bescheiden, sich mit Hartbrot zu begnügen. Trotz alledem oder vielleicht gerade deshalb konnte er recht wohl zum Hungerkünstler befähigt sein, viel mehr als ein normaler Esser.

Übrigens zeigte es sich bald, daß die Begum auch einmal eine Herausforderung zum Zweikampf abschlagen konnte, wenn der Gegner durch eine besondere Befähigung des Körpers ihren Amazonen gar zu sehr überlegen war.

Kaum war der Lehrer fort, als Gruh mit Riesensätzen angesprungen kam.

Wer das war? Wenn ich ihn Känguruh nenne, würde ihn der Leser gleich wieder erkennen. Jim Snyder, das menschliche Känguruh. Eine ganz regelrechte Mißgeburt, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, indem er einbeinig geboren war, und zwar nicht mit einem Beinstummel, sondern sein einziges Bein, das weder eine Eigentümlichkeit des linken noch des rechten aufwies, saß mitten unter dem Rumpfe, sonst war es normal, hatte aber keinen Fuß, nur eine Art von kleinem Huf, und es war nicht nötig, daß er darunter eine breitere Gummiplatte trug, er konnte auch so darauf springen und sogar stehen, mußte dann allerdings sehr balancieren, fiel

leicht um, wenn er eben nicht immer sprang, so daß er für gewöhnlich doch eine breitere Platte daran befestigt hatte.

Ich muß über unseren Gruh, wie wir ihn abgekürzt nannten, noch etwas ausführlicher sprechen, weil er noch eine Hauptrolle spielen wird, von jetzt an.

Der einstige Knabe hatte sich zum Jüngling entwickelt. Er war schon immer ein stiller, verschlossener Charakter gewesen, und er war es immer mehr geworden. Es war mit ihm überhaupt ein großes Rätsel verknüpft. Geistig ganz normal entwickelt, sogar ein höchst intelligenter Junge, schien er doch wie unter fremden, unkontrollierbaren Einflüssen zu stehen. Auch er hatte sich nach meinem Rezept mächtig trainiert, war mit immer schwereren Gewichten gesprungen. Dieses Rezept ist ja so überaus einfach, aber bei seiner früheren Ausbildung war es doch nicht angewandt worden. Übrigens bestand das Ei des Kolumbus, das ich gelegt hatte, auch nicht darin, daß man das Gewicht, welches man heben will oder sonstwie zum Training als hindernden Ballast gebraucht, ab und zu um einige oder auch nur um ein Pfund vermehrt, sondern um die alltägliche Zunahme von nur wenigen Gramm, dies aber nun auch ganz konsequent durchgeführt! Ich werde gleich nachher noch einmal davon sprechen, was hierdurch selbst der schwächlichste Mensch für außerordentliche Kraftleistungen erzielen kann.

Schier fabelhaft war es, was dieses Einbein im Hochsprung, Weitsprung und Schnellauf leistete. Er schlug darin jeden zweibeinigen Weltrekord. Manchmal schien

es für ihn gar keine Grenzen zu geben. Mit 20 Pfund auf den Schultern belastet, sprang Gruh noch zwei Meter hoch. Dann hätte er ohne Gewichte doch wenigstens einen Viertelmeter höher springen müssen. Aber da irrte man sich eben. Er schnallte die Gewichte ab – und konnte nicht mehr über einen Stuhl springen. Und so war es in allem. Seine Leistungen waren unkontrollierbar. Manchmal rannte er mit einem Windhunde um die Wette, manchmal konnte er auf seinem Beine kaum noch langsam hüpfen. Ob Gewichte oder nicht, das war dabei ganz gleichgültig. Er selbst vermochte nicht zu sagen, woher das käme. Nicht etwa, daß er in seinem Klumpfuß Schmerzen gehabt hätte. Körperlich war er vollständig disponiert. Es waren seelische Einflüsse, denen er unterlag.

Das war übrigens auch schon im Zirkus des Direktors Smetani so gewesen, der das einbeinige Kind erst gekauft und ausgebildet hatte. Das Auftreten des menschlichen Känguruhs in der Manege war stets ein Risiko gewesen. Der kleine Jim konnte plötzlich total versagen, und da war nichts dagegen zu machen.

Das aber hatte sich geändert, als das Zwergehepaar zu dem Zirkus gekommen war. Rosamunde war es, die den geheimen Einfluß ausübte, in ihrer Gegenwart war Jim stets zu seinen Höchstleistungen befähigt.

Das war nach und nach entdeckt worden, denn Jim hatte es natürlich nicht gestanden – nämlich, daß er zu der menschlichen Puppe in Liebe entbrannt war. Denn um weiter nichts handelte es sich dabei.

Und so blieb es auch bei uns an Bord. Zwischen den beiden bestand ein Liebesverhältnis, freilich ein ganz einseitiges, außerdem ein ganz harmloses, ein platonisches, in dieser Hinsicht auch nicht nur einseitiges, und ein ganz rührendes dazu. Merkwürdig war es ja genug. Der einbeinige Jüngling drückte seine innige Liebe für die reizende, lebendige Puppe nur dadurch aus, daß er stundenlang dasitzen und sie anstarren konnte. Nicht einmal mit verzückten Augen, sondern eben nur mit starren. Wie er überhaupt etwas Starres, Regungsloses an sich hatte. Und nicht einmal an Aufmerksamkeiten dachte er. Wenn Rosamunde etwas fallen ließ, so fiel es ihm gar nicht ein, hinzuspringen und es ihr aufzuheben. Das ließ sich schließlich noch begreifen. Er war eben so in Bewunderung der Puppe versunken, daß er so etwas gar nicht merkte. Aber auch nicht etwa, daß Gruh vor ihrer Kabinentür schief, so weit ging die Romantik nicht, und nicht einmal, daß er für sie auch nur ein Blümchen pflückte. Die ganze Anbetung bestand nur in einem stummen Anstarren. Auch nicht, daß er errötete, wenn sie ihn ansprach. Antworten tat er freilich auch nicht. Er war immer ganz in ihrer Betrachtung versunken. Und dann eben, daß das menschliche Känguruh in Gegenwart der Zwergin immer zu seinen Höchstleistungen befähigt war. Wenn er wußte, daß die Augen seiner Angebeteten auf ihm ruhten, so schienen an seinem Beine geradezu Schwingen zu wachsen. Und wenn er merkte, daß sie ihn nicht mehr beobachtete, so verließ ihn plötzlich alle

Kraft und Elastizität, er verwandelte sich in einen einbeinigen Krüppel. Was aber nicht so ganz buchstäblich ist, etwa als hätte ihn nur ihr Blick hypnotisiert. Auch ohne ihre Gegenwart war er manchmal zu außerordentlichen Leistungen befähigt, und dann brauchte er auch nur zu wissen, daß er etwas im Interesse seiner Angebeteten tat, wenn es einmal etwas für sie zu holen galt, dann machte er Sätze von vier Meter Länge, sprang auch über Gräben von sechs Meter Breite und über Hecken von zwei und noch mehr Meter Höhe.

Der Zwerggatte duldet dieses Verhältnis. Wenn es da überhaupt etwas zu dulden gab. Es war ja durchaus harmlos. Ja und doch, Mister Wenzel-Attila hätte eiser-süchtig sein können. Er war es nicht. Er war ein Gentleman und überhaupt im Grunde genommen ein guter Mensch und ein einsichtsvoller dazu. Die drei hatten sich überhaupt vollkommen aneinander gewöhnt, gehörten zusammen. Das war schon damals im Zirkus so gewesen. Wenn uns der Hundereiter einmal verlassen würde, um wieder selbständig seinem Artistenberufe nachzugehen, so würde auch das menschliche Känguruh ihn begleiten.

Als vorhin der Zwerg mit seiner Gattin geflohen, war mir der Gedanke sofort durch den Kopf geschossen, was Gruh dazu sagen würde, aber ich hatte noch keine Zeit gehabt, weiter daran zu denken.

Dann war ja gleich Simson mit seinem Vorschlage gekommen, dann der Bandlwurm dann der Hungerkünstler, und diese Zwischenepisoden hatte ich nur als günstige Gelegenheiten aufgefaßt, um meine verzweifelte

Stimmung zu zerstreuen, denn auch sonst dachte ich ja an alles andere als wie daran, wie das menschliche Känguruh das Verschwinden seiner Angebeteten auffassen würde.

Da gestern abend Mister Attila mit aller Entschiedenheit erklärt hatte, sich an den Wettkämpfen nicht zu beteiligen, so war das auch von Gruh von vornherein ausgeschlossen gewesen. Er war heute früh, wie auch das Zwergehepaar, an Bord des Schiffes geblieben, wie überhaupt alle, die sich nicht an den Wettspielen beteiligten oder nicht ganz besonderes Interesse daran hatten. Denn wegen der Nähe der Amazonen hatten wir unser Hauptquartier doch lieber aufs Schiff verlegt, die Hunde als Wächter konnten doch einmal versagen. Es mußten wenigstens einige Menschen an Bord anwesend sein. Das waren der erste Steuermann, die beiden Maschinisten, der Zimmermann, Vater Abdallah, seine Töchter und Dienerinnen und noch einige andere. Lord Harlin zum Beispiel grübelte gerade über ein Schachproblem nach, das ließ sich der durch nichts stören, Doktor Isidor schlief seinen gestrigen Rausch aus.

Das Zwergenpaar hatte das Schiff verlassen, ohne etwas von seiner Absicht zu sagen, sonst wäre Gruh ganz sicher sofort mitgekommen.

Jetzt erst mochte er das Resultat erfahren haben, jetzt kam er angesetzt, schon mehr geflogen als gesprungen, und zwar wie immer, wenn er seine ganze Kraft entwickeln wollte, ohne an den Klumpfuß geschnallte Gummiplatte.

Mit dem letzten Satze von mehr als vier Meter Länge wurzelte er vor mir im Boden.

»Mister Attila und Rosamunde sind auf dem Cäsar geflohen?«

Ganz ruhig hatte er es gefragt, so war auch sein Gesicht.

Es war ein hübsches, gesundes, männliches Gesicht mit schwarzem Flaumbärtchen, aber etwas merkwürdig Starres, Ehernes lag darin, und es blieb immer dasselbe. Dieser Jüngling konnte nicht lachen und nicht weinen, nicht erblassen und nicht erröten. Und wenn er stundenlang gehetzt war, sein Atem und sein Puls ging nicht im geringsten schneller, kein Schweißtropfen und gar nichts. Grund zu einer besonderen seelischen Erregung hatte er bei uns an Bord wohl noch nicht gehabt, aber ich wußte schon, daß auch eine solche keine Verwandlung bei ihm hervorgebracht hätte. Aber ich ahnte auch, daß dieser Jüngling nicht etwa ein seelenloser Stockfisch war, sondern . . . hier hatte die Natur einmal einen gewaltigen Charakter geschaffen, einen geborenen Helden, der, wenn er wollte, die ganze Welt besiegt zu seinen Füßen niederlegte, noch einen ganz anderen Charakter als einen Napoleon, aber die Natur hatte ihm das zweite Bein mitzugeben vergessen, und so war er unter die Artisten geraten, war das menschliche Känguruh geworden.

Jetzt, jetzt hätte er seelisch furchtbar erregt sein müssen!

Keine Spur davon. Nur eine sachliche Frage, höflich gestellt.

»Sie haben es gehört?«

»Der zweite Steuermann hat mir soeben alles erzählt. Ich weiß alles, kenne die Bedingungen. Sie erlauben doch, Herr Waffenmeister, daß auch ich jetzt in die Konkurrenz trete, für Mister Attila. Wenn ich siege, so ist er also frei. Seine Gattin kommt ja gar nicht weiter in Betracht.«

»Wenn Sie dies vorhaben, so verraten Sie, daß Sie die Bedingungen doch nicht genau kennen.«

»Inwiefern nicht?«

»Wer einmal besiegt ist, ist besiegt, muß als Gefangener hinüber und kann nicht wieder zurückerobert werden.«

»So?« erklang es ganz ruhig. »Das habe ich allerdings nicht gewußt.«

Ich setzte es ihm noch einmal auseinander.

»Kann da nicht einmal eine Ausnahme stattfinden? Vermögen Sie es nicht zu arrangieren, Herr Waffenmeister?«

Der Junge tat mir in tiefster Seele leid. Gerade weil ich am besten wußte, wie es trotz seiner Gleichgültigkeit in seinem Innern stand.

»Es tut mir herzlich leid, aber daran ist nichts zu ändern, es ist unmöglich. Sie können nur zum Zweikampf antreten, wenn Sie einen jener weißen oder roten Gefangenen befreien wollen . . . «

Da trat die Begum heran, die sich hinter meinem Rücken uns genähert hatte, sie mußte alles gehört haben, wie sie auch schon das Einbein hatte herbeispringen sehen, dabei einmal seine fabelhaftesten Sätze entwickelnd.

»Sie wollen eine meiner Amazonen zum Zweikampf herausfordern?«

»Ja. Wenn ich dadurch Mister Attila befreien kann.«

»Ich habe Ihre Absicht gehört – das ist ausgeschlossen. Sie würden springen oder laufen?«

Gruh bejahte, vielleicht doch noch eine Hoffnung habend.

»Nur auf einem Beine?«

Es war eine recht merkwürdige Frage, der arme Kerl hatte doch nur eines, das andere konnte er doch nicht etwa einstweilen in die Tasche gesteckt haben, das war doch deutlich genug zu sehen, aber es war eben nur eine Einleitung gewesen, um den Krüppel in anständiger Weise weiter befragen zu können.

»Ich bin nur mit einem Beine geboren.«

Ich betone nochmals, daß auch ganz deutlich zu sehen war, wie ihm dieses eine Bein unten mitten am Rumpfe angewachsen war.

»Nein, in diesem Falle gebe ich nicht meine Genehmigung, daß sich dieser Mann an den Wettspielen beteiligt!« wandte sich die Begum an mich. »Ich würde es auch dann nicht tun, wenn er ein Bein durch Amputation verloren hätte. In diesem Falle sind die Waffen doch gar zu

ungleich. Und das wäre auch der Fall, wenn eine Amazone mit beiden Füßen laufen oder springen dürfte. Es ist hin wie her. Dieser einbeinige Mann darf keine Amazone zum Wettkampf herausfordern. Halten Sie meine Weigerung für billig und recht, Herr Waffenmeister?«

Ja, das tat ich. Sonst hätte auch unser arabischer Schiffszimmermann sein Holzbein absägen und verlangen können, eine Amazone solle ihm das einmal nachmachen.

Die Begum entfernte sich wieder. Aber diese Angelegenheit war noch nicht erledigt. Gruh vertrat oder vielmehr versprang ihr den Weg.

»Sie wünschen noch?«

»Nehmen Sie mich für Mister Attila als Sklaven an.«

»Für den Zwerg? Nein. Er gehört uns, und kein Gefangener wird ausgetauscht.«

»So nehmen Sie mich statt seiner Gattin als Bürgen an, bis er sich freiwillig gestellt hat.«

»Nein, auch das nicht. Seine Gattin ist uns als Bürge zugesprochen worden, und dabei bleibt es.«

Auch die Begum wußte mit einer Entschiedenheit zu sprechen, daß man sofort merkte, wie jedes weitere Wort vergebens war.

Gruh hüpfte wieder dem Quartier zu.

Bald darauf, während ich mich mit anderen Dingen zu beschäftigen gehabt hatte, es waren auch erst wenige Minuten vergangen, sah ich das menschliche Känguruh wieder über den freien Platz hüpfen, dem Walde zu,

dort bückte er sich, und alsbald erscholl ein dünnes Hundegekläff, etwas Gelbes huschte zwischen den Bäumen hindurch, Gruh setzte ihm mit großen Sprüngen nach.

Wir alle wußten, was das zu bedeuten gehabt, schon das uns bekannte Hundegekläff sagte es uns.

Gruh hatte von Bord Wichtelmann geholt, einen Wachtelhund, hatte ihn auf die Spur der Geflohenen gesetzt, um sich mit diesen zu vereinen. Schließlich gehörte auch Wichtelmann dazu, deshalb hatte Gruh gerade diesen als Spürer mitgenommen. Das winzige Hündchen war der Liebling der Zwergin, die beiden paßten ja auch ganz zusammen. Der Wachtelhund ist ja eigentlich ein sehr schlechter Späher, zur Jagd läßt er sich überhaupt gar nicht gebrauchen, er nimmt jede kreuzende Fährte auf, die ihm besser behagt, wenn er überhaupt Witterung bekommt, seine Nase ist schlecht, aber der Spur Cäsars würde er schon folgen können, denn dieser Riese war nun gerade wieder der innige Freund des Hundezwerges.

Und da, wie ich das menschliche Känguruh in weiten Sätzen zwischen den Bäumen verschwinden sah, da überkam mich wieder einmal so eine Ahnung. Oder ich hatte sogar eine Vision.

Gruh trug einen sehr dunklen, wenn nicht schwarzen Sportanzug, und er schien ein Plaid, eine Decke über der Schulter zu tragen, es flatterte ihm etwas Dunkles nach – und plötzlich sah ich dort nicht mehr unseren Gruh auf seinem einen Beine springen, sondern ich sah einen schwarzen Engel fliegen, die schwarzen Fittiche mächtig schlagend ...

Er war verschwunden.

Aber mir rann es plötzlich eiskalt über den Rücken, ein furchtbares Entsetzen befiel mich, ich wußte nicht warum ...

Ob auch die Begum von solch einer Ahnung befallen worden war?

Nein, sicher nicht!

Sonst hätte sie in den Vorschlag gewilligt, hätte für den Zwerg oder für Rosamunde das menschliche Känguruh ausgetauscht ...

Sie hatte es nicht getan, und sie rief ihn nicht zurück

...

Also sie ahnte nicht, keine warnende Stimme sagte ihr, daß sie dort den Engel des Todes fortgeschickt hatte, der zurückkehren würde, um in diesem Tale Tod und Entsetzen zu verbreiten, so fürchterlich wie ich es nimmer wieder erleben sollte!

Doch es war nur ein Moment gewesen, dann war es vorüber, ich wußte gar nicht mehr, daß ich solch eine Ahnung und Vision gehabt hatte. Erst später, als alles in Erfüllung ging, erinnerte ich mich ihrer wieder.

Nochmals kam die Begum schnell auf mich zu.

»Der einbeinige Mann folgt den entflohenen Zwergen?«

»Es scheint so.«

»Weshalb?«

»Das weiß ich nicht, geht mich nichts an. Mister Snyder, wie er heißt, ist nur unser Gast und kann über seine Handlungen frei bestimmen.«

»Er folgt den Zwergen mit Hülfe eines Hundes?«

»Ja.«

»Ihr habt doch noch mehr Hunde, die eine Spur verfolgen können.«

»Ja, die haben wir.«

»Leihe mir einige oder nur einen, der die Spur der Entflohenen verfolgt.«

»Nein.«

»Du willst es nicht.«

»Nein. Ich werde Dir in keiner Weise behilflich sein, daß Du Dich der Entflohenen bemächtigen kannst.«

Die Begum neigte den Kopf.

»Gut. Ich verübele Dir Deine Absage nicht. Die Sache ist erledigt.«

Sie entfernte sich wieder.

## 100. KAPITEL. DAS BLATT WENDET SICH.

»Well, Herr Kollege, dort gehen unsere letzten Matrosen und Heizer ab. Nun können wir etliche Jahre warten, bis die 32 Bengels das erforderliche Alter haben, um unser Schiff fortzubringen.«

So sprach mich wieder einmal Kapitän Martin an.

Ich seh es selbst.

Soeben wurden fünf Matrosen und zwei Heizer von ihren Siegerinnen abgeführt, und hiermit war die eigentliche Mannschaft der »Argos« erschöpft.

Zuletzt war nämlich nicht mehr einzeln gekämpft worden, sondern gleich en gros, jeder hatte sich ein Weib ausgesucht und sich mit ihm in irgend etwas gemessen,

um dieses Trauerspiel endlich zu beenden. Deshalb hatte sich natürlich niemand etwa gutwillig gefügt, sie hatten mit aller Kraft der Verzweiflung gerungen, aber alles war vergebens gewesen. Es waren auch gute Fechter und Schützen dabei, auch das war noch einmal probiert worden – vergebens. Diese Amazonen waren meinen Jungen auch im Fechten und Schießen weit überlegen. Bei mir und Juba Riata und Tönnchen war das etwas anderes gewesen, ich war der Sprößling einer uralten Fechtmeistergeneration, hatte mich in den letzten Jahren mächtig darauf gelegt, nur Tönnchen konnte mir beim Kreuzen der Klingen einige Zeit die Spitze bieten, und ein solcher Meister war Juba Riata, der ehemalige Cowboy, im Schießen. Alle anderen unterlagen in diesen beiden Künsten gegen die Amazonen.

»Sie werden doch nicht etwa auch die 32 Kinder ins Treffen führen wollen?«

»Daran denke ich gar nicht, und selbst wenn ich entschlossen wäre, eventuell auch sie zu verlieren, wüßte ich doch gar nicht, worin sie sich mit diesen Teufelsweibern messen sollten, die eine hat ja sogar unseren Bob im Schnellklettern besiegt . . . «

Ich wurde unterbrochen. Die kleine Ilse kam angesprungen, jetzt neunjährig, noch ziemlich klein für dieses Alter.

Dies war der Moment, da die letzten sieben Matrosen und Heizer summarisch abgeführt wurden, darunter auch Albert unser Sänger, der sich geweigert hatte, eine Amazone zum Sängerwettstreit herauszufordern, worauf

die Begum wahrscheinlich auch nicht eingegangen wäre. Albert war, wie ich schon einmal betont, damals als wir beiden die Mama Bombe an der Stange über die Brücke vom Wrack getragen hatten, ein bärenstarker Kerl, seine Spezialität war der Ringkampf, er hatte nicht glauben wollen, daß ihn solch ein Weib werfen könne, obgleich schon sein Lehrmeister im Ringen, der lange Peter, besiegt worden war. Albert hielt es nicht für möglich, daß ihm das passieren könne – und er war geworfen worden! Jetzt konnte er drüben den mohammedanischen Amazonen die christlichen Seligpreisungen vorsingen.

Die Zuschauer bildeten um den Kampfplatz herum Gruppen. Einige hundert Zuschauer! Da waren doch noch die meisten der Amazonen vorhanden, alle die roten und weißen Gefangenen, unsere 32 Schiffsjungen und wer nun sonst noch zu uns gehörte, ohne sich an den Wettkämpfen beteiligt zu haben.

Das anfängliche Halten in Reih und Glied war schon längst aufgehoben worden, es hatten sich eben Gruppen gebildet, innerhalb solcher Gruppen waren auch Wettspiele ausgetragen worden.

Soeben war in solch einer Gruppe ein lautes Hallo erschollen, und jetzt löste sich von dieser Gruppe die kleine Ilse ab und kam auf mich zugesprungen.

»Gesiegt, Onkel, gesiegt!« jubelte sie. »Ich habe eine Amazone besiegt, ich kann einen Gefangenen befreien!«

Ehe ich es richtig begreifen konnte, befahl mich eine kleine Erstarrung vor Schreck.

Unsere Ilse hatte also mit einer Amazone gekämpft. Hatte sich mit ihr gerungen.

Worin, das war vorläufig ganz gleichgültig.

Unsere Ilse hatte gesiegt.

Das war sehr, sehr schön.

Aber wenn sie nun verloren hätte?

Dann hätte sie jetzt als Gefangene mit auf die Galeere wandern müssen, oder ... es wäre irgend etwas Ungeheuerliches passiert.

Diese momentane Erwägung war es, die mir einen kalten Schreck einjagte, noch ehe ich irgend etwas Näheres wußte.

»Du hast mit einer Amazone gekämpft?!« stieß ich in diesem meinem ersten Schreck hervor.

»Ja, ja, und ich habe gesiegt, ich habe gesiegt,« jubelte Ilse ganz toll vor Freude.

»Worin hast Du Dich denn nur mit ihr gemessen?«

»Im Hantelhalten, und ich habe das Kilo viel, viel länger gehalten, die konnte es keine drei Minuten aushalten!«

Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen!

War ich denn nur bisher verhext gewesen, daß ich noch nicht auf diese Idee gekommen war, die Amazonen zu solch einem Zweikampf herauszufordern?! Und alle anderen ebenfalls?!

Ich muß eine Erklärung einschalten. Hoffentlich findet sie der Leser nicht uninteressant, und interessiert er sich besonders dafür, so wird er die Übung wohl auch nachmachen, sie kostet ihm täglich nur fünf Minuten,

freilich muß sie ganz konsequent durchgeführt werden, dann aber wird man auch reichlich dafür belohnt. Und man wolle nicht sagen, daß so etwas zwecklos sei. Etwas ganz Zweckloses gibt es überhaupt nicht so leicht. Oder man müßte überhaupt allen Sport als zwecklos bezeichnen.

Jeder normale Mensch, der nicht gerade ein ausgemachter schlapper Schwächling ist, wird seine beiden Arme und Hände nach beiden Seiten fünf Minuten lang wagerecht halten können. Es wird ja anfangs am Ende der fünf Minuten, oder schon in der dritten, etwas in den Armen und Schultern schmerzen, das Genick tut weh, aber es läßt sich schon aushalten. Am zweiten Tage geht es schon viel leichter, am dritten Tage fühlt man gar nichts mehr, man kann es sechs Minuten aushalten, dann vergehen sieben Minuten, ehe sich die Schmerzen und ein Zittern einstellen, und so bringt man es bei regelmäßiger Übung bis zu zehn Minuten und noch länger. Sofort, wenn sich Stiche im Kopfe oder in der Schläfe bemerkbar machen, muß man unbedingt aufhören!

Dabei machen Alter und Körperkraft gar keinen Unterschied aus. Na ja, von einem vierjährigen Kinde kann man es nicht verlangen, auch nicht von einem taddrigen Greise und einer alten Großmutter, die brauchen so etwas nicht noch anzufangen. Aber sonst ist es ganz gleichgültig, ob es etwa ein achtjähriges Mädchen mit Streichholzärmchen ist oder ein dreißigjähriger starker Mann, ein Steinetreiber mit Herkulesmuskeln. Diesem fallen die

ersten fünf Minuten genau so schwer wie dem zarten Kinde, und auch während der ganzen Übungsperiode bleiben die Resultate immer die gleichen, der herkulische Riese kann das schwächliche Kind nicht übertreffen, später auch nicht im Halten von Gewichten. Das kommt daher, weil der erwachsene Mensch dabei das Gewicht seines eigenen Armes tragen muß, der natürlich bedeutend schwerer ist als der Arm des zarten Kindes, und der ausgestreckte Arm wirkt noch dazu als Hebelgewicht, es vermehrt sich ins Ungeheure. Und schließlich ist bei der ganzen Sache überhaupt ein Geheimnis, das ich nicht ergründen kann. Höchstens kann ich annehmen, daß dabei Muskeln angestrengt werden, welche sonst auch beim stärksten Arbeiter oder Turner gar nicht ausgebildet werden. Jedenfalls aber kenne ich das Resultat. Es ist beim zarten Kinde wie beim stärksten Manne ganz das gleiche, von Anfang an und noch nach vielen Jahren ständiger Übung.

Dann, wenn man nach einigen Tagen – denn nur Geduld, nur Geduld – seine Hände fünf Minuten lang ohne Anstrengung ausgestreckt halten kann, also immer seitlich in Schulterhöhe fängt man mit Gewichten an. Jeden Tag ein Mehr von fünf Gramm. Am besten kauft man sich dazu Schrot, oder, viel billiger, gewalztes Weißblei, Bleiblech. Das Pfund kostet je nach Marktpreis 24 bis 28 Pfennige, im Kleinhandel. Das schneidet man mit der Papierschere in Streifen und Stücke, wiegt sie auf der Briefwaage zu je fünf Gramm ab. Das hat man bald heraus.

Größere Schrotkörner kann man abzählen. Als erstes Gewicht nimmt man in jede Hand eine leere Streichholzsachtel, die ziemlich genau 5 Gramm wiegt. In diese kommen dann die anderen Fünfgrammgewichte hinein. Später kann man sich das Blei ja auch zu größeren Gewichten zusammengießen, diese können dann gegen Eisengewichte ausgetauscht werden.

Also alltäglich in jede Hand ein Mehr von 5 Gramm, immer fünf Minuten gehalten.

Das sind im Monat 150 Gramm, im Jahre 3 Pfund und 300 Gramm.

Es werden Zeiten kommen, da das Gewicht zu schwer wird. Man hält die fünf Minuten nicht mehr aus. Da geht man gleich einmal 100 Gramm zurück.

Überhaupt darf die Vorschrift über das tägliche Mehr von 5 Gramm nicht buchstäblich genommen werden. Die eherne Konsequenz muß nur in der Zeit liegen, in den täglichen fünf Minuten! Oder es können ja auch mehr oder weniger Minuten sein. Aber diese Zeit, die man sich einmal vorgenommen hat, muß nun auch konsequent eingehalten werden! Wir bleiben also hier bei fünf Minuten.

Die Gewichtszunahme muß individuell geregelt werden. Das tägliche Mehr von 5 Gramm wird man besonders zuerst gar nicht merken, da kann man also täglich gleich 10 Gramm für jede Hand zulegen. Aber mehr lieber nicht! Das sind am Ende des ersten Monats schon 300 Gramm, die hält man gewöhnlich nicht aus, es strengt zuletzt furchtbar an. Da geht man gleich um 100 Gramm

zurück. Und wird nun staunen! Die 200 Gramm fühlt man gar nicht mehr. Dann kommen Tage, da man sich indisponiert fühlt. Nicht krank – dann muß aufgehört werden – sondern nur indisponiert. Man hat keine Lust dazu, ist zu faul, infolgedessen strengt es auch sehr an. An solchen Tagen legt man wieder nur 5 Gramm zu, oder auch gar nichts. Dann kommen wieder Tage, da man sich außerordentlich kräftig und aufgelegt für die Übung fühlt, dann fügt man immer wieder 10 Gramm zu. Aber lieber nicht mehr! Spaß macht es, besonders für später, wenn man darüber Tagebuch führt. Es sind täglich nur fünf Minuten zu opfern. Wer will, kann es ja täglich zweimal machen, aber es ist nicht nötig, um das fabelhafte Resultat zu erreichen.

Natürlich gibt es wie überall auch hierbei Grenzen. Was nach einigen Jahren alltäglicher Übung für Gewichte gehalten werden können, darüber will ich hier gar nicht sprechen, denn das ist gänzlich verschieden.

Aber das eine kann ich versichern: nach einem Jahre solcher Übung kann auch jedes zehnjährige Kind in jeder Hand ein Kilo fünf Minuten lang ausgestreckt hatten!

Dafür kann ich garantieren! Ich habe eben meine Erfahrungen gemacht.

Nun stelle man sich die Sache vor. Ein halbwüchsiges Kind, ein zehnjähriges zartes Mädchen, dem nichts weiter als seine Schwächlichkeit anzusehen ist, stellt sich hin, man wettet, daß dieses zarte Mädchen in jeder Hand eine Kilohantel fünf Minuten lang seitlich ausgestreckt

halten kann. Oder etwa ein volles Bierglas, ein Halbliterseidel, in jeder Hand eines.

Das wollen die anderen natürlich nicht glauben. Und das umso weniger, wenn sie selbst es erst einmal probieren. Das ist nicht möglich.

Das zarte zehnjährige Mädchen macht es. Ohne sichtliche Anstrengung.

Da sind die anderen, die das Geheimnis nicht kennen, einfach baff! Sie möchten an Zauberei glauben. Wenigstens insofern, als schon Stimmen laut werden, man hätte das Kind vielleicht hypnotisiert, in künstlichen Starrkrampf versetzt.

Dann wird man sich wahrscheinlich das Kind näher betrachten, und da allerdings wird man entdecken, daß das sonst so zarte Wesen einen recht kräftig entwickelten Hals hat. Schlank und zart und fein, aber immerhin sehr muskulös. Und wenn sie dann die Schultern dieses schwächlichen Geschöpfes befühlen, so werden sie über diese eisernen Schultern staunen, wenn nicht erschrecken! Das ist kein Fleisch mehr, das ist Eisen!

Durch dieses Halten werden nämlich besonders die Schulter- und Nackenmuskeln angestrengt und daher gekräftigt, gestählt. Deshalb auch anfangs die Genickschmerzen, bis man sie ein für allemal überwunden hat.

Aber konsequent muß es durchgeführt werden, um solch ein Resultat erzielen zu können. Nicht ein einziger Tag darf ausgesetzt werden! Sonst kommt einmal ein zweiter hinzu, dann ein dritter . . . und dann ist vorbei! Da tritt plötzlich ein Rückschlag ein, es geht nicht mehr

so gut, man verliert die Lust. Und das umso mehr, wenn man etwa das Versäumte durch plötzliches Mehr von Gewicht einholen will. Dann ist erst recht vorbei. Man kann höchstens wieder mit einem bedeutend kleineren Gewicht anfangen. Aber der Ärger bleibt. Und dann setzt man doch einmal wieder aus. Weil man es schon einmal getan hat. »Einmal ist keinmal« – das ist des hinterlistigen Teufels Sprichwort, mit dem er auch die frömmste Jungfrau fängt. Etwas anderes ist es, wenn man sich krank fühlt. Dann muß man aussetzen, muß es unbedingt! Sonst ist da ein Forcieren ebenso schädlich wie ein gänzliches Unterlassen bei Gesundheit. Freilich kommt es ja ganz auf die Art der Krankheit an. Wenn man die Gicht in der großen Zehe hat, kann man noch recht gut seine Arme ausgestreckt halten. Selbst wenn man mit geschientem Beine im Bette liegt. Wenn man nur will! Ja sogar mit Bauchkneipen geht es noch recht gut. Aber schon bei einem leichten Schnupfen hört es gewöhnlich auf. Ob man aufhören muß oder nicht, das fühlt jeder selbst ganz deutlich. Das Gehirn ist da ein untrüglicher Manometer. Sobald man bei dieser Übung Kopfschmerzen bekommt, muß man aufhören, das tut man auch ganz von selbst, kann gar nicht anders. Denn eine Spielerei ist das natürlich nicht. Wenn man es sonst auch spielend ausführt. In anderer Hinsicht aber erfordert es die eiserne Energie eines ganzen Mannes!

Und hierbei nun habe ich eine Entdeckung gemacht, bin einem großen Geheimnis auf die Spur gekommen,

mit dem sich die Herren Physiologen einmal wissenschaftlich beschäftigen sollten!

Wenn man also diese Übungen aus Unlust unterlassen hat, man hat sich Ferien genommen, oder man hat für die täglich fünf Minuten keine Zeit gehabt, in Entschuldigungen ist man da ja groß – das läßt sich bei längerer Pause gar nicht wieder einholen. Oder man kann nur gleich wieder von vorn anfangen, wozu aber eine große Dosis Energie gehört. Nun wird man aber wirklich einmal krank, kann es nicht machen, lange Zeit nicht, ein halbes Jahr lang nicht. Man gesundet wieder. Eines Tages fühlt man sich recht kräftig und tatenlustig, man fängt die Sache wieder an. Da wird man staunen! Nämlich wie leicht einem das Halten wird. Natürlich beginnt man ja mit einem stark reduzierten Gewicht. Aber bald bemerkt man, daß man so eine große Reduzierung gar nicht nötig hat. Man hat sich viel zu wenig zugetraut. Man kann das Gewicht täglich um 50 Gramm und mehr steigern. Innerhalb von acht Tagen hat man das ganze halbe Jahr, da man im Bett gelegen hat oder sich sonst schonen mußte, nachgeholt, ist wieder bei seinem letzten Gewicht angekommen! Was bei einer Ferienzeit, die man sich aus Unlust oder Faulheit genommen, vollständig ausgeschlossen ist!

Das habe ich an mir selbst probiert und an vielen anderen bestätigt gefunden, und da habe ich eben ein Geheimnis erkannt. Mir scheint fast, als ob geradezu manchmal eine Krankheit, etwa ein tüchtiges Schnupfenfieber, dem Menschen förderlich sei! Es dient zu seiner

späteren Gesundheit. Die Krankheit gibt ihm später nur eine größere Spannkraft zurück.

Daß es wirklich so ist, habe ich bei jenen Hantelübungen konstatiert, wenn eine Hantel mit sukzessiver Gewichtszunahme täglich gestemmt wird, da zeigt sich dasselbe, nach langer Pause wegen Krankheit wird das Versäumte schnellstens wieder eingeholt, während eine ungezwungene Pause sofort weit zurückwirft, kaum wieder gut zu machen ist. Am intensivsten aber zeigt sich das bei diesem längeren Halten der Hände. Weil hierzu eine größere Aufwendung von Energie nötig ist als bei dem schnellen Hantelstemmen. Und das scheint mir eben der Hauptgrund zu sein, was hierbei so mächtig wirkt. Die Stählung der Energie in immer wachsendem Grade! Dann wird die Sache aber psychologisch.

Das ist es auch, weshalb ich bei dieser Sache lange verweile. Und sie ist es auch wert.

Ich habe einmal ein junges Mädchen in die Kur genommen, eben mit solchen Übungen. Sechzehnjährig, äußerst bleichsüchtig, nervenschwach bis zum Lach- und Weinkrampf und Veitstanz, unfähig zu jeder geistigen und körperlichen Arbeit; obgleich hochmusikalisch, mußte sie das Klavierspielen aufgeben, sie wagte nicht mehr die Tasten zu berühren, bekam Nervenanfalle, konnte nicht am Reck hängen bleiben, sie fiel ab, konnte sich nicht festhalten . . . so nahm ich dieses jammervolle Geschöpf in die Kur. Jenes Hantelstemmen, aller Stunden zehn Mal, mit zehn Pfund beginnend, und dann zweimal

täglich jenes Halten der Hände fünf Minuten lang, mit täglich nur drei Gramm Zunahme, anfangs.

Ich kann die einzelnen Phasen nicht schildern. Nach einem halben Jahre war dieses jammervolle Mädchen eine blühende Jungfrau, strotzend von Kraft und Gesundheit, mit schwellenden Gliedern und Muskeln, geistig und körperlich tätig von früh bis abends, sie mußte tätig sein, mußte sich ausarbeiten!

Das ist eine Tatsache, die ich hier berichte. Auf mein Ehrenwort!

Ich glaube, ich könnte eine orthopädische Heilanstalt aufmachen.

Ich denke nicht an so etwas.

Aber berichten will ich es. Dann kann es jeder zu Hause selbst probieren, ob er nun schwächlich ist oder seine schon vorhandene Kraft weiter ausbilden will. Den Haupterfolg schreibe ich dabei diesem minutenlangen Halten der Arme mit zunehmendem Gewicht zu. Hierin liegt ein tiefes Geheimnis verborgen. Es ist die Stählung der Energie, der Willenskraft, die den Menschen von innen heraus umkrepelt. Wer es fertig bringt, diese Übung konsequent jeden Tag fünf Minuten durchzuführen, der bringt es auch fertig, wenn es sein muß einmal fünf Stunden ununterbrochen am Schreibtisch zu sitzen, oder 20 Stunden lang, der ist überhaupt dann für jede Leistung befähigt, so weit sie in den Grenzen seines Machtgebietes liegen, er braucht sich selbst dazu nur zu kommandieren.

Diese Übung hatte sich seit zwei Jahren auch an Bord unseres Schiffes eingebürgert. Ich selbst, immer neue Methoden ausheckend, um große Kraft- und Dauerleistungen zu erzielen, hatte sie eingeführt. Anfangs hatten sich alle daran beteiligt, alle! Auch die Damen. Und gerade die hielten aus. Freiwillig. Eben weil es ihnen Spaß machte, da mit den Männern in einer Kraftleistung konkurrieren zu können. Und aus dem gleichen Grunde hörten die meisten Matrosen und Heizer und sonstigen erwachsenen Männer bald wieder auf. Weil sie die Suche forciert hatten. Die wollten doch viel mehr halten können als die Damen und Kinder, waren nicht nur mit zehn oder gar nur fünf Gramm zufrieden, fingen gleich mit einem Pfund an, steigerten mit 100 und noch mehr Gramm, schwitzten und quälten sich ganz erbärmlich ab, bis sie nicht mehr steigern konnten. Da warfen sie die Gewichte weg. Diesen Männern hatte ich in dieser Hinsicht nichts zu befehlen, ich hatte ihnen nur raten können, sie hatten meinen Rat nicht befolgt. Bei den 32 Jungen aber war es eine vorschriftsmäßige Übung. Auch die Damen und Ilse und die Prinzeß beteiligten sich daran, freiwillig. Es hatte ja gar nichts auf sich, es machte den größten Spaß, den Fortschritt zu beobachten, zumal wenn man wieder einmal im Gewichte herunter ging. So bildeten sich diese Damen und Kinder immer weiter aus. Als nun die Matrosen und Heizer das erstaunliche Resultat sahen, wollten sie wieder anfangen. Nun aber konnten sie schon

nicht mehr so viel halten wie diese Damen und Kinder. Da warfen sie die Gewichte zum zweiten Male weg, um nicht wieder anzufangen.

»Bah, das ist eine Übung für Weiber und Kinder!« hieß es verächtlich. Ungefähr so, wie der Fuchs die Trauben verachtete, die ihm zu hoch hingen.

Von der eigentlichen Mannschaft hatten nur zwei Matrosen und ein Heizer diese Halteübung nach meinen Angaben konsequent durchgeführt. Der eine konnte acht Pfund in jeder Hand fünf Minuten lang ausgestreckt halten! Er hatte täglich vier Mal geübt. Das hilft natürlich, dann gehts schnell vorwärts! Aber es gehört eine außerordentliche Energie dazu. Denn es kann zur fürchterlichen Qual werden. Er hatte es durchgesetzt und es innerhalb der zwei Jahre bis zu acht Pfund gebracht, was aber auch seine Grenze zu sein schien.

Er hatte nicht daran gedacht, mit dieser Kraftleistung eine Amazone herauszufordern. Seine eigentliche Spezialität war das Werfen einer Kugel von 25 Pfund gewesen, darin hatte er sich für unbesiegbar gehalten. Die Amazone, die er ausgewählt hatte ihn weit überworfen. Wenn aber der mit seinen acht Pfund keine Amazone zum Halten herausgefordert hatte, so dachten die beiden anderen mit ihren vier oder gar nur drei Pfund erst recht nicht daran.

Die kleine Ilse hatte eine Amazone aufgefordert, ihr einmal das nachzumachen, was sie ihr vormachen wolle. Oder gleichzeitig wollten sie es probieren. Wer am längsten in jeder Hand eine Kilohantel seitlich ausgestreckt

halten könne. Ilse vermochte es sicher sieben Minuten und vielleicht noch länger, denn sie hatte dieses Gewicht schon überschritten, mit einem Kilo merkte sie nach fünf Minuten nicht mehr die geringste Ermüdung in den Armen. Oder vielmehr in den Schultern und im Nacken. Die Arme selbst gewöhnen sich am schnellsten daran.

Die Amazone hatte sich einverstanden erklärt, die beiden traten an. Wie gesagt, es hatten sich Gruppen gebildet, innerhalb derer auch gekämpft wurde, diese hier setzte sich nur aus Amazonen und Schiffsjungen und anderen zusammen, die sich über die Bedeutung des Falles nicht recht klar waren. Hätte die Amazone gesiegt, so hätte sie ohne jeden Zweifel die kleine Ilse als Gefangene gefordert, wir hätten sie ihr kaum verweigern können. Ich wenigstens weiß nicht, was daraus geworden wäre.

Es kam anders. Noch waren nicht ganz drei Minuten vergangen, als die Amazone, ein starkes Weib mit dicken Armen, denn eine solche Gegnerin hatte sich die hierin erfahrene Ilse vorsichtiger Weise ausgesucht, stöhnend zusammenbrach. Nicht daß sie nur die Arme sinken ließ, sondern sie brach gleich ganz zusammen, vor Anstrengung, Überanstrengung. Man versuche es nur einmal, ein Kilo in jeder Hand nur drei Minuten ausgestreckt zu halten!

Staunen der zusehenden Amazonen, großes Hallo der umstehenden Schiffsjungen, und jubelnd hatte mir Ilse ihren Sieg mitgeteilt.

Da also war es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen. Und den anderen, so weit sie noch vorhanden waren, ebenfalls.

Ich schloß Ilse in meine Arme, und dann sprach ich mit der Begum.

»Erkennst Du diesen Stieg als vollgültig an?«

»Selbstverständlich, das war eine körperliche Leistung. Wie hat dieses Kind das nur fertig gebracht?«

Ich brauchte keine Erklärung zu geben. Zur Vorsicht wurde erst noch eine Probe mit einem Schiffsjungen gemacht, wieder mit einem der jüngsten, der aber hierin ganz Bedeutendes leistete. Seine Gegnerin hielt die drei Pfund nur zwei Minuten aus, dann brach auch sie zusammen. Ein zweiter und dritter Versuch, einzeln ausgeführt, dann war ich meiner Sache sicher. Ein Kilo genügte vollkommen. Wer dieses Gewicht in jeder Hand am längsten ausstrecken konnte. Und nun wurde es gleich en gros ausgeführt, Kilohanteln hatten wir massenhaft, sonst wurden hölzerne Keulen genommen, gleichfalls genau auf zwei Pfund taxiert, 29 Schiffsjungen stellten sich ebensoviel Amazonen gegenüber.

Alle 29 Amazonen wurden besiegt. Die Enttäuschung der Weiber, besonders der Begum, war eine furchtbare. Sie hatten nicht mehr erwartet, daß noch so etwas kommen würde. Ausschließen konnten sie sich natürlich auch nicht, die Begum hatte ja selbst gesagt, daß sie es gerade auf diese halbwüchsigen Kinder abgesehen habe.

Wir hätten 33 Gefangene auswählen können, taten es vorläufig noch nicht. Nun waren wir einmal im Zug. Die

nächste war die Prinzeß, die eine Amazone mit der Kilohantel besiegte, dann die Patronin, dann die beiden Schwestern Pooteken, zusammen mit Hildgard Gerlach, dann traten dicht ver mummt die beiden Töchter Vater Abdallahs an, von den vier arabischen Dienerinnen drei. Sie alle hatten sich an diesen Übungen beteiligt, hatten die Sache konsequent durchgeführt – jede gab einem Gefangenen die Freiheit wieder. Keine Amazone konnte die Kilohantel so lange halten wie ihre Gegnerin, die ihr gegenüber stand. Es schadete nichts, wenn sie die Hantel einmal etwas höher hielten als genau wagerecht. Die eine brachte es durch diese unerlaubte Hilfe, was man aber ganz unabsichtlich macht, bis auf vier und eine halbe Minute, dann stürzte sie zusammen, gleich besinnungslos Schaum vor dem Munde. Und lächelnd stand die schlanke, zarte Senta Pooteken noch da, die Arme genau wagerecht ausgestreckt, in jeder Hand ein Kilogewicht, und so hätte sie es noch zwei weitere Minuten aushalten können.

Und es war bei uns noch nicht erschöpft. Noch drei Männer kamen und wurden durch ihren Sieg berechtigt, dann einen Gefangenen auszuwählen, wenn sie nicht die Amazone behalten wollten: der erste Maschinist, Meister Hämmerlein und Maler Gerlach. Auch sie hatten sich an diesen Übungen beteiligt, hatten sie konsequent durchgeführt. Und daß Meister Hämmerlein bucklig und schief war und kaum 25 Pfund heben konnte, das hatte nichts zu sagen gehabt. Mit dieser Übung besiegte er seine Amazone.

So, nun war aber unser Heldenmaterial erschöpft. Nun konnten wir daran gehen, die Gefangenen auszuwählen. 46 Mann durften wir befreien.

»Halt!« ließ sich da Kapitän Martin vernehmen »Herr Kollege, ich möchte mit Ihnen erst sprechen, ehe unter den roten und weißen Kerls gesichtet wird. Bitte, geben Sie Befehl, daß es niemand eigenmächtig tut, das ist Ihre Sache.«

Ich tat es, kündigte das kommende Kommando, wenn es schließlich auch nur eine Bitte war, erst mit der Bootsmannspfeife an.

»Großartig, Herr Waffenmeister, großartig!« fuhr dann Kapitän Martin fort, nachdem er genügend mit den Beinen geschlenkert und mit den Händen in den Hosentaschen gewühlt hatte. »Wer hätte das gedacht, daß wir noch so einen Erfolg haben würden. Ja, dieses verdammte Hantelhalten. Das war eine verdammt feine Idee von Ihnen, das einzuführen. Möchte es fast auch noch anfangen. Ob ich aber dabei meine Hände . . . «

Er brach ab.

». . . ob ich aber dabei meine Hände in den Hosentaschen behalten kann?«

Das hatte er wohl sagen wollen.

Nee, das war dabei leider nicht möglich. Bei dieser Übung mußte man die Hände aus den Hosentaschen nehmen. Also war diese Übung auch nichts für Kapitän Martin.

»Well, Herr Kollege,« fuhr er dann fort, »wir müssen erst einmal ernstlich sprechen. Die Patronin braucht nicht

dabei zu sein. Ich kalkuliere, hier gibts noch einmal Mord und Totschlag.«

»Ich glaube es auch.«

»Wir können doch unsere Jungen nicht drüben bei den Weibern lassen.«

»Nein.«

»Wir müssen sie doch wieder an Bord haben, wenn wir von hier wieder absegeln.«

»Sicher.«

»Freiwillig geben uns diese braunen Mädels sie nicht wieder heraus.«

»Das bezweifle auch ich.«

»Dann müssen wir ein bißchen mit Gewalt nachhelfen.«

»Es wird wohl nicht anders gehen.«

»Also kommt es hier noch zu Mord und Totschlag.«

»Zweifellos.«

»Well. Sollten wir da nicht auch eine gute Portion Amazonen nehmen? Anstatt Gefangene auszulösen?«

»Weshalb das?«

»Um Geiseln in die Hände zu bekommen«

»Herr Kapitän Martin,« erwiderte ich, »ich bin der Meinung, daß es dieser Begum verdammt schnuppe ist, ob sie ein paar Dutzend ihrer Kriegerinnen behält oder verliert. Und so denken sicher auch alle anderen Amazonen.

Die sind vielleicht sogar zufrieden, wenn sie recht deziert werden. Und ob wir nun diese unsere Geiseln masakrieren oder sonst etwas mit ihnen machen, das ist ihren freien Schwestern sicher ganz egal. Alles weist darauf hin, daß es so ist . . . «

Meine Ansicht sollte sofort eine Bestätigung finden.

Der englische Kapitän, der dickste Mastmensch von allen, hatte sich unterdessen eines anderen besonnen. Er wollte wieder zu den Weibern hinüber. Dort gefiel es ihm besser als bei uns. Die Unterhaltung zwischen ihm, der Patronin und der Begum war bereits in vollem Gange.

Ja, die Begum war bereit, ihn wieder zurückzunehmen. Aber es müsse dabei ganz gerecht zugehen. Geschenkt nehme sie ihn nicht, hingegen tausche sie für ihn auch keinen anderen Gefangenen aus. Dann müsse die Amazone, die ihn durch ihre Besiegung verloren, zu uns herüber.

So geschah es schließlich, nachdem auch ich noch zu Rate gezogen worden war. Denn der englische Kapitän wollte durchaus in seine Gefangenschaft zurück. Dort drüben gab es einen gar zu guten Pudding. Wir ließen den Kerl abschieben, so kam eine zweite Amazone in unsere Gefangenschaft.

»Da sehen Sie,« konnte ich dann wieder mit Kapitän Martin unter vier Augen sprechen, »wie wenig der Begum an der Zahl ihrer Kriegerinnen gelegen ist, und so ganz ohne Mitwillen aller übrigen Amazonen wird die in diesem Falle wohl nicht handeln dürfen, und daraus können

wir schließen, wie wenig sie sich auch um das Schicksal ihrer gefangenen Schwestern kümmern werden.«

»Sie haben recht,« entgegnete Kapitän Martin, »auch ich hatte von vornherein diese Ansicht wollte nur erst Ihre hören. Nun aber haben Sie auch den Charakter dieses englischen Kapitäns erkannt, der reine Waschlappen, und das ist es, weshalb ich hauptsächlich mit Ihnen sprechen wollte. Dasselbe gilt nämlich von der ganzen Mannschaft jenes Dampfers. Ich habe vorhin Umschau unter den Leuten gehalten, mit ihnen gesprochen, ihnen auf den Zahn gefühlt, jedem einzelnen. Das ist nur englischer Ausschuß. Ohne Ausnahme. Kein einziger könnte auf einem echten Engländer fahren. Diese Seeleute wollen wir ruhig drüben lassen, bis dereinst die Stunde ihrer Befreiung schlagen wird, so oder so. Dafür wollen wir 46 Indianer auswählen.

Herr Kollege, ich bin aus den Jahren heraus, wo man in jedem Indianer einen idealen Helden erblickt. Habs in meiner Jugend auch einmal getan. Das ist vorbei. Aber immerhin, wir haben unsere Leute verloren, wir brauchen andere, die mit den Amazonen kämpfen werden müssen, und da geben nur diese Rothäute das geeignete Material ab. Denn tüchtige Krieger sind es, das muß man ihnen lassen, zumal diese Apachen und Kommantschen. Waffengeübt und tapfer, den Tod verachtend, und vor allen Dingen wissen sie auch, was Disziplin ist. Wir wollen diese unförmlichen Fettklumpen schon wieder dünn bekommen. Und wenn wir sie einspannen und in die Länge ziehen müssen. Eine richtige Hungerkur mit genügender

Eiweißzufuhr wird aber schon das ihrige tun. Und dann wird diese rote Bande sich auch wieder erinnern, daß jene Weiber ihnen die Frauen und Kinder ermordet haben, die Rachsucht wird erwachen, und wenn der Tanz losgeht, werden den Amazonen die geeigneten Tänzer gegenüberreten Well, meinen Sie nicht?«

Ich hatte Kapitän Martin sprechen lassen. Ich hätte auch ohne seinen Vorschlag dasselbe gemacht.

Nur noch eine kurze Verständigung mit der Patroinin, eine umso längere Rücksprache mit Harry Sandow, und dann war es dieser selbst, welcher die 46 Indianer auswählte, jeden einzelnen, nach der Körper- und Charakterbeschaffenheit, die der Betreffende besessen hatte, ehe er sich in solch eine Fettkugel verwandelt.

Es war geschehen. Immer noch blieben 48 Indianer übrig.

»Ach, der kleine Fuchs!« rief da Sandow. »Wie konnte ich den nur vergessen!«

Leicht zu übersehen war er allerdings. Es war ein sehr kurz geratener Apache, in diesem Zustande fast eben so dick wie groß, wenn sein Gewicht auch nicht den Durchschnitt dieser Mastmenschen erreichte, weil er eben klein war.

Aber was half es, daß Harry Sandow jetzt alle die Vorzüge dieses Indianers pries, wonach der kleine Fuchs Oberhäuptling sämtlicher noch existierender Rothäute hätte werden müssen?

Er hatte ihn vergessen, und wir hatten keinen einzigen Kämpfer mehr auf den Plan zu schicken.

Also fort damit, der kleine Fuchs kam für uns nicht mehr in Betracht.

Die Amazonen schickten sich an, die übrig gebliebenen Gefangenen fortzutreiben, um sie wieder in den Galeeren zu verpacken. Von den fünf Galeeren hatte sich noch keine entfernt, von unseren Leuten hatten wir noch nichts wieder zu sehen bekommen.

Da, wie die Amazonen schon abrücken wollten – oder, um in die Geschichte mit Schillern einen dichterischen Schwung zu legen:

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehn,  
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern’.

Ach, da war überall nichts mehr zu sehn,  
Und alles hatte seinen Herrn.

Dieser Poet, der jetzt nahte, hatte wehmütig geschwungene Säbelbeine, eine dementsprechende krumme Nase, abstehende Elefantenoehren, konnte eben so viel dichten, wie ich und hieß Doktor Isidor Cohn.

Im schwarzen Gehrockanzug, die Fittiche zurückgeschlagen, die Hände in den Hosentaschen den Zylinder im Nacken, auf der krummen Nase den Klemmer, so kam er angeschlendert, noch ein letztes Gähnen unterdrückend.

»Guten Morgen, Ladies und Gentlemen und Kinder!« begrüßte er die anwesende Gesellschaft, obgleich es schon zwei Uhr war.

Und dann nahm sein geistreiches Schafsgesicht einen erstaunten Ausdruck an, so blickte er um sich.

»Was sind denn das für schwarze Weiber?! Wo kommen denn die her?!«

Ach, Du unschuldsvoller Engel! Der hatte keine Ahnung, daß er schon gestern nachmittag mit diesen Damen zusammen Schokolade getrunken hatte, ja, er wußte nicht einmal, daß ich schon gestern früh von diesen Amazonen erzählt hatte! Der wußte überhaupt noch gar nichts davon, daß wir die Amazonen von Maladecca hier wiedergefunden hatten! Also noch weniger davon, was unterdessen hier alles passiert war.

Denn er hatte sich schon gestern früh in einem Stadium des Deliriums befunden, wenn man ihm da auch wie immer nichts angemerkt hatte. Es war erst bemerkt worden als er sich gestern nachmittag mit dem Tischtuche und dem Porzellan zugedeckt hatte. Nun hatte er seine 18 Stunden durchgeschlafen, nun war er wieder ein normaler Mensch. Vielleicht verloren wir ihn doch nicht so bald, vielleicht überlebte der uns alle. Dieser schwächliche nixige Judenbengel hatte eine eiserne Natur, war einfach nicht tot zu machen! Wenigstens nicht durch den Suff.

»Was sind denn das nur für Weiber, die da im Trikot herumlaufen?«

Es wurde ihm alles mitgeteilt. Viel Worte brauchte man bei dem ja nicht zu machen.

»Kämpfen?! Irgend eine körperliche Übung vormachen, die eine Amazone nachmachen soll, und wenn sie es nicht kann, ist sie besiegt? Na da mache ich mit! Wenn noch Zeit dazu ist?«

Die Begum hatte es gehört.

»Gewiß, es ist immer Zeit dazu, auch später noch wenn sich ein neuer Kämpfer findet!« sagte sie.

Es mochte ihr ja daran gelegen sein, auch diesen Schiffsarzt, über den sie sich schnell hatte orientieren lassen, auf ihre Seite hinüber zu bringen, vielleicht sogar den unvergleichlichen Schachspieler, von dem sie schon früher gehört haben mochte. Das Schach ist ja ursprünglich ein indisches Spiel, wird dort noch leidenschaftlich betrieben.

»Aber das Schachspiel gilt nicht!« fügte sie denn auch gleich hinzu.

»Nein, das Schachspiel ist ja auch keine körperliche Leistung.«

»Auch darfst Du uns nicht etwa eine ärztliche Operation vormachen, das kann ich nicht als Herausforderung zu einem Zweikampf annehmen, daß Dir so etwas eine meiner Amazonen nachmachen soll.«

Solch ein ähnlicher Fall war nämlich schon vorgekommen. Als es uns so schlecht erging, hatte sich der erste Maschinist doch noch erboten, mit in die Zweikämpfe zu treten. Aber noch nicht an das Hantelhalten denkend. Er hatte eine kunstfertige Goldschmiedearbeit ausführen wollen, so etwa wie damals die Fassung der Billardkugel, wer ihm das in solch kurzer Zeit nachmachen könne.

Es war nicht angenommen worden. Was ich der Begum auch nicht verdenken konnte. Das ist doch etwas anderes als eine körperliche Übung, die auf dem Gebiet der Athletik liegen soll.

»Eine Operation ausführen? Ich denke nicht daran. Oder wenn eine der Damen irgend etwas gern abgeschnitten haben möchte, das besorge ich außer jeder Konkurrenz.«

»Was willst Du ausführen?«

»Das werden Sie gleich sehen. Das braucht ja zuvor nicht gesagt zu werden, wie ich gehört habe.«

»Wo soll der Zweikampf stattfinden?«

»Gleich hier, wo ich stehe.«

»Wähle Dir eine Amazone aus.«

»Sie da, Mademoiselle oder Madame, Sie da mit der reizenden Matica hepatica auf der linken Wange, was die gewöhnlicher Menschen Leberfleck nennen, oder 's ist wohl mehr eine kleine Warze mit einem tüchtigen Büschel Haare drauf, also eine Verruca kloasma, steht Ihnen übrigens ganz allerliebste, wenn auch unsere Klothilde noch viel schönere Haarbüschel hat – bitte wollen Sie sich mir gegenüber stellen.«

Die zur Genüge kenntlich Gemachte kam und baute sich auf.

»So, ich bin fertig – eins, zwei, drei – nun machen Sie mir das mal nach.«

Doktor Isidor stand da auf seinen geschweiften Postamenten, den Zylinder im Nacken, die Körperstelle, wo beleibte Menschen ihren Bauch haben, weit vorgereckt, die Hände in den Hosentaschen – »Gott der Gerechte, hast de gesehn!«

So stand er da, als wolle er das sagen. Aber wir sahen nichts.

Und was wollte er denn auch machen? Mit den Händen in den Hosentaschen? Nun, da kann man ja schließlich noch springen und laufen. Aber davon verstand Doktor Isidor ebenso viel wie unser Igel, der echte Igel, der Peter, nicht die in ein Igelfell eingenähte Ratte. Denn wir hatten schon längst wieder einen neuen Peter.

Oder sollte es etwa das sein, eben daß er die Hände in den Hosentaschen hatte? Das konnte ihm die Amazone allerdings nicht nachmachen. Oder doch. Sie schnitt sich einfach an der betreffenden Stelle erst Schlitze ins Trikot, dann konnte auch sie die Hände verschwinden lassen.

Aber siehe da, nun wußten wir, mit welcher athletischen Kunst unser Doktor Isidor brillieren wollte! Nicht nur, daß er die Hände in die Hosentasche steckte und den Bauch vorreckte. Was man doch auch nicht als Athletik bezeichnen darf.

Jetzt klappte er seinen linken Elefantenhorchlöffel – ich denke dabei an den indischen Elefanten, der afrikanische hat viel größere Ohren, und ich möchte nicht übertreiben – nach vorn, dann klappte er auch den linken nach vorn, ließ ihn stehen und wackelte mit dem rechten, dann klappte er diesen zurück, und zwar ganz weit zurück und wackelte mit dem linken Horchlöffel, dann klappte er den einen nach oben und den anderen nach unten, teils mit Wackeln, teils ohne Wackeln, dann klappte er beide gleichzeitig nach vorn und nach hinten, nach oben und nach unten, mit dem einen wackelnd, mit dem anderen nicht, dann führte er mit dem linken Ohre eine

Kreisbewegung aus, während er das rechte sanft erzittern ließ . . .

Na kurz und gut, es war so eine Art Keulenschwingen, aber mit den Horchlöffeln ausgeführt, und so wurden alle Phasen durchgenommen, und immer kühner und schwieriger und komplizierter wurden die Übungen.

»Inschallah, allschallah!«

Die Amazonen hätten das doch nicht staunend gerufen, wenn es nicht wirklich etwas ganz Extraorbitantes gewesen wäre. Ja, es war auch tatsächlich fabelhaft, wie Doktor Isidor mit den Ohren wackeln konnte. Ich hatte ihn schon manchmal wackeln sehen, aber solch eine Wackelei war mir neu. Er war eben in der Ohrenwackelei ein gottbegnadetes Genie, und hatte sich darin, sicher durch allerfleißigste Übung, zum höchsten Virtuositentum ausgebildet. Faktisch auch ich wurde von dieser Ohrenwackelei überwältigt, es ging mir nicht anders als damals, da ich zum ersten Male die Oper besucht, Wagners Lohengrin hörte, oder vielmehr sah, wie Lohengrin mit seinen Schwänen angeschwommen kam.

Noch ein wildes Flügelschlagen, knatternd klatschten die Fleischlappen gegen den Schädel, dann ein ruhiges Aufschweben, so wie der Adler sich auf seinem Horst niederläßt, und die Ohren standen.

»So, Madame, nun machen Sie mir das einmal nach.«

»Es ist nicht nötig, daß sie es versucht,« sagte die Begum, »Du hast sie besiegt. Nimm sie als Deine Sklavin oder tausche sie gegen eine Gefangene aus.«

Ach Du gerechter Strohsack!

Ich hatte doch ganz, ganz bestimmt geglaubt, das die Begum diese Art von Zweikampf nicht gelten lassen würde.

Ja, aber weshalb eigentlich nicht? War das nicht auch eine körperliche Übung, in der man sich ausbilden kann? Ganz gewiß. Zwei Ohren hat jeder. Wenigstens jene Amazone hatte sie. Ein klein wenig mit den Ohren wackeln kann jeder, man braucht bloß ein gut durchgebratenes Stück Beefsteak von einer frischgeschlachteten zehnjährigen Kuh in den Mund zu stecken, mit dem festen Vorsatz, es klein zu kauen, blickt dabei in den Spiegel – da sieht man ganz deutlich, wie die Ohren wackeln. Wenn sie sich auch nicht gerade wie Windmühlenflügel bewegen – etwas wackeln tun sie! Oder man hat sie erfroren. Oder es sind überhaupt gar nicht die eigenen Ohren, man hat sie von einem anderen Menschen gepumpt, hat sie sich operativ ansetzen lassen. Oder man hat überhaupt keine Ohren, dann kann man natürlich auch nicht mit ihnen wackeln.

Diese Amazone hatte zwei Ohren, ganz vorschriftsmäßig auf jeder Seite eins an der richtigen Stelle, hatte sie sicher nicht erfroren, es waren zweifellos auch ihre eigenen – weshalb hatte sie sich nicht von zarten Kindesbeinen an in der Kunst geübt, diese Ohren nach Belieben lenken zu können?

Es war ihre eigene Schuld, daß sie besiegt worden war, sofort für besiegt erklärt wurde. Die Begum hatte ganz recht gehabt.

So bekamen wir doch noch den kleinen Fuchs, dieses Ideal von einem racheschnaubenden Indianer auf dem Kriegspfade. Nur mußten wir ihn erst wieder dünn walzen. Allerdings bekamen wir ihn nicht sofort.

Zuerst begehrte Doktor Isidor als Siegeslohn die Amazonen selbst.

»Sie? Sie?! Was wollen denn Sie mit der anfangen?!«

»Ich möchte sie in Spiritus setzen . . . «

»Sie in Spiritus setzen? Als ob Sie jemals für so etwas Spiritus übrig hätten!«

Er bekam sie nicht, der kleine Fuchs wanderte zu uns herüber.

»Well, wenn das gilt, dann kann ich auch etwas vor-machen,« lachte Kapitän Martin, »eine ganz exakte körperliche Übung.«

Und er ließ auf eine der noch dastehenden leeren Weinflaschen wieder einen Kork aufsetzen, trat reichlich sechs Schritte zurück, baute sich auf, ebenfalls die Hände in den Hosentaschen – bei dem ganz selbstverständlich – schrietz ging es, aus dem Munde, der einmal zu kauen aufhörte, schoß ein brauner Tabakstrahl, und der mit unfehlbarer Sicherheit getroffene Stöpsel war von dem Flaschenhals geschleudert.

Appetitlich war diese Sache zwar nicht, aber Kunstfertigkeit gehört dazu, das mußte man lassen. Dabei war Kapitän Martin gar kein Spucker, was beim Tabakkauen auch gar nicht nötig ist, nur eine üble Angewohnheit.

Oder es macht so wie dem am Kamin sitzenden Amerikaner Freude, immer ins Feuer zu spucken, und dann kann er auch anderswo nicht davon lassen.

Und wahrhaftig, auch diese geniale Spuckerei erkannte die Begum als zur Athletik gehörig an! Sie mußte es eben geradezu darauf abgesehen haben, möglichst viele Gefangene loszuwerden, oder auch ihre eigenen Amazonen.

»Du hast gesiegt, wir verzichten – suche Dir eine Amazone oder einen Gefangenen aus.«

Kapitän Martin schlenderte hin, wo eine Gruppe Weiber stand.

»Du da, komm mal her, Du gehörst mir.«

Mit Kennerblick hatte er das schönste aller dieser meist schönen Weiber herausgefunden. Ein bildschönes Gesicht, die Figur schlank und voll zugleich und alles was sonst noch dazu gehört, alles vorhanden.

Aber daß Kapitän Martin auf eine Amazone bestand, das hätten wir nun freilich nicht erwartet.

»Sie wollen keinen Gefangenen befreien?«

»Nein.«

»Sie wollen eine Amazone behalten?«

»Ja. Für mich selbst.«

»Für sich selbst?!« durfte man da wohl mit Recht sich wundern.

»Ja, weil solch ein Weib, gerade dieses hier, drei und vier Mal so viel wert ist als ein Mann, und wenns auch ein Adonis oder ein Apollo oder ein Herkules wäre.«

»Mehr wert, wie meinen Sie das?«

Zunächst ging Kapitän Martin einmal um seine Auserwählte herum, betrachtete sie mit kritischen Blicken wie der Metzger die Kuh, die er kaufen will, um sie als Ochsenfleisch zu verwerten.

»Well,« hub er dann an, »die ist unter Brüdern 2000 Taler wert. Man muß nur auf den richtigen Sklavenmarkt kommen. Ich kenne schon Plätze genug, auch Häfen . . .«

»Was, Sie wollen dieses Weib als Sklavin verkaufen?!« Gelassen drehte sich der Kapitän nach mir um.

»Blicken Sie mich nicht so an, Herr Kollege. Ja, ich werde dieses Weib auf dem Sklavenmarkte verkaufen. Das ist eine mohammedanische Inderin, die gehört überhaupt in den Harem. Und für die 2000 Taler, die ich für sie lösen werde, werde ich ein viertel oder ein halbes Dutzend oder noch mehr christliche Sklaven freikaufen, die ihre verlorene Freiheit besser zu schätzen wissen, werde sie in ihre Heimat schicken. Well, Ihr Gesicht verändert sich. Gefällt Ihnen das, Herr Kollege? Finden Sie das edel? Well, Sie verdienen doch auch Geld genug, haben wohl auch von zu Hause aus Geld. Well, so verwenden Sie es doch dazu, um Christenklaven freizukaufen. Sie tun es nicht? Ich auch nicht. Mein Geld, das ich mir verdient habe, gehört meinen Kindern und Kindeskindern. Aber wenn ich hier so ein Geschäft einmal machen kann – well, ich bin ein Geschäftsmann, aber kein Schacherjude – mit diesem Haremsweibe werde ich einigen bedauernswerten Menschen die Freiheit schenken.«

So sprach Kapitän Martin.

Ich habe dem nichts weiter hinzuzufügen.

Das Spiel war aus, es war auch die höchste Zeit, schon längst wartete Meister Kännchen mit dem Mittagsessen auf uns.

Ach, wie viele würden dabei fehlen!

Von der eigentlichen Mannschaft der »Argos« war ja überhaupt so gut wie niemand mehr vorhanden!

Doch jetzt will ich erst von etwas anderem sprechen.

Zu guterletzt hatte sich das Blatt noch gewendet, uns den Sieg gebracht.

Aber gefallen taten mir diese letzten Siege durchaus nicht.

Am allerwenigsten die beiden letzten Turniere, die Ohrenwackelei und die Spuckerei.

Aber auch schon die Hantelhalterei, einfach die Arme nach beiden Seiten ausstrecken, war gar nicht nach meinem Geschmack gewesen.

Ich hatte doch gehofft, war überhaupt felsenfest davon überzeugt gewesen, meine Jungen, die eigentlichen Argonauten, die ich zu Athleten ausgebildet, würden diese indischen Weiber spielend überwinden!

Nichts war es gewesen!

Man glaube nicht etwa, daß ich mich in so guter Laune befunden hätte, wie es vielleicht manchmal geschienen. Weil ich gelacht, weil ich es so geschildert habe.

Ich war furchtbar niedergeschlagen, fast der Verzweiflung nahe.

Aber das eine stand bei mir fest, dieser Entschluß beruhigte mich etwas: Wenn keiner meiner gefangenen Jungen in dem Weiberlager hinter das Geheimnis kam,

wie sich diese Amazonen in derartiger Weise ausgebildet hatten, um solche phänomenale Leistungen zu erzielen, dann ging ich selbst noch als Sklave hinüber, um dieses Geheimnis zu ergründen

## 101. KAPITEL. »DANN FLIEHT MEINE SEELE ZURÜCK . . . «

Die fünf Galeeren waren zurückgefahren.

Schon zwei Stunden später, nachmittags um vier, tauchte wieder eine hinter jener Felsenecke auf, eine bedeutend kleinere als die, welche wir bisher gesehen hatten, keine andere folgte ihr, und sie wurde recht unregelmäßig gerudert, die langen Riemen klapperten manchmal zusammen, das Landungsmanöver gelang schlecht.

Wieder eine Blamage für mich! Für uns alle, aber ich empfand es am allermeisten!

Die Hälfte der Leute war es, die wir hatten abgeben müssen, also genau zwei Dutzend, denn 48 waren besiegt worden. Überhaupt sämtliche Matrosen und Heizer, ausgenommen Albrecht, der noch immer in seiner eigenen Kabine Messing putzte. Zu den Matrosen zählten natürlich auch die Turner, von denen uns nur Kretschmar übrig geblieben war.

Es war eine zwanzigriemige Galeere, wurde also von 20 Mann gerudert, auf jeder Seite zehn, zum Handhaben der langen Stangen brauchte man anderthalb Meter Raum, woraus man sich die ganze Länge des Fahrzeugs berechnen kann, wozu freilich noch Vorder- und Hinterteil kamen, zwei Mann verrichteten die sonstigen Arbeiten, der erste Bootsmann schlug auf der großen Pauke

den Rudertakt, und Oskar, obgleich hinter diesem rangierend, wenn auch als Segelmacher Unteroffizier, schien den Kommandanten zu spielen.

Wenigstens war er der erste, der das Land betrat, machte den Sprecher, und er war von der Begum für diese Fahrt auch wirklich zum Kapitän erwählt worden. Weil er eben tatsächlich eine größere Intelligenz als Napoleon war, was jene gleich gemerkt hatte.

»Werde ich als Abgesandter Ihrer Majestät der Königin von Maladekka und Kaiserin von Sibirien so wie aller anderen Länder anerkannt?

So fragte er in möglichst feierlichem Tone, auch sonst sich so gebärdend und dabei fuhr er mit der Hand vorn in seine Badehose hinein, in der er, wie sich später herausstellte einen Brief stecken hatte.

Denn er war immer noch nur mit seiner Badehose bekleidet, mit der er von uns gegangen, aber sie hatte sich sehr verändert, er mußte mit ihr geradezu zwischen die Dornenhecken gekommen sein, es waren nur noch zusammenhängende Lumpen, allüberall Löcher, und dazwischen hingen die Fetzen herab.

»Hat man Euch denn so gehen lassen, in dieser Badehose?« war meine erste Frage, und es mochte etwas in meinem Tone liegen, auch schon weil ich ihn nicht wie gewöhnlich mit »Du«, sondern mit Euch anredete, was nur im strengen Dienste vorkam, daß Oskar gleich seine affektierte Feierlichkeit aufgab und militärische Stellung annahm. Denn wenn ich nicht als Waffenmeister mehr der Kamerad der Leute war, sondern als zweiter Kapitän

und überhaupt als Schiffsoffizier auftrat, dann war mit mir manchmal nicht gut Kirschen essen.

»Nein, ich habe ein neues Päckchen bekommen, ein ganz feines, aus roter Seide mit Hermelin besetzt.«

Der Seemann sagt nicht Anzug oder Kleidung oder Gewand, sondern »Päckchen«. Das, was Oskar bekommen hatte, wäre eher Kostüm zu nennen gewesen, aber ich kann einen echten Seemann, wie Oskar einer war, unmöglich Kostüm sagen lassen, besonders nicht, wenn er mit seinem Kapitän spricht, es könnten unter meinen Lesern Seeleute sein, und die würden sich totlachen. Da sage ich schon lieber einmal Ruder für Riemen, obgleich Ruder ja das ist, was der Laie das Steuer nennt, lasse meine Jungen auch einmal rudern, anstatt pulen. Das ist schon eher verzeihlich.

»Habt Ihr das Päckchen nicht mitbekommen?«

»Ja freilich . . . «

»Weshalb habt Ihr es nicht angelegt? Weshalb präsentiert Ihr Euch hier in der Badehose, die Ihr ganz offenbar mit Absicht so zerfetzt habt?«

»Weil ich – weil ich – ich dachte – ich bin doch mit der Badehose fortgegangen.«

»Macht keine Faxen!« schnauzte ich den Segelmacher noch grimmiger an.

Ich hatte gar trübe Stunden hinter mir, die letzten beiden, die ich mit Kapitän Martin und der Patronin in Beratung verbracht, waren die allertrübsten gewesen, und jetzt war mir nun auch noch dieses jämmerliche Rudern meiner Leute mächtig in die Nase gefahren! Sie konnten

ja nichts dafür, das war ein ganz, ganz anderes Pulen auf diesen hohen Galeeren als in unseren niedrigen Booten, das mußte so gut wie von vorn gelernt werden, die Amazonen hatten sich eben schon eingeübt gehabt – aber immerhin, ich war furchtbar ärgerlich gestimmt, wie es bei mir sonst selten vorkommt.

»Ihr sollt Eure Sachen abholen?«

»Zu Befehl!« wurde Oskar jetzt ganz und gar militärisch, obgleich es das sonst bei uns nicht gab.

»Ihr habt dazu Urlaub bekommen?«

»Jawohl. Zwei Stunden. Punkt sechs müssen wir zurück sein.«

»Ihr habt Euer Ehrenwort abgeben müssen?«

»Jawohl.«

»Auch daraufhin, daß Ihr nie einen Fluchtversuch unternehmen werdet?«

Mit einem gewissen Lauern hatte ich es gefragt, obgleich mir so etwas doch sonst ganz fremd ist. Es entsprang einer furchtbaren Sorge, die mich, die uns alle in den letzten Stunden gequält hatte.

Die Besiegten waren immer so schnell abgeführt worden, um auf einer der Galeeren zu verschwinden. Wir hatten ihnen keine Instruktionen gegeben. Was auch für Instruktionen?

Erst hinterher, als sie fort waren, hatten wir daran gedacht, mit Schrecken.

Wenn ihnen die Begum nun das Ehrenwort abforderte, niemals einen Fluchtversuch zu machen? So leichtfertig würde ja niemand dieser Männer – und sie alle waren

ganze Männer – sein, um daraufhin sein Ehrenwort abzugeben.

Wenn ihnen aber nun mit Martern gedroht wurde? Wenn nicht mit persönlichen Qualen, dann dadurch, daß man drohte, einen anderen zu martern, wenn jener nicht sein Ehrenwort abgab, niemals einen Fluchtversuch zu machen, sich nicht von anderen befreien zu lassen? Einfach den Vasalleneid der Begum gegenüber zu leisten?

Ein erzwungener Eid gilt nicht, braucht nicht gehalten zu werden.

So heißt es.

Wohl dem, der nie in die Lage kommt, darüber nachz Grübeln, ob ein erzwungener Schwur wirklich nicht gilt oder dennoch unter allen Umständen gehalten werden muß.

Für mich ist die Geschichte von anno . . . doch nein, ich will gar nicht davon anfangen, mir ist es gar zu peinlich.

Alle waren am Strand versammelt, alle lauschten ebenso atemlos wie ich der Antwort auf die von mir gestellte Frage.

»Nein, das brauchten wir nicht.«

»Was brauchtet Ihr nicht?«

»Daraufhin unser Ehrenwort abzugeben. Die Begum selbst fing davon an.«

»Wovon fing sie an? Berichte ausführlich!«

»In dem Weiberquartier angekommen, nahm die Begum uns alle zusammen sofort vor. Sie kitzelte uns ein bißchen. In unserem Ehrgefühl, meine ich. Daß jeder von uns sein einmal gegebenes Ehrenwort unbedingt halten

würde, davon sei sie vollkommen überzogen ... überzeugt, wollte ich sagen. Aber sie würde unser Ehrenwort immer nur von Fall zu Fall abnehmen. Also zum Beispiel, wenn sie uns Urlaub gebe. Dagegen niemals ein uns für immer bindendes Ehrenwort. Also zum Beispiel nicht, daß wir niemals an eine Flucht oder sonstige Befreiung dächten. Dazu sei sie eine zu gute Menschenkennerin. Da warf sie sich ein bißchen in die Brust, wenn die das überhaupt sonst, noch nötig hätte, ihren vorderen Buckel herauszudrücken. Solch ein für ewig bindendes Ehrenwort, das man gegen seine Überzeugung gibt, also erzwungen wird, könnte zu leicht gebrochen, umgangen werden, und dann hätte man auch noch die Bewunderer oder gar den Schein des Rechtes aus seiner Seite. Da verzichte sie also lieber gleich. Solch ein Ehrenwort, daß wir niemals an unsere Befreiung dächten, fordere sie uns nicht ab.«

So hatte der Segelmacher berichtet. Einige Witze hatte er ja dabei nicht unterdrücken können, er hieß eben Oskar, war der »Kölner Jong«, mit allen Wassern getauft – aber sonst hätte er sich präziser nicht ausdrücken können. Genau das hatte er berichtet, was wir hatten wissen wollen.

»Gott sei Dank!«

Es waren wenige unter den Umstehenden, die diesen oder einen ähnlichen Seufzer der Erleichterung nicht von sich gaben

Mir wäre es lieb gewesen, wenn die Begum gleich mitgekommen wäre. Ich hätte sie noch zuvorkommender empfangen und behandelt als gestern.

»Wieviel seid Ihr, die Ihr den ersten Urlaub bekommen habt?«

Jetzt erst erfuhr ich, daß es genau die Hälfte war.

»Also Ihr sollt Eure Sachen holen?«

»Jawohl. Und die der anderen auch gleich mit.«

»Weshalb holen diese ihre Sachen nicht selbst?«

»Das können sie ja auch. Wenn wir sie nicht gleich mitbekommen.«

»Wann erhalten die ihren Urlaub?«

»Morgen oder auch gleich nachher, wenn wir wieder zurück sind. Das weiß ich noch nicht. Wir wurden so fein behandelt, daß wir gar nicht solche Fragen stellten.«

»Sollt Ihr auch Eure Papiere mitbringen?«

»Davon sagte sie nichts. Aus Papieren wird die sich wohl auch nicht viel machen. Aber unsere Instrumente möchten wir mitbringen. Wenns möglich wäre. Wenns der Herr Waffenmeister erlaubt. Damit wir den Frauenzimmern was vortuten.«

Das hätte ich sonst auf keinen Fall gestattet. Daß die Gefangenen ihre Instrumente mitnahmen, um den Weibern ab und zu ein Konzert zu geben. Aber wie sich die Begum nun gezeigt hatte, wollte ich auch entgegenkommen. Die Leute nahmen dann ihre Instrumente mit. Die Patronin ließ mir darin ganz freie Hand.

»Ich richte nur aus, womit die Begum mich beauftragt hat,« setzte Oskar, selbst das Richtige gleich fühlend, denn auch noch hinzu, »sie wird davon wohl auch geschrieben haben.«

»Ihr könnt die Instrumente mitnehmen. Uns nützen sie hier doch nichts mehr.«

»Gut. Ob wir den Weibern auch etwas vorblasen werden, das ist ja eine andere Sache.«

»Natürlich, darüber habe ich Euch nichts zu befehlen. Aber tut es nur, ich kann es Euch nur raten.«

»Gewiß, wenn sie uns weiter so fein behandeln, dann werden wir ihnen schon etwas vorposaunen und vorpauken, daß ihnen die Trommelfelle platzen.«

»Auch etwas Schriftliches hat die Begum Euch mitgegeben?« fragte ich weiter.

Jetzt erst holte Oskar vorn aus seiner Badehose, der er vorhin nur herumgefingert hatte, das zierliche Briefchen. Das Kuvert war so stark parfümiert, daß es noch nichts von seinem Duft verloren hatte.

Jetzt allerdings mußte ich erst einmal herzlich lachen. Wie und wo der das Briefchen hervorbrachte! Es war eben Oskar. Übrigens war ich nun auch gleich in ganz andere Stimmung gekommen. Nun würde ich meine Jungen schon wieder an Bord bekommen, so oder so.

Das französische Schreiben lud uns alle zu heute abend nach dem Weiberquartier hinüber ein. Zu einem Souper mit nachfolgenden Überraschungen. Die Heiligkeit der Gastfreundschaft war betont, heilig speziell den

Mohammedanern. Wir könnten ja gleich die Galeere benutzen, auf dieser die Pferde mitbringen, die wir abzutreten geneigt wären, dann dafür die Galeeren aussuchen. Und schließlich noch die Bitte wegen der Instrumente.

Das Schreiben war direkt und nur an mich gerichtet. Die Patronin nahm es nicht übel, die war gerade über so etwas erhaben.

Wer diesen Brief geschrieben, das stand schon an der Spitze, wie überhaupt der französische Brief mehr morgenländisch gehalten war.

»Ich, die Begum von Maladecca, begrüße Dich ...« und so weiter.

Dann aber auch noch zum Schlusse eine Unterschrift mit einleitenden Worten.

Jedoch keine solche Schlußbegrüßung, wie sie im Mittelalter die türkischen Sultans gegen die deutschen Kaiser gebrauchten, wenn sie ihnen etwas zu schreiben hatten.

»Ich speie Dich an, Dich voll Jauche gepumpten Christenhund ...«

Faktisch, ich habe solche Handschreiben im Original in Bibliotheken gesehen, in Schlossers Weltgeschichte werden mehrere Proben wiedergegeben. Besonders Sultan Suleiman II. hatte in solchen Schlußkomplimenten etwas los. Und wenn man nun heute bedenkt! Hochmut kommt stets vor dem Falle.

Nein dieser Briefschluß einer französischen Mohammedanerin hier war anders gehalten.

In der angenehmen Hoffnung, daß Sie meiner Einladung und Bitte Gehör schenken werden, bin ich mit ganz ergebener Hochachtung Ihre Circe.

Hallo! Also Circe nannte sich die Begum. Sie verglich sich demnach mit jener Göttin oder Halbgöttin, die ihre Zauberkunst dazu benutzte, um die Gefährten des Odysseus in Schweine zu verwandeln.

Übrigens kommt die Circe ja auch in der Sage der Argonauten vor. Jason und Medea kehren bei ihr ein, lassen sich von ihr die fabelhaftesten Dinge vorzaubern, aber Medea, dieses liebenswürdige Weib, das aus ihren kleinen Geschwistern ein Ragout zusammenkocht, zaubert ihr noch ganz anders die Hucke voll.

Nun, diese französische Kunstreiterin brauchte ja gar nicht so sehr gebildet zu sein, diese Sachen konnte sie doch gelesen haben, und möglich auch, daß sie uns etwas vorgaukeln wollte. Deshalb hatte sie sich mit »Circe« unterschrieben.

Sollten wir dieser Einladung Folge leisten?

Da gab es schwere, schwere Bedenken. Selbst wenn wir der mohammedanischen Gastfreundschaft völlig trauen durften. Da war noch anderes zu mißtrauen. Zum Beispiel dem Kapitän Satan, der dort drüben . . .

»Merlin!« wurde da von verschiedenen Seiten leise gesagt. Um mich aufmerksam zu machen, nachdem ich diesen Brief laut vorgelesen hatte und mit mir selbst noch Beratung abhielt, ob oder ob nicht.

Da stand er schon neben mir, in seinem gelben Leder, wie immer plötzlich wie aus dem Boden gewachsen, obgleich er stets wie ein anderer Mensch kam und wieder ging. Und trotzdem hatte er so etwas Schattenhaftes an sich.

»Darf ich erfahren, was die Begum Dir in diesem Briefe schreibt?«

Ich gab ihm den Brief, er las ihn und händigte ihn mir wieder ein.

»Folge der Einladung. Wenn Du willst. Du darfst es. Die Begum führt nichts gegen Euch im Schilde, und wenn sie gegen Euch vorgehen will, so wird sie Euch erst warnen. Jetzt weiß ich es. Und ebenso wenig braucht Ihr jenen Kapitän Satin zu fürchten. Folgt ruhig der Einladung.«

Sprach's, wandte sich und ging.

Ich hätte ihn noch so viel fragen mögen, Erklärungen fordern. Aber nachlaufen tat ich ihm nicht, niemandem. Und da er gewünscht hatte, von den anderen nicht angesprochen zu werden, so war das bei uns ganz ausgeschlossen. Auch die Patronin hätte sich mit der brennendsten Frage nicht an ihn gewandt.

So war er wieder zwischen den Bäumen verschwunden, gleich darauf sah ich dort noch einmal etwas Weißes huschen. Offenbar ein weißer Hirsch.

»Ihr habt es alle gehört. Also wir nehmen die Einladung an. Wer mitkommen will, melde sich. Ganz entblößen können wir unser Schiff natürlich nicht. Von den Jungen kommen die Blauen mit.«

Halb sechs Uhr machte sich die Galeerenmannschaft wieder klar zum Abfahren. Aus unserem Marstall nahmen wir vier Pferde mit, und zwar zwei der Riesengäule, darunter Viola, einen Tarpan und einen Kulan. Juba Riata war bereit, mehr zu fangen und für die Amazonen zuzureiten, wollte in wenigen Wochen einige Dutzend liefern, aber nicht mehr aus unserem jetzigen Marstalle herzugeben, und hierüber hatte allein er zu bestimmen.

Alle unsere Gäste kamen mit, nur Vater Abdallah und seine Sippschaft nicht, wir befanden uns an Bord der Galeere, aber die 16 blauen Jungen ruderten den großen Kutter. Mit diesem würde dann voraussichtlich die eingetauschte Galeere auch eingeschleppt werden, damit sich meine Jungen, ob nun groß oder klein, nicht nochmals so schrecklich blamierten.

Verzeihlich allerdings war es. Ich selbst handhabte während der Überfahrt einmal einen der langen Riemen. Es war ein so ganz, ganz anderes Pulen als im niedrigen Seeboot. Die lange Hebelbewegung eine so gänzlich andere. Das mußte erst eingeübt werden. Und nun vor allen Dingen sah man durch die Pforten ja auch nicht die Riemenblätter, man konnte sich nur nach den Bewegungen des Vordermannes richten! Daher auch die Paukenschläge womit schon die alten Griechen in vorhome-rischer Zeit den Takt angaben. Genau so, wie die Soldaten nach dem Paukenschlag marschieren, wenn es einmal

ganz besonders auf den Takt ankommt, wie beim Parade-marsch. Und das kann durch nichts anderes ersetzt werden, nicht etwa durch Pfiffe. Das hat man ausprobiert. Das Pauken- oder doch Trommelfell bringt eine ganz andere Lufterschütterung hervor, man kann das Tempo des Taktes schon im voraus bestimmen. Ehe aber der Soldat den Parademarsch machen kann, muß er erst marschieren können, Musik mit Paukenschlag allein macht noch nicht. Und genau so wars hier mit dem Pulen dieser langen Riemen, deren Blätter man nicht sehen konnte.

Daß hinter jener Felsenecke eine tiefe Einbuchtung war, hatten wir bereits gewußt. Aber nicht, daß sich aus der rechten Seite in der glatten Felswand ein weites Tor befand. Davon war früher nichts zu bemerken gewesen.

Wir fahren ein. Oskar, der mir in seinem roten mit weißem Hermelin besetzten Schlafrock nicht wie ein Türke, sondern wie der Hofkämmerer eines phönizischen Königs vorkam – ich hatte einmal so ein Gemälde gesehen – steuerte. Die anderen Jungen trugen ihr gewöhnliches »Päckchen«, auch Oskar hatte ja jetzt seinen Kleidersack, nun aber behielt er gerade dieses Kostüm an, in das er gekleidet worden war.

Eine weite, ungeheure Felsenhalle mit Wasser gefüllt, ringsherum eine Galerie, an der einige Dutzend solcher Galeeren lagen, von den verschiedensten Größen noch einhalb mal so groß als die, mit der die Amazonen zuerst gekommen, für 100 und mehr Ruderer bestimmt, und solche mit nur sechs Riemen, nahm uns auf.

Auch dieser geschlossene Hafen war mit jenem rätselhaften Lichte erfüllt. Die Amazonen, die uns empfangen, waren wieder mit goldenen oder silbernen Schuppen gepanzert, aber das waren nicht mehr, wie ich gleich erkannte, diejenigen Panzertrikots, die sie mit aus ihrer Heimat gebracht hatten, sondern solche solide und doch so schmiegsame Bronzerüstungen, wie wir sie auch drüben bei uns gefunden hatten.

Unsere vier Pferde verursachten die größte Freude. Die sonst so stolzen Weiber versuchten gar nicht ihren hellen Jubel zu unterdrücken. Zumal ihnen gleich gesagt worde, daß sie solche noch massenhaft bekommen könnten. Freilich, die eigentliche Amazone fängt doch erst mit dem Pferde an. Die Begum stellte mir gleich die Hälfte aller Galeeren zur Verfügung. Doch mit deren Auswahl, die nicht so groß sein würde, wollte ich mich erst später befassen. Mein Magen erinnerte mich daran, daß ich heute mittag in meiner Niedergeschlagenheit kaum etwas gegessen hatte, und das sagte ich gleich ganz offen, da gab es bei mir nichts. Dabei erinnere ich mich – ich habe immer einmal so eine Erinnerung, die dann auch von der Pfanne muß – einer alten Tante, einer Frau Stadtrat, verwitwet, mit zwei erwachsenen Töchtern. Hatten kaum etwas zu beißen, knabberten zu Hause trocken Brot und abgelegte Schinkenknochen. Nämlich deshalb, weil die ganze Witwenpension für die Wohnung und Kleiderstaat ausgegeben wurde. Die beiden heiratsfähigen Töchter sollten doch gut untergebracht werden. Also: den Leuten Sand in die Augen streuen! Und solch eine Heuchelei

wird doch natürlich zum Charakter und drückt sich in allem und jedem aus. Nur immer so geziert als möglich.

Diese drei werden einmal von einem ehemaligen Freunde des seligen Stadtrates eingeladen. Er hat einige Meilen von Kiel entfernt eine schöne Gartenvilla. Ein reicher Mann, ein feiner Mann, ein gastfreier Mann – aber ein alter Junggeselle und ein Sonderling dazu.

Also die drei rücken in aller Herrgottsfrühe ab. Zu Fuß! Sie hatten Fahrgelegenheit, es geht eine Vorortsbahn, aber selbst das Fahrgeld für die vierte Klasse war der Frau Stadtrat zu viel. Doch nein . . . das Laufen ist so gesund! Erst bei der vorletzten Station benutzen sie den Zug, noch fünf Minuten, nun natürlich aber auch zweiter Klasse.

So kommen die drei an in der einsamen Villa. Fünf Minuten gefahren und drei Stunden marschiert. Verhungert wie die Wölfe. Und, o Entzücken, da winkt ihnen durch die geöffnete Tür des Nebenzimmers auch gleich eine opulente Frühstückstafel.

»Bitte, meine Damen,« sagte der biedere Hausherr, »Sie werden gewiß tüchtigen Hunger mitbringen . . .«

»O nein, ach nein, bitte nur gar keine Umstände, wir sind durchaus nicht hungrig, wir haben unterwegs gut gefrühstückt . . .«

»Schade. Abräumen!«

Alle wars! Sie bewunderten den Garten, gossen in den leeren, knurrenden Magen ein Glas Limonade, und dann sockten sie wieder ab.

Auch zwischen uns war es dann alle. Weil mein Vater vor Lachen fast vom Stuhle fiel, als ihm das die Frau Stadtrat halb weinend erzählte. Leider hat ihr und ihren Töchtern diese Lehre nichts genützt.

---

Wir wurden eine breite Steintreppe hinaufgeführt, die hier aber mit einem prächtigen Teppichläufer belegt war, in den Festsaal. Es war ein orientalischer Prunksaal, weiter will ich ihn nicht beschreiben, nur noch sagen, daß wir bei Tafel nicht wieder auf überdeckten Fässern und Eierkisten saßen, sondern auf Samtsesseln.

Diesmal wurde auch eine bunte Reihe gebildet, aber doch nicht so nach Willkür durcheinander gewürfelt, sondern jeder Argonauta saß neben der Amazone, die ihn besiegt hatte, ebenso auch wir Sieger neben unserer Gegnerin, und zwar hatten diese Weiber unsere Gesichtszüge und Figuren besser gemerkt als wir die ihren.

Nur einige wenige erkannte ich wieder, so zum Beispiel die stolze, finstere Makuba, die neben dem Segelmacher saß, und dann neben August dem Starken das noch stärkere Weib, das so klapperdürr war, an deren Knochen die hervortretenden Muskeln wie angeklebt waren, über welche Nachbarin unser zweiter Bootsmann gar nicht so sehr erbaut schien, und das umso weniger, als diese Nachbarschaft nicht nur hier an der Tafel bestand, Oskar hatte mir nun schon nähere Erklärungen gegeben,

jetzt war bei den Amazonen die Monogamie eingeführt worden.

Auch sonst hatten sich die Amazonen recht verändert. Von stolzer Zurückhaltung war keine Spur mehr. Nichts von emanzipierter Weiberselbstherrlichkeit. Jede bediente bei Tafel aufmerksam ihren Nachbar, ihren Gatten, obgleich der doch ihr Sklave sein sollte, sie hatte nur für ihn Augen, plauderte nur mit ihm, und die Aufmerksamkeit ging so weit, daß sie ihm sogar oftmals die Bissen in den Mund schob.

Bedient denn der Herr so seinen Sklaven? Nun, mich konnte das wenig irritieren. Füttere ich meinen Hund, stecke ich ihm die Bissen ins Maul, oder füttert mich etwa mein Hund?

So kam es, daß August der Starke keine Gelegenheit hatte, sich mit seiner bildschönen Nachbarin zur linken zu beschäftigen, vergebens schielte er nach ihr, seine eckige Herrin zur rechten nahm ihn völlig in Anspruch, auch mit der Unterhaltung, und zwar sprachen sie jetzt alle fließend englisch, und da dies also von allen Paaren galt, so konnte es auch nicht auffallen, daß sich die Begum ausschließlich mit mir beschäftigte, da ich sie ja besiegt hatte. Ebenso wurde ja auch die Patronin von ihrer Gegnerin, die sie im Halten der Arme besiegt, voll und ganz in Anspruch genommen. Und ebenso aufmerksam wurden die mitgekommenen Jungen behandelt, auch jeder neunjährige Knirps als ein ganzer Mann.

Wir speisten von Silber. Alles war von Silber. Aber jedes Monogramm und sonstige Merkmal fehlte an den

Gerätschaften. Auch diese Weiber, obgleich Mohammedanerinnen, benutzten Messer und Gabeln und Löffel. Wie überhaupt fast alle mohammedanischen Inder. Gegen zwei Dutzend Amazonen spielten die Kellnerinnen. Es waren köstliche Speisen, die sie auftrugen. Dazu gab es außer anderen harmlosen Getränken auch Wein. Aber ich merkte gleich, weshalb Doktor Isidor nach dem ersten Schluck so ein schiefes Maul machte. Dieser Wein war ebenso harmlos, da war kein Alkohol drin.

Nun fehlten aber doch noch immer an die hundert Amazonen. Denn jede an der Tafel Sitzende hatte als Nachbar einen der unsrigen, Herrn oder Dame, immer ihren Gegner. Wenn auch diejenigen, die nicht mitgekämpft hatten, wie der zweite Steuermann, ebenfalls eine Amazone als Gesellschafterin oder mehr als Dienerin zugeteilt bekommen hatten.

»Wo sind Deine anderen Amazonen?« fragte ich.

»Die haben Dienst!« lautete die Antwort, und dabei wurde ein Blick nach oben geworfen.

Als ich diesem Blicke folgte, gewahrte ich, daß sich oben an den Wänden des hohen Felsensaales eine Galerie hinzog.

Zwar sah ich keine Zuschauer, aber nun wußte ich genug.

Es hätte also keinen Zweck gehabt, wenn wir etwas den Plan ausgemacht, unsere holden Nachbarinnen während der Tafel auf ein Signal hin samt und sonders bei der Gurgel zu fassen. Die Wächterinnen dort oben konnten in aller Gemütsruhe aufgelegt zielen.

Die Unterhaltung ging weiter.

»Habt Ihr eine besondere Ausbildungsmethode, um solche phänomenale Kraftleistungen zu erzielen?«

»Ja, die haben wir. Willst Du hier diese Nudeln kosten?«

Sie hielt mir die gehäufte Gabel vor, ich sperrte gehorsam den Rachen auf, ließ mir die Fuhre hineinschieben.

»Mum mum mum mum – was ist das für ein besonderes Training?«

Ich mußte mit vollem Munde sprechen, sonst hätte ich gar keine Gelegenheit dazu gehabt, denn die Begum präsentierte mir immer wieder eine gehäufte Gabel oder gar einen Löffel, und dabei war das delikate Luderzeug immer so heiß.

»Du wirst es erfahren, wenn Du der unsrige bist.«

»Du bildest auch die Argonauten, die jetzt Dir gehören, nach dieser Methode weiter aus?«

»Ja.«

»So erfahren sie also die Art und Weise.«

»Nein.«

»Wie das?«

»Sie merken die Resultate, aber nicht die Mittel, die wir dabei anwenden, um ihre Kraft und Gewandtheit immer mehr zu steigern.«

»Durch Medikamente oder sonstige Mittel, innerlich oder äußerlich angewendet?«

»Nein.«

»Wie sonst?«

»Du wirst es erfahren, wenn Du einer der unsrigen bist, Dir werde ich es offenbaren.«

»Ich komme doch nicht mehr in Betracht.«

»Wir können die Zweikämpfe ja wiederholen.«

»Darauf werden wir uns wohl schwerlich einlassen.«

»Ist es nicht recht und billig, daß Ihr uns Revanche gebt?«

»Ja, aber dasselbe gilt von Euch. Wir kämpfen wieder um Rückgabe unserer Argonauten.«

»Nein, die setzen wir nicht wieder ein.«

»Was sonst?«

»Die anderen Gefangenen oder uns selbst.«

»Sprechen wir hierüber ein andermal.«

»Wie Du willst. Ich hoffe, wir werden in guter Nachbarschaft zusammen leben.«

»Gewiß. Das soll nur von Euch abhängen.«

»Wir werden zusammen jagen.«

»Können wir.«

»Auf den Galeeren um die Wette rudern.«

»Auch das. Wenn wir uns erst eingepult haben.«

»Uns Seegefechte liefern.«

»Seegefechte?!«

»Harmlose. Keine blutigen. Wir fahren dicht aneinander vorüber, welche Galeere der anderen die Ruder abbricht.«

»Das läßt sich machen.«

»Und die Mannschaft der manövrierunfähigen Galeere muß zu den Siegern hinüber.«

»Als Gefangene?«

»Ja. Für immer.«

Sie fing immer wieder davon an. Ich aber ließ mich darauf nicht ein.

»Ob wir uns noch einmal um solch einen Einsatz messen, darüber sprechen wir später, sagte ich Dir schon.«

»Wie Du bestimmst.«

Zwischen uns beiden trat eine kleine Pause ein, während die anderen Paare lustig weiter parlierten. Ich hörte nicht hin.

»Dort drüben,« hub die Begum dann wieder an, eine Handbewegung nach Südosten machend, »steht auf einem hohen Felsen mitten im Wasser eine alte Burg. Ihr nennt sie, wie ich erfahren habe, das Schloß der Entsaugung.«

»Ja.«

»Wir dürfen sie nicht betreten, wenn jetzt auch ein sichtbarer Eingang vorhanden ist.«

»Weshalb nicht?«

»Dort drin haust Merlin, oder doch seine Tochter. Wir dürfen sie nicht betreten, Kapitän Satin hat es uns verboten, und darin ändert sich auch nichts durch unser jetziges neues Verhältnis, wonach wir uns in der Steppe wie in dem waldigen Tale frei ergehen dürfen. Dieses Schloß ist uns trotzdem noch auch bei offenem Tor unwiderruflich verschlossen.«

Man schien hier vor diesem Merlin doch noch einen höllischen Respekt zu haben.

»Wenn Ihr Euch nun an dieses Verbot nicht kehrt?« fragte ich.

»Wer von uns die Grenzlinie des Wassertores passiert, sich also zwischen diesen Felswänden befindet, der bricht augenblicklich tot zusammen, und das kann auch Satin nicht aufheben, so viel er auch sonst vermag. In gewisser Hinsicht ist ihm jener Merlin doch über.«

»In welcher Weise bricht man sofort tot zusammen? Durch einen elektrischen Schlag?«

»Das weiß ich nicht. Nein, Elektrizität scheint es nicht zu sein. Jedenfalls aber waren die beiden Amazonen sofort tot.«

»Wie, Ihr habt das schon ausprobiert?!«

»Jawohl, wir wollten die Wahrheit dieser Drohung einmal prüfen. Zwei meiner Kriegerinnen fuhren in einem Boote hinein. Ich selbst schaute zu. Plötzlich brachen die beiden zusammen, das Boot selbst wurde von einer fremden Macht wieder zurückgetrieben. Aber es war schon zu spät. Die beiden waren tot, wurden nicht wieder lebendig.«

Ja dann freilich! Da durfte man wohl vor diesem Merlin solchen Respekt haben.

»Aber ich weiß,« fuhr die Begum fort, »was dieses alte Schloß für Geheimnisse birgt. Allerliebste Spielereien, mit denen sich Merlins Tochter Viviana ergötzen kann. Kapitän Satin hat mir einiges davon erzählt. Aus einem grauen Staube kann man die verschiedensten Figuren formen, alles was man will, und dann wird alles lebendig. Nicht wahr? Denn Du warst doch selbst drin.«

Ich bestätigte es, mußte meine Erlebnisse erzählen, die Begum hörte mir mit größtem Interesse zu, auch die

nächstsitzenden Amazonen, obgleich deren Tischnachbarn, meine Jungen und sonstigen Argonauten, ebenfalls davon erzählen konnten, was sie dann auch taten.

»Auch ich kann zaubern!« nahm die Begum dann wieder das Wort.

»Aha! Das dachte ich mir gleich.«

»Weshalb?«

»Weil Du Dich Circe unterschriebst.«

»Also Du verstandest diese Andeutung.«

»Gewiß doch. Und Du sprachst ja auch von nachfolgenden Überraschungen. Bitte, zaubere uns etwas vor. Nur mich nicht etwa in ein Schwein, wie es weiland die Circe mit den Gefährten des Odysseus tat, ihnen dann sogar Eicheln in den Trog vorschüttend, die sie auch gierig fraßen, obgleich sie noch immer ihren Menschenverstand besaßen. Nur eben auch den Geschmack von Schweinen hatten sie bekommen, auch sonst alles, was zum Schweine gehört. Vor solcher Verwandlung graut mir. Eicheln sind nicht nach meinem Geschmack. Da ist mir hier gleich solch ein Hammelsteak lieber.«

Sie lachte.

»Und doch könnte ich Dich in jedes Tier verwandeln.«

»Tue es nicht, ich bitte Dich.«

Das sagte ich aber in aller Ruhe, mit etwas Spott, ohne jeden Schreck.

»Es wäre mir auch nur unter einer Bedingung möglich.«

»Unter welcher?«

»Du selbst müßtest hierzu Deine Einwilligung gehen.«

Das war es, was ich schon gewußt hatte! Deshalb war ich vorhin auch bei der Ankündigung, mich in ein Schwein zu verwandeln, nicht im geringsten erschrocken. Ich hatte unterdessen schon meine Erfahrung bei Vater Abdallahs Gaukeleien gesammelt, worüber ich gleich sprechen werde.

Übrigens fing die Begum selbst hiervon gleich an.

»Ihr habt einen arabischen Derwisch an Bord, der Euch alles mögliche vorzaubern kann, nicht wahr?«

Ich bejahte. Davon hatte sie in allen Hafentstädten und in den Zeitungen lesen können.

»Er bedient sich dazu der Hypnotik.«

»Ja, aber einer besonderen Art von Hypnotik, die wir Abendländer noch nicht kennen. Zwar können wir auch jedem Menschen in der Hypnose, vorausgesetzt, daß man ihn in Hypnose zu versetzen vermag, alles mögliche vor-machen, ihm vorzaubern, durch Suggestion, daß er es wirklich zu sehen glaubt, aber er erwacht erinnerungslos. Ihm diese Erinnerung zu erhalten, daß er auch noch nach dem Erwachen weiß, was er gesehen und erlebt hat, so daß er Illusion und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden weiß, dies vermögen wir mit unserer Art von Hypnotik nicht zu erzielen, das ist ein Geheimnis der orientalischen Gaukler, die es streng behüten.«

»Ich weiß, ich verstehe den Unterschied. Immerhin wenden doch auch sie Hypnotik an.«

»Ja.«

»Aber man muß seine Einwilligung dazu geben, sonst gelingen die Illusionen nicht.«

Ja, und das ist es eben!

Wenn die »Zauberei« so weit ginge, daß mich jemand ohne meinen Willen in einen Affen verwandeln könnte, wenn auch nur in meiner Einbildung, die aber so weit geht, daß ich mich tatsächlich für einen Affen halte, hinterher nach der Zurückwandlung auch noch fest glaubte, ein Affe gewesen zu sein, dann ... hörte die Gemütlichkeit auf! Ich glaube, ich wäre fähig, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Solch ein Gedanke wäre zu schrecklich für mich. Mindestens würde ich an diese ganze Sache nicht mehr mit dem kleinen Finger rühren.

Aber der liebe Gott sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Der superkluge Mensch selbst ist es, der die Bäume immer gleich in den Himmel wachsen läßt – in seiner Phantasie, in seiner törichten Furcht und Übertreibungssucht. Kaum hatte in Amerika der erste Tisch geklopft, von einer fremden Kraft bewegt, als die Menschen den Schlüssel zum Geisterreiche in der Hand zu haben glaubten. Das heißt eben diejenigen, welche ... und dann meine ich uns Europäer. Nicht wissend, daß die Chinesen schon seit vielen Jahrtausenden diese Klopferei betrieben, ebenso wie die nordamerikanischen Indianer, die sich nur statt des Tisches einer großen Trommel bedienten, es heute noch tun, ebenso wie alle schamanischen Völker Asiens ebenso wie die norddeutschen Bauern. Nur mit dem Unterschiede, daß alle diese das »Kloppeding«, oder wie sie es nun sonst in ihrer Sprache nennen, als belustigende Spielerei betrieben und noch betreiben. Nein,

gerade die hochkultivierten Abendländer, mit Kenntnissen vollgepfropft, umgeben von allen möglichen Erfindungen, gebadet in Aufklärung gerade wir, das heißt die sogenannten Spiritisten, mußten aus diesem geistigen Schwindel eine Religion machen!

Und genau so ist mit dem Hypnotismus. Erst wars Humbug und dann wurde sofort davon phantasiert, wie man Liebe suggerieren könne, jeden Verbrecher entlarven, wie man jeder Mutter in der Hypnose befehlen könne, ihrem Kinde Gift in den Kaffee zu schütten, wie der Geschäftsreisende dem Kunden nur zwischen die Augen zu blicken braucht, mit einem festen Vorsatze, und der hypnotisierte Mann kauft gleich das ganze Ramschlager auf, obgleich er gar nichts gebrauchen kann.

Oder ist es nicht so? Nur immer gleich über den Strang hauen! Und die Zeitungen helfen immer wacker mit. Vorn im redaktionellen Teile wird die ganze Hypnotik als ein Schwindel verächtlich gemacht, hinten im Annoncenteile werden solche »Lehrbücher« massenhaft angepriesen.

»Aber ... der Herr spottet ihrer!« Es ist ein schönes Wort.

Gewiß, jeder Mensch kann hypnotisiert werden. Wenn er will! Auf die geistige und körperliche Beschaffenheit kommt es dabei gar nicht an. Ja, eben deswegen sind – ganz im Gegensatz zu der früheren Ansicht, die eben eine falsche war – willensschwache Personen, besonders hysterische Frauen, am allerschwersten einzuschläfern. Weils ihnen die Willenskonzentration fehlt, in Schlaf zu

fallen. Anfänglich. Ist es erst einmal gelungen, dann allerdings lassen sie sich sehr leicht hypnotisieren. Weil sie dann eben Zutrauen zu dem Hypnotiseur, zu der ganzen Sache haben. Sie glauben daran. So bald sie sich aber sträuben, gelingt es nicht. Sehr willensstarke Männer sind ganz leicht zu hypnotisieren. Wenn sie wollen. Sonst geht es nicht.

Und genau so ist es mit jener Hypnotik, welche die indischen Fakire und arabischen Derwische anwenden, um Illusionen zu erzeugen. Der Gaukler rührt auf der Straße die Trommel und zieht mit weißer Farbe oder Sand den magischen Kreis. Wer zufällig in diesen Kreis tritt, oder ohne zu wissen, daß ihm etwas vorgegaukelt werden soll, der sieht überhaupt nichts. Man muß von vornherein mit der Absicht den Kreis betreten, der Suggestion zu unterliegen. Dabei hilft nun freilich nichts, an der ganzen Sache zu zweifeln. Zu sagen: »Ich glaube an so etwas nicht, so etwas gibt es ja gar nicht.« – das genügt noch nicht. Er hat im Hintergrunde seiner Seele dennoch den geheimen Wunsch, solch eine Zauberei einmal zu sehen. Und das genügt vollkommen für den Hypnotiseur, um ihn durch Suggestion, durch Gedankenübertragung zu beeinflussen. Konzentriert er jedoch seine ganze Willenskraft auf den festen Vorsatz: »Ich will nichts sehen!« – dann sieht er auch nichts, die Suggestionen des Gauklers prallen an ihm ab.

Und ebenso war es mit den Illusionen Vater Abdallahs in seiner schwarzen Kabine. Das hatten wir nun schon längst bemerkt. Wer sie betrat, der wurde von ihm erst

vorbereitet. Wenn auch nur insofern, als ihm gesagt wurde, daß er Zauberei oder überhaupt etwas Wunderbares erleben und sehen würde. Das genügte schon. Wer mit dieser Absicht das schwarze Kabinett betrat, der erlag dem Willen des Derwisches, sah und erlebte, was ihm dieser suggerierte, wenn auch nur durch Gedankenkraft. Wenn wir nun einmal während solch einer Vorstellung den festen Entschluß faßten, nichts sehen zu wollen, dann konnte es passieren, daß die Bilder, die wir zu sehen meinten und eigentlich ja auch wirklich sahen, sich merkwürdig verschoben, verzerrten, seltsame Verschmelzungen kamen vor, die nicht in Vater Abdallahs Absicht lagen, und manchmal trat auch die nüchterne Wirklichkeit zu Tage.

Freilich war das sehr schwer, es glückte selten. Die Illusionen nicht zu sehen, nachdem man einmal die schwarze Kabine mit der Absicht betreten hatte, sich eine Viertelstunde ergötzen zu lassen. Also wenn man diesen Entschluß erst während der Vorstellung faßte, sich schon in der Gedankenmacht des Magiers befand. Aber immer gelang es, wenn man den festen Vorsatz, nichts sehen zu wollen, schon draußen gefaßt hatte.

Hierüber hatte ich mich mit der Begum ausführlich unterhalten, und sie war ganz meiner Meinung.

»Wer sagt Dir nun, daß jene lebendigen Figuren, die in dem Schlosse der Entsagung aus dem Staube entstehen, nicht auch nur Gebilde Deiner Phantasie sind, durch fremde Gedankenkraft erzeugt?«

Ja, daran hatten auch wir schon gedacht.

Aber wir hatten diese Ansicht aufgeben müssen. Es mußte Wirklichkeit sein.

Weil es uns auch beim festesten Vorsatze, keiner Illusion zu unterliegen, nicht gelang, uns von dieser etwaigen Illusion zu befreien. Weil wir eben schon jahrelange Erfahrung in Vater Abdallah's schwarzem Kabinett gesammelt hatten. Der nüchternste phantasieloseste Mensch, den ich je kennen gelernt, der überhaupt an nichts glaubte, was er nicht mit Fäusten packen und nicht fressen konnte, war Mister Tabak, und auch zwischen dessen Hände verwandelte sich der graue Staub in eine plastische, knetbare Masse, nahmen die Figuren Leben an.

»Ja, dies beruht auf Wirklichkeit,« bestätigte denn auch die Begum auf meine Äußerung, »es ist eine technische Erfindung. Kapitän Satin hat mir alles erklärt, aber ich verstehe es nicht, oder doch nur sehr wenig davon. Erst wird ein Bild erzeugt, das nach Belieben bewegt werden kann, wird dieses Bild durch Spiegelung auf den Staub reflektiert, der plötzlich in allen Teilen durch magnetische Kraft zusammenhält und so alle Bewegungen des Bildes mitmacht. Dies verstehe ich ungefähr. Aber das Weitere nicht mehr, was mir Kapitän Satin sonst noch erklärt.«

»Dasselbe erklärte mir Merlin, und weiter geht auch mein Verständnis nicht.«

»Also ist es schließlich dennoch nur eine Illusion.«

»Wie meinst Du das? Dennoch?«

»Nun, ist nicht die ganze Welt, mit allem, was darin ist, nur ein Traum der Götter. Was wir Menschen, selbst nur

solche erträumte Wesen, zusehen meinen, erblicken wir nur in einem Spiegel, den uns die Göttin Maja vorhält.«

»Ja, das ist eine indische Philosophie. Aber dann gehst Du zu weit, wenn Du diese auf jene Figuren im Schlosse der Entsagung beziehst. Wir müssen doch jetzt dabei bleiben, daß es überhaupt eine Wirklichkeit gibt. Und nun ist die Frage, ob diese lebenden Figuren Wirklichkeit sind oder nicht.«

»Sie sind Wirklichkeit, keine Täuschung. Aber ich kann Dir etwas vorgaukeln, was Du nicht von der Wirklichkeit unterscheiden kannst.«

»Das glaube ich schon.«

»Soll ich es tun?«

»Nein.«

»Du willst nicht so etwas Wunderbares erleben?«

»Ich bin schon mit solchen Gaukeleien und Illusionen übersättigt.«

»Aber es ist einmal etwas ganz, ganz anderes.«

»Inwiefern?«

»Ich gebe Dir ein Mittel, daß Du selbst zaudern kannst.«

»Ich danke für dieses Mittel.«

»Du kannst alles, alles zaubern, was Du nur willst. Du selbst bist ein Gott, der durch sein gesprochenes Wort »es werde!« als schöpfen kann, was er will.«

»Hm, das ließe sich hören!« ging ich jetzt doch darauf ein, denn das war mir wieder einmal etwas Neues. »Es ist mir also gar nichts unmöglich?«

»Gar nichts, gar nichts.«

»Natürlich ist alles nur eine Täuschung.«

»Ja, ebenso wie die ganze Welt, die wir nur in einem Spiegel erblicken. Denn das muß ich wiederholen, wenn Du so sprichst.«

Ich schämte mich bereits, jenes gesagt zu haben.

»Die Hauptsache ist doch,« fuhr die Begum fort, »daß Du selbst nichts an Wirklichkeit vermisses.«

»Und ich erinnere mich alles dessen, was ich gesehen und erlebt habe, auch später?«

»Sicher.«

»Ich kann mich selbst in eine andere Gestalt verwandeln?«

»In welche Du willst.«

»In ein Tier, in einen Löwen?«

»Ja.«

»Und dann habe ich die Empfindungen eines Löwen?«

»Gewiß. Du kannst nicht mehr sprechen, nur noch knurren und brüllen. Das heißt, Dein menschliches Gehirn behältst Du dabei. Denn sonst würdest Du Dich der Zauberei ja gar nicht bewußt werden.«

»Na, das möchte ich einmal versuchen!« lachte ich

»Du hast nur nötig, ein Tränklein zu trinken.«

»Aha! Nein, dann verzichte ich darauf, diese Art Zauberei kennen zu lernen.«

Groß blickte mich die Begum an.

»Du hegst Mißtrauen? Freund, Du hast mit uns Brot und Salz gegessen! Und wenn ich auch eine geborene Französin bin und Christin war, so bin ich jetzt doch eine Mohammedanerin, und ich nehme es ernst! Du bist

in diesen Hallen, die ich als meine Wohnung betrachte, geschützt! Wenn ich Dich töten oder wahnsinnig machen wollte, so müßte ich Dich erst entlassen und warten, bis Du Dich weit entfernt hast. Das Tränklein, das ich Dir gebe, ist absolut unschädlich.«

Ich dachte an Merlins Worte, daß wir der Begum unbedingt trauen könnten und Kapitän Satan nicht zu fürchten hätten, und wer in die Geheimnisse des Geisterreiches oder des geistigen Reiches dringen will, der muß etwas wagen, ganz besonders auch mit Medikamenten und Räucherungen.

»Wo findet das Experiment statt?«

»Es könnte gleich hier stattfinden, aber ich bitte Dich, mir in einen besonderen Raum zu folgen.«

»Warum?«

»Weil der kleinere Raum dazu geeigneter ist. Eine andere Erklärung kann ich Dir jetzt nicht geben. Vertraue mir. Das Tränklein hat auch nicht die geringsten üblen Folgen. Du kannst auch Begleiter mit Dir nehmen, sie sollen mir den Dolch auf die Brust setzen, ich will Dir dann in Dein Lager hinüberfolgen, und zeigen sich üble Nachwirkungen so habe ich mein Leben verwirkt, Du sollst mich martern . . . «

»Ich glaube Dir. Wo gehen denn die alle hin?«

Es hatten sich schon wiederholt Paare erhoben und den Saal verlassen. Ich war so in unsere Unterhaltung vertieft gewesen, daß ich es erst jetzt merkte. Auch die Patronin saß mit ihrer Nachbarin nicht mehr an der Tafel.

»Es werden ihnen ebensolche Überraschungen gezeigt, wie ich Dir jetzt seine bereiten will, wenn auch wieder ganz anderer Art. Ihr werdet Euch dann gegenseitig erzählen. Hast Du Dir Deine Begleiter gewählt?«

»Mister Juba, Mister Kabat, wollen Sie mich begleiten?«

Die beiden waren bereit dazu, ohne mich nach dem Warum zu fragen. Dabei hatten alle beide den Vorschlag ihrer Amazonen, sich von ihnen Zauberei vormachen oder Merkwürdigkeiten zeigen zu lassen, abgeschlagen. Meiner Einladung folgten sie, ihre Amazonen blieben zurück.

Wir verließen den Saal, schritten durch zwei Korridore, alle mit prächtigen Teppichen belegt, betraten ein orientalisches Gemach, dessen Fenster nach dem See ging.

»Willst Du Deinen Freunden erklären, um was es sich handelt.«

Ich tat es.

»Wie Sie wollen!« meinte Peitschenmüller, während sich der Eskimo damit begnügte, den süßlichen Duft, der das Boudoir erfüllte, durch den Qualm seiner Pfeife zu verdrängen.

»Ich habe Dir noch einige Erklärungen zu geben!« nahm dann die Begum wieder das Wort. »In diesem Raume selbst ist Dir überhaupt gar nichts unmöglich. Was Du mit Worten aussprichst, das vollzieht sich sofort. Also ausgesprochen muß es werden, laut oder noch so leise, aber jedenfalls darfst Du es nicht nur denken.

Das ist das Geheimnis des gesprochenen Wortes, des Logos, wie es in unserer Geheimsprache heißt. Es ist eben die Zauberformel, die nicht nur gedacht werden darf. Du kannst aber auch diesen Raum verlassen. Dann brichst Du zwar ebenfalls mit den Naturgesetzen, wenigstens im Geiste, kannst sie aber nicht mehr umändern. Wie das gemeint ist, kannst Du nur durch Erfahrung begreifen. Höchstens ein Beispiel vermag ich zu geben: Du willst Dich etwa in Deine Heimat versetzen. Sobald Du diesen Wunsch aussprichst, wird hier in diesem Raume Deine Heimat entstehen, Dein Haus oder Dein Garten, Du kannst ihn betreten. Willst Du Deinen Vater sehen, so sprich es aus, und er wird Dir erscheinen.

Nun kannst Du Dich aber in Wirklichkeit nach Deiner Heimat begeben. Wenn es überhaupt eine Wirklichkeit gibt. Dann aber mußt Du doch diesen Raum verlassen. Und dann, außerhalb dieses Raumes, wenn auch nur im Geiste, kannst Du nicht mehr die Verhältnisse umändern, überhaupt nicht mehr zaubern. Du vermagst Dich also nicht mehr im Nu nach, Deiner fernen Heimat zu versetzen nicht einmal dort nach jenem Ufer. Sondern Du mußt diese Felsenräume wie jeder andere Mensch verlassen, mußt Dich nach der nächsten Stadt begeben, zu Fuß oder zu Pferd oder im Boote, von der nächsten Stadt aus mußt Du eine andere Fahrgelegenheit benutzen, wenn Du über das Meer willst, als Passagier einen Dampfer, und so fort und fort, bis Du Deine Heimat erreicht hast, und da kann auch passieren, daß Du Schiffbruch erleidest, und Du bist nicht imstande, Dein Schicksal zu ändern.

Nur ein einziges Recht hast Du noch. Sobald es Dir etwa nicht paßt, so brauchst Du nur auszusprechen, daß Du diese Episode beenden willst, und sofort erwachst Du wieder hier in diesem Boudoir.

Aber Du brauchst die Reise nicht als Mensch anzutreten. Du kannst Dich ja auch in einen Fisch verwandeln oder in einen Vogel. Dann machst Du die Reise eben im Wasser oder durch die Luft. Dann vermagst Du aber mit Deinen Angehörigen nicht zu sprechen, Du verstehst sie auch nicht. Ein Fisch und ein Vogel versteht die menschliche Sprache doch nicht. Obgleich Du immer Deinen menschlichen Verstand behältst, Du selbst glaubst Dich wohl mit menschlicher Stimme sprechen zu hören, aber, wenn Du etwa ein Singvogel bist, hören die Menschen nur ein Zwitschern. Verstehst Du mich?«

Ja, ich verstand. Wenn man da überhaupt etwas verstehen kann.

Jetzt will ich zunächst bemerken, daß die Sache mit dem »Logos«, mit der Kraft des gesprochenen Wortes, nicht indischen Ursprungs ist, sondern das war die Lehre der Platoniker, besonders der Neuplatoniker, die dann auch in andere Philosophien übergang auch in die christliche Mystik. Die Begum schien hierin nicht recht beschlagen zu sein, doch das war ja gleichgültig. Ich bin diese Erklärung aber den Lesern schuldig, welche in diese Art Philosophie eingeweiht sind.

Ja, ich verstand. Vor allen Dingen aber staunte ich. Das war etwas ganz Wunderbares was mir da bevorstand!

»Und wie lange dauert das?«

»So lange Du willst. Nur eine Sekunde, oder eine Minute, die Du nach Deiner Uhr kontrollieren kannst, oder auch eine ganze Ewigkeit. Das mußt Du aber – die Dauer der Zeit – vorher bestimmen, deutlich aussprechen, ehe Du das Elexier einnimmst.«

»Wenn ich nun eine halbe Stunde bestimme?«

»So kehrst Du eben nach dieser halben Stunde zu Deinem wirklichen Bewußtsein zurück, die Wirkung des Trankes ist aufgehoben, ohne daß Du die geringsten üblen Folgen verspürst.«

»Und wenn ich eine ganze Ewigkeit dem Zauber unterliegen will?«

»So wirst Du auch eine ganze Ewigkeit durchmachen.«

»Ohne jemals wieder zum wirklichen Bewußtsein zu kommen?«

»Doch.«

»Wann geschieht dies?«

»Wenn Dich Deine natürlichen Bedürfnisse dazu zwingen. Also durch Hunger und Durst. Dann kehrt Deine Seele in den Leib zurück, Du erwachst.«

»Ich liege unterdessen hier bewußtlos?«

»Nur wenn Du diesen Raum verläßt, um draußen umherzuschweifen. Sonst nicht.«

»Kann ich denn nicht auch als Tier meinen Hunger und Durst stillen?«

»Ja, aber das geschieht nur imaginär, in Deiner Einbildung. Verstehst Du?«

Ja, ich verstand.

»Und dennoch issest Du in Wirklichkeit, nicht nur in Deiner Einbildung. Aber wie das gemeint ist, das kann ich Dir nicht erklären, ich verstehe es selbst nicht, habe da aber ganz eigentümliche rätselhafte Erfahrungen gemacht.«

Dann verstand ich davon schon mehr als die Begum. Doch will ich hierüber nicht weiter sprechen.

»Ich kann verlangen, daß ich innerhalb einer Minute eine ganze Ewigkeit durchlebe.«

»Das kannst Du.«

»Und daß ich hundert Jahre mich in diesem Zustande befinde und dennoch glaube, nur eine Minute zu erleben.«

»Nur einen einzigen Augenblick.«

»Weil es eigentlich überhaupt gar keine Zeit gibt.«

»Hast Du hiervon schon gehört? Nein, es gibt keine Zeit, keine Zukunft und keine Vergangenheit, es gibt nur ein momentanes Jetzt. So habe ich gehört, aber ich verstehe es nicht, und doch erlebe ich es manchmal, durch dieses Tränklein.«

»Gut. Und gesetzt nun den Fall, ich verwandle mich in einen Fisch, schwimme draußen im See, ein anderer Fisch verschlingt mich?«

»Im Augenblick, da Deine Fischseele entflieht, kehrt sie zurück hier in Deinen Körper, Du erwachst gesund bei normalem Bewußtsein. In diesem Falle ist die Zeit, die Du bestimmt hast, schon vorher beendet.«

»Und wenn ich nur schwer verwundet werde?«

»So brauchst Du nur zu wünschen, wieder hier zu sein, in dem Raume, von wo Du ausgegangen bist, so bist Du auch sofort wieder hier. Das ist, wie gesagt, das einzige, wodurch Du Dein Schicksal ändern kannst. Du mußt es aber immer aussprechen.«

»Auch dann bin ich wieder bei normalem Bewußtsein?«

»Nein, dann, wenn Du nicht den Tod gefunden hast, befindest Du Dich noch im Zauber. Du kannst das Experiment fortsetzen. Aber auch hier kannst Du durch Dein gesprochenes Wort erwachen, also die Zeit abkürzen. Jedoch nicht verlängern. Sobald Du erwachst, ist die Kraft des Elixiers erschöpft. Du mußt erst ein neues Tränkelein nehmen.«

Ich zog meine Taschenuhr.

»Es ist zehn Minuten vor sieben. Ich will zuerst eine halbe Stunde aufnehmen.«

»Wie Du willst.«

Die Begum wandte sich um, entnahm einem Wandschrank eine Karaffe mit einer gelben Flüssigkeit und ein Gläschen füllte und reichte es mir.

»Sprich die Zeit der Wirkung noch einmal aus.«

»Eine halbe Stunde soll es währen, 20 Minuten nach sieben will ich wieder erwachen.«

»So trink.«

Ich schluckte die paar Tropfen hinter, sie schmeckten nach gar nichts, ich fühlte gar keine Wirkung.

»Und was nun?«

»Jetzt bist Du allmächtig!« lächelte die Begum.

»Ich merke nichts davon.«

, wawzww D– M kam mit einem Gewehr hekngespkU-  
Ugem legte es auf RIGHT an und schoß ihn herunter.

»So sprich doch das Zauberwort.«

Ich drehte mich um. Dort stand Peitschenmüller und  
blickte mich an, dort saß der Eskimo auf einem Diwan  
und stopfte sich eine frische Pfeife.

»Dieser Raum verwandle sich in eine tropische Land-  
schaft!«

So hatte ich mit lauter Stimme gesagt, und da war es  
schon geschehen.

Mit einem Schlage war das ganze Möblement ver-  
schwunden. Ich stand in kniehohem Grase zwischen Ur-  
waldbäumen, an denen sich herrlich blühende Lianen  
emporschwangen.

Ich will gleich erledigen, wie die Verwandlungen im-  
mer vor sich gingen, von welcher Art und von welchen  
Grenzen umzogen sie waren.

»Dieser Raum verwandle sich in eine tropische Land-  
schaft!« hatte ich gesagt.

Das ist ja, nun ein weiter Begriff. Man nehme an, man  
könne den Inhalt seiner Träume willkürlich bestimmen.  
Man will im Traume in eine tropische Gegend versetzt  
werden. Es geschieht. Was das nun für eine tropische Ge-  
gend ist, das muß man dem Traumgott überlassen.

So war es auch hier. Im Moment, da ich es aussprach  
war das Gewünschte vorhanden, mit festen Linien um-  
grenzt, ohne daß ich diese näher gezogen hätte, wie es

mir eine Erinnerung oder meine Phantasie eingab, absolut nichts an Wirklichkeit vermissen lassend. Das blieb bestehen. Was ich daran ändern wollte, mußte ich immer erst aussprechen.

Ich erblickte eine unaufgeschlossene Lianenblüte.

»Diese Blüte öffne sich!«

Sofort hatte sie sich zur vollen Pracht entfaltet.

»Aus dieser Blüte entwickle sich ein Apfel!«

Sofort hing statt der Blüte an dem dicken Stengel ein großer, rotwangiger Apfel, einer von der Tiroler Sorte.

Ich pflückte ihn ab, biß hinein – ich konnte ihn essen. Hatte den richtigen Apfelgeschmack, fühlte den Bissen in den Magen rutschen.

Wie ich staunte, läßt sich denken. Dabei verlor ich aber nicht die Besinnung. Das heißt, ich wollte immer sachgemäß prüfen.

Ich zog meine Briefftasche, nahm einen alten Brief mit der Unterschrift meines Vaters, legte einen der Apfelkerne hinein, faltete ihn zusammen, barg die Briefftasche wieder.

»Mister Juba, wo sind Sie?«

Keine Antwort.

»Mister Juba Riata, erscheinen Sie mir!«

Da stand Peitschenmüller urplötzlich vor mir.

»Sind Sie das wirklich?«

»Ja, das bin ich wirklich.«

»Hören Sie mich sprechen?«

»Natürlich, sonst könnte ich Ihnen doch nicht antworten.«

»Was sehen Sie hier?«

»Eine tropische Urwaldszenerie.«

»Und Sie selbst befinden sich in dieser?«

»Ja selbstverständlich.«

»Essen Sie mal hier dieses Stück Apfel.«

Er nahm das Stück, ich sah ihn essen.

»Schtneckt sehr gut!« sagte er von selbst.

»Nehmen Sie doch einmal Ihr Messer und schneiden Sie mich hier in den Arm.«

Ich streifelte den linken Ärmel zurück, Jubas Messer zog in meinen Unterarm einen blutenden Schnitt.

»So, danke. Jetzt will ich in den ursprünglichen Raum zurückversetzt sein!«

Im Moment war der Urwald verschwunden ich sah wieder das orientalische Möblement . . .

»Stiff!« sagte in demselben Augenblick Juba Riata.

Ja, er stand vor mir. Aber nicht in der Stellung, in der ich ihn soeben gesehen hatte. Überhaupt stand er mehr neben mir, hatte auch nicht sein Messer in der Hand, sondern er fingerte an mir herum.

»Was sagten Sie da?« fragte ich. Aber wir sprachen Englisch zusammen, auch die Begum konnte es jetzt. Ich mache auf so etwas nicht immer aufmerksam, nur jetzt muß ich es tun.

»Perfectly stiff – vollkommen steif . . . jetzt freilich sind Sies nicht mehr.«

»Steif bin ich gewesen?!«

»Wie ein Baumast.«

»Ja, es ist besser, wenn Sie sich immer hinsetzen, ehe Sie das Zauberwort aussprechen,« sagte die Begum, »Sie könnten doch einmal umfallen.«

»Steif bin ich gewesen?!« wiederholte ich nochmals.

»Sobald man das Zauberwort ausspricht, fällt man in einen Starrkrampf, der aber nicht etwa schädlich ist.«

So, nun wußte ichs. Aber doch noch nicht genug.

»Ich habe mich gar nicht geregt?«

»Nein, Sie befanden sich eben im Starrkrampf.«

»Also habe ich auch nicht solche Bewegungen gemacht, als ob ich einen Apfel abpflücke und ihn verzehre?«

»Haben Sie das getan? Wir wissen ja gar nicht, was Sie erlebt haben.«

»Haben Sie denn nicht gehört, wie ich meinen Wunsch aussprach?«

»Nein.«

»Dieser Raum verwandle sich in eine tropische Landschaft.«

»Das haben wir schon nicht mehr gehört. In demselben Augenblicke, da Sie sich vornahmen, diese Worte auszusprechen, da sich in Ihrem Gehirn die dazu nötigen Vorbereitungen abspielten, begann schon der Zaubertrank zu wirken, da handelten und sprachen Sie nur noch in Ihrer Einbildung.«

So, nun wußte ichs wirklich.

Also hatte ich natürlich auch nicht etwa meinen Ärmel aufgekrempt, keinen Schnitt im Fleisch, keinen Apfelkern in der Briefftasche.

Es war alles nur eine Einbildung nur ein Traum gewesen, nichts weiter.

Aber die Zeit war dabei regelrecht weitergegangen, sechs Minuten hatte diese ganze Geschichte gewährt.

Ich setzte mich, sah mich in dem großen Wandspiegel.

»Ich will dort vor dem Spiegel stehen!«

Da stand ich plötzlich vor dem Spiegel.

Diesmal waren auch noch die drei anderen anwesend, saßen oder standen oder gingen herum.

Mister Kabat, Sie haben einen blonden Vollbart!«

Da hatte ihn eben der sonst bartlose Eskimo, ich konnte ihn nach Belieben wachsen lassen oder sonst verändern.

»Mein Spiegelbild lege sich hin!«

Ich blieb stehen, mein Spiegelbild legte sich auf den Teppich hin.

Ich will nicht weiter beschreiben, was ich sonst noch für knifflige Experimente machte.

Plötzlich, wie ich mich gerade in einer Wüste befand, aus einem Felsen Wasser schlug, Gras und Palmen wachsen ließ, so nach und nach eine Oase schuf, zerrann das Traumgebild, das aber nicht das geringste an Wirklichkeit vermissen ließ, und ich saß auf dem Diwan.

»Deine Zeit ist abgelaufen!« sagte die Begum.

Ja, es war genau 20 Minuten nach sieben.

»Also ich kann ein neues Tränklein nehmen?«

»Gewiß, so oft Du willst. Hast Du Dich schon in ein Tier verwandelt?«

»Noch nicht. Ich dachte gerade daran, wollte gerade ein Löwe werden, als die Zeit um war.«

»Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß Du, wenn Du ein Vogel und als solcher dieses Zimmer verlassen willst, um draußen herumzufliegen, Dich beeilen mußst.«

»Weshalb?«

»Weil es bald dunkel wird. Als Vogel siehst Du in der Nacht nichts, Du würdest überhaupt gar nicht umherfliegen, es würde gegen Deinen Vogelinstinkt gehen, den Du natürlich annimmst.«

»Dann verwandle ich mich einfach in eine Eule, welche sich nur in der Nacht wohl fühlt.«

»Allerdings, da hast Du recht, das kannst Du. Also wie viel Zeit willst Du wieder aufnehmen?«

»Nochmals eine halbe Stunde.«

Ich trank ein zweites Gläschen leer.

»Ich möchte ein Vogel sein.«

Da saß ich schon als solcher in dem offenen Fenster.

Als was für ein Vogel denn? Das ist doch ein weiterer Begriff.

Wenn man das Wort »Vogel« ausspricht, oder auch nur denkt, so muß man sich im Geiste doch wohl auch irgend einen bestimmten Vogel vorstellen. Ich wenigstens muß es.

Ich hatte dabei an einen Raben gedacht, an einen Kollkraben, und als solcher saß ich in dem Fenster.

Zwar sah ich mich nicht, nicht im Spiegel und versuchte nicht mich selbst zu besehen, nicht einmal meine Füße, sondern ich wußte, daß ich ein Rabe war.

Der Rabe ist nämlich mein Lieblingsvogel, mein Ideal eines Vogels. Wobei ich alle Rabenarten einbegreife, den Kolkraben, die Nebel- und Saaträhe, die Elster, die Dohle.

Der Rabe hat es mir angetan. Der Rabe ist der Raubvogel des Nordens. Der Rabe ist ein echt germanischer Vogel. Der Rabe ist uns treu geblieben, hat sich weder ausrotten noch durch die Kultur vertreiben lassen, dazu ist er zu schlau, zu klug.

Alfred Brehm in seinem »Tierleben« schildert am Ende jeder Beschreibung das betreffende Tier in seiner Gefangenschaft, wo man seine geistigen Fähigkeiten am besten beurteilen kann.

Nur beim Raben tut er dies nicht. Es ist dies die einzige Ausnahme. Obgleich es doch so viel gefangene Raben gibt.

Brehm verzichtet einmal auf diese Beschreibung.

Weshalb?

»Es würde viel zu weit führen, wollte ich alle Geschichten, welche mir über gezähmte Raben bekannt sind, hier wieder erzählen, und deshalb muß es genügen, wenn ich sage, daß dieser Vogel wahren Menschenverstand beweist und seinen Gebieter ebenso erfreuen als andere Menschen zu ärgern weiß. Wer Tieren den Verstand abschwatzen will, braucht nur längere Zeit einen Raben zu beobachten; derselbe wird ihm beweisen, daß die abgeschmacktesten Redensarten von Instinkt, unbewußten Trieben und dergleichen nicht einmal für die Klasse der Vögel Gültigkeit haben.«

So urteilt Brehm über den Raben.

Kann es eine höhere Zensur geben?

Ich habe viele Raben gefangen gehalten – ich möchte nicht beschreiben, was ich mit ihnen erlebt habe. Schon die einfachsten Dinge würden dem, der den Raben nicht kennt, unglaublich klingen.

Jetzt, da ich dies schreibe, habe ich keinen zahmen Raben mehr.

Aber noch immer habe ich täglich und stündlich, wenigstens im Winter, eine ganze Gesellschaft von echten Raben vor meinen Augen. An meinem Fenster geht durch einsame Landschaft ein Eisenbahndamm vorüber. Wenn der Winter naht, stellen sie sich ein, immer ein bis zwei Dutzend. Wenn sie eines Morgens da sind, im Dezember oder auch schon im November, dann weiß ich bestimmt, daß jetzt bald der Winter mit Kälte und Schneefall kommt, und wenn auch alle Zeitungen nach den Berichten der meteorologischen Institute das Gegenteil behaupten. Ich lache dieser menschlichen Wetterprophezeiungen, meine Raben wissen es besser, sie irren sich nie. Es sind »meine« Raben. Sie kennen mich, wir sind gute Freunde. Sie horsten auf den benachbarten Bäumen, aber der Bahndamm ist ihr Tummelplatz auf ebener Erde. Da hoffen sie immer etwas Freißbares zu finden. Denn in wenigen Minuten erreicht der Zug eine Stadt, da werfen die Passagiere vorher Paketchen zum Fenster hinaus, Frühstücksreste und dergleichen. Ich halte mich mit der Beobachtung dieser Raben länger auf, als mir meine Zeit erlaubt. Wie sie die Paketchen öffnen und untersuchen.

Ein Streit deswegen kommt unter ihnen niemals vor. Eine Taube jagt wegen eines Kornes die andere weg, die stärkere die schwächere, da gibt es keine Rücksicht – so etwas kennt der Rabe nicht. Vollster Frieden, vollste Eintracht. Und wenn ein Zug angebraust kommt, dann verlassen sie den Schienenweg natürlich, aber nun wie! Nicht etwa, daß sie erschrocken davon fliegen. Über die große Zehe watschelnd, steigen sie gravitatisch über das Gleis. Aber das tun sie keine Sekunde früher als es unbedingt nötig ist, um nicht unter den Zug zu kommen, und so entfernen sie sich auch keinen Zoll weiter als es unbedingt nötig ist. So sitzen sie ruhig da, die Trittbretter gehen über sie hinweg, und dicht hinter dem letzten Wagen steigen sie wieder über die Schienen und beschäftigen sich weiter mit den Paketchen und deren Inhalt. Möglich, daß sie kleine Vögel würgen. Sie wären Narren, wenn sie es nicht täten. Dann wären sie doch auch nicht »menschenähnlich«. Aber ich bemerke nichts davon. Um die sich ebenfalls auf dem Bahndamm tummelnden Tauben und Spatzen kümmern sie sich gar nicht. Und wenn ich das Fenster öffne, dann passen sie auf. Ob ich ihnen einen Knochen oder sonst etwas zuwerfe. Aber deshalb nicht die geringste Unruhe, kein Näherkommen. Haben sie ja auch gar nicht nötig. Entweder ich werfe, oder ich werfe nicht. Und zeige ich mich am geschlossenen Fenster, dann passen sie auch nicht auf. Weil die ganz genau wissen, daß das Fenster geschlossen ist und ich nicht durch die Fensterscheiben werfe. Und kommt der Knochen oder das Stück Fleisch geflogen, so flattern sie wohl

auf, aber wer den Leckerbissen hat, der hat ihn, nicht der geringste Streit deswegen, die anderen gehen sofort wieder ihrer Beschäftigung nach. Und wenn ich ihnen längere Zeit nichts zugeworfen habe, dann kommt wohl einer ans Fenster, blickt mit seinen klugen, verschmitzten, funkelnden Augen ins Zimmer, mir direkt auf den Schreibtisch, pocht mit seinem gewaltigen Schnabel gegen die Scheiben und fliegt zurück, sobald ich aufstehe. Denn weiter geht die Vertraulichkeit nicht. Ja, wir sind die besten Freunde, aber . . . immer drei Schritt vom Leibe! Sie halten es genau wie ich. Auch ich habe einige menschliche Freunde, sehr gute Freunde, aber duzen tue ich mich mit keinem.

Am liebsten aber beobachte ich meine Raben, wenn es schneit, wenn der Schneesturm braust. Daß sie die Kälte lieben, daran ist ja gar kein Zweifel. Stundenlang können sie im Schnee vergraben sitzen und vor sich hin philosophieren. Aber im Schneesturm, da werden sie erst richtig lebendig, da schwingen sie sich hoch empor, da sieht man sie einmal zusammen spielen, in den Lüften wie in dem neuen Schnee sich balgen.

Natürlich, es sind ja Kinder des kalten Nordens. Eines Tages versammeln sie sich auf den Bäumen, steigen empor und fliegen direkt nordwärts davon, um nicht wiederzukommen. Sie verkünden mir den nahen Frühling, mit unfehlbarer Sicherheit kommen jetzt die ersten warmen Tage. Trotzdem sehe ich sie mit Wehmut scheiden, meine Raben, und freue mich schon auf das nächste Wiedersehen, wenn sie auch den Winter bringen.

Jetzt war ich selbst solch ein Rabe geworden

Weil ich von vornherein beabsichtigt hatte, diesen Raum zu verlassen, draußen herumzufliegen, saß ich nun auch gleich im offenen Fenster.

Was ich als Rabe für Gedanken und Empfindungen hatte, vermag ich nicht zu beschreiben, und das muß ich noch öfters wiederholen.

Ich wußte, daß ich eigentlich Georg Stevenbrock war, ein Mensch, dessen Leib jetzt dort starr auf dem Diwan saß oder lag, in anderer Hinsicht aber war ich ein perfektes Rabenvieh, und es fiel mir gar nicht ein, zurückzublicken, um meinen starren menschlichen Leib zu betrachten.

Es war mir ganz selbstverständlich, daß ich fliegen konnte. Kein Gedanke daran, ob ich es könnte oder nicht. Wir befanden uns in der dritten Etage, tief unter mir lag der Spiegel des Sees, schon in der Abenddämmerung. Ohne jedes Bedenken stürzte ich mich mit ausgebreiteten Schwingen hinab, flog.

Ich beschrieb über dem See Kreise, schraubte mich höher und höher, bis ich hinter den Felswänden die untergehende Sonne erblickte.

Aber nicht etwa ein Staunen, auch keine Freude, kein Entzücken darüber, daß ich so schweben konnte. Es war

mir ganz selbstverständlich. Ich war doch ein Rabe. Obgleich ich immer noch wußte, daß ich doch eigentlich ein Mensch war. Das störte aber meine Rabenempfindungen nicht weiter.

Eine Maus, die nahe am Ufer durch das Gras huschte, erregte meine Aufmerksamkeit.

O Wunder, ich sah diese Maus!

Alls Mensch schätzte ich die Entfernung, die mich von dieser Maus trennte, auf mindestens fünf Kilometer, als Rabe dachte ich gar nicht an solch eine Schätzung – als Rabe sah ich nur ganz deutlich die Maus durch das Gras huschen, obgleich dieses dunkel gefärbt war wie die Maus!

Gesehen hatte ich sie, meine Aufmerksamkeit hatte sie erregt, aber nicht meine Jagdlust. Ich fühlte mich gesättigt. Ich sah noch vieles, vieles andere, was mein Interesse als Rabe erregen mußte, ich sah Nester mit jungen Vögeln, sah Frösche, sah aus einer Entfernung von fünf und noch mehr Kilometern dort unten kleine Heuschrecken hüpfen und Käfer laufen, sie hätten mir geschmeckt, aber mein Magen war voll bis zum Platzen.

Ich senkte mich hinab, ließ mich auf dem sandigen Ufer nieder, begann zu watscheln.

»Weshalb hast Du Dich eigentlich herabgelassen?«

So fragte ich mich als Mensch, als Rabe war mir die Antwort ganz selbstverständlich ohne daß ich es tat. Dieser Zwiespalt, der sich doch so gut zusammenreimte, das ist es, was ich nicht zu schildern vermag.

Das Ufer war hier sandig, dazwischen aber auch kleinere und größere Steine, alle dunkel, grau bis schwarz.

Ein einziger weißer Stein erregte meine Aufmerksamkeit, so groß wie ein Pfennig, nur wenig dicker. Etwas Goldglimmer war eingesprengelt, in der Form eines A.

Das sah ich als Mensch.

»Das sieht ja gerade aus wie ein A.«

So sagte ich mir als Mensch.

Als Rabe sah ich dieses A nicht.

Als Rabe empfand ich plötzlich nur eine Gier, diesen weißen Stein, der sich von den anderen so hervorhob, zu verschlucken. Ich weiß nicht, ob die Raben wie einige Raubvogelarten, aber auch wie die Hühner, manchmal Steine verschlucken, wahrscheinlich zur besseren Verdauung. Ich hatte es weder bei freien noch bei gefangenen Raben beobachtet.

Aber ich weiß, daß dieser weiße Stein meine Gier erregte, ihn zu verschlucken, und ich tat es. Ich flatterte auf, ließ mich wieder nieder, verschluckte den Stein. Hatte ein sehr angenehmes, mich befriedigendes Gefühl dabei.

Dann stieg ich wieder auf.

Dort in der Wasserschlucht lag die »Argos«.

»Das ist unser Schiff.«

So sagte ich mir als Mensch.

Auch als Rabe dachte ich bei Anblick dieses Schiffes etwas, dachte es ganz klar, aber wiederzugeben vermag ich es nicht.

Ja, ich glaube sogar, ich sah alles ganz, ganz anders, die Maus sowohl wie den Stein wie dieses Schiff, sah alles mit Rabenaugen, in meinem Gehirn entstand ein vollkommen anderes Bild, das ich für mein menschliches Gehirn gewissermaßen erst übersetzen mußte, was aber in demselben Moment geschah, da es die Rabenaugen erblickten. Ich kann es nicht schildern.

»Dort willst Du Dich einmal niederlassen.«

So sagte ich mir sowohl als Mensch wie als Rabe, nur in total verschiedener Weise, unbeschreiblich.

Ich schwebte hinab und setzte mich auf die Oberbramrahe des Großmastes.

Die Sonne war schon längst untergegangen, aber die Dämmerung hielt hier sehr lange an. Ich sah alles noch ganz deutlich.

Die meisten der 16 zurückgebliebenen Jungen waren an Deck mit Kartoffelschälen beschäftigt.

Als Mensch kannte ich sie alle bei Namen, als Rabe waren sie mir fremd, ich wußte überhaupt nicht, daß es »Menschen« waren. Unbeschreiblich dieses Doppelgefühl. Immer muß ich es wiederholen.

»Undici – Diecinove – seht Ihr mich?!«

So rief ich.

Die Jungen hatten noch immer ihre italienischen Zahlennummern.

Wieder geschah etwas Unbegreifliches.

Doch nein, für mich war es vollständig begreiflich, aber beschreiben kann ich es nicht.

Ich wußte, daß ich es gerufen hatte, und gerade als Mensch hörte ich nur ein »raab, raab«, aus meinem geöffneten Schnabel kommen. Was dieses »raab, raab« bedeutete, das wußte ich als Rabe, es war eine für mich ganz verständliche Sprache, aber als Mensch verstand ich es nicht, und doch hatte ich es ja selbst gerufen. Unbeschreiblich.

Die Jungen und andere blickten empor.

Sie deuteten und sprachen zusammen.

Jedes Wort verstand ich. Als Mensch. Und dennoch war es mir unverständlich. Das heißt, ich vermochte später, als ich wieder erwachte, nicht mehr zu sagen, was die Jungen damals gesprochen hatten. Mit anderen Raben bin ich damals leider nicht zusammengekommen. Wahrscheinlich wäre es mir dabei auch traurig ergangen.

Auch der Bandlworm befand sich an Deck, wusch Kartoffeln. Als Artist, der ja auch gutes Geld verdient hatte, liebte er natürlich Schmuck über alles, auch bei uns trug er immer einen goldenen Ring mit rotem Stein.

Den hatte er jetzt beim Kartoffelwaschen abgestreift, ihn auf die Bordwand gelegt.

Dieser Ring erregte mächtig meine Habgier. Eine unbändige Lust wandelte mich an, ihn zu besitzen.

Herabgestürzt, über Deck geschossen, im Fluge den Ring mit dem Schnabel von der Bordwand erhascht.

Dann saß ich schon wieder auf der Marsrahe des Kreuzmastes, den Ring im Schnabel, mit einem wahren Entzücken in meinem Rabenherzen.

Dabei hatte ich mich auch schon wieder den Menschen dort unten zugekehrt, betrachtete sie.

Bandwurm schrie, deutete nach mir, alles blickte nach mir.

Ich hohnlachte ihrer. Aber nicht etwa, daß ich dabei den Schnabel aufsperrte. Ich lachte ihrer in meinem Rabenherzen und freute mich des glitzernden Ringes.

Ventuno war es, der jetzt unter der Back hervorge-sprungen kam, ein Gewehr in der Hand, es auf mich anlegte.

Das sah ich als Mensch wie als Rabe.

Aber doch grundverschieden.

»Paß auf, der will Dich schießen!«

So sagte ich mir als Mensch.

Als Rabe wußte ich gar nicht, was der da unten für einen Stock in der Hand hatte und ihn nach mir richtete. Als Rabe kannte ich noch keine Feuerwaffe.

Und der Rabencharakter war der mächtigere, ich blieb ruhig sitzen und beobachtete.

Bimbim – bimbim – bimbim – bim, ging es.

Da Wache gegangen, wurde geglast, mit der Schiffsglocke die Zeit gemeldet, aller halben Stunden.

Sieben Glasen – halb acht.

Puff!

Doch nein, sich hörte den Knall gar nicht, ich sah nur den Feuerstrom, ich fühlte einen heftigen Schlag, einen schneidenden Schmerz . . .

»Ventuno hat mich erschossen!«

Das war das letzte, was ich als Mensch dachte, und als Rabe fühlte ich, wie ich meine Fänge noch einmal krampfhaft zusammen krallte, den Ring hatte ich schon aus dem Schnabel fallen lassen, dann stürzte ich, meine Seele versank in schwarze Nacht.

Und dann wußte ich, daß ich in der orientalischen Kammer auf dem Diwan saß, wußte es ganz deutlich. Wußte, daß Juba Riata und der Eskimo und die Begum um mich waren, ich sah sie und sah sie dennoch nicht – ich war tot und dennoch lebendig . . .

Ein furchtbares Grausen befiel mich. Ich wollte mich bewegen und konnte nicht. Ich war ja tot. Obgleich ich lebte. Ich war scheintot . . .

Und dieser entsetzliche Zustand währte eine ganze Ewigkeit!

Bis ich endlich Juba Riata sprechen hörte.

»Es ist zehn Minuten vor acht, jetzt müßte er wieder zu sich kommen.«

Da war ich bereits wieder zu mir gekommen.

Ich war aufgesprungen.

Fort, fort, nur fort von hier!

Vergebens befragte mich die Begum, was ich denn erlebt habe, was mir passiert sei, ob ich etwa getötet worden sei.

Ich wollte nichts hören!

Nur fort, fort von hier!

Noch immer rannen mir die kalten Todesschauer über den Rücken.

Wie es weiter kam, weiß ich nicht. Ich saß im Kutter, zwischen Juba Riata und Doktor Cohn, die 16 Jungen pulten durch die einbrechende Nacht.

Als ich das Dreck betrat, war ich wieder etwas bei Besinnung.

Da sah ich Ventuno, und ich konnte ihn befragen.

»Was habt Ihr vorhin gegen halb acht gemacht?«

»Kartoffeln geschält.«

»Und – habt Ihr da etwa einen Raben gesehen?«

Der Junge riß vor Staunen die Augen weit auf.

»Woher wissen Sie denn das schon, Herr Waffenmeister? Ja, dort oben auf der Oberbramrahe des Großmastes saß ein Rabe, wir wunderten uns, wo der herkäme, alle anderen Raben sind doch schon fortgeflogen – plötzlich schreit der Bandlwurm, und da sehen wir auch schon, wie der Rabe dicht über Deck streicht. Bandlwurm hatte seinen Ring auf die Bordwand gelegt, den hatte der Rabe schon im Schnabel, saß mit ihm dort oben auf der Marsrahe des Kreuzmastes, ich sprang schnell unter die Back und holte mein Tesching, lud es – der Rabe saß noch dort oben – ich schoß ihn herunter, der Ring fiel gerade in den Kartoffeleimer ... «

Leser, verlange nicht, daß ich schildern soll, wie mir zumute ward, als ich dies vernahm!

Aber ich konnte noch weiter fragen.

»Was ist aus dem toten Raben geworden?«

Ängstlich und scheu blickte mich der sonst so kühne Junge an. Er mochte vielleicht eine Stimme wie aus dem

Grabe gehört haben, dementsprechend mochte ich auch aussehen.

»Dort liegt er noch. Die Hunde wollten ihn nicht fressen.«

Ich hielt den toten Raben, von einer Teschingkugel ins Herz getroffen, in meiner Hand.

Ich brachte es über mich, seinen Leib zu öffnen, seinen Magen.

Er enthielt zwei Mäuse, einige Eidechsen, Käfer und anderes Gewürm.

Und ferner einen weißen Stein, von der Größe eines Pfennigs mit Goldglimmer gesprengelt, und dieser zeigte deutlich die Figur eines lateinischen A . . .

## 102. KAPITEL. NÄCHTLICHE BESUCHE.

Es war Nacht geworden.

Ich saß in meiner Kabine, vor mir ein dickes Buch, in dem ich gelesen hatte.

Mein furchtbarer Schreck war schon längst überwunden. Jener furchtbare Schreck, den ich empfunden, als ich den gezeichneten Stein in dem Magen des Rabens gefunden hatte.

Ich sage: furchtbarer Schreck. Es war eine ganz andere Empfindung gewesen, für die ich aber keine Bezeichnung habe. Höchstens könnte ich sagen, daß mir plötzlich eine eiskalte Hand ans Herz gegriffen hätte.

Das hatte ich also hinter mir, die besonnene Ruhe war wieder bei mir eingekehrt.

Ich hatte mit Juba Riata und Doktor Cohn gesprochen, ihnen alles erzählt, und letzterer hatte mir aus seiner eigenen Bibliothek dieses dicke Buch gebracht. Es war der zweite Band von Karl Kiesewetters dreibändigem Werke »Geschichte des Okkultismus«.

Da drin fand ich eine Erklärung dieses Phänomens.

Karl Kiesewetter, erst vor einigen Jahren gestorben, war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, war selbst Okkultist, aber einer von der denkbar nüchternsten Sorte, der scharfsinnigste Denker dazu, und dann vor allen Dingen ehrlich bis auf die Knochen! Von seinem Großvater erbte er seine ansehnliche okkultistische Bibliothek, die er während seines ganzen Lebens ständig vermehrt hat, er setzte sich mit anderen angesehenen Okkultisten in Verbindung, bereiste ganz Deutschland, Frankreich und England, um in privaten und öffentlichen Bibliotheken nach ihm noch unbekanntem Schriften aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften zu forschen, wozu er selbst noch Arabisch lernte und sich einen hebräischen Übersetzer hielt, und auf diese Weise ist sein dreibändiges Lebenswerk entstanden, in dem er alles zusammen getragen hat, was alle Völker dieser Erde auf dem Gebiet des Übersinnlichen gedacht und praktiziert haben, von den Chinesen vor zehntausend Jahren an bis auf den heutigen Tag.

Es ist nicht zu verlangen, daß unser materialistisches Zeitalter solch ein Buch zu würdigen weiß. Aber diese Zeit wird noch kommen. Und dann wird man vor diesem deutschen Gelehrten den Hut abnehmen, vor seinem

Denkmal. Die kleine Auflage, die Kiese Wetter auf seine Kosten drucken ließ, ist vergriffen, selten einmal findet man das Buch in einer öffentlichen Bibliothek, die Exemplare verteilen sich auf Privatbibliotheken, ich selbst besitze eins.

Das Phänomen, welches hier bei mir vorlag, fällt unter die Rubrik der sogenannten persönlichen Transformationen.

Zur Erklärung knüpft Kiese Wetter an ein gerichtliches Aktenstück aus dem 17. Jahrhundert an, das er in einem französischen Archive fand.

Zwei Brüder, Bauern aus der Gegend von Dijon, klagten sich selbst vor Gericht an, von Gewissensbissen geplagt, daß sie ihre Seelen dem Teufel verschrieben hatten, der ihnen Schätze versprochen habe, um diese habe er sie aber geprellt, statt dessen habe er ihnen nur ein Mittel gegeben, durch welches sie sich in Wölfe verwandeln könnten. Das täten sie nun allnächtlich, schweiften als Wölfe herum, zerrissen Schafe und trieben anderen Unfug, hätten auch schon viele Menschen gefressen. Davon könnten sie nun nicht mehr lassen. Obgleich es ihnen selbst das größte Unbehagen bereite. Wenigstens hinterher. Abgesehen von den Gewissensqualen fühlten sie sich auch am anderen Tage, wieder in die Menschengestalt zurückversetzt, wie zerschlagen. Weil sie als Wolf immer fürchterlich rennen müßten. Das mache ihnen zwar als Wolf das größte Vergnügen, aber hinterher könnten sie die menschlichen Beine kaum noch regen. Gerade deshalb müßten sie sich wieder in Wölfe verwandeln. Und

nun noch als Wolf die Lust am Zerreißen und Fressen von Schafen und Menschen

Also die alte Geschichte vom Werwolf.

Die Sache kam vors Quirinal, und zwar wurde sie hier einmal prüfend untersucht, alles protokolliert, welche Akten sich eben noch erhalten haben. Kiesewetter gibt sie im französischen Original wieder.

Die beiden sollten einmal ihr Mittel in Gegenwart von Zeugen anwenden. Gut, sie zogen sich aus, rieben ihren ganzen Körper mit einer Salbe ein . . . und fielen bald in Starrkrampf. Als sie nach einigen Stunden wieder zu sich kamen, behaupteten sie, als Wölfe herumgerannt zu sein, Schafe zerrissen und gefressen zu haben, auch ein Kind hatten sie angefallen, waren aber verscheucht worden.

Den betreffenden Ort, wo es geschehen, konnten sie immer genau angeben, man forschte nach, und siehe da, es war eine Tatsache! So, wie sie es geschildert, waren die Schafe zerrissen worden, der hatte ein Bein gefressen, jener nur die Leber und Nieren, und ein kleines Mädchen war wirklich von zwei Wölfen angefallen worden, genau so, wie es die beiden Brüder beschrieben.

Es läßt sich denken, was die Herren vom Quirinal für Gesichter machten. Die beiden hatten doch immer hier gelegen! Diese selbst wußten natürlich nichts davon, die waren der Überzeugung, auch mit ihren Leibern wirklich draußen gewesen zu sein, eben nur in Wölfe verwandelt. Sie hatten sich auch niemals gegenseitig beobachtet.

Denn der Teufel, einfach ein Fremder, der einmal auf ihrem Bauernhofe übernachtet hatte, solche magische Künste verstand und dem es Vergnügen bereitete, andere Menschen darin einzuweihehen, natürlich mit dem nötigen Hokusfokus, der hatte ihnen gesagt, daß sie die Einreibungen unbedingt gleichzeitig vornehmen müßten, denjenigen, der es unterließe, wenn sich der Bruder in einen Wolf verwandele, würde er sofort in seine Hölle holen.

Das Experiment wurde, wie die Akten angeben, noch mehrmals gemacht, immer mit dem gleichen Erfolg. Die beiden Brüder zerrissen als Wölfe Schafe, gaben den Ort an, wo es geschehen war, mit allen Einzelheiten, und immer stimmte es. Ein einziger der Zeugen, ein Bischof, der durch seine Frömmigkeit teufelsfest war, gebrauchte selbst das Mittel, rieb sich mit der Salbe ein und verwandelte sich richtig in einen Wolf, der in einen Schafstall einbrach, aber erst nachdem er stundenlang mörderlich herumgerannt war, so daß er dann nach dem Erwachen kaum noch seine menschlichen Beine regen konnte. In jenen Schafstall war wirklich ein Wolf eingebrochen, genau so wie es der Bischof beschrieb. Außerdem aber hatte er sich, wie auch die beiden Brüder, mit anderen Wölfen vereinigt, und ich darf nicht verschweigen, daß dabei immer der Begattungstrieb eine wichtige Rolle spielte. Das mochte auch der Hauptgrund gewesen sein, weshalb sich die beiden so gern in Wölfe verwandelten.

Der Prozeß wurde abgeschlossen, ohne daß man weiter nach einer Erklärung suchte. Eben Zauberei, Bündnis mit dem Teufel – die beiden Brüder wurden hingerichtet

– aufs Rad geflochten und verbrannt. Auch gar nicht so mit Unrecht. Sie hatten vielerlei auf dem Kerbholz. Hat-ten noch andere Scheußlichkeiten begangen, nicht nur in ihrer Einbildung als Wölfe, Leichenschändung, Kirchen-raub und dergleichen. Um sich eben die Ingredienzien für jenes Zaubermittel zu verschaffen.

Am interessantesten nämlich ist, daß in diesen Akten einmal das Rezept für das Zaubermittel des Werwolfs an-gegeben ist. Kiesewetter hatte es sich bereitet und an sei-nem eigenen Körper angewendet, mit teilweisem Erfolge, oder sogar in gewisser Hinsicht mit vollständigem Erfolg. Natürlich hat er nicht, wie es der »Teufel« angegeben und wie es auch die beiden Brüder gemacht hatten, bei nächt-licher Weile auf dem Friedhofs die Leiche eines totgebo-renen Kindes ausgegraben, hat sie nicht gebraten, um das Fett zu gewinnen, er ist auch nicht in eine Kirche einge-brochen um ein geweihtes Kruzifix zu stehlen, des Goldes wegen, das unter Teufelssprüchen ganz fein pulverisiert werden mußte, sondern er hat einfach feingefeiltes Gold mit Schweinefett verrieben.

Weiter gebe ich das Rezept zu der Salbe hier nicht an. Es handelt sich durchweg um sehr giftige Pflanzen, deren Säfte mit Fett zu einer Salbe verrieben werden, das Gold spielt dabei die Rolle des Quecksilbers, welches in die-sem feinverteilten Zustande beim kräftigen Einreiben in die Poren der Haut dringt, in den Körper übergeht. Denn auch das metallische Quecksilber ist ja an und für sich nicht etwa giftig. Oder man kann es überhaupt nicht in den Körper bringen. Es dringt nicht etwa in die Poren der

Haut ein. Das ist eine Fabel. Früher, aber zum Teil auch heute noch, wurde für gewisse Fälle, wenn es die Därme zu reinigen gilt, metallisches Quecksilber gegeben, innerlich eingenommen bis zu 100 Gramm. Es geht glatt durch Magen und Därme hindurch. Anders ist es, wenn Quecksilberdämpfe eingeatmet werden, oder wenn man es in ganz feinverteiltem Zustande, wozu man es mit Fett vermischt, in die Haut verreibt, dann allerdings dringt es in den Körper und wirkt sehr giftig, wie auch die meisten Quecksilberverbindungen.

Hierbei also wurde feinverteiltes Gold verwendet. Jedenfalls zu keinem anderen Zwecke, als daß es die dem Fette beigemischten Pflanzensäfte mit durch die Poren der Haut nahm. Kiesewetter hat diese Salbe an sich selbst probiert. Nachdem er seinen Körper tüchtig damit eingerieben, dauerte es nicht lange, so trat Gliederstarre ein. Das klare Bewußtsein behielt er zunächst noch. Da bemerkte er, daß er zuerst einen pelzigen Geschmack auf der Zunge bekam. Es war ihm, als hätte er auf der Zunge einen Pelz. Dieser Pelz erstreckte sich immer weiter, über den ganzen Körper. So lange er noch seine Hand rühren konnte, fühlte sich alles, was er betastete, pelzig an, auch eine Glasscheibe, und dieses Gefühl erstreckte sich auch auf seinen eigenen Körper. Sehr einfach, denn wir fühlen doch nicht nur mit den Fingern.

Dann verlor er das Bewußtsein. Ob er etwas Bestimmtes geträumt hat, weiß er nicht. Aber das weiß er bestimmt, daß er immer rennen mußte. Rennen, immer rennen mit Windeseile.

Als er nach einigen Stunden wieder zu sich kam, war das Pelzgefühl nicht mehr vorhanden, aber er fühlte sich am ganzen Körper wie zerschlagen, und am längsten hielt der große Schmerz in den Lenden an, noch länger in den Bein- und Wadenmuskeln. Genau so, als wäre er einen ganzen Tag lang, wie ich einmal, Treppen gestiegen, oder eben als wäre er unausgesetzt gerannt, ohne es gewohnt zu sein, und dessen entsann er sich auch noch. Dieses Gefühl wurde er erst nach zwei Tagen wieder los, während derer er auch sonst unter einem fürchterlichen Katzenjammer zu leiden hatte.

Hierbei will ich noch etwas anderes anführen, es gehört in denselben Rahmen. Kiewewetter hat auch Rezepte für Hexensalben aufgestöbert, hat sie zusammengebraut und an sich selbst probiert. Wieder Starrkrampf und dann das Gefühl, als ob er durch die Luft flöge. Das kann ich bestätigen. Ich selbst habe später mir solch eine Salbe einmal bereitet und probiert, auch ich glaubte durch die Luft zu fliegen, wenn auch nicht auf einem Ziegenbock oder auf einem Besenstiel, landete nicht auf dem Blocksberge, wohnte keiner Hexenorgie bei, sondern ich flog nur und flog, bis ich wieder zu mir kam.

Daß es Substanzen gibt, die innerlich eingenommen oder äußerlich gebraucht, bestimmte Bewegungsgefühle auslösen, das weiß eigentlich jeder. Wenigstens jeder, der einmal einen Rausch gehabt, ohne den man ja bekanntlich kein braver Mann ist. Zuerst, wenn man an den Alkohol noch nicht gewöhnt ist, man hat einmal mehr Bier getrunken, als man vertragen kann, und man legt sich zu

Bett, dann fängt doch alles sich zu drehen an, der Betreffende selbst dreht sich am meisten, besonders wenn er die Augen schließt. Mir wenigstens ist es so gegangen, als ich so ungefähr mit 13 Jahren meinen ersten »Kommers« gehabt hatte, ach, was bin ich mit meinem Bett herumgegendelt, immer im Kreise herum, und das immer wieder, bis ich »bierfest« war, und auch weiß, daß es den meisten Menschen so ergangen ist, und besonders Damen, die sonst nichts trinken, haben es immer wieder.

Also Alkohol, innerlich eingenommen, löst das Gefühl von Drehbewegungen aus. Äußerlich eingerieben dürfte die Wirkung eine noch viel intensivere sein. Aber einfaches Einreiben genügt da noch nicht. Die Flüssigkeit dringt doch nicht richtig ein. Anders schon, wenn Alkoholdämpfe von den Hautporen eingeatmet werden. Dadurch wird man ebenfalls bezechet. Am stärksten aber dürfte die Wirkung des Alkohols als Berausungsmittel sein, wenn man ihn in homöopathischer Verdünnung, etwa ebenfalls mit Fett vermischt, einreibt, auch wieder unter Zusatz eines feingepulverten Metalls.

Auf diese Weise löst jenes Werwolfsmittel das Gefühl des Rennens, jene Hexensalbe das des Fliegens aus. Diese Theorie ist um so richtiger, als auch die dazu verwendeten Pflanzensäfte erst in alkoholische Gährung übergehen müssen.

Somit wäre die natürliche Erklärung gegeben. Bei dem Wolfsmittel kommt noch das Gefühl des Pelzigseins hinzu.

Nun freilich fühlte sich Kiesewetter nicht in einen Wolf verwandelt, erlebte keine Wolfsabenteuer, so wenig wie ich unter Vorsitz des Teufels mit Hexen eine Orgie feierte.

Aber auch hierfür gibt es eine ganz einfache Erklärung. Wir glauben heute nicht mehr an Vampire, Werwölfe und Hexen. In jenem Zeitalter hingegen war man von solchen Möglichkeiten vollständig überzeugt, Inquisition und Hexenprozesse füllten alle Köpfe aus. Also handelte es sich um Massensuggestion. Wer solch eine Salbe mit Gebrauchsanweisung erhielt und benutzte, der verwandelte sich in seiner Einbildung auch in einen wirklichen Wolf. –

Die letzte Erklärung ist das ja nun freilich noch nicht. Die Hauptsache fehlt, die Erklärung des letzten Phänomens, wie die Angaben des menschlichen Werwolfs stimmten, wie auch ich als Rabe wirklich den Stein verschluckt hatte.

Kiesewetter braucht zu dieser Erklärung 20 Seiten. Die kann ich unmöglich hier wiedergeben, und außerdem setzt er dazu voraus, daß auch der erste, fast tausendseitige Band und die Hälfte des zweiten gelesen worden ist. Und schließlich kann man dies alles doch nur intuitiv begreifen, ahnungsvoll, am wenigsten es in Worte kleiden.

Die brahmanische Philosophie der Veden faßt dies alles in den zwei Worten zusammen: tatwam asi – das bist Du!

Dann flieht meine Seele zurück,  
Bis wo vor zahllos vergessenen Jahren  
Der Vogel und der wehende Wind  
Mir ähnlich und meine Brüder waren.

Dann wird meine Seele ein Tier.  
Und ein Baum und ein Wolkenweben.  
Verwundert kehrt sie zurück und fragt mich. –  
Wie soll ich ihr Antwort geben?«

Es brauchst sich aber gar nicht um »zahllos vergessene Jahre« zu handeln.

Es gibt gar keine Zeit. Auch sie ist nur eine Täuschung der Maja. Es gibt nur ein momentanes Jetzt. Wer im Finstern einschläft und im Finstern erwacht, wer will sagen, wie lange er geschlafen hat? Ob nur eine Minute oder einige Stunden? Und kann er in dieser einen Minute nicht einen langen, langen Traum gehabt, ein ganzes Leben durchlebt haben?

Ich will bei meinem Falle bleiben.

Jenes Elixier in der Kristallflasche war ein Universalmittel, um solche Verwandlungen in der Einbildung herbeizuführen.

Ich hatte gewünscht, ein Vogel zu werden, im Hintergrunde meiner Gedanken dabei schon einen Raben sehend.

Da hatte ich auch schon als Rabe im offenen Fenster gesessen.

Aber nicht etwa in sichtbarer Gestalt. Juba Riata und der Eskimo hatten nicht etwa einen Raben im Fenster sitzen sehen. Das wäre ihnen sicher nicht entgangen.

Vorläufig war es nur meine unsichtbare Seele, oder mein zweites Ich oder mein Astralkörper, oder wie man es nun sonst nennen mag, was sich in der Einbildung als Rabe fühlte.

Denn an so etwas muß man nun freilich glauben. Und im nächsten Jahrhundert wird es keinen gebildeten Menschen mehr geben, der an so etwas nicht glaubt. Ebenso wie es heute keinen gebildeten Menschen gibt, der nicht vollständig davon überzeugt ist, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Und woher will er denn das wissen? Wer kann denn das berechnen? Und es läßt sich überhaupt nicht berechnen. Es ist noch immer nichts weiter als eine Theorie. Es ist etwas Übersinnliches. Denn wir können diese Bewegung der Erde um die Sonne doch nicht mit unseren Sinnen wahrnehmen. Unsere Sinne sagen uns sogar gerade das Gegenteil. Die Sonne dreht sich um die Erde. Und dennoch sind wir vom Gegenteil fest überzeugt.

Da hat man es! Das ist solch ein Fall, wo ich jeden Materialisten sofort auf den Sand setzen will, wenn er mit handgreiflichen Beweisen anfängt, die er haben will, wenn er etwas glauben soll.

Ich will jenes unfaßbare Etwas Seele nennen.

Meine Seele hatte den Körper verlassen, hatte die Gestalt eines Raben angenommen, saß als solcher im Fenster, flog hinaus. Zunächst unsichtbar, nur in der Einbildung, obschon dennoch in Wirklichkeit.

Da flog ein wirklicher Rabe vorbei, der die Sommerreise nach dem Norden mit seinen Kameraden nicht angetreten hatte.

Dieses Rabens bemächtigte sich meine Seele, sie fuhr in ihn hinein, nach den Gesetzen der Affinität, der Anziehungskraft der verwandtschaftlichen Gefühle.

Und ich glaube, ich glaube – solch ein Austausch der Seelen findet alltäglich und allstündlich und jeden Moment in zahllosen Wiederholungen statt.

Jede Volksversammlung, in der ein feuriger Redner die ganze Menge umstimmt, bis alle ihm begeistert zujubeln, oft genug im direkten Widerspruchs zu ihren sonstigen Überzeugungen, ist mir ein Beweis dafür.

Sie werden einfach . . . »besessen«!

Meine Seele hatte ein Rabe sein wollen, deshalb war sie in den nächsten ihr begegnenden Raben gefahren; Sie hatte ihn »besessen« gemacht. Wenn der Rabe hiervon auch gar nichts zu merken brauchte.

Das Weitere erübrigt sich nun.

Als der Rabe seine Seele aushauchte, verließ auch meine den toten Körper, fuhr in den starren Menschenleib zurück, mußte nur noch die einmal festgesetzte Zeit ausharren, bis sie auch wieder als Menschenseele funktionieren konnte.

Nur noch eine Frage will ich aufwerfen.

Gesetzt nun den Fall, ich hätte gewünscht, mich in ein Tier zu verwandeln, welches in dieser Gegend gar nicht vorkam. Etwa in ein Zebra. Und nicht nur in meiner Einbildung wollte ich in jenem Raume ein Zebra sein, mich als solches im Spiegel sehen, sondern ich wollte als ein solches wirklich draußen herumschweifen.

Nun, ich hätte schon ein Zebra zu finden gewußt, von dem meine Seele Besitz ergriff. Ich wäre einfach nach dem nächsten zoologischen Garten hinübergerutscht, oder auch gleich nach Afrika. Für die Seele gibt es ja keinen Raum. Ebensowenig wie für die Phantasie. Ich kann doch im nächsten Moment auf einem fernen Planeten sein, im Traume sowohl wie im wachen Bewußtsein.

Wenn ich aber nun als Zebra hier in diesem sibirischen Tale umherschweifen wollte?

Dann, nehme ich an, hätte ich jedenfalls vom nächsten einem Zebra am ähnlichsten Tiere Besitz ergriffen. Also von einem Tarpan, oder noch wahrscheinlicher von einem Kulan. Als solchen hätten mich andere Menschenaugen gesehen. Ich selbst aber hätte mich als afrikanisches Zebra gefühlt, und hätte ich in einen Wasserspiegel geblickt, so hätte ich mich zweifellos auch als wirkliches Zebra mit buntgestreiftem Felle gesehen.

Und wenn ich nun ein Tier hätte sein wollen, das heute gar nicht mehr existiert, ein vorsintflutliches Ungeheuer?

Dann wäre ich zweifellos auch dieses geworden. Ohne mich des Unterschiedes der Zeit bewußt zu werden.

Denn für die Seele gibt es keine Zeit, es gibt nur ein Jetzt.

»Die Begum bittet den Herrn Waffenmeister sprechen zu dürfen.«

So meldete Sidy.

»Ich empfangen sie hier.«

Sie trat ein, in einen weiten, dunklen Mantel gehüllt.

»Ich stehe doch unter dem Schutze Deiner Gastfreundschaft?«

»Selbstverständlich.«

»Du bist vorhin so schnell davongegangen, fast fluchtähnlich, ohne mir etwas zu berichten.«

»Ja, ich war sehr erregt, bestürzt, erschrocken.«

»Hast Du Schreckliches erlebt?«

Ich berichtete ihr mein Rabenabenteuer.

»Also nur ein Schreck über das Ungewohnte. Daß Dir sonst nichts passieren kann, habe ich Dir ja gleich gesagt. Du brauchst ja auch nur zu wünschen, wieder in jenem Raume zu sein, dann bist Du es sofort und jeder drohenden Gefahr entronnen. Und Du hast doch auch sonst keine üblen Folgen verspürt?«

»Nein, eigentlich nicht. Nur eben einen Schreck, und der ist überwunden.«

»Du wirst Dich bald daran gewöhnen.«

»Woran denn?«

»An solche Verwandlungen in Tiere.«

»Du meinst, ich mache dieses Experiment noch einmal?«

»Gewiß doch.«

Ich hob beide Hände empor, als wollte ich gleich mit allen zehn Fingern einen Eid leisten.

»Nicht für alle Schätze der Welt! Und ich täte es nicht, auch wenn ich dadurch mein Liebstes vom Verderben retten könnte.«

»Weshalb denn nur nicht?«

»Weil ich nichts mit solch unnatürlichen Künsten zu tun haben will . . . «

»Weil Du ein Feigling bist!« wurde ich unterbrochen.

»Begum! Du willst ein streitbares Weib sein. So fordere ich Dich für diese Beleidigung zum Zweikampf auf Leben und Tod heraus, Du sollst die Art bestimmen, von der Du ganz sicher bist, mir darin überlegen zu sein.

»Nein, wir wollen friedliche Nachbarn bleiben, es war nicht so gemeint, ich wollte nicht beleidigen. Aber weshalb willst Du nur das Experiment nicht wiederholen? Du hast doch selbst gesehen, wie gefahrlos . . . «

»Nein, sage ich, und bei diesem Nein bleibe ich!«

»Du wirst dadurch so gut wie allwissend, kannst in fremder Gestalt andere Menschen beobachten und belauschen . . . «

»Du willst mich wohl als Spion benutzen?«

»Ja, allerdings, ich gestehe es! Nicht gerade als Spion – ich habe etwas ganz Besonderes mit Dir vor.«

»Weshalb verwandelst Du Dich denn nicht selbst in einen Vogel und fliegst auf Spionage aus. Oder kannst Du es nicht?«

»Doch.«

»Nun, warum tust Du es nicht?«

»Ich vermag es nur in jenem Raume auszuführen!« erklang es etwas zögernd, als müsse ein unliebsames Geständnis gemacht werden, und nicht anders war es ja auch.

»Du darfst diesen Raum wohl nicht in solch einer anderen Gestalt verlassen?« kam ich gleich entgegen.

»Nein.«

»Weshalb denn nicht?«

»Ein Gelübde bindet mich.«

Wieder einmal ein Gelübde! Genau wie bei den spiritistischen Tischgeistern. Die wissen, wenn man sie danach befragt, auch immer einen Schatz unter der Erde liegen, ganz in der Nähe, und wo in der Nähe von menschlichen Ansiedlungen sind wohl auch nicht Gelder und Schätze vergraben, die »Geister« können die Münzen und Goldsachen ganz genau beschreiben, sie geben die Tiefe bis auf den Zentimeter an, der Ort ist erreichbar, man braucht nur den Spaten mitzunehmen, sie wollen einem auch den Ort zeigen, sehr gern, aber ... sie dürfen nicht. Sie haben ein Gelübde abgelegt, einen Schwur getan. Und dagegen ist natürlich nichts zu machen, da hilft kein Bitten und auch nicht das Anpacken an der Ehre, wogegen diese Geister sonst so empfindlich sind. Solch ein Schwur ist natürlich unumstößlich – bei einem ätherischen Geiste. Wenns auch im Leben der größte Lump war, der für einen Schnaps dreimal falsch schwor. Im Geisterreiche scheint keinen Schnaps zu geben.

»Dann schicke doch einen anderen als Vogel hinaus, um ihn beobachten zu lassen.«

»Es geht nicht.«

»Wohl nur ich darf den Verwandlungstrunk nehmen?«

»Du sagst es. Wenigstens darf niemand anders als Du in anderer Gestalt jenen Zauberraum verlassen.«

»Wer hat denn das geboten?«

»Kapitän Satin.«

»Oho! Der hat mir weder etwas zu verbieten noch zu gebieten!«

»Es ist ein Befehl Merlins, dem sich auch Kapitän Satin zu fügen hat.«

»Aha, das ist etwas anderes. Nein, gib Dir keine Mühe weiter, ich wiederhole dieses Experiment nicht wieder.«

Finster und drohend blickte mich das Weib an.

»Und Du mußt dennoch einer der unsrigen werden!«

»Gar nichts muß ich.«

»Ich stehe also unter dem Schutze der heiligen Gastfreundschaft?«

»Weshalb fragst Du das nochmals?«

»Weil Du jetzt eine Drohung von mir zu hören bekommen wirst.«

»Zu hören? Gut. Drohen kannst Du so viel Du willst, das tut nicht weh. Aber sobald Du drohend gegen mich vorgehst, handgreiflich werden willst, dann ist es natürlich mit der heiligen Gastfreundschaft vorbei, dann wirst Du auch einen handgreiflichen Gegner finden.«

»Wenn Du nicht freiwillig zu mir kommst und Dich meinen Wünschen fügst, dann – lasse ich Deine Leute martern.«

So sprach das Weib und hatte auch schon die Kabine verlassen.

Mit einem leisen Stöhnen ließ ich mich auf einem Stuhl nieder.

Was sollte ich tun, um zu verhindern, daß sie ihre Drohung ausführte?

Im Augenblicke hatte ich nur einen einzigen verzweifelten Gedanken.

»O Price O'Fire, Du Fürst des Feuers, warum hast Du mich hierher gelockt! Konnte mich dieser Merlin nicht wenigstens davor schützen, daß wir nicht ...«

Wieder öffnete sich die Tür, wieder trat Sidy mit einer Meldung ein.

»Merlin ist da und möchte Sie sprechen.«

Ich will nicht annehmen, daß ich ihn wie einen Geist beschworen hatte, plötzlich zu erscheinen. Er mochte eben schon unterwegs gewesen sein.

Jedenfalls aber kam er im geeignetsten Momente, schon jetzt fiel mir eine Zentnerlast vom Herzen.

Er trat ein, der jugendfrische Greis, zum ersten Male, daß er das Schiff betrat.

Jetzt hatte er wieder einmal seinen langen Bogen in der Hand, auf dem Rücken den mit Pfeilen gespickten Köcher.

»Verzeihe mir, wenn ich Dich störe.«

»Du störst mich nicht, Du kommst mir vielmehr wie gerufen.«

»Die Begum war soeben bei Dir.«

»Ja.«

»Was sagte sie?«

Ich berichtete.

»Es war eine leere Drohung, um Dich zur Nachgiebigkeit zu bewegen!« lautete dann der Trost. »Sie darf auch Deinen Leuten, die sie jetzt ihre Sklaven nennt, kein Haar auf dem Haupte krümmen.«

»Weshalb nicht?«

»Weil es ihr verboten ist, und sie weiß, daß sie nicht dagegen handeln darf.«

»Was würde dann geschehen?«

»Es wäre ihre eigene Vernichtung, ihre und ihrer sämtlichen Amazonen.«

»Dieses Weib ist zu allem fähig, es wird sich, wenn es darauf ankommt, an solch ein Verbot nicht kehren, mögen auch die Folgen sein, welche sie wollen.«

»Genug, glaube mir, daß sie Deine Leute nicht martern wird. Etwas anderes wäre es, wenn sich die Gefangenen, um sich zu befreien, tötlich an den Amazonen vergriffen, dann würden sich diese wehren, jene mit Waffengewalt überwältigen und auch töten, das dürften sie, dann handelten sie eben in der Notwehr. Sonst aber sind sie in ihrer Gefangenschaft vor jeder Unbill geschützt.«

»O, Merlin, warum konntest Du es so weit kommen lassen, daß meine Argonauten erst in diese schmachvolle Gefangenschaft gerieten!« konnte ich jetzt nur schmerzlich sagen. »Du wolltest uns doch vor jeder Gefahr warnen! Warum tatest Du es nicht? Daß wir uns mit diesen höllischen Weibern nicht in solche Zweikämpfe einließen?«

»Wäret Ihr etwa zurückgetreten, wenn ich Euch gesagt hätte, diese Amazonen seien Euch überlegen? Hättet Ihr es mir überhaupt geglaubt?«

Ja freilich, da hatte er recht! Erstens hätten wir es ihm nicht geglaubt, und wenn doch, so hätten wir dennoch den uns zugeworfenen Handschuh aufgenommen.

»Wie ist es nur möglich, daß uns diese Weiber so überlegen sind? Was haben die für eine besondere Ausbildung?«

»Gar keine besondere Ausbildung.«

»Was denn sonst?!«

»Deine Argonauten sind durch magische Künste besiegt worden.«

»Was, durch magische Künste?!«

»Ja. Aber nicht durch Zauberei, wie Du jetzt wohl meinst. Ich verstehe unter Magie noch etwas ganz anderes. Die Indianer würden mich sofort verstehen. Wenn ich statt Magie Medizin sagen würde. Diese Weiber haben ein medizinisches Mittel angewandt, um die Kraft und Gewandtheit des Körpers, um die Leistungsfähigkeit aller Muskeln und Sehnen und Organe für einige Stunden bis zur höchsten Leistungsfähigkeit zu steigern. Deshalb waren sie stärker und schneller als Ihr. Dadurch wurde ihr Auge so sicher und ihre Hand so ruhig, daß sie auch solche Schießleistungen erzielen konnten. Nur in gewissen Spezialfächern versagte das Mittel. Das Rückgrat konnte nicht so geschmeidig gemacht werden wie das Deines indischen Dieners. Auch einer ganz besonderen Fechtkunst

vermochte die ihre nicht standzuhalten. Und ebenso versagte dieses Mittel, wenn wie bei jenem Halten der Hände ganz besondere Muskeln in Anspruch genommen wurden.«

Dann war dieses Rätsel gelöst!

Ich hatte ja auch schon damals angedeutet, daß es solche Mittel, um die Leistungsfähigkeit des Körpers bis zum extremsten Grade zu steigern, der die Blätter der Koka-pflanze kauende peruanische Indianer hält 24 Stunden im schnellsten Laufe aus, natürlich nicht ohne üble Nachfolgen, er kann hinterher vor Schwäche sterben, aber von dieser Schwäche merkt er noch nichts am Ende des Laufes – also ich hatte schon eine Ahnung gehabt.

Ja, es gereichte mir zur höchsten Befriedigung, dies zu vernehmen. Meine Jungen freilich würde ich dadurch nicht wieder bekommen.

»Können die Amazonen dieses Mittel immer wieder anwenden?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Sie haben es für diese eine Leistung völlig verbraucht, und lange Zeit bedarf es, mindestens ein Jahr, ehe sie sich neue Medizin in genügender Menge herstellen können, abgesehen davon, daß ihnen das Ausgangsmaterial fehlt, woraus das Präparat hergestellt wird.«

»So könnten sie sich jetzt nicht mehr mit meinen Leuten messen?«

»Nicht im entferntesten mehr. Aber denke nicht daran, daß sie sich nochmals zu solchen Zweikämpfen, zu solchen Wettspielen stellen werden.«

Nein, das wußte ich.

»Und was ist denn das nun für ein wunderbares Mittel?«

»Lecithin.«

Der Leser kennt sicher schon dieses Wort. Es wird bereits Unfug damit getrieben. Wohl bauen sich die Nerven darauf auf, aber die zahllosen Lecithinpräparate, mit denen jetzt der Markt überschwemmt wird, sind gar nicht nötig, die natürlichen Nahrungsmittel liefern uns Lecithin zum Ernähren der Nerven in genügender Menge, und Milch und selbst Eier, besonders das Gelbe enthält sehr viel, sind zehnmal billiger als das billigste Lecithinpräparat.

Eine wichtige Entdeckung scheint dem im Laboratorium konzentriert hergestellten Lecithin allerdings noch vorbehalten zu sein. Die wunderbare Wirkung, wenn es direkt ins Blut gespritzt wird. Besonders in Verbindung mit dem Extrakt der rätselhaften Schilddrüse. Wie wunderbar solche direkte Einspritzungen das Wachstum von körperlich zurückgebliebenen Kindern fördern, wie sie auch auf das Gehirn wirken, der Blödsinn scheint heilbar zu sein, wie sie auch die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit des normalen Menschen mächtig fördern. Freilich wird auch hier die Natur einen eigenmächtigen Eingriff in ihre Rechte nicht ungestraft lassen. Diese Versuche sind jetzt erst aufgenommen worden.

In Gedanken versunken, blickte Merlin auf seinen Bogen herab, spielte mit ihm, zog die Sehne zurück und ließ sie schnellen.

Der Bogen war von weißer Farbe. Ich hatte erst an weißes Holz geglaubt. Jetzt aber bemerkte ich, daß es wohl Metall sein mußte. Ich dachte an Weißguß, eine Legierung von Zink und Zinn. Ein Stab aus Weißguß ist freilich nicht elastisch.

Merlin blickte wieder auf mich.

»Habt Ihr schon solche Bogen gefunden, wie sie die Urbewohner dieses Tales benutzten?«

Nein, das hatten wir nicht. Rüstungen und Schwerter und Streitäxte und dergleichen, aber noch keine Bogen und Pfeile.

»Ich werde Euch die Rüstkammer zeigen, die solche Bogen und Pfeile enthält. Spanne diesen Bogen.«

Ich nahm ihn und . . . vermochte die Sehne kaum einen Viertelzoll zurückzuziehen, wie ich mich auch anstregte, mit der ganzen rechten Faust die Sehne packte, wie ich mich auch dabei krümmte.

Und dieser schlanke, fast zierlich gebaute alte Herr hätte soeben die Sehne mit spielender Leichtigkeit mehrmals zurückgezogen! Eine kräftige Hand hatte er allerdings, trotz aller Feinheit starrend von Sehnen und Muskeln, aber solch eine Kraft hätte ich dem doch niemals zugetraut!

»Gib ihn mir noch einmal!« lächelte Merlin, wahrscheinlich über meine krampfhaften Bemühungen und was ich dabei für ein verduzttes Gesicht machte. Er

wickelte die Sehne an dem einen Ende anders, ich sah nicht deutlich, was er daran machte, gab ihn mir zurück.

»Nun probier es noch einmal, jetzt wird es besser gehen.«

Ja, jetzt konnte ich die Sehne ziemlich weit zurückziehen, auch wenn ich sie nur mit zwei Fingern faßte, allerdings immer noch mit äußerster Kraftanstrengung.

Dabei muß ich jetzt gestehen, daß ich an Bord der »Argos« nach Wenzel-Attila der beste Bogenspanner war. Weil ich mich am meisten damit geübt hatte. Eben weil es mich so irritiert hatte, daß dieser Knirps darin eine größere Kraft entwickelte als ich. Dabei aber muß ich noch einmal bemerken, daß es hierbei nicht allein auf Kraft ankommt. Es gehört ein ganz besonderer Kniff dazu. Das ist schon beim Auflegen der Sehne der Fall. Ich war dabei, als der alte Hagenbeck in Hamburg an einem Kneiptisch die Wette arrangierte, keiner der anwesenden Herren könne das nachmachen, was ihnen ein elfjähriger Indianerjunge vormachen würde: die Sehne auf einen Bogen legen. Hagenbeck ließ eine Truppe Siouxindianer gastieren. Der Indianerjunge wurde geholt, brachte einen Bogen mit, aus Horn, die Sehne abgestreift. Ein Stemmen gegen den Boden, ein Druck, ein eigentümlicher Griff, und das elfjährige Bürschchen hatte die Sehne übergelegt. Es waren baumstarke Männer in der Stammesrunde – keiner brachte es fertig! So oft es uns der Junge auch vormachte.

»Das ist der vollgültigste Beweis, daß das echte Sioux sind!« sagte damals Hagenbeck.

»So, daß genügt schon!« sagte Merlin jetzt. »Ich will Dir dann zeigen, wie Du den Bogen beim Spannen anders anfassen mußt. Der Zwerg Attila kennt das Geheimnis, scheint Euch aber nicht eingeweiht zu haben.«

»Weißt Du, wo sich Attila aufhält?« fragte ich zunächst.

»Ich weiß es, habe ihn schon gesprochen. Er ist mit seiner Gattin und dem einbeinigen Jüngling wohl aufgehoben, hat ein sicheres Versteck gefunden. Nun laß, bitte, zwei von jenen Bronzepanzern besorgen. Einen mit Schuppen und einen massiven, letzteren von möglicher Stärke. Der Korridor draußen genügt zur Schußprobe.«

Solche Rüstungen und auch Bronzewaffen hatten wir schon an Bord genommen, ich benutzte zur Beorderung das Telephon.

Als wir auf den Korridor hinaustraten, wurden die beiden Panzer schon gebracht. Merlin nahm die Brustteile, der massive Harnisch war ungefähr fingerdick, stellte sie am Rande des Korridors gegen die Wand, wir gingen an das andere Ende, sechzehn große Schritte, Merlin reichte mir wieder seinen Bogen und dazu einen Pfeil aus seinem Köcher.

Dieser Pfeil war dreiviertel Meter lang, die vordere Hälfte aus gelber Bronze mit gezackter Spitze, hinten eine Höhlung, in die ein Holzschaft gesteckt war, der ganz hinten befiedert war. Die seitlich hervorragenden Federn dienen zur Herstellung des Gleichgewichts während des Fluges durch die Luft. Anders kann ich mich jetzt nicht

ausdrücken. Jedenfalls kann man mit unbefiederten Pfeilen kaum schießen, oder vielmehr nicht treffen, der unbefiederte Pfeil wird zu leicht abgelenkt, dreht sich.

»Nun schließe gleich nach dem massiven Panzer. Strenge Deine ganze Kraft an. Treffen wirst Du ihn schon. Sonst fährt er in die Holzverkleidung der Wand, das schadet wohl nichts.«

»Du willst doch nicht etwa sagen, daß ich mit diesem Pfeile den Brustpanzer durchbohren könnte, der unseren stählernen Spitzkugeln aus den englischen Infanteriegewehren getrotzt hat?«

»Ja, das behaupte ich. Wenn Du den Pfeil mit der genügenden Kraft absendest.«

»Aus was besteht denn da die Spitze?«

»Aus gehärteter Bronze, die aber Euren guten Stahl nicht etwa an Härte übertrifft. Wohl hat sie bessere Eigenschaften, man kann sie leichter bearbeiten, aber härter ist sie nicht als Stahl. Du könntest auch die Stahlpfeile des Zwerges anwenden. Nun nimm nur erst diesen.«

Ich stellte mich in Positur, zog mit aller Kraft die Sehne zurück, oder vielmehr den mit zwei Fingern gepackten Pfeil, zielte und ließ ihn abschnellen.

Ich hatte den massiven Brustharnisch gut getroffen. Fast genau in der Mitte.

Und das Wunder war geschehen. Ich glaubte erst daran, als ich hingegangen war und es mir in der Nähe beschaute, betastete. Der Pfeil hatte den fingerdicken Panzer, gerade an dieser Stelle noch besonders verstärkt,

glatt durchschlagen, hatte auch noch die Rückenwand etwas angebohrt. Die Spitze war so gut wie unverletzt, nur der Holzschaft war zersplittert. Und dicht daneben war der leichte Eindruck zu sehen, den eine stählerne Spitzkugel des englischen Infanteriegewehres von furchtbarer Durchschlagskraft in dem Bronzepanzer, der schon einmal zu solchen Schießversuchen gedient, hervorgebracht hatte!

»Wie ist denn das möglich?!«

Merlin gab mir eine Erklärung, erläuterte physikalische Gesetze.

Ich gebe es hier in anderer Weise wieder.

Die Feuerwaffen haben trotz fortwährender Verbesserungen die Armbrust und den Bogen nur sehr, sehr langsam verdrängt. Das machte die Beschwerlichkeit des Ladens.

Bei der Belagerung von Bayonne 1451, als die Donnerbüchse schon als ein Wunder der Waffenschmiedekunst oder gar der Feinmechanik galt, einen Schuß abgab, sendete der französische Armbrustschütze in derselben Zeit 3 Bolzen ab und der englische Bogenschütze gar 36 Pfeile!

Die letzten militärischen Bogenschützen werden im Jahre 1572 erwähnt, als Königin Elisabeth von England dem Karl IX. 6000 Bogenschützen zur Hilfe schickte, die noch immer als Elitetruppe galten. Dann aber verschwinden sie aus der Geschichte. Zum Unterschied sei bemerkt, daß bereits in der Mitte des 14. Jahrhunderts, also ums Jahr 1350, in Deutschlands der Bogen schon vollständig

von der Armbrust verdrängt war. Die Engländer hielten noch zwei Jahrhunderte länger zu Bogen und Pfeil.

Und so ist es eigentlich noch heute. Bei der echten deutschen Volksbelustigung darf doch die Armbrust nicht fehlen. Vogelschießen. Es gibt auch vornehme, »privilegierte« Vereine, Gesellschaften, Klubs, die diesem Sport ganz exklusiv noch huldigen. Merkwürdigerweise nur nennen sie sich »Bogenschützengesellschaften«. Obgleich sie nur die Armbrust benützen. Das stammt eben noch von damals, wo in Deutschland der Bogen ganz verschwand, sein Name auf die Armbrust oder den Schnepfer überging.

In England hingegen spielt dieselbe Rolle heute noch der echte Bogen mit Pfeilen. Ebenfalls allgemeine Volksbelustigung, ebenfalls gibt es für diesen Sport ganz exklusive Vereine. Und gerade jetzt wird dieser englische Sport auch wieder nach Deutschland getragen. Man sieht schon recht tüchtige Leistungen. Zentrum auf 100 Meter. Die nördlichen Indianer Südamerikas freilich verfehlen ihr Ziel auf 150 Meter nicht, bringen es bis auf 200 Meter. Das macht ihnen nur so ein englischer Bogensportsman nach, ein »Archerman«, der von früh bis abends nichts weiter tut, als einen Pfeil nach dem anderen nach der Scheibe abzusenden. Dann bringt ihm seine Schießfertigkeit aber auch etwas ein.

Und mir ahnt, als ob der verachtete Bogen und Pfeil noch einmal aus der Rumpelkammer hervorgeholt würde, um ihn wieder dem Soldaten in die Hand zu geben, so wie man unser altes, liebes Lebensrad hervorgeholt

hat, um daraus die moderne Kinematographie zu machen, wie aus unserem Kinderkreisel den Schiffskreisel!

Natürlich nicht, daß man den Soldaten statt des modernen Gewehres wieder mit Fitschepfeilen bewaffnen wird. Es kommt immer nur auf das Prinzip an, auf die Grundidee.

Einer der besten Kenner des mittelalterlichen Ritterwesens war der englische Romancier Walther Scott. Was er beschrieb, das mußte er alles aus eigener Anschauung kennen lernen. Das mußte alles stimmen. Er hatte eine große Sammlung von Kostümen, Rüstungen, Waffen und so weiter. Der Ritter des 12. Jahrhunderts hatte doch einen ganz anderen Schild als der aus dem 14. Und das schildert Scott nun alles ganz ausführlich. Daher oftmals seine langatmigen Breiten, die in den deutschen Übersetzungen meist weggelassen werden. Leider.

In seinem herrlichen Romane »Ivanhoe« schildert er, wie der Räuber und Waldkönig Robin Hood mit seinen grünen Gesellen dem Richard Löwenherz zu Hilfe kommt. Wie die Kerls die Burg des Templers stürmen. Und da erzählt nun Scott, wie dieser Robin Hood mit seinen unfehlbaren Pfeilen, von seinem gewaltigen Bogen abgeschneilt, die Panzerrüstungen der Ritter durchschießt. Nur einige Sarazenenpanzer, welche die Kreuzritter aus dem Morgenlande mitgebracht haben, vermögen den todbringenden Geschossen zu widerstehen. Sonst durchschlagen Robin Hoods Pfeile alle eisernen und stählernen Panzer, auch einige seiner Gesellen vermögen dasselbe zu vollbringen.

Da hat Walther Sicott natürlich einmal mächtig übertrieben.

Wohl gibt es verbürgte Berichte genug, daß in der Schlacht schwerkgepanzerte Ritter von Pfeilspitzen verwundet oder gar getötet worden sind, aber da hat die Pfeilspitze eben einen Weg durchs Visier gefunden, oder durch eine Lücke in den Gelenkstellen, wie unter den Achseln, wo doch der Panzerarm mit dem Harnisch durch Scharniere verbunden sein muß.

Wohl hat man in Sammlungen auch Ritterpanzer, die ein Löchelchen aufweisen, Gott weiß, wie die entstanden sind, zu einer Zeit, da es noch keine Feuerwaffen gab, vielleicht durch Hagelkörner, oder die Panzer sind erst in späterer Zeit zu Schießversuchen benutzt worden, jedenfalls aber rühren die Löchelchen doch nicht von Pfeilen oder Armbrustbolzen her.

Daß ein vom Bogen abgeschnellter Pfeil solch einen Panzer, wie man sie zu Richard Löwenherz' Zeiten trug, durchschlagen hätte ... Unsinn!

Erst hundert Jahre später sollte Walther Scotts Ehre auch in dieser Hinsicht gerettet werden.

Ein Vorfall trug hierzu bei, der mit Bogen und Pfeil eigentlich absolut nichts zu tun hat.

Es ist noch gar nicht so lange her, jetzt etwa acht Jahre, als in den Straßen des nächtlichen Londons ein Feuerwehrmann in Dienstkleidung gefunden wurde, tot, ermordet. Die Schädeldecke war ihm total zertrümmert. Aber er hatte noch seinen starken Metallhelm auf, unterm Kinn zugeriemt, dieser war gänzlich unverletzt. Und

nicht etwa, daß der Mörder seinem Opfer den Helm erst nachträglich aufgesetzt haben konnte. Das klebte ja alles zusammen.

Wie konnte dem Manne unter dem Helm die Schädeldecke zertrümmert worden sein! Man stand vor einem Rätsel.

Hätten die Herren von der Untersuchungskommission mich um Rat gefragt, ich hätte ihnen bald auf die Sprünge helfen können. Ich wußte nämlich schon als Kind, daß – ich plaudere etwas aus der Schule – ein deutsches Haselnußstöckchen ganz anders zieht als ein indisches Bambusrohr. Das Haselnußstöckchen zieht ganz andere Schwielen. Das arbeitet so fein, schmiegt sich so elegant an. Der Bambus arbeitet viel plumper. Gegen den kann man sich auch durch eine genügende Polsterung schützen. Aber beim Haselstöckchen nützt das nichts. Das geht durch, und wenn man auch noch so viel Watte und Werg und Handtücher nimmt, da fühlt man noch immer jeden Schlag, und jeder erzeugt eine rote Strieme, die sich dann so schön blau und grün färbt ... ..

Doch Scherz beiseite. Obgleich es eigentlich gar nicht so scherzhaft ist. Eher schmerzhaft.

Die englischen Herren von der Untersuchungskommission lösten auch ohne meine Sachkenntnis das Problem.

Totenschädel bekamen Feuerwehrlhelme aufgesetzt, sie wurden mit allen möglichen Instrumenten bearbeitet. Eine schwere Eisenstange verbeulte den Helm, aber der Schädel blieb unverletzt. Höchstens eine kleine Gehirnerschütterung. Vorausgesetzt, daß der Totenschädel

ein Gehirn gehabt hätte. Mit einem Ochsenziemer wurde die Sache schon anders. Da bekam der Feuerwehrhelm Sprünge, und der Totenschädel ebenfalls. Als man aber nun mit einem Gummiknüppel drauflos hieb, da blieb der Helm ganz unverletzt, dagegen darunter der Schädel ging dabei in Trümmer.

Eigentlich hätte man das gleich im voraus wissen können. Man hätte nur einen schweren Zuchthausjungen oder einen Professor der Physik zu Rate zu ziehen brauchen. Der erste kennt die Sache aus der Praxis, der letztere aus der Theorie, hat sie wissenschaftlich studiert. Es handelt sich hierbei um die Fortpflanzung des Druckes, des Schlages, in Verbindung mit dem Beharrungsvermögen.

Immerhin, durch diesen Vorfall begann man sich wieder einmal mit den Gesetzen des Beharrungsvermögens zu beschäftigen, aber mehr in der Praxis. Unter anderen wurden auch wieder einmal Bogen und Pfeil hervorgeholt, als Waffen, um die Durchschlagskraft des Pfeils zu prüfen.

Und da gelangte man eben zu jenem erstaunlichen Resultate.

Der Pfeil mit stählerner Spitze, kraftvoll abgeschnellt, durchbohrt eine Panzerplatte welche dem spitzen Stahlgeschosß des modernen Infanteriegewehres trotz, abgegangen mit 750 Metern Geschwindigkeit pro Sekunde.

Ich kann hier nicht erklären, woher das kommt.

Nur einige andere Beispiele für die Rätsel des sogenannten Beharrungsvermögens.

Das Bohrloch in einem Felsen wird mit Pulver gefüllt, als Verschuß kommt etwas loser Sand davor. Bei der Explosion wird der ganze Felsen auseinander gesprengt, das bißchen Sand bewegt sich kaum. Man lasse sich von einem Physiker erklären, woher das kommt. Wie jedes Sandkörnchen einen selbständigen Körper bildet, einer prallt gegen den anderen, der Widerstand wächst, im Quadrate der Entfernung, daher ins Ungemessene, während der Felsen eine kompakte Masse bildet.

Man lade ein Gewehr mit einem Talglicht, setze es vor eine Platzpatrone gebe noch etwas Pulver nach. Dieses abgefeuerte Talglicht geht glatt durch ein ziemlich starkes Brett, ohne sich besonders verändert zu haben.

Das Talglicht hat im Moment des Aufschlagens keine Zeit hierzu, die Sache geht ihm zu schnell.

Man nimmt einen Flaschenkork, durchbohrt ihn der Länge nach mit einer gewöhnlichen Nähnadel, daß die Spitze unten noch zwei Millimeter vorsieht, das obere hervorsehende Ende muß man allerdings abknipsen, legt einen Pfennig auf eine hohle Unterlage, setzt den Kork mit der Nadelspitze darauf und führt nun einen kräftigen, aber nicht übermäßigen Schlag darauf. Die Nadelspitze fährt durch den Pfennig durch, er ist durchbohrt die Nadelspitze ist unverletzt.

Dieses dreies gehört dazu, um sich erklären zu können, weshalb ein von Bogen abgeschnellter Pfeil eine Panzerplatte durchdringt. Natürlich darf man nicht gleich an Schiffspanzerplatten denken.

Schließlich aber noch ein viertes Experiment ebenfalls die Wirkung des Beharrungsvermögens zeigend, nur gerade in umgekehrter Hinsicht. Wie das getroffene Material dem Ausschlag trotzt, wenn es keine Zeit zur Nachgiebigkeit hat.

Man nimmt ein Taschentuch taucht es ins Wasser und spannt es pitschnaß aus, schießt mit einem Tesching drauf. Die Kugel prallt ab. Unter Umständen sogar eine runde Büchsenkugel. Sie muß allerdings senkrecht abgefeuert werden.

Mit einem gewöhnlichen Fitschepfeil, von einem Kinderbogen abgeschneilt, kann man ganz leicht das nasse Tuch durchlöchern.

Hier ist also das Umgekehrte der Fall. Die Moleküle des Wassers werden im Moment des Aufschlagens so stark zusammengepreßt, finden an dem einfachen Tuche einen genügenden Rückenhalt, daß sich die Kugel nur breit schlägt, nicht hindurch kann. Der Pfeil hingegen verursacht keine solche Materienzusammenziehung, der kommt durch. Und ebenso ist es, wenn das Zielobjekt aus Metall oder Eisen oder Stahl besteht. Auch hier handelt es sich doch immer noch um einzelne Moleküle, die beim Aufschlagen sich mehr oder weniger zusammendrängen.

Dies ist auch der Grund, weshalb die durchschlagende Wirkung ausbleibt, wenn man den Pfeil aus einem Gewehre mit Pulverkraft abschießt.

Das ist ungefähr so wie mit dem elektrischen Strome. Wenn man eine Leitung berührt, durch die ein Strom von 220 Volt Spannung geht, oder es werden schon 110 Volt

genügen, dann ist man tot. Wenn nun ein Strom von 200 000 Volt durchgeht, welche Spannung zu erzielen heute möglich ist, noch eine ganz andere, dann müßte man doch eigentlich bei der Berührung tausendmal tot sein. Tip-top-tot, wie heute der feinste Kunstausdruck für so etwas lautet. Nein, im Gegenteil, das ist sogar sehr vorteilhaft für die Gesundheit. Mit solchen Hochströmen, in die man eingeschaltet wird, werden heute ärztliche Kuren gemacht. Denn dieser kolossale Spannungsstrom geht nicht durch den tierischen Körper hindurch, sondern er gleitet schadlos über die Haut hinweg. Aber weshalb – das weiß kein Mensch. Da tastet man nur mit Theorien herum.

Das ist ja etwas anderes als die Sache mit dem Beharrungsvermögen, und doch ähnelt ein Fall dem anderen ganz.

Ja, ich sehe schon die Zeiten kommen, da man wieder zu den alten Schußwaffen zurückgreifen wird. Also natürlich nicht, daß unsere Soldaten wieder mit Bogen und Fitschepfeilen armiert werden, mit denen sie nach Panzerschiffen schießen, vor denen zum Schutz nasse Bettücher gehangen werden – aber immerhin die riesenhaften Katapulte und Balliste der Alten dürften doch noch einmal wieder zu Ehren kommen. Wenn man mit den Pulvergeschossen bei tausend Anfangsgeschwindigkeit und im Kaliber bei Hirsekörnern angelangt ist, dann dürfte die Zeit des Pulvers vorbei sein, dann wird man wieder

zum Alten zurückgreifen, um die Menschen zu dezimieren, oder die Erde hört auf, um sich selbst zu rotieren.

–

Und nun verzeihe mir der geneigte Leser diesen langatmigen Vortrag. Aber ich kann später doch nicht die Amazonen, eingehüllt in Rüstungen, welche jeder Spitzkugel trotzen, einfach mit Fitschepfeilen durchlochen und sie mit Gummischläuchen totschiagen lassen. Das würde man mir sonst noch viel weniger glauben als dem gewissenhaften Walther Scott seine Pfeilschüsse.

---

Merlin hatte mir einen noch viel längeren Vortrag gehalten, noch viel wissenschaftlicher. Auch er hatte mit der verschiedenen Wirkung des Schlages angefangen, von dem Unterschied dabei zwischen einer Stahlstange und einem Gummiknüppel, wenn er auch nicht das Beispiel mit dem Feuerwehrmann anführen konnte, weil dieser Fall damals noch nicht passiert war. Und ich hatte mir dabei immer an demjenigen Körperteil herumgefingert, an dem ich schon als Schuljunge den Wirkungsunterschied eines deutschen Haselnußstöckchens und eines indischen Bambusrohres experimental studiert hatte.

So, nun wußte ich es, weshalb diese Bronzepanzer, auch die stärksten, die jeder modernen Spitzkugel trotzen, von solch einem Pfeile durchschlagen wurden, der freilich auch mit der nötigen Kraft abgesendet werden mußte, mit einem solchen Bogen, wie ihn heute die

Sportsleute benutzen, war da nichts getan, während wiederum es auch nichts nützte, solch einen Pfeil durch Pulverkraft abzuschicken.

Merlin hatte geendet. Sinnend blickte er auf den Schuppenpanzer herab, den er selbst während seines Vortrags mit zwei Pfeilen durchlöchert hatte, und zwar hatte dieses Schuppenhemd dereinst ein Weib getragen, das konnte man doch gleich erkennen.

»Ja, die Zeit dieser indischen Amazonen ist gekommen,« sagte er dann leise, »sie müssen vernichtet werden.«

»Müssen vernichtet werden?!«

»Ja, sie haben ihr Asylrecht verwirkt. Ich hatte ihnen alle ihre Greuelthaten verziehen, hatte den Männer- und Kindesmörderinnen erlaubt, sich hier anzusiedeln. Durch einen neuen Frevel haben sie dieses Asyl verwirkt. Jetzt müssen sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, – diese Amazonen sowohl wie der Kapitän Satin mit seinen Leuten.«

»Was haben denn diese Weiber wieder Frevelhaftes begangen?«

»Sie haben sich jene Medizin hergestellt, um Euch zu besiegen. Das Lecithin. Aber es ist kein gewöhnliches Lecithin. Sie haben es aus den Gehirnen ihrer eigenen Kinder hergestellt. Komm, ich will Dir die Rüstkammern zeigen, wo Ihr solche Bogen und Pfeile findet, und was Ihr sonst noch mitnehmen müßt, denn Ihr könnt nicht mehr hier liegen bleiben, die Amazonen würden von oben Felsblöcke herabwälzen und Euer Schiff zerschmettern, Ihr

müßt in den freien See hinaus, und dann wird der Vernichtungskampf beginnen. Denn Ihr seid dazu bestimmt, die Erde von diesen Bestien in Menschengestalt zu säubern!«

### 103. KAPITEL. ROSAMUNDE UND GRUH.

Wir verlassen nun einmal Georg Stevenbrocks persönliche Erzählung, um einzelne Episoden zu schildern.

Durch den schattigen Wald, der sie vor der Mittagsglut schützte, schritten zwei Amazonen in silbernen Schuppenrüstungen, jede auf der Schulter ein Jagdgewehr, am Gürtel die Patronentasche und ein schwertähnliches Messer in der Scheide.

Schweigend marschierten sie zwischen den Bäumen dahin.

Da blieb die eine stehen und lauschte.

»Hörst Du, Zilla?!«

Sie hatte es in der Pali-Sprache gefragt, ein indischer Dialekt, der den malaiischen Archipel beherrscht. Wir müssen uns natürlich der deutschen Wiedergabe bedienen.

Es war deutlich genug, was die andere hören sollte.

Ein dünnes Hundegekläff, gar nicht weit entfernt, ertönte.

Die beiden wechselten einen wie freudig erstaunten Blick.

»Wenn es möglich wäre!«

Nichts weiter, dann schlugen sie die Richtung ein, woher das Hundeklaffen kam, vorsichtig schleichend, hinter jedem Baum und Busch Deckung suchend.

Das Hundegekläff näherte sich ihnen, wenn auch nur sehr langsam. Und da sahen sie auch schon die Ursache.

Durch den Wald floß ein breiter Bach, schon mehr ein Fluß zu nennen, in seiner Mitte trieb ein Baumstamm, und auf demselben stand der kleine Wichtelmann, das Hündchen und bellte um Hilfe.

Der Wachtelhund kann nämlich meist nicht schwimmen. Nicht, daß ihm wie dem Kamel und dem Affen diese den anderen Tieren angeborene Kunstfertigkeit abginge, sondern sein lockiges Fell ist zu langhaarig, es sind überhaupt ganz besondere Haare, mehr wollig, sie saugen sich schnell voll Wasser, dann kann der Wachtelhund sich nicht mehr über Wasser halten. Ebenso geht es vielen Seidenspitzen.

Wichtelmann mochte auf eigene Faust gejagt haben, wie es alle Wachtelhunde tun, das Wild war in den Fluß gegangen, das Hündchen hatte einen gestürzten Baumstamm benutzt, um so weit als möglich zu folgen, der Stamm hatte sich vom Ufer gelöst und war abgeschwommen, und Wichtelmann mochte schon Erfahrung gemacht haben, daß er im Wasser unterging.

Jetzt klagte er der Welt seine Not, bei Anblick der beiden menschlichen Gestalten klang es schon freudiger.

Wieder wechselten die beiden Amazonen schnelle Blicke und Worte.

»Der kleine Hund, der den einbeinigen Springer geführt hat!«

»Ja, den beiden Zwergen nach!«

»Er ist allein!«

»Sonst würde sein Herr ihn schon befreit haben!«

»Er wagt sich nicht ins Wasser!«

»Wir fangen ihn!«

»Vielleicht führt er uns nach dem Versteck der Zwerge!«

Und schon hatte die eine Amazone ihr Gewehr hingeworfen und den Patronengürtel abgeschnallt, sprang in den Fluß, teilte mit kräftigen Armen das Wasser, als habe sie keine sie vom Hals bis zur Fußsohle einhüllende Schuppenrüstung an, und viel schwerer als voll Wasser gesaugte Kleidung würde diese wohl auch nicht sein. Willig ließ sich das Hündchen auf den Arm nehmen, die Amazone schwamm zurück.

Unterdessen hatte die andere mit ihrem Messer schon von einer Weide einen langen Streifen Bast abgeschält, dem Hündchen wurde eine Schlinge um den Hals gelegt, die sich nicht zusammenziehen konnte.

»Wo bist Du zu Hause? Wo ist Dein Herrchen? Wo ist Dein Frauchen? Geh, führe uns zu Deinem Frauchen!«

Sicher gibt es dieselben Ausdrücke in der Pali-Sprache. Aber wenn die beiden Amazonen irgend etwas von Hunden verstanden, so mußten sie merken, daß Wichtelmann nicht darauf reagierte.

»Where is your Master? Where is your Mistress?«

Da mußten sie auch ohne Hundekenntnis merken, daß Wichtelmann diese englischen Worte sofort verstand, diese kannte sein Ohr. Und er war offenbar hungrig und sah, daß diese beiden Weiber ihm nichts geben konnten, und dazu kam schließlich noch, daß diese glänzenden Frauengestalten ihm schon vertraut waren, er hatte sie doch mit den Menschen, die er als seine Herren betrachtete, vertraulich verkehren sehen.

Er übernahm die Führung, tüchtig an dem ihm ungewohnten Bande ziehend. Und da er kein eigentlicher Schoßhund war, der im engen Raume alle seine natürlichen Instinkte verloren, so würde er sich auch nicht in der Richtung irren, brauchte seine eigene Spur nicht erst wieder aufzusuchen, um diese dann rückwärts zu verfolgen, er würde seinen Ausgangspunkt auch so zu finden wissen.

So wurde das kleine, sonst so treue Hündchen zum Verräter an denen, die er liebte.

Und dennoch mußte es so sein. Dieses Hündchen war vom Schicksal dazu auserlesen worden, über alle diese Amazonen den Tod zu bringen, die beiden Weiber hätten dieses Hündchen nur gleich als ihren eigenen Todesengel betrachten können.

Es ging durch Wald und Busch.

»Die Zwerge werden uns feindlich empfangen, und der kleine Mann, der Attila heißt, hat gezeigt, was er im Schießen leisten kann.«

»Wir kommen als Friedensboten der Begum.«

»Er wird dennoch seine starken Pfeile nach uns absenden, und unser Gesicht ist ungeschützt.«

»So sterben wir für die Begum, und Obi wird uns in sein Freudenreich aufnehmen.«

»Damit ist der Begum aber nicht gedient.«

»So will ich voraus gehen, Du folgst mir weit zurück, dann erfährst Du dennoch, wo sich das Versteck der Zwerge befindet und kannst es der Begum dann melden.«

»Er hat einen anderen Hund, durch den wird sich der Zwerg schnell überzeugen, ob ich allein gekommen bin oder nicht, er wird mir den Hund nachhetzen.«

»Fürchtest Du Dich, Zilla?«

»Frevle nicht, Schwester. Ich würde den Hund töten. Aber dann ist der Zwerg doch gewarnt, er wird sein Versteck verlassen und ein anderes suchen. Nein, wir müssen als Friedensboten kommen. Die Begum verzichtet auf den Besitz des Zwerges, also auch auf seine Frau als Bürger.«

Das wurde denn zuletzt auch beschlossen. Man durfte den Weibern nicht gerade besondere Hinterlist vorwerfen. Sie wollten sich einer Person bemächtigen, die eigentlich ihnen gegenüber das Wort gebrochen hatte, mochte der Zwerg hierüber auch anders denken. Die Amazonen hielten sich in ihrem Rechte, da war schließlich auch jede List erlaubt.

Sie brachen sich grüne Birkenzweige ab, als internationales Zeichen des Friedens, und setzten ihren Weg fort.

Die Gegend wurde hügelig, wurde gebirgig, wild zerrissen – es war eine Schlucht, in die das Hündchen sie geführt hatte, wozu es nur zehn Minuten gebraucht, während es wahrscheinlich viel länger gejagt hatte, jedenfalls doch immer im Zickzack und großen Bogen.

Immer tiefer führte Wichtelmann sie in das wilde Felsenlabyrinth hinein, bis er an einer glatten Felswand stehen blieb, die in einiger Höhe mehrere Höhlenöffnungen zeigte.

Zuletzt hatte er so kräftig gezogen, daß die beiden gleich erraten mußten, wie er sich seinem Ziele näherte, und jetzt fing er fröhlich zu kläffen an.

»Bist Du es, Attila?« erklang oben ein dünnes Kinderstimmchen.

Da standen die beiden Amazonen schon unter einem Haselnußstrauch, der sich hier aber schon mehr zu einem ansehnlichen Baume entwickelt hatte.

»No, Madam!« erwiderte die eine, und weiter brauchte sie nicht fortzufahren.

»Ach die Frau Patronin!« erklang es jubelnd zurück.  
»Warten Sie, Mylady, warten Sie, gleich . . .«

Und da ward von oben auch schon eine seidene Strickleiter herabgelassen.

Es mochte ein behagliches Versteck sein, das der Zwerg gefunden hatte, aber der Zugang war sehr ungünstig. Der Haselnußbaum verdeckte unten die Aussicht. Wäre er gefällt worden, so wäre das auch wieder eine verräterische Spur gewesen. Und Rosamunde überzeugte sich

nicht erst, wer denn dort unten stand. Sie hatte zweifellos den Besuch der Patronin erwartet, war zweifellos der Meinung, daß ihr Gatte oder Gruh bei ihr sei, sie war doch hierher geführt worden, auch das Hündchen sah sie wohl schon, ohne das Bastseil zu erkennen, oder vielleicht wurde er überhaupt geführt, und sie glaubte die Stimme der Patronin gehört zu haben, und überhaupt durfte man von dieser Zwergin, dieser Puppe gar keine besondere Vorsicht verlangen.

Da sah sie, nur den Kopf hervorstreckend, wie ein in silberne Schuppenrüstung gehülltes Weib die Strickleiter schnell erstieg, und ein zweites trat soeben unter dem Baume hervor.

Noch hätte sie Zeit gehabt, die Strickleiter abzulösen oder abzuschneiden, und sie wäre gerettet gewesen, die beiden Amazonen hätten nicht eindringen können, wenigstens nicht so ohne weiteres, hätten sich erst eine Leiter fertigen müssen, und schon in einer Viertelstunde wären Attila und Gruh zurückgekommen, Rosamunde wäre gerettet gewesen, zumal diese Höhle noch andere, aber einfach unauffindbare Aus- und Eingänge hatte, dieser hier war nur der bequemste.

Es sollte nicht sein. Diese Zwergin führte zwar im Zirkus die wagehalsigsten Kunststückchen aus, war eine perfekte Akrobatin, aber im Kampfe mit Menschen oder mit dem Schicksal war sie nicht gestählt worden.

Sie dachte nicht daran, diese Strickleiter loszumachen, wie gelähmt waren plötzlich ihre Hände, wie sie da die Amazone heraufklettern sah.

Und da stand diese schon in der Höhlenöffnung, konnte aufrecht stehen, hielt den grünen Zweig vor sich hin.

»Ich komme als Gesandte der Begum und bringe den Frieden! Sie verzichtet auf den Zwerg, auf Deinen Gatten, er soll seine Freiheit haben.«

So hatte die Amazone schnell gesagt.

Und weshalb sollte es Rosamunde nicht glauben?

Sie schlug die Kinderhändchen in freudigem Staunen zusammen

»Ach, das ist ja schön . . . «

»Wo ist Dein Gatte?«

»Er sucht das Schiff, das seinen alten Platz verlassen hat . . . «

»Wann kommt er zurück?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und wo ist der einbeinige Knabe, den ihr Gruh nennt?«

»Er hat meinen Mann begleitet, sie wollen noch Verschiedenes holen . . . «

»Und Du kommst mit uns.«

Mit diesen Worten hatte das Weib das Püppchen schon auf dem Arme.

Ja, die menschliche Puppe war eine kleine Akrobatin, konnte eine ganz gehörige Kraft entwickeln, aber diese Amazonen waren wirkliche Athletinnen, sie brauchten für gewöhnlich nicht jenes geheimnisvolle und scheußliche Mittel anzuwenden, um als Kriegerinnen es mit jedem Manne aufzunehmen – und diese Amazone hier war

der kraftvollsten eine – die Zwergin war in ihren Händen wirklich nur eine Puppe.

Wohl hatte Rosamunde im nächsten Augenblick einen zierlichen Revolver aus der Tasche gezogen – in demselben Augenblick war er ihr auch schon aus der Hand gerissen.

Gewandt stieg die Amazone die Strickleiter wieder hinab, das Püppchen dabei so fest an ihre Brust drückend, die Arme dabei festklemmend, daß Rosamunde diese Arme nicht befreien konnte.

»Fort, fort, sie ist allein fort, ehe ihre Gefährten mit dem großen Hunde kommen!«

»Wir töten sie.«

»Den Zwerg dürfen wir nicht töten – fort fort!«

Und sie setzten sich in Dauerlauf, den Weg zurück, den sie gekommen waren.

»Hilfe, Hilfe!« schrie das dünne Stimmchen. Eine eisenharte Hand verschloß der Zwergin das Mündchen.

Aber zwecklos war der Hilferuf nicht gewesen.

Jetzt merkte Wichtelmann, daß etwas nicht in Ordnung war, und der Wachtelhund ist alles andere als feig. Wütend fuhr er auf die Trägerin seiner Herrin los, schlug ihr die Zähne in die Wade. Das heißt, er wollte es tun, seine Zähne konnten aber die Panzerschuppen nicht durchdringen.

Da bückte sich die andere Amazone, schon glänzte in ihrer Hand das schwertähnliche Bronzemesser, ein Hieb, und Wichtelmann würde später keine Vorwürfe zu hören bekommen – der Leib des Hündchens war halbiert.

Die beiden rannten weiter, nicht nur im Dauerlauf, sie schienen Schwingen an die Füße zu bekommen.

---

Zwei Stunden später rannte der riesige Cäsar am Ufer des Sees entlang, die Nase dicht am Boden. Ihm nach setzte in großen Sprüngen das menschliche Känguruh.

Es muß nachträglich bemerkt werden, daß diese kleine Gesellschaft inzwischen wieder mit dem Schiffe Fühlung genommen haben mußte. Da war doch zunächst die seidene Strickleiter gewesen. Dann hatte die Zwergin nicht mehr ihr blaues Reitkleid angehabt, sondern ein einfacheres Kostüm, mehr für Strapazen berechnet. Und ebenso trug Gruh jetzt nicht mehr den Sportanzug mit dem er damals den Zwergen gefolgt war, sondern ein dunkelgrünes Trikotkostüm, oben einen sogenannten Sweater, auch den Hals bis zum Kinn einhüllend. Ferner war er ohne Gummiplatte abgegangen, jetzt hatte er diese an seinem Klumpfuß befestigt. Also hatten sich die drei unterdessen vom Schiffe oder von dem allgemeinen Quartier aus mit allem versehen, was sie brauchten, sie mußten sich mit Stevenbrock schon ausgesprochen haben.

Die ungeheure Dogge blieb an einem breiten Abfluß stehen, der aus dem See herauskam und dann nordöstlich den Felsen zustrebte. Hier endete die Spur, die er verfolgte.

»Nur hinüber, Cäsar, Du wirst die Spur schon wiederfinden!« ermunterte ihn Gruh.

Er konnte mit dem Hunde recht freundlich sprechen, so hörte man ihn nie zu einem Menschen reden. Nur sein tiefgebräuntes Gesicht blieb dasselbe, leidenschaftslos, unbeweglich wie von Erz.

Der Hund ging ins Wasser, schwamm hinüber, Gruh ihm nach. Er schwamm besser und schneller, als man erwartet hätte. Er konnte ja sein eines Bein immer nur hinter sich schnellen. Die ziemlich breite Platte mochte dabei im Vorwärtskommen behilflich sein.

Cäsar fand am jenseitigen Ufer keine Spur, obgleich er ziemliche Strecken nach links und rechts machte.

»Sie sind erst eine gute Strecke im Wasser geschwommen, wie sie es bereits zweimal gemacht haben, um ihre Spur zu verbergen. Hast Du sie trotzdem nicht immer wiedergefunden? Nur zu, lauf erst einmal nach links, immer weiter, immer weiter.«

Das Einbein sprach mit diesem Hunde mehr, als es gegen irgend einen Menschen tat. Auch dem Zwerge gegenüber war er äußerst wortkarg, obgleich er mit diesem doch am besten befreundet, und Rosamunde gegenüber fand er überhaupt gar keine Worte, antwortete auf keine Frage, die konnte dieser seltsame Mensch immer nur bewundernd anstarrten. Es muß wiederholt werden.

Der Hund war am jenseitigen Ufer schon eine bedeutende Strecke nach links gerannt, ohne die Spur wiedergefunden zu haben, als in der Ferne ein Schuß krachte.

Gruh, bisher ebenfalls die Augen am Boden, blickte auf. In etwa 200 Meter Entfernung erhob sich eine

dunkle Felswand, wie hier überall von Löchern unterbrochen, und an einem solchen in einiger Höhe zeigte sich eine weiße Gestalt, die unverkennbar ihm winkte.

Und Gruh hatte denn auch sofort verstanden.

»Es ist gut, mein lieber Cäsar, die Amazonen selbst erwarten mich, wollen mit mir unterhandeln. Kehre zurück zu Deinem Herrn, Du brauchst keine Botschaft mitzunehmen, er wird alles sofort wissen, wenn Du ohne mich zurückkommst, und wenn wir beide uns nicht wiedersehen sollten, dann – bin ich dort geblieben, wo sie sich befindet. Entweder in dieser Welt, oder in einer anderen. Und wenn mir der Himmel offen stände, und sie müßte in die Hölle zur ewigen Qual, so werde ich auf den Himmel verzichten. Geh, mein guter Cäsar, ich danke Dir für Deine Führung.«

Mit überaus sanfter Stimme hatte es der unglückliche Krüppel mit den hübschen, aber so ehernen Zügen gesagt, noch ein Streicheln und Klopfen des muskulösen Nackens, und Cäsar stürzte sich wieder ins Wasser, schwamm zurück, setzte am jenseitigen Ufer seinen Weg in Karriere fort.

Das Einbein sprang der dunklen Felswand zu, wo die weiße Gestalt noch immer winkte, jetzt auch mit einem weißen Tuche. Es war eine baumlose Gegend mit kniehohem Grase, obwohl noch immer in diesem Tale befindlich. Dieses war eben nicht so durchaus bewaldet, es gab auch steppen- und prärieähnliche Gegenden, weite, weite Flächen. Von dem Quartier, wo die Amazonen von

den Argonauten besucht waren, befand sich diese Gegend aber mehr als eine Meile entfernt. Doch wer wußte, wie weit sich die bewohnbaren Felsengänge hinzogen.

Gruh war in Rufnähe gekommen, einige mächtige Sätze brachten ihn noch weiter an die Felswand heran.

»Bist Du ein Abgesandter des Zwerges?« rief die Amazone im silbernen Schuppenpanzer aus der Höhe einer zweiten Etage herab, sich der englischen Sprache bedienend.

»Ja.«

»Du kommst, um wegen der Zwergin zu verhandeln, die jetzt unsere Gefangene ist?«

»Ja.«

»Du sprichst wirklich im Auftrage ihres Gatten?«

»Ja.«

»Du bist geschützt durch Gastfreundschaft. Tritt durch das Tor ein.«

Ein solches war gar nicht zu sehen. Da aber öffnete sich in der Felswand eine Tür, eine Steinplatte drehte sich zurück, wovon aber sonst keine Fuge etwas verriet.

Übrigens konnte diese geheime Felsentür nicht viel benutzt werden, sonst wäre das Gras hier mehr zertreten gewesen. Kein Halm war geknickt. Auch hatte der Hund die Fährte gar nicht bis hierher verfolgt, die beiden Amazonen hatten einen anderen Weg genommen.

Gruh hüpfte hinein, stand einer Amazone gegenüber.

»Folge mir.«

Das Einbein hüpfte ihr nach eine Treppe hinauf, durch einen Korridor, noch eine Treppe hinauf, der Boden immer mit kostbaren Teppichen belegt, und ebenso kostbar orientalisch war auch die Felsenkammer eingerichtet, in der sein Weg vorläufig endete.

Die Begum war es selbst, die ihn empfing.

»Setze Dich.«

Gruh rührte sich nicht.

»Setze Dich, mein Freund.«

»Ich bin Dein Freund nicht.«

Die Begum blieb ob dieser trotzigen Antwort, allerdings ganz gelassen hervorgebracht, ebenso ungerührt.

»Du stehst unter den Gesetzen der Gastfreundschaft. Was willst Du?«

»Frau Rosamunde Attila abholen.«

»Sie ist meine Gefangene und bleibt es, bis sich der Zwerg, der im Zweikampfe besiegt worden ist, selbst gestellt hat.«

»Von wem sprichst Du? Was ist das, ein Zwerg?«

»Bis sich Mister Wenzel-Attila, der im Zweikampfe besiegt worden ist, selbst gestellt hat.«

»Mister Attila weiß nichts von einem Zweikampfe – Mister Attila fordert seine Frau zurück.«

»Also Mister Attila erkennt die Bedingungen nicht an?«

»Mister Attila fordert seine Frau zurück.«

»Weshalb ist er denn da von dem Schiffe geflohen und hat ein heimliches Versteck aufgesucht?«

»Mister Attila ist ein freier Mann und macht, was ihm beliebt. Ihr habt ihm seine Gattin entführt, er fordert sie zurück.«

»Weißt Du, wie die Höhle gefunden worden ist?«

»Ihr habt unseren Hund gefangen, er hat Euch hingeführt, Ihr habt gesagt, Ihr kämet in Frieden, und dann habt Ihr Frau Rosamunde Attila mit Gewalt davongetragen.«

Über das schöne Gesicht der Begum flog ein Schatten.

»Woher ist Dir dies alles so genau bekannt?«

»Wir haben an Ort und Stelle zwei grüne Birkenzweige gefunden. Sie erzählten uns alles. Genug! Ich soll die Frau Rosamunde Attila abholen. Der kleine Hund hat der Freifrau von der See Helene Neubert gehört, die mag für ihn Schadenersatz fordern oder nicht. Allerdings wird auch Mister Attila noch ein Wörtchen mit Dir darüber sprechen, daß Deine Leute ihm den Hund, der ihm anvertraut worden war, getötet haben.«

»Du wagst zu drohen?«

»Ich will jetzt Frau Rosamunde Attila abholen.«

»Sie bleibt hier, bis sich ihr Gatte gestellt hat. Geh, sage das ihm. Und sage ihm auch noch, wenn sich Mister Attila innerhalb von vier Stunden, was völlig genügt, nicht gestellt hat, bis zum Untergang der Sonne, dann wird seine Gattin gemartert.«

Es brachte auf dem leidenschaftslosen, ehernen Gesicht des Jünglings nicht den geringsten Eindruck hervor.

Mister Attila stellt sich nicht. Er weiß nicht, was er für einen Grund dazu hat.«

»Gut, dann wird seine Gattin dafür büßen müssen. Du glaubst wohl nicht, daß ich meine Drohung ausführen würde?«

»O doch.«

»Du weißt ganz bestimmt, daß sich der Zwerg nicht stellen wird?«

»Er kommt unter keinen Umständen.«

»Auch nicht, wenn er ganz bestimmt weiß, daß ich seine Frau foltern werde?«

»Nein, auch dann nicht.«

»Das ist ja ein netter Gatte!«

Grüh blieb die Antwort schuldig.

»Vielleicht besinnt er sich doch eines anderen,« fuhr die Begum fort, »wenn Du ihm berichten kannst, daß ich meine Drohung ausführen werde. Ein kleines Beispiel sollst Du schon sehen, erzähle ihm davon.«

Ein Händeklatschen, einige indische Worte, und zwei Amazonen traten ein, von denen eine die Zwergin auf dem Arme trug, die andere schon eine Peitsche in der Hand hatte.

»Sie hat unsere Unterredung gehört. Nun, Frau Rosamunde, haben Sie dem Freunde Ihres Gatten etwas zu sagen?«

Das niedliche Puppengesicht war schneeweiß. Zu solch einem Puppengesicht gehören auch merkwürdig große Augen, schön bewimpert mit geschwungenen Brauen darüber. Und diese Puppenaugen waren weit geöffnet, blickten den einbeinigen Jüngling aber ganz ruhig an.

»Sage meinem Manne, lieber Gruh, er soll nicht kommen, auch wenn ich getötet werde!« erklang es ebenso ruhig aus dem Puppenmündchen.

»Töten ist etwas ganz anderes!« sagte die Begum, »zählt ihr erst einmal sechs Peitschenhiebe auf, von denen jener dann ihrem lieben Gatten berichten kann.«

Und es wurde Ernst. Die Begum gab Anweisung, der Oberkörper der Zwergin wurde entblößt, auch das Hemd herab, eine Amazone legte sie über ihr Knie, die andere holte mit der Peitsche aus . . .

Ein schmetternder Krach erscholl. Gruh war mit einem mächtigen Satze vorgeschneilt. Er war gegen eine unsichtbare Wand gesprungen, die ihn von jener Gruppe trennte, er war zu Boden geschleudert worden, schnellte sofort wieder empor, führte einen zweiten Sprung aus, diesmal aber stieß er dabei den Klumpfuß mit der Platte vor, und es klang nicht, als ob Gummi, sondern als ob Eisen mit furchtbarer Kraft gegen eine tönende Wand gestoßen würde – aber die vollkommen durchsichtige Glasscheibe, die ihn von jener Gruppe trennte, wurde nicht zertrümmert.

»Gib Dir keine Mühe,« spottete die Begum, »wir wissen uns zu schützen. Also los, sechs Peitschenhiebe, damit jener berichten kann.«

Pfeifend sauste die Peitsche sechs mal durch die Luft, auf dem kleinen entblößten Rücken der Zwergin waren sechs rote Streifen entstanden, einer davon blutete.

Ohne zu zucken hatte es die Zwergin ertragen. Ruhig blickte sie nach dem Einbein. Bleicher hatte ihr Gesichtchen nicht mehr werden können.

»Halt!« sagte die Begum. »Nun berichte ihrem Gatten, was Du gesehen hast, wozu ich fähig bin, wenn er sich bis zu Sonnenuntergang nicht gestellt hat. Ich verlange nur mein Recht.«

»Sage ihm, daß er nicht kommen soll!« sagte ruhig der Puppenmund.

Auch Gruh, nachdem er seinen zweiten zwecklosen Sprung ausgeführt hatte, stand ganz ruhig da, die Arme über der Brust verschränkt, schaute ganz ruhig der schrecklichen Szene zu.

»Ich werde es ihm sagen, und ich weiß, daß er nicht kommen wird. Adieu.«

Sprachs, wandte sich und hüpfte der Tür zu, durch die er gekommen, er brauchte nur den Vorhang zurückzuschlagen, fand seinen Weg allein, hüpfte zwei Treppen hinab, durch den von jenem rätselhaften Lichte erfüllten Korridor, der direkt ins Freie führte. Jetzt war der Ausgang verschlossen. Aber vor der Felswand stand eine Amazone, die erste, die er auf diesem Rückwege wieder erblickte.

Ein kurzes, schrilles Klingeln ertönte, es war ein Zeichen für die Torhüterin, sie tastete an der Wand, ein Stück des Felsens drehte sich um Angeln, die Tür war geöffnet.

»Du kannst passieren!« sagte sie.

Mit zwei kleinen Sprüngen wäre Gruh im Freien gewesen.

Erst aber, noch in dem Felsengange stehend, bückte er sich noch einmal, beschäftigte sich mit der Platte an seinem Klumpfuß, hatte vorher auch einmal unter seinen Sweater gegriffen, etwas hervorgeholt.

Die Amazone sah es wohl, aber es ging so schnell, daß es ihr nicht richtig zum Bewußtsein kam, sie konnte sich höchstens wundern, über das, was der da machte.

Gruh hatte unter seinem Sweater ein Dreieck hervorgeholt, ungefähr 20 Zentimeter lang, die kürzeste Seite nur 15, an dieser sah noch ein Stift hervor, und dieses Instrument, dunkelblau gefärbt, etwa an eine große Lanzenspitze erinnernd, fügte er vorn an die Platte seines Klumpfußes, nachdem er aus dieser einen kleinen, für gewöhnlich gar nicht sichtbaren Stöpsel gezogen hatte. Das Dreieck paßte gerade vorn an die Fußplatte den hervorstehenden Stift hatte er in die Höhlung gesteckt, es hatte auch einen leisen Knacks gegeben.

Dies ist hier ausführlich geschildert worden. Die Amazone hatte es beobachtet, aber wie gesagt, es war so schnell gegangen, daß es ihr gar nicht richtig zum Bewußtsein gekommen.

Ein Blick, ein Griff, ein Knacks, und es war geschehen, Gruh richtete sich wieder auf.

Und die Amazone sollte in ihrem Gedankengange auch nicht weiter kommen, als daß sie sich etwas gewundert hatte.

Gruh richtete sich nicht nur aus seiner gebückten Stellung auf, sondern er schnellte gleich ganz empor, dabei sein Bein vorwerfend.

Die Amazone war von der Sohle bis zum Halse in goldene Schuppen gehüllt. Der Schuppenpanzer legte sich auch noch um den unteren Teil des Halses, schmiegte sich als Kragen eng an. Nur der obere Teil des Halses war noch frei.

Und da plötzlich fiel der Kopf ab, fiel so ganz gemächlich zur Seite und zu Boden, und dort, wo er soeben noch gesessen, spritzte aus dem Halsstumpfe wie eine Fontäne ein Blutstrahl empor.

Das Dreiecksmesser des Einbeins hatte ihr den Kopf glatt vom Rumpfe geschnitten, dicht über dem Schuppenkragen.

Gruh stand wieder auf seinem Beine, und der kopflose Körper des Weibes stand ebenfalls noch da, aufrecht, sich nicht anlehnend, eine blutige Fontäne emporsendend, die nur schnell an Höhe abnahm.

Gruh wartete nichts weiter ab, befand sich mit einem Satze im Freien.

Hinter ihm erst brach der kopflose Körper zusammen, er hatte es nicht mehr gesehen.

Aber in anderer Weise wurde es hinter ihm lebendig.

Der Korridor war doch nicht so verödet, wie es geschienen.

Die furchtbare Szene war von anderen gesehen worden, wenn es auch erst einige Zeit dauerte, bis das Gehirn sie erfassen konnte.

Dann erklangen gellende Schreie, Schritte liefen.

Durch den Korridor sausten zwei Amazonen dicht hintereinander, andere folgten.

»Madawi, Madawi!« schrien sie.

Es mochte so viel wie »Mörder« heißen.

Gruh kümmerte sich nicht darum, blickte nicht hinter sich, hüpfte ruhig durch das blumige Gras. Ruhig, mußte man sagen. Wohl machte er weite Sätze, aber er konnte noch ganz, ganz andere ausführen. So sprang er, wenn er sich gemächlich von einem Orte zum anderen begab.

Aber eine Veränderung mit sich nahm er doch vor.

Ein Griff unter seinen Sweater, er hatte eine gelbe Platte in den Händen, diese klappte er auf, so wie man eine moderne Taschenlampe aufklappt, jetzt war aus der Platte ein Kubus geworden, ein Kasten, so ungefähr, man erkannte aber auch schon den Helm mit geschlossenem Visier, und den stülpte er über seinen Kopf, und auch sein Hals war geschützt Vorn hatte er zwei kleine Augenlöcher.

»Madawi, Madawi!«

So schrie die erste Amazone, und sie hatte ihn fast erreicht. War noch drei Meter hinter ihm, und diese Entfernung verkürzte sich in jeder Sekunde beträchtlich.

Sie hatte ein langes Bronzeschwert in der Hand, wollte dieses aber offenbar nicht gebrauchen, sonst hätte sie es schon jetzt zum Stoß oder zum Schlage erhoben, sie wollte den Flüchtling offenbar lebendig greifen, hätte wahrscheinlich das Schwert auch noch geworfen.

Sie kam nicht dazu.

Gruh, ohne sich einmal umzublicken, machte wieder einen Satz, aber in demselben Augenblick, da sein Fuß den Boden berührte, schnellte er nach rückwärts, zugleich hoch empor, sein Bein anziehend, und gleichzeitig drehte er sich auch herum – und das große Dreiecksmesser schnitt den zweiten menschlichen Kopf ab, glatt vom Halse, oberhalb des Schuppenkragens.

Und bei diesem zweiten Opfer blieb es nicht.

Der ersten Amazone, die ihm nachgesetzt, war ja dicht eine zweite gefolgt, sie hatte das Schicksal ihrer Genossin gesehen, sie sah ihr eigenes kommen, denn während der kopflose Körper noch aufrecht stand, schnellte das Einbein schon wieder empor, sie hatte gar keine Waffe bei sich, so legte sie, ihren Lauf nicht mehr hemmen könnend, beide Hände schützend vor den Hals – da wurde der Klumpfuß mit dem Messer hoch in der Luft vorgeschleudert, eine seitliche Bewegung, und außer dem Kopfe waren auch noch von den Armen, die nur bis zu den Handgelenken schuppengepanzert waren, die Hände oder doch die Finger abgeschnitten.

Auch dieser kopflose Leib machte, eine Blutfontäne emporsendend, noch einige laufende Schritte, ehe er zusammenbrach.

Noch andere Verfolgerinnen waren unterwegs, bewaffnet und unbewaffnet, um den Mörder lebendig zu greifen, ein ganzes Dutzend, aber sie waren noch weit, weit zurück, und was sie da zu sehen bekommen, das machte, daß ihr flüchtiger Fuß im Boden wurzelte.

Grüh kümmerte sich nicht um sie, nahm nicht das Bronzeschwert auf, er setzte seine Springtour fort, dem Wasserlaufe zu, ganz gemächlich, er verwandelte sich noch immer nicht in ein fliehendes Känguruh

Schreie, indische Kommandos, und dann krachten Schüsse, ganze Salven.

Sollten die Kugeln der gezogenen Büchsen, in den Händen dieser Amazonen, die ihre Treffkunst schon bewiesen, denn aus noch nicht hundert Meter ihr Ziel verfehlen, wo sich dieses in ganz direkter Richtung entfernte, keine Zickzacklinien beschrieb, nur mäßig hoch sprang?

»Er ist gepanzert, er ist gepanzert!«

Natürlich, so war es. Er hatte nicht nur nachträglich seinen Kopf durch einen Bronzehelm geschützt, er trug auch unter seinem schwarzen Trikotanzug eine Schuppenrüstung, und so dünn diese auch sein mochte, sie spottete den Büchsenkugeln. Diese mochten ihn vielleicht nur wie empfindliche Mückenstiche irritieren, ihm auch etwas Schmerz bereiten, nichts weiter. Wahrscheinlich hatte er dann auf seinem Rücken, oder wo die Kugeln sonst aufgeschlagen waren, einige blaue Flecke.

Daß er gepanzert war, bewiesen besonders vier Pfeile, die ihm nachgesaust kamen, keiner verfehlte sein Ziel, den Rücken, sie waren mit genügender Kraft abgeschneit worden, um etwa einen Lederkoller zu durchbohren, aber nicht mit jener Kraft, die dazu gehörte, um solch einen Schuppenpanzer zu durchschlagen – wirkungslos prallten sie ab.

»Fangt ihn lebendig – lebendig müssen wir ihn haben!«

Also die erste Taktik wurde wieder aufgenommen, die direkte Verfolgung. Aber das Dutzend Amazonen, das gezögert hatte, wurde von anderen überholt, die aus dem Felsentore quollen, und diese hatten unterdessen schon Helme aufgesetzt, welche aber auch das Gesicht und den Hals vollständig einhüllten.

Aber auch diese wurden wieder überholt, von einer goldschimmernden Reiterin, die auf dem Rücken eines Tarpan saß, auch sie hatte schon Kopf und Hals geschützt, schien aber nicht willens zu sein, den zuletzt gegebenen Befehl zu befolgen, den Mörder ihrer Schwestern lebendig zu fangen, sondern, wenn es nicht anders möglich war, ihn auch zu töten, denn in ihrer rechten Faust schwang sie eine mächtige Streitkeule aus Bronze, und sie sprach es auch gleich aus, was jener zu erwarten hatte.

»Hund, mir entkommst Du nicht, und bist Du gegen Kugeln und Pfeile gefeit, so zerschmettere ich Dir den Kopf, und Dein Gehirn soll mir neue Kraft geben.«

So schrie sie und stieß dem Tarpan die Hacken in die Seiten, und wenn diese Hacken auch spornlos waren, so waren sie doch mit Metall gepanzert, und der flüchtige Tarpan verwandelte sich vollends in einen abgeschnehten Pfeil, daß sein Leib fast den Boden berührte, aber scheinbar die Hufe diesen nicht mehr.

Und das Einbein beschleunigte seine Flucht durchaus nicht. Da mußte ihn die Reiterin schnell eingeholt haben,

und mochte ihn der Helm auch gegen stählerne Spitzkugeln schützen, gegen einen Schlag mit solch einer Metallkeule nicht, der mußte ihm den Schädel zertrümmern.

Und nicht einmal einen Blick warf er hinter sich!

Da aber, wie die Amazone schon zum Schlage ausholte, machte Gruh einen unbeschreiblichen Seitensprung, gleichzeitig schnellte er hoch empor, noch viel höher als sonst, und wie der Tarpan mit weit vorgestrecktem Hals an ihm vorbeisauste, warf Gruh sein Bein hoch in der Luft vor, und man weiß doch, was für eine Kraft man in seinem Beine hat, eine ganz andere als im Arme, das jetzt so viel betriebene Fußballspiel gibt Zeugnis davon, und das so vorgeschnellte Dreieckmesser traf diesmal nicht den Hals, der von dem Helmkragen geschützt war, so hoch war Gruh auch gar nicht gesprungen sondern es traf seitwärts den Oberkörper, und da nützte es nichts, daß dieser ebenfalls mit jenen Bronzeschuppen gepanzert war, tief drang das furchtbare Messer zwischen die Rippen, und das Messer war lang genug, daß es auch noch das Herz erreichen konnte – ein hervorspritzender Blutstrahl, ein gellender Schrei, der erhobenen Faust entfiel die Keule – der Tarpan setzte seinen rasenden Lauf fort, hatte aber keine Reiterin mehr auf dem Rücken, die war herabgeglitten, lag sterbend oder schon tot im Steppengrase – und ruhig setzte Gruh seine Springtour fort.

Also auch dem Stoße dieses messerbewehrten Beines konnten die Schuppenpanzer nicht widerstehen, die

sonst jeder aus einem modernen Infanteriegewehr abgefeuerten Stahlspitzkugel trotzten! Was für ein furchtbarer Stoß mochte das freilich auch gewesen sein!

Gruh hatte das Wasser erreicht. Mehr als 200 Meter betrug die Entfernung zwischen diesem Wasserfluß und dem Felsentore sicher nicht, und schon hatte diese kurze Strecke drei nachsetzenden Amazonen das Leben gekostet, wobei die erste, die Torhüterin, nicht mitgerechnet wird. Jetzt aber ließen die anderen Amazonen von der Verfolgung erst recht nicht ab.

Glaubten die Weiber, daß sie den furchtbaren Krüppel im Wasser bewältigen könnten, daß er seine schreckliche Waffe in diesem Elemente nicht zu gebrauchen vermöge?

Denn Gruh hatte sich ins Wasser gestürzt, die Amazonen setzten ihren Wettlauf fort, eine war die schnellste oder hatte überhaupt einen großen Vorsprung gehabt, Gruh hatte sich noch keine zehn Meter vom Ufer entfernt, befand sich noch nicht in der Mitte, als ihm diese erste Amazone mit einem Hechtsprung, der sie schon weit brachte, nachstürzte, ihr Schwert hatte sie schon vorher als zwecklos weggeworfen und wie der Flüchtling nun mit seinem einen Beine schwamm, und wie gewandt sich die Amazone bewies, danach mußte sie ihn unbedingt eingeholt haben, ehe er das andere Ufer erreicht hatte, und schon folgten andere Amazonen nach, um sie dabei zu unterstützen, jenen im Wasser unschädlich zu machen.

Sie holte ihm denn auch mit wenigen Stößen ein. Aber zu einem Ergreifen sollte es nicht kommen. Wieder schienen Gruh gar nicht zu wissen, was sich ihm von hinten für ein Gegner schnell näherte, wie sollte er auch, er blickte sich gar nicht um – aber wie die Amazone nur noch zwei Armlängen von ihm entfernt war, wie sie sich im Wasser hochschnellte, um sich auf ihn zu werfen, da lag Gruh plötzlich auf dem Rücken.

Was er tat, das entzog sich den Blicken, denn es geschah unter Wasser. Aber das Resultat war dennoch mit furchtbarer Deutlichkeit erkennbar.

Hoch warf die Amazone die Arme empor, ein gellender, entsetzlicher Schrei, ein nachfolgendes Gurgeln, und sie war verschwunden, um nicht wieder aufzutauchen. An ihrer Stelle aber rötete sich das Wasser, es bildete sich eine ganze Blutlache, sich immer mehr vergrößernd, die mit dem Flusse abwärts trieb.

Also auch im Wasser hatte der Schlag des bewehrten Beines nichts an furchtbarer Kraft eingebüßt. Wie später konstatiert wurde, wie Gruh dann aber auch gleich angeben konnte, hatte das Messer wiederum die Brust durchbohrt.

Es waren also schon einige Amazonen der ersten ins Wasser nachgesprungen. Aber als sie dies beobachtet, wagten sie nicht weiter zu schwimmen. Das schreckliche Einbein hoffte ja nur, daß sie es täten. Es lag mit ausgebreiteten Armen auf dem Wasser, das behelmte Gesicht seinen Verfolgern zugekehrt, nur die nächste Schwimmerin erwartend, um ihr den tödlichen Stoß, gegen den es

absolut keinen Schutz gab, am wenigsten im Wasser, versetzen zu können.

Ein Pfiff und ein indisches Kommando machten der Verfolgung überhaupt ein Ende. Die im Wasser befindlichen Amazonen kehrten ans Ufer zurück. Da setzte auch Gruh seine Schwimmtour fort, stieg am jenseitigen Ufer ans Land, und jetzt, obgleich er nicht mehr verfolgt wurde, legte er richtig los, verwandelte sich in ein fliehendes Känguruh vorausgesetzt, daß dieses mit nur einem Beine so springen kann.

Mit Windeseile hüpfte er davon, Sätze von sechs und noch mehr Meter Weite machend.

Aber weit sollte er nicht mehr rennen, sich dabei am Ufer des Sees haltend.

Diese schrecklichen, aber auch einzigartigen Szenen waren auch von anderer Seite beobachtet worden.

Schon als Gruh auf dem Herwege über dieses Grasland gesprungen war, war auf dem See die »Argos« zu sehen gewesen, die mit einigen gesetzten Segeln offenbar gerade auf diese Gegend zuhielt.

Es ist davon nichts gesagt worden, weil sich Gruh, auf den hierbei alles ankam, absolut nicht um das Schiff gekümmert hatte.

Während seines Aufenthaltes in den Felsenräumen, der ungefähr eine Viertelstunde gewährt haben mochte, hatte sich die »Argos« ganz bedeutend dem Ufer genähert. Allerdings wollte sie wohl nicht landen, sie benutzte

eben den mäßigen Westwind zu einer Segelfahrt, manövierte, kreuzte, soeben wurden die Rahen zum Wenden gegen den Wind herumgeworfen.

Dies geschah in einer Entfernung von etwa anderthalb Kilometern vom Ufer, und das hat für ein gutes Fernrohr nichts zu sagen. Man darf wohl glauben, daß diese mörderischen Kampfszenen dort an Bord des Schiffes ganz genau beobachtet worden waren. Schon ein mittelmäßiges Seefernrohr muß 20 mal vergrößern, das heißt, es zieht das zubeachtende Objekt 20 mal heran, also wären die anderthalb Kilometer für das bloße Auge scheinbar auf 75 Meter verkürzt worden. Da läßt sich solch ein Kampf schon deutlich erkennen.

Und die Schiffsmannschaft schien auch in diesen seltsamen Kampf eingreifen zu wollen.

Schon als Gruh seine ersten beiden Verfolgerinnen empfing und abfertigte, wurde sofort das Segelmanöver eingestellt, die Bootsmannspeife schrillte in ganz anderer Weise, und als das Einbein die Reiterin von ihrem Rosse herabholte, wurde eine Jolle zu Wasser gelassen, mit jener einzigartigen Schnelligkeit, welche auch schon diese Schiffsjungen der »Argos« in solchen Manövern entwickeln konnten, und als sich Gruh in den Fluß stürzte, war die Jolle im sechsriemigen Takte schon unterwegs.

Gruh fertigte seine schwimmende Gegnerin ab, erreichte das Ufer, setzte seine Flucht zu Lande fort.

Da sah er die Jolle angeschossen kommen. Gesteuert von Georg Stevenbrock selbst. Aber die Hauptsache war

für das Einbein die Gestalt, die vorn im Bug aufgerichtet stand und so klein sie auch war, die mußte er sofort erkennen ... der Zwerg Attila selbst!

Sein gellender Pfiff war unnötig, ein Wink genügte. Gruh stürzte sich in den See, hatte aber nur noch wenige Stöße zu machen, so war das Boot bei ihm, stoppte in voller Fahrt, er wurde hereingezogen, die Jolle wendete, ging zurück, wurde gleich mit der ganzen Mannschaft an Bord geholt.

#### 104. KAPITEL. DIE KRIEGSERKLÄRUNG.

Wir wollen nicht dabei sein, wenn Gruh in der Kajüte berichtet.

Die »Argos« hatte das unterbrochene Segelmanöver ausgeführt, hatte gewendet, kreuzte mit dem mäßigen Westwind wieder gegen Süden, etwa 4 Knoten in der Stunde machend.

Seit diesem Segelmanöver war eine Viertelstunde vergangen, also hatte sich das Schiff wieder drei Kilometer vom Ufer entfernt.

Da kam aus einem der Flußläufe, der sich zwischen einer Felsenschlucht am Nordufer verlor, dort, wo jener Kampf stattgefunden hatte, eine goldglänzende Galeere hervor, und eilte dem Schiffe nach.

Eilte ihm nach?

Wir wissen, daß die schnellsten Rudergaleeren der alt-römischen Marine, der besten des klassischen Altertums, nicht mehr als fünf Knoten in der Stunde machen konnten, und da sind also die schnellsten Galeeren gemeint,

die Aufträge überbrachten, der Flotte mit Ordern naheilten, also unsern Depeschenbooten, Avisos entsprechend. Das wissen wir aus alten Berichten, und ebenso wissen wir, daß auch die venetianischen Rudergaleeren, wieder die besten des Mittelalters, diese Schnelligkeit von fünf Knoten in der Stunde niemals übertroffen haben. Das waren eben keine Boote, sondern ganze Schiffe, die sollen gerudert werden!

Ferner wissen wir heute – und das muß hier unbedingt einmal erwähnt werden – daß alle die Erzählungen von zweireihigen, drei- oder gar vierreihigen Rudergaleeren – Bireren, Trireren und so weiter – erdichtet worden sind. Es hat immer nur einreihige Galeeren gegeben!

Trotzdem berichten alte Schriften von Bireren, Trireren und so weiter, wobei also mehrere Ruderreihen übereinander geordnet waren, alte Münzen zeigen Abbildungen von solchen mehrreihigen Rudergaleeren, es sind ja auch noch wohlerhaltene Galeeren aus der römischen Zeit gefunden worden, und obgleich diese nun wirklich mehrere Reihen Löcher für die Riemen übereinander besaßen, so erklärten doch alle Sachverständige, die sich damit befaßten, daß auch diese Galeeren immer nur mit einer Reihe Riemen gerudert wurden, denn es sei gar nicht möglich, mit mehreren Reihen, die übereinander liegen, zu rudern. Es sei vollständig ausgeschlossen! Von Takt gar nicht zu sprechen – die langen Riemen müßten überhaupt ständig zusammenklappern.

Infolgedessen entstand ein wissenschaftlicher Streit, der länger als hundert Jahre gewährt hat, zwischen den

historischen Forschern, woran sich aber auch gebildete Seeleute beteiligten, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der alten Bireren, Trireren und so weiter. Im Mittelalter kannte man sie gar nicht. Dieser wissenschaftliche Kampf hat eine ganze Bibliothek gezeitigt.

Ums Jahr 1850 mischte sich auch Kaiser Napoleon III. in diesen Kampf ein, machte es sehr praktisch, ließ in Cherbourg eine sechzigriemige Trirere bauen. Also auf jeder Seite 30 Riemen, in drei Reihen zu je zehn übereinander angeordnet.

Als die französischen Matrosen diese Trirere nicht rudern konnten, wie sie auch eingedrillt wurden, ließ Napoleon die besten englischen Matrosen kommen. Diese brachten es auch nicht fertig. Es war nicht möglich, im Takt zu bleiben, auch nicht mit zwei Reihen Rudern. Also die erfahrenen Seeleute hatten den Wissenschaftlern gegenüber Recht behalten. Es ist nämlich der pure Unsinn, mit verschieden langen Riemen übereinander rudern zu wollen. Was meint man wohl, was da für verschiedene Hebelwirkungen herauskommen!

Weshalb dann aber die mehrreihigen Ruderlöcher an den noch erhaltenen Galeeren aus alter Zeit, weshalb da überhaupt der Ausdruck Bireren und Trireren, und zeigten nicht alte Münzen solche Galeeren mit mehrfacher Ruderreihe, wirklich in Fahrt begriffen?

Nun, da man einmal das eine als Tatsache aus experimentellem Wege bewiesen hatte, konnte man andere auf spekulativem Wege erklären.

Es wurden immer nur die untersten Ruderlöcher benutzt. Wurde das Schiff schwer beladen, kamen die untersten Löcher unter Wasser, so mußten diese natürlich verstopft werden, dann kam die nächste Reihe dran. Und so fort.

Das ist die ganz einfache Erklärung! Der Name Bireren, Trireren und so weiter kam nur von der Anzahl der Löcherreihen. Und dann allerdings konnten an jedem Riemen auch zwei oder drei oder noch mehr Mann arbeiten, das mag ebenfalls für diese Bezeichnung den Ausschlag gegeben haben. Und was die Münzenbildnisse anbetrifft, so beruhte das eben auf Phantasie. So wie doch auch wir ganz merkwürdige Wappenbilder mit wilden Männern und absonderlichen Tieren haben. –

Mehr als 4 Knoten machten auch diese Galeeren niemals, also auch diese hier, an jeder Seite von 20 Riemen gerudert, konnte die »Argos« nicht einholen, so langsam sie auch segelte.

Auf dem erhöhten Vorderdeck stand ein Weib, es war die Begum selbst, sie winkte lebhaft, und wirklich ging die »Argos« auch wieder aus dem Winde und strich einige Segel.

Nun dauerte es nur noch 20 Minuten, dann war die Galeere dem Schiffe in Rufweite gekommen, die wir mit 150 Metern annehmen wollen. Wenn dabei auch geschossen werden kann, so ist dies zu wissen von Wichtigkeit.

»Werde ich als Gastfreundin empfangen?«

Auf der Kommandobrücke stand neben Kapitän Martin Georg Stevenbrock, und er rief die Antwort zurück.

»Nein.«

»Nein?!«

»Nein! Du bist von jetzt an meine Feindin! Als geheiligte Parlamentärin will ich Dich und die, die Du wegen einer Botschaft sendest, noch empfangen, aber mit der Gastfreundschaft ist es vorbei.«

Es machte auf die Begum wenig Eindruck. Sie hatte ganz genau dasselbe gemeint, wollte gar nicht als Gast empfangen sein.

»Ich bin als Parlamentärin geschützt?«

»Ja.«

»Auch alle meine Kriegerinnen?«

»Ja, insofern sie zur Fortbewegung Deines Schiffes dienen. Kommt heran, Ihr seid geschützt, aber die Verhandlung findet von Bord zu Bord statt, niemand betritt das Deck unseres Schiffes.«

Die Galeere ruderte vollends heran, legte mit einem geschickten Rudermanöver bei. Obgleich es keine der größten war, von der »Argos« um die doppelte Länge übertroffen wurde, war sie doch so hoch gebaut, daß die beiden Decks in fast ganz gleicher Höhe lagen.

Das Vorderdeck war gerade der Kommandobrücke gegenüber zu liegen gekommen, und jetzt mußte die Begum wohl erkennen, wie fahl das sonst von Gesundheit strotzende Gesicht des germanischen Waffenmeisters war, was für ein furchtbarer Ernst in seinen sonst gutmütigen, treuherzigen Zügen lag.

Die Hälfte der 32 Jungen waren auf verschiedene Stellen verteilt, auf ihre Gefechtsstationen, können wir gleich sagen, die andere Hälfte war nicht zu sehen, und das selbe galt von den erwachsenen Männern, über welche dieses entvölkerte Schiff noch verfügte, es galt zum Teil sogar von den Damen. Von Waffen war nichts zu sehen, aber auch niemand war herbeigesprungen, um die Galeere festzumachen, alles verharrte regungslos auf seinem Posten, den Blick der Kommandobrücke zugekehrt, von dort ein lebendig machendes Wort oder nur einen Wink erwartend.

»Auf Deinem Schiffe befinden sich der Zwerg und der einbeinige Mann?«

»Ja.«

»Den Zwerg will ich von Dir nicht verlangen, aber den einbeinigen Mann mußt Du uns herausgeben.«

»Weshalb?«

»Er hat fünf meiner Kriegerinnen ermordet.«

Die Antwort blieb einige Zeit aus, erst mußte Stevenbrock mit sich ringen, was man dem Arbeiten seiner Brust ansah, ehe er es hervorbrachte:

»Ungeheuer, Du hast die Zwergin peitschen lassen!«

»Ja, ich habe es getan. Als erste Drohung, wozu ich fähig bin, wenn sich ihr Gatte, der einer meiner Kriegerinnen im Wettkampf unterlegen ist, sich nicht freiwillig als Gefangener stellt.«

Stevenbrock hatte seine Arme über der Brust verschränkt gehabt, er löste sie, um die Fäuste zu halten, steckte sie in die Hosentaschen, zog sie wieder hieraus

und verschränkte sie abermals über der Brust. Offenbar wußte er nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte.

»Weib, Weib,« brachte er dann wieder hervor, und es klang mehr wie das Stöhnen eines verwundeten Stieres, »danke Deinem Gott, oder an welchen Dämon Du sonst glaubst, daß ich Dich als Parlamentärin anerkenne, daß ich mich beherrschen kann – sonst würde ich hinüberspringen und Dich mit meinen Fäusten bearbeiten, und kein Panzer sollte Dich schützen – und danke Deinem Dämon, daß hier unter meinen Leuten solche Disziplin herrscht, sonst solltest Du jetzt Schreckliches erleben – und ich war vorsichtig genug, die beiden, den Zwerg und das Einbein, in eine Kabine mit eisernen Wänden einzuschließen, die auf der anderen Seite des Schiffes liegt, denn für diese beiden könnte ich nicht garantieren! Du abscheuliches Scheusal Du!«

Dieser Ausbruch brachte bei der Begum keinen Eindruck hervor.

»Liefere mir den einbeinigen Krüppel aus.«

»Nein.«

»Du vergißt wohl, daß sich 45 von Deinen Leuten in meiner Gefangenschaft befinden.«

Da brach Stevenbrock in ein Hohnlachen aus.

»Ha, Begum,« rief er dann, »mit dieser Drohung kommst Du mir zum zweiten Male vergeblich! Jetzt weiß ich, daß Ihr alle, ehe Ihr jenes teuflische Mittel anwendet, wodurch Ihr meine Argonauten besiegtet, bei dem Heiligsten, was Ihr kennt, schwören mußtet, diesen

durch ein unlauteres Mittel Überwundenen kein Haar auf dem Kopfe zu krümmen! Auch hungern dürft Ihr sie nicht lassen, kein anderes Eurer höllischen Mittel, vom Satan selbst gebraut, dem Ihr Euch verschrieben habt, anwenden, um ihrer Gesundheit irgendwie zu schaden. Nicht einmal den Sonnenschein dürft Ihr ihnen vorenthalten. Oder Ihr habt Euren Schwur gebrochen. Und dann läßt der, der hier der Mächtigste ist, die Felsen über Euch zusammenstürzen oder weiß Euch sonst aus der Welt verschwinden zu lassen! Ist es etwa nicht so?«

Finster nagte die Begum an der Unterlippe.

»Nun gut, ich gestehe, daß es so ist. Ich bin zum zweiten Male so schwach gewesen, Dir mit etwas zu drohen, was ich nicht ausführen könnte. Nein, ich darf diesen Gefangenen nicht einmal das Sonnenlicht entziehen. Aber nur eines ist in dem Kontrakt, den jener Merlin mit unserem Satan geschlossen hat, vergessen worden. Von jetzt an wird jeder Gefangene isoliert gehalten.«

»Meinetwegen!« lachte Stevenbrock, wenn es auch grimmig genug klang.

»Du scheinst das zu unterschätzen.«

»Was liegt mir daran?«

»Mit der Freiheit ist es jetzt vorbei. Einen Urlaub, um Euch zu besuchen, gibt es natürlich nicht mehr.«

»Das kann ich mir lebhaft denken!«

»Und jeder wird einzeln eingesperrt . . . «

»Aber Ihr dürft ihm weder Luft noch Sonne entziehen, und was sie fordern, müßt Ihr ihnen geben, so weit es irgend möglich ist, Ihr es beschaffen könnt. Nur Waffen

sind dabei ausgeschlossen. O, ich kenne die Bestimmungen jetzt ganz genau. Ihr habt meine Argonauten nicht so ehrlich besiegt, wie Ihr uns zuerst glauben machen wolltet. Es war Lug und Betrug dabei, und das dient mir sogar zur Beruhigung.«

»Denke hierüber, wie Du willst. Deine Leute siehst Du jedenfalls nie wieder.«

»Dann eben nicht.«

»Aber die Zwergin haben wir nicht auf diese Weise besiegt, sie hat sich nicht zum Wettkampf gestellt . . . «

»Sondern die habt Ihr noch auf viel infamere Weise in Eure Gefangenschaft gebracht, Du hast zwei Amazonen als Friedensboten nach ihrem Versteck gesandt . . . «

»Dieser Plan ging nicht von mir aus, aber ich hieß ihn nachträglich gut. Und trotzdem, es ist ein Frevel begangen worden, und wir sind zur Sühne bereit. Die beiden Kriegerinnen, Zilla und Hektale, sie stehen zu Eurer Verfügung, daß Ihr sie töten könnt, unter Folterqualen. Wir bringen sie gleich mit.«

»Behaltet sie!«

»Hierüber hätte hauptsächlich der Zwerg zu entscheiden, dem müssen wir sie ausliefern, daß er an ihnen seine Rache ausübt . . . «

»Behaltet sie!«

»Gut, sprechen wir hierüber dann später. Die Hauptsache ist jetzt die, daß wir auf die Gattin des Zwerges, der sich nicht freiwillig stellt, einen Anspruch als Bürgin haben und daß sie in unsere Gefangenschaft geraten ist.

Und zwar steht diese Gefangene nicht unter jenen Bestimmungen. Wir können mit ihr tun, was wir wollen, wir können sie töten oder auch peitschen und martern.«

»Ungeheuer, bist Du denn nur wirklich ein Weib, hast Du ein Herz im Busen, daß Du es über Dich bringst, dieses zarte Geschöpf peitschen zu lassen?!« rief Stevenbrock außer sich, wieder die Fäuste ballend.

»Ich habe das Recht dazu und tue, was mir beliebt!« war die kalte Antwort. »Jetzt aber stelle ich noch eine andere Forderung. Der Zwerg gehört so wie so uns. Nun aber fordere ich für die Herausgabe der Zwergin auch noch den einbeinigen Krüppel, der fünf meiner Kriegerinnen gemordet hat. Oder noch eine Nachgiebigkeit will ich zeigen. Auch auf den einbeinigen Mann wollen wir verzichten. Dann aber mußt Du Dich statt seiner in unsere Gefangenschaft begeben. Wenn nicht, so werdet Ihr bald sehen, wozu wir fähig sind. Als erstes werden wir Euch ein Ohr der Madame Rosamunde zuschicken. Dann, wenn Ihr Euch noch nicht gefügig zeigt, das zweite. Dann kommt die Nase daran, dann ein Finger, dann die ganze Hand . . . verstehst Du?«

Stevenbrock hatte sich wie zum Sprunge geduckt.

Er sprang nicht.

Er richtete sich wieder auf.

Aber furchtbar arbeitete seine Brust

»Wenn ich mich stelle, dann – dann – gebt Ihr – die Zwergin frei?« brachte er mühsam hervor.

»Und wenn sich auch ihr Gatte stellt. Durch Dich verzichten wir nur auf den einbeinigen Mörder. Gehst Du

aber nicht auf diesen Tausch ein, so wird die Zwergin noch ganz besonders gemartert.«

»Ich werde die beiden sprechen!« erklang es tonlos, und Stevenbrock ging in das Kartenhaus, von dem aus also ein Gang unter Deck, in die Kajüte führte.

Stille ward es.

Nur einmal, kaum als er sich entfernt hatte, erklang eine verzweifelte Frauenstimme.

»Georg, Georg!«

Nichts weiter. Es war die Stimme der Patronin gewesen.

Dann dauerte es längere Zeit, dann wurde es nur um so lebhafter.

Der Raum, wo es gerufen wurde, mochte weit entfernt sein, auf der anderen Seite des Schiffes, aber deutlich war die tiefe Stimme des starken Zwerges zu vernehmen.

»Nein, nein, und abermals nein! Ich gehe nicht, und Gruh geht nicht, und wenn mir Rosamunde auch in tausend Stücken zugesandt wird! Für mich existiert meine Frau überhaupt nicht mehr! Für mich existiert nur noch die Rache! So wahr ich bestimmt weiß, daß in meinen Adern echtes Hunnenblut fließt! Rache, Rache, Rache! Das Blut dieser Weiber will ich lecken! Und Ihr, Waffenmeister, was habt Ihr denn damit zu tun? Schert Euch zum Teufel, kümmert Euch nicht um meine Frau! Was geht Euch meine Frau an?! Und wenn Ihr hinübergeht und wenn ich dadurch meine Frau wiederbekäme – bei Gottes Tod, ich schwöre, so wahr ich ein echter Hunne

bin – mit dieser meiner Hand stoße ich ihr den Dolch ins Herz – um Euer Opfer zwecklos zu machen!«

So hatte die Baßstimme gedonnert, mit furchtbarer Wildheit.

Man hatte einen riesenhaften Berserker zu hören geglaubt.

Dann trat wieder Todesstille ein, bis Stevenbrock wieder aus dem Kartenhause auf die Kommandobrücke trat, und sein Gesicht schien immer noch um eine Schattierung fahler geworden zu sein.

»Nein! Weder der Zwerg noch der einbeinige Gruh liefert sich Dir aus.«

»Ich habe es gehört, es ist laut genug gebrüllt worden!«

»Dann weißt Du ja auch, daß es keinen Zweck hätte, wenn ich mich Dir stellen würde.«

»Ja, auch das habe ich gehört. Gut, dann nicht. Aber meine Drohung mache ich doch wahr, darauf kannst Du Tisch verlassen. Morgen bei Sonnenaufgang werde ich Euch zunächst das linke Ohr der Zwergin zuschicken, eine Stunde später das . . .«

»Nun höre erst einmal mich an, Weib. Ihr habt genau 18 Minuten gebraucht um von der Flußmündung bis hierher zu rudern, und die Entfernung ist dieselbe geblieben, wir sind unterdessen nicht abgetrieben. So gebe ich Dir jetzt 18 Minuten Zeit. Dort hängt der Schiffschronometer. Wir werden unterdessen hier liegen bleiben, keine Vorbereitungen zu einem Manöver treffen. Aber nach

achtzehn Minuten geschieht es. Es ist jetzt genau ein viertel fünf. Drei Minuten über halb fünf gehen wir gegen Euch vor. Verstanden?«

»Das soll also eine Kriegserklärung sein?«

»Weib, zweifelst Du noch daran?«

»Wir nehmen sie an.«

»Brauchen wir nicht. Wir schlagen Euch tot, wo wir Euch finden. Und wenn eine Amazone hilflos im Grase liegt, wir kennen kein Erbarmen, wir schlagen sie tot. Ihr seid wilde Tiere, die ausgerottet werden müssen. Also schicke nicht noch einmal eine Parlamentärin. Mit wilden Bestien wird nicht verhandelt. Man tötet sie einfach Und da ist jedes Mittel erlaubt, sogar Gift, um solches Ungeziefer auszurotten. Nun mach, daß Du fortkommst. Eine halbe Minute ist schon verstrichen.«

»Oooh, mein verehrter Herr Waffenmeister!« fing da das Weib höhnisch zu lachen an. »Wenn es so ist, dann werdet Ihr ja Überraschungen erleben! Du hast ja gar keine Männer mehr, nur Kinder noch, die vielleicht ein Stückchen Eisen fünf Minuten lang halten können, Ihr alle werdet noch unsere Gefangenen . . . «

»Weib, mach daß Du fortkommst, oder ich vergesse, daß ich Euch noch 17 Minuten lang schonen will!« rief Stevenbrock jetzt außer sich, die Fäuste schüttelnd. »Ja, ich bitte Dich, tue mir den einzigen Gefallen, brich Du selbst die heiligen Parlamentärgesetze, falle jetzt gleich über uns her, gib Deinen Kriegerinnen einen Wink, daß sie an Bord meines Schiffes springen . . . «

Und Stevenbrock selbst schien den Seinen einen Wink gegeben zu haben, denn plötzlich machten alle an Deck Stehenden, die Jungen wie die Erwachsenen, einen besonderen Griff, sie alle brachten unter ihren Jacken solche Klapphelme zum Vorschein, die sie sich über den Kopf stülpten, die weiblichen Mitglieder nicht ausgeschlossen, in einem Moment war es geschehen. Waffen hatten sie zwar nicht in den Händen, aber jedenfalls trugen sie unter ihrer gewöhnlichen Kleidung auch schon Schuppenpanzer, und dann würden sie auch schon geeignete Waffen in griffbereiter Nähe haben, sie warteten nur noch einem weiteren Wink ab, und Stevenbrock selbst, ebenfalls blitzschnell solch einen Klapphelm über den Kopf stülpend, hatte noch einen zweiten Griff hinter sich gemacht, und er spannte einen gewaltigen Bogen, auf der Sehne lag ein Pfeil auf die Begum gerichtet.

»Wir sind bereit, Euch zu empfangen!«

Gestaunt hatte die Begum allerdings, diese Verwandlung war gar zu plötzlich vor sich gegangen – sie versuchte es zu bemänteln, griff wieder zum Hohn.

»Aha, also so habt Ihr Euch schon vorbereitet! Vollständig kriegsgerüstet, obgleich ich noch an gar keine Kriegserklärung dachte! Dann allerdings hättet Ihr jetzt leichtes Spiel mit uns. Auf so etwas waren wir nicht vorbereitet, wir kamen als friedliche Parlamentäre, haben keine Waffen bei uns, nicht einmal Helme . . . «

»Weib, nun mache dem Geschwätz ein Ende! Drei von den achtzehn Minuten sind schon vergangen, und wir sind nicht nur auf Segel angewiesen, wir liegen unter

Dampf, in genau einer Viertelstunde gebe ich das Kommando, wir fahren mit voller Kraft los, und habt Ihr bis dahin nicht dort die Flußmündung gewonnen, so will ich einmal probieren, ob Eure Bronzegaleere einen Rammstoß unseres Schiffes aushält . . . «

»Genug, genug, wir gehen schon. Auf Wiedersehen also als Gegner, aber, nicht nur zum harmlosen Wettspiele, sondern im Kampfe auf Leben und Tod, und Ihr werdet vielleicht finden, daß wir nicht unbedingt jenes Hilfsmittel nötig haben, um mit einem Schwerthiebe Eure Köpfe und Gliedmaßen von den Rümpfen zu trennen, trotz aller Panzerungen, mit denen Ihr Euch zu schützen sucht. Also morgen früh bei Sonnenaufgang hört Ihr wieder etwas von mir, wenn ich Euch das linke Ohr der Zwergin schicke, und die Amazone, die es Euch bringt, mögt Ihr meinerwegen massakrieren.«

Noch ein höhnisches Winken, ein indisches Kommando, ein Paukenschlag, und durch geschicktes Streichen der freien Ruderreihe machte sich die Galeere von dem Schiffe frei, hatte in wenigen Sekunden gewendet und strebte mit doppelter Riemenreihe wieder dem Ufer zu.

Als die letzten 15 oder nur 14 Minuten vergangen waren, hatte die Galeere die Flußmündung zwar noch nicht ganz erreicht, jetzt aber wäre sie auch vom schnellsten Torpedojäger nicht mehr eingeholt worden.

Bald darauf wünschten auch Attila und Gruh das Schiff wieder zu verlassen.

Es ist nicht geschildert worden, wie ersteren als die »Argos« noch in der Nähe des Südufers gekreuzt hatte, an Bord gekommen war.

»Mister Attila, ich muß Sie erst noch einmal sprechen!« sagte die Patronin mit vor Erregung zitternder Stimme, als Attila seinen Wunsch wieder an Land gebracht zu werden, geäußert hatte.

»Es hat keinen Zweck, Mylady!« entgegnete der trotzig-zwerg. »Wenigstens nicht, wenn Sie mich nochmals wegen meiner Frau sprechen wollen. Da ist mein Entschluß gefaßt. Oder wegen Cäsars? Der Hund gehört Ihnen, ich muß ihn Ihnen wieder . . . «

»Bitte, kommen Sie noch einmal in meine Kajüte.«

Der Zwerg folgte ihr, kam aber schon in wenigen Minuten wieder zum Vorschein, und die Unterredung mußte resultatlos verlaufen sein.

Die Patronin selbst, die ganz starre Züge bekommen hatte, gab die nötigen Kommandos, die »Argos« fuhr etwas westlich das Ufer entlang, die Jolle wurde ausgesetzt, Attila und Gruh wurden nach einer von ihnen bezeichneten waldigen Stelle gerudert, sie stiegen aus, bald waren sie zwischen den Bäumen verschwunden. Nur noch einmal hörte man ein dröhnendes, jauchzendes Hundebellen, der an Land gebliebene Cäsar hatte sich wieder mit ihnen vereinigt.

Die »Argos« fuhr zurück, blieb wieder jener Flußmündung und Felswand gegenüber liegen, drei Kilometer

vom Ufer entfernt, nur ganz langsam hin und her kreuzend, weil bei Anbruch der Nacht völlige Windstille eintrat.

105. KAPITEL. »DOCH ALLES, WAS MICH DAZU TRIEB . . . «

Diese Nacht war vergangen.

Windstill, lautlos, ohne jedes Ereignis.

In strahlender Pracht erhob sich die Sonne eines neuen Tages über den östlichen Gebirgszügen und küßte mit goldenem Strahle das Argonautenschiff, das noch auf seiner alten Stelle lag, das aber, ach, jetzt diesem Namen so wenig entsprach. Weil jene Männer, die den Namen Argonauten führten, sich nicht mehr darauf befanden.

Höher stieg die Sonne während einer Stunde, und es wollte sich nichts ändern.

Weshalb standen die führenden Männer und die Jungen und auch die weiblichen Mitglieder mit so verzagten Gesichtern an Deck herum, sich höchstens scheinbar mit einer Arbeit beschäftigend?

Weshalb blickten sie immer wieder so besorgt und verzagt, wenn nicht gar ängstlich nach der Tür, welche von der Patronatskajüte an Deck führte, weshalb nicht nach jenen nahen Felsen oder nach der Flußmündung irgend ein Fahrzeug erwartend, das ihnen die Kunde brachte, daß die Begum ihre erste Drohung an der Zwergin wahrgemacht habe?

»Well, das ist fürchterlich,« brach da endlich Kapitän Martin, der schon immer mehr denn je beim Auf- und

Abwandern mit den Beinen geschlenkert und in den Hosentaschen gewühlt hatte, das allgemeine Schweigen. »Ich habe in mancher Situation das Warten gelernt, auch wenns dabei um den Hals oder sogar ums ganze Geld ging, aber dieses Warten ertrage ich nicht länger! Eh, Sidy, ist denn die Patronin noch immer nicht auf?«

»Sie hat noch nicht geklingelt, Kapitän.«

»Das ist ja merkwürdig. Eh, Klothilde, könnt Ihr nicht einmal klopfen?«

»Ich habe keine Befugnis dazu, sie zu wecken!« entgegnete Klothilde.

»Well, tut es nur einmal, es ist doch eine freudige Nachricht, die Ihr zu bringen habt.«

»Well, Käpten, klopft Ihr doch selbst und bringt Ihr diese freudige Nachricht, über die sie sich ja verdammt freuen wird!« erwiderte Klothilde.

»Viellieks hädd see sick uphängt.«

Kapitän Martin starrte den Wicht an, der dies gesagt hatte.

Es war ein elfjähriger Knirps, der schon das schönste deutsche Schiffplatt sprach und sich auch sonst viel vom deutschen Matrosencharakter angeeignet hatte, mehr als alle die anderen Jungen.

»Du Näswater verdammt, willst dien Mul halten, bis Du gefragt wirst?!« herrschte ihn der Kapitän an, schon das Bein hebend, und der Junge machte, daß er aus der gefährlichen Nähe kam.

»Well, und der Junge kann doch recht haben!« fuhr Kapitän Martin dann fort. »Ich habe einmal eine Geschichte

gelesen, nur von so einem verdammten Skribifax erfunden, der nichts weiter zu tun hat, als sich solche erlogene Geschichten aus den Fingern zu klaun – da hatte mal einer etliche Jahre im Zuchthaus zu spinnen, unschuldig, glaube ich wohl. Jedenfalls wußte er, daß bei ihm zu Hause alles in Ordnung war, seine Frau und Kinder freuten sich bannig drauf, wenn er wieder raus kam, und Geld hatte er auch genug – und endlich kommt der Tag, wo er entlassen werden soll – das heißt erst bricht die Nacht an – am anderen Morgen wird ihm die Freiheit verkündet – und wie das so weit ist, der Wärter die Zelle öffnet, da hängt der Kerl an seiner Bettstelle, einen Streifen Bettuch um den Hals – der Döskopp hat die letzten Stunden nicht mehr ertragen können, hat sich vor Ungeduld zuguterletzt noch aufgehängt . . . «

»Da kommt sie!« wurde geflüstert.

Sie erschien an Deck, die Patronin.

Wie die Morgensonne ihr ins Gesicht fiel, sah man erst recht deutlich, daß sie eine schlaflose Nacht hinter sich habe.

»Guten Morgen, Leute!« sagte eine müde Stimme, die sich zur Freundlichkeit zwingen wollte.

»Guten Morgen, Frau Patronin!«

Es klang nicht so kräftig wie sonst, alle die eigentlichen Argonauten fehlten, ja – es klang überhaupt ganz anders.

Eine stille Pause.

Überall nur ein verlegenes Blicken.

Dann nahm Kapitän Martin einen Anlauf, als wolle er die Hände aus den Hosentaschen ziehen, brachte es nicht

fertig, setzte sich nur in Bewegung, kam aber auch nur bis zu Juba Riata, der ihm im Wege stand.

»Well und verdammt, ich brings nicht fertig!« sagte er leise zu ihm. »Tut mir den Gefallen, macht Ihrs, und eigentlich ists überhaupt Eure verdamnte Pflicht.«

Ohne ein Wort zu sagen, wandte Juba Riata, der einzige, der nicht verlegen nach der Patronin geblickt hatte, dieser sein schönes, tiefgebräuntes Antlitz zu, ging mit ruhigem, federndem Schritt auf sie zu.

»Guten Morgen, Frau Patronin.«

»Guten Morgen.«

»Sie werden ungeduldig gewartet haben.«

»Ich . . . erwarte eine schreckliche Nachricht.«

»Ich bringe sie nicht, diese Nachricht, die Sie erwarten.«

»So – hat die Begum – Ihre Drohung noch nicht ausgeführt – nur ein Aufschieben – nur eine Verzögerung . . . «

»Nein,« unterbrach Juba Riata die Sprecherin, welche die Worte kaum hervorbrachte, »Frau Rosamunde Attila befindet sich bereits wohlbehalten an Bord unseres Schiffes.«

Mit weitgeöffneten Augen richtete sich die Patronin empor.

»Was?!«

»Nachts gegen drei Uhr wurde sie gebracht, von den beiden Amazonen, welche sie entführt hatten. Sie mußten sich selbst als unsere Gefangenen ausliefern. Und Frau Rosamunde ist wohlauf, natürlich ganz unbeschädigt. Nur daß sie gestern die wenigen Schläge erhalten

hat. Sie befindet sich in ihrer Kabine, mußte sich niederlegen, Doktor Cohn hat es angeordnet. Denn einiges Fieber ist doch noch zu erwarten. Aber Doktor Cohn garantiert dafür, daß sie es ohne jeden Schaden überstehen wird.«

In den weit geöffneten Augen der Patronin wollte kein freudiges Staunen entstehen, nicht einmal ein ungläubiges, sie ließ diese Augen über die versammelte Mannschaft schweifen, und deren gedrücktes Verhalten war allerdings danach angetan, daß ein immer größeres Mißtrauen gegen diese Nachricht in ihr aufsteigen mußte, die nachfolgende Hiobsbotschaft erwartend.

»Wie – ist – denn – das – möglich? Gegen wen ist die Zwergin ausgetauscht worden?!«

Durch alle an Deck Anwesenden ging es wie ein erschrecktes Zucken. Weil sie es sofort erraten hatte.

Noch einmal, ehe Juba Riata eine Antwort geben konnte, ließ sie ihre Augen über Deck gleiten.

»Gegen ... Mister Kabat?! Er hat sich freiwillig gestellt?«

Wie kam sie gerade auf den?

Nun, weil sie den Eskimo eben nicht erblickte

»Nein. Mister Kabat wäre doch nicht als Ersatz angenommen worden. Heute gegen Mitternacht regte Kapitän Stevenbrock eine Beratung an, wir kamen uns eigentlich alle entgegen, hier mußte doch etwas geschehen, und auf Mister Attila und Gruh war nicht mehr zu rech. . . «

Juba Riata brach ab, erschrocken, wie dieser eiserne Mann sonst wohl niemals erschrak.

So furchtbar veränderte sich plötzlich das Gesicht der jungen Witwe, so entsetzt blickte plötzlich ihr Auge, und so hastig klammerte sie sich an dem Bootskrahn an, neben dem sie stand.

»Georg!« hauchten ihre plötzlich schneeweiß gewordenen Lippen.

Wie ergebungsvoll neigte Juba Riata sein Haupt.

»Ja. Nur er konnte zur Auswechslung gegen die Zwergin in Betracht kommen. So sagte er, und wir sahen es ein, und wir hätten uns seinem Vorhaben auch nicht widersetzen können. Wenn wir es überhaupt gewollt. Er sprach zu überzeugend. Ja, Kapitän Georg Stevenbrock, unser Waffenmeister, hat sich freiwillig als Gefangener gestellt, um Frau Rosamunde zu befreien . . . «

Juba Riata machte schnell einen Schritt vorwärts, Klothilde sprang einige Sätze vor – beide wollten die Stürzende auffangen.

Es war nicht nötig. Mit einem Ruck hatte sich die junge Witwe mit den mädchenhaften Zügen selbst wieder aufgerichtet, und plötzlich war nichts mehr von Schreck und Entsetzen in diesen Zügen.

Langsam faltete sie die Hände an der Brust, und langsam und leise kam es hervor:

»Ich habe es gewußt, geahnt . . . nein, gewußt! Heute nacht habe ich plötzlich gewußt, daß er von mir gehen würde, um die Zwergin zu befreien. Von mir gehen würde, ohne Abschied von mir zu nehmen!«

»Er wollte Ihnen das Leid ersparen . . . «

»Und ich habe ihn nicht gehalten, obgleich ich es wußte – denn er ist von mir gegangen, um meine Sünde zu sühnen . . . «

»Um Gott, Frau Patronin, Sie meinen doch nicht, weil Sie damals darauf bestanden haben, daß Frau Rosamunde als Bürgin für ihren Gatten eintreten sollte – das haben wir alle dann gut geheißsen – Mister Attila selbst hat uns dann später nicht den geringsten Vorwurf darüber gemacht!«

»Nicht das, nicht das. Nein . . . «

Und sie machte einige Schritte vorwärts, streckte die Hände, aber immer noch gefaltet, aus, den Blick zum Himmel gerichtet.

»Ihr alle sollt es hören – Ihr Kinder auch – und den Engeln im Himmel muß ich es jetzt sagen – meine Sünde – er ist von mir gegangen, – der mein Geliebter war – mein Mann und mein Gatte, ohne daß ein Priester unseren Bund gesegnet hätte – und das Pfand unserer heimlichen Liebe, ein Töchterchen – es befindet sich im Hause seines Vaters – das ist meine Sünde – nur meine – denn er wollte es nicht – ich aber wollte ihm seine Freiheit lassen – nein, ich selbst wollte frei sein – und deshalb nun ist er von mir ohne Abschied gegangen – und ich habe es gewiß – und deshalb habe ich ihn gehen lassen – wegen meiner Sünde . . . «

Alles starrte auf das weinende Weib. Wenn das Weinen auch nur in der Stimme lag.

Viele hatten von alledem gewußt. Die weiblichen Gäste an Bord. Schon während des letzten Aufenthaltes

auf dem Eldoradoplateau, dann während der Fahrt nach Hamburg, während welcher die Patronin kaum noch an Deck erschienen war, dann die Reise nach Kiel zu Stevenbrocks Vater . . .

Diese weiblichen Mitglieder waren in das Geheimnis eingeweiht gewesen.

Aber auch alle anderen hatten es geahnt, wenn nicht ganz bestimmt gewußt. Es hatte nicht ausbleiben können.

Es war noch mit keinem Worte darüber gesprochen worden, auch nicht im heimlichsten Winkel vertraulich unter vier Augen.

Sie selbst hatte es jetzt öffentlich ausgesprochen.

Und wie sie es getan, da neigte sie sich etwas zurück, um die Hände vors Gesicht zu schlagen, und noch einmal erklang es in namenlosem Schmerze, in den sich auch ein undefinierbares Etwas wie von seligem Jubel mischte:

»Doch alles, was mich dazu trieb,  
Ach war so gut, ach, war so lieb!«

Wer kennt sie nicht, diese herrlichen Worte, diese herrlichen zwei Zeilen?

Dann kennt er Goethes »Faust« nicht.

Grethchen am Brunnen, ihre Freundin berichtet ihr das Neueste. »Hast nichts von Bärbelchen gehört?«

»Es hat gefehlt, das Bärbelchen. Es stinkt.«

Und dann geht Grethchen vom Brunnen nach Hause.

»Wie konnt ich sonst so tapfer schmälern,  
Wenn tät ein armes Mägdlein fehlen.

Wie konnt ich über andrer Sünden  
Nicht Wort g'nug der Zunge finden!  
Wie schien mirs schwarz, und schwärzts noch  
gar,  
Mirs immer doch nicht schwarz g'nug war,  
Und segnet mich und tat so groß –  
Und bin nun selbst der Sünde bloß. –  
Doch – alles, was mich dazu trieb,  
Ach, war so gut, ach, war so lieb!«

Das muß man aber von einer gottbegnadeten Schauspielerin gehört haben.

Diese letzten zwei Zeilen! Wenn sie den Ton umschlagen läßt. Das furchtbare Weh mit grenzenloser Seligkeit verschmelzen läßt. Wenige Schauspielerinnen haben es gekonnt.

Dieses Weib hier hatte nicht nötig, eine schauspieleri-sche Kunst anzustrengen.

Aber der Himmel, dem sie durch öffentliches Aussprechen ihr Geheimnis preisgegeben, der nahm das als Sühne an, der sorgte auch dafür, daß ihr nun nicht erst noch offenbart werden mußte, wie der Geliebte in der Erwartung gegangen war, daß nun er statt der Zwergin gemartert werden würde, um auch die letzten der Argonauten den Weibern noch willfährig zu machen.

»Doch alles, was mich dazu trieb,  
Ach, war so gut, ach war so lieb!«

Dabei hatte sie langsam wieder die Hände vom Gesicht genommen, um die Arme noch höher gen Himmel auszubreiten, sich noch mehr zurückneigend.

In solch einer Stellung überblickt man ein gut Teil des Himmels.

»Georg!« schrie sie da auf.

Ja, sie erblickte ihn wirklich.

Aller Augen folgten der Richtung, die sie jetzt mit einer Hand bezeichnete, und sie alle sahen ihn.

Dort oben in einer Fensteröffnung der zu Wohnungen ausgehöhlten Felswand, in der doppelten Höhe eines vierstöckigen Hauses, stand eine kleine menschliche Figur, ein Mann, aber so klein sie auch in dieser Entfernung erschien, die Luft war so klar, daß alle doch deutlich ihren Waffenmeister erkannten, die Seele ihres Schiffes.

Doch nicht lange konnten sie sich an dem Anblick ihres Waffenmeisters weiden.

Im nächsten Augenblicke durchgellte ein einziger und doch vielstimmiger Schrei den herrlichen Frühlingsmorgen, ausgestoßen an Deck dieses Schiffes.

Georg stand nicht mehr in der Fensteröffnung er sauste herab durch die Luft!

Er überschlug sich nicht dabei, was immer der Fall ist, wenn solch ein Sturz aus großer Höhe unfreiwillig erfolgt, sondern mit Überlegung mußte er kopfüber abgegangen sein, so sauste er herab, die Brust herausgerückt, die Arme möglichst weit ausgebreitet, um das physikalische Gesetz von der Beschleunigung des fallenden Steines möglichst einzuschränken, um die Schnelligkeit

durch künstlich hervorgebrachten Widerstand der Luft möglichst zu bremsen.

So wird hier beschrieben, wie er durch die Luft kopf- über herabsauste, aus der doppelten Höhe eines vier- stöckigen Hauses.

In Wirklichkeit ist gar nichts zu beschreiben.

Nur der Momentverschluß der besten Cameras, bis auf eintausendstel Sekunde einstellbar, hat es fertig ge- bracht, solche Springbilder photographisch festzuhalten.

Man sah ihn, als er dreiviertel des Weges zurückgelegt hatte, die Arme schnell nach unten über den Kopf zu- rückgeschlagen, und in demselben Moment, als der viel- stimmige Schrei des Entsetzens, meist aus Kinder- und Frauenkehlen kommend, noch nicht verhallt war, spritz- te auch schon dort unten das Wasser im See zwei Etagen hoch empor!

Todesstille.

»Ja wie hat er denn überhaupt das Wasser erreichen können? Dort ist doch noch ein tüchtiger Streifen Land. Konnte er denn diesen überspringen? Weshalb schlug er nicht dort unten auf? Wo er natürlich zerschmettert wä- re, und wenns auch der weichste Sand gewesen? Wie hat er überhaupt das Wasser erreicht?«

Es war wohl kein einziger der Zuschauer, der diese Fra- ge nicht aufwarf.

Natürlich nicht so, wie es hier angeführt wird. Das war nur ein einziger Zuckblitz in jedem Gehirn gewesen.

Und ebenso hatte die Todesstille nur einen einzigen Moment gewährt.

Da ertönte schon klar und deutlich Kapitän Martins sonore Bruststimme, und da setzte er auch schon sein rechtes Bein auf die fünfte Stufe der Kommandobrücke, die ersten vier Stufen übersteigend.

»Volldampf! Klar die erste Jolle! Auf die Gefechtsstationen! Auch die Rettungsmannschaft den Helm nicht vergessen!«

So, das genügte.

Kapitän Martin selbst hatte nichts vergessen.

Die Kessel mit Petroleum geheizt, wozu einige der Jungen genügten, hatten volle Dampfspannung, und Maschinen waren ja vorhanden.

Die erste Jolle, das vorschriftsmäßige Rettungsboot, war so wie so schon ausgeschwungen, brauchte nur noch zu Wasser gelassen zu werden, und auch zur Handhabung dieses Rettungsbootes waren speziell sechs Schiffsjungen ausgebildet worden, unter Leitung des Eskimos, der als ehemaliger Walfischharpunier ja etwas vom Bootswesen verstand, er steuerte dieses Rettungsboot, wenn es von Jungen bedient wurde.

Der Signalapparat klingelte, die Schraube begann sich zu drehen, schneller und immer schneller, bis das Schiff in voller Fahrt war, und dann wurde der Dampf schon wieder abgestellt. Es waren ja nur drei Kilometer zu durchfahren, und dorthin bis nahe an das Ufer, wo das Wasser aufgespritzt war, konnte das Schiff sicher nicht, dazu ging der sandige Strand zu flach ins Wasser hinein, das war von hier aus schon mit dem bloßen Auge zu erkennen.

Deshalb das Rettungsboot, zum Herablassen klar in den Davits hängend, schon bemannt, nur der Steuerer, Mister Tabak, noch auf der Bordwand stehend.

Und wozu die ausklappbaren Panzerhelme, schon über den Kopf gestülpt?

Nun, falls es einen Kampf mit den Amazonen gab, wenn die sich auch noch der Leiche bemächtigen wollten.

Der Leiche?

Wer nicht ein phantastischer, unverbesserlicher Optimist durch und durch war, der konnte nicht anders glauben, als daß Stevenbrock nur als Leiche geborgen werden konnte.

In diesem Augenblicke, wenn er auch etwas länger währte, waren sie freilich alle solche unverbesserliche Optimisten, vielleicht sogar der sonst überaus nüchterne Kapitän Martin.

So schoß die »Argos«, wenn auch schon wieder mit stillstehender Schraube, jener Uferstelle zu.

»Er lebt, er lebt – da schwimmt er!«

So hatten erst zwei geschrien, dann stimmten sie alle, alle in denselben Ruf ein, wiederholten ihn.

Nur Kapitän Martin nicht, dazu war der viel zu selbständig und originell.

Der sagte etwas anderes, brummte es nur:

»Gott bewahre mich, muß der 'nen Schädel hamm!«

Aber die Hauptsache war es, daß niemand sich täuschte.

Dort schwamm er, teilte mit rüstigen Armen, wie über solche nur ein kerngesunder Mensch gebietet, das Wasser, hielt direkt auf das ihm entgegenkommende Schiff zu. Der mörderliche Sprung aus der doppelten Höhe eines vierstöckigen Hauses, also sagen wir 40 bis 50 Meter, war ihm gelungen.

Es sind schon wiederholt Sprünge aus solcher und aus noch größerer Höhe ins Wasser ausgeführt worden und bedeuteten für den Betreffenden keinen Todessprung.

Freilich spricht man gewöhnlich nur von wenigen Prozenten, denen solch ein Sprung glücklich gelungen ist, die feiert man dann in Zeitungen und Dichtungen.

Georg Stevenbrock gehörte eben mit zu diesen wenigen Prozenten.

Er hatte den Landstreifen übersprungen, und er verstand zu springen, den beschleunigten Fall möglichst zu bremsen, den Kopf zuletzt in die geeignetste Lage zu bringen und die Hände schützend davor zu halten, und dort, wo er aufgeschlagen, war das Wasser, wie später konstatiert wurde und gleich jetzt gesagt werden soll, fünf Meter tief, das reicht, um schon einen ganz gewaltigen Sturz abzuschwächen, und den Grund bildete ganz feiner Sand, in den er allerdings mit Händen und Armen sehr tief hineingefahren war, aber der ihn doch nicht hatte festhalten lassen, und dann eben und vor allen Dingen ... »Gott bewahre mich, muß der 'nen Schädel hamm!«

Denn ohne einen besonderen Schädel gehts nicht. Der platzt bei solch einem Experiment sehr leicht auseinander. Selbst wenn man die Hände im Moment des Aufschlagens noch so gut zu halten versteht.

Und noch eine Episode muß erwähnt werden, an sich bedeutungslos, aber das ganze Schiffswesen charakterisierend, besonders das dieses Argonautenschiffes.

»Aus die Jolle!«

So hatte Kapitän Martin kommandiert.

Da stürzte die Patronin hin, um mit in die Jolle zu springen, um dem Geliebten mit die erste Hilfe zu bringen.

»Entschuldigen Sie, das geht nicht – das ist das Rettungsboot, das ich nach der Schiffsroutine steuere, wenn es mit Schiffsjungen bemannt ist – da kann ich keinen anderen mitnehmen.«

So sprach der Eskimo aber nicht, er sagte überhaupt kein Wort, sondern er packte die Patronin, die sich schon auf die Reeling schwingen wollte, beim Ledergürtel und schleuderte sie zurück.

»Let go!«

Die Jolle schoß hinab, wurde von dem noch in Fahrt befindlichen Schiffe geschleift, nahm eigene Fahrt an, tanzte über das aufgeregte Wasser.

Der Schwimmer wurde erreicht, Mister Tabak beugte sich über Bord, packte zum zweiten Male einen Menschen beim Gürtel, und warf ihn mit einem einzigen Ruck ins Boot. Wer das nicht fertig bringt, der eignet sich nicht zum Rettungsbootsteuerer.

Fünf Minuten später war Georg wieder an Bord seines Schiffes, wohlbehalten, nichts tat ihm weh.

Es war nicht gerade ein jubelnder Empfang, dazu war die ganze Sache gar zu großartig. Wenn jemand, um den eine ganze Familie weint, begraben werden soll, und plötzlich wird der Tote wieder lebendig, dann wird nicht gejubelt, da wird eine Empfindung ausgelöst, für die wir noch kein Wort haben.

»Was macht Frau Rosamunde?«

Das war Georgs erstes Wort.

»Sie befindet sich wohl!« wurde ihm geantwortet.

»Na dann ist ja alles gut.«

Dann berichtete er selbst, gleich hier an Deck, während sich das Schiff wieder vom Ufer entfernte.

Was ihn veranlaßt hatte, sich für die Zwergin als Gefangener zu stellen, mit was für Gefühlen er gegangen war, davon freilich konnte er der Patronin nichts berichten, das könnte auch hier nicht wiedergegeben werden.

Um Mitternacht hatte die Beratung zwischen den Hauptpersonen des schlaflosen Schiffes stattgefunden, der Waffenmeister hatte sie wohl einberufen, aber eigentlich war alles ganz von selbst gekommen. Jeder hatte dasselbe tun wollen, jeder bot sich an, sich gegen die Zwergin austauschen zu lassen. Und daß nur die Patronin hierbei fehlte, das war eigentlich auch ganz selbstverständlich gewesen.

Ebenso sah jeder sofort ein, daß bei diesem Austausch nur der Waffenmeister in Frage kommen konnte. Ihn nur hatte die Begum begehrt, nicht einmal als vollen Ersatz

für die Zwergin oder eigentlich für ihren Gatten, sondern nur als Ersatz für Gruh, deren Auslieferung die Begum verlangte, sonst sollte die Zwergin gemartert und verstümmelt werden, und daß die Begum ihre Drohung ausführte, daran zweifelte niemand im geringsten, und um das zu verhindern, dazu mußte versucht werden, was nur irgendwie möglich war.

Um ein Uhr war Jokate, die von Kapitän Martin besiegt und behaltene Amazone, die einen besseren Eindruck machte als die andere dem Eskimos gehörige, abgeschickt worden, mit einem Handschreiben Stevenbrocks. Ob die Begum ihn für die Zwergin annehmen wolle, als vollgültigen Ersatz für den Zwerg sowohl als für Gruh, in der Voraussetzung natürlich, daß ihm selbst kein Haar gekrümmt würde. Wenn ja, dann solle sie die Zwergin schicken, er würde sich dann sofort stellen.

Jokate war abgegangen, allein, das Dinghy benutzend, das kleinste Boot. Daß sie zurückkommen würde, das war ganz selbstverständlich, da brauchte man ihr keinen Schwur abzunehmen, und ebenso hatte man lieber gleich darauf verzichtet, von der Begum einen Eid zu fordern. Was der heilig war, wußte man ja gar nicht. Man erinnerte sie nur an ihre kriegerische Ehre, das war das einfachste und beste.

Eine Stunde später war Jokate zurückgekehrt, mit der schriftlichen Antwort der Begum.

»Ja, ich gehe auf Deine Bedingungen ein. Wenn Du Dich stellst, will ich auch auf den Zwerg und auf das Einbein verzichten. Sobald Du Dich hier einfindest, schicke

ich die Zwergin zurück. Bist Du bis Sonnenaufgang nicht hier, bleibt es beim Alten, ich sende Euch als erstes das linke Ohr der Zwergin.«

Die Unterschrift – nichts weiter.

Also so ganz war die Begum doch nicht auf die gestellten Bedingungen eingegangen. Erst sollte sich der so heiß begehrte Waffenmeister stellen, dann wollte sie die Zwergin zurückschicken, und auch davon, daß er nicht gemartert werden sollte, war nichts gesagt worden.

Nun, das war schließlich das Wenigste. Man mußte der Begum vertrauen, daß sie ihr Wort betreffs der Zwergin halten würde, das war die Hauptsache und es ging überhaupt nicht anders.

»Sie wird mich anständig behandeln und ich werde mich zu befreien wissen. Das sagt der Patronin, weiter nichts. Wüßte nichts, was ich ihr sonst noch mitzuteilen hätte. Adjüs, Käpten adjüs, Jungens, adjüs Ihr alle – na, wir sehen uns ja doch bald wieder, lange sollen mich die nicht halten können.«

Und so war Stevenbrock gegangen, ebenfalls allein, das Dinghy benutzend.

In der Nähe des Ufers mit seinen Riemen plätschernd wurde er angerufen, er meldete sich, die Begum selbst war zur Stelle, sie konnte ihren Triumph, nun auch diesen heiß ersehnten Mann in ihre Hände bekommen zu haben, worauf sie schon verzichtet hatte, nicht bemeistern.

»Die Zwergin wird sofort abgesendet, Zilla und Hektale, die beiden verräterischen Amazonen, bringen sie in Deinem Boote zurück. Diese beiden gehören also Euch, wie ich schon gesagt habe, Ihr könnt sie langsam zu Tode martern.«

Das war dem Waffenmeister jetzt sehr gleichgültig, er wollte die Zwergin auch gar nicht sehen, es genügte ihm zu hören, daß sie nur die sechs Schläge erhalten habe, nichts weiter, daß sie sich wohl befände – weshalb er sie selbst jetzt nicht sehen wollte, das wollen wir hier nicht erörtern. Man bedenke nur, in was für einer Stimmung sich dieser Mann befinden mußte.

Dagegen forderte er etwas anderes, bat darum.

»Laß mich noch so lange hier im Freien, bis sich die Zwergin an Bord befindet. Oder stelle mich an ein offenes Fenster, von dem aus ich bis dahin das Schiff sehen kann, jene Gegend, wo es jetzt liegt.«

»Wozu?«

»Weil ich ein Zeichen erwarte.«

»Was für ein Zeichen?«

»Daß die Zwergin an Bord eingetroffen ist.«

»Was ist das für ein Zeichen?«

»Das verrate ich nicht.«

Die Begum war emporgefahren.

»Du mißtraust mir?!«

»Ich bitte Dich, dieser meiner Bitte Gehör zu schenken.«

Es geschah, Georg konnte gleich hier am Ufer stehen bleiben.

Eine Viertelstunde verging, und da war es dort in der finsternen Nacht dreimal aufgeblitzt, zweimal lang und einmal kurz.

Es war das vorher verabredete Zeichen gewesen, daß Frau Rosamunde an Bord wohlbehalten abgeliefert worden war.

»So, nun gehöre ich Dir.«

Er wurde in die Felsen hineingeführt, es ging mit einem Fahrstuhl, der kein moderner zu sein brauchte, hoch hinauf, eine Bronzetür öffnete sich vor und schloß sich wieder hinter ihm, er befand sich in einer Felsenkammer, deren Wände aber mit schönen Teppichen verkleidet waren, mit einem bequemen Bett, der ganze Raum erfüllt von jenem rätselhaften Lichte, das aber nicht durch das weite, offene Fenster hinaufgelangte, da war für dieses Licht wie eine unsichtbare Grenze gezogen, man sah dieses Licht also auch nicht von draußen, und Georg war allein.

Schon vorher hatte er auf sein Ehrenwort erklären müssen, unter seiner Kleidung nicht gepanzert zu sein und keine irgendwelche Waffe bei sich zu haben. Nein, es war nicht der Fall. Was hätte er sich dieses alles erst abnehmen lassen sollen. Nachdem er sein Ehrenwort daraufhin gegeben, war er auch nicht visitiert worden.

Er streckte sich sofort auf dem Lager aus.

In welcher Gemütsstimmung?

Himmelhoch jauchzend, zu Tode bedrückt.

Mehr kann darüber nicht gesagt werden.

Georg selbst berichtete hierüber überhaupt nichts.

Alls er erwachte, mochte die Sonne schon seit einer Stunde am Himmel stehen.

Jetzt kam das Licht nur durch das offene Fenster.

Georg trat hin, sah dort unten auf dem friedlichen See die »Argos« liegen. Dieser Anblick war ihm nur unangenehm. Besser, die »Argos« wäre schon fort gewesen. Oder auch nicht.

Natürlich dachte er gleich an eine zukünftige Flucht, darauf hin sah er sich näher in seiner Zelle um, oder zunächst durch dieses Fenster.

Es war eine zwei Meter breite und drei Meter hohe Öffnung in der Felswand, nicht regelmäßig viereckig gehalten, so daß sie von unten, das heißt von draußen gesehen nicht den Eindruck eines richtigen Fensters machte. Der untere Rand war in Brusthöhe, die Felswand ungefähr ein Meter stark.

Georg schwang sich hinauf, stellte sich aufrecht, trat ans äußerste Ende, streckte die Hand aus, so weit er konnte, – da war von solch einer Glaswand nichts zu fühlen, und daß die noch weiter draußen angebracht sei, das war wohl ausgeschlossen.

Er blickte hinab. Die Höhe oder Tiefe schätzte er auf 40 bis 50 Meter. Unten lag der See. Doch nein, da kam erst noch ein Streifen grasiges Ufer, dessen Breite Georg auf sechs bis acht Meter schätzte. Und gerade ein Seemann weiß so etwas zu taxieren, läßt sich da durch große Entfernungen nicht beeinflussen. Das grasige Ufer ging dann sandig in das Wasser hinein.

Aber nicht etwa, daß Georg schon die Möglichkeit eines befreienden Sprunges dort in den See hinein erwog! Vollkommen ausgeschlossen. Es wäre hirnerbrannt gewesen, an solch eine Möglichkeit zu denken.

Immerhin, Georg wunderte sich bereits, daß man ihn hier untergebracht hatte. Seine Zelle hatte ein großes Loch, das ins Freie führte, und eine Höhe von 40 bis 50 Metern läßt sich doch durch geeignete Hilfsmittel überwinden.

Daraufhin sah sich Georg näher in seiner Zelle um. Und erkannte schnell, daß eine Flucht in der Weise, an die er gedacht, unmöglich sei.

Die vermeintlichen Teppiche welche die Wände bedeckten, bestanden aus einem löschpapierartigen Stoffe. Zwar nicht gerade leicht zerreißenbar, aber doch nicht etwa durch Zusammendrehen als Stricke zu benutzen, denen man sein Körpergewicht anvertrauen kann. Eine unserer Fenstergardinen wären hierzu geeigneter gewesen. Und dasselbe galt für alles, was sich innerhalb dieses Raumes vorfand. Das Bett schien aus einer Unmenge von Stoffen und Decken zu bestehen, wenn man es aber näher betrachtete, so fand man, daß alles zusammen kein brauchbares Rettungsmaterial ergab, und wenn man es auch hätte vervierfachen können. Mit indischer oder gar chinesischer Geduld zusammengenähte Vogelfederchen, der Bettbezug durchbrochenes Seidengewebe, die Durchbrechungen wieder mit bunten Vogelfederchen übernäht ... solches Zeug hätte der Teufel als Rettungsstrick benutzen können!

Und nun überhaupt – 40 bis 50 Meter Tiefe!

Nur in gewissen Jugendschriften und in unmöglichen Romanen dreht sich der »Held« aus Gardinen, zerschnittenen Bettüchern, Schnupftüchern, Halsbinden, Krawatten und anderem Gelumpe einen Strick zusammen, an dem er sich überhaupt in jede Tiefe hinabläßt, bis in den Mittelpunkt der Erde, wenns verlangt wird. Der verwegenste Gemenjäger, der vor nichts zurückschreckende Wildschütz verlangt ein solides Hanfseil, ehe er sich in die Hälfte dieser Tiefe hinabläßt. Nicht bis zur Hälfte des Mittelpunktes der Erde, sondern auf 20 bis 25 Meter Tiefe.

Dieser Seemann hier dachte gar nicht daran, solches Zeug zur Herstellung eines Strickes zu benutzen, er hätte sich solch eines Gedankens geschämt. Wie er wieder zurückgekrochen war, stand die Begum in dem Raume, vielleicht gepanzert, sonst aber in einen bunten Morgenrock gehüllt – oder in ein indisches Frauenkostüm, sei gesagt.

»Du willst Dich doch nicht etwa da hinabstürzen?«

»Wozu denn?«

»Um Selbstmord zu begehen.«

»Ich denke gar nicht an so etwas.«

»Dann, bitte, denke auch nicht daran, Dich auf mich oder auf eine andere Amazone, wenn sie hier Dein Gemach betritt, um Dich zu bedienen oder Dir sonst Gesellschaft zu leisten, stürzen zu wollen. Es würde Dir nie gelingen. Draußen im Freien sind wir nur gewöhnliche

Weiber, höchstens etwas kriegerisch und athletisch ausgebildet. Hier zwischen diesen Felswänden aber sind wir so gut wie allmächtig, Du würdest eine Art von Hexerei erleben, sobald Du mich oder eine andere ohne Erlaubnis berührst. Glaubst Du mir das?«

»Ich glaube es Dir.«

»Dann darfst Du auch niemals an einen Befreiungsversuch denken.«

»Nein, Begum, das kann ich Dir nicht versprechen. Seine Gedankenwelt mag ein Fakir oder Derwisch beherrschen, der seinen Gehirnkasten vollständig gedankenleer machen kann – ich vermag das nicht, ich muß mich immer mit geistreichen Gedanken beschäftigen.«

»Gut,« hatte die Begum gelächelt, »ich verstehe Dich, und ich will Dir nicht einmal Dein Ehrenwort abnehmen, daß Du niemals eine Befreiung versuchen willst, ebenso wenig wie ich das von den anderen Gefangenen verlangt habe. Nämlich deshalb nicht, weil es ganz und gar unmöglich ist, daß uns jemand entkommen kann. Er brähe denn sein Ehrenwort betreffs des ihm gewährten Urlaubs. Sonst aber kann er sich nicht befreien, uns nicht entschlüpfen. Wir haben deswegen wunderbare Sicherheitsmaßregeln zu treffen gewußt. Gelingt es Dir oder einem anderen Gefangenen, zu entkommen, dann sollen sie alle frei sein.«

Hoch horchte Georg auf.

»Wie, wenn es mir gelingt, von hier fortzukommen, dann sollen alle Gefangenen frei sein?!«

»Sofort.«

»Wenn ich dabei aber nun meinen Tod finde?«

»Ja, dann natürlich nicht. Sonst könntest Du auch Selbstmord begehen. Wenn es Dir gelingt, lebendig diese Felswände zu verlassen, dann gebe ich sofort sämtliche Gefangenen frei. Auf mein Ehrenwort. Und wenn Du auch noch so schwer verwundet wärest. Auf das »lebendig« kommt es dabei an. Aber es ist, unmöglich. Wir haben merkwürdige Sicherheitsmaßregeln zu treffen gewußt.« –

Georg machte eine Pause in seiner Erzählung, wischte sich die Wassertropfen ab, die nach dem Bade noch auf seiner Stirn perlten.

»Kinder,« fuhr er dann fort, »verlangt nicht von mir, daß ich Euch schildern soll, was es für Gedanken waren, die mir plötzlich durch den Kopf schossen, als ich diese Worte vernahm.

Solche geistreiche Gedanken, mit denen ich renommiert hatte, waren es jedenfalls nicht.

Oder vielleicht gerade!

Nämlich insofern, als ja bekanntlich Genie und Wahnsinn ganz enge aneinander grenzen, wenn sie nicht sogar ein und denselben Ursprung im Prägekasten haben.

Denn Wahnsinn wars, was mich plötzlich befiel.

Jawohl, ich sagte es mir mit ganz klarem Bewußtsein, daß es ja heller Wahnsinn sei, was ich da ausführen wollte – und doch, ich tat es.

Mit einem Satze stand ich plötzlich in dem Fenster.

Das heißt, von diesem Satze selbst weiß ich nichts – ich stand plötzlich in dem Fenster, unter mir Tiefe, klar zum Sprunge.

Nun aber muß ich doch noch etwas erwähnen, etwas ganz Kurioses.

Ich muß es berichten, denn ich stehe noch ganz unter dem Eindruck dieses Gedankens.

Denn ein Gedanke war es, der mich erfaßte, der meine ganze Seele und sogar meine sämtlichen Eingeweide, so weit sie hohl sind, ausfüllte, als ich so da oben stand und in die furchtbare Tiefe hinabblickte.

Ja, ich glaube sogar oder weiß es auch ganz bestimmt, daß ich mich noch während des Hinabsausens mit diesem Gedanken herumbalgte.

Ihr wißt doch, daß ich sonst eigentlich durchaus nicht dichterisch veranlagt bin. Ich glaube, ein Ochse kann ein besseres Gedicht fertig bringen als ich. Wenn der eine Kuh sieht, dann sagt er muh – zu solch einer Poesie könnte ich mich schon gar nicht aufschwingen.

Aber als ich nun da oben stand, klar zum jumpen, fing ich plötzlich zu dichten an.

Allerdings nicht selbständig, ich machte es mir leichter, ich deklamierte ein Gedicht, das schon vorher ein anderer fix und fertig gemacht hatte.

Also ich rezitierte, aber das hat bei mir schon sehr, sehr viel zu sagen.

Und was rezitierte ich?

Am geeignetsten für diese Situation wäre ja etwa »Har-ras, der kühne Springer« gewesen, oder noch besser, da

der beritten gewesen und ich kein Pferd zwischen den Beinen hatte, etwa Schillers »Taucher«. So vielleicht die Stelle: Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt . . .

Zu viel mehr hatte ich ja auch gar keine Zeit.

Na, na, ich konnte mich doch nicht etwa erst in Position stellen, das linke Bein vorgestellt, mit der rechten Hand durch die Dichterlocken gefahren, sie dann in den Westenlatz gesteckt und nun losgelegt. Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp – und so weiter den ganzen Taucher durch bis zur Endzeile: Den Jüngling bringt keines wieder.

Da hätte die Begum den Jüngling doch gar nicht springen lassen, hätte ihn zuvor hinten beim Hosenbund genommen.

Und überhaupt, es war ja gar kein Deklamieren.

Es war nur ein einziger poetischer Blitz, der mir durch den Kopf schoß.

Und was nun war es für ein poetischer Erguß, der mir rezitativ durch den Kopf schoß, während ich vielleicht schon durch die Luft sauste?

Nein, nichts aus Schillers Taucher, obgleich das so gut gepaßt hätte.

Merkwürdig, ganz merkwürdig!

Und überhaupt hatte ich auch sonst eine ganz merkwürdige Empfindung dabei.

Daß die ganze Sache schief ginge, das war mir ja dabei sozusagen klar wie dicke Tinte.

Ich fühlte mich bereits mit zerplatzttem Schädel und auch sonst wie ein Frosch, der unter die Straßenwalze geraten ist, unten liegen.

Dabei aber wußte ich auch ganz deutlich, weshalb ich das tat, wofür ich so eine aufgeplatzte Froschleiche geworden war.

Ich hatte dabei so ein himmlisches Kribbeln im Herzen.

Na kurz und gut, nun will ich zu Ende kommen – wie ich da hinunter schieße, schießen mir plötzlich zwei Zeilen durch den Kopf, an die ich sonst niemals mit einem Gedanken gedacht habe:

»Doch alles, was mich dazu trieb,  
Ach, war so gut, ach, war so lieb!«

## 106. KAPITEL. ES KOMMT ALLES ANDERS!

Georg hatte geendet.

Nicht so humoristisch wie er seine Erzählung begonnen und sie mit immer gesteigertem Humor durchgeführt hatte.

Jetzt schlug er, sich halb abwendend, die Hände vors Gesicht und weinte heftig.

Die Reaktion war eingetreten. Oder er wäre ja gar kein Mensch gewesen.

Und sie alle, alle blickten, von einer heiligen Scheu erfaßt, auf den Weinenden.

Wunderbar, o wunderbar!

Wieder einmal war der Beweis erbracht, daß es etwas in der Welt gibt, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

Dieselben Worte, die vorhin die Patronin, seine Geliebte, mit schmerzender und jauchzender Seele zugleich gesprochen, er hatte sie auch im Herzen empfunden! Wenn nicht in demselben Moment, so doch sofort hinterher!

Solche Szenen, wie zwei sich Liebende ein und denselben Gedanken im Sprechen und im Handeln haben, sind ja oft genug geschildert worden. Aber wiederum ist es Goethe, der dieses übersinnliche Thema am köstlichsten geschildert hat, und dabei in einer genialen Weise, daß einem die Selbstverständlichkeit dieses geheimnisvollen Vorgang sofort einleuchtet, in seinem Romane »Wahlverwandtschaften«.

Wunderbar, o wunderbar!

Niemand sprach es aus, sie alle starrten nur in heiliger Scheu – »als ob die Gottheit nahe wär« – nach dem starken Manne, der dort stand und wie ein Kind weinte und schluchzte.

Und es sollte auch nicht gleich darüber gesprochen werden, Georg erfuhr von diesem seltsamen Vorgange erst viel später.

Jetzt, wenn es so weit war, mußte über anderes gesprochen werden.

Es dauerte gar nicht lange, so war die Reaktion überstanden, als der starke Mann die Hände vom Gesicht nahm und den Kopf schüttelte, konnten es ebenso gut

Wassertropfen sein, die er von sich schleuderte, sein Gesicht strahlte schon wieder in voller Lebenslust.

»Kinder – die Damen dort drüben haben mir das Frühstück vorzusetzen vergessen – oder ich bin zu früh davon geflogen – eigentlich wars ja auch ganz gut, daß ich noch nicht gefrühstückt hatte, sonst wäre mein Gewicht noch um einige Pfund beschwert worden und dann wäre ich natürlich noch ganz anders aufgepflanzt ... aber wollt Ihr Euren Waffenmeister denn verhungern lassen? Sid- dy, vorwärts, ein Frühstück! – ein Frühstück, bei dessen Einnahme ich ganz bestimmt weiß, daß ich noch nicht unter den himmlischen Lebensbäumen mit Äpfeln und anderen Südfrüchten liege!«

Diese Worte wirkten, da war es mit der allgemeinen heiligen Stimmung vorbei.

Und jetzt war es Kapitän Martin, der das aussprach was logisch nun die erste Frage aller sein mußte.

»Wenn Sie sich befreien könnten, so wären auch alle die anderen Gefangenen frei?!«

»So sagte die Begum.«

»Auf Ihr Ehrenwort hat sie das versichert?«

»Ich entsinne mich ganz genau, daß sie in dieser Beziehung noch hinzufügte: auf mein Ehrenwort!«

»Dann muß sie jetzt doch die Gefangenen frei geben!«

»Eigentlich ja.«

»Und wird sie es tun?«

»Darüber, geehrter Herr Kollege, habe ich mit der Dame nicht weiter gesprochen, da befand ich mich schon unterwegs, und da war es noch höllisch zweifelhaft, wie

ich unten landen würde, was von mir alles in Trümmern ginge. Die Geschichte ist gut abgelaufen, und nun müssen wir eben warten, ob die Begum ihr Wort halten wird oder nicht. Das heißt, ich habe keine Lust, bis dahin mit meinem Frühstück zu warten. Sidy, Stephan und alle ihr anderen Götter – ein Königreich, sämtliche Königreiche der Erde und der benachbarten Planeten für eine fingerdicke Schinkenscheibe, belegt mit einem Quadratfuß Schweizerkäse mit möglichst wenig Löchern! – – Was, Mensch Doktor – sind Sie denn schon früh um fünf be-soffen?! Ich denke, das geht bei Ihnen laut Hausordnung immer erst früh um sechs los?«

So empfing Georg den Schiffsarzt, der aus dem Kajütenausgange auftauchte, sich über Deck bewegte, was aber kein Gehen zu nennen war, sich überall festklammerte.

Zunächst warf Doktor Isidor einen Blick auf den Schiffschronometer.

»Um fünf. Es ist doch schon zehn Minuten vor sechs.«

»Ach so!« lachte Georg. »Na, da entschuldigen Sie nur – aber immerhin, da haben Sie doch eigentlich zehn Minuten zu früh angefangen.«

»Sie irren, Herr Waffenmeister, mir ist nur mein linker Fuß eingeschlafen . . . «

»Pardon, dann ist also nur Ihr rechter bezech . . . «

»Nichts von alledem, ich bin nüchtern wie ein Karpfen in Eisverpackung aus destilliertem Wasser. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie denn gar nichts zu flicken haben.

Nicht ein kleines Sprügelchen im Schädel? Keine Darmverschlingung? Keine Trichinose? Fehlt Ihnen denn gar nichts? Sie wissen doch, wie gern ich mir ein paar Groschen extra verdiene. Stecken Sie doch mal Ihre werthe Zunge heraus. Eine Mark 25 müssen dabei doch herauspringen.«

»Das haben Sie als festangestellter Schiffsarzt überhaupt alles ganz kostenlos zu machen!«

»Nee, nee, mein alter Freund! Höhere Fügungen vorbehalten – so stehts in meinem Kontrakte. Und wenn es Ihnen beliebt, dort oben aus der achten bis zehnten Etage herunterzuhuppen, das hat mit dem Schiffsdienste gar nichts zu tun, und wenn Sie dabei nicht wie ein Eierkuchen auseinander gehen, so weit Sie sich nicht unsichtbar verspritzt haben, höchstens noch als eine Fett- oder vielmehr Schweißschicht auf dem Wasser schwimmen, so ist das nicht nur lausiges Glück zu nennen, sondern dann ist das einfach höhere Fügung, und für eine solche, wenn ich da als Arzt eingreifen muß, habe ich laut Kontrakt auch etwas Honorar zu verlangen. Also nun zeigen Sie mal Ihre Zunge her! Sonst ziehe ich sie mir selber raus! Wenn sie zittert, das ist ein Zeichen, daß sich in Ihrem Kopfe etwas gelockert hat, und das werde ich dann wieder anziehen. Und im übrigen soll ich Ihnen sagen, daß Sie einmal zur Frau Rosamunde Wenzel-Attila-Albarich kommen möchten, aus dem Bett darf sie nicht, und sie seufzt nach Ihnen wie eine verstöpselte Bouteille nach dem Korkzieher.«

Da erschien Frau Rosamunde schon selbst an Deck. Ohne daß sie das ärztliche Verbot übertreten zu haben brauchte. Sie kam nicht selbst, sondern die niedliche Zwergin, in einem Puppennachtgewande saß auf den Armen der Patronin.

Es muß nachträglich bemerkt und jetzt betont werden, daß zwischen der Patronin und Georg absolut keine Szene des Wiedersehens stattgefunden hatte. Kein Wort war gewechselt worden, und wenn vielleicht ein Blick, so hatte doch niemand etwas davon bemerkt.

Und auch jetzt fand nichts Derartiges statt. Nur daß die menschliche Puppe von den Armen der Patronin hinüber auf die des Waffenmeisters wanderte.

Und dennoch, dieses Auswechselfn war von einer Bedeutung, die ... hier unmöglich geschildert werden kann, das kann jeder nur fühlen.

So kam es, daß Georg dieses zierliche Dämchen, die Gattin des kleinen und sich doch so groß fühlenden Mister Attila-Wenzel zum zweiten Male auf seinen Armen hielt.

Und diesmal färbte sich gleich von Anfang an sein braunes Gesicht so dunkelrot, wie es damals erst nachträglich geschehen, als er erfuhr und merkte, daß er kein Kind, sondern auf den Armen ein ganz perfektes Weib hielt, das in der Schöpfungsgeschichte nur etwas klein und niedlich ausgefallen war.

Und das menschliche Püppchen im Nachtkleidchen legte gleich die Ärmchen um seinen rotbraunen, muskulösen Nacken und drückte das Gesichtchen gegen die breite Brust.

»Ich weiß alles!« weinte das dünne Stimmchen an dieser Brust.

»Na, dann ist ja gut!« sagte Georg trocken, gab die Puppe wieder ab, auf die Arme der Patronin zurück, machte dies nur mit dem einen Arm, mit der anderen Hand langte er schon nach den beiden dicken Schinkenscheiben, die ihm soeben Sidy auf einem Teller präsentierte, ohne Brotunterlage, dafür wirklich mit Schweizerkäse belegt, klappte diese beiden Platten zusammen, so daß eine einzige von reichlich sechs Zentimeter Dicke entstand, biß hinein und fing an zu kauen.

»Hööh, höööhhh!« machte der daneben stehende Eskimo, diesen Vorgang mit Interesse beobachtend.

Nichts weiter. Wie der Eskimo aber nun das hervorbrachte, wie er dabei den Hals vorreckte, seine Schlitzaugen aufriß, so begehrllich dem Abbeißen gewissermaßen in den Mund guckte – gab es schon wieder welche, die sich vor Lachen wälzen wollten, und unter diesen befand sich auch die Patronin.

Und diese Sache ging noch weiter, jetzt aber von anderer Seite. Jetzt war Georg derjenige, der die beiden Platten noch einmal aufklappte, dazwischengriff und dem lüsternen Eskimo etwas zwischen den Fingerspitzen darreichte.

»Da,« brachte er mühsam aus dem vollgepfropften Munde hervor, »weil Sie gar so gefräßig sind – und Schweizerkäse so gern essen – da gebe ich Ihnen auch ein Stück Schweizerkäse ab. Verzehren Sie es mit gesundem Appetit.«

Mister Tabak blickte auf die zusammengeklemmten Fingerspitzen, machte ein verdutztes Gesicht.

»Wo denn? Ich sehe doch gar nischt.«

»Nicht? Dann muß ich jedenfalls von dem Schweizerkäse gerade ein Stück Loch erwischt haben.« –

Dies alles gehört ja gar nicht zur Sache, und doch, es mußte erwähnt werden, um einmal zu zeigen, wie es auf diesem Argonautenschiffe zuging, inmitten von gewaltigen Szenen und Episoden – wie es aber eigentlich auch auf jedem anderen deutschen Schiffe zugeht, besonders auf Seglern, wo sich eben die uralte Seemannszunft noch in ihrer ganzen Echtheit erhalten hat.

Ein Matrose hat sich das Bein gequetscht, das Bein muß ab, das besorgt der Kapitän, oder ein Steuermann, der auf der Seemannsschule auch etwas ärztlichen und chirurgischen Unterricht bekommen hat, in diesen Fächern ein Examen bestehen muß – na, aber fragt mich nur nicht wie! – und dieser Schiffsoperateur nimmt eine Säge her, lieber eine gewöhnliche Holzsäge als die im vorschriftsmäßigen Besteckschrank vorhandene chirurgische Knochensäge weil die ihm »nicht so liegt«, und der Matrose wird festgebunden oder nur festgehalten, und dann geht die Sägerei los, ohne Chloroform, und inzwischen brodelt schon der Kessel mit heißem Teer, in den

dann der Beinstumpf getaucht wird – und trotz der ganzen Fürchterlichkeit geht es nicht ohne Humor ab, der arme Kerl selbst reißt feste immer Witze, oder er wäre eben kein echter Jan Maat, kein Segelschiffsmatrose.

So etwas kann aber nur der begreifen, der selbst auf Seglern gefahren ist, oder doch auf gewöhnlichen Frachtdampfern.

Das ganze Seemannsleben ist ein einziger guter Witz, durchwürzt mit blutig-gottverdammter Furchtbarkeit! –

»Sie kommen – die Amazonen kommen!«

»Auf die Gefechtstationen!« kommandierte in demselben Augenblicke Stevenbrock, wozu er aber erst einen großen Schinkenloß mit Schweizerkäse aus dem Munde hatte nehmen müssen.

Aus jener Flußmündung die sich gleich hinter Felsen verlor, kam eine Galeere heraus, auf jeder Seite mit 20 Riemen.

»Oder bringen sie uns die Gefangenen?«

»Vielleicht – jedenfalls aber müssen wir klar zum Gefecht sein – verflucht, sie lassen die Gefangenen pulen – denn so erbärmlich pulen diese Weiber nicht – ja: dann können wir die Galeere auch nicht in den Grund rammen ...«

»Dee Seilmaker, he winkt!«

Ja, es war Oskar der Segelmacher – Sailmaker – der auf dem hohen Vorderdeck stand und seine Mütze lustig schwenkte.

Aber es gehörten ohne Fernrohr sehr gute Augen dazu, um in dieser Gestalt auf solche Entfernung hin den Segelmacher zu erkennen. Er trug ein schwarzes Gewand, das man an ihm ja gar nicht gewöhnt war.

»Der trägt Trauer.«

»Ja, sogar op sien Näs hat er nen swarten Klecks, der trauert so, daß er sich nicht mehr wäscht.«

»Wenn er was Trauriges brächte, würde er nicht so toll seine Mütze schwenken.«

»Grade – bei ner Leiche muß es fidel zugehen.«

So und anders klang es durcheinander, und wenn auch die eigentlichen Matrosen fehlten – diese Schiffsjungen machten schon wacker mit.

»Machen wirs kurz, fahren wir entgegen – aber immer in voller Gefechtsbereitschaft!« entschied der Waffenmeister.

Da hatten sich die beiden Schiffe schnell erreicht.

»Wir kommen allein – wir sind frei!« rief Oskar vorher noch, ehe die Galeere beilegte.

»Himmeldonnerwetter, alle Hochachtung vor der Begum!«

Die Galeere hatte beilegt, Oskar, in ein langes pechschwarzes Gewand gekleidet, eine eigentümliche schwarze Mütze auf dem Kopfe, hob das eine Bein, um von Bord zu treten, und dabei schlug er in die Luft feierlich ein Kreuz. Es war eben der Oskar!

»Was, das sind ja alle?!«

Ja, es waren alle Gefangenen, die als freie Männer kamen, nicht nur die Argonauten, die jetzt gerudert hatten

– auch die noch gefangenen Indianer, die englischen Seeleute, lauter runde Fettkugeln – sie alle befanden sich auf dieser Galeere.

»Jawoll, ich bringe sie alle mit,« erklärte Oskar gravitätisch, »ich habe sie alle befreit.«

»Du?!«

»Jawoll, als wie ick! Durch meine Überredungskunst. Oder, kann ich auch sagen, ich habe der Begum die sämtlichen Gefangenen mit Gold abgekauft. Nämlich insofern, als ich kein Sterbenswörtchen gesagt habe, und Schweigen ist bekanntlich Gold – das habe ich den Amazonen überlassen und dafür sämtliche Gefangene mitgenommen.«

So sprach Oskar in seiner übersprudelnden Laune. Und er konnte auch wirklich keine Erklärung geben. Nämlich weil er von dem befreienden Todessprunge des Waffenmeisters noch gar nichts wußte.

Vor einer halben Stunde, konnte er nur berichten, waren einige Amazonen in den Saal getreten, in dem sämtliche Gefangene beim Morgenkaffee saßen.

»Vorwärts, packt Eure Lumpen und Euch selbst.«

So wenigstens gab Oskar die Aufforderung wieder, auf eine Galeere zu gehen und sich an Bord der »Argos« zu begeben. Als freie Männer. Und sie hatten sich das nicht zum zweiten Male sagen lassen. Obgleich unter den englischen Seeleuten einige gewesen waren, die lieber in dieser angenehmen Damengesellschaft und bei diesen vollen Futtertrögen geblieben wären. Aber diese hatten mitgehen müssen, ob sie wollten oder nicht.

Mehr also konnte Oskar nicht berichten, kein anderer. Sie erfuhren es ja schnell genug, was ihnen die Freiheit eingebracht hatte, aber das war jetzt ganz Nebensache.

»Jungens, Jungens,« jubelte jetzt Georg, »da sind wir ja wieder alle beisammen! Na da mal los, vorwärts, fort von hier aus diesem sibirischen Paradiese, das uns indische Evas zur Hölle gemacht haben! Und da wir auch die anderen Gefangenen mitnehmen, brauchen wir uns auch sonst keine Gewissensbisse zu machen . . . «

»Aber Mister Attila und Gruh?«

»Ach so, verflucht noch einmal . . . «

»Da stehen die beiden!«

Die beiden Verbündeten standen am Ufer, wollten überhaupt an Bord oder doch mit dem Schiffe sprechen, sie winkten. Der Hund war nicht zu sehen.

Die Stelle, wo sie landen, muß wegen der kommenden Ereignisse näher beschrieben werden. Es war immer noch das Nordufer des Sees, aber mehr als ein Kilometer westlich von jener Flußmündung und also überhaupt von dem Orte entfernt, wo sich diese letzten Szenen abgespielt hatten.

Hier an dieser Stelle war kein sandiges, flaches Ufer mehr, sondern felsiges, und zwar war der drei Meter über dem Wasserspiegel befindliche Felsboden glatt wie ein gemauerter Kai, und schon früher hatte man einmal ausgelotet, daß die »Argos« an dieser Stelle beilegen konnte.

Dieser Uferstreifen hatte eine Breite von etwa 20 Metern, war bis auf den Rand grünbewachsen, dann stieg die Felswand jäh empor. So war hier überhaupt das Tal

bis auf eine Länge von sechs Kilometern beschaffen, zwischen Wasser und Felswand befand sich immer nur ein schmaler Uferstreifen, während dann wie auf allen anderen Seiten des Tales die einschließenden Gebirgswände meilenweit zurücktraten. Jedenfalls waren sie gar nicht mehr zu sehen, höchstens in der Ferne ihre Kämme. Erforscht war dies alles ja noch nicht.

»Die beiden wollen an Bord!« sagte Georg. »Fahren wir hin. Die kommen ja wie gerufen. Hoffentlich quirlt dieser Hunne, wie er geschworen, seiner lieblichen Gattin nicht mit dem Dolche im Herzen herum, sonst wäre meine Springerei ja ganz vergeblich gewesen.«

Die »Argos« dampfte hin, setzte nicht erst ein Boot aus, legte gleich an dem natürlichen Kai bei.

Des Waffenmeisters Worte wurden natürlich nicht ernst genommen, brauchten es auch wirklich nicht.

Der Zwerg mit dem langen Vollbart kam an Bord.

»Das sind doch alle Gefangene, alle?!«

»Ja, und Ihre Frau Gemahlin ist auch mit dabei.«

»Was?!«

»Na, das ist Ihnen wohl unangenehm?«

Es wurde ihm berichtet, nicht von Georg, wie die ganze Befreiung gekommen war.

Wohl machte es auf den Zwerg tiefen Eindruck, was er da zu hören bekam, mit ganz besonderen Augen blickte er nach dem Waffenmeister der modernen Argonauten, der unterdessen etwas mit dem Kapitän zu besprechen hatte, und noch ganz anders blickte Gruh nach diesem.

Dann kam Georg wieder zurück geschlendert.

»Also die Sache ist nun alright. Haben Sie Ihre Gattin schon gesehen? Sie liegt in ihrer Koje, ist aber sonst kreuzfidel und puppenlustig. Ja, nun gehts fort.«

»Wohin?«

»Na zurück. Wir haben in diesem gesegneten Tal Abenteuer genug erlebt, nun wollen wir es gern den Amazonen überlassen. Es geht sofort zurück. Den Führer, der das Schiff hierher gebracht hat, haben wir ja noch an Bord.«

»Ich möchte meine Frau sprechen.«

»Bitte. Es sind doch Ihre Räumlichkeiten, in denen sich Ihre Gattin befindet.«

Der Zwerg verschwand.

»Er wird doch nicht etwa Ernst machen ... ?« wurde auf einigen Seiten besorgt geflüstert.

»Ach, Unsinn!«

Es dauerte gar nicht lange, so erschien Attila wieder an Deck.

Vorher noch kam Stephan vorbei, der zweite Steward, und er mochte gelauscht haben.

»He hädd see nich affmorkst!« konnte er leise die Beruhigung geben.

»Ja, meine Frau geht mit Ihnen!« sagte jetzt der Zwerg.

»Und Sie?!«

»Und ich? Ja, was denken Sie denn eigentlich von mir?«

»Sie wollen hier zurückbleiben?«

Es war ein furchtbarer Ausdruck, den das bärtige Gesicht des Zwerges, der früher kindliche Züge gehabt, jetzt annahm.

»Meine Frau ist gepeitscht worden. So lange sich noch eine Amazone in diesem Tale befindet – sich lebendig darin befindet – bleibe ich hier. Und wenn sie von hier fortgehen, so folge ich ihnen nach. Bis jeder Peitschenschlag mit ihrem letzten Blutstropfen bezahlt ist. Das schwöre ich, so wahr ich ein echter Hunne bin! Und dasselbe gilt für Gruh. Kein Wort weiter.«

Nein, da war wirklich jedes weitere Wort verloren. Dermaßen hatte dieser Zwerg gesprochen.

»So leben Sie herzlich wohl!« fuhr er dann gelassen fort, mit der Hand einen Halbkreis beschreibend. »Bitte, ersparen Sie mir die Worte des Dankes, Sie wissen, wie dankbar ich Ihnen allen bin. Ersparen Sie mir auch jeden weiteren Abschied. Mitzunehmen habe ich nichts. Von meiner Frau habe ich mich bereits verabschiedet. Auch sonst ist mit ihr alles geordnet. So leben Sie herzlich wohl, ich wünsche Ihnen alles Gute.«

Und der Zwerg sprang wieder ans Ufer, das Gruh gar nicht verlassen hatte, die beiden gingen oder hüpfen wieder dem nahen Walde zu, verschwanden darin.

Das drückende Schweigen, mit denen man den beiden nachblickte, war begreiflich.

Diese Stille sollte auf fürchterliche Weise unterbrochen werden.

Plötzlich ging durch die Luft ein Zischen, ein nachfolgendes Prasseln, hier und da lag an Deck oder stak im Holz ein befiederter Pfeil . . .

»Deckt Euch, sie schießen aus den Felsenlöchern!« schrie Georg und warf sich hinter die Bordwand.

Eine zweite Pfeilsalve fand an Deck schon kein menschliches Ziel mehr.

Nur einer war noch sichtbar.

Mit einem einzigen Satze stand Kapitän Martin auf der Kommandobrücke, riß aus seinem linken Oberarm einen Pfeil heraus, drehte den Signalapparat, sprang zurück nach dem Steuerrad und stand hier ebenfalls gedeckt.

Im nächsten Augenblick begann die Schraube zu arbeiten, das Schiff kam frei, ging mit voller Fahrt in den See hinaus, bald war es aus jeder Schußweite, auch aus der eines gezogenen Gewehres.

Die Deckungen konnten verlassen werden.

»Doktor Cohn,« rief als erster Kapitän Martin von der Brücke herab, »nehmen Sie so einen Pfeil und ritzen Sie seine weiße Maus oder ein Karnickel damit, ob er vergiftet ist – ich habe einen durch den Arm bekommen!«

»Herr Kapitän,« entgegnete Doktor Isidor zurück, der von jenem nicht gesehen werden konnte, an der rechten Backe die Hand, unter der reichlich Blut hervorquoll, »ich kann mich Ihnen selber bestens als Versuchskaninchen empfehlen. Wenn Sie noch 'n bißchen warten, will ich Ihnen sagen, ob oder ob nicht. Ich habe so 'n Luder durch die Backe bekommen.«

»Ist sonst noch jemand verwundet worden?« rief jetzt Georg, schnell auf eine Katze zugehend, die sich von einem Pfeile durchbohrt, lautlos an Deck krümmte, sie mit einem blitzschnellen Griff bei den Hinterbeinen aufhebend, so sie mit dem Kopfe gegen die Bordwand schmetternd und sie dann über Bord werfend, alles in einer einzigen Sekunde »Ist sonst jemand verwundet worden?«

Nur noch die Nora Pooteken meldete sich. Das Mädchen hatte einen Pfeil mitten durch die rechte Hand bekommen. Sie wurde ebenso wie Kapitän Martin gleich von Doktor Isidor in Behandlung genommen, obgleich dieser mit sich selbst genug zu tun hatte. Alle drei Verwundungen waren ohne größere Bedeutung.

Es war ein Glück gewesen, daß sich die meisten der Zurückgekehrten gerade unter der Back oder sonst unter Deck befunden hatten, sonst wäre die Sache noch ganz anders abgelaufen. Und die anderen hatten sämtlich unter ihrer Kleidung noch Schuppenpanzer getragen, bis auf Kapitän Martin, und der hatte auch richtig einen Pfeil durch den Oberarm bekommen.

»Na, dann ist ja alles noch gut abgelaufen, nun aber ...«

»Um Gott, hier liegt der Duo!« erklang da der Ruf.

Der zwölfjährige Junge lag hinter zwei Fässern, deshalb hatte ihn noch niemand gesehen – lag da mit einem Pfeile durch den Hals, lebte noch.

Der hölzerne Schaft des Pfeiles mit Bronzespitze war zerbrochen, Georg, sich über den Knaben beugend, beobachtete ihn einige Augenblicke, dann zog er den Schaft mit ruhiger Hand heraus.

Es war auch das beste für den armen Jungen gewesen. Nur eine halbe Minute noch, dann ein röchelndes Gurgeln, und er streckte sich – er war in seinem eigenen Blute erstickt. In seinem letzten Todeskrampfe hatte er Georgs Hand gepackt.

»Ja, mein lieber, braver Duo,« sagte dieser jetzt, ganz ruhig, aber mit was für Augen, »Du sollst mir nicht umsonst die Hand gedrückt haben, es war ein Versprechen, das Du mir abnahmst . . . «

»Auch Albrecht ist getroffen worden, ist tot!« erklang da von neuem der Schreckensruf.

Sanft machte sich Georg frei von der Hand des toten Knaben und begab sich unter Deck, dorthin, wo Albrecht immer zu finden war, in die Kabine, wo der unglückliche, vielleicht aber auch gar nicht bedauernswerte Matrose noch immer ständig Messing putzte, und wenn man ihn daran hindern wollte, dann fing er zu weinen an. Jetzt war seine Messingputzerei beendet, für immer. Aber einen Messingstab, von einem alten Gitter stammend, hatte er doch noch auf seinen Knien, hatte ihn noch voll Seifenpomade geschmiert, hatte noch den Putzlappen in der Hand – und so kauerte er da, an die Wand gelehnt, einen Pfeil mitten im Herzen. Das Geschöß hatte seinen Weg durch das offene Bollauge gefunden. Freilich nicht etwa zufällig. Das war gänzlich ausgeschlossen.

Eine Amazone, durch die Schießscharte des Felsens zielend, hatte durch das Schiffsfenster in der Kabine den am Boden sitzenden Matrosen erblickt, hatte ihm einen Pfeil ins Herz gesendet. Das war so klar, daß gar kein anderer Gedanke aufkommen konnte.

Georg hatte sich auf den Kojenrand gesetzt, blickte einige Zeit schweigend, in Gedanken versunken, auf die Leiche herab. Daß sich seine Augenbrauen etwas zusammengezogen hatten, das war alles, was man ihm dabei ansehen konnte.

»Wohl ihm!« kam es dann in gewöhnlichem Tone über seine Lippen, und nur wenig veränderte sich noch seine Stimme. »Wohl ihm! Aber nicht wohl ihnen! Nicht diesen Weibern! Wehe ihnen! Nun ist genug! Die Rache ist mein, spricht der Herr. Gut, sie soll ihm bleiben. Ich kenne überhaupt keine Rache. Ich bin kein Hunne. Ich bin ein Christ. Vielleicht mehr, als mancher, der sich bei jeder Gelegenheit als solcher bekennt. Nein, ich will nichts von Rache wissen, sie ist eines Christen unwürdig. Aber ich kenne Notwehr, und ich kenne eine gerechte Bestrafung. Und ich kenne auch noch etwas anderes. Den prinzipiellen Kampf gegen das Böse. Das Raubtier, das mich bedroht oder in meine Herden fällt, töte ich, ohne dabei an eine Rache zu denken. Oder ich töte es auch schon vorher, ehe es mir ein Leid getan. Um mich für die Zukunft zu schützen. Weil es eben ein Raubtier ist. Und es gibt auch menschliche Raubtiere – Bestien. Schon wiederholt habe ich diese Weiber als solche erkannt, und ich war schwach genug, immer wieder an etwas wie eine Verzeihung oder

an ein Vergessen zu denken. Hier sind die Folgen meiner Schwachheit. Nun aber ist genug! Jetzt bleibe auch ich hier, jetzt verlasse auch ich dieses Tal nicht eher, als bis die letzte dieser ...«

»Sie kommen – die Amazonen greifen an!« erklang draußen der Ruf.

Georg vollendete den Satz nicht, stand auf, strich im Vorübergehen über Albrechts Haar und sprang an Deck.

### 107. KAPITEL. DAS SEEGEFECHT.

Aus jener Flußmündung, die man von hier aus noch immer sehen konnte, kamen drei Galeeren hervor, zwei mit je 40 Riemen, eine bedeutend kleinere mit nur 16, ordneten sich in eine Reihe, die kleine in der Mitte, hielten direkt auf die »Argos« zu.

»Wenn die uns angreifen wollen, so ist das entweder heller Wahnsinn oder es steckt irgend eine Teufelei dahinter.«

Wer das sagte, ist gleichgültig. Es war die Meinung aller, die selbstdenkend urteilen konnten.

Ein kurzer Kriegsrat zwischen den führenden Personen, und die »Argos« ging mit halber Kraft zurück, weiter in den See hinaus.

Man wollte die Galeeren möglichst weit vom Ufer ablocken, um sie dann erst zu vernichten, damit möglichst wenig oder gar keine Amazone schwimmend das Ufer erreichen konnten.

»Pardon wird nicht gegeben, keine Schwimmende wird aufgefischt, sie wird im Wasser totgeschlagen.«

Ließen sich die Galeeren aber auch wirklich vom Ufer ablocken?

Ja, alle drei, immer seine Reihe bildend, folgten dem sich zurückziehenden Schiffe in den See hinaus.

»Das ist entweder heller Wahnsinn, oder es steckt irgend eine Teufelei dahinter.«

Es konnte nur wiederholt werden.

»Die Galeeren haben ein oberes Deck bekommen, die Ruderer sitzen darunter!« riefen jetzt die Matrosen, die in den Mars geschickt worden waren, um ihn zu panzern.

Der Mars ist der ehemalige Mastkorb. Heute haben nur die großen Passagierdampfer solch einen »Mastkorb« wieder bekommen, am Fockmast, dem ersten, in geringer Höhe angebracht, der auf Ausguck stehende Matrose befindet sich in ihm. Sonst gibt es nur noch »Marsen«, jeder Mast besitzt seinen eigenen, er ergibt sich aus der ganzen Zusammensetzung des Mastes, der ja immer aus mehreren Teilen besteht. Es ist immer eine Plattform auf der Längssäule des Untermastes, dient hauptsächlich dazu, um eine Spreizung der Stängenwanten zu gestatten, ist auch eine große Bequemlichkeit für die Matrosen, die auf ihm einmal ausruhen oder daran Arbeiten verrichten können, die auf den Rahen selbst nicht gut möglich sind. Auf Kriegsschiffen bekommt der Mars durch schützende Verkleidung wieder das Aussehen eines Korbes und heißt dann Gefechtsmarsch. Von einem »Mastkorbe« darf man niemals mehr sprechen, man wird ausgelacht, ebenso wenn man statt Wanten etwa »Strickleitern« sagt.

Die »Argos« war als Kriegsschiff gebaut worden, aus Stahl, ohne gepanzert zu sein, wohl aber konnte der erste Mars mit Panzerplatten umgeben werden und zwei Revolverkanonen aufnehmen, das war alles noch vorhanden, und das wurde jetzt schnellstens hinaufgebracht und montiert. Später waren noch zwei weitere Revolverkanonen und zwei Schnellfeuergeschütze hinzugekommen, die man für die Armierung dieses Schiffes, das nur als Frachtschiff oder Lustjacht dienen sollte, für vollständig genügend gehalten hatte.

Georg selbst enterte die Wanten auf.

Ja, das Aussehen der Galeeren hatte sich verändert. Die Ruderer waren nicht mehr zu erblicken, auch über die hohe Bordwand waren Bronzeplatten gelegt worden. Die dazu nötigen Falze waren wohl schon früher bemerkt worden, aber niemand hatte sich dabei etwas gedacht. Auch oben war niemand zu erblicken, alles vollständig geschlossen.

Wieder eine Beratung im Kartenhaus.

Die Begum hatte die gegen die Pferde versprochenen Galeeren nicht abgeliefert, oder eigentlich war das des Waffenmeisters Schuld, mit dem sie als Hauptperson verkehrte, er hatte die Galeeren damals beim ersten Besuch in dem Weiberquartier sich aussuchen und gleich mitnehmen sollen, hatte es nicht getan, später hatte man mit den Amazonen immer schon so halb und halb auf dem Kriegsfuße gestanden. Hätte Georg die Galeeren noch nachträglich gefordert, er hätte sie sicher erhalten, aber es war eben unterlassen worden.

Dort schwamm noch die Galeere, mit der die Gefangenen gekommen waren.

Noch hatte man Zeit, sich ihr, ohne die Richtung viel zu ändern, zu nähern, an ihr Schieß- und Rammversuche zu machen.

Wozu aber eigentlich? Wenn die dünnen Schuppenpanzer den Spitzkugeln der Infanteriegewehre trotzen, dann durfte man sicher sein, daß die mehr als zolldicken Bronzeplatten der Galeeren, ebenfalls gehärtet, auch nicht von achtzölligen Hartgußgeschossen der Schnellfeuergeschütze durchschlagen wurden. Und ein versuchsweises Rammen dieser Galeere?

Gewiß, wenn dieses Fünftausendtonnenschiff, wenn es auch keinen Rammsporn besaß, bei zwölf Knoten Fahrt mit seinem scharfen Bug gegen solch ein Fahrzeug traf, dann mußte dieses in Trümmer gehen, es konnte gepanzert sein wie es wollte, oder es hörte überhaupt alles auf.

Freilich konnte auch die »Argos« schwer beschädigt, ihr der Vordersteven eingedrückt werden. Nicht, daß das Schiff deshalb gesunken wäre. Dieser hinter dem Bug liegende Raum ist immer ganz für sich isoliert. Aber jedenfalls konnte man solch einen Rammstoß nicht wiederholen.

Nein, wenn gerammt werden sollte, dann gleich direkt solch eine feindliche Galeere. Doch nur im höchsten Notfalle. Man hatte überhaupt eine ganz andere Angriffsweise vor. Es war eben nur eine Beratung gewesen, um den Vor- und Nachteil eines Rammens zu erwägen. Denn wer

das Kommando dazu gab, der hatte dann doch auch die Verantwortung dafür.

Es war noch Zeit genug. Nur immer weiter in den See hinaus.

Die Zeit wurde natürlich ausgenützt. Die Argonauten panzerten sich.

Als Merlin damals in der Nacht an Bord gekommen war, hatte die »Argos« auf seine Warnung hin die bisherige Anlegestelle verlassen müssen, die Wasserschlucht, diese ganze Küstengegend, sie war für das Schiff zu gefährlich, es konnte, wenn die Amazonen feindlich vorgingen, von oben herab mit Felsblöcken beworfen werden.

Vorher aber war alles mitgenommen worden, was man zu gebrauchen gedachte, nach dem Rate Merlins. Vor allen Dingen Panzerrüstungen und Bronzewaffen, nicht nur Bogen und Pfeil. Die ganze Nacht hatten die 32 Jungen geschleppt, die anderen auch, selbst die Damen, oder die hatten sonstwie mit Hand angelegt.

Jeder der Argonauten konnte sich vom Scheitel bis zur Sohle in Bronzeschuppen einhüllen, für jeden war etwas Passendes vorhanden, und dann waren die Rüstungen noch lange nicht erschöpft. Auch die Indianer und die englischen Matrosen hätten sich panzern können. Nein, es war nicht möglich. Für diese Fettkugeln gab es keine passende Rüstungen, und die waren nicht so leicht zu verändern.

Georg begab sich ins Zwischendeck in die Batterie.

Hier hielten sich für gewöhnlich die zirka 40 Indianer auf, die seiner Zeit gegen besiegte Amazonen ausgetauscht worden waren.

Die ehemaligen Fettkugeln hatten in den wenigen Tagen schon ganz bedeutend abgenommen. Besonders der kleine Fuchs, wenn man den noch etwas zusammenquetschte, dann ging er vielleicht schon in das weiteste Panzerkostüm hinein.

Doktor Cohn hatte sie in die Entfettungskur genommen. Ganz mageres, scharfgeröstetes Fleisch, so viel sie wollten, aber sonst nichts weiter, und als Getränk nur kohlen-saures Wasser, an Bord selbst hergestellt, gewürzt mit viel Pfefferminzgeist und etwas Chinin – chlorsaurem Chinin, das sich viel leichter in Wasser löst als das sonst übliche schwefelsaure, nur teurer ist.

Auch hiervon konnten sie trinken, so viel sie wollten. Aber wer dieses Zeug trinkt, der muß von einem wahren Höllendurst gepeinigt werden!

Pfefferminzgeschmack verträgt sich nicht mit Wasser. Das weiß jeder, der ein starkes Pfefferminzplätzchen »nutscht« und hinterher kaltes Wasser trinkt. Das tut im Halse förmlich weh. Obgleich ganz harmlos. Kohlensäure verstärkt noch diese Wirkung.

Chinin ist das Bitterste was wir kennen, und dasselbe gilt von allen seinen Salzen, die in der Apotheke überhaupt nur zu haben sind, und auch nur auf ärztliches Rezept hin. Die rätselhafte Wirkung des unersetzlichen Chinins gegen alle Fiebererscheinungen beruht, wie erst neuere Forschungen dargelegt haben, darauf, daß es den

Eiweißumsatz des tierischen Körpers bei regelmäßigen Gaben auf ein Minimum beschränkt. Die schon vorhandenen Eiweißzellen verbrauchen sich nicht mehr. Weshalb nicht, das ist das Rätsel. Also kann man Chinin auch nehmen, ohne Fieber bekämpfen zu wollen. Wenn man für längere Zeit schwere körperliche oder geistige Arbeit verrichten will, wobei ein voller Magen hinderlich ist, überhaupt jede Sättigung – Sportsleute und konzentrierte Geistesarbeiter wissen schon, was hiermit gemeint ist – so braucht man während dieser Zeit täglich nur ein halbes Gramm Chinin zu nehmen, das tut Wunder! Dabei ist es absolut unschädlich. Nur ab und zu etwas Ohrensausen muß man mit in Kauf nehmen. Wenn mancher Arzt hiervon nichts wissen will, weil er davon nichts auf der Universität gelehrt bekommen hat, so muß man lieber dem glauben, der sich viele Jahre lang in tropischen Gegenden, in verpesteten Hafenstädten und auf Pilgerschiffen mit Fiebern aller Art herumgebalgt hat, nicht als Kranker gepflegt wurde, sondern dabei immer schwer, furchtbar schwer arbeiten mußte.

So verhungerten diese Indianer langsam, ohne etwas davon zu merken, ohne sich geschwächt zu fühlen, und auch über ihren Durst wurden sie getäuscht, sie verdursteten auch langsam, ohne es zu merken. Fett und Stärke gab es nicht, sie fühlten sich satt, aber das Eiweiß der Fleischnahrung wurde gar nicht verbraucht – da schrumpelten sie zusehends zusammen, was durch die Wasserentziehung noch verstärkt wurde.

Das heißt, daß man nicht falsch versteht: das hier war nicht etwa eine geheimnisvolle Wunderkur, um »dünn zu werden«, die patentiert werden kann. Gegen Fettsucht gibt es noch kein Mittel. Da hilft auch Karlsbad Nichts. Da quält man sich in vier Wochen 20 Pfund vom Leibe, dann bringt man nach Hause so herrlichen Appetit mit, und nach zwei Wochen hat man wieder um 25 Pfund zugenommen. Und so ist, es mit allem, was auch gegen die Dickleibigkeit, die an sich eine normale ist, angewendet wird. Oder man wird dünn und stirbt. Als einzig wirklich wirksames Mittel gegen angeborene oder krankhafte Fettsucht kann nur empfohlen werden der Ankauf von Türkenlosen, oder von einer chinesischen Goldmine, oder die Zulegung einer geeigneten Schwiegermutter, oder eines verschuldeten Schwiegersohnes, oder eines Hauses mit Schwamm oder so etwas Ähnliches.

Hier lag ja ein ganz anderer Fall vor. Diese Gefangenen hatten zweifellos irgend ein Mittel bekommen welches den Verbrennungsprozeß des Fettes, worin auch das Stärkemehl umgewandelt wird, aufhob. Dadurch waren sie so fett geworden. Nun wurde das entgegengesetzte Mittel angewendet, da schrumpelten sie wieder bis auf die Muskeln zusammen.

Dazu auch sonst noch eine geeignete Lebensweise. Mit Bogenschießen hatten die körperlichen Übungen angefangen. Der Indianer hat nun einmal eine Vorliebe für Bogen und Pfeil, es ist ihm eine heilige Waffe, so wie uns einst das Schwert, und wo in Nordamerika noch Büffel vorkommen – ihre Ausrottung ist nicht gar so schlimm,

wie man in Zeitungen manchmal liest – da dürfen sie auch nur mit Bogen und Pfeil erlegt werden, das ist eine heilige Tradition, hat überhaupt etwas mit Religion zu tun. Weil sämtliche nordamerikanischen Indianer Sonnenanbeter sind – Manitou ist nur etwas Neutrales, dem indischen Brahma ganz vergleichbar, wird nicht verehrt – der Pfeil ist das Symbol des Sonnenstrahls, und der Büffel ist der Sonne geheiligt. Dann, als die Bewegungsfreiheit eingeleitet war, kamen Ballspiele daran. Alle nordamerikanischen Indianer sind leidenschaftliche Ballspieler, da werden die würdevollen Krieger zu Kindern, fast alle unsere Ballspiele sind indianischen Ursprungs. Und die Batterie war mit Dampfheizung versehen, und sie wurde geheizt. Da schwamm in dieser Batterie manchmal alles.

Und da begann sich auch wieder die Seele aus dem Fett zu schälen. Denn die Seele war in diesem Fett erstickt gewesen, wirklich erstickt.

Jetzt standen sie alle an den Bollaugen und beobachteten die drei goldschimmernden Galeeren. Freilich immer noch unförmliche Gestalten.

»Nun, Stahlherz, was sagst Du dazu?« redete Georg den einen an. »Dort kommen die Amazonen, um uns anzugreifen.«

Der rote Krieger, der wieder wie alle anderen seinen Schädel rasierte und die Skalplocke pflegte, was während der Gefangenschaft ganz vernachlässigt worden war, antwortete nicht, schweigend blickte er mit furchtbar drohenden Augen nach den Galeeren.

»Uff,« übernahm statt seiner der kleine Fuchs die Antwort, »gib mir Waffen, daß ich gegen diese Weiber kämpfen kann – gib mir eine Peitsche, daß ich diese Hündinnen totpeitschen kann.«

»Weshalb denn? Was haben sie Dir getan? Sie haben Euch doch so gut behandelt.«

Ein allgemeines Gemurmel entstand.

»Sie haben unsere Squaws und Kinder getötet – – das Blut meines Sohnes raucht noch und die Sonne lacht noch über den feigen Salamander – meine Töchter singen mir jede Nacht klagend ins Ohr, daß sie noch keine Vergessenheit in Manitous Schatten finden können . . . «

So und anders klang es durcheinander, murmelnd und lauter und immer grimmiger.

»Nach einer Woche wollen wir sehen, wer in einen Panzer geht, jetzt ist noch bei keinem möglich . . . «

»Wir sind Krieger, wir bieten dem Feinde offen die Brust . . . «

»Und laßt sie Euch durchlöchern. Fort da! Jetzt werden die Gucklöcher zugemacht.«

Georg machte kurzen Prozeß mit diesen edlen Rothäuten, und er mußte sich bei ihnen in mächtigen Respekt zu setzen gewußt haben, daß sie sich von ihm und den Matrosen, die er mitgebracht hatte, so einfach bei Seite schieben ließen.

Die Bollaugen wurden mit den eisernen Platten geschlossen, die besonderen Schraubenschlüssel dazu mitgenommen.

Ein schrilles Klingeln rief alle Mann auf ihre Stationen.

»Die Mitte des Sees ist so ziemlich erreicht!« sagte Kapitän Martin. »Herr Kollege, jetzt sind Sie nicht mehr Kargo-Kapitän, sondern nur noch der Waffenmeister, Sie haben die taktische Führung, ich nur die nautische, lasse nur Ihre Kommandos ausführen.«

»Stopp! Wenden gegen den Feind!«

Es wurde ausgeführt, die »Argos« drehte den Bug den drei Galeeren zu, blieb still liegen.

Ein Lachen erscholl. Es kam aus der Hühnerkammer.

Nur der Eskimo hatte seine Gelania oder Germania in einer besonderen Kabine untergebracht, er wollte sie »dressieren«, sagte er, ohne sich weiter zu offenbaren. Viel Liebelei schien auch wirklich nicht dabei zu sein, denn er hatte seiner zukünftigen Gattin bereits einen stählernen Ring durch die Nase gezogen, um sie besser »anlaschen« zu können, und das hat doch eigentlich mit der wahren Liebe nichts zu tun.

Kapitän Martin hatte seine lebendige Schokoladenware in den Hühnerstall gesperrt, heute früh waren noch die beiden anderen Amazonen hinzugekommen.

Bei dem »Hühnerstall« durfte man sich aber nichts besonderes Grausames oder auch nur Rücksichtsloses vorstellen. Na ja, ein regelrechter Hühnerstall war es, der sich auf Backbordseite gleich vor der Kommandobrücke befand, gegenüber auf Steuerbordseite war der Schweinestall, beide dazu bestimmt, um lebendiges Federvieh oder Vierbeiner als Proviant mit auf die Reise zu nehmen.

Aber keiner von den beiden Ställen wurde jetzt zu diesem Zwecke benutzt, beide glänzten vor Sauberkeit,

die drei Weiber hatten es höchst komfortabel bekommen, und jeder erstklassige Kajütenpassagier wäre mit solchen Kabinen zufrieden gewesen, hätte nicht geahnt, daß er in einem Schweine- oder Hühnerstall hauste.

An dem in niedriger Kopfhöhe angebrachten vergitterten Fenster – denn vergittert müssen solche Stallfenster natürlich sein, einmal damit die Hühner nicht heraus, und dann, damit die zweibeinigen Hühnermarder, besonders in orientalischen Häfen, nicht hinein können – zeigte sich das Gesicht einer Amazone, nur die konnte gelacht haben.

Georg hatte sein Kommando gegeben, nun hatte er weiter nichts zu tun als die drei Galeeren zu beobachten, und dabei konnte er sich auch unterhalten.

»Was hast Du zu lachen, Weib?«

»Zilla lacht über Euch.«

»Und warum lacht Zilla über uns?«

»Weil Ihr in die Mitte des Sees gefahren seid, um die Amazonen hier zu erwarten.«

»Nun, was gibts denn da zu lachen?«

»Weil Ihr nun verloren seid!«

»Weshalb sollen wir denn verloren sein?« fragte Georg ganz gleichgültig.

»Ergebt Euch auf Gnade und Ungnade.«

»Und weshalb sollen wir uns ergeben? Weil wir jetzt verloren sind. Nicht wahr?«

»In zehn Minuten werdet Ihr wissen, weshalb Ihr verloren seid.«

Einen starren Blick in das schöne, trotzige Gesicht der Sprecherin, und Georg wandte sich gleichgültig ab und erstieg die Kommandobrücke.

Es war ihm aber durchaus nicht so gleichgültig zu Mute.

Was hatte die Amazone gemeint?

Wodurch konnten die drei Rudergaleeren diesem mächtigen Schiffe so gefährlich werden?

Was wurde dort drüben für eine Teufelei ausgeheckt?

War es nicht schon geradezu unheimlich, daß diese armseligen Rudergaleeren, mochten sie auch noch so fest gegen Geschosse aller Art gepanzert sein, diesem dampfenden Schiffe überhaupt in die Mitte des Sees zu folgen wagten?

Und Ihnen allen, die auch nichts von diesen höhnischen Bemerkungen der Amazone wußten, sollte gleich ebenso unheimlich zumute werden.

Kaum hatte die »Argos« gewendet, sonst still liegen bleibend, also ihre Absicht kundgebend, den Feind zu erwarten, als sich die drei Galeeren zu trennen begannen. Nur die mittlere, die kleine, fuhr weiter gerade aus, aber viel langsamer rudern, die beiden anderen beschrieben nach links und rechts einen Bogen.

Das sah ja ganz danach aus, als wollten die Galeeren zum tatsächlichen Angriff übergehen, das Schiff einschließen, um es von allen Seiten anzugreifen!

Und nichts anderes hatte der Feind vor, das war ja ganz offenbar!

Aber mit welchem Rechte! Wie kamen die dazu! Das war das Unheimliche dabei.

500 Meter Entfernung! Die beiden Schnellfeuergeschütze nahmen die linke Galeere aufs Korn, die Schüsse krachten. Von zehn ging nur ein einziger fehl, die anderen neun trafen ihr Ziel, an den verschiedensten Rumpfteilen. Aber gleichgültig, ob es Hartgußspitzkugeln waren oder Granaten, sie brachten keine Wirkung hervor.

Von einer explodierenden Granata wurden einige Riesen zersplittert, das war alles, und aus den Ruderlöchern schoben sich alsbald neue hervor.

»Klar zum Ramm!«

Aber es sollte zunächst nicht direkt gerammt werden, der Kriegsplan war ein anderer, nur mußte für dieses Manöver, das den Feind hülflos machen sollte, alles klar zum Ramm sein.

Die »Argos« schoß mit Volldampf los, schneller und immer schneller, bis sie sich noch 100 Meter vor der auserwählten Galeere in schnellster Fahrt befand, die ihr möglich war, also 12 Knoten in der Stunde machte.

Kapitän Martin selbst hatte die Speichen des Steuerrades ergriffen. Er war der einzige von uns, der noch seine gewöhnliche Kleidung trug. Alle anderen hatten sich in schuppengepanzerte Ritter verwandelt. Kapitän Martin konnte sich von seinem dunkelblauen Bratenrock nicht trennen. Aber darunter trug er ebenfalls einen Schuppenpanzer, und auch Kopf und Hals waren durch solch einen

Klapphelm geschützt. Denn man mußte ja erwarten, beschossen zu werden, die Riemenlöcher waren doch ganz vorzügliche Schießscharten.

Und was für eine Gefechtsweise wollte man anwenden, um die Galeeren unschädlich zu machen? Nun, ganz genau dieselbe, welche im Altertum und Mittelalter die Rudergaleeren gegen einander anwendeten, so lange sie sich noch im eigentlichen Seegefecht befanden, so lange noch nicht eine die andere enterte, worauf der Kampf Mann gegen Mann begann.

Zuerst ging es direkt los auf die auserwählte Galeere, sie hätte gar nicht mehr ausweichen können. Im letzten Augenblick aber, ehe ihr Vorderteil von dem scharfen Bug des Riesen mit furchtbarer Kraft getroffen wurde, drehte Kapitän Martin noch einmal das Steuerrad, nur eine ganz leichte Vierteldrehung, aber sie genügte, um das Schiff etwas aus dem Kurs zu lenken, so schoß es ganz dicht an der Galeere vorüber, freilich nicht so ganz harmlos – ein knatterndes Krachen, und die sämtlichen 20 Riemen auf Steuerbordseite waren dicht an den Ruderlöchern abgebrochen!

Das selbe Manöver, das schon in alten und mittelalterlichen Zeiten die Rudergaleeren auszuführen suchten, um sich gegenseitig unschädlich zu machen. Durch dichtes Vorüberstreichen die Riemenreihen abzuknacken. War eine Galeere so manövrierunfähig gemacht worden, dann konnte man ja ruhig die beste Zeit und Gelegenheit

zum Entern abwarten, oder sie konnte beliebig von allen Seiten mit Katapulten und Ballisten beschossen werden, der Gegner vermochte sich nicht mehr zu drehen, um den unförmlichen, unbeweglichen Schleudermaschinen die nötige Richtung zu geben.

So, dieses war der erste Streich gewesen. Und mochte jede Galeere noch so viel Ruderstangen in Reserve mitführen, sie wurden alle weggeknackt. Was man dann mit den manövrierunfähigen Fahrzeugen anfang, wie man sie etwa wie die Nüsse aufknacken wollte, um zu ihrem lebendigen Inhalte zu gelangen, das konnte ja später beraten werden, wenn es so weit war, dann hatte man Zeit genug.

Also zunächst gewendet, aber nicht völlig, um dieser selben Galeere auch die zweite Ruderreihe abzuknacken, das war nicht nötig, jetzt erst einmal gegen die zweite große Galeere losgehalten . . .

»Backbord, Ruder hart Backbord!« schrie da plötzlich der mit auf der Kommandobrücke befindliche Georg und stürzte sich auf das Steuerrad.

Und da ertönten auch schon andere Schreie des Schreckens, und wie Kapitän Martin nach Backbord blickte, da sah auch er es, was auch diesen eisernen Mann ganz außer Fassung bringen mußte.

Da kommt von dieser Seite plötzlich die kleinere Galeere auf den Stahlriesen losgeschossen, oder auch wie ein goldener Vogel geflogen, indem nämlich die 16 Riemmen, auf jeder Seite 8, wagerecht gehalten werden, also

es wird nicht mehr gerudert, und dennoch kommt diese Galeere mit ungeheurer Schnelligkeit herangeschossen, daß das Wasser am Bug hoch aufschäumt, durch die in Schwebelage gehaltenen Ruderstangen macht sie aber den Eindruck eines goldenen Riesenvogels, und ehe man noch weiter etwas denken kann, da ist es schon geschehen ...

Ein furchtbarer Krach, ein Bersten und Splittern, und da geht die Galeere, durch den eigenen Anprall zurückgeworfen, schon wieder rückwärts, vollkommen unbeschädigt, so weit man das beurteilen kann – die »Argos« aber neigt sich schwer nach Backbord über! Mehr und immer mehr!

Es war der vordere Kohlenbunker, der ein Leck erhalten hatte. Das wußte man doch sofort, ohne weitere Untersuchung. Er war leer gewesen, jetzt füllte er sich schnell mit Wasser, und da dabei ein Gewicht von fast 100 Tonnen in Frage kam, so mußte das deutlich und immer mehr zu merken sein.

Weiter gefährlich konnte dieses Leck für die »Argos« nicht werden. Das ursprüngliche Kriegsschiff hatte natürlich Schottendichtung, war in große Kammern geteilt, oder Abteilungen, wollen wir sagen, die sämtlich für sich wasserdicht geschlossen werden konnten, abgesehen davon, daß überhaupt jede Tür wasserdicht schloß und das Kommando »Klar zum Ramm« hatte schon vorher alles geschlossen.

Von den 14 vorhandenen Schottenabteilungen konnten sich acht vollkommen mit Wasser füllen, ehe das Schiff wirklich sank.

Nein, dieses Leck war es nicht, was die ganze Mannschaft mit lähmendem Entsetzen erfüllte. Läßt man sich in ein Seegefecht ein, so muß man so etwas eben erwarten.

Das Entsetzenerregende war, wie die kleine Galeere plötzlich losgeschossen war, ohne Hilfe der 16 Riemen, die dem Fahrzeug ja überhaupt gar keine solche Schnelligkeit verleihen konnten, das war es gewesen, daß es jedem nicht anders zumute war, als ob plötzlich der Himmel einstürzte.

»Das ist Hexerei, das ging nicht mit rechten Dingen zu!«

»Hahahahaha!« erklang es hohnlachend aus dem Hühnerstall.

Und da – schon wieder ein neues Entsetzen!

Da kam auch eine der großen Galeeren, und zwar dieselbe, die nur noch über eine einzige Ruderreihe verfügte, mit der Schnelligkeit eines Pfeiles auf die »Argos« losgeschossen, von einer geheimnisvollen Kraft getrieben, ein zweiter furchtbarer Krach, ein Bersten und Splittern, und die »Argos« war zum zweiten Male gerammt worden, wieder auf Backbordseite, aber weiter nach hinten.

Diesmal konnte es nur die Eiskammer gewesen sein, die leckgerammt worden war, ein Raum von 60 Kubikmetern, und schon merkte man, wie sich das Schiff noch mehr nach Backbord über legte.

Flucht!

Es gab nichts anderes Flucht vor diesen unheimlichen Höllengaleeren!

Wehe, wenn der dritte Stoß unter Wasser mehr mittschiffs die Stahlplatten zermalmte! Dort lagen die Kessel- und Maschinenräume. Nicht, daß das Schiff gesunken wäre, wenn sich auch diese mit Wasser gefüllt hätten. Aber eine unter Wasser stehende Maschine kann doch nicht etwa arbeiten, und mit der Kesselheizung ist es dann auch vorbei.

Und der Stahlriese floh vor den Bronzewergen, floh wie die Richtung gerade gewesen, mit voller Kraft dem Südosten zu.

Und es war auch gerade die höchste Zeit gewesen, daß Kapitän Martin volle Kraft gegeben. Diese Weiber wußten recht wohl, wo solch eines Schiffes empfindlichste Stelle lag, durch deren Verwundung man sofort das ganze Schiff völlig manövrierunfähig machen konnte.

In demselben Augenblick, da sich das Schiff, das ziemlich auf der Stelle gewendet hatte, wieder in volle Fahrt setzte, schoß hinten die dritte Galeere mit jener unheimlichen Geschwindigkeit vorbei, wozu sie vorher auch noch die Riemen eingezogen hatte.

Sie rutschte gerade unter dem geschweiften Heck durch.

Nur eine Sekunde früher, und sie hätte dem Schiffe das Steuer abgebrochen, wenn bei ihrem Tiefgange nicht gar die Schraube!

So war die »Argos« im allerletzten Augenblick, weil sie sich schon in Fahrt befunden, noch diesem Schicksale entgangen.

»Jammer, o Jammer, was ist das für eine teuflische Hexerei der Hölle!«

So schrie, so heulte Stevenbrock in heller Verzweiflung.

Er war der einzige, der dieser seiner Verzweiflung überhaupt noch in Worten Luft machen konnte.

Alle anderen waren ob dieser Vorgänge einfach wie vor den Kopf geschlagen.

Was ja allerdings nicht etwa verhinderte, daß Kapitän Martin mit klarer Stimme seine Kommandos gab und daß diese sofort ausgeführt wurden.

Die »Argos« floh also in südöstlicher Richtung davon, stark auf Backbordseite liegend, und da jeder Dampfer doch nur dann seine höchste Schnelligkeit, die ihm der Erbauer garantiert, entwickelt, wenn er sich im besten vorschriftsmäßigen Zustande befindet, wozu auch ein ganz genaues Ausbalancieren gehört, so war es ganz selbstverständlich, daß die »Argos« jetzt nicht mehr 12 Knoten pro Stunde machen konnte. Diese schiefe Lage genügte schon, um zwei Knoten vermissen zu lassen.

Immerhin, zehn Knoten machte sie noch.

Jetzt aber kam man erst richtig zum Bewußtsein, was hier für ein unerklärliches Rätsel vorlag.

Die drei Galeeren folgten dem Schraubendampfer!

Folgte ihm, ohne überhaupt die Ruderstangen noch zu benutzen.

Allerdings konnten sie die »Argos« nicht einholen. Sie fuhren langsamer, sie blieben zurück. Das war schon nach einer halben Minute deutlich zu merken.

Aber acht Knoten Fahrt machten sie doch sicher, die kleinere, die den größeren immer mehr vorauskam, noch etwas mehr.

Wie war dieses Rätsel zu erklären?

Nun, man brauchte ja nur anzunehmen, daß auch diese Galeeren eine Maschine im Bauche hatten, die hinten eine Schiffsschraube drehte, dann war das Rätsel gleich gelöst.

Aber Georg hatte bereits vorhin, als die beiden Galeeren auf das Schiff losgeschossen waren, etwas Besonderes bemerkt, und jetzt sahen es alle.

Die Galeeren, die nicht mehr gerudert wurden und nun erst recht so schnell fahren konnten, ließen hinter sich im Wasser Streifen, jede deren zwei, links und rechts von sich, es war nicht anders, als ob Luft in Blasen emporstiege.

Wer irgend eine Erfahrung darin hatte, mußte sofort auf den Gedanken kommen, daß diese Galeeren durch die rückwärts wirkende Kraft von Wasser getrieben wurden, das man aus zu beiden Seiten des Fahrzeugs angebrachten Röhren herauspreßte.

Man mache einen Versuch, es ist ein hübsches Experiment, man kann Kindern ein Spielzeug fertigen, ein selbstfahrendes Schiff, das sich bei einiger Überlegung immer weiter vervollkommen läßt.

Man nimmt einen wasserdichten Kasten, dem man möglichst das Aussehen eines Schiffes gibt, fügt eine Glasröhre ein, die hinten den Kasten noch unter Wasser durchbohrt, das Loch wird mit Pech oder Wachs wasserdicht gemacht, in der Mitte des Schiffes ist das andere Ende der Röhre nach oben gebogen, darauf wird ein kleiner Kasten gesetzt, ein Bassin, alles wasserdicht gemacht.

Wenn man weiß, worauf es ankommt, läßt sich das alles ganz leicht arrangieren und immer verbessern.

Füllt man nun dieses Bassin mit Wasser, so drückt dieses doch nach unten, es drängt sich hinten zu der Röhre, die sich noch unter Wasser befindet, heraus, dadurch wird das Schiffchen vorwärts getrieben.

Dies ist die allereinfachste Konstruktion. Nun aber kann man auch zwei Glasröhren nehmen, auf jeder Seite des Schiffchens eine anbringen. Setzt man nun auch noch zwei getrennte Wasserbassins auf, so hat man schon die Möglichkeit, das Schiffchen auch ohne Steuerruder nach Belieben zu lenken, indem man in das eine Bassin mehr Wasser gießt als in das andere, oder man kann auch kleine Hähne anbringen, oder schon einfache Quetschhähne genügen, nur müssen dann die Glasröhren einmal durch etwas Gummischlauch unterbrochen sein.

Dieser Art von Fortbewegung von Wasserfahrzeugen dürfte die Zukunft gehören! Denn auch die Schraube wird wieder einmal verdrängt werden. Sicher aber der Riemen, das gewöhnliche Ruder beim Ruderboot. Wobei

wir bei der Erfindung der uralten Völker stehen geblieben sind, die im Laufe von ungezählten Jahrtausenden noch nicht den geringsten Fortschritt gemacht haben.

Aber nicht, daß sich in dem Boote ein Bassin befindet, in das immer Wasser nachgegossen werden muß. Sondern die bisherige Bewegung des Ruderns wird von der Mannschaft auf Pumpenhebeln übertragen, das Wasser wird in den Röhren vorn aufgesaugt und hinten wieder herausgepreßt.

Der Vorteil solcher Boote ist klar. Die Mannschaft blickt dorthin, wohin sie fährt. Durch Umschaltung kann sofort auch rückwärts gefahren werden. Das Steuer kann ganz wegfallen, trotzdem ist die höchste Lenkbarkeit gesichert. Das Wasser braucht nur so schmal zu sein, daß es das Boot eben befahren kann. Schling- und andere Wasserpflanzen, die auch der Schraube sehr gefährlich werden, können diesem Röhrensystem nicht viel anhaben.

Aber diese Art von Triebkraft läßt sich auch auf große Schiffe anwenden, und das ist auch schon einmal in der Praxis ausgeführt worden! Bereits ums Jahr 1850 befuhr den Stettiner Hafen ein Dampfer, der »Albert«, bei dem diese Triebkraft angewendet wurde. Eine Zentrifugalpumpe durch Dampfmaschine getrieben, hob das Wasser hoch, es drückte in Röhren herab, so wurde das Schiff vorwärtsgetrieben. Seine Manövrierfähigkeit soll eine ganz erstaunliche gewesen sein, um so schlechter seine sonstige Leistungsfähigkeit, der »Albert« wanderte bald ins alte Eisen, das ganze Röhrensystem ebenfalls, um nicht wieder hervorgeholt zu werden.

Ja ganz natürlich! Diese Art und Weise, das Wasser erst hochzupumpen, um es dann durch seinen eigenen Gewichtsdruck wirken zu lassen, das ist doch auch die allerprimitivste, eben nur für Kinderspielerei passend.

Nun läßt sich die Sache aber doch auch noch anders denken. Ein Kessel, der hohen Atmosphärendruck aushält, wird mit Wasser gefüllt, Feuer darunter gemacht. Das Wasser verwandelt sich in Dampf, der nicht heraus kann. Aber das Wasser muß herauskönnen. Unten ist in dem Kessel eine Röhre eingelassen, die außen nach oben eine Biegung macht, die Dampfspannung drückt das Wasser heraus und direkt in die Triebröhren hinein, das Schiff bewegt sich vorwärts.

So ungefähr. Es kommt hier nicht auf die Beschreibung einer Konstruktion an, sondern nur aufs Prinzip! Und dieses Prinzip ist es, welchem im Schiffswesen die Zukunft gehören wird!

Wer sich aber nun mit diesem Problem beschäftigt, es glücklich löst, der kommt wieder einmal einige Jahrtausende zu spät. Denn – ganz abgesehen von jenem Stettiner Pumpschiffe – diese Erfindung ist schon ums Jahr 100 vor Christi Geburt von dem bekannten Mathematiker und Physiker Heron von Alexandrien gemacht worden.

Am bekanntesten von diesem ist der sogenannte Heronsball und der Heronsbrunnen. Was das ist, weiß wohl jeder. Aber in seiner Schrift »Über die Verfertigung von Automaten« gibt er schon die Anweisung, wie man ein Wasserfahrzeug durch die treibende Kraft des Dampfes sich bewegen lassen kann, und schon dieser Herd hat

einen ganz regelrechten Dampfkessel konstruiert, den er heizte, den sich entwickelnden Dampf benutzte er, um Wasser durch Röhren zu pressen und so ein Schiffchen vorwärts zu treiben!

Dieses Experiment, vor 2000 Jahren angestellt, ist vergessen worden! Wer kennt auch jene angeführte Schrift. Das altgriechische Original ist verschwunden, es gibt nur noch eine einzige Übersetzung, ins Italienische, erschienen 1601 zu Venedig, auch schon äußerst selten.

Jedenfalls also: wenn einmal unser oder ein kommenden Jahrhundert dieses Prinzip als treibende Kraft im Schiffswesen benutzen wird, man hat keine neue Erfindung gemacht – die hat schon der alte Heron von Alexandrien vor 2000 Jahren gewußt und praktisch erprobt!

Freilich könnte es auch noch etwas anderes geben als Dampf, um Wasser mit Hochdruck durch enge Röhren zu treiben und so eine Fortbewegung zu ermöglichen. Die ganze Heizerei fällt dereinst vielleicht weg. Inwiefern? Man denke nur etwa an das metallische Kalium oder Natrium, welches das Wasser zersetzt. Auch hierdurch kann in einem geschlossenen Kessel jede Spannung erzeugt werden. Und hiermit sind noch unbegrenzte Möglichkeiten für die Kraftentwicklung der Zukunft eröffnet.



Mit solchen Erwägungen ließen sich die fliehenden Argonauten jetzt freilich nicht ein.

Die drei Galeeren besaßen irgend eine Triebkraft, durch die sie fast ebenso schnell fahren konnten wie diese Schiff unter vollem Dampfe. Und sie waren fähig, dieses Schiff leckzurammen. Das war jetzt die Hauptsache.

Freilich dieser Schreck, dieser Grimm, diese Enttäuschung, dieses furchtbar beschämende Gefühl!

Die Patronin riß ihren Helm vom Kopfe, und ihr Gesicht glühte, ihre Augen funkelten.

»Weshalb fliehen wir!« rief sie außer sich, mit dem Fuße aufstampfend. »Auch wir können rammen . . .«

»Aber sicher nur ein einziges Mal, dann ist unser Bug zertrümmert!« sagte Kapitän Martin mit Ruhe. »Während die beiden anderen Galeeren uns immer wieder rammen können.«

»Und dort kommt noch ein ganzes Dutzend!« setzte Georg noch hinzu.

Ja, dort im Norden, von wo man gekommen, tauchte noch eine ganze Reihe von großen Galeeren auf, und schon mit bloßen Augen konnte man erkennen, daß sie überhaupt gar nicht gerudert wurden und daß sie sich ganz auffallend schnell näherten.

»Viele Hunde sind nicht nur des Hasen, sondern auch des stärksten Bären Tod, zumal wenn diese Hunde auch noch mit dem Teufel verbunden sind!«

So hieß es, und es wurde weiter geflohen, die drei Galeeren immer nach, und auch die anderen Galeeren schlossen sich der Verfolgung an. Wohin sollte man fliehen?

In aller Schnelligkeit wurde eine Beratung abgehalten, im Kartenhaus auf der Kommandobrücke.

Die »Argos« mußte auf den Strand gesetzt werden. Es gab nichts anderes. Sie war schon leck, sie würde von den Galeeren noch lecker gerammt werden, wenn nicht heute, dann ein ander Mal, und das durfte nicht in tiefem Wasser geschehen, sonst ging sie eben verloren, die Mannschaft mußte sich in Booten retten, und dann war man diesen höllischen Weibern natürlich erst recht ausgeliefert.

Wo sollte man auf den Strand gehen? Nun irgendwo, wo das Wasser eben flach genug war. Und dann die Umgebung möglichst baumlos, um sich vor Überfällen von der Landseite her zu sichern.

Freilich konnten die Galeeren auch dort noch ihre Rammversuche fortsetzen, besonders da sie nicht so tief wie die »Argos« gingen. Aber das stählerne Schiff ganz und gar in Trümmern zu legen, das war doch nicht so einfach. Und dann würde man schon noch ein Mittel finden, um es mit diesen höllischen Fahrzeugen aufnehmen zu können, um sie sich vom Leibe zu halten, und dann später konnte die »Argos« in dem seichten Wasser gleich durch Taucher repariert werden, durch Leichtern wurde sie wieder flott gebracht

## 108. KAPITEL. VIVIANAS RAT.

So weit war die Beratung gediehen, was nur wenige Minuten in Anspruch genommen, jetzt brauchte man nur

nach der nächsten flachen Küste zuzufahren, als alles erschrocken emporfuhr.

Im Kartenhaus hatte das Telephon geklingelt.

Wer konnte jetzt in dieser Situation das Telephon benutzen?!

Man mußte diese Bordverhältnisse kennen, um zu begreifen, was es bedeutete, wenn sich jetzt das Telephon meldete.

Ganz unbegreiflich!

Stevenbrock sprang auf und hin.

»Wer ist dort?«

»Viviana.«

Aaahh!

Alle hatten es gehört.

»Hier Stevenbrock. Sie wünschen?«

»Diese Katastrophe, von der Sie betroffen worden sind, konnte nicht vermieden werden, wir konnten Sie nicht warnen, denn wir wußten selbst nichts davon. Aber in Sicherheit kann ich Sie bringen.«

»Tuen Sie es!«

»Sie wollen das Schiff auf den Strand setzen?«

»Ja, es ist beschlossen worden.«

»Tuen Sie es nicht.«

»Sondern? Geben Sie einen besseren Rat.«

»Fahren Sie in die Bucht der Entsagung. Schluß.«

Es antwortete niemand mehr.

In die Bucht der Entsagung? Also in jene Bucht, in der das Schloß der Entsagung lag, wie die sich auf dem

Wasserfelsen erhebende Burg nun einmal getauft worden war?

Niemand hätte den Rat erteilt, in diese Bucht zu flüchten. Überhaupt in keine einzige Bucht oder Flußmündung, wo man doch eventuell oder sogar ganz sicher wie in einer Mausefalle saß.

Überall am Ufer des freien Sees festrennen, nur nicht in einer schmalen Wasserstraße!

»Aber wir befolgen den Rat doch.«

»Selbstverständlich befolgen wir ihn. Und wenn wir dort sind, werden wir auch schon weiter geführt werden, oder Viviana, unsere Schutzgöttin, hätte doch gar nicht erst den Anfang gemacht.«

Es war nicht sehr weit entfernt. Keine Viertelstunde. Während dieser ließ man die drei Galeeren immer weiter hinter sich. Sie schienen etwa acht Knoten zu machen. Aber folgen taten sie doch und die anderen, von denen man jetzt vierzehn zählte, schlossen sich ihnen gleichfalls zur Verfolgung des Schiffes an.

Die Bucht wurde erreicht, man steuerte ein, und wie sich nach kurzer Fahrt durch die Wasserstraße vor ihnen der große Nebensee ausdehnte, in dessen Mitte der Felsen mit der Burg lag, da ward ihnen auch sofort klar, weshalb sie hierher beordert worden waren, wo sie eine sichere Zuflucht finden sollten, sie brauchten keinen Führer und keine Anweisung mehr.

Als sie zum ersten Male hierher gekommen waren, hatten die steilen, glatten Felswände keine Öffnung gezeigt. Dann aber, während sich Georg und der Eskimo noch im

Innern befunden, während die anderen noch mit Harpungeschützen probiert hatten, um durch ein Seil hinaufgelangen zu können, war plötzlich eine Öffnung, ein Wassertor vorhanden gewesen.

Es war auf der hinteren Seite des Felsens entstanden, eben groß genug, um ein Ruderboot durchzulassen, es konnte auch einen Mast gesetzt haben. Diese Öffnung war also nicht von dieser vorderen Seite aus zu sehen gewesen.

Jetzt aber war auch hier auf dieser Vorderseite ein Wassertor entstanden, und zwar groß genug, um drei solcher Schiffe nebeneinander durchzulassen, und auch die Höhe genügte für den höchsten Mast.

Das erkannten diese Seeleute sofort, und nun also brauchten sie auch nicht erst noch eine Einladung.

Halbe Kraft, viertel Kraft – langsam fuhr da schiefliegende Schiff ein, in jenes weite Bassin, in dem einst Georg und der Eskimo aufgetaucht waren, die »Argos« ging der Länge nach gerade gut hinein, die Breite war ja eine viel größere.

Die Schraube stoppte, einige Schläge rückwärts, und das Schiff lag still auf dem ruhigen Wasser der weiten Halle, die von jenem rätselhaften Lichte erfüllt war.

Oder aber das konnte ja auch von außen eindringendes Tageslicht sein . . . doch nein, als man sich umblickte, was erst nachträglich geschah, denn sonst hatte bei der Einfahrt doch jeder vorausgeblickt, da gewahrte man, daß sich das Felsentor bereits wieder geschlossen hatte, in einer Weise, die man eben nicht beobachtet hatte.

Erwähnt sei noch, daß jenes erste, viel kleinere Wassertor gar nicht in dieses große Wasserbassin hineinführte, sondern nur zwischen die beiden Felswände hinein, welche einen massiven Felskern umgaben, zwischen sich den Treppenaufgang freilassend. Jene Wassereinfahrt mündete nur an einer Treppe.

Wieder klingelte das Telephon.

»Hier Stevenbrock. Wer dort?«

»Merlin. Meine Tochter sagte Dir schon, daß ich Dich nicht vorher warnen konnte. In diesem Reiche Vivianas seid Ihr in Sicherheit. Die Amazonen dürfen und können nicht in den Felsen eindringen. Ihr könnt hier Euer Schiff reparieren. Ich lasse jetzt das Wasser abfließen. In einer Tiefe von sieben Metern befindet sich weicher Sandgrund. Das Schiff wird mit dem Kiel etwas eindringen, dann sitzt es fest. Steift es mit Balken ab, so wie Ihr es auf der brasilianischen Sandbank getan habt. Den Abfluß kannst Du telephonisch regeln, Deine Anordnung, ob schneller oder langsamer, wird immer sofort ausgeführt. Ihr werdet auf dem Grunde mehrere Ausgänge finden. Sie führen in Burgen. Diese besetzt, so weit Euch möglich. Von dort aus führt den Kampf gegen die Amazonen zu Lande. Auch bemächtigt Euch ihrer Galeeren, greift sie mit ihrer eigenen Waffe an. Mehr habe ich jetzt nicht zu sagen. Schluß.«

Betreffs der Burgen war es nichts Neues gewesen, was man da zu hören bekommen hatte.

Es wäre ja überhaupt merkwürdig gewesen, wenn die technisch so weit entwickelten Urbewohner dieses Tales nur diese eine Burg auf dem Seefelsen aufgeführt hätten.

Man hatte im Laufe der Zeit noch mehr solche Festungsbauten entdeckt, man mußte nur danach suchen. Denn so offen zu Tage wie diese hier auf dem isolierten Felsen mitten im Wasser lag keine andere. Die anderen waren mit offener Absicht möglichst versteckt angelegt worden, zwischen Felsen hinein, im Walde verborgen, meist an freiem Wasser, das heißt an großen Buchten oder Nebenseen.

Offenbar hatte es hier einmal eine aristokratische Feudalherrschaft gegeben, etwa unserem mittelalterlichen Ritterwesen entsprechend. Kleine Fürsten hatten sich in Burgen festgesetzt und von hier aus die Umgebung beherrscht, die darin wohnenden und jedenfalls dem Ackerbau und der Viehzucht nachgehenden Untertanen gegen fremde Willkür geschützt, unter einander immer im Kampfe liegend zu Wasser und zu Lande, was man doch aus den vielen vorhandenen Waffen und Galeeren schließen konnte.

Nur der große See selbst und seine Ufer hatten als freies Gemeingut gegolten. Das mußte man daraus schließen, weil an diesem großen See selbst keine einzige solche Burg lag, immer nur an Nebenflüssen oder Nebenseen. Oder auch einmal so wie hier mitten drin im Wasser. Wer die heilige Gemeinschaftlichkeit des großen Sees brach, an ihm eine Burg errichten wollte, über den fielen

dann alle Ritter auch gemeinschaftlich her, so daß solch ein Vertragsbruch unmöglich wurde.

Nun allerdings befanden sich ja am Nordwestufer des Hauptsees jene ungeheuer ausgebreiteten Felsenräume, die man doch auch als eine Festung gelten lassen mußte. Und auch nur dort hatte man die Rüstungen und Waffen und Galeeren gefunden, hier aber auch gleich massenhaft.

Dort, mußte man annehmen, hatte einst der König oder Kaiser residiert, der über dieses ganze Tal herrschte, ohne sich in die Ritterfehden einzumischen, höchstens als Schlichter zwischen Recht und Unrecht, als Richter und Rächer auftretend. Und hier auch waren die feudalen Ritter manchmal zusammengekommen, um sich in friedlichen, wenn auch immer noch blutigen Kampfspielen zu messen, also in Tournieren, und um sich an anderen Belustigungen zu ergötzen. Also alles genau so wie bei uns im Mittelalter, wenn die Ritter und Grafen und die kleineren Fürsten am Hofe des Kaisers zusammenkamen.

Dann wahrscheinlich hatte dieses ganze Tal einmal vor einer großen Katastrophe gestanden, vielleicht war ein fremdes Volk erobernd eingedrungen, alle die Ritter hatten ihre Burgen verlassen und sich nach der kaiserlichen Hauptfestung begeben, um hier den letzten Verzweiflungskampf auszufechten. Dabei hatten sie alles, alles mitgenommen.

Denn in diesen anderen Burgen, alle aus zyklopischen Mauern ausgeführt, hatte man bisher absolut nichts gefunden.

---

Das Wasser sank. Es war schon einmal gesunken, um jenen Tunneleingang freizulegen. Dann, nachdem ein bequemerer Eingang entstanden war, war es in diesem Bassin wieder gestiegen. Jetzt sank es zum zweiten Male, tiefer und tiefer, und nicht lange währte es, so berührte der Schiffskiel den Boden, einen weichen Grund.

Georg oder Kapitän Martin hatten nicht nötig, durch telephonische Bitte den Wasserabfluß anders zu regulieren, das Schiff sank in dem weichen Sande wie in Schlamm ein, durch geeignete Mittel konnte von vornherein auch das Gleichgewicht wieder hergestellt werden, es saß fest, das spätere Absteifen oder Abstützen mit Balken war nur noch eine Sicherheitsmaßregel.

Das Wasser war bis auf den letzten Tropfen verlaufen, nur feuchter, reiner, feiner, weißer Sand bedeckte den Boden, in dem die »Argos« wohlgebettet saß, so wie damals auf der Sandbank des brasilianischen Urwalds.

Eine kupferne Leiter führte zu jenem Tunnel hinauf, durch den die beiden damals in die außen befindlichen Treppengänge gekommen waren, von wo man auch oben die Galerie mit den kinematographischen Fenstern erreichen konnte, denen man jetzt freilich keine Beachtung

geschenkt hatte, und das war ihnen ja auch nichts Neues mehr, man war doch schon wiederholt hier gewesen – und ferner befanden sich unten in den weißen, marmorähnlichen Quaderwänden acht große, viereckige Öffnungen, also Türen und Tore, genau im Achteck geordnet.

Durch diese konnte ja das Wasser der größten Menge nach abgeflossen sein, aber doch nicht bis zuletzt. Denn vor jeder Tür befand sich eine ziemlich hohe Steinschwelle, offenbar zu dem Zwecke angebracht, um in den Gang keinen Sand gelangen zu lassen. Wo das letzte Wasser geblieben war, das war ein Rätsel. Einfach im Sande versickert. Was aber nun doch nicht so einfach zu erklären ist.

Nun, darüber zerbrach man sich jetzt nicht den Kopf. Auch die Gänge wurden zunächst nicht untersucht. Erst handelte es sich um das Schiff, um seine Sicherheit und spätere Reparatur. Mindestens hatten da die Führer erst ihre Untersuchungen und Anordnungen zu erledigen.

Dann erst, nachdem dies geschehen war, alle Matrosen und Heizer ihre Arbeiten begannen, erstieg Georg mit noch anderen die kupferne Leiter, begab sich durch den oberen Tunnel in die Treppengänge, durch deren durchsichtige Außenwand man die ganze Umgebung übersehen konnte, wozu man freilich im Kreise oder vielmehr im Viereck herumgehen mußte.

Die Amazonen waren gefolgt. Siebzehn Galeeren hatte man gezählt, jetzt waren hier elf zu erblicken. Wo die anderen geblieben waren, wußte man nicht.

Diese elf Galeeren waren ganz verschieden verteilt. Einige fuhren langsam hin und her, jetzt rudern, andere lagen still auf dem Wasser, wieder andere hatten an den verschiedensten Stellen der den See umgrenzenden Ufer angelegt, die Weiber ergingen sich an Land, lagerten, trafen offenbar Vorbereitungen zu einer Mahlzeit, hatten schon große Feuer angezündet, schienen auch zum Teil schon etwas zu rösten, dort wurde soeben ein erlegter Hirsch in Empfang genommen.

Also die Amazonen rüsteten sich zu einer regelrechten Belagerung dieser Wasserburg. Wenn sie selbst nicht hineinkonnten, so wollten sie den Feind doch auch nicht wieder herauslassen. Und die anderen sechs Galeeren würden auch schon ihre Instruktionen bekommen haben.

Noch sei bemerkt, um nichts zu vergessen, da wir doch mit den Köpfen dieser Männer denken müssen: da die ersten drei Galeeren allein zur Bedienung der Riemen 106 Weiber nötig gehabt hatten, wenn man nicht annehmen wollte, was wohl auch ausgeschlossen war, daß diese Ruder durch eine maschinelle Vorrichtung bewegt worden waren, so mußten die anderen 14 Galeeren nur ganz schwach besetzt sein. Denn es waren ja überhaupt nur 208 Amazonen vorhanden, vier davon gingen als Gefangene ab.

Und die anderen 14 Galeeren waren ja auch von vornherein nur durch jene geheimnisvolle Kraft getrieben worden.

109. KAPITEL. AUF DEM KRIEGSPFADE.

Nach dieser Umschau begab sich Georg in das Bassin zurück, um nun die Gänge zu untersuchen.

So einfach war das aber doch nicht, wie das hier ausgedrückt wird.

Es waren also acht Stück vorhanden, ein Zugang wie der andere aussehend. Sie alle sollten, wenn man Merlin recht verstanden hatte, in eine Burg führen, das heißt jeder in eine andere.

Sollte man nun alle acht Burgen besetzen? War das auch wirklich angebracht?

Kurzum es fand erst eine Beratung statt, an der sich aber Kapitän Martin schon nicht mehr beteiligte, weil der jetzt nur noch für die Sicherheit des ihm anvertrauten Schiffes zu haben war, und bei dieser Beratung führte überhaupt fast nur Georg das Wort, machte seine Vorschläge, deren Richtigkeit auch allen sofort einleuchtete.

Nein, man wollte nur eine einzige Burg besetzen. Einfach schon aus dem Grunde, weil man seine Kräfte nicht zersplittern, sich überhaupt nicht trennen wollte.

Es konnten dann ja die Ausgänge mit Wachtposten besetzt werden, aber nicht etwa, daß man die ganze Mannschaft in acht oder noch mehr Parteien spaltete, um in jede Burg eine Garnison zu legen. Das war von vornher ein ausgeschlossen. Welche Burg sollte man nun wählen? Oder vielmehr welchen Gang zuerst untersuchen? Weder Merlin noch seine Tochter ließen sich wieder anrufen, da brauchte man sich gar nicht erst Mühe zu geben, das

wußte man schon – wer die Wahl hat, hat die Qual, und da ist das erste immer das beste.

Man drang in irgend einen Gang mit genügender Waffenmacht sein, fand man eine Burg, so wurde sie besetzt, und fand man später eine andere, die bessere Eigenschaften zeigte, so konnte noch immer umgezogen werden – aber jedenfalls wollte man sich nicht trennen und nicht den Sperling aus der Hand lassen, um nach der Taube auf dem Dache zu greifen.

»Wähle Dir die hierzu geeignetsten Leute aus, Georg,« sagte die Patronin.

Ja, wenn Georg das nur gekonnt hätte! Das konnte er aber nicht als Kargo-Kapitän und noch viel weniger als Waffenmeister, und wäre er auch eine königliche Hoheit gewesen, oder ein deutscher Kapitän wie Kapitän Martin hätte sofort sein Kommando niedergelegt.

Die Patronin, die einst die »Fensterchen« mit Gardinen hatte schmücken wollen, schien sich nie in die eigentliche Seele des ganzen Schiffswesens hineinleben zu können.

»Wieviel Leute können Sie bei Ihrer Arbeit entbehren, Herr Kapitän?«

»Die Hälfte. Genügt Ihnen das? Well, dann suchen Sie sich nur aus. Von den Heizern muß ich nur alle Schlosser behalten. Und von den beiden Bootsleuten ist mir der erste lieber.«

August der Starke hatte in der Nähe gestanden, hatte das gehört, was doch nichts anderes als ein Tadel, eine Minderachtung war. Und er durfte mit keiner Wimper zucken, ja er mußte diesen gehörten Tadel auch sofort

in seinem Gedächtnis und auch in seiner Seele auszulöschen verstehen, oder er hätte sich nicht zum Seemann geeignet, am wenigsten zum Bootsmann – so wenig wie zum Offizier irgend einer Truppengattung.

»Nehmen Sie die Jungen mit? Über die habe ich nicht zu bestimmen, die sind nicht registriert.«

»Nein. Es könnte gleich ins Gefecht gehen, und wenn auch jeder dieser Jungen schon einen ganzen Mann stellt ... nein, ich möchte es vermeiden, wenn es nur irgendwie möglich ist.«

»Well, dann trete ich Ihnen zwei Drittel der Mannschaft ab.«

So waren es 32 Mann, welche der Waffenmeister suchte, und die Nichtgewählten durften wiederum nichts von einer Kränkung wissen – nichts davon wissen, nicht nur sich nichts davon merken lassen – und als der Ruf »Fritz der Mondgucker« erklang, da leuchteten die Augen des Jünglings, der für fähig gehalten wurde, mit den Kriegspfad zu betreten, während mancher starke Mann zurückbleiben mußte, um Balken auszurichten und Sand zu schaufeln.

Dazu kamen natürlich noch Juba Riata und Mister Tabak, die überhaupt gar nicht gewählt werden konnten und sich auch nicht erst nötigen ließen.

»Nein, Helene, bitte, bleibe zurück!« sagte der Waffenmeister, und es genügte.

Klothilde war so gescheit, daß sie sich überhaupt gar nicht erst bemerkbar machte.

Gewappnet waren sie alle schon. Man kam ja überhaupt aus den Schuppenrüstungen gar nicht mehr heraus, die auch wirklich nicht unbequemer und nicht schwerer waren als eine normale Winterbekleidung, für die man 6 bis 7 Kilo rechnet. Was man nämlich für besondere Verhältnisse ganz genau wissen muß. Man denke nur an Truppen- oder überhaupt große Menschentransporte.

Am Gürtel für alle Fälle ein geladener Revolver, ohne weitere Munition, und auf die Mitnahme von Gewehren wurde von vornherein verzichtet. Dagegen war jeder mit einem Bogen und zwei Dutzend Pfeilen bewaffnet. Obgleich sie fast alle damit gar nichts anfangen konnten, wenigstens nicht im Kampfe mit den gepanzerten Amazonen.

Denn an Bord der »Argos« gab es immer nur noch drei Menschen, welche mit solch einem Pfeil einen Schuppenpanzer durchschlagen konnten: Georg Stevenbrock, Juba Riata, und Kretschmar, der Damenkonfektionär.

Wohl konnten jetzt die stärksten nach einiger Übung die Sehne des metallenen Bogens mit zwei Fingern zurückziehen, der riesenhafte Häckel und August der Starke brachten es mit Leichtigkeit fertig, noch andere bärenstarke Kerls wie Albert der Sänger und der lange Heinrich, diese sandten den Pfeil genau so weit und so hoch wie jene drei, mußten ihn also bei Anwendung desselben Bogens und Pfeils doch mit der ganz gleichen Kraft abschellen – und doch war es ihnen nicht möglich, solch einen Schuppenpanzer zu durchschlagen.

Es war hierbei etwas wie Zauberei, an die man sich nur als an eine Tatsache gewöhnen mußte, um sie nicht mehr als etwas Wunderbares zu empfinden. So wie es uns ganz selbstverständlich ist, daß wir mit der Erde durch das Weltall sausen, ohne davon etwas zu merken. Es lag hier auch tatsächlich etwas vor, was der Physiker noch nicht als Gesetz in mathematische Formeln zu zwingen vermag. So wie ja überhaupt die ganze Ballistik nicht. Es gibt noch keine Berechnung der Flugbahn eines Geschosses, das ist ein falscher Ausdruck, es ist immer nur eine Erfahrungsformel nach längerem Ausprobieren.

Hierüber ist schon einmal gesprochen worden, es soll nicht wieder davon angefangen werden.

Worum es sich aber hierbei eigentlich handelte, das kam auch in einer anderen, ähnlichen Sache noch zum Ausdruck.

Diese Schuppenpanzer, die von keiner Stahlspitzkugel eines modernen Infanteriegewehrs durchbohrt wurden, konnten auch in Stücke zerhackt werden, mit schweren Säbeln. Ein guter Hieb gehörte allerdings dazu. Wiederum brachten das nur wenige fertig, und dann wurde der Entersäbel, der hier allgemein eingeführt war, sehr leicht schartig, ganze Stücke brachen heraus, und wurde der Stahl zu weich angelassen, dann schlug er eben nicht durch.

Da eigneten sich die vorgefundenen Bronzeschwerter hierzu viel besser. Das war eben etwas ganz anderes als Stahl. Diese Klingen schlugen durch, ohne schartig zu werden, höchstens verbog sich die Schneide etwas und

konnte sofort wieder scharf gehämmert werden, so wie man eine Sense dengelt.

Aber in diesem Falle gab es nur zwei an Bord, welche mit einem Bronzeschwert dasselbe ausführen konnten wie mit einem Entersäbel, solch einen Schuppenpanzer durchschlagen: wiederum der Waffenmeister der Argonauten, und außerdem noch Major von Tonn.

Obgleich Tönnchen, so kräftig er auch sein mochte, doch nicht etwa der Stärksten einer war. Da gab es doch Kerls dabei, denen er gar nicht das Wasser reichte. Aber er war nach Georg der beste Fechter, hatte die meiste Übung, hatte den besten Hieb, den besten »Zug«! Und das war es, der »Zug«, den man in den Hieb legte, worauf es hierbei einzig und allein ankam.

Man denke nur an jene Apparate auf dem Jahrmarkte, Kraftmesser oder ähnlich genannt, man schlägt mit einem großen, schweren Holzhammer unten auf einen beweglichen Stift, dadurch fährt an zwei senkrecht stehenden Schienen ein Gewicht empor, und wenn es die höchste Höhe erreicht, oben anschlägt, dann knallt es.

Es ist nicht so nutzlos, bei so etwas daneben zu stehen und zuzusehen. Da kann man Beobachtungen machen, kann studieren. Wie mancher starkgebaute Mann, der auch ein entsprechender Arbeiter sein kann, gelernter Schmied, professioneller Zuschläger, sich vergebens abmüht, er bringt das Gewicht nicht hinauf, und ein anderer, ein schwächtiges Kerlchen, treibt das Gewicht mit jedem Schläge bis oben hinauf, daß es nur immer so knallt.

Hier liegt genau dasselbe vor. Das liegt im »Zuge«. Wofür aber noch keine physikalische Formel erfunden ist. Den letzten Grund, worauf es dabei ankommt, kennen wir noch nicht. Es ist nur so eine Ahnung, die wir davon haben. Übrigens haben wir dasselbe schon beim einfachen Werfen. Es gibt Jungens, Kinder, die einen Stein dreimal so weit werfen, als es der stärkste und gelenkigste Mann vermag, er kann sich üben wie er will. Das Letzte, was dazu gehört, geht ihm ab. Es ist einzig und allein ein kleiner »Zug«.

Und so war es auch hier mit dem Bogenschießen. Sie alle wußten recht wohl, worauf es ankam, um dem Pfeil die nötige Durchschlagskraft zu geben. Im Moment des Absendens der Sehne noch eine kleine Idee zurückziehen das war das ganze Geheimnis! Aber das brachte eben niemand heraus. Nur jene drei konnten es. Vielleicht lernten es auch die anderen noch – vielleicht auch nicht. Alle die Indianer hätten es wohl fertig gebracht, denen war der Bogen eben eine vertraute Waffe, aber solch einen Schuppenpanzer durchbohren konnte keiner, denn kein einziger vermochte solch einen Metallbogen, der hierzu nötig war, zu spannen. Das brachten nur die allerstärksten der Argonauten fertig.

Und – um wieder auf die Hieb Waffen zurückzukommen – es nützte nichts, daß man denen, welche die Schuppenpanzer mit ihren Entersäbeln durchschlagen konnten, nicht aber mit einem Bronzeschwert, dieses letztere umschmiedete, ihm ganz die Gestalt eines Entersäbels gab. Dann war dieses zu leicht, es fehlte der »Zug«.

Wurde es genau so schwer gemacht wie ein Entersäbel, dann war es wieder etwas zu groß, die Hand war nicht daran gewöhnt, es fehlte dem Hiebe der »Zug«.

So hatte jeder am Gürtel seinen Entersäbel hängen, auf den er geaicht war, und außerdem noch an der rechten Seite einen gelben Stock, von ungefähr einem halben Meter Länge, drei Zentimeter dick, obgleich das verschieden war.

Ein Uneingeweihter hätte sich den Zweck dieses Stockes nicht so leicht erklären können. Vielleicht eher, wenn er schwarz gewesen wäre, oder wenn der Betreffende ihn in die Hand genommen hätte. Es war der Ersatz für einen Gummiknüppel. Aus jenem gelben Bernsteinkautschuk, wie man das Zeug genannt hatte, hergestellt. Diese Masse konnte nämlich, wie man bald herausgefunden hatte, in heißem Wasser in jede beliebige Form gepreßt werden. Besaß die besten Eigenschaften des besten Gummiknüppels.

Den Bogen und die Pfeile nahmen alle ganz zwecklos mit. Höchstens insofern nicht, als sie sich eben damit bei Gelegenheit üben konnten, und vielleicht fand der eine oder der andere zu seinem Staunen, daß er so einen Schuppenpanzer plötzlich durchbohren konnte, er hatte plötzlich das Rezept dazu entdeckt. Mit dem Entersäbel konnte ein halbes Dutzend solch einen Schuppenpanzer durchschlagen, einem anderen ganzen Dutzend gelang es manchmal. Aber dieser Bernsteinkautschukknüppel war in der Hand eines jeden eine furchtbare Waffe! Der zermalmte alles. Allerdings nun gerade nicht den

Schuppenpanzer, der blieb gänzlich unverletzt, wohl aber verwandelte sich das darunter liegende Fleisch, das Muskelgewebe in einen unzusammenhängenden Brei, und ebenso wurde der Knochen zermalmt.

»Hoffentlich haben die Amazonen diese Erfindung mit den Gummiknüppeln noch nicht gemacht.«

Das hatte Stevenbrock früher einmal gesagt, jetzt tat er es nicht.

Jetzt sagte er etwas anderes.

Wollte es tun, er holte, nachdem er seine Leute gemustert hatte, zu einer Anrede aus, und man merkte ihm deutlich an, wie schwer sie ihm wurde.

Wie er mit sich rang.

Bis er endlich dazu fähig war.

Aber die Stimme klang noch gepreßt genug. Oder so, als wäre er vorher ganz außer Atem gewesen.

»Leute! Jungens! Kameraden! Es sind nicht etwa Weiber, gegen die wir jetzt losgehen. Keine menschlichen Frauen. Wir würden uns niemals an Frauen und Mädchen vergreifen. Es sind schuppengepanzerte Bestien. Die wollen wir unschädlich machen. Was nur durch ihre Vernichtung möglich ist. Denkt an unsern Albrecht und an den armen Jungen. Marsch!«

Und Georg schritt einem der Ausgänge zu, wohl ohne besonders gewählt zu haben, aber doch einen benutzend, der voraussichtlich nach dem nahen Südufer führte.

Der ganze Zug ihm nach. Voraus einige gute Spürhunde, die man aber nicht den Pfeilen der Amazonen aussetzen gedachte. An Georgs Seite gesellte sich bald Mister Tabak, ganz possierlich aussehend, in der trikotartigen Schuppenrüstung, die seine krummen Dachsbeine zur schönsten Geltung brachte, ohne daß sie besonders für solch eine Gestalt geschneidert zu sein brauchte, sie schmiegte sich eben jeder Form an, wenn man nur irgendwie ein passendes Kostüm gefunden hatte.

Wie der Kerl nun über die große Zehe latschte! Den Klapphelm weit im Nacken, weil er sonst die qualmende Pfeife nicht hätte im Maule halten können. Denn diese Art Helme hatten keine anderen Öffnungen als ganz kleine für die Augen, dafür waren sie unten etwas weiter, so daß man von unten Luft bekam.

Der Eskimo hatte sowohl auf den Entersäbel wie auf Bogen und Pfeile verzichtet, sich nur auf den Gummiknüppel beschränkt. Dafür aber hatte er sich noch mit einem großen Regenschirm bewaffnet, den er unter dem linken Arm geklemmt trug

Das heißt, es war kein Regenschirm. Es waren ein halbes Dutzend Wurfspere, kurze Harpunen, oben durch eine Art Futteral zusammengehalten, das sich nach hinten spreizte, wodurch ganz die Form eines großen Regenschirmes herauskam.

Also wie dieser säbelbeinige Ritter in silberschillernder Rüstung nun so über die große Zehe latschte, mit dem Regenschirm unterm Arm, es sah grade aus wie – wie . . .

»Entschuldigen Sie gütigst, Herr von Kabatabak,« fing hinter ihm Oskar an, »wenn ich mir eine Bemerkung erlaube – aber ich fühle mich plötzlich nach meiner Heimat zurückversetzt, das übermannt mich bis zu Tränen – Sie sehen nämlich gerade aus wie eine alte Hökerfrau, die ausnahmsweise gepanzert zu Markte geht, mit ihrem großen Hökenschirm ... «

Der Eskimo achtete nicht darauf, ein Segelmacher existierte nicht für ihn.

»Sagen Sie mal, mein lieber Waffenmeister,« fing er jetzt an, »da fällt mir gerade was ein. Alle diese Leute waren doch eigentlich mit den Frauen, die sie jetzt mit Gummiknüppeln tothauen wollen, so gut wie verheiratet ... «

»Bitte, Mister Kabat, sprechen Sie nicht hierüber.«

»Weshalb nicht?«

»Weil – weil – ich bitte Sie, fangen Sie nicht davon an, ich mag gar nicht daran denken.«

»Nun ja, ich verstehe Sie. Es ist Ihnen unangenehm. Weil Sie zartfühlend sind. Genau so wie ich. Das ist bei mir eine angeborene Schwäche. Wir müssen aber nur den Fall richtig klar legen. Sehen Sie, lieber Waffenmeister, das ist nun einmal das menschliche Leben, das ist der menschliche Charakter, und deshalb gehört das auch mit zur richtigen, gediegenen Ehe. So lange man mit seiner Frau noch nicht richtig verheiratet ist, liebt man sie, und sofort nach der Hochzeit drischt man sie ... «

»Ich bitte Sie über alles – hören Sie auf davon!« sagte Georg in fast flehendem Tone.

Er blieb auch stehen, als wolle er diesen aufdringlichen Gesellschafter vorauslassen, aber es hatte doch noch einen anderen Zweck, er wandte sich um, der ganze Zug hielt.

»Leute! Noch eine andere Instruktion! Die Amazonen, die ich vorhin gesehen habe, trugen zum größten Teile schon Helme, andere als unsere Kappen, mit herablaßbaren Visieren, und sobald sie merken, daß wir gegen sie vorgehen, werden sie davon keine Ausnahme machen. Und nun wollte ich noch eines sagen. Es fällt mir sehr schwer, weil – weil ... nevermind! Also den Getöteten wird niemals der Helm abgenommen, auch nicht das Visier gelüftet! Mit geschlossenem Visier werden sie später begraben oder ihre Leichen sonstwie beseitigt. Niemand soll ein Gesicht sehen! Verstanden, Jungens?«

»Ay ay, Waffenmeister!« erklang es einstimmig.

Ob sie den Grund für dieses merkwürdige Gebot und Verbot verstanden?

Sicher! Jeder unter ihnen.

Es hatte schon in dem seemännischen »ay ay« gelegen, was noch etwas anderes als ein »Ja« bedeutet. Es ist das Verständnis für den gegebenen Befehl, das ausgedrückt wird.

Im übrigen durfte man den vorliegenden Fall gar nicht so schlimm nehmen.

Ohne an irgend eine Gefühlsroheit dieser Männer glauben zu wollen.

Soldatenlos! Heute ist man mit dem, der eine andere Uniform und Kokarde trägt, der beste Kamerad. Morgen vielleicht schon sucht man ihn zu töten.

Nun ganz anders aber noch im Seemannsleben, nämlich wenn Marine und Kolonien in Betracht kommen.

Man bedenke doch nur: die Kriegsschiffsmatrosen werden in einem kleinen Hafen oder in einem Dorfe von den Eingeborenen aufs Beste aufgenommen, und da spielt doch die Liebe eine große Rolle, und das sind doch noch ganz andere Verhältnisse, als wenn bei uns zu Lande im Manöver die Soldaten in einem Dörfchen einquartiert werden. Da kommen auch heilige Sitten der Gastfreundschaft und überhaupt der Religion in Betracht. Der Gast gehört vollständig mit zur Familie, hat manchmal mehr Rechte als der Hausherr und Familienvater Vergnügensreisende, die mit gespicktem Geldbeutel unter der Flagge von Cook und Sohn segeln, den roten Bidecker in der Hand, bekommen ja freilich nicht viel von so etwas zu merken. Aber Seeleute! Matrosen! Auch Handwerksburschen! Das sind diejenigen, die erzählen können!

Und nun, wenn alles eine Familie bildet, alles in dulci jubilo schwelgt, da passiert etwas. Ein Mord, oder anfangs nur ein kleiner Diebstahl, eine Verweigerung der Herausgabe des Übeltäters, eine Achtungsverletzung der Kriegsflagge, ein Aufstand . . . und es ist fertig.

Jetzt muß das Kommando kommen. Mit bewaffneter Hand muß vorgegangen werden. Das meuterische Dorf muß dem Erdboden gleich gemacht werden. Muß. Und wenn dem, der das Kommando dazu gibt, auch das Herz

dabei blutet. Die in die Enge getriebenen Neger wehren sich, auch die Weiber kämpften wenigstens noch mit Nägeln und Zähnen, und das Maschinengewehr knattert und das aufgefplanzte Bajonett sticht . . .

Ach Du lieber Gott! –

»Weiter. Marsch!«

Der Eskimo wartete, bis Georg wieder an seiner Seite war.

»Ja aber, mein lieber Waffenmeister, da ist doch noch etwas anderes . . . «

»Nun haltet endlich Eure dreifach verdammte Schnauze, diese Angelegenheit ist doch nun erledigt!« wurde der Sprecher von diesem so rücksichtsvollen und feinfühli- gen Waffenmeister unterbrochen.

Und der Eskimo, der auch schon einen Beweis von seiner zarten Feinfühligkeit gegeben, nahm diese »Zurechtweisung« auch durchaus nicht übel, nicht von diesem Waffenmeister.

Das mußte einmal so wiedergegeben werden, wie es im Leben, im Seemannsleben wirklich zugeht, so erst bekommt man ein richtiges Bild.

»Nee, nee, mein lieber Waffenmeister – das ist erledigt, das weiß ich – ich meine etwas ganz anderes. Die Begum hatte doch gesagt, wie Sie erzählt haben, die Amazonen dürften nicht hier herein, sonst fielen sie sofort tot um. Nicht?«

»So sagte die Begum, und sie will es an einigen Beispielen mit eigenen Augen gesehen haben.«

»Na sehen Sie. Nun haben wir aber doch vier Amazonen mit hereingebracht und keine ist tot zusammengesackt. Ich habe nämlich bei meiner Germania sogar ganz genau deswegen aufgepaßt. Ich stand extra deswegen neben ihr, als wir in den Felsen fuhren. Weil ich eben zum wissenschaftlichen Forscher veranlagt bin. Das wissen Sie doch auch. Wie ich zum Beispiel damals im Kintopp an die Glasscheibe erst spuckte und dann hineinschoß. Und hier bei dieser Kintopperei wollte ich doch auch gleich die Fenster einschmeißen. Woran Sie mich hinderten, weil Sie sich eben nicht so zum wissenschaftlichen Forscher eignen, woraus Ihnen ja nicht etwa ein Vorwurf zu machen ist. Das hat man von Geburt bekommen, und dafür kann man nichts. Ja, da stand ich extra neben meiner Germania, in der linken Hand die Kette von ihrem Nasenring und in der rechten Hand den Gummiknüppel. »Luder,« sagte ich mir, »wenn Du tot zusammensackst, dann will ich Dich wenigstens, noch vorher tothaun.« Dazu hatte ich ein Recht, denn die Germania gehört mir, ich habe sie besiegt, und wenn irgend jemand sie tot zusammensacken lassen kann, dann bin ich derjenige, und dieses Recht lasse ich mir nicht nehmen. Nun aber ist sie nicht zusammengesackt. Auch keine von den drei anderen. Alle viere sind auch hier drin noch lebendig wie die unsterblichen Bandwürmer. Wie lösen Sie nun dieses Rätsel, Waffenmeister?«

»Nun, da unsere Gefangenen doch ganz unfreiwillig hier hereingekommen sind, so wird jenes Verbot wohl keine Geltung haben, sie bleiben vom Tode verschont.«

»Richtig, ganz richtig. So habe ich mir die Sache auch gleich erklärt. Wie wäre aber da das, mein lieber Waffenmeister, da hätte ich einen genialen Vorschlag zu machen. Wir laden alle Amazonen ein, uns hier zu besuchen. Zu einer Tasse Kaffee. Wenn wir es erlauben, dann dürfen sie also doch herein kommen, bleiben vollständig lebendig. Mit einem Male nun heben wir diese Erlaubnis auf. »Innerhalb einer einzigen Sekunde müßt Ihr Kanailen alle wieder draußen sein.« Das ist nicht möglich. Innerhalb einer einzigen Sekunde kann niemand wieder draußen sein. Das ist uns aber ganz egal. Jedenfalls halten sie sich ohne unsere Erlaubnis in dem Felsen auf – bums, fallen alle die 200 Weiber tot um.«

»Das, mein lieber Mister Kabat,« meinte Georg, »wäre aber eigentlich doch nicht eine ganz ehrenwerte Handlungsweise, nicht einmal eine erlaubte Kriegslist. Da könnten wir die Amazonen doch auch als Gäste einladen und, falls sie wirklich kommen sollten, ihnen einfach ein bißchen Zyankali in den Kaffee tun, sie wie die Ratten vergiften.«

»Hm, ja, da haben Sie eigentlich recht. Also bleiben wir nur lieber dabei – gehen wir hinauf und schlagen sie hübsch nacheinander tot. – Haben Sie nicht ein Taschentuch bei sich, Herr Waffenmeister? Ich möchte mir gern einmal die Nase putzen und habe in meiner Panzerhose gar keine Tasche.«

Der Waffenmeister konnte ihm nicht aushelfen, der war ja in der ganz gleichen Lage, aber Oskar bot ihm seine Igelfellmütze an, die er noch unter dem Helm trug,

jedoch nur unter der Bedingung, daß er zu der Nasenputzerei nur die äußere Seite benutze, und hiermit war diese Unterhaltung auf dem Kriegspfade beendet.

Der Gang, immer von jenem rätselhaften Lichte erfüllt, hörte plötzlich auf. Aber nur in der horizontalen Richtung. Durch eine Treppe setzte er sich schräg nach unten fort, immer noch erleuchtet.

Man stieg die Steinstufen hinab. Auch sie zeigten keine Spur von Feuchtigkeit. Also konnte das abfließende Wasser des Bassins nicht diesen Weg benutzt haben, es mußte auf irgend eine andere Weise so vollkommen ausgepumpt worden sein. Übrigens war es ja gar nicht erklärlich, wo es dann hätte hinfließen sollen.

Denn man war mindestens 20 Meter tief hinabgestiegen, ehe sich der Gang wieder horizontal fortsetzte, so befand man sich jetzt also zweifellos schon unter dem Boden des Sees.

Fast eine Viertelstunde mußte man marschieren, wobei der erleuchtete Gang immer sanft aufstieg, so daß man wohl wieder die ursprüngliche Höhe erreichte, als abermals eine Sperrwand auftauchte. Vorher aber zog sich quer über den Gang noch seine niedrigere Barriere, dahinter ging es tief hinab, man sah einen Wasserspiegel glänzen.

Zweifellos ein Brunnen, der zu der betreffenden Burg gehörte. Wenn man auch in all den Burgen, die man bisher untersucht, noch keinen einzigen Brunnen oder eine andere Wasserquelle gefunden hatte, worüber man sich schon gewundert.

Daß es ein künstlich angelegter Brunnenschacht war, der in eine menschliche Behausung führte und auch einst als Weg benutzt worden war, das ergab sich schon daraus, daß in dem Schacht in regelmäßigen Zwischenräumen Kupferstäbe eingelassen waren, zum bequemen Besteigen, also einfach eine Leiter.

Bequem zu ersteigen für körpergewandte Menschen. Von den Hunden konnte man das nicht verlangen. Obgleich diese Schiffshunde auch die Wanten aufentern konnten. Aber diese nur wenig von der Wand abstehenden Sprossen zu erklimmen, das war von ihnen nicht zu verlangen, oder sie hätten hierzu erst abgerichtet werden müssen.

So blieben diese Hunde, die überhaupt nur als Depechenboten mitgenommen worden waren, hier zurück, bis auf einen kleinen, schwächtigen Terrier, dessen Transport Juba Riata übernahm, und der Aufstieg begann, Georg an der Spitze.

Auch dieser Brunnenschacht war von dem rätselhaften Lichte erfüllt. Hoch, hoch ging es hinauf. Ab und zu war ein Absatz vorhanden, auf dem man sich hätte ausruhen können, aber die emporklimmende Menschenschlange hielt sich nicht auf.

Da war der Schacht zu Ende, durch eine Steinplatte geschlossen. Aber es waren auch gleich Vorsprünge vorhanden, um seine Füße einzustemmen, für einen normalen Mann gerade in der richtigen Höhe, um in gebückter Stellung seine ganze Körperkraft entwickeln zu können.

Georg brauchte seinen Rücken nicht besonders anzu-  
strengen, so gab die Steinplatte nach. Oder vielmehr der  
Felsen über ihm. Erst jetzt erkannte man ja, daß es eine  
Platte war.

Sie ließ sich weiter zurückschieben, wenn auch nicht  
so einfach; sie stieß oben auf verschiedene Widerstände,  
dann aber war die Öffnung frei.

Erst wurde dem Führer von Juba Riata der Hund ge-  
reicht, Georg setzte ihn oben ins Freie.

Der Foxterrier hatte eine gute Nase und ein feines  
Gehör, war scharf und gut abgerichtet. Wenn er irgend  
etwas Verdächtiges merkte, nur die Anwesenheit eines  
fremden Menschen, ohne ihn zu sehen, würde er nur  
ein leises Knurren hören lassen, nicht anschlagen, und er  
würde zurückkommen, um eine Gefahr seinem Gebieter  
ausdrucksvoll zu melden.

Er stöberte etwas herum, meldete nichts – Georg  
schwang sich empor, nachdem er schon vorher einige  
Umschau gehalten hatte.

Es war ein von Mauern eingeschlossener Hof, der Bo-  
den mit Moos und Gras bewachsen, auch die den Brun-  
nen verschließende Platte war es gewesen. Wenn das  
überall so war in den Burgen, dann freilich hatte man  
auch niemals einen Brunnen finden können.

Die ganze Rotte war ans Tageslicht gestiegen. Einige  
Matrosen erkannten sofort, daß sie schon einmal hier  
oben gewesen waren, auf einem Jagdausflug hatten sie

diese Burg ganz zufällig gefunden. Sie waren einer angeschossenen Felsenziege nachgestiegen, auf einem verschlungenen Pfade, dem aber nichts anzumerken war, daß er sicherlich einst künstlich angelegt worden war, bis sie sich plötzlich in dieser Burg befunden hatten.

Es muß dies erwähnt werden, weil man wohl hier oben sofort ganz deutlich sah, daß das eine aus Quadersteinen aufgeführte Burg war, aber von unten war davon nichts zu bemerken, von keiner Seite aus, da sah man immer nur einen felsigen, zum Teil bewaldeten Hügel.

»Hier war der Eingang, und einen anderen gab es nicht!«

Diese Leute konnten gleich führen. Es war eine mäßig große Burg, deren Räume diesen Hof umgaben. Nur leere, nackte Kammern. Dann ein Tor, mit Angeln versehen, aber die Tür fehlte, und von hier aus ging es ohne weitere Sicherheitsmaßregeln, ohne Graben und Zugbrücke direkt ins Freie, jenen waldigen Pfad hinab.

Durch die mit Absicht ganz unregelmäßig angebrachten Fenster konnte man Umschau nach allen Seiten halten. Man blickte in das weitere Tal hinab, und dort lag der See, jener Nebensee, in dem sich im Wasser der große Felsen mit dem Schloß der Entsagung erhob – und dort unten fuhren die Galeeren herum oder lagen am Ufer.

Georg machte es kurz, hielt nicht erst einen Kriegsrat ab, um auch anderer Meinung zu hören.

»Wir greifen sofort an.«

Es war auch die Meinung aller, niemand hätte Widerspruch erhoben.

»Du und Du und Du – Ihr kommt mit – Du bleibst hier – Du kommst mit . . . «

Und so weiter. Zehn Mann sollten als Besatzung der Burg zurückbleiben, darunter der zweite Bootsmann als Kommandant, und für diesen Zweck hielt Georg den ehemaligen Bäckergehilfen nun viel geeigneter als den ersten Bootsmann. Der mochte besser ein Schiff im Trockendock mit Balken abzusteifen verstehen, aber als Festungskommandant war August der Starke ganz entschieden vorzuziehen, der brauchte seine schuppengepanzerten drei Zentner Nettogewicht nur in das ungeschützte Tor zu klemmen, dann kam niemand mehr durch, und auch sonst konnte man sicher sein, daß der ehemalige Brezelkünstler den ihm anvertrauten Platz zu verteidigen wußte.

22 Leute kamen mit, von ihrem Waffenmeister angeführt, dazu noch Juba Riata und Mister Kabat.

»Wenns genau 200 Weibsbilder sind, dann kommen auf jeden von uns ganz genau achte!« sagte dieser letztere.

Der Eskimo war der einzige, der auf dieses Mißverhältnis aufmerksam machte, und er tat es auch nur, sich dabei schnell noch eine frische Pfeife stopfend, um seine Kenntnisse in der Mathematik zu beweisen.

Und das wußten auch alle anderen.

»Vorwärts!«

Die Kriegsmannschaft rückte ab, in die Schlacht, Georg an der Spitze. Zuerst also den steilen Pfad hinab.

»Lassen Sie mich vorausgehen – als Kundschafter!« bat Juba Riata nach kurzer Zeit.

Willig trat ihm Georg den ersten Platz ab. Der Hund war zurückgeblieben, und der ehemalige Cowboy und Pfadfinder hatte doch andere Augen für Spuren.

Der Pfad lief so, daß man den See nicht erblicken, man selbst also auch nicht von dort gesehen werden konnte.

Dann hatte man ebenen Boden erreicht, bewegte sich durch den Wald, in Schlangenlinie zwischen den Bäumen hin, immer auf den See zuhaltend.

Da hob Juba Riata den Arm, und alles stand.

»Deckung!«

Jeder verschwand hinter dem nächsten Baume oder warf sich zu Boden.

Nur noch wenige Baumreihen trennten sie von einer Waldblöße und über diese schritten jetzt vier schuppengepanzerte Amazonen, auf dem Haupte den Helm mit phantastischem Schmuck, aber das Visier hochgeschlagen.

»Sie sind des Todes, keine Schonung, denkt an unsere gemordeten Kameraden!« flüsterte Georg und hatte als erster einen Pfeil auf seinen Bogen gelegt.

Er zog die Sehne zurück – da aber begann seine ebenfalls schuppengepanzerte Hand zu zittern, wie kraftlos ließ er den Bogen sinken.

»Ich kann nicht – ich kann nicht!« erklang es leise stöhnend.

Und auch Juba Riata und Kretschmar zögerten noch, den aufgelegten Pfeil abzusenden, obgleich wohl aus einem ganz anderen Grunde, denn ihre Arme zitterten nicht, und hinter den Helmlöchern funkelten ihre Augen in ganz besonderer Weise.

Nein, die dachten an keine Schonung. Es war hier nur einmal so ein Fall eingetreten, der in solchen Situationen leicht sehr verhängnisvoll werden kann: einer wartete auf den anderen, daß er zuerst schösse, um nicht dasselbe Ziel zweimal zu treffen. So etwas mag bei jedem Schützengefecht zahllose Male vorkommen, bis sich die Leute aneinander gewöhnt haben.

Der Eskimo war es, der dieser bangen Situation ein Ende machte. Einen Speer aus dem Futteral hervorgezogen, den Arm zurückgeneigt, und die Harpune entsauste seiner Faust.

Und auch gegen den Lanzenwurf dieses grönländischen Harpuniers half solch ein Schuppenpanzer nichts. Sie alle wußten es, der Eskimo hatte es schon wiederholt an aufgestellten Panzern bewiesen. Wir aber haben davon noch nichts gesagt.

Das war kein Werfen mehr, das konnte man schon eher ein Schießen nennen. Jedenfalls erwies sich solch eine Lanze, von dieser Faust geschleudert, genau so furchtbar wie ein Pfeil, vom stärksten und geschicktesten Bogenschützen abgeschnellt.

Der Speer traf die eine Amazone in die linke Brustseite, tief drang die stählerne Spitze zwischen die Rippen,

der Schuppenpanzer hatte nicht schützen können. Mit einem gellenden Schrei warf das Weib die Arme hoch und stürzte in die Knie, schlug zu Boden.

Im nächsten Augenblick zischten zwei Pfeile durch die Luft, wieder waren zwei Brustharnische durchschlagen, wieder sanken zwei Amazonen ins Gras, die eine noch gellend schreiend!

»Die vierte gehört mir!« schrie Georg, seinen Bogen lassend und mit geschwungenem Entersäbel über die Waldblöße stürmend.

Diese vierte Amazone wußte wohl gar nicht, was sie erblickte, – dann wandte sie sich zur Flucht.

»Steh, Weib, und ziehe Dein Schwert!«

Und die Fliehende stand wirklich, wandte sich, ein verzweifertes Gesicht, von selbst klappte das Visier des phantastischen Helms herab, sie zog das gewaltige Bronzeschwert, und sie erwartete nicht den Kommenden, stürmte selbst gegen ihn an.

Furchtbar prallten die beiden zusammen, furchtbar die Klingen gegeneinander, und diese gehärtete Bronze gab Funken, daß Feuer stob.

Aber nur kurz war der Zweikampf. Da sauste Georgs gewaltiger Entersäbel zwischen Hals und Schulterblatt, tief durchschnitt er die Schuppenrüstung, hochauf spritzte das Blut, mit einem Weheschrei ließ die Amazone ihr goldglänzendes Schwert fallen, brach zusammen.

»Nach dem See, nach dem See!«

Sie stürmten durch den Wald.

Da blinkte vor ihnen zwischen den Bäumen der Spiegel des Sees.

Da glitzerten vor ihnen die goldschimmernden Galeeren, und noch näher vor ihnen, noch an Land, die ebenso gleißenden Rüstungen der Amazonen.

Merkwürdig, hatten diese denn gar nicht das Kampfesgetöse und das gellende Schreien gehört?

Es waren gegen 50 Amazonen, die am Ufer um mehrere Feuer lagerten und sich der Ruhe hingaben, und noch ein Dutzend mochten an Deck der befestigten Galeere beschäftigt sein.

Sollten diese nichts gehört haben, daß sie gar nicht die Köpfe nach der Richtung wandten, von wo die Feinde durch den Wald gestürmt kamen?

Es war begreiflich. Die Strecke, welche die Anstürmenden durchmessen hatten, war eine weit größere, als sie in ihrer Erregung und Kampfesgier taxiert hatten.

Jetzt, als sie die letzten Baumreihen erreicht hatten, aber noch immer gegen 100 Schritte von den Amazonen entfernt waren, erhob sich die eine, trat näher ans Ufer und hob die Hand gegen die Wasserfestung, in der sie ihre Gegner sämtlich vermutete.

»Ihr elenden Feiglinge!« hörte man sie in englischer Sprache mit schaltender Stimme rufen. »Ihr Memmen, die Ihr Euch hinter Mauern verkriecht, von denen Ihr wißt, daß eine höhere Macht uns sie zu betreten verbietet – kommt hervor aus Eurem Versteck, Ihr elenden Füchse, daß wir Euch in Stücke zerhauen und Euer Fleisch den Geiern vorwerfen . . .«

Sie brach ab und wandte sich um.

Und sämtliche Amazonen sprangen auf und rissen ihre Schwerter aus den Scheiden.

Denn da kamen aus dem Walde die 25 schuppengepanzerten Männer hervorgestürzt, über das baumlose Grasland.

Die Weiber flohen nicht, ob sie sich nun in Übermacht fühlten oder nicht.

Die Visiere herabgelassen, und sie stürmten den Angreifern mit geschwungem Schwerte entgegen, mit wildem Triumphgeschrei.

»Die Galeere beschießen, sie muß unser sein!« hatte Georg noch zuletzt geschrien.

So blieben von den Angreifern, nachdem sie nur noch eine kurze Strecke durchmessen, um sich der Galeere näher zu bringen, zwei zurück: Juba Riata und Kretschmar, um ihre Pfeile nach der Galeerenbesatzung abzuschnel-len, und fast jeder durchschlug einen goldenen oder silbernen Schuppenpanzer.

In der Mitte des grasigen Uferstreifens prallten die beiden gepanzerten Haufen zusammen.

Im nächsten Augenblick freilich mußten die Weiber wohl mit Schrecken erkennen, mit was für Gegnern sie da zusammengetroffen waren.

Es war kaum ein Gefecht zu nennen, keine Schlacht – mehr ein Schlachten und mehr noch ein Zermalmern.

Den ersten Hieb führte Georg, und sein Entersäbel spaltete einen massiven Bronzehelm und den darin befindlichen Kopf bis auf die Schultern, und gleichzeitig

sauste sein mit der linken Hand geführter Gummiknüppel auf einen zweiten Helm herab, und auch mit dem linken Arm wußte er den richtigen »Zug« hineinzulegen, obgleich der Helm nicht in Trümmer ging, klang es doch nicht anders, als ob ein irdener Ton berste, der Getroffenen spritzte die Materie aus den Augenlöchern des Helms heraus, dann erst wurde Georg von einigen Schwerthieben getroffen, die aber unschädlich an seiner Schuppenrüstung abprallten, unter diesen Weibern, was es auch für Kriegerinnen und Athletinnen sein mochten, war eben wohl keine einzige, die mit dem Bronzeschwert solch furchtbare Schläge führen konnte, die dazu nötig waren, um diese Schuppenrüstungen zu durchschlagen – da streckte er schon die dritte, die vierte nieder, und die anderen ahmten ihm nach, wenn sie auch nicht so fürchterlich hausen konnten wie dieser Mann, der eben der Argonauten Waffenmeister war.

Da, als die Weiber sahen, wie ihre Kameradinnen überall zerfetzt und zermalmt niedersanken – da wandten sich diejenigen, welche es noch konnten, zur Flucht!

Und wenn sie auch vorher willens gewesen wären, mit Absicht ihren Tod zu finden, niemals einen Schritt zurückzutun, und wenn sie auch sonst die Energie besessen hätten, diesen Entschluß durchzuführen – im Moment, da sie die Wirkung der Waffen ihrer Gegner erkannten, konnte kein Todesmut Stich halten.

Von grausem Schrecken erfüllt, wandten sie sich und flohen davon.

Die Besinnung konnte zurückkehren, sie konnten wieder stand halten – aber jetzt mußten sie erst fliehen, da gab es nichts!

»Die Galeere, die Galeere!« schrie Georg, einigen fliehenden Amazonen nachsetzend.

Und da kam es, wie es gewöhnlich bei solchen Gefechten kommt. Wodurch sich eben das Gefecht von der Schlacht unterscheidet, wobei es gar nicht auf die Menge der Kämpfenden ankommt. Die Schlacht ist ein wohlgeordnetes Ganzes, wird wie ein Schachspiel gelenkt – im Gefecht kämpft jeder nach Gutdünken, und da ändert auch ein vorher ausgemachter Plan nichts.

Natürlich mußte hauptsächlich auch die am Ufer liegende Galeere genommen werden.

Nun aber bezog das letzte Kommando des Waffenmeisters ein jeder auf sich, und wer nicht mehr mit einer Amazone zu tun hatte, der stürmte sofort der Galeere zu.

So kam es, daß Georg der einzige war, der den fliehenden Amazonen nachsetzte. Und es waren die ersten gewesen, die sich zur Flucht gewandt hatten, vier Weiber.

Sie flohen am Seeufer entlang, hofften auf eine andere Galeere, die jetzt in schnellster Fahrt, ohne gerudert zu werden, angeschossen kam.

Georg war schnellfüßiger, er holte die letzte Amazone ein, sein Entersäbel sauste durch die Luft und trennte der Fliehenden den rechten Arm glatt vom Rumpfe und durchschlug immer noch den die Brust schützenden Schuppenpanzer.

Da aber hatte Georg nur noch das Heft seines Entersäbels in der gepanzerten Faust. Die Klinge war zersplittert.

Es hatte wenig zu sagen, er warf den Griff weg, jetzt nahm er den Gummiknüppel in die rechte Hand.

Die Abfertigung dieser Amazone hatte seinen schnellen Sturmlauf kaum etwas verlangsamt, dies alles war im vollsten Laufe geschehen, er holte die zweite ein, – der Gummiknüppel zertrümmerte ihr unter dem unverletzt bleibenden Helm die Schädeldecke – weitergerannt – da aber standen die beiden anderen Amazonen schon vor ihm, sie waren stehen geblieben und erwarteten ihn. Georg parierte einen Hieb, wohl gar nicht wissend, daß er statt des Entersäbels den Gummiknüppel in der Hand hatte – da schlug ein Bronzeschwert diesen kurz vor dem Griff ab.

Es hatte noch immer nichts zu sagen, in diesem Kampfe sollte der Waffenmeister der Argonauten immer noch Sieger bleiben, auch wenn er jetzt waffenlos war.

Die Schwerthiebe, die jetzt hageldicht auf ihn niedersausten, prallten an seinem Helm und Schuppenpanzer wirkungslos ab, höchstens daß sie ihn schmerzten – und lange schlagen konnten die beiden Weiber auch nicht, da stand Georg mit einem Sprunge schon dicht vor ihnen, und er packte die beiden an ihren Schuppengürteln, hob sie etwas in die Höhe und schmetterte sie zusammen, daß die Knochen krachten . . .

Da ward ihm von hinten die Helmkappe vom Kopfe gerissen, und er erhielt von solchem einem gelben Gummiknüppel, der nur etwas kürzer war, nämlich von seinem

eigenen, der sich in der Hand einer anderen Amazone befand, die sich noch hinter ihm auf der Flucht befunden hatte, einen Schlag über den Kopf, daß er zwischen den beiden zusammenbrechenden Amazonen ebenfalls sofort zu Boden sank.

Sein Schädel war nicht zertrümmert worden, er war nicht tot.

Aber er wußte nichts davon, daß sein Körper jetzt von einigen anderen nachträglich geflohenen Amazonen aufgehoben und nach jener zu Hilfe gekommenen Galeere geschleppt wurde, und wie jetzt ein Trupp Argonauten angestürmt kam, da war es schon zu spät für sie, um ihren Waffenmeister noch diesen Weibern wieder zu entreißen. Die Galeere floh mit ihm davon.

## 110. KAPITEL. DAS OPFER OBIS.

Als Georg wieder zu sich kam und mit klarer Besinnung um sich blicken konnte, befand er sich in einem kleinen orientalischen Raume, lag auf Teppichen und Polstern, bekleidet mit einem indischen Gewand.

Mehr braucht nicht beschrieben zu werden, und wir wollen zwei oder drei Tage und Nächte überspringen.

Denn so lange schätzte Georg die Zeit, die er hier verbrachte, ohne einen Menschen zu sehen zu bekommen.

Er wurde gut gepflegt. In eine Mauernische wurde zu regelmäßigen Zeiten das beste Essen gesetzt; was er dort hinein stellte, verschwand wieder; aber vergebens bemühte er sich, auch nur eine Hand zu erblicken, die

ihn so bediente, und alle seine Fragen blieben unbeantwortet.

Ja, auf zwei bis drei Tage taxierte er die Zeit, die er auf diese Weise hier verbrachte. Ein Ausblick ins Freie war nicht vorhanden.

Wir wollen nicht versuchen, die Gedanken zu schildern, mit denen er sich während dieser Zeit beschäftigte. Fürchterlich langsam verstrich ihm diese Zeit, deren Länge er ja nur nach dem Gefühle des Hungers und nach den Perioden, nach welchen er Schlafbedürfnis empfand, ganz ungefähr abschätzen konnte. Vielleicht war er auch schon viel, viel länger hier. Weniger als zwei Tage und zwei Nächte aber sicher nicht.

Da endlich wurde er von seiner Pein erlöst. Freilich auf recht seltsame und durchaus nicht angenehme Weise.

Er hatte zum Nachtschisch wie immer sein Schälchen vorzüglichen Kaffee erhalten, er hatte nichts besonderes geschmeckt, die nachfolgende Müdigkeit fiel ihm nicht auf, er war immer nur froh, wenn er schlafen konnte und wie er wieder erwachte, war er an Händen und Füßen gefesselt. »Wenigstens eine Abwechslung!« sagte er sich mit Resignation.

Es dauerte auch nicht lange, als ein Teppich von der Wand zurückgeschlagen wurde, zwei Amazonen traten ein.

Ohne ein Wort zu sagen, hoben sie den Gefesselten auf, trugen ihn davon.

Trugen ihn durch mehrere Korridore, Treppen hinauf und hinab, und Georg verschmähte es, irgend eine Frage zu stellen.

Der Transport endete in einem großen Saale, in dem sich die Amazonen befanden, alle schuppengepanzert. Sie waren zu irgend einem Zwecke im Karree aufgestellt, so konnte sie Georg leicht zählen. 16 mal 7 ist 112, dazu kamen noch drei Außenseiter und die beiden, die ihn trugen, macht zusammen 117, und bei dieser Zahl sollte es auch bleiben.

Sonst war der weite und sehr hohe Saal leer. Nur in der Mitte erhob sich eine steinerne Säule, ungefähr 15 Meter hoch und ein Meter im Durchmesser, und dann lief noch rings herum eine steinerne Wendeltreppe.

»Hähähähähähä!«

Georg, einfach an den Boden gelegt, wendete den Kopf, betrachtete die Gestalt, die so hämisch gemeckert hatte.

Eine seltsame, unheimliche Gestalt.

Man wurde an einen indianischen Mediziner erinnert, der für eine feierliche Zeremonie sich in seinen Feststaat geworfen hat.

Ein Kostüm von den verschiedensten Fellen, bunt durcheinander zusammengenäht, Zobel und Karnickel und Eichhörnchen und was sonst noch kreucht und fleucht, denn auch Vogelbälge waren dazwischen, der Pelzlappen dort schien das Fell eines eben erst geborenen Bären zu sein, und dieses Kostüm nun behängt mit

Eidechsen und Schlangen und Knochen von allen möglichen Tieren, besonders Schädel spielten eine Hauptrolle, auch drei menschliche Totenschädel klapperten an dem Gürtel, der, wenn sich Georg nicht irrte, aus Menschenhaut war, die nämlich im gegerbten Zustande eine ganz eigentümliche Struktur hat, und Portemonnaies und Brieffaschen aus Menschenhaut waren einmal in Frankreich in Paris sehr beliebt, Deutschland verschloß sich glücklicher Weise diesem Unfuge – und dann vor allen Dingen fiel noch die schreckliche Teufelsmaske auf, welche die Gestalt vor dem Gesicht trug.

Eine schreckliche Maske, so häßlich und scheußlich als möglich mit entsetzlichen Zähnen im Rachen, dabei offenbar mit Absicht angebrachte Zahnlücken, überhaupt ein ganz unregelmäßiges Gebiß – mag das zur Beschreibung dieser Maske genügen. In ethnographischen Museen sieht man solche Masken genug, besonders in der Abteilung für Neuseeland und die anderen Südsee-Insulaner.

»Hähähähähähä!« erklang es hinter dieser Maske.

Dieses Meckern kenne ich, oder ich will gehangen werden, sagte sich Georg.

»Guten Tag, Kapitän Satan.«

»Hähähähähähähä!«

Nichts weiter, und die tierische Teufelsgestalt wandte sich von ihm ab.

Die zwei Amazonen hoben den Gefesselten wieder auf, trugen ihn die Wendeltreppe hinauf, dort oben auf der Plattform erhob sich noch ein manneshoher Pfosten,

wohl aus Metall, an diesen wurde Georg in aufrecht stehender Stellung gebunden.

Die beiden Amazonen stiegen wieder hinab, unten das Karree löste sich auf, die Weiber bildeten um die Säule herum einen Kreis, faßten sich an den Händen und begannen im Kreise zu hüpfen, nach einer eintönigen Melodie, welche die Teufelsgestalt gellend aus einer großen Knochenpfeife ertönen ließ, unverkennbar ein menschlicher Schenkelknochen. Dabei bewegte er sich im Innenring in entgegengesetzter Richtung, und die hüpfenden Weiber sangen auch zu dieser Melodie ein Lied, für Georg unverständliche Worte.

Was sollte das bedeuten.

Georg dachte an etwas.

An den letzten Krieg Englands gegen die Buren.

Und diese Ideenverbindung war eine ganz logische, wie gleich gezeigt werden soll.

Am 30. Dezember trat Doktor Leander Jameson, Statthalter des Matabelelandes, also doch ein hoher Staatsbeamter, im Grunde genommen aber ein verwegener Abenteuerer *comme il faut*, mit 800 Mann der Chartered Company, die er einfach aufgriff, so ungefähr wie sich der Hauptmann von Köpenick an die Spitze einer Abteilung Soldaten stellte, seinen Raubzug nach Transvaal an, marschierte einfach auf Johannesburg los, wollte eben so ein bißchen Krieg auf eigene Faust machen.

Nur zwei Tage währte dieser »Krieg«, schon am 1. Januar mußte sich Jameson bei Krügersdorp den Buren auf Gnade und Ungnade ergeben.

Das war die Ursache des Englisch-Südafrikanischen Krieges. Wenn sich die Sache auch noch drei Jahre hinausschob. Drei Jahre lang verhandelte die Republik Transvaal mit England wegen der verschiedensten Forderungen, immer mehr spitzte sich das Verhältnis zu, bis Transvaal am 9. Oktober 1899 die Forderung stellte, bis zum 14. solle England seine Truppen von der Grenze zurückziehen, wenn es nicht geschehe, sei der Krieg erklärt, England tat es nicht, und nun also mußte es losgehen.

Man weiß ja, wie traurig es England ergangen ist. Anfangs! Die Niederlagen bei Glencoe und, Dundee und Elandslaagte, am Tugela und Modderfluß – überall waren die Buren siegreich, brachten den Engländern schreckliche Verluste bei, eine Demütigung immer schlimmer als die andere, und zuletzt hatten die Buren fast die ganze englische Streitmacht in Ladysmith und in Kimberley und in Bloemfontain festgenagelt.

Ganz Europa jubelte. Die bekannte Geschichte vom getreuen Nachbar. Die Schadenfreude soll ja die aufrichtigste Freude sein. Dazwischen mischte sich aber doch auch etwas Mitleid. So eine gewisse herablassende Gnade.

»Die Buren peitschen die Engländer ins Meer. England ist für immer verloren, hört auf zu existieren. Das dürfen wir nicht zulassen. Da muß eine Macht interpellieren. Am besten Rußland. Noch besser Deutschland.«

So war damals in den deutschen Zeitungen zu lesen.

Ach Du lieber Himmel!

Haben diese Menschlein von Zeitungsschreibern eine Ahnung von England!

England verblutet sich lieber, ehe es sich werfen läßt, ehe es irgend eine fremde Einmischung duldet.

Aber England verblutet sich nicht so leicht.

Der Schreiber dieses lebte damals in England, in London.

Er hat etwas Unvergeßliches erlebt.

Diese ungeheure Begeisterung, von der plötzlich die ganze britische Nation ergriffen wurde!

Eben wegen dieser schmachvollen Niederlagen! Da erwachte der britische Stolz!

Und so ist es ja überhaupt immer. So lange alles gut geht, schlummert das Nationalgefühl. Erst im Unglück, in der Schmach erwacht es, da lodern die Flammen plötzlich hoch empor.

So war es damals auch in England.

Jetzt erst ging es richtig los.

Der alte ausgedörrte Lord Roberts wurde aus Indien geholt, innerhalb von zwei Monaten wurden zweihunderttausend Mann nach Südafrika geworfen!

Woher kamen diese 200 000 Soldaten plötzlich?

Ja, das ist es eben!

Man spote nur über die englischen Söldlinge.

Die können der Welt noch etwas ganz anderes zeigen!

Gezwungen konnte niemand werden, das Gewehr zu nehmen.

Freiwillig verließen die jungen Leute die bestbezahlten Stellen, um für die Ehre des britischen Löwen zu kämpfen! Die Londoner City war plötzlich ganz verödet. Diese 200 000 Soldaten brauchten auch Offiziere. Nun,

daran ist ja in England kein Mangel. Wenn man auch jahrelang in England, in London leben kann, ohne unter Umständen einen einzigen zu sehen. Denn der englische Offizier trägt die Uniform nur im Dienst, nur vor der Front. Sonst ist er immer in Zivil. Und das gilt natürlich erst recht für die Reserveoffiziere. Und solche sind ja alle die Junker.

Und alle diese jungen Lords und Barone und Baronets gingen vor die Front.

Vorher aber, ehe sie sich einschifften, fand noch eine feierliche Zeremonie in der Kirche statt.

Dazu muß erst etwas bemerkt werden.

In England ist es fast allgemein Sitte, wenigstens in den besseren Bürgerkreisen bis hinauf zum höchsten Adel, daß die jungen Leute schon als Kinder verlobt werden. Sie werden von vornherein für einander bestimmt. Das ist ein besonderes Kastenwesen, ist aber auch gesetzlich streng geregelt. Der »Ehekontrakt« ist schon vom zwölften Jahre an bindend. Deshalb hört man so oft, daß die Engländerin schon mit dem zwölften Jahre heiraten kann, der Junge mit 14 Jahren. Das wird dann aber falsch verstanden. Es handelt sich nur um einen Kontrakt, der später erfüllt werden muß. Dann aber auch ganz gewiß! Man kennt doch das »breach of promise«, das Brechen des Eheversprechens. Wer das tut, der darf sich in England nur gleich als ruiniert betrachten. Das Eheversprechen braucht auch nur mündlich abgegeben zu sein. Deshalb erlebt auch der Deutsche in England so oft das Merkwürdige, daß ihm etwa auf der Straße ein zehnjähriger

Bengel in kurzen Höschen ein achtjähriges Mädchen als seine Braut vorstellt, und kommt er dann in die Familie, so merkt er, daß dieses Verhältnis völlig ernst genommen wird, und wenn der Fremde hierüber lächelt und hinterher spottet, so stellt er sich nur selbst ein geistiges Armutszeugnis aus.

So waren auch alle die Offiziere, die damals nach Afrika gingen, verlobt. Wenn sie nicht schon verheiratet waren.

Verlobt durch schriftlicher Ehekontrakt, den sie schon als Kinder unterschrieben hatten.

Nun wird diese Verlobung, eben weil das in England etwas so Heiliges ist, später auch öffentlich in der Kirche gefeiert.

Und alle diese Offiziere, zirka 600, davon die Hälfte adlig, Lords und Barone und Baronets, ließen sich damals, ehe sie an Bord gingen, an ein und demselben Tage und an ein und demselben Tage und an ein und derselben Stunde in verschiedenen Kirchen Londons öffentlich durch Priestersegen verloben, und nicht nur das, sondern mehr als hundert haben auch gleich die Trauung vollziehen lassen!

Und diese zirka 600 Bräute und junge Frauen haben damals in die Hand des Priesters das Gelübde abgelegt, daß sie unverheiratet oder aber Witwen bleiben würden, wenn der Verlobte oder Gatte nicht wieder in die Heimat zurückkehren werde!

Die Verlobung oder Trauung wurde vollzogen, nur in der Kirche, und dann ging der Offizier sofort an Bord, um sich nach Afrika einzuschiffen.

Man muß doch zugeben, daß dies etwas ganz Gewaltiges, Imposantes gewesen ist!

Und wieviele dieser jungen Lords und Barons und Baronets und sonstiger Offiziere haben die Heimat nicht wieder gesehen, sind auf den Schlachtfeldern Südafrikas geblieben! Oft in Massengräbern verschwunden, wenn ihre Knochen nicht von Hyänen und Geiern verschleppt wurden.

Und daher kommt es, daß es heute in England besonders in den aristokratischen und höchsten Kreisen so viele ledige Damen gibt, welche die 30 schon überschritten haben, und so viele Witwen, die nicht wieder heiraten – jungfräuliche Witwen!

Sie haben ihr Gelübde gehalten!

O, es war damals etwas Gewaltiges in England. Man muß dabei gewesen sein.

Nun aber noch etwas anderes, und das ist es, worauf es hierbei ankommt, woran Georg Stevenbrock dachte, als er dort oben auf der Säule stand und das Treiben der Weiber beobachtete.

Diese Zeremonie, mit der sich die englischen Offiziere verabschiedeten, war eine christliche gewesen, hatte sich doch in der Kirche abgespielt.

Aber vorher schon hatten diese Offiziere eine andere Zeremonie vollzogen, die nichts mit der christlichen Kirche zu tun hatte.

Hat man vielleicht schon gemerkt, daß, wenn einmal die Wogen der nationalen Begeisterung recht hoch schlagen, das Vaterland in größter Gefahr ist, dann das Volk gern zu seinen alten, heidnischen Göttern zurückkehrt?

Manchem Leser dürfte das vielleicht eine gewagte Behauptung dünken.

Aber es ist schon so.

Man muß nur darüber nachdenken. So ganz deutlich liegt es auch nicht auf der Hand.

Es ist etwas Verborgenes, Verstecktes dabei.

Das Volk selbst weiß es gar nicht.

Es ist nur eine dunkle Empfindung.

Zum lieben Gott wird hüben wie drüben in allen Kirchen um Sieg der »gerechten Sache« gebetet.

Eine dunkle Empfindung sagt jedem Menschen, daß dies ein fluchwürdiger Unfug ist.

Da kehrt das Volk lieber zu seinen alten, heidnischen Göttern zurück, die fleht es um Sieg an, um Segen der Waffen – ohne sich dessen richtig bewußt zu werden.

Die Germania, die Wacht am Rhein – es ist etwas Heidnisches dabei.

Denn mit dem Christentum hat es doch zweifellos nichts zu tun!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,  
Die Fahnen flattern hoch im Wind.

Was für ein Schwur denn?

Da wird nichts vom lieben Gott und vom Heiland gesagt.

Schon die ganze Fahngeschichte hat etwas Heidnisches an sich!

Der alten Barden Schlachtgesang . . .

Na, da kommt doch einmal das Heidnische aus alter, grauer Germanenzeit ganz, ganz deutlich zum Vorschein!

Und was ist der höchste Siegespreis? Womit schmückt man den heimkehrenden Krieger?

Mit dem Eichenkranze! Mit dem Laube der den Germanen heiligen Eiche! Dem Donner- und Schlachtengott Thor geweiht!



Und bevor nun jene 600 englischen Offiziere sich öffentlich verloben oder trauen ließen, da schickten sie dieser kirchlichen Zeremonie noch eine andere voraus, an der sich auch die schon verheirateten Offiziere beteiligten, die mit nach Afrika gingen.

Im 11. Jahrhundert kam Herzog Wilhelm von der Normandie, unehelicher Sohn des Herzogs Robert, genannt der Teufel, und der Kürschnerstochter Arlotta, mit seinen normannischen Heerscharen nach England herüber, besiegte die Angelsachsen und krönte sich zum Herrscher des ganzen Inselreiches.

Mit diesem englischen König Wilhelm I., genannt der Eroberer, beginnt die Geschichte des heutigen Englands.

Der richtige Name ist Großbritannien und Irland, aber wir sagen einfach England.

Es hatte schon vorher ein »Engelland« gegeben, und was für eins! – Alfred der Große! – Aber die Geschichte des heutigen Englands beginnt mit Wilhelm dem Eroberer.

Er hat alle die Gesetze geschaffen, die noch heute in England in vollster Kraft bestehen.

Dieser geniale Mann hat auch mit wunderbarem politischem Geschick das stark französische Element, das er mitbrachte, denn seine ursprünglich skandinavischen Normannen waren schon stark mit romanischem, mit französischem Blute vermischt, mit den germanischen oder keltischen Angelsachsen zu verschmelzen verstanden.

Diese beiden verschiedenen Rassen sind noch heute in England ganz deutlich zu unterscheiden, dem Aussehen nach – schwarzhaarig und schwarzäugig und zur Körperfülle neigend – und auf der anderen Seite die echten Angelsachsen, flachshaarig blauäugig und dürr wie die Windhunde, knochig und sehnig wie die Rennpferde.

Aber das ist nur dem Äußeren nach. Als Nation sind diese beiden Rassen vollständig verschmolzen.

Dieses Kunststück hat schon Wilhelm der Eroberer fertig gebracht. Denn man muß nur bedenken, was es hieß, diese stolzen, trotzig-angelsächsischen Thans, wie die kleinen Fürsten hießen, zum freiwilligen Gehorsam zu bringen!

Wilhelm der Eroberer liegt in der Westminsterabtei begraben. Dort wird auch an einer besonderen Stätte sein

Schwert aufbewahrt. An dieses Schwert knüpft sich eine Sage, sie kann aber im ersten Teile auch recht wohl auf Tatsache beruhen. Wilhelm soll sich vor seinem Eroberungszuge schon vorher inkognito als Spion in England aufgehalten haben, und da soll ihm einmal ein heidnischer Druidenpriester, dessen Vertrauen er sich erwarb, ein heiliges Schwert gezeigt haben, in einer heiligen Eiche versteckt, durch zahllose Menschenopfer geweiht, und wer dieses Schwert schwingt, der würde ganz England unter seine Gewalt bringen, der sei überhaupt unbesieglich, er brauche nur auf dieses Schwert zu schwören, entweder zu siegen oder zu sterben. Dann könne er allerdings in der Schlacht fallen, aber als Herrscher niemals besiegt werden. Und darauf kommt es dem Helden doch allein an.

Bisher sei kein angelsächsischer Than würdig gewesen, dieses Schwert zu führen. Diesem seinem Gaste aber schenkte der Druidenpriester es. Oder, ist eine andere Lesart dieser Sage, der gute Wilhelm hat dieses heilige Schwert einfach gestohlen.

Jedenfalls hat er es geführt, hat mit ihm England erobert.

Und nun, ehe jene 600 Offiziere nach Afrika gingen, noch vor jener kirchlichen Familienzeremonie, verschaffen sie sich dieses heilige, heidnische Schwert, heimlich, hatten um Mitternacht eine heimliche Zusammenkunft, zwischen Buckhursthill und Sharesbrock, in jenem Walde, in dem einst Robin Hood mit seiner grünen Bande

gehaust hat, versammelten sich mit Mummenschanz unter einer uralten Eiche, die hier steht, unter der ganz sicher einst die Druiden Menschen geopfert haben, hier unter dieser Eiche riefen die 600 christlichen Offiziere Thor und Odin und die anderen heidnischen Götter an und legten auf dieses Schwert den Eid ab, in Südafrika entweder zu siegen oder zu fallen!

So, nun wußten sie, daß der britische Löwe auch diesmal in Südafrika siegen würde. Nun konnten sie wieder Christen werden, am anderen Tage mit ihren Bräuten in die Kirche gehen. –

Diese Episode ist historisch wenn davon damals auch nichts in den Zeitungen gestanden hat – aus leicht begreiflichen Gründen – im frommen England.

Und die Herren Söhne der englischen Zeitungskönige waren ja selbst mit dabei.

Aber man weiß ganz bestimmt, daß diese heidnische Zeremonie mit Wilhelms Schwert schon mehrmals stattgefunden hat.

Jedes Mal, wenn England mit einem Kriege böß in der Klemme steckte.

Das letzte Mal, vor diesem, im Jahre 1858, als England durch den furchtbaren indischen Aufstand beinahe seine reichste Kolonie verloren hätte. Es handelte sich nur noch um eine einzige Schlacht, ging auch die noch verloren, dann hätte England kein Indien mehr gehabt. Dafür hätten schon Frankreich und Rußland gesorgt. Da kam

als letzter Retter General Havelock mit den letzten englischen Truppen und warf die Empörung nieder. Und damals hatten die nach Indien gehenden Offiziere ebenfalls bei Thor und Odin auf jenes heilige Schwert geschworen, entweder zu siegen oder zu fallen.

---

An alles dies dachte Georg, als er von seiner Säule herab die tanzenden und singenden Amazonen beobachtete. Er kannte dies alles.

Er wußte auch von dem versteckten heidnischen Hintergrund in der deutschen Volksseele, sobald in Zeiten der nationalen Schmach das patriotische Bewußtsein erwacht, erst sehrend sich streckt.

Die alte, gute, deutsche Sage vom Kaiser Barbarossa, der im Kyffhäuser schläft – wer ist so blind, um hierbei nicht den heidnischen Hintergrund zu erkennen?

Sind es nicht Raben, dem Schlachtengotte Wodan heilige Raben, die den Berg umschwärmen? Na also!

Und da wußte Georg auch ganz bestimmt, was hier vorlag, weshalb die gepanzerten Weiber dort unten herumhüpften, nach den Klängen einer Melodie, die der herausgeputzte Hanswurst mit der Teufelsmaske auf einem menschlichen Schenkelknochen piff.

Und als ob ihm sofort die Bestätigung der Richtigkeit seines Gedankens werden sollte, so unterschied er unter den sonst ihm fremden Lauten ein einziges Wort, das er ganz deutlich verstand.

»Oooooobiiii.«

So wurde langgedehnt gesungen.

Jawohl, nun war ihm vollends alles klar.

Er hatte vorhin 117 Weiber gezählt, und mehr wurden es auch nicht.

Wo waren die anderen von den 204 Weibern, die sie ursprünglich gewesen? Nun, mindestens zehn hatte allein Georg ins Jenseits befördert, neulich bei dem Scharmützel, dafür konnte er garantieren.

Und seine Jungens würden doch auch etlichen freie Passage gewährt haben.

Und unterdessen waren zwei oder drei Tage vergangen, sollten da nicht noch andere Gefechte stattgefunden haben?

Kurz, es war nur noch die Hälfte der Amazonen vorhanden. Und für diese sah es jedenfalls ebenfalls sehr traurig aus. Der gehoffte Sieg blieb aus.

»Hört, Ihr mohammedanischen Inderinnen, ich will Euch doch noch zum Siege verhelfen. Wenn Ihr Eurem dummen Propheten abschwört, Allah verleugnet und an meinen Obi glaubt. Hähähähähä.«

Georg glaubte es geradezu zu hören, diese Worte, die Kapitän Satan zu den Weibern gesprochen hatte, mit dem nachfolgenden Meckern.

Und diese Amazonen waren dazu bereit gewesen. Sie hätten noch etwas ganz anderes getan, um sich dieser fremden Männer zu bemächtigen oder sie zu töten, um sie zu besiegen. Sie hatten dem Allah und seinem Propheten abgeschworen, waren Obi-Anbeter geworden.

»Ich lasse mich doch gleich hängen, wenn es nicht so ist!« sagte sich Georg. »Und jetzt wird dem Obi ein Menschenopfer dargebracht. Und dieser Mensch bin ich. Das ist sehr traurig, aber . . . heiliger Gott, was ist das?!«

Ein rauchiger Geruch war ihm in die Nase gestiegen.

Er sah direkt zu seinen Füßen nieder, und da sah er, daß die Plattform, auf der er stand, siebartig durchlöchert war. Und jetzt begann aus diesen kleinen Löchern Rauch zu strömen.

Und da merkte er auch schon, daß diese Steinplatte sich zu erwärmen begann. Merkte es um so deutlicher, weil seine Füße unbekleidet waren.

Er hatte schon vorhin einmal daran gedacht, daß diese Säule doch eine Ähnlichkeit mit einem Fabrikschornstein habe, auf dem er stände.

Und jetzt ging ihm die Gewißheit auf, daß es ein Ofen war, auf dem er gefesselt stand, und dieser Ofen wurde geheizt.

Das Opfer Obis wurde lebendig verbrannt – nein, noch viel entsetzlicher, wurde lebendig langsam geröstet!

Und da, während seine nackten Fußsohlen fühlten, wie sich die Steinplatte immer mehr erwärmte, rieselte über seinen Körper das kalte Entsetzen.

Es wäre ja auch kein Mensch gewesen, wäre er von diesem furchtbaren Entsetzen nicht befallen worden.

Winseln und die bösen Menschen um Gnade anwimmern – das ist wieder etwas ganz anderes.

»Heiliger Vater im Himmel, erbarme Dich meiner!«

So betete Georg.

Ja, wenn die große Not kommt, die persönliche Not, wenns ans Leben geht, dann werden keine heidnischen Götter angerufen. Und gerade diejenigen Christen, die sonst am allerwenigsten an den lieben Gott denken, die wollen dann plötzlich mit dem lieben Gott anbändeln. Wer einmal eine Katastrophe mitgemacht hat, etwa den Untergang eines Passagierdampfers, der kann etwas davon erzählen. Geradezu possierlich ist es, wie da plötzlich alle die aufgeklärten Realisten und Materialisten und Nietzsche-Verehrer auf den Knien liegen und zum lieben Gott pater peccavi sagen. Vater, ich habe gesündigt. Ach, Du lieber, guter Gott im Himmel, laß mich nur diesmal noch gnädig durchschlüpfen dann will ich auch ein braves, artiges, frommes Kindchen werden, will jeden Sonntag in die Kirche gehen, zweimal, dreimal . . .

Der Schreiber dieses hats erlebt!

Zu diesen jämmerlichen Wichten gehörte Georg Stevenbrock nicht. Bei ihm wars keine Heuchelei, keine erbärmliche Feigheit.

Wenn er ab und zu dammichte, so war das wieder etwas ganz anderes!

»Heiliger Vater im Himmel, erbarme Dich meiner!«

»Ooobiiii!« sangen und heulten dort unten die im Kreise tanzenden Weiber.

Der Teufelspriester stellte sein Pfeifen ein, schlüpfte unter den zusammengefaßten Händen zweier Tanzenden hindurch, ging in den Hintergrund des Saales, verschwand dort durch eine Tür.

Georg hatte es gar nicht beachtet.

Die singenden und tanzenden Weiber hatten auch keine Begleitung mehr nötig. Immer mehr wurden sie wie von einer Raserei ergriffen. Immer gellender wurde ihr Gesang, ihr Heulen, immer heftiger wurden ihre Tanzbewegungen. Sie kamen eben in Ekstase. Brauchten dazu kein Mittel eingenommen zu haben, es brauchte kein betäubender Rauch den Saal zu erfüllen. Dieser Massentanz mit dem monotonen Liede, taktmäßig gesungen, genügte schon, um eine Art von ekstatischer Raserei hervorzu- bringen. Das kennt man doch.

Und dort oben wurde die Steinplatte immer wärmer und immer heißer!

Schon mußte der Gefesselte ab und zu einen der nackten Füße heben, oder wenn er es nicht schon unbedingt mußte, so empfand er es doch schon als eine Wohltat, wenn er nur auf einem Fuße stand, den anderen unter- dessen der kühleren Luft preisgab.

Er neigte sich vor, so weit es seine Fesseln erlaubten, noch tiefer neigte er sein Haupt, und auf die Steinplatte tropften zwei große Tränen, um schnell zu verdunsten.

Und dann richtete er sich wieder auf, hob auch das Ge- sicht, um nach der nackten Steindecke zu blicken, denn er wollte beten, und das kann man nicht stehend, mit zur Erde gerichtetem Gesicht.

»Gnädiger Gott im Himmel, ich flehe Dich an, habe Erbarmen mit mir. Laß mich eines anderen Todes ster- ben. Gib mir einen ehrlichen Seemannstod, oder wie Du sonst bestimmst. Nur laß mich nicht hier als Opfer ei- nes heidnischen Götzen lebendig rösten. Beweise, daß

Du der einzige Gott bist, der allein die Macht hat, mache diesem frevelhaften Götzendienst ein Ende und ich glaube daran, daß Du es tust – ich weiß bestimmt, daß Du es tun wirst. Herr, Du Gott aller Welten, schicke mir einen Deiner Engel . . . «

Und da ward sein Gebet schon erhört!

Da erschien ihm schon der gewünschte Engel!

Aber nicht als geflügelter Engel frei in der Luft schwebend.

Um den ganzen Saal zog sich eine steinerne Galerie herum. Mit einer Brüstung versehen. In einer Höhe von etwa 12 Metern. Also die Säule in der Mitte war noch höher, so konnte Georg gerade noch über diese Brüstung weg blicken. Eine Treppe zu dieser Galerie führte nirgends hinauf. Aber eine Tür war oben vorhanden, Georg brauchte nur etwas schräg zu blicken. Ob diese Tür schon immer offen gestanden hatte, wußte er nicht.

Jedenfalls stand jetzt in dieser Tür der von ihm erbetene Engel.

Ein Engel, der ein gelbes Lederkostüm trug, nach seinen weißen Locken schon ein sehr alter Engel, aber sonst noch mit ganz jugendfrischen Gesichtszügen.

Und dieser lederne Engel, der sich Merlin nannte, hob die Hand und winkte ihm freundlich, dann legte er den Finger auf seine Lippen, klopfte darauf, winkte nochmals freundlich, und dann war der Engel wieder verschwunden.

Es hatte genügt.

»Gnädiger Vater im Himmel, ich danke Dir! Dir allein will ich die Ehre geben, jetzt und immerdar!«

So betete Georg mit überströmendem Herzen und überströmenden Augen.

»Oooooobiiii!« heulten unten die gepanzerten Weiber beim rasenden Tanz.

Und dabei blieb es.

Wohl noch eine halbe Stunde verstrich, und es wollte sich nichts ändern.

Und daß sich nichts änderte, das war eben das Gute dabei. Nämlich daß Georg nicht nötig hatte, seine Füße noch öfters zu heben. Kälter wurde die Steinplatte allerdings nicht, aber sicher auch nicht heißer. Und jetzt begann den Löchern, die zuletzt nur noch heißen Atem ausgehaucht hatten, wieder ein stickiger Qualm zu entströmen.

Offenbar wurde das unterirdische Feuer erstickt.

»Oooobiiii!«

Da tauchte in jener Galerietür eine andere Gestalt auf. Sie hatte nur ein einziges Bein, auf diesem kam sie hereingehüpft.

Etwas gebückt, obgleich der Ankömmling das gar nicht nötig hatte, denn von unten konnte er wegen der Brüstung unmöglich gesehen werden.

Er trug etwas unter dem Arm, oder unter beiden Armen – legte es hin. Was es gewesen war, hatte Georg nicht unterscheiden können.

Gruh war wieder hinausgehüpft, kam wieder herein, wieder etwas unter den Armen, legte es hin, hüpfte wieder hinaus. Und so tat er noch mehrmals.

Und dann kam wieder eine andere Gestalt durch die Tür. Es war nur ein schattenhafter Anblick gewesen, sie war gleich wieder hinter der Brüstung verschwunden.

Und dann stand diese dritte Gestalt plötzlich auf der steinernen Brüstung.

Es war ein kleiner Mann, ein sehr, sehr kleiner Mann, aber mit einem langen, langen Barte. Ein ganz echter Wichtelmann, ein Gnom.

»Halt!« rief eine sehr tiefe Stimme. Nicht eben auffallend für diesen äußerst breitschultrigen Zwerg mit dem langen Vollbarte.

Unten die rasenden Tänzerinnen erstarrten und verstummten plötzlich, blickten empor.

Und der Zwerg, auf der Brüstung stehend, machte eine höfliche Verbeugung und nahm das Wort.

»Meine hochverehrten Damen! Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorstellen zu dürfen: mein Name ist Wenzel-Attila. Ich bin professioneller Rechenkünstler. Ich erlaube mir, Ihnen eine kleine Probe von meiner Rechenkunst zu geben. Sie sind, wie ich zufällig weiß, genau 117 Damen.  $117 \text{ dividiert durch } 6 \text{ ist } 19, \text{ Rest } 3$ . Dazu werde ich die Probe aufs Exempel machen. Ich habe hier genau abgezählte 117 Stäbchen, sogenannte Rechenstäbchen. Diese werde ich in sechs Serien verteilen jede Serie zu 19 Stück, jede Dame erhält ein Rechenstäbchen, und wenn

dann drei übrig bleiben, so muß das Exempel doch stimmen. Weshalb ich gerade sechs Serien nehme? Nun, meine Damen, Sie hatten doch die Güte meiner Frau, der Missis Rosamunde Wenzel-Attila, sechs Peitschenhiebe auf den nackten Rücken zu verabreichen! Für jeden Peitschenhieb eine Serie von neunzehn Stück! Und die letzten drei Pfeile sind für das Leben meines kleinen Hundes ... los! Eins ...«

Und beiden letzten Worten hatte der Zwerg hinter sich gegriffen, hatte plötzlich einen großen Bogen in der Hand, legte einen Pfeil darauf, der ihm ebenfalls gereicht wurde.

»Eins ...«

Klatsch! ging es.

Die Weiber dort unten hatten regungslos gestanden, hatten ruhig zugehört, eben weil sie gar nicht wußten, was ihnen der kleine gepanzerte Mann dort oben erzählte, sich überhaupt schon über seinen Anblick wundernd, sich immer fragend, wie der denn da hinauf komme.

Da war der Pfeil geschwirrt gekommen.

Klatsch!

Er hatte eine gepanzerte Brust getroffen, nicht ganz genau in der Mitte, etwas mehr nach links.

In der Totenstille war dieses Aufschlagen der metallenen Spitze auf dem Bronzepanzer mit erschreckender Deutlichkeit zu hören gewesen.

Aber der Pfeil war von dem Schuppenpanzer nicht etwa abgesprungen, sondern er hatte ihn durchschlagen.

Und nicht nur den Brustteil, sondern die Spitze kam auch durch die Rückenseite wieder heraus.

Die durch das Herz geschossene Amazone warf die Arme hoch und stürzte lautlos zu Boden.

Da freilich wußten die anderen Weiber, was es geschlagen hatte, was der kleine Mann dort oben eigentlich wollte, und da blieben sie nicht mehr ruhig stehen.

Eine wilde Jagd nach dorthin, wo vorhin der Teufelszauberer verschwunden war, den Saal verlassen hatte. Ein furchtbares Drängen nach diesem einen Punkte.

»Zwei . . . « erklang es dort oben.

Klatsch!

Das zweite »Rechenstäbchen« war einer anderen Amazone durchs Herz gegangen, diesmal aber von hinten, durch den Rücken.

Das furchtbare Drängen nach ein und demselben Punkte war vergeblich gewesen, jetzt sahen es die Amazonen ein. Jene Tür war verschlossen, war gar nicht mehr vorhanden! Und einen anderen Ausgang aus diesem Saale gab es nicht!

»Drei . . . «

Klatsch!

Diesmal hatte sich der Pfeil einen Weg nach dem Herzen von der Seite her gesucht.

Wir wollen nicht jeden einzelnen Pfeil beschreiben.

Mit fürchterlicher Ruhe zählte der Zwerg sie her, wie er sie absendete.

Und unten rannten die Weiber herum.

Wie sollten sie sich vor den Todesboten schützen?

Es gab keinen Schutz, kein Versteck.

Höchstens hinter die Säule konnten sie sich stellen. Aber alle gingen sie nicht dahinter, noch nicht, da waren ihrer noch zu viele.

Zweimal war der Versuch gemacht worden, sich auf die Wendeltreppe der Säule zu stellen.

Beide Amazonen waren schleunigst wieder herabgesprungen, unter gellenden Schmerzensschreien.

Weshalb?

Nun, das war eben ein Ofen, der geheizt wurde, und er erhitzte sich von unten nach oben, war dort unten schon glühend heiß, wie ein gut angeheizter Kanonenofen, man konnte sich der Säule schon gar nicht mehr nähern, das war ganz deutlich erkennbar.

Das einfachste war da natürlich, daß sie sich hinwarfen, sich schon tot stellten.

Aber der fürchterliche Hunnenzweig ließ sich nicht täuschen. Ganz abgesehen davon, daß er ja noch nicht den zehnten Teil Pfeile abgesendet hatte, wie dort Weiber am Boden lagen.

Er ließ sich nicht irre machen.

»Sieben! Sie sind wohl müde, meine Damen, daß Sie sich hinlegen? Oder Sie denken wohl, ich soll glauben, Sie hätten das Rechenstäbchen schon bekommen? Nein, meine Damen, da irren Sie sich, so einen Irrtum gibt es bei mir nicht, bei mir herrscht Ordnung, ich weiß ganz genau, wer sein Rechenstäbchen schon bekommen hat und wer noch nicht. Zum Beispiel Sie da, Madam, Sie dort hinten in der linken Ecke, passen Sie auf, ich stecke

das Ihnen gehörende Rechenstäbchen unter Ihren rechten Arm, in die Achselhöhle hinein ... acht!«

Und die bezeichnete Amazone hatte den Pfeil in die Achselhöhle bekommen, wälzte sich herum, krümmte sich wimmernd und streckte sich.

Da zogen die anderen vor, wieder aufzuspringen und ihr Heil in schnellem Hin- und Herrennen zu suchen.

Es nützte ihnen nichts.

Mit gelassener Ruhe zählte der Zwerg die Pfeile weiter, die ihm sein einbeiniger Begleiter einzeln reichte.

»Neunzehn! Die erste Serie ist voll! Die war also für den ersten Peitschenschlag. Jetzt kommt die zweite Serie für den zweiten Peitschenschlag. Eins ... «

Klatsch!

Und so ging es weiter.

Und der Zwerg nahm sich Zeit.

Zwei Stunden gebrauchte er dazu, um die sechs Serien vollzumachen.

Jetzt hätten sich die letzten Überlebenden doch verstecken können müssen, ihn sonstwie täuschen.

Nein, es gelang keiner. Vergebens suchten sie sich mit Leichen zu decken. Der Zwerg ließ sich nicht täuschen, er wußte durch irgend ein Mittel immer ganz genau, ob eine Daliegende schon ihr »Rechenstäbchen« bekommen hatte oder nicht, und wie sie sich auch deckten, sein Pfeil wußte immer eine Blöße zu finden, immer in der Brust oder doch am Oberkörper, und wenn solch ein Pfeil durch den Magen oder durch die Eingeweide ging, dann war die

Getroffene natürlich ebenfalls dem Tode verfallen, mußte sich nur noch länger in ihren Schmerzen krümmen.

Nur die allerletzten schienen Chance zu haben, ihr Leben noch zu retten, sich vor den Pfeilen zu schützen.

Diese wenigen konnten sich doch immer hinter der Säule halten, wie sie denn auch taten.

Jawohl!

Erstens blieb der Zwerg jetzt nicht mehr stehen, sondern veränderte auf der Brüstung manchmal seine Stellung, schon deshalb, weil Gruh die Pfeile portionsweise auf der ganzen Galerie verteilt hatte.

Nun, die letzten Amazonen achteten einfach darauf, daß die Säule zwischen ihnen und dem Todesengel blieb.

Aber dieser hatte es doch so leicht!

Er sprang einfach einmal herab von der Brüstung, verschwand dahinter, brauchte sich gar nicht erst zu bücken – und plötzlich stand er an einer ganz anderen Stelle wieder oben und sandte seinen unfehlbaren Pfeil ab, den Amazonen in den Rücken.

»Neunzehn! Die sechste Serie ist voll! Sind noch drei Pfeile vorhanden, Gruh? Ja? Also stimmt mein Rechenexempel. Dieser Rest von drei Pfeilen ist dem Andenken meines braven Hündchens geweiht, das Ihr in zwei Hälften halbiert habt! Eins ...«

Klatsch! Und der zweite Pfeil warf die vorletzte Amazone nieder.

Stehen tat aber überhaupt keine mehr.

»Also das ist der letzte Pfeil, Gruh? Stimmt. Nun, wollen wir sehen, wo die letzte ist, der dieses letzte Rechenstäbchen gehört. Die ist so bescheiden, daß sie sich nicht freiwillig meldet. Aber da liegt sie ja. Hat sich ein bißchen ausgestreckt. Sie da, Madam, Sie da links von mir an der Säule, mit dem goldenen Helm, auf dem ein Raubvogel sitzt, der eine ganze Masse Augen hat – seien Sie doch so freundlich und drehen sich ein bißchen herum, sonst könnte ich Ihnen das Stäbchen nur in die Leber stecken ...«

Da schnellte die bezeichnete Amazone empor, drehte sich ihm zu, breitete die Arme aus, um so den Todesboten durchs Herz zu erwarten.

»Danke sehr, – sehr freundlich. Drei!«

Klatsch! – Die letzte stürzte zu Boden.

Ruhe herrschte in dem von einer fürchterlichen Atmosphäre erfüllten Saale.

Es war erstickend heiß, und überall dampfte das Blut.

Nur hin und wieder noch ein leises Stöhnen, noch ein Todesröcheln.

Nur hier und da noch ein letztes krampfhaftes Zucken, ein Strecken im letzten Todeskampfe.

Nirgends mehr ein Krümmen und Winden.

Und jetzt streckte der auf der Brüstung stehende Zwerg den Arm aus, blickte halb empor, dabei aber seine Opfer nicht aus den Augen lassend, und feierlich erscholl seine tiefe Stimme:

»Großer Hunnenkönig, der Du jetzt herrschest in der himmlischen Wagenburg! Sieh hier das Werk Deines Enkels, des letzten Hunnen, der Deinen Namen führt! So hat er sich zu rächen gewußt! So hat er die Ehre seiner Gattin wieder hergestellt und damit auch seine eigene! Frau Rosamunde darf mit ihrem Gatten wieder an einem Tische sitzen!«

Sprach es, sprang herab von der Brüstung und verschwand durch die Galerietür.

Wieder herrschte Stille.

Diesmal war es wirkliche Todesstille.

Und doch – da erscholl neues Ächzen und Stöhnen.

Aber es erklang nicht hier unten, hier schlief schon alles still.

Dort oben auf der Plattform erklang dieses Ächzen und Stöhnen.

Schwer hing der Mann dort oben vorn über, nur die Banden, die ihn an den Pfahl fesselten, hielten ihn noch aufrecht.

Da öffnete sich dort unten wieder die verschlossene Tür.

Ein Mann trat in den Saal in gelbes Leder gehüllt – Merlin.

Er schritt nach der Säule, über die Leichen steigend.

Er erstieg die steinernen Stufen.

Er hatte es nicht vermeiden können, daß seine Füße mit Blut besudelt worden waren, und bei jedem Schritte auf den Stufen zischte und qualmte es.

So glühend heiß waren diese Steinstufen

Aber diesem rätselhaften Manne konnte die Feuersglut nichts anhaben, auch seine ledernen Schuhe verbrannten nicht, nur das fremde daran haftende Blut verzischte.

Er hatte die Plattform erreicht, er hob die Hand, strich dem Stöhnenden über die Augen, und das Stöhnen verstummte.

Dann band er den Gefesselten ab, hob den starken, schweren Mann auf seine Arme, als wäre es eine Stroh-puppe, so trug er ihn die Treppe hinab, nur sorgsam darauf achtend, daß der Getragene nicht mit der Wand der Säule in Berührung kam.

Und so verließ er mit seiner Bürde den Saal.

## 111. KAPITEL. ABWECHSLUNG MACHT VERGNÜGEN!

»Na, Sie kranker Starmatz, haben Sie endlich ausgeschlafen?«

Mit diesen Worten wurde Georg von Klothilde begrüßt, als er die Augen wieder aufschlug.

Er lag in seiner Koje, daneben saß Klothilde, den linken Fuß auf den Waschtisch gelegt und rauchte eine lange, schwarze Zigarre.

»Wo bin ich?« flüsterte der Erwachte.

»Na, nun stellen Sie sich mal nicht so dumm, als ob Sie das nicht wüßten.«

»An Bord unseres Schiffes, in meiner Kabine.«

»Die Wahrheit erkannt, o scharfsinniger und vom Lichte der Weisheit erfüllter Prophet!«

Georg schloß wieder die Augen und stöhnte

»Wenn Sie fertig sind mit Stöhnen, dann sagen Sies.«

»Klothilde, o Klothilde, wenn Sie wüßten, was ich erlebt habe ...«

»Wir wissen alles. Wenn wir auch nicht dabei gewesen sind. Aber den Erfolg haben wir noch gesehen. Na, wir haben ja nicht schlecht schaufeln müssen, um diese Weiber unter die Erde zu bringen.«

»Sind denn alle tot?«

»Alle, alle, alle. Auch unsere vier Gefangenen.«

»Auch die?!«

»Haben die Zunge verschluckt.«

Noch einmal stöhnte Georg.

»Was stöhnen Sie denn schon wieder? Geniert Sie denn das, wenn andere Menschen Ihre eigene Zunge aufessen? Aber recht so, stöhnen Sie sich nur aus. Ja, mein lieber Waffenmeister, das hilft nun alles nichts, nun müssen Sie erst einmal alles erfahren. Ich habe meine Instruktionen bekommen. Erst einmal alles herunter von der Leber – dann aber ist auch vorbei! Also der Franz ist tot, hat damals in dem Scharmützel einen Pfeilschuß ins Auge bekommen. Und der Paul hat nur noch die linke Hand. Von der anderen verlor er den Panzerhandschuh und da ließ sich der dämliche Kerl die auch gleich abschlagen. Na, es hat für ihn nicht viel zu bedeuten. Paul war so wie so schon immer linkshändig. Und sonst ist nix weiter passiert.«

Georg drehte sich etwas um und vergrub sein Gesicht im Kopfkissen.

»Hören Sie, Waffenmeister, durch diese Taktik des Vogels Strauß wird weder Franz wieder lebendig, noch bekommt Paul seine rechte Hand wieder,« sagte die unbarmherzige Klothilde.

Und Georg drehte sich denn auch richtig gleich wieder um.

»Hat Franz noch lange gelitten?«

»Nee. Der Pfeil ging ihm durch das Augenloch des Helms direkt ins Gehirn, der war sofort tip-top-tot.«

»Tip-top-tot?«

»Yes. Sie wissen wohl nicht, was das ist? Dann, geehrter Herr Waffenmeister, sind Sie noch sehr rückständig, oder Ihre allgemeine Bildung hat durch den zwanzigstündigen Murmeltierschlaf etwas gelitten. Was das ist, tip-top-tot? Wenn sich jemand vom Leben zum Tode befördern will, und er hängt sich an einem Brückengeländer auf, überm Wasser, vorher noch nimmt er eine gute Dosis Arsenik ein, und dann, wenn er hängt, schneidet er sich die Pulsadern auf, und dann schießt er sich in jede Schläfe eine Revolverkugel, und dann hat er schon vorher auch noch eine glimmende Lunte angelegt, so daß der Strick nach einiger Zeit durchbrennt, so daß er also ins Wasser stürzt – wenn man dann den Kerl aus dem Wasser zieht, dann ist er tip-top-tot. Da ist jeder Scheintod ausgeschlossen, da sind alle Wiederbelebungsversuche vergeblich. Der ist einfach tip-top-tot.«

Aber Georg hatte kein Lächeln übrig.

»Klothilde, Klothilde – wie können Sie jetzt nur solche schreckliche Witze reißen!«

»Das will ich Ihnen sagen, weshalb ich das tue, Sie wißbegieriger Jüngling. Sie haben einen Wurm am Herzen sitzen. Es ist ein ganz trauriges Vieh. Dieser Wurm muß totgekitzelt werden. So hat jener Merlin gesagt, als er Sie angeschleppt brachte. So hat er zu Doktor Isidor gesagt. So behauptet der wenigstens. Und diesen traurigen Wurm an Ihrem Herzen totzukitzeln, diesen Auftrag hat die Klothilde Gracco aus Genua bekommen. Deshalb sitzt die hier und hat so lange gewartet, bis Sie aufgewacht sind.«

»Sie sollen mich zum Lachen bringen?«

»Ahem, Sie habens erfaßt. Die Krisis haben Sie bereits überstanden. Vergebens habe ich vorhin in Ihren semmelblonden Locken nach einem weißen Haare gesucht. Eine Laus habe ich drin gefunden – oder 's war wohl eine Ameise – aber kein einziges weißes oder auch nur gräuliches Haar. Und nun müssen Sie noch einmal herzhaft lachen, so daß Ihr ganzer hochgeschätzter Bauch wackelt und Ihr Zwerchfell einen kleinen Riß bekommt. Dann sind Sie wieder kerngesund. So hat der Merlin gesagt, so berichtet Doktor Isidor, und ich will verdammt sein, wenn ich nicht glaube.«

»Klothilde, Klothilde – was ich erlebt habe – ich werde das Lachen und jedes Lächeln für immer verlernt haben.«

Klothilde schnippste die Asche von ihrer Zigarre ab, nahm den Fuß vom Waschtisch und beugte sich vor, blickte den in der offenen Kojen Liegenden ernst an, tief-ernst.

Doch so tiefernt war sie überhaupt immer, und wenn sie auch die schrecklichsten Kalauer riß. Nur daß sie jetzt einmal nicht ihre gewöhnlichen Grimassen schnitt.

»Hören Sie, Waffenmeister, ich will Ihnen mal ein Geschichtchen erzählen. Selber erlebt. Etwas für Ihren Wurm, um den totzukitzeln, ist freilich nicht, im Gegenteil, der wird dadurch nur noch lebendiger. Aber schadet nichts, das Totkitzeln kommt erst später dran.

Sie wissen doch, was für ein klassisch gebildetes Frauenzimmer ich bin. Ich kann sogar lesen. Und so Sorge ich immer für meine Weiterbildung. Und wenn ich einmal ein Buch haben will, dann kanns meinetwegen drei Groschen kosten, dann kaufe ichs mir.

Also da sehe ich einmal, wie ich mit meinem Schiffe in Hamburg liege, bei so einem fliegenden Buchhändler, der die ganze Weltliteratur mit der Schubkarre herumführt, einen kleinen Schmöker liegen. Die göttliche Komödie von Dante Alighieri. Sie kennen se. Ich ooch. Hatte sie im Urtext gelesen, im Italienischen. Das hier war eine deutsche Übersetzung. War doch gespannt, wie man das im Deutschen wiedergeben konnte.

Kostet? Fuffzn Reichsfenge. Ich berappe. Mehr als fünfzehn Pfennige war der Schmöker auch nicht wert. Erstens wars überhaupt nur der mittlere Teil, das Inferno – die Hölle – und zweitens hatte der alte Dante im Senf gelegen. Das ganze Buch ein einziger Senffleck. Wenns nicht etwas anderes gewesen war.

Also ich lese die deutsche Übersetzung von Dantes Hölle. Schön, sehr schön. Das heißt als Übersetzung.

Denn sonst – – Sie wissen doch, wie die armen Luder da unten geschunden werden.

Und wie ich nun zur letzten Seite gekommen bin, diese herumbblättere, die allerletzte Seite sehe, die noch einmal extra recht tüchtig mit Senf beschmiert worden ist, da sehe ich eine Handschrift, ganz fein säuberlich mit Tinte geschrieben, und was ich da gelesen habe, die Zeilen eines namenlos gebliebenen Dichters, das steht mir noch heute ganz deutlich vor den Augen.

An den göttlichen Dante, nachdem ich seine Hölle gelesen habe:

»Um das Lächeln zu verlernen,  
Brauchts nicht dort hinabzusteigen.  
Allen Schmerz, den Du gesungen,  
Alle Pein und Qual und Wunden  
Hab ich schon auf dieser Erde,  
Hab ich in Florenz gefunden.«

Klothilde machte eine Pause, ohne ihre Stellung zu verändern, dem in der Kojen Liegenden immer tief in die Augen blickend.

»Sehen Sie, Waffenmeister,« fuhr sie dann fort. »Daran dachte ich als Sie vorhin sagten, Sie glaubten, das Lächeln für immer verlernt zu haben. Da mußten mir jene Zeilen natürlich sofort einfallen. Und was dieses Verslein auf mich damals für einen furchtbaren Eindruck gemacht hat, das kann ich gar nicht sagen. Das lag bei mir nämlich noch viel tiefer.

Nämlich auch ich war schon einmal in Florenz gewesen. Hatte mich einmal bezechet wie eine Strandkanone, mit dem höllischen Absinth, war bewußtlos von der Straße aufgehoben worden. Wie ich wieder zu mir kam, lag ich im Asyl für Säuferinnen, Absinth-Säuferinnen.

Florenz war nämlich damals – zum Teil auch heute noch – durch und durch von Absinth verseucht. In keiner Stadt Italiens wird so viel Absinth getrunken als in Florenz. Und der Mann, der diesen Höllenstoff fabriziert, der namenloses Unglück in die Welt setzt, der ist in Italien dasselbe, was in Deutschland ein Kommerzienrat ist. Ist es durch seine »Verdienste« geworden.

Jener Dichter hatte nur von Florenz gesprochen, um eine der schönsten Städte der Erde zu nennen, wo man schon unter lebenden Menschen all das Elend, all die Pein und Herzenswunden finden kann, die Dante in seiner Hölle geschildert hat.

Ich aber habe dies als tatsächlich in Florenz gefunden!  
In dem Asyl für Absinth-Trinkerinnen.

Drei Tage hielt man mich dort eingesperrt.

Waffenmeister, Waffenmeister – was ich da zu hören bekommen habe!

Was mir da diese armen Frauen und Mädchen erzählt haben, als sie mir einen Blick in ihr Herz gewährten!

Meistenteils ganz gute, brave Weiber – aber der Absinth, ach, dieser höllische Absinth – aus der Familie gerissen – getrennt vom Gatten und von den Kindern – verstoßen und verachtet vom Vater und von Mutter – von den eigenen Kindern angespien ...

Waffenmeister, Waffenmeister – ich muß es wiederholen, ich kann nicht anders!«

»Um das Lächeln zu verlernen,  
Brauchs nicht dort hinabzusteigen.  
Allen Schmerz den Du gefangen,  
Alle Pein und Qual und Wunden  
gab ich schon auf dieser Erde,  
Hab ich in Florenz gefunden!

Die Sprecherin schwieg.

Noch immer saß sie vorgebeugt da, dem Kranken tief und ernst in die Augen blickend, und ebenso blickte Georg.

»Klothilde,« sagte er dann, »was Sie doch für schöne Augen haben – wunder-wunderschöne Augen!«

Klothilde schnitt eine fürchterliche Grimasse, streckte die Hand aus und krabbelte Georg mit dem Zeigefinger unterm Kinn.

»Ei, Sie kleiner Schäker, Sie wollen mir wohl die Cour schneiden?! Nee, Waffenmeister, is nich – is nich mehr – Klothilde hat abgesattelt.«

Sie lehnte sich wieder zurück, legte gleich alle beide Füße auf den Waschtisch und paffte mächtig.

»Es war nicht umsonst,« fuhr sie dann fort, »was ich Ihnen da erzählt habe. Es gibt ein Leid auf der Erde, das über jede Vorstellung geht. Die Abschießerei der 117 Amazonen durch unseren Hunnenzwerger ist dagegen die reine Kinderspielerei gewesen. Nicht viel anderes

als wenn man mit einer persischen Insektenpulvergummiflinte in ein Wanzennest spritzt. Denn das waren ja überhaupt gar keine Menschen mehr, nicht einmal mehr mütterlich fühlende Wölfinnen. Wir haben nämlich überhaupt nichts mehr Lebendiges in jenen Felsenräumen gefunden. Zur Ehre Obis, um sich den Sieg über uns zu sichern, haben sie auch alle die Kinder geopfert, geschlachtet oder gar lebendig verbrannt, ihre eigenen Kinder, deren Väter jene Indianer und die englischen Matrosen waren. Was sagen Sie dazu?«

Diese Mitteilung machte trotz aller Fürchterlichkeit auf Georg nicht mehr solch einen Eindruck wie vorhin, da er den Tod des Matrosen erfahren hatte.

»Wie ist Attila eigentlich da hineingekommen?«

Klothilde berichtete, so weit sie selbst etwas davon wußte.

In dem vor nunmehr drei Tagen stattgefundenen Kampfe am Ufer um die Galeere waren nicht weniger als 87 Amazonen auf dem Platze geblieben. Überhaupt alle, welche zu dieser Galeere gehört hatten. Auf Georgs Rechnung allein waren elf gekommen, und hätten alle 85 Argonauten so gearbeitet wie ihr Waffenmeister, so hätte es ja 385 Tote geben müssen. Geschont war natürlich nichts worden, es gab keinen Pardon, was noch lebte, wurde nachträglich mit dem Gummiknüppel totgeschlagen, ohne daß der Betreffenden erst das Helmvisier gelüftet wurde, und so waren sie dann auch begraben worden.

Als die Amazonen auf den anderen Galeeren diesen furchtbaren Erfolg ihrer Feinde sahen, mochte sie kaltes

Grausen überlaufen. Oder sie sahen eben die Zwecklosigkeit eines weiteren Kampfes zu Lande ein. Keine Galeere landete mehr. Sie alle zogen sich sogar sehr schnell zurück, als sie sahen, daß die Argonauten die erbeutete Galeere dazu benutzen wollten, um jetzt auch zu Wasser gegen sie vorzugehen.

Denn was es mit der geheimnisvollen Triebkraft der Galeeren für eine Bewandnis hatte, das hatte man nun bald heraus. Wenn auch immer noch ein großes Rätsel dabei bestehen blieb.

Der Kielraum dieser metallenen Ruderboote bildete doch überhaupt ein geschlossenes Bassin. Der von dieser genommenen Galeere zeigte sich halb mit Wasser gefüllt. Weiter fand man in einem besonderen Kasten haselnußgroße Stücke einer Substanz, schwarz und glänzend wie Steinkohle, aber bedeutend schwerer.

Diese schwarze Masse hatte die Eigenschaft, das Wasser bei der bloßen Berührung in seine beiden Elemente zu zersetzen, also in Wasserstoff und Sauerstoff, welche Mischung man Knallgas nennt, was zwar unter Zischen geschah, aber ohne besondere Wärmeentwicklung.

Was das für eine Substanz war, das hatte Doktor Isidor in seinem Laboratorium bis jetzt noch nicht herausbekommen. Wohl hatte die Analyse schon Aluminium und Chlor in bestimmtem Mengeverhältnis ergeben, aber das dem Chemiker bekannte Chloraluminium war es nicht, das ist eine weiße, äußerst hygroskopische Masse.

Nun, damals hatte man sich nicht mit solchen Untersuchungen aufgehalten. Eine besondere Vorrichtung ganz

einfach und doch überaus genial ausgedacht, ermöglichte, diese schwarze Masse in jeder beliebigen Quantität in den mit Wasser gefüllten Kielraum einzulassen, ohne diesen erst öffnen zu müssen, weiter erkannte man nun auch die beiden Röhren, die außen am Schiffskiel nach hinten liefen, das in dem geschlossenen Bassin entstehende Knallgas preßte das Wasser mit hohem Drucke nach hinten zu den Röhren heraus, auf diese Weise schoß das Fahrzeug so schnell vorwärts, das verbrauchte Wasser konnte immer wieder ergänzt werden.

Als man diese Vorrichtung erkannt hatte, ging die Jagd sofort los. Den gefangenen Waffenmeister wieder befreien, darum handelte sich jetzt doch alles!

Aber schon die sämtlichen Galeeren waren auf dem Rückzuge begriffen, und man konnte sie nicht einholen, und als man auch von der letzten noch weit entfernt war, verschwand auch diese in einem Felsentore.

Dafür stand an einer anderen Stelle des Ufers Merlin und winkte, er wollte an Bord, und er brachte gleich die beruhigende Nachricht.

»Seid ohne Sorge, Euer Waffenmeister lebt noch und wird am Leben bleiben – ich selbst werde ihn retten, was diese Amazonen auch über ihn beschließen.«

Zwei Tage vergingen. Die Sorge wuchs ja allerdings wieder, zumal sich Merlin nicht mehr blicken ließ, aber man traute doch seinem Versprechen.

Und gestern war er mit einem Boote angekommen, in seiner Gesellschaft befanden sich Attila und Gruh und

auch den Waffenmeister brachte er mit, in tiefem Schlafe liegend!

Merlin hatte nur einige Anordnungen über den Geretteten gegeben, den er wohl in künstlichen Schlaf versetzt, Gruh war überhaupt kein Erzähler, und was Attila berichten konnte, war auch nicht viel.

Er war Merlin im Walde begegnet.

»Das Maß dieser Weiber ist voll. Willst Du sie sämtlich mit Deinen Pfeilen vernichten?«

So ungefähr hatte er gesprochen. Natürlich war der Zwerg mit Vergnügen hierzu bereit.

Er mußte gleich mitgehen, auch Gruh, die beiden hatten sich mit genügend Pfeilen versehen müssen.

Sie waren auf die Galerie des Saales geführt worden, in dem die Weiber die Orgie mit Menschenopfern feierten.

»Das andere wissen Sie ja selbst am besten!« schloß Klothilde ihren Bericht. »Wir sind dann hingegangen und haben die Toten nur noch begraben.«

»Wer hat nun den Ausgang verschlossen?« fragte Georg.

»Das wissen wir nicht.«

»Der Kapitän Satan selbst? Hat der es vielleicht selbst von vornherein darauf abgesehen, diese Weiber zu vernichten?«

»Das wissen wir nicht, kann ich nur wiederholen. Aber die Versicherung hat uns Merlin noch gegeben, daß wir in diesem Tale nun keinen Menschen mehr zu fürchten bitten, denn Kapitän Satan und seine Leute, obgleich sie

noch hier hausten, kämen für uns gar nicht in Betracht. – So, mein lieber Waffenmeister, nun wissen Sie alles, was ich Ihnen hierüber berichten kann, jede weitere Frage ist zwecklos. Sonst kann ich Ihnen nur noch mitteilen, daß die Reparatur unseres Schiffes gute Fortschritte macht. In einigen Tagen könnten wir, wenn wir wollten, diese Gegend wieder verlassen. Nun aber noch etwas anderes, was Sie sehr interessieren wird: wir werden in Bälde an Bord des Schiffes ein freudiges Familienereignis erleben.«

»Die Holle? Oder etwa gar die Chloe?!«

Wie schon gesagt, Klothilde war immer tiefernt, selten, sehr selten sah man sie lachen – aber dafür schnitt sie jetzt wieder eine ihrer fürchterlichen Grimassen.

»Na, mein lieber Waffenmeister, wenn Sie das an Bord unseres Schiffes ein besonderes freudiges Familienereignis nennen, wenn ein Hundevieh Junge bekommt, dann können Sie mir leid tun, und dann könnten wir ja Feste feiern . . . «

»Doch nicht etwa gar die Herzogin?!«

Jetzt riß Klothilde ihre Augen vor Staunen sperrangelweit auf.

»Waffenmeister, ich glaube, bei Ihnen piepts! Mensch – wie kommen Sie auf die Idee, unsere kleine Prinzeß könnte . . . «

»Um Gottes willen, Klothilde, ich meine doch unsere vierbeinige Herzogin, die Marquise, die Königstigerin!«

Klothilde verringerte die Weite ihrer Augen nur um ein geringes.

»Dann verstehe ich Sie immer noch nicht. Wie soll denn unsere Marquise zu Mutterfreuden kommen?!«

»Nun, durch unseren Leo.«

»Durch den Löwen?! Die Königstigerin?! Waffenmeister, Sie müssen doch noch nicht ganz bei Besinnung sein. Haben Sie denn etwa schon einmal gehört, daß eine Tigerin mit einem Löwen Junge erzeugen kann?«

Jawohl, das gibts! Klothilde war eben diejenige, die hiervon noch nichts gehört hatte. Es ist allerdings auch noch gar nicht so lange hier, daß solche Bastarde zwischen Löwen und Tiger erzeugt worden sind. Obgleich man schon im alten Rom davon gewußt zu haben scheint, bei den Kampfspielen im Zirkus sollen solche künstlich erzeugte Bastards verwendet worden sein. Mehrere Schriftsteller jener Zeit sprechen davon. Wir haben es ins Reich der Fabel verwiesen. Heute muß man es wieder als Tatsache anerkennen.

Klothilde mußte sich belehren lassen.

»Nein, auch die Marquise ist es nicht, es kommt überhaupt gar kein Vierbeiner in Betracht.«

»Was, ein Mensch, eine von unseren Borddamen?!« fuhr da Georg jäh empor.

»Ahem, jetzt haben Sies erfaßt.«

»Doch nicht . . . die Frau Major von Tonn?!«

»Nee.«

»Die Gräfin von Mohakare?!«

»Ooch nich.«

Man sah es Georg an, wie er sein Hirn marterte, wie er etwas aussprechen wollte, es aber nicht wagte.

»Eine von . . . den gefangenen Amazonen?«

»Mensch, da verlangen Sie zu viel, die sind doch tot! Bleiben Sie nur bei den Lebendigen, raten Sie weiter. Ich will Ihnen aber jedes unangenehme Gefühl dabei ersparen. Es hat nicht etwa ein Techtelmechtel stattgefunden, es ist eine verheiratete Dame. Na, kommen Sie nun auf den Trichter?«

»Eine verheiratete Dame?« wiederholte Georg. »Ja, welche hätten wir denn da außer den schon genannten noch an Bord?!«

»Wirklich keine mehr? Waffenmeister, Sie müssen durch den zwanzigstündigen Schlaf doch eine gute Portion von Ihrem Verstehstemich verloren haben. Sie kommen wirklich nicht drauf? Eine Dame, die etwas kurz geraten ist . . .«

»Was, doch nicht etwa die Frau Rosamunde?!«

»Ahem, jetzt haben Sies erfaßt.«

»Diese Zwergin?! Wie ist denn das möglich?!«

»Was noch niemals geschehen ist, kann noch immer jeden Tag möglich werden. Noch immer geschehen Zeichen und Wunder. Oder da braucht auch von einem Wunder gar keine Rede zu sein. Das macht eben die gesunde Seeluft und die gute Schiffskost, oder vielleicht haben auch die Klitsche mitgeholfen – Doch Spaß bei Seite! Frau Rosamunde ist in bester Hoffnung, in Bälde Mutter zu werden. Und wenn sonst alles klappt, dann müssen's Drillinge werden.«

»Was, Drillinge! Woher wollen Sie denn das wissen?!«

»Weil ichs geträumt habe. Faktisch ich habe vor acht Tagen geträumt, Frau Rosamunde hätte drei Drillinge bekommen . . . «

»Drei Drillinge?! Also gleich neun zusammen?!«

»Sie sind ein Quasselkopp! Nur dreie einfach, meine ich. Ich habe nichts von meinem Traume erzählt, er war ja doch zu blödsinnig, und nun ist doch so weit gekommen. Obgleich ich sonst nicht an solche Wahrträume glaube. An Drillinge dürfen wir freilich nicht denken. Und doch, vorkommen kann so etwas. Wir haben so einen Fall in unserer Verwandtschaft gehabt. Eine Tante von mir, ein ganz zartes Püppchen, wenn auch nicht gerade eine Zwergin, hatte einmal Drillinge, lauter Jungen, und wenn sie nicht gestorben sind, dann müssen es noch heute stramme Bengels sein.«

»Und ich, Klothilde, ich habe eine Tante, die Frau von meines Vaters Bruder, die hat zweimal Zwillinge und zweimal Drillinge bekommen, zusammen zehn Stück.«

»Auf einmal?«

»Nee. In drei Portionen, innerhalb von fünf Jahren.«

»Hm. Immerhin. Das ist viel. Da hat ihr Mann wohl immer in der Kneipe gesessen?«

»In der Kneipe gesessen? Wie meinen Sie das?«

»Kennen Sie nicht die Geschichte vom Herrn Huber?«

»Was für ein Herr Huber?«

»Lassen Sie sich erzählen.«

Und Klothilde erzählte.

Herr Huber sieht nach langjähriger kinderloser Ehe dem ersten Familienereignis entgegen. Er zieht es vor, da

er ja doch dabei ganz überflüssig ist, diesen großen Moment in der Kneipe vorübergehen zu lassen, womit seine Frau auch ganz einverstanden ist.

Also Herr Huber sitzt nebenan seelenruhig beim Bier.

Da kommt die Hausmagd angelaufen.

»Herr Huber, ich gratuliere! Ein strammer Junge ist angekommen!«

»Schön, schön, ich danke Dir, meine liebe Annemarie!« sagt Herr Huber freudestrahlend. »Sage meiner Frau, ich hätte mir grad noch eine frische Maß bestellt – dann komme ich nach Hause.«

Herr Huber hat die frische Maß eben erst angetrunken, da kommt die Annemarie schon wieder gelaufen.

»Herr Huber, Herr Huber, es sind Zwillinge – es ist noch ein Mädchen nachgekommen!«

»Sooo? Na, schön. Sage meiner Frau, ich will noch hier die Maß austrinken, dann komme ich nach Hause.«

Herr Huber ist mit seiner Maß noch nicht ganz fertig, da kommt die Annemarie zum dritten Male angelaufen

...

»Herr Huber, Herr Huber, Herr Huber – es ist auch noch ein zweiter Junge nachgekommen, es sind Drillinge!«

Da springt der Herr Huber auf.

»Himmeldonnerwetter noch einmal! Nun wirds aber die höchste Zeit, daß ich nach Hause komme! Sonst macht die noch 's ganze Dutzend voll!

Klothilde schwieg, blickte den kranken Mann an.

»Na, fühlt sich der melancholische Wurm an Ihrem Herzen noch nicht gekitzelt?«

»Nein, Klothilde, mir ist noch immer durchaus nicht lachhaft zumute. Sagen Sie mal, Klothilde – mir fällt es gerade ein – Sie sind doch katholisch, nicht wahr?«

»Na und wie! Bis auf die Knochen und noch tiefer!«

»Römisch-katholisch?«

»Römisch-katholisch – immer nur römisch.«

»Also griechisch-katholisch sind Sie in Ihrem religiös bewegten Leben noch nicht gewesen?«

Da plötzlich legte Klothilde beide Hände an ihre linke Backe und fing zu heulen an wie ein Kettenhund, den man zu füttern vergessen hat.

»Aaaaauuuu. Jaaaa – ich bin schon einmal griechisch-katholisch gewesen – aaauuuu ... «

»Na nu!« staunte Georg, wenn er auch noch kein Lächeln übrig hatte. »Was ist denn plötzlich los mit Ihnen?!«

»Aaaaauuu!« heulte Klothilde nach wie vor, sich immer die linke Backe haltend. »Jaaaa, ich bin einmal griechisch-katholisch gewesen – einmal und nicht wieder – aaauuuu mir tun noch jetzt alle Zähne weh, wenn ich dran denke, wie ich getauft und gefirmelt worden bin ... «

»Hat denn das so weh getan?«

»Lassen Sie sich erzählen, wie mirs dabei ergangen ist!«

Klothilde gab ihre Heulerei auf, brannte sich eine neue Zigarre an und erzählte. Und zwar lassen wir sie diesmal mit eigenen Worten sprechen.

»In Odessa wars. Ich war von einem englischen Dampfer abgemustert worden, hatte als Stewardeseß auch sonst fein verdient, und in Odessa kann man leben – ich hatte wieder einmal ganz mächtig gebechert.

Als ich wieder wußte, daß ich Klothilde Gracco hieß, hatte ich keinen roten Penny und keine Kopeke mehr im Sacke, mein Dampfer war schon fort und mit ihm meine sämtlichen Sachen. Das Päckchen, das ich anhatte, war ja noch ganz gut, nur der Kittel unten ein bißchen ausgefrantzt, aber an den Füßen hatte ich ein Paar riesige Galoschen, die reinen Elbkähne ohne Hacken, ohne Sohlen, und vorne guckten mir die Zehen raus. Das heißt, ursprünglich hatte ich ganz feine Stiefelchen angehabt. Wie ich in meinem Trane zu diesen Dingen gekommen war, weiß ich heute noch nicht.

Na, so schlimm stand es ja noch nicht mit mir. Klothilde weiß sich schon zu helfen. Ich war auch nicht zum ersten Male in Odessa. Also zuerst nach Simons Heuerbureau. Was in Odessa anmustert, muß alles durch die Hände dieses deutschen Juden gehen, etwas anderes gibt es nicht.

Also ich gleich hin. Herr Gott, wie ich mich auf der Straße genierte, obgleich ich doch sonst gar nicht zimperlich bin. Alles blieb doch stehen und guckte mir nach. Denn stellen Sie sich nur vor, Waffenmeister – ich war wirklich pompös angezogen, einen blauen Atlasrock und

oben eine knallrote Seidenbluse, das alles hatte in den zwei Lumpentagen gar nicht so gelitten, nur der Rock war unten ein bißchen abgetreten – aber nun vor allen Dingen an den Füßen diese durchlöcherten Elbkähne ohne Hecken und Sohlen . . .

Na, ich lande glücklich in dem Heuerbureau. Der alte rothaarige Judas ist selber da, empfängt mich, er kennt mich noch von früher, der Seelenverkäufer hat mit mir schon einmal ein Bombengeschäft gemacht.

»Jawohl, Klothilde, ich habe etwas für Dich. Du kannst sofort auf einem erstklassigen Salonluxusdampfer ankommen, als erste Stewardess in der ersten Salonkajüte. Monatlich zwar nur zehn Rubel Heuer, aber Du weißt doch, wie es da Trinkgelder regnet.«

»Was ist denn das für ein Salonkasten?« fragte ich mißtrauisch. Denn den alten Juden kannte ich schon.

Schließlich mußte er denn auch gestehen, daß es ein griechisches Pilgerschiff war, durch und durch verrottet, das Ungeziefer hatte sich bald schon durch die Eisenplatten gefressen.

Na, immerhin, ich nahm die Heuer an. Nämlich weil ich die Hälfte des ersten Monats im voraus bekam. Fünf Rubel. Die nahm ich – und machte mich dann natürlich unsichtbar. Ich fuhr doch nicht etwa auf so einem griechischen Pilgerkasten unter russischer Flagge, wo man Läuse massenhaft bekommt, aber keinen einzigen Kopeken Trinkgeld. Und das wußte der alte Simon natürlich auch, daß ich die Stelle nicht antrat, dann mit dem Vorschuß durch die Lappen ging. Aber das war dem doch

ganz egal, dem kam es doch nur drauf an, die anderen fünf Rubel einzustecken.

»Ja aber, Klothilde, was ich noch sagen wollte,« fängt da der Jude noch an, wie ich schon unterschrieben habe, »nicht wahr, Du bist doch griechisch-katholisch?«

»Ich! Nee. Ich war noch niemals griechisch gewesen.«

»Ich denke doch?!«

Da hatte der alte Simon eben falsch gedacht.

Ich war damals gerade evangelisch – evangelisch-lutherisch – oder reformiert – nee, lutherisch – oder halt, ich glaube, ich war damals Methodistin – oder ... na, das ist ja ganz egal, was ich damals war, jedenfalls nicht griechisch-katholisch.

»Ja, das hilft nix, Klothilde, De mußt werde griechisch-katholisch wenn De willst fahre auf diese Schief. Und, heute mittag noch mußt De sain an Bord.«

»Ja, wens möglich ist, wenn das so fix geht ... «

»Na warum denn nich? De gehst hien in de Sakristei von den frommen Schwästern zum blutjen Rock, was da ies in den Probandystraße, un De sagst, De willst treten ein in de allein sälig machende Kärche, un De wärrscht aufgenomme mit Frraiden, un De wärrscht gefärmelt sofort, un wenn De wärrscht nich hamm ä Poor ganze Stiefelsohle, wärrschte bekomm ä Poor gute, feine Stiefelche ... «

Was, auch ein Paar neue Stiefeln bekam ich, wenn ich griechisch-katholisch wurde? Na, dann allemal, dann mal los! Zumal ich vorher auch nicht die fünf Rubel bekam,

als bis die Stewardeß die richtige Religion hatte, sonst galt der Kontrakt gar nicht.

»Und was ich noch wollte sagen, Klothilde, ruft mir der alte Simon noch nach, »wenn De wärrscht geschickt zum Färmeln, laß Dich nich schicke in de Kapelle, was da haißt de Verklärungskapelle, da färmelt drin ä Poppe, wo da heißt Pope Papapopulos, das is ä graußer Mann, un hat so grauße Hände, De wärrschst . . . «

Weiter kam er nicht, er wurde geschäftlich unterbrochen.

Ich segelte auf meinen beiden Elbkähnen schleunigst ab, in die Probandystraße in die Sakristei der frommen Schwestern zum heiligen Rock.

Um die Warnung, die mir Simon noch nachgerufen kümmerte ich mich gar nicht, dachte gar nicht mehr daran.

Es waren wirklich nette, feine, höchst freundliche Damen, denen ich meinen sehnsüchtigen Wunsch vortrug.

Gewiß, konnte ich haben, sofort. Brauchte ich etwas? Mein auffallendes Kleid hatte nichts zu sagen, da kam bei der Firmelung ein schwarzer Überhang drüber? Neue Stiefeln? Gewiß, herzlich gern. Ich bekam sofort einen Gutschein, konnte mir da und da ein Paar neue Stiefeln holen. Und außerdem bekam ich einen Schein, daß ich mich in der Verklärungskapelle zu melden habe, der Pope Papapopulos wurde gebeten, mir sofort eine Katechismuslektion zu geben und an mir dann die heilige Firmelung zu vollziehen.

Ich sockte wieder los. Also richtig hatte ich doch den Popen Papapopulos bekommen. Denken tat ich mir noch immer nichts dabei.

Ich fand die Verklärungskapelle. Richtig, der Pope Papapopulos war ein großer, ungemein knochiger Mann mit Pfoten, mit denen nur die unseres Napoleons konkurrieren können.

Ich trug mein Anliegen vor, gab meinen Zettel ab und wurde sofort in den Katechismusunterricht genommen. Nur eine halbe Stunde, das genügte. Während dieser halben Stunde, da ich allein mit dem Priester in der Sakristei saß, dachte ich doch manchmal daran, weshalb mich denn der alte Simon gerade vor diesem Popen Papapopulos gewarnt haben mochte.

Dieser Mann mittleren Alters war ein wirklich würdevoller Diener Gottes, faßte seinen Beruf mit wirklich heiligem Ernste auf, wußte zu sprechen, daß ich wirklich ganz gerührt wurde. Hauptsächlich freilich interessierte ich mich während dieser Katechismusstunde dafür, wie in den beiden langen schwarzen Locken, die ihm hüben und drüben unter dem Käppchen hervorquollen, die Läuse öffentliches Schauturnen machten, und dann, wie die beiden Ärmel des schwarzen Kaftans, aus denen die ungeheuren roten Tatzen hervorsahen, wie die silbernen Spiegel glänzten, weil er sich mit diesen Ärmeln aller drei Sekunden die Nase wischte. Aber sonst ein tadelloser Priester.

Ich war instruiert, konnte das Glaubensbekenntnis herbeten, konnte gefirmelt werden.

Wenn Sie die Verhältnisse nicht kennen sollten, Waffenmeister, so bemerke ich, daß in der griechisch-katholischen Kirsche im Gegensatz zur römischen die Taufe mit der Firmelung oder Firmung zusammenfällt. Sofort nach der Taufe wird das Kind gefirmelt. Ist das Taufkind aber schon älter, so wie ich, dann wird es überhaupt nicht getauft, sondern nur gefirmelt. Dann ist in der griechischen Kirche zu dieser Firmelung jeder Priester berechtigt, während in der römischen Kirsche sie nur ein Bischof vollziehen darf. Sonst ist die Zeremonie so ziemlich dieselbe. Der Unterschied besteht fast nur darin, daß bei der römischen Firmelung nur die Stirn mit dem Chrisma, dem heiligen Öle, gesalbt wird, bei der griechischen auch Augen, Nase, Ohren und Füße.

Also ich war fertig, meine schwarze Kutte hatte ich schon an und folgte dem Popen in die Kapelle. Die Firmelung ist eine öffentliche. Insofern, als die Kirche oder Kapelle ja überhaupt Tag und Nacht offen steht.

Es sind denn auch einige fromme Leutchen drin, zumal Weiber, die sich heranmachen, um der Zeremonie beizuwohnen.

Da fällt mir auf, was die meisten dieser Frauenzimmer für schadenfrohe Gesichter machen, sogar so recht hämisch grinsen, wie sie hören, daß ich gefirmelt werden soll.

Aber ich hatte gar keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, weshalb die denn so schadenfroh grinsten. Es

ging sehr schnell. Der Pope sagte seine Sprüchlein her, alle lateinisch, und als ich, die ich dabei knien mußte, wieder aufgestanden war, salbte er mir Stirn, Augen, Nase, Ohren und Füße mit Öl ein, dabei sagend: Ich bezeichne Dich mit dem Zeichen des Kreuzes, und kräftige Dich mit dem Chrisma des Heils im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes Amen.

Und nachdem der Pope dies gesagt hat, holt er mit seiner Rechten weit aus und knallt mir eine in meine linke Gesichtshälfte, daß ich doch gleich Denke, meine sämtlichen Zähne sollen batterieweise den Parademarsch zum Rachen raus machen! Aaaaaauuuuuu!«

Und so heulend bedeckte Klothilde wiederum ihre linke Backe mit beiden Händen, eine furchtbare Schmerzengrimasse schneidend.

»Ja in aller Welt weshalb denn das?!« staunte Georg

...

Er hätte das als ein Mann, der in der Welt herumgekommen, eigentlich selbst wissen können, brauchte deswegen kein Katholik zu sein.

Bei der Firmelung, in der römischen wie griechischen Kirche, erhält der Firmling zum Schluß vom Priester einen Backenstreich zur Erinnerung an die Leiden Christi unter Pilatus, wo er doch auch von den Kriegsknechten geohrfeigt worden ist, und überhaupt als Hinweis auf die eigenen Widerwärtigkeiten um des Glaubens willen

Natürlich ist das immer nur ein ganz sanfter Backenstreich, nur ein Berühren der Wange. Es ist doch eben nur ein Symbol.

Dieser russische Pope Papaplopulos aber nun nahm sein Amt von der ernstesten Seite, auch diese Zeremonie, Christus hat doch auch nicht nur solche sanfte Backenstreiche bekommen, und dazu nun war er ein so großer, bärenstarker Mann mit solch ungeheuren Pfoten – da wurde aus dem sanften Backenstreich immer eine knalende Ohrfeige, dafür war er in ganz Odessa berühmt und berüchtigt.

So hatte Klothilde noch mit kurzen Worten erklärt, und dann fing sie wieder zu winseln an.

»Aaaaauuuuu! So eine Ohrfeige hatte ich noch nie bekommen. Acht Tage lang bin ich mit einer geschwellenen Backe herumgelaufen – so dick – konnte nichts essen, alle meine Zähne waren locker – so sauer habe ich mir noch nie ein Paar Schuhe verdient – nein, ich werde niemals wieder griechisch-katholisch – nich in de Hand – nich in de Diete. Na, was gibts denn da zu lachen?«

Ja, da war es geschehen!

Da erscholl in der Kabine ein herzliches, ein dröhnendes Lachen!

Und da war Georg wieder gesund.

Da konnte er mit gleichen Füßen zur Koje herausspringen.

Klothilde hatte den melancholischen Wurm, der ihm am Herzen saß und fraß, glücklich totgekitzelt.

## 112. KAPITEL. KARNEVAL IN SIBIRIEN.

Vor seinem Löwengarten,  
Das Kampfspiel zu erwarten

Saß König Franz.

Und um ihn die Großen der Krone,

Und rings auf hohem Balkone

Die Damen in schönem Kranz.

Wer kennt sie nicht, diese Strophen, welche Schillers Gedicht »Der Handschuh« einleiten.

Es war eine ganz andere Szenerie hier in diesem sibirischen Tal als jene, die der Dichter mit so wenigen Worten so scharf mit so wunderbarer Plastik zu schildern weiß, und doch wurde wohl jeder, der sie kannte an diese Strophen lebhaft erinnert, es konnte gar nicht anders sein.

Dort, wo einst die Amazonen gehaust hatten, zog sich in ziemlicher Höhe an der Felswand ein natürlicher Vorsprung hin, der von Menschenhänden zu einem Altan, zu einem Balkon umgebildet worden war, und auf diesem saßen alle die Personen der »Argos«, die nicht zur eigentlichen Schiffsbesatzung gehörten, alle die männlichen und weiblichen Gäste, hatten vor und unter sich den See, in dem sich die Vormittagssonne spiegelte, und harrten der neuen Überraschungen, mit denen ihnen jetzt Tag für Tag aufgewartet wurde, oftmals vom frühesten Morgen an bis in die späte Nacht hinein, und niemand bekam diese Art von Spielen überdrüssig, so daß noch niemand an eine Abreise dachte.

Und da es meist ritterliche Kampfspiele waren, die ihnen vorgeführt wurden, so war auch in alle diese Zuschauer ein ritterlicher Geist gefahren, den sie auch in

ihrem Äußeren kund taten, ohne daß sie sich dessen eigentlich bewußt wurden, mindestens ohne daß sie deshalb eine Verabredung getroffen hätten.

Es war ein ungemein buntes, schillerndes, reizvolles Bild, das der Balkon bot. Alle die Damen in prächtiger Toilette, nicht aber etwa in modernen Ball- oder Gesellschaftskleidern, sondern in Kostümen, die allen Jahrhunderten angehörten, eines immer bunter und phantastischer als das andere, und dasselbe galt auch von den Herren.

Es kann mit ganz einfachen Worten gesagt werden, was hier vorlag: sie spielten Karneval, Maskerade! Und jedes hatte sich nach seinem Geschmack kostümiert.

Merkwürdig war nur, daß hier durchaus keine Verabredung vorgelegen hatte. Das war im Laufe von ungefähr acht Tagen alles so nach und nach von ganz allein gekommen. Sie hatten sich immer mehr den Schauspielen angepaßt, die ihnen vorgeführt wurden. So war es gekommen. Und da läßt sich ja gerade mit den einzelnen Stücken von Damenkleidern, die man gegeneinander austauscht, viel machen. Zumal auf solch einem Schiff, das seit vielen Jahren die ganze Welt bereist und überall werden Nationalkostüme und Volkstrachten gesammelt, zum Andenken mitgenommen. Sonst war das ja auch bald zurechtgeschneidert.

Und da machten auch die beiden Töchter des Vaters Abdallah mit, ebenso ihre Dienerinnen, und diese mohammedanischen Araberinnen trugen schon längst keinen Schleier mehr, wozu auch, sie bildeten hier ja alle zusammen eine vertraute Familie – und wozu sollte der kostbare Juwelen- und Perlenschmuck, den sie mitgenommen, immer unbenutzt im Kasten liegen, sie hatten ihn angelegt, und dasselbe galt von allen den anderen Damen, und wenn das Geschmeide nicht ihnen selbst gehörte, so eben einer anderen, und das flimmerte und glitzerte alles im goldenen Sonnenschein.

Und auch die Herren machten also mit. Es kann unmöglich jedes Kostüm beschrieben werden. Es sei nichts weiter erwähnt, als daß Doktor Isidor mit Vorliebe als spanischer Grande paradierte, statt des Zylinders ein gewaltiges Samtbarett mit wallender Straußenfeder auf dem Affenschädel, an der Seite einen prachtvollen Galanteriedegen, der Griff strotzend von Diamanten, die zwar nur aus Glasscherben bestanden, nicht einmal aus geschliffenen Glasstücken, aber das tat ja nichts zur Sache, jedenfalls von dem ersten Maschinisten, diesem Hexenkünstler, in aller Schnelligkeit wunderbar gefaßt, und daß Doktor Isidor seit einiger Zeit statt seines gewöhnlichen Klemmers eine große Brille trug, mit Horneinfassung, das sah zwar bei diesem spanischen mittelalterlichen Kostüm seltsam aus, war aber eigentlich ganz kostümgetreu, historisch treu, indem im 16. Jahrhundert in Spanien jeder, der den Kavalier und Stutzer markierte, eine große Hornbrille trug, so ungefähr wie heutzutage

fast jedes Herrchen einen Klemmer auf der Nase balanciert, wenn es auch Augen wie ein Luchs hat.

Karneval von Sibirien!

Es war bereits zum Schlagwort geworden.

Den spielten sie.

Spielten ihn nun schon seit acht Tagen, und die Zeit war noch gar nicht abzusehen, da sie dieses Spieles überdrüssig wurden.

»Lassen Sie mal erst den Winter mit Schnee und Eis kommen, was ich da arrangieren werde! Etwas, was in unserer Eisgrotte auszuführen gar nicht möglich ist.«

So hieß es – jetzt, anfangs Juli, da der Sommer noch gar nicht richtig begonnen hatte!

Und das sagte jeder einzelne. Nämlich weil jeder einzelne immer neue Überraschungen ausheckte, einer wollte immer den anderen darin übertreffen, und sogar die Damen beteiligten sich an diesem Wetteifer in neuen Erfindungen.

So waren sie wieder einmal in aller Frühe, obgleich gestern die Vorstellung im Zirkus bis tief in die Nacht hinein gewährt hatte, hier zusammengekommen, um einem Wasserspiele beizuwohnen. Die Gäste und die sonstigen hohen Herrschaften hier auf dem Balkone, die anderen, so weit sie nicht dabei beteiligt waren, nicht mitwirken mußten, wußten schon einen anderen guten Zuschauerplatz zu finden, man brauchte sich ja nur an eines der Felsenfenster zu stellen.

Was für ein Spiel oder Kampf oder sonstige Vorstellung stattfand, das wußte man niemals im voraus, das mußte stets eine Überraschung ergeben.

Nur kurz vorher wurde stets der Name der Person, welche die neue Schaubelustigung erfunden hatte und derjenigen, die das Ganze nach den Angaben des Erfinders arrangiert hatte, genannt, sonst nichts weiter.

Jedenfalls aber mußte es doch ein Spiel oder Kampf zu Wasser sein, sonst wäre man doch nicht eingeladen worden, hier auf diesem Seebalkon Platz zu nehmen.

Der Waffenmeister, der sonst am meisten arrangierte oder sich an den Spielen direkt beteiligte, schien diesmal nicht mit dabei zu sein, oder sogar ganz bestimmt nicht, denn er befand sich mit auf dem Balkon, in eine silberne Schuppenrüstung gehüllt, wie noch einige andere der Herren, und das war nicht nur ein Kostüm, mit dem man sich schmücken wollte, sondern zu sehr vielen der Schaustellungen war solch eine den Körper schützende Panzerung auch sehr nötig.

Da fiel in einiger Entfernung ein Kanonenschuß, und Stevenbrock erhob sich.

»Ein Wasserspiel, erfunden von der Frau Gräfin von Mohakare, arrangiert von Mister Juba Riata!« verkündete er und hob seinen Revolver, um zwei Platzpatronen abzufeuern, als Bejahung, daß das angekündigte Spiel beginnen könne.

Doch da, noch ehe er den ersten Schuß abgefeuert hatte, erscholl im Hintergrunde des weiten Balkons eine Stimme, der jederzeit dienstbereite Sidy war es, der aus dem Ausgange geeilt kam.

»Herr Waffenmeister, Mister Merlin wünscht Sie zu sprechen.«

Georg feuerte dennoch seinen Revolver ab, aber nur einen einzigen Schuß. Und dieser einzige Gegenschuß bedeutete, die Vorstellung möchte noch nicht beginnen.

Zum ersten Male wieder, nachdem Merlin den befreiten Waffenmeister schlafend zurückgebracht hatte, zeigte sich der geheimnisvolle Mann wieder. Das mußte gewürdigt werden, da wurde die Vorstellung aufgeschoben.

Georg verließ den Altan, begab sich hinein in den Felsen, in dem einst die indischen Amazonen gehaust hatten, wo noch jetzt alles mit orientalischer Pracht eingerichtet war.

Aber diese Räume, in denen diese menschlichen Bestien gehaust, wurden von den Argonauten nicht benutzt. Sie bildeten nur den Durchgang nach diesem im Freien liegenden Balkon.

In der Mitte des ersten Raumes, auch schon mit kostbaren Teppichen und Polstern und Kissen ausgestattet, stand Merlin, wie immer in sein gelbes Lederkostüm gehüllt.

»Ich störe doch nicht?«

»Niemals.«

»Du hast meinetwegen die Vorstellung unterbrochen – sie nicht beginnen lassen.«

»Wir haben Zeit.«

»Ich komme mit einer Bitte. Ich habe Gäste bekommen. Sie möchten gern Euren Vorstellungen beiwohnen. Es wäre dies möglich, ohne daß Ihr sie zu Gesicht bekommt. Aber das möchte ich nicht, es widerspricht meinen Gefühlen, ebenso denen meiner Gäste. So bitten sie Dich, daß sie Euren Vorstellungen offen beiwohnen dürfen . . . «

»Herzlich gern, sie sollen auch unsere Gäste sein!«

»Nein, bitte nicht! Sie möchten ganz für sich bleiben, nicht angesprochen werden . . . verzeihe, daß ich solch eine Bedingung stelle.«

»Ich verstehe. Trotzdem sind sie mir und uns allen herzlich willkommen.«

»Nicht nur dieser Vorstellung, sondern auch allen anderen möchten sie beiwohnen. Sie bitten darum, daß sie auch jederzeit den Zirkus betreten können, wenn Ihr Euch darin belustigt.«

»Sie sind jederzeit unsere Gäste, obgleich wir uns niemals im geringsten um sie kümmern werden.«

»Ich danke Dir. Also es findet keine Vorstellung statt. Ich meine: ich nenne Dir nicht ihre Namen, nicht woher sie sind und wohin sie wieder gehen werden. Übrigens kennst Du sie schon.«

»Ich kenne sie schon?!«

»Du hast sie schon einmal gesehen.«

»Wo denn?«

»Es wird Dir schon einfallen, wenn Du die ganze Gesellschaft siehst, wenn vielleicht auch nicht sofort.«

So hatte der jugendliche Greis zuletzt gelächelt, schlug einmal die Hände zusammen, sofort rollte einer der Wandteppiche zurück, und ...

Und Georg begann zu starren!

Die angemeldeten Gäste traten ein.

Meist langbärtige, würdevolle Männer, alle in orientalischen Kostümen, halb indisch, halb türkisch, jedenfalls immer aufs Prächtigste gekleidet, mit Schwertern gegürtet, deren Griffe von Edelsteinen funkelten, dasselbe galt von den Dolchen und Pistolen – und dazwischen eben solche orientalische Weiber, halb indisch, halb türkisch kostümiert, nämlich insofern, als viele von ihnen auch nie an die Knöchel reichende Pumphosen trugen, kein Obergewand darüber, was man in Indien nicht findet, alles schillernd von bunter Seide mit goldenen Stickereien, lauter junge, durchweg bildhübsche Weiber, das Antlitz unverhüllt, herrlich geschmückt, mit Juwelen und Perlen schier überladen ...

Und Georg starrte und starrte.

Nicht allein über diesen Anblick wie aus einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Nein, noch etwas anderes war dabei, was ihn plötzlich ganz kopfscheu machte, was ihn sein Gehirn martern ließ.

Himmel noch einmal, wo hatte er denn nur diese ganze Gesellschaft schon einmal gesehen?!

Und zwar ganz genau ebenso eintretend, auch in solch einem orientalischen Prunkraum.

Die Erinnerung wäre ihm vielleicht nicht gleich gekommen, denn es war ein gar zu seltsames Zusammentreffen zwischen dem Jetzt und längst vergangenen Zeiten.

Aber eine einzige Gestalt brachte ihm sofort die Erinnerung zurück.

Ein Mann war darunter, der sich von den anderen ganz auffallend unterschied.

Ein Herr, ein kleines, zierliches, patentes Herrchen, schon sehr alt, das bartlose Gesicht ganz durchrunzelt, im schwarzen Frackanzug mit schneeweißem Oberhemd, Stehkragen und weißem Schlips, zierlich trippelte es auf Lackschuhen einher, die weißen Glacehandschuhe noch zuknöpfend, den chapeau claque unterm Arme . . .

»Himmel noch einmal, der Professor Beireis aus dem Seelandsfelsen bei Australien!«

Kein anderer war es.

Und da also erkannte Georg auch die ganze orientalische Gesellschaft gleich wieder!

Dieselbe, welche damals den orientalischen Saal betreten hatte, das heißt nur als Spiegelbild, Georg hatte dies alles nur im Spiegel gesehen!

Ebenso wie auch das Männchen, das sich in seiner Einbildung wie ihm später gesagt worden war, für den wiedergeborenen Professor Gottfried Beireis aus Helmstätt hielt.

Auch der hatte ja gar nicht in Wirklichkeit neben dem Speisenden auf dem Sofa gesessen, sondern nur als ein wesenloses Spiegelbild.

Dann ein Klingeln, und plötzlich war dies alles verschwunden gewesen. Und Schwester Anna hatte telephonisch um Entschuldigung gebeten, daß man den Gast sofort mit solchen Illusionen belästige. Aber Georg hatte erwidert, man möge nur mit den Illusionen ruhig fortfahren. Da jedoch war die Walfischjagd mit dem unglücklichen Ausgange dazwischen gekommen.

Jetzt trat diese ganze orientalische Gesellschaft in vollem Leben hier ein, und der Professor Beireis mitten dazwischen!

Er war auch der einzige, der nach dem Waffenmeister den zusammengeklappten Zylinder graziös schwenkte, ihn so begrüßte, die anderen Männer, die Inder und Türken und Araber, blickten würdevoll gerade aus, strichen sich höchstens die stattlichen Vollbärte, hatten für Georg sonst gar keinen Blick. Während die weiblichen Mitglieder schon etwas neugieriger zu sein schienen, mit den mandelförmigen Augen bereits herumfunkelten. Doch Georg hatte ja gar keine Zeit, nähere Betrachtungen anzustellen.

»Jetzt Erinnerst Du Dich, diese Herrschaften schon einmal gesehen zu haben, nicht wahr?« redete ihn Merlin, der sich überhaupt gar nicht von ihm abgewandt hatte, lächelnd wieder an. »Bitte, nun teile Deinen Freunden mit, um was es sich handelt, Deine Erlaubnis haben wir ja, dann sorgst Du wohl dafür, daß diese Gesellschaft für sich sitzen kann, und sie wird auf den Balkon kommen.«

Georg begab sich wieder hinaus, brauchte nur eine einzige Minute, um alles zu erklären, das Staunen war

ja groß, aber da galt es vor allen Dingen zu handeln, der Balkon war groß genug, um noch eine ganz andere Menschenmenge zu fassen, man brauchte nur etwas zusammenzurücken oder überhaupt die eine Hälfte des Altans zu wählen, Georg rief zurück, daß alles in Ordnung sei, und die exotischen Gäste traten heraus.

Man brauchte nicht neugierig die Köpfe zu wenden, man konnte sie auch so beobachten, als sie die Plätze einnahmen.

Sechszwanzig Personen wurden gezählt, und die Hälfte davon schienen dienstbare Geister zu sein, nur männliche, darunter auch einige pechschwarze Neger. Die tiefschwarze Ebenholzfarbe schien wirklich eine ausgesuchte zu sein. Diese brachten schon wundervolle Kissen für die Steinplätze mit und außerdem riesige Wasserpfeifen und Tschibucks, alles überaus kostbar, mit Gold und Elfenbein ausgelegt und von farbigen Juwelen funkelnd, dazu Becken mit glühenden Holzkohlen, die vornehmen Inder und Türken, die sie bedienten, begannen sofort zu rauchen, während zwischen den Weibern, die offenbar keine besondere weibliche Bedienung hatten, die unvermeidlichen Schalen mit allerhand Naschwerk, wobei überzuckerte Blumenblätter immer die Hauptrolle spielen, aufgestellt wurden, und so konnte man die ganze Gesellschaft leicht voneinander unterscheiden.

Es waren nur vier vornehme Männer, durchweg schon vorgerückten Alters und mit langen, bis auf den Gürtel wallenden Bärten geschmückt; neun vornehme Weiber,

alle jung und von auffallender Schönheit; dazu elf Diener, ebenfalls sehr kostbar gekleidet, aber ohne Schmuck und Waffen; und schließlich, um die 26 Personen vollzumachen, noch zwei andere.

Die eine von diesen war ja den Argonauten schon allgemein bekannt: der Professor Beireis. Man hatte ja im Seelandsfelsen während Georgs Abwesenheit längere Zeit ganz freundschaftlich mit ihm verkehrt.

Doch hatte er jetzt für die ehemaligen Freunde keine Begrüßung, keinen Wink mehr. Nur dem Waffenmeister hatte er vorhin zugewinkt. Jetzt auf dem Balkon kümmerete er sich um die anderen gar nicht mehr. Das war ja auch ganz richtig so, nachdem nun einmal ausgemacht worden war, daß die beiden Parteien völlig getrennt von einander bleiben sollten.

Fast noch auffallender als dieser kleine Salonmensch im schwarzen Frackanzug war die zweite fremde Gestalt, die ebenso wenig in diese exotische Gesellschaft, die ganz an Tausendundeine Nacht erinnerte, passen wollte.

Es war ein äußerst großer Mensch, ein Riese, dem »Bandlwurm« wenig an Länge nachgebend, aber mit mächtigen Schultern massiv, geradezu herkulisch gebaut. Auch er war ganz schwarz gekleidet, aber nicht etwa mit so einem modernen Frackanzug, sondern es war ein eng anliegendes Samtkostüm, mit Kniehosen und Wams, einen recht altertümlichen Eindruck machend, man wurde lebhaft an die holländische Hoftracht des 17. Jahrhunderts erinnert, nämlich deshalb, weil diese von Rembrandt so oft dargestellt worden ist, und wirklich trug

der Riese auch die dazu gehörigen, auffallenden Schnalenschuhe und ebenso an Handgelenken und als Kragen die weißen, kostbaren Spitzen, wodurch der riesenhafte Mann etwas Kindliches bekam. Das heißt mit unseren modernen Augen betrachtet!

Und unter dem schwarzen Samtbarett quollen lange, flachsblonde Locken hervor. Das war aber auch das Einzige, woraus man sonst auf das persönliche Aussehen dieses Riesen etwas schließen konnte. Auch seine Hände waren schwarz bekleidet, und ebenso trug er vor dem Gesicht eine schwarze Maske.

Georg sah nur noch, daß die orientalischen Diener diesen holländischen Riesen mit ganz besonderer Aufmerksamkeit behandelten, jeder wollte ihm ein Kissen unterschieben, was aber von dem Schwarzen gar nicht gewürdigt wurde, oder nur insofern, als er mit einer zweifellos verächtlichen Bewegung die Kissen fortschleuderte und sich nun gerade auf die nackte Steinstufe niedersetzte, dann kümmerte sich Georg nicht weiter um die ganze Gesellschaft, hob seinen Revolver und feuerte die zwei Signalschüsse ab.

Hinter jener Felsenecke, die schon mehrmals eine Rolle gespielt hat, kamen die zwei Jollen der »Argos« hervor, von Matrosen gerudert, die sich durch nichts auszeichneten.

Sie hatten auch nur erst eine vorbereitende Arbeit auszuführen, verankerten im Wasser, etwa 50 Meter von

einander entfernt, zwei »Tore«. Man wurde nämlich sofort an jene Tore erinnert, wie sie beim Fußballspiel gebraucht werden, und das sagt wohl genug.

Das Aufstellen dieser schwimmenden und verankerten Tore war schnell geschehen, und da kamen schon hinter der Felsenecke eine ganze Menge andere Fahrzeuge hervor, kleine, leichte Kanoes, aus gespannten Fellen hergestellt, vierzig Stück, davon die eine Hälfte schwarz, die andere Hälfte gelb, in jedem ein Indianer mit Schaufelrudder. Die Kanoes fuhren auf, die Farben teilten sieht, und das indianische Wasserpolospiel begann.

Der Begründer der ganzen Indianerliteratur, die doch auch ihre weltgeschichtliche und volkswirtschaftliche Bedeutung hat, man bedenke nur, was für Unsummen dadurch ins Rollen kamen und noch kommen, ist Fenimore Cooper durch seine Lederstrumpf-Geschichten. Es gibt gar keine Indianererzählung, aus der man nicht immer Coopers Gesicht hervorschauen sieht. Sitten, Gebräuche, Redeweise usw. – alles ist Cooper. Was der von den Indianern nicht gewußt hat, das vermögen auch seine zahllosen Nachahmer nicht zu schildern, mögen sie sonst auch noch so selbständig sein.

Nun ist ja Cooper zweifellos ein tüchtiger Kenner der nordamerikanischen Indianer gewesen. Aber von ihren Ballspielen hat er entweder nichts gewußt, oder er hatte eben keine Gelegenheit, davon zu sprechen, und daher wissen auch alle seine Nachahmer wirklich nichts von dieser indianischen Leidenschaft. Nun aber gibt es doch auch noch andere Kenner des indianischen Lebens, mehr

wissenschaftliche Forscher, so vor allen Dingen der gelehrte Amerikaner Daniel Sticker, der alles zusammengetragen hat, was über den indianischen Charakter bekannt geworden ist, von den historischen Anfängen an bis ums Jahr 1880.

Da liest man auch von der geradezu leidenschaftlichen Manie, welche die nordamerikanischen Indianer noch heute für alle Art Ballspiele haben, die Umwohner der großen kanadischen Seen speziell für die Wasserballspiele.

Die Lady Ethel Bristol, jetzige Gräfin von Mohakare, war eine geborene Amerikanerin. Sie mochte davon gelesen oder vielleicht auch selbst solche Wasserspiele beobachtet haben. Jedenfalls war sie es gewesen, die auf den Gedanken gekommen war. Was auch diese Apachen und Kommantschen für leidenschaftliche Ballspieler waren, ist schon gesagt worden. Wasserspiele kannten sie nicht, dazu hatten sie auf den wenigen Bächen, die ihr Heimatland durchfließen, ja gar keine Gelegenheit gehabt. Aber es brauchte ihnen nur davon gesagt zu werden, Juba Riata brauchte es nur einmal zu arrangieren, und sie waren sofort mit Feuer und Flamme dabei. Rudern konnten sie ja alle und solche Kanoes aus Fellen waren leicht im Handumdrehen gefertigt.

Und das Wasserpolo begann. Es handelte sich also darum, welche Partei den Ball durch das feindliche Tor trieb. Dieser Ball bestand aus einer großen, weißen Fischblase, durfte nicht mit den Händen angefaßt, nur mit dem

Boote selbst getrieben oder mit dem Ruder geschlagen werden.

Solch ein Kampf läßt sich ja gar nicht schildern, keine einzige Phase davon. Es kann nur gesagt werden, daß die Zuschauer dort oben auf dem Balkon, besonders indem jeder bald für eine Farbe Partei nahm, nach und nach förmlich zu rasen begannen. Und auch der ernsteste der exotischen, würdevollen Gäste lachte schließlich aus vollem Halse, während die neun Weiber schon immer jubelnd in die Hände geklatscht hatten und von den Dienern besonders die Neger manchmal richtige Freudentänze aufführten.

Wie soll man da nun beschreiben, weshalb dieser lachende Jubel und begeisterte Enthusiasmus. Der Hauptwitz lag darin, daß die meisten der vierzig Indianer zwar schon so ziemlich wieder ihre normalen Figuren bekommen hatten, daß sich darunter aber noch immer einige unförmliche Fettwänste befanden, die sich aber trotzdem mit Feuereifer der wilden Jagd um den Ball hingaben, und daß die leichten Boote fortwährend umschlugen. Sie waren seitwärts mit Luftkissen versehen, schwammen daher auch in gekenterten Zustände, konnten mit leichter Mühe wieder umgekehrt werden, man mußte sie nur wieder leer schöpfen, da mußte der Schwimmer aber erst wieder hineingeklettert sein, was gar nicht so einfach war, und so war dieses ganze Spiel ein einziges Umschlagen in ganzen Reihen und Wiederaufrichten und Leerschöpfen – und dabei ging es immer in tollem Kampfe

um den großen, weißen Ball, der ständig hin und her sauste, und die sonst so ernsten, würdevollen Indianer gaben sich diesem Kampfe mit einer Leidenschaft hin, machten einen Spektakel dabei, brüllten und heulten, als ob zwei ganze indianische Kriegsheere im Kampfe auf Tod und Leben lägen.

So verging fast eine Viertelstunde mit diesem tollen, brüllenden, plätschernden und spritzenden Durcheinander, als der Ball von der gelben Partei durch das feindliche Tor getrieben wurde, und es war die höchste Zeit, denn fast hatte es schon ausgesehen, als ob sich auch dort oben die Zuschauer in die Haare fahren würden. So wie in England bei den Fußballspielen, wobei sich das vieltausendköpfige Publikum, für die Farben Partei ergreifend, manchmal förmliche Schlachten liefert.

»Gesiegt, gesiegt, Gelb hat gesiegt!« jubelten die einen.

»Den nächsten Ball aber schießt Schwarz, tausend Pfund wer setzt dagegen!« schrie Lord Harlin, ein sonst ganz phlegmatischer Mensch, der aber plötzlich ganz aus dem Häuschen war.

Aber es wurde nichts daraus, die 40 Kanoes fuhren schon wieder ab, es konnte gar nicht weiter gespielt werden, denn die beiden Jollen entfernten schon wieder die beiden Tore.

Alles nur einmal! Dieses Spiel konnte ja später wiederholt werden, aber zur Zeit immer eine Vorstellung schnell hinter der anderen.

Und da kam schon hinter jener Felsenecke eine zwanzigriemige Galeere hervor, golden im Sonnenschein glänzend, am Heck eine grüne Flagge führend, und gleichzeitig aus einem Wassertore, das sich unterhalb des Balkons geöffnet hatte, eine zweite mit roter Flagge, ebenso wie jene zur Hälfte von Matrosen, zur Hälfte von Schiffsjungen gerudert, was sich ja leicht verteilen ließ, und jetzt ging es anders im Rudertakt, die waren unterdessen eingepult worden!

Die rote wurde von Georg gesteuert, der sich unterdessen vom Balkon entfernt hatte, die grüne von Ernst, dem zweiten Steuermanne, und dann befanden sich an Deck noch andere Ritter. Denn gepanzert war alles.

Was jetzt vorgeführt werden sollte, das war ja sofort klar, auch ohne Ankündigung. Ein Kampf zwischen diesen beiden Galeeren. Wie der stattfinden sollte, das war ja allerdings noch die Frage.

Die beiden Galeeren näherten sich schnell, stoppten erst in kurzer Entfernung voneinander, und dann fand doch eine Ankündigung statt, oder vielmehr eine Herausforderung zum Zweikampfe, und zwar besorgte dies auf Georgs rotbeflaggter Galeere, deren Mannschaft goldgepanzert war, während drüben die silbernen Schuppenpanzer glänzten, Oskar. Denn der Steuernde konnte nicht gut zugleich der Hauptmann des Kriegsschiffes sein.

Also Oskar, ganz vorn auf dem hohen Vorderdeck stehend, schwang eine mächtige Lanze, mit der anderen Hand einen Schild, schlug mit dieser Lanze dröhnend gegen den Schild, und dann erhob er ebenso dröhnend also

seine Stimme: »Ihr elenden Grünfinken! Ihr Himmelhunde! Ihr Karnickel! Ihr Rübenschweine . . . «

»Um Gotteswillen, Oskar, bist Du denn toll geworden?!« ließ sich da hinten der steuernde Waffenmeister ganz entsetzt vernehmen. »Was soll denn das Publikum dort oben denken! Das sind doch edle Ritter, die Du in ritterlicher Weise zum Zweikampfe hierausfordern sollst!«

Ja, es war ein Fehlgriff gewesen, daß man gerade Oskarn für diesen Posten gewählt hatte, oder man hätte ihn wenigstens zuvor instruieren, ihm den Wortlaut der Herausforderung genau vorschreiben sollen, nicht seiner eigenen Schauspielerfähigkeit überlassen dürfen.

In anderer Hinsicht freilich . . . Oskar befließigte sich vielleicht der möglichsten historischen Treue!

Denn wie es uns so viele Romanschriftsteller schildern wollen – so ist es in den alten Ritterzeiten sicher nicht zugegangen! Alle Hochachtung vor einem Gustav Freytag und Felix Dahn, aber gesprochen ist so edel und erhaben damals nicht worden! Ganz abgesehen davon, daß da jede Kuhmagd genau so edel und erhaben spricht wie die Königin. Wir haben aber historische Berichte und Dokumente von Zeitgenossen, daß es unter jenen herrlichen Rittern ganz anders zuging, daß sie sich ganz anderer Ausdrücke bedienten. Was die sich beim Herausfordern zum Zweikampf für Injurien an den Kopf warfen! Wie die sich titulierten! Nämlich auch in Briefen, die urkundlich noch erhalten sind! Den Damen gegenüber wohl, wenn es um die Minne ging, süß und aalglatt – aber die Ritter untereinander die reinen Rülipse.

Nun, wenn auch Oskar die Sache kannte und historisch treu sein wollte, so sah er doch ein, daß sich das hier nicht paßte. Er brach sofort ab, schwang noch einmal seine Lanze, schlug noch einmal an seinen Schild und hub nochmals also an:

»Meine edlen Herrn Grünfinken! Ihr Herren Karnickel! Edle Rübenritter . . .«

Auch diese Verbesserung seiner Ansprache wurde dadurch unterbrochen, daß die feindliche Galeere eine dritte verbesserte Auflage nicht abwarten wollte, sondern plötzlich mit voller Fahrt losging!

Allerdings nur mit Hilfe der Ruder, jene geheimnisvolle Kraft wurde hierbei nicht angewendet. Immerhin, diese Matrosen und Schiffsjungen verstanden jetzt zu pulen.

Und beinahe wäre der schnelle, unvermutete Angriff gelungen! Wenn nicht Georg ein noch schnelleres Kommando gegeben hätte, das ebenso schnell und exakt ausgeführt wurde, und wenn er nicht noch rechtzeitig die Steuer herumgeworfen hätte. Sonst hätte ihm die vorbeistreichende Galeere sämtliche Riemen auf Backbordseite abgeknackt, und darauf kam es an, hiermit wäre der Kampf sofort zugunsten der grünen Partei entschieden gewesen.

So fuhr die grüne Galeere der roten nur hinten zwischen die Rippen, brach ihr nur zwei Riemen ab, und diese durften sofort wieder ersetzt werden. Nur um eine ganze Reihe handelte es sich, erst dadurch sollte eine Galeere manövrierunfähig gemacht, besiegt sein.

Und der Kampf ging weiter. Fast eine halbe Stunde währte er, und er mußte wohl sehr, sehr interessant sein, sonst hätte das Publikum dort oben nicht wiederum so gejubelt und manchmal fast gerast. Aber solch ein Kampf läßt sich eben nicht beschreiben.

Es mag nur gesagt sein, daß die rote Galeere entweder vom Waffenmeister der Argonauten schlecht gesteuert oder von der Mannschaft gerudert oder von Unglück verfolgt wurde. Sie verlor einen Riemen nach dem anderen, einmal gleich acht gleichzeitig, so daß nur noch zwei auf der einen Seite hervorragten. Freilich konnten, so lange auch nur noch ein einziger auf einer Seite vorhanden war, die abgebrochenen immer wieder ersetzt werden. So war ausgemacht worden.

Immerhin, die grüne Galeere war der roten doch weit überlegen, das war ganz deutlich zu bemerken. Und außerdem war die Anzahl der Reserveriemen auch beschränkt. Die rote Galeere hatte gar nicht mehr viel Riemen zuzusetzen, vielleicht nur noch drei oder vier, wenn sie dann nur noch einen einzigen Riemen verlor, so war sie ebenfalls besiegt.

Da, als also fast schon eine halbe Stunde lang der Kampf hin und her gewogt hatte, ging die bisher sich fast immer nur auf die Defensive beschränkt habende rote Galeere, die eben von der grünen förmlich gejagt worden war, zum ersten Male zum ernstesten Angriff über.

Und es war ein so kühner und unerwartet schneller Angriff, daß es schon geschehen war, ehe das Publikum noch richtig zum Bewußtsein des Manövers gekommen.

Die rote Galeere war plötzlich mit eingelegten Riemen an der grünen vorbeigeschossen und hatte dieser die ganze Ruderreihe auf Steuerbordseite abgeknackt!

Bei diesem Ruderabbrechen ging es niemals ohne Konfusion auf dem betroffenen Schiffe ab. Die betreffenden Ruderer wurden dabei natürlich immer von den Sitzen geschleudert. Es war auch ganz angebracht, daß sie gepanzert waren, es hätte doch leicht einmal Verletzungen geben können.

Bei diesem furchtbaren Vorüberstreifen war auf der grünen Galeere natürlich die ganze Steuerbordseite durcheinander geworfen worden, alles lag und purzelte noch übereinander weg.

Und da, noch ehe sie sich wieder aufraffen konnten, erscholl drüben schon ein neues Kommando, nochmals kam die rote Galeere zurückgebraust und hatte im nächsten Augenblick auch die ganze Riemenreihe auf Backbordseite abgemäht.

Der Waffenmeister der Argonauten hatte zum Schluß doch noch seiner Farbe zum Siege verholfen, noch viel mehr, als es nötig gewesen wäre.

»Der Kampf Mann gegen Mann beginnt!« wurde oben verkündet, nachdem sich der allgemeine Jubel etwas gelegt hatte. »Dieses neue Kampfspiel ist in Szene gesetzt und arrangiert vom Heizer Felix Brunner!«

Ehre, wem Ehre gebühret. Wer etwas Gutes ausgediffelt hatte, wobei es sich um ein gemeinsames Spiel handelte, der unterbreitete seine Idee dem Waffenmeister als der letzten Instanz. Ging der auf den Vorschlag ein, dann

wurde die Sache auch arrangiert, und wenn auch sämtliche mitwirken mußten, die Szene wurde erst mehrmals geprobt und dann den Gästen vorgeführt, und dann wurde auch stets der Name des genialen Erfinders verkündet, und wenns auch der kleinste Knirps von Schiffsjunge war.

Wie sollte der Kampf zwischen den beiden Galeeren Mann gegen Mann stattfinden?

Natürlich wurde jetzt geentert.

Wie aber dann weiter?

Sollte wirklich mit Waffen gefochten werden? Die man vorher eingerußt hatte, um jeden sitzenden Hieb zu markieren?

Das wäre für die Zuschauer schwer zu erkennen gewesen, selbst durch ein gutes Fernglas. Außerdem hätte fortwährend ein Schiedsrichter einschreiten müssen.

Oder sich gegenseitig mit dem Lasso wegfangen?

Oder sich einander bei den Händen hinüber ziehen?

So wurde jetzt schon dort oben debattiert, und man sieht, es war gar kein leichtes Problem gewesen, welches der Heizer Felix da gelöst, hatte. Denn daß der nun irgendwie etwas Geniales ausgeheckt, das war ja nun gar kein Zweifel, und da war ich doch wirklich gespannt.

Zuvor noch sei der Leser daran erinnert, daß der Heizer Felix der gelernte Buchdrucker war, der damals auf der Fahrt von Para nach Bordeaux, als man die Passagiere des französischen Dampfers aufgenommen, den ausgezeichneten Witz gemacht hatte. Wie der französische

Journalist, der die Patronin der Argonauten in seiner Broschüre so verunglimpft, über der Winde hängend seinen Magen umgekrempelt hatte.

»Du sieh mal, Garl,« hatte er zu seinem Kollegen gesagt, »der schbuckt Letter n, setzt se glei zusamm . . . «

Es ist nicht umsonst, daß hieran noch einmal erinnert wird, der Leser wird es gleich merken.

Die beiden Galeeren hatten sich etwas von einander entfernt, und da sah man, daß die Mannschaften unterdessen auch schon die Kostüme gewechselt hatten. Statt der Schuppenrüstungen trugen sie alle jetzt weiße Hosen und farbige Trikothemden, wiederum durch Rot und Grün von einander unterschieden.

Und jetzt ließ jede Galeere zehn Boote über Bord zu Wasser.

Oder vielmehr keine Boote, sondern es waren Kähne, ganz einfach zusammengefügte Bretter, wasserdicht gemacht, jeder Kahn konnte gerade zwei Mann bequem tragen, obwohl sie sonst ziemlich lang waren.

In jedem Kahn setzte sich ungefähr in die Mitte ein Mann mit einem Schaufelruder, ein zweiter von der gleichen Farbe stellte sich aufrecht ganz hinten auf, bewaffnet mit einer langen Stange, an der sich vorn ein Brettchen befand.

Und das bekannte Spiel begann.

Was für ein bekanntes Spiel?

Wie kam gerade Felix, der Heizer und ehemalige Buchdrucker, dazu, dieses Kampfspiel zu Wasser zu erfinden? Es war gar nicht seine eigene Erfindung

Aber gerade ihm war es ein sehr bekanntes Kampfspiel, nur er hatte diese Idee gehabt.

Nämlich weil Felix, ein geborener Leipziger war!

In Leipzig findet alljährlich im Sommer an einem gewissen Tage ein besonderes Fest statt: das Fischerstechen. Ein Volksfest darf man es nicht nennen, wenn auch alles daran teilnimmt, besonders alle Kinder – es ist aber doch nur das Fest einer Zunft, die es seit alten, alten Zeiten feiert und so auch noch heute genau in derselben uralten Weise.

An diesem Tage hält die Fischerinnung ihren Umzug durch die Stadt, die Fischer schicken eine Deputation ins Rathaus, werden dort auch bewirtet, und dann geht es auf einen Teich hinaus. Früher war es Schimmels Teich, heute wird das Kampfspiel auf dem Gewässer von Freges Waldgrundstück abgehalten.

Es ist ein ritterliches Turnier, übersetzt in die Fischerzunft. In jedem Kahne immer zwei Männer, der eine rudert, der andere ist der Kämpfe, bewaffnet mit einer langen Stange. Irgend zwei Kahne nähern sich, legen nebeneinander an, werden festgehalten, die hinten stehenden Kämpen setzen ihre Stangen vorn mit dem Brettchen einander gegen die Brust, drücken und drücken, bis einer das Gleichgewicht verliert und hintenüber ins Wasser purzelt. Der scheidet aus. So werden der Kämpfenden immer weniger, bis zuletzt doch nur einer übrig bleiben muß. Das ist der Sieger, bekommt seine Trophäe und wird in die Weltgeschichte der Leipziger Fischer eingetragen. Das nachfolgende »Aalklettern« und eine lustige

Wasserpantomime ist Nebensache. Hauptsache ist das eigentliche Stechen

Man darf dieses Leipziger Fischerstechen nicht so leicht nehmen. Es ist eine uralte, heilige Tradition, die irgend seinen historischen Hintergrund hat. Der Stadtkommandant von Leipzig wohnt diesem Tourneere stets bei, und zwar nicht nur als eingeladener Gast, sondern als Vertreter des Königs! Ein »bekanntes« Kampfspiel hatten wir gesagt.

Wer kennt es?

Nun eben wer Leipzig kennt. Es gehört zu Leipzig wie die Messe.

Es sollte aber wirklich bekannter werden, nachgeahmt. Es ist wirklich ein ganz eigenartiges, amüsantes, ritterliches und dabei ganz harmloses Kampfspiel, obgleich es alle Kraft und Gewandtheit erfordert.

Der Heizer Felix hatte es als Leipziger gekannt, hatte seinen Vorschlag gemacht, und mit Jubel war die Idee aufgenommen und verwirklicht worden. Solche 20 Bretterkähne zu fertigen, das war ja für diese Mannschaft, die über hundert Paar geschickte Hände verfügte, eine Kleinigkeit gewesen.

Und das Wassertourneer begann, Boot gegen Boot, Mann gegen Mann, immer wieder Rot gegen Grün.

Wer purzelte, der schied aus, übernahm aber zuerst die Führung des Bootes, jetzt kam der bisherige Ruderer daran, und wurde auch der besiegt, dann schied das ganze Boot aus, die beiden begaben sich auf ihre Galeere oder

an Land zurück, wo beiderseits schon wieder Vorbereitungen zu neuen Spielen getroffen wurden.

Übrigens nahmen nicht alle Teil an diesem Stechen. Es waren ja auch mehr als 40 Mann auf beiden Galeeren gewesen. So auch Georg nicht. Er hatte gerade als Waffenmeister seine besonderen Gründe, sich nicht an solchen Einzelkämpfen zu beteiligen.

Also es ging los. Die Kämpfer purzelten ins Wasser. Manchmal aber stemmten und drückten zwei eine ganze Viertelstunde lang, ehe einer den anderen zum Wanken brachte. Gerade deshalb ist es vorteilhaft, wenn gleich viele Boote gleichzeitig um die Palme ringen, das Auge hat mehr Abwechslung. Und an Abwechslung fehlte es denn auch nicht, nicht an humoristischen Szenen, daß oben auf dem Altan manchmal alles brüllte vor Lachen. Und außerdem nun, je mehr sich das Spiel seinem Ende näherte, sich die Boote lichteten, ging es wieder los mit dem Für und Gegen, jeder hatte natürlich seine Partei.

Zuletzt waren nur noch drei Boote übrig. Oder vielmehr nur noch drei Kämpen, die bisher noch nicht besiegt worden waren.

Das Schicksal war ziemlich gerecht gewesen. Es kam ja manches Unglück vor, das heißt mancher war nur ausgerutscht, sogar direkt vornüber ins Wasser gefallen, was aber doch unbedingt mitzählen muß – im allgemeinen aber war es immer so gekommen, wie man ungefähr erwartet hatte.

Körperkraft und Gewandtheit siegten. Allerdings spielt hierbei auch das Körpergewicht eine große Rolle. Der

ganz von Eisen und Stahl gebaute Kretschmar war doch für diesen Kampf etwas gar zu leicht, er war vom langen Heinrich spielend geworfen worden. Hingegen hatte dieser, der höchstens anderthalb Zentner wog, freilich auch nur aus Knochen bestand, den dreizentigen August besiegt, wenn auch erst nach langem, langem Ringen.

Und so waren zuletzt – oder zu vorletzt – nur noch drei übrig: von der grünen Partei Häckel, von der roten Partei der lange Heinrich und Albert der Sänger.

Dieser letztere aber zählte bei diesem Endgefecht nicht richtig mit. Allerdings war Albert, wie schon mehrmals erwähnt, ein bärenstarker Kerl. Er war ja auch derjenige gewesen, den damals Georg von allen Argonauten als einzigen auswählte, der ihm helfen sollte, die vierzentrige Mama Bombe über die schwankende Riffbrücke zu tragen. Diese seine Kraft sah man ihm gar nicht an. Er war zwar kräftig gebaut – natürlich – aber nicht von auffallender Muskulatur, hatte auch keinen besonders starken Knochenbau. Aber Mark hatte dieser Ostfrieser in den Knochen, das war es! Und nun kam noch dazu seine ungewohnte Bedächtigkeit, die manchmal bis zum impotenten Phlegma ausarten konnte.

Ja, und dennoch . . .

Dieser gottbegnadete Sänger war ein ganz echter Ostfrieser, dort oben von der Waterkant her, aus Butjadingen – »jau jau.«

Wer so wie der Schreiber dieses ostfriesische Seeleute, Fischer und Bauern kennen gelernt hat, der weiß, was das für ein merkwürdiger Menschenschlag ist.

Ein ganz, ganz merkwürdiger Menschenschlag und ein ganz gefährlicher dazu!

Nur daß man diesen Kerls nicht böse werden kann.

So plump, so schwerfällig, so langsam, eh die nur ein Wort herausbekommen – und dann wieder bei Gelegenheit, wenns einmal sein muß, mit der Faust fix wie's Donnerwetter!

So bieder, so ehrlich, so treu – und dabei listig wie die Schlangen, faustdick hinterm Ohre, mit allen Hunden gehetzt!

Gastfreundschaftlich bis zum äußersten, der Ärmste gibt sein Letztes hin – aber dabei weiß ers immer nur vom Lebendigen zu nehmen, tut nichts umsonst!

Ein ganz merkwürdiger Menschenschlag, diese Ostfriesen!

Aber haben wir denn das nicht auch im Großen als ganzes Volk, als Nation?

Diese Ostfriesen sind der letzte Rest der alten Angelsachsen in Deutschland, die heute in England dominieren und regieren! Das ist es! Drüben in England offenbart sich dieser Charakter der alten Angelsachsen, die einzigen Gegner, deren Karl der Große nicht allein durch Waffengewalt Herr werden konnte, ganz und gar, in der Politik sowohl wie in der Person. –

Auch bei diesem Wasserkampfe hatte sich Albert als echter Ostfriesen bewiesen.

Zuerst hatte er gerudert, war aber gleich so vorsichtig gewesen, sich als Partner August den Starken zu wählen,

den er immer nur mit den stärksten Gegnern zusammengebracht hatte.

Als dieser gefallen war, hatte natürlich Albert die Lanze nehmen müssen. Ehrlich und offen hatte er sich immer dem ersten besten Gegner genähert – nur merkwürdig, daß das immer gerade einer gewesen war, der ihm bei weitem nicht das Wasser reichen konnte. Die hatte dieser baumstarke Kerl, der er war, ja nun allerdings mit leichter Mühe abgefertigt.

Da war Häckel herbeigeeilt gekommen, um diesen männermordenden Roten unschädlich zu machen.

Gewiß, unverzagt stellte sich Albert diesem furchtbaren Gegner, denn bei so einem Ostfriesen gibt es doch nicht etwa so etwas wie Feigheit!

Da aber, wie die beiden die Lanzen schon eingestemmt, hatte Albert einen Hustenanfall bekommen.

Den mußte der edle Häckel natürlich erst vorüber lassen.

Aber er hatte gar lange zu warten. Albert hustete egal weiter.

Bis endlich Häckel die Geduld verlor.

»Na, hast Du Dich nun endlich ausge... hustet?«

Albert jiebste tief auf und blickte den Frager vorwurfsvoll an.

»Na wat denn, ick mött doch mien Keeehl skooohhn?!«

Ja natürlich, wenn dieser gottbegnadete Sänger, wohl mit der größte Stolz der »Argos«, einen Hustenanfall bekam, da war nichts zu machen. Der mußte doch seine Kehle schonen.

Und als er nun immer wieder zu husten anfang, da hatte Häckel endlich aufgegeben.

Und da war der Hustenanfall sofort vorbei gewesen, Albert hatte kurz hintereinander den Peter und dann den Otto ins Wasser geworfen, geschleudert, daß es nur so knallte und spritzte!

Dann aber hatte ihn, der nun bald zu den letzten gehörte, Kaul erspäht und auserkoren. Kaul, der ehemalige Maler und Tapezierer, der sich die Haare an den Zimmerdecken abgestoßen hatte, ebenfalls ein ganz phänomenaler Pflaumenschmeißer.

Und diesmal hatte Albert nicht wieder ausweichen können. Doch was denn überhaupt? So ein Ostfrieße weicht keinem aus, am wenigsten tat es Albert. Natürlich konnte er jetzt auch nicht wieder einen Hustenanfall bekommen. Was hatte er überhaupt für diesen gekonnt?

Also Albert stemmte unverzagt die Lanze ein; er tat es freilich in ganz besonderer Weise. Setzte seinen Fuß zuerst etwas seitwärts und setzte auch seine Lanze dem Gegner etwas seitwärts auf die Brust, und als er dann seine Fußstellung verbesserte, hatte er den Gegner mehr von der Seite bekommen, und ehe der etwas von dieser niederträchtigen List merkte, war er schon sanft zur Seite gedrückt und purzelte ins Wasser, und da hatte alle Riesenkraft und Schlangengewandtheit nichts genützt. Aber

er konnte sich auch nicht beschweren, den Kampf ungültig machen. Hier war jede List erlaubt, man durfte sich eben nicht überlisten lassen. Wer purzelte, der purzelte.

So war es gekommen, daß Albert mit in die letzten Endkämpfe trat, welche die eigentliche Entscheidung herbeiführen sollten.

Doch in Betracht kam er hierbei nicht. Es handelte sich nur darum, ob der furchtbare Häckel für Grün oder der gewaltige Heinrich für Rot siegen würde.

Und jetzt traten diese beiden sich gegenüber, stemmten ihre Lanzen ein.

Atemlose Stille herrschte unter den Zuschauern dort oben wie hier unten. Jetzt ging es um die Ehre der Farbe, der ganzen Partei.

Man sollte nicht lange gefoltet werden. Wer vielleicht doch noch auf den langen Heinrichs gehofft hatte, der hatte sich eben getäuscht. Höchstens eine Minute des furchtbaren Stemmens und Drückens, dann war schon deutlich erkennbar, daß der ehemalige Advokatenschreiber diesem Matrosen weit überlegen war, und da schlug der letztere auch schon rücklings ins Wasser. Gegen jenen germanischen Herkules war einfach nichts zu machen.

Auf dem Balkon wurde Bravo geklatscht, und auch hier unten jubelten die Grünen dem Sieger zu, der ihre Farbe trug.

Aber – das Richtige war es längst nicht!

Schon immer hatte während der letzten Kämpfe, als es immer deutlicher wurde, daß Häckel Sieger bleiben würde, etwas wie eine peinliche Stille über alle Zuschauer gelegen, dort oben wie hier unten.

»Mir scheint, jetzt würgt jeder einen Wurm hinter!« hatte Klothilde einmal zu ihrem Nachbar, dem Doktor Isidor gesagt.

Und sie hatte recht!

Häckel war ja ein ganz guter Kerl, der beste Kamerad, er gehörte vollkommen mit zu den Argonauten. Aber – so ein ganz echter Argonaut war er doch nicht!

Er war nicht mit vom alten Stamme.

Und er war ein Advokatenschreiber gewesen, ein Schreiberlein.

Mußte der gerade der Sieger im Entscheidungskampfe, der unüberwindliche Held sein?

Kurz, wenn der lange Heinrich, dieser echte Seemann von der Waterkant, Sieger geblieben wäre, dann wären nicht nur die siegreichen Roten in einen ganz, ganz anderen Jubel ausgebrochen, sondern sogar die Grünen hätten mit eingestimmt. Obgleich ihre Partei doch verloren hätte. Dann aber wäre es eben ein ganz echter Argonaut gewesen, einer vom alten Stamme, der den Sieg davon getragen, nicht so ein hergelaufener oder gar von der Straße aufgelesener ...

Na, nevermind, es war geschehen. Häckel hatte gesiegt, die ihm gebührenden Ovationen wurden ihm auch gezollt.

Doch halt, erst hatte er ja noch einen anderen Gegner abzufertigen, den Albert. Na, das wurde eben noch schnellstens besorgt. Schade, daß man da auch noch zusehen mußte.

»Komm her, Albert. Daß Du aber nicht etwa wieder den Husten bekommst!«

»Wat Husten? Ick häww keen Husten.«

Und schon lagen die beiden Kähne nebeneinander.

Erst aber mußte sich Albert noch einmal die Nase putzen.

Also er klemmte seine Lanze zwischen die Beine, zog bedächtig sein rotes Taschentuch hervor, faltete es bedächtig auseinander, suchte sich in dem schönen Muster, drei reifenspielende Jungfrauen darstellend, bedächtig die schönste Jungfrau aus, in die er seine Nase steckte, reinigte bedächtig sein linkes Nasenloch, dann reinigte er bedächtig sein rechtes Nasenloch, dann besah er sich bedächtig die so behandelte Jungfrau, dann wickelte er das Taschentuch bedächtig zusammen, steckte es bedächtig in die Hosentasche, wischte sich erst noch einmal die Finger bedächtig am Hosenhintern ab – so, nun war er fertig, nun nahm er bedächtig wieder die Lanze zur Hand.

»Himmel, ist dieser Albert ein langweiliger Mensch!« stieß oben die Patronin unmutig zwischen den Zähnen hervor.

»Well!« stimmte der neben ihr sitzende Kapitän Martin verdrießlich bei. Der war übrigens der einzige, der die Maskerade nicht mitmachte, denn der trennte sich doch nicht von seinem blauen Bratenrock.

Nun, dafür würde es jetzt ja um so schneller gehen.

Die beiden setzten die Lanzen ein.

Häckel wußte, welchem Trick sein Kollege Kaul zum Opfer gefallen war, und er achtete darauf, daß ihm nicht so etwas passieren könnte, ergriff die feindliche Lanze und setzte sich das Brettchen selber auf die Brust, an der ihm passendsten Stelle.

Dann drückte er los, der gewaltige Herkules, gegen den der andere, so groß und stark er auch gebaut sein mochte, doch ganz verschwand.

Häckel schien sich Zeit zu nehmen, wandte vielleicht erst die halbe Kraft an, denn noch sah man seinen Gegner nicht wanken.

Und so vergingen vielleicht zwei Minuten – zwei unbeschreibliche Minuten!

Und dann vollzog sich ein Wunder.

Da sah man ganz deutlich wie Alberts rechtes in Kniebeuge vorgesetztes Bein langsam vorging, wie er also immer eine tiefere Kniebeuge machte, wonach auch sein Körper sich vorneigen mußte, und ganz ebenso ging Häckel nach rückwärts!

Und das ging Zoll für Zoll so weiter, oder vielmehr Linie für Linie, nur aller zehn Sekunden konnte man den Unterschied konstatieren, aber dieser Unterschied in den Körperstellungen vollzog sich auch unaufhaltsam!

Bis zuletzt Häckel das Ende seines Körpergleichgewichts erreicht hatte, die Stange fallen ließ und rückwärts ins Wasser schlug.

Während Albert bedächtig seine Stange zwischen die Beine klemmte, bedächtig sein rotes Taschentuch aus der Hose zog, um seine Nase zu putzen.

»Du, Jochen, ich gläuw, ick häww dn Snuppen krägen.«

Jochen, sein Rudersmann, hörte es leider nicht mehr konnte ihn daher nicht bedauern.

Denn da war der Tumult schon losgebrochen. Denn das war kein Jubel mehr, das war schon mehr Tumult und Aufruhr.

»Ich hab gewußt, ich hab gewußt!« heulte Georg auf seiner Galeere. »Bei Gott, ich hab gewußt, daß sich unser Albert nicht werfen läßt! Von Hexenkünsten kann der besiegt werden, aber nimmermehr von einem Menschen, so bald der einmal ordentlich Ernst macht! Bei Gott, ich habs gewußt ... obgleich ich selber nicht dran geglaubt habe.«

Und das, was hier Georg sagte oder vielmehr heulte, nicht nur schrie, das wußten jetzt plötzlich alle, alle.

Sie alle, alle hatten ganz bestimmt gewußt, daß Albert als letzter Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würde.

Weil es eine Kraft gibt, die überhaupt unbesiegbar ist.

Eine Kraft, die man dem, der sie besitzt, gewöhnlich oder sogar immer nicht ansieht, weil sie nicht in den Muskeln und nicht in den Knochen steckt, sondern ganz wo anders.

In den Knochen drin, könnte man höchstens sagen. »Der hat Mark in den Knochen.«

Asenkraft, nannten die alten Germanen diese Art von Kraft, die den unüberwindlichen Helden ausmacht, der selbst den Kampf mit Göttern erfolgreich aufnimmt.

Heute haben wir, die Nachkommen dieser Germanen, das romanische Wort »Genie« dafür. Freilich nur für eine geistige Kraft gebraucht, die sich in ihrer Wirkungsweise nicht weiter definieren läßt.

Unsere Vorfahren, die noch den Bären und dem Auerochsen mit der Lanze zu Leibe gingen, haben sich freilich um diese geistige Kraft verdammt wenig gekümmert.

Aber eine Asenkraft und ein Asentum kannten sie.

Und als ob sich das, was wir heute Genie nennen, nicht auch auf körperliche Kraft anwenden ließe!

Wir heute wissen freilich nichts mehr davon, das haben wir über unseren Millionen von Büchern total vergessen!

Diese Asenkraft besaß Albert eben – Mumm in den Knochen! – Und außerdem war er, was doch auch für seine geistigen Fähigkeiten sprach, so schlau, so klug, so genial gewesen, ein echter Ostfrieser, diese seine ganze Kraft bis zum letzten Kampfe aufzusparen, während sich der Gegner schon sehr erschöpft hatte! –

»Um Gottes willen, wo wollen Sie denn hin?!« schrie oben auf dem Balkon Klothilde und packte die Patronin beim Gürtel.

Denn es sah nicht anders aus, als wolle diese auf die Brüstung klettern, um die drei Etagen hinunter zu jumpen, in den See hinein. Natürlich nur, um den Sieger in ihre Arme zu schließen.

Mag das genügen, um die allgemeine Stimmung zu schildern.

Oder höchstens noch, daß Kapitän Martin seine Hände aus den Hosentaschen genommen hatte und sich immer auf die Knie klatschte, nicht nur so gemächlich, sondern wie ein Wilder.

Mehr läßt sich aber wirklich nicht sagen.

---

»Die siegreiche Galeere bombardiert eine feindliche Festung mit Katapulten und Ballisten!« wurde verkündet. »In Szene gesetzt vom Segelmacher Oskar L. . . aus Köln!«

Wir können seinen Namen nicht ausschreiben, denn dieser Segelmacher Oskar ist nicht etwa eine aus der Luft gegriffene Persönlichkeit, sondern sein Vater ist heute noch in oder bei Köln ein Großindustrieller, der mit seinen Katalogen zeitweise ganz Deutschland überschwemmt.

Weshalb aber überhaupt hatte der Herold diesmal die Vaterstadt des Betreffenden hinzugefügt? Sonst geschah das doch niemals.

Und diesmal war doch auch gleich verkündet worden, welche neue Überraschung kommen würde, wenigstens mit starker Andeutung.

Nun, es würde schon seinen Zweck haben. Hier wurde wenig oder gar nichts zwecklos getan und gesprochen.

Unterdessen war auf der Galeere mit der grünen Flagge ein Apparat aufgebaut worden. Eine Wurfmaschine, wollen wir gleich sagen.

Man unterscheidet zwischen Katapult und Ballist. Jeder Bogen, der durch seine Elastizität den Pfeil absendet, wirkt als Ballist. Denkt man sich aber den Bogen fest, starr, unelastisch statt der undehnbaren Sehne ist eine Gummischnur vorhanden, diese wird durch Zurückziehen gespannt, durch das Vorschnellen oder eigentlich Wiederzusammenziehen der Gummischnur wird der Pfeil vorwärts geschleudert, dann wirkt der Bogen als Katapult. Das ist der Unterschied dieser beiden Arten von Wurfmaschinen. Im Prinzip.

Eine Vereinigung beider Systeme war der sogenannte Onager, der zuletzt aber einfach Ballist genannt wurde.

Bei diesem stak ein Brett zwischen zwei Tauen, diese wurden durch Maschinerie zusammengedreht, das elastische Brett noch extra mit einer Winde zurückgebogen, es hatte hinten eine löffelartige Vertiefung, in diese kam das Geschoß, und wurde nun die Arretierung gelöst, so schnellte das Brett hoch und vor, teils durch seine eigene Elastizität, teils durch das Bestreben der beiden Taue, sich wieder aufzudrehen.

Bei der Erstürmung von Konstantinopel durch Mohammed II. wurde solch ein Onager verwendet, der, wie wir genau wissen, Steine oder Eisenkugeln im Gewichte von sechs Zentnern 800 Meter weit schleuderte. Alle Hochachtung! Da brauchst man sich nicht zu wundern, daß

solche Wurfmaschinen noch benutzt wurden, als die Pulverkanonen schon ziemlich weit vorgeschritten waren. Freilich war jenes Ballist auch ein ganzes Gebäude, seine Bedienung erforderte 200 Mann.

So großartig war dieses Ballist ja nun nicht, welches hier an Bord der Galeere einige Mann innerhalb von zehn Minuten aufbauten.

Aber immerhin, was diese Argonauten taten, das würde auch schon seinen Zweck erfüllen.

Also eine Festung wollten sie beschießen?

Wo war denn diese Festung?

»Augen zu, Maul auf, damit die Trommelfelle nicht platzen, wenns knallt!« hörte man dort unten Oskars wohlbekannte Stimme brüllen. »Achtung – feerrtick – Feuer!«

Natürlich war kein Knall zu hören.

Aber sehen tat man etwas.

»Himmel, die beschießen unst.«

Jawohl, da kam der Todesbote schon angefliegen

Dort oben der Balkon, das war die schwache Stelle der Festung, die wurde beschossen, und der Feind war auch so unvorsichtig, sich dort zu zeigen.

Und da kam sie schon durch die Luft gesaust, eine ganz stattliche Kugel, von mindestens einem Viertelmeter Durchmesser, und sie sauste direkt auf den Balkon zu.

Klatsch, bruch, kladderadatsch!

Die Kugel war noch acht bis zehn Meter hoch über dem Balkon gegen die Felswand geschlagen.

Und es war eine Bombe!

Sie explodierte!

Sie explodierte so fürchterlich, daß sie sich gleich ganz und gar in einen braunen Staub auflöste der harmlos herabrieselte.

Dieser braune Staub war Nebensache.

Hauptsache war der auf den Feind herabsausende Regen und Hagel von Konfetti. –

Konfetti!

Wir leben doch in einer ganz tristen Zeit! Man geniert sich förmlich, da mitleben zu müssen. Eine ganz und gar knausrige Zeit!

Fast alle Erfindungen streben nur danach hin, um irgend etwas billiger zu machen.

Und so ist es auch mit allem und jedem.

Nur immer sparen, nur immer knausern! Und dabei doch den Schein der Großartigkeit wahren!

Alles Lüge und Heuchelei!

Da sitzt man in einem Theater, sieht ein effektvolles Stück, sehr schön aufgeführt, man wundert sich nur, daß die Menschen egal mit den Kinnladen klappern und dennoch keinen Ton hervorbringen, und mit einem Male zuckt es und alles auf der Bühne ist verschwunden – und dann flammt es wieder auf und alles ist wieder da, die Menschen schlenkern wieder die Gliedmaßen, reißen den Mund auf und klappern lautlos mit den Kinnladen – und dann ist wieder alles weg – und dann ist wieder alles da – na, und so erfährt man nach und nach, daß das überhaupt gar keine richtigen Menschen sind!

Kientopp!

Und so ist es mit allem und jedem heutzutage.

Alles Vorspiegelung falscher Tatsachen!

So ist es auch mit dem Konfetti, das in den Karnevalstagen geworfen wird.

Konfetti ist nichts anderes als das uns bekanntere Konfekt. Zuckerzeug, Süßigkeiten, Naschwerk.

Mit solchem echten Konfekt bewarf man sich in früheren Zeiten beim Karneval. Damit die Bonbons nicht am Boden schmutzig wurden, wickelte man sie in Papier, in schöne, bunte Papiertüten. Und so war es noch zu unserer Kinderzeit in den siebziger Jahren, als in noch gar vielen deutschen Städtchen öffentlich echter Karneval gefeiert wurde, da wurde noch mit echtem Konfetti geworfen, mit Bonbons und anderen Süßigkeiten, da führte Prinz Karneval und seine Begleitung solche eingewickelte Bonbons wagenweise mit sich und streute sie aus, da fuhren hunderte von Droschken herum und aus allen wurde mit einpapierten Bonbons geworfen, und dann hinterher wurden alle eingeworfenen Fenster vom Prinzen Karneval bezahlt – von der Gesellschaft, die dies alles arrangierte.

Oder ist es etwa nicht so gewesen? Ist es nicht so gewesen zum Beispiel im Jahre 1876 in Leipzig, als Georg Kuchs Prinz Karneval war?

Ja, es war so! Damals gab es freilich noch keinen Kientopp.

Und heute? Heute wirft man sich in den Karnevalstagen auch noch mit Konfetti, mit Konfekt. Aber die eingewickelten Bonbons das eigentliche Konfekt, hat man dabei weggelassen. Man wirft sich nur noch mit der bunten Papierumhüllung. Und die auch noch so klein als möglich geschnitten, in winzigen Schnipselchen ausgestanzt aus alter Makulatur, aus alten Abfällen, die man in der Fabrik nicht einmal mehr als Klosettpapier gebrauchen kann, dieses Zeug, die Düte einen Fünfer, der ganze halbe Liter einen Groschen, schmeißt man sich gegenseitig ins Gesicht und nennt es stolz Konfetti, nennt es Konfekt

...

Himmel, hast Du keine Flinte!

Es ist zum totschießen!

Nein, es ist zum Weinen!

Wir leben in einer ganz traurigen Zeit . . .

Aber solche traurigen Burschen waren diese modernen Argonauten nicht!

Die hatten einen ganzen Tag und eine ganze Nacht gewürgt, um unter August des Starken Anleitung echtes Konfetti herzustellen. Zucker und Schokolade und ähnliches Zeug war ja an Bord massenhaft vorhanden, und August der Starke selbst hatte geschwitzt, daß ihm immer der Schweiß von der Nasenspitze in den Marzipanteig getropft war, aus dem er dann Kartoffelchen und Brezelchen und andere schöne Säckelchen formte und buk.

Und dieses echte Konfetti nun, auch alles schön in buntes Papier eingewickelt, kam jetzt aus der Luft herabgeprasselt, nachdem die irdene Bombe in Atome zersplittert war.

Ach, war das ein Gejubilium und ein Gequiecke, als der bunte Regen auf das Publikum dort oben herabgeprasselt kam! Als man den Inhalt der bunten Papierchen erkannte! Die neun fremden Weiber jubelten und quiekten am allerlautesten mit und begannen zu lutschen und zu nutschen und zu tschutschen.

»Karneval – Karneval in Sibirien!« jauchzte die Patronin, in die Hände klatschend; dabei aber klang es fast und sah es fast aus, als ob sie zu weinen anfangen wolle.

Jaana, das war auch Oskar gewesen, der Kölner Jong, der diese Idee mit der Schießerei und dem Konfetti ausgeheckt hatte, und der ließ sich nicht lumpen, wenn es sich um den Karneval handelte, auch in Sibirien nicht!

»Well, das Zeug schmeckt ganz gut!« sagte Kapitän Martin, den letzten Rest einer Marzipankartoffel verzehrend.

Jaana, sollte die wohl auch nicht gut schmecken! Da steckte mancher Schweißtropfen drin, von August des Starken Nasenspitze hineingeträufelt!

Und Kapitän Martin hob eine zweite Marzipankartoffel auf, biß hinein, schmeckte – und machte ein recht merkwürdiges Gesicht.

»Das – das – schmeckt doch grade wie – wie – wie Seeefee?«

Jawohl, er hatte es sofort herausgeschmeckt.

Dieses Kartöffelchen hier war von Seefe. Von guter, deutscher, solider Kernseife.

Müssen denn auch alle Kartoffeln gerade von Marzipan sein?

Jetzt war es die kleine Ilse, die mißtrauisch eine längliche, bräunliche Kugel betrachtete, die sie aus Silberpapier gewickelt und in die sie schon gebissen hatte. Das heißt, da hatte sie schon viele Bonbons und Pralineses gegessen.

»Du, Tante, was ist denn das hier? Wie schmeckt denn das so komisch? Eigentlich ganz gut, so – so ... würzig, aber – aber –«

Noch ehe die Patronin den fraglichen Bonbon untersuchen konnte, hatte ihn schon Klothilde in den Fingern.

»Das? Das ist eine Karnickelnorbel.«

Jaaaa, so etwas muß man beim echten Karneval mit in Kauf nehmen. Beim echten Konfetti. Zumal beim Karneval in Sibirica. Arrangiert von dem Segelmacher Oskar L... aus Köln.

Die Freifrau von der See fiel vor Lachen von ihrer Steinbank herunter.

Bruch, kladderadatsch!

Eine zweite Bombe, mit wunderbarer Genauigkeit geschleudert, war an der Felswand krepirt, ergoß ihren Inhalt über den Feind.

»Ach wie reizend!«

Lauter kleine weiße Mäuse, aus Zucker, mit Schwänzchen und allem, was dazu gehört.

Bruch, kladderadatsch!

Eine dritte Bombe war explodiert.

»Ach wie – – huuuuuuuuhhhh!«

Wiederum lauter kleine weiße Mäuschen. Diesmal aber lebendige!

Vater Abdallahs Mäusepalast, von ihm noch immer eifrigst gepflegt, hatte erhalten müssen!

Bruch kladderadatsch!

Man brauchte nicht so ängstlich nach oben zu sehen und schon im voraus zu quieken.

Wieder regnete es Konfekt herab, diesmal aber nur das allerfeinste.

Bruch, kladderadatsch!

Jetzt freilich konnte man mit Recht quieken und johlen.

Die krepierende Bombe entsendete eine ungeheure Wolke von Mehlstaub, der sich auf den Feind herabsenkte, Männlein und Weiblein einpudernd.

Und dann kamen wieder Marzipankartoffeln.

Und dann kam eine Bombe mit parfümiertem Wasser.

Und dann kam eine unparfümierte tote Katze.

Und hiermit wollen wir die Beschreibung dieses Bombardements schließen, obgleich es noch längst nicht zu Ende war.

Karneval in Sibirien!

### 113. KAPITEL. DER TEUFEL ALS BADEGAST.<sup>1</sup>

Ein dröhnendes Signal, gerader furchtbar dröhnend, daß die Luft erzitterte, nämlich auf den größten Baßpfeifen der Orgel hervorgebracht, rief die Herrschaften zum Frühstück.

Es wurde wie alle Mahlzeiten immer an Bord des Schiffes eingenommen, das jetzt in einer bequem zu erreichenden Seitenschlucht lag.

Die letzte Bombe hatte ein Paket gebracht, mit der Aufschrift: Für Frau Rosamunde Wenzel-Attila.

Aus sorgsamster Watteverpackung kam ein stattlicher Nackfrosch zum Vorschein – stattlich als Porzellanpuppe, sonst für menschliche normale Verhältnisse ja viel zu klein. Natürlich wieder unbändiges Gelächter, als der kleinen Dame der Nackfrosch in den Arm gelegt wurde.

»Nun möchte ich bloß wissen, wo die Kerls diese Puppe herhaben?« hieß es auf anderer Seite.

Ja, was gibt es nicht alles an Bord eines Schiffes. Das jahrelang unterwegs ist! Was sich da alles anhäuft!

Ein neues Orgeldröhnen ermahnte, daß das Frühstück bereit stehe.

»Ach, dieser Meister Kännchen, daß der mit seinem Frühstück alles unterbrechen muß!« wurde unwillig gesagt.

»Hören Sie mal, die dort unten sind über diese Störung nicht so unwillig!«

---

<sup>1</sup>Das Recht der dramatischen Aufführung und kinematographischen Wiedergabe dieser Pantomime behält sich der Verfasser vor.

Nein, was sich dort unten noch bewegte, das machte schleunigst, um an Bord des Schiffes zum Frühstück zu kommen. Sie hatten es sich auch redlich verdient.

Die Herrschaften verließen den Balkon, mehlgepudert und auch sonst total derangiert.

Nur die exotischen Gäste blieben noch zurück. Um diese durfte man sich ja nicht kümmern.

Allerdings wäre beinahe eine völlige Vermischung der beiden getrennten Gesellschaften eingetreten. Es hatte ja kaum anders sein können. Auch die würdevollen Männer waren von den geschauten Kampfszenen ganz hingerissen worden, von den Weibern und Dienern gar nicht zu sprechen, und nun gar bei dem letzten Bombardement war alles durcheinander gekommen, die orientalischen Damen waren vor den lebendigen Mäusen quiekend hinübergeflüchtet, nachdem sie sich kurz vorher um die weißen Zuckermäuse förmlich gebalgt hatten, und die Diener hatten auch treiben dürfen, was sie wollten, hatten sich keinen Zwang anzulegen brauchen. Die vier älteren Männer, die so stolz und würdevoll einmarschiert waren, hatten sich zuletzt gar keine Mühe mehr gegeben, durch Streichen der Bärte und andere Manipulationen ihr schallendes Gelächter im Keime zu ersticken.

Nur einer hatte eine Ausnahme gemacht. Der Professor Beireis war einfach ganz zapplig gewesen, der schwarze Riese hingegen hatte als einziger immer ruhig dageessen. Nicht gerade bewegungslos, nicht steif, er hatte hinter seiner Maske alle Vorgänge dort unten immer aufmerksam verfolgt, aber jedenfalls hatte er nie gelacht,

war auch bei der aufregendsten Kampfszene niemals so aufgesprungen, anfeuernde Zurufe ausstoßend, wie es die vier Radschahs – so wollen wir sie nennen – oft genug getan hatten.

Das war jenseits der Grenze doch von einigen Augen beobachtet worden, es wurde dann beim Frühstück darüber gesprochen.

Jetzt, da es zum Aufbruch ging, saß diese exotische Gesellschaft wieder in sich abgeschlossen da, so wie sie Platz genommen, zwar ebenfalls mehlbestäubt und etwas derangiert, am meisten die neun Damen, aber doch immer wieder exklusiv, unnahbar.

»Wo und wann findet denn nun die nächste Vorstellung statt?« fragte noch einmal die Patronin mit vernehmlicher Stimme, ehe sie den Balkon durch Eintritt in den Felsen wirklich verließ.

Sie tat es mit Rücksicht auf diese fremden Gäste, denen sich Merlin nicht beigeseilt hatte.

Diese Rücksicht war eigentlich gar nicht angebracht. Wenn man sich um diese Gesellschaft, wie aufs dringendste gebeten worden war, nun einmal gar nicht kümmern sollte. Die Patronin war dennoch zu dieser Frage gedrängt worden, daß jene es noch hören konnten, womöglich auch die Antwort. Wegen der Mehlpuderung mit nachfolgendem Wasserregen, wodurch vielleicht manches kostbare Gewand für immer vernichtet worden war, verlor sie kein Wort, machte sich darüber überhaupt gar keine Gedanken, wie auch niemand anders hier, das war hier solch eine Kleinigkeit, das man überhaupt gar nicht

daran dachte – aber jene Frage hatte die Patronin doch stellen müssen.

Es war niemand da, der sie beantworten konnte.

Doch, einer, Doktor Isidor, der wußte, wo und wann die nächste Vorstellung stattfand.

»Jetzt sofort – an Bord des Schiffes im Speisesalon. Meister Kännchen wird seine Künste auf der Frühstückstafel vorführen.«

Das Lachen über diese treffende Antwort erklang schon nicht mehr auf dem Balkon.



»Punkt zwölf Uhr beginnt eine neue Vorstellung im kleinen Zirkus.«

So war noch während der Frühstückstafel, für die man sich natürlich schon umgekleidet hatte, verkündet worden, und zur bestimmten Zeit saßen dieselben Personen auf den steinernen Bänken oder vielmehr Stufen des betreffenden Raumes.

Auch auf dieser Seite, auf der die Amazonen gehaust hatten, befand sich ein großer Felsenzirkus von denselben Dimensionen, wie man drüben ihn gefunden und benutzt hatte, außerdem aber noch ein kleinerer, bei dem der Durchmesser der tiefgelegten Manege nur etwa 22 Meter betrug, also den heutigen internationalen Manege-durchmesser immer noch um neun Meter übertreffend.

Auch diese Manege hier konnte unter Wasser gesetzt werden, es war bereits geschehen, und auch sonst waren schon Vorbereitungen getroffen worden.

In der Mitte des Wassers erhob sich eine Insel – eine Badeinsel, wollen wir gleich sagen. Daran zwei Bretterhäuschen, ein größeres als Unterkunft des Bademeisters mit seinen nötigen Utensilien, ein kleineres als Aus- und Ankleidezelle. Dann eine ins Wasser führende Treppe, ein Sprungbrett, eine Barriere, ein paar eingerammte Stangen, zwischen denen Leinen gespannt waren, an denen Badehosen und Handtücher trockneten, und noch einiges mehr, was sonst noch zur Szenerie solch einer Badeinsel gehört.

Mit dem Lande verbunden war sie durch eine schmale, hochaufgelegte Brücke, welche in eine Öffnung der Felsenwand mündete. Das heißt, wenn man dabei an den Zirkus denkt. Denn auch dieser hatte auf der einen Seite so eine glatte Wand, die dicht bis an die Manege heranging. Jetzt war dieser Aus- und Eingang für die auftretenden Artisten hübsch mit Schilf dekoriert, so daß es aussah, als ob die Brücke von der Badeinsel eben an ein felsiges, aber grünes Ufer führe.

Die kommenden Herrschaften wurden angewiesen, sich so zu setzen, daß sie gerade in die Badezelle, wenn deren Tür offen war, hineinblicken konnten. Dies muß erwähnt werden, sonst nichts weiter. So hatten sich auch alle anderen gesetzt, alle die Matrosen und Heizer und

Schiffsjungen, nur mehr oben auf die Stufen des Amphitheaters. So hatte man auch die Treppe und das Sprungbrett vor sich, die Brücke führte seitwärts nach dem Lande, man konnte unter ihr wegsehen.

Übrigens konnte, muß doch noch bemerkt werden, jeder auch um die ganze Manege herumgehen, sich die Badeinsel von hinten betrachten, von allen Seiten. Wenn ihm nicht sein eigener Scharfsinn die Erklärung für die rätselhaften Vorgänge der nachfolgenden Pantomime gab, auf diese Weise, indem er um die Manege herumging, fand der Wahrheitssucher sie sicher nicht. Dann aber entgingen ihm die haarsträubenden Szenen, die sich vor den beiden Häuschen zu Wasser und zu Lande abspielten.

Es war nicht die erste Wasserpantomime, die hier in diesem kleinen Zirkus aufgeführt wurde.

»Weshalb ist denn heute das Wasser so dunkel, ganz undurchsichtig?« wurde denn auch sofort von verschiedenen Seiten gefragt.

Denn das hereinfließende Wasser, aus einem Felsenreservoir kommend, zeichnete sich durch außerordentliche Klarheit aus. Dazu kam nun der hellgelbe Grund von jenem Bernsteingummi, der auch hier gelegt war, so konnte man immer, wenn das Wasser nicht gar zu sehr aufgeregt war, bis auf den Boden des bei mittlerer Höhe zwei Meter tiefen Bassins blicken.

Man hatte auf diese durchsichtige Klarheit des Wassers noch gar nicht weiter geachtet, hielt sie eben für ganz selbstverständlich, und so fiel es nur umsomehr auf, daß

diesmal das Wasser ganz undurchsichtig, direkt schwarz war.

Nun, man hatte diesmal eben das Wasser mit Absicht undurchsichtig gemacht, was mit einer Sepia ähnlichen Flüssigkeit, nur in geringer Menge zugesetzt, leicht zu erreichen war, und das würde schon seinen später erkennbaren Zweck haben.

Da, wie sich das »Publikum« schon geordnet hatte, was bei diesen Bordgästen natürlich mit militärischer Raschheit vor sich ging, erschien seitwärts auf einer der oberen Stufen wieder Merlin, und hinter ihm in einem größeren Eingange tauchten auch schon wieder die orientalischen schimmernden und funkelnden Kostüme auf.

Schnell ging Georg dem gelben Ledermanne entgegen.

»Als verantwortlicher Leiter all dieser Spiele bitte ich um Entschuldigung, daß vorhin den Kleidern Deiner Gäste übel mitgespielt wurde, besonders durch die Mehlbombe. Ich war über den Inhalt der einzelnen Bomben nicht weiter orientiert, konnte es dann nicht mehr verhindern ... so etwas wird in Zukunft nicht wieder vorkommen.«

Ja, jetzt war diese Entschuldigung allerdings angebracht, wenigstens eben vom verantwortlichen Leiter all dieser Vorstellungen.

Aber der jugendfrische Greis gab ebenfalls die hier einzig angebrachte Antwort, zunächst in Form einer Gegenfrage.

»Haben sich Deine Freunde und Freundinnen über den Mehlstaub beschwert?«

»O nein, die nicht,« lachte Georg, »die hätten auch noch etwas ganz anderes vertragen . . . «

»Dann bitte ich Dich, auf meine Gäste keine Rücksicht zu nehmen, oder es ist ihnen nicht möglich, Euren Vorstellungen fernerhin beizuwohnen, denn sie würden ihre Gegenwart als störend empfinden.«

»Na gut, also es wird auch fernerhin durchaus keine Rücksicht auf sie genommen werden. Übrigens kommt so etwas auch nur selten vor, bei dieser Pantomime hier braucht das Publikum auch gar nicht mitzuspielen. Dagegen muß ich Dich vorher auf eines aufmerksam machen. Bei dieser Pantomime jetzt spielt die Hauptrolle eine Entkleidungsszene. Die ganze Pantomime ist überhaupt nur eine einzige Aus- und Ankleideszene. Und unter Deinen Gästen sind viele Damen . . . «

»Und unter Euch doch ebenfalls. Ich verstehe, weshalb Du mich darauf aufmerksam machst. Nein, auch hierauf brauchst Du keine Rücksicht zu nehmen, und es sind überhaupt Orientalinnen, Inderinnen.«

Georg wußte, was hiermit gemeint war. Weil er ein Seemann war.

Wer den Menschen nicht sehen kann, wie ihn der liebe Gott geschaffen hat, der darf keine größere Reise nach dem Süden machen, noch weniger eine Reise um die Erde, oder er mag sich nur immer in seine Kabine einschließen, die Bollaugen gedichtet. Dann freilich wird er ja von

seiner Reise nicht viel erzählen können. Schon in Madeira, ja schon in Lissabon fängt es an, wenn die portugiesischen Fischerjünglinge das Passagierschiff umschwimmen, darauf wartend, daß kleine Münzen ins Meer geworfen werden, nach denen sie tauchen, wobei sie auch jede Badehose als hinderlich betrachten, und je weiter südlich nach Osten oder Westen, desto loser wird das Gewand des Menschen, desto öfter wirft er es bei jeder Gelegenheit ab. Wer sich also hieran stößt, der soll lieber zu Hause bleiben. Freilich gesteht er hiermit auch ein, wie faul es mit seiner eigenen Moral und Sittlichkeit beschaffen ist.

Auch die exotischen Geister waren plaziert worden, zwischen den Exklusiven und der Mannschaft der »Argos«. Es waren wieder dieselben, diesmal aber war noch Viviana hinzugekommen, ebenfalls in einem orientalischen Prachtgewand, und auch Merlin ließ sich auf einer Steinstufe nieder.

Ein Glockenzeichen erscholl, und der Waffenmeister, zwischen den anderen sitzend, erhob seine Stimme:

»Der rätselhafte geheimnisvolle und unheimliche Badegast. Oder: wie sich der Teufel einmal baden will. Eine stumme Pantomime, in Szene gesetzt und ausgeführt vom Matrosen Hahn.«

Ahaaaa! Durch die Reihen all der Matrosen und Heizer ging gleich eine lebhafte Bewegung. Einesteils wegen des vielversprechenden Titels, und dann wohl vor allen Dingen, weil »unser« Hahn derjenige war, welcher. Was man vorher eben absolut nicht wußte.

Der Leser erinnert sich seiner noch, des in der kaiserlichen Marine wegen verschiedener Bravourstückchen mehrfach dekorierten Matrosen, der aber alle seine Orden irgendwo in der Welt versetzt hatte – oder versoffen, wollen wir lieber gleich sagen, dieses Matrosen, der ganz ausnahmsweise bei seinem Vatersnamen gerufen wurde, weils eben ein Hahn war. Aber nicht nur ein einfacher Hahn, irgend ein Hahn, sondern es war »unser Hahn«.

Er schien mit dem Segelmacher große Charakterähnlichkeit zu besitzen. Nämlich insofern, als auch der Kopf dieses Matrosen voll lauter Dummheiten steckte. Aber diese Ähnlichkeit war eine nur scheinbare, sonst waren es zwei total verschiedene Charaktere. Die beiden waren auch keine besonderen Freunde. Das heißt, Kameraden wohl, etwas anderes gab es auf diesem Schiffe nicht, aber keine speziellen Freunde, was sonst doch wohl der Fall gewesen wäre, wenn sie sich im Charakter so geglichen hätten. Hahn war ein total verlumpfter Mensch, den man nicht mit fünf Groschen nach der Post schicken durfte. Nicht etwa ein schlechter Mensch – dann hinterher weinte er wie ein Kind – eben ein für diese Welt verlorener Mensch, wie es unter den Seeleuten so viele, ach so viele gibt! Ein Glück, daß es ein Meer und Schiffe gibt.

Da war Oskar der Segelmacher ja nun freilich ein ganz anderer Kerl, der brauchte keine ständige Aufsicht, der wußte Recht und Unrecht zu unterscheiden, dem konnte man alles anvertrauen, ein so genialer Liedrian er auch sonst sein mochte.

Die größte Ähnlichkeit zwischen den beiden bestand darin, daß auch Hahn ein verlorener Sohn war, und zwar aus einer Familie stammend, die sich ebenfalls niemals hätte träumen lassen, daß eines ihrer Mitglieder dereinst als Seemann in aller Welt Ruhm und Ehren und – Verachtung ernten würde. Er war der Sohn eines Strumpfwarenfabrikanten tief drin im Binnenlande. Und dann vor allen Dingen war Hahn ein ganz ausgezeichneter Schwimmer. Wenn er sich auch nicht gerade mit Oskar messen konnte. Dafür aber war er an Bord der »Argos« der beste Taucher. Er mußte eine ganz besonders beschaffene Lunge haben, konnte fast zwei Minuten unter Wasser aushalten und dabei auch noch die verschiedensten Kunststückchen ausführen. –

Die Vorstellung begann, ohne ein weiteres Zeichen.

Die Tür des größeren Bretterhäuschens öffnete sich, ein Mann in weißer Hose und Hemd trat heraus. Das war aber nicht Hahn, sondern diese kolossale Gestalt konnte nur August dem Starken angehören, er hatte sich auch gar nicht weiter zu verändern gesucht.

Er spielte den Bademeister. Hatte wohl geschlafen, gähnte und dehnte sich, begann Wäsche aufzuhängen und abzunehmen, nahm dazwischen immer einmal einen Schluck aus der Pulle.

Eine an dem Hause angebrachte Klingel schellte. Ehe die Brücke das Schilfland erreichte, war noch eine kleine Gittertür angebracht, von ihr führte ein Draht nach dieser Klingel, wenn das Türchen geöffnet wurde, läutete die Klingel.

Das war nun der Hahn, der dieses Türchen geöffnet hatte und jetzt über die Brücke schritt! Das erkannten die Kameraden doch gleich an seinem Gange, an seinen ganzen Bewegungen. Wenn er sich auch sonst unkenntlich gemacht hatte.

Sonst bartlos, trug er jetzt einen schwarzen Knebelbart, mit ganz steif ausgedrehten Spitzen – und das veränderte sich auch im Wasser nicht – außerdem über dem linken Auge eine schwarze Binde. Ein höchst eleganter, wenn auch sehr auffallender Sommeranzug. Schwarz und weiß gestreifte Beinkleider, rote Seidenjacke, gelbes Seidenhemd mit blauen Blümchen, grüner Schlips, schwarze Schärpe, Panamahut mit grünem Band, ausgeschnittene Lackschuhe mit bunten, durchbrochenen Seidenstrümpfen.

Unverkennbar ein Dandy, ein nordamerikanischer Stutzer! Das sah dieses weltgereiste Publikum doch sofort.

Der Bademeister bekomplimentiert den vornehmen Herrn, der die Insel betreten hat.

Wünschen Sie zu baden?

Ja.

Bitte sehr. Es muß aber im voraus bezahlt werden.

Das heißt, es wurde nicht gesprochen, es war ja eine Pantomime, wobei das Eigenschaftswort »stumme« ganz überflüssig ist.

Die beiden hätten recht gut sprechen können, auch als Schauspieler. Aber die Pantomime hat ihre Vorteile, es muß alles durch lebhafteste Gesten ausgedrückt werden, alles ist in ständiger, lebhafter Bewegung.

Der dicke Bademeister komplimentiert noch mehr, wie er ein Silberstück bekommt, wie es eine solche ungeheure Silbermünze überhaupt in der ganzen Welt nicht gibt! Theatralischer Effekt. Da verschwindet ein Taler oder Dollar doch ganz.

Bitte, hier ist die Auskleidezelle.

Der Badegast betritt sie, entkleidet sich ungeniert bei offener Tür. Jacke aus, Hose aus, Hemd ab, alles mit jener Fixigkeit, die man bei Artisten findet – und bei Seeleuten – alles wird aufgehängt, und der Mann steht in einem ballroten Trikot-Badekostüm da, die Brust mit einem großen, schwarzen Teufelskopf geschmückt, gehört, zum Munde hängt die rote Zunge heraus.

Außerdem trägt der Entkleidete am linken Handgelenk noch ein auffallendes Armband und am rechten Fußgelenk ebenfalls einen großen, goldenen, mit blitzenden Steinen besetzten Ring, den man schon vorher über dem Lackschuh auf dem Seidenstrumpfe gesehen hat.

Nun ist ja erst recht erwiesen, daß es ein nordamerikanischer Dandy ist. Das Tragen von kostbaren Fußringen war damals bei diesen Fatzken allgemein üblich, zum Teil auch heute noch. Heute sind es vor allen Dingen die Damen, welche ihre Verlobungsringe am Fußgelenk tragen, mit Sicherheitsschloß versehen, den Schlüssel dazu hat der Bräutigam in der Westentasche. Mag sehr nötig sein.

Der Herr ist fertig, tritt heraus, schließt hinter sich die Tür der Zelle (!), kühlt sich ab, greift sich unter die Arme.

Unterdessen hat sich auch der Bademeister zu beschäftigen gewußt, dabei immer einmal einen Schluck aus der

Buttel nehmend. Nicht zwecklos für die Pantomime! Bei solch seiner Pantomime darf es, überhaupt keine einzige unnötige Bewegung geben. Dieses Schnapstrinken geschieht immer heimlich, mit einem scheuen Blick nach einem etwaigen Beobachter.

Jetzt bewundert der Bademeister zunächst das Kostüm des Herrn.

Was ist denn das für ein Teufelskopf drauf?

Nun, das ist eben ein modernes Badekostüm, nach meinem Geschmack gefertigt. Jetzt werde ich ins Wasser gehen.

Können Sie schwimmen?

Ei gewiß doch!

Sonst ist diese Seite für Nichtschwimmer.

Ohne Sorge, ich kann schwimmen

Und der rote Teufel nimmt einen Anlauf, geht mit einem eleganten Kopfsturz – einem »Aufsatz« – vom Sprungbrett ab.

Diesen Augenblick, den der Mann unter Wasser bringt, benutzt der Bademeister zu einem noch recht tüchtigen Zug aus der Buttel.

Immer noch nicht oben? Na dann schnell noch einen.

Das heißt, jetzt fängt der Bademeister zu stutzen an. Der Kerl taucht nicht wieder auf.

Die Zeit vergeht unter dem Spähen des Bademeisters nach allen Seiten, der Kerl kommt nicht wieder zum Vorschein, und der Bademeister kriegt es mit der Angst zu tun. Er nimmt eine Stange und stochert im Wasser herum.

Aber wie er auch stochert, er bringt den Verschwundenen nicht wieder zum Vorschein, und es nützt nichts, daß er den Haken durch seine mächtige Harpune ersetzt, er kann den auf dem Grunde Liegenden nicht anspießen.

Es ist ein guter Mensch, der Bademeister, nimmt es sich furchtbar zu Herzen, oder vielleicht kann er auch seine Stellung verlieren – er ergibt sich dem stillen Suff.

Da, wie er verzweiflungsvoll dasitzt und aus der Buttellutscht, schellt wieder die Klingel.

Also es kommt jemand.

Der Bademeister steht auf, um nachzusehen.

Und da wird der Bademeister von der Starrsucht befallen, er reißt die Augen auf.

Ach, und wie nun der in seinem Kürbisgesicht die Augen aufzureißen verstand! Und wie er dazu das Maul aufsperrte!

Es hatte schon vorher unter dem Publikum manchmal gewiehert, jetzt fingen aber auch die exotischer Gäste, sogar die vier würdevollen Radschas zu wiehern und zu grunzen an. Weil sie noch nicht richtig lachen wollten.

Der Bademeister hatte ja auch allen Grund, Augen und Maul so aufzureißen.

Denn da kommt über die Brücke ein Dandy geschritten, in schwarz und weißgestreifter Hose und roter Seidenjacke, mit schwarzem Knebelbart und schwarzer Binde über dem linken Auge ... na, kurz und gut, derselbe!

Kann ich hier ein Bad nehmen?

Ach, dieser Bademeister! Er spielte eigentlich die Hauptrolle.

Was dieser ehemalige Bäcker Geselle für ein gottbegnadeter Schauspieler war, das ist ja schon früher gesagt worden. Er mußte ja auch in jenem großen »Argonautenschauspiele« eine der Hauptrollen spielen, da mimte er die Kaiserin-Mutter von China!

Und nun jetzt als Bademeister!

Daß dieser riesenstarke Fleischkoloß wie aus Gummi zusammengesetzt war, wurde ja ebenfalls schon wiederholt gesagt.

Und wie der nun jetzt dastand, vorgebeugt, den Hals wie eine Schildkröte vorreckend, das Maul sperrangelweit aufgerissen . . .

Die exotischen Gäste waren auch für solche theatrale Komik empfänglich. Das leise Wiehern und Gurren der vier würdevollen Radschas verwandelte sich plötzlich in ein lautes Brüllen.

Doch weiter!

Kann ich hier ein Bad nehmen?

Da der Bademeister keine Antwort gibt, den Doppelgänger immer nur anstarrt, steckt ihm dieser das große Silberstück in den aufgerissenen Rachen.

Da rafft sich der Bademeister auf, zuckt die Achseln, führt den Herrn nach der Zelle.

Wie er deren Tür geöffnet hat, prallt er zurück, blickt wieder und wieder hinein und ist wieder ganz Starren.

Denn in der Zelle sind – wie auch das Publikum deutlich sieht – keine Sachen mehr. Die Kleider des ersten Badegastes sind daraus verschwunden.

Na, der neue weiß nichts davon, weiß nicht, weshalb der Bademeister so starrt und staunt, er zieht sich aus. Und steht wieder in einem roten Trikotkostüm mit schwarzem Teufelskopfe da, mit Armband und Fußreif.

Während dieser Entkleidungsszene hat der Bademeister immer regungslos dagestanden, in einiger Entfernung von der Zelle, immer nach dieser schielend.

Ach, und wie nun August der Starke dastand und schielen konnte!

Also der rote Teufel tritt heraus, kühlt sich ab, immer mit ganz genau denselben Bewegungen wie vorhin, so hat er auch jedes einzelne Kleidungsstück ausgezogen und hingehängt, nur daß jetzt keine weitere Unterredung mit dem Bademeister stattfindet, sondern der rote Teufel geht gleich mit einem eleganten Kopfsturz vom Sprungbrette ab.

Der Bademeister hat ihm nachgeschielt, jetzt schleicht er hin an die Barriere, blickt scheu und schielend ins Wasser.

Der Hineingesprungene taucht nicht wieder auf.

Scheu nimmt der Bademeister wieder die Stange und stochert in dem Wasser herum, aber ganz anders als vorhin, so scheu.

Ebenso scheu schleicht er dann nach der Zelle, öffnet sie. Da hängen keine Kleider mehr drin.

Der Bademeister betastet seinen Kopf und ... greift ganz folgerichtig zur Buttell.

Wie er noch so tiefsinnig dasteht und trant und trinkt, läutet die Glocke.

Langsam und scheu wendet der Bademeister den Kopf und ... scheint sich gar nicht so sehr zu wundern, wie da der dritte Dandy mit schwarz und weiß kariierter Hose und roter Jacke und schwarzer Augenbinde über die Brücke kommt.

Kann ich hier ein Bad nehmen?

Der Bademeister antwortet nicht, hält einfach die Hand hin, nimmt die große Silbermünze, läßt sie auch wieder in seiner Tasche verschwinden.

Aber nun dieses Gesicht dabei! Doch das läßt sich ja nicht beschreiben, schon eher, wie der Bademeister diesmal dem Dandy beim Auskleiden behilflich ist.

Oder nicht eigentlich behilflich. Sondern auf jedes Kleidungsstück, das der Dandy ablegt, stürzt er sich, hascht es wie eine Fliege weg, hängt es nicht auf, sondern klemmt es sich unter die Arme.

Der Dandy blickt ihn groß an.

Sind Sie verrückt?!

Dem Bademeister ist es ganz egal, was jener von ihm denkt, der hascht weiter nach den abgelegten Kleidungsstücken, reißt sie dem Dandy schnell aus den Fingern, jeden Schuh und jeden Strumpf, klemmt ihn sich unter die Arme, alles fest an den Leib pressend.

Wieder das rote Trikot mit Teufelskopf, Armband und Fußring.

Wieder das Abkühlen.

Diesmal aber kommt der rote Teufel nicht zum Sprung, nur zum Anlauf.

Der Bademeister hat neben Barriere und Sprungbrett die Kleidersachen zu Boden fallen lassen, stemmt fürsorglich seinen Fuß darauf, so nimmt er von der Barriere eine Leine, oder gleich zwei, und wie der rote Teufel an ihm vorbei bäuft, um den Kopfsprung zu machen, fängt er ihn weg.

Was haben Sie denn?! Was ist denn los?

Der Bademeister gibt keine Antwort, auch nicht pantomimisch sondern er schnallt ihm einfach den Gürtel um, nimmt ihn an die Leine, und nicht nur um den Leib, sondern legt ihm eine zweite Schlinge auch nach um den Hals.

Mensch, sind Sie denn verrückt?!

Du darfst nur mit der Leine ins Wasser, weiß der Bademeister sich jetzt auszudrücken, auch springen darfst Du nicht, mußt auf der Treppe hinabsteigen, Dein Kopf darf nicht unter Wasser kommen, deshalb noch diese zweite Leine.

Aber ich kann doch schwimmen!

Ist mir ganz egal – Du kommst nur an dieser doppelten Leine und nur auf der Treppe ins Wasser!

Der Badegast fügt sich endlich achselzuckend, steigt hinein, schwimmt etwas herum, will einmal tauchen, aber der Bademeister erlaubt es ihm nicht, hält ihn mit der um den Hals gelegten Schlinge hoch, und dabei achtet er sorgsam immer auch darauf, daß sein Fuß noch auf den sämtlichen Kleidersachen steht.

Der Rote kommt wieder heraus, der Bademeister nimmt ihn in Empfang, hüllt ihn sofort in ein Badelaken,

reibt ihn ab, ihn immer festhaltend, dann gibt er ihm sein Hemd, will nichts davon wissen, daß sich jener erst des nassen Badekostüms entledigen will – vorwärts, anziehen! – so reicht er ihm ein Stück nach dem anderen, ihn dabei auch immer noch festhaltend, und wie der Dandy den letzten Lackschuh zubindet, stülpt er ihm den Panamahut auf den Kopf, schiebt ihn nach der Brücke, macht ein höfliches Kompliment, und wie der Dandy kopfschüttelnd und gegen seine Stirn klopfend über die Brücke schreitet und jenseits zwischen dem Schilf verschwindet, kehrt der Bademeister tiefatmend und hoch befriedigt zurück.

So richtig ist ihm freilich noch nicht zumute.

Erst, sucht er einmal ausgiebige Beruhigung in dem Inhalt seiner Butteln.

Dann fängt er über den Fall nachzusinnen an, immer einmal einen Schluck nehmend.

Er sieht auch noch einmal in die Zelle hinein, in der natürlich keine Kleider hängen, überzeugt sich noch einmal von ihrem Nichtvorhandensein durch komisches Hineintasten.

Dadurch kommt er auf die Idee, auch einmal in die Tasche zu greifen, in die er immer die Silbermünzen gesteckt hat.

Aber wie er auch sucht, er bringt nur eine zum Vorschein. Und es müssen doch, er braucht dazu gar nicht lange an den Fingern zu zählen, eigentlich drei sein.

Und da endlich kommt ihm die Erkenntnis!

Er hat das von den drei Doppelgängern, also eigentlich Triplegängern, muß man da wohl sagen – hast das alles nur geträumt!

Nur der letzte Badegast war eine reelle Figur gewesen!

Die Erscheinungen der beiden ganz ähnlichen Vorgänger hat er nur geträumt.

Allerdings sehr merkwürdig, denn das hätte er dann doch im voraus träumen müssen, es wären also sogenannte Wahrträume gewesen, aber das ist doch solch einem Bademeister wie diesem ganz egal, zumal wenn er die Buttel so liebt.

Jedenfalls hat er nun eine Erklärung für den ganzen Vorgang gefunden, das sieht man ihm gleich an, besonders wie hochbefriedigt er hierüber ist.

Nun weiß er aber auch, woher ihm diese unheimlichen Visionen gekommen sind.

Der Schnaps ist daran schuld.

Er hat einfach schon ein bißchen das Delirium.

Und da ergreift ihn ein Abscheu gegen sich selbst und eine furchtbare Wut gegen die Schnapsflasche, er nimmt sie hier, eine ganz tüchtige Kruke, hebt sie, um sie ins Wasser zu schleudern, holt noch weiter aus und trinkt erst noch einmal aus ihr – eigentlich schade, schade, daß noch so viel drin ist – aber das hilft nun alles nichts – er setzt seinen Entschluß mit eiserner Energie durch, holt aus zum Wurf und ... besinnt sich doch noch einmal, nimmt erst noch einen tüchtigen, tüchtigen Zug – so, nun aber fliegt die Buttel über die Barriere ins Wasser hinein!

Und da, wie die Flasche versinkt – da plötzlich taucht an dieser selben Stelle pustend ein Menschenkopf auf, geschmückt mit schwarzem Knebelbart, um das linke Auge eine schwarze Binde, der obere Teil eines roten Trikots folgt nach, mit kräftigen Stößen schwimmt der Mann nach der Treppe, und an seinem linken Handgelenk sieht man ein kostbares Armband funkeln!

Ach, und nun dieser Bademeister, dieser August der Starke!

Wie der langsam seinen Gummihals vorreckt, immer weiter und weiter, mit diesem Gesicht, mit diesen Augen, wie er dabei langsam in die Kniebeuge geht und immer mehr mit den Knien zu schlottern anfängt!

Und so beobachtet er auch den roten Mann weiter.

Der hat die Treppe erstiegen, nimmt, ohne sich um den Bademeister zu kümmern, ein bereithängendes Badelaken, hüllt sich darin ein, betritt die Zelle, deren Tür immer offen gestanden hat, jetzt schließt er sie hinter sich.

Einige Minuten weiß der Bademeister vollkommen auszufüllen. Wenn er auch nichts weiter tut, als daß er ruhig dasteht, etwas gebückt, sein Hinterteil dem Publikum halb zugekehrt – und nun was für ein Hinterteil – und nach der Badezelle blickt, ohne noch mit den Knien zu zittern. Dafür wendet er jetzt manchmal das Gesicht nach dem Publikum, und nun was für ein Gesicht! Dieses Mienenspiel, diese Augen, dieses offene Maul!

»Ach, das ist ja zum Brüllen!« stöhnte Kapitän Martin, sich immer die Tränen aus den Augen wischend.

Und da plötzlich macht der dicke Bademeister einen Satz wie ein Frosch aber nach rückwärts. Denn da öffnet sich die Zellentür, der Dandy tritt heraus, vollkommen angezogen, er lüftet vor dem entsetzten Bademeister, der immer noch in der Kniebeuge steht, jetzt aber auch wieder mit den Beinen zu schlottern anfängt den Panama, schreitet über die Brücke, verschwindet am schilfigen Ufer.

Der Bademeister richtet sich langsam auf.

Jetzt gibt es nur eins für ihn.

Er geht ziemlich gefaßt in sein Häuschen, kommt mit einer Geneverkruke zurück, entkorkt sie und ergibt sich wieder dem Suff.

Da, wie er die Butteln zum dritten Male an den Mund führt, nahe der Barriere stehend, hält er in der Bewegung plötzlich inne, erstarrt, reckt wieder den Gummihals vor und geht wieder in die Kniebeuge.

Denn da taucht genau an der vorigen Stelle, in gerader Linie mit dem Sprungsbrett, im Wasser wieder ein pustender Kopf mit schwarzem Knebelbart und schwarzer Augenbinde auf, natürlich fehlt auch das Armband nicht, so schwimmt der Mann nach der Treppe, ersteigt sie, nimmt ein Badelaken, geht nach der Zelle, deren Tür offen steht, wirft das von seinem Vorgänger zurückgelassene Badetuch heraus, schließt hinter sich die Tür.

Der erste Teil dieser dritten gleichartigen Szene ist genau so wie der erste Teil der vorhergehenden Szene. Nur

daß der Bademeister gleich mit einem Ruck in die Kniebeuge gegangen ist und nicht so mit den Beinen geschlottert hat.

Und jetzt, wie sich die Zellentür geschlossen hat, bleibt er auch nicht mehr ruhig stehen, sondern er schleicht hin, hebt das herausgeworfene Badelaken auf, betastet es, ebenso auch dasjenige, welches der erste gebraucht hat, und da scheint dem Bademeister nach und nach das Verständnis aufzudämmern, er greift in die Tasche und bringt daraus richtig drei Dollars zum Vorschein

Na, nun ist ihm vollends alles klar! Er hat vorhin doch nicht nur geträumt. Drei Badegäste sind ins Wasser gegangen, drei sind wieder herausgekommen. Denn er hat doch auch die drei Dollars in der Tasche.

Daß sich diese drei Herren so ähnlich sehen, und wo die ersten beiden unterdessen so lange im Wasser geblieben sind, das ist diesem Bademeister ja ganz egal, darüber macht er sich weiter keine Kopfschmerzen. Die Hauptsache ist, daß er in der Hand die drei Dollars hat, die er immer wieder zählen kann, das ist ihm ein vollgültiger Beweis, daß alles mit rechten Dingen zugegangen ist.

Also wie nun die Zellentür zum dritten Male aufgeht und der dritte Dandy in schwarz und weiß kariierter Hose und roter Seidenjacke heraustritt und beim Weggehen vor dem Bademeister den Panama lüftet, da macht dieser ebenfalls eine höfliche Verbeugung und komplimentiert jenen weiter bis zur Brücke.

So, nun ist die Sache in Ordnung. Drei sind gekommen, drei sind gegangen. Ganz gefaßt kehrt der Bademeister zurück, hängt die nassen Laken auf.

Da, wie er wieder einmal an der Barriere steht, wird er abermals von starrem Entsetzen befallen.

Denn da taucht an jener selben Stelle pustend der vierte Kopf auf mit schwarzem Knebelbart und schwarzer Augenbinde.

Diesmal aber wartet der Bademeister nicht ab, bis jener schwimmend die Treppe erreicht hat.

Nur einmal noch zählt er an den Fingern schnell oder auch bedachtsam bis vier, und dann macht er einen Satz und liegt hinter seinem Häuschen platt auf dem Bauche.

Und so versteckt beobachtet er, wie der vierte rote Mann aus dem Wasser steigt, ein Badelaken nimmt, sich darin einhüllt und die völlig leere Zelle betritt, die Türe hinter sich schließend.

Es genügt vollkommen, daß der Bademeister hinter dem Häuschen auf dem Bauche liegt und so darauf wartet, ob auch dieser vierte Kerl wieder angezogen aus der Zelle kommt.

Denn diese Gesichter, diese Augen, diese Halsverrenkungen! Und schließlich wie er manchmal auch an den Fingern bis vier zählt!

Das Publikum wälzte sich vor Lachen, in fast buchstäblichem Sinne dieses Wortes.

Und richtig, auch der vierte Teufel hat in der leeren Zelle Kleider zu finden gewußt, er tritt angezogen heraus, lüftet, ohne jemanden zu sehen, den Panama und verläßt die Insel.

Der Bademeister ist auf dem Bauche etwas nachgerutscht, um ihn auch noch über die Brücke schreiten zu sehen.

Dann erhebt er sich.

Ganz gelassen.

Er will sich nur erst überzeugen, ob er sich nicht geirrt, nicht verrechnet hat.

Also er zählt erst seine drei Dollars, dann zählt er die nassen Badetücher und bringt es da bis auf vier. Nun fängt er auch noch an den Fingern zu zählen an, das liegt ihm besser.

Und wie er da, wieder an der Barriere stehend, bis zum vierten Finger gekommen ist, während die drei Dollars vor ihm auf dem breiten Barrierenrand liegen – da taucht plötzlich an jener Stelle abermals pustends ein Kopf auf mit schwarzem Knebelbart und schwarzer Augenbinde, am linken Handgelenk das Armband, wie die anderen auch immer am rechten Fuß den Ring trugen.

Diesmal aber ist das Verhalten des Bademeisters ein ganz, ganz anderes.

Weit ausholend, konstatiert er an seinem fünften Finger, daß dies der fünfte ist, der da auftaucht, während vor ihm nur drei Dollars liegen.

Zu dieser Berechnung hat er auch Zeit, denn diesmal schwimmt und plätschert der rote Teufel erst etwas herum.

Und dann, wie der Bademeister seiner Rechnung sicher ist, verschränkt er die Arme über der Brust und schaut dem Schwimmer zu, mit ganz ruhigem Gesicht, das nur ein klein wenig finster ist – es malt sich darin ein fester Entschluß aus, wollen wir sagen, der mit aller Energie auch ausgeführt werden soll.

Doch gar nicht lange, so ersteigt der rote Mann die Treppe.

Ruhig, die Arme verschränkt, den Bauch hervorgerückt, betrachtet ihn der gewaltige Bademeister mit seinen zum Tode entschlossenen Augen.

In dem Augenblick aber, da der rote Teufel an ihm vorüberschreiten will, macht der Bademeister plötzlich einen Satz, packt den Kerl um den Leib und schmeißt ihn über die Barriere wieder ins Wasser hinein.

Der so Behandelte taucht wieder auf.

Mensch, bist Du denn verrückt?! Was fällt Dir denn ein?!

So weiß er durch Gesten zu fragen.

Der Bademeister aber gibt keine Antwort, ruhig steht er an seiner alten Stelle, die Arme verschränkt, den Bauch hervorgereckt, betrachtet mit finster entschlossenem Gesicht den Schwimmenden und Fragenden.

Na, der ersteigt zum zweiten Male die Treppe, will nach seiner Zelle gehen, kommt aber nicht weiter, als

bis er den Bademeister passieren muß – da stürzt dieser abermals blitzschnell auf ihn zu, packt ihn um den Leib, schmeißt ihn zum zweiten Male über die Barriere ins Wasser, daß alles nur so knallt!

Mensch, bist Du denn wahnsinnig geworden?! Was soll denn das heißen?!

Diesmal gibt der Bademeister eine Antwort.

Is nich, is nich, Du kommst nicht wieder herauf, an bleibst im Wasser!

So hört man ihn ganz deutlich sprechen, wenn er dies auch nur durch Handbewegungen, durch abwehrendes Schütteln der Hand ausdrückt.

Und dann kümmert er sich nicht weiter um den Schwimmenden, dreht sich um, hängt die nassen Bademäntel auf.

Na, der Dandy muß es zum dritten Male versuchen, das Trockene zu erreichen, auf der Treppe. Eine andere Gelegenheit, die ziemlich hohe Insel zu erklettern, gibt es nicht.

Also er tut es, ist sehr vorsichtig dabei, klimmt auf allen Vieren die Treppe empor, immer spähend, ob ihn der Bademeister beobachtet.

Nein, das tut der nicht. Er dreht jenem den Rücken zu. Aber dieser Bademeister muß wohl auch hinten am Kopfe Augen haben.

Denn in dem Augenblick, wie der rote Teufel richtig oben steht, sich eben aufrichtet, um mit einem Sprunge die Zelle zu erreichen, dreht sich der Bademeister blitzschnell um, hat den Kerl wiederum um den Leib gepackt

und schmeißt ihn zum dritten Male über die Barriere ins Wasser!

Und diesmal läßt er es nicht hierbei bewenden, sondern er nimmt schnell eine andere Stange, eine, die vorn eine große Gabel mit runder Ausbuchtung hat, und wie der Schwimmer wieder auftaucht, setzt er ihm schnell diese Gabel in den Nacken, die paßt gerade so hübsch über den Hals, drückt den Kopf tief unters Wasser, sehr tief.

So, der Herr Bademeister hat Zeit. Die Stange in beiden Händen, sieht er gelassen zu, wie dort immer Luftblasen emporquellen. Der Mann muß so tief hinabgedrückt worden sein, daß er mit den Händen schon nicht mehr die Oberfläche erreichen kann.

Doch, oder er hat die Gabel etwas gehoben – da taucht aus dem Wasser eine Hand auf, greift mit den Fingern wild um sich. Es ist die linke Hand, denn man sieht das Armband.

Das hätte ja nichts zu sagen, dadurch würde der Mann unter Wasser auch nicht vom Tode errettet werden, aber das paßt dem Bademeister nicht, er mag von dem teuflischen Kerl, der ihn so veralbert hat, überhaupt gar nichts mehr sehen, und er weiß sich zu helfen, nimmt schnell, natürlich ohne die erste loszulassen, eine zweite Stange mit ebensolcher Gabel, nur etwas kleiner, titscht mit ihr auch diese Hand unters Wasser.

Da taucht etwas mehr nach vorn ein Bein auf, oder doch ein Fuß, aber auch das Unterbein kommt mit heraus, es ist der rechte Fuß, man sieht den Fußring, strampelt – da läßt der Bademeister mit der zweiten Stange die Hand los und titscht dafür diesen Fuß unter.

Da kommt wieder die rechte Hand zum Vorschein – der Bademeister läßt den Fuß los und titscht die Hand unter.

Der rechte Fuß taucht wieder auf – wird untergetitscht.

Und so geht das noch mehrmals. Es ist immer nur der linke Arm oder der rechte Fuß, die abwechselnd auftaucht und vom Bademeister mit der kleineren Stange immer prompt untergetitscht wird.

Bis zuletzt nichts mehr erscheint, und der Bademeister merkt wohl, daß auch nichts mehr in der großen Gabel hängt, er zieht sie zurück, wartet noch einige Zeit lauernd, immer mit der Stange bereit, wieder unterzutitschen – bis er sich endlich seiner Sache sicher ist.

Gott sei Dank, der Kerl ist erstickt, ist mausetot!

Daß dieser Teufel schon früher so lange unter Wasser geblieben ist, ohne seinen Tod gefunden zu haben, daran denkt dieser versoffene Bademeister natürlich nicht.

Wenn aber nun das Publikum etwa glaubte, der rote Teufel würde nun doch wieder auftauchen, um den Bademeister zu foppen, so irrte sich das Publikum. Dann hätte der Matrose Hahn die ganze Sache schlecht arrangiert. Denn dann wäre das eine Wiederholung gewesen, die wohl manchmal erlaubt ist und sogar sein muß, aber

in diesem Falle durfte eine solche Wiederholung nicht stattfinden. Jetzt mußte wieder etwas ganz anderes kommen.

Tief befriedigt legt der Bademeister seine beiden Mordinstrumente hin.

Nun natürlich erst mal die Pulle her!

Dann aber kommt ihm doch das Bewußtsein, man merkt es ihm deutlich an, daß hier doch noch irgend was anderes geschehen müsse. Er hat doch einen Menschen quasi ermordet. Erst muß einmal die Leiche ans Tageslicht.

Also der Bademeister nimmt die gewöhnliche Hakenstange, stochert mit ihr im Wasser herum, bis auf den Grund.

Es bleibt nichts an dem gewöhnlichen Haken hängen.

Da greift der Bademeister, wie schon einmal, nach der Stange mit der gewaltigen Harpune.

Und es dauert auch gar nicht lange, so verrät schon sein Gesicht, daß er auf dem Grunde etwas angespießt hat, eine Hand taucht auf, es ist die linke, mit dem Armband, natürlich folgt der ganze Arm nach und . . .

Der Bademeister reißt vor Staunen sein Maul auf!

Denn er hat mit seiner Harpune nichts weiter als diesen Arm angespießt. Der Kerl muß dort unten im Wasser einfach aus dem Leime gegangen sein. Da ist wohl eine außerordentlich schnelle Verwesung oder sonst etwas eingetreten – kurz und gut, der linke Arm hat sich vom Rumpfe abgelöst.

Und gottvoll sah es nun aus, wie dieser Bademeister dastand, die Stange weit von sich abhielt, die Spitze in die Höhe gerichtet, und staunend den auf die Harpune gespießten Arm betrachtete.

Was dieser ehemalige Bäckergehilfe und jetzige Bootsmann dabei für ein Gesicht machen konnte! Wie der den einzelnen Arm anguckte!

Georg wurde lebhaft an jene Szene erinnert, wie Mister Tabak in dem Speisehaus zu Marseille die elende Sardine mit seinem Riesenmesser angespießt hatte und sie tief sinnig betrachtete.

Ja, erinnert wurde man lebhaft an diese Szene, sie hatte die größte Ähnlichkeit mit der hier.

Nur daß dieser Bademeister eine ganz andere Gestalt hatte, überhaupt, es war ja etwas ganz anderes und dann nun vor allen Dingen, was der für ein Gesicht dabei machte, wie der sein Maul aufriß, während er den angespießten Arm betrachtete.

»Ach, da platzt einem ja bald der Schädel!« schüttelte sich Kapitän Martin vor Lachen, auch wirklich seinen Kopf mit beiden Händen haltend, und wenn das dieser Mann sagte, und tat, zumal er hierzu doch auch erst die Hände aus den Hosentaschen nehmen mußte, so hatte das doch sicher etwas zu bedeuten.

Wie sich das andere Publikum benahm, jetzt und während der ganzen Vorstellung, davon wollen wir lieber gar nicht erst anfangen.

Na, der Bademeister muß endlich dran glauben, er legt den einzelnen Arm hin, stochert weiter mit der Stange im Wasser nach dem Rumpfe.

Er bringt ein Bein zum Vorschein, das rechte mit der Fußspange – man muß annehmen, daß der andere Körper nachfolgt, denn solch eine im Wasser untergesunkene Leiche kommt doch nach und nach zum Vorschein – aber wiederum bleibt es bei diesem einen Beine, das der Bademeister an seiner Harpunenstange aufgespießt hält.

Natürlich wieder große Verwunderung. Aber doch nicht ein solches Staunen wie vorhin. Das wäre auch ganz verfehlt gewesen. Der Kerl ist eben aus dem Leime gegangen, hiermit muß sich der Bademeister nun auch abfinden.

Er stochert weiter nach dem Rumpfe oder nach den anderen Gliedmaßen und bringt wieder einen Arm angespießt herauf.

Aber auch der trägt ein Armband, und ist überhaupt ein linker Arm mit einer linken Hand.

Was, hat denn der Kerl zwei linke Arme gehabt?!

Jetzt freilich wird der Bademeister wieder vom größten Staunen befallen, besonders wie er sich durch Vergleichen mit dem anderen Arm und mit seinen eigenen Händen überzeugt, daß es wirklich wiederum ein linker Arm ist.

Und wie er das nun tut, und dieses mißtrauische Staunen, das sich in dem Kürbisgesicht dabei ausmalt, das ist nun wieder einfach köstlich, daß sich das Publikum fast

wälzen will! Jetzt will ich erst mal den anderen Arm haben, den rechten!

Ganz deutlich hört man es ihn durch seine Gesten sagen!

Und er stochert weiter, spießt aber wieder ein Bein an. Ein Bein, das um das Fußgelenk den bekannten Ring trägt, und es ist überhaupt wiederum ein rechtes Bein

»Was, hat denn der Kerl zwei linke Arme und zwei rechte Beine gehabt?! Mir ganz egal, ich will den rechten Arm haben!«

Der Arm kommt denn auch zum Vorschein, aber es ist wiederum ein linker mit dem Ringe!

Und dann spießt die Harpune wieder ein rechtes Bein an.

Und dann wieder einen linken Arm.

Und dann wieder ein rechtes Bein.

Und dann wieder einen linken Arm.

Und dann wieder ein rechtes Bein.

Dieses letzte aber bringt der Bademeister nicht ganz herauf, sondern er wirft es ins Wasser zurück, mit einer Bewegung, die ganz deutlich sagt:

»Ich bin fertig! Diese Welt ist voller Teufel, und von denen lasse ich mich nicht mehr veralbern. Ich nicht! Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe!«

Dies alles sagte eine einzige Handbewegung in Verbindung mit einem entsprechenden Gesicht. Ganz deutlich glaubte man es sagen zu hören. Daher eben das Wort »Pantomime«. Und dieser ehemalige Bäckergehilfe war eben ein ganz phänomenaler Pantomimiker. Welche

schon ziemlich wieder vergessene Kunst erst durch die kinematographische Dramatik, die freilich noch in den Windeln liegt, wieder zu Ehren kommt.

Es kam ein amerikanischer Schluß. Ein Wort, das sich in der Dramaturgie bereits eingebürgert hat.

Und ein anderer Schluß war hier auch wirklich sehr schwer zu schaffen. Es konnte nur ein sogenannter amerikanischer Schluß sein. Noch ein blutiger Witz, und dann ist es ohne Erklärung aus.

Der Bademeister schleuderte das fünfte rechte Bein mit jener Gebärde der resignierten Entsagung ins Wasser zurück, wandte sich, ging nach dem Häuschen, bückte sich und hing an seinen Gürtel, was da am Boden lag: mit Haken versehene Steine und Eisengewichte.

Und wie er sich so genügend beschwert hatte, nahm er noch einen tüchtigen Schluck aus der Buttel, und dann ging er nach der Treppe, stieg sie hinab – und wie sein Fuß das Wasser berührte, besann er sich, drehte sich um, ging zurück, nahm erst noch einmal einen tüchtigen Schluck aus der Buttel – so, nun war er bereit, seinen Vorsatz auszuführen, aus dieser schnöden Welt, in der man dermaßen veralbert wird, zu scheiden – aber wie er schon bis zu den Knien im Wasser stand, besann er sich drehte sich um, stieg hinauf, um die Buttel zu holen, mit dieser stieg er hinein ins Wasser unterwegs noch einmal trinkend – und wie ihm das Wasser schon bis an den Leib ging, besann er sich, drehte noch einmal um, holte noch eine zweite Geneverkruke, entkorkte sie, nahm sie in den anderen Arm, und nun war er definitiv vorbereitet, um

den nassen Weg ins Jenseits anzutreten, und nun hätte eine nochmalige Wiederholung auch nicht mehr gewirkt, während noch die letzte wahre Lachsälve ausgelöst hatte – jetzt führt er seinen Vorsatz unaufhaltsam aus, nur daß er unterwegs noch einige Male aus der Flasche trinkt – dann taucht er unter, zur Vorsicht aber die Buttel mit der Hand noch über Wasser haltend – und unter Wasser besinnt er sich doch noch eines anderen, er taucht noch einmal mit dem Kopfe auf, um noch einmal zu trinken, und so taucht er mit dem Kopfe für immer unter, die Flasche noch am Munde, so ist er verschwunden für immer – da aber kommt noch einmal seine Hand zum Vorschein, sie hält die Flasche, die Öffnung nach unten, es fließt kein Tropfen mehr heraus – die Hand läßt die Flasche fahren, sie bleibt oben schwimmen, den armen Bademeister sieht man niemals wieder.

Nur noch einige aufsteigende Luftblasen bezeichnen die Stelle, wo er mit diesen letzten Luftblasen jetzt seinen Atem aushaucht.

Und dann wird es stille.

Ganz bänglich stille.

Das Publikum spannt, wird förmlich verlegen.

Denn was soll denn nun noch kommen?

Nun, da steigt ein großer Kork empor und bleibt neben der ersten Kruke schwimmen.

Und nicht lange dauert es, während aber das Publikum schon zu grunzen beginnt, da steigt auch noch eine zweite Geneverkruke empor, und bleibt neben der ersten schwimmen.

Der Bademeister hat die zweite Flasche, die er mitgenommen, noch unter Wasser geleert.



»Schluß der Vorstellung!« rief Georg konnte es aber vor Lachen kaum herausbringen.

Obgleich der schon zwei Proben dieser Pantomime beigewohnt hatte.

Dann kann man wohl begreifen, wie sich das eigentliche Publikum benahm, das keine Proben gesehen hatte.

Aber man muß diese Pantomime wohl selbst gesehen haben, diese Szenen, auch diesen Schluß, um begreifen zu können, weshalb das Publikum sich so benahm. Eine Beschreibung tut es da nicht, das ist immer etwas Totes.

Aber wir wollen noch einen anderen Schluß hinzufügen. Daß heißt nämlich diesem Kapitel.

Der Verfasser möchte noch ein persönliches Erlebnis erzählen. Weshalb, das wird der geneigte Leser bald erkennen.

»Bitte, mein Freund, meine Tochter Viviana möchte Dich gern einmal sprechen.«

So hatte Merlin den Waffenmeister alsbald angedet.

Georg begab sich eiligst hin zu der exotischen Gesellschaft, die also einige Stufen höher saß.

Sie hatten weidlich gelacht, alle die orientalischen Damen und Diener und auch die würdevollen Radschas. Sie hatten sich manchmal . . . gekugelt, wie man so sagt.

Nicht minder aber hatten sie oftmals gestaunt. Hatten gestaunt, wie es bei dem anderen Publikum gar nicht vorgekommen war.

Außerdem sei noch nachträglich bemerkt, daß diese orientalischen Damen und Herren während der Vorstellung immer eifrigst Augengläser benutzt hatten, eine besondere Art, halb Lorgnette, halb »Operngucker«. Sie hatten sie in der Tasche oder in am Gürtel hängenden Beutel gehabt, sie also häufig benutzend und dabei unter einander Bemerkungen austauschend.

»Das war ja wunder-wunder-wunderschön, so habe ich noch niemals gelacht!« wurde Georg von Merlins Tochter lachend wie ein Bruder empfangen, obgleich er sie doch kaum kannte. »Aber nun sage bloß, wie ist denn dies alles nur möglich gewesen?! Meine Freunde und Freundinnen hier bestürmen mich, ich soll eine Erklärung geben, aber wie kann ich denn das, ich war und bin immer noch selbst ganz starr vor Staunen, ich hoffe, diese Erklärung jetzt erst von Dir zu bekommen!«

»Was denn für eine Erklärung?« lächelte Georg, dabei aber selbst schon etwas zu staunen beginnend.

»Nun, wie das alles nur möglich sein kann! Denn das sind keine Illusionen gewesen!«

»Illusionen?!«

»Du weißt doch, was ich meine – Gedankenübertragung, der Zuschauer muß sehen, was sich der Gaukler in seiner Einbildung lebhaft vorstellt. Wir alle waren erst fest überzeugt, daß dies alles nur Illusionsgaukelei sei. Denn wie konnte der Teufel denn immer unter Wasser

verschwinden und wieder von der Brücke her zum Vorschein kommen, und dann wieder umgekehrt, und das war doch immer derselbe Mann. Und was nun sonst noch alles passierte! So lange kann doch kein Mensch unter Wasser bleiben, und wenns auch der geschickteste Perlentaucher ist! Also mußte es unbedingt doch Illusion sein, das Vorgaukeln von nur gedachter Einbildung. Nun hatten wir aber unsere Illusionsgläser bei uns. Hier diese Dinger, wenn man nämlich durch diese blickt, kann man sofort unterscheiden, ob etwas Illusion oder Wirklichkeit ist. Woher diese Wirksamkeit, das kann ich Dir jetzt nicht erklären, ich weiß es eigentlich selbst nicht. Kurz, dieses Instrument wirkt genau so wie ein Photographenapparat, aber direkt für das menschliche Auge. Die Wirklichkeit bleibt natürlich bestehen, wenn man durch diese Gläser blickt, jede Illusion dagegen verschwindet, man sieht einfach nichts. Nun aber war alles, was uns da vorgeführt wurde, auch durch diese Gläser zu sehen. Also konnte es sich doch auch nicht um Illusionen handeln. Und da ist bei diesen Apparaten jeder Irrtum ausgeschlossen. Ja, wie ist denn da dies alles nur möglich gewesen?! Wie habt Ihr diese Zauberei denn nur fertig gebracht?! Was für eine ganz besondere Art von Zauberei und Magie und Yoga ist denn das nur?!«

So hatte das junge Mädchen gesprochen, und einige Dutzend exotischer Augenpaare hingen mit spannender Erwartung an dem Mann, der die Erklärung dieser »Wunder« hoffentlich auch geben würde.

Und nun allerdings brach bei Georg vollends das offene Staunen hervor.

Wie, alle diese orientalischen Gäste fanden keine Erklärung für die Vorgänge dieser Zeremonie?!

Sie erhielten die Erklärung.

Der deutsche Leser braucht sie selbstverständlich nicht.

Die ziemlich hohe Insel war hohl, war nur ein Aufbau, unter ihrem Boden konnte man noch über Wasser atmen.

Zwischen diesem unsichtbaren Hohlraum und der Badezelle befand sich eine Kommunikation, also einfach eine Verbindung, diese benutzte der rote Teufel, in dem Hohlraum mochte er auch noch Gehilfen stecken haben, ferner waren in dem Hohlraum noch die sonstigen Requisiten untergebracht.

Ferner führte aus der Manege unter Wasser nach ein Tunnel hinaus ins Freie, das heißt hinter die Kulissen.

Der Matrose Hahn, dieser ausgezeichnete Taucher, schwamm einfach aus jenem Inselhohlraum durch diesen Tunnel in dem undurchsichtigen Wasser hinter die Kulissen, wenn er dann wieder über die Brücke kam, und umgekehrt.

Daß die Beine und Arme nur ausgestopfte Trikotgliedmaßen waren, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Wie überhaupt, sei nochmals betont, der Leser gar keine Erklärung nötig hätte. So wenig wie das andere Publikum. Die von Bord der »Argos« hatten da doch niemals eine staunende Frage aufgeworfen, auch die kleine Ilse nicht.

Aber diese exotischen Gäste hatten eine Erklärung nötig gehabt.

Diese selben Personen, die, wie Viviana, die Tochter Merlins des Zauberers, mit Illusions- und Taschenspielerkünsten sozusagen ganz geschwängert waren!

Die hatten sich den ganz einfachen Vorgang nicht erklären können, die hatten schon an Zauberei, an übernatürliche Wunder geglaubt! –

Das ist es, worüber der Verfasser noch einmal sprechen, wozu er außerhalb des Romans ein persönliches Erlebnis erzählen möchte.

Im Jahre 1889 lag ich in Bombay, hatte einmal Gelegenheit, obwohl zum Schiffsvolke vor dem Mast gehörend, also einfach Matrose, in eine bessere Gesellschaft eingeladen zu werden.

Der Gastgeber, ein Deutscher – wie überhaupt fast alles deutsch war – hatte dazu in sein Bungalow, seine Villa, auch einen Fakir bestellt, einen berühmten Illusionsgauler. Also einen Yogi. Fakir und Derwisch ist ja eigentlich etwas ganz anderes.

Der Kerl kam, ein braunschwarzes, lebendiges Skelett, machte innerhalb seines Zauberkreises, in dem sich auch die Zuschauer befinden mußten, die wunderbarsten Sachen.

Viel Neues war es allerdings nicht, was wir zu sehen bekamen. Nicht viel anderes, als was man überall in den indischen Städten auf der Straße und in den Kneipen zu sehen bekommt. Alle diese Verwandlungssillusionen und Taschenspielerkünste und sonstigen Gaukeleien sind, wie

schon einmal erwähnt, äußerst einseitig. Dadurch eben bilden sich diese Gaukler aber auch zu solcher Vollkommenheit aus. Es ist eine einzige Schule, die seit Jahrtausenden besteht, jeder Lehrer lehrt seinem Schüler nur das, was er selbst kann, und so kommt immer dasselbe heraus, nun aber auch in der höchsten Vollkommenheit.

Dieser berühmte Yogi hier, selbst ein Guru, ein Lehrer in der Yoga-Wissenschaft, wußte aber nun in ganz wunderbarer Weise Illusionen mit wirklichen Taschenspielerkniffen zu verschmelzen, das war es, was ihn berühmt machte, worin er unvergleichlich war.

Es wurde viel photographiert, aber es war gar nicht möglich, dem Kerl mit dem Knipsapparat beizukommen, Illusionen von Wirklichkeit zu unterscheiden. Indem er das Publikum darin selbst ständig irre führte. Wenn man dachte, man photographiere eine Illusion, wobei also doch nichts auf die Platte kommt, dann photographierte man eine Wirklichkeit, durch Taschenspielerkniff hervorgebracht, und dann erzeugte er wieder durch Gedankenübertragung einen ganz einfachen Vorgang, so einfach, daß niemand daran dachte, diesen zu photographieren, der aber doch eine Hauptrolle insofern spielte, als er dazu diente, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer von einem anderen Punkte abzulenken.

Immerhin, auch seine suggestive Illusionskraft war ganz erstaunlich.

Die Vorstellung war beendet.

Nun war unter uns auch ein Herr, der für eine deutsche Champagnerfirma Indien bereiste. So ein richtiger

oller Reese-Onkel, mit allen Hunden gehetzt, ganz vollgepfropft mit Witzen und Anekdoten, auch sonst ein Tausendkünstler, spielte großartig Klavier und balancierte dabei einen Stuhl auf der blauroten Gesichtsgurke, setzte vorher auf das Klavier einen Topf mit frischer Milch, imitierte auf den Tasten ein Gewitter mit Blitz und Donner, und dann hinterher war die Milch sauer geworden. Und lauter solchen Unsinn.

»Nun werde ich diesem Hexenmeister einmal etwas vormachen!«

So sprach der Champagneronkel, und der Yogi war bereit, sich von diesem Abendländer eine Vorstellung geben zu lassen. Der Champagneronkel machte ihm nichts weiter als Kartenkunststückchen vor. Allerdings nun großartig! Wie der, abgesehen von anderen Kartentricks das Kümmelblättchen schlagen konnte! Nicht nur mit drei, sondern mit vier und sogar fünf Karten! Es war gar nicht möglich, die richtige herauszufinden. Wie sich der Yogi auch bückte und mit seinen doch gewiß äußerst scharfen Taschenspieleraugen auch lugte.

Doch von solchen schwierigeren Sachen und komplizierteren Kartenkunststückchen ganz abgesehen.

Der deutsche Hexenmeister machte mit Absicht immer einfachere Sachen. Nämlich weil er sich selbst immer mehr zu wundern begann und zwar über das Verhalten dieses Yogis.

Ja, hier fand auch eine rätselhafte Umwandlung statt.

Der Weinreisende nahm eine französische Spielkarte, zeigte sie ausgebreitet dem Yogi, die Farben nach oben, drehte sie um, mischte die Blätter.

»Nun ziehe Dir eine beliebige Karte, mein Junge.«

Es geschah.

»Was hast Du gezogen? Piquedame. Die erkennst Du doch wieder. So, nun stecke die Karte wieder zurück – ich mische das Spiel vor Deinen Augen – nun ziehe wieder eine Karte . . . was hast Du gezogen? Wieder Piquedame! Merkwürdig. Stecke die Karte zurück – ich mische – ziehe – wieder Piquedame . . .«

Und so fort.

Na, der Leser weiß doch wohl, wie das gemacht wird!

Es ist so ziemlich das allereinfachste Kartenkunststückchen, wenn man die nötige Fingergewandtheit dazu besitzt. Der Herr vertauschte das richtige Kartenspiel einfach mit einem anderen, das überhaupt nur Piquedamen enthielt.

Das ist die ganze Sache zu dumm! Dieses Vertauschen will natürlich gelernt werden, dieser Champagneronkel hier brachte es großartig fertig.

Ach, und diesen Eindruck nun, den dieses allereinfachste Kartenkunststückchen schon – von den anderen, komplizierteren gar nicht zu sprechen – auf den braunen Hexenmeister hervorbrachte!

Wie der staunte, wie der sich förmlich entsetzte!

Wie der seine Götter anrief!

»O Civa und Whisnu, das ist Zauberei! Sahib, o Sahib, wie bringst Du diese Zauberei fertig! Was für ein Yoga ist das nur!«

Zuletzt wollte er den Champagneronkel sogar anbeten. –

Also da hat man es!

Es ist ein sehr, sehr lehrreiches Gleichnis!

Dieser indische Yogi war das, was man einen Adepten nennt, einen Magier, einen Zauberer.

Und er war tatsächlich ein Zauberer, ein mit übernatürlichen Kräften begabter Mensch.

Denn wenn jemand sagt: »Es wachse hier aus diesem Teppich heraus ein Mangobaum!« – und dieser Baum beginnt wirklich zu wachsen, bis er in voller Größe dasteht, die Zuschauer sehen ihn ganz deutlich, sie können sogar die Nüsse abpflücken und essen, so muß man das doch Zauberei nennen, der Betreffende ist ein ganz echter Zauberer.

Auch wenn alles nur Illusion durch Gedankenübertragung ist, verbunden mit Taschenspielergeschicklichkeit, man darf es dennoch echte Zauberei nennen. Oder es müßte erst näher definiert werden, was man denn überhaupt unter Magie und Zauberei verstanden haben will.

Dieser Inder besaß zweifellos magische Fähigkeiten, von deren reellem Vorhandensein, wenn man von Ammenmärchen und einzelnen Sekten absieht, wir Abendländer jetzt erst etwas zu ahnen beginnen. Er hatte sie durch ein besonderes körperliches und geistiges Training

erworben, hatte wahrscheinlich jahrelang in einem düsteren oder gar stockfinsternen Raume eingemauert gesessen, regungslos in einer unnatürlichen Stellung verharrend, ständig nach der Nasenspitze schielend und das heilige Wort »Aum« aussprechend. Dabei mußte er hungern und dursten, bis sein Leben fast erloschen, täglich waren ihm nie mehr als drei Stunden Schlaf vergönnt. So berichten fast alle, besonders Engländer, die unter der Leitung von Gurus die indische Geheimwissenschaft Yoga betreiben wollten. Dies wird zuerst von ihnen gefordert, für viele Jahre lang. Und das ist erst der Anfang! Immer entsetzlicher werden die asketischen Übungen, welche den Zweck haben, die Seele vom Körper frei zu machen, so daß der Geist den Körper vollkommen beherrscht, und wenn man sich selbst besiegt hat, so besiegt man die ganze Welt – dann also kann der Betreffende seine eigenen Phantasiegebilde auf andere übertragen. Und daß hierdurch im Menschen schlummernde Fähigkeiten frei werden, die er dann nach Willkür zur Erzeugung von Phänomenen verwenden kann, das ist nunmehr einwandfrei nachgewiesen worden, mag es auch noch genug geben, die daran nicht glauben wollen.

Dieser Inder hier hatte es so weit gebracht. Er hatte sein Fleisch in fast buchstäblichem Sinne des Wortes abgetötet, denn er hatte überhaupt gar kein Fleisch mehr an den Knochen. Er war ein echter Magier geworden, ein Zauberer, der bis zu einer Grenze den Naturkräften befehlen konnte, sie gehorchten ihm.

Und da wird diesem selben Manne ein ganz einfaches Kartenkunststückchen vorgemacht, und da bricht er körperlich und geistig zusammen, betet es als ein »Wunder« an! –

Das ist es, worauf es hierbei ankommt!

Es war gar kein so alberner Spaßvogel, der zuerst auf die Idee kam, den zehn Geboten noch ein elftes hinzuzufügen:

Mensch laß Dich nicht verblüffen!

Und das gilt auch umgekehrt für alle die Erscheinungen und Fähigkeiten, welche wir heute magische, also übernatürliche nennen. Wenn jemand etwa eine glühende Kohle in die Hand nehmen kann, ohne sich zu verbrennen; wenn jemand seinen Körper durchsticht, sich die schrecklichsten Wunden beibringt – ein Streichen darüber, und es ist nichts mehr davon zu sehen; es gilt für den ganzen Spiritismus mit all seinen unleugbaren Phänomenen.

Es dürfte die Zeit kommen – und sie kommt ganz gewiß – da man alles das, was wir jetzt magisch oder übersinnlich nennen, was von anderen einfach geleugnet wird, auf ganz natürliche Weise wird erzeugen können. Dazu aber muß man erst einmal der Wahrheit die Ehre geben, nämlich anerkennen, daß es noch andere Naturkräfte gibt, die in jedem Menschen schlummern und nur geweckt zu werden brauchen, was dann aber, wenn der Materialismus besiegt worden ist, nicht mehr durch körperliche, asketische Übungen geschieht, sondern wozu nur die Ausbildung der höchsten geistigen Kraft nötig

ist, über welche der Mensch verfügt, und das ist die Liebe! In diesem Falle besser Mitleid genannt.

#### 114. KAPITEL. DIE REVANCHE DES MAHARADSCHAS.

Während Georg dem Mädchen die Erklärung gegeben, dieses den anderen exotischen Gästen berichtet hatte, war das Wasser abgelassen und der feuchte Grund schnell aufgetrocknet worden.

Die nächste Vorstellung sollte also wiederum hier stattfinden.

»Es ist noch eine Pause von einer Viertelstunde nötig,« mußte dann Georg, der hinter den Kulissen gewesen war, verkünden, »es sind noch einige Vorbereitungen zu treffen.«

»Kann ich Dich sprechen?« wurde er wiederum von Merlin angesprochen.

»Bitte.«

»Diese Viertelstunde wird durch nichts anderes ausgefüllt?«

»Nein, es ist nicht gut angängig, oder wir müßten diesen kleinen Zirkus erst verlassen. Die Vorbereitungen zur nächsten Nummer schieben sich nur etwas länger hinaus, als erst angenommen worden war.«

»Bis dahin bleibt die Manege frei?«

»Die Vorbereitungen geschehen in den Stallgängen.«

»Der Maharadscha, den ich meinen Gast nenne – verzeihe, wenn er seinen weiteren Namen verschweigt – möchte gern Euch einmal eine Vorstellung geben. Willst

Du ihm für diese Viertelstunde die Manege zur Verfügung stellen?«

»Gewiß doch! So lange er will, nicht nur eine Viertelstunde!«

»Gut. Dann lasse Deine Leute sich mehr nach unten setzen, um die ganze Manege herum, oder auch noch innerhalb derselben im Kreise.«

Eine Verkündigung, und es geschah Alles, verteilte sich auf der untersten Stufe im Kreise, die Manege selbst zunächst noch freilassend. Auch die exotischen Gäste hatten ganz unten Platz genommen.

Und da kamen schon aus einem Seitengange, der von den Argonauten nicht benutzt wurde, von dem man nur wußte, daß er in leere Felsenkammern führe, einige Chinesen heraus, ganz einfach gekleidet, Arbeiter, Kulis, die einen langen Pack trugen, legten ihn in der Mitte der Manege hin, breiteten ihn aus. Es war ein schwarzer, glatter, kreisrunder Teppich von etwa zehn Meter Durchmesser.

»Wollen sich Deine Freunde und Leute um diesen Teppich aufbauen!« sagte Merlin. »Die Gaukeleien, mit denen Euch der Maharadscha aufwarten will, müssen in möglichster Nähe beobachtet werden. Nur ein Gang nach jenem Tor möchte freigelassen werden.«

Es geschah, wie der vielgeplagte und unermüdliche Waffenmeister anordnete. Man gruppierte sich um den Teppich. Die exotischen Gäste hatten ja schon ihre eigenen Kissen mitgebracht, sie ließen sich gleich darauf nieder, dicht vor dem Teppich, hinter ihnen stellten sich die

Diener auf, und so hielten es auch die anderen Herrschaften, für die schnell Kissen und Polster besorgt waren, das »Volk« baute sich dahinter im Kreise auf, der ja groß genug war, um in einigen Reihen alle zu fassen, es mußte nur der Leibesgröße nach angetreten werden.

Ein Gongzeichen, und herein marschierten mit anmutigen Bewegungen eine Reihe chinesischer Gestalten, neun Stück: zwei Männer, drei junge Weiber und vier halbwüchsige und auch noch etwas kleinere Kinder.

Alle echt chinesisch gekleidet, mit langen, bunten Seidengewändern, nur daß bei diesen die langen, weiten Ärmel fortfielen, diese gingen, allerdings auch sehr weit, nur bis an die Ellbogen, um den Hüften prachtvolle Schärpen, die schwarzen Haare zierlich frisiert, mit Blumen und seltsamen Spangen geschmückt, lauter zierliche Gestalten, die hübschen Gesichter mit den listigen Schlitzaugen wie aus gelbem Elfenbein geschnitzt.

So marschierten sie anmutig in den Kreis, nach allen Seiten hin lächelnd, und lächeln taten sie überhaupt immer, verteilten sich nach allen Richtungen, zogen aus dem Gürtel, in dem sie die verschiedensten Gegenstände trugen, bunte Papierbogen, verteilten sie unter dem Publikum, dazu mit dünnen Stimmchen Bemerkungen machend, denen man das Scherzhafte gleich anhörte.

»Es ist farbiges, ganz gewöhnliches, wenn auch echt chinesisches Seidenpapier, das die Gaukler verteilen!« ließ sich Georg, der von Merlin wieder instruiert worden war, vernehmen. »Die Herrschaften, oder auch die dahinter stehenden Leute, sollen die Papierbogen nehmen

und sie in Stückchen zerreißen. Ungefähr von der Größe der Oberfläche einer Streichholzschachtel. Doch kommt es gar nicht so darauf an. Auch auf die Form nicht. Immer lustig in Stückchen zerreißen, wie es kommt. Jedes Fetzen Papier möchte einzeln dem betreffenden Gaukler zurückgegeben werden.«

Es geschah. Also es waren neun Personen, und jede hatte ein anders farbiges Blatt Seidenpapier zum Zerreißen unter das Publikum gegeben, welche Farben namentlich aufgeführt werden müssen, da es hierauf hauptsächlich ankommt: weiß, hellblau und dunkelblau, hell- und dunkelgrün, hell- und dunkelrot, hell- und dunkelgelb. Jede Farbe war von der anderen durchaus verschieden.

Der betreffende Gaukler, Mann, Weib oder Kind, ließ sich die zerrissenen Stückchen immer einzeln zurückreichen, faltete jedes noch einmal zusammen, machte einen eigentümlichen Knick hinein und warf es dann achtlos auf den schwarzen Teppich.

Dies erforderte ja einige Zeit, die aber durchaus nicht langweilig wurde. Erstens konnte man sich wirklich gar nicht sattsehen an diesen chinesischen Gestalten, es waren so überaus zierliche Persönchen, die reinen Nippfiguren, was sogar von den erwachsenen Männern galt, und wie viel mehr nun noch von den jungen Weibern und den Kindern. Diese Gesichtchen mit den Schlitzaugen! Diese Händchen! Diese Figürchen! Alles eben wie aus gelbem Elfenbein geschnitzt. Und wenn man diesen Ausdruck wählt, so kann man dabei doch nicht an schlaffes Fleisch denken. Nein, besonders die von Muskeln und

Sehnen starrenden Unterarme zeigten, obgleich immer noch wie von Künstlerhand geschnitzt, vom vollendetsten Ebenmaße, was auch diesen zierlichen Weibern und Kindern für eine Kraft innewohnen mußte.

Dann zweitens verstand fast ein jeder dieser Matrosen doch wenigstens einige Brocken Chinesisch, die wurden angebracht, und die Gaukler blieben auf neckische Fragen die schelmischen Antworten nicht schuldig, und die verstanden wieder einige Brocken Englisch was aber um so possierlicher klang, weil die Chinesen das R nicht aussprechen können, dafür meist ein L einschieben, und nun überhaupt ein heiteres Wesen, das Lächeln war nicht gekünstelt – und so kam es, daß im Handumdrehen eine allgemeine Plauderei mit Lachen und Kichern im Gange war.

Übrigens gehört dies mit zu einer echten orientalischen Vorstellung. Die Gaukler schwatzen unaufhörlich, unterhalten sich mit dem Publikum, dieses muß selbst mitspielen.

Der letzte Papierbogen war zerrissen, das letzte Fetzen noch von Gauklerhand zusammengefaltet und in eigentümlicher Weise noch einmal geknickt und dann achtlos zu Boden geworren worden.

Jetzt zog jeder aus dem Gürtel einen kleinen Handbesen, sie fegten die Papierstückchen nach der Mitte zusammen, daß sie dort einen bunten Haufen bildeten.

Der Besen wurde zurückgesteckt, dafür nahm jeder aus seinem Gürtel zwei Fächer, feststehend, aus Stroh geflochten, die bekannten chinesischen Fächer, in jede

Hand einen. So stellten sie sich um den bunten Papierhaufen herum, aber weit genug auseinander, daß man bequem zwischen ihnen durchschauen konnte, und begannen zu fächeln.

Hierzu möchte erst noch etwas bemerkt werden.

Auch die Artistik hat ihre Kunstströmungen. Was einst beliebt gewesen ist, wird vergessen. Das Publikum ist mit gewissen Produktionen übersättigt worden. So konnte man sich früher einen größeren, echten Jahrmarkt ohne gespanntes Turmseil gar nicht vorstellen, was es heute gar nicht mehr gibt, und man hat sich überhaupt von der ganzen Seiltänzerei abgewendet.

So ile es auch mit den chinesischen, indischen und arabischen Gauklern, die zu uns nach Europa kommen.

Heute produzieren sich diese, wenn man sie richtig beobachtet, hauptsächlich in Kunststückchen, welche auf den Gesetzen der Zentrifugalkraft und des Beharrungsvermögens beruhen.

Früher, noch zu unserer Kinderzeit, war das anders. Da hatten sich diese orientalischen Gaukler hauptsächlich auf die Beherrschung der Luftbewegung und des Luftwiderstandes geworfen.

Wer entsinnt sich noch des Schmetterlingsspieles, mit welchem die chinesischen und indischen Tausendkünstler uns als Kinder belustigten? Jetzt aber sieht man dieses Schmetterlingsspiel gar nicht mehr.

Das heißt nicht mehr bei uns in Europa. Wir Abendländer sind damit übersättigt worden, und die exotischen Artisten haben sich unserem Geschmacke angepaßt. In

ihrer Heimat aber steht dieses Schmetterlingsspiel noch in vollster Blüte.

Und das Schmetterlingsspiel war es, das diese neun chinesischen Künstler jetzt vorführten. Wie das Seidenpapier dabei in Stückchen gerissen wird, scheint ganz gleichgültig zu sein. Es kommt immer nur auf ein letztes Zusammenfallen und dann hauptsächlich wohl auf ein ganz besonderes Knicken an. Ach, was haben wir als Kinder uns abgemüht, nur zwei solche papierne Schmetterlinge oder auch nur einen einzigen durch Wedeln mit dem Fächer schwebend in der Luft zu erhalten!

Es kam über ein klägliches Resultat nie hinaus. Das Geheimnis muß eben in dem eigentümlichen Falten und dem letzten Knick liegen, und dann natürlich eine kolossale Übung, von zarten Kindesbeinen an, tagaus, tagein, von früh bis abends, und schließlich kommt wohl auch die Vererbung in Betracht, innerhalb einer Kaste, die diese Kunst vielleicht schon seit vielen Jahrtausenden betreibt.

Die achtzehn wedelnden Fächer brachten den bunten Papierhaufen zum Aufwirbeln. Erst ein allgemeines Durcheinander, dann hatte jeder eine Gruppe Schmetterlinge über sich und um sich vereinigt, immer ein bis zwei Dutzend von allen Farben.

So trennten sie sich, jeder ging seinen eigenen Weg, seinen Schmetterlingstrupp um sich spielend lassend.

Es war ja schon erstaunlich genug, wie sie diese Papierschnitzelchen in der Luft zu beherrschen wußten, nur mit den beiden Fächern, in jeder Hand einen. Das hier

war erst der allereinfachste Anfang, und schon konnte man Verschiedenes gar nicht begreifen, hielt es einfach für unmöglich, also hätte man doch eigentlich an übernatürliche Zauberei glauben müssen.

Es hatte sich zum Beispiel jemand isoliert, ließ ein Dutzend Schmetterlinge direkt vor seiner Brust gaukeln, da sonderten sich drei ab, flogen ihm über den Kopf weg oder auch seitwärts um den Körper herum, gaukelten nun hinter seinem Rücken, während sich die Fächer nur vorn mit den Schmetterlingen beschäftigten. Dann kamen, offenbar so bald es gewünscht wurde, die drei Außenseiter wieder zurückgeflogen und vereinigten sich wieder mit dem Trupp.

Wie war denn das möglich? Daß die Fächer auch die Papierschnitzel hinten im Rücken beherrschen konnten, das war vollständig ausgeschlossen.

Man mußte gar scharfe Augen besitzen und in Beobachtung geschult sein, um dieses Rätsel lösen zu können.

Sie arbeiteten miteinander, verständigen sich durch geheime Zeichen, kamen sich gegenseitig zu Hilfe.

Diese junge Frau zum Beispiel, die jenes Experiment ausführte, hatte den Oberkörper etwas vorgebeugt um lächelnd den Haupttrupp Schmetterlinge vor sich in Schach zu halten, und dabei ihr linkes Bein graziös nach hinten frei ausgestreckt. Das war aber nicht nur eine elegante Attitüde, sondern mit dem ausgestreckten Fuße gab sie geheime Zeichen, konnte sie richtig wie mit Worten sprechen, und sofort, aber ganz unauffällig, näherte sich ihr von hinten einer der Männer, er schien nur mit

seinen eigenen Schmetterlingen beschäftigt zu sein, regierte diese jedoch nur – und warum nicht! – nur mit dem linken Fächer, den rechten hatte er in der herabhängenden Hand und ließ ihn kaum merklich erzittern, und dennoch genügte diese Luftbewegung, um der Frau die drei Schmetterlinge abzunehmen, die sie hinter sich schickte, die nun er seinerseits hinter ihrem Rücken spielen ließ, und dies geschah so unauffällig und außerdem immer noch in solch beträchtlicher Entfernung, daß niemand von dieser gegenseitigen Hilfe merken konnte.

Georg, der diese Frau gerade beobachtete, hatte gewiß scharfe Augen und verstand zu beobachten, aber er mußte hierüber erst Aufklärung von seiner Nachbarin Viviana erhalten, nun erst war er imstande, mit seinen eigenen Augen die Hilfsleistung zu erkennen.

Und dies, schon erstaunlich genug, war erst der aller-einfachste Anfang des ganzen Schmetterlingsspieles.

Ein quäkendes Kommandowort des einen Mannes, und alle nahmen die beiden Fächer nur in die rechte Hand.

So leitete jetzt jeder seine Schmetterlingsgruppe und dabei war deutlich zu sehen, wie die beiden Fächer in der einen Hand ganz selbständig von einander bewegt wurden, jeder für sich. Bald arbeiteten beide Fächer nach einer Richtung, bald gingen sie seitwärts auseinander, einmal stand der eine nach oben, der andere fast nach unten, und dabei bewegte sich der eine ganz langsam, der andere zitterte mit fabelhafter Schnelligkeit, usw. usw. in den denkbar verschiedensten Variationen, wie es eben das Zusammenhalten der Schmetterlinge erforderte.

Und dabei blieb die freigewordene linke Hand nicht unbeschäftigt. Jetzt kam auch noch die Taschenspielerei hinzu. Wenigstens so genannt, obgleich diese Gaukler unmöglich Kleidertaschen und ihre nur halblangen Ärmel benutzen konnten.

Sie zauberten, die linke Hand immer weit ausstreckend allerhand Sachen hervor und ließen sie wieder verschwinden, dicht vor den Augen der Zuschauer. Dabei immer schwatzend in ihrer possierlichen Weise.

»Eine Bohne, nichtwahl? Hui, zwei Bohnen, nichtwahl? One – two – thlee – nuiii dlei Bohnen – nuuiii, oheio, hundeltmal hundelt Bohnen!!«

Es waren Kaffeebohnen, mit denen der betreffende Gaukler gerade experimentierte. Er schien sie geradezu aus der Luft hervorgezaubert zu haben. Zuletzt zeigte er, daß er eine ganze Masse Bohnen in der Hand hatte, er ließ sie auch befühlen, welche nehmen, um von der Wirklichkeit zu überzeugen – dann schloß er wieder die wunderbaren Elfenbeinfingerchen darüber, ein Reiben, und wie er die Hand, die er immer weit ausgestreckt gehalten hatte, wieder öffnete, waren alle Bohnen verschwunden.

Jeder führte etwas anderes aus. So zum Beispiel griff eines der halbwüchsigen Kinder, ein Mädchen, in seinen Mund, zog ein langes, weißes Band hervor. Dieses ließ es in der Luft flattern, dann griff die linke Hand nach, zog das Band mit jedem Griffe ein, bis es sich ganz in der Hand befand, und wie das Mädchen die Hand öffnete, war das Band daraus verschwunden.

Dies geschah dicht vor den Zuschauern, und diese selbst mußten mitwirken. Sie mußten das wiedererschienene Band nehmen, von ganz dünner Seide, das Mädchen zog es innen aus den Händen heraus, bis es in seiner eigenen Hand überhaupt gänzlich verschwunden war.

Und die Sache ging noch weiter.

»Zelleiß es, zelleiß es in lautel kleine Stückchen!«

Gut, das lange Band wurde in lauter kleine Stückchen zerrissen, was mit leichter Mühe geschah, es war ein äußerst dünnes Gewebe, die kleine Gauklerin ließ sich die einzelnen Stücken als ein Päckchen in die linke Hand geben, die wunderzierlichen Fingerchen kneteten darauf herum, und dann plötzlich flatterte aus der Hand wieder das lange Band, von dessen Unverletztheit sich jeder überzeugen konnte.

Und während überall solche Kunststückchen ausgeführt wurden, immer verschieden, immer nur mit der linken Hand, wurden mit der rechten Hand die Schmetterlinge gaukelnd in der Luft erhalten, denen mußte auch die ganze Aufmerksamkeit gelten, zumal sie jetzt noch anders dirigiert wurden.

Die Chinesen begannen immer mehr, die Zuschauer mit den Schmetterlingen zu necken, sie flogen auch um deren Köpfe herum, ließen sich auf ihnen nieder, auf der Nase, flogen ihnen beharrlich ins Gesicht, einer hatte es einmal besonders auf Klothildes Haarbüschel abgesehen, glaubte wohl, dieses Gewächs sei eine Blume, aus der er nippen wollte, ließ sich nicht verscheuchen, aber ebenso wenig fangen, wie Klothilde auch haschte und schlug.

Das Gelächter war groß. Ebenso aber auch das Stauen über diese unbeschreibliche Kunstfertigkeit, mit der diese beiden von einer einzigen Hand gelenkten Fächer die Papierschnitzelchen beherrschten.

»Ist das nur Illusion gewesen?« fragte Georg, der gerade das Kunststück des Kindes mit dem Seidenband beobachtet hatte, seine kindische Nachbarin, Merlins Tochter.

Er hatte sich nicht neben Viviana, sondern diese sich neben ihn gesetzt.

»Es ist alles Wirklichkeit. Nimm hier mein Illusionsglas, überzeuge Dich selbst!«

Georg nahm das dargereichte Augenglas, er sah überall dasselbe und wunderte sich hierüber nicht besonders. Erstens mußte zunächst erwiesen werden, daß man durch diese Gläser wirklich Illusion von Wirklichkeit unterscheiden konnte, und dann war das vorhin von ihm gar nicht so gemeint gewesen. Er hatte nicht an eine eigentliche Illusion gedacht, dieses Zerreißen von Geweben und ein sofortiges Wiederezusammenfügen der einzelnen Stückchen war ihm von chinesischen und indischen Gauklern gar nichts Neues, als Neues kam hier nur das Schmetterlingsspiel hinzu, sondern er hatte nur gemeint, ob das Kind das Seidenband etwa vertauscht habe.

So äußerte er sich jetzt auch, als er das Glas zurückgab.

»Wie diese Kunststückchen ausgeführt werden, weiß ich nicht,« entgegnete Viviana. »Jedenfalls würde man über ihre Einfachheit, wenn man die Erklärung bekäme,

dann lachen. Aber auch der Maharadscha könnte es Dir nicht erklären.«

»Kann denn der nicht die Erklärung bekommen, wenn er sie haben will?«

»Nein. Es handelt sich um das Geheimnis einer Kaste, und zwar hängt es mit der Religion zusammen, deshalb werden diese Geheimnisse um keinen Preis verraten, und wenn ein Gaukler dazu gezwungen werden sollte, so würde er eher Selbstmord begehen, ehe er sich das Geheimnis durch Schmerzen erpressen läßt.«

Das ist es, weshalb es ganz unmöglich ist, hinter die Schliche dieser Gaukler zu kommen! Es hat alles einen religiösen Hintergrund. Mindestens insofern, als alle diese mohammedanischen oder buddhistischen Gaukler einem Tempelorden angehören, dem sie auch fast ihren ganzen Verdienst zu überweisen haben.

Viviana winkte einer der jungen Frauen, die sich ganz besonders durch ihre Grazie wie auch durch die Geschicklichkeit ihres Schmetterlingsspiels auszeichnete.

Sie kam heran. Viviana sprach mit ihr.

»Du möchtest ihr einen oder mehrere Gegenstände geben, die sie bequem in ihrer Hand verbergen kann und die Du immer als Dein Eigentum wiedererkennst.«

Georg wühlte in seinen Hosentaschen, brachte einen Hosenkнопf, ein kurzes Stückchen Bleistift und einen blauen Stein zum Vorschein, was ja nicht gerade für besonderen Reichtum sprach, aber was brauchte man denn hier in Sibirien Reichtümer eingesteckt zu haben.

Während dieses Suchens schon hatte die Gauklerin nebenbei ein Kunststück ausgeführt, das der Beschreibung wert ist.

Mit der rechten Hand immer die Schmetterlinge spielen lassend, nach diesen blickend, hatte sie mit der anderen Hand den linken Ärmel hochgeschlagen, ihn regelrecht aufgekrempelt bis über die Schulter hinauf.

Das ist einfacher gesagt als getan. Man probiere es einmal, den halblangen, bis zum Ellbogen gehenden Ärmel mit der Hand desselben Armes zu fassen und ihn noch zu krempeeln. Hierbei ging überhaupt etwas schier Übernatürliches vor sich. Nicht nur, daß es schon ganz rätselhaft war, wie sie die Hand und die Finger so weit zurückbiegen konnte, bis sie den Saum des Ärmels faßte, sondern Georg sah auch ganz deutlich, wie sich ihr Unterarm dabei bog, es war auch gar nicht anders möglich, sonst hätte sie den Ärmel gar nicht fassen können, also hatte diese Gauklerin tatsächlich biegsame Knochen, die sie nach Willkür biegen konnte.

»Du sollst ihren Arm festhalten. Wo Du willst. Am besten ist es wohl am Handgelenk, das kannst Du ganz umspannen. Da ist ausgeschlossen, daß sie etwa die Sachen zurückschnellt, sie in der Achselhöhle verschwinden läßt.«

Georg tat es, faßte diesen wunderbaren Arm, wie aus Elfenbein gedrechselt und geschnitzt, es gibt keinen anderen Vergleich, so wunderbar zierlich und doch so hart

wie Stein, das Handgelenk dünn wie das eines vierjährigen Kindes – das sich nicht durch besondere Dicke auszeichnet – und der Oberarm dabei schwellend von Muskeln.

Zuerst faßte Georg nur mit der einen Hand das Gelenk, dann später auch mit der anderen Hand noch weiter oben den Arm, hinter dem Ellbogengelenk, dort noch immer den ganzen Arm mit seinen Fingern umspannen könnend.

Anfangs machte Viviana den Dolmetscher, bald war das nicht mehr nötig, die Chinesin konnte die einzelnen Gegenstände bei Namen nennen.

»Lege alles in meine Hand!«

Die Fingerchen wurden darüber geschlossen, machten reibende Bewegungen

»Was soll ich noch in meiner Hand haben?«

»Gar nichts mehr.«

Noch ein Reiben, die Fingerchen wurden aufgeschlagen – die Hand war leer.

Georg wendete sich hin und her, strich den Arm hinauf – es war unbegreiflich, wo die Gegenstände geblieben waren.

»Nun zaubere den Knopf zurück.«

Die Fingerchen wurden geschlossen, ein Reiben – in der Hand lag nur der Knopf.

Und so ging es weiter, ganz wie gewünscht wurde.

Dann aber gab die Gauklerin, immer lächelnd nur nach ihren spielenden Schmetterlingen blickend, auch ungewünschte Kunststückchen zum besten.

Plötzlich, wie Georg nur an seinen Hosenknopf und an das Bleistiftendchen dachte, kam aus der geschlossenen Elfenbeinhand, aus einer seitlichen Öffnung zwischen dem gebogenen Zeigefinger und dem Daumen, der buntschillernde, züngelnde Kopf einer Schlange zum Vorschein.

Es war begreiflich, daß Georg etwas zurückprallte. Eine Schlange ist immer eine Schlange.

»Gut Slankeee,« lächelte beruhigend die reizende junge, Frau, »gut Tielchen, tut niemand nix. Hast Du Vogelchen liebel?«

Das Schlangenköpfchen, immer mit funkelnden Augen lebhaft züngelnd, zog sich zurück, die Hand wurde geöffnet, in ihr lagen, wie Georg gewünscht hatte, der Knopf und der Bleistift.

Die Fingerchen wurden wieder geschlossen, wieder jenes Reiben, und aus der seitlichen Öffnung kam jetzt ein buntschillernder Vogelkopf zum Vorschein, den Schnabel weit aufsperrend, wie es in der Hand gehaltene kleine Vögel gewöhnlich tun, auch einmal in die Hand zu beißen versuchend.

Es dürfte Leser genug geben, die dieses Experiment schon gesehen haben, ganz genau so, wie es hier beschrieben wird, von indischen Gauklern, die sich immer mehr in Europa einfinden, sich auf Weltausstellungen und bei ähnlichen Gelegenheiten produzierend. Wenn man es sich etwas mehr kosten läßt, kann man dabei auch den Arm und die Hand am Gelenk halten, so daß

der Gaukler die Sachen also nicht aus dem Ärmel heraus-holen kann, ganz abgesehen davon, daß der Mann meist mit nackter Oberkörper geht.

Georg hatte gerade dieses Kunststückchen – stereotyp wie die meisten – noch nicht gesehen, und daher war sein Staunen begreiflich, wobei er nicht zu denen zu gehören brauchte die sich so leicht verblüffen lassen. Es ist, doch immerhin etwas ganz Außerordentliches, worüber man mit Recht staunen muß.

»Wunderbar! Fabelhaft! Wo bringt die nur diese Tiere her?«

»Ich weiß es auch nicht,« entgegnete Viviana. »Aber sei versichert, daß es keine Illusion durch Gedankenübertragung ist.«

»Das glaube ich schon. Also kann sie auch nicht alles aus der Hand kriechen lassen, was ich von ihr verlange.«

»Nein, das kann sie nicht. Eben weil es Wirklichkeit ist. Sie ist nur für gewisse Kunststücke eingerichtet.«

Die Gauklerin sollte diese Erklärung aber gleich Lügen strafen, obgleich sie in anderer Hinsicht doch richtig blieb.

Zunächst ließ sie den Vogelkopf wieder verschwinden, zeigte, daß sie in der Hand die drei Gegenstände hatte, schloß die Fingerchen, und aus jener seitlichen Handöffnung kam wieder der Schlangenkopf zum Vorschein.

Aber auch bei diesem Kopfe blieb es diesmal nicht, sondern der ganze Leib folgte nach, zunächst langsam bis zur Hälfte, dann ließ die Gauklerin schnell die ganze

Schlange nach unten herausgleiten, reichlich einen Viertelmeter lang, faßte sie am äußersten Schwanzende, hob das sich windende Tier hoch, Kopf zurück und Mund auf, und so ließ sie die Schlange in ihren Hals gleiten, verschluckte sie.

Nicht gerade sehr appetitlich, besonders bei diesem liebreizenden Dämchen sah es häßlich aus, aber man mußte nun eben mit chinesischen Verhältnissen rechnen.

»Gut, gut, sell gut,« lächelte die Gauklerin und rieb sich vergnügt die Magengegend.

Aber hierbei blieb es nicht, sondern sie zog mit der Fingerspitze eine Linie, vom Magen an hinauf über den linken Oberkörper, dann über die Schulter und den Oberarm bis zum Ellbogen, weiter konnte sie mit dem linken Finger natürlich nicht reichen, es war schon erstaunlich genug, daß sie die Linie so weit ziehen konnte, dann schloß sie die Hand wieder, ein Reiben der Fingerchen, und zwischen ihnen erschien eine zweite Schlange, eben so schillernd und von derselben Größe, die gleichfalls verschluckt wurde, genau so, wie ein Italiener eine lange Makaroninudel in den Magen hinabbringt, ohne sie zu kauen.

»Was, die will doch nicht etwa behaupten, daß es dieselbe Schlange ist, die den Weg aus dem Magen durch den Leib nach oben nimmt, durch ihren Arm wieder in ihre Hand zurückkriecht?!«

»So sagt sie wenigstens,« lachte Viviana.

Noch zwei weitere Schlangen erschienen auf dieselbe Weise und wurden verschluckt.

»Ja, wo bekommt die denn nur alle diese Schlangen her?«

»Wenn man ihr glauben darf, so ist es immer ein und dieselbe Schlange!« lachte Viviana wieder.

»Ein sehr billiges Mittel, um seinen Hunger zu stillen, wenn der Magen dabei auch betrogen wird,« bemerkte nebenan Doktor Isidor.

Die Gauklerin sagte etwas Längeres auf Chinesisch.

»Du möchtest Deine Rocktasche etwas öffnen,« verdolmetschte Merlins Tochter, »sie will ihre Schmetterlinge hineinspazieren lassen.«

Diese junge Frau war auf die Kunst ihres Schmetterlingsspiels offenbar stolzer als auf ihre anderen Gaukeleien, und da hatte sie auch recht, sie verstand jedenfalls von allen die papiernen Schmetterlinge am besten zu beherrschen, auch hier während ihrer Produktionen mit der linken Hand hatte sie es bewiesen, die umstehenden Zuschauer und besonders Georg fortwährend mit den bunten Papierschnitzelchen neckend, was aber nicht weiter beschrieben werden kann.

Also Georg setzte sich zurecht, öffnete die rechte Seitentasche seines Jacketts und sorgte dafür, daß sie gut offen blieb.

Zunächst ließ die Chinesin die Schmetterlinge in buntem Durcheinander um ihren Kopf gaukeln, dann streckte sie den linken Arm aus, die Schmetterlinge ordneten sich in der Luft zu einer Reihe, dicht nebeneinander, und plötzlich ließen sie sich alle gleichzeitig auf diesem Arme

nieder, einer neben dem andern. Es war ein unbegreifliches Kunststück gewesen, dessen Effekt sich gar nicht schildern läßt. Wie die Schmetterlinge – es waren vierzehn Stück – in der Luft plötzlich eine Reihe gebildet hatten, wie die einexerzierten Soldaten, und sich mit einem Schlage auf dem ausgestreckten Arme niedergelassen hatten!

Nun lagen sie da, nun konnte man sehen, daß es nichts weiter als zusammengefaltete und eingeknickte Seidenpapierschnitzelchen waren.

»Fabelhaft, fabelhaft!« staunte Georg wie alle die anderen.

Das war aber erst der Anfang gewesen.

Zunächst zählte die Gauklerin die auf ihrem Arme sitzenden Schmetterlinge, und das reizende, schlangenfressende Scheusal schien äußerst stolz darauf zu sein, daß es englisch bis vierzehn zählen konnte, freilich ohne das R aussprechen zu können.

»Welchel, welchel?«

»Du sollst den Schmetterling bezeichnen, der in Deine Tasche schlüpfen soll,« verdolmetschte Viviana die weiteren chinesischen Worte.

Georg bezeichnete einen in der Mitte, die Fächer in der rechten Hand klapperten, und sofort erhob sich der betreffende Schmetterling unter seinen ruhig sitzen bleibenden Kanneraden, gaukelte auf Georg zu und schlüpfte in dessen Rocktasche.

Und so folgte einer nach dem anderen, wie Georg immer bezeichnete.

Dann, als alle vierzehn Schmetterlinge in seiner Tasche verschwunden waren, klapperten die beiden Fächer direkt vor dieser, und sofort schlüpfen sämtliche Schmetterlinge aus der Tasche heraus, alle in einem Haufen, gaukelten einige Zeit in der Luft herum, bis sich einer nach dem anderen vom Schwarm ablöste und wieder in die Rocktasche schlüpfte.

Jetzt wiederholte sich das Herauskommen in anderer Weise, indem jeder einzeln zum Vorschein kam. Dabei konnte Georg einmal ganz deutlich beobachten, wie die Fächer auch nach rückwärts gehende Luftströmungen erzeugten, so daß also gewissermaßen oder auch tatsächlich ein luftverdünnter Raum entstand, in welchem der Schmetterling hineingezogen wurde. Sonst war es ja überhaupt auch gar nicht zu begreifen, wie sie die Papierschnitzel aus der Tasche herausbrachte.

Ganz, ganz wunderbar war es, wie sie jeden einzeln hervorlockte! Wohl kam es vor, daß manchmal gleich zwei durch den Wirbelwind hervorgezogen wurden, aber immer durfte nur einer abfliegen, der zweite mußte vorher zurück, bis auch er darankam.

Und am unbegreiflichsten war für Georg dabei, wie die nur mit den beiden Fächern in einer Hand auch den ganzen Schwarm in der Luft spielen lassen konnte, während sie sich doch so intensiv mit der Tasche beschäftigte! Und hier gab es keine fremde Hilfe, niemand anders befand sich in der Nähe!

Sie hatte jeden einzelnen gewissenhaft gezählt. Bis auf dreizehn war sie gekommen, der letzte fehlte noch, und

der wollte nicht aus der Tasche. Oder hatte sie sich im Zählen geirrt?

Alle Schmetterlinge mußten sich auf ihren Arm niederlassen.

Nein, es waren nur dreizehn.

»Wo ist del vierzehnte?«

Sie gab sich die größte Mühe, ihn aus der Tasche zu bringen, aber der mußte sich in einer Falte verfangen haben.

Endlich wurde Georg aufgefordert, ihn selbst hervorzuholen.

Er fand in der leeren Rocktasche keinen vierzehnten Schmetterling.

Da öffnete die Gauklerin lächelnd ihre linke Hand, da lag der vierzehnte drin, erhob sich und gesellte sich dem ganzen Schwarme bei.

Es war ein Kunststückchen gewesen, dessen Effekt man nur nicht richtig zu würdigen wußte. Jeder hatte nur dreizehn Schmetterlinge gezählt, die aus der Tasche herausgekommen waren. Wie hatte sie den vierzehnten in ihre Hand bekommen? Nun, eben eine Täuschung. Sie hatte einmal zwei zusammen herauspraktiziert. Ja, das war leicht gesagt, aber zu begreifen war es eigentlich nicht, wie, sie das fertig gebracht hatte.

Und es sollte sich gleich zeigen, daß diese Gauklerin noch etwas ganz anderes mit ihren Schmetterlingen fertig gebracht hätte, wenn sie nur gedurft hätte! Es sollte sich gleich zeigen, was unter dieser Bande für eine militärische Zucht herrschte!

Wieder ein quäkendes Kommdede jenes männlichen Chinesen.

Es war ja keinem Zuschauer weiter aufgefallen, daß jeder Gaukler die beiden Fächer immer nur mit der rechten Hand geführt hatte, daß niemand einmal den einen Fächer in die linke Hand genommen hatte oder einen dritten hinzu, denn jeder hatte in seinem Gürtel noch andere Fächer stecken.

Jetzt aber, kaum war das Kommando erschollen, zog jeder aus dem Gürtel noch zwei andere Fächer, diese in die linke Hand nehmend. Also jetzt wurde mit vier Fächer gewedelt, jede Hand dirigierte zwei.

Zunächst begannen sie sich zu entkleiden, was ja auch freilich seine Schwierigkeiten hatte, indem sie doch mit beiden Händen die Fächer klappern ließen, so die Schmetterlinge spielen lassend, und diese langen Gewänder waren gar nicht so einfach abzustreifen.

Sie taten es mit den Füßen, traten auf den Strohsandalen, hoben die mit weißen Strümpfen bekleideten Füße, deren große Zehe isoliert war, lösten die Schärpen, zogen sich aus, bis sie alle in braunen Trikots dastanden.

Herrliche Gestalten, wenn auch alle etwas kurzbeinig geraten. Aber das vergaß man ganz über dem sonstigen Körperbau vom schönsten Ebenmaß.

Der eine Mann stellte sich in die Mitte der Manege, der zweite kletterte an ihm hinauf, ohne Benutzung der Hände, mit denen er ja die Fächer und Schmetterlinge dirigieren mußte, stellte sich jenem auf die Schultern, dann kletterte seine Frau hinauf, eine zweite, die dritte,

dann kamen die vier Kinder daran, bis alle neun Personen übereinander standen. Im Bauen solcher Pyramiden haben diese orientalischen Gaukler ja überhaupt etwas los.

Sie ließen ihre Schmetterlinge spielen, ein jeder einen Schwarm.

Da ein quäkendes Kommando, und die Sache änderte sich. Inwiefern, das war noch nicht gleich richtig zu erkennen. Man sah nur, daß die einen Schmetterlinge mehr in die Höhe flatterten, andere sich herabsenkten, bis das Resultat geschehen war. Jetzt hatte jeder einen Schwarm von nur einer einzigen Farbe.

Dies läßt sich nun freilich leichter sagen als ausführen. Es war ganz unbegreiflich, wie die diese Papierschnitzel von neun verschiedenen Farben von einander geschieden hatten, nur durch solches Fächerwedeln.

Und so ging das Spiel weiter. Die gleichfarbigen Schwärme senkten sich herab und stiegen in die Höhe, gingen durcheinander hindurch und waren doch immer wieder zusammen. Jetzt waren die weißen Schmetterlinge oben in der neunten Etage, die dunkelroten in der untersten, und alle Schwärme durchkreuzten sich, bis das Ganze umgekehrt war.

Es läßt sich weiter nicht beschreiben. Jedenfalls konnten sich die Zuschauer nicht sattsehen an diesem wunderbaren Spiele.

Die Pyramide wurde abgetakelt. Es kam die Schlußnummer dieses Schmetterlingsspiels, an sich wohl ziemlich unscheinbar, aber das Schwierigste hatten die Gaukler doch sicher bis zuletzt aufgespart, und das mußte auch jeder Einsichtsvolle wohl erkennen, wenn es dabei auch ohne Bravourstückchen abging.

Jeder trieb seinen Schmetterlingsschwarm, wieder alle Farben durcheinander, nach der Mitte der Manege, dort sank alles zu Boden. Der eine Mann zeigte noch einmal, wie er alle die neun Farben durcheinandermengte. Dann traten die neun Personen um den Papierhaufen herum und begannen mit den vier Fächern zu wedeln, in ganz eigentümlicher Weise, wie man es bisher noch nie beobachtet hatte, es war eine ganz andere Bewegung dabei.

Die Folge war, daß der Papierhaufen aufwirbelte. Zuerst alle Farben bunt durcheinander. Aber es dauerte gar nicht lange, so merkte man immer mehr, wie sich die neun Farben von einander trennten, obwohl immer noch in einem Wirbel zusammen – da, ein Kommando, jeder ging zurück, einen gleichfarbigen Schwarm Schmetterlinge nach sich ziehend!

Es kam manchmal ein kleiner Irrtum vor, daß sich ein Schmetterling zu einem andersfarbigen Schwarm hielt, aber es war nicht anders, als ob dieser Papierschwarm selbst seinen Irrtum einsehe, er verließ den fremden Schwarm und gesellte sich noch nachträglich zu seiner Farbe, und so kam man fast auf die Vermutung daß dieser Fehler absichtlich herbeigeführt worden war, um eben die Unfehlbarkeit in dieser Direktion zu beweisen.

Ganz erstaunlich war es ja auch schon, wie die Gaukler die Schmetterlinge jetzt nicht mehr vor sich her trieben, sondern hinter sich nachzogen!

»Das ist die schwerste Leistung, die es bei diesem Schmetterlingsspiel gibt,« erklärte Viviana. »Das bekommt vielleicht selbst der Kaiser von China selten zu sehen.«

Noch mehrere Male gingen die verschiedenen Farben bunt durcheinander jetzt aber immer in der Luft schweben bleibend, immer wirbelnd, wurden einzeln wieder zurückgezogen, dann ein Kommando, die Papierschnitzel fielen zu Boden, die neun Gaukler verbeugten sich flüchtig, hauptsächlich vor dem Maharascha, rafften schnell ihre Gewänder auf und sprangen hinaus.

Den ihnen nachfolgenden tosenden Beifall, den ihnen aber nur die Argonauten spendeten, hatten sie reichlich verdient.

Es war die Revanche des Maharadscha gewesen, nun wollte er sich wieder etwas vormachen lassen.

## 115. KAPITEL. WIE EIN TEUFEL STIRBT.

Wir wollen und können nicht alle die weiteren Vorstellungen beschreiben.

Der sibirische Wisent und der amerikanische Bison lieferten sich gerade einen fürchterlichen Zweikampf, wenn auch ihre Hörner mit Kugeln geschützt waren, wobei letzterer Sieger bleiben sollte, als Georgs Schulter berührt wurde.

Es war wieder Merlin, der hinter ihm stand.

»Ein Mensch braucht Deine Hilfe, und Du wirst sie ihm nicht verweigern, auch wenn es Dein Feind gewesen ist.«

»Mein Feind?«

»Kapitän Satin.«

»Was ist mit ihm?«

»Das rächende Schicksal hat ihm endlich erreicht, er ist tödlich verunglückt, furchtbar verunglückt, er liegt im Sterben, kann unmöglich gerettet werden – aber es muß doch getan werden, was noch irgendwie zu tun ist, und da kann nur Dein Schiffsarzt in Betracht kommen.«

Schon war Georg aufgesprungen, um nach Doktor Isidor zu gehen, der einige Plätze entfernt saß.

»Und nimm doch einige Deiner Leute mit,« sagte Merlin noch, »vier Mann, der Verunglückte muß getragen werden.«

Georg wählte die vier Mann schnell aus, sie entfernten sich, von Merlin geführt.

Es war gerade eine so aufregende Kampfszene in der Arena, daß dieses Entfernen von den anderen gar nicht bemerkt wurde.

»Was ist ihm denn passiert?« fragte Doktor Isidor unterwegs, der glücklicherweise einmal ganz nüchtern war, als sie durch die Felsenkorridore schritten.

»Er ist in eine Maschinerie gekommen, ist total zermalmt worden. Seine Leute wußten nichts mit ihm anzufangen, sie brachten ihn mir, oder Kapitän Satin selbst hat es wohl verlangt. Ich weiß nichts anderes, als daß ich ihn Dir übergebe. Denn hier ist meine Macht zu Ende, hier bist Du als geschulter Arzt der Mächtigere.«

»Wo befindet er sich? Ich habe nichts weiter bei mir als ein kleines Taschenbesteck –«

»Ich dachte, Ihr nehmt ihn mit an Bord, oder doch in die Nähe Eueres Schiffes, wenn dieses nicht durch seine Gegenwart verunreinigt werden soll –«

»Davon ist gar keine Rede,« unterbrach diesmal Georg, »wenn er am besten in unserem Lazarett aufgehoben ist, dann kommt er hinein, und wenn es auch der leibhaftige Teufel selbst wäret.«

»Ich danke Dir. Hier liegt er schon.«

Sie hatten eine Felsenkammer betreten. In der Mitte derselben stand eine Bahre, bedeckt mit einem Tuche, unter dem man eine menschliche Gestalt erkannte.

Doktor Cohn hob das Tuch, warf nur einen Blick darunter, ließ es gleich wieder fallen.

»Ach Du lieber Gott! Lebt der denn wirklich noch?«

Die Antwort gab der vermeintliche Tote selbst.

»Hähähähähä!« erklang es meckernd unter dem Tuche.

Es war gewiß keine lächerliche Situation, zumal nach dem, was auch die anderen soeben Furchtbares unter dem Tuche zu sehen bekommen hatten, aber dieses meckernde Lachen auf jenen Ausruf hin wirkte wirklich humoristisch. Wenn es bei den Umstehenden auch nicht zu einem Lachen kam.

»Na, da fort mit ihm an Bord!« kommandierte Georg.

Das Schiff wurde durch Felsengänge, wobei Merlin wieder den nächsten Weg führte, erreicht, die Bahre wurde im Lazarett auf dem großen Operationstische niedergelassen, jetzt das Tuch entfernt.

Es war ein Wachstum, das Blut konnte nicht durchdringen, so war der Verunglückte auch sonst gelagert worden, daß er beim Transport keine blutige Spur hinterließ.

Denn sonst lag er in einer Blutlache, es war überhaupt nur ein blutiger Fleisch- und Knochenbrei, was man erblickte, wenigstens die unteren Extremitäten waren vollständig zermalmt, dasselbe galt von den Armen und Händen, auch der Brustkasten schien eingedrückt zu sein, und außerdem war der Mann skalpiert, die Kopfhaut ihm gänzlich abgerissen worden.

Mit Grausen blickte Georg auf das entsetzliche Bild herab.

Er hatte immer gehofft, diesem Manne noch einmal persönlich zu begegnen, seiner habhaft zu werden, um ihn im Guten oder im Bösen zu veranlassen, daß er vor Zeugen ein Geständnis ablege, wie er es gewesen sei, der damals in dem Neuyorker Hotel den Mord begangen habe, wofür der Bruder der Patronin als vermeintlicher Täter ins Zuchthaus gekommen und darin gestorben war.

Kapitän Satin hatte es ihm ja schon selbst gestanden, hatte damit renommiert, damals an Bord seines »Seeteufels«, aber das hatte doch wohl schwerlich genügt, um den Prozeß wieder aufzunehmen, um die Ehre des unschuldig im Zuchthaus Verstorbenen wieder herzustellen.

Und nun war dieses persönliche Wiedersehen so erfolgt! Von dem war kein Geständnis vor Zeugen mehr zu erwarten, das wußte Georg gleich. An die entwendeten Flibustierschätze dachte er jetzt überhaupt nicht, da

schon eher an den Ingenieur Breithaupt, den dieser Mann ja ebenfalls auf dem Gewissen hatte. Aber davon jetzt mit Fragen anzufangen, das hatte ja alles gar keinen Zweck mehr.

»Tja, da ist nichts mehr zu wollen,« sagte Doktor Isidor achselzuckend, ohne an eine Untersuchung zu gehen, ohne die blutige Masse nur zu berühren. »Der ist von einer Maschinerie so kunstgerecht in lauter kleine Stückchen tranchiert und frikassiert worden, daß ich ihn auch nach seinem Tode nicht wieder zusammenflicken könnte. Was haben ihn denn nur seine Leute noch zu uns geschickt?«

»Ich glaube, es war sein eigener Wunsch,« flüsterte Merlin, der selbst furchtbar erschüttert war.

»Tja,« machte der jüdische Schiffsarzt nochmals, »ich kann ihm nicht helfen. Höchstens – wenn die Anwesenden damit einverstanden sind, d. h. daß sie mich später nicht anzeigen, denn es ist etwas strikte Verbotenes, gerade einem Arzt aufs Strengste verboten, was ich vor habe – höchstens, daß ich ihm ein Pulverchen eingebe, das ihn von allen Qualen befreit – nein, es ist gar nicht mehr nötig, der ist schon tot.«

Da aber, wie Doktor Isidor dies eben gesagt hatte, bewegten sich in dem entstellten Gesicht die blutigen Lippen.

»Hähähähähä!« erklang es noch einmal meckernd.

Das war aber der letzte höhnische Laut gewesen, den dieser Teufel im Leben von sich gab, durch den blutigen

Brei ging ein Zittern, es streckte sich, was nur irgendwie noch zu strecken ging, der Kopf hob sich etwas und schlug wieder zurück, und – alle war es!

»So, der lacht nicht mehr,« sagte Doktor Isidor.

Sie blickten einige Sekunden schweigend auf den Toten herab, dann nahm Georg seine Kopfbedeckung ab, alle folgten seinem Beispiele.

»Was dieser Mann auch getan haben mag,« sagte er feierlich, »wir haben nicht mehr über ihn zu richten. Jetzt steht er vor einem höheren Richter. Ich lege nichts in die Wagschale seiner Sünden, ich verzeihe ihm, was er mir getan hat. Der Herr sei seiner Seele gnädig. Amen.«

Feierlichst hatte es Georg gesagt, wollte seine Mütze wieder aufsetzen, stockte erschrocken mitten in der Bewegung. Denn –

»Hähähähähähä!« erklang es da wieder aus dem blutigen Munde.

Alle standen ganz erstarrt da, und es war begreiflich. Nur Doktor Isidor war einer Bewegung und einer Bemerkung fähig, und was der nun für ein Gesicht dazu machte, als er es sagte:

»Na gottverpippich noch einmal! So etwas ist mir in meiner Praxis doch noch nicht passiert! Meckert der Kerl sogar noch nach seinem Tode!«

Wie er das gesagt hatte, und nun dieses Gesicht dazu mit den wackelnden Elefantenohren – die Folge davon war, daß wenigstens die vier Matrosen ein grunzendes Lachen von sich gaben, indem sie es unterdrücken wollten, was ihnen aber nicht gelang.

»Doktor, ist dieser Mann tot oder nicht?« fragte Georg ernst. »Das müssen Sie als Arzt doch beurteilen können.«

»Ich kann Ihnen nur sagen, daß ein toter Mensch eigentlich nicht mehr meckert, das ist mir etwas ganz Neues.«

Doktor Cohn ging doch noch an eine Untersuchung, so weit es da überhaupt eine Untersuchung gibt. Sämtliche Kennzeichen, um Tod von Scheintod zu unterscheiden, um überhaupt zu konstatieren, daß der Tod definitiv eingetreten ist, haben sich bisher als trügerisch erwiesen. Nur die beginnende Verwesung läßt keinen Zweifel mehr, was aber doch erst später eintritt und schließlich doch durch künstliche Mittel ganz aufgehoben werden kann.

Der Schiffsarzt hielt den Hauchspiegel vor die Lippen, prüfte den Puls, wo der noch zu prüfen war, lauschte durch das auf den Brustkorb gesetzte Stethoskop nach einem eventuellen Herzschlag, ließ dazu auch noch durch den Körper einen galvanischen Strom gehen –

»Meiner gewissenhaften Überzeugung nach ist dieser Mann tot, ist sozusagen mausetot, ist sogar eine tote Leiche –«

»Hähähähähä!« fing es da wiederum zu meckern an, wobei auch der eingedrückte Brustkasten erschüttert wurde.

Doktor Isidor hatte einen affenartigen Satz nach rückwärts gemacht.

»Die Wissenschaft kann sich irren,« sagte er dann einfach, »diese tote Leiche lebt noch.«

»Lassen wir ihn hier liegen, unter Beobachtung, entschied Georg, dann sein Taschentuch benutzend. »Wollen Sie selbst hier bleiben, Doktor?«

Ja, natürlich übernahm Doktor Isidor diese Beobachtung selbst, und den vier Matrosen schien es sehr recht zu sein, daß keiner von ihnen zum Dableiben aufgefordert wurde.

Denn geheuerlich war es niemandem zumute. Das hier war doch noch ein ganz anderer Fall, als der mit der jungen Inderin, die sich nun als Merlins Tochter entpuppt hatte. Bei der hatte man ja auch nicht gewußt, ob tot oder lebendig, aber bei der hätte sich niemand einer einsamen Wache zu entziehen gesucht. Das hier war eben etwas ganz anderes, etwas gar zu Grausiges, gerade dadurch, daß die ganze Sache durch das meckernde Lachen etwas Humoristisches bekam.

Tatsächlich, keiner der Matrosen hätte mit diesem lachenden Toten allein bleiben mögen, und erst recht nicht, wenn ihm der schreckliche Anblick des zermalmtten Körpers durch ein verhüllendes Tuch entzogen würde. Man hätte fortwährend auf das meckernde Lachen gewartet. Der Waffenmeister sagte dann ganz offen, daß es ihm ebenso ginge. Er hätte nicht allein in der Kammer bleiben mögen, auch nicht am hellen Tage, von einer Nacht gar nicht zu sprechen.

Doktor Isidor machte sich nichts daraus, hielt auch ganz allein die Nachtwache, wollte von keiner Gesellschaft etwas wissen.

So war dieser Tag, die Nacht und der nächste Morgen vergangen. Ab und zu hatte ja eine der Hauptpersonen – oder auch den Leuten wurde es gestattet, wenn sie den entsetzlichen Anblick einmal haben wollten – das Lazarett betreten.

»Hat er noch kein Lebenszeichen von sich gegeben?«

»Hädd he all wedder meckert?«

So und ähnlich wurde dann gefragt.

Doktor Isidor, der sich die Zeit mit Lesen, Kognak und Selterswasser vertrieb, konnte immer verneinen.

Am Mittag des zweiten Tages kam auch der Waffenmeister wieder einmal ins Lazarett, Doktor Isidor speiste gerade, hatte sich sein Mittagsessen auf dem Operationstisch servieren lassen, direkt neben der Leiche, speiste mit bestem Appetit.

»Hören Sie, Herr Waffenmeister – also diese Leiche ist wirklich tot. Nun gilts gar keinen Zweifel mehr. Merken Sie nichts?«

»Ich dünkte, hier – hier – röche es recht unangenehm.«

»Wenn Sie das ein unangenehmes Riechen nennen, dann sind Sie ein unverbesserlicher Optimist. Die Zersetzung hat bereits heute nacht begonnen, der Kerl stinkt schon wie ein bereits vor acht Tagen an der jauchigen Wassersucht verreckter Ziegenbock –«

»Und da speisen Sie hier Schweinslendchen a la Jardiniere in Madeirasauce mit Blumenkohl und lecken sich die Finger ab? Na da guten Appetit!«

»Danke. Ich will Ihnen auch sagen, weshalb die Leiche jetzt unbedingt tot sein muß und warum der Kerl so

schnell in Verwesung übergegangen ist. Ihnen will ich anvertrauen, den anderen brauchen Sies nicht zu sagen. Ich habe ihm schon gestern nachmittag eine Blausäureeinspritzung gegeben, eine ganz konzentrierte Lösung, die auch kein echt höllischer Teufel nur eine Viertelminute überlebt. Was sollte denn auch anders geschehen. Zu retten war er doch nicht mehr, und wir werden uns von so einem meckernden Satan doch nicht auch noch im Tode veralbern lassen. Nun aber muß er schleunigst unter die Erde gebracht werden. Das ist, was ich Ihnen sagen wollte, weswegen ich Sie auch gleich aufgesucht hätte. Nur noch das Kompott hier und den Selleriesalat wollte ich mir zu Gemüte ziehen.«

Es geschah. Ein Aufruf, und einige Matrosen meldeten sich freiwillig, um behilflich zu sein, den Toten einzusargen. Auch Georg wollte dabei sein, um eben diesen Matrosen nicht an Heroismus nachzustehen.

Ein Sarg war im Handumdrehen gefertigt, die Leute hatten schon durch das Begraben der vielen Amazonen darin die größte Übung bekommen. An ein Entkleiden der Leiche war bei ihrer Verfassung gar nicht zu denken.

Dagegen wurde jetzt gemerkt, daß dem Toten das linke Unterbein vom Knie an fehlte.

»Ich habe es ihm schon heute nacht abgelöst,« erklärte Doktor Isidor auf Georgs Frage, »mir fehlte unter meinen anatomischen Präparaten noch eine linke Achillessehne, die habe ich ihm abgenommen, mußte ihm dazu natürlich den ganzen Unterschenkel abschneiden.«

»Hädd he dabie gemeckert?« mußte ein Matrose fragen.

Der Fürwitzige bekam für seine Albernheit vom Waffenmeister einen Verweis, sonst wurde dieser ganzen Sache keine Beachtung geschenkt.

In eine Decke gewickelt, eingesargt und zugenagelt, der Kasten wurde nach dem Begräbnisplatze getragen, wo alle die Amazonen unter schlichten Erdhügeln ruhten, immer gleich dutzendweise.

Ein neues Einzelgrab wurde schnell ausgeworfen. Die Patronin hatte sich nicht eingefunden, keiner von ihren Gästen. Dagegen waren noch einige Matrosen und Heizer herbeigekommen.

Es ging ohne jede weitere Zeremonie vor sich.

Da, wie eben zwei Seile um den Sarg geschlungen wurden, prallten die hiermit beschäftigten Matrosen entsetzt zurück.

»Hähähähähähä!« hatte es ganz vernehmlich in dem Sarge geklungen.

Es läßt sich denken, wie auch alle anderen ganz erstarrt dastanden.

Im Augenblick zuckte durch Georgs Kopf nur ein einziger erklärender Gedanke.

Bauchrednerei!

Unter den Umstehenden war einer, der die Kunst des Bauchredens verstand, er hatte, gottlos, wie die Matrosen und ähnliche Geister nun einmal sind, das meckernde

Lachen scheinbar in dem Sarg ertönen lassen. Im nächsten Moment mußte Georg diesen erklärenden Gedanken wieder verwerfen.

An Bord des Gauklerschiffes, was für Genies und Kapazitäten es auch sonst barg, befand sich niemand, der diese Kunst verstand. Im Laufe der Jahre hätte dies unmöglich verborgen bleiben können. Und ein Fremder war nicht zugegen, auch Merlin nicht.

Nein, das meckernde Lachen war wirklich in dem Sarge erschollen.

Oskar war es, der zuerst ein Wort fand und so ziemlich das ausdrückte, was jetzt alle dachten

»Nun schlage Gott den Teibel tot und diesen Kapitän Satin noch extra! Muß denn dieses stinkige Aas auch noch im Sarge feixen und meckern?«

»Öffnet den Sarg!« befahl Oskar.

Es geschah. Der Tote lag, wie er drin gelegen hatte. Vorausgesetzt, daß da überhaupt etwas zu unterscheiden gewesen wäre.

Da plötzlich stand unter den anderen auch Merlin, hinter ihm vier fremde Neger in grober Drillichkleidung. Niemand hatte ihr Kommen bemerkt.

»Was hat es mit dieser Leiche für eine rätselhafte Bewandtnis?« flüsterte Georg geradezu entgeistert.

»Ich weiß es nicht,« entgegnete Merlin ganz ruhig. »Wir können diesen Mann, der noch Laute von sich gibt, doch nicht begraben –«

»Das sollt Ihr auch nicht. Soeben kamen diese vier Männer zu mir, zu seinen Leuten gehörend. Sie bitten sich die Leiche ihres Kapitäns aus.«

Die konnten sie mit dem größten Vergnügen bekommen, gleich mit dem Sarge.

Und die vier Neger klappten den Deckel wieder zu, hoben den Kasten an den beiden Tragstangen auf und gingen mit ihm davon, verschwanden hinter einer Felsecke, und mit ihnen auch wieder Merlin.

Die Zurückgebliebenen umstanden das Erdloch und wußten nicht recht, was sie nun anfangen sollten.

Bis ihr Waffenmeister das Wort ergriff.

»Wir wollen den anderen sagen, daß der tote Kapitän im letzten Augenblick von seinen Leuten abgeholt worden ist. Aber davon, wie er hier im Sarge noch einmal gemeckert hat, wollen wir niemandem etwas sagen. Es wird überhaupt mit keinem Worte mehr von ihm gesprochen. Verstanden? Das ist das beste Mittel, um diese alberne Geschichte so schnell als möglich zu vergessen. Denn sonst, wenn wir weiter über dieses Rätsel grübeln und schwatzen und plappern, dann veralbert uns dieser Teufelskapitän wirklich noch nach seinem Tode.«

So sprach Georg, und so geschah es.

## 116. KAPITEL. GOG UND MAGOG.

»Kommen Sie mit, Waffenmeister?«

So wurde dieser am Nachmittage des folgenden Sonntags von Juba Riata gefragt.

Dieser Sonntag wurde wie immer in heiliger Stille begangen. In aller Frühe das gewöhnliche Deckwaschen, dann war Schluß aller Arbeit. Sonst gehen die Matrosen am Sonntag, wenn es die Verhältnisse erlauben, ihren Belustigungen nach, aber das mußte hier, wo man die ganze Woche hindurch lärmenden Karneval feierte, ausgeschlossen sein.

Dagegen gehört zur seemännischen Heiligkeit des Feiertags unbedingt, daß man sich mit seiner Wäsche und sonstigen Kleidungsstücken beschäftigt. Nicht Zeugwaschen, sondern Ausbessern. Flickstunde.

Und daß der Seemann diese sonntägliche Flickstunde mit so tiefer Inbrunst auffaßt, hat auch seinen tiefen Grund. Was soll denn sonst an Bord eines Schiffes daraus werden, wenn man sein Zeug nicht in tadelloser Ordnung zu halten sucht. Der Soldat in der Kaserne kann sich neue Strümpfe kaufen. Aber auf hoher See gibt es die nicht um alles Geld der Welt.

Der Herr Waffenmeister und Kapitän Georg Stevenbrock, in der Batterie auf einer Revolverkanone sitzend, zog eine kleine, glattpolierte Kokosnuß aus dem grauen, plumpen Wollstrumpfe, der aber mehr kostete als manches Paar durchbrochener Seidenstrümpfe und dem jetzt kaum noch das schärfste Auge anmerkte, daß auch dieser Strumpf noch vorhin durchbrochen gewesen war, hinten an der Hacke mit einem tüchtigen Loch, steckte die Stopfnadel sorgfältig vorn ins Hemd und nahm von der Nase die große Stahlbrille, die er, schon etwas weitsichtig, bei solchen feinen Arbeiten trug – eine Arbeit, die er auch

als Großadmiral keinem anderen überlassen, anvertraut hätte, so wie tatsächlich Admiral Schröder in den neunziger Jahren als Chef des Nordseegeschwaders noch mit eigener Hand sein Zeug in Ordnung hielt, so wie er auch einmal der versammelten Mannschaft seines Flaggschiffes mit eigener Hand demonstrierte, wie man die Seestiefel »insmürt«, nicht etwa mit der Bürste – »dat taun de Wiewer« – sondern das Fett muß immer fix mit dem Handballen eingerieben werden.

Köstliche Erinnerungen! Wie dieser alte Haudegen in Admiralsuniform vor den Augen von 400 strammstehenden Matrosen einen Seestiefel unter erklärenden Worten mit Fischtran bearbeitete, und wie nun alle die anderen Offiziere vom jüngsten Leutnant an bis zum ältesten Kapitän zur See – Oberst – aufmerksam spannen müssen, zumal es dem alten Admiral Schröder gar nicht darauf ankam, sich dieses Experiment vom nächsten besten Offizier nachmachen zu lassen! – –

»Wohin, mein lieber Juba?«

»Eine halbe Stunde Kanufahrt von hier. Ich habe etwas Merkwürdiges gefunden.«

Dann, wenn Peitschenmüller nicht selbst mehr davon erzählte, fragte Georg auch nicht weiter.

»Ich bin bereit, ich komme mit.«

»Er trug sein Zeug weg und erschien bald am Strand in voller Ausrüstung, die aber nur darin bestand, daß er seinem aus Stiefeln, Hose und Hemd bestehenden Anzuge noch einen breitkrepfigen Strohhut hinzugefügt,

über die eine Schulter eine Decke, über die andere eine Doppelbüchse mit Patronentasche gehängt hatte.

Juba Riata erwartete ihn schon, saß in einem der ledernen Kanus, das allen Anforderungen entsprach und das außer einem zweiten Mann auch noch Pluto aufnehmen konnte, den Bluthund, der freilich still sitzen mußte, was das kluge Tier auch von ganz allein tat.

Sie griffen zu den Schaufelrudern und fuhren ab. Peitschenmüller lenkte quer über den See, der hier noch nicht seine ganze Breite hatte.

Gesprochen wurde nicht. Juba Riata war nicht sehr für Unterhaltung. Der konnte einen ganzen Tag lang mit jemandem zusammen sein, ohne einmal den Mund zu öffnen. Wenn er es jetzt doch tat, so mußte es auch nötig sein.

»Ich hätte gern auch Doktor Cohn mitgenommen, aber der schlief, und Sidy sagte mir gleich, daß er jetzt nicht wach zu bekommen sei.«

»Haben Sie etwas gefunden, was den Schiffsarzt besonders interessieren dürfte?«

»Ja, in Felsen gehauene Figuren. Doktor Cohn ist doch wohl am besten in der alten Geschichte beschlagen. Verzeihen Sie, wenn ich das annehme. Oder haben Sie inzwischen mehr über das Urvolk erfahren, das einst hier gehaust hat?«

»Nicht mehr, als mir Merlin damals gesagt hat, und das war wenig genug, mehr weiß er wahrscheinlich selbst nicht, und das habe ich ja den anderen berichtet.«

»Nun, ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen die merkwürdigen Figuren zu zeigen. Sie können ja dann entschließen, ob alle anderen sie besichtigen sollen. Meine Sache ist es nicht, da zu einem Massenbesuch aufzufordern.«

So sprach Juba Riata, der seinem Charakter eben immer treu blieb, und fiel in sein bisheriges Schweigen zurück. Was hatte es auch für einen Zweck, daß er die entdeckten Figuren näher beschrieb, wenn Georg sie gleich mit eigenen Augen schauen sollte.

Es ging in seinen Seitenarm hinein, ein kleiner See wurde passiert, wieder in einen schmalen Seitenarm, der sich erweiterte, wieder in eine Wasserstraße und so immer kreuz und quer durch weite und enge Geheimschluchten, die immer eine Kanufahrt erlaubten, in ein Labyrinth hinein, aus dem sich Georg allein nicht so leicht wieder herauszufinden getraut hätte, wie man überhaupt bei jedem Eindringen in diese Gebirgsschluchten zur Überzeugung kam, daß hier eine hundertköpfige Schiffsmannschaft ein ganzes Menschenalter forschen konnte, jeder immer auf eigene Faust, und die meisten Schluchten wurden dennoch von keines Menschen Fuß berührt.

»Wir sind am Ziel,« sagte da Juba Riata.

Eine scharfe Biegung des träge fließenden Baches, eine breitete Schlucht eröffnete sich vor ihnen, und der merkwürdige Anblick war vorhanden.

In die glatte, himmelhohe Felswand waren in halber Plastik zwei kolossale, wohl 20 Meter hohe menschliche

Gestalten eingemeißelt, Krieger mit Brustharnisch und Beinschienen, auf dem Kopfe einen einfachen Helm, in der rechten Hand ein Schwert, das im Verhältnis des ganzen Riesen etwas klein war, sich mit der linken Hand auf einen Schild stützend.

So schienen die beiden links und rechts stehenden Riesen eine nur schmale Steintreppe zu bewachen, die zwischen ihnen im Felsen hinauf und natürlich auch hinein führte, dadurch einen seltsamen Eindruck machend, daß diese Treppe durch die perspektivische Täuschung immer schmaler zu werden schien, bis sie sich ganz im Finstern verlor.

Das war das erste. Nun weiter befanden sich vor diesen beiden menschlichen Figuren am Boden zwölf Postamente, immer etwa zwei Meter voneinander entfernt, und auf dem einen Postament, auf dem vierten von links, stand eine schlanke Steinsäule, noch etwas höher als die beiden Riesen, dabei kaum einen viertel Meter im Durchmesser haltend, ganz frei auf dem Sockel, indem die schlanke, dünne Säule unten kegel- oder trichterförmig auseinander ging, einen solchen trichterförmigen Ansatz, aber einen bedeutend kleineren, hatte sie auch oben, so daß die ganze Säule einer kolossalen Posaune glich. Und die vielen umherliegenden zylindrischen Bruchstücke verrieten, daß auch auf den elf anderen Postamenten einst solche steinerne Riesenposaunen gestanden hatten. Sie mußten umgestürzt worden sein, sicher von Menschenhänden, denn sonst war schwer zu begreifen, wie auch

das breite Kegelstück von dem Postament herabgekommen war.

Nur diese letzte Riesenposaune war stehen gelassen worden.

»Alle Wetter!« rief da Georg in hellem Staunen. »Am Ende haben wir da gar den Gog und Magog entdeckt!«

»Wen?« wunderte sich Juba Riata. »Was nannten Sie da für Namen?«

Georg berichtete.

Es war sein Zufall, daß er so ausführliche Auskunft geben konnte.

In Guildhall, dem Rathause von London, stehen vor einer Saaltür zwei Kolossalstatuen aus Holz, gepanzerte und mit dem Schwerte umgürtete Krieger. Der den Fremden führende Portier oder Diener erklärt, daß dies »Gog und Magog« seien, welche Figuren anno dazumal in einem Schutthaufen bei Cornwallis gefunden worden wären. Wahrscheinlich stammten sie aus der Römerzeit.

Mehr sagt der führende Nestor nicht. Mehr weiß er wahrscheinlich auch nicht über diese beiden Figuren. Trotz seiner vielen Ordenssterne und seiner schönen Pumphosen mit Schnallenschuhen. Diese beiden Kerls heißen eben Gog und Magog, und damit basta!

So war es damals, als unser Held das Londoner Rathaus mit seinem Besuche beehrte – und der Schreiber dieses, sei gleich hinzugefügt – und so wird es wohl auch heute noch sein.

Nun braucht man sonst gar nicht so wißbegierig zu sein, kein Gelehrter, um von diesem Gog und Magog noch

etwas mehr erfahren zu wollen. Zum Teufel, die beiden Holzfiguren können doch nicht so einfach die sonderbaren Namen Gog und Magog bekommen haben! Es muß doch irgend ein Grund dahinterstecken!

Übrigens, wenn man etwas frömmer wäre, d. h. wenigstens etwas mehr in der Bibel lese, dann würden einem diese beiden Namen gar nicht so unbekannt sein.

Da man sich aber nun leider um diese unerschöpfliche Fundgrube für die ganze Weltliteratur so wenig kümmert, so weiß man gar nichts davon, also schreibt man sich diese beiden Namen einstweilen hinter die Ohren, besser ins Notizbuch und schlägt dann bei Gelegenheit einmal in einem großen Konversationslexikon nach.

Es muß aber, will man mehr darüber erfahren, besonders auch die Quellenangabe, wo man Näheres nachzulesen hat, eine ältere Ausgabe sein. Die neueren Lexika haben sich zu viel mit Erfindungen zu beschäftigen, da werden solche Sachen immer nur mit wenigen Worten abgefertigt.

Die beiden Namen Gog und Magog werden in der Bibel dreimal unabhängig von einander erwähnt.

Das erste Mal im 1. Buch Mosis, 10, 2:

»Die Kinder Japhets sind diese: Gomer, Magog, Madai usw.«

Also wenigstens der Name Magog kommt vor.

Dann beschäftigt sich das ganze 38. und 39. Kapitel Hesekiel mit Gog und Magog.

Hier ist aber der Gog ein Fürst, ein König, der im Lande Magog herrscht. In diesen beiden Kapiteln weissagt der

Prophet, daß nach der Wiederherstellung des Reiches Israels – was also bis heute noch nicht geschehen ist, denn da müßten nach allen Propheten die Juden erst ihren Messias gefunden, nach unseren Begriffen also Christum anerkannt haben – daß dann noch ein letzter, furchtbarer Ansturm der ganzen Heidenmacht unter jenem Gog stattfände, bis er vom Volke Gottes endgültig besiegt würde.

Und zum dritten und letzten in der Offenbarung Johannis Kap. 20, 8.

»Und der Satan wird ausgehen zu verführen die Heiden an den vier Örtern der Erde, den Gog und Magog, sie zu versammeln in einen Streit, welcher Zahl ist wie der Sand am Meer.«

Hier sind mit diesen beiden Namen also schon zwei Personen gemeint. – –

So weit die Bibel.

Nun gibt es noch heute eine Gegend, eine Stadt, in der noch heute ganz lebhaft von Gog und Magog erzählt wird.

Das ist die Gegend von Astrachan!

Unter der dortigen Bevölkerung zirkulieren noch heute ganz lebhaft die verschiedensten Sagen und historischen Berichte über die Hunnen.

Weshalb? Weil die Hunnen ihre Einfälle aus Asien nach Europa regelmäßig durch die astrachanische Tiefebene genommen haben! Und die sind ja viel öfter eingebrochen, als wir in Mitteleuropa davon wissen. Uns ist historisch beglaubigt nur ihr letzter Zug, der sie so weit nach

Westen führte, wonach dieses rätselhafte Volk für immer aus der Weltgeschichte verschwand.

Und die Astrachaner bezeichnen noch heute mit Gog sind Magog zwei hunnische Könige. Das sind aber keine Personennamen, sondern das sind Titel! Die Hunnen sollen stets zwei Könige gehabt haben, von denen der einen den Titel Gog, der andere den des Magog führte.

Und je weiter man nun diese Sache verfolgt, desto interessanter wird sie.

Wir wissen ja von den Verfassungsverhältnissen dieses rätselhaften Nomaden- oder vielmehr Räubervolkes, das einst wie eine Gewitterwolke vernichtend über Europa hereinbrach, herzlich wenig – aber das wissen wir bestimmt, daß die Hunnenhorden, wenn sie im Kriege vereint waren, stets unter zwei Königen standen.

So hat auch Attila ursprünglich einen Mitregenten gehabt: seinen Bruder Bleda.

Attila, diesem ganz gewaltigen Herrschergeist, war dieser Mitregent hinderlich, er ließ ihn ermorden, schwang sich zum Alleinherrscher auf, was, wie wir jetzt genau wissen, bei den Hunnen die größte Ausnahme war. Sonst kannten sie immer nur zwei Könige. Und Attila selbst trug dieser politischen Verfassung seines Volkes Rechnung, indem er als seine Nachfolger doch wiederum gleich zwei Könige bestimmte: den Ellak und den Dengesich.

Nun, und kennen wir nicht noch andere Völker, die stets zwei Herrscher neben einander gehabt haben?

Gewiß. Zum Beispiel Japan. Die ursprüngliche Verfassung Japans schreibt immer zwei Regenten vor. Der eine heißt Mikado, was so viel wie »Volksbesitzer« bedeutet, der andere Siogon gleich Landeigentümer.

Erst der jüngst verstorbene Mikado hat die Mitregentschaft des Siogons beseitigt.

Und dasselbe gilt auch für China. Auch China hat eigentlich immer zwei Regenten gehabt. Das ist uns nur niemals so zum Bewußtsein gekommen. War denn aber nicht zu unserer Zeit immer die Kaiserin-Mutter die eigentliche Herrscherin im Lande? Und den Chinesen war das ganz selbstverständlich. Ihr Sohn war nur Mitregent. Nach ihrem Tode ging die Revolution auch gleich los.

Und was bedeuten denn nun die Namen Gog und Magog?

Man braucht nur hinten das g wegzulassen, dann sind es ganz bekannte Worte. Das ist Chinesisch! Go heißt Mann, der Krieger, und Ma heißt Land. Mago würde also Männerland oder Kriegsvolk heißen.

Und wie haben sich die Hunnen selbst genannt? Sie zerfielen in die beiden großen Nationen der Kutrigoren und der Utigoren, diese wieder in die Horden der Onigoren und Sanigoren.

Man sieht, überall kommt wieder das Go zum Vorschein!

Ebenso wie beim japanischen Siogon, das wäre der Gog, und wird man denn nicht beim Worte Mikado sehr an Magog erinnert?

Und nun wollen wir es kurz machen, wollen chinesische Geschichtsforscher sprechen lassen.

Im 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung rückte vom Norden her gegen China los mit ungeheurer Kriegsmacht ein rätselhaftes Reitervolk, das man noch nie gesehen hatte. Die Chiungnus, wie sie damals genannt wurden, kleine, untersetzte, überaus häßliche Menschen. Sie wurden nach langwierigen Kämpfen von den Chinesen besiegt. Der eine Teil floh nach Westen, ein anderer blieb im Lande, verschmolz mit den Chinesen, ein dritter Teil schlug sich nach Süden durch, schiffte sich nach den Inseln über, nach dem jetzigen Malaiischen Archipel, kehrte zurück und eroberte für immer die China direkt vorgelagerten Inseln, das heutige Japan.

So berichten chinesische Schriftsteller.

Und so ist es gar kein Zweifel: die heutigen Japaner sind die Nachkommen der ehemaligen Hunnen, vermischt mit chinesischem und malaiischem Blute! Das sieht man diesen Affenmenschen doch überhaupt gleich an, wenn man weiß, wie das Aussehen der Hunnen geschildert wird.

Und nun erinnere man sich der Prophezeiung des alten Hesekiel!

Und dann denke man an die heutige sogenannte gelbe Gefahr. Und daß die Japaner und Chinesen noch einmal über uns herfallen werden, als Buddhisten, also als Heiden, daß es auf der Erde noch einmal zu einem verzweifelten Rassenkampf kommen wird, das ist ja ganz zweifellos!

O es ist wunderbar, wunderbar!

Schließlich aber nicht wunderbarer als jene uralte Prophezeiung, wonach das israelitische Volk heimatlos in der Welt umherirren soll, verachtet und verfolgt, und dennoch immer das auserwählte Volk Gottes bleibend, alle Macht in Händen habend. Das Geld!

Und vor 2500 Jahren schon weissagte der Prophet Hesekiel oder Ezechiel von einem furchtbaren Verzweigungskampfe zwischen dem gesamten Christentum und der gelben Rasse, welcher Kampf jetzt auf wirtschaftlichem Gebiete bereits begonnen hat!

Es ist wunderbar, wunderbar!



So hatte Georg seinem Freunde berichtet. Wenn auch nicht so weitläufig.

Dann aber hatte er noch etwas anderes hinzuzufügen.

Unter der Astrachaner Bevölkerung geht noch heute eine spezielle Sage über diesen Gog und Magog.

Die Hunnenfürsten und ihr Volk sind noch nicht ganz von der Erde verschwunden, sie sind noch nicht tot. Hoch oben im asiatischen Norden, irgendwo in einem unbekanntem Gebirge, schlafen die beiden, Gog und Magog. Sie lehnen im Schlaf aufrechtstehend gegen die Felswand, riesige Kriegergestalten, und vor ihnen stehen zwölf riesige Posaunen. Und im Laufe der Jahrhunderte wird eine dieser Posaunen nach der anderen umstürzen, und wenn die letzte fällt, dann wird die Welt von

einem furchtbaren Posaunenton erschüttert werden, und dann werden Gog und Magog erwachen, und die toten Hunnenkrieger werden aus ihren Gräbern steigen, und sie werden die Welt wiederum mit ihrem wilden Kriegsgeheul erfüllen, alle Kultur vernichtend.

---

So kann man in älteren Konversationslexikas lesen. Im großen Meyer z. B. in der Ausgabe von 1870.

Wie diese Sage entstanden ist, was die zwölf Posaunen bedeuten sollen, weiß man nicht.

Ebenso wenig, wie man weiß, wo der Anfang der Sage mit dem Kaiser Barbarossa herkommt, der im Kyffhäuser schläft, um den die Raben kreisen.

Dagegen ist leicht erklärlich, weshalb diese Sage so lebhaft gerade in der Astrachaner Umgegend zirkuliert. Weil es dort eben noch heute viel hunnisches Blut gibt, man soll es den Leuten gleich ansehen. Da mögen sie dort noch heute von der alten Hunnenherrlichkeit träumen, die selbst einmal das mächtige Rom tributpflichtig machen konnte, mögen diese Zeiten zurückerhoffen. –

»Peitschenmüller, wir haben hier den Gog und Magog mit ihren zwölf Posaunen entdeckt!«

»So sollte an dieser Sage also wirklich etwas Wahres sein?«

»Irgend etwas Wahres ist ja an jeder Sage. Deshalb aber bleibt es doch immer eine Sage. Na, lassen wir das.

Jedenfalls haben wir hier den reellen Hintergrund gefunden, auf dem die Astrachaner Fabeln beruhen. Das sind doch zweifellos mongolische Gesichter und hunnische Gestalten, nur ins Riesenhafte übersetzt.«

Ja, das waren sie. Die noch ganz wohlerhaltenen Figuren hatten echte Mongolengesichter, hervorstehende Backenknochen und Schlitzaugen, die Nasen waren nicht abgeschlagen, wie man erst meinen mochte, sondern nur so außerordentlich eingedrückt, und erst jetzt sei erwähnt, daß die Gestalten auch noch für ihre Riesengröße ungemein untersetzte Leiber mit ganz gewaltigen Schultern hatten. Und so werden uns die Hunnen geschildert, nur daß diese sehr klein waren, aber sonst sollen auch sie ganz unförmliche, fast rechteckige Leiber besessen haben, mit gewaltigen Schultern, das Urbild eines Hunnen, dessen Beschreibung am treuesten auf uns überkommen ist, war Attila – und diesen selben Körperbau finden wir auch bei den Japanern! Zumal bei den unteren Kasten, bei den Bauern, Fischern und Schiffern, die ihre hunnische Rasse eben wohl am reinsten erhalten haben.

»Besteht nicht wirklich eine große Ähnlichkeit zwischen unserem Wenzel-Attila und diesen Hunnengestalten?« meinte Juba Riata.

O ja, sie bestand.

»Schade, daß wir den nicht gleich mitgenommen haben,« setzte Peitschenmüller noch hinzu.

»Na, er wird es ja doch noch zu sehen bekommen.«

»Lieber nicht,« entgegnete Georg scherzhaft. »Der ist imstande und schmeißt diese letzte Posaune gleich um,

damit die Hunnen als neue Welteroberer dann wirklich kommen.«

»Und Sie meinen, sie kämen dann auch wirklich wieder?«

Georg warf dem ganz ernsthaften Frager einen Blick zu. Nicht gerade einen erstaunten. Er kannte doch schon seinen Freund.

Es war ein ehemaliger Hinterwäldler und Cowboy, solche Naturmenschen huldigen doch allerhand Aberglauben, und das kam auch bei diesem sonst durchaus gebildeten Manne immer noch einmal zum Durchbruch.

»Na, aus ihren Gräbern auferstehen werden die alten Hunnen wohl nicht wieder,« war dann Georgs Antwort. »Von wem aber mögen wohl diese steinernen Posaunen umgestürzt worden sein?«

Aufmerksam betrachtete Juba Riata die Umgebung.

»Von Menschenhänden sind sie nicht umgeworfen worden,« lautete dann sein Urteil.

»Nanu! Wie denn sonst? Wie sollen denn sonst die unteren steinernen Kegel, von denen jeder doch sicher einige Zentner wiegt, von den Postamenten herabgebracht worden sein?«

»Durch Wasserkraft. Dieser Bach muß manchmal über-treten und dann in dieser Schlucht schrecklich hausen.«

Juba Riata erläuterte näher, warum er dies aus gewissen Merkmalen schloß, und Georg mußte ihm recht geben.

»Und wohin führt diese Treppe?« fragte letzterer dann.

»Bis zum Gebirgskamm hinauf, auf ein Plateau.«

»Sie waren schon oben?«

»Ja, heute früh. Man hat eine Stunde tüchtig zu steigen.«

»Und was sieht man oben?«

»Nach der einen Seite überblickt man unser Tal, nach der anderen sieht man in die freie Steppe hinab.«

»Sonst nichts weiter Interessantes?«

»Nach ungefähr zehn Minuten Steigens kommt man in eine Region, wo links und rechts von der Treppe Höhlengänge abzweigen. Da zeigte mir Pluto an, daß in solch einen Gang eine menschliche Spur führe.«

»Sie haben sie verfolgt?«

»Nicht sehr weit.«

»Weshalb nicht?«

»Es war ein ganzes Labyrinth von Gängen, ich hatte keine Lampe bei mir und alles Holz im Walde war heute früh noch zu feucht, um es als Fackel zu benutzen. Da habe ich mir erst eine Laterne besorgt.«

»Dann wollen wir die Spur einmal verfolgen!«

»Ich wollte Sie dazu auffordern.«

## 117. KAPITEL. EIN ALTER BEKANNTER.

Sie erstiegen die etwa vier Meter breite Steintreppe.

Auf den Stufen stand hier und da noch Wasser, indem es heute nacht geregnet hatte, in diesem schattigen Gange, der sich immer tiefer in die Felsen hineinzog, trocknete es nicht so schnell ab, und daher war es auch erklärlich, daß der sonst so vorzügliche Spürhund nicht schon

auf dieser Treppe die menschliche Fährte gewittert hatte, sie war vom Regen verwaschen worden.

Nach etwa zehn Minuten Steigens kamen zu beiden Seiten die Höhlengänge und in einem solchen zur rechten Hand zeigte Pluto alsbald auch wieder eine Spur an, gleich durch sein Benehmen verratend, daß sie von einem Menschen herrühre.

»Wie ich aber meinen Pluto verstehe,« meinte Juba Riata, »so ist es ihm kein ganz fremder Mensch. Mindestens weiß er schon im voraus, daß wir ihn nicht zu fürchten brauchen.«

»Es wird einer von der indischen Gesellschaft sein.«

»Das denke ich auch. Und auch wenn Pluto diesen Menschen selbst noch nicht gewittert hat, so wird es doch dieselbe Witterung sein, die dieser ganzen Gesellschaft wie jeder, die sich für sich hält, nun einmal anhaftet. Aber wird es einer solchen Person auch angenehm sein, wenn wir ihr nachspüren, da wir diesen Leuten doch Rücksicht schuldig sind?«

»Nun, wenn wir stören, so können wir uns ja sofort wieder zurückziehen. Sonst aber können wir doch nicht wissen, auf wessen Fährte wir uns befinden.«

Sie entzündeten ihre Taschenlampen und drangen ein, der Hund voran.

Er führte sie kreuz und quer durch Gänge, die leicht zu begehen waren, aber auch ein wahres Labyrinth bildeten, bis sie an eine hinaufführende Treppe kamen, die Juba Riata heute früh noch nicht erreicht hatte.

Pluto führte sie hinauf, höher und immer höher, drei normale Etagen hoch sicher, ehe wieder ein horizontaler Gang kam, da zeigte der Hund Unruhe, und da sahen sie auch schon deren Ursache.

In der Ferne schimmerte ein Lichtchen. Mit verdeckten Lampen schlichen sie vorwärts, und ganz besonders Georg leuchtete sich dabei vor die Füße, denn er dachte lebhaft an jene Rutschpartie, die ihn damals auch in solch einem finsternen Gange, als er in Begleitung Juba Riatas ebenfalls solch einem viereckigen Scheine zugestremt war, plötzlich in die fatale Gefangenschaft der Amazonen befördert hatte.

Und wie ward ihm nun, als er den viereckigen Lichtschein, also einfach ein erleuchtetes Fenster, erreicht hatte und hindurchblickte.

Er sah nämlich so ziemlich genau dasselbe wie damals!

Es war eine Felsenklause mit derselben Einrichtung, dasselbe Lagerbett mit allen anderen Hausgerätschaften, an der Wand dieselben schwarzen Rüstungen und mächtigen Schwerter, für einen Riesen bestimmt, derselbe Tisch mit derselben brennenden Lampe darauf, mit derselben aufgeschlagenen Bibel in deutscher Sprache, und schließlich auch derselbe Humpen.

Aber nicht, daß es dieselbe Felsenkammer gewesen wäre. Jene, nach der sie aus der Eisgrotte gelangt waren, befand sich ja ganz, ganz anderswo, lag jenseits des Sees.

Es war überhaupt eine andere Kammer, das sahen die scharfen Augen dieser beiden Männer gleich, sie war größer als jene erste, hatte viel mehr aus dem Stein gehauene Vorsprünge und Konsole, dagegen war die Fensteröffnung kleiner, aber hier nicht durch eine Glasscheibe verschlossen.

Aber sonst war die Einrichtung der Klausen dieselbe, und sie mußte auch denselben Bewohner haben.

Nun, jener Klausner war einfach umgezogen, von dort hierher, vielleicht war jenes Erlebnis der beiden daran schuld, weil sie ihn in seiner Einsamkeit aufgespürt hatten, und nun mußten sie ihn hier zufällig zum zweiten Male finden.

Da bewegte sich an der Wand ein Vorhang aus Sackleinen, schnell wichen die beiden zurück, ohne den Blick durchs Fenster zu verlieren.

Ein Mann trat herein, ein Hüne, ein Riese, herkulisch gebaut, ganz schwarz gekleidet, in einem altertümlichen, holländischen Kostüm.

Der riesenhafte, schwarzgekleidete Mann mit der schwarzen Maske!

Es kam den beiden gar nicht so überraschend.

Sie hatten sich schon einmal darüber unterhalten, ob dieser Schwarzmaskierte unter den exotischen Gästen nicht vielleicht jener Klausner sei.

Wenn sie den damals auch gar nicht zu sehen bekommen hatten.

Aber es lag gar zu sehr auf der Hand.

Diese kolossalen Ritterrüstungen paßten nur für solch eine kolossale Gestalt.

Und dann hatte man, so gut die schwarze Maske auch das Gesicht bedeckte, doch noch etwas Haut zu sehen bekommen, und die war schneeweiß gewesen, danach konnte sich dieser Mann nie Sonne und Wetter aussetzen, mußte sich immer in geschlossenen Räumen aufhalten.

Auch aus seinem Verhalten während der Vorstellungen konnte ein scharfer Beobachter mancherlei schließen.

Wohl verfolgte er alles mit größter Aufmerksamkeit, aber nie äußerte er eine Teilnahme, mochten sich seine sonst so ernsten, würdevollen Begleiter, die bärtigen Indier, auch noch so von der Begeisterung hinreißen lassen, niemals lachte er – und dennoch sah man deutlich, wie es in ihm zuckte

Er wußte sich eben mit aller Gewalt zu beherrschen.

»Zweifellos gehört er mit zu jener geheimen Gesellschaft, in der Schwester Anna eine Hauptperson ist, noch weit über Merlin und dem Fürsten des Feuers stehend, und jedenfalls ist auch er einmal ein Abtrünniger gewesen wie der Kapitän Satin, oder er hat sich sonst etwas zuschulden kommen lassen, wofür er nun büßen muß, in der Einsamkeit, und wenn er hier zu unseren Vorstellungen mitgenommen wird, so ist auch das ihm nur eine Strafe, eine Qual, indem er sich vollkommen teilnahmslos zeigen muß, wie es in ihm auch kochen mag.«

So hatte Georg damals gesprochen, als er mit Juba Riata die Vermutung ausgetauscht, daß sie in der schwarzen

Maske jenen ihnen unsichtbar gebliebenen Klausner vor sich haben könnten.

Übrigens hatte die schwarze Maske nur an jenem ersten Tage den Vorstellungen beigewohnt, dann war sie nie wieder unter der indischen Gesellschaft gesehen worden, die tagtäglich den Spielen der Argonauten beiwohnte, allerdings ohne sich diesen sonst irgendwie zu nähern.

Und nun zeigte es sich, wie die beiden mit ihrer Vermutung recht gehabt hatten.

Der Eintretende war die sogenannte schwarze Maske. Aber die hatte er jetzt nicht vors Gesicht gebunden.

Und es war ein ungemein gutmütiges Gesicht, das die beiden erblickten, geschmückt mit einem blonden Knebelbart, mit großen, blauen Augen, wozu man sich nun noch einen wahren Löwenkopf vorstellen muß, umwallt von einer blonden Löwenmähne.

Mit einem tiefen Seufzer ließ sich der Hüne auf dem schweren Stuhle nieder, daß dieser krachte, und begann in der alten Bibel zu lesen.

Nun konnten die heimlichen Beobachter sein Gesicht erst recht richtig im Lampenschein betrachten.

Ja, das Gesicht war weiß wie frischgefallener Schnee, aber von einem kränklichen Aussehen gar keine Spur, es war nicht nur dick, nicht nur pausbäckig, sondern es strotzte von runden Muskeln – und solche muskulöse Gesichter gibt es, man betrachte Tizians Simson! – es strotzte von Muskeln, wie die schneeweißen Hände und Finger, wie die ganze Hünengestalt, und die kerngesunde

Lebenskraft leuchtete vollends aus den blauen, geradezu mächtigen Augen.

Ja, etwas melancholisch war dieses von der flachsblonden Löwenmähne umrahmte Germanengesicht. Aber vor allen Dingen war darin eine so außerordentliche Gutmütigkeit ausgedrückt, daß man alles andere darüber vergaß.

Ein naives, ewig heiteres Riesenkind, das mit seinen sonnigen Augen vertrauensvoll auch in die schwärzeste Zukunft blickt, nur gegenwärtig, weil es sich einsam fühlte, etwas niedergeschlagen – das war der Eindruck, den man von diesem riesenhaften Manne bekam, immer deutlicher, je länger man ihn betrachtete, und der gewaltige Knebelbart konnte diesen kindlichen Eindruck nicht stören,

Übrigens las er nicht lange in der Bibel.

Plötzlich stutzte er, seine leuchtenden Augen flammten noch mächtiger auf.

Was war es für eine Bibelstelle, die ihn plötzlich so fesselte?

Nein, keine göttliche Offenbarung war es, die ihn inspirierte.

Oder vielleicht doch.

Über das Bibelblatt kroch etwas.

So gut war die Beleuchtung und so nahe standen die beiden Späher, daß sie deutlich sehen konnten, daß es eine kleine Spinne war.

Ein Holzspänchen genommen und die Spinne vorsichtig vom Blatt gehoben und auf den Tisch gesetzt, die Bibel als vorläufig überflüssig zurückgeschoben.

Die Spinne wollte das Weite suchen.

Schnell den Humpen hergenommen, etwas von der Flüssigkeit – und es schien nichts weiter als Wasser zu sein – auf den Tisch gegossen und um die Spinne einen nassen Kreis gezogen.

So, die war vorläufig gefangen, innerhalb eines mit Wasser gefüllten Burggrabens.

Aber sie sollte nicht gefangen bleiben, oder als Arrestant doch etwas mehr Bewegungsfreiheit genießen.

Auf dem Tische lag ein Stück Holz, mit einem Federmesser winzige Spänchen abgeschnitzelt, und der Riese begann mit seinen muskulösen Fingern ein winziges Brückchen über den Burggraben zu bauen, nachdem er noch eine zweite Wasserbarriere herumgezogen hatte.

Wir wollen einmal mit Georgs Kopfe denken.

Na, das kann ja noch gut werden! dachte der.

Nämlich wenn wir hierbleiben und weiter beobachten wollen, was der mit der Spinne noch alles anfängt.

Denn man weiß doch, auf was für Gedanken und Beschäftigungen ein intelligenter Mensch kommen kann, wenn er eingesponnen ist. Deshalb braucht man ja nicht gerade selbst schon hinter schwedischen Gardinen gesessen zu haben. Schaden tut es übrigens nichts. Kein braver Journalist, der nicht einmal gebrummt hat, sagte Bismarck. Oder wenn es wenigstens einmal der Karzer gewesen ist. Dann kann man mitsprechen. Es gehört wie

mit zur allgemeinen Bildung, wenn man anfängt, eine Wanze zu dressieren.

Doch hier sollte das Spielchen bald beendet sein.

Mit einem Male war das Spinnchen aus seiner Wasserfestung verschwunden. Mußte wohl in den weiten Ärmel gekrochen sein.

Der Riese hielt sich nicht lange mit einer Verfolgung des Flüchtlings auf.

Seinen gewaltigen Büffelschädel mochten dabei doch auch andern Gedanken durchkreuzt haben.

Plötzlich, wie er zur Decke emporblickte, nahm sein gutmütiges Gesicht doch einen recht, recht melancholischen Ausdruck an, und mit einem tiefen, tiefen Seufzer kam es über die bärtigen Lippen, in unverfälscht deutscher Sprache:

»O Gog und Magog, wann endlich werdet Ihr erwachen, wann endlich wird die letzte Posaune tönend stürzen, damit ich mit Euch kämpfen kann?«

Draußen die beiden blickten sich an.

Dann winkte Georg, schritt unhörbar davon, von wo er gekommen, und Juba Riata folgte ihm.

»Es widerstrebt mir,« sagte Georg dann, als sie außer Hörweite waren, »diesen Einsiedler heimlich zu beobachten und zu belauschen. Ebenso auch, mich ihm zu zeigen. Seine Einsamkeit muß doch eine freiwillige sein, denn er hätte doch wohl Gelegenheit, zu entfliehen. Also wollen wir ihn nicht stören. Ich werde Merlin über ihn einmal fragen, und erhalte ich nur einen abweisenden Wink, so soll er mir genügen. Ich habe keine Ursache, mich in

das Treiben dieser Menschen zu mischen, die ich als ganz vortreffliche erkannt habe.«

So sprach Georg, und einem Juba Riata genügte das. Nur noch eine Frage hatte letzterer.

»Er wartet darauf, bis die letzte Posaune ertönt und umstürzt, um dann mit Gog und Magog kämpfen zu können?«

»So sagte er. Ich weiß nicht, was das bedeuten soll. Vielleicht auch geistig umnachtet. Ich weiß es nicht.«

Hiermit war diese Sache erledigt für die beiden Männer.

## 118. KAPITEL. DIE LETZTE POSAUNE.

Sie setzten das Ersteigen der Treppe fort.

Bald war die Anfangsspalte, obgleich die Treppe schnurgerade emporstieg, hinter ihnen kaum noch zu sehen, ebenso sah man über sich nur einen ganz schmalen Streifen des Himmels, infolgedessen wurde es immer dunkler, wenn auch nicht so, daß man die Laternen hätte benutzen müssen.

Und eine Hitze!

»Das ist ja der wahre Backofen, der unterm Äquator geheizt wird,« meinte Georg, sich den perlenden Schweiß von der Stirn wischend.

»Ja, es herrscht eine drückende Schwüle,« entgegnete Juba Riata, »es gibt sicher ein Unwetter.«

»Ein Unwetter? Wir hatten doch vorhin das herrlichste Wetter?«

»Das muß sich unterdessen geändert haben, wir konnten die aufsteigenden Wolken in der engen Schlucht nur nicht beobachten, von hier aus können wir es noch weniger. Aber das ist nicht nur eine gewöhnliche Hitze, die in diesem Kamin liegt. In der Atmosphäre bereitet sich etwas vor, ich fühle es ganz deutlich. Wir wollen uns beeilen, in diesem Kamin dürfen wir uns keinesfalls von einem Unwetter überraschen lassen.«

»Weshalb nicht? Was soll da für eine besondere Gefahr vorhanden sein?«

»Denken Sie nur, wenn jetzt ein heftiger Regenguß kommt, ein Wolkenbruch, nur ein kleiner braucht es zu sein. Wie ich das Plateau dort oben heute früh gesehen habe, so muß alles Wasser hier herabfließen. Wir geraten in einen Sturzbach, werden einfach fortgespült, können uns nur gleich verloren gehen.«

»Au weh!« machte Georg erschrocken. »An solch eine Möglichkeit habe ich noch gar nicht gedacht. Da wollen wir uns beeilen, wenn Sie so stark ein Unwetter vermuten. Oder wollen wir lieber umkehren?«

»Nein, lieber hinauf. Denn mehr als dreiviertel der Strecke haben wir schon hinter uns, und wenn es hinab auch schneller geht, das letzte Viertel aufwärts geht doch noch schneller.«

»Dann mal los!«

Sie nahmen immer gleich zwei Stufen auf einmal, was bei deren Beschaffenheit nur mit sehr großen Schritten möglich war.

So ging es noch eine Viertelstunde lang hinauf, und nur solche ausgebildete Sportleute und Athleten, wie die beiden es waren, konnten dabei nicht außer Atem kommen, vermochten dies überhaupt auszuhalten.

Aber wie aus dem Wasser gezogen waren sie doch, als sie oben ankamen, einfach von der letzten Stufe hinaus und hinauf auf das freie Plateau tretend.

Weitere Umschau über das Plateau hielt Georg jetzt nicht, er hatte zunächst etwas anderes zu betrachten – den Himmel!

Es hatte seinen guten Grund gehabt, daß es in dem Treppenkamine so dunkel gewesen er und daß der auch dann, als oben die Spalte sich für das Auge wieder verbreiterte, nicht heller werden wollte. Die beiden hatten über sich immer einen tiefblauen Himmel zu sehen gemeint, einfach deshalb, weil dieser Himmel so beschaffen gewesen war, von keinem Wölkchen getrübt, als sie sich noch unten in der Schlucht befunden hatten.

Jetzt aber sahen sie, daß dieser Himmel nicht tiefblau sondern pechschwarz war! Nur im Westen hatte er eine schwefelgelbe Färbung. Und auch hier oben herrschte jetzt in der fünften Nachmittagsstunde des Junitages eine Dunkelheit, daß man kaum noch zehn Schritte weit deutlich etwas sehen konnte.

Sonst war es jetzt bei drückender Schwüle noch völlig windstill, soeben kamen die ersten großen Tropfen herab, die auf dem heißen Steinboden sofort wieder verdunsteten.

»Alle Wetter, Juba – Sie haben recht gehabt – das gibt etwas, wie wir es hier in Sibirien noch nicht erlebt haben dürften!«

Kaum hatte Georg dies gesagt, als durch die Atmosphäre ein eigentümliches Sausen ging, eine Windsbraut kam angefegt, die gegen die bisherige Wärme geradezu eiskalt zu nennen war, und sie war es, die das ganze elektrische Spielwerk mit allen Nebenerscheinungen in Gang brachte.

Die erste Vereinigung der gespaltenen Elektrizität vollzog sich hier in dieser Gegend, vom Himmel lief zur Erde herab ein Blitz, der schon mehr eine gezackte Feuersäule zu nennen war, das fast gleichzeitige schmetternde Krachen war für das menschliche Trommelfell kaum noch zu ertragen, dann plötzlich stand der ganze Himmel unter einem Mordsspektakel in Flammen, und gleichzeitig begann das herabzuprasseln, was der Engländer beim Regnen »Bindfaden und Stricke« nennt.

»Wir müssen einen Schutz suchen.«

Das sagten aber die beiden nicht, sondern wie auf Kommando, als hätten sie es sich erst sorgfältig einstudiert, faßten sich die beiden plötzlich bei den Händen und rannten, was sie rennen konnten, der nächsten Felsformation zu, die sich auf dem Plateau erhob, und fanden auch wirklich gleich einen überhängenden Felsen, der sie vor dem Wassergusse vollkommen schützte.

Kaum hatten sie diesen Zufluchtsort erreicht, wohl schon tüchtig naß, aber doch noch nicht bis auf die

Knochen, als Georg den dröhnenden Donner mit seinem schallenden Gelächter vermischte.

»Nun hört aber doch wirklich alle Gemütlichkeit auf! Solch einen plötzlichen Ausbruch eines Gewitters habe ich in der besten, gewitterverseuchtesten Tropenregion nicht erlebt – so deutlich habe ich noch nie mein Herz in die Hosen rutschen gefühlt!«

So lachte Georg aus vollem Halse, und merkwürdiger Weise stimmte auch der sonst so ernste Juba Riata ebenso herzlich mit ein. Eben weil er selbst ganz das gleiche Gefühl gehabt hatte.

Diese beiden Männer hatten sich einmal ins Boxhorn jagen lassen. Sonst machten sie sich ja nichts weiter daraus. Es war ein tüchtiges Gewitter mit einem tüchtigen Regenguß, nichts weiter. An eine Gefahr für ihre Gefährten dachten sie gar nicht, ebenso wenig an eine eigene hier oben. Wo sollte denn eine Gefahr liegen?

Anders war es, wenn sie daran dachten, wenn sie jetzt noch auf halbem Wege in dem Treppenkamin gesteckt hatten.

Diese Treppe war in bezug auf solche Witterungsverhältnisse so unglücklich als möglich angelegt worden.

Aber es war ja überhaupt eine natürliche Felsenspalte, deren Boden ganz schräg hinaufging, bis er auf dem Plateau endete, und das, was die Natur geboten, hatte man eben zu einer Treppe benutzt, Stufen herausgemeißelt.

Diese Spalte, einige hundert Meter lang, lag an der tiefsten Stelle des Plateaus, das, sonst ganz eben, sich von allen Seiten hin darauf zu senkte, also mußte auch

alles Regenwasser nach dort abfließen, sich in die Spalte ergießen, die jedenfalls überhaupt hierdurch erst entstanden war, durch Auswaschung im Laufe der Jahrtausende. Also das, was man in Amerika einen Canon nennt. Die Ureinwohner mochten sie deshalb, ehe sie die Treppe anlegten, mit einer Mauer umgeben haben, eben um das Regenwasser abzuhalten, es waren noch, wie spätere Untersuchungen ergaben, einige Spuren davon erhalten, jetzt aber floß alles Wasser von allen Seiten dort hinein.

Die unter dem Felsen Weilenden konnten es deutlich beobachten. Sie waren nur 20 Schritte von der Spalte entfernt, die unaufhörlichen Blitze sorgten für die nötige Beleuchtung. Von allen Seiten floß das Regenwasser gerade auf diese Spalte zu, ergoß sich hinein. Dazu brauchten ja nicht etwa große Fluten anzukommen, das Wasser berührte nicht den Fußrücken, aber bei einer Länge von einigen hundert Metern – und die Größe des ganzen Plateaus kannten sie noch gar nicht – genügte das schon, um dort in dem Kamin einen wütenden Gießbach zu erzeugen. Später sollten sie es auch mit eigenen Augen erblicken.

Jetzt wollten sie sich lieber im Trocknen halten, sich nicht unnötig noch nasser machen. Und diese Vorsicht war sehr gut. Das Gewitter verzog sich schnell, aber der Regen währte fort. Stundenlang goß es in Strömen vom Himmel herab, und als er endlich nachließ, es nur noch leise rieselte, da war schon längst die Nacht angebrochen, eine stockfinstere Nacht.

Die Treppe mochte wieder begehbar sein, aber sie dachten nicht daran, jetzt hinabzusteigen, dazu hatten die beiden zu große Erfahrung, brauchten sich gar nicht erst zu beraten. Daß dort unten noch ihr Boot lag, darauf durften sie nicht hoffen. So, gut sie es auch befestigt hatten, der stundenlange Regenguß mußte dort unten in der engen Schlucht den sonst so friedlichen Bach ganz sicher in einen reißenden Strom verwandelt haben, der hatte das Kanu losgerissen, das war mit den beiden wasserdichten Decken und einigem Proviant auf und davon gegangen, daran war ja nun gar kein Zweifel.

Und was sollten sie dort unten in der Stockfinsternis herumtappen, da nützten ihre Taschenlämpchen nicht viel. Nein, sie mußten hier oben die Nacht verbringen, den Morgen erwarten.

Also sie machten es sich so bequem als möglich, jeder suchte sich – ironisch gesprochen – auf dem harten Stein die weichste Stelle aus, für den Kopf ein steinernes Kissen, und bald war Georg sanft entschlummert.

Wenn er sich dann recht erinnerte, so mußte er etwas von einem jüngsten Gericht geträumt haben, als er erwachte.

Wieder goß es in Strömen vom Himmel herab.

Aber das war es nicht, weshalb er plötzlich in Todensetzen auf seine Füße sprang.

Ein Ton erschütterte die Luft, der sich unmöglich beschreiben läßt.

Es war nicht anders, als ob hunderttausend Posaunen gleichzeitig mit seinem einzigen Tone schmetterten. Die

Schwingungen der Luft waren so furchtbar, daß sie das Trommelfell zu zerreißen drohten. Unwillkürlich hielt sich denn Georg auch gleich die Ohren zu, er konnte den schrecklichen Ton aber dennoch kaum ertragen.

Glücklicherweise nur wenige Sekunden, dann nahm die Stärke schnell ab, wie in weiter Ferne verlor sich der schreckliche Ton.

»Um Gotteswillen, Juba, was war das?«

Neben ihm stand Peitschenmüller, er war nicht minder entsetzt, man hörte es gleich seiner Stimme an.

»Das war die Posaune des jüngsten Gerichts, anders weiß ich es nicht –«

Wieder geschah etwas, daß sich die beiden erschrocken packten, um nur ihre gegenseitige Nähe zu fühlen.

Ein furchtbares Krachen erscholl, das diesmal aber weniger die Luft, als vielmehr den ganzen Felsen in Schwingungen versetzte, das ganze Plateau erzittern ließ.

Noch ein nachfolgendes Poltern, es verklang und wieder herrschte Stille, bis auf den heftig plätschernden Regen.

»Um Gott, Juba, was war das nun wieder?«

»Da ist eine unterwaschene Felswand eingestürzt,« konnte der Gefragte jetzt mit Ruhe antworten.

»Und was war das für ein furchtbarer Posaunenton?«

Auch hierfür wußte Juba jetzt eine Erklärung.

»Es ist nicht nötig, daß wir glauben, Gog und Magogs letzte Riesenposaune habe diesen Ton von sich gegeben. Ich habe solch einen fürchterlichen Posaunenton schon einmal gehört, in Amerika, im Felsengebirge, und

konnte seine Entstehung sogar mit den Augen beobachten. Ein unterirdischer Wasserlauf, bisher eingeschlossen, gewann plötzlich die Freiheit, und wie das Wasser aus der Felsenröhre hervorbrach, da erscholl auch solch ein merkwürdiger Ton von furchtbarer Heftigkeit.«

Ja, da kam dem Waffenmeister plötzlich die Erkenntnis. Auch er hatte solch einen Posaumenton schon einmal gehört. Wohl auch jeder Leser zu Hause. Nur nicht mit solcher Heftigkeit.

In der Wasserleitung erschallen manchmal solche Töne. Das Wasser staut sich durch irgend ein Hemmnis, wahrscheinlich auch mit Luft vermischt, dadurch kommt die ganze Röhrenleitung oder ein Teil davon in Schwingungen, diese teilen sich der Luft mit, und in dem Hause vibriert ein eigentümlicher, machtvoller Ton, an eine Posaune erinnernd.

Und was hier in einer künstlichen Röhrenleitung geschieht, das wird die Natur wohl auch im großen ausführen können. Tatsächlich im amerikanischen Felsengebirge, wie aber auch besonders im Sinaigebirge, das ebenfalls mit engen Wassertunnels durchzogen ist, sind solche vibrierenden Posaumentöne öfters zu hören. Hier ist es der Stein, der ganze Felsen, der die Schwingungen aufnimmt und fortpflanzt und sie an die Luft abgibt, welche die Schwingungen in Töne umsetzt, wodurch aber natürlich auch ganz andere Töne entstehen als in den dünnen Eisenröhren einer Wasserleitung.

Es war gerade Mitternacht gewesen, als dies passiert war.

Noch zwei Stunden lang goß es in Strömen vom schwarzen Himmel herab, dann hellte sich dieser plötzlich auf, und da setzte in dieser hohen nordischen Breite auch schon die sommerliche Morgendämmerung ein.

Regnen tat es nicht mehr, aber noch immer floß reichlich Wasser ab, die beiden begaben sich hin nach der Spalte und sahen nun erst recht, wie das sich hinabergießende Wasser dort unten einen Sturzbach bildete, der natürlich an Fürchterlichkeit immer zunahm, je weiter er sich von dem Ausgange der Spalte entfernte. Denn da kam doch immer mehr Wasser hinzu. Da hätte sich kein Mensch und auch kein Elefant halten können, er wäre wie ein Stäubchen fortgespült worden.

Unterdessen, bis das letzte Regenwasser vollständig abgeflossen war, schritten die beiden an der Spalte entlang, um an den Rand des Plateaus zu kommen, von wo man, wenn das Terrain günstig war, in die Talschlucht hinabblicken können mußte.

Sie sollten eine schauerliche Entdeckung machen.

Wohl legten sie ungefähr 300 Meter zurück, wohl erreichten sie den Rand des Plateaus, aber die ursprüngliche Grenze, die das Plateau noch gestern gehabt, war das nicht mehr!

Der Felssturz war in ihrer dichten Nähe erfolgt, die Felswand zu beiden Seiten des Treppenkamins war abgebrochen, in sich zusammen in die Tiefe gestürzt! Das konnten sie aus den frischen Bruchstellen ganz deutlich erkennen.

Ja, es war seine ganz schauerliche Entdeckung die sie da machten. Wohl waren sie noch 500 Meter von dieser Bruchstelle entfernt gewesen, wieviel abgestürzt war, konnten sie nicht beurteilen, jedenfalls aber hätten noch ganz andere Felsenmassen zusammenbrechen können, auch noch die Stelle, auf der sie gelegen, zumal man annehmen mußte, daß der ganze Felsen unterwaschen war, und dann wären auch sie unter Trümmern begraben gewesen.

Und fürchterlich sah es dort unten aus, in einer Tiefe von 900 bis 1000 Metern. Georg konnte es deutlich mit bloßen Augen erkennen.

Die ganze Talschlucht, durch die gestern noch ein harmloses Bächlein geflossen war, hatte sich in einen tobenden Strom verwandelt, und dort, wo sich die Trümmer der abgestürzten Felswand auftürmten, kochte es erst recht in fürchterlicher Weise.

»Da steht auch die letzte Posaune nicht mehr,« meinte Juba Riata.

»Und die beiden steinernen Riesen sind lebendig geworden,« fügte Georg hinzu.

»Lebendig geworden?«

»Na, sie haben doch wenigstens ihren alten Platz verlassen.«

Ja natürlich, die standen nicht mehr dort unten als Wächter neben der Treppe, dieser ganze Teil war ja zusammengebrochen.

»Merkwürdig,« sagte Juba Riata kopfschüttelnd, »so haben sich Gog und Magog in dieser Nacht wirklich bewegt, und dies geschah unter einem schmetternden Posaunentone und gleich darauf brach diese Posaune selbst zusammen. Merkwürdig! Da möchte man wirklich an Prophezeiungen glauben.«

»Hören Sie, Juba, wir wollen lieber nicht über diese alte Fabel nachgrübeln, wir wollen lieber Gott danken, daß wir gestern nachmittag hier heraufgeklettert sind. Denn wenn wir unten geblieben wären, dort unten einen Schutz vor dem Regen gesucht hätten in einer Höhle oder unter einem Baume, dann lägen wir jetzt ganz sicher dort unter den Felsmassen begraben. So haben wir nichts weiter als den Verlust unseres Kanus zu beklagen. Und dann freilich dürfen wir nicht mehr daran denken, daß wir noch die Treppe benutzen können. Die Schlucht erreichen wir auf ihr wenigstens nicht mehr, auch später nicht, wenn sich das Wasser verlaufen hat. Oder wir müssen uns auf eine halsbrecherische Kletterpartie gefaßt machen.«

Natürlich, die Felswand war ja auf beiden Seiten der Treppe niedergebrochen. Wenn die Trümmer auch den Kamin nicht gefüllt hatten, so lagerten die Schuttmassen doch dicht davor, wie man es auch von hier oben aus erkennen konnte. Und das waren Schuttmassen, die sich nicht so leicht überklettern ließen, zumal doch alles nur lose zusammenhing, jeder Tritt konnte die ganze Masse wieder in Bewegung bringen, eine neue Zusammenbruchskatastrophe herbeiführen.

Sie begaben sich zurück ans Ende der Treppe und stiegen dennoch hinab. Untersucht mußte die Sache ja doch werden.

Nachdem sie die Höhlenregion passiert hatten, sahen sie schon, daß sie nicht viel weiter kommen würden. Vor ihnen war der Kamin mit Wasser gefüllt, das zwar seitwärts in dem engen Schachte still sein mußte, aber dort türmten sich die Trümmernmassen auf, zwischen denen es fürchterlich kochte.

»Juba, das sieht gar nicht danach aus, als ob wir jemals diese Treppe wieder benutzen könnten, um das Freie zu gewinnen.«

»Und außerdem steigt das Wasser noch,« setzte jener hinzu.

Nur eine kurze Beobachtung und Georg mußte es bestätigen.

Schon nach fünf Minuten war das Wasser an der Treppe um mindestens einen Zentimeter höher gestiegen.

»Da wollen wir doch lieber gleich einmal sehen, was aus unserem Einsiedler geworden ist, jetzt ist Grund vorhanden, ihn anzusprechen. Wenn das Wasser noch länger so steigt, dürfte es uns zuletzt den Tunnel verschließen.«

Sie stiegen wieder empor. Plato nahm in dem betreffenden Höhlengänge wiederum die Spur auf.

Beim weiteren Vordringen aber machten sie eine seltsame Entdeckung. Der Hund führte die unterirdische Treppe hinauf, den gestrigen Gang entlang, blieb stehen – zweifellos befanden sie sich an der Stelle, wo gestern

das Fenster gewesen war, doch von diesem war jetzt keine Spur mehr zu bemerken.

Pluto führte sie auch noch weiter, offenbar der Fährte des Einsiedlers folgend, blieb aber wiederum an einer nackten Felsenwand stehen. Hier mußte der Klausner seine Tür benutzt haben, von der aber nichts zu bemerken war, die nicht geöffnet werden konnte, wie man auch nach einem geheimen Mechanismus suchte, der ein Stück Felswand herausgedreht hätte.

Unverrichteter Sache mußten die beiden umkehren.

»Ich hatte gehofft,« sagte Georg, »der Klausner würde uns ein Frühstück vorsetzen können, ich werde immer lebhafter daran erinnert, daß wir gestern auch kein Abendbrot gehabt haben. Na, hoffentlich gibt es von dem Plateau noch einen Abstieg nach einer anderen Seite, den wir schleunigst benützen wollen, denn auf dem nackten Plateau selbst werden wir schwerlich eine gedeckte Tafel finden.«

Also sie erstiegen zum zweiten Male die Treppe, was wiederum fast eine ganze Stunde erforderte.

Als sie das Plateau erreichten, war es gegen fünf Uhr, die Sonne war unterdessen hochgekommen.

Es war ein ganz nacktes Felsenplateau, völlig eben bis auf einige Felsformationen, die man als Miniaturgebirge betrachten konnte. Nirgends hatte auch nur ein Grashälmchen Fuß fassen können. Eben weil jeder tüchtige Regenguß allen sich bildenden Humus von hier oben wegspülen mußte.

»Von dort aus blickt man in die Steppe hinab, dort bin ich schon gestern früh gewesen, weiter bin auch ich nicht gekommen,« sagte Juba Riata.

Sie begaben sich hin, hatten noch etwa 250 Meter zu marschieren.

Wieder fiel hier die himmelhohe Felsenmauer ganz jäh hinab, und ein Anblick erwartete sie, den sie sich nimmer hätten träumen lassen.

## 119. KAPITEL. DIE NEUEN HUNNEN.

Unter ihnen lag die Steppe sich unübersehbar nach Osten hinziehend, wie Silberfäden schlängelten sich sehr viele Bäche durch das im ersten Sommerschmuck stehende Gras, ein herrlicher Anblick – aber sie dachten jetzt nicht daran, diese Naturschönheit zu bewundern – sie sahen überhaupt nur die riesenhafte Schlange, die sich durch diese Steppe bewegte, und diese riesenhafte Schlange bestand aus Menschlein, auf winzigen Pferdchen sitzend und dazwischen immer einmal ein Wägelchen von vier oder noch mehr Ochsen gezogen, wie auch solche Ochsen oder Rinder noch in ungeheuren Herden von Reitern getrieben wurden.

»Juba, Juba, was ist denn das für eine Völkerwanderung, die dort unten im Gange ist?« stieß Georg in grenzenlosem Erstaunen hervor.

»Das sind die Hunnen, welche durch Gogs und Magogs letzte Posaune wieder ins Leben gerufen worden sind,« entgegnete der Gefragte.

Und er hatte recht. Seine Adleraugen waren doch noch schärfer als die des Seemanns. Dieser mußte erst sein Taschenfernrohr zu Hilfe nehmen, dann fand er seines Begleiters Ansicht bestätigt.

Das ausgezeichnete Taschenfernrohr zog 2mal heran, dadurch wurde jeder Gegenstand bei dieser Entfernung ungefähr aus 40 Meter dem Auge nahe gerückt, und da läßt sich ein Mensch schon deutlich unterscheiden.

Ja, das waren Hunnen, wie sie uns am besten, wenn man von zeitgenössischen, aber sehr unklaren Schilderungen absieht, wohl Viktor von Scheffel in seinem Roman »Ekkehard« beschrieben hat, weil er eben erst gewissenhafte Quellenstudien gemacht hatte, dabei Fabel von Tatsachen unterscheidend.

Kleine, wilde, struppige Gestalten, in rohgegerbte Felle gekleidet, mit gelben Gesichtern von entsetzlicher Häßlichkeit, auf ebenso kleinen, wilden, struppigen Pferden sitzend, in einem roh aus Holz geschnitzten und gezimmerten Sattel, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, Lanze und Schlingen, mit denen sie die ausbrechenden Rinder zurückbrachten die mit Fellen überspannten Planwagen mit vollen Rädern ausgestattet, auf ihnen häßliche Weiber und nackte Kinder massenhaft – so sind einst die Hunnen gewandert.

Und so weit das Auge reichte, bewegte sich diese mehrreihige Menschenschlange von Osten her durch die Steppe. Obgleich diese völlig eben war, für das Auge von keinem Gebirge begrenzt, konnte doch Georg mit seinem ausgezeichneten Fernrohr ihr Ende nicht erkennen,

dann schmolzen die Figürchen zusammen, nur noch die dunkle Schlange ohne Schwanz war in dem grünen und blumigen Gras zu unterscheiden.

Die schlangengleiche Bewegung des Zuges kam daher, weil einige Vorreiter immer nach dem bequemsten Übergang über die angeschwollenen Bäche suchten, dorthin lenkte dann der Kopf der Schlange, dort wurden dann die Wagen durchs Wasser gezogen, wobei die nächsten Begleiter aus den Sätteln sprangen und mit in die vollen Räder griffen.

Woher kamen nun in solch ungeheurer Anzahl diese fremdartigen Menschen, die den ehemaligen Hunnen so ungemein ähnlich waren, sich mindestens in keine der bekannten Völkerrassen einreihen lassen wollten?

Denn daß man hier eine noch ganz unbekannte Völkerrasse vor sich hatte, das war den beiden sofort klar.

Nun, die beiden wußten ja, wo sie sich befanden: in einem asiatischen Waldgebiete, das sich vom Ob bis zur Jana erstreckt, 500 geographische Meilen lang und 1800 breit, das ist also ein Gebiet fünfzehnmal so groß als ganz Deutschland und das – aus Gründen die im 33. und 34. Hefte erläutert worden sind – noch viel unbekannter ist als der brasilianische Urwald.

Nun nehme man einmal Afrika an. Es vergeht doch fast kein Jahr, in dem nicht europäische Forschungsreisende ein neues, noch unbekanntes Volk finden, das noch nie mit Europäern in Berührung gekommen ist, oftmals von ganz gewaltiger Ausdehnung.

Und dabei ist doch Afrika schon so ziemlich erforscht. Wenn nicht Europäer, so kommen doch allüberall arabisches Händler mit ihren Karawanen hin. Diese wollen den Europäern entweder nichts von diesen der anderen Welt noch unbekanntem Völkern sagen, aus geschäftlichem Interesse, oder sie wissen wirklich noch nichts von ihnen.

Immerhin, es vergeht also fast kein Jahr, in dem von europäischen Forschungsreisenden nicht noch ganz unbekanntem Völkern entdeckt würden.

Dies gilt von Afrika. Wie mag es nun aber erst in dem ungeheuren Asien sein?

Man braucht nur an Tibet zu denken. Was hat es nicht für ungeheure Mühe einem Manne wie Sven Heddin gekostet, um mit diesem mächtigen Volke bekannt zu werden, das schon seit uralten Zeiten auf einer ganz bedeutenden Stufe der Kultur steht – wenn auch nicht mit unserer zu vergleichen – um uns auch nur die primitivsten Sitten der Tibetaner erzählen zu können! Von ihrem religiösen Kultus gar nicht zu sprechen.

Und nun dieses nordasiatische Waldgebiet von mehr als 150 000 geographischen Quadratmeilen, wobei diese Steppe, so unübersehbar sie auch selbst von hier oben aus sein mochte, gar nicht in Betracht zu kommen braucht, von welchem ungeheuren Gebiete man annimmt, daß nur einige tausend eingeborene Jäger es durchstreifen – sollte denn solch ein Terrain nicht wirklich mehr Menschen beherbergen?

Deutschland hat jetzt rund 65 Millionen Einwohner. Nun bedenke man, was für große Strecken man in gewissen Gegenden Deutschlands, in Ost- und Westpreußen aber auch anderswo, mit der Eisenbahn durchsausen kann, stundenlang am hellen Tage, ohne daß man einen einzigen Menschen, eine einzige Hütte erblickt!

Und dieses asiatische Waldgebiet ist fünfzehnmal so groß wie ganz Deutschland. Und da sollen sich nicht eine Million Menschen drin »verkrümel« können in einer Weise, daß die andere Welt nicht das geringste von ihnen merkt?

Hierüber hatten sich die beiden unterhalten, mit eben solchen Argumenten.

»Spaß!« sagte Georg zuletzt, nachdem diese Erörterungen abgeschlossen waren. »Und wenn das wirklich eine Million Männer, Frauen und Kinder wären, zu welcher Zahl aber schon etwas gehört, und wenn es zehn Millionen Menschenköpfe wären – ich halte es für möglich, daß die sich in diesem ungeheuren Gebiete verborgen gehalten haben, wenn auch gar nicht mit Absicht. Die arrangieren jetzt eben eine Völkerwanderung, wollen sich einmal das weitere Land ansehen, natürlich mit der Absicht, jedes bessere Gebiet zu erobern.«

»Da könnte also noch einmal eine neue Welteroberung durch Hunnen entstehen,« meinte Juba Riata.

»Na, das nun weniger,« entgegnete Georg. »Wenn die weiter keine Waffen haben als Pfeile und Lanzen, dann sieht es traurig für sie aus, dann werden sie auf ihrem Eroberungszuge nicht weit kommen. Nicht einmal bis ins

europäische Rußland hinein. Die Zeiten haben sich unterdessen nun doch etwas geändert. Da werden diese russischen Regimenter höllisch schnell zur Stelle sein, zunächst die Kosaken, die mit ihren Karabinern umzugehen wissen, und dann kommen die Maschinengewehre angerückt, die alles Zusammenknattern. Nein, ein Weltumsturz durch solche primitive Hunnen ist heutzutage nicht mehr möglich. Die gelbe Gefahr, die von den Chinesen und Japanern ausgeht, die unsere europäische Macht und Kultur vielleicht einmal langsam erdrückt, bis es dann auch noch zu offenen Feldschlachten kommt, das ist wieder etwas ganz anderes. Aber solche mongolische Nomadenhorden haben wir heutzutage nicht mehr zu fürchten, mit denen werden wir schon fertig, und wenn sie auch in Myriaden angeschwärmt kommen. Da kann ein einziger tollgewordener Bienenschwarm in einer Kavallerieschwadron schon mehr Unheil anrichten.«

»Auf wieviel Menschen schätzen Sie den Zug?« fragte Juba Riata.

»Auf 100 000 bis auf eine Million. Ich will hiermit sagen: das läßt sich überhaupt noch gar nicht schätzen. Ich kann ja noch nicht einmal mit dem Fernrohr das Ende des Zuges erkennen.«

»Wovon mögen sie sich auf einer längeren Zeit ernähren? Mit Jagd ist da nichts zu machen.«

»Sie führen doch genug Rinder mit, nicht nur solche, welche die Wagen ziehen müssen.«

»Ja, aber solche Menschenmengen essen, wenn sie nichts weiter haben, ganze Rinderherden schnell genug

auf, das weiß ich aus bester Erfahrung – ah, sie treiben ja auch Schweine mit! Das ist schon etwas anderes!«

»Schweine? Wo?«

»Dort überall neben den Wagen werden sie ja getrieben.«

Georg hatte wohl schon Hunde zu sehen geglaubt, brauchte aber nur sein Fernrohr zu richten, so erkannte er, daß die vermeintlichen Hunde, die frei umher schwärmten, Schweine waren. Und in weiter Ferne wurden dann noch unermessliche Herden von solchen großen Borstentieren gesichtet.

Wenn diese neuen Hunnen Schweinefleischesser waren, wenn sie genügend Herden lebendiger Schweine mit sich trieben, dann allerdings konnte die Ernährungsfrage bei dieser Völkerwanderung für immer gelöst sein.

Kein anderes nutzbringendes Tier läßt sich so leicht ernähren und liefert in seinen Nachkommen so viel frisches Fleisch als das Schwein. Ein gewöhnliches Hausschwein bringt es im Jahre bis auf 20 Junge, ein Wildschwein – womit hier wohl gerechnet werden mußte, wenn es auch unter dem Schutze des Menschen stand – wirft jährlich sechs bis zwölf Junge, und das reicht wohl aus, um eine ganze Familie zu ernähren.

Gesetzt den Fall, in Deutschland würde einmal acht Jahre lang kein inländisch erzeugtes Schweinefleisch mehr gegessen, während dieser Zeit aber immer intensiv die Schweinezucht betrieben, man würde die Schweine sich selbst überlassen, wodurch sie sich schnell wieder in echte Wildschweine verwandelten – nach acht Jahren

brauchte in Deutschlands niemand mehr zu arbeiten, um sich zu ernähren, man brauchte nur noch Wildschweine zu erlegen und zu braten.

Es ist dies eine leere Phantasie, immerhin ist diese Berechnung von geeigneten Köpfen auch wirklich schon ausgeführt, ganz interessant.

Natürlich würde es dann auch kein Brot mehr geben, kein Korn und keine andere Frucht. Diese Wildschweine würden alles zerwühlen, dadurch den Boden wohl sehr fruchtbar machend, aber nur für Unkraut und den zukünftigen Urwald, der auf sumpfigem Boden nach ungefähr 50 Jahren ganz Deutschland wieder bedecken würde.

Doch wir wollen auf diese Phantasie nicht weiter eingehen. Jedenfalls waren diese Hunnen, wenn sie genug Borstenvieh mit sich führten, für immer auf ihren Wanderungen der Nahrungssorge enthoben. Das Wildschwein ist, so weit uns bekannt, gar keinen Krankheiten ausgesetzt und weiß auch im Winter immer Nahrung zu finden, wühlt sich durch den dicksten Schnee, wo kein Hirsch mehr durchkommt, und mästet sich außer an gefrorenen Wurzeln auch noch an Insektenlarven aller Art.

Jetzt gingen die nach Furten suchenden Vorreiter zurück, der Kopf der Schlange bewegte sich der Felsenwand zu, auf der die beiden standen oder vielmehr schon lagen, um selbst nicht gesehen zu werden. Die Wagen fuhren im Halbkreis auf, immer mehr gesellten sich hinzu,

es wurde also eine Wagenburg gebildet, wie es die wandernden Germanen und auch die Hunnen handhabten wenn sie für längere Zeit lagern wollten.

Wohl noch zwei Stunden beobachteten die beiden Freunde das Treiben dort unten. In der Nähe der Felsenwand war die Gegend dicht bewaldet, es wurde Holz gefällt, überall flackerten Feuer auf, an denen schon abgekocht oder wohl richtiger abgebraten wurde, noch ehe getötete Rinder und Schweine ausgeschlachtet worden waren. Man sah sogar deutlich, wie die Männer unter ihren Pferdesätteln schon vorhandene Fleischstücke hervorholten, die sie eben nach guter, alter Hunnensitte erst unter den Sätteln mürbe geritten hatten. Dabei rückten immer neue Scharen mit neuen Wagen und Viehherden an, dieses Lager immer mehr vergrößernd.

»Ja, mein lieber Juba, das ist alles höchst interessant – aber ich muß gestehen, daß ich zunächst an mich denken möchte. Ich habe fürchterlichen Hunger. Und ich brauche gar nicht so egoistisch zu sein – wir müssen auch unsere Gefährten davon benachrichtigen, was wir für eine Nachbarschaft bekommen haben, auf deren näheren Besuch wir doch gefaßt sein müssen.«

Sie erhoben sich und suchten das Plateau ab.

Wieder vergingen fast zwei Stunden, bis sie konstatiert hatten, daß dieses Plateau ungefähr einen halben Kilometer breit und drei Kilometer lang war, daß die Felswände nach allen Seiten glatt wie die Mauern abfielen und

daß es nur noch einen zweiten Abstieg gab, wiederum eine künstliche Treppe, die nach der anderen Seite hinabführte, nach der Steppe zu, und offenbar führte sie gerade in die Wagenburg hinein.

Während dieser ganzen Zeit, während der letzten vier Stunden, schien das Wasser in der Talschlucht um nichts gefallen zu sein. Dort unten rauschte und schäumte es nach wie vor.

In dem Lager der Hunnen herrschte ziemliche Ruhe. Sie mochten trotz des fürchterlichen Regens die ganze Nacht gewandert sein, so daß sie sich jetzt der Ruhe hingaben. Aber für zahlreiche Wachtposten, weit in die Steppe vorgeschoben, war gesorgt.

»Ja, wenn wir hier oben nicht verhungern wollen, müssen wir dort zu den Hunnen hinab?« sagte Georg, seinen Gurt enger schnallend.

»Werden Sie wirklich so vom Hunger geplagt?«

»Ich habe faktisch seit gestern mittag nichts gegessen, und ich habe keine solche indianische Natur, um tagelang hungern zu können. Wenn ich etwas leisten soll, muß ich mich bei Kräften fühlen.«

»Was leisten?«

»Wir werden diese mongolischen Nomaden wohl nicht als Freunde ansprechen dürfen.«

»Hm. Mich wundert, daß sie noch nicht hier oben erschienen sind. Sollten sie die Treppe nicht von unten bemerken?«

»Wir müssen untersuchen, weshalb sie das nicht tun. Vielleicht geht sie auch im Zickzack, nimmt einen ganz

anderen Weg, mündet ganz anderswo in der Steppe, so daß wir ungesehen an ihnen vorbeikommen. In unser Tal wollen wir dann schon wieder gelangen. Aber so lange warten, bis sie doch vielleicht die Treppe finden und sie ersteigen, wollen wir nicht. Begegnen wir ihnen als Feinde, so ist es schon besser, wir treffen mit ihnen auf der schmalen Treppe zusammen, wo wir sie hinter einem Vorsprung so lange in Schach halten können, bis sich dort drüben das Wasser verlaufen hat. Oder haben Sie einen anderen Vorschlag zu machen?«

Juba Riata wußte keinen. Sie stiegen hinab. Der Bluthund, von seinem Herrn mehr durch Gebärden und Streicheln als durch Worte instruiert, immer eine gute Strecke voraus, um rechtzeitig vor einer Gefahr zu warnen.

Diese Treppe führte richtig im Zickzack hinab. An jeder Ecke blickte Plato zurück und wußte durch Zeichen auszudrücken, daß die Luft rein sei.

So dauerte es wieder fast eine Stunde, bis sie das Ende der Treppe erreicht hatten. War es in dem Kamin schon immer dunkler geworden, so hätte es jetzt zuletzt ganz finster sein müssen, denn die Stufen mündeten in einer geschlossenen Höhle.

Aber ein eigentümliches Lichtspiel sorgte doch für hellere Beleuchtung. An der Wand vor ihnen zuckten Lichtstrahlen wie Blitze hin und her, und diese beiden erfahrenen Männer erkannten schnell, was hier vorlag.

Der Ausgang der geräumigen Höhle war mit Gebüsch bestanden, wohl dicht, aber nicht dicht genug, um nicht noch Sonnenstrahlen durchzulassen, diese fielen von

Südosten her gerade darauf, und jedes sich bewegende Blatt half mit, dieses Spiel der Sonnenstrahlen zu erzeugen.

Sie schlichen näher an die grüne Mauer heran. Mußten sehr vorsichtig sein, denn sie hatten bereits menschliche Stimmen gehört, dazwischen das Brüllen von Rindern und Wiehern von Pferden.

Bald hatten sie geeignete Spalten gefunden, durch die sie blicken konnten. Die grüne Hecke zog sich jedenfalls an der ganzen Felswand entlang, die davorsitzenden Männer hatten keine Ahnung, daß sie hier eine Höhle verdeckte, in die eine nach oben führende Treppe mündete. Die Hecke, besonders aus Himbeersträuchern bestehend – und demnächst würde diese ganze Gegend, zumal das waldige Tal, Beeren aller Art in unermesslicher Fülle liefern, wie ja auch gerade das kalte Norwegen die Heimat der köstlichsten Waldbeeren ist – war kaum anderthalb Meter dick, und dicht davor brannte ein Feuer, um das vier Männer saßen.

Das war jetzt für die beiden die Hauptgruppe in der ganzen Lagerszenerie, die sie sonst hier zwischen den hochstämmigen Nadelbäumen ohne Unterholz vor Augen hatten.

Ja, das waren echte Hunnen, wie man sie beschrieben findet, wie man sie sich vorstellt.

Denn was Georg durch sein Fernrohr gesehen, ist nur wenig noch hinzuzufügen.

Durchweg sehr kleine, untersetzte Gestalten, manchmal durch die äußerst breiten Schultern richtig vier-eckig, mit gelben Mongolengesichtern, hervortretenden Backenknochen, Schlitzaugen und – was sonst nicht für alle Mongolen gilt – ein ungeheuer breiter Mund, gekleidet ausschließlich in Rehfelle, nur ganz roh gegerbt, die haarige Seite nach außen, aber meist kaum noch erkenntlich, denn alles an ihnen starrte von Schmutz und Fett. Um die Füße und Waden trugen sie aufgewickelte Riemen aus stärkerem Leder, auf dem Kopfe Pelzmützen der verschiedensten Art, wenn diese noch als solche zu erkennen waren. Eine Ausnahme schien nur zu bilden, daß sie nicht, wie wir von den ehemaligen Hunnen wissen, ihr schwarzes, straffes Haar kurz scherten, sondern es bis auf die Schultern herabhängen hatten, wodurch sie wieder den Samojuden glichen, oder auch den Eskimos. Das ist ja überhaupt alles ein Schlag.

Bemerkenswert war, daß die Lanzen- und Pfeilspitzen durchweg aus Stein, Knochensplintern oder starken Fischgräten bestanden. Sie kannten kein Eisen. Wohl auch kein Kupfer, Zinn und Zink. Sonst hätten sie doch wohl Messing oder härtere Bronze herzustellen gewußt. Es war nichts davon zu sehen. Auch die Messer waren von feiner dunklen Steinart. Dagegen waren die hölzernen Messergriffe, wenigstens die dieser vier Hauptpersonen, reich mit Silber und Gold ausgelegt, und das galt besonders von einem hölzernen Schilde, einen halben Meter hoch und etwas schmaler, der an einem Baume

hing. Auch dieser war reich mit Silber und Gold ausgelegt, in Arabesken, die freilich jeden künstlerischen Geschmacks entbehrten, auch sonst nur eine ganz rohe Arbeit.

Das war Silber und Gold, nicht etwa Zink oder Zinn und Kupfer, das konnte man gleich unterscheiden. Es war auffallend, wie dieses Edelmetall an den Waffen sehr reichlich verschwendet worden war, während diese vier Männer, offenbar hohe Anführer, sonst nicht den geringsten Schmuck trugen.

Bis auf diese reichverzierten Waffen glichen die vier am Feuer Sitzenden ganz den anderen. Sie starrten genau so von Schmutz und Fett und getrocknetem Blut. Nur der eine zeichnete sich noch besonders durch seine Gestalt aus. Das war ein echter Attila, wie er uns von Zeitgenossen beschrieben wird. Viel größer mochte er nicht sein als die anderen, bildete aber noch ein ganz anderes Viereck. Zwischen den gewaltigen Schultern saß ohne Hals ein wahrer Büffelkopf, die Nase war so eingedrückt oder abgeplattet, daß sie kaum zu sehen war, und obgleich auch er nur Schlitzaugen hatte, so sprühte aus diesen doch ständig ein stolzes, verzehrendes Feuer, und so war auch in jeder Bewegung alles unbezähmbarer Stolz, so viehisch sich dieser Mensch auch sonst betragen mochte.

Die vier zankten sich heftig. Das war aber nur scheinbar. Sie unterhielten sich nur in jener heftigen, schnatternden Weise, wie es alle Mongolen tun, auch die stolzen Japaner, wobei man immer glaubt, sie müßten sich

im nächsten Augenblick in den Haaren liegen, während sie sich doch nur ganz gemütlich unterhalten. Auch hier waren kai und quai und tschai die Hauptlaute, die man zu hören bekam.

Man brauchte nur länger zu beobachten, so fand man doch heraus, mit welcher Ehrfurcht die anderen drei dem Breitschultrigen entgegenkamen. Hinwiederum dauerte es gar nicht lange, so holte der Breitschultrige mit der Hand aus und schlug mit dem flachen Handrücken einem anderen, doch sicher einem Häuptling ins Gesicht, daß gleich das Blut in dickem Strahle aus der Nase sprang und er hinten über schlug.

Aber das hatte in dieser gemütlichen Gesellschaft gar nichts zu sagen. Die beiden anderen lachten wiehernd auf, alle die anderen Hunnen, die es gesehen, lachten mit und ebenso auch der Geschlagene, der sich gleich wieder aufrichtete, immer ruhig das Blut aus der Nase fließen lassend.

»Schakai Gog, schakai Gog!« erklang es jubelnd und lachend im Chor.

Die beiden Beobachter wechselten Blicke.

»Da hätten wir also den oder einen Gog vor uns,« flüsterte Georg. »Übrigens eine feine Gesellschaft das, die müssen Knigges »Umgang mit Menschen« gründlich studiert haben.«

Der Gog, wie wir ihn nun gleich nennen wollen, also soviel wie König oder Kaiser, klatschte in seine ungeheuren Tatzen, die aber nur ganz kurze Finger hatten, und

alsbald wurde von einigen Dutzend Hunnen ein widerpenstiger Bulle herangezerrt, ein wunderschönes Tier, wie man es sonst in den Alpen zu sehen bekommt, mit mächtigen Hörnern. Unter der dem Feuer am nächsten Kiefer wurde er an den Füßen gefesselt, der Hauptstrick über einen hohen, starken Ast geworfen, so wurde das Tier mit vereinten Kräften in die Höhe gezogen, also an den Füßen, aber in einer Weise, daß der Kopf noch tiefer herabhing, dann näherte sich ein Mann, ein gewaltiges, schwertähnliches Steinmesser in der Hand, wartete eine Gelegenheit ab, bis das geängstigte, furchtbar brüllende Tier einmal den Kopf still hielt, dann ein Schnitt über den Hals, und aus diesem schoß ein Strom rauchenden Blutes hervor.

Unterdessen hatte ein wohl noch junges, aber entsetzlich häßliches und ebenso schmutziges Weib vier große Schalen aus schwerem Golde gebracht, jeder der vier Häuptlinge nahm eine und hielt sie unter den Blutstrom, nicht anders, als ob sie die Schale unter eine Wasserquelle hielten, dabei war es ihnen ganz gleichgültig, daß sie selbst über und über mit Blut besudelt werden, und mit dem größten Behagen schlürften sie das dampfende Blut, während der Ochse noch zuckte, noch völlig lebte.

Noch einmal füllten sie ihre Schalen, dann erst kamen andere Hunnen mit hölzernen und steinernen Näpfen, um sich an dem Reste des Blutstroms zu delectieren.

Denn die größte Masse des Blutes war zwecklos auf die Erde gelaufen. Ein Zeichen, wie gering hier ein Rind im Werte stand. Wobei freilich auch zu bedenken war, daß es

Fürsten waren, die sich einmal einen warmen Bluttrank zu Gemüte ziehen wollten.

»Na da guten Appetit,« konnte auch Juba Riata etwas humoristisch werden. »Die amerikanischen Rothäute trinken zwar ebenfalls das Blut von frisch geschlachteten Pferden und Rindern, die benehmen sich aber doch bedeutend manierlicher dabei.«

»Und ich,« fügte Georg hinzu, natürlich in ebenso leisem Tone, »möchte ganz gern an dem Gelage teilnehmen. Wenn ich auch nicht gerade Appetit nach dem heißen Blute habe, so möchte ich doch ein saftiges Beefsteak von diesem Ochsen haben, möchte gleich hineinbeißen, und ein kühler Trunk dazu wäre mir auch recht angenehm.«

»Werden Sie auch schon von Durst geplagt?«

»Ja, Juba, was soll daraus werden? Hier können wir nicht für immer stehen bleiben und beobachten. Wollen wir noch einmal nach der anderen Treppe, ob sich das Wasser verlaufen hat? Ich bezweifele es. Oder wollen wir hier männlich hervortreten?«

Sie sollten sich nicht lange zu beraten brauchen.

Plötzlich wurde die Höhle von einem roten, flackernden Lichte erfüllt, durch eine Seitenspalte, die sie vorhin in der Dämmerung gar nicht gesehen hatten, waren Hunnen eingedrungen, Fackeln in den Händen, immer mehr folgten nach.

Sofort hatten sie die beiden entdeckt, es konnte ja gar nicht anders sein, und die sahen auch gleich ein, daß hier jeder Widerstand nutzlos war.

Das waren viel, viel mehr, als wie sie über Schüsse verfügten, und auch mit dem Messer wären sie nicht durchgekommen, die ganze Höhle wimmelte plötzlich von solchen Hunnengestalten.

»Gut Freund!« konnte Georg noch rufen, in welcher Sprache er es getan, wußte er dann später selbst nicht, und da hatte sich auch schon der ganze Schwarm heulend auf sie geworfen, die beiden waren einfach zugedeckt, noch ehe sie wußten, wie ihnen geschah, wenn sie nun einmal nicht an Benutzung der Waffen gedacht hatten. Und ebenso schnell war der Bluthund trotz seines wütenden Beißens durch Schlingen unschädlich gemacht worden.

Unter Schnattern wurden ihnen die Hände auf dem Rücken gebunden, man riß sie empor, da hatten die Steinmesser auch schon eine Öffnung in die Himbeerhecke gehauen, sie wurden hindurch ins Freie gestoßen.

Das ganze Hunnenlager, so weit es sich zwischen den Bäumen überblicken ließ, kam in größte Aufregung, noch größer war das allgemeine Geschnatter.

Auch die vier Häuptlinge waren aufgesprungen, der Gog kam trotz seiner kleinen Figur mit ganz gewaltigen Schritten den beiden entgegen, ein Wink, und das Geschnatter verstummte.

Er fragte etwas, was natürlich nicht verstanden wurde. Einmal war Georg überzeugt, daß er auch Russisch

sprach, aber Georg hatte die Zeit in Petersburg nicht weiter benützt, um vom Russischen mehr als die landläufigen Redensarten zu lernen, die man besonders in Restaurationen nötig hat, sonst hätte ein Seemann ja auch viel zu lernen.

»Sprechen Du Deutsch?« erklang es da zu seinem höchsten Staunen aus dem breiten Maule des abgebrochenen Riesen, der aber trotz aller Schmierigkeit immer einen wahrhaft majestätischen Eindruck machte, besonders das Blitzen der Schlitzaugen war wirklich achtunggebietend.

Nun, weshalb sollte er nicht etwas Deutsch können? Ganz Rußland und auch Sibirien ist ja mit Deutschen oder doch Deutschsprechenden durchsetzt.

»Ja, ich spreche Deutsch ich bin ein Deutscher.«

Und der Gog konnte nicht nur diese Frage ausdrücken, er sprach vollkommen Deutsch, wenn auch noch so holprig und ungrammatikalisch und sonst in merkwürdiger Weise, das wir aber nicht weiter wiedergeben wollen.

»Wer seid Ihr?«

Georg hielt es für das Klügste, ganz bei der Wahrheit zu bleiben. Mit einem Schiffe vom nördlichen Eismeere auf Flüssen ins Innere von Sibirien gefahren, ein von Felswänden eingeschlossenes Haus gefunden, wo man schon drei Monate zugebracht hatte, gestern nachmittag in einer Schlucht eine Treppe erstiegen, Wolkenbruch, die Treppe verschüttet, eine zweite Treppe hinab, die hier in diese Höhle führte, wo man das Lager der fremden Männer beobachtet hatte.

So hatte Georg kurz und bündig berichtet. Natürlich nichts von den steinernen Figuren und Posaunen und dem Einsiedler, das war jetzt ja auch gar nicht nötig.

Schweigend, ohne ihn zu unterbrechen, hatte der Gog zugehört. Dabei aber hatte er immer aufmerksam die den beiden abgenommenen Gewehre und besonders die Jagdmesser untersucht, sich von deren Schärfe überzeugend.

»Ein Schiff, gut, ich weiß,« sagte er jetzt, als Georg seinen Bericht beendet hatte. »Und das hier nennt Ihr Gewehr oder Büchse?«

»Ja.«

»Damit schießt Ihr.«

»Ja.«

»Dabei knallt es.«

»Ja.«

»Zingo!«

Ein Mann trat vor, der den beiden schon aufgefallen war. Er war bedeutend größer und schlanker als die anderen Hunnen, hatte ganz andere Gesichtszüge – Georg hatte überhaupt in dem schon älteren Manne gleich einen Zigeuner vermutet, der Name, mit dem er gerufen worden, hatte es ihm bestätigt.

Unsere Zigeuner werden in Italien Zingari genannt, Einzahl Zingaro, oder auch nur Zingo, in Rußland heißen sie Romanischaves, wörtlich Menschenkinder, aber merkwürdigerweise führen gerade hier die Hälfte aller männlichen Zigeuner den Vornamen Zingo.

Der Gog redete ihn in seiner mongolischen Sprache an, der Zigeuner nahm das eine Gewehr, wendete es hin und her, untersuchte die Patronentasche, lud die Gewehrkammer, kannte die Konstruktion des Schlosses offenbar nicht, hatte sich aber schnell hineingefunden, legte an, zielte nach einem nahen Baume, der Schuß krachte.

Die Wirkung des Knalles, des Feuerstromes war eine ganz kolossale. Sofort aber ward auch offenbar, wie sich diese schnatternden, bei ihren Gesprächen sonst immer so aufgeregten Männer zu beherrschen wußten, wenn es einmal darauf ankam.

Sie alle waren erschrocken zusammengezuckt. Schreck und sogar Entsetzen malte sich in den häßlichen Zügen wider, dann aber war es sofort vorbei, es wurde Gleichgültigkeit geheuchelt, und allen gelang dies auch vollkommen.

Der Gog begab sich hin nach dem Baume, untersuchte die Stelle, wo die Kugel eingeschlagen war, wollte sie mit seinem Steinmesser herausholen, als ihm das nicht so leicht gelang, überließ er dies anderen, nahm das Gewehr, lud es selbst, sich ebenso unkundig aber doch geschickt beweisend, ließ sich von dem Zigeuner noch einmal über das Visieren belehren, zielte nach einem anderen Baume, feuerte, ging hin, untersuchte den Schuß wieder und kam zurück. Sein Gesicht drückte die spannendste Erregung aus, er wußte sich aber zu beherrschen.

»Gut, Zingo hat nicht gelogen. Du bist ein Mann aus dem Lande, wo es Eisen gibt. Ist's nicht so?«

»Ja, Eisen gibt es bei uns.«

»Aber Du bist kein Russe.«

»Ein Deutscher.«

»Die Russen wohnen in Rußland, die Deutschen in Deutschland.«

»So ist es.«

»Die Russen wollen Herrscher in diesem ganzen Lande sein, wo wir jetzt sind.«

»Ja.«

»Und dann kommt Deutschland es grenzt an Rußland.«

»Ja.«

»Das ist noch weit von hier.«

»Noch sehr weit.«

»Wie weit? Wie lange braucht ein Mann, wenn er von früh bis abends geht?«

»Ungefähr hundert Tage,« sagte Georg aufs Geratewohl.

»Hundert, gut, ich weiß, hundert,« nickte der Gog gravitatisch. »Wieviel seid Ihr auf dem Schiffe gewesen?«

»Zweihundert,« entgegnete Georg kurzerhand, dabei die Indianer und englischen Seeleute mit einrechnend, wenn das ja auch eigentlich nicht stimmte.

»Nur zweihundert? Dann ist das kein sehr großes Schiff.«

Oho! Das klang verwunderlich!

»Doch, es ist ein sehr großes Schiff.«

»Es gibt Schiffe, auf denen tausend und noch mehr Menschen sind.«

Jetzt wußte Georg, was hier vorlag. Dieser Hunne war noch nicht mit anderen Menschen in Berührung gekommen, die Feuerwaffen besessen hatten, das war ja zweifellos. Aber dieser Zigeuner kannte die andere Welt, der hatte ihm auch schon von Kriegsschiffen und großen Passagierdampfern erzählt.

»Es ist ein Schiff von 50 000 Tonnen, mehr als hundert Meter lang.«

»Tonnen? Meter? Gut, ich weiß. Bist Du ein Häuptling von diesem Schiffe? Ein – Offizier, sagt Ihr doch wohl? Bist Du?«

»Ich bin der zweite Kapitän dieses Schiffes.«

»Kapitän. Gut, ich weiß. Alle die zweihundert Männer gehorchen Dir?«

»Sie gehorchen mir. Es sind aber auch Frauen und Kinder dabei.«

»Gut. Also, Du bist der zweite Kapitän, so viel wie der Magog.«

»Ich glaube wohl, daß meine Stellung so viel wie die eines Magogs ist.«

»Gut. Und Du stehst vor dem Gog der Kuturgoren. Weißt Du, was das ist? Hast Du diesen Namen schon gehört?«

»So nannten sich selbst jene Menschen, die wir Hunnen nannten.«

»Hunnen, gut, ich weiß,« erklang es immer wieder. »Was taten diese Hunnen?«

»Sie fielen einmal erobernd in Europa ein, kamen bis nach Deutschland und Italien.«

»Italien – gut, ich weiß – Rom. Wann war das?«

»Vor ungefähr 1500 Jahren.«

»Im fünften Jahrhundert nach –«

Erwartungsvoll blickte das feuersprühende Auge bald nach dem Gefragten, bald nach dem Zigeuner, der ebenso erwartungsvoll daneben stand.

»Nach Christi Geburt,« ergänzte Georg und mußte sich doch immer wieder wundern, hier so examiniert zu werden.

»Christus – gut. Und wie hieß der Gog, welcher die Hunnen damals führte?«

»Attila.«

»Und der Magog?«

»Es war Attilas Bruder Bleda,« glaubte Georg wohl richtig zu antworten, und jener bestätigte es durch Kopfnicken.

»Gut. Und ich bin der Gog Rugila.«

Dann hieß der gerade so, wie der Vorgänger und Oheim Attilas geheißen hatte.

»Wo liegt Dein Schiff?« fuhr jener dann fort.

»Auf dem See eines Tales, das sich hinter dieser Felswand befindet.«

»Du kannst nicht den Werg zurück, den Du gekommen bist?«

»Ich bezweifle es. Wie ich Dir geschildert habe, ist die andere Treppe infolge des gestrigen Wolkenbruches zusammengestürzt.«

»Gibt es nicht einen anderen Weg in das Tal?«

»Ich muß ihn erst suchen.«

»Du kennst noch keinen?«

»Wir sind auf dieser Seite des Tales noch niemals gewesen.«

Die Augen des Hunnenherrschers schienen Georg durchbohren zu wollen, aber er mußte wohl mit den Antworten zufrieden sein, er glaubte jenem, das sah man ihm gleich an.

»Ist dieses das Tal des Obi?« erklang es dann wieder ganz unvermutet.

»Ja.«

»Wer wohnt darin?«

»Wir haben darin zuerst keine Bewohner gefunden –«

»Du lügst!« fuhr da der Gog mit drohenden Brauen etwas empor.

»Zuerst nur einen einzigen Mann –«

»Wie hieß dieser?«

»Er nannte sich Merlin.«

»Gut,« erklang es immer wieder, wohl etwas düster, sonst aber befriedigt.

Dann fiel der Gog in tiefes Sinnen. Minuten vergingen, und er schien daraus nicht wieder erwachen zu wollen. Regungslos und schweigend standen auch alle anderen da, auf ihren Führer blickend.

»Erlaube mir, Gog, daß ich unaufgefordert spreche,« brach da endlich Georg das drückende Schweigen.

»Du wagst viel, Fremder. Doch ich verzeihe Dir. Weil Du eben ein Fremder bist, der unsere Sitten nicht kennt. Sonst wärest Du jetzt ein toter Mann. Nun? Sprich!«

»Wir haben Euch zufällig gesehen, wir haben Euch beobachtet, und ehe wir vortreten konnten, wurden wir von Deinen Leuten entdeckt und überwältigt –«

»Was willst Du? Sprich!«

»Wir haben nicht daran gedacht, Euch als Feinde zu betrachten –«

»Doch nicht etwa als Freunde die Ihr erwartet habt?« erklang es spöttisch.

»Nein, das auch nicht. Aber – wir sind gebunden worden. Wir sind noch gebunden. Wir haben seit gestern mittag nichts gegessen –«

Ein Wink, einige fremde Worte, und den Gefangenen wurden sofort die Hände auf dem Rücken befreit.

»Ist dieser Mann auch ein Häuptling? Ein Offizier?«

»Ja, er nimmt den Rang eines hohen Offiziers ein.«

»Seht Ihr den Wagen dort?«

Der Gog deutete auf einen in der Nähe stehenden Planwagen, der sich außer durch seine Größe dadurch auszeichnete, daß die ihn überdeckenden Felle rot gefärbt waren.

»Wir sehen ihn.«

»Ihr könnt doch bis hundert zählen.«

»Das können mir.«

»Ihr dürft Euch frei bewegen, dürft nehmen, was Ihr wollt. Aber zählt Eure Schritte. Entfernt Ihr Euch mehr als hundert Schritte von diesem roten Wagen, so seid Ihr des Todes! Und keinem Pferde dürft Ihr Euch auf mehr als zehn Schritte nähern! Oder Ihr seid des Todes! Sofort seid Ihr von Pfeilen durchbohrt! Und tretet Ihr so weit

an einen Mann heran, daß er Euch mit seinem Messer erreichen kann, so habt Ihr dieses Messer sofort in Eurem Herzen! Verstanden?«

»Wir haben Dich verstanden.«

»Habt Ihr noch andere Waffen bei Euch?«

»Einen Taschenrevolver –«

»Legt sie ab.«

Die beiden entleerten ihre Taschen, legten einen kleineren Revolver, eine Browningpistole, einen Nickfänger und ein Taschenmesser ab.

»Nichts weiter?«

»Nein.«

»Wenn ich Euch jetzt untersuchen lasse, und ich finde noch irgend eine Waffe, so seid Ihr des Todes!«

»Wir haben keine Waffe mehr bei uns.«

»Gut. Ihr seid frei. So weit ich Euch gesagt habe. Wie weit?«

Georg wiederholte die Bestimmungen.

»Gut. Eßt und trinkt und nehmt, was Ihr findet. Es gehört Euch. Geht. Oder bleibt. Wie Ihr wollt. Bis ich Euch wieder rufe.«

## 120. KAPITEL. WAS DER ZIGEUNER BERICHTET.

Der Gog wandte sich ab. Georg ging schnurstracks, von Juba Riata etwas langsamer gefolgt, nach einem kleineren Feuer, an dem niemand saß, aber neben dem mehrere große Fleischstücke lagen, löschte erst seinen Durst im Wasser des vorbeifließenden Baches, dann nahm er von den umherliegenden Gerätschaften ein Steinmesser

und begann von den Ochsen- und Schweinevierteln zum Braten geeignete Stücke abzuschneiden, sie auf die glühenden Holzkohlen legend.

»Nette Geschichte, das,« brummte Juba Riata, sich ebenfalls am Feuer niederlassend, ohne vorher getrunken zu haben. »Was meinen Sie nun zu alledem?«

»Ich meine, daß es gut ist, solches Röstfleisch schon vorher etwas mit Salz einzureiben. Haben Sie welches bei sich? Nein? Im Boote gelassen? Und hier ist auch keins zu sehen. He, Freund sprichst Du auch Deutsch? Hast Du nicht eine Handvoll Salz? Verstehst Du mich nicht? Zum Teufel, was heißt denn Salz auf Russisch? Ich habe doch in Petersburg in den Restaurants – ach so, da verlangt man einfach die internationale Menage. Na, da bringe mal eine Menage her, mit Salz, Pfeffer und Senf. Essig und Öl brauche ich nicht, dagegen ist mir etwas Worcestersauce immer angenehm. Aber bitte – immer einen Schritt vom Leibe bleiben – von wegen Deines Steinmessers –«

So sprach Georg, sich mit seinen Fleischstücken beschäftigend.

Und schon hatten sich zahlreiche Hunnen eingefunden, die um die beiden einen Kreis bildeten, sie beobachtend, schon wieder schnatternd und dabei auch viel lachend.

Und wie sie jetzt lachten, da bekamen diese häßlichen, schmutzigen, sonst so wilden Gesichter einen überaus gutmütigen Ausdruck.

Und von überaus gutmütigem Charakter werden uns die ehemaligen Hunnen auch von zeitgenössischen Berichterstatlern geschildert. Den fremden Frauen gegenüber von einer täppischen Galanterie, und besonders waren es die größten Kinderfreunde, spielten gern mit Kindern, wurden dabei selbst zu Kindern.

Das heißt: dies alles nur so lange, bis sie sich eben in echte Hunnen verwandelten. Wenn sie keine Gäste mehr, sondern Hunnenkrieger waren, dann hörte die ritterliche Galanterie gegen die Damen natürlich auf, und dann spielten sie nicht mehr mit den fremden Kindern, sondern zerschmetterten sie an Mauern und Bäumen oder warfen sie ins Feuer

Genau wie bei den Kosaken! Wir haben ja noch ganz frische Berichte, wie anno 1813 die Kosaken in deutschen Quartieren lagen, wie da die bärtigen Kerle, immer nach Branntwein und Knoblauch duftend, die Kinder abküßten, wie sie sich immer als Kinderwärterinnen anboten und ihre Sache auch vorzüglich machten, da war jeder Frevel ganz ausgeschlossen – aber sonst waren es, wenn sie sich in Soldaten verwandelten, eben Kosaken, welche ein Kind ebenso gern aufspießten wie einen Mann.

Aber sie schienen zu verstehen. Lachend machten sie unter Nicken Bewegungen, als ob sie Salz streuten. Und da kamen auch schon einige Weiber, die in einem Lederbeutel das unersetzbare Salz brachten, ferner trugen sie in großen Holzschalen, roh geschnitzt oder auch ausgebrannt, Milch herbei, teils frische, teils solche von mehr

gelblicher Farbe, die etwas schäumte – unverkennbar Kumys, gegorene Pferdemiche.

»Immer einen Schritt vom Leibe bleiben!« wehrte Georg zunächst mit affektiertem Schreck ab, als sich das eine Weib ihm zu sehr genähert hatte.

»Ohne Sorge,« beruhigte ihn gleich Juba Riata, »ich habe vorhin ganz deutlich bemerkt, wie der Gog betonte, daß es sich nur um Männer handelt, die uns niederstoßen, wenn wir uns ihnen in Armweite nähern, nicht hingegen bei –«

Juba Riata brauchte nicht weiter zu erklären, die weitere Ausführung übernahm das Weib gleich selbst.

Plötzlich hatte die junge Frau, die sie sein mochte, die dem Waffenmeister gerade das Salz gereicht, diesen beim Kopfe gepackt und ihm einen Kuß auf die Lippen gebrannt, daß es nur so geknallt hatte.

Georg saß da, in der einen Hand den Salzbeutel, die andere noch ausgestreckt, während der sonst so ernste Peitschenmüller schon in ein schallendes Gelächter ausbrach, in das die umstehenden Hunnen brüllend einstimzten.

»Himmeldonnerwetter noch einmal!« brachte Georg dann hervor. »Na, was gibts denn da zu lachen?«

»Ach, dieses Gesicht, wie Sie jetzt mit halb offenem Munde dasaßen!«

»Ja, soll man da nicht das Maul aufsperrn? Himmeldonnerwetter noch einmal! So was ist mir lange nicht passiert! Küßt mich da solch eine holdselige Jungfrau, der ich mich noch gar nicht vorgestellt habe, frisch vom

Flecke weg! Brrrrr. Die roch gerade wie eine angebrannte Knackwurst, bei der der Fleischer das n vergessen hat. Warten Sie – da haben Sie auch das Ihre weg! Na, hatte ich nicht recht? Riecht die nicht gerade so?«

Auch Juba Riata war von demselben Weibe beim Kopfe gepackt worden und hatte seinen Kuß aufgeknallt bekommen, mit seiner Schnelligkeit, daß einfach gar nichts dagegen zu machen gewesen war. Und nun machte Juba Riata auch ein ganz ähnliches Gesicht.

»Hoffentlich geht das nun nicht so weiter!« sagte Georg noch. »Daß uns nicht etwa alle die Hunnendamen so der Reihe nach abküssen!«

Nein, es blieb nur bei diesem einen Begrüßungskusse, diese eine Frau hatte ihn wohl für alle gegeben.

»Ja, das ist Kumys,« sagte Georg dann, an eine der Schalen riechend und dann trinkend, einen tüchtigen Zug nehmend.

»Das Luderzeug schmeckt ganz gut, aber, aber –«

Er kaute etwas, griff an die Lippen, brachte etwas zum Vorschein.

»Was ist denn das? Ein Frosch! Ein kleines Fröschlein. Tot! Eine sogenannte Leiche. Ganz vertrocknet. Eine Mumie. Armes Tier. Warum mußttest Du so jung Dein Leben lassen? In der schönsten Blüte Deiner Jahre bist Du vom blassen Tod –«

»Hier sind auch Frösche drin,« wurde die diese nachträgliche Grabesrede von Juba Riata unterbrochen.

Er hatte eine kleinere Schale mit frischer Milch ziemlich geleert, dabei aber vorsichtig die Lippen etwas zusammenhaltend, und das war auch sehr gut gewesen.

»Frösche?« machte Georg, der noch nicht in die Schale sehen konnte.

»Gleich drei.«

»Lebendige?«

»Ebenfalls getrocknet. Hier in der frischen Kuhmilch.«

»Dann sind sie mit Absicht hineingetan worden. Kühe, die aus ihren Eutern Milch mit Froschmumien von sich geben, gibt es nicht in der Naturgeschichte. Aaaaah!«

Er hatte mit dem Steinmesser in dem Kumys herumgeklaubt, auch die Finger zu Hilfe nehmend und noch zwei weitere getrocknete Froschleichen zum Vorschein gebracht, und als dann die anderen Schalen mit Milch oder Kumys untersucht wurden, ergab es sich, daß eine jede drei solcher sehr kleinen, getrockneten Frösche enthielt.

»Das ist offenbar eine heilige Zeremonie, daß man hier in jedes Getränk drei einbalsamierte Froschkinder tut,« entschied Georg dann. »Hoffentlich gehört nicht dazu, daß man sie auch noch verschlingt, und diese Herren verübeln uns wohl nicht, wenn wir derartige Gratiszugaben sanft beseitigen.«

Nein, die umstehenden Hunnen verübelten es durchaus nicht. Sie wieherten vor Lachen. Aber sonst mochte Georg recht haben, um einen Schabernack konnte es sich doch nicht handeln, sonst hätten diese Schäker nicht

ausschließlich getrocknete Frösche in die Getränke getan, immer gerade drei, da hat die Erfindungsgabe doch weiten Spielraum.

Georg vertiefte sich in das erste, ganz leicht angebratene Beefsteak, länger konnte er nicht warten, als der Zigeuner ans Feuer trat.

»Haben Du Tabak?« war seine erste Frage.

Er sprach ganz ganz genau dasselbe Deutsch wie der Gog. Er kannte alle Worte, konnte sie anwenden, nur daß er nichts von Konjugation und Deklination wußte.

Später von äußerster Höflichkeit, hatte er diese erste Frage mit wahrer Gier gestellt.

Ja freilich!

Armer Kerl!

Was ist denn ein Zigeuner ohne Tabak! Alles kann der Zigeuner vertragen, sogar daß sein Silberbecher, den auch der ärmste Schlucker hat, für lange Zeit nicht mit Branntwein gefüllt wird, nur keine Tabakslosigkeit – und keinen Wind. Sobald es etwas bläst, dann verkriecht er sich irgendwo und kommt nicht eher zum Vorschein, als bis die Luft wieder ruhiger geworden ist. Das ist etwas ganz Merkwürdiges.

Ja, Tabak hatten die beiden, auch ihre Pfeifen hatten sie nicht als Waffen abgegeben. Georg zog seine gefüllte Fischblase hervor, seine Pfeife war nicht nötig. Zingo hatte seine eigene, aus einem Knieast geschnitzt, stark gebraucht, wie überhaupt der ganze Kerl nach verbrannten Blättern roch, die freilich nichts mit Tabak zu tun gehabt hatten.

»Ich sein kein Hunne, ich sein Zigeuner, ich Dich nix töten,« sagte er dabei, als er nach dem Tabaksbeutel griff.

Dann, mächtig dampfend, berichtete er, ganz von allein, zunächst über sich selbst.

Wir geben es in etwas anderer Weise wieder.

Zingo hatte wohl in seinen jüngeren Jahren einer Bande angehört, später nicht mehr, hatte sich mehr als ein halbes Menschenalter lang in aller Welt herumgetrieben, sogar in Nord- und Südamerika, die Fiedel spielend, Kessel flickend, mit Pferden handelnd.

Als Pferdehändler war er zuletzt auch in Rußland gewesen. Mehr noch aber als Spion einer anderen Macht, wenn er auch nicht in deren direkten Diensten stand. Erwischt worden, geknutet, gebrandmarkt und lebenslanglich nach Sibirien.

Aus den Bergwerken von Slobodz geflohen. Umstände hatten ihn gezwungen, seinen Weg nach Osten zu nehmen, immer weiter. Nachdem er die letzten Menschen getroffen hatten, eingeborene Jäger, war er noch ein halbes Jahr lang gewandert, immer nach Osten, ohne noch einem Menschen zu begegnen.

Da, ehe die strenge Winterkälte einsetzte, wurde der halbnackte Mann schier verhungert in dem Walde, aus dem es keinen Ausgang zu geben schien, von fremden Menschen gefunden, deren Sprache er ausnahmsweise nicht kannte. Denn sonst gehörte Zingo zu jenen Zigeunern, die nur acht Tage mit Fremden zu verkehren brauchen, um sich fließend mit ihnen unterhalten zu können, ohne diese Sprache jemals richtig zu lernen.

Es waren Kuturgoren, wie sie sich selbst nannten, was soviel wie Pferdemenchen bedeutet, Zentauren.

Acht Jahre schon lebte Zingo unter ihnen, und hatte sie nun also zur Genüge kennen gelernt.

Auf 120 000 Mann schätzte Zingo sie, dazu noch Weiber und Kinder, zusammen vielleicht eine halbe Million. Sie bildeten Horden, die unter Häuptlingen standen, diese wieder unter zwei nebeneinander regierenden Königen, welche die Titel Gog und Magog führten. Sie lebten in den unermesslichen Wäldern und Steppen von Pferde-, Rinder- und Schweinezucht, von Wurzeln, Zwiebeln und Beeren, und was der Wald sonst noch bietet, was aber nicht gezogen werden durfte. Jeder Anbau von derartigem Gemüse war durch Regierungsgesetz oder durch Tradition, wollen wir sagen, direkt verboten. Zwischen den einzelnen Horden kam es manchmal zu Kämpfen, die regelmäßig mit der vollständigen Ausrottung der besiegten Horde endeten. Wohl Aberglauben aller Art aber keine eigentlichen Zauberer, keine Priester, keine Spur von einer Religion.

So hatten die Kuturgoren immer gelebt, seit uralten Zeiten. Sie wußten nicht, daß es außer ihren Wäldern und Steppen noch andere Gegenden mit wilden Menschen gebe, sie hatten auch niemals daran gedacht, sich auszubreiten. Hatten es nicht nötig.

Und doch, eine Sage hatte sich erhalten, daß es im Süden und Westen noch andere Menschen gebe, mächtige Völker, und daß die Kuturgoren schon einmal ihre Wälder und Steppen verlassen hätten. Dabei hatten sie sich

geteilt. Die eine Hälfte wäre nach Süden, die andere nach Westen gewandert. Überall waren sie siegreich gewesen. Aber die nach Süden gezogenen Kuturgoren verschwanden für immer, die nach Westen vorgedrungenen wurden zuletzt doch wieder zurückgeworfen, kehrten nach langen Irrfahrten in ihre alte Heimat zurück, zu einem kleinen Reste zusammengesmolzen der sich langsam wieder erholte, bis zur jetzigen Volkszahl.

Doch das war nur eine Sage, eine Fabel, nichts weiter. Es glaubte niemand daran.

Da war der Zigeuner zu ihnen gekommen. Zingo hatte keine Schule besucht, aber er hatte einen Kopf, der nichts vergaß was er einmal gehört, und er war lange Jahre in Ungarn gewesen, wo man sich noch so lebhaft von den Hunnen erzählt. Und er hatte sofort erkannt, daß er echte Hunnen vor sich habe, ganz abgesehen davon, daß noch die alten Hunnennamen unter ihnen üblich waren, wie sie sich ja selbst Kuturgoren nannten, welches Wort ihm ebenfalls bekannt war.

Und nun, nachdem er ihre Sprache erlernt, hatte er von ihren Vorfahren erzählt. So beruhte die alte Sage also auf Wirklichkeit, und die mächtigen Völker im Süden und Westen existierten wirklich.

Am meisten Staunen aber erregte das Messer, das der Flüchtling noch bei sich gehabt hatte. Was war das für ein wunderbares Metall, das besser schnitt als der schärfste Feuerstein, das sich biegen ließ, und doch immer wieder in seine ursprüngliche Lage zurückkehrte?

Da hatte Zingo erzählt von jenen Ländern, in denen man für solch einen Ochsen 30 Stück dieser Messer erhielt, weiter nach Westen aber auch 500 bis zu 1000, immer billiger wurden sie.

Dieses Messer fast allein war es gewesen, das die Eroberungslust der Kuturgoren geweckt hatte. Sie wollten nach Westen ziehen und sich solche Messer holen, von vornherein nicht an friedlichen Handel, sondern nur an Beute denkend. Das alte Hunnenblut war wieder erwacht.

Aber so schnell ging das nicht. Zunächst hatte gerade eine furchtbare Viehseuche mehr als die Hälfte aller Männer pferdelos gemacht, und was war denn ein Kuturgore ohne Pferde! Jahre konnten vergehen, ehe der alte Pferdebestand wieder hergestellt war, und Gog Rugila konnte warten. Inzwischen wurden Späher nach Westen geschickt. Der chinesische Süden kam nach des Zigeuners Erzählungen für einen Raubzug nicht in Betracht. Immer neue Abteilungen gingen ab, aber keine einzige kehrte zurück. Wo sie geblieben waren, mußte man nicht. Sie hatten sich eben in den unendlichen Wäldern und Steppen verloren. Dazu kamen auch noch innere Zwistigkeiten.

Kurz, acht ganze Jahre vergingen. Da endlich begann die allgemeine Völkerwanderung. Sie brachen auf, alle Frauen und Kinder und alles Vieh mitnehmend, sie verließen ihre Heimat, um jene fabelhaften Länder aufzusuchen.

»Seit nun bald vier Wochen sind wir unterwegs.«

So hatte der Zigeuner seinen Bericht geschlossen, sich immer so kurz als möglich fassend.

»Woher hat der Gog Deutsch gelernt?« war Georgs erste Frage.

»Von mir. O, was der alles von mir gelernt hat! Die ganzen Jahre habe ich ihn Tag und Nacht unterrichten müssen, ihm immer nur von jenen Ländern erzählen, und dabei hat er ganz regelrecht Russisch und Deutsch und Französisch und Englisch gelernt. Denn, sagte er, er muß die Sprachen der Länder, die er erobern will, auch selbst beherrschen. O, was dieser Gog Rugila für ein gewaltiger Mensch und für ein Kopf ist! Wenn Du ihn nur erst näher kennen lernst!«

Georg glaubte es, bekam schon allen Respekt vor diesem Manne, der sich erst so präpariert hatte, ehe er seinen Eroberungszug antrat.

»Wer ist der Magog, der zweite König?«

Magog Enak war schon ein sehr alter Mann, sehr vorsichtig dazu. Auch seinetwegen ist der Aufbruch so lange hinausgeschoben worden, denn er wollte niemals etwas von diesem Eroberungszuge wissen. Er war der Prophet des Volkes, warnte immer davor, sämtliche Kuturgoren würden dabei zugrunde geben. Da starb er, und nun konnte Gog Rugila seinen Willen, der auch der des ganzen Volkes war, durchsetzen. Bisher hatte man nur zu großen Respekt vor dem alten Magog gehabt.«

»Wird nicht immer gleich ein zweiter neuer König gewählt?«

»Nein, es ist nicht unbedingt nötig. Nur wenn es das Volk verlangt, muß der eine König einen zweiten Mitregenten wählen. Dieses Verlangen ist noch nicht gestellt worden.«

»Woher wißt Ihr, daß dies das Tal des Obi ist, in dem ein Mann namens Merlin haust?«

Der Zigeuner warf erst einen scheuen Blick nach den umstehenden Hunnen, sprach dann aber ganz offen.

»Magog Enak war ein Prophet. Ich muß glauben, daß er wirklich die Gabe der Weissagung besaß, ich habe Proben davon bekommen. Außerdem aber war er selbst kein Kuturgore. Auch er verirrte sich vor langen, langen Jahren, noch ein junger Mann, als Fremder unter dieses Volk. Er lebte ganz einsam, ich habe ihn nur einmal zu sehen bekommen, und danach hätte ich ihn für einen Deiner Landsleute gehalten.«

»Für einen Deutschen?«

»Seine Heimat muß im fernen Westen gewesen sein. Er hatte früher blonde Haare. Und ein Russe war er jedenfalls nicht.«

»Und der hat von diesem Obitale und einem Manne namens Merlin erzählt?«

»Ich – weiß es nicht,« erklang es zögernd. »Ich kann nur sagen, daß Magog Enak immer vor einer Auswanderung gewarnt hat. Die Kuturgoren, prophezeite er immer, würden nur bis an ein von hohen Felswänden eingeschlossenes Tal kommen, in welchem ein schrecklicher Gott Obi herrsche und ein rätselhafter Mann namens Merlin hause.

Die Kuturgoren würden dieses Tal betreten und dabei ihren völligen Untergang finden. Er hat dieses Tal auch beschrieben, das heißt die es einschließenden Felsen, und schon gestern haben wir erkannt, daß wir jetzt dieses Obital erreicht haben. Mehr weiß ich nicht. Ich gehöre nicht mit zu den Häuptlingen, die in alles eingeweiht sind.«

»Die Kuturgoren glaubten dieser Prophezeiung des Magogs?«

»Ja, sie glauben daran.«

»Und trotzdem wollen sie in das Tal eindringen?«

»Nein, das wollen sie eben nicht!«

»Sondern?«

»Es einfach umgehen. Dann können sie in dem Tale doch auch nicht ihren Untergang finden.«

»Aha! Stammte der Magog vielleicht aus diesem Tale? War er selbst drin gewesen?«

»Das weiß ich nicht. Bitte, frage auch nicht so. Ich habe Dir berichtet, was ich Dir berichten sollte.«

»Das solltest Du tun?«

»Ja, der Gog befahl es mir.«

»Weshalb?«

»Damit Du über altes unterrichtet bist, was Du wissen muß, wenn Du dann wieder vor den Gog kommst. Denn Du selbst bist ein Häuptling, er will Dich als seinesgleichen betrachten und Dich danach behandeln. Da sollst Du auch wissen, mit wem Du es zu tun hast. So hat er mir befohlen.«

»Was ist aus meinem Hund geworden?« fragte jetzt Juba Riata, und er mochte diese Frage schon längst zurückgehalten haben, hatte nur nicht unterbrechen wollen.

»So viel ich weiß, hat man ihn vorhin mit Riemen umschnürt wie er war, unter einen Wagen geworfen.«

»Ist er verwundet worden?«

»Ich habe vorhin nichts davon bemerkt.«

»Kann er sich nicht wieder mir beigesellen?«

»Wird er nicht böartig sein?«

»Nein, sobald ich ihm befehle, diese fremden Menschen als seine Freunde zu betrachten, mögen sie ihm vorher auch getan haben, was sie wollen.«

»Folge mir, ich werde versuchen, daß man ihn freiläßt.«

Die beiden erhoben sich, die umstehenden Hunnen öffneten den Kreis weit, um den Fremden durchzulassen, den sie töten mußten, wenn er sich einem Manne bis auf Armlänge näherte.

Georg brauchte nicht lange seinen Gedanken nachzuhängen, so kehrte Peitschenmüller zurück neben ihm Pluto, der sich alsbald hungrig über die ihm abgetretenen Fleischstücke hermachte, auch er hatte ja lange genug gefastet, dabei aber noch immer seine ruhevollere Würde während, was so gar nicht seinem Bluthunde entsprach, wie man sich einen solchen immer vorstellt.

»Sie haben keine Hunde,« erklärte Juba Riata zunächst, sich wieder niederlassend, »kennen gar keine Hunde, staunen dieses ihnen ganz fremde Tier an, halten es für eine besondere Art des Wolfes – da ihnen aber

nun dieser eine ganz vertraute Erscheinung ist, mit dem sie ständig in Fehde leben, so haben sie sich auch nicht etwa vor meinem Pluto gefürchtet.«

»Ja, Juba, was sagen Sie nun zu alledem, was wir da erfahren haben?«

»Das ist höchst interessant. Also die alten Hunnen existieren noch, und als die Steinfiguren die Felsenwand verließen, und als der furchtbare Posaumenton erscholl, da sind sie richtig wieder aufgetaucht.«

Peitschenmüller hatte wohl recht, aber Georg wollte sich hierauf nicht weiter einlassen.

»Also sie wissen, daß in diesem Tale ein Gott Obi herrscht und ein Mann namens Merlin haust, und daß sie dieses Tal nicht ungestraft betreten dürfen.«

»Ja, auch das ist sehr merkwürdig, aber dazu kann ich gar nichts sagen,« wollte sich nun Peitschenmüller wieder auf dieses Thema nicht weiter einlassen.

»Wo ist der Zigeuner geblieben?«

»Er sagte, ich solle allein zu Ihnen zurückkehren, jetzt müsse er zum Gog.«

»Wo ist der?«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

## 121. KAPITEL. DIE SINTFLUT KOMMT!

Und sie sollten ihn auch sobald nicht wieder zu sehen bekommen, so wenig wie den Zigeuner.

Zwei Tage waren vergangen, und jene beiden schienen verschwunden zu sein. Unterdessen hatte sich nichts geändert.

Die Hunnen schienen einen gewaltigen Marsch hinter sich zu haben, der Mensch und Tier erschöpft hatte, jetzt wollten sie für längere Zeit der Ruhe pflegen.

Die beiden Gefangenen waren sich selbst überlassen, konnten tun, was sie wollten, aber jede Flucht war ihnen unmöglich gemacht worden. Denn es war nicht nur bei dem Verbot und der Drohung geblieben, sich nicht weiter als hundert Schritte von dem roten Wagen zu entfernen, sondern um diesen herum war auch auf die angegebene Entfernung eine doppelte Kette von Posten gezogen worden, ein Hunne stand oder lag dicht neben dem anderen, sie wurden regelmäßig abgelöst in der Nacht brannten lodernde Feuer, und wenn sich die beiden der Wachtkette näherten, dann sprangen auch die Liegenden auf und hielten ihnen drohend die Lanzen entgegen. Ebenso war auch der Eingang zu der Höhle, welche die Treppe enthielt, stark besetzt, obgleich diese kaum 30 Schritte von dem roten Wagen entfernt war, so daß mehr ein Halbkreis gebildet wurde, dessen Hälfte von der glatten Felswand begrenzt war.

Diese Wachen ließen sich auch nicht anreden, immer nur drohende Bewegungen. Hier hörte eben jede Gemütlichkeit auf, während man in dem Halbkreise selbst den Gefangenen mit der größten Freundlichkeit begegnete.

Aber es hatte keinen Zweck, die Leute anzusprechen. Keine der ihnen bekannten Sprachen wurde verstanden, und jedenfalls nicht, daß man sie nur nicht verstehen wollte.

Sonst also die denkbar größte Zuvorkommenheit. Männer, Frauen und Kinder, alle wetteiferten miteinander, die beiden unfreiwilligen Gäste mit Leckerbissen zu versehen und sie sonst zu ergötzen. Aber die »Leckerbissen« wurden lieber nicht angenommen. Das mit den drei getrockneten Fröschen in jeder Milchschale war, wie nun schon erkannt worden, nicht nur eine religiöse Zeremonie, sondern Frösche galten hier eben als Leckerei, in Zeiten der Fülle wurden sie gesammelt und getrocknet, dann zum Genießen ließ man sie schnell etwas aufquellen, aber um mit diesem kostbaren Luxus nicht gar zu sehr zu wüßten, war strenges Gesetz, daß auch kein Häuptling in seine Trinkschale, die mindestens einen halben Liter fassen mußte, gefüllt mit Wasser, Milch oder Kumys oder Blut, mehr als drei solcher getrockneten Frösche bekam, und da mußten sie schon sehr klein sein, und sie durften nicht eher verschluckt werden, als bis die Schale ausgetrunken war.

Jetzt brachte man den Gästen auch am Feuer geröstete Frösche und Eidechsen und Blindschleichen und Ringelnattern dar, die man in der Umgegend lebendig gefangen hatte, und daß sie zurückgetrieben wurden, konnte dem Überbringer nur sehr angenehm sein, denn dann brauchte der, der dieses Viehzeug selbst gehascht und zubereitet hatte, diese Leckerbissen nicht abzuliefern, etwa an die Häuptlinge, sondern konnte sie gleich selbst verschlingen.

Der größte Jubel herrschte im Lager, als am Abend des zweiten Tages ein starker Ostwind Myriaden von Maikäfern gebracht hatte. Diese Insekten krochen hier viel später aus, sie mochten von weit her aus Eichenwäldern gekommen sein.

Alles war emsig beschäftigt, die schwärmenden Maikäfer niederzuschlagen und aufzusammeln. Sie wurden in Ledersäcke gesteckt, auf diesen trampelte man mit den Füßen herum, bis als ein Brei war, dieser wurde in Stein schalen gekocht oder auf heißen Steinplatten geröstet und dann mit flüssiger Butter serviert. Dabei aber wurden schon immer ganze Maikäfer gekaut, gleich lebendig in die breiten Mäuler gesteckt und mit wonnigem Behagen geschmatzt.

Es gibt übrigens auch bei uns in Deutschland Leute genug, welche Maikäfer als ein vorzügliches Gericht rühmen. Und selbst Brehm empfiehlt in seinem »Tierleben« eine Bouillon von gerösteten Maikäfern als eine kräftige, ausgezeichnet schmeckende Suppe, besonders für Rekonvaleszenten geeignet. Und es ist eigentlich nicht einzusehen, weshalb sich nur von Laubblättern nährende Maikäfer unappetitlicher wären als zum Beispiel der ekelhafte Krebs. Und wenn die Maikäfersuppe eingeführt werden könnte, dann wäre sicherlich auch die Maikäferplage, die ja furchtbare Dimensionen annehmen kann, ganze Wälder vernichtet, durch die Engerlinge über große Gegenden Hungersnot bringt, schnellstens beendet.

Immerhin, es war den beiden nicht zu verdenken, daß sie von dieser Leckerei nichts wissen wollten, so lange sie andere Nahrungsmittel noch in Hülle und Fülle hatten.

Noch ehe diese Maikäferschmauserei bei Feuerschein beendet war, zogen sich unsere beiden Freunde in ihr Zelt zurück, daß sie sich aus Häuten gefertigt hatten.

»Juba, was soll daraus werden?«

So hatte Georg während dieser zwei Tage schon mehrmals gefragt.

Er war überzeugt, daß man in dem Tale von den Hunnen, von ihrer Gefangenschaft und von ihrer Sicherheit wußte. Dafür würde der schier allwissende Merlin gesorgt haben, und der würde die beiden auch nicht im Stiche lassen.

Aber sie hätten sich doch lieber durch eigene Kraft befreit. Dazu war vorläufig nur so gar keine Aussicht vorhanden. Die Wachtpostenkette war einfach undurchdringbar, und dazu kam noch, daß sie so gar nicht wußten, wie es außerhalb derselben aussah. Denn diese Wagenburg hier befand sich ja doch in dem Kiefernwald, der sich längs der Felsenwand hinzog ehe die eigentliche Steppe begann, und so weit auch die Bäume auseinander standen und wenn auch alles Unterholz fehlte, man konnte nicht in diese Steppe hineinsehen, wo es doch jedenfalls auch von Hunnen wimmelte.

Bisher hatte Peitschenmüller noch niemals eine Antwort auf diese Frage gewußt, heute abend war es der Fall.

»Wir müssen eine finstere Nacht mit tüchtigem Regen abwarten, der jedes Holzfeuer unmöglich macht, dann müssen wir versuchen, uns durchzuschleichen, einen anderen Rat weiß ich nicht.«

Sprach es, streckte sich auf den Fellen aus, und schon in der nächsten Minute verrieten seine regelmäßigen Atemzüge, daß er sanft entschlummert war.

Bald war auch Georg eingeschlafen. Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht, als ihn gleichzeitig Plutos drohendes Knurren und ein heller Lichtschein weckte.

Die Augen aufschlagend, erblickte er zwei Hunnen, brennende Fackeln in den Händen, und zwischen ihnen stand der Gog, gleich an seiner vierschrötigen, trotz aller Kleinheit so kolossalen Gestalt erkennbar, wenn er auch in seinen Mantel von Eichhörnchenfellen, denen die Haare abgeschabt worden, eingehüllt war und die herabgezogene Pelzmütze fast das ganze Gesicht bedeckte.

»Sorgt für Euren Hund, daß ich ihn nicht töten muß,« war sein erstes herrisches Wort.

Da Plato nicht gehetzt wurde, ging er überhaupt nicht zum Angriff über.

»Steht auf, nehmt alle Eure Sachen und folgt mir!«

Was sie noch besaßen, hatten sie alles bei sich. Wenn Georg einmal nach seiner Taschenuhr gesehen oder das Fernrohr benutzt hatte, so hatte das bei den Hunnen wohl Staunen und Neugier erregt, aber niemand hatte auch nur gefragt, was das denn für Instrumente seien, auch sein Häuptling, da mußte wohl ein strenger Befehl des abwesenden Gogs vorgelegen haben.

Und jetzt trat aus dem dunklen Hintergrund, den der Zelteingang bildete, noch ein vierter Hunne in den Lichtschein, und zu ihrem Staunen bekamen die beiden Gefangenen auch ihre Waffen ausgeliefert, die Gewehre und Patronentaschen und Messer.

»Nehmt und folgt mir!«

Sie ließen es sich nicht nochmals sagen und folgten dem Gog hinaus ins Freie.

Es war eine warme, stille, finstere Nacht. Hier und da ein verglimmendes Feuer, um das Hunnenkrieger schlafend lagen, oder wenn sie machten, so nahmen sie doch gar keine Notiz von den Fackelträgern, von ihren obersten Fürsten, durften es wahrscheinlich nicht tun. In weitem Umkreise aber brannte eine einzige Feuerkette.

Sie schritten nach dem Eingange der Höhle, wo ebenfalls ein helles Feuer brannte, hier standen die Wächter, die etwa noch gelegen hatten, schnell auf.

Ein gebieterisches Wort, und die Hunnen traten vor dem Gog ehrerbietig zurück.

Sie schritten durch die Höhle, es ging die Treppe hinauf, voran die beiden Fackelträger, dann der Gog, dann die beiden, die sich jetzt wohl nicht mehr als Gefangene betrachten durften, dann noch einige Hunnen, die nichts weiter als zugestutzte Kiefernäste als Reservefackeln trugen.

Georg blickte einmal nach der Uhr – gleich um eins.

Als sie nach einer Stunde oben auf dem Plateau waren, begann der junge Tag zu grauen.

Der Gog machte nur eine gebieterische Handbewegung und sofort drehten die Fackelträger und die anderen hunnischen Begleiter um und verschwanden wieder in dem Treppenkamin.

Noch einige nachgerufene Worte, und Georg bemerkte ganz deutlich, wie sie ihren Abstieg ganz außerordentlich beschleunigten.

Jetzt wandte sich der Gog den beiden zu.

»Ich bin mit Euch hier oben allein,« sagte er in seinem mangelhaften Deutsch in dem er sich aber doch vollkommen auszudrücken wußte. »Ihr habt mich nicht mehr als Feind zu betrachten, so wenig wie ich Euch fürchte. Ihr seid frei und sollt zu den Euren zurückkehren. Wißt Ihr, wo ich während der zwei Tage und Nächte gewesen bin?«

Georg wußte es sofort.

Wohl nur von allein war dem Gog vorn der Mantel auseinander gegangen, und mit Staunen sah Georg an dem Gürtel, der den mächtigen Leib umspannte, zwei große Revolver im Futteral hängen, einen Säbel, und ferner hatte der Gog ein Fernrohr in der Hand – und Georgs Staunen war besonders deshalb berechtigt, weil er sofort erkannte, daß alles dies von Bord der »Argos« stammte.

»Du warst im Tal, Du warst an Bord unseres Schiffes!«

»Du sagst es. Ich habe mit Merlin gesprochen und war auch bei Deinen Gefährten, sie haben mich zwei Tage lang als Gast bewirtet, und was ich als Andenken auswählte, gaben sie mir freundlich als Geschenk mit. Sind da nicht auch wir Freunde? Nun kommt!«

Er wandte sich um und ging wieder voraus, führte sie dorthin, wo die beiden vor drei Tagen auf dem Plateau gestanden hatten, den Heranzug der Hunnen und das Auffahren der Wagenburgen beobachtend.

Obgleich der Tag schon dämmerte, galt das doch nur von hier oben, dort unten herrschte noch die finstere Nacht, man sah die Wachtfeuer leuchten.

Schweigend blickte der Gog einige Zeit hinab, dann wandte er seine geschlitzten Feueraugen wieder den beiden zu, speziell auf Georg.

»Zingo hat mir berichtet, so weit er selbst davon wußte. Ich habe den Prophezeiungen des Magog Enak nie geglaubt, habe ihm verlacht, und ich habe auch Merlins Behauptungen und Warnungen und Drohungen nie geglaubt. Denn ich kenne diesen Mann schon längst. Wovon aber Zingo nichts weiß, niemand anders. Dieser Merlin war schon öfters bei mir, in unseren fernen Wäldern, und ich war auch schon wiederholt bei ihm in diesem Tale. Wenn auch niemand von den Meinen etwas davon erfuhr. Ich habe ihm niemals geglaubt, daß es meinen Kurgoren nicht möglich sei, die Welt zu erobern. Was er mir auch für Waffen zeigte, was er mir auch für Zauberei vormachte – ich lachte darüber. Solche Waffen wollten wir uns bald verschaffen, diese Zaubereien würde auch ich lernen, andere ebenfalls. Aber Männer konnte er mir nicht zeigen, Krieger, mit denen wir dereinst kämpfen würden, das war es!

»Jetzt hat er mir solche gezeigt. Zwei ganze Tage und Nächte war ich bei den Deinen. Und sie haben mir gezeigt, was sie können. Jetzt glaube ich es. Die Kuturgoren werden in ihre Heimat zurückkehren, ohne gekämpft zu haben. Genug.«

Wieder wandte der Gog seine Blicke hinab.

Es war inhaltsvoll genug gewesen, was er da gesagt hatte, und es braucht wohl keiner näheren Erläuterung. Er hatte die Argonauten kennen gelernt, hielt alle anderen Menschen, die westlich von hier wohnten, für solche unbesiegbare Helden – da gab er die Hoffnung auf, ging mit seinen Hunnen lieber gleich in seine Wälder zurück.

Jetzt begann es auch dort unten sich zu lichten, schon konnte man die Planwagen unterscheiden, welche die ganze Steppe bedeckten, schon wurde es im Lager lebendig, Reiterchen huschten hin und her.

»Wie heißt der Mann, der auf einem Schiffe alle Wunden und Krankheiten heilen kann?« wandte sich der Gog dann wieder an Georg.

»Doktor Cohn?«

»Nein, es war ein anderer Name, der zweite, Doktor I – si – dor?«

Mit etwas schwerer Zunge hatte es der Hunne hervorgebracht, der diesen Namen des Schiffsarztes eben allein gehört hatte.

»Ja, unser Doktor Isidor!«

»Ich habe mit ihm lange Zeit gesprochen. Er weiß noch viel, viel mehr als Zingo, er weiß alles. Wie wir darauf

kamen, weiß ich nicht. Ja, ich fragte ihn über Rom, das einst Gog Attila belagerte. Kennst Du den Kaiser Nero?«

»Ich kenne ihn.«

»Was tat er? Wodurch hat er sich hauptsächlich berühmt gemacht?«

»Berüchtigt meinst Du wohl. Nun, Du meinst sicherlich, daß er selbst Rom an allen Ecken anzündete.«

»Er tat es nicht mit eigener Hand.«

»Es geschah es eben auf seinen Befehl!«

»Und was tat er dann, als die ganze Stadt brannte?«

»Er schaute zu und hatte seine Freude dran,« erriet Georg sicher das Richtige.

»Du sagst es,« bestätigte denn auch jener kopfnickend, »er zündete seine Stadt an und hatte seine Freude darüber, wie alles in Flammen stand, wie die Menschen durch die Straßen flohen, wie sie verbrannten.«

Wieder blickte der Gog in die Steppe hinab.

Soeben erhob sich die Sonne als ein feuriger Ball über dem östlichen Horizont, wie mit einem Schlage war plötzlich die ganze Steppe mit goldenem Lichte überglänzt.

Da ließ der Gog seinen Mantel fallen und streckte seine herkulischen Arme vor.

»Ich bin der Kaiser Nero!« rief er mit schallender Stimme. »Ich zünde Rom an, laß alles in Flammen aufgehen – o, es muß herrlich sein!«

Wahrhaft entsetzt wich Georg zurück.

Lag es in der Gebärde oder lag es in der Stimme dieses Mannes, daß er sich plötzlich so entsetzte?

»Gog, was willst Du tun? Doch nicht das dürre Gras der Steppe in Flammen setzen?«

»Nein. Nicht das, was Kaiser Nero von Rom getan hat. Der Gog Rugila der Kuturgoren ahmt niemals etwas nach. Wohlan denn, Merlin, die Zeit ist gekommen, die Sonne hat diese Felswand erreicht – nun zeige, daß Du die Macht hast, meine Krieger ohne Waffengewalt von hier zu entfernen, und ich will Dir dankbar zuschauen, auch wenn es die Vernichtung meines ganzen Volkes bedeutete!«

Kaum hatte der Gog dies gerufen, als die Luft von einem dumpfen Knalle erschüttert wurde.

Gar nicht so laut, aber doch von furchtbarer Wirkung in dieser feierlichen Stille.

Eine Wirkung war zunächst nicht zu bemerken.

Dort unten ging alles den gewöhnlichen Morgenbeschäftigungen nach, die Männer, die keinen unnötigen Schritt zu Fuß machten, trieben zu Pferde die Kühe und die milchgebenden Stuten zusammen, die Weiber schickten sich zum Melken an.

Mit einem Male aber fing alles zu laufen an, das ganze Lager wurde wie von einem furchtbaren Schreck erfaßt, und da hörte man auch schon ihr Schreien bis hier oben.

Und da sah man auch schon die Ursache.

Plötzlich schob sich von der Felswand her in das Lager hinein ein breiter, silberglänzender Streifen – Wasser! Und ehe man etwas richtig beobachten konnte, war schon das ganze Lager unter Wasser gesetzt, es riß alles mit sich fort, Tiere und Menschen, und schon begannen

die Planwagen zu schwimmen, wurden nach Osten in die Steppe hineingetrieben und wenn sie auch hier und da an Baumstämmen hängen blieben, so wurden sie von der gewaltigen Strömung doch gleich wieder losgerissen.

Im Nu hatte sich die ganze Steppe in einen reißenden Strom verwandelt in der es von Menschen und Pferden und Rindern und Schweinen wimmelte, alle verzweifelt um ihr Leben kämpfend.

»Um Gotteswillen!« schrie Georg. »Unhold, Du hast diese Katastrophe mit Absicht herbeigeführt!«

»Nein, diese Katastrophe war unvermeidlich.«

Das hatte aber nicht der Gog gesagt.

Jäh fuhr Georg bei dem Klange der fremden und ihm doch so bekannten Stimme herum – hinter oder jetzt vor ihm stand Merlin.

»Die Wasserreservoirs in den hohlen Felsen,« fuhr dieser fort, »haben sich durch den letzten Wolkenbruch bis zum Überlaufen gefüllt, sie müssen unbedingt entleert werden, oder sie tun es von selbst, ich könnte es nicht hindern, und gebe ich dem Wasser keinen Ausfluß nach der östlichen Steppe, so würden sich die ungeheuren Wassermassen in das Tal ergießen und alles Lebendige töten, das sich nicht auf hohe Felsen zu retten vermag.«

»Aber hier diese zahllosen Menschen kommen um! Sie hätten doch vorher gewarnt werden können, daß sie sich rechtzeitig zurückzogen!«

»Sie hätten Schutz vor dem Wasser nur in meinem Tale gefunden, und das dürfen die Kuturgoren unter keinen Umständen betreten. Frage nicht nach dem Warum. Sie

dürfen nicht! Und hätten sie sich anderswo in die Steppe begeben, dann allerdings hätten ihnen die Wasserfluten verderblich werden können. Glaube mir, daß hier der geeignetste Ort ist, wo sie den Kampf mit dem Wasser aufnehmen können, obgleich es gerade hier aus den Felsen hervorbricht. Es ist auch sonst nicht so schlimm, wie es aussieht. Das Gebiet der Kuturgoren ist reichlich mit Strömen und Flüssen durchzogen, es sind halbe Wassermenschen, die fortwährend mit Überflutungen zu kämpfen haben, und dasselbe gilt von allen ihren Tieren. Sobald ein jeder, Mann oder Weib oder Kind, ein Pferd oder seinen Wagen erreicht hat, dann fühlt er sich gesichert und läßt sich ruhig treiben, bis sie ein erhöhtes Terrain erreicht haben, und das ist gar nicht so weit von hier, wenn Du es auch nicht durch Dein Fernrohr erspähen kannst.«

»Aber warum sind sie dann nicht gewarnt worden, daß sie sich wenigstens vorbereiten konnten?« hatte Georg dann nur noch zu fragen.

»Ich habe den Gog gewarnt. Er wollte es nicht glauben, oder er wollte es doch mit eigenen Augen sehen, wie ich alle seine Scharen wegspülen kann, jetzt und jederzeit. Denn die Macht dazu habe ich immer, und ich will nicht, daß diese wilden Volksmassen die ihnen gezogene Grenze überschreiten. Ihre Zeit dazu ist noch nicht gekommen. Und auch ich handele dabei nur auf Befehl eines Höheren. Der Gog hat seinen Willen gehabt, er hat es mit eigenen Augen geschaut.«

Nicht lange dauerte es, so war das ganze Gewimmel von Menschen und Tieren verschwunden, erst für das Auge, dann auch für das beste Fernrohr, und unter ihnen glänzte nur noch ein ruhiger Wasserspiegel.

»Noch einen Tag dauert es, bis sich das Wasser völlig wieder verlaufen hat,« sagte Merlin noch, »kommt, folgt mir, ich bringe Euch zu den Euren zurück, die von einer anderen Stelle aus dieses Schauspiel beobachtet haben. Und vorher möchte ich noch einmal mit Dir allein sprechen.«

Sie folgten dem gelben Manne, den Gog allein lassend.

Merlin führte sie über das Plateau und jene erste, verschüttete Treppe hinab und in eine der ersten Höhlen hinein, von denen sie ja nur eine einzige untersucht hatten.

Georg wunderte sich nicht, nach kurzem Gange eine Felsenkammer zu betreten, die ganz komfortabel eingerichtet war, auch von jenem rätselhaften Lichte erfüllt.

»Setzt Euch, meine Freunde. Ihr habt vor drei Tagen hier in diesem Felsen den Mann ohne schwarze Maske gesehen, der Euch ja von der Gesellschaft der Inder schon bekannt gewesen ist. Ich weiß, daß Ihr ihn hier ohne Maske gesehen habt. Er heißt Raimund, ist ein Deutscher, gehört mit zu unserer geheimen Gesellschaft, war einmal abtrünnig geworden, mußte dafür büßen. Keine Bestrafung, die wir nicht kennen, sondern nur eine Läuterung. Das hat sich jetzt vollendet. Genügen Euch diese Angaben über den Mann?«

»Wir haben gar keinen Grund, weitere Aufklärungen über ihn zu verlangen,« entgegnete Georg.

»Doch. Nämlich weil ich Euch bitten möchte, diesen Mann unter Euch aufnehmen zu wollen. Als Freund, als Argonauten, der sich an allen Euren Spielen und sonstigen Beschäftigungen beteiligt. Wollt Ihr?«

»Herzlich gern!«

»Dieser Raimund paßt nicht zu uns, fühlt sich unglücklich bei uns, seine ganze Natur fordert eine tatkräftige Beschäftigung, und die können wir ihm nicht geben. Er hatte gehofft, mit den Hunnen kämpfen zu können, aber ich durfte es nicht zulassen, und als er diese Männer und ihre erbärmlichen Waffen gesehen, verzichtete er selbst verächtlich darauf. Bei Euch könnte er sich eher seinen Kräften entsprechend betätigen. Wollt Ihr ihn unter Euch aufnehmen, als Euren Kameraden?«

»Herzlich soll er uns willkommen sein, kann ich nur wiederholen!«

»Aber Ihr sollt nicht über ihn forschen, nicht ihn über seine Vergangenheit fragen. Was ich Euch von ihm gesagt habe, muß Euch genügen.«

»Nicht die geringste Frage wird an ihn gestellt werden.«

»Ich danke Euch. Raimund wird sich bei Euch einfinden. Nun noch etwas anderes. Wollt Ihr dieses Tal verlassen?«

»Wenn Du es wünschst –«

»Nein, ganz wie Ihr, wie Du bestimmst! Ich habe Euch in diesem meinem Reiche für alle Zeiten Gastfreundschaft zu gewähren, Euch immer zu Diensten zu stehen, und ich versichere Dir, daß ich es von Herzen gern tue.«

Die blauen Augen in dem faltigen und doch so jugendfrischen Antlitz blickten so ehrlich, daß man unmöglich an der Aufrichtigkeit dieser Worte zweifeln konnte.

»Ich selbst habe noch keine Neigung, dieses Tal zu verlassen, dessen Geheimnisse wir wohl noch längst nicht gänzlich erforscht haben. Doch hat hierüber in letzter Instanz unsere Patronin oder aber der gemeinsame Entschluß der ganzen Mannschaft zu entscheiden.«

»Nein, ich meine eigentlich, ob Ihr es einmal vorübergehend verlassen wollt?«

»Mit unserem Schiffe?«

»Nein. Das kann hier liegen bleiben.«

»Zu Fuß in die weitere Umgebung?«

»Auch nicht zu Fuß. Auf einem anderen Fahrzeug.«

»Auf was für einem?«

»Professor Beireis wird Euch weitere Erklärungen geben. Setzen wir unseren Weg fort. Diese Felsenräume hier hätten wir sowieso passieren müssen.«

## 122. KAPITEL. DIE EXPERIMENTE DES PROFESSORS.

Sie waren wieder vereint, hatten sich gegenseitig erzählt, die beiden Freunde, was sie unter den Hunnen erlebt oder doch beobachtet hatten, die Zurückgebliebenen, wie die Argonauten dem von Merlin eingeführten

Gog eine Vorstellung gegeben hatten, fast zwei Tage während, wie sie ihn sonst unterhalten hatten, was dies alles für einen mächtigen Eindruck auf den Hunnenfürsten gemacht hatte.

Am anderen Tage stellte sich gleichfalls von Merlin geführt, Herr oder Mister Raimunds ein, wie er fernerhin genannt wurde, einige jener fremden Neger trugen ihm etwas Gepäck nach, der jetzt Unmaskierte wurde mit der größten Freundlichkeit empfangen, doch wollte man sich jetzt um ihn lieber noch nicht viel kümmern, er bekam zwei Kabinen angewiesen, da mochte er sich nach und nach einrichten.

Dann kam eine Einladung für die Indianer und die englische Mannschaft, der Maharadscha wolle ihnen eine spezielle Vorstellung geben, sie verließen das Schiff und verschwanden in einem Felsengange, bald darauf stellte sich der schon angemeldete Professor Beireis ein, wie er sich nun einmal nannte und der er sein wollte, wie immer patent im schwarzen Frackanzug.

Wieder waren es einige Neger, die ihm verschiedenes nachtrugen, darunter als Hauptsache einen schweren Zylinder von ungefähr einem Meter Höhe und einem viertel Meter Durchmesser, überall mit Messingschrauben versehen. Er wurde wie die anderen Sachen, Kisten und Blechkoffer und dergleichen, einstweilen an Deck gesetzt.

Wie gesagt, des Professors Besuch war angekündigt worden, man wußte, daß er einen Experimentalvortrag halten wollte, alles hatte sich dazu schon an Deck versammelt, niemand fehlte. Nur eben die Indianer und die

englischen Schiffsleute waren vorher entfernt worden, natürlich mit guter Absicht.

Eine Vorstellung war auch nicht nötig, man kannte diesen Professor Beireis ja schon zur Genüge, von jenem australischen Seefelsen aus, wo man ganz intim mit ihm verkehrt hatte.

Das kleine, zierliche Männchen blickte sich würdevoll im Kreise um und zog gravitatisch seine weißen Glacehandschuhe aus.

»Meine Herrschaften,« begann er dann. »Ich habe die Ehre, beauftragt worden zu sein, Ihnen einen Experimentvortrag zu halten. Es ist dazu nötig, daß ich ab und zu Fragen stelle, auch zum Teil solche, welche das Kommando dieses Schiffes betreffen. Soll ich mich dazu an Sie wenden, Herr Kapitän Martin, oder an den Herrn Waffenmeister?«

Kapitän Martin machte ein mißtrauisches Gesicht und schlenkerte das rechte Bein nach dem Waffenmeister.

»Na da nehmen Sie nur mich,« begann dieser bereits zu lachen, denn das Männchen benahm sich von vornherein gar zu possierlich, was aber nicht weiter geschildert werden kann.

»Danke. Also, Herr Waffenmeister, Sie sind mein Partner. Sind alle Mann hier oben? Ist niemand mehr unter Deck?«

Schnell konnte konstatiert werden, ohne erst abzuzählen oder aufzurufen, daß sämtliche hier versammelt waren.

»Sind Ihre Kessel geheizt?« war die nächste Frage.

Nein, unter den Kesseln war schon seit langer Zeit kein Feuer mehr, jetzt hatte man es nicht mehr nötig, immer auf Dampf zu hatten. Außerdem war ein Hauptteil der Maschine gerade abmontiert worden, um eine allgemeine Schmierung vorzunehmen

»Dann bitte, wollen Sie die Trossen loswerfen lassen.«

Es geschah, wie das kleine Männchen sich ganz seemännisch ausgedrückt hatte.

Die »Argos« lag wieder an ihrer alten Stelle in der seitlichen Wasserschlucht, war mit einigen Tauen, welche durchs die Felsenfenster gingen, festgemacht, diese wurden losgeworfen und eingeholt.

»Danke. Sie erlauben doch, daß ich einmal die Führung des Schiffes übernehme? Ich hätte es eigentlich zuvor fragen müssen. Sie gestatten es mir? Danke. Haben Sie keine Sorge, weil das Schiff etwas stromab in die Schlucht hineingetrieben wird. In einer einzigen Minute habe ich es in meiner Gewalt.«

Und schnell hatte der Professor aus einem Kasten zwei dünne, blanke Kupferdrähte genommen, sie im Nu an zwei Klemmen des großen Zylinders, der mittschiffs an Deck stand, geschnaubt, sofort nahmen zwei seiner schwarzen Gehilfen das Ende je eines Drahtes, gingen hinüber nach der Bordwand, nach beiden Seiten, befestigten es dort, ganz oberflächlich und es schien auch gar nicht darauf anzukommen, wo sie es befestigten, denn der eine hatte den Draht um einen Cofenagel geschlungen, der andere ihn flüchtig um die Wante des Mittelmaistes gewickelt.

Unterdessen hatte der Professor dem Kasten auch schon zwei andere, kürzere Drähte entnommen, sie ebenfalls an den Zylinder geklemmt, das andere Ende an ein schwarzes Brettchen befestigt, das mit vielen weißen Knöpfen besetzt war und das er immer in der Hand behielt.

»So, jetzt wollen wir eine kleine Spazierfahrt auf den See hinaus machen.«

Hatte man sich schon gewundert, was das Männchen da machte, wozu er das manövrierunfähige Schiff hatte abtauen lassen, so geriet doch jetzt alles vor Staunen schier außer sich, als sich das mächtige Schiff plötzlich in Bewegung setzte, langsam zur Wasserschlucht hinausfuhr, draußen immer schnellere und schnellere Fahrt annahm, dabei einen großen Bogen beschrieb, plötzlich sich vorn aufbäumte und im nächsten Augenblick ganz still dalag, nur von dem erregten Wasser noch etwas geschaukelt.

Niemand war während dieses Manövers, das allerdings kaum eine Minute gewährt hatte, eines Wortes fähig gewesen.

»Ja, ist denn das nur eine Illusion?« erklang es dann.

»Glauben die Herren, daß dies nicht Wirklichkeit ist, daß Sie dies zu erleben sich nur einbilden, dies alles nur träumen?« lächelte der Professor, der sich immer mit dem Brettchen beschäftigt hatte, ab und zu einen Knopf drückend.

Nein, davon konnte keine Rede sein, das war nur so eine Redensart gewiesen.

»Wie ist denn das nur möglich?« erklang es dann.

»Nun, Herr Waffenmeister, wie erklären Sie sich die Sache?«

»Die wirkende Kraft kommt aus diesem Zylinder,« entgegnete dieser, wozu freilich nicht viel Scharfsinn gehörte.

»Sehr richtig. Was für eine Kraft?«

»Elektrizität.«

»Wiederum sehr richtig. Und wie treibt diese Elektrizität das Schiff vorwärts?«

»Das – ist mir unerklärlich. Denn Schraube und Ruder kann sie doch nicht bewegen.«

»Weshalb nicht?«

»Weil hinten gar keine Schraube ist, sie ist abgenommen worden, die Stopfbüchse ist gedichtet, und auch das Ruder ist abmontiert.«

»Kommt sonst eine der Damen oder einer der Herren auf die Idee, wie ich dann das Schiff durch Elektrizität fortbewegen kann? Oder durch Magnetismus, will ich gleich hinzufügen.«

Nein, auch dieser Hinweis auf die Wirkung von Magnetismus brachte niemand auf einen auch nur ahnenden Gedanken.

»Dann gestatten Sie mir, Ihnen zur Erklärung erst ein Experiment im Kleinen vorzuführen. Darf ich um eine größere Balje bitten, gefüllt mit Frischwasser.«

Er hatte Balje gesagt, nicht Wanne. Aber eine solche war es, groß genug, daß darin jemand ein Wannenbad nehmen konnte, schnell wurde sie durch die Handpumpe

mit Frischwasser gefüllt, bis ziemlich an den Rand, wie der Professor angab.

Der hatte unterdessen einem Kästchen zwei andere Drähte entnommen, weiß und so dünn wie Roßhaar, man konnte sie kaum erkennen, hatte sie gleichfalls an den Zylinder befestigt, und jetzt bemerkte man, daß diese vielen Klemmschrauben verschieden gefärbt waren, weiß und gelb, und je zwei Drähte wurden immer an verschiedenfarbigen befestigt.

»So. Danke Für dieses erklärende Experiment möchte ich aber aus gewissen Gründen kein Modellschiffchen, sondern lieber einen kleinen Schlitten verwenden. Der demonstriert noch viel deutlicher als ein Schiffchen, das auf dem Wasser schwimmt. Einen Schlitten benützt man bekanntlich nur auf Schnee oder Eis. Also werde ich dieses Wasser zunächst gefrieren lassen.«

Der Professor nahm unter seinen Sachen einen Stab, ungefähr zwei Meter lang, der mit Strichen und Zahlen markiert war, in der Mitte befand sich eine Null, und auf dieser Null war jetzt der bewegliche Schieber angebracht.

Er steckte den Stab dicht an der hölzernen Wand der Balje ins Wasser und bewegte den Schieber ein wenig hinab.

»So. Ich lasse jetzt das Wasser gefrieren, indem ich ihm seine Wärme entziehe. Das besorgt dieser Stab. Allerdings ist es kein gewöhnlicher Stab, aber auch kein Zauberstab, sondern es ist ein Instrument, welches der einst auch die andere Menschheit, wenn die Wissenschaft

so weit ist, erfinden und benützen wird, um sowohl jede beliebige Hitze, wie jede beliebige Kälte zu erzeugen. Dadurch nämlich, daß das eine Ende des Stabes die Wärme eines Körpers, wozu man am bequemsten Wasser nimmt, aufsaugt und sie am anderen Ende wieder ausstrahlt. So gefriert das Wasser, am anderen Ende entsteht eine intensive Wärmequelle. Wenn man will. Ich habe den Stab jetzt anders eingestellt, Sie könnten das obere Ende ruhig anfassen, würden gar nichts von Wärme verspüren. Denn diese puste ich jetzt in das endlose Weltall hinaus. So, es ist geschehen.«

Schon vor den letzten Worten hatte sich auf dem Wasser eine dünne Eisschicht gebildet, und mit einem Male war als zu einer festen Eismasse erstarrt, die sicher bis auf den Boden der Wanne ging. Da sich das Wasser beim Gefrieren ausdehnt, hatte sich die Oberfläche des Eises auch etwas gehoben. Der Stab blieb drin stecken.

»Nun habe ich hier das kleine Modell eines Schlittens.«

Er zeigte, was er dem Kasten entnommen hatte. Nichts weiter als ein kleines Kinderspielzeug, nur wenig größer als eine Streichholzsachtel, die Kufen aus Holz, auf dem Sitz waren zwei kleine Klemmschrauben angebracht.

- Die »Käsehitsche« – wie der technische Kinderausdruck für diese Art Schlitten lautet – wurde auf die Mitte des Eises gesetzt.

»Nun, meine Herrschaften, stelle ich Ihnen ein Problem. Wie ist es möglich, einen Schlitten durch Motorkraft fortzubewegen ohne Hilfe von Rädern? Denn sonst

ist es doch kein Schlitten mehr, der nur auf Kufen über Schnee und Eis gleiten soll.«

Ja, das ist allerdings ein Problem!

Hierüber haben schon viele erfinderische Köpfe nachgedröbelt und tun es heute noch.

Einen Schlitten durch Motorkraft fortzubewegen.

Es gibt ja schon solche Motorschlitten.

Aber immer müssen dabei Räder zu Hilfe genommen werden, an den Seiten angebracht, mit Stacheln versehen, die beim Umdrehen in das Eis angreifen den Schritten auf den Kufen so fortschieben.

Eine andere Art von Fortbewegung eines Schlittens durch Motorkraft kennt man noch nicht. Bei Schnee, der nur etwas lose zu sein braucht, versagt diese Vorrichtung natürlich.

Ja, wie soll man denn einen Schlitten überhaupt anders fortbewegen als durch solche Stachelräder, die sich drehen?

Man kann sich überhaupt gar nicht vorstellen, daß es eine andere Art von Fortbewegung eines Gleitschlittens gibt, abgesehen von menschlicher oder tierischer Zug- oder Druckkraft oder durch Stoßen oder durch Segel oder durch Gleiten auf einer schiefen Fläche.

Wie soll man denn sonst nur einen Schlitten fortbewegen?

Und doch, es schlummert in manchen Köpfen etwas wie eine Ahnung, daß sich eine motorische Kraft noch anders übertragen läßt als nur auf Räder, die sich dann drehen.

Man muß nur einmal einen Ingenieur sprechen, der sich mit so etwas beschäftigt.

Merkwürdig ist nur, daß sich niemand auszudrücken vermag.

Die Ahnung besteht, aber man kann sie nicht in Worte kleiden.

Das ist ungefähr so wie mit der vierten Dimension.

Wohl jeder selbstdenkende Mensch hat manchmal Augenblicke, da ihm die Ahnung überkommt, daß es vielleicht noch etwas anderes geben könnte als Länge, Breite und Höhe.

Dies wird wohl immer nur eine Ahnung bleiben, deren Richtigkeit höchstens durch magische Experimente nachgewiesen werden kann.

Hingegen dieses Problem, einen Schlitten durch Motorkraft anders zu bewegen, als indem via Stachelräder benützt oder etwa eine Propellerschraube, welche wie bei einem Luftschiff wirkt, das dürfte eines schönen Tages gelöst worden sein, und einige Jahre später werden wir die Geschichte so einfach finden wie – wie heute etwa den Flaschenzug.

Denn der Flaschenzug ist eine ganz gewaltige Erfindung gewesen! Wer ihn erfunden hat, wissen wir nicht. Jedenfalls aber bannten die alten Ägypter ihn noch nicht, obgleich sie sich so viel mit dem Fortbewegen und Heben schwerer Lasten beschäftigten. Die mußten beim Bau ihrer Pyramiden noch schiefe Ebenen aus Erde anlegen, auf denen sie die kolossalen Steine und Platten hinaufbeförderten. Der Flaschenzug war ihnen unbekannt.

Nein, auch hier wußte niemand, wie man einen Schlitten anders als in den bekannten Weisen vorwärts bewegen sollte, und der Waffenmeister sprach es für alle aus.

»Danke,« dienerte das höfliche Männlein für diesen Bescheid. »Und dennoch ist es ganz einfach. Denken Sie sich – ich will das Experiment nicht erst ausführen, Sie können es sich doch lebhaft vorstellen – dieser Schlitten wäre von Eisen. Oder vorn und hinten wäre je ein Stück Eisen befestigt. Nun nehme ich einen Magneten. Halte ich diesen vor das vordere Eisenstück Sorge dafür, daß er nicht mit ihm in direkte Berührung kommt, so wird der Schlitten doch immer dem Magneten nachfolgen. Habe ich dabei den positiven Pol gewählt, so wird dieses Eisenstück negativ. Nähere ich dann diesen positiven Pol hinten dem Eisenstück, das vielleicht schon vorher positiv bestrichen worden ist, so wird der Schlitten doch vorwärts gestoßen. Ist dem nicht so, meine Herrschaften?«

Ja, freilich, das geht!

Aber wer hält den Magneten, das ist die Frage!

Dann ist viel einfacher, man bindet den Schlitten an einen Strick und zieht ihn.

Allerdings trifft man ab und zu auf einen erfindersichen Kopf, der so eine geistreiche Idee hat. Man befestigt vorn an den Schlitten oder an einen Wagen oder an ein Wasserfahrzeug einen Magneten, der auf Eisenteile anziehend wirkt. Dann muß der Magnet das Fahrzeug nach sich ziehen.

Das ist natürlich Unsinn. Das ist nur etwas für Witzblätter. Dann wäre ja das Perpetuum mobile erfunden

und noch viel mehr. Aber wenn das Fahrzeug mit dem Magneten fest verbunden ist, dann zieht sich das Eisen doch gegenseitig an, die Karre bleibt natürlich stehen, setzt sich doch gar nicht in Bewegung. Wie sollte denn das möglich sein.

So hatte auch der Waffenmeister für alle gesprochen.

»Sie haben recht. Und doch, es ist möglich, ein Fahrzeug an diese Weise durch Magnetismus fortzubewegen. Nur muß es ein anderer Magnetismus sein als der bisher der Menschheit bekannte, welchen nur Eisen besitzt und der nur wiederum Eisen oder ganz reines Nickel anzieht. Und daß es noch die verschiedensten Arten von Elektrizität und Magnetismus gibt, ist Ihnen wohl schon im Schlosse der Entsagung, wie Sie es nennen, gesagt worden.

Der Magnetismus, den ich nun hierbei anwende, ist, wie wir ihn nennen, diametraler. Das ist wieder ein anderer als diagonaler, durch den jener Metallstaub mit elektrischen Lichtstrahlen dirigiert wird. Was man unter diametral versteht, wissen Sie wohl. Entgegengesetzt. Genau vom Mittelpunkt an gleichmäßig direkt entgegengesetzt. Weiter kann ich Ihnen jetzt nichts von diesem diametralen Elektromagnetismus berichten, nicht wie er erzeugt wird, das Recht steht mir nicht zu.

Eine der Haupteigenschaften des diametralen Magnetismus ist, daß er die verschiedensten Materien anzieht, respektive abstößt, je nachdem dazu der diesen Magnetismus erzeugende diametral-ektrische Strom angestellt

ist. Ich bitte um eine Schale mit Wasser, etwa ein Waschbecken, es kann auch Seewasser sein.«

Während dieses gebracht wurde, entnahm der Professor seinem Zauberkasten einen Stab, etwa 30 Zentimeter lang, zur Hälfte schwarz, zur anderen Hälfte rot gefärbt und befestigte an zwei Klemmschrauben die beiden haardünnen, weißen Drähte.

Die Schale war nach seiner Anweisung auf einen höheren Kasten gestellt worden, der nur die Stelle eines Tisches vertrat.

»Danke verbindlichst,« dienerte das Männchen gegen den Matrosen, der die Schale gebracht hatte. »Sie sehen hier einen Stab. Es ist ein ganz gewöhnlicher Holzstab, voll, was für eine Sorte Holz weiß ich nicht einmal. Und Sie können sich auf meine Worte verlassen, ich will Ihnen doch hier nicht etwa mit einem hohlen Zauberstabe etwas vorgaukeln. Sie können ihn dann auch, wenn Sie wünschen, zerbrechen.

Ich habe diesen Stab mit der magnetischen Batterie verbunden. Dadurch wird er mit diametralem Magnetismus geladen, wird selbst ein diametraler Magnet. Und zwar ist dieser Magnetismus jetzt für Wasser eingestellt. Wie dies geschieht, kann oder darf ich Ihnen nicht erklären. Das schwarze Ende ist positiv, das rote negativ. Nun nähere ich den positiven Pol dem Wasser – Sie sehen, er zieht das Wasser an.«

Das schwarze Ende des Stabes hatte die Wasserfläche noch nicht berührt, als das Wasser in einem dicken Faden hochsprang und sich von dem hochgehobenen Stabe

auch noch höher ziehen ließ, bis der Strahl erst etwa in der Höhe eines halben Meters wieder zurückfiel, weil die Wasserlast eben für den Magneten zu groß wurde.

Das Staunen der Umstehenden war nicht ganz gerechtfertigt.

Ebenso hatte der Experimenteur nicht ganz Recht gehabt, als er vorhin behauptet, der uns bekannte Magnetismus zöge nur Eisen und reines Nickel an.

Dies gilt nur für Eisenmagneten.

Wenn man eine Stange aus Gummi oder Siegellack reibt, so wird diese bekanntlich elektrisch und zieht dann auch kleine Papierschnitzelchen, Korkstückchen, Holzspäne und dergleichen an, worauf schon früher einmal aufmerksam gemacht worden ist.

So einfach und bekannt diese Erscheinung auch ist, so hat sich die Wissenschaft doch noch gar nicht hiermit beschäftigt, das heißt insofern nicht, als sie die verschiedenen Substanzen in Betracht zieht, die hier dem Elektromagnetismus unterliegen.

Und es schadet gar nichts, wenn hierauf an dieser Stelle noch einmal aufmerksam gemacht wird.

Klein anderer als Arthur Schopenhauer, dieser exakte Wissenschaftler, behauptet, daß alle großen Erfindungen nicht von wissenschaftlichen Fachmännern, sondern von Dilettanten und Laien gemacht worden sind, im Grunde genommen! Die Gelehrten haben dann immer nur das einmal gelegte Ei ausgebrütet. Und so ist es nämlich auch, man braucht nur näher nachzuforschen!

Beireis zog den an dem Holzmagneten kleben bleibenden Wasserstrahl noch mehrmals hoch.

»Ich könnte ihn noch viel höher ziehen, ehe er wieder abfällt, der Theorie nach sogar bis ins Endlose hoch, denn man kann diesen Magnetismus bis ins Endlose verstärken, aber mein Arm reicht nicht weiter. Das war die positive Seite. Nun nehme ich das rote, das negative Ende, das muß das Wasser natürlich abstoßen – da sehen Sie!«

Vor dem negativen Pol wich das Wasser zurück, es entstand in dem Wasser ein Loch, das überall hinging, wie sich der Holzstab bewegte, es war gar nicht möglich, den Magnet zu benetzen.

»Hier will ich den Magnetismus einmal tüchtig verstärken –«

Das schwarze Brett in der linken Hand, drückte er auf seinen weißen Knopf, dabei den Stab in die Schale tauchend, immer größer ward das Wasser. Doch das verdrängte Wasser hatte in der Schale keinen Platz mehr, floß über, und schließlich spritzte es nach allen Seiten bis zum letzten Tropfen heraus.

»So, dies war das einleitende, erklärende Experiment. Nun verbinde ich die beiden Drähte mit dem kleinen Schlitten. Und nun wissen die geehrten, scharfsinnigen Damen und Herren auch schon, wodurch sich jetzt der Schlitten wie von allein bewegt, zumal wenn ich noch hinzufüge, daß dieser Magnetismus sich gegen gefrorenes Wasser genau so verhält wie gegen flüssiges.«

Der kleine Schlitten setzte sich auf dem Eise in Bewegung, fuhr vorwärts und rückwärts, langsam und schnell und immer schneller, beschrieb Bogen und Achten, jagte im Kreise herum und blieb mit einem Ruck stehen, ganz wie der auf dem Knopfbrett herumfingernde Professor ihn dirigieren wollte, wie auch die Umstehenden manchmal wünschten.

Ja, die Erklärung war gegeben worden, aber das Stauen war doch grenzenlos, und Georg hatte noch Fragen zu stellen für alle anderen.

»Also der hölzerne Schlitten ist magnetisch, zieht vorn das Eis an und stößt es hinten von sich?«

»So ist es. Der diametrale Magnetismus bemächtigt sich des Gewichtsmittelpunktes eines jeden Körpers – noch etwas anderes als der Schwerpunkt, was ich Ihnen jetzt aber nicht erläutern kann – teilt sich sofort. Vorn ist der Schlitten positiv magnetisch, hinten negativ. Wo aber nun vorn und hinten ist, das kann auch bestimmt werden. So habe ich es in der Hand, den Schlitten auch rückwärts fahren zu lassen. Zum besseren Verständnis möchte man lieber sagen, daß auch das Wasser oder das Eis den Schlitten als Magneten anzieht. Vorn zieht es, hinten schiebt es. Natürlich gilt das auch für ein im Wasser schwimmendes Schiff. Dies, meine Herrschaften, ist das Fortbewegungsprinzip der Zukunft. Nur muß sich die Wissenschaft oder die ganze Menschheit erst einmal von dem wahnwitzigen Aberglauben befreit haben, daß es nur eine einzige Art von Magnetismus gebe. Denn diesem Irrglauben huldigt sie noch, obgleich sie doch schon

von jeher zwei Arten von Elektrizität unterschieden hat, die der Reibung und die der Berührung, mit ganz verschiedenen Erscheinungen, und es gibt auch schon andere Arten von Elektrizitäten, und man wird noch erkennen, daß dieser verschiedenen Arten zahllose sind, und dann wird man auch noch die dazu gehörigen Arten von Magnetismus finden, und dann ist dieses Bewegungsprinzip gelöst, das allen Maschinen und Motoren ein Ende bereiten wird.«

»Wie lenken Sie denn aber nun den Schlitten?« fragte Georg.

»Einfach indem ich in die eine Kufe mehr Magnetismus leite als in die andere. Dann wird die eine Kufe doch auch von dem Eise vorn stärker angezogen und hinten stärker abgestoßen als die andere, der Schlitten muß sich drehen. Das kann ich alles hier von dem Tastenbrette aus dirigieren. Doch ist es eigentlich falsch, wenn ich von Kufen spreche. Es handelt sich immer um den ganzen Gegenstand, der mit diametralem Magnetismus erfüllt wird. Nun gibt es von diesem Magnetismus wieder verschiedene Arten. Lasse ich den Schlitten vorwärts oder rückwärts fahren, so wirkt der Magnetismus in der Längsrichtung. Ich kann ihn aber auch nach der Breite hin wirken lassen. Dann wird die eine Breitseite positiv, die andere negativ. Dann muß der Schlitten natürlich nach der Seite hin rutschen.«

Und es geschah. Der kleine Schlitten schusselte auf seinen Kufen erst etwas nach der linken Seite hin, dann

nach der rechten, was natürlich nicht so gut gehen konnte als wenn er in der Längsrichtung fuhr. Immerhin, es ging.

»Bei einem im Wasser schwimmenden Fahrzeug geht das natürlich viel besser, es direkt nach einer Seite hin schwimmen zu lassen.«

»Dann könnten Sie also auch unser ganzes Schiff direkt nach einer Seite hin fahren lassen?«

»Gewiß. Was ich Ihnen hier im kleinen zeige, gilt alles auch für die größten Verhältnisse, und Ihr ganzes Schiff ist durch jene beiden starken Drähte diametral magnetisch gemacht worden. Ich dirigiere es durch dieses Tastenbrett ebenso wie den kleinen Schlitten. Bevor ich Ihnen jedoch zeige, was ich noch alles mit Ihrem Schiffe machen kann, will ich Ihnen das nächste Experiment wieder im kleinen vorführen, oder doch in ganz anderer Weise, und zur Abwechslung wieder etwas ganz anderes. O, wenn Sie ahnten, in welchem Zustande sich jetzt Ihr Schiff befindet! Bitte, Herr Waffenmeister, wollen Sie einmal in die Höhe springen und dabei die Augen offen behalten.«

Georg sprang in die Höhe. Dabei die Augen zu schließen, daran hatte er gar nicht gedacht.

Mit ganz verdutztem Gesicht stand er nach diesem Sprunge da, sprang immer wieder, und immer verdutzter ward sein Gesicht

»Ja, was ist denn das?«

Die Folge war natürlich, daß auch alle die anderen Luftsprünge machten, die Damen nicht ausgeschlossen,

bis das ganze Schiff nur mit Irrsinnigen besetzt zu sein schien, die sich in Bocksprüngen gefielen und dazu ununterbrochen Ausrufe des grenzenlosesten Staunens taten.

Die Sache war nämlich die, daß jeder, der in die Höhe sprang, während der Zeit, da er in der Luft schwebte, nichts mehr von dem ganzen Schiffe sah. Auch nichts von den anderen Menschen. Er sah nur unter sich Wasser, dort den Strand, dort die Berge – das Schiff und die Menschen waren verschwunden! Bis seine Füße wieder das Deck berührten. Dann war alles wieder da.

»Ja, wie ist denn das nur möglich?«

»Bitte, treten Sie einmal hier auf diese Unterlage,« lächelte das Männchen.

Schon hatte ein Neger einen kleinen, roten Teppich an Deck ausgebreitet, Georg trat darauf und –

Verschwunden war das Schiff und alles, was dazu gehörte und sich darauf behand, Georg stand auf dem roten Teppich, der frei in der Luft zu schweben schien. Unter sich sah er Wasser, den See, der aber hier ein langes, tiefes Loch bildete, einen Graben, den Dimensionen des Schiffes entsprechend, aber noch etwas länger und breiter, als wie das Schiff ins Wasser tauchte. Auch die Umgebung des Sees war deutlich zu sehen, genau wie sonst auch der See, nur eben das ganze Schiff fehlte mit noch einiger Wasserumgebung.

Als Georg von dem Teppich trat, nur mit der Fußspitze das Deck berührte, war das Schiff und alles wieder da.

Während einer nach dem anderen auf den Teppich trat und dieses Wunder über sich ergehen ließ, es konnten

auch mehrere gleichzeitig darauftreten, nur durften sie nichts außerhalb des Teppichs berühren, sonst gelang das Phänomen nicht, gab der Professor eine Erklärung.

»Wir haben schon einmal darüber gesprochen. Es gibt Substanzen, welche die Lichtstrahlen durchlassen, Wasser und noch viele andere Flüssigkeiten, von festen Substanzen zum Beispiel natürlicher Glimmer in dünnen Scheiben und künstliches Glas.

Das Glas ist durchsichtig. So sagen wir. Weshalb ist es durchsichtig? Weil es die Lichtstrahlen durchläßt. Weshalb läßt es die Lichtstrahlen durch? Das wissen wir nicht. Wir wissen also nicht, weshalb farbloses Glas durchsichtig ist. Da ist unsere Weisheit zu Ende. Genau so wenig kennen wir den letzten Grund, weshalb der Stein zur Erde fällt. Dieser letzte Grund ist Gott. Gott ist ein persisches Wort und bedeutet so viel wie unfaßbar, das Unfaßbare. Wer also daran zweifelt oder sich darum streitet, ob es einen Gott gibt oder nicht, der hat die ganze Sache überhaupt noch nicht erfaßt.

Nun ist aber gefunden worden, daß es noch andere Lichtstrahlen gibt als die für unsere Augen erkenntlichen, Lichtstrahlen, welche auch sonst undurchsichtige Substanzen durchdringen, sie daher für unsere Augen durchsichtig machen.

Die Konsequenz aus dieser zuerst von Professor Röntgen gemachten Entdeckung läßt sich noch gar nicht ziehen.

So hatte auch Professor Beireis zuerst gesprochen.

»Wieder ist es eine andere, besondere Art von Elektrizität,« fuhr er dann fort, »durch welche ich die gewöhnlichen Lichtstrahlen so umwandle, daß sie überhaupt jede uns bekannte Substanz durchdringe, sie also für unser Auge durchsichtig machen, und zwar in einer Weise, daß Form und Umrisse ganz verschwinden, daß der Gegenstand einfach unsichtbar wird. So wie etwa ganz reines Glas in ganz reinem Wasser vollkommen unsichtbar wird.

Ich leite durch dieses ganze Schiff einen Strom von solcher Elektrizität. Dadurch wird das ganze Schiff vollkommen durchlässig für die gewöhnlichen Lichtstrahlen, es scheint dem menschlichen Auge vollkommen zu verschwinden.

Dies ist aber nicht für Sie bemerkbar, weil Sie selbst mit dem Schiffe in Kontakt stehen, weil Sie selbst von dieser Elektrizität durchdrungen werden. Das hebt die Wirkung auf.

Indem Sie in die Höhe springen, lösen Sie den Kontakt, die Verbindung, dann erblicken Sie das Schiff nicht mehr. Dasselbe erzielt dieser Teppich. Es ist eine besondere Substanz, welche gegen diese Elektrizität isoliert. Das ist die Erklärung.«

Ja, man mußte es wohl glauben, man hatte die Tatsachen vor Augen.

»Wie kommt es,« fragte Georg, wieder auf dem Teppich stehend und hinabblickend, »daß das Loch in dem Wasser bedeutend größer ist als das Schiff selbst, so weit es ins Wasser taucht?«

»Finden Sie dafür nicht selbst eine Erklärung?« konnte das Männlein auch einmal schulmeisterhaft examinieren, und etwas Schulmeisterhaftes hatte es überhaupt immer an sich.

Aufmerksam blickte Georg über den Rand des Teppichs hinab.

Die Grenzen des Wassergrabens waren nicht scharf begrenzt. Das richtige, grünliche Wasser ging erst wie in einen Nebel über, der sich nach und nach auflöste, bis der scheinbar freie Raum kam.

Da sah Georg auch gerade, wie ein großer Fisch geschwommen kam, im Wasser erst noch ganz deutlich zu sehen, dann verlor er sich wie in einem Nebel, bis er ganz verschwunden war. Durch die Schiffplanken hindurch konnte er natürlich nicht schwimmen. Er tauchte dann wieder auf, erst undeutlich im Nebel, dann deutlich im Wasser, war also vor den Schiffplanken umgekehrt.

»Diese durchsichtig und unsichtbar machende Elektrizität pflanzt sich im Wasser nur auf eine gewisse Strecke fort,« sagte er dann, »wird immer schwächer, bis sie ganz versagt.«

»Bravo, Herr Waffenmeister, bravo!« konnte das gelehrte Schulmeisterlein auch loben, obgleich zu dieser Antwort sehr wenig Scharfsinn gehört hatte. »So ist es. Mehr habe ich dem nicht hinzuzufügen.«

Georg blickte empor.

»Aber sie ist doch noch bis in die Mastspitzen wirksam, die fast 30 Meter über Deck liegen, und das ganze Schiff ist mehr als 100 Meter lang.«

»Aber das ist seine kompakte, innig zusammenhängende Masse, sie leitet diese Elektrizität viel besser als das Wasser. Bitte, lassen Sie sich diese Erklärung genügen. Höchstens kann ich noch sagen, daß der Wirksamkeit dieser Elektrizität überhaupt Grenzen gesetzt sind. Natürlich, sonst brauchte ich den Strom ja nur direkt in die Erde zu leiten, und die ganze Erde müßte unsichtbar sein. Bisher ist es uns nur gelungen, die völlige Wirkung bis zu einer Entfernung von 62 Metern zu erzielen. Wenn ich also den Strom etwa in einen Felsen hineinleite, und Sie stehen isoliert, so würden Sie in der Felsenwand ein Loch, eine runde Höhle von genau 124 Meter Durchmesser erblicken, aber nur 62 Meter tief. Denn der Strom pflanzt sich ja nach allen Seiten hin fort, und die eine Seite bleibt dabei frei. Verstehen Sie? Da hier der Apparat in der Mitte des Schiffes steht, dieses noch keine 124 Meter lang ist, so unterliegt es auch noch vollkommen der Wirkung, ist für den isoliert oder außerhalb des Schiffes Stehenden vollkommen unsichtbar. Verstehen Sie?«

Ja, man verstand. So schwer es auch einigen Köpfen fallen mochte.

»Da muß man sich doch auch selbst unsichtbar machen können,« sagte Georg, wieder den Gedanken von anderen aussprechend.

»Gewiß. Sie alle sind überhaupt unsichtbar. Aber nur für diejenigen, welche sich außerhalb dieses Radius befinden.«

»Kann man sich nicht auch innerhalb dieses Radius unsichtbar machen?«

»Dazu brauchen Sie nur auf diesen Isolierteppich zu treten. So, danke. Wenn ich Sie nun durch zwei Drähte mit der Batterie verbinde, noch besonders solch einen Strom durch Sie leite, dann sind Sie auch auf diesem Schiffe unsichtbar. Aber das ist nicht nötig. Ich habe hier eine kleine Batterie, die nehmen Sie einfach in die Hand, der Strom, so schwach er auch ist, durchläuft Ihren Körper, und Sie sind für die normalen Lichtstrahlen durchlässig, desgleichen alles, was mit Ihnen in Berührung steht, also auch Ihre Kleider – Sie scheinen für die Augen der anderen zu verschwinden.«

Der Professor hatte aus seiner Fracktasche eine kleine, weiße Büchse gezogen, von der Größe einer Zigarettenschachtel, fingerte daran etwas herum, obgleich man keine Knöpfe oder etwas Ähnliches sah und reichte sie dem Waffenmeister.

Sobald der Geber die Büchse freiließ, nur Georg sie in der Hand hatte, war er mit einem Schlage spurlos verschwunden, ebenso die weiße Büchse. Zu fühlen war er natürlich noch, aber keine Spur mehr von ihm zu sehen. Das heißt, das galt nur für die anderen. Mit seinen eigenen Augen sah er sich.

Einer nach dem anderen trat mit der Büchse auf den Isolierteppich und verschwand. Das Staunen läßt sich denken.

Professor Beireis lächelte verächtlich.

»Es werden keine hundert Jahre vergehen,« sagte er, »so wird dies die Menschheit so einfach finden wie

die völlige Durchsichtigkeit einer Masse, hergestellt aus Sand, Soda und Metalloxyd, Glas genannt.«

Er mochte recht haben – aber vorläufig wurde diese Unsichtbarkeit doch als ein phänomenales Wunder angestaunt.

»Ist es nun nicht möglich?« fragte Georg dann, »sich auch anderswo unsichtbar machen zu können als auf diesem Schiffe oder einem anderen Terrain, das nicht schon mit solcher Elektrizität durchdrungen ist?«

»Natürlich ist das möglich. Ob das Schiff oder ein anderes Terrain mit solcher Elektrizität durchdrungen ist oder nicht, daran kommt es überhaupt gar nicht an. Sie drückten sich überhaupt wohl nur falsch aus. Sie meinen jedenfalls, ob man sich in solchem unsichtbaren Zustande nicht auch frei bewegen kann. Natürlich kann man das. Dazu ist doch nur nötig, daß Sie jeden einzelnen Fuß isolieren, Strümpfe aus solcher Masse überziehen.«

Und das Männchen griff in die andere Schößentasche seines Frackes und brachte ein Paar rote Socken zum Vorschein. Sie waren groß genug, daß Georg sie bequem über seine Stiefel ziehen konnte, nahm die weiße Büchse, und er war samt dieser und den roten Strümpfen für die Augen der anderen verschwunden. Setzen durfte er sich freilich nicht, auch nicht mit der Hand oder einem anderen Körperteil irgend einen anderen Gegenstand berühren, dann wurde er sofort in ganzer Gestalt wieder sichtbar, denn dann war ja der Kontakt mit dem Schiffe, mit dem Wasser, mit der ganzen Erde hergestellt, jene unsichtbar machende Elektrizität floß wirkungslos ab.

Hob er aber etwas in die Höhe, einen Eimer oder sonst etwas, dann wurde ja auch dieser Gegenstand isoliert, verschwand gleichfalls vor den Augen anderer Beobachter, nur vor den eigenen nicht.

»Wunderbar, wunderbar!«

So viele wie möglich wollten die roten Strümpfe anziehen. Einer der ersten, der sich dazu vordrängte, war der Segelmacher, weil der eben Oskar hieß. Hinter ihm machte sich gleich Mister Tabak bemerkbar, der aber beim besten Willen die Strümpfe nicht anziehen konnte, weil dessen quadratische Füße an Größenwahnsinn litten.

»Nun zum nächsten Experiment,« nahm Professor Beireis wieder das Wort, als sich die Sucht nach den roten Socken und der weißen Büchse endlich gelegt hatte.

»Ich greife zu dem einfachen, diametralen Magnetismus zurück, stelle ihn aber jetzt auf etwas anderes als auf Wasser ein. Trotzdem möchte ich dazu Wasser gebrauchen, das heißt kein Eis, ich möchte diesmal ein Schiffchen schwimmen lassen. Dazu muß ich dieses Eis erst wieder in Wasser zurückverwandeln.«

Das war schnell geschehen. An dem im Eise noch steckenden Stabe brauchte nur der Schieber etwas nach oben geschoben zu werden, über die Null hinaus, und es dauerte gar nicht lange, so war das Eis wieder geschmolzen.

Unterdessen hatte der Experimenteur den kleinen Schlitten von den beiden Haardrähten abgemacht, und dafür ein quadratisches, dünnes Holzbrettchen, das zwei

Klemmschrauben trug, daran befestigt. Das Brettchen wurde auf das Wasser gelegt, wo es sich alsbald zu bewegen begann.

»Sie sehen, das Brettchen schwimmt vorwärts oder rückwärts oder seitwärts, ganz wie ich will. Woher das kommt, wissen Sie ja nun. Könnte ich aber nun nicht noch eine andere Bewegung einleiten?«

»Jawohl.«

»Und die wäre?«

»Nach oben und nach unten.«

»Richtig! Ich verteile die beiden verschiedenen Elektrizitäten auf die beiden Flachseiten des Brettchens, das hier ein Schiff vorstellen soll. Für die obere Seite schalte ich negativen Strom, für die untere Seite positiven Strom ein. Was wäre dann die Folge?«

»Wenn dann die untere Seite das Wasser anzieht, die obere Seite es abstößt, so muß das Brett untersinken.«

Plötzlich sank das leichte Brettchen wie eine Steinplatte unter, blieb auf dem Boden der Balje liegen.

»Um es nun wieder emporsteigen zu lassen, brauchte ich ja nur den elektrischen Strom auszuschalten. Denn es ist eben Holz leichter als Wasser. Nun will ich aber den Doppelstrom wechseln lassen, so daß die obere Seite positiv wird, also das Wasser anzieht, die untere Seite negativ, das Wasser also abstößt oder das Wasser das Brettchen, was ja immer ganz dasselbe ist. Was ist die Folge davon?«

Mit Vehemenz schnellte das Brettchen vom Boden der Balje empor, sprang über das Wasser, wohl zehn Zentimeter hoch, fiel zurück, sprang bei Berührung der Wasseroberfläche wieder empor, und so ging das Spiel immer weiter, bis der Professor den Strom abstellte.

»Sie haben gesehen, der Theorie nach müßte das Brettchen ja frei in der Luft über der Wasseroberfläche schweben bleiben, weil der negative Magnetismus ja abstößt. Aber Sie wissen wohl alle, daß dies in der Praxis nicht möglich ist. Da kommen noch ganz andere Naturgesetze in Betracht. Es ist gerade wie beim Spiel der Papierschnitzelchen oder der Korkkügelchen unter der elektrisch gemachten Glasscheide. Kurz und gut, auf diese Weise kann man keinen magnetisch gemachten Gegenstand in der Luft frei schweben lassen. Es ist ein ewiges Hin- und Herpendeln. Und doch läßt es sich ermöglichen. Nur in anderer Weise. Also will ich Ihnen erst einmal etwas anderes zeigen.«

Einer seiner schwarzen Diener hatte unterdessen an die große Zylinderbatterie zwei andere Haardrähte befestigt, der Professor nahm aus einem großen Kasten ein etwa meterlanges Rohr, scheinbar nichts weiter als ein einzölliges Gasrohr, und schlang die Enden der beiden Haardrähte einfach darum.

»So. Dies ist tatsächlich nichts anderes als ein einfaches Gasrohr. Es ist nicht nötig, daß die Zuführungsdrähte angeschraubt werden. Bei dem Schlitten und dem Brettchen habe ich das nur der Bequemlichkeit halber getan, damit sie bei der Herumfahreerei nicht im Wege sind.

Es ist auch keine metallische Berührung nötig. Sie sehen ja auch, wie oberflächlich ich die Leitungsdrähte befestigt habe, mit denen ich das ganze große Schiff dirigierte.

Ich mache diese Gasröhre wieder diametral-magnetisch. Diese vordere Seite ist positiv, die hintere negativ. Jetzt aber habe ich den Magnetismus auf atmosphärische Luft eingestellt, was allerdings nicht so einfach ist, denn es kommt dabei ein Gemenge von 21 Volumteilen Sauerstoff und 78 Volumteilen Stickstoff in Betracht. Das fehlende Teil besteht aus Argon und anderen Gasen. Doch schließlich brauchte ich auch nur auf Stickstoff einzustellen, der Sauerstoff würde mitgerissen.

Aber der Apparat ist nun einmal für atmosphärische Luft eingestellt, die in allen Höhenlagen eine ganz gleiche Mischung zeigt. Jetzt geht der elektrische Strom durch die Röhre. Was ist die Folge? Vorn der positive Pol zieht die Luft an, sie geht durch die Röhre, wird hinten vom negativen Teile wieder mit Vehemenz ausgestoßen. Bitte, überzeugen Sie sich.«

Ja, die vordere Öffnung des Rohres saugte ganz mächtig die Luft ein. Aus Fräulein Gerlachs Frisur wurde eine Haarnadel, obgleich sie ziemlich fest stak, sofort herausgerissen und sauste hinten mit Vehemenz wieder heraus, es war ein ganz gewaltiges Sauggebläse.

»Und diese Kraft kann ich theoretisch bis ins Endlose steigern. Praktisch nicht weiter, als bis das Rohr durch die Kraft der durchstreichenden Luft auseinandergerissen würde. Schon längst vorher aber würde es mir aus den Händen gerissen werden, und auch ein Herkules

könnte es dann nicht mehr halten. Stecke ich das positive Ende ins Wasser, dann hört das Saugen natürlich auf. Das Rohr ist ja nur für Luft eingestellt. Stelle ich den Magnetismus für Wasser ein, dann würde das Rohr natürlich als Pumpe und als Spritze wirken. Dieses Experiment brauche ich Ihnen nicht erst vorzuführen. Wir bleiben hier bei der Luft. Was läßt sich hieraus nun für eine besondere Wirkung erzielen?«

»Das ließe sich vortrefflich zur Fortbewegung eines Luftschiffes verwenden!« rief Georg.

»Richtig, danke. Verwandeln wir also dieses Wasser-schiff, durch ein einfaches Brettchen markiert, das sich aber auch schon als Unterseeboot erwiesen hat, in ein Luftschiff.

Der Professor legte das Gasrohr weg und wandte sich, in der einen Hand immer das Tastenbrett, wieder der Wasserbalje zu, auf der noch das Brettchen schwamm.

»Zunächst muß ich noch etwas erwähnen. Wir sind doch auch Menschen, denen Grenzen gezogen sind. Es ist mir nicht möglich, dieses Brettchen, so leicht es auch sein mag, kaum zehn Gramm wiegend, nur allein durch magnetische Luft vom Wasser zu heben. Denn ich kann ja nur den positiven Magnetismus der oberen Seite dabei wirken lassen, der die Luft ansaugt, oder, anschaulicher ausgedrückt, daß das Brettchen oben von der Luft in die Höhe gezogen wird. Wohl ist die untere Seite negativ, abstoßend, aber unter dem Brettchen ist ja keine Luft, die abgestoßen werden kann. Und die Kohäsion des

Brettchens mit dem Wasser ist so stark, daß die Anziehungskraft der Luft nicht ausreicht, um diese Kohäsion zu überwinden. Ich könnte das Brett einfach aus dem Wasser nehmen, dann würde es sofort geben. Aber ich will nun einmal das Brett aus dem Wasser heben, ohne es zu berühren, nur durch Magnetismus.

Und daß ich gleichzeitig zweierlei Magnetismus einleite, einen für Wasser, einen für Luft, dieses Problem haben unsere Physiker – das heißt die unserer Gesellschaft – noch nicht lösen können. Auch wir müssen eben jede Schranke mühsam überwinden.

Aber das läßt sich nun auch noch anders machen. Ich schalte zuerst Magnetismus für Wasser ein, unten negativ. Dadurch wird das Brettchen nach oben abgestoßen. In demselben Augenblicke nun, da es in der Luft schwebt, schalte ich für Luft um. Da ist das Brettchen gefangen! Unten stößt die Luft, oben zieht sie. Es fliegt immer weiter in die Höhe, bis ich den Strom so geregelt habe, daß die beiden magnetischen Kräfte genau der Schwere des Brettchens entsprechen, dann muß es in der Luft schweben bleiben. Passen Sie auf.«

Plötzlich schnellte das Brettchen von dem Wasser empor, wollte zurückfallen, besann sich, man sah, wie die Wasseroberfläche heftig bewegt wurde, es stieg immer ganz wagerecht bleibend, höher, senkte sich wieder, so ging es noch einige Male auf und ab, immer kürzere Pendelbewegungen machend, bis es regungslos in der windstillen Luft schwebte.

»So, die Schwerkraft ist ausbalanciert. Das ehemalige Unterseeboot hat sich in ein Luftschiff verwandelt. Ein solches muß aber doch auch manövrieren können. Und das habe ich in der Hand. Ich lasse einigen überschüssigen Magnetismus, natürlich immer diametralen, vorn und hinten wirken, auch seitwärts, so kann ich das Luftschiff vorwärts oder rückwärts fahren lassen, kann es lenken, wie ich will, es natürlich auch steigen oder sich senken lassen.«

Und es geschah. Das Brettchen, immer hübsch in horizontaler Schwebelage bleibend, fuhr hin und her, hob und senkte sich, führte die verschiedensten Manöver aus. Nur die Länge der beiden Haardrähte bedeuteten eine Grenze.

»Wunderbar, wunderbar!«

Mehr konnte man wirklich nicht sagen.

»In hundert Jahren wird es nicht mehr wunderbar sein. Ja, ich möchte fast garantieren, daß keine hundert Jahre vergehen werden und auch die andere Menschheit hat diesen diametralen Magnetismus entdeckt. Und damit ist auch das Luftschiff in seiner höchsten Vollendung erfunden. Denn eine größere Vollkommenheit können wir mit unseren Menschengehirnen vorläufig nicht ausdenken.«

»Sie meinen, durch diesen Luftmagnetismus kann man auch einen großen, schweren Körper, wie ein solcher ein Luftschiff doch ist, auch ohne Gasballon heben und treiben?« fragte Georg zweifelnd.

»Gewiß kann man das. Aber Sie haben ganz recht, wenn Sie daran zweifeln. Ja, da muß allerdings noch etwas anderes hinzukommen. Also schreiten wir zum nächsten Experiment. Ich bitte um eine Wage. Etwa um eine Tafelfederwage, sie ist dazu am praktischsten. Haben Sie eine solche vielleicht an Bord?«

Sie brauchte nur aus der Kombüse geholt zu werden, so eine gewöhnliche Küchenwage, bei der eine Feder niedergedrückt wird.

Unterdessen hatte der Professor das Brettchen, das bereits an Deck lag, von den Drähten gelöst, nahm eine ihm von einem Neger aus einem Kasten gereichte schwarze Platte, die ziemliches Gewicht zu haben schien.

»Meine hochgeehrten Herrschaften! Sie sehen hier eine volle gußeiserne Platte von genau 20 Zentimeter im Quadrat und zwei Zentimeter Dicke. Da das spezifische Gewicht dieses Gußeisens 7,84 ist, beträgt das Gewicht der Platte 6272 Gramm. Sie ist mit einem Lack überzogen, dessen Gewicht ja auch noch hinzukäme, dafür aber hat man hier zwei kleine Löchelchen gebohrt, gleichzeitig dazu bestimmt, die Kontaktstifte aufzunehmen. Diese wiegen 8 Gramm. Es ist eine Experimentalplatte, daher die genauen Berechnungen, bei uns muß auch noch das Gewicht der Haardrähte in Betracht gezogen werden, aber solche Genauigkeit ist ja hier nicht nötig.

Die beiden Drähte sind unterdessen mit solchen Kontaktstiften versehen worden, ich stecke sie in die Löcher, lege die Platte auf die Tafelwage. Was gibt der Zeiger an? 13 Pfund. Die Wage geht falsch. Sie zeigt rund 280

Gramm zu viel an. Die Feder ist zu stark abgenützt, kann solche ziemlich große Gewichte nicht mehr tragen. Doch das hat ja hier bei uns gar nichts zu sagen. Also nehmen wir nur ruhig an, die Platte wiege dreizehn Pfund.

Jetzt leite ich durch diese Eisenplatte einen negativen Strom von diametraler Elektrizität, ohne sie aber dadurch magnetisch zu machen. Was bemerken die Herrschaften?« Man bemerkte, daß die schwarze Farbe nach und nach in ein Grau übergang.

»Und was bemerken Sie an dem Zeiger der Wage?«

Ja, da staunte man allerdings.

Der Zeiger ging immer mehr zurück, die Platte schien also immer leichter zu werden, und das um so mehr, je heller sie wurde.

Fast hatte sich die graue Farbe schon dem Weiß genähert, als die Nadel nur noch ein viertel Pfund anzeigte.

»So, hören wir vorläufig auf. Sie glauben doch nicht etwa, daß die Wage Sie betrügt? Nach meinem Strommesser, den ich hier an der Registertafel habe, wiegt die Platte jetzt ganz genau 117 Gramm. Bitte, wollen Sie sich durch Aufheben überzeugen, daß die Platte wirklich so leicht geworden ist. Fassen Sie sie ruhig an. Nur reißen Sie die Drähte nicht ab, die Kontaktstifte nicht heraus. Obgleich das keine andere Wirkung hätte, da der Strom unterbrochen wird, daß die Platte plötzlich wieder 13 Pfund schwer ist. Dann dürfen Sie sie sich vor Schreck nicht auf die Füße fallen lassen.«

Verschiedene nahmen die Platte in die Hände. Ja, die wog höchstens noch ein viertel Pfund. Und in einigen

Händen ließ der Experimenteur sie auch nochmals ihr volles Gewicht annehmen, aber es langsam bis auf dreizehn Pfund bringend, dann das Gewicht wieder abnehmen lassend.

»Mann, Sie können wohl auch die Schwerkraft aufheben?« rief Georg außer sich vor Staunen.

»Können wir,« war die selbstgefällige Bestätigung, obgleich dann hinterher ein bescheidenes Geständnis kam. »Was ist Schwerkraft? Das wissen auch wir Physiker in jener geheimen Gesellschaft nicht. Wir vermuten nur, daß diese Erscheinung, die wir Schwer- oder Anziehungskraft nennen, auf besonderen Ätherschwingungen beruht, die jeden Körper durchdringen. Jedenfalls aber haben wir ein Mittel entdeckt, um diese Schwerkraft in jedem Körper nach Belieben zu verstärken oder zu verringern. So, bitte, legen Sie die Eisenplatte auf die Wage zurück. Ich mache sie noch leichter, vermindere ihr Gewicht bis auf 20 Gramm. Sie sehen, die Platte ist fast schneeweiß. So, das genügt. Jetzt schicke ich durch die Platte auch noch einen doppelten diametralen Strom, der sie magnetisch macht, und zwar für Luft. Unten negativ, oben positiv, der Doppelstrom tritt als Elektromagnetismus in Aktion – da liegt die Eisenplatte.«

Ja, da flog sie in der Luft herum. Genau wie vorhin das hölzerne Brettchen. Vorwärts, rückwärts stieg, senkte sich, beschrieb die verschiedensten Figuren, ganz wie der Dirigent wollte, wie Wünsche geäußert wurden.

Die weiße Platte senkte sich auf einen Kasten herab und färbte sich mit einem Schläge tiefschwarz.

»Bitte – ziemlich 13 Pfund schwer. Bitte nehmen Sie die Platte, schlagen Sie sie auseinander, heben Sie sich die Stücke als Andenken auf. Wir haben noch genug solcher Dinger. Oder geben Sie mir irgend ein anderes Eisenstück, irgend einen anderen Gegenstand, Ihr Taschenmesser oder sonst etwas. Ich mache alles gewichtslos und lasse es in der Luft herumfliegen, auf mein oder Ihr Kommando. Die Sachen brauchen auch nicht gefirnißt zu werden. Nur dürfen sie dann nicht mit erdleitenden Gegenständen in Berührung kommen. Dann geht natürlich die ganze Elektrizität flöten.«

So hatte das Männchen gesprochen.

Die Zuhörer brachten lange kein Wort hervor, bis diesmal Kapitän Martin es war, der es zuerst fand, natürlich ohne dabei seine Hände aus den Hosentaschen zu nehmen.

»Ei die tausend Sapperlot! Da können Sie wohl hier unser ganzes Schiff hochheben?«

»Kann ich.«

»Bis in die Wolken hinein?« fing Kapitän Martin jetzt doch zu stutzen an.

»Kann ich.«

»Und mit diesem unserem Schiffe in der Luft herumgondeln?«

»Kann ich.«

Und als das Männchen in Frack und weißer Halsbinde diese dritte Bestätigung gegeben hatte, da geschah etwas Großes in der Weltgeschichte.

Da nahm Kapitän Martin seine beiden Hände aus den Hosentaschen, zwecklos, nicht einmal um sich ein Stück Kautabak abzubeißen.

»Well, dann mal los,« erklang es dann von seinen bärigen Lippen. »Aber ich komme nicht mit. Ich will erst an Land gesetzt sein. Und ich bietrete dieses Schiff auch nicht wieder. Dann lege ich das Kommando nieder. Ein Seeschiff von 5000 Tonnen, mit dem jeder Schneidergesselte auch in den Wolken herumgondeln kann, das mag ich nicht mehr kommandieren. Das geht gegen meine seemännische Ehre«

Da brach das würdevolle Männchen in ein herzliches Lachen aus.

»Nein, nein, Herr Kapitän, beruhigen Sie sich, ich kann es nicht, da verlangen Sie zu viel von mir –«

Doch schnell wurde der Professor wieder ernst.

»Und doch, ich könnte es, dieses Schiff hier bis in die Wolken heben, es in ein perfektes Luftschiff verwandeln. Aber so schnell geht das nicht. Dazu bedarf es Vorbereitungen. Wohl reicht diese Batterie hier zehnmal aus, um es zu heben, denn Sie ahnen nicht, wie viele Millionen Volt dieser Zylinder entwickeln kann, aber dazu müßte doch erst das ganze Schiff vom obersten Flaggenknopf bis zum Kiel aufs Sorgfältigste gefirnißt werden. Denn sonst wird ja alle Elektrizität ins Wasser geleitet. Ich muß es doch zuerst gewichtslos machen. Und auch dann noch würde hier oben durch das Ansaugen der Luft ein Wirbelstrom entstehen, der alle Masten aus den Fugen reißen würde. Gar nicht davon zu sprechen, daß sich Menschen

an Deck halten könnten. Nein, wenn die Herrschaften gestatten, so lade ich Sie zu einer Spazierfahrt auf einem Schiffe ein, welches extra für diesen Zweck erbaut worden ist.«

»Sie haben ein solches hier?« fragte Georg ganz erregt.

»Ja. Es ist hier in diesem Tale schon früher von unseren Leuten erbaut worden.«

»Sowohl als Wasserfahrzeug wie als Luftschiff zu benutzen?«

»Sie sagen es. Und als Unterseeboot dazu!«

»Ah! So hat es also damals Kapitän Satan benutzt, um die Amazonen hierher zu bringen?«

»Nein. Wohl hatte sich der abtrünnige Kapitän Satin dieses Fahrzeugs bemächtigt, konnte sich aber seiner nicht bedienen, verstand es nicht in Betrieb zu setzen. Bei der Herbeibeschaaffung der Amazonen benutzte er ein Unterseeboot, das er uns allerdings ebenfalls geraubt hatte, aber die Verwendungen jener Elektrizitäten, durch die er es in ein Luftschiff hätte verwandeln können, waren ihm fremd, so weit gingen dessen Kenntnisse gar nicht. Also darf ich das Universalfahrzeug hierbeibehalten? Wollen Sie eine Spazierfahrt mit mir machen?«

»Sehr gern!«

123 KAPITEL. WEITERE EXPERIMENTE, IN DIE SICH  
ZULETZT KLOTHILDE MISCHT.

Professor Beireis zog seine goldene Taschenuhr an langer goldener Kette, ließ den Deckel aufspringen, der nahestehende Georg sah ein regelrechtes Zifferblatt mit Zeigern, der Professor blickte auch darauf, dann aber führte er gleich die Uhr an seinen Mund, sprach mit fremden, den anderen unverständlichen Worten gegen das Glas, dann hielt er die Rückseite der Uhr an sein Ohr.

Obgleich nichts zu hören war, mußte er wohl eine Antwort bekommen haben, eine ihm nicht gefallende, denn er machte ein etwas verdrießliches Gesicht.

»Ich bitte um Entschuldigung es vergeht noch einige Zeit, ehe das Fahrzeug hier erscheinen kann,« sagte er dann, die Uhr zurücksteckend

»Das war wohl ein drahtloses Telephon?« fragte Kapitän Martin, der seine Hände wieder in den Hosentaschen untergebracht hatte.

»Ja.«

»Well, was kostet so ein Ding?«

Es ist nicht so leicht zu erklären, weshalb sehr viele der Umstehenden, alle die, die Sinn für Humor hatten, plötzlich in ein heiteres Lachen ausbrachen. Es lag auch mit in dem eigentümlichen Blicke, den das kleine Männlein dem riesenhaften Kapitän zuwarf.

»Diese Erfindung ist uns nicht feil, keine – die anderen Menschen mögen sie nur selbst machen. Ja, es wird noch

einige Zeit vergehen, bis der »Elektron« betriebsfähig ist, es wird gerade etwas montiert.«

»»Elektron« heißt das wunderbare Fahrzeug?« fragte Georg.

»Elektron. Das hat aber eigentlich nichts mit Elektrizität zu tun. Elektron ist – verzeihen Sie, wenn ich Sie unnötig belehre – ein griechisches Wort und bedeutet so viel wie »auserwählt«. So wurde von den Griechen der Bernstein genannt, den die Seefahrer, wohl erst Phönizier, aus dem hohen Norden nach ihrer Heimat brachten. Weil es eben etwas ganz Kostbares, Seltsames, Auserwähltes war, wurde diese gelbe Substanz Elektron genannt. Und weil an diesem gelben Harze durch Reiben zuerst jene rätselhafte Naturkraft erkannt wurde, leitete man dann deren Namen von dieser Substanz ab, so entstand unser Wort Elektrizität. Bei unserem Fahrzeug trifft alles dreies zusammen: es ist etwas ganz Auserwähltes, die Hauptrolle spielt die Elektrizität, und zur Isolierung aller Teile wird Bernstein verwandt – so führt es seinen Namen »Elektron« wohl mit Recht.

Nun, meine geehrten Herrschaften, möchte ich Ihnen die Zeit vertreiben, bis der »Elektron« kommt. Darf ich Ihnen noch einige andere interessante Experimente vormachen? Oder haben Sie zu den bisher geschienen noch Fragen zu stellen?«

»Ja, das hätte ich!« rief Georg schnell.

»Bitte. Ich bin zu jeder näheren Erklärung gern bereit, so weit ich darf.«

»Sie haben gezeigt, wie Sie die Eisenplatte leichter machen konnten. Können Sie sie auch schwerer machen als Eisen?«

»Kann ich.«

Die Platte, noch mit der Batterie verbunden, wurde wieder auf die Wage gelegt, der Professor drückte auf die Knöpfe seines Brettes, wieder begann sich das schwarze Eisen heller zu färben Jetzt aber ging der Zeiger der Wage herab, immer tiefer, stieg an der anderen Seite wieder herauf. Die große, starke Waage gab bis zu 40 Pfund an.

»32 Pfund! Demnach hätte dieses Eisen jetzt das spezifische Gewicht 20, das ist aber das spezifische Gewicht des gediegenen Goldes. Ich gebe immer noch sechs Pfund zu. So, 38 Pfund. Es gibst ja einige seltene Metalle, die noch schwerer als Gold sind, aber ein so schweres kennen wir nicht. Und die Platte hat sich immer erst grau gefärbt. Aber weiter gehen darf ich aus verschiedenen Gründen nicht, kann es jetzt auch nicht. Und Sie würden auch schon erschrecken, wenn Sie erführen, was für eine furchtbare Spannung jetzt die elektrische Batterie hat, in der sich also auch diese Platte befindet. Das geht nach Ihrer Rechnung in die vielen Millionen Volt! Doch brauchen Sie keine Sorge zu haben, es kann nichts passieren, Sie können die Platte auch heben. Nur bedenken Sie, daß es 38 Pfund sind, die Sie sich eventuell auf die Zehen fallen lassen.«

Sie wurde von verschiedenen Händen gehoben.

Ja, das waren 38 Pfund, welche diese Platte wog, nur zwanzig Zentimeter im Quadrat haltend und zwei Zentimeter dick! Noch viel, viel schwerer, als wenn sie aus gediegenem Gold bestanden hätte!

Ein Mann benahm sich ungeschickt, hatte solch eine Last nicht erwartet, ein Kontakt fiel heraus, und da erschrak er noch mehr, hätte die Platte beinahe hochgeschleudert. Denn plötzlich hatte die Platte ihr ursprüngliches Gewicht von 13 Pfund angenommen, war also dreimal leichter geworden als soeben.

»Es ist fabelhaft!« staunte Georg für alle. »Ja, wenn die Platte das spezifische Gewicht des Goldes angenommen hat, besteht sie denn dann aus Gold?«

»Nein. Ebenso wenig, wie sie sich beim Leichterwerden verwandelt. Dann wird sie auch nicht zu Holz und zu Watte.«

»Es bleibt immer Eisen?«

»Ja.«

»Wie ist das möglich?«

»Das kann ich Ihnen nicht erklären.«

»Verdichtet sich die ganze Masse, rücken die Moleküle näher zusammen?«

»Nein. Dann müßte doch die ganze Platte zusammenschrumpfen.«

»Kommt das Eisen in einen anderen Aggregatzustand?«

»So ungefähr.«

»Sie dürfen es uns nicht erklären?«

»Nein. Und Sie würden mich auch nicht verstehen keiner von Ihnen.«

»Aber ich darf doch weiter fragen?«

»Bitte sehr. Ob ich Ihnen antworten darf, das freilich ist eine andere Sache.«

»Wenn die Eisenplatte das spezifische Gewicht des Goldes erreicht hat, kann nun das Eisen dann auch in Gold überführen?«

»Ja.«

»Aber es gehört noch etwas anderes dazu?«

»Ja.«

»Wollen Sie uns das einmal vormachen?«

»Hierzu habe ich nicht die Erlaubnis bekommen.«

»Wird diese Erfindung einst auch die ganze Menschheit machen?«

»Ja. Sobald die diametrale Elektrizität entdeckt worden ist.«

»Wird dann als vorhandene Gold entwertet?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Die künstliche Herstellung wird stets viel, viel teurer sein als die Gewinnung des Goldes, wie es uns die Natur liefert.«

Das ist die Antwort, die man auf solch eine Frage regelmäßig von allen vernünftigen Sachverständigen und – Geistern bekommt! Es ist dies schon einmal gesagt worden.

»Nun gut. Also nach unten, bei der Gewichtszunahme, ist Ihnen eine Grenze gezogen, wenigstens jetzt und hier. Und wie ist es nun nach oben?«

»Wie meinen Sie?«

»Wie leicht hatten Sie die Eisenplatte vorhin gemacht, als Sie sie als Luftschiff fungieren ließen?«

»Zehn Gramm.«

»Können Sie nun auch noch diese zehn Gramm wegnehmen, so daß die Platte völlig gewichtslos wird?«

Der Professor blieb die Antwort schuldig und benahm sich höchst seltsam.

Ein zappliges Männchen war es überhaupt immer, und plötzlich wurde es noch viel zappliger, trippelte hin und her und schlenkerte die Finger, dabei mit einem ganz merkwürdigen Gesicht.

»Ja – ich kann es,« fing es dann an, »ja – ich will es Ihnen vormachen – weil Sie es wünschen – und weil es mir nicht verboten worden ist, es Ihnen vorzumachen – aber gern tue ich es nicht – weil, weil, weil, weil, weil – es mir höchst unangenehm ist. Mir ist bei so einem Experiment etwas passiert. Wissen Sie denn, ja, wissen Sie denn –«

Und er blieb stehen, zog die Brauen hoch, das bartlose, faltige Gesicht bekam noch viel sorgenvollere Falten.

»Ja, geehrter Herr, wissen Sie denn eigentlich, was Sie da von mir verlangen? Wissen Sie denn, was das bedeutet: Gewichtslosigkeit? Kennen Sie denn irgend etwas, was absolut gewichtslos ist? Die Flaumfeder ist es doch nicht etwa. Nicht einmal ein Atom Wasserstoff. Und Sie

verlangen von mir, ich soll diese dicke Eisenplatte dort absolut gewichtslos machen?«

»Nun, wenn Sie's können, dann machen Sie's nur einmal,« lächelte der Waffenmeister ob des erregten kleinen Herrn, der sich gar so possierlich benahm. Oder ist das Experiment gefährlich?«

»Nein, gefährlich ist es nicht. Nur ich, weil ich das Registrierbrett unbedingt halten muß, bekomme einen elektrischen Schlag, gegen den ich mich durch nichts schützen kann. Auch dieser Schlag ist mir nicht gefährlich, schädlich, aber aber, aber, aber – mir höchst unangenehm. Es ist ein ganz besonderer elektrischer Schlag. Es ist ein ganz verteufelter Schlag. Er geht einem durch alle Kaldaunen – pardon –«

Das Männchen hob mit noch höher gezogenen Augenbrauen wie warnend den Zeigefinger seiner niedlichen Hand.

»Meine Damen und Herren! Sie werden etwas zu sehen bekommen, was über jeden menschlichen Begriff geht! Sie werden einen Blick in die tiefsten Geheimnisse der Natur tun, hinter die Kulissen der Schöpfungskraft. Sie werden etwas zu sehen bekommen, etwas erleben, was jedenfalls – meiner festen Überzeugung nach – sogar über die Hutschnur der Götter geht. Mehr kann ich nicht sagen.«

Und er ging an die Vorbereitungen, die nur darin hiestanden, daß er den abgelösten Draht mit dem Kontaktstift wieder in die Platte steckte und diese wieder auf die Wage legte.

Die Zuschauer bauten sich in spannendster Erwartung im Kreise herum auf. Sollte man da auch nicht spannen! Wenn das, was man jetzt zu sehen bekam, sogar über die Hutschnüre der Götter ging!

»So. Die Geschichte geht los. Sie werden zuletzt auf dieser alten Wage nicht mehr mitlesen können. Ich habe hier auf meinem Registerbrett den allerfeinsten Messer, davon lese ich ab. Also jetzt sind es schon nur noch 12 Pfund – 10 Pfund – 5 Pfund –«

Die schwarze Farbe der Platte begann zu erblassen, bis sie zuletzt schneeweiß wurde oder noch weißer, wenn es etwas Weißeres als Schnee gibt – ein Pfund – ein halbes Pfund – ein viertel Pfund – 100 Gramm – 50 Gramm – 20 Gramm – 10 Gramm, jetzt haben wir schon die vorige Leichtigkeit erreicht, nun passen Sie auf, es geht gleich los – 5 Gramm – 1 Gramm – ein halbes Gramm – ein hundertstel Gramm – ein Milligramm – ein halbes Milligramm – ein zehntel Milligramm – ein dreißigstel Milligramm – ein aaaaauutsch!!!«

Und mit schmerzhaft verzogenem Gesicht krümmte sich das Männchen, ließ das Registerbrett fallen und rieb sich die weiße Weste in der Magengegend.

Doch schien es schnell vorüber zu sein, er richtete sich gleich wieder auf.

»Wieder eine bittere Pille verschluckt! Nun, und wo ist die Platte geblieben?«

Ja, wo war die weißgewordene Eisenplatte geblieben? Als der Professor sein »Autsch« gejammert hatte, war sie plötzlich mit einem Ruck verschwunden gewesen. Die

beiden Drähte mit den Kontaktstiften waren herabgefallen.

Unsichtbar geworden, d. h. durchlässig für die Lichtstrahlen? Nein. Sie war auf der Tafelwage auch nicht mehr zu fühlen.

»Ah, ich weiß!« sagte da Georg. »Ist die Eisenplatte völlig gewichtslos geworden, so wird sie ja auch von der Erde nicht mehr angezogen, sie macht also die Umdrehung der Erde um sich selbst nicht mehr mit, vielleicht auch nicht einmal mehr die Erdbewegung um die Sonne, das Beharrungsvermögen ist aufgehoben – während die Erde weitersaust, ist diese Platte im raumlosen Weltall stehen geblieben!«

»Diese Vermutung ist sehr scharfsinnig ausgedacht und logisch begründet,« lobte der kleine Mann wieder, »allein sie ist falsch! Meine Herrschaften, wir haben dieses Experiment in unseren Laboratorien zahllose Male gemacht, unter den verschiedensten Verhältnissen. Wir haben die betreffende Masse, die wir absolut gewichtslos machen wollten, in eine luftleere Bombe eingeschossen, haben diese einfach mit Quecksilber ausgefüllt. Die Bombe, viele tausend Atmosphären Druck aushalten könnend, war nach menschlichen Begriffen absolut undurchlässig für jedes bekannte Gas. Zwei hermetisch eingeschmolzene Drähte gingen durch, so wurde das Quecksilber mit diametraler Elektrizität gewichtslos gemacht, die Bombe selbst war nichtleitend.

Nachdem wir unsere Pille geschluckt hatten, das heißt den Schlag bekommen, der am besten den gewünschten Zeitpunkt markiert, wurde die Bombe geöffnet. Sie war absolut luftleer. Das zu konstatieren, dazu sind wir in unserem Laboratorium in der Lage. Das Quecksilber also verschwunden. Und das haben wir zahllose Male gemacht, nicht nur mit Quecksilber. Wir wollen aber bei diesem bleiben.

»Wo ist nun das Quecksilber hingekommen?«

Meine Herrschaften! Wir stehen hier staunend vor einem der tiefsten Geheimnisse der Natur und Schöpfungskraft!

Es ist nicht anders anzunehmen, als daß sich dieses Quecksilber wie dort das Eisen wie jede andere Substanz, wenn sie absolut gewichtslos gemacht wird, in die Urmaterie aufgelöst hat.

Nur schade, daß wir uns unter diesem Wort »Urmaterie« gar nichts vorstellen können.

Ebenso wenig, wenn wir dafür Äther sagen.

Da gibt es nur eines: da kann man nur niederknien und die Gottheit anbeten!

Und wenn man dieses Gebet in Worte kleiden will, so betet unsereins vielleicht: Herr, laß mich nicht wissen, sondern laß mich forschen!«

Und das Männchen zog ein Seidentüchlein hervor und trocknete den plötzlich perlenden Schweiß von der Stirn. Es war übrigens ein schönes Wort gewesen, das er da zuletzt gesagt hatte, es konnte mit seiner sonstigen Selbstüberhebung aussöhnen.

Doch man mußte wohl selbst ein Physiker sein, um zu begreifen, was ihn hierbei so mächtig erregte, und das sprach er selbst auch gleich aus.

»Meine Herrschaften! Wir stehen hier staunend vor Herren! Ich bitte um Verzeihung daß Sie mich so schwach gesehen haben. Verzeihen Sie aber auch, wenn ich glaubte, daß Sie den Grund hierzu nicht richtig erkennen. Ich werde Ihnen ein anderes Experiment vorführen, welches scheinbar diesem ganz ähnlich ist, Sie wohl noch ganz anders in Staunen setzen wird. Obgleich es eigentlich nur eine kindliche Spielerei ist, eine Gaukelei, nichts weiter. Das heißt nicht etwa eine Illusion, auch nicht durch Taschenspielertricks ausgeführt, sondern mit Hilfe von physikalischen und chemischen Kräften, also in das Gebiet der sogenannten höheren Salonmagie fallend. Ich gebe das Resultat zum Besten, um Sie zu überraschen und füge erst später die ganz einfache Erklärung hinzu.«

Er nahm aus seinem Koffer ein Dutzend Kästchen und verteilte sie zur Untersuchung.

Die Kästchen waren aus schwarzem Holze, sehr dünnwandig, ungefähr sechs Zentimeter im Kubik, innen wohl mit Zinnfolie belegt, hatten einen Klappdeckel, nicht weiter verschließbar.

»Finden die Damen und Herren an diesem Kästchen irgend etwas Besonderes?«

»Nein.«

»Sind Sie überzeugt, daß die Kästchen leer sind?«

»Selbstverständlich.«

»Ist es möglich, daß in den Kästchen etwas verborgen ist, in einem Doppelboden?«

»Etwas Großes und Dickes kann es jedenfalls nicht sein.«

»Etwa so eine Figur hier?«

Er zeigte sie. Georg nahm sie als erster in die Hand. Es war eine sitzende Buddhafigur, durch die gekreuzten Beine ebenso breit wie hoch, wieder ungefähr sechs Zentimeter, aus feinem grauen, porösen, ungemein leichten Steine.

»Was ist das für eine Steinart?« fragte Georg.

»Was meinen Sie?«

»Bimsstein?«

»Erraten. Und außerdem ist die Figur hohl. Deshalb ist sie so leicht. Kann solch eine Figur etwa in einem Kästchen verborgen sein?«

»Ausgeschlossen.«

»Wollen Sie nun die Figur in solch ein Kästchen stecken und den Deckel zumachen.«

Es geschah. Die Figur ging ganz genau hinein, mit etwas Reibung; aber sonst ohne Schwierigkeit.

»Sie haben das Kästchen mit der Figur in der linken Hand. Nun nehmen Sie in die rechte Hand ein zweites Kästchen, wählen Sie ein beliebiges. So. Halten Sie die beiden Kästchen ausgestreckt oder am Körper oder ganz wie Sie wollen. Sind Sie überzeugt, daß sich die Figur in dem linken Kästchen befindet, das rechte leer ist?«

»Ich muß wohl davon überzeugt sein.«

»Sehen Sie noch einmal nach.«

Man brauchte mit den Händen nur einen Ruck zu machen, so klappten die leichten Deckelchen in den Charnieren sofort auf, konnten dann ebenso leicht wieder umgelegt werden.

Natürlich, in dem linken Kästchen befand sich die Figur, das rechte war leer.

»Klappen Sie die Deckel wieder zurück. So. Bitte, nun wollen Sie die Deckel wieder öffnen.«

Georg starrte und starrte. Plötzlich befand sich die Buddhafigur in dem rechten Kästchen, das linke war leer. Er wurde auch aufgefordert, sie herauszunehmen.

»Wie ist denn das möglich?«

»Die Erklärung erfolgt später. Jedenfalls geht es mit ganz rechten Dingen zu. Soll dieser Umtausch wiederholt werden? Dann in anderer Weise.«

Georg mußte die Figur in ein Kästchen zurücktun, behielt nur dieses in der Hand, die anderen elf Kästchen wurden an elf verschiedene Personen verteilt. Es wurde nur verlangt, daß sie den Deckel geschlossen hielten, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß das Kästchen leer sei.

»In welches Kästchen soll die Figur wandern?«

»In das der Frau Patronin.«

Diese stand reichlich zehn Schritt von Georg entfernt.

»Ist die Figur noch in Ihrem Kästchen? Bitte, überzeugen Sie sich erst noch einmal.«

Ja, sie befand sich noch drin. Ebenso mußte die Patronin noch einmal in ihr Kästchen blicken, auch hineinfühlen, es war leer!

»Schließen Sie die Deckel wieder. Eins, zwei, drei! Öffnen Sie die Deckel wieder.«

Georgs Kästchen war leer, die Figur befand sich im Kästchen der Patronin.

»Fabelhaft, fabelhaft! Entweder wir sind alle hypnotisiert oder das ist ganz echte Zauberei!«

»O nein. Das ist ein ganz einfacher, mechanischer Vorgang. Sie werden später, wenn ich die Erklärung gebe, einsehen, daß Sie etwas ganz Ähnliches schon längst kennen, daß es sich hierbei um etwas Ihnen ganz Geläufiges handelt. Sie lassen sich nur düpieren. In welches Kästchen soll Ihre Figur wandern, gnädige Mylady?«

»In das des Herrn Kapitän Martin.«

Sofort war die Figur dort.

»Bitte wollen Sie die Figur mit dem Messer durchschlagen,« wandte sich der Professor wieder an Georg.

Der brauchte nur sein Messer anzusetzen und leicht mit der Hand darauf zu schlagen, so war die Figur halbiert, innen dasselbe graue, sehr poröse Gefüge zeigend.

»Die ist ja gar nicht hohl, die ist ja voll!«

»Ja. Verzeihen Sie, daß ich vorhin sagte, die Figur wäre hohl. Ich kam Ihnen nur entgegen, um Ihnen die große Leichtigkeit plausibel zu machen. Es ist nämlich gar nicht Bimsstein. Denn so leicht dieser wegen seiner Porosität auch ist, daß er auf dem Wasser schwimmt, nur fünf Gramm könnte die Figur dann doch nicht wiegen. Es ist eine künstliche Masse, die wir Menonith nennen. Nehmen Sie an, es sei versteinerte Schwammsubstanz, dann

kommen Sie der Wahrheit auch ziemlich nahe. Nun wollen Sie die Figur noch vollständig zerpulvern, wozu Sie am besten wohl, damit nichts verloren geht, hier diesen Mörser nehmen.«

Es geschah. Das Zeug, so hart es auch war, ließ sich wegen seiner Sprödigkeit ungemein leicht zum feinsten Staube zerpulvern.

Der Professor schüttete das Pulver in ein Kästchen, die letzten Stäubchen mit einem Haarpinsel auswischend, Georg mußte es wieder mit geschlossenem Deckel halten.

»Zu wem soll der Staub wandern?«

»Zum zweiten Steuermann.«

»Öffnen Sie die Deckel.«

Das Kästchen von Georg war leer, in dem von Ernst aber befand sich kein Staub, sondern wieder die unversehrte Buddhafigur.

Das Staunen läßt sich denken.

»Und das wollen Sie dann auf ganz einfache Weise erklären?«

»Ich werde es tun. Jetzt nehme ich hier ein großes Blatt Stanniolpapier, wickele darin die Figur gut ein – so – nun wollen Sie die Figur frei in die Hand nehmen, aber noch die Finger darum schließen, recht fest. So. In welches Kästchen soll die Figur wandern?«

Georg stand da mit ausgestrecktem Arm, in der Hand die eingewickelte Figur, die Finger darüber halb geschlossen.

»In das des Grafen Mohakare.«

Kaum hatte er dies gesagt, als seine Finger zusammenklappten, das leere Stanniolpapier zusammendrückten. Die Figur befand sich in dem Kästchen des Grafen.

Dieses erstaunliche Experiment mußte noch mehrmals wiederholt werden. Wenigstens die Hauptpersonen wollten alle fühlen, wie die Figur in ihrer Hand plötzlich zu einem Nichts zerrann.

»Nun werde ich selbst einmal kommandieren,« sagte der Hexenmeister, als gerade Tönnchen die eingewickelte Figur in der Hand hatte. »Sind die zwölf Kästchen verteilt? Nur elf. Das Zwölfte steht hier. Bitte, nehmen Sie es. Hokuspokus, eins, zwei, drei! Öffnen Sie die Deckel.«

Tönnchen konnte die leere Stanniolfolie zusammendrücken in jedem der zwölf Kästchen befand sich eine Buddhafigur, sie konnten herausgenommen werden, wurden nebeneinander hingestellt, eine war genau wie die andere. Zum Beispiel fehlte an sämtlichen das linke Ohrläppchen, das erst neuerdings bei der Versuchsfigur abgebrochen war.

»Dieses Experiment, wie ich die Figuren bis zu jeder Zahl vervielfältigen kann, gehört schon nicht mehr hierher, ich will Sie auch nicht weiter düpieren, sondern Ihnen nun gleich die Erklärung geben.

Nehmen Sie an – praktisch brauche ich das gar nicht erst vorzuführen – ich hätte hier eine gewisse Quantität Wasser. Einen Liter will ich sagen. In was für seinem Gefäß sich dieses Wasser befindet, das ist zunächst ganz gleichgültig.

Mir wird diese Aufgabe gestellt, dieses Wasser in ein anderes, leeres Gefäß zu übertragen, das zehn Meter von mir entfernt steht.

Wie löse ich diese Aufgabe?

Nun, ich nehme einfach das volle Gefäß, gehe hin und gieße das Wasser in das leere Gefäß.

Da habe ich die mir gestellte Aufgabe gelöst.

Bitte, wollen Sie das nicht als eine Naivität auffassen. So einfach muß man anfangen, um durch logische Schlußfolgerungen zum Kompliziertesten zu kommen.

Ich habe aber gar nicht nötig, erst hinzugehen.

Ich nehme das Gefäß und schleudere das Wasser in das andere hinein, und ist dieses groß genug, so braucht dabei nichts verloren zu gehen, das hängt dann nur von meiner Geschicklichkeit ab.

Oder ich fülle das Wasser in eine größere Flasche, verstopfe diese, durch den Kork gehen zwei Glasröhren, die eine bis auf den Grund, die andere erreicht das Wasser nicht, in diese blase ich kräftig, die Luft wird komprimiert, durch den Druck wird das Wasser zu der anderen herausgespritzt, ich lenke den Strahl in das andere Gefäß hinüber.

Das ist schon wieder eine ganz andere Methode, um das Wasser hinüber zu befördern.

Oder auf diese Weise kann ich das Wasser auch durch eine Glasröhre direkt hinüberleiten.

Und solcher Methoden lassen sich noch viele andere ausklügeln.

Bisher ist das Wasser immer im flüssigen Aggregatzustand gewesen.

Nun aber kann ich dieses Wasser auch erst gefrieren lassen.

Dann kann ich den Eisklumpen hinübertragen, oder werfen, oder mit einer kleinen Schleudermaschine hinüberschleudern. Drüben taut der Eisklumpen wieder auf.

Dann kann ich das Wasser auch als Dampf hinüberdestillieren, der drüben wieder kondensiert wird.

So, das waren die drei Aggregatzustände, in denen das Wasser hinüber befördert werden kann, als flüssiges Wasser, als festes Eis und als gasförmiger Dampf.

Kann ich das Wasser nun noch in einer anderen Weise, in einem anderen Zustande hinüberbringen?«

»In einem vierten Aggregatzustande?« fragte Georg sofort.

»Nein, ein vierter Aggregatzustand kommt dabei nicht in Betracht.«

Da konnte Georg diese Frage nicht beantworten, und auch kein anderer, Übrigens weiß man gar nicht, wie man sich einen vierten Aggregatzustand vorstellen soll.

Doch, einer wußte es: Doktor Cohn.

»Ich zerlege das Wasser durch Elektrolyse in seine Urbestandteile, in Wasserstoff und Sauerstoff, leite das Knallgas durch eine Röhre hinüber, vereinige die beiden Gase durch einen elektrischen Funken wieder zu Wasser.«

»Sehr richtig,« nickte der Professor zufrieden, und nun wußten es alle, die nur eine kleine Ahnung von Chemie hatten, und das nahm der Vortragende auch an, er gab

dazu weiter keine Erklärungen. »Also auch auf diese Weise kann das Wasser hinübergeschickt werden.

Doch wollen wir dies erst einmal sein lassen. Ich komme noch einmal auf das gefrorene Wasser zurück.

Nehmen Sie an, ich hätte hier eine Flasche, welche die Form seiner Buddhafigur hat. Es gibt übrigens solche Flaschen – Schnapsflaschen, wenn dabei auch nicht gerade der heilige Buddha verwendet wird.

Die inneren Wandungen machen die Linien der äußeren Seite mit. Fülle ich diese Flasche mit Wasser, lasse es gefrieren, zerbreche die Flasche, so habe ich also eine Buddhafigur aus Eis.

Jetzt destilliere ich dieses Wasser, gefroren oder nicht, nach einer anderen, beeren Flasche hinüber, die diese Gestalt seiner Buddhafigur hat, kondensiere es durch genügende Kühlvorlage, lasse das Wasser gefrieren, zerbreche die Flasche, oder wenn sie eine enge Mündung hat, so zerbricht sie durch die Ausdehnung des gefrierenden Wassers von ganz allein – ich habe in der Hand eine Buddhafigur, die sich in einem Raume, in dem eine Temperatur unter Null Grad herrscht, auch für immer erhält. Nicht wahr, meine geehrten Damen und Herren?«

Ja, man sah ein, wie der Hexenmeister durch solch logische Folgerung der natürlichen Erklärung des scheinbaren Wunders immer näher rückte.

»Außerdem braucht es ja gar kein Wasser zu sein,« fuhr er fort. »Es gibt gar kein Metall, welches sich bei nötiger Vorsicht nicht unverändert destillieren ließe. Also könnten wir ja etwa auch Blei dazu nehmen.

Nun komme ich wieder auf die Elektrizität zurück.

Ich habe gesagt, daß Ihnen das, was Ihnen da so wunderbar erscheint, eigentlich eine schon ganz bekannte Erscheinung ist. Und das ist Tatsache. Nur daß es sich dabei um eine zweidimensionale Wirkung der Elektrizität oder um ein zweidimensionales Resultat handelt.

Meine Damen und Herren, Sie alle haben doch schon von der sogenannten Fernphotographie gehört. Es ist dies ein falsch gewählter Ausdruck, denn es handelt sich dabei nur darum, ein schon vorhandenes Bild auf elektrischem Wege zu vervielfältigen, wobei die Entfernung keine Rolle spielt.

Worauf es bei dieser sogenannten Fernphotographie ankommt, darauf will ich mich hier nicht einlassen. Daß können Sie in jedem neueren Konversationslexikon nachlesen.

»Und was nun der anderen Menschheit bisher mit Hilfe der Elektrizität nach zwei Dimensionen hin gelungen ist, in Form von Bildern, das haben wir bereits auf alle drei Dimensionen übertragen, so daß es uns möglich ist, einen Körper auf elektrischem Wege anderswo zu kopieren.

Übrigens ist auch dies Ihnen schon längst bekannt; einfach die Galvanoplastik. Nur darf ich die hierbei nicht zum Vergleich heranziehen, da es sich bei der Galvanoplastik um einen chemischen Vorgang handelt, während dieser hier ein rein physikalischer, ein elektrolytisch-mechanischer ist. Aber sonst ist das Resultat dasselbe. Und somit komme ich nun zur letzten Erklärung.«

Der Professor nahm eine der zwölf Buddhafiguren zwischen Daumen und Zeigefinger und zeigte sie der Zuhörerschaft, als wenn er vom Katheder aus doziere.

»Diese Substanz ist eine von uns künstlich hergestellte Kohlenwasserstoffgasverbindung, die wir Menonith nennen.

Sie wissen, daß alle reinen Kohlenwasserstoffverbindungen Gase sind.

Trotzdem wird es Sie nicht Wunder nehmen, daß es uns einmal gelungen ist, eine feste Kohlenwasserstoffverbindung herzustellen. Es ist dies nicht wunderbarer, als wenn Sauerstoff und Wasserstoff zusammen Wasser ergibt, das doch auch zu festem Eis gefriert.

Übrigens ist es ja gar nicht richtig, daß sämtliche Kohlenwasserstoffgase auch wirkliche Gase sind. Die kohlenstoffreichen kennen wir auch als Öle und Fette und selbst als harte, kristallisationsfähige Substanzen.

Kurz, es ist uns gelungen, eine Kohlenwasserstoffverbindung auf synthetischem Wege herzustellen, die einem Steine gleicht, hier dieses Menoniths, das sich unverändert erhält.

Wir werden sicher auch noch einmal dahin kommen, daß wir auch jede andere Substanz auf jede beliebige Entfernung hin plastisch übertragen können, vorläufig aber ist uns dies nur mit diesem Menonit gelungen. Und nun komme ich zum demonstrativen Experiment.«

Schon hatten seine schwarzen Assistenten zwei Stative in einiger Entfernung von einander aufgebaut, der Professor spannte zwischen ihnen einen Draht, verband

diesen mit der Batterie, zeigte eine graue Kugel von der Größe eines Billardballes, sie war bis zur Mitte fein angebohrt, steckte sie an das eine Ende dies gespannten Drahtes.

»So. Jetzt lasse ich einen elektrischen Strom durch gehen Diese Kugel besteht also ebenfalls aus Menonith. Was ist die Folge?«

Man sah es. An dem anderen, leeren Einde des Drahtes entstand ein Pünktchen, es schwoll zum Kugelchen an, und wie die ursprüngliche Kugel am anderen Ende abnahm, so schwoll diese hier an, bis die Kugel eben nach dem anderen Ende des Drahtes gewandert war, wozu es ungefähr einer Minute bedurft hatte.

»Wie ist das möglich? Der feste Kohlenwasserstoff wird durch die Elektrizität in seinen gasförmigen Zustand verwandelt, der elektrische Strom reißt die Gasmoleküle mit sich fort, sie gleiten also an dem leitenden Drahte entlang, können aber nicht weiter als bis an sein äußerstes Ende, hier müssen sie sich wieder verdichten, nehmen die regelmäßigste Figur an, die wir kennen: die der Kugel, wie doch auch jeder Wassertropfen eine Kugel zu bilden sucht, jeder Weltkörper kugelförmig ist.

Große Schwierigkeiten hat es uns bereitet, diesen Vorgang so langsam vor sich gehen zu lassen, wie ich es hier gezeigt habe. Der elektrische Strom muß gewissermaßen gebremst werden. Wir brauchten diese Langsamkeit, um dabei nähere Untersuchungen anstellen zu können. Viel einfacher ist es, dem elektrischen Strome freien Lauf zu

lassen, wodurch sich dieser Vorgang in dem Bruchteil einer millionstel Sekunde vollzieht. Nur für das menschliche Auge wird es dann wunderbarer, in Wirklichkeit ist es doch viel natürlicher. Also ich lasse den Strom zurückwandern, ohne ihn zu bremsen.«

Mit seinem Ruck war die Kugel an dem anderen Ende des Drahtes, und so ließ, der Professor sie noch mehrmals blitzschnell hin und her wandern.

»Nun komme ich dazu, wie man statt der Kugeln jede beliebige Figur übertragen kann.«

Statt der beiden Stative wurden zwei Glaskästen aufgestellt, bedeutend größer als jene schwarzen Holzkästen, innen mit Zinnfolie belegt, in die Wände waren an einigen Stellen Drähte eingeschmolzen, durch diese wurden die beiden Kästen sowohl mit der Batterie wie unter sich verbunden.

»Sie sehen hier eine gleiche Buddhafigur aus Menonith, nur im vergrößerten Maßstabe. Sie geht gerade in den Glaskasten hinein, berührt an sehr vielen Stellen die Zinnfolie. Das ist nötig, um möglichst viel leitende Kontakte herzustellen. Denn jetzt erfolgt nicht wie bei der Kugel die Übertragung von innen heraus, sondern von außen. Deshalb, und auch den Kopf der Elektrizität direkt zugänglich zu machen, bedecke ich den Kasten noch mit einer Glastafel, ebenfalls mit Stanniol überzogen. Wenigstens will ich Sitanniol sagen, in Wirklichkeit ist es etwas ganz anderes.

Dadurch ist Ihnen die Figur unsichtbar geworden, Sie sollen aber den Vorgang beobachten. Nun, da mache ich

das Stanniol einfach auf die früher beschriebene Weise für die Lichtstrahlen durchlässig, also für Ihre Augen durchsichtig.«

Der Professor drückte auf einen Knopf seines Registerbrettes, und beide Glaskästen waren durchsichtig in dem einen sah man die graue Buddhafigur.

»Die Transformation geht vor sich, zuerst langsam.«

Man sah, wie in dem leeren Glaskasten hier und da an den Wänden graue Knoten entstanden, welche schnell wuchsen, und wenn man genau beobachtete, so konnte man konstatieren, daß diese ersten Knötchen in dem leeren Glaskasten genau an denjenigen Stellen der Wände entstanden, welche denen entsprachen, wo im anderen Kasten die Figur die Wände berührte.

Hier nahm aber die Substanz nicht etwa ab. Diese Berührung blieb. Die Sache war eben die, wie der Experimenteur auch erklärte, daß die Transformation von innen heraus erfolgte, wenigstens von der einen Seite aus, aus der anderen Seite aller geschah das Wachsen von außen nach innen.

Zuletzt zerbrach die ursprüngliche Figur auch, man sah, daß sie ganz hohl geworden war, nur noch dünne Häutchen klebten an den Wänden, sie schmolzen immer mehr zusammen, um auf der anderen Seite die noch nicht ganz volle Figur auszufüllen.

»So, die Umwandlung ist geschehen. Nun hebe ich die Bremswirkung auf, lasse dem elektrischen Strom freien Lauf, der auch durch die Glaswände hindurch wie

durch jede andere Masse die Kohlenwasserstoffmoleküle mit sich fortreißt. Zuck – zuck – zuck –«

Die Figur wanderte blitzschnell hin und her.

»Jetzt löse ich die Drahtverbindungen der beiden Kästen, sie sind ganz unabhängig von einander. Daß ich das selbe auch ohne leitende Drahtverbindung erzielen kann, ist Ihnen doch ganz selbstverständlich. Es ist doch auch nur eine Frage der Zeit, daß auch die andere Menschheit den elektrischen Vorgang der zweidimensionalen Fernphotographie wie der dreidimensionalen Galvanoplastik auf drahtlosem Wege erzielen kann. Ich habe hier einen kleinen Apparat –«

Er zeigte ihn. Zwei Metallröhren vereinigten sich in einer größeren Kugel, an der sie nach allen Richtungen hin verschiebbar waren.

»In dieser Kugel befindet sich die elektrische Batterie, die ich dazu nötig habe. Ich visiere mit dem einen Rohre nach diesem Glaskasten, mit dem anderen nach jenem. Jetzt schalte ich ein. Die elektrischen Wellen verbinden die beiden Kästen, aber nicht direkt unter sich, sondern nehmen ihren Weg eben durch diese Kugel. Also wenn ich den magnetelektrischen Strom in volle Wirksamkeit treten lasse, so nehmen diesmal die Menolithmoleküle ihren Weg durch diesen Apparat. Eine langsame Wiederholung ist wohl nicht möglich. Zuck – zuck – zuck –«

Wieder wanderte die Buddhafigur blitzschnell aus einem Kasten in den anderen. Der Professor legte den Apparat weg.

»Sie haben mich dieses Instrument nicht benutzen sehen, keinen meiner Assistenten. Aber ich habe noch andere Helfershelfer. Unsichtbare. Alle diese Vorgänge werden in einem weit, weit entfernten Laboratorium beobachtet. Wie dies geschieht kann ich Ihnen unmöglich erklären, oder ich müßte tagelang sprechen, und Sie würden mich wahrscheinlich auch noch nicht verstehen. Da muß von grundauf eine ganz besondere Schule besucht werden, die auch ich durchgemacht habe, und ich stehe erst am Anfange meiner Universitätszeit. Ich bin erst ein Stümper gegen jene, welche in unserer Gesellschaft und Verbrüderung den Rang von Lehrern einnehmen.

Kurz, es handelt sich um eine Spiegelung, sowohl optisch wie akustisch wie elektrisch wie noch in anderen Weisen wirksam, für welche Ihre Gelehrten noch gar keine Ausdrücke haben.

Also dort wird in einer Art von Spiegel alles beobachtet und auch gehört, was hier gesprochen wird. Denn ausgesprochen muß es werden. Ein Gedankenlesen gibt es bei uns nicht, wenigstens nicht in diesem Laboratorium, wo exakt wissenschaftlich gearbeitet wird.

Wie oft, Herr Waffenmeister, soll die Figur hin und her wandern?«

»Viermal,« flüsterte der Gefragte

Er flüsterte es, denn so klar dieser Vortrag auch gewesen war, daß das anfängliche Wunder auf ganz natürliche Weise erklärt worden, so wurde es ihm wie vielleicht allen anderen jetzt erst recht ganz unheimlich zumute.

Kaum hatte er es ausgesprochen, nur geflüstert, als die Buddhafigur viermal aus einem Glaskasten in den anderen wanderte.

Und der Professor fuhr fort:

»Einer weiteren Erklärung bedarf es wohl nicht. Das wird jetzt eben dort in dem Laboratorium reguliert, von einem ganz gleichen Apparat aus, wie ich ihn hier zeige. Die Entfernung spielt dabei keine Rolle, auch in bezug auf die Schnelligkeit des Resultats nicht. Sie haben doch wohl schon von der sogenannten Molekularbewegung gehört. In jeder Substanz ist jedes Molekül in ständiger Bewegung. Ihr Professor Clausius hat ja darüber die genauesten Messungen angestellt. So bewegt sich ein Sauerstoffmolekül 400 Meter in der Sekunde, wenn man diese Notation in die Länge übertragen wollte, ein Wasserstoffatom gar fast 3000 Meter in der Sekunde. Hierbei kommt aber nicht nur diese Molekularbewegung in Betracht, sondern auch noch, daß diese Moleküle von dem elektrischen Strome mitgerissen werden. Also spielt der Theorie nach die Entfernung überhaupt gar keine Rolle, um in einem Moment überall hin die Figur zu transformieren, in der Praxis nur so weit, als wir spiegeln können, wobei uns allerdings Grenzen gezogen sind.

Alles andere können Sie sich nun wohl selbst erklären. Daß die Figur zerpulvert wurde, hatte nichts zu sagen. Oder da wurden Sie eben getäuscht. Dieser Staub wanderte aus dem Kästchen nach unserem Laboratorium zurück, wo das Original der Figur steht. Also ist es doch ein leichtes, von dort aus auch in jedem Kästchen eine Kopie

entstehen zu lassen, es braucht nur unter einen elektrischen Wellenstrom genommen zu werden, wobei Sie es auch in der Hand schnell hin und her bewegen können. Vom Laboratorium aus weiß man es schon zu treffen. Sie könnten es sogar in die Tasche stecken oder anderswie verbergen, es in einem Panzerschrank unter Schloß und Riegel nehmen. Diese elektrischen Wellen durchdringen jede Substanz, jede, und man weiß, daß Kästchen auch immer zu finden, da wir auch jede Substanz durchsichtig machen können. Sonst habe ich dem nichts weiter hinzuzufügen.«

Das Männchen machte zum Zeichen, daß sein Vortrag beendet sei, nach allen Seiten hin eine zierliche Verbeugung.

Kein Bravo wurde ihm gezollt.

Das tiefste Schweigen herrschte ringsherum im Kreise.

Sie alle standen unter dem gewaltigen Eindruck der Erkenntnis, daß es auf dieser Erde eine Vereinigung von Menschen gab, welche an Wissen und Können weit, weit über der anderen Menschheit stand, denen gegenüber unsere Gelehrten und Forscher Kinder zu nennen waren. Wenn einer unserer akademischen Physiker und Chemiker mit all seinen Apparaten und Instrumenten und sonstigen Hilfsmitteln nach einem wilden Volke Zentralafrikas kommt und diesen Leuten dort die modernsten Erfindungen vorführt – es wäre nichts anderes, als was soeben hier geschehen war, und es hätten die bedeutendsten Physiker und Chemiker zugegen sein können.

Ein solcher war ja übrigens auch zur Stelle: Doktor Isidor Cohn. Aber der konnte nichts weiter als immer nur den Kopf schütteln und mit seinen Ohren wackeln.

»Sehr schön, sehr schön,« ließ sich da endlich eine Stimme vernehmen. »Sagen Sie mal, geehrter Herr Professor, können Sie auch hier diesen Stein so leicht machen, daß er auf dem Wasser schwimmt?«

Klothilde war es, die mit diesen Worten vortrat.

Sie harte sich schon während des letzten Teils des Vortrags zurückgezogen, auch einmal mit dem Segelmacher längere Zeit geflüstert, was aber niemand bemerkt hatte.

Ferner ist ein Grund vorhanden, daß wir gleich im voraus ihre Toilette beschreiben: diese bestand, bequem und zigeunerhaft, wie man an Bord dieses Gauklerschiffes nun einmal ging, dem Äußeren nach aus nichts weiter als aus einem buntgestreiften Rocke, auf dem Oberkörper hatte sie wohl nichts weiter als ein geschlossenes Hemd. Fußbekleidung trug sie gar nicht, ging barfuß, konnte ihre zierlichen Füßchen auch wirklich sehen lassen.

Bei jenen Worten zeigte sie eine braune Figur, die ungefähr einer Ente glich, etwa, um ein Maß anzugeben, die Größe einer Streichholzschachtel hatte. Ja, es war eine Ente, aber ganz plump ausgeführt.

Der Professor nahm sie, betrachtete sie von allen Seiten, wog sie in der Hand.

»Was ist das für eine Gesteinsart?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe den Stein am Seeufer gefunden, er gefiel mir, weil er gerade wie eine Ente aussah.«

»Der Stein ist voll?«

»Ja, natürlich ist er voll, nicht hohl. Können Sie den Stein gewichtslos machen, oder doch so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt?«

Der Professor kratzte zunächst mit dem Fingernagel darauf herum.

»Ist er mit einer Isolierschicht überzogen?«

»Mit was denn für einer Isolierschicht? Er ist so wie ich ihn am Seeufer fand.«

Der Professor hielt den Stein zwischen zwei von der Batterie ausgehende Drähte und fingerte auf seinem Tastenbrett herum.

»Nein,« sagte er dann, »dieser Stein muß erst mit Firnis oder einer anderen Isolierschicht überzogen werden, dann kann ich sein Gewicht nach Belieben verändern. So ist das nicht möglich, dieses Problem haben wir noch nicht gelöst. Ohne Isolierschicht wird die bidiametrale Elektrizität, welche die Wirkung der anziehenden Ätherschwingungen aufhebt, abgeleitet, selbst von der Luft. Und noch nicht einmal im luftleeren Raume ist uns dieses Problem zu lösen gelungen.«

»Ich aber kann diesen Stein gewichtslos machen.«

Überrascht blickte der Professor auf die Sprecherin.

»Ohne Firnisüberzug?«

»Ohne jede Firnisserei.«

»Ja, was wissen Sie denn überhaupt von diesem ganz besonderen Firnis, der unser ureigenstes Geheimnis ist?«

»Ich weiß gar nichts von diesem Firnis, sagte ich ja schon. Ich kann diesen Stein gewichtslos machen

oder doch mindestens so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt.«

Zunächst legte der Professor den Stein auf das Wasser der Balje. Die Figur sank sofort unter, wie eben eine steinerne Ernte, die nicht hohl ist, untersinkt.

»Wie wollen Sie denn das machen?« fragte er dann mit geringschätzenden aber doch schon etwas unsicherem Lächeln.

»Das ist nun wieder mein ureigenstes Geheimnis. Aber ich will es Ihnen verraten. Das mache ich mit paramboldynamischer Elektrizität.«

Der Professor machte zunächst ein unbeschreibliches Gesicht.

»Mit pa – pa – pa –«

»Es papat sich dabei nichts, sondern es ist ganz einfach paramboldynamische Elektrizität, die sich natürlich auch in paramboldynamischen Magnetismus umwandeln läßt.«

»Was ist denn das, paramboldynamische Elektrizität?«

»Das ist eine Elektrizität, die ich erfunden habe, oder doch entdeckt. Sie befindet sich als Naturkraft überall in der Luft, aus dieser kann ich sie nach Belieben herauspumpen.«

Es sei gleich bemerkt, daß den anderen Zuhörern nicht ganz geheuer zumute war. Es war doch Klothilde, die so etwas behauptete, und deren tiefernstes Gesicht kannte man doch schon. Und gerade weil sie einmal keine Grimmassen schnitt – das war gerade das Gefährliche dabei!

Aber dieses Männchen, das sich Professor Beireis nannte, mochte es die Klothilde nun schon kennen oder nicht – das war nur der wissenschaftliche Forscher, der die Wahrheit ergründen will.

»Sind Sie imstande, mir das vorzumachen, daß der Stein auf dem Wasser schwimmt?«

»Jawohl, bin ich.«

»Wann wollen Sie das Experiment ausführen?«

»Jetzt sofort.«

»Bitte sehr.«

»Folgen Sie mir.«

Man brauchte nur nach dem Vorderdeck zu gehen, dort hatte Klothilde bereits ihre Vorbereitungen getroffen.

Und wiederum wurden alle anderen ganz kopfscheu, oder bekamen sogar schon so eine kleine Ahnung, als sie merkten, daß derjenige, der diese Vorbereitungen getroffen hatte, der Klothilde dabei unterstützen wollte, kein anderer als der Segelmacher war.

Klothilde und Oskar – na, wenn die beiden zusammen arbeiteten, unter einer Decke steckten, da mußte ja etwas Schönes dabei herauskommen!

Nur der Professor merkte nichts, ahnte nichts. Der wurde nur immer zappliger.

An Dreck war ein dunkelgemusterter Teppich ausgebreitet, fast schwarz, zwei Meter im Quadrat. In der Mitte desselben stand auf drei kleinen Bieruntersetzern aus Porzellan eine größere Kokosnußschale, bis ziemlich an

den Rand mit Wasser gefüllt, das sehr schmutzig aussah, jedenfalls ganz undurchsichtig war.

»Bitte, meine Herrschaften,« nahm Klothilde das Wort, »wollen Sie sich um diesen Teppich herum aufstellen. Das Betreten des Teppichs ist nicht erlaubt, keine Berührung mit der Fußspitze. Sonst wird die paramboldynamische Elektrizität abgeleitet. Denn, Herr Professor, eine Isolierung habe ich dennoch nötig. Nur keinen Firnis. Wohl aber besteht dieser Teppich aus einem besonderen Stoffe, der isoliert. Wenn die Herren Matrosen behaupten, das wäre ja die Klaviervorlage aus ihrem Klubsalon, so haben sie ja allerdings ganz recht, aber ich habe den Teppich erst imprägniert. Womit, das ist mein Geheimnis. Desgleichen muß die Wasserschale isoliert werden, mit porzellanenen Tellerchen, die man gewöhnlich kurzweg Bieruntersetzer nennt. Die Schale ist die Hälfte einer Kokosnuß, gefüllt mit einfachem Frischwasser, das ich mit etwas Sepiasfarbe undurchsichtig gemacht habe. Daß dies alles so ist, daß sonst kein Hokusfokus in Betracht kommt, davon können sich Herr Professor dann hinterher überzeugen. Das Wasser muß undurchsichtig sein, weil im durchsichtigen Wasser die Wirkung der paramboldynamischen Elektrizität aufgehoben wird, ich den untergesunkenen Stein also nicht mehr erleichtern und ihn so heben könnte. Eine ausführlichere Erklärung folgt später. Und hier ist der Apparat, mit dem ich die paramboldynamische Elektrizität erzeuge.«

Klothilde, schon auf dem Teppich stehend, entnahm den Händen des Segelmachers ein meterlanges Rohr.

Es war nicht nötig, daß sie einmal mit ihren schwarzen Karfunkelaugen im Kreise herumblitzte. Sie kannte ihre Argonauten und die dazu Gehörenden doch schon, die verrieten mit keiner Miene, falls sie schon etwas ahnten.

Und der Professor war und blieb ahnungslos, und dasselbe galt von seinen schwarzen Gehilfen.

Es war ebenfalls ein ganz gewöhnliches Gasrohr, welches der Herr Professor mit eigenen Händen untersuchen durfte, nur daß es herrlich angemalt worden war, mit Ringen von allen möglichen Farben. Sonst war absolut nichts weiter daran.

»Hiermit erzeugen Sie die pa – pa – paramboldynamische Elektrizität?«

»Nicht papaparamboldynamische, sondern ganz einfach paramboldynamische Elektrizität. Jawohl, mit diesem Instrumente, das ich Ihnen später erklären werde, wird sie aus der Luft gepumpt und dorthin geschickt, wo man sie haben will, und ihre Wirkung werden Sie gleich sehen. Nur ist dann nötig, daß die elektrischen Wellen von oben her auf das Wasser fallen. Bitte, Oskar, klettern Sie hinauf.«

Oskar nahm das Rohr, erstieg die Wante, die hier über Deck zum Kreuzmast emporging, hing sich in einiger Höhe in die Stricke, visierte mit dem Rohre nach der Wasserschale.

»Allright, die carambokonstantinopolitanische Elektrizität ist fertick!« erklang es von oben.

»Nicht carambokonstantinopolitanische Elektrizität, sondern paramboldynamische,« verbesserte Klothilde mit

unerschütterlichem Ernste. »Halt, noch nicht! Herr Professor, hier haben Sie wieder den Stein. Sie sollen ihn selbst in das Wasser werfen. Ist es noch derselbe?«

»Gewiß, es ist derselbe,« mußte der nach kurzer Prüfung erklären.

»So erlaube ich Ihnen, daß Sie noch einmal den Teppich betreten, um den Stein selbst ins Wasser zu werfen. Dann müssen Sie ihn aber gleich verlassen. Bitte.«

Unterdessen hatte sich Klothilde mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich niedergekauert, einen Meter von der Schale entfernt.

Der Professor betrat den Teppich, ging hin, ließ den Stein aus geringer Höhe in das Wasser fallen, zog sich, rückwärts gehend, die Schale immer im Auge behaltend, wieder zurück.

Die steinerne Figur war natürlich untergesunken.

»Allright, Oskar!«

Oben ertönte jetzt ein eigentümliches, summendes Schnarren.

»Hören Sie? Jetzt saugt das Rohr die paramboldynamische Elektrizität aus der Luft auf und strahlt sie am anderen Ende wieder aus. Mein Assistent richtet sie direkt auf das Wasser und fingert auf dem Rohre herum, als ob er Flöte spiele. Die farbigen Ringe sind nämlich Kontakte, die ein- und ausgeschaltet werden können, so hat er den Stein ganz in seiner Gewalt, führt meine Kommandos aus. Also passen Sie auf: Hoch!«

Sofort tauchte die steinerne Ente auf, schwamm oben auf dem Wasser.

Der kleine Professor vergaß seine Zappelerei, er war nur noch Auge.

»Unter!«

Sofort verschwand die Ente unter Wasser.

»Hoch!«

Oben war sie wieder.

Und so ging das noch einige Male. Oben in den Wänden fingerte Oskar auf dem schnarrenden Rohre herum, immer nach dem Wasser visierend.

»Es sind auch noch andere Bewegungen möglich Guten Morgen, Frau Ente!«

Die auf dem Wasser schwimmende Ente nickte ganz energisch.

»Wie ist Ihr Befinden? Gut?«

Die steinerne Ente zappelte noch energischer.

»Fort, verschwinden Sie!«

Weg war sie, untergetaucht.

Jetzt griff Klothilde in das trübe Wasser und brachte die Ente wieder zum Vorschein.

»Ist es derselbe Stein?«

Sie hatte ihn, sich im Liegen vorstreckend, dem Professor gegeben.

Es war ganz umsonst, daß der die nasse Ente so genau untersuchte. Es war dieselbe steinerne Ente.

Klothilde nahm sie wieder, warf sie ins Wasser, der Stein sank unter.

»Hoch!«

Da schwamm sie wieder oben,

»Gefällt es Ihnen im Wasser?«

Bejahung durch Zappeln.

»Können Sie auch tanzen? Soll ich Ihnen einmal etwas vorspielen?«

Ein noch energischeres Zappeln als Bejahung.

Klothilde griff vorn zwischen Hemd und Hals, zog eine kleine Flöte heraus, fing an zu blasen, eine quäkende Melodie, bald langsam, bald schnell, und so tanzte auch die Ente auf dem Wasser, bald langsam, bald schnell, genau den Takt einhaltend.

Oben fingerte Oskar auf dem schnarrenden Rohre herum.

Während dieses Tanzes hatte der Professor einem seiner schwarzen Diener einige fremde Worte zugerufen, der Neger lief davon, kam mit einer Art Opernglas zurück, das der Professor vors Auge nahm. Es war jenes Instrument, durch das man Illusion von Wirklichkeit unterscheiden konnte.

»O Wunder über Wunder, es ist Tatsache!«

»Fort!«

Die Ente verschwand unter Wasser.

Da kniete der Professor einfach an Deck hin und hob gegen Klothilde die gefalteten Hände.

»Was soll das?«

»Ich bete Sie an!« erklang es in furchtbarer Erregung.

»Ach, machen Sie doch keinen Sums. Das ist ganz einfach paramboldynamische Ektrizität. Mann, stehen Sie doch auf!«

Wohl gehorchte der kleine Professor, aber die gewaltige Erschütterung blieb, und er sprach es aus:

»Miß! Sie haben da eine Erfindung gemacht, mit welcher sich die tiefstinnigsten Geister unserer gelehrten Gesellschaft schon seit langen, bangen Jahren vergebens beschäftigen, ohne das Problem lösen zu können. Jede Substanz noch auf eine andere Weise als die uns bekannte Weise schwerer oder leichter machen zu können, ohne sie erst isolieren zu müssen. Sie haben dieses Problem gelöst! Sie haben eine Art von Elektrizität entdeckt! Und wir suchen solche ingeniose Köpfe in aller Welt, um sie unserer geheimen Gesellschaft einzuverleiben! Fräulein, Fräulein, ich beschwöre Sie, geben Sie mir eine nähere Erklärung über diese rätselhafte Naturkraft, die Sie aus der Luft saugen, die Sie beherrschen, oder ich werde auf der Stelle wahnsinnig, wenn ich's nicht schon bin. Bitte, bitte, geben Sie mir eine Erklärung! Und ich gratuliere Ihnen, daß Sie in unserer geheimen Gesellschaft gleich eine Lehrstelle, eine Professur einnehmen sollen!«

Mit ihrem tiefstem Gesicht, ohne einmal Grimassen zu ziehen, hatte Klothilde das Männlein angehört.

»Nein, mein lieber Professor, wenn Sie nicht schon wahnsinnig sind – meinetwegen sollen Sie's nicht werden. Ich gebe Ihnen die ausführliche Erklärung Hier ist, die steinerne Ente –«

Sie griff in das Wasser, holte den nassen Stein hieraus, zeigte ihn,

»Und hier –«

Da tauchte an dem Wasser noch eine zweite Ente auf, ganz genau so aussehend.

»Und hier ist noch eine zweite Ente, die aber aus einem leichten Holze geschnitzt ist. Sie ist an einem schwarzen Roßhaar befestigt. Die Kokosnußschale hat am Boden ein ganz feines Löchelchen, durch dieses geht das Roßhaar. Das andere Ende des Haares habe ich hier an meiner großen Zehe befestigt, die ich unter dem Rocke verborgen hatte. So habe ich die hölzerne Ente in meiner Gemalt. Die steinerne sinkt natürlich zu Boden, ein kleines Nachgeben meiner Zehe und die hölzerne Ente steigt empor, ich kann sie tanzen lassen und wieder herabziehen. Die Schale hat einen doppelten Boden, der Hohlraum ist mit Sägespänen gefüllt, die sich erst mit Wasser vollsaugen müssen, ehe es durch das Löchelchen tropfen kann. Das Rohr dort oben ist ein angemaltes Gasrohr. Der Segelmacher hat im Maule eine Mundtrommel, oder im Munde eine Maultrommel, wollte ich sagen. Was paramboldynamische Elektrizität ist, weiß ich nicht. So, das ist die ganze Erklärung. Die Professur in Ihrer geheimen Gelehrtenengesellschaft nehme ich an. Wie hoch wird die Stelle bezahlt?«

So hatte Klothilde gesprochen.

Ach, diese verdutzten Gesichter ringsherum!

Bis dann das schallende, das brüllende Gelächter losbrach.

Und es galt nicht zum mindesten dem kleinen Professor.

Wie der dastand, etwas in die Kniebeuge gehend, mit was für seinem Gesicht, dann mit geknickten Knien etwas herumschleichend und sich dabei hinterm Ohre kratzend.

»Au!«

Wir wollen gleich erwähnen, was die anderen erst später erfahren, wie Klothilde auf diese Idee gekommen war.

Sie hatte eben am Strande einmal diesen Stein gefunden, der wie eine Ente aussah, und da war ihr die geniale Idee so gekommen, wie eben jede geniale Idee entsteht.

Sie hatte nur ihre Gefährten veralbern wollen. Hatte sich solch eine Wasserschale gefertigt, auch das Rohr, das aber nur als Zauberstab dienen sollte, oder zu sonst einem Zwecke. An Elektrizität hatte sie dabei noch gar nicht gedacht.

Da war nun der Professor gekommen mit seinen elektrischen Zaubereiexperimenten die Gelegenheit war gerade so günstig – well, nun wollte auch Klothilde einmal etwas mit ihrer eigenen Elektrizität zum besten geben, hatte dazu den Segelmacher schnell eingeweiht.

So war es gekommen.

»Teufelsweib, Teufelsweib!«

Nur Kapitän Martin konnte das sagen, die anderen waren vor Lachen noch keines Wortes fähig.

Da sah man, wie der Professor schnell seine Uhr zog und sie ans Ohr hielt, nach einiger Zeit machte er eine Handbewegung, und es wurde still, weil man wußte, daß jetzt wieder etwas Besonderes kommen mußte.

»Meine Herrschaften! Ich soll Ihnen mitteilen, daß dieser ganze Vorgang dort in unserem Laboratorium beobachtet worden ist. Gleichzeitig soll ich Ihnen aber auch auf Ehrenwort erklären, daß Sie sonst nicht etwa dort beobachtet werden, wozu man etwa noch gar Ihre Kabinenwände durchsichtig macht.

Solche Beobachtungen sind bei uns vollkommen ausgeschlossen. Die Erfindungen befinden sich in besten Händen, und das ist eben der Grund, weshalb wir sie nicht gleich der anderen Menschheit preisgeben, damit nicht – doch davon jetzt abgesehen.

Also dieser Vorgang ist dort beobachtet worden, weil das Schiffsdeck nun einmal wegen jener Experimente bespiegelt werden mußte.

Meine hochgeehrte Dame,« wandte sich der kleine Professor jetzt mit einer tiefen Verbeugung speziell an Klothilde. »Miß Gracco, nicht wahr? Dort auf der Station befindet sich gerade einer unserer höchsten Meister. Auch er hat den Vorgang beobachtet, und er amüsiert sich köstlich über den Streich, den Sie mir soeben gespielt haben. Mir ist es ja nicht gerade angenehm, daß ich dies Ihnen mitteilen muß, aber ich entledge mich hiermit meines Auftrags. Dort in unserem Laboratorium ist jetzt nicht minder herzlich gelacht worden als wie hier, und bei uns wird selten gelacht. Dieser Meister möchte sich revanchieren für die ergötzlichen Minuten, die Sie ihm bereitet haben. Er möchte Ihnen etwas verehren, ein Andenken an diese Stunde. Ob Sie nicht irgend etwas

halten, eine kleine Porzellanfigur oder etwas Ähnliches  
–«

»Eine kleine Porzellanfigur? Nee, die habe ich nicht. Ich habe überhaupt niemals nischt.«

Da hatte Klothilde allerdings ein großes Wort gelassen ausgesprochen.

Mit nichts war sie damals in Rio de Janeiro an Bord gekommen, und heute hatte sie noch immer nichts. Sie gehörte zur besitzlosen Klasse, und auf diesen respektablen Stand hielt sie mit stolzer Energie. Wenn das Schiff in einen Hafen lief, ging sie in Lumpen gehüllt an Land, kaufte sich ein pompöses Kleid, Strümpfe und Stiefelchen und Hut und was sonst noch dazu gehört, und wenn sie es dann wieder einmal anziehen sollte, dann hatte sie immer wieder »niemals nischt«. Wo das Zeug blieb, das war ein Rätsel. Na, mit übernatürlichen Dingen ging das ja nicht zu. Wenn etwa einmal das Wasser durch das Bollauge in ihre Kabine geschlagen war, dann nahm sie einfach ihr neues Kostüm her und schwabberte damit das Wasser am Boden aus, und dann war das doch kein Kostüm mehr, sondern nur noch ein Lappen. Sie war noch viel mehr als eine Zigeunerin. Wie gesagt, sie war stolz daraus, zur besitzlosen Klasse zu gehören, die »niemals nischt« hat.

»So gelben Sie die steinerne Einte, die paßt gerade recht gut für den beabsichtigten Zweck –«

»Ja, den Stein können Sie bekommen, Steine habe ich eine ganze Menge, die ganze Erde voll – oder halt, da

fällt mir etwas anderes ein, ich habe doch noch etwas Besonderes –«

Flink wie ein Wiesel rannte sie davon, kam gleich wieder zurück, ein Stück Segeltuch in der Hand.

»Können Sie vielleicht das brauchen?«

Es war ein gewaltiger Hirschkäfer mit mächtigen Scheren, den sie in dem Lappen präsentierte. In diesen Buchenwäldern kamen viele Hirschkäfer vor, aber solche stattliche Exemplare waren doch selten.

»Ich habe ihn gestern gefangen, wollte ihn unserem Doktor Isidor in die Koje setzen, aber das Luder ist krepirt. Geht der nicht für eine Nippfigur durch?«

Der kleine Professor zog die Stirne kraus, als er das Ungeheuer betrachtete.

»Der ist freilich nicht von Porzellan, wie der Meister sagte, das ist organische Substanz – aber warten Sie –«

Er benutzte wieder seine Uhr als drahtloses Telephon.

»Meine Herrschaften, jetzt werden Sie Zeuge eines großartigen Vorganges, den auch ich nicht begreife.

Übrigens haben Sie mich vorhin schon gefragt, ob ich dieses Experiment ausführen könnte, ich bejahte, habe auch alles da, was dazu gehört, dennoch weigerte ich mich, weil ich keine Erlaubnis zur Vorführung dieses Experiments hatte – nun ist es der zweite Meister selbst, der es ausführen wird, ich bin dabei nur sein Assistent, nur sein Handlanger.«

Der Professor baute einen Apparat auf, die Hauptsache daran war eine Art Brennglas, das er nach der Sonne richtete, auf eine Platte darunter legte er den Hirschkäfer.

Nicht lange dauerte es, so begann der braune Käfer zu erblassen, bis er sich ganz weiß gefärbt hatte.

»Jetzt ist die organische Substanz zerstört. Oder sie ist vielmehr in eine anorganische überführt worden, und das gilt auch von allen inneren Teilen. Und jetzt – da ist es schon geschehen.«

Mit einem Schlage hatte der weiße Käfer eine goldgelbe Farbe angenommen. Der Professor nahm ihn von der Platte.

»Meine Herrschaften – eine Transmutation, wie die alten Alchimisten die Umwandlung einer anderen Substanz in Gold nannten! Wenn sie dabei auch immer von einem schweren Metalle ausgingen. Das ist bei uns nicht nötig. Wir können auch Wasser in Gold verwandeln, müssen dazu freilich erst andere Elemente hinzufügen und das kommt uns selbst teurer zu stehen, als wenn wir natürliches Gold kaufen. Hier handelt es sich ja aber um etwas ganz anderes. Dieser Hirschkäfer ist durch und durch in Gold verwandelt worden. Wenn Sie ihn durchschneiden so würden Sie unter dem Mikroskop noch die winzigen Zellen erkennen – aber alles Gold. Fräulein Klothilde, ein Meister verehrt Ihnen dies zum Andenken für die köstliche Viertelstunde die Sie ihm bereitet haben. Tragen Sie diesen goldenen Hirschkäfer als Brosche.«

Mit diesen Worten überreichte der Professor ihr den goldenen Käfer, der ungefähr zwanzigmal schwerer geworden war.

»Danke,« sagte Klothilde einfach. »Als Brosche soll ich das Ding tragen? Da hätte Ihr Meister aber auch ich eine Nadel dranmachen sollen.«

## 124. AN BORD DES »ELEKTRON«.

»Meine Herrschaften der »Elektron« ist zur Stelle!«

Neben dem Schiffe tauchte eine schwarze Masse auf, zunächst nur eine Plattform, nicht ganz so lang wie die »Argos« – oder, um gleich die richtigen Maße anzugeben – genau 106 Meter lang und 14 Meter breit, vorn und hinten etwas spitz zulaufend.

»Wollen sich die Herrschaften an Bord des »Elektron« für eine längere Reise einrichten? So nehmen Sie alles mit. Auch Ihre ganze Menagerie. Es ist alles, alles dafür eingerichtet worden. Das hat eben die Ankunft des »Elektron« etwas verzögert.«

»Für eine längere Reise?«

»Ja. Die ganze Welt steht uns ja offen. So weit man darunter diese Erde mit einer Luftschicht von 10 000 Meter Höhe versteht. Wir können ja eine kleine Reise um die Erde machen. Sie können alles mitnehmen. Was nicht nötig ist, werde ich immer sagen. Zum Beispiel Klaviere sind nicht nötig. Die haben wir selbst an Bord.«

Zwischen der Patronin, Kapitän Martin und dem Waffenmeister fand eine kurze Beratung statt, wobei der Professor nur noch nähere Auskunft geben mußte.

Die »Argos« konnte ganz verlassen werden. Sie kam einstweilen in das Wasserbassin des Schlosses der Entsaugung hinein. Die Indianer und englischen Matrosen blieben allein hier, standen aber unter genügender Aufsicht.

»Ja wenn es so ist, dann sind wir bereit, auf den »Elektron« überzusiedeln,« lautete dann der Entschluß.

Und der Umzug begann sofort. In einer Stunde war es geschehen.

Das Unterseeboot hob sich, bis die Plattform mit dem Deck der »Argos« bei umgelegter Bordwand in einer Linie lag, man hatte mehr als hundert Händepaare zur Verfügung und dann halfen wenigstens noch ebenso viele Männer von der Besatzung des »Elektron« mit, aus einer Musterkarte aller Völkerrassen bestehend, wenn auch die Japaner vorherrschten.

Und da hatte man gleich eine große Überraschung.

»Was, das sind doch die japanischen Matrosen von der »Schwester Anna«?«

Der kleine Professor konnte es nur bestätigen.

Aber eine alte Bekanntschaft brauchte nicht erneuert zu werden. Man war mit diesen japanischen Matrosen, die nur unter sich so geschwätzig gewesen, niemals bekannt geworden.

»Aber den Kapitän des »Elektron« werden Sie sehr gut kennen und sich freuen, ihn wiederzusehen, wie auch er sich freut,« setzte Beireis noch hinzu.

»Kapitän Price O'Fire, der Fürst des Feuers?«

»So ist es. Er wird Sie dann begrüßen. Jetzt ist er noch beschäftigt. Ich habe Ihnen noch mitzuteilen, Herr Waffenmeister, daß der »Elektron« aus fünf übereinanderliegenden Etagen besteht. Die beiden obersten und die unterste Etage stehen nur Ihnen und Ihren Freunden und Leuten zur Verfügung, ebenso können Sie sich jederzeit, wenn es möglich ist, oben an Deck aufhalten. Die Vorrichtungen, die Sie handhaben müssen, werden Ihnen erklärt, soweit es Ihnen nicht Freude macht, sie selbst auszukundschaften.

Die beiden mittleren Etagen sind nur für die Mannschaften des »Elektron« bestimmt, den Kapitän nicht ausgeschlossen, auch ich werde nur kommen, wenn Sie mich rufen. Die beiden verschiedenen Mannschaften kommen gar nicht in Berührung, jede lebt wie in einer Welt für sich. So ist es bestimmt worden, ich muß es Ihnen mitteilen, es ist meine Pflicht. Nur jetzt halten sich die Ihnen schon bekannten Japaner und auch noch andere unserer Matrosen in Ihren Etagen auf, wegen des Umräumens, um erst einmal die Sachen aufzustapeln, um Ihren Leuten behilflich zu sein, damit der Umzug schnell vor sich geht, womit Sie doch einverstanden sind. Dann werden diese Leute Ihren Augen für immer verschwinden.«

So wurde es denn auch gehandhabt. Die Leute der »Argos« trugen die Sachen immer nur bis an die offenen Luken, wo sie von fremden Händen in Empfang genommen wurden. Erst als die ganze Menagerie an die Reihe kam, wobei selbst Vater Abdallahs weiße Mäuse nicht vergessen wurden, begaben sich auch die Argonauten unter

Deck, fanden für die Tiere schon leere Räume mit geeigneten Vorrichtungen.

Unterdessen wanderte Georg durch das ganze Schiff, wenigstens durch die unterste, vierte und fünfte Etage, zu den anderen beiden, der zweiten und dritten, fand er gar keinen Eingang.

Durch jede Etage ging ein breiter Korridor, hüben und drüben reihte sich ein Raum an den anderen, teils durch Schiebetüren mit einander verbunden, teils isoliert, Schlafkabinen, Wohnräume, Salons, alles aufs Komfortabelste eingerichtet, aber nicht fremdartig, nach europäischem Geschmack, praktisch und bequem und künstlerisch zugleich. Fremdartig war nur, daß kein einziger Fenster vorhanden und daß dennoch alles von hellem Tageslicht erfüllt war. Doch auch das war ja den Argonauten nichts Neues mehr.

Auch Treppen gab es nicht. Dafür überall Aufzüge deren Betrieb sofort erkenntlich war. Hier und da auch ein Liftzug dessen Zweck durch eine besonders Aufschrift charakterisiert wurde. Er führte aus der dritten Etage direkt in die unterste hinab, oder umgekehrt, ohne in der zweiten und dritten Etage Halt zu machen.

Dann auch viele leere Räume, besonders in der obersten Etage, in denen jetzt die Tiere untergebracht werden, die auch mit einem Liftzug an Deck befördert werden konnten.

In der Etage darunter war der Korridor kürzer, weil er in einen großen Saal mündete, der nach beiden Seiten durchging und außerdem doppelte Höhe hatte.

»Was für eine Bestimmung hat dieser Raum?« fragte Georg einen Japaner, der damit beschäftigt war, einen großen Wandschrank anzubringen.

»Der Turnsaal.«

Und schon wurden alle die Turngeräte angeschleppt gebracht, Japaner in blauem Monteuranzug arbeiteten wie die Ameisen, um alles aufzustellen und festzuschrauben, wobei erst Löcher gebohrt werden mußten, wie die Argonauten angaben.

Auf seinem weiteren Gange durch das jetzt noch herrschende Durcheinander kam Georg an einer geräumigen Kabine vorüber, in der Hammid bereits seine Zimmermannswerkstätte einrichtete, an einer anderen, in der sich der erste Maschinist als Goldschmied etablierte, und dann kam ein größerer Raum mit vielen Kästen, zwischen denen Meister Kännchen stand, und der Chinese wollte dem erklärenden Japaner nicht glauben, daß dies die Küche sei.

Er wurde belehrt, auch über die Handgriffe welche die elektrischen Koch- und Backöfen in Funktion setzten, und die Töpfe und Pfannen waren nur nicht öffentlich ausgestellt.

»Und wie steht es mit dem Proviant?«

»Hier ist alles drin,« sagte der Japaner, die Tür eines in die Wand eingelassenen Schrankes öffnend.

»Da ist ja gar nichts drin!«

»Hier daneben ist das Telephon. Da rufen Sie hinein, was Sie brauchen. Dazu muß erst die Schranktür geschlossen sein. Wenn hier die weiße Platte sich in eine rote verwandelt, wobei ein Klingelzeichen ertönt, was spätestens nach fünf Minuten geschieht, öffnen Sie die Tür – vorher ist es auch nicht möglich – und in dem Schranke wird das Gewünschte sein.«

»Schon zubereitet?«

»Wie gewünscht wird. Dann allerdings dauert es etwas länger. Ich dachte jetzt nur an Proviant, die Sie selbst zubereiten.«

Meister Kännchen wußte sich sofort hineinzufinden, die Mittagszeit nahte überhaupt heran – und was ein Schiffskoch zu bedeuten hat, was man von ihm verlangt und was er können muß, was einen Schiffskoch überhaupt erst ausmacht, davon haben wir schon einmal gesprochen: und wenn er ganz bestimmt weiß, daß in den nächsten fünf Minuten das Schiff in die Luft fliegen wird, so hat er doch erst sein Essen fertig zu machen, dann kann er mitfliegen, oder er eignet sich eben nicht zum Schiffskoch – also Meister Kännchen klappte den Schrankdeckel zu und trat ans Telephon.

»Zwanzig Pfund bestes Ochsenfleisch, Hinterteil, für Rouladen für die Offiziersmesse!« schrie er hinein.

Um die Ausführung kümmerte er sich nicht, sondern ließ in einen großen Kessel Wasser laufen, schon fast kochend. Er hatte aber den Hahn kaum angedreht, als ein

Glockenton erscholl, die weiße Platte am Telephon hatte sich rot gefärbt, und wie der Koch den Schrank aufmachte, da lag jetzt ein mächtiges Stück frisches, delikates aussehendes Ochsenfleisch darin.

Woher das kam, das war diesem Schiffskoch ganz egal, wenn er's nur hatte, und er legte es auf den Hacketisch, unter dem Beile und Messer geordnet lagen.

»Einen Kalbskopf für die Patronatskajüte!« kommandierte der Chinese jetzt in das Telephon hinein.

»Na da verlangen Sie aber ein bißchen viel,« meinte Georg.

Es hatte einmal in der Eiskammer der »Argos« einige Kalbsköpfe gegeben, aus Petersburg mitgenommen, aber die waren schon längst verspeist.

Doch wiederum nur eine halbe Minute, so kam das Zeichen, und in dem Schranke lag ein abgehäuteter Kalbskopf.

»Wo haben Sie denn den her?« rief Georg erstaunt

Die Antwort gab nicht der Japaner, sondern Professor Beireis, der eben hinzugetreten war, da er den Waffenmeister schon gesucht hatte.

Wir geben eine etwas andere Erklärung.

In großen Städten sieht man heutzutage in den betreffenden Schaufenstern Konserven ausgestellt, an die man vor 20 Jahren noch gar nicht gedacht hat, und die Auswahl nimmt fast täglich zu. Beefsteak mit Schoten und Spargel, Rebhühnchen, Hirschrücken, alles schon fix und fertig gekocht und gebraten, in Büchsen oder Gläsern

eingemacht – alles ist vorhanden. Für Jäger, für Touristen, für Picknicks, auch für einsame Gastwirtschaften ist das sehr geeignet. Besonders auch kann dadurch das große Risiko sehr vermindert werden, ob an Festtagen ein Massenbesuch wird oder nicht.

Das ist aber noch gar nichts gegen das, was man in dieser Hinsicht in großen Seestädten zu sehen bekommt. Wenn nicht in Schaufenstern, dann in Lagermagazinen, wo Schiffe und Expeditionen ausgerüstet werden. Da liebt man Präserven, die im Binnenlande nicht zu haben sind. Denn wenn auch heute Entfernungen die durch Eisenbahn verbunden sind, gar keine Rolle mehr spielen, so handelt es sich doch immer um den Bedarf, um die Nachfrage. Wer denkt denn zum Beispiel im Binnenlande an konserviertes Frischbrot. Und eingemachte Semmeln, oder etwa an saure Flecke in Büchsen. Und doch gibt es das. Es gibt heutzutage überhaupt alles, alles eingemacht.

Doch es ist gar nicht so leicht zu haben. Da hat etwa ein ehemaliger Seemann, der sich im Binnenlande niedergelassen hat, wieder einmal Appetit nach Schiffszwieback, von dem es hunderterlei Sorten gibt, vom größten an bis zum allerfeinsten, dabei doch immer Hartbrot bleibend, kein Biskuit werdend, von den verschiedensten Firmen hergestellt. Solch ein Schiffszwieback ist gar nicht so leicht zu haben. Auch nicht in Hamburg. Da muß man genau seine Quelle wissen. Weil eben sonst gar kein Bedarf vorhanden ist, er wird nirgends angeboten.

»Wir sind mit allem, allem verproviantiert, was sich nur denken läßt, lassen wir den kleinen Professor Beireis jetzt selbst sprechen, und das in Hülle und Fülle. Und dies alles ist ganz frisch. Wenigstens scheinbar. Wir verstehen Fleisch und alles so zu präservieren, daß es seinen vollkommen frischen Zustand für alle Ewigkeit behält. Und dabei tritt auch nicht der Nachteil ein, der allen gekochten Präserven anhaftet. Man bekommt keinen Skorbut danach, das ist hierbei ganz ausgeschlossen.«

Ja, man nährt sich nicht ungestraft nur von Konserven. Die Natur läßt ihrer nicht ungestraft spotten. Der dauernde Genuß von gekochten Konserven zieht regelmäßig Skorbut nach sich. Nicht dagegen der dauernde Genuß von getrocknetem und geräuchertem Fleisch, von getrocknetem und wieder aufgeweichtem Obst und Gemüse. Denn das Trocknen ist ein natürlicher Vorgang. Die ganze Kocherei und Braterei aber ist unnatürlich, zumal wenn diese Konserven längere Zeit aufbewahrt werden. Das duldet die Natur nicht, da weiß sie sich zu rächen. Sie warnt zuerst dadurch, daß sie die Zähne locker macht und zuletzt ganz ausfallen läßt, ehe der richtige Skorbut einsetzt.

»Sie sind mit allem verproviantiert?«

»Mit allem, allem! Sie können verlangen, was Sie wollen.«

Kurz entschlossen trat Georg ans Telephon. Der Schalk, den er in diesem Augenblicke hinterm Ohre sitzen hatte, sah man ja nicht.

»Ich bitte um einen Elefantenrüssel! Um einen recht großen! Abgezogen braucht er noch nicht zu sein!«

»Au!« machte der kleine Professor wie schon einmal, sich auch wieder hinterm Ohre kratzend. Ja, wenn Sie freilich so etwas verlangen –«

»Da müssen Sie eben vorsichtiger in Ihren Behauptungen sein,« lachte Georg.

»Bim,« ging es da in dem Schranke, und die weiße Platte färbte sich rot.

Georg öffnete den Schrank.

Und der kleine Professor starrte genau so hinein wie der Waffenmeister.

In dem Schranke lag zusammengerollt ein grauer Riesenarm.

Was konnte das sein?

Nun eben der gewünschte Elefantenrüssel, unabgezogen!

Noch eine kleine Pause, dann griff Georg mit kühner Hand zu.

Zwei Meter lang und fast einen Fuß dick war der Riesenwurm.

Jetzt aber erkannte man den Irrtum.

Kein Elefantenrüssel, sondern eine Leberwurst.

Es war nichts so Ungewohntes für einen Seemann.

Solche Riesenwürste sieht man überall in Hamburg und Bremen und in anderen deutschen Seestädten in den betreffenden Schaufenstern ausgehängt, noch länger als zwei Meter, drei Meter lang, noch dicker als ein Fuß!

Solche ungeheuere Riesenwürste und nicht etwa nur zur Schau ausgestellt, sind nämlich der Stolz der verfressenen Nordgermanen. Ja, man muß sagen: verfressen. Denn bei denen fängt der Mensch doch überhaupt erst mit dem »Frühstück« an. Was aber nur sie so schön aussprechen können, daß man dabei schon Appetit bekommt.

Am herrlichsten sind die Holsteiner Fleischwürste, ein Mittelding zwischen Zervelat und Salami, aber von Dimensionen, daß man sie als Balken beim Bau von Häusern verwenden könnte. Sie haben überhaupt schöne Sachen, dort oben.

»Na, wenn dort in der uns verschlossenen Unterwelt auch der Humor so blüht, dann werden wir uns hier schon wohlfühlen!« lachte Georg aus vollem Halse.

»Herr Waffenmeister, ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen die besten Räume als die Ihren zu zeigen,« sagte der Professor, »denn vorhin wurde schon Ihr abgeschraubter Schreibtisch gebracht.«

»Die besten Kabinen gehören der Patronin.«

»Die hat bereits gewählt. Es sind auch nicht die schönsten Räume, aber doch die für Sie geeignetsten, wo Sie als Waffenmeister alles in der Nähe haben, was nun einmal zu Ihrem Posten gehört.«

»So zeigen Sie mir dieselben, dann bin ich einverstanden.«

Sie lagen ganz vorn im Schiffe, verteilten sich auf alle drei den Argonauten zur Verfügung stehende Etagen, waren durch besonderen Fahrstuhl miteinander verbunden, außerdem immer zwei Räume nebeneinander.

Einer davon war mit Rädern und Hebelwerk aller Art angefüllt.

»Von hier aus können Sie das Schiff steuern, beherrschen sämtliche Vorrichtungen. Es wird Ihnen alles noch genau erklärt werden. Irrtümer sind dabei ganz ausgeschlossen.«

Georg blickte sich um, auch nach dem Zimmer zurück, in dem soeben sein Schreibtisch der ja viele Schriftsachen barg, aufgestellt wurde.

»Hm. Das sieht ja bald aus, als sollte ich hier als Hauptperson gelten.«

»Die sind Sie doch auch.«

»Hm, eigentlich – na lassen wir das. Ich soll wohl gar auch das Kommando übernehmen?«

»Darf ich Ihnen jetzt den Kapitän des »Elektron« zuführen?« wick der Professor dieser Frage aus. »Ist es Ihnen angenehm?«

»Ich bitte sehr.«

Professor Beireis verabschiedete sich mit einer Verbeugung, verließ das Zimmer, und statt seiner trat durch die Tür ein hünenhafter Mann mit langem blondem Vollbart ein.

»Ah, Kapitän Price O’Fire, der Fürst des Feuers!«

Mit ausgestreckter Hand ging Georg freudig auf ihn zu.

Der aber nahm die Hand nicht, sondern legte die seine in militärischer Haltung an die Mütze, salutierte also.

»Melde mich zur Stelle, Herr Patron!«

»Wat?« brachte Georg verblüfft hervor.

»Ich bin nur der Kapitän des »Elektron«, Sie sind sein Eigentümer, ich stehe unter Ihren Befehlen.«

Georg fragte nicht lange, achselzuckend fügte er sich in das Unvermeidliche. Es war ja nicht das erste Mal, daß er von den Leitern dieser geheimen Gesellschaft solch eine ungemeine Gunstbezeigung bekam.

»Well, wenn es so ist – meinetwegen kann man mir die ganze Erde nebst den umliegenden Himmelskörpern schenken – ich nehme alles an, wenn ich mich dafür nicht groß zu bedanken brauche.«

## 125. KAPITEL.

»AUS DER WAHRHEIT FEUERSPIEGEL  
LÄCHELT SIE DEN FORSCHER AN.«

Wir lassen die beiden allein und versetzen uns in eine deutsche Universitätsstadt.

In einer elenden Zwischengasse, die zwei glänzende Geschäftsstraßen miteinander verband, prangte am Torweg eines baufälligen Hauses ein blitzendes Messing-schild.

»Gustav Richter, Holz und Kohlen.«

Dieser Gustav Richter gehörte zu denjenigen Menschen, von denen es nur eine Frage ist, ob sie auch wirklich wissen, wie glücklich sie sind.

Besser freilich ist es, sie wissen es nicht. Sonst könnten die Götter neidisch werden.

Vor nunmehr vierzig Jahren hatte Gustav Richter, nachdem er als aktiver Soldat den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatte, wobei ihm in seinem halben Dutzend glorreich mitgefochtenen Schlachten nur einmal eine Kugel den Helm vom Kopf gerissen, hier eine Stelle als Arbeiter gefunden, beim alten Grohmüller, der dieses Kohlengeschäft schon vom Vater geerbt hatte, und das ganze Haus dazu.

Fünf Jahre lang hatte Gustav von früh bis abends in dem düsteren Schuppen große Kohlen klein geklopft, eingeschauft, Holz gehackt und die Bestellungen mit dem Handwagen ausgeführt, gegen volle Kost, monatlich vier Taler und zu Weihnachten einen neuen Anzug, drei Hemden und sechs Schürzen.

»Ich habe genug, ich werde mich zur Ruhe setzen,« hatte da eines Tages der alte Grohmüller gesagt. »Weißt Du niemanden, Gustav, der mir mein Geschäft kauft?«

»Ich? Nee, ich weeiß niemanden.«

»Na, da kauf Du es mir doch ab.«

»Ich? Ich habe nur 182 Taler auf der Sparkasse.«

»Na, da heirate doch meine Luise.«

»Ich? Ja, wenn sie mich will.«

»Hast Du denn noch gar nicht gemerkt, wie gut Dir die Luise ist?«

»Ich? Nee.«

Die Luise, das einzige Kind, schaufelte ebenfalls von zarten Kindesbeinen an in dem finsternen Schuppen Kohlen und hackte Holz. Hübsch war die nun zweiundzwanzigjährige Jungfrau dadurch eben nicht geworden, aber vierschrötig, stellte einen ganzen Mann, sogar zwei Männer.

Nein, Gustav konnte gar nicht bemerkt haben, daß die Luise ihm gut war, denn nie hatte sie ihm so etwas merken lassen, dazu war sie viel zu – sittsam. Dumm kann man nicht sagen. Denn die Luise führte die Geschäftsbücher, aber ohne etwas zu schreiben, die hatte alles im Kopfe, und die vergaß nichts, am wenigsten eine noch nicht bezahlte Lieferung.

Nun, wenn es so stand – Gustav war kein Feigling, er fragte an und wurde erhört.

Hätte denn der alte Grohmüller, ein wirklich vermöglicher Mann, Besitzer eines schuldenfreien Hauses, das über kurz oder lang noch einmal ein hochwertvolles Spekulationsobjekt werden mußte, keinen anderen Schwiegersohn finden können als solch einen armen Schlucker?

Der alte Grohmüller dachte eben anders, der hatte die Wahrheit erkannt.

Wenn jemand monatlich vier Thaler bekommt, und erspart sich davon drei, in fünf Jahren 182 Taler, der ist, wenn sonst alles klappt, in der Finanzwelt dereinst ganz sicher noch zu etwas Hohem berufen!

Sechzehn Jahre lang schaufelte das Ehepaar zusammen in dem finsternen Schuppen Kohlen und hackte Holz,

ein Knecht führte die Bestellungen aus, immer noch mit dem Handwagen.

Bis sich eines Tages Frau Luise ins Knie hackte, woran sie starb.

Der Witwer war allein in der Wohnung in der vierten Etage. In der Nacht – tagsüber war er ja in seinem Schuppen, und abends saß er jetzt regelmäßig in der Winkelkneipe nebenan, wenn auch nie mehr als vier Glas Bier trinkend, und dann zum Schluß einen Korn.

Der Schwiegervater hatte schon längst das Zeitliche gesegnet, noch früher die Schwiegermutter, Kinder waren dieser Holz- und Kohlenehe nicht entsprungen.

In solch einer einsamen Nacht entstand in Gustavs Kopf der Entschluß, wieder zu heiraten. Nicht daß er in seinem Schuppen eine billige Arbeitskraft gebraucht hätte. Seitdem sich in den beiden Hauptstraßen glänzende Läden etabliert hatten, ging das Kohlengeschäft immer mehr zurück. Es wurde nur noch ein Mann gebraucht, der die Bestellungen ausführte, der Herr Prinzipal konnte allein einsacken. Aber diese einsamen Nächte in der leeren Wohnung ertrug er nicht. Und dann vor allen Dingen die Esserei! In der Kneipe nebenan schmeckte es ihm nicht. Und eine andere Kneipe kannte er nicht. Und Luise hatte ganz ausgezeichnet kochen können. Besonders saure Flecke. Zweimal in der Woche oder, wenn sie beim Fleischer zu haben waren, auch dreimal. Und er war überhaupt gewöhnt, zu Hause zu essen.

Ja, er wollte wieder heiraten. Aber erst versuchsweise. Das heißt: sich erst eine Wirtschafterin nehmen. Natürlich in allen Ehren. Immer erst prüfen, ob sich die Wirtschafterin als Gattin eignete, und wenn nicht, dann wurde sie eben wieder fortgeschickt, und das so lange, bis er die richtige mit den sauren Flecken und so weiter gefunden hatte.

Und Gustav war und blieb der Liebling der Götter. Er brauchte gar nicht zu annoncieren.

Nur eine Äußerung seines Wunsches am abendlichen Stammtisch, und sie wurde ihm gleich ins Haus gebracht.

Freilich schrien sie zu ihm zu passen wie ein weißer Zitronenfalter in den finsternen Kohlschuppen.

Ein ältliches Mädchen mit einem schüchternen, durchgeistigten Madonnenantlitz. Die Tochter eines pensionierten Briefträgers. Oder vielmehr einer Briefträgersehegattin mit Witwenpension. Sie war froh, nach dem Tode der Mutter irgend einen anständigen Unterschlupf zu finden. Bisher hatte sie Klavierunterricht erteilt, die Stunde fünf Groschen, oder auch noch billiger.

»Können Sie saure Flecke kochen?« war Gustavs erste Frage.

»Ja, die aß mein seliger Vater so sehr gern, und ich mußte sie ihm immer kochen,« flüsterte die durchgeistigte Madonna.

Da war sie angenommen – versuchsweise.

Aber als Gustav zum ersten Male von ihrer Hand mit sauren Flecken geätzt worden war – gleich am zweiten

Tage, am Dienstag, Montag haben die Fleischer noch keine Flecke – da stand es bei ihm schon felsenfest, daß die und keine andere seine zweite Frau werden müsse. Allerdings nicht nur wegen dieser sauren Flecke. Er hatte unterdessen doch auch beobachtet, wie Fräulein Hedwig in den zwei Tagen die völlig versaute Wohnung gesäubert hatte. Sogar am Sonntag, wo er zu Hause gewesen, und er hatte doch gar nichts davon gemerkt, wenn er nichts davon merken wollte, und doch hatte sie sich ihm nur sauber und adrett gezeigt.

Es kam zur Aussprache, und ein Vierteljahr später wurde Hochzeit gefeiert. Wenn der Kohlenmann wußte, was er an der Briefträgerstochter hatte, so die Briefträgersstochter auch, was sie an diesem Kohlenmanne besaß. Es waren wahrscheinlich alle beide Lieblinge der Götter.

Und genau an demselben Tage nach Jahresfrist an dem Frau Hedwig ihm die ersten sauren Flecke gekocht hatte, wurde dort oben in der vierten Etage ein Knäblein geboren, das in der heiligen Taufe den Rufnamen Otto erhielt.

Es ist über den Knaben vorläufig nichts weiter zu sagen, als daß er seiner Mutter wie aus den Augen geschnitten war, nur daß er anstatt eines Mundes einen Gedankenstrich hatte. Immer die Lippen fest zusammengekniffen. Dabei läßt sich nicht gut schreien.

Und als acht Jahre ins Land gegangen waren, ohne daß noch andere Kinder hinzugekommen, da erhielt der Kohlenhändler eines Tages vom Herrn Direktor der Bürgerschule, die Otto besuchte, ein Briefchen, eine höfliche Aufforderung, Herr Richter möge ihn doch einmal in der

Sprechstunde besuchen, wegen Rücksprache betreffs seines Sohnes. Der Kohlenhändler warf sich in seinen Sonntagsanzug und begab sich hin.

»Wissen Sie, was Sie an Ihrem Otto für einen Sohn hatten?«

Na und ob daß der Vater wußte!

»Ich hätte ihn schon die vorige Klasse überspringen lassen können, aber ich bin prinzipiell gegen solche Überspringerei. Das rächt sich immer. Sind Sie in der Lage, Ihren Sohn studieren zu lassen?«

»Na und ob!«

»Bringen Sie ihn aber nicht vor dem zehnten Jahre aufs Gymnasium und lassen Sie ihn auch dort niemals eine Klasse überspringen. Ich habe Erfahrung, ich rate Ihnen nur das Beste.«

Mit seinem neunzehnten Jahre verließ der Sohn des Kohlenmannes und der Briefträgerstochter das Gymnasium als Primus omnium, als Erster von allen.

Er war genau derjenige geworden, der zu werden er schon als kleines Kind versprochen hatte.

Ein stiller Wasser, hochaufgeschossener Jüngling mit schlechter Haltung, in dem durchgeistigten Gesicht unter der scharfen Nase immer einen ausgeprägten Gedankenstrich. Keinen Freund, keinen Umgang. Auch den Eltern gegenüber niemals vertraulich werdend. Aber die fanden nicht etwa was dabei. Das war ihnen ganz selbstverständlich. Und als die Mutter einmal sehr krank geworden, während seiner Ferien, da hatte er zwei Wochen lang Tag

und Nacht neben ihrem Bett gesessen, um der Fiebernden immer das kühle Getränk reichen zu können. Aber immer die Lippen fest geschlossen, nur auf die notwendigsten Fragen die notwendigsten Antworten zu geben. Und die Eltern kannten es nicht anders, als daß er nur das Allernotwendigste sprach, daß er nur für seine Bücher und für sein Laboratorium lebte. Daß er aber auch, wenn es nicht anders sein konnte, sofort bereit gewesen wäre, für seine Eltern Kohlen einzuschaufeln, Holz zu hacken und in Säcken auf dem Rücken fortzutragen.

Er hatte zum Studium die Chemie gewählt. Aber nicht erst, nachdem er das Gymnasium absolviert hatte. Als in der Untersekunda die ersten Chemiestunden begonnen, hatte er sich sofort zu Hause in einer Bodenkammer ein Laboratorium eingerichtet, und aus den primitivsten Anfängen entwickelte es sich zu einer Werkstatt der Wissenschaft, um die ihn mancher Privatchemiker beneidet hätte. Was er brauchte, bekam er ja also.

Dann studierte er zwei Jahre lang in den Hörsälen und Laboratorien der Universität Chemie und Physik.

»Hätten Sie Lust, Herr Richter, nach Ihrem bestandenen Staatsexamen mein Assistent zu werden?«

So hatte ihn sowohl ein Professor der Chemie wie einer der Physik gefragt, unter deren Anleitung er praktisch arbeitete.

Da starb der Vater an einem Herzschlage, wenige Wochen darauf folgte die schon einige Zeit bettlägerig gewesene Mutter nach.

Tränenlos hatte der Sohn am Grabe beider gestanden.

Dann war sein erstes, daß er das Höchstgebot eines jener Häuserspekulanten annahm, die den alten Richter schon längst bestürmt hatten, immer vergebens.

Und das zweite war, daß der begüterte Jüngling in einem Vorort, zwanzig Minuten Eisenbahnfahrt von der Stadt entfernt, dann noch eine halbe Stunde zu Fuß, ein Gartengrundstück mit einem Häuschen kaufte, in das er mit allen Möbeln und seinem Laboratorium übersiedelte.

Dieser Kauf war nicht so von ungefähr und muß nun nachträglich etwas erwähnt werden.

Gustav Richter hatte als guter Christ immer den Sonntag geheiligt. Insofern, als er jeden Sonn- und Feiertag viel später aufgestanden war, dann nebenan einen solennen Frühschoppen gehalten, hatte, dann nach dem Essen ein Sonntagnachmittagschläfchen und hierauf mit Frau und später mit Kind einen Ausflug in die schöne Umgegend machte.

Das hatte er schon mit seiner ersten Frau so gehalten.

Da, als Otto zwölf Jahre gewesen, war die Familie auch einmal nach diesem Vorort gekommen, hatte dieses Grundstück passiert, von einer hohen Mauer umringt, die aber an einer Stelle halb eingefallen gewesen. Man hatte in den Garten sehen können. Ein sehr schöner Garten mit alten Bäumen, ein hübsches Landhäuschen.

»Wenn ich mich einmal zur Ruhe setze, das möchte ich kaufen.«

So hatte Gustav Richter gesagt. Wie man eben einmal auf solch einen Gedanken kommt. Der dachte ja gar nicht

dran, sein Kohlengeschäft aufzugeben, so lange er nur irgendwie noch kriechen konnte.

Und dennoch, es sollte sein letzter Spaziergang gewesen sein. Am anderen Tage hatte er das Podagra in den Beinen. Und das wurde niemals wieder. Kriechen konnte er wohl noch, auch nach wie vor seiner Arbeit nachgehen, aber aus den Sonntagnachmittagspartien wurde nichts mehr.

Der arme Junge! Und daß der sich einer anderen Familie anschloß oder Freunden, daran war gar nicht zu denken.

»Otto, das geht nicht, wenigstens am Sonntag mußt Du einen Spaziergang machen, wenigstens am Nachmittag.«

Schweigend hatte Otto seine Bücher zugeklappt, schweigend war er gegangen. Geld hatte er immer bei sich, weil er es nicht verbrauchte. Er war wieder nach jenem Vorort gefahren, hatte sich wieder an die verfallene Mauer gestellt, um wieder einige Zeit mit zusammengekniffenen Lippen in den Garten zu blicken, so wie er es vorigen Sonntag getan hatte.

Dann aber war er nicht wieder nach der Station gegangen, sondern war zu Fuß nach Hause marschiert, ein tüchtiger Marsch von drei Stunden, hatte ohne zu fragen den manchmal ganz verschlungenen Weg, ehe er die Landstraße erreichte, zu finden gewußt.

Und von nun an war er jeden Sonntagnachmittag nach diesem Vorort marschiert, jetzt auch hin, immer drei Stunden hin und drei Stunden zurück, gleichgültig ob glühender Sonnenbrand oder Schneesturm, um einige

Minuten über die verfallene Mauer, die sich nicht erneuern wollte, in den Garten und auf das Häuschen zu blicken.

Elf ganze Jahre hatte er das so getrieben! Sonntag für Sonntags!

Die Eltern wunderten sich nicht. Für diese war der Sohn kein geheimnisvolles Rätsel. Weil sie ihn eben von zartester Kindheit an nicht anders kannten. Und andere Leute gab es nicht, die sich über diesen Knaben und Jüngling als ein menschliches Charakterrätsel hätten den Kopf zerbrechen können.

Wem fiel es denn auch auf, daß der Junge und Jüngling jeden Sonntag die drei Meilen hin und her im Geschwindschritt zurücklegte, auch im glühendsten Sonnenbrande, ohne unterwegs einmal einzukehren, ohne einmal aus dem klaren Blache zu schöpfen, der die Landstraße begleitete?

Wer beobachtete ihn dabei, wie er dann, zu Hause angekommen, verstaubt und durchglüht, sich in seinem Laboratorium, das mit Wasserleitung versehen worden war, seinen Kochbecher voll frisches Wasser laufen ließ, das Glas wiederholt ausgießend und wieder füllend, um eben erst das alte, abgestandene laue Wasser aus der Leitung zu lassen, dann aber dieses Wasser in dem Kochbecher über Gas erst langsam zum Sieden brachte, ehe er es dann mit einem Löffelchen in kleinen Schlückchen nippte?

War er etwa so vorsichtig, daß er in seinem erhitzten Zustande kein kaltes Wasser trinken wollte?

Das wäre allerdings eine ganz einfache Erklärung gewesen. Aber wozu sorgte er denn dann regelmäßig erst für möglichst frisches, kaltes Wasser, das er zum Kochen brachte, ehe er es genoß?

Und es kann nur gesagt werden, daß dieser blasse Jüngling nur als Kind die obligatorischen Masern gehabt hatte, vorher und hinterher niemals krank gewesen war, und daß er absolut nicht um seine Gesundheit besorgt war, so wenig wie seine Eltern, da sie es eben nicht anders kannten, als daß in diesem nur scheinbar so schwächlichen Körper ein eiserner Kern steckte.

Nein, in dieser Handlung war ein Rätsel verborgen.

Wer in die alte Philosophie gut eingeweiht ist, der konnte es vielleicht ergründen.

Wenn er entdeckte, daß auf dem Nachttisch neben dem Bett dieses Jüngling ein stark abgegriffenes Büchlein lag, welches er am Tage meist in der Tasche trug, bei jeder Gelegenheit darin lesend.

Sein Titel lautete: Epiktet, Handbüchlein der Moral.

Epiktet, um 50 nach Christi geboren, war der griechische Sklave eines vornehmen Römers, der ihn einmal so mißhandelte, daß Epiktet dann Zeit seines Lebens hinkte. Später freigelassen, lehrte er öffentlich als stoischer Philosoph. Seine ganze Hinterlassenschaft bestand in einer Holzbank, einem Kopfkissen und einer irdenen Lampe. Viel mehr wissen wir nicht von seinem sonstigen Leben. Aber wie berühmt er gewesen, das wird am besten dadurch bewiesen, daß bald nach seinem Tode ein reicher Mann diese irdene Lampe für 8000 Drachmen erstand,

was ungefähr 2500 Mark sind, damals aber etwa 30 000 Mark entsprochen haben würde.

Epiktet selbst hat nichts geschrieben. So wenig wie Buddha oder Christus oder Sokrates oder Diogenes und andere, die man dennoch nicht vergessen hat. Seine Aussprüche sind von dem griechischen Schriftsteller Flavian Arrian gesammelt worden. Sie bilden den Inhalt des »Handbüchleins der Moral«.

Es ist nicht etwa ein seltenes Werk. Es ist für 20 Pfennige in jeder Buchhandlung zu haben.

Und nicht etwa der Schreiber dieses sagt es, sondern einer unserer größten modernen Religionslehrer hat es gesagt, dabei ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, der es mit seinem christlichen Glauben ehrlich wie selten einer meint, der Schweizer Professor Dr. Hilty nämlich, daß man den Kindern lieber nicht so viel Religion beibringen soll, Bibelsprüche und Gesangbuchverse und dergleichen, sondern ihnen lieber das Büchlein dieses griechischen Heiden in die Hand geben soll. Denn Religion kann überhaupt nicht gelehrt werden, das ist nur eine Sache der Erfahrung. Durch dieses Büchlein aber kann man sich den Charakter systematisch aneignen, der später die Grundlage eines christlichen Lebens bildet.

Und was hat Epiktet gelehrt?

Von dem, was in des Menschen Macht steht, und von dem, was nicht in seiner Macht steht. Nur das erstere kann vernünftigerweise erstrebt werden, das letztere muß man lassen, ganz aus seinem Leben streichen.

Und dann eine Menge Lebensregeln.

Da heißt es zum Beispiel im 47. Abschnitt:

»Umklammere keine Bildsäulen.«

Und das ist nicht etwa symbolisch aufzufassen.

Als die stoische Philosophie zu entarten begann, stellten sich ihre ruhmsüchtigen Mitglieder im kalten Winter vor die öffentlichen Bildsäulen hin und umklammerten sie, um den anderen zu zeigen, wie unempfindlich sie gegen Kälte seien, um dafür bewundert zu werden.

Man muß sich nur in jene alten Zeiten zurückversetzen können, um dies zu verstehen.

Dies soll man also nicht tun.

»Sondern,« heißt es dann weiter, »wenn Dich heftig dürstet, so nimm den Mund voll kaltes Wasser, speie es wieder aus und – sage niemandem davon!«

Es ist die Philosophie der Verachtung! Nicht etwa Verachtung gegen andere – im Gegenteil, andere soll man nur lieben, ihnen nur Gutes tun, mindestens ihnen gegenüber in Taten, Worten und Gedanken jede mögliche Rücksicht ausüben – aber sich selbst soll man verachten, das heißt seine eigenen Schwächen.

Und diese Lebensregeln des griechischen Philosophen befolgte dieser Jüngling buchstäblich, hatte sie für eigenen Bedarf noch weiter ausgearbeitet.

Er löschte seinen furchtbaren Durst nur mit kochend heißem Wasser, das er nur in kleinen Schlückchen genießen konnte.

Und wenn er nicht direkt auf einem nackten Brette schlief, sondern auf seiner Lagerstätte eine Matratze hatte, wenn auch so hart als möglich, und darüber noch eine Decke, so tat er das nur, um nicht Anstoß zu erregen, auch nicht seinen Eltern gegenüber.

»Ich schlafe besser hart als weich,« hatte er damals gesagt, als in dem Knaben diese Philosophie erwacht war, als er seine ganze Lebensweise danach einzurichten begann, und damit war die Sache erledigt, da konnte er sein System durchsetzen, ohne als ein Narr zu gelten – und ohne darüber sprechen zu müssen.

Der wußte schon, was er tat! –

Und noch etwas anderes sei nachträglich erwähnt. Otto hatte sich wegen der zukünftigen Militärpflicht zur ärztlichen Untersuchung stellen müssen.

Fast mitleidig betrachtete der alte Stabsarzt den blassen, langaufgeschossenen, dünnen Jüngling mit den herabhängenden Schultern, ehe er ihm das Meßband über die Brust spannte.

Untauglich wiegen hoffnungsloser Engbrüstigkeit.

Nicht zurückgestellt, sondern gleich hoffnungslos für den Militärdienst aufgegeben!

Und da als Otto wieder gegangen, hatte es auch einmal um die Winkel seines zum Gedankenstrich geschlossenen Mundes mitleidig gezuckt.

Nur mitleidig, nicht verächtlich.

Ha, wenn diese Menschlein wüßten, geahnt hätten!

Jetzt also hatte er jenes Gartenhaus käuflich erworben, nach dem er elf ganze Jahre lang jeden Sonntagnachmittag ohne Ausnahme gewandert war, um es für einige Minuten zu betrachten.

Der begüterte Jüngling hatte einfach den geforderten Preis bezahlt.

Während die elterlichen Möbel und sein Laboratorium hingbracht wurden, was zwei Tage in Anspruch nahm, mußte das Stück eingefallene Mauer erneuert werden.

Dann hatte er sich eingerichtet. Auf der Universität hatte er sich als Hörer und Praktikant im Laboratorium streichen lassen. Ohne seinen Grund hierfür anzugeben. Er war ja niemandem Rechenschaft schuldig. Und wer sollte ihn auch fragen. Er hatte nicht den geringsten Verkehr. Die Professoren, die einmal Hoffnung auf ihn gesetzt, hatten den so überaus verschlossenen Menschen schon längst aufgegeben.

Nur seinen Laboratoriumsdiener nahm er mit, einen Mann von 50 Jahren, der versuchsweise angestellt worden war und den Erwartungen nicht entsprochen hatte. Insofern nicht, als er sich von einem Assistenten nicht hatte kujonieren lassen. Da war ihm für den nächsten Monat gekündigt worden.

»Wie heißen Sie? Bertram Wehner? Wollen Sie einen Posten in meinem Privatlaboratorium übernehmen? Auch meinen Hausstand müßten Sie führen. Etwas kochen können Sie doch? Auch den Garten etwas in Ordnung halten.«

So hatte der junge Student zu dem Manne gesagt, dem er bisher noch gar kein Wort, keinen Blick gegönnt hatte, dessen Namen er noch gar nicht gekannt, weil dieser Mann während der wenigen Tage in einem anderen Revier beschäftigt gewesen, nur ab und zu an ihm vorübergegangen war.

Und dieser Bertram schien auch so einer zu sein, der die Menschen anders beurteilte als nur so oberflächlich dem Äußeren nach. Daß er sofort bereit dazu war. Obgleich die Mißstimmung doch dadurch gekommen war, weil sich der Laboratoriumsdiener von dem im selben Flügel wohnenden Assistenten nicht als Botengänger und Mädchen für alles hatte brauchen lassen wollen. Und obgleich er schon in einem anderen Laboratorium eine sehr gut bezahlte und höchst bequeme Stellung mit sofortiger Pensionsberechtigung in sicherer Aussicht hatte. Er ließ sie sofort in Stich, um dieses Angebot des jungen Studenten anzunehmen, den er ganz und gar nicht kannte, und er hatte nicht einmal nach den Lohnverhältnissen gefragt, nach gar nichts weiter. Nur daß der ruhige, besonnene Mann mit dem intelligenten Gesicht dem Frager einige Zeit fest in die Augen geblickt hatte.

»Ja, zu Ihnen gehe ich gern,« lautete dann die Antwort.

»Sie sind doch natürlich unverheiratet, haben auch sonst gar keinen Anhang.«

Das war eine sehr, sehr merkwürdige Frage, die erst jetzt hinterher gestellt wurde.

Sehr, sehr merkwürdig wenigstens für den, der die Menschen mit anderen Augen als den gewöhnlichen beobachtet. Besonders wenn er wußte, daß der junge Student tatsächlich gar keine Ahnung von den Verhältnissen dieses Mannes hatte. Und es war ja eigentlich gar keine Frage gewesen, sondern eine ganz direkte Behauptung.

» Ich bin unverheiratet und stehe auch sonst ganz allein.«

Also richtig taxiert! Wie aber hatte das Otto so bestimmt wissen können?

Diesem Manne war seine Weltverlassenheit absolut nicht anzusehen. Am allerwenigsten etwas wie Vergrämtheit. Das bärtige, männliche Gesicht drückte nichts anderes als ruhige Freundlichkeit aus, stille Zufriedenheit.

Und es hatten sich denn auch zwei Menschen zusammengefunden, die für einander wie geschaffen waren. Als Herr und Diener!

»Hier haben Sie hundert Mark als Wirtschaftsgeld. Wenn die alle sind, sagen Sie es, Rechnung darüber brauchen Sie mir nicht abzulegen.«

»Was wünschen Herr Richter heute mittag zu essen?«

»Das, was Sie mir vorsetzen werden. Also –?«

»Das, was mir am besten schmeckt,« entgegnete der Diener.

»Richtig. Und das immer so.«

Es war das erste und das letzte Mal gewesen, an diesem Tage des Einzugs, daß über so etwas gesprochen wurde.

So lebten die beiden nun schon seit einem Jahre in dem Gartengrundstück. Als Herr und Diener. Aufs Engste miteinander verknüpft – durch eine unüberwindliche Schranke von einander getrennt.

Der junge Gelehrte setzte keinen einzigen Schritt außerhalb der Gartenmauer. Was man im Haushalte brauchte, wurde aus dem Orte geliefert, und was Otto im Laboratorium bedurfte, besorgte Bertram ab und zu aus der Stadt, hauptsächlich Chemikalien und Glassachen.

Der Einzug war im Frühjahr erfolgt. Bis zum Spätherbste hatte Otto täglich zwei Stunden, von nachmittags punkt zwei bis punkt vier Uhr, im Garten gearbeitet. Sicher nicht nur aus Liebe zur edlen Gartenbaukunst. Unkrautausjäten und dergleichen, und das ausgerechnet gerade in den heißesten Stunden, wenn es ihm auch ganz gleichgültig war, ob es dabei vom Himmel goß oder der Blitz dicht neben ihm einschlug. Er tat es nur zur geistigen Erholung, oder vielmehr, um auch dem Körper etwas zu tun zu geben, tat es für seine Gesundheit. Und er war eben ein Pedant. Ein geradezu lächerlicher Pedant. Daß er gerade so diese zwei Nachmittagsstunden einhalten mußte, in denen anderer Menschen, die es sich leisten können, der Ruhe pflegen. Ein Pedant von jenem Holze, wollen wir aber auch noch hinzusetzen, aus dem die Welteroberer geschnitzt sind.

Als dann der Winter kam, im Garten beim besten Willen nichts mehr zu tun war, marschierte er während dieser beiden Stunden immer an der Gartenmauer entlang. Natürlich immer nur an der inneren Seite!

Aber gegen Ende des Winters setzte er mit diesen abgezirkelten Spaziergängen plötzlich aus, und als der Frühling nahte, Bertram umzugraben begann und von den Rosenbüschen die Strohummüllungen entfernte, beteiligte sich der junge Gelehrte auch nicht mehr an diesen Arbeiten. Er kam gar nicht mehr aus seinem Laboratorium heraus. Oder höchstens auf das Dach hinauf. Was trieb er nun eigentlich in seinem Laboratorium und jetzt so oft auf dem Dache seines Häuschens?

Die Leutchen im Orte hatten sich ja weidlich über den menschenscheuen Einsiedler den Kopf zerbrochen, über den »Goldmacher«, über den »Doktor Faust«, oder was sie ihm nun sonst für Namen gegeben hatten. Doch das war nur anfangs gewesen. Wenn man die Leute lassen kann, so wird man ja bald auch von ihnen gelassen. Nach Goethe.

»Wer sich der Einsamkeit ergibt,  
Ach, der ist bald allein!  
Ein jeder haßt, ein jeder liebt  
Und kümmert sich nicht dein.«

Sie kümmerten sich auch diese Leutchen bald nicht mehr um den Einsiedler. Zumal nachdem er die erste Einladung zum Ortsvereinsfeste abgeschlagen hatte. Ganz fremd war er ihnen ja nicht. Es gab welche, die den alten Kohlenhändler Gustav Richter in der nahen Stadt gekannt hatten, und die konnten auch erzählen, daß »Richters Otto« schon als Kind so gewesen war.

Da ließ man ihn. Wenn man ihn auch nicht gerade vergaß. Man sprach nur mit größter Hochachtung von ihm. Denn erstens war er sehr, sehr vermögend, die Schätzung schwankte zwischen einer viertel und einer halben Million; zweitens bezog er alle Lebensbedürfnisse aus dem Orte; und drittens hatte er, als die Liste für das seit Jahrzehnten projektierte Brausebad – »um die Reinlichkeit zu fördern« – endlich herumgegangen war, eine ganz beträchtliche Summe gezeichnet.

Schade nur, daß bei diesem jungen, reichen Sonderlinge an eine Verhelichung gar nicht zu denken war. Da ließen ihn alle die Frauen- und Jungfrauenvereine links liegen. Und das gab in diesem Orte den Ausschlag.

Aber selbst ein alter, erfahrener Praktikant wie Bertram wußte nicht, welchen Forschungen aus dem Gebiete der Chemie sein Herr eigentlich nachging. Obgleich Bertram zu jenen professionellen Laboratoriumsdienern gehörte, die manchmal mehr in der Fingerspitze haben als mancher Dozent mit dem Doktor- oder gar Professorettitel im Kopfe. Bertram brauchte den neugelieferten Schwefel nur anzuriechen und etwas auf die Zunge zu nehmen, und er konnte sofort sagen, daß der Schwefel wieder einmal nicht chemisch rein war, daß er mit billiger Schwefelblüte vermischt worden, an die stets etwas freie, schweflige Säure gebunden ist. Ein anderer muß dazu erst eine langwierige Analyse vornehmen.

Und auch dieser erfahrene Praktikant wußte nicht, welchem Geheimnisse im Labyrinth der chemischen Wissenschaft sein Herr eigentlich nachging, obgleich ihm das Laboratorium jederzeit offen stand.

Ja, auf das Quecksilber hatte er sich hauptsächlich gelegt. Sowohl nach chemischer wie nach physikalischer Richtung hin.

Die Hauptsache, mit der sich der junge Gelehrte ständig herumquälte, war ein Glaskasten mit sehr starken Wänden, 40 Zentimeter im Quadrat und nur 2 Zentimeter hoch, der auch mit einem Glasdeckel verschlossen werden konnte.

Dieser flache Glaskasten war mit Quecksilber gefüllt, das ständig den Strahlen der Sonne ausgesetzt wurde, ob sich diese nun hinter Wolken verbarg oder nicht. Aber das war nicht so einfach, sondern die Strahlen mußten immer ganz direkt im rechten Winkel auf das Quecksilber fallen. Dazu wurde der Kasten auf einem Apparat befestigt, dessen Plattform ganz genau die Bewegungen der Sonne mitmachte, was durch ein kompliziertes Uhrwerk erzeugt wird, wie solche Apparate heute schon in höchster Vollendung hergestellt werden, Heliostaten werden sie genannt, für physikalische und astronomische Zwecke, einstellbar für jeden Tag bis zur Sekunde, so daß man also zum Beispiel, solange die Sonne sichtbar ist, einen Strahl immer auf ein und denselben Punkt fallen lassen kann, durch ein Loch im Fensterladen oder in der Wand ununterbrochen in ein finsternes Zimmer hinein.

Wenn also die Sonne im Osten auf- oder im Westen unterging, dann stand die Platte des Heliostaten mit dem Quecksilberkasten ganz senkrecht.

Erst war dieser Apparat im Garten aufgestellt gewesen, dann später war er auf dem nur wenig schrägen Dache des Hauses angebracht worden, aus dem Laboratorium führte eine kleine Wendeltreppe direkt hinauf.

Und diesem Quecksilber nun entnahm der junge Gelehrte ab und zu eine kleine Dosis, um sie in seinem Laboratorium in Retorten und Tiegeln den verschiedensten chemischen Prozessen auszusetzen, was, da Quecksilberdämpfe sehr giftig sind, meist im Abzugs- oder sogenannten Gastraume geschah. Das ist einfach ein großer Glasschrank, in dem sich oben in der Wand eine Öffnung befindet, die nach dem Schornstein geht, in dem Kanal brennt eine Gasflamme, diese saugt die Luft in den Schornstein hinein. Natürlich muß dieser auch ziehen. Aber tut er das nicht, so erkennt man dies ja gleich an der Gasflamme, sie schlägt nicht nach hinten.



Der schöne Maientag war zur Rüste gegangen, die Nacht war angebrochen.

Der junge Gelehrte befand sich in seinem Laboratorium. In dem Giftschränke brodelte über dem Bunsenbrenner ein Glaskolben, das Destillat ging durch mehrere komplizierte Vorlagen.

Doch darum kümmerte sich der Chemiker nicht. Er saß an dem einfachen Schreibtische, an dem er immer seine Berechnungen und Notizen machte, an dem er aber auch regelmäßig seine Mahlzeiten einnahm. Auch jetzt stand neben ihm das Abendbrot, das ihm Bertram schon vor einer Stunde gebracht hatte, belegte Brotschnitten, und es war noch unberührt.

Die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt, so starrte Otto regungslos in den vor ihm aufgebauten Spiegel.

Es war der Quecksilberkasten, der jeden Abend vom Heliostaten abgenommen und hier auf diesem Tische an der Wand sorgfältig befestigt wurde. Wohl aus keinem anderen Grunde, als daß er eben hier für die Nacht seinen bestimmten Platz hatte.

Dieser flache vollständig mit Quecksilber gefüllte Glaskasten, so, daß sich auch kein einziges Luftbläschen dazwischen befand, war ja nichts anderes als der denkbar klarste Spiegel. So werden ja noch heute die besten Spiegel gefertigt, indem man eine Glasscheibe hinten mit einem Quecksilberamalgam belegt. Noch besser spiegelt ganz reines Quecksilber, nur müßte es dann eben wie hier zwischen zwei Flächen gespannt werden.

Aber mit diesem Quecksilber war im Laufe des Jahres eine Veränderung vor sich gegangen.

Wohl war es noch flüssiges, silberglänzendes Quecksilber, aber es irisierte. Das heißt, es schillerte in allen Regenbogenfarben, je nachdem das Licht darauf fiel oder von welcher Seite aus man es betrachtete.

Jetzt, wie Otto gerade davor saß und hineinblickte, zeigte der Spiegel eine intensiv feuerrote Färbung. Er brauchte den Kopf nur ein klein wenig nach rechts zu neigen, so ging das Rot in ein prachtvolles Grün über. Etwas nach links, und er sah eine blaue Oberfläche. Dabei aber war und blieb es immer ein vollkommen klarer Spiegel.

Ja, verändert mußte sich dieses Quecksilber unbedingt haben. Etwa dadurch, weil es länger als ein ganzes Jahr bei jeder Gelegenheit den Sonnenstrahlen direkt ausgesetzt worden war?

Das war nicht nötig. Man durfte überhaupt gar nicht von »diesem« Quecksilber sprechen. Es brauchte gar nicht mehr das ursprüngliche zu sein. Otto nahm ja ab und zu etwas heraus, täglich auch mehrmals, und das fehlende ersetzte er sofort wieder, so daß der Kasten immer ganz gefüllt blieb, und es war sehr die Frage, ob es auch wirklich reines Quecksilber war, was er wieder zusetzte. Bertram war nie dabei gewesen, wenn er dies tat, obgleich es dann nicht direkt entfernt wurde, aber er glaubte aus gewissen Kennzeichen, daß es etwas anderes war, was sein Herr immer nachfüllte.

Dem Anscheine nach war es allerdings noch einfaches Quecksilber, flüssig, silberweiß und spiegelnd, was dort den Kasten erfüllte. Nur daß es immer mehr zu irisieren begonnen hatte.

Ohne anzuklopfen trat Bertram ein, wie immer zu dieser selben Stunde und Minute, um das Abendbrot abzuräumen. Das heißt das, was sein Herr davon übrig gelassen hatte oder übrig gelassen haben sollte.

Etwas ganz Außergewöhnliches aber war es, daß Bertram heute einige Zeit erst seitwärts hinter dem Stuhle seines Herrn stehen blieb, wobei doch schon einige Sekunden etwas zu bedeuten haben.

Betrachtete er das Gesicht seines Herrn einmal im Spiegel, so wie dieser selbst tat?

Ach, wie hatte sich dieses Gesicht in letzter Zeit verändert!

Es waren ja von jeher hagere, durchgeistigte Züge gewesen, und die täglichen zwei Stunden im Freien hatten sie nie viel bräunen können. Denn dazwischen waren ja immer 22 sonnenlose Stunden im Zimmer gewesen.

Aber jetzt war dieses Antlitz geradezu eingefallen! Tiefliegende Augen mit großen Ringen darum! Und diese blauen Augen, die früher immer nur eigentlich gestrahlt hatten, glänzten jetzt in einem wahrhaft verzehrenden Feuer!

Vor einem Vierteljahre, seitdem der junge Gelehrte plötzlich seine winterlichen Spaziergänge längs der Mauer aufgegeben und dann auch die Gartenarbeit nicht wieder aufgenommen, hatte diese Umwandlung mit ihm begonnen, und es war immer schlimmer geworden, jetzt hatte er kaum noch ein Lot Fleisch auf den Knochen. Man konnte ihm förmlich durch die Backen sehen, ebenso wie durch seine schlanken, schmalen Hände.

Dazu kam nun noch, daß Bertram gerade so stand, daß er das Gesicht seines Herrn im Spiegel jetzt in einem grüngelben Lichte sah. Da war es nun vollends der reine Totenschädel, in dem nur noch die Augen lebendig waren. Und wie die flammten!

»Herr Richter!« erklang es da leise.

»Ja?«

Bertram hatte ihm ja immer einmal etwas zu melden. Der eigentümliche Ton dabei schien jenem nicht aufgefallen zu sein.

»Sie haben Ihr Abendbrot wieder nicht gegessen.«

Das freilich war etwas, was zwischen den beiden noch nicht passiert war!

Es war nichts anderes, als wenn etwa der persönliche Kammerdiener Seine Majestät gelegentlich fragt, weshalb sie ihre Barttracht verändert hat.

Es war einfach etwas ganz Unerhörtes, etwas ganz Unglaubliches, diese Frage Bertrams, weshalb sein Herr sein Abendbrot nicht gegessen habe. Man mußte die beiden nur kennen, wie die zusammen und nebeneinander lebten.

Die Folge war, daß Otto das Stützen seines Kopfes aufgab, und sich halb im Stuhle dem Diener zukehrte. Sagen tat er nichts. Er öffnete den immer schärfer gewordenen Gedankenstrich unter der Nase nicht so leicht. Bertram würde schon von allein fortfahren, und das tat der denn auch.

»Sie haben heute auch das Mittagsessen gänzlich unberührt gelassen. Sind Sie krank, Herr Richter?«

»Nein.«

»Nicht magenkrank?«

»Nein.«

»Haben sich keine Quecksilbervergiftung zugezogen?«

Der junge Gelehrte warf einen Blick hinüber nach dem Giftschränk, wo es in dem Destillierkolben noch immer brodelte, und oben schlug die Gasflamme weit in den Schornstein hinein.

»Nein.«

»Wirklich nicht, Herr Richter?«

»Nein. Ich würde die Erscheinungen einer Quecksilbervergiftung sofort erkennen, ich prüfe mich daraufhin auch regelmäßig.«

»Dann weiß ich, was Sie vorhaben.«

»Was denn?«

»Sie wollen Selbstmord begehen. Durch langsames Verhungern.«

Es war ausgesprochen, das Ungeheuerliche.

Es brachte in den durchgeistigten Zügen, in denen nur ein scharfer Menschenbeobachter die ungeheure Energie erkannte, die diesem zarten Körper innewohnte, nicht den geringsten Eindruck hervor.

»Woraus schließt Du das, Bertram?« erklang es ganz gleichgültig.

»Der erwachsene Mensch, auch wenn er nicht körperlich arbeitet, braucht zu seiner Ernährung täglich mindestens 80 Gramm Eiweiß, ungefähr 50 Gramm Fett und 400 Gramm Kohlehydrate. Das erfordert der Stoffwechsel. So etwas weiß doch auch unsereins, auch wenn man

nicht studiert hat. Diesen Bedingungen haben Sie früher entsprochen. Sie haben früher ganz gut gegessen. Bis vor einem Vierteljahr. Bis zum 6. Februar. Wo Sie plötzlich Ihre Spaziergänge aufgaben. Von da an aßen Sie immer weniger. Und das wurde immer weniger und immer weniger. Jetzt rühren Sie Frühstück oder Mittagessen oder Abendbrot manchmal gar nicht mehr an. Heute bereits die beiden Mahlzeiten nicht mehr. Wie ich mir ausgerechnet habe, haben Sie in den letzten zwei Monaten täglich nicht mehr als 20 Gramm Eiweiß und 10 Gramm Fett und 150 Gramm Kohlehydrate zu sich genommen. Dabei muß der Mensch bei lebendigem Leibe verhungern. Ganz, ganz langsam, meine ich.«

»Woraus aber schließt Du, daß ich mich zu Tode hungern will? Ich kann doch einmal eine Hungerkur durchmachen. Ohne krank zu sein. Aus wissenschaftlichen Gründen. Ich kontrolliere mich dabei. Studiere die Erscheinungen. Dann, wenn es mir zu viel wird, fange ich wieder zu essen an.«

»Mein lieber Herr!«

Mit ganz wehmütiger Stimme hatte es Bertram hervorgebracht, dabei die Hände faltend.

»Und?«

»Nein, Sie wollen sich zu Tode hungern.«

»Woraus willst Du denn das nur mit solcher Sicherheit schließen?«

»Vorgestern mußte ich einen Brief zur Post bringen.«

»Das kommt doch wohl öfters vor.«

»Einen eingeschriebenen.«

»Auch das ist nichts Neues.«

»An Herrn Doktor Malwen, Rechtsanwalt und Notar.«

»Und?«

»Und gestern nachmittag, als Sie mich in die Stadt geschickt hatten, war der Notar hier bei Ihnen.«

»Und?«

»Sie haben Ihr Testament gemacht.«

»Woher weißt Du denn das?«

»Die Fleischersfrau sagte es mir vorhin, wollte mich aushorchen.«

»Woher will denn die Fleischersfrau das wissen?«

»Der Notar ist gestern noch einmal im Gasthofe eingekehrt und hat erzählt, daß Sie Ihr Testament gemacht hätten.«

Ein ganz klein wenig zogen sich die Augenbrauen über der kühnen Nase zusammen. Es war ja auch ein starkes Stückchen, was der Besitzer dieser Brauen und Nase da zu hören bekam.

»Herr Doktor Malwen traf in dem Gasthof einen Freund,« suchte Bertram diesen selbst zu entschuldigen, »er erzählte es ihm im Vertrauen, wie das manchmal so geht, glaubte sich mit ihm allein in der Gaststube und wußte nicht, daß die Kellnerin das Gespräch belauschen konnte! Nun weiß es natürlich das ganze Dorf.«

»Auch was ich testamentiert habe?«

»Nein, so weit ging die Vertraulichkeit nicht. Doktor Malwen sagte nur, daß Sie soeben Ihr früheres Testament umgeändert hätten. Nichts weiter.«

Schon hatten die Augenbrauen wieder ihre normale Stellung eingenommen. Es hatten auch scharfe Augen dazu gehört, um dieses Zeichen nur einer Verstimmung zu bemerken. In den Augen selbst war nicht das geringste davon aufgeflackert.

»Nun, und weshalb soll ich nicht mein Testament umändern? Da siehst Du doch, ich hatte es schon einmal gemacht, gleich nachdem ich die Erbschaft angetreten. Unterdessen habe ich es mir eben anders überlegt.«

»Und auf diesem Tische hier lag neulich ein Buch, und es hatte schon öfters hier gelegen.«

»Was für ein Buch?«

»Es handelte über die Religion der Dschainisten.«

»Du hast darin gelesen?«

»Nein, aber ich kenne die Dschaina ganz genau.«

»Woher denn?«

»Ich war einmal in einem Laboratorium angestellt, in dem sich einige Herren ständig über diese Religion unterhielten.«

»Inwiefern? Was weißt Du davon?«

»Diese Sekte entstand in Indien fast gleichzeitig mit dem Buddhismus. Auch ihren Mitgliedern ist Nirwana das höchste Ziel, und um es schnellstens zu erreichen, um womöglich alle Wiedergeburten zu vermeiden, soll der Mensch Selbstmord begehen. Aber nur eine einzige Art ist erlaubt, führt überhaupt zum Ziel. Langsames Auflösen des Körpers, was durch Verhungern erreicht wird. Und zwar womöglich ein ganz langsames Verhungern. Nicht sofortige Nahrungsverweigerung, sondern sie muß

nach und nach reduziert werden. Bis die Seele endlich den erschöpften Körper verläßt. Dann geht sie ganz bestimmt in Nirwana in das Reich des seligen Unbewußtseins ein. Und jene Herren, die sich darüber so häufig unterhielten, waren hochgebildete Menschen, und sie alle waren sich darüber einig, daß der Dschainismus die idealste Religion sei, die es auf Erden gebe und daß ihr Gründer auch dieses langsame Verhungern ganz plausibel zu machen gewußt habe. Herr Richter, ich bin fest überzeugt, daß auch Sie dies durchführen wollen!«

Ruhig hatte der junge Gelehrte zugehört, den Sprecher immer fest anblickend.

»Du sagst es. Daß Du nicht darüber sprichst, was Du erraten hast, das weiß ich. An meinem Entschluß kannst Du natürlich nichts ändern. Nur das erfahre noch, daß ich auch Dich in meinem Testament reichlich bedacht habe. Du sollst fernerhin unabhängig leben können. Außerdem habe ich Dir dieses Gartengrundstück vermacht, da ich weiß, wie sehr Dein Herz schon daran hängt. Geh, mein lieber Bertram! Heute nimm das Abendbrot wieder mit. Morgen aber bringst Du mir wieder Frühstück, und kümmer Dich nicht darum, ob ich es anrühre oder nicht. Geh!«

Es war in einer Weise gesprochen worden, wenn auch ohne jede Betonung, daß der Diener sofort den Teller nahm und nach der Tür ging.

Dort aber drehte er sich noch einmal um, er mußte doch noch etwas sagen, und im flehendsten, kläglichsten Tone erklang es:

»Mein lieber, lieber Herr Richter –«

»Geh!«

Da ging er.

Der freiwillige Hungertodeskandidat stand auf, ging nach dem Giftschränk, beobachtete einige Zeit den chemischen Prozeß, blickte nach der Wanduhr.

»Um neun. Vor Mitternacht kann ich das Resultat nicht erwarten.«

Er ging hin nach der Uhr, die mit einem Wecker versehen war, stellte diesen auf zwölf ein, dann begab er sich in den Nebenraum, der seine Bibliothek enthielt, eine sehr stattliche, wählte nach kurzer Überlegung ein Buch, mit dem er sich bis dahin die Zeit vertreiben wollte.

Dabei zeigte es sich, daß dieser junge Gelehrte auch noch für anderes Sinn als nur für seine Wissenschaft hatte. Es waren Schillers Gedichte, die er gewählt hatte, und wer sie vielleicht auch alle auswendig kann, der wird sie doch immer wieder lesen – wenn er eben Sinn für so etwas hat.

Er begab sich mit dem Buche zurück ins Laboratorium, setzte sich wieder an den Tisch vor den Spiegel, begann zu lesen, wie er die Seiten gerade aufschlug.

Die Stunden vergingen. Er blätterte und las und blätterte.

Der große Zeiger der Wanduhr war noch fünf Minuten von der Zwölf entfernt, der kleine schien diese Zahl schon erreicht zu haben.

An die Freude.

Wer kennt dieses Gedicht nicht.

Freude schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium,  
Wir betreten freudetrunken,  
Himmlische, dein Heiligtum.

Wo ist dieses Gedicht entstanden?

Ausgerechnet in einer elenden Dachkammer zu Gohlis bei Leipzig, wo Schiller vom Gnadensbrot eines Gönners lebte.

In einem schiefen Dachkämmerchen, in dem man nur ganz vorn aufrecht stehen kann, ausgestattet mit einer armseligen Bettstelle, einem ebensolchen Tische und zwei Stühlen, auf dem einen steht das Waschbecken.

Seid umschlungen, Millionen,  
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Ob das auch in einem Prunksalon gesungen worden wäre?

O, Welt, da versinken alle deine Prunksalons in Staub und Moder!

Und der junge, blasse Gelehrte, dem schon der Tod den Stempel aufgedrückt hatte, las weiter:

Freude heißt die starke Feder  
In der ewigen Natur.  
Freude, Freude treibt die Räder  
In der großen Weltenuhr.  
Blumen lockt sie aus den Keimen,  
Sonne aus dem Firmament,  
Sphären rollt sie in den Räumen,  
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Froh wie seine Sonnen fliegen  
Durch des Himmels prächt'gen Plan,  
Wandelt, Brüder, eure Bahn,  
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel  
Lächelt sie den Forscher an –

Da schnarrte leise der Wecker.

Mitternacht!

Der Leser blickte auf.

Blickte gerade in den Spiegel, der ihm feuerrot entgegenleuchtete.

Und da plötzlich ging mit dem jungen Gelehrten etwas vor sich.

Plötzlich öffneten sich seine festgeschlossenen Lippen, noch weiter öffneten sich seine Augen, sie nahmen einen ganz starren Ausdruck an, und er streckte die Hände aus, ungläubiges Staunen malte sich in seinen sonst so unbeweglichen Zügen wider, und so erhob er sich, der Stuhl fiel um, so schlich er rückwärts, gebückt, die Hände noch immer gegen den Feuerspiegel vorgestreckt, dann fiel er auf die Knie nieder –

»Feruda! Feruda!«

126. FERUDA!

In seinem traulichen Parterrestübchen schlief Bertram in seinem Bett. Das Weckerschnarren und das Stuhlfallen hatte er nicht gehört.

Erst ein lautes Klingeln in seinem eigenen Zimmer weckte ihn. Neben dem Bett lief an der Wand ein Gasrohr hinauf, eine Drehung des Hahnes, und die Gasflamme, bisher nur ein winziges Flämmchen, verbreitete helles Licht.

Welche Zeit? Halb eins,  
Sein Herr beehrte ihn.

Das war nichts Außergewöhnliches, kam häufig vor, daß er ihn mitten in der Nacht aus dem Bette holte. Dafür ist man Diener bei einem Gelehrten, der einen einmal geleiteten chemischen Prozeß manchmal Tag und Nacht beobachten muß. Bertram hatte ja sonst Zeit genug, konnte schlafen, wann er wollte.

Aus dem Bett gesprungen, in dem er in Unterkleidern gelegen, in Hose und Jacke und Pantoffeln geschlüpft und hinauf.

Der Prozeß im Giftschränk war beendet, die Vorlage schon weggenommen. Otto saß wieder an dem Tische, hatte geschrieben.

Aber kaum hätte ihn Bertram wiedererkannt.

Obgleich sich an ihm absolut nichts weiter verändert hatte, als daß er seine Lippen nicht mehr so fest geschlossen hielt. Sonst waren es noch genau dieselben Züge,

dieselben Augen. Aber diese etwas geöffneten Lippen genügten, um seinem Gesicht einen total anderen Ausdruck zu geben.

»Setze Dich, mein lieber Bertram. Hierher zu mir, ich habe mit Dir zu sprechen.«

Daß er den Diener »mein lieber Bertram« anredete, das kam ja öfters vor. Aber noch nie, nie hatte er ihn aufgefordert, sich hier zu setzen.

Der Diener gehorchte, Otto wandte sich ihm zu.

»Heute nacht ist es mir endlich gelungen, das Problem zu lösen, dem ich schon seit vielen, vielen Jahren nachforsche, eigentlich schon von Kindheit an. Es war schon als kleines Kind immer mein Traum gewesen!«

»Eine wichtige Erfindung?« fragte Bertram leise, ebenfalls zum allerersten Male solch eine Frage stellend.

»Ja. Eine höchst wichtige Erfindung. Eine epochemachende. Sie würde die ganze Welt umstürzen. Die sozialen Verhältnisse dieser Erde, meine ich. Aber auch namenlosen Jammer über die Menschheit bringen. Und das ist der Grund, weshalb ich meine Erfindung mit mir ins Grab nehmen werde. Diese Erfindung wird dereinst noch von anderen gemacht werden, wenn man nur erst zu der Erkenntnis gekommen ist, daß die alchemistische Lehre von der umwandelnden Kraft der Sonnenstrahlen doch nicht nur so ein leerer Wahn gewesen ist – recht so, mögen andere diese Erfindung machen und sie der Öffentlichkeit übergeben – ich will an diesem anfänglichen Jammer der Menschheit nicht schuld sein.

Ich will Dir kurz andeuten, worum es sich handelt, wie ich überhaupt an das ganze Problem gekommen bin.

Du weißt, daß mein Vater Kohlenhändler war. Wahrscheinlich aber nicht, daß er der Sohn eines Bergmanns gewesen. Im Kohlenbergwerk beschäftigt. Auch schon mein Vater hatte von seinem dreizehnten Jahre an im Kohlenschacht arbeiten müssen. Bis er zum Militär kam. Daß er dann auch wieder zu den Kohlen überging, war jedoch nur ein Zufall.

Jedenfalls aber konnte er viel von den Bergleuten erzählen, von dem Leben tief unter der Erde im Kohlenschachte, von einem schrecklichen Unglück durch schlagende Wetter, dem auch mein Großvater zum Opfer fiel, dem mein Vater, ein Kind noch, nur mit knapper Not entrann.

Gern erzählte mein Vater von dieser seiner Bergmannszeit. Und ich hörte immer mit atemloser Spannung zu.

Und der Menschheit ganzer Jammer packte mich.

Immer und immer wieder.

Du weißt, warum, Bertram.

Du bist auch einer von jenen wenigen, die nicht zu den Herdenmenschen gehören.

Diese Hunderttausende von Menschen, Kinder der Sonne – sie müssen um ein kärgliches Blrot fast ihr ganzes Leben tief unter der Erde verbringen, damit die anderen Menschen nicht frieren, damit sie kochen können,

um Lokomotiven und Schiffe zu heizen, um Kriege führen zu können, um zahllose Maschinen zu bewegen, die meistens ganz unnötiges Zeug fertigen.

Deshalb müssen viele Hunderttausende von armen Menschen, Kinder des Lichtes und der Sonne, in finsternen Schächten schwer arbeiten, ständig umringt von tausend Gefahren –

Ließe sich das nicht ändern?

Ließe sich diese schwarze Kohle nicht durch irgend etwas anderes ersetzen?

War diese schwarze Kohle nicht auch erst ein Produkt der heiteren Sonne?

Das war es, was mich schon als Kind Tag und Nacht beschäftigte.

Ich wollte diese armen Sklaven der schwarzen Kohle befreien, sie wieder ans Licht der Sonne ziehen.

Deshalb bin ich Chemiker geworden.

Schon als Kind.

Und heute nacht habe ich dieses Problem gelöst!

Bertram, ich habe eine Substanz erfunden, welche alle Kohle überflüssig macht!

Eine Quecksilberverbindung, welche Wasser in seine Elemente zerlegt, nur durch einfache Berührung.

Also die Substanz selbst zersetzt sich nicht, nützt sich nicht ab.

Mit einem erbsengroßen Stücke könnte man alle Weltmeere in Knallgas verwandeln.

Aber die beiden Gase sind bei der Entwicklung auch getrennt aufzufangen.

Du weißt, Bertram, was das zu bedeuten hat. Alle Kohle, alles Petroleum, alle anderen jetzt zu Heiz- und Beleuchtungszwecken dienenden Produkte sind überflüssig geworden.

Aber unterdessen ist aus dem träumenden Kinde ein nüchterner Mann geworden, der zu rechnen versteht.

Und ich habe eine Rechnung aufgestellt, schon früher.

Und da bin ich zu Zahlen gekommen, die mich mit Entsetzen erfüllt haben.

Nämlich die Zahlen, welche das Elend schildern, das meine Erfindung erzeugen würde, wenn ich sie der Öffentlichkeit preisgebe.

Alle die Hunderttausende, ja Millionen von Menschen, die in Kohlenbergwerken arbeiten, die sonst mit der Kohle zu tun haben, mit Petroleum und ähnlichen Materialien, alle würden sie brotlos, alle diese Arbeiter samt Frauen und Kindern!

Und die Banken, welche zusammenkrachen würden!

Diese Revolution auf dem ganzen Weltmarkte!

Die hierdurch herbeigeführte Katastrophe läßt sich nicht schildern, nicht ausdenken.

Nein, ich nehme meine Entdeckung mit ins Grab. Mögen sie nur andere machen.

Genug hiervon!

Etwas anderes ist es auch, worüber ich Dich jetzt sprechen wollte, Bertram.

Was sagen die Leute hier im Orte über mich?«

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatte der in Chemie wohlbewanderte Diener den Ausführungen gelauscht.

Diese letzte Frage mußte ihm ja höchst überraschend kommen, und es braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß sein Herr eine solche noch niemals gestellt hatte; was andere über ihm sprächen. Sie würde aber schon ihren Grund haben.

»Daß Sie ein sehr guter Mensch seien, aber ein großer Sonderling,« faßte Bertram es kurz und bündig zusammen.

»Sonst nichts weiter?«

»Hm, nein, eigentlich nicht.«

»Nicht, daß ich zu bedauern wäre –?«

»Ach so – ja – natürlich – Sie müßten – müßten wohl – ich weiß nicht –«

»Sprich es nur aus! Ich weiß schon, was jetzt kommen wird!«

»Sie müßten wohl eine unglückliche Liebe im Herzen haben.«

»Richtig,« nickte der junge Gelehrte beistimmend. Eines Lächelns war er wohl nicht fähig, sonst würde er sicher dazu gelächelt haben.

»Ja natürlich,« setzte Bertram noch hinzu, »anders geht es bei diesen Leutchen hier doch nicht, bei denen die Frauenzimmer die Herrschaft führen. Wer so zurückgezogen lebt, wie Sie, der muß unbedingt einen geheimen Liebesgram haben.«

»Sehr richtig,« nickte Otto wiederum. »Und was denkst Du über mich, Bertram?«

Zunächst faltete der alte Diener die Hände.

»Daß Sie der allerbeste Mensch sind, den es auf Gottes Erdboden gibt! Wenn Sie es auch nicht so von sich geben können.«

»Hier meine Hand, Bertram!«

Das allererste Mal, daß der Herr seinem Diener die Hand gab. Und dessen Hand bekam einen Druck, daß er fast schmerzhaft das Gesicht verzog, welche Kraft man dieser zarten, schwächtigen, gedrückten, jetzt auch noch so ausgedörrten Gestalt nimmermehr zugetraut hätte!

»Glaubst Du, daß ich glücklich bin, Bertram.«

»Ja, das glaube ich,« wurde im Brustton der tiefsten Überzeugung versichert.

»Weshalb glaubst Du das so bestimmt?«

»Weil – weil – weil Sie für nichts weiter als wie für Ihre Wissenschaft Interesse haben, ganz darin aufgehen. Solche Gelehrte sind immer glücklich.«

»Wenn ich Dir aber nun sage, daß ich tief, tief unglücklich bin!«

»Ja?!« brachte der biedere Bertram mit ungläubigem Staunen hervor.

»Wäre es nicht möglich, daß ich eine tiefe Sehnsucht im Herzen habe?«

»Was denn für eine?«

»Ich will es Dir sagen. Auch ich habe als Kind Indianer- und Abenteuergeschichten gelesen. Dann später wissenschaftliche Reiseberichte. Habe auch Vorlesungen über Erdkunde gehört. Forschungsreisender hätte ich werden mögen.«

»Warum sind Sie es nicht geworden?« war die ganz richtige Frage.

»Weil das mit den Kohlen dazwischen kam. Und Dieser Gedanke behielt die Oberhand. Mein Ideal. Aber die Sehnsucht, fremde Länder zu sehen, die ganze Erde, sie blieb.«

»So folgen Sie doch jetzt Ihrer Neigung.«

»Ja, Bertram, wenn ich nicht der wäre, der ich bin. Ich bin ein Sonderling. Stimmt. Ich bin ein Phantast. Wenn man mir vielleicht auch nichts davon anmerkt. Nein, ich bin noch viel mehr. Ich bin ein unverbesserlicher Träumer. Ich greife nach Sonne, Mond und allen Sternen.

Was ich hiermit sagen will?

Mich auf die Eisenbahn setzen, Schiffe benutzen?

Es genügt mir nicht. So wie die anderen Menschen zu reisen.

Gib mir die Möglichkeit, mich auf einen Telegraphendraht zu setzen und mich im Nu dorthin befördern zu lassen, wo ich sein will, im fernsten Weltteil – und ich will auf der Erde bleiben und dieses Laboratorium, meine ganze Wissenschaft verlassen. Glaubst Du, daß solch eine Art von menschlicher Beförderung möglich ist, per Telegraphendraht?«

»Hm,« brummte Bertram. »Möglich wäre es schon, wenn wir uns jetzt auch gar nicht vorstellen können, wie das zu machen wäre. Aber vor hundert Jahren konnte man sich auch nicht vorstellen, wie man sich telegraphisch verständigen könnte, hatte auch noch keine Ahnung von einer Lokomotive und Eisenbahn. Es wäre

ganz unmöglich gewesen, jemandem das prophetisch beschreiben zu wollen. Man hätte denjenigen, der dies versucht, doch gleich ins Irrenhaus gesperrt.«

»Richtig. Und ich bin so unbescheiden, daß ich mich noch nicht einmal mit der telegraphischen Beförderung zufrieden geben würde. Denn da bin ich immer wieder an Draht und Stationen gebunden. Und auch drahtlose Beförderung genügte mir noch nicht. Immer wieder Stationen! Nicht Luftschiff, nicht Vogelschwingen! Ich möchte sein, wo ich im Moment sein will, mit Körper und Geist. Ein Wunsch – und über mir steht die Sonne des Äquators. Eine Mücke sticht mich – ein Wunsch – eisige Polarstürme umtoben mich. Sage, Bertram, wäre das nichts?«

»Herr, das ist nicht möglich!«

»Ich weiß es. Und die Okkultisten, die so etwas für möglich halten, sogar das Rezept dazu geben, wie man die Seele bei Lebzeiten vom Körper lösen und sie nach Belieben auf Reisen schicken kann, sogar nach fernen Planeten – ich glaube nicht daran. Aber diese geheime Sehnsucht ist es auch nicht, die mich so tief, tief unglücklich macht.«

»Noch eine andere?«

»Bertram, hältst Du mich der Liebe für fähig?«

»Nein!« erklang es ganze ruhig und bestimmt.

»Weshalb nicht?«

»Weil – weil – ich habe es schon vorhin gesagt. Ihre Geliebte ist die Wissenschaft.«

»Bertram, hast Du einmal geliebt?«

»Ja.«

»Und bist dadurch unglücklich geworden? Bist der geworden, der Du jetzt bist?«

»Ja.«

»Ich habe es mir gedacht, habe es gewußt, weshalb Du Dich von der großen Herde abgesondert hast. Willst Du es mir erzählen?«

»Ja.«

Und der alte Mann erzählte. Ganz kurz.

Die alte, uralte Geschichte  
Doch bleibt sie ewig neu,  
Und wem sie just passiert,  
Dem bricht das Herz entzwei.

Und dabei braucht man kein hochgebildeter Mensch zu sein, kein idealer Jüngling oder sentimentales Mädchen.

Das kann auch dem gewöhnlichsten Arbeiter einmal passieren.

Eine glückliche Ehe. Mit der Jugendgeliebten. Ein herziges Kind. Da war der Teufel gekommen. Sie war mit einem anderen davongelaufen. Er hatte nur noch das Kind, den Sohn. Und dann die Diphtheritis –

Da am Sterbebette des erstickenden Kindes war der verlassene Mann der geworden, der er nach zwanzig Jahren noch heute war. Der zufrieden war, wenn er in seinem ihm lieb gewordenen Berufe seinen Unterschlupf gefunden hatte, als Laboratoriumsdiener solch einen Herrn.

So hatte Bertram erzählt. Ganz kurz.

»Und was ist aus ihr geworden?«

»Ich – weiß es nicht.«

»Sie ist gestorben?«

»Nein – ja – nein –«

»Du liebst die Treulose noch immer?«

»Ja,« erklang es hauchend in dem Raume.

»Gut. Ich habe mir so etwas Ähnliches gedacht, und nun weiß ich, daß ich zu Dir sprechen kann. Denn wie kann man sonst zu jemandem über so etwas sprechen, der niemals über eine alltägliche Liebelei hinausgekommen ist, und hat sie auch im Grabe geendet. Glaubst Du, Bertram, daß auch ich solch eine unglückliche Liebe im Herzen trage?«

»Sie?«

Mit ungläubigem Staunen hatte es der alte Mann hervorgebracht.

Und da streckte sein Herr mit plötzlich ganz verändertem Gesicht beide Arme aus, als wolle er ein Phantom umfassen, und dann legte er die linke Hand aufs Herz, die rechte auf seine Stirn, und in namenlosem Jammer kam es langsam über seine Lippen:

»Mein Herz ist Feuer – und mein Hirn ist Glut – und mein Leib verzehrt sich in Sehnsucht!«

Mit namenlosem Staunen, dem sich aber auch Schreck, fast Entsetzen beimischte, blickte der alte Diener auf seinen jungen Herrn.

Ganz abgesehen davon, daß er diesen Gelehrten gar keiner Liebe für fähig gehalten hätte – nein, dieser furchtbare Verzweiflungsausbruch war es, der ihn völlig überumpelte!

Denn wie, wie der das hervorgebracht hatte! Dieser Jammer, diese Verzweiflung!

Doch schnell hatte er sich wieder gefaßt, war wieder derselbe.

»Laß Dir erzählen, Bertram.

Du bist der einzige, dem ich mich einmal offenbare.

Es drängt mich etwas Unwiderstehliches, daß ich einmal mein Herz ausschütte, und ob Du ein Fürst oder ein Bischof oder ein Arbeiter bist, ist mir gleichgültig.

Du bist mein lieber Bertram, den ich während dieses Jahres, da wir zusammenleben, ins Herz geschlossen habe, und für den ich bereit bin, durchs Feuer zu gehen und die Folterqualen der ewigen Hölle zu ertragen, wie Du dasselbe auch für mich tun würdest.

Das wissen wir beide.

Auch wenn wir beide noch kein einziges Wörtchen deswegen verloren haben.

Höre mich an, Bertram.

Eine ganz, ganz seltsame Geschichte.

Ein Märchen.

In unsere Familie hat sich ein rätselhaftes Traumbild eingedrängt.

Mein guter Vater – der Herr aller Welten segne ihn – war der denkbar nüchternste, prosaischste Mensch, hatte nichts weiter als sein Kohlengeschäft im Kopfe und im Herzen. Und dann vielleicht noch seine Stammkneipe nebenan.

Und dann natürlich seine Familie.

Doch das ist bei einem Menschen, der kein Bösewicht, selbstverständlich.

Auch der Wolf sorgt für seine Brut. Wenn er nicht anormal veranlagt ist, daß er sie lieber auffrißt.

So prosaisch war mein Vater, daß er nicht einmal träumte. Niemals.

Nur von einem einzigen Traume konnte er erzählen. Und er tat es gern, lachend, und unter Tränen zugleich.

Wie mein Großvater das Opfer einer Katastrophe im Bergwerk wurde, habe ich schon gesagt. Und auch mein Vater war dabei, sein Sohn, als sechzehnjähriger Junge.

Er befand sich ganz allein in einem abgelegenen Schachte. Da, eine einzige Flamme, ein Krachen – und die Wände stürzten auf ihn herab.

Gegen 18 Stunden hat er da verschüttet gelegen.

Das erfuhr er aber erst hinterher

Er war immer besinnungslos.

Nach seiner damaligen Vorstellung verlor er das Bewußtsein, im nächsten Augenblick schon hatte er es wieder, und da holten sie ihn unter den Schuttmassen hervor.

Und während dieses scheinbaren Augenblicks also hatte er einen Traum, den einzigen seines Lebens.

Plötzlich stand vor ihm in hellem Lichtschein ein strahlendes Weib, antik gekleidet, so wie es der einfache Mann beschreiben konnte. Also feenhaft, wollen wir sagen. Am besten konnte er beschreiben, daß sie um die Stirn ein goldenes Band trug, das die Haare zurückhielt, vorn mit seinem großen Diadem. Und dann konnte er

nicht genug ihre bezaubernde Schönheit, ihr holdseliges Lächeln schildern. Eben eine Fee.

Und sie sprach zu ihm:

Ich bin die Freude. Sei getrost, Du wirst gerettet werden.

Nichts weiter. Verschwunden war sie wieder.

Also 18 Stunden nach der Katastrophe wurde der Junge ausgegraben.

Allerdings war es merkwürdig, daß man in dem toten Gange, in dem niemand mehr etwas zu suchen hatte, noch nachgegraben und dadurch ihn gefunden hatte. Aber nicht etwa, daß die Retter von einem Lichtschein geführt worden waren oder sonst etwas Seltsames erlebt hatten. Gar nichts. Einfach ein Zufall, daß man auch dort nachgeforscht hatte. Der Junge, mein späterer Vater, war nur dadurch dem gewissen Tode entgangen, daß sich ein stürzender Balken quer über ihn gelegt hatte, ohne ihn zu erdrücken.

Dies ist das Geschichtchen, das mein Vater gern erzählte. Nur aus dem Grunde, weil es der einzige Traum seines Lebens gewesen war. Worauf er nämlich sehr stolz war, daß auch er einmal so etwas wie einen Traum gehabt hatte. Sonst gab er gar nichts weiter darauf.

Mein Vater wurde Witwer, heiratete zum zweiten Mal.

Ich erblickte das Licht der Welt. Meine Mutter, ein äußerst zartes Persönchen, hatte eine sehr, sehr schwere Niederkunft, obgleich es auch nur so etwas Nixiges war, was da zur Welt kam.

Ganz merkwürdig war nur, daß sie hinterher gar nichts davon wissen wollte, was sie für Schmerzen ausgestanden, wie sie gejammert und geschrien hatte.

Sie wisse nichts davon. Sie habe geschlafen.

Und einen Traum habe sie dabei gehabt.

Plötzlich habe an ihrem Schmerzenslager eine Fee gestanden, um die Stirn ein goldenes Band, in der Mitte ein Diadem. Ein holdseliges Weib mit holdseligem Lächeln.

Ich bin die Freude. Sei getrost, ich bleibe bei Dir und helfe Dir.

So hatte die Fee gesprochen und hatte die Wehmutter gespielt. Und als sie verschwand, da erwachte meine Mutter, und ich war zur Stelle, alles gut abgelaufen. Und daß sie in ihren Schmerzen so geschrien, davon wollte meine Mutter nichts wissen. Sie hatte nicht die geringsten Schmerzen empfunden.

Nun, was war weiter dabei? Eben eine Ideenverbindung. Mein Vater hatte so viel von seinem Traum in höchster Not erzählt, da hatte auch meine Mutter in ihrer Leidensstunde denselben Traum gehabt. Nichts weiter. Leicht erklärlich. Und daß eine Niederkunft in unempfindlichem Zustande erfolgt, ohne daß der Wöchnerin ihre Bewußtlosigkeit anzumerken ist, das kommt öfters vor. So sagten die Ärzte.

Ich war zwölf Jahre alt, als ich einmal zufällig mit anhörte, wie meine Mutter dies einem Besuch erzählte. Sonst sprach sie nie davon, am wenigsten doch einem Kinde gegenüber. Ich muß betonen – es ist von Wichtigkeit – daß diese erlauschte Geschichte auf mich gar

keinen Eindruck machte, oder höchstens, daß ich im Inneren darüber lachte und spottete; denn ich befand mich damals in jenem kritischen Stadium des Knabenalters, da jeder intelligente Junge an die Erzählungen des Religionslehrers zu zweifeln beginnt, und außerdem hatte ich Büchners »Kraft und Stoff« gelesen. Ich war bereits ein ganz perfekter Materialist, der nur an das glaubt, was er mit Fäusten packen oder doch wenigstens in mathematische Formeln zwingen kann.

Drei Jahre vergingen. Wieder kam ich in ein kritisches Stadium, zu dessen Charakterisierung ich am besten sagen möchte:

Ein unbegreiflich holdes Sehnen  
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,  
Und unter tausend heißen Tränen  
Fühlt ich mir eine Welt entstehn.

Du verstehst, Bertram.

Wenn dies Goethe seinen Faust auch bei einer ganz anderen Gelegenheit sprechen läßt.

Es trifft doch ganz für einen Knaben zu, der in diese Periode tritt.

Allerdings irrte ich nicht in Wäldern und Wiesen umher. Dazu hatte ich keine Zeit. Mein Stundenplan war bis zur Minute festgelegt. Und auch sonst entging ich allen Versuchungen, oder wußte sie doch mit zusammengepreßten Zähnen zu überwinden; denn ich hatte schon meinen Epiktet gelesen, den ich ja auch Dir in die Hände gegeben habe. Ich betrieb schon eifrig die Philosophie

der Verachtung, und das ganz besonders dem anderen Geschlecht gegenüber.

Ich ging damals in die Obertertia. Wir nahmen gerade die altfranzösische Literaturgeschichte durch.

Nun erst eine Frage, Bertram: Hast Du das altfranzösische Epos »Feruda« gelesen oder doch davon gehört?«

Der alte Diener verneinte.

»Es wäre auch wunderbar, wenn Du es kenntest. Es ist ein fast vollständig vergessenes Denkmal der alten französischen Literatur, und es ist dem Inhalt, wie der Ausführung nach auch gar nicht wert, daß man es in der Erinnerung behält. Unser Literaturlehrer war nur so pedantisch, nichts zu übergehen.

Dieses Epos stammt wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert, seinen Verfasser kennt man nicht, zum ersten Male gedruckt wurde dieses Epos in Genf 1519, ich glaube kaum, daß es noch andere Ausgaben gibt.

Es ist ein phantastisches Epos, ein Märchen in Gedichtform. Feruda ist eine Zauberin. Sie versteht die Kunst, sich unsichtbar zu machen, außerdem kann sie im Moment sein, wo sie will. Sie sogar mit Gedankenschnelle auf fremde Himmelskörper versetzen. Es ist eine gute Zauberin, sie greift helfend in die Geschicke der Menschheit ein. Im übrigen ein ganz verschrobenes Machwerk. Der Verfasser, wahrscheinlich ein Mönch, strotzt vor Unkenntnis und falschen Vorstellungen. Am Südpol ist es glühend heiß, in Skandinavien läßt er die Menschen arabisch sprechen, und die anderen Planeten besetzt er mit

Schulen, in denen ausschließlich Mönche die seligen und unseligen Menschen unterrichten.

Dann muß ich noch bemerken, daß unser Literaturlehrer irrtümlicherweise – oder es mochte so auch in seinem Handbuche stehen – immer »Ferude« sagte, es französisch aussprechend, also Ferüd.

Merkwürdig! Wie ich das hörte, zuckte mir gleich etwas durch den Kopf. Ferude – ist das nicht das Anagramm von dem deutschen Wort Freude? Natürlich, es sind dieselben Buchstaben. Da mußte ich natürlich lebhaft an die Fee denken, die meinem Vater und meiner Mutter im Traum erschienen war. Die hatte sich ja immer »Freude« genannt.

Als es mir mein Stundenplan erlaubte und sogar vorschrieb, ging ich hin nach der königlichen Bibliothek, fragte den Bibliothekar, der mich begönnete, nach dem altfranzösischen Epos »Ferüd«.

Doch nicht etwa, weil dieser Name mich an die Träume meiner Eltern erinnert hatte. Daß ich nun da etwa weiter nachforschen wollte. Gott bewahre! Da hätte ich mich doch selbst verachtet! Nein, sondern ich las überhaupt alles, was in der Literaturstunde auch noch so flüchtig erwähnt wurde, regelmäßig im Urtext. So gewissenhaft war ich. Und nun dazu noch eine ausgeprägte Neigung für Literatur. Ich mag wohl der einzige vom ganzen Gymnasium gewesen sein, der das so hielt. Ich war schon seit Jahren Stammgast in der königlichen Bibliothek. Die Bibliothekare unterhielten sich gern mit mir, staunten mich Knirps als ein kleines Literaturwunder an.

Ferüd? Ferude? Nein, gibt es nicht. Altfranzösisches Epos, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert? Ah, Du meinst Feruda!! Ja, das haben wir. Genf 1519.

Ich nahm den uralten Schmöcker und zog mich auf mein Lieblingsplätzchen zurück, in ein Zimmerchen, das nicht so leicht von anderen Besuchern gefunden wurde, angefüllt mit ausrangierten Wörterbüchern aller Sprachen, also wie geschaffen für meine fremdliterarischen Studien.

Ich begann meine Lektüre. Nun, sie war gar nicht so uninteressant. Dieser Mönch war gar nicht so ungebildet und borniert, wie ihn unser Literaturlehrer hingestellt hatte. Er war eben ein Kind seiner Zeit gewesen. Daß er den Südpol von der Sonne verbrannt hinstellte und die Skandinavier arabisch sprechen ließ, das zeigte doch nur, wie es in den Köpfen der damaligen Menschen ausgesehen hat.

Andererseits herrliche Naturgemälde! Und dann imponierte mir mächtig, wie sich diese Zauberin Feruda so mit Gedankenschnelle überallhin versetzen konnte, wohin sie wollte. Das war es ja, was ich im geheimen immer ersehnt hatte.

Und ferner konstatierte ich, daß diese Zauberin tatsächlich den Namen »Freude« führen sollte. Wenn sie Franzosen erschien, so wurde sie nämlich auch Lajoie genannt, nannte sich selbst so. Und das ist doch eben »die Freude«. Sie war eine Skandinavierin, der Mönch hatte wohl etwas von dem deutschen Worte »Freude« gehört,

hatte es latinisiert, das heißt in seinem Küchenlatein »Feruda« daraus gemacht.

So versenkte ich mich in die wundersamen Reisebeschreibungen auf dieser Erde und auf fremden Weltkörpern, bis ich mit den Augen zu blinzeln begann und plötzlich, ehe ich es verhindern konnte, eingeschlafen war. Ich war übermüdet gewesen.

Was Wunder nun, wenn sich jetzt bei mir der Traum meiner Eltern wiederholte.

Plötzlich ein Lichtmeer und in demselben die noch blendendere Erscheinung eines Weibes.

Eine Fee in Feenkostüm. Um die Stirn ein goldenes Band mit Diadem. Ein junges Weib von überirdischer Schönheit, mit dem holdseligsten Lächeln, das sich denken läßt.

Und sie begann zu sprechen.

Ich bin Feruda.

Ich bin die Freude, die schon Deinem Vater und Deiner Mutter in ihren Nöten beigestanden hat, auf daß Du für dieses Leben nicht verloren gingest.

Denn in diesem Leben sollst Du Dein irdisches Ziel beenden, um dann in anderer Weise wirken zu können.

Denn Christus hat gesagt: Ich hätte Euch noch viel zu sagen, aber Ihr würdet mich nicht verstehen.

Du wirst bald reif dazu sein, um es verstehen zu können.

Doch bedarfst Du einer Führung.

Ich bin zu Deiner Führerin bestimmt.

Und wir kannten uns schon immer, wovon Du jetzt aber nichts weißt.

Und immer wieder handelt es sich um einen freien Entschluß.

Ich bin Dein und Du bist mein. Willst Du mein Geliebter sein?

So hatte sie gesprochen.

Wort für Wort, wie ich es hier wiedergebe.

Und mir kam das alles so ganz selbstverständlich vor. Es war ja nur ein Traum.

»Ja, ich will Dein Geliebter sein!« entgegnete ich ganz einfach.

»Wirst Du mir auch treu sein?« fuhr sie fort.

»Ich werde Dir immer treu sein.«

»So höre, mein lieber Fortunat.

Denn für mich heißt Du Fortunat, wie für alle die, zu denen ich zähle. Strebe Deinem Lebensziele, das Du Dir gesteckt, weiter nach.

Du wirst es erreichen.

Und wenn Du es erreicht hast, dann werde ich Dir wieder erscheinen.

Nicht früher.

Und wenn Dir Feruda als Freude erscheint, nicht nur im Traume, dann richte unser Hochzeitsmahl an.

Dann lasse das Beste auftragen, was Du in Deinem Hause hast. Nichts mehr und nichts weniger.

Versprichst Du mir das?«

»Ich verspreche es Dir!« entgegnete ich.

»So lebe wohl und warte, bis ich Dir wieder erscheine, um mit Dir das Abendmahl einzunehmen, das unsere Verbindung auf ewig bestätigt. Und hier, Geliebter, nimm meinen Verlobungskuß.«

Und sie beugte sich herab und küßte mich auf die Stirn und küßte mich auf die Lippen.

Und da erwachte ich und saß in dem Lesezimmer!«

Der Erzähler machte eine Pause, legte die Hand vor die Augen und atmete schwer.

»Bertram, o Bertram!« fuhr er dann fort.

»Laß es mich nicht schildern. Wie könnte ich es auch! Dieser Kuß, dieser Kuß!

Wie der mir damals nach dem Erwachen auf Stirn und Lippen brannte; wie er mir die ganzen sieben Jahre lang gebrannt hat und heute noch brennt.

Doch nicht mit verzehrender Glut!

Von keuscher Reinheit!

Wie kühles Feuer, das von einem klaren Kristalle ausgeht.

Bertram, ich bin ihr treu geblieben, dieser Traumgestalt.

Nie habe ich ein Weib angesehen. Nur meine Mutter.

Ich fühlte mich verlobt.

Und wenn ich darüber verächtlich spotten wollte, so erstarrte plötzlich dieser Spott vor Scham in meinem Herzen.

Und durch diesen Kuß bin ich der geworden, der ich bin.

Ich habe meiner Verlobten gegenüber mein Wort gehalten.

Fest und stark habe ich mein Lebensziel verfolgt!

Wohl glühte in meinem Busen ständig eine verzehrende Sehnsucht, aber dieser Vulkan gab mir doch nur die treibende Kraft.

Und auch sonst hielt sie mich aufrecht.

Fast möchte ich das vermessene Wort aussprechen: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Nein, ich bin mir während dieser sieben Jahre keiner Sünde bewußt.

Genug!

Ich war verlobt. Von namenloser Sehnsucht erfüllt, harrte und harrte ich ihrer Wiedererscheinung.

Merkwürdigerweise träumte ich trotz seiner grenzenlosen Sehnsucht niemals wieder von ihr. Ich träumte viel, aber alles andere, nur nicht von ihr, von ihr!

Doch wollte sie mir nicht anders erscheinen als im Traume?

Und sollte ich nicht erst mein Lebensziel erreichen?

Ich arbeitete.

Wieder eine längere Pause.

»Vor einem Vierteljahre faßte ich den Entschluß!« erklang es dann weiter mit ruhiger Stimme.

»Durch eine Erkenntnis, durch einen Blick in die Geheimnisse der Natur, war mir mein Ziel weiter denn je entrückt worden.

Und in meinem Herzen die brennende Sehnsucht!

Da beschloß ich, diesem Spiele ein Ende zu machen.

Auf welche Weise, weißt Du, Bertram, Du hast es erraten.

Den Lebensfaden einfach durchzuschneiden, das widerstrebte mir.

Ja, ich bin für die Dschaina eingenommen.

Also verhungern, möglichst langsam.

Dabei bleibt man auch arbeitsfähig bis zum letzten Atemzuge. Denn Gehirn und Rückenmark nimmt nicht ab durch Fasten, und wenn sich auch sonst der physische Körper bis zur letzten Eiweißzelle verzehrt hat. Zusammensetzung und Gewicht dieser Nervensubstanzen bleiben immer die gleiche, bis zum Eintritt des Todes.

Hoffte ich etwa, im Tode mit meiner Braut vereinigt zu werden?

Ich will hierüber nicht weiter sprechen.

Ich komme jetzt zum Schlusse.

Heute nachmittag leitete ich einen neuen chemischen Prozeß ein. Dort im Abzugsraum.

Ungefähr sechs Stunden würde es währen, ehe ich ein Resultat erwarten konnte.

Ein befriedigendes erwartete ich durchaus nicht; denn wie gesagt, die Erkenntnis einer Wahrheit und eines Irrtums zugleich, hatte mir mein Ziel ferner denn je gerückt.

Gegen neun Uhr war es, als ich mich nach langem Rechnen etwas erholen wollte. Ich stellte den Wecker auf zwölf ein und nahm Schillers Gedichte zur Hand.

Ich las und las, hier an diesem Tische; der Quecksilberkasten stand so wie jetzt, wie jede Nacht. Wie die Zeit verging, wußte ich nicht.

Ich kam zu dem Gedichte »An die Freude«. Du kennst es? Wenigstens einigermaßen? Gut.

Da kommt doch auch die Stelle vor: Aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an.

Wer?

Nun eben die Freude, welche hier als das mächtigste Prinzip im ganzen Weltgetriebe aufgefaßt wird. Gar nicht so mit Unrecht. Es ist richtiger, als dabei an die Liebe zu denken; denn es gibt auch eine Liebe ohne Freude. Es ist ja überhaupt nur symbolisch gedacht. Die einzelnen Phasen dieses Gedichtes sind schon vielfach von Künstlern in Bildern festgehalten worden bei diesen Zeilen: aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an – haben sich alle Künstler immer dasselbe gedacht. Immer ein chemisches oder physikalisches Laboratorium, mit freudigem Staunen betrachtet der Gelehrte das gezeitigte Resultat seiner letzten Experimente.

Gerade bin ich an diese Zeilen gekommen, habe sie schon gelesen, da schnarrt der Wecker.

Ich blicke auf, muß unwillkürlich auf diesen Quecksilberkasten sehen, und da, Bertram, da sieht mir aus diesem Quecksilberspiegel, der in purpurnem Feuer glüht, ein menschlicher Kopf entgegen – um die Stirn ein goldenes Band mit Diadem – Feruda – meine Geliebte – meine Braut – lächelt mich holdselig an – nickt mir zu – bewegt die Lippen.

Wie ich mich benommen habe, weiß ich nicht. Ich mußte dann den Stuhl aufheben.

Feruda!

Da ein Knistern und leises Krachen und ich bin wieder nur noch der Gelehrte, der forschende Chemiker.

Ich springe hin nach dem Abzugschrank.

Richtig, der Destillierkolben ist gesprungen.

Und in der Vorlage liegt eine Substanz, die ich nicht kenne, die ich aber schon seit Jahren dort einmal zu finden gehofft habe!

In der Vorlage befindet sich etwas Wasser, das zischend verpufft.

Knallgas!

Was kann's denn anderes sein!

Schnell die Gasflamme ausgedreht, die Entwicklung unterbrochen, ehe das ganze Haus in die Luft fliegt!

Ja, die schwarze Masse behält ihre Eigenschaft, das Problem ist gelöst, mein Lebensziel ist erreicht!

Als sie mir wieder erschienen, da hatte ich es erreicht!

Und nicht im Traume war sie mir wieder erschienen, sondern dort im Spiegel – im Feuerspiegel, als Freude, als Wahrheit.

Jetzt freilich war sie nicht mehr darin.

Hatte ich eine Vision gehabt?

Bah, was heißt Vision!

Jetzt war ich der Chemiker, der zu untersuchen hatte, ob das in der Retorte erzielte Resultat eine Vision war oder nicht.

Es war und blieb eine Tatsache.

Da rief ich Dich, Bertram.

Und nun kommt der zweite Teil daran.«

Der junge Gelehrte war aufgestanden.

»Bertram, hältst Du mich für irrsinnig?«

»O nein. Es mag ja nur eine Vision gewesen sein, aber

–«

»Davon spreche ich nicht, darnach frage ich Dich nicht. Ich möchte wissen, ob Du mich für irrsinnig hältst, wenn ich Dich jetzt bitte, hier den Tisch für zwei Personen zu decken und schnell das Beste aufzutragen, was Du in Küche und Keller hast. Und ich erkläre gleich, daß ich nicht etwa mit Dir speisen will. Erblickst Du in dieser meiner Forderung ein Anzeichen von Irrsinn?«

Stumm blickte der alte Diener seinen jungen Herrn einige Zeit an.

»Nein,« erklang es dann leise, »ich würde dasselbe tun.«

»So bitte. Ich selbst werde den Tisch für zwei Personen decken, bringe, was dazu nötig ist, dann richte das Essen für zwei Personen her.«

»Warm?«

»Wie Du willst. Das überlasse ich ganz Dir. Wir müssen doch auch noch Wein im Keller haben.«

Bertram ging, brachte alles, was zum Decken des Tisches für zwei Personen gehörte und entfernte sich wieder.

Otto deckte einen in die Mitte des Laboratoriums gerückten Tisch. Eine Viertelstunde später trug Bertram zwei warme und mehrere kalte Schüsseln auf, setzte eine Flasche Weißwein und eine Flasche Rotwein hin, aufgezogen, vor jeden Teller zwei Gläser.

»Ist es recht so, Herr Richter?«

»Hast Du nichts vergessen?«

»Ich wüßte nicht.«

»Dann bitte, laß uns – mich allein, bis ich Dich wieder rufe. Ich danke Dir, Bertram.«

Der Diener sah noch, wie sein junger Herr den zweiten Stuhl zurecht rückte.

Dann saß Bertram in seinem Stübchen.

Bis ihn ein dumpfer Fall aus seinen Träumen weckte

Er eilte hinaus, öffnete die Tür.

»Allmächtiger Gott!!«

Der junge Gelehrte lag neben seinem Stuhle am Boden.



Am anderen Morgen, oder eigentlich an demselben, klingelte der Briefträger vergebens an dem Gartentore.

Es kam ihm schon verdächtig vor, daß die Milchkanne und der Beutel mit dem Frühstücksbrot, die unter einer kleinen Verdachung ihren Platz hatten, heute nicht weggenommen worden waren. Als der Briefträger dann zum Gemeindevorstand kam, benachrichtigte er diesen davon. Der schickte den Gemeindediener, der holte alsbald telephonisch den Gendarm herbei.

Über die Mauer wurde gestiegen, dann ein Parterrefenster zertrümmert, als alles Klingeln und Klopfen vergebens gewesen war.

Man drang ein, kam ins Laboratorium. Da hatte man die Bescherung!

Ein gedeckter Tisch mit Speisen und Weinflaschen besetzt, neben dem einen Stuhle am Boden lag der junge Gelehrte, neben dem anderen sein Diener.

Die Weingläser waren vollgeschenkt, auch die Speisen auf beiden Tellern schon vorgelegt, angerührt hatten sie sie noch nicht gehabt.

Da war das eingetreten, was ihrer beider Tod herbeigeführt hatte.

Tatbestand aufgenommen, die Leichen wurden aufgehoben, dann gerichtlich untersucht, seziert.

»Tödliche Vergiftung durch Quecksilber, wahrscheinlich als Dampf eingeatmet.«

Das Testament des Herrn Otto Richter wurde erbrochen.

Er kannte keine Verwandte. Alles für wohltätige Anstalten, nur seinem Diener hatte er eine Summe ausgesetzt, von dessen Zinsen jener recht gut hätte leben können, wenn er jetzt nicht schon tot gewesen wäre. Und dieses ganze Grundstück dazu.

Nun, bei dem hatten sich schnell lachende Erben gefunden.

Sie wurden begraben. Der Diener auf dem Gemeindefriedhof, der junge Gelehrte kam zwischen Vater und Mutter.

## 127. KAPITEL. DER NEUE SCHÜLER.

»Hier Waffenmeister. Wer dort?«

»Hier Beireis. Darf ich Sie einmal sprechen, Herr Waffenmeister.«

»Sie sprechen ja schon mit mir, Herr Professor!«

»Bitte, nur Beireis. Also, Herr Waffenmeister, darf ich Sie einmal sprechen?«

»Aber mein geehrter Herr Beireis –«

»Bitte, auch das Herr wollen Sie weglassen – ganz, einfach Beireis. Oder meinetwegen auch Reisbrei, weil mich Ihre Leute unter sich nennen, was ich sehr wohl weiß.«

»Nanu, was ist denn heute mit Ihnen los?!« staunte Georg am Telephon, und das mit Recht.

Denn das kleine Männchen war überaus stolz auf seinen Professorentitel, obgleich er ihn doch jedenfalls gar nicht hatte, wie er sich doch auch nur einbildete, jener Helmstedter Sonderling zu sein.

Da er sich aber nun einmal in diesem Wahne befand, so wollte er auch nur Herr Professor Beireis angeredet sein, oder doch Herr Professor, das Männchen war ja überaus eitel, allerdings auch genau so wie jener echte Helmstedter Gelehrte, und als er einmal gehört hatte, wie Matrosen über ihn als über den »Professor Reisbrei« gesprochen hatten, da war das Männchen wie eine Rakete in die Höhe gegangen, hatte sich vor lauter Zappelerei gar nicht wieder beruhigen können, bis ihm in aller Formalität Abbitte geleistet worden war.

Und nun sprach er plötzlich so! Forderte selbst dazu auf, daß man ihn nur ruhig »Reisbrei« nennen solle, ohne jede weitere Titulatur.

»Nanu, was ist denn heute mit Ihnen los?!«

»Ja, geehrter Waffenmeister, der Mensch kann sich manchmal plötzlich sehr ändern; mir ist eben etwas dazwischen gekommen.«

»Was denn?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber sagen Sie mir, mein lieber Waffenmeister: Sind Sie ganz sündenrein?«

Zunächst machte der Herr Waffenmeister am Telephon ein recht dummes Gesicht.

»Ick? Als wie ich? Ob ich ganz sündenrein wäre, meinen Sie?«

»Ja, das meine ich.«

»Was verstehen Sie denn eigentlich unter sündenrein, Herr Professor?«

»Nur Beireis, nur Beireis. Oder meinetwegen auch Reisbrei, das zu hören ist mir sogar noch viel lieber. Nun, ob Sie manchmal ein Gebot übertreten.«

»Ick? Als wie ich? Manchmal? Ich übertrete jeden Tag alle sieben Gebote.«

»Sieben?«

»Ja, alle, alle.«

»Da fehlen aber doch noch drei.«

»Was fehlen drei? Ich übertrete jeden Tag, den Gott werden läßt, alle sieben Gebote, sage ich.«

»Es sind aber doch zehn Gebote.«

»Nee, sieben. Das weiß doch jedes Kind. Und machen Sie ja nicht etwa noch drei hinzu, mein lieber Beireis oder Reisbrei, ich habe an diesen sieben Geboten gerade genug.«

»Sie denken wohl immer an die sieben Bitten? Der Gebote aber sind es zehn.«

»Himmel dunnerwetter ja! Sie haben recht, Beireis! Da sehen Sie, auf was für schwachen Religionsbeinen ich stehe. Also da übertrete ich die anderen Gebote täglich auch noch. Alle zehn zusammen. Und die sieben Bitten noch extra dazu.«

»Ooooo, Herr Waffenmeister, wie sind Sie mir doch über!« erklang es seufzend aus dem Telephon.

»Sie wissen wohl noch mehr Gebote, die Sie übertreten können?«

»Das nicht. Aber in der wahren Demut, da sind Sie mir über.«

»In Demut?«

»Ja, indem Sie sich offen als einen großen Sünder bekennen, während ich vor Eitelkeit manchmal bald platze.«

»Na, mein lieber Beireis, was wollen Sie denn nun eigentlich von mir?«

»Ich wollte nur höflichst anfragen, ob ich Sie einmal sprechen darf.«

»Na zum Deiwel noch einmal, jetzt quattern Sie schon eine halbe Stunde –«

»Bitte, ganz genau sechs Minuten erst, oder die sechste ist noch nicht einmal ganz voll.«

»Also dann sprechen Sie weiter. Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich nur noch vier Stunden Zeit habe.«

»O, ich wollte Sie höchstens eine Viertelstunde in Anspruch nehmen.«

»Also?«

»Ob Sie gestatten, daß ich Sie einmal spreche. Ich meine, ob ich Sie einmal in Ihren Räumlichkeiten aufsuchen darf?«

»Ja gewiß, immer, mein lieber Professor – Reisbrei ohne den Professorentitel.«

»Und ob ich Ihnen jemanden vorstellen darf?«

»Wen?«

»Die Vorstellung darf aus gewissen Gründen eben erst persönlich erfolgen

»Bringen Sie ihn. Nur daß es nicht etwa so ein Hokus-pokusmacher ist. Ich habe vorläufig genug, das muß ich erst verdauen, sonst werde ich doch noch wahnsinnig.«

»Nur auf etwas möchte ich Sie erst noch aufmerksam machen.«

»Und?«

»Ich habe über den jungen Mann zu sprechen und er muß immer dabei sein.«

»Kann er.«

»Das dürfte Ihnen aber vielleicht unangenehm sein.«

»Weshalb denn?«

»Weil Sie so zartfühlend sind.«

»Ich?«

»Das sind Sie. Und der junge Mann muß alles anhören, was man sonst nur unter vier Augen zu –«

»Kommen Sie nur, bringen Sie ihn mit. Schluß!«

Kopfschüttelnd hing Georg den Hörtrichter an den Haken.

Er befand sich in dem »Elektron«, dem man nicht anmerkte, daß er jetzt als Luftschiff hoch über den Wolken dahinsauste, aber dieses Telephon in der Kajüte des Waffenmeisters war sein gewöhnliches.

Übrigens kam ihm dieses Verhalten des Professors Beireis nicht so ganz rätselhaft vor, er fand schon eine Erklärung dafür.

Wenn er jener geheimen Gesellschaft auch noch um keinen Schritt nähergerückt war, nur mit einigen Mitgliedern wie mit anderen Menschen verkehrte, so hatte er doch schon gemerkt, daß in dieser gelehrten Verbrüderung eine ganz stramme Disziplin herrschen mußte.

Ungefähr so wie in der katholischen Kirche unter den Geistlichen, auch wie zwischen Beichtvater und Beichtkind.

Nur daß man hier wegen gewisser Vergehen nicht gerade Gebete am Rosenkranz hersagen mußte.

Weshalb hatte denn der blonde Hüne, der erst eine schwarze Maske getragen, nicht lachen, kein anderes Zeichen irgend welcher Gemütsbeugung geben dürfen?! Weshalb hatte er zwischen Ritterrüstungen in einer einsamen Zelle sitzen und in der Bibel lesen müssen?

Nun, der hatte ganz einfach irgend etwas begangen, wofür er büßen mußte. Das hatte ja übrigens Merlin selbst gesagt.

Und zweifellos war dieser Professor Beireis jetzt einmal wegen seiner Eitelkeit hochgenommen worden. Er

mußte sich demütigen, sich vor anderen selbst erniedrigen, was das Männchen nun in seiner Weise tat.

Wahrscheinlich war auch Merlin nicht umsonst in jenes Tal gebannt. Auch der hatte irgend etwas auf dem Kerbholze. Jetzt allerdings befand er sich mit an Bord des »Elektron«. Aber meist unsichtbar. Das heißt in den mittleren Etagen. Jedenfalls aber hatte er zu irgend einer Buße fremden Menschen Dienste zu leisten.

Die Tür öffnete sich nach einem Klingelzeichen, herein trat Professor Beireis, ihm nach folgte eine andere Gestalt, und ein größerer Gegensatz zu dem kleinen, ausgetrockneten Professor im schwarzen Frack mit weißer Halsbinde war kaum denkbar.

Ein ideal schöner Jüngling. Ein Apollo oder ein freundlich lächelnder Adonis, gehüllt in ein langes Gewand von einem grünen Gewebe, welches den zarten Gliederbau durchschimmern ließ.

Ein freundlich lächelnder Adonis, das weiße, klassische Antlitz von blonden Locken eingerahmt – diese Beschreibung genügt. Und dann noch um die Stirn ein goldenes Band, auf dem in der Mitte ein wundervolles Diadem glänzte.

Das Professorchen hatte seine übliche tiefe Verbeugung gemacht.

»Herr Waffenmeister, Sie haben die Ehre – nein, ich habe die Ehre, wollte ich sagen, Ihnen vorstellen zu dürfen – Fortunatus, einen unserer Meister.«

Mit unverhohlenem Staunen betrachtete Georg den Jüngling.

So etwas von Schönheit hatte er noch nicht gesehen! Und zwar war ganz merkwürdig dabei, daß sich nicht etwa was Weibliches dazwischen mischte. Das ist nämlich auch die wunderbare Kunst, welche die alten Künstler in ihre Knaben- und Jünglingsgestalten zu legen wußten. Das gelingt heutzutage kaum noch. Aus derartigen Gestalten wird immer etwas Mädchenhaftes.

»Bitte, Herr Waffenmeister, genieren Sie sich nicht. Ich habe schon angedeutet, daß Fortunatus zwar unbedingt dabei sein muß, wenn ich jetzt zu Ihnen über ihn spreche, daß er sonst aber gar nicht für uns existieren darf. Bitte, sprechen Sie ruhig, was Sie auch sonst sprechen würden.«

O, der Waffenmeister Georg Stevenbrock war auch nicht gewöhnt, sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

»Dunnerlitzchen noch einmal! Gerade wie ein gemalter Engel!«

»Wie ein gemalter?« fragte der Professor.

»Ja. Einen anderen habe ich noch nicht gesehen. Sie? Ich nicht; oder nur welche aus Stein oder Gips. Dann aber hatten sie immer Risse und Sprünge. Und manchmal fehlte auch ein Arm oder Bein. Nee, faktisch, gerade wie ein gemalter Engel!«

Ruhig und in zwangloser Haltung stand der gemalte Engel dabei. Das Lächeln war stereotyp, lag im Gesichtsausdruck. Es lag schon in den großen, blauen Augen.

»Fortunatus heißt er?«

»Fortunatus. Oder einfach Fortunat. Das Herr wollen Sie fortlassen. Ihn auch mit Du anreden.«

»Deutsch?«

»Wie Sie belieben. Ja, deutsch. Erst aber reden Sie mit mir. Meister Fortunatus hat sich vorläufig ganz passiv zu verhalten.«

»Er ist in Ihrer Vereinigung ein Meister?«

»Ja, ein Meister.«

»Er steht noch über Ihnen?«

»Über mir?! Herr, was meinen Sie?! Hoch – hoch –«

Und das kleine Männchen, zuerst die Hand in Kopfhöhe erhebend, hob diese zollweise immer höher, immer höher, bis es auf den Zehenspitzen räckelte.

»Halt, halt, halt, halt!« fiel ihm Georg in den Arm. »Bleiben Sie mal hübsch hier unten, sonst fahren Sie mir noch oben zur Decke hinaus. Sie meinen, so hoch steht dieser Jüngling über Ihnen?«

»Und immer noch viel, viel, viel, viel, viel –«

»Höher!« ergänzte Georg. »Aber ich denke, Sie sind selbst ein Meister?«

»Ich? Wer hat denn das gesagt?«

»Sie selbst und das oft genug.«

»Dann habe ich gelogen, geflunkert, ich stinke überhaupt immer vor Lügen, ich bin nichts weiter als ein Lehrling in dieser geheimen Verbrüderung, ein saudummer Junge –«

Das sonst so eitle Männchen, das sich plötzlich so umgewandelt hatte, schimpfte noch weiter über sich selbst.

»Und weshalb nun stellen Sie mir diesen Meister Fortunatus vor?«

»Ich tue es im Namen unserer Verbrüderung mit der Bitte, daß Sie ihn in Ihre Lehre nehmen möchten.«

»In meine Lehre?«

»Ja.«

»Was soll ich denn solch einem geistig so himmelhoch stehenden Meister noch lehren?«

»Nicht geistig, sondern ihn körperlich ausbilden, sowie Sie Ihre Schiffsjungen, alle Ihre Leute körperlich ausgebildet haben.«

Georg machte ein ganz besonderes Gesicht.

»Aha! Ahaaa! Das können Sie nicht?«

»Nein.«

»Sie können ihn doch turnen lassen, erst Freiübungen, die Kniebeuge undsoweiter, dann geht's zu Geräten über

–«

»Herr Waffenmeister! Spotten Sie doch nicht! Sie wissen doch ganz genau, was hier vorliegt, um was es sich handelt. Sie sind von uns schon seit langer Zeit beobachtet worden; seitdem Sie das sogenannte Gauklerschiff, die Argonauten, übernahmen. Ja, wir sind den anderen Menschen über. Himmelhoch über. Aber nur in geistiger Hinsicht. In körperlicher Hinsicht haben Sie etwas geleistet, wobei man bei uns – mit Respekt zu sagen – Maul und Nase aufgesperrt hat. Sie haben uns etwas vorgebracht, wovon auch unser Großmeister sich nichts hat träumen lassen, daß so etwas in so kurzer Zeit zu erreichen sei. Und wenn ich Sie schließlich noch daran erinnere, daß eine Schwester Anna Sie einmal innig gebeten hat, ihr von Ihrem Meister Hämmerlein etwas vorspielen

zu lassen, so wissen Sie doch nun ganz genau, um was es sich handelt. Ersparen Sie mir also bitte alle weiteren Worte.«

Ja, Georg hatte verstanden. Übrigens etwas, was sich gar nicht so leicht mit Worten ausdrücken läßt.

Vielleicht aber wird man noch einmal dahinkommen, daß man den Kindern nicht mehr mit wöchentlich sechs- und dreißig Stunden die Köpfe vollpfropft und nur zwei Stunden fürs Turnen übrig hat, sondern daß man sie sechs- und dreißig Stunden im Turnen und in Handfertigkeiten aller Art unterrichtet, das »Geistige« hingegen wöchentlich auf zwei Stunden beschränkt. Denn um das zu erlangen, was man »allgemeine Schulbildung« nennt, Lesen und Schreiben und Rechnen und dergleichen, alles so falsch wie möglich, dazu gehört verflucht wenig! In Amerika ist die Bewegung dazu schon stark im Gange.

»Dieser junge Meister,« fuhr der Professor fort, »hat bisher nur die Ausbildung seines Geistes gepflegt, die seines Körpers total vernachlässigt, und ist verpflichtet worden, dies nun nachzuholen. Aber auch hierzu braucht man sachgemäße Anleitung, will man da schnell vorwärts kommen oder überhaupt etwas erreichen. Wollen Sie ihn in Ihre Dressur nehmen?«

»Dressur ist gut. Ja, ich will ihn in meine Dressur nehmen. Soll er nur körperlich kräftig werden, nur durch Freiübungen, meine ich, oder soll er auch an Geräten turnen lernen?«

»Turnen, jawohl, richtig turnen lernen soll er!« bestätigte eifrig das kleine Männchen. »Die Kniewelle – und die Armwelle – und die Bauchwelle – und und und –«

Mehr schien der Herr Professor von der edlen Turnerei nicht zu wissen.

Und Georg rieb sich nachdenklich das etwas stachliche Kinn, während er den neuen Schüler betrachtete.

»Hm. Daß der aber, wenn er die Bauchwelle macht, sich nur nicht etwa in Dunst auflöst.«

»Wie meinen Sie?«

»Nu, daß der durch die Zentrifugalkraft, die doch auch bei solchen Wellen in Aktion tritt, wenn man am Reck herumwirbelt, nicht etwa aus dem Leime geht, sich in seine einzelnen Atome auflöst; denn der sieht gar so ätherisch aus.«

»O nein, da brauchen Sie keine Sorge zu haben, das hält bei dem alles ganz fest zusammen!« beruhigte der Professor.

»So, na das ist ja hübsch!« lachte Georg. »Aber in diesem antiken Kostüm kann er beim Turnen nicht bleiben, da kann er nicht die Kniewelle und die Krätsche machen, da bleibt er hängen.«

»So stecken Sie ihn nur in einen richtigen Turneranzug, oder er kann sich ja auch gleich selbst umziehen. Willst Du, Fortunat, ein Dir passendes Kostüm wählen?«

Kaum war dies gesagt, als das grüne Gewebe wie in Luft zerrann, und gleichzeitig legte sich um die zarten Glieder, die man, wenn auch undeutlich, in Fleischfarbe hatte durchschimmern sehen, etwas Dunkles, und der

Jüngling stand in einem braunen Trikotanzug da. Und nicht nur das, sondern ebenso war auch plötzlich das goldene Band auf der Stirn mit dem Diadem verschwunden, in nichts zerflossen, und die blonden Locken waren ganz bedeutend kürzer geworden.

»Was ist denn das?!« staunte Georg.

Es war ihm ja hier schon viel vorgegaukelt worden, aber so etwas, daß ein Mensch plötzlich sich so veränderte, denn doch noch nicht!

»Nun, Fortunatus hat sich eben in seinem Äußeren mehr seiner zukünftigen Tätigkeit angepaßt.«

»Ist das Illusion?!«

»Das ist vollkommene Wirklichkeit.«

»Ja wie ist denn das möglich?!«

»Ich sagte Ihnen doch, daß dieser Jüngling einer unserer Meister ist. Das ist ein Adept. Der ist Herr des Stoffes.«

»Herr des Stoffes? Was soll das heißen?«

»Ich will Ihnen mit einem Worte der Bibel antworten, von Christus selbst ausgesprochen: So Ihr Glauben habt nur wie ein Senfkorn und Ihr sprecht zum Berge: hebe Dich auf – so wird es geschehen«

»Dieser junge Mensch könnte Berge versetzen?!«

»Und den Elementen gebieten – ja – und sie werden ihm gehorchen.«

Georg, der fast außer sich hatte werden wollen, beruhigte sich schnell wieder. Er nahm es auf seine Weise hin, wie es eben war.

»Ich wollte mir keinen Hokuspokus mehr vormachen lassen, jetzt wird aber meine Neugier doch rege. Dieser Adept beherrscht die Elemente, die Naturkräfte?«

»Ja.«

»Er kann dem Sturm gebieten, er kann es vom blauen Himmel regnen lassen, wenn er will?«

»Er kann es, aber er wird es nicht tun.«

»Weshalb nicht?«

»Weil er nicht gegen die göttliche Ordnung handelt.«

»Aha! Die alte Geschichte!«

»Zweifeln Sie nicht, daß er es nicht wirklich könnte. Hier im geschlossenen Raume oder überhaupt im Kleinen, wenn dadurch nicht die Ordnung im Makrokosmos gestört wird, kann er Ihnen die verschiedensten Proben seiner Kraft geben. Und er ist bereit dazu. Sie brauchen nur zu fordern.«

Georg blickte sich suchend um, griff in die Tasche und zog einen Nickfänger hervor.

»Kann er dieses Messer aus meiner Hand verschwinden lassen?«

Da geschah es schon. Das große Messer in Georgs Faust zerrann wie in einen Nebel, zerrann in nichts.

»Ist das keine Illusion?«

»Nehmen Sie doch das Illusionsglas, das man Ihnen gegeben hat, wodurch Sie Illusion von Wirklichkeit unterscheiden können.«

»Ich kann hypnotisiert sein, da nützt dies alles nichts.«

»Ich versichere es Ihnen auf mein Ehrenwort, daß Sie nicht hypnotisiert sind, sich in keinem anderen ähnlichen

Zustande befinden – ich versichere Ihnen auf Ehrenwort, daß dies alles vollkommene Wirklichkeit ist!« erwiderte der kleine Mann gravitatisch und Georg glaubte es ihm sofort.

»Wo ist das Messer geblieben?«

»Es ist auf magische Weise verschwunden. Eine andere Erklärung kann ich Ihnen nicht geben, ich verstehe es selbst nicht.«

»Es soll in meine Hand zurückkehren.«

Es geschah sofort. Nur wußte Georg selbst nicht, wie ihm die Finger sanft auseinandergepreßt wurden, bis er das Messer wieder in seiner Hand hatte. Teils geschah es nach und nach, teils mit einem einzigen Ruck – er hätte es unmöglich beschreiben können.

»Kann ich auch verlangen, daß das Messer anderswohin versetzt wird?«

»Sicher. Nur wollen Sie nicht gar zu große Forderungen stellen, nicht das ganze Universum dabei in Betracht ziehen: Es darf dabei niemand erschreckt werden.«

»Es soll dort in dem Polster stecken.«

Fast in demselben Augenblick war es so ausgeführt worden, wie es sich Georg im Geiste vorgestellt hatte. Denn wenn man so etwas ausspricht, muß man es sich noch bestimmter in Gedanken vorstellen.

Er hatte, ohne hinzusehen, an das in dieser Kajüte stehende Sofa gedacht, mit grünem Plüsch überzogen, und im Nu war das zugeklappte Messer aus seiner Hand verschwunden und stak mit geöffneter Klinge bis zum Heft

in diesem Polster, an derselben Stelle, an die er gedacht hatte.

Er ging hin, zog es heraus, untersuchte den Stich im Polster, der bestehen blieb.

»Das ist einfach Zauberei!«

»Eine Zauberei, die jedem Menschen möglich ist!« entgegnete der Professor.

»Wie erlangt man diese Fähigkeit?«

»Dadurch, daß Sie mindestens sieben Jahre lang ohne jede Sünde leben.«

»Weshalb gerade sieben Jahre lang?«

»Wissen Sie nicht, daß sich der menschliche Körper innerhalb von sieben Jahren vollständig neu aufbaut?«

Ja, das wußte Georg.

Daß sich der Körper beständig abnützt und erneuert, ist ja bekannt genug. Wir sehen immer, wie sich die Haut abreibt, wie Haare und Nägel wachsen. Nun aber haben unsere Gelehrten mit absoluter Gewißheit konstatiert, daß sich nach spätestens sieben Jahren der normale menschliche Körper überhaupt vollständig neu ersetzt hat! Auch in den Knochen ist kein phosphor- oder kohlen-saures Kalkmolekül mehr dasselbe wie vor sieben Jahren! Alles hat sich durch den Stoffwechsel neu gebildet; denn auch alle Knochen sind ja mit zahllosen Äderchen durchzogen, in denen ständig das Blut zirkuliert, alte Bestandteile abspülend, neue Zellen aufbauend.

Was daher die Nahrung für einen kolossalen Einfluß auf den Körperbau auch noch in späteren Jahren haben

muß, das muß aber erst noch durch langjähriges Studium geprüft werden, so weit sind wir noch nicht, und an die psychologische Einwirkung denkt unser materielles Zeitalter noch gar nicht.

»Wenn man sieben Jahre lang ganz sündenrein gelebt hat, dann soll man solche Zaubereien ausführen können?«

»Noch nicht sogleich. Dann aber werden Sie schon Ihren Führer bekommen, der Sie auf Ihrem einmal eingeschlagenen Weg auch weiter leitet.«

Georg warf dem Sprecher einen langen Blick zu – und zuckte skeptisch die Achseln.

»Dieser Adept kann überhaupt jeden Gegenstand verschwinden lassen und ihn irgend anderswohin versetzen?«

»Jeden. Soweit es nicht gegen sein – Gewissen geht, wollen wir sagen.«

»Gut, ich verstehe. Sie sagten aber doch, die Physiker Ihrer geheimen, wissenschaftlichen Gesellschaft seien vorläufig nur imstande, nur eine einzige Substanz, die Sie Menonith nennen, aufzulösen und anderswo wieder zu materialisieren, so wie Sie es uns an der Buddhafigur demonstrierten. Man hoffe zwar, dies auch noch bei jeder anderen Substanz fertig zu bringen, vorläufig sei das aber ein noch ungelöstes Problem.«

»Das ist ja wieder etwas ganz anderes!«

»Inwiefern?«

»In jenem Laboratorium wird nur physikalisch, nur exakt-wissenschaftlich gearbeitet. Da handelt es sich also

im Grunde genommen doch nur um mechanische Effekte; hier aber wird dasselbe durch geistige Kraft erzielt. Das ist doch etwas ganz anderes.«

»Ich verstehe diesen Unterschied nicht recht.«

»Nun, können Sie Ihren Gegner im Schachspiel nicht auch auf zweierlei Weise besiegen?«

»Auf zweierlei Weise?«

»Durch geistige und mechanische Kraft.«

»Durch geistige, ja. Aber wie denn durch mechanische Kraft?«

»Worauf kommt es beim Schachspiel an?«

»Daß man den feindlichen König mattsetzt.«

»Mattsetzt, was heißt das? Indem man ihm den König zuletzt wegnimmt, nicht wahr?«

»Im Grunde genommen ja.«

»Und das geschieht durch geistige Kraft. Aber Sie können Ihrem Gegner doch den König einfach vom Brett nehmen, dann hat er auch keinen König mehr, und wenn Sie der Stärkere sind, so vermag er es nicht zu hindern, oder Sie schlagen ihn tot. Dann haben Sie das Schachspiel durch mechanische Kraft entschieden.«

Lachend mußte Georg die Richtigkeit dieser eigentümlichen Beweisführung anerkennen.

»Kann dieser Adept auch mich selbst an einen anderen Ort versetzen?« fragte er dann weiter.

»Das kann er, aber das wird er nicht tun.«

»Weshalb nicht?«

»Sie sind keine tote Materie. Ein Gefühl würde Sie dabei überlaufen, ein Grausen, das mit Wahnsinn enden könnte.«

»Dann lieber nicht. Kann er sich selbst an einen anderen Ort versetzen?«

»Das kann er. Wohin soll er sich versetzen?«

»Er soll plötzlich dort auf dem Stuhle sitzen.«

Ruhig und lächelnd wie immer, jetzt nur im braunen Trikotkostüm, hatte der Jüngling dagestanden.

Kaum hatte Georg den Wunsch ausgesprochen, als die braune Figur in nichts zerrann und gleich darauf auf dem angedeuteten Stuhle saß, der sich mindestens vier Schritt von jener Stelle entfernt befand.

»Wunderbar, wunderbar!«

Hierzu sei etwas bemerkt.

Will der Leser glauben, daß es Anleitungen gibt, wie so etwas zu erreichen ist? Ganz moderne Anleitungen?

Es ist schon einmal von einer »Psychio Research Company« gesprochen worden. Das ist eine Gesellschaft von theosophischen Okkultisten, die volle Wissenschaftlichkeit für sich in Anspruch nimmt. Es sind auch berühmte Wissenschaftler dabei. Auch Edison gehört dazu. Ihren Hauptsitz hat sie in Chikago, hat dort einen großartigen Palast.

Diese Gesellschaft gibt Bücher heraus. In einem derselben wird das Rezept gegeben, wie man alles das ausführen kann, was hier beschrieben wurde, und noch ganz anderes dazu; wie man einfach Gottähnlichkeit erlangt.

Wer dieses Rezept ausführen, alle die Regeln befolgen kann, der tue es.

Nur eines sei erwähnt:

Ein einziger unkeuscher Gedanke vernichtet alle die jahrelangen Bemühungen!

Also es ist einfach unausführbar!

Aber das kann versichert werden: Was sonst in diesem Buche steht, das hat alles Hand und Fuß, in Hinsicht der theoretischen Möglichkeit ist nicht der kleinste logische Fehler! –

»Sie können Sie auch Ihre Gestalt verändern?« wandte sich Georg jetzt direkt an den Jüngling, der sich vom Stuhle erhoben hatte und in seiner bescheidenen Weise und doch so majestätisch wieder dastand.

»Ich kann es.«

»Irgend eine beliebige Gestalt annehmen?«

»Ich kann es. Nur verlange nichts von mir, was mir widerstrebt.«

»Was widerstrebt Ihnen in dieser Beziehung?«

»Etwa die Gestalt eines Tieres anzunehmen.«

»Gut, ich verstehe. Und ich kalkuliere, daß Sie auch meine Gedanken lesen können.«

»Ja.«

»So präsentieren Sie sich mir so, wie ich Sie jetzt zu sehen wünsche.«

Ein unbeschreibliches Schwellen der Gliedmaßen, der ganzen Gestalt begann, und vor Georg stand ein Mann, der die größte Ähnlichkeit mit der Figur Häckels hatte, an

den Georg gedacht, also ein Herkules mit schwellenden Muskeln.

»Ist das Illusion?« wandte sich Georg erst an den Professor.

»Nein, das ist Wirklichkeit, auf Ehrenwort!«

»Darf ich ihn befühlen?«

»Ja weshalb denn nicht?«

Georg trat ein und tat es. Es waren eiserne Muskeln, die er befühlte.

»Ja, Mann, was soll ich Sie denn noch in die Lehre nehmen?! Sie sind doch schon der reine Herkules, sind es immer, sobald Sie wollen, können sich dann doch auch jederzeit die nötige Gewandtheit wünschen.«

»Mit nichten.«

Es war aber der Professor, der diese Einwendung gemacht hatte.

»Was mit nichten?«

»Er ist nur scheinbar ein Herkules. In Wirklichkeit kann er kaum fünfzig Pfund heben.«

»Nicht?! Wie kommt das?!«

»Weil kein Mensch mehr kann, als was er gelernt hat. Über seine Fähigkeiten hinaus kann sich auch kein Adept erheben. Oder glauben Sie etwa, wenn dieser Jüngling niemals Klavier oder Violine gespielt hat, und er wünschte es zu können, er wäre plötzlich ein unübertrefflicher Virtuos auf Klavier oder Violine? O nein, er kann nur so darauf stümpern wie jedes Kind. Hier hört alle Magie auf. Das muß alles, alles mühsam erlernt werden, so wie jede andere geistige und körperliche Fähigkeit.«

Mit sehr, sehr ernsten Augen betrachtete der Waffenmeister seinen neuen Schüler, der bereits wieder seine ursprüngliche Gestalt angenommen hatte.

»Ah, was ich da zu hören bekommen habe, das freut mich! Nun bin ich wieder auf irdischen Boden entrückt worden, mag ich auch noch so hoch in den Wolken schweben, meinetwegen meinen Flug nach einem fernen, noch unbekanntem Planeten nehmen. Gut! Sind Sie bereit, mir in den Turnsaal zu folgen, wo jetzt gerade unsere Übungen in vollem Gange sind?«

»Ich bin bereit dazu.«

»So folgen Sie mir.«

## 128. KAPITEL. AUSGESTOSZEN!

Nach einer Viertelstunde verließ Georg den großen Turnsaal wieder, der sich also der Höhe nach durch die vierte und fünfte Etage des Elektron zog.

Auf dem Korridor begegnete ihm Juba Riata.

»Herr Waffenmeister, ein Wort – ich habe eine Entdeckung gemacht.«

»Welche?«

»Ist es direkt verboten, die zweite und dritte Etage zu betreten?«

»Nicht direkt. Diese beiden Etagen, die als Aufenthalt der eigentlichen Mannschaft dieses Schiffes dienen, sind uns nur verschlossen. Haben Sie einen Eingang gefunden?«

»Ja. In meiner Kabine, die sich, wie Sie wohl wissen, in der vierten Etage befindet, stand mir der Waschtisch

recht unbequem. Ich konnte mich beim Eintritt durch die Tür kaum zwischen ihm und Bett vorbeidrücken. Vorhin kam ich auf die Idee, ihn lieber an die andere Wand zustellen. Er war am Boden festgeschraubt, die Schrauben ließen sich aber ganz leicht lockern. Da, wie ich den Waschtisch abgerückt hatte, zeigte es sich, daß der Boden darunter offen ist, man erblickt eine Leiter, die also in die dritte Etage hinabführt.«

»Sie sind hinabgestiegen?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Ich wollte es Ihnen erst mitteilen, ob es erlaubt ist. In fremde Geheimnisse möchte ich nicht dringen.«

»Sie sind gar zu rücksichtsvoll, Juba! Das müssen wir natürlich einmal untersuchen, wo die Leiter hinführt.«

Nach kurzem Gange betraten sie die Kabine, die also in derselben Etage lag, in der sie sich schon befanden.

Richtig, dort, wo ursprünglich der komfortable Waschtisch gestanden hatte, zeigte sich am Boden ein viereckiges Loch, man erblickte den Anfang einer metallenen Leiter. Erleuchtet war der Raum, doch konnte man nichts weiter sehen, oder man hätte mindestens erst niederknien müssen.

Das tat Georg nicht, ohne Zögern stieg er hinab, Juba folgte ihm.

Sie kamen in einen Raum von normaler Höhe und Breite, wie letztere überall durch Außenwand und Korridor bedingt wurde, etwa fünf Meter lang.

Er enthielt nichts weiter als eine Art Steuerrad und dann noch verschiedene auf Stangen ruhende Hebel und kleinere Räder.

»Das ist ein Steuerraum, da wollen wir uns lieber nicht einmischen, hier bin ich noch nicht eingeweiht worden!« sagte Georg.

»Und jetzt hat sich dort oben eine Tür vorgeschoben!« setzte Juba hinzu.

Georg blickte zurück und nach oben.

Richtig, die Öffnung hatte sich geschlossen; ohne das geringste Geräusch war es geschehen.

Georg stieg wieder die Leiter hinauf, aber vergebens tastete er und probierte seine Kraft nach allen Richtungen, die Platte ließ sich nicht hinauf und hinab schlagen, noch sonst verschieben, und vergebens probierte auch Juba Riata.

Eine andere Tür war nicht zu erblicken.

»Fatal,« lachte Georg ärgerlich, »wir sind in eine Menschenfalle geraten und es bleibt uns nichts anderes übrig, als dies offen einzugestehen. Wir müssen rufen und klopfen, daß ein Sachverständiger kommt, der uns hier wieder herausläßt.«

Sie riefen und klopften und donnerten gegen die Wände. Ganz vergebens. Niemand kam. Kein Gegenzeichen erscholl.

»Ja, wir müssen eben immer weiter klopfen, bis wir gehört werden.«

Wohl eine halbe Stunde lang suchten sie sich bemerkbar zu machen, ohne daß dies ihnen gelang.

Da plötzlich ein ziemlich heftiger Ruck von unten, und gleichzeitig erlosch das Licht, Stockfinsternis umgab die beiden.

»Juba, was war das?!« flüsterte Georg.

»Das Luftschiff ist gelandet.«

»Es sind aber von den vierundzwanzig Stunden, welche diese Fahrt währen sollte, noch keine achtzehn vergangen.«

Nachdem die Argonauten mit allem, was sie mitnehmen wollten, an Bord gegangen waren, hatte der Elektron unter Kapitän O'Fires Führung einige Rundfahrten über das Tal gemacht, nur damit Georg Stevenbrock selbst in die Führung eingeweiht wurde.

»Wohin wünschen Sie jetzt zu fahren?« hatte Priece O'Fire dann gefragt.

»Mir ganz egal!« hatte Georg in seiner Weise geantwortet.

»Darf ich Ihnen das Interessanteste zeigen, was es wohl in der Welt, auf dieser Erde gibt?«

»Mir recht.«

»Es bedarf dazu aber einer Fahrt von ungefähr vierundzwanzig Stunden.«

»Meinetwegen.«

Und fort war es gegangen. Das war gegen Mittag gewesen.

Wenn es sich nun einmal um eine große Überraschung handelte, so wollte Georg auch gar nicht erfahren, nach welcher Richtung die Fahrt ging, wozu nur die paar Kompassse abgestellt zu werden brauchten.

Ebensowenig wußte man etwas über die Schnelligkeit der Fähre.

Wohl konnte der untere Boden durchsichtig gemacht werden, so daß er ein einziges Fenster bildete, wie schließlich alle Seitenplanken auch, aber das Luftschiff befand sich hoch über den Wolken, da war nichts zu sehen.

So waren vierzehn Stunden vergangen. Die Argonauten hatten sich vollends eingerichtet, hatten geschlafen, und dann, als dem Waffenmeister ein neuer Mann vorgestellt wurde, den er als Schüler aufnehmen sollte, hatten sie im Turnsaal schon wieder ihren gemeinschaftlichen Übungen obgelegen.

Jetzt war es nachts zwei Uhr. Aber einen Unterschied zwischen Tag und Nacht gab es hier ja ebensowenig, wie an Bord eines Seeschiffes, wenn man nicht gerade an einen Passagierdampfer denkt.

»Dann haben wir unser Ziel eben schon in vierzehn Stunden erreicht!« meinte Juba Riata. »Jedenfalls sind wir gelandet.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Wir sind doch ziemlich heftig aufgestoßen.«

»Deshalb aber brauchen wir noch nicht gelandet zu sein. Doch ist dies der Fall, dann wird man uns auch bald vermissen; trotzdem können wir noch etwas weiter pochen.«

»Halt!«

»Was haben Sie?«

»Es ist nicht nötig, daß wir uns weiter bemerkbar machen.«

»Weshalb nicht?«

»Da – fühlen Sie nichts?«

»Nein. Was denn?«

»Die Tür oben muß wieder offen sein; ich fühle einen frischen Luftzug.«

In der Tat, jetzt merkte das auch Georg. Keiner hatte eine Taschenlampe mit, sonst hätten sie diese schon längst entzündet. Juba war der erste, der die Leiter hinaufstieg.

»Waffenmeister, das ist etwas ganz, ganz Merkwürdiges!«

»Was denn?«

»Wir müssen doch wieder in die vierte Etage des Schiffes kommen, in meine Schlafkabine.«

»Ja natürlich. Aber sagen Sie mal, Juba, hat es denn da drin schon vorhin so nach Zimt und Vanille gerochen?«

Denn ein solcher Duft durchzog jetzt plötzlich hier diesen Raum.

»Ja, Zimt und Vanille – Waffenmeister, wir befinden uns in einer tropischen Gegend, und zwar ganz direkt, wir befinden uns nicht mehr im Elektron, wir sind im Freien.«

»Ist nicht möglich!«

»Überzeugen Sie sich selbst.«

Jubas Stimme hatte schon nicht mehr in dem Raume erklungen, eiligst kletterte Georg hinauf.

Stockfinsternis! Nicht die Hand war vor den Augen zu erblicken. Ein starker Duft nach exotischen Blüten und Gewürzen. Nichts regte sich.

»Vorsicht, ich stehe hier an einem Abgrund!« warnte da Juba Riata.

»Was, an einem Abgrunde?!«

Georg brauchte nur einen Fuß vorsichtig vorzusetzen, so merkte er es selbst. Er fühlte keinen Boden mehr, wäre ins Leere getreten. Und so war das nach allen Seiten hin.

»Haben Sie Ihr Feuerzeug bei sich?«

Wer diese Frage stellte, ist gleichgültig.

Sie hatten alle beide keines. Georg hielt überhaupt nicht immer darauf, und Juba Riata hatte gerade seinen Gürtel abgeschnallt gehabt, an dem solche Utensilien hielten.

»Ja, was liegt denn hier nur vor?!«

»Mir ahnt es.«

»Nun?«

»Der Raum, den wir betreten haben, war ein kleines Beiboot, vollständig in das Schiff eingebaut, wir haben aus Versehen irgend einen Hebel gedreht, haben das Boot in Betrieb gesetzt, es hat das Schiff verlassen und ist gelandet, ohne daß wir zuerst etwas davon gemerkt haben, und die Schiffsmannschaft hat ebenfalls nichts davon gemerkt.«

Nach kurzer Überlegung mußte Georg dieser Vermutung seines Freundes beistimmen.

Sie überzeugten sich, daß sie sich auf einer Plattform von vier Meter Breite und fünf Meter Länge befanden,

das waren also auch die Dimensionen jenes Raumes gewesen, überzeugten sich hiervon aber nicht durch Abschreiten, sondern nur durch vorsichtiges Kriechen, denn bei einem unvorsichtigen Schritte konnten sie in eine Tiefe stürzen, die mindestens dreieinhalb Meter betragen mußte.

»Haben wir denn nur gar kein Mittel, uns Licht zu verschaffen?«

Nein, es war keine Möglichkeit vorhanden.

Auch hinab konnten sie nicht so leicht gelangen, oder mindestens dann nicht wieder herauf; denn eine Höhe von dreieinhalb Metern will von zwei Menschen überwunden sein, die nichts über nichts weiter als über die Länge ihrer Leiber und die ihrer Arme zu verfügen haben.

Oder ob die Leiter abzumachen ging?

Gerade fingen sie an, daran herumzustellen, als ganz in der Nähe ein unheimliches Brüllen ertönte.

»Das ist das Brüllen eines hungrigen Sundapanthers!« konnte der tierkundige Juba Riata, dieser professionelle Tierbändiger, sofort erklären.

»Sie haben doch Waffen bei sich, Juba?«

»Gar keine. Ich hatte mich gerade gewaschen und dazu meinen Gürtel abgelegt.«

»Auch keinen Sackpuffer in der Tasche?«

»Auch nicht.«

»Kein Messer?«

»Gar nichts.«

»Und ich – auch nicht!«

Georg hatte in die Hosentasche gegriffen und darin sogar seinen Nickfänger vermißt. Er mußte ihn nach dem Experiment mit dem Adepten in seiner Kajüte liegen gelassen haben.

Die beiden befanden sich, wie sie gewöhnlich gingen, nur in Hemd und Hose, alles so bequem wie möglich, der eine hohe Stiefeln, der andere leichte Turnschuhe an den Füßen, und ihre Hosentaschen enthielten absolut gar nichts.

Und jetzt erscholl das Brüllen des hungrigen Panthers noch näher.

»Nette Geschichte das!«

Nach kurzer Beratung zogen sie sich in das Innere des Raumes zurück, wollten aber dafür sorgen, daß die Öffnung nicht etwa zum zweiten Male zugeht, um sie vielleicht niemals wieder herauszulassen.

Juba erbot sich, die Wache zu übernehmen, blieb auf der Leiter stehen, mit halbem Körper oben heraussehend, während sich Georg unten auf die nackten Metallplatten niederlegte, um womöglich bis zum Tagesanbruch zu schlafen. Was sollte man auch anderes tun? Vor einem Angriff von Raubtieren war man wohl sicher, die wagten sich nicht so leicht an diesen ihnen fremden Gegenstand, in dem sie nur eine Falle vermuten konnten.

Georg schlief richtig bald ein.

»Auf, Waffenmeister!«

Durch die Luke drang helles Tageslicht herein, oben dröhnten Jubas schwere Stiefeln. Georg sprang auf und kletterte die Leiter empor.

Der Metallkasten lag im gelben Sande einer Wüste. Aber nur eine Wüste en miniature.

Eine ebene, ziemlich kreisrunde Sandfläche von etwa einem Kilometer Durchmesser, von Hügeln eingeschlossen, und diese waren dicht bewaldet. Der Kasten lag fast genau in der Mitte dieser Sandfläche.

»Juba, wir sind noch nicht verloren, und wir brauchen alle unsere Hoffnung auf Rettung nicht nur darauf zu setzen, daß das Luftschiff unser Fehlen bald merkt, auf die Suche geht und uns schnellstens findet, so lange wir noch nicht verhungert und noch eher verdurstet sind. Wo solcher Wald ist, da muß es auch Wild geben und Wasser dazu.«

»Das hat uns überhaupt heute nacht schon der Panther erzählt!« ergänzte Juba.

»Ja, der Panther! Wenn der uns nur nicht etwa als Konkurrenten betrachtet; der ist uns jetzt mit seinen Klauen und Zähnen ganz bedeutend über.«

»Wir wollen uns wenigstens mit Metallteilen bewaffnen, die wir abschrauben, ehe wir die erste Expedition antreten.«

Sie krochen noch einmal in den Raum hinab, dabei wieder an die Klappe denkend, die sie zu Gefangenen machen konnte. Wie diese Schiebetür zu öffnen und zu schließen war, das hatten sie jetzt im hellen Sonnenlichte bald herausgefunden, aber vergebens bemühten sie sich, eine der Metallstangen, auf denen Hebel und Ventilräder angebracht waren, abzulösen. Zu schrauben war gar nichts, trotz aller Kraftanstrengung vermochten sie auch

die schwächste solcher Stangen nicht einmal zu verbiegen. Es mußte ein ganz besonderes Metall sein.

»Na, da marschieren wir erst einmal dort nach dem Wald und brechen uns dort einen tüchtigen Knüppel ab, um mit diesem als Urmensch wieder von vorn zu beginnen, oder meinetwegen auch als Robinson.«

»Als Robinson?« wiederholte Juba.

»Ich kalkuliere doch, Sie haben den unsterblichen Robinson Crusoe gelesen.«

»Gewiß; aber Sie meinen, wir wären hier verurteilt, ein Robinsonleben zu führen?«

»Ich meine gar nichts. Wie soll ich jetzt irgend etwas wissen. Vielleicht sind wir in dichter Nähe einer großen Stadt, oder vielleicht ist in den nächsten zehn Minuten schon das Luftschiff wieder zur Stelle. Ich hatte nur so einen kleinen Wunsch ausgesprochen. Mir wäre es ganz lieb, wenn ich einmal einige Zeit von der ganzen Bande getrennt würde, hier so den Robinson spielen könnte, zumal mit Ihnen – na, lassen wir das, es ist ein nicht ganz kameradschaftlicher Wunsch.«

Da unser Held so sprach, oder vielmehr nicht weiter sprechen wollte, wollen auch wir es nicht tun. Nicht ergründen, weshalb er wünschte, einmal einige Zeit allein leben zu können, ganz auf sich selbst angewiesen, oder doch nur in Gesellschaft solch eines Freundes.

Sie verließen den Raum wieder, sprangen die dreieinhalb Meter hinab in den weichen Sand und schritten ostwärts, der über den Bäumen aufgehenden Sonne entgegen, der Hügelkette zu.

Wenn man von Hose und Hemd absah, aus Baumwolle oder Lodenstoff, von leichten Strümpfen, Fußbekleidung und Kopfbedeckung, so waren die beiden so, wie der liebe Gott sie erschaffen hatte.

Sie hatten noch keine hundert Schritte getan, als sie in dem weichen Sande eine Fährte bemerkten, die sich im Kreise herumzog.

»Das ist die Fährte des Panthers, der uns heute nacht umschlichen hat!« erklärte Juba.

»Daß er dies getan hat, ist dies ein Zeichen, daß er den Menschen schon kennt oder nicht?« fragte Georg.

»Das vermag ich nicht zu beurteilen. Das kommt ganz darauf an. Er kann Menschen schon kennen, aber solche ohne Feuerwaffen, oder die ihn überhaupt mehr fürchten als er sie, oder er kann auch sehr von Hunger geplagt worden sein. Dem fremden Gegenstande aber wagte er sich nicht weiter zu nähern.«

»Bemerkt Ihr kundiges Jägerauge sonst noch Spuren, was das meinige nicht tut?«

»Nein. Doch ich erkenne aus gewissen Anzeichen, daß dieses sandige Tal nicht so ganz vor Wind geschützt ist, er muß manchmal über die niedrige Hügelkette hier einfallen, und dann verwischt er in dem überaus feinen Sande jede Spur.«

Juba bückte sich und nahm etwas Sand auf die Zunge.

»Schmeckt sehr salzig. Das ist der Boden eines ehemaligen Salzsees. Hier sind auch winzige Muschelchen zu erkennen. Der ganze Sand scheint aus zersplitterten Muschelschalen zu bestehen.«

Sie schritten weiter.

Da hatten sie einen wundersamen Anblick.

Es war keine zusammenhängende Hügelkette, welche die kleine Wüste umgab, sondern ein isolierter Hügel lag dicht neben dem anderen, die obere Laubgrenze des Waldes beschrieb also immer Wellenlinien, und aus solch einem tiefen Zwischenraum, von dem sie sich keine hundert Schritt mehr entfernt befanden, trat jetzt ein riesenhafter Elefant mit mächtigen Stoßzähnen hervor, witterte einen Augenblick mit erhobenem Rüssel, dann schwenkte er diesen und setzte seinen Weg in die Wüste hinein fort, und alsbald folgte ein zweiter, und da erschien schon zwischen den dichten Büschen der Kopf eines dritten.

»Achtung, Juba, jetzt fragt es sich, ob wir uns feig zur Seite drücken oder mutig nach unserer Mausefalle retirieren wollen!«

»Es ist nichts zu fürchten, bemerkt haben uns die Tiere natürlich schon, aber sie beachten uns gar nicht, ich kenne den indischen Elefanten genau.«

So gingen sie den Dickhäutern nur etwas aus dem Wege.

Und es blieb nicht nur bei diesen dreien, sondern nicht weniger als sechsundsiebzig Elefanten wurden gezählt, die hintereinander aus dem Walde in die Wüste traten! Junge Männchen, die der alte Führer noch in seiner Herde duldete, und dann viele Weibchen mit Jungen.

Nur beim Heraustreten waren sie so vorsichtig gewesen, dann bildeten sie im langsamen Vorwärtsgehen schnell einen geschlossenen Trupp, alsbald begann auch

ein allgemeines Spielen, hier und da blieb ein Elefant stehen und wiegte den Oberkörper hin und her, ohne die Vorderbeine vom Boden zu entfernen, destomehr den Rüssel schwingend, dabei mit anderen Rüsseln zusammenklatschend, was die indischen Elefanten sowohl, wie die afrikanischen manchmal stundenlang tun, eben eine Spielerei, ein Zeichen des Wohlbehagens, verbunden mit gegenseitiger Liebkosung, noch mehr wurden die kleinen Elefantenkinder, die sich zwischen den Beinen der Mütter herumtrieben, ab und zu an den Eutern saugend, mit den Rüsseln geliebkost, richtig geküßt, und besonders auffallend war es, daß keine Mutter ihr Junges bevorzugte, so wie dieses auch bald an diesem, bald an jenem Euter laut schmatzend saugte, und überall fand es die gleiche Liebe.

»Gott segne meine Augen!« flüsterte da Juba Riata ganz erregt. »Gott, ich danke Dir, daß Du mir einmal solch einen Anblick gewährst! Ich habe mehr als zwanzig Elefanten zusammen beobachtet, in einem Distrikt, wo sie so gut wie frei waren, aber gefangene waren es doch, und was war das gegen diese wilde Herde hier!«

»Und ich danke Dir, Gott,« ergänzte Georg, »daß Du mir meine Donnerbüchse abgenommen hast!«

»Könnten Sie darauf schießen?«

»Na, wenn nicht jetzt sogleich – über kurz oder lang könnte ich meine Jagdlust doch nicht bezähmen; oder Sie etwa nicht?«

»Gott verzeihe mir – Sie haben recht!« gestand der ehrliche Juba Riata.

Aber diese beiden Männer gehörten wenigstens nicht zu denjenigen »Menschen«, die es geradezu für ihre Pflicht halten, solch ein Tier sofort niederzuknallen oder doch anzuschießen, wenn es die Polizei nur irgendwie erlaubt oder die Jagderlaubnis nicht gar zu hoch für ihren Geldbeutel ist. Sonst nur immer totgeschossen und dann sich auf den Kadaver siegesbewußt gesetzt und sich photographieren lassen!

Der alte Bulle gestattete eine Weile dieses Spielen, dann führte er seine große Familie weiter über die Wüste; sie verschwanden jenseits wieder in einem waldigen Hügeleinschnitt.

»Wir sind auf Borneo!« sagte Peitschenmüller.

»Woher wissen Sie das?«

»Von diesen Elefanten. Ihre Ohren sind unten so ausgezackt, das ist das charakteristische Merkmal des Elefanten von Borneo!«

Georg glaubte es ihm.

Also auf Borneo!

Diese Insel ist zweimal so groß wie Deutschland, allerdings die umliegenden Inseln mit inbegriffen, sonst als kompakte Masse noch anderthalbmal so groß wie Deutschland.

Von den politischen und Ansiedlungs-Verhältnissen wollen wir hier nicht sprechen, da sie für uns nicht in Betracht kommen.

Das würde auch nur für die Küstengegenden gelten, manchmal nur ganz schmale Ränder.

Das Innere dieser mächtigen Insel, nach Neuguinea die größte der Erde, ist uns noch gänzlich unbekannt.

Weshalb?

Weil in den Wäldern der Rotang wuchert, aus dem wir unser spanisches Rohr machen, das im natürlichen Zustande über und über mit großen, furchtbaren Stacheln besetzt ist.

Kann man sich denn da nicht mit einem Messer einen Weg hauen?

Nun, man kennt doch das spanische Rohr, wie schwer sich dessen glasharte Rinde mit dem Messer bearbeiten läßt.

»Es ist leichter, sich durch eine meilendicke Mauer von holländischem Käse zu essen, als mit Messer und Axt einen Weg von nur hundert Ellen durch diesen Rotangwald zu hauen.«

So drückt sich sehr drastisch, aber wohl ganz richtig der Engländer Mac Wallace aus, der es am Anfang dieses Jahrhunderts versuchte, an der Grenze der bebauten Gegenden ins Innere vorzudringen, mit allem ausgerüstet, was er dazu zu gebrauchen gedachte.

Innerhalb von wenigen Stunden waren mehr als zweihundert der besten Messer und Äxte vollständig unbrauchbar gemacht worden. Und nun diese schrecklichen Dornen! Die Hälfte seiner großen Karawane mußte die Arbeit wegen Fleischwunden, wegen Blutverlust aufgeben.

Nur in ganz trockenen Jahren kann ab und zu ein Stückchen Urwald niedergebrannt werden. Dann kommt

ein Sumpf und das Feuer verliert seine Macht; und das kann doch immer nur von den Küsten aus geschehen.

Das Innere von Borneo, ein Gebiet fast so groß wie Deutschland, ist uns noch gänzlich unbekannt. Es wird behauptet, daß darin in ausgebrannten Waldinseln gegen eine Million Dajaks leben, Eingeborene, ganz verschieden von den Malaien, die sich auch nicht vermehren, weil die in kleinen Horden lebenden Dajaks ihren ganzen Ehrgeiz darein setzen, sich gegenseitig die Köpfe abzuschneiden, um den getöteten Feind als Sklaven mit in die Ewigkeit hinüberzunehmen, wozu man ihm aber unbedingt den Kopf abgeschnitten haben muß.

Doch woher will man das wissen? Weil solche Dajaks einst auch an den Küsten gehaust haben, zum Teil auch heute noch, sonst aber verschwunden sind. Diese eingeborenen Kinder der Insel mögen ja allerdings einen Weg ins Innere gefunden haben – vielleicht auch nicht – und ihre Anzahl ist völlig aus der Luft gegriffen.

So hatte Georg, der die Verhältnisse von Borneo ungefähr kannte, gesprochen, während die beiden vollends dem Waldsaume zugeschritten waren.

Hier die Wüste, hier der Wald. Der Salzgehalt des ehemaligen Wasserbeckens verursachte diese scharfgezogene Grenze. Wohl rankten sich überall an den Urwaldbäumen Schlingpflanzen empor, aber von dem schrecklichen Rotang gar keine Spur, und auch sonst fehlten die Dornengewächse.

Wo sich die Elefantenherde durch den Wald bewegt hatte, das war auf dem sonst kurzbegrastem Boden nur

für ein Jägerauge erkenntlich. Es ist ja ganz wunderbar, mit welcher Gewandtheit die Elefanten durch den dichtesten Wald zu schleichen wissen, ohne auch nur das geringste Geräusch von sich zu geben. Das heißt sobald sie sich nicht bemerkbar machen wollen! Das Leittier geht voran, untersucht mit der Rüsselspitze erst jede einzelne Stelle, auf die es seinen Fuß setzen will, schiebt jedes dürre Ästchen zur Seite, und jeder nachfolgende Elefant setzt den betreffenden Fuß genau auf dieselbe Stelle, und dennoch wandert der lange Zug mit einer Schnelligkeit, daß ein Pferd nur in flottem Trabe mitkommen kann, und so schmiegsam sind die Sohlen trotz aller Härte, daß unter den Tritten der mächtigen Tiere auch kein trockenes Blatt raschelt!

Mancher Jäger kann nicht genug davon erzählen, wie erstaunt er gewesen ist, plötzlich – wie er etwa unter einem Baume gelegen hat – in seiner dichtesten Nähe einen großen Trupp Elefanten an sich vorüberziehen gesehen zu haben, ohne daß er das geringste Geräusch hörte.

Überdies kann man diese ungemeine Gewandtheit dieses scheinbar so plumpen Dickhäuters ja schon in jedem Käfig beobachten, mit welcher wahren Eleganz er sich nach den wenigen Schritten immer auf den Hinterfüßen herumwirft, und wie graziös er überhaupt die Füße setzt. Das ist nur ein leichtes Tänzeln!

Anders natürlich, wenn sich solch eine Herde sorglos der Äsung hingibt. Dann kracht der ganze Wald vom Abbrechen der jungen Zweige, vom Malmen der Backenzähne, und von dem eigentümlichen Geräusch, mit dem die aus dem Boden gerissenen Stämmchen gegen größere Bäume geklopft werden, um die Wurzeln von der anhängenden Erde zu befreien.

Auf solch eine Strecke kamen die beiden bald, wo alle erreichbaren Zweige abgebrochen und jüngere Stämmchen herausgerissen waren. Aber ein für Menschen bequem begehbarer Weg durch den Wald entsteht dadurch niemals; denn der Elefant wählt niemals wieder denselben Weg, auch nicht um von einem Tränkplatz zum anderen zu kommen, stets sucht er sich einen neuen Weg, es sei denn, daß der alte schon wieder vollkommen zugewachsen ist.

Da aber wurde dieser schmale, so wüst aussehende Elefantenpfad von einer breiten Chaussee gekreuzt!

Ja, es war eine ganz regelrechte Chaussee, wenn man auch nicht gerade an eine der unsrigen denken darf.

Mitten durch den Wald ein breiter, fester Weg, der sich wohl um größere Bäume herumschlangelte, aber alle kleineren waren samt Wurzeln ausgehoben und seitwärts an den Rand geschafft, wo solche ziemlich ansehnliche Stämme manchmal förmliche Barrieren bildeten.

»Ein Rhinocerospfad!« konnte Juba Riata sofort bestimmen, obwohl er einen solchen in der Wildnis noch gar nicht gesehen hatte.

Aber so war es! Im Gegensatz zum Elefanten nimmt das Nashorn, auch in Monomamie lebend und höchstens von zwei Jungen begleitet, immer ein und denselben Weg. Diesen Weg hält es auch in peinlichster Ordnung, entfernt alle aufkeimenden Baumschößlinge daraus, schleudert sogar herabgefallene Zweige zur Seite. Allerdings tut es dies nicht aus Ordnungsliebe, sondern das Rhinoceros, ob es nur zwei Hörner auf der Nase hat oder nur eines, frißt mit Vorliebe Baumwurzeln, deshalb gräbt es mit seinem Horne Bäume aus, unterwühlt sie, bis sie umstürzen. So schafft es sich zunächst einen Weg durch den Wald, den es nun allerdings auch fernerhin immer benutzt, einfach aus Bequemlichkeit. Und ferner frißt das Rhinoceros im Gegensatz zum Elefanten nur ganz trockene Zweige, die frisch herabgefallenen schiebt oder schleudert es einstweilen zur Seite, wahrscheinlich einfach weil sie ihm noch nicht behagen, verzehrt sie erst später auf dem Rückmarsche, wenn sie den Saft verloren haben.

So entstehen nach und nach durch den Wald Wege, welche auf Java ganz direkt als Landstraßen benutzt werden. Die gestürzten Baumstämme schafft das Nashorn selbst beiseite. Freilich duldet es auf diesem seinen Wege kein anderes lebendes Wesen. Dann geht es gleich wütend darauf los. Aber man braucht nur zur Seite zu treten, in den Wald hinein, dann zieht das Rhinoceros wieder ruhig seines Weges dahin, vorausgesetzt, daß es nicht sonst gereizt oder gar angeschossen worden ist.

Ja, man hat sogar mit Bestimmtheit konstatiert, daß auch die Schlangen diese Rhinocerospfade meiden; als ob sie wüßten, daß das gewaltige Tier sich bei ihrem Blick sofort auf sie stürzt und sie unter seinen Füßen zermalmt. Das mag von den Schlangen und anderen Kriechtieren ja Instinkt sein, aber – wenn wir nur erst wüßten, was Instinkt eigentlich ist! Vorläufig nichts weiter als ein leeres Wort.

Zunächst jedoch wandten sich die beiden Freunde seitwärts dorthin, wo sie aus einer Felsenformation eine klare Quelle als kleinen Wasserfall hervorspringen sahen und auch hörten.

Die Wasserfrage war schon gelöst, denn aus dem Vorhandensein von vielen Tieren allein hatte man nicht darauf schließen können, reines Quellwasser zu finden; die begnügen sich ja oft genug mit Sumpfwasser, das für den Menschen direktes Gift ist, zumal in tropischen Gegenden.

»Und hier sind schon unsere ersten Hausgerätschaften, die wir später auch als Wasserflaschen an den Gürtel hängen können!« sagte Juba, von einer starken Liane einige Flaschenkürbisse abbrechend.

»Die sind doch gefüllt, haben Fleisch in sich!« meinte Georg.

»Das wohl, aber das Fleisch ist gekocht kaum genießbar.«

»Darauf kommt es mir gar nicht an, sondern ich meine, wie man nun das Fleisch aus dem Kürbis herausbekommt, ohne die Flaschenform zu zerstören.«

»Man legt die Kürbisse in die Sonne, wie ich es jetzt schon tue, nach einigen Tagen ist das Fleisch innen ganz vertrocknet, außerdem löst es sich dabei von der Schale, nun muß man das Zeug von oben mit einem spitzen Stocke herausbäbeln, dann ist die schönste Kalebasse fertig, absolut wasserdicht.«

»Ausbäbeln?« lachte Georg. »Sie haben Ihr Deutsch wohl in Sachsen gelernt? Bei uns zu Hause heißt das ausbuchsen. Zwar ebenfalls kein schönes Wort, aber es hängt doch jedenfalls mit Büchse zusammen. Und sagen Sie mal, Sie sind wohl schon einmal in Borneo gewesen?«

»Nein. Weshalb?«

»Erst halten Sie mir einen langen Vortrag über den Elefanten, dann über das Rhinoceros – nun, das schlägt ja in Ihr Metier – aber woher wissen Sie, wie man aus solch einem langhalsigen Kürbis eine richtige Flasche macht?«

»Weil wir solche Flaschenkürbisse auch in Texas haben!« lautete die einfache Erklärung.

Dann brachen sie sich tüchtige Knüppel ab, was gar nicht so einfach war, und begannen den Hügel zu ersteigen, um oben Umschau zu halten.

Georg befand sich in der denkbar besten Stimmung.

»Ich fühle mich zehn- bis dreißigtausend Jahre zurückversetzt. Ich fühle mich in der Wiege der Menschheit liegen. Ich fühle mich als Urmensch. Ja, schon fühle ich mein Gehirn kleiner werden und dafür meine Unterkiefer mächtig hervortreten. Dieser Knüppel ist meine erste

geistige Errungenschaft. Dieser Knüppel wird sich in meiner Hand in zehn- bis dreißigtausend Jahren in ein elektrisch betriebenes Feurgewehr verwandeln; schon fühle ich ahnungsvoll auf meinem Leibe einen Pelz wachsen –«

Er brach ab und schaute wie Juba Riata nach oben. Dort saß auf einem Aste ein großer Affe, sofort als Orang-Utan erkennbar, kratzte sich und fletschte nach den beiden Menschen die Zähne, aber durchaus nicht unfreundlich, eher lachend, er schnatterte dabei.

Lebhaft winkte Georg hinauf.

»Sei mir gegrüßt, Du trauter Kamerad! Ach, wenn Du wüßtest, wie geistig verwandt ich mich mit Dir fühle! Warte nur, warte nur, balde – wenn mir erst die Fetzen vom Leibe gefallen sind, dann klettere auch ich auf den Bäumen herum, dieser mein Freund hier wird mir die Flöhe aus dem Pelze absuchen –«

Georg machte einen Satz, schlug mit seinem Knüppel zu und hatte eine meterlange, grünschillernde Schlange tödlich getroffen.

»Das war nicht nötig, sie ist nicht giftig!« sagte Juba Riata gelassen.

»Was ist das für eine Spezies?«

»Ich weiß nicht. Mir unbekannt.«

»Woher wollen Sie denn da das wissen? Sie haben doch noch gar nicht untersucht, ob sie Giftzähne hat oder nicht?«

»Auf Borneo gibt es keine einzige Giftschlange.«

Das ist eine Tatsache! Auf Java und Sumatra und Celebes und den anderen Sunda-Inseln gibt es Giftschlangen genug – auf Borneo ist keine einzige bekannt.

Man muß immer daran denken, daß das ja ganz gewaltige Gebiete sind, die immer ihre eigene Fauna und Flora haben, und in ihre letzten Geheimnisse läßt sich die Natur eben nicht blicken.

Weshalb gibt es denn in Irland keine Frösche? In England und Schottland massenhaft, in Irland keinen einzigen. Künstlich ausgesetzte halten sich auch nicht, obgleich ihnen das gemäßigte, feuchte Klima doch sehr zusagen müßte. Besonders die so nützliche Kröte hat man einzuführen versucht. Bald sind alle spurlos verschwunden. Man steht vor einem Rätsel.

»Ich weiß es ganz bestimmt,« versicherte Juba nochmals auf Georgs Zweifel, »daß es auf Borneo keine einzige Giftschlange gibt, wenigstens bekannt ist keine.«

»Gut, ich glaube Ihnen, und das freut mich sehr zu hören, denn sonst wäre es mein erstes gewesen, mir lange Schafftiefeln zu fertigen, die ich dann auch als menschenähnlicher Affe nicht abgelegt hätte. Aber sagen Sie mal, mein lieber Peitschenmüller, Sie wußten wohl schon, daß wir den Elektron versehentlich in einem Luftboot verlassen und auf Borneo landen würden, haben sich da vorher noch schnell über die Verhältnisse dieser Insel orientiert, weil Sie alles so genau kennen?«

»Ich habe überhaupt niemals etwas über Borneo gelesen.«

»Woher ist Ihnen denn da alles so genau bekannt?«

»Ich war in einem Zirkus lange Zeit mit einem Malaien zusammen, der stammte von Borneo, und da allerdings habe ich keine Gelegenheit versäumt, mich belehren zu lassen.«

»Dann freilich! Und nur gut ist's, daß ich gerade Sie als Begleiter erwischt habe, Giftschlangen sind mein Fall nicht; Sie haben mich beruhigt.«

»Und wissen Sie, wem man es zu verdanken hat, daß es gerade auf dieser Insel keine einzige Giftschlange gibt?«

»Nun?«

»Dem dort oben.«

Und Juba deutete nach dem Aste, auf dem der große Affe noch immer saß.

»Dem Orang-Utan dort?«

»Jawohl. Ein Waldmensch – nichts anderes bedeutet ja das malaiische Wort Orang-Utan – ist einmal von einer Giftschlange gebissen worden und daran gestorben, oder jedenfalls ist das sehr häufig passiert, als es hier noch Giftschlangen massenhaft gab. Da haben sich alle Waldmensen zusammengetan und nicht eher geruht, als bis der letzten Giftschlange samt ihrer Brut der Garaus gemacht worden war. So meldet die Sage, so erzählte mir jener Malaie.«

»Danke Dir, mein lieber Kamerad!« winkte Georg hinauf. »Nun wollen wir den Aufstieg fortsetzen. Nehmen wir die tote Schlange mit?«

»Wozu?«

»Um sie zu braten. Schlangenfleisch soll delikatschmecken. Chinesinnen lassen sie zwar gleich ungekocht und sogar lebendig in den Hals hinabgleiten, als wär's eine Makkaroninudel, wie ich selbst gesehen habe, aber dafür bin ich nicht. Na, lassen wir sie nur liegen, ich werde mit meinem Knüppel schon noch was Besseres schießen. Aber sagen Sie, Juba, können Sie sich Feuer aus den Augen schlagen oder sonstwie erzeugen? Der Mensch fängt erst mit dem Feuer an, auch der Unmensch. Das Feuer ist überhaupt das einzige, was den Menschen vom Affen unterscheidet – manchen Menschen wenigstens.«

»Man reibt einfach zwei Hölzer zusammen –«

»Gehen Sie weg mit Ihrer Reiberei!« wehrte Georg im Weitergehen mit erkünsteltem Entsetzen ab. »Das habe ich mehrmals als Junge versucht, auch noch zweimal als Mann, habe mir selber die Hände durchgerieben, aber keinen Funken Feuer hervorgebracht!«

»Man muß einen Holzstab quirlen –«

»Gehen Sie mir weg mit Ihrer Quirlerei! Habe ich auch versucht! Ich habe gequirlt, bis aus meinem Schweiß Buttermilch wurde – nischt is es!«

»Es geht schon,« lächelte Juba Riata, »man muß nur die richtigen Holzarten wählen, und einige Übung und ein gewisser Kniff gehört natürlich auch dazu. Ich werde es Ihnen vormachen, sobald wir Feuer bedürfen.«

Sie setzten ihren bequemen Aufstieg fort, währenddessen Juba noch einen anderen, fingerdicken Ast abbrach, von einer Art Weide ein Stück Bast abschälte, einige Vogelfedern aufhob und sich andere kleine Gegenstände

nicht entgehen ließ, sich mit ihnen beschäftigte, mit Hilfe der Fingernägel und der Zähne.

Georg wußte, was er vorhatte, wollte ihn aber nicht durch seine Bemerkungen stören.

»Ist Ihnen hiermit gedient?« sagte er nur einmal, ein Stück spitzen Feuerstein aufhebend.

»Vortrefflich!« rief Juba erfreut. »Nach so etwas habe ich mich schon immer umgeschaut! Das erste Messer! Ich bin schon verschiedene Male in meinem Leben ohne Messer gewesen, und doch immer wieder empfindet man dann erst, was ein Messer oder nur etwas Messerähnliches zu bedeuten hat. Ich fertige nämlich Pfeil und Bogen.«

»Das habe ich mir gleich gedacht. Daß Sie mit Ihrem ersten Fitschepfeil nur nicht gleich einen Elefanten über den Haufen schießen!«

Sie hatten den Gipfel des ebenmäßigen Hügels erreicht. Umschau konnten sie wegen der Bäume nicht halten, und das würde sich auch nirgends ändern. Nach einiger Auswahl erklimmen sie mühelos einen Affenbrotbaum, von dort oben hatten sie richtig freien Ausblick nach allen Seiten.

Im Westen unter ihnen das sandige Tal. Jenseits der Hügel, die sie zum Teil noch überblicken konnten, flaches Grasland, ebenso wie im Osten und in allen anderen Himmelsrichtungen, nur daß sich ab und zu aus der Ebene ganz plötzlich ein bewaldeter Hügel, in der Ferne auch recht ansehnliche Berge erhoben, aber niemals zusammenhängend, immer isoliert.

Es ist eine Spezialität von Borneo, daß es keine eigentlichen, keine zusammenhängenden Gebirge hat. Alle Berge erheben sich isoliert wie die Inseln.

Dort hinten glänzte auch der Spiegel eines Sees, ein breiter Fluß mündete hinein. Und auf diesen Prärien überall verstreut große Herden von Antilopen und Hirschen aller Art, dazwischen auch Rinder und Pferde, die ihrer Morgenäsung nachgingen.

»Wie, auch Pferde?« meinte Juba kopfschüttelnd. »Die gibt es auf Borneo nicht.«

»Aber genug!« entgegnete Georg. »Das weiß ich nun wieder besser. Ich hatte einmal einen Passagier an Bord, der hatte auf Borneo eine große Pferdezucht.«

»Ja, Sie denken an gezähmte. Das sind aber doch sicher wilde.«

»Vielleicht entflohene und verwilderte.«

»Sie mögen recht haben.«

»Hoffentlich habe ich es; daß wir hier nicht etwa ganz in der Nähe einer Ansiedlung sind.«

»Dieser Wildreichtum schließt das wohl aus. Ja, aber was ist denn das?«

Juba machte seinen Freund auf einen Rudel Vierfüßler aufmerksam, die sich jetzt in der Wüste bewegten. Da sie fast genau die gleiche gelbe Farbe hatten wie der Sand, waren sie kaum zu unterscheiden, das Auge mußte sich erst daran gewöhnen.

»Nun, was soll das sein? Das sind eben Antilopen.«

»Nein, das sind Gazellen.«

»Na dann eben Gazellen.«

»Sie machen wohl gar keinen Unterschied zwischen Antilopen und Gazellen?«

»Ich wüßte ihn nicht zu definieren.«

»Ich – eigentlich auch nicht!« gestand Juba Riata. »Ja, die Gazelle mag nur eine Art von Antilope sein, zu diesen gehörend; aber das weiß ich, daß dies echte Gazellen sind, die nicht in Indien vorkommen, sondern ausschließlich in Nordostafrika und Arabien; wenn meine Wissenschaft auch nur aus zoologischen Gärten und mehr noch aus Zirkusmenagerien stammt. Wie kommen diese Gazellen hierher?!«

Georg verstand nicht, weswegen sein Freund sich darüber so aufregen konnte.

Aber der ehemalige Dompteur hatte ganz recht, vermochte sich nur nicht richtig auszudrücken. Wohl gehört auch die Gazelle zu den Antilopen, aber sie ist eine ganz besondere Spezialität, zwischen einer Gazelle und einer anderen Antilope ist ein Unterschied wie zwischen einem Pferd und einem Esel, und wer die Gazellen nun einmal kennt, für den ist eine Gazelle in Indien ein Ding der Unmöglichkeit, oder sie ist künstlich eingesetzt worden oder einem Wildpark entflohen.

Doch da Georg dieser Angelegenheit weiter keine Beachtung schenkte, fing auch Juba nicht wieder davon an.

»Und was sind das für Rinder mit den hakenförmigen Hörnern?«

»Das sind Tiere, bei deren Anblick mir wiederum der Verstand stehen bleiben möchte.«

»Was? Warum denn das?«

»Weil das Kaffernbüffel sind.«

»Kaffernbüffel? Kommen die denn nicht nur in Afrika vor?«

»Ja freilich, und das ist es eben! Wie kommen die denn hierher nach Borneo?!«

»Sie irren sich nicht? Sie kennen diese Tiere genau?«

»Irrtum ausgeschlossen. Das sind afrikanische Kaffernbüffel.«

»Ja, mein lieber Freund,« sagte Georg leichthin, »dann sind wir eben nicht auf Borneo, sondern in Afrika.«

»Aber wir haben doch schon einen Orang-Utan gesehen, der nicht in Afrika vorkommt, überhaupt nur auf Borneo und Sumatra.«

»Der Orang-Utan? Na, der hat einfach einmal eine Reise nach Afrika gemacht!«

»Und das dort sind lauter Antilopen, die nur in Indien vorkommen, niemals in Afrika!«

»Na, die sind einfach mitgereist.«

»Sie scherzen, Waffenmeister.«

»Natürlich scherze ich nur. Aber merken Sie nun endlich, was ich mit diesen Scherzen sagen will? Daß es mir verdammt schnuppe ist, ob ich in Indien oder in Afrika bin. Ich habe Hunger. Ist Ihr Fitschepfeil endlich fertig? Dann, bitte, schießen Sie mir dort so einen Büffel, gleichgültig, ob es ein indischer oder afrikanischer ist, damit ich mir ein Beefsteak herausschneiden kann. Ein Messer haben wir ja schon und Feuer haben Sie moderner Prometheus mir versprochen.«

Ja, auch hier oben im Baumgipfel war Juba, nachdem er den Bogen schon fertig gehabt, unablässig mit Herstellung des Pfeiles beschäftigt gewesen. Er hatte dazu möglichst hartes Holz gewählt, dann war auch eine besondere Spitze nicht nötig, das Holz selbst brauchte vorn nur spitz geschabt zu werden, dann durchdringt es schon Fleisch und auch ein nicht allzudickes Fell. Mehr Schwierigkeiten hatte es ihm mit seinen primitiven Hilfsmitteln bereitet, hinten im Schaft einen Schlitz und in diesem eine Feder der Länge nach anzubringen, und diese Feder ist unbedingt nötig, um den Pfeil bei seinem Fluge im Gleichgewicht zu halten, sonst wird er abgelenkt, er flattert. Bei der Konstruktion der modernen Luftschiffe kommt diese Erkenntnis, die alle wilden Völker gemacht haben, wieder zum Vorschein.

Und da entschwirrte schon der erste Pfeil dem primitiven Bogen. Ein großer, truthahnähnlicher Vogel, der zwischen den Zweigen zu erblicken war, auf dem Aste eines anderen Baumes sitzend, war das Ziel gewesen, und durchbohrt flatterte das Tier mit eigentümlichem Schreien zu Boden nieder, hatte sich bald für immer beruhigt. Sie stiegen hinab.

»Es war das Schreien eines Truthahnes im Todeskampfe, und es ist auch nichts anderes als ein amerikanischer Truthahn!« sagte Juba, als er das stattliche Tier an den Flügeln aufhob.

»Heißt aber in England türkisches und in Frankreich indisches Huhn!« versetzte Georg.

»Kommt aber wild nur in Amerika vor,« konnte Juba versichern, »seine Heimat ist Mittelamerika.«

Sie begaben sich wieder zu der Quelle hinab. Georg machte sich mit dem Feuerstein, der glücklicherweise eine sehr scharfe Bruchkante hatte, über den Vogel hier, während sich Juba nach einem zweiten Stück Holze umsah, um durch Reibung Feuer zu erzeugen. Als erstes sollte dieser selbe Pfeil dienen, und so hatte er auch schon vorher bei einem gestürzten Baumstamm, der von Insekten in Pulver verwandelt wurde, etwas trockenes Holzmehl aufgesammelt, es einstweilen in die Hosentasche gesteckt.

Das geeignete Stück trockene Baumrinde war bald gefunden, Juba schlang um den Pfeil die Bastsehne des Bogens, legte das Stück Rinde gegen einen Baumstamm, setzte die Pfeilspitze dagegen, den Schaft stemmte er gegen seine Brust, aber auch erst noch in ein Stück weichere Rinde, die eine kleine Höhlung bekommen hatte, so quirlte er den Pfeil mit dem Bogen schnell hin und her, dann streute er auf die Spitze Holzmehl, fing das herabfallende mit einem dritten Stückchen Rinde auf, immer wieder nachschüttend, und gar nicht lange dauerte es, so fing er glimmende Holzpartikelchen auf, die mit dürren Laubblättern durch Blasen schnell helles Feuer ergaben.

Das ist sehr einfach, will aber gelernt sein, und schon das letzte Anblasen lernt mancher niemals. Wirklich leicht aber, sich durch Reiben Feuer zu verschaffen, hat man es dort in Indien, wo es Bambusrohr gibt oder wenn man immer ein Stück davon bei sich hat. Man braucht

nur einen Span abzuspalten und mit dessen scharfer Kante auf dem noch vollen Rohre herumzufitscheln. Wenn man durchgefitschelt ist, bläst man in das Rohr und es kommt ein Feuerstrom heraus, der nur noch aufzufangen und in helles Feuer zu verwandeln ist, was dann sehr leicht gelingt. Die Rinde des Bambusrohres enthält viel Kieselsäure, ist daher äußerst hart, beim gegenseitigen schnellen Reiben spritzen fortwährend Funken, allerdings so klein, daß man sie gar nicht sieht, aber wenn die Rinde durchgesägt ist, genügen sie doch, um die sich im Innern angehäuften Holzpartikelchen, an sich schon sehr heiß, in Brand zu setzen, und dann kann man dieses Feuer eben herausschütten oder herausblasen. Solche Stückchen Bambusrohr werden denn auch in Indien ganz allgemein als Taschenfeuerzeuge getragen.

## 129. KAPITEL. DIE RÄTSEL MEHREN SICH.

Das Feuer brannte und Georg hatte den Truthahn ausgenommen, gerupft und ausgewaschen.

»Die Braterei kann beginnen. Nun fehlt uns aber noch eine der wichtigsten Substanzen, ohne die der Mensch auf die Dauer gar nicht auskommen kann. Wissen Sie, Juba, was das ist?«

Der Gefragte griff in die linke Hofentasche – in der rechten hatte er das Holzmehl gehabt – und präsentierte eine Handvoll schneeweißes Salz.

»Oho!! Haben Sie immer Salz in Ihren Hosentaschen?!«

»Nein, aber wir haben doch vorhin neben einer Salzsaline gestanden.«

»Wann denn?!«

»Vorhin, als die Elefanten an uns vorbei marschierten, da war neben uns in einer Vertiefung des gelben Sandes eine weiße Kruste, ganz vortreffliches Salz. Während Sie in die Betrachtung der Elefanten vertieft waren, habe ich mich verproviantiert.«

»Und ich habe nichts davon bemerkt? Na meinetwegen. Juba, Sie sind ein Allerweltskerl! Fahren Sie so fort. Haben Sie immer in den Hosentaschen, was ich begehre, ich brauche gar nicht gemerkt zu haben, wie Sie es hineinpraktiziert haben.«

Der mit Salz eingeriebene Truthahn schmorte an einem grünen Zweige über der flammenlosen Glut, als ein Schnauben und Grunzen erscholl.

Auf der Chaussee, die von hier aus noch zu erblicken war, sie befanden sich keine fünfzig Schritt davon entfernt, wälzte sich auf vier unförmlichen Beinen etwas Gewaltiges von dunkler Farbe heran.

»Achtung, da kommt der Herr Wegebaumeister!« flüsterte Georg. »Also, Juba, Sie garantieren, daß das Rhinozeros seinen Pfad niemals verläßt, um seitwärts zwei truthahnessende Menschen auf sein einfaches oder doppeltes Horn zu nehmen und dann unter seinen Füßen Gewiegtes zu machen?«

»Für ein Rhinozeros kann ich garantieren, nicht aber für ein Nilpferd, dessen Gewohnheiten kenne ich nicht so genau.«

»Was? Nilpferd? Was wollen Sie denn mit einem Nilpferd? Hier auf Borneo gibt's doch gar keinen Nil!«

»Möglich, aber was dort ankommt, das ist kein Nashorn, sondern ein afrikanisches Flußpferd.«

Georg war ausgestanden, machte den Mund halb auf.

»Na weiß Gott!« brachte er dann hervor. »Das ist kein Rhinoceros! Erstens hat es keine Hörner auf der Nase, zweitens hat das Luder so ein breites Maul, und drittens ist's überhaupt ein Flußpferd! Wie kommt denn das hierher nach Borneo?! Jetzt blickt's hierher und nickt mir zu. Und Sie können nicht garantieren, daß auch ein Nilpferd niemals von dem schmalen Pfad der Tugend abweicht und den breiten Weg der Sünde betritt? Wissen Sie was, Juba, ich werde einen kleinen Ausflug machen. Ich habe so einen inneren Drang nach etwas Höherem. Ich werde einmal ein bißchen auf diesen schönen Baum klettern. Kommen Sie mit?«

Aber der Rückzug war nicht nötig, die Gefahr in Gestalt des gewaltigen Flußpferdes ging vorüber, verschwand zwischen den Bäumen.

Georg hob seinen Knüppel auf und schwang ihn drohend nach jener Richtung.

»Na, danke Deinem Schöpfer, Biest, daß Du nicht hierhergekommen bist! Dir hätte ich ja einen schönen Empfang bereitet! Na was gibt's denn da zu lachen?«

Ja, der sonst so ernste Juba Riata lachte aus vollem Halse.

»Sie befinden sich ja in ganz vorzüglicher Laune, Waffenmeister!«

»Ja, mein lieber Juba, mir ist, als wäre ein schöner Traum in Erfüllung gegangen, den ich als Kind geträumt habe. Und mir ist nicht nur so, sondern das ist eine Tatsache. Juba, ich glaube, ich bin ein Glückspilz. Mir ist ja schon mancher phantastische Kindestraum in Erfüllung gegangen. Ich habe das Schiff und die Mannschaft gefunden, von der ich einst geträumt. Aber auch noch von anderem habe ich als Kind geträumt. So hier in Hemd und Hosen am Feuer zu sitzen, das man sich nicht durch Streichhölzer verschafft – absolut nichts in den Taschen – wenn man auf einen Baum steigt, dann hat man auf der Erde nichts mehr zu suchen – und nun noch solch einen Freund dazu – ach, Juba, das ist ja einfach himmlisch! Sehen Sie, und nun bekommen wir ja auch Besuch aus Australien.«

Über den Weg hüpfte ein Rudel großer Känguruhs, war gleich wieder zwischen den Bäumen verschwunden.

»Känguruhs, wahrhaftig!« rief Juba. »Und da wundern Sie sich nicht?!«

»Ich? Nee. Wie gesagt, wenn ich auf einen Baum steige, habe ich auf der Erde nichts mehr zu suchen, und da ist es mir doch ganz egal, ob dieser Baum in Indien oder in Afrika oder in Australien steht. Wenn ich mich übers etwas wundere, so ist es nur darüber, daß Sie sich wundern. Ich glaube dieses Rätsel bereits gelöst zu haben.«

»Ja?!«

»Wir befinden uns hier ganz einfach in einem Wildpark, der mit allen möglichen Tieren besetzt worden ist, angelegt von –«

Georg stockte.

»Himmeldunnerwetter noch einmal! Sehen Sie, mit der Kraft des gesprochenen Wortes hat es doch etwas auf sich. An solch einen Wildpark habe ich schon gedacht, kaum aber spreche ich den Gedanken laut aus, so komme ich noch viel mehr auf den Trichter! Da war vor zehn bis fünfzehn Jahren ein Amerikaner namens Osborne, ich entsinne mich seines Namens noch ganz genau –«

»Elias Osborne!!«

»Nanu! Jetzt kennen Sie wohl auch diesen Mann? Ja freilich, Sie stammen ja auch von daher, es schlägt ja überhaupt ganz in Ihr Fach. Was wissen Sie von dem?!«

»Es ist genau dreizehn Jahre her. Ein schwerreicher Mann, ein vielfacher Millionär. Er kaufte in St. Louis die großartige Menagerie des Metropolitan-Zirkus, der durch die Spielwut seines Besitzers, des Mister Ritchie, in Konkurs kam. Da bin ich doch zum ersten Male als Dompteur aufgetreten.«

»Ach nee! Na und was machte nun dieser Elias Osborne?«

»Er brachte die ganze Menagerie auf ein Schiff, sein eigenes, um mit ihr eine Tournee durch Europa anzutreten. Das Schiff ist verschollen, ist untergegangen mit Mann und Maus.«

»Richtig, aber nach Europa ist er nicht gefahren, wollte keinen Zirkus aufmachen, sondern dieser reiche Sonderling, ein großer Tierfreund, beabsichtigte in geeigneter Gegend einen großartigen Tierpark anzulegen, hatte dazu schon im Innern Javas ein mächtiges Areal gekauft.

Auf der Fahrt nach Java ist sein Schiff mit Mann und Maus untergegangen.«

»Wissen Sie das bestimmt?«

»Das mit dem Tierpark auf Java? Ganz, ganz genau. Es hat damals in allen Zeitungen gestanden. Auf Java war das Areal schon gekauft.

»Hm!« brummte Juba. »Das mit der Europareise war auch nur so eine Vermutung von uns und Zeitungen habe ich dann nicht mehr gelesen. Es war damals gerade die Zeit, wo ich mich von der Welt absonderte.«

»Na, Juba, nun wollen wir annehmen, das Schiff ist nicht untergegangen, sondern an der Küste von Borneo gescheitert, gestrandet, dieser Mister Osborne hat sich mit seiner ganzen Menagerie ins Innere von Borneo zu schlagen gewußt. Ist das nicht eine Erklärung?«

»Allerdings. Oder wir befinden uns hier auf Java.«

»Nein, das bezweifele ich. Erstens hat Osborne sein Ziel auf Java nicht erreicht, das weiß ich bestimmt, und zweitens trägt diese Gegend vielmehr den Charakter von Borneo, als von Java. Besonders durch die Inselberge, die sich jäh aus der Ebene erheben. Soviel geographische Kenntnisse habe ich vom Sunda-Archipel.«

»Na gut, dann ist ja alles erklärt. Wir befinden uns auf Borneo, wo Osborne seinen Tierpark doch noch gegründet hat, ohne daß die andere Welt etwas davon erfuhr.«

»Wenigstens ist es eine Theorie, die viel Möglichkeit für sich hat. Aus was bestand denn diese Menagerie?«

»Aus allem, allem möglichen. Es war eine höchst stattliche und auserlesene Menagerie.«

»Na, da wollen wir dann mal sehen, was wir noch weiter finden. Hoffentlich hat der gute Mann nicht auch Giftschlangen losgelassen. Aus Löwen und Tiger mache ich mir viel weniger; auch aus Menschen, die wir dann wohl auch erwarten müssen. Jetzt werde ich erst einmal dieses eine Truthahnherz essen. Es ist schon gar, Delikat! Das andere Herz können Sie essen, Juba.«

Bald war auch der ganze Truthahn gar, den teilte Georg mit seinem Freunde redlicher als das Herz.

Der letzte Knochen war abgenagt. Es waren zwei gesunde und sehr hungrige Männer gewesen, die den großen Vogel bewältigt hatten.

»So, nun wollen wir vertrauensvoll in die Zukunft blicken und erst einmal weiter nachforschen, was Mister Osborne von seiner Menagerie alles hierher geschafft hat und wie sich die lieben Tierchen unterdessen vermehrt haben.«

Sie verfolgten den Rhinocerospfad nach Osten weiter. Georg die Hände in den Hosentaschen, die Mütze in den Nacken gerückt, den Knüppel unterm Arme.

»Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida, ganz famos zu leben weiß, jubheidi heida. Immer fort durch Dick und Dünn, schlendert er sein Dasein – -. Juba, da fällt mir gerade ein – blicken Sie auch manchmal hinter sich? Wenn hinter uns ein Nashorn oder so etwas Ähnliches kommt, sagen Sie es mir rechtzeitig, damit ich rechtzeitig zur Seite treten kann, damit ich nicht genötigt bin, das arme Tier totzuschlagen – aaahhh!!«

Auf einer sonnigen Lichtung wucherte üppig ein Kraut,

»Wissen Sie, was das ist?«

»Tabak.«

»Ja, Tabak. Der Samen ist von Vögeln hierher getragen worden, oder vielleicht hat dies alles hier schon einmal unter Kultur gestanden. Mir ganz egal. Jedenfalls ist das zweite unentbehrliche Lebensbedürfnis nach Salz gesichert. Aus Brot mache ich mir nicht viel, wenn ich nur jeden Tag meine drei Pfund Fleisch habe.«

Er pflückte einige schöne große Blätter, die schon etwas verwelkt waren, ab.

»Die können Sie aber noch nicht rauchen, die Blätter müssen erst eine Gärung durchmachen.«

»Weiß ich, sonst könnte man auch Kastanienblätter oder gezupftes Hemd rauchen. Aber Sie werden staunen, wie schnell ich diese Tabaksblätter die nötige Gärung durchmachen lasse. Ich habe dafür mein eigenes Patent.«

Er schob die Blätter vorn auf der Brust zwischen Haut und Hemd, sie pilgerten weiter.

Jäh machte der Urwald der Kalira Platz, der malaischen Savanne, der Prärie. Ein herrlicher Graswuchs! Er erreicht nur Kniehöhe, bleibt auch im heißesten Sonnenbrande immer von saftigem Grün, und verdorrt er doch zuletzt, so zerfallen die zarten, überaus dicht stehenden Halme sofort in Staub, den Boden düngend, da aber ist auch schon wieder neues Grün vorhanden, das in zwei Tagen die normale Höhe erreicht.

Ein überraschender Anblick wartete ihrer.

Unvermutet waren sie hinter den letzten Bäumen hervorgetreten, und in dichter Nähe vor ihnen weidete eine große Herde Zebras, zwischen ihnen die schier unvermeidlichen Strauße; denn diese beiden Tierarten halten in Amerika fast regelmäßig zusammen. Das Zebra benützt den langhalsigen Vogel als scharfsichtigen Wächter, der Strauß wiederum fühlt sich zwischen den starken, mutigen Zebras vor manchem Raubtier sicher.

Beim Hervortreten der Menschen freilich stob die ganze Herde, wohl aus hundert Köpfen bestehend, in wilder Flucht davon.

»Da haben wir es!« rief Juba. »Der Zirkus hatte auch eine stattliche Anzahl Zebras und Strauße, die Osborne mit erwarb!«

»Da haschen Sie sich ein Zebra und zeigen Sie, daß Sie es zureiten können. Ich bitte um einen gut eingerittenen Strauß!«

»Nun, glauben Sie, daß man Strauße reiten kann?«

»Ich habe es gehört, daß in einigen Gegenden Afrikas Strauße geritten werden. Besorgen Sie mir nur einen kräftigen Vogel, über den ich meine Beine hängen kann. Meinetwegen kann er auch – nanu!«

Etwas erschrocken hatte es Georg hervorgestoßen.

Wenn einem in solch einer weltverlassenen Gegend plötzlich von hinten der Hut vom Kopfe genommen wird, soll man wohl auch erschrecken.

Und wie sich Georg schnell umkehrte, hätte er eigentlich noch mehr erschrocken, bis zum Tode entsetzt sein sollen.

Hinter oder jetzt vor ihm stand ein mächtiger Elefant, sogar ein Riese unter diesen mächtigen Dickhäutern, von fast weißer Farbe, den Kopf etwas zurückgeneigt, soweit das einem Elefanten möglich ist, das Maul mit den gewaltigen Stoßzähnen halb geöffnet, und in dem Greifapparat des ganz in die Höhe gehaltenen Rüssels Georgs Hut!

Ja, da kann man wohl erschrecken.

Nun aber tat das Georg gerade nicht!

»Moiin!« sagte er ganz trocken und unverfroren.

Eigentlich hatte er ja auch ganz recht. Ausreißen konnte hier nicht viel helfen.

Freilich hatte er dieses abgekürzte »Guten Morgen« wohl nicht so recht mit voller Besinnung gesagt.

Oder doch?

Mindestens kam es ihm jetzt zum Bewußtsein, daß diese Sachlage nun einmal nicht zu ändern war, und da konnte er nun auch gleich fortfahren.

»Moiin! Du alter Schneesieber, gib mir mal meinen Hut wieder her.«

Richtig, gehorsam senkte der Elefant den Rüssel, Georg konnte ihm den Hut abnehmen und ihn sich wieder aufsetzen

»I Du kleiner Schäker, Du hast wohl ein Späßchen mit mir machen wollen?«

Das Ungeheuer hob den rechten Vorderfuß. Georg griff einfach zu.

»Moiin, moiin!« sagte er, den ungeheuren Fuß kräftig schüttelnd, soweit Menschenkraft solch einen mächtigen

Elefantenfuß schütteln kann. »Freut mich sehr, Sie wiederzusehen.«

Dann aber, während der Elefant mit ausgestrecktem Vorderfuß stehen blieb, blickte Georg erst einmal nach seinem Freunde, wortlos, nur in den Augen mit der Frage: »Was sagen Sie denn dazu?«

Juba stand wie eine Bronzefigur da.

»Ein gezähmter Elefant!« sagte er jetzt.

»Ja natürlich. Von jener Menagerie stammend.«

»Ausgeschlossen!«

»Was ist ausgeschlossen?«

»Noch kein weißer Elefant ist nach Europa oder Amerika gekommen. Es ist ein indischer, und die Inder geben doch nicht etwa solch ein heiliges Tier her, am wenigsten eines von solch heller Farbe. Der ist ja wirklich ganz weiß zu nennen! Was hat der übrigens an seinen Zähnen?«

Er trat näher, Georg brauchte es nicht erst zu tun, bemerkte es aber doch erst jetzt.

Die beiden gewaltigen Stoßzähne waren über und über mit ziemlich tief eingeschnittenen Hieroglyphen bedeckt.

»Das sind Buchstaben des Sanskrit!« sagte Juba. »Ich kann zwar kein Sanskrit, aber ich weiß, daß solche weiße Elefanten in ihre Stoßzähne Sprüche aus den heiligen Büchern der Inder eingeschnitten bekommen. Inder, mit denen ich verkehrt, haben mir genug davon erzählt. Dieser weiße Elefant stammt aus einem indischen Tempel.«

»Wie kommt der hierher?«

»Was weiß ich?«

»Richtig, es war eine dumme Frage von mir. Weshalb aber hebt er immer den Vorderfuß? Will er Pfötchen geben?«

»Er ladet uns ein, seinen Rücken zu besteigen.«

»Ach so! Richtig, so werden ja alle Reitelefanten dressiert.«

»Aber das wundert mich sehr.«

»Weshalb?«

»Heilige weiße Elefanten werden sonst niemals zum Reiten benutzt.«

»Daraus ersehen Sie, daß er schon in anderer Dressur gewesen ist.«

»Oder er gehört zu einem indischen Tempel, zu einer Sekte, die über das Reiten eben anders denkt.«

»Na, da wollen wir einmal aufsteigen.«

Und Georg schwang sich auf den ausgestreckten Fuß, schwang sich höher bis zum Rücken hinauf, setzte sich rittlings dicht hinter die Ohren.

Es gehörte aber ein tüchtiger Turner dazu, um das fertig zu bringen! Selbst die indischen, professionellen Elefantenreiter brauchen einen Haken dazu, sonst kommen sie nicht hinauf; für die anderen wird eine Leiter angelegt.

»Waffenmeister, was wollen Sie tun?«

»Auf diesem Elefanten reiten.«

»Können Sie einen Elefanten lenken?«

»Ich? Nee. Ich will mal sehen, wohin dieser Elefant mich lenkt.«

»Wir müssen vorsichtig sein!«

»Weshalb?«

»Es könnte hier doch noch ein bevölkerter Tempel existieren, mit fanatischen Priestern, das Tier könnte uns hinbringen.«

Georg machte es kurz.

»Juba, entweder kommen Sie mit oder Sie bleiben unten; dann reite ich allein davon.«

Da schwang sich auch Juba hinauf, setzte sich hinter seinen Freund.

»Hotte hüh, Schimmel!« kommandierte dieser.

Sofort setzte sich der Elefant in Gang, nahm seinen Weg durch die Prärie.

Georg ließ ihm freien Lauf, hätte auch gar nicht gewußt, wie er ihn lenken sollte. Er hatte wieder die Hände in die Hosentaschen gesteckt, den Hut im Nacken und den Knüppel unterm Arm. So saß er seelenvergnügt hinter den Ohren auf dem Halse des Ungetüms.

»Bin doch gespannt, wo der uns hinbringen wird.«

Der Elefant, immer im Tritt gehend, strebte über die Savanne einem der isolierten Berge zu, hatte ihn nach einer Viertelstunde erreicht, umging ihn, und da sahen die beiden schon das offenbare Ziel.

Der Eingang zu einem buddhistischen Höhlentempel! Man braucht einen solchen nur einmal bildlich gesehen zu haben, um ihn immer wieder zu erkennen, und in der Bibliothek der »Argos« befand sich das Prachtwerk von Frederic Algot, der sechsundvierzig indische Höhlentempel beschreibt und bildlich wiedergibt, und Georg war in

Bombay gewesen und hatte den Höhlentempel auf der Insel Elephantine besucht.

Er ist bei weitem nicht der größte, aber schon da steht man staunend und fragt sich, wie Menschenhände so etwas geschaffen haben können, alles aus dem Felsen herausgehauen, nur mit Hammer und Meißel! Gegen einen einzigen solcher indischen Höhlentempel, wenn man die herausgeschaffte Kubikmasse berechnet, verschwinden alle unsere modernen Tunnelbauten! Und nun diese Kunst dabei, diese Säulen, diese zahllosen Figuren, die man dabei hat stehen lassen! Also nicht draußen gefertigt und dann hineingetragen, sondern das ist noch derselbe ursprüngliche Felsen, an dem der Meißel vorübergeglitten ist.

Alle diese Höhlentempel haben drei Eingänge. Das heißt, der einzige Haupteingang hat immer drei Portikusse, er ist durch zwei Säulenreihen in drei Teile geteilt, und stets steht davor linkerhand noch eine einzige schlichte Säule.

Was diese Säulenordnung in bezug auf Gottheiten bedeuten soll, das sei hier nicht weiter erklärt, das würde zu weit führen, es mag nur angedeutet werden, daß diese einzige linke Säule bei jedem indischen Hause und jeder Hütte, in der ein Civa-Verehrer wohnt, durch einen einfachen Pfahl vertreten ist, der täglich mit heiligem Kuhmist eingesalbt wird.

So war es auch hier. Zwei Säulenreihen in dem mächtigen Tore, links davor eine einzige Säule.

Der Tempel war verlassen, sonst wäre diese einzige Säule und die vorderen der anderen nicht mit Schlingpflanzen überwuchert gewesen. Erst wo das Sonnenlicht nicht mehr hindrang, hörte die Vegetation auf.

»Oder doch nicht mehr von Priestern bewohnt, die ihn in Ordnung halten, wollen wir lieber sagen!« meinte Georg.

Der Elefant war vor dem Portale stehen geblieben, etwas rechts davon, vor einem kleinen Bassin, mit klarstem Wasser gefüllt, ziemlich tief, uneingefaßt, wie man etwa solche Wasserlachen oftmals in Steinbrüchen findet. Auch dieses Wasserbassin gehört mit zum indischen Höhlentempel, es ist gewissermaßen das Weihbecken, wenn auch nicht überall vorhanden.

Also vor diesem Bassin war der Elefant stehen geblieben und hob den linken Vorderfuß.

»Absteigen? Hm. Sage mal, mein liebes Tierchen, kannst Du denn nicht –«

In diesem Augenblick dachte Georg an etwas.

Man saß doch in einer ganz beträchtlichen Höhe, auch für einen gewandten Turner sah es gar nicht so einfach aus, beim Abgleiten gerade auf den ausgestreckten Elefantenfuß zu kommen, man kann sich dabei leicht eine Beinverstauchung holen.

Und Georg hatte abgerichtete Elefanten gesehen, in Indien, nicht zu Kunststückchen dressiert. Der Elefant läßt sich auch noch anders besteigen und wieder verlassen. Er kniet auch auf Kommando nieder. Mit welcher Leichtigkeit das dieser nur scheinbar so plumpe Dickhäuter tut,

ist ja bekannt. Und Georg hatte mehrmals gesehen, wie der betreffende Elefant dazu nur einen kräftigen Schlag auf den Kopf bekommen hatte, dann war das Tier sofort in die Knie gegangen, erst in die vorderen, dann in die hinteren.

Daran also hatte Georg gedacht, und da hatte er dem Elefanten auch schon eins mit der Faust auf den Kopf gegeben; sehr rücksichtsvoll braucht man dabei ja nicht zu sein.

Richtig, sofort knickte auch dieser weiße Elefant gehorsam vorn zusammen.

Und in demselben Moment schoß Georg über den Kopf des Tieres hinweg, machte einen eleganten Hechtsprung – also kopfüber – in das Wasserbassin hinein.

Und wie er wieder auftauchte, da plätscherte auch schon sein treuer Begleiter neben ihm.

»I, Peitschenmüller, was machen Sie denn hier in dem Wasserbassin?! Oder ziehen Sie sich denn nicht wenigstens vorher aus, wenn Sie ein Bad nehmen wollen?!«

»Zum Henker noch einmal,« pustete Juba, »mit solchen Überraschungen verschonen Sie mich! Sagen Sie es wenigstens vorher, wenn Sie einen Elefanten niederknien lassen wollen!«

Lachend kletterten die beiden wieder aufs trockene.

Ihr Reittier war schon damit beschäftigt, seitwärts aus den Felsenspalten würzige Kräuter zu rupfen und zu verspeisen.

»Na, da wollen wir einmal diesen alten Höhlentempel besichtigen.«

Wer ihn angelegt, darüber sprachen die beiden jetzt nicht.

Es hätte auch wirklich keinen Zweck gehabt, und die Hauptsache wußten beide, nämlich daß alle diese Sunda-Inseln, die großen wie die allerkleinsten, ganz mit riesenhaften Bauten übersät sind, die man, in Ruinen liegend oder noch wohlerhalten, nur unter den Schlingpflanzen zu finden wissen muß. Da kann es einem aber so gehen wie einem holländischen Kaufmann, der seine Villa in der dichten Nähe von Batavia hatte, etwas hoch gelegen, inmitten von Obstkulturen, schon sein Großvater hatte hier ständig gewohnt, und vor kurzem entdeckte dieser Mann, daß sich unter seinem Kartoffelkeller ein mächtiger Höhlentempel erstreckt, der gegen zweitausend Steinfiguren enthält, in Überlebensgröße.

Und eben jetzt wieder hat man auf einigen kleinen Karolinen-Inseln – deutsches Gebiet – ungeheure Bauten entdeckt, ganz offen zu Tage liegend, wohlerhalten.

Mit unserer Menschheitsgeschichte, die wir uns zu recht gezimmert haben, ist es eben nichts! Widerwillig muß die exakte Wissenschaft endlich anerkennen, daß die phantastischen Okkultisten, die mit prophetischem Blick in die Vergangenheit schauen, doch recht behalten; nämlich daß es schon vor jener Zeit, da wir den Urmenschen auftreten lassen wollen, ganz gewaltige Völker mit der höchsten Kultur gegeben hat. Die alten Aegypter, sechstausend vor Christi, mögen die letzten Reste dieser dem Untergang geweihten Menschenrasse gewesen sein, und hier in Indien haben sicherlich buddhistische Sekten

erst wieder aus den Ruinen dieses verschwundenen Geschlechtes gebaut oder noch Vorhandenes benutzt, das ist aber für unsere Kultur nun auch schon wieder verschwunden!

Und wenn die modernen Propheten recht behalten, dann ist in zwei- bis dreitausend Jahren ganz Europa wieder mit Urwäldern bedeckt, in denen Mongolen der Jagd auf Pelztiere obliegen. Erst aber mußte Juba Riata noch einmal Feuer schaffen, unterdessen suchte Georg nach trockenen Ästen, die als Fackeln geeignet waren; denn aus dem Hintergrunde des Portals gähnte es ihnen schwarz entgegen.

Mit einer brennenden Fackel und noch einem genügenden Vorrat, drangen sie ein.

Der Feuerschein jagte Fledermäuse und andere fliegende Säugetiere, an denen gerade die Sunda-Inseln so reich sind, bis zur Größe eines Fuchses, ins Freie; doch war die Anzahl von Nachttieren, die hier hausten, nur mäßig, sie mochten anderswo noch bessere Schlupfwinkel in Masse finden.

Eine weite Halle, rechteckig gehalten, die ungewölbte Decke von stehengelassenen Säulen abgestützt, auch überall an den Wänden eine Säule dicht neben der anderen, aber nur von halber Höhe, auf ihnen menschliche Figuren in Lebensgröße, Männlein und Weiblein, in möglichst obszönen Stellungen, so wie immer in diesen indischer Tempeln. Es gehört mit zur Religion. Es verherrlicht die Schöpfungskraft.

Dann weiter hinten in der Mitte der stets vorhandene runde Kuppelbau, eine Art Kiosk, in dem man sich die Gottheit, welcher der betreffende Tempel speziell geheiligt ist, wohnend dachte, es heute noch tut. Er hat niemals einen Eingang, braucht ihn auch gar nicht zu haben, denn er enthält überhaupt keinen Raum, es ist voller Felsen, in dem die Gottheit wohnt, die doch natürlich den Stein durchdringen kann.

Zwischen den Wandsäulen führte hier und da ein Gang ab, in den Felsen hinein.

»Wohin mögen diese Gänge führen?« fragte Juha Riata.

»Nun nach den Nebenräumen, nach den Priesterwohnungen und dergleichen!« entgegnete Georg. »Mit solch einem Tempel war und ist ja immer noch vielerlei verbunden, meist auch ein Tierasyl, in welchem die brahmanischen und buddhistischen Priester – eine sehr lobenswerte Sitte – alle kranken Tiere, die ihnen gebracht werden, aufnehmen, um sie zu kurieren, aber die sie dem Besitzer niemals wieder ausliefern! Diese Tiere, ob nun Kanarienvogel oder Hund oder Pferd, werden dann bis an ihr Lebensende gepflegt. Wollen wir einmal hier in diesen ersten besten Gang eindringen?«

»Aber nicht weiter, als bis höchstens die Hälfte unserer Fackeln verbraucht worden ist!« sagte der besonnene Juba.

»Selbstverständlich nicht.«

»Na – das ist bei Ihnen gar nicht so selbstverständlich! Gesetzt den Fall, die Hälfte der Fackeln ist verbraucht und

Sie sehen vor sich gerade etwas recht Interessantes – Sie würden doch nicht gleich den Rückweg antreten, sondern erst noch ein bißchen herumfackeln. Da kenne ich Ihren Charakter schon gut genug, aber das gibt's nicht bei mir!«

»Nein, Juba, ich werde mich ganz Ihren Anordnungen fügen, obgleich ich weiß, daß Sie auch im Finstern den Weg zurückfinden würden.«

»Da irren Sie sich! Da trauen Sie meinen Sinnen zu viel zu. Ja, so lange geschlossene Räume erleuchtet sind, kann ich mich niemals in der Richtung täuschen, auch im verwickeltsten Labyrinth würde ich den einmal begangenen Weg zurückfinden, dasselbe gilt im Freien für die schwärzeste Nacht – aber in finsternen geschlossenen Räumen verläßt mich mein Orientierungssinn vollkommen.«

Eine Erscheinung, die man bei allen mit den schärfsten Sinnen ausgestatteten Naturmenschen konstatiert hat. Solche wilde und halbwilde Jäger können auch im geschlossenen Raume jederzeit die Himmelsrichtungen angeben, man mag sie noch so kreuz und quer und in Windungen geführt haben. Das ist ganz erstaunlich! Das hört aber sofort auf, wenn man ihnen während des Ganges die Augen verbunden hat oder wenn sie also durch finstere Räume gekommen sind. Hierüber sind schon die genauesten Untersuchungen angestellt worden.

»Na, wir werden uns schon wieder herausfinden, vorausgesetzt, daß wir wirklich in ein Labyrinth kommen.«

Ja, ein solches war es, in das sie drangen. Insofern, als immer einmal rechts und links ein Gang abzweigte, der Haupttunnel sich spaltete, und daß es keine Merkmale gab, nur nackte Felswände, und das nennt man doch wohl ein Labyrinth.

Juba Riata schlug möglichst immer eine östliche Richtung ein, die ursprünglich begonnene. Dann kam eine Treppe, ein Absatz, immer wieder hinaufführende Treppen, bis ihnen das Tageslicht entgegenschimmerte, dann die goldene Sonne.

Durch eine unverschließbare Felsentüre traten sie auf eine Art von Altan, mit gemauerter Brüstung versehen, und hatten einen herrlichen Anblick.

Auf dieser Seite, die sie vorhin bei dem Elefantenritt nicht umgangen waren, fiel der Berg ganz steil ab, also eine fast glatte Felswand, und unter ihnen in einer Tiefe von wenigstens hundert Metern, lag weit ausgebreitet eine Ruinenstadt.

Alles mit Vegetation bedeckt, überwuchert, selbst auf den Dächern wuchsen stattliche Bäume, trotzdem aber konnte man doch immer noch die ehemalige Stadt ganz deutlich erkennen, auch wie die zum Teil mächtigen Bauwerke gar nicht so sehr zerfallen sein konnten. Nur die Wurzeln der größeren Pflanzen hatten viel auseinandergesprengt, sonst aber durfte man nicht eigentlich von Ruinen sprechen.

»Sapristi, was ist das?!«

Juba Riata hatte es gerufen, und auch Georg drehte sich gegen die Felswand um, gegen die Tür, aus der sie getreten.

Ja, das war allerdings etwas ganz Überraschendes, was sie da erblickten.

Der Balkon, ursprünglich sicher eine natürliche Schöpfung, ein Vorsprung, war ungefähr sechs Meter lang und vier breit. Die Tür befand sich an der einen Ecke, und in der anderen Ecke nun war in der Felswand eine kleine Grotte, wie eine hohle Halbkugel, ungefähr einen Meter hoch und also ebenso tief, und in dieser kleinen Grotte nun zeigte sich das Rätsel.

Der Boden der Grotte, in welche die Morgensonne schien, war mit feiner Erde belegt, bunte Steinchen bildeten Figuren, man erkannte gleich, daß das Ganze einen Garten vorstellen sollte, die Blumenbeete waren eben durch Steinchen von allen Farben imitiert, ganz echt dagegen waren die Pfirsich- und Orangebäumchen, welche die Wege einfaßten, mit Blüten, halbreifen und ganz reifen Früchten, nur daß solche Bäumchen sonst gar nicht in der Natur vorkommen, denn sie waren höchstens andert-halb Spannen hoch; und dennoch waren es ganz echte, natürliche Pfirsich- und Orangenbäume

»Ein chinesischer Miniaturgarten!« riefen die beiden wie aus einem Munde.

Dies bedarf einer Erläuterung.

Die Chinesen haben im Gartenbau und in der Pflanzenkultur etwas los durch ihre vieltausendjährige Erfahrung, durch ihre ganze Dülfelei, verbunden mit unsäglicher Geduld, worin ja jeder Chinese groß ist. Aber wie in allen Künsten, so fallen sie auch hierbei ins Bizarre, ins Extreme. Aus einem gewöhnlichen Rettich ziehen sie – durch jahrhundertlange Überkultur – einen zentnerschweren Riesenkopf, und große Bäume lassen sie zwerghaft verkrüppeln.

Am besten scheint sich hierzu der Pflaumenbaum zu eignen, den sieht man wenigstens am häufigsten in solchen Miniaturexemplaren.

Der Theorie nach ist die Sache ganz einfach.

Von einem alten, möglichst kleinen Pflaumenbaum wird die kleinste, aber tadellose Frucht ausgesucht; der Kern muß sich im Topfe zu einem fruchttragenden Baume entwickeln, bei sorgfältigster Pflege, nur daß immer die Entwicklung der Wurzeln verhindert wird. Dadurch und bei fortwährendem Topfwechsel entsteht ein viel kleinerer Baum, und die Hauptkunst liegt darin, ihn gesund zu erhalten und Früchte bringen zu lassen.

Von diesem kleinen Baume, der aber schon alt sein muß, wird die kleinste, kerngesunde Frucht gewählt, der Kern wird in noch kleineren Töpfen zu einem noch kleineren Bäumchen gezogen.

Und so geht es weiter, bis man ein spannenhohes Bäumchen gezogen hat, das erbsengroße Pflaumen hervorbringt. Und das ist nicht etwa mit so einem Schößling zu vergleichen, der unter günstigen Umständen auch

einmal Früchte tragen kann, sondern es ist ein richtiger Pflaumenbaum, mit sich weit ausbreitenden Zweigen, nur eben in Miniaturausgabe, nur von Spanneshöhe. Übrigens gibt es auch eine besondere Behandlungsweise, wodurch nur der Baum selbst so zwerghaft wird, die Früchte aber behalten die ursprüngliche Größe.

Das ist aber nun leichter gesagt als getan. An der Erzeugung solch eines Zwergbäumchens arbeiten viele Generationen! Es soll einige hundert Jahre dauern! Natürlich wird nicht immer nur ein einziger Kern genommen, sondern man experimentiert im Anfange mit hundert, die Hälfte mißglückt gleich im Beginn, immer mehr Bäumchen gehen ein oder tragen keine Früchte mehr, bis der Ururururenkel froh ist, wenn er nur ein einziges spannenhohes Bäumchen mit jährlich reifen Früchten hervorgebracht hat. Es gehört chinesische Geduld dazu, dann ist auch ein Geheimnis dabei, wenn dieses auch nur in Erfahrung bestehen mag.

Solch ein tadelloses Zwergbäumchen wird dann von einem reichen Chinesen zu einem horrenden Preise gekauft, die letzte armselige Schluckerfamilie, die es Tag und Nacht behütet hat, wird für die Bemühungen einer ganzen Ahnenreihe bezahlt. Ist der Käufer ein Fürst oder hat er sonst die Macht dazu, so erhebt er den Mann auch gewöhnlich in den Adelsstand oder gibt ihm eine auskömmliche Beamtenstelle.

Aber nicht genug, daß der Liebhaber nun das Töpfchen mit dem Bäumchen hinsetzt und sich ab und zu an seinem Anblick weidet. Wenn er es sich leisten kann, so

legt er sich eine ganze Sammlung von solchen Zwergbäumchen an, ordnet sie, und so entsteht daraus der chinesische Minaturgarten, der seinen Platz im sonnigen Zimmer auf einem Tische findet. Das heißt auf einem Gestelle von Gold und Elfenbein; denn wer sich solch einen Garten zulegen kann, dem kommt es dann auch auf den Rahmen, auf die Stellage nicht an. Solch ein winziger Garten kostet Hunderttausende, wenn nicht Millionen. Und was ist weiter dabei? Bei uns in Europa, besonders in England, werden doch für Rosen und mehr noch für Orchideen fabelhafte Preise bezahlt. Richtiger aber vergleicht man diese Liebhaberei mit unseren Gemäldesammlungen. Und zahlt ein schwerreicher Kunstfreund für einen Rembrandt oder sonst einen alten Meister nicht auch gleich einige hunderttausend Mark bar auf den Tisch? Von Gemälden weiß der Chinese nichts, der liebt wieder solche winzige Gärtchen.

Im britischen Museum sind einige solcher chinesischen Miniaturgärtchen ausgestellt. Reizend! Sie haben auf einem gewöhnlichen Ausziehtische Platz. Die Blumenbeete sind durch farbige Gläser markiert, die Wege mit Goldsand bestreut, kleine Teiche und Fließchen mit richtigem Wasser, winzige Brückchen führen hinüber, winzige Pavillons und dergleichen mehr, was zu einem Garten gehört. Auch die Büsche und Sträucher sind imitiert, aber die winzigen Bäume sind echt! Nur sind sie sämtlich eingegangen. In den achtziger Jahren war einmal ein Gärtchen mit grünenden und sogar blühenden Pflaumbäumchen zu sehen, frisch aus China importiert, aber

auch sie verloren bald die Blätter, gingen ein. Es muß doch wohl noch ein besonderes Geheimnis dazu gehören, um diese Bäumchen auch zu erhalten, und das verraten diese Züchter, eine Kaste bildend, nicht.

Solch ein chinesisches Miniaturgärtchen lag also auch hier vor.

Das hatten die beiden weltbewanderten Freunde sofort erkannt und es gleichzeitig ausgesprochen, als sie nur den ersten Blick darauf geworfen.

Nun muß es aber noch näher beschrieben werden, denn mit den Bäumchen und den bunten Steinchen allein war es noch nicht getan.

Also hier waren es einmal zwerghafte Pfirsich- und Orangenbäume, welche den Baumbestand bildeten, höchstens anderthalb Spannen hoch, erstere mit erbsengroßen, letztere mit haselnußgroßen Früchten, teils ganz reif, teils halbreif, und derselbe Baum trug dann auch schon wieder Blüten, wie es solche Obstbäume in tropischen Breiten, wenn ihre Akklimation einmal gelungen ist, immer tun.

Die zwischen den mit farbigen Steinen markierten Blumenbeeten hinführenden Wege waren ebenfalls mit Goldsand bestreut.

Auch das Wasser durfte bei einem chinesischem Garten natürlich nicht fehlen.

Aus einem Löchelchen in der Felswand stürzte ein kleiner Wasserfall herab, der dann als Bach durch den Garten floß, in der Mitte einen Teich bildend, in dem wieder auf einem Inselchen das unvermeidliche Entenhäuschen

lag, alles wunderhübsch ausgeführt. Über den Bach führten an zwei Stellen Brückchen. Dann ein Pavillon. Und um nun den Eindruck zu verstärken, als ob hier wirklich Menschen hausten, den Dimensionen dieses Gärtchens entsprechend, war vor dem Pavillon ein Tischchen mit zwei Stühlen aufgestellt, aber alles im chinesischen Genre, darauf stand ein Teeservice mit winzigen Täßchen und was sonst noch dazu gehört. Nicht einmal die Tabakspfeifen fehlten, die ja schon in Wirklichkeit bei den Chinesen klein genug sind, der Kopf nur von der Größe eines Fingerhutes. Diese Pfeifen hier brachte man am besten unter das Vergrößerungsglas.

Wir haben ganz ähnliche Spielereien – wobei auch alles ganz getreulich ins Zwerghafte übertragen wird übrigens auch bei uns einfach Puppenstuben oder ganze Puppenhäuser mit voller Einrichtung. Solche Puppenstuben kennt der Chinese nicht, er überträgt aber dasselbe auf den Garten, macht also einen Puppengarten daraus, jedoch nicht als Spielzeug für Kinder, sondern auch der würdevollste Mandarin hat an so etwas seine Freude.

Noch sei erwähnt, daß durch ein zweites Löchelchen in der Felswand der Bach den Garten wieder verließ, und in der Mitte zwischen diesen beiden Wasserlöchern befand sich eine größere Öffnung, auch etwa anderthalb Spannen, also dreißig Zentimeter hoch und zehn Zentimeter breit, mit Säulchen eingefast, an denen sich zierliche Schlingpflanzen hinaufkletterten, also den Zugang zu diesem Garten bildend, der auf seiner freien Seite mit einer hohen Mauer umgeben war, das heißt auch nur wieder

anderthalb Spannen hoch. Für solch einen Luxusgarten natürlich keine einfache Mauer, sondern wiederum aus farbigen Steinen ausgeführt, die Mosaikmuster bildeten.

»Ein chinesischer Miniaturgarten!« hatten die beiden wie aus einem Munde gerufen.

Juba Riata, der ja schon früher die Frau Helene Neubert auf ihren Weltreisen begleitet, hatte solche bei vornehmen Chinesen zu sehen bekommen. Georg war noch viel weiter in der Welt herumgekommen, aber der einfache Seemann hatte niemals Zutritt in solche reiche Häuser gehabt, er hatte nur die Muster im britischen Museum gesehen.

»Sind diese Bäumchen aber auch echt?« war Jubas nächste Frage.

Ja freilich, da gibt es auch Imitationen, aus Wachs oder einer sonstigen Masse, für solche Liebhaber, die keine Hunderttausende für derartige Zwergbäumchen bezahlen können. Und auch bei diesen Imitationen liegen so wie hier abgefallene Früchte und weiße und rote Blüten am Boden.

Juba pflückte von den Bäumchen Blätter ab, Früchte, kostete sie.

»Wahrhaftig, das sind echte Zwergbäumchen!«

»Und dieser Garten wird doch zweifellos in Ordnung gehalten,« setzte Georg hinzu, »die Wege sind doch geharkt!«

Die beiden blickten sich an, sahen sich scheu um und blickten sich wieder an.

»Hier sind Menschen, welche diesen Garten pflegen!«

»Wenigstens mit einem haben wir zu rechnen.«

»Oder sollten etwa gar – ach, das ist ja Unsinn.«

»Was wollen Sie sagen?« fragte Juba. »Sprechen Sie es nur ruhig aus.«

»Mir stieg der wahnwitzige Gedanke auf, in diesem Gärtchen könnten Liliputaner hausen.«

»Was sind das, Liliputaner?«

So gebildet er auch sonst sein mochte, es war diesem ehemaligen Cowboy nicht zu verargen, daß er »Gullivers Reisen« nicht gelesen, noch nichts davon gehört hatte.

„Es dürfte überhaupt gar nicht so viel geben, die Swifts Originalwerk gelesen haben. Immer nur Auszüge für Kinder.“

Georg erklärte es ihm kurz, spannenhohe Menschlein, Däumlinge.

»Nun,« meinte Juba, »an solche winzige Menschlein möchte ich ja allerdings zweifeln, aber ich selbst habe in Singapore gesehen, wie in solch einem Gärtchen – da kommen sie ja schon!«

Aus dem Felsenlöchelchen, in dem der Bach wieder verschwand, kam eine Schar Entchen herausgeschwommen, den Dimensionen dieses Gärtchens entsprechend, ungefähr so groß wie Zaunkönige, aber sonst ganz richtige Enten, entweder ganz weiß oder in allen Farben schillernd.

Georg war ja erst außer sich vor Staunen, aber er beruhigte sich bald, und wir wollen gleich erledigen, worüber sich dann die beiden ausführlich unterhielten.

Wir tun unrecht, die Chinesen ob ihrer Verkrüppelungskunst zu bewundern. Wir Europäer haben in Sachen der Zucht ins Riesenhafte und ins Zwerghafte doch noch viel, viel Erstaunlicheres geleistet. Man denkt nur nicht immer daran, weil es uns eben etwas ganz Geläufiges ist.

Abgesehen on der Pflanzenkultur. Wir wollen gleich mit der Tierzucht beginnen.

Die natürlichen Hundearten, die sich als konstant erwiesen haben, auch bei den verschiedensten Kreuzungen immer wieder als »echt« zum Vorschein kommen, sind in ihrer Anzahl gar nicht so groß. Die kleinste Art ist der Dachshund, die größte der Schäferhund.

Nun bedenke man, was wir alles aus den Hunden gemacht haben, wie wir deren Umwandlung in unsere Macht bekommen haben! Man nehme den riesenhaften Neufundländer und den zwerghaften Seidenhund an. Beide sind ein und dieselbe Art! Beide sind die gleiche Kreuzung vom Pudel und dem jetzt nicht mehr existierenden Pariser Fleischerhund. Die Umwandlung ins Zwerghafte wird durch Innenzucht erzielt, durch ständige Kreuzung enger Blutsverwandtschaft, wobei aber das Kunststück darin besteht, die sonst schädlichen Folgen solcher Innenzucht zu vermeiden, die Bastards gesund und fortpflanzungsfähig zu erhalten.

Fürwahr, wir haben aus den uns von der Natur gegebenen Hunderassen – und der Ursprung ist eigentlich ja nur der Wolf – etwas gemacht, worüber unsere Urahnen wie über Zauberei staunen würden. Und ist es nicht auch

schon erstaunlich, wie unsere Spezialzüchter Pferde, Rinder, Schafe, Tauben, Hühner, Enten, Kaninchen usw. nach und nach verändern, sie teils immer größer, teils immer kleiner werden lassend, oder wie sonst Sport oder praktische Ausnutzung es wünscht?

Aber alle diese Zuchtversuche sind noch ganz neuen Datums, vor hundert Jahren hat sich noch niemand darum gekümmert, mit Ausnahme in bezug auf den Hund, dessen Zucht wird auch in Europa schon seit Jahrtausenden kultiviert, und das ist es eben, deshalb gerade beim Hunde solche großartigen Erfolge.

Und dabei beginnen wir erst jetzt richtig zu erkennen, was sich da noch für unbegrenzte Möglichkeiten eröffnen! Gibt uns denn die Natur nicht selbst Fingerzeige, was alles noch möglich ist? Noch ums Jahr 1870 hat Doktor Alfred Brehm bezweifelt, daß Maultiere fortpflanzungsfähig sind, hält Erzählungen von solchen Geburten für Fabeln. Noch vor zehn Jahren hielt man es für ganz ausgeschlossen, daß Löwe mit Tiger Blendlinge erzeugen können. Heute ist beides eine ganz alltägliche Geschichte.

Hat denn aber die Natur nicht selbst einen echten Blendling zwischen Hund und Katze geschaffen, den Leoparden? Hat nicht das australische Schnabeltier einen ganz richtigen Entenschnabel? Ja, dieses rätselhafte Säugetier legt sogar Eier, aus denen seine Jungen hervorgehen! Diese ehemalige Fabel ist jetzt als Tatsache konstatiert worden!

O, niemand von uns ahnt, was in hundert Jahren solche Zuchtversuche gezeitigt haben können, wenn wir die Winke der Natur befolgen werden!

Und wie wir uns seit alten Zeiten her speziell auf die Zucht des Hundes geworfen haben, so die Chinesen sich auf die der Enten. Es ist ihre größte Liebhaberei. Aber wiederum besteht ihr ganzer Ehrgeiz hierin, möglichst kleine Enten zu erzielen, deren allerkleinstes die reichen Leute auf den Teichen ihrer Miniaturgärten schwimmen lassen.

Daß wir solche Zwergentchen von der Größe eines Sperlings oder gar eines Zaunkönigs nicht bei uns zu sehen bekommen, darüber dürfen wir uns nicht wundern. Das sind doch Kostbarkeiten, welche die reichen Leute wie Juwelen für sich behalten, solche lebende Raritäten lassen sich auch nicht so leicht wie Juwelen oder Gemälde in Museen oder anderswo ausstellen, und wahrscheinlich würden die äußerst empfindlich gewordenen Tierchen den Transport gar nicht vertragen, so wenig man in Europa die hummelgroßen Kolibris sieht, obgleich manche Gegenden von Amerika doch davon wimmeln.

Na, und wenn sich diese wallnußgroßen Entchen nun auch bei uns einbürgerten, würden wir noch etwas Stauenswertes daran finden?

Die chinesische Zuchtkunst hat uns ja schon so etwas geliefert, man findet die Tiere in den ärmsten Familien und niemand denkt sich noch etwas Außergewöhnliches dabei.

Unsere Goldfische!

Der Goldfisch ist ursprünglich ein Goldkarpfen gewesen oder eine Goldkarausche, ist es ja eigentlich heute noch. Jedenfalls ein großer Fisch von mindestens ein Pfund Schwere. Durch vieltausendjährige Zucht hat der Chinese aus diesem den heutigen Goldfisch gemacht, sein Gewicht auf das hundertfache herabgebracht und dementsprechend auch seine Größe.

Die Goldfische pflanzen sich auch nicht von allein fort. Allerdings ist keine künstliche Befruchtung nötig, wie dies etwa bei den Forellen geschehen kann, sie ist bei den Goldfischen überhaupt nicht möglich, sie müssen zur Selbstbefruchtung veranlaßt werden, was aber höchst umständlich ist, es ist ein Geheimnis dabei, das jetzt meist von französischen Züchtern gehütet wird, und immer wieder einmal müssen neue Goldfische aus China bezogen werden.

Also wer staunt denn den Goldfisch im Wasserglase heute noch als ein Wunder der Zuchtkunst ins Zwerghafte an? Niemand. Weil es etwas Alltägliches ist. So ist eben der Mensch. So sieht er auch, wie die Raupe sich einspinnt, wie aus der Puppe ein Schmetterling hervorkriecht, ohne noch ein rätselhaftes Wunder darin zu schauen. Als Kuriosität sei noch erwähnt, daß ums Jahr 1750 ein englischer Seekapitän die ersten weißen Mäuse aus China mit nach Europa brachte, fünf Stück, sie dem englischen König Georg verehrte, und der war über diese wunderbaren, noch nie gesehenen Mäuse so entzückt, daß er den Kapitän durch Ritterschlag in den Adelsstand erhob.

Nun wolle man einmal heute nach hundertfünfzig Jahren einem König fünf weiße Mäuse zum Präsent machen! Da käme man wahrscheinlich ins Irrenhaus. –

So hatten die beiden Freunde gesprochen, während sie die winzigen Entchen beobachteten.

Diese benahmen sich ganz wie ihre normalen Vetter, schwammen langsam stromaufwärts, putzten sich, schnatterten mit dünnen Stimmchen, schienen im Wasser etwas für menschliche Augen Unsichtbares zu fressen.

»Die müssen doch gefüttert werden!« flüsterte Georg.

»Ja natürlich. Daß hier Menschen vorhanden sind, mindestens einer, darüber sind wir uns doch schon vorhin einig geworden.«

Georg wollte eben daran gehen, eines der Tierchen zu greifen, als er wie erschrocken die Hand zurückzog und dafür seines Freundes Arm packte.

Der hatte es auch schon gesehen.

Aus dem kleinen Felsentore war ein Figürchen getreten.

Ein winziger Mensch, wollen wir gleich sagen, kaum eine Spanne hoch.

Nur drei Sekunden war er zu sehen gewesen, dann war er wieder verschwunden.

Er hatte offenbar die beiden für ihn riesenhaften Menschen erblickt, war erschrocken, hatte sich blitzschnell umgewandt und sich mit einem Sprunge wieder in Sicherheit gebracht.

»Nun hört aber die Gemütlichkeit auf!« flüsterte Georg ganz atemlos. »Juba, haben Sie's gesehen?!«

»Ich habe die Gestalt gesehen.«

»Das war ein Mensch!«

»Dem Anschein nach, ja.«

»Er hatte ein blaues Pumphöschen und ein rotes Jäckchen an.«

»Und auf dem Kopfe eine weiße Mütze mit gelber Troddel.«

»Ein richtiges Menschengesichtchen von gelber Farbe.«

»Ein echt chinesisches Gesicht.«

»Und in dem Händchen hatte er etwas wie eine Sichel.«

»Die habe auch ich bemerkt.«

So deutlich hatten die beiden das Figürchen gesehen, wenn auch nur für drei Sekunden.

»Na, nun könnte man aber doch gleich lang hinschlagen!« fuhr dann Georg in seiner Weise fort. »Juba, halten Sie denn so etwas nur für möglich? Wir träumen doch nicht!«

»Nein, das tun wir nicht, und ich begreife nur nicht recht, worüber Sie denn so außer sich geraten.«

»Na, Juba, nun hören Sie aber auf! Ein Mensch, der nicht größer ist als ein normaler Bleistift!«

»Und schon zehn übereinandergesetzte Bleistifte dürften wohl die Länge seines normalen Menschen ergeben. Wenn wir Hunde züchten können, die nur den zwanzigsten Teil eines großen Köters wiegen, die Chinesen ebenso Enten und Fische, welche letztere sogar nur noch den hundertsten Teil des Gewichtes ihres Ahnherrn haben,

weshalb soll es denn nicht auch einmal chinesischer Geduld gelingen, solche winzige Menschlein zu züchten?«

Ja, eigentlich hatte Juba Riata ganz recht. Es will einem nur so schwer in den Kopf hinein, bis man es einmal gesehen hat. Und dann will man's immer noch nicht recht glauben.

So wie es jetzt Georg erging.

Er hatte das winzige Menschlein mit eigenen Augen ganz deutlich gesehen und doch mochte er es nicht glauben.

So hat man auch Jahrhunderte lang an die Zwergvölker Zentralafrikas gezweifelt, oder an den Gorilla, hat alle Berichte von eigentlich sonst durchaus glaubwürdigen Augenzeugen als Fabeln verspottet – bis man solche metergroße Zwergmenschen und den ersten Gorilla nach Europa gebracht hat.

### 130. KAPITEL. DER BRODINGNAG.

Das Menschlein ließ sich nicht wieder blicken.

»Er hat uns erblickt, ist erschrocken, hat vor uns die Flucht ergriffen!« sagte Georg, nun einfach mit der geschauten Tatsache rechnend. »Das verrät doch schon einen gewissen Grad von Intelligenz.«

»Nun, jede Fliege flieht auch, wenn man ihr mit dem Finger nahe kommt, deshalb braucht sie nicht gerade sehr intelligent zu sein!« meinte Juba. »Da spricht für seine geistige Fähigkeit schon eher, daß er bekleidet gewesen ist.«

»Wenn Sie mich so korrigieren wollen, dann mache ich Sie darauf aufmerksam, daß man auch Äffchen kostümieren kann.«

»Er hatte eine Nadel in der Hand.«

»Die kann man einem Affen auch in die Hand gehen.«

»Worüber streiten wir uns eigentlich, Waffenmeister? Verstecken wir uns und beobachten wir weiter, vielleicht kommt er wieder.«

Sie legten sich auf beiden Seiten der Grotte hin, so daß sie, wenn es nötig war, auch schnell den Kopf zurückziehen konnten, spähten über die kleine Mauer in den Garten hinein, nur noch ganz leise flüsternd, dabei aber auch den großen Haupteingang nach dem Balkon im Auge behaltend, um nicht etwa unangenehm überrascht zu werden.

Die Entchen ergingen sich nach wie vor im Wasser, die hatten sich nicht vor den großen Menschen gefürchtet.

Nicht lange währte es, so fiel den beiden auf, wie sich das bisher ganz klar gewesene Bächlein plötzlich zu trüben begann, eine milchige Farbe annahm, doch währte das nicht lange, so klärte sich das Wasser wieder.

Aber für die Entchen hatte das genügt. Mit Gier verschlangen sie das Wasser, oder das, wodurch dieses getrübt worden war, und folgten der letzten weißen Trübung auch hinaus, verschwanden also wieder durch das Felsenlöchelchen, durch das der Bach abfloß.

»Man hat etwas in das Wasser geschüttet, was den Tierchen sehr gut schmeckt,« sagte Juba, »so hat man sie wieder hinausgelockt.«

Wenn das so war, dann mußte man aber auch die Hoffnung ausgeben, noch einmal den Liliputaner im Garten erscheinen zu sehen.

Jetzt erst wurden sie in dem Gärtchen etwas handgreiflich, überzeugten sich, daß die Porzellantäßchen von dem Tische abzuheben waren, daß die Kanne zur Hälfte auch noch mit einer gelben Flüssigkeit gefüllt war.

»Das scheint richtiger Tee zu sein!« meinte Georg.

»Und diese farbigen Steine, welche die Blumenbeete markieren, sind echte Edelsteine, Rubine und Saphire und Smaragde und dergleichen!« fügte Juba hinzu, sich mit diesen beschäftigend.

»Es stehen zwei Täßchen da; demnach hätten wir schon mit zwei solcher Liliputaner zu rechnen.«

»Und das ist auch echter Goldstaub, mit denen die Wege bestreut sind. Natürlich, bei solchen Miniaturgärtchen wird nicht geegzt. Aber hier hinter dem Pavillon lehnt sogar die winzige Harke, mit der die Wege geharkt worden sind.«

»Und durch das Türchen des Pavillons sehe ich eine Art von Sofa – ach, wie niedlich!«

So tauschten sie gegenseitig die Resultate ihrer Untersuchungen aus.

»Ob wir nicht hinter diese Felswand in die Innenräume gelangen können?« lautete dann die Frage.

Sie erhoben sich und verließen den Balkon, die Mitnahme ihrer Fackeln nicht vergessend.

Noch ehe die Treppe wieder begann, führte ein Gang nach rechts ab, in dem aber schon wieder Finsternis herrschte

Die letzte brennende Fackel war natürlich schon längst erloschen. Doch jetzt war der erfahrene Hinterwäldler jederzeit imstande, sich Feuer zu verschaffen, er hatte die dazu geeigneten Holzstücke immer bei sich.

Nach drei Minuten brannte wieder ein kieniger Ast, sie drangen in den Felsentunnel ein, der nach jener Richtung führte, in der sich der Balkon mit dem Gärtchen befand, nur eben daß sie davon schon durch eine dicke Felswand getrennt waren.

Nicht lange währte es, so wurde der Tunnel immer niedriger und schmaler, so daß sie schon gebückt gehen mußten, ehe sie aber auf Händen und Füßen kriechen mußten, was dann auch notwendig war, wobei sie nur schlecht die Fackel brennen lassen konnten – der Qualm hätte sie ja erstickt – schimmerte ihnen Tageslicht entgegen.

Der vorankriechende Juba löschte die Fackel, jetzt mußte der Weg wirklich auf Händen und Füßen fortgesetzt werden.

Da aber konnte er sich schon wieder aufrichten, gleich darauf auch Georg.

Die Überraschung war eine große.

Nach allem, was sie dort draußen Zwerghaftes gesehen, hatten sie doch auch hier mit ganz kleinen Dimensionen gerechnet, das letzte Kriechen auf Händen und Füßen hatte sie auch schon darauf vorbereitet.

Statt dessen standen sie jetzt in einer ungeheuren Halle, die ihr Licht teils aus seitlichen Felsenspalten erhielt, teils von einer großen Öffnung an der Kuppeldecke, die mit einem Fenster von Milchglas geschlossen zu sein schien.

Die weite Halle, deren Durchmesser sich nicht so leicht abschätzen ließ, war eingerichtet, möbliert.

Aber es dauerte einige Zeit, ehe sich die beiden zurecht gefunden, ehe sie diese Möblierung erkannt hatten.

Und dann fühlten sie sich förmlich ganz zusammenschrumpfen.

Das in der Mitte stehende Gerüst konnte nur ein Tisch mit vier Beinen sein, ins Riesenhafte übertragen. Vier Meter hoch, oben die Plattform dreimal so breit und lang, die Beine vierkantige Balken von einem Viertelmeter Durchmesser.

Daß es ein Tisch war, konnte man am deutlichsten auf dem daneben stehenden Stuhle erkennen, der ganz diesen Dimensionen entsprach.

An dem einen Tischbein lag am Boden ein Schwert, nicht spitz, sondern vorn abgerundet, dessen Klinge mindestens dreiviertel Meter lang war, fast ebenso lang aber auch der hölzerne Griff. Man wurde an ein gewöhnliches Tischtmesser erinnert, nur ins Riesenhafte übersetzt.

Das war das erste, was die beiden erblickten, den Stuhl, den Tisch und dieses Messer, um alles andere kümmerten sie sich vorläufig nicht.

»Juba, wir haben uns in der Hausnummer geirrt!« flüsterte Georg. »Wir wollten zu den Liliputanern und sind aus Versehen zu den Brobdingnags gekommen.«

»Brobdingnags? Was ist das?«

»So nannten sich die Riesen, zu denen Gulliver verschlagen wurde, nachdem er das Land der Liliputaner hinter sich hatte. Riesen so groß wie die Kirchtürme, an die hundert Ellen hoch, und Gulliver war immer noch eine winzige Maus dagegen.«

»Solche Dimensionen können hier nicht in Betracht kommen!« entgegnete Juba gelassen. »Nehmen wir an – und ich werde mich nicht irren – jener Tisch sei vier Meter hoch. Die Höhe eines normalen Tisches beträgt fünfundsiebzig bis achtzig Zentimeter, die eines normalen Menschen hundertachtzig. Das ist also zweieinhalb Mal so viel. Demnach könnte der Mensch, der hier haust, nur zehn Meter hoch sein.«

»Nur zehn Meter?! Hören Sie, Juba – wir wollen lieber machen, daß wir wieder zu den Panther und Nilpferden hinauskommen, die sind doch gegen solch ein menschliches Ungeheuer noch unschuldige –«

Hinter ihnen knallte es. Sie brauchten sich nur umzudrehen, so sahen sie die Ursache. In dem Loch, aus dem sie hervorkrochen, war eine Verschußplatte heruntergefallen, nicht von hier draußen wieder aufzuziehen, sie kam von oben aus einem Schlitz.

Einige Bemühungen, sie wieder hochzuschieben, zeigten sich erfolglos.

»So, jetzt ist uns das Mauselloch versperrt, zum zweiten Male so niederträchtig gefangen – was ist das?!«

Ein Bollern ertönte, oder richtiger gesagt erdröhnte. Ja, dieses Geräusch war nur ein Bollern zu nennen. Sie erkannten es gleich, wenn sie so etwas auch noch niemals gehört hatten. Es war das Husten eines Menschen. Das hatten sie wohl schon oft genug gehört, aber noch niemals von solch furchtbar dröhnender Stärke.

Und jetzt ein anderes Geräusch, ein gewaltiges Klappen – es konnte nur von Schritten herrühren, ins Ungeheure übersetzt.

»Juba, hier können wir nicht bleiben – alle guten Geister – fix dort untern Schrank!«

Sie eilten dorthin, wo das Ding an der Wand stand – ein ungeheurer Kasten, aus Brettern gefertigt – mindestens zwei Wohnetagen hoch und dementsprechend breit und dick – nämlich wenn man überzeugt war, daß das Ding einen Kleiderschrank vorstellen sollte der untere Boden, auf gewaltigen Klotzfüßen ruhend, noch einen halben Meter über den Steinfliesen erhaben.

Dorthin rannten sie und krochen darunter; aber ganz einen halben Meter betrug die Höhe nicht, und da kann man nicht mehr auf Händen und Füßen kriechen, wenn sie auch nicht direkt auf dem Bauche zu rutschen brauchten.

Dagegen konnten sie sich dann, nachdem sie sich umgedreht hatten, vollkommen ausstrecken und waren immer noch geborgen, konnten den Arm ausstrecken, ohne mit der Hand hervorzugreifen.

Und da kam es herein, dort, wo der Steinmetz in der Felswand ein großes Loch gelassen hatte, ein hohes, weites Portal.

Ein Mensch!

Aber nun was für einer!

Juba hatte sich vorhin nicht verrechnet, höchstens ein klein wenig zu niedrig taxiert.

Zehn Meter hoch war dieser Kerl sicherlich, dabei breitschultrig und sehr fleischig. Wenn dieses menschliche Ungetüm fünf bis sechsmal so groß war als ein anderer, normaler Mensch, so braucht man nur alles mit fünf bis sechs zu multiplizieren, um auch alle anderen Dimensionen zu haben. Also Finger von einem halben Meter Länge – ohne Berechnung der ganzen Hand – und dabei sehr fleischige, dicke, kulpige Finger, und der kugelrunde Kopf von einem ganzen Meter Durchmesser.

»Alle himmlischen Heerscharen!« hauchte Georg. »Juba, das ist noch ein Junge, noch nicht einmal ein Jüngling, der hat noch nicht die Kinderschuhe ausgezogen, der kann noch wachsen!«

Das Kindische lag wenigstens im Anzuge, der auch hier aus blauen Pumphosen und einer roten Jacke bestand. Dazu Strümpfe aus einem grauen, groben Zeuge, an den vier Fuß langen und dementsprechend breiten Sohlen hölzerne Sandalen, aus den dicksten Brettern, mit Stricken befestigt.

Kindlich war sogar das gelbe Gesicht zu nennen, wenn man sich nur erst einmal an die ungeheuren Dimensionen gewöhnt hatte. Bartlos und sehr gutmütig. Die blauen Augen, so groß und rund wie Untertassen, glotzten ganz freundlich, sonst freilich alles andere erschrecklich, besonders dadurch, weil der Unterkiefer etwas weit vorsprang und das Maul überhaupt sehr groß war, immer etwas offen stand, so daß man die ungeheuren Schneidezähne sah. Und außerdem machte das häßliche und doch so gutmütige Gesicht doch den Eindruck von unsäglicher Dummheit.

Jetzt blieb er stehen, nahm die Zipfelmütze ab, kratzte sich nachdenklich, wobei das dumme Gesicht noch dümmer wurde, den Riesenschädel, der vollständig nackt war.

»Bei dieser Zucht ins Große sind die Haare verloren gegangen!« meinte Juba.

»Neeneee, das ist noch ein Baby, das bekommt erst noch Haare!« erwiderte der Waffenmeister, natürlich immer im leisesten Flüstertone, nur hauchend. »Aber sein Gehirn haben die Züchter nicht größer machen können, das stimmt. Wenn es noch kein Pulver gebe, der würde es sicher nicht erfinden – nicht einmal das rauchlose Insektenpulver.«

Die Folge dieses nachdenklichen Kopfkratzens war, daß das Ungeheuer den Raum wieder verließ, durch dasselbe Tor, durch das gekommen war.

»Ja, Juba,« begann jetzt Georg in ganz anderem Tone, wenn auch noch immer im flüsterndsten, »was sagen Sie nun hierzu?«

»Hier haben die Chinesen einfach einmal die Zucht nicht ins Kleine, sondern ins Große getrieben!« lautete die Antwort. »Denn chinesisches ist diese ganze Sache, einen chinesischen Typus hatte dieser Mensch, trotz seiner runden Augen, besonders durch die hervortretenden Backenknochen.«

»Ganz einfach, sagten Sie? Wissen Sie, Juba, ich bin ja unter Umständen auch so ein Nevermindman wie Sie, aber ganz einfach finde ich diese Sache denn doch nicht. Ein Mensch von zehn Meter Höhe – der geht ja auf gar keine Kuhhaut.«

»Wir müssen uns aber damit abfinden, daß so etwas doch möglich ist. Und ich garantiere Ihnen, daß ein stattlicher Bernhardiner fünf bis sechsmal so groß ist als ein normaler Dachshund, der keine künstliche Zwergzucht ist, sondern zu einer konstanten Rasse gehört.«

Juba hatte recht. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb nicht auch einmal solch große Menschen gezüchtet werden sollen, denn von einer Züchtung muß man dabei natürlich sprechen. Aber wer hat sich denn schon einmal mit solchen Menschenzuchtversuchen abgegeben?

»Gewiß, es ist schon einmal geschehen. Es scheint tatsächlich nichts Neues unter der Sonne zu geben, man mag ersinnen, was man will, immer ein Anklang wenigstens ist immer schon einmal dagewesen.

Friedrich Wilhelm I. der Vater des alten Fritzen, der hat diesen Versuch, möglichst große Menschen zu züchten gemacht, indem er, um für seine Garde recht viel »lange Kerls« zu bekommen, diese mit riesenhaften Jungfrauen kopulierte, ob sie wollten oder nicht. Das darf man doch wohl einen ganz regelrechten Züchtungsversuch nennen.

Daß dies aber ein falscher Weg ist, um sehr große Menschen zu erzeugen, das ist nun schon längst erwiesen. Unsere Tierzüchter sind ganz davon abgekommen, Eltern mit gleichen charakteristischen Merkmalen zu paaren, in der Hoffnung, daß in den Nachkommen diese charakteristische Körperbeschaffenheit sich vermehrt zeigen wird. Worauf es nach der neuesten Theorie bei der Zucht ins Große und Schwere ankommt, das kann hier nicht erläutert werden. Nur das sei hier noch angedeutet, daß man jetzt durch Einspritzen eines Präparates der Schilddrüse ins Blut ein Mittel gefunden hat, um das Wachstum ungeheuer zu fördern. Doch haben diese Versuche erst begonnen, vorläufig gehen die Versuchstiere auch noch regelmäßig ein; immerhin, die Möglichkeit ist bereits erwiesen.

Für Georg hatte schon der Bernhardiner und der Dackel genügt, er hatte gegen die Möglichkeit solch eines menschlichen Ungetüms nichts mehr einzuwenden.

»Gut. Also behandeln wir die zweite Frage: Wie kommen wir hier wieder – – pst, hier riecht's nach Schweinsknochen mit Sauerkraut!«

Vor allen Dingen aber krachten wieder die Holzsandalen, der Brobdingnag, wie wir das menschliche Ungeheuer nach klassischem Muster gleich nennen wollen, kehrte zurück.

Zwischen seinen Händen trug er vor sich eine runde Badewanne, aus der weiße Kugeln hervorsahen, so ungefähr von der Größe, wie auf solchen Kugeln Zirkuskünstler mit den Füßen laufen, und sie dampften.

»Das sind Klöße, Mehlklöße!« entschied Juba.

»Nein, das sind Schweinsknochen mit Sauerkraut. Na ja, die Dinger da oben sind ja Klöße, das stimmt, aber die gehören doch ganz selbstverständlich zu den Schweinsknochen. Und die rieche ich aufs allerbestimmteste, auf das Sauerkraut will ich weniger schwören.«

Der Brobdingnag setzte die Badewanne auf den Tisch, sich selbst auf den Stuhl, bückte sich, hob das Schwertmesser auf und begann zu speisen.

Wenn man das speisen nennen konnte. Wie der sein Maul dabei aufriß! Und dieses Schmatzen!

»Mahlzeit,« sagte Georg, freilich vorsichtig genug, »gesegneten Appetit will ich ihm weiter nicht wünschen, das hat der nicht nötig. Herrgott, frißt der Kerl da Schweinsknochen mit Klößen und läßt mich ruhig zusehen! Und der verschluckt sogar gleich die Knochen mit. Haben Sie's gesehen?«

Ja, Juba hatte es gesehen.

»Dieses Pökelfleisch hat einem normalen Schweine angehört, da braucht der die Knochen nicht erst lange abzunagen, die bedeuten für den nichts anderes als für uns

Sperlingsknöchelchen, oder von Krammetsvögeln, will ich sagen, die man recht gut mit verknuspern kann.«

»Wieviel solcher normalen Schweine mag der fressen – pardon, verspeisen können?«

»Ein ganzes ist sicher in der Schüssel. Sehen Sie, jetzt zermalmt er zwischen den Zähnen einen ganzen Schinkenknochen, als wär's ein Froschkeulchen.«

»Ja, es sind nicht nur Schweinsknochen, ich habe mich geirrt, aber jedenfalls ist es Pökelfleisch, das roch ich gleich.«

Der Essende ließ ein mächtiges Stück Fleisch auf dem Wege zum Munde vom Messer rutschen, klatschend schlug es auf den Steinboden auf.

»Dieser kleine Bissen hätte mich totgeschlagen, wenn ich gerade darunter gestanden!« mußte Georg wieder bemerken.

Der Bissen wurde einfach aufgehoben und in den Mund gesteckt.

»Der Kerl frißt – pardon, speist gerade wie ein Schwein!« setzte Georg seine Bemerkung fort, und das mit Recht, denn es kam fortwährend vor, daß der Riese etwas fallen ließ, auf den Tisch, auf die Knie oder gar auf den Boden, es wurde einfach aufgenommen und in den Rachen gesteckt.

Jetzt rutschte von dem Messer ein angespießter Kloß ab und fiel zur Erde.

Das konnte doch kein gewöhnlicher Mehlkloß sein, so wie ein Gummiball springt und rollt kein gewöhnlicher Mehlkloß.

Der ungeheure Ball rollte gerade auf den Schrank zu und der Riese war schon aufgesprungen, um dem Flüchtling nachzusetzen!

»Juba, dort kommt unser Schicksal angerollt! Und auf dieser Kugel steht für uns keine Göttin Fortuna! Wenn das Luder nicht noch rechtzeitig seinen Lauf bremst! Jetzt heißt's schnellstens zu überlegen, was besser ist: Zu beten oder auszukneifen!«

Es war unserem Helden durchaus nicht humoristisch zumute. Es war nur seine Ausdrucksweise.

Und richtig, der Riesen kloß rollte unter den Schrank!

Und schon war das Ungeheuer, das Messer in der Faust, niedergekniet, bückte den Oberkörper noch tiefer, die beiden sahen den Kopf erscheinen, wie die Augen unter den Schrank klotzten.

Sah er die Menschlein?

Jetzt griff die Hand unter den Schrank. In Höhenstellung wäre sie nicht darunter gegangen. Die beiden hatten sich geräuschlos möglichst gegen die Wand geschmiegt. Zuvorderst lag Georg, und er brachte es fertig, den Riesen kloß gerade gegen diese Hand zu dirigieren.

Er wurde gefühlt und vorgeschleudert.

Die Hand zog sich zurück, schon glaubten die beiden erleichtert aufatmen zu dürfen.

Da aber glotzten die tellergroßen Augen noch einmal unter den Schrank, noch einmal tastete die Riesenfaust.

Und da wurde Georg von ihr am Fuße gepackt und vorgezogen.

Der Brobdingnag saß am Boden und hatte das winzige Menschlein in seiner Faust; denn ein Püppchen bedeutete dieser Mensch nur für ihn.

Ist ein Mensch hundertfünfundsiebzig bis hundertachtzig Zentimeter groß, so war es nur eine Puppe von dreißig Zentimeter Länge, nichts weiter.

Den ungeheuren Mund weit geöffnet, so saß der Brobdingnag da und betrachtete die lebendige Figur.

»Ja, da staunst De wohl, was?« sagte Georg.

Nein, es war unserem Helden durchaus nicht humoristisch zumute.

Jetzt hatte er dieses Riesengesicht in Meterweite vor sich, jetzt erst erkannte er den blödsinnigen Ausdruck desselben, und er erkannte weiter, daß er von diesem menschlichen Ungeheuer nichts Gutes zu erwarten hatte.

Ein blödsinniges Kind, das einen Menschenkäfer erwischt hat, mit ihm spielen will – das unglückliche Tier hat sicher nichts Gutes von diesem Kinde zu erwarten, und ist es noch nicht weit über die Bewußtseinsgrenze hinaus, so braucht es vielleicht nicht einmal blödsinnig oder grausam veranlagt zu sein. Wahrscheinlich wird das »Spiel« mit dem Ausreißen der Beine beginnen.

Georg war sich über sein Schicksal in dieser Faust, deren Finger seinen Leib schmerzhaft umspannten, nicht im unklaren.

Aber er konnte nicht anders sprechen, als nun einmal seine Ausdrucksweise war – die Ausdrucksweise von einigen zehntausend Seeleuten, deutschen Seeleuten.

Noch niemand hat einen Schiffsuntergang so geschildert, wie er in Wirklichkeit geschieht.

Niemand würde es auch glauben.

Es ist überhaupt zu schildern gar nicht möglich.

»Die einen lagen betend auf den Knien, die anderen fluchten gotteslästerlich.«

So heißt es dann wohl.

Ach Du lieber Gott!

Nichts als blutige Witze und Spott und Hohn – bis das feuchte Grab allen Qualen ein Ende gemacht hat.

Zwei große Reisen als Schiffsjunge zwischen echten deutschen Matrosen genügen, um diesen Charakter fürs ganze Leben einzuprägen. Je härter einem das Schicksal anpackt, desto blutiger wird es verhöhnt, verlacht.

Prometheustrotz!

»Ja, da staunst De wohl, wat?«

Der Brobdingnag richtete sich schwerfällig auf, das Messer ließ er neben dem Schranke am Boden liegen, ging zurück, legte die in seinen Händen wie eine Puppe erscheinende Person Georgs auf den Tisch und setzte sich davor.

Das Maul blieb weit geöffnet, die Augen glotzten.

Schweigend, nur mit rasselndem Atem, begannen die Riesenfinger der anderen Hand das lebende Püppchen zu betasten, zu untersuchen. Die Fingerchen, die Ärmchen, besonders die Haare; nicht minder aber auch die Bekleidung.

Dabei kamen als Zeichen des Staunens nur grunzende Laute aus dem zähnestarrenden Rachen.

Die erste Besichtigung von vorn und hinten war beendet.

Jetzt wurde das Püppchen zur weiteren Untersuchung kopfüber gedreht.

Wie soll sich ein dreißig Zentimeter hohes Püppchen, wenn es lebendig wäre, gegen die Kraft eines erwachsenen Mannes wehren können?

Georg hatte bei alledem, auch als er so mit dem Kopfe nach unten hing, nur einen einzigen Gegenstand im Auge, der auf dem Tische lag.

Das Püppchen wurde wieder umgekehrt und so auf den Tisch gesetzt, wie eben ein kleines Kind eine Puppe hinsetzt. Erst ein Schlenkern, daß die Beine nach vorn fliegen und dann ein schnelles Stauchen.

»Bist Du ein Mensch? Kannst Du mich verstehen?!« schrie Georg in höchster Todesnot.

Noch grenzenloseres Staunen in dem blödsinnigen Gesicht.

»Häoo, häoo!« kam es unartikulierte aus dem geöffneten Maule hervor.

Jetzt wurde das Püppchen freigegeben, aber vorsichtig legten sich die Riesenfinger als geschlossener Wall herum, und um sich keine Bewegung entgehen zu lassen, hatte das Ungetüm seinen Kopf mit dem Kinn auf die Tischplatte gelegt.

Georg sprang empor. Noch fühlte er sich unverletzt

Zunächst kreuzte er die Arme über der Brust, und in ganz besonderem Tone erklang es:

»Ich oder Du! Jetzt wird es sich entscheiden, ob der normale Mensch, wie ihn Gott geschaffen hat, mit der Behauptung, es sei sein Ebenbild, Herr aller Kreaturen ist, oder ob Du ungeheuerliche Mißgeburt es sein sollst! Wohlan, riesenhafter Brobdingnag, wehre Dich gegen den Waffenmeister der Argonauten –«

Mit diesen letzten Worten, in furchtbarer Weise hervorgestoßen, war Georg mit gleichen Füßen über den Fingerwall gesprungen, hatte sich auf das zweite Messer gestürzt, das auf dem Tische lag, packte den Griff mit beiden Händen, die meterlange Klinge sauste durch die Luft – tief grub sie sich in die rechte Seite des ungeheuren Halses, sofort sprang eine dicke Blutfontäne aus der furchtbaren Wunde.

In Fechterstellung sprang Georg zurück, um nach ihm greifende Hände oder doch die Finger abzuschlagen.

Es war nicht nötig.

Wohl gar nicht wissend, wie ihm geschehen, die Wunde noch gar nicht fühlend, wie es stets im ersten Schmerze ist, erhob sich der Brobdingnag schwerfällig, taumelnd.

Da kam dort unten Juba Riata angestürmt, jenes andere riesenhafte Schwertmesser in beiden Händen; noch im Laufe holte er zum Schlage aus, er hieb nach dem rechten Fuße des Ungeheuers, und dieses brach dröhnend zusammen.

Juba hatte die Vorgänge dort oben auf dem Tische beobachtet, und er hatte seinen Freund nicht im Stiche

gelassen – höchstens fünf Sekunden später, da sich Georg selbst zu schützen verstanden, hatte Juba dem Unge-tüm die Achillessehne durchhauen, natürlich auch eine Schlagader öffnend.

Jetzt fand der auf der Seite am Boden liegende Brob-dingnag noch andere Töne, er brüllte wie zehn Ochsen zusammen.

Und sein Gebrüll rief Hilfe oder doch Rache herbei.

Durch jenes Portal stürmte eine Schar Chinesen herein, kräftige, wild aussehende Männer, krumme Schwerter in den Händen.

Der unten stehende Juba Riata war bereit, sie zu empfangen, mit den krummen Schwertern sein Riesensmesser zu kreuzen, und er blieb nicht allein.

Im Nu hatte Georg sein Messer hingeworfen, war hinabgesprungen, und die Höhe von vier Metern hatte für ihn nicht viel zu sagen, sein Messer wieder aufgerafft, und er stand neben dem Freunde.

Die chinesische Schar hatte Halt gemacht.

»Unglückliche, was habt Ihr getan?« erklang es auf englisch aus ihrer Mitte.

»Come on, my boys!« ermunterte Georg.

»Ihr irrt, wir kommen doch nicht als Feinde – erkennen Sie mich denn nicht?«

Und aus der Mitte drängte sich ein Mann hervor, nicht chinesisch gekleidet, mit langem, blondem Vollbarte – Price O’Fire!

Da schleuderte Georg mit einem fürchterlichen Fluche das Messer von sich.

»Zur Hölle mit Euch und Eurem blutig verdammten Gaukelspiele!!«

Aber es war noch ein ganz anderer Fluch gewesen.

### 131. KAPITEL. AUCH EINE VERWANDLUNG!

Über die indische Prärie schritten zwei Männer. Georg Stevenbrock und Price O'Fire.

Sie unterhielten sich. Am meisten jedoch sprach der letztere, Georg stellte nur selten eine Frage.

Und dann tat er das im kürzesten Tone, sogar herrisch und gebieterisch, und so war auch der Ausdruck seines Gesichtes beschaffen – herrisch und finster.

Und der sonst so hoheitsvolle Price O'Fire schien recht kleinlaut zu sein.

So erreichten sie ihr Ziel, das Juba Riata unter anderer Führung schon vor ihnen aufgesucht hatte.

Den Elektron.

Das lange Luft- und Wasserschiff lag zwischen zwei Hügeln gebettet.

Einige der Argonauten trieben sich davor herum, und ganz merkwürdig war es, daß sich niemand von ihnen um den Kommenden, um den Waffenmeister bekümmerte.

Hier mußte irgend etwas Besonderes vorangegangen sein.

Es war, als ob die drückende Schwüle des Nachmittags, die in der Atmosphäre brütete, ein nahes Gewitter verkündend, sich auch über all diese Menschen ausgebreitet hätte.

Und Georg schien den Elektron und seine treuen Grfährten gar nicht zu sehen.

Unter einem Mangobaume, der noch in beträchtlicher Entfernung von jenen beiden Hügeln einsam auf dem Graslande stand, blieb er stehen.

»So. Ich bleibe hier. Also gehen Sie, richten Sie es aus. An meinem Entschlusse wird nichts geändert.«

Kapitän Price O'Fire machte ganz ausnahmsweise eine Verbeugung, die ihm auch gar nicht stand und schritt dem Elektron zu.

»Halt!« erklang es, als er erst einige Schritte getan hatte. »Haben Sie nicht Pfeife und Tabak oder eine Zigarre bei sich, damit ich mir unterdessen die Zeit vertreiben kann? Ich lechze überhaupt darnach!«

Der zurückgekommene Kapitän präsentierte ihm sein Zigarrenetui, Georg nahm eine, der Fürst des Feuers holte aus der Westentasche die bekannte schwarze Kugel hervor.

Da, als diese zwischen seinen Fingern zu erglügen begann, stutzte Georg plötzlich.

»Nein! Danke! Verzeihen Sie! Es war ein Irrtum. Bitte, nehmen Sie die Zigarre zurück.«

»Aber Herr Waffenmeister,« fing der sonst so energische Mann vor Bestürzung fast zu stammeln an, »weshalb wollen Sie denn nicht –«

»Wollen Sie die Zigarre zurücknehmen?!« wurde er herrisch unterbrochen.

»Ich weiß gar nicht – ich kann doch nicht –«

Zerbrochen und zersplittert flog die Zigarre ins Gras. Ein starrer und auch etwas trübseliger Blick darauf; mit leisem Achselzucken wandte sich Price O'Fire, das Feuerzeug in die Westentasche zurücksteckend, um und setzte seinen unterbrochenen Weg nach dem Elektron fort.

Georg schritt im Schatten des Mangobaumes auf und ab und kam dabei immer an der zerbrochenen Zigarre vorbei. Sie schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln, immer mehr und mehr, es ging etwas vor sich mit ihm, es schien ihm in allen Fingern zu zucken – bis er sich bückte und einige Bruchstücke aufhob.

Offenbar wollte er sie als Kautabak verwenden.

Da wieder ein Besinnen, mit Heftigkeit zermürbelte er die Bruchstücke vollends, verstreute sie, griff auf die Brust unters Hemd, zog die noch frischen, nur etwas verwelkten Tabaksblätter hervor, die er erst heute früh gepflückt hatte, fing die zu kauen an – ein sehr zweifelhafter Genuß.

Price O'Fire war im Innern des Elektron verschwunden. Nicht lange dauerte es, so kam von dort ein Männlein im Frackanzug getrippelt – Herr Professor Beireis.

Georg schien ihn nicht zu sehen, auch als er dicht neben ihm stand; denn Georg wandte sich ihm gar nicht zu, setzte seinen Spaziergang unter dem Baume fort.

»Hoch geehrter Herr Kapitän und Waffenmeister. Ich habe das Vergnügen –«

»Was wollen Sie?!« wurde er angeschnauzt; denn das war kein Anfahren mehr.

Mit höchst ängstlichem Gesicht war das Männlein gekommen, und daß es jetzt noch ängstlicher wurde, begreiflich.

»Ich komme im Auftrage des –«

»Sind Sie Merlin?!«

»Nein, Sie wissen doch, daß ich –«

»Sind Sie der Höchste an Bord des – von jenem Dinge da?«

»O nein, ich bin nur –«

»Wer ist der Höchste auf dem Dinge da?«

»Das ist dem Range nach Meister Fortunatus –«

»Ach papperlapapp! Was soll ich denn mit dem ätherischen Knaben, der egal aus dem Leime geht! Der nicht einmal für sich selbst sprechen kann! Ist nicht der Mann, der sich Merlin nennt, die höchste, maßgebendste Person dort auf dem Dinge da?!«

»Ja!« gab das Professorlein jetzt mit immer kläglich werdender Stimme zu.

»Ist Merlin an Bord?«

»Ja.«

»Hat ihm Price O'Fire meine Bestellung ausgerichtet?«

»Ja.«

»Na und?«

»Er hat mich geschickt, ich soll –«

»Ach was! Merlin soll selbst kommen!!«

»Aber Ihre Frau Gemahlin selbst sagte –«

»Frau Gemahlin, Frau Gemahlin? Was denn für enne Frau Gemahlin? Ich habe keene Frau Gemahlin. Ich bin glücklicherweise noch ledig.«

»Die allergnädigste Freifrau von der See sagte –«

»Ach was! Mit der Patronin und mit meinen Leuten spreche ich später! Jetzt will ich erst einmal mit diesem Merlin sprechen! Er soll herkommen!«

»Er will aber nicht kommen!« fing das Männchen jetzt fast zu weinen an.

»Dann bleibt er eben. Und ich bleibe hier!«

»Ich soll mit Ihnen verhandeln –«

»Sie?! Was habe ich denn mit Ihnen zu tun?! Scheren Sie sich doch zum Teufel oder meinetwegen hängen Sie sich hier an diesem Ast auf, hier haben Sie gleich eine schöne Liane, mit Blüten dran, die können Sie als Strick benutzen – ich schneide Sie nicht ab. Ich will hier an dieser Stelle Merlin sprechen, er soll mir Rede und Antwort stehen –«

Da kam er schon über die Prärie geschritten, wie immer in seinem gelbledernen Anzuge.

Kaum erblickte ihn der kleine Professor, als er mit ganz erleichtertem Gesicht machte, daß er fortkam.

Georg hatte die Arme über der Brust verschränkt, so erwartete er den Kommenden, und der blieb in ruhiger Haltung vor ihm stehen.

Eine halbe Minute lang standen die beiden Männer sich so gegenüber, schweigend sich anblickend; dann ging es los, nun aber auch ohne jede Einleitung.

»Mister Price O'Fire hat mir alles berichtet!« begann Georg.

»Ich weiß es.«

»Wir befinden uns hier im Herzen von Borneo?«

»Ja.

»Wohin vor ungefähr zwölf Jahren der verschollene Amerikaner Elias Osborne seine ganze Menagerie glücklich gebracht hat.«

»Ja.«

»Die Tiere blieben am Leben, haben sich vermehrt aber – Mister Osborne hat mit allen seinen Gefährten hier den Tod gefunden?«

»Ja.«

»Sie wurden von Chinesen, die hier hausen, ermordet?«

»Die Amerikaner drangen in die Geheimnisse dieser Chinesen und –«

»Wurden ermordet!«

»Getötet.«

»Meinetwegen getötet. Diese Chinesen, die in jenem alten Buddhatempel hausen, gehören mit zu Ihrer geheimen Gesellschaft?«

»Sie sind erst vor kurzem hier aufgenommen worden.«

»Gut. Das Ziel des Elektron war hier diese Stelle?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Um Dir und Deinen Leuten einige Überraschungen zu bereiten, um Dir die größten Sehenswürdigkeiten dieser Erde zu zeigen.«

»Von diesen chinesischen Mördern?«

»Es sind ganz friedsame Menschen geworden.«

»Gut. Das Luftschiff war nicht mehr weit von diesem Ziele entfernt, als wir, Mister Juba Riata und ich in der

Nacht durch eine zufällig entdeckte Luke in die dritte Etage drangen. Ist das Ihnen bekannt?«

»Ja.«

»Sie wußten sofort darum?«

»Ja.«

»Wurde die Klappe mit Absicht geschlossen?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Beireis war es, der sich diesen Spaß erlaubte.«

»So! Spaß! Weshalb tat er das?«

»Um Euch eine besondere Überraschung zu bereiten. Er benachrichtigte zunächst die Freifrau von der See, ob er sich diesen Scherz auch erlauben dürfe. Allerdings hatte er da die Klappe schon geschlossen, aber er hätte sie ja sofort wieder öffnen können. Die Mylady gab jedoch die Erlaubnis dazu.«

»So. Und um was für einen Scherz handelte es sich nun?«

»Du befandest Dich mit Deinem Freunde in einem Boote. Es wurde ausgesetzt und durch Fernleitung hierher dirigiert. Auch wir landeten, aber an anderer Stelle als Ihr. Wir wollten Euch beobachten.«

»Was beobachten?«

»Wie Ihr Euch in Eurem ganz hilflosen Zustande in dieser Wildnis benehmen würdet. Gefahr war dabei nicht vorhanden, immer wäre sofort Hilfe zur Stelle gewesen. Die Freifrau von der See war mit alledem ganz einverstanden.«

»So. Glauben Sie nicht etwa, daß ich der Patronin das übelnehme. Nicht im geringsten! Bei mir handelt es sich jetzt um etwas ganz anderes. Da kam der weiße Elefant, der wahrscheinlich – na lassen wir das, darum kümmere ich mich ebenfalls gar nicht, ebensowenig wie ich wegen der Zwerge und Riesen auch nur eine einzige Frage stellen werde, soweit sie nicht hier diesen einzigen Fall anbetrifft. Wir befanden uns in dem Raume des Riesen doch in einer äußerst gefährlichen Lage?«

»Ja.«

»Denn der hatte doch kein normales menschliches Gehirn, das war mehr ein Tier, der hätte mir aus Spielerei doch auch den Kopf abgebissen?«

»Ja, es war alles von ihm zu erwarten.«

»Bin ich mit Absicht in diese gefährliche Lage gebracht worden?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Ihr begabt Euch von selbst hinein, wir erfuhren erst davon, als es zu spät war. Dann taten wir, was wir konnten, benachrichtigten sofort die hier hausenden Chinesen, daß sie Dich aus den Händen des Riesen befreien, auch Price O’Fire war als erster unterwegs.«

»So. Nun hören Sie, Mister Merlin, was ich Ihnen zu sagen habe.

Ich fasse mich ganz kurz, bleibe nur bei der Hauptsache.

Als ich vorhin unter den Chinesen Price O'Fire auftauchen sah, da war mir eigentlich alles sofort ganz klar, alles!

Und in demselben Augenblick, da mich diese Erkenntnis blitzschnell überkam, und als der Riese, von meinem Schwerthieb tödlich getroffen, sich verblutend und brüllend am Boden lag, da tat ich einen Schwur!

Vorher mögen Sie aber doch erst noch etwas anderes erfahren.

Ich habe diese ganze Gaukelei, mit der mir immer aufgewartet wird, schon längst satt!

Bis an die Halsbinde stand sie mir manchmal.

Immer habe ich nachgegeben, mir neue Sachen vorgaukeln lassen.

Aus Rücksicht gegen die anderen.

Es war eine Schwäche von mir; wenigstens ich hätte endlich ausscheiden sollen, da ich nun einmal den Entschluß gefaßt hatte.

Jetzt aber ist diese Schwäche überwunden.

Nun ist's genug!

Ich habe mit jener geheimen Gesellschaft, der Sie angehören, nichts mehr zu tun!

Und ich verbitte mir jede weitere Einmischung!!

Also gehe ich natürlich auch nicht mehr an Bord des Elektron!

Ich rühre nichts mehr an, was von Ihnen stammt!

Ich verhungere lieber, ehe ich einen Bissen in den Mund nehme, der von Ihnen stammt oder der nur von Ihnen und Ihresgleichen berührt worden ist!

So wahr mir Gott helfe!

Wir sind fertig miteinander!«

Mit der größten Betonung und dennoch mit der größten Ruhe hatte Georg gesprochen.

Traurig blickten ihn die blauen Augen des jugendlichen Greises an.

»Was habe ich Dir getan?«

»Gar nichts haben Sie mir getan! Aber fragen Sie nicht so, dazu sind Sie überhaupt viel zu gescheit.«

»Ja, ich kann Dich verstehen.«

»Dann ist's ja gut. Ich habe meinen vorigen Worten nichts mehr hinzuzufügen.«

»Was willst Du tun?«

»Hier bleiben.«

»Was willst Du denn hier?«

»Na, nicht für immer hier bleiben. Ich schlage mich nach der Küste durch.«

»Das ist unmöglich.«

»Weshalb denn?«

»Es gibt keinen Weg durch den Rotangwald, es gibt kein Durchkommen.«

»Der Mister Osborne ist doch auch mit seiner ganzen Menagerie und all seinen Leuten durchgekommen.«

»Das war damals, jetzt ist es nicht möglich.«

»Weshalb denn nur nicht?«

»In dem ungeheuren Rotangwald, der diese freie Gegend hier umgibt, hausen viele Dajakstämme in kleinen Dörfern, die untereinander durch Wege verbunden sind,

die nur als Kriegspfade dienen, damit ein Stamm dem anderen die Köpfe abschneiden kann. Diese Sitte der Dajaks kennst Du ja wohl.

Wie diese Wege durch den furchtbaren Dornenwald einst geschaffen worden sind, das weiß man heute gar nicht mehr, ist ganz unerklärlich. Auch wir mit allen unseren technischen Hilfsmitteln könnten einen solchen Pfad nicht herstellen. Da die Wege aber nun einmal existieren, können sie von den Dorfbewohnern mit leichter Mühe offen gehalten werden. Wird dies freilich während eines Jahres versäumt oder nur vernachlässigt, dann wächst der Pfad mit Rotang zu, er kann nicht wieder freigemacht werden, solch ein Dorf ist dem Hungertode verfallen.

Bis vor etwa zwölf Jahren führten solche Wege aus den benachbarten Dörfern auch bis hierher in diese rotangfreie Gegend, die einige Quadratmeilen umfaßt. Aber hausen taten hier keine Dajaks, es war ein neutrales, geheiligtes Gebiet für die umwohnenden Stämme, man hielt es für den Sitz von Geistern. Laß Dir diese Erklärung genügen, es ist Dir doch nur recht, wenn ich mich so kurz wie möglich fasse.

Jener Mister Elias Osborne scheiterte mit seinem Schiffe an der Südküste Borneos, wo nur Dajaks wohnten. Er hatte Kämpfe mit ihnen zu bestehen, bis er die Freundschaft eines Priesters und Zauberers machte, den er sich auch tief verpflichtete.

Es war ein Wanderpriester, wie es hier solche gibt, die ständig von Dorf zu Dorf ziehen. Dieser versprach dem

Osborne, ihm eine Gegend zu zeigen, wie er sie für seine Zwecke wünsche, und er führte ihn mit seiner ganzen Karawane von Dorf zu Dorf auf den geheimen Wegen, die noch kein Weißer, kein Fremder betreten hat bis hierher.

Gerade um jene Zeit wurden chinesische Mitglieder von unserer geheimen Gesellschaft abtrünnig und flüchtig. Sie begaben sich hierher – freilich auf andere Weise, wie, das kannst Du Dir wohl denken – fanden die Amerikaner hier schon vor, haben sie getötet, wie ich Dir ja bereits sagte.

Dann haben sie auch unter den umwohnenden Dajaks Angst und Schrecken zu verbreiten gewußt, diese wagten die nun wirklich verzauberte Gegend nicht mehr zu betreten, so sind die hierher führenden Wege im Laufe der Jahre wieder total verwachsen.

Jene Chinesen haben sich wieder uns unterworfen, sie sind zwar hier geblieben, müssen es, aber kein Mensch hat sie noch zu fürchten, wenn Menschen noch hierher gelangen könnten, es ist nicht mehr möglich.

Mehr habe ich Dir nicht zu sagen. Du kannst nicht wieder von hier fort, es sei denn, daß Du das Luftschiff benutzt!«

Aufmerksam hatte ihm Georg zugehört, ohne ihn einmal zu unterbrechen.

»Das ist sehr fatal, was ich da zu hören bekommen habe,« sagte er dann ruhig, »aber an meinem Entschlusse läßt sich nichts mehr ändern. Mich bindet ein Schwur, und wenn Sie wüßten, wie feierlich ich ihn in jenem Augenblick geleistet habe, bei was ich geschworen habe,

dann würden Sie sich keine Mühe mehr geben, mich von hier fortzulocken. Tun Sie es also nicht, ersparen Sie sich jedes weitere Wort, es hat gar keinen Zweck! Ich betrete Euer Luftschiff nicht wieder! Dieses nicht und kein anderes! Ich nehme auch nicht das geringste mehr an, was irgendwie von Euch stammt; nicht einmal einen Ratschlag!

Weise die hier hausenden Chinesen nicht etwa an, daß sie mir beistehen sollen!

Ja, Mister Merlin, ich fordere jetzt Ihr Ehrenwort, daß Sie sich niemals wieder irgendwie in meine Angelegenheiten mischen!

Und, wenn ich mich auch in höchster Todesnot befände und Sie hätten die Macht, mir helfend beizuspringen – Sie werden es nicht tun! Bitte, geben Sie mir hierauf Ihr Ehrenwort. Das ist die allerletzte Gefälligkeit, um die ich Sie bitte.«

Noch trauriger denn zuvor blickten die schönen Augen des Greises den Sprecher an.

»Ist es denn gar nicht möglich –«

»Geben Sie sich doch nur keine Mühe mehr! Ihr Ehrenwort will ich haben!«

»So muß ich mich Dir fügen. Du hast mein Ehrenwort.«

»Daß Sie sich nicht im geringsten mehr in mein Schicksal und in meine Verhältnisse mischen?«

»Ich gebe Dir daraufhin mein Ehrenwort.«

»Und natürlich geben Sie Ihr Ehrenwort auch für Ihre Leute und für alle anderen, die zu jener geheimen Gesellschaft gehören?«

»Ja.«

»Auch von jener Schwester Anna werde ich nie wieder etwas hören, nie wieder ein Zeichen erhalten?«

»Nein.«

»Sie sind berechtigt, daraufhin ein bindendes Ehrenwort zu geben?«

»Ich bin es.«

»Dann nur noch eines. Damit wir ja nichts vergessen. Meine Gefährten bringen Sie doch natürlich nach Sibirien zurück, an Bord der »Argos« oder wohin sie sonst wollen –«

»Selbstverständlich.«

»Gut. Das geht mich nichts mehr an. Die mögen machen, was sie wollen. Vorläufig scheidet nur ich aus. Es gibt Verhältnisse, welche jeden Heuerkontrakt lösen, jeden. Nun könnte es aber doch sein, daß einige mich nicht verlassen, hier bei mir bleiben und mein Schicksal teilen wollen. Auch für diese gilt Ihr Ehrenwort, daß Sie auch diesen nicht mehr helfen; denn das wäre doch nur eine indirekte Hilfe für mich. Nicht wahr?«

»Ja, auch für diese gilt alles das, worauf ich mein Ehrenwort geleistet habe.«

»Gut. Dann sind wir fertig miteinander. Mister Merlin, ich danke Ihnen für alle Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben. Leben Sie wohl. Grüßen Sie herzlichst Ihre Tochter Viviana von mir, aber sehen möchte ich sie nicht mehr. Leben Sie wohl.«

Er hielt ihm die Hand hin, sie wurde genommen, gedrückt, dann wandte sich Merlin schnell und ging davon.

Hochaufatmend blickte ihm Georg nach.

Es war doch etwas dabei, was ihn gewaltig packte, man sah es ihm an, und er breitete beide Arme aus und blickte zum Himmel empor.

»Gelobt sei Gott!« kam es leise aus tiefstem Herzen hervor. »Der Spuk ist zu Ende! Und mag es nun ein Teufelsspuk oder ein Himmelswunder gewesen sein – ich habe ihm ein Ende bereitet, und ich weiß, daß es mit Deinem Willen geschah. Herr aller Welten, an den ich glaube, jetzt habe ich es nur noch mit Dir zu tun, jetzt bin ich nur noch auf die Kraft und Fähigkeiten angewiesen, die ich allein Dir zu verdanken habe – Dich allein will ich fürchten und bewundern und sonst nichts auf der Welt – und wenn es Dir gefällt, so führst Du mich dennoch durch diese Dornenmauer hindurch, trotz allen menschlichen Prophetengeistes. Amen.«

Dann steckte er zwei Finger in den Mund, ein trillerner Bootsmannspfeiff gellte.

Die vor dem Luftschiffe sich aufhaltenden Matrosen blickten nach ihrem Waffenmeister, wenn sie es nicht schon immer getan hatten, und der semaphorierte mit den Armen:

»Möchte Kapitän Martin und Patronin hier sprechen.«

Das Verstandenzeichen wurde gegeben und bald kamen die beiden.

Eine halbstündige Unterredung, dann ging Kapitän Martin zurück. Die Patronin blieb, weinte erst und dann lag sie jubelnd und lachend an des Geliebten Brust.

Und dann kam eine Deputation, bestehend aus einem Offizier, einem Unteroffizier und einem Matrosen. Wer

diese waren, ist gleichgültig. Hauptsache ist, daß diese drei im Namen aller ein und dieselbe Erklärung brachten:

»Wir bleiben hier bei Ihnen.«

»Wißt Ihr auch, was das zu bedeuten hat?«

Eine weitere Erklärung war nicht nötig. Sie wußten es, es gab an dem gemeinsamen Entschlusse nichts mehr zu ändern.

Trotzdem versuchte es Georg noch einmal.

»Ihr habt aber Angehörige zu Hause –«

»Das geht Euch gar nischt an, Waffenmeister!« wurde er sofort unterbrochen. »Der Kapitän hat entschieden, daß wir unter solchen Verhältnissen unseres Heuerkontraktes entbunden sind, und nun können wir machen, was wir wollen. Wir bleiben bei Euch, Waffenmeister.«

Auch diese drei gingen wieder zurück.

»Helene, nun möchte ich ein bißchen zu heulen anfangen!« meinte Georg, in seinen Hosentaschen vergebens nach einem Taschentuche suchend.

Und dann, als schon ausgeladen wurde, alles was den Argonauten gehörte, sonst aber auch nicht ein Bündel Kabelgarn, fand eine Versammlung der Gäste der »Argos« statt, immer wieder hier unter diesem Mangobaum, weiter näherte sich Georg dem Luftschiff nicht.

Und wieder eine Stunde später stieg der riesenhafte Elektron federleicht in die Lüfte empor, um in einiger Höhe urplötzlich spurlos zu verschwinden.

Zurückgeblieben war alles, was zur »Argos« im eigentlichen Sinne gehört hatte. Auch die einunddreißig

Schiffsjungen mit ihrem »Fabs«, sogar die Madame Pompadour.

»Die hängen wir, wenn wir den Weg nach der Küste antreten, zwischen zwei der stärksten Elefanten, und haben wir keine Elefanten, dann tragen wir sie selber.«

An Bord des Luftschiffes befanden sich nur die eigentlichen Gäste, die sich so nach und nach angesammelt hatten. Man hatte von ihnen gleich Abschied für immer genommen.

Solche Sachen wie des Waffenmeisters Schreibtisch konnten natürlich auch zurückgehen.

Und ferner war noch Kapitän Martin mitgegangen, mit ihm auch die beiden Samojuden.

Er wollte mit der englischen Mannschaft die »Argos« aus Sibirien herausbringen und dann nach Pontiniak dampfen, dem Haupthafen von Borneo. Und wenn man dort noch nichts gehört hatte von einigen hundert Menschen, die ganz verwildert aus dem Innern der Insel gekommen waren, und wenn Kapitän Martin und seine Agenten auch beim Absuchen der ganzen Küste nichts von ihnen erfahren konnten – – nun, der Geist und Witz auch der anderen, ganz ordinären Menschheit, hat Flugmaschinen und Luftschiffe erfunden, mit denen man bereits hundert Meilen weit ohne Zwischenlandung fliegen kann, auch über undurchdringliche Rotangwälder hinweg – – mit denen wollte man dann weiter schauen.

## 132. KAPITEL. DER DAJAK.

Fast ein Vierteljahr war verstrichen.

»Was soll aus uns werden?«

Noch niemand hatte diese Frage gestellt, sie würde auch sicher niemals gestellt werden, vielleicht nicht einmal in Gedanken.

Sie hatten sich in den natürlichen Höhlen einer Felsformation und in der luftigen Höhe von benachbarten Bäumen wohnlich eingerichtet, gingen der Jagd und der weiteren Ausarbeitung eines möglichst komfortablen Lebens nach. Die Munition, von der jeder für sein Jagdgewehr zwei Patronentaschen voll mitgenommen hatte, die Schiffsjungen und selbst Ilse nicht ausgeschlossen, wurde möglichst geschont, auf der Jagd nur im Falle der Notwehr gebraucht, sonst wurde diese nur mit selbstgefertigten Bogen und Pfeilen, Lanzen und dergleichen Waffen betrieben, was überhaupt viel ritterlicher ist, und dasselbe, betreffs der Schonung, galt für die Kleider, die schon längst durch geeignete Felle ersetzt worden waren.

Die Ruinenstadt hatte man untersucht, nichts Bemerkenswertes darin gefunden, und sie hätte ihnen betreffs der Wohnungsfrage auch keine Vorteile gewährt. Das Betreten des Buddhatempels war strikte verboten. Sie hatten weder Riesen, noch Zwerge, noch normale Chinesen zu sehen bekommen, absolut nichts, was von Anwesenheit anderer Menschen gezeugt hätte. Einige Elefanten hatten sie gefangen und gezähmt, aber jener weiße mit den geschnitzten Stoßzähnen war spurlos verschwunden.

Auf den Jagden hatte es ja einige unausbleibliche Unglücksfälle gegeben, aber keinen tödlichen, und jede

Fleischwunde und jeder Knochenbruch war schon wieder glücklich geheilt oder würde es noch tun. Einige Tauben fehlten, sie hatten das Weite gesucht – sonst fehlte an der ganzen Menagerie nicht einmal Huckebein, hatte noch nicht das Zeitliche gesegnet. Obgleich der nach Ansicht aller Rabensachverständigen schon seine hundert Jahre hinter sich haben mußte.

Doch mit Jagd und Fang und Dressur und häuslichen Arbeiten und Sportbelustigungen aller Art war es noch nicht abgetan.

Es galt das Hauptproblem zu lösen.

Wie von hier wieder fortkommen?!

Einen Weg durch den umgrenzenden Wald finden, und dieser Aufgabe mußte ständig die Hälfte der ganzen Mannschaft nachgehen, wenn auch vielleicht noch gar niemand wünschte, diese, idyllische Gegend so bald wieder zu verlassen. Der Pflicht wurde deshalb dennoch auf gewissenhafteste nachgekommen. Man brauchte den gefundenen Weg ja vorläufig auch noch gar nicht zu benutzen.

Aber im Laufe des Vierteljahres war dieser Weg noch nicht gefunden worden, keine andere Möglichkeit, die Waldgrenzen passieren zu können.

Dieses Prärieterrain hier mochte vier geographische Quadratmeilen umfassen. Die kleinen Wälder innerhalb desselben waren völlig rotangfrei. Eingeschlossen wurde es rings von dichtem Urwald. Einige hundert Meter konnte man in diesen noch dringen, dann machte sich hier und da der stachelbewehrte Rotang bemerkbar, bis

der so dicht zusammenstand, daß es kein Durchkommen mehr gab. Und da hätten auch zehnmal soviel Messer, als zur Verfügung standen, nichts genützt, in Bälde wären sie sämtlich unbrauchbar geworden.

Weshalb der Rotang gerade hier gedieh, nicht dort in den Wäldern der Prärie? Nun, eine Grenze ist überhaupt jeder Pflanzenart gezogen. Und der schreckliche Rotang, als spanisches Rohr auch manchmal für uns in der Kinderzeit schrecklich gewesen, gedeiht überhaupt nur auf sumpfigem Boden. Allerdings nicht direkt im Sumpfe. Der Boden muß nur ständig feucht sein. Und dies ist auch der Grund, weshalb sich der Urwald, in dem diese zu den Palmen gehörende Lianenart – nur die gefiederten Blätter sind mit so furchtbaren Stacheln bewehrt – wuchert, nicht ausbrennen läßt.

Und zweitens war dies der Grund, weshalb sich auch die Wasserwege nicht benutzen ließen, denn solche gab es zur Genüge. Von Norden her kamen mehrere ganz stattliche Flüsse in die Prärie herein und verschwanden südwärts wieder im Urwald, nach beiden Richtungen hätten sie ganz ansehnliche Fahrzeuge getragen, aber immer nur auf eine kurze Strecke, wie schon untersucht worden war, dann verloren sie sich regelmäßig in einen unpassierbaren Sumpf.

So war die Sachlage nach einem Vierteljahre, als eines Mittags Georg in den luftigen Zweigen eines Affenbrotbaumes auf einer gezimmerten Plattform seine Siesta hielt, nicht schlafend, sondern behaglich blinzeln den blauen Wölkchen seiner Pfeife nachblickend, gestopft mit selbstgezogenen Tabaksblättern.

So gab sich das ganze Lager dem süßen Nichtstun hin, als eine Bewegung entstand.

Es war der Matrose Hans – noch immer Hans Leichtfuß – der angesprengt kam, auf einem ganz absonderlichen Reittiere, auf einem Strauße, der vierte von vielen Gefangenen, den Juba Riata zum Reiten zugerichtet hatte. Solch eine Figur wie Hans Leichtfuß trug der starke Vogel im schnellsten Laufe mit Leichtigkeit, bei einem Manne wie August dem Starken hörte es natürlich auf.

Der rasende Ritt bis ins Lager hinein und das ganze Aussehen des Reiters mußte gleich alles stutzig machen.

»Wo ist der Waffenmeister?!«

»Der liegt auf seinem Baume! Was ist passiert?«

Hans, nur wenig zügelnd, war abgesprungen, hatte fast einen Saltomortale geschlagen.

»Waffenmeister, der Weg ist gefunden!«

»Wo?« fragte der ganz gemächlich, auch den Kopf hehend.

»Dort im Südosten! Seine Entdeckung hat vorher dem Sam das Leben gekostet!«

»Was?!« schnellte jetzt freilich Georg empor.

»Sam ist mit abgeschnittenem Kopfe gefunden worden! Das kann nur ein Dajak gewesen sein. Die Spur ist

schon mit Hunden verfolgt worden, sie geht durch einen hohlen Drachenbaum in den Wald hinein. Es ist ein rotangfreier Weg.«

Nun war es vorbei mit der Siesta!

Doch mit kaltblütiger Ruhe gab der Waffenmeister erst seine Anordnungen.

Einige Leute abgeteilt, die ihn auf schnellen Reittieren begleiteten, die anderen sollten alles nur gleich einpacken, was man mitzunehmen gedachte, selbst wenn noch nicht gleich aufgebrochen wurde.

Die Kavalkade brauste davon, auf Pferden, Kulans und Tarpangs, die man aus Sibirien mitgenommen hatte, während hier noch einige Pferde und Zebras hinzugekommen waren. An der Spitze jagte wieder Hans auf seinem Strauße als Führer. Daß er sonst nichts weiter zu berichten habe, hatte er schon vorher gesagt.

Eine Meile wurde in einer Viertelstunde durchjagt. Nicht weit entfernt von der Grenze des Urwaldes umstanden einige Argonauten den Kameraden, der einem Mörder zum Opfer gefallen.

Es war der englische Matrose Sam, der Keulenschwinger. Er hatte von hinten durch den Rücken einen Stich ins Herz erhalten, von einer breiten Klinge herrührend, dann hatte ihm der Mörder glatt den Kopf abgeschnitten. Bemerkenswert war, daß der Dajak, um den es sich nur handeln konnte, ihm nur das Messer und einige Kleinigkeiten abgenommen hatte, nicht das Gewehr und die

Patronen, nicht den Revolver. Der Mann hatte mit diesen Feuerwaffen nichts anzufangen gewußt, er kannte sie nicht.

Sam hatte mit einigen Kameraden das Lager noch vor Tagesanbruch verlassen, sie hatten jagen wollen, zugleich wie gewöhnlich die Waldgrenze nach einem Wege untersuchend, früh um acht war er noch gesehen worden, dann wurde er vermißt, gegen Mittag hatte man seine Leiche gefunden.

Der Waffenmeister sprach nicht viel vom guten Kameraden und von Rache.

»Begrabt ihn hier auf der Stelle. Wo ist nun der hohle Drachenbaum?«

Keine hundert Schritt von hier, ganz dicht am Rande des Urwaldes.

Dieser war hier im Süden und speziell gerade in dieser Gegend anders beschaffen als sonst, wie wir es schon beschrieben hatten; nämlich insofern, als nicht erst ein rotangfreier Waldgürtel kam, sondern die lianenartigen Stechpalmen schlangen sich sofort an den ersten Bäumen empor, welche die Prärie scharf begrenzten, also gleich im Anfange gar kein Betreten der Waldregion zulassend.

Das kam daher, weil der Waldboden bis dicht an das Präriegebiet sumpfig oder doch sehr feucht war, dann aber gleich ein felsiges Gebiet begann. Noch dicht an der Urwaldsgrenze erhoben sich aus dem ebenen Graslande ganz stattliche Felsformationen.

In einer solchen hatte ein gewaltiger Drachenbaum festen Fuß gefaßt. Die Drachenbäume, welche das höchste

Alter erreichen, das bei Pflanzen vorkommt, sind ja regelmäßig hohl.

Bis hierher hatten die herbeigeholten Hunde die Spur des Mörders verfolgt, hatten dann zu diesem Baume hinaufgebellt.

Auch Juba Riata war zur Stelle gewesen, er hatte als erster entdeckt, daß dieser hohle Baumstamm den Eingang zu einem unterirdischen Tunnel bildete, der nach dem Walde führte, eine gute Strecke darunter hinwegführte und dann auf einem rotangfreien Wege wieder zum Vorschein kam.

Juba Riata hatte sich mit einigen anderen sofort zur weiteren Verfolgung des Mörders aufgemacht. Wo diese jetzt waren, das wußte man hier nicht.

Georg schnallte den Gürtel enger, an dem der Degenstock befestigt war, dessen Scheide aus der schotenähnlichen Wurzel solch eines Drachenbaumes gefertigt, im übrigen ja mehr ein Schwert zu nennen als ein Degen, das Schwert des Cid – er griff in die tief herabhängenden Zweige des Baumes und schwang sich empor.

Der Weg war, wie er wußte, sehr finster, und die Argonauten besaßen wohl noch ihre Taschenlampen, aber kein Benzin und kein Petroleum mehr; dagegen hatten sie sich bereits Talgkerzen angefertigt, Hans hatte einige mit aus dem Lager gebracht.

Georg hatte den Gipfel des zwanzig Meter hohen Baumes erreicht, das heißt das Ende des Stammes. Wären die Drachenbäume nicht regelmäßig hohl, so würde der

Stamm immer in einer Plattform enden; die Äste wachsen nur seitwärts heraus.

Eine finstere Öffnung gähnte ihm entgegen, ungefähr von einem Meter Durchmesser. Er wußte ja schon, was hier vorlag, wohin man durch diesen natürlichen Schacht gelangte, und er selbst sah oben am Anfange die tiefen Einschnitte, die im Innern der Höhlung an dem Holze in regelmäßigen Abständen angebracht waren.

Kurz entschlossen stieg Georg hinab, nach Art der Schornsteigfeger, wenigstens in früheren Zeiten, sich auf beiden Seiten mit Knien und Händen feststemmend, und durch die Einschnitte fanden ja die Füße selbst Stützpunkte.

»O Jammer, o Jammer, o Jammer!« hörte man nach einiger Zeit unten in der Tiefe dumpf erklingen.

Auch Doktor Isidor war anwesend, saß bereits in den Zweigen, er sah dort unten das Lichtchen flackern.

»Was gibt's da zu jammern, Waffenmeister?!« rief der hinab.

»Diesen Weg können wir unmöglich benutzen, um von hier fortzukommen!« erklang es zurück.

»Weshalb denn nicht?«

»Na, hier geht doch nicht einmal unser Lulu durch, unser Elefantenbaby, noch viel weniger unsere Mama Bombe!«

Ja, es war ein höchst enger Weg. Dort, wo der Baumstamm im Boden wurzeln mußte, war von solchen Wurzeln gar nichts zu bemerken. Die natürliche Höhlung setzte sich noch ein gutes Stück in einem senkrechten

Schachte fort, der durch Felsen ging, dann kam rechtwinklig daran ein horizontaler Tunnel, der noch etwas abwärts führte, so niedrig, daß man nur auf Händen und Füßen kriechen konnte, manchmal sogar fast auf dem Bauche rutschen mußte.

Jedenfalls war es ein von der Natur geschaffener Gang, eine Auswaschung des Regenwassers durch Jahrtausende, wenn auch schon vorher eine Felsenspalte vorhanden gewesen sein mochte, über deren Ausgang der Drachentbaum gerade Wurzel gefaßt hatte. Dann mochten auch noch Menschenhände nachgeholfen, mindestens Hindernisse beseitigt haben.

Das brennende Talglicht vor sich haltend, kroch Georg vorwärts. Wie weit, das konnte er nicht taxieren; später wurde die Länge dieses Ganges auf hundertachtzig Meter konstatiert.

Da aber kamen regelrechte Stufen, Georg zählte zweiundvierzig, was ungefähr zwölf Meter Höhe bedeutete, und dann, nachdem ihm schon vorher das Tageslicht entgegenschimmert war, befand er sich im Freien.

Auch auf dieser Seite endete der Gang in einer bizarren Felsformation, aber gleich direkt, nicht erst in einem hohlen Baumstamme, sie lag ebenfalls dicht am Rande des scharfbegrenzten Urwaldes, dessen Bäume mit stachelbewehrtem Rotang umschlungen waren, und nach der anderen Seite hin blickte Georg, der einen Felsen erklettert hatte, in ein grünes Prärieland, in dem sich nur hier und da wie Inseln kleine Hügel und in der Ferne auch größere Berge erhoben.

Es gab hier im Süden also noch ein zweites solches offenes Prärieland, es wurde von jenem nur durch einen Waldgürtel von etwa hundertfünfzig Meter Breite getrennt, der einmal gleich an den Rändern mit Rotang überwuchert, also unpassierbar war. So hatte man wenigstens glauben müssen. Durch solch einen Waldgürtel aber konnte man sich natürlich einen Weg hauen, wenn auch einige Messer dabei draufgingen.

Vor allen Dingen aber sah Georg dort, von stöbernden Hunden umringt, Juba Riata und den Eskimo mit einem halben Dutzend Matrosen durch die Prärie angeückt kommen, und sie führten zwischen sich einen gefesselten Mann von brauner Hautfarbe, nackt bis auf den Schurz, dem sie die Waffen abgenommen hatten, die später beschrieben werden sollen. Erwähnt sei nur gleich, daß ein Matrose eine Lanze von reichlich vier Meter Länge trug, die sich dann aber als etwas ganz anderes als eine gewöhnliche Lanze erweisen sollte.

Georg war ihnen nicht entgegen gegangen, hatte sie hier erwartet.

»Waffenmeister,« begann Juba Riata, »unser Fortkommen von der eingeschlossenen Waldinsel ist gesichert. Hier schließt sich daran eine zweite solche Waldinsel, fast ganz der unsrigen gleichend, die aber von Dajaks bewohnt ist, und die werden doch wohl Verbindung wieder mit der Nachbarschaft haben, wenn auch nur zu dem Zwecke, um sich gegenseitig die Köpfe abzuschneiden.

Wir haben hier einen Mann gefangen; ob er der Mörder von unserem Sam ist, weiß ich nicht, wir können uns

nicht mit ihm verständigen, aber ich bezweifle es, sonst müßte er doch wohl den Kopf bei sich haben. Ich bezweifle es auch aus anderen Gründen. Der braune Bursche saß ganz gemütlich unter einem Baume und verzierete ein Stück Holz kunstvoll mit einer Schnitzerei. Wir haben ihn gefangen genommen und wollten ihn erst einmal zurückbringen, vielleicht kann sich Doktor Cohn mit ihm verständigen. Auch sonst wollte ich nicht eigenmächtig vorgehen, sondern erst Ihre Instruktionen abwarten, denn auf Kämpfe mit Dajaks müssen wir uns hier gefaßt machen. Köpfe stehen bei ihnen gar zu hoch im Werte. Wir haben schon einen großen Trupp gesehen, sie aber nicht uns.«

So hatte Juba Riata in Kürze berichtet.

Georg wandte seine Aufmerksamkeit dem Gefangenen zu, der seine Rasse repräsentierte, und es sei hier gleich erledigt, was über die Dajaks zu sagen ist.

Diese Ureinwohner Borneos, welche jeder Kultur bis heute gänzlich unzugänglich geblieben sind, mit keinem Fremden etwas zu tun haben wollen, sind ein mittelgroßer, schlanker, sehr kräftiger Menschenschlag von gelber bis dunkelbrauner Hautfarbe, großen, schönen, schwarzen Augen, mit langen, seidenweichen Haaren. Unter den Frauen, welche nur einen Hüftenrock tragen, findet man viele Schönheiten.

Von allen Reisenden, denen es gelungen ist, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen, werden die Dajaks als durchaus ehrlich, treu und zuverlässig geschildert, ihr einmal gegebenes Wort wird unverbrüchlich gehalten, überhaupt vom ritterlichsten Charakter. Daß sie ausgesprochene Jäger sind, ist selbstverständlich.

Der beste Kenner der Dajaks ist der Engländer Georges Richardson, der aber auch die nordamerikanischen Indianer studiert, jahrelang in den wildesten Indianerterritorien gelebt hat, und der sagt, daß man die ritterliche Romantik, mit der man nun einmal die amerikanischen Rothäute umgibt, viel lieber auf diese Dajaks übertragen sollte. Die seien es viel mehr und überhaupt wirklich wert, daß sie als solche Helden der Wildnis verherrlicht werden! Die müßten ihren Fenimore Cooper bekommen! Es sind aber nun einmal nach unseren Begriffen die jämmerlichen Menschen, die wie die wilden Tiere verborgen in ihren undurchdringlichen Urwäldern leben.

Diese »wilden Tiere« sollen die höchste Intelligenz besitzen und Künste ausüben, die einen Vergleich mit den unsrigen gar nicht zu scheuen brauchen. Die meisten Berge Borneos enthalten Eisenerz, aus diesem wissen sie das Eisen zu gewinnen, es in Stahl zu verwandeln, sie fertigen ihre ausgezeichneten Schwerter und Dolche selbst, deren hölzerne Griffe sie ebenso wie hölzernes Hausgerät mit Ornamenten beschnitzen, auch wissen sie Tonwaren zu brennen, die sie gleichfalls mit Ornamenten schmücken, auch färben, und diese verschiedenen Ornamente muß man gesehen haben, wenigstens in bildlicher

Wiedergabe, um von dem hohen Kunstgeschmack dieser »wilden Tiere« überzeugt zu sein.

Man nimmt an – oder es ist jetzt auch zweifellos nachgewiesen – daß diese Dajaks einst auf hoher Kulturstufe gestanden haben. Die alten, kolossalen, architektonisch herrlichen Bauwerke, die nicht von den Muhamedanern und noch vorher von buddhistischen Indern stammen, die sind von den Dajaks aufgeführt worden! Das ist jetzt durch verschiedene Figuren erwiesen worden. Außerdem besitzen die Dajaks eine ganz ausgebildete Literatur, wenn diese auch nur von Mund zu Mund geht, sie haben eine Poesie, deren Schönheit jetzt erst erkannt wird, und in solchen Gesängen werden jener Zeiten der Macht und des Glanzes gedacht, da auf dieser Insel, jetzt mit Urwald bedeckt, eine prächtige Stadt durch Landstraßen mit der anderen verbunden war.

Diese Dajaks sind einfach wieder in den Urzustand zurückgesunken, wie es schließlich jeder Rasse und jedem Volke einmal gehen wird. Es hat eben alles seine Zeit, sagt Salomo der Weise. Von ihrer ehemaligen Kultur ist ihnen nur die Kenntnis übrig geblieben, wie man Eisen und Stahl gewinnt, Ton brennt und lasiert, ein großer Kunstgeschmack für zierliche Ornamente, eine gewisse poetische Gabe – und schließlich möchte man auch noch an chemische Kenntnisse denken, indem sie ein Pfeilgift und ein Gegenmittel dafür zu brauen wissen, welche beide noch allen Analysen unserer Chemiker gespottet haben. Wer die Zusammensetzung dieses Gegenmittels

ausfindig macht, kann sich von der niederländischen Regierung eine Prämie von einer Million Gulden abholen, denn dieses innerlich einzunehmende Mittel hebt auch die Wirkung des Pfeilgiftes der Atschinesen auf, mit denen die Holländer auf Sumatra unaufhörlich zu kämpfen haben, obgleich deren Pfeilgift ein ganz anderes ist als das der Dajaks und die Atschinesen selbst gar kein Gegenmittel kennen.

»Der Bursch hier hat auch vergiftete Pfeile bei sich!« sagte Juba Riata. »Ich habe mit einem einen großen Vogel geschossen, ihn nur leicht verletzt, aber innerhalb einer halben Minute war das Tier verendet!«

Georg hatte den bezeichneten Lederköcher genommen, zog vorsichtig einen der Pfeile heraus. Sie waren auffallend kurz, kaum zwanzig Zentimeter lang, hinten auch nicht mit Federn besetzt, sondern trugen einen Büschel Haare.

»Wie kann man denn mit solch kurzen Pfeilen schießen? Was hat der denn für einen Bogen dazu?«

»Sie werden auch gar nicht mit einem Bogen abgeschossen. Es sind mehr Stechbolzen, hier ist das Blaserohr dazu.«

Die vier Meter lange vermeintliche Lanze erwies sich als ein Blaserohr. Sie bestand aus einer besonderen Art von Bambusrohr – Hatjang genannt – das wohl äußerlich Knoten hat, innen aber ganz glatt ist. Dieses lange Blaserohr, Sipet genannt, haben die Dajaks mit einigen süd-amerikanischen Indianerstämmen gemeinsam, nur daß

sie es auch noch als Lanze verwenden, indem sie vorn eine Stahlspitze befestigen, aber so, daß sie den Flug des Pfeiles nicht aufhalten kann. Also gewissermaßen ein Bajonett. Die kurzen Pfeile werden bis auf hundertfünfzig Schritt mit außerordentlicher Treffsicherheit gepustet.

Sonst bestand die dem Gefangenen abgenommene Bewaffnung aus dem Kris und dem Mandau. Ersterer ist ein Messer, ein Dolch, die lange Klinge aber mehrmals gewunden – man spricht von Flammendolchen – letzteres ist ein Schwert von ganz eigentümlicher Form, nur bei den Dajaks zu finden. Die Klinge ist am Griffe viel schmaler als vorn, und dann steht der Holz- oder Horngriff zu der Klinge in einem Winkel von ungefähr dreißig Grad. Beide Griffe waren schön geschnitzt und mit Büscheln von langen Menschenhaaren verziert.

Es war ein noch junger Mann, ein Jüngling, herrlich gewachsen, schlank und vom vollendetsten Ebenmaß und dennoch muskulös. Ein hübsches Gesicht, sogar sanfte Züge. Von Furcht gar keine Spur. Mit fast heiterer Neugier betrachtete er die fremden Männer, nur etwas staunend die ihm jedenfalls noch fremderen Hunde. Als Georg gar so vorsichtig den vergifteten Pfeil aus dem Köcher gezogen und ihn mißtrauisch betrachtete, hatte er sogar laut gelacht, jetzt freilich auch etwas spöttisch, dazu sagte er etwas mit wohltonender Stimme.

»Als wir ihn überraschten, ich ihn plötzlich beim Genick hatte, war er wohl sehr erschrocken, aber nur im Augenblick, dann tat er, als mache er sich gar nichts daraus, als seien wir schon gute Bekannte.«

»Sie können sich nicht mit ihm verständigen?«

»Nein. Wie soll ich? Englisch und Französisch kann er nicht. Auch nicht Holländisch. Das käme hier doch auch nur in Betracht. Mit Indianerdialekten will ich doch nicht erst anfangen. Der Bursche selbst wollte schon immer gern eine Unterhaltung anfangen. Wir verstehen ihn nicht.«

Da kam der Schiffsarzt an, der dem Waffenmeister gefolgt war.

»Hier, Doktor Isidor, ist etwas für Sie. Unterhalten Sie sich mal mit dem hier auf Dajakisch.«

»Auf Dajakisch? Hat sich was! Wir wissen von diesen Eingeborenen nichts weiter, als daß es unter ihnen eine ganze Masse Sprachen gibt – besonders Sprachen, nicht nur Dialekte, manchmal versteht ein Dorf schon das benachbarte nicht, und nur von dem Stamme der Olo Ngadju, die an der Ostküste hausen, hat A. Hardeland ein ganz dürftiges Wörterbuch verfaßt.«

Immerhin, auch jetzt wieder hatte dieser jüdische Universalgelehrte seine erstaunlichen Kenntnisse bewiesen – und außerdem sprach er jetzt auch noch den Dajak an, und dieser antwortete sofort.

»Na, dann ist es ja gut! Er spricht Malaiisch. Dann werden wir auch fertig miteinander.«

Wieder einmal staunten die Umstehenden dieses verstoffene Krummbein an! Trifft im Herzen Borneos einen Dajak an und kann sich gleich mit ihm unterhalten!

Das Malaiische ist es aber auch wert, studiert zu werden. Es ist eine der ausgebildetsten Sprachen, die wir

kennen. Das geht eben alles bis auf das Sanskrit zurück. Dabei kennt es nur wenige, voneinander kaum abweichende Dialekte. Während bei uns ein richtiger Oberbayer einen Plattdeutschen doch gar nicht mehr versteht.

Doktor Cohn verdolmetschte alles Wichtige, was wir nicht wiederzugeben brauchen.

»Wer bist Du?«

Die gutmütigen, heiteren Züge veränderten sich einmal, stolz richtete sich der gefesselte Jüngling empor.

»Ich bin Oglondu, der Sohn des Häuptlings der Njamanas.«

»Die Njamanas hausen hier?«

»Ja.«

»Wie stark seid Ihr?«

»Wir stellen zweihundert Krieger ins Feld,« lautete die stolze Antwort, und noch stolzer wurde hinzugesetzt: »und in unseren Triumphhütten sind mehr als zehntausend Menschenköpfe aufgebaut!«,

Er hatte Ajaubinos gesagt. Das läßt sich nicht anders als mit »Triumphhütten« übersetzen. Die Sitte des Kopfabschneidens, die ganze Kopffjägerei, worin der Lebenszweck der Dajaks ausschließlich besteht, heißt »ajau«, und das ist »Triumph«. Ihre eigentümlichen Hütten, die später beschrieben werden sollen, heißen »binos«. Sie selbst nennen sich darnach »Ajaunas«, und dieses Wort »ajau« haben auch sämtliche Dajaks, womit sie eben die Kopffjagd bezeichnen, das Kopfab schneiden, ihr höchster Triumph.

Übrigens hatten die Umstehenden nun schon gemerkt, daß man sich mit diesem Jünglinge, der noch niemals einen fremden Menschen gesehen, gar nichts von einer anderen Welt wußte, nicht aus diesem Walde herausgekommen war, wie mit einem gebildeten Europäer unterhalten konnte, wenn man ihn nur nicht gerade das fragte, was er unmöglich wissen konnte.

»Kennst Du uns denn?«

»Ich habe Euch noch nie gesehen.«

»Mich wundert, daß Du so wenig Aufhebens von uns machst.«

»Ich weiß, wo Ihr wohnt.«

»Wo denn?«

»Im Reiche der Hantus.«

»Hantus, Hantus? Das sind doch Geister!«

»Du sagst es. Dort kommt Ihr her.«

Des weiteren stellte es sich heraus, daß dieser Jüngling den Mister Elias Osborne kannte. Dabei war nichts Wunderbares. Die Karawane mit der großen Menagerie war damals, von jenem Zauberer geführt, hier durchgekommen.

Oglondu hatte sie zwar nicht selbst zu sehen bekommen, denn obgleich damals ein achtjähriger Knabe noch, war er schon auf einem Kriegszuge gewesen; aber erfahren hatte er natürlich alles.

Und nun war die Sache die, wie sich Doktor Cohn schnell vergewisserte, daß dieser Jüngling glaubte, er habe Leute von dieser amerikanischen Expedition vor sich!

Daß die schon längst, gleich nach ihrer Ankunft, dort drüben von den Chinesen ermordet worden waren, davon wußte man hier gar nichts!

Gut, mochte der das nur glauben.

Durch geschickte Fragen, ohne sich eine Blöße zu geben, brachte Doktor Isidor dann weiter aus ihm heraus, daß damals durch den Dornengürtel ein Weg gehauen worden war; denn durch den Tunnel hätte Osborne seine zum Teil sehr großen Tiere natürlich nicht bringen können.

»Dieser Weg ist, im Laufe der Zeit wieder verwachsen?«

»Selbstverständlich.«

»Weshalb hat ihn Mister Osborne nicht offen gehalten?«

»Weil er nie wieder von hier fort wollte. Das mußt Du doch aber alles selbst wissen!« wurde der Jüngling jetzt doch etwas mißtrauisch.

»Mister Osborne ist schon längst tot und er hat uns nie in seine Geheimnisse eingeweiht. Du bist in unser Reich eingedrungen und hast einen unserer Männer getötet.«

Es war eine geschickte Ablenkung. Darüber mußte der Jüngling doch gleich alles andere vergessen.

Aber in seinen offenen Zügen malte sich jetzt solch ein Staunen aus, daß man sofort bestimmt erkannte, wie er unschuldig daran sei, noch gar nichts davon wußte.

»Du bist doch vor kurzem drüben in unserem Gebiete gewesen.«

»Im Reiche der Hantus? Wie soll ich das?«

»Kennst Du denn diesen unterirdischen Weg nicht, der hier mündet?«

»Ich kenne ihn.«

»Du hast ihn benutzt.«

»Wie soll ich das wagen können?« erklang es wiederum.

»Warum kannst Du das nicht wagen?«

»Die Hantus würden mich doch sofort erwürgen.«

»Und auch jeden anderen von Euch?«

»Jeden!«

»Wie ist denn Osborne mit seiner Gesellschaft hineingelangt?«

»Er wurde von Konjamu geführt, dem mächtigsten Zauberer, und der Mond war ihm damals besonders günstig, er verbarg dazu vollkommen sein Gesicht.«

Doktor Isidor wußte es: die Dajaks verehren hauptsächlich den Mond als gute Gottheit, mehr als die glühende Sonne, und eine vollkommene Mondfinsternis hat ja bei solchen Naturvölkern immer etwas ganz Gewaltiges zu bedeuten.

»Einer unserer Männer ist vorhin drüben ermordet aufgefunden worden, der Kopf war ihm abgeschnitten, und der Mörder hat den Weg hier durch diesen Tunnel genommen. Kann das ein fremder Dajak gewesen sein, ein fremder Ajauna, der nicht zu Euch gehört?«

»Ein fremder Ajauna, hier auf unserem Gebiet, der nicht zu uns gehört?« wiederholte er sinnend.

Dann zuckte er empor, die Erklärung für eine Möglichkeit war ihm bereits gekommen.

»Ha, wenn Du die Wahrheit sprichst – – dann kann das nur Letanje gewesen sein!«

»Wer ist das, Letanje?«

»Er rühmt sich, obgleich er kein Zauberer ist, mit den Hantunaks in Verbindung zu stehen.«

»Mit weiblichen Geistern?«

»Ja, und er hat uns schon immer aufgefordert, wir sollen hinüberdringen und den weißen Fremden die Köpfe nehmen, die Hantunaks wären stärker als die Hantus selbst, er hat uns verhöhnt, daß wir es nicht glaubten.«

Also ein Freigeist unter den Dajaks, wenn er dabei auch selbst Geister zu Hilfe nahm, um die anderen zu einer großen Tat zu verleiten.

»Fragen Sie ihn,« sagte jetzt Georg, »wie seine Stammesbrüder uns aufnehmen werden, wenn wir jetzt ihr Gebiet durchziehen. Wir wollten auswandern, nach der Wüste zurück.«

Doktor Cohn verdolmetschte es.

Die Augen des Jünglings leuchteten auf.

»Die Njamanas freuen sich darauf, sie werden Euch alle die Köpfe abschneiden!« lautete dann sein ungeschminkter Bescheid.

»Weshalb habt Ihr denn das nicht gleich bei unserem ersten Durchzug getan?«

»Ihr standet unter dem Schutze des mächtigen Konjamu.«

»Der ist tot?«

»Schon längst. Wir hatten ihm nur für einen Mondwechsel versprochen, Euch zu schonen, und dann habt Ihr Euch ja hinter der Hecke der Hantus verkrochen.«

Doktor Cohn, der über die Dajaks mehr wußte als alle anderen, konnte gleich eine Erklärung einschalten.

Bei den Dajaks gilt jedes Versprechen nur von einem Mondwechsel zum anderen, also immer höchstens vier Wochen, ein anderes gehen sie gar nicht ein, und wenn sie das einem Fremden gegenüber nicht betonen, dieser davon nichts weiß, so können sie doch nichts dafür. Nach dem übernächsten Mondwechsel erlischt jedes Versprechen und jede Abmachung.

Darin sind die Dajaks vielleicht ehrlicher als zum Beispiel die Engländer, die bekanntlich jeden Frieden und jedes Bündnis und alles andere immer »für ewige Zeiten« abschließen – bis eben etwas dazwischen kommt.

»Wie heißt Dein Vater?« mußte Doktor Cohn auf des Waffenmeisters Wunsch fragen.

»Er ist der Häuptling der Njamanas.«

»Als Häuptling führt er keinen besonderen Namen?«

»Nein.«

»Gut, ich wußte es. Was weiter, Waffenmeister? Können wir uns mit dem Häuptling in Verbindung setzen?«

»Ja.«

»Wir werden freundlich aufgenommen?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Unsere Krieger schneiden Euch die Köpfe ab!« lautete wiederum die bündige Erklärung.

»Ihr wartet wohl schon immer darauf, daß wir einmal hinter der Dornenhecke hervorkommen?«

»Ja, gewünscht haben wir es immer, wenn auch nicht daran geglaubt.«

Dieses Glück wäre gar zu groß gewesen, um daran glauben zu können.

»Ihr schießt mit vergifteten Pfeilen?«

»Natürlich.«

»Ihr werdet auch uns mit vergifteten Pfeilen beschießen?«

»Euch? Weshalb denn? Was hätte denn das für einen Zweck?«

Wenn es die anderen nicht verstanden, was hier vorlag, so erfaßte es doch sofort dieser geniale Schachspieler.

Die an der Küste und in der Nähe der Ansiedlungen Lebenden Dajaks mochten wissen, was für eine furchtbare Waffe sie in ihren vergifteten Pfeilen besaßen, gegen welche sich die Weißen sich nicht schützen konnten.

Diese Dajaks hier aber, nie mit Weißen in Berührung gekommen, hielten es für ganz selbstverständlich, daß dieses Gegenmittel jeder Mensch besaß. Sie benützten ihre Giftpfeile nur zur Jagd auf große Raubtiere, überhaupt zur Jagd, nicht zum Töten anderer Dajaks, die eben durch das Gegenmittel geschützt waren.

Es war von Wichtigkeit, dies zu wissen – nun mußte man aber auch sehr, sehr vorsichtig sein, um sich ja keine Blöße zu geben.

»Wenn die Sache so steht,« entschied Georg jetzt, »wir gar nicht hoffen dürfen, mit dem Häuptling in friedliche Unterhandlung treten zu können, dann hat es auch gar keinen Zweck, uns hier länger aufzuhalten. Also wieder zurück! Drüben beraten wir uns weiter; den Burschen nehmen wir natürlich mit.«

Der Rückweg wurde angetreten. Der Gefangene folgte ganz willig, es blieb ihm auch nichts anderes übrig, sonst wäre er einfach durch den Tunnel am Boden geschleift worden.

Auf dem feindlichen Gebiete wurde keine Wache gelassen, das mit den vergifteten Pfeilen war doch eine gar zu kitzlige Sache, aber natürlich jenseits der Eingang durch den Drachenbaum nicht mehr ohne Aufsicht gelassen, und überhaupt sollte das Hauptquartier gleich hierher verlegt werden, von wo aus man den stachelgepanzerten Waldgürtel in Angriff nehmen wollte.

### 133. KAPITEL. GIFT UND GEGENGIFT.

Seit einigen Tagen schon arbeiteten unablässig alle vorhandenen Messer und Entersäbel, um durch den Rotangwald einen Weg zu bahnen.

Eine Axt gab es nicht. Auch der Schiffszimmermann hatte seine nicht mitzunehmen brauchen, an Bord des »Elektron« war ja alles Handwerkszeug vorhanden gewesen. Aber man hatte ja keinen einzigen fremden Gegenstand an Land bringen, hier zurückbehalten dürfen? Der in dieser Hinsicht so halsstarrige Waffenmeister hätte

es niemals geduldet, hätte den Sünder aus der Gemeinschaft der Argonauten ausgestoßen – oder aber er selbst wäre gegangen, hätte sich fernerhin abseits gehalten. Soweit war es gegangen, daß die Patronin ein prächtiges Umschlagetuch wahrscheinlich eine Art Glasgespinst, das sie von Viviana geschenkt erhalten und beim Verlassen des »Elektron« getragen hatte, auf Georgs Wunsch in einen Fluß geworfen hatte, mindestens hatte er es nicht mehr an ihr sehen wollen. Daß Klothilde ihren goldenen Hirschkäfer vergessen hatte, das war ja nun wieder ganz selbstverständlich gewesen.

Aber ihre Entersäbel hatten diese wehrhaften Fechtbrüder bei der Übersiedlung von der »Argos« auf das im Wasser liegende Luftschiff nicht vergessen, und die hatten sie dann natürlich auch nicht zurückgelassen, und das war gut. Diese gewichtigen Klingen schafften doch ganz anders als die Schiffs- und Jagdmesser.

Das allergrößte Glück aber war wohl, daß der erste Ingenieur, der, ein ehemaliger Grobschmied, jetzt die feinste Goldschmiedekunst aus Passion betrieb, seinen Handwerkskasten mitgenommen hatte. In diesem befand sich außer anderen Präzisionswerkzeugen auch ein Diamantfeilchen. Ein winziges Dingelchen. Ein Stückchen Uhrfederband, in das einige Diamantsplitterchen unverrückbar eingelassen waren. Nichts weiter, aber das genügte. Mit diesem winzigen Feilchen war eine geschickte Hand, von einem ingeniösen Kopfe gelenkt, imstande, eine mächtige Dampfmaschine aus gewöhnlichen Eisenklumpen zu

fertigen. Nämlich wenn man aus einem Werkzeuge immer das nächste, das gebraucht wird, hervorgehen läßt.

Zuerst eine größere Feile! Dazu wurde das Stück eines Entersäbels genommen, der schon vorher in die Brüche gegangen war. Eine Feile wird gehauen. Aber das ist nicht so einfach getan, wie gesagt, besonders nicht, wenn man nichts zum Hauen hat, und dann ist das doch auch nicht so, daß man mit dem Meißel Einschnitte und so Zähne hervorbringt, sondern diese Zähne müssen auch wirklich scharf werden.

Aber mit diesem Diamantfeilchen war es wirklich eine Leichtigkeit, aus einem Stück ausgeglühtem Stahl eine große, wunderbar scharfe Feile herzustellen, die nur noch gehärtet zu werden brauchte.

Solcher Feilen wurden mehrere gefertigt, und dann konnte die Arbeit erst richtig beginnen; denn jetzt merkten die Argonauten erst, was es heißt, sich durch einen Rotangwald einen Weg bahnen zu wollen. Nach zehn Minuten war jedes Messer und jeder Entersäbel vollständig stumpf und, wenn der Stahl zu hart angelassen, auch noch schartig, ganz gezackt. Nur Georgs Damaszenerklinge vermochte die glasharte Rinde ohne Beschädigung zu durchschlagen, er wollte es aber lieber nicht zu sehr riskieren.

An ein Schleifen der unbrauchbar gewordenen Klingen wäre gar nicht zu denken gewesen, vorausgesetzt, daß

sie überhaupt einen drehbaren Schleifstein besessen hätten, dann wäre bald am Griffe kein Stahl mehr vorhanden gewesen; sondern er wurde geglüht, ausgehämmt, gedengelt, scharf gefeilt und wieder gehärtet.

Auf diese Weise gelang es mehr als hundert Paar starken, geschickten und emsigen Menschenarmen die hundertfünfzig Meter Rotangwald in zwei Wochen zu durchbrechen.

Es ist dies so ausführlich behandelt worden, um eben einmal zu zeigen, was es heißt, ins Innere Borneos eindringen zu wollen.

Fürwahr, jener Engländer hat ganz recht, wenn er so schön sagt, daß es viel einfacher ist, sich durch eine kilometerdicke Käsemauer durchzufressen, als sich mit Messer und Axt einen Kilometer weit durch einen Rotangwald zu hauen.

Und da sieht man auch, was man von solchen »paradiesischen Eilanden« als Kolonien meist zu halten hat.

Ein einziger Maler wie Rembrandt hat durch späteren Verkauf seiner Bilder ins Ausland mehr Geld in sein Vaterland gebracht, als alle holländischen Kolonien zusammen genommen! Das ist genau berechnet worden. –

Unterdessen beschäftigten sich die Hauptpersonen und am meisten Doktor Isidor mit dem Gefangenen.

Man hatte ihm einen von Bäumen begrenzten Platz angewiesen, auf dem er sich frei bewegen durfte. Er wurde von einigen scharfen Hunden bewacht, das war sicherer als jede Kette. Sobald er die nur gedachten Grenzlinien

mit einem Fuße überschritt, hatte er die scharfen Zähne im Beine und an der Kehle.

Oglondu hatte die gezähmten Tiere angestaunt, besonders den Löwen und den Königstiger und den Bison, die er ja noch nie gesehen, aber fürchten tat er sich nicht.

Er erschrak gewaltig, als ein Gewehr abgefeuert wurde, aber Furcht hatte er nicht hinterher.

Ja, wie er dann das Gewehr untersuchte, wobei er auch wiederholt auf die Eisenteile biß – so wie der Engländer Gold- und Silbermünzen, denen er nicht recht traut, zwischen die Zähne nimmt, weil man dadurch bei einiger Übung echtes Gold und Silber sehr wohl von falschem unterscheiden kann, die Zähne sind im Gefühl überaus empfindlich – da erklärte er diesen besten englischen Stahl verächtlich als einen ganz schlechten Stoff, so wie er auch schon über die Messer und Entersäbel gespottet hatte. Und tatsächlich konnte deren Stahl auch keinen Vergleiche mit seinem Dolche und Schwert aushalten, wenn diese auch wieder nicht an Georgs wunderbare Damaszenerklinge heranreichte.

Ebenso staunte er wohl auch, als man ihm die Wirkung des Schusses zeigte, wie die Kugel ein Baumstämmchen glatt durchschlagen und ein zweites noch zersplittert hatte, aber über die Frage der Weißen, wie seine Landsleute sich denn gegen solche Feuerwaffen schützen wollten, lachte er wiederum verächtlich oder sogar wirklich belustigt.

»Was wollt Ihr denn mit diesen Dingen im Walde? Oder könnt Ihr etwa durch zehn dicke Bäume schießen?«

Er hatte recht. Auf diesem rotangfreien Gebiete gab es Wälder auch ohne Unterholz, parkähnlich, aber nirgends konnte man weiter als zehn Schritte schießen, dann blieb die Kugel in einem Baume stecken.

Und dann machte der braune Bursche stolz noch eine andere Bemerkung.

»Wenn wir solche Dinger gebrauchen könnten, dann hätten wir sie uns schon längst selbst gefertigt, viel bessere als Eure.«

Eine ganz gefährliche Bemerkung! Ein ganz, ganz gefährlicher Charakter!

Wenn solche Wilde alle »Segnungen der Kultur« stolz verschmähen, sogar den edlen Schnaps, wie es die Dajaks tun, dann freilich sind sie nicht so leicht unterzukriegen und auszurotten, wie es mit den armen nordamerikanischen Rothäuten geschehen ist. Das »Unterkriegen« in doppeltem Sinne gemeint.

Die Hauptsache aber, um die es sich handelte, war die Frage des Gegengiftes.

Dieses Gegenmittel wird von den Dajaks täglich eingenommen, es gehört bei ihnen zum täglichen Brot, damit sie, da es erst nach einigen Stunden wirkt, nachdem es durch die Verdauung ins Blut übergegangen ist, immer geschützt sind gegen die tödliche Vergiftung durch einen Pfeilschuß. Dies weiß man.

Also mußte der Jüngling dieses Gegenmittel auch bei sich führen.

Aber wo? Er war nackt bis auf den Schurz gewesen, an dem Lianengürtel hing kein Beutelchen und kein Büschchen.

Nun, er zeigte den Fremden selbst, wo er seinen Schatz, sein Lebenselixier, berge.

Noch an demselben Tage, da er gefangen worden, hatte er »Momasse« begehrt.

Der Schiffsarzt war zur Stelle, er hatte genug über die Dajaks gelesen, und was der einmal gelesen hatte, behielt er auch für immer im Kopfe.

»Wozu brauchst Du Momasse? Du bist hier vor jeder Vergiftung geschützt.«

»Aber ich kann das Ugli bekommen.«

»Das Fieber? Diese Gegend ist völlig fieberfrei.«

»Gib mir meine Momasse.«

Doktor Cohn wußte es: Diese rätselhafte »Momasse« ist auch das trefflichste Mittel gegen Fieber.

»Wo hast Du Deine Momasse?«

Der Jüngling ahnte nicht, welches Geheimnis ihm abgelockt wurde. Dieser Dajak hielt es für ganz selbstverständlich, daß jeder Mensch in der Welt, die für ihn freilich nur im borneoschen Urwald bestand, seine »Momasse« einnehme.

»Wo soll ich sie haben? Natürlich im Griff meines Mandaus.«

Erst jetzt dachte man daran, diesen Schwertgriff aus Horn näher zu untersuchen, und da entdeckte man, daß der Stift hinten nicht nur ein Zierrat war, er konnte herausgeschraubt werden, hatte ein ganz regelrechtes

Schraubengewinde, wenn auch nur mit dem Messer geschnitzt – der Griff war hohl, zur Hälfte mit linsenartigen, weißen Körnern gefüllt, die deshalb nicht geklappert hatten, weil die leere Höhlung mit Baumwolle ausgestopft war.

Diese weißen Linsen sind bekannt genug. Sie sind auf ganz Borneo bei allen Dajaks genau dieselben, so daß man fast an die Samenkörner einer Pflanze glauben könnte. Aber das ist nicht der Fall. Sie bestehen hauptsächlich aus Stärkemehl und Milchzucker, jedes Eiweiß fehlt, wie überhaupt alle Samenstruktur. Es ist ein künstliches Präparat.

Worauf es ankommt, das haben unsere gelehrten Forscher, die sich hiermit beschäftigen, allerdings ergründet, und Doktor Isidor bewies durch seine Experimente, wie bewandert er in dieser Sache war.

Er ließ eines der kleinen Wildschweine, die es hier massenhaft gab und von denen man einige gezähmt hatte, eine Linse verschlucken, ritzte es nach einigen Stunden mit einem vergifteten Pfeil – dem Tiere war gar nichts anzumerken.

Und vergiftet war der Pfeil gewesen! Denn mit demselben Pfeile wurde ein zweites Wildschwein blutig geritzt, fast sofort bekam es Krämpfe und schon nach einer Minute war es tot.

Diesem verendeten Tiere öffnete Doktor Cohn den Schädel, nahm das Gehirn heraus, ließ es einem andern Wildschwein fressen. Nun wurde dieses nach einigen Stunden mit einem Giftpfeil geritzt und es blieb gesund!

Wie war das möglich? Das Tier hatte ja gar nicht das Gegenmittel einbekommen!

Nun, das Pfeilgift lieferte eben erst dieses Gegenmittel, durch Umwandlung im tierischen Körper. So werden ja auch alle unsere sogenannten Lymphen und Heilserums dargestellt. Eine gesunde Kuh wird künstlich pockenkrank gemacht, ihre Lymphe, das eigentliche Pockengift, wird einem gesunden Menschen eingeimpft, dadurch wird er immun, unempfindlich gegen die Pocken. Professor Pasteur impft den tollwutkranken Menschen mit einem Serum, das er aus dem Rückenmark eines an Tollwut verendeten Hundes herstellt.

Woher diese Aufhebung des Giftes durch sich selbst, nur aus einem Körper in den anderen übertragen, da stehen wir ja nun freilich vor einem wohl niemals zu ergründenden Rätsel. Wir kennen nur die Tatsache, den Erfolg. Und so war es auch hier. Dieses Pfeilgift der Dajaks lähmt sofort das Gehirn und führt innerhalb einer Minute den Tod herbei. Über diese Schnelligkeit braucht man sich nicht zu wundern. Wer nicht ein gewohnheitsmäßiger Zigarettenraucher ist, braucht nur einen tiefen Zug aus einer Zigarette zu inhalieren, und schon fünf Sekunden später fühlt er die Betäubung im Kopfe. Das gasige Nikotin wird von der Lunge absorbiert, geht ins Blut über,

und innerhalb zweier Minuten pumpt das Herz das Blut bis in die entferntesten Äderchen, zu allererst aber nach dem Gehirn.

Solch ein von dem Pfeilgift der Dajaks infiziertes Gehirn, in das Blut eines anderen Tieres oder eines Menschen überführt, hebt die Wirkung dieses selben Giftes wieder auf, entweder sofort, indem ein alkoholischer Extrakt dieses Gehirns direkt ins Blut gespritzt wird, oder nachdem dieses Gehirn selbst verdaut worden ist.

Das ist unseren Forschern und allen Holländern, die damit zu tun haben, sehr wohl bekannt.

Aber wer hat denn immer gleich so ein Gehirn bei der Hand. Dann muß man auch erst solches Pfeilgift haben. Und außerdem muß das betreffende Gehirn ganz frisch infiziert sein, sonst wirkt es nicht mehr.

Den wirksamen Bestandteil solch eines infizierten Gehirns nun fest an eine Substanz zu binden, die sich hält, vielleicht sogar für immer, das eben ist das Geheimnis der Dajaks, für dessen Ergründung die niederländische Regierung eine Prämie von einer Million Gulden ausgesetzt hat.



Auch das Pfeilgift wurde gefunden, das der edle Jüngling zur Reserve bei sich führte. Es war in dem hohlen Griffe seines Dolches enthalten. Eine braune, sirupähnliche Masse.

Doch hier handelte es sich hauptsächlich um das Gegenmittel, um die Linsentabletten.

»Wie stellt Ihr die her?«

Jetzt allerdings wurde Oglondu doch etwas mißtrauisch. Der Gedanke mochte in ihm aufdämmern, daß doch vielleicht nicht alle Menschen dieses Gegenmittel kannten.

Aber dieser jüdische Schiffsarzt war nicht so unvorsichtig gewesen, sich eine Blöße zugeben, er war von vornherein gewappnet gewesen.

»Wir haben nämlich unser eigenes Verfahren zur Herstellung dieser Momasse,« setzte er also schnell hinzu, »und mir scheint, unsere ist bedeutend wirksamer als das Eure. Wie also stellt Ihr die Momasse her?«

»Wie kannst Du mich fragen!« lautete jetzt die merkwürdige Antwort. »Würdest Du mir etwa sagen, wie Du die Momasse machst?«

»Gewiß, wenn Du mir Dein Rezept gibst!« log Doktor Isidor mit dreistem Munde, und es war verzeihlich, im Kriege ist alles erlaubt.

»Du lügst!« wurde ihm jetzt aber gleich ins Gesicht geschleudert.

»Weshalb soll ich Dich denn belügen? Mir scheint aber, Du kennst das Rezept selbst nicht, die Momasse wird nur von Euren Zauberern bereitet.«

»Jeder kann sie selbst herstellen.«

»So tauschen wir unsere Rezepte.«

»Ich verstehe Dich nicht, Fremder. Sobald man das Geheimnis verrät, nur darüber spricht, verliert die Momasse doch ihre Kraft, jeder andere Ajauna könnte mich mit einem Pfeilschuß töten, alle Momasse würde mir nichts mehr nützen, und außerdem hätte ich alle Köpfe umsonst erbeutet!«

O weh! Da lag der Hase im Pfeffer!

Wie soll man solch einen tief in der Seele des Volkes eingewurzelten Aberglauben plötzlich ausrotten?!

Eine Beratung fand statt, aber niemand wußte ein Mittel, wie man diesem Dajak sein Geheimnis entlocken könnte. Mit dem Vorschlage, den Jüngling martern zu wollen, brauchte sich niemand erst zu beschmutzen. Wieviele Dajaks mögen deshalb schon Folterqualen ausgesetzt worden sein, um ihnen das Geheimnis zu erpressen. Doktor Cohn wollte es einmal mit Hypnose versuchen, versicherte aber gleich, daß es keinen Zweck haben würde. Die Macht der Hypnotik wird ja gewöhnlich weit überschätzt. Die Kraft des festen Vorsatzes und der Verweigerung wird in diesem künstlichen Schläfe nie gebrochen, niemals! Sonst brauchten wir ja gar keine Untersuchungsrichter mehr.

Aber man sollte auch nicht lange der Sorge wegen dieses Pfeilgiftes und der Erlangung des Gegenmittels nachhängen.

Am andern Morgen schon kläffte wütend der Spitz, der oben in den Zweigen des Drachenbaumes zwei Matrosen in der Bewachung des Zuganges unterstützte.

Unten in der Tiefe war jemand, machte sich auch schon durch Worte bemerkbar. Doktor Isidor wurde geholt.

»Wer ist dort unten?« rief er auf Malaiisch hinab, nachdem er das erste nicht verstanden hatte.

»Ich komme im Frieden der Njamanas,« erklang es zurück.

»Was willst Du?«

»Ich will die Leiche des Sohnes unseres Häuptlings holen, wenn die Hantus sie noch nicht verschlungen haben.«

»Ogloundu lebt.«

»Das ist nicht wahr!«

»Kein Njamana und kein anderer Ajauna kann das Reich der Hantus lebendig betreten.«

Das war den Menschen dort unten nicht auszureden, und man wollte doch lieber nicht so per Distanz mit ihm verhandeln, wenigstens erst alles versuchen, ihn heraufzulocken.

Ogloundu wurde vorgenommen.

»Schwöre mir, daß Du mit dem Abgesandten nur Malaiisch sprichst.«

Der Jüngling leistete einen zeremoniellen Eid, dessen Inhalt Doktor Cohn zwar nicht verstand, aber er glaubte ihm, und schließlich war es auch nicht von so großer Bedeutung.

Ogloundu mußte den Baum ersteigen, unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln, daß er nicht etwa plötzlich nach unten entwischen konnte.

»Bist Du es, Balia Sadja? Antworte in der Sprache der Malajas.«

»Ich sehe Deinen Kopf, Oglondu, aber ich kann nicht glauben, daß Du im Reiche der Hantus noch lebst,« erklang es dort unten schon recht freudig.

»Ich lebe noch, und auch Du wirst leben bleiben. Diese Fremden wissen uns vor den Hantus zu schützen. Komme herauf, Balia Sadja, und Du kannst sofort, wenn Du willst, zurückkehren.«

Der Widerstand war gebrochen, und zur Überraschung aller tauchte aus der Stammöffnung statt des erwarteten Dajakkriegers ein junges Weib auf, ein Mädchen, sogar eine ganz auffallende Schönheit.

Die weiche, für einen Mann etwas hohe Stimme hatte man ja schon gehört, aber sie war nicht aufgefallen, weil auch Oglondu eine solche hatte.

Dann allerdings folgten noch zwei Männer, aber dieses junge Weib, durch besonderen Schmuck ausgezeichnet, war doch die Hauptperson.

Doktor Cohn hatte schon einen besonderen Namen gehört und konnte gleich eine Erklärung geben.

Es war eine Balia, eine »Geleiterin«, eine Zauberpriesterin.

Wohl kein anderes Volk auf der Erde hat einen so ausgebildeten Seelenkultus für ein Jenseits als wie die Dajaks, diese »wilden Tiere«.

Man bedenke doch: Die Dajaks schneiden sich nur deshalb gegenseitig die Köpfe ab, um im »Seelenlande« möglichst viele Sklaven zu haben. Zuletzt wird aber auch

diesem Dajak einmal der Kopf abgeschnitten, nun wird er selbst wieder samt seinem ganzen Totengefolge der Sklave, der Untertan dessen, der ihm den »Triumph« genommen hat, und seine Sklaven haben doch auch wieder Köpfe abgeschnitten, sich Seelen dienstbar gemacht.

Und da gibt es nun im Seelenlande der Dajaks ist kein wildes Durcheinander, sondern dort ist nach Rangstufen alles ganz genau geordnet. Es ist gerade umgekehrt wie bei uns. Wir haben bei Lebzeiten eine Hofordnung und Beamtenordnung und andere Rangordnungen oben und unten und links und rechts und kreuz und quer – erst im Himmel werden wir alle gleich. Bei den Dajaks ist es gerade umgekehrt. Die sind im Leben alle gleich, erst nach dem Tode fangen die Rangordnungen an.

Das ist bei den Dajaks nun eine förmliche Wissenschaft geworden, die von den Balias gepflegt wird. Also »Geleiterinnen«. Sie geleiten die Seelen der Toten ins Jenseits hinüber, reihen sie dort ein. Ganz den altgermanischen Walküren entsprechend. Nur daß die Balias bei dem Geleiten noch leben und auf der Erde bleiben. Oder doch nicht so ganz: Sie versetzen sich durch Tanz in Ver-zückung, ihre Seele geht mit. Dann nach dem Erwachen berichten sie von den Zuständen, die im Jenseits herrschen.

Sie dürfen nicht heiraten, werden aber für diese Ent-sagung reichlich entschädigt. Die Balias werden heilig gehalten, sind aber trotzdem prostituierte Tänzerinnen. Ganz genau wie die braminischen Bajaderen.

»Mit wem habe ich zu verhandeln?« fragte der Schiffsarzt, nachdem er zur Vorsicht den Oglondu hatte entfernen lassen, da er nun unterdessen einen ganz anderen Plan gefaßt hatte, um die hier vorliegende Schwäche zu verdecken.

»Mit mir, der Balia Sadim,« entgegnete diese.

»Wir haben Oglondu gefangen, Was gebt Ihr uns, wenn wir ihn Euch wieder ausliefern?«

»Weshalb seid Ihr in unser Gebiet eingebrochen und habt ihn gefangen?«

»Einer der Eurigen ist gestern hier zuerst eingedrungen und hat einen Mann von uns ermordet, ihm den Kopf abgeschnitten.«

»Hier in das Reich der Hantus eingedrungen? Das ist nicht wahr!« erklang es auch hier sofort im Chor.

»Oglondu bezweifelt es nicht. Er meint, daß es wahrscheinlich Letanja gewesen ist.«

Gleich beim Hören dieses Namens wurden die drei unsicher.

»Ja, bei dem wäre es möglich. Dann aber ist Letanja nach unseren Gesetzen des Todes! Er hat ein strenges Verbot übertreten. Wir liefern ihn Euch auch zur Bestrafung aus.«

»Gut, angenommen. Das ist aber eigentlich ganz selbstverständlich, dadurch bekommt Ihr den Sohn Eures Häuptlings noch nicht frei.«

»Was forderst Du sonst noch?«

»Höre mich an, edle Balia! Wir wollen dieses Reich der mächtigen Hantus, unter deren Schutze wir stehen, endlich wieder verlassen, unsere Heimat wieder aufsuchen. Der Weg nach der Küste führt durch viele Dajakdörfer, mit denen wir nicht immer im Guten auskommen werden, sie werden uns mit vergifteten Pfeilen beschießen. Nun können wir uns ja Momasse in beliebiger Menge bereiten, haben auch massenhaft in Vorrat. Aber die Hantus haben uns verboten, auch nur ein einziges Korn mitzunehmen, dürfen uns auch unterwegs keine andere Momasse herstellen. Weshalb nicht, das sagen die Hantus nicht. Wir kommen nicht eher von hier fort, als bis wir das letzte Korn Momasse, das wir hier bereitet, vernichtet haben. Liefert uns Momasse.«

Einen klügeren Zug hätte dieser Schachspieler nicht tun können. Er hatte seinen Plan den anderen schon vorher klargelegt, so brauchte er jetzt nicht viel zu verdolmetschen.

Den drei Dajaks schien es ganz selbstverständlich zu sein, was sie da zu hören bekamen.

»Wieviel Momasse brauchst Du?« fragte die Balia ganz einfach.

Ehe jener zu rechnen begann, fuhr sie selbst schon fort: »Wir können Dir nicht mehr als einen Bodu liefern, denn wir müssen doch für uns selbst behalten, und wir müssen noch vier Monde vergehen lassen, ehe wir wieder Momasse machen dürfen.«

Religiöser Aberglaube – dagegen war nichts zu machen.

»Wieviel ist das, ein Bodu?«

»So viel.«

Sie machte mit beiden Händen eine Bewegung, wonach es ein recht ansehnlicher Haufen sein mußte.

»Eine ganze Hirschhaut voll,« erklärte sie noch näher, »genug für hundertmal hundert Menschen, daß sie hundertmal hundert Tage gegen jeden giftigen Pfeilschuß gesichert sind.«

Na, dann war es ja gut. Dieses rätselhafte Zeug schien hier äußerst wohlfeil zu sein.

»Ist diese Momasse aber auch gut. Ihr bekommt den Gefangenen nicht eher frei, als bis ich mich durch verschiedene Proben überzeugt habe, daß die Momasse auch wirklich gegen Gift schützt.«

»Weshalb soll sie nicht gut und wirksam sein? Ich verstehe Dich nicht. Wie soll ich denn täuschen können? Ja, Du kannst Dich davon erst überzeugen, ehe Du Oglondu freigibst.«

»Schön. Aber hiermit ist es noch nicht abgetan. »Dieses Zeug hat für Euch ja gar keinen Wert.«

»Was forderst Du sonst noch?«

»Schwerter.«

»Wozu? Ich sehe doch, daß Ihr selbst welche habt.«

»Um uns durch den Rotangwald zu hauen, und Eure Schwerter sind besser, wir erkennen es an.«

»Um Euch durch den Rotangwald zu hauen? Dazu dürfen wir Euch keine Schwerter und nichts anderes liefern. Dieser Wald, der das Reich der Hantus umgibt, ist uns heilig. Bitte, stelle nicht diese Forderung, bitte nicht!«

Es war so flehentlich gesprochen, daß Georg aufmerksam wurde und es sich verdolmetschen ließ.

»Da wollen wir auf die Schwerter verzichten!« entschied er dann. »Diese Leute gefallen mir, sie scheinen grundehrlich zu sein, und die Menschenköpfe sammeln die eben wie wir die Briefmarken. Kommen Sie zu den Freundschaftsbedingungen, wegen der Führung und so weiter. Aber feilschen Sie nicht so wie ein polnischer Jude. Sie essen doch Schinken und schmieren auch noch Schweineschmalz darauf.«

Auch der Freundschaftsvertrag wurde abgeschlossen.

Man wollte einander hüben wie drüben als Gäste willkommen heißen.

»Bis wie lange gilt dieser Vertrag?«

»Nun, bis zum übernächsten Mondwechsel.«

Länger war er nicht auszudehnen. Auf längere Zeit verpflichten sich die Dajaks, wie schon gesagt, eben zu nichts. Dagegen war nichts zu machen.

»Dann werden wir diesen Freundschaftsvertrag erneuern.«

»Das kann ich jetzt nicht versprechen, darf es nicht.«

»Bis dahin bleibt aber Oglondu unser Gefangener.«

»Wenn es sein muß!« war die tiefbetrübte Antwort des jungen Weibes.

»Was war nun wieder das?!« mischte sich da Georg ein, und es mußte ihm verdolmetscht werden.

»Nein!« entschied er dann. »Sobald uns die versprochene Momasse geliefert worden ist, soll Oglondu frei

sein! Mensch, feilschen Sie doch nur nicht so! Nun fragen Sie bloß noch wegen der Führung.«

Die konnten ihnen die Njamanas nicht geben. Sie selbst kannten durch den Rotangwald ja keinen anderen Weg als den, der zum nächsten benachbarten Dorfe führte, einem anderen Dajakstamme mit dem sie in ständiger Fehde lagen. Es ging immer um die Köpfe.

Diesen Weg wollten sie zeigen, mehr konnten sie nicht tun. Wann wieder einmal solch ein Wanderpriester kam, dem sämtliche Schleichwege bekannt waren, das wußte niemand zu sagen.

Es genügte. Die Gesandtschaft wurde entlassen.

Schon eine Stunde später kamen einige Dajaks wieder, die einen Sack aus der ganzen Haut eines stattlichen Hirsches trugen, gefüllt mit jenen weißen Linsenkörnern, und zwischen sich führten sie einen Gefangenen.

Es war Letanje, der auf seinem Rücken auch noch Sams Kopf hängen hatte.

Die Momasse erwies sich als wirksam, Oglondu wurde freigegeben, nachdem er zuvor noch gesehen hatte, wie der Mörder eines dieser weißen Männer einfach am nächsten Baume aufgeknüpft worden war.

#### 134. KAPITEL. DER SCHIFFBRUCH DER »SEENIXE«.

In der Straße von Makassar, welche Borneo von Celebes trennt, segelte eine Brigg, die zwei vorhandenen Masten voll mit Rahen getakelt.

Noch vor fünfzig Jahren hätte die »Seenixe« aus Bremerhafen als ein sehr stattliches Schiff gegolten, heute

war sie mit ihren vierhundert Tonnen unter den Überseeschiffen ein verschwindendes Fahrzeug, werden jetzt doch Segelschiffe von zehntausend Tonnen gebaut, und besonders Nordamerika will sich hiermit immer noch nicht zufrieden geben. Der Vorteil von solchen riesenhaften Segelschiffen gegenüber den Frachtdampfern, die mit ihren Kohlen dreiviertel vom ganzen Verdienst auffressen, ist gar zu groß. Das schon einmal zu Grabe getragene Segelschiffswesen blüht gerade jetzt mächtig wieder auf, zumal die berühmten Werften von Baltimore bauen jetzt mehr Segler als Dampfer, und der Yankee weiß schon, was er tut.

Die »Seenixe« hatte ihren eisernen Bauch bis zum Platzen mit Kopra gefüllt. Das ist das von den Eingeborenen in Streifen geschnittene Fleisch der Kokosnuß, an der Sonne getrocknet, wohl auch über Feuer gedörst, woraus man in den europäischen Raffinerien das Öl preßt, aus dem man hauptsächlich Seife macht, jetzt auch Margarine.

Es muß sich wohl lohnen, wegen solchen Zeuges innerhalb eines bis zwei Jahren eine Segelfahrt um die ganze Erde zu machen. Freilich dazwischen auch andere Frachten. Um Kap Horn nach Valparaiso, dort die mitgebrachte Kohle zum vierfachen Preise verkauft, mit Mais nach Sidney, mit Stückgut aller Art die kleinen gesammelt – nun aber ging es um das Südkap Afrikas herum direkt nach Bremerhaven, in zwei bis sechs Monaten zu erreichen. Da ist bei einem Segelschiffe natürlich gar nichts zu sagen.

Eine glänzende »Reise« war es gewiesen bisher! Jeder Mann der aus elf Köpfen bestehenden Besatzung hatte schon mindestens tausend Mark Guthaben und das war die Hauptsache! Dagegen hatte es gar nichts zu bedeuten, daß niemand mehr Hände besaß, sondern nur noch dickes, verbeultes Sohlenleder mit fünf Zinken – daß hier und da solch ein Zinken, auch Finger genannt, abgequetscht worden war – daß Kapitän Biester dem einen Matrosen das ganze Bein mit der Säge des Schiffszimmermanns abgenommen hatte – nein, das hatte alles nichts zu sagen, auch der nunmehr einbeinige Matrose, der nicht etwa von Bord gekommen war, als das Schiff den nächsten Hafen anlief, hopste er schon lustig wieder an Deck herum, der Stumpf war ja auch fein in siedenden Teer getaucht worden – auch der schwamm in Seligkeit, wenn er sich ausmalte, wie er etliche Monate später im »Freudensaal« zu »Boemerhooven« den geschminkten Frauenzimmern für seine tausend Mark Champagner in den Rachen gießen würde.

Und Kapitän Biester hatte sich erst gestern berechnet, daß seine Dividende nunmehr fast achtzehntausend Mark betrug. Abgesehen von den jährlich dreitausend Mark festen Gehalt. Und daran konnte sich nun nichts mehr ändern, auch wenn heute Schiff und Ladung verloren ging. Das war ja alles versichert. Diese Dividende hatte er sich bereits durch die bisherige schnelle Fahrt verdient, für jeden ersparten Tag von Hafen zu Hafen so und so viel. Da kann ein Dampferkapitän ja nun freilich

nicht mit, wenn er auch zehntausend Tonnen fährt; der bekommt nichts weiter als seinen fixen Gehalt.

Jetzt also segelte die schmucke Brigg, auch bei allen Strapazen, die sie ausstehen hatte, immer schmuck gehalten, mit günstigstem Nordwind durch die Straße von Makassar.

Ja, es ist nur eine Wasserstraße. Aber auch an der schmalsten Stelle noch fünfundzwanzig geographische Meilen breit! Da war von den Ufern der beiden großen Inseln, Borneo und Celebes, natürlich nichts zu sehen.

Der Bootsmann nahm seinen Nachmittagskaffee mit im Matrosenlogis ein; denn er war so gut wie allwissend und fühlte sich verpflichtet, andere beständig zu belehren.

»Die Straße von Makassar,« erklärte er jetzt, indem er aus seinem Schiffszwieback die Würmer herausklopfte und dann ein Stück blau angelaufenen Salzspeck darauf legte, »hat ihren Namen daher, weil die Mannschaft von jedem Schiffe, das hier strandet, makassiert wird. Drüben auf Celebes von den Malaien, hüben auf Borneo von den Dajaks. Jede gestrandete Mannschaft ist rettungslos verloren, wird makassiert. Daher der Name Straße von Makassar.«

»Wat, makassiert?« wurde gelacht. »Ihr meint wohl massakriert, Bootsleute?«

»Makassiert heißt es. Das hängt wieder mit Kasserol zusammen, worunter man einen Topf versteht, in dem die Ungarn ihren Goulasch kochen, und wenn nun dieser Goulasch frisiert wird, das heißt ganz fein gehackt und

gewiegt, so entsteht daraus das sogenannte Frissikassee

–«

Das Kochrezept wurde unterbrochen.

»Reeeehhh!!« leitete der Kapitän das Kommando zu einem Segelmanöver ein.

Was dieses internationale »reeehhh« zu bedeuten hat, woher es stammt, das wußte nicht einmal dieser gelehrte Bootsmann, jedenfalls aber muß man dann rennen, und wer sich gerade umzieht, kann nicht erst seine Toilette beenden, und wenn der Matrose auch nur mit Schlips und Stehkragen bekleidet ist – er muß rennen.

Der Wind begann sich nach Westen zu drehen, die Rahen wurden herumgeholt.

Dann flaute der Ostwind immer mehr ab, am Abend wurden alle Segel festgemacht, es herrschte völlige Windstille.

Die Nacht brach an, eine stockfinstere Nacht. Und dann begann es in der Takelage zu pfeifen. Und dann kam eine Böe nach der anderen angesaut, aus allen Himmelsrichtungen zugleich, bis die aus Osten die Oberhand behielten, sich zu einem Sturme zusammentaten.

Wohl flog die »Seenixe« mit gerefften Sturmsegeln noch nach Süden, aber ein gewaltiges Abtreiben nach Westen war bei solch einer furchtbaren Blaserei doch nicht zu vermeiden.

Und gegen Mitternacht ein schrecklicher Ruck, ein Krachen, Splintern und Bersten, und die Brigg saß fest.

»Meine Seenixe – meine Seenixe wrack für immer!« heulte der alte Kapitän jammernd auf.

Wir wollen es auch sonst nicht weiter beschreiben. Die deutschen Matrosen taten, was sie tun konnten und tun mußten. Dazu gehört nicht ein Abschiednehmen von diesem Leben. Dafür bezahlt die Reederei nicht. Beten ist erlaubt, aber nur, wenn man dabei nicht die Hände faltet, sondern mit diesen immer tüchtig zupackt.

Der Sturm ließ schnell, wie er gekommen, wieder nach, das Schiff saß in normaler Lage wie angenagelt fest, zu sehen war in der Finsternis absolut nichts, die Brandung war eine mäßige.

»Steigt das Lenzwasser nicht mehr? Gut. Vorläufig sind wir gesichert. Nun, Kinners, füllt mal alle Töpfe mit Salzwasser und macht es heiß, desgleichen haltet auf siedenden Teer. Ihr, Bootsmann, holt die Gewehre hervor. Wer von Euch hat in der Marine gedient? Instruiert die anderen. Modell 71/84. Also acht Patronen ins Magazin, die neunte auf den Löffel; aber wer vorher knallt, den soll der Dunnersschlag rühren! Und keine Lichter zeigen! Nicht das Feuer in der Kombüse! Backbord geht zur Koje!«

So sprach Kapitän Biester, legte sich aufs Sofa und schlief sanft den Schlaf des Gerechten.

Die letzten Nachtstunden vergingen. Als es nach Ortszeit, wie die spätere Berechnung ergab, fast genau sechs Uhr war, flammte es urplötzlich im Osten auf, mit einem Male war der helle Tag angebrochen.

Die Brigg lag zwischen Riffen eingebettet. Es war nur ein schmaler Klippensaum, der das freie Wasser begrenzte, das sich überraschend schnell beruhigt hatte, dann

kam eine Strecke Sand, der in das eigentliche Ufer überging.

Die emporrollende Sonne vergoldete eine herrliche Szenerie! Bis dicht an diese Sandbank standen die Kokospalmen, dahinter begann eigentlicher Urwald.

Ja, herrlich war diese tropische Uferlandschaft! Aber weniger herrlich war, was man sonst erblickte.

Gerade dem Wrack gegenüber trat der Palmenwald im Halbkreis zurück, und auf dieser Lichtung standen Hütten von eigentümlicher Form; sämtlich auf drei bis vier Meter hohen Pfählen errichtet, zu denen abnehmbare Leitern hinaufführten.

Das sind die »Binos«, die Pfahlhütten der Dajaks, wie sie solche ausschließlich benutzen, obgleich sie sich gar nicht wie andere Tropenbewohner so vor Raubtieren und Giftschlangen zu schützen haben. Sie kennen aber nun einmal keine andere Bauart als solche hohe Pfahlhütten.

Und vor diesen Hütten nun, die kaum einen Kilometer weit von dem Wrack entfernt standen, so daß man alles auch mit bloßem Auge schon deutlich erkennen konnte, waren alle Einwohner versammelt, Männer und Frauen und Kinder, und in dem Augenblicke, als plötzlich der neue Tag wie durch Zauberei aufflammte, stießen sie ein jauchzendes Triumphgeschrei aus.

Sie hatten die Beute erblickt, die ihnen nicht entgehen konnte.

Schon nach wenigen Minuten der Beobachtung aber mußten die Schiffbrüchigen anders urteilen.

Es war gar zu eigentümlich, daß die Bande dort plötzlich so gebrüllt hatte, sonst aber nichts weiter tat.

Die Männer, alle bewaffnet und mit bunten Federn geschmückt, wie auch die Frauen und Kinder, hätten jetzt doch gleich nach den Kanus und Prauen laufen müssen, die dort an der Sandbank lagen, hätten doch überhaupt etwas anderes tun müssen, als nur so dastehen und nach dem Wrack winken.

Der alte Kapitän Biester war schon einmal mit Dajaks in Berührung gekommen, er konnte alsbald eine Erklärung geben.

»Natürlich freuen die sich, daß sie uns hier zwischen den Riffen festsitzen sehen. Aber erwartet haben sie diesen Anblick nicht. Die stehen schon die halbe Nacht hier so festlich geschmückt, ohne etwas von dem Wrack gewußt zu haben. Die feiern heute ihr heiliges Sonnenfest, wobei alle anderen Beschäftigungen ruhen müssen.«

Und so war es auch, wie man bald beobachten konnte.

Schon wurden gefesselte Männer, Frauen und Kinder herbeigeführt, der eine Gefangene mußte eine Art Plattform besteigen, ein Priester und Zauberer trieb seinen Hokospokus, phantastisch geschmückte Balias tanzten singend um die Plattform herum, und dann, als es so weit war, wurde dem Gefangenen der Kopf abgeschlagen, dieser an einer Lanze im Kreise herumgetragen, begleitet von tanzenden und singenden Dajaks, und der Körper des Toten an anderer Stelle ebenso feierlich verbrannt.

Der Stamm dieser hier an der Küste hausenden Dajaks war im benachbarten Dorfe eingebrochen und hatte gute

Beute an Gefangenen gemacht. Diesen wurden nicht einmal sofort die Köpfe abgeschnitten sondern man brachte sie lebendig ins Heimatsdorf, damit man sie hier der Sonne opferte.

Zwar ist der Mond den Dajaks heiliger, aber die Sonne will doch auch ab und zu ihr Opfer haben. Und dann hat man hiervon noch den Vorteil, daß die Seelen derer, denen man zu Ehren der Sonne nachträglich den Kopf abschneidet und den Körper verbrennt, die Sklaven des ganzen Dorfes, seine Schutzgeister werden. Andere Beschäftigungen dürfen bei dieser Zeremonie nicht vorgenommen werden, sonst hat man den Gefangenen die Köpfe vergebens abgeschnitten.

Es konnte eine gute Zeit dauern, ehe man hiermit fertig wurde, denn jede Hinrichtung wurde mit allen umständlichen Zeremonien einzeln vorgenommen, jede dauerte wohl eine halbe Stunde, und drei Dutzend Gefangene hatten die Dajaks mindestens vorrätig.

So konnten die Schiffbrüchigen in Ruhe beraten, was nun zu machen sei.

Sehr trostreich sah ihre Lage nicht aus.

Die Brigg würde hier festsitzen für immer, bis einmal ein Sturm sie in ihre einzelnen Eisenplanken zerlegte, oder der Zahn der Zeit sie zernagt hatte.

Die kleine Jolle war bei dem Aufschlagen über Bord geschleudert worden und unten in Trümmer gegangen, und den großen Kutter, das letzte Boot, über die noch breiten Riffe ins freie Wasser bringen zu können, daran durften die elf oder zwölf Mann gar nicht denken.

Wohl aber wäre ihnen das nach der anderen Seite gelungen, über die Sandbank weg, die auf der einen Seite von freiem Wasser begrenzt wurde, und die Dünung war dort gar nicht so stark.

»Das ist ebenfalls ganz ausgeschlossen!« sagte aber der erfahrene Kapitän Biester gleich. »Die Dajaks lassen uns natürlich nicht aus den Augen, und wenn sie unsere Absicht merken, daß wir das Schiff im Boote verlassen wollen, dann geben sie natürlich gleich ihre Gefangenen auf, um lieber uns tot oder lebendig zu bekommen, pusten uns mit ihren vergifteten Pfeilen an. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als hier auf dem Wrack auszuhalten, was wir ja auch recht gut können, jeden Angriff werden wir schon abschlagen können, und auf ein größeres Schiff zu warten, das wir um Hilfe rufen und dessen Boot uns über die Klippen abholt. Ihr wißt, Kinners, der Kapitän Biester ist kein Bangbüch, aber hier gibt es kein anderes Mittel.«

### 135. KAPITEL. VERWEIGERTE HILFE.

Es war bald Mittag geworden, und die Dajaks setzten ihre blutige Feierlichkeit ununterbrochen fort.

»Ein Schiff!« erklang da der Ruf.

Im Süden waren drei Mastspitzen aufgetaucht, schnell wuchsen sie empor, bis sich der ganze Rumpf über den Horizont erhob.

»Gelobt sei Gott, wir sind gerettet!« sagte Kapitän Biester aus tiefstem Herzen.

Denn in einer ganz gefährlichen Lage hatten sich die Schiffbrüchigen hier ja doch befunden. Durch eigene

Kraft hätten sie sich nicht von hier forthelfen können, und diesen noch nicht nivellierten Küsten, von denen man nur die groben Umrisse kennt, nähert sich nicht so leicht freiwillig ein Schiff.

Jetzt waren sie schon so gut wie gerettet. Das Schiff dort musterte doch natürlich sorgfältig durch mehrere Fernrohre diese Küste, hatte unter allen Umständen auch bereits die wracke Brigg entdeckt, und die lebenden Menschen wollten sich schon bemerkbar machen. Geborgen wurde die Koprafracht ja nicht etwa, aber auf jeden Fall mußten die Schiffbrüchigen abgeholt werden.

Hierzu sind noch einige Erwägungen zu machen, die später für uns wichtig werden.

Gesetzt nun den Fall, jenes Schiff war ein Kriegsschiff, welches die strikte Order hatte, schnellstens nach einem bestimmten Ziele zu fahren? Von seiner Schnelligkeit hing vielleicht Krieg und Frieden zweier Nationen ab, oder das Leben von vielen hundert Menschen, das alles war verloren, wenn sich das Kriegsschiff hier nur eine Viertelstunde aufhielt. Was dann?

Dann hatte der Kommandant die Pflicht, wenigstens ein Beiboot, etwa die Dampfpinasse, auszusetzen und den Schiffbrüchigen zu Hilfe zu schicken. Allerdings war das nur eine moralische Pflicht; sonst wäre es mindestens die öffentliche Meinung gewesen, die über ihn gerichtet hätte, und damit muß gerade der Schiffskapitän sehr wohl rechnen.

Kurzum, die Schiffbrüchigen durften sich als gerettet betrachten. Gingen die Dajaks unterdessen zum Angriff

über, so wollte man sie mit den zwölf Magazingewehren schon in Schach halten, die Bollaugen geben hinter den eisernen Planken die vorzüglichsten Schießscharten ab, und die Rettungsmannschaft würde ebenfalls bewaffnet kommen, dafür wollte man schon durch Signale sorgen.

Das Schiff war höher gekommen, wenn auch noch nicht in Signalnähe.

Zunächst wurde es von kundigen Seemannsaugen beurteilt.

»Das ist ein Vollrigger mit einer Hilfsmaschine.«

»Sieht bald aus wie ein Manofwar, wie eine Kreuzerfregatte.«

»Zeigt er keine Flagge?«

»Noch nichts davon zu sehen.«

Da war es wieder der alte Kapitän, der einen jubelnden Ruf der Überraschung ausstieß.

»Bei allem was lebt – ich will nicht Kapitän Franz Biester aus Geestemünde sein, wenn das nicht die Hamburger Argos ist! Natürlich, das ist das Gauklerschiff! Mit meinem alten Freunde Kapitän Martin, der unter mir als erster Steuermann auf der »Thekla« gefahren ist.«

Jetzt war das Schiff soweit gekommen, ganz erregt knüpfte Kapitän Biester selbst die ersten Flaggen zur Vorstellung an die Leine und hißte sie hoch.

»Seenixe, Bremerhaven, Kapitän Biester.«

Als bald kletterten auch dort drüben die bunten Fähnchen in die Höhe, das Schiffsregister und das internationale Signalbuch war zur Stelle.

»Argos, Hamburg, Kapitän Martin.«

Jetzt jubelte jeder, der vielleicht noch gezweifelt hatte, hier wirklich von diesem berühmten Schiffe gerettet zu werden.

Kennen taten sie es ja alle, hatten sich im Mannschaftslogis und an einsamer Wache oft genug über das Gauklerschiff unterhalten.

Wie man bestimmt wußte, war es zuletzt den Jenissei hinaufgefahren, ins Innere von Sibirien gedrungen. Jetzt also kreuzte es schon wieder hier zwischen den Sundainseln.

Es wurde weiter signalisiert.

»Heute nacht auf Klippen gerannt. Schiff verloren. Elf Mann Besatzung wohl. Bitte abholen.«

Einige Zeit verging, ehe die Antwort kam, und dann war es erst eine Frage.

»Was für Fracht?«

Ja, bei diesem unversicherten Gauklerschiff war das etwas ganz anderes, das konnte eine Fracht bergen, wenn es sich lohnte. Das war diesen Seeleuten ja wohl bekannt.

»350 Tonnen Kopra.«

»Sonst nichts weiter?«

»Nein.«

»Bedauern.«

Die Schiffbrüchigen trauten doch ihren Augen nicht, als sie diese beiden bekannten Flaggen sahen, welche das sich entschuldigende »Nein!« ausdrücken.

Dann wußten die nicht, in was für einer gefährlichen Lage sich die Schiffbrüchigen befanden, man mußte eine nähere Erklärung geben.

»Können großes Boot nicht über Klippen bringen, an Land feindliche Dajaks.«

Die beiden Flaggen wurden etwas gesenkt und wieder gehißt.

»Bedauern!« hieß es also zum zweiten Male.

»Wir sind verloren!«

»Bedauern.«

In staunender Ratlosigkeit blickten sich die zwölf Männer an.

Das Schiff dort setzte unbekümmert seinen Weg nach Norden fort, hatte seitlich die Stelle schon passiert, allerdings in noch weiter Entfernung.

Durch das beste Fernrohr konnte man eben noch die Flaggen deutlich voneinander unterscheiden, also sah man auch nichts weiter als Menschen an Deck und auf der Kommandobrücke stehen, die Gesichter waren nicht weiter zu erkennen.

»Unerhört!« stieß der alte Kapitän fast keuchend hervor. »Dann ist das entweder Kapitän Martin nicht oder –«

Er hißte nochmals Flaggen.

»Kapitän Franz Biester aus Geestemünde, früher Viermastschoner Thekla.«

»Kapitän Gustav Martin.«

»Kennen Sie mich nicht?«

»Ja.«

»In höchster Not!«

»Bedaure.«

»Wir fallen den Dajaks rettungslos zum Opfer! Vergiftete Pfeile.«

»Bedaure.«

Und unaufhaltsam rauschte das majestätische Schiff weiter dem Norden zu.

Und der alte Kapitän fragte nicht weiter nach dem Grunde dieser Weigerung, er brach fast zusammen.

Da aber trat etwas anderes ein, und diese rätselhafte, unerhörte Hilfsverweigerung sollte auch bald ihre Erklärung finden.

### 136. KAPITEL. KAPITÄN MARTINS BERICHT.

Die Dajaks waren unterdessen nach wie vor ihren blutigen Zeremonien nachgegangen.

Ein Gefangener nach dem anderen wurde enthauptet, Mann oder Weib oder Kind, die Köpfe wurden an Lanzen gespießt und herumgetragen, die Körper wurden verbrannt, immer jeder einzeln umständlich für sich, immer unter Tanz und Gesang und Brüllen.

Sie wußten, daß sie dort das Wrack nicht ohne kolossale Verluste an Menschenleben angreifen konnten. Als das große Schiff aufgetaucht war, wußten sie zwar auch, daß ihnen jetzt diese Schiffbrüchigen entgehen würden, aber daran war nun nichts mehr zu ändern. Und eine große Beute würde diesen Strandräubern ja doch noch bleiben.

Plötzlich knatterten Gewehrschüsse, krachte eine ganze Salve.

Es mochten mehr als fünfzig männliche Dajaks sein, und mehr als die Hälfte davon stürzte zu Boden, anscheinend von tödlichen Kugeln getroffen. Nur wenige wälzten sich noch in Zuckungen.

Die anderen starrten fassungslos einige Augenblicke, dann flohen sie dem Walde zu, mit ihnen die Weiber und Kinder, an den Gebrauch ihrer Waffen gegen den noch unsichtbaren Feind, wenigstens den Schiffbrüchigen noch unsichtbar, nicht denkend, natürlich auch nicht an die Mitnahme der noch lebenden Gefangenen.

Aber sie flohen nicht dem nächsten Waldessasum zu; denn gerade dort brachen jetzt die fremden Männer hervor, die auf sie geschossen, die meisten zu Fuß; schon aber zeigten sich auch einige Reiter, und zwar meist ganz merkwürdig beritten, auf Tieren, die es hier gar nicht gab, auf Zebras und Kulans und Trapangs, und der eine saß gar auf einem mächtigen amerikanischen Büffel.

Teils schossen sie noch auf die Fliehenden, aber immer nur auf die erwachsenen Männer, teils machten sie sich sofort daran, die Gefangenen zu befreien oder doch in ihre Obhut zu nehmen, vor allen Dingen die Frauen und Kinder, die ja schwer in ihren Fesseln leiden mochten.

Einige stürmten aber auch gleich über die Sandbank, allen voran ein Mann auf einem starken Zebra, auf das Wrack zu.

Abgesprungen, den Zügel einem anderen zugeworfen, und der in Felle gehüllte Jäger setzte leichtfüßig, mit der

Sicherheit eines akrobatischen Seiltänzers, über die Klippen hinweg, welche die Sandbank noch von dem Wrack trennten.

So schwang er sich über die Bordwand, und von den Schiffbrüchigen dachte natürlich niemand daran, den weißen Jäger, so rotbraun er auch verbrannt sein mochte, als Feind zu empfangen.

»Georg Stevenbrock, Waffenmeister der Argos – Himmel und Hölle, weshalb verweigert dort unsere Argos diesem Wrack die Hilfe?!«

Das Staunen der Schiffbrüchigen läßt sich denken.

Zumal sie jetzt dort aus dem Walde einen ganzen Zug von Menschen und Tieren der seltsamsten Art hervorkommen sahen, mehrere Elefanten, schwer bepackt, dergleichen Kamele, Strauße – eine ganze Menagerie, geleitet von mehr als hundert Menschen.

Einfach die Argonauten!

Aber nicht dort an Bord ihres Schiffes, sondern hier auf Borneo.

Doch jetzt war keine Zeit zur Erklärung, oder der Waffenmeister der Argonauten verlangte doch eine ganz andere. Er hatte den Flaggenwechsel des Wracks mit dem Schiffe mitgelesen; aber Kapitän Biester konnte ja selbst keine Erklärung geben.

»Das ist unsere Argos, das wissen wir doch, auch wenn jetzt nicht ihr Name und Heimatshafen am Heck zu lesen wäre, aber das kann doch unmöglich unser Kapitän Martin sein?! Was in aller Welt ist denn dort nur passiert?!«

Die Erklärung sollte alsbald kommen, von der Argos selbst.

Auch dort mußte diese ganze Szene beobachtet worden sein, und die Folge war, daß das Schiff seine schnelle Fahrt stoppte, auch wieder etwas rückwärts ging.

Und da ward auch schon ein Boot ausgesetzt, das kleinste, das Dhingy, ein einzelner Mann saß darin, ergriff die Riemen, hielt, vorwärts rudern, auf die Küste zu. Er war auch ohne Fernrohr schon zu erkennen, da sich unterdessen das Schiff dem Lande bedeutend genähert hatte, und vor allen Dingen fiel sein langer Vollbart auf.

»Kapitän Martin – kein anderer als Kapitän Martin!«

Er war es. Nach einer Viertelstunde hatte er die Sandbank erreicht, landete dort, wo sie frei von Riffen war.

»Die fremde Mannschaft hat gemeutert, die Argos ist in ihren Händen!«

So hatte Georg schon vorher gesagt, und Kapitän Martin konnte es nur bestätigen, wenn es auch etwas anders war, als man hier zuerst geglaubt hatte.

Er berichtete.

Wir machen es so kurz wie möglich, wie es auch der Erzähler tat. Das Luftschiff war nach jenem sibirischen Tale zurückgekehrt.

Die Argos wurde mit den siebenundzwanzig Matrosen und Heizern bemannt, die von jenem englischen Dampfer flammten, sollte sofort aufbrechen, um wieder den

Jenissei hinaufzugehen, die Gäste der Argos wurden natürlich mitgenommen, ebenso die sechsundneunzig Indianer.

Vorher aber hatte Kapitän Martin mit Merlin noch eine Unterredung.

»Wie steht es denn nun mit dem Flibustierschatz, den uns der Kapitän Satan doch ganz einfach gestohlen hat?

»Er gehört Euch, er steht zu Eurer Verfügung.«

»Well, dann mal her damit.«

Georg hätte diese Frage niemals gestellt, hätte den Schatz nicht angenommen, niemand hätte ihm widersprochen – aber Kapitän Martin war da nicht so.

»Well, wenn Sie und die Patronin ihn nicht haben wollen, dann nehme ich ihn!« flocht er jetzt einmal ein, als Georg ein gar finsternes Gesicht machte.

»Weiter!« gebot dieser.

Der Schatz wurde gebracht. Zuerst Goldbarren. Die Patronin hatte einst von zwanzig Tonnen gesprochen – es waren zweiundzwanzig Tonnen, welche der Flibustierkapitän auf seiner letzten Raubfahrt zusammengebracht hatte. 440 Zentner – die wollen durch Menschenhände geschleppt sein!

Und dann noch viele große Blechkisten voll Geschmeide und Juwelen, zusammengebeulte Kirchengefäße und dergleichen mehr.

Alles wurde an Bord genommen, die Argos ward von dem Samojuden, der sie schon hierher geführt, nach Krestowsk zurückgebracht.

Es war Mitte August, hier Hochsaison für die Fischerei, der lebhafteste Betrieb herrschte, in dem sonst so einsamen Hafen lagen große Dampfer aller Nationen.

Die sechsundneunzig Indianer wurden auf einen amerikanischen Dampfer gebracht, der nach Neuyork zurück fuhr. Kapitän Martin bezahlte das Passagiergeld aus seiner Tasche, gab ihnen sonst noch Geld, damit sie nach ihrer Heimat zurück konnten, oder wohin sie sonst wollten – nur fort mit dieser roten Bande!

Desgleichen wußte Kapitän Martin den anderen Gästen plausibel zu machen, daß es das Beste sei, wenn sie die Argos jetzt verließen. Er wolle mit seinem Schiffe durch die Behringsstraße zu kommen suchen, das könne sehr, sehr gefährlich werden – aber ob dies nun wirklich der Fall war oder nicht, kurz und gut, er wußte sich der sämtlichen Gäste zu entledigen.

Denn dem Kapitän hatte diese gewährte Gastfreundschaft niemals gefallen, er hatte sich niemals diesen Gästen angeschlossen. Weshalb nicht? Er war eben ein Sonderling. Er hätte auch niemals einen Passagierdampfer gefahren, nicht für alles Geld der Welt – so gern der doch auch sonst Geld verdiente.

Die Gäste hatten gefühlt, wie unliebsam sie diesem Manne waren – sie waren von Bord gegangen, sämtlich, um eine andere Gelegenheit zur Rückreise in ihre Heimat zu finden.

»Well, jetzt hatte ich endlich einmal klar Schiff gemacht, unsere Argos war wieder gereinigt!« mußte er jetzt einmal einfügen.

»Weiter!«

Also nach Pontianak sollte es gehen, dem Haupthafen Borneos, um zu sehen, was unterdessen aus den Argonauten geworden war.

Da war es ja nun freilich durch die Behringsstraße ganz bedeutend näher. Dieser Weg war im Gegensatz zu jenem um ganz Asien und Europa und womöglich noch Afrika herum, nur ein Katzensprung zu nennen. Und die Fahrt durch die Behringsstraße ist heute, wo man die Verhältnisse so ganz genau kennt, kein Kunststück mehr. Die zweite russische Kriegsflotte, die nach Japan geschickt wurde, hat es schwer bereut, nicht ihren Weg durch das Eismeer genommen zu haben. Natürlich muß die Jahreszeit darnach sein. Vom Herbst bis Frühling ist Schluß der Vorstellung, aber jetzt war Mitte August, das war die denkbar günstigste Zeit.

Die siebenundzwanzig Matrosen und Heizer, darunter aber auch zwei Steuerleute – Kapitän Arnold war der achtundzwanzigste – genügten zur Bedienung vollkommen, sie hatten sich in dieses Schiff bereits eingearbeitet, und vor allen Dingen waren sie auch bereit, die Fahrt mitzumachen – noch einmal Kohlen, Petroleum und Proviant eingenommen – es ging rechts herum um Asien durch die Behringsstraße.

Da, als man diese schon hinter sich hatte, ein Maschinendefekt, dessen Beseitigung fast zwei Wochen aufhielt, und das genügte, um die Argos doch noch in fürchterliches Treibeis kommen zu lassen.

Man kam wieder heraus, aber es hatte durch Eisrammen eine enorme Menge von Kohlen und Petroleum gekostet, oder man hätte überwintern müssen.

Außerdem ging das Trinkwasser zur Neige. Das in den Ballasttanks mitgenommene erwies sich als total verdorben.

Nun, nach Pontianak würde man schon ohne Aufenthalt noch kommen. Ein Mangel an Trinkwasser konnte überhaupt nicht eintreten, so lange die Kessel noch mit Kohlen oder Petroleum geheizt werden konnten, dafür sorgte der Destillierapparat.

Da wurde auf der Höhe der Haddak-Inseln, aber von diesen noch weit entfernt, ein großer Dampfer gesichtet, die »Orleans« von Marseille, die das Notsignal zeigte. Sogar höchste Seenot!

Leck und sinkend! Eine Zylinderexplosion hatte die Planken des Kielraums durchschlagen, die Dampfpumpen konnten das einströmende Wasser nicht mehr bewältigen.

Ein Passagierdampfer, fünfzig Mann Besatzung, vierhundert Passagiere nur Männer, Auswanderer nach Australien.

Ja, da war nichts zu machen; die mußte man mitnehmen.

Sie kamen in ihren Booten angerudert, wie sie eben pulen konnten. Recht verwegene Gestalten, recht wilde Gesichter. Na, was soll man denn von solchen abenteuerlustigen Auswanderern, die in die australische Wildnis gehen wollen, auch anderes verlangen.

Sie kamen an Bord. Und wie sie alle hübsch beisammen waren, da Revolver und Messer heraus auf die ahnungslose Mannschaft der Argos losgeschossen und losgestochen! Vierhundert französische Verbrecher, zur Deportation nach Neukaledonien bestimmt!

Oder es waren schon Sträflinge gewesen, man hatte die französischen Zuchthäuser mal ein bißchen leer machen wollen.

Hatten sich auf dem Transportdampfer zu befreien gewußt, schon dort Mannschaft und Wache überwältigt, einfach alles niedergemacht.

Unter den Sträflingen befanden sich auch viele Marinesoldaten, Matrosen und Heizer, auch drei, welche die nautische Führung übernehmen konnten, also ehemalige Offiziere, sogar gleich zwei Kapitäne mit verbrecherischem Charakter.

Sie waren weiter gedampft. Um die Zukunft kümmern sich ja solche Individuen nicht viel. Eben an irgend einer unbekanntem Küste landen und dort ein freies Leben führen, das war ihr Ziel.

Da explodierte der eine Zylinder der unvorschriftsmäßig behandelten Maschine. Und dort kam gerade ein stattliches Kriegsschiff. Das mußte genommen werden. Und die Verbrecher verließen den Passagierdampfer um so lieber, als es darauf nur ein ganz miserables Futter gab. Außerdem winkten ihnen auf dem Kriegsschiffe ganz andere Waffen, die man sich nur erst einmal aneignen mußte.

Es war zwar kein eigentliches Kriegsschiff, sondern die »Argos«, das berühmte Gauklerschiff, von dem alle die berichten konnten, welche der Freiheit nicht schon zu lange entbehrt hatten. Na, das war vielleicht erst recht gut, dieses Schiff war doch sicher tüchtig verproviantiert, auch mit Waffen wahrscheinlich auch mit Geschützen versehen.

»Werden wir aber mit diesen Argonauten, von denen man so Wunderbares erzählt, auch fertig werden?«

Na, solche Menschen riskieren doch alles. Man mußte die dort drüben nur ganz ahnungslos halten.

Der Handstreich war gelungen.

»Ich will ja nicht gerade behaupten,« sagte Kapitän Martin, »daß er auch gelungen wäre, wenn die »Argos« ihre eigentliche Besatzung an Bord gehabt hätte, unsere Argonauten – aber wir konnten jedenfalls gar nichts machen. Im Handumdrehen war alles totgeschossen und totgestochen.«

»Alle?!«

»Alle Sie haben keinen einzigen verschont. Auch in die Heizräume sind sie gleich gedrungen, noch ehe die unten eine Ahnung davon hatten. Es sind ja viele Seeleute dabei, ehemalige Heizer, die wissen doch Bescheid.«

»Haben sie nicht zum Übertritt aufgefordert?« fragte der Waffenmeister.

»Damit haben sie sich nicht erst aufgehalten. Alles wurde gleich abgemurkst.«

»Aber Sie sind doch diesem Schicksal entgangen.«

»Well, ich habe aber auch gleich die Hände aus den Hosentaschen genommen, nämlich nur, um zu zeigen, daß ich keine Waffen drin habe; um mir die Hände fesseln zu lassen.«

Das sah dem Kapitän Martin ja nun auch ganz ähnlich!

Aber was hätte er denn auch anderes tun sollen? Sich etwa allein mit den vierhundert Verbrechern herumprügeln!

»Und auch ich wäre gleich ins Jenseits befördert worden, wenn der Rädelsführer der Bande nicht mein guter Freund gewesen wäre, der schützte mich gleich.«

»Was, Ihr guter Freund?«

Kapitän Martin nahm erst ein neues Stück Kautabak, mit dem er reichlich versehen war.

»Well, Kapitän Baslare. Hat mir einmal in Neuorleans einen großen Dienst erwiesen, hast für mich gebürgt. Ich habe mich zu revanchieren gewußt; eigentlich ein ganz famoser Kerl. Ist aber auf Abwege gekommen. Wollte gar zu fix reich werden, hat ein altes Schiff gekauft, es mit falscher Ladung zu hoch versichert und es auf den Grund gesenkt. Ein Dutzend Menschenleben gingen dabei flöten. 's kam heraus. Lebenslängliches Zuchthaus, dann begnadigt zur Deportation nach Neukaledonien, wo er doch die Möglichkeit hat, sich noch einmal als so halbfreier Kolonist zu etablieren. Der nahm gleich Partei für mich, sonst stände ich nicht mehr hier. Immer noch ein famoser Bursche. Ich bin wohl eingesperrt worden, hab's aber ganz fein gehabt.«

Man mußte diesen alten Seebären sprechen hören, wie der dies alles hervorbrachte, natürlich die Hände in den Hosentaschen und manchmal mit den Beinen schlenkernd.

»Und was nun weiter?«

»Well, wir sind ungefähr eine Woche herumgegend. Um die Philippinen und um Borneo herum. Diese Piraten waren nicht schlecht enttäuscht; nämlich so wenig Kohlen und Petroleum und besonders Trinkwasser vorzufinden. Die suchen schon seit diesen acht Tagen nach Trinkwasser. Aber wo so eine stattliche Flußmündung ist, in die sie einlaufen können, da ist auch immer sicher ein stattliches Fort. Und aus einem kleinen Bächlein genügend Trinkwasser für vierhundert Menschen zu schöpfen, für lange Fahrt, das ist in Märchenbüchern leichter erzählt als ausgeführt. Übrigens bin ich da nicht eingeweiht worden, soweit geht Kapitän Baslares Vertraulichkeit mit mir denn doch nicht. Also ich weiß nicht, was die Piraten eigentlich wollen. Jedenfalls aber weiß ich, daß jetzt auch noch der Destillierapparat nicht mehr funktioniert, es muß etwas gebrochen sein, was sie nicht reparieren können. Da wurde ich einmal geholt. Ich kann's auch nicht, sonst hätte ich's getan. Und überhaupt, sie haben ja kaum noch so viel Kohlen und Petroleum, um noch gegen den Wind zu kommen. Da können sie doch auch nicht mehr viel destillieren. Kurzum, jetzt sind sie mit ihren letzten Kohlen hauptsächlich auf der Suche nach Trinkwasser.«

»Und man hat Sie nun in Freiheit gesetzt?«

»Well, ich komme als Parlamentär. Natürlich gehe ich nicht wieder zurück. Ich bin freigelassen worden.«

»Was sollen Sie ausrichten?«

»Die Piraten sehen ein, daß sie einen großen Fehler begangen haben, was ich Ihnen freilich nicht sagen soll. Sie sahen hier das Wrack liegen, erfuhren, daß es mit Kopra befrachtet sei. Da dachten sie sich noch nichts dabei, fuhren ruhig weiter. Was sollten die mit diesem wertlosen Zeuge! Gleich hinterher aber fiel ihnen ein, daß Kopra in ihrer Lage doch nicht so ein wertloses Zeug sei; solch ausgedörrtes Koskosnußfleisch, fast fünfzig Prozent Öl enthaltend, brennt ganz famos. Und mit 350 Tonnen kann man lange heizen und auch viel Wasser destillieren.

Gerade aber nun, wie sie diese geniale Idee gefaßt hatten, krachten die Schüsse. Die Dajaks wurden angegriffen. Sapristi, das waren ja keine anderen als die eigentlichen Argonauten, die dort aus dem Walde herauskamen! Ein wundersamer Zufall, dieses Zusammentreffen hier! Nun aber stand es freilich auch faul mit dem Abholen der Kopra. Well, und nun begangen diese Dummköpfe den zweiten Fehler, den allergrößten, den sie wohl je in ihrem Leben begangen haben und begehen werden.«

»Inwiefern?«

»Na, daß sie gerade mich als Parlamentär abschiedten.«

»Was ist da für ein Fehler dabei?«

»Die hätten mich als Geisel behalten sollen. Oder hätten Sie nicht das Abholen der Kopra und noch viel mehr erlaubt, wenn die mit meinem Tode gedroht hätten?«

Natürlich, jetzt sah das Georg ein.

»Ich kann nicht begreifen, wie sogar dieser sonst so gerissene Kapitän Baslare plötzlich so borniert sein konnte, mich laufen zu lassen. Na, die ganze Gesellschaft hat eben völlig den Kopf verloren. Und nun soll ich fragen, zu welchen Bedingungen Sie gestatten, daß jene das Wrack ausnehmen, ohne daß Sie ihnen irgendwie ein Hindernis in den Weg legen.«

»Ich glaube, jede Antwort meinerseits ist überflüssig!« entgegnete Georg.

»Ich muß mich erst meiner Pflicht entledigen, die ich nun einmal übernommen. Die haben doch den Flibustierschatz natürlich gefunden. Na, die mögen ja nicht schlecht gejubelt haben. Aber gleichzeitig mag ihnen wohl auch das Bewußtsein gekommen sein, wie wenig sie jetzt damit anfangen können. Kurz, und gut: Diese neuen Flibustier sind nobel, sie bieten Ihnen gleich die ganze Hälfte dieses Schatzes an, wenn Sie ihnen erlauben, daß sie hier ungestört die 350 Tonnen Kopra ausnehmen können. Und dann gestatten Sie wohl, daß sie auch gleich ein bißchen Wasser an Bord nehmen. Denn wo hier Dajaks wohnen, muß es doch auch Trinkwasser geben. Und dort an Bord scheint das Wasser jetzt schon höllisch knapp zu sein. Also wie steht's? Die Hälfte des Schatzes?!«

Georg mußte herzlich lachen, es war auch nichts Gekünsteltes dabei, und die umstehenden Argonauten stimmten mit ein.

»Unser Schiff wollen wir wieder haben!«

»Well, sagen Sie ihnen das selbst. Ich habe mich meines Auftrags entledigt, aber die Antwort bringe ich natürlich nicht persönlich hinüber. Ich bleibe jetzt lieber hier.«

Es wurde denn auch sofort signalisiert, an Bord des Wracks wurde dazu das Einleitungszeichen gegeben.

»Bescheid erhalten?« wurde drüben zunächst angefragt.

»Ja. Unser Schiff wollen wir haben.«

»Wer spricht?«

»Stevenbrock, zweiter Kapitän der Argos.«

»Wieviel fordern Sie für Kopra?«

»Unser Schiff.«

»Unmöglich. Die Hälfte des Schatzes.«

»Gehört uns.«

»Nicht mehr. Überlegen Sie! Wir gehen und kommen nicht zurück. Beraten Sie.«

Da gab es gar nichts zu beraten.

»Unser Schiff zurück!«

Die Argos machte Dampf auf und fuhr nach Norden davon.

Die Piraten glaubten wohl eine andere Gelegenheit zu wissen, um Heizmaterial und Trinkwasser baldigst zu finden.

### 137. KAPITEL. DER KAMPF MIT DEN PIRATEN.

Die »Argos« war verschwunden, man hatte sie nicht zurückgerufen.

Was hätte man solchen Verbrechern und Mordbuben gegenüber auch für Bedingungen stellen sollen?

Da gab es gar kein Entweder – Oder.

Bedingungslose Unterwerfung!

Man hätte sich doch Zeit seines Lebens for aller Welt und vor sich selbst geschämt, da irgend welche Zubilligungen gemacht zu haben.

Diese Burschen mußten hängen – da gab es nun gar nichts weiter!

Welche niedergeschlagene Stimmung unterden Argonauten herrschte, läßt sich natürlich denken.

Aber jetzt vor allen Dingen mußte erst einmal Rast gehalten werden, um sich von den Strapazen der letzten Wochen zu erholen; denn Strapazen hatte der Marsch von mehr als sechzig geographischen Meilen durch den Urwald ja gekostet, wenn man mit feindselig gesinnten Dajaks auch immer leicht fertig geworden war.

Dann später konnte beraten werden, was nun weiter werden sollte, wie man von hier fortkommen konnte, wie man auch womöglich das Schiff wieder erlangte.

So verging der Nachmittag in stiller Ruhe. Einige, auch Georg, wie überhaupt die Hauptpersonen, hatten sich auf dem Wrack einquartiert, das ganz sicher zwischen den Riffen gebettet lag, die meisten lagerten an dem Bache, der sich an dem Urwaldsaum entlang schlängelte.

So verging auch die mond- und sternenlose Nacht in stillster Ruhe. Die befreiten Dajaks hatte man laufen lassen, wohin sie wollten, die anderen brauchte man nicht zu fürchten. Die Hunde waren ja die besten Wächter.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch umhüllte sich alles mit dichtem Nebel. Es war nicht anders, als ob geradezu die Wolken vom Himmel herabkämen. Solche Nebel sind selten in diesen Breiten, wenn sie sich aber einmal einstellen, gewöhnlich am Morgen, dann spotten sie jeder Beschreibung. Nur die Londoner Nebel können sich mit ihnen messen.

Kurz nach sechs Uhr betrat Georg, der unter Deck geschlafen hatte, das Oberdeck, mußte sich hinauftasten. Wohl war es hell, aber nicht die Hand vor den Augen zu erkennen. Alles war wie in Milch getaucht.

So verging eine halbe Stunde, während der man sich nur immer fort tasten konnte, wenn man nur einige Schritte tun wollte, und dabei wurde auch das Gehör vollkommen getäuscht. Man glaubte einen Menschen weit, weit entfernt reden zu hören, und plötzlich prallte man mit ihm zusammen.

Mit einem Male aber ward dieser Nebel von der Kraft der hochgekommenen Sonne in die Höhe gezogen, nicht anders, als wie man einen Theatervorhang in die Höhe zieht.

Urplötzlich hatte man den weitesten Fernblick, die weiße Suppe hing oben am Himmel als Wolke.

Und was für einen Blick hatte Georg da!

Er traute seinen Augen nicht, er rieb sie erst ein paar mal, ehe er es glauben konnte.

Da liegt keine fünfhundert Meter von ihm entfernt dort auf dem sandigen Ufer, wo dieses klippenfrei ist, die Argos! Sie liegt mitten drin im Sande gebettet, hat auch

hinten die Schraube noch aus dem Wasser herausgereckt, auch noch über dem Sande!

Liegt genau so das, wie sie schon einmal auf einer Sandbank gelegen hat, damals im Urwald von Brasilien!

Wie die hier so auf dem Sand gelaufen war?

Nun, das Schiff war eben immer noch einmal umgedreht. Unschlüssig, wie solch eine Verbrecherbande, die sich schnell zusammengefunden hat, noch kein richtiges Oberhaupt hat, eben immer ist.

Ob sie nun noch einmal das Wrack hatten aufsuchen wollen, oder zu welchem Zwecke sie sonst umgekehrt waren, das war ja ganz gleichgültig dabei.

Sie waren Volldampf gefahren, glaubten auch im dichtesten Nebel ihres Weges ganz sicher zu sein, waren es eben nicht gewesen, waren mit voller Kraft hier auf diese Sandbank gelaufen.

Oder auch schon die halbe Kraft hatte genügt, um das Schiff dermaßen in den Sand hineinschusseln zu lassen!

Doch solche Erwägungen stellte Georg jetzt nicht an. Der erkannte in diesem Augenblick nur ein Einziges. Die konnten nicht wieder von hier fort! Die brachten das Schiff nicht wieder frei!

Wenigstens nicht so ohne weiteres, nicht durch Dampfkraft, und hätten sie auch noch so viel Heizmaterial gehabt.

Es hatte ja gar keinen Zweck, die Schraube sich drehen zu lassen, die lag ja frei in der Luft.

Und das Wasser stieg auch nicht weiter, gerade jetzt war höchste Flut.

Nur ein einziges Mittel gab es, um das Schiff wieder ins Wasser zu bringen: es auszugraben!

Ringsum den Sand wegschaufeln, so tief als möglich, natürlich so, daß dabei nicht von der See her das Wasser eindrang, das Schiff wurde dabei abgestützt, und wenn es soweit war, wurde der Schutzdamm durchbrochen, dann konnte die Schraube wieder arbeiten, das Schiff kam wieder in die freie See hinaus.

Aber das bedurfte ziemlicher Zeit!

Und an diesen Arbeiten konnte man sie mit Büchsenkugeln hindern.

Und dann vor allen Dingen: der Mensch bedarf doch seiner täglichen Ration Trinkwasser.

Und das Trinkwasser sollte bei ihnen schon äußerst knapp sein!

Und wie Georg alle diese Gedanken blitzschnell zusammengefaßt hatte, da sprang er auch schon die Kajütentreppe hinab, hatte seine Büchse und sein Stockschwert ergriffen, stand mit einem Satze wieder auf Deck und da jagte er schon wie ein geflügelter Achill über die Sandbank dahin, dem Walde zu, an dessen Saume neben dem Bache die meisten Argonauten lagerten.

»Jungens, Jungens, wir haben sie, wir haben sie!« jauchzte er während dieses rasenden Laufens. »Wir haben unser Schiff wieder, nur den Bach müssen wir halten, daß sie kein Trinkwasser bekommen!«

Nun, wer nicht gerade noch schlief, der hatte es ja schon selbst gesehen, das Wunder, ihr im Sand so hübsch eingebettetes Schiff, und die Schläfer wurden natürlich

schnellstens geweckt, und dann konnte ihnen Georg weiter erklären, wie sie jetzt ihr Schiff unbedingt wieder in die Gewalt bekommen müßten.

Es ist nur noch eine Erklärung hinzuzufügen.

Die Entfernung der Argos von dem Wrack betrug also ungefähr fünfhundert Meter, die nach jenem Waldsaume fast das Doppelte.

Die fünfhundert Meter genügten schon, um von der Katastrophe gar nichts hören zu lassen. Es war ja auch ohne alles Lärmen abgegangen, das Schiff war ganz sanft auf den weichen Sand hinaufgeschusselt. Kanonen- und andere Schüsse hatten die Piraten nicht gelöst, wozu auch, und sich überhaupt gehütet, unnötigen Lärm zu machen. Und nun außerdem die Kampfkraft dieses Milchnebels, der jeden Laut förmlich erstickte!

Und dann sei noch nachträglich etwas bemerkt. Es geschieht erst jetzt, weil es eben erst jetzt von ganz besonderer Bedeutung war.

»Die haben ja jetzt nur noch ein einziges Boot, nur noch die zweite Jolle!«

Das Fehlen von vier oder doch drei Booten war schon gestern bemerkt worden, aber man hatte sich doch nichts weiter dabei gedacht.

Die »Argos« besaß sechs Boote: die große Barkasse mit Motor, zwei Kutter, zwei Jollen und das kleine Dinghy.

Kapitän Martin hatte bereits berichtet – obschon dies ebenfalls erst jetzt erwähnt wird – wie er bei seinem Kampfe mit dem Treibeis in der Behringsstraße die Barkasse und eine Jolle verloren hatte.

Während der achttägigen Fahrt der Piraten hatten diese einen Kutter verloren, wahrscheinlich als sie einmal an der Küste nach Trinkwasser gesucht hatten, solch ein hölzernes Boot ist ja schnell futsch.

Als die Argonauten ihr Schiff wieder erblickten, hatte dieses also nur noch drei Boote in den Davits hängen gehabt. Von diesen war Kapitän Martin mit dem Dinghy abgegangen.

Also die »Argos« hatte sich nur noch mit zwei Booten entfernt, einem Kutter und einer Jolle. Und jetzt waren auch noch diejenigen Davits leer, in denen der zweite Kutter gehangen hatte.

Wo der über Nacht geblieben war, wußte man nicht, erfuhren die Argonauten auch nicht so bald, und das war ja auch ganz Nebensache.

Jedenfalls verfügten die Piraten jetzt nur noch über eine einzige Jolle, und in die gingen höchstens zwanzig Menschen hinein!

Und was nun?

Der Waffenmeister der Argonauten hatte sofort seinen Kriegsplan entworfen.

Die »Argos« lag also auf einer Sandbank, die nach der Seeseite völlig klippenfrei war.

Auf der Südseite, also nach der Richtung hin, wo die wracke Brigg lag, näherte sich die Klippenformation jener Sandbank bis auf höchstens hundert Meter, von der Nordseite her die Fortsetzung dieser Klippenformation vielleicht bis auf hundertzwanzig Meter.

Es war, als ob es so hätte sein müssen, daß die »Argos« im dichten Nebel gerade zwischen diesen Riffen hindurchgelaufen war, um so weich wie möglich im Sande gebettet zu werden.

Denn zwischen den Riffen selbst wäre sie ein hoffnungsloses Wrack geworden, genau so wie die Brigg.

Und diese beiden Riffformationen bildeten den herrlichsten Schleichweg, den man sich denken konnte, um sich in sicherer Deckung dem festgenagelten Schiffe nähern zu können, um es zu beschießen.

Und schon rückten die beiden Trupps ab, welche Georg für diese Aufgabe abgeteilt hatte. Und daß er hierfür die geeignetsten Leute zusammenstellte, das war eben die Sache des Waffenmeisters.

Denn ganz so einfach war die Sache nicht, es gehörten die geübtesten Jäger sowohl, wie die gewandtesten Akrobaten dazu, um diese Schleichwege auch benutzen zu können, ohne von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden. Man mußte manchmal weite Sprünge von Klippe zu Klippe ausführen, wenn ein Waten oder Schwimmen ganz ausgeschlossen war, es war ein ganz halsbrecherischer Weg!

Aber die alsgeschickten Leute würden ihre Ausgabe schon lösen, der Waffenmeister der Argonauten, der sie erst zu Akrobaten und Athleten ausgebildet, hatte sie ausgesucht.

Und dann natürlich blieb noch eine starke Schützenkette längst des Waldsaumes liegen, durch Büsche und

Kokospalmen geschützt, um den Bach für die Piraten unantastbar zu machen.

An Patronen fehlte es nicht.

Es waren fast hundert Männer, die Schiffsjungen mit eingeschlossen, jeder mit einer Doppelbüchse bewaffnet, und zusammen verfügten sie über mehr als dreitausend Patronen.

Ein Glück, daß sie während des Jagdlebens in dem Prärielande so sparsam mit der Munition gewesen waren, und auf dem Durchmarsch durch den Urwald hatten sie noch viel weniger verbraucht.



Die Piraten mochten sich auch nicht schlecht die Augen reiben, wie der Nebel so plötzlich in die Höhe gerollt war.

Nicht, weil sie sich hier auf einer Sandbank sitzen sahen; das hatten sie natürlich auch im dichtesten Nebel gemerkt, mit verbundenen Augen, was ihnen da passiert war.

Aber daß sie da fünfhundert Meter von sich entfernt wieder die Koprabrigg liegen sahen, das hatten sie sicher nicht erwartet!

Durch die Fernrohre, teils eigene, teils von der Brigg stammend, sah man, was für verdutzte Gesichter die an Deck stehenden Verbrecher machten, wie sich viele tatsächlich die Augen rieben, und nicht nur vor Schlaftrunkenheit.

Dann mußten sie es wohl glauben. Gleich darauf sahen sie den Waffenmeister der Argonauten über die Sandbank rennen, aber was er rief, hörten sie nicht, dazu war die Entfernung denn doch zu groß.

Und dann sahen sie auch nicht etwa, wie die abgeteilten Trupps nach den Klippenformationen rückten! Das geschah auf großen Umwegen, auch hinter Sandwellen gedeckt, und ebenso verließen diejenigen, welche die Nacht auf dem Wrack kampiert hatten, dieses, wie die Patronin, Ilse und Klothilde, die zogen sich ungesehen über die Klippen und dann auf jenen Schleichwegen über die Sandbank nach dem Waldessaum zurück.

Denn an Bord der Argos befanden sich ja Revolverkanonen und Schnellfeuergeschütze, das Wrack konnte leicht in Trümmer geschossen werden, dort in dem Urwald dagegen, der wie gewöhnlich am Rande ganz rotangfrei, war man gegen jedes Bombardement gesichert.

Es war gerade ein Sonntag, und in sonntäglicher Morgenstille lag alles da. Ein herrlicher Sonntagsmorgen! Auch der Himmel leuchtete wieder in wunderbarem Blau.

Von den Argonauten war absolut nichts mehr zu sehen. Nur einmal war beobachtet worden, wie dort am fernen Waldessaum ein Mann mit affenartiger Behendigkeit eine hohe Koskospalme erklettert und sich oben in den Ästen etwas zu schaffen gemacht hatte; dann war er wieder herabgeglitten und verschwunden.

Kapitän Baslare selbst erstieg, wie es schon andere getan hatten, die Wanten bis zur Royalrahe hinauf, um Umschau zu halten – kein Mensch war zu sehen, auch keines jener Tiere, deren Einzug auf die Sandbank sie gestern mit beobachtet hatten.

Nun, die Piraten, ob nun Seeleute oder nicht, wußten, was sie zu tun hatten, was möglich war und was nicht.

Wort, wo sich die Pfahlhütten der Dajaks erhoben, gab es ja unbedingt Trinkwasser, welches die Piraten so sehr, sehr nötig hatten. Aber es von dort in Eimern zu holen, daran durfte man gar nicht denken; beim Wege über die Sandbank wurde doch jeder aus dem Hinterhalte weggeschossen.

Also nur so schnell als möglich wieder von hier wegkommen! Das Schiff mußte einfach ausgegraben werden, genau so, wie es sich Georg sofort vorgestellt hatte.

Zunächst holten sie Schaufeln hervor, an Bord der »Argos« im Überflusse vorhanden, vor allen Dingen aber Balken und Bretter; denn ehe man an ein Ausschaufeln ringsum denken konnte, mußte das ganze Schiff abgestützt werden. Das sind Arbeiten, deren Plan der Seemann, wenn nicht im Kopfe, dann in den Händen haben muß, sonst eignet er sich eben nicht zum Seemanne, mindestens kann er niemals als Seemann fahren; denn ein solcher muß sich in jeder Lage zu helfen wissen, in jeder! Auf der Steuermannsschule wird solch eine Möglichkeit, daß ein Schiff auf eine Sandbank läuft, vollständig auf trockenem hinauf, sehr wohl erwogen, und noch ganz andere Möglichkeiten dazu, und der Steuermannsschüler,

der solch ein vom Lehrer theoretisch aufgestelltes Problem nicht geschickt zu lösen weiß auf dem Papiere, der kann seine Bücher nur gleich wieder einpacken, der wird nicht zum Examen zugelassen. Die Reedereien wollen ihre befrachteten Schiffe, Millionenwerte repräsentierend, doch keinem unpraktischen Menschen anvertrauen! Und hier kann Mutterwitz und praktische Hand durch keine Universitätsbildung ersetzt werden. Dafür aber gibt es im Seemannswesen auch noch die einzige Möglichkeit, als ganz ordinärer Mensch Offizier zu werden, Offizier in der kaiserlichen Marine! Noch heute! Wer sein Steuermannsexamen besteht, der dient in der Marine überhaupt als Einjähriger, er braucht vorher gar keine Schule besucht zu haben, und in der Marine gibt es überhaupt gar keine Selbstverpflegung, und jeder Einjährige kann Offiziersaspirant werden; dann, wenn er zugelassen wird, werden die weiteren Kosten für diese Laufbahn von einer Reedereigenossenschaft getragen, denn das sind dann natürlich Kerls, die später wie Gold gesucht werden, und dann freilich fängt es mit höherer Mathematik und höherer Astronomie an.

Es schadet wohl gar nichts, wenn dies hier einmal erklärt wird. Nur noch im Seemannswesen gilt das Wort wirklich, daß jeder Matrose den Admiralsstab im Zeug-sack hat. Nur hier noch geht Mutterwitz und praktische Hand über jede andere Bildung, kann durch nichts ersetzt werden; denn das mit dem Generalfeldmarschallsstab, den jeder Soldat im Tornister tragen soll, das ist

doch ein Märchen geworden, das endlich einmal ausgemerzt werden sollte. Nur in der Marine ist es noch heute kein Märchen. Wir haben noch heute zwei Admirale, die gewöhnliche Handelsmatrosen gewesen sind.

---

Wohl die Hälfte aller Piraten war auf beiden Seiten des Schiffes auf die Sandbank gesprungen, bereit, die Balken und Bretter zu empfangen, die aber erst unten aus dem Holzraum an Deck gewunden werden mußten.

Da fiel ein Schuß.

Der Schall kam aus der Richtung des Waldsaumes her. Wollten die dort natürlich versteckt Liegenden etwa die hier Arbeitenden beschießen?

Die Entfernung betrug noch etwas mehr als einen Kilometer.

Ja, die modernen Infanteriegewehre schießen noch viel, viel weiter als tausend Meter. Das Schiebevisier der alten Marinebüchse, Model 71/84, ist auf 1600 einzustellen.

Aber Schießen und Treffen ist zweierlei. Bei solch großen Entfernungen ist an ein treffsicheres Zielen ja gar nicht zu denken.

Es konnte überhaupt nur ein Signalschuß gewesen sein, um aufmerksam zu machen.

Denn jetzt kletterten an jener Palme, die vorhin von einem Manne erstiegen worden war, bunte Lappen in die Höhe und bildeten eine Reihe.

Kapitän Baslare hatte das internationale Signalbuch schon zur Hand.

»Alles zurück an Bord! Unter Deck!« übersetzte er.

Es kam zu keinem Hohngelächter. Dieser Befehl war für die Piraten ganz unverständlich.

»Warum?!« ließ Baslare durch zwei Flaggen zurückfragen, nur aus Neugier.

Durch zwei nacheinander gehißte Flaggenreihen wurde au sführlich geantwortet.

»In einer Minute werdet Ihr beschossen. Unter Deck!«

Noch immer verständnislos blickten die Piraten nach dem Waldessaum.

Von dort aus beschießen? Hatten die Argonauten etwa Geschütze bekommen?

Was die ursprünglich bei sich gehabt, wußten die Piraten ja; Kapitän Martin war befragt worden und er hatte berichtet. Warum sollte er nicht?

Nur Jagdbüchsen, die auf dreihundert Meter mit Sicherheit schossen, aber schon bei fünfhundert Metern hörte es auf. Eine Jagdbüchse mit großem Kaliber ist doch kein Infanteriegewehr, dessen kleine Stahlspitzkugel einen Knochen nur glatt durchschneiden soll, um den Gegner unschädlich zu machen. Von solch einem kleinen Stahlgeschosß stürzt aber noch nicht einmal ein Reh, wenn es nicht absolut tödlich getroffen wird. Solch ein Infanteriegewehr ist für Hochwildjagd gar nicht zu gebrauchen, von Büffeln und dergleichen erst gar nicht zu sprechen.

Die Piraten plapperten noch zusammen, was die dort denn eigentlich gegen sie unternehmen wollten, als dort wieder eine Flaggenreihe aufstieg.

»Die Minute ist vergangen!«

Ja, und was nun? Na, da schießt doch einmal. Zeigt, was Ihr könnt, was Ihr eigentlich vorhabt.

Ein Matrose erkletterte die Großwante, um noch einmal Umschau zu halten.

Er war erst bis zur Großrahe gekommen, der untersten des Mittelmastes, als wieder ein Schuß fiel, diesmal wirklich krachte, nämlich in viel größerer Nähe, nicht dort am fernen Waldessaume.

Und da warf der Matrose dort oben beide Arme hoch, sauste herab und schmetterte an Deck.

Und da krachten noch sechs andere Schüsse, zusammen oder kurz hintereinander, und noch sechs andere Menschen brachen zusammen, immer durch den Kopf geschossen, die auf dem Sande neben dem Schiffe gestanden hatten, aber nicht alle sechs auf derselben Seite, sondern drei auf Backbord und drei auf Steuerbord.

Hei, da freilich hörte das untätige Herumstehen auf und aus dem französischen Plappern wurden wilde Schreie.

»Sie liegen ganz nahe hinter den Riffen!! Sauve qui peut – es rette sich, wer kann!!«

In verzweifelter Hast ging es wieder auf Deck hinauf. Das hatte aber seine Schwierigkeiten.

Wohl war hüben und drüben die Falltreppe herabgelassen worden, auch ein Fallreep, aber das hatten die wenigsten zum Abstieg benutzt, das war ihnen zu langsam gegangen, sie waren einfach die wenigen Meter in den feinen, weichen Sand hinabgesprungen. Die meisten dieser Verbrecher waren aus ihrer ehemaliger Praxis ja noch ganz andere Sprünge gewöhnt.

Ja, herabspringen hatten sie können, aber nicht wieder hinauf.

Um die beiden Falltreppen hüben und drüben und um die vorn herabhängende Strickleiter entstand ein wilder Kampf, sogar Messer wurden gezogen, es floß schon Blut. Und wer niedergetreten wurde, auf den wurde weiter herumgetrampelt

Ein förmliches Wunder war es, daß niemand liegen blieb. Jeder konnte sich noch hinaufschleppen, mit Stichwunden oder mit einem gebrochenen Knochen oder mit einem Unterleibsbruch.

Die Argonauten waren edel. Auf ihres Waffenmeisters Befehl! Sie hätten ja zwischen die Fliehenden schießen können, vielleicht alle wegputzen können, aber sie taten es nicht. Sie hatten auf die unten stehenden Piraten nur sechs Schüsse abgeben dürfen, auf jeder Seite sollten drei Tote sein. Und dann freilich durfte auch niemand mehr die Wante erklettern, sich überhaupt nicht mehr an Deck zeigen.

»Wir wollen der Hand der irdischen Gerechtigkeit nicht vorgreifen, wollen sie also möglichst lebendig haben.«

So hatte der Waffenmeister gesagt.

Aber er hatte den abrückenden Riffschützen auch noch andere Instruktionen gegeben.

Die meisten Piraten waren ja auch gleich unter Deck gestürzt, aber einige hielten sich doch noch oben auf, um erst einmal näher zu sehen, woher die tödlichen Geschosse kamen, ob man sich nicht revanchieren könne.

»Jetzt darfst Du mal schießen, Kuno!« sagte auf den Nordriffen der Segelmacher Oskar, der Führer dieser nördlichen Schützenkompanie. »Nimm den mit der roten Kappe aufs Korn, der blickt am frechtesten hierher, hat auch schon ein Gewehr in der Hand; aber ein bißchen fix, Kuno, wenn ich bitten darf!«

Der Matrose Kuno, wie alle anderen auf dem Bauche hinter einer Felsenklippe liegend, nicht gerade sehr bequem, aber in sicherer Deckung, lugte, richtete sein Gewehr, zielte und schoß.

Der Mann mit der roten Kappe ließ das Gewehr fallen, griff mit beiden Händen nach dem Kopfe und sackte zusammen.

Aber ganz merkwürdig war es, was Kuno jetzt für scheue Blicke um sich warf.

War es vielleicht das erste Menschenleben, das er vernichtet hatte?

Nein, seine scheuen Blicke hatten einen ganz anderen Grund, und er sprach es aus.

»Verflucht noch einmal! Wenn das der Waffenmeister erfährt! Ich bin zu tief abgekommen, habe den Kerl nur

durch die Backen geschossen, oder vielleicht auch ins Maul nein. Wenn das der Waffenmeister erfährt!«

Also das war des Matrosen einziger Kummer gewesen. Es schildert die Stimmung, die hier überhaupt herrschte; wie sie den Feind belagerten. Es fehlte nur noch, daß sie wie die Buren im Kriege auch Sonnenschirme aufspannten.

Fast gleichzeitig war auch auf den Südriffen ein Schuß gefallen, ein zweiter Pirat, der ganz frei an Deck stand, machte gleich einen Bocksprung, und da freilich zeigte sich über der Bordwand auch keine Mütze mehr.

Doch jetzt fiel auch ein Schuß auf Steuerbordseite aus einem Bollauge heraus, und wieder war der Matrose Kuno der Unglückswurm, auf den die Kugel nicht ganz umsonst abgefeuert worden war.

Die Spitzkugel des englischen Infanteriegewehres – diese hatten die Argonauten damals nicht auf den Elektron mitgenommen – hatte ihm das linke seiner ziemlich weit abstehenden Ohren durchlöchert.

Ja durchaus keine gefährliche Verwundung gar nichts von Bedeutung, aber –.

»Kuno, Du bist und bleibst ein ausgemachter Döskopp!« schimpfte der Segelmacher, als er das durchlöcherte und blutende Ohr des neben ihm liegenden Matrosen sah. »Wenn Du die Kugel durchs Auge bekommen hättest, ich würde Dir das andere nicht zudrücken. Was zum Henker hast Du Deinen Elefantenohrlappen da hinter der Klippe herauszuhängen? Na, das Loch zum Ohring hast Du bekommen, nun nimm Dein Eselshirn aus

dem Kopfe und hänge es dran. Aber das sage ich Euch, Jungens, das geht nicht so weiter, sonst lege ich sofort meine Führerstelle nieder! Ihr schimpft ja die ganze deutsche Seemannschaft. Der Kerl dort drüben hat geschossen, hat seine Fratze am Bollaube ganz deutlich gezeigt, und niemand hat ihm ein Stück Blei in die Visage gesetzt! Ich selbst konnte es nicht, ich visierte gerade nach achtern. Aber das kommt mir nicht wieder vor! Verteilt Euch hübsch, macht es untereinander aus, welches Bollaube jeder beobachtet! Und daß mir nicht etwa auf einen Kerl gleich doppelt und dreifach geschossen wird! Ich kann die Patronen doch nicht –«

Das letzte Wort, das Oskar gebrauchte, wollen wir lieber nicht wiedergeben.

Aber Erfolg hatte seine Standrede, und das war die Hauptsache.

Gleich darauf zeigten sich an zwei nebeneinander liegenden Bollauben Gesichter, an jedem eines, es sollten Gewehrläufe herausgeschoben werden, aber weit kamen die Betreffenden damit nicht, gleichzeitig krachten zwischen den Riffen zwei Schüsse, und gleichzeitig verschwanden die beiden Köpfe.

Und es war auch ganz, ganz deutlich zu bemerken gewesen, wie alle beide Schüsse gesessen hatten, bei jedem Kopfe einer, das läßt sich auf solch eine Entfernung von hundert Metern, zumal wenn man so auf dem Bauche auf der Lauer liegt, der ganze Körper nur noch ein einziges Auge ist, ganz genau kontrollieren.

»Zentrum,« sagte der eine Matrose, der geschossen hatte, »ich garantiere für Zentrum, Nasenspitze abgekommen!« meldete der andere, »Schuß zwischen die Augen.«

Am besten konnten diese Behauptungen als Tatsache die Piraten konstatieren, und da freilich verzichteten sie lieber darauf, ihren Kopf noch an einem Bollauge oder über der Bordwand oder sonstwo zu zeigen, zumal von der anderen Seite ebenso akkurat geschossen wurde, und es hat doch gar keinen Zweck, einen Gewehrlauf durch ein Guckloch zu schieben, wenn man durch dieses Loch nicht auch gucken darf.

Beobachtet wurde natürlich doch, und jetzt sah man vor allen Dingen, daß dort an der Palme wieder Flaggenreihen in die Höhe kletterten.

Kapitän Baslare, der hinter der Bordwand kauerte, hatte das Signalbuch noch bei sich.

»Zwei Mann an Deck, um mit uns zu signalisieren!« lautete der Bescheid.

Der Kapitän richtete sich auf, fand auch sofort einen Genossen, der ihm beim Signalisieren behilflich sein wollte. Sie glaubten auch ohne weitere Versicherung, daß sie nicht beschossen würden; ihr Risiko bestand höchstens darin, daß die Riffschützen von dieser Schonung nichts wußten. Aber die waren bereits durch andere Zeichen darüber verständigt worden. Wenn noch ab und zu ein Schuß zwischen den Riffen hervor fiel, immer mit tödlicher Sicherheit abgegeben, so galt er doch niemals diesen beiden Männern.

»Lebt Kapitän Baslare noch?« wurde drüben angefragt.

»Ja.«

»Unverwundet?«

»Ja. Signalisiert selbst.«

»Kommen Sie hierher zur Verhandlung. Allein. Sicherheit auf Ehrenwort.«

Wir versetzen uns nach der Signalstation der Argonauten. Die Flaggen stammten natürlich von der Brigg.

Daß man jetzt nicht gleich eine Antwort bekam, war begreiflich. Die Piraten berieten sich erst.

»Können auch einige andere mitkommen?« wurde dann gefragt.

»Zwecklos. Kapitän Baslare allein.«

Wieder verging einige Zeit.

»Ihr Ehrenwort auch daraufhin, daß Sie Baslare wieder zurückliefern?«

»Aha, ahaaa!« lachte Georg.

Weshalb diese Forderung, das war ja leicht begreiflich.

Die Piraten hatten doch gemerkt, daß ihr Anführer, ein ehemaliger Kapitän, mit Kapitän Martin früher einmal befreundet gewesen war. Nun hegte man Mißtrauen, die Argonauten könnten nur mit diesem Anführer Nachsicht üben, ihn durchschlüpfen lassen.

»Auf Ehrenwort! Kapitän Baslare geht zurück, eventuell schicken wir ihn gefesselt.«

Jetzt dauerte es nicht mehr lange, so kam der gewünschte Parlamentär über die Sandbank geschritten.

Es war gar kein unsympathischer Mann, dieser Kapitän Baslare. Jedenfalls sah man ihm seinen verbrecherischen Charakter nicht an.

So erreichte er die Signalstation, wurde vom Waffenmeister der Argonauten empfangen, alle Hauptpersonen waren zur Stelle, wenn auch niemand einsprach.

»Ergeben Sie sich mit Ihren Leuten!« begann Georg ohne weiteres.

»Auf Gnade oder Ungnade?«

»Gnade oder Ungnade kann für uns gar nicht in Frage kommen. Ihr alle seid schon verurteilte Sträflinge, die sich befreit haben. Es ist ganz einfach unsere Pflicht, Euch dingfest zu machen und Euch im nächsten Hafen den Behörden auszuliefern.«

»Wenn Sie so sprechen, dann ist es ja auch ganz zwecklos gewesen, daß Sie mich persönlich hierher bestellt haben. Und was wollen Sie überhaupt eigentlich, schon morgen früh sind wir wieder frei.«

»Wie wollen Sie denn das anfangen?«

»Wir schaufeln uns aus.«

»Wie wir Sie daran hindern werden, haben Sie doch wohl schon gemerkt.«

»Sie werden aber morgen früh gemerkt haben, daß Sie uns nicht daran hindern konnten.«

»Sie haben keine Kohlen und kein Petroleum mehr.«

»Kohlen massenhaft.«

»Woher denn plötzlich?«

»Wir haben gestern nachmittag ein Kohlenschiff angehalten und fast tausend Tonnen Kohlen übernommen; mit vierhundert Menschen ging das fix, haben sie bar bezahlt oder doch in Goldbarren, auch viel Trinkwasser, und außerdem ist der Destillierapparat jetzt repariert worden, er funktioniert wieder.«

Georg, den Franzosen immer fest in die Augen blickend, lächelte.

»Weshalb haben Sie denn nicht schon früher ein Schiff angehalten und sich auf diese Weise mit Kohlen und Wasser versehen, entweder gegen Bezahlung oder durch Waffengewalt?«

Kapitän Baslare gab eine ganz glaubhaft klingende Erklärung hierfür, welche die Argonauten aber schon selbst gewußt hatten.

Es waren ja gar keine eigentlichen Piraten. Wir nennen sie nur so, weil sie nach den Seegesetzen jetzt unter Piraterie standen, wie schon einmal ausführlich erklärt wurde.

Wohl hatten viele diesen Vorschlag gemacht, richtige Seeräuber zu werden, ein fremdes Schiff anzuhalten und ihm das zu nehmen, was sie brauchten, aber die meisten, mindestens dreihundert von den vierhundert, hatten hiervon nichts wissen wollen.

Sie hatten an Bord den Flibustierschatz gefunden, den sie auf mindestens sechzig Millionen Franken taxierten, sich dabei ganz bedeutend zu ihrem Nachteil irrend.

Dann kam auf jeden 150 000 Franken – nun fühlte sich ein jeder gleich als wohlbestallter Rentier, der in glücklicher Ruhe sein ferneres Leben bis ans sanfte Ende genießen konnte.

Es handelte sich nur darum, wie den Anfang dieses behaglichen Lebens finden.

Irgendwo an Land gehen, an eine einsame Küste und sich von dort aus unter die anderen Menschen zu versickern, das ist gar nicht so einfach, zumal nicht bei vierhundert Personen.

Das beste war, wenn sie erst einmal für einige Jahre in einer einsamen Gegend verschwanden, etwa in Australien, dort die Kolonisten spielten. Dann, wenn ihr samt und sonders ganz kurz geschorenes Haar – was doch alles zu bedenken ist – wieder gewachsen war und überhaupt Gras über diese ganze Geschichte mit der blutigen Befreiung, dann konnten sie sich so nach und nach wieder in die zivilisierte Welt hinauswagen.

So war beschlossen worden, und es war auch wirklich das Klügste gewesen.

Nun aber trat der Mangel an Heizmaterial und Trinkwasser ein. Doch deshalb hatten sie noch nicht Seeraub treiben wollen, eine große Majorität war immer dagegen gewesen.

Sie hatten immer gehofft, doch noch hier im Sunda-Archipel eine günstige Landungsstelle zu finden, wo sie sich mit Trinkwasser versehen konnten. Kohlen kamen erst in zweiter Linie in Betracht.

Dann ging es mit Segeln weiter nach Australien, wenn man nicht gleich hier blieb. Allerdings war auch hierin die Uneinigkeit sehr groß, daher kam es, daß das Schiff so oft hin und her gefahren war; denn Kapitän Baslare war ja nur der nautische Leiter des Schiffes, nichts weiter.

So hatte der Franzose ganz offen berichtet.

Georg hatte ihm dabei immer fest in diese Augen gesehen.

»Und nun also haben Sie wieder Kohlen?«

»Ja, fast tausend Tonnen.«

»Was war denn das für ein Dampfer?«

»Ein japanischen. Die fragen den Teufel darnach, wem sie ihre Kohlen verkaufen.«

»Und auch Trinkwasser hat Ihnen dieser japanische Dampfer abgegeben?«

»Ja, zehn große Fässer.«

»Und außerdem funktioniert der Destillierapparat jetzt wieder?«

»Tadellos.«

»Sie lügen.«

»Herr –!« wollte dieser Verbrecher aufbrausen.

»Nananananana!« beschwichtigte Georg. »Jawohl, Sie lügen. Und nun will ich Ihnen sagen, weshalb ich persönlich mit Ihnen sprechen wollte. Um Ihnen in die Augen sehen zu können. Ich kann nämlich jedem Menschen in den Augen lesen, ob er lügt oder die Wahrheit spricht. Sie haben keine Kohlen übernommen, auch kein Trinkwasser, auch Ihr Destillierapparat funktioniert nicht – nicht wahr, so ist es?!«

»Herr, wenn ich Ihnen versichere –«

»Da da da – sehen Sie? Jetzt habe ich wieder in Ihren Augen gelesen, daß ich ganz genau das Richtige getroffen habe. Sie haben weder Kohlen, noch Petroleum mehr, um die Kessel zu heizen; Ihr Destillierapparat ist hoffnungslos beschädigt, und auch sonst könnten Sie ihn ja überhaupt gar nicht mehr benutzen, Sie können ihn ja nicht heizen. So, das habe ich nur wissen wollen, aus Ihren Augen lesen. Ich danke Ihnen. Nun können Sie wieder zurückgehen.«

Der Franzose kniff die Lippen zusammen.

»Sie werden sehen, daß wir morgen früh nicht mehr hier –«

»Gut, dann werde ich es ja sehen. Jetzt keine Unterhandlung mehr! Oder wollen Sie sich mit allen Ihren Leuten bedingungslos ergeben?«

Statt aller Antwort hohnlachte der Franzose nur grimmig auf.

»Dann also begeben Sie sich an Bord zurück. Marsch! Nach fünf Minuten sind Sie vogelfrei, werden beschossen. Und das gilt sofort, falls Sie einen anderen Weg einschlagen, als nach dem Schiffe zurück.«

Der Kapitän wandte sich und ging zurück.

Der Tag verstrich.

Ab und zu knallte zwischen den Riffen ein Schuß, immer mit tödlicher Sicherheit ein Opfer fordernd. Sobald sich ein Kopf über der Bordwand oder an einem Bollauge oder sonstwo zeigte, kam der Todesbote geflogen.

Dann auch einmal ein Salvenfeuer. Nämlich als die Piraten eine große Seitenluke geöffnet hatten und durch diese Balken und Bretter herauswerfen wollten. Schnell gaben sie diesen Versuch wieder auf, draußen eine Barrikade zu bauen, einfach aufzuhäufen, er kostete gar zu viele Opfer.

Die Nacht brach an, stockfinster. Das erste Viertel des Mondes war schon längst wieder untergegangen, der Himmel bedeckt, obgleich es sicher keinen Regen erwarten ließ. Hier regnet es zu ganz bestimmten Zeiten, jetzt war diese Zeit nicht.

Nun freilich hatten die Piraten eine Chance, die sie sich natürlich auch nicht entgehen ließen.

Kaum war diese stockfinstere Nacht angebrochen, als die Argonauten hörten, wie dort jetzt krampfhaft gearbeitet wurde. Balken krachten, Bretter klappten zusammen.

Vierhundert Menschen – oder sollten es jetzt noch dreihundertfünfzig sein – die können ja etwas schaffen, zumal wenn solche Verzweiflung dahintersitzt. Bis morgen früh konnten sie das Schiff recht gut ausgeschaufelt haben, mit ihrem letzten Kohlen- oder Petroleumvorrat wieder unter Dampf in die freie See gegangen sein.

Und was wollten denn die Argonauten dagegen tun? Ja, sie konnten sie beschießen, Salvenfeuer abgeben.

Die Richtung wußten sie ja. Aber es hat sich doch etwas, so in die finstere Nacht hineinzuschießen. Schießen

kann man wohl, aber mit dem Treffen hat es dann seine Schwierigkeit. Wenn jeder vielleicht noch über dreißig Patronen verfügte, die waren dann gar bald verplatzt, und der Erfolg war ein ganz minimaler; denn daß die Piraten auch nicht das geringste Licht zeigten, das braucht wohl nicht erst betont zu werden.

Oder im Sturme angreifen!

»Wegen dieser Verbrecher setze ich auch nicht das Leben unseres Telleraufwäschers aufs Spiel!« hatte der Waffenmeister gesagt.

Doch dieses Klappern von Balken und Brettern hatte überhaupt erst angefangen eine Viertelstunde nach Anbruch der Nacht, jetzt wurde dieses Material erst an Deck geschafft, als es sich schon zeigte, wie die Argonauten die Sache zu handhaben gedachten.

Da kam von den Südriffen her etwas Weißes, intensiv Leuchtendes, mit einem schwachen Knalle durch die Luft gesaust. Die Seeleute unter den Piraten wußten sofort, was es war.

Eine der Magnesiumraketen, von denen die Brigg bei Abfahrt von jedem Hafen ein voll Dutzend vorschriftsmäßig an Bord gehabt haben mußte.

Wie hatte Kapitän Baslare nur an diese Magnesiumraketen nicht denken können? Nun, man vergißt manches so leicht.

Und der Waffenmeister der Argonauten hatte es nicht für nötig befunden, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie auch die nächtliche Arbeit gestört werden konnte.

Solch eine Magnesiumrakete brennt dort, wo sie aufschlägt, etwa fünf Minuten lang, auch auf dem Wasser, einen Umkreis von wenigstens hundert Metern intensiv beleuchtend. Schlägt sie auf einen festen Gegenstand zu heftig auf, so zerplatzt die eigentliche Leuchtkugel, der Feuerwerkssatz spritzt umher, macht dadurch den Beleuchtungseffekt nur noch wirksamer.

So war es auch hier. Der Glühstoff war gerade gegen den Schiffsrumpf geschlagen, ein Funkenregen, dann brannten die einzelnen Teile im Sande weiter, Tageshelligkeit verbreitend.

Und dort an dem Schiffsrumpfe wimmelte es von Menschen, die erst einmal die Schaufeln in Bereitschaft setzten, die Balken und Bretter waren noch nicht herabgeworfen worden, befanden sich noch an Deck.

»Schnellfeuer!«

Die Salven krachten.

Und dasselbe geschah auch auf die Steuerbordseite, von den Nordriffen her; nur daß sich hier die Rakete noch vor dem Schiffe im Sande gebettet hatte, aber ebenfalls ihren Zweck vollkommen erfüllend.

Heulend suchten die Piraten wieder das Deck zu gewinnen. Nur wenige besaßen die Geistesgegenwart und Klugheit, sich lieber flach in den Sand zu werfen.

Die verzweifelte Hast der einen und die Klugheit der anderen war ganz unnötig gewesen. Wieder hatten sich die Argonauten mit dieser einen Lektion begnügt, mit einer einzigen Salve. Sie hatten ja gar nichts davon, diese

Verbrecher hier wegzuschießen, lebendig wollten sie sie haben, um sie dort auszuliefern, wohin sie gehörten.

Jedenfalls aber hatte diese Lektion genügt. Die Piraten machten während der ganzen Nacht keinen Versuch mehr, das Schiff ausgraben zu wollen. Zumal sie bald merkten, daß die Feinde nicht nur über das eine Dutzend Magnesiumraketen verfügten, das die Brigg laut Vorschrift an Bord haben mußte und noch nicht ange-rissen hatte.

In ganz unregelmäßigen Pausen, so daß man die Zeit nie bestimmen konnte, jedenfalls aber mindestens aller zehn Minuten kam von hüben, wie von drüben solch eine Leuchtkugel geflogen, Tageshelligkeit verbreitend.

Woher die Brigg über so viel Leuchtraketen verfügte? Nun, sie war doch für ihre Fahrt nach dem Sunda-Archipel mit sogenanntem Stückgut befrachtet gewesen, das man aber in diesem Falle lieber Tauschgut nennen sollte. Sie war von einer kleinen Koralleninsel zur anderen gefahren, um von den Eingeborenen die während des ganzen Jahres aufgehäufte Kopra aufzukaufen, das heißt einzutauschen, gegen als das, was diese Insulaner bedürfen und was ihr Herz sonst erfreut. Dazu gehört auch Feuerwerk aller Art. Aber auch bei solchen Eingeborenen kann sich der Geschmack einmal schnell ändern. Die diesmalige Nachfrage nach Raketen, Fröschen, bengalischen Zündhölzern und dergleichen war nur gering gewesen, am stärksten waren kleine automatische Figuren

begehrt worden, mit denen Kapitän Biester zwar ebenfalls hatte dienen können, aber mit zehn Kisten Magnesiumraketen, jede zu zwölf Dutzend, war er doch hängen geblieben. Also da brauchte man jetzt nicht mit solchen Leuchtraketen zu sparen, man würde auch noch für die nächsten Nächte genug haben.

---

Es war nachts gegen zwei Uhr.

Auf der Hauptstation am Waldesrand brannten einige Feuer, natürlich so geschützt, daß ihr Lichtschein den Piraten nicht etwa als Zielobjekt dienen konnte. Zwar hatten sie noch keine Revolverkanone und kein Schnellfeuergeschütz abgeschossen, aber das konnte doch noch geschehn. Da schlugen draußen in der Finsternis wütend einige Hunde an.

»Das war Pollux, er hat jemanden gefaßt und gestellt,« konnte Juba Riata sofort erklären, »und auch Pluto hat in solcher Weise angeschlagen.«

Die dazu abgeteilten Leute waren schon draußen auf der Sandbank, bald kehrten sie zurück, zwei Männer zwischen sich führend.

Verwilderte Gestalten, beide wohl noch ziemlich jung, ihre braunschwarz verbrannten Gesichter aber ganz ausgemergelt, von zahllosen Falten durchzogen.

»Hallo, das sind doch Deutsche!« rief der Waffenmeister sofort, als er die beiden im Scheine des Feuers sah.

»Landsleute, rettet uns, wir sind unschuldig!« erklang es zurück.

Diese Beteuerung kam nicht unerwartet.

Ja, es war schon über solch eine Möglichkeit ausführlich beraten worden.

Konnten sich unter den vierhundert Sträflingen nicht welche befinden, die ganz unschuldig verurteilt worden waren? Bei denen es angebracht war, sie in Schutz zu nehmen, sie in Freiheit zu setzen? Auch wenn man dadurch mit der französischen Regierung in Konflikt kam?

Mit dieser letzteren Möglichkeit hätten sich die Argonauten schon abzufinden gewußt.

Aber die Sache hatte einen anderen bösen Haken. Wenn man gefragt hätte: »Ist einer von Euch unschuldig zur Deportation nach Neukaledonien verurteilt worden?« – Na, sie wären natürlich alle unschuldig gewesen! Und wie sollte man denn ihre Behauptungen widerlegen, sie ihrer Schuld überführen?!

Nein, auf diese Weise ging die Sache nicht.

Man mußte abwarten, ob vielleicht Überläufer kamen, die von selbst ihre Unschuld behaupteten. Die Möglichkeit in solch einer finsternen Nacht war zum heimlichen Überlaufen vorhanden; dann wollte man weiter sehen. Anders war es nicht zu machen.

Und nun also waren die ersten beiden Überläufer gekommen, um ihre Unschuld zu beteuern; zwei Deutsche.

»Wir sind zwei –«

»Still!« gebot Georg sofort. »Ihr habt kein einziges Wort zu sagen, nur zu antworten, wenn Ihr gefragt werdet!«

Er musterte die beiden eingehender.

Einen sympathischen Eindruck konnten diese verwilderten Gestalten mit den ausgemergelten, verlebten Gesichtern unmöglich machen.

Wenn sie etwa glaubten, sofort Entgegenkommen zu finden, weil sie deutsche Landsleute waren, so sollten sie sich geirrt haben. Ein Verbrecher ist ein Verbrecher.

Ob das scharfe Auge des Waffenmeisters, der ja in der Seele lesen können wollte, sonst etwas an ihnen entdeckte, das sei dahingestellt

»Wie heißt Du?« wandte er sich dann an den einen.  
»Nichts weiter als den Namen!«

»Sörop – Chrischen Sörop.«

Schon seine Aussprache verriet den Norddeutschen, auch der Familienname Christian Sörop – also Christian Sirup. Daß ganz oben in Norddeutschland Familiennamen sehr häufig sind, die sich aufs Essen und Trinken beziehen, ist ja schon einmal erklärt worden, für diejenigen, die es nicht selbst kennen. Auch Sörop ist gar kein seltener Name, dort oben gar nicht auffallend. Ein Professor Doktor Sörop hat in Deutschland zuerst die Zahnpraxis in das Gebiet der wissenschaftlichen Ärzte aufgenommen.

»Wohl aus Rostock?« fragte Georg, diese norddeutsche Aussprache des Namens gleich noch besser heraushörend.

»Jawohl, Herr.«

»Was von Beruf?«

»Gärtner.«

»Und wie heißt Du?« wandte sich Georg jetzt erst an den anderen.

»Bowiedel – Nepomuk Bowiedel.«

»Bowiedel?!« wiederholte Georg mit ganz besonderem Gesicht.

Und dann brach er erst einmal in ein herzliches Lachen aus, für die anderen ganz unverständlich. »Du bist wohl ein Böhmake?«

»Jawohl, Herr, Deutsch-Böhme. Aus Bodenbach.«

»Dacht ich mir's doch!« lachte Georg noch immer. »Daß der da Sirup heißt, das kann mich ja wenig irritieren – aber nun der andere Bowiedel – Sirup und Pflaumenmus – nee, das ist doch ein starkes Stückchen!«

Er gab den anderen eine Erklärung. Es war ein Zufall, daß er es konnte. Weil er einmal mit einem Deutschböhmen zusammengefahren war, der sich bei Gelegenheit dieses Wortes bedient hatte; denn mancher Sachse wohnt dicht an der böhmischen Grenze und weiß nicht, daß dort drüben unser Pflaumenmus Bowiedel genannt wird. Das ist also nicht etwa tschechisch, sondern gut deutsch. Woher dieses Wort Bowiedel kommt – ja, weshalb nennen wir denn die bei der Zuckerfabrikation übrigbleibende Masse Sirup?

»Also Sirup und Pflaumenmus? Na da erzählt mal. Zuerst Du, Chrischen Sörop. Weshalb bist Du von Frankreich aus nach Neukaledonien geschickt worden?«

»Wir haben alle beide unseren Korporal totgeschlagen.«

»Was?!« stutzte Georg. »Den Korporal totgeschlagen? Alle beide?«

»Ja, Herr. Bowiedel hat ihm mit dem Gewehrkolben den Schädel eingeschlagen und ich habe in demselben Augenblick dem Hund das Bajonett zwischen die Kaldauen gerannt.«

»Wo denn?!«

»Bei der Oase Sirping.«

»Wohl in der Fremdenlegion?«

»Ja, Herr.«

»Aha! Wohl beim Strafexerzieren?«

»Ja, Herr.«

»Aha! Hab ich mir nun doch gleich denken können. Ja, Kinder, da seid Ihr aber doch nicht unschuldig verurteilt worden.«

»Wir sind unschuldig.«

»Na wie denn nur?«

»Herr, haben Sie einmal drei Stunden Strafexerzieren in der französischen Fremdenlegion, oder auch nur eine einzige, unter dem Korporal Lablanc vom zweiten Bataillon, und die Gelegenheit ist gerade günstig, Sie sind allein mit ihm, niemand sieht's – ob Sie den Hund nicht auch totschiagen und sich dann ganz unschuldig fühlen!«

Es war ein großes Wort gewesen, was da ausgesprochen worden war.

Die meisten der Umstehenden wußten es zu würdigen.

Denn gerade Seeleute kommen ja so oft mit französischen Fremdenlegionären zusammen, mit entlassenen, aktiven oder desertierten, bekommen zu hören, was es heißt, in der französischen Fremdenlegion zu dienen, und so etwas muß man sich eben persönlich erzählen lassen. Das geschriebene Wort ist ja tot.

»Was habt Ihr ausgefressen, daß Ihr erst in die Fremdenlegion eingetreten seid?«

»Wir haben gar nichts ausgefressen.«

»Weshalb seid Ihr denn eingetreten? Erzähle erst Du einmal, Sörop.«

Der konnte auch gleich für den anderen sprechen; denn die beiden waren immer zusammen gewesen.

Vor ungefähr zwei Jahren hatten sie sich kennen gelernt, in Straßburg, auf der Walze, also als reisende Handwerksburschen, der Gärtner Christian Sörop aus Rostock und der Tischlergeselle Nepomuk Bowiedel aus Bodenbach waren weiter zusammen durch Elsaß gewandert, der Arbeit vorläufig noch aus dem Wege gehend, weil sie eben noch Geld bei sich hatten, trotz alledem natürlich fechtend, Klinken putzend.

Eines Abends waren sie in ein Grenzstädtchen gekommen, noch auf deutscher Seite liegend, und da war es ihnen gegangen, wie es schon manchem Deutschen ergangen ist und noch manchem Deutschen ergehen wird.

Ein jovialer Herr, der den deutschen Patrioten markierte, dem auch nicht der geringste französische Dialekt anzumerken war, hatte sie in einer Wirtschaft traktiert, hatte ihnen die Spirituosen, vor allen Dingen den Absint,

immer nur so eingepumpt – und wie sie am anderen Tage erwachten, aber noch immer halb betäubt, da waren die beiden mit noch einigen anderen schon auf französischem Boden gewesen, die Papiere wurden ihnen vorgelegt, laut deren sie sich durch eigenhändige Unterschrift zum fünfjährigen Dienst für die Fremdenlegion in Algerien verpflichtet hatten.

Keine Ahnung von dieser Unterschrift! Nee, da machen wir nicht mit.

Nicht? Schon war Gendarmerie zur Stelle. Mit Gewalt nach Nancy abgeführt, weiter nach Marseille, per Schiff nach Algier hinüber.

Eingekleidet, und nun ging es los. Die beiden Freunde waren in ein und dasselbe Bataillon, in ein und dieselbe Korporalschaft gekommen.

Sie konnten erzählen von den fürchterlichen Strapazen der Rekruten, wie sie bis aufs Blut cujoniert und maltreatiert würden, von dem Strafexerzieren, von stundenlangem Laufschrift im glühendsten Sonnenbrande, von den Arrestzellen unter der Erde, und all diese Strafen für Vergehen, die absolut nicht zu vermeiden sind, für die man gar nichts kann.

Ein ganzes Jahr hatten es die beiden ertragen, hatten es ertragen müssen. Da hatten sie einen neuen Korporal bekommen, der es besonders auf die Deutschen noch ganz anders abgesehen hatte.

Weil dem Bowiedel die Halsbinde gestohlen worden war, hatte er drei Stunden Strafexerzieren erhalten, und

Söröp erhielt dieselbe Strafe, weil er für seinen Freund ein entschuldigendes Wort eingelegt hatte.

»Wartet, Ihr deutschen Kanailen, ich will Euch zeigen, was es heißt, in der französischen Armee zu dienen!«

Und der Korporal hatte es ihnen gezeigt, dort in der einsamen Wüste neben der Oase, in der größten Mittagshitze.

Eine halbe Stunde lang hatte er es ihnen gezeigt. Dann war er von den beiden vom Leben zum Tode befördert worden.

»Und wir hatten uns nicht etwa verabredet, mit keinem Wörtchen! In demselben Augenblick, da Bowiedel ihm mit dem Gewehrkolben den Hirnkasten einschlug, rannte ich ihm das Bajonett in den Leib. Ich wußte gar nicht, daß Bowiedel schon das Gewehr herumgedreht hatte.«

»Nun und was weiter?«

Niemand hatte es gesehen. Sie verscharrten die Leiche im Sande und machten sich auf und davon. Über die nicht weit entfernte marokkanische Grenze wollten sie kommen. Was sie während zweier Tage ohne Wasser und Proviant in der Wüste durchgemacht hatten, dabei hielt sich der Erzähler jetzt nicht auf. Sie kamen denn auch über die Grenze, die Halbverschmachteteten wurden von marokkanischen Arabern gefunden. Die verpflegten sie gut und lieferten sie der nächsten französischen Garnison aus, um sich die hundert Franken zu verdienen; denn auf jeden kurzgeschorenen Kopf eines desertierten Fremdenlegionärs ist eine Prämie von fünfzig Franken ausgesetzt.

In Algier und Umgegend wird kein Europäer kurzgeschorenes Haar tragen; man kommt zu leicht in den Verdacht, ein desertierter Soldat zu sein.

Natürlich kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt! Die Leiche des Korporals war doch bald gefunden worden.

Da wechselten in Frankreichs gerade die Präsidenten, und wie immer begnadigte der Neugewählte alle Todeskandidaten, an denen das Urteil noch nicht vollstreckt worden.

Deportation nach Guinea, nach der Teufelsinsel, für Lebenszeit.

Die Teufelsinsel aber war schon überfüllt, ausnahmsweise wurden auch vom Kriegsgericht Verurteilte einmal nach dem australischen Neukaledonien geschickt.

»Erst nachdem das Urteil rechtskräftig geworden war, hörte unsere Leidenszeit auf!« schloß Sörop seinen Bericht. »Denn was wir während der langen, langen Untersuchung durchgemacht haben, wie wir maltrahiert worden sind, das kann ich Ihnen gar nicht erzählen. Sie würden's gar nicht glauben. Gottlob, nun sind wir gerettet!«

»So, inwiefern denn?« fragte der Waffenmeister kaltblütig zurück. »Habt Ihr Euren Korporal nicht tatsächlich ermordet? Ihr seid nach Gesetz und Recht zum Tode verurteilt worden, was auf dem Wege der Gnade in lebenslängliche Deportation umgewandelt worden ist. Unsere Pflicht ist es, Euch wieder den französischen Behörden auszuliefern.«

So sprach Georg.

Es war ja auch tatsächlich ein ganz merkwürdiger Fall, der hier vorlag.

Ja, die Argonauten hatten schon mit der Möglichkeit gerechnet, daß unter jenen Sträflingen auch ganz Unschuldige sein könnten, darüber war bereits beraten worden. Nun aber stellten sich hier zwei Mann, welche ganz offen zugaben, einen Mord begangen zu haben, wofür sie doch wirklich den Tod oder eine entsprechende Strafe verdient hatten.

Aber nun freilich – was jetzt diese letzten Worte des Waffenmeisters auf die beiden für einen Eindruck machten! Dieses ungläubige Starren, diese plötzlich ganz verzweifelten Gesichter!

Und ganz ähnliche Gesichter machten auch die umstehenden Argonauten, die starrten ebenso ihren Waffenmeister an.

Unter den Umstehenden, die den Bericht mit angehört, befand sich auch der Segelmacher, der als Führer der einen Schützenkette einmal abgelöst worden war, und der war wie gewöhnlich der erste, der seiner Meinung Luft machen mußte.

»Bei Gottes Tod, Waffenmeister,« rief er, »wenn Ihr diese beiden wieder ausliefern wolltet –«

Er kam nicht weiter.

»Ruhe da!« donnerte ihn der Waffenmeister an, auch die anderen mit seinen blauen Augen anblitzend. »Du wärst der letzte, der hier zu entscheiden hätte!«

Ganz gelassen wandte er sich gleich wieder an die beiden.

»Weil Ihr den Korporal totgeschlagen habt, deshalb liefern wir Euch natürlich nicht wieder aus. Das hätte ich an Eurer Stelle wahrscheinlich ebenfalls getan, jeder von uns, da hattet Ihr ganz recht, als Ihr dies sagtet. Aber es kommt nur darauf an, ob Ihr uns auch die Wahrheit erzählt habt –«

»Herr, wir schwören es –«

»Das mit dem Korporal glaube ich schon; aber Ihr könnt ja auch noch etwas ganz anderes ausgefressen haben.«

»Gar nichts, gar nichts!!«

»Na, so ganz unschuldige Engel werdet Ihr doch nicht sein, schon vorher nicht, ehe Ihr in die Fremdenlegion kamt. Seid Ihr in Eurer Heimat schon einmal bestraft worden?«

»Nein.«

»Noch gar nicht?«

»Nein.«

»Besinnt Euch! Strengt Euer Gedächtnis an, darauf wird später alles ankommen!«

Da gab Bowiedel zu, schon einmal mit drei Tagen Haft wegen Bettelns bestraft worden zu sein, und das konnte er in diesem Falle allerdings wirklich vergessen haben.

»Das ist nichts weiter!« entschied Georg denn auch gleich. »Und wie ist es denn mit Eurer Dienstpflicht in Deutschland, respektive in Österreich? Ihr müßt damals doch schon dienstpflichtig gewesen sein!«

»Wir haben ja auch alle beide gedient!«

»Sooo? Wo denn?«

Nun, sie hatten eben alle beide ihre drei Jahre schon abgerissen, der eine in Deutschland, der andere in Österreich, und Söröp war als Unteroffizier der Reserve entlassen worden.

»Sooo!! Das ändert nun freilich die ganze Sache! Das hättet Ihr gleich sagen sollen. Denn jeden desertierten Fremdenlegionär drückte ich nicht etwa an mein Herz, weil es ein Landsmann von mir ist, und wenn es auch an ein eigener Bruder wäre. Etwas faul im Staate Dänemark ist's doch gewöhnlich. Aber wenn Ihr erst Eurer Dienstpflicht in der Heimat genügt habt – das ist schon etwas ganz anderes, dann glaube ich auch, daß Ihr so ganz unfreiwillig zur Fremdenlegion gepreßt worden seid. Na, wir werden die Sache näher untersuchen, ob Eure Angaben stimmen. Zu den Piraten zurückschicken tun wir Euch natürlich nicht. Ihr bleibt vorläufig hier und werdet bewacht. Fehlt Euch etwas?«

»Wasser! Wir haben Durst.«

Sie bekamen zu trinken, konnten gleich am Bache niederknien.

»Ist das Wasser auf dem Schiffe schon so knapp?

Sie berichteten.

Gestern abend hatte jeder die letzte Wasserration erhalten, auch schon keine volle mehr.

Kein Tropfen trinkbares Wasser war mehr vorhanden, auch kein Wein und dergleichen, woran man den Durst hätte löschen können.

Der Weinvorrat der »Argos« war während des langen Aufenthalts in dem sibirischen Tale doch stark angegriffen worden, und mit den letzten Flaschen hatten die vierhundert Sträflinge zuerst natürlich nicht gespart.

Spirituosen aller Art hingegen waren noch in Menge vorhanden gewesen, aber mit Rum und dergleichen kann man einmal doch nicht den Durst löschen, und dann war gleich in den ersten Tagen, als einmal seine große Ausschreitung vorgekommen, dieser ganze Vorrat von Spirituosen mit so ziemlich allgemeiner Übereinstimmung vernichtet worden.

An Kohlen und Petroleum mochte noch so viel vorhanden sein, daß man vielleicht zweihundert Seemeilen dampfen konnte. Der Destillierapparat war unheilbar kaputt. Und sich einen anderen zu konstruieren, auf irgend welche Weise Seewasser zu destillieren, das ist leichter gesagt als getan. Wäre das so einfach, dann würden doch nicht auch heute noch die Mannschaft von Segelschiffen in die Gefahr des Verschmachtens kommen. Sind auch die Kohlen für die Kombüse verbraucht, Holz wird es doch noch immer an Bord geben, man könnte die letzte Bank verfeuern, den letzten Holzeimer, mit Beilage von Holzspeck – aber es ist eben nicht so einfach, Wasser zu kochen und den Dampf wieder zu kondensieren.

So hatten die beiden berichtet, von dem Waffenmeister befragt.

Morgen oder vielmehr heute schon mußte sich das Schicksal der Piraten entscheiden.

»Was wollen sie nun anfangen? Schmieden sie nicht irgendwelche Pläne?«

Nein, bis vorhin hatte noch keine Beratung stattgefunden.

»Wo ist der letzte Kutter geblieben?«

In der vorigen Nacht hatten sich mit ihm ein Dutzend Sträflinge heimlich entfernt. Daß jetzt so etwas auch noch mit der letzten Jolle geschah, überhaupt mit dem letzten Boote, das war völlig ausgeschlossen.

»Gibt es unter den Sträflingen welche, die Ihr für unschuldig haltet, die beteuern, daß sie unschuldig verurteilt worden wären?«

Die beiden wußten nichts davon. –

Die Nacht verging.

Immer ab und zu eine Magnesiumrakete, welche das Schiff und die ganze Umgebung mit blendendem Lichte übergoß und immer einmal wurden die Piraten mit tödlichen Schüssen belehrt, daß es von hier kein Entrinnen gab.

Der Tag brach an, und noch war die Sonne nicht hoch gestiegen, als die Piraten eine weiße Flagge hißten. Sie wollten nicht die Qualen des langsamen Verschmachtungstodes erst kosten, sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Einiges Parlamentieren hin und her, dann schritten immer zehn Mann über die Sandbank dem Waldessaume zu, wurden in Empfang genommen und gebunden.

Aber die Argonauten sollten auch von dieser langwierigen Arbeit verschont bleiben.

Erst der dritte Trupp war unschädlich gemacht worden, als ein Dampfer gesichtet wurde, den man bald als ein großes Kriegsschiff erkannte, und als man sich durch Flaggsignale verständlich machen konnte, stellte er sich als eine französische Panzerkorvette vor.

Dieses Kriegsschiff kam wie gerufen. Es wurde kurz benachrichtigt, eine genügende Anzahl Matrosen landete in Booten und nahm den Argonauten die letzte Arbeit ab.

Sörop und Bowiedel wurden natürlich nicht ausgeliefert. Sie brauchten auch nur unsichtbar zu bleiben, dann wurden sie nicht einmal vermißt. Sie konnten sich ja unter den siebenundsechzig Toten befinden, welche diese einzige Nacht gekostet hatte, und diese Leichen waren nicht so leicht mehr zu rekognoszieren.

Das französische Kriegsschiff fuhr mit den dingfest gemachten Sträflingen wieder ab, es hatte genügend Kohlenvorrat abgegeben, und am nächsten Tage konnte auch die »Argos« die Sandbank wieder verlassen.

Es ging nach Pontiniak, wo man sich neu ausrüstete und die Schiffbrüchigen, wie auch die beiden Deserteure an Land setzte, und auch letztere beide durften, mit genügend Mitteln versehen, sich in Sicherheit fühlen.

### 138. KAPITEL. DER FLIEGENDE HOLLÄNDER.

Seit Wochen schon kreuzte die »Argos« im Indischen Ozean, ohne ein Ziel zu haben.

Die Argonauten gaben sich ganz dem Genusse hin, ihr Schiff wieder zu haben, sie turnten und spielten, lebten ganz wie in ihrer ersten, schönsten Zeit, dieses köstliche

Leben zur See war vollkommener Selbstzweck, niemand dachte daran, daß sie hieran einmal die Lust verlieren könnten.

Eine Sturmnacht stand bevor.

Das war nach ständig schönem Wetter ja nun allerdings einmal eine angenehme Abwechslung, weil so etwas nun einmal zum Seeleben gehört, wenn es einen ganzen Mann erfordern soll.

Und dieses Vergnügen sollten sie denn auch haben. Der Sturm piff aus Osten, wie man es sich besser gar nicht wünschen konnte. Mit gerefften Sturmsegeln flog die »Argos« in dem inselreien Wasser dahin, und wenn das so bis morgen mittag anhielt, konnte sie dann schon das Kap der guten Hoffnung passiert haben, sich zur Abwechslung im Atlantischen Ozean befinden.

Und um das »Vergnügen« vollzumachen, kam man jetzt auch noch in ein Gewitter. Ohne daß es einen Regenguß gab, wurden die schwarzen Wolken unaufhörlich von Blitzen zerrissen, manchmal stand das ganze Firmament in Flammen, unaufhörlich krachte der Donner.

In seinen Ölmantel gehüllt, stand Georg neben Kapitän Martin auf der Kommandobrücke, gab sich ganz diesem elementaren Genusse und dem seiner kurzen Pfeife hin.

Doch jetzt war diese gerade erloschen, gab keinen Rauch mehr. Feuer oder Tabak waren ausgegangen.

Georg trat in das Kartenhaus und stopfte frisch.

»Schiff voraus zwei Strich steuerbord!!« sang da langgedehnt der Mann auf dem Ausguck, dessen Stimme man in einer Donnerpause eben noch vernehmen konnte.

Schnell sprang Georg wieder hinaus, blickte in die bezeichnete Richtung.

Nichts als pechfinstere Nacht, und gerade jetzt wollte sie kein Blitz mehr erhellen.

»Was war's?«

»Haben Sie es nicht gesehen?« fragte Kapitän Martin.

»Nein. Ich war gerade im Kartenhaus.«

»Schade. 's war ein bannig feiner Anblick. Ein vollgetakelter Fünfmaster, der sich uns da plötzlich präsentierte.«

Aller Augen, die es selbst nicht gesehen, wandten sich der bezeichneten Richtung zu, um im Blitzschein den Anblick des vollgetakelten Fünfmasters, sicher ein amerikanischer Chinafahrer, zu bekommen.

Aber es blieb dabei: es war, als ob es der letzte Blitz gewesen, kein zweiter wollte die Nacht erhellen.

Nur am südlichen Horizont, jener Richtung gerade entgegengesetzt, wetterleuchtete es noch manchmal. Doch die dortige Erleuchtung kam für die Steuerbordseite nicht mehr in Betracht. Auch die Feuer des gesichteten Seglers waren nicht zu sehen, das war bei diesem Seegange nicht zu verlangen, und wer wußte, wie weit der Fünfmaster entfernt gewesen. In solch einem Blitzlicht, so deutlich es auch alles erscheinen läßt, daß ein einziger Moment wie mehrere Sekunden wirkt, ist ja gar keine Entfernung zu taxieren.

»Ja, diese Yankees,« nahm Kapitän Martin wieder das Wort, »vor fünfzig Jahren wurde in der Phantasie dem letzten Segler schon die Totenglocke geläutet, heute bauen die Yankees bereits Siebenmaster – was ist denn los?!«

Er war plötzlich von dem Waffenmeister mit eisernem Griff am Arme gepackt worden.

»Da – da – haben Sie ihn gesehen?!« stieß Georg in größter Erregung hervor, dabei nach Süden deutend.

»Wen denn?«

»Den fliegenden Holländer!«

»Ach machen Sie keinen Schnack!«

»Bei allem, was lebt – es war eine alte holländische Kogge, die ich dort ganz deutlich stehen sah, im Scheine zweier dicht aufeinander folgender Wetterblitze.«

»Einen alten holländischen Segelkasten? Das kann schon möglich sein.«

»Eine holländische Kogge aus dem 17. Jahrhundert, mit ungeheuer hohem Vorder- und Hinterkastell, wie es solch einen Schiffstyp heute im entferntesten nicht mehr gibt.«

»Ach, machen Sie keinen Schnack!« wiederholte Kapitän Martin. »Sie haben nur eine Vision gehabt. Weil wir hier in den Gewässern sind, wo der fliegende Holländer spuken soll; daran haben Sie im Moment gedacht und da haben Sie die Erscheinung vor Ihren geistigen Augen gehabt.«

»Es tut mir leid, daß ich vom fliegenden Holländer gesprochen habe!« entgegnete Georg ruhig, wieder ganz gefaßt. »An diesen glaube ich nicht, aber daß ich eine holländische Kogge vom Typ des 17. Jahrhunderts dort im Süden ganz deutlich erblickt habe, das ist eine Tatsache, die ich mir nicht ausreden lasse.«

Mit diesen Worten verließ Georg die Kommando-  
drücke, gerade als die Schiffsglocke acht Glasen schlug.  
Mitternacht.

»He, Jungens,« wandte er sich unten an die abziehen-  
de Wache, »hat jemand auf Backbordseite, genau im Sü-  
den, noch ein anderes Schiff erblickt?«

Nein, niemand. Sie alle hatten ja nach Norden gese-  
hen, um noch einmal den Fünfmaster zu erblicken.

Die abgelöste Wache begab sich ins Logis, bald gesell-  
te sich auch der Mann vom Ruder bei, der also auf der  
Kommandobrücke gestanden.

»Hört, Jungens,« war dessen erstes Wort, »der Waffen-  
meister hat den fliegenden Holländer gesehen!«

Ja, man befand sich gerade in den Gewässern, in de-  
nen der fliegende Holländer kreuzen sollte.

Die gangbarste Sage über dieses Seegespenst, die aber  
nichts mit der Behandlung durch Richard Wagner zu tun  
hat, ist folgende:

In der Mitte des 17. Jahrhunderts lebte ein holländi-  
scher Kapitän Peter van Straten, ein tüchtiger Seebär, ein  
ganz guter Mensch, der aber an nichts glaubte, ein Frei-  
geist, was er auch dadurch bewies, daß er seinem Drei-  
master den ganz unchristlichen Namen »Hekuba« gege-  
ben hatte – das war die Gattin des trojanischen Königs  
Priamus – und daß er mit Vorliebe an einem Freitag den  
Hafen verließ.

Jahrelang war alles gut gegangen. Da, bei seiner letz-  
ten Fahrt ließ sich van Straten verleiden, sogar an einem  
Karfreitag von Amsterdam abzusegeln.

Die Fahrt sollte nach Ostindien gehen.

Wieder wurde er bis zum Kap der guten Hoffnung vom besten Wetter begünstigt.

Da aber setzten widrige Ostwinde ein, die »Hekuba« kam nicht um das Kap herum.

Alle anderen Schiffe suchten den nächsten Hafen auf, nur van Straten wollte von so etwas nichts wissen, seinen starrköpfigen Willen durchsetzen.

Wohl zwei Wochen vergingen und Kapitän van Straten kreuzte noch immer vergebens gegen den Wind an. Bis er einen furchtbaren Schwur tat, seine Seele dem Teufel verschrieb, obgleich er doch gar nicht an ihn glaubte, oder er brauchte den Teufel ja auch gar nicht anzurufen.

»Und wenn ich auch bis in alle Ewigkeit hier kreuzen sollte, ich gebe nicht nach, als bis ich das Kap umsegelt habe!«

So rief er – da rutschte er sofort glatt um das Kap herum in den Indischen Ozean hinein; nun aber kam er erst recht nicht weiter – nun muß er hier für alle Ewigkeit kreuzen.

Das Schiff, das den fliegenden Holländer erblickt, immer in der Nacht, besonders in einer stürmischen Gewitternacht, ist rettungslos verloren. Es braucht zwar nicht mit Mann und Maus unterzugehen, aber das Schiff selbst erreicht niemals wieder seinen Heimatshafen.

Das ist die gangbarste Lesart dieser Sage, wie sie noch heute unter den Seeleuten zirkuliert, die auch den Namen des Bootsmannes und jedes einzelnen Matrosen kennen.

Ob man noch heutzutage an so etwas wirklich glaubt?

Ja und nein.

Die Sache ist nämlich gar nicht so einfach.

Diese ganze Sage ist von Richard Wagner zwar viel romantischer behandelt worden, aber den tiefen Sinn, der dieser Sage zugrunde liegt, hat er nicht gekannt.

Denn ein wirklich tiefer, symbolischer Sinn liegt ihr zugrunde.

Es kommt dabei das in Betracht, worüber schon einmal gesprochen worden ist, und was man am besten in die guten, deutschen Worte kleiden möchte: Halt's Maul! Wenn Du ein Geheimnis weißt – sprich nicht darüber!

Nach der allgemeinen Ansicht aller sachverständigen Seeleute wird dieses Gespensterschiff nämlich niemals von allen oder von mehreren oder nur von zweien, sondern immer nur von einem einzigen Manne gesehen.

Kann dieser seinen Mund halten, dann hat die Begegnung, der gehabte Anblick gar nichts auf sich.

Sobald er aber anfängt zu »babeln« – ich habe den fliegenden Holländer gesehen! Habt Ihr ihn nicht gesehen? Dann ist das Schicksal seines Schiffes besiegelt.

Der fliegende Holländer spukt noch immer dort unten.

Die heutigen Seeleute wissen noch nichts von seiner Erlösung durch eine Senta oder durch sonst etwas.

Seine Erlösung soll noch einmal kommen, aber bisher ist es noch nicht geschehen.

Denn noch jeder, der ihn erblickt, hat »gebabelt«.

Es ist die Kraft der Wahrung eines Geheimnisses in innerster Brust, welche die Erlösung bewirken soll. Ein Gegenstück vom ersten Sündenfall im Paradiese.

Ja, sie glauben noch heute daran, die Seeleute; wenn auch nur in dem Sinne, wie hier geschildert, auch wenn sie es nicht weiter mit Worten definieren können. Es ist nur etwas Imaginäres, das dort unten sein Wesen treibt, der Betreffende hat nur eine Vision gehabt – aber auch hierüber muß er sein Maul halten können!

So wird noch heute jeder Schiffsjunge und jeder Mann, der seine erste Reise um das afrikanische Kap macht, von Erfahrenern belehrt. Passagiere können das Seegespenst überhaupt nicht sehen. –

»Hört, Jungens, der Waffenmeister hat den fliegenden Holländer gesehen!«

Das war das erste Wort gewesen, das Paul, der Matrose, der vom Ruder abgelöst worden, gerufen hatte, als er ins Mannschaftslogis gekommen war.

Georg saß in seiner Kabine.

Er wußte nicht, was er von alledem denken sollte. Er kannte doch die ganze Sage und alles, was damit zusammenhängt.

Und er hatte dieses alte holländische Schiff, als er zufällig einmal nach Süden geblickt, wirklich gesehen!

Ganz deutlich!

Daran war gar kein Zweifel.

Zwei Blitze hatten kurz hintereinander am fernen Horizonte gezuckt, und ganz, ganz deutlich hatte er das merkwürdige Schiff mit dem holländischen Typ des 17. Jahrhunderts erblickt, mit drei rahenlosen Masten, mit außerordentlich hohem Vorder- und Hinterkastell, mit Stückpforten – eben das ganze Schiff der echte holländische Typ aus dem 17. Jahrhundert.

Man braucht gar nicht viel solche Bilder gesehen zu haben, um das doch gleich erkennen zu können; wenigstens gilt das für den Seemann. Was der in den alten Hafenstädten für Schiffsmodelle zu sehen bekommt, als Wappen überall an Haustüren und über Geschäftsläden!

Eine Vision?

Ganz ausgeschlossen!

Georg konnte daran schwören, dieses Schiff wirklich gesehen zu haben.

Oder man müßte erst einmal erklären, was das überhaupt ist, eine Vision.

Und natürlich hatte er sofort an die Sage vom fliegenden Holländer gedacht.

Und er hatte es gegen Kapitän Martin ausgesprochen.

»Ich habe den fliegenden Holländer gesehen!«

Und der Matrose Paul hatte am Ruder gestanden.

Und der hatte es gehört, und daß der es nun gleich im Mannschaftslogis erzählte, das war ja ganz selbstverständlich.

Er, der Waffenmeister der Argonauten, hatte »gebelt«.

Natürlich war ja gar nichts dran an der ganzen Geschichte, aber ... es war zu ärgerlich!

Ja, hatte er denn aber dieses alte holländische Schiff nicht wirklich gesehen?

Georg wußte gar nicht mehr, was er davon denken sollte, und da machte er es kurz, legte sich zur Koje und zog die Decke über die Ohren.

Seine glückliche Natur sorgte denn auch dafür, daß er schnell in tiefen Schlaf fiel, ohne daß ihm der fliegende Holländer im Traume erschienen wäre.

Als er erwachte, war seine Kabine schon von dem durch das Bollaage dringende Tageslicht erfüllt. Allerdings ein recht trübes Licht. Der Sturm hatte sich ausgetobt, es herrschte Windstille, dafür lagerte ein dicker Nebel über der nur mäßig rollenden See.

»Was war das nun heute nacht mit der holländischen Kogge?« war natürlich des Erwachten erster Gedanke. »Ach zum Teufel – meinetwegen kanns wirklich der fliegende Holländer gewesen sein – ich will nicht mehr daran denken.«

Mit diesem Vorsatze begab sich unser Held, dessen glücklichen Charakter wir ja schon zur Genüge kennen gelernt haben, an Deck.

So neblig war es nicht gerade, daß man wie damals nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, jedenfalls aber doch ein ganz tüchtiger Nebel. Man befand sich im September, das hatte hier auf der südlichen Hälfte der Erdkugel Ende Winter zu bedeuten, da kommen in dieser Gegend solche Nebel häufig vor.

Aus dem weißen Dunste tauchten ein Paar krumme Beine auf, erst dann, als die Säbelbeine näher marschierten, war auch der mit einem Zylinder gekrönte Oberleib zu unterscheiden. Hieraus erkannte der Sachverständige, daß der Nebel durch die Kraft der höher kommenden Sonne schon zu steigen begann.

»Ausgeschlafen, Herr Waffenmeister?« erklang es aus der Wolke.

»Das geht Sie gar nichts an, Doktor, mindestens wäre als erste Frage viel angebrachter, ob ich schon gefrühstückt habe.«

»Sagen Sie mal, Waffenmeister – Sie wollen heute nacht den fliegenden Holländer gesehen haben?«

»Wer hat denn das gesagt?«

»Das ganze Schiff spricht davon.«

»Das ganze Schiff soll der Teufel holen!« rief Georg, ärgerlich, daß er sich jetzt von Doktor Isidor aufziehen lassen mußte, und der hörte auch nicht so bald auf.

»Ja, da haben Sie recht, jetzt werden wir auch vom Teufel geholt. Es ist ja möglich, daß Sie den fliegenden Holländer gesehen haben, an Ihrer Glaubwürdigkeit zweifle ich ja gar nicht, aber Sie hätten Ihre Entdeckung für sich behalten sollen . . . «

»Da steht er!« rief da der Verspottete mit ausgestreckter Hand.

Ja, da stand er!

Auf Backbordseite der »Argos« tauchten in dem Nebel die Umrisse eines unförmlichen Schiffes mit drei Masten auf – unförmlich nach unseren heutigen Begriffen –

mit außerordentlich hohem Vorder- und Hinterteil, überhaupt von ganz plumpen Formen.

Und mit einem Male wurde der Nebel von einem frischen Winde weggefegt, und plötzlich lag es da in goldenem Sonnenlichte, was man soeben erst nur in verschleierten Umrissen gesehen hatte.

Eine alte holländische Kogge, wie der Ausdrucks nun einmal lautet, vom Typ des 17. Jahrhunderts! Er ist zu charakteristisch, als daß er verkannt werden könnte.

Daß Staunen der an Deckt befindlichen Argonauten und aller derer, die jetzt hervorgestürzt kamen, läßt sich denken.

Also ihr Waffenmeister hatte nicht nur eine Vision gehabt oder hatte die anderen nicht nur »veralbern« wollen, mit seiner Behauptung heute nacht, er habe den fliegenden Holländer oder doch ein entsprechendes Schiff aus alter Zeit gesehen.

Da lag es in Wirklichkeit vor den Augen aller!

Im Scheine der fernen Blitze wollte er es am südlichen Horizonte gesehen haben, die »Argos« hatte bei dem eintretenden Nebel einen mehr südlichen Kurs eingehalten, der Sturm hatte schnell nachgelassen, man hatte aber keine Segel gesetzt, war nicht gedampft – so lag man jetzt der vermeintlichen Vision des Waffenmeisters als einer Tatsache gegenüber, kaum eine viertel Seemeile, einen Kilometer von ihr entfernt. Ja, was sollte man nun von diesem rätselhaften Schiffe denken?

Vor allen Dingen muß betont werden, daß niemand vom fliegenden Holländer sprach. An diesen denken

mochte ja wohl jeder, aber aussprechen tat es niemand, jeder hätte sich geschämt, und das war dann auch nur so eine Ideenverbindung, im Grunde seines Herzens glaubte doch niemand an solch einen Teufelsspuk, der hier auch noch den goldenen Strahlen der Morgensonne stand halten sollte.

»Well,« nahm Kapitän Martin als erster das Wort, »das ist so ein alter Kasten, der nach einem anderen Hafen überführt werden sollte, der Bugsierdampfer hat ihn heute nacht aus dem Schlepptau verloren.«

Er sprach die Meinung aller aus, wenn auch niemand gleich daran gedacht hatte, daß hier so etwas vorliegen könnte. Auch Georg hatte nicht sofort diese Erklärung gefunden, eben weil er gar nicht nach einer solchen gesucht hatte.

Es sind ja noch einige Schiffe aus früheren Jahrhunderten erhalten geblieben, besonders auch Hansakoggen. Leider haben wir Deutschen diese historischen Andenken nicht zu würdigen gewußt. Ehe wir ihren schier unschätzbaren Wert erkannten, sind sie schon von anderer Seite aufgekauft worden, zumal von sammeleifrigen Engländern. Diese Hansakoggen liegen jetzt zum Teil im Londoner St. Katherinen-Dock, in einem kleinen, ummauerten Bassin, einem Wassermuseum, teils sind sie in englischem Privatbesitz, bedürfen ja ab und zu einer Reparatur, aber im allgemeinen hat doch das ausgezeichnete Holz allen Jahrhunderten getrotzt.

Ja, sogar die »Pinta« existiert noch heute, eine der drei Karawellen, mit denen Kolumbus seine erste Fahrt nach

dem unbekanntem Westen antrat. Bis zum Jahre 1892 lag sie als spanisches Nationalheiligtum im Hafen von Valencia. Als aber nun die Amerikaner das fünfshundertjährige Jubiläum der Entdeckung ihres Landes feiern wollten, da machten die Yankees ein Angebot, dem die armen Spanier nicht widerstehen konnten, und so wanderte diese einzige Rarität nach Neuyork hinüber.

Und bei der Fahrt über den Atlantik geschah es ebenfalls, daß der Bugsierdampfer die »Pinta« in einer stürmischen Nacht vom Schlepptau verlor.

Sie wurde am anderen Morgen gleich wieder gefunden, hatte außerdem eine starke Besatzung an Bord.

Wenn dies aber nun nicht der Fall gewesen wäre? Irgend ein Dampfer, auf dem nichts von diesem Vorgange bekannt war, sah da auf dem Meere ein uraltes Schiff treiben? Was hätte man denn da denken sollen? Und nun vielleicht konnte sich der Dampfer ihm nicht nähern, mußte seine Fahrt fortsetzen, oder man hatte das rätselhafte Schiff nur im Nebel erblickt, verlor es bald wieder aus den Augen.

Fürwahr, durch solche Fälle können Sagen wie vom fliegenden Holländer und ähnliche Seegespenstergeschichten immer neue Nahrung finden.

---

Dies als war an Bord der »Argos« bekannt oder wurde doch, von denen, die darum wußten, erörtert, während man den alten Segelkasten betrachtete.

»Da ist keine Mannschaft drauf!« hieß es dann zunächst.

Nein, das konnte nicht der Fall sein. Abgesehen davon, daß sich ja niemand blicken ließ. Vor allen Dingen aber rollte das Schiff ganz mächtig und auch ganz planlos, man sah, wenn es sich hinten hob, wie die Steuerpinne herumschlug. Also das Steuer wurde nicht gehalten und war nicht befestigt.

Wie kam das? Wenn solch ein als historische Rarität überaus kostbares Schiff geschleppt wird, so sind doch auch immer einige Seeleute darauf.

Nun, diese hatten den alten Kasten eben im Boote verlassen. Denn wer wußte denn, wie lange der, doch nichts anderes als ein hülfloses Wrack, schon auf hoher See trieb.

»Hei, das gibt einen Bergelohn!« erklang es dann jauchzend als zweiter Ruf.

Denn wenn die Argonauten jetzt auch den großen Flibustierschatz an Bord hatten, es also gar nicht mehr nötig hatten – solch ein einträgliches Abenteuer war doch einmal nach ihrem Geschmack!

»Ja, wenn es keine Imitation ist!« meinte Kapitän Martin.

Freilich, damit mußte man auch rechnen. Solch alte Schiffe sind ja schon oft imitiert worden, nicht um Liebhaber solcher Raritäten zu täuschen – das ist ja gar nicht möglich, das ergibt doch sofort die Untersuchung des Holzes – sondern um ein derartiges Schiff, anscheinend

aus früheren Jahrhunderten stammend, in Hafenstädten gegen Geld als Schauobjekt zu zeigen.

So wurde anfangs der neunziger Jahre ein sogenanntes Convict-Schiff gezeigt, auch in deutschen Hafenstädten, es fuhr sogar ein gutes Stück den Rhein und die Elbe hinauf. Vielleicht hat es einer oder der andere Leser be-  
sichtigt.

Ein Convict-Schiff wäre also ein Verbrecherschiff. Im Speziellen aber nannten die Engländer diejenigen Schiffe so, auf denen im 18. und auch noch im Beginne des 19. Jahrhunderts Sträflinge von England aus nach Australien deportiert wurden.

Jenes Schiff war also nur eine künstliche Nachahmung, seine Anziehungskraft auf das schaulustige Publikum bestand hauptsächlich darin, daß man in den verschiedenen Räumen Wachfiguren aufgestellt hatte, welche die Szenen wiedergaben, die sich auf solch einem Verbrecherschiff einst abgespielt haben mögen, vor allen Dingen auch, wie die Deportierten während der Seefahrt für Vergehen bestraft wurden, wie man sie durchpeitschte, Folterszenen und dergleichen mehr. Höchst grausig anzusehen, aber trotzdem sehr interessant.

Es muß dies alles erwähnt werden, weil dieses Convict-Schiff damals gerade in Liverpool gelegen hatte, als die »Argos« dort selbst angemustert hatte, und auch diese Sehenswürdigkeit hatte die Patronin mit ihrem Volke, ihren Argonauten, besichtigt.

Daher eben kam es, daß jetzt die ganze Mannschaft über solche alte Schiffe und ihre Imitationen orientiert

war, und es wird auch noch in anderer Hinsicht von größter Bedeutung werden.

Vorläufig war auch mit dem besten Fernrohr nicht zu unterscheiden, ob eine Imitation vorlag oder nicht. Einen sehr, sehr alten Eindruck machte der hölzerne Kasten ja, aber den macht auch das modernste Segelschiff, wenn es nur ein Vierteljahr unterwegs ist, ohne daß beständig seine schmucke Farbe erneuert wird. Auch daß sich die Takelage in Ordnung befand, war ganz selbstverständlich.

Die »Argos« hatte Dampf aufgemacht, hielt darauf zu. Erst wurde das Wrack einmal umfahren, vorsichtig in weitem Bogen, falls das Schlepptau noch nachschleifte. Wenn sich dieses in die Schraube des Dampfers verwickelte, konnte der sich nur selbst gleich als ein Wrack betrachten, bis ihn Taucher nach stundenlanger Arbeit wieder befreit hatten.

Hinten am Heck stand kein Name, auch nicht anderswo. Natürlich nicht. Dann ging man von Süden her mit dem Seegange noch mehr heran.

Daß der Dampfer direkt beilegte, das war bei diesem Seegange vollkommen ausgeschlossen, zumal es sich um ein steuerloses Wrack handelte, dessen Drehungen ganz unberechenbar waren. Nur in Booten konnte man sich an Bord begeben. Die fehlenden Boote waren in Pontianak, das wegen seiner vorzüglichen Teakholzboote sogar einen berühmten Namen hat, natürlich sofort ersetzt worden.

Eine Jolle wurde ausgesetzt. Georg teilte die sechs Matrosen als Rudermannschaft ab, zur Begleitung gingen

Doktor Cohn, Juba Riata und Mister Tabak mit, und nicht etwa nur als Neugierige.

Denn da wäre ja gern noch manch anderer mitgegangen, vor allen Dingen auch die Patronin und Ilse, die doch auch danach brannten, dieses merkwürdige Schiff zu betreten.

Aber mit solch einem Wrack, auf dem sich kein Mensch mehr bemerkbar macht, ist es doch immer eine eigentümliche Sache. Sein Betreten kann sogar höchst gefährlich werden. Wenn man nun auf solch einem Wrack lauter Leichen findet? Etwa mit Pestbeulen bedeckt? Was dann? Dann müssen sich diejenigen, die an Bord gewesen sind, der umständlichsten Desinfektion unterwerfen. Sie dürfen aber auch gar nicht so einfach zurückkehren, das geschieht auf ganz umständliche Weise, sie werden sofort in Isolierhaft genommen. Es ist ganz grauenhaft, wenn solch ein Fall eintritt, was die internationalen Seegesetze da alles vorschreiben, um die andere Welt vor einer Ansteckungsgefahr zu schützen.

Auch hierüber war zuletzt noch gesprochen worden. Natürlich ohne jede Besorgnis, ohne an solch eine Möglichkeit in Wirklichkeit zu denken. Nur weil der Schiffsarzt schon seine Anordnung wegen einer eventuellen Desinfektion der Zurückkehrenden getroffen hatte, wie es seine ihm vorgeschriebene Pflicht war, was auch vom Kapitän ins Logbuch eingetragen werden mußte. Das geschieht aber in jedem Falle, wenn auf hoher See eine Mannschaft von Bord zu Bord geht, das ist eben Vorschrift.

»Georg, bleibe da, gehe nicht hinüber!« hörte es dieser flüstern.

Erstaunt blickte er in das bleiche Antlitz der Patronin, welche die günstigste Gelegenheit, als es niemand anderes hören konnte, wahrgenommen hatte, um ihm dies zuzuflüstern.

»Weshalb denn nicht?«

Das junge Weib war plötzlich ganz fassungslos.

»Weil – weil . . . ich habe so eine Ahnung, als lauere dort drüben der Tod auf Dich – auf uns alle – es ist der fliegende Holländer . . . «

»Der fliegende Holländer? Laß Dich doch nicht auslachen!« lachte Georg denn auch wirklich belustigt. »Und wenn ers wäre – nun gut, so werden wir ihn jetzt von seiner ewigen Verdammnis erlösen.«

»Nein, – nein – ich denke nur an eine Seuche, die dort drüben ausgebrochen sein kann . . . «

Schnell wurde Georg wieder ernst.

»Dich haben wohl die Vorkehrungen beunruhigt, die Doktor Cohn getroffen hat. Das geschieht aber in solch einem Falle stets, das weißt Du doch selbst, Dir fällt es nur besonders auf, weil Du durch dieses alte Schiff in besondere Gemütsstimmung gekommen bist. Nun gut, Dir als Patronin steht es ja frei, uns direkt zu verbieten, das Wrack dort zu betreten . . . «

»Daran denke ich nicht.«

»Dann darfst Du aber auch nicht daran denken, mich zurückhalten zu wollen. Der erste Kapitän hat die Pflicht,

an Bord seines Schiffes zu bleiben, aber als zweiter Kapitän ist es ebenso meine unbedingte Pflicht, mich als erster hinüberzugeben. Oder glaubst Du etwa, ich werde meine Jungen in irgend eine Gefahr schicken, ohne mich selbst an die Spitze zu stellen? Na, Helene, da mußt Du mich unterdessen doch besser kennen gelernt haben.«

Die Patronin raffte sich auf, ihre Farbe kehrte zurück.

»Du hast recht,« lächelte sie jetzt selbst, »ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin, es war eine Schwäche von mir.«

Die Jolle ging ab, Georg am Steuer. In gehöriger Entfernung wurde abgestoppt. Furchtbar rollte der steuerlose, backtrogähnliche Kasten auf der hohlgehenden See. Der Eskimo schleuderte den am Seil befestigten Enterhaken, er saß sofort fest.

Georg übergab das Steuer einem Matrosen, arbeitete sich als erster an dem Seile durchs Wasser hinüber, kletterte hinüber, was einem gewandten Manne keine Gefahr bietet, während das Boot natürlich sofort zerschellt wäre. Als zweiter folgte der Eskimo, dann Juba Riata, dann wurde Doktor Isidor in der Schlinge hinübergeholt.

Ein nacktes Deck zeigte sich. Alles, was vorhanden gewesen, war abgewaschen worden. Die Bordwand sehr verschrammt, desgleichen wohl auch das Deck, aber dessen Bretter, wie beim Parkett kreuzweis zusammengesetzt, zeigten doch noch die außerordentlich sorgfältige Fügung.

Georg schnipselte hier und da mit einem Messer.

»Keine Imitation! Das ist uraltes Teakholz, das im Salzwasser nur immer fester wird. Das kann ich schon jetzt erklären, noch ehe eine gelehrte Kommission mit Mikroskopen und anderen Instrumenten kommt. Das sehe ich sogar schon an dem Deck. So können wir die Decksplanken heute gar nicht mehr fügen, das haben wir über unsere Fabrikarbeit verlernt.«

»Und das Tauwerk?«

Auch dieses untersuchte Georg an einzelnen Stellen mit kundigem Blick und tastender Hand.

»Das ist freilich neu. Natürlich. Der alte Kasten ist neu aufgetakelt worden. Aber die Masten sind noch aus demselben alten Holze. Und ganz neu ist das Tauwerk auch nicht mehr. Ich kann es schon auf etliche Jahre schätzen. Nach ganz neuer Takelung müssen wir erst noch suchen, um ein Urteil zu gewinnen, wann die letzte Mannschaft das Schiff verlassen hat. Wenn wir unten nichts Schriftliches finden.«

Sie begaben sich nach dem Kajüteneingang, der sich nur an dem hohen Achterkastell befinden konnte. Die erhöhte Back diente schon damals wie noch heute der Mannschaft als Aufenthalt.

Die schwere Tür, mit schönen Schnitzereien verziert, war verschlossen. Das heißt, die merkwürdige Klinke ließ sich nicht bewegen.

Schon beriet man, wie man die Tür aufsprengen könnte, sah sich nach einem dazu passenden Instrument um,

als es Juba Riata einfiel, noch einmal kräftig an der Klinke zu rütteln. Da zeigte es sich, daß es eine Art von Vexierschloß war, die Klinke konnte bedeutend gehoben werden, dann ließ sie sich niederdrücken, und durch einen kräftigen Druck wich die Tür zurück.

Erst kam ein kleiner, ganz nackter Vorraum. Wenn noch irgend etwas vorhanden gewesen wäre, nur ein Lappen an der Wand gehangen hätte, so hätte man höchstens von »leer« sprechen können. Aber er war ganz nackt. Das war geradezu auffallend.

Die nächste Tür, die sich leicht öffnen ließ, führte in einen größeren Raum, in dem es schon ganz anders aussah.

Auch er war leer, doch noch genug vorhanden, um erkennen zu lassen, was darin einst alles vorhanden gewesen, ohne daß es fortgeräumt worden war.

Alles, was hier einst drin gewesen, war einfach dem Zahne der Zeit und vielleicht auch denen der Motten und anderer Insekten zum Opfer gefallen. Der Boden war mit einer Schicht Staub bedeckt, noch waren Holzteile von Möbeln zu unterscheiden, die man freilich nicht derb anfassen durfte, sonst zerfielen sie in Holzmehl, und dann auch noch hier und da bunte Stoffetzen, besonders solche, welche einst mit echten Gold- und Silberfäden durchwirkt gewesen waren, welches Edelmetall eben unverwüstlich ist. Dies alles ließ sich noch in dem Tageslichte erkennen, das durch die beiden offenen Türen fiel; denn die Fenster und zwar hier in diesem altertümlichen Schiffe richtige, rechteckige Fenster, wenn auch nur sehr

klein – waren mit Metallplatten verschlossen – natürlich, sonst wäre ja die See hereingedammt.

»Das finde ich sehr, sehr merkwürdig!« meinte Georg.

»Was finden Sie so merkwürdig?!« fragte Doktor Isidor.

»Daß hier alles noch so unangetastet ist.«

»Nun, man hat eben alles so gelassen, wie man das Schiff gefunden hat.«

»Wo denn gefunden?«

»Ja, das fragen Sie mich einmal!«

»Nun gut, davon abgesehen – sonst fällt hier wirklich nichts auf?«

»Nein, was denn nur?«

»Da sieht man, daß das Schachspiel doch nicht den Scharfsinn erzeugt, der für jeden einzelnen Fall nötig ist. Fragen Sie mal Juba Riata und den Eskimo, ob denen nichts auffällt. Von mir selbst will ich gar nicht sprechen.«

In der Tat, diese beiden blickten mit ganz besonderen Augen um sich, und vor allen Dingen musterten sie mißtrauisch den staubbedeckten Boden.

»Wo sind denn hier die Fußspuren?« kam es dann gleichzeitig aus ihrem Munde.

»Dieser Raum ist eben von der Besatzung nicht betreten worden!« hatte der Arzt gleich eine Erklärung.

»Nicht betreten worden? Niemals?« fragte Georg spöttisch. »Später nicht mehr; wer hier zu befehlen hatte, der wollte möglichst die Ursprünglichkeit wahren, er hat die Fußspuren wieder verharkt.«

»Verharkt? Hier ist doch nicht geharkt worden.«

»Na, dann sind die erzeugten Fußspuren sonstwie wieder verwischt worden.«

»Nein, meiner Ansicht nach liegt dieser Staub so da, wie er sich im Laufe der Zeit hier angehäuft hat. Habt Ihr nicht dasselbe Gefühl?«

Ja, die beiden Naturmenschen, als welche der ehemalige Cowboy und der Eskimo doch zu bezeichnen waren, hatten ganz genau dieses selbe Gefühl; denn um ein Gefühl konnte es sich dabei doch nur handeln.

Sie hatten das Gefühl, daß hier alles, alles ganz unberührt war, wie es einst gewesen, daß noch niemand vor ihnen wieder diesen Raum betreten hatte.

Woher dieses ganz bestimmte Gefühl, das freilich konnte niemand definieren. Daher eben das Wort »Gefühl«, wobei man doch gar nichts mit dem Tastsinn fühlt. Es lag schon gewissermaßen in der Luft, die ja auch stickig genug war.

»Na, wollen wir erst mal weiter sehen, was uns der nächste Raum zeigt.«

Man hatte die Taschenlampen mitgenommen, sie wurden angezündet.

Wie aber ward den Vieren zumute, als sie die nächste Tür geöffnet hatten und ihre Lampen helles Licht verbreiteten!

Es war eine altertümliche Kajüteneinrichtung, höchst kostbar, an goldenen und silbernen Gerätschaften war kein Mangel, und man erkannte gleich, daß all diese Sachen von überall her zusammengetragen worden waren, aus aller Herren Ländern, nicht zum mindesten hatten

sowohl indische Tempel, wie christliche Klöster oder Kirchen ihre Heiligtümer lassen müssen, also offenbar Piratenraub, der hier zur Ausschmückung dieser Kajüte hatte dienen müssen, und nun diese Einrichtung hier vollkommen erhalten, der persische Teppich sowohl, wie auch das zarteste Spitzengewebe.

Doch dies alles sahen die vier jetzt gar nicht. Sie sahen nur die menschliche Gestalt, die dort auf dem Diwan lag.

Ein grauenvoller Anblick!

Doch zunächst muß das Allgemeine beschrieben werden.

Es war ein Mann, gekleidet in mittelalterlicher, phantastischer Tracht, mit weiten Pumphosen vom feinsten, blauen Tuche, das spitzenbesetzte Wams von gelber Farbe, die halblangen Stiefeln von rotem Leder. Um den Leib eine schwarze, gold- und silberdurchwirkte Schärpe, in der mehrere Dolche und Pistolen steckten.

Ein ungemein kräftiger, herkulisch gebauter Mann mittleren Alters, das schöne, tiefgebräunte Gesicht von blonden, halblangen Locken umrahmt, dieses schöne Gesicht aber entstellt ebensowohl von wilden Leidenschaften, wie von Todesschmerz, wozu er auch allen Grund hatte, denn – sein Kopf war bis zur Stirn in zwei Hälften gespalten!

Und aus dieser fürchterlichen Todeswunde floß noch das rote, frische Blut herab, auf dem Diwan und auf dem Teppich große Lachen bildend.

Und daneben am Boden lag noch die mächtige Axt, ein Kriegsbeil, mit dem ihm diese Todeswunde beigebracht

worden war. So lag der Mann da, halb auf der Seite, die Fäuste im letzten Todeskrampfe geballt, das schöne Gesicht verzerrt, der Mund mit den blendenden Zähnen halb geöffnet, mit furchtbarem Blicke der weit aufgerissenen Augen zur Decke emporstierend.

Ein schrecklicher Anblick! Ein Sterbender, noch nicht tot, sondern eben im letzten Todeskampfe für immer erstarrend.

Entsetzt standen die vier Männer da.

Oder vielleicht nur Doktor Cohn nicht. Oder der war doch derjenige, der zuerst Worte und auch gleich eine natürliche Erklärung fand. »

»Ein Pendant zu dem Convikt-Schiff, das wir damals in Liverpool gesehen haben!

Da hat jemand so eine alte holländische Kogge irgendwo aufgetrieben, hat sie mit Wachsfiguren ausgestattet, um mit ihr als Schauobjekt von Hafen zu Hafen zu fahren, hat sie im Sturme vom Schlepptau verloren.

Offenbar wollte der geniale Unternehmer die Szene einer Meuterei darstellen. Das hier ist der Kapitän, selbst ein Pirat, wie die ganze Einrichtung erkennen läßt, dem hier in seiner Kajüte von den Matrosen im Schläfe der Kopf gespalten worden ist. Voraussichtlich werden wir noch viele andere solcher Wachsfiguren in den verschiedensten Stellungen finden; hoffen wir es wenigstens, damit unser Fund noch wertvoller wird.

So erklärte Doktor Isidor, als wenn er dozierend an dem Katheder stände, und seine Hörer hatten nichts

mehr hinzuzusetzen. Natürlich, so war es! Georg hatte zwar jenes Convikt-Schiff nicht gesehen, nichts Ähnliches, aber es war ihm genug davon erzählt worden.

So ging man jetzt an eine nähere Untersuchung dieser Wachsfigur. Die Imitation war eine überaus naturgetreue. Das Blut konnte selbstverständlich kein frisches sein, wie man zuerst geglaubt hatte. Offenbar war dabei roter Siegellack verwendet worden, den man in heißflüssigem Zustande aufgetragen hatte, daher die Bildung der Tropfen, daher klebte auch die rote Masse ganz fest auf dem Diwan, wie auf dem Teppich, wie in den Haaren, daß sie sich ohne Verletzung des Untergrundes nicht ablösen ließen.

Diese Haare des Mannes selbst waren echt, wunderbar in die Kopfhaut eingelassen, wie es wohl nur chinesische Geduld und Geschicklichkeit fertig bringt, denn die Chinesen statten ja auch ihre kostbaren Porzellangötter mit echten Menschenhaaren aus, wissen jedes einzelne Haar für sich in das Porzellan einzulassen, ebenso den Bart und die Augenwimpern, und dasselbe war auch hier der Fall. Also nicht etwa, daß man die Haare nur so an das Wachs drangeklebt hätte.

An das Wachs?

Die vier Männer, die schon eine ganz natürliche Erklärung gefunden zu haben meinten, indem sie einfach vor einer Wachsfigur standen, daher ihr erstes Grausen schon überwunden hatten, begannen von neuem ganz scheu auf die Gestalt zu blicken.

»Ist denn das wirklich nur eine Wachsfigur?«

»Der hat doch eine ganz richtige Haut!«

»Und das ist überhaupt kein Wachs!«

»Das ist ein richtiger Mensch, der sich nur im Starrkrampf befindet!«

So und ähnlich klang es flüsternd durcheinander, und diesmal schloß sich Doktor Isidor nicht aus, auch er war ganz bestürzt.

Nun sei gleich etwas erwähnt.

Die Argonauten hatten ja schon einmal einen Menschen gefunden, von dem sie lange, lange Zeit nicht gewußt hatten, ob er tot oder lebendig sei, nur im Scheintode liege.

Damals die junge Inderin in dem chinesischen Piratenneste, in der Kiste verpackt, die sich dann später als Merlins Tochter Viviana entpuppt hatte.

Nein, da hatten sie auch nicht gewußt, ob wirklich tot oder nur scheinot, sich in einem Starrkrampfe befindend.

Aber das war doch etwas ganz, ganz anderes gewesen als der hier vorliegende Fall!

Bei jener Inderin hatte man gar nicht an eine künstliche Figur gedacht, niemand war auf solch einen seltsamen Gedanken gekommen. Die Glieder waren ja auch noch beweglich gewesen, nur daß jeder Finger immer wieder in seine ursprüngliche Lage zurückschnellte. Man hatte in das Fleisch schneiden können, Doktor Isidor hatte eine Ader am Arm geöffnet, es war zwar kein Blut geflossen, wohl aber hatte sich solches herausdrücken lassen, dunkel und sehr dick, wie geronnen.

Also das war ein richtiger Mensch gewesen, von dem nur der Instinkt der Hunde behauptet hatte, daß er nicht tot, daß noch erstarrtes Leben in ihm sei.

Ganz, ganz anders hier!

Dieser Mann hier war vollkommen starr. Kein Finger konnte bewegt werden, nicht das Ohrläppchen. Die steinharte Masse konnte aber auch nicht, wie Doktor Isidor bereits probierte, mit dem Messer geritzt werden.

Nun, dann war die Figur eben aus einem harten Stein oder Erz!

Nein, das war sie nicht.

Weshalb nicht, weshalb es richtiges Fleisch sein mußte, das so hart präpariert worden, das freilich war schwer zu sagen.

Zunächst waren alle die Hautporen deutlich zu sehen, schon mit bloßen Augen, noch deutlicher unter dem Vergrößerungsglas, das Doktor Isidor aus der Westentasche gezogen, und er erklärte, daß es eine vollständig natürliche Hautkonstruktion sei.

Aber das war es nicht, weshalb man den so ganz bestimmten Eindruck bekam, daß es ein wirklicher Mensch sei, der hier lag, nur durch irgend ein Mittel wunderbar gehärtet. Auch diese Hautporen, die ganze Hautstruktur hätte man doch schließlich nachahmen können, auch unter der Kleidung. Ebenso wie man jedes einzelne Haar mit chinesischer Geduld einsetzen konnte, nicht nur auf dem Kopfe, als Schnurrbart und Augenwimpern, sondern überall waren die üblichen Härchen auf der Haut sichtbar.

Nein, dies alles war künstlich nicht zu erreichen.

Vor allen Dingen lag es in den Augen! So starr diese auch gegen die Decke stierten – so kann nur ein lebendiger Mensch im letzten Totenkampfe blicken!

»Bei Gott, Jungens – das ist ein lebendiger Mensch!« flüsterte Georg scheuer denn zuvor.

»Nee Waffenmeister,« entgegnete Doktor Isidor, wohl ebenfalls noch recht fassungslos, aber doch nicht mehr entsetzt, noch sein Taschenmesser probierend, »wer solch einen furchtbaren Beilhieb über den Kopf bekommen hat, der ist mausetot.«

»Aber das ist doch ein wirklicher Mensch, der einst gelebt hat!«

»Ja, das ist etwas anderes, das muß man allerdings als Tatsache annehmen. Nur jetzt tut er nicht mehr leben. Der ist gleich nach seinem Tode irgendwie einbalsamiert oder sonstwie imprägniert worden, daß sein Fleisch und alles an ihm steinhart geworden ist. Läßt sich denn nur gar nichts schneiden?«

Die Untersuchung ging weiter, die wir hier kürzer zusammenfassen.

Gewiß, es ließ sich an der Figur verschiedenes schneiden. So die Haare, auch die Fingernägel. Der Schiffsarzt, ganz gewissenhaft in seinen Untersuchungen vorgehend, verbrannte einige abgeschnittene Haare und Nägelschnipsel, beide entwickelten den spezifischen Horngeruch. Unmöglich dagegen war es, diejenige Masse zu verbrennen, durch Hitze zu zerstören, welche das eigentliche Fleisch darstellte. Sie wurde wohl angeräuchert,

aber durch die Flamme sonst nicht im geringsten angegriffen.

Von dem Versuche, die Flamme der Taschenlampe auch gegen das Auge zu richten, wurde der Schiffsarzt von dem Waffenmeister in begreiflicher Scheu abgehalten.

Daß man von dem Kleiderstoffe nach Belieben abschneiden konnte, das fand man ja ganz selbstverständlich.

Eine ganz merkwürdige oder sogar unheimliche, mindestens unerklärliche Entdeckung machte man hingegen, als man den Körper umwenden wollte, um einmal mehr den Rücken zu besichtigen.

War es nicht schon sehr merkwürdig, daß dieser Körper so fest auf dem Diwan lag, obwohl das Schiff so mächtig von einer Seite auf die andere rollte? Der Mann hätte doch von dem Diwan herabfallen müssen.

Da, wie man Hand anlegte, bemerkte man, daß dieser Körper überhaupt gar nicht zu bewegen war! Er war auf dem Diwan wie angenagelt, wie festgeleimt.

Nein, er wurde wie von einer gewaltigen magnetischen Kraft festgehalten!

Das war es!

Es gelang den vier starken Männern wohl, ihn mit vereinten Kräften in die Höhe zu heben, aber dabei riß der Bezug von dem Diwan, der selbst mit den Füßen am Boden festgeschraubt war, in Fetzen ab. Und wie man nun den Körper wieder senkte, um ihm eine andere Lage zu

geben, rollte er sofort wieder in seine ursprüngliche Lage zurück, klebte von neuem an, so daß man ihn auch von neuem wieder unter größter Kraftanstrengung hätte hochheben müssen.

Man ließ es bei diesem einen Versuche bewenden, den Körper herabheben oder auch nur eine andere Lage geben zu wollen; denn ein neues Grausen erfaßte die vier Männer, zumal sie dabei noch andere Beobachtungen machten.

Also von dem Diwan hatte sich der kostbare Samtbezug stückweise abgelöst, die Fetzen waren an dem menschlichen Körper kleben geblieben, obgleich man diesen doch eigentlich entkleiden konnte. Der Magnetismus schien eben nur dort zu bestehen, wo der Körper auf der Unterlage ruhte oder geruht hatte. Und als der Körper nun wieder in seine alte Lage zurückrollte, zurückgezogen wurde, da wurden von derselben geheimnisvollen Kraft auch die Diwanfetzen angezogen, sie legten sich wieder an ihre alte Stelle, preßten sich fest, in einer Weise, daß dann auch nicht der geringste Riß mehr zu erkennen war.

Und dieser rätselhafte Magnetismus machte sich überall bemerkbar.

So war es kaum möglich, aus der Tuschärpe einen Dolch oder eine Pistole zu ziehen. Die Waffe wurde von einer geheimnisvollen Kraft festgehalten. Erst durch eine größere Kraftanstrengung gelang es, dabei konnte die Schärpe auch zerreißen, aber kaum hatte man die Waffe, die sich sonst als ganz normal erwies, wieder der Schärpe

genähert, als sie auch gleich von selbst an ihre alte Stelle zurückfuhr und auch die Schärpe selbst ordnete sich wieder, keiner der Risse war mehr zu erkennen.

Und ganz ebenso war es mit allen anderen Dingen in dieser Kajüte.

Die Blutlachen, also starre Massen, klebten ganz fest auf dem Diwan, wie auf dem Teppich. Sie konnten nur unter Kraftanstrengung abgenommen werden, indem auch der Diwanüberzug oder der Teppich in Stücke riß. Dasselbe galt auch von dem blutigen Beil. Nur mit der größten Kraftanstrengung konnte es aufgehoben werden, bis es dann in gewisser Höhe plötzlich seine normale Schwere annahm. Das heißt, der Zug nach unten hörte auf. Kaum aber wurde es der Stelle, wo es ursprünglich gelegen, genähert, so wurde es plötzlich förmlich zu Boden gerissen und nahm ganz genau seine alte Lage wieder an, aus der es so ohne weiteres auch nicht verrückt werden konnte.

»Hier ist Magnetismus im Spiele.«

So sprachen Georg und der Schiffsarzt. Aber wohl nur, um sich selbst zu beruhigen, um eine natürliche Erklärung zu haben, um nicht an etwas Übernatürliches, an Zauberei glauben zu müssen.

Die beiden anderen, Juba Riata und der Eskimo, waren als Naturmenschen viel scheuer, suchten nach gar keiner Erklärung und handelten hierdurch viel korrekter.

Denn eine Erklärung durch Magnetismus für diese seltsame Anziehungskraft genügte hier durchaus nicht.

Im übrigen sollten die vier Männer nicht lange solche Untersuchungen anstellen können.

### 139. KAPITEL. DER SCHWARZE TOD.

»Das Schiff sinkt, Waffenmeister, das Schiff sinkt!«

Noch waren die vier Männer keine zehn Minuten in der Kajüte oder überhaupt an Bord gewesen, als dieser Ruf der Matrosen gedämpft an ihr Ohr drang.

Sie stürzten hinaus. Und was die Matrosen im Boot erst so spät bemerkten, weil sie das rollende Schiff immer vor Augen gehabt hatten, daher das langsame Sinken, wie sich die neigende Bordwand immer mehr den Wellenbergen näherte, nicht so konstatieren konnten, das erkannten die vier jetzt sofort.

Ja, das Schiff mußte schon wenigstens einen Meter tiefer tauchen, für sie, welche den Unterschied mit einem Male erkannten, sah die Sache schon ganz gefährlich aus, und jetzt wurde diese Gefahr auch an Bord der »Argos« erkannt. Ein Kanonenschnuß fiel, das Notzeichen wurde gehißt, alles schrie und winkte und semaphorierte.

Da gab es kein Zögern mehr. Das Sinken ging natürlich immer schneller und schneller, und wenn das Schiff vollends wegsackt, dann kommt das Allergefährlichste von der ganzen Sache: Der letzte Strudel, dem kein Schwimmer widerstehen kann, der auch jedes in der Nähe befindliche Boot mit in die Tiefe reißt.

Also schleunigst wieder an der Verbindungslinie durchs Wasser ins Boot geentert und mit vollen Riemen zurückgegangen! Und es war auch tatsächlich die höchste Zeit

gewesen. Sie hatten kaum ein Dutzend Ruderschläge gemacht, als die Kogge abging, als verschwände sie in einer Theaterversenkung, nur daß man im Theater die wütenden Wasserberge nicht so nachmachen kann – ein tiefes Tal, in dem auch die Masten verschwanden, das Boot hatte Lust, ihnen zu folgen – . »Jungens, pult für unser Leben!!« heulte der Waffenmeister – – da kam das Wasser wieder angerollt, nicht von den Seiten, sondern von unten, wie von einer ungeheuren Quelle ausgespien, die Nußschale von Jolle wurde weit abgeschleudert – und war in Sicherheit.

Sie tanzte nach der »Argos« zurück, die zehn Insassen gingen noch einmal durchs Wasser, dann gelang es, das Boot unversehrt wieder an Bord zu bringen.

Die Zurückgekehrten berichteten.

»Das ist ja kaum glaublich!«

Eine gebräuchliche Redensart.

»Was soll man davon denken?«

»Ich wüßte eine Erklärung!« meinte Georg.

»Nun?«

»Jene geheime Bande hat uns noch einmal eine Überraschung bereiten wollen und hat sich noch rechtzeitig überlegt, daß sie das ja nicht mehr dürfe, oder so ähnlich, da hat man die Kogge wieder verschwinden lassen. Es wäre wenigstens eine Erklärung.«

Gut, sie wurde als richtig angenommen – und man sprach nicht mehr darüber, mit keinem Wort, ohne vorherige Ausmachung.

Der zurückgekehrte Schiffsarzt bekam gleich etwas zu tun. Nachdem der Matrose Franz vorhin noch beim Aussetzen des Bootes geholfen, hatte er seinem besten Freunde endlich gestanden, daß er sich seit gestern abend recht »mies« fühle, er habe schon die ganze Nacht nicht geschlafen, und jetzt könne er sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten.

Und als er dies gesagt, gestanden, da war er ohnmächtig zusammengebrochen. Jetzt lag er in seiner Koje, war schon wieder zu sich gekommen, erklärte, sich wieder ganz wohl zu fühlen, nur sehr schwach.

Doktor indor konstatierte etwas Fieber, nichts weiter. Na, so ein Krankheitsfall kann bei hundert Menschen doch einmal vorkommen. Franz würde schon bald wieder hergestellt sein.

Wohin nun?

Das war schon längst beschlossen gewesen.

Nach Kapstadt.

Wo die Argonauten ihre ersten Triumphe gefeiert hatten.

Ach, wie sie sich freuten, wieder nach Kapstadt zu kommen!

Ach, was jetzt überhaupt wieder für ein Leben an Bord herrschte.

Was sie unterdessen alles ausgeheckt und sich eingeübt hatten!

Was sie den staunenden Kapstädtern alles vormachen wollten! Und nun unabhängiger denn je zuvor, mit dem

Flibustierschatz an Bord, wenn man den nun auch in bessere Sicherheit bringen würde.

Jedenfalls aber konnten sich die verschiedenen Armenkassen freuen. Und was ist es doch für ein Unterschied, ob man seine Kräfte und sein Können zum Ringen um die eigene Existenz verwendet oder sie in die Dienste der Wohltätigkeit stellt.

Ja, noch nie hatte den Argonauten der Himmel so voller Geigen gehangen, wie während dieser Fahrt nach Kapstadt.

In zwei Tagen konnte man es erreicht haben.

Wenn es nur mit dem Matrosen Franz nicht immer schlimmer geworden wäre. Es war doch nicht nur ein vorübergehendes Unwohlsein gewesen.

»Jungens,« hatte schon am Abend desselben Tages der Segelmacher im Vertrauen zu einigen anderen gesagt, »ich glaube fast, der alberne Kerl spielt uns einen bösen Streich und macht ein Sterbchen. Der bekommt eine so lange Nase, das ist immer ein böses Zeichen, da habe ich meine Erfahrungen.«

Franz bekam immer heftigere Fieberanfälle und klagte, abgesehen von größter Schwäche, über Schmerzen in den Leistengegenden. Doktor Isidor hielt es entweder für einen inneren Bruch, der noch nicht nach außen trat oder für eine Darmverschlingung, behandelte ihn danach, wenn es da überhaupt eine besondere Behandlung gibt. Klistiere neben warmen Umschlägen. Von der trüben Sorge des Segelmachers erfuhr der Schiffsarzt nichts.

Dann aber bekam dieser noch etwas anderes zu tun.

»Was fehlt nur meinem Hörnchen?« klagte die Patro-  
nin.

Sie hatte aus Sibirien ein Eichhörnchen mitgenommen und es gezähmt. Das reizende Tierchen wollte nichts mehr fressen, sperrte auch manchmal so lange das Maul auf.

Es kamen ja manchmal Krankheiten in der großen Menagerie vor, und Doktor Isidor hatte sich immer auch als ein ausgezeichnete Tierarzt bewiesen, freilich wohl viel mehr noch Juba Riata. Eine Seuche war noch nie ausgebrochen.

»Es wird eine bittere Mandel gefressen haben!« meinte Doktor Isidor jetzt, nachdem er das Tierchen untersucht hatte. »Da müssen Sie überhaupt vorsichtig sein, schon drei bittere Mandeln genügen, um jedes Eichhörnchen unfehlbar sterben zu lassen, obgleich es sie gern frißt. Aber dort, wo die Mandeln reifen, gibt es auch keine Eichhörnchen.«

Am zweiten Tage in früher Morgenstunde wurde der Tafelberg gesichtet, gegen Mittag steuerte man dem Hafen von Kapstadt zu, passierte schon die Reede.

Der Waffenmeister suchte in seinem Schreibtische nach dem Polizeischein, der damals die öffentliche Vorstellung der Argonauten im Theater erlaubt hatte, als Meister Kännchen eintrat, der chinesische Koch, ganz verstört.

»Ich habe zwei Latten gefunden!«

»Zwei Latten? Was denn für Latten?«

»Zwei tote Latten.«

»Tote Latten? Was sind denn das für Dinger?« lachte Georg, ganz in sein Suchen vertieft und daher das verstörte Gesicht des Chinesen nicht bemerkend.

Da trat auch Doktor Isidor hastig ein.

»Waffenmeister, ich habe Ihnen etwas Schreckliches mitzuteilen!«

»Was ist los?!«

»Ohne Umschweife – Franz hat die Bubonenpest!«

Ein Blick und der starke Mann stützte sich schwer auf den Schreibtisch.

»Allmächtiger Gott!« stöhnte er.

Er brauchte nicht erst zu fragen, ob da kein Irrtum vorliegen könne, ob der Arzt seiner Sache ganz sicher sei.

Jetzt wußte er, was der Koch vorhin hatte sagen wollen. Als Chinese konnte er das R nicht aussprechen, schob dafür immer ein L ein.

Zwei tote Ratten hatte er gefunden!

Und das Eichhörnchen lag im Sterben, hatte die chronische Maulsperre!

Die tierischen Träger des Pestbazillus sind die Nagetiere, vor allen Dingen die Ratten.

Wenn unter den Ratten ein großes Sterben beginnt, dann bricht ganz sicher die Pest aus!

Bei den Nagetieren, die einzigen, bei denen diese Seuche auftritt, zeigt sich die Krankheit zuerst durch Anschwellen der Lymphdrüsen der Kiefer, was aber nicht immer mit Maulsperre verbunden zu sein braucht.

Von anderen Lebewesen wird nur noch der Mensch angesteckt; denn die sogenannte Rinderpest ist wieder etwas ganz anderes. Beim Menschen schwellen zuerst die Lymphdrüsen der Leistengegend an, also am Unterleib.

»Sie sind über Nacht plötzlich faustgroß geworden, und schon zeigen sich auch Beulen hinter den Ohren und im Nacken – es ist die echte Pest!«

»Allmächtiger Gott!« stöhnte Georg nochmals. »Weiß es schon der Kapitän?«

»Sie sind der erste, dem ich es mitteile, weil ich gerade an Ihrer Kabine vorbeikam und Sie darin wußte.«

Sie erfuhren es sofort alle, und zwischen den Hauptpersonen fand augenblicklich eine Beratung statt, während das Schiff schon seine Fahrt stoppte.

Ob Kapstadt anlaufen oder nicht, das heißt, ob sich in Quarantäne begeben oder nicht.

Für die Pest, wie für jede andere ansteckende Krankheit, die epidemisch als Seuche um sich greifen kann, Cholera, Pocken, Aussatz, Genickstarre und dergleichen, hat jeder Hafen seine eigene Quarantänezeit.

Bei der echten Bobonenpest, wie sie hier vorlag, ist sie nach internationalen Bestimmungen nirgends unter zwei Wochen, in den englisch-indischen und chinesischen Häfen wird sie auf vier Wochen ausgedehnt, in Kapstadt beträgt sie drei Wochen.

Das Schiff, auf dem ein einziger Pestfall vorgekommen ist, wird an einer einsamen Küstenstelle isoliert, hier steht es unter ständiger Aufsicht der Sanitätsbehörde, bis

der erkrankte Mann entweder gestorben ist oder für geheilt erklärt wird. Dann wird das ganze Schiff gründlich desinfiziert, und dann erst beginnt die eigentliche Quarantäne, die für die englische Kolonie also drei Wochen währt. Erkrankt während dieser Zeit kein Mann an der Pest, dann ist die Sache eben allright, nach nochmaliger Desinfektion ist das Schiff wieder koscher und kann fahren, wohin es will. Erkrankt aber während dieser Zeit wieder ein Mann an der Pest, dann fängt die Geschichte eben wieder von vorne an, entweder wieder Tod oder Heilung, und dann immer wieder drei Wochen Quarantäne, jedenfalls nicht unter zwei Wochen.

Das ist die Pest!

Das ist Quarantäne!

Was daraus unter Umständen werden kann, vermag sich wohl jeder selbst vorzustellen.

Unter solchen Umständen kann es passieren, daß ein Schiff gar nicht wieder den Quarantieplatz verlassen darf, natürlich auch niemand von der Mannschaft oder den Passagieren, bis der letzte Mensch alt wie Methusalem an der Pest gestorben ist, das Schiff verbrannt oder versenkt worden ist.

Solche Fälle sind tatsächlich schon vorgekommen, wenn auch hierbei der liebe Gott dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Einmal erlischt die Seuche ja doch, die Menschen in ihrer Atmosphäre sind ganz immun gegen jede Ansteckungsgefahr geworden. Aber Jahre dauert so etwas oft.

Aber nun braucht sich ein Schiff ja überhaupt gar nicht in Quarantäne zu begeben, das heißt, es braucht ja keinen Hafen anzulaufen. Das Erlöschen der Pest kann auf hoher See abgewartet werden. Wann dies geschehen ist, kann jeder darin erfahrene Mensch beurteilen. Die erfolgte Ansteckung äußert sich innerhalb von zwei bis spätestens sieben Tagen durch Schwäche und Fieber, und hat dann niemand mehr Schmerzen in der Leistengegend, so darf die Pest als erloschen betrachtet werden. Dann freilich hat das Schiff in irgend einem Hafen immer noch eine zwei- bis vierwöchentliche Quarantäne durchzumachen, eben eine Garantie zu bieten, daß kein Pestfall mehr vorkommt, aber hiermit ist dann die Sache doch auch abgetan.

Und den Hafenbehörden ist es natürlich äußerst angenehm, wenn ein Pestschiff lieber draußen auf hoher See bleibt; denn diese Quarantänebeamten, die dazu kommandiert sind oder wohl immer freiwillig sich gemeldet haben, haben doch nichts zu lachen, die stehen doch natürlich selbst unter Quarantäne, im Pestverdachte, wenn sie nicht selbst mit Beulen bedeckt elend sterben. Die kommen doch mit der anderen Welt gar nicht mehr in Berührung. Und auf welche komplizierte Weise nun die Nahrungsmittel und alle anderen Sachen herbeigeschafft werden müssen – ach, es ist ein Elend, diese ganze Pestgeschichte, ihre Handhabung so verwickelt, daß es unmöglich auch nur einigermaßen hier wiedergegeben werden kann!

Dieses Erlöschen der Pest auf hoher See abzuwarten, wenn es der Proviant und alles andere gestattet, das kann natürlich nur ein freies Schiff, mit dem Eigentümer an Bord. Eine Reederei will doch ihr Schiff nicht so planlos draußen herumgondeln lassen.

Die »Argos« war solch ein freies Schiff.

Es war keine Beratung, die stattfand, sondern nur eine Beschlußfassung; denn jeder einzelne Matrose mußte befragt werden, ob er nicht lieber an Land in Quarantäne gehen wolle.

Nein, dazu hatte niemand Lust.

So wendete die »Argos«, um wieder in offene See zu gehen.

Gleichzeitig aber mußte eine Pflicht erfüllt werden – eine schwarze Flagge mit rotem Kreuze wurde gehißt, die Pestflagge – »hütet Euch vor uns, wir haben den schwarzen Tod an Bord!« –

Wir kennen noch kein Mittel gegen die Pest.

Es ist gelungen, Pferde, sonst gegen Pest ganz unempfindlich, künstlich an der Pest erkranken zu lassen, wieder immun zu machen – aber das aus der Lymphe dieser Tiere hergestellte Serum hat sich als wirkungslos erwiesen, und so sind alle anderen Versuche bisher gescheitert.

Der Kampf gegen die Pest besteht nur darin, daß man die Erkrankten und alle, die mit ihnen in Berührung gekommen sind oder sein können, möglichst isoliert, daß auf peinlichste Sauberkeit gehalten wird.

Aber eine ganz, ganz merkwürdige Beobachtung hat man gemacht; nämlich daß alle Leute, die viel mit Öl

und Fett zu tun haben, gegen die Pest vollständig gefeit zu sein scheinen: Arbeiter in Ölpressereien, in Schweineschlächtereien, in Talgsiedereien, besonders auch die Besatzungen von Walfischjägern, welche den Tran gleich an Bord oder Land auskochen.

Wohl kommen unter solchen Leuten bei Epidemien auch Pesterkrankungen vor, aber es bleibt immer nur beim ersten Stadium, nur die Drüsen der Leistengegend schwellen an, brechen auf und heilen wieder – der Pestfall ist überwunden.

Da glaubte man ein Mittel gegen die Pest gefunden zu haben. Man setzte die Erkrankten oder Pestverdächtigen in Öl- und Fettbäder, auch alle anderen, die es sich leisten konnten, nahmen täglich solche, rieben sich ständig mit Fett oder Öl ein.

Es hat alles nichts genützt. Und wer auch wochenlang bis an den Hals in Öl oder Fett saß, bei dem konnte doch plötzlich die Pest ausbrechen, er starb daran.

Da glaubte man, daß es ganz frisch ausgepresstes Öl, respektive ausgekochtes Fett sein müsse, welches diese Eigenschaft besitze.

Es war wieder eine falsche Kalkulation. Die Menschen starben auch in den frischen Ölbädern nach wie vor. Dies alles ist schon im 14. Jahrhundert erkannt und erprobt worden, als zum Beispiel in den Jahren 1348 bis 1350, also innerhalb von drei Jahren, allein in Europa, wie genau berechnet werden kann, mindestens 25 Millionen Menschen von der Pest dahingerafft worden sind, ums Jahr

1860 wurden diese Versuche noch einmal ganz intensiv wiederholt, man fängt auch jetzt immer noch einmal damit an und muß doch immer wieder zu der Überzeugung kommen, daß Öle und Fette, äußerlich oder innerlich verwendet, keine Heilkraft gegen die Bubonenpest besitzen.

Dabei aber bleibt die Tatsache bestehen, daß alle Menschen, die viel mit Öl und Fett zu tun haben, gegen die Pest geschützt sind. Die Krankheit kann bei ihnen wohl auch ausbrechen, aber sie sterben niemals daran.

Wie kommt das? Was liegt hier für ein Rätsel vor?!

Nun, es läßt sich schon erklären.

Es genügt eben nicht, sich zu Zeiten der Gefahr in ein Öl- oder Fettbad zu setzen. Es handelt sich dabei um eine ganze Fettatmosphäre, denen sich der Mensch schon vorher lange, lange Zeit ausgesetzt hat, sie ständig eingeatmet hat. Solch ein Arbeiter stinkt doch schon einige Knoten weit nach Öl und Fett, er kann sich waschen wie er will, er wird diesen Duft nicht los, er ist eben durch und durch von Fett imprägniert.

Und darauf kommt es zweifellos an. Und außerdem muß es ganz frisches Öl und Fett sein, aus Pflanzen und Tieren direkt hergestellt, mit dem man seinen Körper vollsaugen läßt, sonst hat es auch keinen Zweck; denn es gibt ja viele wilde Völkerschaften, die ihren Körper ständig mit Fett einsalben. Es bildet kein Schutzmittel gegen die Pest. Nur Menschen, die ständig in Ölpressereien und Fettsiedereien arbeiten, die Fettatmosphäre gleich einatmen, sind gefeit.

Also ein Mittel gibt es doch, um sich gegen den schwarzen Tod zu schützen. Befindet man sich in solch einem reizenden Lande und die Pest meldet sich an, so etabliert man schnellstens eine Ölpreserei oder Talgsiederei, im Großen oder im Kleinen; oder man geht als Arbeiter in solch eine Fabrik.

Ironisch gesprochen!

Das ist doch gar nicht durchführbar.

Abgesehen davon, daß es erst längere Zeit bedarf, um seinen ganzen Körper durch Lungeninhalation so voll Fett zu pumpen.

Also es gibt noch kein Heilmittel und kein Schutzmittel gegen die Rattenpest. –

»Wir gehen auf die Walfischjagd, werden Trankocher!«

Nicht nur einer hatte diesen Vorschlag gemacht.

Die anderen aber, die nicht selbst gleich daran gedacht, wußten doch, weshalb dieser Vorschlag gemacht worden, sie alle waren welterfahrene Seeleute, und er wurde einstimmig angenommen.

Es ging nach Südosten, nach den Kergueleninseln zu. Dort gibt es noch Walfische genug, Potwale; weil diese so wenig gejagt werden, weil ihre Jagd so außerordentlich gefährlich ist, wie schon früher einmal ausführlich geschildert wurde.

Diese Gefahr fürchteten die Argonauten nicht. In jenem sibirischen Tale waren zwei vortreffliche Walfischboote gebaut worden, Proviant war noch für ein halbes Jahr vorhanden, das Heizmaterial wurde möglichst gespart.

140. KAPITEL. HERZBLUT!

Vierzehn Tage später.

Wieder saß der Waffenmeister der Argonauten in seiner Kabine am Schreibtisch, diesmal aber untätig, hatte den Kopf in die Hände gestützt und brütete vor sich hin.

Durch das runde Fensterchen hätte er einen herrlichen Anblick gehabt.

Es war eine mondlose Nacht, aber fast taghell erleuchtet durch ein prachtvolles Polarlicht, das in allen Farben im mächtigen Bogen am südlichen Horizonte zuckte.

Es beleuchtete zwei gewaltige Eisberge von den bizarrsten Formen, und zwischen diesen tummelte sich eine große Herde Walfische, überall spritzten die Wasserstrahlen wie Fontänen empor.

Es waren die ersten Wale, die man erblickte. Aber die »Argos« setzte kein Boot zur Jagd aus.

Viel, viel hatte sich in diesen vierzehn Tagen an Bord geändert!

Der Matrose Franz war gestorben.

Dann war der schwarze Simson darangekommen.

Dann die Mama Bombe.

Und heute hatte man die irdischen Reste des Kapitän Martin dem Meere überliefert!

Der Waffenmeister der Argonauten war jetzt erster Kapitän des Schiffes.

Aber er verfügte kaum noch über ein Drittel der vorhandenen Hände.

Die beiden anderen Drittel rangen mit dem schwarzen Tode.

Nein, es hatte keinen Zweck mehr, Walfische zu jagen, um an Bord des Schiffes eine Tranatmosphäre zu verbreiten. Der schwarze Tod war schneller gewesen.

Georg beobachtete gar nicht die wunderbare Szenerie dort draußen.

»Mein Gott, mein Gott, was soll daraus noch werden?!« stöhnte er jetzt. »Herr, mach ein Ende mit diesem Jammer.«

Das Tischtelefon klingelte. Mechanisch griff er danach.

»Hier Waffenmeister. Wer dort?«

»Hier Doktor Cohn. Herr Kapitän, ich habe Ihnen eine böse Meldung zu machen.«

»Wer ist wieder gestorben?«

»Niemand. Ilse ist ergriffen worden.«

Georg ließ das Telefon einfach fallen.

Auch das noch!

Er ging nicht hin, wollte nicht Zeuge des Jammerns von Helene werden.

Ja, wenn er das Kind durch sein Herzblut hätte retten können!

Er hätte es auch tropfenweise für jeden der Schiffsjungen hingegeben, die jetzt mit dem schwarzen Tode rangen, für jeden anderen.

»Ilse, meine kleine Ilse!« weinte der starke Mann leise in seine Hände hinein.

Wieder schrillte das Telephon, diesmal aber das an der Wand hängende.

Sofort erhob sich Georg. Er war der Kapitän des Schiffes, der nur weinen durfte, wenn er Zeit dazu hatte.

Da, wie er aufstand, bekam er plötzlich wie einen Schlag in die Kniekehlen, daß er wieder auf den Stuhl sank, eine furchtbare Schwäche bemächtigte sich seiner.

»Das ist die Pest, auch ich bin infiziert!« flüsterte er. »Wohl mir, so werde ich nicht der letzte sein, der diese Tragödie überleben muß.«

Er überwand diese erste Schwäche, stand auf und ging festen Schrittes nach dem Telephon.

»Hier Waffenmeister. Wer dort?«

»Schwester Anna.«

Jäh zuckte Georg zusammen. Er dachte an seinen Schwur – und dachte auch nicht daran. Jetzt hätte er sofort den Hörer anhängen und zurücktreten sollen – und tat es nicht.

»Was willst Du?«

»Euch von der Pest befreien.«

»Tue es.«

»Wir dürfen uns nicht in das Schicksal der Menschen einmischen, sonst gebe es ja keine Pest und manch anderes auf dieser Erde nicht mehr.«

»Uns aber kannst Du erretten?«

»Ja, durch Dich.«

»Tue es.«

»Du brichst Deinen Schwur.«

»Wie Du Dein mir durch Merlin gegebenes Ehrenwort.«

»Es gibt noch Heiligeres als ein Ehrenwort.«

»Und als einen Schwur. Ich weiß es. In den letzten Tagen ist es mir zum Bewußtsein gekommen.«

»Ich kann Euch retten. Keiner der Erkrankten soll sterben, sie alle sollen wieder gesunden.«

»Ich glaube es.«

»Hältst Du uns für fähig, daß wir Euch die Pest erst geschickt haben, um Dich uns gefügig zu machen?«

»Nein, dazu halte ich Euch nicht für fähig.«

»Trotzdem stellen wir jetzt Bedingungen.«

»Nenne sie.«

»Wir fordern Dein Herzblut von Dir!«

»Nimm es.«

»Du bist jetzt Kapitän dieses Schiffes?«

»Ja.«

»Nur allein Dein Befehl gilt?«

»Nur er allein.«

»Auch die Patronin ordnet sich Deinem Willen unter?«

»Bedingungslos.«

»Und Du sollst Deinen Willen fernerhin dem unseren unterordnen.«

Wieder zuckte Georg zusammen.

»Das ist die Bedingung, zu welcher Du uns von der Pest befreien willst?«

»Ja. Du bist dazu bestimmt, einer der unserigen zu werden, und jetzt ist die Zeit gekommen, da sich Dein Schicksal erfüllt. Glaube es mir und zögere nicht.«

»Ich zögere nicht.«

»Wir fordern von Dir bedingungslosen Gehorsam.«

»Auf wie lange Zeit?«

»Für immer.«

»Ich gelobe ihn.«

»Unser Kommando ist sanft und unsere Befehle sind leicht –«

»Ich gelobe unbedingten Gehorsam für alle Zeit!«

»Gut. So bekräftige das Versprechen Deines unbedingten Gehorsams durch Dein Herzblut. Nimm ein Stück Papier und eine neue Feder, ritze Deinen Arm blutig und schreibe mit dem Blute Deinen Namen auf das Papier. Nichts weiter. Dann wirf das Papier durch das Bollauge ins Meer. Es ist nur eine Formalität, aber sie muß sein, ist uns vorgeschrieben. Tue das, das Weitere wirst Du dann erfahren.«

---

In der Kajüte saß die Patronin mit gefalteten Händen und sah mit starren Augen zu, wie sich Doktor Isidor mit der kleinen Ilse beschäftigte, die vor zehn Minuten plötzlich kraftlos zusammengebrochen war.

Zu jammern und die Hände zu ringen, dazu war Helene nicht mehr fähig.

Da trat Georg ein, festen Schrittes, und so aschfarben auch sein sonst so gesundes, gebräuntes Gesicht war, leuchtete darin wie auch in den Augen doch etwas Wunderbares.

Den linken Ärmel hatte er samt Hemd hochgestreifelt und die rechte Hand auf den Arm gepreßt, etwas oberhalb der Pulsader, und unter dieser Hand rieselte es rot hervor, sein ganzer Weg war mit Blutstropfen gezeichnet.

Kaum sah die Patronin ihn und das Blut, als sie emporsprang, einen gellenden Schrei ausstieß und schwer zu Boden schlug.

Doktor Isidor, sich über die bewußtlos auf dem Sofa liegende Ilse beugend, wußte wohl, daß der Waffenmeister eingetreten war, hatte aber noch nicht nach ihm gesehen, warf jetzt nur einen Blick nach der zu Boden Gestürzten.

»Bums – wieder eine – jetzt fängt die auch noch an. Waffenmeister und Kapitän, stellen Sie mich lieber vor den Feuern an – was ich hier als Arzt zu leisten habe, das geht über meine Kraft.«

Jetzt erst blickte er ihn an.

»Mensch, wie sehen Sie denn aus?! Jetzt sind Sie auch schon – -. Sie bluten ja? Was haben Sie gemacht?«

Georg nahm die rechte Hand vom Arm, aus dem ziemlich tiefen Schnitt sprang das helle Arterienblut im Takte des Pulsschlags ziemlich hoch empor.

»Schnell ein Glas her – oder irgend ein anderes reines Gefäß – fangen Sie mein Blut auf!«

Verständnislos blickte der Arzt den Sprecher an, der wieder die Blutung durch Aufpressen der Hand zu hemmen suchte, bis er sich aufraffte.

»Sie haben sich eine Arterie verletzt! Schnell Ihren Arm unterbinden – –«

»Nein, nichts wird unterbunden! Ein Glas her, fangen Sie mein Blut auf! Und dann nehmen Sie eine kleine Spritze, so eine Morphiumspritze, Sie spritzen mein Blut jedem Erkrankten in die Adern – irgend wohin – und er ist gerettet, wird gesunden –«

Wieder blickte der Arzt den hastig Sprechenden ganz unsicher an.

»Weshalb denn das? Sie denken doch nicht etwa, Sie wären immun gegen die Pest, Ihr Blut wirke als Heilserum –?«

»Jawohl, das ist es, das ist es, jetzt haben Sie's erfaßt!« jubelte da plötzlich Georg mit lachendem Munde auf. »Mein Herzblut, das ist das Allheilmittel für meine Jungen, für die Argonauten! Aber nun schnell doch – Mensch, wollen Sie gleich gehorchen?! Soll ich mich hier umsonst verbluten?! Oder denken Sie etwa, ich bin wahnsinnig, daß Sie auch gegen mich als Kapitän die Leute hetzen können? Soll ich Ihnen beweisen, daß ich nicht wahnsinnig bin? Soll ich Sie beim Kragen nehmen und mit Ihrem Kopfe dort durch die Wand fahren? Schnell, mein Blut aufgefangen und dann losgespritzt, immer wieder mit frischem Blute!«

Ja, Doktor Isidor war vollkommen davon überzeugt, daß der Waffenmeister plötzlich übergeschnappt war. Aber auf jene eigentümliche Beweisführung für ganz gesunde Vernunft wollte er es doch lieber nicht ankommen lassen. Er gehorchte. Das sonst so dreiste Männlein war plötzlich ganz eingeschüchtert. Denn so hatte er den Waffenmeister noch nie gesehen. Das Furchtbare, das in ihm

lag, war gar nicht zu definieren, zumal er ja dabei doch so jubelnd lachte.

Also Doktor Isidor nahm gehorsam das Weinglas, das auf dem Tische stand.

»Ist das auch rein?«

»Ganz rein.«

»Das riecht doch nach Schnaps – genau so wie Sie selber!«

»Da war ganz reiner französischer Kognak drin.«

»Ein reines Glas, ein wirklich reines Glas!« lachte Georg noch immer. »Das Blut darf nicht direkt entnommen werden, es muß erst in einem reinen Gefäße aufgefangen werden, so lautete der Befehl.«

»Was für ein Befehl? Wer hat ihn gegeben?«

»Mensch, wollen Sie nun gleich gehorchen?!« donnerte ihn der Waffenmeister jetzt noch in ganz anderer Weise an. »Noch solch eine Frage und meine Faust schmettert Sie zu Boden!«

Zum zweiten oder gar dritten Male ließ sich Doktor Isidor nicht ermahnen. Ein Wandschrank enthielt Gläser genug, es wurde ausgewischt, Georg ließ es aus dem roten Lebensquell halb voll laufen, dann wieder die Hand auf den Schnitt pressend.

»So, nun wollen wir sehen, wie weit wir damit kommen, sonst gibt's neues. Wenn es auch etwas gerinnt, das schadet nichts, wenn es sich nur eben noch spritzen läßt. Nur unterbinden darf ich die Quelle nicht, sie muß fließen, immer fließen. Na, wo haben Sie nun Ihre Klistierspritze?!«

Der Schiffsarzt rannte nach seiner Kabine, Georg ihm gleich nach, betrachtete mißtrauisch die gewaltige Spritze, die Doktor Isidor von der Wand genommen hatte und ihm präsentierte.

»Was ist denn das?«

»Eine Klysopompe.«

»Bombe?«

»Auch Klistierspritze genannt.«

»Kann man denn mit der eine Flüssigkeit unter die Haut spritzen?«

»Nee, unter de Haut nich –«

»Mensch, verstehen Sie mich denn nur gar nicht? So eine kleine Morphiumspritze meine ich!«

Doktor Isidor brachte ein Spritzchen zum Vorschein, mit dem sich Georg zufrieden erklärte.

»Wer von den Erkrankten hat es nun am nötigsten?«

»Auch die Patronin ist infiziert –«

»Ach, die ist ja eben erst umgefallen! Auch Ilse nicht! Wer ist dem Tode am nächsten? Wo ist er untergebracht –?«

»Jimmy lag vorhin schon im Sterben, als mich die Patronin rief –«

»Zu ihm, zu ihm!!«

Sie eilten nach dem Lazarett, Georg den Arzt immer vor sich lassend, ihm auf die Hacken tretend, damit er ihm nicht etwa entwischte.

Und da hatte er auch ganz recht, Doktor Isidor wäre dem irrsinnig gewordenen Waffenmeister und Kapitän nur gar zu gern entwischt.

In dem kleinen Lazarett war nur ein Sechstel der definitiv Erkrankten, bei denen die Pest schon vollkommen ausgebrochen, untergebracht, darunter auch Jimmy, der schwarze Küchenjunge, wenn auch nunmehr schon ein Jüngling.

Wir wollen das Aussehen solch eines Menschen, bei dem sich die Bubonenpest voll und ganz bemerkbar macht, nicht beschreiben. Und nun diese Atmosphäre! Und da hilft keine Saugluft und keine Desinfektion, kein Parfüm.

»Nun los, spritzen Sie, irgend wohin, nur eine gute Dosis! Nehmen Sie die Spritze ganz voll. Ich habe noch Blut genug im Leibe.«

»Der ist schon tot.«

»Spritzen Sie!«

»Bei dem hilft nichts mehr, der ist tot wie eine gebratene Ratte.«

»Spritzen Sie, Mensch, spritzen Sie!«

Doktor Isidor spritzte gehorsam.

»Da, haben Sie gesehen, wie er zuckte, als Sie die Spitze einschoben?!« frohlockte Georg, »Und wenn auch seine Seele schon entflohen wäre, sie müßte zurückkehren, kraft meines Herzblutes, das ich ihm zum Opfer bringe!«

Von einem Zusammenzucken hatte Doktor Isidor absolut nichts gemerkt, wohl aber, daß der Waffenmeister wirklich übergeschnappt war. Wie hätte er sonst so sprechen können.

Im Laufe von ungefähr zwei Stunden bekamen sämtliche Erkrankte ihre Einspritzung. Wenn das Glas mit Blut

leer war oder dieses zu dick wurde, ließ Georg aus seiner Wunde frisches hineinlaufen, diese dann immer nur durch einfaches Aufpressen der Hand verschließend, so weit es möglich war. Etwas sickerte ja immer hervor.

Erst ganz zuletzt waren Ilse und dann die Patronin daran gekommen.

»Sind alle Erkrankten geimpft? Dann die anderen zusammentreten!«

Napoleon, der erste Bootsmann, ließ seine Pfeife trillern.

Eigentlich hätte jetzt August der Starke Wache haben müssen, aber der konnte nicht mehr pfeifen, oder es war doch das letzte Loch, auf dem er piff. Der arme Kerl gehörte mit zu den bevorzugtesten Todeskandidaten.

Die Wache trat an, so weit sie noch wachfähig war. Kaum noch dreißig Mann und Jungen.

Jeder bekam seine Einspritzung mit dem Herzblute seines Waffenmeisters.

Es wurden dabei recht eigentümliche Gesichter gemacht, sie blinzelten hinter Georgs Rücken einander zu, besonders Oskar tat sich hierin hervor, tippte sich vor die Stirn und machte dann wieder beruhigende Bewegungen, und dann fehlte es natürlich auch nicht an humoristischen Bemerkungen, an blutigen Witzen.

Denn ohne das – es muß immer wieder bemerkt werden – geht es bei Seeleuten, bei deutschen Seeleuten nun einmal nicht ab, und wenn auch das ganze Schiff voll Pulver gefüllt ist und der plötzlich irrsinnig gewordene Kapitän steht im Begriff, mit der Pistole hineinzuschießen

– well, dann fliegt man noch mit Hohn und Spott in die Luft.

»Mir bitte eine doppelte Portion, vorausgesetzt, daß sie nicht kostet!« war die letzte solcher Bemerkungen, die Klothilde machte, als sie ihren vollen, kräftigen Schokoladenarm hinstreckte. »Von der Pest merke ich zwar nichts, aber eine kleine Blutauffrischung kann mir nichts schaden, sonst degeneriere ich immer mehr.«

»Sind alle Gesunden angetreten? Fehlt noch jemand?«

Nach einem gewissen System konnte das leicht konstatiert werden, ohne daß jeder einzelne ausgerufen wurde.

»Mister Tabak fehlt.«

»Wo ist er?«

»In seiner Kabine, wird schlafen.«

Georg ließ ihn nicht holen, sondern begab sich gleich selbst hin, den Arzt mitnehmend.

Ja, in seiner Kabine befand sich der Eskimo, aber nicht schlafend, sondern er saß unter der elektrischen Lampe am Tischchen und säbelte von einer mächtigen Speckseite lange Streifen ab, sie verschlingend, früh um zwei zum ersten Frühstück.

»Lassen Sie sich impfen.«

»Wat?«

»Sie sollen eine Einspritzung mit einem Heilserum bekommen.«

»Wozu denn?«

»Gegen die Pest.«

»Ich habe keine Pest.«

»Aber können sie bekommen.«

»Ich? Lassen Sie sich doch nicht auslachen, Waffenmeister! Ich bin doch keine Memme, die so eine Kinderkrankheit bekommt.«

»Er hat recht,« nahm Doktor Isidor selbst für den Eskimo Partei, »daß ständiger Tranguuß gegen die Pest immun macht, ist erwiesen, und darnach könnte eine Trantonne ebenso gut die Pest bekommen wie Mister Tabak.«

»Lassen Sie sich impfen!« bestand Georg auf seinem Willen.

»Nee.«

»Ich werde Sie dazu zwingen!«

»Mich? Probieren Sie's mal.«

Und der Eskimo setzte sich schon in Positur.

»Was? Sie wollen sich wohl zur Wehr setzen?«

»Dachten Sie etwa nicht?«

»Ich bin der Kapitän!«

»Aber meiner nicht. Sie haben mir gar nichts zu be. . . «

Da stand der Waffenmeister mit Gedankenschnelle schon vor ihm, hatte das Handgelenk mit dem berühmten langen Messer gepackt, mit der anderen Faust die Brust – so hob er ihn vom Stuhle, warf ihn zu Boden und kniete auf ihm, des in Strömen fließenden Blutes nicht achtend.

»Schiffsarzt, impfen Sie ihn.«

Doktor Isidor gehorchte, gab dem Eskimo eine Einspritzung ins Handgelenk.

Der hielt ganz still, hatte sein Froschmaul weit aufgerissen, in dem er noch eine gute Portion ungekauten Speck zeigte. So starrte er den aus ihm Knienden an.

»Fertig.«

Georg erhob sich und trat zurück, wieder die Hand auf die blutende Wunde pressend.

»Stehen Sie auf! Erkennen Sie an, daß ich als Kapitän dieses Schiffes das Recht habe, Sie vom Schiffsarzte impfen zu lassen?«

Langsam erhob sich der Eskimo, klappte sein Maul zu, schluckte den letzten Speck hinter und dann war er klar zur Antwort.

»Ja, Käpten, ja – haben recht, ganz recht – der Käpten kann impfen, wen er will – und wenn's auch die Königin von England ist – ob se will oder nich. I bog your pardon.«

Sprach's gelassen, hob sein Messer auf, setzte sich wieder und frühstückte weiter.

Und auch sonst konnte Georg ruhig gehen. Dieser Eskimo hätte ihm sofort das Messer in den Leib rennen können – später tat er es nicht mehr. Nachträglich war der nicht.

»Das war also der letzte gewesen!« sagte draußen auf dem Korridore Georg zu dem Arzte.

»Ja, ich glaube.«

»Ach so – Sie selbst noch.«

»Ich? Hm.«

Da legte ihm der Waffenmeister die Hand auf die Schulter.

»Wissen Sie, Doktor – Sie sind von Alkohol so durchseucht, daß Ihnen doch keine Seuche mehr etwas anhaben kann – die Pestbazillen würden in Ihrem Blute doch nur besoffen – und überhaupt, um Sie wäre es nicht schade, wenn –«

Weiter kam der Sprecher nicht. Er taumelte und schlug schwer zu Boden. Zehn Liter Blut ungefähr hat der normale Mensch in seinen Adern, zwei Liter soll er davon verlieren können, ehe er umfällt, und Georgs Experiment hatte sicher ganz bedeutend mehr gekostet.

## 141. KAPITEL. SANKT GEORG.

Jetzt unterband Doktor Isidor schnellstens den Arm, aus dessen Handgelenk, wenn auch nicht gerade aus der Pulsader, das warme Lebensblut noch immer ungehindert rieselte; der Eskimo, der den schweren Fall vor seiner Tür gehört hatte, war schon herausgekommen und war ihm dabei mit kundiger Hand behilflich.

»Was ist eigentlich mit dem Käpten los?« fragte letzterer, als er den Knebel andrehte.

»Ja, mein lieber Kabat, das ist ein böser Fall! Wenn hier unser Freund wieder zur Besinnung kommt, dürfen wir diese vielleicht nicht anerkennen, das heißt, wir müssen ihn vielleicht für unzurechnungsfähig erklären –«

Doktor Isidor brach etwas erschrocken ab. Denn in diesem Augenblick, da gerade der Knebel unter dem Oberarm befestigt worden und die Blutung gestillt war, sprang der Patient, den man in tiefster Bewußtlosigkeit liegen glaubte, leichtfüßig empor. Also nicht, daß er sich nur so aufrichtete, sondern er schnellte unter den Händen der beiden plötzlich wie eine Sprungfeder in die Höhe.

»Mich für unzurechnungsfähig erklären?!«

Wirkte schon dieses plötzliche Emporschnellen des vermeintlichen Bewußtlosen ganz überraschend, so vielleicht noch mehr dieser sein Ausruf.

Denn mit lachendem Munde hatte er ihn getan, richtig jubelnd, jauchzend, dabei aber mit einem Gesicht – so vergeistert und trotzdem so furchtbar energisch – diese tiefe Falte, die der plötzlich zwischen den Augen bekommen hatte, und überhaupt, wie diese Augen plötzlich sprühten – solch ein Gesicht hatten die beiden bei ihrem Waffenmeister noch nicht gesehen.

Sie hatten nicht lange Zeit, über diese plötzliche Umwandlung zu staunen.

»Alle Mann an Deck!«

Mit diesem Rufe eilte Georg hinaus, die beiden folgten.

Alle in Betracht Kommenden, d. h. alle Gesunden, befanden sich überhaupt noch an Deck, die Prozedur mit dem Eskimo und das Verbinden hatte ja nur wenige Minuten in Anspruch genommen.

»Leute! Ich habe soeben an Euch allen und an den Pestkranken eine Operation vollzogen, die Ihr Euch nicht erklären könnt und für die ich Euch auch keine Erklärung geben werde, jetzt nicht und niemals. Haltet Ihr mich deshalb für unzurechnungsfähig?«

Stumm standen die wetterharten Männer da, nur den Sprecher anblickend. Sie alle erkannten die kolossale Umwandlung, die plötzlich mit ihrem Waffenmeister geschehen war, wie er mit einem Male ein so ganz anderes Gesicht bekommen hatte, ohne es irgendwie definieren

zu können. So heiter verklärt und dennoch diese furchtbare Energie – das sagt noch gar nichts. Sie konnten nur staunen, und darüber vergaßen sie die Antwort – wenn sie auf solch eine Frage überhaupt eine gehabt hätten. Aber sie sollten noch dazu gezwungen werden.

»Leute!« fuhr Georg fort, als alles schwieg. »Ich will und muß eine Antwort von Euch haben! Ich werde Euch eine Viertelstunde allein lassen. Ihr sollt Euch beraten, ob Ihr mich für unzurechnungsfähig, für irrsinnig erklärt oder nicht. Was das zu bedeuten hat, wißt Ihr doch alle. Zeigt ein Kapitän deutliche Spuren von geistiger Umnachtung, so kann er durch gemeinsamen Beschluß der gesamten Mannschaft seiner Kommandostelle entho-ben werden, bei offen hervorbrechendem Wahnsinn oder vollkommener Trunkenheit, muß dies überhaupt geschehen, und wehrt er sich, so wird er überwältigt und in Eisen gelegt.

So urteilt jetzt auch über mich.

Und ich will Euch noch etwas anderes dazu sagen.

Ja, mit mir ist plötzlich eine kolossale Umwandlung vor sich gegangen.

Wodurch und inwiefern, das werdet Ihr nie von mir erfahren.

Aber die Folgen dieser meiner Umwandlung werdet Ihr sehr bald erleben.

Ich werde Euch von jetzt an die seltsamsten Befehle geben, ganz, ganz unbegreiflich für Euch.

Ich werde oftmals die widersinnigsten Anordnungen treffen.

Ich werde vielleicht manchmal für lange, lange Zeit Euch verlassen, spurlos verschwinden.

Ich werde von Euch manchmal vielleicht die unerhörtesten Anstrengungen fordern, Euch ganz planlos in die furchtbarsten Gefahren schicken, ohne daß dabei irgend ein Grund oder ein Zweck oder ein Ziel zu sehen ist, und haben wir dabei doch etwas Wertvolles erreicht oder gewonnen, so werfe ich dies vielleicht achtlos wieder fort.

Kurz, Ihr werdet mich oftmals die sinnlosesten Handlungen begehen sehen. Und nun, nachdem ich Euch dies gesagt habe – und seid versichert, daß es so kommen wird – berated Euch, ob Ihr mich als Kapitän behalten wollt oder nicht.«

Georg wandte sich und ging nach der Kajüte.

Es dauerte einige Zeit, bis die Leute Worte fanden, und dann war es erst etwas ganz anderes, was sie besprachen.

»Was ist denn nur mit unserem Waffenmeister los?!«

»Wie sah denn der aus?!«

»Gerade wie der Heiland.«

»Wie der Heiland? Du träumst! Der hatte doch nicht so ein fürchterliches Gesicht.«

»Es war doch auch ganz heiter, wie verklärt.«

»Nein, ganz grimmig war's!«

»Wie der Heiland, als er den Feigenbaum verfluchte, so sah er aus.«

»Ja, als er die Händler und Wechsler zum Tempel hinauspeitschte, so grimmig, und doch immer noch der Heiland.«

So und ähnlich, klang es durcheinander.

Und das sind durchaus keine ungewöhnlichen Matrosenäußerungen – von deutschen Matrosen getan!

Achs, was man im Mannschaftslogis von deutschen Schiffen zu hören bekommen kann! Jedenfalls mehr Geist als in mancher Studentenkneipe, in welcher der Blödsinn vergöttert wird.

»Nein, akkurat wie der Sankt Georg sah er aus,« sagte jetzt der Matrose Wilm, »im Palazzo rosso zu Genua – ganz akkurat dasselbe Gesicht!«

Er hatte viel gesehen, der Matrose Wilm.

Der rote Palast in Genua ist heute ein öffentliches Museum für Skulpturen und Gemälde.

Da hängt im kleinen Tafelzimmer ein mittelgroßes Bild, den heiligen Georg darstellend, in silberner Rüstung auf weißem Rosse sitzend, wie er mit der Lanze den Drachen bekämpft.

Man weiß nicht, wer der Schöpfer ist. Jedenfalls ein Meister allererster Güte. Wer das Bild Raffael zuschreibt, mag recht haben, ebenso wie der, der Michel Angelo für den Schöpfer hält.

Überwältigend!!

Ist die Sixtinische Madonna die unübertreffliche Verschmelzung von Mutterliebe und keuscher Jungfräulichkeit, von Glück und Wehmut, im Antlitz offenbart, so gilt dasselbe für diesen Sankt Georg in männlicher Übertragung. Wie sich in diesem Jünglingsgesicht die heitere, sonnige Begeisterung mit wildem, trotzigem Wagemut paart – unbeschreiblich herrlich! Man braucht kein besonderer Kunstkenner zu sein, um diese Wirkung zu

empfinden. Überhaupt besser, man steht da als ein ganz ordinärer Laie. Selbst die unbesiegbare Kraft, die in dem schlanken, erzgepanzerten Körper steckt, hat der Künstler in den Zügen wiederzugeben gewußt.

»Jungens,« nahm da Oskar, der Segelmacher, das Wort, der doch überhaupt immer das große Wort führte, »wenn Ihr damit fertig seid, ob unser Waffenmeister und nunmehriger erster Käpten wie der Heiland Jesus Christus oder wie der Apostel Petrus oder wie der Sankt Georg oder wie der Erzengel Michael ausgesehen hat, dann will ich Euch mal wat seggen.

Wir müssen uns jetzt beraten, ob wir den Käpten in die Gummitobzelle einsperren oder ihn auch fernerhin frei ohne Maulkorb und Kette herumlaufen lassen wollen. Und da ist meine Meinung nun folgende:

Etwas gepiept hat's ja bei uns allen schon immer im Kopfe, und zu uns allen hat auch unser Waffenmeister gehört.

Und wenn unser Waffenmeister und Käpten nun noch vollständig überschnappen sollte – na, da schnappen wir alle eefach ooch mit. Wat?«

So sprach der verlorene Großindustriellensohn aus Köln am Rhein.

Und niemand hatte eine Einwendung dagegen zu machen.

Es brauchte gar nicht erst abgestimmt zu werden.

Gleich ging eine Deputation nach der Kajüte ab, um dem Kapitän mitzuteilen, daß, wenn er geneigt sei, vollständig überzuschnappen, sie alle ebenfalls mit überschnappen wollten. Wenn der Sprecher dies auch in etwas andere Worte kleiden würde.



Während Georg die Erkrankten geimpft hatte, war die kleine Ilse von Klothilde zu Bett gebracht worden, unterdessen hatte sich die Patronin von ihrem Ohnmachtsanfälle, den sie ja nur durch den Anblick des blutenden Armes des geliebten Mannes gehabt zu haben brauchte – ein schlimmes Zeichen freilich war es immer – wieder erholt, auch sie hatte sich zu Bett begeben. Die Einspritzung hatte sie ruhig geduldet, ohne irgendwie nach einem Grunde zu fragen.

Georg begab sich in die Patronatskajüte, betrat durch die Nebentür das Schlafzimmer.

Dasselbe enthielt zwei freistehende Schwebebetten, die durch besondere Kugellagerungen alle Bewegungen des Schiffes aufhoben, diese also nicht mitmachten, bis auf das Auf- und Niedergehen immer in gleicher Lage blieben.

In dem einen lag Ilse, in dem anderen die Patronin. Es müssen ja kistenähnliche Betten sein, denn mögen sie

auch noch so gut ausbalanciert sein, die Gefahr, herausgeschleudert zu werden, besteht doch immer, und außerdem hatte Klothilde über beide noch fürsorglich die Gurte befestigt.

Eine Ampel verbreitete gedämpftes, rosafarbenes Licht.

Beide schliefen, Ilse ruhig, die Patronin warf sich hin und her, sprach im Traume.

Und was sprach sie?

»Blut – rotes Blut – wohin ich blicke, überall rotes Blut – Hilfe, ich versinke – uuuh, der schreckliche Lindwurm, der dort schwimmt – Hilfe, Hilfe, er will mich fressen – schon verbrennt mich sein Feuer – – Georg, Georg, rette mich vor dem Drachen – töte ihn, töte ihn – sei Du mein Sankt Georg –«

Und so schwatzte sie weiter im fieberwirren Traume vom Sankt Georg, der sie von dem im Blute schwimmenden Drachen erretten solle, von ihrem Sankt Georg.

Unser Held wußte nicht, wohl aber wissen wir es. Nämlich, wie jetzt gleichzeitig draußen an Deck der Matrose Wilm meinte, daß der Waffenmeister ganz genau wie der Sankt Georg im Palazzo rosso zu Genua aussehe.

Lag hier eine wunderbare Ideenübertragung zugrunde?

Nein, es brauchte durchaus nicht der Fall zu sein.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen war allerdings vorhanden, wie so etwas aber häufig passiert; aber nichts anderes, als wenn zwei Personen in der Unterhaltung gleichzeitig dasselbe Wort aussprechen.

Ilse hatte bis kurz vor ihrem Unwohlseinsunfall der Tante vorgelesen, aus einem Legendenbuche, die Geschichte vom Sankt Georg, wie er den Lindwurm tötete.

Kurz darauf war auch die Patronin über den Anblick des blutenden Geliebten in Ohnmacht gefallen. Was war da Wunder dabei, daß sie jetzt von Blut träumte, von einem ganzen Blutmeere, in dem sie schwamm, und von einem feuerspeienden Drachen, der sie bedrohte, und daß sie nun den Sankt Georg zu Hilfe rief, der für sie ganz natürlich ihr Georg, der Waffenmeister sein mußte.

Das war also die ganz natürliche Erklärung.

Auf den Eingetretenen schien es keinen Eindruck weiter zu machen, was er da von der Fiebernden zu hören bekam.

Sein Gesicht strahlte noch immer wie von verklärter Heiterkeit, und dennoch darin die trotzige Entschlossenheit.

So stand er in der Mitte des Zimmers, die Arme über der Brust verschränkt, blickte auf die Träumende herab.

Dann nahm er von dem Schwebetisch ein Glas Limonade, von Klothilde schon bereit gesetzt, führte es an die Lippen der Fiebernden, oder wollte es doch tun, es gelang ihm nicht, sie wehrte sich, stieß das Glas zurück, und er hielt sich nicht lange mit seinen Bemühungen auf, stellte das Glas wieder hin, strich die Haare der Geliebten sanft zurück, trocknete ihr mit einem Tuche die feuchte Stirn, küßte sie leise, ging hin an Iلسes Bett, küßte auch das Kind, noch vorsichtiger, um es nicht im Schlafe zu

stören, aber vielleicht noch zärtlicher, und er verließ das Schlafzimmer wieder.

Da meldete Sidy schon die Deputation der Mannschaft an.

Aus wem sie bestand, ist gleichgültig. Man hatte schon einen geeigneten Sprecher gewählt, in diesem Falle aber lieber nicht den schnodderigen Segelmacher.

»Euer Kommando gilt nach wie vor, Kapitän?«

»Ist das gemeinsamer Beschluß?«

»Ja.«

»Niemand erhebt Einspruch?«

»Von den Wachehabenden kein einziger, die Erkrankten scheiden jetzt aus.«

»Habt Ihr es Euch auch reiflich überlegt?«

»Ja, Kapitän.«

»Es ist sehr schnell gegangen.«

»Nicht für uns, Kapitän.«

»Also Ihr führt jedes Kommando aus, das ich gebe, jedes, auch wenn es noch so sinnlos ist und ich Euch keine Erklärung dafür gebe?«

Es war eigentlich eine ganz überflüssige Frage, aber bei dem Manne brach jetzt doch einmal die Begeisterung hervor.

»Und wenn sich vor uns die Hölle mit allen Teufeln und Scheusalen öffnete, und Ihr gebt Befehl, gegen sie vorzugehen – wir gehen mit vollen Segeln und unter Vollampf mit Hurra hinein!«

Es machte auf den Kapitän keinen Eindruck. Insofern nicht, als sein Gesicht immer noch das fest entschlossene und dennoch so heiter strahlende war und blieb.

»Gut! Nehmt gleich zwei Kommandos mit: Loten! Und beide Wachen zum Arbeitsdienst!«

Die Deputation entfernte sich, gleich darauf piffte die Bootsmannspfeife »Loten«. Georg begab sich noch einmal in seine Kabine, kam gleich wieder an Deck. Die Lotgäste der Steuerbordwache waren bei der Arbeit. Auch das Loten ist eine Kunst, die gelernt sein will. Benutzt wurde das Brookesche Patentlot, mit dem man Tiefen bis zu 1500 Meter sicher messen kann. Mit dem gewöhnlichen Handlot sind nur Tiefen bis zu dreihundert Meter zu erreichen, das heißt, dann weiß man nicht mehr, ob das Bleigewicht Grund gefunden hat oder noch fällt, weil die Leine doch selbst hinabzieht, und dabei muß das eigentliche Lot schon dreißig Kilogramm schwer sein, das Wiederaufziehen ist eine furchtbare Arbeit. Bei dem Brookeschen Patentlot wird dies alles vermieden. Nebenbei bemerkt: es ist dies die Erfindung eines fünfzehnjährigen amerikanischen Schiffsjungen. Wenn man jetzt im Konversationslexikon liest, er sei Midshipman gewesen, also Seekadett in der Kriegsmarine, so ist das falsch. Edward Brooke war im Jahre 1854, als er seine Erfindung der Marinebehörde verlegte, gewöhnlicher Schiffsjunge auf einem Küstensegler. Erst dann wurde er als Seekadett in die Kriegsmarine eingestellt. Diese seine Erfindung ist unterdessen wohl verbessert worden, aber im Prinzip übertroffen konnte sie nicht werden.

Die Leine, mit Knoten und Lappen markiert, glitt durch die schwieligen Hände, der betreffende Matrose meldete die Anzahl von je zehn Metern, sang sie aus

»70 – 80 – 90 – 300 – 10 – 20 – 30 DO«

»Stopp!« kommandierte Georg. »Das genügt für meine Zwecke.«

Die dreihundert Meter Leine wurden wieder eingeholt, dabei löst sich das Blei- oder Eisengewicht von selbst ab, wobei eben das Patent besteht. Es geht dabei zwar verloren, muß immer durch ein anderes Gewicht ersetzt werden, aber das schadet nichts; andernfalls geht bei solcher Tiefe gewöhnlich die ganze Leine verloren, sie reißt beim Aufziehen.

»Die Backbordwache geht mit mir!«

Es war ein Dutzend Männer und Jungen, die sich ihm anschlossen. Der Kapitän führte sie unter das zweite Deck und sie wußten, was sich hinter der Tür befand, in die er jetzt den Schlüssel steckte.

Da lagen die gleißenden Goldbarren fest aufgeschichtet, goldene Gerätschaften, meist zusammengeslagen, in hohen Haufen, da standen Kisten und Kisten gefüllt mit Diamanten und anderen Edelsteinen aller Art, teils ausgebrochen, teils noch in goldener Fassung.

Der Flibustierschatz.

Kapitän Martin hatte ihn einmal einer eingehenderen Prüfung unterzogen und ihn auf hundert Millionen Mark mindestens taxiert.

»An Deck mit dem Zeuge!«

Die Männer und Jungen beluden sich. Schweigend. Jetzt wußten sie sofort alle, was der Kapitän vorhatte, aber niemand hatte eine Einwendung zu machen. Hätte es auch einer wagen sollen!

Aber sie flüsterten nicht einmal unter sich – sie gehorchten.

Und so war es dann auch bei den anderen, die sich dann ebenfalls daran beteiligen mußten, die fast fünfzig Tonnen schwere Last heraufzutragen oder sie doch erst bis unter die Winde zu bringen.

Noch immer leuchtete prachtvoll das Polarlicht, noch immer spielten und schnaubten die Walfische zwischen den beiden Eisbergen, da hob Kapitän Georg Stevenbrock den ersten zwei Zentner schweren Goldbarren empor und schleuderte ihn über die Bordwand in das Meer hinein, und als zweites ließ er eine ganze Kiste mit Diamanten nachfolgen, sie zerplatzte dabei, ein in allen Regenbogenfarben schillernder Tropfenregen vermählte sich mit dem Salzwasser des Indischen Ozeans.

Und so folgte ein Goldbarren und eine Edelsteinkiste nach der anderen über die Bordwand hinab, verschwand in einer Tiefe von mehr als 330 Metern, aus der es also kein Herausholen mehr gab, ganz abgesehen davon, daß man ja gar nicht wußte, wo man sich befand, man auch gar keine geographische Ortsbestimmung machen konnte, da der nächtliche Himmel vollständig bedeckt war.

Der Flibustierschatz! Dem im Grunde genommen doch die ganze Fahrt dieser modernen Argonauten gegolten hatte.

Weshalb versenkte ihn der Waffenmeister der Argonauten jetzt im Meere an unbekannter Stelle?

Dieser Schatz stammte doch nicht von jener geheimen Gesellschaft, mit der er nichts mehr zu tun haben wollte, und er hätte sich seiner doch schon viel früher entledigen können.

Nein, erst heute nacht mußte ihm plötzlich dieser Entschluß gekommen sein.

Aber weshalb tat er es?

Niemand fragte darnach, sie sprachen nicht untereinander darüber, auch jeden aufsteigenden Gedanken an solch eine Frage wußte jeder sofort auszulöschen.

Sie gehorchten einfach, wie sie ihm versprochen hatten.

Niemand dachte auch daran, daß doch eigentlich jeder einzelne auch einen gewissen Anspruch an diese Schätze hatte, sogar einen gesetzlich begründeten.

Hatte der Waffenmeister erst mit der Patronin darüber gesprochen? Geschah es mit ihrer Einwilligung?

Sie dachten nicht an so etwas. Es war ihnen ganz gleichgültig.

Ihr Waffenmeister und Kapitän befahl und sie gehorchten, waren mit allen Kräften bemüht, das gleißende Zeug herbeizuschleppen und über Bord zu werfen.

Einige Stunden nahm diese Arbeit doch in Anspruch. Das Polarlicht war schon längst erloschen, der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt, und eben tauchte über dem östlichen Horizonte die Sonne empor, als der Kapitän mit eigener Hand den letzten Goldbarren über Bord warf.

»Der rote Drache ist besiegt!« rief er dabei feierlich. Einige waren doch dabei, die ihn verstanden.

Der Drache, mit dem Sankt Georg kämpft, ein in der christlichen Kirche so oft wiederkehrendes Bild, ist ja nur allegorisch zu verstehen: es ist die Sünde.

Und für die anderen setzte er es gleich noch deutlicher hinzu:

»Wir sind befreit von dem Fluche, der an diesem Golde haftet!«

Ja, allerdings, es war Piratenbeute gewesen, das Schiff, welches van Horn führte, war von denen, die er beständig bedrohte, »la Consolation« genannt worden, die Verzweiflung, wieviel Tränen und Wimmern und Todesseufzer mochten an diesem Golde geklebt haben.

Damach wird freilich heute nicht mehr gefragt. Geld stinkt nicht, braucht nicht geputzt zu werden. Kann man nicht auch mit gestohlenem Gelde Kirchen und Waisenhäuser stiften?

Ja und nein. Es gibt Menschen genug, die hierüber doch etwas anders denken. Sie gehören zum Sauerteige der Menschheit, sind das Salz der Erde. Und gibt es nicht auch Klöster und Waisenhäuser und ähnliche Anstalten genug, von denen es besser gewesen, sie wären nicht gestiftet worden? Weil ihre Insassen schon auf Erden in der Hölle leben?

Die modernen Argonauten stellten nicht solche Fragen. Gehorsam und sogar freudig hatten sie den gleißenden Plunder über Bord geworfen, obgleich sie wußten,

daß sie nun wieder vor dem großen Nichts standen. Doch vielleicht gerade deshalb hatten sie es so freudig getan.

Da, wie Georg den letzten Goldbarren unter jenen Worten im Meere versenkt hatte, im ersten Scheine der Morgensonne, kam Doktor Isidor.

Es mußte etwas mit ihm vor sich gegangen sein, er war so scheu, machte ein ganz merkwürdiges Gesicht, wie er sich dem Kapitän näherte.

»Herr Kapitän – fast muß ich es ein Wunder nennen – ich bitte um Entschuldigung – Sie haben recht behalten – Jimmy war noch nicht tot – oder Sie haben ihn wieder lebendig gemacht –«

Immer mehr geriet das kleine Krummbein ganz außer Atem.

»Und?« fragte Georg lächelnden Mundes und seine blauen Augen strahlten mehr denn zuvor.

»Und dieses Wiederlebendigwerden zeigt sich allüberall – eine allgemeine Wendung zum Besseren – plötzlich brechen bei allen die Leistendrüsen auf, was sonst durch kein Mittel künstlich zu erzielen ist – hiermit aber ist die Krise der Pest zugunsten des Erkrankten überstanden – ich möchte sie alle schon für gerettet erklären –«

Da ging ein seltsames Zittern durch das ganze Schiff, es wurde zum Surren, dieses zum gewaltigen Ton, und dann rauschte mit mächtigen Klängen ein Tedeum über das Meer und zum Himmel empor.

So herrlich konnte nur ein einziger die Orgel spielen, ihr Erbauer und Meister, das kleine bucklige Männlein.

Hämmerlein hatte sich vor zwei Tagen legen müssen, soeben war er nach einem ausnahmsweise ruhigen Schlafe erwacht, hatte sich erheben können, und sein erster Gang, wenn er sich auch nur schleppen konnte, war nach seiner Orgel gewesen.

Und die Umstehenden hatten es gehört, was der Schiffsarzt soeben gesagt.

Mit scheuem Staunen blickten sie alle auf ihren Kapitän und Waffenmeister.

Und während die Orgel im Tedeum erbrauste, wußten sie mit einem Male alle, daß der Mann mit dem strahlenden, schier verklärten Antlitz nicht umsonst sein Herzblut ihnen in die Adern gespritzt hatte.

Sankt Georg hatte den Drachen besiegt!

#### 142. KAPITEL. AUS DEM ZUCHTHAUS ENTLASSEN!

Wir lassen nun die persönliche Erzählung eines neuen Mannes folgen. –

Ich, Ewald Ebert, hatte das Polytechnikum in Hannover absolviert. Als Sohn eines alten Artillerieoffiziers hatte ich mich ganz auf Geschützkonstruktion geworfen.

Das Resultat von jahrelangen Privatstudien war eine neue Rücklaufbremse.

Dabei hatte ich zwar mein ererbtes, kleines Vermögen vollständig aufgezehrt, nun aber konnte ich mich auch gleich als reichen Mann betrachten.

So glaubte ich!

Mir erging es, wie es schon manchem deutschen Erfinder ergangen ist.

Vergebens legte ich meine Zeichnungen den Militärbehörden vor, vergebens wandte ich mich von einer Geschützfabrik an die andere.

Meine Erfindung war neu und sicher gut, aber man wollte es nicht anerkennen.

So kann man es mir nicht verdenken, wenn ich meine Erfindung zuletzt dem englischen Kriegsministerium anbot, zumal schon der Hunger an die Tür pochte.

Bemerken will ich noch, daß man solch eine Erfindung, die im Heerwesen, im Kriege eine Rolle spielen wird, ja gar nicht patentieren lassen kann. Durch das Patentieren wird sie doch veröffentlicht, dann nimmt sie kein Staat mehr ab, denn dann kann sie doch jeder nachmachen. Da kann man sein Geheimnis nur der Ehre anvertrauen.

Meine schriftliche Versicherung, eine neue Rücklaufbremse von umwälzender Bedeutung erfunden zu haben, genügte – das englische Kriegsministerium überwies mir sofort das Geld, um nach London fahren zu können.

Die Sache leitete sich vorzüglich ein. Anfangs!

Ich will nicht ausführlich schildern, wie ich schließlich um meine Erfindung betrogen worden bin. Dabei will ich der englischen Regierung keinerlei Schuld beimessen, die Schurkerei geschah zweifellos von privater Seite.

Mister Snatcher hieß der edle Herr, der mir eines Tages, als wir in dem Separatzimmer eines Hotels der Unterhandlung pflogen, kalt hohnlächelnd sagte, daß ich ja selbst erst diese Erfindung einem Engländer, mit dem ich in Hannover studiert, gestohlen habe.

Darauf konnte es nur eine einzige Antwort geben: Ich schlug dem Manne ins Gesicht, daß er zwischen die Stühle flog.

Dabei mag ich – ich weiß es nicht – nicht nur mit der flachen Hand, sondern mit der geballten Faust geschlagen haben, ihn an der Schläfe treffend, und ich bin kein Schwächling.

Der Mann stand nicht wieder auf.

Tot!

Ich stellte mich selbst.

Natürlich kein vorsätzlicher Mord, aber auch nicht nur leichtfertiger Totschlag.

Das Urteil lautete auf acht Jahr schwere Arbeit, hard labor.

Das ist dem deutschen Zuchthause entsprechend, nur insofern ganz anders, als diese Strafe nicht entehrend ist, was es in England überhaupt nicht gibt. Nach Verbüßung der Freiheitsstrafe ist die Tat eben auch gesühnt. Ich will nicht kritisieren, ob das Urteil gerecht war oder nicht. Ich habe die Richter für parteilos gehalten, und mein mir gestellter Verteidiger hat alles getan, um mich zu entlasten.

Ich kam, meiner Körperkonstitution entsprechend, nach Portland in die Steinbrüche.

Sieben Jahre lang habe ich am Tage Steine gebrochen und des Nachts in der Isolierzelle geschlafen.

Ich habe mich über nichts zu beklagen gehabt.

Das heißt als Sträfling nicht!

Mein einziger Trost war der, daß es niemand in der Welt gab, der sich meiner schämte, der mich beklagte.

Genug!

Das letzte Jahr wurde mir wegen guter Führung geschenkt. Nur einmal hatte ich eine kleine Insubordination begangen, um aus dem Bureau, in das mich ein mir wohlwollender Beamter gebracht, wieder hinaus in den Steinbruch zu kommen, um mich in Sonnenglut und Winterkälte wieder mit den Blöcken herumbalgen zu können.

»Nummer zweihundertdreiundzwanzig!« erklang es dann zum letzten Male.

Ich wurde in ein Zimmer geführt und hörte zum ersten Male wieder meinen Namen.

Fast wunderte ich mich, daß ich ihn noch kannte.

Wäsche und ein neuer Anzug lagen für mich bereit. Den Kragen knöpfte ich verkehrt an, mit dem Schlipse wußte ich gar nichts anzufangen.

»Hier ist ein Herr, der sich Ihrer annehmen will!« hieß es dann.

Ich kannte ihn nicht. Ein noch junger Mann, im schwarzen Gehrock, mit so einem weichen, breitrandigen Filzhute – jedenfalls ein Geistlicher oder so ein Missionar, der sich entlassener Sträflinge annimmt.

»Kommen Sie, Herr Ebert,« sagte er zu mir auf deutsch.

Er führte mich in ein Hotel. Ob wir unterwegs was gesprochen haben, weiß ich nicht, bezweifle es. Ich befand mich ja in einer ganz fremden Welt, eckte überall an, vor einem Automobil fürchtete ich mich fast.

In einem Separatzimmer gab er mir die Speisekarte. Ich wußte nichts damit anzufangen. Er bestellte. Eine ganze Kalbskeule kam auf den Tisch.

Als ich auf dem ersten Bissen kaute, fing ich zu weinen an. Der Herr selbst rührte nichts an, schaute mir nur zu und trank Rotwein.

»Weshalb weinen Sie denn?« fragte er nach; einiger Zeit, als meine Tränen nicht zu fließen aufhörten.

»Weil es mir so, gut schmeckt!« schluchzte ich.

Da lächelte er.

Leise weinend aß ich die ganze Kalbskeule auf. Kalbsbraten mit Spargel und Champignons hatte es im Zucht- haus nicht gegeben.

»Wissen Sie eigentliche wer ich bin?« fragte mich der Herr dazwischen einmal.

Nein. Wußte noch nicht einmal, ob er mir schon seinen Namen genannt hatte, der mich auch wenig interessierte. Für mich hatten alle Menschen nur Nummern.

»Für wen oder was halten Sie mich?«

Jetzt blickte ich ihn einmal aufmerksamer an.

Ein schönes Männergesicht, freundlich und überaus gutmütig und energisch zugleich, so braunrot gebrannt wie meines, mehr noch als die breiten Schultern verrieten die sonst wohlgepflegten Hände die diesem schlanken Körper innewohnende Muskelkraft, dazu nun der schwarze Anzug und der Missionarhut –.

»Für einen Geistlichen, für einen Landpfarrer, der viel im Garten arbeitet!« lautete mein Urteil.

Da plötzlich brach der Herr in ein schallendes Gelächter aus.

Eine Erklärung für diesen Heiterkeitsausbruchs erhielt ich nicht, verlangte sie auch nicht – ich vertiefte mich wieder mit nassen Augen in meine Kalbskeule.

Der Kellner oder Geschäftsführer kam, fragte, ob wir gestatteteten, daß zwei Gentlemen in diesem Zimmer dinierten.

Gewiß!

Zwei ältere Herren nahmen, ohne uns zu beachten, an einem Nebentische Platz, dinierten, sprachen nur von Hausse und Baisse. Börsenjobber.

Dann vertieften sie sich in Zeitungen, bis der eine eine Bemerkung machte und die Unterhaltung wieder in Gang brachte.

»Sapristi! Die Vorstellung gestern abend in der Alhambra hat den Argonauten wieder einen Reingewinn von zweitausend Pfund Sterling eingebracht, die sofort dem Seemannsasyll überwiesen wurden!«

»Die hätten doch nicht nötig, solche Vorstellungen zu geben, wenn sie wohltätig sein wollen!« meinte der andere.

»Allerdings nicht. Es macht ihnen eben Spaß, so öffentlich zu mimen. Ja, diese Bande! Die Firma Harrison hat wieder fast tausend Pfund Ambra von ihnen gekauft, beste Qualität, hat 150 000 Pfund Sterling dafür gezahlt.«

»Wird denn nur so viel von dem Zeuge gebraucht?«

»Besonders der Orient kommt gar nicht ohne Ambra aus. Der Verbrauch und daher die Nachfrage dort ist enorm. Einmal freilich wird der Preis ja sinken, wenn solche Massen auf den Markt geworfen werden, vorläufig

aber ist noch nichts davon zu merken. Wie steht der Ambra heute an der Börse? Erste Sorte 4775 Franken, zweite 4350, dritte 3800. Das ist immer noch beste Hausse; obgleich dieser Kapitän Stevenbrock im Laufe eines Jahres für wenigstens zehn Millionen Franken Ambra auf den Markt geworfen hat.«

»Wo bekommt der nur das Zeug her?«

»Ja, wenn man das wüßte! Der weiß eben irgendwo eine Ablagerungsstelle, wo Potwale und Moleschots vielleicht schon seit undenklichen Zeiten ihren Blasenstein absetzen.«

»Ob denn nicht so ein Mann von der »Argos« zu ködern ist, daß er einmal plaudert?«

»Wird wohl nicht zu machen sein. Die haben doch sicher alle Anteil am Gewinn, und Sie haben doch selbst das Antrittslied gehört, das sie immer zuerst beim Keulenschwingen singen – festgenietet sind wir, hei, festgeschmiedet sind wir, hei!«

»Na, so viel ich weiß, sind diese Argonauten keine Abstinenzler, und Whisky hat schon manche Zunge gelöst.«

»Hm,« brummte der andere, uns einen schnellen Seitenblick zuwerfend, »wenn die Kerls nur nicht so wie Kitt zusammenklebten.«

»Es geht mancher als Ordonnanz allein an Land. Neulich hat einer auf der Hauptpost neben mir am Schalter gestanden, er war allein, ich sah ihn dann auch auf der Straße gehen. Oder einmal einen instruierten Mann an

Bord schmuggeln, einen scharfen, auch nautisch gebildeten Detektiv, so einen wie den Sparrow, der gut aufpaßt, wo die Argonauten ihr Ambra herholen.«

»Na – dieser Kapitän Stevenbrock ist doch mit allen Hunden gehetzt.«

»Und Sie scheinen solch eine Spürnase wie den Sparrow nicht zu kennen.«

»Die Argonauten nehmen gar keinen Fremden mehr unter sich auf.«

»O, das ließe sich schon arrangieren!« meinte der andere, gedankenvoll mit seinem Weinglase spielend.

Hierbei bemerke ich gleich, daß die beiden ja gar nicht an die Ausführung solch eines Vorhabens dachten, sonst hätten sie doch nicht so laut davon gesprochen, daß es andere hören konnten.

Allerdings – erst kommt der Gedanke, dann die Tat.

Ein dritter alter Herr kam.

»Gentlemen, wissen Sie schon das Neueste?«

»Was?«

»Endlich ist es heraus, wo Mister Dikil die wunderbaren Diamanten, Rubine, Smaragde und Saphire her hat, die er seit einigen Tagen an der Edelsteinbörse haufenweise anbietet.«

»Nun?«

»Vom Kapitän der Argonauten. Die müssen irgendwo ein Edelsteinlager entdeckt haben, das sie heimlich ausbeuten.«

Von meiner Kalbskeule war nur noch der Knochen übrig, und mein Begleiter fragte mich, ob ich zum Aufbruch bereit sei. Ich war es.

Von jener Unterhaltung war mir kein Wort entgangen, aber interessiert hatte es mich durchaus nicht. Die Argonautensage kannte ich natürlich, aber was das für Argonauten waren, von denen jene sprachen, das war mir ganz gleichgültig, obgleich ich sonst nicht so ein Nevermindman bin. Aber wenn man sieben Jahre lang als Nummer im Steinbruch von Portland gearbeitet hat, und man wird dann als freier Mensch vor einem großen Kalbsbraten gesetzt, dann kümmert man sich nicht um Ambra und unverdauliche Edelsteine und Argonauten.

Wir fuhren direkt nach dem Bahnhof, mein Begleiter sprach am Schalter, wir wurden von einem Beamten nach dem Zuge geleitet, ein anderer trug einen kleinen Koffer nach, sein Kupee erster Klasse wurde geöffnet und hinter uns wieder geschlossen.

Kurz vor Abgang des Zuges kam noch eine größere Gesellschaft von sehr eleganten Herren und Damen, ein allgemeiner Ansturm auf die Kuppes erster Klasse erfolgte, man rüttelte auch an unserer Tür und schimpfte.

Da merkte ich, daß sich mein Begleiter ein separiertes Kupee geleistet hatte. Ein Landpfarrer?

Wir rollten; er setzte sich behaglich in den Polstern zurecht und präsentierte mir zum zweiten Male sein gefülltes Zigarrenetui. Ach, dieser Genuß, so eine Havanna.

»Was beabsichtigen Sie nun zu tun, Herr Ebert?«

Ich wußte es nicht, hatte noch keinen Plan gefaßt.

»Ihre Rücklaufbremse ist von der englischen Regierung verwertet worden.«

Das glaubte ich schon.

»Als Hockwardsche Bremse. Sie sind um Ihre Erfindung betrogen worden. Werden Sie in dieser Sache noch einmal vorgehen?«

»Vorläufig denke ich nicht daran, und am liebsten möchte ich überhaupt niemals wieder daran denken.«

»Recht so. Haben Sie schon von den Argonauten gehört?«

»Vorhin zum ersten Male. Als sich die beiden Herren über sie unterhielten. Es scheint ein Schiff zu sein, das »Argos« heißt, und darnach werden die Leute darauf Argonauten genannt.«

»So ist es. Und wie hieß der Kapitän dieser neuen Argonauten?«

»Stevenbrock.«

Lächelnd schnipste er die Asche seiner Zigarre zum Fenster hinaus.

»Dieser Kapitän Stevenbrock bin ich.«

Himmel noch einmal! War ich denn nur blind gewesen?! Ja natürlich, war das doch ein Seemann, wie er im Buche steht! Freilich der schwarze Gehrockanzug und der Missionarshut. Und überhaupt, jetzt konnte ich das gut sagen – niemand hätte in ihm gleich den Seemann erkannt.

»Herr Ebert, glauben Sie an eine Bestimmung im Schicksale des einzelnen Menschen?«

»Daß das Schicksal eines jeden Menschen von vorn herein bestimmt ist? Daß man diesem Schicksal nicht entgehen kann? Nein, daran kann ich nicht glauben.«

»Recht so!« erklang es wiederum in ganz eigentümlichem Tonfall. »Glauben Sie so lange nicht daran, als bis Sie davon überzeugt worden sind. Wollen Sie in meine Dienste treten?«

»Als was?«

»Als mein – Sekretär, will ich sagen.«

»Als Schreiber?«

»Ja.«

»Ich bin des Schreibens sehr ungewohnt geworden, und Bureauarbeit ist auch nicht gerade meine Liebhaberei.«

»Sie werden auch bei mir verdammt wenig zu schreiben haben!« lächelte er wieder, und man hatte nichts von einem Fluchworte gehört, er hätte es in der besten Damengesellschaft sagen können. »Ich werde Sie schon Ihrem Geschmack entsprechend zu beschäftigen wissen. An Bord meines Schiffe, denn an Bord müssen Sie kommen. Vertrauen Sie mir? Wollen Sie in meine Dienste treten?«

Er sah mich fest an, ich blickte ihm in die Augen.

Und da erlebte ich etwas. Es war ein trüber, naßkalter Herbsttag.

Und da plötzlich drang aus diesen blauen Augen ein goldener Sonnenstrahl in mein Herz, es bis in alle Fasern erwärmend.

»Ja, ich will, Herr Kapitän.«

Er reichte mir die Hand hin, drückte meine.

»Gut, abgemacht! Sie sind ein Argonaute. Sie gehören mit zu uns. Sie –«

»Herr Kapitän, wie komme ich nur dazu? Ich kenne Sie doch gar –«

»Halt, nicht solche Fragen, keine einzige!« unterbrach er mich, nicht etwa unfreundlich, ganz im Gegenteil, aber auch aufs allerbestimmteste. »Sie haben eingewilligt, jetzt bin ich Ihr Kapitän. Was das zu bedeuten hat, das werden Sie später merken, »wenn Sie erst wissen, was Bordroutine ist. Jetzt kann ich das noch nicht verlangen, weil Sie kein Seemann sind. Aber Sie werden es werden, und dann werden Sie verstehen, weshalb man den Kapitän nichts fragen darf, was nicht zur Sicherheit des Schiffes gehört.

Oder fällt Ihnen etwa ein, den lieben Gott einmal zu fragen: Höre mal, weshalb läßt Du eigentlich aus dem Ei erst eine Raupe kriechen, die sich mühsam wieder in einen Schmetterling verwandeln muß? Weshalb läßt Du nicht gleich aus dem Ei den fertigen Schmetterling schlüpfen?

Ich bin nicht der liebe Gott. Aber Sie werden später noch einmal merken, wenn Sie erst die Bordroutine im Leibe haben, daß jeder Kapitän an Bord seines Schiffes doch so ein bißchen Ähnlichkeit mit dem lieben Gott hat. In jener Hinsicht, worauf es hierbei ankommt. Wie es so etwas sonst nirgends wieder auf der Erde gibt. Jede Zeitung kann die Worte und Handlungen des Landesherrschers öffentlich kritisieren, aber im Reiche des Kapitäns

gibt es so etwas nicht oder es erfolgt sofort eine Katastrophe mit Blitz und Donnerschlag.

Aber freiwillig will ich Ihnen gleich eine Offenbarung machen.

Sie sind vom Schicksale dazu bestimmt, mein Begleiter zu werden, mein Vasall, mein treuer Leibknappe.

Daß es so kommen muß, das werden Sie später einsehen, wenn es sich eben erfüllt hat.

Deshalb habe ich Sie von Portland abgeholt.

Ich hätte Sie auch schon früher herausholen können, mit List oder Gewalt.

Ich tat es nicht.

Nicht unseretwegen nicht, damit wir uns nicht in Unannehmlichkeiten brächten, sondern Ihretwegen taten wir es nicht.

Sie mußten erst Ihre Strafe abbrummen. Es ist geschehen, und nun stehen Sie wieder unschuldig da wie ein frisch aus dem Seifenbad gekommener Engel.

Und nun werde ich ein Stündchen schlummern.

Hier, mein lieber Ebert, haben Sie mein Zigarrenetui und hier den Schlüssel zu meinem Koffer, da finden Sie etwas Trink- und Eßbares darin, falls Sie Bedürfnis darnach haben. Oder Sie können auch schlafen, brauchen nicht etwa für mich zu wachen. Wenn Sie einmal für mich wachen sollen, dann werde ich es Ihnen schon sagen.

Und wenn Sie sich etwa genieren, in meinem Koffer zu wühlen, nachdem ich Ihnen die Erlaubnis dazu gegeben habe, dann müßte ich Sie erst in die Vorschule zur

eigentlichen Bordroutine stecken, was mir sehr leid täte. Gute Nacht.«

Sprachls und streckte sich, die Hände in den Hosentaschen, der Länge nach aus auf dem Polster.

Ich hatte Zeit zum Grübeln; tat es aber nicht viel, sondern gab mich ganz dem behaglichen Gefühle hin, das sich immer mehr meiner bemächtigte. Ich hätte nicht aus dem Zuchthause zu kommen brauchen; auch so hätte ich mich plötzlich wie in eine ganz neue Welt versetzt gefühlt.

Nach einer halben Stunde hielt der Schnellzug zum ersten Male in Yeovil.

Hier wollten einige Passagiere einsteigen, die gar nicht das Recht dazu hatten.

Es war eine irländische Familie, bestehend aus Vater und Mutter, jedes auf dem Arme einen Säugling tragend, am Rocke hingen noch einige andere Sprößlinge, alle mit brennend roten Haaren, starrend vor Dreck, an der Nase lange, ungefrorene Eiszapfen, was man auf gut deutsch Rotznasen nennt.

Sie wollten nach Salisbury, natürlich dritter Klasse, dieser Zug hier führte nur erste und zweite, sie mußten eben den Personenzug benützen, der eine Stunde später ging, und das war den guten Leutchen nicht begreiflich zu machen; die Frau bestand auf ihr vermeintliches Recht, machte einen Heidenskandal, ging dem Stationsvorsteher direkt zu Leibe. Und nun so eine echte Irische, was die für gewählte Ausdrücke hat, mit ihrem merkwürdigen Englisch!

»Ist sich eine Schweinebande vermistigte! Hat sich wohl Trichinen im Schädel stinkiges! Soll sich blutig was schämen, pft, pft, pft.«

Der Stationsvorsteher flüchtete vor dem feuchten Bombardement. Aber einsteigen konnte die siegreiche Familie doch nicht, alle Passagiere hielten natürlich von innen die Türen zu, und in der nächsten halben Minute mußte sich der Schnellzug wieder in Bewegung setzen.

Kapitän Stevenbrock, der sanft geschlummert hatte, war von dem Skandal erwacht, trat ans Fenster, hörte einige Augenblicke zu, dann öffnete er schnell die Tür.

»Hier herein mit Euch!«

Das ließen die sich nicht zum zweiten Male sagen. Und die Zugbeamten durften sie nicht hindern, in unser Kuppe zu steigen, das war bezahlt, gehörte uns, wir konnten mitnehmen, wen wir wollten, sogar ohne Fahrkarte.

Sie stiegen ein, machten es sich auf den Samtpolsterin bequem, ohne viel zu denken. Oder überhaupt gar nicht. Es war doch ihr gutes Recht, hier mitzufahren, sie hatten doch bezahlt.

Zuerst einmal den Futtersack aufgemacht. Entweder war von vornherein nicht viel drin gewesen oder man hatte ihn schon stark in Anspruch genommen. Einige Stücke Hartbrot und eine Käserinde, das war alles. Es wurde verteilt und heißhungrig verschlungen. Den beiden Säuglingen, übrigens keine Zwillinge, sondern zehn Monate auseinander, kaute die Mutter die Bissen vor, stopfte ihnen den Brei mit dem Finger in den Schlund. Friß, Vogel, oder stirb.

Kapitän Stevenbrock erhob sich alsbald, entfernte sich durch die Durchgangstür, kam gleich wieder, beladen mit einem ganzen Korbe voll belegten Brötchen, Schokoladentafeln, Konfekt und dergleichen. Er mußte im Speisewagen das ganze Büfett abgeräumt haben.

»Hier, eßt – aber seht Euch etwas vor, Ihr kleinen Säue, schmiert die Polster nicht so voll – daß ich die dann nicht auch noch zu bezahlen habe.«

Nun ging das Futtern erst richtig los. Was nicht bewältigt werden konnte, verschwand im leeren Proviantstasche.

Dann wurden die Säuglinge trocken gelegt. Im Luxuszug erster Klasse. Die Affenliebe dieser irischen Mutter war wirklich rührend. Nur durfte man nicht sehr eklig sein. Statt Schwamm und Wasser benutzte sie einfach ihre Zunge, leckte einfach ihre Lieblinge dort, wo sie es nötig hatten, ab. Tatsächlich! Ich glaube überhaupt, solche Szenen kann man gar nicht erfinden.

Einmal setzte sie mir das eine nackte Baby nolens volens auf den Schoß, nahm es mir bald wieder ab – da aber hatte es schon auf meiner neuen Hose ein nasses Andenken hinterlassen. Dabei rauchte die Frau aus einem Kalkstummel einen Tabak, der, glaube ich, auch einen preußischen Grenadierwachtmeister zur Strecke gebracht hätte.

Unterdessen unterhielt sich der Kapitän in der anderen Ecke mit dem ihm gegenüberstehenden Vater dieser lieblichen Bande. Verstehen konnte ich nichts, hörte auch gar nicht hin, hatte anderes zu tun.

Endlich, endlich war Salisbury erreicht. Wenn es auch wieder nur eine halbe Stunde gedauert hatte.

Eine Minute Aufenthalt, die Familie mußte sich mit dem Aussteigen beeilen.

Aber ich hatte ihnen Unrecht getan, wenn ich geglaubt, so etwas wie Dank kennen die gar nicht.

Auf dem Perron winkte das rote Teufelsweib.

»Wird sich nie vergessen, soll sich Frau Deiniges Kinderchen kriegen wie die Läuse!!«

»Danke, danke!« winkte der Kapitän zurück und legte sich mit einem tiefen Seufzer wieder zum Schlafen hin.

Ich dachte mein Bestes. Ach Du schöne Zuchthauszeit! Ich möchte Dich faktisch nicht in meinem Leben vermissen. Das heißt: solch ein Austritt und Eintritt in eine ganz neue Welt gehört dazu.

»Was haben Sie denn da für einen großen nassen Fleck auf Ihrer Hose?« fragte der Kapitän, nach mir blinzeln. »So ein Säugling hat Sie beglückt? Na, bis nach London wird's schon wieder trocknen, sonst warten Sie, bis wir in die Passatwinde kommen, da trocknet sogar das Schweißstüchlein eines griechischen Maurers. Haben Sie so einen mal mauern sehen?! Sehen Sie lieber nicht zu. Bis der zehn Steine zusammengeklebt hat, sind dem Zuschauer Schwämmchen auf'm Buckel gewachsen.«

Und dann nach einer Pause:

»Wissen Sie, wovon mir der rote Paddy immer erzählt hat? Egal von seinen Reichtümern. Hat zu Hause einen echt strohgedeckten Palast mit zwei Kammern, die er mit seiner Familie und nicht weniger als sechzehn schlachtreifen Schweinen teilt. Und dieser Krösus fährt dritter und speist kalte Käserinde!«

Ach, und da muß man nun ernst bleiben!

Ich glaubte, es bleiben zu müssen, weil der dies alles so ernst und trocken hervorbrachte.

Oder aber – man hat nicht umsonst sieben lange Jahre in Portland Steine gebrochen und des Nachts in der Isolierzelle gelegen, nicht immer schlafend, lange, lange, ewig lange Nächte!

Da muß man das Lachen erst so nach und nach wieder lernen.

Basingstoke, eine Minute Aufenthalt!

Der Stationsvorsteher öffnete mit seinem Schlüssel unsere geheiligte Tür.

»Verzeihen die Herren – alle Plätze sind besetzt – vielleicht gestatten Sie gütigst, daß ein Gentleman –«

Er wurde zur Seite gedrängt; von einem finofeinen Herrn, der Zylinder so glänzend wie die ausgeschnittenen Lackschuhe, die noch die bunten, gestickten Seidenstrümpfe zeigten, duftend nach allen Wohlgerüchen des Orients.

»Ach was, da braucht gar nichts gestattet zu werden! Der Zug ist voll und hier ist noch Platz und damit basta! Ich bin der Marquis Jodella du Balay, Attache der französischen Gesandtschaft!«

Mit diesen Worten sprang er in unser Kupee und warf sich in eine Ecke.

Donnerwetter noch einmal, Attache der französische Gesandtschaft, Marquis dazu, ja dann freilich!

Ich rutschte andachtsvoll zur Seite.

Auf dem anderen Polster lag nach wie vor lang ausgestreckt Kapitän Stevenbrock, die Hände in den Hosentaschen, blinzelte gemütlich, und ebenso gemütlich erklang es jetzt:

»Ebert, schmeißen Sie mal den Fatzken raus!«

Wohl, das war etwas anderes – also ich packte den Herrn Marquis und französischen Gesandtschaftsattache beim Samtkragen, hob ihn zur Tür hinaus, setzte ihn fein säuberlich auf den Perron nieder, schlug die Tür zu – und da setzte sich der Zug auch schon wieder in Bewegung.

»Gut gemacht, mein lieber Ebert!« erklang es gemütlich weiter. »Sehen Sie, wenn der Kerl höflich gebeten oder auch nur ganz einfach gefragt hätte, ob er hier Platz nehmen könne, selbstverständlich hätte ich es ihm erlaubt. Da bin ich doch nicht so. Aber so, wie der denkt, geht es nicht. Der mag sich uff de Puffer setzen, da gehört er hin.

Und dann nach einer kleinen Weile:

»Ja, mein lieber Ebert, das Hinaussetzen hatten Sie ganz hübsch gemacht. Aber ganz das Richtige war es doch noch nicht, es fehlte dabei – sozusagen die elegante Fixigkeit. Ich werde es Ihnen bei Gelegenheit einmal vormachen, Ihnen dabei so ein paar geheime Griffe und Kniffe zeigen, wodurch die Sache erst den richtigen Schwung bekommt. Oder Sie können auch gleich beim langen Heinrich in die Lehre gehen. Das ist nämlich unser Trainingmaster im Hinausschmeißen. Der eigentliche Waffenmeister bin ich, aber der lange Heinrich hat sich ganz aufs Hinausschmeißen gelegt. Und da hat

dieser Kerl – natürlich durch viel Übung – dadrin etwas losbekommen – was der für eine kraftvolle Höflichkeit mit ruhiger Grazie zu verbinden weiß – dieser elegante Schwung, den der zuletzt noch gibt – – na, Sie müssen es selbst einmal sehen, wenn der jemanden hinauspfert. Dieser lange Heinrich, obgleich nur gewöhnlicher Matrose, ist überhaupt sozusagen unser Anstandslehrer. Und die Kunst des Hinausschmeißens gehört heutzutage mit zur allgemeinen Bildung, sonst kommt man nicht durch die Welt, bleibt überall stecken. Nun geben Sie mir mal aus dem Koffer die Butteln her, vorausgesetzt, daß Sie noch etwas drin gelassen haben.«



Gegen 7 Uhr trafen wir in London ein, Liverpoolstreet-Station.

»Sind Sie müde?«

»Gar nicht, Herr Kapitän!«

»Hungrig?«

»Auch nicht.«

Wir nahmen ein geschlossenes Cab. Das Ziel, das der Kapitän dem Kutscher angab, hörte ich nicht.

»Wir fahren nach dem Alhambra-Theater. Dort geben meine Jungens eine Vorstellung. Verläuft alles programmäßig, so hat sie schon angefangen, wir kommen eine halbe Stunde zu spät, ich muß Ihnen daher eine Erklärung geben, sonst geht Ihnen der tiefe Sinn des Ganzen verloren.

Es handelt sich um ein Drama. Der Verfasser dieses Dramas bin ich. Es ist das einzige Drama, daß ich geschrieben habe und je schreiben werde, aber es genügt, um mir unsterblichen Ruhm für alle Ewigkeit zu sichern. Sein Titel ist: Kling Klang Klung, der Schrecken des gelben Meeres, oder der blutige Popanz in der Kleiderkiste. Der Inhalt ist kurz folgender.«

Er begann ihn mir zu schildern, so weit ich ihn wissen mußte, weil ich den Anfang versäumte.

Ich hätte beim besten Willen nicht einmal lächeln können, aufrichtig lächeln. Was ich da zu hören bekam, war der horrendeste Blödsinn, der je mein Ohr getroffen. Ich konnte den Kapitän faktisch gar nicht begreifen, wurde fast etwas mißtrauisch ob seiner gesunden Vernunft. Daß er es wagte, mir so etwas zu erzählen, wahrscheinlich doch in der Meinung, es sei etwas sehr Witziges.

Wir erreichten das Theater und auf Seitenwegen eine reservierte Loge.

Das Alhambra-Theater faßt 6000 Zuschauer, die riesige Bühne ist besonders für große Balletts bestimmt, ungeheure Spektakelstücke und dergleichen, bei denen manchmal mehr als tausend Personen mitwirken.

Das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt, förmlich vollgefropft, und auf der Bühne wurde schon feste gemimt.

Ich weiß, was dem Leser schon bekannt ist, und werde es nicht wiederholen. Bemerken will ich nur, daß die Menagerie, die sich auch besonders um seltene, exotische Tiere vermehrt hatte, noch viel mehr bei der Posse

mitwirken mußte, daß auch ganz neue Szenen hinzugekommen waren, die ich aber nicht schildern will.

Betonen dagegen muß ich, daß ich bisher nur von einem Schiffe »Argos« gehört hatte, deren Besatzung sich die Argonauten nannte, ja aber noch gar keine Ahnung von einem »Gauklerschiffe« hatte!

Nun läßt sich denken, wie mir zumute war, als ich auf der Bühne den Blödsinn mit der Unmenge von Tieren beobachtete.

Bald wandte ich meine Aufmerksamkeit unten dem Publikum zu, und das konnte ich um so eher tun, als auch neben mir der Kapitän, die Arme auf die Brüstung gelegt, unausgesetzt hinabspähte, nicht nur mit einem heiteren, sondern mit einem von Seligkeit wahrhaft verklärten Gesicht.

Ja, worüber lachten denn nur eigentlich die Menschen dort unten und auch oben auf den Galerien und in den anderen Logen so fürchterlich?

Fürchterlich sage ich mit Absicht.

Ich will nicht beschreiben, wie sie sich alle vor Lachen schier wälzten.

Es war aber überhaupt ein ganz merkwürdiges ein schreckliches Lachen.

Was die alle dabei für Grimassen und Fratzen schnitten!

Und dieses Kreischen, diese gellenden Töne dazwischen! Das war gar nichts Menschliches mehr.

Und weshalb trugen sie reihenweise die gleichen Uniformen oder doch ganz gleiche Anzüge?

Der Kapitän bemerkte, daß auch ich hinab ins Publikum sah, und er näherte seinen Mund meinem Ohr, mußte schreien, brüllen, um sich mir verständlich machen zu können.

»Das sind lauter Taubstumme! Alle Taubstummenanstalten Londons und Umgegend haben heute abend ihren Inhalt hier ausgeschüttet. Natürlich Gratisvorstellung. Auch die eventuelle Fahrt bezahlen wir. Das Letztere sage ich, weil es meine eigene Freude ist. Diese armen Menschen werden in ihren Anstalten wohl nicht viel zu lachen haben. Und morgen abend kommen die Kinderkrüppelheime dran. Da müssen einige Szenen gestrichen werden. Dafür aber wird mehr musiziert. Auch unser Albert wird singen, was heute abend wenig angebracht wäre. Nun aber passen Sie auf! Jetzt kommt August der Starke, unser zweiter Bootsmann, als Kaiserin-Mutter von China, produziert sich als Ballettöööööse!!!«

So hatte mir der Kapitän aus Leibeskräften ins Ohr gebrüllt. Ich gehorchte, und plötzlich hatte ich ein so eigentümliches, warmes Gefühl in der Brust, als ich meine Blicke wieder der Bühne zuwandte. Und fünf Minuten später war es geschehen.

Erst hatte es einen Knacks gegeben, und dann hatte ich etwas wie ein Rutschen gefühlt.

Und da plötzlich wußte ich, weshalb die dort unten und die dort oben so furchtbar lachten.

Und da plötzlich machte ich mit.

Ich lachte unter Tränen und weinte unter Lachen.

Und da plötzlich waren alle die ungeheuren Steinmassen, die ich während sieben Jahre in Portland gebrochen, von meinem Herzen heruntergerutscht!

### 143. KAPITEL. DER VERRÄTER WIDER WILLEN.

Die Vorstellung war aus.

Wir versetzen uns in ein dem Alhambra-Theater nahes Hotel.

Es hat keinen guten Ruf, dieses Hotel.

In einem Hinterzimmer saßen drei Herren. Zu beschreiben brauchen wir sie nicht, es hätte auch keinen Zweck. Der schlimmste von ihnen sah am harmlosesten aus, der wirklich gutmütigste schielte auf beiden Augen und fletschte die Zähne, und der Geldmann unter ihnen war schäbig gekleidet.

Schweigend rauchten sie und tranken Soda mit Whisky, und der Geldmann griff gern nach einem fremden Glase und den Zigarrenstummel steckte er in die Westentasche.

Manchmal hörte man Weiberkreischen.

Jetzt ein ganz besonderes Quieken.

»Das war die Arabella.«

»Nee, das war die saure Sally, so kann nur die quiet-schen.«

»Lord, war die Geheimrätin vorhin schon wieder besoffen!«

»Wissen Sie schon? Die Madonna ist in Berlin geklappt worden, hat drei Jahre Zuchthaus aufgeschmettert bekommen.«

»Viel zu wenig. Die hätte schon dreimal gehangen werden sollen.«

Wieder längeres Schweigen.

»Ob es der Phöbe gelingt?«

»Müssens abwarten.«

»Es wird wieder nichts.«

»Diese Kerls können alle wie die Löcher saufen.«

»Sie müssen ein Mittel haben, das die Wirkung des Alkohols aufhebt.«

»Gibt es nicht.«

»Das sagen Sie, Mister Cratch?! Dann glauben auch wir nicht an Ihr Mittel.«

»Sie werdens erleben, daß es wirkt.«

»Ja, Hypnose erzeugen. Aber auch im tiefsten hypnotischen Schläfe ist es nicht möglich, einem willensstarken Menschen ein Geheimnis zu entlocken, das er wahren will.«

»Ich werde beweisen, daß es dennoch möglich ist.«

»Diesen Beweis verlange ich auch, eher bekommen Sie nicht meine tausend Pfund!« sagte Mister Fischer, der Geldmann, der sich aber hier in England nur mit sh schrieb.

Da wurde die Tür aufgerissen, heftig trat eine Dame ein, ein blendend schönes Weib.

Nur durfte man es sich nicht gar so genau ansehen.

Es war gar zu viel Farbe aufgetragen.

Und unter einer Flechte sah man, daß ihr prächtiges aschblondes Haar eigentlich fuchsbraun war, auch schon stark zu ergrauen begann.

Immerhin, ein wirklich berückend schönes Weib!  
Und reich!

Ihre mit Diamanten förmlich gepanzerten Finger konnte man auf mindestens zweimalhunderttausend Mark taxieren.

Vorausgesetzt, daß es wirklich Diamanten gewesen wären.

Der eine Goldreif, von dem zwei zehnkärätige Diamanten, drei Rubinen und vier erbsengroße Perlen ausgebrochen waren, färbte sogar ab.

Immerhin das Kostüm, das sie trug, mehr für Ball als Gesellschaft berechnet, war noch vor zwei Monaten in der Regentstreet mit hundert Guinees ausgezeichnet gewesen, 2100 Mark. Freilich hatte es inzwischen viermal die Besitzerin gewechselt, und schon die zweite hatte mit dem großen Rotweinfleck, eingerahmt von Mayonnaisensauce, herumlaufen müssen, und bei der dritten war noch ein zartes Ornamentmuster von hellgrüner Oliventunke dazugekommen.

»Ick haabe eenen jekitscht!« jubelte der schöne Mund mit den wunderbar roten Lippen, natürlich zum Küssen wie geschaffen, nur daß sie etwas aufgeplatzt, waren, und wie sie dabei die Federboa zurückwarf hatte sie oben so ziemlich gar nichts mehr an, es begann erst wieder unter den Achseln.

»Sprechen Sie englisch, Madame Phöbe! Einen Matrosen?!«

Groß war die Aufregung.

»Den ersten Steuermann.«

Noch größer wurde die Aufregung.

»Ist nicht möglich!«

»Was krieg ich, wenn ers ist?«

»Von der »Argos«?«

»Sicher.«

»Wie heißt er?«

»Ernst Scholz!«

»Stimmt! Der erste Steuermann von der »Argos«! Haben Sie ihm das Pulver schon beigebracht?«

»In einer Tasse Kaffee.«

»Er schläft?«

»Wie eine chloroformierte Ratte.«

»Einen Whisky sollen Sie für diese Botschaft haben!« sagte Mister Cratch, der so harmlos Aussehende, im übrigen der eleganteste Gentleman, nach der Flasche greifend.

»Ja, Lude, jieb mich erst eenen Whisky!« fiel Madame Phöbe noch einmal in ihre Muttersprache zurück.

Mister Cratch alias Lude schenkte ein Wasserglas halb voll Whisky und wie er es dem Weibe reichte, beim Zugreifen mit der Hand darüberfahrend, war es schon geschehen, ohne daß auch der schärfste Aufpasser etwas davon bemerkt hätte.

Es war ein ausgezeichnete Taschenspieler, der in die gelbe Flüssigkeit etwas hatte gleiten lassen, was sich sofort auflöste.

Madame Phöbe nahm das Glas, goß die große Portion Whisky hinter, als wäre es Wasser.

Mit einem Male ging ein Ruck durch ihren Körper, sie verdrehte die Augen ganz nach oben, daß man nur noch das Weiße sah, dann begannen die Lider zu zittern, senkten sich, und so stand sie da, wie sie in der letzten Bewegung gestanden, das Glas mit einem kleinen Rest Whiskys noch an den Lippen, regungslos, wie erstarrt.

Der elegante Gentleman machte gegen die anderen beiden Männer eine Verbeugung mit entsprechender Handbewegung nach dem Weibe.

»Da ist der Beweis, daß mein Mittel wirksam ist. Ich habe ihr in dem Trank das Pulver beigebracht.«

»Beweis?« meinte Mister Fischer. »Vorläufig sehe ich noch gar keinen Beweis. Daß es auch innerliche Mittel gibt, um hypnotischen Schlaf zu erzeugen, sofort, weiß ich selber.«

»Aber Sie sollen den vollgültigsten Beweis sofort erhalten, daß durch mein Mittel jedes Geheimnis entlockt werden kann. Madame Phöbe, hören Sie mich jetzt sprechen?«

Leise, wie jetzt immer gesprochen wurde, aber mit scharfer Stimme hatte es Mister Cratch zu der Erstarrten gesagt. Ein Seufzen und Zittern ging durch den ganzen Körper.

»Ich DO höre!« erklang es dann lallend aus dem etwas geöffneten Munde.

»Sie werden mir unbedingt gehorchen!«

»Ich . . . gehorche.«

»Sie können ganz fließend sprechen! Ich befehle es Ihnen! Was können Sie?«

»Ich kann ganz fließend sprechen!« erklang es jetzt ganz anders.

»Madame Phöbe! Was ist die letzte Tat, die Sie begangen haben, die jetzt schwer Ihr Gewissen beunruhigt, weil Sie eine Entdeckung befürchten. Na? Antwort!«

Er definierte näher, was er meinte, wenn sie sich sträubte, befahl eindringlicher, zu beichten, und schließlich kam es heraus, wobei sie sich in dieser seelischen Verfassung wieder ihrer geliebten Muttersprache bediente:

»Ick haab ihm zwee Sovereigns un enne halbe Krone un enne Fünfpfundnote jeklaut.«

»Wem?«

»Meinem Jelibten.«

»Dem Mister Key, der ist doch jetzt Ihr Geliebter!«

»Ja.«

»Und dem haben Sie dieses Geld gestohlen?«

»Nee.«

»Wem denn nur sonst?«

»Ihm.«

»Wer ist dieser »Ihm«. Erkären Sie es näher, ich befehle es Ihnen!«

»Dem Steuermann!«

Ahaaa!

Sie gestand es ausführlicher.

Sie hatte den Herrn, den sie auf der Straße aufgelesen, freilich nicht etwa so zufällig, und mit in dieses Hotel gebracht, durch ein Tränklein im Kaffee betäubt, und wie er so schlafend im Lehnstuhl gesessen, hatte sie es nicht

über sich gebracht, hatte erst einmal seine Taschen untersuchen müssen.

In der Hosentasche mehr Gold als Silber, in der Brusttasche ein ganzes Bündel Fünfpfundnoten, und da hatte sie es noch weniger über sich gebracht, sie hatte eine halbe Krone, zwei Goldstücke und eine Fünfpfundnote entwenden müssen.

Es gehörte mit zu dem Metier dieses Frauenzimmers.

»Haben Sie dieses Geld bei sich?«

»Ja.«

»Wo?«

Nicht etwa in der Tasche. Sie nannte ein ganz intimes Versteck an ihrem Körper.

Weshalb hatte sie das gestohlene Geld nicht einfach in der Tasche? Es zeigte sich dann, daß sie tatsächlich viel Geld einstecken hatte, in der Taschenbörse und auf dem Busen, was bei solch einem Weibe doch nicht auffällig war.

Aber ganz folgerichtig war es, daß sie dieses zuletzt gestohlene Geld äußerst sorgfältig versteckt hatte. So versteckt auch der Rabe das Meiste, ohne es nötig zu haben.

Und das wußten diese drei Männer, sie wunderten sich nicht im geringsten. Die kannten solche verkommene Frauencharaktere besser als der geschickteste Psychiater.

»Bitte, untersuchen Sie sie selbst, meine Herren, ob es stimmt, ich will meine Hände ganz davon lassen!« sagte Mister Cratch.

Ganz skrupellos gingen die beiden anderen Männer an die intime Leibesvisitation. Das genannte Geld wurde richtig an der bezeichneten Stelle gefunden, dort natürlich auch gelassen.

Wieder machte der Hypnotiseur eine tiefe Verbeugung. Er hatte ganz sicher schon auf der Bühne gestanden.

»Nun, Mister Fischer, genügt Ihnen dieser Beweis, daß in diesem hypnotischem Zustande, durch das von mir erfundene Mittel, auch der stärkste Eigenwille vollständig gebrochen wird?«

Der Gefragte rieb sich das glattrasierte Kinn.

»Ja dann allerdings – – oder nee, noch nicht – da könnte doch – da weiß ich noch etwas anderes – – fragen Sie sie doch einmal – – oder kann ich sie nicht einmal etwas fragen?«

»Gewiß. Ich muß nur erst die Willensgewalt auf Sie übertragen.«

»Tun Sie es.«

Es geschah durch entsprechende Befehle.

»Madame Phöbe, hören Sie mich sprechen?« fragte jetzt Mister Fischer, der jedenfalls in solchen hypnotischen Experimenten mit allem ihrem Unfug auch schon sehr bewandert war.

»Ich höre Sie.«

»Sie werden mir bedingungslos gehorchen!«

»Ich gehorche bedingungslos.«

»Mir die absolute Wahrheit sagen.«

»Die absolute Wahrheit.«

»Wie alt sind Sie, Madame Phöbe?«

Ein Zögern, ein Ringen mit sich selbst, dann aber kam es auch ohne weitere Aufforderung heraus:

»Achtunddreißig Jahre.«

»So, det jeniagt mir als Beweis, daß Ihr Mittel wirkt,« sagte Mister Fischer einfach, den Klemmer, den er einmal auf seine etwas zerfressene Nase gepflanzt hat, wieder in die Westentasche steckend, »wecken Se se uff.«

Mister Balin, wie er genannt wurde, der dritte dieser Ehrenmänner, schielte nach beiden Wänden und fletschte die Zähne.

»Was, 38 Jahre?! Sie sagt immer, sie wäre erst 24, das gibt sie auch vor Gericht an. Aber erst gestern hat sie in Crispis Blair beim Haupte ihres Kindes, das zugegen war und an dem sie mit wahrer Affenliebe hängt, geschworen, daß sie 29 Jahre alt wäre, nicht älter. Oder ihre Nelly solle auf der Stelle sterben. Und nun gesteht sie, daß sie schon 38 ist.«

»Ja, eben deswegen genügt es mir. Mister Cratch, wenn Sie jetzt auch aus dem Steuermann das herausholen, was wir wissen wollen, dann haben Sie sich die tausend Pfund verdient. Werken Se se uff.«

Es geschah mit einigen Vorbereitungen. Natürlich mußte es ein erinnerungsloses Wachen sein.

»Wachen Sie auf!«

Ein Ruck durch den ganzen Körper, die Augen öffneten sich, die Pupillen kehrten zurück, der letzte Rest des Whiskys wurde ausgetrunken – und das Weib wußte nichts anderes, als daß es soeben das Glas erhalten und geleert habe.

Ein Zeitunterschied kam nicht in Betracht. Dies alles hätte sich ja viel, viel schneller abgespielt, als es erzählt und gelesen werden kann, es war alles Schlag auf Schlag gegangen.

»Na dann vorwärts, wir dürfen den Schläfer nicht lange allein lassen!«

Alle vier traten hinaus, durchschritten den Korridor. Ob sie gesehen würden oder nicht, war ihnen gleichgültig. In diesem Hotel geschah noch etwas ganz anderes als solch eine Massenwanderung aus einem Zimmer ins andere.

»Sie kann ihn doch nicht etwa schon ausgefragt, ihm das Geheimnis schon entlockt haben?« flüsterte Mister Fischer dem Hypnotiseur auf diesem Wege nur einmal zu.

I Gott bewahre! Darüber konnte Mister Cratch den ängstlichen Geldmann mit einigen wenigen Worten beruhigen.

Er hatte dem Weibe doch natürlich nur ein Tränklein gegeben, um den geköderten Mann von der »Argos« einfach zu betäuben. Jenes andere Mittel gab er nicht aus der Hand, das war sein ureigenstes Geheimnis, das er der Hölle entwendet hatte.

Vor einer der nummerierten Zimmertüren zog Madame Phöbe einen Schlüssel hervor und schloß sie auf.

In einem Lehnstuhle schlummerte sanft ein Herr, den wir zur Genüge kennen – unser Freund Ernst, ehemals der zweite, jetzt also der erste Steuermann der »Argos«. Sein Vorgänger hatte schon vor einem halben Jahre die

große Reise angetreten, von der es keine Rückkehr gibt – eine brechende Trosse hatte ihn ins Jenseits befördert.

Ernst trug natürlich keinen blauen Anzug nach Seemannsschnitt, mit trichterförmigen Hosen. Sonst wäre er doch ein Matrose gewesen. Er trug ganz einfach, wie jeder andere Mensch, der es sich leisten kann und kein Geck ist, einen modernen, sehr gediegenem aber ganz unauffälligen Straßenanzug.

Aber jedes Kind in irgend einem größeren Hafen der Welt, wenn es diesen schneeweißen Umlegekragen – Stehkragen vollständig ausgeschlossen – und darüber das kupferbraune Gesicht sah, konnte sofort sagen: das ist ein Offizier, ein Steuermann von einem deutschen Handelsschiffe!

»Sie schlafen! – – Sie werden mir gehorchen, bedingungslos gehorchen! – – Sie können ganz fließend sprechen! – – Sie werden mir immer die Wahrheit sagen, ich befehle es Ihnen!«

So und ähnlich traf der Hypnotiseur wieder seine ersten Vorbereitungen, diesmal noch viel umständlichen viel vorsichtiger.

»Wie heißen Sie?«

»Ernst Scholz.«

»Was sind Sie?«

»Seemann!«

»Welche Stellung bekleiden Sie jetzt?«

»Ich bin erster Offizier auf der »Argos«.«

»Wie heißt der Kapitän dieses Schiffes?«

»Georg Stevenbrock.«

»Wissen Sie, wo der die Ambra und die Edelsteine herbekommt, die er schon wiederholt in den verschiedensten Hafenplätzen der Welt auf den Markt gebracht hat?«

Der Schläfer wurde unruhig, bejahte aber auf nochmaligen Befehl, gehorsam zu sein und immer die Wahrheit zu sagen.

»Sie wissen es?«

»Ja.«

»Wo haben Sie die Ambra her?«

Es erfolgte keine Antwort, wie der Hypnotiseur auch fragte und befahl.

»Sie wollen es mir nicht sagen?«

»Nein.«

Wir haben schon öfters über die Hypnotik und die Grenzen ihrer Macht gesprochen, brauchen es nicht zu wiederholen. Im Kriminaldienst versagt sie vollkommen. Das heißt jene Hypnotik, die wir heute kennen.

Mister Cratch zog aus seiner Tasche eine rohe Kartoffel hervor, mit der er sich für gewisse Zwecke verstehen hatte.

Man wollte sich hier doch nicht etwa mit hypnotischen Experimenten belustigen. Dieser Mann wußte schon, was er tat.

»Öffnen Sie die Augen!«

Zitternd hoben sich die Lider, nur das Weiße vom Auge war zu sehen.

»Sehen Sie mich an.«

Die Pupillen wanderten nach unten, die gläsernen Augen starrten.

»Sehen Sie mich?«

»Ja.«

»Was habe ich hier in meiner Hand?«

»Eine Kartoffel.«

»Sie irren.«

»Nein.«

»Das ist doch ein Pfirsich!«

»Nein, es ist eine Kartoffel.«

»Ich sage Ihnen aber, daß es ein Pfirsich ist!«

»Ja, es ist ein Pfirsich!« gab der Hypnotisierte jetzt kleinlaut zu.

So etwas ist in der Hypnose möglich, das ist auch wieder etwas ganz anderes.

»Nein, es ist ein Apfel!«

»Es ist ein Apfel!« wurde jetzt auch gleich wieder zugegeben

»Nehmen und essen Sie den Apfel!«

Der Hypnotisierte griff zu, biß in die rohe Kartoffel hinein.

»Schmeckt der Apfel gut?«

»Ja.«

»Der schmeckt doch ganz sauer!«

Der Hypnotisierte hörte auf zu kauen, verzog den Mund und das ganze Gesicht.

»Ja, ganz sauer.«

»Nein, er schmeckt süß und lieblich!«

»Ja, ja.«

Mit Wohlbehagen verspeiste der Hypnotisierte weiter die rohe Kartoffel.

Mister Cratch suchte etwas in dem Innenfutter seines Gehrockes.

»Ich hatte doch ... Madame Phöbe, haben Sie nicht eine Nadel bei sich?«

Ja, eine lange Hutnadel hatte sie in der Frisur.

»Was wollen Sie tun?« flüsterte Mister Fischer. »Ihn doch nicht etwa stechen?«

»Ja, ich muß ihn auch noch dieser Probe unterziehen. Oder vielmehr ihn vorbereiten. Ich bin noch nicht ganz zufrieden mit ihm. Er hat noch zu viel Eigenwillen. Dann, wenn ich ihm das andere Mittel gebe, ist das nicht mehr möglich, das wirkt wieder ganz anders. Ich muß ihn einmal stechen ... «

»Aber wenn er erwacht!«

»Ganz ausgeschlossen. Das wissen Sie doch selbst, Mister Fischer, Sie haben doch selbst oft genug hypnotisiert.

»Ich meine nachher beim Erwachen, da merkt er doch die Stichwunde, hat Schmerzen.«

»Nun, da hat ihn Madame Phöbe einfach versehentlich mit ihrem Haarspieß in den Arm gestochen, sie nimmt eine entsprechende Stellung ein, der suggerierte Schmerz ist zugleich das Signal zum Erwachen. Darüber instruiere ich Sie nachher noch, Madame Phöbe.«

Der Hypnotisierte hatte die rohe Kartoffel mit Wohlbehagen ganz aufgeessen.

»Sehen Sie hier die lange Nadel in meiner Hand?«

»Ja.«

»Ich werde Sie jetzt ziemlich tief in den linken Arm stechen.«

Sofort verzog der mit offenen Augen Schlafende schmerzhaft das Gesicht und streckte abwehrend beide Hände vor.

»Nein, nein!«

»Sie werden nicht den geringsten Schmerz dabei empfinden.«

»Doch, doch ... «

»Nein, sage ich! Sie werden nicht den geringsten Schmerz dabei empfinden, wenn ich Sie jetzt in den Arm steche!«

»Nicht den geringsten Schmerz!« murmelte der Hypnotisierte jetzt gehorsam.

Mister Cratch stach ihn mit der Nadel in den rechten Oberarm, ziemlich tief. Einen Zentimeter tief mußte die Nadel mindestens ins Fleisch gedrungen sein. Bluten tat die Wunde natürlich, aber es waren ja Hemd und Jacke darüber.

Der Hypnotisierte hatte mit keiner Wimper gezuckt.

»Hat es weh getan?«

»Gar nicht.«

»Haben Sie überhaupt gemerkt, daß ich Sie gestochen habe?«

»Ja – nein – ja – ich weiß nicht ... «

Jedenfalls hatte er nicht den geringsten Schmerz dabei gehabt.

Das ist möglich, in der Hypnose vollkommene Schmerzlosigkeit zu suggerieren! Jede Operation läßt sich schmerzlos ausführen. Aber aus gewissen Gründen, die hier nicht erörtert werden können – es sind psychische oder sogar

ethische – ist eine betäubende Narkose irgend welcher Art immer vorzuziehen. Das Hypnotisieren sollte ganz verboten werden. Wer etwa sein Kind hypnotisiert, begeht einen viel größeren Frevel, als wenn er ihm Schnaps zu trinken gibt, um sich an den im berauschten Zustande begangenen Torheiten zu ergötzen.

»So, jetzt ist er präpariert. Madame Phöbe, verlassen Sie das Zimmer, warten Sie, bis wir Sie wieder rufen.«

Das Weib entfernte sich, hinter ihr wurde wieder die Tür geschlossen.

Diese dunklen Ehrenmänner hatten dieses Weib natürlich ganz in der Hand, die durfte nichts verraten, aber zu hören brauchte sie doch nicht alles.

Jetzt füllte Mister Cratch aus der Wasserkaraffe ein Glas, hatte wieder etwas hineingemischt, ohne daß es jemand gemerkt.

»Trinken Sie dieses Wasser.«

Der Hypnotisierte leerte das Glas. Eine Veränderung an ihm war nicht zu beobachten.

»Sie werden mir bedingungslos gehorchen!«

»Ich gehorche.«

»Mir auf jede Frage nur die reine Wahrheit antworten!«

»Nur die reine Wahrheit.«

»Wie heißen Sie?«

»Ernst Scholz.«

»Das ist nicht wahr!«

»Doch.«

»Nein! Sie heißen Fred Bendmann! Wie heißen Sie?«

»Ich heiße Ernst Scholz.«

Jetzt mußte es also wohl eine ganz andere Art von Hypnose sein.

»Woher bekommen Sie die viele Ambra?«

Da fing der Hypnotisierte doch wieder zu zögern an.

»Antwort! Ich befehle es Ihnen! Wo bekommen Sie die viele Ambra her?«

Da war der Widerstand besiegt.

»Wir finden sie.«

»Wo?«

»An einer Küste.«

»An welcher Küste?«

»Bei der Wollastoneinsel!«

»Wo liegt die?«

»Südlich vom Feuerland.«

Der zhnefletschende Mister Balin, der den Eindruck eines Seemanns machte, hatte unterm Arm eine große Ledermappe mitgebracht, entnahm ihr jetzt sofort einige Land- und Seekarten, hatte die des südlichsten Teils Amerikas schnell gefunden, breitete sie auf dem Tische aus.

»Gibt es dort eine Wollastoneinsel?«

»Wollastoneinsel, stimmt.«

»Am Fundort ist doch gewiß eine geographische Ortsbestimmung gemacht worden?« wurde der Hypnotisierte weiter bearbeitet.

»Ja.«

»Ist sie Ihnen bekannt?«

»Ja.«

»Haben Sie sie im Kopfe?«

»Ja.«

»Nun, wie lautet sie?«

Wieder einmal ein Zögern, das aber schnell besiegt wurde.

»51 Grad 2 Minuten 42 Sekunden südliche Breite, 67 Grad 34 Minuten 18 Sekunden westliche Länge!« kam es dann fließend heraus.

Solche bemerkenswerte Bestimmungen behält jeder Seemann im Kopfe, wenn es nicht ein ausgesprochener Blechkopf ist; das gehört zu seinem Berufe, so wie jeder andere Mensch eine Unmenge von Hausnummern, Geburtstagsdaten und dergleichen im Kopfe hat, ganz abgesehen von Geschichtszahlen.

Schon wurden die angegebenen Zahlen, die noch zweimal wiederholt werden mußten, von drei Bleistiften notiert, und zwei davon zitterten vor Aufregung.

»Es ist gar nicht nötig, meine Herren, daß Sie sich das mitschreiben, das besorge ich schon,« meinte Mister Fischer, dessen Hand allein nicht vor Aufregung zitterte.

»Besser ist besser.«

»Daß Sie die Notiz nur nicht in fremde Hände kommen lassen.«

»Ohne Sorge, so wenig wie Sie.«

Die Karte wurde noch einmal befragt. Ja. Diese geographische Bestimmung bezog sich gerade auf die Wolustoneinsel.

Der Hypnotisierte wurde wieder vorgenommen. Er offenbarte weiter, durch geeignete Fragen unterstützt, daß

sich dort in einer riesigen Wassergrotte die Ambra in ungeheuren Massen aufgespeichert hatte.

Dort in dieser unwirtlichen Inselregion des Feuerlandes gibt es eben noch zahllose Potwale, deren abgesetzter Blasenstein durch die Meeresströmung wahrscheinlich gerade in diese Grotte getrieben wurde, und das war nun schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden geschehen.

Die Menge der dort aufgehäuften Ambra hatte noch gar nicht taxiert werden können.

Die Felsengrotte lag in einer Bucht, die Einfahrt war auch für das größte Schiff bei einigermaßen gutem Wetter und nicht gar zu hohem Seegange, gar nicht schwierig.

Die angegebene Ortsbestimmung genügte vollkommen, um diese Bucht zu finden, dann sah man den Eingang zu der Grotte sofort, und auch schon vorher war alles Wasser mit schwimmender Ambra bedeckt

Das war aus dem Hypnotisierten nach und nach herausgebracht worden. Ein geläufiges Berichten gibt es in diesem Zustande ja nicht.

»Woher hat Kapitän Stevenbrock von diesem Ambralager erfahren?«

»Das weiß ich nicht.«

Es wurde zum zweiten Teile übergegangen.

»Wo bekommen Sie die Diamanten und anderen Edelsteine her?«

»Wir finden sie.«

»Wo?«

Diesmal zögerte der Hypnotisierte nicht im geringsten mehr, den Verrat zu begehen.

An der brasilianischen Küste, dort, wo das Gebirge von Parahyba bis ans Meer tritt, in der Mündung eines Flusses, der zu denen gehörte, die in dem Riesenreiche noch nicht einmal einen Namen besitzen, obgleich breit und tief genug, um das größte Schiff einzulassen. Aber es ist von dort nichts zu holen, oder anderswo hat man es doch viel bequemer, man kennt schon das Fahrwasser.

Nun, der erste Steuermann der »Argos« konnte Kurs und Peilung ganz genau angeben, und Mister Balin notierte.

Etwa acht Meilen stromauf, Seemeilen, dann vor einer großen Insel rechts in einen kleineren Fluß abbiegen, der aber immer noch ein Schiff von 5000 Tonnen wie die »Argos« auch zur wasserärmsten Zeit bequem trug, dieser Fluß kam aus einem kleinen See heraus, oder richtiger einem Bassin, denn es war von hohen Felswänden eingefast, ein mächtiger Wasserfall stürzte herab, und auf der anderen Seite des Bassins, diesem Wasserfalle genau gegenüber, da lagen in einer Tiefe von sechs bis acht Metern, je nach dem Wasserstande, die Diamanten und Rubine und Smaragde und Sapphire massenhaft auf dem kiesigen Grunde.

Es waren sogenannte Waschedelsteine. Sie wurden durch einen unterirdischen Fluß aus ihrer Lagerungsstelle herausgewaschen, die natürlichen Kristallfläschen waren schon tüchtig abgeschliffen.

Unermeßlich waren die Schätze, die hier lagerten.

Auch für diese Fundstelle wurde die geographische Ortsbestimmung gegeben, und jetzt zitterte auch Mister Fischers Hand vor Aufregung, als er sie notierte.

Mag auch die Ambra dem Gewichte nach den doppelten und dreifachen Wert des Goldes haben – solche Edelsteine bedeuten doch noch etwas ganz, ganz anderes! Zumal Rubine! Der Rubin ist bekanntlich noch weit kostbarer als der Diamant, übertrifft ihn um das fünf- bis zehnfache, und sein Karatwert wächst auch noch ganz anders. Kostet ein Karat Rubin 1000 Mark – und unter dem ist es heute kaum noch zu haben – so würde einer von derselben Schönheit, aber von fünf Karat, schon 80 000 Mark kosten!

Und dort auf dem kiesigen Grunde lagen die Rubine wie die reifen Kirschen herum, wenn der Sturm den Baum tüchtig geschüttelt hat oder ein Schwarm Amseln eingefallen ist.

Und dasselbe galt von all den anderen Edelsteinarten.

Man mußte Maß halten, sonst konnte der ganze Edelsteinmarkt entwertet werden.

Die »Argos« war erst ein einziges Mal dort gewesen, was die Taucher aufgesammelt hatten, kam gegen die ungeheure Menge gar nicht in Betracht, und obgleich man schon an verschiedenen Handelsplätzen hunderte der schönsten Steine verkauft hatte, immer heimlich unter der Hand, befand sich an Bord noch ein großer Korb voll der glitzernden Dinger.

Woher dem Kapitän oder einem anderen diese Fundstelle unter Wasser bekannt geworden, wußte der Steuermann auch in diesem Falle nicht. Er war der erste Offizier, aber kein Vertrauter des Kapitäns und der Patronin, wurde in die Geheimnisse nicht eingeweiht.

So, das war erledigt, nun mußte man sich nur noch über eines vergewissern, und Mister Fischer übernahm das Fragen selbst.

»Haben Sie dort eine Wache zurückgelassen?«

»Nein.«

»Oder sonstige Sicherheitsmaßregeln getroffen?«

»Welche?«

»Etwa Minen gelegt?«

»Wozu?«

»Um ein anderes Schiff, welches dorthin kommt, in die Luft zu sprengen.«

»Nein.«

»Gar nichts dergleichen?«

»Gar nichts.«

»Kann das Edelsteinlager nicht von anderen durch Zufall gefunden werden?«

»Nein.«

»Sollte das Wasser nicht in solch einem Felsenbassin ganz rein und klar sein?«

»Das ist es.«

»Sieht man da die Edelsteine in solch geringer Tiefe nicht auf dem Grunde liegen?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil der Wasserfall die ganze Oberfläche des Bassins kräuselt.«

Dann allerdings ist die Durchsichtigkeit auch des klarsten Wassers aufgehoben. Oder es bedarf erst eines besonderen Mittels, um die Wirkung der Wellen oder nur Kräuselung aufzuheben, wie später gezeigt werden soll.

»Wann sathren Sie wieder an diese Fundstelle?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wohin fahren Sie von hier aus?«

»Nach Rangoon.«

»Was wollen Sie dort?«

»Wir nehmen 3000 Tonnen Weizen oder Mehl mit.«

Wozu diese Fracht, danach braucht nicht gefragt zu werden, das wußte man dann von selbst sofort. In Hinterindien war infolge der diesjährigen Mißernte eine Hungersnot ausgebrochen.

»Ist sonst noch etwas zu befragen?«

Man wußte nichts.

Madame Phöbe wurde wieder herbeigeklingelt, sie erhielt ihre Instruktion, der Hypnotisierte seine Suggestion wegen des erinnerungslosen Erwachens.

Die drei Männer entfernten sich.

Das Weib setzte sich dem Schläfer auf den Schoß, umschlang ihn.

»Erwache!«

Der Steuermann zuckte zusammen, verzog schmerzhaft das Gesicht, griff mit der rechten Hand nach dem linken Oberarm.

»Auuu – verdammt, Mädels, was war denn das?!«

»O, entschuldige, ich habe Dich wohl mit meiner Hutnadel etwas gestochen.«

»Na, ich danke, etwas! Das war ja gerade, als ob – – nevermind, ich bin nicht so empfindlich. Ich habe wohl geschlafen? Ja, ich war schon vorhin hundemüde. Nun ist vorbei. Na da komm her, Du Zuckerschnutchen DO«

#### 144. DER ROTE SCHAL UND DIE SCHWARZE BINDE.

Die »Argos« lag im East-Indiadock und hatte 3000 Tonnen russischen Weizen eingenommen, in England zollfrei, dazu noch fast 1000 Tonnen Fleisch und Konserven und andere Nahrungsmittel aller Art.

Diese Fracht nahmen die Argonauten selbst über, kein fremder Arbeiter durfte das Schiff betreten. Sie verfügten ja auch über mehr als hundert Paar starke Arme. Und das meiste besorgten ja die Krahne, nur die Fässer und Kisten mußten verstaubt werden, der Weizen floß, durch Ex- oder hier vielmehr Inhaustoren, eingepumpt von ganz allein in den unergründlichen Schiffsbauch.

Sonst brauchten nur noch einige nicht eben sehr rücksichtsvolle Matrosen als Posten auf der Laufbrücke zu stehen, um den Ansturm des neugierigen Publikums abzuwehren, eine Flut von Briefen, wie damals in Gibraltar ausführlich geschildert wurde, gab es nicht mehr.

Es wurde einfach kein einziger Brief mehr angenommen. Mit Ausnahme, wenn das Kuvert den aufgedruckten Vermerk trug: In Service of His Majesty. Also amtliche Schreiben. Von denen der König natürlich nichts zu wissen braucht.

Wer nun dem Kapitän oder sonst jemandem an Bord dieses Schiffes etwas ganz, ganz Wichtiges mitzuteilen hatte, der hatte hierzu immer noch eine Möglichkeit. Er ging zur nächsten Polizeibehörde oder zu einer sonstigen königlichen Behörde, trug sein Anliegen vor, und wurde dieses für wichtig genug befunden, so wurde das Protokoll darüber oder sein eigenes Schreiben im amtlichen Kuvert weiterbefördert.

Es ist dies eine höchst praktische Einrichtung in England. Eine wahre Wohltat besonders für reiche und berühmte Leute, die sonst mit Briefen erstickt würden, und gelesen müssen sie doch schließlich alle werden, denn es kann doch einmal etwas Wichtiges darunter sein.

So einfach ist es nun freilich nicht, einen Privatbrief durch eine königliche Behörde an die gewünschte Adresse vermitteln zu lassen. Liebesbriefe und Angebote von wahnsinnigen Erfindern werden natürlich nicht befördert. Da ist schon mancher schwärmerische Backfisch mit einem Donnerwetter an die frische Luft gesetzt worden. Außerdem kann solch ein Antrag auch bestraft werden, ebenso als wenn man unnötiger Weise eine Feuerglocke gezogen hätte.

Ebenso schwer ist es, solch ein amtliches Kuvert nachzuahmen. Die Aufschrift muß gedruckt sein, es ist schon ein ganz besonderes Papier, und auf Fälschung des Stempels steht hard labor, Zuchthaus.

Dasselbe gilt auch für Postpakete.

Ab und zu lief ja ein privates Schreiben in solch einem amtlichen Kuvert auf der »Argos« ein, aber doch nur ganz

spärlich und auch diese Briefe waren bisher ohne jede Bedeutung gewesen.

Wohin Angehörige ihre Briefe zu richten hatten, das wußten diese, und von dort wurden sie abgeholt.

---

Wieder einmal war solch ein Brief »Im Dienste Seiner Majestät« gebracht worden. Wie immer von einem einfachen Briefträger.

Kapitän Stevenbrock befand sich gerade an Deck, nahm ihn ab, erbrach ihn.

»Ich beschwöre Sie, mich heute nacht zwischen zehn und elf an Bord zu empfangen. Eine furchtbare Gefahr bedroht Sie und Ihr ganzes Schiff. Wenn Sie mich empfangen wollen, so lassen Sie einen Wächter auf dem Laufbrett einen roten Schal um den Hals tragen. Ich selbst werde über dem rechten Auge eine schwarze Binde haben. Verlassen Sie sich darauf: Ihr Schiff und die ganze Mannschaft ist rettungslos verloren, wenn Sie mich nicht hören.

»Ein Verbrecher,  
der gern wieder ein ehrlicher Mensch

werden möchte.«

Stevenbrock steckte den Brief in die Brusttasche.

»Was geht heute letzte Wache?« fragte er den nächsten Matrosen.

»Steuerbord.«

»Ist der Zweite an Bord?«

»Dort achtern steht er.«

»Hole ihn.«

Er kam, der jetzt den Rang des zweiten Steuermanns einnahm, einer, der einmal neu hinzugekommen war, Olas Folkenstorm, ein junger, riesenhafter Norweger, ganz aus Erz gegossen.

»Heute in der letzten Wache legt einer der Brückenläufer ein grellrotes Schaltuch um den Hals. Wenn ein Mann mit einer schwarzen Augenbinde kommt – er wird mir vorgelassen. Verstanden?«

»Ay, ay, Kapten.«

»Gut.«

Wie Stevenbrock dem Kommenden entgegengeblickt, so blickte er jetzt dem Davongehenden nach.

»Ich bewundere keine nordische Heldengestalt aus Erz mehr,« murmelte er, »ich habe eine lebendig an Bord.«

Er begab sich in die Kajüte.

Das war am späten Nachmittage gewesen, und dieser verging vollends.

Die Nacht brach an und mit ihr der Temperaturwechsel.

Während es in dem ganzen Inselreiche jetzt immer feuchtkalt gewesen war, hatte drüben in Frankreich eine außergewöhnliche Wärme geherrscht, jetzt im September. Und jetzt trug der neu eingesetzte Südwind diese

Hitzwelle, aus Afrika kommend, über den Kanal herüber, ohne eine Abkühlung zu finden.

Es herrschte plötzlich, besonders im Gegensatz zu früher, eine Temperatur wie in einem Backofen.

Kurz vor acht erschien der Kapitän wieder an Deck.

»Steuermann der Wache!«

Der erste Offizier meldete sich, unser Ernst.

»Der letzten Wache übergeben: Laufbrettwache würd heute nacht verdoppelt, unter Bootsmann.«

»Laufbrettwache wird heute nacht verdoppelt, unter Bootsmann!« wiederholte der Offizier.

»Sonst ist nichts belegt.«

»Sonst nichts belegt.«

»Recht so.«

Der Kapitän begab sich wieder in die Kajüte.

Um acht zog die neue Wache auf, die beiden Offiziere tauschten aus, der erste übergab den letzten Befehl, wodurch aber an den früheren Anordnungen nichts belegt, nichts aufgehoben wurde.

»Bootsmann!«

Der neue Unteroffizier kam, August der Starke, nur in Hemd und Hosen, das Hemd vorn auf der zottigen Brust weit offen, und obgleich er bisher an einer kühlen Stelle ruhig gelegen hatte, war der kolossale Dickwanst wie gebadet in Schweiß. In den Tropen schwitzte er nicht so. Es brachte der plötzliche Umschlag mit sich.

»Die Laufbrettwache wird verdoppelt.«

»Wohl.«

»Ihr selbst geht mit.«

»Wozu denn das?« durfte der Bootsmann, der doch noch etwas anderes ist als ein militärischer Unteroffizier oder Feldwebel, den Steuermann wohl einmal fragen.

»Befehl des Kapitäns.«

»Wohl.«

»Wenn ein Mann mit einer schwarzen Augenbinde kommt – er wird zum Kapitän geführt.«

»Very well.«

»Und Ihr bindet hier diesen Schal um.«

Und der riesenhafte Steuermann zog aus der Hosentasche, die seinen Körperverhältnissen entsprach, einen knallroten Schal aus gestrickter Wolle hervor, so einen norwegischen, viermal um den Hals zu wickeln, für 30 bis 40 Grad Kälte bestimmt.

»Den soll ich umbinden? Wozu denn das?!« durfte der Bootsmann jetzt mit Recht erschrocken staunen.

»Als Erkennungszeichen für den mit der schwarzen Augenbinde.«

»Dann kann ihn doch ein Matrose . . . «

»Geht nicht, Ihr seid als Bootsmann mit bei der Laufwache, dann könnt auch nur Ihr diese Auszeichnung tragen.«

»Muß es denn nur gerade so ein Schal . . . «

»Einen roten Schal, hat der Käpten gesagt, und das ist einer.«

»Vielleicht um den Bauch . . . «

»Um den Hals, hat der Käpten gesagt. Na, nun vorwärts!«

Der Bootsmann mußte sich fügen – da half nun alles nichts, der Offizier selbst wickelte ihm das Monstrum viermal um den Hals und steckte hinten mit einer Sicherheitsnadel zu.

So gesellte sich der schwitzende Bootsmann der verdoppelten Laufbrettwache bei.

Ach, wie dieser Fleischkoloß aussah, der für seinen ungeheuren Körper einen sehr kleinen Kopf hatte, nur in Hemd und Hosen, und nun unter diesem kleinen Kopfe der umgewürgte rote Schal, dicker als der Kopf!

»He jüh, Bootsen, Ihr habt wohl Halsschmerzen?!«

»Ja, Mandelentzündung!« knurrte der Unglückliche.

»Und da geht Ihr so mit offenem Hemd . . . «

»Das mache ich, wie ich will, und Du hältst Dien Mul.«

So mußte der Unglückliche drei geschlagene Stunden auf dem Laufbrett ausharren, der dicke Körper umspült von einer feuchten Backofenatmosphäre, der Hals noch extra in dieser warmen Verpackung, nicht anders wissend, als daß er nun auch noch die letzte Stunde seiner Wache so schwitzen müsse.

Denn der Mann mit der schwarzen Augenbinde kam nicht.

Die Schiffsglocke schlug sechs Glasen – elf Uhr – der Kapitän betrat das Deck, näherte sich dem Laufbrett.

»Noch nichts von seiner schwarzen Binde gesehen?«

»Nein, Herr Kapitän.«

»Ja, Bootsmann, was habt Ihr denn da um den Hals gewürgt?!« fing da Stevenbrock zu staunen an, das rote Monstrum erst jetzt bemerkend.

»Der Zweite sagte, ich sollte als Erkennungszeichen einen roten Schal . . .«

»Mein Gott, das brauchte doch nur ein ganz dünnes Tüchlein zu sein, nur ein Gewebe!«

Da kam über den Kai, von vielen Laternen erleuchtet, eine Gestalt geschritten, in einen dunklen Staubmantel gehüllt, unter dem Schlapphut sah man schon von weitem die schwarze Binde, die das rechte Auge bedeckte.

Der Mann überschritt das Laufbrett.

»Kommen Sie mit.«

Der Kapitän geleitete ihn nach der Kajüte.

Hinter ihnen ballte der dampfende August seine ungeheuren fünfzinkigen Schaufeln zu ansehnlichen Kegelkugeln zusammen.

Aber es war kein Racheschwur, der von seinen Lippen kam, dazu war dieser ehemalige Bäcker Geselle viel zu gutmütig, etwas ganz anderes war es, was er wehmütig flüsterte, ehe er den Schal von seinem Halse löste.

»Unser Käpten ist doch so gut wie allwissend geworden.

Konnte er da nicht wissen, daß der Kerl mit der schwarzen Binde erst um elf kommt?

Konnte er nicht wissen, daß der Zweite mir statt seines Tüchleins solch einen Teppich um den Hals gewürgt hat?

Freilich – mit Kleinigkeiten wird sich seine Allwissenheit wohl nicht befassen.

Aber diese drei Stunden waren für mich durchaus keine Kleinigkeit.«

»Setzen Sie sich. Wer sind Sie. Was wollen Sie? Welche Gefahr droht uns? Machten Sie es kurz.«

Der Mann nahm Schlapphut und schwarze Binde ab, und es war gar kein so unsympathisches Gesicht, das sich mit zwei ganz gesunden Augen zeigte.

Wer solch einen eleganten Staubmantel, den er nicht ablegte, trägt, muß auch darunter gut gekleidet sein, der verhungert noch nicht.

»Einer kleinen Einleitung bedarf es doch, Herr Kapitän.«

»Los!«

»Ich heiße Dan Russell. Ich bin geboren worden DO«

»Das merke, ich die näheren Einzelheiten Ihrer Geburt brauche ich nicht zu erfahren.«

»Bitte, Herr Kapitän, lassen Sie mich sprechen! Sie haben mich ganz in der Hand.«

»Wieso?«

»Glauben Sie, daß eine internationale Verbrechergesellschaft existiert, welche die ganze Welt beherrscht?«

»Mir ganz egal, ob die existiert oder nicht. Meine Welt, in der ich lebe, die ich mir selbst geschaffen habe, beherrscht sie nicht.«

»Doch. Sie werden ihre Macht bald furchtbar fühlen.«

»Sie wollen mich also warnen. Los!«

»Ich brauche eine Sicherheit.«

»Sie meinen, ich könnte Sie jetzt festnehmen und ausliefern? Ich denke nicht daran.«

»Dieses Versprechen genügt noch nicht. Ich begehe einen Verrat. Das werden die, deren Sklave mit Leib und Seele ich geworden bin, schon morgen erfahren. Und sie werden mich zu finden wissen, wo in der Welt ich mich auch verberge. Und schrecklich ist das Los, das dann meiner wartet.«

»Hm. Sie wollen wohl hier an Bord bleiben?«

»Das ist es! Nur bei Ihnen bin ich geschützt.«

»Hm. Ich verstehe Sie schon. Wenn Sie mir tatsächlich eine große Gefahr offenbaren, in der wir schweben, vor der Sie uns schützen können, so will ich Sie recht gern an Bord behalten.«

»Ich danke Ihnen, Herr Kapitän! Ich brauche nicht erst Ihr spezielles Ehrenwort mit Handschlag . . . «

»Bekommen Sie auch nicht. Mein einfaches Wort genügt. Na?«

Der Mann holte etwas aus.

»Ich bin von Beruf Kupferstecher. Ich will mich nicht entschuldigen. Es war keine Not, die mich dazu trieb, Banknoten zu fälschen. Ich habe gespielt.

Schließlich wurde ich gefaßt. Fünf Jahre Tretmühle. Ich habe sie ausgehalten.

Als ich entlassen wurde, holte mich mein alter Kompanjon ab, den man nicht gefaßt hatte. Weil ich ihn nicht verraten hatte.

Er nahm sich meiner an. Erzählte mir. Er gehörte einer internationalen Verbrechergesellschaft an.

Ich unterlag der Versuchung. Wurde ebenfalls Mitglied. Solch einen geschickten Kupferstecher konnte man

gerade gebrauchen. Denn vielleicht wissen Sie, was dazu gehört, englische Banknoten nachzuahmen.

Doch Papiergeld brauchte ich im Dienste jener Gesellschaft nicht zu fälschen. Hauptsächlich mußte ich Stempel nachmachen. Auch das Kuvert stammt von mir, in dem Sie meinen Brief erhielten.

Im übrigen kann ich Ihnen von dieser internationalen Verbrechergesellschaft so gut wie gar nichts sagen. Nur zwei Herren habe ich kennen gelernt, die mich ab und zu in meiner Werkstatt besuchen . . . «

»Mann, kommen Sie zur Sache!« wurde der Erzähler von dem Kapitän unterbrochen. »Ich will nur hören, was den Anschlag gegen mein Schiff betrifft, nichts weiter.«

»Sehr wohl, Herr Kapitän. Gestern wurde ich wieder von einem der Herren in meiner Werkstatt besucht. Er legte verschiedene Schriftstücke auf den Tisch die ich auf die Kupferplatte übertragen sollte. Als er sich wieder entfernt hatte, fand ich unter den Papieren eines, das absolut nichts mit meinem Auftrage zu tun haben konnte. Es war nur versehentlich dazwischen gekommen. Der Herr kehrte denn auch sehr bald zurück und nahm es wieder mit. Ich aber hatte es schon gelesen. Es war ein vollständig ausgearbeiteter Plan, wie man sich Ihres Schiffes bemächtigen wolle, mit dem aktenmäßigen Vermerk eines anderen, daß die einleitende Hauptsache schon ausgeführt worden und geglückt sei.«

»Nun, was war das für ein Plan?« fragte Stevenbrock, als Jener wieder eine Kunstpause machte

»Haben Sie nicht gestern von dem Speditionsgeschäft Gebrüder Miller in der Cablestreet eine einzelne große Kiste erhalten, gezeichnet M. O. 148?«

»Allerdings.«

»Was befindet sich in dieser Kiste? Gestatten Sie, daß ich diese Fragen stelle.«

»Meißner Porzellan, das ich mir aus Deutschland hierher habe schicken lassen, es ist ein Geschenk.«

»Diese Kiste ist vertauscht worden. In dieser Kiste, die Sie bekommen haben, befindet sich kein Porzellan.«

»Sondern?«

»Da ist ein Mann drin. Mit Nahrungsmitteln und Getränk versehen. Und außerdem mit einem Fläschchen, das genug Gift enthält, um eine ganze Kompanie ins Jenseits zu befördern. Dieser Mann soll, wenn sich die »Argos« auf hoher See befindet, als blinder Passagier zum Vorschein kommen. Bis zum nächsten Hafen müssen Sie ihn doch an Bord behalten. Da aber ist es schon geschehen. Das Gift wird in das gemeinschaftliche Kaffee- oder Teewasser geschüttet werden. Was es für ein Gift ist, weiß ich nicht, wohl aber, daß seine furchtbare Wirkung erst nach ungefähr einer Stunde ganz plötzlich eintritt. Es wird an Bord Ihres Schiffes nur noch Tote geben. Und dann wird ein anderes Schiff, das sich immer in Ihrer Nähe aufgehalten hat, heranfahren und Ihre »Argos« ausplündern. Wie dies alles arrangiert wird, weiß ich nicht, ich bin auch kein Seemann, aber so, wie ich es hier schildere, stand es in jenem Schriftstücke. Und nun, Herr Kapitän, sehen Sie nach ob in der Porzellankiste nicht ein

Mann mit einem Fläschchen Gift steckt. Nach jenem Vermerk ist diese erste Einleitung zu dem teuflischen Anschlag schon glücklich ausgeführt worden.«

Der Sprecher schwieg.

Immer starrer hatte ihn der Kapitän angesehen.

Dann erhob er sich.

»Warten Sie hier, bis ich wiederkomme.«

Er verließ die Kajüte.

Wir brauchen nicht dabei zu sein, wenn er die große Kiste öffnen läßt und alle Angaben dieses Dan Russells bestätigt findet. Anstatt des Porzellans befand sich in der Kiste ein Mann, gut verproviantiert, das Fläschchen wurde bei ihm gefunden, seinen Inhalt bekam Doktor Isidor zur chemischen Untersuchung, obschon der gleich erklären konnte, daß es eine wässrige Lösung von Blausäure sei, das furchtbarste Gift, das wir kennen.

Der Mann, der verstockt noch jede Auskunft verweigerte, wurde vorläufig in die Arrestelle gesperrt. Unterdessen saß Dan Russell in der Kajüte, ganz gelassen, hatte die Hände gefaltet und drehte die Daumen. Kein heimlicher Beobachter hätte etwas Besonderes an ihm bemerken können.

Nach einer Viertelstunde kehrte Kapitän Stevenbrock zurück. Es wäre geradezu unnatürlich gewesen, hätte dieser eiserne Mann eine besondere Aufregung gezeigt.

»Ihre Angaben haben sich bestätigt!« sagte er ganz ruhig. »Anzeigen tue ich die Sache natürlich nicht, das ist nicht mein Fall.

Der Mann bleibt an Bord, ich werde ihn mir später vorknöpfen.

Ich bin Ihnen, Mister Russell, zum größten Danke verpflichtet.

Selbstverständlich bleiben Sie bei mir an Bord. Haben Sie noch etwas an Land zu besorgen?«

»Ich darf gar nicht wagen, das Land auch nur mit einem Schritte wieder zu betreten, jetzt muß es schon hieraus sein, daß ich . . .«

»Well, dann bleiben Sie eben gleich hier. Wir gehen morgen früh die Themse hinauf und in See.

Da fällt mir gerade etwas ein.

Sie sind also Kupferstecher.

Ich verstehe von dieser Profession gar nichts.

Aber können Sie da nicht sehr gut zeichnen?«

»Zeichnen? Kunstzeichnen? Malen?«

»Nein, nur nachzeichnen, Land- und Seekarten, mit Zirkel und Lineal.«

»O gewiß, das ist ja gerade mein Beruf!«

In dieser Kajüte stand der bekannte, ungeheure Panzerschrank, der Kapitän öffnete mit seinem Schlüsselbund drei Schlösser und dann immer noch zwei Fächer, ehe er das Gesuchte zum Vorschein brachte.

Es war eine Weltkarte in Mercatorsprojektion, Handzeichnung, überaus sauber und akkurat mit schwarzer Tusche ausgeführt, nur hier und da war ein roter Punkt eingetragen, mit einer Zahl versehen.

Am freien Papierrande standen einige geographische Ortsbestimmungen, die sich jedenfalls auf diese nummerierten Punkte bezogen.

»Können Sie so etwas kopieren?«

»Ei gewiß, tadellos!«

»Vortrefflich. Da kommen Sie mir wie gerufen. Ich habe nämlich schon immer eine Kopie von dieser Karte, die ich nur geliehen erhalten, haben wollen, aber auch noch von vielen anderen, und von meinen Leuten kann das niemand, so wenig wie ich, wir haben alle viel zu schwere Hände bekommen. Und an Land kann ich die Karten nicht geben, nicht in fremde Hände. Denn die Sache muß geheim gehalten werden, verstehen Sie? Ganz geheim!«

»O, Herr Kapitän, da können Sie mir . . . «

»Ich weiß, ich weiß. Nach diesem Beweis, den Sie mir soeben geliefert haben.

Nun, wir sprechen über diese Zeichnerei noch ausführlich. Jetzt wird Ihnen der Steward Ihre Kabine anweisen, und was Sie sonst brauchen, verlangen Sie einfach. Sie gehören fortan zu uns.

Gute Nacht, Mister Russell.«

## 145. KAPITEL. »GUTEN MORGEN, HERR FISCHER.«

An der Küste von Parahyba kroch ein kleiner Dampfer unter englischer Flagge hin.

Wir kennen die drei Herren schon, die an Deck unter einem Sonnensegel sitzen, und wollen uns nun etwas näher mit ihnen befassen.

Mister Abraham Fischer war Diamantenhändler gewesen, ein marktbeherrschender.

Bis ihm wegen unsauberer Manipulationen der Besuch der Diamantенbörse, die ganz international ist, verboten wurde.

Und da ist dann nichts mehr zu machen.

Na ja, man kann noch ein paar Diamanten kaufen und weiter verschachern, aber damit sind doch keine Millionen zu verdienen, wie es bei Mister Fischer der Fall gewesen war.

Nun, er setzte sich mit rund 150 000 Pfund, drei Millionen Mark, einfach zur Ruhe.

Aber diese Ruhe hielt der jüdische Spekulant nicht lange aus. Auch genügten ihm die normalen Zinsen nicht.

Wodurch kann man sein Kapital wohl am besten verzinsen?

Mister Abraham Fischer wußte es, daher stammte auch schon die eine Million, die ihm sein braver Vater hinterlassen hatte.

Er lieb Geld zu Wucherzinsen aus.

Aber er hatte Pech, der gute Vater Abraham, so vorsichtig er auch war, sich nur mit festangestellte Beamte befaßte und zehnfache Sicherheit verlangte.

Alle seine Klienten gingen ihm durch die Lappen, entweder durch Selbstmord oder per Schiff und Eisenbahn, und mit der Sicherheit war es auch immer nichts.

Nach vier Jahren dieser segensreichen Tätigkeit hatte Mister Abraham Fischer nur noch die Hälfte seiner drei Millionen.

Jetzt fing er in Häusern zu spekulieren an.

Und ein Jahr später war wieder eine Million futsch.

»Wie heißt, der Gott meiner Väter hat mich geschlagen mit Dalles!« jammerte er.

Er war ein Engländer, aber bei großer seelischer Erregung mauschelte er Deutsch.

Er wandte sich der Spekulation in Börsenpapieren zu, hauptsächlich Schiffspapiere und Seehandel.

Und wieder ein Jahr später hatte er nur noch rund 10 000 Pfund auf der Bank.

Das ist ja noch ein nettes Kapital, von dessen Zinsen ein einzelner Mann recht gut leben kann – aber doch wenig, wenn man einmal dreifacher Millionär gewesen ist.

Mister Fischer privatisierte, fest entschlossen, nun nicht wieder so etwas anzufangen.

Da kam die »Argos« nach London, ihr Kapitän brachte die beste Ambra und die herrlichsten Edelsteine haufenweise auf den Markt. Und da dachte Vater Abraham mit Sehnsucht an seinen Diamantenhandel zurück.

»Wo mögen diese Kerls nur diese prachtvollen Edelsteine her bekommen?«

So sprach er zu seinem alten Freunde Balin.

Das war einmal ein begüterter Kapitän gewesen, der sein eigenes Schiff gefahren. Dieser hatte aber ebenfalls großes Pech gehabt.

Erst sein Kapitänspatent verloren und dann in Spekulationen sein ganzes Vermögen.

Jetzt machte er noch den Winkelagenten beim Lloyd, an der Schiffsbörse schlug sich gerade so durch. An

den Verlusten seines Freundes hatte er keine Schuld. Ja, wenn der nur jene Frage hätte beantworten können!

»Ob das nicht herauszubringen ist? Wenn man so einen Matrosen, der doch auch etwas davon wissen muß, einmal bezechet macht?«

Es wurde probiert. Man kam aber nicht über die Einleitung hinaus. Der alte Seekapitän konnte eine gute Nummer vertragen, aber der Matrose sowohl wie der Heizer, die man nacheinander im Hinterzimmer einer Bar vorgenommen, hatten ihn jedesmal untern Tisch getrunken, und Vater Abraham, der sehr, sehr sparsam geworden war, jammerte wieder über die zwecklose Geldausgabe.

Doch den einmal gefaßten Gedanken brachte er nicht wieder aus dem Kopfe.

»Ob man so einen Kerl nicht einmal hypnotisieren kann?«

»Hypnotisieren?!« stutzte Balin. »Du, da habe ich neulich wieder den Mister Cratch getroffen. Du kennst ihn nicht? Er gab früher hypnotische Vorstellungen hat jemanden dabei einmal an seiner Gesundheit geschädigt, oder so was ähnliches, mußte dafür ein halbes Jahr Tau zupfen, und – und ...«

Daß auch Mister Balin im Gefängnis einmal Tau gezupft hatte, und daß daher dieser Bekanntschaft stammte, davon sprach er nicht gern.

In jenem Hotel, in dem solche Winkelagenten verkehrten und in dem der ehemalige Hypnotiseur noch ganz besonders tätig war, fand schon die erste Zusammenkunft statt.

»Nein, meine Herren, so wie Sie sich das denken, geht es nicht. Sie überschätzen die Macht der Hypnose. Da ist kein Geheimnis herauszubringen. Und trotzdem – hm – ich wüßte ein Mittel . . .«

Er verlangte tausend Pfund Sterling, wenn er es anwendete.

Vater Abraham fiel vor Schreck fast auf den Rücken.

Aber Mister Cratch blieb fest.

Schließlich gab der Geldmann nach.

Und es war keine Zeit zu verlieren, jede Minute konnte das Gauklerschiff wieder abdampfen.

Bis zum Abend mußte doch gewartet werden.

Nach jener Vorstellung in der Alhambra gelang es einem der Weiber, die so halb und halb in den Diensten dieses Gauners standen, den ersten Steuermann der »Argos« in dieses Hotel zu verschleppen.

Was dann weiter geschah, wissen wir.

So, das Geheimnis war entlockt worden.

Nun brauchte man nur hinzufahren und die Ambra und die Diamanten und Rubine und Smaragde und Saphire abzuholen.

Auf welche Weise?

Nun einfach indem man eben mit einem Passagierdampfer nach dem Hafen fährt, der jener Stelle am nächsten ist, dort mietet man sich ein kleines Fahrzeug oder kauft es, nur ein Boot, fährt die Küste entlang, den bezeichneten Strom und Fluß hinauf und fischt die Edelsteine heraus. Eventuell nimmt man noch einen Tauscher mit, der sich am Gewinn beteiligt.

Nein, so einfach war die Sache nicht!

Ganz abgesehen von wilden Indianerstämmen und dergleichen.

Mister Fischer war Diamantenhändler gewesen und hatte genug von den brasilianischen Verhältnissen gehört. Mister Balin hatte genug Welterfahrung und Mister Cratch war selbst in Brasilien gewesen.

Alles, was in Brasilien irgendwie mit Diamanten und anderen Edelsteinen zu tun hat, das Suchen, Finden, Graben, Waschen und Verkaufen, ist Monopol der Regierung.

Ja sogar das Anfassen, kann man sagen.

Wer in Brasilien irgendwo einen Diamanten am Boden liegen sieht, hat ihn ruhig liegen zu lassen. Faßt er ihn an, hebt er ihn auf, so muß er ihn der nächsten Behörde abliefern.

Er muß aber schnell machen, denn kommt er in den Verdacht, einen Diamanten gefunden zu haben, und man findet ihn noch in seinem Besitz, so hilft kein Eid, daß er ihn habe abliefern wollen, auf dem Wege dazu sei – er wird hart bestraft.

Liefert er den Diamanten ab, so bekommt er einen Finderlohn, noch nicht 10 Prozent des niedrigsten Taxwertes.

Wer aber einen anderen anzeigt, daß er sich einen herrenlosen Diamanten angeeignet hat, bekommt den dreifachen Finderlohn.

Ja noch mehr: Sträflinge und solche, die es werden wollen oder können, die etwas auf dem Kerbholz haben,

sind frei, die Strafe ist ihnen erlassen, wenn sie jemanden anzeigen, der unrechtmäßiger Weise einen Diamanten besitzt.

Nun allerdings nicht gerade, daß jemand einen Menschen totschießt, dann steckt sein Freund einen rohen Diamanten in die Tasche – »der da hat einen Diamanten gefunden und ihn nicht abgeliefert, ich kann für den Mord nicht bestraft werden« – so wird die Sache ja nun nicht gehandhabt, aber im Grunde genommen sichert doch solch eine Denunziation Straffreiheit.

Es sind dies schier unglaubliche Verhältnisse.

Und das ist der Grund, weshalb heute in Brasilien das Diamantengruben ganz brach liegt.

Werden noch heute an zwei ganz verschiedenen gelegenen Gebirgsgegenden Brasiliens die schönsten Diamanten sehr zahlreich gefunden – alle nach Europa kommenden Diamanten sind brasilianische, die südafrikanischen gehen nur nach Amerika – so wird es in dem ungeheuren Reiche wohl noch andere Diamantenlager geben.

Aber niemand sucht danach

Es ist gar zu gefährlich und lohnt sich nicht.

Einer traut dem anderen nicht.

Diamanten sind dort wie bei uns die Dynamitpatronen, die man doch auch nicht gern anfaßt.

---

Dies alles wußten diese drei Männer.

Es gab hier nur eines:

Gleich hier in England einen Dampfer kaufen oder doch chartern, mieten.

Das in einem brasilianischen Hafen machen zu wollen, daran war gar nicht zu denken. Dann hätte man sein Diamantengeheimnis nur gleich öffentlich in den Zeitungen annoncieren können.

Wurde ein kleiner Dampfer gechartert, so mußte der Kapitän natürlich zugleich Eigentümer des Schiffes sein.

Eine Reederei läßt doch nicht ihr Schiff in irgend einem unbekanntem Küstengewässer herumgondeln.

Der Kapitän durfte auch keine Schulden auf sein Schiff haben.

Immer wieder ist es die Versicherung, die alle solche Abenteuererei illusorisch macht.

Leicht erdacht und erzählt, aber in der Wirklichkeit ganz ausgeschlossen.

Also gleich hier einen kleinen Dampfer chartern, dessen Kapitän zugleich sein schuldenfreier Besitzer war.

Mister Fischer kannte die Verhältnisse und war bereit, deshalb auch noch sein letztes Kapital zu opfern. Er sah keinen anderen Ausweg.

Man möchte meinen, die drei Verbündeten hätten doch mit solch einem Kapitän Kompanie machen können. Sie offenbarten ihm ihr Geheimnis, unter der Bedingung, daß er die ganze Fahrt auf seine Kosten übernahm, wofür er dann natürlich auch seinen Anteil von dem Diamantenschatze bekam.

Wer gab denn aber eine Garantie, daß dieser Kapitän dann, wenn er das Geheimnis kannte, die drei nicht zum

Teufel jagte, nach Brasilien fuhr und die Steine für sich selbst aufsammlte? Oder das konnte er auch erst drüben an Ort und Stelle tun.

Gewiß, es wäre eine Schurkerei gewesen – aber diese drei Männer waren selbst Schurken, trauten deshalb so etwas auch jedem anderen Menschen zu.

Nein, es mußte ein eigenes Schiff entweder gekauft oder gechartert werden, ganz regelrecht auf gesetzlichem Wege, dann war der Kapitän ihnen verpflichtet, einen Anteil von dem gehobenen Schatze erhielt er nur als Geschenk, dasselbe galt von der ganzen Mannschaft.

Herrlich wäre es ja gewesen, wenn Balin das Schiff selbst geführt hätte, und der war ja Kapitän. Aber er durfte es nicht, er hatte wegen eines strafwürdigen Vergehens in Sachen der Seemannschaft sein Patent verloren.

Im übrigen wollen wir alle die Erwägungen und Zweifel übergehen, mit denen sich die drei Dunkelmänner herumquälten, immer auf der Suche nach solch einem geeigneten Schiffe und Kapitän.

Man war ja nicht nur auf England angewiesen, auch Deutschland, Frankreich, Holland kamen in Betracht, aber da konnte man doch nur die Schiffslisten studieren, das konnte dann brieflich und telegraphisch abgemacht werden, aber immerhin, solche Kapitäne, die ihr eigenes schuldenfreies Schiff fahren, sind doch gezählt, und sie befinden sich doch mehr auf See oder im Auslande, als daß sie gerade im Hafen des nördlichen Europas liegen. Da gibt es schon mehr Jachtbesitzer, aber die kamen nicht

in Betracht. Wer sich eine Dampfjacht leisten kann, der vermietet sie nicht so leicht.

Als diese Woche vergangen war, war der sehr behäbige Mister Fischer schon ganz zusammengeklappert, vor Sorge und Aufregung.

»Jetzt haben wir den richtigen Mann gefunden!« jubelte da eines Nachmittags Balin, Lloyds Schiffsliste schwingend. »Heute früh ist in Liverpool Kapitän Kettel mit seiner »Recovery« eingetroffen, von Algier kommend. Das ist unser Mann!«

Er berichtete ausführlicher. Kapitän Kettel war schuldenfreier Besitzer eines Dampfers von tausend Tonnen. Der tüchtigste Seemann. Um Fracht auf eigene Rechnung zu nehmen, dazu langte wohl sein Kapital nicht, oder er tat es überhaupt prinzipiell nicht. Am liebsten vercharterte er sein Schiff, war dann zu jeder abenteuerlichen Fahrt bereit, wenn er nur viel Geld dabei verdiente. Daß er auch Schmuggel triebe, besonders Salzschnuggel nach Afrika, das war ein Gerücht, das man nicht laut verbreiten durfte. Solch ein Schwätzer hatte schon einmal schwer bluten müssen.

»Dieser Kapitän Kerker ist tatsächlich ein tadelloser Ehrenmann, für den ich garantiere, dem können wir uns anvertrauen.«

Sie fuhren sofort nach Liverpool, natürlich immer auf Mister Fischers Kosten.

Während der Fahrt wurden sie sich einig, dem Kapitän Kettel gleich so ziemlich ganz reinen Wein einzuschicken. Sie wußten an der Küste von Parahyba in einem Stromgebiet einen immensen Diamantenschatz liegen, leicht zu heben. Woher sie das wußten, das brauchte der Kapitän natürlich nicht zu erfahren, nichts von der Hypnotisiererei. Am besten war es, sie boten ihm gleich den vierten Teil des Schatzes an, womit er aber auch seine Leute ablohnern mußte.

Kapitän Kettel, ein kleiner, dürrer Mann, wie in der Kaffeetrommel geröstet, hörte sie mit unerschütterlicher Ruhe an.

»Well, ich bin bereit dazu. Pro Tag und Tonne zwei Schilling, und das für hundert Tage. Also zehntausend Pfund Sterling. Natürlich im voraus zahlbar.«

»Sie bekommen aber doch . . . «

»Jedes Handeln ist zwecklos.«

»Wir bieten Ihnen die Hälfte des Schatzes an!« sagte Fischer.

»Well, das nehme ich an. Aber bei den 10 000 Pfund bleibt es.«

Vergebens wand sich Vater Abraham wie ein Wurm, Kapitän Kettel gab keinen Penny nach.

»Denken Sie denn etwa, ich begeben mich mit meinem Schiffe in ein unausgepeiltes Küstenwasser, fahre ganz unbekannte Flüsse hinauf? Der Diamantenschatz liegt totsicher dort, sagen Sie? Wohl, dann können Sie auch ruhig die 10 000 Pfund riskieren. Oder wenn Sie die nicht haben, dann müssen Sie die Finger von solchen gewagten

Sachen lassen. Mir ist der Sperling in der Hand immer lieber als die Taube auf dem Dache gewesen, ich lasse mich prinzipiell in nichts ein, wenn ich nicht vollständige Sicherheit für mein Schiff habe.«

Es blieb nichts anderes übrig, als nachzugeben, die verlangte Summe im voraus zu zahlen. Aber 10 000 Pfund besaß Fischer gar nicht mehr, nachdem er schon 1000 Pfund dem Hypnotiseur für seine Bemühungen hatte zahlen müssen.

Doch hatte Mister Cratch sein Geld bei sich und war bereit, das noch Fehlende hinzuzufügen, ungefähr 600 Pfund Mehr besaß der auch nicht.

Es ging sofort auf das Seemannsamt, und eine Viertelstunde später war es geschehen, für 10 000 Pfund war Mister Abraham Fischer so gut wie der Besitzer der »Recovery«, Kapitän Kettel stand in seinen Diensten, freilich nur für hundert Tage, von der Abfahrt an gerechnet.

»Für 10 000 Pfund Sterling hätten Sie eigentlich auch so ein Schiff wie die »Recovery« kaufen können, mehr ist der Dampfer gar nicht wert!« meinte Mister Balin, sobald Fischer seinen Namen unter den Chartervertrag gesetzt hatte.

Dieser erstarrte. Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen.

»Mensch, und das sagen Sie mir erst jetzt?!« schrie er seinen alten Freund an.

Er hätte es selbst wissen können. Er war vor Erregung ganz blind gewesen.

Die »Recovery« löschte ihre Ladung algerischen Wein, drei Tage später ging sie wieder in See, mit allem ausgerüstet, was für diese Expedition nötig war, was nun natürlich alles auch Kapitän Kettel stellen mußte.

Und er war tatsächlich ein Ehrenmann, das mußte mit ihm lassen. So zum Beispiel war die Verpflegung, die er den drei Herren zuteil werden ließ, ganz ausgezeichnet, fast wie auf einem Salondampfer in erster Kajüte, obgleich man bei der großen Schnelligkeit, mit der das Geschäft abgeschlossen worden war, über so etwas gar nicht gesprochen hatte.

Fünf Wochen dauerte es, ehe man die Küste von Parahyba in Sicht bekam. Der kleine Dampfer machte nur acht Knoten, kroch wie eine Schnecke, und bei jeder Gelegenheit, wenn es nur ein bißchen neblig war, ließ ihn der vorsichtige Kapitän Kettel halbe Kraft gehen.

Trotz der ausgezeichneten Kost, die ihm täglich in fünf Mahlzeiten vorgesetzt wurde, wollte Mister Fischer sein früheres Gewicht nicht wieder annehmen, er magerte nur immer mehr ab, man erkannte ihn schon gar nicht mehr wieder. Auch bei Mister Cratch wollte diese Mastkur nicht anschlagen, nur Mister Balin bekam in diesen fünf Wochen einen stattlichen Schmerbauch und ein Vollmondgesicht.

Die von dem hypnotisierten Steuermann genau bezeichnete Flußmündung wurde wirklich gefunden, alle Einzelheiten stimmten genau. Zum ersten Male begann Mister Fischer frei zu atmen.

Fürchterlich war es nur, wie langsam der Dampfer jetzt den Fluß stromauf ging, so wie er sich schon der Küste genähert hatte. Ununterbrochen ließ Kapitän Kettel lóten, schickte dazu sogar ein Boot voraus.

Endlich kam die große Insel, quer über den Strom gelagert, und da war rechterhand auch der Nebenfluß.

Die »Recovery« fuhr ihn hinauf, immer noch langsamer als zuvor.

Da aber war das Ziel erreicht!

Ein herrlicher Anblick, eine köstliche Szenerie!

Ein fast kreisrundes Wasserbassin von etwa 200 Meter Durchmesser, eingerahmt von pittoresken Felsmassen, linkerhand brach aus dem Gestein der Strom hervor, nicht gerade als Wasserfall, sondern mehr als Kaskade, so daß er nicht eben sehr viel Geräusch machte.

Und auf der gegenüberliegenden Seite, dort sollte noch ein anderer Fluß aus dem Felsen hervorbrechen, aber vollständig unterirdisch, also auch gleich unter Wasser mündend, und dort sollte der Grund ganz mit Edelsteinen bedeckt sein, durch jenen unterirdischen Fluß hervorgewaschen.

Alles stimmte, dort war der Felsen, der ungefähr wie ein ungeheurer Menschenkopf aussah, so genau hatte der hypnotisierte Steuermann alles angegeben, und dorthin steuerte jetzt der Dampfer.

Der Anker rasselte herab, fand bei sechs Meter Grund.

Das mit Talg eingeschmierte Lot hatte, als der Ankergrund untersucht wurde, weißen Kies mit heraufgebracht, aber kein einziger Edelstein hatte daran geklebt, auch kein noch so kleiner.

Nun, deshalb ließ sich Mister Fischer noch nicht entmutigen, dort, wo das Lot den Grund berührt, hatten eben gerade keine Edelsteine gelegen, und man brauchte auch nicht erst an anderen Stellen das Lot auszuwerfen, da gab es ein einfacheres Mittel, um den Grund zu erforschen, noch ehe man einen Taucher hinabschickte.

Das Wasser war zweifellos ganz klar, aber es wurde von der Kaskade gekräuselt, und da hört die Durchsichtigkeit auf.

Doch da gibt es ein Mittel, um diese Wirkung des Kräuselns aufzuheben. Wir haben es wohl zuerst von den orientalischen Schwammfischern gelernt. Die nehmen, wenn sie den Meeresboden vom Boot aus nach Beute erforschen wollen, einfach einen Eimer, von dem der Boden ausgeschlagen ist, stecken ihn zur Hälfte ins Wasser und blicken von oben hinein. Durch die Wände des Eimers wird die Ursache der Wellenbewegung doch abgehalten, also ist das Wasser innerhalb des Eimers ganz ruhig, also kann man durch den Eimer auch durchs Wasser blicken, unter Umständen, je nach Wasserklarheit und Sonnenstand, bis zu einer Tiefe von 25 Meter.

Jeder ist wohl imstande, diesen Versuch im Kleinen auszuführen, eine Waschboje genügt, die Wirkung solch eines Schutzmittels ist ganz überraschend.

Oder man kann auch, zumal gleich von Bord des Schiffes aus, ein langes Gasrohr von größerem Durchmesser nehmen. Die Wirkung ist dieselbe. Das durch Wellenbewegung undurchsichtige Wasser wird plötzlich durchsichtig. Noch besser ist ein weites Glasrohr, weil das eben selbst schon das Tageslicht durchläßt.

Merkwürdig ist es, daß dieser denkbar einfachste Apparat noch nicht weiter vervollkommnet worden ist. Da muß sich durch Anordnung von konkaven und konkaven Spiegeln doch irgendwie eine Art von unterseeischem Fernrohr schaffen lassen. Es hat einmal ein derartiges amerikanisches Patent gegeben, man hat nichts wieder davon gehört.

Die »Recovery« hatte Taucherkostüme und zwei als Taucher ausgebildete Mann an Bord, schon waren auch einige lange, weite Glasröhren zur Stelle. Kapitän Kettel hatte in solchen Dingen eben schon seine Erfahrung.

Mister Fischer war der erste, der mit zitternder Hand nach solch einer Glasröhre griff, sie über die Bordwand hinabsenkte, bis sie ins Wasser tauchte, und dann legte er oben an das andere Ende sein Auge.

Jetzt war ganz deutlich der Grund zu sehen.

Aber alles nur weißer Kies von meist erbsengroßen Steinen. Von glitzernden Diamanten und roten Rubinen und grünen Smaragden und blauen Saphiren gar keine Spur.

Schon fühlte Mister Fischer, wie ihm plötzlich sein Herz still stand.

Schon wollte ihm eine fürchterliche Ahnung aufgehen.

Doch was war das dort?

Da stand dort unten auf dem schneeweißen Boden eine große schwarze Kiste.

Auch die anderen beiden Kompagnons hatten sich schon mit solchen Glasröhren bewaffnet, nichts von glitzernden und farbigen Edelsteinen bemerkt, nur diese große schwarze Kiste.

»Die Argonauten haben schon alle Edelsteine zusammengelesen und in dieser Kiste verpackt, sie hier zurücklassend!« sagte Mister Balin mit ziemlicher Ruhe.

»Hoffen wir, daß es so ist!« entgegnete Mister Cratch, und es klang wie ein Ächzen.

»Unbedingt ist es so!« schrie Mister Fischer wie ein Wilder auf.

Unterdessen hatte Kapitän Kettel, der ganz kalt blieb, schon die Vorbereitungen getroffen, ein Taucher hatte sich bereits kostümiert, er stieg hinab, um zuerst einmal diese Kiste heraufzuholen. Weiter war ja auch von dort unten nichts zu holen, höchstens noch weißer Kies.

Durch die Glasröhren sah man, wie schwer die Kiste sein mußte, obgleich jedes Gewicht im Wasser doch stark verliert, wie sich der Taucher mit ihr abmühte. Gut war es, daß sie zwei Handhaben hatte, so konnte das Seil leichter befestigt werden.

»Die muß ganz, ganz voll von Edelsteinen sein!« flüsterte Mister Fischer.

Er wiederholte es, als die Kiste aus dem Wasser kam und jetzt das Seil fast zu reißen drohte, weshalb noch ein zweites befestigt wurde.

So wurde die Kiste an Deck gewunden.

Sie war von Eisenplatten gefertigt, hatte ungefähr einen halben Meter im Kubik. Oben zeigten sich Schrauben.

Diese wurden gelöst, was ohne Mühe geschehen konnte, und als der Deckel abgehoben worden war, zeigte es sich, daß diese Kiste eine zweite enthielt, nur etwas kleiner, so daß sie gerade hineinging, wieder aus Eisen, oben mit zwei Handhaben versehen, an denen sie herausgehoben wurde, wieder mit der Winde, Menschenkraft reichte dazu nicht aus. Das heißt, weil nicht so viel Hände zugreifen konnten.

Die folgende Szene läßt sich kaum beschreiben.

Diese zweite Kiste barg nämlich eine dritte, und diese eine vierte – und so ging das immer weiter, bis zuletzt schon elf Eisenkisten an Deck standen, natürlich immer viel kleiner werdend.

Jetzt kam die zwölfte aus der elften, nur noch eine eiserne Schatulle.

Die konnte Mister Fischer bequem selbst herausheben, sie war unverschlossen, er schlug den Deckel zurück – ein zusammengefaltetes Pergamentpapier lag darin.

Wir wollen nicht versuchen, Mister Fischers Gesicht zu schildern, wie so eine Kiste nach der anderen herausgeholt worden war, immer kleiner werdend.

Und wie er jetzt in dieser letzten Schatulle dieses zusammengefaltete Pergament sah, nichts weiter.

Noch weniger können wir seine Gedanken wiedergeben.

Er faltete mit zitternden Händen das Pergament auseinander.

Vielleicht doch noch ein kolossal wichtiges Geheimnis, das sicher unermessliche Schätze einbrachte?

Na doch ganz, ganz sicher!

Also er hatte das Pergament auseinander gefaltet.

Und da war mit großen Schriftzügen zu lesen:

»Guten Morgen, Herr Fischer!«

#### 146. KAPITEL. RACHE IST SÜSS.

Wie gesagt, diese ganze Szene ließ und läßt sich nicht beschreiben.

Auch nicht, wie jetzt der Herr Abraham Fischer zusammenknickte.

»Waih geschrien, ich bin betrogen, ich bin ein ruinierter Mann!«

Dieser Jammerruf fand alsbald ein Echo. Allerdings kein wörtliches.

Plötzlich brach ein schallendes Gelächter los.

Aber nicht etwa an Bord dieses Schiffes.

Das Schiff lag ganz nahe an dem hohen, felsigen Ufer, durch einen tüchtigen Sprung zu erreichen, und plötzlich tauchten dort auf den Vorsprüngen und in Spalten und Höhlen überall menschliche Gestalten auf, Männer, offenbar Seeleute.

»Guten Morgen, Herr Fischer! – Guten Morgen, Herr Fischer! – Guten Morgen, Herr Fischer!«

So erklang es dort immer wieder, fröhlich wurde dabei gewinkt, Tücher und Mützen wurden geschwenkt, und dazwischen immer wieder schallendes Gelächter.

Wer waren diese fremden Männer? Nun, wenn man sie nicht gleich erkannte, so lag eine Ahnung doch sehr, sehr nahe.

Aber der eine wurde auch gleich erkannt, wenigstens von unseren drei Kompagnons, und diese Erkennung genügte.

Dieser junge Mann stand ganz vorn auf einem Felsvorsprung, zog wiederholt seine Mütze und machte Verbeugungen.

»Guten Morgen, Herr Fischer! Guten Morgen, Herr Balin! Guten Morgen, Herr Cratch! Besonders Sie wiederzusehen, Mister Cratch, das macht mir ungeheures Vergnügen.«

Da plötzlich machte Mister Cratch einen Satz nach der nahen Kajütentür und war darin verschwunden.

Und dann folgte Mister Balin mit einem ebensolchen Satze nach, und dann auch Mister Fischer, um in der Kajüte Schutz zu suchen, vor dem Manne, der dort oben so isoliert stand.

Denn das war der erste Steuermann von der »Argos«, jetzt ganz unhypnotisiert. Den hatten sie gleich wiedererkannt. Und da zogen sie es vor, hinter sich die Kajütentür gleich ganz abzuschließen.

»Wer sind denn die?!« wunderte sich jetzt auch Kapitän Kettel, obgleich der sich nicht so leicht über etwas wunderte.

Das Nichtvorhandensein von Edelsteinen und das Auspacken der vielen Kisten mit dem letzten Inhalte hatte ihn vollkommen kalt gelassen. Er hatte ja seine 10 000 Pfund in der Tasche, hatte auf alle Fälle ein feines Geschäft gemacht.

»Hallo, ist das nicht der Kapitän Stevenbrock von der »Argos«, der Waffenmeister von den Argonauten?!«

Die beiden hatten sich einmal in irgend einem Hafen der Welt kennen gelernt, hatten sogar eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht, an einem feuchten Kneipabend, wenn die Bekanntschaft auch nicht weiter gegangen war.

»Kann ich zu Ihnen an Bord kommen, Mister Kapitän Kettel?«

»Na sicher, warum denn nicht? Ich werde . . . «

Er dachte wohl an ein Boot oder Laufbrett, da aber war Stevenbrock schon von seinem erhöhten Standpunkt leichtfüßig an Deck gesprungen, wozu allerdings ein Paar ganz besondere Sprungbeine gehört hatten.

Dann saßen die beiden in der Kapitänskajüte bei einer Flasche Portwein, Stevenbrock berichtete, ganz offen, so weit er es sein konnte. Die letzten Geheimnisse durfte er ja nicht preisgeben.

»Das ist ja unerhört!« sagte Kapitän Kettel, als jener seinen Bericht beendet hatte. »Hätte ich das gewußt, dann hätte ich mein Schiff natürlich nicht an diesen Schuft verchartert. Zu solchen Schurkereien gebe ich meine Hand nicht her.«

»Das glaube ich Ihnen, Kapitän, das brauchen Sie mir nicht erst zu versichern.«

»Also Ihr erster Steuermann hat sich nur so gestellt, als ob er hypnotisiert gewesen wäre?«

»Wie ich Ihnen ausführlich erzählt habe.«

»Er hatte ein Gegenmittel eingenommen?«

»Ja.«

»Er hatte sich mit Absicht von dem Frauenzimmer nach dem Hotel verschleppen lassen?«

»Gewiß.«

»Da wußten Sie schon von dem Plane dieser Schufte?«

»Ich kannte ihn, und ich wollte sie nur bestrafen.«

»Woher war Ihnen denn dieser Plan bekannt?«

»Herr Kapitän – verzeihen Sie – es kommen dabei Sachen in Betracht, über die ich nicht sprechen darf . . . «

»Nevermind, nevermind! Ich bin der letzte der in fremde Geheimnisse zu dringen sucht.«

»Danke. Ja, wie ist es aber nun weiter mit diesen Ehrenmännern? Werden Sie sie mir ausliefern? Wenigstens den einen. Den Mister Fischer will ich laufen lassen, der ist schon bestraft genug. Auch der Mister Balin mag hinfahren. Aber den Mister Cratch möchte ich mir doch erst einmal vorknöpfen. Das bin ich meinem ersten Steuer- manne schuldig, wenn ich ihm den Kerl nicht zur eigenmächtigen Bestrafung ausliefere. Natürlich nicht, daß er ihn foltert. Nicht einmal durchpeitschen soll er ihn, so sehr es der Kerl auch verdient hat. Also wollen Sie mir diesen Mister Cratch ausliefern?«

Bedächtig hob Kapitän Kettel die Schultern.

»Nein, mein lieber Stevenbrock, das kann ich beim besten Willen nicht. Ich will Ihnen ganz offen sagen, wie es mit mir steht. Ihnen gegenüber kann man doch ganz offen sein, da braucht man nicht erst ein Versprechen abzufordern.

Ich bin ein verwegener Bruder, der sich in jedes Abenteuer einläßt, wenn es dabei etwas zu verdienen gibt. Und wenn es nicht gegen mein Gewissen, gegen meine Ehre geht.

Ja, ich habe gepascht genug. Ihnen kann ichs sagen. Nach Neuyork Oberhemden und Spirituosen, nach Chile eine ganze Schiffsladung Streichhölzer und nach Afrika Salz massenhaft.

Darin sehe ich nichts weiter. Die Harmlosigkeit solcher Schmutzgelei liegt ja auch schon darin ausgedrückt, daß man nur bestraft wird, wenn man sich dabei erwischen läßt. Eine Bestrafung hinterher gibt es nicht. Und es erfüllt mich sogar mit Genugtuung, den armen Negern billiges zollfreies Salz und den Nordamerikanern billige Oberhemden und den Chilenen billige Streichhölzer zu liefern.

Ich habe auch noch andere Schiebungen ausgeführt, die mich schwer mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gebracht hätten.

Aber nie habe ich etwas getan, was gegen meine Gewissen und meine Ehre geht. Dieser Mister Abraham Fischer offenbarte mir, daß er in der Provinz Parahyba ein Diamantenlager wisse, das er ausbeuten wolle.

Das ist an sich ja schon gar nicht erlaubt. Erwischt mich hier die brasilianische Regierung, so werde ich ja schwer bestraft, man nimmt mir mein Schiff weg.

Aber das Kapitänspatent kann man mir nicht nehmen! Und bin ich glücklich wieder heraus, kann man mir auch hinterher nichts wollen.

Also ich ging darauf ein, ließ mein Schiff chartern, Mister Fischer hat mir die geforderten 10 000 Pfund bar bezahlt.

Hätte ich gewußt, durch was für eine Schurkerei er in den Besitz dieses Geheimnisses gekommen, so hätte ich mich nie mit ihm eingelassen.

Aber ich wußte es nicht, so ist es geschehen.

Somit stehe ich für 100 Tage, von denen erst 34 verfließen sind, in den Diensten dieses Mister Fischers, als meines Charterpatrons, ich habe ihm bis zu einem gewissen Grade bedingungslos zu gehorchen – wie weit, das wissen Sie als Schiffskapitän selbst ganz genau und jedenfalls habe ich ihn an Bord meines Schiffes unter englischer Flagge aus besten Kräften zu schützen, ihn mit aller meiner Mannschaft zu verteidigen.

Und dasselbe gilt für die anderen beiden Männer, welche die Gäste meines Patrons sind unter meinem Schutze.

Nein, Herr Kapitän Stevenbrock, ich kann Ihnen keinen dieser drei Herren ausliefern.

Und wenn Sie versuchen, sie mit Gewalt von Bord meines Schiffes zu holen, so werden wir, ich und alle meine Leute, sie bis zu unserem letzten Blutstropfen mit Waffengewalt verteidigen.«

Kapitän Ketter schwieg. Ein Ehrenmann hatte gesprochen.

»Wenn sie aber nun einmal das Land betreten, und ich fange sie von dort weg?« fragte Stevenbrock.

»Das geht mich nichts an!« durfte Kapitän Kettel mit Recht erwidern. »Mein Schutz, den ich ihnen angedeihen lassen muß, bezieht sich nur unter der Flagge an Bord meines Schiffes.«

»Sie würden sie auch nicht zurückfordern?«

»Zurückfordern, ja, das wohl. Aber deswegen nicht mit Gewalt gegen Sie vorgehen. Ob das nun Zweck hätte oder nicht.«

»Und wenn ich sie durch eine List von Bord zu locken weiß?«

»Dann ist eben geschehen Zurückholen tue ich sie nicht. Durchschaue ich aber Ihre beabsichtigte List, so ist es auch meine Pflicht, die Bedrohten davon in Kenntnis zu setzen, sie zu warnen.«

Es war offenbar ein großer Fehler gewesen, daß sich die Argonauten, die mit ihrem Schiffe in der Nähe versteckt lagen, gleich gezeigt hatten. Jetzt hatten sie wenig Aussicht noch, sich dieser Gentlemen oder auch nur eines einzigen zu bemächtigen. Die verließen doch die Kajüte nicht mehr. Aber diese Begrüßung des Herrn Fischer hatten sie sich doch wieder unmöglich entgehen lassen können.

»Wie lange bleiben Sie hier liegen?«

»So lange mein Charterpatron will. Das heißt, bis zu drei Wochen. Länger nicht. Denn ungefähr am hundertsten Tage will ich wieder in Liverpool oder London sein. So ist im Charterkontrakt ausgemacht worden.«

»Wenn er nun jetzt sofort wieder abfahren will?«

»Dann muß ich eben gehorchen. Und mir scheint, jetzt kommt schon diese Aufforderung.«

Der Steward hatte die Kajüte betreten.

»Mister Fischer wünscht den Herrn Kapitän Kettel zu sprechen.«

Dieser erhob sich sofort.

»Vielleicht warten Sie noch, mein lieber Stevenbrock, wir sprechen dann weiter. Wenn ich Ihnen auch keine Hoffnungen machen kann.«

Er verließ die Kajüte, noch vor dem Steward.

Es war nur eine improvisierte Kapitänskajüte, die er während dieser Fahrt benutzte, seine eigene, den besten Raum des Schiffes, hatte er dem Charterpatron und dessen Gästen überlassen.

Der für seine Größe oder vielmehr Kleinheit sehr breit gebaute Dampfer hatte ein erhöhtes Achterdeck, in diesem lag die Kajüte. Vorher hatte man noch einen kurzen Gang zu durchschreiten, auf dem hüben und drüben noch Kabinen lagen, deren größte jetzt also Kapitän Kettel als seine Kajüte, als seinen Arbeitsraum benutzte. Demnach brauchte er, wenn er jetzt diesen Raum verließ, nur noch einige Schritte nach hinten zu gehen, so stand er vor der Tür der eigentlichen Kajüte.

Er fand sie verschlossen.

»Was ist denn das?«

»Sind Sies, Herr Kapitän?« erklang es drinnen recht kläglich.

»Jawohl, ich bins. Weshalb haben Sie sich denn eingeschlossen?«

»Herr Kapitän Kettel, bürgen Sie für unsere Sicherheit?«

»Na selbstverständlich stehen Sie unter meinem Schutze!«

»Fahren Sie jetzt sofort zurück?«

»Sofort, wenn Mister Fischer befiehlt. Nun aber machen Sie auf, ich bin nicht gewohnt, durch verschlossene Türen zu sprechen!«

Die Türe ward denn auch gleich aufgeschlossen.

Die drei Hasenfüße hatten ja unterdessen Zeit zur Beratung gehabt, und sie waren zur Überzeugung gekommen, daß man diesem Kapitän unbedingt trauen durfte.

Mister Cratch war es, der die Schiebetür zurückzog.

In demselben Augenblick prallte er auch schon zurück.

Und nicht minder erschrocken oder doch erstaunt war Kapitän Kettel.

Nämlich weil plötzlich neben ihm Stevenbrock stand, den er drüben in der kleinen Kajüte wähnte.

Er hatte zwar die Schiebetür in den Rollen laufen hören, war aber der Meinung gewesen, daß dies natürlich der Steward sei, der die Kajüte wieder verließ.

Stevenbrock aber blieb nicht so neben ihm stehen, sondern er sprang mit ausgestreckten Händen vor, hatte den

Mister Cratch gepackt und war im Nu auch schon wieder zurückgesprungen, an Kettel vorbei.

»Steh oder ich schieße!« schrie dieser.

Aber ehe er auch nur nach seinem Revolver greifen konnte, war Stevenbrock mit seiner Beute schon zum Korridore hinaus, und wie Kettel ihm nachsetzte, stand jener schon auf der Bordwand und sprang.

Nicht nach der Felswand hinüber. Erstens gab es in dieser Höhe gar keinen geeigneten Absatz, und dann war die Entfernung denn doch zu weit, um mit solch einem erwachsenen Menschen in den Armen hinüberspringen zu können.

Stevenbrock sprang direkt ins Wasser hinab.

Als er wieder auftauchte, hatte er den Mister Cratch vor sich, so regelrecht, wie es eben sein muß, wenn man einen Menschen, ob er nun schwimmen kann oder nicht, vor sich über Wasser halten will, was nicht weiter beschrieben werden kann.

So schwamm er, nur mit den Füßen ausstoßend, einer Felsenspalte zu, die sich bis hinab zum Wasser erstreckte, nur eine kurze Entfernung, und dort erwarteten ihn schon einige Argonauten.

»He da, Sie da, Kapitän Stevenbrock,« schrie oben Kettel, »geben Sie mir mal den Gentleman wieder her! Was wollen Sie denn mit dem da unten anfangen?«

»Ay ay, Käpten!« lachte Stevenbrock zurück, das Wasser von sich blasend.

Er wußte, daß er keinen Schuß und nichts zu fürchten brauchte.

Kapitän Kettel hatte ihm ja deutlich genug gesagt, wie er sich in solch oder einem ähnlichen Falle verhalten würde.

Gewiß, seine Absicht war es nicht gewesen, diesen Mann durch List oder Gewalt entführen zu lassen. Er hätte zugepackt, vielleicht sogar geschossen.

Aber er hatte eben keine Zeit dazu gehabt. Stevenbrock war mit seiner Entführung gar zu fix gewesen.

Und da er sich mit seiner Beute nun schon außerhalb der Schiffswände befand, kümmerte sich Kapitän Kettel auch nicht viel um seinen Schützling.

Das hatte er ja auch schon in seine Worte zu legen gewußt.

Und es sollte noch besser kommen.

Mister Cratch war vor Schreck ganz betäubt gewesen, war es auch noch, als er wieder auftauchte.

Erst nach einigen Sekunden kehrte ihm die Besinnung zurück.

»Hilfe, Hilfe,« zeterte er aus Leibeskräften, »Hilfe, ich bin wasserscheu!«

Ein brüllendes Gelächter antwortete an Bord der »Recovery«.

Der Mister Cratch hatte ganz unbewußt einen famosen Witz vom Stapel gelassen, wenn er in seiner Wirkung oder vielmehr Ursache auch nicht so leicht wiederzugeben ist.

Daß dieser Mister Cratch sehr wasserscheu war, hatten sie alle während der Reise schon gemerkt. Waschen

tat er sich, ja, auch einmal ein Bad nehmen, das war etwas ganz anderes – aber sonst ging er auch dem feinsten überdammenden Sprühregen ängstlich wie eine Katze aus dem Wege. Er fürchtete sich überhaupt tatsächlich vor dem Regen, wollte eben nicht naß werden.

Und nun jetzt dieser Ruf!

Hätte er geschrien: »Hilfe, Hilfe, ich ertrinke, ich kann nicht schwimmen!« – das wäre ganz begreiflich gewesen, darüber hätte niemand gelacht.

Aber nun so, wie der Kerl nach einigen Sekunden wieder an der Oberfläche des Wassers zu sich kommt, und plötzlich fängt er zu schreien an: »Hilfe, Hilfe, ich bin wasserscheu!« – es wirkte urkomisch!

Die englischen Matrosen und Heizer brüllten vor Lachen. Sie wären gar nicht fähig gewesen, jetzt einen Befehl auszuführen, um der beiden wieder habhaft zu werden.

Und da hatte Stevenbrock auch schon jene Felsspalte erreicht, ein halbes Dutzend Arme zogen ihn und seine Beute hinauf, sie waren verschwunden.



»Nun, mein geehrter Mister Cratch, wollen wir uns ein bißchen unterhalten.«

Mit diesen Worten setzte sich Ernst, der erste Steueremann der »Argos«, in seiner Kabine jenem gegenüber. Zuerst hatte man den unfreiwilligen Besuch, nachdem man

ihm einen Revolver und ein Dolchmesser abgenommen, in den Aschenlift gesperrt.

Das ist ein Raum, der sich über den Heizanlagen befindet, der Aschenauszug geht durch. Hier hängen die Leute ihre nassen Sachen auf, die in wenigen Minuten trocknen, weil hier immer ein starker, heißer Luftzug herrscht.

So war auch Mister Cratch bald wieder getrocknet. Dann wurde er vom ersten Steuermann abgeholt, in seine Kabine geleitet und höflich zum Sitzen eingeladen.

»Nun, mein geehrter Mister Cratch, wollen wir uns ein bißchen unterhalten.«

Es war kein besonderer Held, dieser Mister Cratch. Er zitterte an allen Gliedern, was nicht von Kälte herrühren konnte.

Schon in dem Aschenraum hatte er erwogen, ob es nicht besser sei, lieber gleich freiwillig aus dieser Welt zu scheiden.

Haken waren genug vorhanden, und Hosenträger hatte er an.

Aber mit dem Selbstmord ist es auch so eine dumme Geschichte.

Es könnte doch vielleicht weh tun.

Und nun gerade hängen – da kriegt man keine Luft!

Also Mister Cratch verzichtete lieber aufs freiwillige Sterben.

Er fing lieber zu beten an.

Wir würden so etwas hier nicht sagen, es wäre Frevel, wenn wirs nicht erlebt hätten. Als sich bei einer Schiffskatastrophe solche miserable zweibeinige Geschöpfe, die

sonst an nichts glaubten, auch das Heiligste verhöhnten und verspotteten, öffentlich auf die Knie warfen und winselnd zu beten anfangen.

»Ach – ach – a – a – a – a ...« konnte Mister Cratch jetzt nur noch stammeln.

»Wenn Ihnen das Sprechen schwer fällt, geben Sie sich keine Mühe weiter, ich ...«

»Ach, mein geehrtester Herr Steuermann!«

»Was wollen Sie?«

»Sie sind doch ein Christ, nicht wahr?«

»Ein Christ? Hm. Ja. Das bin ich. Sie wohl ooch?«

»Wenn Sie ein Christ sind, dann wissen Sie doch, daß wir vergeben sollen und unsere Feinde lieben und ...«

»Pschschtsch!« machte Ernst mit erhobenem Finger.

»Halten Sie mal die Luft an. Jetzt werde ich erst mal sprechen, dann später, wenn ich fertig bin, können Sie mir eine Katechismusstunde geben.

Sehen Sie, Mister Cratch, ich hatte früher noch gar nichts von der ganzen Hypnotisiererei gewußt.

Gehört hatte ich wohl schon davon, aber niemals geglaubt, daß so etwas möglich sei.

Sie haben mirs erst als Tatsache bewiesen und gezeigt, wies gemacht werden muß.

Nun werde ich mal probieren, ob ich das auch kann. Also passen Sie auf, ich werde Sie hypnotisieren.

Schlafen Sie ein! Ich befehle Ihnen, daß Sie schlafen! Schließen Sie Ihre Augen! Na, wollen Sie gleich schlafen?«

Dabei fuchtelte Ernst ihm mit gespreizten Fingern vor dem Gesicht herum, und da machte Mister Cratch gute Miene zum bösen Spiel, er schloß die Augen.

Natürlich gar keine Ahnung, daß er etwa wirklich in Hypnose gefallen wäre.

»Sind Sie hypnotisiert?«

»Ja.«

»Hören Sie mich sprechen?«

»Ja.«

»Sie werden mir bedingungslos gehorchen.«

»Ich gehorche bedingungslos.«

»Ich befehle Ihnen, daß Sie mich lieb haben. Haben Sie mich lieb?«

»Ja, ich habe Sie lieb.«

»Dann machen Sie mal Ihre holden Guckäugeleins auf.«

Mister Cratch öffnete die Augen, versuchte ihnen einen starren Ausdruck zu geben.

»Was habe ich hier in meiner Hand?«

Und Ernst hatte aus seiner Hosentasche eine rohe Kartoffel geholt.

»Eine – eine – Pfirsich!«

»Was, ein Pfirsich wäre das?!« stellte sich Ernst erstaunt. »Was ist das?«

Der Hypnotisierte war gar zu entgegenkommend gewesen.

»Eine Kartoffel!« verbesserte er sich.

»Ja, eine Kartoffel. Doch nein, Sie irren, das ist eine Aprikose.«

»Ja, eine Aprikose.«

»Nein, das ist ein Apfel!«

»Ja, es ist ein Apfel!«

»Ein schöner, rotwangiger Apfel!«

»Ein schöner, rotwangiger Apfel!« wurde gehorsam wiederholt.

»Nehmen Sie diesen Apfel, essen Sie ihn auf!«

Mister Cratch nahm ihn, biß herzhaft hinein, aß weiter.

»Schmeckt er Ihnen?«

»Sehr gut.«

»Wirklich?«

»Sehr, sehr gut!« versicherte Mister Cratch eifrig beißend und kauend und zungenschnalzend dabei ein ganz verzücktes Gesicht machend.

Der Steuermann hatte sich in seinem Stuhle zurückgelehnt, die Hände über dem Leibe gefaltet, so betrachtete er den Kauenden, und so schüttelte er jetzt nachdenklich den Kopf.

»Merkwürdig, ganz merkwürdig! Frißt der Kerl ne rohe Kartoffel und denkt, 's ist 'n Appel! Also es ist doch wirklich etwas dran an der Hypnotik. Habs niemals für möglich gehalten!«

Es war wirklich schade, daß diese Szene kein Publikum hatte.

Die rohe Kartoffel war verspeist.

»Nun will ich mal sehen, ob man in der Hypnose jemandem auch befehlen kann, daß er keinen Schmerz fühlt.«

Mit diesen Worten zog Ernst aus dem Innenfutter seiner Jacke eine lange Nadel hervor.

Da war es mit der markierten Hypnose vorbei, da fiel Mister Cratch aus der Rolle.

»Ach bitte, mein liebster, bester Herr, bitte, bitte nicht!« fing er mit gerungenen Händen zu winseln an.

»Ruhig! Wollen Sie gleich schlafen? Ich befehle es Ihnen! Ich werde Sie jetzt in den linken Oberarm stechen, ziemlich tief. Aber Sie werden nicht den geringsten Schmerz fühlen. Verstanden?«

»Ach, mein allerbesten Herr, seien Sie doch barmherzig, denken Sie an unsern Herrn und Heiland . . . «

»Mensch, wenn Du noch einmal diesen Namen in Deinen Mund nimmst, noch ein einziges Mal mit so etwas anfängst, dann schlage ich Dir alle Zähne ein!«

Und der plötzlich ganz umgewandelte Steuermann hob seine braune, knochige, haarige Faust zum Schlage empor.

Da verstummte der Bösewicht.

Weil er vor Schreck erstarrte.

Da erkannte er, daß es doch weit, weit besser gewesen wäre, wenn er sich vorhin aufgehängt hätte.

Er war diesem Steuermanne, an dem er die Macht der Hypnose erprobt hatte, zur Bestrafung ausgeliefert worden, zur Rache, zur Vergeltung, und der war auch entschlossen, dieses Recht der Vergeltung an ihm auszuüben!

Mister Cratch sah sich verloren.

Die rohe Kartoffel war nur ein unschuldiges Vorspiel gewesen.

Jetzt kam die Vergeltung mit der Nadel dran.

Und was dann, das war ganz dem Willen dieses Mannes überlassen, dessen dunkelgebranntes, sonst eigentlich sehr gutmütiges Gesicht plötzlich einen ganz anderen Ausdruck bekommen hatte, als seine Augen plötzlich so aufgeflammt waren, einen furchtbar wilden.

Von diesem Manne hatte er keine Schonung zu erwarten, sondern alle Folterqualen, die der nach Rache dürstende Mensch irgendwie ersinnen kann.

Plötzlich wußte dies Mister Cratch mit furchtbarer Deutlichkeit.

Und da plötzlich hatte er ein ganz merkwürdiges Gefühl.

Dieser Mann, obgleich ein echter Engländer, hatte ein südländisches Aussehen, wie man es ja überhaupt oft bei der englischen Rasse findet – romanisches Blut – er hatte kohlschwarze Haare, etwa zwei Zentimeter lang, die er glattanliegend trug – – und da plötzlich war es ihm, als ob sich diese Haare aufrichteten. Er fühlte es ganz deutlich. Obgleich es gar nicht der Fall war. Kein Härchen sträubte sich.

Es ist nicht umsonst, daß wir dies so ausführlich beschreiben. Die Pointe wird später kommen.

Und es sollte überhaupt alles ganz anders kommen.

Der Steuermann hatte seine Faust wieder sinken lassen.

Sein wildes Gesicht hatte sich wieder geglättet, die dunkle Glut daraus war verschwunden, wenn es auch nicht ganz seinen ursprünglichen, so überaus gutmütigen Ausdruck annahm.

Jedenfalls war er wieder ganz ruhig geworden.

Und so begann er jetzt zu sprechen.

Und er sprach, wie ein Seemann, wie so ein von der Pike auf gedienter Steuermann spricht, der keine Glacehandschuhe kennt, wahrscheinlich schon deshalb nicht, weil es für solche Pfoten wohl gar keine Nummer in Glacehandschuhen gibt.

Und dieser Seemann, der erste Offizier des Gaukler-schiffes sprach also:

»Siehst Du, Du Schweinehund!

Du hast mich damals eine rohe Kartoffel fressen lassen. Du hast mich mit einer langen Nadel tief in den Arm gestochen, tief, tief in die Muskel hinein, daß ich vierzehn Tage lang meinen Arm nicht gebrauchen konnte und unser Doktor schon an eine lebenslängliche Muskellähmung glaubte.

Du Schweinehund Du!

Jetzt bist Du mir von unserem Kapitän zur Bestrafung ausgeliefert worden.

Jetzt kann ich Wiedervergeltung üben.

Auch ich habe Dich eine rohe Kartoffel auffressen lassen. Mehr kann ich nicht. Ich kann Dich nicht stechen, ich kann Dich nicht durchpeitschen und ich kann Dir nicht wehe tun.

Weshalb nicht, das weiß ich nicht.

Nicht etwa, weil ich dazu zu edel bin. Ich bin nicht edel. Ich bin ein Dammichbruder und ein blutiger Raufbold. Aber ich bin ein Mensch, Du aber bist kein Mensch.

Weshalb Du eigentlich geschaffen worden bist, das verstehe ich nicht.

Ich grübele manchmal darüber nach, weshalb eigentlich der liebe Gott Giftschlangen und Wanzen und ähnliches Viehzeug geschaffen hat, das allen anderen Geschöpfen doch nur schädlich ist.

Du bist eine Giftschlange, Du bist eine Wanze!

Deshalb kann ich Dich nicht schlagen.

Ich könnte Dich nur zertreten.

Aber Du hast durch ein Versehen der Schöpfungskraft eine menschliche Gestalt bekommen.

Deshalb kann ich Dich auch nicht zertreten.

Geh, Du menschenähnliche Wanze, geh, verkriech Dich in Deiner Ritze. Geh!«

Der Steuermann war ausgestanden, öffnete die Tür, trat zurück.

Stumm, den Kopf gesenkt, schritt Mister Cratch an ihm vorüber.

Ein Wink des Steuermanns, und ein draußen stehender Matrose übernahm die Führung.

Auch die »Argos« lag in einem von Felswänden eingeschlossenen Wasserbassin, war mit dem Lande durch ein Laufbrett verbunden. Mister Cratch bekam seinen Revolver und das Dolchmesser wieder, der Matrose führte ihn weiter, immer vorangehend, ohne sich umzusehen.

Der andere folgte gehorsam, den sonst aufrecht getragenen Kopf etwas gesenkt.

Es ging durch einige kurze Schluchten hindurch, dann durch eine Höhle oder einen Tunnel, und da lag die »Recovery«, von diesem Höhlentunnel aus führte jetzt ein Laufbrett hinüber.

An Deck stand Kapitän Kettel.

Als er den Mister Cratch kommen sah, wunderte er sich. Vorausgesetzt, daß sich dieser eiserne Mann überhaupt über etwas wundern konnte.

Plötzlich aber fing er wirklich zu staunen an, schon sein Gesicht drückte es aus.

»Nanu! Was ist denn mit Ihnen los?! Haben Sie denn Ihr Haar gefärbt?!«

Das kohlschwarze Haar jenes Mannes war plötzlich schneeweiß geworden!

Und wer es nicht glaubt, daß schwarzes, braunes, blondes Haar nicht nur in einer Nacht, sondern in einer einzigen Minute schneeweiß erbleichen kann, der muß es einmal erleben.

Hoffentlich nicht an sich selbst.

Wie es möglich ist – darüber freilich schweigt sich unsere Wissenschaft aus.

Aber als ob der Natur mit ihren unerschöpflichen Hilfsmitteln nicht das möglich wäre, was wir Menschlein fertig bringen!

Wir schmieren eine Photographienplatte mit einem Chemikal ein – ein Lichtdruck in finsterner Nacht, und die weiße Platte hat sich schwarz gefärbt.

147. KAPITEL. GEHEIMNISSE.

Wir lassen nun wieder jenen Ewald Ebert persönlich erzählen.

Ich war als dritter Maschinist regelrecht angemustert worden.

Obgleich ich von der Schiffsmaschine nur theoretisch etwas verstand, von ihrer Bedienung als Maschinist absolut gar nichts.

Ich sagte es dem Kapitän.

»Das lassen Sie meine Sache sein!« war seine Antwort.

Eine Antwort, die ich noch gar oft zu hören bekommen sollte, bis mir endlich voll und ganz zum Bewußtsein kam, wie unnötig ich oftmals schwatzte. Da war ich von dieser Schwäche kuriert, da erst wurde ich ein richtiger Argonaute.

Zunächst merkte ich, daß meine Registrierung als dritter Maschinist überhaupt nur eine Form gewesen war.

Ich kam gar nicht an die Maschine, sah sie nur manchmal durch das Skylight, das Lichtfenster.

Aber das hinderte den Kapitän nicht, mich gleich am zweiten Tage, als wir auf hoher See waren und der zweite Maschinist sich wegen heftiger Kopfschmerzen krank meldete, auf Wache an die Maschine zu schicken, ohne weiteres, ohne mir ein Wort der Instruktion zuteil werden zu lassen.

Und es ging ganz famos!

Obgleich eine furchtbare See war, die Schraube ständig aus dem Wasser schlug, daß dann alle Planken zitterten, als ob sie aus den Nietten gehen wollten, so daß ich die Hände nicht vom Ventil nehmen konnte.

Denn ein automatischer Regulator, der schneller funktioniert als das Gehirn und die Hand des Menschen, ist noch nicht erfunden.

»So gut hat noch niemand die Schraube reguliert, das muß ich sagen, und wenss auch die anderen Maschinisten übel nehmen würden, was es aber bei uns nicht gibt!« sagte dann der erste Offizier zu mir.

Aber so weit sind wir noch nicht.

Vorläufig lagen wir noch im Londoner Eastindia-Doc.

Was ich eigentlich für eine Rolle an Bord spielte, darüber war ich mir lange im unklaren. Bis ich zur Überzeugung kam, daß ich doch der Stellvertreter des Waffenmeisters und sogar des Kapitäns sein müsse.

»Hier schreiben Sie immer die Meldungen auf, die Ihnen gemacht werden,« sagte Kapitän Stevenbrock gleich in der ersten Stunde in der Batterie zu mir, wie hoch oder weit einer gesprungen ist, wieviel er gehoben hat, und so weiter. Jeder Matrose wird Ihnen sagen, wies gemacht wird, Sie sehens ja überhaupt gleich selbst.«

So war ich also der registrierende Turnwart und Sporttrainer der Argonauten geworden.

So hatte ich also doch eine schriftliche Beschäftigung bekommen, die ich durchaus nicht liebte.

Und was hatte ich zu schreiben!

Ich bekam den Bleistift und Federhalter gar nicht aus der Hand, und war in unausgesetzter Tätigkeit.

Und wenn ich nach sechzehnständiger ununterbrochener Arbeit, selbst das Essen nur so nebenbei verschluckend, einmal nicht schlafen konnte, und ich betrat um Mitternacht die Batterie, da konnte ich meine schriftliche Arbeit gleich wieder aufnehmen.

Ich will das Treiben in dieser Turn- und Sporthalle, Batterie genannt, nicht schildern, nicht die erstaunlichen Leistungen, die ich da zu sehen bekam.

Aber das eine will ich sagen: das hier war eine schriftliche Arbeit, die mir nicht zuwider war, die ich nicht überdrüssig bekam!

Schon am zweiten Tage verlegte ich meinen Schlafplatz aus meiner Kabine und Koje in die Batterie auf eine Springmatratze, und wenn ich nicht geweckt wurde, um eine besonders gute Leistung selbst registrieren zu können, dann wurde ich angehalten. Das sagt wohl genug.

Wie es sonst da drin zuing, darüber möchte ich sagen, daß die ganze Batterie bei Tag und Nacht ein einziger guter Witz war. Wenn ich mich so ausdrücken darf. Es wird schon verstanden werden. Ich mußte mir erst das Lachen abgewöhnen. So wie die anderen, die dabei immer ganz ernst und trocken blieben. Bis dann plötzlich aus irgend einem Grunde, den ich anfangs meist gar nicht verstand, ein Gejohle anfang, als ob es sich auch hierbei um ein Meisterschaftsjohlen handele. Rot gegen Grün. Ein Gejohle,

wie ich es gar nicht für möglich gehalten hätte, daß hundert Menschen solch einen Höllenspektakel fertig bringen. Oftmals mitten in der Nacht. Anfangs wunderte ich mich, daß sich die neben uns liegenden Schiffe nicht über nächtliche Ruhestörung beschwerten. Zum Glück gibts so etwas nicht im See- und Hafenleben. Die Dampfpeifen und Dampfsirenen machen auch Spektakel genug. Und dann lag ich selbst wohl schlafend auf meiner Matratze, hörte das Toben und Johlen zwar, aber stören tat es mich durchaus nicht.

Aber auch zu seinen persönlichen Diensten zog mich der Kapitän oftmals heran.

Jedoch in einer Weise, die ich unmöglich schildern kann.

Ich sah niemals einen Zweck dabei.

Weshalb mußte ich ihn manchmal an Land begleiten, um eine ganz belanglose Geschäftsunterredung mit anzuhören?

»Hier lesen Sie diesen Brief.«

So sagte der Kapitän zu mir am letzten Abend, den wir im Hafen verbrachten.

Es war das Schreiben jenes Verbrechers, der gern wieder ein ehrlicher Mensch werden wollte.

Da fiel mir wieder einmal etwas ein.

An jene Unterhaltung der drei Börsenjobber dachte ich, was die für Pläne besprochen hatten, wenn auch sicher nicht mit dem Vorsatze, sie ausführen zu wollen.

Ich hatte noch nie zum Kapitän darüber gesprochen, er hatte es ja selbst mit angehört.

Jetzt aber mußte ich ihn doch einmal warnen, ich hielt es für meine Pflicht.

Weit kam ich mit meiner Warnung nicht.

»Das lassen Sie nur meine Sache sein!« wurde ich alsbald unterbrochen.

Nicht etwa unfreundlich! Lächelnd hatte er mir dabei die Hand auf die Schulter gelegt.

»Seien Sie heute abend fünf Minuten vor elf in meiner Kajüte!« setzte er noch hinzu.

Der Mann mit der schwarzen Binde wollte zwischen zehn und elf kommen – und kam nicht. Indem man da doch so an halb elf denkt, dann noch eine Viertelstunde zugehend.

Ich aber betrat fünf Minuten vor elf mit dem Pünktchen die Kapitänskajüte.

Wenn ich vielleicht noch nicht pünktlich gewesen wäre – an Bord lernt man Pünktlichkeit! Auf jedem Handelsschiffe. Mehr noch als bei den Soldaten. Der Chronometer zeigt Zehntelsekunden.

Der Kapitän empfing mich.

»Setzen Sie sich hier hinter den Vorhang und verhalten Sie sich still, Sie sollen eine Unterredung belauschen.«

Die Kajüte hatte noch einen anderen Ausgang, nur durch eine Portiere abgeschlossen, dahinter kam erst eine kleine Kammer, in diese also mußte ich mich setzen, konnte auch zwischen einer Spalte des Vorhangs in die Kajüte spähen.

Der Kapitän ging wieder hinaus, kam schon nach einer Minute zurück, und in seiner Begleitung befand sich der Mann mit der schwarzen Binde.

Nun zunächst eine Frage: hatte denn der Kapitän gewußt, daß dieser Mann gerade um elf kommen würde? Ich selbst konnte diese Frage nicht lösen und will mich auch nicht weiter damit beschäftigen.

Also ich wurde Zeuge der Unterhaltung.

Der Mann hatte das Geständnis abgelegt.

Der Kapitän ging, kam bald wieder zurück und teilte mit, daß man den blinden Passagier mit einem Giftfläschchen tatsächlich in der Porzellankiste gefunden habe.

Dann zeigte der Kapitän dem Kupferstecher die Kartenzeichnung, ob er die kopieren könne.

Nun freilich ging mir hinter meiner Portiere schon eine kleine Ahnung auf.

Ich hätte doch ein sehr beschränkter Kopf sein müssen, wenn das nicht der Fall gewesen wäre.

Deshalb will ich auch dem Leser weiter keine Erklärung geben, als höchstens: Wenn hier von einer Verbrechergesellschaft uns etwa eine Schlinge gestellt wurde, so baute unser Kapitän bereits eine Gegenfalle auf.

Dan Russell wurde entlassen, dem Steward übergeben.

»Kommen Sie mit, Ebert.«

Wir stiegen hinab zur Arrestzelle. Es war ein kleiner, gedrungenener Mann, den man in der Kiste gefunden hatte, vielleicht dreißig Jahre, höchstens.

Er war, verstockt, verweigerte jede Auskunft, machte durchaus kein ängstliches Gesicht.

Zwei handfeste Matrosen – was aber ein Pleonasmus ist, andere als »handfeste« gab es hier nicht – waren bei ihm, sie hatten ihn völlig entkleidet, der Schiffsarzt Doktor Cohn untersuchte ihn, behorchte ihm soeben Brust und Rücken mit dem Stethoskop, dem ärztlichen Hörrohr.

»Er hat Lungenspitzenkatarrh und offenbar Neigung zur Schwindsucht.«

»Gut. Er bleibt in Ihrer Behandlung, wird aufs beste gepflegt.«

So sprach der Kapitän.

Fertig!

Ich bekam keine Erklärung, jetzt nicht und niemals.

Wir dampften ab, mit dreitausend Tonnen Weizen und eintausend Tonnen Salzfleisch, Konserven und anderen Nahrungsmitteln an Bord.

Also es ging nach Rangoon, um den in Hinterindien Hungernden beizuspringen.

Woher wußte ich denn eigentlich, daß es nach Rangoon ging? Wenn ich es mir recht überlegt, wußte ich gar nicht, woher mir das bekannt war.

Ich mußte es wohl irgendwo gehört haben.

Sicher aber nicht an Bord dieses Schiffes.

Immer mehr erfuhr ich, was das Wort »Bordroutine« zu bedeuten hat.

Ein Wort, das man aber unmöglich erklären kann.

»Wir fahren nach Rangoon?« fragte ich einmal den ersten Steuermann.

Der sah mich nur groß an, nichts weiter – aber, weiß der Teufel, plötzlich wurde ich ganz rot vor Scham.

Eine ganz, ganz merkwürdige Geschichte mit dieser Bordroutine, die keine Frage gestattet, die sich nicht gehört, wofür es aber keine Vorschrift gibt, das muß man herausfühlen, was gestattet ist und was nicht, und zuletzt fühlt man es auch mit absoluter Sicherheit heraus, da gibt es dann gar keinen Irrtum mehr.

Immer mehr lebte ich mich ein, machte meine Erfahrungen und Beobachtungen, sie ganz allein durch eigene Kraft verdauen müssend.

Erst auf hoher See bekam ich die Patronin zu sehen, die Freifrau von der See, Helene Neubert, Capitanea et Valvasora, Honorable.

Diesen Titel hatte ich auf einem Briefe gelesen, den ich dem Briefträger abgenommen hatte, »In Service of His Majesty«.

Was war denn das für ein merkwürdiger Titel? Was für ein merkwürdiges Latein?

Nun, ich brauchte nur im englischen Titularlexikon der Schiffsbibliothek nachzuschlagen. Da stand es. Mehr freilich, wie sie zu diesem ausgestorbenen Titel gekommen, erfuhr ich jetzt noch nicht.

Also erst auf hoher See bekam ich sie zu sehen. Ich wurde zur Tafel in die Patronatskajüte geladen. Zweifellos mußte sie ja krank gewesen, sein, hatte das Bett gehütet, das war nun aber vorbei, es konnte überhaupt nicht schlimm gewesen sein. Vielleicht hatte sie sich auch nur

krank gestellt, um nicht einer Einladung an den königlichen Hof folgen zu müssen.

Eine schlanke und doch volle Gestalt, mit einem schönen Antlitz wie Milch und Blut, bei lebhafter Unterhaltung erst recht blühend wie eine Rose.

Sie war die Liebenswürdigkeit selbst. Aber sie sprach nur über das Sportleben an Bord, über die Übungen ihrer Argonauten, ihrer Jungen, ihrer Kinder, und ich hatte ja auch nichts weiter im Kopfe.

Aber da plötzlich ging etwas Seltsames vor sich.

Mitten in der lebhaftesten Unterhaltung verstummte sie, ein schwerer Seufzer zitterte von ihren Lippen.

Dann war sie gleich wieder aufgeräumt wie zuvor, hatte sich auch nicht etwa verändert.

Ich aber hatte in einem einzigen Momente etwas gesehen!

Statt dieses blühenden Weibes einen verklärten, vergeistigten Engel!

Im übrigen kann ich es nicht schildern.

Am anderen Tage war schönes Wetter, ruhige See. Da kam sie an Deck.

Wurde auf einem Rollstuhl gefahren!

Ein weher Schmerz zuckte mir durch die Brust.

Wie gelähmt!

Richtig, ich hatte sie ja gestern auch nur sitzen sehen, nie war sie aufgestanden.

Aber im nächsten Augenblick wurde meine Spekulation wieder einmal zuschanden gemacht.

Plötzlich stand sie auf, ging leichten, graziösen Schrittes nach der Bordwand, hob dort etwas von Deck auf und ging nach ihrem Stuhle zurück.

Nein, die war doch nicht gelähmt!

Die war ja wie ein junges Mädchen gehüpft!

Und weshalb wurde sie da im Rollstuhl gefahren?

Ich hatte gerade Gelegenheit, sie unauffällig zu beobachten, mußte es sogar tun, konnte gar nicht an ihr vorbeiblicken.

Und wieder machte ich seltsame Beobachtungen.

Es war ein Vögelchen, das sie von Deck aufgehoben hatte.

Ein Vögelchen, das die herbstliche Reise nach dem Süden angetreten, sich vom Schwarme verloren und auf unserem Schiffe Schutz gesucht hatte. Wie es häufig vorkommt, mitten im Ozean.

Und nun, ehe sie es zu füttern versuchte, betrachtete sie es.

Und da, wie sie das kleine Vögelchen zwischen ihren feinen Fingern hatte, überkam es mich plötzlich wiederum wie eine Vision.

Es war und blieb das schöne Antlitz wie Milch und Blut, mit den Rosen der Gesundheit.

Es war nach wie vor das holdselige Lächeln, mit dem sie das Vögelchen betrachtete.

Ich glaube nicht, daß sie wirklich schmerzlich gelächelt hat.

Plötzlich aber sah ich ganz deutlich das von unsäglichem Weh verklärte, nicht verzogene Antlitz der Madonna, der Jungfrau Maria, wie sie zu ihrem Sohne am Kreuz aufblickt.

»Ist denn die Patran krank? Was fehlt ihr?«

Mit dieser Frage wandte ich mich an den nächsten Matrosen! Und ich wußte, daß diese Frage erlaubt war!

Gesetzt den Fall, der Patronin hätte ein Finger an der Hand gefehlt – ich hätte niemals fragen dürfen, wie und wo sie den Finger eingebüßt. Das wäre gegen die Bordroutine gegangen. Mindestens gegen die dieses Schiffes.

Denn dieser Finger fehlte ihr und war ihr weder durch meine Neugier, noch durch mein Mitleid wieder zu ersetzen.

Es ist dies wenigstens eine Erklärung, die ich einmal zu geben versucht habe, inwiefern Bordroutine mit gesellschaftlichem Anstand übereinstimmt.

Aber wenn mich mein Mitleid dazu trieb, zu fragen, ob die Dame krank sei, was ihr fehle – das war erlaubt!

Das wußte ich ganz bestimmt, so weit hatte ich die Bordroutine nun schon im Leibe.

Der vermeintliche Matrose, an den ich diese Frage gestellt, hatte mir den Rücken zugedreht, wendete sich um und – vor mir stand der erste Steuermann im gewöhnlichen Arbeitsanzuge.

Derselbe, der mir dadurch eine harte Lektion gegeben, daß er mich auf meine Frage, ob wir nach Rangoon führen, nur groß und schweigend angesehen hatte.

Diese Frage jetzt aber beantwortete er sofort.

»Ja, herzkrank. Sie hat wohl schon immer einen Herzfehler gehabt, es ist nur nicht bemerkt worden. Vor einem halben Jahre aber trat's ganz deutlich zum Vorschein. Die fährt mal ganz plötzlich ab. Sie soll sich so wenig als möglich bewegen, sonst könnte noch Wassersucht hinzukommen. Aber wir können sie doch nicht festbinden. Ja, die geht uns mal ganz plötzlich durch die Binsen.«

Und mit einem tiefen, tiefen Seufzer wandte sich der Steuermann wieder von mir ab. –

Ich machte weitere Erfahrungen und Beobachtungen.

Einmal war ich nach der Kapitänskajüte beordert worden, mußte warten, betrachtete unterdessen die Bilder an der Wand.

Ich hatte das schon mehrmals getan.

Aber die kleine Photographie hatte ich noch nicht gesehen, die war mir bisher entgangen.

Ein reizendes, vielleicht dreijähriges Kind, ein Holzperdchen am Bändel, die Peitsche in der Hand.

Waren das mir nicht bekannte Züge?

»Erkennen Sie diese Züge in dem Kindergesichtchen wieder?« fragte da Kapitän Stevenbrock, der plötzlich neben mir stand.

Ich merkte gar nicht, daß er doch meine Gedanken erraten haben mußte. Wozu allerdings auch nicht viel gehörte.

»Ist das nicht eine Ähnlichkeit mit Fräulein Ilse? Oder gar mit der Patronin selbst?«

»Ja. Ihr Kind. Mein Kind. Wir sind verheiratet. Vor Gott. Es war unser Kind. Es ist gestorben.«

Ich bekam eigentlich nichts Neues zu hören.

Ich hatte es schon immer wie geahnt.

Und ich bekam noch mehr solcher Ahnungen.

Der Mann, der die Patronin im Rollstuhl fuhr, sie überhaupt, wenn sie sich an Deck aufhielt, bediente, war ein Matrose.

Der Matrose Hans, unser bester Hochspringer.

Ein wahrer Apollo von Gestalt und Antlitz. Nur mit einem Bärtchen.

Also er bediente die Patronin, fuhr sie herum, geleitete sie die Treppen hinab, holte, was sie wünschte, hüllte sie, wenn es kühl wurde, in ein Umschlagtuch und dergleichen mehr.

Aber nur an Deck!

Nicht etwa, daß er den Kammerdiener spielte!

Da gab's gerade bei dem nichts!

Der fühlte sich als Seemann vom Scheitel bis zur Sohle und in jedem Nerv. Noch mehr als Argonaut. Er machte seine Schiffsarbeit mit, ging Wache, und sonst absolvierte er seine vorschriftsmäßigen Leibesübungen, die nötig waren, daß eine Farbe gegen die andere in jeder Leistung wetteifern konnte, oder er schwebte mit angezogenen Füßen in der Luft. Springen, immer springen, mit gewaltigen Bleigewichten an den Sohlen.

Nur wenn die Patronin an Deck kam, stellte er sich ihr zur Verfügung.

Und mit einem Male wußte ich, daß dieser Matrose Hans die Patronin liebte, und daß diese um seine Liebe

wußte, und daß auch dem Kapitän dieses Verhältnis bekannt war und daß er es duldete!

Aber ganz ausdrücklich muß ich betonen: auch nicht das geringste äußerliche Kennzeichen war vorhanden, es konnte nicht vom schärfsten Auge entdeckt werden, daß hier solch ein Verhältnis vorlag!

Dieser Matrose Hans war alles andere als ein schwärmerischer Jüngling.

Keine Spur von Schwermut oder so etwas Ähnlichem.

Ein ganz lustiger Geselle.

Und die Dienste die er der kranken Patronin leistete, führte er nur mit jener ritterlichen Höflichkeit aus, die jedem dieser Argonauten in Fleisch und Blut übergegangen war.

Kein zärtlicher Blick, keine wie zufällig herbeigeführte Berührung.

Ganz ausgeschlossen!

Als Hans einmal Ruderwache ging und die Patronin kam an Deck, wurde sie vom Matrosen Jochen bedient. Der war noch weit, weit aufmerksamer und zärtlicher gegen die kranke Herrin als Hans, sah ihr alles an den Augen ab, was es eigentlich bei Hans nicht gab. Der machte nicht mehr, als was nötig war.

Und dennoch wußte ich es plötzlich ganz, ganz bestimmt: dieser Matrose Hans ist zu unserer Patronin in Liebe entbrannt! Sie weiß es, sie erwidert diese Liebe zwar nicht, aber sie duldet sie, erfüllt mit unendlichem Mitleide für den armen Jungen. Und dasselbe gilt für den Kapitän. Er weiß um uns und er duldet es gern. Er hat

diesen jungen Matrosen ebenso lieb wie seine sterbens-  
kranke Frau.

Nur eine Ahnung war es, die mir dies alles sagte, aber  
auch gleich mit absoluter Beweiskraft der Wahrheit!

Und solche Ahnungen hatte ich jetzt gar häufig.

Während ich bisher so etwas noch gar nicht gekannt  
hatte.

Jetzt war mir manchmal, als ob es mir plötzlich wie  
Schuppen von den Augen fiel, als ob ich im Zimmer alle  
Dinge lesen könne, nicht nur in den Herzen der Men-  
schen ihre geheimsten Gedanken erkennend.

Wie kam das nur?

Ich habe später einmal ein englisches Buch gelesen.

»The power of silence« – die Macht des Schweigens  
von dem Amerikaner Ralph Waldo Trine. Dieser war  
bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre Waldarbeiter,  
Holzfäller, hat sich dann nachträglich ausgebildet und  
studiert, ist heute wohl der gelesenste Moralschriftstel-  
ler Amerikas und Englands.

Es gibt Übersetzungen seiner Bücher ins Deutsche,  
aber gerade von diesem erwähnten noch nicht.

Da steht unter anderem drin, wie man in sich systema-  
tisch die Gabe der Prophetie entwickeln kann.

Samme möglichst viel Geheimnisse an und – sprich  
nicht darüber!

Deshalb braucht man seine Nase nicht fortwährend in  
fremde Sachen zu stecken.

Jeder Tag bringt schier zahllose Neuigkeiten und Geheimnisse, und nichts zwingt mich, darüber zu anderen zu schwatzen.

»An jedem Tee- und Biertisch wird täglich so viel Kraft vergeudet, mit der man, richtig benutzt, Berge versetzen könnte!«

Dann, wenn Du solche Geheimnisse genügend in Deinem Busen aufgestapelt hast, kommt Dir plötzlich eine Kraft, von der die Welt nichts weiß. –

Genug hiervon!

Ich machte noch andere Entdeckungen, immer nur ahnungsvoll, und doch mit felsenfester Gewißheit.

Da war Fräulein Ilse, die Nichte der Patronin, zwölf Jahre alt. Nicht eben groß und stark für dieses Alter, ein bildhübsches Mädel, ein heiteres, naives Kind.

Als ich ihr vorgestellt wurde, hielt sie mir treuherzig die Hand hin.

Eine kleine, wohlgepflegte Hand.

Oben!

Als ich sie nahm, fühlte ich unten hartes Sohlenleder.

Und dann bekam ich einen Druck, daß ich fast aufgeschrien hätte, mindestens schmerzhaft das Gesicht verzog.

»Ooooh, ich habe Ihnen doch nicht weh getan?!« rief sie erschrocken.

Ja, das hatte sie. Ich dachte erst, sie hätte mir die Knochen zermalmt.

Und ich kam aus Portland, wo ich sieben Jahre lang Steine gebrochen hatte, immer bei der schwersten Arbeit angestellt worden war.

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas Schönes, was Sie noch nicht in Ihrem Leben gesehen haben.«

Sie führte mich in eine größere Kabine, mehr eine kleine Kajüte, ihre eigene, und da allerdings bekam ich auch eine Art von Weltwunder zu schauen.

Es war ein mittelgroßer Schrank mit Glastür. Schon dieser Schrank war ein Meisterwerk der Holzschnitzerei. Über und über mit Sternchen und Arabesken und See-schlangen und Schiffchen bedeckt, mit Stiftchen angenagelt, deren goldene Köpfe wiederum Arabesken und andere Figuren bildeten.

Und hinter der Glastür nun, auf Regalen in Reih und Glied stehend, nicht weniger als achtundzwanzig Paar Kinderstiefelchen. Von den denkbar verschiedensten Formen. Wunderbar fein gearbeitete Phantasieware und dann wieder auch ganz unheimliche Gurken von Stiefeln. Immer für ein etwa sechsjähriges Kind berechnet.

Nun, der Leser weiß. Der Glanzpunkt von Iles erstem Geburtstag, den sie an Bord dieses Schiffes gefeiert hatte.

Sie zeigte mir noch vieles, vieles andere, diese Kabine war tatsächlich eine Schatzkammer von untaxierbarem Werte, obwohl sie nur Arbeiten enthielt, von den Matrosen und dem anderen Schiffspersonal bei besonderen Gelegenheiten für ihre kleine Ilse angefertigt, lauter Bastelarbeit, ich erwähne nur einen umfangreichen

Blumenstrauß, bis auf die feinsten Staubfädchen aus Elfenbein geschnitzt, und zwar aus einem einzigen Zahne, dem kolossalen Backzahne eines Mammuts, den man in Sibirien gefunden, und dann wieder ein gewöhnlicher Kirschkern, wenn man den unter ein starkes Vergrößerungsglas nahm, so konnte man mehr als hundert eingeschlitzte Namen lesen, die der ganzen Besatzung, er konnte wie eine Büchse aufgeschraubt werden, enthielt etwas Weißes, das konnte man auseinanderfalten, es war chinesisches Papier oder irgend ein mir unbekanntes Gewebe von märchenhafter Feinheit, dann war's ein Bogen von fast einem Meter im Quadrat, der in dem kleinen Kirschkern gelegen, und auf diesem Papierbogen nun die sämtlichen Argonauten im Bilde wiedergegeben, ihrer kleinen Ilse gewidmet und so bekam ich noch Hunderterlei zu sehen, eines immer kurioser und kostbarer als das andere – aber ihr Prunkstück war und blieb der Glasschrank mit den achtundzwanzig Paar Kinderstiefelchen! Doch ich schweife ab. Ich wollte ja etwas ganz anderes erzählen.

Wieder einmal saß die Patronin bei herrlichem Wetter in ihrem Rollstuhl an Deck, wie immer von Hunden und allen möglichen und – ich möchte fast sagen unmöglichen Tieren umlagert.

Auch Ilse befand sich bei ihr, saß auf einem gewaltigen Grislybären, der doch eigentlich für unzähmbar gilt, das Tier lag platt auf dem Bauche und dennoch saß das Kind wie auf einem Tische.

So saßen die beiden da, die Patronin hatte eine Hand des Kindes in der ihren, sie träumten, freuten sich am goldenen Sonnenschein und am glitzernden Kräuselspiel des unendlichen Meeres.

Da kam auch der Kapitän. Sagte etwas, die Patronin lächelte, und dann fingen sie wieder zu träumen an, jetzt zu dritt.

Der Kapitän stand an der anderen Seite des Stuhles, sich halb daran lehnend, einen Fuß auf eine Dogge gestemmt, und auch seine eine Hand war von der der Patronin ergriffen werden. Ein ganz, ganz seltsames Bild!

Weshalb so seltsam, was mich plötzlich so furchtbar packte – ich vermag es nicht zu sagen.

Aber da plötzlich hatte ich wiederum etwas wie eine Vision.

Plötzlich sah ich dort in dem Rollstuhl nicht mehr ein irdisches Weib sitzen, sondern einen verklärten Engel.

Und nicht genug hiermit, sondern plötzlich öffneten sich auch meine Ohren.

Wenn es die Ohren waren, mit denen ich hörte.

Es war ein geistiges Hören.

Sie sprachen ja auch gar nichts.

Und dennoch hörte ich diesen Engel ganz, ganz deutlich sagen:

»Bald muß ich Euch verlassen, Ihr meine Lieben. Und das ist gut. Ich war nicht für Dich bestimmt, mein Georg. Aber ich lasse Dir meine Ilse zurück, und sie wird Dir dereinst sein, was ich Dir niemals sein konnte.«

So hörte ich den Engel ganz, ganz deutlich sprechen.

Dann war es vorbei.

In dem Rollstuhl saß wieder die Patronin.

Es war nur eine Vision gewesen.

Aber die Erinnerung daran blieb mir.

Und es sollte sich noch bewahrheiten.

Obwohl damals doch niemand, niemand auch nur den kleinsten Gedanken daran hatte, daß der jetzt schon in den dreißiger Jahren stehende Mann noch einmal dieses jetzt zwölfjährige Kind an den Altar führen würde.

Da darf man wohl wirklich von einem prophetischen Ahnungsvermögen sprechen, das plötzlich über mich gekommen war. Wir fuhren nicht nach Rangoon, nicht nach Indien. Da hätten wir einen ganz anderen Kurs halten müssen, ob es nun durch den Suez-Kanal oder um das Kap der guten Hoffnung oder um Kap Horn gehen sollte.

Wir fuhren immer südwestlich, bis in den Golf von Mexiko hinein – und hier blieben wir liegen.

Und nicht etwa, daß es nur einmal eine Zwischenstation war, daß wir dann unseren Weg nach Rangoon fortgesetzt hätten.

Wir haben die dreitausend Tonnen Weizen gar nicht nach Indien gebracht.

Wir sind untätig im Golfe von Mexiko liegen geblieben, viele Tage lang.

Das heißt: das Schiff war untätig, lag still, weit außerhalb des Golfstromes.

Bei der Mannschaft gab es keine Untätigkeit.

Es wurde gesprungen und geschwungen und gesungen und musiziert, und gerade in der Nacht – herrliche Nächte – ließ Meister Hämmerlein am häufigsten seine Orgel erbrausen.

Und wir hatten selten einmal ein zuhörendes Publikum auf einem vorüberfahrenden Schiffe, der Golf von Mexiko ist groß genug, und der Schiffsverkehr ist dort sehr, sehr spärlich. Welcher Hafen kommt denn außer Neuorleans groß in Betracht? Wenn erst einmal der Panama-Kanal fertig ist, dann freilich wird das dort anders werden.

Am zweiten Tage unseres zwecklosen Hierliegens, nachdem durch mehrtägige Windstille die See glatt wie ein Spiegel geworden war, wurde eine geographische Ortsbestimmung bis zur zehntel Sekunde gemacht, was auf diesem Breitengrade einem Rechteck von etwa drei Meter Länge und zwei Meter Breite entspricht. Oder richtiger gesagt: drei Meter breit und zwei Meter lang.

Ich will nicht schildern, wie dieses Kunststück gemacht wird, kann es überhaupt gar nicht. Ausführen kann das nur der wirkliche Astronom. Es ist dies ein Wunder der astronomischen Berechnungskunst. Die Formeln werden mit fünfzehnstelligen Logarithmen berechnet, selbst die Schwankungen der Erdachse müssen dabei in Betracht gezogen werden.

Nur noch eines möchte ich dazu anführen: Jedes Jahr tritt ein englisches Kriegsschiff eine Reise um die Erde

an, die mindestens drei Jahre wahren muß, so daß mindestens immer drei solcher »Chronometerschiffe« unterwegs sind. Von den Seekadetten werden sie aber »Zitterrochen« genannt. Weil die Herrchen, die darauf kommandiert sind, drei Jahre lang zittern. Nachdem das Schiff den Heimathafen verlassen hat, öffnet der Kapitän auf einem gewissen Grade oder zu einem bestimmten Termine eine versiegelte Order.

Da steht drin, wohin er zu fahren hat. Es ist immer eine Küstengegend, oder eine Bank, jedenfalls eine Untiefe, über der keine Strömung herrscht.

Aber wo die sich nun befindet, das weiß vorher niemand als die gelehrte Kommission, welche diese Order ausgesetzt hat. Die ganze Welt kommt dabei in Betracht. Es kann dicht am Heimatshafen sein oder sonstwo an der britischen Küste, oder bei Afrika, oder bei Australien oder mitten im Meere, oder sonstwo.

Dorthin fährt das Kriegsschiff, wartet ganz stilles Wetter ab, lotet eine Untiefe aus, und jetzt müssen die Seekadetten unter Leitung eines Astronomen eine Ortsbestimmung bis zur zehntel Sekunde machen.

An der berechneten Stelle wird eine Kanonenkugel frei versenkt.

Dann erst macht das Kriegsschiff seine eigentliche Reise um die Erde, absolviert alle vorgeschriebenen Stationen.

Nach drei Jahren kehrt es nach jener Stelle zurück. Wieder müssen die Seekadetten eine Berechnung bis zur zehntel Sekunde machen, diesmal ganz allein, jeder für

sich – die Formeln muß allerdings der Astronom geben – und dann wird ein großer Magnet über Bord gelassen.

Dieser Magnet muß die Kanonenkugel wieder heraufziehen, die vor drei Jahren hier versenkt worden ist.

Es handelt sich dabei um eine Prüfung des mitgenommenen Chronometers, nach den Resultaten innerhalb von Jahrzehnten werden die Schwankungen der Erdachse berechnet, deshalb dieses Experiment immer an den verschiedensten Punkten der Erde.

Und für die Seekadetten handelt es sich dabei darum, ob sie dann zum letzten Examen zugelassen werden oder nicht. Deshalb der »Zitterrochen«, auf dem sie drei Jahre lang zittern. Wenn's auch nicht gar so schlimm sein mag. Sie können's nämlich überhaupt alle nicht! –

Wir lagen über einer Untiefe von ungefähr hundertzwanzig Metern, die natürlich schon ausgesucht worden war, wozu aber nur eine ganz einfache Berechnung nötig gewesen war, die jeder Steuermann ausführen kann.

Hier wurde eine Boje verankert. Eine Strömung gab es nicht. Nun wurde die Lage dieser Boje berechnet bis zur zehntel Sekunde, was aber nur Doktor Isidor, wie auch ich ihn gleich nennen will, ausführen konnte.

Von Zeit zu Zeit wurde die Lage dieser Boje verändert.

Nach ungefähr fünf Stunden unausgesetzten Rechnens war es geschehen.

Jetzt wurde dicht neben der Boje ein großer, starker Elektromagnet hinabgelassen.

Wenn die Sache stimmte, dann ging unser bester Schiffschronometer zwei und vierzehntel Sekunden nach. Denn natürlich muß bei so etwas auch erst die Ortszeit astronomisch berechnet werden! Das ist ja eben das Kunststück dabei!

»Ich kann's nicht glauben!« meinte Kapitän Stevenbrock, der sich in einer Aufregung befand, wie ich eine solche selten bei ihm gesehen, mir um so unbegreiflicher, wie ich selbst von dieser ganzen Sache ja gar nichts verstand.

»Sie werden's ja gleich sehen,« entgegnete Doktor Isidor, »und wenn's nicht stimmt, dann will ich nie wieder einen Kognak trinken.«

»Dann trinken Sie eben Rum oder anderen Schnaps.«

»Auch nicht. Dann werde ich Abstinenzler. Freilich ist das so gut wie mein Tod, aber – da, da, da – meine Herrschaften, ich werde dem Leben erhalten bleiben.«

Der herangezogene Magnet tauchte wieder auf, noch etwas höher, und man sah daran etwas Großes, Schwarzes von viereckiger Form hängen.

Jetzt geriet Kapitän Stevenbrock erst recht in Aufregung. Aber einen Witz oder irgend etwas Drastisches mußte es doch dabei geben, ohne das ging es hier nun einmal nicht.

»O Wunder über Wunder!! Doktor Isidor, Doktor Isidor!! Mensch, wenn Sie doch nur nicht so saufen täten!!«

»Tja, dann könnte ich's aber ooch nich!« versetzte das kleine Krummbein, den Zylinder im Nacken, den Klemmer auf der krummen Nas' dabei mit beiden Händen eine Bewegung genau wie ein polnischer Schacherjude machend.

Nun muß ich erst noch etwas erwähnen. Die Berechnungen hatte Doktor Isidor wohl allein gemacht, aber nicht mit eigener Hand.

Das konnte er nicht.

Er konnte wohl Zahlen schreiben, konnte sie aber dann selber nicht lesen.

Dermaßen hatte er den Tadderich, und zwar den permanenten.

Bezechet konnte der überhaupt nicht mehr werden, sogar schon das Delirium hatte er als eine Kinderkrankheit hinter sich. Früher sollte er ziemlich behäbig gewesen sein, jetzt war er schon längst zur Mumie ausgetrocknet. Der Alkohol, der sich ja gierig mit Wasser verbindet, hatte ihm alle Feuchtigkeit aus dem Leibe gesaugt. Der hatte sich gewissermaßen von innen heraus in Spiritus eingesetzt.

Aber der böse Tadderich! Den konnte er nicht bemeistern. Auch nicht mehr durch neuen Alkohol. Der Tadderich ging ihm schon bis in die Knie hinab und noch weiter. Nur der Kopf zitterte noch nicht. Bis auf die Ohren, die fingen auch schon an.

Also schreiben konnte der nicht mehr. Wenn er eine kleine Eins hinmalen wollte, wozu doch nur ein einziger

Strich nötig ist, so wurde eine ganze Landkarte daraus, die hundertarmige Nilmündung.

Also er hatte seine Berechnungen nur diktieren können. Die Offiziere hatten Nebenrechnungen auszuführen, und alle anderen schienen nicht sehr fürs Rechnen oder auch nur fürs Zahlenschreiben eingenommen zu sein. Freiwillig meldete sich niemand. Oder doch – der Matrose Moritz trat keck hervor. Aber der konnte nicht einmal das kleine Einmaleins, und ein bißchen Rechenkunst ist denn doch nötig, auch wenn einem alles diktiert wird.

»Weißt Du, was ein Komma ist, Moritz?«

»Ja.«

»Na, was denn?«

»Was so am Himmel herumfährt, mit einem langen Schwanze.«

»Du meinst wohl einen Kometen?«

»Ja.«

Moritz wurde als unbrauchbar zurückgestellt.

Und andere wollten sich nicht freiwillig melden.

Da mußte wohl kommandiert werden.

Infolgedessen hatten sich bereits einige Geister unsichtbar gemacht.

»Diese Hasenfüße!«

Oskar, der Segelmacher, hatte plötzlich die schrecklichsten Bauchkneipen bekommen, hatte willig ein großes Glas Rhizinusöl geschluckt, saß schon seit zwei Stunden auf jenem Örtchen, das sich an Bord des Schiffes immer unter der Gallion befindet.

Da aber meldete sich doch noch jemand freiwillig. Mister Russell, der den ganzen Tag in seiner eigenen schönen Kabine Landkarten kopierte, ohne irgendwie getrieben zu werden.

Er sei zwar kein besonderer Mathematiker, aber für das, was da verlangt würde, reichten seine Rechenkünste wohl aus.

Gut, er war es, dem der Astronom die endlosen Zahlenreihen in den Bleistift diktierte.

Und nun also hatte der Elektromagnet den gesuchten Gegenstand wirklich zum Vorschein gebracht, vom Meeresgrund heraufgeholt.

Es war ein Kasten von etwa einem Meter im Quadrat, das heißt von oben gesehen, doch sicher aus Eisen, sonst hätte ihn der Magnet nicht angezogen und festgehalten, von schwarzer Farbe.

Das war alles, was ich zu sehen bekam, und das auch nur zur Hälfte, denn weiter sollte der Kasten gar nicht aus dem Wasser kommen.

Ebenso erfuhr ich auch nicht, was er enthielt, nur eine Andeutung bekam ich vom Kapitän zu hören.

»Sieh, Helene,« wandte er sich an die Patronin, die dicht an der Bordwand saß, »das ist der Eisenkoffer, der jenes Geheimnis birgt, das mehr wert ist als alle Schätze der Erde. Mag er dort unten weiter ruhen, bis die Zeit gekommen ist, da wir dieses Geheimnis ausbeuten werden. Dort unten ist er sicherer aufgehoben als in der Stahlkammer der Bank von England.«

Der elektrische Strom wurde unterbrochen, der Eisenkoffer löste sich ab von dem wirkungslos gewordenen Magneten, senkte sich neben der Bojenleine wieder hinab auf den Meeresgrund.

Und ich sah den gierigen Blick, den Mister Russell ihm nachsandte, wie er wieder unter Wasser verschwand.

Aber den Kapitän warnte ich nicht mehr. –

Also wir hatten doch nicht zwei Tage so zwecklos hier gelegen, sondern ganz stille See abgewartet, um diesen Kasten einmal aus hundertzwanzig Meter Tiefe ans Tageslicht zu befördern, oder doch um einmal auf hoher See auf beweglichem Schiffe solch eine geographische Ortsbestimmung bis zur zehntel Sekunde auszuführen.

Nun aber vergingen wiederum drei Tage, und wir lagen noch immer zwecklos auf derselben Stelle, wenn auch nicht so ganz genau auf derselben, denn wenn die Strömung auch gar nicht bemerkbar war, so wurden wir doch etwas nach Norden getrieben.

Doch was heißt zwecklos?

Im menschlichen Leben wird manche Beschäftigung höchst wichtig genommen, mit tiefstem Ernste betrieben, die tatsächlich ganz zwecklos ist.

Wir aber freuten uns des Lebens, dabei versuchte sich jeder in seiner Weise möglichst zu vervollkommen, und das ist durchaus nicht zwecklos.

Am fünften Tage gegen Mittag tauchte am nördlichen Horizonte wieder einmal ein Dampfer auf, der sich uns schnell näherte, anscheinend direkt auf uns zuhielt, und das war sehr merkwürdig.

Denn alle Dampfer fahren doch die genau bekannten Kurslinien, von denen sie möglichst wenig abzuweichen suchen, und wir lagen außerhalb aller solchen Dampferlinien. Die Schiffe, die bisher in unsere Nähe gekommen, waren ausschließlich Segler gewesen, spärlich genug, nur ab und zu hatten wir einen Dampfer von weitem gesehen, und der hatte sich eben auf seinem Kurse verirrt, war gezwungen worden, ihn zu verlassen, was am häufigsten durch Maschinendefekte passiert, wenn der Dampfer durch Strömungen abgetrieben wird.

Dieser Dampfer hier hielt nun direkt auf uns zu, das war sehr merkwürdig, so viel wußte nun auch ich schon.

Am merkwürdigsten aber fand ich, daß unsere Mannschaft diesem Dampfer so wenig Beachtung schenkten. Wohl blickten sie beim Gang über Deck darnach, aber kleine Segler, die sich uns genähert, hatten sie ganz anders beobachtet, hatten über sie geurteilt, während ich hier keine einzige Bemerkung zu hören bekam.

Unterdessen war er in gute Augensicht gekommen, wollte westlich an uns vorüber.

Es war ein stattlicher Frachtdampfer, den ich nun schon auf sechstausend Tonnen taxieren konnte – so etwas lernt man schnell – der entweder ganz neu gebaut sein oder eben erst das Dock verlassen haben mußte, denn er war ganz frisch gemalt, sah wie geleckert aus, wie aus dem Ei geschält.

Auffallend war auch, wie hoch er ging. Der schwarze Strich der Ladelinie ragte mehr als einen Meter über das Wasser. Er mußte wohl nur eine ganz kurze Reise

von Hafen zu Hafen vorhaben und ganz bestimmt mit bestem Wetter rechnen, daß er sich nicht mehr mit Ballast beschwert hatte, denn sonst kann solch ein hoher Gang doch sehr gefährlich werden.

Am Heck flatterte das Sternenbanner der Vereinigten Staaten, einen Namen konnte ich auch durchs Fernrohr noch nicht erkennen. Denn der steht ja nebst dem des Heimatshafens außer hinten am Heck nur auf den Rettungsgürteln, auf Holzeimern und dergleichen, und solch einen Gegenstand bekam ich nicht gleich in mein Fernglas.

»Die »Germania« von Neuorleans!« sagte da Kapitän Stevenbrock neben mir. »Gefällt Ihnen der Kasten?«

»Ein sehr schönes Schiff.«

»Es gehört Ihnen.«

»Mir?«

Ich wußte gar nicht, was der Kapitän jetzt wieder für einen Witz herausstecken wollte. Oder schenkte er mir diesen Dampfer etwa so, wie man einem Kinde den Mond oder einen vorbeifliegenden Sperling schenkt. »Der gehört Dir, mit dem kannst Du machen was Du willst.«

»Gewiß. Wenigstens sind Sie Mitbesitzer von diesem Schiffe. Es ist als erstes aus der Germania-Werft zu Neuorleans hervorgegangen. Limited, also Aktiengesellschaft, und auch Sie sind von dieser Gesellschaft Aktionär.«

Der Kapitän ging wieder.

Ich hatte genug gehört.

Oder ich wäre sehr beschränkt gewesen, wenn ich mir nicht selbst gleich weitere Erklärungen hätte geben können.

Also die modernen Argonauten begnügten sich nicht nur damit, abenteuernd in der Welt herumzufahren, nur hin und wieder einmal eine Fracht zu nehmen, so wie jetzt, sondern sie befaßten sich jetzt auch schon mit Schiffsbau und Reederei im Großen, und zwar nach kommunistischem Prinzip.

Daß diese Germania-Werft in Neuorleans den Argonauten gehörte, das konnte der anderen Welt noch nicht bekannt sein, sonst hätte ich in London sicher schon davon gehört.

Nun wunderte ich mich aber auch nicht, als jetzt der Dampfer direkt auf uns zuhielt, und eine Viertelstunde später lag er Bord an Bord neben uns.

»Hallo, Fritz, wie geht's?«

Mit diesen Worten sprang Kapitän Stevenbrock hinüber und schüttelte einem jungen Manne, der nur der Kapitän sein konnte, die Hand.

Es war die einzige Begrüßung, die stattfand. Sofort wurden hüben wie drüben die Lukendeckel geöffnet und Rohre gelegt, und wenn es kein spezielles Getreideschiff war, so hatte der Dampfer doch einen gewaltigen Exhaustor an Bord, der mit mehreren Röhren in der Stunde dreihundert Tonnen Getreide saugte, in der Sekunde fast hundert Liter.

So war es innerhalb von zehn Stunden geschehen: Unsere dreitausend Tonnen russischer Weizen waren hinüber in den anderen Schiffsbauch gewandert, und unsere Anker hatten sich zum Teil mit Wasserballast gefüllt.

Und in derselben Zeit auch wurde von den tausend Tonnen anderer Nahrungsmittel, hauptsächlich Salzfleisch und Konserven, die Hälfte mit Winden hinübergehoben. Die andere Hälfte behielten wir selbst.

Punkt elf Uhr in der Nacht schlossen sich die Luken wieder. Es war eine ungeheure Arbeit gewesen, die wir in diesen zehn Stunden geleistet hatten. Wir, sage ich, denn auch alle Offiziere hatten mit zugreifen müssen, ich nicht ausgenommen, nicht nur die übergehenden Ladungen notierend.

Trotz dieser ungeheuren Arbeitsleistung gab es dann keine Ruhe. Sofort fand ein Fest statt. Die sechsvierzig Mann Besatzung der »Germania« kamen zu uns herüber, und ihr Schiff führte seinen Namen mit Recht, lauter germanische Männer dem Gesicht, wie der Gestalt nach, erst wurde getafelt, und dann gaben ihnen die Argonauten in der Batterie eine Vorstellung, die bis früh um vier dauerte!

Ich konnte nur staunen. Daß diese Kerls nach solcher Arbeit noch so turnen und so auf der Bühne herumspringen konnten, mit dem fröhlichsten Humor! Es schien eine Art von Mobilmachung zu sein, die Kapitän Stevenbrock einmal arrangierte, um die Leistungsfähigkeit seiner Leute für den Ernstfall zu prüfen, und ich kann nur sagen, daß es eine glänzende Leistung war.

Dann noch einmal große Tafel, wobei diesmal auch ganz tüchtig pokuliert wurde, und dann ging es immer noch nicht zur Ruhe, dann fand immer noch ein Austausch von Bord zu Bord statt.

Eine Unmasse von Turngerätschaften aller Art, von deren Vorhandensein ich gar nichts gewußt hatte, wurden ausgepackt und wanderten nach der »Germania« hinüber, wurden zum Teil gleich montiert, und dann gingen auch noch zwei von unseren Matrosen hinüber, um drüben zu bleiben: Der riesenhafte Advokatenschreiber Häckel und der Schriftsetzer Starke, zwei von jenen acht Meisterschaftsturnern.

Letzterer war übrigens schon Steuermann, hatte schon vor zwei Jahren in einem australischen Hafen sein Examen bestanden und war vom deutschen Konsul beglaubigt worden. Ging aber an Bord der »Argos« immer noch als Matrose. Wie es neunzig Prozent von allen Steuerleuten tun.

Die letzte gemeinschaftliche Mahlzeit war zugleich eine Abschiedsfeier gewesen. Obgleich deswegen kein Trinkspruch ausgebracht worden, kein einziges Wort gefallen war. So etwas schien es an Bord der »Argos« gar nicht zu geben.

Was die beiden dort drüben sollten, brauche ich wohl nicht erst besonders zu erwähnen, nachdem ich gesagt, daß auch Turngerätschaften aller Art hinübergekommen waren.

Diese beiden neuen Argonauten wurden die Turnlehrer und Trainingsmeister der neuen Germanen.

Erst nachdem diese beiden selbst wieder Schüler und vollwertige Meister herangebildet, jenes ganze Schiff nach unserem Muster eingerichtet hatten, sollten sie sich wieder mit uns vereinigen.

Zwar erfuhr ich von alledem nichts, es wurde Spektakel genug gemacht, über alles mögliche gesprochen, nur nicht über so etwas – aber es lag ja nur zu klar auf der Hand, da brauchte man keine besondere Ahnungen zu haben.

Ich aber hatte dennoch wieder einmal eine Ahnung.

Ich ahnte, was unser Kapitän da Gewaltiges vorhatte. Auf diese Weise ein neues Germanengeschlecht heranzuzüchten, seebeherrschende Wikinger, die nur nicht von der alten Welt, sondern von einer neuen aus, von Nordamerika aus, wie es eben der Lauf der Zeit mit sich bringt, hinausziehen sollten, um alle Meere zu erobern, wohl im friedlichen Wettkampfe, aber auch geübt und gestählt für jeden Ernstfall.

Und herrschte nicht auch in jedem hundertriemigen Wikingerschiffe vollkommene Gleichberechtigung? Wurde die Beute nicht gleichmäßig verteilt?

Genug davon!

Und noch ein anderer Mann verließ uns, wanderte hinüber auf die »Germania«.

Der Mann aus der Porzellankiste.

Ich habe über ihn nichts weiter zu sagen, als daß er während der ganzen Reise unter ärztlicher Behandlung gestanden hatte. Er bekam ein besonderes Essen, ausgesuchte, leichtverdauliche Speisen, mußte sich an Deck

bewegen, ohne irgendwelche Arbeit zu leisten, wurde wie ein fürstlicher Patient in einer Privatklinik gepflegt.

Er blieb verstockt, wollte nichts über seine Personalien angeben. Aber er wurde auch gar nicht mehr darnach gefragt. Und doch, es ging eine starke Umwandlung in seinem Innern vor sich. Manchmal, wenn er so der Batterie oder an Deck dem Turnen und den Spielen der Argonauten zusah, gewährte ich in seinen Augen ein sehnsüchtiges Leuchten. Ach, wie gern hätte er mit daran teilgenommen! Er wurde nicht dazu aufgefordert, und er selbst wendete nach einiger Zeit dem Treiben verächtlich den Rücken, um dann doch wieder sehnsüchtig zuzuschauen.

»Der Mann ist von seinem Lungenspitzenkatarrh geheilt, meine erste Ansicht, er neige zu Lungenschwindsucht, war übereilt. Gar keine Spur davon.«

So meldete Doktor Isidor dem Kapitän, als wir am dritten Tage hier gelegen hatten.

Die Mannschaft war gerade mit Deckwaschen beschäftigt.

»Dann kann ich ja auch mit arbeiten!« sagte der Mann sofort, nach einem Eimer greifend.

Nein, er durfte auch fernerhin keinen Handgriff tun, also sich natürlich auch nicht an den Übungen und Spielen beteiligen.

Und jetzt, zwei Tage später, wurde er hinüber an Bord der »Germania« gebracht.

Ich hörte keine Erklärung.

Aber ich brauchte eine solche auch gar nicht. Ich wußte es von allein, was man mit diesem versteckten Sünder vorhatte, auf welche Weise man ihn in die Dressur nahm.

Der Kupferstecher sah ihm mit recht unsicheren Blicken nach.

Als sich die Sonne über dem Horizonte erhob, löste sich Bord von Bord, die »Germania« rauschte unter Vollampf nach Südosten davon.

»Vergiß nicht, unseren alten Freund Hermann in Rangoon aufzusuchen!« rief Stevenbrock noch einmal dem Kapitän zu.

Jetzt erst erfuhr ich es. Vorher war auch nicht das geringste Wort darüber gefallen.

Also die dreitausend Tonnen russischer Weizen und wenigstens die Hälfte der anderen Nahrungsmittel gingen doch noch nach Rangoon für die Hungernden.

Wozu da dieser Umweg? Weshalb der Austausch auf hoher See? Ist in Nordamerika der Weizen nicht ebenso billig zu haben wie in England?

Ganz zwecklose Fragen?

Unser Kapitän hatte es so gewollt, und der wußte schon, was er wollte, weshalb er so etwas tat.

Auch wir gaben Dampf, durch Ölfeuerung, und fuhren nach Norden davon.

Doch gar nicht weit, so blieben wir schon wieder liegen, immer noch auf spiegelglattem Wasser.

»Loten!«

Hallo, nur sechszwanzig Meter Tiefe!

Und die Seekarte gab hier überall eine Tiefe von achthundert Metern und noch mehr an.

Wir mußten uns über einem unterseeischen Gebirge befinden, über seinem Kamme, was schon bei jenen hundertzwanzig Metern der Fall gewesen war, und von diesem Gebirge war der anderen Welt noch nichts bekannt.

Teilte Kapitän Stevenbrock diese seine Kenntnis – gleichgültig woher er sie hatte – nun den Seewarten mit, auf daß darnach die Seekarten berichtigt wurden?

Er hatte hierzu durchaus keine Verpflichtung, weder als Seemann noch als moralischer Mensch. Denn eine Tiefe von sechsundzwanzig Metern bedeutet für kein Schiff irgendwelche Gefahr. Ganz gleichgültig, ob man tausend Meter oder sechsundzwanzig unter sich hat. Also konnte er, wenn er aus irgend einem Grunde wollte, diese seine Kenntnis ganz ruhig für sich behalten.

Wieder wurde der Elektromagnet am ausgesteckten Stagbaum aufgehängt, das Schiff wurde noch ein klein wenig dirigiert, dann mußte er schnell fassen.

»Hoch!« kommandierte der Kapitän, als die Leine den 25. Meterknoten zeigte.

Als der Magnet wieder heraufkam, da hing etwas daran.

Es war ein Gestell von eisernen Stäben, wie ein Gitterkäfig, nur die Stäbe sehr weit voneinander abstehend, und unten auf den Gitterstäben lag eine ungeheure Muschel, wohl dreißig Zentimeter lang und zwanzig breit.

Ich hatte wohl schon größere Muscheln in Museen gesehen, aber das hier schien, meiner Ansicht nach, eine

gewöhnliche Pfahlmuschel zu sein, doch auch wieder etwas an eine Auster erinnernd, und von solchen riesigen Pfahlmuscheln oder Austern hatte ich noch nichts gehört.

Sie hatte sich mit ihrem Barte an die Gitterstäbe geklammert, war geschlossen. Der ganze Käfig kam in ein größeres Gefäß mit Glaswänden, das mit Salzwasser gefüllt wurde. Doktor Isidor goß aus einem Fläschchen eine wasserhelle Flüssigkeit hinein, und gar nicht lange dauerte es, so öffnete sich die Muschel, weit, so weit sie konnte.

Und da sahen wir es.

Zwischen den Weichteilen und der Schale lag sicher gebettet eine runde Perle.

Eine weiße Perle vom schönsten Glanze, so groß wie eine welsche Nuß, wie eine große Kastanie.

»Die ist schon wieder ganz hübsch gewachsen!« meinte der Kapitän.

Nichts weiter.

Ich bekam nichts anderes zu hören.

Das Gittergestell wurde wieder aus dem Gefäß gehoben, über Bord geschwungen, es kehrte samt der Muschel wieder auf den Meeresgrund zurück.

Ich staunte und staunte.

Weniger darüber, daß hier auf dem Meeresgrunde an bekannter Stelle in einer mächtigen Perlenmuschel eine Perle zur Riesengröße gezüchtet wurde.

Nein, hier lag noch ein ganz anderes, ein unergründliches Rätsel vor.

Auch jener Eisenkasten war an einer ganz bestimmten Stelle gehoben worden, nachdem man diese mit zehntel Sekunde berechnet hatte.

Das war ein astronomisches Kunststück gewesen, aber doch begreiflich.

Der Kapitän selbst hatte darüber gestaunt, wie unser Doktor Isidor das fertig gebracht, trotz unseres falschgehenden Chronometers, dessen Fehler er nicht gekannt hatte.

Und jetzt ließ der Kapitän hier ohne jede weitere Berechnung den Elektromagneten ganz einfach hinab und holte sofort den Gitterkasten herauf!

Denn eine Berechnung war nicht etwa vorhergegangen, das wußte ich bestimmt.

Der Leser versteht, worüber ich so staunte.

Hier gab es für mich nur eine einzige Erklärung, die aber an sich wieder selbst etwas Märchenhaftes hatte: entweder war dieser Kapitän Stevenbrock selbst ein Gott oder doch Halbgott, mit Allwissenheit begabt, oder er stand mit solchen Geistern in Verbindung.

---

Von hier aus gingen wir direkt nach Havanna.

Wozu, weiß ich nicht.

Doch nicht nur darum, daß wir ein paar hundert Kisten »Echte« an Bord nahmen.

Wohl nur, damit sich die Leute wieder einmal ein paar Tage amüsieren konnten.

Eine Vorstellung gaben wir nicht, sondern wir ließen uns eine von der Bevölkerung geben.

In Havanna wurde gerade das Fest der glücklichen Tabakernte gefeiert. Wozu aber nicht nur gehört, daß die Blätter glücklich vom Felde hereingebracht worden sind, sondern sie müssen auch schon glücklich die Gärung durchgemacht haben. Daher das Dankfest erst so spät im Herbst, Anfang Winter.

Eigentlich kamen wir etwas zu spät. Das große Volksfest, einige Tage während, mit Tanz und den unvermeidlichen Stiergefechten, war schon vorüber. Immerhin, es herrschte noch immer Festzeit, jetzt kamen die Feuerwerke daran.

Aber mit Feuerwerk war den Argonauten nicht gedient. Wir mieteten den großen Stierkampfzirkus, machten Propaganda, und schon am anderen Tage tanzten vor uns in der Arena rund fünftausend junge Zigarrenarbeiterinnen, führten ihre Nationaltänze auf, den Fandango und die Tarantella und wie sie alle heißen, den Bauchtanz nicht zu vergessen.

Nur vor uns hundert Argonauten!

Anderes Publikum hatte keinen Zutritt.

Wofür jedes der fünftausend bildhübschen Mädels drei spanische Dollars erhielt, zwölf Mark.

Wie es dabei zuging, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit.

Toller als toll!

Doch hätte dieses »Amusement« für uns auch übel ablaufen können.

Diese fünftausend bildhübschen Zigarrenarbeiterinnen hatten den angebotenen drei Dollars nicht widerstehen können, obgleich viele schon verheiratet waren, die anderen hatten doch schon ihre Verlobten oder Geliebten oder doch Brüder und dergleichen.

Und diese waren nicht zufrieden damit, daß uns ihre Weiber und Bräute und Schwestern da drin hinter verschlossenen Türen den Bauchtanz vormachten.

Caracho di bognetti!

Nieder mit den deutschen Hunden!

So erklang es draußen.

Aber wir brauchten nichts zu fürchten, es kam auch zu keinem Kampfe.

Unser Kapitän und sein Generalstab hatte schon für alles gesorgt.

Ehe die wütenden Männer die Tore stürmten und die Bretterwände einrissen, wurde sie freiwillig eingelassen, und da kam gleich der zweite Teil daran.

Die Argonauten gaben doch noch eine Vorstellung. Nur nicht eine solche, wie es sonst der Fall war.

Es waren in der Stadt noch gegen zwei Dutzend beste Kampfstiere vorhanden gewesen, die standen bereits in den Ställen, waren schon genügend wild gemacht worden, und die wurden jetzt in die Arena zum Kampfspiel getrieben.

Na, und wer den Spaniolen ein Stiergefecht gibt, der hat sie doch schon überhaupt gewonnen, kann mit ihnen machen, was er will.

Aber nicht genug hiermit, nicht daß wir fremde Kämpfer engagiert hätten, sondern die Hälfte der Argonauten selbst ließ sich gleichzeitig mit den wilden Biesters ein.

Ich will die Szenen nicht schildern, keine einzige.

Jedenfalls großartig!

Und wie die Stiere auch gereizt wurden, so gab es doch gar keine Picadores, welche die Tiere nur necken und dann schleunigst über die Bretterwand retirieren, sondern jeder einzelne der fast fünfzig Mann war ein Toreador, der sich mit solch einem Ungetüm Auge in Auge in einen Kampf einließ, ihm ausweichend, über ihn wegspringend und dann von neuem ihn wieder reizend, bis er ihm, ohne vorhergehende Quälereien, den Todesstoß gab.

Bei den spanischen Stiergefechten geht es ja eigentlich ganz anders zu, da wird der Stier erst ganz schauderhaft gequält, aber jedenfalls hatten die Kubaner solch eine großartige Bravour noch nie gesehen!

Und nun muß man nur wissen, was bei diesen Spaniolen ein nur einigermaßen guter Toreador oder Torero oder Matador zu bedeuten hat! Berühmt braucht er gar nicht zu sein, er kann ja vielleicht das erste Mal auftreten. Was der im gesellschaftlichen Leben für eine Rolle spielt, was der für Vorrechte genießt!

Es kann nicht weiter beschrieben werden, denn wir haben für so etwas gar kein Verständnis.

Nur das eine kann gesagt werden: Solch ein Toreador gilt nicht mehr als ein Mensch, sondern als ein Gott. Im buchstäblichen Sinne des Wortes!

Zum Beispiel insofern, als es sich auch die vornehmste und moralischste Familie zur höchsten Ehre anrechnet, wenn solch ein Toreador als Hausfreund ein und aus geht. Als Hausfreund in jenem bekannten Sinne. Also ganz einfach, wenn er der Galan der Hausfrau oder der Tochter ist!

Das von ihm erzeugte Kind gilt als Hidalgo, resp. als Hidalga, und wenn es auch von der ärmsten Fabrikarbeiterin stammt.

Und das wird sogar gesetzlich anerkannt!

Das sind eben spanische Verhältnisse, für die wir germanischen Völker gar kein Verständnis haben.

Aber wir haben so etwas schon einmal im alten Griechenland gehabt, mit den siegreichen Athleten in den olympischen Spielen.

Und diese Zeit kann auch für uns noch einmal kommen. In England hat man bereits angefangen, den berühmten Fußball- und mehr noch Kricketspielern Denkmäler zu setzen, sie in Erz und Stein zu verewigen.

Kurz, wir brauchten nichts zu fürchten.

Alle diese Spaniolen, die uns erst hatten massakrieren wollen, sie tobten vor Begeisterung, und ungeheuerlich war erst recht dann der Enthusiasmus, mit dem sie uns an Bord begleiteten.

Sonst will ich nur noch eines erwähnen: Zwanzigtausend »Echte« hatten wir ehrlich gekauft. Dreißigtausend bekamen wir dazu geschenkt. Sie wurden uns bündel- und kistenweise in die Taschen gesteckt. Natürlich lauter

gemauste Zigarren. Und ebenso natürlich hatten diese Zigarrenarbeiter und ihre Weiber und Bräute und Schwestern nichts Schlechtes gemaust. Die besten Zigarren werden in Kuba noch heute selbst verkonsumiert, kommen gar nicht zum Export. Ob diese gefährliche Spielerei sonst gut abgelaufen war?

»Wem etwas passiert, den lasse ich kielholen, auch noch als toten Leichnam!«

So hatte Kapitän Stevenbrock die sich zum Kampfspiel Meldenden gewarnt.

Dem Heizer Franz war die linke Wade etwas aufgeschlitzt und dem Matrosen Hahn zwei Vorderzähne eingeschlagen worden, das war alles.



Von Havanna ging es nach der Küste von Parahyba, einen ansehnlichen Strom hinauf, der aber auch auf den genauesten Landkarten nur problematisch angedeutet war, vor einer großen Insel wieder einen Nebenfluß hinauf, wir gelangten in ein weites Wasserbassin, in das sich der Zufluß als Katarakt ergoß. Diesem gegenüber wurde nahe den Felswänden ein großer, sehr schwerer Eisenkoffer versenkt.

Wieder glaubte ich, über den Zweck nicht eingeweiht zu werden. Die Leute machten dabei keine einzige Bemerkung. Da aber nahm mich der Kapitän vor, berichtete mir. Der Leser weiß, was er mir erzählte. Wenn ich auch nichts weiter hinzufügen kann, nicht, in welcher Weise

der erste Steuermann dem Komplott entgegengekommen war und sich vor dem hypnotischen Mittel zu schützen verstanden hatte.

Das Wasserbassin hatte noch einen anderen Zufluß, den fuhren wir hinauf, durch eine enge Felsenschlucht, kamen in ein kleineres Bassin, und hier blieben wir liegen.

Aus alledem mußte ich annehmen, daß die »Argos« nicht zum ersten Male hier war. Die Fahrt auf dem doch sehr gefährlichen Wasser wurde gar zu sicher ausgeführt.

Hier blieben wir bis zum anderen Tage liegen, dann ein Befehl, und die meisten, darunter auch ich, begaben sich über Land, durch Schluchten und Felsentunnel hindurch, nach dem großen Wasserbassin zurück, wo sich jeder ein geeignetes Versteck suchte.

Nicht lange, so kam ein kleiner Dampfer in das Bassin gefahren, die Glasröhren wurden gebraucht, Rufe der Enttäuschung, daß keine Edelsteine auf dem weißen Grunde zu sehen waren, die einzige Hoffnung klammerte sich an die große Kiste, ein Taucher ging hinab, sie wurde heraufbefördert, wie eine Zwiebel auseinander geschält.

Ein leises Zeichen und wir verließen unsere Verstecke.

»Guten Morgen, Herr Fischer! Guten Morgen, Herr Fischer!«

Der Leser weiß alles.

Auch wie Kapitän Stevenbrock den Hypnotiseur von Bord holte, wie dieser vom ersten Steuermann vorgekommen wurde. Was ich selbst erst später aus seinem eigenen Munde erfuhr.

Nun aber muß, ich etwas ganz, ganz Merkwürdiges erwähnen.

Russell war dabei, wie die große, schwere Eisenkiste in dem Bassin versenkt wurde, und der mochte sein Gehirn ja nicht schlecht anstrengen, was wohl da drin sein möge.

Aber von all den anderen Szenen erfuhr er nichts, merkte er nichts.

Hatte keine Ahnung, daß da noch ein anderer Dampfer gekommen war, der kaum zehn Minuten weit von uns entfernt lag.

Nicht etwa, daß er während dieser Zeit in seine Kabine eingesperrt wurde.

So etwas gab es gar nicht.

Er konnte sich auch frei an Land bewegen.

Als wir abgerückt waren, hatte er freiwillig in seiner Kabine bei der Arbeit gesessen, und als er dann wieder zum Vorschein kam, zum Nachmittagskaffee, war alles schon geschehen, die »Recovery« war sogar schon wieder davongefahren. Die Entfernung war doch zu weit, als daß er das Lachen und Johlen der Matrosen hätte hören können, auch waren Felswände dazwischen.

Und natürlich wurde ihm auch nichts davon berichtet. Immerhin, ich empfand es als etwas ganz, ganz Merkwürdiges, wie dieser Mann in so vollkommener Ahnungslosigkeit bleiben konnte, über alle diese Szenen, die sich in solcher Nähe abgespielt hatten.

Und ich selbst hatte nicht etwa Instruktion erhalten, ihm nichts davon zu erzählen. Es fiel mir ja auch gar nicht ein, aber immerhin, ich glaubte und glaube noch heute,

daß so etwas nur an Bord eines Schiffes – nein, nur an Bord dieses Gauklerschiffes möglich ist und war. Einen Menschen so in vollkommener Ahnungslosigkeit darüber zu lassen, was in seiner dichten Nähe passiert, ohne ihn in seiner Freiheit zu beschränken.

Es war trotz aller Lebensfröhlichkeit seiner Besatzung das Schiff des Schweigens und daher der Geheimnisse. Aber wir waren nicht nur deshalb hierher gekommen, um denen, die es auf unsere Geheimnisse abgesehen hatten, solch einen Streich zu spielen und uns an ihrer Enttäuschung zu ergötzen.

Es ging weiter den Fluß hinauf, ein Labyrinth von Inselchen kam, in dem ich nicht wußte, wie sich der Kapitän zurecht fand, und dann ein sandiger Küstensaum, an dem wir beilegten.

Die Matrosen begaben sich mit Spaten an Land und begannen zu schaufeln.

Und wo sie auch gruben, da brachten sie aus geringer Tiefe gelbe Steine und ganze Blöcke zum Vorschein.

Bernstein! Den schönsten Bernstein, matt geadert, den ich je gesehen. In Blöcken bis zu Zentnerschwere, und der Bernstein ist ja fast so leicht wie Wasser. Also was für große Blöcke!

Bernstein in Brasilien?

Nun warum denn nicht?

Der Bernstein ist das Harz einer Konifere, eines Nadelbaumes, der jetzt nicht mehr existiert, der wahrscheinlich kurz nach der Eiszeit wieder die neue Vegetation einleitete – oder aber durch die Eiszeit vernichtet wurde.

Nun, und auch ganz Amerika hat seine Eiszeit gehabt, und was für eine!

Und es ist überhaupt gar nicht richtig, glauben zu wollen, daß der Bernstein nur in der Ostsee vorkommt. Das wäre doch eine große Anmaßung.

Von der Ostsee brachten zuerst die Philister den Bernstein nach dem Orient, auf dem Landwege, um 1500 vor Christi.

Wie das die Bewohner so genau ausgerechnet haben wollen, weiß ich nicht, aber ich will es glauben.

Erst 200 Jahre später drangen die Sidonier auf dem Seewege nach der Ostsee vor, um ganz Europa herum, nur wegen dieses Elektrons, des Bernsteins.

Nun aber hat man schon in ägyptischen Pharaonen-  
gräbern Bernsteinschmuck gefunden, und man weiß bestimmt, daß diese Gräber aus der Zeit 4000 vor Christi stammen.

Woher hatten die denn ihren Bernstein?

Nun, noch heute wird auch im Libanon Bernstein gefunden, und in China an gar vielen Stellen. Er ist den Chinesen unentbehrlich. Jeder Chinese trägt wenigstens ein kleines Stückchen Bernstein bei sich, als vermeintlichen Talisman gegen Krankheiten. Allerdings ist er nicht so schön wie der von der Ostsee. Also auch hier in Brasilien gab es Bernstein, und zwar massenhaft und dem der Ostsee nicht im geringsten an Schönheit nachstehend. Auch hier hatten einmal jene Koniferen gestanden. Übrigens mußte hier einmal das Meer gespült haben. Es war Seesand, vermischt mit echten Seemuscheln.

Woher dem Kapitän diese Lagerstätte bekannt war, erfuhr ich nicht, und auch erst später, daß er schon einmal die kostbare Substanz von hier abgeholt hatte.

Zwei Tage lang wurde Bernstein gegraben und an Bord geborgen.

Russell schaute zu, beteiligte sich daran, und auf seine Frage, ob er ein durchsichtiges Stückchen, in das eine Mücke eingeschlossen war, behalten dürfe, erhielt er vom ersten Steuermann die Antwort:

»So viel Sie wollen.«

Der Kupferstecher war bescheiden, aber noch eine andere Frage hatte er.

»Wie sind Sie zur Kenntnis dieses Bernsteinlagers gekommen?«

»Fragen Sie den Kapitän darnach.«

Russell fragte ihn aber lieber nicht.

#### 148. KAPITEL. DAS ZUCHTHAUS IM FEUERLAND.

Wir hatten den Fluß wieder verlassen und segelten langsam nach Süden hinab.

Es ging die gewöhnliche Lebensweise, die man nie überdrüssig bekommen konnte, oder man paßte eben nicht zu diesem Schiffe, bei Windstille blieben wir liegen, wo wir lagen, dann wurde eifrig der Schwimm- und Rudersport betrieben. Auch solche Wasserspiele wie das sogenannte Fischerstechen und dergleichen waren dann an der Tagesordnung, und alles war eine lachende Lust.

Ein tüchtiger Sturm, den wir auf der Höhe von Kap Martin, schon Patagonien, durchzumachen hatten, war

nur eine angenehme Abwechslung. Ebenso angenehm wurde es aber auch empfunden, daß wir dafür dann das Kap Horn bei schönstem Sommerwetter umsegeln konnten, ein Ereignis, das in dieser Region der ewigen Stürme selten vorkommt.

So konnten wir uns weit der Gruppe der Hermite-Inseln nähern, deren südlichste die Insel Horn ist, richtiger Hoorn, und deren südlichster Punkt das eigentliche Kap Horn ist.

Wer hat, und wenn er auch schon ein dutzendmal um Kap Horn gefahren ist, dieses eigentliche Kap, den südlichsten Punkt des amerikanischen Kontinents, schon gesehen?

Es müßte ein Zufall gewesen sein, eine Fahrlässigkeit des Kapitäns oder ein Walten höherer Mächte, wenn dieses Kap in Sichtweite gekommen ist.

Vorsicht! Vorsicht! So weit wie möglich abhalten von diesen Inseln!

Ach, wie es dort unten aussieht!

Desolation – das Land der Verzweiflung! Das sagt schon genug.

Und doch, es ist etwas Großes, diesen äußersten Punkt des amerikanischen Kontinents zu sehen, der sich auf der anderen Seite der Erdkugel bis hinauf zum Nordpol erstreckt. Wenn das Kap Horn auch nicht auf dem Festlande selbst, sondern auf einer Insel liegt.

Genau so aber ist es ja auch mit dem nördlichsten Punkte Europas. Dieses Nordkap liegt ebenfalls auf einer Insel, auf Magerö. Der nördlichste Punkt des europäischen Festlandes ist Kap Nordkyn. Aber wer kennt das. Nicht einmal dem Namen nach. Nur das eigentliche Nordkap auf der Insel Magerö kommt in Betracht.

Und so ist es auch hier. Kap Horn auf der Insel Horn ist der südlichste Punkt von Amerika.

Wir hatten einmal das Glück schönen Wetters und ziemlich ruhiger See, so durften wir uns ihm in bequeme Sichtweite nähern.

Es ist eine schwarze, 416 Meter hohe Felsenmasse, die nach Süden glatt wie eine Mauer ins Meer hinabfällt. Von Norden her ist ein Aufstieg möglich.

Zum letzten Male ist das Kap im Jahre 1892 von einem englischen Vermessungsschiffe besucht, der Felsenberg von einer Expedition bestiegen worden. Der Dampfer hätte schließlich doch noch beinahe Schiffbruch erlitten, obgleich damals spiegelglatte See gewesen war. Zwischen den Inseln aber tobt eben ständig eine fürchterliche Brandung.

Ich stand an Deck und ließ den Eindruck auf mich wirken, den südlichsten Punkt des amerikanischen Kontinents in einer Entfernung von kaum zwei Seemeilen vor mir zu haben.

»So, mein lieber Ebert,« sagte da Kapitän Stevenbrock neben mir, »der scheidende Längengrad ist überschritten, wir befinden uns bereits im Stillen Ozean, den wir aber hier lieber Südsee nennen wollen, somit gehören Sie mit

zu den wenigen Menschen, die Kap Horn umschiffen haben, und nun wollen wir dieses noch etwas näher besichtigen.«

Und schon wendete die »Argos«, die jetzt mit Ölfeuerung Dampf gab, nach Steuerbord. Wir drangen ein in das Insel-Labyrinth. Lauter hohe Felsenmassen, zwischen denen es trotz der stillen See dort draußen fürchterlich brandete.

Aber immer wußte unser wackeres Schiff, vom Kapitän selbst gesteuert, einen sicheren Weg zu finden.

So vergingen ungefähr zwei Stunden.

Wieder türmte sich vor uns eine große, nackte Felsenmasse auf, und auf diese ging es jetzt direkt zu.

Und da sah ich etwas wie ein Wunder, mir wenigstens völlig unerklärlich.

Links und rechts eine tobende Brandung, zwischen den Klippen und Riffen spritzte der weiße Gischt haushoch empor, und in der Mitte ein ganz ruhiges Wasser, die schmale Einfahrt zu einer Bucht. Ich bekam keine Erklärung für dieses Phänomen, jetzt noch nicht.

Wir benutzten die stille Einfahrt, kamen in eine kesselförmige Bucht, eingeschlossen von glatten Felswänden, mindestens vierhundert Meter hoch.

Ja, glatt waren diese Felswände, aber doch von zahlreichen Löchern, von Höhlen unterbrochen, besonders in der Nähe des Wasserspiegels.

An einer solchen Höhle legte die »Argos« bei, wurde an starken Eisenringen befestigt, die in die schwarze Felswand eingelassen waren, und sowohl mit dem Vorder-,

wie mit dem Hinterteil erreichte das Schiff auch noch je eine andere Höhle.

»Kommen Sie mit, Ebert!« sagte der Kapitän zu mir. »Sie betreten eine Insel, welche in der Geographie noch keinen Namen hat, weil sie eben der Welt noch ganz unbekannt ist. Wir nennen sie die Zuchthausinsel. Aber es ist ein falscher Name. Die Insel der Liebe sollte sie richtiger heißen, der Nächstenliebe. Sie werden einigen Personen vorgestellt. Aber Sie brauchen keine Komplimente zu sagen, kein einziges Wort, und wenn Sie sich vielleicht linkisch benehmen sollten, so wird dies hier nur als ein günstiges Zeichen für Ihren Charakter aufgefaßt. Eine Erklärung erhalten Sie später.«

Wir betraten die mittlere Höhle. Noch von Tageslicht erfüllt, zeigte sie sich ganz nackt.

Hinten hatte sie eine rechtwinklige Fortsetzung, hier hätte es schon ganz finster sein müssen, aber noch immer herrschte volles Tageslicht, und ich sah doch keine Quelle, woher dieses kommen könne, staunte auch schon, daß ich von mir und meinem Begleiter keinen Schatten bemerkte.

»Sie werden später die Erklärung bekommen, was das für ein Licht ist. Vorläufig lassen Sie sich gesagt sein, daß Sie sich in einem Reiche befinden, dessen Bewohner oder doch Gründer der anderen Welt an Erfindungen um hunderte von Jahren voraus sind. Wenn Sie davon auch nicht viel anderes als dieses Licht bemerken werden, denn solch einen elektrischen Fahrstuhl hier kennt doch auch schon die andere Welt.«

Wir traten in eine Nische, deren Boden mit einem Teppich belegt war, und alsbald ging es in die Höhe, jetzt in einem geschlossenen Raume.

Die eine Seite öffnete sich wieder und wir befanden uns in einem Korridor, teppichbelegt, die Wände mit schöner Mosaik verziert. Vielleicht gab es noch anderes, aber mehr sah ich nicht. Höchstens noch die Türen. Denn mein Staunen läßt sich denken, hier in diesem Felsen am Feuerlande solch eine ganze Wohnungseinrichtung zu finden.

Der Kapitän klinkte eine Tür auf.

In dem Zimmer, in das ich geführt wurde, sah ich wieder nur die Gestalt, die uns stehend empfing.

Es war eine Matrone mit schneeweißem Haar, in ein dunkles Gewand nonnenhaft gekleidet – und von dieser Matrone sah ich wiederum nur das Gesicht.

Es war von einer überirdischen Güte verklärt.

Mehr vermag ich nicht zu sagen.

Der Kapitän war auf sie zugegangen, küßte ehrerbietig die seine Hand, die ihm lächelnd entgegengehalten wurde.

Ich glaube, sie sprachen auch etwas zusammen, aber ich verstand es nicht, obgleich es deutsche Worte waren, denn ich befand mich wie im Traume.

So war ich in den Anblick dieses Antlitzes versenkt.

»Mutter Anna – das ist unser Freund Ewald Ebert!«  
hörte ich dann den Kapitän sagen.

»Friede sei mit Dir, mein lieber Sohn!« erklang dann eine wunderbare Stimme wie Glockengeläute, und auch mir wurde die Hand entgegengehalten.

Ich glaube, auch ich habe sie geküßt.

Ich weiß es nicht.

Dann befand ich mich schon wieder draußen, aber auch nicht mehr auf dem Korridor, sondern bereits auf einer Galerie, blickte hinab in einen weiten Saal, in dem viele Stühle und Tische standen, auf denen Werkzeuge, und gelbe Steine lagen. Menschen waren nicht zu sehen.

»Nun, mein lieber Ebert, erfahren Sie, wo Sie sich befinden.

In einem Zuchthause.

Hier in diesem Saale werden zweiundvierzig Sträflinge, mit Bernsteinarbeiten beschäftigt.

Sie sind gerade beim Mittagsessen, aber wir würden doch zu spät kommen, um sie dort zu beobachten, so wollen wir sie hier erwarten.

Es sind zweiundvierzig der schwersten Verbrecher, die Sie gleich zu sehen bekommen werden.

Raubmörder, unverbesserliche Einbrecher und nicht zum wenigsten solche, welche die schwersten Sittlichkeitsdelikte begangen haben, an wehrlosen Frauen und Kindern.

Ich habe sie der Bestrafung durch die irdische Gerechtigkeit entrückt.

Jener irdischen Gerechtigkeit, welche die Menschheit kennt.

Ich habe sie in mein eigenes Zuchthaus genommen.

In ein Zuchthaus, welches ich nach den Plänen jener Mutter Anna hier mit ihrer Unterstützung angelegt habe, worüber sie selbst die Kontrolle führt.

Ich selbst sammle mit meinen Argonauten nur solche Verbrecher und auch entlassene Sträflinge in aller Welt auf und bringe sie hierher.

Wozu?

Mein lieber Ebert, Sie selbst sind sieben Jahre im Zuchthause gewesen, nicht unschuldig – aber Sie haben Ihre Schuld gesühnt.

Sie sagen, Sie hätten dort in den Steinbrüchen von Portland nicht eben zu klagen gehabt.

Wohl, aber indem Sie dies sagen, erklären Sie zugleich, zu wissen, daß es auch andere Zuchthäuser gibt.

Zuchthaus.

Was ist das?

Ein Haus, in dem man einem Menschen Zucht beibringen will. Und Zucht ist doch eigentlich nichts anderes als eine Erziehung, wenn uns diese ureigentliche Bedeutung auch schon fast gänzlich verloren gegangen ist.

Nur in Sprichwörtern und dergleichen findet man sie noch wieder.

Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.

Nun wollen wir einmal sehen, wie es mit unseren Zuchthäusern beschaffen ist und was für Resultate diese Erziehung zum Guten zeitigt.«

Und Kapitän Stevenbrock sprach weiter.

Es war eigentlich nichts Neues, was ich zu hören bekam.

Wie oft, ach wie oft hatte ich schon selbst solche Gedanken gehabt und habe sie noch heute!

Ich spreche nicht gern darüber.

Der Menschheit ganzer Jammer packt mich an, wenn ich nur daran denke.

Der Leser weiß genau, was ich meine.

Welcher Reform bedarf doch unsere Justiz, auf deutsch Gerechtigkeit, und vor allen Dingen unser ganzes Strafwesen, um das zu sein, was es sein sollte und eigentlich auch sein will.

Es ist eben ein Strafwesen.

Es ist nichts weiter als Rache!

Ist denn aber der Menschheit irgendwie gedient, wenn man sich an einen Menschen für irgendwelche Untat rächt?

Da hat ein Mann ein Verbrechen begangen, einen Totschlag oder ein schweres Sittlichkeitsdelikt.

Wir wollen dabei nicht unterscheiden, ob er ein geborener Verbrecher ist, der es aus einem inneren, doch zweifellos krankhaften Triebe begangen hat, oder – sonst ein ganz harmloser Mensch – im Alkoholrausche.

Obgleich dabei doch ein gewaltiger Unterschied ist.

Er wird einige Jahre ins Zuchthaus gesteckt.

Zuchthaus!

Erhält er denn da drin irgendwelche Erziehung zum Besseren?

Glaubt man wirklich, daß ein geborener Verbrecher das Zuchthaus als besserer Mensch verläßt?

Man hat ihn doch nur für einige wenige Jahre unschädlich gemacht.

Wird er entlassen, mit noch einigen Jahren Ehrverlust, der es fast ganz ausschließt, daß er irgendwo Arbeit bekommt, so hetzt man ihn als Raubtier und Scheusal doch nur von neuem auf die Menschheit los!

Genug davon!



Eine weite Tür öffnete sich, sie kamen herein – zwei- undvierzig Männer strömten herein – die eine Hälfte in blauen, die andere in grauen Arbeitsgewändern. Alle sahen gesund und wohlgenährt aus, auch heiter, so wurde geplaudert und gelacht.

»Nur in den ersten Tagen sind sie nicht so lustig,« erklärte der Kapitän, »da lassen sie die Köpfe hängen mit finsternen oder verstockten Gesichtern, aber das legt sich bald.«

Sie nahmen an den Arbeitstischen Platz, trotz der verschiedenen Kleidung bunt durcheinander, das Gesicht alle nach einer Richtung, wo auf einer erhöhten Stelle ein Tisch und Pult stand.

Ein Geistlicher betrat den Raum.

Wenn jemand einen schwarzen Talar trägt und ein sogenanntes Pfaffengesicht hat, muß es doch wohl ein Geistlicher sein.

Er setzte sich auf den erhöhten Stuhl, legte ein dickes Buch auf das Pult und begann mit volltönender Stimme vorzulesen.

Und was las er vor?

Na, das dicke Buch war doch natürlich die Bibel.  
Oder irgend ein anderes Erbauungsbuch.

Nein, eben nicht!

Nur einige Minuten brauchte ich zuzuhören, und ich wußte, was diesen Verbrechern vorgelesen wurde.

Es war Jules Vernes phantastische Erzählung »Reise nach dem Mittelpunkt der Erde«, in englischer Übersetzung.

Das wurde diesen Verbrechern und Sträflingen vorgelesen, und sie lauschten und spalteten und schnitzten und schmirgelten dabei ihren Bernstein, emsig, jedes unnütze Geräusch vermeidend.

---

Ich will hierzu etwas anderes erwähnen.

Wir kamen von Kuba.

Gerade auf Kuba findet man es sehr häufig, unter den Zigarrenarbeitern, Strohhutflechtern und dergleichen, die bei ihrer Arbeit kein besonderes Geräusch machen. Auch in Spanien ist es nicht selten, gerade aber auf Kuba ist es fast überall verbreitet.

Nämlich daß sich die Arbeiter – und auch die Arbeiterinnen, wenn diese gesondert beschäftigt sind – in ihrem

gemeinschaftlichen Arbeitssaale vorlesen lassen. Entweder von einem professionellen Vorleser, oder der beste Sprecher und Vorleser wird aus ihrer Mitte gewählt. Sie bezahlen ihn aus eigener Tasche, er erhält seinen gewöhnlichen Tagelohn. Sind es also hundert Zuhörer, so hat jeder täglich etwa fünf Pfennige zu geben. Es wird Unterhaltungslektüre vorgelesen, Romane und Novellen, besonders auch die beliebten spanischen Ritterballaden.

Mir ist in Deutschland und in ganz Europa nichts Ähnliches bekannt.

Wir sind nur zu sehr geneigt, die spanischen Kubaner auf einen noch sehr tiefen Grad der Kultur und Bildung stehend zu halten. Sind sie aber in dieser Hinsicht uns nicht weit überlegen, daß sie sich während ihrer Arbeit ständig vorlesen lassen?

Überall läßt sich das ja nicht durchführen, nicht bei Hämmern und schnarrenden Maschinen – aber wo es möglich ist, und wieviele solcher stillen Arbeitssäle gibt es nicht, da sollte dieses Beispiel der Kubaner doch nachgeahmt werden.

Und könnte man so etwas nicht auch in den Strafanstalten einführen?

Ich sehe einige Leser lächeln.

Solchen Sträflingen, solchen Zuchthäuslern, solchen Verbrechern auch noch Romane vorlesen, aus den »Fliegenden Blättern«, weiter fehlte doch nichts!

Nun wohl – also ist es besser, diese Menschen während der Arbeit mit ihren Gedanken allein zu lassen?

Glaubt man etwa, daß dabei etwas Gutes herauskommt?

Aus Witzblättern soll auch nicht vorgelesen werden.

Ebenso verkehrt aber wäre es, diesen Menschen Erbauungsschriften vorzulesen.

Wir haben in der Weltliteratur Sachen genug, die mit sittlichem Ernst und Belehrung zugleich die höchste Spannung verbinden. Im Anhören solcher Lektüre kann sich der Sträfling vertiefen, während er seine Düten klebt oder ähnliche Arbeiten verrichtet, da bleiben ihm andere, schwarze Gedanken fern, da denkt er auch noch hinterher daran, und er freut sich schon wieder auf die Fortsetzung am folgenden Tage.

Und dann natürlich überhaupt ein ganz, ganz anderes Erziehungs- oder meinetwegen Zuchtsystem! –

»Es sind dies die englisch sprechenden Männer der Anstalt, und zwar fast ausschließlich Seeleute!« erklärte der Kapitän.

»Wieviel sind im ganzen hier?« fragte ich, und ich wußte, daß ich es durfte.

»Im ganzen 283.«

»Nur Männer?«

»Nur Männer. Wir haben auch Frauen und Mädchen untergebracht, in die Erziehung genommen, aber die sind anderswo, mit denen habe ich nichts zu tun. Das Ganze geht von der Schwester oder Mutter Anna aus, die Sie noch näher kennen lernen werden, und ich habe nur germanische Seeleute unter mich bekommen. Das heißt

nur insofern, daß ich sie hier abliefern und später wieder abhole, sie dann weiter beschäftigen.«

»Nach welcher Zeit?«

»Bis die hiesigen Leiter überzeugt sind, daß aus diesen notorischen Verbrechern moralische Menschen geworden sind. Das kann ein halbes Jahr oder auch viele Jahre lang dauern. Wie dies zu erkennen ist, dafür haben diese Leiter schon ihre Mittel.«

»Und wo kommen sie dann hin, wenn sie von hier entlassen werden?«

»Entweder als Arbeiter auf unsere Germania-Werft in Neuorleans oder als Seeleute auf die Schiffe, die wir von dort aus in alle Welt schicken werden. Sehen Sie, das ist der Grund, weshalb ich dieses Unternehmen nicht nach Deutschland und nirgends anderswohin auf den europäischen Kontinent verlegen konnte. Weil dort der Mensch überall Papiere braucht, eine Vergangenheit hat. Nur in England und im freien Amerika ist das nicht der Fall. Da wird nicht nach Papieren, nicht nach einer Vergangenheit gefragt.«

»Werden sie hier nur mit Bernsteinindustrie beschäftigt?«

»Nein. Auch noch mit dem Schleifen von Diamanten und anderen Edelsteinen, und ferner befindet sich auch hier eine Werft, wenn auch nur für den Bau von kleineren Booten.«

»Weshalb sind die einen grau, die anderen blau gekleidet?«

»Zum Unterschied der Parteien. Es ist dasselbe wie bei uns, was Sie ja nun schon zur Genüge kennen gelernt haben. Auch hier herrscht ein ewiger Wettkampf zwischen den beiden Farben, in der Arbeit sowohl, wie in Spiel und Sport. Grau gegen Blau, wobei jeder persönliche Ehrgeiz ganz ausgeschlossen ist, da es immer nur um die Ehre der Partei geht.« –

Ich bekam auch die anderen zu sehen, bei ihrer Arbeit in der Edelsteinschleiferei und auf der Bootswerft, und dann später in weiten Hallen, mit allen möglichen Turngeräten versehen, bei Spiel und Sport.

Acht Stunden Arbeit, zwei Stunden für Mahlzeiten und häusliche Beschäftigungen, sechs Stunden körperliche Übungen – wenn sich diese »Sträflinge« des Abends zur achtstündigen Ruhe niederlegten, fielen sie augenblicklich in tiefen Schlaf. Die hingen keinen schwarzen Gedanken mehr nach, dazu hatten sie gar keine Zeit, keinen einzigen Augenblick.

Es war eine Lust, hier zu leben. Und darnach bildet sich der Charakter, der ja nur ein Resultat der Macht der Gewohnheit ist.

»Kennen Sie den hier?«

Stevenbrock ließ mich durch die Klappe einer Tür blicken.

In einer Zelle saß kein anderer als Mister Dan Russell, trübselig die Arme auf den Tisch gestemmt und den Kopf in die Hände. Dieser einfache Tisch, ein Stuhl und ein hartes Lager war das ganze Meublement.

»Er hat seine Rolle ausgespielt.

Ich brauche Ihnen nur noch wenige Erklärungen zu geben.

Es existiert tatsächlich eine internationale Verbrechergesellschaft, die hauptsächlich zur See arbeitet, ihre eigenen Schiffe fahren läßt.

Auch auf unsere »Argos« hatten sie es abgesehen.

Aber sich einfach unseres Schiffes zu bemächtigen, damit allein wäre ihnen wenig gedient gewesen.

Unsere Geheimnisse wollten sie erfahren, woher wir die Ambra und die Edelsteine bekämen.

Da wurde jenes Ihnen bekannte Komplott in Szene gesetzt, ganz raffiniert ausgedacht

Eine für mich bestimmte Kiste mit Porzellan wurde mit einer leeren vertauscht, ein Mann kam hinein. – Decloir heißt er, es ist ein Franzose – ein anderer, dieser Russell, mußte ihn denunzieren, um sich so in mein Vertrauen zu schmeicheln, um an Bord meines Schiffes bleiben zu können.

Fragen Sie nicht, woher mir dies alles von vornherein bekannt war.

Sie werden vertrauter mit unseren Verhältnissen, mit unserer Vergangenheit werden, Sie werden die führenden Personen, die hier als Aufseher und Leiter hausen, näher kennen lernen, und dann wird Ihnen alles klar werden, was ich Ihnen jetzt unmöglich mit Worten schildern kann.

Also ich ging natürlich auf alles ein, ließ mich scheinbar übertölpeln.

Dieser Dan Russell, wie er sich jetzt nennt, ist ein geschulter Astronom, der einst auf einem nordamerikanischen Vermessungsschiff angestellt war, ein ganz genialer Mensch, der auch die Karten, die er entwarf, selbst in Kupfer stach. Wegen Verrats militärischer Geheimnisse bekam er Sing-Sing, fiel dann unter die Räuber, reihete sich jener internationalen Verbrechergesellschaft ein. Der frühere Vermessungsoffizier ist heute nicht mehr zu erkennen.

Also ich gab ihm Landkarten zu kopieren, in denen geheimnisvolle Punkte mit geographischen Ortsbestimmungen eingetragen waren.

Wozu?

Nun weil der doch eben unsere Geheimnisse ergründen sollte, die er dann doch natürlich an jene Verbrechergesellschaft verriet.

Und das ist denn auch bereits geschehen.

Russell hat doppelte Kopien angefertigt, hat diese in Havanna einem Agenten der Verbrecher ausgeliefert.

Die eingetragenen Punkte sind natürlich ohne jede Bedeutung. Es handelt sich nur darum, die einzelnen Verbrecherschiffe nach abgelegenen Orten zu locken, wo sie festgenommen werden. Teils besorgen wir das selbst, teils sind auch schon andere Schiffe unterwegs, mit uns im Bunde stehend, um diese modernen Piraten abzufangen und für immer unschädlich zu machen, sie in unsere liebevolle Erziehung zu nehmen.

In den nächsten Tagen wird auch hier solch ein Schiff erscheinen, in der Hoffnung, ein Lager von Ambra zu finden. Wenn es nicht von selbst festrennt, so nehmen wir es mit eigenen Händen fest. Sie werden dabei sein, wenn es geschieht.

Solch ein Schiff verschwindet dann mit der gesamten Mannschaft aus der Welt, es ist einfach mit Mann und Maus untergegangen.

Mehr habe ich vorläufig nicht zu sagen.

Jener Mann in der Porzellankiste war übrigens in gewisser Hinsicht ein Held, denn er mußte darauf gefaßt sein, daß wir ihn, wenn er nichts gestehen wollte, in die Tortur nahmen, ihn mindestens in den Kohlenbunkern beschäftigten.

Wie ich ihn behandeln ließ, haben Sie gesehen. Bei uns gibt es keine Rache, nicht einmal eine Bestrafung, sondern nur eine Erziehung zum Besseren.

Da er ein Franzose ist, ein Romane, kommt er in eine andere Besserungsanstalt, die sich im indischen Archipel befindet, mit der ich nichts zu tun habe, die aber jedenfalls ebenso eingerichtet ist wie diese hier.

Wir beschäftigen uns hier nur mit Männern germanischer Rasse. Russell ist ein Engländer, deshalb wird er hier bleiben.

Jetzt muß er erst ein paar Tage seinen Gedanken in der Einsamkeit nachhängen, dann wird er in liebevolle Behandlung genommen.

Nun wollen wir einmal die Bäckerei und die Küche besichtigen.«

149. KAPITEL. EIN ZWISCHENSPIEL.

Schon seit vier Tagen lagen wir hier.

Ich schaute mich noch immer in diesem »Zuchthause« um, will aber nichts weiter beschreiben.

Also es war am vierten Tage, ich befand mich in einem weiten Saale, in dem soeben ein Fußballmatch stattgefunden hatte, gerade rückten die Kämpfer zum Abendessen ab, als Kapitän Stevenbrock zu mir trat.

Zum ersten Male sah ich ihn wieder.

»Nun, mein lieber Ebert, wie gefällt's Ihnen hier?«

»Immer besser.«

»Werden Sie sich auch nicht langweilen?«

»Ich wüßte nicht, wie das zugehen sollte.«

»Na, na! Wenn Sie immer nur zusehen –«

»Wenn es gestattet ist, werde ich mich bald auch an den Spielen beteiligen.«

»Hier ist alles gestattet. Nun muß ich Sie aber erst einmal vornehmen, der Termin dazu ist gekommen. Denn daß wir hier stark in Terminen arbeiten, haben Sie wohl schon gemerkt.

Sie wissen, daß unsere biedere »Argos« auch das Gauklerschiff genannt wird.

Die Ursache für diesen Namen ist ja klar genug; weil wir eben alle samt und sonders Gaukler sind, Seiltänzer, Akrobaten und dergleichen mehr.

Aber für diesen Namen ist auch noch ein anderer Grund vorhanden.

Wir haben früher wirklich einmal stark gegaukelt, getaschenspielert, gehext, gezaubert.

Wir haben einmal einen arabischen Derwisch an Bord gehabt, der uns die ungeheuerlichsten Illusionen vormachte, und durch jene geheime Gesellschaft, die hier herrscht, wovon Sie doch nun wenigstens schon eine Ahnung bekommen haben müssen, gerieten wir immer tiefer in diese Gaukelei hinein.

Bis zuletzt uns und speziell mir diese ganze Gaukelei zum Ekel wurde, ich deswegen mit dieser geheimen Gesellschaft brach – ganz ungerechtfertigter Weise, muß ich offen gestehen.

Wir sind wieder zusammengekommen durch das gemeinschaftliche Bestreben, uns solcher verlorener Menschen anzunehmen.

Das ist jetzt unser Lebenszweck, der uns voll und ganz beschäftigt, der uns beglückt, und dabei führen wir ja noch immer das alte Leben.

Nur gegaukelt darf nicht mehr werden.

Und doch, wollen Sie ganz einer der Unsrigen werden, so ist es aus gewissen Gründen unbedingt nötig, daß Sie jetzt das noch nachholen, was wir einst durchgemacht haben.

Kommen Sie mit. Erst sollen Sie praktisch erleben, dann hinterher erhalten Sie die theoretische Erklärung.«

Wir verließen den Saal, betraten nach einem kurzen Gange einen runden Raum, in dem sich nichts weiter als eine große Glaskugel befand, ungefähr drei Meter im

Durchmesser, von Stangen durchkreuzt, in der Mitte eine Art von Sitz mit Pedalen und anderen Vorrichtungen.

»Was meinen Sie, was das ist?«

»Ein Verloksches Kugelveloziped!« rief ich erstaunt.

»Wie, Sie kennen schon das Ding?!«

Ja, ich hatte es schon gesehen, damals, als ich mich in London noch als freier Mann bewegt hatte, mich als zukünftigen Millionär fühlend. Auf der Radrennbahn des Hippodroms wurde sie vorgeführt, die neue Erfindung eines gewissen Verlok, das neue Veloziped, welches die Zukunft beherrschen sollte.

Hierzu noch eine Bemerkung, damit man nicht glaubt, diese Erfindung entspränge nur meiner Phantasie. Es hat einmal eine deutsche illustrierte Zeitschrift gegeben, »Vom Fels zum Meer«, sie erschien in Stuttgart, existiert aber heute nicht mehr. In einer Nummer, ungefähr der Jahrgänge 1880 bis 1885 ist dieses gläserne Kugelveloziped ausführlich beschrieben.

Ich selbst habe es also im Londoner Hippodrom vorführen sehen, mit einigen neuen Verbesserungen.

Also eine hohle Glaskugel, aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, von ungefähr drei Meter Durchmesser, in der Mitte durch Stangen ein Sitz angebracht, auf dem der Fahrer sich immer im Gleichgewicht befindet, wie sich die Kugel auch bewegt, er hat die Füße immer nach unten.

Bei dem ersten Modell, in jener Zeitschrift beschrieben, mußte der Fahrer noch mit den Füßen gegen die Innenwände selbst treten, so die Kugel bewegend, ich sah

schon eine große Verbesserung, da wurden Pedale getreten, welche die rotierende Bewegung in anderer Weise auf die Kugel übertrugen.

Natürlich haben sich die Hoffnungen des Erfinders nicht erfüllt. Auf der Landstraße wird die Glaskugel durch sich anheftenden Schmutz und Staub doch schnell undurchsichtig. Auf dem Wasser, wofür das Vehikel auch hauptsächlich geplant, hat es sich ebensowenig bewährt. Es fehlt die richtige Reibung, und dann müssen doch auch Luftlöcher vorhanden sein, und nur eine kleine falsche Bewegung, dann läuft da das Wasser herein. Blicke nur noch der Sport auf künstlicher Bahn. Aber wozu da solch eine Kugel aus zerbrechlichem Glas?! Die Erfindung ist im Orkus der Vergessenheit verschwunden. Im Kensington-Museum sind noch zwei solcher Kugeln zu sehen, die eine stark zerbrochen.

So hatte ich dem Kapitän berichtet.

»Richtig. Auf demselben Prinzip beruht auch dieses Vehikel hier. Es hat aber doch noch ganz andere Eigenschaften. Vor allen Dingen ist das kein Glas, sondern eine ganz andere Masse, unzerbrechlich, Sie können mit voller Wucht gegen seine Mauer fahren, es passiert nichts, und ebensowenig kann sich auch nur ein einziges Körnchen Staub anheften.«

»Was ist denn das für eine wunderbare Masse?«

»Das weiß ich selber nicht, bin auch gar nicht neugierig. Ferner besitzt diese Masse die Eigenschaft, daß sie die Luft durchläßt. Also Sie brauchen keine Klappe zu öffnen, Sie ersticken nicht und können dennoch über

Wasser fahren. Wasser geht nicht durch. Wollen Sie aber heraus, so können Sie es. Alle die einzelnen eingefassten Abteilungen sind Klappen, die sich von innen durch einen Federdruck öffnen lassen. Von außen nur mittels dieses Schlüssels, den ich Ihnen hiermit überreiche. Verlieren Sie ihn nicht. Hier ist an jedem Abteil ein kleines Loch, in das der Schlüssel paßt. Schließen Sie einmal eine auf.«

Ich tat es, die Klappe konnte geöffnet werden, wollte aber wie durch Federzug von selbst wieder zurückgehen.

»Ja, das tut sie. Sie müssen sie also beim Hineinkriechen halten. Feststellen läßt sie sich nicht, deshalb eben dürfen Sie den Schlüssel nicht verlieren. Bevor Sie nun hineinkriechen und mir hier in diesem Raume etwas vorfahren, will ich Ihnen noch eine andere Eigenschaft dieser glasähnlichen Masse zeigen.«

Stevenbrock griff hinein, berührte etwas – was, hatte ich nicht sehen können, es ging zu schnell – und mit einem Male hatte sich die Glaskugel tiefschwarz gefärbt, war undurchsichtig geworden.

»Das ist aber nur von außen. Nur von außen ist sie schwarz und undurchsichtig. Wer drin sitzt, der sieht immer noch wie durch farbloses Glas –«

»Wie ist das möglich?!«

»Na, darüber zerbrechen Sie sich lieber nicht den Kopf. Nehmen Sie nur alles, wie es Ihnen gegeben wird. So, jetzt kriechen Sie einmal hinein und fahren erst hier ein

bißchen im Kreise herum. Zu erklären brauche ich Ihnen nichts, Sie werden mit den paar Hebeln und Rädern schon allein fertig.«

Ich kroch hinein, hinter mir schnappte die Klappe zu, ich befand mich in einer durchsichtigen Glaskugel, bestieg den Sitz.

Es war nur eine Art von Reitsattel, aber sehr bequem, hinten eine gepolsterte Rückenlehne.

Die Füße fanden von selbst die Pedale, nur ein leichtes Treten, sofort begann die Kugel zu rollen, so leicht, daß ich als erstes sofort gegen die Wand krachte.

Das heißt mit der Kugel. Der hatte es nichts geschadet, mir auch nichts. Der Sitz war nach allen Seiten wunderbar gefedert; trotz der Vehemenz, mit der die Kugel gegen die Wand geschmettert war, hatte ich selbst nur einen ganz kleinen Ruck bekommen.

»O, Sie können noch ganz anders gegen die Wand sausen. Daß Sie einmal aus dem Sattel geschleudert werden, ist ganz ausgeschlossen.«

Zunächst wunderte ich mich – ich war doch Ingenieur – den Kapitän so ganz deutlich sprechen zu hören, als wäre ich durch keine dicke Glaswand von ihm getrennt.

»Wie kommt das, daß ich Sie so deutlich sprechen höre?«

»Weil diese Masse ein vorzüglicher Schalleiter ist. Nun fahren Sie weiter herum, probieren Sie die einzelnen Hebel und Räder.«

Ich tat es, und in wenigen Minuten wußte ich genau Bescheid. Es war auch einfach genug. Die Pedale hatten

Freilauf, durch Rückwärtstreten wurde gebremst, doch konnte durch eine Hebelstellung auch zum Rückwärtsfahren eingestellt werden, zum Lenken genügte schon eine Neigung des Körpers, obschon auch eine Lenkstange vorhanden war. Dann entdeckte ich noch, daß auch verschiedene Geschwindigkeiten eingestellt werden konnten, was ja besonders bei unebenem Terrain, wenn es einmal bergauf geht, von größtem Vorteil ist.

»Fertig? Nun muß ich Ihnen doch noch einige Erklärungen oder Instruktionen geben. Aber Sie können gleich drin sitzen bleiben.

Es ist ein Wunderland, in das ich Sie schicken werde; ein Zauberland.

Sie werden Wunderbares, Märchenhaftes genug erleben, oftmals auch in die größten Gefahren geraten.

Aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten.

Es geht Ihnen niemals ans Leben und an die Gesundheit.

Eine Erklärung, wie das scheinbar Unmögliche zustande kommt, werden Sie nachträglich erhalten.

Jetzt zunächst nur eine Andeutung.

Schon bevor Sie nach Portland kamen, gab es Kinematographie, Sie haben, wie Sie mir einst sagten, solche Theater besucht, wenn die Sache damals auch noch sehr mangelhaft war; dann, als wir noch in London lagen, habe ich Sie einmal mit in ein gutes Kino genommen.

Die Kinematographie und ihre Wiedergabe scheint heute kaum noch vervollkommnet werden zu können,

wenn man mit solchen Behauptungen auch sehr vorsichtig sein muß.

Sie sahen in jener Vorstellung auch einige sogenannte Trickfilms. Märchenhafte Sachen, Verwandlungen und dergleichen Unmöglichkeiten. Da kam zum Beispiel ein Mädchen mit einem Körbchen voll Eiern, es schlug die Eier auf, und aus jedem Ei kam eine kleine Tänzerin zum Vorschein, die auf dem Tische wirklich tanzte, also doch lebendig sein mußte. Dann braute die junge Dame eine Bowle, steckte die kleinen Tänzerinnen hinein, sie verschwanden, die Dame schöpfte aus der Bowle Weingläser voll, und plötzlich waren die kleinen Tänzerinnen wieder in den Gläsern, tanzten auch in diesen.

Erstaunt fragten Sie mich, da es zu Ihrer Zeit solche Trickfilms noch nicht gegeben hatte, wie man denn so etwas nur zustande brächte; denn schließlich müsse das alles doch erst in Natura photographiert werden.

Ich gab Ihnen eine Erklärung, so weit ich konnte. Sie genügte Ihnen. Gewiß, vor den Photographenapparat muß dies alles erst in Natura kommen, sonst ist die kinematographische Wiedergabe unmöglich. Es handelt sich dabei um ein Photographieren mit Unterbrechungen, während der Zwischenpausen werden die Verschiebungen vorgenommen, das Ganze beruht nur auf perspektivischer Täuschung des Beschauers.

Also meine Erklärung genügte Ihnen. Sie verstanden mich sofort.

Und nun, mein lieber Ebert, diese Menschen, die hier als Leiter hausen, eine geheime, man möchte sagen wissenschaftliche Gesellschaft bildend, haben noch eine andere Art von Kinematographie erfunden. Man möchte sie eine plastische Kinematographie nennen, und auch ihre Wiedergabe ist eine plastische. Einst wird die ganze Menschheit diese Erfindung besitzen und sich daran ergötzen, vorläufig aber wird sie hier geheim gehalten. Verstehen Sie, was ich mit dieser plastischen Kinematographie sagen will?«

»Ja, so ungefähr verstehe ich Sie!« entgegnete ich.

»Gut. Also Sie werden vor Staunen oder vor Schreck nicht den Verstand verlieren?«

»Fällt mir gar nicht ein!« lachte ich. »Kann ich denn auch die Kugel einmal verlassen?«

»So oft Sie wollen.«

»Und was sehe ich dann? Wo bin ich dann?«

»Das werden Sie schon selbst erleben!« lachte auch der Kapitän jetzt. »Also Sie versprechen mir, sich über das, was Sie schauen werden, nicht Ihren Kopf zu zerbrechen?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Dieses Ihr Versprechen ist mir sehr wichtig. Drum wiederhole ich es: Sie versprechen mir, niemals außer sich zu geraten, niemals in grübelnden Tiefsinn zu verfallen?«

»Ich verspreche es Ihnen!« konnte auch ich nur wiederholen.

»Dann fahren Sie los!«

Mit diesen Worten hatte der Kapitän eine zweite, weiße Tür geöffnet, die sich in dem runden Raume befand, gleich zwei Türflügel zurückstoßend, eine Handbewegung, daß ich durch diese Tür fahren sollte, und ich gehorchte, trat sofort kräftig in die Pedale, sauste mit Vehemenz direkt durch die offene Tür.

Im nächsten Augenblick vergaß ich schon mein gegebenes Versprechen.

Ich riß vor Staunen die Augen und vielleicht auch den Mund auf.

Ob ich eigentlich schon etwas durch die offene Tür gesehen hatte, als ich mich noch in dem runden Raume befand, weiß ich gar nicht mehr. Ich war gar zu schnell losgefahren.

Jetzt aber befand ich mich plötzlich auf einer Landstraße, mit Kirschbäumen besetzt, hüben und drüben wogende Getreidefelder mit noch grünen Halmen, und dies alles übergossen vom goldenen Sonnenschein; schon gewahrte ich summende Bienen und gaukelnde Schmetterlinge, und hoch in den Lüften jubilierten die Lerchen!

Na, mein Staunen läßt sich denken!

Hier im Feuerlande gab es solch eine Landschaft natürlich nicht!

Wäre ich zur Winterszeit am Nordpol gewesen, ich wäre aus einer Schneehütte herausgetreten, und plötzlich befand ich mich in einer tropisch-indischen Landschaft – es wäre nichts anderes gewesen.

Doch nach wenigen Sekunden dieses ersten Staunens erinnerte ich mich meines Versprechens und der vom Kapitän gegebenen Erklärung.

Also alles nur Kinematographie! Oder doch deren Wiedergabe. Bleiben wir aber nur beim Ausdruck Kinematographie, was jeder versteht.

Was man sonst in den Theatern an einer ebenen Wand zu sehen bekommt, das wurde hier gegen die runden Wände der Glaskugel gezaubert.

Das war doch ganz einfach; um mir das gleich sagen zu können, brauchte ich nicht gerade Ingenieur zu sein.

Plastische Kinematographie?!

Gewiß, das war ein ganz richtiger Ausdruck.

Auch an den ebenen Wänden unserer Kinos bekommt man ja manchmal Landschaften und andere Bilder von vorzüglicher plastischer Naturtreue zu sehen, aber das konnte sich mit dieser Wiedergabe hier nicht im entferntesten vergleichen.

Eine wunderbare Naturtreue!

Diese Perspektive der ganzen Landschaft!

Diese Plastik der Bäume!

Ja, ich staunte. Aber dieses Staunen war erlaubt.

Was war eigentlich hinter mir?

Meine Kugel rollte noch immer langsam dahin, ohne daß ich noch trat, weil eben Freilauf, ich wandte mich im Sattel.

Hinter mir eine hohe Felswand, schon in beträchtlicher Entfernung aber ich sah noch das Tor, aus dem ich gekommen, jetzt freilich schon wieder geschlossen.

Hm, merkwürdig, sehr merkwürdig!

In welchen anderen Raum war ich denn da hineingerollt?

Hopsa!!

Schnell brachte ich mein Gesicht wieder nach vorn.

Meine Kugel war gegen einen Kirschbaum gerannt, ein klein wenig zurückgeprallt.

Hallo! Gegen einen Baum gerannt?

Nein, ein Kirschbaum mit reifen Früchten konnte das in Wirklichkeit wohl nicht sein, einen solchen gab es hier im Feuerlande doch nicht.

Der existierte nur als Lichtbild in den Glaswänden meiner Kugel.

Aber gegen irgend etwas mußte ich doch in Wirklichkeit gerannt sein.

Nun, ich machte es kurz, es war mir ja erlaubt worden – ich öffnete eine seitliche Klappe, ein Druck auf eine sichtbare Feder genügte, dann konnte ich die eingefasste Rundscheibe weiter herausdrücken.

Da aber, wie ich nur durch die Öffnung sah, erfaßte mich neues grenzenloses Staunen.

Kaum wagte ich durchzukriechen.

Schließlich tat ich es doch.

Und nun stand ich in sommerlicher Mittagssonne auf staubiger Landstraße unter einem Kirschbaum zwischen wogenden Feldern!

Ich pflückte einige Gräser und Blumen und betrachtete sie!

Ich pflückte einige rote Kirschen, verspeiste sie und spuckte die Kerne aus!

Ich fing eine Biene und wurde ganz empfindlich gestochen!

Ja, da soll man nun nicht staunen, nicht in tiefsinniges Grübeln fallen!

Kinematographie? Plastische?

Das war doch ganz einfach volle Wirklichkeit!

Wie war das zu erklären?

Befand sich in dem Felsenberge am Kap Horn vielleicht ein Gewächshaus, ein Wintergarten, in den man mich geschickt hatte?

Aber ein künstlicher Wintergarten von solch endloser Ausdehnung?

Oder war diese endlose Ausdehnung der Szenerie nur eine perspektivische Täuschung, künstlich hervorgerufen?

»Bitte, Herr Ebert, erinnern Sie sich Ihres Versprechens: Nicht grübeln, nicht grübeln, nach keiner Erklärung suchen! Sie werden die Erklärung schon später bekommen. Jetzt nehmen Sie nur alles, wie es ist, essen Sie Früchte, legen Sie sich ins Gras, tun Sie, wa Sie wollen, aber nur nicht tiefsinnig werden!«

So war es erklingen – mit Kapitän Stevenbrocks Stimme – in meiner dichten Nähe. Aber zu sehen war er nicht.

Stand er hinter der schwarzen Kugel? Denn von dort her war die Stimme gekommen.

»Wo sind Sie, Herr, Kapitän?«

Keine Antwort kam, was ich auch für weitere Fragen stellte.

Ich ging um die Kugel herum, zuletzt rennend – ich sah den Kapitän nicht.

Ich benutzte den Schlüssel, schloß eine Klappe auf, blickte hinein – in der Kugel war er auch nicht.

Na, jedenfalls hatte die nochmalige Ermahnung des unsichtbaren Kapitäns genützt.

Ich gab alles unnötige Grübeln auf, pflückte eine gute Portion Kirschen, legte mich in das Gras neben dem Straßengraben und begann sie zu verspeisen.

Solche ausgezeichnete Glaskirschen im November am Kap Horn – das läßt man sich gefallen, da soll man nicht lange fragen, woher sie kommen, wie so etwas möglich ist.

Dann erhob ich mich, steckte einige Kirschkerne in die Tasche, schloß eine Klappe auf, kroch hinein, und die schwarze, undurchsichtige Kugel hatte sich von innen wieder in eine mit hellen, durchsichtigen Glasscheiben verwandelt. Im Gegensatz zu der sommerlichen Mittagshitze dort draußen war es hier drin recht angenehm kühl, die Masse mußte ein sehr schlechter Wärmeleiter sein, das Innere behielt die ursprüngliche kühle Temperatur, durch das häufige Öffnen einer Klappe wurde daran nicht viel geändert.

Weiter ging es in mäßigem Tempo, vielleicht zwei Meilen in der Stunde, das ist die normale Schnelligkeit eines Radfahrers, einer elektrischen Straßenbahn.

Es blieb bei der Kirschbaumallee mit den grünen Kornfeldern zu beiden Seiten. Eine deutsche oder überhaupt mitteleuropäische Landschaft mit intensivem Ackerbau.

Menschen waren nicht zu sehen, kein Dorf, kein Kirchturm, kein einzelnes Haus, keine Hütte, kein aufsteigender Rauch, auch kein Pferd, kein Rind. Sonst aber ein reges Tierleben. Mitteleuropäische Insekten aller Art, Vögelchen, hoch in den Lüften zog ein Habicht seine Kreise, die Lerchen verstummten und suchten Deckung, da huschte eine Eidechse, jetzt lief ein Hase über den Weg, verschwand wieder im jungen Getreide.

Das ging so wohl eine Viertelstunde, es änderte sich nichts. Das kann man auf jeder Landpartie finden, noch viel länger ohne Szeneriewechsel, auch im schnellsten Automobil.

Ich war das monotone Treten nicht gewohnt, der Freilauf entschädigte mich wenig, bald empfand ich den Wunsch, wieder etwas zu Fuß zu gehen.

Weshalb nicht? Ich bremste, verließ die Kugel wieder.

Ja, es war herrlich hier draußen, die Sonnenwärme genierte mich nicht. Schade, daß ich nur so ein wenig hin und her gehen konnte, lieber hätte ich die Kugel wie ein Fahrrad neben mir her geführt.

Das war bei solch einer großen Kugel nicht möglich. Aber konnte ich sie nicht vor mir her stoßen? Wie schwer war das Ding eigentlich? Zum ersten Male befaßte ich mich mit solchen Eigenschaften meines Vehikels.

Schwer war sie, ungemein schwer! Wie ich mich auch stemmte und anstrengte, ich brachte die schwarze Kugel keinen Zoll vom Fleck, sie rührte sich nicht.

Darüber mußte ich mich wundern. Sie war so leicht zu treten. Ich brauchte nur ein Pedal herunterzudrücken, ohne jede Anstrengung, dann lief sie fort, federleicht. Und von hier draußen konnte ich sie trotz aller Kraftanstrengung nicht vom Flecke bringen?

Da machte ich eine noch seltsamere Entdeckung.

Auf der Landstraße lag eine gute Schicht Staub. Ein Glück, daß es ganz windstill war.

Dort, wo die schwarze Kugel lag, hatte sie sich tief in den grauen Staub eingebettet. Wie hätte es auch anders sein sollen.

Ja, wo war denn aber nun die Spur, die sie in einer Breite von etwa einem Viertelmeter in dem Staube hinter sich lassen mußte?

Keine Andeutung von solch einer Spur! Meine Füße hinterließen Abdrücke, von denen der Kugel war nichts zu bemerken.

Wie war das zu erklären? Diese Frage war doch wohl erlaubt.

Dazu mußte ich mich wieder in die Kugel begeben und in die Pedale treten. Federleicht ließ sich die sonst so schwere Kugel in Bewegung setzen. Jetzt blickte ich einmal direkt unter mich, konnte meine Beobachtungen um so leichter anstellen, da sich der Schwebesitz in jeder Lage immer etwas nach hinten befand.

Ja, die Kugel drückte sich immer in den Staub ein, das war deutlich zu beobachten, ebenso aber auch, daß sie absolut keine Spur hinterließ. Es war nicht anders, als ob der Staub Wasser sei, das hinter ihr sofort wieder zusammenfloß, nur eben, daß der Staub diese Eigenschaft sonst nicht zeigte, nicht unter meinen Füßen, nicht unter meinen Händen, da blieb er so vertieft oder so angehäuft, wie ich ihn formte.

Noch einmal heraus und vor der Kugel einen tüchtigen Wall von Staub angehäuft, wieder hinein und in die Pedale getreten – ich sah deutlich, wie die Kugel in dem Staubdamme eine tiefe Furche schnitt, ihn auf einen Viertelmeter Breite ganz niederdrückte, aber sobald sie darüber hinweg war, stand hinter mir der Damm wieder da, obgleich ich nicht erkennen konnte, in welcher Weise er sich wieder aufrichtete.

Nochmals verließ ich die Kugel, oder wollte es erst tun, diesmal in besonderer Weise. Ich wollte in flotter Fahrt zu der geöffneten Klappe herausspringen.

Es sollte mir nicht gelingen. Sobald ich nur eine Feder drückte, welche solch eine Klappe öffnete, irgend eine, alsbald stand die Kugel wie festgenagelt! Solch ein Druck auf irgend eine Feder wirkte wie die schärfste Bremse, noch besser als die Rücktrittsbremse.

So verließ ich die Kugel in ihrem Ruhestande. Die Arme über der Brust verschränkt, einige Schritte von ihr entfernt stehend, betrachtete ich das rätselhafte Vehikel.

Da hatte ich so einen Einfall, und ich wußte nicht, wie ich dazu kam.

»Bist Du etwa ein lebendiges Wesen oder wohnt Dir doch eine selbständige lebendige Kraft inne? Dann komm mal hierher!«

So sprach ich.

Hallo!!

Doch fast entsetzt sprang ich zurück!

Denn kaum hatte ich jene Worte gesagt, als sich die Kugel in Bewegung setzte und auf mich zu rollte!

Und da ich nun zurück sprang, rollte sie mir weiter nach.

Aber als ich stand, blieb auch sie stehen, dicht vor mir.

Was sollte ich hiervon denken?

Das Denken war nicht erlaubt.

Ich ging einige Schritte weiter, drehte mich wieder um. Die Kugel stand noch da, wo sie gestanden hatte, so wie früher.

»Komme hierher!«

Da kam die Kugel angerollt, blieb vor mir stehen.

»Rolle zurück!«

Sie rollte zurück.

»Schneller!«

Sie rollte schneller.

»Halt!« kommandierte ich, schon etwas von Angst erfaßt, sie könnte mir für immer entweichen.

Mit seinem Ruck blieb sie stehen.

»Komme wieder hierher!«

Sie kam wieder zurückgerollt.

»Rolle neben mir her!«

Sie rollte neben mir her, langsam und schnell, je nachdem ich ging oder rannte, immer in meiner dichten Nähe.

»Sei nicht so aufdringlich, bleib etwas weiter von meiner Seite!«

Sofort entfernte sie sich etwas weiter von mir ab. Ich blieb stehen, sie auch.

Was wollte ich mehr? Nun hatte ich ja, was ich gewünscht: Ich konnte zu Fuß, gehen, die Kugel trollte wie ein Hund neben mir her, ich brauchte sie nicht zu führen.

Ja, du soll man nun nicht staunen und grübeln!

Meine geistige Energie brachte es fertig, so etwas zu unterdrücken. Aber weitere Experimente machen, das durfte ich wohl.

Ich schloß wieder eine Klappe auf, aber ohne hineinzukriechen, nur hineinblickend und dazu mußte man also die Klappe überhaupt halten, sonst schloß sie sich von selbst wieder.

»Komme mit mir!«

Da aber verweigerte die Kugel den Gehorsam, sie rührte sich nicht.

Ich sah mich um, hob einen für meine Absicht gerade passenden Ast auf, klemmte ihn zwischen Klappenrand und Kugel, trat zurück.

»Komme hierher!«

Es nützte nichts. Die Klappe mußte geschlossen sein, sonst gehorchte die Kugel nicht, wurde nicht lebendig.

Auf der einen Seite der Chaussee zog sich ein Graben hin, etwa ein Meter breit und ebenso tief. Es war mir

nicht eingefallen, einmal meine Kugel während des Fahrens in diesen Graben zu lenken, ich hätte mich schön gehütet.

Jetzt sprang ich über den Graben.

»Komme hierher!«

Sofort setzte sich die Kugel in Bewegung, auf den Graben zu, sprang hinüber. Wie ein Gummiball. Nur daß sie, als sie jenseits des Grabens wieder den Boden berührte, nicht weiter hüpfte, sondern plötzlich wie festgenagelt stand.

Ich sprang zurück, ein Befehl, und auch die Kugel sprang sozusagen aus freier Hand, das heißt ohne jeden Anlauf, mit wahrer Eleganz wieder über den Graben, folgte mir weiter nach, wie ich wollte.

Ich wieder hinein.

»Fahre vorwärts!«

Kein Befehl nützte. Wenn ich mich innerhalb der Kugel befand, hörte die eigene Lebendigkeit der Kugel auf, da mußte ich treten.

Ich fuhr gegen den Graben los, in der sicheren Erwartung, hineinzufallen.

Aber nein, mit einem eleganten Sprunge war die Kugel von selbst darüber gesetzt, und da ich dann nicht bremste, fuhr sie auch noch weiter, in das Getreidefeld hinein.

Und da bemerkte ich wiederum das Seltsame!

Unter mir legte die Kugel die meterhohen Halme nieder, drückte sie platt an den Boden, aber sobald sie darüber hinweg war, richteten sich die Halme wieder kerzengerade auf!

Ich wieder heraus, mitten im Getreidefeld, ließ die Kugel rollen, nur auf mein Kommando. Es blieb dasselbe. Mein Fuß zerknickte die Halme, daß sie liegen blieben; die Kugel aber drückte sie nur nieder, ohne sie zu zerknicken, und sofort richteten sich die Halme wieder auf. Wieder nach der Landstraße zurück, zu Fuß, die Kugel auf meinen Befehl mir nach. Als sie über den Graben sprang, wollte ich sie mitten im Sprunge aufhalten, streckte ihr beide Hände entgegen, wurde aber von unwiderstehlicher Kraft zurück geschleudert. Dieses Experiment machte ich lieber nicht wieder, das konnte gefährlich werden!

Und ebensowenig gelang es mir, ihren Lauf, als ich sie langsam rollen ließ, durch einen kräftigen Stoß von hinten zu beschleunigen. Es war nicht anders, als ob ich mit den Händen gegen eine Mauer gestoßen wäre.

Rätselhaft, ganz rätselhaft!

»Stoße dort gegen den Baum!«

Sie stieß dagegen, prallte nur wenig zurück.

»Stoß heftiger dagegen!«

Sie rollte von selbst schneller, stieß mit Wucht gegen den Baum, daß er bis in die Krone erzitterte, alle Kirschen herabfielen.

»Noch heftiger, zersplittere ihn, brich ihn ab!«

Die Kugel nahm, etwas weiter zurückgehend, von selbst einen Anlauf, schoß plötzlich vorwärts, ein Krach und zersplittert lag der Baum, dessen Stamm wenigstens zwanzig Zentimeter Durchmesser hatte, am Boden! Und ruhig und unbeschädigt stand die Kugel da.

Etwas wie Grausen erfaßte mich.

Träumte ich denn nur?

Keine Ahnung davon. Eben stach mich eine Mücke in den Hals, ich klatschte sie tot, sie hatte schon längere Zeit gesaugt, mein Blut spritzte aus ihrem zerquetschten Leibe.

Na, dann noch weiter experimentiert.

Ich packte den gestürzten Baumstamm, mit aller Kraftanstrengung gelang es mir, ihn quer über die Straße zu schleifen.

»Springe über den Baumstamm!«

Die Kugel sprang hinüber, sprang zurück, wie ich befahl.

»Jetzt springe über die Zweige!«

Dieses Laubgeäst bildete einen Hügel von etwa zwei Meter Höhe, und auch darüber setzte die wunderbare Kugel gehorsam hinweg, aber doch in ganz besonderer Weise. Es war eigentlich kein Springen, sondern sie rollte oder glitt mehr das Geäst hinauf, ohne es besonders niederzudrücken, und so glitt sie auf der anderen Seite wieder hinab. Also sie machte es sich möglichst bequem, und zu einem freien Sprunge über dieses Geäst war sie durch keinen Befehl zu bewegen.

Ich setzte mich wieder hinein, fuhr gegen den Stamm los. Auch ohne Befehl sprang die Kugel darüber hinweg, ebenso dann über das Geäst, das nun aber wieder mehr ein Gleiten war.

Ich wieder heraus.

»Springe auf der Stelle frei in die Höhe! Springe im Laufen in die Höhe!«

Beides wurde nicht befolgt. Sie rollte, aber sprang nicht ohne Grund. Es mußte ein zu überwindendes Hindernis vorhanden sein.

Dann natürlich gelang es mir auch nicht, sie frei in der Luft schweben zu lassen, wovon ich schon geträumt hatte. Aus der Kugel einen mir gehorsamen Luftballon zu machen, in dem ich dann auch nach Belieben fliegen konnte.

Könnte die Kugel aber nicht sonst noch etwas leisten? Ich mußte nur nachsinnen.

»Stoße oder schiebe den Baumstamm in den Straßengraben hinein!«

Sofort machte sich die lebendige Kugel ans Werk, stieß hier und stieß da gegen den Stamm, ihn schiebend, und innerhalb drei Minuten lag der ganze Baum im Straßengraben!

Nicht grübeln, Ewald, nicht grübeln! Lieber denke darüber nach, wie Du selbständig etwas erforschen kannst!

Ich dachte an den klopfenden Tisch der Spiritisten.

»Hörst Du mich sprechen? Wenn ja, so rolle etwas vorwärts, wenn nein, so rolle etwas zurück.«

Aber hierauf ging sie nicht ein, wie plausibel ich es ihr auch machte, wie schlau ich meine Fragen auch stellte.

Wohl rollte sie noch immer vorwärts und rückwärts, wie ich befahl, aber nicht, wenn sie dadurch eine Bejahung oder Verneinung ausdrücken sollte.

Schade, daß ich sie so nicht zum Sprechen bewegen konnte. Wieder ein neuer Einfall!

Ich nahm ein Stück Ast, schleuderte ihn weit weg.

»Apport, hol den Stock!«

Richtig, die Kugel setzte sich in Bewegung, rollte über den Ast, und mit einem Male war dieser an der schwarzen Kugelschale, an der sonst kein Stäubchen haftete, kleben geblieben, eine seitliche Drehung und jetzt klebte der Ast eben auf der Seite, und so kam die Kugel zu mir zurückgerollt, blieb vor mir stehen, ein rutschender Ruck und sie präsentierte mir den Ast.

Es war nicht anders, als ob er daran klebe, ließ sich aber ganz leicht ablösen.

Als ich ihn jedoch wieder daran heften wollte, ging das nicht. Doch ich brauchte nur zu befehlen

»Halte den Ast fest!«

Sofort blieb der Ast wieder kleben.

»Er wird von einer magnetischen Kraft nach Belieben festgehalten und wieder losgelassen.«

So sagte ich mir, um nur irgendwie eine Erklärung zu haben, die der denkende Mensch nun einmal haben muß, um nicht tiefsinnig zu werden.

Da rannte in einiger Entfernung wiederum ein Hase über den Weg.

»Jage dem Hasen nach, fang ihn, schnell!«

Sofort setzte sich die Kugel in Bewegung, schneller und immer schneller, ich hätte nicht drin sitzen mögen.

So sprang sie über den Graben, schoß in das grüne Getreide hinein, machte weite Sätze, über die Halme hinweg, sprang wie ein fliegender Gummiball, beschrieb einen großen Bogen, blieb einen Moment stehen und kehrte langsamer zurück.

Ein jämmerliches Schreien erscholl.

Der große Hase stieß es aus, der seitwärts an der Kugel klebte, natürlich immer um seine eigene Achse rotierend, und so wie ein kleines Kind schreit der Hase in Todesängsten.

Noch war ich fähig, ihn abzulösen, er wußte sich aus meinen Händen gleich wieder zu befreien und suchte das Weite – dann setzte ich mich auf den Rand des Straßengrabens und ließ den Kopf hängen.

Jetzt ging's mir über die Hutschnur!

»Nicht träumen, Ebert, nicht grübeln denken Sie an Ihr Versprechen!« erklang da eine Stimme. »Sie bekommen später eine vollkommene Erklärung, jetzt seien Sie doch froh, daß Sie eine so gut dressierte Hundekugel haben!«

Wieder die Stimme des Kapitäns!

Zu sehen war er wieder nicht, und von der Kugel her kam die Stimme auch nicht, eher war es hinter mir erklungen, aber vergebens blickte ich mich um.

»Herr Kapitän, wo sind Sie?«

Keine Antwort.

»Geben Sie mir gleich jetzt eine Erklärung, ich flehe Sie an!«

Keine Antwort

Und doch, sie kam. Nur in ganz anderer Weise, als ich sie erwartet hatte.

Noch immer stand die strahlende Sonne im Zenit. Mit meinen Experimenten war ja kaum eine Viertelstunde vergangen.

Und da plötzlich rutschte diese strahlende Sonne über den blauen Himmel hin und stand dicht über dem Horizont!

Erst war mein staunender Schreck über dieses Naturphänomen ja groß, dann aber mußte ich herzlich lachen.

Ja, das war auch eine Antwort gewesen, in gewisser Hinsicht sogar eine Erklärung.

Also hier handelte es sich nicht um Wirklichkeit, sondern nur um eine künstliche Theaterdekoration!

Plastische Kinematographie! In der ich selbst mitwirkte!

Wie das zu verstehen, wie das möglich war, darüber sollte ich eben später völlig aufgeklärt werden. Jetzt hätte es wahrscheinlich nur gestört.

Also ich war beruhigt, wollte meine Fahrt fortsetzen. Der plötzliche Tiefstand der Sonne sollte doch offenbar andeuten, daß es nun bald Abend würde, da durfte ich doch sicher auf neue Überraschungen gefaßt sein.

Ehe ich den Schlüssel gebrauchte, um eine Klappe zu öffnen, fiel mir etwas ein.

»Öffne eine Klappe! Diese hier! Oder irgend eine andere. Sie soll sich von selbst öffnen! Ich befehle es!«

Ich befahl vergebens. In diesem Falle verweigerte mir die Kugel den Gehorsam. Ich mußte meinen Schlüssel benutzen, vor dessen Verlust mich der Kapitän wohl nicht umsonst gewarnt hatte.

Ich trat kräftig in die Pedale. Da tauchte in der Ferne an der Landstraße ein Haus auf, das erste, das ich erblickte.

Beim Näherkommen erkannte ich ein einstöckiges Bauernhaus, mit roten Schindeln gedeckt.

Noch war ich einen halben Kilometer davon entfernt, als die letzte Sonnenscheibe unter dem Horizont verschwand, und mit einer Plötzlichkeit wurde es finstere Nacht, als ob ich mich unter dem Äquator befände.

»Hören Sie, geehrter Herr Kapitän, Sie müssen Ihre plastische Kinematographie doch etwas mehr den wirklichen Verhältnissen anpassen!« lächelte ich.

Dann aber hatte ich mich zu orientieren. Doch es war nicht gar so finster, besonders die weiße Landstraße leuchtete noch deutlich vor mir.

Und jetzt flammten dort auch Lichter auf, alle Fenster des Hauses wurden erleuchtet, und gleichzeitig hörte ich Musik, ein nicht gerade künstlerisches Konzert von Klarinetten und Geigen und Brummbaß.

Außerdem gewahrte ich jetzt an den erleuchteten Fenstern die Köpfe von menschlichen Gestalten, sah sie sogar noch deutlicher, Männer in langschößigen Bauernröcken, Frauen mit mächtigen Puffärmeln, sogenannte Kuken auf den Köpfen.

Sie standen herum, ich sah auch, wie sie sich nach den Klängen der Musik im Kreise drehten.

»Ein bäuerliches Fest. Vielleicht Hochzeit. Ich soll mitmachen. Und wenn ich eintrete, dann finde ich nur Knochenskelette in altertümlicher Tracht oder gar in Leichenhemden.«

So sagte ich mir mit lächelnder Ruhe.

Also ich war schon gewappnet. Jetzt in der Nacht kam wahrscheinlich das Gruseln daran.

Aber ich will keine solche Bemerkung mehr im voraus machen, denn wenn ich in gewisser Hinsicht auch recht hatte, sonst kam es immer ganz anders, als ich gedacht hatte.

Ich hatte das Haus erreicht, fuhr durch das weit geöffnete Hoftor.

Zuerst hatte ich an einer hohen Mauer entlang fahren müssen, während dieser Zeit war plötzlich die Musik verstummt, die Fenster, das ganze Haus hatte ich überhaupt nicht mehr sehen können, und wie ich nun um die Ecke bog, in den Hof fuhr, waren alle Fenster dunkel!

Nur eine Stallaterne brannte, die neben der geschlossenen Haustür am Boden stand.

Gut, sie sollte mir genügen. Ich hielt, stieg aus, nahm die große Laterne oben beim Henkel.

Die Tür ließ sich aufklinken.

Ich muß gestehen, daß es mich ganz gehörig gruselte, als die Türe quietschend und ächzend zurückging.

Sollte es mich auch nicht gruseln!

Sonst wäre ich kein fühlender Mensch gewesen.

Ein wirkliches Fürchten, das ist wieder etwas ganz anderes. Nein, das tat ich nicht. Dieses grusliche, schauerliche Gefühl war mir sogar sehr angenehm. Ich lachte still in mich hinein. Aber mein Herz schlug mir doch wie ein Lämmerschwanz.

Die Hausflur war leer. Nur überall Spinnewebe. Ebenso war es mit allen anderen Zimmern beschaffen, die ich mit der Laterne durchschritt. Alle leer, nackt, nur reichlich mit Spinnewebe dekoriert.

Nein, hier hatte nicht soeben eine Hochzeitsfeier stattgefunden. Ebenso wenig aber sah ich auch Gerippe oder dergleichen.

Halt, da kam doch einmal etwas anderes!

In diesem Zimmer hier, reinlich gehalten, stand an der Wand ein mächtiges Himmelbett, die Federkissen mit schneeweißen Linnen überzogen, in einer Ecke ein bäuerlicher Waschtisch, rot und grün angemalt, mit allem versehen, was zum Waschtisch gehört, so weit man das in einem einfachen Bauernhause verlangen kann, in der Mitte ein richtiger einfacher Tisch und ein ebensolcher Stuhl.

Ich machte es kurz, setzte die Laterne auf den Tisch, zog die Jacke aus, krepelte die Hemdsärmel hoch und benutzte die Waschgelegenheit. Hatte es auch sehr nötig. Diese plastische Kinematographie färbte sogar ab, ganz echt. Besonders der Kirschbaum, den ich angepackt, hatte es getan.

Es passierte nichts dabei, das Wasser spielte mir keinen Streich, die Seife schäumte wie jede andere gute Kernseife, das grobe, aber saubere, neue Handtuch färbte mich nicht nachträglich schwarz.

So, ich zog meine Jacke wieder an, hing die Laterne an einen Deckenhaken, der sich gerade über dem Tische befand, setzte mich auf den Stuhl, der kommenden Dinge harrend. Was ich erwartete?

Nun ganz natürlich war das doch ein Tischlein-deck-dich. Ich brauchte nur zu wünschen, dann standen die ausgesuchtesten Speisen darauf; oder die ganze plastische Kinematographie hat gar keinen Zweck. So weit war ich bereits gekommen.

Aber das Tischlein wollte sich nicht decken.

Ach so, ich mußte erst wünschen, kommandieren!

»Tischlein deck Dich! Erst eine Suppe a la reine, dann ein Beefsteak a la Chateaubriand, dann getrüffelten Schweinskopf, zum Nachtisch eine Käseplatte und dergleichen mehr. Das nötige Getränk natürlich nicht zu vergessen.«

Aber ich wünschte und kommandierte vergeblich, das Tischlein wollte sich nicht deckten. Das war sehr fatal.

Als ich diese Reise ins Märchenland angetreten hatte, war es gleich Zeit zum Abendessen gewesen, das ich also versäumt hatte, und ich war überhaupt schon hungrig gewesen.

Übrigens, fiel mir jetzt erst ein, stimmte ja da die ganze Zeit nicht. Wie war denn plötzlich die Sonne in den Zenit gekommen?

Doch daran dachte ich jetzt nicht weiter, es hatte sich ja überhaupt schon aufgeklärt, durch die rutschende Sonne, und jetzt war ich vor allen Dingen hungrig.

Also mein Wünschen und Kommandieren nützte nichts, das Tischlein wollte sich nicht decken. Da aber geschah etwas, worüber ich doch sehr erschrak.

Kommt da plötzlich seitwärts unter dem Tische, dicht unter der Tischplatte, eine menschliche Hand hervor!

Na, da muß man wohl erschrecken.

Das nächste war, nachdem ich einige Momente das Phänomen angestarrt hatte, daß ich mit den Beinen aufstorchte, mit den Füßen unter den Tisch trat und dann erst darunter blickte.

Höflicher wäre es gewesen, wenn ich erst darunter geblickt hätte, dann hätte ich ja noch immer nach dem Besitzer dieser Hand treten können – ich machte es aber in meinem ersten Schreck gerade umgekehrt.

Beides hatte keinen Zweck. Weder fanden meine Füße einen Widerstand, noch war unter dem Tische etwas zu erblicken. Das Licht der Laterne hätte dazu vollkommen ausgereicht.

Aber die Hand blieb. Nun betrachtete ich sie mir auch näher. Eine schöne, feine, schneeweiße Frauenhand. Auch der Unterarm war noch zu sehen, ebenso fein und weiß, wie aus Marmor gemeißelt, mit blauen Äderchen fein durchzogen, und dann noch ein Stück hellblauer Spitze daran, gerade noch unter der Tischplatte hervorlugend. Die Finger bewegten sich etwas, sonst aber wurde die Hand offen hingehalten.

Mein Schreck und Staunen waren überwunden.

»Wer bist Du, Besitzerin dieser Hand?« begann ich mein Examen.

Keine Antwort, aber die Hand kehrte sich mir noch mehr zu.

»Du willst mir wohl die Hand geben?«

Unter dem Tische erscholl ein leises, dreimaliges Händeklatschen.

»Soll das ein Ja sein?«

Ein wiederholtes leises Klatschen.

Ich nahm die Hand in die meine. Eine weiche, lebenswarme Frauenhand!

Ich drückte sie etwas, meine wurde wiedergedrückt.

»Darf ich auch Deinen Arm anfassen?«

Unter dem Tische wurde nur einmal leise in die Hände geklatscht.

»Soll das ein Nein sein?«

»Ja.«

»Ich darf Deinen Arm nicht anfassen?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

Keine Antwort.

Ich tat es dennoch und es wurde geduldet.

Auch der Arm war ganz lebenswarm, ich fühlte am Handgelenk den Pulsschlag.

Plötzlich aber, wie ich immer weiter griff, wurde der Arm immer heißer, ich näherte mich wie einer intensiven Hitzequelle und zog meine Hand schleunigst zurück, sonst hätte ich mich tüchtig verbrannt.

Dasselbe geschah, als ich den Arm unter dem Tische von hinten ergreifen wollte. Auch hier kam ich wie einer sehr heißen Flamme zu nahe, obgleich von einer solchen nichts zu sehen war, so wenig wie von der Hand, wenn ich unter dem Tisch durchblickte.

Ich machte diesen Versuch nicht wieder, ließ es überhaupt bei der harmlosen Hand bewenden.

»Kannst Du nicht sprechen?«

Nein wurde unter dem Tische einmal geklatscht, oder es konnte ja vielleicht auch durch Zungenschnalzen hervorgebracht werden.

»Oder Dich durch Zeichen verständlich machen?«

»Nein.«

»Ich buchstabiere das Alphabet, wenn der betreffende Buchstabe kommt, klatscht Du –«

»Nein!!« wurde ganz energisch geklatscht.

Also ich sollte keine Möglichkeit haben, auf diese Weise schon jetzt eine Aufklärung zu erhalten.

»Bist Du vielleicht eine verwunschene Prinzessin?«

»Ja.«

Aha! Die berühmte verwunschene Prinzessin! Diese Frage war mir nur so in den Sinn gekommen. Und sie wurde denn auch gleich prompt bejaht.

»Du hast wohl hier in diesem Hause einmal etwas Furchterliches ausgefressen?«

»Ja.«

»Ein Kind ermordet?«

»Nein.«

»Deinen Geliebten, Vater oder Mutter?«

»Nein.«

»Sonst irgend einen Mord begangen?«

»Ja.«

»Doch natürlich an irgend einen Menschen?«

»Nein.«

»Nanu! Ein Tier?«

»Ja.«

»Vielleicht einen Frosch?«

»Ja.«

»Doch nicht etwa den Froschkönig?«

»Ja.«

Siehe da! Was war ich doch für ein Rateluder!

Ich mußte herzlich lachen.

Die Besitzerin dieser Hand hatte wenigstens Humor!

Dann würden wir auch schon zusammen auskommen.

»Du warst mit diesem Froschkönig wohl verlobt?«

»Ja.«

»Natürlich wider Deinen Willen?«

»Ja.«

»Und hast ihn getötet?«

»Ja.«

»Recht so! Und dafür mußt Du nun hier spuken?«

»Ja.«

»Kannst Du mir weiter nichts zeigen als Deine Hand?«

»Nein.«

»Sonst ist von Dir nichts weiter übrig geblieben?«

»Nein.«

»Alles andere an Dir ist wesenlos?«

»Ja.«

»Kannst Du mir mit dieser Deiner Hand sonst noch etwas vormachen?«

»Ja.«

»Bitte, dann mal los.«

Sofort zog sich die Hand zurück, kam gleich wieder zum Vorschein und präsentierte mir ein großes, weißes Paket.

Ich nahm es, es war feine Leinwand, zusammengelegt, ich faltete sie auseinander, immer weiter – –.

Ahaaaa, ein Tischtuch!

Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen!

Tischlein deck Dich!

Wie sollte es sich denn decken?

Ich hatte als erstes eine Suppe verlangt.

Sollte die etwa plötzlich auf der hölzernen Tischplatte als Pfütze schwimmen?

Wie das in jenem bekannten Märchen gehalten wird, weiß ich nicht mehr so genau, aber so einfach wie in einem Märchen geht die Geschichte jedenfalls nicht, das hier war plastische Kinematographie, da verlangt man logische Handlungen –!

Na, also ich deckte den Tisch, vorläufig mit dem Linnen.

Da war die Hand schon wieder da, präsentierte mir einen Porzellanteller.

Dann reichte mir die Hand Messer, Gabel und Löffel, dann kam die sogenannte Menage daran, dann zwei Weingläser, dann eine Flasche Weißwein, dann eine Flasche Rotwein, ohne Etikette, aber schon entkorkt, dann

ein Körbchen mit Schwarz- und Weißbrot, und dann endlich kam die Hauptsache, die – – die bestellte Suppe?!

Nein. Es sollte überhaupt immer alles anders kommen, als ich mir gedacht hatte.

Plötzlich kam unter dem Tisch hervor ein wunderlieblicher Duft.

Und da hielt die auftauchende Hand auch schon eine Schüssel, in der ein wunderliebliches Rebhuhn lag, regelrecht mit Speckseiten umwickelt, in mit saurer Sahne angerührter Tunke. Und dann noch eine gute Schüssel Rotkraut.

Ahhh! Über Rebhuhn kann ich schwach werden! Im Zuchthause von Portland hatte es niemals eins gegeben. Dann aber auch nicht in London, die Saison war noch nicht gewesen. Auf dem Meere waren auch keine Rebhühner herumgeflogen, in Brasilien auch nicht, bei Kap Horn auch nicht.

O Du wunderbare plastische Kinematographie!

Wenn Dich die Menschheit erst allgemein besitzt!

Aber der Humor verging mir doch etwas, als ich zu speisen begann, ich wurde doch wieder etwas tiefsinnig, so vorzüglich mir das Rebhuhn auch schmeckte.

Wie war dies alles nur möglich?

Plastische Kinematographie, was soll man denn hierunter verstehen?

Ich träumte doch nicht etwa?

Dieses Rebhuhn in saurer Sohle war ganz reell, auch die Knochen so reell, daß ich mir ein Stückchen Backzahn abbrach.

Nein, ein hartes Schrotkorn war es gewesen, auf das ich gebissen.

Ja, was sollte man denn hiervon denken?

Ich erinnerte mich meines Versprechens, löschte solche grübelnde Gedanken in meinem Gehirn aus.

Das Rebhuhn war bis auf die Knöchelchen verschwunden.

»Holdselige Prinzessin, sind Sie noch da?«

Ein dreimaliges Händeklatschen unter dem Tische bejahte.

»Darf ich noch um etwas Nachtisch bitten?«

»Ja.«

»Dann bitte als Nachtisch noch ein zweites solches Rebhuhn.«

Fast sofort tauchte die Hand auf, hielt schon eine Schüssel – da lag ein zweites solches Rebhuhn darauf!

Na gut. Ich hatte es ja bestellt.

Aber die Unterhaltung mit dem Geisterwesen wollte sich doch nicht wieder so versäumen.

»Ist es Ihnen angenehm, gnädige Prinzessin, daß sich Sie noch einiges frage?«

»Ja.«

»Fühlen Sie sich glücklich in Ihrem jetzigen Spukzustande?«

»Nein.«

»Möchten Sie erlöst werden?«

»Ja.«

»Bin ich vielleicht derjenige, welcher?«

»Ja.«

»Doch gewiß durch einen Kuß?«

»Ja.«

»Genügt ein Kuß, auf Ihre schöne Hand?«

»Nein.«

»Auf Ihr Mündchen?«

»Ja.«

»Können Sie sich denn in ganzer Figura sichtbar machen?«

»Ja.«

»Bitte, so tun Sie es doch.«

»Nein.«

»Weshalb nicht? Ach so, direkt antworten können Sie ja nicht. Würde ich mich vielleicht fürchten, wenn Sie mir in ganzer Gestalt erschienen?«

»Ja.«

»Mich entsetzen?«

»Ja.«

»Sind Sie etwa gar so häßlich?«

»Ja.«

»Eine häßliche alte Hexe?«

»Nein.«

»Was denn sonst? Können wir uns sonst nicht auf irgend eine Art und Weise unterhalten?«

Es kam keine Antwort, dafür aber sehr bald die Hand wieder unter dem Tische hervor, sie hielt ein Blatt Papier.

Ich nahm es, sah eine Bleistiftzeichnung daraus, und plötzlich fiel es mir wiederum wie Schuppen von den Augen.

Ilse! Fräulein Ilse! Unsere kleine Ilse!

Sie war es, die sich hier einmischte!

Ich muß nachträglich etwas erwähnen, wovon der Leser bisher noch nichts erfahren hat.

Die kleine Ilse war nämlich ein Wunderkind. Hatte ein wunderbares Zeichentalent. Konnte alles, was sie sah, mit wenigen Strichen naturgetreu skizzieren, leistete auch im Porträtieren Vortreffliches, Erstaunliches. Das war ihr angeboren, sie hatte es schon als kleines Kind gekonnt, es entwickelte sich immer mehr. Eine besondere Schule hatte sie deshalb noch nicht bekommen, das sollte erst später werden.

Und dabei besaß das jetzt zwölfjährige Mädchel einen großen Mutterwitz, einen köstlichen Humor, der sich besonders in solchen Skizzen offenbarte. Ganz genial. Eine gottbegnadete Karikaturenzeichnerin.

»Kommen Sie her, Mister Tabak, ich will Sie mal abmalen.«

Ein Stück Papier hergenommen, einen Bleistift – eins, zwei, drei – man glaubte wirklich, sie mache nur drei Striche – und da war der Eskimo fix und fertig.

Aber als Seehund, einen Fisch verschlingend, mit einer Flosse seine Tabakspfeife gegen die Brust drückend.

Ja, es war ein vollkommenes Seehundsgesicht, aber doch zugleich hatte sie vollkommen die Physiognomie des Eskimos hineinzulegen gewußt. Mister Tabak, wie er lebte und lebte, nur als Seehund.

Ganz wunderbar, wie sie das machte!

Oder sie wollte den Doktor Isidor porträtieren. Dann hing der an einem Baume, der mit Kognakflaschen dekoriert war, Doktor Isidor, wie er leibte und lebte, aber mit einem Schafskopf, auf dem er den Zylinder balanzierte, sonst die Hände in den Taschen seiner krummen Hosen, und dieser echte, gehörnte Schafskopf doch ganz deutlich das Gesicht des jüdischen Schiffsarztes – zum Totschießen!

Jetzt also hatte ich aus der Hand das Blatt Papier genommen. Auch solch eine Karikaturenzeichnung!

Das Ganze stellte unverkennbar hier dieses Zimmer dar. Dort stand das große Himmelbett, mit nur wenigen Strichen markiert, aber doch von wunderbarer Ähnlichkeit, in der Mitte der Tisch, an diesem saß ich, in hohen Stiefeln und meinem Wams, aber ich hatte einen langohrigen Eselskopf aus, und dennoch waren es ganz genau meine Züge, wie sie mir aus dem Spiegel bekannt waren, ich hatte eine Gabel in der Hand und an ihr eine große Distel gespießt, die ich mir eben in das geöffnete, zungenleckende Maul schieben wollte.

Wenn ich nicht so grenzenlos überrascht gewesen wäre, allein über diese Zeichnung, weil ich aus der ganzen Stilart gleich den Urheber erkannte, so hätte ich jetzt eine Erklärung für alle diese Wunder finden können. Mir wurde mit diesem distelfressenden Esel, der ich selbst war, doch zweifellos eine starke Andeutung gegeben. Der Leser versteht.

Ich aber verstand nicht, weil ich eben aus einem anderen Grunde so überrascht war.

»Fräulein Ilse, Sie also sind das?!«

Nein, wurde unter dem Tische geklatscht, während die Hand noch hervorsah.

Diese Hand war allerdings nicht die unserer Ilse, es war die Hand eines reifen Weibes, einer erwachsenen Dame, aber dadurch wurde ich nicht irre.

»Gewiß, das sind doch Sie, Fräulein Ilse, das ist doch eine Ihrer Karikaturenzeichnungen!«

»Nein.«

Nun gut, ich wollte darauf eingehen.

»Dann können Sie aber doch auch schreiben?«

»Nein.«

Man wollte durchaus keine Möglichkeit schaffen, um sich mit mir direkt zu verständigen.

»So zeichnen Sie mir einmal Ihre eigene Gestalt.«

»Nein.«

»Weshalb nicht? Sie können es doch. Haben Sie kein Papier mehr?«

»Nein.«

Ich hatte meine Briefftasche bei mir, zog sie.

»So werde ich Ihnen ein Stück Papier geben, oder Sie können ja die Rückseite dieses Blattes benutzen.«

»Nein.«

»Sie wollen nicht mehr zeichnen?«

»Nein.«

»Wollen Sie mir etwas anderes vormachen?«

»Ja.«

»Dann bitte sehr.«

Da sah ich, wie die Hand das Tischtuch faßte, ein Ruck, und mit großer Schnelligkeit wurde das ganze Tuch unter den Tisch gezogen, mit allem, was sich darauf befand.

Die beiden Teller, die Menage mit Salz, Pfeffer, Senf, Essig und Öl, die beiden Weinflaschen – alles war unter dem Tische verschwunden. Es war alles wie auf dem Tischtuche kleben geblieben. Auch die Knöchelchen waren dabei nicht von den Tellern gefallen, kein Salz hatte sich verschüttet. Es war auch alles ohne Klappern und sonstiges Geräusch abgegangen.

Das war ja schon erstaunlich genug gewesen. Daß unter dem Tische nichts zu erblicken war, brauchte ich wohl nicht erst zu sagen.

Aber es war auch noch etwas anderes Erstaunliches dabei.

Daß alles mit dem Tischtuch herabgezogen worden war, darf ich nicht sagen.

Ich hatte sowohl ein Glas Weißwein, wie Rotwein getrunken. Das Rotweinglas war noch halb gefüllt gewesen, es hatte ziemlich in der Mitte des Tisches gestanden, und da stand es auch noch jetzt, auf der hölzernen Tischplatte. Nur dieses halbgefüllte Rotweinglas hatte den Weg unter den Tisch auf dem Tuche nicht mitgemacht.

Wie war das möglich? Auch als Taschenspielerkunststück gar nicht zu erklären. Nun, ich suchte nach gar keiner Erklärung, erwartete das Weitere.

Als bald begann sich der dunkle Rotwein in dem Glase zu bewegen, die Oberfläche kräuselte sich, stieg, der Wein begann zu kochen, floß über den Glasrand.

Als ich das Glas einmal anfassen wollte, konnte ich es nicht, ich hätte mir die Finger verbrannt. So begnügte ich mich, weiter zu beobachten.

Der Wein floß und floß aus dem Glase, ergoß sich über den Tisch, nach allen Seiten hin. Aber nicht weiter als bis zum Tischrand. Dort staute sich die Flüssigkeit bildete einen Wall. Eigentlich eine ganz natürliche Erscheinung. So rückt ja jede Flüssigkeit, die eine Quelle hat, auf ebener Fläche vor, sie bildet immer eine scharf begrenzte Erhöhung, eine Folge der Adhäsion. Unnatürlich war nur, wie der Wein hier so gerade bis zum Tischrand vorrückte, dort nicht hierüber und herunter floß, sondern die überschüssige Menge dann nach den Tischecken, die von dem Glase doch weiter entfernt waren, vorschickte.

So hatte sich in wenigen Minuten die ganze Tischplatte, ungefähr ein Meter im Quadrat groß, mit Rotwein überzogen, in einer Höhe von vielleicht einem Zentimeter.

Da hörte das rätselhafte Glas zu fließen auf. Und gleichzeitig bemerkte ich, wie sich die Flüssigkeit auf dem Tische zu verändern begann. Sie wurde heller und heller, färbte sich ganz weiß, und da merkte ich, daß es plötzlich kein roter, flüssiger Wein mehr war, sondern massives Eis.

Die ganze Tischplatte war mit einer weißen Eisfläche bedeckt, fühlte sich wie solches an, war ganz kalt, strömte die Kälte aus.

Was sollte das?

Ein wiederholtes Händeklatschen veranlaßte mich, seitwärts zu blicken, wo die Hand immer erschien.

Sie war denn auch wieder aufgetaucht und hielt zwei kleine Figuren, menschliche Figuren.

Ich nahm sie der Hand ab, betrachtete sie. Es waren ein Männlein und ein Weiblein, ein Herr und eine Dame, spannenlang, oder nicht einmal, ungefähr zehn Zentimeter, beide in eleganten Pelzjacken, auf den Köpfchen Pelzmützen, der Herr in Kniehosen, die Dame mit einem fußfreien Röckchen, unten an den Sohlen der hohen Stiefelchen blitzende Eisenschienen, mit Lederriemchen befestigt.

Also Schlittschuhe – Schlittschuhläufer!

Wenn ich wagen wollte, daran zu glauben, so mußte ich ja nun schon wissen, was jetzt kommen würde.

Erst aber sollte ich noch eine andere Überraschung erleben, eine sehr angenehme.

»Herr Ebert!« erklang da Kapitän Stevenbrocks Stimme.

Sie konnte unter dem Tische hervor, aber auch anderswoher kommen.

»Herr Kapitän?!«

»Ich will mein Schweigen brechen, auch fernerhin noch öfters zu Ihrer Verfügung stehen.

In der Voraussetzung, daß Sie mich niemals nach einer Erklärung fragen.

Sie werden eine solche später bekommen, jetzt würde sie Ihnen nur alles zerstören. Sind Sie sich bewußt, daß Sie dies alles nicht nur träumen?«

»Kein Gedanke daran, daß ich mich nur in einem Traumzustande befände!« durfte ich sofort erwidern, mit ehrlichster Überzeugung, brauchte mich nicht erst an Ohr und Nase zu zupfen, ich hatte mir schon die Finger genug verbrannt, wenn es auch nicht nachträglich schmerzte.

»Recht so! Eine Gaukelei ist es ja nur, das kann ich Ihnen gleich sagen, das wissen Sie doch selbst.

Sie befinden sich eben auf einem Gauklerschiffe, sind von diesem aus in dieses Märchenland geschickt worden.

Nun betrachten und untersuchen Sie erst einmal die beiden Puppen genauer, Sie brauchen auch der Dame gegenüber nicht penibel zu sein, es sind nur Wergpuppen, made in Germany.«

Ich tat es. Ja, die Dame hatte unter dem Sportkostüm nur Gliedmaßen aus Leinwand, ein mit Werg oder Sägespäne ausgestopfter Puppenbalg. Keine innere Befestigung, die Beine und Arme schlenkerten hin und her, alles war ganz biegsam. Sie konnten nicht etwa stehen, sie lagen da, wie ich sie hinlegte, in ganz unnatürlichen Stellungen. Die weißen Handschuhe waren angeklebt.

Bemerkenswert aber waren die Köpfe. Aus hartem Wachs, die Gesichter vortrefflich modelliert, die Haare, die unter den Pelzmützen hervorsahen, schienen echt zu sein, die Wimpern, sogar der Schnurrbart des Herrn. Zwischen den roten Lippen blitzten die weißen Zähnen. Die gläsernen Augen natürlich starr, aber doch aufs genaueste nachgeahmt.

»Legen Sie die Püppchen auf das Eis. Es steht Ihnen dann frei, sie immer wieder zu ergreifen.«

Ich legte die Püppchen hin. Alsbald erscholl unter dem Tische ein Glöckchenspiel, wahrscheinlich eine Spieldose, ein faszinierender Marsch, und sofort erhoben sich die beiden Figuren, begannen Schlittschuh zu laufen und produzierten sich als Kunstläufer.

Mehr habe ich kaum zu sagen. Es waren perfekte Menschen geworden, lebendige Menschen, nur in winziger Miniaturausgabe. Sie produzierten sich als die geschicktesten Kunstläufer, gefielen sich in den graziösesten und geschicktesten Evolutionen, erst einzeln, einer schaute dem anderen zu, dann gleichzeitig, dann im Paar, fuhren im großen Bogen auf einander zu, reichten sich die Händchen, schleuderten sich gegenseitig ab, tanzten zusammen, undsoweiter, undsoweiter.

Und dabei lachten sie, daß die Zähnnchen noch mehr blitzten, und nicht nur, daß sie dabei überhaupt lachende Gesichter machten, sondern ich hörte dieses Lachen sogar, ein dünnes, silbernes Lachen, ihrer Größe entsprechend.

Mein Staunen läßt sich denken. Ich geriet außer mir. Bis ich mich jener Erlaubnis entsann.

Mitten im Laufe erhaschte ich das Männlein.

Sofort hatte es sich in meiner Hand in eine tote Puppe verwandelt, schlaff hingen Beine und Arme herab. Gleichzeitig aber war auch das Dämchen leblos auf dem Eise zusammengesunken.

Doch kaum hatte ich das Männlein wieder auf das Eis gelegt, meine Hand zurückgezogen, als beide wieder aufsprangen und ihr Spiel fortsetzten.

Die Musik verstummte, die Püppchen sanken von selbst zusammen.

»Nun,« hat es Ihnen gefallen, Herr Ebert?«

»Herr Kapitän, Herr Kapitän, geben Sie mir eine Erklärung für dieses Wunder!«

»Morgen. Jetzt gehen Sie schlafen. Benutzen Sie dort das Himmelbett.«

»Kann ich nicht gleich an Bord des Schiffes oder doch in den Felsen zurückkommen?«

»Nein. Sie sollen hier noch andere Überraschungen erleben. Aber nicht mehr in der Nacht. Ich will Sie auch während der Nacht mit Spuk und dergleichen verschonen. Sie sollen ruhig schlafen können. Sind Sie nicht recht müde?«

In der Tat, ich fühlte mich mit einem Male recht schläfrig. Vielleicht hatte der Wein eine besondere Wirkung ausgeübt.

»Also gute Nacht, mein lieber Ebert. Morgen sprechen wir weiter.«

Ich ließ die Püppchen liegen, zog mich aus, wenigstens Stiefeln und Oberkleider, versenkte mich in die hochgebauchten Federkissen.

Fast im Nu war ich entschlummert, kein Traum störte mich.

Als ich erwachte, graute der Tag.

Verwirrt rieb ich mir die Augen.

Daß ich noch in demselben Bett lag, war das einzige, was mich an meine gestrige Umgebung erinnerte, und an diesem Bett fehlte jetzt auch der »Himmel«, das Gestell, an dem ich übrigens die Vorhänge nicht zugezogen hatte, und auch alles andere hatte sich total geändert.

Nicht mehr die gestrige Bauernstube, sondern ein ganz anderer Raum, viel höher, mindestens vier Meter hoch. Mein Bett stand nicht mehr an der Wand, sondern in der Mitte dieses Raumes. Gestern waren zwei Fenster vorhanden gewesen, jetzt zwei an jeder Wand, also zusammen acht, mit durchsichtigen, das heißt sorgsam geputzten Fensterscheiben versehen. Dort an der Wand eine Badewanne aus Marmor, daneben in Leibeshöhe ein kleineres Bassin, also ein Waschbecken, über beiden je ein Wasserhahn. Dann noch ein Tisch und ein Stuhl, aber andere als gestern; auf dem Stuhle lagen meine Kleider.

Wie war ich denn hierher gekommen? Ich stellte diese Frage laut an den Kapitän.

Keine Antwort.

Ich sprang aus dem Bett. Erst so im Stehen konnte ich richtig durch die Fenster blicken, trat an ein solches heran.

Was ich da erblickte, daraus wurde ich lange Zeit nicht klug.

Grüne Wiesen, ganz dicht abgemäht, oder wohl eher Moos als Gras, mit bunten Pünktchen dazwischen, und dann hier und da ein Stückchen niedriger Busch, wie

Heidekraut oder wie niedriger Buchsbaum, will ich lieber sagen, es kam mir vor, als wenn es winzige Laub- und Nadelbäume wären.

Und dann ab und zu ein ebenso winziges Häuschen, ein Puppenhäuschen, das größte kaum zwanzig Zentimeter hoch, meistens mit einem Gitterchen umgeben, und hinter diesen Gittern sah ich kleine winzige Tierchen sich bewegen.

Da freilich, besonders durch die niedlichen Häuschen, ging mir eine Ahnung auf, ich dachte an die beiden Püppchen von gestern abend, und meine Ahnung sollte auch gleich bestätigt werden.

»Guten Morgen, Herr Quinbus Flenstrin!« erklang da wieder des unsichtbaren Kapitäns Stimme aus einem unbekanntem Jenseits, das mir aber doch ganz nahe war.

»Wie nennen Sie mich?« rief ich erstaunt.

»Quinbus Flenstrin. Das ist in deutscher Übersetzung so viel wie Menschberg. Na, Herr Menschberg, wo befinden Sie sich?«

Ja, nun wußte ich es, falls ich etwa noch einen Zweifel gehabt hätte.

Ich hatte mich erst vor kurzem mit der Patronin und dem Kapitän bei Tisch darüber unterhalten, nämlich über Jonathan Swifts Werk »Gullivers Reisen«, wohl sicher jedem Leser bekannt.

Mir war nämlich in der Schiffsbibliothek dieses Buch in die Hände gefallen, eine Prachtausgabe mit zahlreichen Illustrationen, eine höchst selten gewordene Ausgabe.

Da hatten wir uns bei Tisch darüber unterhalten. Über dieses Buch im besonderen und über Phantastisches im allgemeinen. Und wir waren zu der gemeinsamen Überzeugung gekommen, daß in der Literatur hauptsächlich alles rein Phantastische ewigen Bestand zu haben scheint. Mit welcher kleinen Andeutung ich mich hierbei begnügen will. Denke der geneigte Leser nur selbst einmal darüber nach was in der Literatur dauernden Bestand hat, was schon unsere Großeltern mit Vergnügen gelesen haben und was wir heute noch gern lesen, unseren Kindern wieder zu lesen geben, und wie schnell alle realistischen und naturalistischen Romane, wie sie auch einmal verschlungen worden sind, doch wieder in die Nacht der Vergessenheit versinken. Und ist nicht zum Beispiel auch ein Drama wie Goethes »Faust« aus lauter Unmöglichkeiten aufgebaut? Sein Roman »Werthers Leiden« hingegen beruht auf lauter Realistik.

Wer aber liest diesen Roman heute noch?

Genug hiervon!

»Ich bin im Lande der Liliputaner!« rief ich.

»Erraten. Sie sind auf der Insel Liliput. Fragen Sie nicht, wie Sie hierher gekommen sind. Aber eine Einleitung sollen Sie erhalten.

Sie sind nicht etwa der erste riesenhafte Bergmensch oder richtiger Menschberg, der von den winzigen Zwergen hier gefangen gehalten wird.

Schon vor zehn Jahren erreichte ein Schiffbrüchiger den Strand dieser Insel, er legte sich zum Schlafen hin,

und wie er erwachte, war er mit Stricken umwunden und angeflöckt.

Wir wollen diesem Schiffbrüchigen, der ein Mensch wie Sie war, den nicht ungewöhnlichen Namen Friedrich Wilhelm Schulze geben.

Also Herr Schulze hat hier alles durchgemacht, was einst Gulliver unter den Liliputanern erlebte, welche Geschichte Sie ja genau kennen.

Nachdem er sich lange Zeit mit sehr engen Wohnungsverhältnissen hatte begnügen müssen, konnte er hier dieses Haus beziehen, das die Liliputaner im Laufe von drei Jahren für ihn gebaut hatten. Gegen fünftausend Liliputaner haben drei ganze Jahre lang unablässig daran gearbeitet, der Menschberg mit seiner Riesenkraft hat selbst dabei wacker mit helfen müssen, und wenn Sie etwa denken, dieses Haus, das nur zwei Räume enthält, hätte vielleicht nur fünftausend Mark gekostet – nein, fünf Millionen hat es den Liliputanern gekostet; weil es eben Liliputaner sind.

Dieses ungeheure Haus liegt im Nationalpark, der allerhand Sehenswürdigkeiten und Vergnügungsstätten enthält.

Auf der einen Seite sehen Sie den Zoologischen Garten, auf der anderen die Rad- und Pferderennbahn, nach Süden liegen hauptsächlich Restaurationen, Gartenlokale mit Karussells Schaubuden und dergleichen, eine ständige Vogelwiese und nach Norden erblicken Sie die Hauptstadt Mildendo. Dazwischen liegt ein sehr großer See, für Sie natürlich nur eine Pfütze, auf dem jeden

Sonntag und noch öfter eine internationale Ruder- und Segelregatta stattfindet.

Acht Jahre hat Herr Friedrich Wilhelm Schulze hier gelebt, bis er starb. Er hatte mit seiner Gabel einen ganzen Ochsen in den Mund gesteckt, natürlich einen gebratenen, den er, ohne ihn erst zu kauen, versehentlich verschluckte, und das war doch etwas zu viel für ihn, er erstickte an diesem Bissen. Er wurde in einem Kanal begraben, an dem man schon viele Jahre gearbeitet hatte, den man dann aber nicht gebrauchte, die Liliputaner mußten über die Leiche nur wieder Sand schaufeln.

Da Herr Schulze ein sehr gutmütiger Charakter war, durfte er sich frei im Lande ergehen. Natürlich unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln, nur auf den breitesten Landstraßen, nur zu gewissen Tageszeiten, daß er mit seinen ungeheuren Füßen, für die Liliputaner zwei Meter lang, nicht etwa Schaden anrichtete.

Trotzdem hatte man diese feine Wohnung gleich so eingerichtet, daß man ihn hier auch als Gefangenen einsperren konnte.

So kommt es, daß Sie hier alles gleich vollständig eingerichtet finden. Die Fenster gehen nicht zu öffnen, die Scheiben bestehen aus einer besonderen Glasmasse, auch für unsere Kraft durch nichts zu zertrümmern. Rund um das Haus zieht sich, wie Sie dann sehen werden, ein Gitter herum, auch oben geschlossen. Sie befinden sich in einem vollständigen Käfig.

Also, mein lieber Ebert, gestern sind auch Sie als Schiffbrüchiger vom Meere hier ans Land gespült worden, sind gleich in Schlaf gefallen, man hat Sie gefunden, tausende von Zwerglein haben Sie auf komplizierten Maschinen hierher befördert, in der Nacht, während Sie schliefen. Wahrscheinlich haben Sie auch noch einen Schlaftrunk oder eine betäubende Einspritzung bekommen.

Haben Sie mich verstanden? Akzeptieren Sie diese Voraussetzung?«

»Ich akzeptiere sie!« entgegnete ich lachend.

»Gut. Dann brauche ich Ihnen weiter keine Instruktionen zu geben. Alles Weitere wird sich schon finden. Seien auch Sie nur recht sanftmütig, stecken Sie nicht gleich Ihre Hand durch das Gitter, um solch ein Menschlein zu haschen, dann werden auch Sie später größere Freiheit genießen.

Als zweiter Menschberg, der hier strandet, haben Sie den großen Vorteil, daß Sie für Ihre Unterbringung und Bequemlichkeit alles schon fix und fertig eingerichtet finden. Bedenken Sie nur, wie es dem armen Gulliver zuerst ergangen ist. Was der sich für Untersuchungen und Verhöre gefallen lassen mußte. Und dasselbe war natürlich auch bei Herrn Schulze der Fall. Bei Ihnen ist das alles nicht mehr nötig. Herr Schulze ist erst seit einem Jahre tot, die Erinnerung an ihn ist noch ganz frisch im Gedächtnis. Natürlich freut man sich ungemein, wieder solch einen Menschberg erwischt zu haben, das ganze Land, über Nacht telegraphisch verständigt, befindet sich

in ungeheurer Aufregung; um sechs Uhr, wenn der Zoologische Garten geöffnet wird, werden die Scharen angezogen kommen, um das neue Wunder anzustaunen.

Übrigens können Sie sich mit den Leutchen nicht durch Worte verständigen. Auch Herr Schulze hat trotz seines neunjährigen Aufenthaltes hier ihre Sprache nicht erlernt. Einfach deshalb nicht, weil selbst das lauteste Schreien dieser winzigen Zwerglein für unser Ohr nur ein durchdringendes Mäusepiepen ist, unsere Sprache für sie ein furchtbares Donnern. Also bitte, mäßigen Sie Ihre Stimme, sprechen Sie womöglich gar nicht, bedienen Sie sich nur der Gesten.

Wenn wir uns hier unterhalten, das hören sie überhaupt nicht, weshalb nicht, das geht Sie gar nichts an.

Sonst noch etwas? Ja. Man ist so höflich gewesen, Ihnen alle Ihre Sachen zu lassen, Ihre Uhr und alles andere, was Sie in den Taschen hatten. Eben weil das den Liliputanern nichts Neues mehr ist, weil sie schon ihren ersten Menschberg gehabt haben, der noch viel besser ausgerüstet war als Sie.

Unter anderem hatte er auch einen sehr guten Feldstecher bei sich, von Ihnen Opernglas oder noch lieber Operngucker genannt. Ferner in der Westentasche ein Vergrößerungsglas. Man ließ ihm diese beiden Instrumente, die er gerade in diesem Lande so gut gebrauchen konnte. Sie blieben dann in diesem Hause, das als ein Museum zum Andenken an den Menschberg diente. Sie finden diese beiden Instrumente und alles andere, was

dem Herrn Schulze gehörte, was er sich zum Teil selbst angefertigt hatte oder geliefert bekam, im Nebenzimmer.

Dann nur noch eines: Sie können das Haus jederzeit verlassen, vorausgesetzt, wenn Sie die Türen öffnen können. Befinden Sie sich aber draußen, und eine auf dem Hause angebrachte Klingel ertönt, für die Liliputaner eine ungeheure Glocke, so müssen Sie sofort wieder ins Haus gehen, die Türen werden hinter Ihnen wieder geschlossen.

Herrn Schulze ist dieser Dressurakt erst mit großer Mühe beigebracht worden, das ist bei Ihnen nicht nötig, indem ich es Ihnen hiermit sage. Die Liliputaner werden über Ihre schnelle Auffassungskraft und Willfährigkeit staunen.

Sonst habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen. Also Schluß! Müssen Sie noch etwas erfahren, werde ich mich schon wieder melden.«

Mein Mentor war verstummt.

Ich hätte ihn auch nichts weiter zu fragen brauchen, er war ausführlich genug gewesen.

Also ins Märchenland der Liliputaner war ich versetzt worden.

Wohl, ich wollte es nehmen, wie es mir gegeben wurde, eine vollständige Erklärung sollte ich ja später bekommen. Das Grübeln hatte ich mir nun schon abgewöhnt. Wundern und Staunen war etwas anderes, das durfte ich.

Ich begab mich von einem Fenster zum anderen.

Ja, jetzt erst bemerkte ich, daß sich rings um das Haus ein Gitter zog, in einem Abstände von etwa zehn Metern, oben geschlossen, es mußte also auch noch über das ganze Haus weggehen. Recht starke Eisenstäbe, durch die ich höchstens gerade die Hand zwängen konnte.

Auf der einen Seite sah ich also einen Miniaturpark, in dem die Tierzwinger lagen, was ich sonst erblickte, das will ich jetzt nicht schildern, da ich es dann viel deutlicher sehen sollte, auf der anderen Seite ebenfalls solch ein Park mit Wald und Wiese, als Hauptsache darin ein runder Kreis und ein größerer, mehr ovaler, worin ich nun die Rad- und die Pferderennbahn erkannte, auf der dritten Seite viele Häuserchen und Zelte, nach der vierten Seite hin erblickte ich einen kleinen Teich, mehr eine Wasserlache zu nennen, und weiter dahinter eine Puppenstadt.

Weiter will ich jetzt also nichts beschreiben.

Wo war denn nun der andere Raum, von dem der Kapitän gesprochen? Zwei Türen gab es. Die eine war geschlossen, die andere konnte ich öffnen.

Richtig, das Haus hatte noch einen kleinen Anbau, zwischen zwei Fenstern gelegen. Es war die Toilette meines Vorgängers gewesen, als Museum erhalten geblieben, auch wieder durch zwei Fenster erleuchtet.

Es war alles vorhanden, was der Mensch braucht, um nicht zum Tier herabzusinken. Wozu schon der Kamm gehört, den ich bereits gestern in dem Bauernhause schwer vermißt hatte.

Ich brauchte nur zu suchen, ich fand alles, in einer Kommode und in einem Kleiderschranke und auf Regalen, und immer mehr mußte ich über die wunderbare Kunstfertigkeit staunen, mit der hier alles hergestellt worden war.

Es waren eben zwerghafte Handwerker gewesen, die dies alles nach den Angaben meines Vorgängers oder auch nach seinen rohen Modellen angefertigt hatten.

Der Schrank und die Kommode aus lauter kleinen Holztäfelchen zusammengesetzt. Die Anzüge und Hemden aus einem wunderbaren feinen Gewebe oder Gespinst, obgleich nicht etwa gerade so dünn, wohl wie aus Spinnweben, aber doch für uns von normaler Stärke. Man mußte nur näher hinsehen, um dieses Wunder zu erkennen.

Im übrigen will ich mich hierbei nicht weiter aufhalten, es würde gar zu weit führen.

Vor allen Dingen sah ich auf einem Regal das Vergrößerungsglas und den Krimstecher liegen. Daß letzterer zweifellos derselbe war, der mir an Bord der »Argos« zur Verfügung gestellt worden, darüber wunderte ich mich jetzt durchaus nicht mehr. Auch der Leser versteht schon; denn auch die Liliputaner durften sich doch nicht wundern, wenn ich plötzlich ein Doppelfernglas hatte. Das ganze Märchenspiel war aufs beste arrangiert, ich mußte nur willig auf alles eingehen, und wenn ich dann hinter die Kulissen des Theaters blickte, wurde ich doch nur enttäuscht.

Mit diesen beiden Instrumenten begab ich mich in den großen Raum zurück. Eben erhob sich die Sonne über dem Horizont, hoffentlich regelrecht im Osten, oder, wenn es Sommer war, nur mit einer kleinen Abweichung nach Norden.

Jetzt richtete ich erst einmal meinen Feldstecher nach dem Zoologischen Garten. Das ausgezeichnete Instrument vergrößerte zehnmal. Oder nein – es zog zehnmal heran, verkürzte die Entfernung scheinbar auf den zehnten Teil, so muß es heißen! Ein Fernglas darf ja nie vergrößern. Tut es das, besonders bei geringer Entfernung, erscheint der Gegenstand dann größer, als er in Wirklichkeit ist, so ist es fehlerhaft konstruiert, es wird dann auf größere Entfernungen versagen, die Bilder meist verzerren.

Also wenn das nächste Häuschen von mir dreißig Meter entfernt war, so hatte ich es, wenn ich durch das Doppelglas blickte, scheinbar nur noch drei Meter vor meinen Augen, und da läßt sich ja nun schon etwas erkennen.

Wunderbar war es, was ich da erblickte.

Es war der Elefantenzwinger, und der Insasse machte den ersten Morgenspaziergang in seinem freien Gehege. Ein perfekter Elefant, aber nicht größer als ein Karnickel. Es ist ein etwas unpassender Vergleich, aber mir fällt nicht gleich ein anderer ein. Oder meinetwegen wie ein Mops, wie ein kleiner Mops, noch nicht ganz ausgewachsen. Natürlich vorne den Rüssel und hinten den Schwanz, und auch die Stoßzähne fehlten nicht.

Und was für ein stattlicher Elefant war das! Das konnte ich nämlich daraus beurteilen, weil jetzt der Wärter das Gehege betrat, und das war, kann ich gleich versichern, ein vollständig ausgewachsener Mann, obgleich nur wie gestern die Püppchen ungefähr zehn Zentimeter hoch, hatte einen großen Vollbart.

Er beschäftigte sich mit dem dickhäutigen Riesen aus Liliputs Reiche, wie es auch sonst in dem Zoologischen Garten überall lebendig wurde.

Überall kamen aus den Häuserchen Tiere zum Vorschein, um sich im Freien zu ergehen, so weit es ihnen das Gehege oder ein solideres Gitter erlaubte, Kamele und Giraffen und Zebras und Strauße und Büffel und Hirsche und Rehe, dort in den erhöhten Käfigen dehnten sich Löwen und Tiger und Panther und Hyänen und andere Raubtiere, und ich will nur nochmals sagen, daß hier die Höhe eines erwachsenen Menschen zehn Zentimeter betrug, so kann sich jeder ein Bild von der Größe oder vielmehr Winzigkeit dieser Tiere machen, die mir mein Doppelglas dicht vors Auge zauberte.

Ein entsetzlicher Anblick!

Doch da sah ich etwas, was mich noch mehr fesselte.

Plötzlich standen da vor dem Glasfenster, durch das ich blickte, eine ganze Menge solcher winziger Männlein und Weiblein.

Wie ich jetzt erst bemerkte, befanden sich vor allen Fenstern, also draußen, Galerien, Fenstersimse hätte man ja auch sagen können, aber es waren Galerien, für die

Zuschauer bestimmt, die den Menschberg hier drin beobachten wollten, mit Brüstungen versehen. Diese Galerien liefen draußen um das ganze Haus herum, ab und zu führte ein Treppchen herauf.

Diese Galerien, von denen aus man mich in meiner Wohnung selbst beobachten konnte, war nur für ein erlesenes und geladenes Publikum bestimmt, oder, wie ich alles später erfuhr oder merkte, nur gegen hohes Entree zugänglich, das große Volk konnte mich nur sehen, wenn ich mich draußen im vergitterten Hofraum erging.

Trotz der frühen Morgenstunde, es war erst etwas nach vier Uhr, und obgleich die Tore des Zoologischen Gartens noch geschlossen waren, hatten sich schon einige Honoratioren aus der Hauptstadt Mildendo eingefunden, um den neu eingefangenen und über Nacht hierher transportierten Menschberg zu bewundern.

Es waren sieben Herren, die dort draußen standen, junge und alte, sogar solche mit weißen Vollbärten, und vier Damen, die mich staunend betrachteten, und ich konnte sie ebenso betrachten, ohne meine Augen besonders anstrengen zu müssen, wenn es auch noch nicht einmal spannenlange Püppchen waren.

Jonathan Swift ist in seinem berühmten Buche auch betreffs der Daten äußerst gewissenhaft. Er läßt seinen Helden Gulliver am 4. Mai 1699 seine abenteuerliche Fahrt von Bristol aus antreten.

Das war damals der Anfang der sogenannten Rokokozeit, und infolgedessen tragen auch die kleinen Liliputaner Rokokotracht. In den besseren Ausgaben des Buches wird das bildlich sehr genau wiedergegeben.

Wir lebten jetzt nicht mehr in der Rokokozeit. Schließlich hätten diese modernen Liliputaner hier ja ihre Kostüme nach eigenem Geschmack tragen können, aber das war eben nicht der Fall, sie hatten sich dem Weltgeist angepaßt, der über die ganze Erde weht und alle Originalität in der Kleidung auslöscht, so daß sich heute ein moderner Türke genau so kleidet wie ein Pariser oder ein Neuyorker.

Schon vorhin der Elefantenwärter mit aufgekrepelten Hemdsärmeln hatte nicht anders ausgesehen als ein Elefantenwärter im Zoologischen Garten von Berlin oder Amsterdam, und das war hier auch bei diesen winzigen Gestalten vor meinem Fenster der Fall.

Die jüngeren Herren schienen ihre Garderobe aus London zu beziehen, die Damen durchweg aus Paris, so elegant und schick nach neuester Mode waren sie gekleidet. Die älteren Herren nahmen es wohl nicht so genau, die ließen sich ihre Röcke und Hosen wohl von einem ganz ordinären Liliputaner-Schneidermeister machen, aber modern waren doch auch sie gekleidet.

So modern waren sie hier, daß sie sogar alle kurzsichtig zu sein schienen. Die Damen musterten mich durch Lorgnetten, die meisten der Herren hatten Klemmer auf der Nase, einer kokettierte mit einem Monokel, nur die

älteren Herren bevorzugten solide Brillen, und es fehlte auch nicht an Tüchlein, die gezogen würden, um die Gläser erst einmal zu putzen.

Dazu nun eine lebhafte Unterhaltung, es fehlte nicht an dem nötigen Staunen, mit dem ich ungeschlachter Menschenberg betrachtet wurde, und der alte Herr mit dem weißen Vollbart war sicher ein Professor, der machte schon seine gelehrten Bemerkungen.

Ein entzückendes Bild! Diese winzigen Figürchen! Die Schlittschuhläufer gestern waren nichts dagegen gewesen. Hier kam noch vielerlei anderes dazu. Soeben zog ein Herr den Handschuh aus, ich sah an den winzigen Fingerchen einige Goldreife blitzen. Ich sah, wie eine Dame ein Riechfläschchen an das Näschen brachte. Ach, was ich alles sah!

Und um das entzückende Bild fertig zu machen, kam jetzt hinter den Rücken der einen Dame ein kleines Mädchen hervor, nicht größer als fünf Zentimeter, das sich bisher hinter der Mama versteckt gehalten hatte.

Gerade die Furcht dieses kleinen Mädchens aber brachte mich auf einen besonderen Gedanken.

Kapitän Stevenbrock hätte mir gar nicht zu raten brauchen, mich einer besonderen Höflichkeit zu befleißigen, ich sah sofort selbst ein, daß es das Beste war, diesen kleinen Leutchen ein recht gutes Urteil über mich beizubringen.

Und ich hatte bereits gesehen, wie der eine junge Herr, der etwas später gekommen sein mochte, vor den anderen zur Begrüßung tief das Strohhütchen gezogen hatte,

und dieser Gruß war ebenso erwidert worden, die Damen hatten sich leicht verneigt, hatten ihm wohl auch die Hand gereicht, die Hand der einen Dame war über dem Handschuh ehrerbietig geküßt worden.

Also alles genau wie bei uns.

Gut, da sollten die merken, daß es bei uns ungeschlachten Riesen zu Hause auch solch höflichen Anstand gab.

Also ich nahm schnell meine Mütze, die ich gerade auf dem Tische vor mir liegen sah, setzte sie auf, aber nur, um sie gleich wieder abzureißen, sie wiederholt schwenkend, dazu vor den Zwerglein meine schönsten Komplimente machend, sogar mit dem Fuße auskratzend.

Meine Höflichkeit wurde gewürdigt. Seitens der Zwerglein ebenfalls allgemeines Hutziehen und Verbeugen gegen mich, die Damen verneigten sich und winkten mir mit den Händchen, wenn es dabei auch nicht ohne Lachen abging.

Jedenfalls aber machte es mir den Eindruck, als hätte man von dem neuen Menschberg gar nicht solch eine Höflichkeit erwartet. Mein Vorgänger, Herr Schulze, hatte wahrscheinlich ein ganz anderes, plumpes Benehmen zur Schau getragen. Ich wurde denn auch gleich ganz stolz auf mich.

»Bravo, bravo!« lobte mich da auch schon die Stimme des unsichtbaren Kapitäns. »Herr Ebert, das haben Sie sehr schön gemacht! Jetzt haben Sie die Herzen dieser Liliputaner bereits bezwungen, und das wird heute abend schon in sämtlichen Tageszeitungen des Landes stehen.

Ihre außerordentliche Höflichkeit, verbunden mit so gewandtem Auftreten. Daß Sie sich dabei barfuß in Hemd und Unterhosen befinden, hat gar nichts –«

Himmelbombenelement noch einmal!

War ich denn nur ganz von Sinnen?

Wie konnte mir denn nur so etwas passieren?

Nun, ich hatte diese Zwerglein eben bisher nicht für richtige Menschen gehalten. Ich mochte an die beiden gestrigen Schlittschuhläufer gedacht haben, die doch nur Wergpuppen gewiesen waren, durch irgend eine Gaukelei Leben erhalten hatten. Vor diesen hätte ich mich ja durchaus nicht geniert, mich auch nur in Badehosen an den Tisch zu setzen und sie in die Hand zu nehmen, sie wurden darin doch wieder sofort nur leblose Puppenbälge.

Das hier war aber doch etwas ganz anderes! Das hier waren wirkliche Menschen, nur in winziger Miniaturausgabe! Ich hatte ja allerdings gar keine Garantie dafür, es konnten ja ebenfalls nur Puppenbälge sein, nur durch eine Gaukelei scheinbar lebendig gemacht, aber – –.

Nein, nein, das waren wirkliche Menschen, nur eben winzig klein!

Plötzlich wußte ich das ganz bestimmt!

Und ich hier vor diesen jungen eleganten Damen barfuß in Hemd und Unterhosen!

Entsetzt machte ich einen Sprung vom Fenster weg nach der nächsten Ecke, wo ich von dort aus nicht mehr gesehen werden konnte.

Da bemerkte ich, daß auch an allen den anderen sieben Fenstern solche Gruppen von eleganten Herren und Damen standen, die mich mit Interesse beobachteten!

Himmel, wo sollte ich nun hin?!

Hier gab es kein Versteck, nicht einmal unters Bett konnte ich kriechen, es war zu niedrig.

In die Kammer hinüber?

Da war genau dasselbe wie hier.

Ich wollte vor Scham vergehen.

»Nein, nein, mein lieber Ebert,« erklang da lachend die Stimme des Kapitäns, »Sie brauchen sich durchaus nicht zu genieren! Denken Sie nicht etwa, daß Sie hier als Mensch betrachtet werden. Sie sind für die Liliputaner nichts weiter als ein menschenähnlicher Affe von riesenhafter Größe, so menschenähnlich sind diese ungeheuren Affen aus einem unbekanntem Weltteil, daß sie sogar Kleidung tragen. Aber ein wirklicher Mensch sind Sie durchaus nicht. Sie können sich ganz ruhig entkleiden und ein Wannenbad nehmen. Es wird sogar gehofft, daß Sie dies bald tun. Die Liliputanerin aus besserer Familie ist zwar pröder als die prüdeste Engländerin, aber hierbei wird sie durchaus nichts finden. Es ist für sie nichts weiter, als wenn ein nackter Elefant ein Bad nimmt –«

Der Kapitän führte seine Erklärung noch etwas weiter aus.

Es hatte schon genügt.

Es war mir nicht anders, als hätte ich plötzlich eine kalte Dusche bekommen. Sehr schmeichelhaft war das ja gerade nicht für mich, was ich da zu hören bekam, wie

man hier über mich dachte, aber jedenfalls war ich dadurch doch schnell von meiner Verlegenheit und Scham kuriert.

Ich kleidete mich an, ließ Wasser in das Becken, unten darunter lag ein Stück Seife, für die Liliputaner wahrscheinlich zentnerschwer, drüben in der Kammer fand ich Handtücher und alles, was ich sonst brauchte, sogar ein Rasiermesser, das ich denn auch gleich benutzte, und nie hatte ich ein schärferes in der Hand gehabt. Auch ein großer Rasierspiegel mit Konkavschliff war vorhanden, alles.

Ein Glöckchen ertönte. Das vornehme Publikum, das sich vor den Fenstern immer mehr angehäuft hatte, verließ die Galerien. Ich sah die Figürchen die Treppchen hinabsteigen, aber sie schritten nun nicht über den freien Platz, sondern verschwanden im Boden in einem Mauseloch. Also hatten diese Galerien jedenfalls einen unterirdischen Zugang. Überhaupt mußte, wie ich später merkte, mein ganzes Haus untertunnelt sein.

Noch einmal ertönte das Glöckchen. An einem Fenster erschien wieder ein Mann, einfacher gekleidet, der mir eifrigst winkte. Kapitän Stevenbrock brauchte mir keine Erklärungen zu geben, ich verstand schon die Gesten des kleinen Mannes.

Richtig, ich konnte die Klinke jener anderen Tür, die ins Freie führen mußte und die vorhin geschlossen war, jetzt niederdrücken, die Tür öffnen.

Ich trat ins Freie. Sobald ich die Tür, die einigen Zug ausübte, losließ, schloß sie sich wieder von selbst und

zwar vollständig, ich konnte sie dann nicht wieder öffnen.

Den Krimstecher und das Vergrößerungsglas hatte ich eingesteckt, indem ich das Weitere schon ahnte.

Ich erging mich in dem umgitterten Raume, der das ganze Haus umgab. Merkwürdig war es, daß ich von außen nicht durch die Fenster sehen konnte. Die waren jetzt wie schwarz angestrichen. Nun, das war eben auch so eine besondere Glasmasse wie die meiner Kugel.

Was mochte aus der geworden sein?

Würde ich sie noch einmal benutzen können?

Nevermind.

Ich nahm alles, wie man mir es bot, hatte durch das Fernglas meine Freude an der Umgebung, benutzte jetzt auch manchmal das Vergrößerungsglas.

Um das Gitter herum lief ein breiter Weg, breit für die Liliputaner, mein Fuß hätte darauf kaum Platz gehabt. Ab und zu kam aber die Vegetation doch bis dicht an das Gitter heran, und die Stäbe waren weit genug auseinander, daß ich gerade meine Hand durchzwängen konnte.

So gelang es mir, einige der winzigen Gräser und Blätter und Blumen abzupflücken. Winzig! Für das Auge kaum sichtbar. Unter dem Vergrößerungsglas erkannte ich unsere Grasarten, Wiesenblumen und eine Rose mit allen Staubfäden.

Ich erhaschte eine Fliege im Fluge. Unter dem Vergrößerungsglase erkannte ich eine Taube.

Ich geriet noch immer aus einem Staunen ins andere. Stundenlang oder wahrscheinlich auch tagelang hätte ich

solche Untersuchungen anstellen können, ohne einmal Langeweile zu empfinden.

Außerdem stellten sich nun auch noch Zuschauer vor dem Gitter ein, und es konnten nicht dieselben sein wie die vorhin vor den Fenstern. Sie kamen von allen Seiten aus dem Parke, zum Teil mit Geschirr, in Jagdwägelchen, in Equipagen, auch beritten zu Pferde.

Reizende, entzückende Bilder, die ich da zu sehen bekam! Ich konnte mich nicht sattsehen.

Aber es mußte immer noch ein geladenes, vornehmes Publikum sein. Das sah man gleich an den Kleidern und Manieren, auch bei denen, die zu Fuß kamen. Für den großen Plebs war der Zoologische Garten noch immer nicht geöffnet, die würden dann noch in ganz anderen Scharen angewandert kommen. Dort hinter jenem Walde sah ich durch mein Fernglas auch schon eine ungeheure Menge »kriecheln und wiebeln«.

Übrigens bemerkte ich bald, daß die meisten Fußgänger alle nur von einer Seite hier kamen. Als ich mich nach dieser begab, der ich bisher noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, um das Haus herum, hatte ich wiederum solch einen entzückenden Anblick.

Hier war der Nationalpark hügelig, oder für die Liliputaner vielleicht sogar gebirgig, für mich waren es nur etwas unregelmäßig gestaltete Termitenhaufen von einem bis zwei Meter Höhe, und soeben kam aus solch einem »Gebirge«, d. h. aus einem Tunnel, unter Volldampf eine Lokomotive heraus, ein Dutzend Wagen nachziehend, das allerliebste Kinderspielzeug passierte einen Wald,

dann eine Hängebrücke, die einen wenigstens meterbreiten »Strom« überspannte, der zuvor einen Niagarafall bildete; der niedliche Eisenbahnzug verschwand wieder im Tunnel seines »Gebirges« oder doch Berges, kam auf der anderen Seite wieder zum Vorschein, erreichte eine Station, einen offenen Bahnhof, die Püppchen stiegen aus, nur elegante Passagiere, eilten nach dem Riesenaffenhaus, um die neueste Attraktion des Zoologischen Gartens zu bewundern.

Nun, ich ließ mich denn auch gern bewundern, kam dem hochverehrlichen Publikum in jeder Weise entgegen. Nachdem ich eine Weile gesprungen und gerannt war, den Parademarsch und Freiübungen gemacht hatte, legte ich mich hier und da platt auf den Boden hin, den Kopf auf dem Arm, dicht am Gitter. Auf diese Weise konnte ein erwachsener Mann mit ausgestreckter Hand gerade meinen Mund erreichen.

Und das wurde denn auch getan. Wenn auch nicht immer sogleich. Jedenfalls aber gab es doch weniger Furcht oder gar Entsetzen, als man hätte erwarten sollen. Die Liliputaner waren eben schon an meinen Vorgänger gewöhnt gewesen, und daß auch ich ein ganz harmloses Ungeheuer war, das mußte man wohl bald heraus haben.

Bald wurde von den zierlichen, winzigen Händchen mein Mund, mein Kinn, meine Nase betastet, wozu ich freilich das gebeugte Gesicht ganz dicht ans Gitter drücken mußte, und gar nicht lange dauerte es, so stach mich ein liebezendes Dämchen mit seinem Sonnenschirmchen ins rechte Nasenloch.

Die Folge dieser Kitzelei war, daß ich einmal herzhaft niesen mußte.

Hei, darauf war man freilich nicht gefaßt gewesen!

Wie Streu vor dem Wirbelsturme stob alles auseinander, ich hörte die dünnen Stimmchen vor Entsetzen quieken.

Aber gar nicht so lange, so sahen sie ein, daß sie gar keinen Grund zur Furcht hatten, sie kehrten zurück, und als ich herzlich lachte, hörte auch ich ihr piepsendes Lachen, sah es noch mehr ihren Gesichtern an.

In dieser Lage hatte ich noch den Vorteil, auch meine Zuschauer näher betrachten zu können. Auch das Vergrößerungsglas muß man doch dem zu besichtigenden Gegenstände ziemlich nahe bringen.

Vorhin in dem Zimmer, als die Zwerge auf der hohen Fenstergalerie gestanden, hatte ich nicht daran gedacht, jetzt tat ich es ungeniert, und man ließ mich ruhig gewähren, daß ich das runde Glas, für sie doch ein Wagenrad, ziemlich dicht über ihre Köpfe brachte.

Es war ein ausgezeichnetes Vergrößerungsglas, hatte überhaupt etwas merkwürdige optische Eigenschaften, die nicht ganz den physikalischen Gesetzen entsprachen, man brauchte gar nicht so genau nach dem Brennpunkt zu suchen.

Doch wie dem auch sei, es tat seine Pflicht vorzüglich. Jetzt erschienen mir die winzigen Köpfchen in normaler menschlicher Größe, ich sah die Gesichter, die beweglichen Mienen, ich sah, wie die eine Dame recht geschminkt war, ich sah die unbedeckten Hände – nein,

das hier waren keine solche Wergpüppchen wie gestern abend die Schlittschuhläufer, nur durch irgend eine Gaukelei scheinbares Leben erhaltend, das hier waren ganz richtige Menschen aus Fleisch und Blut, die Knochen nicht zu vergessen, nur in winziger Miniaturausgabe.

Ja, wie war das nur möglich, daß hier – –.

Hallo, Ewald, Du sollst doch nicht grübeln! Das könntest Du Dir doch nun endlich abgewöhnt haben!

Da erscholl wieder dasoben auf dem Hausdache angebrachte Glöckchen.

Ich erhob mich, zumal das Publikum alsbald davoneilte, in Häuserchen verschwand, die hier und da standen. Jedenfalls Eingänge zu den unterirdischen Tunnels, die wieder nach den Fenstersimsen hinauf führten.

Aber ich konnte die Tür nicht öffnen, sie war geschlossen.

Doch da, wie ich noch probierte, erklang wieder das Glöckchen, und nun vermochte ich die Tür zu öffnen.

Also das Signal für mich war immer das zweite Klingeln.

Ein ebenso überraschender, wie lieblicher Anblick erwartete mich in dem Hauptzimmer.

Zunächst erwähne ich, daß das Bett unterdessen nicht gemacht worden war, ich konnte mir auch gar nicht vorstellen, wie das diese Zwerge hätten fertig bringen sollen.

Ebenso fast unbegreiflich war mir aber, wie sie das alles hatten da auf den für sie turmhohen Tisch bringen können. Sie mußten dazu doch wohl eine Maschinerie haben, Winden und dergleichen, die ich nur nicht sah.

Schüsseln und Teller, Messer und Gabel, alles war vorhanden, für solch einen normalen Menschenberg berechnet – vor allen Dingen aber auf den Schüsseln die verschiedensten Braten und Speisen.

Da lagen zunächst drei gebratene Meerschweinchen, alle viere von sich streckend. In Wirklichkeit aber waren es stattliche Ochsen, im ganzen gebraten, am Spieß oder sonstwie.

Dann ein halbes Dutzend gebratene Mäuse oder eigentlich ausgewachsene Schafe, wie ich gleich verraten will. Und dann noch eine Menge kleineres Zeug, für mich ein Ragout bildend, für die Liliputaner zusammengehäufte Hühner, Gänse, Enten und dergleichen mehr.

Die eigenartigen weißen Bohnen, die ich als Gemüse aß, waren Eier, was ich aber erst später erfahren sollte. Ich hatte sie für weiße Bohnen gegessen, auf eine mir unbekannt Art zubereitet.

Als Getränk waren zwei Hektoliter Wein aufgefahren worden, die für mich zwei gute Gläser bedeuteten. Des Effektes wegen hatte man den Wein gleich in den Fässern gelassen, nur den Boden herausgeschlagen.

Ich ließ mich nicht lange nötigen, und wenn das erste Frühstück morgens um sechs Uhr hier immer so war, dann ließ ich es mir wohl gefallen.

An den Fenstern drängte sich jetzt eine vielhundertköpfige Menge, und ich zeigte ihr, wie solch ein Menschenberg speist. Aus Rücksicht für die, die einen schlechten Platz bekommen hatten, hinter mir standen, schob ich manchmal meinen Stuhl um den Tisch herum, trank den

Zuschauern aus den Fässern zu, und reichliches Händeklatschen zollte mir Beifall.

Wenn mein Vorgänger solch einen ganzen Ochsen in den Mund hatte stecken können, so mußte er allerdings ein sehr großes Maul besessen haben, ich konnte das nicht, vier Bissen brauchte ich doch dazu, um solch einen Meerschweinchen-Ochsen verschwinden zu lassen, auch die Knöchelchen verschluckte ich lieber nicht mit, aber die Schöpse verschwanden spurlos mit einem Bissen, und alles andere war eben nur Ragout für mich, das ich mit der Gabel oder auch gleich mit dem Löffel aß.

Nach absolvierter Vorstellung durfte ich mich wieder ins Freie begeben.

Ich fasse die anderen Vormittagsstunden kurz zusammen.

Es schien im Liliputanerlande Sitte zu sein, daß die Sport- und Festspiele schon am Vormittag stattfanden.

Zuschauer hatten sie allerdings nicht viele, die drängten sich alle um meinen Riesenaffenkäfig herum, aber sie mußten wohl programmäßig abgehalten werden, und ein desto aufmerksamerer Beobachter war ich.

Ich sah durch mein Fernglas, obschon auch die bloßen Augen genügt hätten, wie dort auf der Kurvenbahn die winzigen Radfahrer im Kreise herumjagten, dort auf der ovalen grünen Bahn die Pferdchen mit Jockeis in bunter Seide, wie sie stürzten, sich überschlagen, Knochen brachen und wohl auch das Genick – ich sah, wie dort auf der mächtigen See-Pfütze um die Preise gerudert wurde, in allen möglichen Booten, wie die Jachten segelten,

solche kleine Dinger, wie sie unsere Kinder auf dem Goldfischteich, oder gar in der Badewanne schwimmen lassen – ich sah dort auf dem grünen Plan ein Regiment Soldaten exerzieren, Kavallerie machte Reiterattacken nach den Klängen einer Musikkapelle, deren Klänge ich gerade noch vernahm, obgleich nur fünfundzwanzig Meter von mir entfernt – ich sah – –.

Ich sah noch Hunderterlei und konnte mich nicht sattsehen.

Mich wunderte nur, daß es schon zwölf Uhr geworden war, als mich das Glöckchen wieder ins Haus lockte.

Ah, das war mir ebenfalls sehr angenehm.

Die zweite Fütterung war schon vorbereitet, noch ausgiebiger als das Frühstück, diesmal ließ ich fünf gebratene Ochsen und ein ganzes Dutzend Schafe verschwinden, und von den erbsengroßen Semmelchen soll ich nach liliputanischem Gewichte an die vier Zentner verschlungen haben.

Nach dieser reichlichen Mahlzeit, gewürzt mit drei Fässern Wein, fühlte ich mich müde, ich hatte ja den ganzen Vormittag seit Sonnenaufgang schon genug getan – ich legte mich, angekleidet wie ich war und unbekümmert um die Zuschauer, auf das Bett und war bald eingeschlafen.

---

Als ich erwachte, blickte ich in das gelbe Licht einer elektrischen Glühlampe, die in Kopfhöhe an der Wand

befestigt war, an der auch die grünumspinnenen Drähte hinliefen, die dann in einer Ecke verschwanden.

Ich erwähne nachträglich, daß diese Wände mit Holz bekleidet waren, oder wohl richtiger mit einer Holzmasse, vielleicht als flüssiger Holzbrei aufgetragen, die dann erstarrte, trocknete, denn nirgends war eine Fuge zu sehen.

Jetzt aber waren die acht Fenster verschwunden. Auch sie waren mit Holz verkleidet. Obgleich früher nicht etwa Läden vorhanden gewesen. Und ich konnte auch nichts von den Fugen solcher Läden bemerken. Der ganze Raum war innen eine einzige, zusammenhängende Holzverkleidung. Die Liliputaner mußten da eine ganz besondere Holztechnik besitzen.

Sonst war es noch derselbe Raum. In der Mitte stand noch mein Bett, auf dem ich angekleidet lag, dort der Tisch und Stuhl, dort war die Marmorwanne, daneben das Becken.

Während meines Nachmittagsschläfchens, das wahrscheinlich durch ein narkotisches Mittel in dem Wein mit Absicht vertieft worden war, hatten die Zwerge den Tisch abgeräumt, hatten die Fenster geschlossen und dort die elektrische Glühbirne angebracht, die Drähte dahin gelegt.

Wozu dies?

Nun, ich würde es schon noch erleben.

Meine Uhr wies auf um drei. Freilich konnte ich wenn ich an einen Schlaftrunk dachte, ebenso gut vierzehn

Stunden wie nur zwei geschlafen haben, dann war es jetzt draußen noch Nacht.

Dies alles beobachtete und bedachte ich, während ich noch auf dem Bette lag.

Aufgestanden! Da, wie ich mich dabei mit der einen Hand abstützte, ergriff ich mit dieser Hand etwas, was neben mir auf dem Bett lag.

Ein Degen! In Scheide. Ein ganz merkwürdiger, prachtvoller Degen! Wie ihn ein türkischer Pascha tragen mag, wenn er einen geraden Degen dem krummen Säbel vorzieht.

Die Scheide aus Goldblech und zwar mußte ich es für echt halten, was auch von den bunten Edelsteinen galt, mit denen die Scheide besetzt war. Golden und edelsteinbesetzt, auch der Griff, während die Kette, um die Waffe an den Gürtel zu hängen, wohl aus härterem Silber war.

Ich zog die Klinge. Ein vorzüglicher Stahl, so weit ich das beurteilen konnte, jedenfalls haarscharf und spitz geschliffen. Ziseliert oder damasziert war er nicht, was bei solch einer wertvollen Waffe eigentlich auffallend war.

Weshalb hatte man diesen Degen neben mich gelegt? Sollte ich etwa eine Fechtvorstellung geben?

Hatte dies schon mein Vorgänger tun müssen, war deshalb dieser Degen für ihn angefertigt worden? Weshalb da so überaus kostbar? Wenn das echtes Gold und echte Edelsteine waren, dann repräsentierte die Waffe für die Liliputaner ja einen ungeheuren Wert, der war für sie ja zehn Meter lang, die Steine mußten für sie die Größe von Kokosnüssen haben. Oder die Verhältnisse stimmten

nicht mehr. Oder aber Gold und Edelsteine spielten hier keine Rolle.

Diese Untersuchung des Degens hatte ich schon im Stehen erledigt. Da man ihn mir doch gegeben hatte, daß ich ihn für irgend einen Zweck benutzen sollte, hing ich ihn mit den Karabinerhaken der Kette gleich an meinen Gürtel, der die Hosenträger ersetzte, alles paßte ganz famos.

Zunächst begab ich mich in die Kammer hinüber, da vielleicht die Fenster noch – –

Nein, auch hier hatten die beiden Fenster eine Holzverkleidung erhalten, auch hier brannte an der Wand eine elektrische Glühbirne. Sonst war alles beim Alten.

Zurück und die andere Tür probiert. Ich war schon überrascht, daß sie sich wirklich öffnen ließ, mehr noch aber über das, was ich dann weiter sah.

Nämlich nicht mehr den umgitterten Hofraum, weder bei Tag noch bei Nacht.

Eine Tischlerei! Eine Hobelbank! Hobel und Sägen und anderes Werkzeug, dazu ein stattlicher Brettervorrat – das nennt man doch wohl eine Tischlerei.

Dann aber dachte ich auch wieder an eine Schlosserei. Denn dort an einem anderen Werk Tisch ein Schraubstock, dort eine Bohrmaschine, dort eine kleine Hobelmaschine, beide mit elektrischem Antrieb, wie ich gleich erkannte, wie hier auch drei Glühbirnen leuchteten, und es gab noch andere, man brauchte sie nur anzudrehen.

Was war denn das?

Wie kam denn dieser geschlossene Raum mit Tischlerei und Schlosserei plötzlich hierher?

Plötzlich?

Hatte ich etwa tagelang oder gar wochenlang geschlafen, die Zwerge hatten unterdessen hier noch einen anderen Raum an das Haus geklebt, für mich darin eine Tischlerei und Schlosserei eingerichtet, in der ich mich praktisch betätigen sollte?

Ich fühlte keinen Hunger. Fühlte mich durchaus nicht entkräftet. Wenn ich nicht irrte, hatte ich zwischen den Zähnen noch etwas von dem gebratenen Ochsen.

Nicht grübeln, Ewald! Weiter forschen!

Auch dieser Raum hatte auf der anderen Seite noch eine zweite Tür.

Sie ließ sich öffnen, aber finster gähnte es mir entgegen. Nur schwach sah ich vor mir wieder eine Wand, die rund zu sein schien, weiter reichte das Licht der hinter mir befindlichen Glühbirnen nicht aus.

Doch dort auf einer großen Blechkiste, auf einem Holzgestell ruhend, stand eine Lampe. Nicht wieder solch eine Stallaterne, sondern eine recht handliche Lampe, die man sich mit einem Haken auch am Gürtel befestigen konnte.

Sie roch etwas nach Petroleum, oder auch der ganze große Blechkasten, der unten einen Hahn hatte, oben an der Seite einen Stöpsel, und als ich den entfernte, sah ich einen Spiegel schimmern, es war ein Petroleumtank. Doch der Behälter der Lampe selbst war noch mit Petroleum gefüllt.

Ein Taschenfeuerzeug hatte ich bei mir, ich entzündete sie.

Es war ein Tunnel mit runden Wänden, den die Lampe beleuchtete, und zwar bestanden die Wände zweifellos aus Zink.

Eine Zinkröhre von etwas mehr als zwei Meter Durchmesser. Was in aller Welt wollten denn die Liliputaner mit der? Für sie mußte das ja ein Rohr von etwa zwanzig Metern Durchmesser bedeuten!

Wir untertunneln jetzt ja besonders Flüsse und Ströme auch mit solchen enormen Röhren, aber zwanzig Meter Durchmesser gibt es da nicht! Höchstens vier bis fünf.

Ich ging die Röhre entlang, vielleicht dreißig Schritte, da wurde sie durch eine eingelassene Wand versperrt. Sie war offenbar aus Holz, aber mit Blech benagelt, auch mit Eisenbändern belegt. Und dann besaß sie eine kleine Tür, mit zwei starken Riegeln aus Eisen versehen.

Ich zog sie ohne Schwierigkeit zurück, das Türchen drehte sich in Angeln – Licht schimmerte mir entgegen, allerdings ein sehr gedämpftes.

Ich kroch durch das Türchen. Kaum einen Meter hoch, und kam einfach in die Fortsetzung der Zinkröhre hinein, hatte jetzt aber nur noch wenige Schritte zu tun, so hatte ich ihr Ende erreicht.

Ja, ins Freie mündete sie allerdings. Wenn man das eine »Freiheit« nennen durfte

Schwer wird es mir ja, das zu schildern, was ich da alles sah und erlebte, was mir Kapitän Stevenbrock da –

–.

Doch ich will nicht vorgreifen. Vorausgesetzt, daß es bei dem scharfsinnigen Leser nötig wäre.

Ich hatte über mir eine ebene Decke, noch etwa einen halben Meter von meinem Kopfe entfernt, und die ganze Decke war vielleicht fünfundzwanzig Meter lang und fünfzehn breit.

Anders kann ich es vorläufig nicht beschreiben, eben deshalb muß ich jetzt solche Maße in Zahlen angeben. Es wird bald schon noch deutlicher kommen.

Diese mächtige Decke war von Holz, von gewaltigen Brettern zusammengefügt, hier und da hing Bindfaden herab, recht schmutzig, als hätte er im rußigen Schornstein gehangen.

Der hölzerne Boden dagegen, auf dem ich stand, war ganz sauber.

Diese gewaltige Decke ruhte auf gewaltigen Pfeilern. Wenn Pfeiler da das richtige Wort ist. Es waren mehr viereckige Klötze, Holzquader, fast ebenso breit wie hoch, also mehr als zwei Meter. An jeder Ecke stand einer, auf diesen ruhte die gewaltige Holzdecke. Ich als Ingenieur staunte ganz besonders über diese ungeheure Spannweite der Bretter oder Balken über mir. Mir ganz unbegreiflich.

Es herrschte also Dämmerlicht, das alles noch erkennen ließ, dort jenseits der Decke aber war es viel heller.

Ich schritt unter der Decke hin nach dem Rande.

Vorläufig sah ich nichts weiter als einige sehr dicke, meterdicke Pfeiler, die sich hier und da erhoben, deren

Ende ich also unter der Decke hervor noch nicht absehen konnte.

Aber wie ward mir nun, als ich unter der Decke hervortrat!

Im Augenblick sah ich nur ein einziges, unerklärliches Etwas.

In einer ungeheuren Halle, gegen welche das Innere der größten Kirche oder eines Doms verschwindet, dort oben in mittlerer Höhe ein ungeheures Bild, dreißig Meter hoch und zwanzig Meter breit, ein farbiges Gemälde, das Brustbild einer schönen Dame mit ausgeschnittener Büste, der Kopf allein so an die fünf Meter im Durchmesser, die Schulterbreite fünfzehn Meter, mit Augen wie die Wagenräder, jedes der Fingerchen, die einen Fächer hielten, anderthalb Meter lang.

Mehr sah ich nicht.

»Warte, da habe ich so'n Luder erwischt!«

So hatte eine menschliche Stimme gebrüllt. Gebrüllt wie der Kanonendonner einer ganzen Batterie. Aber als ob diese Batterie noch oben an einem Berge abgefeuert würde. Auch mit grollendem Gewitterdonner zu vergleichen. Also das Ohr nicht gerade beleidigend, die Trommelfelle nicht zersprengend.

Und dabei war ich von hinten gepackt worden, gar nicht so sanft, gelbliche Riesengürtel umspannten meinen Leib, ich sauste durch die Luft, ich sah so etwas Ähnliches wie dort oben das Bild in Natura vor mir, und dann

Ich kann es nicht beschreiben, mir war der Atem ausgegangen, ich war so halb und halb bewußtlos.

»Ei, da wird sich die allergnädigste Prinzessin aber freuen!«

Das hörte ich noch mit Donnerstimme rufen. Ich sah wohl auch noch das menschliche Ungetüm davonlaufen, durch ein Tor, das sich öffnete und wieder schloß, verschwinden, aber einen richtigen Eindruck hatte ich davon nicht bekommen.

Erst so nach und nach kam ich wieder zu mir.

Da saß ich mit gespreizten Beinen unter – ich will es gleich kurz machen – unter einem Wasserglase, das der Kerl einstweilen über mich gestülpt hatte. Innen andert-halb Meter weit und drei Meter hoch, die Glaswand entsprechend dick, vielleicht drei Zentimeter.

Oben darauf hatte er, falls meine Kraft doch ausreichte, das Riesenglas umzuwerfen, ein Bluch gelegt, fünf Meter lang, vier Meter breit und einen Meter dick. Das mußte viele, viele Zentner wiegen, die konnte ich nicht liften, da mußte ich wohl unter meinem Wasserglase stecken bleiben.

Solcher Bücher lagen auf dem Tische noch mehrere herum. Denn auf einem Tische befand ich mich doch natürlich. Natürlich, sage ich. Das menschliche Ungeheuer hatte das Wasserglas doch nicht am Boden über mich gestülpt, hatte mich doch erst noch durch die Luft sausen lassen.

Also solcher Riesenbücher lagen noch mehrere auf dem Tisch, lauter Prachtexemplare, Salonausgaben mit

Goldschnitt. Ich hätte die ungeheuren Buchstaben, die zum Teil auch außen ausgedruckt waren, die Titel, vielleicht auch entziffern können, aber für diese Bücher hatte ich jetzt kein Interesse.

Mehr für das mächtige Wasserbassin, was da in der Mitte der runden Scheibe stand, mindestens dreißig Meter im Durchmesser haltend, runder Salontisch genannt.

Dieses Wasserbassin hatte die Form eines Weißbierrglases, aber eines solchen, das an einem schlanken Stiele ruht. Es war ein Goldfischglas, will ich gleich sagen. Aber was für eins! Und dementsprechend waren auch die drei Goldfische. Goldene Walfische. Doch nein, ich will nicht übertreiben – sie waren höchstens zwei Meter lang. Und das genügt ja auch schon. Ich hätte in diesem Bassin kein Bad nehmen mögen. Soeben sperrte der eine den Rachen auf und verschluckte ein Ameisenei. Ich dachte aber erst, es wäre ein gelbes Hühnerei gewesen, ein Solei. Und diese Goldfischchen konnten noch etwas ganz anderes verschlucken. Ein Straußenei, eine große Kokosnuß, hätten mir also mit Bequemlichkeit auch beide Beine abknipsen können.

Dort unter jenem Schranke war ich hervorgekommen.

Denn ein Schrank war das gewesen, das wußte ich nun.

Ein fünfzig Meter hoher und entsprechend breiter Schrank mit Glastüren, und hinter diesen standen auf Regalen Nippfiguren, meist aus Porzellan.

Porzellanene Männchen, die größer als ich waren, und nun sonst die verschiedensten Figuren und Sachen, Tiere, die weit alles Irdische, für uns normale Körpermaßen übertreffen. Ein kleiner Mops so groß wie ein Ochse, und so alles dementsprechend.

Nebenbei will ich noch bemerken, daß die schmutzigen Bindfaden und Stricke, die von jener Decke herabgehangen hatten, nichts anderes als Spinnweben gewesen waren. Der Boden konnte auch unter dem Schranke reinlich gehalten werden, nicht der untere Teil des Schrankbodens.

Diese Tischdecke, auf der auch ich saß, bestand aus einem überaus groben Gewebe, aus förmlichen Stricken, die quadratische Löcher bildeten, aber weich waren sie doch.

Zunächst wurde meine Aufmerksamkeit jetzt von einer Fliege gefesselt, die über die Tischdecke auf mich zugekrochen kam. Ja, es war eine Fliege, die da auf mein Glas zugekrochen kam, eine gewöhnliche Stubenfliege.

Wie groß ist eine Stubenfliege, was für Dimensionen hat sie? Ich habe noch keine mit dem Zollstock ausgemessen.

Na, sie mag fünf Millimeter hoch sein, will ich sagen, wenn sie aufgerichtet mit ihren sechs Beinen den Parade-marsch macht.

Diese hier war beim Parademarsch mindestens zehn Zentimeter hoch! Diese behaarten Beine! Und dieser Rüssel! Wie der sich in eine halbe Semmel versenkte, die dort als Krümelchen auf der Decke lag! Ich sah ganz deutlich

den Tropfen, den sie aus dem Rüssel absonderte, um die harte Speise erst zu erweichen. Es war ein ganz ansehnlicher Wassertropfen.

Und dann kam ein anderes Insekt unter hörbarem Rauschen angeschwirrt, vor dem ich mich zu fürchten begann!

Unverkennbar eine Wespe. Aber was für eine! Wenn bei uns eine stattliche Wespe fünfundzwanzig Millimeter lang ist, so diese hier einen halben Meter! Diese Flügel! Diese Augen! Und dieser Stachel, den sie einmal zum Vorschein brachte! Den hätte ich ja nicht in meinen Bauch gebohrt haben mögen!

Als sie sich an mein Glas heftete, sprang ich erschrocken auf, dachte im Augenblick nicht an dieses uns trennende Glas, das außerordentlich fein geschliffen und daher durchsichtig war, ich dachte nur, die wollte mir etwas tun, zog zur Verteidigung gleich mein Schwert.

Da erschrak wohl auch sie, das Biest schwirrte wieder davon.

»Nun, mein lieber Ebert, was sagen Sie denn nun zu dieser neuen Situation?« erklang da die mir wohlbekannteste Stimme des Kapitäns.

Zu sehen war er natürlich wiederum nicht.

Ich war von meinem ersten Schreck noch etwas atemlos.

»Kapitän, Herr Kapitän, machen Sie diesem Gaukelspiel ein Ende!«

»Wie, sprechen Sie im Ernst?«

»Ich bin wahrhaftig über diese schreckliche Wespe erschrocken!«

»Die kann Ihnen doch nichts tun, Sie stecken doch unter einem Glase.«

»Ja, aber werde ich auch immer unter diesem Glase stecken bleiben? Und denken Sie überhaupt, es ist mir sehr angenehm, hier unter solch einem Wasserglase zu stecken?«

»Sie werden schon bald aus Ihrem gläsernen Käfige befreit werden!« lachte der unsichtbare Kapitän.

»Und dann bin ich erst recht den Angriffen solcher Wespen und ähnlicher Ungeheuer ausgesetzt!«

»Da brauchen Sie keine Sorge zu haben, niemals wird Ihnen etwas Ernstliches passieren.«

»Sie können diese Gaukelei nach Belieben lenken?«

»Gaukelei?«

»Na dann meinerwegen. Ihre plastische Kinematographie. Sie ist ganz verdammt plastisch. Die können Sie nach Belieben arrangieren?«

»Ja, das kann ich. Also Sie wollen wirklich aufhören?«

»Nein, wenn's so ist, dann nicht, dann mag das Spiel meinerwegen noch weiter gehen.«

»Wissen Sie, wo Sie sich jetzt befinden?«

»Als Gulliver im Lande der Riesen.«

»Erraten.«

»Dazu ist auch sehr wenig Scharfsinn nötig. Wollen Sie mir nicht auch für diese meine neue Situation eine kleine Einleitung geben?«

»Wohl, die können Sie haben. Sie sind wiederum nicht der erste Mäusemensch der nach Brobdingnag, dem Lande der Riesen, kommt, Sie haben sogar einige Vorgänger gehabt.

Vor einigen Jahren machten ein Dutzend deutscher Monteure von Hamburg aus, wo sie gemeinsam beschäftigt waren, eine gesellige Vergnügungsfahrt nach Helgoland, dort nahmen sie ein Segelboot zu einer kleinen Partie, wurden von Sturm und Strömung verschlagen, endlich erblickten sie eine Insel, wurden auf einen sandigen Strand getrieben, da kam ein menschlicher Riese von an die vierzig Meter Länge geschritten, und ehe die vollständig erschöpften Menschlein an eine Flucht denken konnten, waren sie sämtlich ghascht worden,

Der biedere Fischer brachte die Zwerglein in seiner Mütze nach dem Heimatsdorfe, von dort kamen sie nach den mannigfaltigsten Abenteuern nach der nächsten Stadt, von dort nach der Residenz der König sah sie und kaufte sie dem letzten Besitzer ab, als lebendiges Spielzeug für seine Tochter Kunigunde.

Dadurch entgingen die Mäusemenschen, wie sie genannt wurden, dem traurigen Schicksale, Zeit ihres Lebens als Schauobjekte dienen zu müssen, wenn sie nicht schon vorher von ärztlichen Forschern tot oder gar lebendig seziert wurden.

Bei Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzessin Kunigunde, hatten sie es sehr gut. Zu Spielereien wurden sie ja freilich auch benutzt, aber sie waren doch wenigstens vor Mißhandlungen geschützt. Immerhin, die deutscher

Monteure sannen ständig auf ihre Befreiung. Einer nach dem anderen entwischte bei der ersten besten Gelegenheit. Verstecke gab es ja in diesem Palaste genug, wo sie sich häuslich einrichten konnten, ohne entdeckt zu werden. Vor einem Vierteljahre gelang es dem letzten, seinem Puppenhause zu entfliehen.

Die kleine Prinzessin Kunigunde war untröstlich auch über diesen letzten Verlust, hat sich aber eben fügen müssen. Vergebens hat man die genialsten Mäuse- und Rattenfallen aufgestellt, keiner der Mäusemenschen ist hineingegangen. Nun wird sie hochofrennt sein, daß ein Lakai solch einen kleinen Flüchtling wieder gefangen hat. Der Diener sah ihn unter jenem Schranke dort vortreten, griff schnell zu und erwischte ihn gerade bei den Rockfittigen.

Sie sind zwar ein anderer, ein ganz neuer Mäusemensch, aber so genau kommt es hier nicht darauf an, so genau ist keiner unter das Vergrößerungsglas genommen worden. Sie sind einer von denen, die zuerst entflohen waren, und das ist nun schon drei Jahre her. So, ich glaube, diese Einleitung dürfte Ihnen genügen.«

»Ich hätte doch noch einiges zu fragen?« meinte ich.

»Bitte sehr.«

»Was waren denn das vorhin für Wohnräume und Werkstätten, in denen ich mich zuerst befand.

»Das waren ursprünglich Löcher, welche ein Rattenehepaar in den Balken hineingefressen hatte. Die Monteure, die sich nach und nach zusammenfanden, vertrieben

die vierbeinigen Hausbesitzer, ebneten die Wände, richteten sich darin wohnlich ein.«

»Und die Werkstätten?«

»Es waren Monteure, geschickte Menschen, die in Holz und Eisen zu arbeiten verstehen, ich habe es Ihnen doch schon gesagt.«

»Ja, aber die Hobelmaschine, die Bohrmaschine?«

»Haben Sie noch nicht solche Maschinen als niedliches Kinderspielzeug gesehen? Von einem kleinen Motor getrieben? Prinzeß Kunigunde hatte einen Bruder. Er ist gestorben. Dieser Knabe interessierte sich für solche mechanische Spielereien. Die Monteure fanden diese Sachen in der Kinderspielstube, haben die Maschinen, die sie brauchbar fanden, auseinandergenommen und in ihren Werkstätten wieder aufgebaut.«

»Aha, ahaaa!« machte ich, denn ich mußte diese erklärende Phantasie wirklich bewundern. »Aus dieser Kinderspielstube stammen wohl auch die elektrischen Glühbirnen?«

»Ganz gewiß. Für diese Riesen sind sie ja nur erbsengroß. Aber haben Sie nicht auch in Ihrer Heimat solche winzige Dingerchen gesehen? Für Kinderpuppenstuben und dergleichen. Natürlich nur für bessere Puppenstuben. Sie sind hier aber doch im Palaste des Königs, Ihre Königliche Hoheit, die Erbprinzessin Kunigunde hat doch keine ordinären Puppenstuben. Alles elektrisch erleuchtet.«

»Ahaaa! Und diese Mäusemenschen haben in dem ehemaligen Rattenloche einen Anschluß an die elektrische Leitung gefunden!«

»Na selbstverständlich, das ist doch ganz einfach. Es ist nur die Klingelleitung gewesen, die sie in der Nähe fanden, aber diese elektrische Kraft genügte schon vollkommen, um auch ihre Maschinen zu treiben. Was sie sonst dazu brauchten, fertigten sie sich selbst, es waren doch Monteure.«

»So haben sie sich auch diesen kostbaren Degen gefertigt?«

»O nein. Das war ursprünglich ein Zigarrenspitzenabschneider, den seine Majestät der König als Anhänger an der Uhrkette trug. Prinzeß Kunigunde bettelte das Dingelchen dem Papa ab, benutzte es als Nagelputzinstrument. Bis sie dann einen Mäusemenschen mit dieser Waffe umgürtete. Der ist ihr dann mit dem Zigarrenabschneider durch die Lappen gegangen.«

»Ahaaaa!« lachte ich, immer mehr amüsiert. »Und was war denn das für eine Zinkröhre, die ich zuletzt passierte?«

»Keine Zinkröhre, sondern ein Eisenblechrohr, nur innen und außen verzinkt. Das ist eine der Röhren von der ehemaligen Ventilationsanlage, mit der dieser ganze Palast durchzogen ist. Sie hat sich als unbrauchbar erwiesen. Aber entfernt können die Rohre nicht wieder werden. Oder man müßte den ganzen Palast einreißen. So haben die Mäusemenschen die schönste Gelegenheit gehabt, sich ungesehen in allen Räumen zu verbreiten. Die

Rohre münden meistens unter Möbeln, viele auch ins Freie, dicht über dem Boden, so daß sich die Flüchtlinge auch draußen im Freien ergehen konnten.«

»Weshalb hatten sie die mit Blech benagelte Holzwand in der Röhre angebracht?«

»Sie können wirklich noch fragen?«

»Um sich vor dem Eindringen von Mäusen und Ratten und anderer gefährlicher Raubtiere zu schützen.«

»Ahem, o scharfsinniger Mann!« bestätigte der Kapitän.

»Und wo sind denn meine Vorgänger geblieben?«

»Ja, Du lieber Gott, die haben sich so nach und nach verkrümelt, sind verloren gegangen. Der eine wurde von einer Katze gefressen, der andere fiel im heldenmütigen Kampfe mit einer bissigen Ratte, ein dritter fand ein weniger rühmliches Ende, eine Kohlschaufel fiel um und zerschmetterte ihn, ein vierter wurde von einem der Riesen zertreten, ohne daß der etwas davon gemerkt hatte, ein fünfter kletterte auf eine Fußbank, stürzte herab und brach das Genick, der sechste wurde, als er sich draußen im Garten erging, von einer Ente verschluckt – und so sind sie eben alle nach und nach verschwunden.«

»Sooso! Und solch ein Schicksal wird hier auch mein Los werden.«

»Nein, Herr Ebert, seien Sie versichert, Sie werden immer beschützt – –«

»Ich glaube es schon, ich glaube schon!« durfte ich hier den Kapitän einmal unterbrechen, was es ja an Bord seines Schiffes und auch sonst ja nun freilich nicht gab.

»Ja und doch, möchten Sie nicht einmal in gefährliche Lagen kommen, um ein bißchen das Gruseln zu erlernen?«

»Na, wenn es nicht gar zu schlimm wird – –«

»Ich werde Ihnen ein Mittel in die Hand geben, mit dem Sie jederzeit dieser plastischen Kinomatographie, diesem ganzen Spiele ein Ende machen können.«

»Was für ein Mittel ist das?«

»Nicht in die Hand, sondern in den Mund will ich Ihnen geben, noch mehr ins Gehirn. Sobald Sie entschlossen sagen: aufhören! – dann ist das Spiel aus. Also nicht, wenn Sie dieses Wort »aufhören« zufällig einmal aussprechen. Sie müssen es mit Nachdruck sagen, um sich aus einer Gefahr zu befreien. Oder wenn Sie sonst genug von der Geschichte haben. Aufhören! Dann ist's vorbei.«

»Ich verstehe schon. Und was ist dann? Wo bin ich dann?«

»Das werden Sie dann schon sehen. Dann erhalten Sie auch für alles eine vollständige Erklärung. Sobald können Sie dann freilich nicht wieder in dieses Wunderland geschickt werden. Also seien Sie vorsichtig mit Ihrem Zauberwort.«

»Gut, ich werde es sein. Sind jetzt noch einige Fragen gestattet?«

»Gewiß.«

»Hier ist wohl alles in zwanzigfacher Vergrößerung vorhanden.«

»Ja, so ungefähr. Nehmen Sie diesen Maßstab nur an, alles zwanzigmal vergrößert. Wollen Sie vielleicht auch noch Ihr Vergrößerungsglas haben?«

»Nein, das habe ich hier nicht nötig!« lachte ich. »Und diese Riesen sprechen Deutsch?«

»Jawohl ja, ei freilich und gewiß doch – Deutsch ist hier die Landessprache. Da haben Sie den Vorteil, daß Sie diese Riesen auch verstehen können. An ihr Donnern werden Sie sich schon nach und nach gewöhnen. Und die Erbprinzessin Kunigunde ist ein reizendes Mädchen von zwölf Jahren mit nur dreißig Meter Länge, auch sonst ein sehr gutmütiges, artiges Kind, reißt keiner Fliege ein Bein aus, also auch Ihnen nicht.«

»Ich werde auch hier nicht als richtiger Mensch betrachtet?«

»Na, Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie mit Ihren zehn Zentimetern ein richtiger Mensch sind! Sie sind eine menschenähnliche Maus, die aufrecht auf den Hinterpfoten geht. Und diese fremde Mäuseart bekleidet sich auch. Nichts weiter. Oder meinetwegen sind Sie auch ein winziger Zwergaffe. Aber sicher kein richtiger Mensch, das schlagen Sie sich nur ganz aus dem Kopfe.«

»Und die Riesen verstehen auch mich?«

»Nein! Da verlangen Sie zu viel! Ihr fistliges Mäusegepiepse ist für diese Riesen unverständlich. Man hat es bei Ihren Vorgängern mit Hörrohren und dergleichen versucht, aber alles war vergeblich. Doch da fällt mir noch

etwas ein, Herr Ebert. Man wird versuchen, sich mit Ihnen in anderer Weise in sprachliche Unterhaltung zu setzen. Bei Ihren Vorgängern hat man nicht daran gedacht, erst hinterher fiel es einem genialen Manne ein. In welcher Weise? Nun genau so, wie es die Spiritisten machen, wenn sie den Tisch klopfen lassen. Wie Sie ja auch Ihre Kugel zum Sprechen bringen wollten. Einmaliges Klopfen ist ein Nein, dreimaliges ein Ja. So kann man auch das ganze Alphabet klopfen, noch einfacher ist das Morzen, die Telegraphensprache. Nun aber versprechen Sie mir eines: ja und nein sollen Sie antworten dürfen. Aber niemals eine richtige Frage oder Antwort klopfen.«

»Weshalb nicht?«

»Das lassen Sie nur meine Sache sein. Oder ich will es Ihnen sagen, weshalb nicht: Weil Sie mit solch einer Unterhaltung sonst niemals fertig werden, und dann werden Sie vor eine gelehrte Kommission gezogen, und Sie werden erklären und erklären müssen, und für diese Riesen ist es doch nur ganz unverständliches Zeug. Verstehen Sie?«

»Ich verstehe.«

»Also nur Ja oder Nein antworten.«

»Ich gehorche.«

»Sonst noch eine Frage?«

»Nicht daß ich gleich wüßte.«

»Dann verlasse ich Sie jetzt wieder. Ich schwebe als unsichtbarer Schutzengel um Sie herum, und wenn es notwendig ist, werde ich mich auch wieder melden. Mooin, Herr Ebert. Amüsieren Sie sich gut.«

Ich stand unter meinem Wasserglase. An Luft mangelte es mir nicht, durch die großen Quadratlöcher der Tischdecke, so fein diese auch gewebt der gewirkt sein mochte, kam unter den Glasrändern genug durch.

So hielt ich weitere Umschau, will aber nicht etwa die Einrichtung dieses Zimmers beschreiben. Ein feiner Salon, alles wie bei uns, nur eben alles in zwanzigfacher Vergrößerung.

Die Goldfische interessierten mich noch immer, desgleichen andere Fliegen, die ich beobachtete, eine Mücke, von der ich nicht gestochen sein mochte, die hätte mir gleich einen Liter Blut abgezapft und eine faustgroße Beule hinterlassen, und dort am Boden kroch eine Ameise, die wohl auch einmal in einem königlichen Residenzschlosse vorkommen kann. Das Vieh war mindestens zehn Zentimeter lang und gehörte auch noch zur kleinsten Sorte, schleppte zwischen seinen Zangen etwas davon, das ich für einen normalen Ziegenkäse zu halten geneigt war.

Schmetternde Glockentöne erschreckten mich. Eine gewaltige Kirchturmglöcke mußte es sein, welche loslegte. Erst dreimal, dann in einem etwas helleren Klange viermal.

Aha, das war dort die Wanduhr gewesen! Mit drei und vier Metern langen Zeigern. Also dreiviertel vier! Das heißt, dieses Schlagwerk gefiel mir gar nicht! Und mit Grausen dachte ich schon daran, wenn hier einmal die elektrische Klingel schrillte, und der Gerufene wollte

nicht gleich kommen, und es würde immer wieder klingelt – na, das konnte ja ein schöner Spektakel werden!

Ich sollte es denn auch erleben, mich aber auch sehr bald daran gewöhnen. Als ich selbst zu brüllen anfing, dabei glaubend, ganz normal zu sprechen.

Und jetzt begannen solche Stimmen zu donnern, wohl in einem Nebenzimmer, dessen Tür offen stand.

»Also die Ursula, die Zofe, hat doch recht gehabt, als sie neulich erzählte sie hätte wieder eine Menschenmaus am Boden huschen sehen.«

»Ja natürlich, mir hat ja so'n Luder erst gestern wieder ein großes Loch in den Käse gefressen!«

Oho! Wenn alle meine Vorgänger schon längst tot waren, dann hätte doch nur ich dieses »Luder« sein können. Und ich hatte kein Loch in einen Käse gefressen.

»Weiß es denn schon Majestät, daß Johann so ein kleines Vieh gefangen hat?«

»Na, die Prinzeß wird sich ja nicht schlecht freuen.«

»Ach Gott, ach Gott, nun fängt der Trödel mit der Menschenmaus schon wieder an, egal aufpassen und egal aufpassen!«

»Na, ich trete das Vieh bei der ersten Gelegenheit tot.«

»Jawohl, wagts nur!«

»Na natürlich nicht so offen. Da hat man schon einmal eine Gelegenheit – ein schneller Griff, ich stecke das Tierchen in die Tasche – und dann schmeiß ich's in den Abtritt.«

Oho, oho! Da mußte ich aber aufpassen, um rechtzeitig rufen zu können: aufhören!

»Still, sie kommen!«

Ja, da kamen sie.

Vorneweg ein liebezendes Mädchen in weißem Spitzenkleidchen mit Wadenstrümpfchen. Natürlich Ihre Königliche Hoheit, die Erbprinzessin Kunigunde. Sie war nicht eben sehr groß für ihre zwölf Jahre, kaum dreißig Meter. Ebenso zierlich war alles an ihr. Der Mittelfinger ihres Händchens war höchstens einen Meter lang. Dafür war sie ziemlich dick. Den Umfang ihrer Wade taxierte ich auf zwei Meter.

»Ach Du allerliebste Mäuschen, habe ich Dich endlich wieder!«

So brüllte sie mich unter meinem Wasserglase donnernd an.

Natürlich jubelnd.

Aber ich jubelte nicht mit.

Mir ward recht ängstlich zumute.

Besonders da sich nun auch erwachsene Herren und Damen um den Tisch gruppierten, ihre Riesenköpfe dem Glase näherten und mich unter Klemmer und Brillen und Lorgnetten nahmen.

»Das ist der mit meinem Zigarrenabschneider.«

»Nein, Papa, das ist ein anderer. Die Menschenmaus, die den Degen trug, hatte einen Vollbart und schwarze Augen. Ich glaube, das hier ist Dolling. Die hatte so ein reizendes Mäulchen.«

»Na, ich bin nur froh, daß ich meinen Zigarrenabschneider wieder habe!« sagte der vorige Sprecher, der also doch sicher Seine Majestät der König war. Er trug, wenn ich mich nicht irrte, eine Husarenuniform. Er stieß bei seiner Tochter wiederum auf Widerspruch.

»Deinen Zigarrenabschneider, Papa? Das ist doch mein Nagelmesserchen, Papa!«

»Aber Kind, liebe Kunigunde, ich sage Dir – –«

»Du hast gar nichts zu sagen, Papa.«

Na, dann war's ja gut. Wenn die meine Herrin wurde, dann stand ich hier auch noch über'n König.

»Aber das Mäuschen kann doch nicht unter dem Glase bleiben, das erstickt ja!« begann dann die kleine Prinzeß zu jammern. »Wo ist der Vogelbauer! Das Puppenhaus meine ich! Das letzte, das schönste, das mit den automatischen Futternäpfchen! Schnell her!«

Schon wurde es von einem Diener gebracht. Es war ein recht stattliches Puppenhaus. Acht Meter lang, sechs Meter breit und wieder acht Meter hoch.

In der Hand dieses Dieners, der es oben an einem Henkel trug, war es aber doch nichts weiter als ein mittlerer Vogelbauer, vierzig Zentimeter lang, dreißig breit und vierzig hoch.

Ich will meine zukünftige Wohnung gleich etwas näher beschreiben, wenn auch nur vorläufig, was ich so beim ersten Hinsehen erblickte.

Alle Wände bestanden aus Glas, auch die inneren.

Es gab eine untere und eine obere Etage. Die untere hatte drei Abteilungen, und zwar ein Schlafzimmer,

ein Badezimmer und eine Toilette, oben war der Salon und ein Speisezimmer. Alles mit Puppenmöbeln behaglich und sogar prachtvoll ausgestattet. Das heißt mit Puppenmöbeln in den Augen dieser vierzig Meter langen Riesen. Für mich waren es ganz richtige Möbeln. Sehr geschickte Puppenmöbelarbeiter und Feinmechaniker und andere Bastelbrüder mußten dies alles angefertigt haben. Aber daß es meine Vorgänger nicht selbst getan, das war doch gleich zu merken. Einiges war doch viel zu grob ausgefallen. So zum Beispiel waren Vergoldungen viel zu stark gemacht worden, aufgetragene Bronze bildete unförmliche, rauhe Schichten.

Die fünfzehn Zentimeter starken Glasplatten hatte ich auch mit einem Hammer nicht einbauen können, von einem Aufbeben gar keine Rede. Innen die Zwischenwände waren etwas dünner, in der Mitte waren Türen aus Holz eingelassen. Erste und zweite Etage waren durch eine Treppe verbunden, sogar teppichbelegt.

Ehe ich aber diese meine Wohnung beziehen konnte, mußte ich unter dem Wasserglase hervorgeholt werden, und dazu war große Vorsicht nötig.

»Daß er nur nicht wieder auskneift! Wehe, wenn Ihr ihn entwischen laßt!«

So sagte die kleine Prinzessin, die hier unbedingt das Kommando führte, und auch der königliche Papa war behilflich, mit seinen Händen um mich herum eine zwei Meter hohe Mauer zu bilden, so wie alle die anderen Herren und Damen, die den Tisch umstanden.

Die Prinzessin selbst hob vorsichtig mit der einen Hand das Wasserglas, erst nur an einer Seite, mit der anderen Hand nahm sie gewissermaßen, nachdem sie die Finger etwas angeleckt hatte, einen Anlauf, griff schnell zu – schwupp, hatte sie mich erwischt! Sie griff nicht gerade derb zu, aber doch ganz sicher.

»Ach, Du allerliebstes kleines Viehchen! Na nun komm wieder in Dein Häuschen! Und Du reißt mir nicht wieder aus, gelt? Nein, diesmal will ich schon aufpassen.«

Mit diesen Worten hatte sie oben an meinem Hause eine Klappe aufgemacht, setzte mich hinein in die gute Stube, und zwar so, daß ich dabei auf allen Vieren zu liegen kam.

Aber ich blieb nicht lange so liegen, sondern zeigte, daß ich ein zweibeiniges Wesen war, und da ich nun schon meinen Schreck überwunden hatte, zog ich gleich meinen Hut, schwenkte ihn nach allen Seiten und machte meine Bücklinge.

»Es war allerdings etwas Galgenhumor dabei, der aber nicht seinen Zweck verfehlte.

»Ach, das ist ja allerliebst!« donnerten gleich zwei Damen und ein Herr los. »So possierlich waren diese Mäuschen doch früher nicht?«

Aber die kleine Prinzessin gönnte diesen Anblick den anderen nicht lange, sie wollte mich ganz allein haben, faste oben den Henkel meines Hauses und eilte mit ihm hinaus.

Da dieser Henkel beweglich war, sie nur einen Finger hindurchgesteckt hatte, so blieb mein Haus ja ziemlich

in der Balance, aber doch nicht ganz, es schaukelte doch etwas hin und her, und die Folge war, daß ein großer Kleiderschrank umfiel, der, wahrscheinlich gefüllt, sehr schwer sein mußte, es gab einen mächtigen Krach, wäre ich nicht schnell zur Seite gesprungen, so hätte er mich zerschmettern können, und zwei Lehnstühle und ein runder Tisch, deren Füße mit Rollen versehen waren, bekamen den Veitstanz.

Doch da ward mein Puppenhaus schon wieder auf einen Tisch gesetzt. Es war ein privates Zimmer der kleinen Prinzeß, in dem ich mich jetzt befand.

»Ach Du allerliebstes kleines Mäuschen, daß ich Dich endlich wieder habe!« ging es dann wieder los.

Ich fasse die folgenden vier Tage summarisch zusammen.

Die kleine Riesenprinzessin, die nichts weiter zu tun zu haben schien oder in ihrer Erziehung jetzt Ferien hatte oder die einfach machte, was sie wollte, spielte mit mir wie mit einer kleinen Puppe, die auch noch den Vorzug hatte, ganz richtig lebendig zu sein.

In meine Glaswohnung kam ich gar nicht mehr hinein. Täglich kleidete sie mich einige Dutzend Male aus und an, Anzüge und phantastische Kostüme waren von meinen Vorgängern, die sicher ebenso behandelt werden, noch massenhaft vorhanden, von Puppenschneiderinnen gefertigt, oder sie schneiderte selbst für mich, was freilich auch danach ausfiel, badete mich aller drei Stunden als Nackfrosch, dann steckte sie mich in ein Wickelbett, trug mich auf dem Arme herum und sang Wiegenlieder, oder

ich kam auch in eine wirkliche Wiege hinein, oder sie fuhr mich in einem Kinderwägelchen herum, dann wurde ich von ihr gefüttert, wozu sie mit Vorliebe selbst auf einem Spiritusofen kochte und briet, und so ähnlich weiter und weiter.

Und des Nachts? Da kam ich noch immer nicht in mein Puppenhaus hinein. Da nahm die kleine Prinzessin mich mit zu sich ins Bett. Aber mit der nötigen Vorsicht. Da schnallte sie mir erst einen Stahlgürtel um den Leib, wohl schmiegsam, weil aus Schuppen bestehend, aber für mich unzerbrechlich, an diesen kam eine für mich ganz gewaltige Stahlkette und diese befestigte sie an ein silbernes, unabstreifbares Armband. So mußte ich neben ihr schlafen, oft in die Gefahr kommend, zu ersticken oder erdrückt zu werden. Und am frühen Morgen ging gleich wieder die Baderei los. Wenn sie mich nicht mit in ihre eigene Badewanne nahm. Wobei zu bedenken ist, daß dieses »Kind« eine Höhe von 30 Metern hatte. Das ist dann für uns kein Mensch mehr.

Am ersten Tage amüsierte ich mich köstlich, am zweiten Tage wurde ich die Sache gewohnt, am dritten fing ich mich an zu langweilen, diese Spielerei bereitete mir schon Unbehagen, und am vierten Tage dachte ich ernstlich daran, ob ich nicht das Wort »Aufhören!« aussprechen solle.

Aber ich zog es vor, an eine Flucht zu denken.

Denn jetzt begriff ich, weshalb alle meine Vorgänger geflohen waren. Trotz dieser ausgezeichneten Behandlung, die eben doch ihren Haken hatte. Wenn sie mich

wenigstens richtig hätte essen lassen, von eigenen Tellern, mit eigenem Messer und eigener Gabel, was ja alles vorhanden war. Aber ich war eine Puppe, oder ein Baby, das gefüttert werden mußte. Und so ähnlich hatte sie es doch wahrscheinlich mit allen meinen Vorgängern gehalten, und als einer nach dem anderen ausgekniffen war, hatte sie die letzten doch nur immer sorgsamer behütet.

Zu der vom Kapitän angesagten Unterhaltung durch Klopfen oder andere Zeichen kam es nicht. Dieser Plan mochte von anderen ausgegangen sein, die kleine Prinzessin dachte nicht an so etwas, mir auch nur ein Ja oder Nein abzufordern. Ich war für sie ein Püppchen, ein zwerghaftes Baby, und das hat nicht mit Ja und Nein zu antworten, das hat sein Mäulchen zu halten, wenn es artig sein will, hat sich alle Liebkosungen gefallen zu lassen.

Wohl kam manchmal der königliche Papa – die Mama schien nicht mehr zu leben – auch andere Herren und Damen fanden sich ein, aber selten, und die stellten auch keine Fragen an mich, und die kleine Prinzessin, die hier allein das Szepter führte, wußte sie immer schnell genug wieder hinaus zu expedieren, den Herrn Papa nicht ausgeschlossen.

Einer der Besucher schien einmal deswegen mit mir anfangen zu wollen.

Es war ein alter Herr mit weißem Vollbart und goldener Brille, durch die er mich angelegentlich betrachtete.

»Ich glaube doch, das ist ein richtiges menschliches Wesen, mit dem man sich unterhalten kann, man muß es nur irgendwie zum Sprechen bringen.«

»Wie soll denn so ein winziges Baby schon sprechen können!« sagte die Prinzessin gekränkt.

»Nun, nicht ein sprachliches Sprechen, wir müssen Zeichen ausmachen, ich glaube, diese Menschenmaus versteht uns –«

»Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Herr Geheimrat, Sie wollen mein Püppchen doch nur schlachten wie Ihre Kaninchen und Meerschweinchen!«

So rief die Prinzessin und schob den alten Herrn einfach hinaus, entließ auch gleich alle anderen.

Aber auch sonst hatte das zwölfjährige Mädchen sehr wenig Phantasie. Sie hätte doch unter eine größere Glasglocke Fliegen und andere Insekten sperren können, auch kleine Vögelchen und Mäuse, auf die ich eine Jagd veranstalten mußte mit Schwert und Speiß, einen Bogen und Pfeile hätte ich mir selbst anfertigen können.

Nun, dazu mochte das Kind zu gutherzig sein, um an solcher blutigen Jägerei und Schlächtereie Gefallen zu finden, oder es war zu besorgt um mich, aber da gab es doch schließlich noch anderes, was auch mich ergötzt hätte, wenigstens anfangs.

So zum Beispiel fertigte sich Gulliver ein Boot, oder es wurde ihm eins gefertigt, es wurde auf eine große Schüssel mit Wasser gesetzt, da mußte er rudern und segeln, Diener bliesen dazu den Wind, mit vollen Backen Sturm, und was gab es da noch alles zu erfinden!

Aber Prinzeß Kunigunde erfand nichts. Nicht einmal, daß sie, wenn sie in der Badewanne saß, auf den Gedanken kam, eine Wallnußschale oder ein Näpfchen schwimmen zu lassen und mich hineinzusetzen. Wenn sie mich in der Badewanne einmal aus der Hand geben mußte, so schlang sie vorher meine Kette um den Wasserhahn oder befestigte sie sonstwo sorgfältig. Sie war in steter Sorge, daß auch ich entwischen könnte, und sonst also war ich das Püppchen, das sie bemutterte.

Am vierten Tage, als sie mir wieder mit dem Löffel einen selbstgekochten Schlangenfraz in den Mund stopfte, dann hinterher mächtige Stücke von einem selbstgebackenen Kuchen, außen verbrannt und innen noch ganz schliffig, entstand in mir der feste Entschluß, entweder das magische Erlösungswort auszusprechen oder von hier zu entfliehen.

Nach kurzer Überlegung zog ich das Letztere vor. Mir selbst kam es wie Feigheit vor, das Zauberwort zu benutzen, weil es mir nicht mehr gefiel, mich als Püppchen im Wickelbett füttern und als Nackfrosch baden zu lassen, der Kapitän hätte mich doch nur ausgelacht, ich hörte alle die anderen lachen, die doch sicher darum wußten.

Also durch eigene Kraft wollte ich mich befreien.

Aber eine Flucht von hier war gar nicht so einfach.

Die Prinzessin hatte meinetwegen neben ihren Gemächern ein besonderes Zimmer einräumen oder vielmehr ausräumen lassen. Es war bis auf einen großen Tisch vollkommen leer. Kein Mausloch war vorhanden, darum handelte es sich ja eben. Aber ich konnte ja schon von

der Tischplatte, die für gewöhnlich mein ständiger Aufenthalt war, gar nicht herunter kommen. Wenn bei uns ein normaler Tisch ungefähr eine Höhe von 75 Zentimeter hat, so war dieser bei zwanzigfacher Vergrößerung 15 Meter hoch. Da kann man doch nicht herabspringen, ohne alle Knochen zu brechen. Eines der Tischbeine war nicht zu erreichen, und es hätte mir auch nichts genützt, ich konnte nicht daran hinabgleiten, konnte es ja nicht einmal mit ausgebreiteten Armen umspannen.

Und wenn es mir nun einmal gelang, den Boden zu erreichen, vielleicht indem ich an dem Kleide oder an einem langen Bande meiner Herrin herabglitt, was dann? Es gab kein Löchelchen in dem nackten Raume. Das Fenster war immer geschlossen, und da eine Gardine fehlte, konnte ich doch überhaupt gar nicht hinaus auf das Fensterbrett. Die einzige Tür war immer geschlossen. Also ich wäre einfach am Boden wieder ghascht worden. Und außerdem: wenn die Prinzessin mich einmal auf dem Tische allein lassen mußte, dann setzte sie regelmäßig über mich wieder eine schwere Glasglocke die ich überhaupt gar nicht liften konnte, sorgte unten nur für etwas Luftzufuhr. Und des Nachts in ihrem Bett lag ich wie gesagt an der Kette.

Der fünfte Tag war angebrochen.

Meine erste Toilette war beendet, ich war auf den Tisch gekommen, auf dem es bunt genug aussah, aber alles nichts für mich d. h. nichts, was mir zur Flucht hätte dienen können. Die Prinzessin, immer im Stehen, hoste mich schon wieder aus, zog mir eine Husarenuniform an.

Die paßte ja nicht gerade für einen Säugling, der noch nicht sprechen kann, andererseits aber war ich doch wieder ein Püppchen, das solche Uniformen schon verträgt. Zu dieser gehörte auch der Zigarrenabschneiderdegen.

»So, mein Püppchen, nun will ich Dir erst Dein Morgensüppchen kochen, nicht wahr?«

Und sie begann, mit dem höllischen Spiritusofen zu hantieren, für sie winzige Kesselchen mit Wasser aufsetzend, Mehl und Hirse und Salz und Zucker einem Puppenkolonialwarenladen entnehmend, auch auf einer Puppenwaage abwiegend, wie es eben Kinder tun. Für mich war das alles natürlich in richtiger Größe vorhanden. Doch das brauche ich wohl nicht immer wieder zu erwähnen.

Mit verbissenem Gesicht schaute ich ihr zu.

Was die da zusammenbraute, angebrannt und total versalzen und verzuckert, das wurde mir schwertumgürtetem Husarenoffizier dann mit dem Löffel in den Mund gepfropft, und wenn ich nicht schnell genug schluckte, dann stopfte sie mit ihrem Kinderfingerchen von einem Meter Länge und 20 Zentimeter Dicke nach. Mir immer in den Rachen hinein. Aus lauter Liebe. Weil sie dachte, so könnte ich besser schlucken. Weil man es so eben mit kleinen Kindern macht. Ich wartete schon immer darauf, daß sie es auch einmal mit einer regelrechten Amme versuchte.

»Ach, da ist ja schon wieder der Zucker alle! Kindchen, Kindchen, was brauchst Du kleines Leckermäulchen doch für viel Zucker!«

Ehe sie mit der leeren Kommodenschublade hinausging, um den gottverdammten Zucker von irgendwo selbst zu holen, deckte sie natürlich die bewußte Käseglocke über mich, nicht vergessend, durch Unterlagen einiger Kissen für Ventilation zu sorgen, ebensowenig dann aber vergessend, draußen die Tür zuzuschließen. Den ungeheuren Schlüssel hatte sie immer an einer Ochsenkette um den Hals hängen.

Wie denn nur von hier fortkommen?

Gar nichts zu machen.

Ja, dort lag Zwirn und Garn, für mich Bindfaden und Stricke, ich wollte schon solch einen langen Strick irgendwo befestigen und mich dann herablassen, wenn sie dann die Tür öffnete, wischte ich durch, drüben gab es genug Möbel, unter denen ich mich verstecken konnte – ja, wenn ich nur erst unter der Käseglocke hervor gewesen wäre!

Nein, es war keine gewöhnliches Käseglocke. Sondern das Glasgehäuse für eine Standuhr. Um so schlimmer für mich. Innen sechs Meter im Durchmesser, zehn Meter hoch, das Glas zwölf Zentimeter dick, oben noch eine mächtige Glaskugel als Griff darauf – gar kein Gedanke daran, daß ich diese Last hätte heben oder auch nur verrücken können, auch mit einem Hebebaum nicht! Das wußte sogar dieses unerfahrene Kind. Sonst hätte sie die Glasglocke doch noch irgendwie beschwert.

Mit dem Kissen hatte meine Herrin zufällig auch einen Dolch unter die Glocke geschoben. Solches Zeug lag genug auf dem Tische herum, das 25 Zentimeter lange Messer hatte für sie ja noch nicht einmal eine kleine Stecknadel zu bedeuten. Für mich aber auch nichts. Nur so in Gedanken hob ich das Ding auf und betrachtete es.

Also es war ein Dolch, die Klinge 20 Zentimeter lang, mit einem Elfenbeingriff in einer blechgefütterten Leder-scheide steckend.

Für diese Riesen eine wunderbar feine Präzisionsarbeit. Aber wir haben ja auch winzige Instrumente für Chirurgen, oder man betrachte die Werkzeuge eines Uhrmachers, diese kaum sichtbaren Schraubchen müssen doch erst geschnitten werden!

Da, wie ich diesen Dolch noch so betrachte, ganz achtlos, rasselte im Türschloß schon wieder der Schlüssel.

Die Tür öffnete sich, herein kam – nicht die Prinzessin!

Übrigens war mir gleich aufgefallen, daß der Schlüssel recht behutsam ins Schloß gesteckt und umgedreht worden war, aber bei solchen Dimensionen geht es doch nicht ohne Rasselei ab.

Der weißbärtige Herr Geheimrat mit der goldenen Brille war es, der eintrat!

Recht auffallend, recht scheu.

Lange konnte ich ihm auch nicht beobachten.

Ein großer Schritt nach dem Tische hin, mit der linken Hand ein Griff nach dem Knopfe der Glasglocke, sie

hochgehoben, mit der rechten Hand nach mir selbst gegriffen, ich war gepackt, sauste durch die Luft, Finsternis umgab mich.

Dann hörte ich wieder das vorsichtige Schlüsselraseln, und dann ging die Schaukelei los, wie immer, wenn ich getragen wurde.

Wenn ich es mir richtig überlegte, so mußte mich der Herr Geheimrat in die rechte Seitentasche seiner Jacke gesteckt haben. In dieser befand sich außer mir noch eine große Kiste, so ungefähr anderthalb Meter lang und einen breit – die silberne Schnupftabaksdose des Herrn Geheimrats.

Ich lag nicht direkt auf ihr, denn seine Finger hielten mich noch immer umklammert, nicht gerade schmerzhaft, aber doch sicher.

Das Schaukeln wie auf dem Rücken eines Dromedars ging weiter, ich in der Schweben, das Gesicht nach unten, mit den Händen die Tabakskiste berührend.

Diese Entführung gefiel mir durchaus nicht, das nannte ich eine Abwechslung, aber keine Befreiung.

Und hatte nicht die Prinzessin gesagt, der Geheimrat wolle mich wohl ebenso schlachten wie seine Karnickel und Meerschweinchen?

Hatte nicht auch der Kapitän eine starke Andeutung gemacht, daß die ärztlichen Forscher dieses Landes so einen Mäusemenschen gern einmal lebendig sezieren hätten?

Da war es vielleicht angebracht, bald mein Erlösungswort –

»Wünsche untertänigsten guten Morgen, Exzellenz,« donnerte da eine Stimme, und der ganze Riesenleib, an dem ich lag, erzitterte mit.

»Guten Morgen, Herr Geheimrat. Ach, ich hätte ein Wort mit Ihnen zu sprechen.«

»Bitte sehr, Exzellenz.«

Und das Schaukeln hörte auf, mein Riesenkamel blieb stehen, und gleichzeitig gaben mich auch die Riesenfinger frei.

Natürlich, mit der Hand in der Rocktasche konnte der Geheimrat mit einem Höherstehenden doch nicht sprechen.

War das ein Fingerzeig des Schicksals?

Schnell richtete ich mich auf.

Über mir schimmerte es hell; aber obgleich ich doch auf der Tabakskiste stand, konnte ich den Rand der Jackentasche mit ausgestreckten Händen noch immer nicht erreichen, nicht im Sprunge.

Da erst eigentlich bemerkte ich, daß ich noch immer den Dolch in der Hand hatte.

Und ich benutzte diesen Wink einer gütigen Vorsehung.

Zwar war ich ja auch mit dem Zigarrenabschneiderdegen umgürtet, aber den hätte ich nicht gut gebrauchen können, dazu war es aber drin doch zu eng.

Das Messer gezogen und losgeschnitten. Der Stoff war zwei Zentimeter dick, aber der Stahl schnitt wie Gift.

Ich hätte ja nur zwei lange Schnitte zu machen brauchen, um ein Dreieck mit meterlangen Seiten herausklappen zu können, ich machte noch einen hinzu, klappte ein Viereck heraus, in banger Erwartung, was ich zu sehen bekommen würde. Denn gerettet war ich ja durchaus noch nicht, ich mußte mich ja noch in einer Höhe von etwa 20 Metern befinden.

O Glück! Mein Geheimrat stand mit seiner rechten Jackentasche ganz dicht an einem Fensterbrett, ich brauchte nur einen großen Schritt zu tun, dann war ich drüben.

Und ein weiteres Glück war, daß das Fenster offen stand und ich auch schon eine Fortsetzung des Fenstersimses sah, der sich als Verzierung weiter um das Haus herumzog.

Meine Flucht konnte nicht bemerkt worden sein, sonst hätten die beiden Herren schon etwas von sich gegeben.

Also ich mich schnell um die Ecke gedrückt!

Dieser Sims, der am Hause entlang lief, mochte für diese Riesen nur 7 Zentimeter breit sein, also ein von unten kaum bemerkbarer Vorsprung. Für mich Menschenmaus aber bedeutete das fast anderthalb Meter.

Also ich hatte mich um die Ecke gedrückt, lief ein Stück hin auf dem ganz ebenen Saumpfade, ehe es mir einfiel, einmal näher an den Rand zu treten und darüber hinauf und hinab zu sehen.

O Himmel, wie ward mir da zumute!

Ich hatte ja schon gewußt, daß ich mich in der zweiten Etage befand, hatte es mehrmals zu hören bekommen,

hatte aber aus dem Fenster meines Zimmers höchstens auf dem niedrig gehaltenen Arme meiner kleinen Herrin sitzend, noch nie direkt hinabblicken können.

Jetzt geschah es zum ersten Male, und zwar auf einem Simse von anderthalb Meter Breite stehend, dicht am Rande!

Blicke ich da in eine Tiefe von mindestens 250 Meter hinab!

Na ja, jedes Stockwerk 5 Meter hoch, oder 4, dazu aber noch Hochparterre und dann noch extra die Höhe des Fensterbrettes – da kommen schon 12 bis 13 Meter heraus, und das hatte hier das Zwanzigfache zu bedeuten, 250 Meter!

Ich bin kein Gamsenjäger, kein Kraxler, nicht im Gebirge aufgewachsen.

Obgleich sonst nicht gerade von Schwindelanfällen geplagt, fühlte ich doch plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht, dort hinabzufallen und auf den Steinfliesen zu zerschmettern, wie eine magnetische Kraft zog es mich hinunter.

Mit einer letzten Willensanstrengung gelang es mir, mich noch zurückzuwerfen, gleich auf den Boden hin.

Na, es wurde überstanden. Ich erhob mich wieder, drückte mich gegen die Mauer, blickte gar nicht mehr nach dem Rande.

So setzte ich meinen Weg auf dem himmelhohen Gebirgspfade fort. Und merkwürdig! Kaum hatte ich hundert Schritte getan, so konnte ich schon ganz frei gehen,

wenn ich auch noch nicht wagte, wieder in jene fürchterliche Tiefe zu blicken.

Ich kam an zwei Fenstern vorüber, die beide geschlossen waren, und ich zog es vor, auf Händen und Füßen an ihnen vorbei zu kriechen, hinter der Erhöhung, die doch unten das Fensterkreuz bildet, Deckung suchend.

Da versperrte mir ein riesiger Felsenblock den Pfad. Er hatte bizarre Formen, ich glaubte etwas zu erkennen, wenn ich mir auch nicht ganz klar wurde – ich will es gleich sagen: es war einer der phantastischen Drachenköpfe, die hier und da die Fassade des Hauses verzieren, jeder einen halben Meter hoch, sonst hat solch ein Schmuck doch keinen Zweck, man sieht ihn gar nicht, was hier aber zehn Meter zu bedeuten hatte!

Nein, dieser Drachenkopf sollte für mich nicht ein unüberwindliches Hindernis bedeuten. Er hatte auf der Seite ein Loch, nur wenig über dem Sims erhaben, ich konnte es auf Händen und Füßen bequem passieren, und es war ein Tunnel, der durch den ganzen Drachenkopf ging. Die Durchbohrung war wahrscheinlich für den Bildhauer nötig gewesen, um das Werkstück bearbeiten, es aufhängen und hin und her drehen zu können.

Schon sah ich durch diese Röhre auf der anderen Seite wieder das Tageslicht schimmern. Erst aber erweiterte sich die Röhre ganz bedeutend, ich kam in einen großen Hohlraum, in dem ich mich aufrichten konnte.

Was das war? Das war der aufgesperrte Rachen dieses Drachenkopfes. Oder nein, das war nur der Schlund. Vorn der Rachen war noch viel weiter geöffnet, dann kam

erst wieder eine Verengung, der eigentliche Schlund, hinter diesem befand ich mich jetzt, so gewissermaßen zwischen Schlund und Speiseröhre, oder wie das nun ist. Ich bin nicht so anatomisch gebildet und will nicht erst Anatomie zu studieren anfangen.

Nenne ich es also einfach den Schlund des steinernen Drachenkopfes, in dem ich mich befand.

Wenn ich mich aber etwa in diesem Drachenschlunde einmieten wollte, so kam ich zu spät.

Hier hatte sich schon jemand anders häuslich eingerichtet.

In der Mitte am Boden befand sich ein rundes Ding, anderthalb Meter im Durchmesser, ganz merkwürdig aus Ästen und Bambusrohr und Stricken und anderen undefinierbaren Sachen zusammengebaut, innen mit grauen und braunen Straußenfedern ausgepolstert, und da lagen denn auch drei Straußeneier.

Doch nein, solche riesige Straußeneier gibt es gar nicht. Ich kann ihr Maß ganz genau angeben, ich habe sie dann gemessen. Genau 45 Zentimeter lang und 30 Zentimeter dick. Wenn es dabei auch auf einen Zentimeter nicht ankommt. Bräunlich oder rötlich und mit aschgrauen Spritzern bedeckt.

Noch bewunderte ich diese drei Rieseneier, als sich der verengerte Schlundeingang verdunkelte, es schlüpfte etwas herein, und ich erkannte einen gewaltigen Adler, vor dem ich mich respektvoll in den Hintergrund des Schlundes zurückzog, schon den blanken Degen in der Hand.

Doch nein, es war kein Adler, sondern ein Spatz. Nun erkannte ich ihn. Und nun nehme man ein Sperlings-  
ei her und messe es, oder orientiere sich in einem zoo-  
logischen Buche, ob das nicht stimmt: im Durchschnitt  
23 Millimeter lang und 16 dick. Hier aber war alles ins  
Zwanzigfache übersetzt. Und das sehr liederlich zusam-  
mengestoppelte Nest bestand aus Ästlein, Heu, Stroh,  
Werg, Borsten, Wolle, Haaren, Papierschnitzel und der-  
gleichen Lumpereien mehr, war aber äußerst sorgfältig  
mit den weichsten Brustfedern dick ausgefüttert.

Nein, es war auch kein Spatz, sondern eine Spätzin.  
Sie setzte sich auf das Nest, flatterte mächtig mit den  
gewaltigen Fittichen und machte einen Heidenspektakel  
dazu, und nicht lange dauerte es, so schlüpfte hinten et-  
was Großes heraus, und in dem Nest lag ein viertes Ei.

Sie mußte es äußerst eilig gehabt haben, sich dieser  
Last zu entledigen, denn sie beachtete mich gar nicht,  
obgleich sie mich doch sicher schon bemerkt hatte, denn  
solch einem Vogelauge entgeht doch nicht so leicht et-  
was, zumal in der Nähe des Nestes.

Und als sie fertig war mit ihrer Eierlegerei, ging Frau  
Spatz denn auch gleich auf mich los, mit einem Mords-  
spektakel und mit ihren Fittichen einen wahren Wirbel-  
wind erzeugend.

Ich aber stand schon in Fechterparade, fiel aus und  
brachte ihr mit meiner Degenklinge über dem Schnabel  
eine tüchtige Wunde bei, daß das Blut nur so spritzte und  
floß.

Ja, du lieber Gott, ich mußte mich doch meiner Haut wehren, und mit solch einem Sperling aus Brabdingnag ist nicht zu spaßen!

Da hatte die Frau Spätzin auch gleich genug, wandte sich und verschwand aus dem Schlund.

Jetzt war ich Besitzer dieser Drachenkopfwohnung, des Restes und dieser vier Sperlingseier. Wenn die Frau Spätzin wiederkam mit ihrem Herrn Gemahl, mit einer ganzen Legion von Kameraden – ich war bereit, meine Eroberung zu verteidigen.

Die vier Eier interessierten mich sehr. Ich hatte doch noch nicht gefrühstückt und schon eine tüchtige Arbeitsleistung hinter mir. Außerdem hier diese frische Gebirgsluft!

Das letzte Ei war noch ganz warm, das verschmähte ich. Frischgelegt waren ja alle. So bohrte ich mit Messer und Schwert ein nicht zu weites Loch durch die Kalkmauer, natürlich an einer Spitze, hob das Ei mit beiden Händen empor, ich war doch ein starker Kerl, hatte doch in Portland sieben Jahre lang Steine gebrochen, allzuschwer war es ja auch nicht, und so fing ich an zu nutschen.

Ausnutschen konnte ich es natürlich nicht, das wäre zu viel verlangt gewesen. Ich kann Sperlingsei nur empfehlen. Eiweiß wie Dotter schmeckten delik特. Und nicht etwa, daß dieser Inhalt nun etwa auch eine zwanzigfache Verdickung gehabt hätte. Er war ganz normal.

Dann kroch ich einmal durch den verengten Schlund in den eigentlichen Drachenrachen, natürlich mit der nötigen Vorsicht. Sie war nicht nötig. Der Gaumen war ganz eben in horizontaler Lage. Trotzdem kroch ich lieber auf Händen und Füßen und rutschte zuletzt ganz auf dem Bauche, um über den Rand hinabzuspähen. Ich war Kavallerieoffizier, der hat im Hochgebirge nichts zu suchen, zumal wenn er kein Pferd zwischen den Beinen hat. Den Degen behielt ich immer in der Faust, in der Hosentasche den Dolch.

Wunderbar war es, was ich da erblickte!

Zunächst direkt unter mir eine Fahrstraße, an die 200 Meter breit, und dann hüben und drüben noch extra ein sogenannter Bürgersteig, vornehmer ausgedrückt Trottoir, auch wieder so 50 Meter breit, wobei ich natürlich nicht die perspektivische Täuschung aus meiner schwindelnden Höhe in Betracht ziehen darf. Ich selbst schwindele übrigens nicht, wenn ich auch noch nicht ganz schwindelfrei war. Aber so auf dem Bauche liegend fühlte ich doch nicht so die magnetische Anziehungskraft, da war zu viel Adhäsion vorhanden.

Diese Straße war ja nun eigentlich nichts so besonders Bewundernswertes, aber ich hatte eben noch gar keinen solchen Ausblick ins freie Riesenland gehabt, und nun kamen doch auch noch Straßenpassanten und Fuhrwerke und Reiter in Betracht.

Was ich da für Dimensionen erblickte, will ich nicht weiter beschreiben, man braucht ja nur immer unsere Verhältnisse zwanzigfach zu vergrößern. Da war zum

Beispiel ein Damenhut, dessen Durchmesser ich auf 15 Meter taxierte. Mag das genügen.

An diese Straße grenzte ein Park mit Blumenbeeten und Waldbestand. Das war nun erst recht etwas ganz Neues für mich. Doch will ich diesen Anblick auch nicht weiter schildern, weil ich noch selbst dort unten an Blumenstengeln in die Höhe klettern sollte.

Froh war ich nur, daß ich hier ein Sperlingsnest und nicht ein Storchnest gefunden hatte. Denn dort unten an einem Weiher spazierte ein Storch, so an die 20 Meter groß. Der hätte mit mir Husarenleutnant ja nun wenig Federlesens gemacht. Die Eidechse, die er soeben verschlang, war sicher bedeutend länger als ich.

Nachdem ich mich an alledem genügend geweidet, zog ich mich zurück.

Das Letzte, was ich unter mir erblickt, war eine Bauernfrau gewesen, einen Wagen ziehend, der mit fünfzölligen Kanonenkugeln beladen war. Doch nein, es waren Heidelbeeren.

Schließlich will ich auch noch einer anderen Frau gedenken, die dort in einem stillen Straßenwinkel saß und Krebse verkaufte. Oder sollten es vielleicht Hummern sein, die sie im Korbe hatte? Auf vier Meter Länge schätzte ich sie im Durchschnitt, es waren aber auch noch ganz andere Exemplare dabei. Da waren es doch wohl eher Hummern als Krebse.

Und jetzt kam ein Hundeköter angelaufen, eine Dogge von Tischhöhe, also ungefähr 15 Meter hoch, er hob

erst einmal an einem Laternenpfahl das Bein und dann beschnoberte er in dem Korbe die Hummern.

Na, na, Tyras und der Hummer werden doch nicht etwa –

Mir stand das Herz vor Erwartung still.

Weiß der geneigte Leser, woran ich denke? Kennt er nicht die Geschichte von Tyras und dem Hummer?

Ein Herr kommt mit seinem großen Hunde am Markt vorüber. Da sitzt eine Frau, hat Hummern in ihrem Korbe. Der Hund beschnüffelt die Hummern, plötzlich kneift einer zu und sitzt fest an der Nase. Der Hund natürlich den Schwanz zwischen die Beine genommen und das Weite gesucht, vorn an der Nase den großen Hummer.

Die Marktfrau ist außer sich.

»Pfeifen Sie doch Ihrem Hunde, pfeifen Sie doch nur Ihrem Hunde!«

Der Herr aber entgegnet ganz kaltblütig:

»Was geht Sie denn mein Tyras an, pfeifen Sie doch Ihrem Hummer.« –

Nein, dieses Geschichtchen sollte sich hier im Lande Brobdingnag nicht wiederholen.

Tyras ging noch einmal an seinen Laternenpfahl zurück. Und ich zog mich in den Drachenschlund und in mein Sperlingsnest zurück.

Ja, ich wollte es benutzen. Ich fühlte mich nach all den heutigen Abenteuern äußerst erschöpft, zumal ich die letzten Nächte am Busen Ihrer königlichen Hoheit der Erbprinzessin Kunigunde nur sehr unruhig geschlafen hatte, immer in Gefahr des Erstickens und Erdrückens.

Also ich hob die Eier heraus, legte sie neben das Nest und mich selbst in dieses, brauchte, wenn ich mich nicht etwas zusammenrollen wollte, nur die Füße auf den Rand zu legen. Die Brustfedern dieser Riesenspatzen waren durchaus nicht borstig, sondern weich wie Wolle, und so lange noch unbebrütete Eier im Neste sind, halten alle Vögel auf äußerste Sauberkeit desselben, eben weil sie hierzu später nicht mehr so viel Gelegenheit haben, sogar der Wiedehopf.

Sorglos überließ ich mich dem Schlaf. Die Spatzen sollten nur kommen! Sie würden in dem Husarenleutnant einen furchtbaren Gegner finden! Na, und wenn mir der Kampf doch zu ungleich wurde, dann sagte ich einfach: aufhören!

Ein Höllenlärm von Glockengetöse weckte mich.

An Glocken aller Art hatte ich mich ja nun schon gewöhnt, mich konnten weder Kirchturmglöcken noch elektrisches Klingelgeschmetter stören, oder es schreckte mich doch nicht mehr, wenn ich den Radau auch nicht angenehm empfand.

Aber diese Bimmelei hier war mir ganz neu. Ja, eine Bimmelei war es nur, im Gegensatz zu anderen Glockentönen, wenn auch noch gräßlich schmetternd genug.

Da mußte ich einmal nachsehen, was das war, zumal die schreckliche Bimmelei immer näher kam.

Was war's? Ganz einfach die Feuerwehr. Übrigens nur zwei Leiterwagen, die mit galoppierenden Rossen durch die Straßen sausten, natürlich dann am meisten bimmelnd, wenn es am wenigsten nötig war.

Ja, das war ganz einfach – die Feuerwehr. Es brannte irgendwo, das waren die Rettungsleitern. Die Spritze ging mich nichts an.

Aber einfach fand ich die Sache nicht mehr, als die beiden Wagen gerade hier unter mir hielten, die Leitern abgepackt und hochgeschraubt wurden, als alles zu mir emporblickte.

Hallo! Mein Schlupfwinkel war doch nicht etwa entdeckt worden, ich sollte doch nicht etwa aus dem Neste genommen werden?

Oder brannte es vielleicht über mir? Das wäre mir auch nicht gerade angenehm gewesen.

Zuerst wurde eine Leiter in einiger Entfernung angelegt, aber auch dort, wo sich solch ein Drachenkopf befand. Ein Feuerwehrmann stieg hinauf, steckte den ganzen Arm in das Drachenmaul, wirtschaftete darin herum.

»Sechs Eier!« hörte ich ihn brüllen, und wie er eine Hand wieder hervorzog, lief von ihr eine weiße und gelbe Sauce herab.

Aha, nun wußte ich es! Diese Leute hier im Riesenlande waren auch so klug wie mein Vater.

Der königliche Palast sollte von Sperlingen gesäubert werden, die doch alles beschmutzen. Aber es ist gar nicht so einfach, die dreisten Spatzen zu vertreiben, und mögen sie sonst noch so harmlos sein, sie werden manchmal doch eine rechte Last. Wenn sie über einem Balkon nisten, kann man diesen kaum noch benutzen, und da

nützt es nichts, ihre Nester zu zerstören, nichts, ihre Jungen wegzunehmen, sie kommen immer wieder, bauen sich neu an.

Aber wenn ihre Eier im Neste zerdrückt werden, das können sie nicht leiden. Dann kommen sie nicht wieder, bis die ganze Generation ausgestorben ist.

Dasselbe besorgte hier also die Feuerwehr, auch dieser Drachenschlund würde von einer tastenden Hand untersucht werden.

Nun, verloren war ich ja deshalb nicht etwa. Ich brauchte mich doch nur in einen der seitlichen Tunnel zurückzuziehen, da war ich sicher geborgen.

Aber ich war nicht geneigt, mir meine Eier zerquetschen zu lassen. Denn ich beabsichtigte, mich hier für längere Zeit niederzulassen, und die vier Sperlingseier sorgten noch für viele Tage für meine Nahrung. Nicht aber mehr, wenn sie so ein Feuerwehrmann zerdrückt hatte.

Also ich wälzte die vier Eier, davon eines »angerissen«, nach dem linken Tunnel, hob sie hinein, rollte sie noch weiter nach hinten, um sie auch vor einem nachgreifenden Finger zu sichern. Den rechten Tunnel reservierte ich für mich selbst. Natürlich mußte ich ein Ei nach dem anderen vornehmen, die Dinger hatten doch ziemliches Gewicht.

Eben hatte ich das letzte in den Tunnel hineingehoben, dachte darüber nach, ob ich nicht auch irgendwie das schöne Nest vor einer zerstörenden Hand sichern könnte, als sich plötzlich der Raum verdunkelte und da kam auch

schon in den Drachenschlund etwas Mächtiges, Fünfköpfiges hereingefahren.

Ach du großer Schreck! Ich hatte die Zeit verpaßt; die Feuerwehrleute waren schneller gewesen, als ich gedacht hatte.

Ich war verloren!

Dieser Tunnel hier war mir durch die Eier verstopft, den anderen konnte ich nicht mehr erreichen, die Hand war schon zu weit vorgekommen, und sie füllte den Raum fast gänzlich aus, ich konnte nicht daran vorbeikommen!

Nur nach hinten konnte ich mich noch retirieren. Und das tat ich natürlich.

Vergebliche Hoffnung, der Arm könnte nicht weiter nachgreifen. Über das Nest hatte die Hand bereits hinausgegriffen, aber die Grenze der Greifbarkeit hatte sie noch nicht erreicht.

Und was für eine Hand war das, die sich mir immer mehr näherte, was waren das für Finger! Ich war bisher nur die wohlgepflegten, zarten Hände von vornehmen Damen und Herren gewöhnt gewesen, auch die Hände des Schloßpersonals hatten immer reinlich sein müssen und nichts von schwerer Arbeit gezeigt, das hier aber war eine Feuerwehrmannspfote! Schon allein der Dreck unter den Nägeln war staunenswert, in jeder Abteilung konnte man einen kleinen Gemüsegarten anlegen!

Und diese schwarzen, riesenhaften, kolbigen Finger rückten mir immer näher und näher auf den Leib!

Kaltes Entsetzen packte mich.

Merkwürdig! Weshalb schrie ich jetzt nicht einfach: aufhören!

Weil ich eben ganz kopflos vor Schreck und Angst geworden war.

Da aber plötzlich verwandelte sich die Angst in kühnen Mannesmut – nein, ich will ehrlich sein: der wilde Mut der Verzweiflung packte mich, den Degen konnte ich schon nicht mehr ziehen, aber den Dolch riß ich aus Hosentasche und Scheide und zog über die Spitze des Zeigefingers einen Kreuzschnitt, daß sofort das Blut spritzte, obgleich dieser Finger mit einem außergewöhnlich dicken Leder bekleidet war.

Es half. Blitzschnell zog sich die Hand zurück, verschwand aus meiner Wohnung.

Wie dann der behelmte Riesenkopf des abwärtssteigenden Mannes an der Öffnung vorbeikam, sah ich, daß er den verwundeten Finger im Munde hatte.

»Hier ist kein Sperlingsnest drin,« schrie er dann hinter auf die Frage des Vorgesetzten, ob er etwas gefunden hätte, »aber eine Ratte ist drin, sie hat mich in den Finger gebissen!«

Der Kerl hatte in zwanzigfacher Vergrößerung gelogen. –

Nun war ich in Sicherheit.

Aber für die Dauer war das nichts.

Ich hatte mich einige Tage hier aufhalten wollen, nach den Strapazen der Ruhe pflegend, das Leben unten auf

der Straße und im Parke beobachtend, aber noch in derselben Nacht faßte ich den Entschluß, mit Morgengrauen die Weiterreise anzutreten.

Rohe Sperlingseier eignen sich auf die Dauer doch nicht als einziges Nahrungsmittel für den Menschen. Wenigstens nicht für mich, ich wurde schon von den grausamsten Verdauungsstörungen geplagt. Ich hätte meinen diamantenbesetzten Säbel im Werte von einer halben Million für ein paar Choleratropfen hingegeben. Noch nie hatte ich so große Lust gehabt, und noch nie wäre es auch so angebracht gewesen als jetzt das große Wort auszusprechen: Aufhören!

Die Nacht brachte ich noch mannhaft hin, beim ersten Morgengrauen trat ich den Weitemarsch an. Natürlich zum anderen Loche hinaus. Wenn man mal einmal auf Reisen geht, will man doch auch etwas Neues sehen.

Ein Fenster war vom anderen immer ungefähr 50 Meter entfernt. Ich kam an mehreren vorüber, aber alle waren geschlossen, und einbrechen, diese Glasscheiben einschlagen, hätte ich beim besten Willen nicht vermocht.

Da war der Sims zu Ende! Das heißt, ich war an die Hausecke gekommen, brauchte nur herumzubiegen.

Das tat ich denn auch, erkannte aber gleich, daß ich nun tatsächlich die Wanderung nach dieser Richtung aufgeben mußte.

Die Fassade des Palastes nach dieser Seite, auch wieder mit Aussicht auf den Park, war vom Architekten ganz anders ausgestattet worden.

Der Sims machte nur noch einen ganz kurzen Vorsprung, dann war hier die bisher glatte Hauswand mit Schnörkeln und Ornamenten und Rautenkränzen und dergleichen bedeckt, für mich ein unentwirrbares Durcheinander von dicken Vorsprüngen.

Ja, ein Gemenjäger hätte ganz bequem an dieser Wand herumklettern können, jeder Kraxler wäre sofort leidenschaftlich drauf los gegangen – ich aber war Schiffingenieur und gegenwärtig Husarenleutnant, ich wollte mit solcher Kraxelei an schnörkelhafter Ornamentik nichts zu tun haben.

Also ich mußte wieder zurück, es blieb nichts anderes übrig. Ich würde schon irgendwo anders noch ein offenes Fenster finden und durch dieses den Weg zu einer Speisekammer.

Und richtig, kaum hatte ich mich umgedreht, da ward auch schon das letzte Fenster, mir also das nächste, geöffnet, keine 20 Meter entfernt.

Aber das Öffnen dieses Fensters entsprach nicht meinen Wünschen.

Es war jedenfalls ein Doppelfenster, ging nach draußen auf, eine Riesenhand kam einmal zum Vorschein und befestigte es mit einem Haken.

Das hätte ja an sich nichts zu sagen gehabt.

Nur schade, daß dieses Fenster so tief ging, mit dem unteren Ende gerade über den Sims hinstrich und so stehen blieb, nur eine Spalte lassend, durch die ich meinen Leib unmöglich quetschen konnte.

Ich war gefangen! Hier die Fensterbarriere und dort die Ornamentik!

Ich will es kurz machen.

Das heißt, ich will die zwei Stunden überspringen, während welcher ich darauf wartete, daß dieses vermaledeite Fenster wieder geschlossen würde.

Dann faßte ich einen heldenhaften Entschluß.

So ging das nicht weiter.

Es hatte gar keinen Zweck, hier zu stehen oder zu sitzen und darauf zu lauern, ob es denen gefiel, das Fenster wieder zu schließen.

Außerdem stand ich ja immer in Gefahr, gesehen zu werden, es brauchte ja jemand nur zum Fenster nach rechts zu blicken.

Ich mußte die Klettertour an der Skulpturenrautenkranzornamentik wagen. Irgendwo mußte ich doch ein Loch finden, das mich durchließ, wenn kein Fenster, dann eine kapute Dachrinne.

Ja, und sollte ich 500 Meter hoch hinauf bis aufs Dach klettern, ich war entschlossen dazu, mutig allen Schrecken des Todes zu trotzen.

Diese meine todestrotzende Courage hatte freilich seine guten Beweggründe.

Ich hatte mir bereits überlegt, daß ich gestern in dem Drachenrachen doch ein rechter Narr gewesen war, mich vor der Feuerwehrmannspfote so furchtbar zu entsetzen, daß ich gleich die Cholerine davon bekommen hatte, woran sicher nicht nur die Sperlingseier schuld gewesen waren.

Wenn er mich wirklich gepackt hätte – na, ich hätte doch nur »aufhören!« zu sagen brauchen.

Und so machte ich's auch jetzt, und diesmal wollte ich das nicht wieder vergessen, sondern immer das erlösende Zauberwort im Gedächtnis haben. Am besten war es, ich nahm die erste Silbe, das »Auf« von vornherein gleich auf die Zunge, dann hatte ich später, wenn's nötig war, nicht mehr so viel zu sprechen, das »hören« brachte ich dann schon noch heraus, und wenn ich auch schon durch die Luft sauste, nach unten.

»Also, Ewald,« sagte ich mir, »Du unternimmst kühn die Klettertour, bis Du irgendwo ein genügend weites Loch findest, das Dich ins Innere des Palastes führt, am liebsten in eine Speisekammer. Und solltest Du in die Tiefe stürzen, oder nur erst abgleiten, nur noch an einer Hand irgendwo hängen, ohne mit den Füßen irgendwo noch zu stehen, dann brüllst Du aus Leibeskräften: »Aufhören!« oder auch nur »hören!« Das »Auf« steckst Du Dir zur Vorsicht schon vorher in die Kehle hinein. Ja, Ewald, das machst Du, das vergißt Du nicht, so wahr Du ein ganzer Mann vom Scheitel bis zur Sohle bist, noch dazu in einer Husarenleutnantsuniform mit einem diamantenbesetzten Zigarrenabschneidedegen.«

Also ich hing mir diesen Degen an meinen Gürtel mehr nach hinten, damit er mir beim Klettern nicht so zwischen den Beinen herumquirlte, legte mir das Wörtchen »Auf« auf der Zunge zurecht und trat die Skulpturenrautenkranzornamentikkraxelei an.

Es ging ganz vortrefflich. Ich habe es mir auch schon immer gedacht: zu der ganzen Kraxelei gehört außer der nötigen Gewandtheit nichts weiter als ein bißchen Mut. Da feilen sich die Kraxler, diese Feiglinge, immer gegenseitig an, während ich hier ganz frei –

»Auf!« brüllte ich aus Leibeskräften.

Denn mein Fuß war abgerutscht.

Glücklicherweise hatte er gleich wieder festen Halt gefaßt, ich war nicht über das »Auf« hinausgekommen. Diese erste Silbe wirkte noch nicht als Zauberwort, und nun war's ja gut, nun konnte ich mir die beiden anderen Silben auch aufsparen.

Wer wagt, gewinnt – dem Mutigen gehört die Welt! Diese goldenen Sprüche sollten sich bei mir wieder einmal bewahrheiten.

Ich war noch gar nicht lange geklettert, als ich einen normalen Sims erreichte, und da war auch schon ein Fenster, und zwar ein offenes!

Mit der nötigen Vorsicht, die stets eine Tugend auch des kühnsten Helden ist, lugte ich vorsichtig erst etwas über dem unteren Fensterkreuz hervor.

Es war eine Kammer, die nichts weiter enthielt, als zwei Eimer und einen Besen.

Dieser Besen lehnte am Fenster, in meiner erreichbaren Nähe und der Stiel war auch höchstens einen halben Meter dick, den konnte ich schon noch umklammern, um mich daran hinabzulassen.

Daß ich dies beabsichtigte, daran war vor allen Dingen die Tür schuld, die nur angelehnt war, der Spalt ließ mich noch durch.

Also ich nahm Abschied von der freien Gebirgswelt und ihrer schönen Umgebung.

Unterwegs, bemerke ich nachträglich, hatte ich öfters daran gedacht, wie es gewesen wäre, wenn dort unten Leute hier oben einen Husarenleutnant an der Häuserwand herumklettern gesehen hätten. Die hätten am Ende gar die Gartenspritze geholt, um mich herunterzuspritzen, so wie man einen entflohenen Kanarienvogel einfängt.

Aber es hatte nicht sein sollen.

Also ich umklammerte mit Armen und Beinen den Besenstiel und rutschte vom Fensterbrett hinab, fünfzehn Meter tief.

Dann lugte ich vorsichtig durch die Spalte der angelehnten Tür, ehe ich meinen Körper nachfolgen ließ.

Und was für ein Anblick erwartete mich da, der sofort meinen niederträchtig knurrenden Magen vor Freude hüpfen ließ!

Ich war richtig in eine Speisekammer geraten! Und die ist in solch einem königlichen Residenzschlosse doch nicht klein.

Das erste, was mein staunendes Auge fesselte, war eine Zervelatwurst von ungefähr 20 Meter Länge und einem Meter Dicke. Und die hatte noch gar viele, viele Geschwister und Schinken und Speckseiten und dergleichen

mehr – freilich für mich in nicht erreichbarer Nähe – lauter Trauben, die mir zu sauer waren – sie hingen oben an der 80 Meter hohen Decke.

Aber da gab es noch genug anderes, was ich recht wohl erreichen konnte.

Da lag zum Beispiel am Boden eine Blutwurstschale, ganz frisch, mit noch so viel Blutwurst dran – die Schale ließ sich wohl schlecht ablösen – daß sich ein hungriger Mann sättigen konnte – ein Zwerg wie ich – meine ich. Und gleich daneben lag eine Käserinde, die auch noch genug abgab, ich hätte es nicht auf einen Sitz aufessen können. Und dort hinten am Tischbein lag eine halbe Semmel, 1 Meter 20 Zentimeter im Durchmesser.

Ehe ich mich aber an diese vom Tisch gefallenen Brosamen machte, wollte ich mich einmal auf diesen Tisch selbst machen, der sich an der ganzen Wand entlang zog, jedenfalls ein sogenannter Anrichte- oder Aufschneidetisch und wenn ich Zwerg ihn nicht überblicken konnte, so mußte ich doch mit Sicherheit annehmen, daß da noch verschiedenes Eßbare darauflag, weil ich wenigstens eine dicht an der Kante liegende Zungenwurst erblickte, eine ungeheuerliche Bombe von vier Meter Durchmesser, angeschnitten, mit Speckgriefen darin von 25 Zentimeter im Quadrat, von den eigentlichen Zungenstücken gar nicht zu sprechen.

Die Hauptsache war natürlich, daß sich niemand in der Speisekammer befand und ich die Möglichkeit hatte, auf diesen Tisch auch hinaufzukommen.

Diese Möglichkeit war vorhanden.

An dieser Riesenzungenwurstbombe war nämlich noch der Strick befestigt, an dem sie einst an der Decke gehangen hatte, er hing von der Tischplatte herab, war reichlich lang, so daß er fast den Boden berührte, für mich gab er gerade ein gutes Klettertau ab, und daß diese gewaltige Zungenwurst mein Gewicht trug, das war ganz selbstverständlich.

Also ich ging hin, spuckte in die Hände und zeigte meine Kletterkunst. Ich hatte in der Batterie der »Argos« nicht nur immer registriert, hatte mich auch praktisch mit an der Turnerei betätigt – die zu überwindenden 15 Meter waren eine Kleinigkeit für mich. Nur an einer Stelle, wo das Tau recht fettig war, hatte ich mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Glücklicherweise klebte auch etwas Sirup daran, mit dessen Hilfe wurde diese schwierige und schmierige Stelle glücklich überwunden.

Kaum hatte ich mich über die Tischkante geschwungen, als ich sofort meinen Degen zog und mich in Fecht-  
positur setzte.

Denn da saß ziemlich dicht vor mir ein gewaltiges Raubtier, halb dunkelbehaarter Löwe, halb Elefant, halb Bär, saß aufrecht auf den Hinterpfoten, hielt zwischen den Vordertatzen einen großen holländischen Käse und biß davon ab, schlug seine fürchterlichen Zähne hungrig hinein. Die erste Maus, die ich erblickte! 60 Zentimeter hoch, so auf den Hinterbeinen sitzend aber noch viel höher.

Sie war ebenso erschrocken wie ich, aber nicht so mutig wie ich. Freilich hatte sie auch nicht so einen Säbel wie ich.

Sie ließ den kürbisgroßen holländischen Käse fallen und suchte das Weite, sprang mit einem Satze einfach vom Tische herunter und verschwand unter einem Schranke.

Nachdem ich so die naschhafte Maus in die Flucht geschlagen hatte, sah ich mich weiter um.

Richtig, meine Ahnung hatte mich nicht betrogen!

Auf dem Tische lagen Würste aller Art, schon angeschnitten, ich brauchte nur noch weiterzuschneiden, und nun sonst noch alles, was ins Reich der sogenannten Fresalien gehört.

Da lag ein halber Schweizerkäse, die Schnittfläche 8 Meter lang und 6 Meter hoch. Es gibt Schweizerkäsebrote von noch ganz anderen Dimensionen – bei uns in zwanzigfacher Verkleinerung. Ein ganz vorzüglicher Schweizerkäse, mit großen Löchern, in denen das Wasser perlte. Ich liebe Schweizerkäse, besonders auf nüchternen Magen. Also ich zog meinen Dolch und stieß ihn dem Schweizerkäse in den Bauch. Und fuhr auch gleich mit dem ganzen Arm und sogar mit dem Kopfe in den Schweizerkäse hinein. Wenn ich hatte gerade in solch

ein großes Loch gestochen, vor dem sich nur ein dünnes Häutchen Käse befunden hatte, da war ich durchgebrochen, und dieses Loch hatte 40 Zentimeter im Durchmesser und war 80 Zentimeter tief. Dieser Schweizerkäse eignete sich für Restaurationen, mit dem konnte man sparen.

Der Leser kennt doch das Geschichtchen mit der Schweizerkäsesemmel.

Ein Gast bestellt eine Schweizerkäsesemmel.

»Aber der Schweizerkäse muß auch gut sein! Muß ganz große Löcher haben!«

»Er hat ganz große Löcher,« versicherte der Kellner.

Er bringt die halbe Semmel, sie ist nur mit Butter gestrichen.

»Ich hatte doch eine Schweizerkäsesemmel bestellt!«

»Das ist eine Schweizerkäsesemmel.«

»Da ist doch gar kein Schweizerkäse drauf!«

»Nicht? Da haben Sie jedenfalls gerade ein großes Loch erwischt.«

Ich zog mich aus der Schweizerkäsehöhle wieder zurück, schnitt ein gutes Stück ab und warf es vom Tisch herab.

Denn hier oben durfte ich nicht frühstücken, nicht lange verweilen. Wenn nun jemand kam und die Zungenwurst verrückte, mein Klettertau einzog? Dann war mir der Rückweg abgeschnitten, es gab keinen anderen. Ich mußte mich beeilen.

Also ich ließ dem Stück Schweizerkäse ein Knackwürstchen nachfolgen, etwas größer und dicker als ich,

dann wollte ich mit Schwert und Dolch einen rosenroten Schinken in Angriff nehmen –

Da erzitterte der Boden, eine mir schon bekannte Erscheinung, die Erschütterung kam immer näher, mit genialem Feldherrnblick hielt ich Umschau und war mit einem Satze unter einem Teesieb verschwunden, das etwas hochgekippt war, so daß ich bequem darunterkriechen konnte und das mir als geeignetstes Versteck gedünkt hatte.

Richtig, die andere Tür wurde geöffnet. Was da auf Filzschuhen hereinkam, war unverkennbar eine Köchin. Ein mächtiges Stück!

»Da sind wieder Mäuse auf dem Tische gewesen!« war ihr erstes Wort.

Ja, das stimmte. Ich hatte selbst eine gesehen und verjagt.

»Solche naschhafte Ludersch!«

Ja, die Mäuse!

Sie begann Wurstscheiben aufzuschneiden und auf einem Teller zu arrangieren.

Einen Zentner schnitt sie auf, einen halben Zentner fraß sie dabei selber. Wie es alle Köchinnen machen. Alle Köchinnen im Riesenland Brobdingnag meine ich natürlich.

Dann holte sie aus einem Schranke zwei Kannen, zweifellos Milchkannen, leer. Auf dem Tische stand eine große Schale mit Milch, die über Nacht eine dicke Schicht Sahne gebildet hatte. Diese Sahne schöpfte sie mit einem Löffel ab, diesen zunächst mehrmals in ihren

eigenen Mund führend. Dann füllte sie mit der Sahne die eine Kanne, in die andere goß sie entrahmte Blaumilch.

»Die hier ist für Johann, die hier für Seine Majestät – daß ich's nicht etwa wieder verwechsele.«

So sprach sie, als sie den Teller mit Aufschnitt und die beiden Kannen auf ein Servierbrett stellte.

Also die Sahne war für Johann bestimmt, der natürlich ihr Herzallerliebster war, vielleicht nur ein Hausbursche oder sonst ein Diener, die Blaumilch bekam der König.

Ein Glück, daß so etwas nur im Riesenreiche Brabdingnag passieren kann.

Da sind unsere Köchinnen doch anders! Wenn die einmal naschen, so begnügen sie sich mit Wurstschalen, Käserinden und anderen unbrauchbaren Abfällen.

Sie schob mit ihrem Servierbrett ab.

Ich verließ mein schützendes Sieb, durch dessen Löcher ich doch alles hatte beobachten können, gestehe erst jetzt, daß ich etwas Angst geschwitzt und immer die erste Silbe »Auf« auf der Zunge gehabt hatte, von wegen des prophezeiten Tottretens, sobald ich erwischt würde, und sah mich nach weiterem Proviant um, den ich an den Boden und dann weiter unter den Schrank zu befördern gedachte, um dann unter diesem in aller Gemütsruhe zu frühstücken.

Vor allen Dingen aber hatte ich Durst, jetzt merkte ich's. Die Milchschaale war noch mehr als halbgefüllt. Ich hätte darin noch baden, schwimmen und mit einem Boote rudern können, auch konnte ich ihren Rand erreichen,

aber Milch ist nicht mein Fall, zumal wenn sie schon abgerahmt ist. Meine kleine Herrin hatte mich weidlich mit solcher abgerahmter Milch geplagt.

Aber da standen auch noch einige andere Töpfe. Nur schade, daß sie alle zu hoch waren, ich nicht hineinsehen, bei mehreren nicht einmal den Rand im Sprunge erreichen konnte.

Nun, die Menschenmaus wußte sich schon zu helfen.

Die sehr rissige Rinde eines Schwarzbrotlaibes bot Händen und Füßen genügend Anhaltungspunkte, und gleich daneben, so daß ich bequem hineinblicken konnte, stand ein Topf.

Ich führte die Klettertour aus, erreichte den Gipfel, blickte in den Topf hinein.

Richtig, er war fast bis zum Rande mit schwarzem Kaffee gefüllt!

Wie nun den hierausbekommen? Wie schöpfen? Vielleicht dort mit dem Wurstzipfel, den ich nur auszuhöhlen brauchte, um einen Eimer zu haben, das Seil war auch gleich dran.

Wie ich noch so überlegte, rutschte ich plötzlich aus, verlor die Balance und stürzte herab.

Zu meinem Glück gerade in den Topf mit schwarzem Kaffee hinein.

Aber es war gar kein schwarzer Kaffee.

Es war Sirup.

Ein wirkliches Glück war es, daß ich nicht mit dem Kopfe voran abgestürzt war. Sonst wäre es mir ja traurig ergangen. Wenn man mit dem Kopfe voran in ein großes

Sirupbassin fällt, dann ist nicht mehr viel zu wollen. Da kann man Meisterschwimmer sein, da ist sogar ein Seehund rettungslos verloren.

Ich war von dem Brotlaib abgerutscht, war nur geschusselt, so war ich glücklich mit den Füßen zuerst hineingekommen.

Aber gefährlich war die Sache für mich immer noch sehr. Nie hätte ich geglaubt, daß man in dickflüssigem Sirup so schnell untersinken könnte.

Ehe es mir noch richtig zum Bewußtsein kam, daß das kein schwarzer Kaffee, sondern Sirup war, ging mir dieser auch schon bis zur goldgestickten Halsbinde meiner Husarenleutnantsuniform.

Da aber hatte ich noch rechtzeitig mit beiden Händen den Topfrand erwischt. Was sonst passiert wäre, das wagt sich meine Phantasie nicht auszumalen.

So war ich gerettet. Vorläufig. Nun handelte es sich nur noch darum, daß jetzt nicht die Köchin kam und mich hier im Sirup fand, und zweitens, wie nun wieder aus dem Sirup herauskommen.

Ich kann ja den Klimmzug machen, zehnmal hintereinander, Flüssigkeiten vermindern doch das Gewicht eines jeden Körpers, Sirup muß es eigentlich noch viel mehr tun als Wasser, aber Sirup ist in gewisser Hinsicht eine höllische Flüssigkeit, klebt bekanntlich wie Fliegenleim.

Na, kurz und gut – es gelang mir schließlich doch, mich auf den Topfrand hinaufzuschwingen. Wenn auch unter unsäglichen Schwierigkeiten. So schwer hatte ich

noch nie gearbeitet, auch nicht im Steinbruch von Portland.

Endlich saß ich auf dem Topfrande. Daß ich jetzt noch eine Husarenleutnantsuniform trug, das durfte ich nicht mehr behaupten. Niemand hätte es mir geglaubt.

Na, ich sprang von meinem Topfrande herab.

Und sprang gerade in eine Schüssel mit Paniermehl hinein.

Stürzte auch noch hin und umkugelte mich einmal.

So, nun fehlte nur noch die Bratpfanne mit Butter. Dann konnte der Herr Husarenleutnant schön braun gebacken werden.

Ich wußte, was ich zu tun hatte. Es half alles nichts, nun mußte ich doch einmal meine Scheu vor Milch überwinden.

Ein Brett mit Querleisten – wozu es diente, weiß ich nicht – kam wie gerufen. Ich legte es an den Rand der Schüssel und erklomm es, machte einen Hechtsprung in die Milch hinein.

Bald aber kam ich zur Überzeugung, daß die Sache doch nicht so ging, wie ich sie mir gedacht hatte. Paniermehl und Sirup ließen sich doch nicht so einfach abspülen, sondern jetzt wurde ich in eine Art Pfannkuchenteig eingewickelt, der sich erst recht nicht ablösen ließ.

Da schälte ich mich doch lieber gleich ganz aus meinen Kleidern. Und ich tat es, zog des Königs Rock aus, Hosen und Stiefel dazu, überhaupt alles.

Aber das Richtige war es noch längst nicht. Ich war nun einmal sirupig geworden, die Milch dazu, und jetzt

verrieb ich mir den Sirup mit Paniermehl nur direkt auf der Hand.

Ich entstieg dem Milchbade, so wie mich Gott geschaffen hat. Ich ließ alles in der Milch gleich liegen. Ob es nun auf dem Meeresboden lag oder oben schwamm – mir ganz egal.

Doch nein, ganz nackt war ich nicht. Ich hatte meinen Degen umgeschnallt. Den Dolch hatte ich auf dem Tische liegen lassen.

Was nun? Wie sollte ich diesen Kleister los werden?

Ich mußte Umschau halten, ob in einem der Töpfe nicht doch irgend eine Flüssigkeit war, die man als richtiges Badewasser benutzen konnte. Wenn ich dann nur auch noch –

War das nicht Seife? Gewiß, es war Seife. Ich hatte den riesigen Block erst für einen Limburger Käse gehalten.

Ich schnitt mir hochofrenut ein gutes Stück davon ab, und nun brauchte ich eben nur noch eine geeignete Badeflüssigkeit.

Mit Hilfe der Bretterstiege konnte ich leicht jeden Topf erklettern.

In dem ersten, in den ich blickte, war Quark.

In Quark kann man sich nicht abwaschen. Oder das soll mir erst einmal jemand vormachen.

Im zweiten Topfe war Bouillon. Das ging schon eher. Wenn nur nicht so große Fettaugen darauf geschwommen hätten.

Ehe ich diese Bouillon benutzte, wollte ich doch die anderen Töpfe untersuchen, vielleicht schon im nächsten, aller guten Tage sind doch drei –

Nein, da war wieder Sirup drin.

Oder halt! Ich stach erst einmal mit dem Degen hinein. Das stach sich ganz anders als Sirup. Ichleckte am Degen.

Richtig, diesmal war's nun kein Sirup, sondern gerade schwarzer Kaffee.

Den wollte ich benutzen. Ich habe einmal gehört, daß es sehr gesund für die Augen sein soll, sie manchmal mit kaltem Kaffee auszuwaschen. Dann muß es doch auch gesund für den ganzen Körper sein.

Ich zog das Brett herüber und versenkte es in den Topf, wie eine Laubfroschleiter. An dieser stieg ich hinab. Der Kaffee ging mir bis zur Brust. Die Höhe war also ganz geeignet zum Baden, sonst konnte ich mich ja auch auf das Brett setzen.

Ehe ich mit der Seife loslegte, trank ich mich satt, hatte dabei freilich schon die Beine drin. Aber als ob man so etwas nicht oft genug im Wasser machte! Wenigstens unsereins. Und sonst freilich auch nicht in der Badewanne.

Nach einer Viertelstunde war es geschehen. Rein wie ein Engel entstieg ich dem Kaffeebade. Nur etwas angebrannt. Der Kaffee dagegen hatte seine schwarze Farbe kaum verändert, es war ja ein Bassin von drei Meter Durchmesser, da kann man schon tüchtig mit der Seife schäumen, ehe in zehn Kubikmetern Kaffee etwas davon zu merken ist.

So. Jetzt konnte ich den Tisch verlassen und unter dem Schranke früstücken.

Aber so im Adamskostüm nur mit dem Schwerte umgürtet, fühlte ich mich doch nicht recht behaglich.

Nun, da lag ein geeignetes Stück Bratwurstschale, noch unaufgeschnitten, wie starkes Pergament, ziemlich reinlich – mit diesem schürzte ich meine Lenden.

Ich ließ mich an dem Klettertau wieder herab, schaffte den herabgeworfenen Proviant, auch Schwarz- und Weißbrot, unter den Schrank, unter dem ich schon vorher die Öffnung einer Ventilationsröhre erblickt hatte, so daß mein Fortkommen von hier wohl gesichert war.

Ich hatte meine lukullische Mahlzeit ziemlich beendet, als sich wieder das bekannte Zittern bemerkbar machte, die auf Filzschuhen gehende Köchin betrat wieder die Speisekammer.

Nachdem sie einige Zeit herumhantiert hatte, griff sie nach meinem Kaffeetopfe, führte ihn an die Lippen. Die von mir angerichtete Schweinerei schien sie noch nicht bemerkt zu haben.

Einige Schlucke, dann setzte sie ihn bedächtig ab.

»Hm. Schmeckt der Kaffee nicht nach Seefe? Da hat die Guste wieder einmal den Kaffee nicht ordentlich nachgespült. Hat aber auch sonst einen komischen Beigeschmack, wie nach Sirup.«

Und wie nach Husarenleutnant, setzte ich in Gedanken hinzu.

Um diesen Beigeschmack ihres kalten Kaffees, den sie sonst wohl schwarz trank, wegzubringen, goß sie Milch zu aus jener Schüssel.

Dann jedoch trank sie erst einmal direkt aus der Milchschüssel.

Einige Schlucke, mit einem Male machte sie ein überraschtes Gesicht, schnitt eine Grimasse, setzte die Schale hin, griff sich in den Mund, brachte einen Husarenstiefel zum Vorschein.

»Was ist denn das? Wie kommt denn der Puppenschuh in die Milch? Und war da nicht noch etwas drin?«

Eine Gabel hergenommen, in der Milch herumgestochert, und da hing an der Gabel eine Husarenleutnants-hose.

Mehr beobachtete ich nicht, mein Frühstück war beendet, ich schlug mich seitwärts in das Ventilationsrohr hinein.

Nun aber sollte meine Reise auch sehr bald ein Ende finden. Der Leser wird staunen.

Gerade jetzt dachte ich am allerwenigsten daran, das magische Erlösungswort auszusprechen, und doch lag es nur acht Meter von mir entfernt.

Acht Meter dick war nämlich die Mauer, die ich in dem Ventilationsrohr zu passieren hatte.

Und kaum trat ich auf der anderen Seite aus dieser heraus, ohne weitere Umschau gehalten zu haben, weil ich wegen des Dämmerlichtes bestimmt vermutete, mich wieder unter einem Schranke oder anderem Möbel zu befinden, da sausten plötzlich zwei glühende Augen auf

mich los, so groß wie Suppenteller. Ich konnte eben noch die Umrisse einer riesenhaften Katze erkennen, und da befand ich mich auch schon zwischen den Klauen und sogar zwischen den Zähnen des Ungeheuers.

Es war nur eine gewöhnliche Hauskatze, aber eben in zwanzigfacher Vergrößerung.

Merkwürdig, daß ich diesmal daran dachte, obgleich ich schon meine Knochen krachen hörte.

»Aufhören!« brüllte ich aus Leibeskräften.

Was mit mir geschah, weiß ich nicht.

Aber jedenfalls saß ich plötzlich in meiner alten Glas-  
kugel, saß auf dem Reitsattel, an das Rückenpolster angelehnt, ringsherum eine runde Felsenwand, und dort stand der Kapitän Stevenbrock.

»Also Sie wollen aufhören, Herr Ebert?«

Einige Sekunden brauchte ich, um zur Besinnung zu kommen.

»Ich habe das alles wohl nur geträumt?«

Der Kapitän bestätigte es.

Ich war nicht aus dieser Kugel, gar nicht aus diesem Raume herausgekommen.

Ja, nun wußte ich auch, daß ich dies alles nur geträumt hatte. Aber im Traume selbst war mir hier nicht der leiseste Gedanke gekommen.

»Wie lange bin ich denn in der Kugel gewesen?«

»Wie lange der Traum gewährt hat, müssen Sie fragen. Im Grunde genommen nur einen einzigen Augenblick.

In dem Moment, da Sie sich in den Sattel setzten, trat die Membrane dieser Illusionskugel, wie wir den Apparat nennen, in Tätigkeit, der Traum wurde Ihnen suggeriert.

Sie sind nicht einmal hier im Kreise herumgefahren. Die Pedale lassen sich wohl treten, aber die Kugel wird dadurch nicht in Bewegung gesetzt, wie Sie sich jetzt überzeugen können.

Das ist diejenige Erklärung, die ich meinerseits Ihnen geben kann.

Wollen Sie eine ausführlichere, eine wissenschaftliche Erklärung haben, wie diese Illusionskugel wirkt, so müssen Sie sich an Doktor Isidor wenden oder direkt an jenen Mann, der diesen Apparat ersonnen hat. Ich werde Sie mit ihm dann bekannt machen.

Nur fürchte ich, daß Sie die wissenschaftliche Theorie ebensowenig verstehen werden wie ich. Den letzten Grund von alledem begreift nicht einmal unser scharfsinniger Doktor Isidor.

Die Männer, die zum Teil hier hausen, sind unserer Welt eben um Jahrhunderte, wenn nicht um Jahrtausende voraus.

Wohl wird diese Erfindung noch dereinst Gemeingut der ganzen Menschheit werden, heute ist sie uns noch so fremd wie – uns vor 25 Jahren die ganze Kinematographie war, vor 50 Jahren das Telephon, vor 75 Jahren die Telegraphie, vor 100 Jahren die Eisenbahn. Und nun frage ich Sie: wollen Sie eine Fortsetzung dieses Traumes haben?«

»Das ist möglich?«

»Sonst würde ich Sie nicht fragen. Aber hier muß es geschehen. An Bord meines Schiffes ist keine Gaukelei irgend welcher Art mehr erlaubt, kein solcher Apparat, der von jener geheimen Gesellschaft stammt, dessen Wesen wir uns nicht erklären können, darf an Bord meines Schiffes kommen.

Hier aber haben Sie Gelegenheit, sich solche Illusionen vorgaukeln zu lassen. Also wollen Sie die Fortsetzung Ihres Traumes haben?«

»O ja, sehr gern, Nur hoffe ich, daß ich der Todesgefahr glücklich entgehe.«

»Welcher Todesgefahr? Wo haben Sie den Traum unterbrochen?«

»Das ist Ihnen gar nicht bekannt?«

»Wie soll ich denn das wissen! Wenn der ganze Traum nur einen einzigen Moment währt.

Aber ich selbst habe dies alles erlebt, wir alle haben schon in dieser Kugel gesessen, immer denselben Traum gehabt, wenn auch mit den verschiedensten Variationen. Individuell bleibt der Traum immer. Also wo haben Sie den Traum unterbrochen?«

»Eine Katze überfiel mich.«

»Aha! Also Sie befanden sich als Pygmäe im Lande der Riesen. Ja, ja, ich weiß schon. Das habe ich nämlich auch alles durchgemacht. Sie waren in den Sirup gefallen, dann ins Paniermehl, hatten sich in schwarzem Kaffee abgeseift, die Köchin fischte aus der Milch Ihre Hose heraus, nachdem Sie schon beinahe Ihren Stiefel verschluckt hatte. Sie befanden sich unter dem Schrank,

hatten gefrühstückt, passierten das Ventilationsrohr, da kam eine Katze gesprungen behandelte Sie als Maus – nicht wahr?«

»Wunderbar, wunderbar!« fing ich statt einer Bestätigung noch einmal zu staunen an.

Nämlich weil der Kapitän und alle anderen, die in der Kugel gesessen, dies als ebenfalls erlebt hatten.

»Sie glaubten wohl, die Katze würde Sie verspeisen?«

»Ich hörte und fühlte schon, wie meine Knochen zwischen ihren Zähnen krachten.«

»Das war nur Einbildung. Die Katze ritzt Ihnen nicht die Haut, nimmt Sie fein säuberlich beim Genick und bringt Sie ihren Jungen, lehrt diesen an Ihnen das Mäusefangen –«

»Na ich danke!«

»Bitte sehr. Kein Haar wird Ihnen gekrümmt. Sie entwischen der Katze, klettern in der Nacht die Treppen herab, kommen in den Park, bestehen als erstes einen Kampf mit einem Regenwurm – und so weiter. Wollen Sie diese Fortsetzung haben?«

»Hm. Könnte nicht vielleicht die Episode mit der Katze übersprungen werden?«

»Mein lieber Ebert, Sie sind kein besonderer Held!« lachte der Kapitän. »Na, ich verstehe schon. Wenn ich Ihnen von vornherein gesagt hätte, daß alles nur ein Traum ist, würden Sie wohl auch nicht um Hilfe geschrien haben.«

Ja, es ist möglich, eine und die andere Episode nach Belieben auszuschalten. Aber ich selbst kann das nicht,

da müßte ich erst einen von jenen Eingeweihten holen. Lassen Sie sich nur ruhig von der Katze im Maule davontragen. Sie werden sofort bemerken, daß das Tier Sie ganz sorgsam, sogar zärtlich behandelt, um die Menschenmaus seinen Jungen lebendig zu bringen. Es dauert auch gar nicht lange.«

Ich war bereit dazu.

»Dann steigen Sie einmal heraus aus Ihrer Kugel, steigen Sie wieder hinein und setzen Sie sich.«

Ich tat es, und kaum saß ich wieder im Sattel, als –  
Ja, das kann ich nun unmöglich beschreiben.

Der Film, zu dessen Betrachten oder richtiger Erleben ich einige Tage gebraucht hatte, schnarrte jetzt in einem einzigen Augenblicke ab.

Anders kann ich mich nicht ausdrücken.

Ich war mir bewußt, alles noch einmal zu erleben und wußte es eigentlich dennoch nicht. Nämlich nicht, daß ich es schon erlebt hatte und jetzt noch einmal erlebte.

Man sieht, so etwas kann man nicht schildern.

Kurz, ich befand mich plötzlich zwischen den Klauen und Zähnen der Katze.

Weshalb ich jetzt nicht in fürchterlicher Todesangst das Zauberwort brüllte, ob ich mich dabei der letzten Unterhaltung mit dem Kapitän erinnerte oder nicht, vermag ich ebenfalls nicht zu sagen.

Ja und nein. Der Traum ist für uns noch ein vollkommenes Rätsel, die Wissenschaft muß sogar erst begründet werden, die sich mit ihm beschäftigt.

Also das Spiel ging weiter. Ich schildere es nicht.

Denn ich habe noch viele Tage lang im Riesenlande Brobdingnag zugebracht.

Bis ich dann meine Kugel wiederfand, sie aber erst nicht benutzen konnte, weil mir der Schlüssel dazu fehlte, endlich verstand ich die Klappe zu öffnen. Ich kroch hinein, nicht zu meinem Vorteil, denn Riesenkinder fanden die hübsche Kugel, spielten mit ihr Fangeball und Fußball, ich immer drin, bis ich nach ganz logisch aufeinanderfolgenden, wenn auch phantastischen Erlebnissen wieder auf der Kirschbaumallee rollte, in das Felsentor hinein und in dem runden Raume wieder aus der Kugel stieg.

## 150. KAPITEL. DER TAG DES ZORNS.

Ich überspringe die Zeit, die wir noch in diesem Felsen zubrachten.

Auch schildere ich nicht, wie nicht weit von diesem Felsen entfernt ein Dampfer zwischen den Riffen festfuhr, wie die Mannschaft von unseren Leuten in Booten abgeholt, gerettet wurde, aber nur, um sie in diesem Felsen verschwinden zu lassen, wie dann der Dampfer in die Luft gesprengt wurde.

Ich schildere es nicht, weil ich selbst nicht zugegen war, dies alles erst später erfuhr. Denn zu derselben Zeit unterhielt ich mich mit einem Herrn, der sich Beireis nannte und der seine Erklärungen durch wunderbare Experimente ergänzte.

Dann setzten wir unsere Fahrt nach Westen um das Feuerland fort, immer nur segelnd, langsam bei mäßigem Winde.

Es war ein schönes Wetter, wie man es selten hier unten trifft, und es war ein mir unvergeßlicher Abend, von dem ich jetzt berichten will, der ihn einleitete, den Tag des Zorns.

Der Tag des Zorns!

Kennst du ihn, lieber Leser, diesen Tag des Zorns?

Gehörst du der römisch-katholischen Kirche an, dann kennst du ihn selbstverständlich.

Aber man braucht auch kein Katholik zu sein, um ihn zu kennen.

*Dies irae, dies illa* – –

Es war ein herrlicher Abend.

Diesmal war es die Schöpfung selbst, die uns eine Zaubervorstellung gab. Von der schon untergegangenen Sonne war der östliche Horizont noch blutrot gefärbt, ganz wunderbarer Weise aber lag der Himmel im Norden bereits im dunklen Schatten, dort funkelte bereits das mächtige Sternbild des Kreuzes, noch schwärzer war der Himmel im Osten, dort wetterleuchtete es, schon zuckten die Blitze, schon grollte der Donner und im Süden schließlich flammte ein Polarlicht auf.

Wir standen an Deck und staunten und staunten.

Weshalb nur behält sich der äußerste Süden der Erdkugel das Recht vor, solche Naturphänomene zustande zu bringen, hier unten, wo es gar keine Menschen gibt, um

diese Zauberei der Schöpfung zu bewundern. Nur Feuerländer, die kaum den Namen von Menschen verdienen.

Ich habe zahllose Male mitten in Deutschland, nicht von hohen Bergen aus, sondern im platten Lande, mitten in der Großstadt, in Berlin, Sonnenuntergänge beobachtet, mit Färbungen des Himmels und der Wolken, die ich als Maler nicht wiederzugeben wagen würde! Weil man mir nicht glauben würde, daß es in Wirklichkeit so etwas gibt, wie ich da auf der Leinwand schildern will.

Wir standen an Deck und staunten und staunten.

Da plötzlich begannen leise Orgeltöne das Schiff zu durchziehen.

Die Töne schwellen und schwellen, und wir bekamen das Gewaltigste zu hören, was wir je von Hämmerleins Meisterhand gehört hatten.

Es war ein Oratorium. Er hatte es noch nie gespielt, auch sonst uns allen unbekannt.

Furchtbar mächtig, donnernd und brausend.

Herzerschütternd, seelenzerreißend, nervenzerschneidend und dennoch wahre Musik.

Unbeschreiblich!

Diese Posaunentöne, welche diese Orgel plötzlich von sich geben konnte – wir hörten etwas ganz anderes als unsere Orgel.

Mit einem verrollenden Donner war das Stück ausgeklungen.

»Was war das?«

Atemlos wurde es überall gefragt.

Ja, wir alle hatten kaum zu atmen gewagt.

Hämmerlein kam an Deck und gab die Erklärung.

*Dies irae* – Tag des Zorns.

So lautet, nach den Anfangsworten, der Titel einer lateinischen Hymne, das jüngste Gericht schildernd, nach dem Propheten Zephania 1. Kapitel, Vers 14 bis 18.

Mit Sicherheit wissen wir nur, daß diese Hymne im 18. Jahrhundert entstanden sein muß, der Dichter ist unbekannt, man hat aber alle Ursache, für diesen den Franziskanermönch Thomas von Celsano zu halten.

Seit dem 16. Jahrhundert wurde diese Hymne in die römisch-katholische Kirchenmusik aufgenommen oder vielmehr in den Kirchendienst, sie folgt dem Requiem der Seelenmesse und des Totenamtes, in lateinischer Sprache.

Fast alle großen Komponisten haben sich an ihrer Vertonung versucht. Am bekanntesten sind die Kompositionen von Haydn und die von Mozart, obgleich mir die von Palestrina und von Winter fast besser gefällt.

»Von wem war diese Komposition der Hymne?«

Wie gewöhnlich wurde das bescheidene Männlein ganz rot vor Verlegenheit, als es gestehen mußte, es sei seine eigene Schöpfung.

»Georg, wenn ich begraben werde – das laß mein Grablied sein.«

So flüsterte die Patronin.

»Helene, wie kannst Du –«

»Versprich es mir, Georg!«

»Ich verspreche es Dir.«

Hiermit war die Sache erledigt.

Keine Spur von Sentimentalität dabei. Lachend hatte sie es natürlich auch nicht gesagt.

Wir fuhren von Westen her in die Magalhaesstraße ein, jetzt unter Volldampf, am anderen Morgen näherten wir uns dem südlichen Ufer, passierten bei fast ganz stiller See eine schmale Wasserstraße, kamen in eine Bucht.

Der Leser kennt sie – die Argonautenbucht.

Die »Argos« machte an derselben Stelle fest, wo sie schon zweimal gelegen hatte.

Laufbrett aus, die ganze Menagerie an Land! Das war immer das erste.

Der Kapitän hatte mich gebeten, ihm zu folgen. Ich weiß, nicht, was er mir zeigen wollte, habe es auch nicht erfahren.

Auch die Patronin hatte sich gleich an Land begeben. Doktor Isidor hatte gegen einen kleinen Spaziergang nichts einzuwenden gehabt.

Die beiden, der Kapitän und die Patronin, waren mir einige Schritte voraus.

»Weißt Du noch, Georg,« hörte ich die Patronin sagen, als wir uns vielleicht erst 50 Schritt von dem Schiffe entfernt hatten, uns etwas nach rechts haltend, dort wo der ganze Boden mit großen, abgerundeten Steinen bedeckt war, »weißt Du noch, Georg, wie wir zum ersten Male hierher kamen, wie die Hunde und Willy und die Marchesse unserem Boote nachschwammen, wie wir dann – ach, Georg!«

Sie hatte heiter mit lächelndem Munde gesprochen.

Nur das letzte Wort hatte anders geklungen, wie ein Seufzer.

Dabei war sie plötzlich stehen geblieben, wandte sich halb um, jetzt sah ich ihr Gesicht, blühend wie immer, mit einem Male ward es schneeweiß, es sah aus, als wolle sie dem Kapitän beide Hände auf die Schultern legen, aber die Hände glitten an seinen Armen herab, so sank sie vor ihm zu Boden.

»Um Gott, Helene!«

Es war sein einziger Verzweiflungsschrei gewesen.

Am andern Morgen zu derselben Zeit ward sie an derselben Stelle begraben.

Ich sage das so kurz, weil es tatsächlich so einfach vor sich ging.

Nicht anders, als wie man einen toten Hund verscharrt, den man nicht einmal besonders geliebt hat.

Die Leiche hatte in der Patronatskajüte gelegen. Schon nach 20 Stunden stellten sich die Leichenflecke ein, wohl das einzige sichere Zeichen, durch das man Scheintod von wirklichem unterscheiden kann, da gab der Schiffsarzt den Körper zum Begräbnis frei, was im Logbuch vermerkt werden mußte.

Klothilde wusch die Leiche, zog sie an. Womit, weiß ich nicht. Viel mehr als ein Hemd wird es wohl nicht gewesen sein.

Unterdessen hatte der arabische Schiffszimmermann Hammid schon den Sarg gefertigt, wenn man den aus sechs zusammengenagelten Brettern bestehenden Kasten

Sarg nennen durfte. Die bei der Arbeit abgefallenen Hobelspäne kamen hinein, auf diese die Patronin, und ich hörte das Nageln.

Nicht einmal angemalt wurde er!

Zwei Matrosen, die ersten besten, hoben den Kasten auf, trugen ihn davon, vier kommandierte Matrosen folgten mit sechs Schaufeln.

»He, Maschinist,« sagte der Kapitän so im Vorbeigehen zu mir, »nun können Sie auch noch das Eingraben überwachen.«

Ich hatte nämlich schon gestern mit einem Erdbohrer konstatieren müssen, daß es dort weder Felsen noch Grundwasser gab, daß die Stelle also geeignet war, um in einer Tiefe von nur einem Meter einen Sarg aufzunehmen.

Also ich überwachte die Arbeit, wozu eigentlich, weiß ich nicht. Schweigend gruben die sechs Matrosen das Loch, ließen den Sarg an Seilen hinab, schaufelten das Loch wieder zu, stampften die Erde mit den Füßen fest.

Fertig, abrücken!

Nun, der Leser wird wohl nicht glauben, daß die Argonauten ihre Patronin wie einen toten Hund verscharrt hätten.

Aber so, wie sich es hier schildere ging es doch wirklich zu.

Dazwischen freilich wurden auch schon andere Vorbereitungen getroffen

Schon gestern hatten alle Leute bis zum späten Abend im nahen Walde Holz gefällt und gesägt, auch Exklusive

wie Juba Riata und der Eskimo hatten sich eifrig daran beteiligt, und gerade bei letzterem wollte solch eine Arbeit doch etwas heißen, und heute wurde dieses Holz in acht mächtigen Haufen um den schmucklosen Grabhügel herum aufgestapelt, wozu dann noch massenhaft zerkleinertes Bretterholz vom Schiff kam.

Gegen Mittag war diese Arbeit beendet. Es wurde gegessen, dann mußte alles zur Koje gehen. Und der Seemann muß auch auf Kommando schlafen können.

Um sechs Uhr wurde geweckt und Abendbrot gegessen, und dann begab sich alles an Land, alles. Mit Ausnahme von Meister Hämmerlein.

Hundertundvierzehn Männer waren es, welche den Grabhügel schweigend umstanden, dazu noch Ilse und Klothilde. Männer, sage ich – von Jungen durfte man nicht mehr sprechen.

Halb acht nach Ortszeit ging die Sonne unter.

Es war klarer Himmel, schönes Wetter, kleiner und kleiner wurde ihre Scheibe am westlichen Horizont.

»Fertig!« rief Kapitän Stevenbrock, als der letzte Streifen der roten Scheibe untergetaucht war.

Er beugte sich, legte die Hand, in der ein Flämmchen zu sehen war, unten an den Holzstoß, neben dem er stand, gleichzeitig taten dies sieben andere Männer, und gleichzeitig schlug das lodernde Feuer aus allen acht Holzstößen empor, die mit Petroleum übergossen und mit Pech imprägniert worden waren.

Und gleichzeitig begann im nahen Schiffe die Orgel zu brausen.

*Dies irae, dies illa* – –

Diese Hymne, das Weltgericht schildernd, nur Gottes Zorn, nichts von Güte und Gnade wissend, paßte ja durchaus nicht als Grablied, am wenigsten für diese Tote.

Denn dieser Tag ist ein Tag des Zorns, ein Tag der Trübsal und Angst ein Tag des Unwetters und Ungestüms, ein Tag der Finsternis und Dunkelheit, ein Tag der Wolken und Nebel, ein Tag der Posaunen und Trompeten.

Nein, es paßt nicht für ein Begräbnis, am wenigsten paßte es für dieses hier.

Was hatte denn dieses arme Weib hier mit dem jüngsten Gerichte zu tun.

Wenn die ins Gericht kam, dann – ging ich gleich freiwillig in die Hölle.

Aber sie hatte dieses Lied gewollt, und das Versprechen wurde gehalten.

Es war ja auch nur Meister Hämmerleins Musik, die sie für ihr Begräbnis bestimmt hatte.

Und als nun die Feuer aufflammten und als die ersten Orgeltöne donnernd erbrausten, da ging Kapitän Stevenbrock als erster dorthin, wo die runden Steine, die rundgewaschenen Trümmer einer eingestürzten Felswand, massenhaft lagen, vielleicht zu Hunderttausenden, es war gar nicht weit, und er hob einen gewichtigen Stein auf, und trug ihn zurück, legte ihn als ersten mitten auf den Grabhügel.

Und Hundertfünfzehn andere Menschen folgten seinem Beispiele.

Und als neun Stunden später die ausgebrannten Holzstöße zusammenstürzten, als halb fünf auf der anderen Seite des Firmaments die Sonne wieder auftauchte, da erblickte sie eine gewaltige Steinpyramide von wenigstens fünfzehn Meter Höhe, die sich über den kleinen Grabhügel erhob.

Es war eine gewaltige Arbeit, die wir geleistet hatten!

Neun ganze Stunden haben wir unter Feuerschein und Orgelbrausen Steine getragen und aufgebaut, ununterbrochen, ohne Hast aber ohne Rast, ohne einen Bissen zu essen, ohne einen Trunk. Dabei wanderte kein Stein aus einer Hand in die andere, sondern immer holte jeder den seinen, trug ihn hin, legte ihn an eine ausgesuchte Stelle und immer höher und höher mußte geklettert werden. Und jeder suchte sich immer jenen schwersten Stein aus, wenn er ihn nur noch tragen konnte, August der Starke sowohl wie die kleine Ilse.

Neun ganze Stunden haben wir so ununterbrochen Steine getragen, sie zu einer symmetrischen Pyramide anhäufend, immer unter den brausenden Klängen der Orgel.

Auf mindestens zwanzigtausend Steine schätzte ich sie, die wir so geschleppt und aufgetürmt haben, darunter zweizentrige Blöcke.

Denn ich selbst habe meine gezählt, einhundertsechsundneunzig habe ich geschleppt, und einhundertsechzehn Personen waren wir, und ich war durchaus nicht der eifrigste gewesen – da müssen in neun Stunden, wohl zwanzigtausend Steine herauskommen.

Wer hat schon solch ein Begräbnis bekommen, wem ist in einer Nacht aus zwanzigtausend Steinen solch ein Denkmal gesetzt worden?

Ich kenne in der Welt kein anderes Beispiel.

So haben die Argonauten ihre Patronin bestattet.

Ganz prunklos, so einfach wie irgend möglich, so wie sie es gewünscht hatte, unter den von ihr gewünschten Orgelklängen. Nur noch eine Zugabe hatten die Argonauten gemacht, in neun Stunden, ohne einen Bissen, ohne einen Trunk, ohne ein einziges Wort dabei zu sprechen.

Und da stand sie nun, die Pyramide aus zwanzigtausend mächtigen Steinen!

»An Bord!«

Der Kapitän hatte es gerufen.

Das erste Wort nach neun Stunden.

Wir hatten nichts mitzunehmen. Denn wir hatten nichts mitgebracht, nichts.

Und doch, etwas mußte zurückgetragen werden.

Doktor Isidor.

Das kleine, von Alkohol ausgelangte Krummbein hatte die neun Stunden Steine geschleppt wie jeder andere. Hatte getragen, was er tragen konnte.

Gerade, wie der erste Sonnenstrahl über dem östlichen Horizonte aufgezuckt war, war er ohnmächtig zusammengebrochen.

»Kapitän,« sagte da Oskar, der ihn mit trug, »ich glaube, der hat ein Sterbchen gemacht. Dem seine Nase ist ganz aus der Fassung gekommen.«

Ja, Doktor Isidor Cohn war tot!

Die Leiche wurde einstweilen im Lazarett untergebracht.

»Unser Doktor Isidor aber bekommt ein Seemannsbegräbnis. Natürlich wird er in ein Kognakfaß ingespundt, richtig in Kognak eingesetzt.«

So hörte ich einige Matrosen sprechen, und ich sah, wie nasse Augen gewischt wurden.

Beim Tode der Patronin war so etwas nicht zu bemerken gewesen.

»Dampf auf!«

Unter den Kesseln hatte die ganze Nacht kleines Ölfeuer gebrannt, es wurde verstärkt, und schon zehn Minuten später war volle Dampfspannung vorhanden.

Wir hatten allen Grund, die Bucht schnellstens zu verlassen.

Diese seit Tagen anhaltende Windstille war in dieser Gegend etwas ganz Phänomenales, das mußte sich rächen, und jede Minute konnte denn auch der Tanz losgehen.

Ja, die Sonne war in strahlender Pracht aufgegangen. Aber dort der helle Streifen am östlichen Horizont war auch das einzige, was man noch vom blauen Himmel sah. Sonst war er wie von einer Bleimasse verdeckt, die sich schwarzer und schwarzer färbte, man dachte unwillkürlich an Blei, denn etwas wie schweres Blei lag in der ganzen Atmosphäre.

Irgend etwas Fürchterliches stand in der Schöpfung bevor.

Wohl lagen wir in dieser Bucht gesichert, aber wenn es losbrach, konnten wir nicht mehr durch die enge Wasserstraße hinauf, dann mußten wir vielleicht wochen- und selbst monatelang untätig hier liegen, ehe wir eine Durchfahrt wieder wagen durften.

Hatten wir einmal das offene Wasser erreicht, dann mochte Sturm und See toben wie sie wollten; genügend von der Küste entfernt, hat ein wackeres Schiff wie das unsere doch nichts zu fürchten.

So dachten wir! Wir Menschlein!

Wir erreichten das freie Wasser, kamen außer Gesichtsweite der Küste.

Dann brach es los.

Aber nun wie!

Wenn man so etwas beobachten könnte, so würden wir ein höchst interessantes Naturphänomen beobachtet haben, das es übrigens auch im nördlichen Deutschland gibt.

Bist Du, lieber Leser an der Ostsee gewesen, wenn auch nur als Badegast, hast Dich aber noch für anderes interessiert als nur für die Arrangements der Badeverwaltung, für Toiletten, Flirt und dergleichen?

Dann hast Du vielleicht auch schon vom sogenannten »Seebär« gehört, einem Naturphänomen, das wohl auch anderswo an der Erde vorkommt, hauptsächlich aber in der Ostsee beobachtet, studiert worden ist, während man es in der benachbarten Nordsee gar nicht kennt.

Nach windstillen Tagen ist das Meer glatt wie ein Spiegel. Allerdings bereitet sich in der Atmosphäre etwas vor, man darf einen baldigen Sturm erwarten.

Da plötzlich steigt irgendwo im Meere ein gewaltiger Wasserberg empor, und zwar unter einem furchtbaren Brüllen, die ganze Umgegend in eine tobende Flut verwandelnd, und gleichzeitig kommt ein orkanartiger Sturm einhergebraust, oder er kommt vielmehr wie von allen Seiten herangerast, schnell wieder aussetzend, also böenartig, dann sich nach einer gewissen Richtung als Wirbelsturm fortsetzend und nun natürlich das ganze Meer in Aufruhr bringend.

Das ist der Seebär. Früher haben die Küstenbewohner und Schiffer geglaubt, im Meere hause ein bärenartiges Ungeheuer, das steige manchmal brüllend empor, daher der Name.

Sie sind selten, diese Seebären. Manchmal vergehen Jahrzehnte ehe einer beobachtet wird, wobei freilich zu bedenken ist, daß doch nicht jeder gesehen wird. Das letztmal wurde dieses Naturphänomen in der Nacht vom 16. zum 17. Mai 1888 in der Ostsee beobachtet.

Unsere Vorväter an der Waterkant waren mit ihrer Erklärung, es sei ein riesenhaftes Meerungeheuer, das brüllend aufstiege, fix und fertig. Das zurückfallende Wasser mußte doch einen luftleeren Raum bilden, das heißt, die Luft mußte nachströmen, daher nach der Windstille der plötzliche Sturm, von allen Seiten kommend.

Das ist natürlich eine Fabel. Schade nur, daß unsere Gelehrten bis heute noch keine andere Erklärung für dieses Phänomen gefunden haben.

Das heißt, das Heer der Wissenschaft ist in zwei große Lager geteilt.

Die eine Partei behauptet es fände ein Erd- oder vielmehr Seebeben statt, die Ostsee habe vulkanischen Boden. Dann kommt also weiter die Theorie der nachströmenden Luft nach dort in Betracht, wo der Wasserberg wieder zusammengebrochen ist.

Hiervon will die andere Partei nichts wissen. Die Ostsee hat keinen vulkanischen Boden. Im Jahre 1888 besaß man schon ganz vortreffliche Seismometer – der erste dieser Apparate, welche Erdbeben anzeigen und die Schwingungen aufzeichnen, ist bereits von dem Italiener Salsano konstruiert worden – und in der Nacht vom 16. zum 17. Mai ist nirgends an den Küsten der Ostsee ein Erd- oder Seebeben gemeldet worden. Daß erst der Wasserberg emporsteige und dann der Sturm einfalle, sei eine Täuschung. Erst entsteht der Wirbelsturm dadurch, daß die heiße Luft, die bisher nicht in die Höhe kommen konnte, plötzlich emporsteigt, dort strömt alle Luft der Umgebung zusammen, mit so furchtbarer Gewalt, daß das Wasser berghoch mit emporgerissen wird, und daß das Wasser beim Emporsteigen brüllt, ist ebenfalls eine Täuschung, es brüllt beim Zusammenstürzen! Das ist die ganz einfache Erklärung.

Jawohl, ganz einfach! Nun, meine Herren, warum kennt man denn dieses Phänomen nicht auf der benachbarten Nordsee? Einmal müsste es doch auch dort beobachtet worden sein!

Nein, meiner Überzeugung nach handelt es sich dabei um ein ganz regelrechtes Seebeben – ob die Ostsee nun vulkanischen Grund hat oder nicht.

Das ist eigentlich sogar schon bewiesen. Die Gegenpartei ignoriert nur immer diesen Beweis.

Der gewaltigste Seebär, dem viele Schiffe zum Opfer fielen, wurde am 1. November 1755 von Lübeck aus beobachtet. Die Lübecker Chronik erzählt ganz ausführlich davon, was dieser Seebär für Opfer gefordert und Schaden angerichtet hat, auch noch weit über die Küste ins Land hinein, alles überflutend und mit zurückreißen.

Und am 1. November 1755 wurde bekanntlich Lisabon von jenem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht, wobei das Meer plötzlich meilenweit zurücktrat, überhaupt ganz verschwand, bis es plötzlich wieder als eine ungeheure Wassermauer angebrüllt kam und beim Zurückgehen nahm es mehr als dreißigtausend Menschen für immer mit!

Na also!

Dieses Zusammentreffen eines regelrechten Erdbebens in Portugal, das alles einstürzen ließ, das aber auch im Meere einen regelrechten Seebären erzeugte, und dieser fast gleichzeitige Seebär in der Ostsee, das ist doch nicht etwa nur ein Zufall gewesen!

Es war vormittags gegen elf.

Fast möchte ich es nicht schildern, denn Alles, was ich beschreiben kann, verblaßt gegen das, was wir in Wirklichkeit erlebten. Dafür gibt es keine Worte.

Der Tag hatte sich in finstere Nacht verwandelt.

Wir dampften volle Fahrt östlichen Kurs, wie auf einem Teiche.

Plötzlich hörte ich auf Steuerbordseite ein fürchterliches Brüllen – es war ein Brüllen, anders kann ich nicht sagen – und da plötzlich stand der ganze Himmel in Flammen, ich glaubte, der Donner habe einmal schon vor dem Blitze gebrüllt, sonst konnte ich mir dieses schreckliche Brüllen ja gar nicht erklären – – da aber sah ich in diesem Himmelsfeuer unter mir auf Steuerbordseite plötzlich das ruhige Wasser sich auftürmen, immer höher und höher. Ich starrte und starrte.

Über mir ein donnerndes Krachen, unter mir jenes furchtbare Brüllen.

Daß unser Schiff bereits mit ungeheurer Schnelligkeit nach Norden davongewälzt wurde, mit der Breitseite, das merkte ich gar nicht.

Plötzlich aber fing es wie ein Kreisel sich um sich selbst zu drehen, und nun dazu noch ein anderer Ton, ein Heulen in der Atmosphäre, und nun noch dazu – –.

Nein, ich kann es nicht beschreiben.

Ich wußte nichts mehr von mir. Obgleich ich nicht etwa bewußtlos war.

Weiß nicht, ob wir nur einige Minuten oder Stunden lang so seitwärts getrieben worden sind, uns dabei immer im Kreise drehend.

Die Zeit war plötzlich für mich stille gestanden.

Die Ewigkeit war angebrochen.

»Das ist der Welt Untergang!«

Weiter dachte ich nichts. Vielleicht nur einen Moment, für mich eine Ewigkeit.

Und wie ich das dachte – »das ist der Welt Untergang, das ist der Welt Ende!« – da plötzlich mischte sich in das Donnern und Krachen und Brüllen noch ein anderer Ton.

Da plötzlich fängt die Orgel zu spielen an.

*Dies irae, dies illa* – –

O Tag des Zorns, o Tag des Grimms!

Und da plötzlich ein schmetternder Krach, meine linke Hand wurde gepackt und ich in die Nacht der Vergessenheit geschleudert.

## 151. KAPITEL. IMMER ORIGINELL!

Als ich die Augen wieder aufschlug, lachte am blauen Himmel die Sonne.

Ich lag auf einem ebenen Steinboden, hier und da erhoben sich Felsen, und dort unten brandete das Meer, nicht eben so furchtbar.

Dort rechter Hand war ein niedriger Buchenwald.

Ach, und was ich nun sonst um mich herum erblickte!

Nur wenige Schritte von mir entfernt – das war das erste, was ich sah – lag ein Menschenknäuel.

Ich erkannte Klothilde, sie lag quer über der kleinen Ilse, hatte diese mit den Armen umklammert, und über diese beide wieder lag der Eskimo, hatte seinen linken Arm um Klothilde geschlungen, und daneben kniete Juba

Riata und war beschäftigt mit einem langen Jagdmesser – seines Freundes rechten Arm abzuschneiden!

Dicht oben an der Achsel!

Hatte nur noch Fleisch und Sehnen zu durchschneiden.

Und dann, wie dies geschehen, wie das Blut in Strömen floß, sprang Juba Riata auf, nach dem Holzfeuerchen, das dort brannte, indem mit dem einen Ende ein kurzer Baumknüppel oder ein dicker Ast schwebte.

Diesen Feuerbrand herausgezogen, ihn mehrmals auf den Felsboden gestampft, daß die Funken stoben, wieder hingeflogen und schnell das rotglühende Kohlenende gegen den blutenden Armstumpf gepreßt.

Der Eskimo bewegte sich etwas und stöhnte furchtbar.

Ich stöhnte mit ihm.

Ich fühlte seinen furchtbaren Schmerz mit ihm.

Nur merkwürdiger Weise in den Fingern meiner linken Hand.

Wie ich den Arm hob, die linke Hand, sah ich, daß Mittel- und Zeigefinger als formlose Masse herabgingen.

»Was ist mit ihnen?«

Kapitän Stevenbrock hatte es gesagt, neben mir auftauchend.

Er nahm meine Hand beim Gelenk.

»Tja, da is nischt zu machen.«

»Fertig!« sagte Juba Riata und stand auf, kam auf uns zu.

Nur einen Blick auf meine Finger geworfen.

»Halten Sie ihn fest.«

Plötzlich umschlang mich der Kapitän von hinten, zugleich mein linkes Handgelenk mit eisernem Griff packend, es auf einen flachen Stein niederdrückend

»Um Gott, da ist ja Ilse!« flüsterte er.

Er sah das Kind erst jetzt unter Klothilde liegen, hatte also überhaupt noch gar nicht gewußt, ob es vom Meere ausgespien worden war, und wie konnte er jetzt wissen, ob Ilse noch lebe.

Aber er sprang nicht etwa sofort hin, er ließ mich nicht los.

Juba Riata ordnete meine beiden zerquetschten Finger auf der Unterlage, setzte sein Messer an, nahm einen Stein, schlug kräftig auf die Klinge – das waren meine beiden Finger.

Ich brüllte auf und verlor das Bewußtsein.

Dann fühlte ich nochmals einen furchtbaren Schmerz, als die beiden Stummel ausgebrannt wurden, fühlte die Glut aber mehr im Gehirn als an der Hand, und es war auch nur ein Moment, dann fiel ich in noch tiefere Ohnmacht.

Man darf dies alles nicht gar zu schrecklich finden. Das Betäuben bei Operationen ist erst ums Jahr 1840 eingeführt worden, erst mit Äther, sieben Jahre später mit Chloroform. Vorher kannte man so etwas noch gar nicht. Und wie geht es denn noch heute in jedem Kriege zu! Auf und hinter dem Schlachtfelde sind nicht immer narkotische Mittel zur Stelle, da wird eben losgeschnitten, und das beste Antiseptikum ist noch immer Feuer. Und

der Mensch hält nicht mehr aus, als wie er eben vertragen kann, dann sorgt die Natur schon dafür, daß er nichts mehr fühlt. In anderer Hinsicht freilich ist es ja schrecklich genug.

Fünf Tage lag ich im Wundfieber, nur selten zur Besinnung kommend und hatte dann für meine Umgebung gar kein Interesse.

Als ich wieder richtig zu mir kam, mich auf als besinnen konnte, lag ich auf einem ungegerbten Guanakofelle, das auf dem Grase unter den dichten Zweigen einer niedrigen Buche ausgebreitet war.

Rings um mich herum lagen noch andere Patienten, denen zum Teil Gliedmaßen fehlten, sonst mit geschienten Beinen und Armen oder sonstigen Verbänden.

Ich will sie nicht namentlich anführen, die ich hier erblickte, nur wenn es so die Gelegenheit mit sich bringt.

Im Augenblick interessierte mich auch am meisten Mister Tabak, der gerade zwischen den Bäumen ansparziert kam, auf der linken Schulter eine Lanze, ein junger Baumstamm, nur mit dem Messer zugespitzt und im Feuer angekohlt, an die er einen prächtigen fast meterlangen Lachs angespießt hatte, und es wäre doch nicht Mister Tabak gewesen, wenn er nicht gequalmt hätte. Freilich aus einer sehr primitiven Naturpfeife. Ein Stück Schilfrohr, daran ein kurzes Stück Holz, ein Ast, der im rechten Winkel doppelt durchbohrt war.

Hatte ich denn bei meinem Erwachen nur geträumt?

Nein. Nicht umsonst trug der Eskimo die Lanze auf der linken Schulter. Der rechte Arm fehlte ihm, dort hatte

er an der Achsel nur eine dicke Kugel, einen wulstigen Verband.

»Armer Tabak!« sagte ich erschüttert.

Weil ich eben meine Umgebung noch nicht näher gemustert hatte.

Der Eskimo hatte es gehört, blieb vor mir stehen.

Er hatte meine Worte falsch verstanden, bezog den Namen auf den Inhalt seiner Pfeife, und, des Deutschen doch nicht so völlig mächtig, nahm er das Wort »arm« wohl für »armselig«.

»Wat? Schlechter Tabak wäre das? Sie denken wohl, ich rauche getrocknetes Moos wie die anderen? Nee, da ist unsereins schlauer. Als ich merkte, daß die Sache kladrig gehen würde, polsterte ich mich schnell noch hinten und vorn mit Tabak aus.«

Ich ließ ihn in seinem Irrtum, daß ich das von ihm gerauchte Kraut schlecht gemacht hatte.

»Wann war das denn?«

»Als wir hier ausstiegen? Vor fünf Tagen.«

»Und Sie können schon wieder auf den Fischfang gehen?«

»Warum denn nicht? Der Stumpel heilt gerade so gut, wenn ich spazieren gehe als wenn ich immer liege. Sie meinen, ob mir der rechte Arm fehlt? Nee. Ich schmeiße mit dem linken genau so gut. Naja, fehlen tut er mir ja ein bißchen. Ich weiß immer nicht, wie ich die Schnupftabaksdose halten soll, wenn ich eine Prise nehmen will. Aber daran gewöhnt man sich schon mit der Zeit.«

»Glücklicher, beneidenswerter Mensch!«

»Was ist von unserem Schiffe übrig geblieben? Hat es Tote gegeben? Wo sind wir hier?«

»Hören Sie, das lassen Sie sich gefälligst von einem anderen erzählen. Ich habs schon dreimal getan, ich habe die Geschichte satt.«

Sprachs und ging davon.

Ich sollte es aus des Kapitäns eigenem Munde erfahren, ich war der einzige, dem er davon so ausführlich berichtete.

Aber nun wie er es tat, diese eigentümliche Einleitung! Ich hielt den Kapitän zuerst für irrsinnig.

Kaum war der Eskimo gegangen, als Kapitän Stevenbrock kam, gleich direkt auf mich zu.

»Na, Ebert, wie gehts, wie stehts? Was macht Ihre lädierte Pfote?«

Das war es nicht, weshalb ich ihn für etwas irrsinnig hielt. Solche Ausdrucksweise wird man an Bord des Schiffes schnell gewöhnt. Daß auch alle anderen, ob sie nun jetzt Krüppel waren oder nicht, die ganze Geschichte so auf die leichte Achsel nahmen, sich deshalb um keine Linie verändert hatten, davon werde ich noch später berichten.

Ich hatte ein merkwürdiges Gefühl in der verbundenen Hand, nichts weiter.

»Sagen Sie mal, mein lieber Ebert – –«

Der Kapitän streckte sich neben mir im Grase aus, holte eine halbe Platte Kautabak aus der Tasche, biß, ab, blinzelte behaglich mit den Augen.

»Sagen Sie mal, mein lieber Ebert – wie hat Ihnen damals die Geschichte im Lande der Zwerge und der Riesen gefallen?«

Ja, diese Frage freilich ließ mich ganz an dem gesunden Verstand des Kapitäns irre werden. Denn man bedenke nur die ganze Situation. Und jetzt, wie mich der Kapitän zum ersten Male bei vollem Bewußtsein findet, fängt der sofort von jener Illusionskomödie an!

Was sollte ich davon denken?

»Ich will Ihnen etwas sagen,« fuhr er gleich von selbst fort, ohne meine Antwort abzuwarten, »diese ganze Geschichte, die Sie da scheinbar erlebt haben, ist nämlich auf besondere Weise entstanden. Denn entworfen muß so etwas doch erst werden. Die inneren Glaswände der Kugel werden gewissermaßen oder auch wirklich besprochen, so wie doch erst die Walze oder Platte eines Gramophons besprochen werden muß. Es geschieht ja bei der Illusionskugel in ganz anderer Weise, die ich Ihnen jetzt nicht erklären kann, aber im Prinzip ist es doch daselbe.

Diese ganze Komödie ist also erst entworfen und ausgearbeitet worden. Und zwar von uns selbst, von uns Argonauten, von der ganzen Mannschaft. Oder doch von denen, die sich daran beteiligen wollten. Und zwar in der Weise, daß jeder seinen Senf dazu gab, ohne daß die anderen davon wußten. Wie das gemacht wurde, kann ich Ihnen nicht weiter schildern. Sie verstehen mich schon. Als Hauptthema war dabei aufgegeben worden, der Mann, der sich in die Kugel setzt, soll Abenteuer im

Lande der Zwerge und der Riesen erleben, in Anlehnung von Swifts phantastischer Erzählung »Gullivers Reisen«.

Besonders ausführlich wurden die Abenteuer im Lande der Riesen behandelt.

Sie haben ja alles selbst erlebt.

Nun sagen Sie, Ebert, war das, was Ihnen da vorge-macht wurde, eine Wiederholung von Gullivers Abenteu-ern? Haben wir den Verfasser Swift bestohlen? War es eine direkte Nachahmung?»

»Durchaus nicht!« entgegnete ich. »Es war nur eine Anlehnung an jene bekannte Erzählung, aber durchaus keine Imitation. Alle Abenteuer, die ich erlebte, alle Si-tuationen, in die ich versetzt wurde, es war als durchaus originell.«

»Aha, originell!« rief der Kapitän mit sichtbarer Befrie-digung. »Sehen Sie, mein lieber Ebert, das ist, was ich von Ihnen hören wollte, zu hören hoffte. Originell!

Sie sind doch nun lange genug bei uns. Sie werden zugeben, daß auch sonst bei modernen Argonauten al-les originell ist. Wir haben niemals ein Vorbild gehabt, das wir zu imitieren suchten. Immer Original! Nun ha-ben wir unser Schiff verloren. Sagen Sie, Ebert, wenn Sie auch noch selbst keinen Schiffbruch erlebt haben, Sie haben doch sicher schon Schiffbrüchige schildern hö-ren, von Augenzeugen, haben Berichte gelesen, haben in Romanen und dergleichen erfundene Schiffbrüche ge-lesen, geschrieben von Stümpfern oder von gottbegnadeten Dichtern – aber ist nicht auch dieser unser Schiffbruch, den wir Argonauten erlitten, durchaus Original?«

Aha, nun wußte ich, wohinaus der Kapitän wollte, wozu erst jene Einleitung.

In der Tat, er hatte recht, und selbst diese seine Einleitung war originell.

Dabei will ich gar nicht von dem Begräbnis der Patronin sprechen.

»Wir haben hier in der Magalhaesstraße einen Seebären erlebt!« fuhr der Kapitän fort.

»Sie wissen, was das ist, ein Seebär, wir haben uns einmal ausführlich darüber unterhalten.«

Man hat Seebären hauptsächlich in der Ostsee und sonst nur noch an der Westküste von Mexiko beobachtet.

Daß auch hier unten so etwas schon einmal vorgekommen ist, davon ist mir nichts bekannt.

Nun, Seebären werden wohl überall vorkommen, wo der Meeresboden vulkanisch ist.

Aber wir haben die Ehre gehabt, einen Seebären hier in der Magalhaesstraße dicht neben unserem Schiffe entstehen zu sehen, wir haben ihn in nächster Nähe brüllen hören. Er hat uns sozusagen direkt ins Gesicht gebrüllt.

Dieser brüllende Seebär hat uns mit unheimlicher Schnelligkeit, von der wir uns vielleicht gar keinen Begriff machen können, nach Norden davongetragen.

Wenn ich mir überlege, so müssen wir in der Stunde mindestens vierzig Knoten gemacht haben, wahrscheinlich aber sogar fünfzig, und das ist eine Fahrt, die noch kein einziges Schiff in der Welt gemacht hat.

Unsere »Argos« hatte also die Ehre, die schnellste Fahrt gemacht zu haben, die je ein Schiff gemacht hat!

Und dabei hat es sich auch noch wie ein Kreisel um sich selbst gedreht!

Unsere »Argos« ist an der Felsenküste Patagoniens zerschmettert.

Sie muß wie ein hohles Ei zerdrückt, nein sie muß in Atome zersplittert sein. Anders kann ich es mir nicht vorstellen. Der Anprall war gar zu ungeheuerlich.

Sagen Sie mal, mein lieber Ebert, wo sind denn nun die Trümmer von unserem Schiffe?«

Ich blickte den Kapitän an, der gar so eigentümlich sprach, und dann blickte ich dorthin, wo ich das Meer in der Nachmittagssonne glänzen sah.

Die Küste war felsig und flach, also nicht gebirgig, meine ich, Riffe und Klippen schienen zu fehlen.

»Ja hat man denn keine Trümmer gefunden?!«

»Nichts, nichts, absolut gar nichts!«

»Ja, wie ist denn das möglich?!«

»Das frage ich eben Sie. Ich will Ihnen aber gleich die Erklärung geben, die wir uns zurecht gelegt haben.

Wir sind eben vor dem Seebär hergerollt, von der furchtbaren Flutwelle getragen.

Das Schiff zerbarst mit einem schmetternden Krach in Atome.

Gewiß, es müssen Trümmer an Land geschleudert worden sein.

Aber die Flutwelle rollte nach, überflutete die ganze Küste und riß alles wieder mit ins Meer hinein.

Sicher sind auch die drei Masten sofort abgeknickt, aber sie hingen doch am Tauwerk, und auch sonst war alles gut befestigt, und so ist eben als an diesem Tauwerk wieder zurückgerissen worden. Wir haben bisher auch nicht eine einzige Pütze gefunden.

»Ja, wie sind wir Menschen denn da dem Tode entgangen?«

»Einfach dadurch, weil wir nicht angelascht waren. Hätten wir uns festgebunden, so wie es immer in Büchern beschrieben wird, wenn einmal ein Schiff so in Sturm und Not kommt, wenn sich die haushohen Wogen über das Deck ergießen, alle binden sich an den Mastbäumen und sonstwo fest, wies ja aber in Wirklichkeit niemals vorkommt – nun dann wären wir natürlich ebenfalls von der Flutwelle mit zurückgerissen werden.

Aber wir haben glücklicherweise solch einen Unsinn nicht gemacht, uns anzulaschen. Und so sind wir denn sämtlich in weitem Bogen durch die Luft geflogen.

Wir sind, alle an Deck stehend, von dem Schiffe abgeschleudert worden.

Ungefähr so, wie ein Reiter abgeschleudert wird, wenn ein Pferd über eine Hecke oder einen Graben springen will, im letzten Augenblicke, schon zum Sprunge ansetzend, besinnt es sich anders, es stoppt ab, vermag stehen zu bleiben, der nicht ganz sattelfeste Reiter aber muß kraft des Beharrungsvermögens über den Pferdekopf hinaus eine Reise durch die Luft machen.

So sind auch wir sämtlich von unserem Schiffe abgeschleudert worden. Und zwar so weit, daß die nachstürzende Flutwelle uns nicht mehr erreichen konnte. Die weiteste Reise scheint der Matrose Franz gemacht zu haben, der fand sich dann 126 Meter von der Küste entfernt auf dem Boden liegen. Die Strecke ist genau ausgemessen worden. Und dabei hat der Kerl das unverschämte Glück gehabt, daß er sich nicht einmal den kleinen Finger verstaucht hat. Ein Riß in der Backe, nichts weiter. Na, Ebert, ist das nicht ein origineller Schiffbruch gewesen?«

Ich schloß die Augen und stöhnte. Plötzlich fühlte ich meine mir abgehackten Finger wieder, sie schmerzten.

Aber ich stöhnte aus einem anderen Grund.

Auch ich fühlte mich wieder durch die Luft sausen, obgleich ich selbst damals doch gar nichts davon gemerkt hatte.

Die ganze Tragik dieser furchtbaren Katastrophe packte mich eben noch einmal an, oder eigentlich sogar zum ersten Male.

»Ja, mein lieber Ebert, wir haben ein fabelhaftes Schwein gehabt!« fuhr der Kapitän in seiner gemütlichen Weise fort. »Ein paar Arme und Beine hats gekostet, ein paar gebrochene Knochen, ein paar tüchtige Quetschungen. Kunos Nasenbein ist dabei flöten gegangen. Jakob kann sich nur gleich ein künstliches Gebiß machen lassen, am übelsten hats dem kleinen Fritz mitgespielt, der hat einen doppelten Schädelbruch davongetragen, aber ich glaube, wir bringen den Jungen doch noch durch, wir

leimen seinen Schädel wieder zusammen. – Ebert, halten Sie so etwas denn nur für möglich? Ist das nicht alles originell gewesen?«

»So hat also niemand dabei seinen Tod gefunden?!« begann ich jetzt wirklich zu staunen.

»Meister Hämmerlein war der einzige, der sich zur Zeit der Katastrophe noch unter Deck befand. Der ist natürlich hops gegangen. Fängt das Männchen noch einmal zu orgeln an! Na, er hat seine Orgel eben nicht in Stich gelassen, ruht jetzt zwischen ihren Trümmern, zwischen seinen Orgelpfeifen mit auf dem Meeresboden, und wir werden diesem Helden eine Pyramide in unserem Herzen setzen.

Sonst war nur noch Doktor Isidor unten im Raume. Na, der war ja so wie so schon eine tote Leiche.

Ja, und dann fehlt noch einer.

Wir haben ihn noch nicht finden können.

Brauchen auch nicht mehr nach ihm zu suchen.

Der ist für immer futsch!

Der ist nun auch drüben im großen Hafen.

Der ist bei seiner – –«

Immer unsicherer war des Kapitäns Stimme geworden, immer mehr zitterte sie.

Und dann neigte er langsam den Kopf, legte langsam die Hände vors Gesicht.

»Hans – mein Hans – ach mein Hans!« erklang es schluchzend.

Und da, wie ich diesen Kapitän Stevenbrock neben mir in seine Hände weinen sah, wie ich diese Worte schluchzen hörte, wie er die hervorbrachte – »ach mein Hans!« – da habe ich in meinem Lebens die furchtbarste seelische Erschütterung gehabt. Da fühlte ich, wie mein Herz förmlich zermalmt wurde.

Das Schicksal hat es gewollt, daß ich später noch einmal an dem Sterbebett meines einzigen Kindes stehen mußte.

Es war mein ein und mein alles, und ich mußte es sterben sehen.

Da aber bin ich nicht so zermalmt worden wie damals, als ich diesen eisernen Mann neben mir so um den Tod eines Matrosen weinen sah!



Elf Tage haben wir hier an Patagoniens Küste gelegen.

Wir entbehrten nichts. In dem Buchenwalde, dessen Ausdehnung wir nicht erforscht haben, wimmelte es von Vögeln, sogar von chilenischen Papageien, die hier brüteten, sie lieferten uns Fleisch und Eier in Überfluß, ein Bach mit kristallklarem Wasser versorgte uns mit Forellen und Lachsen, ab und zu wurde auch ein Hase oder gar ein Guanako erlegt, wir lebten geradezu lukullisch. Und es war Hochsommer, in dieser Zeit fällt hier kein Regen, wir hatten nicht einmal nötig, für die Schwerkranken ein Zelt zu errichten.

Am elften Tage wurde ein Dampfer gesichtet, der nach Westen steuerte.

Wir Schiffbrüchigen hatten es gar nicht so eilig, ihn um Hilfe zu rufen, daß er uns abholte.

Da wurde der alte Kasten erst ganz eingehend betrachtet und beraten, ob oder ob nicht.

Nämlich ob er auch das genügend an Bord hatte, was uns fehlte.

Wir entbehrten nichts, hatte ich gesagt.

Ja, wir entbehrten doch etwas, und wie!

Dasjenige, ohne was sich ein Seemann heutzutage die ganze Seefahrt gar nicht mehr vorstellen kann.

Den Tabak!

Fast jeder hatte ja etwas Tabak in der Tasche gehabt, aber länger als zwei Tage reichte der Vorrat bei keinem, und dann waren noch die zu bedenken, die gar nichts bei sich gehabt hatten. Nur der Eskimo hatte sich, wie er selbst geschildert, reichlich verproviantiert, als er irgend eine Katastrophe schon kommen sah, hatte sich zwischen Haut und Kleidung mit ungefähr fünf Pfund Tabak ausgepolstert.

Er stellte ja seinen Schatz gleich der Allgemeinheit zur Verfügung, aber gern tat ers nicht, das sah man ihm gleich an, und das konnte man ihm auch gar nicht verdenken. Tabak ist Tabak, er spielt im Leben des Seemanns eine Rolle, die nur der zu würdigen weiß, der schon selbst als Seemann gefahren ist. Wenn in einer Seemannserzählung nicht auch die Tabaksfrage behandelt wird,

dann weiß man sofort, daß sie von einem Skribifax hinterm Ofen erfunden worden ist. Dann könnte er aber auch gleich ein Schiff schildern, das beim Verlassen des Hafens aus Versehen Wasser und Proviant mitzunehmen vergessen hat. Bei einem Schriftsteller wie etwa Friedrich Gerstäcker hingegen, der selbst alles durchgemacht hat, wird man ständig den Tabak erwähnt finden, und wenn er einen Seemann schildert, oder etwa einen Mississippischer, so wird er auch ständig dessen Tabakkauen erwähnen, weil er sich den beim Schreiben in seiner Erinnerung so wenig ohne tabakkauenden Mund vorstellen kann, wie ein uniformschwärmender Backfisch einen Leutnant ohne Säbel.

Also der Eskimo stellte seinen Tabaksvorrat zwar sofort der Allgemeinheit zur Verfügung, aber gern tat er es nicht, und nun wurde sein Angebot auch nicht gleich angenommen, so lüstern auch jeder nach dieser Leckerei oder vielmehr Würze des Lebens war, sie wollten sich mit trockenem Moos, Laubblättern und dergleichen feinen Sorten begnügen, bis es Kapitän Stevenbrock kurz machte, den Vorrat für Gemeingut erklärte und ihn in mehr als hundert gleiche Portionen teilte, auch Klothilde bekam ihren Teil, wofür sie auch bei dieser höchst umständlichen Aufteilung half.

Nun konnte jeder nach Gutdünken machen, was er wollte, seine 25 Gramm Tabak als sorgloser Verschwender entweder sofort verkonsumieren oder diese

25 Gramm mit einigem Pfund trockenem Moos, Buchenblättern oder Heu mischen. Wer aber zu den Verschwendern gehörte, der bekam später auch nichts von seinem besten Freunde, er mochte stehen und auf den Knien herumrutschen wie er wollte, das wurde gleich ausgemacht.

Jedoch wurde noch ein besserer Ersatz gefunden. Die Kartoffel stammt ja aus Chile, und sie kommt auch noch hier im südlichsten Patagonien wild vor. Die Knollen sind zwar ungenießbar, die eigentliche Kartoffel ist eine Veredelung durch Kultur, aber die Blätter sind dieselben. Wir fanden solche Kartoffelpflanzen massenhaft, die Blätter wurden getrocknet und einem Schnellgährungsprozeß unterworfen, und so wußten wir die Tabakskalamität einigermaßen zu beseitigen. Wenn auch der Sturm tobte und wir in mancher Nacht schauerhaft froren, dann wurde eine Schilfpfeife mit edlem Kartoffelkraut gestopft und losgedampft, und alles war allright.

Jetzt am elften Tage also wurde ein Dampfer gesichtet.

»Macht er noch eine weite Reise, die er unseretwegen nicht unterbricht und die Mannschaft ist nicht genügend mit Tabak versehen, dann verzichten wir und warten auf eine bessere Gelegenheit. Kartoffelkraut ist immer noch besser als zerzupftes Tauwerk.«

So wurde in der Beratung ausgemacht.

Nun handelte es sich aber erst darum, ob wir uns dem Dampfer, der sich doch sehr weit von der Küste entfernt hielt, auch bemerkbar machen konnten.

Ja, es gelang uns.

Der Dampfer zeigte als erste Antwort seine Flagge, schon mit bloßem Auge erkenntlich.

O weh, ein Portugiese!

Höchstens zweimal in der Woche Fleisch, nicht einmal täglich warmes Essen, meist nur Hartbrot mit getrockneten Feigen, Oliven und dergleichen Zeug, Knackmandeln und Rosinen nicht zu vergessen, was ein germanischer Magen in gesättigtem Zustande eben nur als Nachtisch betrachtet.

Nun, die Beköstigung war das wenigstens, wir brachten unseren eigenen Proviant gleich mit. Daß wir nicht gerade auf einen Passagierdampfer kommen würden, damit hatten wir doch von vornherein gerechnet, und wir waren mehr als hundert Menschen, die brauchten täglich einige Zentner Nahrung, und nach langer Reise haben es Frachtdampfer manchmal nicht mehr so übrig.

Wir hatten uns die meiste Zeit mit Jagd und Fischfang vertrieben, hatten ein Räucherhaus gebaut, an zahllosen Stangen hingen viele Hunderte von geräucherten Vögeln und getrockneten Fischen, die wollten wir dann mitnehmen.

Aber der Tabak!

Und diese Portugiesen und Spanier drehen sich doch nur ab und zu ein Zigarettchen, die Stummel werden sorgfältig gesammelt und wieder zu einer neuen Zigarette verwendet, und danach sind diese Kerls auch mit Tabak verproviantiert.

»Auf diesen Portugiesen gehen wir nicht, und wenn wir auch noch vier Wochen hier Kartoffelkraut qualmen sollen!«

»Wir können uns ja genug Kartoffelblätter mitnehmen!« meinte jemand.

»Dann können wir aber auch gleich hier bleiben.«  
Natürlich, so wars!

Nun, erst mußte doch einmal signalisiert werden, so weit war der Dampfer unterdessen vorsichtig herangekommen, daß er unsere Semaphorzeichen, die wir mit Fahnen gaben, aus Stöcken und Hemdstücken herstellt, erkennen konnte.

Kapitän Stevenbrock meldete den Schiffbruch der Hamburger »Argos«.

»Wollt Ihr abgeholt sein?«

»Bitte Name.«

»Rondinella, Lissabon, Kapitän Cigogna.«

Merkwürdig! Der Dampfer hieß Schwalbe – rondinella – und wurde von – einem Storch geführt – cigogna.

»Wohin?«

»Valdivia.«

»Wir sind 113 Personen.«

»Allright.«

Na, nach Valdivia war es nicht weit, bis dahin gedachte uns dieser portugiesische Kapitän Storch schon durchzufüttern, natürlich alles gegen reichliche Bezahlung.

»Habt Ihr Tabak für uns?«

Auch diese Portugiesen waren Seeleute, auch ihnen konnte diese Frage nicht etwa merkwürdig vorkommen.

»Brasilianischen Tabak geladen.«

Haaah!

Aus des Eskimos' Mundwinkeln lief gleich die Sauce heraus.

»Nehmt uns an Bord. Georg Stevenbrock, Hamburg und Neuorleans! Kapitän und Reeder, bin gut für alles.«

Noch einige Fragen wegen der Landungsverhältnisse, und dann stellte es sich heraus, daß von den vier auf dem Dampfer vorhandenen Booten überhaupt nur eine einzige Jolle seetüchtig war, die anderen leckten wie die Siebe.

In der Brandung, so mäßig sie auch war, wäre beinahe auch noch diese Jolle in die Brüche gegangen, die fünf portugiesischen Matrosen durften sie gar nicht wieder zurückrudern, mußten einstweilen an Land bleiben, wir übernahmen jetzt die Führen, zehnmal ging es hin und her, dann war alles geborgen, auch unser eigener Proviant – die portugiesische Bootsmannschaft nicht zu vergessen.

Sieben Tage später setzte uns der wie eine Seeschnecke kriechende Dampfer in Valdivia an Land.

## 152. KAPITEL. AUF DER HOCHZEITSREISE.

Und nun sieben ganze Jahre später!

Ich, Ewald Ebert, bin es noch immer, der das Folgende erzählt.

Den Hafen von Neuorleans verließ ein Dampfer von dreitausend Tonnen, die »Germania«, der Werft und

Reederei Germania gehörend, eine eingetragene Gesellschaft, die aber keine Aktien ausgab, die schon achtzehn stattliche Dampfer und Segler nach allen Weltteilen gehen ließ, und nur auf die Eröffnung des Panamakanals wartete, um sich dann zu verdoppeln und verdreifachen. Denn die Durchstechung der Landenge von Panama wird eine Veränderung der kommerziellen Weltkarte erzeugen, wird das südliche Nordamerika emporschnellen lassen, wie es wohl noch keine Zeitung geschildert hat!

Die »Germania« war doch etwas zu groß, um als Kampfjacht zu gelten. Sie sollte ja später auch arbeiten. Jetzt aber war das neuerbaute Schiff doch wirklich eine Vergnügungsjacht.

Mister Georg Stevenbrock, Bürger und Senatsmitglied von Neuorleans, Kapitän und Reeder, machte auf ihr seine Hochzeitsreise.

Mit wem? Nun eben mit seiner Frau, und die hieß Miss Ilse Stevenbrock.

Der Leser wird sich ja nicht besonders wundern.

Zeit und Gelegenheit genug um sich gegenseitig kennen zu lernen, hatten die beiden ja gehabt.

Wie es zuletzt gekommen, wie die beiden sich fürs Leben zusammengefunden hatten, bis vor dem Traualtar, weiß ich freilich nicht, ich bin nicht dabei gewesen, als es zum Treffen kam.

Aber sonst hatte ich ja gewußt, wie es kommen würde, ich hatte es ahnungsvoll im voraus gesehen, damals wie die Patronin an Deck saß, links von ihr stand ihre kleine

Nichte und rechts der Kapitän, wie sie deren Hände in den ihren hielt.

Nur immer originell! Zur Originalität gehört aber auch, daß sie nicht gesucht werden darf; es muß sich alles von allein geben.

Die Argonauten existierten nicht mehr, sie hatten ja ihr Schiff verloren, und keine neue »Argos« wurde gebaut; kein anderes Schiff erhielt diesen Namen. Es hatte eben in der Welt nur eine einzige »Argos« gegeben, und die ruhte mit ihrer ganzen Menagerie auf dem Meeresgrunde in der Magalhaesstraße.

Wir hatten uns von Valdivia sofort nach Neuorleans begeben, meist die Eisenbahn benutzend, und hier fing das neue Leben an, ein Leben, das nur ernster Arbeit gewidmet sein sollte.

Die Germaniagesellschaft verfügte bereits über vier große Dampfer und zwei Segler, und auf diesen wurden die Argonauten, wie sie sich ja schließlich noch immer nannten, verteilt, die Schiffe bekamen aber auch noch andere Mannschaft, und sie gingen hinaus in die Welt, kehrten zurück und fuhren wieder davon, sieben ganze Jahre lang, und es kamen immer neue Schiffe hinzu, auf eigener Werft erbaut.

Und auch sonst traten große Veränderungen ein.

»Jungens, macht Euch hier ansässig!« sagte Stevenbrock. »Ich würde es gern sehen, wenn Ihr heiratet. Ihr kommt nun nach und nach ins Alter, wo der Junggeselle eine klägliche Rolle zu spielen beginnt. Ihr seid eben keine Jünglinge mehr, und Ihr habt Euch auch ausgetobt

genug, wilden Hafer genug gesät. Es genügt nicht, daß ich hier in Neuorleans für Euch ein Seemannsheim und ein Klubhaus geschaffen habe. Ihr müßt, wenn Ihr von der Reise zurückkommt, ein eigenes Häuschen vorfinden, und darin eine hübsche Frau und ein halbes Dutzend ungezogene Kinder. Die Dampfer bleiben doch selten länger als ein Vierteljahr aus! Und wer durchaus nicht heiraten will, na, der kann auf die Segler kommen, die machen Jahresreisen, und so eine Frau ist freilich nicht beneidenswert, die ihren Mann nur aller Jubeljahre einmal sieht.«

So hatte Stevenbrock gesprochen.

»Ah, ah, Käpten!« hatten die Argonauten geantwortet.

Und sie gehorchten, wie sie immer gehorcht hatten. Sie sahen sich um unter den Töchtern des Landes, wählten und heirateten. Alle freilich nicht. Brauchten es ja auch nicht, es war ihnen ja ganz freigestellt worden, wenn man da überhaupt kommandieren darf. Diese Unverheirateten kamen dann, wie ausgemacht, für weite Reisen auf die Segelschiffe.

So vergingen sieben ganze Jahre. Die Germaniaschiffe mehrten sich, immer mehr wurden die ehemaligen Argonauten verteilt, und auch die Gartenkolonie mit den reizenden Häuserchen wurden immer größer. Weil einer nach dem anderen noch eine Frau hinzubachte und eine Familie gründete.

Und in dieser Argonautenkolonie wechselten auch Geburt und Tod miteinander ab, wie hätte es anders sein sollen in dieser Welt, auch mancher Argonaut wurde auf

den kleinen Friedhof hinausgebracht, oder sein Tod wurde uns aus einem fernen Hafen gemeldet, ein Seemannsbegräbnis auf hohem Meere. Sieben ganze Jahre – wie hätte da so etwas ausbleiben können!

Georg Stevenbrock aber hatte während dieser sieben Jahre Neuorleans niemals wieder verlassen. Er nannte sich nicht mehr Kapitän, er war nur noch Kaufmann und Reeder, sieben Jahre lang widmete er sich rastloser Arbeit in dieser Hinsicht, und ich war seine rechte Hand.

»Herr Ebert, arbeiten Sie mal aus, wie wir im Oktober dieses Jahres alle unsere alten Argonauten hier zusammenbekommen können. Ist es nicht anders möglich, so sollen sie hier zurückbehalten werden und auch als Passagiere herkommen. Aber der Schiffsbetrieb soll doch so wenig wie möglich darunter leiden, und daß wir nicht gar zu viel fremde Leute einstweilen anstellen müssen. Na, Sie verstehen mich schon, machen Sie nur Ihre Sache.«

So hatte Mister Stevenbrock im April zu mir gesagt. Also ich hatte ein halbes Jahr Zeit, aber der Leser darf glauben, daß es eine ganz kitzlige Aufgabe war, die mir da gestellt worden. Wir hatten schon sechzehn Schiffe fahren, sie waren über die ganze Erde zerstreut, da wollten die darauf befindlichen Argonauten hier an einem bestimmten Termin zusammengezogen sein, ohne daß in den Schiffslisten eine Revolution stattfand und ohne daß Geld zum Fenster hinausgeworfen wurde. Und dabei ist zu bedenken, daß fast alle die ehemaligen Matrosen jetzt diese unsere Schiffe als Kapitäne oder doch

als Steuerleute führten, die ehemaligen Heizer waren alle Maschinisten. Das hatte sich in den sieben Jahren natürlich geändert. Als gewöhnlicher Arbeiter an Deck oder als Heizer und Kohlentrimmer fuhr von den ehemaligen Argonauten natürlich niemand mehr. Und auch schon viele von den Schiffsjungen hatten ihr Steuermannsexamen gemacht, wenn sie auch noch auf unseren Schiffen als Matrosen angestellt waren, bis eine Offiziersstelle für sie frei wurde. Auf unserer Werft befanden sich schon wieder vier neue Schiffe im Bau.

Von sonstigen Hauptpersonen erwähne ich nur noch, daß sich Juba Riata und Mister Tabak fast ständig auf Reisen befanden, entweder eines unserer Schiffe benutzend oder auch ein anderes. Gegenwärtig waren die beiden Freunde unterwegs nach Norwegen, nach Lappland, um auf Bären und Rentiere zu pirschen. Klothilde hingegen war ganz häuslich geworden, sie führte die Wirtschaft in der Pension, in der Fräulein Ilse Hartung untergebracht worden war, um ihre doch etwas vernachlässigte Schulbildung nachzuholen vor allen Dingen aber akademischen Malunterricht nehmend.

Nun, es gelang mir, meine Aufgabe zu lösen. Am 16. Oktober traf das letzte Schiff von Adelaide ein, unser eigenes, von Kapitän Starke, dem ehemaligen Schriftsetzer, geführt, nun hatte ich alle die alten Argonauten zusammen, und keiner hatte länger als vierzehn Tage untätig in Neuorleans gelegen, und alle ihre Stellen waren auf

sämtlichen Schiffen vorübergehend durch gute Hilfskräfte ersetzt. Auch Juba Riata und Mister Tabak waren zurückgekommen.

»Ich glaubte nicht, daß Sie das fertig dringen würden!« sagte Stevenbrock zu mir.

Am ersten Abend war Versammlung in unserem großen Klubsaal, und Mister Stevenbrock nahm das Wort.

»Jungens, Leute, meine Herren Kapitäne und Offiziere! Ich habe Euch eine Mitteilung zu machen. Ich bin schon seit längerer Zeit verlobt – –«

»Hip hip hip hurra für Käpten Stevenbrock!« erklang es jubelnd aus fast hundert Kehlen.

»Danke! Die Dame, mit der ich mich verlobt habe, ist Euch nicht fremd. Ihr Name ist Fräulein Ilse Hartung – –«

»Hip hip hip hurra für Fräulein Ilse!«

»Na, Kinners nun haltet mal die Luft an, nachher könnt Ihr hippen so viel Ihr wollt, jetzt laßt mich erst einmal aussprechen.

Also übermorgen punkt sieben Uhr findet unsere Trauung in der Hafenkirche statt.

Ihr alle seid unsere Brautführer. Jeder bringt seine Frau mit als Brautjungfer – grinse nicht, Oskar und wer keine Frau hat, bringt irgend was anderes anständiges Weibliches mit. Daß verheiratete Männer und Frauen die Rotte der Brautführer und Brautjungfern spielen, ist zwar ungewöhnlich, aber Seine Hochwürden Reverend Pitch gestattet einmal diese Ausnahme. Weil es sich hierbei eben um etwas ganz Besonderes handelt.

Daß nicht etwa so jemand mit Frack und Angst-  
röhre kommt! Einfacher Straßenanzug! Natürlich blau.  
Dementsprechend sind Eure Frauen und Mädels angezo-  
gen.

Ihr werdet mit Wagen abgeholt. Es soll sonst alles ganz  
regelrecht zugehen, nur in Frack und Angströhre mag ich  
Euch nicht sehen, und hiermit ist der vortreffliche Reve-  
rend Pitch auch ganz einverstanden.

Ordnen könnt Ihr Euch, wie Ihr wollt. Wie die Wagen  
eben vorfahren. Nur die erste Stelle hinter uns ist reser-  
viert. Die wird von Mister Kabat eingenommen, er führt  
als Brautjungfer Miß Klothilde Gracco. Feixe nicht, Os-  
kar! Miß Klothilde Gracco ist zwar katholisch, deshalb  
hatte Seine Hochwürden Reverend Pitch einige Einwen-  
dungen zu machen, aber Miß Gracco ist bereit, sich um-  
taufen zu lassen – Himmeldunnerwetter noch einmal,  
Oskar, was hast Du denn nur egal zu feixen?! Das ist doch  
nicht etwa lächerlich zu nehmen, wenn jemand nach reif-  
lichem Überlegen aus innigster Überzeugung seine Reli-  
gion wechselt?!«

Der Redner führte sich ein frisches Stück Kautabak zu  
Gemüte. Ich benutze diese andachtsvolle Pause, um zu  
bemerken, daß der ehemalige Segelmacher Oskar jetzt  
Kapitän Colly hieße. Er führte schon längst seinen Segler,  
unseren größten Viermaster. Colly war nicht der Vaters-  
name dieses geborenen Kölners. Er hatte einen anderen  
angenommen, aus Gründen, die schon wiederholt ange-  
deutet worden sind. Im freien Nordamerika ist das ja er-  
laubt. Weshalb er gerade so einen Hundennamen gewählt

hatte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich, weil er selbst wußte, daß er noch immer ein richtiger Witzbold war, auch noch als Kapitän. Auch er hatte auf den Wunsch Stevenbrocks beinahe geheiratet – beinahe – war drei Stunden vor der angesagten Trauung ausgekniffen, hatte sich einige Zeit unsichtbar gemacht, und als er wieder zum Vorschein gekommen, hatte Stevenbrock unterdessen alles geregelt, die verlassene Braut hatte sich abfinden lassen.

Trotz dieser nicht ganz einwandfreien Affäre gehörte Kapitän Oskar Colly zu den wenigen, die mit unserem Patron auf Du und Du standen.

Die Backetaschen waren gefüttert worden, was natürlich im weiten Saale allgemeine Nachahmung gefunden hatte.

»So, das wäre der erste Teil gewesen.

Nach der Trauung muß doch natürlich auch ein Hochzeitsfest stattfinden.

Natürlich? Nee, daraus wird bei uns nischt! Kein Mensch muß müssen.

Ich als Bürger, Senatsmitglied, Großkaufmann und Reeder habe hier in Neuorleans mancherlei gesellschaftliche Verpflichtungen, aber in diesem Falle habe ich mich davon zu befreien gewußt. Das seht Ihr ja schon daraus, daß nur Ihr allein als meine Ehrengäste mit in die Kirche kommt. Andere haben höchstens als Zuschauer Zutritt, und wenn es der Senatspräsident mit Gattin ist, eingeladen sind sie nicht. Ich habe mich da in anderer Weise abzufinden gewußt, das neue Ehepaar wird eine Stiftung

machen. Aber auch für Euch findet hinterher keine Festlichkeit statt. Bildet Euch nicht etwa ein, daß Ihr Euch hinterher vollfressen und das Tanzbein schwingen könnt.

Sofort, wenn Ihr aus der Kirche tretet, schiebt Ihr Eure Frauen und Mädchen ab! Sie können mit den Equipagen wieder nach Hause fahren. Dort allerdings wird jede etwas vorfinden, was sie für das ausgefallene Hochzeitsfest reichlich entschädigt, dafür ist bereits gesorgt.

Und Ihr selbst marschiert uns sofort nach, uns, dem Brautpaar, oder vielmehr uns Neuvermählten. Nur wenige Schritte, nur bis zum Kai.

Dort liegt die neuerbaute »Germania«, die erst neulich unsere Werft verlassen und ihre Probefahrt bestanden hat, wir begeben uns sofort an Bord, treten auf ihr sofort unsere Hochzeitsreise an, und alle meine Argonauten sollen uns begleiten. Ein Jahr setzen wir daran, um eine Reise um die Erde zu machen wir wollen noch einmal alle Gegenden und Orte aufsuchen, wo wir einst –

–«

Der Sprecher kam nicht weiter.

Ach, dieses Jubeln und Gejohle, das jetzt den weiten Saal erfüllte!

Und es war alles programmäßig verlaufen. Aus der Kirche gingen die Neuvermählten und sämtliche männliche Hochzeitsgäste direkt an Bord der »Germania«, die unter Volldampf am Kai lag.

Die ganzen Vorbereitungen der Argonauten hatten nur darin bestanden, daß sie ihre Zeugsäcke und Kleiderkisten an Bord gebracht hatten. Sonst war alles schon

vorhanden, was man während dieser Weltreise zu gebrauchen gedachte. Natürlich machten die Hochzeitsgäste diese Reise nicht etwa als Passagiere mit!

Das wäre doch nichts gewesen!

Nein, es waren wieder die alten Argonauten!

Kapitän Stevenbrock übernahm das Kommando, Kapitän Scholz war wieder der erste Offizier, Kapitän Falkenstorm der zweite, als dritter, um mehr Freizeit zu schaffen, kam noch Kapitän Starke hinzu, aber Kapitän Colly war wieder Oskar der Segelmacher, und alle die anderen nunmehrigen Kapitäne und Steuerleute verrichteten wieder als einfache Matrosen die Arbeit an Deck, und die ehemaligen Heizer, jetzt alle Maschinisten, Ingenieure, sie gingen wieder vor die Kesselfeuer!

Ein Unterschied gegen früher freilich war dabei. Die »Germania« hatte wohl zwei Masten, aber keine Takelage, und die Kessel wurden mit Ölfeuerung geheizt. Die Heizer hatten nur die Hähne zu regulieren. Und das war gut. Denn die meisten dieser ursprünglichen Argonauten gingen ja schon stark auf die vierzig los, da kann man nicht mehr viel Arbeit in der Takelage und vor Kesseln und Kohlenfeuerung verlangen, zumal wenn man dieser Arbeit schon entwöhnt worden ist.

Aber sonst war es wieder die alte Bordmannschaft, die nunmehrigen Kapitäne und Offiziere scheuerten wieder als Matrosen das Deck um die Wette, und auch sonst ging alles wieder um die Wette. Rot gegen Grün, auch das wurde wieder hergestellt.

Mit dem Turnen freilich war es ebenfalls vorbei. Wohl war im Zwischendeck eine vollkommene Turnhalle eingerichtet worden, es wurde auch noch geschwungen und gesprungen, nur kann man von solchen Herren, die in die Vierzig gehen, keine Weltrekords mehr verlangen, nicht, daß sie die Riesenwelle machten.

Und trotzdem, es ging wieder Rot gegen Grün, jeder tat eben sein Bestes, um seiner Farbe die meisten Punkte zu sichern, wieder wurden Prämien verteilt, die hin und her wanderten, noch mehr wurde wieder gemeinschaftlich musiziert, und alles war wieder eine Lust und ein Lachen.

Wir fahren aus dem Golf von Mexiko heraus und wandten uns südwärts.

Aber Para blieb rechts liegen. Das Eldoradogebirge. Und zumal die Sandbank im brasilianischer Urwald, auf der einst die Argonauten so köstliche Zeiten verlebt hatten – jetzt kannte ich alles aus Erzählungen – sollten erst auf der Rückreise besucht werden, besonders auch weil diese Sandbank jetzt unter Wasser lag.

Auch Rio de Janeiro wurde nicht angelaufen, wo die Argonauten ihren ersten Sieg im Wettrudern über eine fast internationale Kriegsflotte davon getragen hatten, wo es auch sonst noch manche alte, schöne Erinnerungen zu durchkosten gab.

Zuerst war ein anderes Ziel vorgenommen worden. Die Argonautenbucht im Feuerlande.

Wo die »Argos« erst richtig zum abenteuerlichen Gauklerschiffe geworden war, die Mannschaft sich erst richtig in ritterliche Argonauten verwandelt hatten.

Und dann natürlich dort die Steinpyramide, welche die irdischen Reste der Patronin überdeckte, der Freifrau von der See, der Gebieterin der Argonauten!

Diese Pyramide wollte man erst besuchen, die Argonauten wollten ihrer unvergeßlichen Herrin erst ein Opfer bringen, dann erst sollte die eigentliche Erinnerungsreise angetreten werden.

Nebenbei bemerke ich, daß noch keiner der Argonauten diese Steinpyramide wiedererblickt hatte. Obgleich schon so mancher unserer Dampfer die Magalhaesstraße passiert hatte. Aber diese ist gar breit, und den Dampfern ist der Weg in diesem gefährlicher Wasser genau vorgeschrieben, da darf nicht etwa ein Abstecher nach der Küste gemacht werden, nur immer so weit als möglich von den unbekanntem Küsten entfernt! Die Segelschiffe gehen alle um Kap Horn.

Wir steuerten in die Magalhaesstraße ein, hatten natürlich wieder Argonautenwetter, wie es schon sprichwörtlich hieß.

Zum dritten Male diese von ewigen Stürmen heimgesuchte Gegend ganz ruhig, die See nur etwas gekräuselt.

»Die Stelle, wo uns die »Argos« an Land gesetzt hat, wollen wir aber gleich besichtigen,« sagte Kapitän Stevenbrock, »denn auf der Rückfahrt gehen wir um Kap Horn herum.«

Also wir hielten uns mehr nach rechts, auf den nördlichen Seite der Straße.

Wir selbst hatten damals ja keine geographische Bestimmung der Schiffbruchsstelle machen können, aber das, war doch natürlich von dem portugiesischen Dampfer besorgt worden.

So wußten wir, wo wir hinzuhalten hatten.

Vorher, noch ehe wir diese Stelle in Sicht bekamen, wurden einige Felseninseln passiert. Wir befanden uns also zwischen diesen und der eigentlichen Küste des Festlandes.

Und nun kommt es!

Der Kapitän und die beiden Offiziere stehen auf der Kommandobrücke und mustern teils diese Inseln, teils drüben die Küste durch das Fernrohr.

Da läßt Kapitän Stevenbrock sein Fernrohr sinken und streckt die Hand aus.

»Ilse, Kinders,« ruft er erschüttert, »dort liegt unsere Argos!«

Ja, da liegt sie!

Wer kein Fernglas bekam, konnte es bald mit bloßen Augen erkennen.

Eine schwarze formlose Masse, sie war nicht einmal als ein Schiffswrack zu erkennen.

Woher wollten wir denn da wissen, daß es unsere Argos war?

Nun, weil es da groß und breit zu lesen war, mit weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde.

»Argos, Hamburg.«

Diese Worte übereinander stehend waren nämlich nicht mit weißer Farbe angemalt gewesen – keine sich selbst überlassene Farbe hätte sieben Jahre lang allen Unbilden der Witterung getrotzt – sondern diese Buchstaben hatten aus stark verzinktem Kupfer bestanden, waren angenietet. Die halten etwas aus.

Wir fuhren hin, konnten in Booten landen.

Das Wrack lag fest eingekeilt zwischen Felsen, so hoch, daß es auch von der höchsten Sturmflut, von keiner Woge erreicht werden konnte.

Aber was es da hinaufgeschleudert hatte, das war eine Flutwelle gewesen, die von einem unterseeischen Erdbeben erzeugt worden war, und was solch eine Wassermauer alles fertig bringt, davon muß man einmal ein Resultat gesehen haben, um es glauben zu können. Wie beim Erdbeben von Lissabon und auf Ceylon, wo beide Male die größten Schiffe und die schwersten Strandgeschütze auf hohe Berge hinaufgesetzt worden sind.

Wohl mußte unser Schiff schon dort an der Küste des Festlandes, vielleicht anderthalb Kilometer von hier entfernt, total zerschmettert sein, aber es wurde von der Flutwelle so schnell wieder zurückgerissen, daß es gar nicht zum Sinken kam, die noch zusammenhängenden Trümmer wurden dort oben hinaufgeschleudert.

Es war gar kein Wrack zu nennen, was wir da erblickten. Ein fürchterlicher Anblick.

Ein unentwirrbares Durcheinander von Eisenplatten.

Nun aber dennoch das Schiff erkennbar, darin lag eben das Fürchterliche.

Es war ganz unbegreiflich, wie sich das alles durcheinander geschoben hatte.

Wohl war hinten das Heck mit dem Namen, in dieses aber hatte sich die Gallionsfigur hineingerammt, die doch vorn am Bug ist, und unten zum Kiel als eine Mastspitze heraus!

Alles verschoben und verdreht und durcheinander gezerrt, alles sich gegenseitig durchdrungen!

Wir kletterten zwischen den Felsen um den Trümmerhaufen herum. Es konnte doch sein, daß es noch hohl war, daß wir Kabinen fanden; nur mußte man erst einen Zugang suchen. Denn Luken und Türen gab es nicht mehr, die waren alle verbarrikadiert oder ganz verschwunden, die Eisenplatten hatten sich zusammengeschieben. Da, wie ich mit Kapitän Stevenbrock und seiner Gattin gerade neben einer Schiffswand stehe, die sich aufrecht gehalten hat, hören wir plötzlich ein Geräusch; es kann nur aus dem Innern des Schiffes, das heißt des Trümmerhaufens kommen, wir alle drei blicken unwillkürlich nach dem nächsten Bollaube, das natürlich wie alle anderen damals, als das Unwetter nur drohte, sofort mit der inneren Eisenplatte wasserdicht geschlossen worden war – und da wird diese Eisenplatte hier nach innen zurückgezogen und an dem runden Bollaube erscheint ein menschlicher Kopf. Unser Schreck läßt sich denken.

Doch wahrte er nur einen Augenblick, dann hatten wir das uns wohlbekannte Gesicht erkannt.

Es war der Maschinist oder vielmehr jetzige Heizer Peter, einst unser bester Weitspringer. Der kleine Kerl hatte

einen Durchschlupf ins Innere des Trümmerhafens gefunden.

»Frau Stevenbrock, nu raten Se mal, was ich hier gefunden habe!«

Er ließ uns nicht lange raten, sondern er brachte es gleich zum Vorschein.

Und was wars, was er uns durch das Bollauge präsentierte?

Einer der prachtvollen Kinderstiefel aus Seehundsfell, von Mister Tabak gefertigt, der zweite folgte gleich nach, und sie stanken noch genau so nach Tran und Tabaksschmant!

»s is iewerhaubt noch als da. Ä bissel liederlich sieht's ja hier drinne aus, awwer da is noch alles, alle die Schtiweweln un Schuhe, un hier is ooch der Schrank, wo se drinne schtanden.«

Und außer den dreißig Paar Kinderstiefelchen, alle ganz wohlerhalten, soweit sie die kleine Ilse seiner Zeit nicht selbst abgetragen hatte, wurde uns auch der Schrank zu dem Fensterchen herausgereicht. Allerdings nicht so wohlerhalten, er war in Trümmer gegangen, aber immerhin, die einzelnen Bretter brauchten nur wieder zusammengenagelt werden, neue Glastüren hinein – dann war der ganze Schrank wieder fertig.

Ach, dieses Glück der Frau Ilse!

»Meine Schuhe, meine Kinderstiefelchen!«

Sie fing vor Freude zu weinen an.

Freilich mochten diese Tränen auch noch eine andere Ursache haben.

Fünf Tage haben wir hier gelegen, die Trümmer abräumend, so weit es möglich war.

Noch vierlei haben wir gefunden, teure, heilige Andenken, welche die Argonauten mit unaussprechlicher Freude erfüllten.

Einer der ersten Gegenstände der unter den Trümmern zum Vorschein kam, war eine meterhohe Figur aus getriebenem Silber, einen englischen Infanteristen darstellend – die erste Siegestrophäe der Argonauten, damals beim Atlantik-India-Atlantik-Marsch in Kapstadt errungen – zwar verbeult, aber sonst noch ganz wohl erhalten.

Ach, diese Freude der Argonauten, als sie diese Figur wieder erblickten!

Und so wurde eine Trophäe nach der anderen hervorgeholt, nur wenige wurden dann noch vermißt.

Merkwürdig war nur, daß wir dies alles niemals dort fanden, wo wir es suchen zu müssen glaubten.

So war auch der Schrank mit den Stiefelchen Ileses an einer ganz anderen Stelle gefunden worden, dort hatte Ileses Salonkabine niemals gelegen! Und wir kannten deren Lage im Schiffe doch ganz genau.

Dermaßen war bei der Katastrophe das ganze Schiff durcheinander geschoben worden – einfach ganz ungreiflich.

Ich habe später einmal den Herd eines Erdbebens besucht, das vor einigen Jahren dort stattgefunden hatte, bei Damaskus und die dort wohnenden Leute haben mir versichert, daß sich die Felder durch dieses Erdbeben total verschoben haben. Dieselben Rosenkulturen, die jetzt

im Norden liegen, lagen früher im Süden, die Hanffelder sind in entgegengesetzter Richtung gewandert, ein großer Palmenwald hat sich fast achtzig Meter verschoben, dabei einen Kreis beschreibend, und dies alles geschah, ohne daß eigentlich die Felder zerrissen wurden. Eben eine Verschiebung der Oberfläche der Erde.

Das muß man aber gesehen haben, um es glauben zu können. Und so ähnlich wer es auch hier mit unserem ehemaligen Schiffe. Wie sich das alles kreuz und quer durcheinander geschoben hatte, manchmal ohne jede Verletzung!

Dann vor allen Dingen fanden wir Knochen – Knochen die schwere Menge.

Die ganze Menagerie war ja zur Zeit des Unwetters unter Deck eingeschlossen gewesen, und natürlich konnte nichts weiter noch vorhanden sein als nur Knochen.

»Das war mein treuer Pluto!« konnte Juba Riata sofort sagen, als er einen Hundeschädel in die Hand nahm.

Ich will nicht etwa aufzählen, was wir für Skelette zusammenbrachten, so weit sich das jetzt überhaupt unterscheiden ließ.

Was wir an Knochen fanden, nahmen mir mit, sie dann in Neuorleans mit Hilfe von erfahrenen Osteologen zu Gerippen zusammengesetzt worden, die Skelette stehen heute noch in unserem Klubsaal, schon mehr in unserem Museum, als Andenken an unsere einstige »Argos«, die nie wieder eine Nachfolgerin bekommen hat, weil es eben nur ein einziges Mal in der Welt eine »Argos« mit Argonauten gegeben hat.

Dabei wurde von einer willkürlichen Ergänzung der fehlenden Teile abgesehen. So kommt es, daß unser Lulu keinen Rüssel, daß mancher Hund und manches andere Tier unserer einstigen Menagerie nur ein ganz unvollkommenes Knochengerüst besitzt.

Und wie er dann einen großen Haufen zertrümmerter Orgelpfeifen wegräumten, ebenfalls ganz unbegreiflich, wie die gerade hierher gekommen waren, da fanden wir auch ein menschliches Skelett, das heißt versteinerte menschliche Knochen.

Außer der Schädelbildung sagten uns die nicht ganz normalen Rippen und sonstige Teile des Brustkastens, dwm diese Knochen einst gehört hatten.

Unserem Meister Hämmerlein. Die Orgelpfeifen wölbten sich als Grabhügel über ihn.

Wir haben wohl keine Pietätlosigkeit begangen, wenn wir diese letzten Reste weder dem Meere noch der Erde überlieferten, sondern wenn wir auch dieses menschliche Skelett in unserem Museum in einem Glasschranke aufgestellt haben.

Und am fünften Tage, als wir schon eiligst abfahren wollten, weil das schöne Wetter nicht mehr lange anhalten konnte, da wurden endlich auch die Reste des zweiten Menschen gefunden, der sich damals während der Katastrophe unter Deck aufgehalten hatte, allerdings bereits als Leiche.

Doktor Isidor Cohn!

Und wie fanden wir ihn!

Wir konnten nur staunen!

Was dem auch ohne unsere Hilfe für ein vorläufiges Begräbnis zuteil geworden war.

Seine Knochen waren mit lauter Glasscherben zugeeckt.

Von zerbrochenen Flaschen herrührend.

Und zwar meistens Kognakflaschen, die damals noch voll gewesen.

Neben dem Lazarett, in dem die Leiche gelegen, hatte sich nämlich die Bottlerei befunden, die Flaschenniederlage, speziell die für Spirituosen, zwar ohne Verbindungstür, aber die Wand war eingedrückt worden, Lazarett und Bottlerei hatten sich völlig durcheinander geschoben, der Inhalt der zerbrochenen Kognakflaschen mußte sich über die Leiche ergossen haben.

»Na, na, wenn der nur nicht auch noch als tote Leiche – –« die bei dieser Gelegenheit gerissen wurden.

Doch ich will sie nicht wiedergeben, die Matrosenwitze.

Denn die gehörten nun einmal unbedingt mit dazu, oder es wären doch keine Argonauten, keine deutschen Seeleute gewesen, die vielen hier Flaschenscherben und Menschenknochen forträumten und sortierten.

Aber ihre Wiedergabe ist ganz unmöglich, sie würden nur ein total verzerrtes Bild zeitigen.

Auch unser Doktor Isidor steht jetzt mit seinen Säbelbeinen und seinem genialen Schafschädel als ein beineres Denkmal in einem Glasschranke unseres Museums – nein, unseres Klubraums, des Spielsaales, er sieht und hört mit zu, wenn nach langer Reise die Argonauten im

Heimathafen wieder einmal zusammentreffen und sich beim Becherklange erzählen, von ihren jetzigen Reisen und ganz besonders von der alten Argonautenherrlichkeit!

---

Am fünften Tage dampften wir ab, um nicht schlechtes Wetter zu erleben, das uns die Einfahrt in die Argonautenbucht hätte verwehren können.

Und nun will ich ihn berichten, den Schluß dieser ganzen Erzählung – einen Schluß, den sicher kein einziger Leser ahnt!

### 153. KAPITEL. EIN TRAGISCHER SCHLUSS.

Wir steuerten südlich quer über die Straße, bis wir die jenseitige Küste erblickten, hatten direkten Kurs auf die Argonautenbucht genommen.

»Dort ist sie, die Pyramide!«

Wieder war es des Kapitäns Fernglas gewesen, das sie zuerst entdeckt hatte.

Ja, dort erhob es sich das Grabmonument unserer Patronin.

»Mir kommt sie viel, viel größer vor, als ich sie in meiner Erinnerung habe,« sagte Frau Stevenbrock.

»Das ist immer so, wenn ein längerer Zeitraum dazwischenliegt,« meinte ihr Gatte. »In der Erinnerung wird jeder Gegenstand, den man einmal mit Interesse betrachtet hat, dessen Größe einem imponierte, noch viel größer,

und wenn man ihn dann zum zweiten Male erblickt, so ist man enttäuscht. Ganz besonders ist das der Fall, wenn man beim ersten Beschauen noch ein Kind gewesen ist, dann legt man als Maßstab die eigene Größe an, man wächst mit den Jahren, aber der betreffende Gegenstand tut es nicht – –«

Des Kapitäns schulmeisterliche Erklärung wurde unterbrochen.

»Die Pyramide ist viel viel größer geworden, ohne jeden Zweifel!« erklang es von verschiedenen Seiten.

»Hm, mir kommt es jetzt auch so vor,« mußte da Kapitän Stevenbrock selbst kleinlaut zugeben.

Wir kamen näher, brauchten nicht mehr das Fernglas zu benutzen, und da mußte es als Tatsache konstatiert werden, die Pyramide hatte ihre Höhe und ihren Umfang mindestens verdreifacht.

Hatten wir hundert Menschen damals eine Pyramide von etwa zwölf Meter Höhe und zehn Meter Durchmesser an der Basis aufgeführt, so mußte sie jetzt auf mindestens dreißig Meter Höhe und ebensolchem Durchmesser an der Basis geschätzt werden!

Wer hatte da während unserer Abwesenheit diese Unmasse von Steinen zusammengetragen?

Welche Schiffsmannschaft hatte sich diesen Scherz geleistet, hatte davon nichts der Welt verkündet, was wir doch sonst wohl sicher erfahren hätten?

Hier lag ein Rätsel vor, das man nur richtig verstehen muß, um unser grenzenloses Staunen begreifen zu können.

Wir fuhren in die Bucht, legten bei, gingen an Land.

Die Tatsache blieb bestehen, wurde nur noch handgreiflicher.

Nach derselben Arbeitsweise, die wir damals eingehalten, war weiter ein Stein auf den anderen gelegt worden, bis die Pyramide, wie wir jetzt trigonometrisch schnell berechneten, eine Höhe von einunddreißig Meter erhalten hatte, das ist anderthalb mal so hoch wie ein normales vierstöckiges Haus, an der Basis war sie im Verhältnis noch etwas breiter geworden, fünfunddreißig Meter wurden gemessen, und, wie wir weiter schnell berechneten, wenn wir damals rund zwanzigtausend Steine verbraucht hatten, so enthielt diese jetzige Pyramide mindestens dreihundertfünfzigtausend Steine von ebensolchem Kaliber!

Dort, wo einst der ganze Strand mit rundgewaschenen Steinen bedeckt gewesen war, die wir auf hunderttausende geschätzt hatten, deren Abnahme man nach unserer Arbeit gar nicht gemerkt, lagen jetzt gar nicht nicht so viel solcher Steine da, man konnte sie schon zählen, Sie waren alle hier symmetrisch aufgehäuft worden.

Wir standen vor diesem gewaltigen Monument und staunten und staunten, bis ein Ruf Juba Riatas erklang.

Dieser war wohl der einzige von uns gewesen, der sich nicht lange mit Staunen und Berechnen und Grübeln über dieses Rätsel aufgehalten hatte, sondern gleich ausgegangen war, die Umgegend nach Spuren abzusuchen, welche unsere unbekannteren Nachfolger bei diesem Werke hinterlassen haben mochten.

»Hier haust ein Mensch!«

Wir hingeeilt, wo Juba Riata stand und uns winkte.

Von der einst hier eingestürzten Felswand, welche diese im Laufe der Jahrtausende von Ebbe und Flut rundgespülten Steine geliefert hatte, stand noch ein kleiner Rest, er zeigte hier und da Höhlenbildung und nach solch einer Höhle hatte Juba Riata eine Spur verfolgt.

Ja, hier in dieser Höhle hauste ein Mensch!

Hatte nicht früher einmal darin gehaust, nur vorübergehend, sondern er mußte noch jetzt darin wohnten, ganz primitiv eingerichtet.

Einige Guanakofelle, Federn und ganze Bälge von Möven und anderen Vögeln, die hier vorkommen, sehr viele Eierschalen, eine Wurfkeule, wie sie die Feuerländer benutzen, ein Steinmesser, und dann vor allen Dingen eine Feuerstelle, zwar erloschen, aber noch einen ganz frischen Eindruck machend, überhaupt das verkohlte Holz noch warm – ja, hier hauste noch jetzt ein Mensch!

Wer konnte das sein?

Ein Feuerländer?

Ich kann es nicht schildern, weshalb wir alle von vornherein den Gedanken abwiesen, es könnte ein hier allein wohnender Feuerländer sein. Man hat eben noch nie einen einsiedlerischen Pescherräh gesehen.

Ein Schiffbrüchiger?

Sollte er etwa zu dieser Pyramide in Beziehung stehen?

Wie wir noch so flüsternd – eine eigentümliche Scheu bewog uns, die Meinungen nur flüsternd auszusprechen

– wurde mein Arm gepackt, ich weiß nicht von wem, eine Hand deutete, und da sahen wir ihn schon alle!

Einen Menschen!

Einen alten Mann, mit langen, schneeweißen Haaren, der Vollbart ebenfalls schneeweiß aber nur sehr dürrig gewachsen, eine magere, schon mehr skelettartige Gestalt, nur mit einem Schurz von Vögelbälgen bekleidet, sonst ganz nackt, die Haut wie braunes Pergament, aber doch ohne jeden Zweifel sofort als Europäer erkennbar.

Dieser alte Mann, einem sagenhaften Meergreis vergleichbar, war hinter der niedrigen Felswand hervorgetreten, er mußte den großen Menschenhaufen vor der Höhle doch unbedingt sehen, aber er sah ihn nicht, das heißt, er kümmerte sich gar nicht um uns, er ging dorthin, wo noch die letzten Steine von den hunderttausenden lagen, bückte sich, hob einen gewichtigen Block auf, schleppte ihn mühsam nach der Pyramide, legte ihn dorthin, wo eben ein neuer Wall angefangen worden war, ging zurück, um einen neuen Stein zu holen.

Da löste sich Kapitän Stevenbrock von uns los, und ging auf ihn zu.

Aber nun wie er es tat!

Es war kein Gehen, sondern ein Schleichen.

Etwas vorgebeugt, die Hände vor sich haltend, so schlich der Kapitän auf den alten Mann zu, blieb vor ihm stehen, vertrat ihm den Weg.

Da endlich sah der alte Mann, daß jemand vor ihm stand.

Und so standen sich die beiden gegenüber, der Kapitän noch immer halb gebückt, den Kopf weit vorgereckt.

O, Leser, wie soll ich es schildern!

Wie unser Kapitän da endlich die Sprache fand, wie wir ihn sprechen hörten.

»Hans – Hans – bist Du es denn wirklich, Hans?!«

Er war es wirklich der Matrose Hans, den wir jetzt hier als skelettartigen Greis mit schneeweißen Haaren sahen, zum nackten Wilden herabgesunken.

Niemand hätte ihn wiedererkannt, unseren Hans, der Kapitän konnte nur eine Ahnung, eine Offenbarung gehabt haben.

Und wir erfuhren es nicht etwa von ihm selbst, daß es Hans war.

Ich muß vorgreifen.

Wir haben uns alles später nur so nach und nach zusammengereimt, obgleich wir dann auch einige Pescherhähs fanden, die uns über diesen Einsiedler, der Steine für die Pyramide zusammentrug, berichten konnten.

Als wir damals an der patagonischen Küste den schrecklichen Schiffbruch erlitten und Hans vermißt wurde, wir auch seine Leiche nicht fanden, mußten wir doch unbedingt annehmen, daß er eben ein Opfer dieser Katastrophe geworden sei.

Oder höchstens, daß er schon unterwegs, als wir von der Flutwelle des Seebären davongetragen wurden, über Bord gewaschen oder gestürzt oder sonst wie verunglückt sei.

Diese Annahme war ja noch möglich, machte aber keinen Unterschied aus.

Daran, daß der Matrose Hans damals in der Argonautenbucht, das heißt an Land bei der Pyramide zurückgeblieben sein könnte, hatte ja während der sieben Jahre niemand von uns auch nur mit einer Ahnung gedacht.

Und doch konnte es nicht anders gewesen sein. Der Matrose Hans war damals zurückgeblieben.

Ganz zweifellos mit voller Absicht.

Wenn wir auch sehr schnell aufgebrochen waren, die Bucht verlassen hatten – es hatte doch erst Dampf aufgemacht werden müssen, zehn Minuten waren doch vergangen, und es zwar eben ganz ausgeschlossen, daß Hans die Abfahrt des Schiffes versehentlich hätte versäumen können.

Weshalb er sich versteckt hatte, wahrscheinlich drüben im Walde, zwischen den Hügeln, im Gebirge, um nicht mit uns zu gehen, um hier zu bleiben – nun, der Leser weiß es!

Was in dem Jüngling vor sich gegangen, während wir innerhalb der neun Nachtstunden rastlos die Steine vor dem Grabe unserer Patronin aufgestapelt hatten – das wußten wir nicht, einerseits nicht, ob er vielleicht irrsinnig geworden war – andererseits wußten wir es ja ganz genau.

Kurz und gut, Hans hatte sich versteckt gehabt!

Wir waren ohne ihn abgefahren, sein Fehlen war in den ersten Stunden nicht bemerkt worden, was bei den

mehr als hundert Köpfen der Schiffsbesatzung doch so leicht erklärlich war.

Und dann war ganz plötzlich das furchtbare Unwetter losgebrochen, wobei nicht erst alle Mann zur Kontrolle auf ihre Stationen gerufen werden konnten.

Und dann nach dem Schiffbruch hatte der Matrose Hans eben gefehlt.

So war es gekommen.

Und während der ganzen sieben Jahre hat der Unglückliche unser Werk fortgesetzt. Hat ununterbrochen vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl und auch noch manche Nacht bei Mondschein Steine getragen, um die Pyramide immer höher zu bauen, welche die irdischen Reste unserer Patronin deckte, seiner Patronin, seiner Herrin, die er mehr geliebt hatte alle wir alle zusammen, die ihm noch mehr gewesen als uns allen!

So haben uns dann die Pescharrähs berichtet.

Von dem einsamen Manne, der zu jeder Jahreszeit der glühendsten Sommerhitze wie dem eisigen Schneesturme trotzend, ununterbrochen von früh bis spät hier Steine zusammengetragen hat, sieben ganze Jahre lang!

Ein Stamm Pescharrähs war bald nach unserem Fortgange hierher gekommen, hatten den einsamen Mann gesehen, und da der Stamm hier in der Nähe wohnen blieb, sie ihn sieben ganze Jahre lang beobachtet, sich auch etwas um ihn kümmernd.

Nur in der allerersten Zeit hatte Hans selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen müssen, hatte sich hauptsächlich

von Vögeln, Eiern und Muscheln ernährt, alles andere vernachlässigend.

Dann hatten sich seiner die Pescherrähs angenommen.

Denn wie es gewöhnlich bei solchen wilden Völkern ist – daß sie hier einen Irrsinnigen vor sich hatten, das hatten diese Feuerländer bald gemerkt, oder das Treiben dieses Menschen war ihnen doch ganz rätselhaft – und da hatten sie ihn als einen Heiligen verehrt.

Das heißt, sie hatten ihn wenigstens mit Nahrungsmitteln versehen, und was er sonst brauchte, im übrigen hatten sie sich ja ängstlich von ihm ferngehalten. Es war eben ein rätselhafter Heiliger, dem sie gewissermaßen Opfer darbrachten.

Daß er dabei zum nackten Wilden herabsank, das hatten diese Feuerländer natürlich nicht verhindern können.

Und so hatte Hans sieben ganze Jahre hingebracht, einen Stein nach dem anderen herbeischleppend und ihn zur Pyramide hinzufügend!

Auf mindestens dreihundertfünfzigtausend Steine mußten wir es berechnen, was er in diesen sieben Jahren geschleppt und aufgetürmt hatte.

Und nun fanden wir ihn wieder.

Das ist es, was ich alles im Voraus sagen mußte.

Damals konnten wir dies alles ja durchaus noch nicht begreifen, wir standen ganz einfach vor etwas Unfaßbarem.

»Hans – Hans – bist Du es denn wirklich, Hans?!«

So hatten wir Kapitän Stevenbrock sagen hören.

Aber nun in welchem Tone, in welcher Stellung!

O, Leser, wie soll ich es überhaupt schildern!

Ich weiß nicht einmal mehr, wie ich plötzlich mit dort stand, mit all den anderen zusammen, die beiden umringend.

»Hans!«

Mit blinden Augen blickte der alte Mann um sich. Da aber plötzlich kam Leben in diese erloschenen Augen, sie flammten auf.

Er öffnete den Mund, zuerst kamen nur unartikulierte Laute über die Lippen dieses Unglücklichen, der sieben ganze Jahre lang kein einziges Wort gesprochen hatte.

Dann aber wurden aus diesen unartikulierten Lauten verständliche Worte.

»Argonauten – meine – Ilse – mein – Kapitän – Helene – ich bin wieder bei Euch – Hans – alle zusammen – Gott – gnädig – –«

So hörten wir ihn deutlich sprechen, wenn auch immer noch stammelnd und dabei ging es über das eingefallene Greisengesicht immer mehr wie eine selige Verklärung – und plötzlich sahen wir alle unseren Hans vor uns.

Und da, wie er noch die letzten Worte stammelte, neigte er sich vorwärts, taumelte, es sah aus, als wolle er den vor ihm stehenden Kapitän und dessen junge Frau umklammern, fast genau so, wie es damals die Patronin getan hatte, auch er konnte mit den Händen nur eben noch ihre Kleider berühren, so brach er vor ihnen Füßen zusammen – –

Tot!

Und hiermit schließt dieser Liebesroman, der nie einen Anfang gehabt hat!